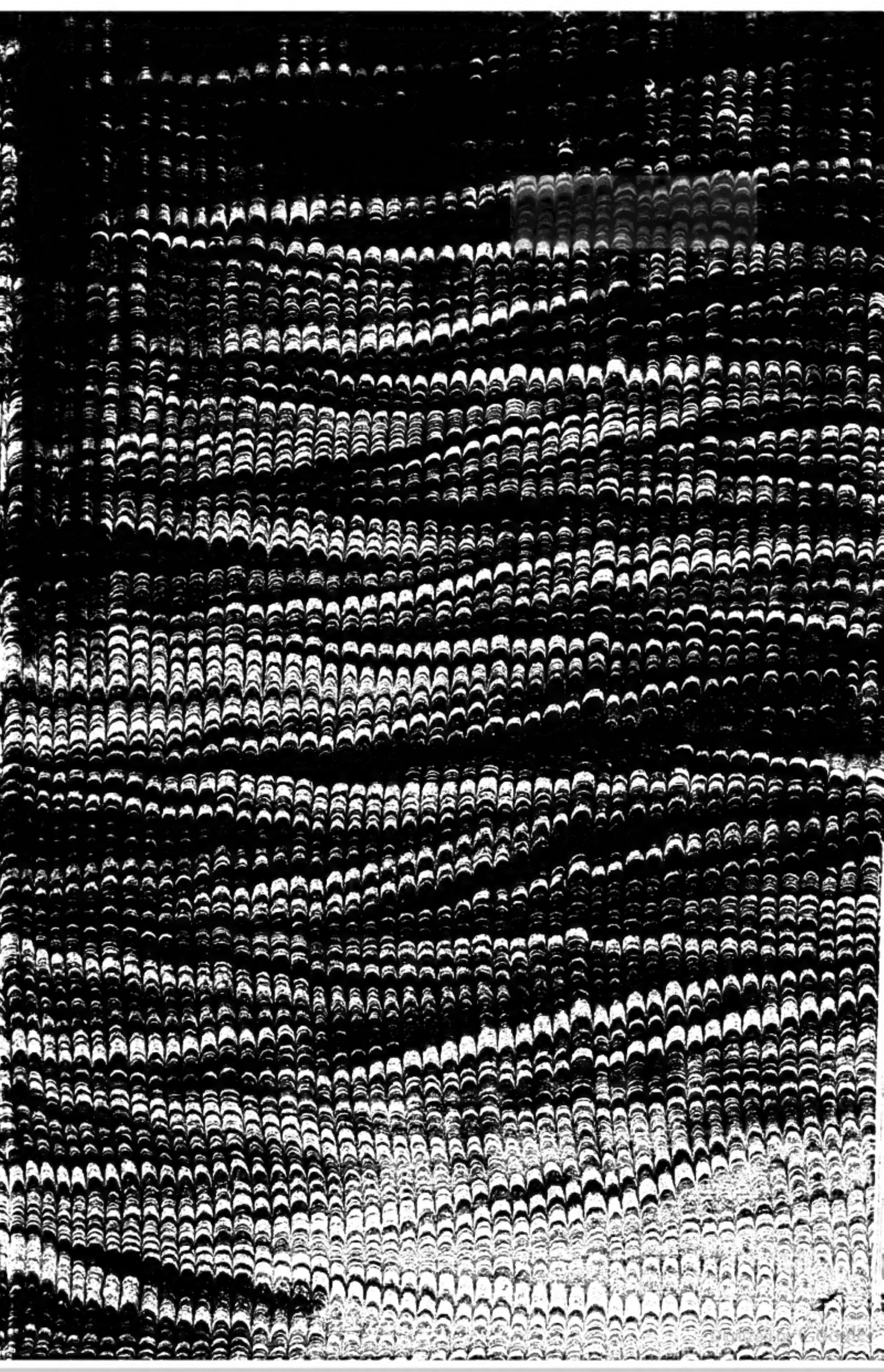




Bernheimer

Meyer's

neues

Konversations-Lexikon,

zweite Auflage.

Vierzehnter Band.

Salzkotten — Thedinghausen.

Neues

Konversations-Lexikon,

ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens.

Unter der Redaktion von H. Krause herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage,

mit geographischen Karten, wissenschaftlichen und technischen Illustrationen.

Vierzehnter Band.

Salzkotten — Thedinghausen.

Hildburghausen.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1867.



Zweite Auflage.

S.

Salzkotten, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Büren, am Hederbach, Sitz einer Gerichtskommission, mit Saline, welche jährlich gegen 1000 Lasten Salz liefert, starker Leinweberei u. Färberei und 1960 Einwohnern.

Salzkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Salsola *L.*

Salzkupfererz (Chlorkupfer, Atakamit), s. Kupfererze.

Salzlecken (Sulze, Beize), für das Wild auf Blößen, in Dachungen oder bei Wasser gestellte, etwa 4 Fuß lange und 2—3 Fuß tiefe eichene Kästen, die schichtenweise 4 Zoll hoch mit Lehm und ½ Zoll hoch mit Salz gefüllt sind, welche Mischung das Wild gern zu lecken pflegt; dann auf den Weideplätzen für die Schafe und das Rindvieh aufgestellte lange schmale Holztröge (Salztröge, Salzrinnen), in welchen von Zeit zu Zeit Kochsalz, häufig auch Steinsalz zum Lecken für diese Thiere eingestreut wird, wodurch letztere vorzüglich gegen faulige Krankheiten geschützt werden.

Salzmann, Christian Gotthilf, pädagogischer Schriftsteller, geboren den 1. Juni 1744 zu Sömmerda in Thüringen, studirte zu Jena Theologie und ward 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtischen, 1772 Diakonus und bald darauf Pastor an der Andreaskirche zu Erfurt. Angeregt durch die Schriften Rousseau's und Basedows und durch aufmerksame Beobachtung seiner eignen Kinder belehrt, trat er als pädagogischer Schriftsteller auf u. folgte 1781 einem Ruf als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Dessau, wo er seinen trefflichen pädagogischen Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend“ (Leipzig 1780—86, 6 Bde.) schrieb. Im Jahre 1784 gründete er auf dem von ihm erkauften Landgute Schnepfenthal im Gothaischen eine Erziehungsanstalt, die bald zu großer Blüthe gelangte. S. † den 31. Okt. 1811. Eine Sammlung seiner durch Klarheit der Gedanken und Einfachheit ausgezeichneten Erziehungs- u. Jugendschriften erschien Stuttgart 1845—46, 12 Bde. Vgl. Ausfeld, Erinnerungen aus S.s Leben, Schnepfenthal 1813.

Salzmelde, Pflanzenart, s. v. a. Meermelde, Atriplex Halimus.

Salzola (Salsola), Fluß in der italienischen Provinz Foggia, entspringt am Monte Fiterno, fließt östlich und vereinigt sich mit dem Cesone.

Salzpflanzen, solche Gewächse, welche zum Gedeihen verschiedener Salze bedürfen und daher in salzhaltigem Boden wachsen, theils Land-, theils Wasserpflanzen, z. B. Cakile maritima, Calystegia Soldanella, Salicornia herbacea, Plantago maritima, Aster Tripolium, Halimodendron argenteum, Zostera marina, die Salsolaarten, auch manche Seetangarten (Fucus vericulosus, F. nodosus u. a.). Diese Gewächse entbehren gewöhnlich der lebhaft grünen Farbe, sind mehr gräulich, auch röthlich, aber dabei fleischig und saftig. Mehre dieser S. liefern beim Einäschern Soda.

Salzprobe, die Untersuchung, wie viel Gehalt an reinem Kochsalz eine Soole hat, wozu man sich der Salzwage (Halometer, Haloskop) oder Salzspindel bedient, eines Werkzeuges, das die Einrichtung eines Aräometers (s. d.) hat, nur daß die Skala zur Berechnung der Soole besonders eingerichtet sein muß.

Salzsäure, s. v. a. Chlorwasserstoff.

Salzsee, der große (Great Salt Lake), See in dem Vereinigten-Staatenterritorium Utah, 70 Meilen lang, 35 Meilen breit. Sein Wasser ist außerordentlich rein und klar und enthält ungefähr 20 Proc. Kochsalz, so daß kein lebendes Wesen in demselben existiren kann. Der S. steht durch den Jordanfluß mit dem Utahsee in Verbindung. An diesem Flusse südöstlich vom See liegt die 1847 von den Mormonen gegründete große Salzseestadt (Great Salt Lake City oder City of the Great Salt Lake), 4200 Fuß hoch über dem Meere, die Hauptstadt von Utah und der Hauptsitz des Mormonenthums mit 18,000 Einwohnern. Die ganzen Umgebungen des See's sind durchaus gebirgig und großentheils noch öde und wüst. Vgl. Chandleß, A visit to Salt Lake, London 1857.

Salzuflen (Salzuffeln), Stadt im Fürstenthum Lippe, an der Werre und Salze, hat eine

Bürgerschule, eine große Saline mit Soolbädern und 1734 Einw.

Salzungen, Hauptstadt des gleichnamigen Verwaltungsamtsbezirks im Herzogthum Sachsen-Meiningen, am linken Ufer der Werra und an der Werrabahn (Eisenach-Lichtenfels), Sitz des Verwaltungsamts und Kreisgerichts, hat ein malerisch auf einem Felsen gelegenes Schloß (Schnepfenburg), eine Bürger- und Volksschule, ein großes Krankenhaus, eine bedeutende Saline mit Soolbad, Badeanstalt und schönem Kurhaus, Lederlackir- und Marmorplattenfabrikation, Färberei, Brauerei und 3172 Einwohner. Hart an der Stadt liegt der salzige Salzungersee; an seinen Ufern erhebt sich der Seeberg, ein besuchter Vergnügungsort mit schöner Aussicht. S. wurde am 10. Juni 1640 von den Schweden geplündert und theilweise eingeäschert. Vergl. Das Soolbad S., seine Heilquellen und Umgebungen, Meiningen 1852.

Salzwedel, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der hier schiffbaren Jeetze, wird durch diese in die Alt- und Neustadt getheilt, hat 2 Vorstädte (Bockhorn und Perver), alte Mauern, 5 evangelische Kirchen (darunter die sehenswerthe Marien- und Katharinenkirche), eine Synagoge, ein Gymnasium, 2 Hospitäler, Fabriken für Tabak, Stecknadeln, Kratzen, Posamentierwaaren, Feuerspritzen, Maschinen, Handschuhe, Liqueur und Oel, Woll- und Lein-, besonders Damastweberei, Tuchmacherei, lebhaften Handel, starken Hopfenbau und 7915 Einw. (ohne 422 Mann Soldaten).

Salzwerk, s. v. a. Saline, s. Salz.

Samaden, Hauptort des Oberengadin im schweizerischen Kanton Graubünden, 5362 Fuß über dem Meere, am Fuße des Piz Padella, mit 600 reformirten, meist begüterten Einwohnern.

Samakow, Hauptfluß eines Liwa im europäisch-türkischen Ejalet Nisch (Nissa-Bulgarien), in einem Thal des Balkan, südöstlich von Sophia, Sitz eines griechischen Bischofs, hat große Eisenwerke, Ankerschmieden und 4000 Einw. Dabei der Balkanpaß Kis-Derbent.

Samana, Halbinsel mit gleichnamigem Vorgebirge an der östlichen Nordküste der großen Antille Hayti, wo sie die gleichnamige Bai bildet.

Samaniden, persische Dynastie, regierte von 900 bis 1004. S. Persien, Geschichte.

Samar (Ibabao), ostindische Insel im Philippinenarchipel, zur Gruppe der Bissayer gehörig, südöstlich von Manila (Luzon), hat 621 □Meilen Flächenraum, fruchtbaren Boden und erzeugt Getreide, Reis, Zuckerrohr, Gewürze, Farbe- und Edelhölzer, Südfrüchte 2c. Die Bevölkerung wird auf 100,000 Einwohner geschätzt, von denen ungefähr 90,000 unter spanischer Herrschaft stehen und Christen sind, während gegen 10,000 mohammedanischen Glaubens sind und eigene Häuptlinge haben. Der Hauptort ist Cabalunga (Cadyalonga), ein Flecken auf der Westküste mit einer Rhede.

Samara, Gouvernement im europäischen Rußland, zum Czarthum Astrachan gehörig, zwischen der Wolga und dem Ural gelegen; es wurde erst durch Ukas vom 6. (18.) December 1850 aus Theilen der Gouvernements Simbirsk, Orenburg und Saratow gegründet, grenzt an die Gouvernements Astrachan, Orenburg, Kasan und Simbirsk und hat einen Flächenraum von 2885,36 □Meilen mit (1861) 1,631,134 Einw. Das Land ist großentheils eben oder flach gewellt und sehr fruchtbar, nur im Südosten durch den Höhenzug Obtschei-Syrt etwas gebirgig und steinig. Der Hauptfluß des Gouvernements ist die Wolga (Grenzfluß gegen Westen), welche hier die 70 M. lange Samara (mit dem Kinel und Tok rechts und der Busu links), den Irgis-Irlan, den kleinen und großen Irgis und den die Südgrenze des Gouvernements bildenden Targun mit dem Jaruslan aufnimmt. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau mit sehr bedeutendem Ertrag der gewöhnlichen Getreidearten; die Viehzucht ist nicht von wesentlicher Bedeutung, dagegen wird der Fischfang sehr stark betrieben. Die ansässigen Bewohner sind namentlich Großrussen, Kleinrussen und Deutsche, sowie Tataren, die aus Kasan, und Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind. Die östlichen Steppen werden von nomadisirenden Baschkiren u. Kirgisen durchzogen. Das Gouvernement wird in 7 Kreise eingetheilt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Mündung der Samara in die Wolga, ist Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat eine Kathedrale, einen Flußhafen, verschiedene Fabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, lebhaften Handel, besonders mit Getreide, Salz und Schafpelzen, und 27,598 Einwohner. S. wurde 1591 zur Verhinderung der Einfälle der Baschkiren und Kalmücken erbaut und deshalb mit einem Erdwall und tiefen Graben umgeben; 1703 wurden noch einige Festungswerke angelegt, welche jetzt aber theilweise verfallen sind. In den Jahren 1848, 1850 und 1854 litt die Stadt sehr durch große Feuersbrünste. Von der nahen Festung Alexejewsk an der Mündung des Kinel in die Samara zieht sich die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angelegte samarische Festungslinie gegen 50 Meilen weit über den Obtschei-Syrt nach Orenburg. S. heißt auch ein Fluß, welcher im Süden des Gouvernements Charkow entspringt, östlich in das Gouvernement Jekaterinoslaw fließt und bei der Stadt Jekaterinoslaw links in den Dnjepr mündet.

Samarang, Hauptstadt der gleichnamigen niederländischen Provinz oder Residentschaft (89 □Meilen mit 882,132 Einw.), auf der Nordküste der ostindischen Insel Java, an einer tiefen Bucht, Sitz des Gouverneurs, der Provinzialbehörden und eines Gerichtshofs, hat ein Fort, einen Hafen, eine reformirte Kirche, mehre Moscheen, ein Gymnasium, eine Militärschule, Sternwarte, ein Theater, großes Hospital, verschiedene Fabriken, lebhaften Handel und 30,000 Einw., worunter viele Chinesen.

Samaria, Stadt in Mittelpalästina, etwas über 16 Stunden nördlich von Jerusalem auf einem Berge gelegen, von dem israelitischen König Omri (928 ff. v. Chr.) erbaut, war zu verschiedenen Zeiten Hauptsitz des ephraimitischen Baalskults, dann seit 922 v. Chr. Kapitale des Reichs Ephraim. Unter Ahab und Joram ward sie von den Syrern belagert und unter Hosea

nach dreijähriger Belagerung von dem assyrischen König Salmanassar erobert und mit fremden Kolonisten besetzt. Noch im nachexilischen Zeitalter war sie eine stark befestigte Stadt. Nachdem aber ihre Festungswerke schon vor Ptolemäus I. von Aegypten bei dessen Rückzuge vor Antigonus und Demetrius gebrochen worden waren, fiel sie nach einjähriger Blokade dem jüdischen Fürsten Johannes Hyrcanus in die Hände und ward von ihm völlig zerstört, wobei auch der Tempel der Samaritaner (s. d.) auf dem Berge Garizim bei Sichem in Trümmer fiel. Unter König Alexander Jannäus schon wieder neben anderen bewohnten jüdischen Städten genannt, ward die Stadt S. nebst ihrem Gebiet von Pompejus den Nachkommen der alten Einwohner wieder zurückgegeben und zur Provinz Syrien geschlagen. Kaiser Augustus schenkte sie Herodes dem Großen, durch welchen sie an Festigkeit und Pracht bedeutend gewann. Auch die Zahl ihrer Einwohner mehrte sich, besonders seitdem eine römische Veteranenkolonie hierher verpflanzt worden. Um dem Augustus zu schmeicheln, gab ihr Herodes den griechischen Namen Sebaste (Augusta). Später gerieth S. durch das Aufblühen des benachbarten Sichem oder Neapolis in Verfall, und jetzt befindet sich an derselben Stelle ein unbedeutendes Dorf Namens Subusta mit einigen Ruinen. Andere wollen in dem jetzigen Bergkastell Santorri, etwa 3 Stunden von Dschennin nach Nablus zu, die Stätte des alten S. erkennen. Wann die Stadt zerstört worden ist, läßt sich nicht genauer angeben. Die gleichnamige Landschaft, die kleinste unter den 4 Provinzen Palästina's, war im Süden und Westen von Judäa, im Norden von Galiläa, im Osten vom Jordan begrenzt und dehnte sich von Süden nach Norden etwa 7 Meilen, von Osten nach Westen etwas weiter aus. Vom Gebirge Ephraim mit seinen busch- und waldreichen, in rundliche Kuppen auslaufenden Rücken durchzogen, bot sie zwischendurch auch grünende Schluchten und Thäler dar, die sich zum Theil in fruchtbare Becken oder Ebenen erweiterten. Zwar wurde die Landschaft nur von wenigen Flüßchen bewässert, doch waren die Thäler, namentlich das von Nablus, mit reichlich strömenden Quellen versehen, die in Verbindung mit dem leicht zu bebauenden Erdreich über das Ländchen das Füllhorn des Ueberflusses und zugleich über einzelne seiner Gegenden, z. B. das Thalbecken von Sebustieh und noch mehr über das von Nablus, den Reiz landschaftlicher, nirgends sonst in Palästina in gleichem Grade zu treffender Schönheit ausgossen. Ueppige Weiden, Getreide- und Hirsefelder, Gemüse- und Obstgärten mit allen Arten von Früchten, Feigen- und Olivenhaine wechseln noch jetzt in den eben genannten Thalbecken mit einander ab, und die Bewohner der Landschaft, durch ihre Berge vor Angriffen von außen her, sowie vor innerem Despotendruck ziemlich geschützt, gelten für die reichsten in Palästina. Außer den zwei ansehnlichsten Städten S. und Neapolis, an welche sich die religiöse und politische Geschichte der Bewohner anknüpft, sind noch Scythopolis und Silo zu bemerken.

Samaritaner (Samariter), im nachexilischen Zeitalter Benennung der Bewohner Mittelpalästina's oder Samaria's, welche der gewöhnlichen Ansicht zufolge aus der Vermischung der in Palästina zurückgebliebenen Angehörigen des Reichs Israel mit den dorthin verpflanzten Kolonisten aus assyrischen Provinzen entstanden sein sollen, aber wahrscheinlich mehr heidnischer Abstammung waren. Nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil wollten sie am Wiederaufbau des Nationalheiligthums zu Jerusalem Theil nehmen, wurden aber als Nachkommen von Götzendienern von Serubabel und Josua zurückgewiesen, weshalb sie durch allerlei Ränke dem Tempelbau entgegenwirkten und in Verbindung mit anderen benachbarten, den zurückgekehrten Juden feindlichen Stämmen die Befestigung von Jerusalem zu vereiteln suchten. Ihre Errichtung eines eigenen Tempels auf dem Berge Garizim bei Sichem befestigte die völlige Trennung beider Völker, die sich zum bittersten und bleibenden Haß steigerte. Jesus, der die tiefe Verachtung eines Volks gegen die S. nicht theilte, stellte in einem Gleichnisse einen solchen als Beispiel der Barmherzigkeit auf. Die S. theilten nach Alexanders des Großen Tod das Schicksal der übrigen Bewohner Palästina's, doch wußten sie die Mißhandlungen, die Antiochus Epiphanes an den Juden verübte, dadurch von sich abzuwenden, daß sie ihre Tempel zum Schein dem Jupiter Hellenius weiheten. Dafür wurden dieselben sammt der Hauptstadt Samaria später vom jüdischen Fürsten Johannes Hyrcanus zerstört. Von Neuem kamen durch den jüdischen König Alexander Kriegsdrangsale über das Ländchen, und die S. seufzten unter dem Druck der Juden, bis sie von Pompejus demselben entnommen wurden. Später ward das Land dem Königreich des Herodes einverleibt, und nach dessen Tode stand es 10 Jahre hindurch unter der Oberherrschaft des Archelaus. Hierauf unmittelbare Unterthanen Roms geworden, kamen die S. unter Kaiser Claudius auf kurze Zeit unter das Scepter des Herodes Agrippa. Die wesentlichste religiöse Differenz zwischen Juden und S.n war die, daß die S. bloß den Pentateuch als heilige Urkunde anerkannten und wie die Sadducäer alle Traditionen und pharisäischen Satzungen verwarfen. Trotz ihres Hasses gegen die Juden nahmen die S. an dem Aufstande der letzteren gegen die Römer Theil. Sie verschanzten sich auf dem Berge Garizim, mußten sich aber den Römern ergeben; 11,600 waren dabei umgekommen, die Uebrigen hatten mit den Juden gleiches Schicksal. Unter der byzantinischen Herrschaft bildeten die S. anfangs eine ziemlich ausgebreitete, obwohl im Ganzen nicht sehr zahlreiche Gemeinde. Ihr Sitz war auch damals Sichem, ihr Nationalgottesdienst auf dem Berge Garizim. Zwischen ihnen und den Christen kam es öfters zu heftigen Zwistigkeiten, und in Folge einer solchen wurden sie unter dem Kaiser Justinian aus Nablus verdrängt. Seitdem ist von den S.n in der Geschichte nicht mehr die Rede, obwohl sich ihre Sekte, etwa 100—150 Seelen, zu Nablus erhalten hat. Sie erkennen die hebräische Bibel an und haben besonders vom Pentateuch schöne Abschriften, mit einigen Aenderungen zu Gunsten

ihres heiligen Berges Garizim, dicht bei Nablus, wo sie noch ihr Osterlamm opfern, während sie die täglichen Opfer, gleich den Rabbiniten, durch bloße Gebete ersetzen. Sie verwerfen die Auslegungen der Rabbiner, haben aber doch manchen nicht biblischen Gebrauch. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Gemisch der benachbarten Sprachen. An Festtagen wird auf dem Berge Garizim geopfert, und dann ist der ganze Berg mit Zelten bedeckt. Sie selbst nennen sich Schamaranam (Schomronim), und auch von den Moslems werden sie Samrani genannt. Vgl. Sacy, Mémoire sur l'état actuel des Samaritains etc., Paris 1812; deutsch, Frankfurt a. M. 1814; vermehrt in den „Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi", Bd. 12, Paris 1831; Juynbell, Commentarii historiae gentis Samaritanae, Leyden 1846.

Samaritanische Sprache, s. Samaritaner, vgl. Aramäische Sprache.

Samariter, s. v. a. Samaritaner.

Samarkand, Stadt in Turkestan, früher Hauptstadt, jetzt zweite Stadt der großen Bucharei oder des Sultanats (Khanats) von Bokhara, am Zer-Affschen oder Serafschan, einem Nebenfluß des Amu-Darja, in einer fruchtbaren Gegend, Sommerresidenz des Khans, hat eine berühmte mohammedanische Hochschule, das Grab Timurs, dessen Asche unter einer hohen Kuppel ruht, zahlreiche Moscheen, große Bazars und Karawanserais, Fabriken für Papier, Seide, Baumwollstoffe, Leder 2c., sowie starken Pferdehandel. S. hat viel von seiner früheren Bedeutung und Größe verloren; lange Zeit der Sitz morgenländischer Kunst und Wissenschaft, hatte es früher 250 Moscheen, von denen 40 mit Medresses oder Moscheenschulen verbunden waren; viele derselben sind jetzt eingegangen, an der Stelle ehemaliger Straßen breiten sich jetzt Felder und Gärten aus, und die Bevölkerung, die ehemals über 100,000 Einwohner betrug, ist auf 10,000 herabgesunken. Nichtsdestoweniger ist jetzt S. noch einer der bedeutendsten Stapelplätze des asiatischen Binnen- und Karawanenhandels, sowie dem Volk ein Gegenstand hoher Verehrung. S. war schon zu Alexanders des Großen Zeit bekannt, der sie auf seinem indischen Feldzuge zerstörte. Sie hieß damals Marakanda und soll 70 Stadien im Umfang gehabt haben. Früher war sie von Chinesen bewohnt, welche Seidenpapiere verfertigten, und hieß damals Dschin oder Buchara Dschina. Ihren jetzigen Namen erhielt sie von dem arabischen Eroberer Samar (643). Unter den Samaniden im 10. Jahrhundert wurde in S. ein eigenes Reich errichtet. Timur wählte die von Dschingiskhan 1220 zerstörte, aber wieder aufgebaute Stadt 1369 zur Residenz seines Reichs, was sie bis 1468 blieb, und gründete daselbst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts eine hohe Schule des Islam, welche noch jetzt besteht und einen Mittelpunkt mohammedanischer Gelehrsamkeit in Mittelasien bildet. In arabischen Märchen ist sie als der Zusammenfluß alles Schönen und Herrlichen berühmt.

Samatan, Stadt im französischen Departement Gers, in fruchtbarer Gegend an der Save, hat Fabrikation von Hüten, Baumwoll- und kurzen Waaren, Strickereien, Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Eisen-, Kupfer-, Blech- und Zinnwaaren und 2135 Einwohner.

Sambas, Hauptstadt der gleichnamigen niederländischen Provinz oder Residentschaft (244,5 □Meilen mit 50,000 Einwohnern), auf der nördlichen Westküste der ostindischen Insel Borneo, am gleichnamigen Flusse, einige Meilen oberhalb seiner Mündung ins chinesische Meer, in sumpfiger Gegend, Sitz des niederländischen Gouverneurs und des den Niederländern tributpflichtigen Sultans, ist befestigt, hat lebhaften Handel und 5000 Einwohner. Die Provinz S. bildete früher ein eigenes malayisches Reich und wurde nebst der Stadt S. 1823 von den Niederländern in Besitz genommen.

Samboangam, Stadt auf der Philippineninsel Magindanao, Hauptort eines spanischen Distrikts auf der Südwestspitze der Insel, dient als Deportationsort für Militärverbrecher, hat ein Fort, eine gute Rhede und 1500 Einwohner.

Sambor, Kreisstadt in Galizien, links am Dnjestr, in einer schönen, fruchtbaren Ebene, Sitz der Kreisbehörden, hat 4 Vorstädte, ein Obergymnasium, eine Hauptschule, ein Kloster der Bernhardiner, Leinweberei, ansehnlichen Handel und 10,507 Einwohner. In der Nähe die deutsche Kolonie Neudorf, wo viel Rhabarber gebaut wird. S. wurde 1498 von den Türken, 1656 von den Schweden und 1657 von den Siebenbürgen belagert und 1768 durch eine verheerende Pest heimgesucht. Von hier zog 1604 der falsche Demetrius zur Eroberung des moskowitischen Reichs aus.

Sambre, Fluß im nordöstlichen Frankreich und in Belgien, entspringt auf den Ardennen im Walde von La-Haye-Cartigny an der Grenze der französischen Departements Aisne und Nord, durchfließt das letztere in nordöstlicher Richtung an Landrecy und Maubeuge vorüber, tritt dann nach Belgien über, fließt durch die Provinzen Hennegau und Namur und fällt nach einem Lauf von 26 Meilen bei der Stadt Namur links in die Maas. Sie ist von Landrecy an 22 Meilen weit schiffbar. Ihr bedeutendster Nebenfluß ist die Heure. Der Sambrekanal führt südwärts in die Oise, verbindet also das Maas- und Seinegebiet und ist 9 Meilen lang. Nach der S. wurde im ersten französischen Kaiserreich ein Departement S.-Maas genannt, welches 82 □M. mit 181,000 Einwohnern und Namur zur Hauptstadt hatte; jetzt ist dasselbe theils zur belgischen Provinz Namur, theils zu Lüttich geschlagen. An den Ufern der S. wurden verschiedene Schlachten geschlagen; so schon um 56 v. Chr. zwischen den Nerviern und Römern unter Cäsar; wichtiger waren die Gefechte vom 10. Mai bis 4. Juni 1794, wo die Franzosen unter Jourdan die Sambrelinie der Verbündeten durch die Gefechte bei Rouvroi, Merbes le Château und die Stellung bei Gosselies forcirten.

Sambuca, dreieckiges Saiteninstrument, angeblich von Ibycus erfunden, hatte einen sehr hohen Ton und ward gewöhnlich von Frauenzimmern (sambucistriae, sambucinae) durch Reißen der Saiten entweder mit den Fingern,

oder mit einem Plectrum gespielt. Von den Griechen kam das Spiel der S. auch zu den Römern, die Sambukenspielerinnen aus Athen kommen ließen, um sich bei ihren Mahlzeiten an ihrem Saitenspiel zu ergötzen. Die Griechen brachten die S. nach und nach mehr in Harfenform und gaben ihr dann den Namen Harfensambuca.

Sambucus *L.* (Hollunder), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, charakterisirt durch den kleinen, 5zähnigen Kelch, die radförmige, 5theilige Blumenkrone mit 5 Staubgefäßen und die rundliche, 3—5samige beerenartige Steinfrucht, Stauden, Sträucher und Bäume in allen Klimaten, mit ungeradfiedertheiligen Blättern und 2 Nebenblättern oder Drüsen und Blüthen in Sträußern oder Afterdolden. Als Arzneipflanze ist besonders S. nigra *L.*, schwarzer Hollunder, Flieder, Schibbikenstrauch, zu nennen, ein Strauch oder strauchartiger Baum in Hecken, Zäunen, Gärten, auf altem Gemäuer, um Dörfer, wild oder angepflanzt, in Mitteleuropa und Asien, mit fiedertheiligen Blättern, warzenartigen Nebenblättern und weißen, stark riechenden Blüthen in Trugdolden mit 5theiligen Hauptästen und schwarzen Beeren. In der Medicin sind gebräuchlich die Blüthen und Früchte, auch die Blätter und die innere Rinde, Flores, Fructus s. Grana s. Baccae, Folia et Cortex interior Sambuci. Die Hollunder- und Fliederblüthen riechen im frischen Zustande stark süßlich balsamisch und etwas betäubend, im getrockneten Zustande schwächer, aber angenehmer und enthalten ein Oel, Harz, stickstoffhaltigen Extraktivstoff, Gerbstoff ꝛc. Sie sind als schweißtreibendes Mittel bei katarrhalischen, auch bei rheumatischen Beschwerden in Theeaufgüssen, sowie äußerlich bei Geschwülsten und als zertheilende, reizende Umschläge in Gebrauch und stehen als Volksmittel in hohem Ansehen. Die mit einem dunkelvioletten Saft erfüllten Beeren schmecken süßlich, säuerlich und bitterlich und enthalten vorwaltend Schleimzucker und farbigen Extraktivstoff und dienen besonders zur Bereitung des Flieder- oder Hollundermuses (Schibbikensaftes), welches man als schweiß- und harntreibendes Mittel bei Wassersucht anwendet. Die Blätter, Knospen und jungen Sprossen, vorzüglich aber die innere Rinde und Wurzelrinde gehören zu den scharfen, Durchfall u. Erbrechen erregenden Mitteln, finden aber selten Anwendung, z. B. bei hartnäckiger Verstopfung ꝛc. Aus den reifen Beeren wird ein angenehm schmeckender Branntwein bereitet. Auch sind sie eine gesunde Nahrung für die Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Grasmücken ꝛc., für welche sie auch als Lockspeise in der Schneuß dienen. Aus den Samenkernen wird ein Oel gepreßt, welches früher officinell war. Beeren und innere Rinde dienen auch zum Färben; erstere liefern eine braune, letztere eine gelbe Farbe. Das Holz ist äußerst fein, gelblichweiß, hart und eignet sich zu feinen Drechsler- und Schreinerarbeiten. Das Mark gibt die Hollunderkügelchen zur Elektrisirmaschine. Nach der Hollunderblüthe beurtheilen die Weinbauer die Rebenblüthe: blüht der Hollunder gleichförmig, so ist dieses auch bei der Rebe der Fall, sowie der Hollunder aufhört zu blühen, erscheinen die Rebenblüthen. S. Ebulus *L.*, Zwerghollunder, Attich, ist eine 3—4 Fuß hohe krautartige Staude an Waldrändern, in Gebüschen, auf Aeckern, Rainen, durch Mitteleuropa bis zum Kaukasus, mit gefiederten, großen Blättern, Afterblättern und weißrothen, in zierlichen, dichten, dreitheiligen Afterdolden stehenden Blüthen. Auch von dieser Pflanze waren sonst die Wurzel, die innere Rinde, die Blätter, Blumen und Beeren, Radix, Cortex interior, Folia, Flores et Baccae Ebuli s. Chamaeactis, officinell; jetzt sind es aber nur noch die Attichbeeren, Baccae s. Grana s. Fructus s. Semen Ebuli s. Chamaeactis, woraus man das Attichmus bereitet, welches als schweiß- und harntreibendes Mittel im Gebrauch ist. Die übrigen Theile riechen sehr stark und unangenehm, schmecken bitterlich, herbe und etwas scharf und wirken sämmtlich purgirend und harntreibend, die Wurzel und die innere Rinde zugleich brechenerregend. S. racemosa *L.*, Trauben-, Berg-, oder rother Hollunder, ist ein 8—10 F. hoher Strauch oder kleiner Baum in den Gebirgswäldern des südlichen und mittleren Europa und Asiens, mit gefiederten Blättern, gelben, dichte, eiförmige Trauben bildenden Blüthen und scharlachrothen Beeren von schönem Ansehen, daher der Strauch zur Verschönerung der Parkanlagen dient. Die Beeren dienen kleinen Vögeln zur Nahrung. In Sibirien benutzt man den Saft derselben als schweißtreibendes Mittel.

Same (sperma), der bei allen Thieren mit geschlechtlicher Zeugung dem männlichen Individuum eigenthümliche Zeugungsstoff. Sein Analogon beim Weibe ist das (noch unbefruchtete) Ei. Das Absonderungsorgan des S.ns ist der Hoden, ein drüsiges Organ, welches seiner Form, Größe und Lage nach bei den verschiedenen Thierklassen große Mannichfaltigkeit zeigt. Im reinen unvermischten Zustande stellt der menschliche S. eine weißliche, zähe, fadenziehende, geruchlose Flüssigkeit von neutraler oder alkalischer Reaktion dar, welche an der Luft zu einer hornartig durchscheinenden Masse vertrocknet. Der bei dem Zeugungsakt aus der Harnröhre ausgespritzte S. ist mit dem Sekret der Vorsteherdrüse und der cowperschen Drüsen vermischt, sieht weniger weiß aus, ist mehr durchscheinend, reagirt stärker alkalisch und besitzt einen eigenthümlichen Geruch, welchen man gewöhnlich mit demjenigen gefeilter Hornspäne vergleicht. Einige Zeit nach der Ausspritzung wird der S. an der Luft dünnflüssiger, klar und durchscheinend. Bei der mikroskopischen Untersuchung zeigt sich der S. zusammengesetzt aus einer klaren Flüssigkeit und aus zahllosen, eigenthümlich geformten, beweglichen Elementen, den sogenannten Samenfäden (Samenthierchen, Spermatozoa), welche in jener Flüssigkeit herumschwimmen und die weißliche Farbe des S.ns bedingen. Jeder solcher Samenfaden besteht aus einem Kopf u. einem Schwanz. Der Kopf ist von eiförmiger Gestalt, aber von den Seiten her zusammengedrückt und platt; seine Länge beträgt durchschnittlich 0,002 Linie, seine Breite entspricht der halben Länge. An dem Kopfe des Samenthierchens sitzt ein dünner, fadenförmiger Schwanz, welcher etwa 0,02 Linie, also

zehnmal so lang ist als der Kopf. Demnach würden etwa tausend solcher Samenfädchen, hinter einander gelagert, erst der Länge eines Zolls gleichkommen. Die Form der Samenfäden bei den verschiedenen Thieren entspricht im wesentlichen derjenigen des menschlichen S.ns, dagegen ist die Größe manchem Wechsel unterworfen. Die auffallendste Eigenthümlichkeit der Samenfäden ist ihre Beweglichkeit, welche derjenigen gewisser Infusorien allerdings täuschend ähnlich ist. Die Bewegungen bestehen in sehr schnellen Schlängelungen des Schwanzfadens, wodurch der Körper vorwärts gerückt wird. Die Schnelligkeit der Bewegung ist von der Art, daß ein Samenfaden in 10 Minuten die Strecke eines Zolls zurücklegt. Da jene Bewegungen ganz das Gepräge der Willkürlichkeit an sich tragen, so wurden die Samenfäden seit ihrer Entdeckung (durch van Hamm u. Leeuwenhoek um 1677) als Samenthierchen bezeichnet. Noch vor wenigen Jahren hielt man diese Gebilde für wirkliche selbstständige Thierchen, für eine Art von Infusorien. Gegenwärtig weiß man, daß die Samenfäden keine Thierchen sind, sie entsprechen vielmehr den beweglichen Sporen vieler Kryptogamen und sind Abkömmlinge von Zellen des Hodenparenchyms (s. unten). Die Bewegungen der Samenfäden sind nicht willkürlich, sondern stehen auf gleicher Stufe mit den Flimmer- oder Wimperbewegungen, wie wir sie z. B. an den Epithelzellen der Schleimhaut der Luftwege kennen. Die Beweglichkeit der Samenfäden bleibt in der menschlichen Leiche noch einen Tag und darüber erhalten. Im entleerten S.n dauert jedoch die Bewegung der Samenfäden unter Umständen viel länger an, am längsten dann, wenn der S. in die weiblichen Genitalien selbst übergegangen ist. Die Bewegung wird durch Flüssigkeiten von alkalischer Reaktion und mäßiger Koncentration noch lebhafter gemacht. Sehr verdünnte und sehr koncentrirte Lösungen heben die Bewegung auf, doch kann die auf diese Weise vernichtete Bewegung durch Zusatz gewisser Lösungen in passender Koncentration (Aetzkalilösung) wieder hervorgerufen werden. Sehr schnell erlischt die Bewegung der Samenfäden des Menschen durch Zusatz von Wasser zum S.n, dagegen bleibt sie in Berührung mit der Feuchtigkeit, welche die Schleimhaut der gesunden weiblichen Genitalien überzieht, mehre Tage lang ungestört erhalten. Dieser Umstand ist von um so größerer Wichtigkeit, als durch Versuche festgestellt worden ist, daß nur solcher S. befruchtungsfähig ist, dessen Samenfäden ihre Beweglichkeit noch nicht eingebüßt haben, wie denn überhaupt die Befruchtungsfähigkeit des S.ns ausschließlich an die Samenfäden gebunden ist. Was die chemische Zusammensetzung des S.ns anbetrifft, so ist in demselben kein ihm eigenthümlicher Stoff enthalten. Die Masse der festen Bestandtheile ist größer in dem unvermischten S.n; sie beträgt beim Ochsen 18 Procent, während der ausgespritzte, vermischte S. etwa 10 Proc. feste Bestandtheile enthält. Letztere sind Eiweißkörper, Fette und verhältnißmäßig reichliche organische Körper, besonders phosphorsaure Salze der Alkalien und Erden.

Der S. wird erzeugt im Hoden. Die feinen Kanälchen (Samenkanälchen), welche das Parenchym des Hodens zusammensetzen, sind mit zahlreichen Epithelzellen ausgefüllt. In jeder solchen Epithelzelle bilden sich mehre Zellenkerne, und letztere entwickeln sich allmählig zu den Samenfäden. Die Zellenkerne treiben nämlich an einem Ende fadenförmige Ausläufer (Schwänze) hervor, während sie selbst sich strecken und zum Kopfe der Samenfäden wenden. Die Zellenmembran, welche ursprünglich die Kerne umgab, geht darauf zu Grunde, so daß die Samenfäden schon im Nebenhoden oder doch wenigstens im Samenleiter frei werden. Anfänglich verhalten sich die Samenfäden vollkommen ruhig, sobald sie aber in die Samenbläschen gelangt sind, beginnen sie sich zu bewegen. Vom Hoden aus, wo der S. erzeugt wird, gelangt derselbe zunächst in die Kanäle des Nebenhodens und wird von hier aus in Einem größeren Hauptrohr, dem Samenleiter, weiter geführt. Der Samenleiter ist ein Bestandtheil des Samenstranges, welcher außerdem noch aus Blutgefäßen, Nerven und Muskelfasern besteht. Der Samenleiter ist eine enge, dickwandige Röhre von der Dicke eines Rabenfederkiels, der, im Leistenkanal (s. Leistengegend) gelegen, die Bauchmuskeln von unten u. innen nach oben u. außen aufsteigend durchbohrt u. dann, in die Bauchhöhle gelangt, an die hintere untere Partie der Harnblase tritt. Hier erweitert sich der Samenleiter zu einem größeren Reservoir, den Samenbläschen. Von Zeit zu Zeit, nämlich bei der Begattung oder bei unwillkürlichen Samenentleerungen, tritt der S. aus den Samenbläschen in die Harnröhre über und wird durch den Druck der Dammmuskeln aus dieser hervorgespritzt (s. Zeugung).

Die Thiere bereiten den S.n nur während der Brunstzeit. Beim zeugungsfähigen Menschen dagegen ist die Absonderung des S.ns an keine bestimmte Zeit gebunden, obschon ihre Stärke bei demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten große Schwankungen zeigt. Direkte Einflüsse des Nervensystems auf die Absonderung des S.ns lassen sich nicht nachweisen. Befördert wird die Samenbildung in der Wärme, bei ruhiger Lebensweise, reichlicher Nahrung und entsprechender Richtung der Phantasie. Einige dieser Einflüsse vermehren offenbar die Blutzufuhr zum Hoden und führen dadurch indirekt zur Steigerung der Samenabsonderung. Eine periodische Steigerung tritt nach jedem Samenabgang ein, um den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen. Die Samenabsonderung beginnt mit dem Eintritt der Pubertät und dauert bis in die Jahre des höheren Alters an. Bei mangelnder Samenentleerung kann möglicherweise der schon gebildete S. wieder aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse des Körpers zurückgeführt werden. Für das Wohlbefinden des betreffenden Individuums ist dieser Vorgang sicher ohne jede schlimme Folge. Die Samenentleerung erfolgt normaler Weise theils bei der Begattung zum Zweck der Zeugung, theils bei mangelnder Begattung durch periodischen unwillkürlichen Abgang, vorzugsweise im Schlaf. Hierüber, sowie über den krankhaften Samenabgang (Samenfluß oder Spermatorrhoe) vgl. Pollution. Ueber die physio-

logische Bedeutung des S.ns und der Samenentleerung s. Zeugung.

Sameland, s. v. a. Lappland.

Samen (Simen, Semen), Gebirgslandschaft in Abessinien, nordöstlich von Gondar und dem Tsanasee; hat Gipfel bis zu 10,000 Fuß u. gute Weiden. In dem gleichnamigen Hauptort herrschte bis 1852 der Fürst Ubie von Tigre.

Samenergießung, s. v. a. Pollution.

Samenfluß, s. Gonorrhöa u. Pollution.

Samenstrang, s. Geschlechtstheile; vergl. Same.

Samhara, Küstenstrich in Abessinien, zieht sich von der Straße Bab-el-Mandeb in nordwestlicher Richtung längs des arabischen Meerbusens bis zur Insel Dhalac, ist flach und sehr heiß, theils im Besitz der Türken, theils von nomadisirenden Schohos, Danakils und Hazortas bewohnt. Der wichtigste Ort der Landschaft ist Massaua.

Samland, Landschaft in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, umfaßt das Land zwischen dem Pregel, frischen Haff, der Ostsee, dem kurischen Haff und der Deine mit den Orten Pillau, Fischhausen, Königsberg, Tapiau und Labiau. Hauptort ist Königsberg. Durch Eindringen der Meerfluth sind die Küsten seit Jahrhunderten sehr verändert worden. Die jetzige tiefe Bucht war ehemals noch nicht vorhanden, sondern es breitete sich hier das stark bewohnte Witland mit Dörfern aus.

Sammael (Samael), nach dem orientalischen Mythus der Engel, der im Planeten Mars lebt und einer der sieben Weltregenten ist. Alle wichtigen Veränderungen in Staat und Kirche, die großen Kriege 2c. werden von ihm geleitet. Neidisch auf die Ehre, die Gott Adam und Eva erwies, indem er sie selbst von Engeln bedienen ließ, verbündete er sich mit anderen Engeln zur Verführung der Menschen, wurde aber hierfür mit seiner Schaar aus dem Himmel gestürzt. S. hieß bei den Juden später auch der oberste der Teufel.

Sammellinse, s. v. a. Kollektivlinse, s. Licht.

Sammelwort, s. v. a. Collectivum.

Samminiato (San Miniato), Stadt in der italienischen Provinz Florenz, unweit der Eisenbahn von Florenz nach Pisa, ist Bischofssitz, hat eine an Kunstwerken reiche Kathedrale, 10 andere Kirchen, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, Findelhaus und 2400 Einw.

Sammt (Sammet, Seidensammet, franz. velours, engl. velvet), seidenes Gewebe, bei welchem auf einem leinwandartigen oder geköperten Grundgewebe eine haarartige Decke angebracht ist, deren feine, in der Regel durchaus gleichlange Fädchen aufrecht stehen. Diese Decke (die Pole) wird durch eine zweite Kette (Polkette) hervorgebracht, welche auf dem Webstuhl oberhalb der Kette des Grundgewebes (Grundkette) aufgespannt ist und ihren besonderen Baum hat. Die Grundkette bildet mit dem Eintrag das leinwandartige oder geköperte Gewebe, und aus der Polkette werden beim Weben kleine aufrecht stehende Schleifen oder Maschen (Noppen) gebildet, deren Reihen quer über den Stoff laufen, später aufgeschnitten werden und das Haar darstellen. Die Noppen entstehen durch Einschieben von Nadeln, welche etwas länger sind als die Breite der Kette, und über welche sämmtliche Polfäden sich in Form kleiner Bögen krümmen. Zieht man diese Nadeln ohne Weiteres heraus, so erhält man den ungerissenen oder ungeschnittenen S., Halbsammt, Ritzer; schneidet man aber unter Anwendung gefurchter Nadeln die Maschen auf, so erhält man den gerissenen oder geschnittenen S. Bisweilen bildet man auch die Maschen über einem dicken Einschußfaden und läßt diesen liegen, so daß sich feste Rippen bilden (gerippter S.). Muster oder Figuren erzeugt man im S. durch Flor von verschiedenen Farben, von denen eine den Grund, die übrigen aber beliebige Zeichnungen darstellen; durch ungleiche Länge des Flors an verschiedenen Stellen, indem man dünnere und dickere Nadeln anwendet; durch theilweises Schneiden der Sammtnoppen, so daß der geschnittene Flor im ungeschnittenen oder dieser in jenem Dessin bildet; durch nur theilweise Besetzung des Grundes mit Flor, wobei die Figur aus S. von einem atlasartig oder anders gewebten Grunde umgeben ist. In diesem Fall dienen zum Weben des Grundes die schon bekannten Mittel, und die Kette desselben ist entweder mit keiner Pole versehen, oder die Polfäden werden überall, wo sie nicht S. bilden dürfen, in den Grund eingewebt. Hat sich S. beim Gebrauch platt niedergedrückt, so erhitze man eine Zink- oder Kupferplatte, bedecke sie mit einem nassen leinenen Tuch, lege auf dieses die Rückseite des S.s und bürste nun die Haare mit einer weichen Kleiderbürste wieder auf.

Samniter, im Alterthum mächtiges Volk in Unteritalien, von welchem die spätere Landschaft Samnium den Namen hat. Diese lag zwischen Lukanien, Apulien, Latium und dem adriatischen Meere und war, von Zweigen des Apennin durchzogen, besonders im nördlichen Theile gebirgig und rauh, im südlichen milder, im Ganzen aber mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet. Vor ihrer Unterwerfung unter die römische Herrschaft breiteten sich die S. übrigens fast über ganz Unteritalien aus, denn auch die Lukaner und Kampaner waren ursprünglich Zweige derselben. Die S. bildeten eine Eidgenossenschaft unabhängiger, auf die Wahrung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit eifrigst bedachter und daher öfters unter einander uneiniger Völkerschaften, von denen besonders die Caudiner, Hirpiner, Pentrer und Frentaner genannt werden. Das Band, welches die samnitischen Völker unter einander vereinigte, war das nämliche, wodurch die römische Eidgenossenschaft bestand: gegenseitiges Bürgerrecht u. Versammlungen der Stammeshäupter und Senatsausschüsse, wo jedoch nichts entschieden werden durfte, was dem Rath und der Gemeinde jedes Landes nicht erst vorgetragen worden war. Der Diktator des Bundes führte den Titel Imperator. Die S. waren aus Oskern (s. Osker) und Sabinern gemischt, hatten sich aber nach ihrer Einwanderung mit den alten Bewohnern des Landes zu Einer Nation verschmolzen. Sitten und Charakter waren sabellisch, die Sprache oscisch. Die Veranlassung zu den langwierigen und blutigen Kriegen zwischen den Römern und S.n gaben

die Eroberungen der letzteren in den Küstenebenen am adriatischen und tyrrhenischen Meere. Ihr Angriff auf Teanum, eine Stadt der ausonischen Sidiciner, veranlaßte 343 v. Chr. den ersten samnitischen Krieg. Die Sidiciner hatten nämlich die Kampaner zu Hülfe gerufen und diese, von den S.n in zwei Schlachten geschlagen, sich den Römern unterwarfen. Letztere ersuchten hierauf die S. durch eine Gesandtschaft, von der Okkupation eines Landes abzustehen, das jetzt ihr Eigenthum sei. Die Antwort war ein Befehl zur Verwüstung des kampanischen Gebiets noch in Gegenwart der römischen Gesandten. Die Römer sandten hierauf ein Heer unter dem Konsul M. Valerius Corvus ab, welches Kampanien decken, u. ein anderes unter des Valerius Kollegen, A. Cornelius Cossus, welches die S. in ihrem eigenen Lande angreifen sollte. Valerius erkämpfte am Berge Gaurus bei Cumä jenen Sieg, welcher den Römern den Weg zur Weltherrschaft bahnte. Der andere Konsul aber ward von den Feinden in die Gebirgspässe auf der Straße von Capua nach Benevent gelockt und nur durch die Kühnheit des Kriegstribuns P. Decius Mus gerettet. Vereinigt schlugen hierauf beide Konsuln ein samnitisches Heer bei Suessa (343 v. Chr.). Die S. baten nun um Frieden und Bündniß mit Rom, was ihnen Beides auch zugestanden ward (341). Bald darauf entbrannte aber ein neuer blutiger Krieg zwischen S.n und Römern, an welchem nach und nach alle unteritalischen Völkerschaften Theil nahmen. Die Veranlassung dazu gab die volskische Stadt Fregellä, die von den S.n zerstört, von den Römern aber als latinische Kolonie besetzt worden war und jetzt von den S.n als ihr Eigenthum zurückgefordert wurde. Die Römer, welche 327 die von den S.n unterstützten Städte Paläpolis, die alte cumäische Kolonie Parthenope und Neapolis belagerten, weil deren Bürger Gewaltthätigkeit auf römischem Gebiet verübt hatten, verlangten den Abzug des jenen zu Hülfe gesandten samnitischen Hülfscorps. Auf die Verweigerung dieser Forderung eroberten die Römer 326 die cumäische Doppelstadt und schlossen mit den Apulern und Lukanern ein Bündniß, wogegen die Marser, Vestiner und Marruciner auf die Seite der S. traten. Als Hauptheld der Römer in diesem zweiten samnitischen Kriege (326—303) tritt zu Anfang desselben der Diktator L. Papirius Cursor auf. Die Römer griffen von Apulien aus das samnitische Gebirgsland an und zerstörten die offenen Städte daselbst. Nach kurzem Waffenstillstand eilten 321 die Konsuln T. Veturius u. Sp. Postumius der von den S.n bedrängten kampanischen Stadt Luceria zu Hülfe, wurden aber in den Engpässen bei Caudium von dem samnitischen Imperator C. Pontius eingeschlossen und genöthigt, unter dem Joche hinzugehen. Der römische Senat genehmigte aber den erzwungenen schimpflichen Frieden nicht und lieferte die Befehlshaber, welche denselben abgeschlossen, an die S. aus. Die Konsuln Q. Publius Philo und L. Papirius Cursor sollen darauf glorreiche Siege erfochten und Luceria erobert haben. Doch blieb der Kampf noch geraume Zeit unentschieden. Einem Siege der Römer bei Saticula unweit Capua folgte eine Niederlage derselben bei Cautula. Endlich aber neigte sich 314 das Kriegsglück entschieden auf Roms Seite, und nachdem die S. und deren Bundesgenossen, denen sich auch die Aequer und Herniker angeschlossen hatten, bei Allifä und Bovianum entscheidende Niederlagen erlitten hatten, unterwarfen sie sich 304 der römischen Herrschaft. Sie mußten Roms Oberhoheit anerkennen, ihre Verbindung mit den Marsern lösen und der Herrschaft über die Lukaner entsagen, womit sie auf das Gebirgsland beschränkt und der Hauptquellen ihrer Macht beraubt waren. Ihre Herrschaft in dem eroberten Lande der S. und Aequer befestigten die Römer durch Anlegung von Kolonien und Heerstraßen. Der Einfall gallischer Schwärme in Etrurien veranlaßte die S. jedoch nochmals, zu den Waffen zu greifen. So brach der dritte samnitische Krieg (298) aus. Wieder fochten die S. mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit, aber der Konsul Cn. Fulvius schlug ein in Lukanien eingefallenes samnitisches Heer bei Bovianum, und in Umbrien trugen die Konsuln Q. Fabius Maximus und P. Decius Mus (295) einen entscheidenden Sieg über die vereinigte Macht der Etrusker, Gallier, S. u. Umbrer davon. Darauf ward noch mit abwechselndem Glück in Etrurien und Samnium der Kampf fortgesetzt, in welchem sich vornehmlich das Heldengeschlecht der Fabier auszeichnete. Unter welchen Bedingungen den besiegten S.n der Friede bewilligt ward, ist nicht bekannt. Des Pyrrhus Landung in Italien reizte die S. nochmals, das Glück der Waffen gegen Roms Uebermacht zu versuchen; aber nachdem der epirotische König der römischen Tapferkeit hatte weichen müssen, waren auch die S., nach abermaligen schweren Niederlagen, gezwungen, sich der römischen Uebermacht zu unterwerfen, womit die Samniterkriege 272 ihren völligen Abschluß erreichten. Im Kriege gegen Hannibal stellten die S. als Roms Bundesgenossen 16,000 Mann zu Fuß und 7000 Mann Reiter. Der Bundesgenossenkrieg vom Jahre 90 weckte auch in den S.n die Erinnerung alter Freiheit und Unabhängigkeit, und abermals waren sie es, die unter allen gegen Rom verbündeten italischen Völkerschaften am tapfersten und ausdauerndsten kämpften. Endlich schlug sie Sulla unweit Rom (82) und gab Befehl, keines einzigen S.s zu schonen. 4000 derselben, welche die Waffen weggeworfen hatten, ließ er auf dem Marsfelde einsperren und 3 Tage nach der Schlacht von seinen Soldaten niederhauen.

Samnium, s. Samniter.

Samo, Insel, s. Samos.

Samoczin, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Chodziesen, in fruchtbarer Gegend des Netzebruchs, mit evangelischer Kirche, Synagoge, Garnspinnerei, Woll- und Leinweberei, Tuchmacherei, Ziegelbrennerei, Viehmärkten und 2176 Einw.

Samogitien (Schamaitien, lithauisch Zmudz, d. i. Tiefland), europäisch-russische Landschaft zwischen Kurland, der Ostsee, Preußen und dem eigentlichen Lithauen, früher unter polnischer Herrschaft ein besonderes Herzogthum bildend, jetzt zum Gouvernement Kowno gehörig, mit Bewohnern, welche die lithauische Volks-

eigenthümlichkeit am reinsten bewahrt haben und erst im 16. Jahrhundert völlig zum Christenthum bekehrt worden sind.

Samojeden, ein im äußersten Nordosten Europa's und im Nordwesten Asiens ausgebreitetes, zum großen Theil noch heidnisches Volk, das sich selbst Chasowa (d. i. Männer) nennt und eine dem Ungarischen nahe verwandte Sprache spricht, also tschudisch-finnischer Abkunft ist. Die Zahl der S. schätzt man in Europa (längs der Küste des Eismeeres) auf 5—6000, in Asien, wo sie bis etwa zur Mündung der Chatanga hausen, auf 12,000 Köpfe. Andere schätzen sie insgesammt auf 70,000 Seelen. In der äußeren Erscheinung, Kleidung, Zertheilung in Stämme, Religion zeigen sie sich den benachbarten Ostjaken (s. d.) gleich. Ihre Obergottheit heißt Num oder Jilibeambärtje (d. i. Hüter des Viehstandes), ihre Untergötter Tadebtsio, ihre Stammgötzen Ja-Jiern-Hahe, ihre Hausgötzen Hahe oder Sjadäi. Die S. sind träge, leicht eingeschüchtert und gehorsam, brausen aber doch bei Beleidigungen wüthend auf. In der Trunksucht und Begier nach Branntwein soll ihnen kein anderes Volk gleichkommen. Sie treiben meist Rennthierzucht und Jagd auf Eisbären, wilde Rennthiere und Wallfische. Feste Wohnsitze haben sie eigentlich nicht, sondern sie hausen in Wanderhütten (Mankina). Einzelne Abtheilungen derselben bilden die Jurak, die Sajoten im Baikalgebiet, zum Theil sogar auf chinesischem Reichsboden, die Mati oder Matortsi (Motoren), die Tubinzen, die Kamatschen, die Karakassen und am oberen Jenissei die jagdtreibenden Koibalen, die, 1400 Köpfe stark, größtentheils zum Christenthum übergetreten sind. Die Unterwerfung der S. durch die Russen begann seit Iwan III.; den ersten Grund zu einer Verwaltung ihres Landes legte die Regierung 1745 durch eine Aufstellung von Regeln über die Einsammlung des Tributs; im Uebrigen überließ man ihnen die eingenommenen Ländereien als Eigenthum, und die Russen durften sich auf denselben nicht ansiedeln. Die wichtigsten Aufschlüsse über die S. gaben in neuester Zeit Schrenk und Castrèn; letzterer lieferte auch eine Grammatik (Petersb. 1854) und ein Wörterbuch (das. 1855) ihrer Sprache.

Samondrachi, s. v. a. Samotraki, s. Samos.

Samos, eine der ansehnlichsten Inseln im ägäischen Meere, nahe an der jonischen Küste, von Kleinasien und vom Vorgebirge Mycale nur durch einen 7 Stadien breiten Sund getrennt. Der die Insel von Osten nach Westen durchziehende hohe Bergrücken führte in seinen Hauptheilen die Namen Ampelus, Cerceteus und Assoron. Von Flüßchen werden genannt Amphilysus, Ibettes, Chesius und Imbrasus. Die Insel war reich an Produkten, welche sich für den Handel eigneten, namentlich an Oel, Feigen, Trauben, die jedoch keinen besonders geschätzten Wein gaben, und anderen Früchten. Von Thieren werden als einheimisch nur Pfauen erwähnt. Die Wolle der aus Milet und Attica eingeführten Schafe war berühmt. Von sonstigen Naturprodukten werden genannt der samische Stein (lapis Samius), welcher zum Poliren des Goldes gebraucht ward, die weiße Farbe Melinum, die bei verschiedenen Krankheiten Heilkraft bewährende samische Erde (terra Samia) und vor Allem der Thon, woraus die kunstreichen samischen Gefäße gefertigt wurden. Der Samier Rhöcus erfand um die 30. Olympiade den Erzguß, und als samische Maler werden genannt Calliphon, Theodorus, Agatharchus und Timanthes. Auch den Wissenschaften ward auf S. eine förderliche Pflege zu Theil. Die gleichnamige Hauptstadt daselbst, an der Südküste der Insel gelegen, war zum Theil amphitheatralisch an den Bergen hinaufgebaut. Die großartigen Hafenanlagen, die Burg Astypaläa, die bedeutenden Festungswerke, die zahlreichen Tempel und andere Prachtbauten, wie das Buleuterion, das Theater u. das dem Eros geweihte Gymnasium machten S. zu einer der schönsten Städte der alten Welt. Das Heräum war einer der größten Tempel des Alterthums und von dem oben genannten Rhöcus erbaut. Es ward von den Persern niedergebrannt, bald nachher aber wieder aufgebaut und zum Asyl geweiht, mit Kunstschätzen aller Art angefüllt und in der römischen Zeit als eine Pinakothek benutzt, dann von Seeräubern, sowie von den Römern Verres u. Antonius ausgeplündert. Als ältere mythische Namen der Insel kommen vor Parthenia, Melamphyllus, Stephane rc. Die ältesten Bewohner derselben sollen Leleger und Karier und deren erster König Ancäus, des Poseidon Sohn, gewesen sein. Nach der Sage gab des Ancäus Sohn Samos, nach Anderen ein Einwanderer aus Ithaca und Cephallenia der Insel ihren späteren Namen. Seitdem S. dem jonischen Städtebund beigetreten war, wuchs es durch Handel in Kurzem zu bedeutender Macht heran, so daß es nicht nur verschiedene Plätze auf dem Festlande gewann, sondern auch viele Kolonien aussenden konnte, wie nach Perinthus und Bisanthe in Thracien, nach Oasis in Libyen und später nach Cidonia auf Kreta, nach Dicäarcha in Italien und nach Zancle in Sicilien. Die älteste Regierungsform war die monarchische; nach Ermordung des Königs Demoteles aber ging die höchste Gewalt in die Hände der Geomoren und dann auf Veranlassung eines Sieges der Samier über die Megarer vor Perinthus in die Hände des Volks über. Kurz darauf mußte sich die Insel 532 v. Chr. unter die Tyrannis des Polycrates beugen, von welchem die Gewalt unter persischer Oberhoheit auf andere Tyrannen bis 479 v. Chr. forterbte. In diesem Jahre ward mit ganz Jonien auch S. von dem persischen Joche erlöset. Die Seemacht der Samier war damals sehr ansehnlich, wie sie denn beim Aufstand der Jonier gegen die persische Herrschaft 60 Schiffe von eigenthümlicher, aber trefflicher Konstruktion gestellt hatten. Die Samier traten sofort dem attischen Seebunde bei, erhielten aber erst 440 v. Chr. durch die Athener eine demokratische Verfassung, doch konnte dieselbe erst nach harten Kämpfen durch Pericles auf die Dauer befestigt werden. Gleichzeitig mußten auf Befehl der Athener die Festungswerke der Stadt niedergerissen, die Schiffe ausgeliefert und beträchtliche Kriegskosten gezahlt werden. In den peloponnesischen Kriegen stand S. treu zu Athen und verfügte über eine fast gleiche Seemacht wie dieses. Nachdem es sich nach dessen Niederlagen

an Lysander ergeben, wurden wieder Geomoren eingesetzt. Nach Conons Sieg bei Cnidus (394 v. Chr.) schloß es sich wieder an Athen an, kehrte jedoch schon 390 unter Sparta's Hegemonie zurück. Hierauf stand es auch kurze Zeit wieder unter persischer Oberherrschaft und erhielt durch den Satrapen Tigranes eine persische Besatzung. Timotheus befreite die Insel wieder, die darauf im Bundesgenossenkriege (358 ff. v. Chr.) nach einander von den Chiern, Rhodiern und Byzantinern blokirt, 352 von den Athenern besetzt und erst nach Alexanders des Großen Tod durch dessen Feldherrn Perdiccas wieder befreit, aber 319 von Polysperchon den Athenern von Neuem unterworfen ward. In den römisch-macedonischen Kriegen um 200 v. Chr. von den Rhodiern für Attalus gewonnen, wurden die Samier dafür von Philipp von Macedonien unterjocht, aber 197 von den Rhodiern wieder befreit. Gegen die Römer kämpften die Samier 190 im Kriege des Antiochus und später im mithridatischen. Nachdem sich die Insel unter der römischen Herrschaft, namentlich unter der prätorischen Verwaltung des Q. Cicero einigermaßen wieder erholt hatte, ward sie durch Antonius, der hier 32 v. Chr. mit Cleopatra sein Lustlager hielt, arg gebrandschatzt. Kaiser Augustus schenkte der Insel zur Belohnung für die ihm zu Theil gewordene gastliche Aufnahme die Freiheit. Doch ging sie derselben unter Vespasian wieder verlustig. Im 2. Jahrhundert n. Chr. war von der alten Macht und Herrlichkeit der Insel wenig mehr übrig.

Jetzt gehört die Insel S. (türkisch Sisam- oder Susam-Adassi) zum türkischen Ejalet Dschesair, wird durch einen schmalen Kanal von der Westküste Kleinasiens (Ejalet Aydin) getrennt, schließt im Süden den Golf von Skalanova ab und umfaßt einen Flächenraum von 9,3 QM. mit ungefähr 15,000 Einw. meist griechischer Abkunft. Zwei Bergketten, deren höchster Gipfel der Kertlis ist, durchziehen die Insel von Westen nach Osten und bilden schöne, trefflich angebaute Thäler. Die Insel hat mehre gute Häfen, fruchtbaren Boden, gesundes Klima, aber Wassermangel. Hauptprodukte sind: Wein, Baumwolle, Getreide, Rosinen, Südfrüchte, Oel, Seide, Schiffbauholz, Honig, Marmor, sowie etwas Silber, Blei und Eisen. Haupterwerbszweige sind außer dem Ackerbau namentlich Handel und Schifffahrt. Die Insel zerfällt in 4 Distrikte, steht unter einem eigenen griechischen Statthalter, welcher den Titel Fürst von S. führt, hat einen griechischen Bischof und zahlt an die Pforte einen jährlichen Tribut von 400,000 Piastern; für den Unterricht ist im Allgemeinen gut gesorgt. Hauptstadt ist Megali-Chora (Kora) auf der Südküste, Sitz eines griechischen Bischofs und eines Gerichtshofs, mit einem Hafen, einem alten Schloß, mehren Kirchen und 1000 Einw., die bedeutendste Stadt der Insel dagegen Wathy (Vathy), an der Nordküste, ebenfalls mit einem Hafen und über 2000 Einw. Es gibt auf der Insel noch viele griechische Bauüberreste aus der alten Zeit. Nach der Theilung des Römerreichs wurde die Insel mit dem oströmischen Kaiserreich vereinigt; im Mittelalter stand sie unter eigenen Grafen und Herzögen. Mit dem Untergang des byzantinischen Reichs verlor auch S. seine Selbstständigkeit, kam nebst den übrigen griechischen Inseln unter türkische Herrschaft und wurde von einem Aga beherrscht. Im griechischen Freiheitskampfe 1824 errangen hier die Türken unter Ismail einen bedeutenden Seesieg über die Griechen. Nach dem londoner Protokoll von 1827 ward S. 1830 den Türken zurückgegeben; aber neue Unruhen verhinderten die sofortige Besitznahme, und erst als die Pforte eine allgemeine Amnestie bewilligt u. den Griechen Bogorides zum Statthalter ernannt hatte, unterwarf sich S. 1835. Im Herbst 1849 und im Frühjahr 1850 fanden auf der Insel Aufstände der griechischen Bevölkerung gegen die Türken Statt. Vergl. Panofka, Res Samiorum, Berlin 1822; Roß, Reisen auf den griechischen Inseln, II, 139 ff.

Samosata, Provinzialhauptstadt in Syrien, Provinz Commagene, Residenz der Könige dieses Landes im ersten Jahrhundert n. Chr., befestigt, am westlichen Ufer des Euphrat gelegen, mit Citadelle; Vaterstadt Lucians. Geringe Ueberreste der Stadt bei dem Flecken Someisat (Schemisath, Samsat).

Samothrace (d. i. das thracische Samos, zur Unterscheidung von Samos), Insel im ägäischen Meere, 38 Milliarien von der thracischen Küste entfernt, der Mündung des Hebrus gegenüber, mit dem 5000 Fuß hohen Berg Saoce, war im Ganzen wenig fruchtbar; von Produkten wird namentlich eine schwarze, leichte, dem Holze ähnliche Steinart erwähnt. Die Insel war nach Herodot von Pelasgern, nach Anderen von Dardanus (daher vormals Dardania genannt) mit Arkadiern und Troern kolonisirt worden. Sie soll auch Melite, Saonnesus, Leucosia und selbst Samos geheißen und ihren späteren Namen S. von Samothrax, einem Sohne des Zeus, oder von Thraciern, die sich auf ihr niedergelassen, oder von der Amazonenkönigin Myrine, die auf ihrem Zuge hierher gekommen, erhalten haben. In der politischen Geschichte hat die Insel nie eine besondere Bedeutung gewonnen. In der Schlacht bei Salamis kämpften ihre Bewohner auf Seiten der Perser. Um dieselbe Zeit hatten sie auch auf dem thracischen Festlande einige feste Plätze inne. Später aber waren sie tributpflichtige Bundesgenossen der Athener. Während der Kämpfe in Macedonien war die Insel eine Art von Asyl, z. B. für Arsinoë, die Schwester des Ptolemäus Ceraunus, und Perseus. Zu Sulla's Zeit ward sie und ihr an Weihgeschenken reicher Tempel von Seeräubern geplündert. Eine hohe Berühmtheit erlangte S. durch seinen Mysterienkultus, welcher in die ältesten Zeiten zurückreicht und dem eleusinischen an Ansehen gleich stand. Jetzt gehört die Insel (Samotraki, türkisch Semenderek, Semendrik) zum türkischen Ejalet Dschesair u. hat einen Flächenraum von 3½ QM. mit ungefähr 1800 griechischen Einwohnern. Sie besteht aus einer bewaldeten Bergmasse mit Gipfeln von mehr als 3000 Fuß, hat einige fruchtbare Thäler, heiße Mineralquellen, aber keinen Hafen und daher sehr wenig Verkehr. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht; ausgeführt wird nur Holz. Hauptort ist der Flecken Kastro auf der

Ostküste. Die alte Stadt S. lag auf der Südküste. Vergl. Schelling, Ueber die samothrakischen Gottheiten, Stuttgart und Tübingen 1815.

Sampanen, Flußfahrzeuge in China, die den Anwohnern der Flüsse als Wohnungen dienen. Sie sind platt und mit Rohrdecken belegt, die man über Bogen von Bambusrohr legt.

Sampiero von Bastelico, Herr von Ornano, ein edler Korse, leitete 1559 die Revolution gegen Genua, erregte 1564 einen neuen Aufstand und tödtete in demselben seine Gattin Vanina, die sich mit den Genuesen in Unterhandlungen eingelassen hatte. S. endete am 4. Jan. 1566 durch die Blutrache seines Schwagers Michel Angelo von Ornano. Sein Schicksal ist mehrfach novellistisch und dramatisch (u. A. von Friedrich Halm) behandelt worden.

Samsö, dänische Insel zwischen Seeland und Jütland, $3^{1}/_{2}$ Meilen von Norden nach Süden lang, höchstens $1^{1}/_{4}$ M. breit, 2 □M. groß, mit 5875 Einw. (1860), gehört in administrativer Hinsicht zum seeländischen Amte Holbäk. Die Insel ist hügelig (höchste Anhöhe 178 Fuß) und von der Natur in einen größeren nördlichen und einen kleineren südlichen Theil getheilt, welche durch eine lange und schmale, mit Heidelraut bewachsene Tange (Nehrung) mit einander verbunden sind. Sie ist fruchtbar und erzeugt Getreide, besonders Gerste zur Ausfuhr, ist aber beinahe ganz waldlos. Sie ist umgeben von mehren kleineren Inseln (darunter Kyholm), die zum Theil unbewohnt sind. Seit 1677 bildet die Insel eine Grafschaft, zu welcher außer 15 Höfen und einigen Häusern alles Land gehört. Der Hauptort Nordby im nördlichen Theile ist gut gebaut und gleicht einer Stadt, mit gegen 800 Einw. Die Postdampfschiffe, welche zwischen Korsör und Aarhuus gehen, legen hier täglich an.

Samsöe, Ole Johan, dänischer Dichter, geboren 1759 in Nestved, schrieb seine erste Erzählung „Frithjof" mit Benutzung der isländischen Sage für eine Gesellschaft gleichartiger Jünglinge, zu denen auch Rahbek gehörte. In den Jahren 1782—84 machte er meist in Rahbeks Gesellschaft eine Reise ins Ausland und war nach seiner Rückkehr eine Zeitlang als Pagenlehrer thätig. Isländische Quellen liegen auch seiner Erzählung „Hildur" zu Grunde. Er übersetzte Florians Schauspiele, schrieb den „Danske Tilskuer", „Sigurd Snogöies Troldbygte" u. „Halfdans Sönner", welche (besonders die letzte) mit großem Beifall aufgenommen wurden, und zuletzt sein Hauptwerk, das Trauerspiel „Dyveke" (auch ins Deutsche übersetzt, Altona 1798, Kopenh. 1810), mit welchem er dem dänischen Drama ein neues Feld, das vaterländische, eröffnete. Er trug sich mit vielen Plänen zu anderen Tragödien, als der Tod ihn überraschte, den 23. Jan. 1796. Seine „Digteriske Skrifter" hat sein Freund Rahbek mit einer kurzen Biographie herausgegeben.

Samson, 1) s. v. a. Simson.

2) Bernhard, Franciskaner, im 16. Jahrhundert Ablaßprediger in der Schweiz, veranlaßte daselbst den Ausbruch der Reformation.

Samsun (Samsum, das alte Amisus), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Trebisonde (Trapezunt), Liwa Dschanik, an der gleichnamigen Bucht des schwarzen Meeres, westlich von der Mündung des Kisil Irmak, in schöner Lage von Gärten umgeben, hat eine Rhede, einige verfallene Befestigungen, Handel und über 7000 Einw.

Samter (Szamotuly), Kreisstadt in der preußischen Provinz u. im Regierungsbezirk Posen, an einem Nebenfluß der Warthe, mit Kollegiatstift, Schloß, Burgruine, Leinweberei, Zeugdruckerei, Bierbrauerei und 3136 Einw.

Samuel, Prophet und letzter Richter der Hebräer, geboren 1155 v. Chr., der jüngste Sohn des Elkana und der Hanna aus Ramathaim Zophim auf dem Gebirge Ephraim. Von seiner Mutter zum Nasiräer bestimmt, ward er als Diener des Heiligthums zu Silo erzogen und empfing hier durch eine Art Inkubation die Weihe zum Propheten. Daneben war er herangewachsen auch als Richter thätig, meist in seiner Vaterstadt Ramathaim Zophim. Er brachte die Israeliten dazu, fremden Götzendienst abzuthun, belebte und gestaltete die zerstreuten Keime des Mosaismus von Neuem und hielt die nur lose mit einander verbundenen Stämme zusammen. Der königlichen Gewalt, die er, dem Wunsche des Volks nachgebend, eingesetzt hatte, zog er mittelst vertragsmäßiger Uebereinkunft gesetzliche Schranken, unterstützte aber den König Saul mit seinem Rath. Auch der zweite israelitische König, David, erhielt von ihm die Weihe. Mittelst der von ihm gestifteten Prophetenschulen gab er dem Prophetenorden als einem heilsamen Gegengewicht königlicher Willkür eine bestimmte Gestaltung. Nach Davids Salbung scheint er vom öffentlichen Schauplatz abgetreten zu sein. Die 2 nach S. genannten, jetzt getrennten alttestamentlichen Bücher Samuelis haben bei den Hebräern nur als Eines gegolten. Erst die alexandrinischen Juden haben sie in der griechischen Uebersetzung in 2 Bücher mit dem Titel „Bücher der Könige", in der Vulgata Libri regum, getrennt. Den Namen haben diese Bücher von S., obwohl eigentlich David der Hauptheld der darin erzählten Geschichte ist. Dieselbe umfaßt einen Zeitraum von 152 Jahren und ist reich an lebensvollen, bisweilen biographischen Schilderungen. Allenthalben aber gibt es sich unverkennbar kund, daß der mosaische Kultus noch nicht eingeführt war, als der Verfasser schrieb, auch weisen die öfter vorkommenden Erläuterungen alter Sitten und die Bemerkungen, daß noch Manches bestehe, auf spätere Abfassungszeit. Doch sind diese Bücher den ältesten, in der Blüthezeit des Reichs Juda verfaßten alttestamentlichen Schriften beizuzählen. Als Quellen der Geschichte hat man außer der mündlichen Ueberlieferung schriftliche Aufzeichnungen zu betrachten, die aber nicht immer gleich lauteten und vom Sammler sammt den Widersprüchen, die unter ihnen Statt fanden, aufgenommen sind.

Samum (Harrur, bei den Arabern der Wüste Sambuli, bei den Türken Samieli genannt), ein dem westlichen asiatischen Kontinent, hauptsächlich dem steinigen Arabien eigenthümlicher Wind, der vorzüglich die Wüsten zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mekka, das steinige Arabien längs der Küste des persischen Meerbusens u. die Gegenden am Tigris heimsucht.

Er weht in den Monaten Juni, Juli und August, am heftigsten aber im Juli, und zwar meist am Tage, selten des Nachts, und verliert auf Flüssen u. Seen seine nachtheilige Wirkung. Der ähnliche Wind, welcher, von der Sahara ausgehend, Aegypten belästigt, heißt Chamsin, und wenn er, von dieser nämlichen Wüste ausgehend, eine Richtung nach Süden, nach Westen und nach Norden annimmt, in der Negersprache Harmattan. Wahrscheinlich ist der Scirocco eine Fortsetzung desselben. Nach Burckhardt ist der S. nichts weiter als ein sehr heißer, trockener u. wegen der Menge des mitgeführten feinen Sandes in der Wüste höchst unangenehmer Wind, und daß er tödtlich sein und ganze Karawanen vernichtet haben soll, sind übertriebene Erzählungen der Beduinen. Der Wind weht niemals dicht am Boden, weswegen das Niederwerfen dagegen schützt; aber Staub und Sand werden hoch in die Luft geführt, die dann dadurch, je nach der Beschaffenheit des Bodens, ein röthliches, bläuliches oder gelbliches Ansehen erhält. Der S. weht wohl einige Stunden anhaltend, aber die eigentlichen Wirbel dauern nur etliche Minuten, dann steigt die Hitze bedeutend. Die unangenehme Wirkung dieses Windes liegt besonders darin, daß er die Ausdünstung hemmt, den Gaumen austrocknet und unaussprechlichen Durst und dadurch Uebelkeit erregt.

Samur, Fluß im russischen Gebiet Transkaukasien, entspringt am Kaukasus, fließt einen großen Bogen bildend in seiner Hauptrichtung nordöstlich und mündet südöstlich von Derbent in das kaspische Meer. Nach ihm ist genannt die Stadt S., der Hauptort des gleichnamigen Kreises im transkaukasischen Gouvernement Derbent.

San (ital., portug. und span.), s. v. a. Sankt, heilig. Die damit zusammengesetzten, hier nicht zu findenden geographischen Namen s. unter dem Hauptnamen.

San, 1) (Saan), österreichisch-galizischer Fluß, Nebenfluß der Weichsel, entspringt am Nordabhang des karpathischen Waldgebirges, an der südlichen Grenze Galiziens im Kreis Sambor, fließt anfangs gegen Nordwesten, dann gegen Norden und Nordwesten, tritt auf eine kurze Strecke in das polnische Gebiet, wendet sich in Galizien wieder nach Nordwesten, wird bei Jaroslaw schiffbar und mündet nach einem Lauf von 38 Meilen unterhalb Sandomierz in den Hauptstrom. Sein Lauf ist bis Przemysl meist zwischen Felsen und Gebirgen eingeengt. Nebenflüsse sind rechts Wiar und Tanen, links Oslawa, Wislock. — 2) (Sann), Fluß in Steiermark, Nebenfluß der Save, entspringt nordöstlich am Berge Saltel, auf der Grenze des kärnthischen Kreises Klagenfurt, ist von Cilly für größere Flöße fahrbar, nimmt mehre kleinere Nebenflüsse (Leutschbach, Paack, Köding, Röschitz, Lausnitz u. a.) auf und mündet bei der sogenannten steinernen Brücke im Bezirk Laak in den Hauptstrom.

Sana (Sanna), Reich in der Landschaft Jemen, im südwestlichen Arabien, großentheils gebirgig, wird von einem Jmam beherrscht, der die weltliche und geistliche Macht in sich vereinigt und dessen Würde erblich ist (mit Auswahl unter seinen Söhnen). Früher erstreckte sich die Herrschaft des Jmam von S. fast über ganz Jemen und das ihm unterworfene Land belief sich auf ungefähr 3000 □Meilen mit 3 Millionen Einwohnern. Durch das Eindringen des Pascha von Aegypten nach Jemen wurde die Macht des Jmam nach und nach auf die Stadt S. und einige andere Plätze beschränkt, doch dehnte sich dieselbe nach dem Abzug der Aegypter wieder weiter aus, und der Jmam brachte auch das Kaffeemonopol des Landes an sich. Die gleichnamige Hauptstadt des Reichs, eine der schönsten Städte des Orients, liegt in einer fruchtbaren Ebene am Berge Lokkum (Nikkum), 36 Meilen nördlich von Aden, ist die Residenz des Jmam, hat ein Kastell u. Mauern mit Thürmen, schöne Paläste, mehre Moscheen, eine Münze, Karawanseraien, öffentliche Bäder, einen großen Marktplatz, Gärten und Weinberge, lebhaften Handel nach Indien, Persien und der Türkei und 40,000 Einwohner, worunter 3000 Juden. Eine Wasserleitung führt das Wasser vom Berge Lokkum nach der Stadt.

Sanae mentis (lat.), bei gesundem Verstand, dem Irrwahn entgegengesetzt.

San-Benito (span.), Art großes Skapulier, besteht aus zwei langen Streifen gelben Zeuchs, auf denen vorn und hinten ein großes rothes Andreaskreuz gemalt war, ward sonst von Personen getragen, die von der Inquisition entlassen waren (Sanbenitatos).

Sancerre, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Cher, unweit der Loire und der Eisenbahn von Paris nach Nevers, in malerischer Lage auf einem Berge, dessen Abhänge mit Wein bepflanzt sind, hat einen Gerichtshof, ein Kommunalcollége, Strumpfwaaren- und Lederfabrikation, mehre große Eisenwerke, Handel mit Wein, Getreide, Hanf, Nüssen, Rindvieh und Wolle, sehr besuchte Märkte und 3758 Einwohner. Die Stadt hieß im Alterthum Sincerra; bei späteren Geschichtschreibern kommt sie unter dem Namen Sacrum Caesaris vor, woraus man schloß, daß sie von Julius Cäsar gegründet sein möchte. Im Mittelalter bildete sie eine eigene Grafschaft, deren Besitzer mehrfach wechselten.

Sancho (Sanchez, Sanctius), 1) mehre Könige von Aragonien u. Navarra (s. d.).
2) Mehre Könige von Kastilien (s. d.).
3) Zwei Könige von Portugal (s. d., Geschichte).

Sanchuniathon, phönicischer Geschichtschreiber aus Berytus, lebte angeblich zur Zeit des trojanischen Kriegs oder der Semiramis, wahrscheinlich aber viel später. Ihm wird die Autorschaft einer Geschichte seines Vaterlandes und Aegyptens zugetheilt, eines Werks, welches unter verschiedenen Titeln angeführt wird und von dem der Grammatiker Philo von Byblus eine griechische Uebersetzung gab. Den noch erhaltenen kleinen Theil derselben sammt den Noten verschiedener Gelehrten gab Orelli (Leipzig 1826) heraus. Friedrich Wagenfeld in Bremen trat 1836—37 mit einer vollständigen Ausgabe der Arbeit des Philo hervor, die angeblich im Kloster Sta. Maria de Merinhao aufgefunden worden sei, doch wies unter Anderen K. O. Müller in den „Göttinger

gelehrten Anzeigen" (1837, Nr. 52) nach, daß hier ein literarischer Betrug vorliege.

Sanct und Zusammensetzungen, s. Sankt.

Sancta simplicitas! (lat.), heilige Einfalt! nach der Sage Ausruf des Märtyrers Huß, als eine alte Frau ein Reisigbündel auf seinen Scheiterhaufen warf; jetzt noch Ausdruck des Mitleids über die Thorheit eines Anderen.

Sanctimoniales (lat.), s. v. a. Nonnen, Klosterfrauen.

Sanctio (lat.), geschärfte Verordnung, Hauptartikel eines Gesetzes, welcher die Androhung der Strafe für Uebertreter ausspricht, Strafartikel, Strafgesetz; bei Bündnissen eine Klausel, ein Vorbehalt, besonderer Artikel.

Sanctissimum (lat.), das Heiligste; in der katholischen Kirche die Hostie.

Sanctitas (lat.), Heiligkeit, Unverletzlichkeit, Ehrwürdigkeit, Frömmigkeit, Tugend; Titel der Bischöfe, besonders des Papstes (Seine Heiligkeit), auch der byzantinischen Kaiser.

Sanctius, Franciscus, eigentlich Sanchez de las Brocas, berühmter spanischer Philolog und Humanist, geboren 1523 zu Las Brocas, † 1600 zu Salamanca als Professor der Rhetorik und Grammatik, hat sich u. A. durch sein Werk „Minerva" (Salamanca 1587; am besten von Bauer, Lpz. 1793—1801, 2 Bde., herausgegeben) um das Studium der lateinischen Sprache verdient gemacht. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Majansius (Amsterdam 1766, 4 Bde.).

Sancti Viti chorea (lat.), s. v. a. Veitstanz.

Sanctuarium (lat.), in der katholischen Kirche der Raum um den Hauptaltar; auch Aufbewahrungsort für Reliquien und andere Heiligthümer.

Sanctus (lat.), in der katholischen Kirche s. v. a. Heiliger (s. Heilige); dann besonderer Theil der Messe (s. d.).

Sand, jedes lose, unverkittete Gestein, welches aus kleinen, eckigen oder abgerundeten Mineral- oder Gesteinskörnern oder selbst aus losen Krystallen zusammengehäuft ist. Sind solche Körner unter einander durch ein Bindemittel zu einem zusammenhängenden Gestein verbunden, so bilden sie einen Sandstein. Die Größe der Körner variirt von der eines feinen Staubkorns bis zu Erbsengröße, größere bilden eckig Grus und Gesteinsschutt, abgerundet Kies und Gerölle oder Geschiebe; durch Verkittung der eckigen entstehen die Breccien, aus Granit und ähnlichem Grus insbesondere die Arkose, die Konglomerate dagegen durch Verkittung von Kies und Gerölle. Scharfe Grenzen zwischen Sand- und Kiesablagerungen, zwischen Sandstein u. Konglomeraten, lassen sich natürlich nicht ziehen. Man unterscheidet nach Zusammensetzung, Vorkommen und Verwendung mannichfache Arten von S.: Quarz-, Kalk-, Eisen-, Gold- und Platin-, Edelstein-, Muschel- und Korallen-, Dolomit-, vulkanischen S., sowie Quell- und Fluß-, Moor-, Flug-, schwimmenden S., Formsand ꝛc. Unter S. schlechthin versteht man aber stets den Quarzsand; seine Körner sind scharfe, eckige oder abgerundete Stückchen von durchsichtigem od. nur durchscheinendem Quarz, häufig noch mit glänzenden Krystallflächen, selten Krystalle, zuweilen gemengt mit Körnern von amorphen Kieselvarietäten: Karneol, Hornstein, Kieselschiefer. Sie sind bald wasserhell, bald weiß, gelblich, röthlich, grünlich und grün. Oft rührt die Farbe von einem dünnen Ueberzug von Eisenoxyd, Eisenoxydhydrat oder Manganoxydhydrat her, wie bei vielen rothen, gelben, braunen und schwarzen S.en. In manchen Fällen wird die Farbe des S.es nicht durch die ihrer Quarzkörner u. Ueberzüge, sondern durch fremde Beimengung bedingt, so die des Grünsandes durch Beimengung der durch kieselsaures Eisenoxydul gefärbten Glaukonitkörner, die schwarze, braune und graue mancher Braunkohlensande durch beigemengte Kohlentheilchen, die braune des Asphaltsandsteins durch das ihn durchdringende Erdöl. Sonstige fremde Beimengungen sind die häufigen vorherrschend weißen Glimmerblättchen, meist rothe oder weiße Feldspathkörner, schwarze Körner von Magnet- und Titaneisen (im Eisensand). Auf der Iserwiese und zu Trieblitz in Böhmen, auf Ceylon, in Birma, in Brasilien kommen mit den Eisenkörnern mannichfache Edelsteine vor, wie Spinell, Hyacinth, Rubin, Sapphir, Granat, selbst Diamant und fast alle übrigen Edelsteine, und bilden den Edelsteinsand. In und bei Gebirgen mit Gold-, Platin- und Zinnlagerstätten bildet der diese Metalle und Erze führende S. ein wichtiges Glied der vom Bergmann Seifengebirge genannten losen Ablagerungen (Goldsand). Setzt sich der S. unter Wasser ab, so umschließt er häufig Schalen und Schalentrümmer von Schnecken, Muscheln, Korallen, Foraminiferen (Muschel- und Korallensand).

Der S. hat eine ungemein große Verbreitung auf der Erde. Er ist ursprünglich überall das Produkt mechanischer u. chemischer Zerstörung quarzhaltiger krystallinischer Silikatgesteine, wie von Granit, Gneis, Glimmerschiefer. Indem diese zerfallen u. verwittern u. die Regenwasser die Trümmer den Bächen u. Flüssen zuführen, werden diese bei dem weiteren Transport ferner zerkleinert, durch Ausschlämmen von einander geschieden u. die losen von Schlamm getrennten Quarzkörner dabei mehr oder minder gerundet. Alle strömenden Gewässer, die aus solchen krystallinischen Gebirgen kommen, führen daher Quarzsand mit sich, den sie in ihrem Bette selbst, wie im Bereich ihrer Ueberschwemmung bei Hochwassern in den Thälern und Niederungen absetzen. In Folge der successiven Tieferlegung der Thäler finden wir ähnliche Sandablagerungen aus früheren Zeiten oft auf der Höhe von Terrassen, hoch über dem gegenwärtigen Strombette. Vieler S. ist aber nicht so primärer Natur, sondern er regenerirt sich auch aus den verwitternden Sandsteinen wieder, die vor ihrer Verkittung eben nichts Anderes als S. waren. Großartiger noch als die an der festen Erdoberfläche Statt findenden Zerstörungen und die daraus entstehenden Sandablagerungen sind solche Vorgänge an der Küste, wo fortdauernd die Wellen auf quarzführende Gesteine, seien es Mergelsteine oder Sandsteine, ihre zerstörenden Kräfte wirken lassen können. Sie liefern vorzugsweise das Material zu den

oft äußerst ausgedehnten Sandbänken des Meeres. Ihre Bildner selbst sind die Wellen der Fluth und die durch sie hervorgerufenen Strömungen. Richtung und Stärke dieser Strömungen bedingen Richtung, gruppenweise Vertheilung und Größe der Sandbänke; daher folgen an der nordamerikanischen Ostküste, wo die Fluthwellen von Süden nach Norden ziehen, auch die Sandbänke allen Ausbiegungen der Küste. Umgekehrt erzeugen der Rückzug der Gewässer bei der Ebbe und die Strömung von den Bänken gegenüber mündenden Flüssen die Lücken und Oeffnungen in den die Küste begleitenden Bänken. Am ausgedehntesten sind die Sandablagerungen an und hinter langvorgestreckten Vorgebirgen (hook), vornehmlich in den dahinter gebildeten ruhigen Buchten, ähnlich wie hinter den Spornen, die man in die Flüsse hineinbaut, um ihr Bette einzuengen. Auch sonst bilden sich die Sandbänke im Schutze von Klippen rc., selbst ein Schiffwrack kann zur Neubildung einer Bank Anlaß geben. Stets besteht die Höhe der Bank aus den feinsten Körnern, je tiefer an den Abhängen hinab, um so gröber die Körner. Uebrigens bilden sich nicht an allen Küsten Sandbänke, denn es bedarf einer stromaufwärts gelegenen Küste, welche das Material liefert, und dann darf auch die Strömung nicht zu stark sein. Im Kanal fehlen die Sandbänke, aber sowie das Meer hinter dem Pas-de-Calais sich ausbreitet und damit die Geschwindigkeit der Fluthwellen abnimmt, finden wir in der Nordsee Sandbänke sich absetzen. Außer diesen Sandbänken im Meere und auf dem Festlande bilden Dünen (s. d.) noch ein wichtiges Vorkommen des S.es. Sie entstehen überall, wo an einem sandigen Strand die herrschenden Winde den zu den Zeiten der Ebbe trocken gelegten S. ergreifen und landeinwärts treiben können, und können ebensowohl zerstörend durch Versandung wirken, wenn sie, unbefestigt durch Vegetation, ins Land weiter getrieben werden, wie in den Landes Südwestfrankreichs, selbst an den preußischen Ostseeküsten, als auch erhaltend, Letzteres dadurch, daß an ihnen die zerstörenden Wellen, insbesondere auch die Sturmfluthen sich brechen, wie für die Inseln, die von Holland bis Jütland sich vor der Küste hinziehen. Soweit der S. beweglich ist, ist er überall dem organischen Leben feindselig, nur einzelne Pflanzen haften mit weitgreifenden Wurzeln u. Wurzelstöcken in demselben; die Sandbänke des Meeres in ihren oberen Theilen sind ganz ohne thierische und pflanzliche Ansiedler. Noch reicher aber, als das Pflanzen- u. Thierleben in den Thälern zwischen den Hügelzügen der Dünen sich entwickelt, welches immerhin ein sehr ärmliches bleibt, ist das Leben in der Tiefe der Kanäle zwischen den Sandbänken des Meeres, am reichsten bei einer Tiefe von 42 bis 120 Fuß. Durch die Erhebung des Meeresbodens sind ausgedehnte frühere Sandbänke des Meeres und Dünen, die sich meist an der Küste gebildet haben, jetzt bis tief in das Innere der Festländer verbreitet. Wo die atmosphärischen Niederschläge durch das ganze Jahr vertheilt sind, haben sie sich mit Vegetation, die freilich einförmig und oft ärmlich, aber eigenthümlich ist, bedeckt, ohne jedoch ihre ursprüngliche Natur ganz zu verleugnen; denn zerreißt ein Zufall die Vegetationsnarbe, dann gewinnt der S. wieder seine Beweglichkeit und wird zum trostlosen, verderblichen Flugsand, wie in den Heiden Norddeutschlands. Wo aber eine trockene und nasse Jahreszeit sich scharf von einander scheiden, oder wo gar die Regenarmuth der sogenannten regenlosen Zonen herrscht, da entsteht die Form der Wüste, die nur in den Einsenkungen, wo in der Tiefe des Bodens sich Feuchtigkeit erhält, dauernde Vegetation gestattet. Uebrigens bilden dergleichen Sandwüsten, insbesondere die Flugsandwüsten, wenn auch die furchtbarste, doch durchaus nicht die herrschende Form in den verschiedenen Wüstengürteln der Erde, wie sie insbesondere auch in der Sahara, die man früher als Ein großes Sandmeer zu schildern pflegte, durchaus nicht die Hauptrolle spielen. Uebrigens sind diese Sandflächen durchaus nicht alle ursprünglich Wasser, insbesondere Meeresgrund, manche sind auch auf dem Festland entstanden, durch Verwittern der Gesteine, nicht ohne Beihülfe des Wassers, sondern vielmehr unter wichtiger Mitwirkung der Regenwasser. Was aber die treibende Wasserkraft der Flüsse und der Strömungen im Meere bewirkt, das hat an ihnen wie in den Dünen vorzugsweise die bewegende Kraft des Windes bewirkt. Außer diesen neueren reineren Sandablagerungen findet sich aber noch ein Gemenge von S. und thonigem Schlamm, so im Lehm, mit dem er durch vollständige Uebergänge, durch lehmigen S. und sandigen Lehm, verbunden ist, und gar manche reine Sandablagerungen sind erst durch Ausschlämmen des Thones aus dem Lehm entstanden. Viele dieser Sandablagerungen sind aber nicht das Produkt der neuesten Zeit, sondern haben sich in den früheren Perioden der Erdbildung, theils auf dem Festland, theils im Meere abgelagert, noch gegenwärtig den Charakter derselben tragend. Insbesondere ausgedehnt sind lose Sandablagerungen aus der diluvialen und tertiären Zeit, auch noch aus der Kreidezeit u. der der Wäldernformation. Ja bis in die frühesten Zeiten versteinerungsführender Sedimente finden wir noch einzelne Sandablagerungen in ihrer ursprünglichen losen Beschaffenheit, so im silurischen Uebergangsgebirge von Petersburg. Alle Sandablagerungen erscheinen, da nach der wechselnden Stärke der Wasser- oder Windströmung auch die Größe der Körner eine verschiedene ist, durch den Wechsel von Lagern gröberen u. feineren S.es geschichtet. Vorzüglich, wo der Wind wirkt und auch beim Absetzen aus Wasser Stürme mitwirken, ist diese Schichtung eine äußerst mannichfaltige, um so mannichfaltiger, da bei der Beweglichkeit des Materials Aufbau und Zerstörung mit wechselnder Richtung der Strömung vielfach sich ändern können. Daher die in den Sandablagerungen so häufige, sogenannte diskordante, d. h. abweichende Schichtung des S.es. Durch Eindringen von Eisenlösungen wird zuweilen auch der S. lagenweise gefärbt. Bei der Unbewohnbarkeit des beweglichen S.es sind auch alle aus ihm bestehenden Ablagerungen sehr arm an organischen Resten, während der S., wo er ruhig liegen bleibt, reich daran sein kann. Der S. hat eine große Wichtigkeit für den Haushalt

der Natur u. des Menschen; seine leichte Durchdringlichkeit für das Wasser, seine starke Erwärmungsfähigkeit macht den Boden, dem er beigemengt ist, locker, wasserdurchlassend und warm, und erhält so, obgleich er rein und lose Feind aller Vegetation ist, die Fruchtbarkeit des Bodens. Er gestattet den Wassern das Versinken bis zu Wasser nicht durchlassender Unterlage; eingeschlossen zwischen solchen Schichten, gestattet er ihnen, sich zwischen ihnen zu sammeln, u. nimmt so Theil an der Quellenbildung. Den scharfen S. braucht man zum Mörtel, reinen Quarzsand, wie er im Tertiärgebirge häufig ist, zur Glasfabrikation, zur Glasur, zum Schleifen und Putzen (Silbersand), wie Streu- und Scheuersand, beim Formen der Ziegelsteine, als Formsand für Metall-, insbesondere Eisengießerei und zu manchen anderen Zwecken.

Durch Verkitten des S.es bildet sich Sandstein, er entsteht hie und da noch vor unseren Augen. Alle Verschiedenheiten, die wir beim S. in Bezug auf Korn, Lagerung desselben, Färbung rc. erwähnt haben, gelten auch vom Sandstein. Als eigenthümlich kommen noch in Betracht die Verschiedenheiten in der Art des Bindemittels und im Grade der Verkittung. Es gibt grob- bis feinkörnigen Sandstein, mancher wird so feinkörnig, daß er das Ansehen eines dichten Gesteins erhält, wie manche Quarzite und Thonquarze. Der Sandstein hat bald scharfe, bald abgerundete Körner, die bald gleichförmig, bald abweichend gelagert sind, u. kommt weiß, grau, grün, gelb, roth, braun, selbst schwarz, einfarbig und gefleckt, gestreift, geflammt, glimmerarm und glimmerreich, oft Feldspath in kleinen frischeren oder verwitterten Stückchen führend, vor. Nach den Bindemitteln unterscheidet man zuvörderst kieselige Sandsteine, auch Kieselsandsteine genannt, deren kieseliges Bindemittel oft in so geringer Menge vorhanden ist, daß die Sandkörner ohne sichtbaren Cäment fest zusammenhalten, in manchen Fällen aber auch so vorherrschend ist, daß ein Uebergang in Quarzit und Süßwasserkalk entsteht. Viele Quarzite sind übrigens nur sehr feinkörnige, kieselige Sandsteine. In vielen rothen und eisenschüssigen Sandsteinen ist das Bindemittel die Quarzkörner überziehendes Eisenoxyd- u. Eisenoxydhydrat, welches sich oft so sehr anhäuft, daß das Gestein als Eisenstein benutzt wird. In dem thonigen oder Thonsandstein ist das Bindemittel bald ein reiner Thon, wie in dem meist mürben Kaolinsandstein, dessen Bindemittel abgeschlämmt als Porzellanthon Verwendung findet, wie bei Limbach im Thüringerwald; bald ist es ein unreiner gefärbter, oft eisenhaltiger Thon. Während Oxydgehalt seine Festigkeit erhöhen kann, scheint in einem geringeren Gehalt an Eisenoxydul der Grund des leichten Zerfallens und Verwitterns an der Luft zu liegen, das den äußerst feinkörnigen, frisch festen, harten Thonquarz des Keupers trifft. Im kalkigen Sandstein ist kohlensaurer Kalk, nicht so selten selbst als großblätteriger Kalkspath des Cäments, in anderem Dolomit, Eisenbraunkalk das Bindemittel. Eisenoxydulgehalt macht diese Gesteine als Bausteine völlig unbrauchbar. Die mergeligen Sandsteine, welche auch mit Salzsäuren brausen, sind vorzugsweise weich und leicht zerstörbar. Art und Menge des Bindemittels bedingt die Festigkeit und Dauer des Gesteins. Bindemittelarme Sandsteine sind stets lose, mürb und zerreiblich, wie viele Reib- und Rubensandsteine; meist ist nur so viel vom Bindemittel vorhanden, daß die Körner sich noch berühren; selten herrscht dagegen letzteres vor, so daß in ihm die Quarzkörner eingebettet erscheinen. Häufig ist das Bindemittel lokal in reinen Massen angehäuft, wie in Eisensandstein, Roth- und Brauneisenstein, in kieseligem Sandstein oder Hornstein, der oft als Adernetz den Sandstein durchzieht und beim Verwittern an der Oberfläche erhaben hervortritt. Unter den Beimengungen sind hervorzuheben: Glaukonit im Grünsandstein, Glimmer im glimmerreichen Sandsteinschiefer. Einschlüsse von Brocken rothen und grünen Thons, sogenannte Thongallen, die beim Auswittern die Gesteine löcherig machen, sind besonders im bunten Sandstein (s. d.) häufig. Die Mehrzahl der Sandsteine sind versteinerungsarm, doch gibt es auch versteinerungsreiche Sandsteine, häufig mit Steinkernbildung, nicht selten auch mit Verkieselung der Schale. Gerade die versteinerungsleeren Sandsteine zeigen auf ihrer Unterseite, wenn diese auf einer Thonschicht auflag, mannichfache Abgüsse gleichsam, die nun im Relief an derselben hervortreten, so von Fährten, die Thiere im Thon hinterlassen haben, von netzförmigen Rissen, die im Thon beim Eintrocknen entstanden, von an der Oberfläche des Schlamms gelegenen Pflanzen, Schwammkorallen u. dergl., so die Chirotheriumfährten von Hildburghausen, die Schildkrötenfährten von Schottland, die von Vögeln in Connecticut. Der Sandstein besitzt stets Schichtung, doch können die Bänke oft so mächtig sein, daß er fast massig erscheint. Meist ist er quaderartig, außer durch die Schichtenebene noch durch Klüfte zwei anderer Richtungen senkrecht gegen dieselben in Quadern zerklüftet. Auch eine ebene parallele Schieferung kommt nicht selten vor, bedingt durch die lagenweise Vertheilung der Glimmerblättchen, häufig auch eine schiefe und abweichende, bedingt durch die Lagerung der Körner, nach denen die Sandsteine auch beim Auffrieren in Platten zerreißen. Nur die festen, am meisten die kieseligen Sandsteine widerstehen der Verwitterung und treten daher felsbildend auf, oft mit starker senkrechter Zerklüftung und malerischen Felswänden, Felslabyrinthen und Einzelfelsen, wie sie so ausgezeichnet in dem Quadersandsteingebirge Sachsens und des Riesengebirges (sächsische und adersbacher Schweiz, Heuscheuer), des Harzrandes (Teufelsmauer und Regenstein bei Blankenburg), des bunten Sandsteins (Annweiler und andere Thäler der Hardt) und an anderen Orten bekannt sind. Meist sind die Formen der Sandsteinberge dagegen sanft gerundet und oft ohne alle Spur von Felswänden an ihren einförmigen Gehängen. Der Sandstein, der einen reinen Feldspath und glimmerarmen Boden liefert, oder dessen kieseliges Bindemittel der Verwitterung stark widersteht, liefert einen armen Boden, auf dem bei uns

Kiefer und Birke, Heidekraut, Besenginster zu Hause sind. Ist der Sandstein aber reicher an anderen Bestandtheilen, an Alkalien und alkalischen Erden, verwittert er leichter und wechselt er mit thonigen Zwischenschichten, welche die Feuchtigkeit zurückhalten, so liefert er einen für die Eiche besonders, aber auch oft für die Buche günstigen Boden und auch dem Landmann reicheren Ernteertrag. Alle die festeren, nicht auffrierenden und nicht leicht verwitternden Sandsteine, die in stärkeren Bänken brechen, werden als treffliche Bausteine, solche von feinem Korn und angenehmen Farben auch zu Stein- und Bildhauerarbeiten verwendet, kieselige von gröberem und schärferem Korn zu Mühlsteinen, feine und scharfkörnige zu Schleif-, poröse zu Filtrirsteinen, dichte zu Brunnentrögen, feuerfeste Thonsandsteine insbesondere zu Gestellsteinen in Hohöfen und Feuerungen überhaupt. Der Sandstein bildet unter den sedimentären Gesteinen aller Zeitalter, von der Zeit des Uebergangsgebirges, dessen Grauwacken (s. d.) ebenfalls hierher gehören, bis zu den jüngsten Formationen, ein sehr wichtiges Glied; fast in allen Formationen gibt er für die Technik brauchbare Sandsteine.

Sand, Karl Ludwig, bekannt durch die Ermordung des russischen Staatsraths von Kotzebue, geboren am 5. Oktober 1795 zu Wunsiedel im Baireuthischen, studirte seit 1814 zu Tübingen Theologie und trat bei Napoleons I. Rückkehr von Elba als Freiwilliger in die bayerische Armee; allein schon in Homburg kam seinem Truppentheile die Nachricht von der Schlacht von Waterloo zu, und er nahm gegen Ende des Jahres seinen Abschied. S. bezog hierauf die Universität Erlangen, um das Studium der Theologie wieder aufzunehmen, und gründete hier eine Burschenschaft; 1817 ging er nach Jena, und auch hier nahm das burschenschaftliche Treiben seine meiste Zeit in Anspruch. Voll schwärmerischer Begeisterung für Vaterland und Freiheit, dabei nicht ohne Eitelkeit faßte er den Entschluß, den damals in Mannheim lebenden A. von Kotzebue (s. d.) als Feind der deutschen Burschenschaft, Spion Rußlands und muthmaßlichen Veranlasser der Verfolgung Ludens, Okens u. Anderer zu ermorden. S. entwarf Anfangs März 1819 mehre Schriften, welche den Schlüssel zu seiner That für Diejenigen abgeben sollten, denen er Rechenschaft schuldig zu sein glaubte: an seine Aeltern und seine Freunde deutschen Sinnes in Jena, und gelangte am 23. März in Mannheim an. Gegen 5 Uhr Abends als Heinrich aus Mitau bei Kotzebue angemeldet und von demselben vorgelassen, stieß er nach einigem Hin- und Herreden Kotzebue einen Dolch mit den Worten „Hier, du Verräther des Vaterlandes!" in die linke Seite. Kotzebue stürzte sogleich zusammen; allein in demselben Augenblick kam sein vierjähriger Sohn aus einer Seitenthür, und dessen Schreien versetzte S. nach seinem eigenen Geständniß in eine solche Stimmung von gemischten Gefühlen, daß er sich gleichsam zur Vergeltung selbst einen Stoß mit einem kleinen Schwerte gab. Derselbe war jedoch nicht tief eingedrungen, und S. ging, in der Verwirrung von Niemandem gehindert, die Treppe hinab. Vor der Hausthür rief er „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" ließ sich auf ein Knie nieder und drückte sich das kleine Schwert mit den Worten „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" langsam in die linke Brust, worauf er umsank. Seine Wunden waren jedoch nicht tödtlich und nach einigen Wochen wieder geheilt; nur hatte sich unter der linken Brusthöhle ein Extravasat gebildet und eine Operation nöthig gemacht. Alle Bemühungen seiner Richter, eine Komplicität zu entdecken, waren trotz der vierzehnmonatlichen Untersuchung vergebens. S. bekannte die That offen als eine Folge seiner Grundsätze und Ansichten und schien die Wahrheit, so wie es in einigen Fällen auch wirklich war, nur dann zu verhehlen, wenn er davon irgend einen Nachtheil für das System von politischen Ideen fürchtete, für deren Verwirklichung er und seine Freunde thätig waren. Er war bis zum Schlusse der Untersuchung der festen Ueberzeugung, nichts Unrechtes gethan zu haben. Die Untersuchung wurde in Mannheim von einer hierzu besonders niedergesetzten Kommission geführt, welche mit ähnlichen Kommissionen zu Weimar, Darmstadt und Gießen, sowie mit dem berliner Polizeiministerium korrespondirte. Auch sandte man von Karlsruhe Auszüge aus den Untersuchungsakten an die Centraluntersuchungskommission zu Mainz, und diese suchte in ihrem Bericht vom 1. Mai 1822 an die Bundesversammlung zu Frankfurt S.s That als Produkt des durch Lehrer beförderten gefährlichen Treibens der akademischen Jugend darzustellen. Am 3. Sept. 1819 ward das Schlußverhör beendigt. Das Zeugniß des mannheimer Stadtphysikats lautete dahin, daß „Inquisit im Besitze richtiger Sinne, daß aber sein Verstand mittelmäßig und ganz in der Herrschaft eines heftigen, überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sei". Seine Vertheidigung, von dem Licentiaten Rüttger geführt, suchte darzuthun, daß S. nicht strafbar sei, weil er in der festen Ueberzeugung, kein Unrecht zu thun, gehandelt habe. Dennoch ward S. am 17. April 1820 zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Am 20. Mai 1820, früh 5 Uhr, wurde das Urtheil vor dem heidelberger Thore vollzogen. S. starb ruhig und mit der festen Ueberzeugung, daß er mit Gott einig sei. S.s schwärmerische That hatte für die Universitäten die unheilvolle Wirkung, daß die Reaktion seitdem jede freiere Regung auf denselben überwachen zu müssen meinte. Vgl. K. L. Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde, Altenburg 1821; Hohnhorst, Uebersicht der gegen S. geführten Untersuchung, Stuttgart und Tübingen 1820; Hitzig, Annalen der deutschen und ausländischen Kriminalrechtspflege, Jahrgang 1830, 1. und 2. Bd., Berlin 1830; Aktenauszüge aus dem Untersuchungsprozeß über S. 2c., Leipzig 1821, u. A. m.

Sand, George, s. Dudevant.

Sandaal (Sandfisch, Ammodytes *L.*), Fischgattung aus der Ordnung der Kahlbäuche und der Familie der Aalfische, langgestreckte Fische mit spitzer Schnauze, die lange Rückenflosse mit eingelenkten Strahlen. Die eine Art, der Tobiasfisch (A. Tobianus *L.*), ist silbergrau mit

längerem Maxillarknochen, 8—10 Zoll lang, gemein an den Küsten der Nordsee, des Kanals und des atlantischen Meeres, liegt zusammengerollt ½ Fuß tief unter dem Sande, um nach Würmern zu wühlen. Zur Zeit der Ebbe wird dieser Fisch zu vielen Tausenden mit eigenen Rechen oder Haken hervorgeholt, um zur Speise oder als Angelköder zu dienen. Er schmeckt aber schlecht und wird nur in Grönland gegessen. Die andere Art, der gemeine S., ebenfalls silbergrau und 8—10 Zoll lang, aber mit kürzerem Maxillarknochen, kommt mit voriger Art untermischt vor.

Sandalen (v. Griech., lat. sandalia), eine Art von Fußbekleidung bei Griechen u. Römern, die älteste Art derselben, bei den Römern auch Soleae genannt. Nach Maßgabe der antiken Darstellungen bestanden die S. aus einer einen Finger bis zwei Daumen starken Sohle von leichtem Holze, Kork &c., die oben und unten mit Leder überzogen und am Rande zierlich gesteppt war. Sie bedeckten nur die Fußsohlen und wurden mit Riemen, die kreuzweise geschlungen wurden, am Fuße befestigt. Bei Griechen und Römern diente diese ursprünglich kleinasiatische Fußbekleidung anfangs als Weiberluxus. Später hielten sich die Reichen besondere Sklaven, welche die S. im Stand halten und aufbewahren mußten (sandali geruli). Auch heißen S. mit Gold und Perlen gestickte Prachtsocken, die von den vornehmen katholischen Geistlichen bei feierlichen Gelegenheiten getragen werden, sowie die ledernen Schnürsohlen oder Riemenschuhe der Mönche.

Sandarak, ein Harz, welches freiwillig aus der Rinde des in der ganzen Berberei, zumal auf dem Atlas einheimischen Baumes Callitris quadrivalvis *Venten.* (Thuja articulata *Desf.*) fließt. Es bildet längliche, spröde, häufig seitlich zusammengeflossene, blaßgelbliche, außen weißlich bestäubte, im Bruch glasglänzende und durchsichtige Körner, die beim Kauen nicht erweichen, sondern zu einem immer feineren Pulver zerrieben werden. Der S. schmeckt balsamisch harzig, riecht beim Erwärmen balsamisch und etwas terpentinartig, ist in Alkohol fast ganz, in Terpentinöl zum Theil löslich. Man benutzt ihn, namentlich in Verbindung mit anderen Harzen zu Terpentin- und Alkoholfirnissen, reinigt ihn aber vor der Verwendung, indem man die reinsten und durchsichtigsten Stücke einige Stunden lang mit starker, kalkfreier Kali- oder Natronlauge kocht, dann mit reinem Wasser wäscht und abermals mit reinem Wasser ½ Stunde kocht. Auch als Radirpulver wird S. benutzt. Reibt man radirte Stellen auf Papier mit Sandarakpulver, so kann man wieder darauf schreiben, ohne daß die Dinte ausfließt. Deutscher S. heißt das Wachholderharz.

Sandau, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leitmeritz, mit Spital, Baumwollmaschinenspinnerei, Seidenbandweberei und 1200 Einw.

Sanday (Sanda), Insel aus der Gruppe der Orkneys oder Orkaden an der Nordküste von Schottland, mit einer □Meile Flächenraum und 1800 Einw., ist ziemlich flach, hat zerrissene Ufer, zwei gute Häfen (Kettleloft im Süden, Otterswik mit Leuchtthurm im Norden), Kelpbrennerei und Fischerei. Die Schifffahrt an der Ostküste ist namentlich im Frühjahr wegen der hohen Fluth sehr gefährlich. Hier wurden 1818 merkwürdige Alterthümer entdeckt.

Sandbach, Stadt in der englischen Grafschaft Chester, am Wheelock, Grand-Trunkkanal und an der direkten Eisenbahn von Manchester nach Birmingham, hat eine lateinische Schule, Alebrauerei, Fabrikation von Stiefeln und Wollzeuchen, Seidenspinnerei und 4989 Einw.

Sandbank, eine die Schifffahrt hemmende Anhäufung von Sand im Wasser, sofern dieselbe eine solche Höhe besitzt, daß Schiffe dergleichen Stellen entweder gar nicht, oder doch nur mit Gefahr passiren können. Dergleichen Sandbänke finden sich vorzüglich vor niedrigen Küsten, an den Mündungen von Strömen &c. Eine der größten Sandbänke befindet sich bei Neufundland. Auch heißt S. ein Sandlager in der Erde.

Sandbüchse des heiligen römischen Reichs, scherzhafte Bezeichnung der Mark Brandenburg wegen ihres vorherrschenden Sandbodens.

Sanddorn, Pflanzengattung, s. Hippophaë.

Sanddünen, s. Dünen.

Sandec, 1) Neu- (Navy) S., Kreisstadt in Galizien, am Dunajec, in fruchtbarer Ebene, hat ein Obergymnasium, eine Unterreal- und Kreishauptschule, ein Kloster der Jesuiten, ein Krankenhaus, ein israelitisches Spital, ein alterthümliches Schloß, eine protestantische Kirche und 7079 Einwohner. In der Nähe die deutsche Kolonie Hundsdorf. — 2) Alt-S., Stadt daselbst, am Einfluß des Poprad in den Dunajec, mit Knaben- und Mädchenhauptschule, einem Kloster der Clarissinnen nebst Erziehungsanstalt, stark besuchten Wochen- und Jahrmärkten und 3193 Einw. In der Nähe die deutschen Kolonien Neudörfel, Gollowice und Hutweide.

Sandelholz, 1) blaues (Griesholz, lignum nephriticum), violettblaues, festes, dichtes, schweres, harzreiches Holz, von etwas bitterem Geschmack und schwachem, gewürzhaftem Geruch, ist gewöhnlich noch von dem gelben leichten Splint bedeckt. Die Abstammung ist unbekannt. 2) Gelbes und weißes (Santalholz), Stamm- und Astholz von älteren, respektive jüngeren Exemplaren von Santalum album und paniculatum (s. Santalum), bildet 3 und mehr Zoll dicke Stücke und ist außen von einer 1 Linie dicken dunkelbraunen Rinde bedeckt. Das eigentliche Holz, welches noch von einem 2 Linien dicken, helleren Splint umgeben ist, ist sehr dicht, hart, fest und schwer, so daß es in Wasser untersinkt, dunkelgelb, mit vielen Jahresringen und zahlreichen engen Markstrahlen, zwischen welchen die gleich weiten Spiroïden in dichten Reihen stehen. Dicht an den Spiroïden finden sich eigene Kanäle, die ein dunkelgelbes Harz enthalten. Besonders die Wurzel und die unteren, sowie die dunkelsten Theile des Holzes sind reich an ätherischem Oel. Dies verleiht dem Holz einen großen Wohlgeruch und macht es allen Völkern des südlichen Asiens von Arabien bis China und Japan unentbehrlich, so daß es dort einen höchst wichtigen Handelsartikel bildet. Die Scheite werden für den Handel geglättet und polirt und an den Enden quadratisch zugerichtet. Die größten Scheite kaufen die Chinesen, die kleinsten und der Abfall gehen nach Arabien. Die Produktion soll jährlich 28,000 bis

30,000 Centner betragen. Am meisten wird das Holz von den Chinesen verbraucht, die daraus Fächer und ähnliche Dinge schnitzen, das Pulver in Salbenform als Parfüm und Kosmetikum benutzen oder als Räuchermittel beim Todtenkultus verwenden. Auch die Götterbilder der Buddhaisten werden aus S. geschnitzt u. daraus jene duftenden Rosenkränze verfertigt, welche die Pilger aus Mekka heimbringen. Das aus Sägespänen und Abfällen bereitete ätherische Oel gleicht dem türkischen Rosenöl, sinkt in Wasser unter u. ist in Spiritus leicht löslich. 3) Rothes, Stammholz von Pterocarpus santalinus *L. fil.*, ist hart, außen braunschwarz oder braunroth, innen rothbraun oder blutroth, schwerer als Wasser, erscheint in der Spaltfläche feinfaserig, mit schief und in verschiedenen Richtungen verlaufenden Fasern, fast seidenglänzend und zwischen den Fasern mit breiteren Kanälen (Spiroïden), die der Länge nach in Quadrate abgetheilt und mit einem rothbraunen Harz überzogen sind. Im Querschnitt ist das Holz sehr dicht und besteht aus zahlreichen, ziemlich breiten, etwas geschlängelten, hornartigen und dunkeln Prosenchymschichten, welche parallel mit der Rinde verlaufen und mit sehr schmalen Lagen eines rothen, die weiten Spiroïden der Quere nach vereinigenden Holzparenchyms wechseln. Die Markstrahlen, welche das Holz als zarte rothe Linien durchschneiden, sind dünner und unter sich durch schmalere Zwischenräume getrennt als die Streifen des Holzparenchyms. Beim Erhitzen schmilzt aus dem Holz ein rothbraunes Harz, welches beim Zerreiben hochroth wird. Vom Fernambukholz unterscheidet sich das S. dadurch, daß es kaltes Wasser nicht färbt. Es ist fast geschmack- und geruchlos, gibt mit Alkohol eine rothe Tinktur, die durch Bleizucker violett, durch Sublimat scharlachroth und durch Eisenvitriol dunkelviolett gefärbt wird. Der alkalische Auszug ist violettroth und gibt mit Säuren einen Niederschlag von Santalin. Dieser letztere Farbstoff ist harziger Natur, dunkelroth, geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, Aether, alkalischen Flüssigkeiten und Essigsäure. Man benutzt das S. in großer Menge zum Roth- und Braunfärben, in dem Detailhandel kommt es als leichtes, lockeres, stäubendes, dunkelrothes Pulver vor. Auch zur Prüfung der ätherischen Oele wird es benutzt, da die Löslichkeit des Santalins in diesen sehr verschieden ist.

Sandelholzinsel (Sandalwood Island, Sumba, Tschyndana), eine der kleinen Sundainseln im indischen Meere, südwestlich von Flores, 108 QMeilen groß mit ungefähr 400,000 Einw., bringt Baumwolle, viel Sandelholz (daher der Name), Pferde, Geflügel ꝛc. hervor. Die Insel gehörte früher den Holländern, steht aber jetzt unter einheimischen Häuptlingen; nur noch die Süd- u. Ostküste ist den Holländern unterworfen.

Sander (Zander, Lucioperca), Fischgattung aus der Ordnung der Bruststachelflosser und der Familie der Barsche, charakterisirt durch den gestreckten Körper, die nicht hervorragende Schnauze und die spitzen, kegelförmigen Fangzähne in Kiefern u. Gaumen. Die bekannteste Art ist der gemeine S. (Sandart, Hechtbarsch, Schill, L. sandra *Cuv.*), walzenförmig, bleigrau mit Goldglanz, auf dem Rücken mit vielen schwärzlichen Querbinden gezeichnet, mit schwach gebänderten Rückenflossen und harten Schuppen, 3—4 Fuß lang u. 20—25 Pfund schwer, lebt in den Flüssen (Donau, Elbe) und Seen (Plattensee in Ungarn) Europa's, hat weißes, zartes, sehr wohlschmeckendes Fleisch und gibt daher einen bedeutenden Handelsgegenstand ab. Er ist sehr fruchtbar und soll über 300,000 Eier legen. Obwohl er sehr gefräßig ist, so frißt er doch gefangen nichts mehr und ist daher frisch schwer zu versenden.

Sander, Levin Christian, dänischer u. deutscher Dichter, geboren den 13. Nov. 1756 in Itzehoe, studirte in Kiel, wurde 1779 Lehrer am Philanthropinum zu Dessau und lieferte hier unter Anderem eine Schilderung des Lebens in den holsteinischen kleinen Städten in dem Roman „Geschichte meines Freundes“ (Leipzig 1784, 3 Bde.), gab jedoch aus Kränklichkeit 1783 sein Amt auf und fungirte 1784—89 als Privatlehrer in dem Hause des Grafen Reventlow in Kopenhagen. Hier studirte er mit Eifer die dänische Sprache, übersetzte Ewalds „Fiskere“ (Leipzig 1786) und andere Dichterwerke ins Deutsche, wurde 1789 Bevollmächtigter an der Kreditkasse, 1791 Sekretär bei der Wegekommission, 1800 Lehrer der Pädagogik u. Methodik, sowie der deutschen Sprache am pädagogischen Seminar mit Professortitel u. hielt Vorlesungen an der Universität über Pädagogik u. deutsche Sprache; † den 29. Juli 1819. Die dänische Sprache hatte er sich bald so angeeignet, daß er als Schriftsteller darin auftreten konnte. Unter seinen Gedichten verdient besonders die schöne „Dödens Buggvisa“, das ist das Wiegenlied des Todes, erwähnt zu werden. Die Begeisterung, mit welcher Samsöe's Tragödie „Dyveke“ aufgenommen wurde, bestimmte ihn, ebenfalls einen Stoff aus der dänischen Geschichte zu dramatisiren, und so entstand sein Hauptwerk, die Tragödie „Niels Ebbesen“ (aufgeführt 1797, gedruckt 1798). Seine Tragödie „Knud, Danmarks Hertug“ (1808) machte kein Glück. Ferner schrieb er: „Bidrag til Pädagogiken og dens Historie“ (1804—6, 2 Bde.), „Forelässninger over Shakspeare og hans Sorgespill Macbeth“ (1804), „Odeum eller Declamerkonstens Theorie“ (1808; 2. Aufl. 1819, 2 Bde.), „Svada eller theoretisk og praktisk Veiledning til Betoningskonsten“ (1811) u. a. m.

Sandersleben, Stadt im Herzogthum Anhalt, Kreis Köthen, an der Wipper und der (projektirten) Eisenbahn von Halle nach Aschersleben, Sitz einer Kreisgerichtskommission, hat ein Schloß (früher Wittwensitz), eine Kirche mit schönem Thurm, eine Synagoge, ein Hospital, eine Zuckerfabrik, Maschinenbauanstalt, Gypshütte und 2403 Einw.

Sandfang, kleiner Einbau von Buschwerk, welcher an von Wasser beschädigten Flußufern errichtet wird, damit sich hinter demselben Land ansetze.

Sandfloh, s. Floh.

Sandgate, Seebad in der englischen Grafschaft Kent, eine Stunde von Folkestone, mit altem befestigten Schloß.

Sandifort, Eduard, berühmter holländischer Anatom, geboren den 14. Nov. 1742 zu Leyden, wurde 1770 daselbst Professor der Anatomie und

† den 22. Febr. 1814. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Observationes anatomico-pathologicae“ (Leyden 1778, 4 Bde.); „Exercitationes anatomico-academicae“ (das. 1783—85, 2 Bde.); „Opuscula anatomica selectiora“ (das. 1788) und „Museum anatomicum academicae Lugduno-Batavae“ (das. 1789—93, 2 Bde.). Sein Sohn Gerard S., geboren 1779 zu Leyden, † den 11. Mai 1848 ebenfalls als Professor der Anatomie daselbst, setzte das „Museum anatomicum“ (Leyden 1827—36, 3. u. 4. Bd.) fort und lieferte „Tabulae craniorum diversarum nationum“ (das. 1838—40, 2 Bde.).

Sandinsel (Sable Island), britisch-nordamerikanische Insel, südöstlich von Neuschottland, durchaus sandig, baumlos und bloß mit niederem Gesträuch bewachsen, dient wilden Pferden und Rindern zum Aufenthalt, ist aber unbewohnt und wird nur von Fischern besucht. Die Schifffahrt um dieselbe ist durch große Barren gefährlich, welche sich weit ins Meer hinein erstrecken. Die Insel war der erste 1598 durch die Franzosen in jener Gegend besetzte Punkt.

Sandleute, im östlichen Schleswig die von den Amtmännern ernannten Gerichtsbeisitzer (Sandschöppen) in den Aemtern auf dem Lande.

Sandnelke, s. v. a. gemeine Grasnelke, Armeria vulgaris *Willd.*

San Domingo, Republik, s. Hayti.

San Domingo, Stadt auf der Insel Hayti, auf der Südküste rechts an der Mündung des Ozama reizend gelegen, Sitz eines Erzbischofs, hat schöne Straßen, eine Kathedrale, ein Gouvernementsgebäude, Arsenale, Rathhaus 2c., eine Universität, einen guten Hafen, lebhaften Handel und 20,000 Einw.

Sandomir, ehemaliges Gouvernement im russischen Königreich Polen, umfaßte 250 □M. mit 420,900 Einwohnern, grenzte nördlich an Masovien und Podlachien, östlich an Lublin, südlich an Galizien u. das Gouvernement Krakau oder Kielce, westlich an das Gouvernement Kalisch und wurde 1844 mit dem Gouvernement Krakau (Kielce) zu dem neugebildeten Gouvernement Radom (s. d.) vereinigt. Die gleichnamige ehemalige Hauptstadt (Sandomierz), jetzt Hauptstadt eines Kreises im russisch-polnischen Gouvernement Radom, am linken Ufer der Weichsel, hat ein altes Schloß auf einem steilen Felsen, eine prachtvolle Kathedrale, mehre andere Kirchen, eine Synagoge, 4 Klöster, ein Kollegiatstift, Gymnasium, ein großes Zuchthaus, starken Weizenbau und 4240 Einwohner. Im 13. Jahrhundert war S. die Haupt- und Residenzstadt regierender Fürsten; 1240 und 1259 wurde es von den Tataren geplündert und verbrannt. Unter Kasimir dem Großen wieder aufgebaut, schwang es sich durch Handel und Industrie in die Reihe der angesehensten Städte Polens empor, ward aber 1656 von den Schweden geplündert und verbrannt. Hier ward 1570 von den Dissidenten aller Bekenntnisse eine Hauptsynode abgehalten, welche die unter dem Namen Consensus Sandomiriensis bekannte Bundesakte zur Folge hatte. Ferner ward hier 1702 eine Konföderation der Anhänger des Königs August gegen Karl XII. geschlossen.

Sandoway, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Arracan in Britisch-Birmanien (Hinterindien), an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den bengalischen Meerbusen, hat 4000 Einw.

Sandrart, Joachim von, Maler, Kupferstecher und Kunsthistoriker, geboren 1606 zu Frankfurt a. M., widmete sich unter Leitung M. Merians, E. Sadelers u. G. Honthorsts der Malerei und Kupferstecherei, ging mit letzterem nach England, von da 1627 nach Italien und verweilte besonders in Venedig, Bologna, Rom und Florenz. Unter vielem Anderen malte er dort den Tod Seneca's, ein Nachtstück in der Weise des Gerardo delle Notte, jetzt in der königlichen Gallerie zu Berlin. Auch lieferte er die Zeichnungen zu der „Galeria Giustiniana“ (Rom 1631, 2 Bde.). Papst Urban VIII. ließ durch ihn mehre Gemälde ausführen, meist Porträte und historische Darstellungen für Kirchen Roms. Nachdem S. in Unteritalien eine große Anzahl von Zeichnungen entworfen, die sich in M. Zeilers „Itinerarium Italiae“ u. in Gottfrieds „Archontologia cosmica“ gestochen finden, kehrte er 1635 nach Frankfurt zurück und ließ sich bald darauf in Amsterdam nieder. Für Maximilian I. von Bayern malte er hier die 12 Monate, jetzt in der Pinakothek zu München, und die allegorische Darstellung des Tages und der Nacht, in der Gallerie zu Schleißheim. Nachdem er das Landgut Stockau bei Ingolstadt ererbt, ließ er sich hier nieder und erhielt den Titel eines pfalz-neuburgischen Raths. Im Jahre 1649 ging er wieder nach Nürnberg, wo er besonders Bildnisse der dort versammelten Gesandten malte. Sein bedeutendstes Werk aus jener Zeit ist die Darstellung des großen Friedensmahles, welches den 25. Sept. 1649 Pfalzgraf Karl Gustav den kaiserlichen und schwedischen Kommissären und den Reichsständen gab, mit den Bildnissen von 50 Personen, jetzt im Rathhause zu Nürnberg. Nachdem S. in Wien den Kaiser Ferdinand III. und seine Gemahlin, sowie den römischen König Ferdinand IV. und den Erzherzog Leopold gemalt, ward er in den österreichischen Adelsstand erhoben. Er † zu Nürnberg 1688. S. hatte weniger eigenthümlich schaffendes Vermögen als Talent für Nachbildung; ganz selbstständig erscheint er wohl nur sehr selten. In der Theatinerkirche zu München ist ein als meisterhaft gerühmtes Altarblatt, welches den heiligen Cajetan mit mehr als 60 großen Figuren vorstellt, wie er 1666 durch seine Fürbitte Neapel von der Pest befreit. Im Dom zu Bamberg ist die Enthauptung des Johannes, ein gerühmtes Nachtstück, und in der St. Walpurgiskirche zu Eichstädt ein 30 Fuß hohes Altarbild, die heilige Walpurgis vorstellend, wie sie mit dem mystischen Lamme die himmlische Hochzeit hält. Im Passionschor des Doms in Wien befindet sich ein großes Passionsbild von ihm, der Gekreuzigte zwischen den Schächern, unten Maria, Johannes und Magdalena; in der Kapuzinerkirche zu Brünn ebenfalls ein großes Altarbild, die Kreuzerfindung darstellend. Beide Gemälde werden zu den vorzüglichsten des Meisters gezählt. Andere Altarbilder finden sich im Dom zu Würzburg, sowie in den Kirchen zu Landshut, Freising 2c.

Auch literarisch machte sich S. bekannt, namentlich durch die „Deutsche Akademie der edeln Bau-, Bild- und Malereikünste" (Nürnberg 1675—79, 2 Bde.; verbessert von Volkmann, daselbst 1768 bis 1775, 8 Bde.); ferner die „Admiranda sculpturae seu statuariae veteris", mit lateinischem Text von C. Arnold nach S.s deutscher Handschrift (1683) und die „Insignium Romae templorum prospectus exteriores et inferiores" (Nürnb.). Sein Leben ist in der deutschen Ausgabe seiner „Akademie", sowie in neuerer Zeit von Friedrich Rochlitz beschrieben. Mehre Gemälde dieses Meisters sind durch Kupferstiche bekannt.

Sands, Robert, amerikanischer Dichter, geboren den 11. Mai 1799 zu Newyork, studirte die Rechte, widmete sich aber daneben klassischen Studien und der Poesie und begründete 1820 seinen Dichterruf durch ein Heldengedicht über die Kriege der Indianer gegen die Kolonisten in Neuengland um 1665 und 1676 unter dem Titel „Yamoyden". In demselben Jahre ward S. Advokat, doch beschäftigte ihn hauptsächlich die Redaktion mehrer Zeitschriften. Er † am 17. Dec. 1832. Seine gesammelten Werke, darunter Biographien von Cortez (1828) und Paul Jones (1831) nebst seinem Leben gab Vesplanck heraus.

Sandsäcke (Erdsäcke), Säcke von grober Sackleinwand, welche zu fortifikatorischen Zwecken mit Erde, Kies oder Sand gefüllt und fest zugebunden werden. Sie finden namentlich bei solchen Befestigungsanlagen, wo schnell eine nothdürftige Deckung erlangt werden soll, Anwendung und gewähren insbesondere den auf den Banketts stehenden Vertheidigern ein vortreffliches Deckmittel gegen das Schützenfeuer. Außerdem verwendet man sie als Verkleidemittel, zum Auflegen auf Blockdecken, zur Ausfüllung von Schanzkörben und Schießscharten, zum Verdämmen der Minen &c., sowie auch zur momentanen Befestigung sonstiger Gebäude und Anlagen.

Sandschak (türk.), Fahne, besonders (Sandschakat) Benennung der Abtheilungen oder Distrikte, in welche die Ejalets oder Provinzen des türkischen Reichs eingetheilt werden. Die S.s, welche sonst unter Sandschakbegs standen, jetzt aber von Pascha's (mit einem oder zwei Roßschweifen) verwaltet werden, zerfallen wieder in Siamets, Timars und Moseliminiks. Vgl. Türkisches Reich.

Sandstein, s. Sand.

Sanduhr, eine der ältesten Arten von Uhren, welche die verflossene Zeit durch ein bestimmtes Quantum feinen Sand anzeigt, der innerhalb einer gewissen Frist von einem Gefäß durch eine enge Oeffnung in ein anderes läuft. Gewöhnlich besteht die S. aus zwei an der engen Seite zusammengefügten kegel- oder kelchförmigen Gläsern, die durch eine enge Oeffnung an der Stelle ihrer Zusammenfügung in Verbindung stehen, u. deren eines meist mit so viel feinem Sand gefüllt ist, als innerhalb einer Stunde durch die erwähnte Oeffnung in das andere rieselt; doch gibt es auch S.en, die ¼, ½, ¾ Stunde oder auch mehre Tage laufen, und nicht selten vereinigt man mehre dergleichen, namentlich vier solcher, von denen jede eine Viertelstunde länger als die andere läuft. Beide Gläser sind an ihren weiten Oeffnungen verschlossen u. gewöhnlich mit einem Rahmen oder kleinen Gestell versehen; ist der Sand ausgelaufen, so muß die Uhr umgedreht werden, so daß das gefüllte Glas wieder nach oben zu stehen kommt. Die S.en geben wohl an, daß ein bestimmter Zeitraum, z. B. eine Stunde verflossen ist, aber nicht die wie vielste Stunde. Sie werden gegenwärtig nur noch als Antiquitäten, zuweilen besonders auf alten Kanzeln gefunden, wo sie dem Prediger die Dauer seines Vortrags bestimmen sollen. Im Allgemeinen ist die S. ein Attribut der Zeit, sowie des Todes, der als Gerippe eine solche entweder in der Hand hält, oder auf dem Kopfe trägt. Die meisten S.en wurden früher in Nürnberg gefertigt, wo die Sanduhrmacher ein gesperrtes Handwerk bildeten.

Sandusky, 1) S. River, Fluß im nordamerikanischen Staate Ohio, entspringt auf der Grenze der Grafschaften Crawford und Richland, fließt nördlich und mündet in die Sanduskybai, eine südwestliche Bucht des Eriesee's. — 2) S. City, Stadt und Einfuhrhafen im nordamerikanischen Staate Ohio, Hauptstadt der Grafschaft Erie, am südlichen Ufer der Sanduskybai, Knotenpunkt der Eisenbahnen von Cleveland, Columbus, Cincinnati und Toledo, hat 6 Kirchen, 2 Banken, Eisenwerke, Maschinenfabriken, lebhaften Handel und Dampfschiffverbindung mit den übrigen Hafenorten des Eriesee's und 10,000 Einwohner.

Sandwich, Stadt in der englischen Grafschaft Kent, einer der sogenannten Cinque Ports (Fünfhäfen) unweit der Mündung des Stour in die Nordsee und an der Eisenbahn von Canterbury nach Deal, hat einen versandeten, nur für kleine Seeschiffe zugänglichen Hafen, 6 Kirchen, ein Rathhaus, Gefängniß, Handel mit Getreide, Wolle, Leder, Steinkohlen und Salz und 2944 Einwohner.

Sandwichinseln (Hawaiinseln), Inselgruppe im nordöstlichsten Theile des stillen Oceans, fast unter dem Wendekreise des Krebses, zwischen 18° 54′ und 22° 2′ nördl. Br. und 137° 20′ und 143° 20′ westl. L. von Ferro, besteht aus 14 Inseln, die eine Kette von Südosten nach Nordwesten bilden, von denen aber nur 8 bewohnt sind. Diese sind: Hawai oder Owaihi (s. d.), die östlichste und größte Insel, 190 QMeilen; Maui (Mowi), 30 QM.; Lanai (Ranai), 5 QM.; Molokai, 9 QM.; Kahulawe, 3 QM.; Oahu, 25 QM.; Kauai (Atuai), 24 QM.; Niihau, 4 QM. groß. Dazu kommen im äußersten Nordwesten noch mehre kleine Felseneilande, z. B. Bird-Island, Necker u. a., die wegen ihres Guanoreichthums wichtig sind. Der Gesammtinhalt der S. beträgt somit über 290 QM. Die ganze Gruppe hat vulkanische Gebirgsnatur und besteht aus Lava. Auf Hawai befindet sich der 13,900 Fuß hohe Mauna Loa, der größte und thätigste Vulkan der Südseeinseln, vielleicht der Erde; auch andere Inseln enthalten Berggipfel von nicht geringerer Höhe. Die durch Korallenriffe geschützten Steilküsten besitzen geräumige und sichere Baien, z. B. die Byrons- oder Hilobai und Kealakekua auf Hawai, Lahaina auf Maui, Honolulu auf Oahu, welch letztere Bai für den besten Hafen gilt. Der Boden, aus alter zersetzter Lava

bestehend, ist, einige Gegenden Hawai's ausgenommen, gut bewässert und mit Wald und anderer Vegetation bedeckt; Thäler und Ebenen zeichnen sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit aus. Das Klima ist trocken und nicht ungesund; die Temperatur schwankt zwischen 25° und 13° R. Neun Monate hindurch herrscht der Nordostpassat. Für den Ackerbau sollen 30 □M. geeignet sein, für den Anbau von Zuckerrohr 18 □M. Am sorgfältigsten kultivirt man verschiedene Arten von Taro, der Hauptnahrung der Bewohner; daneben viel süße Bataten und andere auf den polynesischen Inselgruppen gebräuchliche Nahrungspflanzen. Auch der Papiermaulbeerbaum und die Kawapflanze wachsen hier. Die Wälder sind reich an trefflichen Holzarten; doch ist das Sandelholz in Folge zu starker Ausfuhr erschöpft. Eingeführt hat man Wein, Orangen, Kaffeebäume, Ananas, Melonen, die alle gut fortzukommen scheinen. Auch Kürbisse, Kartoffeln, Kohl, Mais und Weizen werden angebaut. Von Säugethieren fand Cook, der Entdecker der S., nur Schweine, Hunde und Ratten vor; Vancouver ließ später Rindvieh dort zurück, das in den Wäldern bald verwilderte u. den Einwohnern gefährlich wurde. Spanier aus Kalifornien haben diese wilden Ochsen mit Pferden gejagt und in einem Jahre 5000 Häute ausgeführt; seitdem werden sie wieder geschont. Andere zahme Hausthiere hat man später vielfach eingeführt. Die Bevölkerung der S. ist leider in starkem Abnehmen begriffen. Während sie Cook 1779 (vielleicht zu hoch) auf 400,000 schätzte, zählte man 1832 nur 130,213, 1836 108,580, 1849 80,643, 1853 73,134 (darunter 2118 Europäer u. Amerikaner) und 1855 nur 65,000 Bewohner. Diese Verminderung erklärt sich nur zum Theil durch Emigration. Die Sandwichinsulaner gehören zu den schönsten Völkern der Südsee und ähneln in der Gestalt, den kräftigen Gliedern und der Sprache außerordentlich den Neuseeländern, sind jedoch kühner und fleißiger als diese. Eine Eigenthümlichkeit der Lippenbildung wird nur auf dieser Inselgruppe gefunden: die Oberlippe, welche der Nase ganz nahe steht, ist nicht gebogen, sondern wie viereckig. Ihre intellektuellen Fähigkeiten sind nicht gering. Nach den alten Ueberlieferungen scheint der Stamm auf der Inselgruppe gelandet zu sein, nachdem er lange auf dem Meere in gebrechlichen Kanoes umhergestreift war. Manche Anklänge an die Bibel sind in den Volkssagen überraschend; eine Sündfluth und die auf Mauna Kea gestrandete Arche, der verkaufte Joseph und der vom Seethier verschlungene und wieder ausgespieene Jonas rc. kommen mit verändertem Namen in der Sagengeschichte vor. Die Sittlichkeit der Bewohner stand ehedem um nichts höher als die der anderen Insulaner. Bei den Häuptlingen herrschte Vielweiberei, u. die Frauen befanden sich in dem Zustande von Sklavinnen. Das Morden der neugeborenen Mädchen war auch hier Sitte, und den in den Vulkanen wohnenden schrecklichen Gottheiten brachte man Menschenopfer dar, wie auch bei anderen Gelegenheiten, z. B. beim Beginn eines Krieges, bei Einweihung eines Tempels, bei Krankheiten der Häuptlinge rc., Menschen geschlachtet wurden. Gräßliche Holzfiguren, Thiere, Knochen von Häuptlingen u. A. wurden angebetet. Verschiedenen Beschäftigungszweigen waren verschiedene Götter vorgesetzt; auch Hausgöttern wurde große Verehrung gezollt. Auch hier gab es, wie auf vielen anderen Inseln Polynesiens, heilig gehaltene umzäunte Plätze (Marais), welche Denen als Zuflucht dienten, welche in Kriegszeiten flüchtig waren; wer diese Plätze während der Zeit, wo dieselben Tabu, d. h. geheiligt waren, durch unbefugtes Betreten verletzte, war dem Tode verfallen. Jetzt sind alle Inseln für das Christenthum (u. zwar fast ausschließlich das evangelische) gewonnen, und seitdem hat die Bevölkerung in Intelligenz u. Civilisation, in Vervollkommnung des äußeren Lebens unablässig Fortschritte gemacht, so daß die S. gegenwärtig die wichtigsten aller Inselgruppen der Südsee sind. Man sieht jetzt überall in europäischer Weise gebaute Häuser, gute Landstraßen, die Bewohner ordentlich gekleidet und im Besitz von Gold, Heerden oder Pflanzungen. Der Ackerbau wird rationell betrieben. Die Zahl der Rinderheerden ist ansehnlich; große Kaffee- und Zuckerplantagen lohnen dem Ansiedler. Der Schulunterricht ist geregelt. Man findet selten ein Kind, das nicht lesen kann; viele schreiben gut u. können rechnen. Man zählt etwa 300 Schulen Eingeborner mit 9000 Schülern und 3 höhere Schulen, aus denen bereits über 600 gebildete junge Leute hervorgegangen sind. Sogar ein College, das eine Universität ersetzen soll, ist gegründet worden, und eine besondere Schule existirt für die Erziehung der Häuptlingssöhne. Die Druckereien (5 in Honolulu) liefern Unterrichts- und Religionsbücher, und mehre Zeitungen erscheinen regelmäßig im Hawaiischen und Englischen, darunter der englisch geschriebene „Polynesier" als Regierungszeitung. Die Verfassung beruht auf einer Art Lehnssystem, mit einem erblichen König an der Spitze, dessen Würde und Unabhängigkeit seit 1844 durch England, Frankreich, Belgien und Nordamerika garantirt ist. Die Regierung ist vollständig organisirt, die Departements werden gut verwaltet, und man gehorcht den Gesetzen. Die sehr freisinnige Verfassung datirt vom 6. Dec. 1852. Die Beamten sind größtentheils Amerikaner, welche hawaiische Unterthanen geworden sind. Staatsreligion ist die protestantische. Von großer Wichtigkeit sind die S. für den Handel, für den sie ein Mittelpunkt in jenem Meer zu werden scheinen. Besonders lebhaft ist der Verkehr mit Kalifornien, China, Sidney u. der Amurmündung, nach welchen Punkten regelmäßige Dampfschifffahrt besteht. Zahlreiche Küstenfahrzeuge bringen von allen Punkten die Produkte nach dem Haupthafen Honolulu, wo jährlich an 2000 Faß Pökelfleisch, 3000 Faß Mehl, große Mengen von Kartoffeln, Brennholz, Kürbissen, Gemüsen und Früchten an Handelsschiffe, sowie an Wallfischfänger abgesetzt werden. Die S. selbst betreiben den Wallfischfang auf mindestens 15 Schiffen. Der Totalwerth der Einfuhren auf den S. betrug 1857 235,448 Pfund Sterling, wovon der weit überwiegende Theil auf die Vereinigten Staaten, sodann auf Großbritannien und demnächst auf Bremen fiel. Das Hauptausfuhr-

produkt ist Zucker. Man baut 5 Arten von Zuckerrohr und gewinnt jährlich etwa 1000 Tons, wovon $^1/_3$ im Lande konsumirt wird. Der exportirte Zucker, nebst Melasse, geht nach Kalifornien, Oregon, Vancouversinsel, Britisch-Columbia, den Südseeinseln, Kamtschatka und dem Amur. Außerdem wird ausgezeichneter Kaffee nach San-Francisco gesendet; auch Seesalz geht dahin. Häute, Hörner und Talg werden nach den Vereinigten Staaten exportirt. Kartoffeln, welche sonst von hier nach Kalifornien gingen, werden jetzt von dort hierher eingeführt. Andere Hauptausfuhrartikel sind Wallfischthran u. Barten; ebenso Poi, ein Nahrungsmittel. Letzteres ist die gekochte Knolle von Arum esculentum, welche gestampft das Paian gibt, das, in luftdichte Fässer verpackt, als Proviant dient. Es wird mit Wasser oder Kokosmilch genossen. Residenz des Königs ist Honolulu auf Oahu.

Die S. wurden 1778 von Cook auf seiner dritten Reise entdeckt und zu Ehren des damaligen Lords der Admiralität benannt. Zuerst fand er auf seiner Fahrt von den Gesellschaftsinseln drei davon und landete auf einer derselben, Atuai oder Kauai, wo er mit staunender Verehrung empfangen wurde. Auf der Rückkehr vom Norden her entdeckte er noch in demselben Jahre Maui und Owaihi oder Hawai, wo er am 14. Febr. 1779 bei einem Auflauf seinen Tod fand (s. Cook). Von da blieben die S. bis 1786 unbesucht; später legten öfters Handelsschiffe an und fanden gute Aufnahme. Der alte König Taraiopu überlebte Cook nicht lange. Nach ihm trat sein Sohn Kawarao (Kanikeouli) die Regierung über den größten Theil der Insel Owaihi an, während ein kleinerer Theil seinem Verwandten Kamehameha I. anheimfiel. Letzterer machte sich 1781 zum alleinigen Beherrscher von Owaihi und Maui und regierte mit Milde und mehr als gewöhnlicher Einsicht. Europäische und amerikanische Schiffe nahm er freundlich auf und wußte diesen Verkehr sehr gut zur Kultivirung seines Volks zu benutzen, namentlich auch durch Einführung von Rindvieh und Schafen, sowie von nützlichen Pflanzen. Durch Vancouver, der 1792 auf Hawai anwesend war, ließ er sich ein europäisches Schiff bauen, andere wurden den besuchenden Fremden zu enormen Preisen abgekauft, und binnen 10—12 Jahren besaß die Insel mehr als 20 Schiffe, welche zwischen den verschiedenen Inseln handelten. Dazu führte der König, dem bei seinen Unternehmungen sein befähigter Minister Karemaku, der „Pitt der S.", hülfreich zur Seite stand, europäische Waffen ein und unterwarf sich endlich 1817 den ganzen Archipel. Nun war er namentlich auf Belebung des Handels bedacht; die Zahl seiner Schiffe mehrte sich; Sandelholz und Salz waren die wichtigsten Ausfuhrartikel; der Hafen Honolulu nahm bald Schiffe aller Nationen auf, und europäische und amerikanische Kaufleute siedelten sich dort an. Nach dem Tode des Königs im Mai 1819 folgte ihm sein Sohn Riorio unter dem Namen Kamehameha II. Dieser, milder gesinnt, aber weniger energisch als sein Vater, schaffte das Tabu und überhaupt den heidnischen Götzendienst mit allen seinen Mißbräuchen ab, wie es Pomare auf Tahiti gethan hatte, und unterdrückte die deswegen ausgebrochenen Aufstände mit Hülfe Karemaku's. Seitdem (1820) begannen amerikanische Missionäre ihre Thätigkeit auf Oahu; sie wurden mit Freuden empfangen, und das Christenthum fand bald bei dem König und seiner Familie, bei den vornehmsten Häuptlingen und bei vielen geringeren Leuten Eingang. Im Jahre 1824 begaben sich der junge König und seine Gemahlin nach England, wo sie kurz hinter einander an den Masern starben; ihre Leichen wurden auf ihren Wunsch in ihre Heimat zurückgebracht. In der Regierung folgte des Königs Bruder, als Kamehameha III., für den jedoch, da er noch unmündig war, eine Regentschaft eintrat, bestehend aus Karemaku und der Königin-Großmutter. Unter dieser erlangten die Missionäre eine fast unumschränkte Gewalt. Als 1827 katholische Missionäre auf Oahu zu lehren anfingen, wurden sie von den protestantischen Glaubensboten für Nichtchristen ausgegeben und vertrieben, was der französischen Regierung eine erwünschte Gelegenheit gab sich einzumischen. Eine französische Fregatte erschien 1839 vor Honolulu u. erpreßte unter Androhung, die Stadt zusammen zu schießen, 20,000 Piaster als Unterpfand dafür, daß die katholischen Missionäre künftig in der Ausübung ihrer Pflicht nicht behindert würden. Das Geld wurde später zurückbezahlt. Der König proklamirte 1840 feierlich die Unabhängigkeit des Archipels, die 1844, wie schon erwähnt, auch von Nordamerika und den europäischen Mächten anerkannt wurde. Wiederholte Bedrohungen durch Frankreich, namentlich 1849 und 1851, konnten nur mit Mühe durch England und Amerika zurückgehalten werden. Nach dem Tode des Königs, der 1852 noch eine sehr freisinnige Verfassung gegeben hatte, folgte am 15. Dec. 1854 Kamehameha IV., der selbst in England und in den Vereinigten Staaten gewesen ist und mit einem Staatsrath, Ministern, einer europäisch disciplinirten Armee, einer Kriegsflotte (200 Fahrzeuge, darunter 1 Fregatte) und akkreditirten Konsuln von England und Nordamerika regiert. Vergl. Stewart, Private journal of a mission to the Sandwich-Islands, Dublin 1830; Jarves, History of the Hawaiian or Sandwich-Islands, London 1843.

Sandwichsland (Sandwicharchipel), Inselgruppe im südlichen Polarmeer, unter 58—59° südl. Br., südöstlich von Neu- oder Südgeorgien, wird bisweilen mit zu Südamerika gerechnet, besteht aus 7 größeren und mehren kleinen Inseln, ist stets mit Eis und Schnee bedeckt, in Nebel verhüllt und ohne alle Vegetation; mehre haben ziemlich hohe Felsberge. Die Gruppe wurde 1775 von Cook entdeckt und ist noch wenig erforscht.

Sandy, 1) Insel aus der Gruppe der Hebriden an der nördlichen Westküste von Schottland, südwestlich von Skye, gehört zur schottischen Grafschaft Inverneß und hat einen guten Hafen. — 2) Big Sandy River, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entsteht aus den Ost- und Westforks, welche sich in der Grafschaft Lawrence des Staats Kentucky vereinigen, bildet dann, in nordwestlicher Richtung fließend, die Grenze zwischen den Staaten Kentucky und Virginien und fällt nach einem durchgehends für

Dampfboote schiffbaren Stromlauf von 10 Meilen, der Stadt Burlington im Staate Ohio gegenüber, links in den Ohiostrom. An seinen Ufern sind reiche Steinkohlenlager. — 3) Little S., ebenfalls ein linker Nebenfluß des Ohio im Staate Kentucky. — 4) S. Hook, Klippeninsel an der Küste des nordamerikanischen Staats Newjersey, am Eingang der Bai von Newyork, hat einen Leuchtthurm.

Sanfedisten (v. Ital.), die Mitglieder einer politischen und religiösen Verbindung im Kirchenstaate, welche in allen Aufständen der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts daselbst zur Befestigung der päpstlichen Gewalt den Carbonari gegenüber thätig war.

San-Francisco, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikanischen Staate Kalifornien, die wichtigste Seestadt des Staats und überhaupt der bedeutendste Seehandelsplatz der Westküste Nordamerika's, sowie der Mittelpunkt des kalifornischen Goldverkehrs (vgl. Kalifornien), liegt in einer sanft aufsteigenden Ebene auf einer Landzunge zwischen dem stillen Ocean u. der San-Franciscobai, an einer einen trefflichen Hafen bildenden Bucht. Die Stadt ist vollkommen regelmäßig gebaut und hat gerade, sich rechtwinkelig kreuzende Straßen und große öffentliche Plätze (Squares oder Plazas). Als eine Schöpfung der neuesten Zeit hat sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit zu außerordentlicher Bedeutung aufgeschwungen. Im Juni 1847, wo die ersten größeren Goldlager in der Umgegend entdeckt wurden, zählte der aus wenigen Blockhäusern bestehende Ort erst 459 Einw., ein Gemisch der verschiedensten Nationalitäten. Im Jahre 1849 war die ständige Bevölkerung schon auf 18,000, Ende 1852 auf 34,776 (darunter nur 5245 weibliche), 1860 auf 56,802 und 1864 auf 108,000 Einw. angewachsen. Anfangs hatte die Stadt meist hölzerne Häuser; nachdem aber mehre Feuersbrünste (die bedeutendsten den 24. Dec. 1849, den 14. Juni 1850 und den 15. Mai 1851) arge Verheerungen angerichtet hatten, wurde dieselbe in immer soliderer Weise wieder aufgebaut u. enthält namentlich zahlreiche Gebäude aus Eisen. S. hat eine große Anzahl von Kirchen und Bethäusern der verschiedensten Konfessionen und Sekten, 8 Banken, mehre Theater, eine Münze, viele Fabriken und industrielle Etablissements aller Art, mehre gelehrte Gesellschaften und Bibliotheken 2c. Von außerordentlicher Bedeutung ist aber namentlich der Handel; in dem trefflichen Hafen liegen fortwährend zahlreiche Schiffe, von denen besonders viele nach China gehen und von dort Ladungen mit Seidenwaaren, Shawls und andern Erzeugnissen der chinesischen Manufakturen zurückbringen, wie überhaupt China einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Markt von S. ausübt; ferner bestehen regelmäßige Dampfverbindungen mit allen bedeutenderen Hafenplätzen der Küste des stillen Oceans, sowie eine Eisenbahn nach San-José. Das Klima ist sehr gesund und ungefähr wie in Newyork; es gibt weder einen strengen Winter, noch einen übermäßig heißen Sommer; der Schnee wird durch anhaltenden Regen ersetzt. Das Trinkwasser ist sehr gut; überhaupt fehlt es an keinerlei Comfort. Die erste Ansiedelung an der Stelle, wo heute S. steht, fand 1776 durch die Spanier Statt, welche nach einem dort häufig wachsenden Heilkraut den Ort Yerba-Buena (d. i. gutes Kraut) nannten und daselbst einen Militärposten (Presidio) und eine Missionsstation der Franciskaner anlegten. Diese letztere hatte 1831, zur Zeit ihrer Blüthe, bereits 7000 Indianer getauft. Als bald darauf die Feindseligkeiten zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten begannen, kam Yerba-Buena in Verfall, bis wenige Jahre später die Auffindung der reichen Goldminen einen neuen Aufschwung des Ortes zur Folge hatte, dessen Name 1848, als Kalifornien an die Vereinigten Staaten fiel, in S. verwandelt wurde. Die Bai von S., 1578 von Francis Drake entdeckt und nach ihm früher Franz-Drakehafen genannt, ist eine der schönsten der Welt und groß genug, um die vereinigten Kriegsflotten aller Nationen aufzunehmen. Sie ist vom Meer durch eine 2000 bis 2500 Fuß hohe Bergkette getrennt und also eine Art Binnensee, dessen leicht zu vertheidigender Eingang (Golden Gade, d. i. goldene Pforte genannt) eine $^1/_4$—$^1/_2$ Meile lange, nach Osten gerichtete Wasserstraße bildet. Zu beiden Seiten derselben thürmen sich schroffe Felswände auf, im Norden mit Punta Boneta, im Süden mit Punta de los Lobos beginnend. Die Bai selbst dehnt sich nach Nordosten und Südosten im Ganzen 13 Meilen weit aus und hat eine Breite von 1—3$^1/_4$ Meilen, meist 40 Fuß Tiefe und trefflichen Ankergrund. Eine vielfach ausgezackte Verengung mit zahlreichen Eilanden führt im Norden der Stadt S. und der Insel de los Angeles in den nördlichen Theil des großen Bassins, die San-Pablobai, und aus dieser die etwa $^1/_4$ Meile breite und 10 Faden tiefe Carquinesstraße in die Saisanbucht, in die der mit dem San-Joaquin ein vielarmiges Delta bildende Sacramento mündet. Vermittelst dieser beiden Flüsse und durch zahllose, von den Nebenbecken auslaufende Kanäle und weit ins Innere gehende Einschnitte dehnt sich die Wasserverbindung der Bai von S. auf Hunderte von Meilen aus; daher hat dieser Hafen, einer der geräumigsten der Welt, eine bedeutende Zukunft.

Sanft, von einem Tone, leise, schwach und doch angenehm; von einer Bewegung, sacht, langsam; von Gemüthsbewegungen und Empfindungen, mild, gegen Andere nachgebend, besonders bei Beleidigungen; diese Eigenschaft bezeichnet man durch Sanftmuth, die aber die Frucht von sittlichen Grundsätzen und sittlicher Bildung sein muß, um moralischen Werth zu haben.

Sanga, Stadt auf der Nordwestküste der japanischen Insel Kiusiu, am Busen von Simbara, Residenz des Fürsten von Fisen, hat berühmte Porzellanfabrikation und lebhaften Handel.

Sangamon (Sanguemon), Fluß im nordamerikanischen Staate Illinois, fließt südwestlich, ist fast durchaus für kleine Dampfboote schiffbar und fällt nach einem Lauf von 45 Meilen links in den Illinois River.

Sangarius (Sagragus, Sangaris), Hauptstrom in Kleinasien, entsprang auf dem Berge Adoreus, an der Grenze von Galatien,

und floß in sehr gekrümmtem, erst südöstlichem, dann nordwestlichem und endlich gerade gegen Norden gerichtetem Lauf aus Galatien bei Berecynthus und Gordium vorüber nach Bithynien, war im letzten Theile seines Laufs schiffbar und mündete, als der größte Strom dieser Gegend, nächst dem Halys bei Sagaris, nordwestlich von Prusias in den Pontus Euxinus. Jetzt Sakarja oder Sakaria, türkisch Ayala.

Sangerhausen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Grenau, hat 5 evangelische Kirchen, worunter die 1079 erbaute Ulrichskirche mit dem Grabmal des thüringischen Landgrafen Ludwig des Springers, 2 Schlösser, von denen eines als Kriminalgefängniß benutzt wird, bedeutende Leinweberei, Salpeter- und Vitriolsiederei, Gerberei, Kupferbergwerke, Garten- und Obstbau und 7877 Einw. S. ist eine der ältesten Städte Thüringens und bildete mit den umliegenden Ortschaften vor Zeiten eine besondere Herrschaft. Hier 1758 und 1759 Gefechte zwischen den Preußen und Franzosen.

Sangir (Sanguir, Sangerinseln), ostindische Inselgruppe, nordwestlich von den eigentlichen Molukken, zwischen Celebes und den Philippinen gelegen, besteht aus ungefähr 50 kleineren Inseln mit insgesammt 13 □Meilen und gegen 30,000 Einw. malayischer Race. Diese Inseln sind sämmtlich gebirgig, vulkanisch, sehr fruchtbar, stehen unter eigenen Häuptlingen, gehören aber nominell zur niederländischen Residentschaft Menado. Die gleichnamige Hauptinsel (auch Großsangir) der Gruppe ist 6 Meilen lang, 2 Meilen breit, stark bewaldet, gebirgig, erzeugt viel Gewürze, Kokospalmen, Sago und andere Tropenprodukte und hat über 12,000 Einwohner. Auf ihr liegen die Städte Taruna und Tabukang mit Häfen. Der Vulkan Gunon Awu, welcher im Norden der Insel liegt, richtete am 2. März 1856 bei einer furchtbaren Eruption große Verheerungen an, wobei gegen 6000 Menschen umkamen. Die übrigen bedeutenderen Inseln sind noch Pangwato, Palla und Passage (Karakita).

Sang-Koi, Fluß in Hinterindien, entspringt unter dem Namen Ho-Ti-Kiang in der chinesischen Provinz Jün-nan, fließt dann in südöstlicher Richtung durch Anam, nimmt hier rechts den Lisien-Kiang auf und fällt in 4 Mündungen in den Meerbusen von Tonkin.

Sangro, Fluß in Unteritalien, entspringt auf den Apenninen in der Provinz Aquila (ehemaligen neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II), fließt anfangs östlich, wendet sich dann nördlich in die Provinz Chieti (ehemalige neapolitanische Provinz Abruzzo citeriore), zuletzt nordöstlich und fällt nach einem Laufe von 17 Meilen in das adriatische Meer; sein bedeutendster Nebenfluß ist der Rosino.

Sanguesa (Sanguessa), Stadt in der spanischen Provinz Pampeluna (Navarra), rechts am Aragon, welcher hier die Grenze zwischen Navarra und Aragonien bildet, hat Wollweberei, Essigfabrikation und 3312 Einw.

Sanguinaires, kleine französische Inselgruppe im mittelländischen Meere, vor dem Eingang des Golfs von Ajaccio an der Westküste von Korsika, gehört zu dem Departement dieser Insel.

Sanguinaria *L.* (Blutkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, charakterisirt durch den 2blätterigen, hinfälligen Kelch, die 8 Kronenblätter, wovon 4 abwechselnd kleiner sind, die kopfförmige, gefurchte Narbe und die länglich-eiförmige, einfächerige, 2klappige, vielsamige Kapsel, ausdauernde Kräuter in Nordamerika, welche Arzneikräfte besitzen. S. canadensis *L.*, mit knolliger und ästiger Wurzel und aufrechtem, nacktem, 1 Fuß hohem, mit großer weißer Blume gekröntem Blüthenstengel, enthält in der bitter und scharf schmeckenden Wurzel ein sehr scharfes Alkaloïd, das Sanguinarin. In Amerika ist die Radix Sanguinariae officinell. Sie wirkt in kleinen Gaben reizend, schweißtreibend, ablösend, den Auswurf befördernd, die Pulsschläge vermindernd, in größeren Gaben drastisch-purgirend und brechenerregend und wird gegen Lungen- und Leberkrankheiten, sowie gegen Rheumatismus empfohlen. Die Samen, Semen Sanguinariae, sind sehr narkotisch und wirken ähnlich wie Stechapfelsamen. S. grandiflora *Rosc.* unterscheidet sich von voriger Art durch größere Blüthen, die ebenfalls weiß sind.

Sanguinetto, Stadt in Venetien, Provinz Verona, mit Fabriken für Hüte, Gerbereien, Färbereien, alter Burg und 2280 Einw.

Sanguineus (lat.), auf Blut sich beziehend; ein Mensch mit sanguinischem Temperament; in der botanischen Terminologie Farbenbestimmung blutroth, dunkelroth.

Sanguinische Hoffnung, leicht gefaßte, jedoch voreilige und übertriebene Hoffnung, zu welcher besonders leicht junge Leute mit sanguinischem Temperament verleitet werden; vgl. Hoffnung.

Sanguinis missio (lat.), das Ablassen von etwas Blut, das bei der Begnadigung eines Missethäters geschah, um anzudeuten, daß derselbe eigentlich dem Tode verfallen gewesen sei.

Sanguinitae (lat.), Blutsverwandte.

Sanguinolenti (lat.), im alten Rom Kinder armer Aeltern, die gewöhnlich gleich nach der Geburt ausgesetzt wurden.

Sanguis (lat.), das noch in den Adern fließende Blut.

Sanguisorba *L.* (Wiesenknopf), Pflanzengattung aus der Familie der Sanguisorbeen, charakterisirt durch die an ihrer Basis mit 2—3 Deckblättchen umgebene, oben verengerte Kelchröhre mit 4theiligem Saum, die fehlende Blumenkrone, die 4, 6—15 Staubgefäße, den fädlichen Griffel mit kopfiger Narbe und die im bleibenden verhärteten Kelch eingeschlossene Nuß, ausdauernde trockene Kräuter in gemäßigten Ländern, mit ungeraden Fiederblättern und Blüthen in ährenförmigen Köpfchen. Sehr bekannt ist S. officinalis *L.*, Blutkraut, Sperberkraut, falsche oder wälsche Bibernell, auf Wiesen durch ganz Europa gemein, nach der Heuernte blühend, mit aufrechtem, 2—5 Fuß hohem, kantig-gerieftem Stengel, fiederig-zerschnittenen Blättern und schwarzrothbraunen Blüthen in eirund-länglichen Aehren. Früher war die zusammenziehend wirkende Wurzel als Radix Pimpinellae italicae s. Pimpinellae rubrae, Kölbleinwurzel, Wurm-,

Pimpernellwurzel, gegen stark fließende Hämorrhoiden, Katamenien, Blutharnen, Lungenkatarrh, Durchfälle ꝛc. in Gebrauch, und das Kraut dient hier und da noch jetzt als Volksmittel bei Lungensucht. Die jungen Blätter geben ein schmackhaftes Gemüse. Auch ist das Gewächs als treffliches Futterkraut zum Anbau zu empfehlen.

Sanguisorbeen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Statt der Blüthenkrone ist meist eine einfache, 3-, 4- bis 5spaltige Blüthenhülle mit durch einen Ring verengertem Schlund vorhanden; die Staubgefäße, 4, oft auch mehr, bis 30, selten 2, stehen um den eben genannten Ring; der Stempel besteht aus 1—6, am häufigsten aus 2 getrennten Fruchtblättern; der Griffel steht auf der Spitze oder auf der Seite des Fruchtknotens; die Nuß ist in der bleibenden, oft verhärteten Perigonröhre eingeschlossen und enthält einen hängenden oder aufrechten Samen. Die Familie begreift Kräuter und Sträucher, weniger Bäume mit meist unpaarig-gefiederten, seltener gefingerten oder einfachen Blättern, zwitterigen oder eingeschlechtigen, in gipfelständigen Trugdolden, Köpfchen oder Aehren vereinigten, selten einzelnen oder blattwinkelständigen Blüthen. Man zählt cirka 80 Arten in 9 Gattungen, welche über die gemäßigte Zone der nördlichen und südlichen Erdhälfte verbreitet sind. Sie enthalten meist einen adstringirenden, mitunter auch einen ätherisch-öligen und harzigen Stoff.

Sanguisugae (lat.), Blutegel.

Sanhedrin (talmudisch, griechisch Synedrion), die höchste nationale Gerichtsbehörde der Juden im Zeitalter Jesu und früher, welche zu Jerusalem ihren Sitz hatte, auch Beth din Haggadol (der große Gerichtshof) hieß und nicht bloß ein Gerichtshof, sondern auch die höchste Legislatur- und Administrativbehörde in Sachen des jüdischen Religions- und Kirchenwesens war. Jesus stand vor diesem Gericht als Pseudomessias. Kleinere Kollegien dieses Namens, bestehend aus 23 Räthen, gab es in jeder palästinischen Stadt, die mehr als 120 Einwohner hatte (in Jerusalem selbst zwei), doch konnten diese nur auf Geißelung erkennen, jenes dagegen auf Kapitalstrafen.

Sanherib (griech. Sanacharibos), König von Assyrien, von 702—680 v. Chr., belagerte um 711 zur Zeit des hebräischen Königs Hiskias vergeblich Jerusalem. Sein Nachfolger war sein Sohn Asarhaddon.

Sanicula *L.* (Sanikel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelchrand, die aufrechten, zusammengeneigten, verkehrt-eiförmigen, ausgerandet-eingeknickten Blumenblätter, die kugelige, mit hakigen Stacheln dicht besetzte Frucht mit riefenlosen, vielstriemigen Theilfrüchtchen, ausdauernde Kräuter mit lappigen Wurzelblättern und nackten Stengeln, fast in allen Ländern, wovon S. europaea *L.*, Tranikel, Bruchkraut, in bergigen Laubwäldern durch ganz Europa, auch in Asien und Südafrika, mit weißen, stiellosen Blüthen, officinell war, indem die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Saniculae s. Sanariae, zu den berühmtesten Wundmitteln gehörten, wie letzteres auch noch jetzt zu manchen Species pectorales hinzugefügt wird, um innerliche Geschwüre ꝛc. zu heilen. Das Kraut ist geruchlos, hat einen bitteren, zusammenziehenden und salzigen Geschmack u. ist etwas adstringirend und scharf.

Sanität (v. lat. sanitas), Gesundheitswohl. Sanitätsanstalten, Sanitätsbehörden ꝛc., s. v. a. Medicinalanstalten ꝛc. Sanitätsbericht, ärztlicher Bericht an Oberbehörden über den Gesundheitszustand einer Provinz oder Stadt.

Sanitätsgut (Sanitätsgeschirr), s. v. a. Gesundheitsgeschirr; s. Steingut.

Sanitätskompagnie, Abtheilung Soldaten, welche für die in der Schlacht Verwundeten durch sofortigen Verband und Transport zu sorgen haben, zu diesem Behuf mit dem nöthigen Material versehen und von dem betreffenden Kompagniearzte theoretisch und praktisch unterwiesen worden sind.

San-José, 1) Hauptstadt des centralamerikanischen Staats Costarica, am Cartagoflusse, ist Bischofssitz, regelmäßig gebaut, hat eine Kathedrale und mehre andere, aber unansehnliche Kirchen, überhaupt wenig hervorragende Gebäude und zählt gegen 16,000 Einw.; ward um 1780 gegründet. — 2) Hafenort im centralamerikanischen Staat Guatemala, am stillen Ocean, der wichtigste Handelsplatz des Staats. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat Kalifornien, Hauptstadt der Grafschaft Santa-Clara, früher Hauptstadt des ganzen Staats, hat 4000 Einw. Von hier führt eine Eisenbahn nach San-Francisco. — 4) San-José de Cucuta, Stadt im Departement (Staat) Santander der südamerikanischen Republik (seither Granadakonföderation), ist das Grenzzollamt gegen Venezuela und hat 6000 Einwohner.

San-Juan, 1) Fluß in Centralamerika, Ausfluß des großen See's von Nicaragua, durchbricht die Cordillere, bildet die Grenze zwischen Nicaragua und Costarica und mündet nach 120 englische Meilen langem Lauf bei San-Juan del Norte (Greytown) in das karaibische Meer. Der S. wird ungeachtet einiger Stromschnellen mit Dampfbooten befahren u. ist ein wichtiges Glied in der Passagestraße über den Isthmus von Nicaragua. Unter seinen Nebenflüssen sind der Rio Sarapiqui und Rio San-Carlos, welche für größere Boote fahrbar sind, die wichtigsten. — 2) Nordamerikanische Insel, in der Fukastraße zwischen der Vancouverinsel und dem Festlande der Vereinigten Staaten (Territorium Washington) auf der Grenze zwischen dem nordamerikanischen und englischen Gebiet gelegen, war als ein die Schifffahrt in der Fukastraße beherrschender Punkt seit 1859 Gegenstand diplomatischer Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien. — 3) S. Bautista, Stadt in Venezuela, Provinz Carabobo, am gleichnamigen Fluß und an der Handelsstraße von Puerto Cabello nach den Llanos, mit ungefähr 5000 Einwohnern, welche vornehmlich Ackerbau und Viehzucht treiben, sich aber auch am Waarentransport betheiligen. — 4) S. de Corrientes, s. Corrientes. — 5) S. de la Frontera, Staat der argentinischen Konföderation, am östlichen Abhang der Andes, zwischen Chile u. den Staaten

Mendoza, Rioja und Cordova gelegen, umfaßt einen Flächenraum von 1845 QMeilen mit cirka 100,000 Einw. Sein Gebiet zieht sich längs der Cordillere von 32—30° südl. Br. hin und umfaßt zugleich den nördlichen Theil des Uspallatathales; die östlichen Distrikte bilden einen Theil der großen Travesia, welche den nördlichen Theil des Staats San-Luis umfaßt; im westlichen Theile ziehen sich zwischen Ausläufern der Cordillere weite fruchtbare Thäler hin. Das Klima ist trocken, aber sehr angenehm; obwohl Regen selten und Thau gar nicht fällt, so ist die Hitze doch nicht übermäßig. Die Bodenbeschaffenheit ist der des Staats Mendoza ähnlich und zum Ackerbau sehr geeignet. Der Weizen soll 50-, in manchen Gegenden 200fältige Ernte geben. Hauptausfuhrartikel ist Wein; auch Oliven werden in Menge producirt. In den nördlichen Distrikten sind einige Goldminen in Betrieb. Die gleichnamige Hauptstadt, am Limari, einem Nebenflusse des Rio S., der in einen See mündet, hat 18,000 Einw., treibt Handel mit Wein und Branntwein und ist 1560 gegründet worden. — 6) S. de las Aguilas, Hafenstadt in der spanischen Provinz Murcia, ein rasch emporblühender Ort von moderner Bauart und malerisch am Fuße eines hohen, weit in das Meer vorspringenden, mit einem Fort gekrönten Felsenbergs gelegen, hat große Schmelzhütten, worin die silberhaltigen Bleierze der benachbarten Sierra Almagrera verschmolzen werden, ist einer der Hauptpunkte für den Export von Blei, Esparto und Soda, hat einen schönen, stark frequentirten Hafen und 5329 Einw. — 7) S. del Norte (S. de Nicaragua), Stadt in der centralamerikanischen Republik Nicaragua, an einer kleinen Bai an der Mündung des nördlichen Arms des Rio S., mit Hafen, der 1796 als spanischer Kolonialhafen für Nicaragua und Costarica gemeinschaftlich eröffnet ward. Als Endpunkt des projektirten Kanals zur Verbindung beider Oceane war die Stadt Gegenstand von Streitigkeiten, welche ihr Aufblühen sehr hemmten. Nach der Auflösung der Föderalregierung von Centralamerika 1839 kam dieselbe an Nicaragua, doch nahmen sie die Engländer für ihren sogenannten Mosquitokönig in Besitz, nannten sie zu Ehren des politischen Vormundes des letzteren Greytown und stellten sie, wie die ganze Mosquitoküste, unter englisches Protektorat. Da die Vereinigten Staaten hiergegen Protest erhoben, so ward nach dem clayton-bulwerschen Traktat der dortige Hafen 1849 zum Freihafen erklärt. In Folge davon ließen sich in der Stadt und Umgegend zahlreiche Nordamerikaner nieder, um unter dem Deckmantel der Kolonisation die Annektirung des Gebiets vorzubereiten. Ihr Uebermuth führte zu Konflikten mit den einheimischen Behörden, in Folge deren 1855 eine amerikanische Kriegsslup die Stadt bombardirte und niederbrannte. Zur Zeit des walkerschen Einfalls in Nicaragua machte sich der nordamerikanische Colonel Kinney an der Spitze einer Flibustierschaar zum Gouverneur des Platzes, der erst durch Vertrag mit Großbritannien 1860 wieder an Nicaragua kam. Durch Dekret des Präsidenten Thomas Martinez vom 20. Nov. 1860 ward der Hafen dem Handel aller Nationen geöffnet und der Ort zu einer Stadt erhoben. Dieselbe hat sich aber von ihrer Zerstörung noch nicht wieder erholt und besteht fast ganz aus rasch aufgeführten hölzernen Häusern, Baracken und Hütten mit ungefähr 1500 Einw., Amerikanern, Deutschen und Engländern, welche Handel, Hôtel- und Schenkwirthschaft treiben, aber in keinem guten Ruf stehen. Der Hafen bietet, obwohl die Kunst nichts an ihm gethan hat, selbst großen Schiffen guten Ankergrund dar und wird regelmäßig von den Schiffen der westindischen Dampfschifflinie besucht.

Sankt (v. Lat.), s. v. a. heilig. Die damit zusammengesetzten Namen, die sich hier nicht finden, s. unter dem Hauptwort.

Sankt-Gallen, einer der nördlichen Kantone der Schweiz, dem Range nach der 14., grenzt nordwestlich an Thurgau, nordöstlich an den Bodensee, östlich an Oesterreich nebst Liechtenstein (vom Rhein davon geschieden), südöstlich an Graubünden, südwestlich an Uri, westlich an Schwyz und Zürich und umschließt innerhalb seines Gebietes den ganzen Kanton Appenzell. Der Flächeninhalt beträgt 36,7 QM. mit (Dec. 1860) 180,411 Einw., darunter 110,731 Katholiken. Der Norden des Landes bietet einen reichen Wechsel schöner Ebenen und fruchtbaren Hügellandes; der übrige Theil ist sehr gebirgig, namentlich im Süden. Hier ziehen von der südwestlichen Grenzecke (die 9235 Fuß hohe Scheibe) aus 3 Gebirgsketten: eine südliche von Westen nach Osten zum Calanda hin, dessen breiter Rücken das Calfeuserthal vom Rheingebiet scheidet, eine zweite nördlichere, die anfangs mit jener parallel, dann von den grauen Hörnern (8467 Fuß) an nordwärts gegen den Rhein bei Sargans hinläuft und das Calfeuserthal vom Weißtannenthal trennt, während die dritte Kette nordwestlich zieht und ihre Verzweigungen bis an den Wallensee sendet. Eine andere Kette beginnt am Gonzen, zwischen der Seez und dem Rhein, und zieht sich in bedeutender Erhebung in der Kammegg (7117 F.), dem Alvier und Faulfirst (7197 F.) zu den Churfirsten (7080 F.) nördlich vom Wallensee, wendet sich dann am Leistkamm nördlich, sendet am Goggeyen und Hädern Seitenzweige nach der Thur und zieht sich vom breiten Rücken des Speer (5921 F.) an allmählig in immer niedrigeren Bergen nach dem Zürichersee und durch die Kreuzegg (4054 F.) und das Schnabelhorn (3986 F.) in nordwestlicher Richtung bis zum Hörnli (3951 Fuß). Fast parallel mit dieser Kette läuft jenseits der Thur ein andere von der Säntisgruppe, die in der Silberplatte und dem Lütispitz bedeutende Höhe erreicht und dann in den niedrigen Höhen zwischen dem Necker und der Glatt ausläuft. Endlich ziehen sich die östlichen Ausläufer des Säntis fast parallel mit dem Rhein auf der appenzeller Grenze nach Norden gegen den Bodensee hin; sie haben im Hohenkasten (5538 F.) und im Kamor ihre höchsten Erhebungen. Sämmtliche Gewässer des Kantons gehören zum Gebiet des Rheins, der als Grenzstrom auf mehr als 10 Stunden in stets nördlicher Richtung dem Bodensee zufließt und bei Ragaz die vom Sardona kommende, das Calfeuserthal durchfließende Tamina, oberhalb Salez die von der Säntis-

gruppe kommende Simmi außer zahlreichen kleineren Flüssen aufnimmt. In den Bodensee ergießen sich die Goldach und die Steinach. Der eigentliche Hauptfluß des Kantons ist aber die Thur, welche, am Säntis entspringend, die Landschaft Toggenburg in nordwestlicher Richtung durchströmt und bei Lütisburg den Necker, bei Glattburg die Glatt aufnimmt. In den Wallensee ergießen sich die Seez (aus dem Weißtannenthal) mit dem wilden Schilzbach, die Terz, die Murg u. die Linth (Linthkanal); in den Zürichersee die Jone (aus dem Goldingerthal). Außer dem Boden-, Wallen- und Zürichersee, welche nur zum Theil dem Kanton angehören, finden sich noch zahlreiche Bergseen, namentlich im Süden, z. B. der wilde See, der Schotten- u. der schwarze See, der Wangsersee, die 3 Murgseen rc. Das Klima ist im Ganzen gesund; in den höheren Gegenden etwas kalt und unbeständig, im unteren Rheinthal dagegen überraschend warm. Von Mineralien finden sich große Eisenlager am Gonzen, etwas Silber und Kupfer im Silberberg, Braunkohlenflötze im Gaster (Landschaft zwischen Wallen- und Zürichersee), bei Kaltbrunnen, Uznach, Schmerikon; Mineralquellen bei Pfäfers (die berühmteste), Gambs, Buchs, Sargans, Murg. Von wilden Thieren, die in stetem Abnehmen begriffen sind, gibt es noch Gemsen und Lämmergeier auf dem Hochgebirge, Dachse, Murmelthiere, Berghasen, seltener Hirsche und Rehe. An Sumpfvögeln ist das Rheinthal reich; an Fischen besonders die Seen, der Rhein u. die Thur. Ackerbau ist einheimisch in den nördlichen Gegenden des Kantons, im Rheinthal und auch in Toggenburg. Im Ganzen kommen jedoch darauf nur 10 Procent des ganzen Areals, so daß der Bedarf des Landes bei weitem nicht gedeckt wird. Große Quantitäten Getreide werden jährlich aus Schwaben eingeführt, und Rorschach ist einer der größten Fruchtplätze der ganzen Schweiz. Weinbau, der 13 Procent des Areals einnimmt, wird besonders im Rheinthal betrieben und namentlich in den Gemeinden Thal (am Buchberg), Rheineck, St. Margaretha u. Bernegg einer der besten Schweizerweine gezogen. Von außerordentlich reichem Ertrag ist der Obstbau. Daneben kommen auf Wiesen und Weiden 23, auf Waldungen 16, auf das Alpenland 38, auf unfruchtbares Land 11,6 Procent des Flächeninhalts. Der wichtigste Erwerbszweig ist im Oberlande (im Süden) die Viehzucht mit der Alpenwirthschaft, in den nördlichen und westlichen Bezirken eine großartige Baumwollindustrie, insbesondere Musselinstickerei, welcher Industriezweig nur S. und Appenzell angehört. Man zahlt 15 große Baumwollspinnereien, 416 Webstühle, 3 mechanische Webereien und gegen 400 Musselinstickerinnen. Neuerdings ist auch die Seidenweberei eingeführt worden. Dagegen hat die Fabrikation von Leinwand, die bereits im 13. Jahrhundert in S. heimisch war und namentlich im 16. Jahrh. europäischen Ruf hatte, gegenwärtig sehr abgenommen. Es gibt nur eine mechanische Leinenspinnerei u. 15 Bleichen. Unter den Einwohnern gilt das Volk im Rheinthal, in der altäbtischen Landschaft (Fürstenland) und im Linthgebiet für weniger aufgeweckt u. weniger thätig und wohlhabend als die reformirten Bewohner. Auch das Schulwesen ist im evangelischen Landestheil befriedigender. Man zählt im Ganzen etwa 400 Primar-, 30 Real- und Sekundärschulen, eine Taubstummenanstalt, ein Gymnasium, ein Lehrer- und ein katholisches Priesterseminar. In katholischen Kirchensachen bildet der Kanton das Bisthum Sankt-Gallen, das 9 Landkapitel mit 3 Mönchs- u. 10 Nonnenklöstern enthält. Die Reformirten stehen unter einer Synode und dem Kirchenrathe. Die neue Kantonsverfassung vom 17. Nov. 1861 überweist die Ausübung der Hoheitsrechte dem großen Rathe, der aus 153 von den Gemeinden gewählten Mitgliedern besteht und sich gewöhnlich zweimal im Jahre versammelt. Er wählt sich seine Präsidenten auf 6 Monate, ferner die 7 Mitglieder des mit der vollziehenden Macht betrauten Regierungsrathes und den Präsidenten desselben, Landamman genannt, der ebenfalls nur 6 Monate im Amte bleibt. Die Amtsdauer des großen Raths selbst und aller Administrativbehörden ist 3, die der Gerichte 4—6 Jahre. Dem Regierungsrath ist für das Erziehungswesen ein Erziehungsrath und für die Ausübung der vollziehenden Gewalt in jedem der 15 Bezirke, in welche der Kanton zerfällt, ein Bezirksammann untergeordnet. In den politischen Gemeinden, von denen jede aus mehren Ortsgemeinden bestehen kann, sind Gemeinderäthe als Vollziehungs- u. Polizeibehörden bestellt, während die Angelegenheiten jeder Ortsgemeinde durch einen Verwaltungsrath besorgt werden. In den schweizerischen Rath sendet S. 8 Abgeordnete und in den Ständerath 2. Als richterliche Behörden bestehen: das Kantonsgericht als höchste Instanz, aus 9 Mitgliedern zusammengesetzt, eine Kassationsbehörde von 5 Mitgliedern (zur Entscheidung von Klagen über Umgehung oder Verletzung von Gesetzen durch letztinstanzliche Urtheile), ein Kriminalgericht, 15 Bezirks- und 15 Untergerichte. Der Staatshaushalt erweist nach dem Budget von 1865: Einnahme 972,000, Ausgabe 1,552,000, Schuld 9 Mill., reines Aktivvermögen 5,842,807 Franken. Das Truppenkontingent des Kantons zur Bundesarmee beträgt im Auszuge 4990, in der Reserve 2495, in der Landwehr 4989, in Summe 12,474 Mann. Das Kantonswappen: römische Fasces im grünen Felde.

Geschichte. Die den jetzigen Kanton S. bildenden Landestheile, das ehemalige Klostergebiet von S. (Fürstenland) nebst der Grafschaft Toggenburg, die Landvogteien Rheinthal, Sargans, Gaster, Ermetsweil, die Stadt Rapperschwyl und die Grafschaft Werdenberg, gehörten zur Römerzeit zu Rhätien, dann zu Alemannien, später theilten sich die Aebte von S., die Grafen von Toggenburg und Werdenberg, nebst manchen anderen Baronen darein. Die Appenzeller, des abtlichen Drucks müde, machten sich 1400 frei; auch die Stadt Sankt-Gallen riß sich 1452 los und trat zur Eidgenossenschaft; aber das Landvolk gehörte dem Stift, und um Toggenburg schlugen sich die Eidgenossen selbst in blutigen Fehden. Landvögte regierten die Unterthanen der alten Orte, welchem Unwesen die französische Revolution ein Ende machte. Die helvetische Republik schuf aus dem jetzigen sankt-galler

Gebiet den Kanton Linth und den Kanton Säntis, die Mediationsakte aus beiden den Kanton S. Eine Handels- und Besitzaristokratie bemächtigte sich in demselben der Macht, ward aber durch die Julirevolution gestürzt und gleichzeitig ward eine neue Verfassung eingeführt, welche S. in die Reihe der liberalen oder demokratischen Kantone stellte. Nach Annahme der neuen Verfassung machte sich vielfach das Streben bemerklich, die Klöster aufzuheben und römischen Einfluß und Priesterherrschaft zu vernichten, wie in Luzern. Ein ehrgeiziger Mann, Baumgartner, wurde die Seele dieser Reformbestrebungen. Seine Ueberredungskünste bewogen einen Theil der Mönche des reichen Benediktinerklosters Pfäfers, in die Aufhebung desselben zu willigen. Die Verwendung der Einkünfte desselben für Kirche u. Schule, oder allgemeine Staatszwecke wurde Gegenstand heftiger Streitigkeiten. Später ging Baumgartner zur reaktionären Partei über, doch vermochte die ultramontane Partei, der eine aufgeklärte und durch Wohlhabenheit einflußreiche protestantische Bevölkerung gegenüberstand, nicht durchzudringen. In politischer Beziehung huldigt die Bevölkerung den entgegengesetztesten Richtungen, wobei besonders die konfessionellen Verhältnisse maßgebend sind. Die katholischen Bewohner des Oberlandes am Züricher-, Wallen- und Bodensee, etwa $^{3}/_{5}$ der ganzen Bevölkerung, sind der großen Mehrzahl nach sehr konservativ, und der dortige Klerus übt einen großen Einfluß auch auf die politischen Angelegenheiten aus. Die übrigen $^{2}/_{5}$, reformirter Konfession, huldigen der liberalen, zum Theil sogar der extrem radikalen Richtung. Aus der Stellung dieser beiden Parteien resultiren fortwährende politische Kämpfe, und in keinem Kanton der Schweiz, vielleicht Genf und Neuenburg ausgenommen, hört man an öffentlichen Orten so viel u. mit solcher Leidenschaftlichkeit über die Landesangelegenheiten disputiren als in S. Vgl. von Arx, Geschichte des Kantons S., St.-Gallen 1810—13, 3 Bde.

Die gleichnamige Hauptstadt des Kantons, zugleich Sitz des Bischofs, liegt sehr anmuthig im Thale des Flüßchens Steinach, zwischen zwei Bergen, 2044 Fuß über dem Meere, hat 3 Thore, breite und reinliche Straßen, viele schöne Gebäude und zählt 14,532 Einwohner (darunter 9543 Protestanten). Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die prächtige katholische Kathedral- oder vormalige Abteikirche, die jedoch neueren Ursprungs ist (1756—66 erbaut), 367 Fuß lang, mit zwei 221 Fuß hohen Glockenthürmen, guten Gemälden und trefflicher Orgel; die völlig neu hergestellte reformirte St. Laurenzkirche im gothischen Styl, die reformirte St. Mangankirche, das bischöfliche Gebäude (ein Theil der sogenannten alten Pfalz, deren übrige große Gebäude als Sitz der Regierung und zu verschiedenen Staatszwecken dienen), die neue Post, das große Bürgerspital, das Waisenhaus (1811 aus freiwilligen Beiträgen der Bürgerschaft erbaut), die neue Kantonschule und andere Schulhäuser, die Kinderkapelle, die Strafanstalt St. Jakob, das Zeughaus, der Bahnhof, das städtische Bibliothek- und das Museumgebäude, die Bankgebäude &c. An Bildungsanstalten besitzt S. ein katholisches Priesterseminar, eine paritätische Kantonschule (bestehend aus einem Gymnasium, einer Industrieschule und einem Lehrerseminar), ein naturhistorisches Museum, eine Stadtbibliothek von 27,000 Bänden und die alte berühmte, durch alle Stürme der Zeit wunderbar erhaltene Stiftsbibliothek mit 1500 Handschriften (darunter viele sehr alte, z. B. aus dem 6. Jahrh., u. ausgezeichnete), nebst Münzsammlung u. Inkunabeln. Auch verschiedene Vereine für Naturkunde, Literatur, Kunst und Gewerbe, nebst einer Bank und mehren Kreditanstalten finden sich in S. Die Stadt fabricirt hauptsächlich Baumwollzeuche, Musselin, werthvolle Stickereien, auch etwas Leinwand, und ist durch Eisenbahn mit dem nahen Bodensee, mit Chur, Schaffhausen, Zürich, Bern &c. verbunden, zugleich der wichtigste Stapelplatz und Haupthandelsort für die Erzeugnisse Thurgau's und Appenzell. Zum Behuf des Maschinenbetriebs wurde 1821 ein künstlicher See angelegt, den die Steinach nebst anderen Gewässern speist. Unfern der Stadt ist die schöne Gräzernbrücke über die tiefe Schlucht der Sitter. Die Stadt S. verdankt ihre Gründung dem heiligen Gallus, der im Anfang des 7. Jahrhunderts hier in der Einsamkeit lebte. Die milden Gaben der vielen Verehrer, welche sich fortan beim Grabe des Verstorbenen einfanden, flossen so reichlich, daß 700 ein Kloster an dieser Stelle erbaut werden konnte, dessen Mönche nach der Regel des St. Columbanus lebten. Schon 720 wurde das Kloster zu einer Abtei erhoben und gleichzeitig die Benediktinerregel eingeführt. Bald blühten Künste und Wissenschaften in dieser Abtei, deren Schule lange Zeit als eine der besten Klosterschulen in Europa galt. Im Jahre 816 gründete Abt Gosbert daselbst die berühmte Bibliothek. Der Flecken, der allmählig um das Kloster erstand, ward 954—980 mit Mauern umgeben und von Kaiser Otto dem Großen zur Reichsstadt erhoben. Durch die Freigebigkeit der fränkischen Kaiser vergrößerte sich der Besitz und Reichthum der Abtei bald so, daß 1216 die Aebte derselben zu Reichsfürsten erhoben und unmittelbar unter den Papst gestellt wurden. Wie das Kloster mit seiner Besitzung 1451, so schloß sich die Stadt 1454 an die schweizerische Eidgenossenschaft als der erste der zugewandten Orte an. Nach dem Aussterben der Grafen von Toggenburg kaufte die Abtei die Grafschaft Toggenburg. Die Reformation führte 1529 zu Unruhen, die den Verkauf der Abtei an die Stadt und die Vertreibung des Abtes zur Folge hatten. Indessen kam die Abtei schon 1532 aus den Händen der Städter wieder in den Besitz des Abtes Diethelm. Im Jahre 1530 hatten die Bürger der Stadt S. ihre Freiheit an die Grafschaft Toggenburg um 140,000 Gulden verkauft, später jedoch die hieraus folgenden Berechtigungen der letzteren nicht anerkannt. Hieraus entstand 1714 der toggenburger Krieg, der 1718 mit dem Frieden zu Baden endigte, in welchem der Abt die Gerechtsame der Toggenburger bestätigen mußte. Die Abtei S. war das einzige Kloster, welches in Folge der Revolution von 1798 und der daraus entstandenen politischen Umwälzung in der Schweiz sein Dasein verlor. Aus ihrem Aktivvermögen von über 2 Millionen

Gulden wurden Jahrgehalte für Geistliche und Lehrer ausgesetzt, mit 200,000 Gulden die Pfarrei Sankt-Gallen dotirt, mit 300,000 Gulden der Fond für das katholische Lyceum und ein Kapital zur Pensionirung der Mönche gebildet, der Rest aber als Staatsgut an den Kanton S. abgegeben, wozu sich bei dieser Gelegenheit das Land verbunden hatte, während die Stadt S. von nun an als Hauptstadt dieses Kantons erscheint, auf welchen ihre Hoheitsrechte übergingen. Vgl. Ehrenzeller, Jahrbücher der Stadt S., St.-Gallen 1824—52, 2 Bde.

Sankt-Helena, 1) britisch-westafrikanische Insel im südlichen atlantischen Ocean, zwischen Afrika und Amerika, dem Kap Negro gegenüber, 200 Meilen von der Küste Afrika's u. 300 Meilen von der Südamerika's entfernt, wenig über 2 Meilen lang und nicht ganz $1^1/_2$ Meilen breit, mit einem Flächenraum von $3^1/_2$ □Meilen, erhebt sich als eine oceanische Bergspitze mit 600 bis 1200 Fuß hohen senkrechten Ufern aus dem Meere. Die einzigen Vertiefungen der Küste sind die Buchten James, Rupert, Flag-Staff, Prosperous, Sandy und Manate. Vorgebirge sind nordöstlich die Barnespitze, nördlich Sugar-Loaf und die Südwestspitze. Im Inneren steigt das Eiland im Dianenpik, der höchsten Spitze, bis zu 2700, im Cuckolds-Point bis zu 2672, im Hallens-Mount bis zu 2467 englische Fuß an. Diese Bergreihe, die von Westen nach Osten läuft, scheidet das Eiland in 2 gleiche Hälften und fällt südlich steil und nördlich langsam ab. Sie besteht aus Thon, Lava, Basalt, Tuffstein ꝛc. und hat tiefe Höhlungen, zerklüftete Küstenfelsen ꝛc. Mächtige Felsblöcke liegen in wunderlichen Gestalten umhergestreut; schauerliche Thäler, wovon eins des Teufels Punschbowle (Devil's Punchbowle) heißt, eine 2000 Fuß hohe Ebene von schwarzer und brauner Erde, Longwood genannt, sind die übrigen Züge der Konfiguration. Das Klima ist mild, zwischen 9—22° R. schwankend u. gesund; nur in den Thälern herrscht drückende Hitze. Die Regenzeit tritt jährlich zweimal, im Januar und Juni, ein und dauert jedesmal 9—10 Wochen. In seinem quellenreichen Innern, besonders auf den Höhen, zeigt das Eiland eine üppige Vegetation, neben afrikanischen Palmen europäische Eichen, neben dem Bambusrohr Kastanien, neben dem Pisang, der Batate und anderen Südfrüchten auch Aepfelbäume. Man baut Mais, Weizen, Gerste, Wein vom Kap und eine Menge edler Gartenfrüchte. Das Thierreich bietet Rindvieh, Schafe, Schweine, kleine kletternde Pferde, Wasservögel, Pfauen, Fasanen, mehre Hühner- und Taubenarten, eine Menge Ratten, Schildkröten, einen Reichthum von Fischen, Krebse, Austern ꝛc. Auf diesem „Gibraltar des indischen Meeres" wohnen cirka 6000 Menschen, theils als britische Besatzung, theils als Beamte und Kaufleute; die übrigen sind Franzosen, Holländer, Neger und Chinesen. S. ist als Landungsort für die aus Ostindien kommenden Schiffe und als Station der Kreuzerschiffe wichtig und hat nur einen einzigen guten Landungsplatz, nämlich da, wo das Flüßchen, in dem sich alle (über 160) Bäche der Insel vereinigen, sich in das Meer ergießt, in der Bai St.-James, an welcher der einzige Ort der Insel, die Stadt Jamestown, liegt; die hauptsächlichsten Punkte, wo sonst eine Landung möglich wäre, Rupert's Bay, Lemon Vally, sind durch Batterien gedeckt. Da man überdies jedes Schiff wenigstens einen halben Tag vorher sieht, ehe es anlangt, so ist kein Ueberfall möglich. Außer der Stadt Jamestown, bei welcher die Citadelle St.-James liegt, hat die Insel nur noch etwa 70 zerstreut liegende Landhäuser. $^3/_4$ Meile von S. liegt die kleine felsige Insel Egg-Island (Eierinsel), auf welcher die Briten, zur Zeit der Verwahrung Napoleons I., eine Redoute angelegt hatten. S. brachte 1847 15,458 Pfd. Sterl. ein, während die Ausgaben sich auf 21,676 Pfd. Sterl. beliefen. Es kommen hier jährlich gegen 3000 Schiffe an. S. wurde am 22. Mai 1502, am Namenstage der heiligen Helena, von den Portugiesen entdeckt, dieselben machten auf ihr Anpflanzungen und erbauten eine kleine Kirche, die aber gegen 1600 von den Holländern zerstört ward. Im Jahre 1650 erhielt die englisch-ostindische Kompagnie diese Insel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer nahmen sie zwar 1673 durch Ueberrumpelung, aber noch in demselben Jahre eroberten die Engländer sie von Neuem, bauten das Fort St.-James und blieben seitdem im Besitz der Insel. Am 1. April 1815 übernahm die britische Regierung von der ostindischen Kompagnie die Verwaltung. Weltbekannt ward die Insel als Verbannungsort Napoleons I., dessen Grab seit 1840 leer steht. Longwood, einst der Aufenthaltsort Napoleons I., diente später als Oekonomiegebäude, soll aber neuerlich von Franzosen für die französische Regierung gekauft worden sein. Am 17. Febr. 1849 richteten Sturmwogen große Verheerung in St.-James an. — 2) Britisch-nordamerikanisches Eiland, Canada, Gouvernement Quebek, Grafschaft Montreal, vor Montreal, der Stapelplatz Canada's, ist mit Landhäusern bedeckt und befestigt.

Sanktion (v. Lat.), im weiteren Sinne die Bestätigung eines jeden Beschlusses, Vertrags oder Gesetzes durch die kompetente Gewalt, im engeren derjenige Akt der gesetzgebenden Gewalt, durch welchen der Regent den von den berathenden oder gesetzgebenden Körpern berathenen und genehmigten Gesetzentwürfen seine Zustimmung gibt und sie dadurch mit gesetzlicher Autorität bekleidet.

San-Luis (de la Punta), Staat der argentinischen Konföderation, zwischen den Staaten Mendoza, Buenos-Ayres, Santa-Fé, Cordova und San-Juan gelegen, 1700 □M. groß mit 103,000 Einwohnern, ist größtentheils ein ziemlich armes, im Norden fast unbewohntes, streckenweise völlig baum- und vegetationsloses, mit Salz und Sand bedecktes Land. Den südlichen Theil durchziehen niedrige Felsenrücken, zwischen denen der Boden steinig und sandig ist. Das Klima ist angenehm und gesund; Regen fällt selten; der Himmel ist fast stets heiter, der Winter die schönste Jahreszeit. Es gedeihen verschiedenerlei Kulturfrüchte, doch ist der Anbau des Landes erst im Beginnen. Die nicht ausgedehnten Weidegründe

ernähren hauptsächlich Ziegen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt in einem fruchtbaren Thal, hat schlecht gebaute Lehmhäuser und 1500 Einw., welche Ponchos verfertigen, Handel mit Pferden, Vigogne u. Häuten treiben und wegen Unwissenheit und Intoleranz in üblem Rufe stehen.

San-Luis-Potosi, eines der inneren Departements von Mexiko, zwischen den Departements Neuleon, Tamaulipas, Veracruz, Queretaro und Zacatecas, hat einen Flächenraum von 1519 mexikanischen Quadratleguas (3997 geographischen QMeilen) und 397,189 Einw. Der westliche Theil ist sehr gebirgig, während das Land gegen Osten zu allmählig in eine niedere Hügelregion und dann in eine sumpfige Küstenebene des mexikanischen Meerbusens abfällt. Hauptflüsse sind im Süden der Panuco, der in die Bai von Tampico de Tamaulipas mündet, und in der Mitte des Landes der Rio Santander. Unter mehren Landseen sind die Laguna de Chairel und de Chila die bedeutendsten. Das Klima ist in den höher gelegenen Gegenden gesund, in den sumpfigen Niederungen dagegen höchst ungesund. Der Boden ist sehr fruchtbar und liefert besonders Mais, Weizen und andere Getreidearten, treffliches Obst, Zuckerrohr ꝛc., doch ist der Ackerbau fast überall noch sehr vernachlässigt. Von Nutzvieh werden namentlich Schafe und Rindvieh gezogen. Der früher sehr bedeutende Silberbergbau ist jetzt fast ohne allen Belang, ebenso die Industrie noch ohne Bedeutung. Der Handel führt namentlich Häute und Zuckerrohr aus. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Kreolen, Negern, eingeborenen Indianern (Guastecos, jetzt größtentheils Christen) und Mischlingen der verschiedensten Art. Die gleichnamige Hauptstadt des Departements, am Abhange eines Plateau's unweit der Quellen des Panuco gelegen, ist regelmäßig gebaut, hat 6 zum Theil sehr schöne Kirchen mit trefflichen Gemälden alter Meister, mehre reiche Klöster, ein Kollegium, eine Wasserleitung, lebhaften Handel mit Vieh, Häuten und Talg und zählt 40,000 (mit den ausgedehnten Vorstädten gegen 100,000) Einwohner. Die Stadt wurde 1568 gegründet. In der Umgegend sind mehre Hüttenwerke.

San Marino, Republik in Mittelitalien, der kleinste Staat Europa's, mit einem Flächenraum von 18 italienischen od. 1,152 geographischen QM. mit 8000 Einw. Dies sogenannte Ländchen der ewigen Freiheit (perpetuae libertatis gloria clarum) bildet einen hügeligen Landstrich zwischen den Provinzen Pesaro (früher Urbino) und Forli des Königreichs Italien und wird von den letzten Ausläufern der Apenninen durchzogen und von den Flüssen Tamaro und Calore bewässert. Der höchste Gipfel des Landes ist der Titano, 2400 Fuß hoch, welcher nach beiden Seiten gegen die Thäler der Marecchia und der Conca abfällt und sich in 3 Spitzen theilt: Monte della Gaita, Monte Gesta und Monte Cucco, jede von einem Thurm mit Befestigung überragt. Diese 3 Thürme bilden mit dem Worte Libertas das Wappen der Republik. Der Boden ist theils fruchtbar, theils steinig; Produkte sind: Getreide, Kastanien, Wein, Oel und Seide; Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht und von der Industrie namentlich Steinarbeiten u. Schuhmacherei vertreten. Was die Verfassung des Ländchens anbelangt, so bildet eine, von sämmtlichen Einwohnern gewählte, repräsentative Kammer (camera dei rappresentanti) von 60 Mitgliedern den „souveränen großen Rath", aus welchem jährlich der Rath der Zwölfer erwählt wird. Die Exekutivgewalt ist zwei regierenden Hauptleuten (capitani reggenti) anvertraut, die jährlich durch den großen Rath gewählt worden; der eine von diesen beaufsichtigt die Stadt, der andere das Land, in welcher Stellung sie nach einem halben Jahre wechseln. Die Einnahmen belaufen sich jährlich auf 7000 Scudi, die Ausgaben auf 6500 Scudi, die Staatsschuld beträgt 1000 Scudi. Alle Bewohner der Republik sind vom 16.—60. Jahre waffenpflichtig. Das Militär zerfällt in eine Wache (guardia) des souveränen großen Rathes von 24 Mann und 3 Offizieren, eine Festungswache (Artillerie) von 97 Mann mit 4 Offizieren und einer Füsilierlegion von 8 Kompagnien mit 961 Mann und 41 Offizieren; hierzu kommt noch ein Generalstab der Milizen; im Ganzen 1189 Mann. Die meisten Offiziere sind lediglich Ehrenbeamte ohne wirklichen Dienst. In kirchlicher Beziehung gehört das Ländchen zur Diöces von Montefeltro. Die einzige Stadt der Republik ist die Hauptstadt S. M.; sie besteht aus 2 Theilen, der unteren und oberen Stadt auf einem Berge mit einem einzigen Zugange, hat steile, schlecht gepflasterte Straßen, meist ärmliche Häuser, 3 Kastelle, 5 Kirchen, 2 Klöster, einen Regierungspalast aus dem 14. Jahrhundert, ein Kollegium, 2 Elementarschulen, eine Schule im Clarissinnenkloster, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, Weinbau, etwas Handel, Mangel an Trinkwasser und ungefähr 1000 Einwohner. Als Gründer der Stadt und erster Missionär in dieser Gegend wird Marinus im 3. Jahrhundert genannt. Im 10. Jahrhundert stand hier ein Kastell, welches dem Berengar im Kampfe mit Kaiser Otto I. zum Zufluchtsorte gedient haben soll. Etwa hundert Jahre später kauften die Bewohner S. M.'s einige naheliegende Dörfer, nahmen auf ghibellinischer Seite Theil an den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst und traten um die Mitte des 13. Jahrhunderts in ein freundschaftliches Verhältniß zu den nahen Grafen von Montefeltro und Urbino, ein Verhältniß, das allmählig zu einem förmlichen Schutzbündniß ward. Diesem verdankt S. M. seine Unabhängigkeit. Als Papst Urban VIII. 1631 von dem Herzogthum Urbino als heimgefallenem Lehn Besitz nahm und es dem Kirchenstaat einverleibte, bestätigte er den Schutztraktat mit der Republik, erkannte deren Unabhängigkeit an und verlieh ihr Zollfreiheit für ihre Ausfuhr nach seinen Staaten. Napoleon I. schonte S. M., ja, als er 1797 durch die Romagna zog, bot er der Republik sogar diejenigen benachbarten Ländertheile an, die ihr zur Arrondirung ihres Ländchens dienen könnten. Doch war die Regierung klug genug, dieses Anerbieten zurückzuweisen. Während der wiederholten Umwälzungen Italiens und nach der Restauration blieb S. M. ein freier Staat unter dem Schutze des Papstes. Im September 1847 wurde der Ausschuß oder Rath in eine repräsentative Kammer verwandelt, deren Mitglieder von

sämmtlichen Einwohnern gewählt werden und deren Verhandlungen öffentlich sein sollen. Auf dem Gebiete der letzten italienischen Republik, S. M.'s, löste sich 1849 der letzte Heerhaufen der römischen Republik auf, nämlich die Schaar Giuseppe Garibaldi's, des Vertheidigers von Rom gegen die Franzosen. In den Jahren 1850 und 1851 suchten außerdem noch mehre Flüchtlinge aus dem Kirchenstaate in S. M. eine Zuflucht, was zu Erörterungen mit der päpstlichen Regierung Veranlassung gab, die die Verbannung der politischen und die Auslieferung der gemeinen Verbrecher verlangte. In Folge davon rückten daher mit Zustimmung der exekutiven Behörde der Republik im Juni 1851 800 Oesterreicher von Ancona u. 200 päpstliche Gensdarmen u. Liniensoldaten in S. M. ein; die politischen Verbrecher erhielten Pässe ins Ausland, die gemeinen wurden an die Gerichte des Kirchenstaats abgeliefert. Seitdem ist S. M. vollständig ruhig geblieben und verhielt sich auch bei den großen staatlichen Umwälzungen, welche 1859 u. 1860 ganz Italien betrafen, durchaus neutral. Vergl. Delfico, Memorie della republica di S. M., Mailand 1804, 2 Bde., Flor. 1843; Gillies, Reise nach S. M., Leipz. 1798; Brizi, Quadro storico-statistico della republica di S. M., Florenz 1842.

Sanna, rechter Nebenfluß der Unna in Bosnien, mündet bei S. Novi.

Sannazaro, Jacopo, lateinischer und italienischer Dichter, geboren den 28. Juli 1458 zu Neapel aus einer spanischen Familie, vollendete seine Bildung auf der Akademie des Pontano, wo er den Namen Azzio Sincero annahm. Durch seine Dichtungen zog er die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand von Neapel und seiner Söhne, Alfons und Friedrich, auf sich und ward deren Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen. Als Friedrich 1496 den Thron bestieg, schenkte er dem Dichter die Villa Mergellina. S. † 1530 zu Neapel und wurde neben Virgils Grabe beigesetzt. S.'s Ruhm als Dichter in italienischer Sprache beruht hauptsächlich auf der Idylle „Arcadia“, die sich, aus Prosa und Versen gemischt, durch Anmuth der Gedanken und Wohlklang der Sprache auszeichnet (zuerst Venedig 1502, Mailand 1806). Seine Sonette und Canzonen gehören zu den von der Akademie der Crusca anerkannten Mustern. Die beste Ausgabe seiner italienischen Werke erschien Padua 1723. Größeren Ruhm noch genoß er wegen seiner lateinischen Gedichte, die, außer einem längeren Gedicht „De partu virginis“ (lateinisch und deutsch von Becher, Leipzig 1826), in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Sein Leben beschrieb u. A. Corniani in der Ausgabe der „Arcadia“ von 1806.

Sannio (Molise), ehemalige Provinz im Königreich Neapel, ein Theil des alten Samnium, entspricht der gegenwärtigen italienischen Provinz Campobasso, grenzte nördlich an die Provinz Abruzzo citeriore (jetzt Chieti), östlich an Capitanata (jetzt Foggia), südlich an Principato ulteriore (jetzt Avellino), westlich an Terra di Lavoro (jetzt Caserta), nordwestlich an Abruzzo ulteriore II (jetzt Aquila) und hat gegenwärtig einen Flächenraum von 4604 □Kilometern (84 □Meilen) mit (1862) 346,000 Einw. Das Land ist durch Zweige der Apenninen im Südwesten gebirgig, nach Osten zu wellenförmig, dann eben und im Allgemeinen fruchtbar, wird von den Flüssen Biferno, Trigno, Fortore und Tamaro bewässert und erzeugt Getreide, Hanf, Wein, Oel, Obst, viel Schafe, Ziegen, Schweine, Wildpret, Bienen, aber wenig Rindvieh. Der Mineralreichthum wird nicht ausgebeutet; die Industrie ist höchst unbedeutend, Räubereien und Mordthaten sind häufig. Hauptstadt ist Campobasso.

Sanok, Kreisstadt in Galizien, auf einem Hügel am linken Ufer des San, hat 2 Kirchen, einen Minoritenkonvent, eine Hauptschule, Ruinen eines alten Schlosses und 2809 Einw. Dicht dabei Olchowce, Dorf mit 700 Einw. und einer Beschäl- und Remontirungsanstalt.

Sanquar (Sanquhar), Flecken in der schottischen Grafschaft Dumfries, am Nith, hat 5 Kirchen, ein Gefängniß, eine Schloßruine, Musselinfabrikation und 1628 Einw. In der Umgegend Steinkohlenminen.

San-Salvador, Republik in Centralamerika, die kleinste, aber am dichtesten bevölkerte und am meisten kultivirte der 5 centralamerikanischen Republiken, liegt zwischen 13° 7′ und 14° 24′ nördl. Br. und zwischen 87° 37′ u. 90° 4′ westl. L. von Greenwich und grenzt gegen Süden an das stille Meer, gegen Südosten an den Fonsecagolf, gegen Osten und Norden an Honduras und gegen Westen an Guatemala und hat einen Flächeninhalt von 345 □M. Was die Bodenbeschaffenheit des Landes anlangt, so liegt dasselbe außerhalb der Hauptcordillere von Centralamerika, südlich von derselben u. gehört ganz der Abdachung nach Süden an. Doch wird es seiner ganzen Länge nach von Osten nach Westen der Seeküste fast parallel von einer bedeutenden Erdanschwellung durchzogen, welche sich über der Erdspalte erhoben hat, die durch eine Reihe 5000—7000 Fuß hoher vulkanischer Piks bezeichnet wird. Die bedeutendsten derselben sind der Vulkan von Conchagua, San-Miguel, Chinameca, Jucuapa, Tecapa, San-Vincente, San-Salvador u. Santa-Ana. Diese Erdanschwellung wird ungefähr in der Mitte, zwischen den Vulkanen von Tecapa und San-Vincente, durch den Rio Lempa durchbrochen, nachdem derselbe fast alle Gewässer im Norden dieser Wasserscheide aufgenommen hat. Südwärts von derselben fällt das Land ziemlich steil zur Küste ab, an der sich nur ein schmaler Saum niedrigen Landes hinzieht. Mannichfaltigere Gestaltung zeigt der von der Erdanschwellung nördlich gelegene Theil des Landes, wo sich die Vulkane von Sociedad und Cacaguatique und die Höhe von Sensuntepeque und Ilobosco, sowie die Gebirgszüge von Citala und Metapam erheben. Außer dem Rio Lempa, dem bedeutendsten Flusse des Landes, der den Rio Sumpul und Rio Torolo aufnimmt, sind noch zu nennen der Rio San-Miguel, welcher ebenfalls die Erdanschwellung durchbricht, und der Goascoran und Rio Paz, die beiden Grenzflüsse im Osten und Westen. Unter zahlreichen Seen sind der Guiza, Ilopango, Camalotal, Chalchuapa, Zapotitan u. Cuscatlan die bedeutendsten. Das Klima ist das der Tropen und bietet, da das Land sich nur an einzelnen Stellen über die Region

der Terra caliente erhebt, weniger Wechsel als in den übrigen Staaten Centralamerika's dar, doch ist es im Inneren größtentheils ziemlich gesund und selbst an der Küste weniger ungesund als an der atlantischen Seite Centralamerika's. Erdbeben sind nichts Seltenes und öfters sehr verderblich. Die Hauptstadt San-Salvador ist seit ihrer Gründung bis 1854 fünfmal durch Erdbeben zerstört worden. Der Boden ist durchgängig sehr fruchtbar und wegen der reichlichen Bewässerung für die Kultur sehr geeignet. In der Umgebung der Stadt San-Salvador wird der Mais im Jahre viermal geerntet. Doch zeigen die Urwälder eine weniger üppige Vegetation als die an der atlantischen Seite. Auch die Thierwelt weist wenig Arten auf; Jaguare und Pumas kommen sehr selten vor. Die gelichteten Wälder und die auffallend verminderte Thierwelt bestätigen neben anderen Erscheinungen die Thatsache, daß hier vor Zeiten schon eine ziemlich dichte Bevölkerung gewohnt hat, welche den Urwald fällte und die wilden Thiere verscheuchte. Auch die mineralischen Produkte sind von geringem Belang. Von Silberminen sind nur die von Tabanco im Departement San-Miguel von einiger Bedeutung; ihr Ertrag, der 1854 nur einen Werth von etwa 30,000 Pesos repräsentirte, ist in Folge besserer Bearbeitung seitdem gestiegen. Außerdem finden sich etwas Gold und Blei- und Eisenherze. Kohlen sollen im Thale des Rio Lempa in ausgedehnten Lagern vorkommen. Die Bevölkerung wird auf cirka 400,000, von Anderen auf 600,000 Seelen geschätzt. Die große Mehrzahl bilden Indianer und Mischlinge; reine Weiße zählt man kaum 10,000. Die Indianer zeigen noch vorherrschenden Indianertypus, sind aber trotzdem die am meisten hispanisirten in ganz Centralamerika und haben die spanische Sprache und das Christenthum angenommen. Nur in dem Distrikt Costa del Balsamo (Balsamküste) im Departement San-Salvador haben sie ihre Ursprache und ihre alten Gewohnheiten noch vielfach bewahrt. Diese letzteren gehören einer schon von den Spaniern vorgefundenen Nation aztekischer Abkunft, den Pipil, an, welche den ganzen westlichen Theil des Landes südlich vom Rio Lempa, das sogenannte Reich Cuscutlan (Cozcotlan), bewohnten. Die wichtigste Kulturpflanze ist der Indigo, der den Hauptausfuhrartikel abgibt und von Alters her hier einheimisch war. Die Produktion repräsentirte 1861 einen Werth von 2 Millionen Pesos. Außerdem werden gebaut Tabak, Zucker, Mais, Reis, Bohnen, Kaffee, Baumwolle, und sonstige Produkte aus dem Pflanzenreich sind Balsam, der ebenfalls in bedeutender Menge zur Ausfuhr kommt, Kautschuk, Kakao, Vanille, Rhabarber und Schmuckhölzer. Die Viehzucht deckt nicht den inländischen Bedarf, und es werden daher Pferde, Maulthiere und Rindvieh von Honduras eingeführt. Der Bergbau ist von keiner volkswirthschaftlichen Bedeutung, und Fabriken und bedeutendere Manufakturen sind noch gar nicht vorhanden. Der Handel ist dagegen von um so größerem Belang, indem die Indigo- und Balsamausfuhr einen sehr lebhaften Tauschhandel veranlaßt. Der Werth der Einfuhr betrug in den letzten Jahren durchschnittlich 1,000,000, der der Ausfuhr 1,300,000 Pesos. Da aber keine genaue Kontrole Statt findet, so kann man den wirklichen Werth der Ein- und Ausfuhr zu mindestens 3,000,000 Pesos annehmen. Der gesammte Tonnengehalt der Schiffe, welche in die Häfen S.s einliefen, betrug 1859—60 27,137 Tonnen, die Zahl der Schiffe 48. Die geistige Kultur steht noch auf sehr niedriger Stufe, ebenso das Erziehungswesen, obwohl für letzteres neuerlich Manches geschehen ist. Die neu gegründete sogenannte Universität in S. soll nächst der von Guatemala die am besten geleitete u. ausgestattete in Centralamerika sein. In den gewöhnlichen Schulen, deren Zahl noch sehr unzureichend ist, wird nur nothdürftig Lesen und Rechnen gelehrt; Schreiben ist schon ein Privilegium der bemittelteren Städtebewohner. Die Einkünfte des Klerus sind durch die Einziehung der kirchlichen Güter und die Aufhebung der Klöster und des Zehnten so geschmälert worden, daß die Regierung 1850 sich veranlaßt sah, zur Unterhaltung des Klerus unter dem Titel einer „religiösen Gabe“ (ofrenda religiosa) eine kirchliche Klassensteuer einzuführen, die aber sehr fahrlässig entrichtet wird. Die Verfassung des Staats ist republikanisch; an der Spitze der Exekutive steht ein auf 6 Jahre gewählter Präsident (seit 1863 Francisco Duenas) mit 2 Ministern (des Aeußeren und der Finanzen, des Inneren und des Kriegs); die gesetzgebende Gewalt besteht aus einer legislativen Kammer von 24 Deputirten und einem Senat von 12 Mitgliedern, welche sich alle zwei Jahre versammeln. Die höchste richterliche Instanz ist ein Obergerichtshof oder Tribunal, Staatsreligion ist die römisch-katholische unter einem Bischof. Die Militärmacht besteht in einer 5000 Mann starken Miliz, wovon 1000 Mann beständig im Dienst sind. Die Einnahmen des Staats beliefen sich in der Finanzperiode 1860—61 auf 1,075,305 Dollars, die Ausgaben auf 1,132,194 Dollars; das scheinbare Deficit von 56,889 Dollars war durch Baarbestände, auswärtige Forderungen und Regierungsmonopole (auf Pulver, Salpeter, fremde Liqueure) gedeckt. Die Staatsschuld betrug 1862 in Kassenanweisungen (liberanzas) 175,245 Dollars und an konsolidirter äußerer Schuld 360,000 Dollars. Der Staat zerfällt in die 8 Departements: San-Salvador, San-Miguel, San-Vincente, La Paz, Cuscatlan, Sonsonate, Santa-Ana und Chalatenango. Die gleichnamige Hauptstadt des Staats liegt in einem schönen Thale am Fuße des stets rauchenden Vulkans San-Salvador, welcher oft furchtbare Ausbrüche gehabt hat. Sie ist der Sitz der Regierung und des Kongresses, regelmäßig gebaut, hatte vor dem Erdbeben von 1854 eine schöne Kathedrale und mehre andere Kirchen, mehre Klöster und zahlreiche religiöse Brüderschaften, ziemliche Industrie, Indigobau, lebhaften Handel und ungefähr 18,000 Einw. Sie wurde 1528 auf der Stelle der alten Stadt Cuscatlan erbaut, in der Osternacht (16.—17. April) 1854 aber durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört und eine neue Hauptstadt, Nueva San Salvador, gegründet, die aber nicht vollendet ward, da die Regierung am 28. Juni 1858 wieder nach der nothdürftig hergestellten alten Hauptstadt

übersiedelte, die im December 1860 wieder durch Erdstöße gelitten hat. Doch zählt sie jetzt bereits wieder gegen 15,000 Einwohner. Das Land ward 1525 und 1526 von Pedro Alvarado der spanischen Herrschaft unterworfen und S. genannt. Seine Unabhängigkeit datirt von 1821. Durch Vertrag vom 7. Okt. 1842 trat der Staat S. mit Guatemala, Nicaragua und Honduras zu einer Union zusammen, die aber nur kurze Zeit bestand. Im Jahre 1845 kam es zwischen S. und Honduras zu offenem Krieg, wogegen zwischen ersterem Staate und Guatemala den 4. April desselben Jahres ein Freundschafts- und Allianzvertrag zu Stande kam. Beide Staaten beschlossen zwar die Berufung eines Nationalkonvents, doch trat derselbe nicht ins Leben, und den 21. März 1847 sagte sich Guatemala unter Carrera von der Union förmlich los. Dagegen traten am 9. Jan. 1851 die Abgeordneten von S., Honduras und Nicaragua zu einem Kongreß in Chinandega zusammen. Da Guatemala den Beitritt verweigerte, so rückten die Verbündeten unter Basconcelos, dem Präsidenten von S., nach Chiquimula vor, erlitten aber bei Arada den 2. Febr. 1851 durch Carrera eine entscheidende Niederlage. Ueberdies gerieth S. auch mit England wegen einer Forderung von 20,000 Pfund Sterling, welche einige britische Kaufleute an die Republik erhoben, in einen ernstlichen Konflikt, der zur Folge hatte, daß im Febr. die ganze Küste vom englischen Admiral Hornby in Blokadezustand erklärt ward. Am 25. Juli 1851 vereinigten sich S., Nicaragua und Honduras abermals unter einer Föderalregierung. Doch scheiterte dieselbe wieder theils an der gegenseitigen Antipathie der Föderirten unter sich, theils an dem Widerstande Guatemala's, worauf sich S. 1853 als souveräner Staat konstituirte. Seitdem ward die Ruhe nur noch zweimal vorübergehend gestört, nämlich 1857 durch die Rückwirkung des Flibustierkriegs Walkers in Nicaragua und 1858 durch einen Staatsstreich des Generals Barrios, welcher mit Hülfe des Vicepräsidenten der Republik, des Generals Guzman, den Präsidenten Santin del Castillo zur Abdankung zwang und bei der darauf vom 17. Januar bis 12. Februar 1859 tagenden legislativen Versammlung sowohl die Sanktion seines Staatsstreichs, als eine Veränderung der Verfassung durchsetzte, welche er auf legalem Wege durchzusetzen nicht vermocht hatte, wie namentlich die Verlängerung der nur zweijährigen Dauer des Präsidentenamts auf 6 Jahre und die des zweijährigen Mandats der Repräsentanten auf 4 Jahre. Nachdem das Jahr 1859 in Unruhe und Aufregung, aber doch ohne ernstliche Störung der Ruhe abgelaufen, scheint mit Anfang des Jahres 1860, nachdem Barrios von der wieder zusammengetretenen legislativen Versammlung zum definitiven Präsidenten gewählt worden, ein verhältnißmäßig stabiler Zustand eingetreten zu sein, bei welchem das Land in seiner schon früher angebahnten materiellen Entwickelung fortzuschreiten verspricht. Vergl. Scherzer, Wanderungen durch S., Braunschweig 1857; Sonnenstein, Description del Espado del Salvador, Newyork 1859.

San-Salvador, 1) (Banja-Conga, Ambrase-Congo), Stadt im afrikanischen Küstenlande Niederguinea, Hauptstadt des Reichs Congo, am Lelunda, ist im Besitz der Portugiesen, hat europäisches Ansehen, ein königliches Residenzschloß, 2 katholische Kirchen, eine Citadelle, Industrie und Handel und ungefähr 24,000 Einw. — 2) (S.-S.-dos-Campos), Stadt in der brasilianischen Provinz Rio-de-Janeiro, rechts am Parahyba, unweit von dessen Mündung in den atlantischen Ocean, hat Zuckerplantagen, lebhaften Handel mit Zucker, Kaffee, Baumwolle, Rum ꝛc. und 5000 Einw. — 3) (Guanahani), westindische Insel, eine der größeren Bahamas, zur Gruppe der lukayischen Inseln gehörig, 9 Meilen lang, ½—1½ M. breit, mit 1000 Einw. Diese Insel war das erste von Columbus am 12. Oktober 1492 entdeckte Land Amerika's. Die Ureinwohner sind jetzt ausgerottet; an dem Landungsplatze Port Howe steht ein Landhaus. — 4) S. v. a. Bahia.

Sansanding, Stadt im Reiche Bambarra im inneren Afrika, am linken Ufer des oberen Niger, hat lebhaften Handel und ungefähr 1000 Einw.

Sans comparaison (franz.), ohne Vergleichung; Vorbehalt, daß man nicht spötteln will.

Sansculottes (franz., Sanskülotten), die Ohnehosen, zu Anfang der ersten französischen Revolution Benennung der revolutionären Proletarier der Hauptstadt und dann der radikalen Revolutionsmänner überhaupt, hergenommen von der damals herrschenden Sitte, volksfreundliche Gesinnung durch vernachlässigte Kleidung und cynisches Benehmen zur Schau zu tragen.

Sansculottide (franz.), einer der Jours complémentaires des französischen republikanischen Kalenders.

Sans doute (franz.), ohne Zweifel.

Sans façon (franz.), Redensart: ohne Umstände.

Sans gêne (franz.), ohne Zwang.

Sanskrit (eigentlich Sanskrita), s. v. a. zusammengemacht, d. i. die wohlgeordnete, geregelte Sprache, im Gegensatz zu den daraus hervorgegangenen verschlechterten indischen Volksdialekten. Seit lange eine todte Sprache, hat das S. in der Vorzeit gewissermaßen ein doppeltes Leben gehabt, ein natürliches, als wirkliche Volkssprache, und ein künstliches, als Gelehrtensprache. In sehr entfernten Zeiten hat sich das Volk der sanskritischen Zunge, aus Nordwesten einwandernd, im nördlichen Theile von Hindostan niedergelassen und bis etwa zum 9. Jahrhundert v. Chr. das S. als herrschende Volkssprache dermaßen verbreitet, daß sich seine Ausdehnung westwärts bis zu einer bedeutenden Strecke diesseits des Indus, nordwärts bis an den Himalaya, östlich bis an den Brahmaputra und im Süden bis zur südlichen Grenze des Mahrattenlandes verfolgen läßt. Weiter südlich drang das S. nicht als Volks-, sondern als Kultursprache vor, und wahrscheinlich noch nicht um diese Zeit. Mit dem Zerfall des politischen Bandes, welches damals das indische Reich vom Himalaya bis zum Süden des Mahrattenlandes vereinigte, zerfiel auch die Sprache in eine Anzahl daraus hervorgehender Tochtersprachen. Im 6. Jahrhundert v. Chr.

war das S. als Volkssprache todt. Aber es erhielt sich in den Brahmanenschulen und wurde wahrscheinlich im 3. Jahrhundert v. Chr. von dem in Kanodscha regenerirten Brahmathum als heilige Sprache in das öffentliche Leben zurückgeführt. Hiermit beginnt die zweite Epoche seiner Geschichte. Man hat demnach ein älteres und ein jüngeres S. wohl zu unterscheiden. Dieses letztere ward und blieb die heilige Sprache des Kultus und der Wissenschaft vorerst bei den Brahmanen. Dann ging es auf die Kreise über, die mit ihnen als administrirende Kasten in Verbindung standen, und als das Brahmathum nach Ueberwindung des Buddhaismus wieder seine Herrschaft erlangte, wurde es für einige Zeit wohl Sprache der Gebildeten überhaupt, des Hofes, der Administration; es wurde Ausdrucksmittel aller höheren geistigen Entfaltung, so daß endlich selbst die Buddhaisten sich seinem Gebrauch nicht mehr entziehen konnten und ihre heiligen Schriften in dasselbe übertrugen. Etwa im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. hat sich das S. in dieser Geltung über ganz Indien verbreitet, und in den nachfolgenden 3 Jahrhunderten ist es, wie es scheint, mittelst der vom Festlande ausgehenden Kolonien in seinen Tochtersprachen auch auf die Inseln des indischen Archipelagus übertragen worden. So lange die einheimische Herrschaft dauerte, blieb es in steigender Achtung, und selbst nach dem Eindringen der Mohammedaner war es noch lange fast das einzige Darstellungsmittel für höhere literarische Erzeugnisse. Durch den Druck, der auf Indien lastet, und die geistige Apathie sind die Sanskritkundigen zwar mehr u. mehr gemindert worden; doch gilt es noch immer als die bedeutendste Grundlage zur Bildung, und noch heute gibt es Viele dort, die es verstehen und darin schreiben können. Für eine Vergleichung dieses jüngeren mit dem ursprünglichen S. fließen zwar jetzt die Quellen noch sehr sparsam, doch ist so viel schon deutlich, daß zwischen demjenigen, welches die späteren Brahmanen gebrauchten in dem Glauben, gutes altes S. zu schreiben, und jenem alten eine nicht unerhebliche Verschiedenheit besteht. Die Kenntniß des älteren S.s, wie sie seit den letzten 50 Jahren unter uns aufgekommen ist, hat in der Sprachforschung die folgenreichste Revolution hervorgebracht, ja es ist dadurch die vergleichende Grammatik als selbstständige Wissenschaft überhaupt erst möglich geworden. Denn für den am weitesten räumlich über die Erde verbreiteten Sprachstamm, den indogermanischen, welcher sich von den Südrändern des Himalaya bis an die Meerenge von Gibraltar und von Island bis nach Sicilien ausdehnt, ist in dem S. zwar nicht, wie oft angenommen worden, die Urmutter selbst, wohl aber diejenige Tochter gefunden, welche an formeller Ungetrübtheit, Ursprünglichkeit, Reichthum, Feinheit der Ausbildung allen übrigen vorangeht. Von den 6 Hauptabkömmlingen jenes Stammes, der indischen und arischen Gruppe in Asien, der griechisch-lateinischen, celtischen, germanischen, litthauisch-slavischen in Europa ist das S. diejenige Gestaltung, die dem allgemeinen Identitätspunkte am nächsten steht, von dem aus sich strahlenartig nach verschiedener Richtung die zugehörigen Zungen verbreiteten; das S. muß bei Vergleichung aller dieser Sprachen wenigstens im Ganzen und Großen als die letzte Unterlage oder als der Prüfstein dienen.

Die eigentliche Schrift des S.s führt den Namen Dewanâgarî, d. i. Götterschrift, weil sie Brahma bei Abfassung der Weda's gebraucht haben soll; außerdem wird es aber auch mit bengalischer, tamulischer, birmanischer, cingalesischer und anderen Schriften geschrieben. Als Material dienen grüne Palmblätter, in welche mit eisernem Griffel die Buchstaben eingeritzt werden, auch Blätter des Lotos, der Aloë und des Baumes Burdsha, oder Papier mit Zuckerrohr (statt der Feder) und Tusche. Die ältesten uns bekanntesten Denkmäler der Dewanâgarîschrift reichen etwa bis um 400 v. Chr. Sie wird von der Linken zur Rechten, gewöhnlich in ganzen Linien zusammenhängend geschrieben. Die allerfeinste Ausbildung legt das S. in dem Reichthum seiner Wohllautsregeln dar, die in solcher durchgreifenden Konsequenz und Mannichfaltigkeit wohl in keiner anderen Sprache gefunden werden. Es ist in der That staunenswerth, in welcher Ausdehnung das Princip der Assimilirung, Verdoppelung, Elision, Verschmelzung, Erhärtung, Einschiebung vermittelnder Laute durchgeführt wird. Der Wortschatz des S.s läßt sich auf eine Anzahl Urelemente, die man Wurzeln nennt, zurückführen, die in der geredeten Sprache für sich allein, in ihrer nackten Form, selbst nicht vorkommen, sondern bloß aus ihren Abkömmlingen erkennbar sind, denen sie als gemeinsamer Stamm zu Grunde liegen. Sie sind sämmtlich einsilbig, außerdem aber keiner Beschränkung in der Buchstabenzahl unterworfen; schallnachahmende finden sich nur sehr wenige darunter, desto mehr Ausdrücke aber für Sagen, Wissen, Lehren, Meditiren, am wenigsten für Streiten und Kämpfen. Diese Sprachelemente sind demnach geistiger Abdruck eines friedlichen Volks, das seinen denkenden Ernst, Neigung zur Abgezogenheit und einen Hang zur frommen Einsamkeit schon in den frühesten Lautschöpfungen beurkundet. Als Hülfsmittel zum Erlernen des S.s dienen die Grammatiken von Wilkins (Lond. 1808), Othm. Frank (Würzb. und Leipz. 1823), Wilson (2. Aufl., Lond. 1846), Bopp (Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache, Berl. 1827, 3. Aufl. 1864), Benfey (Handbuch der Sanskritsprache, Leipz. 1852—54, 2 Bde., kürzer das. 1854) und Oppert (Berl. 1859); die Wörterbücher von Wilson (Kalkutta 1819, 2. Aufl. 1832, neu bearbeitet von Goldstücker (Lond. 1859 ff.), Bopp (Berl. 1830, 1841), Rosen (das. 1827), Westergaard (Bonn 1841), Williams (Lond. 1851), Böhtlingk und Roth (Petersburg 1853 f.); die Chrestomathien und Anthologien von Lassen (Bonn 1838), Böhtlingk (Petersburg 1845), Höfer (Hamburg 1850) und andere Werke, wie Schlegel, Ueber Sprache und Weisheit der Inder (Heidelb. 1808), Bopp, Ueber das Konjugationssystem der Sanskritsprache (Frankfurt 1816), Derselbe, Vergleichende Grammatik des S.s (Berlin 1833—43).

Das S. ist eine äußerst fruchtbare Mutter gewesen, denn aus ihm sind eine Menge von Volksmundarten hervorgegangen, die sich im Allgemeinen durch das Streben nach größerer Weich-

heit, Abwerfung der Aspiration, Verwechslungen der Liquiden und anderer Sprachelemente, Vernachlässigungen der Casusendungen und des Genus charakterisiren. Die älteste, der Mutter am treuesten gebliebene Mundart ist die heilige Sprache der Buddhaisten, das Pâli, das eine Volkssprache Mittelindiens gewesen zu sein scheint, von hier aber, mit dem Buddhaismus vertrieben, über Ceylon nach Hinterindien drang, mitten unter monosyllabischen Sprachen sich ausbreitete und fortwährend gelehrte Sprache in Ava, Arracan, dem birmanischen Reiche, Pegu, Siam, Laos, vielleicht auch in Kambodscha und Tschampa, außerdem auf Ceylon geblieben, als gesprochene Sprache aber ausgestorben ist. Es steht dem S. noch so nahe, daß es keine grammatische Form besitzt, deren Ursprung sich nicht aus jenem nachweisen läßt. Fremde Beimischungen hat es nicht erlitten; wenigstens zeigt sich in den Schriften ernsterer Art keine Spur davon. Für die Erforschung der Buddhalehre und mittelbar der Geschichte Indiens hat das Pâli hohe Bedeutung. Vergl. Burnouf und Lassen, Essai sur le Pâli, Paris 1826, und Spiegel, Lexicon Palicum, Bonn 1842.

Eine zweite Tochter des S.s u. jetzt gleichfalls todte Sprache ist das Prâkrit. Im Sprachgebrauch wurden mit diesem Namen im weitesten Sinne alle Sprachen Indiens, das S. allein ausgenommen, als Vulgärsprachen bezeichnet, selbst solche inbegriffen, die nicht sanskritischen Ursprungs waren. Im engeren Sinn versteht man darunter die scenischen Dialekte, deren sich die Dichter in den Dramen u. einigen anderen Dichtgattungen neben dem S. für gewisse bestimmte Klassen der Auftretenden bedienen, in der engsten Bedeutung aber einen in den Dramen vorzugsweise üblichen Dialekt, der im Mahrattenlande seinen Ursprung gehabt haben soll, und in dem auch die heiligen Bücher der Dschaina's, einer buddhaistischen Sekte, geschrieben sind. Jene verschiedenen Prâkritarten haben zwar in örtlichen, einmal wirklich lebendigen Provinzialdialekten ihren Ursprung, bei der Verwendung in den Dramen aber werden sie nicht den handelnden Personen als ihre jedesmalige Heimatssprache in den Mund gelegt, sondern sie sind nebst dem S. gewissermaßen rang- und standesmäßig vertheilt. Als Sprache der Inschriften haben wir neuerlich das Prâkrit kennen gelernt, seitdem Prinsep die im 3. Jahrhundert v. Chr. verfaßten Inskriptionen des Asôka, des Enkels von Sandrocottus und gefeierten Königs der buddhaistischen Geschichte, entziffert hat und deren Abfassung im Mâghadidialekt dargethan worden ist. Vgl. Höfer, De Prakrita dialecto libri II, Berlin 1836; Lassen, Institutiones linguae Pracriticae, Bonn 1836; Delius, Radices Pracriticae, das. 1839.

Von den heut zu Tage in Indien noch lebenden Sprachen ist ein großer Theil als Enkelsprachen des S.s zu bezeichnen; ihre Literaturen sind der großen Masse nach Uebersetzungen, Nachahmungen und Umgießungen von sanskritischen oder persischen, arabischen und anderen Werken. Die literarisch kultivirtesten unter den neuindischen Sprachen sind das Hindustani und das Hindi, die beide auf derselben grammatischen Basis ruhen, aber im Gebrauche ganz verschieden sind. Das Hindustani bildete sich seit dem Einbruch der Ghasnawiden zu Anfang des 11. Jahrhunderts n. Chr. und der späteren moslemischen Eroberungen in Indien, indem die Eroberer zu schwach an Zahl waren, um die einheimischen Idiome zu verdrängen, und die Eingebornen durch ihre politische Stellung genöthigt waren, sich mit den neuen Herren zu verständigen. Durch gegenseitige Anbequemung, nämlich Einmischung einer Unzahl von arabischen und persischen Worten aus den Sprachen der fremden Sieger in das indische Element, das nur kümmerlich seine grammatische Form erhielt, entstand anfangs als eine einfache Militärsprache jenes Hindustani, das dann unter Akbar dem Großen Hofsprache wurde, unter Aurengzeb schon zu einer nicht unbedeutenden Literatur gelangte und sich allmählig über das Königreich Audh, die Provinzen Behar, Allahabad, Delhi, Agra und in einem großen Theile des Dekan verbreitete. Es ist die Sprache aller mohammedanischen Bewohner Indiens, wird aber fast von allen gebildeten Indiern erlernt und gesprochen, auch von den meisten Europäern, die dort leben, da es als eine Art Lingua franca durch ganz Vorderindien, selbst darüber hinaus, in Arracan, auf den Malediven und Lakediven und in vielen auswärtigen Städten Asiens verstanden wird. Als Schrift dienen bei der moslemischen Bevölkerung die arabischen Buchstaben, die nur durch noch mehr dialektische Punkte weiter gesondert oder vervielfältigt werden; die Hindu's bedienen sich der Dewanâgarischrift oder einer kursiveren Form derselben, Nagari genannt, wenn sie nicht auch jenes arabisch-persische Alphabet gebrauchen. Vgl. Garcin de Tassy, Rudiments de la langue Hindostani, Paris 1829, nebst Appendice, das. 1833; Gilchrist, English and Hindostanee Dictionnair, Kalkutta 1787; Shakspeare, Grammar of the Hindustani language, 3. Ausgabe, London 1826; die Grammatik von Price, das. 1828, und die Dictionnaires von Taylor, revidirt von Hunter, abgekürzt von Smyth, von Roebuck, alle meist für den praktischen Gebrauch berechnet; Garcin de Tassy, Histoire de la littérature hindoui et hindoustani, Paris 1847. Das Hindi ist der alte trümmerhafte, praktische Ueberrest des S.s, welcher sich von der Vermischung mit arabischem und persischem Sprachgut frei erhielt und anstatt solcher neuaufgenommenen Bezeichnungen sanskritische oder wenigstens aus dem S. stammende Ausdrücke bewahrte. Der Distrikt von Bradsch, das indische Arkadien, ein Landstrich um Matura im Norden Indiens, der geheiligte Schauplatz der jugendlichen Abenteuer Krischna's, ist die Gegend, wo es am reinsten gesprochen wird; daher es auch Bradsch-Bhakha genannt, worunter aber auch eine besondere Varietät des Hindi verstanden wird. Die Verschiedenheit des Hindi vom Hindustani ist mehr lexikalischer als grammatischer Art. Die Hindu's, welcher Gegend sie übrigens auch angehören mögen, legen ihre dichterischen Erzeugnisse am liebsten in dieser Sprache nieder, die sie dem S. an Schönheit gleich stellen. Der Missionär Adam hat mehre Schulbücher im Hindi mit Dewanâgarischrift, auch Grammatik

und Lexikon darüber herausgegeben (Hindi-Kôsha, Kalkutta 1829, und Hindî bhâshakâ, das. 1827).

Außer den angeführten nimmt Lassen noch 24 sanskritische Provinzialsprachen von weiterer Ausdehnung an: im Osten das Bengâli, d. i. die Sprache von Bengalen, ein literarisch kultivirtes, dem S. noch ziemlich nahe stehendes Idiom, mit einem eigenthümlichen, aus dem Dewanâgarî abgeleiteten Schriftcharakter; den Dialekt von Tirhut (sanskr. Tirabhukti), einer Provinz nördlich von Behar; die Sprache von Orissa; in den Berggegenden und Thälern des Himalaya die Sprache von Nepal, die des nördlichen Kôsala, die dogurische (zwischen Kaschmir und Almova) und die kaschmirsche; im westlichen Indien die Pendschâbi in dem Fünfflußlande, das Idiom der Sikhs, die multanische Sprache um den mittleren Indus und die von Sind am unteren Indus und dessen Ausflüssen, zugleich Sprache der Banjanen, die sich außerhalb Indiens des Handels wegen aufhalten und alle von Sind stammen; an der Westküste die Sprachen von Cutch, Guzerate, Cancar; im Inneren Indiens vier Radschputendialekte, ferner die harutische Sprache, bei den Alten Sarasvati genannt, die schon erwähnte Bradsch-Bhakha, die Sprache von Malwa, von Bundelkund, die mâghadische in Behar und an der Südseite des Vindhyagebirges das Mahrattische (sanskr. Mahâ râshtra, d. i. großes Reich). Noch gehört auch die Zigeunersprache ihrem Grundcharakter nach zu den indischen Volkssprachen, dem Prâkrit und mittelst dessen zum S., obgleich auch eine Menge orientalischer und europäischer Wörter, aber lange nicht in gleicher Zahl, mit den ächt indischen und meist nur vorübergehend von diesem Wandervolke aufgenommen worden ist. Endlich ist auch das Kawi auf den Inseln Java und Bali eine auswärtige Tochter des S.s, und zwar in seiner reinen Form. Es hat sich in Folge friedlicher Uebersiedelungen als eine literarische Sprache festgesetzt, aber unter den malayischen Sprachen nicht bloß eine Mischung im Wortvorrath, sondern auch eine Zerrüttung seines grammatischen Baues erlitten. Vgl. A. v. Humboldts berühmtes Werk „Ueber die Kawisprach", Berlin 1836.

Die uns erhaltenen und bis jetzt bekannten literarischen Denkmäler des S.s lassen sich in 2 Hauptklassen, Inschriften und Bücher, unterscheiden. Jene sind sehr zahlreich und bei der großen Dunkelheit, die über der politischen wie literarischen Geschichte Indiens ruht, als eines der vorzüglichsten Hülfsmittel zu deren Aufhellung von hoher Wichtigkeit. Die Mehrzahl derselben fällt in die Zeit zwischen dem 7. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die ältesten, von wahrhaft unschätzbarem Werthe sind die Inschriften des Asôka, welche dieser König an drei Plätzen seines Reichs auf Säulen und Steinblöcken veröffentlichen ließ, westlich unter dem Berge Girnar auf der Halbinsel Guzerate, bei Kapurdigiri in Afghanistan und bei Dhauli in Orissa. Sie enthalten 12 Edikte (die zu Dhauli nur 10, daneben aber noch einige andere, ihr eigenthümliche) meist von so allgemeiner moralischer Natur, daß sie in jede Religion passen würden, Gehorsam gegen Vater und Mutter, Barmherzigkeit gegen Menschen und Thiere anempfehlend, und scheinen hiernach den Zweck gehabt zu haben, die Bekenner der verschiedenen Religionen, die in seinem Reiche lebten, zur Verträglichkeit und Toleranz aufzufordern. Die älteste dieser Inschriften ist vom 12. Jahre nach der Krönung des Königs (259 n. Chr.), andere sind vom 26. datirt.

Weit höher hinauf reichen die Schriftdenkmäler, welche in Büchern fortgepflanzt worden sind. Sie werden gewöhnlich in eine heilige und eine profane Literatur getrennt, wobei jedoch zu bemerken, daß die Scheidung zwischen beiderlei Arten unter den Indiern selbst keineswegs immer dieselben Grenzlinien bewahrt hat. Nach indischer Ansicht begreift der religiöse Theil der Literatur im Brahmathum das gesammte Wissen (widjâ), welches in 18 Hauptheile zerfällt. An der Spitze stehen die vier Weda's (Gesetz) mit ihren zahlreichen Kommentaren und Erläuterungsschriften. Sie werden als in einer hohen Urzeit unmittelbar von Brahma mehren Weisen geoffenbarte Lehren über Gott und Gegenstände der Religion und Liturgie betrachtet, welche zu lesen nur den drei ersten Kasten verstattet ist. Der Rig- (d. i. Lob-) Weda ist eine Sammlung vollständiger Lieder, rhythmischer Lobgesänge auf alle Gottheiten in etwa 10,000 Doppelversen. Wie er uns jetzt vorliegt, als ein geschichtliches philosophisches Werk, das die bis dahin nur mündlich oder in Sondersammlungen enthaltenen alten Offenbarungslieder in Einem Körper vereinigt gegen den Untergang sichern und den Schwankungen der Tradition entziehen sollte, besteht er in 10 Kreisen oder Büchern. Die einzelnen Kreise werden in der Regel gebildet durch Lieder Eines Verfassers oder mehre aus demselben Geschlechte, wenigstens im zweiten bis achten Buche. Der Yadschur- (Opfer-) Weda handelt in 86 Abschnitten über das Opferritual sammt den dazu gehörigen Gebeten, enthält also die Anweisungen über alle religiösen Uebungen, Kasten, Feste, Reinigungen, Büßungen, Wallfahrten, Gaben, die verschiedenen Eigenschaften der Opferthiere, die Bauart der Tempel, die bei der Geburt, der Vermählung und dem Tode der Menschen aus allen Klassen üblichen Ceremonien und dergl. Der Sâman (Lied, Recitation) oder Sâmaweda enthält zum Singen eingerichtete Gebete, die in der Liturgie gebraucht wurden, und wird für den heiligsten gehalten. Diese genannten drei bilden die älteste Klasse der Weda's, und da nur sie in den frühesten Schriften gekannt zu sein scheinen, so wird der vierte Weda, der Atharwa, d. i. Priester, für jüngeren Ursprungs gehalten, wie das auch die Sprache und eine Grundverschiedenheit der religiösen Anschauungsweisen erkennen lassen. Derselbe enthält mehr Zauberformeln, Sprüche zum Schutz gegen die verderblichen Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheiten und schädliche Thiere, Anrufungen heilsamer Kräuter und Verwünschungen der Feinde. Jeder Weda zerfällt in zwei Theile: der erste wird Mantra oder Gebet genannt, der mit musikalischer Begleitung gesungen wird, wenn er metrisch und sangbar verfaßt ist, während die prosaischen mit

einem gewissen Pathos hergemurmelt werden; der zweite Theil heißt Brâhmana, auch Jnâna, Gnosis, der dogmatische Theil, die theologischen Glaubensartikel über Kosmogonie, über Gottes Eigenschaften und Wesen mit Beweisen für die Gültigkeit solcher Lehren und mit Erzählungen zu ihrer Erläuterung enthaltend. Zu diesem zweiten Theile gehören noch eine Menge von Traktaten, die sogenannten Upanischads, Lehren, Meditationen enthaltend, welche im eigentlichsten Sinn die Theologie der Weden ausmachen, indem sie die Resultate der philosophischen und theologischen Untersuchungen über Gott, Welt, Seele, Unsterblichkeit geben. Dieses große, umfangreiche Schriftcorpus gehört weder seiner ersten Abfassung, noch auch nur seiner Sammlung nach Einem Mann oder Einem Zeitalter an. Die Brâhmana und Upanischads setzen das Vorhandensein der Hymnensammlungen voraus; in der Zwischenzeit der beiderlei Abfassungen bildete sich die prosaische Diktion, und indem die Brâhmana's eine zweite Literaturepoche bezeichnen, die bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. hinaufreicht, hat man sie zugleich als einen Uebergang von der alten Hymnendichtung zu der späteren epischen und gnomischen Poesie zu betrachten. Um die heiligen Offenbarungen der Weden vor Zusätzen zu schützen, soll sie, nach der Sage, der größte der indischen Philosophen, der Brahmane Kirschna Dwapajana, der darum Wjâsa, d. i. Sammler, beigenannt worden, aus dem Munde der Priester gesammelt, an einander gereiht und in Bücher und Kapitel getheilt haben. Die letzte Redaktion wird aber dem Kalidas im 1. Jahrhundert v. Chr. zugeschrieben. Der Text der Weden muß in sehr früher Zeit festgestellt worden sein; er ist ohne alle Varianten auf uns gekommen und kann in seiner jetzigen Gestalt bis in das 7. Jahrhundert v. Chr. verfolgt werden. Eine Bestimmung der Abfassungszeit im Einzelnen ist zwar jetzt noch nicht möglich, allein so viel mit höchster Wahrscheinlichkeit ermittelt, daß die ältesten Stücke im 14. Jahrhundert v. Chr. vorhanden waren. Im 17. Jahrhundert übertrug der Sohn des Schah Dschihan zu Benares mit brahmanischer Hülfe aus allen vier Weden die sogenannten Upanischads ins Persische; diese Kompilation wurde 1775 nach Europa geschickt, von dem der indischen Sprache und Religion unkundigen Anquetil ins Lateinische übertragen (Oupnek'hat i. e. Secretum tegendum, Straßburg 1801) und kann, da hier Brahma, Wischnu und Siwa sogar als Uriel, Gabriel, Michael erscheinen, eine Quelle vieler Irrthümer werden.

Auf die Weda's folgen in der Reihe der heiligen Schriften die vier Upawêdâ's oder Unterweda's, die aus den Weden abgeleitet, aber nur noch in Auszügen und schwachen Nachahmungen vorhanden sein sollen. Der erste, Adschus (Adschurweda), eigentlich Leben, aus dem Rig, handelt von Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie und dergl.; der zweite, Gândharwa (von Gandharwa, Namen der himmlischen Musiker), aus dem Sâman, über Musik u. Tanzkunst; der dritte, Dhanurwidjâ (Wissenschaft des Bogens), aus dem Jadschur, über die Kunst, Waffen &c. zu verfertigen; der vierte endlich, Sthâpatja (Baukunst), aus dem Atharwa, verbreitet sich über mechanische Künste und Gewerbe, deren 64 aufgezählt und in ebenso vielen Abhandlungen beschrieben werden. An diese genannten 8 Hauptabtheilungen schließen sich weiter 6, Angâs oder Wedângâs, die Glieder oder Ergänzungen des Körpers der Weden genannt: zuerst Sikschâ, Lehre von den Accenten und der Recitation der Weden; dann Wjâkarana, die Grammatik des in den Weden gebrauchten Dialekts; darauf Nirukti, Erklärung schwieriger Wörter und Phrasen der Weden; ferner Chanda, die Prosodie; Kalpa, das gottesdienstliche Ceremoniel; endlich Dschjotisch, Astronomie, mit besonderer Berücksichtigung des Kalenders und der religiösen Feste.

Hierzu kommen endlich noch vier Upangas oder untergeordnete, nachträgliche Glieder, bestehend aus dem Gesetzcorpus (Smriti, memoria), mit seinen unzähligen Digesten, aus den Hauptschriften über die beiden vorzugsweise orthodoxen Hauptschulen der Philosophie, nämlich die Njana und Mimansa, und aus den religiösen Epopöen und Purana's. Dieser Puranen (purâna, alt) sind achtzehn, die nach einem ungefähren Ueberschlage mehr als 800,000 Doppelverse enthalten, mit ebenso vielen Upapurâna's oder Puranen von minderer Bedeutung. Jedes Purânam behandelt insbesondere die fünf Gegenstände: die Schöpfung, die Zerstörung und Erneuerung der Welten, die Genealogie der Götter und Heroen, die Regierung des Manu und die seiner Nachkommen. Auch diese mythologischen und historischen Kompilationen werden als fast ebenso heilig wie die Weden betrachtet und üben selbst einen ausgebreiteteren und wahrhaft praktischen Einfluß auf das irdische Leben. Wiewohl sie der Nationalglaube in das höchste Alterthum zurückzuschieben sucht, so verrathen sie doch ihr junges Zeitalter im Allgemeinen durch die Sprache, den schwülstigen, überladenen Styl; Manches in ihnen mag bis in das 16. Jahrhundert n. Chr. herabreichen. Noch ist kein Purânam ganz herausgegeben oder übersetzt, sondern nur einzelne Stücke und Auszüge und Analysen von einigen sind veröffentlicht, wonach zu urtheilen, sie in poetischer Beziehung einen sehr untergeordneten Werth einnehmen, wie sie auch mehr eine Darstellung der religiösen Sagen und der Geschichte vom priesterlichen Standpunkte aus bezweckten. Viele darunter behandeln irgend einen Theil der Göttergeschichte mit besonderer Ausführlichkeit u. werden deshalb danach benannt. Zu den Weden steht das alte Gesetzbuch Dharmaśâstra in Beziehung, wonach die politisch-bürgerlichen Verhältnisse geregelt sind. Manu, der Enkel Brahma's, gilt als Begründer der Legislation, daher auch das älteste Gesetzbuch nach ihm genannt wird, Mânawadharmaśâstram. Es zerfällt in 12 Bücher, stellt aber nicht nur das Recht im eigentlichen Sinne dar, sondern in der Kürze die ganze sociale Weltordnung (dharma) vom brahmanischen Gesichtspunkte aus. Das Alter dieses Gesetzbuches läßt sich schwer bestimmen; jedenfalls hatten sich viele der hier gegebenen Vorschriften lange als Herkommen fortgepflanzt; die

Redaktion in der jetzigen Gestalt scheint nicht über das 2. oder 3. Jahrhundert v. Chr. hinauszureichen. Die erste Bekanntschaft mit Manu's Werk verdanken wir Jones, der es in das 12. Jahrhundert v. Chr. hinaussetzt (Institutes of Hindu Law, or the ordonnances of Menu, Kalkutta 1791, London 1796, woraus die deutsche Uebersetzung von Hüttner, Weim. 1797); das Original mit dem Kommentar des Kalluka Bhatta erschien in Kalkutta 1813. Haughton edirte das Original ohne Scholien (London 1822) und dann Loiseleur Delongchamps: Manavadharmasâstra, lois de Manou, publiées en Sanskrit, avec une traduction française et des notes, Straßburg 1830. Theils Kommentare über dieses Werk, theils eine Menge besonderer Schriften entwickelten dasselbe weiter. Eine Sammlung aller indischen Gesetzbücher mit deutscher Uebersetzung begann Stenzler mit der Herausgabe von Yajnâvalkya's Gesetzbuch (sanskritisch und deutsch, Berlin 1849).

Durch ihr verschiedenes Verhältniß zur Wedadoktrin theilte sich die indische Philosophie frühzeitig in 2 Hauptzweige, einen orthodoxen und heterodoxen, die wieder in einzelne Schulen, Darsanâni, Ansichten, d. i. vollständige Systeme, zerfielen. Jede derselben legte ihre Lehren in Sutra's, kurzen Aphorismen und metrischen Sentenzen, nieder, welche Sprüche dann ihrer Dunkelheit halber eine große Menge von Auslegern und Erklärern beschäftigten. Daß die indische Philosophie schon um die Zeit Alexanders des Großen eine bedeutende Entwickelung erreicht hatte, zeigt die Achtung, welche ihr die Griechen zollten. Zunächst aus den Weden hervorgegangen ist das Mimânsâsystem, d. h. Wissenschaftslehre, welches wie die Weden in einen Theil der Werke und einen zweiten der Erkenntniß zerfiel u. sich in praktische Philosophie (Kârmamimânsâ), auch erste, Pûrwamimânsâ genannt, und theoretische (Brahmamimânsâ) oder zweite (Uttaramimânsâ) theilte. Urheber der ersten ist Dschaimini, dem 12 Bücher (Sûtrâni), jedes aus vier Kapiteln bestehend, zugeschrieben werden von überaus dunklem Inhalte, daher sie eine Menge Kommentare und Glossarien (Wârtika) erhielten. Einer der bedeutendsten darunter, von Khumârila Bhatta, einem Hauptgegner des Buddhaismus, wird in das 5., von Anderen in das 7. Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Zweck dieser Lehre geht darauf, die Aussprüche der Weden mittelst einer sicheren Erklärungsmethode auszulegen, ihren Sinn aufzufassen, die vorkommenden Widersprüche zu lösen und so durch sorgfältige Forschung die Religionspflichten, d. h. hier die Opfer, Ceremonien und Tugendhandlungen, zu bestimmen, um den letzten Zweck alles menschlichen Strebens, Befreiung von der Sünde, Erlangung der Seligkeit durch Erfüllung des Dharma (des Rechten und der Gebühr) auf dem Wege einer gründlichen Argumentation deutlich zu machen. Hermeneutische, exegetische, moralische, liturgische Elemente dienen zur Entwickelung des Systems, welches sich als eine Kasuistik charakterisirt, die sich im Allgemeinen mit der philosophischen Behandlung der jüdischen Pflichtenlehre im Talmud vergleichen läßt. Der zweite Theil dieser Schule, Brahmamimânsâ, gewöhnlicher Wedanta, d. i. Zweck, Ziel der Weda's, genannt, wird auf Badarajanas oder Wjâsa zurückgeführt, dem eine Sammlung von 555 Sutra's zugeschrieben wird. An Sankara, etwa im 8. Jahrhundert n. Chr., fanden dieselben einen höchst scharfsinnigen Scholiasten, dessen Werk von anderen Kommentaren erläutert ist, die dann ihre Erklärer fanden, so daß das ganze Corpus eine unerschöpfliche Quelle von scholastischen Spitzfindigkeiten und Schuldisputationen bildet. Ihrem Wesen nach ist die Wedantaphilosophie ein spiritueller Pantheismus; sie handelt von Gott als der universellen Weltseele (Paramâtman), dem einzigen Sein, welches ist und das man zu erkennen trachten soll; alles Uebrige ist Täuschung (Mâjâ). Die Mâjâ, Sâkti (Energie) und Prakriti (Entfaltung) des allwissenden Herrn ist der Same, woraus die vorübergehende Existenz entsprungen ist. Die menschliche Seele, ungeboren und ewig, ist zwar ein Theil der Weltseele, aber von ihr emanirt, wie Funken von einem lodernden Feuer sich trennen, auf eine mysteriöse Weise von der Theilnahme an der göttlichen Natur ausgeschlossen u. mancherlei täuschendem Schein und Affektionen, wie Freud und Leid, unterworfen. Die Schöpfung ist in Brahma, der höchsten Seele, ein immer wiederkehrender Akt des Verlangens und der Lust, des Wunsches und Willens; er ist die bewirkende und, weil außer ihm nichts ist, auch die substantielle Ursache der Welt, Schöpfer u. Geschaffenes; die Schöpfung ist ein Spiel mit der Mâjâ, und in diesem Spiel ist Brahma's Fülle unerschöpflich. Außerdem behandelt dieses System auch die schwierigsten theologischen Probleme, wie die Lehre von der göttlichen Gnade, Freiheit des Willens, dem Glauben.

Das zweite philosophische System, nach indischer Eintheilung aber das dritte und vierte, weil auch dieses in zwei innerlich verknüpfte Entwickelungen zerfällt, bildet die Sankhjaschule, von sankhja, d. i. Aufzählung und Ergänzung, Urtheil und Rechenschaft, weil sie in die Erforschung der Natur der Dinge durch Aufzählung ihrer Principien arithmetische Vollständigkeit und Genauigkeit zu bringen strebt und dadurch ein Urtheil begründet. Als Stifter dieser Lehre wird ein alter Weiser, Namens Kapilas, genannt, dem auch eine Sammlung von Sutra's unter dem Titel „Sankhjapravatschana" zugeschrieben wird, die aber erst Pantschasikhas veröffentlicht haben soll. Das Zeitalter beider ist zwar ungewiß, das System aber ohne Zweifel sehr früh ausgebildet, da die Lehre des Buddha aus dieser Schule hervorging. Für die beste Auseinandersetzung dieses Systems gilt ein kurzer Traktat, Sankhja-Kârikâ genannt, in 72 Stanzen von Iswara-Krischna (herausgegeben von Lassen, Bonn 1832, Colebrooke, besorgt durch Wilson, Lond. 1837, und in deutscher Uebersetzung in Windischmanns „Geschichte der Philosophie", II). Das Sankhjasystem sucht besonders den Unterschied des Geistes von der Materie und des Geistes Leben im Verhältniß zur Natur zu erforschen. Enthüllung des Geistes mittelst richtiger Unterscheidung und Beseitigung dessen, was ihn dem sinnlichen Auge verhüllt, ist Befreiung, das summum bonum und das Ziel des

Sankhja. Weil Kapilas dabei den atheistischen Grundsatz ausspricht, daß weder dieser Geist, noch ein anderes an und für sich unendliches Wesen existire, das durch seinen Willen Schöpfer und Herr dieser Welt sei, so heißt sein System das gottlose. Zur Abwehr desselben bildete Patandschali eine zweite Form der Sankhialehre aus, welche das Handeln (Karma) zur ersten Bedingung macht und den Urgeist der Weda's als Gottheit zur Anerkennung zu bringen sucht, indem sie einen Uebergeist (Adhjâtma) setzt, als ewigen und höchsten Lenker des Universums, unbegrenzt durch Raum und Zeit und mit allen Attributen des höchsten Wesens versehen. Dieses System, die Joga oder Sankhjajoga, ist also ein theistisches. Das Hauptziel in der Joga ist Beschauung des Geistes im Geiste und Erlangung der ganzen Energie desselben; Vereinigung (Joga) mit dem Urwesen, das an der Spitze des Alls steht, ist das höchste Gut. Zu solcher Seligkeit kann man sich durch äußere Uebungen und Zuchtmittel fähig machen; sie bestehen in einem Streben nach Unabhängigkeit von äußeren Eindrücken, wodurch Freiheit von Unruhe und Schmerz bewirkt wird, vornehmlich aber darin, daß Thaten ohne ein Interesse und in einem völligen Quietismus der Seele verrichtet werden, wobei man nur über das höchste Wesen meditirt. Durch dieses innere Geistesleben und durch abstrakte Meditation erlangt man eine höhere Kraft (Wibhûti), die von den Fesseln der Materie befreit und zur Gottheit führt. Zu dem dritten Doppelpaar orthodox indischer philosophischer Systeme gehört ein System der Dialektik, Njâja, Vernunftverfahren, logischer Schluß genannt, auch Tarkawidjâ, Einsicht vom Falschen, welches sich die Aufgabe stellt, das Sinnlichwahrnehmbare sowohl, als das Geoffenbarte und Ueberlieferte vernünftig zu betrachten. Als Stifter wird Gotamas genannt, dem eine Sammlung von Sutra's in fünf Büchern „Njâjasutra“, zugeschrieben wird, woran sich eine Reihe anderer zugehöriger Werke anschließt, da dieses bis zur feinsten Spitzfindigkeit kunstreich ausgesponnene System von den Indiern sehr ausgebildet worden ist. Gewissermaßen als ein Zweig des Njâjasystems zu betrachten, jedenfalls wesentlich damit zusammenhängend ist die Schule des Kanâdas, der auch eine Sutrasammlung, „Weiseshika“, in 10 Abschnitten hinterließ, die diesen Namen, d. i. Unterscheidung, erhielt, weil sie auf den Unterschied, die Spaltung der Dinge bis in die feinsten Anfänge, bedacht ist. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Physik, ist also gleichsam eine Philosophie der Natur. Die Natur ist ihr aber kein bloßer Schein, wie in den vorigen Systemen angenommen wurde, sondern hat Realität. Da nach einem allgemeinen Princip der indischen Schulen aus nichts nichts entstehen kann, so kam Kanâdas auf eine Atomenlehre, wonach zwei untheilbare Partikelchen die erste Komposition bilden, die sodann nach numerischen Verhältnissen bis zur Vollendung des Weltgebäudes adhäriren.

Alle die hier angeführten Systeme halten sich, wie verschieden sie auch unter einander sind, doch auf dem Boden des Wedaglaubens als einer gemeinschaftlichen Basis. Ihnen gegenüber steht eine Menge häretischer Ansichten, gegen welche, als mit den Weden unverträglich, von den Orthodoxen eine so strenge und harte Polemik geführt wird, daß man ihre Lehrsätze und Lebenspraxis selbst in den Punkten verwirft, die mit den Weda's übereinstimmen, wie im Wohlthun, im keuschen und unschuldigen Lebenswandel und dergleichen; die geübten Tugenden werden zu Lastern, wenn sie sich auf ketzerische Auktoritäten stützen. Als solche Ungläubige, die völlig außerhalb des Bereichs der indischen Kirche gestellt und Atheisten (Nastika's) genannt werden, gelten die Baudha's und Dschaina's. Uebrigens streben diese Häretiker zuletzt nach demselben Ziel wie die Orthodoxen, nämlich durch eine vollkommene Erkenntniß zur Glückseligkeit zu gelangen. Unter den moralischen Werken haben die „Sentenzen“ Bhartrihari's, die in drei Centurien von den Pflichten und von der Frömmigkeit handeln und 100 Jahre v. Chr. verfaßt sein sollen, eine besondere Verbreitung gefunden, neuerlich auch im Abendlande durch mehre Ausgaben, worunter wir die von von Bohlen (lateinisch, Berlin 1831; deutsch, Hamburg 1835) hervorheben. Dieses Werk und der „Probodha Tschandrodaja“ (d. i. der aufgehende Mond der Erkenntniß), ein allegorisches Drama von Krischna Misra (herausgegeben und übersetzt von Brockhaus, Leipz. 1841), das zum Zweck hat, den pantheistischen Idealismus der Wedantaphilosophie darzustellen, um die anderen philosophischen Sekten zu widerlegen, gehören zu den religiösen Schriften, welche zum Gebrauch der Sudrakaste, die vom Lesen u. Hören der Weda's und Purana's gänzlich ausgeschlossen ist, verfaßt sind.

Große Verdienste hat sich die indische Nation um die mathematische Wissenschaft erworben, wenn auch der uns darüber bis jetzt bekannt gewordenen Schriften nur wenige sind. Zwei der wichtigsten Entdeckungen, das Bezeichnungssystem durch Zahlenzeichen statt des sonst gebräuchlichen durch Buchstaben und die Algebra, sind Erfindungen der Indier und durch Vermittelung der Araber nach dem Abendlande gelangt. Zwei indische Werke hätten selbst nach Newton u. Euler einen Fortschritt in der algebraischen Analyse beschleunigen können, wenn sie 60 oder 90 Jahre früher in Europa bekannt geworden wären. Das eine heißt „Lilawati“, nach der Tochter des Verfassers, welcher, Bhaskara Atscharia (geboren 1114 n. Chr.) mit Namen, das Mädchen dadurch über sein Unverheirathetbleiben habe trösten wollen; es ist, mit Wijaganita (Arithmetik, Analysis) von demselben Verfasser, übersetzt durch Colebrooke (Kalkutta 1818). Das andere, Ganitâdhjaja (Rechenlehre) und Kuttakâdhjaja (Bruchlehre) von Brahmagupta, wurde dagegen schon um 628 n. Chr. geschrieben. Diese algebraischen Werke sind metrisch verfaßt, dabei sehr kurz und enthalten nur die Aufgabe und die Auflösung, nicht die Methode dazu.

Ungeachtet so ausgezeichneter Leistungen in der Mathematik haben die Indier auf dem verwandten Gebiete der Astronomie selbstständig nur geringe Anfänge und auch nach Aufnahme der griechischen Forschungen keine weiteren, wissenschaftlich erheblichen Fortschritte gemacht. Sie suchten

nach Anleitung der Weda's in den Erscheinungen am Sternenhimmel den sinnbildlichen Ausdruck für die Geschichte des tiefsten innersten Seelenlebens zu finden. Erst etwa seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. beginnen die auf griechischen Unterlagen bauenden wissenschaftlichen astronomischen Arbeiten der Indier. Arjabhatta, dessen Schriften aber nicht mehr vorhanden sind, scheint die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe gelehrt zu haben, behauptete, daß nicht nur der Mond, sondern alle Sterne ihr Licht von der Sonne erhielten, hatte Kenntniß von den Veränderungen der Punkte der Nachtgleichen und stellte sich die Bahnen der Planeten nicht kreisförmig, sondern als der Eiform sich nähernd vor. Der nächstfolgende und einer der größten Astronomen Indiens, Warâhamihira, ein Brahmane aus Udschajini, um 506 n. Chr., soll das Werk „Surjasiddhânta" (Sonnensystem) veranlaßt haben, das aber Benfey aus mathematischen Gründen erst in das 10. Jahrhundert herabsetzt, wogegen ihm ein anderes reichhaltiges Werk unbestritten gehört, das im ersten Theil die eigentliche Astronomie, in den beiden anderen aber die Astrologie und Divinationslehre behandelt. Dieser astrologische Theil ist unter dem Namen Wrihatsanhitâ noch übrig und von Bhattôtpâla (nach 969 n. Chr.) kommentirt worden. Der dritte bedeutende Astronom ist Brahmagupta (629 n. Chr.).

Die Naturwissenschaften befanden sich auch in Indien, wie im übrigen asiatischen Alterthum, noch in der Kindheit. Man vermißt bei den Indiern den Geist vorsichtiger, umfassender Detailforschung und des Klassificirens, wodurch die Naturwissenschaft in ein System gebracht worden wäre. Für Zoologie und Botanik finden sich in den Literaturwerken eine Menge gelegentlicher Aeußerungen, aus denen erhellt, wie scharfe und sinnige Beobachter die Indier für die Eigenthümlichkeit ihrer heimischen, so reichhaltigen Fauna und Flora waren. Auch kennen sie vollkommen den pharmaceutischen Werth ihrer Gewächse, und ihre Heilmittel haben mit vollem Recht die Beachtung der europäischen Aerzte auf sich gezogen. Ueberhaupt erscheint die ganze Medicin in einer verhältnißmäßig hohen Ausbildung, und es ist uns eine große Menge hierzu gehöriger Schriften erhalten. Das alte Hauptwerk der indischen Medicin, welches dem Götterarzte Dhanwantari zugeschrieben wird, nach Stenzlers Meinung aber einige Jahrhunderte n. Chr. entstanden ist, führt den Namen „Susruta", ist noch jetzt die vorzüglichste Quelle der hindostanischen Arzneikunde und uns durch die Ausgabe von Geßler (Susrutas Agurvedas, id est medicinae systema etc., ex Sanscrita in latinum sermonem vertit etc., Erlangen 1844—47, 2 Bde.) näher bekannt geworden. In chirurgischen Operationen verbinden die Indier mit einer feinen und sicheren Hand große Kunstfertigkeit. Die Erfindung des Staarstechens und der Rhinoplastik ist bei ihnen gemacht worden. Sie kennen den Steinschnitt, die künstliche Ausführung des Fötus, und in ihren Werken finden sich nicht weniger als 127 chirurgische Instrumente beschrieben. Auch die Pockenimpfung scheint ihnen schon bekannt gewesen zu sein. Die späteren medicinischen Schriften verlieren sich mehr und mehr in die Absurditäten von Zaubermitteln, Universalmedicinen, Charlatanerien, Bereitung von Aphrodisiacis u. Stimulantien und andere Thorheiten. Geographische Schriften sind bis jetzt in der Sanskritliteratur wenig bekannt. Auch der Werke historischer Gattung entbehrt sie fast ganz. Höchstens wurde von den Eingebornen eine Reihenfolge von Königen aufgezeichnet, die wichtigeren Thatsachen aber, welche der Erinnerung werth erschienen, alsbald in den Bereich der Mythen und Legenden gezogen und nach dem religiösen Gesichtspunkt umgestaltet und entstellt. Wir besitzen bis jetzt ein einziges historisches altindisches Werk, genannt „Radscha Tarangini", Geschichte von Kaschmir, ein Sammelwerk von verschiedenen Verfassern aus verschiedenen Zeiten, herausgegeben als „Raja Tarangini; a history of Cashmir etc." (Kalkutta 1835) und „Radjatarangini, histoire des rois du Caschmir, traduite et commentée par N. A. Troyer" (Paris, London und Kalkutta 1840, 2 Bde.). Die Grammatik der Sanskritsprache, welche auch noch den heiligen Wissenschaften beigezählt wurde, ist sehr früh und mit großem Fleiße gepflegt worden. Man kennt nicht weniger als 126 besondere Werke der älteren indischen Literatur über die Sanskritgrammatik. Als Vater dieser Wissenschaft wird Pânini genannt, den zwar die Legende bis in die Mythenzeit hinaufsetzt, in dessen Werk „Siddhanta Kaumudi" aber doch schon andere Vorgänger namhaft gemacht werden. Es besteht aus 3996 Sutra's oder kurzen, zum Theil sehr dunkeln grammatischen Aphorismen, welche mehrfach kommentirt und erläutert worden sind. Diese grammatischen Regeln wurden im letzten Jahrhundert v. Chr. durch Bhartrihari in ein Gedicht, Bhattikâwja, gebracht, welches eigentlich in zwanzig Gesängen die Abenteuer Rama's besingt, zum Hauptzweck aber hat, die Grammatik praktisch zu erläutern, daher es die größte Mannichfaltigkeit von Formen, Anomalien und seltenen Wörtern aufstellt, ohne doch dunkel und verschroben zu werden. Außerdem ist Pânini's System für Anfänger und mit Verbesserungen umgearbeitet worden. Eine jüngere, nach der pânini'schen am meisten geschätzte Grammatik aus dem 12. Jahrhundert n. Chr., die besonders in Bengalen in Gebrauch ist, unter dem Titel „Mugdabodha", hat den Gosuami, bekannter unter dem Beinamen Wopadewa, zum Verfasser und enthält in 1100 Sutra's oder kurzen grammatischen Regeln alles zur Erlernung der Sprache zu wissen Nöthige, wobei aber durch die Annahme neuer Kunstausdrücke und Abkürzungen das Verständniß sehr erschwert ist. Die meisten dieser Schriften sind durch den Druck zugänglich gemacht.

Die blumigen Auen der indischen Poesie sind es gewesen, welche der indischen Literatur zuerst die Aufmerksamkeit der Europäer zugewendet haben. Verglichen mit den übrigen alten Poesien Asiens, die großtentheils sich nicht über das Lyrische und Idyllische erheben, zeichnen sich die indischen schon dadurch aus, daß mehre treffliche Epopöen und später auch viele Dramen sich in ihnen vorfinden. Die äußere Form macht aber

hier nicht, wie im Abendlande, den Charakter der Poesie; denn die metrische Form ist in Indien, außer für Scholien und die niedere Konversation in den Dramen, überhaupt die Form aller literarischen Produktion geworden; das Kriterium des Poetischen liegt hier nur in der innerlichen Auffassung und phantasiereichen Behandlung des Gegenstandes. Jene Form aber, welche bei uns den Poesien ausschließlich eigen ist, die Metrik, ist bei den Indiern ihrer Entstehung nach in innigster Verbindung mit der Musik zu denken, d. h. mit Gesang, der etwa durch ein einfaches leierartiges Instrument begleitet ward. Musik und Metrik verbanden sich in rhythmischen Sätzen, die einzeln unter der Herrschaft des Taktes standen, aber nicht eines den ganzen Vers gleichmäßig durchdringenden; der dramatisch-musikalische Gesang, in seiner Abstufung durch Recitativ bis zur Deklamation, sprengte stellenweise die taktischen Bande der Metrik. Die Schönheit und Harmonie des indischen Verses beruht auf richtiger und schöner Anwendung der Pausen und der rhythmischen Accente. Die Metra, neben denen auch Reim und Alliteration vielfältig gebraucht werden, sind außerordentlich mannichfaltig. Eines der ältesten und ein Grundmetrum ist der epische Vers, dem Hexameter vergleichbar, genannt Slokas, der Vers vorzugsweise, eigentlich Waktram (Mund, Rede). Er zerfällt in zwei, sich wesentlich gleiche Theile von je 16 Silben, deren Schluß meist ein doppelter Jambus bildet. Die indische Epik ist durchaus edel und einfach, von kindlicher Naivetät, mit malerischen Schilderungen von Einzelheiten, feststehenden, immer wiederkehrenden Beiwörtern, tautologischen Formeln und dem nachlässigen Versbau eines einfachen Kindesalters ausgestattet. Ueberall treten höhere Wesen auf, nicht bloß um den Knoten zu lösen, sondern selbst handelnd und mit göttlichen Attributen. Die Sterblichen, die darin auftreten, sind entweder Abkömmlinge jener Gottheiten, oder doch durch Religiosität und tiefe Meditation den Göttern so nahe gerückt, daß sie mit ihnen verschmelzen, ja sie häufig an Tugend übertreffen. Das Epos schwebt so zwischen Himmel und Erde; es spielt in einem Zeitalter, wo noch die Götter mit den Menschen lebten. Die beiden ältesten, von den indischen wie europäischen Gelehrten am meisten bearbeiteten großen Epopöen, „Râmâyana“ und „Mahâbhârata“, werden daher noch zu den heiligen Schriften gerechnet und gelten als Theile der Purana's. Das „Râmâyana“, welches wörtlich Wandel des Rama oder der siebenten Verkörperung des Vishnu bedeutet, ist das ältere. Es besteht, ohne die kritisch verdächtigen Episoden, aus 24,000 Slokas, die in 7 große Bücher (Kanda) getheilt sind, welche wieder in Rhapsodien (Sarga) zerfallen. Der Hauptgegenstand ist der Kriegszug des Helden Rama (s. d.) nach Ceylon gegen Ravana, das Haupt der Giganten, der seinen Sitz in Lanka hat. Als Verfasser wird einstimmig Walmiki genannt, dessen Zeitalter sich aber nicht bestimmen läßt. Das Werk ist theils ganz, theils stückweise in andere indische Sprachen übersetzt; eine vollständige Ausgabe ward von A. W. von Schlegel (Rameidos Valmiccine libri septem: Ramayana etc., Bonn 1829) begonnen, außerdem auch mancher einzelne Abschnitt besonders edirt. Das zweite große Epos, Mahâbhârata, d. i. der große Bharata (König oder Krieg), ist ein Werk von 18 Gesängen und enthält mit den eingeschobenen Episoden, die zum Theil auch völlig selbstständige Epopöen sind, nicht weniger als 100,000 Slokas. Der Hauptgegenstand ist die Geschichte der Unglücksfälle und Abenteuer einer Königsfamilie, der Pandawa's, Söhne des Pandu, welche, von ihren Vettern, den Kurawa's, verdrängt und verfolgt, diese endlich mit Krischna's Hülfe besiegten und glücklich wurden. Der Schauplatz des Kampfes ist die Gegend von Delhi, und Wjâsa (Sammler, Ordner), der mythische Repräsentant der literarischen Redaktion von Allem, was in älterer Zeit aus der brahmanischen Anschauung producirt wurde, soll auch der Verfasser dieses Epos sein. Es fällt später, als der Râmâyana, wenngleich manche der eingeschobenen Rhapsodien älter sein mögen als das Stammepos. Das Original ist zu Kalkutta 1801—6 in 4 Bänden erschienen; auf Befehl Akbars des Großen ist ein Auszug ins Persische übertragen, in Europa aber sind eine Anzahl einzelner Episoden und Abschnitte im Original und in Uebersetzungen bekannt gemacht worden. Die vorzüglichsten davon sind Bhagawadgita, d. i. göttlicher Gesang, worin erhabene Aufschlüsse über metaphysische Gegenstände und eine Uebersicht der ganzen mystischen Theologie des alten Indiens gegeben wird (herausgegeben mit lateinischer Uebersetzung, Bonn 1823); und die Geschichte des Nala, Königs von Nischadha, und seiner Gemahlin Dajamanti, in 26 Gesängen (lateinisch von Bopp, Berlin 1832; deutsch von Kosegarten, Jena 1820, Rückert, Frankfurt 1828, Bopp, Berlin 1838), ein liebliches Idyll. Eine Anzahl kleinerer Episoden: „Die Reise des Arjuna zum Himmel des Indra“, reich an orientalischer Farbengluth; „Hidimba's Tod“, worin besonders die Natur der wilden, gottlosen Riesen, Raksas, genau beschrieben ist; die „Klage des Brahmanen“ (Brâhmanawilâpa), ein höchst anziehendes Gemälde des indischen Familienlebens, hat Bopp (Berl. 1821) mit deutscher Uebersetzung im Metrum des Originals und mit Anmerkungen herausgegeben; ebenso die Fluthsage (Diluvium cum tribus aliis Mahabharati praestantissimis episodiis, Berlin 1827), welche die erste Verkörperung des Vishnu in einen Fisch erzählt (auch übersetzt von Höfer, Indische Gedichte, Leipzig 1841); ferner „Sâwitri“, ausnehmend zart empfunden, den „Raub der Draupadi“, eine ächt homerische Schilderung des Kampfes, mittelst dessen die 5 Pandusöhne den Raub ihrer gemeinschaftlichen Gattin, Draupadi, an dem Fürsten von Sindhu rächen (auch übersetzt von Fertig, Würzburg 1841), u. „Arjuna's Rückkehr“ aus Indra's Himmeln. Mit dem religiösen Epos ist der Kreis der heiligen Literatur der Indier geschlossen.

In der profanen lyrischen Dichtgattung zeichnen sich zwei Werke elegischer Art aus: „Mêgha-dûta“, der Wolkenbote, welches von Kalidas verfaßt sein soll und in 116 Strophen die Sehnsucht eines verbannten Jakſha, beim Aufsteigen der Wolken zur Regenzeit, nach seiner

fernen Gattin auf eine rührende Weise beschreibt (edirt von Wilson, Kalkutta 1813, und Gildemeister, Bonn 1840, in Uebersetzung London 1814), und „Ghatakarparam", das zerbrochene Gefäß, von ziemlich ähnlichem Inhalt mit dem vorigen, in der Form und Darstellung aber spielender und gekünstelter (herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dursch, Berlin 1828). Als ihren ersten lyrischen Dichter, der Zeit wie dem Range nach, betrachten die Indier den Dschajadewa, den Dichter des leidenschaftlich glühenden, tiefen Liederkranzes „Gitagowinda", Lied vom Krischna, eines lieblichen Hirtenidylls, das an das Hohelied erinnert. Es besingt in einer Reihe schöner Hymnen die Liebe des Krischna zu der Hirtin Radha (mit lateinischer Uebersetzung edirt von Lassen, Bonn 1836). Ganz erotischer, stellenweise lasciver Art sind 100 Stanzen oder Epigramme des Amaru, „Amarusatakam", welche Chézy (Paris 1831) mit Uebersetzung herausgegeben und auch Rückert theilweise ins Deutsche übertragen hat im „Musenalmanach" von 1831 von Wendt. Vermöge der so stark entwickelten träumerischen Phantasie des Indervolks konnte auch die Ausbildung der Märchenpoesie bei ihnen nicht fehlen. Die bedeutendste Sammlung dieser Art, „Kathâ sarit sâgara" (Ocean der Ströme der Erzählungen), ist von Soma Deva Bhatta aus Kaschmir zwischen 1113—25 n. Chr. geordnet und von Brockhaus (Leipzig 1839 ff.) mit deutscher Uebersetzung herausgegeben worden. Eine ausgezeichnete Vollendung aber hat in der indischen Poesie die Thierfabel erhalten. Das älteste indische Fabelwerk rührt zum wenigsten aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. her; denn es gerieth schon unter dem persischen Fürsten Nuschirwan († 579) nach Persien, indem es unter dem Namen „Fabeln des Bidpai" in das Persische übersetzt wurde. Von da ging es als „Kalila und Dimna" (nach den beiden Schakalen Karataka und Damanaka, die sich im ersten Buch unterhalten) ins Arabische über, gelangte nach Spanien, wurde bald in das Syrische, Hebräische und Griechische, dann in alle lebenden Sprachen Europa's übertragen und war schon im 11. Jahrhundert eines der bekanntesten Werke der ganzen Welt. Der eigentliche Titel des indischen Werkes ist „Nitisâstram", Regel des Betragens; gewöhnlicher aber wird es nach dem von seiner Eintheilung entlehnten „Panchatantra", die 5 Abschnitte, oder „Panchopâkhjâna", die 5 Geschichten, genannt; sein Verfasser ist Vishnusarman. Dieses größere Werk erlitt in Indien selbst mehre Umarbeitungen; ein Auszug daraus, „Hitopadesas", freundliche Unterweisung, ist bei uns durch Druck und Uebersetzungen (von Jones, Carey, Schlegel und Lassen, Bonn 1829 ff., Bernstein, Johnson, London 1848, M. Müller, Leipz. 1844) sehr bekannt geworden. Es wird in Indien als beliebtes Schulbuch gebraucht. Das strengere, eigentliche Lehrgedicht, welches oft die Form des Dialogs annimmt, indem ein Weiser oder Heiliger seinem Schüler Unterricht ertheilt, streift oft in die wissenschaftlichen Gebiete hinüber. Die „Puranen" sind meist halb Lehrgedicht, halb Epopöen. Durch von Bohlen ist uns in dem „Ritusanhâra", Sammlung der Jahreszeiten (edirt und übersetzt Leipzig 1839), angeblich einem Werke Kalidas', eines der zierlichsten Gedichte dieser Art bekannter geworden, obgleich es schon früher, und als das erste in Indien durch die Presse gedruckte Werk (Kalkutta 1792), von Jones veröffentlicht worden war. In der Gnomenpoesie haben die Sentenzen des Bhartrihari, den die Sage zu einem Bruder des Wikramaditja macht, 100 Jahre v. Chr. mit Recht ein vorzügliches Ansehen genossen. Sie verbreiten sich in drei Centurien über die Liebe, die Pflichten und die Frömmigkeit und bieten eine Sammlung des Schönsten in dieser Dichtgattung, rühren aber nicht von Einem Verfasser her, sondern sind wohl mehr als Erzeugnisse des Volkslebens zu betrachten, die dann ein Mann von empfänglichem Sinn zusammenlas. Sie wurden herausgegeben von v. Bohlen (Berl. 1834) und von demselben metrisch übertragen (Hamburg 1835). Die dramatische Dichtkunst endlich hat sich bei den Indiern zu einer bedeutenden Kunsthöhe emporgeschwungen. Sie entwickelte sich, ähnlich wie bei den Griechen, aus den heiteren Götterfesten, zu deren Feier Dichtkunst, Tanz und Musik sich vereinigten. Der Höhepunkt der dramatischen Produktion wird von den Indiern und gewöhnlich auch von den europäischen Forschern unter Kalidas, einem Zeitgenossen Wikramaditja's, im letzten Jahrhundert v. Chr. angenommen. Benfey dagegen will diese Blüthe nicht so hoch hinaufsetzen, sondern hält sie schwerlich für älter als aus dem 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. Die Dramatik ist bei den Indiern ordentlich theoretisch behandelt worden. Sie theilen solche Vorstellungen in 3 Klassen: den bloßen Tanz (Nritta), die mimische Darstellung (Nritja) und das eigentliche Schauspiel (Nâtja), mit Sang, Tanz und Instrumentalmusik. Der allgemeine Name für Schauspiel ist Rûpaka, von Rûpa, Form; dieses wird wieder in das höhere und niedere getheilt. Von jenem gibt es 10 Arten: Stücke von ernstem Charakter, die aber nie tragisch werden, weil die Religionsgesetze verbieten, Jemanden auf der Bühne sterben zu lassen; nur Götter und Könige dürfen hier die Helden sein; in einer zweiten Art von etwas geringerer Stufe erscheinen wenigstens Minister, Brahmanen, angesehene Kaufleute; eine dritte Art ist der erzählende Monolog; eine vierte die kriegerische Darstellung, worin nur Männer auftreten; es folgen die mythologische Fabel, die Schrecken erregende Darstellung dämonischer Art, das Intriguenstück voll Liebe und Frohsinn, das Vorspiel, das Scherz- und Räthselspiel und endlich die satirische Posse. Höhere Personen und die Götter reden reines S., die Frauen und niederen Stände aber Prâkrit, und dieses wieder nach ihrer Stellung mehr oder weniger rein. Die Anzahl der dramatischen Werke der Indier, welche für klassisch gelten, muß sehr bedeutend gewesen sein. Wilson hat in seinen „Select specimens of the theatre of the Hindus, translated from the original Sanskrit" (Kalkutta 1825 ff., 3 Bde.; deutsch von Hermes, 1. Bd., Weimar 1828, von Wolff, 1. Bd., das. 1829) von 60 solchen Dramen die Titel oder einen Umriß in einer über das ganze indische Theaterwesen sich verbreitenden klassischen Abhandlung gegeben und dazu noch eine Anzahl

auserwählter durch seine Uebersetzung auf europäischen Boden verpflanzt. Alle diese überstrahlt aber als die Krone der indischen Dramen das Werk Kalidas', „Sakuntala". Den Kern der Handlung bildet die indische Anschauung von der Macht des Fluchs eines beleidigten Asceten. Sakuntala, die schöne Tochter eines Eremiten, die Geliebte des Königs Dushmantas, hat im Liebesgetändel vergessen, gegen einen Asceten sich pflichtgemäß zu erweisen. Dieser spricht im Zorn den Fluch über sie aus, daß Der, an den sie einzig denke, ihrer ganz vergessen solle, fügt dann aber die Verheißung hinzu, der König werde sich alles Vorgefallenen wieder erinnern, wenn er den als Unterpfand bei Sakuntala zurückgelassenen Ring wieder erblicken werde. Der Fluch wirkt. Sakuntala wird am Hofe vom König nicht erkannt; den Ring hat sie im Bade verloren. Verzweifelnd verläßt sie den König; ein Priester nimmt sie auf. Himmlische Nymphen jedoch entführen sie an Indra's Hof. Ein Fischer hat den Ring in einem Karpfen gefunden; er wird vor den König gebracht, dem beim Anblick des Kleinods alles Geschehene wieder vor den Sinnen steht. Furchtbarer Schmerz ergreift ihn; doch Indra sendet ihm seinen Wagen. Mit seinem Kind und seiner Gattin vereint, kehrt er zur Erde zurück.

Umfassendere Darstellungen der Sanskritliteratur enthalten folgende Werke: v. Bohlen, Das alte Indien, Königsberg 1830; Lassen, Indische Alterthumskunde, Bonn 1847 ff.; Benfey's umfassender Artikel „Indien" in Ersch' und Grubers „Encyklopädie", II. Thl., XVII; Adelung, Bibliotheca Sanscrita, Petersburg 1837; Weber, Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, Berl. 1852; Müller, History of ancient Sanscrit-Literature, London 1859.

Sansovino, 1) Andrea Contucci, genannt S., s. Contucci 1).

2) Jacopo, eigentlich Tatti, italienischer Bildhauer und Architekt, geboren um 1479 zu Florenz, Schüler des Vorigen, bildete sich dann vorzüglich nach Michel Angelo. Seine zu Rom gearbeitete Statue des heiligen Jakob für die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz stellte seinen Namen denen der berühmtesten gleichzeitigen Bildhauer an die Seite. Als geschickter Architekt zeigte er sich in dem Bau der Kirche des heiligen Johannes des Täufers zu Rom. Später zu Venedig zum ersten Architekten von S. Marco ernannt, schmückte er die Stadt mit ausgezeichneten Werken der Skulptur, darunter die vier Evangelisten in S. Marco, und baute mehre Paläste und andere Gebäude, wie die Bibliothek. Er † den 27. Nov. 1570.

Sans pareil (franz.), ohne Gleichen, unvergleichlich; Art leichter Camelot.

Sans rime et sans raison (franz., d. i. ohne Reim und Sinn), ohne Grund und Ursache, ohne Kopf, ohne Maß und Ziel.

Sanssouci, Lustschloß bei Potsdam vor dem brandenburger Thore, berühmt als Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, später Sommerresidenz des Königs Friedrich Wilhelm IV., ward 1745 angelegt und 1747 nach dem Plane Knobelsdorfs von den Baumeistern Hildebrandt und Böhring vollendet. Es steht auf dem Plateau der sogenannten Terrasse von S., einem 60 F. hohen Hügel mit reizender Aussicht. Das Hauptgebäude, 242 F. lang und 49 F. tief, ist nur ein Stockwerk hoch und hat an den Flügeln eine kleine Rundung mit einer Nische, in der Mitte der nach dem Garten zugekehrten Fronte eine flachrunde Ausbeugung mit einer Kuppel, die von kolossalen Karyatiden getragen wird, und an der anderen, dem Ruinenberge zugekehrten Fronte eine einen Halbkreis bildende Kolonnade von 88 korinthischen Säulen. Rechts vom Schlosse, auf tiefer liegenden Terrassen, befindet sich die Bildergallerie mit dem durch eine marmorne Balustrade von den übrigen Anlagen geschiedenen holländischen Garten. Die Bildergallerie ist ebenfalls ein einstöckiges Gebäude mit flachem Ausbau in der Mitte und einer Kuppel, zwischen den Fenstern mit 18, Künste und Wissenschaften darstellenden Statuen aus carrarischem Marmor geziert. Der Galleriesaal ist mit korinthischen Säulen aus carrarischem Marmor mit Kapitälen von vergoldeter Bronze geschmückt und enthält 12 antike Marmorbüsten und gegen 300 Gemälde aus der niederländischen, französischen und italienischen Schule. Links vom Schlosse, auf gleicher Höhe mit der Bildergallerie, befinden sich die sogenannten neuen Kammern oder das Kavalierhaus, das früher als Orangeriehaus diente, aber seit 1771 prächtig ausgeschmückt und vor der Hauptfronte mit 26 Statuen aus carrarischem Marmor geziert ist. Hinter diesem Gebäude steht noch die berühmte Windmühle, deren Besitzer den mit Wegnahme derselben drohenden König auf das Kammergericht verwies. Die Anlagen von S., ursprünglich in französischem Geschmack, neuerlich aber durch Lenné zu einem englischen Park umgestaltet, haben reizende Prospekte und enthalten viele Marmorstatuen. Vor der Schloßterrasse befindet sich ein großes Bassin, aus welchem eine Fontäne bis zu 115 F. Höhe emporsteigt. Kleinere, aber interessante Baulichkeiten im Park sind das japanische Haus, der Rehgarten, der Tempel der Freundschaft mit der Statue der Markgräfin von Baireuth, der Schwester Friedrichs des Großen, das Mausoleum mit dem Marmorbilde der Königin Luise von Rauch, die Neptuns- oder Muschelgrotte u. A. m. An dem westlichen Ende des Gartens steht das prachtvolle neue Palais, diesem gegenüber die sogenannten Kommunen, 2 Schlösser im Renaissancestyl, welche durch halbkreisrunde Kolonnaden mit einander verbunden sind, und südöstlich vom neuen Palais stößt das Schloß Charlottenhof mit Park an den Garten von S., während nordöstlich von letzterem, vor dem Nauenerthore von Potsdam, im neuen Garten das Marmorpalais, eine Schöpfung Friedrich Wilhelms II., sich befindet; vgl. Potsdam.

Santa (ital., port. u. span.), s. v. a. Sankt.

Santa, Fluß in der südamerikanischen Republik Peru, entspringt auf den Cordilleren, fließt westlich und fällt unterhalb der gleichnamigen Stadt in den stillen Ocean. Danach ist ein von diesem Fluß bewässertes Departement der peruanischen Provinz Lima benannt, welches die gleichnamige Stadt (Santa-Maria-de-la-Parilla) zur Hauptstadt hat.

Santa-Anna (Santana), Antonio Lo-

pez de, Präsident und Diktator der ehemaligen Republik Mexiko, geboren den 21. Febr. 1798 zu Jalapa, schloß sich 1821 als Oberst eines Regiments an Iturbide an, trat aber sodann, von diesem nach seiner Thronbesteigung seines Kommando's entbunden, gegen ihn auf und trug viel zu seinem Sturze bei. Nachdem er mehre Jahre entfernt von allen politischen Geschäften gelebt, ward er 1829 unter dem Präsidenten Guerrero zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Darauf lebte er abermals als Privatmann bis 1832, wo er an der Spitze der Garnison von Veracruz der Regierung den Gehorsam aufkündigte. Nachdem er am 1. Okt. bei Puebla einen Sieg über den General Facio erfochten, erschien er am 17. Nov. vor der Hauptstadt. Nach einem am 11. Dec. geschlossenen Waffenstillstand wurde er im Mai 1833 zum Präsidenten und nach Unterdrückung mehrer Aufstände 1835 zum Diktator ernannt. Auf einem Feldzug gegen die abgefallene Provinz Texas fiel er am 21. April 1836 in feindliche Gefangenschaft. Der Kongreß zu Mexiko ernannte daher am 26. Mai Don Jose Coreo zum interimistischen Präsidenten, und als S. im Februar 1837 über Washington nach Veracruz zurückkehrte, ward er hier nur als General empfangen. An seiner Stelle wurde General Bustamente zum Präsidenten erwählt. Im Jahre 1839 erlangte S. zwar die Präsidentschaft aufs Neue, verlor sie indeß 1840 abermals, nachdem er inzwischen im Kampfe mit den Franzosen ein Bein verloren hatte. Bald darauf wußte er es dahin zu bringen, daß Bustamente floh, worauf er 1841 abermals Präsident ward. Sein fortan immer offener hervortretendes Streben nach unumschränkter Gewalt rief 1844 einen offenen Aufstand im Süden des Landes hervor; auch die Hauptstadt schloß sich der Bewegung an, und S., von seinen Truppen verlassen, entfloh verkleidet über den Mirador, ward aber von Indianern ergriffen und nach Perote gebracht. Der Kongreß erhob sechs Anklagen gegen ihn, die auf Hochverrath, Veruntreuung öffentlicher Gelder und Amtsmißbrauch hinausliefen, und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Verbannung und Konfiskation seines Vermögens von 3 Millionen Pesos. S. ging nach Cuba ins Exil; aber schon im Aug. 1846 ward er von seiner Partei zurückgerufen, von der provisorischen Regierung zum Generalissimus ernannt und, wiewohl er den 22. und 23. Februar 1847 bei Buenavista von den Nordamerikanern unter General Taylor aufs Haupt geschlagen ward, zum Präsidenten erwählt. Nachdem er am 18. April 1847 vom General Scott bei Cerro Gordo abermals geschlagen worden, ließ er sich, um die Friedenspartei nicht aufkommen zu lassen, zum Diktator ernennen. Neue Niederlagen aber zwangen ihn, einen Waffenstillstand zu schließen. Nachdem der nordamerikanische General Scott die Hauptstadt Mexiko den 15. September 1847 genommen, entfloh S. nach Jamaica. Die zunehmende Anarchie veranlaßte indessen 1853 die damaligen Häupter des Staats, den energischen S. zurückzurufen. Nachdem er dem Lande die Ruhe zurückgegeben, erklärte er sich am 17. December 1853 zum lebenslänglichen Präsidenten der Republik. Aber dieser erste Schritt zur Herstellung der Monarchie rief seit Februar 1854 in verschiedenen Gegenden der Republik die republikanische Partei wieder wach, und es kam zu Aufständen, die im August 1855 S.'s Sturz herbeiführten (Näheres s. Mexiko, Geschichte). S. lebte hierauf erst zu Turbaco in Venezuela, dann auf St. Thomas. Nicht zu verwechseln mit ihm ist der General Santana, der vom Februar 1853 — 58 Präsident der Republik San Domingo war.

Santa-Cruz, 1) Departement im Osten der südamerikanischen Republik Bolivia, östlich an Brasilien grenzend, umfaßt einschließlich der dazu gehörigen Gebiete der Moxos, Otuquis, Chiquitos und anderer Indianerstämme einen Flächenraum von 9783 □Meilen und ohne dieselben von 6490 □Meilen mit 158,164 Einw., während auf jene in neuester Zeit abgetrennten Gebiete ungefähr 50,000 Einw. kommen. Das Land ist meist eben, wird nur von einigen Verzweigungen der Sierra Chiquitos durchzogen und vom Marmore (oberer Lauf des Madeira), Pilcomayo, Guapahy und anderen Flüssen bewässert, hat ein heißes Klima, sehr fruchtbaren, aber fast noch ganz unangebauten Boden und erzeugt namentlich Zucker, Kakao, Vanille, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Mais, Reis, Kartoffeln, Tamarinden, balsamische Harze, Farbe- und Edelhölzer, Pferde und Rindvieh. Die Einwohner, meist wilden und halbwilden Indianerstämmen angehörig, leben theils von Jagd und Fischfang, theils von Ackerbau und Viehzucht, beschäftigen sich aber auch theilweise mit verschiedenen Industriezweigen, namentlich mit Baumwollweberei. Früher wirkten unter ihnen mehre Missionen mit einigem Erfolg; jetzt sind dieselben jedoch sehr in Verfall gerathen. Die Hauptstadt Santa-Cruz-de-la-Sierra, ehemals San-Lorenzo de-la-Frontera, liegt in einer Ebene am Guapahy, ist ziemlich gut gebaut, treibt lebhaften Handel mit den Landesprodukten und hat 9780 Einw. — 2) (Sainte-Croix), dänisch-westindische Insel, eine der kleinen Antillen, 5 □Meilen groß mit 25,600 Einwohnern, ist an der Nord- und Ostküste gebirgig, bringt besonders Zucker und Baumwolle hervor und hat beträchtlichen Handel. Die Hauptstadt ist Christiansstad auf der Nordküste mit Observatorium und Freihafen. — 3) Hauptstadt der den Spaniern gehörigen kanarischen Insel Teneriffa (Nordwestafrika), an der Nordostküste der Insel gelegen, ist Sitz des spanischen Gouverneurs, eines Appellationsgerichts, Bischofs und mehrer Handelskonsuln, Mittelpunkt des Handels der kanarischen Inseln mit Europa und Amerika, auch gewöhnlicher Ankerplatz der Ost- und Westindienfahrer, hat einen durch drei Forts stark befestigten Hafen und gegen 10,000 Einw. — 4) Santa-Cruz-de-la-Palma, Hauptstadt der kanarischen Insel Palma, hat einen guten Hafen u. 8800 Einw. — 5) Santa-Cruz-de-Mudela, Stadt in der spanischen Provinz Ciudad-Real (Neukastilien), südlich von Valdepenas, an der andalusischen Heerstraße und unweit der Sierra Morena, ist schlecht gebaut, aber ziemlich lebhaft, hält im Sept. einen dreitägigen, sehr besuchten Markt und hat 4687 Einw. In der Umgegend starke Bienenzucht, ein sehr

ergiebiges Antimonbergwerk und mehre Mineralquellen. — 6) Archipel von Santa-Cruz, Inselgruppe des südwestlichen Polynesiens, erstreckt sich im Südosten der Salomonsinseln von 9° 30′ bis 11° 40′ südl. Br. und von 183° 40′ bis 185° 27′ östl. L. (von Ferro) und hat einen Gesammtflächenraum von 25 □Meilen mit ungefähr 15,000 Einw. Die größeren Inseln sind gebirgig, aber fruchtbar, die kleineren meist niedrig und, wie überhaupt alle Inseln der ganzen Gruppe, von Korallenriffen umgeben, während einige der letzteren ganz aus solchen bestehen; nur Eine Insel der ganzen Gruppe, Volcano genannt, ist vulkanisch. Produkte sind: Kokospalmen, Brodfruchtbäume, Pisangs, Bataten, Aloë, Ingwer 2c. An Säugethieren ist Mangel, nur Schweine kommen in größerer Anzahl vor, dagegen gibt es zahlreiche Vögel, schwarze Eidechsen, Fische, Weich- u. Schalthiere, besonders Perlenmuscheln. Die Bewohner gehören vorzugsweise dem Australnegerstamme der Papuas an oder sind Mischlinge von diesen und hellfarbigen Oceaniern; sie gehen fast ganz nackt, tätowiren sich, haben eine wenig einnehmende Gesichtsform, breite, platte Nasen, wulstige Lippen, krauses Haar, lange Arme und lange dünne Beine. Sie wohnen in Dörfern aus Pfahlhütten, die mit Pflanzungen von Bataten, Pisangs 2c. umgeben sind. Ihre Waffen sind Pfeile und Bogen, Schleudern, Speere und Keulen. Ihre Kähne sind meist aus einem einzigen Baumstamm verfertigt, seltener aus mehren Stücken zusammengesetzt und bisweilen so groß, daß sie 30 Mann fassen können. Sie besitzen einige Kunstfertigkeiten, stehen schon etwas mehr in Verkehr mit den Europäern als die Bewohner der mehr westlich gelegenen Inseln und sind daher weniger mißtrauisch und verrätherisch als diese. Die einzelnen Stämme stehen unter eingebornen Häuptlingen, welche ein großes Ansehen genießen und über Krieg und Frieden entscheiden. Die Hauptinsel, Santa-Cruz (Indenni, Nitendi), liegt unter 10° 30′ südl. Br. und 183° 40′ östl. L. (von Ferro), hat einen Flächenraum von ungefähr 9 □Meilen, an den Küsten fruchtbaren Boden und zahlreiche Dörfer, im Inneren dicht bewaldete Gebirge. Südöstlich von dieser liegt die zweite größere Insel, Tupua (Edgecombe, Ourri), ebenfalls gebirgig und stark bevölkert; noch weiter südöstlich Wanikoro (Recherche oder Pittsinsel), von vielen Klippen umgeben, an denen 1788 der französische Entdecker Lapeyrouse mit den Schiffen Astrolabe und Boussole scheiterte. Nördlich von der Hauptinsel liegt das Eiland Volcano, auf dem sich ein 2000 Fuß hoher, stets thätiger Vulkan erhebt. Den nördlichsten Theil des Archipels bildet die Gruppe Duff (Taumako) und den östlichsten Theil die Gruppe Tikopia; die Bewohner beider gehören dem hellfarbigen Stamme der Oceanier an. Die übrigen Inseln sind unbedeutend. Der Entdecker dieses Archipels ist der Spanier Mendana de Neyra, welcher auf seiner dritten Entdeckungsreise 1595 anstatt der gesuchten Salomonsinseln die Marquesasinseln und dann den Archipel von S. entdeckte. Letzterer ward jedoch wieder vergessen, bis ihn der Engländer Carteret 1767 aufs Neue auffand, für eine neue Entdeckung hielt und ihm den Namen Königin-Charlotteninseln beilegte. Jetzt hat man indeß den früheren Namen S. allgemein wieder angenommen. Später wurde derselbe namentlich noch von d'Entrecasteaux (1793) und Wilson (1797) besucht, sowie in neuester Zeit besonders von Pierre Dillon, Dumont d'Urville und Legoarant de Tromelin erforscht.

Santa-Fé, 1) Staat der argentinischen Konföderation (La-Plata-Staaten) in Südamerika, liegt im Westen des Parana zwischen den Staaten Entre-Rios, Cordova, Buenos-Ayres und Santiago, hat einen Flächenraum von 1180 □M. mit 40,000 Einw. und wird außer dem Parana noch von dem Salado, Ennedio und mehren anderen seiner Nebenflüsse bewässert. Das 40—60 F. über dem Parana gelegene Land ist theils mit grobem Gras u. Disteln, theils mit Mimosen bedeckt. Die Einwohner treiben vornehmlich Rinder- und Pferdezucht und Handel mit Häuten. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Salado in den Parana, in einer für den Handel sehr günstigen, aber ungesunden Lage, hat lebhaften Handel, Schifffahrt, Fischerei und 15,000 Einw. Ihr gegenüber, auf dem linken Ufer des Parana, im Staate Entre-Rios, liegt Bajada-de-Parana oder Bajada-da-Santa-Fé. — 2) Hauptstadt u. größte Stadt des Territoriums Neumexiko in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, am Rio-Chiquito oder Santa-Fé River (Nebenfluß des Rio-del-Norte) in trockener, sandiger Gegend am Abhange des Snow-capped-Mountain, Hauptstapelplatz des Territoriums, treibt namentlich lebhaften Handel nach Missouri und hat 4635 Einw. — 3) S.-F.-de-Bogota, s. Bogota.

Santalaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthenhülle ist innen gefärbt, oberständig, 4—5-, seltener 3spaltig, in der Knospenlage klappig; die Staubgefäße sind mit den Zipfeln der Blüthenhülle gleichzählig, diesen gegenüberstehend, oder in der doppelten Anzahl vorhanden, frei und aufrecht, endständige Antheren tragend; der Fruchtknoten ist einfächerig, der Griffel einfach mit meist gelappter Narbe. Die Frucht ist nußartig oder steinfruchtartig. Die Familie begreift Bäume, Sträucher u. einige krautartige Gewächse mit wechsel- oder fast gegenständigen, ungetheilten, bisweilen sehr kleinen, schuppenartigen Blättern ohne Nebenblätter und mit kleinen zwitterigen, oder durch Fehlschlagen polygamischen, 1—2häusigen Blüthen in Aehren, selten in Dolden vereinigten, oder einzelnstehenden Blüthen. Man kennt gegen 100 Arten in 20 Gattungen, die, meist in der gemäßigten Zone, namentlich in Neuholland, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Nordamerika, zum kleinsten Theil in Europa einheimisch, in chemischer und medicinischer Hinsicht noch wenig erforscht sind.

Santa-Lucia (Sainte-Lucie), britisch-westindische Insel, eine der kleinen Antillen, südlich von Martinique, wird von Norden nach Süden von einer vulkanischen Gebirgskette (der Vulkan Walibu wirft Schwefel aus) durchzogen u. ist im Inneren theils Gebirgshochland u. Plateau, theils hüge-

liges niedriges Land. Die Küsten bieten mehre Häfen dar. Der Boden ist in den Thälern ergiebig und gut bewässert. Die Waldungen liefern gutes Bauholz. Sonstige Produkte sind Zucker, Rum, Kaffee. Das Klima ist ungesund. Man zählt über 27,000 Einwohner, worunter etwa 100 Weiße. An der Spitze der Verwaltung steht ein zu Castries residirender Lieutenant-Gouverneur.

Santalum *L.* (Sandelholz), Pflanzengattung aus der Familie der Santalaceen, charakterisirt durch den bauchigen Kelch mit 4spaltigem, abfälligem Rande, 4 Staubfäden und ebenso viel Blumenschuppen im Grunde und die einsamige, halb in der bleibenden Blüthenhülle befindliche Pflaumenfrucht, Bäume und Sträucher mit lederigen Gegenblättern u. kleinen Blüthen, meist in Trauben, in Ostindien, Neuholland und auf den Sandwichinseln. S. album *L.* ist ein schöner Baum in den gebirgigen Gegenden Ostindiens, an der Küste von Malabar, auf Timor und den kleinen Sundainseln, mit kurzgestielten, gegenständigen, oval-eirunden, ganzrandigen, unterseits bläulichgrünen Blättern, kleinen, anfangs gelben, dann purpurrothen Blüthen in Trauben und fast kugeligen, schwarzen Steinfrüchten von der Größe kleiner Kirschen. Von diesem Baume leitet man das weiße und gelbe Sandelholz, Lignum Santali albi, Lignum Sandalum her, und zwar soll das weiße Sandelholz der geruch- und geschmacklose Splint oder das junge Holz und das blaßgelbe bis dunkelgelbe, bisweilen auch röthlich geaderte, lieblich rosenartig riechende und gewürzhaft bitter und angenehm scharf schmeckende das ausgewachsene Holz oder der Holzkern sein [s. Sandelholz 2)]. S. Freycinetianum *Gaudichaud* ist ein ansehnlicher Baum in den Wäldern der Sandwichinseln, gibt sehr wohlriechendes Sandelholz, das häufig nach Ostindien ausgeführt wird. Es wird daraus ein wohlriechendes Oel gepreßt, das, mit Reisschleim vermischt, zu kleinen Cylindern geformt wird, die als Räucherkerzchen dienen. S. myrtifolium *Roxb.*, auf Koromandel, Java 2c., liefert weißes Sandelholz; S. lanceolatum *R. Br.*, in Westaustralien, australisches Sandelholz.

Santa-Maura (Lefkhada, im Alterthum Leucadia, s. d.), die nördlichste der mittleren Gruppe der jonischen Inseln, liegt nördlich von Cephalonia und Ithaca, im Norden dem griechischen Festlande (Akarnanien) ganz nahe, hing früher als eine Halbinsel mit diesem zusammen und wurde erst später durch Durchstechung der sie verbindenden Landenge zu einer Insel. Sie ist ungefähr 7 Meilen lang, bis zu 3 Meilen breit, hat einen Flächenraum von 5,18 □Meilen und besteht aus einer Bergkette, die sich im Eliasberg bis zu 3000 Fuß Höhe erhebt und, im Südwesten sehr spitz zulaufend, mit dem schroffen Vorgebirge Ducato (dem alten Leucate) endigt, auf welchem sich noch Ueberreste eines Apollotempels und die Zinne befinden, von der im Alterthum Verbrecher ins Meer gestürzt wurden; nur der nordöstliche Theil der Insel ist eben. Das Ufer des mit Schlamm angefüllten Kanals, der die Insel vom Festlande trennt, eignet sich sehr für die Gewinnung von Seesalz aus dem verdunstenden Seewasser, womit sich gegen 600 Menschen beschäftigen. Die Insel hat keinen Fluß, aber zahlreiche gute Quellen, angenehmes Klima, leidet jedoch durch schädliche Dünste, die vom Festland herüber kommen, und wird öfters durch Erdbeben heimgesucht. Die Bevölkerung belief sich 1864 auf 20,737 Einw. (meist Griechen), welche Handel mit den Landesprodukten (Salz, Oel und Wein) treiben, theilweise auch zur Arbeit aufs Festland auswandern. Die Hauptstadt der Insel ist Amaxiki (s. d.), auf der nördlichen Ostküste derselben gelegen. In der Nähe von S. liegen die kleineren Inseln Meganisi (Megalonisi, mit Olivenbau und Fischerei), Kalamo und Kastos. So lange die jonischen Inseln noch eine eigene Republik bildeten, hatte S. eine eigene Lokalregierung (Municipalrath), deren Mitglieder durch das Volk gewählt wurden und an deren Spitze ein jonischer Beamter (Eparch, Resident) im Namen des Staats die Exekutivgewalt ausübte; die Insel sandte ein Mitglied in den Senat und 6 in die gesetzgebende Versammlung. S. wurde 1684 von dem venetianischen Dogen Morosini erobert, blieb im Frieden von Carlovicz (1699) bei Venedig und dann in dessen Besitz, bis 1800 die Republik der jonischen Inseln gebildet wurde.

Santander, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im spanischen Königreich Altkastilien (99,3 geographische □M. groß mit 214,441 Einw.), liegt in reizender Gegend auf einer Halbinsel am nordwestlichen Eingange der imposanten, von malerischen Gebirgen umgebenen gleichnamigen Bai des biscayischen Meerbusens, ist regelmäßig und fest gebaut, mit einem weiten, sicheren und leicht zugänglichen Hafen, der mit 2 Molos versehen ist, von 4 Forts geschützt und von schönen Kais, Schiffswerften und Magazinen umgeben wird. Die Stadt ist Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges, Sitz eines Bischofs, eines Civil- und Militärgouverneurs, eines Handels-, Kriegs- und Marinegerichts, hat 3 Kirchen, 2 Klöster, ein vortrefflich eingerichtetes Instituto, eine Normalelementar-, Zeichen-, Handels- und Schiffahrtsschule, ein Theater, Findelhaus, ein Barmherzigkeitsstift, 2 sehr schöne Badehäuser, zahlreiche Fabriken, u. A. eine königliche Cigarrenfabrik, große Bierbrauereien, Dampfmühlen, Wollspinnereien, Papierfabriken, große Eisengießereien, Schiffswerften und Schiffsbaustätten, Fayence-, Leder- und Liqueurfabriken 2c. und 28,907 Einw. Sehenswerth sind das Kastell San Felice und der am Cabo mayor befindliche Leuchtthurm. S. ist im Sommer ein sehr besuchtes Seebad, der nördliche Endpunkt der Isabellenbahn und hat regelmäßige Dampfschiffverbindung mit den übrigen Häfen der pyrenäischen Halbinsel u. vielen Handelsplätzen Europa's u. Amerika's. In der herrlichen Umgebung der Stadt liegen 7 warme Mineralquellen in malerischen Waldthälern. S. ist das Favobriga der Römer.

Santander, Francisco de Paula, Präsident der Republik Neugranada, geboren am 2. April 1792 zu Rosario de Cucuta in Neugranada, studirte zu Bogota, erklärte sich 1809 beim Ausbruch der Revolution für die Sache der Freiheit und ward, nachdem er als Oberst unter Serviez

fungirt und den wichtigen Posten Ocaña gegen den überlegenen Feind vertheidigt hatte, im Mai 1821 vom Kongreß zu Cucuta zum Vicepräsidenten u. Bolivar zum Präsidenten erwählt. Indeß nun Bolivar in Quito und Peru den Krieg führte, stand S. an der Spitze der vollziehenden Gewalt und wußte durch geeignete Maßregeln die beschworene republikanische Staatseinrichtung gegen monarchische Bestrebungen aufrecht zu erhalten. Im Sept. 1827 aus der Verwaltung geschieden, zerfiel er mit Bolivar, dessen monarchischen Tendenzen er schon vorher Opposition gemacht hatte, und es kam zwischen Beiden sogar zur Anwendung von Waffengewalt; S. gerieth in die Hände seines Gegners und wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, aber zur Verbannung begnadigt. Bis zum Jahre 1831, in welchem Bolivar endete, bereiste S. Europa und ging hierauf in die Vereinigten Staaten. Da unterdessen Kolumbien sich in drei verschiedene Staaten gespalten hatte, wurde S. am 9. März 1832 auf 4 Jahre zum Präsidenten des Freistaats Neugranada gewählt und trat im Oktober des genannten Jahres in diese Würde ein. Im Jahre 1836 trat er von derselben zurück und † 1840 zu Cartagena.

Santarem, 1) Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (109,13 □Meilen mit 170,960 Einw.) in der portugiesischen Provinz Estremadura, rechts am Tejo, in einer fruchtbaren, aber Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegend, zum Theil halbmondförmig auf einem Hügel, zum Theil längs des Stromes, der hier 1500 Fuß breit ist, gelegen. Die Stadt wird durch eine alte maurische Citadelle vertheidigt, ist der Sitz eines Bischofs, hat viele stattliche Gebäude, 13 Kirchen, mehre Klöster, ein patriarchalisches (erstes geistliches) Seminar, eine Akademie der Geschichte und Alterthümer, mehre Hospitäler, sehr lebhaften Handel und 9000 Einw. S. ist durch eine Eisenbahn (die älteste Portugals) und regelmäßige Dampfschifffahrt mit Lissabon verbunden. Unweit nordöstlich von S., bei Rio Major ist die einzige Salzquelle des Landes, welche treffliches Salz liefert. S. war früher Residenz der portugiesischen Könige. Hier am 16. Mai 1834 vollständige Niederlage der Miguelisten durch das pedristische Heer unter Napier und Villaflor, welche die Einschiffung Dom Miguels nach England zur Folge hatte. — 2) Stadt in der brasilianischen Provinz Para, an der Mündung des Tapajoz in den Amazonenstrom, hat ein Fort, Handel, besonders mit Kakao, und 10,000 Einwohner.

Santee, Fluß im nordamerikanischen Staate Südcarolina, bildet sich durch die Vereinigung des Congaree mit dem Wateree und mündet nach einem Lauf von ungefähr 40 Meilen in zwei Armen in den atlantischen Ocean. Er ist durchgehends für Dampfboote schiffbar.

Santelbaum, Pflanzengattung, s. Santalum.

Santenay, Flecken im französischen Departement Côte-d'or, hat Weinbau, Weinhandel und 1350 Einwohner.

Santerno, Fluß in Mittelitalien, entspringt auf den Apenninen in der Provinz Florenz, fließt nordöstlich durch die Provinz Ravenna, tritt dann in die Provinz Ferrara über und mündet nach einem Lauf von 14 Meilen westlich von Alfonsina rechts in den Po di Primario.

Santerre, Antoine Josephe, General der ersten französischen Revolution, geboren 1752 zu Paris, ward als Besitzer einer großen Bierbrauerei in der Vorstadt St. Antoine nach Ausbruch der Revolution zum Kommandanten eines Bataillons ernannt, erstürmte die Bastille mit und nahm an den bekannten Vorfällen auf dem Marsfelde Theil. Auch übte er einen bedeutenden Einfluß auf die Vorgänge des 20. Juni und 10. August 1792 aus. Im Sept. zum Divisionsgeneral ernannt, führte er den angeklagten König am 11. Dec. vor die Schranken des Konvents, hatte bei seiner Hinrichtung die nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen und ließ die Trommeln rühren, als der König noch vom Schaffot aus zum Volke sprechen wollte. Später ging S. an der Spitze von 20,000 Mann Truppen in die Vendée gegen die Aufständischen, wurde aber am 14. Sept. 1793 bei Coron in der Nähe von Chollet besiegt und in Folge dessen vom Wohlfahrtsausschuß zurückgerufen. Da er Freund des Herzogs von Orléans gewesen war, kam er bis zum Sturze Robespierre's ins Gefängniß. Fortan lebte er zurückgezogen; er † am 6. Februar 1809 zu Paris.

Santiago, 1) die größte u. südlichste der Inseln des grünen Vorgebirgs, 9 Meilen lang, 3 M. breit, mit 10,000 Einwohnern und gleichnamiger Stadt. — 2) S. de Compostela, Stadt in der spanischen Provinz Coruña, Hauptstadt von Galicien, auf einem hügeligen, in weitem Umkreise von Bergen umgebenen Plateau, am Abhange des Monte Pedroso, auf einer durch den Zusammenfluß des Sar und Sarela gebildeten Halbinsel gelegen, eine große, aber unregelmäßig gebaute Stadt mit alterthümlichen, meist auf Arkaden ruhenden Gebäuden, ist Sitz eines Erzbischofs, des gleichnamigen militärischen Ritterordens und einer Universität und hat 18 Kirchen, unter welchen die aus dem 11. Jahrh. stammende gothische Kathedrale, welche mit dem damit verbundenen Kloster, mit dem erzbischöflichen Palast und anderen Nebengebäuden einen Flächenraum von 11,430 □Varas einnimmt, die hervorragendste ist. Sie hat 2 Thürme von 240 Fuß Höhe, im Inneren 6 von schlanken Säulen getragene Schiffe und 25 Kapellen und bildet ein Kreuz von 270 F. Länge und 204 F. Breite. Auf dem Hochaltar steht die lebensgroße Statue des Apostels Jacobus (Santiago), des Schutzpatrons von Spanien, dessen Leichnam hier begraben sein soll und dessen Kopf mit anderen seltsamen Reliquien hier aufbewahrt wird. Der Legende zufolge soll nämlich der Körper des Apostels nach dessen Enthauptung in Jerusalem in einem Boote bei Padron an der Küste der Provinz gelandet und 829 nach S. gebracht worden sein. Durch den Besitz der Gebeine des Apostels ward die Stadt ein von der ganzen Christenheit besuchter Wallfahrtsort, und es galt eine Pilgerreise dahin ebenso viel wie eine nach Jerusalem. Jeder Pilger erhielt ein Certifikat (compostela), daher der Name der Stadt. Der dortige Erzbischof ist nächst dem von Toledo der angesehenste Prälat

Spaniens. Früher war die Kathedrale eins der schönsten gothischen Bauwerke, reich an Kunstschätzen und Kostbarkeiten, die sie aber im Befreiungskriege gegen die Franzosen größtentheils einbüßte. Sehenswerth ist auch die tiefgelegene Kirche S. Francisco. Die Universität, 1532 gestiftet, besitzt eine ansehnliche Bibliothek u. wird stark frequentirt. Von sonstigen öffentlichen Anstalten hat die Stadt 4 Spitäler, ein Waisenhaus, 2 Colegios oder höhere Schulanstalten, 3 Kasernen und mehre (sonst 16) Klöster. Die Einwohner, 26,938 an der Zahl, unterhalten ansehnliche Fabriken für Leinwand, Seidenwaaren, Garn, Leder, Hüte und Papier und treiben mit ihren Fabrikaten lebhaften Handel. Die Umgegend erzeugt Obst, Gartenfrüchte, Gemüse und Cerealien und Vieh im Ueberfluß, daher die Lebensmittel hier sehr billig sind. — 3) S.-del-Estero, einer der inneren Staaten der argentinischen Konföderation (La-Plata-Staaten) in Südamerika, zwischen den Staaten Tucuman, Cordova, Rioja und Catamarca, noch wenig bekannt und schwach bevölkert, zählt auf 1825 QM. nur 60,000 Einwohner, hat theilweise ebenen und fruchtbaren, zum Ackerbau geeigneten Boden, ist theilweise aber auch Sandwüste und wird von den Flüssen Dolce, Salado und Yucanes bewässert. Hauptprodukte sind Honig, Wachs, Cochenille, Nutzhölzer. Auch kommen die meisten Getreidearten fort, obwohl das Land zu den heißesten Südamerika's gehört. Es zerfällt in 8 Departements. Die gleichnamige Hauptstadt am Rio-Dolce hat 4000 Einwohner. — 4) Provinz der südamerikanischen Republik Chile, grenzt im Norden an die Provinzen Valparaiso und Aconcagua, im Osten an die argentinische Konföderation, im Süden an die Provinz Colchagua, im Westen an den stillen Ocean und hat 339 QM. mit 272,499 Einwohnern. Das Land ist im Osten durch die Andes sehr gebirgig, weiter nach der Küste zu eben und fruchtbar, hat im Allgemeinen mildes Klima, wird von den Flüssen Maipu u. Mapocho bewässert, bringt Getreide, Obst, Wein, Gold, Silber u. Blei hervor und zerfällt in die 4 Departements Santiago, Melipilla, Rancagua und Victoria. Die gleichnamige (San Jago de Chile) Hauptstadt der Provinz u. der ganzen Republik Chile, links am Mapocho und einem Kanal, der aus dem Maipu hierher geleitet ist, liegt in einer schönen Ebene am Fuße der Andes. Sie ist der Sitz des Präsidenten der Republik, der Regierung, des Kongresses, eines Erzbischofs u. des obersten Gerichtshofs. Die Stadt ist durchaus regelmäßig gebaut und besteht aus 150 Häuserquadraten, die durch sich rechtwinkelig schneidende schnurgerade Parallelstraßen gebildet werden, jedoch noch nicht sämmtlich ausgebaut sind. Der häufigen Erdbeben wegen sind die Häuser meist nur einstöckig und die Straßen sehr breit. Die hervorragendsten Gebäude sind der Palast des Präsidenten, die Münze und die Kathedrale; S. besitzt ferner mehre Kirchen und Klöster, eine Universität mit 5 Fakultäten (1842 reorganisirt und ziemlich nach dem Vorbild der deutschen eingerichtet, mit mehren Professoren, welche Deutsche sind), eine Militärakademie, ein Gymnasium, zahlreiche andere, zum Theil sehr gute Unterrichtsanstalten und Schulen, eine Sternwarte, eine Nationalbibliothek, ein Konservatorium der Musik, mehre Theater, Hospitäler und sonstige Wohlthätigkeitsanstalten, Industrie in Wolle, Leder und verschiedenen Metallen, lebhaften Handel und 107,000 Einw. Der Hafen für S. ist das 18 Meilen nordwestlich gelegene Valparaiso, mit welchem es durch eine Eisenbahn verbunden ist. Die Umgebung der Stadt ist höchst fruchtbar, trefflich angebaut u. hat viele schöne Landhäuser; unweit davon sind die warmen Bäder von Colinas. S. wurde 1541 von dem Spanier Pedro Baldivia gegründet. In der Nähe zwischen den Flüssen Maipu und Mapocho ist die Ebene, auf welcher am 5. April 1818 die Chilenen unter O'Higgings die Spanier besiegten und dadurch die Unabhängigkeit Chile's begründeten. In den Jahren 1570, 1647, 1730, 1737, 1822, 1829, 1849, und 1851 wurde die Stadt von Erdbeben heimgesucht. — 5) S.-de-Cuba, Stadt auf der spanisch-westindischen Insel Cuba, früher Hauptstadt der ganzen Insel, jetzt des östlichen Departements derselben, liegt auf der östlichen Südküste im Hintergrunde einer Bai an der Mündung des kleinen gleichnamigen Flusses, welcher einen sicheren, durch die Forts Morro und Estrella vertheidigten Hafen bildet. S. ist der Sitz eines Gouverneurs und eines Bischofs, hat eine Kathedrale und viele andere Kirchen, mehre Klöster und Hospitäler, eine Reiterstatue des Königs Ferdinand, lebhaften Handel und 24,253 Einw. — 6) Rio-Grande-de-S., Fluß in Mexiko, entsteht an der Grenze der Departements Guanaxuato und Mechoacan aus dem Zusammenfluß des Rio-Lerma und Rio-Laxa, durchfließt dann das Departement Xalisco in nordwestlicher Richtung und mündet in den stillen Ocean. Während der Sommermonate ist er sehr seicht, in der Regenzeit aber sehr reißend, voller Wasserfälle und Stromschnellen.

Santillana, Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von, spanischer Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter, geboren am 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes, ward von dem Oheim König Heinrichs III. von Kastilien, Don Alonso Enriquez, erzogen u. zeichnete sich früh in dem Kriege gegen die Aragonier und Navarresen so aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. Seine ausgezeichnete Theilnahme an den Kriegen gegen die Mauren von Granada 1431 und 1438 erwarb ihm die Markgrafschaft Santillana und sein Antheil an der glücklichen Entscheidung der Schlacht von Olmedo (1445) gegen den König von Navarra die Titel eines Marquis von Santillana und Grafen von Real de Manzanares. Im Jahre 1446 eroberte er die Stadt Torrija und 1452 betheiligte er sich bei der Verschwörung der kastilianischen Großen zum Sturze des Günstlings Alvaro de Luna. Er † am 26. März 1458 in Guadalaxara. S. hat vorzüglich dazu beigetragen, die kastilianische Kunstpoesie theils nach dem Muster der klassisch-gelehrten italienischen, theils nach der späteren provençalisch-katalonischen Hofpoesie umzugestalten. Sind auch seine Gedichte nicht frei von einer schwerfälligen pedantischen Gelehrsamkeit, der Sucht zu prunken und einer vorherrschend didaktischen

Richtung, so athmen sie doch viel Poesie, Nationalgefühl und zeichnen sich außerdem durch eine große Gewandtheit in Sprache und Ausdruck aus. Mit Einleitungen und Kommentaren wurden S.'s „Obras" (Madrid 1852) von Amador de los Rios herausgegeben.

Santini, Giovanni, verdienter Mathematiker und Astronom, geboren den 30. Jan. 1786 bei Borgo di San Sepolcro, ward Priester, wirkt aber seit 1813 als Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Padua und hat sich sowohl durch seine Forschungen und Beobachtungen, als mehre Verbesserungen der astronomischen Instrumente bekannt gemacht.

Santo (span. u. ital.), s. v. a. Sankt.

Santolina *L.* (Cypressenkraut, Heiligenpflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die halbkugelige, geschuppte Hülle, kraut- od. strauchartige Gewächse in den Ländern am mittelländischen Meere. S. Chamae cyparissus *L.*, unächte Cypresse, Meerwermuth, strauchartig mit filzigen Aesten und gelben Blüthen, in Südeuropa, wird in Deutschland häufig in Gärten und Gewächshäusern kultivirt. Alle Theile dieser Pflanze haben einen durchdringend balsamisch-gewürzhaften Geruch. Früher waren Kraut und blühende Spitzen, Herba et Summitates Santolinae s. S. Chamae cyparissi s. Absinthii marini, als Mittel gegen Gelbsucht, Magenschwäche, Krämpfe ꝛc. in Gebrauch, wie in den südeuropäischen Ländern noch jetzt. Auch wird das Kraut zur Vertreibung der Wanzen und Motten benutzt. Die Samen liefern ein ätherisches Oel, welches namentlich in Frankreich als wirksames Anthelminticum in Ruf steht. Von S. fragrantissima *Forsk.*, einem Strauch in Aegypten und der Levante, mit Blüthen in Doldentrauben, wird das getrocknet sehr angenehm und stark gewürzhaft riechende Kraut in den Apotheken zu Kairo wie die römische Kamille (Anthemis nobilis *L.*) verwendet. Auch dient es als ein kräftiges Reizmittel und wird bei Geschwülsten und gegen Augenentzündungen mit Erfolg angewendet. S. viridis *W.*, mit ästigem Stengel, 2—3 Fuß hoch, mit hellgelben Blüthen, in Südeuropa, wird wie S. Chamae cyparissus *L.* angewendet.

Santomysl, Stadt in der preußischen Provinz u. im Regierungsbezirk Posen, Kreis Schrodda, am Bninsee, mit evangelischer und katholischer Kirche, Synagoge, Leinweberei, Viehhandel u. 1296 Einw.

Santoña, Hafenstadt und Festung in der spanischen Provinz Santander (Altkastilien), am südlichen Ufer einer Halbinsel und am Eingang einer Bucht des biscayischen Meerbusens (atlantischer Ocean) in malerischer Lage, hat ein Arsenal, Militärmagazine, Spitäler, Fischerei, Küstenhandel und 1714 Einw.

Santones (Santoni), mächtige und zahlreiche Völkerschaft in Gallia Aquitania, wohnte bis an den atlantischen Ocean und die Mündung der Garumna hin, nördlich von den Pictones und südlich von den Bituriges Vivisci, an dem südlichen Ufer der Garumna, unter den Römern freies Volk mit der Hauptstadt Mediolanum (jetzt Saintes).

Santonin (Santonsäure), stickstofffreie chemische Verbindung, welche, vielleicht an Kali gebunden, in den unaufgeschlossenen Blüthenköpfchen von Artemisia santonica (Wurmsamen) neben ätherischem Oel, grünem Weichharz, Wachs ꝛc. vorkommt. Zur Gewinnung des S.s kocht man den Wurmsamen mit Kalkhydrat und Wasser aus, koncentrirt die Abkochung, macht sie mit Salzsäure schwach sauer, wäscht das nach 24 Stunden abgeschiedene unreine S. mit wässerigem Alkohol, löst es in siedendem Wasser, filtrirt die Lösung über Thierkohle und bringt sie zur Krystallisation. Das S. bildet farblose Säulen, ist geruchlos, schmeckt kaum bitterlich, schmilzt bei 136° und bildet dann eine farblose Flüssigkeit, die aromatisch riecht und hustenerregende Dämpfe ausstößt. Ein Theil S. verflüchtigt sich hierbei, während ein anderer Theil verharzt und dann mit Kali und Weingeist eine schöne purpurfarbene Lösung gibt. In kaltem Wasser ist das S. fast unlöslich, es löst sich aber in 250 Theilen kochendem Wasser und leichter in Alkohol und Aether. Die alkoholische Lösung reagirt schwach sauer. Sonnenlicht färbt das S. gelb; koncentrirte Schwefelsäure und Salpetersäure lösen es unzersetzt, schmelzendes Kalihydrat färbt es roth und bildet Ameisensäure, Metacetonsäure und Essigsäure. Die salzartigen Verbindungen des S.s mit Natron, Blei, Kalk und Baryt krystallisiren in Nadeln und werden durch Kochen mit Wasser zersetzt. Das S. besitzt die wurmtreibende Eigenschaft des Wurmsamens in hohem Grade und wird daher als Arzneimittel in Pastillenform vielfach benutzt.

Santorin (Santorini, Sant Erini, Degirmenlik, im Alterthum Thera), Insel im ägäischen Meer, die südlichste der zu Griechenland gehörigen Cykladen, 1,9 □Meilen mit 21,830 Einwohnern in 5 Flecken und ungefähr 50 Dörfern, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut sind, bildet mit Amorgo und einigen anderen kleinen in der Nähe gelegenen Inseln die Eparchie Thera der Nomarchie Cykladen. Die Insel hat eine sichelförmige Gestalt und bildet mit den ihr gegenüber liegenden Eilanden Therasia und Aspronisi einen größtentheils vom Meer bedeckten Erhebungskrater, dessen Boden sich fortwährend hebt und 1834 nur noch 12 Fuß von der Oberfläche des Wassers entfernt war. Im Jahre 237 v. Chr. entstand die kleine Insel Therasia durch vulkanische Losreißung von Thera; 184 v. Chr. erhob sich in der Mitte des Erhebungskraters das Eiland Hiera, jetzt Paläo-Kaimeni (d. i. die alte Verbrannte) genannt, und 1427 vergrößerte sich dasselbe. Im Jahre 1573 entstand das Eiland Mikro-Kaimeni (die kleine Verbrannte) und 1707—9 die Insel Megala oder Neo-Kaimeni (die neue Verbrannte), welche noch fortwährend Schwefeldämpfe ausstößt. Mitte Februar 1866 tauchte in unmittelbarer Nähe von Neo-Kaimeni unter heftigen vulkanischen Eruptionen eine neue Insel auf, welche Georgsinsel genannt ward; zu derselben Zeit versank Neo-Kaimeni größtentheils. Die ganze Insel besteht aus Bimsstein. Der höchste Berg auf S. ist der Eliasberg (1800 Fuß), auf dem man viele Mauertrümmer von sogenannter cyklopischer Bauart findet. Die

Küsten sind fast größtentheils unzugänglich. Landeinwärts, wo die vulkanischen Massen durch die Länge der Zeit verwittert sind, ist der Boden sehr fruchtbar u. bringt besonders Gerste, Baumwolle, Südfrüchte und Wein hervor. Die Weine (vino santo), die hier bereitet werden, sind vorzüglich. Sie werden am häufigsten nach Odessa ausgeführt, von wo man dagegen Getreide bezieht. Die Einwohner, welche theils griechisch-, theils römisch-katholischer Religion sind und für jede Konfession einen eigenen Bischof haben, sind thätig, mäßig u. besitzen viele Freiheiten. Hauptort ist Phira oder Thira an der Westküste, mit Hafen und vielen Weinkellern. Hier noch: Apanomeria, Pyrgos, der schönste Ort der Insel, auf der Südküste, Skaros (Skauro), Marktflecken, Sitz eines katholischen Bischofs, mit 1000 Einw., Emporion (Emborio), Stadt mit Hafen (S. Nicola). Fließendes Wasser gibt es nirgends, dagegen allenthalben Cisternen. Ueberall finden sich Trümmer aus dem Alterthum; am bedeutendsten sind die von Oea mit Resten der Stadtmauer, Säulen, Inschriften 2c. Die jetzt sichelförmige Insel soll nach alten Sagen einst rund gewesen, aber nach mehren heftigen Erdbeben soll die Westseite der Insel losgerissen und ins Meer gestürzt sein. Ursprünglich hieß die Insel Calliste; den Namen Thera erhielt sie von Theras, welcher von Pelasgern aus Lemnos vertriebene Lacedämonier und Minyer hierher führte. Die Insel war das Mutterland des einst so mächtigen Cyrene und damals eine spartanische Kolonie. Im Jahre 1208 entriß Marco Sanudo, Herzog von Naxos, die Insel S. dem griechischen Kaiser; dann gehörte sie den Venetianern, denen sie erst 1537 von Hayreddin Barbarossa entrissen ward.

Santos, 1) Los S. de Maimona, Stadt in der spanischen Provinz Badajoz (Estremadura), hat Tuchmanufakturen, Kupferminen und 5994 Einwohner. — 2) Stadt in der brasilianischen Provinz São-Paulo, auf der Nordküste der Insel St.-Vincent, in sumpfiger Gegend, wurde 1545 gegründet, ist gut gebaut, hat einen durch mehre Forts vertheidigten Hafen, einige Klöster, ein Militärhospital, Spitzenfabrikation, lebhaften Handel und 7000 Einw. S. ist der Hafen der Stadt São-Paulo. — 3) Los S., Stadt im südamerikanischen Staate Panama, Hauptstadt eines Departements, am Santa-Maria, 2 Meilen vom Golf von Panama (stiller Ocean), hat starke Viehzucht und 6223 Einw., großentheils indianische Mischlinge.

São (port.), s. v. a. Sankt.

São-Gonzalo, Stadt in der brasilianischen Provinz Bahia, auf der Insel Paraguassu, mit 7000 Einw.

São-João-da-Foz, Stadt in der portugiesischen Provinz Entre Minho e Douro, Bezirk Oporto, an der Mündung des Douro, mit schönen Villen und Gärten, beliebter Sommeraufenthalt der Bewohner von Oporto, mit 3050 Einw. In der Nähe ein Fort mit Seebädern.

São-Leopolda, deutsche Kolonie in der brasilianischen Provinz Rio-Grande, besteht aus 4 Kirchspielen mit zusammen 15,295 Einw., von denen auf die gleichnamige Stadt 3673 kommen.

Saona, westindische Insel im karaibischen Meere, an der südöstlichen Spitze der großen Antille Hayti, von Klippen umgeben, hat an der Westseite einen Hafen, ist gut bewässert, bringt viel Holz und Schildkröten hervor, ist aber unbewohnt und wird nur zeitweilig von Fischern besucht.

São-Nicolao, eine der Inseln des grünen Vorgebirgs, in der westlichen Gruppe derselben, mit 6000 Einw. und gleichnamigem Haupt- und Hafenorte.

São-Paulo, brasilianische Provinz, s. Paulo, San.

São-Paulo-de-Loando, Stadt, s. v. a. Loanda.

São-Pedro-do-Sal, Badeort in der portugiesischen Provinz Beira, Bezirk Vizeu, mit heißen Mineralquellen von 54°.

Saône (im Alterthum Arar, später Saucona, dann Saona genannt), Fluß in Frankreich, entspringt bei Viomenil im Departement Vogesen, auf den sogenannten Sichelbergen, einem Zweig der Vogesen, durchfließt dann in vielfachen Windungen, aber vorherrschender südsüdwestlicher Richtung die Departements Obersaône und Côte-d'or, wendet sich im Departement Saône-Loire südlich, bildet dann die Grenze zwischen den Departements Ain (links) und Rhône (rechts) und fällt nach einem Lauf von 68 Meilen, wovon 37 schiffbar sind, bei Lyon rechts in die Rhône. Ihre bedeutenderen Nebenflüsse sind rechts: Saolon, Vingenne, Tille, Ouche und Grone, links: Coney, Antenne, Drugeon, Oignon, Doubs, Seille und Reyssouse. Die S. wird bei Gray im Departement Obersaône für kleinere Fahrzeuge und bei Châlons im Departement Saône-Loire für Dampfboote schiffbar u. steht durch den Kanal du Centre (bei Châlons abgehend) mit der Loire, sowie durch den Kanal von Burgund und den Rhône-Rheinkanal (beide bei St. Jean de Lône abgehend) mit der Seine u. dem Rhein in Verbindung. Benannt sind nach diesem Flusse die beiden französischen Departements Obersaône und Saône-Loire. Das Departement Obersaône (Haute-Saône), gebildet aus dem nördlichen Theile der Franche-Comté, grenzt im Norden an das Departement Vogesen, im Osten an das Departement Oberrhein, im Süden an die Departements Doubs und Jura, im Westen an die Departements Côte-d'or und Obermarne und hat einen Flächenraum von 533,992 Hektaren (97,45 geographischen QMeilen) mit (1861) 317,183 meist katholischen Einwohnern. Das Land ist durch mehrfache Verzweigungen der Vogesen gebirgig, hat fruchtbare Thäler u. schöne Waldungen u. wird von vielen Flüssen bewässert, von denen die Saône, Oignon, Antenne, Drugeon und Saolon die bedeutendsten sind. Das Klima ist sehr veränderlich, besonders im Frühjahr. Von der Oberfläche kommen 238,000 Hektaren auf Aecker, 60,334 Hekt. auf Wiesen, 13,671 Hekt. auf Weinberge, 154,092 Hekt. auf Wälder, 3919 Hekt. auf Obst- u. Gemüsegärten, 121,500 Hekt. auf Heiden u. Weiden, 16,877 Hekt. auf Teiche. Hauptprodukte sind: Wein, Getreide, Holz, Hülsen- u. Oelfrüchte; Rindvieh, Pferde, Schweine, Esel, Ziegen, Schafe, verschiedenes Wild; Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel, Marmor, Alabaster, Steinkohlen und Salz. Unter mehren anderen Mineralquellen sind die von Luxeuil die besuchtesten. Hauptbeschäf-

tigung ist Ackerbau (mit hinreichender Getreideproduktion), Viehzucht, Obst- und Weinbau. Die Industrie ist namentlich durch Eisenhütten, Stahl-, Glas-, Papier- u. Fayencefabrikation, Baumwoll- und Leinweberei, Gerberei, Färberei und Töpferei vertreten. Auch treibt man ansehnlichen Bergbau. Der Handel ist ziemlich lebhaft und betrifft vorzugsweise die Produkte der Landwirthschaft und der genannten Industriezweige. Das Departement wird von den Eisenbahnen von Langres (Paris) nach Belfort (Mülhausen) und Auxonne (Lyon) und mehren Zweigbahnen durchschnitten; es zerfällt in die 3 Arrondissements Vesoul, Gray und Lure und hat Vesoul zur Hauptstadt. Das Departement Saône-Loire, aus dem südwestlichen Theil von Burgund, nämlich den 4 Landschaften Charolais, Maconais, Autunais und Châlonais, gebildet, grenzt im Norden an das Departement Côte-d'or, im Osten an das Departement Jura, im Südosten an Ain (durch die S. getrennt), im Süden an die Departements Rhône und Loire, im Westen an Allier, im Nordwesten an Nièvre und hat einen Flächenraum von 855,174 Hektaren (156 geographische QMeilen) mit (1861) 582,137 katholischen Einwohnern. Das Land ist durch das Gebirge von Charolais, welches bis zu 2400 Fuß aufsteigt, bergig und hügelig, theilweise steinig, großentheils aber sehr fruchtbar und wird von der Saône, Loire, dem Doubs, Arroux, der Seille, Grone, Rencouce und anderen kleineren Flüssen bewässert und hat auch einige kleine Seen. Von der Oberfläche kommen 461,807 Hekt. auf Aecker, 124,421 Hekt. auf Wiesen, 35,595 Hekt. auf Weinberge, 152,223 Hekt. auf Wälder, 3805 Hekt. auf Obst- und Gemüsegärten, 22,578 auf Heiden und Weiden. Hauptprodukte sind: Wein, Getreide, Holz, Obst, Hanf; viel Wild, Wölfe, die gewöhnlichen Hausthiere (besonders viele Schweine), Fische; Eisen, Blei und mehre Edelsteinarten. Mineralquellen sind zu Bourbon-Lancy. Unter den Bewohnern zeichnen sich die Chizerots, die vorzugsweise im Südosten des Departements wohnen, durch eigenthümliche Sprache, Sitten und Gebräuche aus, die an die alten Mauren erinnern, von denen sie abstammen sollen. Hauptbeschäftigung ist Acker-, Wein- und Bergbau, Vieh- und Bienenzucht. Die Industrie besteht vornehmlich in Baumwoll-, Woll- und Leinweberei, Eisenwaaren- und Glasfabrikation, ist aber nicht von großem Belang; von größerer Wichtigkeit ist der Handel, namentlich mit Wein und den Produkten der Landwirthschaft. Das Departement wird von der Eisenbahn von Dijon nach Lyon (mit Zweigbahn von Chagny nach Montceau-les-Mines) und vom Kanal du Centre durchschnitten; es zerfällt in die 5 Arrondissements Macon, Autun, Châlons, Charolles und Louhans und hat Macon zur Hauptstadt.

Sapanholz, s. Cäsalpinia und Brasilienholz.

Sapere aude (lat.), Versuche es, weise oder verständig zu sein.

Saphir, Moritz Gottlieb, deutscher Journalist und Dichter, geboren den 8. September 1795 zu Lovas-Berény in Ungarn von jüdischen Aeltern, gehörte längere Zeit dem Handelsstande an und lebte bis 1825 zu Wien, dann in Berlin, wo er von 1826—29 die „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit" und von 1827—29 den durch seinen Reichthum an pikantem Witz und Wortspielen und Persiflagen gleich beliebten wie gefürchteten „Berliner Courier" herausgab, hierauf in München. Hier gründete er die Zeitschriften „Bazar für München und Bayern" (1830—33) und nach kurzem Aufenthalt in Paris den „Deutschen Horizont" (1831 bis 1833) und den „Korsar". Im Jahre 1832 trat er zum Protestantismus über und erhielt den Titel eines Hoftheaterintendanturraths. Seit 1835 lebte er wieder in Wien, redigirte in Gemeinschaft mit Bäuerle die „Theaterzeitung" und gab seit 1837 die Zeitschrift „Der Humorist" heraus. Er † den 4. September 1858. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Dumme Briefe, Bilder und Chargen" (München 1834); die „Humoristische Damenbibliothek" (Wien 1838—41, 6 Bde.) und das „Fliegende Album für Ernst, Scherz, Humor und frohe Laune" (Leipzig 1846, 2 Bde.), namentlich aber sein „Konversationslexikon für Geist, Witz u. Humor" (2. Aufl., Dresden 1860, 5 Bde.). Wiewohl S. eine reiche Gabe des Witzes, des Humors und der Satire nicht abzusprechen ist, u. obschon man selbst seiner sprachlichen Gewandtheit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so kann man ihn doch nicht des Tadels überheben, daß er einestheils oft durch Flachheit u. Geistlosigkeit langweilig wird, anderntheils aber bisweilen sich zu tief in die niederen Regionen des Spottes versteigt. Seine Gedichte, vorzüglich die ernsten, haben wenig Werth.

Sapieha, lithauische und galizische fürstliche Familie, blüht gegenwärtig in zwei Linien, einer lithauischen, S.-Rozinski, und einer galizischen, S.-Kodenski. Leon S., geboren 1557, trat als Student zu Leipzig zum Protestantismus über und zog gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Reichstagen durch seine Beredtsamkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Unter Bathori kämpfte er 1579 tapfer gegen die Russen und bewirkte mit, daß der König Sigmund III. die polnische Krone erhielt. Als Großkanzler von Lithauen sammelte und veröffentlichte er das lithauische Statut (Krakau 1614). Der Jesuit Skarga führte ihn 1581 wieder der katholischen Kirche zu. Im Jahre 1625 ward er als Großkronhetman gegen Gustav Adolf, der in Lithauen eingefallen war, gesandt und errang einige Vortheile über die Schweden. Er starb den 7. Juli 1633. Jan Piotr S., geboren 1569, that sich als Starost von Uswiat im Kriege gegen die Schweden durch seine Tapferkeit hervor und betheiligte sich an dem Zuge der Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau. Er starb zu Moskau im Palaste der Czaren 1611. Zu hohem Ansehen gelangt, spielte die Familie S. in den langen Parteikämpfen Polens eine bedeutende Rolle. In neuerer Zeit erwarben sich Alexander S., geboren 1770 zu Paris, starb 1812, durch seine Reisen in die slavischen Länder Oesterreichs und als Naturforscher, und dessen Sohn Leon S., Haupt der galizischen Fürstenfamilie S., durch Einrichtung von Musterwirthschaften auf seinen Gütern große Verdienste. Letzterer war 1848 auch

Mitglied des Slavenkongresses in Prag und wohnte später dem Reichstag in Kremsier bei.

Sapientes (lat.), die Weisen, daher besonders septem S., die 7 Weisen Griechenlands; bei den alten Römern Ehrenbezeichnung für Rechtskundige.

Sapienti sat (lat.), Redensart: dem Verständigen genügt es.

Sapienza, eine der önusischen Inseln im jonischen Meere an der Südwestküste von Morea, vor dem Busen von Modon, gehört zur griechischen Nomarchie Messenien und hat den guten Hafen Porta-Longa. Die Einwohner stehen im Rufe der Seeräuberei.

Sapindaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist 4—5-theilig oder 4—5blätterig; die Blumenkrone 4—5blätterig; die Staubgefäße, doppelt so viel als Blumenblätter, selten weniger oder mehr, stehen auf der unterweibigen Scheibe oder einem Ringe; der Fruchtknoten ist 3-, selten 2- oder 4fächerig und trägt ebenso viel getrennte oder mit einander verwachsene Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht ist eine Steinfrucht oder Kapsel mit 3 Fächern, selten mit 2 oder einem und enthält meist aufrechte, selten hängende, oft bemäntelte, eiweißlose Samen mit breitem Nabel. Die Familie enthält Bäume, Sträucher und krautartige, oft klimmende Gewächse mit wechselständigen, oft zusammengesetzten, zu 3 stehenden oder unpaarig gefiederten Blättern meist ohne Nebenblätter und zwitterigen oder öfter polygamischen Blüthen in Trauben oder Rispen, oft mit verkümmerten oder in Ranken verwandelten Blüthenstielen. Man kennt gegen 300 Arten in 38 Gattungen, welche fast ausschließlich der heißen Zone und meist Südamerika angehören, in Europa aber ganz fehlen. Es sind darunter giftige und officinelle Gewächse. In den Früchten mehrer ist ein seifenartiger, scharfer Stoff enthalten; die Früchte anderer sind eßbar. Die baumartigen haben meist ein festes, dauerhaftes, oft schön gefärbtes Holz.

Sapindus *L.* (Seifenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, gefärbten Kelch, 5 Blumenblätter, doppelt so viel Staubgefäße auf einer Scheibe, die 3lappige Narbe u. die 3 verwachsenen einsamigen Pflaumenfrüchte mit papierartiger Nuß, Bäume in Ostindien u. Südamerika, von denen der wichtigste ist: S. saponaria *L.*, ein 20—30 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, mit gefiederten Blättern mit herablaufend-geflügelter Blattspindel, gipfelständigen, aus ährenförmigen Trauben zusammengesetzten, flaumig-filzigen Blüthenrispen mit kleinen weißen Blüthen und eiförmigen, manchmal zu 2—3 verwachsenen rothgelben, wachsglänzenden Steinfrüchten von der Größe einer Kirsche. Das Fruchtfleisch der letzteren ist klebrig und hat die Eigenschaft, mit Wasser gerieben gleich der Seife zu schäumen; daher es auch zum Waschen der Wäsche gebraucht wird. Die Früchte werden auch, wie die Rinde des Baumes, in dessen Vaterland als Arzneimittel angewendet und waren sonst auch in Europa als Nuculae Saponariae gegen Bleichsucht, Schleimflüsse, Blutungen ɔc. officinell. Zerquetscht ins Wasser geworfen sollen sie die Fische tödten. Aus den sehr harten Kernen machte man sonst in Europa Knöpfe. Auch das Fruchtfleisch von S. emarginatus *Vahl*, einem mittelmäßigen Baum in Ostindien, S. laurifolius *Vahl*, einem hohen Baum in Malabar, mit sehr dickem Stamme, und S. Rarak *Dec.*, einem Baum auf Java, mit dünnem, schlankem Stamme, ist seifig und wird wie das von S. saponaria, außerdem auch arzneilich gegen Koliken u. Blähungen, sowie gegen Krätze benutzt, während die Früchte von S. senegalensis *Poir.*, einem 20—30 F. hohen Baum am Senegal, S. fructicosus *Roxb.*, einem Baum auf den Molukken, u. S. esculentus *St. Hil.*, einem Baum in Brasilien, ein angenehm süß und weinartig schmeckendes Obst liefern.

Sapium *Jacq.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthen in Aehren, die männlichen oben befindlich, mit 2- und 3spaltigem Kelch, 2 langen Staubgefäßen, die weiblichen mit kurzem Griffel und 3 Narben, milchende Bäume in Ost- und Westindien und Südamerika, wovon folgende technische und medicinische Anwendung finden: S. aucuparium *Jacq.*, Hippomane biglandulosa *Aubl.*, ein zierlicher, 30 Fuß hoher Baum in Westindien und auf Surinam, enthält einen scharfen Milchsaft und in diesem eine Art Kautschuk, welches man als Vogelleim und auch zum Brennen braucht; S. Hippomane *Meyer*, **Vogelleimbaum**, ein 30—50 F. hoher Baum Westindiens, dessen reichlich ausfließender Milchsaft sehr giftig ist, aber wie der Extrakt aus den Blättern äußerlich als ein beizendes Mittel bei schwammigen, vorzüglich syphilitischen Auswüchsen und Ausschlagskrankheiten angewendet wird; S. indicum *Willd.*, ein Baum in Ostindien von mittlerer Höhe, enthält in allen Theilen einen brennendscharfen, sehr giftigen Milchsaft, den man wie den der vorigen Art, aber auch, heiß aufgelegt, als ein ableitendes und krampfstillendes Mittel benutzt, während die Samen zum Betäuben der Fische dienen.

Saponara, Stadt in der italienischen Provinz Potenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Basilicata), mit 5000 Einw.; wurde im December 1857 durch ein Erdbeben verwüstet. Dabei die Ruinen der Stadt Grumentum.

Saponaria *L.* (Seifenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Sileneen, charakterisirt durch den röhrigen, 5zähnigen, an der Basis nackten Kelch, die 5 genagelten Kronenblätter, die 10 Staubgefäße, die 2 Griffel und die länglich-cylindrische, einfächerige, an der Spitze 4zähnige Kapsel mit nierenförmig-kugeligen Samen, einjährige oder ausdauernde Kräuter in Europa und Kleinasien, wovon mehre als Zier- und Arzneipflanzen bekannt sind. Von S. ocymoides *L.*, einem ausdauernden Kraut auf den deutschen und italienischen Alpen, mit niederliegendem, gabelästigem Stengel und hellrothen Blüthen, hielt man sonst den Samen für heilsam gegen die Bisse giftiger Schlangen. S. officinalis *L.*, **Seifenwurz, Hundsnelke**, findet sich an Wegen, Bächen, in Hecken und Gebüschen durch ganz Europa, ausdauernd in Gärten, wo es sehr wuchert, gefüllt. Der Stengel ist 3—5 F. hoch,

knotig-gefiedert, glatt, die Blätter sind entgegengesetzt, ei-lanzettförmig, spitz, glänzend, 3rippig, die Blüthen zierlich, weiß, fleischfarben oder hellroth. Officinell ist die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Saponariae s. Saponariae rubrae. Die rothe Seifenwurzel bricht leicht und ist von ziemlich beträchtlichem Gewicht, ohne Geruch, aber von anfangs süßlichem, dann bitterlichem, hinterdrein etwas scharfem und kratzendem, lange anhaltendem Geschmack. Sie wirkt als ein der Sassaparille und Senega verwandtes bitter- und etwas scharfstoffiges Mittel besonders auf das lymphatische System, auflösend, gelind reizend, schweiß- und harntreibend und wird gegen Gicht, chronische Hautausschläge, Verschleimungen, Stockungen in den Unterleibseingeweiden, Rheumatismus, bösartige Geschwüre, syphilitische Krankheiten und Krätze in Abkochung angewendet. Sie enthält das Saponin (Struthin, Seifenstoff), einen scharfen, kratzenden Extraktivstoff, der in Pulverform heftiges Niesen erregt u. in wässeriger Lösung beim Schütteln stark schaumt. Man gebraucht die Seifenwurzel häufig auch zum Waschen feiner Wäsche, von Spitzen, Seidenzeuch &c., sowie zum Reinigen von Silber und Gold. Das Seifenkraut, Herba Saponariae rubrae, hat zwar dieselben Bestandtheile, Eigenschaften und Kräfte, aber in weit geringerem Grade, weshalb man es auch seltener anwendet. Von S. Vaccaria *L.*, Vaccaria vulgaris *Host.*, Gypsophila vaccaria *Sibth.*, Kuhkraut, einem einjährigen Gewächs, auf Lehm- und Kalkboden, im Getreide durch das ganze mittlere und südliche Europa, gebrauchte man sonst die fast kugelrunden, fein gekörnelten, schwarzen Samen als erhitzendes und harntreibendes Mittel.

Saponifikation (v. Lat.), Verseifung, Seifenbildung.

Saponin (Senegin), stickstofffreie chemische Verbindung, welche sich in der Wurzel von Saponaria officinalis, Gypsophila struthium, Polygala senega, in der Quillayarinde und wahrscheinlich noch in vielen anderen Wurzeln, Rinden und vielleicht auch Fruchtschalen findet. Man erhält das S. durch Auskochen der Seifenwurzel mit Alkohol von 80 Proc., Abwaschen des ausgeschiedenen und gepreßten S.s mit Aether und Behandlung des wieder aufgelösten S.s mit Thierkohle. Es bildet eine weiße, geruchlose, amorphe Masse von süßlich kratzendem Geschmack, ist in kaltem Wasser wenig, in heißem Wasser und Alkohol leicht, in Aether nicht löslich. Das Pulver bewirkt leicht Niesen und die Lösung schäumt seifenartig. Es ist ein Glykosid und zerfällt durch Kochen mit Säuren in Zucker und Chinovin (Rochleder) oder Sapogenin (Bolley).

Saponit (Seifenstein). Unter diesem Namen faßt Rammelsberg eine Reihe dem Speckstein ähnliche Thone zusammen, wie Seifenstein, Piotin, Kerolith, welche wie jener derb, fettig anzufühlen, auf dem Strich glänzend, weiß und verschieden gefärbt, grau, grünlich, gelb, braun, roth sind und sich vom Speckstein unterscheiden durch größere oder geringere Schmelzbarkeit zu farblosem, blasigem Glase, ferner dadurch, daß sie durch Schwefelsäure zersetzt und mit Kobaltsolution befeuchtet und geglüht nicht fleischroth, sondern blau gefärbt werden, da sie wasserhaltige Verbindungen von kieselsaurer Bittererde mit kieselsaurer Thonerde sind. Man kennt S. aus dem Serpentin von Cornwallis (Soapstone) und Frankenstein in Schlesien, aus Schweden (Svärdsjo: Piotin), vom Lake Superior (Thalit). Den englischen benutzt man als Zusatz zur Porzellanmasse.

Sapores (Schapur), Name mehrer persischen Könige, s. Persien, Geschichte.

Saporoger, s. Kosaken.

Saposhok (Saposchak, Sapojok), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Rjäsan, am Zusammenfluß von Saposhka und Maschka, hat Tuch- und Baumwollweberei und 4500 Einw.

Sapoteen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist frei, 4—8theilig, mit dachigen, zuweilen 2reihigen, in gleicher, selten in doppelter oder dreifacher Zahl der Kelchabschnitte vorhandenen Zipfeln; die Staubgefäße sind auf der Blume befestigt, getrennt, so viele als Kelchzipfel, oder selten mehr, meist mit ebenso vielen antherenlosen Fäden abwechselnd; 1 Griffel trägt eine ungetheilte oder gelappte Narbe, die Beere od. Steinfrucht ist mehrfächerig oder (durch Fehlschlagen) einfächerig, mit einsamigen Fächern. Die Familie enthält Bäume oder Sträucher, fast alle milchend, mit wechselständigen, lederigen Blättern und zwitterigen, winkelständigen, einzelnen oder gedrängt-stehenden Blüthen. Man kennt etwa 90 Arten in 13 Gattungen, welche nur der heißen Zone und den derselben zunächst gelegenen Länderstrichen angehören. Der bei den meisten vorkommende Milchsaft ist mild und unschädlich, die Früchte fast aller sind eßbar und von manchen sehr schmackhaft, während die Samen viel mildes, fettes Oel enthalten. Von manchen Arten wird das harte, dauerhafte Holz in technischer Beziehung und von einigen die adstringirend-bittere Rinde als Heilmittel benutzt. Wichtigste Gattungen: Achras *Brown*, Bassia *L.*

Sapotillbaum (Breiapfel, Achras Sapota *L.*), ein 20—50 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, wild wachsend und häufig auch angebaut, mit sehr ausgebreiteter Krone, länglich-elliptischen, spitzen Blättern und einzelnen winkel- und seitenständigen, kurzgestielten Blüthen mit glockigem Kelch, kugeliger oder etwas länglicher Beerenfrucht mit 1½ Zoll im Durchmesser großem, glänzend-schwarzem Samen. Die Früchte, welche erst, nachdem sie teigig geworden, genießbar werden, sind im tropischen Amerika ein sehr beliebtes Obst. Der in allen Theilen des Baumes enthaltene Milchsaft ist bitter; die Rinde und die sehr bitteren Samen sind als Arzneimittel im Gebrauch.

Sappe (v. Franz.), Bezeichnung derjenigen Laufgräben (s. d.), bei denen die Brustwehr nicht bloß aus der ausgegrabenen Erde, sondern mit Hülfe von 2½ Fuß hohen und 1½ F. dicken Sappenkörben gebildet wird, was dann geschieht, wenn der Laufgraben im feindlichen Kartätschenfeuer hergestellt werden muß. Die Sappenkörbe gewähren nicht nur dem Arbeiter eher eine Deckung als der gewöhnliche Laufgraben, sondern vermehren auch die

Festigkeit der Brustwehr und machen eine steilere Böschung ihrer hinteren Fläche möglich, welche der Infanterie eine gedecktere Stellung verschafft. Bei der flüchtigen S. wird eine Reihe von Sappenkörben auf einmal gesetzt und gleichzeitig durch halb so viel Arbeiter gefüllt, was aber nur da anwendbar ist, wo man sich außerhalb des Gewehrfeuers der Festung befindet. Die völlige oder ganze S. unterscheidet sich von den vorigen lediglich durch die Art der Ausführung, indem dabei unter beständiger Deckung mittelst des sogenannten Rollkorbes, eines großen, 6 Fuß hohen und 4 Fuß breiten, mit Faschinen, Moos rc. ausgefüllten Schanzkorbes, statt dessen man sich auch eines aus Faschinen oder Matratzen bestehenden Schirmes bedienen kann, vorsichtig ein Sappenkorb nach dem anderen gesetzt und gefüllt wird. Die bedeckte S. besteht aus einem gewöhnlich 4 Fuß, selten bis 8 Fuß breiten Laufgraben, der mittelst zwei parallel neben einander fortgeführter völligen S.n gebildet wird, und zwar so, daß zu beiden Seiten der Grabenränder die gewöhnliche Schanzkorbbrustwehr fortläuft. Die einfache Zwerchwall- oder kubische S. ist eine einfache völlige S., deren Hauptrichtung zwar nach dem vorgesetzten Punkte vorgetrieben wird, dabei aber in sich mehre rechtwinkelige, bisweilen auch schlangenförmige Windungen macht. Die doppelte Zwerchwallsappe entsteht, wenn zwei einfache Zwerchwallsappen parallel und so weit von einander entfernt fortgeführt werden, daß zwischen ihren Gräben noch ein 4 Fuß breiter Erdkeil stehen bleibt, nach dessen Aushebung die Sohle des Laufgrabens 10 Fuß Breite enthält. Auch sie bekommt häufig, wie die einfache Zwerchwallsappe, eine schlangenförmige Richtung. Die doppeltgewandte oder doppelt wendende S. endlich ist ebenfalls eine in gerader Hauptrichtung fortschreitende Tranchéearbeit, deren Graben aber, in den gehörigen Entfernungen, durch darin angelegte Traversen, um welche zu beiden Seiten der Laufgraben herumgeht, gegen Enfiladefeuer gedeckt wird. Sappenbündel sind 3 Fuß lange und 6 — 8 Fuß dicke Faschinen, welche zwischen den Körben eingesetzt werden.

Sappeurs (v. Franz.), diejenigen Truppen, welchen bei Belagerungen vorzüglich die unmittelbare Ausführung der verschiedenen Sappenarbeiten übertragen wird. Behufs der völligen Sappenarbeit theilt man sie in Brigaden (Sappeurbrigaden), deren jede aus 8 Mann und einem Sappeurunteroffizier zur speciellen Aufsicht besteht. Die S. lösen sich dergestalt ab, daß von jeder Brigade 4 Mann 4 Stunden an der Sappe wirklich arbeiten, während die 4 übrigen den Arbeitenden die benöthigten Baumittel zureichen. Wird die Sappenarbeit ohne Unterbrechung fortgesetzt, so können die S. in 24 Stunden eine völlige Sappe in gutem Boden 300—360 Fuß weit vortreiben. Wegen der großen mit diesen Arbeiten verbundenen Gefahr werden die S. dafür besonders, und zwar um so besser bezahlt, je gefahrvoller und mühsamer die Arbeiten sind. Vgl. Pionniers.

Sapphir (orientalischer S.), die blaue Abänderung des edlen Korunds, s. Korund.

Sapphira, Frau des Ananias [s. d. 1)].

Sapphischer Vers, nach der griechischen Dichterin Sappho benannter elfsilbiger Vers mit folgendem Schema:

⏗ ⏑ ⏗ — | ⏗ || ⏑ ⏑ ⏗ | ⏑ ⏗ ⏓

aus dessen dreimaliger Wiederholung und einem adonischen Verse: — ⏑ ⏑ — ⏓, die sapphische Strophe entsteht, die von den Griechen auf die Römer und von diesen in die Dichtungen der neuen Nationen, besonders der Deutschen übergegangen ist.

Sappho, berühmte altgriechische Dichterin, lebte von 627—570 v. Chr., war gebürtig aus Eresus an der Westküste von Lesbos oder aus Mytilene, soll aber, in ihrem Vaterlande vielfach vom Neid auf ihren Dichterruhm angefochten, später in Sicilien gelebt haben. Noch weiß die Sage von ihr zu berichten, daß sie in unerwiederter Liebe zu einem Jüngling Phaon sich von dem leukadischen Felsen herabgestürzt und ihr Leben in den Fluthen geendigt habe. Nach Anderen erreichte sie ein hohes Alter. Konstatirt ist, daß Alcäus im Liebesverhältniß mit ihr gestanden hat. Ihr inniges Verhältniß zu ihren Freundinnen und Schülerinnen wurde dazu mißbraucht, um ihr unnatürliche Ausschweifungen in der Liebe vorzuwerfen. Zu Syrakus war ihr eine Bildsäule errichtet, ebenso zu Byzantium, und zu Mytilene brachte man ihr Bildniß auf Münzen an. Ihre Gedichte wurden von den alexandrinischen Gelehrten nach den Versmaßen in 9 Bücher abgetheilt, unter denen die Epithalamien u. Hymnen die berühmtesten waren. Bekannt ist besonders der von Dionysius von Halikarnaß erhaltene Hymnus auf Aphrodite. Der Stoff dieser Gedichte ist ausschließlich die Liebe, der Grundton der Lieder Anmuth, Weichheit u. Gemüthlichkeit; aber sie sind dabei von einer gesunden sinnlichen Frische angeweht und von einer Gluth des Gefühls durchdrungen, wie Beides nur dem lesbischen Weibe, welches die engen Schranken hellenisch-häuslicher Weiblichkeit überschritten hat, wohl anstehen mag. In Weichheit und Anmuth übertrafen ihre Verse selbst noch die eines Anacreon und Simonides. Das Alterthum zählte S. den Musen als die zehnte derselben bei. Die erhaltenen, nicht unbedeutenden Fragmente finden sich in vielen Ausgaben des Anacreon abgedruckt und sind in kritischer Hinsicht am besten von Schneidewin im „Delectus poesis graecorum“ (Bd. 2, Gött. 1839) und von Bergk in der Sammlung der „Lyrici poetae graeci“ (Leipzig 1843) herausgegeben worden. Unter den zahlreichen deutschen Uebersetzungen sind zu erwähnen die von Kannegießer (Prenzlau 1828), Richter („S. und Erinna“, Quedlinb. 1833) und Hartung (in „Griechische Lyriker“, Bd. 7, Leipz. 1857). Grillparzer nahm S. zum Stoff eines Trauerspiels.

Saprosma *Blume* (Stinkbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Coffeaceen, charakterisirt durch den kurzen 4zähnigen Kelchsaum, die 4spaltige, am Schlunde rauhhaarige Blumenkrone, die 4 Staubgefäße, die 2spaltige Narbe und die genabelte, vom Kelch gekrönte, einsamige Beere. Merkwürdig ist S. arboreum *Bl.*, ein Baum in den Bergwäldern auf Java, hat ein hartes, strohgelbes Holz, welches einen stinkenden Geruch besitzt und in Java als Lignum foetidum

auf allen Märkten zu kaufen ist, weil es daselbst gegen Blähungskoliken und Hypochondrie häufig angewandt wird. Es soll die Wirksamkeit des Bibergeils und Baldrians in sich vereinigen.

Sara, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Jaroslaw, fließt nordöstlich und mündet in den Nerosee. — 2) Fluß im europäisch-türkischen Ejalet Silistria, fließt nördlich und mündet westlich von Silistria rechts in die Donau.

Sara (Sarah), Tochter Tharahs, Halbschwester und Gattin Abrahams, dem sie noch im 90. Jahre nach göttlicher Verheißung den Isaak gebar. Sie † 127 Jahre alt zu Hebron.

Sarabande, eine sonst vorzüglich bei den Spaniern beliebte und gebräuchliche Tanzmelodie von ernsthaftem Charakter, die, in Tripeltakt gesetzt, einen etwas ausgezierten, dabei ziemlich raschen Vortrag verlangt und meist aus 2 Theilen von gewöhnlich 8 Takten besteht. Auch bezeichnet man in der Reitschule mit S. ein gewisses taktmäßiges Ausschreiten des Pferdes.

Sarabat (Kodos, im Alterthum Pactolus oder Hermos), Fluß in Kleinasien, entspringt im Ejalet Khudavendiguiar auf dem Murad-Dhag zwischen Uschack und Kutahia, fließt anfangs westlich, dann südwestlich und mündet nach einem Lauf von 40 Meilen in den Busen von Smyrna des ägäischen Meeres.

Saracenen (d. i. Orientalen), bei den christlichen Schriftstellern des Mittelalters die Araber, im späteren Sprachgebrauch alle Mohammedaner, nachher die Türken, endlich alle nichtchristlichen Völker, gegen welche das Kreuz gepredigt wurde, bezeichnend.

Saracha *Ruiz* et *Pav.*, Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die radförmige, 5spaltige, ausgebreitete Korolle und die kugelrunde, vielsamige Beere, einjährige Pflanzen und ausdauernde Sträucher in Südamerika, welche viele Verwandtschaft mit der Gattung Atroga *L.* haben und von einigen Systematikern derselben auch zugesellt werden. Als Arzneipflanzen sind zu erwähnen: S. biflora *Ruiz* et *Pav.*, strauchartig mit eiförmigen, weichhaarigen Blättern und weißen Beeren; S. contorta *Ruiz* et *Pav.*, krautartig, mit schwarzen Beeren; S. dentata *Ruiz* et *Pav.*, krautartig, mit safranfarbigen Beeren; S. procumbens *Ruiz* et *Pav.*, krautartig gestreckt, mit in den Blattstiel herablaufenden, etwas wolligen Blättern und großen, glänzend schwarzen Beeren, u. a. m. Die Blätter der meisten Arten werden in der Heimat als Umschlag zum Erweichen entzündlicher, harter Geschwülste und um Schmerzen zu stillen angewendet.

Saracina, Flecken in der italienischen Provinz Cosenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria citeriore), am Meerbusen von Tarent, mit Baumwollbau, Handel u. 3500 Einwohnern; hat den Titel eines Herzogthums.

Saragossa (Saragosa, Zaragoza), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im spanischen Königreich Aragonien (s. d., 552 spanische Quadratleguas oder 310,5 geographische □Meilen groß mit 384,176 Einw.), in einer fruchtbaren, reich bewässerten und trefflich angebauten Ebene, am Ebro, über den 2 Brücken führen (wovon die eine 7 Bögen hat und 600 F. lang ist) und in welchen hier der Gallego und Guerva münden, sowie am Kaiserkanal und der Ostbahn gelegen, theilt sich in die eigentliche Stadt am rechten und eine Vorstadt am linken Ufer des Ebro u. besteht mit Ausnahme der durch die Franzosen zerstörten und wieder neu aufgebauten Straßen, welche regelmäßig angelegt und mit schönen Gebäuden geziert sind, aus einem Gewirr enger Gassen von alterthümlichem, ziemlich finsterem Ansehen. Die Stadt ist von einer alten, mit Thürmen und 8 Thoren versehenen Mauer umgeben und wird durch das an der Westseite gelegene Castillo de Aljaferia vertheidigt, welches ehemals die Residenz der maurischen und christlichen Könige von Aragonien, später Sitz und Gefängniß der Inquisition war und seit Philipp V., welcher es mit Bastionen umgeben ließ, als Citadelle dient. Außerdem wird die Stadt durch die Batterien des ehemaligen Klosters S. Engracia beherrscht. Auch die Vorstadt ist durch Redouten und Fleschen befestigt. S. ist, als Mittelpunkt der Ebrolinie auf dem Vereinigungspunkt mehrer Hauptstraßen und an einem Hauptübergang über den Fluß liegend, von großer strategischer Wichtigkeit. Die hervorragendsten Gebäude der Stadt sind: die erzbischöfliche Metropolitankirche San-Salvador oder Catedral de la Seo, ein majestätisches gothisches Bauwerk aus den ältesten christlichen Zeiten mit 5 düsteren Schiffen, die Kirche Nuestra Sennora del Pilar (zum Pfeiler) oder Catedral de la Virgen, ein sehr großes, prachtvoll ausgeschmücktes, aber in einem wunderlichen Styl (mit 5 Kuppeln) ausgeführtes Gebäude aus dem 17. Jahrhundert, hinter deren Hochaltar sich in einem Marmortempel das berühmte wunderthätige Gnadenbild der Madonna zum Pfeiler befindet, welches, auf einer Säule von Jaspis stehend, in der katholischen Christenheit den ersten Rang nach dem von Loretto behauptet und zu dem ganz Aragonien wallfahrtet; die Lonja oder der alte Börsenpalast, mit einer prächtigen, von 50 dorischen Säulen getragenen Halle; die Torre nueva, der höchste Thurm der Stadt, welcher gleich dem Thurm von Pisa schief steht und eine Uhrglocke von 250 Centnern enthält. S. ist der Sitz des Generalkapitäns von Aragonien, der Provinzialoberbehörden, einer königlichen Audienza (Appellationsgericht) und eines Erzbischofs, hat 21 Kirchen, 12 Nonnenklöster (früher besaß es auch 38 Mönchsklöster, welche theils während und in Folge der französischen Belagerung von 1808 und 1809 zerstört, theils zu anderen Zwecken verwendet worden sind), eine 1474 gestiftete Universität mit einer Bibliothek von 18,000 Bänden, eine 1776 gegründete Akademie der schönen Künste mit Lehrstühlen für Mathematik, Chemie, Botanik, Nationalökonomie und Landwirthschaft, eine juristische, eine medicinisch-chirurgisch-pharmaceutische Akademie, eine Thierarzneischule, ein Priesterseminar, mehre Kollegien und Institute, sowie zahlreiche andere Unterrichtsanstalten und Schulen, ein Theater, 5 Hospitäler, überhaupt viele Wohlthätigkeitsanstalten u. milde Stiftungen; auch hat die Stadt schöne Promenaden. Die früher blühende Industrie beschränkt sich gegenwärtig auf Fabrikation von Leder-, Woll- und Seidenwaaren, Knöpfen, Hüten, Seife

und Chokolade. Der Handel ist ziemlich lebhaft. Die Bevölkerung der eigentlichen Stadt beläuft sich auf 58,978, die des Stadtgebietes auf über 63,000 Einwohner. S., im Alterthum Salduba genannt, soll schon von den Phöniciern gegründet worden sein. Augustus legte hier 27 v. Chr. eine Kolonie an, welche er Colonia Caesarea Augusta Salduba nannte und zum Sitz eines Obergerichtshofs machte, unter dem 152 Gemeinden standen. Im Jahre 255 kommt der erste christliche Bischof von S. vor. Im 7. Jahrhundert wurde die Stadt von den Mauren erobert u. kam 1118 durch Alfons I. wieder unter christliche Herrschaft. Im Jahre 1317 wurde das Bisthum zum Erzbisthum erhoben. Wie ganz Aragonien, nahm auch S. Partei wider Philipp V. für König Karl III. von Oesterreich, mußte sich aber 1707 jenem unterwerfen. Hier am 20. August 1710 Schlacht zwischen Karl und Philipp V., worin letzterer geschlagen ward. Berühmtheit erlangte S. besonders durch den Muth, mit welchem die Bewohner unter Palafox den Feldherrn Napoleons I. in zwei Belagerungen, vom Juni bis August 1808 und vom 21. December 1808 bis zum 21. Febr. 1809, den tapfersten Widerstand leisteten. Als die Franzosen im Mai 1808 sich der spanischen Hauptstadt bemächtigt hatten, wurde in S. Mori zum Oberbefehlshaber ernannt, der sofort Palafox nach S. berief. Letzterer ward auf das Drängen des Volks zum Generalkapitän ernannt. Nachdem der französische General Lefebvre am 16. Juni die Truppen Palafox' geschlagen hatte, ward die Stadt eingeschlossen, und am 3. Aug. nahm das Bombardement seinen Anfang. Schon am 4. August drangen die Franzosen in das Kloster S. Engracia ein, doch gelang ihnen vom 4. bis 13. August nur die Einnahme von 4 Häusern, und der General Verdier, der an Lefebvre's Stelle getreten war, hob in Folge der Flucht des Königs Joseph aus Madrid und des Rückzugs des französischen Heeres auf Vittoria in der Nacht vom 15. August die Belagerung auf. Doch schon im December desselben Jahres nahm die zweite Belagerung ihren Anfang. Die Stadt war inzwischen von Neuem befestigt und ihre Besatzung auf 30,000 Mann gebracht worden. Das ebenso starke Belagerungsheer, von Moncey und Mortier geführt, erschien am 20. Dec. vor derselben. Am 9. Januar 1809 begann die Beschießung und am 27. Jan. drang der Feind durch 3 Breschen ein; doch konnte er sich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeschlossenen Häusern behaupten. So hoch auch die Noth in der Stadt stieg, verwarf Palafox dennoch jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der am 22. Januar den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte, zur Kapitulation. Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort, und erst am 7. Februar konnte der Feind seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte hier unter und über der Erde. Endlich gelang es den Franzosen bis zum 17. Febr. durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen, und am 18. bemächtigten sie sich der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro, was den Fall der Stadt entschied. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute. Palafox lag seit 4 Wochen krank und hatte den Oberbefehl an den General St. Marc abgetreten. Die Unterhandlungen führten am 20. Febr. zu einem für die Stadt ehrenvollen Vertrag. Ramon Valdidares hat diese Vertheidigung in einer Epopöe „Iberiade" (2. Aufl. 1826) besungen. Im Karlistenkriege stand die Stadt auf Seiten der Christinos, u. alle Versuche, sie durch Handstreiche zu nehmen, wurden vereitelt. Im Jahre 1843 machte S. mehre Versuche, sich gegen Espartero zu erheben; dieselben schlugen zwar alle fehl, leiteten aber doch die spätere allgemeine Bewegung ein.

Saraisk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Rjäsan, am Ossetr, hat eine alte Citadelle (Kreml), jährliche Messen, starken Viehhandel und 5681 Einw. In der Umgegend wird viel Gartenbau getrieben.

Saransk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, am Zusammenfluß der Saranga und Insara, hat 10 Kirchen, ein Kloster, Segeltuchfabrikation, Gerberei, Seifensiederei, lebhaften Handel und 15,539 Einw. Hier 1852 große Feuersbrunst.

Sarapul, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wiätka, an der Kama, auf den Trümmern einer alten Tatarenstadt erbaut, ist Stapelplatz für Salz und Waaren nach Astrachan, hat viele Gold- und Silberarbeiter, Schiffbau, ergiebige Fischerei, Holz- und Getreidehandel und 7845 Einwohner. In der Nähe die Hüttenwerke Ishew (mit großer Gewehrfabrik) und Wotka.

Sarasu (Sara-Sou, Saratha), Fluß im russisch-asiatischen Gebiet Semipalatinsk (ehemals zur freien Tatarei gehörig), fließt südwestlich durch die Kirgisensteppe, trennt die große und mittlere Kirgisenhorde und fällt in einen kleinen See. Sein bedeutendster Nebenfluß ist der Urgakschi oder Jar-Jakchi.

Sarasvati, in der indischen Götterlehre die Tochter und Gemahlin des Brahma, die Göttin der Beredtsamkeit und Harmonie. Als die Gattin Brahma's wurde sie auch Brami (die weibliche Form von Brahma), d. h. Wissenschaft, genannt, außerdem auch Bharati, Göttin der Geschichte, Bhascha, Sprache, Wohlredenheit, Ghi, Ausdruck in der Sprache, Valervani, die Lenkerin der Wörter.

Saratoga, städtischer Bezirk in der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikanischen Staats Newyork, am Hudsonflusse und dem fischreichen Saratogasee, welcher vielfach zum Baden benutzt wird und durch den Fish Creek zum Hudson abfließt. Darin liegt Saratoga Springs, einer der besuchtesten und elegantesten Badeorte der Vereinigten Staaten (jährlich über 40,000 Badegäste), dessen Quellen Jod- und Eisenverbindungen enthalten, sowohl zum Trinken als zum Baden benutzt und besonders gegen Skropheln, Rheumatismus, Hautkrankheiten &c. empfohlen werden. Der Ort hat zahlreiche prächtige Hôtels und Badehäuser und zählt gegen 7000 ständige Einwohner. Die Umgegend ist reich an romantischen Naturschönheiten. In der Nähe wurde am 13. Okt. 1777 ein englisches Corps unter Bourgoyne von den Amerikanern geschlagen und mußte sich am 17. Okt. an den General Gates ergeben.

Saratow (Ssaratow), russisches Gouvernement, zum Czarthum Astrachan gehörig, früher bisweilen zu Asien, jetzt aber allgemein zu Europa gerechnet, grenzt nördlich an die Gouvernements Pensa und Simbirsk, östlich an das Gouvernement Orenburg, südlich an das Gouvernement Astrachan, südwestlich an das Land der donischen Kosaken, westlich an die Gouvernements Woroneiz und Tambow und hat einen Flächenraum von 1486,34 □Meilen mit (1861) 1,625,783 Einwohnern. Das Land ist im Osten gebirgig und hat viel guten Boden, im Süden aber ausgedehnte Steppen. Der Hauptfluß des Gouvernements ist die Wolga, welche hier mehre große Inseln und viele Sandbänke bildet und die Terischka aufnimmt; im Westen fließen der Choper und die Medwediza dem Don zu, welcher letztere sich jedoch nur der Grenze des Gouvernements nähert. Unter den Seen sind der Elton und Gorkoje-Osero die bedeutendsten. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt. Hauptprodukte sind: Getreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Lein, Hanf, Tabak, Obst und etwas Wein; Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Fische und Bienen; die Seen liefern viel Salz. Die Bewohner sind Groß- und Kleinrussen, Tataren, Mordwinen, Tschuwaschen, Wogulen und Kosaken, sowie zahlreiche Kolonisten, worunter namentlich viele Deutsche; jene bekennen sich meist zur griechischen Kirche, die Kolonisten sind dagegen überwiegend Lutheraner. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie ist vorzugsweise durch Gerberei, Tabaks- und Ziegelfabrikation und Brennerei vertreten; die Kolonisten treiben auch Woll- und Baumwollweberei. In Beziehung auf den Handel hat das Gouvernement eine günstige Lage, in sofern es durch den Don mit dem asowschen Meer und durch die Wolga mit Nishnij-Nowgorod und dem kaspischen Meere verbunden ist. Das Wappen des Gouvernements sind 3 Sterne in blauem Felde; eingetheilt wird dasselbe in 10 Kreise. Das Gouvernement S. gehörte früher zum Gouvernement Kasan, wurde 1719 mit Astrachan vereinigt, 1780 als eignes Gouvernement organisirt, erhielt 1781 Statthaltereiverfassung und wurde 1782 noch vergrößert. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements liegt am rechten Ufer der Wolga, ist Sitz des Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden, eines evangelischen Konsistoriums (seit 1819) und eines griechischen Bischofs, hat einige Befestigungen, einen bischöflichen Palast, ein Seminar, Gymnasium, einige Klöster, mehre Hospitäler, ein Irrenhaus, wichtige Industrie, besonders Baumwollweberei, Wachsbleicherei, Färberei, Seilerei, Tabaksfabrikation, Talgschmelzerei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigsiederei, Seifen- und Lichtefabrikation, Gerberei, Leimsiederei, Glockengießerei und Strumpfwirkerei. Der Handel ist ebenfalls sehr lebhaft, besonders in Getreide, Salz, Häuten, Fischen und den Erzeugnissen der genannten Industriezweige als Ausfuhr und Kolonialwaaren, Metall- und Manufakturartikeln als Einfuhr; der jährliche Umsatz wird auf 15 Millionen Rubel geschätzt. S. ist Hauptniederlage für das aus den Seen des Gouvernements gewonnene Salz. Im Oktober wird hier ein großer Jahrmarkt gehalten. Auch treibt die Stadt wichtige Fischerei und die Umgegend starken Obstbau. Die Bevölkerung der Stadt S. belief sich 1861 auf 83,763 Einwohner. Dieselbe soll 1591, auf Befehl des Czaren Feodor Iwanowitsch, gegen die Einfälle nomadischer Stämme erbaut worden sein. Der erste Schritt zur Erweiterung des lange Zeit unbedeutend bleibenden Ortes geschah 1700 durch Ansiedelung hierher gesendeter ackerbautreibenden Soldaten. Am 7. August 1774 wurde die Stadt durch den Rebellenhäuptling Jemeljan Pugatschew geplündert, 1781 aber von der Kaiserin Katharina II. zum Sitz eines Statthalters ernannt. Von da an datirt ihr rascher Aufschwung, befördert durch ihre für den Handel so höchst günstige Lage. S. brannte 1812 fast ganz und 1819, 1820, 1821 und 1822 theilweise ab.

Sarawak, Landschaft auf der Nordwestküste der ostindischen Insel Borneo, umfaßt ungefähr 140 □Meilen, bildete früher ein unabhängiges malayisches Fürstenthum, gehört aber seit 1841 dem Radscha James Brooke, welcher den Ackerbau, Handel und Bergbau (auf Gold ꝛc.) sehr gehoben hat. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in das chinesische Meer, hat 15,000 Einwohner.

Sarawan, Landschaft im Nordosten von Beludschistan, ist sehr gebirgig und umfaßt ungefähr 700 □Meilen mit 50,000 Einwohnern vom Stamme der Brahus. Die gleichnamige Stadt zählt über 2000 Einwohner. Der Hauptort der Landschaft ist Schahl.

Sarazenen, s. v. a. Saracenen.

Sarbiewski, Matthias Kasimir, latinisirt Sarbievius, berühmter neuerer lateinischer Dichter, der polnische Horaz genannt, geboren 1595 auf Sarbiewski in Masovien, ward 1612 Jesuit, dann Lehrer an der Akademie zu Wilna und ging 1623 nach Rom, wo er vom Papst bei der Verbesserung des Breviers die Anfertigung von Hymnen übertragen erhielt. Später fungirte er wieder als Lehrer in Wilna, darauf als Hofprediger und steter Begleiter des Königs Wladislaw IV.; † den 11. April 1640 zu Warschau. Die besten Ausgaben seiner Oden, Epoden, Dithyramben und anderen Dichtungen erschienen zu Antwerpen (1632) und Paris (1759 und 1791); eine Ausgabe mit deutscher Uebersetzung von Friedemann in der „Bibliotheca poetarum latinorum aetatis recentioris“ (Bd. 1, Leipz. 1840).

Sarca, der Oberlauf des Mincio (s. d.).

Sarcocolla (Gummi Sarcocollae, Fischleimgummi, Fleischleimgummi), verhärteter Saft von Penaea mucronata *L.* und P. Sarcocolla *Berg.*, zwei am Kap und in Aethiopien heimischen strauchartigen Gewächsen; bildet rundliche, häufig zusammengeklebte, zerreibliche Körner von gelblicher, innen rother oder braunrother Farbe, ist geruchlos, schmeckt scharf, süßlich und eigenthümlich bitterlich und verbreitet beim Erhitzen einen Geruch nach verbranntem Zucker. Die S. enthält Harz und Gummi und einen eigenthümlichen Stoff, der nicht krystallisirt, in heißem Wasser und Alkohol, aber nicht in Aether löslich ist und durch Salpetersäure in Oxalsäure verwandelt wird.

Sarcoma (v. Griech.), Fleischgewächs.

Sarcosis (v. Griech.), Bildung von (auch wildem) Fleisch; Fleischgeschwulst.

Sarcostemma *R. Br.* (Fleischkrone), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, charakterisirt durch die radförmige, 5spaltige Blumenkrone, die doppelte Nebenkrone (die äußere becher- oder ringförmig, gekerbt, kürzer als die innere, fleischige, 5blätterige) und die gepaart hängenden Pollenmassen, Kräuter und Sträucher mit windendem oder niederliegendem Stengel, in allen heißeren Ländern. Von S. glaucum *Humb.* et *Bonpl.*, am Meeresstrande in Kolumbien, wird die Wurzel daselbst, vorzüglich in Caracas, als Ipecacuanha von Caracas, wie die gewöhnliche Ipecacuanha angewendet. S. viminale *R. Br.*, Cynanchum viminale *L.*, ein Strauch in Gebüschen und lichten Wäldern Ostindiens, enthält einen Milchsaft in reichlicher Menge, welcher mild und säuerlich schmeckt, weshalb er als durststillendes Mittel benutzt wird.

Sarcotica (sc. medica, lat.), fleischmachende Mittel, Incarnativa.

Sardachat, s. v. a. Karneol.

Sardam, Marktflecken, s. v. a. Saardam.

Sardanapalus, letzter König des altassyrischen Reichs, durch seine Ueppigkeit, Schwelgerei und Weichlichkeit sprüchwörtlich geworden. Fern von allen Regierungsgeschäften, verkehrte er nur unter Weibern, kleidete sich wie diese und spann Wolle mit ihnen. Als der medische Statthalter Arbaces um 840 v. Chr. seine Hauptstadt Ninive angriff, verbrannte sich S. mit seinen Weibern u. Schätzen in seinem Palaste. Näheres s. Assyrien.

Sardelle (Sardine, Clupea sardina *Cuv.*), Fischart aus der Gattung Häring, kaum spannenlang, silberglänzend, oben ins Blaue übergehend, mit etwas vorstehendem, nach oben gebogenem Unterkiefer, wird an den Küsten der Bretagne und im Mittelmeere besonders um Korsika und Sardinien in Menge eingefangen und eingesalzen in alle Länder versendet. Cuvier unterscheidet die S. als eine besondere Art, Valencienne aber identificirt sie mit dem Pilchard (Clupea pilchardus *Bl.*), der jedoch bedeutend größer und von weit geringerem Wohlgeschmack ist. Für das Mittelmeer hat die S. dieselbe Wichtigkeit wie die Sprotte und der Pilchard für die Nordsee, in sofern eine Menge Menschen von deren Fang ihren Unterhalt gewinnen. Auch die S. macht regelmäßige Wanderungen, wie der Häring. Im Mai, Juni und Juli bemerkt man sie in der Meerenge von Gibraltar, sowie an den spanischen und italienischen Küsten. Der Fang geschieht während der Nacht beim Fackelschein oder beim hellen Mondlicht. Gleich nach dem Fang schneidet man den S.n die Köpfe ab, weil dieselben bitter schmecken, und salzt sie sogleich ein. In Frankreich unterscheidet man die S.n sowohl den Bezugsorten, als der Zubereitung nach, z. B. Sardines de Bretagne, de Belle Isle ꝛc., ferner Sardines pressées, gepreßte S.n, wozu man die größten und dicksten nimmt, aus denen man zuvor den Thran für die Fabriken (huile de sardines) auspreßt, Sardines anchoitées, auf Anschovisart mit einer rothen Salzlake gepökelte S.n, S. saures, sorettes, geräucherte S.n. In feines Oel eingelegt und in luftdicht verschlossenen Büchsen versendet, heißen sie Sardines de l'huile. Die besten S.n sind diejenigen, welche bei den Inseln Gorgona und Capraja gefangen werden. Die spanischen sind klein und nicht allgemein beliebt, besser sind die provencer. Die sicilianischen werden mit der Zeit gelb und nehmen dann einen unangenehmen Oelgeschmack an. Von vorzüglicher Güte sind die französischen von Concarneau und Douarnenez. Die Gebinde (barriques), in denen sie versandt werden, enthalten zwischen 6000 und 10,000 Stück. Die englischen S.n sind wenig beliebt, weil sie nicht gehörig eingesalzen sind. Vgl. Anchovis.

Sardes, die berühmte Hauptstadt des alten Lydiens, Residenz des Crösus, sowie später der persischen Satrapen, lag, von einer Citadelle geschützt, in einer fruchtbaren Ebene (Sardiane) am nördlichen Abhange des Berges Tmolus und an beiden Ufern des Pactolus, 3 Tagereisen von Ephesus, ward 500 v. Chr. durch die Jonier, dann 215 v. Chr. durch Antiochus den Großen verwüstet, erholte sich zwar wieder, litt aber zur Zeit des Tiberius sehr durch Erdbeben und wurde endlich im 14. Jahrhundert von Timur zerstört. Nur noch wenige Reste finden sich bei dem von einigen Türkenfamilien bewohnten Dorfe Sart; sie wurden neuerdings besonders von Spiegelthal untersucht.

Sardinien (ital. Sardegna, franz. Sardaigne), eine zum Königreich Italien gehörende Insel im mittelländischen Meer, zwischen 38° 51′ und 41° 15′ nördl. Br., südlich von der Insel Korsika, von der sie durch die 1¼ Meilen breite Bonifaciusstraße getrennt ist, 39 Meilen von Sicilien, 25 Meilen von Afrika, 30 Meilen von Italien entfernt. Ihrer Gestalt nach wurde die Insel von den Alten mit einer Fußsohle verglichen; sie bildet ein Rechteck von 37 Meilen Länge (von Norden nach Süden) u. 15 Meilen mittlerer Breite, das an der Nord- und Südseite durch sich schräg gegenüberliegende Busen eingerissen und von 44 größeren u. kleineren Gestadeinseln begleitet ist. Der Flächengehalt beträgt 440,4 □Meilen. An der Südküste sind die Vorgebirge Carbonaro, Spartivento und Teleuda und die Golfe von Cagliari und Palmas; an der Nordküste Kap Falcone, die Insel Asinara und der Golf von Asinara namhaft zu machen. Die Ostküste, deren östlichster Punkt das Kap Comino, ist steil, buchten- und hafenarm; sie enthält an der Nordostseite die Inseln Maddalena, Caprera (das Besitzthum Garibaldi's), Mortorio, Tabolara u. a. Die Westküste ist sanfter und mehr eingebuchtet; an ihr sind besonders der Busen von Oristano und das Kap Caccia (mit Stalaktitengrotte), sowie die Gestadeinseln Antioco und San Pietro bemerkenswerth. Das Innere von S. ist durchaus gebirgig, doch nehmen die höchsten Granitgebirge nur die östliche Hälfte ein. Etwa in der Mitte zwischen Norden u. Süden liegt, der Ostküste näher, der 5904 Fuß hohe Monte Genargentu (janua argenti); im nördlichen Theil der ebenfalls granitische, 4066 F. hohe Monte Limbara. Das Nordende von S. zeigt eine zertrümmerte tertiäre Kalkformation, welche mit der von Korsika völlig identisch ist. In der Mitte der Insel lehnt sich westlich ein bis zu 1200 F. hohes tertiäres Bergland an, aus welchem sich der 3231

Fuß hohe erloschene Vulkan Monte Ferru erhebt, der bis an die Westküste vordringt; in seinem Krater liegt das Dorf Lussargin. Ein zweiter basaltischer Vulkan, der Arci, befindet sich bei Oristano. Im Nordwesten erheben sich die Schiefer- und Granitberge von Gocceano u. Bosa, 3785 F. hoch. Der südwestliche gebirgige Theil, der ebenfalls über 3000 F. ansteigt, wird durch eine von Nordwesten nach Südosten ausgedehnte Tiefebene vom übrigen Gebirgslande getrennt; es ist das durch seine Fruchtbarkeit berühmte Campidano, das von Cagliari bis Oristano reicht. Eine andere kleine Tiefebene trennt im nordwestlichsten Theile die Gebirgsgruppe des la Nurra ab. Hier mündet an der Nordküste der Porto Torre, der einzige Fluß der Insel, dessen Wasser im Sommer nicht ganz versiegt. Die bedeutendsten der zahlreichen Flüsse und Bäche sind der bei Oristano mündende Tirso, der Flumendosa (Saprus), der am Genargentu entspringt und an der Ostküste ins Meer fällt, der Coghinas an der Nordküste, der Bosa im Westen. Das im unteren Lauf geringe Gefälle bewirkt häufige Versumpfungen und macht die Küstenstrecken ungesund. Salzseen befinden sich an den Küsten wie im Inneren. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von Sardana und Fordungianus die bedeutendsten; doch wird Benetutti am meisten besucht. Zu Cagliari beträgt die höchste Temperatur + 27° 8′, die niedrigste + 1° 6′ R. Die **Vegetation** ist reich und üppig. Sie zerfällt in 3 Regionen: eine nördliche, welche Aehnlichkeit mit der Natur Korsika's hat, eine mittlere, die der des südlichen Frankreichs gleich kommt, und eine südliche, die etwa der der afrikanischen Nordküste entspricht. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar und zu jedem Anbau fähig. Allein der Feudalzwang und schlechte Agrikulturgesetze 2c. haben einen tiefen Verfall des Ackerbaues herbeigeführt. An 2 Fünftel (38 Proc.) der Insel, die einst die Kornkammer Italiens war, sind mit Wald bedeckt, und die größeren südlichen Ebenen gleichen bei mangelndem Anbau weiten steppenartigen Angern, die nur von verwilderten Heerden bewohnt sind. Dennoch gedeihen alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, auch Limonien-, Oel-, Feigen-, Granatbäume, ja selbst die Palme, der Mastixbaum, der Kapernstrauch, der Lorbeer, die Zwergpalme und andere Südpflanzen ohne besondere Pflege im Freien. Der Weinbau ist sehr verbreitet; die erzeugten Weine gleichen den spanischen und wetteifern an Güte mit dem Cypernwein. Die besten Sorten sind der Nasco, der Malvasier von Bosa, der Muragus bei Cagliari, der Monaca und Giros. Auch mit Zuckerrohr, Indigo und der Baumwollenstaude hat man in neuerer Zeit günstige Anbauversuche gemacht. Auch Tabak wird im Norden der Insel stark gebaut. Beträchtlich ist die Viehzucht. Man hält gegen eine Million grobwollige Schafe, deren Milch gute Käse gibt; außerdem Schweine, Ziegen, Esel. Auch die Pferdezucht kommt mehr und mehr empor. Die Hirten sind eine Art von Nomadenvolk, aber selten Eigenthümer, sondern nur Aufseher ihrer Heerden. In den Wäldern leben Hirsche, wilde Schweine und wilde Mufflons. Außerdem sind zu bemerken: das Boccamela (eine Art Wiesel), der Baummarder, der Falco Bonolli (eine Adlerart). Die Südküste wimmelt von Flamingo's. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig, der ausgeführt wird. Lästig sind Skorpione und Taranteln. Die Flüsse liefern Aale und Forellen, das Meer Muränen und Thunfische. Ergiebig ist noch die Korallenfischerei. Mineralisches Hauptprodukt ist Blei; außerdem gibt es Gold, Silber, Eisen, viel Alaun, Salpeter und Salz. Nicht unerwähnt dürfen die Denkmäler aus alter Zeit bleiben, an denen das Land sehr reich ist. Die wichtigsten derselben sind die sogenannten **Nuraghen** (Norach, Naraggi), S. ganz eigenthümliche, von rohen Steinen aufgeführte, gewöhnlich kegelförmige Bauwerke ohne Mörtel, oben stets mit einer Terrasse endend. Das Innere hat mehre Kammern über einander, 5 Fuß weit, 7 Fuß hoch, mit Nischen in der Mauer. Man zählt deren im Ganzen über 3000, außer den zerstört liegenden, u. hält sie für vorrömische Grabmäler. Auch finden sich zahlreiche bronzene Idole, die noch nicht gehörig aufgeklärt sind. Die **Einwohnerzahl** betrug 1861 588,064 (1337 auf eine □Meile). Im Jahre 1839 waren unter den 509,829 Bewohnern der Insel 85,000 Hirten, 62,000 Edelleute, 3000 Geistliche und Mönche. Die Sarden sind ein Gemisch von verschiedenen Völkerschaften, der Hauptzahl nach aber Italiener. In den sardischen Dialekt sind griechische, spanische und französische Wörter verwebt, doch ist er wohllautender als der piemontesische und die übrigen nördlichen Dialekte Italiens. Der Sarde ist fast noch Naturmensch, von mittlerer Größe, regelmäßig gebautem, schlankem, aber kräftigem Körper, hat eine gebräunte Gesichtsfarbe, schwarze Haare, eine geistbelebte Physiognomie und zeigt viel Agilität. Die Weiber haben große, schwarze Augen, schöne Zähne und volle Formen. Die Sarden sind sehr bildungsfähig und zeigen insbesondere Anlagen zur Poesie, wie denn in einigen Theilen der Insel der Brauch herrscht, Klagefrauen das Lob der Todten singen zu lassen; sie sind muthig, für Liebe empfänglich, aber auch unversöhnlich im Haß, und Blutrache ist nichts Seltenes (jährlich an 1000 Morde). Die Gastfreiheit halten sie heilig. Eigenthümlich ist die Volkstracht. Sie besteht bei den Männern in einem bis ans Knie gehenden ledernen Rock ohne Aermel (colleta), vorn durch einen Gürtel zusammen gehalten; darüber einem aus 4 Ziegen- oder Schaffellen zusammengesetzten Pelz ohne Aermel, der ungegerbt ist, mit den Haaren bald innen, bald außen. Ein Stück grobwollenes Zeuch ist über die Schulter gehängt und auf der Brust zusammengehakt. Ueber den langen Unterhosen von Leinwand tragen sie einen Weiberrock von grobem schwarzen Tuch, um das Knie nicht befestigt (raggus oder curzones); an den Füßen Schuhe mit Kamaschen. Um den Leib geht ein 8 Zoll breiter Gürtel. Ueber die phrygische Mütze von rother Wolle setzen sie einen niedrigen Hut von Wachstuch mit breitem Rande. Die Ackerbauer, nicht aber die Hirten, scheren den Bart und flechten die Haare. Die Weiber tragen ein weit ausgeschnittenes Mieder, durch einen Gürtel zusammen gehalten, einen Rock mit vielen Falten und bunten Streifen; die geflochtenen Haare in einem spanischen Netze. Im Norden

steht man aufgeschlitzte Aermel und ein weißes Tuch um den Kopf. An einzelnen Orten, z. B. in Osilo, gehen sie auch ganz in Scharlach, mit geschlitzten Aermeln und silbernen Knöpfen nebst weißem Schleier. Die Wohnhäuser haben im Süden der Insel weder Thüren, noch Fenster, sondern nur einen Eingang vom Hof, der mit einem Vordach versehen ist; im Inneren findet man sie meist reinlich und ordentlich. Betten haben nur die Verheiratheten; alle Anderen schlafen auf Bastmatten, unzugedeckt, in der Küche. Das wichtigste Hausgeräth sind die Handmühlen, die von einem Esel bewegt werden. Spanferkel scheinen das Nationalessen zu sein. Die Sarden bekennen sich sämmtlich zur katholischen Religion. Um die Volksbildung ist es noch schlecht bestellt. Von mehr als $^{1}/_{2}$ Million Menschen genießen nur etwa 9000 des öffentlichen Unterrichts. Auch die Wissenschaften liegen, trotz der 2 Universitäten (zu Cagliari und Sassari), ganz darnieder. Ehedem war der größte Theil des Bodens der Insel lehnbares Besitzthum u. mit einer Unzahl von Steuern und Lasten überbürdet, unter denen der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung erlag. Zur Beseigung dieses Lehnsdruckes wurde von der Regierung seit den dreißiger Jahren energisch vorgeschritten, so daß bereits 1847 93 Lehen, welche mehr als $^{2}/_{3}$ des Flächenraums von S. umfaßten, vollständig allodificirt worden waren. Die Feudallasten sind vermittelst einer Jahresrente abgelöst, welche der Staat an die Barone zahlt und für welche er sich selbst durch die Anlegung einer Steuer schadlos hält. Der Gewerbfleiß steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Der Sarde hat zu wenig Bedürfnisse: was er braucht, verfertigt er sich selbst; er st sein eigner Schuster, Schneider, Weber, Gerber. Darum gibt es nicht viel Handwerker auf der Insel; nur in größeren Städten finden sich zunftmäßige Gewerbe; Manufakturen und Fabriken aber fast gar nicht. Von Tabak werden jährlich etwa 2885 Centner zu Schnupf- und 1601 Ctnr. zu Rauchtabak und besonders Cigarren verarbeitet. Der Handel ist trotz der günstigen Lage und der 12 trefflichen Seehäfen der Insel unbeträchtlich. Die Ausfuhr der Provinz Cagliari betrug 1860 2,803,600 Thaler, wovon $^{7}/_{10}$ auf den Hafen Cagliari kamen. Die Hauptgegenstände waren Bleiglätte (324,200 Ctnr.), Blei (10,600 Ctnr.), Käse (13,526 Ctnr.), Wein (2552 Eimer), Salz (über eine Million Ctnr.), Häute, Vieh, Thunfische, Weizen, Korn, Zucker und Melasse, Lumpen, Oelsaat 2c. Die Einfuhr belief sich auf 1,402,013 Thaler, wovon $^{13}/_{15}$ auf Cagliari selbst kamen. Die bedeutendsten Artikel sind: Seidengewebe, Woll- und Baumwollstoffe, Seife, Eisen und Stahl, Zucker, Kaffee 2c. Von Schiffen waren eingelaufen 1387 mit 177,443 Tonnen. In administrativer Beziehung zerfällt S. gegenwärtig in 2 Provinzen: Sassari, den nördlichen Theil, 194,7 □Meilen groß, mit 215,967 Einw., und Cagliari, 245,7 □Meilen groß, mit 372,097 Einw. In kirchlicher Beziehung begreift die Insel 3 Erzbisthümer, Cagliari, Oristano u. Sassari, mit 8 Bisthümern. Hauptstadt ist Cagliari.

Nach Pausanias waren die ersten Bewohner S.s Libyer, nach Anderen Tyrrhener, zu denen dann noch Afrikaner, Phönicier und Iberer gekommen sein sollen, bis sich die Karthager der Insel bemächtigten und Kolonien auf ihr anlegten. Zur Zeit der Römer unterschied man 3 Hauptstämme der Bevölkerung, die angeblich hellenischen oder kleinasiatischen Iolai, der Sage nach unter Iolaus, dem Sohne des Hercules, nach S. gekommene Thespiaden und Athener, aus denen man Ilienses, eine Kolonie von Trojanern, machte; die aus Korsika eingewanderten Corsi u. die Balari, wahrscheinlich die Nachkommen iberischer und libyscher Miethstruppen der Karthager, die im ersten punischen Kriege von diesen abgefallen waren. Später verschwanden alle jene Stammnamen in der allgemeinen Bezeichnung Sardi. Diese standen im Rufe der Bosheit und Trägheit (daher Sardi venales, feile Sarden). Zu Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. scheint die karthagische Herrschaft auf S. begründet worden zu sein. Doch blieben die von Raub lebenden Gebirgsbewohner unbesiegt. Die Hauptniederlassung der Karthager war Sulci, am südlichen Ende der Insel. Von den empörten karthagischen Miethstruppen zu Hülfe gerufen, landeten 248 v. Chr. die Römer auf der Insel u. eroberten Olbia. C. Sulpicius schlug später eine vor S. stationirte karthagische Flotte u. eroberte den größten Theil der Insel (228). In dem Friedensschluß, welcher den ersten punischen Krieg beendete, mußten die Karthager S. den Römern förmlich abtreten; die Insel bildete fortan, mit Korsika vereinigt, eine römische Provinz. Unter dem Prätor Q. Mucius Scävola veranlaßte ein angesehener Sarde, Namens Hampsicores, im Einverständniß mit den Karthagern einen gefährlichen Aufruhr, den aber T. Manlius Torquatus nach blutigem Kampfe dämpfte. Erst um 130 v. Chr. gelang es dem T. Sempronius Gracchus, die Insel völlig zu unterwerfen. Im zweiten Triumvirat erhielt Octavian S. Aber 40 v. Chr. ward die Insel von dem Freigelassenen des S. Pompejus, Menas, erobert und gegen die Triumvirn behauptet. Später übergab Menas die Insel dem Octavian. Tiberius versetzte 4000 Juden hierher, und Nero benutzte S. als Verbannungsort. Das Christenthum fand wahrscheinlich schon im 2. Jahrhundert in S. Eingang. Unter Konstantin dem Großen machte S. mit Korsika und Sicilien Eine Provinz aus. Im 5. Jahrhundert bemächtigten sich die Vandalen der Insel und verpflanzten mehre Tausende Numidier dahin. Der Herrschaft der Vandalen machte der römische Feldherr Marcellinus ein Ende, und nach dem Sturze des Vandalenreichs in Afrika kam S. unter die Herrschaft der byzantinischen Kaiser und gehörte zur Präfektur Afrika. Gefährliche Feinde für die griechischen Kaiser waren die Barbaricini, ein in den Gebirgen von Cagliari lebender freiheitliebender und räuberischer Volksstamm. Zu ihnen gesellten sich noch viele Mißvergnügte, weshalb die Griechen immer eine ansehnliche Truppenstärke für sie in Bereitschaft haben mußten, bis 594 der Herzog Zaborda den barbaricini'schen Feldherrn Hospito schlug und die Ueberwundenen durch das Christenthum zähmte. Im Jahre 720 besetzten die Saracenen die Insel, wurden aber bald wieder vertrieben, und ebenso siegreich wiesen zu Anfang des 9. Jahrhunderts die Sarden die Gelüste der

spanischen Mauren zurück. Um einen kräftigen Schutz gegen diese zu erhalten, übertrugen die Sarden 820 die Oberherrschaft über die Insel dem Kaiser Ludwig dem Frommen. Dieser ließ zwar durch den Grafen Bonifacius von Lucca die afrikanische Küste verheeren, wodurch S. einige Jahre Ruhe erhielt; von Dauer aber war dieselbe nicht, daher 846 viele Sarden nach Ostia im Kirchenstaat übersiedelten. In der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts erfolgte die vollständige Eroberung S.s durch die Saracenen. Nachdem 1004 der Papst Johann XVIII. die christlichen Mächte zur Eroberung S.s aufgerufen u. es im Voraus Demjenigen als Eigenthum verliehen hatte, welcher die Saracenen vertreiben würde, gingen 1005 die Pisaner ans Werk der Eroberung, siegten aber völlig erst 1007. Bereits 1015 kehrten zwar die Saracenen wieder und schlugen die Pisaner, die Genuesen verbündeten sich jedoch sodann mit diesen, u. 1022 war die Insel wieder im Besitz der Pisaner. Dieselben setzten nun zur Regierung der Insel Richter in Cagliari, Torre, Gallura und Arborea ein, welche ihre Würde bald erblich machten. Ebenfalls nur vorübergehend war eine neue Besetzung der Insel durch die Saracenen 1050. Die nun folgende tyrannische Regierung der pisanischen Richter, sowie die Eifersucht der Pisaner und Genuesen, welche sich beiderseits um die Oberherrschaft der Insel stritten, machten letztere zum Schauplatze blutiger Fehden. Die mächtigste Familie auf S. wurde die der Laccono. Nachdem sich der ihr angehörige Borusou in den Besitz der vier Richterstellen gesetzt, vermittelten die von ihm durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von 400 Mark Silber bestochenen Genuesen, daß ihn der deutsche Kaiser Friedrich I. 1164 zum König von S. krönte. Auch übernahmen sie die Forderung von 4000 Mark, welche der Kaiser für diese Krönung an Borusou stellte, rüsteten eine Flotte aus und setzten Borusou in den Besitz S.s. Als aber die Genuesen ihre Kosten nicht zurückerstattet erhielten, nahmen sie Borusou gefangen und traten selbst in die Herrschaft der Insel ein. Die Pisaner eroberten jedoch bald darauf dieselbe und wurden 1166 vom Kaiser Friedrich mit S. belehnt, wiewohl derselbe sie schon vorher dem Herzog Welf von Bayern zu Lehn gegeben hatte. Schon im folgenden Jahre aber eroberten die Genuesen die Provinzen Cagliari und Arborea. Im Jahre 1188 ward zwar durch den Papst Klemens III. zwischen den Parteien der Insel und den um sie streitenden Mächten ein Friede vermittelt; allein nun eroberten mit Hülfe der Pisaner der Markgraf Wilhelm von Massa die Provinzen Cagliari und Arborea und gelangte trotz einer 1194 von den Genuesen erlittenen Niederlage allmählig in den Besitz der ganzen Insel. Hierauf erhob der Papst Innocenz III. Ansprüche auf S., gestand aber dann in einem Vergleich dem Markgrafen den Besitz von Cagliari u. Arborea zu. Im Jahre 1207 machte sich der Pisaner Lambert zum Herrn der Provinz Gallura und hielt sich trotz des päpstlichen Widerspruchs in diesem Besitz bis 1212. Cagliari erbte nach des Markgrafen Wilhelm Tode seine Tochter Benedicta. Dieselbe ward als die Gemahlin Borusons II., des Richters von Arborea, Herrin der halben Insel. Da sie aber eine dem Papste günstige Politik verfolgte, erregte sie den Unwillen der Pisaner, welche 1218 unter Ubald die Provinz Cagliostro besetzten. Nachdem Benedicta 1224 ohne Erben gestorben, vergrößerte Ubald seine Besitzungen mehr und mehr. Durch Vermählung mit der Schwester des 1253 ermordeten Borusou II kam der Richter Marian von Torre zur Herrschaft über Torre u. Gallura und wurde der mächtigste Herr der Insel, da außer ihm nur noch Peter von Arborea, mit welchem er 1237 ein Schutzbündniß einging, Richter in S. war. Ubald starb 1238. Seine Wittwe heirathete den natürlichen Sohn des Kaisers Friedrich II, Enzio, den sein Vater zum König von S. machte. Als derselbe 1249 in die Gefangenschaft der Bologneser gerathen war, machten sich die Pisaner wieder zu Herren von S. und setzten daselbst eingeborene Pisaner zu Richtern ein. Vielfache Streitigkeiten entbrannten in der Folge durch die Herrschsucht der Richter, welche sich zur Unabhängigkeit von Pisa emporarbeiteten, sowie durch die Grafen von Donoratico, die legitimen Nachfolger des Grafen Enzio. Der zwischen Pisa und Genua bis 1299 dauernde Krieg endigte damit, daß den Genuesen von den Pisanern Sassari abgetreten wurde. Inzwischen hatte der Papst Bonifacius VII. 1296 den König Jakob II. von Aragonien, da der letztere Sicilien an den König Karl von Neapel abtreten sollte, mit Korsika und S. belehnt. Zwischen dem König Jakob und dem Richter von Arborea bestand eine geheime Verbindung; letzterer zettelte in Folge dessen 1323 eine Verschwörung an und bereitete so allen pisanischen Soldaten den Untergang, während gleichzeitig der Prinz Alfons von Aragonien die Eroberung S.s begann. Nach mehren Niederlagen huldigten endlich die Pisaner dem König von Aragonien als Herrn von S., nur die Herrschaft über Cagliari u. Castro blieb ihnen gegen einen jährlichen Tribut von 200 Pfund. Aber der Kampf der sardinischen Parteien dauerte dessen ungeachtet fort. König Jakob schickte seinen Parteigängern endlich eine Flotte zur Unterstützung, vermittelst deren die Genuesen geschlagen und Pisa dahin gebracht wurde, daß es im Frieden von 1236 allen Ansprüchen auf die Insel entsagte. S. gehörte von jetzt an lange Zeit zu Aragonien. Verschwörungen, von den Genuesen angestiftet, beunruhigten jedoch im 14. und 15. Jahrhundert öfters die Insel, und zu wiederholten Malen loderte auf ihr die Fackel des Bürgerkrieges, bis sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit Spanien dem Hause Bourbon anheim fiel. Der Friede von Utrecht 1713 riß S. von Spanien los und brachte es an Oesterreich. Wenn es auch 1717 Spanien glückte, die Insel wieder in Besitz zu nehmen, so mußte es dieselbe nach dem Willen von England, Frankreich und Oesterreich doch alsbald wieder herausgeben. Seit 1720, wo Oesterreich S. an Savoyen abtrat, machte S. mit diesem und mit Piemont die sardinische Monarchie aus. Doch spielte es als armes Land, obschon es die Ehre genoß, seinen Namen mit dem Titel Königreich gekrönt zu sehen, Piemont gegenüber immer die untergeordnete Rolle. Erst in neuester Zeit ward der Förderung der geistigen und materiellen Wohlfahrt der Insel

mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Im März 1799 flüchtete der König von Sardinien nach S., auf dessen Besitz er bald beschränkt wurde, mußte aber wegen des für ihn ungünstigen Ausgangs der Schlacht von Marengo auch die Insel aufgeben und konnte erst nach Napoleons I. Fall 1814 in seine Staaten zurückkehren. S. Sardinische Monarchie (Geschichte). Vgl. Mimaut, Histoire de Sardaigne, Paris 1825; Petit-Radel, Notices sur les Nuraghes de la Sardaigne, das. 1826; Hörschelmann, Geschichte, Geographie und Statistik der Insel S., Berlin 1828; De Vico, Historia general de la isla et regno de Cerdenna, Barcelona 1839, 2 Bde.; Marmora, La Sardaigne, 2. Aufl., Paris 1839; Neigebaur, Die Insel S., geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Zustände derselben &c., Leipz. 1853.

Sardinische Monarchie, bis 1860 Bezeichnung eines Königreichs in Italien, das einestheils die Insel Sardinien, anderntheils bedeutende Gebiete des oberitalischen Festlandes, nämlich das Herzogthum Savoyen, das Fürstenthum Piemont, die Herzogthümer Aosta u. Montferrat, die Grafschaft Nizza und das Herzogthum Genua umfaßte und somit von Frankreich, der Schweiz, dem lombardisch-venetianischen Königreich, Parma, Modena, Toskana und dem Mittelmeer begrenzt wurde. Der Flächengehalt betrug 1377,31 QM. mit (1857), 5,167,542 Einwohnern, wovon 937,27 QM. mit 4,590,260 Einw. auf das Festland kamen. Vom jetzigen Königreich Italien begreift das Gebiet außer der Insel die Provinzen Alessandria, Cuneo, Genua, Novara, Turin und den größten Theil von Pavia, während Savoyen u. Nizza an Frankreich abgetreten sind. Die Regierungsform war bis 1848 in den Provinzen des Festlandes unumschränkt-monarchisch; nur im Herzogthum Genua und auf der Insel Sardinien war dieselbe durch Landstände einigermaßen beschränkt. Nach der Verfassung vom 4. März 1848 ward die legislative Gewalt vom König und einem Parlament geübt. Letzteres bestand aus 2 Kammern, dem Senat und der Deputirten- oder Wahlkammer. Der Senat bestand aus einer unbestimmten Zahl von Mitgliedern, welche der König auf Lebenszeit ernannte; die Prinzen des Hauses waren von Rechtswegen Senatoren; der Senat war oberster politischer Gerichtshof und entschied auch bei Klagen über die Minister, die von der Deputirtenkammer ausgingen; die Mitglieder der Deputirtenkammer wurden nach einem Census auf 5 Jahre gewählt; die Initiative für Gesetze stand dem König und jeder der beiden Kammern zu; doch durfte keine Steuer aufgelegt werden, die nicht vorher von den Kammern diskutirt und von dem König bestätigt war. Der König berief die Kammern alljährlich, prorogirte die Sessionen und konnte die Deputirtenkammer auflösen, mußte jedoch dann binnen 4 Monaten die neue Kammer zusammenrufen. Letzter König war Victor Emanuel II., geboren den 14. März 1820, jetzt König von Italien. Die Thronfolge war erblich nach dem Rechte der Erstgeburt in gerader männlicher Linie und gegenwärtig bei der jüngeren Linie des Hauses Savoyen. Nach einem Dekret vom 28. April 1834 soll sie von der Seitenlinie Savoyen-Carignan beerbt werden, nach deren Aussterben die Insel Sardinien an Spanien zurückfallen soll. An der Spitze der Verwaltung stand das Staatsministerium, bestehend aus den Ministerien des Auswärtigen, des Inneren, des Kultus u. der Justiz, des Kriegs, der Finanzen, des öffentlichen Unterrichts, der öffentlichen Arbeiten, der Marine, des Handels, der Industrie und des Ackerbau's. Zum Zwecke der Verwaltung ward das Festland (stati di terra ferma) seit 1851 eingetheilt in die 11 Generalintendanzen Turin, Genua, Chambéry, Alessandria, Coni, Novara, Nizza, Annecy, Ivrea, Savona und Vercelli. Hierzu kamen noch seit 1848 die 3 Generalintendanzen Cagliari, Nuori und Sassari der Insel Sardinien (s. d.). Nach dem für 1860 veröffentlichten Budget betrug die Einnahme 149,343,441, die Ausgabe 157,805,376, das Deficit also 8,461,925 Frcs. Die Staatsschuld belief sich am 1. Jan. 1858 auf 677,020,228 Lire. Das Königreich Sardinien war seit langer Zeit der Militärstaat Italiens. Seine Herrscher, Emanuel, Philibert und Victor Amadeus, haben sich in den Annalen der Kriegsgeschichte Ruhm erworben. In den Revolutionskriegen gehörten die Sardinier zu den besten Soldaten Napoleons I., und in den Feldzügen von 1848—49 haben sich die Piemontesen als die einzig brauchbare Truppe Italiens gezeigt. Nach dem Kriegsbudget für 1858 zählte die Armee 44,731 Gemeine und 3152 Offiziere, im Ganzen 47,915 Mann mit 7699 Pferden; der Stand der 1859 auf den Kriegsfuß gebrachten Armee aber war 70,172 Mann, mit dem Kontingent erster Klasse und der Reserve, je zu 24,000 Mann, 124,000 Mann. Laut königlichen Dekrets vom 25. Aug. 1859 wurden 3 neue Chevauxlegersregimenter, eine Grenadierbrigade und 5 Linieninfanteriebrigaden geschaffen. Festungen waren: Turin, Savona, Nizza, Alessandria, Tortona, Aquileja, Ivrea, sämmtlich mit Citadellen; Genua, Mondovi, Fossano, auf Sardinien Cagliari und Sassari mit altem Kastell, das Fort Demonte, sämmtlich schwächer. Andere nennen noch andere feste Plätze. Die Marine bestand aus 6 Dampf- und 4 Segelfregatten, 3 Dampf- und 4 Segelkorvetten, 3 Dampfaviso's oder Brigantinen und 4 Segelaviso's, 3 Dampftransportschiffen und einem Remorqueur, im Ganzen aus 29 Schiffen mit 436 Kanonen. Die Flagge war blau, mit einem vierfachen weißen Kreuz im inneren und oberen Viertel; das Wappen ein quadrirter Schild mit Spitze, Mittel- und Herzschild. Orden waren: Della Annunciata, 1362 gestiftet, seit 1720 sardinisch; der St. Mauritius- und Lazarusorden, gestiftet 1434, erneuert 1572; der militärische Ritterorden, gestiftet 1815; das Kreuz der Treue, gestiftet 1814; der Civilverdienstorden, gestiftet 1831. Residenz war Turin.

Geschichte. Nachdem der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen den Königstitel angenommen und am 24. Aug. 1720 die ihm von Spanien streitig gemachte Insel Sicilien gegen die Insel Sardinien ausgetauscht, bildeten Sardinien (s. d.) und Savoyen (s. d.) die s. M., welche von der neuerworbenen Insel den Namen, von Piemont, dem Hauptlande, jedoch die Hauptstadt erhielt. Im Jahre 1730 trat der König die Regierung an seinen Sohn Karl Emanuel I. ab.

Als er sich kaum ein Jahr später der Krone wieder bemächtigen wollte, ward er verhaftet und starb 1732 im Gefängnisse. Im folgenden Jahre übernahm Karl Emanuel I. den Oberbefehl über die vereinigten französischen und sardinischen Truppen, schlug die Oesterreicher im polnischen Königswahlkriege am 29. Sept. 1734 bei Parma und am 19. Sept. bei Guastalla und nahm Mailand. In dem darauf folgenden wiener Frieden erhielt er 1736 von Mailand Novara und Tortona und die Herrschaften San Fidele, Campo maggiore, Torre di Torti und Graveto. Im österreichischen Erbfolgekrieg verbündete er sich, in der Hoffnung, Mailand zu bekommen, mit Frankreich; allein da dieses das fragliche Gebiet Spanien zuwenden wollte, trat er 1743 dem Vertrage von Turin und Worms bei und stellte, gegen 200,000 Pfund Sterling Subsidien von England, in Oesterreich ein Heer von 45,000 Mann auf, wofür ihm dieses außerdem noch die Grafschaft Anghiera mit Vige Banasco, die Herrschaft Bobbio und Piacenza und einen Theil des Fürstenthums Pavia abtrat. Ein spanisches Heer unter dem Infanten Don Philipp, welches bereits Chambéry erobert hatte, schlug der König am 5. März 1744 bei Campo Santo vollständig. Zwei neue feindliche Heere, welche ihn aus seinen Verschanzungen bei Villafranca geworfen, konnte er aber nicht überwältigen; Piacenza, Alessandria, Valenza und Tortona gingen 1745 verloren, und am 27. Sept. wurde er bei Bassignano geschlagen. Dagegen nahm er am 8. März 1746 Asti und mehre andere Städte und siegte am 16. Juni bei S. Antonio. Savoyen wurde nun schnell von den Feinden gereinigt und sogar in die Dauphiné und Provence ein Einfall gemacht. Im aachener Frieden ward ihm hierauf Alles bewilligt, was Oesterreich versprochen, und ihm für seinen Theil von Piacenza überdies eine Geldentschädigung zuerkannt. Auch um die Hebung der inneren Zustände seiner Lande bemühte sich Karl Emanuel, so durch Anlegung von Kanälen, Abschluß eines Handelsvertrags mit Mailand (1752) und Einführung des Corpus Carolinum, einer revidirten Sammlung der früher erlassenen allgemeinen Gesetze für Civil- und Kriminalrecht, mit subsidiarischer Geltung des römischen Rechts. Er besteuerte die geistlichen Güter, besetzte alle Stellen selbst und unterwarf die päpstlichen Bullen seiner Bestätigung. Ihm folgte 1773 sein Sohn Victor Amadeus III., unter dessen Regierung die meisten Schöpfungen seines Vaters wieder verfielen. Als Schwiegervater der Brüder des Königs von Frankreich trat er 1792 in den Bund mit Oesterreich gegen Frankreich, was das Einrücken der Franzosen unter Montesquieu zur Folge hatte. Ohne Widerstand wurden Savoyen und Nizza besetzt und der französischen Republik einverleibt. Zur Wiedererlangung seiner Lande schloß Victor Amadeus nun mit England einen Subsidienvertrag, nach welchem er, gegen 200,000 Pfund Sterling, 50,000 Mann zu stellen versprach; allein nur durch Einziehung mehrer Klöster und harte Bedrückung des Volks wurde es ihm möglich, das Heer aufzustellen. Die Franzosen wurden zurückzugehen genöthigt. Allein schon 1794 drangen sie aufs Neue durch die Gebirgspässe, u. obgleich sie mit Hülfe der Oesterreicher 1795 abermals zurückgeworfen wurden, so rückten Scheerer und Kellermann mit zwei Kolonnen wiederum ein, schlugen am 22. und 25. November die Heere der Oesterreicher und Sardinier und bezogen Winterquartiere. Nachdem 1796 Bonaparte den Oberbefehl über das französische Heer übernommen und bei Montenotte, Dego und Millesimo die verbündeten Heere fast vernichtet hatte, schloß Victor Amadeus einen Waffenstillstand u. am 18. Mai den Frieden von Turin, in welchem er Savoyen, Nizza, Tenta und Boglio an Frankreich abtrat. Er starb 1796 und hatte seinen Sohn Karl Emanuel II. zum Nachfolger. Im Jahre 1798 erklärte diesem die ligurische Republik den Krieg, Frankreich verhieß ihm dagegen seinen Schutz und besetzte die Citadelle von Turin. Allein das französische Direktorium benutzte die durch harte Steuern, Willkür und Vorrechte des Adels gereizte Stimmung des Volks und zwang den König unter dem Vorgeben, daß er feindliche Pläne gegen die Republik hege, am 9. Dec. zur Verzichtleistung auf alle seine Besitzungen auf dem Festlande. Karl Emanuel begab sich hierauf über Livorno nach Sardinien, von wo er eine Protestation gegen die erzwungene Abtretung seiner Staaten erließ. Civilbehörden u. Militär wurden nun völlig nach französischem Zuschnitt umgeformt. In dem durch Parteizwist zerrütteten Lande wich das Vertrauen, die Gewerbe stockten, und die ausgebrochene Hungersnoth wurde noch durch ein österreichisch-russisches Heer erhöht, welches 1798 die Franzosen aus Savoyen drängte. Die Rache des Volks kehrte sich nun gegen die Anhänger der neuen Ordnung, und die zu Turin eingesetzte provisorische Regierung wurde wieder gestürzt. Aber 1800 stellte die Schlacht von Marengo die Macht der Franzosen in Italien u. die französische Regierung in Turin wieder her. Karl Emanuel II. trat am 4. Juni 1802 die Krone an seinen Bruder Victor Emanuel ab u. starb als Jesuit 1819 in Rom. Am 11. Sept. 1802 erfolgte die förmliche Vereinigung Piemonts mit Frankreich und seine Eintheilung in 6 Departements. Erst durch den Sturz Napoleons I. kamen die sardinischen Lande wieder unter ihren ehemaligen Herrscher zurück und wurden noch durch die erlangte Souveränetät von Monaco vermehrt, wogegen Carouge und Chesne an Genf abgetreten wurden. Allein derselben Politik, welche durch Sardinien eine Vormauer gegen Frankreich bilden wollte, verdankte dieses auf dem wiener Kongresse auch die Erwerbung des Herzogthums Genua mit 104 QM und 600,000 Einwohnern; zu gleicher Zeit wurde auf dem Kongresse die Erbfolge dahin geregelt, daß nach dem Erlöschen des regierenden Mannsstammes die von Thomas Franz, dem jüngeren Sohne des Herzogs Karl Emanuel I., gestiftete Linie Savoyen-Carignan zum Thron gelangen sollte. Schon am 20. Mai 1814 hielt Victor Emanuel seinen Einzug in Turin. Er selbst kümmerte sich nicht viel um die Regierung, um so eifriger aber waren sein Beichtvater, der Abbé Botta, und die Königin bemüht, die alten Zustände wieder herzustellen. Die Jesuiten wurden wieder zurückberufen, neue Klöster erstanden; die Waldenser u. übrigen Protestanten,

sowie die Juden sahen sich noch beschränkenderen Maßregeln unterworfen, die alte Rechtspflege ward wieder eingeführt und dabei das Volk durch hohe Abgaben, Beschwerung des Handels u. durch enorme Zölle völlig ausgesogen. Die französische Revolution und die Entwickelung des politischen Selbstbewußtseins unter den Regierungsformen der französischen Republik hatten jedoch den politischen Ansichten vorzüglich der gebildeteren Stände eine liberale Richtung gegeben, der selbst der Adel, wenn auch aus Standesrücksichten, nicht fern blieb. Daher ward die Gährung bald allgemein und erhielt plötzlich durch die Proklamirung der Konstitution der spanischen Cortes in Neapel (s. d.) ein bestimmtes Ziel. Bald hatte sich auch in Piemont eine Zweigverbindung der Carbonari gebildet, aus welcher, durch Bemühung spanischer Emissäre, eine förmliche Verschwörung zur Proklamirung der spanischen Konstitution und Vertreibung der fremden österreichischen Eindringlinge aus Italien ward. In Turin und der Armee überhaupt nahmen besonders viele Offiziere und vorzüglich solche daran Theil, welche zu dem Prinzen Karl Albert von der Linie Savoyen-Carignan in vertrautem Verhältnisse standen. Inwieweit dieser, der nach dem Erlöschen des Mannsstammes zur Regierung gelangen mußte, dabei betheiligt war, ist nie klar geworden. So wurde die piemontesische Revolution vorbereitet. Am 9. März 1821 schlugen die Verschwornen zu Alessandria, am folgenden Tage zu Tortona und Fossano los, und auf die Kunde, daß Oesterreicher ins Land rückten, gingen die Truppen überall zu den Insurgenten über. Mit Mühe brachte der König einige Regimenter zusammen u. ging mit ihnen von Villa Moncaliori nach Turin; aber auch hier war bereits am 11. die Insurrektion ausgebrochen. Von den Studenten veranlaßt hatten sich am 12. die Truppen der Citadelle bemächtigt, und Nachrichten, welche auf eine Besetzung des Landes durch die Oesterreicher schließen ließen, verursachten eine solche Aufregung, daß der König in der Nacht des 13. März zu Gunsten seines Bruders Karl Felix Joseph, Grafen von Genevois, dem Thron entsagte und sich nach Nizza begab. Der neue König war jedoch zu derselben Zeit in Modena, und die Massen bestürmten daher den Prinzen Karl Albert, einstweilen an die Spitze des Staats zu treten. Erst nach vielen Bitten erklärte sich derselbe dazu bereit und proklamirte, die Trikolore in der Hand, die Annahme der spanischen Konstitution. Eine „im Namen des Königreichs Italien“ handelnde einstweilige Junta, sowie ein neues Ministerium wurden sogleich gebildet, die Errichtung einer Nationalgarde dekretirt, und Karl Albert leistete der Verfassung, sowie dem König Karl Felix den Eid der Treue. Der größere Theil des Landes, sowie Genua folgten seinem Beispiel, nur die Insel Sardinien und Savoyen blieben der Bewegung fremd. Der neue König hatte inzwischen in einer Erklärung vom 16. April von Modena aus jede Theilnahme an jener als Hochverrath bezeichnet und den Königstitel nicht eher anzunehmen erklärt, bis er sich überzeugt habe, ob der König bei seiner Thronentsagung auch völlig frei gewesen sei, und zugleich die Anerkennung der Konstitution verweigert. Dazu hatte der Kaiser von Oesterreich schon am 14. März die Zusammenziehung eines Armeecorps an der piemontesischen Grenze befohlen und Rußland begann ein Corps von 90,000 Mann in Volhynien mobil zu machen. Der Kardinal Marozzo, Mitglied der neuen Junta, eilte daher, anstatt zu rüsten, zu Karl Felix, um zwischen ihm und Karl Albert zu unterhandeln, und in der Nacht des 22. März verließ auch der letztere Turin und ging mit 2 Regimentern Chevauxlegers und einer Division Artillerie nach Novara zu dem Generallieutenant Salière de la Torre über, welcher einige Truppen um sich gesammelt hatte. Noch am Tage vor seiner Flucht hatte er den Grafen Santa-Rosa, einen der Hauptleiter der Revolution, zum Kriegsminister ernannt. Unterdessen hatte Karl Felix zur Unterwerfung des Landes drei unumschränkte Militärgouverneure ernannt und das Volk, dessen sich in Folge der Verweigerung der Hülfe von Seiten Frankreichs, welches sich an der verhaßten Cortesverfassung stieß, und des Abfalls des Prinzen und der Truppen eine allgemeine Muthlosigkeit bemächtigt hatte, zur Rückkehr zum Gehorsam aufgefordert. Schon am 7. Mai überschritten 20,000 Oesterreicher unter Bubna den Ticino. Als nun auch General della Torre mit 6000 Mann Sardiniern gegen Turin marschirte, glaubte das Volksheer alles aufs Spiel setzen zu müssen, und am 6. verließen 4000 Mann unter Oberst Regis Turin, um Novara zu überrumpeln und dadurch einen Theil des Heeres zum Uebertritt zu bewegen. Hier ließen sie sich jedoch mit Unterhandlungen hinhalten, bis am 8. gegen Morgen die Oesterreicher herangekommen waren. Das Volksheer wurde nach tapferer Gegenwehr geworfen; am 10. April besetzte della Torre die Hauptstadt, und Bubna rückte am 11. vor Alessandria, welches sich ebenfalls unterwarf. Unter dem Schutze der österreichischen Bayonnete, welche bis 1823 im Lande blieben, begann nun die vollständigste Reaktion. Durch Hochverrathsprozesse ohne Zahl wurden alle bei der Revolution nur einigermaßen Betheiligten verfolgt; die Jesuiten wurden zurückgeführt und die Beförderung von Beamten ward von der strengsten Beobachtung der kirchlichen Ceremonien abhängig gemacht. Die Protestanten wurden gezwungen, bis 1827 ihre Grundstücke zu verkaufen und auszuwandern, und höhere Schulen auf das strengste überwacht. Ein königliches Edikt von 1825 erlaubte das Lesen u. Schreibenlernen nur Denen, die ein Vermögen von 1500 Lire aufweisen konnten, und ertheilte die Erlaubniß zum Studiren nur Denen, welche ein jährliches Einkommen von 1500 Lire hatten. Im Jahre 1822 wurde ein Geschwader gegen Tunis geschickt und dieses genöthigt, seine übermüthige Forderung eines Tributs für den sardinischen Seehandel aufzugeben. Im Oktober 1823 ward unter englischer Vermittelung auch ein Vertrag mit der Pforte abgeschlossen, welcher Sardinien seine ehemaligen Handelsrechte und freie Schiffahrt auf dem schwarzem Meer zugestand. Zu gleicher Zeit wurde nun auch die Schweiz bestimmt, die geächteten Piemontesen auszuweisen, mit Spanien aber wurden alle Handelsverbindungen abgebrochen. Karl Felix starb am

27. April 1831, und mit ihm erlosch der Mannsstamm der regierenden Linie. Nach den Bestimmungen des wiener Kongresses folgte ihm Karl Albert Amadeus, Prinz von Savoyen-Carignan, der, nachdem er die Umkehr seiner Gesinnung dadurch bekundet hatte, daß er den Feldzug des Herzogs von Angoulême mitmachte, als Statthalter nach Sardinien geschickt worden war. Die französische Julirevolution machte dem Volke den religiösen und politischen Druck, unter dem es seufzte, noch fühlbarer. Zwar zog Karl Albert die sardinische Armee, welche an der Grenze gegen die französische Revolution aufgestellt worden, zurück; allein dieses, sowie einige Reformen im Heere und der Staatsverwaltung änderten die Stimmung des Volks nur wenig. Eine neue Verschwörung gegen das verhaßte System bildete sich, wurde jedoch im Nov. 1833 entdeckt und blutig unterdrückt. Zu Anfang des nächsten Jahres wurde in dem bekannten Savoyerzuge ein neuer Versuch gemacht, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die Carbonari und die genueser Adelspartei hatten in der Schweiz eine Verbindung von geflüchteten Polen, Schweizern und Deutschen zusammengebracht, welche in Piemont einfallen und, mit dem Volke verbunden, das Panier der Revolution von Neuem aufpflanzen sollten. Der Hauptleiter war Mazzini, und in einem Kriegsrathe wurde der aus der polnischen Revolution bekannte General Ramorino (s. d.) zum militärischen Chef ernannt. Die Theilnehmer am Zuge sammelten sich am nördlichen Ufer des Genfersee's und beschlossen in zwei Kolonnen, über St. Julien und Annecy und über les Echelles, nach Chambéry vorzudringen und dann vereint auf Turin zu marschiren. Ein Theil der ersten Kolonne, etwa 200 Mann, wurde aber bei einer Landung bei Belotte von einem genfer Bataillon entwaffnet; das Hauptcorps unter Ramorino, etwa 400 Mann stark, überschritt zwar die Grenze, besetzte einige Dörfer und hob einen Douanen- u. Gensdarmenposten auf, allein der gehoffte Zulauf war nur gering, und auf die Nachricht, daß Kavallerie in Anmarsch sei, kommandirte Ramorino zum Rückzug. Gleich darauf verließ er sein Corps und schickte ihm den schriftlichen Befehl zu, auseinander zu gehen. Die zweite Kolonne, von dem Vorgefallenen nicht in Kenntniß gesetzt, brach am 3. Februar, etwa 200 Mann stark, aus dem Departement Isère bei Echelles ebenfalls in das savoyische Gebiet ein, wurde jedoch zersprengt und auf das französische Gebiet zurückgeworfen. Trotz der schärfsten Maßregeln regte sich der Volksgeist 1836 in einer neuen Verschwörung, in welche etwa 30 junge Rechtsgelehrte, Aerzte, Kaufleute 2c. verstrickt waren und welche das gleiche Schicksal erlitt. Erst 1842, bei der Trauung des Kronprinzen mit der Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, wurden die wegen politischer Vergehen aus dem Jahre 1821 Beschuldigten amnestirt. Mit eiserner Konsequenz verfolgte die Regierung das Princip des starrsten Absolutismus. Der spanische Bürgerkrieg gab dem König neue Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an das Legitimitätsprincip zu bekunden, indem er den Prätendenten Don Carlos selbst mit Geld unterstützte. Dies führte 1836 zu einer Sperrung der Häfen beider Theile, und erst 1839 wurden auf englische Vermittelung die Handelsverbindungen wieder hergestellt. Auch das Scheitern des Heirathsprojekts zwischen dem Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan und der Königin Maria della Gloria von Portugal 1835 führte zu einem Bruch mit diesem Hof bis 1842. Im Jahre 1837 ward ein auf Grundlage des Code Napoléon, jedoch mit vielen Abweichungen, ausgearbeiteter Civilcodex eingeführt. Mit Frankreich wurden 1838 Verhandlungen über gegenseitige Erleichterung des Verkehrs angeknüpft u. ein Postvertrag abgeschlossen; mit Nordamerika kam in demselben Jahre ein Handelsvertrag zu Stande, und ein Jahr später trat Sardinien auch dem englisch-türkischen Handelsvertrage bei. Mit den Niederlanden wurden 1842, mit Uruguay und Frankreich 1843, mit Dänemark, Oesterreich und den Hansestädten 1844 Handelsverträge abgeschlossen. Außer der Absendung einer Beobachtungsflottille zum Bombardement von Tanger 1844 u. einigen Differenzen 1845 mit Frankreich wegen seines unbeschränkten Einflusses an den Küsten des Mittelmeers blieben die Beziehungen zum Auslande ungestört.

Hinsichtlich seiner Politik gegen die Regungen der Neuzeit blieb sich Karl Albert getreu; aber die wachsenden Verlegenheiten Oesterreichs in Italien, der steigende Unmuth der Lombarden, die Aufregung, welche sich nach dem Ausgang des Sonderbundskrieges von dort und von den Reformbestrebungen in Frankreich auch Italien mitgetheilt hatte, die Reformen, welche Rom und Toskana zugestehen mußten, und die aufmunternde Rolle, welche England dabei spielte, ließen in dem ehemaligen Carbonari plötzlich wieder den Traum eines italienischen Königreichs erwachen. Zum zweiten Male verband er sich mit den Carbonari, die sich mit ihm ausgesöhnt hatten, da er eine Verfassung versprach, und da sein Heer das beste Italiens war. Während er dem wiener Hofe die heiligsten Friedensbetheuerungen machte, wurde in Mailand der Haß geschürt und die Insurrektion vorbereitet. Am 11. Okt. 1847 berief er plötzlich ein volksthümliches Ministerium, und nun folgte eine Koncession nach der andern; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Kriminalprozeß, eine Gemeindeordnung, die Errichtung eines Kassationshofes, ein Preßgesetz wurden gegeben, die Präliminarien für einen nationalen Zollverein zwischen Sardinien, Rom, Toskana und Lucca eröffnet u. endlich am 8. Febr. 1848 die neue Verfassung verkündigt, worauf ganz Oberitalien mit Enthusiasmus für das „Schwert Italiens“ schwärmte. Die französische Februarrevolution zwang Karl Albert zu einem entschiedenen Vorgehen, wenn er nicht eine Revolution in seinen eigenen Staaten heraufbeschwören wollte. Er zog ein Heer von 60,000 Mann mit 300 Kanonen bei Alessandria zusammen u. fiel auf die Nachricht von der mailänder Revolution, von dem Rückzug Radetzky's hinter den Mincio, von der Revolutionirung Modena's und Parma's, vom Falle Venedigs, Cremona's und Brescia's Ende März ohne Kriegserklärung in die lombardischen Staaten ein. Radetzky hatte unterdessen die Minciolinie besetzt; am 31. stand die sardi-

nische Vorhut unter General Trotti vor Cremona und ging von dort über Asola auf den linken Flügel der Oesterreicher zu. Der rechte, auf Lonato und Peschiera gestützte Flügel derselben sollte von dem zweiten Corps unter General Bes angegriffen werden, während General Allomandi mit 10,000 Mann in zwei Kolonnen längs dem Gardasee nach Rocca d'Anso gehen, in Tyrol einbrechen und so den Oesterreichern die Rückzugsstraße von Verona nach Botzen abschneiden sollte. Die zweite Rückzugslinie der Feinde über Vicenza und Treviso war ebenfalls von 6000 Venetianern bei Vicenza und Montebello besetzt und so der Feind von allen Seiten eingeschlossen. Feindlicherseits war der Isonzo durch Truppen unter Nugent, Tyrol durch einige Abtheilungen unter Welden gedeckt. Am 8. April griff Karl Albert mit 8000 Mann die Brigade Wohlgemuth bei Goito an und zwang sie zum Rückzug. Am 9. April wurde der Uebergang über den Mincio bei Monzambano erzwungen und Radetzky mußte sich nach Verona zurückziehen. Während jedoch die Venetianer bei Sorio und Montebello durch Generalmajor Liechtenstein eine Schlappe erhielten, hatte auch Welden in Tyrol über die eingedrungenen Feinde bedeutende Vortheile errungen. Karl Albert schloß nun Peschiera ein und faßte den Plan, bei Arco den Etschübergang zu erzwingen, um Verona von der tyroler Grenze abzuschneiden. Am 29. April drängte er die Brigaden Wohlgemuth und Liechtenstein über den Fluß zurück, ließ sich aber vom Feind nicht auf das linke Ufer locken, sondern zog sich in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai auf Verona zu, um die außerhalb der Schußweite liegenden halbmondförmigen Höhen vor der Festung anzugreifen. Am 6. Mai griff er den Feind bei Sta. Lucia und Croce bianca an und zwang die schwache Brigade Strassoldo zum Rückzuge; vier Angriffe auf Croce bianca wurden jedoch zurückgeschlagen. Auch bei Sta. Lucia wurden seine Fortschritte gehemmt, und als gegen 4 Uhr Nachmittags der Feind von Verona aus verstärkt wurde, räumten die Piemontesen die Stellung und ihr Rückzug artete bald in eine wilde Flucht aus. Karl Albert beschränkte sich nun darauf, Peschiera einzuschließen, und gab dem Feinde Zeit, trotz seiner numerischen Schwäche, seinen rechten Flügel zu umgehen. Am 27. wurde sein linker Flügel von den Kaiserjägern stark angegriffen; während er nun seine ganze Streitmacht auf diesen Punkt hinzog, verließ Radetzky am 27. Mai Abends Verona, ging in der Nacht und am folgenden Tage in drei Kolonnen nach Mantua, nahm die Schanzen von Curtatone, zersprengte die dortigen toskanischen und neapolitanischen Corps, rückte am 30. nach Goito vor und kam so dem König in die rechte Flanke. Unterdessen war es Karl Albert gelungen, Peschiera am 31. Mai durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Auf diese Nachricht ging Radetzky über Mantua zurück, ohne daß ihm der König zu folgen wagte, welcher durch diesen vierwöchentlichen Feldzug nicht einmal den Feind von Tyrol abzuschneiden vermocht hatte. Unterdessen waren die österreichischen Waffen auch im Venetianischen glücklich gewesen. Am 21. Juli koncentrirte Karl Albert seine sämmtlichen Streitkräfte bei Mantua, wurde jedoch am 22. Juli von Radetzky aus seiner stark verschanzten Stellung bei Sommacampagna mit großem Verlust geworfen, wodurch er die Minciouübergänge von Peschiera bis Monzambano wieder verlor. Am 25. versuchte er mit 40,000 Mann die österreichische Flankenstellung von Custozza bis Valeggio anzugreifen, wurde jedoch zurückgeworfen, und nach zwei neuen ungünstigen Gefechten bei Goito und Volta zog sich das Heer in fluchtähnlicher Eile ins Parmesanische bis Piacenza zurück. Karl Albert selbst erwartete den Feind bei S. Donato vor Mailand; allein von der ersten Flügelbrigade des Grafen Clam-Gallas links, von der zweiten rechts überflügelt, wurde er nach einem heftigen Gefecht bis unter die Mauern von Mailand geworfen. Entmuthigt, vereinbarte er mit dem Feinde folgende Punkte: Uebergabe von Venedig mit der gesammten Marine und von Peschiera, Pizzighettone, Osoppo und Rocca d'Anso an Oesterreich; Entfernung der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere; Räumung von Modena u. Parma und Zurückziehen des sardinischen Heeres hinter den Ticino, wohin ihm alle bei der Revolution Betheiligten folgen konnten. Ein furchtbarer Sturm der Wuth brach darauf in Mailand gegen den König los und zwang ihn, dem Feldmarschall Radetzky eröffnen zu lassen, daß es dem Volke und der Armee gegenüber nicht mehr in seiner Macht stehe, die Bedingungen der Kapitulation zu erfüllen. Wenige Augenblicke nachher verließen der König und sein Sohn unter dem Schutz ergebener Truppen die Stadt. Am 6. August zog Radetzky in Mailand ein, und am 7. hatte Karl Albert das kaiserliche Gebiet geräumt. Zwischen den Hauptheeren trat nun Ruhe ein, da beide Theile über einen sechswöchentlichen Waffenstillstand übereingekommen waren; allein der Empfang Karl Alberts in der Heimat ließ auf keine lange Dauer desselben rechnen. Die republikanische Partei erhob kühn ihr Haupt, auf die Schmach der Nation hinweisend; überall herrschte Mißmuth, Mißtrauen und Verlangen nach Rache. Der Ministerpräsident Vincenzo Gioberti suchte dem entgegenzuwirken, versagte der projektirten italienischen Constituante seine Zustimmung und beschloß sogar eine bewaffnete Intervention in Toskana, um den Großherzog wieder einzusetzen. Dieses zog jedoch seinen Sturz herbei, und es bereitete sich eine Bewegung vor, deren Ziel auch die Entthronung Karl Alberts war. Die Kammer der Abgeordneten erinnerte den König in einer Adresse vom 3. März 1849 an seine Thaten für Italiens Unabhängigkeit, forderte ihn zu einem Bündniß mit Ungarn auf und verlangte, daß der König den Krieg erkläre. Des Königs Antwort war anfangs zurückhaltend; und schon drohte ein abermaliger Sturm auszubrechen, als zur Beruhigung des Volks der General Chrzanowski zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, der General Ramorino und der Oberst Antonini berufen und von dem Grafen Zamoyski eine polnische Legion gebildet wurde. Die Kammer der Abgeordneten genehmigte mehre auf einen Krieg bezügliche Beschlüsse; am 8. März wurde ein Kredit zur unverzüglichen Mobilmachung der Nationalgarde bewilligt, und endlich

wurden die Minister durch ein Gesetz autorisirt, jeden Ort in Belagerungszustand zu erklären. Am 12. März wurde endlich der Waffenstillstand mit einer nur achttägigen Frist zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten durch den General Cadorna in Mailand gekündigt. Als Gründe dafür machte die sardinische Regierung vorzüglich die verweigerte Uebergabe der Hälfte des Artillerieparks von Peschiera, die fortgesetzte Belagerung der Stadt Venedig und die barbarischen Maßregeln u. Güterkonfiskationen, mit welchen Oesterreich gegen die Lombardei verfahre, geltend. Der Hauptgrund der Kriegserklärung war jedoch der, daß der König, vom Volke gedrängt und um eine Revolution zu vermeiden, welche ihn den Thron gekostet haben würde, den ungestümen Forderungen der Nation nachgeben mußte. Die ganze Aussicht Sardiniens auf auswärtige Hülfe reducirte sich bei diesem zweiten Feldzug auf eine mögliche Erhebung der Lombardei, welche auch durch eine am 17. März erlassene und vom Prinzen Eugen von Savoyen und Rattazzi unterzeichnete Proklamation an die lombardisch-venetianischen Provinzen angebahnt werden sollte. Das sardinische Heer war 120,000 Mann stark und in 8 Divisionen unter den Generälen Durando, Bes, Perone, Herzog von Genua, Ramorino, Herzog von Savoyen, La Marmora und Salaroli getheilt; die Artillerie zählte 168 Geschütze. Die Stimmung des Heeres war unterdessen eine gedrückte, theils in Folge der herben Erfahrungen des vergangenen Jahres, theils wegen des Bewußtseins, daß es allein stehen werde. Das Vertrauen zu seinen Führern fehlte ebenfalls, und die Parteien fingen an, einen Einfluß auf dasselbe auszuüben. Das österreichische Heer hingegen, etwa 105,000 Mann mit 190 Geschützen, war im Vertrauen auf seine Feldherren und seine Siege vom besten Geiste beseelt. Am 14. März ging der König zum Heere, welches Chrzanowski in dem Städtedreieck zwischen Novara, Vigevano und Vercelli aufgestellt hatte; der rechte Flügel desselben unter Salsoli dehnte sich bis an die Grenze von Parma, der linke bis an die Ufer des Langensee's aus, so daß die ganze Stellung einen Raum von fast 15 deutschen Meilen einnahm und der rechte Flügel vom Centrum überdies durch den Po getrennt war. Am 20. überschritt der Herzog von Genua mit 12,000 Mann bei Magenta den Ticino und fand den Weg nach Mailand frei. Radetzky hatte die zu weite Aufstellung des sardinischen Generals wohl erkannt und war links ab nach Pavia marschirt, um der sardinischen Armee in die rechte Flanke zu fallen. Am 20. schon setzte er bei Pavia über den Ticino, am 21. Abends 5 Uhr wurde Mortara angegriffen und die sardinische Armee mit einem Verlust von 2000 Mann aus der Stadt geworfen. Jetzt erst erschien Ramorino, der von Alessandria aus über Boghera nach Pavia gehen sollte, bei Gambolo, um den Oesterreichern in die Flanke zu fallen. Die Expedition scheiterte aber, wie sardinische Berichte sagen, an Ramorino's Verrath, nach Anderen an der Feigheit des von ihm befehligten lombardischen Corps, das beim Avanciren des Feindes sofort die Flucht ergriff. Durch diese beiden Gefechte waren der sardinischen Armee drei Rückzugslinien nach ihren Stützpunkten, die von Novara nach Vercelli, die von Vigevano über Mortara nach dem Po und die von Mortara über Valenza nach Alessandria, abgeschnitten. Auf die letzte Rückzugslinie über Vercelli und Trino rückte Radetzky nun los und hatte so den sardinischen Feldherrn völlig abgeschnitten. Chrzanowski koncentrirte sein Corps bei Novara und Olengo, während ihm Radetzky so auf dem Fuße folgte, daß er sich rechts nach Novara oder links nach Vercelli wenden konnte. Am 23. Mittags wurde das sardinische Hauptcorps bei Olengo vom General d'Aspre mit 20,000 Mann angegriffen, und obgleich es 60,000 Mann stark war und seine Artillerie dem Feinde ungeheuren Schaden zufügte, wagte Chrzanowski doch nicht vorzudringen. Um 4 Uhr Nachmittags kam das dritte österreichische Armeecorps endlich an und rückte mit 14 Bataillonen in die Schlachtlinie. Die Angriffe auf den linken Flügel ließen nach und richteten sich jetzt mehr gegen das Centrum. Abends 6 Uhr traf endlich das vierte feindliche Armeecorps in der rechten Flanke der Sardinier ein, und dieses entschied die Schlacht. Während die Angriffe auf den linken Flügel wieder verstärkt wurden, fand nun von allen Seiten ein koncentrischer Angriff auf die Stellung der Sardinier Statt, welche demselben nicht Stand halten konnten. Centrum und Rechte wichen und ein Regiment nach dem anderen räumte das Schlachtfeld. In der Stadt selbst, wo sich die Fliehenden zusammendrängten, herrschte die entsetzlichste Verwirrung. Noch in derselben Nacht, vom 23. auf den 24. März 1849, entsagte der König gebrochenen Muthes der Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Victor Emanuel, und ging nach Mitternacht unter einem angenommenen Namen durch die österreichischen Vorposten, um sich später nach der pyrenäischen Halbinsel zu begeben. Außer einem Verluste von 4000 Todten oder Verwundeten und 5000 Gefangenen, gegen welche die Oesterreicher an Kampfunfähigen etwas über 2000 Mann eingebüßt hatten, war das sardinische Heer vollständig demoralisirt, von seiner letzten Rückzugslinie über Vercelli abgeschnitten und in nördlicher Richtung gegen das Gebirge gedrängt. Am 24. begaben sich die Generäle Casatto und Cadorno ins feindliche Hauptquartier und vereinbarten in Vignale, einem Dorfe eine Stunde von Novara, einen Waffenstillstand, der jedoch nur eine Einleitung zum Frieden sein sollte. Nach ihm verpflichtete sich der König, die aus lombardischen, ungarischen und polnischen Unterthanen des Kaisers gebildeten Truppenkörper aufzulösen; während des Waffenstillstandes das Gebiet zwischen dem Po, der Sesia und dem Ticino und die Hälfte der Festung Alessandria durch 20,000 Mann kaiserliche Truppen auf Kosten Sardiniens besetzen zu lassen; die sardinische Flotte binnen 14 Tagen aus dem adriatischen Meere zurückzuziehen; seine Armee binnen kürzester Frist auf den Friedensfuß zu setzen; den Waffenstillstand für die ganze Zeit der Friedensunterhandlungen als bindend anzusehen und im Fall ihres Abbruchs denselben 10 Tage vorher zu kündigen. Dagegen sollten die kaiserlichen Truppen ihr Vorrücken einstellen. Zum Abschluß des Friedens

sollten unverzüglich Abgeordnete nach einer noch zu bestimmenden Stadt geschickt werden.

Die Nachricht von der Niederlage und Abdankung Karl Alberts und dem Waffenstillstand rief in Turin unbeschreibliche Bestürzung hervor. Am schnellsten rafften sich die Absolutisten auf, und zwar zu Sturmpetitionen an den Sohn und Nachfolger Karl Alberts, Victor Emanuel II., um Wiederherstellung der alten Ordnung, als das einzige Rettungsmittel für Piemont. Die Minister reichten insgesammt ihre Entlassung ein. Am 27. März trat das Parlament zusammen und wählte sofort eine Deputation an Karl Albert, die ihm in der Verbannung die Gefühle des dankbaren und trauernden Vaterlandes ausdrücken sollte. Die neuen Minister wurden mit Mißtrauen empfangen. General De-Launay (Präsident u. Aeußeres), General della Rocca (Krieg), der jedoch nach wenigen Tagen durch Dabormida ersetzt wurde, Mameli (Unterricht) und Demarcherita (Justiz) bildeten das konservativ-konstitutionelle, Pinelli (Inneres), Nigra (Finanzen) und Galvagno (öffentliche Bauten) das liberal-konstitutionelle Element des Kabinets. Pinelli übernahm das schwere Amt, die Bedingungen des Waffenstillstandes zu verlesen, worauf stürmische Proteste antworteten. Nur der Leidenschaft Gehör gebend, dekretirte die Kammer ihre Permanenz, forderte sie die Regierung auf, alle waffenfähigen Männer zum äußersten Kampfe aufzurufen, und bedrohte sie das Ministerium mit der Anklage des Hochverraths, im Fall es die Besetzung Alessandria's durch Oesterreicher gestatten sollte. Aber alle diese Beschlüsse mußte die Kammer bei ruhigerer Erwägung schon am nächsten Tage als unausführbar erkennen. In wenigen Tagen erwarb sich Victor Emanuel das Vertrauen des Landes. Am 30. März legte er im Angesicht der Senatoren und Deputirten den Eid auf die Verfassung ab. Die schwere Aufgabe, welche das Ministerium De-Launay-Pinelli übernahm, erschien bei der Stimmung der demokratischen Kammer unlösbar. Noch am 30. März prorogirte man das Parlament, indem man gleichzeitig die Deputirtenkammer auflöste und den Zusammentritt der Wahlkollegien um Mitte Juli festsetzte. Ein kurzes Nachspiel zum Kriege bildete der Aufstand von Genua Ende März, welcher die Lostrennung der ehemaligen Republik Genua zum Zweck hatte. Schon am 28. und 29. März herrschte in Genua die größte Verwirrung. Der Kommandant Giuseppe Avezzana überließ der Nationalgarde die Besetzung der zwei die Stadt beherrschenden Forts; am 1. April brach ein blutiger Kampf aus, in der Nacht wurde das Arsenal erstürmt, und der General de Azarta, Befehlshaber der Militärdivision von Genua, schloß am 2. April eine Konvention mit den Aufständischen, in deren Folge er binnen 24 Stunden die Stadt unter Zurücklassung der Geschütze und mit den entwaffneten Carabinieri räumte. Gleichzeitig ward eine provisorische Regierung eingesetzt. Bereits am 4. April Morgens aber langte General La Marmora mit 24,000 Mann regulärer Truppen vor Genua an, erklärte die Stadt in Belagerungszustand und bemächtigte sich nach zweitägigem hartnäckigen Kampfe der inneren Enceinte mit Ausnahme der Hafenseite. Endlich kam durch Vermittelung der auswärtigen Konsuln am 6. April ein Waffenstillstand bis zum 9. April zu Stande, und am 10. erfolgte die Uebergabe der Stadt. Von der verkündigten Amnestie waren 12 Anführer der Insurgenten, die übergegangenen Soldaten, sowie Alle, welche Verbrechen gegen Eigenthum und Personen begangen hatten, ausgeschlossen. Ueber 4 Monate dauerten die Friedensverhandlungen mit Oesterreich. Wenn sich Sardinien auch bereit zeigte, materielle Vortheile zu opfern, so hielt es doch mit Festigkeit an der Unverletzlichkeit der Nationalehre fest. Auf die Lombardei und Venedig, sowie die Herzogthümer Modena und Parma verzichtend, verlangte und erhielt es die Amnestie der Lombarden und Venetianer, welche auf Seiten der Piemontesen gekämpft hatten. Als Kriegsentschädigung forderte Oesterreich 210 Millionen Franken und 20 Millionen Entschädigung für die Eigenthümer der Lombardei, die während der beiden Feldzüge Schaden gelitten. Ueber diese Forderung stellte Piemont die Unterhandlungen ein, bis Oesterreich auf 75 Millionen im Ganzen herabging u. gleichzeitig seine Truppen aus Alessandria zurückzuziehen sich bereit erklärte. Am 6. August 1849 wurden diese Bedingungen zu Mailand unterzeichnet.

Das neue Ministerium Pinelli-d'Azeglio versprach unversehrte Aufrechterhaltung der Verfassung, innere Verwaltung und Reform im liberalen Geiste derselben und erwarb sich namentlich durch die Bekämpfung des französischen Einflusses Popularität. Als die neu gewählte, durchweg aus liberalen und zum Theil radikalen Elementen bestehende Deputirtenkammer den ihr Mitte November 1849 vorgelegten Friedensvertrag anzunehmen Anstand nahm, löste eine königliche Proklamation vom 20. November die Kammer auf. Aus den Wahlurnen ging eine in politischer und ökonomischer Richtung liberale, in der Bewahrung der Verfassung und der konstitutionellen Freiheiten konservative Nationalvertretung hervor, die am 20. December ihre Sitzungen eröffnete. Die entschieden und doch konservativ Liberalen verschmolzen sich nun in eine große, starke Phalanx, welche die beiden extremen Richtungen in der Folge vergeblich zu durchbrechen suchten. Die ultrakatholische und ultraroyalistische Richtung wurde immer mehr eine außerparlamentarische. Pinelli blieb fortan bis zu seinem Tode erster Präsident der Kammer. Im Senat wechselte eine überwiegend konservative, dem Progressismus der Regierung und Deputirtenkammer nur unwillig folgende Richtung mit einer überwiegend retrograden ab. Dauernd erhielt sich während der neuen Session von Anfang 1850 bis Ende 1851 die Kabinetsmodifikation d'Azeglio-Siccardi-Cavour. Diesen Männern standen zur Seite: Galvagno (Inneres), La Marmora (Krieg), Mameli, später Gioia (als Unterrichtsminister), Paleocapa (öffentliche Bauten). Nachdem die Kammer den mailänder Friedensvertrag am 9. Januar 1850 mit 112 gegen 17 Stimmen votirt, begann jene Reformepoche, welche die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Piemont lenkte. Zu den ersten folgenreichen

Reformgesetzen, welche die alte Legislatur mit der Verfassung in Einklang brachten, gehörten die vom Justizminister Siccardi den 22. Febr. 1850 vorgeschlagenen und nach ihm benannten Gesetze über die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit und anderer kirchlichen Privilegien. Ein zweiter Gesetzentwurf bestimmte die bürgerlichen Erfordernisse zur Gültigkeit eines Ehevertrags, und beide wurden trotz der heftigen Opposition, der sie im Lager der Klerikalen begegneten, von der Abgeordnetenkammer u. vom Senat unverändert angenommen. Der Erzbischof von Turin, Fransoni, war der Erste, der in einem Rundschreiben an den untergebenen Klerus zum Widerstande gegen die neuen Kirchengesetze aufforderte. Die höhere Geistlichkeit trat dem Protest des Erzbischofs bei, wogegen der niedere Klerus die siccardi'schen Gesetze stillschweigend billigte. Die Regierung antwortete auf alle Provokationen damit, daß sie den Erzbischof Fransoni vor Gericht laden und, als derselbe nicht erschien, ihn verhaften ließ. Am 23. Mai ging das öffentliche Verfahren vor dem Appellhof vor sich, und zwar lautete die Anklage dahin, daß der Erzbischof Fransoni durch sein Rundschreiben vom 28. April zu Mißachtung und Ungehorsam gegen die Gesetze aufgereizt habe. Da der Beschuldigte weder im Verhör zur Antwort sich herbeigelassen hatte, noch die Befugniß der zuständigen Gerichte anerkennen wollte, so wurde gegen ihn in seiner Abwesenheit verfahren und er vom Gerichtshof zu einem Monat Gefängniß, 500 Lire Geldbuße und in die Kosten verurtheilt. Die öffentliche Meinung jubelte dem Ministerium für den entschiedenen Schritt, durch welchen der politische Einfluß des Klerus gebrochen ward, lauten Beifall zu, und eine Nationalsubskription zu einem Soldo (5 Pfennige) behufs der Errichtung eines Denkmals zu Ehren Siccardi's ergab in kurzer Zeit über 50,000 Franken. Fransoni ward nach mehrwöchentlicher Haft vom turiner Appellationstribunal zur lebenslänglichen Landesverweisung (25. September) verurtheilt. Ein gleiches Loos traf den Erzbischof Marongio Murra von Cagliari. Pinelli versuchte umsonst die Zustimmung des Papstes zu den siccardi'schen Gesetzen zu erwirken, doch unterblieb auch der Piemont angedrohte Bann. Unter den zahlreichen Reformakten unter dem Ministerium d'Azeglio-Siccardi-Cavour nahmen die Veränderungen hinsichtlich der Feudalverhältnisse einen bedeutenden Rang ein. Trotz des Widerstandes der Adelsklasse und des Klerus wurden die Fideikommisse, die Majorate, die Erstgeburtsrechte, die Banalgerechtigkeiten, die geistlichen Zehnten (auf Sardinien) 2c. aufgehoben. Viel, doch immer noch nicht genug, wurde für den öffentlichen Unterricht gethan, auch große Sorgfalt auf Brücken-, Straßen- u. Eisenbahnbauten verwandt. Mit kräftiger Hand und militärischer Entschlossenheit leitete La Marmora die Reorganisation und Disciplinirung des Heeres. Durch mancherlei Reformen wurde die Administration vereinfacht und den Landesbedürfnissen angemessen und weniger kostspielig gemacht. Unermüdliche Thätigkeit mit großem Talent und umfassenden ökonomischen Kenntnissen verbindend, verbesserte Cavour die alte Navigationstaxe und den Douanentarif nach freisinnigen Principien. Handels- und Schifffahrtsverträge in freihändlerischem Sinne wurden unter ihm mit Frankreich, Belgien, Holland, England, der Schweiz, Portugal, Spanien, mit den deutschen Hansestädten, dem Zollverein, mit Oesterreich und anderen Staaten geschlossen. Die Steuergesetzgebung ward vielfach, aber weder durchgreifend noch nach allgemeinem Princip, reformirt; die durch den Krieg und die (bereits abgezahlte) Kriegsschuld an Oesterreich stark erschütterten Finanzen wurden geregelt. Die auswärtige Politik lehnte sich hauptsächlich an England an. Dabei herrschte zwischen König, Regierung und Volk eine bewundernswürdige Einigkeit. Nach Pinelli's Tode, am 23. April 1852, ging das Kammerpräsidium an den talentvollsten und beredtesten Führer der gemäßigten Linken, den Advokaten Rattazzi, über. Die konservativen Elemente des Kabinets, wie d'Azeglio, Galvagno und Farini, seit dem Herbst 1851 Unterrichtsminister, reichten hierauf ihre Entlassung ein, die der König annahm, indem er jedoch gleichzeitig den ersteren mit der Neubildung des Kabinets beauftragte. Die hauptsächlichste Bedeutung dieser Veränderung lag in dem Ausscheiden des Finanz- und Handelsministers, Grafen Cavour, der bis dahin den vorwiegendsten Einfluß auf das Kabinet geübt und besonders angelegentlich eine engere Vereinigung der beiden Centren, als Gegengewicht der äußersten Rechten, angestrebt hatte. Cavour wurde durch den als Historiker rühmlich bekannten, im Finanzfache aber weniger erfahrenen Reichssenator Luigi Cibrario ersetzt, Galvagno durch den Generalintendanten Pernati, Farini durch den früheren Minister Buoncompagni ersetzt, welcher gleichzeitig die Justizverwaltung übernahm. Die übrigen Minister blieben; d'Azeglio selbst verharrte in seiner bisherigen Stellung als Kabinetspräsident und Minister des Auswärtigen. Ohne den Reformweg zu verlassen, ließ das Kabinet zu geringes Selbstvertrauen und eine der öffentlichen Meinung mißliebige Neigung zu Zugeständnissen an die auswärtige Diplomatie durchblicken. Freilich war Piemonts Lage nach außen in Folge der französischen Staatsumwälzung vom 2. December 1851 noch schwieriger geworden als vorher, und es hatte damals außer der ebenfalls bedrohten Schweiz nur feindselige Nachbarn, welche das parlamentarische Regierungssystem im eigenen Hause abgeschafft hatten und nur mit Mißfallen dasselbe an ihren Grenzen fortbestehen sehen konnten. Von der österreichischen und selbst von der französischen Diplomatie unterstützt, verlangte die römische Kurie von Piemont fortwährend Zugeständnisse, ja machte zu Bedingungen eines friedlichen Einvernehmens die Aufhebung der siccardi'schen Gesetze, und der inländische Klerus trat immer heftiger gegen die Regierung, die Verfassung und die Freiheiten des Landes auf. Auf der Insel Sardinien waren schon beim Karneval von 1852 blutige Unruhen ausgebrochen, als deren Urheber von der öffentlichen Stimme fanatische Geistliche bezeichnet wurden. Energische Regierungsmaßregeln stellten zwar die Ruhe auf der Insel wieder her; dagegen währte

auf dem Festlande die klerikale Agitation fort, ja sie ward noch leidenschaftlicher, als im Juni 1852 das Ministerium das schon bei Gelegenheit der siccardi'schen Gesetze verheißene Civilehegesetz der Deputirtenkammer vorlegte. Pius IX. gab überdies seine Zustimmung zu dem Entwurf durch die Erklärung, daß er nichts entgegenzusetzen habe, wenn das sardinische Gesetz nur die staatliche Seite (effetti civili) der Ehe betreffe. Nach einer kurzen Diskussion nahm die Deputirtenkammer den Entwurf mit bedeutender Majorität an. Dieses Votum erhitzte die Agitation der Klerikalen im höchsten Maße, und eine schwere, ja fieberhafte Krisis begann sich vorzubereiten. Das piemontesische und ligurische Episkopat, von fremdem Boden aus durch den verwiesenen Erzbischof Fransoni geleitet, schleuderte Proteste und Exkommunikationsdrohungen gegen die Civilehe und ihre Anhänger. Die Bischöfe von Savoyen riefen in einem leidenschaftlichen Kollektivschreiben die „Organisation des gesetzlichen Widerstandes" gegen die Regierung an. Zu diesem klerikalen Treiben kam noch die Einmischung des französischen Gesandten, Grafen His de Butenval, welcher mit den einflußreichsten Führern der staatsfeindlichen Faktion in ostensible Beziehungen trat. Um dem König die wahre Stimmung und Gesinnung des Landes zu offenbaren, begannen alle Provinzen, alle größeren und kleineren Städte mit den einmüthigsten Voten zu Gunsten der Civilehe auf die klerikale Agitation zu antworten. Die Municipien, die Provinzial- und Distriktsconseils beschlossen Petitionen an die Deputirtenkammer und die Regierung für Sequestration der geistlichen Güter, Aufhebung der Klöster rc., und dieselben Begehren wurden von Bürgern der Stadt- und Landgemeinden in Petitionen ausgesprochen, welche sich bald mit vielen Tausenden von Unterschriften bedeckten. Ueberall traten sich die klerikale und liberale Partei einander schroff gegenüber. Da aber d'Azeglio, der sich mit dem französischen Gesandten überworfen hatte, am 20. Oktober 1852 seine Entlassung eingab und die übrigen Minister seinem Beispiel folgten, so sah sich das Land einer festen Regierung beraubt und den Provokationen einer fanatischen Partei preis gegeben. Je länger die Verhandlungen über die Herstellung des neuen Kabinets andauerten, desto angstvoller wurde die öffentliche Spannung, desto einmüthiger erhob sich die öffentliche Meinung gegen die klerikale Richtung. Das Gerücht von der Bildung eines Ministeriums Balbo-Revel (entschiedene Rechte, doch von nicht entschieden klerikaler Färbung) begegnete einer so lebhaften öffentlichen Abneigung, daß Revel selbst auf das Mandat der Kabinetsbildung Verzicht leistete. Nachdem König Victor Emanuel die verschiedensten Meinungen vernommen, fiel seine Wahl auf die Bildung einer Verwaltung von entschieden liberalem Geiste. Am 28. Oktober 1852 beauftragte er den Grafen Camillo di Cavour mit der definitiven Bildung des Kabinets, und schon nach wenig Tagen war dasselbe zu Stande gekommen. Cavour selbst übernahm die Präsidentschaft und die Finanzen, General Dabormida erhielt das Auswärtige, Graf Ponzo di San Martino die inneren Angelegenheiten. Die übrigen Minister hatten sämmtlich dem Kabinet d'Azeglio angehört und dessen liberale Elemente gebildet: General La Marmora (Krieg), Buoncompagni (Justiz), Luigi Cibrario (Unterricht), Paleocapa (öffentliche Bauten). Schon nach den ersten Sitzungen der Deputirtenkammer trat die von Cavour bereits früher angestrebte Fusion der beiden Centren ein, womit die alte Majorität unter d'Azeglio-Siccardi-Cavour wieder hergestellt wurde. Noch ehe das Jahr 1852 schloß, rafften indessen die Klerikalen noch einmal ihre Kräfte zu einer heftigen Opposition zusammen. Gegen Mitte December kam das von der Wahlkammer bereits votirte Civilehegesetz im Senat zur Debatte. Seit dem Sommer hatten die Klerikalen ihre Bemühungen auf diese Kammer gerichtet, in welcher sie selbst zahlreiche Anhänger zählten. Ehe aber noch die Diskussion der einzelnen Artikel begann, publicirten die piemontesischen und savoyischen Bischöfe, abermals unter der Oberleitung des landesverwiesenen Erzbischofs Fransoni, einen Protest in Verbindung mit Exkommunikationsdrohungen, welchen die Geistlichen von der Kanzel herab verlesen mußten, und übten hierdurch wenigstens einen moralischen Druck auf die Senatorenkammer aus. Der erste, der Hauptartikel des Civilehegesetzes, wurde daher (am 20. December) mit einer Majorität von 39 gegen 38 Stimmen verworfen. Der Justizminister zog in Folge dieses Votums den Entwurf vorläufig zurück. Das Programm des Kabinets ließ sich in folgenden Punkten zusammenfassen: absolute Emancipation der staatlichen Gewalt von der kirchlichen und Civilehe; Unverletzlichkeit des Rechts der freien Association; Unverletzlichkeit der freien Presse; Unterrichtsfreiheit und Verbreitung des Unterrichts unter den Volksklassen aus Staatsmitteln; ausgedehnteste Handelsfreiheit und neue Tarifreformen; Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts, Oekonomie im Staatshaushalte, Steuerreform; Beschleunigung und Regelmäßigkeit des Gerichtsverfahrens; Reform des Civil- und Pönalcodex; Disciplinargesetze und Gesetze über das Avancement im Militärdienste; Erweiterung der Kommunalfreiheit; neue Gesetze über die Civiladministration; Beförderung des Verkehrs und der Kommunikation im Inneren und mit dem Auslande durch Straßen-, Eisenbahn- und Telegraphenbauten rc. Endlich wurde auch auf der Insel Sardinien im December der Belagerungszustand aufgehoben, der überhaupt in der letzten Zeit sehr mild gehandhabt worden war.

In Folge des mailänder Aufstandes vom 6. Februar 1853 wurde das Verhältniß zwischen Sardinien und Oesterreich wieder ein gespanntes. Zwar internirte oder entfernte die Regierung die auf sardinisches Gebiet übergetretenen kompromittirten Lombarden, allein das genügte der österreichischen Regierung nicht, vielmehr wurden Ende Februar die Güter aller seit der letzten Revolution in Sardinien lebenden emigrirten Lombarden mit Sequestration belegt. Sardinien empfand diese Maßregel der österreichischen Regierung sehr drückend, und Anfangs März 1853 rief daher der König Englands Vermittelung

an; aber weder diese, noch der sehr lebhafte Notenwechsel zwischen der sardinischen Regierung und der österreichischen führte zu der Zurücknahme der Maßregel. Im Jahre 1853 legte die Regierung den Kammern ein neues Civilprozeßgesetzbuch vor, welches, eine Vereinigung des französischen Prozeßrechts mit dem alten Landrecht anstrebend, 1854 vorläufig auf 4 Jahre angenommen ward. Der Geistlichkeit ward für den aufgehobenen Zehnten eine Entschädigung von 2,111,000 Francs bewilligt. Die Diskussionen der Kammer gingen mit weit mehr Ruhe und Mäßigung vor sich als früher; als jedoch für den mit Tod abgegangenen Abgeordneten von Turin, Grafen Cesare Balbo, einen der Führer der alten konstitutionellen Partei, eine Neuwahl erforderlich war, benutzte man diese in sofern zu einer Demonstration gegen Oesterreich, als man den vormaligen Lombarden Trivulzio Palaviccini, den Leidensgefährten Silvio Pellico's auf dem Spielberg, wählte. Der wiederholte Widerstand, welchen die erste Kammer mehren Anträgen der Regierung entgegensetzte, führte gegen Ende des Jahres 1853 zur Auflösung der Kammern, und der Erfolg entsprach in sofern den Wünschen des Gouvernements, als die am 19. December 1853 eröffneten neuen Kammern die in verfassungsfreundlichem und nationalitalienischem Sinne gehaltene Thronrede mit großer Begeisterung aufnahmen. Auch die Beziehungen zu der päpstlichen Regierung schienen sich in Folge der Zurückziehung des die Civilehe betreffenden Gesetzentwurfs zu bessern, wie sich denn der Papst veranlaßt fand, die Zahl der Kirchenfeste auf 11 im Jahre herabzusetzen. Die Arbeiten der Kammern bezogen sich 1854 vornehmlich auf finanzielle, sowie auf Gegenstände der inneren Verwaltung. Wichtig waren vor Allem ein Gesetzentwurf über Aufhebung der religiösen Körperschaften und das Bündniß Sardiniens mit England und Frankreich zur Fortsetzung des Kriegs gegen Rußland. Der Vorschlag der Regierung ging dahin, den Grundbesitz der religiösen Körperschaften zum Besten der Staatskasse zu veräußern und dagegen die Sustentation der Mitglieder zu übernehmen, den Ueberschuß aber einestheils für Schul- und milde Zwecke, anderntheils zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe zu benutzen, sowie auch die Einkünfte des reichen Klerus einer Besteuerung zu unterwerfen. In der zweiten Kammer ward das Gesetz am 2. März 1855 angenommen, in der ersten aber glaubte man die Aufhebung auf gewisse Klöster beschränken zu müssen, wie man auch die Bildung religiöser Vereine an der Stelle der Körperschaften gestattet wissen wollte. Mit diesen Modifikationen erhielt der Entwurf Gesetzeskraft. Das Bündniß mit England und Frankreich zur Theilnahme am Krieg mit Rußland kam in Folge einer Einladung, welche jene Mächte in Bezug darauf Ende Oktober 1854 an Sardinien richteten, den 26. Januar 1855 zu Stande, und zwar verpflichtete sich der König von Sardinien, ein Hülfscorps von 15,000 Mann (Infanterie, Kavallerie und Artillerie) unter einem sardinischen General zu stellen, zu verpflegen und in dieser Stärke zu erhalten, wogegen die britische Regierung der sardinischen für 1855 ein mit 4 Procent zu verzinsendes Darlehen von 1 Million Pfund Sterling gewährte und ein gleiches für 1856 versprach, wenn der Krieg bis dahin nicht beendigt sein würde. Die Kammern hatten dem Vertrag ihre Zustimmung gegeben, und so wurden im April 1855 die sardinischen Truppen auf Kosten Englands nach der Krim übergeführt und dort in einer Stärke von 17—18,000 Mann bis zum Frühjahr 1856 erhalten. Das Bündniß mit England und Frankreich führte kein freundlicheres Einvernehmen mit Oesterreich und dem Papste herbei. Vielmehr sprach der letztere die Exkommunikation gegen Alle aus, welche das die Aufhebung der religiösen Körperschaften betreffende Gesetz vorgeschlagen und gebilligt hätten; doch ward das hierauf bezügliche Dekret der sardinischen Geistlichkeit nicht amtlich mitgetheilt und auch nicht in den Kirchen publicirt. Auf den Friedenskonferenzen zu Paris (vom 25. Febr. bis 16. April 1856) ward Sardinien durch den Ministerpräsidenten, Grafen Cavour, und durch den Gesandten in Paris, Marquis von Villamarina, vertreten. Beide überreichten dem französischen u. englischen Kabinet eine die politischen Zustände Italiens, besonders des Kirchenstaats, betreffende Note, worin über die fortdauernde Besetzung der Legationen durch österreichische Truppen Klage geführt und der Wunsch ausgesprochen ward, daß bei der Unfähigkeit der päpstlichen Regierung zur Durchführung einer den Bedürfnissen der Zeit und des Volks entsprechenden Reorganisation der staatlichen Zustände wenigstens die Legationen unter dem Titel eines abgesonderten päpstlichen Fürstenthums von dem übrigen Kirchenstaat getrennt und denselben die Verfassung, die sie unter Napoleon I. gehabt, zurückgegeben würden. Das französische Kabinet brachte diese Angelegenheit, ohne jedoch der sardinischen Vorschläge zu erwähnen, in der Konferenzsitzung vom 8. April zur Sprache. Der österreichische Bevollmächtigte erklärte jedoch, daß eine Einmischung in die inneren Verhältnisse solcher Staaten, welche auf der Konferenz nicht vertreten wären, unstatthaft sei. Die Konferenz ließ es daher bei Wünschen bewenden, die aber der sardinischen Regierung nicht genügten, welche deshalb eine neue Note vom 16. April überreichte, worin auf die Gefahr hingewiesen ward, in die Sardinien, als der einzige Staat, welcher sowohl der österreichischen Uebermacht, als dem revolutionären Geiste in Italien Schranken zu setzen vermöge, durch den von Seiten Oesterreichs auf Italien ausgeübten Druck versetzt werde. Wiewohl die von Seiten Englands und Frankreichs auf die Note vom 16. April ertheilte Antwort für Sardinien gerade nicht ermuthigend lautete, so wies ein königlicher Erlaß vom 12. Juli gleichwohl einen Kredit von 1 Million Francs zur Befestigung Alessandria's an, um der von Oesterreich bewirkten Befestigung von Piacenza gegenüber Front zu machen. Das sardinische Budget für 1857 veranschlagte die Einnahme zu 135,867,321 Francs und die Ausgabe um 9,163,430 Francs höher, wobei die Zinsen von 54 Millionen Francs, welche der Krieg in der Krim gekostet hatte, mit in Anschlag gebracht waren. Bei Beginn des Landtags von 1857 (7. Januar) verwilligten die

Kammern, da die zwischen Oesterreich und Sardinien obwaltende Spannung wieder mehr als je hervortrat, noch 5 Millionen Francs zur Befestigung Alessandria's. In der Frage über Regelung der Angelegenheiten der Donaufürstenthümer stand Sardinien mit Frankreich und Rußland Oesterreich und England gegenüber. In Folge einer Rede des Grafen Cavour über die Befestigung von Alessandria ward die österreichische Gesandtschaft von Turin abberufen, und es übernahm einstweilen die preußische Gesandtschaft die Besorgung der laufenden Geschäfte (23. März). In Anbetracht der obwaltenden Umstände in Uebereinstimmung mit den Kammern rief die Regierung eine Art Landwehr ins Leben und vermehrte auch die Reserve. Inzwischen wurde dem Verkehr nach Außen durch Abschließung neuer Handelsverträge mit der argentinischen Konföderation (15. Jan. 1857) und mit Persien (28. April 1857) Vorschub geleistet. Die Kammern beschlossen die Durchstechung des Mont Cenis auf Kosten des Staats, die Herstellung von Gefängnissen nach dem Zellensystem, die Aufhebung der Wuchergesetze und die Feststellung von Darlehnszinsen auf Grund freien Uebereinkommens. In Gemäßheit des die Aufhebung der religiösen Körperschaften betreffenden Gesetzes waren schon in der ersten Hälfte des Jahres 1857 330 Mönchs- u. 78 Nonnenklöster mit 925,604 Francs Einkünften u. 10,790 Hektaren Grundbesitz aufgehoben u. außerdem 1700 Beneficien eingezogen und 66 Kollegiatkirchen geschlossen worden. Auf die über um sich greifende protestantische Propaganda laut werdenden Klagen beschlossen die Kammern bei Gelegenheit der Berathung eines neuen Unterrichtsgesetzes, daß in allen öffentlichen Schulen die katholische Religion Grundlage des Religionsunterrichts sein müsse. Am 30. Juni brach zu Genua ein Aufstand aus, nachdem hier schon einige Zeit wegen der beschlossenen Verlegung des Kriegshafens nach Spezzia große Aufregung geherrscht hatte. Obwohl nun derselbe nach zweitägigem Kampfe bewältigt ward, so erschien doch der Umstand, daß Mazzini dabei die Hand im Spiel gehabt und gleichzeitig auch in Livorno Bewegungen Statt gefunden hatten, in Verbindung mit Entdeckung einer weit verzweigten Verschwörung und Auffindung großer Kriegsvorräthe bedenklich genug, um insbesondere in den Augen des österreichischen Kabinets Sardinien als Vereinigungspunkt der Bestrebungen zur Revolutionirung Italiens erscheinen zu lassen. Es hatte daher schon beschlossen, Truppenverstärkungen nach Italien abgehen zu lassen, als die bekannte Anrede Napoleons III. an den österreichischen Gesandten am 1. Januar 1859 das Signal zur wirklichen Ausführung dieser Maßregel gab. Ueber den Ausbruch und Verlauf des Kriegs zwischen Oesterreich einer- und dem mit Frankreich verbundenen Sardinien andererseits, wodurch dies die Lombardei gewann, sowie die Begründung des Königreichs Italien durch Victor Emanuel s. **Italien**, Geschichte. Vergl. **Manno**, Storia di Sardinia, Turin 1825, 3 Bde.; **Mimaut**, Histoire de Sardaigne, Par. 1825; Bericht des österreichischen Generalstabs über den Feldzug von 1848, Wien 1850, 2 Bde.; **Brofferio**, Storia di Piemonte, Turin 1852 f.; **Cibrario**, Storia della monarchia di Savoia, das. 1840; **Cesare di Saluzzo**, Souvenirs militaires des états sardes, das. 1853; **Bazancourt**, La campagne dans Italie en 1859, Paris 1859, 2 Bde.; **Ricotti**, Storia della monarchia Piemontese, Florenz 1861 ff.

Sardo (**Castel S.**), stark befestigte Stadt auf der Nordküste der Insel Sardinien, Provinz Sassari, am Golf von Asinara, auf einem Felsenvorsprung im Meer erbaut, ist Bischofssitz und hat 2050 Einwohner.

Sardonisches Lachen (sardonius risus, **Sardoniasis**), krampfhaftes, mit heftig wechselnden krampfhaften Gesichtsverzerrungen verbundenes Lachen, dem keine angemessene Stimmung zu Grunde liegt. Der Name soll von einem auf Sardinien wachsenden Kraut (Sardoa herba) hergenommen sein, dessen Genuß ein solches Lachen zur Folge hatte. Unrichtig versteht man unter sardonischem Lachen bisweilen auch ein höhnisches Lachen.

Sardonyx, s. **Onyx**.

Sardoum (Sardonicum) mare (lat.), der die Insel Sardinien umgebende Theil des Mittelmeeres bis zu dem libyschen Meere hin, gegen welches eine vom Promontorium Lilybaeum auf Sicilien gegen Westen gezogene Linie die Grenze machte; im weiteren Sinne zuweilen auch das ganze westliche Meer von Sardinien bis zu den Säulen des Hercules.

Sarepta, Stadt in Phönicien, unweit Sidon, zwischen dieser Stadt und Tyrus gelegen, durch Weinbau berühmt, im Mittelalter fester Platz; jetzt Surafend oder Serphant.

Sarepta, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, Kreis Zarizyn, an der Mündung der Sarpa in die Wolga, ist sehr freundlich gebaut, mit vielen Gärten, hat einige Befestigungen, eine deutsche und eine russische Schule, Industrie in Tabak und Seide, Brennereien, Brauereien, lebhaften Handel und 5400 Einwohner. S. ist eine 1765 angelegte Kolonie der Herrnhuter, welche sich ursprünglich der Bekehrung der damals in jener Gegend noch häufig sich findenden heidnischen Völkerschaften widmen wollten, gegenwärtig aber namentlich die Industrie des Orts in der Hand haben. Die Kolonie erhielt 1797 vom Kaiser Paul I. eigene Gerichtsbarkeit (ausgenommen Kriminaljustiz) verliehen und steht unmittelbar unter der Tutelkanzlei in Petersburg. Zwei Stunden davon der Badeort **Katharinenbrunnen**, dessen Wasser zwischen Kochsalz- und Glaubersalzwässern mitten inne steht.

Sargans, Stadt u. Bezirkshauptort im schweizerischen Kanton St.-Gallen, am Fuße des Gontenbergs, zwischen dem Rhein und der Seez und an der Südostbahn (Rorschach-Chur), die hier nach Weesen abzweigt, hat ein festes Schloß, Landwirthschaft, Weinbau, Viehhandel, ein ansehnliches Eisenwerk, eine kalte Schwefelquelle und 900 Einwohner. Der Ort brannte im December 1811 großentheils ab. S. bildete 1482—1798 eine Landvogtei und Grafschaft unter der Hoheit der acht alten Kantone.

Sargassum *Agardt* (**Beerentang, Fächerfruchttang**), Pflanzengattung aus der Familie der Algen, wovon besonders Sargassum bacciferum *Ag.*, mit rundlichem, etwas zusammengedrücktem,

sehr ästigem Stengel, schmalen gezähnten Blättern, runden Luftblasen und traubenförmigen Fruchtbehältern merkwürdig ist, indem es in großen Meeren, besonders im atlantischen, von seinem Standort losgerissen, weit von allem Land entfernt in solcher Menge zusammengetrieben wird, daß meilenweite Strecken wie Wiesen aussehen. Columbus mußte auf seiner Entdeckungsreise, jenseits der kanarischen Inseln, unter 20° nördl. Br. 14 Tage durch dieses schwimmende Meerkraut schiffen, das so dick lag, daß man sich mit Beilen einen Weg bahnen mußte. Heut zu Tage sieht man es vom 27. bis 28.° nördl. Br. in einem Raum von mehr als 160 Meilen ausgebreitet, nicht zusammenhängend, sondern wie große Inseln schwimmend. Die Matrosen sammeln, kochen und trinken es wegen seines Jodgehalts gegen Harnverhaltung. Auch S. vulgare Ag., häufig in den meisten südlichen Meeren, mit lederartig-knorpeligen Aesten, frisch olivengrünen und getrocknet schwarzen Blättern, wird mit Nutzen bei Krankheiten der Harnwege 2c. angewendet.

Sari, Hauptstadt der persischen Provinz Masenderan, unweit der Südküste des kaspischen Meeres, hat mehre Parsentempel, lebhaften Handel und ungefähr 30,000 Einwohner.

Sark (Sarke, Cers, Gers, Serq, Sereq), britisch-normannische Insel im Kanal (la Manche) unweit der französischen Küste, zwischen Jersey und Guernsey, hat ¼ QMeile Flächenraum, ist sehr felsig und besteht aus 2 Theilen, die durch einen schmalen, 384 Fuß hohen Isthmus verbunden sind, durch welchen ein Tunnel führt. Die 503 Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau, Schaf- und Rindviehzucht, Fischerei, Spinnerei und Wollstrickerei; früher wurde auch Bergbau auf Blei und Silber getrieben. Der kleine Hafenplatz Longy ist der einzige zusammenhängende Ort und wird durch ein Fort vertheidigt. Dabei das kleine unbewohnte Felseneiland Brechou oder Ile des marchands.

Sarkasmus (v. Griech.), der bittere Hohn, den Jemand mit verbissenen Lippen ausspricht, besonders jede verhöhnende Rede, jeder beißende (den Getroffenen gleichsam zerfleischende) Spott, Art der Ironie (s. d.). Der S. wurde von den Alten als besondere Redefigur betrachtet, worin Demosthenes und Cicero Meister waren. Daher sarkastisch.

Sarkocele (v. Griech., Fleischbruch), Anschwellungen des Hodens von verschiedener Natur und Bedeutung. Im weiteren Sinne versteht man darunter jede Anschwellung des eigentlichen Hodens selbst, gleichviel ob sie einfach entzündlicher Natur oder durch die Entwickelung eines dem Hoden fremdartigen Gewebes bedingt ist. Im engsten Sinne nennt man S. nur die sarkomatöse Entartung des Hodens (s. Sarkom). Von den Afterbildungen im Hoden, welche unter dem Bilde der S. auftreten, ist der Hodenschwamm (s. Hodenkrebs und Hodenmarkschwamm) und die Knorpelgeschwulst, sowie das Sarkom des Hodens zu nennen. Die beiden letzteren bilden verschieden große Geschwülste bis zur Größe einer Faust und darüber, fühlen sich fest, manchmal glatt, häufiger aber grobhöckerig an, und die Haut des Hodensacks ist über ihnen verschiebbar. Sie haben einen langsamen Verlauf, verursachen mäßige Schmerzen oder sind ganz schmerzlos, wachsen sehr allmählig und können zeitweilig sogar stationär bleiben. Schließlich müssen sie aber ebenso gut wie der Hodenschwamm auf operativem Wege (Kastration) entfernt werden. Im Gefolge eines heftigen Trippers oder eines Stoßes, eines Schlages auf den Hoden kann letzterer entzündlich anschwellen. Die Anschwellung entsteht schnell und unter heftigen Schmerzen. Der geschwollene Hode fühlt sich prall, hart und glatt an und ist sehr schmerzhaft. Solche Anschwellungen gehen bei Ruhe des Körpers, bei Applikation von Blutegeln an den Hodensack und erweichenden Umschlägen, oder nach Anlegung eines Druckverbandes vermittelst Heftpflasterstreifen oder Collodium gewöhnlich nach kurzem Bestand vorüber. Die syphilitische S. ist eine Theilerscheinung der konstitutionellen Syphilis; sie entsteht langsam ohne irgend eine Gelegenheitsursache und unter geringer Schmerzhaftigkeit oder ohne allen Schmerz. Eine methodische Quecksilberkur bewirkt meist das Zurückgehen der Geschwulst, häufig folgt sogar Schwund des Hodens nach.

Sarkolatrie (v. Griech.), s. v. a. Anthropolatrie.

Sarkom (v. Griech., Fleischgeschwulst), häufig vorkommende krankhafte Geschwulst von sehr verschiedenartiger Form, Größe und Konsistenz und von wechselndem Aussehen. Die Gewebsbestandtheile der S.e sind Zellen von verschiedener Größe und Form, welche in wechselnder Menge, meist aber sehr reichlich, in eine faserige, schleimige oder knöcherne Zwischensubstanz eingebettet sind, und zwar so, daß die Zellen dabei gewöhnlich in Zügen angeordnet erscheinen. Demgemäß sind die S.e bald schleimig-weich, bald markartig, bald von der Konsistenz des Fleisches, der Sehnen, bald selbst knochenhart. Ebenso wechselt ihre Farbe, welche weißlich, gelblich oder röthlich zu sein pflegt. Die S.e enthalten stets auch mehr oder weniger reichliche Blutgefäße. Sie kommen gewöhnlich als isolirte und umschriebene Geschwülste vor. Am häufigsten entstehen sie unter der Haut, zwischen den Muskeln, am Periost, in manchen Drüsen, im Gehirn und in den Knochen. Die S. bilden den Uebergang von den gutartigen zu den bösartigen Geschwülsten. Sie wachsen bald sehr rasch und erreichen eine kolossale Größe (über Mannskopfgröße), bald sehr langsam und bleiben selbst Jahre lang stationär. Entfernt man ein S. auf operativem Wege, so tritt manchmal vollständige Heilung ein, in anderen Fällen dagegen kehrt die Geschwulst nach Monaten oder selbst erst nach Jahren in der Narbe und deren Umgebung wieder. Bei wiederholten Operationen hat man beobachtet, daß die nachfolgende Geschwulst immer zellenreicher und bösartiger sich zeigte, als die vorhergehende. Manche S.e geben in Bezug auf Bösartigkeit den Krebsen nichts nach. Vgl. Virchow, Die krankhaften Geschwülste, Berlin 1863—65.

Sarkophag (v. Griech.), ursprünglich Name einer Steinart, die bei der Stadt Assus in Troas gefunden ward, sich leicht spalten ließ und Leichname, welche man in Särge, die davon gefertigt waren, legte, innerhalb 40 Tagen mit Ausnahme

der Zähne verzehren sollte, der Alumen schisti Linné's, eine Art Alaunschiefer, womit man übrigens die Särge zur Beförderung der Verwesung gewöhnlich nur auslegte. Der Name S. ward dann auch auf jeden anderen Steinsarg übertragen. Die ägyptischen S.e, die ältesten, welche man gefunden, sind meist von Kalkstein, seltener von Basalt oder Marmor, innen und außen größtentheils mit Hieroglyphen und Reliefbildern geschmückt. Es gibt aber auch S.e von rothem oder schwärzlichem Granit, worin Könige und Priester beigesetzt zu werden pflegten. In Attica findet man häufig in Felsen gehauene und mit einem Steindeckel versehene S.e, daneben auch irdene, letztere besonders in Etrurien, mit der ganzen ausgestreckt auf dem Deckel liegenden Figur des Verstorbenen. Auch die Römer hatten dergleichen S.e, welche viereckigen, mit Reliefs geschmückten Kisten glichen und auf die Gräber gestellt zu werden pflegten. Auch im Mittelalter waren noch solche Steinsärge gebräuchlich, wie die Gräber mehrer Erzbischöfe im kölner Dom beweisen. Die Reliefdarstellungen auf denselben zeigen außer dem Bilde Desjenigen, für den ein solcher Sarg bestimmt war, meist Christus, die Apostel, den guten Hirten 2c. Das Campo Santo in Pisa enthält über 70 antike S.e. Berühmt sind der S. des Homer in den besborodko'schen Gärten zu Petersburg, ein Werk späterer Zeit, und der S. Alexanders, jetzt im britischen Museum.

Sarlat, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Dordogne, am gleichnamigen Flüßchen, das in die Dordogne fällt, liegt in der Tiefe eines von allen Seiten mit Bergen eingeschlossenen Thales, südöstlich von Périgueux, hat einen Gerichtshof, ein Handelsgericht, Kommunalcollége, geistliches Seminar, Fabrikation von Papier, Nußöl, Amboßen und Liqueuren, Handel mit Nußöl, Wein und Trüffeln, Bergbau auf Eisen, Kupfer, Stein- und Braunkohlen und 6586 Einw. In der Nähe die tiefe Stalaktitenhöhle von Miremont (Le trou de Granville).

Sarmatia, Bezeichnung der früher unter dem Gesammtnamen Scythen mitbegriffenen nördlichen Länder von Europa und Asien, zuerst bei Mela und Ptolemäus vorkommend, während schon Herodot den Namen des Sarmaten- od. Sauromatenvolks kennt. Ptolemäus theilt dieses umfassende Ländergebiet in ein europäisches und asiatisches Sarmatien u. läßt zwischen beiden die Palus Maeotis, den Fluß Tanais und eine von diesem gegen Norden gezogene Linie die Grenze bilden, so daß also ersteres die östlich von der Weichsel gelegenen preußischen und polnischen Lande, den nördlichsten Strich von Galizien und das europäische Rußland, letzteres aber die zwischen Don und Wolga gelegenen russischen Provinzen, den westlichen Theil von Kasan und Astrachan, Kaukasien, Tscherkessien und das nördliche Daghestan und Lesghistan umfaßt haben würde. Diese weite Länderstrecke, welche die Alten nur in ihren südlichen Gegenden etwas genauer kannten, war im Ganzen, mit Ausnahme der südlichen Striche und der Chersonesus taurica, größtentheils einförmiges Steppenland und als solches weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet, welcher nur in den südlichen Gegenden mit Erfolg betrieben ward. Namentlich ward von Taurien viel Getreide ausgeführt. Als andere Produkte Sarmatiens aus dem Pflanzenreiche werden genannt Hanf und Flachs, Hirse, Linsen, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben und anderes Wurzelwerk, Lavendel, Thymian, Salbei, Krausemünze 2c., Anis, Wermuth, Bdellium, Rhabarber und andere Arzneipflanzen, ja selbst Wein, der jedoch wohl nur in Taurien gedieh, von Bäumen aber nur Weiden und Linden. Das Thierreich war nur durch wenige Arten vertreten; doch kamen außer Wölfen, wilden Schweinen, Hirschen, Antilopen, wilden Eseln, Hasen, Kaninchen, Bibern, Fischottern und Robben in den südlichen Gegenden auch Löwen und Tiger vor. Von zahmen Hausthieren fanden sich Schafe mit grober Wolle, Schweine, Rinder ohne Hörner, Pferde und Esel. Das Mineralreich lieferte Gold, aber kein Silber und Eisen, Edelsteine, Krystalle, Salz 2c. Mit diesen Produkten ward ein lebhafter Handel getrieben, dessen Stapelplätze besonders die griechischen Pflanzstädte an den Küsten waren. Als Gebirgserhebungen werden in dem meist ebenen Lande genannt, nämlich im europäischen Theile: das karpathische Grenzgebirge an der dacischen und das sarmatische an der germanischen Grenze, im Innern der Mons Peuce und die Amadoci Montes im Süden und das alanische Gebirge nach dem Tanais hin, westlich von diesem das bodinische Gebirge, endlich die Venedici und Rhipaei Montes; im asiatischen Sarmatien: die Coraxici und Coraunii Montes an der Südgrenze und als deren Fortsetzung die Hippici Montes, eine Reihe niedriger Berge zwischen dem Rhaflusse und der Palus Maeotis, im äußersten Norden die Hyperborei Montes. Von Flüssen werden im europäischen Sarmatien als zum Stromgebiet der Palus Maeotis gehörig erwähnt der Tanais (Don) mit mehren Nebenflüssen und die Küstenflüsse Poritus (jetzt Calmius), Lycus (jetzt Berda), Agarus, Gerrhus, Byces (Bycus oder Pasiacus); als zum Stromgebiete des Pontus Euxinus gehörig der Carcinites, Hypanis oder Bogus (jetzt Bog), Borysthenes (Danapris, jetzt Dnjepr), Axiaces (jetzt Teligul), Tyras (Danastris, jetzt Dnjestr), und die nördlichen Nebenflüsse des Ister: Porata, Tiarantus, Aranus, Naparis oder Ordessus; als zum Stromgebiete des sarmatischen Oceans gehörig die Vistula (Weichsel), der Gattalus (Pregel?), Chronus oder Chronius (Niemen?), Rhubon (Düna?), Turuntus (Windau?) und Chesinus (Pernau oder Lovat?); im asiatischen Sarmatien als zum Stromgebiete der Palus Maeotis gehörig außer dem Grenzflusse Tanais und mehren in den Pontus Euxinus mündenden Küstenflüssen der Marabius (jetzt Eja), Rhombites major (jetzt Tschelbas), Teophanius (jetzt Beisug), Rhombites minor, (jetzt Akbasch), Atticitus oder Anticites (Liman von Temruk?), Psathis (jetzt Kurka?) und Bardanus (jetzt Kuban?); als zum Stromgebiete des kaspischen Meeres gehörig der östliche Grenzfluß Rha (Wolga) und weiter südwestlich der Udon oder Alonta. Von Seen werden nur der mit der Palus Maeotis zusammenhängende Byce od. Buces (das jetzige faule Meer) und der Amadoca, beide im europäischen Sarmatien, erwähnt. Von den Städten kommen nur die griechischen Küstenstädte

in Betracht, von denen mehre zu großer Macht und Bedeutung gelangten; so im europäischen Sarmatien, und zwar in der Chersonesus taurica: Chersonesus, Theodosia (jetzt Kaffa oder Feodosia) an der Süd-, Panticapäum (jetzt Kertsch) an der Ostküste; im übrigen Lande: Tyras an der Mündung des gleichnamigen Stroms (wahrscheinlich Akjerman), Olbia oder Borysthenes am rechten Ufer des gleichnamigen Stroms und Tanais zwischen den beiden Mündungen des gleichnamigen Stroms; im asiatischen Sarmatien an der Küste des Pontus: Pityus, Sinda u. Phanagoria. Die zahlreichen Völkerschaften, welche S. bewohnten, werden sämmtlich unter dem allgemeinen Namen Sauromatä oder Sarmatä zusammengefaßt. Wahrscheinlich hat man sie für keinen reinen, sondern einen mit benachbarten Völkern vermischten Zweig der Scythen anzusehen, der, von Osten her vordringend, viele rein scythische Stämme unterwarf und mit diesen nach und nach zu Einem Volke verschmolz, so daß der Name der Sarmaten eine immer weitere Geltung in Scythien erhielt. Wenigstens finden wir später fast in allen den Gegenden Sarmaten, wo die älteren Schriftsteller Scythen nennen. Die Sarmaten führten ein nomadisches Leben, waren meist zu Pferde und wohnten in Filzzelten, die sie auf ihren von Ochsen gezogenen Wägen überall mit sich führten, daher sie keine festen Häuser und Städte hatten. Ihre Hauptbeschäftigung war Vieh-, namentlich Pferdezucht. Sie standen in dem Rufe der Verschlagenheit und Treulosigkeit. Die Frauen zogen mit in den Krieg, und den Mädchen wurde gleich nach ihrer Geburt die rechte Brust ausgebrannt, damit sie zur Spannung des Bogens tüchtig würden. Die Sarmaten waren blondhaarig und von wildem Aussehen, das durch Tätowiren noch gesteigert ward. Als gemeinsame Waffen der Sarmaten werden genannt lange Lanzen, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, lange Schwerter, die sie mit beiden Händen geschickt zu führen verstanden. Auch trugen sie Helme von rohem Rindsleder und Schuppenpanzer. Im kleinen Kriege waren die Sarmaten weit furchtbarer als in der offenen Feldschlacht, in welcher sie nicht leicht Stand hielten. Dem heftigen Anprall ihrer Reiterangriffe vermochte man selten zu widerstehen. Ihre gewöhnliche Nahrung war Pferdefleisch, mit Milch und Blut von Pferden vermischtes Mehl und Hirsebrei. Einige scythische Stämme sollen Kannibalen gewesen sein. Sie standen unter Königen und erwiesen dem Feuer oder, nach Art der Scythen, auch einem aufgestellten Pferde göttliche Verehrung. Die Griechen und Römer wurden mit den Sarmaten erst 70 n. Chr. bekannt. Gegen das Ende des 3. Jahrhunderts machten letztere einen Angriff auf Illyrien, wurden aber vom Kaiser Carus mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen, so daß sie geraume Zeit ruhig blieben. Im Jahre 232 wandten sie sich, von den Gothen bedrängt, an die Römer um Hülfe und erhielten dieselbe. Als sie aber, durch nicht erfüllte Verheißungen, die ihnen die Römer gemacht, aufgebracht, wieder Streifzüge in das römische Gebiet unternahmen, wurden sie von den Gothen unter Geberich überfallen und geschlagen. Als sie darauf ihre Sklaven bewaffneten (334) und durch sie siegten, vertrieben diese ihre sarmatischen Herren und setzten sich unter dem Namen Limiganten zwischen der Donau u. der Theiß fest. Die Sarmaten traten zum Theil in die Dienste der Gothen, zum Theil vereinigten sie sich mit den Quaden, die ihnen eine Strecke Landes einräumten. 300,000 Sarmaten erhielten auch Wohnsitze in den römischen Provinzen Thracien, Pannonien, Macedonien, Italien und selbst am Rhein auf dem Hundsrück. Kaiser Constantius schlug, von Gothen und Sarmaten unterstützt, (358) die Limiganten und gab das von diesen besessene Gebiet den Sarmaten zurück. Nach dem Sturz der hunnischen Herrschaft, der auch die Sarmaten unterworfen gewesen waren, erhielt ein Theil von ihnen Sitze in Illyrien; die anderen verbündeten sich 470 mit Sueven und Scyrrhen gegen die Ostgothen, wurden aber dann von Theoderich geschlagen. Zuletzt werden Sarmaten noch mit den Gepiden (488) und später unter den Schaaren, welche sich den Longobarden anschlossen, genannt. Die Zurückgebliebenen verschwinden unter den Avaren. Von da an verschwindet der Name der Sarmaten aus der Geschichte.

Sarmentaceen, Pflanzenfamilie, s. v. a. Weinrebengewächse.

Sarmizegethusa (Sarmazege und Sarmategte), eine der bedeutendsten Städte Daciens und Residenz der Könige dieses Landes, am Fluß Sargetia, später römische Kolonie mit italienischem Bürgerrecht unter dem Namen Colonia Ulpia Trajana Augusta und Hauptstadt der ganzen Provinz. Umfangreiche Ruinen (Mauern, Tempel, Amphitheater, Wasserleitung &c.) mit vielen Inschriften beim jetzigen Varhely oder Gradischte am Fluß Strel oder Strey.

Sarnen, Hauptort des Bezirks (Halbkantons) Ob dem Wald im schweizerischen Kanton Unterwalden, am Ausfluß der sarner Aa aus dem Sarnersee, ist Sitz der Regierung, hat ein Rathhaus, Gymnasium, 2 Klöster, ein Armenhaus, Zeughaus, Theater, Gerberei, Färberei und 3400 Einwohner. Oberhalb S. an dem Platze, wo einst die 1308 zerstörte Burg Landenberg stand, ist jetzt der Versammlungsort der Landesgemeinde; es steht dort ein Schützenhaus. Hier am 14. Nov. 1832 die sarner Konferenz, auf welcher die konservativen Stände Waadt, Uri, Innerschwyz, Baselstadt, Neufchâtel und ein Theil von Genf beschlossen, an der allgemeinen Reform der schweizer Verfassung nicht Theil zu nehmen; im Juli 1833 kamen sie indeß überein, wenigstens die Tagsatzung zu beschicken, und am 17. Aug. 1833 ward der Sarnerbund für aufgelöst erklärt. Der Sarnersee zieht sich von Nordwesten gegen Südwesten, ist 1½ Stunden lang, ½ Stunde breit, ziemlich tief und fischreich, wird von der sarner Aa durchflossen und hat schöne, wald- und wiesenreiche, stark bewohnte Ufer.

Sarno, Stadt in der italienischen Provinz Salerno (ehemaligen neapolitanischen Provinz Principato citeriore), am gleichnamigen Fluß, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 9 andere Kirchen, ein altes Schloß, geistliches Seminar, Eisen- und Kupferhämmer, Seidenzucht, Wein- und Oelbau, besuchte Mineralquellen und 14,750 Einwohner. Die Stadt hat den Titel eines Herzogthums.

Der gleichnamige Fluß entspringt in der Provinz Avellino, fließt südwestlich in die Provinz Salerno und mündet unter dem Namen Scafati zwischen Castellamare und Annunziata in den Golf von Neapel. Im Alterthum hieß er Sarnus; unweit seiner Mündung lag Pompeji.

Saron, Ebene in Palästina, an der Küste des Mittelmeers, unweit Lydda, durch reiche Vegetation (saronitischer Wein), vorzüglich auch durch treffliche Viehweiden ausgezeichnet.

Saronicus Sinus (lat.), Busen des ägäischen Meeres, zwischen den Vorgebirgen Sunium und Scylläum und dem Isthmus von Korinth, als größere Inseln Aegina u. Salamis einschließend. Jetzt Golf von Aegina.

Saros, Komitat im nördlichen Ungarn, an der Grenze von Galizien, wird von den Komitaten Zemplin, Abaujvar und Zips umschlossen und hat einen Flächengehalt von 69,16 □Meilen mit 146,333 Einwohnern, meist Slowaken und Ruthenen. Längs der Nordgrenze streichen die Beskiden hin, deren wald- und weidereiche Ausläufer das ganze Komitat bedecken. Die Hauptflüsse sind die Tarcza, der Topla, welche beide angenehme Thäler durchströmen, und die südlichsten durchfließt der Hernad. Das Klima ist rauh, aber gesund. Die Thäler erzeugen alle Getreidegattungen, besonders baut man Flachs, Hanf, Buchweizen und Obst. Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Marmor, Porzellanerde, Polirschiefer, Schwefelkies, Opale, Salz (Sovarer Salzquellen) und geben einer Menge von Heilquellen (72) ihr Dasein. Hauptstadt ist Eperies. In kirchlicher Hinsicht gehören die Einwohner zur Dioces des katholischen Bischofs zu Kaschau und des griechisch-unirten zu Eperies. Der gleichnamige Flecken, an der Tarcza, nordwestlich von Eperies, hat 2800 Einwohner; dabei das alte Schloß S., nach welchem das Komitat benannt ist.

Saros, Busen von, die nordöstlichste Spitze des ägäischen Meeres, welche durch die Halbinsel Gallipoli gebildet wird.

Saros Patak, s. Patak.

Sarpa, linker Nebenfluß der Wolga im europäisch-russischen Gouvernement Astrachan.

Sarpi, Paolo (Fra Paolo), berühmter italienischer Geschichtschreiber, geboren den 11. August 1552 zu Venedig, trat in den Orden der Serviten, wurde Mitglied des Kollegiums zu Padua, kam in seinem 26. Jahre als Provinzial seines Ordens nach Rom u. ward später Generalprokurator. Bei der Inquisition geheimer Verbindungen mit Ketzern angeklagt, sah er sich in jeder weiteren Beförderung behindert. Endlich wählte ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Konsulenten, mehre Angriffe auf sein Leben bewogen ihn aber, sich in sein Kloster hier zurückzuziehen, wo er den 14. Januar 1623 †. Er war einer der aufgeklärtesten Katholiken seiner Zeit, der die Anmaßungen des Papstes, den blinden Glauben u. den Jesuitismus kühn bekämpfte und in wesentlichen Punkten mit der evangelischen Lehre übereinstimmte. Seine Kenntnisse erstreckten sich fast über alle Zweige des menschlichen Wissens. Sein Hauptwerk ist die „Istoria del Concilio tridentino" (London 1619; deutsch von Winterer, Mergenth. 1839—41, 4 Bde.). Außerdem sind besonders seine Briefe schätzbar. Vergl. Bianchi-Giovini, Biografia di Fra Paolo S., Zürich 1836, 2 Bde.; Münch, Fra Paolo S., Karlsruhe 1838.

Sarpsborg, Stadt im norwegischen Amte Smaalenene, am Glommen, mit 1937 Einw. und gutem Hafen, erst 1840 angelegt.

Sarracenia *L.* (Sarracenie), Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen, charakterisirt durch den 5blätterigen, gefärbten, abfälligen, oft mit einem kleinen 3blätterigen bleibenden Außenkelch versehenen Kelch, die 5 genagelten Blumenblätter, die zahlreichen Staubgefäße, den kurzen Griffel, die große schirmförmige, 5eckige Narbe und die mit der bleibenden Narbe gekrönte 5fächerige Kapsel. Als ausdauernde Zierpflanzen sind zu bemerken: S. flava *L.*, in Virginien u. Florida, mit gelbgrünen; S. purpurea *L.*, in Carolina, mit schwarz-purpurrothen; S. rubra *Walt.*, in Georgien, mit rothen; S. variolaris *Mich.*, in Carolina, mit gelben Blüthen, u. a. m. Die Blattschläuche oder Blatttrichter der Sarracenien sind fortwährend, sowohl bei trockener, als bei feuchter Witterung, bis unter ihre Mitte mit klarem Wasser erfüllt, welches von der Pflanze selbst ausgeschieden und in dem Verhältnisse, als es durch die offene Mündung des Schlauches verdunstet, wieder ersetzt wird. Die Sarracenien lassen sich leicht in Töpfen ziehen und im kalten Hause überwintern, müssen aber stets sehr feucht gehalten werden.

Sarracium (lat.), skapulierförmiger Oberrock ohne Aermel bei manchen Kongregationen regulirter Chorherren.

Sarralbe (Sarre-Albe, Saarelbe), Stadt im französischen Departement Mosel, in einem schönen Thal am Zusammenfluß von Sarre (Saar) und Albe, hat Leinweberei, Bleicherei, Dosen-, Strohhut-, Blumen- u. Stahlfabrikation, eine Salzquelle und 3119 Einw.

Sarrancolin, Stadt im französischen Departement Oberpyrenäen, an der Neste und unweit der Quelle der Garonne, am Eingange des Aurethals, hat Strumpfwaaren-, Glas- und Papierfabrikation, Marmorbrüche und 1114 Einw.

Sarre, s. v. a. Saar.

Sarreguemines (Saargemünd), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Mosel, an der Mündung der Blies in die Sarre (Saar) und an der deutschen Grenze (Rheinbayern), war früher befestigt, hat einen Gerichtshof, ein Kommunalcollége, Fabrikation von Hanfleinwand, Sammet, Plüsch, Baumwollzeuchen, Zwirn- und Seidenhandschuhen, Papiermachédosen, Zündhölzchen, Töpfer- und Fayencewaaren, Stärke, Leim, Seife ꝛc., eine Kupferhütte, lebhaften Handel, Getreideeinfuhr aus Rheinbayern, ist auch Entrepôt für deutschen Stahl und rheinisches Gußeisen und zählt 6075 Einwohner.

Sarsaparille, s. v. a. Sassaparille, s. Smilax.

Sarsenet (v. Franz.), dichtgewebtes, leinwandartiges Baumwollzeug, welches im Stück gewebt, gemangelt u. sehr geglättet in den Handel kommt, und zwar vorzüglich aus England, dem sächsischen Erzgebirge und Voigtland, sowie aus Berlin und den westphälischen Fabriken. Der einfarbige dient besonders zu Futterstoff, der mit bunten Mustern zu Frauenkleidern. Der beste S. heißt Cambric.

Sarsina, Stadt in der italienischen Provinz (ehemaligen päpstlichen Delegation) Forli, am Savio und an der Eisenbahn von Bologna nach Ancona, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, Schwefelgewinnung und 2500 Einw.

Sarstedt, Stadt in der hannöverischen Landdrostei u. im Amt Hildesheim, an der Innerste und der hannöverischen Südbahn (Linie Hannover-Göttingen), hat Fabrikation von Baumwollzeuchen, Pergament und Chemikalien und 1700 Einwohner.

Sarteano, Flecken in der italienischen Provinz Siena, hat ein Schloß, eine Normalschule, Mineralquellen und 4360 Einw.

Sartène, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement (Insel) Korsika, an der Tavaria, hat einen Gerichtshof, Potaschefabrikation, Vieh- und Bienenzucht, Handel mit Getreide, Olivenöl, Wachs, Rindsleder, Ziegen- und Schaffellen, Bretern 2c. und 4406 Einw.

Sarter (Zarter, Serter, engl. charter), veraltete Bezeichnung des Aufrisses eines neu zu erbauenden Schiffs, sowie des zwischen Rheder und Meister darüber geschlossenen Kontrakts.

Sarthe, Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt unweit der alten Abtei Latrappe nördlich von Mortagne im Departement Orne, fließt durch dieses in südwestlicher Richtung, bildet die Grenze gegen das Departement Sarthe, windet sich in einem großen Bogen anfangs südöstlich, dann südwestlich durch letzteres, nimmt hier links die Orne und Huine, rechts die Vegre auf und wird bei Malicorne schiffbar; sie tritt dann in das Departement Maine-Loir über, nimmt hier noch den Loir auf, bildet mit einem Arm der Mayenne die Insel St. Aubin u. dann durch den Zusammenfluß mit der Mayenne bei Angers die Maine, als welche sie bald darauf in die Loire fällt. Ihr Lauf beträgt 35 Meilen, wovon 16 Meilen schiffbar sind. Das gleichnamige Departement, gebildet aus dem westlichen Theil des ehemaligen Maine (Bas-Maine) und einem kleinen Theil von Anjou, grenzt nördlich und nordöstlich an das Departement Orne, östlich an die Departements Eure-Loire und Loir-Cher, südlich an die Departements Indre-Loire und Maine-Loire, westlich an das Departement Mayenne u. hat einen Flächenraum von 620,668 Hektaren (113,10 geographische QMeilen) mit (1861) 466,155 größtentheils katholischen Einwohnern. Das Land ist, wenige Hügel ausgenommen, eben und fruchtbar, nur im Südosten, zwischen der Huine und dem Loir, sind sandige, fast ganz unfruchtbare Heiden. Der Hauptfluß des Departements ist die S., die hier die oben genannten Nebenflüsse aufnimmt; auch gibt es einige Seen. Das Klima ist gemäßigt u. gesund. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 410,912, Wiesen 61,654, Weinberge 9497, Wälder 69,287, Obst- und Gemüsegärten 10,636, Heiden und Weiden 23,865 Hektaren. Produkte sind: Weizen, Mais, Roggen, Hafer, Gemüse, Obst, Holz und Wein; die gewöhnlichen Hausthiere, Wild (auch Wölfe), Fische; Eisen, Thon und Marmor; auch finden sich mehre Mineralquellen. Die Einwohner treiben Acker-, Garten-, Obst- und Weinbau, Viehzucht, Bergbau (auf Eisen), Fabrikation von Eisenwaaren, gewebten Zeuchen, besonders grober Leinwand, Fayence, Glas, Papier, Leder 2c. und Handel mit den Landeserzeugnissen, besonders Luzernerklee, getrocknetem Obst 2c. Das Departement wird von der Eisenbahn von Paris nach Le Mans durchschnitten, welche sich hier nach Cherbourg, Rennes (Brest), Angers (Nantes) und Tours (Bordeaux) verzweigt; es zerfällt in die 4 Arrondissements Le Mans, La Flèche, Mamers und St. Calais und hat Le Mans zur Hauptstadt.

Sarti, Giuseppe, namhafter italienischer Tonkünstler des vorigen Jahrhunderts, geboren den 28. December 1729 zu Faenza, wirkte seit 1756 als Kapellmeister in Kopenhagen, dann zu Venedig als Kapellmeister am Konservatorium della Pietà, seit 1782 am Dom zu Mailand, seit 1784 als Oberkapellmeister zu Petersburg; † auf einer Reise nach Italien zu Berlin den 28. Juli 1802. Er hat viel Kirchensachen komponirt, darunter eine Kyriefuge, ferner 44 oder 45 Opern, darunter „Medonte“, „Olympiade“, „Semiramide“, „Armida“, „Didone“, „Cleomene“, „La Clemenza di Tito“.

Sarto, Andrea del, Maler, s. v. a. Vannucchi.

Sartorius, 1) Georg, Freiherr von Waltershausen, bekannter Historiker, geboren den 25. August 1765 zu Kassel, studirte zu Göttingen Theologie, widmete sich aber später ganz den historischen Studien. Seit 1786 Accessist, wurde er 1788 Sekretär, 1794 Custos bei der Bibliothek zu Göttingen, 1792 zugleich Privatdocent, 1797 Professor der Philosophie und 1814 Professor der Politik. Als solcher erwarb er sich das Verdienst, die Staatswissenschaften und besonders die Nationalökonomie in den Kreis der Universitätsstudien zu ziehen. Im Jahre 1814 besuchte er im Auftrag des Herzogs von Weimar den wiener Kongreß, kehrte aber schon Anfangs 1815 zurück, um in die hannöverische Ständeversammlung zu treten, an welcher er bis 1817 thätigen Antheil nahm. Der König von Bayern ernannte ihn zum Freiherrn von Waltershausen, nach S.' gleichnamigem Rittergut in Bayern. S. † den 24. August 1828. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Geschichte des hanseatischen Bundes“ (Göttingen 1802—8, 3 Bde.; fortgesetzt von Lappenberg, Hamburg 1830, 2 Bde.); „Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien“ (Hamb. 1811; französisch, Paris 1811), von dem französischen Institut gekrönt; „Von den Elementen des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft nach Adam Smith“ (Göttingen 1806). Er stand mit Goethe in langjährigem freundschaftlichen Verkehr; der Briefwechsel zwischen beiden ist aber verloren gegangen. Sein Sohn, Wolfgang S. von Waltershausen, geboren den 17. Dec. 1809 zu Göttingen, widmete sich den Naturwissenschaften und erwarb sich besonders um die Geologie namhafte Verdienste. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Atlas des Aetna“ (Berlin 1845 f.); „Physisch-geographische Skizze von Island“ (Göttingen 1847); „Geologischer Atlas von Island“ (das. 1853); „Ueber die vulkanischen Gesteine in Sicilien und Island 2c.“ (das. 1853).

2) Ernst Wilhelm Christian, namhafter

Theolog, geboren den 10. Mai 1797 zu Darmstadt, studirte in Göttingen und ward 1822 Professor der Theologie zu Marburg, 1824 zu Dorpat und 1834 Oberhofprediger und Generalsuperintendent zu Königsberg in Ostpreußen, wo er den 13. Juni 1859 †. Er huldigte der strenggläubigen lutherisch-konfessionellen Richtung. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Beiträge zur Vertheidigung der evangelischen Rechtgläubigkeit" (Heidelberg 1825—26); „Die Lehre von Christi Person und Werk" (Hamburg 1831; 7. Aufl., Gotha 1865); „Die Lehre von der heiligen Liebe, oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie" (Stuttgart 1840—44, 3. Bde.); „Ueber den alt- und neutestamentlichen Kultus" (das. 1852).

Sarvitz (Sarvicz), ungarischer Fluß, entspringt im Bakonyerwald im stuhlweißenburger Komitat unweit Kaloz, durchfließt dieses und das tolnaer Komitat in südöstlicher Richtung, nimmt bei Simontornia den Sio auf und mündet bei Bata in die Donau. Der Sarvitzkanal regelt im stuhlweißenburger Komitat seinen Lauf und verbindet Stuhlweißenburg mit der Donau.

Sarx (griech.), Fleisch.

Sarzana, Stadt in der italienischen Provinz Massa, an der Magra u. am Fuße der Apenninen, ist Bischofssitz, hat ein Bergschloß (Sarzanello), eine Kathedrale, ein Hospital, Theater, Oel- und Seidenbau und 5000 Einw. S. war früher der Wohnsitz der Familie Bonaparte; Louis Bonaparte siedelte 1612 von dort nach Korsika über und wurde hier der Gründer des Zweiges, aus welchem die napoleonischen Dynastien hervorgingen.

Sarzeau, Stadt im französischen Departement Morbihan, auf der Halbinsel Ruys, südlich am Golf von Morbihan des atlantischen Oceans, hat einen kleinen Handelshafen, Seebäder, Weinhandel, Seidenbau und 6788 Einw.

Sasbach, Pfarrdorf im badischen Mittelrheinkreis, Bezirksamt Achern, mit 1379 Einw. Hier am 27. Juli 1675 Gefecht, in welchem Turenne blieb; ihm wurde daselbst 1781 ein Obelisk und am 27. Juli 1829 ein Denkmal errichtet.

Saseno (Sasino, Sasso), Insel im adriatischen Meere, an der Küste von Albanien, vor dem Golf von Avlona, gehört zum türkischen Ejalet Janina.

Sasignan (Sasingnan, nähere Aleuten), die westlichste, der Halbinsel Kamtschatka am nächsten liegende Gruppe der Aleuten. Dazu gehören die Inseln Attak, Buldyr, Jemmak, Agatta und Semitsch.

Sasik (Sasyk), Strandsee im türkisch-bessarabischen Grenzgebiet (demjenigen Theil Bessarabiens, welcher im pariser Frieden von 1856 von Rußland an die Türkei, resp. die Moldau abgetreten wurde), nördlich von den Donaumündungen, wird durch die Flüsse Kagalnik und Sarta gebildet und steht südöstlich mit dem schwarzen Meere in Verbindung.

Saskatschawan (Saskatchewan), großer Fluß im britischen Nordamerika, Gebiet der Hudsonsbaikompagnie, entspringt am östlichen Abhang des Felsengebirges in zwei Quellflüssen, dem North und South Branch, welche sich bei Fort Hindson unter 53° 15′ nördl. Br. vereinigen, fließt östlich, bildet mehre seeartige Erweiterungen und fällt nach einem Lauf von ungefähr 400 Meilen in den Winnipegsee. Sein Stromgebiet, zu welchem sämmtliche im Osten des Felsengebirges zwischen 49° und 54° nördl. Br. entspringenden Gewässer gehören, umfaßt 22,000 QMeilen und besteht fast nur aus baumlosem Prairieland mit wenigen Hügeln.

Sassafras *Nees* (Sassafrasbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen mit 6theiligem Kelch, 9 Staubgefäße mit 4fächerigen Antheren, die scheibenartige Narbe und die einfächerige, auf dem verdickten Stiel und im offenen Kelch befindliche Beere, Bäume in Nordamerika und Westindien, mit jährlich abfallenden Blättern. Von S. officinale *Nees, L.*, Sassafras *L.*, Sassafraslorbeer, einem 20—30 Fuß hohen Baum, an den Flußufern in den Wäldern Nordamerika's von Canada bis Florida, mit ovalen, ganzen und 3lappigen Blättern, gelblichen Blüthen in kleinen Rispen, sind Wurzel und Rinde officinell. Das Holz der Wurzel, Radix et Lignum Sassafras, Sassafras- oder Fenchelholz, ist blaßbräunlich, ins Röthliche spielend, leicht, weich, etwas schwammig, von vielen Jahresringen u. zahlreichen zarten Markstrahlen durchschnitten, es umschließt eine Markhöhle u. ist von einer dicken, leichten, korkigen, außen graulichbraunen, innen rothbraunen Rinde (Cortex radicis Sassafras) bedeckt. Das Holz zeigt im Querschnitt zahlreiche schmale, dunkle, vorzüglich an den Jahresringen mit Poren versehene Streifen (Gefäßbündel), welche durch bedeutend engere zimmtfarbene Linien (Markstrahlen) getrennt sind. Die Gefäßbündel enthalten in dem farblosen Prosenchym sehr weite poröse Gefäße und citronengelbe, ziemlich große, ovale oder bedeutend in die Länge gezogene Oelzellen. Die Markstrahlen bestehen aus einem mauerförmigen Parenchym, in dessen Intercellulargängen rother Farbstoff liegt. Das Holz riecht stark, fenchelähnlich, schmeckt süß, gewürzhaft, etwas scharf und enthält Harz, Gerbstoff und ätherisches Oel. Dies letztere ist farblos, wird durch Salpetersäure hochroth u. scheidet in der Kälte Krystalle von Sassafraskampher aus. Man benutzt das S., welches geraspelt (bisweilen mit Fichtenspänen verfälscht) in den Handel kommt, zur Bereitung des sogenannten Holzthee's (Species ad decoctum lignorum), zuweilen auch in der Liqueurfabrikation u. zu Haarwaschwässern. Die Rinde, Cortex Sassafras, Fenchel- oder Sassafrasholzrinde, schmeckt anfangs stark gewürzhaft, später etwas bitterlich und brennend u. riecht besonders beim Stoßen fenchelartig. Holz u. Rinde, von den älteren Aerzten hinsichtlich der Wirkung überschätzt u. besonders als Specifikum gegen Syphilis gepriesen, werden jetzt nur noch zu Holztränken bei torpiden, rheumatisch-gichtischen Leiden, flechtenartigen Hautausschlägen 2c. benutzt. S. Parthenoxylon *Nees*, Laurus Pseudo-Sassafras *Blum.*, ein großer Baum in Sumatra und Java, besitzt dieselben Arzneikräfte wie der vorige. Die Frucht enthält ein ätherisches Oel, das als äußerliches Mittel dient.

Sassafrasnüsse, s. v. a. Pichurimbohnen.

Sassaniden, persische Königsdynastie, von Artaxerxes IV., dem Sohne Sassans, durch den Sturz der Arsaciden um 218 n. Chr. gegründet und 626 durch den Khalifen Omar wieder gestürzt. S. Persien, Geschichte.

Sassaparille, s. Smilax.

Sassari, Provinz des Königreichs Italien, die nördliche Hälfte der Insel Sardinien umfassend, grenzt im Süden an die Provinz Cagliari und hat einen Flächenraum von 10,720 □Kilometern (195,3 □Meilen) mit (1862) 215,967 Einwohnern. Die Landschaft ist durch das Limbaragebirge (mit Gipfeln bis zu 4000 Fuß) gebirgig und wird von den Flüssen Coghinos, Torres, Liscia und Posado bewässert. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Abhang eines Hügels in einer fruchtbaren, gut bewässerten Gegend, einige Meilen vom Hafen Torres, ist der Sitz eines Erzbischofs und des Präfekten, hat ein altes befestigtes Schloß, eine Kathedrale, viele andere Kirchen, mehre Klöster, zahlreiche Paläste, eine 1766 gestiftete Universität, ein geistliches Seminar, adeliges Erziehungsinstitut, Hospital, Tabaksfabrikation, Handel, besonders mit Tabak, Oel, Wein rc., und 22,945 Einw.

Sasse, in der alten Gerichtssprache jeder Besitzer von Grundeigenthum. Je nach diesem Besitze unterscheidet man Landsassen, große Landeigenthümer, und Hintersassen u. Kothsassen oder Kossäthen; nach der Gerichtsbarkeit, unter welcher sie stehen, Schriftsassen, die nur von der obersten Landesgericht belangt werden können, und Amtssassen, welche unter den Untergerichten stehen.

Sassenage, Flecken im französischen Departement Isère, am Furon, hat Fabrikation von Blonden, Hüten und gutem Käse und 1505 Einw. In der Nähe die berühmte rauschende Grotte oder Höhle von S., eines der Wunder der Dauphiné; auch werden in der Umgegend Ophthalmiten gefunden.

Sassin, Marktflecken im ungarischen Komitat Oberneutra, links an der Myava, hat eine große Zuckerraffinerie, ein viel besuchtes wunderthätiges Marienbild, ehemaliges Paulinerkloster und 2438 Einw.

Saßlawl, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, am Horyn (Gorynja), hat etwas Industrie und Handel und 8039 Einw.

Sassuolo, Stadt in der italienischen Provinz Modena, an der Secchia, hat ein (ehemals herzogliches) Lustschloß mit Park und 3000 Einw. In der Nähe der Monte Zibio mit Steinölquelle, vulkanischen Ausbrüchen von Schlamm und Ausstoßen von Schwefeldämpfen.

Sat (lat.), s. v. a. Satis.

Satan (Satanas, v. Hebr.), Widersacher, Feind des Guten, der Teufel (s. d.) als böses Princip, daher satanisch, s. v. a. teuflisch.

Satarah (Sattarah), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (482 □Meilen mit über einer Million Einwohnern) in der indobritischen Präsidentschaft Bombay, unweit der Quellen des Kistna, am Ostabhange der westlichen Ghats, mit Fort; wurde 1818 von den Engländern genommen, und die Landschaft, welche bisher einem eigenen Radscha gehört hatte, der Familie desselben zum Lehn übergeben. Als diese 1848 ausstarb, fiel der Staat an die britische Krone.

Satelliten (v. lat. satelles), Leibwächter, Trabanten; in der Astronomie s. v. a. Nebenplaneten.

Saterland, Distrikt im oldenburgischen Kreis Kloppenburg, Amt Friesoythe, ist etwa 2¹/₄ □M. lang und eine Meile breit, besteht meist aus Mooren und Sümpfen und ist durch die beiden Flüsse Marka und Ohe, welche vereint die Saterems (Leda, Sagellertief) bilden, von den benachbarten Gegenden geschieden und erst in neuerer Zeit zugänglicher gemacht worden. Der Boden liefert Getreide, besonders Buchweizen, und auch die Viehzucht (Schaf- und Rinderzucht) ist nicht unbedeutend. Außerdem wird Torfgräberei, Fischerei, Jagd, besonders auf Sumpf- und Wasservögel, Schifffahrt und Handel mit den Landeserzeugnissen, vorzüglich mit Butter und Käse getrieben. Das S. umfaßt die Gemeinden Scharrel, Ramsloh und Strucklingen mit 3300 Einwohnern, welche als Abkömmlinge der alten Friesen von diesen Vieles in ihren Sitten, Gebräuchen, in ihrer Lebensart, Sprache rc. beibehalten haben.

Satin, s. v. a. Atlas, dann auch jeder Stoff, welcher sich von den anderen glatten Zeuchen dadurch unterscheidet, daß die Kette, ohne einen Köper zu bilden, obenauf liegt und aus feinerem Garn besteht als der Einschlag. Eine starke Appretur gibt dem S. einen vorzüglichen Glanz. Seidener S., glatt und gemustert, dient zu Kleiderstoffen, wollener S. ist steif und glänzend und wird zu Möbelstoffen und Sommerkleidung benutzt, doch bereitet man ihn auch aus feinem Streichgarn und walkt ihn, so daß er zu Herrenröcken benutzt werden kann. Satinet, Jeanet, Oriental oder Englischleder, ein sehr dichter, fester Baumwollstoff, kann auch hierher gerechnet werden.

Satire (Satyre, von dem altlateinischen satura, eigentlich eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale), im Allgemeinen eine beißende oder witzige Spottrede über Blößen, die sich Andere im Reden oder Handeln geben; im engeren Sinne eine Art der didaktischen Poesie, welche sich die Darstellung des wirklichen Lebens mit seinen sittlichen Fehlern und Thorheiten, die Verspottung der Thorheiten, Schwächen, Vorurtheile oder Laster ganzer Stände, Staaten und Zeitalter zur Aufgabe stellt. Es kann dies entweder mit heiterer Laune (heitere, launige, lachende S.), oder mit wahrem Unwillen und mit Bitterkeit geschehen (ernste, strafende S.). Um die allgemeine Mangelhaftigkeit menschlichen Treibens ans Licht zu stellen, kann der Dichter recht wohl vom Einzelnen, Wirklichen, Gegenwärtigen ausgehen, nur müssen Menschen immer nur als Menschen lächerlich erscheinen, nicht als Einzelwesen, wenn die S. nicht zum Pasquill herabsinken soll. Die Form, in welcher die S. vorgetragen werden kann, gestattet große Willkür, da man sie in Briefe, Erzählungen, Gespräche, Schauspiele, Lieder, Fabeln und Heldengedichte einkleiden darf; als S. im engsten Sinne bedient sie sich der didaktischen Form. Sie wurde zuerst durch die Römer ausgebildet, und zwar, nachdem sie durch Ennius eine geordnete poetische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur literarischen Kunst-

gattung erhoben worden war, vorzüglich von Horatius, Persius und Juvenalis. Als Versmaß gebrauchen die römischen Satiriker den Hexameter oder Jambus. Bei den Deutschen findet sich die eigentliche S. erst seit den Tagen der Meistersänger, wo nicht nur im „Reineke Fuchs“ das allegorisch-satirische Epos, sondern auch in Brants „Narrenschiff“, Murners „Schelmenzunft“ u. A. die didaktische S. angebaut ward. Seit Opitz ward die Gattung sorgfältiger nach antiken und neueren ausländischen Mustern ausgebildet, und zwar zeichneten sich vorzüglich Lauremberg (mit plattdeutschen S.n), Rachel, A. Gryphius, Moscherosch, Schuppe, Kanitz, Hunold u. A. aus. Später herrschte der ernste prosaische Ton vor, worin Liscov, Rabener und Löwen als bedeutend zu nennen sind. Hagedorn lieferte einige gute Nachbildungen des Horaz, Rost mehre kecke S.n auf Gottsched und dessen Anhänger. Poetischer wurde die S. von Lichtenberg, F. L. v. Stolberg, Falk, Wieland u. A. behandelt, Vorzügliches leistete aber nur Jean Paul Friedrich Richter in der humoristischen S. Die eigentliche S. wurde in neuester Zeit fast gar nicht kultivirt; dagegen finden sich satirische Schriften im allgemeineren Sinn in reicher Auswahl, namentlich ward die satirische Komödie mit Glück angebaut von Tieck in seinem „Gestiefelten Kater“, Platen in dem „Romantischen Oedipus“ und der „Verhängnißvollen Gabel“, Grabbe in dem Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, L. Robert in „Cassius und Phantasus“, Prutz in der „Wochenstube“ u. A. Zur Höhe der politischen S. hat sich die deutsche S. nur selten erhoben. Beispiele, wo dies geschah, finden sich in Hoffmanns von Fallersleben „Unpolitischen Liedern“ und Dingelstedts „Politischem Nachtwächter“. Unter den Satirikern der übrigen neueren Völker sind vorzüglich zu nennen: bei den Italienern: Ariosto, Alemanni, Salvator Rosa, Menzini, Dotti, Gozzi und Alfieri; bei den Spaniern: Cervantes de Saavedra, Quevedo; bei den Franzosen: Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern: Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson u. Wolcott; bei den Polen: Krasicky.

Satis (lat.), genug, zur Genüge; daher Satisfaktion, Genugthuung, besonders durch Abbitte und Ehrenerklärung oder ein Duell; auch Bezahlung.

Satrapen, im alten persischen Reiche Bezeichnung der Statthalter in den Provinzen, welche, mit großer Machtvollkommenheit ausgestattet, zur Zeit des Verfalls des Reichs oft wie unumschränkte Herren herrschten und argen Druck ausübten. In seiner Blüthezeit zählte das Reich 30 Satrapien.

Satt, durch Speise und Trank gesättigt, von einem Gegenstande, der so weit gefärbt ist, daß er keine Farbe mehr annimmt, daher oft s. v. a. hoch, z. B. sattgelb, sattroth, sattgrün.

Sattel, der zur Bequemlichkeit des Reiters auf dem Rücken des Pferdes befestigte Sitz. Jeder S. besteht aus 3 Haupttheilen, nämlich aus einem hölzernen Gestelle (Sattelbaum), welches die feste Grundlage desselben ausmacht, aus einem unter demselben liegenden Kissen (Sattelkissen), welches bestimmt ist, den nachtheiligen Wirkungen des Druckes oder der Reibung des harten Sattelbaumes zu begegnen, und aus einem, theils auf die Bequemlichkeit des Reiters, theils auf die äußere Eleganz berechneten Ueberzuge des Sattelbaumes von Leder, Wolle, Seide &c. Die wichtigsten, jetzt noch gebräuchlichen Sättel sind folgende: Beim deutschen S. befinden sich an dem Baume die fast gabelförmig über dem Rücken des Pferdes liegenden sogenannten Orte und auf diesen der Kopf, während an der Hinterseite die ebenfalls weit gabelförmig abwärts gehenden Theile oder Gestellchen mit dem über ihnen befestigten, horizontal bogenförmigen Ansatze, dem sogenannten After, angebracht sind. Die Orte und die ihnen an Länge gleichen Gestellchen sind durch Stege mit einander verbunden. Die an den Orten angebrachten Erhöhungen heißen Bauschen. Der französische S. ist dem deutschen sehr ähnlich, nur sind die Gestellchen über die Hälfte kürzer als die Orte. Bei dem englischen S. laufen die Stege nach hinten zu in 2 mehr oder weniger breite Flächen aus; auch fehlen die Gestellchen und das Afterstück hat nur eine geringe Höhe. Von den genannten ganz verschieden ist der ungarische S., der in allen orientalischen Ländern von den Steppen Arabiens und Persiens bis nach Ungarn und Rußland verbreitet ist und häufig als Militärsattel für die leichte Kavallerie angewendet wird. In seiner Grundgestalt hat sein Baum statt der After- und Ortstücke 2 Zwiesel, die von zweckmäßig gewachsenen Wurzeln oder Aesten der Buchen, Birken und anderer fester Holzarten gefertigt und durch Stege oder Schaufeln vereinigt sind. In dem viereckigen Raum zwischen den Zwieseln und Stegen ist ein Stück starker Ochsenhaut ausgespannt, welche mit starken Riemen oder Ochsensehnen einerseits an die Zwiesel, andererseits an die Stege fest angeschnürt ist. Dieser S. ist nicht nur der einfachste und wohlfeilste, sondern auch der dauerhafteste und haltbarste von allen Sätteln. Die Pack- oder Saumsättel für Pferde, Esel, Maul- und andere Lastthiere bestehen aus einem Baume und einem Sattelkissen. Jener ist aus 2 gekrümmten, sich quer über das Thier herüberlegenden und aus 2 längs der Seiten hinlaufenden Stegen zusammengesetzt, welche meist noch mit angenagelten Eisenblechstücken befestigt werden. Satteltaschen nennt man die zu beiden Seiten des S.s herabhängenden flachen Blätter, deren man auf jeder Seite 2 bemerkt, ein oberes, welches kleiner, und ein unteres, welches bedeutend größer ist. Steigöhsen heißen die Klammern, in denen der Steigbügelriemen befestigt ist, und die an der Stelle, über welche der Riemen gleitet, meist mit einer Rolle versehen sind, welche sich mit dreht, wenn der Riemen vorgezogen wird, und mithin die Reibung vermindert. Zur Befestigung des S.s auf dem Körper des Pferdes dienen die Sattelgurten, d. h. Bänder, am besten von Wolle, die an dem S. so angebracht sind, daß sie unter dem Bauche des Pferdes herumgeschnallt werden können. Um dem ganzen Sattelsitze größere Eleganz zu geben, legt man unter

denselben gewöhnlich noch eine Unterlegdecke oder Schabracke, welche gewöhnlich von Wollzeug, als Tuch, Kasimir, ungerauhten, bald einfarbigen, bald gestreiften oder quadrillirten Stoffen u. dgl. gefertigt ist, zuweilen auch aus Bären-, Tigerfell ꝛc. besteht und nach Verschiedenheit des Geschmacks und der Mode zugeschnitten und verziert ist. Die Herstellung der Sättel ist die Arbeit des Sattlers, der indeß auch häufig die Arbeiten des Riemers und manche des Tapezierers fertigt. Bei Geigen- und Lauteninstrumenten heißt S. das am oberen Ende des Griffbrets quer übergelegte, etwas vorstehende und mit Einschnitten versehene Stückchen Holz oder Horn, auf welchem die Saiten ruhen. In der Geognosie heißt S. die gerundete und dachförmige Erhabenheit, die durch eine sattelförmige Schichtenstellung gebildet wird.

Sattelfreie Güter, s. v. a. Sattelhöfe.

Sattelhöfe (Sattelgüter, Landgüter), welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber vor den gewöhnlichen Bauerngütern manche Freiheiten voraus haben. Als Ueberbleibsel ehemaliger größeren Besitzungen kommen sie besonders in Ober- und Niedersachsen vor und waren zuweilen steuerfrei, gewöhnlich aber amtssässig.

Satur, St., Flecken im französischen Departement Cher, unweit der Loire und der Eisenbahn von Paris nach Nevers, in einer an Wein fruchtbaren Gegend, vom Loirekanal durchschnitten, mit einem sehr besuchten Hafen in der Loire, hat Gerberei, Weinbau und Weinhandel und 2202 Einwohner.

Saturantia (lat.), s. v. a. Absorbentia.

Saturation (v. Lat.), s. v. a. Sättigung, in der Chemie Sättigung oder Neutralisation einer Base mit einer Säure, in der Zuckerfabrikation die Zerlegung des Zuckerkalks durch Kohlensäure, in der Medicin eine Arzneiform, nämlich eine Mixtur, welche durch Sättigen von kohlensaurem Alkali mit Citronen- oder Essigsäure bereitet wird und freie Kohlensäure enthält.

Satureja *L.* (Saturei, Pfefferkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den röhrigen, gestreiften Kelch mit 5 pfriemenförmigen Zähnen, die ebene ausgerandete Ober-, die 3lappige Unterlippe und die getrennten Staubgefäße, einjährige und ausdauernde Kräuter oder Sträucher im südlichen Europa und in der Levante, meist in den Küstenländern des mittelländischen Meeres, von denen S. hortensis *L.*, Bohnenkraut, Gartenquendel, wilder Ysop, einjährig, im südlichen Europa und in der Levante, in Deutschland und England, sowie in Nordeuropa häufig kultivirt wird. Der Stengel ist aufrecht, sehr ästig, die Ebensträußchen sind blattwinkelständig, meist 5blüthig, die Blätter lineallanzettlich, spitz, wehrlos, die Blüthen violettröthlich oder weiß. Die ganze Pflanze, Herba Saturejae hortensis, ist ein belebendes, nervenstärkendes u. schweißtreibendes Mittel, welches sich gegen Magenbeschwerden der Hypochondristen, sowie gegen Würmer und katarrhalische Affektionen wirksam erweist, aber jetzt selten angewendet wird. Als Gewürzpflanze aber findet sie zum Würzen der Bohnen, Erbsen und des Sauerkrautes häufige Anwendung. Letzteres gilt auch von S. montana *L.*, in Südeuropa.

Saturn, Planet, in dessen System 3 Haupttheile zu unterscheiden sind, nämlich die Saturnskugel, die Ringe und die 8 Trabanten. Was die Saturnskugel betrifft, so weicht deren weite Bahn etwas mehr als die Jupiters von dem Kreise ab, indem ihre Excentricität 0,0561505, d. i. etwa $^1/_{18}$ der halben großen Axe derselben beträgt, wie auch die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik größer als bei Jupiter ist, indem sie 2° 29′ 35″,9 beträgt. Der Mittelpunkt S.s befindet sich in einem mittleren Abstande von 9,538850 Sonnenweiten oder 197$^1/_4$ Millionen Meilen von der Sonne. Seine größte Entfernung von dieser aber beträgt 10,073278 Sonnenweiten = 208$^1/_3$ Mill. M., seine kleinste nur 9,004422 Sonnenweiten = 186$^1/_3$ Mill. M. Der Erde kann er sich bis auf 165 Mill. M. nähern, sich aber auch bis auf 229 Mill. M. von ihr entfernen. In seiner mittleren Entfernung von der Sonne erscheint er unter einem Durchmesser von 17″,1; dieser Winkel wächst bei seiner Annäherung an die Erde bis auf 20″ an und mindert sich in seinem größten Abstande von derselben bis auf 15″. Dabei erscheint aber der Planet trotz seiner durch seine große Entfernung von der Sonne bedingten schwachen Beleuchtung stets als ein Stern erster Größe. Das ihm von der Sonne gespendete Licht ist im Mittel $^1/_{91}$, im Perihel $^1/_{81}$, im Aphel $^1/_{101}$ dessen, welches die Erde von der Sonne erhält, doch ist sein Glanz bei der Beobachtung stets bedeutender, als derselbe nach den angegebenen Zahlenwerthen sein könnte, woraus sich schließen läßt, daß der Planet mit dem reflektirten Sonnenlicht auch eignes Licht zu uns sendet. Der mittlere Durchmesser S.s beträgt 15,507 geographische Meilen oder ist 9,022mal so groß als der Durchmesser der Erde. Bessel bestimmte die Abplattung der Saturnskugel zu $\frac{1}{10,2}$, wonach der Aequatorialdurchmesser eine Länge von etwa 16,200, die Axe aber eine Länge von nur 14,700 geographischen Meilen haben würde. An Oberfläche übertrifft S. die Erde 81,4-, an Volumen fast 735mal, so daß er nach Jupiter der größte Planet ist. Da aber seine Masse nur $\frac{1}{3501,6}$ der Sonnenmasse ist und die der Erde zu $\frac{1}{359551}$ angegeben wird und mithin schon 102 Erdkugeln hinreichen würden, der Saturnskugel das Gleichgewicht zu halten, so muß S. eine weit geringere mittlere Dichtigkeit als die Erde besitzen, und es beträgt dieselbe in der That nur 0,140 der letzteren und nur 0,76 der des Wassers. In welchem Aggregatzustande, ob im festen oder flüssigen, sich die Saturnskugel befindet, läßt sich deshalb nicht wohl bestimmen, weil ihre Dichtigkeit nach dem Mittelpunkte zunehmen muß, da sonst die Abplattung noch bedeutender sein müßte. Uebrigens sind die Verhältnisse der Schwere an der Oberfläche S.s von denen der Erde nicht sehr verschieden, indem an den Polen die Schwerkraft 1,30, am Aequator 0,93 der der Erde sein muß; wonach an ersteren ein fallender Körper in der ersten Minute einen Raum von 19,6, unter let-

terem von 14,0 pariser Fuß zurücklegen würde. Wie Jupiter zeigt auch S. mehre seinem Aequator parallele Streifen, die jedoch wegen der weit größeren Entfernung des Planeten weniger deutlich wahrnehmbar sind als bei jenem. Doch lassen bedeutende Veränderungen, die man daran bemerkt, auf sehr wechselnde Verhältnisse in der den Planeten höchst wahrscheinlich umgebenden Atmosphäre schließen. Aus Beobachtung gewisser dunkler Flecken an der Oberfläche hat W. Herschel die Rotationszeit S.s zu 10 Stunden 29 Minuten 17 Sekunden bestimmt, wonach derselbe sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit um seine Axe schwingen müßte. Bei dem dadurch bedingten raschen Wechsel von Tag und Nacht können aber die Tage, wenn außer der Sonne nicht noch andere Lichtquellen auf S. vorhanden sind, nur wenig hell sein, in sofern die Sonne in ihrer mittleren Entfernung mit einem fast 10mal so kleinen Durchmesser und einer 91mal so kleinen Fläche als auf der Erde gesehen wird. Seine cirka 1250 Millionen Meilen lange Bahn durchläuft S. siderisch erst in 29 Jahren 166 Tagen 23 Stunden 16 Minuten 32 Sekunden, wonach ein Saturnsjahr 24,620 Saturns- oder 10,759 Erdentage hat. Seine Bewegung am Himmel ist daher eine sehr langsame; täglich rückt er heliocentrisch nur 2 Fuß, jährlich nur 12—13° fort, so daß er fast $2^1/_2$ Jahre lang in demselben Sternbilde gesehen wird. In einer Sekunde rückt er mit dem ganzen System nur 1,34 Meilen fort, und nach Verlauf von 1 Jahr 12 Tagen 20 Stunden tritt er mit der Sonne wieder in Konjunktion. Die Neigung des Aequators zur Bahn ist, doch nicht mit Sicherheit, auf etwa 30° bestimmt worden, wonach fast alle Zonen des Planeten dieselbe Breite haben und außerordentliche Unterschiede in den Jahreszeiten hervortreten würden. In der That scheint der hellere Glanz der Polargegenden zur Zeit ihres $14^1/_2$ unserer Erdenjahre dauernden Winters auf die eisige Temperatur hinzudeuten, welche dort herrscht.

Eine räthselhafte Erscheinung ist das Ringsystem, welches nicht weiter im Sonnensystem vorkommt und dem Planeten im Fernrohr ein eigenthümliches Ansehen verleiht. In einem schwachen Fernrohr erscheint S. als eine Scheibe mit 2 henkelförmigen Ansätzen, und etwa 50 Jahre war man über die Gestalt des Planeten im Unklaren, bis Huygens 1657 entdeckte, daß derselbe von einem freischwebenden dünnen Ring umgeben sei. Fortgesetzte Beobachtungen führten Cassini zu der Entdeckung, daß der Ring doppelt sei, und mit vervollkommneten Instrumenten der neuesten Zeit hat man noch eine weitere Theilung des äußersten, schmaleren Rings wahrgenommen. Am deutlichsten jedoch ist der Doppelring zu erkennen, dessen Dicke von Herschel zu nur 22, von Bessel zu 29,6, von Schröter aber zu 119 Meilen bestimmt worden ist. Die weiteren Theilungen des äußeren Rings haben eine große Veränderlichkeit gezeigt, so daß man einen flüssigen Aggregatzustand desselben und noch jetzt Statt findende Theilungen desselben anzunehmen geneigt ist. Die Masse der Ringe beträgt nach Bessel $^1/_{118}$ der ganzen Masse des Planeten. Außer diesen helles Licht reflektirenden Ringen ist aber im December 1850 von Bond in Cambridge zwischen der Kugel und dem inneren Ring noch ein dunkler Ring entdeckt worden, welcher etwa ein Dritttheil des Raumes zwischen dem Hauptplaneten und dem ersten Ring ausfüllt. Auch Dawes und Bessel haben um dieselbe Zeit diesen dunkeln Ring gesehen und überdies seinen dunkelgrauen Schatten von dem vollkommen schwarzen Schatten der hellen Ringe deutlich unterschieden, auch die Saturnskugel durch den dunkeln Ring hindurch deutlich wahrgenommen. Die Breite dieses Rings ist von O. Struve zu 2″,04 oder 1940 Meilen bestimmt worden. Was die Lage der Ringe betrifft, so fallen deren Ebenen zwar nicht genau zusammen, können jedoch im Allgemeinen als mit der Ebene des Saturnäquators zusammenfallend angenommen werden. Die gerade Linie, in welcher die Ebene der Ringe die der Ekliptik schneidet, oder die Knotenlinie des Rings hatte 1850 eine solche Lage, daß der aufsteigende Knoten nach 167°, der absteigende nach 347° der Ekliptik oder nach 17° des Zeichens der Jungfrau, respektive nach 17° des Zeichens der Fische hinwies. Noch ist zu bemerken, daß die Saturnskugel nicht genau in dem Mittelpunkte der Ringe, sondern etwa 200 Meilen excentrisch steht. Das Ringsystem S.s wird, wie dieser selbst, von der Sonne erleuchtet. Die Ringe sind nicht eben, sondern besitzen mannichfache Unebenheiten. Die genaue Beobachtung der hierdurch entstehenden Flecken der Ringe hat Herschel zu dem Resultat geführt, daß das Ringsystem in derselben Zeit rotirt, in der sich S. um seine Axe schwingt. Auch ist das Ringsystem höchst wahrscheinlich wie S. selbst von einer Atmosphäre umgeben.

Außerdem wird S. noch von 8 Monden umkreist, welche indessen wegen ihrer großen Entfernung von der Sonne u. der dadurch bedingten schwachen Erleuchtung nur sehr schwierig zu erkennen sind. Am hellsten ist der 6. Mond erleuchtet, der daher schon 1655 bekannt war. Bis 1684 wurden außer diesem noch der 8., 5., 3. und 4. von Cassini entdeckt. Im Jahre 1789 fand W. Herschel den 1. und 2., und erst 1848 Bond und Lassell fast gleichzeitig den 7. Fast alle diese Monde schwingen sich in der Ebene der Ringe um den Hauptplaneten, und nur der 8. Mond weicht in seiner Bahn über 12° von jener Ebene ab. Die Monde S.s sind folgende:

Namen.	Entfernung vom Mittelpunkte S.s in Halbmessern desselben.	Umlaufszeiten. Tag	Stdn.	Min.	Sek.
1. Mimas	3,3607	0	22	37	22,9
2. Enceladus	4,3125	1	8	53	6,7
3. Thetys	5,3396	1	21	18	25,7
4. Dione	6,8398	2	17	41	8,9
5. Rhea	9,5528	4	12	25	10,8
6. Titan	22,1450	15	22	41	25,2
7. Hyperion	28,0000?	22	12?		
8. Iapetus	64,3590	79	7	53	40,4

Der 1. Mond ist nur 25,600 Meilen vom Mittelpunkte S.s entfernt und steht daher von der äußersten Kante des Rings nur wenig über 7000 Meilen ab. Aus Vergleichung der Entfernungen und Umlaufszeiten hat sich schließlich ergeben, daß auch die Satelliten S.s dem dritten Gesetze Keplers gehorchen.

Saturnalien (Saturnalia), altlatinisches Fest, welches der Sage nach von Janus, nach Anderen

erst 507 v. Chr. zum Andenken an den glücklichen Naturzustand der Menschen in Freiheit und Gleichheit zur Zeit der Regierung des Saturnus eingesetzt wurde. Ohne Zweifel waren die S. ursprünglich ein Fest der Sonnenwende und zugleich eine Art von Neujahrsfest. Regelmäßig gefeiert wurden sie erst seit 497 v. Chr. und 207 erneuert. Anfangs dauerte ihre Feier nur Einen Tag (den 19. December, nach J. Cäsars Kalenderverbesserung den 17. December). Augustus setzte 3 Tage (17.—19. December) dafür an; unter Tiberius kam noch ein vierter und unter Caligula ein fünfter hinzu. Während der ganzen Festdauer waren alle öffentlichen und Privatgeschäfte eingestellt und es herrschte ungezügelte Freiheit überall; die Sklaven durften selbst mit ihren Herrschaften zu Tische sitzen und wurden sogar von jenen bedient. Die Wohlhabenden hielten offene Tafel, und die Schmausenden bekränzten sich mit Myrtenlaub und beschenkten einander mit Rosen und anderen Gaben (daher wohl unsere Weihnachtsgeschenke). Auch Spiele, namentlich Wettrennen im Circus und Gladiatorengefechte, waren mit diesem Feste verbunden.

Saturninischer Vers, Versmaß, in welches nach dem Schema:

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑ — ⏑,

das aber mit großer Freiheit behandelt ward, die ältesten Volksdichtungen der Römer eingekleidet waren. Man findet es in den Liedern der Fratres Arvales, der Salier und in anderen alten Schriftdenkmälern (z. B. der Tabula Regilli, den Grabschriften der Scipionen ꝛc.), auch in der Uebersetzung der Odyssee von Livius Andronicus. Doch haben sich schon die alten Metriker über das eigentliche Wesen dieses Verses nicht zu einigen vermocht.

Saturninus, Lucius Apulejus, römischer Demagog, ward 100 v. Chr. Tribun und griff unter dem 6. Konsulat des Marius und von diesem begünstigt mit dem Prätor Servilius Glaucia und Anderen die senatorische Partei offen an, ward aber mit den Seinen auf dem Forum in offenem Treffen geschlagen, auf dem Kapitol durch Abschneidung des Wassers zur Uebergabe genöthigt und mit Anderen in der hostilischen Kurie erschlagen.

Saturninus, christlicher Gnostiker, lebte um 125 v. Chr. in Antiochia, setzte dem vollkommenen Urwesen ein wild tobendes Reich des Bösen unter Satanas entgegen, an die Grenze zwischen dem Lichtreich und dem Reiche der Finsterniß aber 7 Planetengeister, die die Sinnenwelt gestalten und den Menschen bilden. Um die höheren Menschen, denen der göttliche Lebenskeim mitgetheilt worden, aus der Macht des Satans zu befreien, nimmt einer der höchsten Aeonen als Christus einen Scheinkörper an. Von Seiten der Menschen aber wird die Erlösung durch Enthaltung alles dessen gefördert, wodurch sie der Materie dienstbar werden, daher die Anhänger S.' sich der Ehe, viele von ihnen auch des Fleischgenusses enthielten.

Saturnischer Vers, s. v. a. Saturninischer Vers.

Saturnus (Kronos), in der griechischen Mythe Sohn des Uranus und der Gäa, der jüngste der Titanen, entthronte seinen Vater, übernahm die Herrschaft und vermählte sich mit seiner Schwester Rhea. Da ihm aber Uranus und Gäa prophezeit hatten, er werde ebenfalls von einem seiner Söhne entthront werden, so verschlang er seine zuerst geborenen Kinder, nämlich die Histia, Demeter und Here, sowie den Pluto und Poseidon. Beim Herannahen der Geburt des Zeus begab sich daher Rhea nach Kreta, verbarg daselbst den Knaben in einer Höhle des Berges Ärgäus und gab dem Kronos statt desselben einen mit Windeln umwickelten Stein zum Verschlingen. Als Zeus herangewachsen war, gab er unter Beihülfe der Oceanide Metis dem Vater einen Trank ein, welcher bewirkte, daß Kronos erst den Stein, dann die verschlungenen Kinder wieder von sich gab. Im Verein mit seinen Brüdern begann darauf Zeus den Kampf gegen Kronos und die übrigen Titanen (Titanomachie), worin der Sohn zuletzt siegte. Die Zeit der Herrschaft S.' wird als das glücklichste, das sogenannte goldene Zeitalter auf Erden beschrieben. Dargestellt wird S. gewöhnlich als alter Mann mit verhülltem Hinterhaupte, in der Rechten die sichelförmige Harpe oder Hippe. Nach altitalischer Auffassung ist S. ein wohlthätiger ländlicher Gott, der das der Erde anvertraute Saatkorn zu gedeihlicher Entwickelung bringt, demgemäß die Ops zur Gemahlin hat und als ein die Sonnenwärme aufnehmender Erdgott sich dem Sonnengott Janus zugesellt, auch Beförderer der Kultur und Civilisation unter den Menschen ist. Sein Tempel stand neben dem der Concordia; drei marmorne kannelirte Säulen korinthischer Ordnung sind noch von ihm übrig.

Satyr, s. Satyrn.

Satyrdrama (Satyrspiel, fabula satyrica), eigenthümliche Gattung des attischen Drama's, welche seit des Aeschylus Zeit in Verbindung mit der tragischen Trilogie, gleichsam als deren Nachspiel, vornehmlich auf der attischen Bühne Eingang fand. Die Erfindung und erste Ausbildung des S.'s als einer besonderen Dichtungsart wird dem Pratinas zugeschrieben, dem Chörilus, Aeschylus, Phrynichus u. A. folgten. Von den sämmtlichen dieser Gattung angehörigen Dichtungen ist uns nur Ein Stück, nämlich der „Kyklops" des Euripides, erhalten; von anderen besitzen wir entweder nur unbedeutende Bruchstücke, oder bloße Titel. Die Handlung hatte in den Satyrdramen im Allgemeinen die Farbe der Tragödie; aber die Personen agirten unter freiem Himmel, in der Einsamkeit waldiger Landschaften, von den bockartigen Springern des ländlichen Dionysus umgeben. Die mythischen Personen waren übrigens dieselben wie in der Tragödie, nur mußten sie ihren feierlichen und erhabenen Ton, damit derselbe mit dem Satyrnchore nicht zu sehr kontrastire, in etwas herabstimmen. Auch märchenhafte Volkssagen, einheimische und ausländische, bildeten den Inhalt vieler Satyrdramen. Der Tanz im S. hieß Sikinnis oder Sikinis und war rasch, tummelnd, scherzhaft und ohne alles Pathos, die ernsthaften Bewegungen öfters ins Lächerliche ziehend. Vgl. Genthe, Des Euripides Kyklops, nebst einer

ästhetischen Abhandlung über das Satyrspiel, Leipzig 1836.

Satyriasis (griech.), Männergeilheit, Bezeichnung für den abnorm gesteigerten Geschlechtstrieb der Männer. Die S. entspricht einigermaßen der Nymphomanie beim weiblichen Geschlecht. Merkwürdig ist das Auftreten der hochgradigsten S. bei Männern, die sonst gesund und nicht zu Ausschweifungen geneigt sind, nach Verletzungen des Hinterhauptes und gewissen Affektionen des kleinen Gehirns. Gegen die schwächeren Grade der S., welche so zu sagen noch in die Breite der Gesundheit fallen, wird der Gebrauch des Kamphers empfohlen.

Satyrn (Satyri), in der griechischen Mythe bacchische Dämonen, nach Einigen Söhne des Hermes und der Jphthime oder des Satyrs Silenus, nichtsnutzige Gesellen von robuster, ungeschlachter Gestalt, mit borstigem und struppigem Haar, stumpfer, aufgeworfener Nase, zugespitzten Ohren und einem Pferdeschweif, Genossen des Bacchus, die den übermäßigen Genuß des Weines lieben u. bald mit dem Pokal, bald in bacchischem Taumel mit dem Thyrsus, bald dem Schlaf ergeben, bald kelternd, auch auf der Flöte blasend oder das Cymbalum schlagend, öfters auch mit den Nymphen zu raschen Tänzen vereinigt, oder diese lüstern verfolgend, oder unter des Dionysus Anführung mit den feindlichen Tyrrhenern kämpfend erscheinen. Die älteren S. werden vorzugsweise Silene (s. Silenus) genannt und haben meist Glatzen und Bärte; die jüngeren heißen Satyrisken. Sie sind den Menschen feindliche, Schrecken erregende Dämonen. In späterer Zeit sind S. und Satyrisken oft mit den Panen und Panisken verwechselt und in Folge davon mit Hörnern und Bocksfüßen dargestellt, von römischen Dichtern auch mit den Faunen identificirt worden.

Satz, in der Grammatik ein in Worten ausgedrückter Gedanke, in welchem ein Prädikat mittelst der Copula auf ein Subjekt bezogen und also eine Aussage enthalten ist. Der grammatische S. hat dieselben Bestandtheile wie der logische (s. Urtheil): Subjekt, Prädikat, Copula; die Art und Weise ihrer Zusammensetzung, sowie der Unterordnung anderer Verhältnisse unter jene Elemente lehrt die Syntax (s. d.). In der Musik bezeichnet S. eine Melodie, die sich durch einen bestimmten Anfang und Schluß abrundet; dann die Verbindung mehrer solcher Melodien als Glieder zu einem größeren Haupttheil eines Ganzen; ferner dieses größere Ganze selbst entweder als Hauptabtheilung eines vollständigen Tonstücks, oder als ein selbstständiges Tonstück, wie z. B. eine Sonate oder Sinfonie aus 3 oder 4 besonderen Tonstücken, die Sätze heißen, zu bestehen pflegt; endlich die Verwendung des durch die Grammatik und Harmonik dargebotenen theils melodischen, theils harmonischen Tonvorraths zur Bildung eines wirklichen Tonstücks oder die Kunst der Ausarbeitung eines solchen Tonstücks, die Setzkunst. In der Kunstfeuerwerkerei ist S. die Mischung der verschiedenen Brennstoffe.

Satzmehl, s. v. a. Stärkmehl.

Satzung, Glaubensbestimmung, die nicht in der Bibel begründet ist; auch s. v. a. Gesetz.

Sau, s. v. a. Schwein, besonders das weibliche zahme Schwein.

Sau, Fluß, s. v. a. Save 1).

Saubohne, s. v. a. Buffbohne.

Saubrod, Pflanzengattungen: s. v. a. Cyclamen *L.*; s. v. a. Erdnuß, Lathyrus tuberosus *L.*; s. v. a. Erdbirne, Helianthus tuberosus *L.*

Sauerampfer, s. Rumex.

Sauerbrunnen, s. v. a. Kohlensäuerlinge, s. Mineralwässer.

Sauerdorn, Pflanzengattung, s. v. a. Berberis *L.*

Sauerklee, Pflanzengattung, s. Oxalis.

Sauerkleesäure, **Sauerkleesalz**, s. Oxalsäure.

Sauerquellen, s. Mineralwässer.

Sauerstoff (lat. oxygenium), Gas, welches sich in der Natur in der Atmosphäre, gelöst auch im Wasser findet und von den Pflanzen ausgeathmet wird. Man erhält es rein, wenn man Quecksilberoxyd stark erhitzt, indem diese Verbindung bei hohen Temperaturen in Quecksilber und S. zerfällt. S. ist geruchlos und geschmacklos, vom specifischen Gewicht 1,10563 (Luft = 1) oder 16 (Wasserstoff = 1). Ein Liter S. wiegt bei 760 Millimeter Barometerstand und 0° C. 1,4298 Gramm (in Paris, dagegen 1,43028 Gramm in Berlin) und ist weder durch Druck, noch durch Kälte zu einer Flüssigkeit verdichtet worden. 100 Volumen Wasser absorbiren bei 0° 4,1 Vol., bei 5° C. 3,6 Vol., bei 10° C. 3,25 Vol., bei 15° C. 2,99 Vol., bei 20° C. 2,84 Vol. S. 100 Gramm Wasser nehmen daher bei 0° nur 0,00571 Gramm S. auf. In S. erfolgen alle Verbrennungen mit erhöhter Energie, glimmendes Holz bricht darin in Flammen aus, Schwefel brennt mit lebhafter röthlicher Flamme und eine glühende Uhrfeder verbrennt unter lebhaftem Funkensprühen. Der S. besitzt unter gewöhnlichen Umständen nur geringes Vereinigungsbestreben, doch ist er fähig, sich mit allen Elementen zu verbinden und erzeugt mit ihnen Säuren, Basen und indifferente Körper. Die Vereinigung der Körper mit S. nennt man Oxydation und, namentlich dann, wenn sie unter Feuererscheinung Statt findet, Verbrennung. Die Sauerstoffverbindungen sind die Oxydations- oder Verbrennungsprodukte und diese sind bald fest, bald flüssig oder gasförmig. Oft kann sich S. mit demselben Körper in mehren Verhältnissen verbinden, so daß verschiedene Oxydationsstufen gebildet werden. Gebraucht man größere Quantitäten S., so bereitet man das Gas nicht aus dem theuren Quecksilberoxyd, sondern aus chlorsaurem Kali, welches beim Erhitzen in S. und Chlorkalium zerfällt. Die Gasentbindung erfolgt sehr lebhaft, wenn man das Salz mit Braunstein, Kupferoxyd, Platinmohr rc. mengt. Diese Substanzen werden hierbei nicht zersetzt, und man weiß nicht, worauf ihre Wirksamkeit beruht. Man hüte sich aber vor einer Verunreinigung derselben (namentlich des Braunsteins) mit Kohlenpulver, weil eine solche die heftigste Explosion hervorbringen würde. Glüht man Braunstein in einem eisernen Gefäß, so entwickelt sich S. und es hinterbleibt Manganoxyduloxyd, indem der Braunstein (Mangansuperoxyd) $^1/_3$ seines Sauerstoffgehalts verliert. Ein Kilo Braunstein liefert 40—60 Liter Gas,

welches indeß etwas Stickstoff und Kohlensäure enthält. Von letzterer kann es durch Waschen mit Kalkmilch oder Natronlauge befreit werden. Erhitzt man Braunstein mit koncentrirter Schwefelsäure, so erhält man schwefelsaures Manganoxydul und die Hälfte des im Braunstein enthaltenen S.s (18,3 Procent, beim Glühen des Braunsteins gewinnt man nur 12,2 Proc.). Auch beim Erhitzen von 3 Theilen zerriebenem rothen chromsauren Kali mit 4 Th. koncentrirter Schwefelsäure erhält man S., und zwar 16 Procent vom Gewicht des Salzes. 30 Gramm desselben liefern 3½ Liter Gas. Es hinterbleibt schwefelsaures Kali und schwefelsaures Chromoxyd. Erhitzt man 1 Kilo Chlorkalk mit etwas Kalk in einem eisernen Gefäße, so erhält man 40—50 Liter S. In allen diesen Fällen muß das Gas mit Natronlauge gewaschen werden. Vollkommen ausgetrocknetes schwefelsaures Zinkoxyd zerfällt beim Glühen in Zinkoxyd, S. und schweflige Säure. Absorbirt man letztere durch Kalk u. Natronlauge, so erhält man reines S. Ein Kilo Salz liefert davon 68 Liter. In ganz ähnlicher Weise erhält man S., wenn man koncentrirte Schwefelsäure im dünnen Strahl in eine rothglühende irdene Retorte fließen läßt, in der sich Ziegelsteine oder metallisches Platin befinden. Die Säure zerfällt in Wasserdampf, schweflige Säure und S. Salpetersaurer Baryt liefert beim Erhitzen ein Gasgemenge von 1 Proc. Stickoxydul, 32 Proc. Stickstoff und 67 Proc. S. Ein Gemisch von 1 Theil Natronsalpeter und 2 Th. Zinkoxyd liefert ein Gasgemenge von 59 Volumen S. und 41 Vol. Stickstoff. Dies letztere Verfahren ist das billigste, denn wenn man die Nebenprodukte (Aetznatron, mit Chlornatrium verunreinigt, und Zinkoxyd) verwerthet, so kostet 1 Kubikmeter S. nur 0,78 Franc, ohne Verwerthung der Nebenprodukte 2,32 Francs. Aus Schwefelsäure bereitet, kostet 1 Kubikmeter S. 1 Franc, aus Braunstein 4,87 Francs und aus chlorsaurem Kali 10 Francs. Man benutzt den S. in der Technik zur Bereitung des Knallgases.

Sauerstoffsalze, chemische Verbindungen einer Sauerstoffsäure (s. Säuren) mit einer Base, welche man in der Weise benennt, daß man aus dem Namen der Säure ein Adjectivum macht und dies dem Namen der Base vorsetzt. Das Salz, welches durch Neutralisation des Kali's mit Salpetersäure erhalten wird, nennt man demnach salpetersaures Kali. Bisweilen wendet man aber auch die aus den romanischen Sprachen abgeleitete Benennungsweise an und sagt für salpetersaures Kali Kalinitrat, für kohlensaures Natron Natronkarbonat ꝛc. Die Schwefelsäure bildet so die Sulfate, die schweflige Säure die Sulfite, die Salpetersäure die Nitrate, die salpetrige Säure die Nitrite ꝛc. Im gewöhnlichen Leben denkt man sich unter Salz einen Körper, der mit dem Kochsalz mehr oder weniger Aehnlichkeit hat; das Kochsalz ist aber gar kein Sauerstoffsalz, und wenn auch viele S., wie z. B. der Salpeter, dem Kochsalz ähnlich sind, so gibt es doch ebenso viele S., welche wie die Kreide (kohlensaurer Kalk) vom Laien niemals für Salz gehalten werden würden. Diese Salze sind unlöslich und deshalb geschmacklos. Löslich sind im Allgemeinen die Alkalisalze aller Säuren, namentlich aber der Kohlensäure, Phosphorsäure, Borsäure, Kieselsäure und Arsensäure. Einige dieser Salze sind etwas schwerlöslich, wie überchlorsaures und saures weinsaures Kali, unlöslich sind die Alkalisalze mancher Metallsäuren, so das antimonsaure Natron und die Metaphosphorsäuresalze in der einen Modifikation. Löslich sind im Allgemeinen alle neutralen Salpetersäuresalze, etwas schwerlöslich sind salpetersaurer Baryt und salpetersaures Bleioxyd, unlöslich sind einige basische Salze, basisches salpetersaures Wismuthoxyd und Bleioxyd. Löslich sind die meisten Schwefelsäuresalze, sehr schwerlöslich ist schwefelsaurer Kalk, unlöslich oder fast unlöslich sind schwefelsaurer Baryt, schwefelsaurer Strontian und schwefelsaures Bleioxyd. Löslich sind fast alle neutralen Essigsäuresalze, schwerlöslich ist essigsaures Silberoxyd und essigsaures Quecksilberoxydul. Löslich sind im Allgemeinen die Unterschwefelsäure-, Unterschwefligsäure-, Ueberchlorsäure-, Chlorsäure- und Unterchlorigsäuresalze. Löslich sind die sogenannten sauren Phosphorsäure- und die sauren Kohlensäuresalze. Unlöslich oder doch schwerlöslich sind die neutralen und basischen Kohlensäure- und Phosphorsäuresalze, sowie die Borsäure-, Kieselsäure- und Arsensäuresalze aller Basen mit Ausnahme der Alkalien.

Man gewinnt die S. auf sehr verschiedene Weise. Ist Base und Säure des zu bereitenden Salzes löslich, so vermischt man die Lösungen in entsprechendem Verhältniß und verdampft die Flüssigkeit zur Trockne oder zur Krystallisation. Ist das Salz löslich, aber die Base oder die Säure unlöslich, so läßt man den löslichen Körper auf den unlöslichen, wenn nöthig bei erhöhter Temperatur einwirken, so lange noch Lösung Statt findet. Die Base kann man im reinen Zustande als Hydrat oder als Kohlensäuresalz anwenden, weil die Kohlensäure fast von Säuren deplacirt wird. In gleicher Weise kann man andere Salze schwacher Säuren benutzen, wenn es sich darum handelt, Salze starker Säuren darzustellen. Auch Schwefel- und Chlorverbindungen sind verwendbar, da sie durch Säuren oft unter Entwickelung von Schwefel- oder Chlorwasserstoff zerlegt werden und dann die entsprechenden Salze mit jenen Säuren bilden. Zur Darstellung der löslichen Salze derjenigen Metalloxyde, deren Metalle im metallischen Zustande Anwendung erleiden (Eisen, Kupfer, Nickel, Silber ꝛc.), wendet man die Metalle selbst an, wenn die Säure, deren Salz bereitet werden soll, das Metall löst. Die unlöslichen und schwerlöslichen Salze werden fast ohne Ausnahme aus den Lösungen löslicher Salze durch einfache Zersetzung oder Wechselzersetzung dargestellt. Sehr viele S., und oft gerade diejenigen, welche die ausgedehnteste Verwendung finden, werden nicht direkt aus Säure und Base zusammengesetzt, sondern man erhält sie durch die verschiedenartigsten Prozesse und häufig auch als Nebenprodukte.

Eine Sauerstoffsäure kann sich in mehr als einem Verhältniß mit einer Sauerstoffbase verbinden und neutrale, saure und basische Salze geben. Für neutrale Salze hält man im Allgemeinen diejenigen, in welchen die Eigenschaften der Basen und Säuren am meisten ausgeglichen sind, und man gibt ihnen die Zusammensetzung:

1 Aequivalent Base (RO, Metalloxyd) + 1 Aequivalent Säure. In der Regel ist bei dem einen oder dem anderen Salz einer Base oder Säure der Neutralitätszustand so entschieden ausgesprochen, daß man nicht zweifelhaft über denselben sein kann; diese Salze sind dann leitend bei der Beurtheilung des Neutralitätszustandes der anderen Salze. So beträgt im salpetersauren Bleioxyd, welches man durchaus als neutrales Salz betrachten muß, der Sauerstoff der Säure das Fünffache vom Sauerstoff der Base. Das Gleiche gilt vom salpetersauren Kali, und man betrachtet nun auch das salpetersaure Wismuthoxyd als ein neutrales Salz, obwohl es stark sauer reagirt und auf 1 Aequivalent Base 3 Aequivalente Säure enthält. Das Wismuthoxyd ist nach der Formel BiO_3 zusammengesetzt, und in 3 Aequivalenten Salpetersäure, mit denen es sich verbindet, sind 15 Aequivalente Sauerstoff, also fünfmal so viel wie in der Base, enthalten. So ist es in allen Fällen, alle Basen mit 3 Aequivalenten Sauerstoff bilden mit 3 Aequivalenten Säure und alle Basen mit 2 Aequivalenten Sauerstoff mit 2 Aequivalenten Säure neutrale Salze. Das nach der Formel $BiO_3,NO_5 + HO$ zusammengesetzte Salz ist daher ein basisches Salz, und zwar ein zweifachbasisches, weil es auf dieselbe Menge Säure 2 Aequivalente Base mehr enthält als das neutrale, oder ein drittelsaures Salz, weil darin nur $^1/_3$ so viel Säure enthalten ist als in dem neutralen Salz. Schwefelsaures Kali, ohne Zweifel ein neutrales Salz, verbindet sich mit so viel Schwefelsäure, als es schon enthält, und bildet ein zweifachsaures oder doppeltsaures Salz. Dasselbe enthält 1 Aequivalent Wasser, welches sich nicht entfernen läßt, ohne zugleich die Hälfte der Schwefelsäure auszutreiben. Man kann daher das saure schwefelsaure Kali als ein Doppelsalz von schwefelsaurem Kali und Schwefelsäurehydrat betrachten. Die Hydrate sind streng genommen auch Salze, denn bei den Säurehydraten spielt das Wasser die Rolle einer Base und bei den Oxydhydraten die Rolle einer Säure. Basische Salze werden so zu Doppelsalzen von neutralen Salzen und Oxydhydraten.

Während die neutralen Salze der einbasischen Säuren stets auf 1 Aequivalent Säure 1 Aequivalent einer Base von der Formel RO enthalten, finden bei den Salzen der mehrbasischen Säuren andere Verhältnisse Statt. Die gewöhnliche Phosphorsäure ist dreibasisch und 1 Aequivalent derselben gibt mit 3 Aequivalenten der Basen RO Salze, welche man für neutrale hält. (Verhältniß des Sauerstoffs der Base zum Sauerstoff der Säure wie 3:5.) Die Paraphosphorsäure ist zweibasisch und 1 Aequivalent derselben bildet mit 2 Aeq. Base RO neutrale Salze. (Verhältniß des Sauerstoffs der Base zum Sauerstoff der Säure wie 2:5.). Die dreibasische Säure kann 3 verschiedene Arten von neutralen Salzen geben, denn die 3 Aequivalente Base können 3 Aeq. Metalloxyd oder 2 Aeq. Metalloxyd und 1 Aeq. Wasser oder 1 Aeq. Metalloxyd und 2 Aeq. Wasser sein. Die so gebildeten Salze nennt man dann wohl zur Unterscheidung basische, neutrale und saure.

Die Reaktion der Salze kann keineswegs immer als Anhaltspunkt dienen bei der Beurtheilung des Neutralitätszustandes derselben. Die schwachen Basen können die Reaktion der starken Säuren nicht völlig vernichten und deshalb reagiren fast alle löslichen Salze der Erzmetalloxyde und Erden, auch wenn sie neutrale sind, sauer. Andererseits sind z. B. die Kohlensäure, die Kieselsäure und die Borsäure zu schwach, um die stark alkalische Reaktion der Alkalien zu vernichten, und es reagiren daher die entsprechenden Salze sehr stark alkalisch. Völlig neutral reagirende neutrale Salze geben nur die Alkalien mit den stärkeren Säuren und die alkalischen Erden.

Wenn die Salze aus ihren Lösungen krystallisiren, so verbinden sie sich oft mit Wasser. Dies Wasser nennt man Krystallwasser. Es läßt sich durch Wärme austreiben, aber nur unter Zerstörung der Form, der Krystall zerfällt und das Salz bleibt wasserfrei zurück. Dasselbe Salz kann sich mit verschiedenen Quantitäten Wasser verbinden und krystallisirt dann in ebenso viel verschiedenen Formen. Die Menge des Wassers, welche mit dem Salz in Verbindung tritt, hängt von der Temperatur ab, sie ist um so größer, je niedriger die Temperatur ist. Mit dem Krystallwasser darf das Konstitutionswasser oder Halhydratwasser (s. d.) nicht verwechselt werden, und mit diesem wieder nicht das basische Wasser (z. B. im phosphorsauren Natron), mit dessen Austreibung ein ganz neues Salz entsteht. Erhitzt man Salze, die Krystallwasser enthalten, so schmelzen sie bei niederer Temperatur, das Krystallwasser entweicht bei fortgesetztem Erwärmen und es hinterbleibt trockenes Salz, welches in höherer Temperatur abermals schmilzt. Man unterscheidet daher wässerigen und feurigen Fluß. Wasserfreie Salze kommen nur in feurigen Fluß. Aus den Krystallen mancher Salze entweicht das Krystallwasser schon bei gewöhnlicher Temperatur. Solche Salze zerfallen, wenn man sie in trockener Luft aufbewahrt, sie verwittern. Andere Salze nehmen im Gegentheil Wasser aus der Luft auf, sie zerfließen, es entstehen Lösungen derselben.

Häufig verbinden sich S. mit einander zu Doppelsalzen. Schwefelsaures Zinkoxyd krystallisirt mit 7 Aequivalenten Wasser. Von letzterem ist 1 Aequivalent Halhydratwasser und kann durch schwefelsaures Kali ersetzt werden. Es entsteht dann ein Doppelsalz, welches nach der Formel $ZnO,SO_3 + KO,SO_3 + 6$ aq. zusammengesetzt ist. Sehr wichtige Doppelsalze sind die Alaune und die Doppelsilikate. In der phosphorsauren Magnesia kann das basische Wasser durch Ammoniumoxyd vertreten werden und es entsteht auf diese Weise ein Doppelsalz einer mehrbasischen Säure. Krystallisiren isomorphe Salze in bestimmten Mischungen zusammen, so unterscheidet man diese als gemischte oder gepaarte Salze von den eigentlichen Doppelsalzen.

Sauerteig, s. Brod.

Saugor- und Nerbuddaterritorium, eine der sogenannten Nonregulationsprovinzen der indobritischen Präsidentschaft Agra (Nordwestprovinzen) zwischen 21° 16′ und 25° 15′ nördl. Br. und 94° 33′ und 100° 31′ östl. L. (von Ferro) mit einem Flächenraum von 1511 □Meilen und 4 Millionen Einw. (darunter viele Khonds). Innerhalb der Grenzen desselben liegen die Fürstenthümer

(britischen Lehnsstaaten) Rewah, Kotee, Myhir, Oocheira und Schawul; der übrige Theil ist der Krone England direkt unterworfen, umfaßt 726 □Meilen mit 2,150,000 Einw. und zerfällt in 7 Distrikte. Die Hauptstadt Saugor ist Sitz der Civilbehörden für das gesammte Gebiet, hat ein Fort, starke Garnison, ein Lyceum und 50,000 Einw., meist Maharatten.

Saugpumpe, s. Pumpen.

Saul, erster König der Israeliten, regierte 1095—1055 v. Chr., war der Sohn eines angesehenen Israeliten, Namens Kis, aus dem Stamm Benjamin. Ausgezeichnet durch stattlichen Wuchs, ward er, als das Volk einen Herrscher begehrte, von Samuel zum König gesalbt und vom Volke, nachdem er sich durch einen Sieg über die Amoriter Ruhm und Ansehen erworben, in feierlicher Versammlung anerkannt. Als er aber, ausschließlich dem Kriege gegen die Philister und andere benachbarte Völker sich widmend, seine Herrschaft mehr auf sein Heer und auf Waffengewalt als auf die alten heiligen Institutionen gründete und sich zur Willkür hinneigte, sah Samuel hierin eine nicht geringe Gefahr für die theokratische Verfassung, u. als S. einst nach einem Siege über die Amalekiter der Weisung des Propheten, Alles, was in seine Hände fallen würde, zu tödten, nicht Folge geleistet hatte, verkündete ihm Samuel, daß, weil er das Wort Jehovahs verworfen, Jehovah auch ihn verworfen habe und er des Thrones unwürdig sei, und salbte an seiner Statt insgeheim den David zum König. S. verfiel seitdem in eine Gemüthskrankheit, die der biblische Berichterstatter der Einwirkung eines bösen Geistes zuschreibt, da seiner theokratischen Anschauung zufolge der Geist Gottes den König von der Zeit an verließ, wo Samuel dessen Verwerfung ausgesprochen hatte. Zwar erheiterte Davids Saitenspiel den König, und derselbe fand ein solches Wohlgefallen an dem Jüngling, daß er denselben zu seinem Waffenträger machte. Aber die Heldenthaten, welche David verrichtete, erweckten in dem mißmuthigen König bald eine solche Eifersucht, daß sich seine frühere Neigung zu dem Jüngling in einen grimmigen Haß verwandelte. David mußte, um sein Leben zu retten, fliehen. S. aber unterlag in einem Kriege mit den Philistern; sein Heer ward geschlagen und er selbst stürzte sich in sein Schwert. So wird S.s Lebensende 1. Sam. 31 erzählt, während nach 2. Sam. 1 ein amalekitischer Jüngling behauptet, den König auf dessen Verlangen getödtet zu haben, und Diadem und Armbänder des Getödteten überbringt.

Saulgau, Stadt im würtembergischen Donaukreise, an der Schwarzach, Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts und katholischen Dekanats, hat eine schöne Kirche, 2 säkularisirte Klöster, ein Hospital, Wollweberei, Strumpfwirkerei, große Bleichen, Getreidehandel und 2500 Einw.

Saulieu (im Alterthum Sidoleucum), Stadt im französischen Departement Côte-d'or, an einem hohen Bergabhange schön gelegen, aber größtentheils schlecht gebaut, hat 2 alte Kirchen, Wollmanufakturen, Gerberei, berühmte Ochsenmärkte, Handel mit Landesprodukten und 3783 Einw. In der Umgegend finden sich Alterthümer.

Sault, Stadt im französischen Departement Vaucluse, an der Nesque, hat Leinweberei, Färberei, Seidenbau, Wollhandel und 2674 Einw.

Saumroß, s. Saumthier.

Saumthier, ein Maulthier, welches seines sicheren Ganges wegen Reisende und Lasten über die Rücken und Steige der Hochgebirge zu tragen bestimmt ist; dann auch jedes Thier, welches zu diesem Zweck benutzt wird, besonders Pferde (Saumpferd, Saumroß) und Esel.

Saumur, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Maine-Loire, am linken Ufer der Loire (über die 2 Brücken führen) und an der Eisenbahn von Orléans nach Nantes, in freundlicher Lage am Abhang eines Berges, mit einem festen Schlosse, welches jetzt als Staatsgefängniß dient. Die obere Stadt ist unregelmäßig gebaut, die untere aber hat regelmäßige Straßen und schöne Gebäude, z. B. die Kavallerieschule, Reitbahn rc. S. hat einen Gerichtshof, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer, ein Kommunalcollége, eine öffentliche Bibliothek von 12,000 Bänden, berühmte Fabrikation von Rosenkränzen aus Kokosschalen und von Schmelzarbeiten, Gerberei, Färberei, Handel mit Wein, Getreide, Seide, Lein rc. und 14,079 Einwohner. Die Umgegend baut guten Wein. S. ist der Geburtsort von Anna Dacier. In der Nähe der Stadt finden sich viele römische und celtische Alterthümer und 2 gut erhaltene Lager von Cäsar. Hier am 9. Juli 1793 Sieg der Royalisten über die Republikaner.

Saupe, Ernst Julius, namhafter Literarhistoriker, geboren am 2. Februar 1809 zu Gera, wirkt seit 1835 als Gymnasiallehrer daselbst und hat sich durch folgende Werke bekannt gemacht: „Schiller und sein väterliches Haus“ (Lpz. 1851); „Erläuterungen der Schiller-Goethe'schen Xenien (das. 1852); „Goethe's und Schillers Balladen und Romanzen“ (das. 1853); „Goethe's (Gera 1854) und Schillers Leben und Werke in chronologischen Tafeln“ (das. 1855); „Goethe's Faust“ (Leipzig 1856) und „Die Arten der deutschen Dichtkunst“ (Gera 1863).

Sauppe, Hermann, namhafter Philolog, geboren den 9. December 1809 zu Wesenstein bei Dresden, ward 1833 Gymnasiallehrer, 1838 auch Professor zu Zürich, 1845 Gymnasialdirektor zu Weimar und 1856 Professor der Philologie zu Göttingen. Er lieferte Ausgaben des Lykurg (Zürich 1834), der „Oratores attici“ (mit Baiter, das. 1839—50, 2 Bde.), der Staatsreden des Demosthenes (Gotha 1843) und zwei neuaufgefundener Reden des Hyperides (Göttingen 1860) und gibt seit 1848 mit Haupt die vorzügliche „Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen“ heraus.

Saurier (Sauria, Eidechsen, Echsen), Ordnung der Reptilien mit langgestrecktem, beschupptem oder beschildetem Körper und langem, am Grunde dickem Schwanze und in der Regel 4, selten nur 2 oder gar keinen Extremitäten, in welchem letzteren Fall der Körper schlangenartig verlängert ist. Zähne sind immer vorhanden. Im Ganzen sind cirka 400 fossile und 800 lebende Species bekannt. Die äußeren Formen bewegen sich, was die Körpergröße anlangt, innerhalb

ansehnlicher Extreme, indem die Platyuren und Kaloten nur einige Zoll, die Krokodile aber bis fast zu 30 Fuß lang sind, die fossilen Iguanodonten und Megalosauren sogar eine Länge von 70 F. erreichten. Die Bedeckung des Körpers besteht aus einer Haut, welche bei den Krokodilen bis auf den nackten Kopf gepanzert, d. h. mit verknöcherten und gekielten Schilden bedeckt, bei den übrigen beschuppt ist. Sehr häufig bildet die Haut der S. Aussackungen und Falten, die den Thieren oft die abenteuerlichsten Gestalten verleihen. Der Kopf der S. ist verhältnißmäßig von geringer Größe, am größten bei den Krokodilen, immer an der Schnauze spitz, also von ziemlich pyramidaler Form und in dem nämlichen Verhältnisse wie der Rumpf platt oder rundlich oder seitlich zusammengedrückt. Die Zähne der Krokodile sind eingekeilt, bei den übrigen höchst mannichfaltig gestaltet: blatt- oder lanzettförmig, mit platten oder gesägten Rändern, kegelförmig und gerade oder rückwärts gebogen, platt u. kreisförmig oder auch vielspitzig höckerig. Die Augen stehen meist seitlich. Der Rumpf ist bei den auf dem Erdboden lebenden S.n meist platt, bei den Bewohnern der Bäume seitlich zusammengedrückt und bei den in Baum- und Erdlöchern wohnenden rundlich. Bei den letzteren ist er auch fast immer sehr lang und biegsam, während er bei den übrigen kurz und wenig beweglich ist. Die Rückenfirste der zusammengedrückten S. ist oft ausgezeichnet durch kammähnliche Bildungen und besonders entwickelte Schuppen und Schilde, während bei den plattrumpfigen solche Auszeichnungen mehr nach den Seiten herabrücken, wo sie endlich sich sogar zu Flughäuten, die als Fallschirme dienen, ausbreiten. Der Schwanz ist selten kurz und fehlt nur den Ringeleidechsen, dagegen ist er sonst meist lang, weit länger als der Rumpf. Die Extremitäten sind bei den meisten vorhanden, aber meist kurz, so daß der Bauch den Boden berührt, selten höher, fast immer aber gleich lang. Die Füße sind einwärts gestellt und mit 3—5 gleich- oder ungleichlangen Zehen versehen, welche meist frei, selten verbunden und meist alle mit Krallen bewaffnet sind. Die Ortsbewegungen der S. sind bald sehr langsam, bald schnell, Letzteres vorzugsweise bei den langgeschwänzten, die überdies meist vermöge der Niedrigkeit ihrer Extremitäten sich kriechend bewegen, während die Fortbewegung der höher gestellten und deshalb schreitenden fast durchgängig eine langsamere ist. Das Klettern geschieht theils mit Hülfe der Krallen, theils vermittelst eigenthümlicher Haftapparate an den Füßen. Das Schwimmen wird vorzugsweise durch den Schwanz vermittelt, und die Thätigkeit der Extremitäten dabei ist nur eine sehr untergeordnete. Die Sinnesthätigkeit der S. scheint bei keinem S. sehr ausgezeichnet, aber doch überall vorhanden zu sein. Der Gehörssinn fehlt nirgends, wenn auch der Bau des Ohres ein sehr feines Hören nicht zu gestatten scheint. Das Auge fehlt manchmal oder ist höchst unvollkommen und so umhüllt, daß ein sehr scharfes Sehen nicht wohl Statt finden kann. Das Vorhandensein des Geruchs ergibt sich schon aus dem der Nasenlöcher. Geschmack beweist das Krokodil, wenn es, wie erzählt wird, Menschenfleisch, besonders das Fleisch der Schwarzen, allem anderen vorzieht. Der stumpfste Sinn der S. scheint der Tastsinn zu sein, da derselbe durch die Hautbedeckungen sehr beschränkt wird. Ihre Nahrung nehmen die S. selten aus dem Pflanzenreich, die Mehrzahl lebt von Insekten. Alle S. sind luftathmende Thiere, daher auch die wenigen Wasserbewohner unter ihnen behufs des Athmens immer wieder an der Oberfläche des Wassers erscheinen müssen. Uebrigens vermögen sie unter gewissen Verhältnissen ziemlich lange der Luft zu entbehren, wie alle S. der gemäßigten Zone, die wegen Mangels an Nahrung während der kalten Jahreszeit in eine Lethargie versinken, welche dem Winterschlafe mancher Säugethiere ähnelt. Aber auch viele S. der Tropen verfallen in einen Sommerschlaf, aus dem sie durch den Eintritt der Regenzeit wieder geweckt werden. Gift findet sich bei den S.n nicht. Die meisten S. legen Eier mit mehr oder minder harter Schale. Unter den jetzt lebenden S.n ist kein einziger Meerbewohner, während von den großen fossilen Thieren dieser Ordnung die meisten dem Meere angehörten. Die S. zerfallen in die 3 Familien der Krokodile (Loricata, s. Krokodil); der Schuppenechsen (Squamata), charakterisirt durch die Hornschuppenbedeckung, die bewegliche Zunge, die ein- oder angewachsenen, nie eingekeilten Zähne, die vorhandenen Lippen, die fehlenden Ohrklappen, die 2 Augenlider, welche selten fehlen, und die 4 kurzen Beine, die bei manchen auch ganz fehlen, oder deren hinteres Paar durch Stummel ersetzt ist; der Ringeleidechsen (Annulata), charakterisirt durch den wurmförmigen Körper, der statt der Schuppen mit einer weichen, durch Querfurchen und Ringel abgesetzten und durch Längsfurchen getheilten Haut bedeckt ist, und die 4 oder 2 kurzen oder ganz fehlenden Beine, den Uebergang zu den Schlangen bildend. Das Auftreten der S. beginnt mit der Zechsteinperiode, namentlich erzeugte das Zeitalter der Trias neue Formen, sowie auch die Perioden der Sandsteinbildungen reich an S.n sind. Die gewaltigste Entwickelung der S. fällt aber in die Juraperiode.

Saussure, 1) Horace Bénoit de, berühmter französischer Naturforscher, geboren den 17. Febr. 1740 zu Conches bei Genf, studirte zu Genf die Naturwissenschaften und ward daselbst schon in seinem 22. Jahre Professor der Philosophie. In den späteren Jahren seines Lebens nahm er Antheil an der neuen Gesetzgebung seines Vaterlandes und ward Mitglied des Raths der Zweihundert. Er † den 22. Januar 1799 zu Genf. Anerkannt sind seine Verdienste um Geologie, als deren Gründer er betrachtet werden darf, um Physik der Erde und verwandte Wissenschaften. Er bereiste Frankreich, Holland, England, Italien und Sicilien, untersuchte die Eisfelder von Chamouny, bereiste achtzehnmal die Alpen und bestieg 1787 als der Erste den Gipfel des Montblanc. Er entdeckte ferner mehre Gattungen Moose und bewies die Wiedererzeugungskraft der Infusionsthierchen. Auch die Pflanzengeographie verdankt ihm ihre Grundlagen. Er erfand ein Elektrometer, Hygrometer und ähnliche Instrumente. Als Stifter und Präsident der Gesellschaft der Künste erwarb er sich um das Fabrikwesen Genfs

große Verdienste. Von seinen Schriften sind die „Voyages dans les Alpes“ (Genf 1779—96, 4 Bde.; deutsch von Wyttenbach, Leipzig 1781—88) hervorzuheben.

2) Théodore de S., Naturforscher, Sohn des Vorigen, geboren den 14. Okt. 1767 zu Genf, ward Professor der Mineralogie und Geologie daselbst und † hier den 18. April 1845. Er war der Erste, welcher die chemischen Verhältnisse der Pflanzensubstanz genauer untersuchte. Sein Hauptwerk sind die „Recherches chimiques sur la végétation“ (Paris 1804; deutsch von Voigt, Leipzig 1805).

Saussurea *Dec.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den vielreihigen, oft dachziegeligen Kelch, den flachen gefransten oder spreublätterigen, selten nackten Fruchtboden, die Blümchen mit schlanker Röhre, bauchigem Schlund und 5spaltigem Rand und die doppelte Samenkrone, ausdauernde Kräuter, von denen S. alpina *Dec.*, Serratula alpina *L.*, auf den Pyrenäen, Alpen und in Sibirien, mit dicht-doldentraubigen, blau-lillafarbenen, wohlriechenden Blüthen, und S. pulchella *Fischer*, Serratula pulchella *Sims.*, in Sibirien, mit dunkelvioletten Blüthen, schöne Zierpflanzen sind, S. amara *Dec.*, Serratula amara *L.*, in schattigen Laubwäldern Sibiriens, mit purpurröthlichen Blüthen, aber deshalb bemerkenswerth ist, weil in der Heimat eine Abkochung der bitteren und etwas salzigen Wurzeln bei syphilitischen Krankheiten getrunken zu werden pflegt.

Sauternes, Marktflecken im französischen Departement Gironde, hat berühmten Weinbau (eine der besten Sorten der weißen Bordeauxweine) und 1060 Einw.

Sauve, Stadt im französischen Departement Gard, am Vidourle, hat Fabrikation von Woll- und Baumwollzeuchen, Töpferwaaren u. Strickereien, Handel mit Kupfer-, Blech- u. Zinnwaaren und 2552 Einwohner. Unweit davon das warme Bad von Fonsange.

Sauvegarde (salvegarde, franz.), Schutzwehr, welche ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Häusern rc. bewilligt, um sie vor Plünderung und sonstiger Mißhandlung zu sichern.

Savage, 1) nordamerikanische Inselgruppe in der Hudsonsstraße, nördlich von der Halbinsel Labrador. — 2) Insel des südöstlichen Polynesien, zwischen den Freundschafts- und Cooksinseln; 1774 von Cook entdeckt.

Savage, Richard, englischer Dichter, geboren den 10. Jan. 1698 zu London, war der natürliche Sohn der Gräfin Macclesfield und des Lord River u. ward von jener einer armen Amme, als deren Sohn er galt, zur Erziehung übergeben, kam dann zu einem Schuhmacher in die Lehre und erfuhr erst nach dem Tode seiner Pflegemutter das Geheimniß seiner Geburt. Vergebens flehte er nun die Gräfin um Anerkennung an; der Haß derselben gegen das Pfand ihrer verbrecherischen Liebe ging so weit, daß sie sich, als S. wegen eines Todschlags, den er in der Trunkenheit begangen, zum Tode verurtheilt worden war, bemühte, die königliche Begnadigung, wiewohl vergebens, zu verhindern; er † im Gefängnisse den 1. August 1743. Als Dichter zeichnet er sich durch Reichthum der Phantasie, Gedankenfülle und Originalität aus; namentlich gilt dies von seinen Gedichten „The wanderer“ und „The bastard“. Seine Werke mit seiner Biographie von seinem Freunde Johnson erschienen zu London 1775, 2 Bde. Vergl. Döring, Richard S., ein Genrebild, Jena 1840. Gutzkow benutzte seine Geschichte zu einem Trauerspiel.

Savannah, 1) S. River, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entsteht auf der Grenze der Staaten Südcarolina u. Georgia aus der Vereinigung des Kiowee mit dem Tugaloo, fließt südsüdöstlich, bildet ununterbrochen die Grenze zwischen den beiden genannten Staaten u. fällt nach einem Lauf von mehr als 100 Meilen unterhalb Savannah City in den atlantischen Ocean. Er ist von seiner Mündung aufwärts bis Savannah City (4 Meilen) für große Seeschiffe, bis Augusta (50 Meilen) für große Flußdampfer und für kleine Boote noch 30 Meilen weiter hinauf schiffbar. Bei Augusta wird die Schifffahrt durch einen Wasserfall unterbrochen, aber dieser durch einen 1845 erbauten, 2 Meilen langen Kanal umgangen. — 2) S. City, Stadt und Einfuhrhafen im Staate Georgia, Hauptstadt der Grafschaft Chatham, die größte Stadt und der bedeutendste Handelsplatz des Staats, am rechten Ufer des S., in sandiger Ebene, hat 14 protestantische und 2 katholische Kirchen, eine Synagoge, Börse, ein Theater, Staatsarsenal, Lyceum, eine Akademie, 5 Banken, eine öffentliche Bibliothek, ein Waisenhaus, Hospital, mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten u. zahlreiche Schulen. Die Industrie ist nicht von Bedeutung, von um so größerer Wichtigkeit aber der Handel. Der Hafen von S. ist der beste der ganzen südatlantischen Küste der Vereinigten Staaten. S. ist der Ausgangspunkt von zahlreichen großen Eisenbahnlinien, welche sich von Georgia, Südcarolina, Tennessee und Alabama her hier vereinigen. Dampfschifflinien gehen von hier aus nach den wichtigsten Hafenplätzen der atlantischen Küste. Das Klima von S. ist im Allgemeinen gesund, doch herrscht bisweilen das gelbe Fieber. Die Bevölkerung der Stadt belief sich 1860 auf 22,292 Einwohner, während sie vor dem Bürgerkrieg an 24,000 betragen hatte. Im Jahre 1820 brannte die Stadt fast ganz ab.

Savannen, in Nordamerika große Ebenen, welche, ohne Bäume und Sträucher, aber mit hohem Gras bewachsen, sich auf beiden Ufern des Mississippi über einen Flächenraum von cirka 45,000 □Meilen ausbreiten und sich auch im Süden des Alleghanygebirges gegen die Küste des mexikanischen Meerbusens hin finden. Liegen sie höher, so werden sie Prairien genannt. An den Ufern großer Flüsse gehen sie in Sümpfe über und bilden dann die sogenannten Rohrwiesen, weite, mit 10—12 Fuß hohem Schilf bewachsene Flächen. In Südamerika heißen solche Landstriche Llanos (s. d.) und Pampas (s. d.).

Savary, Anne Jean Marie René, Herzog von Rovigo, französischer General, geboren am 26. April 1774 zu Marc im Departement der Ardennen, trat 1790 in die Armee und wohnte als Kapitän den Feldzügen am Rhein unter Custine, Pichegru und Moreau bei, wurde Ba-

taillonschef und ging mit Desaix nach Aegypten. Nach seiner Rückkehr focht er in der Schlacht von Marengo mit und wurde in der Folge von Bonaparte zu diplomatischen Sendungen verwandt, daneben zum Kommandanten der Elitengensdarmerie und zum Brigadegeneral befördert; seit 1802 leitete er die geheime Polizei Bonaparte's. Von dem Verdacht, den Tod des Herzogs von Enghien beschleunigt zu haben, bei dessen Verurtheilung er dem betreffenden Kriegsgericht präsidirte, hat er sich nie ganz reinigen können. Nachdem er als Divisionsgeneral den Schlachten bei Austerlitz und bei Jena beigewohnt, übernahm er 1807 in Warschau an Lannes' Stelle den Befehl über das 5. Armeecorps, deckte nach der Schlacht bei Eylau Warschau gegen die Russen und erfocht dabei den Sieg von Ostrolenka (16. Febr. 1807). Nach den Schlachten von Heilsberg und Friedland wurde er von Napoleon zum Herzog von Rovigo und bald darauf zum Gouverneur von Ostpreußen ernannt. Nach dem tilsiter Frieden ging er als Gesandter nach Petersburg, 1808 kommandirte er in Spanien. Nach dem Feldzuge von 1809 erhielt er das Polizeiministerium und hielt sich in diesem Amte bis zur Auflösung des kaiserlichen Regentschaftsrathes. Nach der Rückkehr Napoleons wurde er zum Pair erhoben und erhielt den Befehl über die Gensdarmerie, ward dann, als er Napoleon nach St.-Helena begleiten wollte, auf dem Bellerophon gefangen genommen und nach Malta geführt, von wo er jedoch im April 1816 nach Smyrna entfloh. Ein Jahr später ging er nach Oesterreich, um sich von dort aus gegen das über ihn am 25. Dec. 1816 ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen. In Grätz wurde er unter polizeiliche Aufsicht gestellt; man erlaubte ihm jedoch im Juni 1818 nach Smyrna zurückzukehren. Im folgenden Jahre stellte er sich zu Paris freiwillig dem Gericht, wurde freigesprochen und wieder in seine Würden eingesetzt, blieb jedoch ohne wirkliche Anstellung. Im Jahre 1823 ging er nach Rom und betrat Frankreich erst nach der Julirevolution wieder. Ludwig Philipp vertraute ihm am 1. Dec. 1831 den Oberbefehl in Algerien, wo er zwar Bona eroberte und mit Eifer die Kolonisation betrieb, aber durch sein gewaltthätiges Verfahren solchen Unwillen erregte, daß er 1833 abberufen ward. Er † den 2. Juni desselben Jahres. Seine „Mémoires" (Par. 1828, 8 Bde.) sind ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte.

Save, 1) (Sau), österreichischer Fluß, entspringt aus einem kleinen Alpensee im kärnthnischen Kreise Villach, durchströmt zunächst das Herzogthum Krain, bildet dann die Grenze zwischen diesem einer- und gegen Steiermark und Kroatien andererseits, tritt in das Militärgrenzland über und scheidet dasselbe bis zur Mündung in die Donau bei Semlin von der türkischen Provinz Bosnien. Ihr Lauf beträgt 140 Meilen und ihr Flußgebiet ist sehr umfangreich. Sie ist von Laibach an schiffbar, hat aber einige Stromschnellen. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind rechts Saritza, Isonzo, Laibach, Gurk, Kulpa, Unna, Bosna und Drina, links Sutla, Krapina, Illava u. a. — 2) Fluß im südwestlichen Frankreich, entspringt im Departement Oberpyrenäen, durchfließt in nordöstlicher Richtung die Departements Gers u. Obergaronne und fällt nach einem Lauf von 20 Meilen unweit der Grenze des Departements Tarn-Garonne links in die Garonne.

Savenay, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Niederloire, rechts unweit der Loiremündung und an der Eisenbahn von Nantes nach Redon, hat einen Gerichtshof, eine niedere Ackerbauschule, viele reiche Salzteiche, starken Getreide- und Viehhandel und 2803 Einwohner. Hier am 23. Dec. 1793 Niederlage der Vendeer.

Saverdun, Stadt im französischen Departement Arriège, am Arriège und an der Eisenbahn von Toulouse nach Pamiers, hat Eisen- u. Stahlwaarenfabrikation und 4205 Einw.

Saverne, 1) (Severn), Fluß in England, entspringt am Ostabhang der Plynlimmonberge in Nordwales, Grafschaft Montgomery, durchfließt in einem weiten Bogen anfangs nordöstlich, dann südlich, zuletzt südwestlich die Grafschaften Shrop (Salop), Worcester und Gloucester und fällt nach einem Lauf von 48 Meilen, wovon 37 Meilen schiffbar sind, in einer weiten, meerbusenähnlichen Mündung in den Kanal von Bristol (atlantischer Ocean). Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind rechts: der Wye, Usk und Taf, links der Avon. Durch Kanäle mit der Themse, dem Trent, Humbert und Mersey verbunden, bildet er eine der wichtigsten Wasserstraßen für den Handel des südwestlichen Englands. Die Ufer des Flusses sind durch Fruchtbarkeit und Naturschönheiten gleich ausgezeichnet. — 2) Stadt, s. v. a. Zabern.

Savigliano, Stadt in der italienischen Provinz Coni, an der Maira und der Eisenbahn von Turin nach Coni, welche hier nach Saluzzo abzweigt, hat alte Festungswerke, viele Paläste, einen zu Ehren des Prinzen Victor Amadeus errichteten Triumphbogen, einen schönen Marktplatz, einen Dom, mehre Klöster, ein Hospital, Waisenhaus, Fabrikation von Tuch, Seidenwaaren und Leinwand, Weinbau, lebhaften Handel und 14,450 Einwohner. Hier und bei dem nahen Fossano am 4. und 5. Nov. 1799 Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Melas und den Franzosen unter Championnet, worin letztere siegten.

Savignano, Stadt in der italienischen Provinz (vormals päpstlichen Delegation) Forli, an der Plusa und der Eisenbahn von Forli nach Ancona, hat mehre Paläste, eine Akademie (Filopatri de Rubiconi, Bibliothek, ein Münzkabinet, Theater, Hospital, Seidenwaarenfabrikation und 4400 Einw. Dabei eine antike Brücke über den gleichnamigen Fluß (oder Fiumicino), welcher ins adriatische Meer mündet.

Savigny, Friedrich Karl von, ausgezeichneter Lehrer des römischen Rechts, geboren den 21. Febr. 1779 zu Frankfurt am Main, habilitirte sich nach beendeten Rechtsstudien in Marburg und erhielt hier eine außerordentliche Professur der Rechte. Nachdem er sich durch sein Werk „Das Recht des Besitzes" (Gießen 1803, 6. Aufl. 1837) Ruf erworben und mehrjährige wissenschaftliche Reisen durch Deutschland und Frankreich gemacht hatte, ward er 1808 nach Landshut und 1810 nach Berlin berufen. Zum

Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, wurde er 1816 geheimer Justizrath, 1817 Mitglied des Staatsraths, 1819 des für die Rheinprovinzen errichteten Revisionshofes und endlich 1842 Justizminister, welche letztere Stellung er durch die Revolution von 1848 verlor. Er † den 25. Okt. 1861 zu Berlin. S. wird zu den Führern der sogenannten historischen Schule gezählt. Seine Ansichten über die Grundlagen des Rechts entwickelte er den Kodifikationsbestrebungen Thibauts, Gönners u. A. gegenüber in der Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ (Berlin 1814, 3. Aufl. 1840). Noch sind von seinen Werken hervorzuheben: „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“ (Heidelb. 1815—31, 6 Bde.; 2. Aufl. 1834—51, 7 Bde.) und „System des heutigen römischen Rechts“ (Berlin 1840—49, 8 Bde.), wozu „Das Obligationenrecht“ (das. 1851—53, 2 Bde.) die Fortsetzung bildet. Seit 1815 gab er mit Eichhorn und Rudorff (später Göschen, nachher Klenze) die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ heraus. Alle Werke S.'s sind durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Eleganz der Darstellung ausgezeichnet.

Savinien, St., Stadt im französischen Departement Charente inférieure, rechts an der Charente, hat einen kleinen Flußhafen, Fayencefabrikation, Handel mit den Landesprodukten und 3306 Einw.

Savio, Küstenfluß in der italienischen Provinz Forli, entspringt auf den Apenninen, fließt nordöstlich u. mündet nördlich von Cervio ins adriatische Meer.

Savona, Kreisstadt in der italienischen Provinz Genua, an der Mündung des Flüßchens Egabona in den Meerbusen von Genua, ist Sitz eines Bischofs, hat einen Hafen, der durch ein auf einem Felsen im Meere stehendes Fort geschützt wird, eine Kathedrale mit schönen Gemälden, 20 andere Kirchen, ein Seminar, Kollegium, eine nautische Schule, Fabrikation von Fayence, Tuch, Seide, Waffen, Seife, Glas, Potasche, Vitriol, Papier, Parfümerien, Konfitüren, Ausfuhr von roher Seide und von Südfrüchten u. 18,859 Einw. In den reizenden Umgebungen sind prächtige Landsitze des genuesischen Adels, namentlich in dem Dorfe Albisola. S. hieß im Alterthum Sava, erregte im Mittelalter durch seinen hohen Flor den Neid der Genuesen, ward 1745 von den Engländern bombardirt, 1809 von den Franzosen eingenommen und zum Hauptort des Departements Montenotte erhoben. Von 1809—12 war die Stadt gezwungener Aufenthaltsort des Papstes Pius VII.

Savonarola, Girolamo, berühmter italienischer religiös-politischer Volksführer, Sprößling einer angesehenen Familie zu Padua, geboren den 21. Sept. 1452 zu Ferrara, verließ, gegen seine Neigung zum Studium der Arzneiwissenschaft bestimmt, heimlich das väterliche Haus, um in Bologna in ein Dominikanerkloster zu treten, ward auf Wunsch des Lorenzo von Medici von seinen Oberen nach Florenz versetzt und hier 1490 zum Prior des Dominikanerklosters San Marco erwählt. Bald griff er in Predigten, deren tiefer Gehalt durch hinreißende äußere Beredtsamkeit gehoben ward, die damals immer mehr um sich greifende üppige Sinnlichkeit, die Verderbniß des Klerus und die Greuel der Hierarchie schonungslos an und drang auf Erneuerung des religiös-kirchlichen wie des politischen Lebens. Erst mit dem Erscheinen der Franzosen in Italien und der Vertreibung der Medici aber begann seine großartige politische Wirksamkeit. Geistliches und Weltliches verknüpfend, gedachte er Staat und Kirche zu einem theokratisch-republikanischen, auf Volkssouveränetät sich gründenden Gemeinwesen zusammenzuschmelzen. Seine Anhänger, die in ihm einen Propheten verehrten, erhielten wegen ihrer ascetischen Lebensweise den Beinamen der „Mönchischen“ (Frateschi) oder der „Wimmerer“ (Piagnoni), während ihre aristokratischen Gegner die „Wüthenden“ (Arrabiati) hießen, unter denen besonders die Jüngeren, die sogenannten „schlechten Gesellen“ (Compagnacci), S. bitter haßten. Nicht minder ward dieser von den Klerikern angefeindet. Im Jahre 1294 erreichte S.'s reformirende Thätigkeit ihren Gipfelpunkt. Seine Strafpredigten bewirkten, daß in Florenz Gesetze zum Behuf der Bestrafung auffälliger Laster und zur Hebung der Zucht und Sitte erlassen wurden. Karten- und Würfelspiele wurden verboten, Buhldirnen verjagt, anstößige Gemälde, musikalische Instrumente, insbesondere auch Exemplare des Boccaccio ꝛc. am Karnevalstage unter Absingung von Psalmen verbrannt ꝛc. Papst Alexander VI. gedachte anfangs den Reformator auf gütlichem Wege zum Schweigen zu bringen und bot ihm sogar die Kardinalswürde an, aber S. schlug dieselbe aus, keinen anderen rothen Hut als den des Märtyrerthums begehrend. Hierauf ward er nach Rom zur Verantwortung geladen und ihm das fernere Predigen untersagt. S. beachtete weder den einen, noch den anderen Befehl, suchte aber in einem Schreiben an den Papst die gegen ihn erhobenen Anklagen zu entkräften. Die vom Papst verlangte Auslieferung S.'s ward von der Signoria verweigert. Aber bald gab der Wechsel der obrigkeitlichen Aemter den Feinden S.'s die öffentliche Gewalt in die Hände, und die Gesellschaft der Compagnacci machte nun einen Anschlag, ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel zu ermorden; S. ward jedoch in dem dadurch veranlaßten Tumult durch die Entschlossenheit einiger Freunde gerettet. Die Signoria aber nahm von diesem Vorfall Anlaß, ihm das fernere Predigen zu verbieten, und der Papst, den Bann über ihn auszusprechen. Schon am Sonntag Septuagesima des nächsten Jahres aber betrat S. wieder die Kanzel, um schonungsloser als je die Verderbtheit der römischen Kirche anzugreifen. Auch unter den Mönchen, namentlich unter den Franciskanern von der strengen Observanz, hatte er sich viele Feinde gemacht. Als sich nun ein Mönch seines Klosters, zum Beweis, daß die Lehren und Prophezeiungen seines Meisters wahr seien, durch das Feuer zu gehen erbot, wenn Einer von der Gegenpartei deren Recht durch dieselbe Probe zu erhärten bereit sei, nahm ein Franciskanermönch die Herausforderung an, doch kam das Gottesurtheil nicht zur Ausführung, weil Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen wollte. Das Volk, welches in der Erwartung, es werde zu S.'s Gunsten ein Wunder geschehen, in Masse

zusammengeströmt war, fing jetzt an, an seiner göttlichen Sendung zu zweifeln, und dadurch bekamen die Compagnacci gewonnenes Spiel. Am folgenden Tage ward das Kloster San Marco erstürmt, S. gefesselt nach dem Palaste der Signoria geführt und vor ein Gericht gestellt, welches aus lauter entschiedenen Widersachern des Angeklagten bestand. Um Geständnisse zu erpressen, wandte man die Folter gegen ihn an und scheute sich nicht, als er das unter den Qualen der Tortur Ausgesagte widerrief, das über die Verhöre aufgenommene Protokoll zu verfälschen. Aber selbst durch so schmähliches Verfahren ergab sich kein hinreichender Grund zu S.'s Verdammung. Der Papst indeß, dem die Akten mitgetheilt wurden, verurtheilte ihn als Ketzer, Schismatiker, Kirchenstörer und Volksverführer. Auf Auslieferung desselben nach Rom verzichtend, begnügte er sich, zwei Kommissarien nach Florenz zu senden, die das Urtheil überbringen und der Vollziehung desselben beiwohnen sollten. Diese ließen den Unglücklichen noch einmal foltern, und dann sprach die Signoria das Urtheil, daß er mit seinen Genossen Domenico da Pescia und Sylvester Maruffi erst erdrosselt und dann verbrannt werden solle. Dieses Urtheil ward am 23. Mai 1498 vollzogen. Eine Sammlung seiner Werke, vornehmlich solcher von philosophischem und ascetischem Inhalt, erschien Lyon 1633—40, 6 Bde.; seine „Erwecklichen Schriften" übersetzte Rapp (Stuttg. 1839). Vgl. Rudelbach, S. und seine Zeit, Hamb. 1835; Meier, Girolamo S., Berl. 1836; Hase, Neue Propheten, Leipz. 1837; Villari, La storia di Girolamo S., Flor. 1859. Eine poetische Darstellung der Lehren u. Schicksale S.'s lieferte Nikolaus Lenau (2. Aufl., Stuttg. 1844).

Savoyen (franz. Savoie, ital. Savoja), früher zur sardinischen Monarchie gehöriges Herzogthum, das eigentliche Stammland derselben, durch Vertrag vom 24. März 1860 aber an Frankreich abgetreten, zwischen der Schweiz, Piemont und den französischen Departements Isère und Ain gelegen, hat einen Flächenraum von 201,44 QM. mit 583,000 Einwohnern. S. ist das höchst gelegene Land Europa's, im Nordosten von den penninischen Alpen (mit dem Montblanc), im Osten von den grajischen Alpen (mit dem kleinen Bernhard) erfüllt, im Süden von den cottischen Alpen (mit dem Mont Cenis) berührt. Bewässert wird es von der Isère, Arve, Arcq, Dranse und Rhône, welche letztere früher die Grenze gegen Frankreich bildete und alle Gewässer des Landes aufnimmt, das auch mehre Seen und Mineralquellen hat. Das Klima ist in vielfacher Beziehung dem der Schweiz ähnlich. Der Boden ist steinig und wenig ergiebig, der Ackerbau daher nicht zureichend; dagegen gibt es treffliche, für Viehzucht geeignete Weiden und große Waldungen. Die Gebirge enthalten viel Wild (Wölfe, Bären, Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere). Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohlen und Salz. Die Industrie beschäftigt sich namentlich mit Eisen, Kupfer, Glas und Fayence, sowie mit Baumwolle, Wolle u. Spitzen. Die Savoyarden, ein armes, aber ehrliches, genügsames und fleißiges Volk, sprechen ein französisches Patois, unter das italienische Wörter gemischt sind, und gehören der römisch-katholischen Kirche an. Da sie im Lande keinen ausreichenden Unterhalt finden, so wandern sie massenweise in andere Länder oder nach dem inneren Frankreich, besonders nach Paris, um in niederen Diensten, als Schornsteinfeger, Schuhputzer &c. sich einiges Geld zu erwerben, womit sie dann in die Heimat, an der sie sehr hängen, zurückzukehren pflegen. Das ehemalige sardinische Herzogthum S. zerfiel in die Provinzen Chambéry, Obersavoyen, Maurienne, Tarentaise, Annecy, Faucigny und Chablais u. hatte Chambéry zur Hauptstadt. Gegenwärtig bildet es die beiden französischen Departements Obersavoyen u. Savoyen (Niedersavoyen). Das Departement Obersavoyen (Hochsavoyen, Haute-Savoie) ist aus dem nördlichen Theil des Landes gebildet, grenzt im Norden an den schweizer Kanton Genf, den Genfersee, im Osten an den Kanton Wallis und die italienische Provinz Turin, im Süden an das Departement Savoyen, im Westen an das Departement Ain und umfaßt einen Flächenraum von 341,715 Hektaren (62,28 QM.) mit (1861) 267,496 Einw. Es ist durchgehends Gebirgsland, enthält im Südosten die höchste Spitze der Montblancmasse, hat reizende Thäler (das schönste ist das berühmte Thal von Chamouny), außer dem Genfersee, von welchem 3½ QMeilen hierher gehören, noch die Seen von Annecy, Morzine und Franchat, sowie zahlreiche Mineralquellen und wird von der Rhône (Grenzfluß nach Westen gegen das Departement Ain), Arve, Dranse und mehren anderen Nebenflüssen derselben bewässert. Dampfschifffahrt findet nur auf dem Genfer- und dem Annecysee Statt. Von der Oberfläche kommen auf Ackerland 62,054, auf Waldungen 103,729 Hektaren. Die Industrie ist durch Bergbau, Eisenhütten, Seidenspinnereien und verschiedene andere Gewerbe vertreten. Die Eisenbahn von Genf nach Annecy durchschneidet das Departement; die von Genf nach Culoz (Lyon) begleitet die Westgrenze desselben. Das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Annecy, Bonneville, St. Julien und Thonon und hat Annecy zur Hauptstadt. Das Departement Savoyen (Untersavoyen, Savoie, Basse-Savoie) enthält den südlichen Theil des Landes, grenzt im Norden an das Departement Obersavoyen, im Osten und Süden an die italienische Provinz Turin, im Westen an das Departement Isère und umfaßt einen Flächenraum von 591,358 Hektaren (107,78 QM.) mit (1861) 275,039 Einw. Es ist ebenfalls vollständig Gebirgsland mit zahlreichen Seen und Bergströmen; an seiner Nordostgrenze zieht sich der Montblanc hin, weiter nach Süden ebenfalls an der Ostgrenze der kleine St. Bernhard und der Mont Iséran, an der Südgrenze der Mont Cenis. Der Hauptfluß des Landes ist die Isère, welche hier viele kleine Nebenflüsse aufnimmt. Der Boden ist zum Ackerbau wenig geeignet; wichtiger ist die Viehzucht, namentlich Schafzucht. Das Land ist im Allgemeinen arm, namentlich an Getreide, hat aber ausgedehnte Waldungen, viele Mineralien, die einige Hohöfen mit Erz versehen, Marmorbrüche, bedeutende Salinen, einige Ziegeleien, Töpfer- und Fayencewaaren-, Papier- u. andere Fabriken. Die Eisen-

bahn von Turin über Susa (Mont-Cenistunnel im Bau begriffen) u. Chambéry nach Culoz (Lyon und Genf) durchschneidet das Departement; dasselbe zerfällt in 4 Arrondissements Chambéry, Albertville, Moutiers u. St. Jean-de-Maurienne und hat Chambéry zur Hauptstadt.

Geschichte. S. (Sapaudia) wird schon im 4. Jahrhundert v. Chr. als von Allobrogern bewohnt erwähnt. Im Jahre 122 v. Chr. unterwarfen es die Römer und schlugen es zu Gallia transpadana. Im Jahre 407 n. Chr. kam es zu dem burgundischen Reich, wurde 534 beim Untergang desselben fränkische Provinz und 879 dem arelatischen Reich (s. Burgund) einverleibt, mit dem es 1038 endlich an Deutschland kam. Seit 879 ward es durch Grafen als Vasallen des Reichs verwaltet. Als der mächtigste in dieser Zeit wird der Markgraf von Susa genannt, dessen Linie jedoch schon 1036 erlosch. Seine Macht vererbte sich auf die Grafen von Maurienne, welche als Stammväter der Herzöge von S. angesehen werden. Der erste bekannte derselben, Beroald (Berthold), ein Sachse, wurde von Rudolf III., dem letzten König in Arelat, 1016 zum Statthalter und von Heinrich II. zum Reichsvikar ernannt. Nach Anderen soll ein Graf Humbert, Sohn eines Grafen Manasse, der Stammvater des savoyischen Hauses gewesen sein, der aus der Erbschaft seines Stiefvaters, des Königs Rudolf III., die Grafschaft Maurienne und, nachdem Arelat an den König Konrad gefallen war, 1034 die Herrschaft Chablais, das Walliserland, Pingre und Guichenon zum Lehn erhielt. Sein Nachfolger, Amadeus I., erwarb durch seine Vermählung mit Adelheid, einer Tochter Maginfrieds, Susa, Aosta und Turin; er starb 1072. Sein Sohn, Humbert II., unterwarf 1097 die Herrschaft Tarentaise. Unter Amadeus II., Humberts Sohn, wurden dessen Besitzungen 1111 von Heinrich IV. zur Reichsgrafschaft erhoben; er war der Erste, welcher neben seinem Titel, Markgrafen von Turin, auch noch den eines Grafen von Savoyen führte. Thomas I. erwarb durch Kauf die Stadt Chambéry und das Waadtland und erhielt von Kaiser Philipp mehre Reichslehen; er starb 1233. Sein Sohn und Nachfolger, Amadeus III., eroberte 1245 Turin u. ward als treuer Anhänger Kaiser Friedrichs II. von diesem zum Herzog von Chablais und Aosta erhoben; er starb 1253. Die Söhne seines Bruders, des Grafen Thomas II. von Piemont, Thomas u. Amadeus IV., wurden als Erben der Grafschaft S. die Stifter der beiden Linien S. und Piemont. Der Stifter der Linie Piemont, Thomas, brachte das Schloß Pignerol und Toulouse an sich und starb 1282. Sein ältester Sohn, Philipp, vermählte sich 1301 mit Isabella von Villehardouin, die ihm Achaja und Morea zubrachte. Ersteres vertauschte er jedoch 1307 an den König Karl II. von Neapel gegen die Grafschaft Alba in den Abruzzen. Als die Linie mit Ludwig, welcher 1405 die Hochschule zu Turin stiftete, erlosch, fiel Piemont wiederum an die Linie S. Der Stifter der letzteren, Amadeus IV., wußte sein Gebiet sehr zu erweitern, unter Anderem durch die Grafschaft Asti, und setzte in seinem 1307 niedergelegten Testament die Primogenitur und die Untheilbarkeit der Lande fest; auch ward er zum Reichsfürsten u. Reichsvikar ernannt; starb 1323. Sein Sohn, Eduard, verlor beträchtliche Ländereien an den Dauphin von Vienne; aber dessen Bruder Aymon erwarb durch Vermählung die Anwartschaft auf Montferrat. Amadeus VI. unterwarf sich 1388 die Grafschaft Nizza, Vintimaglia &c. und starb 1391; Amadeus VII. erwarb durch Kauf 1401 die Grafschaft Genevois, vergrößerte sein Gebiet noch durch viele andere Landstriche, ward 1416 von Kaiser Sigmund zum Herzog von S. erhoben, legte aber 1434 die Regierung nieder und ward 1437 unter dem Namen Felix V. zum Papst erwählt, abdicirte 1448 freiwillig und starb 1451 als Kardinal. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig stellte 1445 in einem Grundgesetze die Unveräußerlichkeit der savoyischen Krongüter fest, erwarb ebenfalls mehre Landstriche und vermählte sich mit Anna von Lusignan, der Tochter des Königs Johann II. von Cypern, und starb 1465. Sein zweiter Sohn, Graf Ludwig von Genevois, vermählte sich 1459 mit der Königin Charlotte von Cypern, mußte jedoch die Erbfolge seinem Schwager Jakob einräumen und behielt nichts als den Titel, den die Herrscher von Sardinien in der Folge neben dem von Jerusalem führten, den sie sich wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf dasselbe beilegten. Seine Nachfolger waren Amadeus VIII., starb 1472; Philibert I. starb 1482; Karl I., der seine Rechte kühn gegen Papst Sixtus V. behauptete und dem Markgrafen von Saluzzo, welcher seine Lehnshoheit nicht anerkennen wollte, sämmtliche Lande wegnahm und 1489 starb; Karl II., starb 1496; Philipp II., starb 1497; Philibert II., starb 1504, und dessen Bruder Karl III. Unter letzterem besetzte 1535 Franz I. einen Theil von S., um sich in seinem Kriege gegen den Kaiser einen Durchgang zu bahnen. Genf und Wallis hatten sich schon 1533 unter den Schutz der schweizerischen Eidgenossenschaft gestellt, und Bern besetzte 1536 das Waadtland, Chablais und Gex. Als nun der Krieg nach Piemont gespielt worden war und in dem Waffenstillstande zu Nizza S. unter Frankreich und Oesterreich so getheilt ward, daß ersteres die besetzten Plätze, letzteres Asti, Vercelli u. Fossano nahm, kam Karl um seine sämmtlichen Länder. Er starb 1553, und ihm folgte sein Sohn Emanuel Philibert, der sich als Feldherr Karls V. und Philipps II. von Spanien im Kriege gegen Frankreich einen Namen erwarb. Er erhielt 1559 durch den Frieden von Château-Cambresis die vom Kaiser besetzten Gebiete, 1560 mit Ausnahme von Pignerol, Savigliano und Saluzzo die ihm von Frankreich u. 1564 auch die ihm von den Schweizern entrissenen Landstriche größtentheils zurück und schloß mit diesen 1570 einen Waffenstillstand auf 25 Jahre. Nachdem er 1574 endlich auch Pignerol und Savigliano von Frankreich zurückerhalten und 1576 das Fürstenthum Oneglia durch Tausch und die Grafschaft Tenda durch Kauf erworben hatte, gab er durch die Gründung der Citadelle von Turin dem Lande eine Hauptstadt und legte durch Erbauung von Galeeren in Villafranca den Grund zu einer Marine. Während seiner Regierung hatte sich der Protestantismus in der Sekte der Waldenser Eingang in seine

Staaten verschafft; auf Verlangen des Papstes wollte er dieselben mit Gewalt bekehren, wurde jedoch in den von ihnen bewohnten unzugänglichen Gebirgen mehrmals geschlagen und mußte ihnen endlich freie Religionsübung gestatten. Ihm folgte 1580 **Karl Emanuel I.**, der Pignerol und mehre andere feste Plätze an Ludwig XIII. verlor und 1630 starb. Sein Sohn **Victor Amadeus I.**, dessen jüngerer Bruder **Thomas** der Stifter der Linie Savoyen-Carignan wurde, erhielt 1531 in dem Frieden von Chierasco seine Länder zurück und starb 1637. Unter seinem Sohne Karl Emanuel II. fielen 1659 durch das Aussterben der savoyischen Nebenlinie der Grafen von Genevois die Besitzungen derselben an S. Auf Karl Emanuel II. folgte 1675 sein Sohn **Victor Amadeus II.**, der 1686 dem augsburger Bündniß gegen Frankreich beitrat, dafür aber fast ganz S. von einem französischen Heer besetzt sah. Im Frieden zu Vigevano erhielt er jedoch seine Länder wieder zurück. Seitdem schloß sich S., das im Besitze wichtiger Militärstraßen war, bald an Oesterreich, bald an Frankreich an, bis die Entwaffnung der savoyischen Truppen durch ein französisches Heer den Herzog endlich offen zum Bündniß mit Oesterreich drängte (1703). Er verlor Vercelli, Ivrea, Susa, Pignerol und Chierasco an die Franzosen, wurde selbst in seiner Hauptstadt Turin belagert und erst durch Eugens Sieg den 7. Sept. 1706 wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt. Im Frieden von Utrecht 1713 erlangte er wichtige Vortheile, erhielt den Königstitel, die Zusicherung der Erbfolge in Spanien nach dem Aussterben der bourbonischen männlichen Linie, sofort aber Sicilien, das er am 24. August 1720 gegen Sardinien vertauschte. Seitdem bildeten S. und Sardinien die Sardinische Monarchie (s. d. und Italien, Geschichte). Die ältere Linie erlosch den 27. April 1831, worauf die ältere Linie S.-Carignan auf den Thron kam. Vgl. **Cibrario**, Recherches sur l'histoire et ancienne constitution de la monarchie de Savoie, Paris 1833; **Frézet**, Histoire de la maison de Savoie, Turin 1826—28, 3 Bde.; **Bertolotti**, Compendio della storia della casa di Savoja, das. 1830, 2 Bde.

Savu (Savou, Sabu), eine der kleinen Sundainseln im indischen Ocean, südlich von Flores und westlich von Timor, 4 Meilen lang, 3 Meilen breit, mit ungefähr 30,000 Bewohnern malayischen Stammes. Das Innere ist gebirgig, das Klima im Allgemeinen gesund, der Boden höchst fruchtbar. Hauptprodukte sind: Mais, Reis, Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Fächerpalmen und andere Tropengewächse; ferner Büffel, bengalische Schafe, Ziegen rc. Die Insel zerfällt in 5 Fürstenthümer, die unter Radscha's stehen, welche den Holländern tributpflichtig sind.

Savuto, Fluß in der italienischen Provinz Cosenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria citeriore), fließt westsüdwestlich und mündet nach einem Lauf von 8 Meilen in das tyrrhenische Meer.

Sawolax, ehemalige Landschaft im schwedischen Finnland, mit der Hauptstadt Kuopio, bildete mit Kuopio die Landschaft Karelien und ist jetzt unter die Kreise Kuopio und Borgå des russischen Großfürstenthums Finnland vertheilt.

Saxe galante (franz.), Buch, in welchem die Liebesabenteuer des Kurfürsten August des Starken von Sachsen erzählt sind, von unbekanntem Verfasser (Freiherrn v. Pöllnitz?) ursprünglich französisch geschrieben, deutsch Amsterdam 1735.

Saxifraga *L.* (Steinbrech), Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, charakterisirt durch den 5spaltigen oder 5theiligen, mit dem Fruchtknoten verwachsenen oder freien Kelch, die 5blätterige, kurz genagelte Blumenkrone, die 2 bleibenden Griffel und die 2schnäbelige, 2fächerige, vielsamige Kapsel, meist ausdauernde Kräuter in kälteren Gegenden oder auf hohen Bergen, mit Wurzelblättern und abwechselnden Stengelblättern und meist weißen Blüthen in Rispen, in zahlreichen Arten, die neuerlich in mehre Untergattungen gebracht worden sind. S. hypnoides *L.*, rasenartig wachsend auf den Alpen u. Pyrenäen, gibt eine gute Einfassung der Gartenbeete. Zu demselben Zwecke eignen sich S. Cotyledon *L.*, Frauennabel, Jehovahblümchen, auf den Alpen, mit weißen, roth geaderten Blüthen, in pyramidalen Rispen; S. aizoides *L.*, mit gelben Blüthen in Sträußern, ebenfalls auf den Alpen; S. hirculus *L.*, Sumpfsteinbrech, mit großen gelben Blüthen, in Torfsümpfen in Deutschland, Schweden; S. punctata *L.*, Jehovahblümchen, mit weißen, rothpunktirten Blüthen, in Sibirien. Von S. granulata *L.*, Hundsrebe, Keilkraut, über 1 Fuß hoch, mit weißen, grün gestreiften Blüthen, auf sandigen Wiesen, an Waldrändern, durch ganz Europa, gebrauchte man das Kraut und die kleinen, am oberen Wurzeltheile befindlichen Knollen, Herba et Radix Saxifragae, gegen Steinbeschwerden und Brustkrankheiten. S. sarmentosa *L.*, Diptera sarmentosa *Borkh.*, mit klebrigem, bis 1½ Fuß hohem Schaft und weißen und blaßrothen Blüthen, in China und Japan, findet sich als Zierpflanze häufig in Zimmern und Gewächshäusern. Von S. crassifolia *L.*, mit ovalen, lederigen, glatten Wurzelblättern und nacktem Stengel, mit rothen Blüthen und gedrängter Rispe, in Sibirien einheimisch, in Deutschland häufig als Zierpflanze in Gärten gezogen, werden die Blätter von den Kalmücken als Theesurogat (mongolischer Thee), sowie gegen Durchfall, die Wurzel als fäulnißwidriges Heilmittel gebraucht.

Saxifrageen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist frei oder dem Fruchtknoten angewachsen, 4- oder 5theilig, mit im Blüthenkopfe dachig liegenden Zipfeln; die 4 oder 5 Blumenblätter stehen auf dem Kelche oder fehlen, was aber selten der Fall ist; die Staubgefäße sind ebenso angeheftet oder unterweibig und in gleicher, öfter in doppelter Anzahl der Blumenblätter vorhanden; die 2 Griffel tragen einfache Narben; die Kapsel ist 2-, selten einfächerig, durch die bleibenden Griffel 2schnäbelig erscheinend, auf dem Scheitel mit einem Loche oder einer Ritze, seltener fast klappig aufspringend, reichsamig. Die Familie begreift Kräuter mit meist wechselständigen, einfachen, ganzen oder gelappten oder handförmig getheilten, ganzrandigen oder gesägten oder gekerbten Blättern ohne Nebenblätter und zwitterigen, meist regelmäßigen, in gipfelständigen Trugdolden, Rispen, oder Trau-

den vereinigten, selten einzeln stehenden Blüthen. Man kennt gegen 200 Arten in 12 und mehr Gattungen, welche größtentheils der nördlichen gemäßigten Zone, und zwar den höheren Breiten derselben angehören und selbst über den Polarkreis hinausgehen. Die meisten kommen auf Europa, weniger auf Asien und Nordamerika. Sie kommen lediglich als Zierpflanzen in Betracht, und zwar nur zum Theil.

Saxköbing, Stadt auf der dänischen Insel Laaland, an der Nordküste, mit Ackerbau, Getreidehandel, Hafen und 1149 Einw.

Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus (d. i. der Gelehrte), der Vater der dänischen Geschichte, lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, doch ist von seinen Lebensumständen wenig bekannt. Einer alten Sage zufolge war er Propst in Roeskilde, hatte den Beinamen Longus, † 1204 und ward in der dortigen Domkirche begraben, wo ein Leichenstein ohne Inschrift sein Grab bezeichnen soll. Seine berühmte „Historia Daniae", die er auf Befehl des Bischofs Absalon schrieb, ist in korrektem Latein abgefaßt, geht bis in das fernste Alterthum zurück u. endigt mit 1185. Die erste Hälfte des Werkes enthält alte Sagen, die nicht kritisch gesichtet, sondern so aufgenommen sind, wie sie damals, vermengt mit deutschen romantischen Sagen, im Munde des Volks gäng und gebe waren. Von Historikern hat er auf Einhard und Adam von Bremen, sowie auf angelsächsische Berichte, weniger auf Paulus Diaconus Bezug genommen. Je weiter das Werk aber in der historischen Zeit vorwärts schreitet, um so zuverlässiger wird es, und zuletzt gibt es eine meisterhafte Schilderung des Zeitalters des Verfassers. Herausgegeben ist es von Petersen (Paris 1514), Stephanius mit einem gelehrten Apparat (Sorö 1644), Klotz (Leipzig 1771); eine neue kritische Ausgabe, begonnen von Müller, wurde von Velschow vollendet (Kopenhagen 1839—58, 3 Bde.). S. ist in alle Sprachen übersetzt, ins Dänische von Bedel (Kopenhagen 1575; neue Ausg., das. 1851) und von Grundtvig (das. 1818—22, 3 Bde.). Die neueste Schrift über ihn ist von Müller: „Hvad var S. G., og hvor er hans Grav?" (Kopenhagen 1861). P. E. Müller gibt in seiner „Kritischen Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens" (Kopenh. 1823) eine meisterhafte Kritik der 9 ersten Bücher.

Saxones (lat.), germanischer Volksstamm, s. Sachsen.

Saxonum Insulae (lat.), drei Inseln vor der Küste der Sachsen und der Mündung des Albis, wozu wahrscheinlich das jetzige Helgoland gehört, während die beiden anderen entweder vom Meere verschlungen worden, oder die näher an der Küste gelegenen Inseln Dycksand und Bielschovel sind.

Say, Jean Baptiste, ausgezeichneter Nationalökonom Frankreichs, geboren den 5. Jan. 1767 zu Lyon, kam im Beginn der Revolution nach Paris, ward von Mirabeau bei der Redaktion des „Courrier de Provence" beschäftigt u. 1792 Sekretär des Finanzministers Clavière. Nach dem 18. Brumaire zum Mitglied des Tribunals ernannt, ward er als oppositionell gesinnt von Bonaparte bald wieder daraus entfernt. Nach der Restauration ward er 1814 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er † den 16. Nov. 1832. Seine Hauptwerke sind: „Traité d'économie politique" (Paris 1803; 6. Aufl. 1827, 2 Bde.; deutsch von Morstadt, Heidelberg 1830); „Catéchisme d'économie politique" (Par. 1815; neue Aufl. 1834; deutsch, Karlsruhe 1816; 3. Aufl. 1826) und „Cours complet d'économie politique pratique" (Par. 1829, 6 Bde.; neue Ausgabe 1842). Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte unter dem Titel „Mélanges et correspondance d'économie politique" (Paris 1833) heraus. S.'s Hauptverdienst ist, die Lehre Adam Smiths in ein System gebracht und durch ausgezeichnet klare, ansprechende Darstellung der Masse der Gebildeten zugänglich gemacht zu haben. Dabei hat er das smithsche Princip der Nichteinmischung des Staats in die Volkswirthschaft mannichfach gemildert. Sein Sohn, Horace Emile S., geboren den 11. März 1794 zu Noisy-le-Sec, war lange Zeit Mitglied des pariser Municipalraths und hat sich als Mitarbeiter an dem „Journal des débats", sowie durch selbstständige Arbeiten über Staatswirthschaft bekannt gemacht.

Sayn und Wittgenstein, ehemals deutsche, reichsunmittelbare Grafschaft im westphälischen Kreise, umfaßte 25 □Meilen und bestand aus zwei Theilen, Hachenburg, jetzt zum Herzogthum Nassau, und Altenkirchen, jetzt zur preußischen Rheinprovinz gehörig. Das alte Geschlecht der Grafen von S., deren Stammburg Sayn bei dem gleichnamigen Dorfe im preußischen Regierungsbezirk Koblenz liegt, erlosch in männlicher Linie 1246, worauf die Grafschaft an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, fiel, welche mit dem Grafen von Sponheim vermählt war. Von den aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhnen erhielt 1264 Heinrich die Grafschaft Sponheim, Gottfried die Grafschaft S. Letzterer vermählte sich mit der Erbgräfin von Homburg in der Mark, und seine Söhne Johann und Engelbert wurden 1394 die Stifter zweier Linien, einer älteren, welcher die Grafschaft S. und die Hälfte von Homburg, und einer jüngeren, welcher die andere Hälfte von Homburg zufiel. Engelberts Enkel vermählte sich mit der Erbgräfin von Wittgenstein und nahm nun für sich und seine Nachkommen den Namen S. und Wittgenstein an. Als 1606 die ältere Linie ausstarb, fiel die Grafschaft S. an die jüngere. Allein schon 1607 fand wieder eine Theilung Statt, indem nach dem Tode des Grafen Ludwig dessen 3 Söhne ihm folgten und die 3 Hauptlinien des Hauses gründeten. Die erste Hauptlinie, S.-Wittgenstein-Berleburg, ward vom ältesten der 3 Brüder, Georg, gestiftet, dem bei der Theilung von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, sowie die Grafschaft Homburg und die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufielen. Diese Linie theilte sich 1694 wieder in 3 Speciallinien. Die Speciallinie S.-Wittgenstein-Berleburg, vom Grafen Kasimir († 1741) gegründet, besaß das Amt Berleburg, die Herrschaft Homburg und die Herrschaft Neumagen, welche letztere indeß 1803 gegen eine Jahresrente von 15,000 Gulden, die jetzt Preußen zu zahlen hat, abgetreten wurde, hatte wegen Berleburg Theil

an der reichsgräflich wetterau'schen Kuriatstimme und erhielt 1792 die Reichsfürstenwürde. Seit 1815 zu den preußischen Standesherren gehörend, trat sie 1821 ihre standesherrlichen Gerechtsame gegen die Summe von 100,000 Thalern an Preußen ab. Residenz ist Berleburg. Gegenwärtiger Chef und Senior des Hauses ist Fürst **Albrecht**, geboren den 16. März 1834. Die Speciallinie S.-**Wittgenstein-Karlsburg**, nach ihrem Stifter **Karl** († 1749) benannt, hat nur **gräflichen** Rang. Die dritte Speciallinie, S.-**Wittgenstein-Ludwigsburg**, vom Grafen **Ludwig Franz** († 1750) gegründet, wurde 1834 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Gegenwärtiger Chef ist **Ludwig**, geboren 1799. Die zweite Hauptlinie, S.-**Wittgenstein-Sayn**, 1607 vom Grafen **Wilhelm**, an welchen bei der Theilung die Grafschaft S. kam, gegründet, erlosch im männlichen Stamme mit dessen Sohn **Ernst** 1641, worauf durch die beiden Töchter desselben zwei Speciallinien entstanden, nämlich S.-**Wittgenstein-Hachenburg**, deren Besitzungen durch Vermählung der Stifterin Ernestine 1637 an das burggräflich kirchbergsche und 1799 an das nassau-weilburgische Haus übergingen, und S.-**Wittgenstein-Altenkirchen**, deren Besitzungen auf Grund des mit dem Gemahl der Stifterin, Herzog Johann Georg von Sachsen-Weimar-Eisenach, geschlossenen Vertrags nach dem Erlöschen dieses Stammes 1741 an Brandenburg-Ansbach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau-Usingen übergingen, wiewohl der Mannsstamm derselben erst mit dem Grafen Gustav 1846 erlosch. Die dritte Hauptlinie, S.-**Wittgenstein-Hohenstein**, von **Ludwig** dem Jüngeren († 1634) gestiftet, führte den Beinamen Hohenstein von den hohensteinischen Herrschaften **Lohra** u. **Klettenberg**, mit denen 1647 der Sohn des Stifters dieser Linie, **Johann**, von Kurbrandenburg belehnt ward, die jedoch durch Kauf wieder an Brandenburg fielen. Auch diese Linie hatte Theil an der wetterau'schen Kuriatstimme, wurde 1804 in den Reichsfürstenstand erhoben und erhielt 1824 eine Virilstimme im ersten Stande der preußischen Provinzialstände in Westphalen, verzichtete aber 1829 auf dieselbe gegen eine Jahresrente von 5400 Thalern. Chef ist gegenwärtig Fürst **Alexander**, geboren den 16. August 1801. Vgl. **Reiffenberg**, Antiquitates saynenses anno 1644 collectae, Aachen 1830.

Sazawa, Fluß in Böhmen, entspringt an der mährischen Grenze und mündet bei Dawle nach einem 28½ Meilen langen Lauf in die Moldau, dient zum Holzflößen.

Sbirren (v. Ital.), sonst in Italien, namentlich im Kirchenstaate, die Justiz- und Polizeidiener, die militärisch organisirt und mit Schießgewehren bewaffnet waren. Sie wurden 1809 von den Franzosen aufgehoben und durch Gensdarmen ersetzt.

Sborso (esborso, disborso, ital.), s. v. a. Vorschuß, Geldauslage; daher **sborsiren**, auslegen, besonders das Briefporto.

Sc., lateinische Abbreviatur für scilicet (nämlich); für sculpsit (hat gestochen), auf Kupferstichen vor dem Namen des Stechers.

S. c., lateinische Abbreviatur für Senatus consultum; für suo conto, auf seine Rechnung.

Scabellum (scabillum, lat.), bei den Alten ein musikalisches Instrument, bestand aus einem Schlauch oder cylindrischen Körper, dessen Grund- und Oberfläche mit ledernen Seitenflächen, ähnlich wie beim Blasbalg, verbunden waren. Der Ton wurde hervorgebracht, indem man durch Treten auf ein dazu eingerichtetes Gestell die Flächen in Bewegung setzte. Das S. wurde früher sowohl beim Tanz, als auch auf dem Theater in Anwendung gebracht.

Scabies (lat.), die Krätze; S. vesicae, Harnblasenkrätze.

Scabini (lat.), Schöppen (s. d.).

Scabiosa *L.* (**Skabiose, Knopfkraut**), Pflanzengattung aus der Familie der Dipsaceen, charakterisirt durch die gehäuften Blüthen, den schüsselförmigen, am Rande in 5 oder 10 borstliche, scharfe oder kammig gewimperte Zähne ausgehenden, seltener ganzrandigen inneren und den tief 8furchigen oder 8rippigen, mit glockigem oder radförmigem, trockenhäutigem Saume versehenen äußeren Kelch, den spreuigen Fruchtboden und die vielblätterige Hülle, einjährige und ausdauernde Kräuter und Sträucher in allen Klimaten, welche mehre Untergattungen bilden. Von S. succisa *L.*, Succisa pratensis *Moench*, **Abbißskabiose, Teufelsabbiß, St. Peterskraut**, mit gleichen bläulichen Blüthen, an der abgebissenen Wurzel kenntlich, auf feuchten Wiesen und Grasplätzen in Wäldern durch fast ganz Europa, wendete man früher Wurzel und Kraut, Radix et Herba Morsus Diaboli s. Scabiosae succisae, in der gelind adstringirenden Abkochung vorzüglich gegen innere und äußere Geschwüre, Syphilis, weißen Fluß, sowie zu Gurgelwässern bei Halsaffektionen häufiger an als jetzt, wo sie höchstens noch von Thierärzten verordnet wird. Auch von S. arvensis *L.*, **Ackerskabiose, Grindkraut, Apostemkraut, Krätzkraut**, mit ungleichen, blauen oder röthlichen Blüthen, ausdauernd, gemein auf Feldrainen, Wiesen, Anhöhen u. an Waldrändern in Europa, Nordasien und Nordafrika, waren sonst die Wurzel, das Kraut und die Blumen, Radix Herba et Flores Scabiosae arvensis, als blutreinigendes und auflösendes Mittel, vorzüglich bei Krätze und anderen Hautausschlägen, sowie auch bei Lungensucht im Gebrauch. Auf gleiche Weise ward auch S. columbaria *L.*, **Taubenskabiose**, ein gutes Schaffutter, gebraucht. Schöne Zierpflanzen sind: S. caucasia *Spr.*, mit großen, himmel- oder blaßblauen Blüthenköpfen, ausdauernd, im Kaukasus u. in Armenien; S. atropurpurea *L.*, mit schwarzrothen Blüthenköpfen, in Folge der Kultur sehr variirend, aus Ostindien.

Scadenza (ital., **Skadenz**), s. v. a. Verfallzeit, daher **Skadenzbuch**, Handlungsbuch, in welches die Wechsel und deren Verfallzeit eingetragen zu werden pflegen.

Scävola, römischer Beiname, merkwürdige Träger desselben s. **Mucius**.

Scävola *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kampanulaceen, charakterisirt durch den röhrigen, mit dem Fruchtknoten verwachsenen, mit 5theiligem oder 5zähnigem Rande versehenen, selten fast ganzrandigen Kelch, die von der Basis

an gespaltene, mit 5theiligem Rande versehene Korolle, die freien Antheren, die mit gewimperter Decke ausgestattete Narbe und die fleischige oder trockene, 1—4fächerige Steinfrucht, Sträucher, Bäume und ausdauernde Stauden, meist in Australien, mit abwechselnden Blättern und röhrenförmigen Achselblüthen. Von S. Koenigii *Vahl*, einem Strauch an den Meeresküsten Ostindiens und auf den Molukken, sind die bitter schmeckenden Blätter gegen eine in jenen Gegenden endemisch vorkommende Lähmungskrankheit u. gegen ödematöse Anschwellungen, das Mark des Stammes und der Aeste gegen Durchfälle und die Früchte gegen Hornhautflecken in Anwendung. Eine schöne Zierpflanze ist S. suaveolens *R. Br.*, mit krautartigem Stengel und zierlichen, himmelblauen, wohlriechenden Blüthen, aus Neuholland.

Scagliola (ital.), kalcinirtes, fein gepulvertes, mit Wasser und Leim zu einem Teig angemachtes Frauenglas, woraus Kunstsachen (Scagliolaarbeiten) geformt werden.

Scala (lat.), Leiter, Treppe, Stiege; in der Musik s. v. a. Tonleiter; auch Name einer besonderen Stimmübung (Scalasingen), wodurch man eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade, sowie des Ab- und Zunehmens fähige, möglichst gleichartige Intonation der Stimme zu erreichen bezweckt.

Scala, 1) Stadt in der italienischen Provinz Salerno (ehemaligen neapolitanischen Provinz Principato citeriore), an der Stelle des alten Amalfi, oberhalb des heutigen Amalfi, war ehemals groß und prächtig; jetzt stehen nur noch der Dom, in welchem eine Mitra, ein Weihgeschenk Karls von Anjou, aufbewahrt wird, die Trümmer der Burg Pontone und 2 Kirchen. Die Stadt ist durch einen 2 Stunden langen Stufenweg zugänglich und zählt ungefähr 2000 Einwohner. — 2) (S.-Nova, Kusch-Adassi), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Aidin, am gleichnamigen Golf des ägäischen Meeres, südlich von Smyrna, theilt sich in die türkische und griechische Stadt, hat einen Hafen, ein festes Schloß, viele Moscheen und Bäder, Baumwollzeuchmanufakturen, Handel mit Getreide, Wein und Rosinen und 20,000 Einw.

Scala (della S., Scaligeri), italienisches Dynastengeschlecht, welches nach dem Sturze der Familie Romano in Verona von 1260—1387 herrschte. Mastino I. della S. ward 1260 Podesta von Verona und 1262 Capitano daselbst und stand als Ghibelline Konradin von Schwaben gegen Karl von Anjou getreu zur Seite; er ward 1277 ermordet. Seine Nachkommen wurden von Kaiser Heinrich VII. mit Verona belehnt und erwarben noch andere Städte, wie Padua, Vicenza und Treviso. Cangrande della S., welcher von 1311—29 regierte, war Hauptstütze der ghibellinischen Partei in Italien unter den Kaisern Heinrich VII. und Ludwig von Bayern. Mastino II. della S. aber unterlag in einem Kriege mit Venedig und Florenz, und nach seinem Tode (1351) ward die Macht des Hauses della S. durch innere Verderbniß gebrochen, bis endlich 1387 das mailändische Haus Visconti den Podesta Antonio della S. aus Verona vertrieb. Der letzte Sprößling des Geschlechts starb 1598 in bayerischen Diensten; in weiblicher Linie pflanzte es sich in den Dietrichstein und Lamberg fort. Vgl. Leßmann, Mastino II. della S., Berlin 1829.

Scala, Theater della, s. Mailand.

Scalea, la, Hafenstadt in der italienischen Provinz Cosenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria citeriore), an der Mündung des Lao ins tyrrhenische Meer, in fruchtbarer Gegend, hat ein altes Schloß, Handel mit getrockneten Früchten und 3300 Einwohner. Dabei das gleichnamige Vorgebirge.

Scaliger, 1) Julius Cäsar, berühmter Philolog und Kritiker, geboren den 23. April 1484 zu Padua, hieß eigentlich della Scala, welchen Beinamen sein Vater, Benedetto Bordone, ein Kolorist, führte. Der Sohn nannte sich Scaliger a Budery, leitete aber aus Eitelkeit sein Geschlecht von dem fürstlichen Hause Scala ab. Er siedelte 1529 als Arzt nach Agen in Frankreich über und † hier den 21. Okt. 1558. Er verband Scharfsinn mit umfassender Gelehrsamkeit, besonders in der klassischen Literatur und in der Naturwissenschaft. Außer einigen philosophischen Schriften u. einigen für Physik und Naturgeschichte nicht werthlosen Kommentaren zu den Werken des Hippocrates, Aristoteles und zu Theophrast sind von seinen Werken hervorzuheben: „De causis linguae Latinae“ (Lyon 1540, Genf 1580, Heidelberg 1623) u. „Poetices sive de arte poetica“ (das. 1561 u. öfter).

2) Joseph Justus, berühmter Philolog Frankreichs, Sohn des Vorigen, geboren am 4. Aug. 1540 zu Agen, widmete sich erst zu Bordeaux und Paris dem Studium der klassischen Sprachen und der orientalischen Literatur, wandte sich nach seinem Uebertritt zur protestantischen Kirche nach Holland u. erhielt 1593 die Professur der schönen Wissenschaften zu Leyden, die er bis an seinen Tod, den 21. Jan. 1609, bekleidete. Er übertraf seinen Vater noch an Eitelkeit und Streitsucht, besaß aber ebenfalls eine umfassende Gelehrsamkeit. Namentlich gilt er als Begründer einer wissenschaftlichen Chronologie. Seine Bearbeitungen der alten Schriftsteller, namentlich des Ausonius (Leyden 1575 und öfter), des Catull, Tibull und Properz (Paris 1577), des Manilius (das. 1579, 2 Bde.), der „Catalecta“ des Virgil (Lyon 1573), des Festus (Par. 1575 u. 1584), des Varro (das. 1573 u. öfter), des Cäsar (Leyden 1608) und der Tragödien des Seneca (das. 1611), huldigte er meist einer kühnen Kritik. Von seinen sonstigen Arbeiten nennen wir: „De emendatione temporum“ (am besten Genf 1829) und „Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon“ (Leyden 1609; 2. Ausg., Amsterdam 1658). Seine „Epistolae“ (herausgegeben von Heinsius, Leyden 1627) geben ein interessantes Bild von dem Gelehrtenwesen der damaligen Zeit. Sein Leben beschrieb Bernays (Berlin 1855). Vgl. Leubscher, Historia Scalegeranorum, Wittenberg 1695, und Maizeaux, Histoire des S., Amsterdam 1740, 2 Bde.

Scalpa (Scalpay), Insel aus der mittleren Gruppe der Hebriden, an der nördlichen Westküste von Schottland, zur Grafschaft Inverneß gehörig, liegt östlich von der Insel Skye, ist felsig und dürr, hat eine sehr zerrissene Küste, einen Leuchtthurm und 70 Einw.

Scalpellum (lat.), s. v. a. Skalpell.

Scamander, berühmtes Flüßchen im Gefilde von Troas, seiner gelben Farbe wegen auch Xanthus genannt, entsprang am Fuße des Idaberges gleich vor den Mauern von Alt-Ilium, und zwar aus einer kalten und einer warmen Quelle, hatte trotz seines kurzen Laufs eine ziemlich ansehnliche Breite u. Tiefe und vereinigte sich bei Neu-Ilium mit dem Simois, mit dem es 20 Stadien östlich von dem Vorgebirge Sigeum in den Pontus Achaeorum mündete. Jetzt Mendere Su oder Fluß von Bunarbeschi.

Scammonium (v. Lat., Diagrydium), Gummiharz, welches durch Auskochen von Convolvulus Scammonia *L.* (bei Smyrna) oder durch Anbohren der Wurzel dieser Pflanze u. Auffangen des Milchsaftes gewonnen wird. Man unterscheidet im Handel das aleppische und das smyrnaische S. Ersteres besteht aus leichten, undurchsichtigen, rauhen Stücken von grünlichaschgrauer Farbe, ist im Bruch schwach wachsglänzend oder matt, trocken, nicht fettig und mit kleinen Löchern versehen. Es schmeckt zuerst schwach, dann aber stark und unangenehm kratzend, gibt mit Wasser eine grünliche Emulsion und schmilzt vollständig beim Kochen mit Wasser. Es ist gewöhnlich mit Kreide verunreinigt und braust daher mit Säuren auf. Die geringste Sorte gibt eine Abkochung, die durch Jod blau gefärbt wird. Das S., welches in und um Smyrna gewonnen wird, kommt nicht nach Europa, wohl aber kommt viel S. aus Galatien und Kappadocien nach Smyrna, aus Mysien nach Alexandria und von dort nach Europa. Das käufliche S. von Smyrna bildet dichte schwere Stücke von dunkler, fast schwarzer Farbe, ist im Bruch wachsglänzend, nicht sehr leicht zerreiblich, gibt mit Wasser ein dunkelgraues Gemenge, wird beim Kochen nur bröcklig u. schmilzt in der Wärme nur unvollständig. Zur Prüfung des S.s auf Colophonium, Guajak- und Lärchenschwammharz zieht man es mit Alkohol aus, entfärbt die Lösung mit Thierkohle, löst das gereinigte Harz in Kalilauge, erwärmt ein wenig, filtrirt und neutralisirt mit verdünnter Schwefelsäure. War das S. rein, so entsteht kein Niederschlag, höchstens eine geringe Trübung. Man benutzt das S. in der Medicin als heftig purgirendes Mittel.

Scamnum Hippocratis (lat.), Bank des Hippocrates, Vorrichtung zum Einrichten der Glieder, besonders eines verrenkten Oberarms.

Scampavia (ital.), kleines, offenes Packetboot mit einer Kanone.

Scandens (lat.), kletternd oder klimmend, von Pflanzen mit schwachem Stamme, die mit Hülfe von Ranken, hakenförmigen Stacheln u. dergl. an anderen Gegenständen in die Höhe steigen.

Scandia (Scandinavia, Scandinovia, auch Scanzia), alter Name der skandinavischen Halbinsel.

Scandix *L.* (Nadelkerbel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch die wenigstrahligen Dolden, die vielstrahligen Döldchen ohne Hülle, die vielblätterigen Hüllchen, den kaum gezähnten Kelch, die weißen, ovalen, abgestutzten oder ausgerandeten Blumenblätter mit eingeschlagenem Züngelchen und die seitlich verengerte und geschnäbelte Frucht ohne Oelröhren. S. pecten Veneris *L.*, Venuskamm, Hirtennadel, mit aufrechtem, 3—9 Zoll hohem, stielrundem, zart gerilltem Stengel, doppelt- oder dreifach-gefiederten Blättern u. gipfel- oder blattgegenständigen, 1—3strahligen Dolden, etwa 10blüthigen Döldchen und flach 5riefigen Früchtchen, findet sich auf Aeckern und bebautem Lande fast durch ganz Europa, hat einen kerbelartigen Geruch und Geschmack und wird hier und da als Gemüse und Suppenkraut benutzt. S. australis *L.*, auf Saatfeldern in Ländern um das Mittelmeer, wird als Gemüse genossen, wohl auch von Landleuten als harntreibendes, auflösendes Mittel angewendet.

Scansores (Klettervögel), Ordnung der Vögel, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kiefern ohne Wachshaut (mit Ausnahme der Papageien), bis zur Wurzel mit horniger Scheide bedeckt, kein Singmuskelapparat, Kletterfüße, selten Schreitfüße, Läufe auf der Hinterseite mit maschig genetzter Haut oder mit kleinen Täfelchen und dann in größerer Zahl als auf der Vorderseite bedeckt, Schnabel gerade oder gebogen, an Größe und Dicke sehr verschieden. Die Klettervögel sind meist Bewohner wärmerer Gegenden, nähren sich vorzüglich von Insekten, auch von Früchten, nie von Körnern. Sie zerfallen in 2 Abtheilungen: Zygodactyli, Paarzeher oder ächte Kletterer mit Kletterfüßen, mit den Familien der Spechte (Picidae), Kukuke (Cuculidae), Papageien (Psittacinae), Bartvögel (Bucconidae), Pisangfresser (Musophagae) und Großschnäbler (Rhamphastidae), u. Syndactyli, Heftzeher, Schreitfüße mit verwachsenen Zehen, mit den Familien der Nashornvögel (Buceridae) und der Eisvögel (Halcyonidae).

Scanzoni, Friedrich Wilhelm S. von Lichtenfels, berühmter Mediciner, geboren den 21. Dec. 1821 zu Prag, fungirte erst als Arzt am Krankenhause daselbst, folgte 1850 einem Ruf als Professor nach Würzburg und hat sich durch seine Schriften, sowie durch seine über ganz Europa ausgedehnte Praxis den Ruf eines der ausgezeichnetsten Geburtshelfer und Frauenärzte erworben. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Geburtshülfe" (3. Aufl., Wien 1855); „Kompendium der Geburtshülfe" (2. Aufl., das. 1861); „Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane" (3. Aufl., das. 1863); „Die geburtshülflichen Operationen" (das. 1852); „Die Krankheiten der weiblichen Brüste" (Prag 1853) und „Die chronische Metritis" (Wien 1863).

Scapha (lat.), kleines Schiff, Nachen, Kahn; kahnförmige Grube des äußeren Ohres. Scapham scapham dicere, den Kahn Kahn, d. h. das Kind beim rechten Namen nennen.

Scapulier (franz.), s. v. a. Skapulier.

Scapus (lat.), Schaft, Stiel im Allgemeinen; im Besonderen der Schaft der Säule; an der Treppe die Säule, um welche sich die Treppe windet, Treppenwange; bei Pflanzen der Schaft, ein unmittelbar aus dem (unter der Erde versenkten) Wurzelstocke oder Stamme entspringender Stengel, welcher nur Blüthen und Deckblätter trägt, ein sogenannter wurzelständiger Blüthenstiel, wie z. B. beim Maiglöckchen.

Scarabaeus (lat.), Käfer, s. Skarabäen.

Scaramuzzia (ital., franz. Scaramouche, deutsch Skaramuz), einer der stehenden Charaktere des italienischen Theaters, der um 1680 an die Stelle des alten spanischen Kapitäns trat. Der Skaramuz ging ganz schwarz, in spanischer Hoftracht und stellte den Aufschneider vor, der am Ende von Arlechino durchgeprügelt ward. Auf dem französischen Theater wurde der S. auch zu anderen Charakteren gebraucht. Der beste italienische S. war Tiberius Fiorelli, ein geborener Neapolitaner.

Scarba, Insel aus der südlichen Gruppe der Hebriden, an der nördlichen Westküste von Schottland, zur Grafschaft Argyle gehörig, wild und gebirgig, mit 50 Einw. Zwischen S. und der südlich davon gelegenen größeren Insel Jura ist der gefährliche Strudel Corryvracken.

Scarborough, 1) Stadt in der englischen Grafschaft York, Northriding, in malerischer Lage an einer Bucht der Nordsee, amphitheatralisch aufsteigend, durch steile, bis 300 F. hohe Felsenhöhen geschützt, welche die Ruinen eines alten Schlosses tragen. Die obere Stadt ist gut gebaut und hat schöne breite Straßen; zwei Dämme, 1200 F. lang, bilden den Hafen, welchen 3 Batterien vertheidigen. S. hat 11 Kirchen, ein Stadthaus, Gefängniß, Kasernen, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, 2 Bibliotheken, ein naturhistorisches Museum, Theater, Hospital für Seeleute, Segeltuchfabrikation, Seilerei, Schiffbau, Häringsschifferei, stark besuchte Seebäder, Schifffahrt, Handel und 18,377 Einw. S. ist durch eine Eisenbahn über New-Malton nach York mit dem großen Eisenbahnsystem des nördlichen England verbunden; die Stadt wählt 2 Mitglieder in das Parlament. Von S. aus führt eine 414 Fuß lange und 75 Fuß hohe Brücke über eine tiefe Kluft nach den Mineralquellen. — 2) Gruppe des Gilbertarchipel im nordwestlichen Polynesien, unter 2° nördl. Br. und 171° westl. L. (von Ferro), hat viel Kokospalmen.

Scardona, Stadt im österreichisch-dalmatischen Kreis Zara, am rechten Ufer der Kerka sich hinziehend, hat eine Kathedrale, ein geistliches Ordinariat, Handel u. Ackerbau u. 1300 Einw.

Scarlatti, 1) Alessandro, einer der größten Förderer der Tonkunst, wurde 1649 zu Trapani auf der Insel Sicilien geboren. Bis 1680 herrscht über das Leben des Meisters großes Dunkel, und man weiß nur, daß sich S. innerhalb dieser Zeit an den Werken der römischen Schule bildete, vielleicht auch den persönlichen Unterricht Carissimi's genoß. In dem eben genannten Jahre führte er seine erste Oper, „L'Onesta nell' Amore", im Palaste der Königin Christine von Schweden auf. Daß S. 1680 auch in München eine Oper aufgeführt habe, ist unrichtig und beruht auf Verwechselung mit einem Abbate S., der zu derselben Zeit als kurfürstlich bayerischer Agent in Rom beschäftigt war. Auch der Aufenthalt zu Wien läßt sich nicht erweisen. Die wahrscheinlichste Annahme ist, daß S. bei der Königin Christine, als deren Kapellmeister er auf dem Titel des Libretto's seiner zweiten, 1684 für Neapel geschriebenen Oper „Pompeo" bezeichnet wird, sich in Rom aufhielt bis zum Tode der Königin (1688). S. blieb nun, für Kirche und Theater schreibend, ohne äußere Stellung, bis er um 1694 königlicher Kapellmeister zu Neapel wurde. Im Jahre 1703 kehrte er jedoch wieder nach Rom zurück und bekleidete hier die zweite Kapellmeisterstelle an der Kirche Sta. Maria maggiore, bis er 1707 erster Kapellmeister wurde, nachdem er schon vorher die Direktion der Privatmusik des Kardinals Ottoboni übernommen hatte. Im März 1709 ging er abermals nach Neapel, wurde daselbst königlicher Oberkapellmeister und leitete abwechselnd die Konservatorien di San Onofrio, dei poveri di Gesù Cristo und di Loreto. Er † am 24. Okt. 1725. S. war einer der fruchtbarsten Tondichter: er schrieb gegen 118 Opern, 200 Messen, 10 dem Oratoriengenre angehörige Werke (ungerechnet eine große Anzahl von Motetten und Psalmen), einige hundert Kantaten, viele Madrigale, Kammerduette, Serenaden, Toccaten für Klavier und Orgel ꝛc. Mit dieser großen Anzahl von Werken stand übrigens der innere Werth derselben keineswegs in Widerspruch, denn S. war in Wahrheit einer der größten Meister aller Zeiten, gleich groß in den Künsten des Kontrapunkts wie in der dramatischen Recitation, in Erfindung edler Melodien und in einer freien charakteristischen Instrumentalbegleitung. Ein Reformator im vollsten Sinne des Wortes, bereitete er so jenen Umschwung vor, dessen sich die Tonkunst unter der von S. gegründeten neapolitanischen Schule zu erfreuen hatte. Dem Recitativ verschaffte S. durch musikalisch gesteigerte Ausdrucksweise erst wahre Geltung, und überdies soll er auch der Erfinder des sogenannten „obligaten Recitativs" sein. Auch die Erfindung der zweitheiligen Arienform mit dem darauffolgenden Da capo soll von S. herrühren und sich zuerst in dessen Oper „Teodora" (1693) finden. Als die bedeutendsten Schüler S.'s sind Durante, Logroscino und Hasse zu nennen.

2) Domenico, Sohn des Vorigen, geboren 1683 zu Neapel, begann seine musikalischen Studien bei seinem Vater und beendete dieselben zu Rom bei Gasparini. Im Jahre 1709 traf er in Venedig mit Händel zusammen und begleitete sodann diesen nach Rom, um dessen Kompositionen, Orgel- und Klaviervorträge zu studiren. Gleichzeitig schrieb er auch Opern, und so entstanden bis 1715 deren 10, wovon 9 für das Privattheater der verwittweten Königin von Polen, Marie Casimire, bestimmt waren. Im Jahre 1715 wurde S. zum Kapellmeister des Vatikan ernannt, gab jedoch diese Stellung wieder auf, um sich 1719 nach London zu begeben, woselbst er an der italienischen Oper die Stelle eines Klavierspielers bekleidete und 1720 auch seine 5 Jahre früher schon zu Rom gegebene Oper „Narciso" zur Aufführung brachte. Im folgenden Jahre reiste er nach Lissabon, woselbst ihn der König unter den ehrenhaftesten Bedingungen an seinen Hof fesselte. Im Jahre 1725 finden wir ihn wieder in Neapel, später in Rom und endlich seit 1729 am spanischen Hofe zu Madrid, wo er als der größte Virtuos seiner Zeit und der einflußreichste Tonsetzer für sein Instrument 1757 † (nach Andern zu Neapel, wohin er 1754

zurückgekehrt sein soll). Seine Kompositionen, deren der Abbé Santini in Rom allein 349 für Klavier und Orgel besaß, sichern ihm einen bleibenden Namen in der Geschichte der Musik. Sie bekunden insgesammt außerordentliche Erfindungsgabe, enthalten zierliche Melodien, überraschende Rhythmen und glänzende Passagen, wobei oft vom Uebersetzen der einen Hand über die andere Gebrauch gemacht wird. Der nachgerade zu hohlem Formalismus ausgeartete Styl der niederländischen Schule erscheint gänzlich beseitigt und an seine Stelle tritt die freie, in charakteristischen Stimmungsbildern sich entfaltende, ächt künstlerische Erfindung; dabei enthalten diese Tonstücke Spielarten und Klangeffekte, die erst lange Zeit nach S. als etwas gänzlich Neues in die Klavierliteratur abermals eingeführt worden sind. So brachte S. die italienische Schule des selbstständigen Klavierspiels zur höchsten Stufe ihrer Entwickelung. Seine Werke wurden zum Theil neu herausgegeben von Karl Czerny, Hans von Bülow und Jac. Hippolyt Farrenc; die von letzterem besorgten befinden sich in dessen „Trésor des pianistes".

Scarpa, Antonio, berühmter italienischer Anatom und Chirurg, geboren den 13. Juni 1747 zu Motta in der Mark Treviso, studirte zu Padua und Bologna Medicin, namentlich Chirurgie und wurde 1772 Professor der Anatomie zu Modena, 1784, nachdem er Frankreich, Holland und England bereist hatte, zu Pavia. Napoleon I. ernannte ihn 1804 zu seinem ersten Wundarzte. Seit 1812 lebte er theils in Padua, theils auf seinem Landsitze zu Bonasco, wo er den 31. Okt. 1832 †. Seine zahlreichen anatomischen und chirurgischen Schriften genossen ihrer Zeit hohes Ansehen. Vgl. Cemio, Sulla vita e sulle opere del S., Pavia 1832.

Scarpanto (Koje, das alte Karpathos), Insel im ägäischen Meer, zwischen Kandia und Rhodus gelegen, zum europäisch-türkischen Ejalet Dschesairi gehörig, hat 4 □M. Flächenraum, ist sehr gebirgig, wenig angebaut, hat mehre kleine Häfen, Eisenminen, Marmorbrüche und 5000 griechische Einwohner, welche in Dörfern zerstreut wohnen. Die Insel hat viele Alterthümer.

Scarpe, Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt bei Aubigny im Departement Pas de Calais, wird bei Arras mit Hülfe mehrer Schleußen schiffbar, fließt in ostnordöstlicher Richtung durch das Departement Nord und fällt nördlich von St. Amand (aber schon auf belgischem Gebiet) links in die Schelde.

Scarron, Paul, französischer Dichter, geboren um 1610 zu Grenoble, trat früh in ein Kloster ein und erhielt, wiewohl seine Abneigung vor einem zurückgezogenen Leben seiner Aufnahme in den Orden im Wege stand, auf einflußreiche Fürsprache ein Kanonikat. Um unerkannt dem Karneval beiwohnen zu können, kamen er und einige Freunde auf den Einfall, sich den Körper mit Honig zu bestreichen und sich dann in Federn zu wälzen, um auf diese Weise befiedert durch die Straßen zu laufen. Aber vom Pöbel verfolgt, sprangen sie in die Sarthe. Seitdem siechen Körpers, bewahrte sich S. doch seine heitere Laune und widmete sich zu Paris poetischer Produktion, wobei ihm seine Kenntniß der italienischen und spanischen Literatur sehr zu Statten kam. In seiner Mittellosigkeit um eine Pension nachsuchend, ward er durch eine Hofdame der Königin vorgestellt, und es ward ihm von dieser die sonderbare Gnadenerweisung zu Theil, sich fortan „S. von Gottes Gnaden, Kranker der Königin" nennen zu dürfen, ein Titel, dem er später noch den eines Paladins der Königin Christine, die ihn besucht hatte, zufügte. Seiner „Légende de Bourbon" (Paris 1742) folgte das komische Gedicht „Typhon, ou la gigantomachie" und diesem eine travestirte Aeneïde (das. 1649), welche von Moreau de Brasey (1706) und P. Brussel (1776) fortgesetzt ward. Da Mazarin die Dedikation des ihm gewidmeten „Typhon" ignorirte, so züchtigte S. denselben in seiner höchst satirischen „Mazarinade" (Par. 1651). Ein wirklich verdienstvolles Werk ist der „Roman comique" (1662, neue Aufl. 1845; deutsch, Reval 1782, 3 Bde.), der auf die Ausbildung der französischen Sprache mächtig eingewirkt hat. Großen Beifall beim Publikum fanden auch seine meist spanischen Mustern nachgebildeten Komödien: „L'héritier ridicule" (Paris 1650), „Jodelet", „Le marquis ridicule" u. a. m. Im Jahre 1652 verheirathete er sich mit Fräulein d'Aubigné, der späteren Madame Maintenon, und verlor hierdurch sein Kanonikat. Um seiner finanziellen Bedrängniß abzuhelfen, gerieth er auf den Einfall, ein Corps Lastträger zu stellen, wodurch er sich jährlich 6000 Livres erworben haben soll. Er † den 16. Okt. 1660. Seine „Oeuvres complètes" gab Bruzen de la Martinière (Par. 1739, 10 Bde.; neue Aufl. 1786, 7 Bde.) heraus; die burlesken erschienen gesammelt unter dem Titel „Les oeuvres burlesques de S., dediées à sa chienne" (Rouen 1668).

Scaurus, Marcus Aemilius, kunstliebender Römer, geboren 163 v. Chr., schwang sich als Sprößling einer verarmten Familie zu den höchsten Ehrenstellen und großem Reichthum empor, ward 123 curulischer Aedil, 120 Prätor, nach einem glücklichen Krieg, den er 115 als Konsul in Gallien geführt, Princeps senatus, 109 Censor und 107 zum zweiten Male Konsul. Sein Sohn Marcus S. ward, da sich seine Mutter Cäcilia 88 mit Sulla verheirathete, des letzteren Stiefsohn. Er vermehrte im Krieg gegen Mithridates als des Pompejus Quästor den ererbten Reichthum, um ihn dann als curulischer Aedil, nach der Volksgunst haschend, zu verschwenden. So errichtete er z. B. ein hölzernes Theater, welches 80,000 Menschen faßte, und dessen Bühne mit 360 Marmorsäulen und 3000 ehernen Bildsäulen und noch außerdem mit Gemälden, Mosaiken und Teppichen prachtvoll verziert war. In den Circus brachte er 150 Panther, 5 Krokodile und ein Nilpferd. Nachdem er 56 die Prätur bekleidet hatte, fand er in Sardinien Gelegenheit, sich wieder zu bereichern. Daher wegen Erpressung angeklagt, ward er von Cicero und Hortensius vertheidigt und zwar von dieser Anklage freigesprochen, hingegen wegen Ambitus zum Exil verurtheilt. Ausgezeichnet durch Pracht und Kunstschätze war sein Haus auf dem Palatin, daher Mazois seine Untersuchungen

über das römische Haus „Palais de Scaurus" (deutsch von Wüstemann, Gotha 1820) nannte.

Sceaux, Stadt im französischen Departement Seine, Hauptstadt eines Arrondissements, von welchem ein großer Theil der seither dazu gehörigen Gemeinden am 1. Jan. 1860 mit zu Paris geschlagen wurde; liegt $1^1/_2$ Stunden südlich von Paris, ist durch eine Specialeisenbahn mit diesem verbunden, hat ein altes Schloß mit Park (vielbesuchter Vergnügungsort der Pariser), Fabrikation von Fayence, Lichten, Seife ꝛc., Wachsbleichen, Weinhandel, wöchentliche große Viehmärkte und 2267 Einwohner.

Scelalgie (v. Griech.), Schenkelschmerz.

Scemando (ital.), s. v. a. Diminuendo (s. d.).

Scene (v. Griech.), der Platz im Schauspielhause, wo das Stück gespielt wird, die Bühne; dann auch der Ort und das Land, wo die Handlung vorgeht; auch s. v. a. Auftritt, in welchem Sinne man damit im Schauspiel sowohl, als in der Oper die kleineren Abtheilungen der Akte bezeichnet, welche dadurch gebildet werden, daß entweder zu der vorhergehenden Handlung eine theilnehmende neue Person hinzukommt, oder eine, die bisher an der Handlung Theil genommen hatte, wieder abgeht.

Scenische Spiele (ludi scenici), bei den Römern die Spiele, welche auf einer erhabenen Schaubühne (scena), der Sage nach seit der Pest von 361 v. Chr., aufgeführt wurden und anfangs nur in Tanz mit Flötenbegleitung, ohne Beimischung von Gesang und Mimik, die erst später hinzukam, bestanden; s. Komödie.

Scepter (sceptrum, scipio), in der ältesten Zeit eine Lanze ohne Metallspitze, welche die Könige als Zeichen ihrer Würde zu tragen pflegten. Insofern das S. Symbol der Herrschergewalt sein sollte, pflegten Fürsten bei demselben zu schwören, indem sie es hoch emporhielten und gleichsam die Götter zu Zeugen anriefen. Die Römer erhielten dasselbe nebst anderen königlichen Insignien aus Etrurien. Nach dem Aufhören des Königthums kam es mit anderen Emblemen desselben außer Gebrauch; das Kaiserthum suchte dasselbe natürlich wieder hervor und belehnte in besonderen Fällen auch die Konsuln mit dem elfenbeinernen S. Aber schon zur Zeit der Republik pflegten einen solchen Stab (scipio eburneus, hasta imperatoris) auch die triumphirenden Feldherren zu führen, sowie auch fremde Könige, Bundesgenossen und Freunde der Römer zu ehrender Auszeichnung einen solchen zu erhalten pflegten. Das Neigen des S.s war das Zeichen der gewährten königlichen Gnade, das Küssen desselben Zeichen der Unterwürfigkeit. Das S. des Alterthums war ein langer Stab, wie ihn noch in neuerer Zeit die französischen Könige zu führen pflegten, und zwar oben mit einer darauf angebrachten Hand als dem Zeichen ihrer oberstrichterlichen Gewalt. Das S. des Mittelalters war ein weit kürzerer Stab.

Scey-sur-Saône, Flecken im französischen Departement Obersaône, an der Saône und an der Eisenbahn zwischen Pont-sur-Saône und Gray, hat einen kleinen Hafen, ein Schloß, Oelfabrikation, Färberei, Hohöfen, ein Hammerwerk, eine Salzquelle und 1712 Einw.

Schaarwache, eine Anzahl bewaffneter Soldaten oder Polizeidiener, welche des Nachts die Straßen durchzieht, um Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten.

Schabe (Blatta), Insektengattung aus der Ordnung der Orthopteren, und zwar der laufenden (Cursoria), charakterisirt durch den flachen Leib mit lederartigen, an der Naht übereinander greifenden, geaderten Flügeldecken, das vorn abgerundete, den Kopf dachähnlich bedeckende Halsschild, die langen Beine mit dornigen Schienen und die zwei gegliederten Griffel am Ende des Hinterleibes, lästige Insekten, die an keinen Erdstrich gebunden sind und durch Schiffe und Waaren verschleppt werden. Die bekannte Küchenschabe (Brodschabe, Kakerlak, vulgo Schwabe, Blatta orientalis *L.*) ist röthlichkastanienbraun, ins Gelbe und Schwarze, fast 1 Zoll lang und ein widerliches Ungeziefer, das sich oft unsäglich vermehrt und durch Verzehren von Brod, Fleisch und anderen Lebensmitteln, sowie Kleidungsstücken, zumal Lederwerk, ja Büchern und Gemälden, lästig und schädlich wird, auf Schiffen schon wahre Hungersnoth erzeugt hat und selbst giftige Sachen, wie Zinnobertuschfarbe, mit rothem Quecksilberpräcipitat bereitete Salbe ꝛc., ohne Schaden frißt. Die S.n sind schwer zu vertilgen, da sie sich am Tage zwischen den Ritzen der Balken und Dielen hölzerner Häuser oder zwischen den Bretern auf Schiffen und hinter Tapeten aufhalten. Man empfiehlt zu ihrer Vertilgung des Nachts in das Zimmer oder in die Küche einen Igel oder Enten zu sperren, die sie eifrig verfolgen, oder einen Napf mit Bierkalteschale hinzusetzen, in welcher sie am anderen Tage haufenweise ersäuft liegen, doch muß man den ungeflügelten Weibchen dazu eine Brücke machen. Ein Infusum Blattae orientalis soll nach Webster ein kräftiges Antispasmodicum und mit Nutzen gegen Tetanus angewendet worden sein. Man glaubt, daß diese Art aus dem Orient stamme (daher der Artname); wenigstens ist so viel gewiß, daß sie von Rußland und Finnland aus allmählig nach Schweden vorgerückt ist, während sie nach Deutschland über Griechenland und Ungarn gekommen sein mag; auch nach Amerika soll sie auf Schiffen verschleppt worden sein. Die lappländische S. (B. lapponica *L.*), braun, mit längeren, schwarzpunktirten Flügeln, $^1/_2$ Zoll lang, findet sich nicht selten in den Nadelwäldern Deutschlands, wird aber im Norden von Europa, besonders in Lappland eine große Plage, indem sie den Bewohnern an ihren Fischvorräthen großen Schaden thut. Die deutsche S. (B. germanica *L.*), gelbbraun, 4—5 Linien lang, in den Wäldern Mitteleuropa's und von da in den Häusern sich einnistend, ist an manchen Orten von der B. orientalis *L.* verdrängt worden. Der Kakerlak (B. americana *De Geer*), rostbraun, $1^1/_2$—2 Zoll lang, sonst der gemeinen S. gleichend, findet sich in allen Tropenländern, hat sich durch Schiffe selbst in die europäischen Seestädte verpflanzt und richtet an Eßwaaren, Woll- und Leinenzeuch, Lederwerk ꝛc. großen Schaden an.

Schabkunst, s. v. a. geschabte Manier, s. Kupferstechkunst.

Schablone (Chablone), jedes ausgeschnit-

tene Muster, wonach andere Gegenstände gebildet werden, namentlich Breter, Bleche, Papier oder Pappe, die entweder an der Kante so ausgeschnitten sind, daß die Oberfläche eines Gegenstandes danach bearbeitet werden kann (z. B. bei Gesimsen, Säulen, bei Anfertigung der Glockenform, der Theile des Gewehrschlosses ꝛc.), oder in welche, wie bei den Stubenmalern, die Konturen der Verzierungen eingeschnitten sind, in welchem Fall dann die S. an die Wand gelegt und mit Farbe überstrichen wird. Auch zum Malen für andere Zwecke, besonders von Blumen, wendet man S.n an (Schablonenmalerei), indem man den einzelnen Farben und Farbentönen, Schattirungen und dergl. besondere S.n gibt und diese nach und nach aufsetzt. Die Römer bedienten sich der S.n zum Schreiben, indem sie dieselben auf Papier legten und über die Einschnitte flüssige Farben strichen. Später wurden besonders Choralbücher mittelst S.n angefertigt, und gegenwärtig bedient man sich nicht selten derselben zum Zeichnen der Wäsche, Bücher, Waarenkisten ꝛc.; vergl. Tapeten.

Schabracke (v. Poln.), verziertes Stück Tuch, Sammet u. dgl., welches unter den Sattel (s. d.) gelegt zu werden pflegt; auch s. v. a. Satteldecke.

Schabzieger, schweizerischer Kräuterkäse, kommt aus dem Kanton Glarus, daher er auch Glarnerzieger genannt wird.

Schach (Schah), Name der Herrscher in verschiedenen Reichen Asiens, z. B. in Persien; s. Schachspiel.

Schachmaschine, s. Kempelen.

Schachowskoi, russische fürstliche Familie, welche ihre Abkunft von Rurik herleitet. Bemerkenswerth sind:

1) Jakow Feodorowitsch, Fürst S., geboren 1705, trat unter Peter dem Großen in russische Militärdienste, ward unter Elisabeth Senator und 1762 Justizminister und † 1777 mit Hinterlassung interessanter Memoiren (herausgegeben von Katschenowskji, Moskau 1822, 2 Bde.).

2) Alexander Alexandrowitsch, Fürst S., geboren 1777, dramatischer Schriftsteller, bereicherte als Intendant des petersburger Hoftheaters die Bühne mit Originalstücken und Uebersetzungen, lieferte auch ein komisches Heldengedicht „Die geraubten Pelze" und mehre Satiren. Er † 1846 zu Moskau.

3) Iwan Leontjewitsch, Fürst S., russischer General, machte seine ersten Feldzüge unter Suwarow und ward 1805 Oberst eines Jägerregiments, mit welchem er an der Expedition nach Norddeutschland unter Tolstoi Theil nahm, focht dann bei Pultusk und Friedland und ward nach der Schlacht bei Leipzig zum Generallieutenant befördert. Im Jahre 1826 zum General der Infanterie ernannt, rückte er 1831 mit seinem Corps in Polen ein, bestand bei Bialolenka ein hartnäckiges Gefecht gegen Krukowiecki, zeichnete sich bei Ostrolenka aus und kommandirte beim Sturm auf Warschau die Reserve. Seit 1848 Präsident des Militärdepartements im Reichsrath, † er den 1. April 1860.

Schachspiel, bekanntes Bretspiel, das unter den vielen Spielen für das reifere Alter das älteste, verbreitetste und geistreichste ist, in sofern dabei nichts dem blinden Zufall überlassen wird, sondern Umsicht und Scharfsinn allein zum Sieg verhelfen. Das S. stellt eine Feldschlacht dar. Zwei Heere stehen, an Zahl der Figuren gleich stark, in Schlachtordnung einander gegenüber, um sich zu schlagen und das Oberhaupt, den König, „matt (schachmatt, vom arabischen math, todt) zu machen", d. h. denselben dahin zu bringen, daß er sich nicht mehr von seinem Felde bewegen, schützen, wehren, retten kann, sondern sich dem Sieger wider Willen ergeben muß, womit dann das Spiel seine Endschaft erreicht hat. Indessen ist das Spiel auch zu Ende, wenn es weder von dem einen, noch von dem anderen Theil gewonnen werden kann (remis). Das S. kann auf verschiedene Art und Weise gespielt werden; die gewöhnlichste Art ist das eigentliche, auch das alte oder kleine (italienische, wälsche) S., sowie Königsspiel genannt. Dasselbe wird stets von 2 Personen auf einem quadratförmigen, wie das allgemein bekannte Damenbret in 64 gleiche, abwechselnd schwarze und weiße Felder getheilten Bret mit 32 Figuren dergestalt gespielt, daß jeder Theil 16 Figuren von gleicher Qualität zu seiner Disposition erhält, welche auf die jedem Spieler zunächst stehenden zwei ersten Reihen Felder nach einer gewissen Ordnung aufgestellt werden. Die Figuren (Schachfiguren), welche die beiden durch die Farbe unterschiedenen Heere bilden, bestehen in Deutschland aus einem König (Schah, Ruk), einer Königin (Dame, Jungfrau), 2 Läufern (Adjutanten), von denen der weiß markirte stets die weißen, der schwarz markirte aber immer die schwarzen Felderreihen bestreicht, 2 Springern (Reitern, Kavalieren, altdeutsch Rösseln), 2 Thürmen oder Rochen (nach der orientalischen Sage vom Vogel Ruck, als der sie auch im Orient gebildet erscheinen, italienisch Roc, da die Europäer den Namen für den einer Felsenburg hielten) und 8 Bauern (Fänt). Jede dieser 16 Figuren hat ihren gewissen Platz, bestimmten Gang, eigenthümlichen Gebrauch und relativen Werth; die 8 vornehmsten derselben werden gewöhnlich Offiziere, die 8 geringeren hingegen Bauern genannt. Ueber den Ursprung des S.s ist viel gestritten worden. Die Chinesen behaupten, es schon 172 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt zu haben. Auch in Indien ward es in früher Zeit gespielt. Die Sanskritsprache nennt es Tschaturanga (vierkörperig, mit Rücksicht auf die 4 Haupttheile eines indischen alten Heeres: Elephanten, Fußvolk, Pferde und Streit- oder Sichelwägen). Später wurde diese Benennung von dem persischen Worte Schah oder Schach, d. i. König, verdrängt, welcher Name dem Spiel in den meisten Sprachen geblieben ist. Eine bekannte Sage schreibt die Erfindung dem Braminen Sissa (400 v. Chr.) zu, welcher dem König Schachram, der das Volk zu wenig achtete, durch dies Spiel die Lehre habe geben wollen, daß ohne die Anstrengung des Volks ein Monarch nichts sei. Durch die Saracenen ward das S. in Spanien und Konstantinopel heimisch. Könige und Feldherren suchten und fanden im S. Erholung. Don Juan d'Austria soll mit leben-

den Figuren gespielt, ein Kaiser von Marokko Sklaven dazu benutzt und allen geschlagenen Figuren eigenhändig die Köpfe abgeschlagen haben. Karl XII. von Schweden führte nicht nur ein S. mit sich, sondern empfahl das Spiel auch seinen Offizieren. Auch Friedrich II. von Preußen war ein leidenschaftlicher Schachspieler und spielte mit seinem Bruder Heinrich im Felde gelegentlich durch Kuriere. Trotz seiner Meisterschaft mußte er aber einst die Demüthigung erfahren, von seinen Bauern zu Ströbeck (einem Dorfe bei Halberstadt) besiegt zu werden. Die Einwohner dieses Dorfes spielen schon seit 3 Jahrhunderten das große S. mit seltener Fertigkeit, und zwar soll dasselbe von einem Bischof bei ihnen eingeführt worden sein, der sie unter der Bedingung von allen gewöhnlichen Abgaben befreite, daß sie, zum Wettkampf aufgefordert, nie eine Partie verlören. Daher sollte alljährlich ein Abgeordneter von der königlich preußischen Regierung in Ströbeck sich einfinden und mit einem Bauer vor öffentlich versammelter Gemeinde ein S. unternehmen. Verlor der Emissär, was angeblich bis jetzt noch immer der Fall gewesen, so blieb es bei dem Alten, und es ward dem besiegten Gegner bloß ein Becher voll gezählter Kupfermünze mit den Worten „Und damit Gott befohlen!" überreicht. Auch Friedrich II. mußte den Bauern das Feld überlassen. Die schriftstellerische Behandlung des S.s begann im 16. Jahrhundert durch die Spanier und Portugiesen, denen die Italiener folgten. Eine deutsche Bearbeitung eines spanischen Werks von Lopez gab 1616 der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg unter dem Namen Gustav Selenus. Aber erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts faßte man das Spiel tiefer auf, zuerst in der von Philidor begründeten französischen Schule. In der neueren und neuesten Zeit ist von Schachspielern ans Unglaubliche Grenzendes geleistet worden, namentlich in England, wo oft um bedeutende Summen gespielt wird. In dem 1851 zu London veranstalteten Schachturnier haben aber Deutsche die Siegespalme davongetragen. Vergl. Koch, Die Schachspielkunst, Magdeburg 1801—3, 2 Bde., neue Aufl. 1814; Maßmann, Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des deutschen S.s, Quedlinburg 1839; Thon, Der Meister im S., Weimar 1841, 3. Aufl., das. 1816; Käfer, Vollständige Anweisung zum S., Grätz 1812; von Bilguer, Handbuch des S.s, fortgesetzt von von der Lasa, Berl. 1843, 2. Aufl. 1852; von der Lasa, Leitfaden für Schachspieler, das. 1848; Enderlein, Theoretisch-praktische Anweisung zum Vierschachspiel, 2. Aufl., das. 1837. Die vollständigste Uebersicht über die „Literatur des S.s" gibt Schmidt, Wien 1847. Hirschbach gab eine „Deutsche Schachzeitung" (Lpz. 1846 ff.) und Bledow eine „Schachzeitung" (Berlin 1846) heraus. Jetzt bestehen noch in England und Berlin Schachzeitungen.

Schacht, im Bergbau eine von der Oberfläche der Erde aus in die Tiefe gemachte Grube, welche zu den Erzgängen führt, s. Bergbau.

Schachtel, kleines Behältniß, in der Regel von Pappe oder Holz, mit dünnen Seitenwänden und getrenntem Deckel, der mit seinem Rand auf das Behältniß aufgeschoben werden kann. Die Pappschachteln dienen gegenwärtig häufig in den Apotheken beim Verkauf der Pulver u. dergl. Die Seitenwände der hölzernen S.n bestehen aus einem dünnen Span von Fichten-, Tannen- oder Sahlweidenholz (Schachtelschiene), während zum Boden und Deckel dünne Bretchen verwendet werden. Die Anfertigung der S.n selbst geschieht von den Schachtelmachern, die nicht selten auch Siebläufe machen. Die Schachtelmacher und Verkäufer pflegen meist 5—6 S.n von abnehmender Größe in einander zu setzen, was man einen Schachtelsatz nennt.

Schachtelhalm, Pflanzengattung, s. Equisetum.

Schachtmaß, körperliches Maß, bei welchem Länge und Breite gleich, die Höhe oder Dicke aber im Decimalmaß nur den 10. Theil davon beträgt. So ist z. B. eine Schachtruthe 1 Ruthe lang und ebenso breit, aber nur 1 Fuß hoch, und ein gleiches Verhältniß findet beim Schachtfuß (Schachtschuh) und Schachtzoll Statt. Hat die Längenruthe 12 Fuß, so enthält die Kubikruthe 12 Schachtruthen und die Schachtruthe 144 Kubikfuß 2c.

Schachtmeister, bei Erdarbeiten der sämmtlichen Arbeitern oder einer Abtheilung derselben vorgesetzte Werkführer; im Bergbauwesen s. v. a. Schichtmeister.

Schack, Adolf Friedrich von, namhafter Literarhistoriker und Uebersetzer, geboren den 2. August 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin, widmete sich zu Bonn, Heidelberg und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft, daneben dem der neueren Literatur, war seit 1838 eine Zeitlang beim Kammergericht in Berlin beschäftigt und bereiste sodann Italien, Sicilien, Aegypten, Syrien, die Türkei, Griechenland und Spanien. Nach seiner Rückkehr trat er in mecklenburgische Dienste, begleitete den Großherzog als Kammerherr und Legationsrath auf dessen Reisen nach Italien und Konstantinopel und ward dann Attaché bei der Bundestagsgesandtschaft. Nach einer abermaligen Reise nach Italien und dem Orient ging er als Geschäftsträger nach Berlin, wo er auch das schon früher begonnene Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Sanskrits, des Arabischen und Persischen fortsetzte. Nach dem Tode seines Vaters (1852) nahm er als geheimer Legationsrath seine Entlassung aus dem Staatsdienst, ging zunächst auf seine Güter in Mecklenburg und reiste dann nach Spanien, um sich hier Forschungen über die Geschichte u. Kultur der spanischen Araber zu widmen. Seit 1855 lebt er in München. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (Berlin 1845—46, 3 Bde.; 2. Aufl., Frankfurt 1854; Nachträge, das. 1855); treffliche Uebersetzungen im „Spanischen Theater" (das. 1845, 2 Bde.); „Heldensagen des Firdusi" (Berlin 1851), für die er vom Schah von Persien 1865 den Sonnenorden erhielt; „Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (das. 1853, 2 Bde.); „Stimmen vom Ganges" (das. 1857) und „Romanzen der Spanier und Portugiesen" (mit Geibel, das. 1860).

Schaden. In der Rechtswissenschaft ist S.

(damnum) der durch Zufall oder Verschulden eines Dritten eintretende Vermögensnachtheil. Ist Zufall (casus) die Ursache, so wird eine Verbindlichkeit zum Ersatz des S.s in der Regel nicht begründet, denselben hat vielmehr Derjenige, den er trifft, selbst zu tragen. Bei Beschädigung körperlicher Sachen stellt sich als Beschädigter in der Regel der Eigenthümer dar; war aber die Sache Gegenstand einer Verbindlichkeit, so trifft die Beschädigung meist den Gläubiger, da der Schuldner durch Leistung der Sache in der Beschaffenheit, in welche sie durch die Beschädigung versetzt ist, oder wenn sie gänzlich vernichtet wurde, durch diese unverschuldet eingetretene Unmöglichkeit der Leistung befreit wird, ohne daß für den Gläubiger die gleiche Befreiung hinsichtlich der ihm etwa obliegenden Gegenleistung eintritt. Dieser Uebergang der Gefahr (periculum) auf den Gläubiger kann indessen bei vertretbaren Sachen, welche nach der Gattung und nach Zahl, Maß oder Gewicht bestimmt werden, nicht eintreten. Ausnahmsweise wird die Verpflichtung zum Ersatz des einen Dritten zufällig treffenden S.s begründet durch dahin abzielenden ausdrücklichen Vertrag, welcher theils als Nebenberedung bei anderen Rechtsgeschäften vorkommt, theils in dem Versicherungswesen eine besondere verbreitete Anwendung gefunden hat, oder auch vermöge gesetzlicher Bestimmung durch gewisse Rechtswidrigkeiten, wie z. B. Derjenige, der eine Sache zu einem bestimmten Gebrauch unentgeltlich geliehen hat, für deren zufällige Beschädigung haftet, von welcher sie bei einem anderen als dem verabredeten Gebrauch getroffen wird. Verschuldeten (kulposen) S. dagegen hat regelmäßig derjenige zu ersetzen, der ihn verursacht hat. In Vertragsverhältnissen wird als verschuldet nicht allein der S. angesehen, welcher durch rechtswidrige eigentliche Handlungen, sondern auch Derjenige, welcher durch Mangel an der vertragsmäßig obliegenden Sorgfalt (diligentia) oder durch Unterlassen der übernommenen Thätigkeiten und Leistungen herbeigeführt wird. Welche Verbindlichkeit aber obliege, welches Maß von Sorgfalt und Thätigkeit anzuwenden sei, kann nur nach den getroffenen Abreden und nach den Rechtsgrundsätzen beurtheilt werden, welche für die einzelnen Gattungen der Verträge gelten. Uebrigens kann die von dem Einen verschuldete Beschädigung in Beziehung auf einen Anderen als zufällige erscheinen, in sofern dieser sie nicht abzuwenden vermochte, wie z. B. die von Dritten angelegte Feuersbrunst in Beziehung auf den Miether eines dadurch zerstörten Wagens. Wo Vertragsverhältnisse nicht vorliegen, wird man durch bloßes Unterlassen zum Ersatz eines S.s, den man hätte abwenden können, nicht verpflichtet, wohl aber haftet man für jeden S., den man durch sein Handeln herbeiführt, es müßte denn der Thäter die beschädigte fremde Sache in gutem Glauben als die seinige besessen haben. Es macht keinen Unterschied, ob der Beschädigung eine böse Absicht (dolus) zu Grunde lag, oder ob sie die nicht beabsichtigte, aber vorauszusehende Wirkung einer gleichwohl vorgenommenen Handlung, eine Fahrlässigkeit (culpa) ist. Ein Vertrag, wonach der Thäter für zukünftigen absichtlich oder durch grobe Fahrlässigkeit (dolus oder culpa lata) veranlaßten S. nicht zu haften hätte, ist unzulässig und ungültig. Wo eine Beschädigung als verschuldet angesehen und daher zur Begründung einer Ersatzpflicht des Thäters dienen soll, muß sie wirklich auf dessen Handlung oder Unterlassung, sofern er eine solche überhaupt zu vertreten hat, als auf ihre Ursache nach den Gesetzen des Weltlaufs sich zurückführen lassen. In soweit dies der Fall, gilt sodann als S. nicht allein der unmittelbar oder mittelbar eingetretene Nachtheil (damnum emergens), sondern auch die Entziehung eines sicheren Gewinns (lucrum cessans). Insbesondere kommen hierbei in Betracht der Unterschied der Preise zu verschiedenen Zeiten und Orten bei einer nicht zur rechten Zeit oder nicht am rechten Ort erfolgten Leistung, der Verlust an Zinsen, entgangener Handelsgewinn 2c. Die Feststellung des S.s erfolgt im Streitfall durch richterliche Entscheidung auf Grund der erbrachten Beweise, in einigen Fällen durch beschworene Schätzung des Beschädigten. Vergl. von Wening-Ingenheim, Die Lehre vom Schadensersatz, 1841.

Schadenersatz, s. Schaden.

Schadow, 1) Johann Gottfried, berühmter Bildhauer, geboren am 21. Mai 1764 in Berlin, Sohn eines unbemittelten Schneiders, besuchte das kölnische Gymnasium daselbst, erhielt daneben von einem Bildhauer Zeichenunterricht, kam dann in das Atelier des Bildhauers Tessaert, entfloh aber bald mit einer Geliebten, einer geborenen Oesterreicherin, nach Wien und besuchte von da auf Kosten seines Schwiegervaters Italien. Hier widmete er sich mit Eifer dem Studium der Antike und gewann schon im folgenden Jahre mit einer Gruppe des Perseus und der Andromeda den Preis. Im Jahre 1788 ward er an die Stelle des verstorbenen Tessaert als Vorsteher des königlichen Bildhauerateliers nach Berlin berufen. Sein erstes größeres Werk, das er hier ausführte, war das Denkmal des im Knabenalter verstorbenen Grafen von der Mark, eines natürlichen Sohnes des Königs Friedrich Wilhelm II., in der Dorotheenkirche zu Berlin. Im Jahre 1795 modellirte er die Quadriga für das neu errichtete Brandenburgerthor, welche von Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben ward. Andere Werke aus derselben Zeit sind die trefflichen Basreliefs im Parole- und gelben Pfeilersaal des königlichen Schlosses zu Berlin, die Marmorstatue Friedrichs des Großen zu Stettin, die des Generals von Ziethen auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin, die Marmorgruppe der beiden Schwestern, der Gemahlin des damaligen Kronprinzen von Preußen, der nachmaligen Königin Luise, und der Herzogin von Cumberland, nachmaligen Königin von Hannover, das Denkmal des Generals Tauenzien in Breslau (ein Sarkophag, auf welchem eine Bellona ruht), eine reizende Marmorstatue, unter dem Namen der „schlafenden Nymphe“ bekannt, das Denkmal des Ministers von Arnim in Boitzenburg und die Basreliefs an den drei Seiten des Münzgebäudes in Berlin. Unter Friedrich Wilhelm III. führte er das Standbild des Fürsten Leopold von Dessau auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin, das Blüchers zu Rostock

und die am 31. Oktober 1821 enthüllte Lutherstatue zu Wittenberg aus. Von seinen zahlreichen kleineren Werken erwähnen wir nur die Büsten von Hufeland, Graun, Seb. Bach, Lessing u. A. m. Für die Walhalla lieferte er mehre Büsten, von Karl dem Großen, Heinrich dem Finkler, Konrad dem Salier, Heinrich dem Löwen, Rudolf von Habsburg, Kant, Klopstock, Haller, Johannes von Müller, Friedrich dem Großen, Wieland u. A. m., die zum Theil von seinen Schülern, Karl Wichmann, Tieck, Rauch, Kiß, und von seinen Söhnen Rudolf und Wilhelm herrühren. Es gibt auch mehre treffliche radirte Blätter von ihm: die drei Grazien, 5 Figurenstudien, 6 sehr seltene Blätter mit Karikaturen auf Napoleon I. und die französische Armee, u. a. m. S. war seit 1788 Rektor, später Direktor der Akademie der Künste zu Berlin, der er bis an seinen Tod, der den 28. Januar 1850 erfolgte, vorstand. In der Skulptur machte er in sofern Epoche, als er einer der ersten Künstler war, die es unternahmen, dem in Manierismus ausgearteten Idealismus des 18. Jahrhunderts gegenüber einer kräftigen Charakterdarstellung zu ihrem Rechte zu verhelfen, welches Streben schon in seinen frühesten Porträtstatuen hervortritt. Auch als Kunstschriftsteller machte er sich bekannt durch „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit historischen und artistischen Erläuterungen“ (Wittenberg 1825), „Polyklet oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter“ (Berlin 1834), die „Nationalphysiognomien“ (das. 1835) und die „Kunstwerke und Kunstansichten“ (das. 1849). Sein Sohn Rudolf S., geboren 1785 zu Berlin, erwarb sich in Rom, wohin er mit seinem Bruder Wilhelm ging, unter Leitung Canova's und Thorwaldsens den Ruf eines ausgezeichneten Künstlers, † aber daselbst schon den 31. Jan. 1822. Berühmt sind besonders seine Sandalenbinderin und seine Spinnerin, sein Liebesgott, sein Diskuswerfer, die Büste Händels für die Walhalla u. a. m. S.s jüngster Sohn, Felix S., namhafter Historien- und Porträtmaler, † den 25. Juni 1861 zu Berlin.

2) Friedrich Wilhelm Schadow-Godenhaus, berühmter Historien- und Porträtmaler, zweiter Sohn des Vorigen, geboren den 6. Sept. 1789 zu Berlin, begann seine Studien unter Leitung seines Vaters und übte sich dann unter Weitsch in der Malerei. Nachdem er ein Jahr lang in der Gallerie zu Potsdam kopirt hatte, riefen ihn die Jahre 1806 und 1807 zum Kriegsdienste, und erst 1810 konnte er in Rom seine Studien wieder aufnehmen. Hier mit Cornelius, Overbeck, Veith, Wach und anderen berühmten Künstlern in engem Verkehr stehend, bildete er sich namentlich an den Werken der alten italienischen Meister, am liebsten Gegenstände aus der Bibel oder aus dem Bereich der mystischen Allegorie zur Darstellung wählend. Auch der Glaube der alten Meister erfüllte sein Inneres und führte ihn in den Schooß der katholischen Kirche. Er malte damals unter Anderem eine Himmelskönigin für die Frau von Humboldt, eine heilige Familie und das lebensgroße Bildniß einer Römerin für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern und als Studium das Haupt eines Kamaldulensers in der Blüthe männlichen Alters für die Kunstausstellung zu Berlin 1819. In dem genannten Jahre kehrte er nach Berlin zurück, wo er zum Professor der Akademie ernannt wurde. Er malte hier das große Bacchanal an der Decke des Prosceniums im neuen Schauspielhause, mehre Staffeleibilder und besonders zahlreiche Porträte, unter denen das des Dichters Immermann Van Dycks würdig erklärt wurde. Im Jahre 1824 malte er für die Garnisonkirche in Potsdam eine Anbetung der Könige und ein anderes Altarblatt für die Kirche in Schulpforta. Eins seiner schönsten Bilder stellt die freigeborne Poesie dar, eine von der Erde zum Aether aufschwebende geflügelte Jungfrau. Nach Cornelius' Abgang an die Akademie zu München ward S. 1826 zum Direktor der Akademie in Düsseldorf ernannt, wohin er sich 1827 mit mehren Schülern begab. Diese älteren Schüler S.s, von denen wir nur Hildebrandt, Hübner, Lessing und Sohn nennen, sind als der Stamm der neuen düsseldorfer Malerschule zu betrachten. S. selbst malte in Düsseldorf historische Bilder und Porträte. Aufsehen erregte namentlich das höchst poetisch aufgefaßte Bild der Mignon nach Goethe's „Wilhelm Meister“. Für die neue werdersche Kirche in Berlin lieferte er vier kolossale Evangelisten. Als sein gelungenstes Werk aus dieser Periode bezeichnet man aber die klugen und thörichten Jungfrauen, 1837 im Karton ausgestellt und dann in Oel für das städelsche Institut zu Frankfurt a. M. ausgeführt. Für den rheinisch-westphälischen Kunstverein malte er 1830 eine Charitas, eine Mutter mit ihren Kindern in lebensgroßen Figuren, ein Bild, in dem die Kritik alle Vorzüge des Künstlers in hohem Grade vereinigt fand. Gemälde mit dem Gepräge eines tief religiösen Gefühls sind noch Christus auf dem Oelberge, Christus bei den Jüngern in Emmaus, Christi Leichnam im Schooße der Mutter von Engeln umgeben, 1836 vom rheinisch-westphälischen Kunstverein in die Pfarrkirche zu Dülmen gestiftet. Um diese Zeit führte S. auch die Zeichnung zum Prachtexemplar des Oratoriums „Paulus“ von Mendelssohn-Bartholdy aus. Zur Herstellung seiner wankenden Gesundheit begab sich S. 1840 nach Italien. In Rom malte er ein Bild von eigenthümlicher Auffassung, die himmlische und die irdische Liebe darstellend. Nachdem er darauf noch Neapel besucht, kehrte er im Oktober nach Düsseldorf zurück. Im folgenden Jahre malte er die Pietas und Vanitas in ihren Beziehungen zur Religion, welche unter der Gestalt des Heilandes das dritte Feld einnimmt, im Besitze des Grafen von Fürstenberg. Ein anderes Bild aus dieser Zeit stellt eine heilige Veronika dar. Die Vollendung seiner allegorischen Darstellung: Himmel, Fegfeuer und Hölle, nach Dante, ward durch ein gefährliches Augenleiden des Künstlers verzögert, in Folge dessen er sogar eine Zeitlang erblindet war, bis ihm eine Operation das Augenlicht zurückgab. Wie S. in seinem religiösen Glauben sich früh dem Katholicismus zugewandt hatte, so gerieth er auch in seiner Malerei bald auf den Irrweg der Symbolik, und mögen auch seinen Allegorien viele tiefsinnige und schöne Gedanken zu Grunde liegen, sie lassen doch

jene Realität vermissen, welche ein Kennzeichen der gesunden Empfindungsweise auch in der Kunst ist. Längere Zeit hat S. mit seiner kirchlichen Kunstübung sehr entschieden auf die Schöpfungen der Mehrzahl seiner Schüler eingewirkt, und es ist hierin erst eine Aenderung eingetreten, als er im Laufe der Zeit in seinem Glauben immer befangener ward und so weit ging, keine andere als eine religiöse, oder vielmehr katholische Kunst anerkennen zu wollen. Dies entfremdete ihm mehre seiner treuesten Schüler, und er stand fortan mit seinen Bestrebungen ziemlich einsam in Düsseldorf. Im Jahre 1843 ward er in den Adelsstand des Königreichs Preußen erhoben u. ihm gestattet, den Namen seines Ritterguts Godenhaus seinem Familiennamen hinzuzufügen. Mehre seiner Werke sind durch Nachbildungen in Kupfer und auf Stein bekannt. Labmann lithographirte das Bildniß des Dichters Immermann, Selb und Senefelder das Bild der Mignon, Ruschewepy stach die Madonna mit dem Kinde als Himmelskönigin, Hoffmann die Pietas in Dülmen, Keller die klugen und die thörichten Jungfrauen für Raczynski's Prachtwerk. Auch als Schriftsteller hat sich S. bekannt gemacht, so durch die Vorlesung „Ueber den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst" (Düsseldorf 1843) und die Novelle „Der moderne Vasari. Erinnerung aus dem Künstlerleben" (das. 1854).

Schadrinsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, am Isset, südöstlich von Jekaterinburg, hat einige Festungswerke, eine Kreisschule, mehre Fabriken, besonders Talgsiedereien, lebhaften Handel und 5939 Einw.

Schächer, s. v. a. Räuber, Mörder, besonders durch Luthers Bibelübersetzung aufgekommene Bezeichnung der zwei mit Jesu gekreuzigten Uebelthäter, die nach Einigen Titus und Damachus, nach Anderen Demas und Gertas hießen. Der eine von ihnen bekehrte sich noch am Kreuze, weshalb ihm Jesus das Paradies verhieß. Die morgenländische Kirche widmete seinem Andenken den Sonntag nach Ostern.

Schächten (hebr. Schechitah), bei den Juden s. v. a. ein Thier ritualmäßig schlachten, wie es der Talmud gebietet.

Schädel (cranium, vergl. Anatomie, Taf. IV, Fig. 2—6), im weiteren Sinne die Gesammtheit aller Kopfknochen, im engeren Sinne nur derjenige Knochenkomplex, welcher die Kapsel für das Gehirn bildet. Am ganzen Kopfe befinden sich mit Ausschluß der Zähne 22 einzelne Knochen, von denen 8 den eigentlichen S. bilden, d. h. an der Bildung der Gehirnkapsel Theil nehmen (Schädelknochen), während die 14 übrigen Knochen sich an die knöcherne Gehirnkapsel nur anlehnen und die Grundlage für den Gesichtstheil des Kopfes abgeben (Gesichtsknochen). Aeußerlich wird die ungefähre Grenze zwischen dem Schädel- und Gesichtstheil markirt durch die oberen Augenhöhlenränder, den äußeren Gehörgang und das obere Ende der Nackengrube. Nimmt man die Gesichtsknochen von dem Skelet des Kopfes weg, so bleibt eine im Allgemeinen halbeiförmige Kapsel zurück, welche nach oben zu gewölbt, nach unten zu aber mehr flachgedrückt ist. An der Bildung jener Kapsel betheiligen sich 8 Knochen, jedoch in sehr verschiedenem Umfange. Diese eigentlichen Schädelknochen sind theils unpaarige, theils paarige. Erstere bilden einen nach oben, dem Scheitel zu offenen Ring, dessen einzelne Glieder, nämlich das Stirn-, Sieb-, Keil- und Hinterhauptsbein, in der Richtung von vorn nach hinten an einander gefügt sind. Die paarigen Schädelknochen, nämlich die beiden Scheitel- und Schläfenbeine, bilden dagegen einen nach unten, der Schädelbasis, zu offenen Ring, dessen symmetrisch gelegene Theile in der Richtung von rechts nach links, also quer zur Richtung der unpaarigen Knochen, so zusammengesetzt sind, daß sie in die Oeffnung des ersteren Ringes eingreifen und mit ihm zusammen die Schädelhöhle vollständig abschließen. 1) Das Stirnbein (os frontis) oder Vorderhauptsbein hat seine Lage am vordersten Theile des S.s, über dem Gesichte. Es besitzt die Gestalt einer Muschel, von welcher der eine Theil senkrecht als Stirnschuppe in die Höhe steigt, während der andere horizontal liegt und die Decke der Augenhöhle bildet. Da, wo die Stirnschuppe in das Dach der Augenhöhle umbiegen will, weicht die innere Platte der Muschel von der äußeren ab und es entstehen dadurch die Stirnhöhlen, welche mit der Nasenhöhle zusammenhängen und mit einer feinen Schleimhaut ausgekleidet sind. Der obere hintere Rand des Stirnbeins ist ausgezackt und vereinigt sich durch die Kranznaht mit den Scheitelbeinen und den großen Flügeln des Keilbeins. Nach unten setzen sich an das Stirnbein die Joch-, Nasen-, Thränen- und Oberkieferbeine sowie das Riechbein an. Bei Kindern besteht das Stirnbein aus 2 symmetrischen seitlichen Hälften; die beiden Hälften der Stirnbeinschuppen sind durch die mit der Pubertät verschwindende Stirnnaht vereinigt. Zwischen den beiden Augenhöhlentheilen des Stirnbeins bleibt ein von vorn nach hinten gerichteter enger Ausschnitt, in welchen sich 2) die Siebplatte des Riechbeins (s. d.) einfügt. Der hintere Rand der Augenhöhlentheile des Stirnbeins steht mit dem 3) Keilbeine (os sphenoideum) in Verbindung. Es ist dies ein Knochen von merkwürdiger Gestalt; er erinnert einigermaßen an die Gestalt einer fliegenden Wespe. Seinen Namen Keilbein führt er deshalb, weil er zwischen sämmtliche Schädelknochen wie ein Keil eingetrieben ist und mit allen diesen in unmittelbare Berührung tritt. Das Keilbein besteht aus einem mittleren, annähernd würfelförmigen Theil, an welchen sich 3 Paar Fortsätze anschließen. Der mittlere Theil oder Körper ist hohl, er bildet die Keilbeinhöhlen, welche ähnlich wie die Stirnhöhlen als Anhängsel der Nasenhöhle zu betrachten sind und mit dieser kommuniciren. Nach rechts und links von dem Körper gehen 2 Paar annähernd horizontale Fortsätze ab, nämlich die kleinen Keilbeinflügel mehr nach vorn und die großen Keilbeinflügel mehr nach hinten gelegen. Beide Fortsätze betheiligen sich an der Bildung der Schädelhöhle. Die großen Flügel sind von den kleinen durch eine Spalte, die obere Augenhöhlenspalte, getrennt, durch welche die Schädelhöhle mit der Augenhöhle kommunicirt und mehre Nerven aus ersterer in die letztere übertreten. Die kleinen Keilbeinflügel legen sich

an den hinteren Rand der Augenhöhlentheile vom Stirnbein an und sind an ihrer Wurzel mit einem runden Loch (foramen opticum) versehen, durch welches der Sehnerv beiderseits aus der Schädelhöhle in die Augenhöhle übertritt. Die großen Keilbeinsflügel besitzen 3 Flächen, mit denen sie nach der Schädel-, Augen- und Schläfenhöhle hin sehen. An ihrer Wurzel sind sie von 3 Löchern durchbohrt; die beiden vorderen Löcher sind ziemlich groß und lassen den 2. und 3. Ast des fünften Hirnnervenpaares nach der Flügelgaumengrube hin austreten. Das hinterste der Löcher ist eng und dient der mittleren Hirnhautarterie zum Eintritt in die Schädelhöhle. Vermittelst der großen Flügel stößt das Keilbein an das Stirn-, Scheitel-, Schläfen- und Jochbein an. Von dem unteren Umfang des Keilbeinkörpers geht das dritte Paar von Fortsätzen, die flügelförmigen Fortsätze oder Gaumenflügel, aus. Sie legen sich nach vorn an die Gaumen- und Oberkieferbeine an und sind von mehren Nervenkanälchen durchbohrt. Die obere Fläche des Keilbeinkörpers trägt eine Vertiefung, den sogenannten Türkensattel, in welchem der Hirnanhang (gandula pituitaria) ruht. Die untere Fläche hilft die Decke des Schlundkopfes bilden, während sich an die vordere Fläche das Siebbein und das Pflugscharbein anlegen. Beim erwachsenen Menschen ist das Keilbein mit seiner hinteren Körperfläche fest mit dem Hinterhauptsbein verwachsen und beide Knochen zusammen bilden dann das Grundbein (os basilare). 4) Das Hinterhauptsbein (os occipitis) liegt am hinteren und unteren Umfang des S.s und hat im Wesentlichen die Gestalt einer flachen Muschel, von welcher ein Theil senkrecht steht, nämlich die Hinterhauptsschuppe, während der andere horizontal nach vorn und unten abbiegt. Die Hinterhauptsschuppe ist an ihrem oberen und seitlichen Rande ausgezackt und steht daselbst mit den Scheitelbeinen und den Schläfenbeinen durch die Lambdanaht in Verbindung. Der horizontale Theil des Hinterhauptbeins ist durchbohrt von einem daumenstarken Loch (foramen magnum), durch welches das Rückenmark aus der Schädelhöhle in den Wirbelkanal, die Wirbelarterien aber von außen in die Schädelhöhle eintreten. An der unteren Fläche dieses horizontalen Theils, zu beiden Seiten des großen Hinterhauptsloches, liegen die beiden konvexen Gelenkfortsätze, vermittelst deren sich der ganze Kopf auf dem ersten Halswirbel oder Atlas nach vorn und hinten bewegen, beugen und strecken (nicht aber drehen) kann. Die Wurzel dieser Gelenkfortsätze ist von einem feinen Loch durchbohrt, durch welches der Zungenfleischnerv (nervus hypoglossus) aus der Schädelhöhle hervortritt. Den vorderen Umfang des Hinterhauptsloches bildet der Grund- oder Zapfentheil, durch welchen sich das Hinterhauptsbein an die hintere Fläche des Keilbeinkörpers anlegt und mit diesem zum Grundbein verschmilzt. Dieser Zapfentheil hilft das Dach des Schlundkopfes mit bilden, während seine obere Fläche das verlängerte Mark und die Brücke des Gehirns trägt. Die beiden paarigen Schädelknochen sind die Scheitel- und Schläfenbeine. 5) und 6) Die Scheitelbeine (ossa parietalia) liegen am mittleren, obersten und seitlichen Theile des S.s und stellen fast quadratische Knochenplatten dar, welche nach außen konvex, nach innen konkav sind. An allen Rändern sind die Scheitelbeine ausgezackt. Unter einander stehen sie durch die Pfeilnaht in Verbindung, welche gerade von vorn nach hinten über das Schädelgewölbe hinläuft. Der vordere Rand der Scheitelbeine steht durch die Kranznaht mit dem Stirnbein, der seitliche untere Rand mit dem großen Flügel des Keilbeins und der Schläfenbeinschuppe durch die Schuppennaht, und der hintere Rand mit der Hinterhauptsschuppe durch die Lambdanaht in Verbindung. 7) und 8) Die Schläfenbeine (ossa temporum) liegen an der Seite des S.s, zwischen dem Keil-, Scheitel- und Hinterhauptsbein. Jedes Schläfenbein besteht aus 3 verschiedenen, jedoch fest mit einander verschmolzenen Theilen, nämlich dem Felsentheil oder Felsenbein, dem Warzentheil und dem Schuppentheil. Das Felsenbein ist der wichtigste Theil des Schläfenbeins, denn es verbirgt in seinem Inneren das ganze Gehörorgan mit der Ausbreitung des Gehörnerven. Das Felsenbein hat die Gestalt einer dreiseitigen Pyramide, die am Boden der Schädelhöhle mit der Spitze nach innen, mit der Basis nach außen liegt und zwischen Hinterhaupts- und Keilbein eingeschoben ist. An der Basis der Felsenbeinpyramide fällt der äußere Gehörgang ins Auge. Von den drei Flächen der Pyramide sehen zwei nach der Schädelhöhle, die dritte nach außen und unten. Die hintere innere Fläche zeigt den inneren Gehörgang, in welchem der Gehörnerv und der Gesichtsmuskelnerv (7. und 8. Hirnnervenpaar) verläuft. Der letztere Nerv wird in einem langen engen Kanal (canalis Fallopiae) durch das Felsenbein hindurchgeleitet und kommt an der unteren Fläche des Schläfenbeins, vor dem gabelförmigen Fortsatz desselben, außen wieder zum Vorschein. Der Griffelfortsatz liegt an der unteren äußeren Fläche der Felsenbeinpyramide, vor dem Warzentheil, und dient mehren Muskeln als Ansatzpunkt. An derselben Fläche liegt auch der Eingang in einen weiteren Kanal (canalis caroticus), durch welchen die Arteria carotis interna in die Schädelhöhle eindringt, sowie ein zweiter engerer Kanal, dessen Richtung von innen nach außen geht und einen Theil der Ohrtrompete (tuba Eustachii) ausmacht. Zwischen dem hinteren Rande des Felsenbeins und dem entsprechenden Rande des Hinterhauptsbeins bleibt eine fast kleinfingerdicke Lücke (foramen jugulare) übrig, durch welche das venöse Blut des Gehirns vermittelst der inneren Drosselvene nach außen geführt wird. Außerdem ist das Felsenbein noch von mehren feineren Nervenkanälchen in verschiedenen Richtungen durchbohrt. Der Schuppentheil des Schläfenbeins besitzt eine halbkreisförmige platte Gestalt und erhebt sich senkrecht über der Basis des Felsenbeins. Er trägt nach vorn den Jochfortsatz, an den sich das Jochbein anschließt, und unter der Wurzel des Jochfortsatzes, dicht neben dem äußeren Gehörgang, liegt die Gelenkgrube, welche den Gelenkkopf des Unterkiefers aufzunehmen bestimmt ist. Der Schuppentheil legt sich vermittelst der Schuppennaht an das Scheitelbein

und den großen Keilbeinflügel an. Der Warzentheil des Schläfenbeins liegt hinter dem Schuppentheil und tiefer als derselbe; er ist nach vorn durch eine Grube von dem Felsenbein abgeschieden. Diesen Warzentheil fühlt man äußerlich hinter der Ohrmuschel; er dient als Ansatzpunkt für mehre ansehnliche Muskeln und steht mit dem Hinterhauptsbeine durch eine Fortsetzung der Lambdanaht in Verbindung. In Bezug auf die am S. vorkommenden, die einzelnen Knochen verbindenden Nähte ist zu bemerken, daß dieselben im frühesten Kindesalter (bis zum dritten Jahr) noch nicht ganz ausgebildet sind und daß an ihrer Stelle die betreffenden Knochen nur durch eine Art Knorpel, durch die Knochenhaut und die harte Hirnhaut unter einander verbunden werden. Unter solchen Umständen können die Schädelknochen bei der Geburt über einander geschoben werden, wodurch der Umfang des Kopfes bedeutend verringert wird. Da die Winkel der Knochen am spätesten verknöchern, so bleiben an einigen Stellen des Kopfes Lücken, die nur von den genannten Theilen geschlossen sind u. Fontanelle (s. d.) genannt werden. Sägt man von der Gehirnkapsel die obere Hälfte durch einen horizontalen Schnitt ab, so liegt über dem Sägeschnitt das Schädelgewölbe (fornix cranii), unter dem Sägeschnitt dagegen liegt die Schädelbasis mit einem Theil der seitlichen Schädelwände. Das Schädelgewölbe, auch Schädeldach genannt, besteht ausschließlich aus platten Knochenstücken, deren Dicke je nach Alter u. anderen Verhältnissen zwischen $1^1/_2$—3 Linien schwankt. Auf der queren Schnittfläche dieser Knochen bemerkt man, daß dieselben aus einer inneren und äußeren kompakten Platte bestehen, zwischen welchen schwammiges Knochengewebe (diploë) liegt. Die innere kompakte Platte wird wegen ihrer großen Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit auch Glastafel (tabula vitrea) genannt. Der Schädelgrund (basis granii) zeigt, von der Schädelhöhle aus betrachtet, drei terrassenförmig von vorn nach hinten abfallende Vertiefungen oder Schädelgruben. Die vordere Schädelgrube, gebildet von den Augenhöhlentheilen des Stirnbeins, der Siebplatte des Riechbeins und den kleinen Keilbeinflügeln, trägt die Vorderlappen des Großhirns; aus ihr treten die Geruch- und Sehnerven nach der Nasen- und Augenhöhle hin ab. Die mittlere Schädelgrube reicht von den kleinen Keilbeinflügeln bis zum obersten Rande der Felsenbeinpyramide und wird durch den Keilbeinkörper (Türkensattel) in zwei symmetrische Hälften getheilt. In der mittleren Schädelgrube liegen die Mittellappen des Großhirns. Aus ihr treten das dritte, vierte und sechste Hirnnervenpaar, sowie der erste Ast des fünften Hirnnervenpaars durch die obere Augenhöhlenspalte in die Augenhöhle, ferner der zweite und dritte Ast des fünften Nervenpaars durch das runde und ovale Loch in der Wurzel der großen Keilbeinflügel nach der Flügelgaumengrube aus. Dagegen treten die Arteria carotis interna und die mittlere Hirnhautpulsader durch besondere Kanäle des Schläfen- und Keilbeins in die mittlere Schädelgrube ein. Die hintere Schädelgrube liegt hinter der Felsenbeinpyramide, wird von dem Hinterhauptsbein, dem Warzen- und Felsentheil des Schläfenbeins gebildet und nimmt das Kleinhirn, sowie das verlängerte Mark auf. In der hinteren Schädelgrube liegen die Austrittsstellen des 7. bis 12. Hirnnervenpaares, sowie der inneren Drosselader. Das große Hinterhauptsloch (in dem Centrum der hinteren Schädelgrube) mit dem Rückenmark bildet die Uebergangsstelle des Wirbelkanals in die Schädelhöhle.

An den unteren vorderen Umfang des S.s setzen sich nun weitere 14 Knochen an, welche das Skelet des Gesichts bilden und daher Gesichtsknochen genannt werden. Nur 2 derselben liegen in der Mittellinie des Körpers und sind unpaarig, nämlich das Pflugscharbein und der Unterkieferknochen. Alle anderen sind paarig vorhanden, und zwar haben wir 2 Oberkieferbeine, 2 Nasenbeine, 2 Thränenbeine, 2 Gaumenbeine, 2 Jochbeine und 2 untere Nasenmuscheln. Die wichtigsten von allen Gesichtsknochen sind 1) und 2) die beiden Oberkieferbeine (ossa maxilla superiora), welche am vorderen mittleren Theil des Gesichts liegen. Sie verbinden sich unter einander in der Mittellinie, stützen sich nach oben an die Mitte des Stirnbeinrandes und an das Keilbein und nach außen durch Vermittelung des Jochbeins an das Schläfenbein. Sie betheiligen sich an der Bildung der Augen-, Nasen- und Mundhöhle. Das unregelmäßig kubische Mittelstück (Körper) des Oberkieferbeins ist hohl, es umschließt die Kieferhöhle (antrum Highmori), welche eine Nebenhöhle der Nasenhöhle ist und mit dieser kommunicirt. Der untere vordere Rand der Oberkieferknochen trägt jederseits 8 tiefe Gruben, in welchen die Zähne sitzen. 3) und 4) Die Jochbeine oder Backenknochen (ossa zygomatica) bilden den starken Jochbogen, welcher sich vorn auf das Stirn- und Oberkieferbein, hinten auf das Schläfenbein stützt und die Schläfengrube bilden hilft. 5) und 6) Die Gaumenbeine (ossa palatina) sind zarte, merkwürdig gestaltete Knochen; sie bestehen aus einem senkrechten und einem wagrechten Theil. Nur der wagrechte Theil hilft den knöchernen Gaumen bilden, indem er sich an den hinteren Rand der Gaumenfortsätze der Oberkieferknochen anlegt. Der senkrechte Theil schiebt sich zwischen das Keilbein und Oberkieferbein ein. 7) und 8) Die Thränenbeine (ossa lacrymalia) sind 2 kleine, sehr dünne, viereckige Knochenplättchen, welche die innere Wand der Augenhöhle (mit der Papierplatte des Riechbeins) bilden helfen. 9) und 10) Die Nasenbeine (ossa nasalia) sind kurze und dicke Knochen, bilden den Nasenrücken u. sind zwischen das Stirnbein und die beiden Oberkieferknochen eingeschlossen. Mit letzteren zusammen bilden sie den vorderen Naseneingang (apertura pyriformis). 11) u. 12) Die beiden unteren Nasenmuscheln (ossa turbinata inferiora) sind kleine muschelförmige Knochen, welche ganz in der Nasenhöhle liegen und sich hier hauptsächlich an das Oberkieferbein anheften. Sie sind vollständig von der Nasenschleimhaut überzogen. 13) Das Pflugscharbein (vomer) bildet eine senkrechte Scheidewand in der Mitte der Nasenhöhle, die dadurch in 2 symmetrische Hälften zerfällt. Es hat die Gestalt eines verschobenen Vierecks und

stützt sich hinten auf den Keilbeinkörper, legt sich mit seinem unteren Rand auf die Mittellinie des knöchernen Gaumendachs, mit seinem oberen Rand an die senkrechte Platte des Riechbeins. Sein hinterer Rand ist frei und bildet die Scheidewand der hinteren Nasenhöhlenöffnung (choanae narium). 14) Der Unterkieferknochen (os maxillare inferius, mandibula) hat eine hufeisenförmige Gestalt und besteht aus einem horizontalen, bogenförmig gekrümmten mittleren Theil, dessen oberer Rand die 16 Zahngruben trägt, u. aus 2 Aesten, welche sich unter dem stark hervortretenden Kieferwinkel an die Schenkel jenes Bogens anschließen und senkrecht aufsteigen. Jeder Ast geht nach oben in 2 Fortsätze aus. Der hintere dieser Fortsätze bildet den Gelenkkopf, mit welchem sich der Unterkiefer in die Gelenkgrube am Schläfenbein einsenkt; der vordere Fortsatz dagegen läuft spitz zu und ist der Ansatzpunkt des großen Schläfenkaumuskels. Der Unterkiefer ist der einzige bewegliche Knochen am S. Die Gesichtsknochen bilden theils unter einander, theils zusammen mit den Schädelknochen mehre Höhlen, welche zum Schutz für wichtige Sinnesorgane und große Nerven- und Gefäßstämme dienen. Diese Höhlen sind: die Augenhöhlen (s. Auge), die Mundhöhle (s. Mund), die Nasenhöhle mit ihren Nebenhöhlen (s. Nase), die Schläfengruben u. die Flügelgaumengruben. Die Schläfengrube, zwischen dem Jochfortsatz und dem Schuppentheil des Schläfenbeins sowie dem großen Keilbeinflügel gelegen, wird hauptsächlich von dem Schläfenmuskel ausgefüllt, kommunicirt durch die untere Augenhöhlenspalte (fissura orbitalis inferior) mit der Augenhöhle und bildet den Eingang zur Flügelgaumengrube (fossa spheno-maxillaris s pterygo-palatina). Diese liegt an der Seite des Kopfes, hinter der Augenhöhle, in der Tiefe der Schläfengrube zwischen dem Keil-, Gaumen- und Oberkieferbein. In ihr verlaufen zahlreiche Zweige der inneren Kieferarterien und des zweiten und dritten Astes vom fünften Hirnnervenpaar. Weiteres s. unter Mensch.

Schädellehre (Kranioskopie, Phrenologie), die von Gall herrührende Lehre von der Erkenntniß der menschlichen Geistesanlagen aus den Hervorragungen der Schädeloberfläche. Schon in seiner Jugend hatte Gall wahrgenommen, daß Menschen mit vorstehenden Augen meist ein vortreffliches Gedächtniß besäßen, ein Umstand, der zunächst sein Nachdenken auf die Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen beiden Eigenschaften lenkte und ihn von nun an seine ganze Aufmerksamkeit auf jedes Zusammentreffen auffallender Talente mit eigenthümlicher Schädelbildung wenden ließ. Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse zog er auch die Schädel von Thieren, die sich durch besonderes Hervortreten irgend einer physischen Eigenthümlichkeit auszeichnen, in den Kreis seiner Beobachtungen, und indem er diese mit den Resultaten, welche medicinische Studien und ärztliche Praxis reichlich darboten, zusammenhielt, sammelte er einen stets wachsenden Vorrath von pathologischen und anatomischen Thatsachen, welche auf einen Zusammenhang geistiger Eigenthümlichkeiten mit körperlichen hindeuteten. Alle diese Beobachtungen, unter denen jene an den Köpfen von Irren und Verbrechern vorgenommenen nicht die unwichtigsten waren, suchte Gall durch unausgesetzt wiederholte Untersuchungen des Gehirns nach ihren Ursachen aufzuklären und mit den Ansichten der Philosophen und Naturforscher über Wesen und Verhältniß der Seelenkräfte, namentlich aber mit denen der Physiognomiker, deren Blüthezeit ungefähr in jene Epoche fällt, in Einklang zu bringen, und so gelangte er endlich dahin, daß er zuerst 1795 in Wien mit öffentlichen Vorträgen über seine neue Lehre auftreten und später (1805—7) diese Vorlesungen in den bedeutendsten Städten Deutschlands, Hollands, der Schweiz und Frankreichs fortsetzen konnte. Die Grundzüge seiner Lehre sind folgende: Obwohl das Gehirn als das vermittelnde Werkzeug für alle geistigen Verrichtungen angesehen werden muß, so ist es doch nicht bei jeder einzelnen Geistesthätigkeit seiner ganzen Masse nach aktiv, sondern jede besondere Geistesverrichtung kommt vermittelst eines besonderen Theils (Organs) desselben zu Stande, so daß das Gehirn als ein Inbegriff von Organen erscheint, die nach Verschiedenheit ihrer Verrichtungen auch in Form und Farbe verschieden sind. Die vorhandenen Organe sind theils solche, die den verschiedenen Aeußerungen des Begehrungsvermögens, theils solche, die den Thätigkeiten des Erkenntnißvermögens dienen. Die meisten Gehirnorgane finden sich vermöge des symmetrischen Baues des Gehirns doppelt vor, so daß für den Fall einer einseitigen Hemmung oder Lähmung eines Organs die von ihm ausgehende geistige Thätigkeit dennoch ungehindert fortdauert, indem wie bei anderen paarigen Theilen des Körpers das gleichnamige Organ der anderen Seite stellvertretend fortarbeitet. Was die sonstige Vertheilung der Organe anlangt, so liegen jene, welche bloß der Erhaltung und Kräftigung des thierischen Lebens dienstbar sind (die animalen) und welche daher der Mensch mit allen Gehirnthieren gemein hat, vorzugsweise in der Nähe der Schädelbasis, dagegen die Organe edlerer Seelenkräfte (die intellektuellen) näher an der konvexen Oberfläche des Gehirns. Nach der Oberfläche des Gehirns, deren Beschaffenheit von dem Umfang der Organe abhängig ist, bestimmt sich die Form des Schädels, und zwar so, daß die innere, dem Gehirn zugewendete Lamelle der Schädelknochen die von dem Gehirn unmittelbar empfangenen Eindrücke auf die äußere Lamelle, die der inneren im Allgemeinen parallel ist, überträgt und demnach hervorragende Stellen der Schädeloberfläche auf das Vorhandensein einer größeren Entwickelung gewisser Organe und davon auf das Vorhandensein der in ihnen residirenden Anlagen, Neigungen &c. schließen lassen. Insbesondere werden nach solchen Protuberanzen durch Gesicht und Tastsinn unterschieden: das Organ des Geschlechtstriebes (des Fortpflanzungstriebes), zwei flachrunde Hügel an den von den Nackenmuskeln umgebenen Stellen des Hinterhauptsbeins, beim lebenden Menschen vorzugsweise an der Dicke und Breite des Halses und des Nackens erkennbar; das Organ der Kinder- oder Jungenliebe, eine elliptische Erhabenheit auf dem gewölbtesten oberen Theil des Hinterhauptsbeins; das Organ

des Sachgedächtnisses (der Bildsamkeit, des Mutterwitzes), über der Nasenwurzel, zwischen den beiden Augenbrauen; das Organ des Ortssinns, zu beiden Seiten des vorigen Organs, die nach der Nase zu gelegene Hälfte des Augenbrauenbogens einnehmend; das Organ des Personensinns, neben dem Siebbein, bei stärkerer Entwickelung den inneren Augenwinkel abwärts drückend; das Organ des Farbensinns, neben dem des Ortssinns nach außen, in der Mitte des Augenbrauenbogens; das Organ des Tonsinns, eine am äußeren oberen Augenhöhlenrande befindliche dreieckige oder elliptische Erhabenheit; das Organ des Zahlensinns, unterhalb des vorigen Organs u. unmittelbar über dem äußeren Augenwinkel; das Organ des Wortsinns, im Grunde der Augenhöhle am hinteren Theil der oberen Wand derselben; das Organ des Sprachsinns, an der vorderen oberen Wand der Augenhöhle zwischen den Organen des Personen- u. des Zahlensinns; das Organ des Kunstsinns, neben und etwas über den Augen nach außen hin; das Organ der Anhänglichkeit, dicht neben, vor und etwas über dem Organ der Jungenliebe nach dem Ohr zu; das Organ des Muthes, neben dem vorigen Organ, hinter und etwas über dem Ohr; das Organ des Würgsinns (des Mordsinns), etwas über und hinter dem Gehörgang; das Organ der Schlauheit, vor und über dem vorigen Organ, gerade über dem Gehörgang; das Organ des Eigenthumssinns (Diebsorgan), das nach vorn, fast bis nach den Augen hin verlängerte vorige Organ; das Organ des Höhesinns (des Hochmuths, Hochsinns, Stolzes), dicht hinter dem Scheitel, auf der Mitte der Pfeilnaht; das Organ der Ruhmsucht und Eitelkeit, zu beiden Seiten des vorigen Organs; das Organ der Bedächtigkeit, beiderseits neben und unter dem vorigen Organ. Spurzheim vereinigte die Organe des Wortsinns und des Sprachsinns, nahm ein eignes Organ der Hoffnung, ferner Organe des Gegenstands-, Größen-, Ordnungs-, Zeit-, Gewichtssinns, des Sinns für das Uebernatürliche an und gab anderen Organen andere Namen, wie er auch (1816) die ganze Lehre Phrenologie nannte. Durch Schriften und Vorlesungen verbreitete er diese besonders in England, Schottland, Irland und Nordamerika, in welchen Ländern sie die allgemeinste Verbreitung fand und zuerst der Gegenstand phrenologischer Gesellschaften und Zeitschriften wurde.

Der erste Widerspruch, den die S. fand, war ein von außen kommender, nämlich ein unbedingtes Verbot der Vorlesungen von Seiten der österreichischen Regierung, dem später zwar eine Erlaubniß dazu, aber eine nur sehr beschränkte folgte. Sodann, ehe noch gründliche wissenschaftliche Einsprache geschah, suchte der Spott mit allen möglichen Waffen die neue Lehre zu bekämpfen, und auch die Philosophie und die Theologie, selbst die Jurisprudenz betraten den Kampfsplatz gegen eine Lehre, welche die Freiheit des Willens und damit alle Zurechnungsfähigkeit aufhöbe. Im Allgemeinen ist anzuerkennen, daß Galls Entdeckungen die Lehre vom Bau des Gehirns in manchen Punkten bereichert und manche psychologisch und philosophisch wichtige Fragen in ersprießlichster Weise angeregt haben, und daß eine Organenlehre an und für sich wohl möglich sei. Aber anstatt eine solche Organenlehre streng wissenschaftlich zu begründen, haben sich schon Gall und Spurzheim mancher Willkür bei dem Ausbau der S. schuldig gemacht; noch schrankenloser war das Gebahren ihrer Schüler und Anhänger, und endlich gab es eine große Anzahl von Dilettanten, denen naturgeschichtliche und ärztliche Studien ganz fremd waren, und die daher um so leichter auf die Abwege geriethen, in deren Verfolgung die Organologie fast gänzlich bei Seite geschoben und eine in der Mehrheit der Fälle nur mechanisch angelernte Organoskopie zur Hauptsache gemacht wurde. Während in Frankreich Broussais, Bouilland, Boisin, Falzet, Cloquet, Poupin, Bertrand u. A., in Italien Uccelli-Ferraresi, Molossi, Rigoni und Zarlenga, in Dänemark Otto und Hoppe, in Schweden Schwarz sich um wissenschaftliche Ausbildung der S. und ihre Verbreitung bemühten, schien sie in Deutschland, ihrem Vaterlande, gänzlich vergessen zu sein. Erst beträchtlich später wurde sie durch Uebersetzungen englischer (nordamerikanischer) Werke wieder nach Deutschland herübergebracht und von der großen Menge der Unkundigen als etwas handgreiflich Wunderbares willkommen geheißen, während der Versuch von Carus, die S. wo möglich auf streng wissenschaftlich Feststehendes zurückzuführen, fast nur bei den Männern der Wissenschaft Beachtung und Würdigung gefunden hat. Carus läßt den Schädel in 3 Schädelwirbel zerfallen, deren jeder beim Menschen und bei den Wirbelthieren eine eigene, besondere geistige Thätigkeiten vermittelnde Gehirnmasse umschließe, so daß die vordere Hirnmasse oder die Hemisphären den intellektuellen, die mittlere oder die Vierhügel den gemüthlichen Thätigkeiten und die hintere oder das kleine Gehirn dem Willen und den Trieben, überall jedoch nur die Anlagen andeutend, dienen. Die neueren u. neuesten Phrenologen sind in der Organologie im Wesentlichen wenig weiter gekommen als Spurzheim. Zu der schon von Gall gemachten Beobachtung, daß die ihrer Funktion nach verwandten Organe in Gruppen zusammenliegen, zurückkehrend, unterscheidet Noël 6 Kopfregionen: die hintere Basilarregion (kleines Gehirn), als Sitz des Fortpflanzungstriebes; die seitlichen Basilartheile (Umgebungen der Ohren), als Sitz der sogenannten niederen, egoistischen, für die Selbsterhaltung unmittelbar nöthigen Anlagen: Nahrungstrieb, Zerstörungstrieb, Kampflust, Vorsicht, Erwerbstrieb; den hinteren Kopftheil (zunächst über dem kleinen Gehirn), als den Sitz der Bedingungen des geselligen Zusammenlebens, besonders der Familie, wie Kinderliebe und Anhänglichkeit; die hintere Wirbelgegend, als den Sitz der vorzugsweise auf das Ich bezüglichen, höheren egoistischen Anlagen, wie Selbstachtung und Beifallsliebe; den oberen vorderen Kopftheil, als den Sitz der sogenannten höheren moralischen und religiösen Anlagen: Wohlwollen, Ehrfurcht, Festigkeit 2c.; die Stirn (den Vorderlappen des Hirns), als den Sitz der Intelligenzorgane, und zwar unten der beobachtenden, die durch die äußeren Sinne Eindrücke der Außenwelt empfangen, oben der reflektirenden. In

neuester Zeit war Scheve durch Wort u. Schrift aufs eifrigste bemüht, der Phrenologie neuen Eingang und weitere Verbreitung zu verschaffen, doch hat auch er die Lehre weder auf eine höhere Stufe der Entwickelung gebracht, noch das absterbende Interesse für die S. neu zu beleben vermocht, deren Gehaltlosigkeit in ihrer gegenwärtigen Gestalt von der strengen Wissenschaft einstimmig anerkannt ist. Vgl. Bischof, Darstellung der gallschen Gehirn- und Schädellehre, nebst Bemerkungen von Hufeland, Berlin 1805; Gall und Spurzheim, Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier, Paris 1810, 2. Aufl. 1822—25; Vimont, Phrénologie humaine et comparée, Paris und London 1836; Combe, System of phrenology, 4. Aufl., London 1836, deutsch von Hirschfeld; Castle, Die Phrenologie, Stuttg. 1845; Carus, Grundzüge einer neuen u. wissenschaftlich begründeten Kranioskopie, das. 1841; v. Struve, Geschichte der Phrenologie, Heidelb. 1843; Noël, Grundzüge der Phrenologie, 1847; v. Struve und Hirschfeld, Zeitschrift für Phrenologie; Carus, Atlas der Kranioskopie, 2. Aufl. 1864. Eine ausgezeichnete vorurtheilslose Kritik der gallschen Schädellehre gab der berühmte Anatom Hyrtl in seiner „Topograph. Anatomie", 4. Aufl., 1. Bd., S. 131.

Schäfer, Johann Wilhelm, deutscher Literarhistoriker, geboren den 17. Sept. 1809 zu Seehausen bei Bremen, Oberlehrer an der Hauptschule daselbst, hat sich durch seine die deutsche Literaturgeschichte betreffenden Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Dahin gehörte der sehr verbreitete „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur" (9. Aufl., Bremen 1862), das „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" (2. Aufl., das. 1855), „Goethe's Leben" (2. Aufl., das. 1858, 2 Bde.), die „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1855—57, 3 Bde.), „Schiller. Eine biographische Schilderung" (Leipzig 1853) und „Zur deutschen Literaturgeschichte" (Bremen 1860).

Schäferpoesie, s. Bukolische Poesie, vergl. Idylle.

Schäferspiel (Pastorale), die dramatische Ausführung eines idyllischen Stoffs, besonders wenn die handelnden Personen Schäfer sind. Dergleichen S.e dichteten zuerst die Italiener, und zwar war es nach den unvollkommenen Versuchen früherer Dichter, z. B. Boccaccio's in seinem „Admeto", Tasso, der dem S. in seinem „Aminta" Kunstgehalt und dramatische Vollendung gab. Ihm folgte mit großer Selbstständigkeit Guarini in seinem „Pastor fido". Später widmete sich Metastasio mit Vorliebe dem S. In Spanien wurde das Pastorale zu Ende des 15. Jahrhunderts von Juan de la Enzina und bald darauf von Lope de Runda bearbeitet, aber von dem nationalen Drama verdrängt und durch Schäferromanzen ersetzt. In Frankreich war es ebenfalls eine Zeitlang Mode, nahm jedoch die Empfindungszierrerei der modernen Gesellschaftswelt in sich auf. In Deutschland sind nur Gellerts „Sylvia" und Goethe's „Launen des Verliebten" von Belang.

Schälknötchen (Zahnausschlag oder Friesel der Säuglinge, strophulus), bei kleinen Kindern häufig vorkommender Hautausschlag, besteht in knötchenförmigen Erhebungen der Haut, welche meist geröthet, zuweilen aber auch von normaler Farbe oder selbst blasser als ihre Umgebung sind. Die hirsekorngroßen Knötchen stehen meist in Gruppen bei einander, andere Male treten sie zerstreut auf und sind entweder auf einzelne Provinzen der Haut beschränkt, oder über größere Strecken verbreitet. In vielen Fällen entstehen die S. in Folge äußerer Reize durch Ungeziefer, grobe Wäsche, Unreinlichkeit 2c.; häufiger bleibt die Ursache der S. unbekannt. Zuweilen veranlassen die S. einiges Jucken und etwas Unruhe, besonders in der Bettwärme. Nur bei schwächlichen oder sonst kranken Kindern oder bei einem sehr heftigen Ausbruch entstehen zuweilen fieberhafte Aufregung, Schwerathmigkeit, Durchfall und Zuckungen, bei den meisten Kindern wird aber das Befinden durch die S. gar nicht gestört. Diese sehr leichte Krankheit dauert gewöhnlich nur einige Tage, doch kann sie sich durch neue Ausbrüche in die Länge ziehen. Man beobachtet den kranken Kindern gegenüber ein vorsichtigeres Verhalten, vermeidet örtliche Hautreizungen, wendet lauwarme Bäder an, beobachtet eine sorgfältigere Diät und sorgt für offenen Stuhl. Die Anwendung von Medikamenten ist bei den S. nicht erforderlich.

Schärding, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, Innkreis, am Inn, mit Innbrücke, festem Schloß, imposanter Pfarrkirche, Kloster, schönem Rathhaus, Hospital und 3500 Einw. In der Nähe Gruben von Schmelztiegelthon.

Schärpe, militärisches Abzeichen der Offiziere, von Wolle oder Seide, auch mit Silber oder Gold durchwirkt u. die Landesfarben zeigend, wird gewöhnlich um den Leib gewunden, bisweilen auch von der rechten Achsel nach der linken Seite zu getragen.

Schärtlin von Burtenbach, Sebastian, Freiherr, berühmter Landsknechthauptmann, geboren den 12. Febr. 1496 zu Schorndorf in Würtemberg, studirte zu Tübingen und Wien, trat alsdann in österreichische Dienste und machte von 1518 an bis zu seinem Greisenalter alle Feldzüge mit. Er unterstützte Karl V. bei der Vertheidigung von Pavia, wohnte der Einnahme Roms unter Karl von Bourbon bei u. betheiligte sich als Erzmarschall und Generalkapitän in Ungarn an den Kämpfen der Kaiserlichen mit der protestantischen Partei. Aus einem unbekannten Grunde trat er 1546 auf die protestantische Seite und schlug unter Anderem vor, sich Tyrols zu bemächtigen, damit die aus Italien kommenden Hülfstruppen Karls V. abgeschnitten würden. Schon war S. in dieser Absicht bis nach Ehrenburg vorgedrungen, als er sich mit dem Landgrafen Philipp veruneinigte. Von der im passauer Vertrage zugestandenen Amnestie ausgeschlossen, trat er in die Dienste Frankreichs und vermittelte 1552 den im Schlosse zu Chambord zwischen dem französischen König Heinrich II. und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen abgeschlossenen Vertrag. Den Rest seiner Tage verbrachte er auf seinem Gute Burtenbach (zwischen Ulm u. Augs-

burg), wo er am 18. November 1577 †. Vergl. Schönhuth, Leben und Thaten S. S.s, Münst. 1858.

Schäßburg (Segesvar), Hauptstadt des gleichnamigen siebenbürgischen Stuhls, auch königliche Freistadt, am linken Ufer des großen Kokel in schöner Gegend gelegen, besteht aus der Oberstadt oder der Burg und der Unterstadt, zu welcher Stiegen herabführen, hat 3 gothische Kirchen, ein ansehnliches Rathhaus, ein evangelisches Obergymnasium mit schönem Gebäude, eine evangelische Unterrealschule, einen Franciskanerkonvent, ein Bürgerspital, einen Gewerbverein, starken Wein- und Obstbau, bedeutende Baumwoll- und Leinweberei und 7996 Einw. Ganz in der Nähe die Ruinen der Burg Sandau.

Schätzung, s. v. a. Taxation.

Schaf (Ovis), Säugethiergattung aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hohlhörnigen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die hierher gehörigen Thiere sind entweder hornlos, oder mit Hörnern ausgestattet, welche dreiseitig seitlich zusammengedrückt, hinten hohl, vorn flach gewölbt, spiralig gewunden ohne regelmäßige Höcker und Einschnürungen sind; der Vorderkopf ist gewölbt, die Nase länglich, nicht in einen Rüssel endigend; unter den Augen findet sich keine Thränensacköffnung; die Oberlippe ist behaart, das Kinn bartlos. Sie haben oben keine, unten 8 Schneidezähne und oben und unten jederseits 6 Backenzähne, im Ganzen 32 Zähne. Die Beine sind zart, aber fast ohne Zotten und Schwielen. Den Körper bedecken kurze, schlichte Haare, unter welchen eine flaumige Wolle sich befindet, die im gezähmten Zustande so stark entwickelt ist, daß sie den Haarwuchs nicht mehr bemerklich macht. Als noch lebende Arten kennt man: den Argali, den Mufflon oder Musmon und das zahme oder Hausschaf. Der Argali (O. Ammon *Pall.*, Caprovis Argali) ist das größte S., von dem es aber wahrscheinlich mehre Arten gibt. Am bekanntesten ist der sibirische Argali, der fast von der Größe eines jährigen Rindes, über $6^1/_2$ Fuß lang und gegen 4 Fuß hoch ist. Ein erwachsener Widder wiegt über 3 Centner, sein Gehörn allein 30—50 Pfund. Die Höhlung der Hörner ist weit genug, um dem Eisfuchse ein erwünschtes Obdach zu gewähren. Die Hörner nehmen mit ihrer 6—7 Zoll in Umfang haltenden Wurzel das ganze Hinterhaupt ein, stehen hier dicht aneinander, wenden sich zuerst seitlich und rückwärts, drehen sich dann nach vorn und außen und machen überhaupt anderthalb Windungen, wobei sie eine Länge von $3^1/_2$—4 Fuß erreichen. Die Behaarung des Körpers ist lang und starr, die Haut aber ist mit einer dichten und sehr weichen Wolle bedeckt. Im Sommer ist die Färbung ein düsteres Graulichbraun, welches in der Nähe des Schwanzes ins Gelbliche, an der Unterseite in Weiß übergeht, im Winter mehr mit Roth gemischt. Das Weibchen ist bedeutend kleiner und um mehr als einen Centner leichter; auch sind seine Hörner dünner und fast gerade. Die Heimat des Argali sind die unbewohnten Gegenden des Alpenzugs des inneren Asiens, und zwar ist er von der großen Tatarei bis nach Indien, China und von Ostsibirien über den ganzen Altai hin verbreitet. Am liebsten bewohnt er Bergzüge von 2—3000 Fuß Höhe mit spärlich bewaldeten Abhängen und breitsohligen Thälern. Er hält sich in Rudeln von 8—10 Stück zusammen, nährt sich im Sommer von der üppigen Grasvegetation der Thäler, im Winter von Moosen, Flechten 2c. Er hat sehr schmackhaftes Fleisch, ist aber schwierig zu jagen, da er sehr vorsichtig ist. Aus dem Felle werden warme Winterkleider und Decken, aus den Hörnern Becher, Löffel 2c. verfertigt. Vom Mufflon (O. Musmon *Bonap.*) unterscheidet man folgende Racen: Der orientalische Mufflon (O. Musimon *Pall.*) hat an der Vorderseite konvexe Hörner, welche ohne Kanten u. mit den Spitzen nach hinten, oben und innen gerichtet, schraubenförmig um ihre Axe etwas gedreht sind, so daß ihre hintere Fläche gegen das Ende zur vorderen wird, auf Kreta, Cypern, in Persien. Der sardinische Mufflon (O. Musmon *Bonap.*) hat an der Vorderseite konvexe, ebenfalls kantenlose Hörner, welche aber mit den Spitzen nach vorn, unten und innen gerichtet und in mehr als einen Halbkreis gebogen sind, rothbraune, im Winter schwärzliche Wolle, ist 3 Fuß lang und 2 Fuß hoch u. lebt nur in Hochgebirgen auf Sardinien, Korsika und im südlichen Spanien. Der afrikanische Mufflon (O. Tragelaphus *G.*) ist rothbraun und ausgezeichnet durch eine lange Mähne am Vorderhalse und Kinn und lebt auf den Gebirgen des nördlichen Afrika. Der amerikanische Mufflon (O. montana *Desm.*) oder das amerikanische Bergschaf, mit großen, fast geraden Hörnern, 6 Fuß lang u. $3^1/_2$ F. hoch, findet sich auf den Plateaux der Cordilleren in Mexiko und Kalifornien. Das Hausschaf (O. aries *L.*), mit Hörnern, welche mit den Spitzen nach außen gerichtet sind und dem Weibchen oft fehlen, unterscheidet sich von den wilden Schafracen hauptsächlich durch das fast stets krause Wollhaar, ohne Borstenhaare dazwischen, und durch den längeren hängenden Schwanz und findet sich gegenwärtig in allen Welttheilen und in großer Mannichfaltigkeit der Racen. Als Kulturracen im Sinne der heutigen Hochkultur unterscheiden sich diese vornehmlich als Fleisch-(Mast-)schafe und als Wollschafe, da man in der höheren Schafzucht nur nach Fleisch oder feiner Wolle züchtet oder, so gut thunlich, beiden Richtungen gerecht werden will. Neben den eigentlichen Fleisch- und (feinen) Wollschafen finden sich noch viele Racen, welche in keiner dieser Richtungen excelliren, sondern nur mäßiges Fleischgewicht mit mehr oder weniger grober Wolle verbinden. Von anderen sehr verschieden sind folgende Racen: 1) Die fetthüftigen S.e, und zwar das neue tatarische S., mit grober, verwirrter Wolle und einem Fettwulst von der Lendengegend nach dem Hintertheil, 1—2 Centner schwer, mit 20—40 Pfund Oel und Fett, und das persische S., hornlos, mit kurzer, grober Wolle, 60—80 Pfund schwer, gut geformt; 2) die fettschwänzigen S.e, als: das langschwänzige S., mit schraubenartig gewundenen Hörnern, feinerer oder gröberer Wolle und schleppendem Schwanze, an welchem die Fettablagerung entweder oben oder unten oder mehr in der Mitte und seitlich sich findet, gemästet von bis 150 Pfund

Gewicht, wovon 15—50 Pfund auf den Schwanz kommen, in Syrien, dem südlichen Rußland, Aegypten, dem südlichen Afrika, Indien und China; das breitschwänzige S., mit einem Schwanz von 18—40 Pfund, sehr gebogener Nase, oft 4, selbst 6 dicken, nach hinten gebogenen Hörnern, hängenden Ohren und langer, grober Wolle und einem Schwanz, der aus zwei durch eine Längsfurche getrennten Fettklumpen besteht; in Vorderasien und Nordafrika (kalmückisches, kirgisisches, äthiopisch-abessinisches, ägyptisches S.), findet sich auch am Kap der guten Hoffnung, hochbeinig, schmächtig, 60—70 Pfund schwer, mit 6—12 Pfd. Schwanzgewicht, rauhem, gekräuseltem Haar und halbflüssigem Fett; das kurzschwänzige S., aus Arabien, der Bucharei und anderen Gegenden in Mittelasien, von der Größe eines kleinen Esels, mit kurzem, aber bis 30 Pfd. schwerem Schwanze, langer und grober Wolle und am Halse mit Glöckchen, wie die Ziegen. Das S. von Angola gehört ebenfalls noch zu den Fettschafen, hat aber die Ansammlung von Fett an drei Körperstellen, auf der hinteren Lendenpartie, am Hinterkopf und am Unterkiefer. Andere charakteristische Schafracen sind: das S. von Guinea, ohne Wolle mit Haaren; das bärtige S. von Guinea, mit Haaren auch an den Knieen (O. ornata); das S. der Berberei, fast hornlos, mit gebogenem Vorderkopf; das S. von Marokko, mit langer Wolle, vollkommen spiralförmigen Hörnern, welches schon früh zur Veredlung der spanischen S.e diente; das S. von Tübet, welches zugleich als Lastthier dient und lange weiche Wolle hat (indische Shawls). Zu den gewöhnlichen Schafracen ohne besonderen Charakter in Bezug auf Fleisch oder Wolle gehören: das russische S. (die Krimschafe), mit grober Wolle; das walachische S. oder Zakelschaf (griechische, türkische, ungarische S.), mit spiralig gewundenen Hörnern, langem, halbglänzendem Bließ und langem Schwanze, bis 100 Pfund schwer; das isländische S., klein, mit 2—6 kurzen Hörnern (die mittleren gerade, die seitlichen gebogen), kurzem Schwanz, meist bräunlichroth, Unterhals und Brust schwärzlich; das Hundahschaf, eine ostindische Race, groß und hoch, mit feinen, spiralförmig gewundenen Hörnern, kurzem Schwanze und ausgezeichneter Wolle; die Heidschnucke, in den Heidegegenden von Deutschland, Frankreich (Biscuins oder Bocages) und Polen, klein, verhältnißmäßig lang, kurzgeschwänzt, 20—30 Pfund schwer, grau, am Kopf, am Bauch und an den Beinen schwarz, mit bis 6 Zoll langer, grober, zottiger Ober- und kurzer, gekräuselter und feinerer Unterwolle, sehr genügsam; das Zaugelschaf, in den Moorgegenden Bayerns und Oberschwabens, auch in den Ardennen, mit langer, gewellter, mit kurzen Haaren untermischter Wolle; das deutsche Landschaf, schöner, groß, gut zur Mast, mit schwarzem Kopfe (das hannöverische, hochbeinig, das fränkische, rheinische, schlesische, nordbrabanter, Ardennenschaf ꝛc., alle mit grober Wolle); das gewöhnliche englische S.; das Bergschaf von Wales, die schwarzköpfigen schottischen S.e ꝛc. Vorzugsweise Mast- und Fleischschafe sind: das bergamasker Wander- oder Riesenschaf, in der Schweiz und Oberitalien, neuerdings in Deutschland eingeführt, 150 bis selbst 250 Pfund schwer, hochbeinig, ungehörnt, mit langen Ohren, schlichter, grober Wolle u. ausgezeichnet durch große Fruchtbarkeit; das niederländer Marschschaf (friesische Tegelschaf) mit Guineablut, in Holland, Dänemark und Holstein, 100—150 Pfd. schwer, mit langer, weicher Wolle, ungehörnt, mit langen Ohren, ebenfalls sehr fruchtbar, aber reiche Weide verlangend, wird wie das bergamasker gemolken; das englische Fleischschaf, als das vollkommenste, mastfähigste und sehr frühreife S., mit besserer Wolle als die vorigen. Man unterscheidet daselbst mittelwollige und langwollige Racen; die Wolle der ersteren wird ausschließlich zu feineren Tuchen verarbeitet. Unter beiden Arten gibt es vorzügliche Mastracen, mit welchen gegenwärtig die Landschafe in anderen Ländern verbessert werden. Als mittelwollige S.e sind zu nennen: die Southdownrace (Essex), hornlos, mit kurzen, aufrechtstehenden Ohren, dunklem Kopf und dunklen Beinen, weiß, auch gescheckt, mit an 300 Pfd. Gewicht, wegen größerer Dauerhaftigkeit und besserer Futterverwerthung in Deutschland am beliebtesten; das Cheviotschaf, hornlos, weiß, Ohren groß, sehr ausdauernd, mit langem Leibe und sehr geschätztem Fleisch, 80 — 100 Pfd. schwer und darüber; die genügsame Ryelandrace ꝛc. Langwollige S.e sind: die berühmte Leicester- oder Dishleirace, die mastfähigste, frühreifste, aber auch anspruchvollste Race, bis 250 Pfd. schwer, mit langer, weicher, glänzender (Kamm-) Wolle, kleinem hornlosen Kopf, tonnenförmigem Leibe, feinen Knochen, aber wenig ausdauernd und empfindlich gegen Nässe; die Romneymarschrace (Kent), ungehörnt, schlappohrig, mit breitem Kopf, großem, grobknochigem Körper, gröberem Fleisch und langer, gröberer Wolle, ausdauernd, weniger schnell mastreif, wird über 100 Pfd. schwer, reichliches Futter verlangend; die Cotswoldrace, mehr Woll- als Fleischschaf; die Teeswaterrace, mit sehr gutem Fleisch, aber langsam sich mästend, u. die Lincolnshirerace, als die langbeinigste, fleischreichste Race, mit sehr langer Wolle und bis 150 Pfd. schwer. Eigentliche Wollschafe, mit sehr feiner Wolle, sind: die Merino's oder spanischen S.e, mittelgroß, selbst klein, mit dickem Kopf, gewundenen Hörnern und mittellangem Schwanze, welche gegenwärtig im Heimatlande zurückgegangen, dagegen in Deutschland, wo sie seit 1770—80 eingeführt wurden, sich zu höchster Vollkommenheit entwickelten und das eigentliche Edelschaf, welches Deutschland lange Zeit den ausschließlichen Markt mit feiner Wolle sicherte, repräsentirten. In neuerer Zeit konkurriren Australien und Neuholland mit Erfolg, und es hat sich neben der älteren Zucht auf hochfeine, sich treu bleibende Wolle auch die Richtung geltend gemacht, möglichstes Fleischgewicht mit Wollreichthum selbst auf Kosten der Wollfeinheit zu verbinden. Man unterscheidet daher die Elektoralrace (Escorialrace), das eigentliche Edelschaf, mit der feinsten Wolle, schlank, hochbeinig, mit schwachen Knochen, spitzem Kopf, dünner, wenig faltiger

Haut, wenig bewachsen an Kopf, Füßen und Bauch, mit nur 30 Pfd. Fleischgewicht, welches nur $1\frac{1}{2}$ — 2 Pfd. Wolle mit leicht auflöslichem Fettschweiß gibt („sanftwollig"), und die Infantado- oder Negrettirace, mit stärkeren Knochen, breitem Körper und Kopf, kürzeren Beinen, dickerer, faltenreicherer Haut, bewachsenem Kopf u. eben solchen Füßen u. minder löslichem Fettschweiß („kraftwollig"), welche bis 40 Pfd. Fleischgewicht u. $2\frac{1}{2}$—3 Pfd. minder feinere Wolle gibt. Die Elektoralschafzucht findet sich vorzugsweise in Schlesien u. Sachsen, die Negrettizucht in Oesterreich, Pommern, Mecklenburg. Mehr der heutigen Richtung auf Fleischgewicht entsprechend ist die Merinokammwollzucht, welche mit Verzicht auf höchste Wollfeinheit größeres Schlachtgewicht und dauerhaftere Gesundheit der Thiere zu erzielen strebt, daher auf größeres Körpergewicht, stärkeren Knochenbau und dichtere Bewachsung wirkt. Sie findet sich hauptsächlich vertreten in Mecklenburg („Vermecklenburgern") und in Frankreich, Race von Charmoise, Rambouilletschaf, mit welchem viele erfolgreiche Kreuzungen in Deutschland gemacht wurden. In Schlesien bleibt man trotzdem bei der eigentlichen Edelzucht (s. Wolle). Andere feinwollige S.e sind: das Paduanerschaf mit merinoartiger Wolle; das S. von Mouchamp mit seidenartiger Wolle; die S.e mit gekräuselter Wolle in Roussillon, Poitou, Berri; die S.e von Neusüdwales und Vandiemensland; die Merino's in Spanien und die zahlreichen Kreuzungsprodukte aus Merino's mit Landschafen (Bastardwollen), welche entweder der Wollfeinheit sich nähern und dann geringeres Körpergewicht zeigen, oder den Fleischschafen entsprechen und dann an Wollfeinheit zurückstehen. Diese mit Wollreichthum, Körpergröße, Mastfähigkeit, Gesundheit und Dauerhaftigkeit verbinden zu können, muß als unmöglich bezeichnet werden, und es müssen daher in der Schafzucht die Richtungen immer auseinandergehen, so lange wenigstens noch feine Wollen begehrt sind. Ob die überseeischen Länder, welche jetzt schon mit Erfolg konkurriren, hierfür den alleinigen Markt sich erringen werden, steht noch dahin; Schlesien behauptet immer noch den Vorrang und liefert vorzugsweise das edle Zuchtmaterial.

Das männliche S. heißt Bock, Stähr, Widder, das verschnittene Thier Kappe, Hammel oder Schöps, das weibliche S. Mutterschaf, Schaf, Schafmutter, Zibbe; das junge Thier bis Ende des ersten Jahres Lamm, Bocklamm, Kälber-, Mutter-, Schaf-, Zibbenlamm, dann Jährling, nach dem zweiten Jahr Zeithammel oder Zeitschaf; Merz- oder Brackvieh nennt man die bei Zuchten ausgeschiedenen, dazu nicht für tauglich befundenen, zur Mast aufgestellten Thiere; die Ausdrücke Reinvieh u. Schmier- oder Schmeervieh beziehen sich auf die Raude oder Krätze. Das Lamm bringt 8 spitze Vorderzähne (Milchzähne) mit auf die Welt; im 2. Jahre fallen die beiden mittleren aus und werden durch größere, breitere („Schaufeln") ersetzt; es wird „2zähnig", „2schauflig"; im 3. Jahre wechselt es die jederseits nächsten beiden (4schauflig, 4zähnig); im 4. Jahre wird es 6schauflig, und im 5. Jahre, wenn „alle 8 Schaufeln dastehen", ist es vollmäulig („hat versetzt"). Bis zum 6. Jahre bleiben die Zähne weiß und stehen geschlossen, vom 7. Jahre an werden sie gelb, wachsen aus dem Zahnfleische heraus, werden abgenutzt und anbrüchig, so daß das Alter des Thieres nur noch unsicher nach dem geringeren oder höheren Grade dieser Mängel bestimmt werden kann. Die Abstammung des S.s ist ungewiß. Es liebt sonnige, trockene, mehr kräuter- als grasreiche Weide, mildes, warmes, trockenes, aber nicht heißes Klima, folgt dem Menschen minder leicht als das Rind und ist besonders auf nasser Weide und in naßkaltem Klima leicht Krankheiten ausgesetzt. Kalkige, sonnige Berghänge sagen ihm am besten zu und sind fast unerläßlich für das Edelschaf, welches in rauherer Gegend zweckmäßiger im Stalle gehalten und nur an sonnigen Tagen auf die Weide gelassen wird. Niederungs- und Fettweiden eignen sich nur für Mastschafe. Das S. erlangt seinen Hauptwerth für die Landwirthschaft dadurch, daß mittelst desselben nicht bestellbare Weiden und entfernter liegende Grundstücke verwerthet werden können, daß seine Haltung verhältnißmäßig weniger kostet, da es im Weidetrieb sein Futter selbst sucht, daß es direkt durch Pferchen die Felder bedüngen kann und daß die Wolle, zumal die werthvolle, hochfeine, auf weite Entfernungen transportirt werden kann; Gleiches gilt von den gemästeten und von den Zuchtthieren. Einzelne Racen liefern auch noch vortrefflichen Käse. Im Allgemeinen eignet sich die Schafzucht nur für den Großbetrieb, für arrondirte Güter in der Region der noch wenig entwickelten Landwirthschaft und für Gebirgsgegenden oder fruchtbare Niederungswiesen und wird bei zunehmender Entwickelung des landwirthschaftlichen Betriebs immer mehr auf solche Gegenden beschränkt, so daß sie da, wo intensivster Anbau sich findet, allmählig ganz aufhört (z. B. Rheinprovinzen).

Die feine Wollzucht setzt mehr wie anderwärts sorgsamste Wahl der Zuchtthiere voraus, und man betreibt dieselbe deshalb vorzugsweise mit Inzucht aus anerkannt tüchtigen Heerden; umsichtige Züchtung wirft im Verkauf von Zuchtthieren hohe Renten ab; die Inzucht darf jedoch nicht zu weit gehen, da sonst leicht die Treberkrankheit sich einstellt; die richtige Auswahl der Zuchtthiere erfordert große Umsicht; viele Züchter lassen sich alljährlich durch besonders befähigte Kenner das Zuchtmaterial sortiren. Weit leichter ist die Zucht auf Fleisch. Hierzu liebt man am Bock und S. einen feinen, kleinen Kopf mit weiten Nasenlöchern, vorstehenden kleinen, etwas kecken Augen, gut gestelltes Gehörn, dünne Ohren, einen vollen Hals und volle Schultern, welche an Hals und Rücken ohne Höhlung fest und voll sich anschließen müssen, eine volle ausgefüllte, weite Brust und tonnenförmigen, tief gewölbten Leib, ein gerades, plattes und breites Kreuz und eben solche Lenden, gerade, feinknochige, gutgestellte, kurze, wenig behaarte Beine und ein geschmeidiges, lose ansitzendes Fell. Ein trockenes, reines Auge, eine trockne Nase, feste Zähne, gutes Athmen und festsitzende Wolle bürgen für Ge-

sundheit, dickere Haut für Mastfähigkeit, dünnere für Feinheit der Wolle, regelmäßiger Bau für Ausdauer. Das S. wird mit 1½ Jahren mannbar, doch nicht gern vor dem 2. Jahre zur Zucht verwendet, der Bock bis zum 7., das S. bis zum 10. Jahre. Es ist 24—36 Stunden bockig, läßt sich oft acht- bis zehnmal in dieser Zeit bespringen, geht 148 Tage trächtig und wird 185 Tage nach dem Ablammen, bei nicht vollzogener Befruchtung 2—3 Wochen nach dem ersten Bespringen wieder bockig. Bei der feinen Wollzucht theilt man jedem Bock die für ihn ausgewählten Mutterthiere zu, bei minder sorgsamer Zucht theilt man zur Paarungszeit den Mutterthieren eine gewisse Zahl von Böcken zu und bei gewöhnlichen Heerden läßt man beide Geschlechter das ganze Jahr zusammen auf die Weide gehen. Je nach Verfahren rechnet man 10, 25—35 S. auf einen Bock. Man unterscheidet: die Frühjahrlammung, die Winterlammung und die Sommerlammung, von welcher jede ihre besonderen Vorzüge und Nachtheile hat, kennt auch die doppelte Lammung, im Sommer und im Winter, und bei wilder Paarung die Lammzeit durch das ganze Jahr. Das S. bringt 1, selten 2 Lämmer; bis zum dritten Monat rechnet man 8—21 Procent Verlust, demnach pro S. im Durchschnitt pro Jahr 0,84 und im Ganzen bis zum 11. Jahre 6,7 Lämmer. Während der Tragzeit muß das Mutterthier sorgsam vor Schreck, Druck und Stoß bewahrt bleiben und darf nicht ermüdende Märsche machen, noch bei schlechtem Wetter ausgetrieben werden, weshalb man die Thiere auf guten, nahe gelegenen Weiden gesondert hütet und für passende Futterzusätze im Stall sorgt. Die jungen Lämmer läßt man in der Regel unverkürzt saugen, bei feinen Wollschafen aber nur in angemessenen Pausen, indem man die Lämmer bald von den Mutterschafen trennt und nur zeitweise zuläßt. Nach 4—6 Wochen kann das Lamm allein oder mit den Mutterschafen auf die Weide gehen, zweckmäßiger aber im Stalle mit Heu, Grummet oder Grünfutter unter Zusatz von Haferschrot oder gequellten Erbsen (⅕—¹⁄₁₀ Pfund) allmählig so entwöhnt werden, daß von der 12. Woche an die gesonderte Haltung eintritt, bei guten Zuchtthieren etwas später. Nicht zur Zucht bestimmte Bocklämmer werden in der 6.—8. Woche kastrirt, den Mutterlämmern stutzt man die Schwänze; die Zuchtlämmer trägt man in die mit großer Sorgfalt geführten Stammregister ein und numerirt dieselben durch Tätowiren oder Kerben in die Ohren. Salz und gesunde, reine Tränke dürfen denselben nicht fehlen; bis zur Verwendung zur Zucht bleiben die Geschlechter getrennt. Erwachsene, feinwollige S.e bedürfen einer mit großer Umsicht gewählten, sehr gleichmäßigen Fütterung; Mangel an Nahrung bildet unkräftige, ungleiche, brüchige, an einzelnen Stellen abgesetzte Wolle, kräftiges, trockenes Futter die beste und meiste, zu mastiges Futter aber wieder geringere und andererseits zu viel Fettschweiß, welcher nur im richtigen Verhältniß die Güte der Wolle bedingt und den Merino's charakteristisch ist. Mastvieh dagegen kann nur durch kräftigstes Futter gedeihen; man rechnet auf 10 Pfund Körpergewicht bei Hammeln 0,83 Proteïn, 0,2 Fett, 3,29 Kohlenhydrate und 7,41 Pfd. Trockensubstanz, bei Mutterschafen und Böcken 0,99 Proteïn, 0,25 Fett, 4,94 Kohlenhydrate und 8,49 Trockensubstanz, bei tragenden und säugenden Mutterthieren 1,31 Proteïn, 0,33 Fett, 6,24 Kohlenhydrate und 10,65 Trockensubstanz und bei Mastthieren 1,48 Proteïn, 0,38 Fett, 5,67 Kohlenhydrate und 9,67 Trockensubstanz. Das angemessenste Futter für S.e liefert die Weide, das beste die auf trockenen Höhen, in trockenen, lichten Wäldern, auf Stoppel- und Brachäckern und die künstliche Weide mit Steinklee (Trifolium repens); sumpfige und kärgliche Weide ist nachtheilig. Bei Stallfütterung auch im Sommer gibt man Grünfutter, Klee u. dergl., doch darf das Futter niemals durchnäßt sein, noch auch lange gelegen haben, außerdem frisch geschnittene Kartoffeln in mäßigen Gaben, Rüben, Kohl, Oelkuchen, Futterstroh und neuerdings mit bestem Erfolg Lupinen. Die Winterfütterung besteht aus Lupinen, Heu, Hülsenfrüchtestroh, Rüben, Kohlrüben, Kartoffeln mit Heu, Gersten- und Haferkörnern und Schlempe, welch letztere Stoffe jedoch nur mit großer Vorsicht zu geben sind; Espenlaub und anderes Laub kann unter Umständen als Ersatz eintreten, und in die Tränke gibt man Leinsamen, Oelkuchen oder Schrot; an Salz u. reiner Tränke darf es den S.en nie fehlen. Das Streustroh legt man zum vorgängigen Durchfressen vor. Beim Weidegang darf der Uebergang vom Stallfutter nur allmählig geschehen und muß anfangs, sowie bei feuchtem Wetter und nach starkem Regen Strohfutter vor dem Austrieb gegeben werden, welches auch über Nacht aufgesteckt wird; bei Reif und Thau muß bis zum völligen Abtrocknen gewartet werden. Ueber das Horden s. Pferch. Die Stallungen müssen luftig, geräumig u. frisch sein, am besten 10° Wärme haben; in der Decke müssen Luftlöcher sein; die Einfahrt ist der Größe der Heerden entsprechend zu geben, damit kein Drängen Statt finde, die Verschläge müssen übersichtliche Eintheilung gestatten, die Futterraufen das Herabziehen des Futters verhindern lassen; auf trockne gute Streu ist besonders zu achten; zweckmäßig gibt man Erdstreu und Stroh darüber. An Raum rechnet man 10 Quadratfuß auf ein Mutterschaf mit Lamm, sonst 6—8 Fuß pro Stück. Im Stall wie auf der Weide müssen die Thiere vor Kälte und Nässe, vor Verletzungen, Reibung und Beschmutzung durch Staub u. dergl. möglichst bewahrt werden. Zweckmäßig hütet man, auch der Eingeweidewürmer wegen, nicht mit Hunden; von Wichtigkeit ist die Wollwäsche. Bei guten Heerden rechnet man als jährlichen Zuwachs 16—20 Procent und demnach als Merzvieh ⅕—⅙, als Wollertrag je nach Race von 1½—16 Pfund pro Stück, im Preise von 17—125 Thaler pro Centner, je nach Feinheit; ganz grobwollige S.e geben 4—6 Proc. vom Körpergewicht à 17—25 Thlr., gewöhnliche deutsche S.e 5—7 Proc. à 34—40 Thlr., mittelwollige S.e 4—8 Proc. à 40—52 Thlr., feinwollige S.e 3—5 Proc. à 57—91 Thlr. und hochfeine S.e 4—5 Proc. à 85—125 Thlr. nach Satzpreisen. Feine S.e geben 45—52 Proc. Fleisch, 5—9 Proc. Talg u. 5—7 Proc. Haut, grobe mastfähige Thiere 52—54 Proc. Fleisch, 10—12 Proc. Talg u.

6—9 Proc. Haut. An Mist rechnet man für den Winter 10—20 Centner pro Stück, an Pferch 4 bis 16 □Fuß Land pro Stück und Nacht. Aus den Gedärmen macht man Saiten; die Felle verwendet man entweder mit der Wolle zu Pelzen, oder gegerbt zu Pergament, Korduan u. sämischem Leder. Aus dem Talg werden Lichte, aus den Klauen u. Fußknochen wird Leim gefertigt; auf Milch werden die S.e nur selten genutzt. Die Sterblichkeit unter den S.en ist groß, da die Thiere vielen Krankheiten unterworfen sind. Die hauptsächlichsten sind: die Fäule (Lungen- oder Leberfäule), die Seuche, das Lendenblut, das Blutharnen, die Maulsucht, das sogenannte Feuer, die heiße Sucht, Erhitzung, die Pocken oder Blattern, die Raude, der Zungenkrebs, die Wanstkolik, die Drehkrankheit, die Blutkrankheit oder Vollblütigkeit, die Wassersucht, der Durchfall und die Gelbsucht, der Milzbrand, die Klauenseuche, das Aufblähen. Lästige Parasiten sind: die Schaflausfliege oder Schafpocke (Melophagus ovinus), die Schafbremse (Oestrus ovis *L.*), die Krätzmilbe, Igelwürmer (Taenia Echinococcus), der gefährliche, die Drehkrankheit veranlassende Bandwurm des Hundes (Taenia Coenurus). Die Literatur über Schafzucht und Wollkunde ist eine sehr reichhaltige; große Verdienste um die Züchtungsgrundsätze bei hochfeiner Wollzucht haben sich Thaer, Eble, Jeppe, Jonatt, Koëte, Mentzel, Elsner, Koppe u. A. erworben; den schlesischen Züchtern bleibt das Verdienst, das eigentliche Edelschaf gezüchtet zu haben, welches später sogar nach Spanien zur Veredlung der dortigen Racen geholt wurde und in der ganzen Welt das Material zur hochfeinen Wollzucht gab und noch gibt, wenn auch dieser Betriebszweig nicht mehr die frühere Rentabilität zu erlangen vermag und besonders die Wolle nicht mehr die ehemaligen hohen Preise erzielt (vgl. Wolle). Vgl. Thaer, Ueber Woll- und Schafzucht, Berlin 1813; Koppe, Anleitung zur Zucht und Wartung der Merino's, das. 1827; Elsner, Das Edelschaf &c., Stuttgart 1840; Kreyßig, Schafzucht &c., Braunschweig 1840; André, Züchtung des Edelschafs mit hochedler Wolle, Prag 1812; Ockel, Anleitung, Aufziehung, Erhaltung und Benutzung der S.e, Berlin 1846; Duttenhoffer, Das S., Stuttgart 1848; Mentzel, Handbuch der rationellen Schafzucht, Berlin 1859; Koëte, Das deutsche Merinoschaf, Breslau 1862, &c.

Schafarik (Safarik), Paul Joseph, namhafter Forscher auf dem Gebiete der slavischen Sprache und Alterthumskunde, geboren am 13. Mai 1795 zu Kobeljarovo im nördlichen Ungarn, besuchte die Gymnasien zu Roznava und Dobschin und das Lyceum zu Käsmark und widmete sich schon damals mit Vorliebe dem Studium des slavischen Volksthums. Die erste Frucht desselben war eine Sammlung böhmischer Gedichte (Leutschau 1814). Im folgenden Jahre bezog er die Universität Jena, wo er Theologie, daneben auch Philologie, Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften studirte. Nachdem er von 1817 an einen jungen ungarischen Edelmann als Erzieher begleitet hatte, ließ er sich in Neusatz als Professor am dortigen Gymnasium nieder. Sein in deutscher Sprache veröffentlichtes Werk „Geschichte der slavischen Sprache und Literatur" (Ofen 1826), das bereits eine panslavistische Tendenz hat, lenkte die Aufmerksamkeit der Tschechen auf ihn, und dieselben zogen ihn 1831 nach Prag, wo er fortan ihr Wortführer war und 1837 Censor, 1841 Custos und 1848 Bibliothekar an der öffentlichen Universitätsbibliothek ward. Es folgten hier die Werke „Historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart" (Pesth 1833), die „Slavischen Alterthümer" (das. 1838; deutsch, Leipzig 1842—46, 2 Bde.; neue Bearbeitung, tschechisch, Prag 1863—64, 3 Bde.) und die „slavische Völkerkunde" (Prag 1842). Im Jahre 1838 übernahm er die Redaktion der von Palacky begründeten „Zeitschrift des vaterländischen Museums in Prag", und gemeinschaftlich mit jenem veröffentlichte er die „Aeltesten Denkmäler der böhmischen Sprache" (Prag 1840), allein „Denkmäler der älteren Literatur der Südslaven" (das. 1851) und „Denkmäler der glagolitischen Literatur" (das. 1853). In den Jahren 1849 und 1851 Leiter der Kommissionen in Wien und Prag, welche die slavische Terminologie für den Gebrauch der Verwaltung und der Schule regeln sollten, schrieb er „Juridisch-politische Terminologie für die slavischen Sprachen Oesterreichs" (Wien 1850) und „Deutsch-böhmische wissenschaftliche Terminologie" (Prag 1853). Dem Trübsinn anheimgefallen suchte S. 1860 den Tod in den Wellen der Moldau, ward zwar gerettet, erlag aber jenem am 26. Juni 1861. Er schrieb nur in tschechischer Sprache.

Schafberg, Gipfel der salzburger Alpen, im österreichischen Salzkammergut zwischen dem St. Wolfgang-(Aber-) und dem Attersee, 5628 Fuß hoch, berühmter Aussichtspunkt.

Schafberge, Höhengruppe am Nordwestende des Teutoburgerwaldes, nördlich von Ibbenbühren, reich an Steinkohlen.

Schaffgotsch, altadeliges Geschlecht in Schlesien u. Böhmen, seit 1592 freiherrlich, seit 1651 reichsgräflich, theilt sich in die böhmische und in die schlesische Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert und hat gegenwärtig den österreichischen Kavalleriegeneral Johann Franz de Paula von S., geboren den 30. Juni 1792, zum Chef; diese besitzt in Schlesien die freie Standesherrschaft Kynast nebst dem Badeort Warmbrunn und dem Dorfe Hermsdorf u. die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz und wird gegenwärtig durch den Erblandhofmeister u. Erbhofrichter, Reichsgrafen Leopold Christian Gottfried von S., geboren den 5. Mai 1793, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, vertreten. Unter den früheren Sprößlingen des Hauses sind hervorzuheben: Johann Ulrich, Graf von S., geboren 1595 auf Kynast, trat 1619, obgleich Protestant, in kaiserliche Dienste u. ward bald General und Vertrauter Wallensteins, in dessen Fall er verwickelt wurde. Zu Ohlau gefangen, ward er am 23. Juli 1635 zu Regensburg enthauptet. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Trachenberg und wurden im katholischen Glauben erzogen. Philipp Gotthard, Graf von S., ward 1748 Fürstbischof von Breslau, zog sich aber durch sein Benehmen nach der Einnahme

Breslau's durch die Oesterreicher im siebenjährigen Kriege Friedrichs des Großen Ungnade zu und starb in der Verbannung 1795.

Schaffhausen, der nördlichste Kanton der Schweiz, der Rangordnung nach der zwölfte, liegt am rechten Rheinufer, größtentheils von Baden umgeben und im Süden durch den Rhein von den Kantonen Zürich und Thurgau getrennt, und hat einen Flächenraum von 5,46 QMeilen mit 35,500 Einwohnern, die sich, mit Ausnahme von 2478 Katholiken, zur reformirten Kirche bekennen. Zwei kleine Bezirke liegen östlich und südlich getrennt vom Gesammtgebiete. Der Kanton ist meist ein fruchtbares Hügelland und nur im Norden von der Juragruppe des Randen erfüllt, dessen höchster Punkt 2854 Fuß Höhe erreicht. Hauptflüsse sind der an der Grenze fließende Rhein und die Wutach, die gegen Westen an einigen Stellen die Grenze bildet. Der Kanton ist sehr fruchtbar an Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchten (über den Bedarf) und erzeugt auch treffliches Obst, vorzüglichen Wein (24,000 Säume jährlich) und guten Hanf. Es kommen vom Areal etwa 41 Procent auf Aecker, 9,5 Proc. auf Wiesen und Weiden, 4,1 Proc. auf Weinland, 36,2 Proc. auf Wald und 9,2 Proc. auf unfruchtbaren Boden. Die Viehzucht ist ansehnlich. Bergbau wird auf Eisenerz betrieben; die gewerbliche Industrie ist besonders in Stahl, Seiden- und Baumwollstoffen, Strohflechterei, Kaffeesurrogaten und Leder ansehnlich. Auch die Fabrikation von wissenschaftlichen Instrumenten und Waggons verdient Erwähnung. Der früher bedeutende Handel, besonders der Weinhandel, hat seit 1836 durch den Beitritt Badens zum Zollverein empfindlich gelitten. Die Verfassung des Kantons war von Alters her eine patriarchalisch-aristokratische, bis das Jahr 1830 auch hier einige Umgestaltungen herbeiführte. Die 1834 revidirte Verfassung wurde 1851 einer neuen Revision unterworfen und 1855 abermals in einigen Artikeln abgeändert. Danach besteht der große Rath, d. h. die oberste gesetzgebende und beaufsichtigende Behörde des Kantons, aus jenen Mitgliedern, die von den Stimmberechtigten in den 14 Wahlkreisen (1 Mitglied auf je 600 Seelen) gewählt worden sind. Ein von dem großen Rath ernannter Regierungsrath von 7 Mitgliedern ist die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde. Die Fürsorge für den öffentlichen Unterricht ist einem Erziehungsrath übertragen. Jede politische Gemeinde hat eine Gemeindeversammlung und einen Gemeinderath. Die richterliche Gewalt wird ausgeübt von dem Obergericht (7 Mitgliedern), dem Kantonsgericht und den Bezirksgerichten, sowie von Friedensgerichten. Alle 3 Jahre findet eine theilweise Erneuerung sämmtlicher Behörden Statt. Das Truppenkontingent zum Bundesheer beträgt 2544 Mann. Das Wappen des Kantons ist ein schwarzer springender Widder im goldenen Felde. Die gleichnamige Hauptstadt des Kantons, am rechten Rheinufer, zählt 8000 Einwohner und hat durch seine vielen Erker- u. Giebelhäuser, Mauern und Thürme noch ganz das Gepräge einer alten Reichsstadt bewahrt. Von den Gebäuden sind die vorzüglichsten die 3 Kirchen (unter denen die gothische Hauptkirche St. Johann u. das Münster aus dem 12. Jahrhundert stammen), das Rathhaus, das Zeughaus, das neue Krankenhaus, die Strafanstalt und das Kastell Munoth, ein sehr festes thurmartiges Gebäude aus dem 16. Jahrhundert mit 18 Fuß dicken Mauern und bombenfesten Gewölben. S. besitzt ein Gymnasium, eine Realschule, ein Waisenhaus, eine ansehnliche Bibliothek, ein Museum, Baumwoll- und Seidenmanufakturen, sowie Fabriken für Waggons, Chaisen, Draht, Stahl, irdene und chemische Geräthschaften und Tabak. Bei S. trifft die schweizerische Nordostbahn, welche über die neue, 416 Fuß lange u. 116 Fuß hohe Rheinbrücke führt, mit der badischen Bahn zusammen. Eine hölzerne Brücke verbindet die Stadt mit der auf dem linken Rheinufer liegenden zürichschen Gemeinde Feuerthalen. S. ist der Geburtsort des Historikers Johannes von Müller, dem hier ein Denkmal errichtet worden ist. Eine halbe Stunde entfernt von der Stadt ist der berühmte Rheinfall. S. kommt schon zu Karls des Großen Zeit unter dem Namen Scafhusitum vor. Bereits 1264 wird es in Urkunden als freie Reichsstadt erwähnt. Im Jahre 1501 trat S. mit Basel in die schweizerische Eidgenossenschaft und erwarb auf dem rechten Rheinufer durch Kauf ein kleines Gebiet. Die Reformation ward 1530 nicht ohne schwere Kämpfe eingeführt. Im Jahre 1799 fielen in der Nähe S.s mehre Gefechte zwischen den Oesterreichern und Franzosen vor, wobei die alte, 364 Fuß lange Rheinbrücke zerstört wurde. Eine Revision der Kantonsverfassung ward am 1. April 1865 vom großen Rath mit 30 gegen 23 Stimmen abgelehnt.

Schaffner, Verwalter, Hofmeister, Haushofmeister u. dgl.; in Oberdeutschland der Administrator der ökonomischen Angelegenheiten eines landesherrlichen Amtes, daher Schaffnerei, das Amt, die Wohnung desselben oder dessen Distrikt; ein Aufseher über Post- und Eisenbahnwägen; auch s. v. a. Kellner; in Niederdeutschland bei Hochzeiten, Kindtaufen 2c. der Bauern Derjenige, welcher Alles beim Feste zu ordnen hat, meist ein naher Verwandter; daher Schaffnertanz, der dem S. gebührende erste Tanz oder Vortanz bei solchen Festen.

Schaffot, die erhöhte Richtstätte, auf welcher die Enthauptung der Verbrecher Statt findet.

Schafgarbe, Pflanzengattung, s. Achillea.

Schafhäutchen, s. Amnion.

Schafhäutl, Karl Franz Emil, namhafter Mineralog, geboren den 19. Febr. 1803 zu Ingolstadt, studirte Medicin u. mineralogische Chemie und beschäftigte sich daneben mit Vorliebe mit der Verfertigung mathematischer und physikalischer Instrumente. Noch als Student veröffentlichte er unter dem Namen Pellisow einige akustische Abhandlungen und die Ergebnisse seiner Forschungen über Stahl und Eisen. Seit 1833 studirte er in Sheffield noch die Stahlfabrikation und das Puddlingsverfahren des Eisens, und er war es, der den englischen Hüttenleuten die Verarbeitung des englischen Steinkohleneisens zu gutem Cament- und Gußstahl lehrte, welches Verfahren er sodann auch gegen Patent mit Böhm in Bayern einführte. Daneben war S. in England Mitarbeiter mehrer wissenschaftlichen Zeit-

schriften; das königliche Institut der Civilingenieure, dessen Mitglied er war, krönte u. A. seine Abhandlung „Ueber das Springen der Dampfkessel". Sein in England gebautes Photometer gilt als eines der besten. Nachdem er behufs der Einführung des neuen Puddlingsprozesses Frankreich und die pyrenäische Halbinsel bereist, ließ er sich zu München nieder, wo er zum Professor der Geognosie, Bergbau- und Hüttenkunde und 1849 zum Oberbibliothekar an der Universität ernannt u. vielfach in Kommissionen für naturwissenschaftliche und technisch industrielle Zwecke beschäftigt wurde. Namhafte Verdienste erwarb sich S. noch durch Einrichtung des geognostischen Kabinets an der königlichen Akademie zu München, durch die Erfindungen eines aräometrischen Hebers, eines Aräometers und eines Phonometers, durch das Werk „Geognostische Untersuchungen des südlichen Alpengebirgs" (München 1849) u. den klassischen Bericht über die Musikinstrumente, den er gelegentlich der Gewerbeausstellung zu München 1854 als Jurymitglied veröffentlichte.

Schaft, der lange, gerade, glatte Theil eines Dinges; der Lanzenstiel, auch die Lanze selbst; am Schießgewehr der hölzerne Theil, in und an welchem alle zur Waffe gehörigen anderen Theile angebracht und zu einem Ganzen verbunden sind; der Stamm eines Baumes, bevor sich derselbe in Aeste theilt; s. v. a. Säulenschaft.

Schafthalm, Pflanzengattung, s. v. a. Schachtelhalm.

Schâh, im Persischen allgemeine Bezeichnung eines Herrschers, sowohl des unabhängigen Souveräns, als des lehenspflichtigen Vasallen. Als Titel des Königs von Persien, des Sultans, des Großmoguls rc. wird jetzt gewöhnlich die zusammengesetzte Form Pâdischâh, d. h. beschützender Herrscher, gebraucht.

Schakal (Goldwolf, Canis aureus *L.*), Säugethierart aus der Gattung Hund, welche zwischen Wolf und Fuchs mitten inne steht. Der S. ist von gestrecktem Bau, über 2 Fuß lang und am Widerrist $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und besonders durch die schmale Schnauze u. die scharfzugespitzten Ohren charakterisirt. Die Grundfarbe des ziemlich grobhaarigen Felles ist schmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr ins Schwarze zieht, manchmal auch schwarz gewellt erscheint. Die Unterseite ist gelblichroth und lichtgelb, die Kehle weißlich, der Kopf röthlich, mit Grau gemischt; die Lippen sind schwarz, die Ohren an der Innenseite weiß. Die Beine sind fahlgelb oder gelbroth. Der Schwanz ist buschig, an der Spitze schwärzlich und reicht bis zur Ferse, wird aber meist horizontal getragen. Der S. ist ein gefräßiges Thier und jagt in großen Schaaren (oft bis zu 200 Stück) nach Art des Hundes, dem es sowohl hinsichtlich des Baues, als der Leichtigkeit, mit der es sich zähmen läßt, mehr als irgend eine andere wilde Hundeart gleicht. Er findet sich in Europa nur in der Türkei und in Griechenland, sowie auf einigen dalmatischen Inseln, weit zahlreicher aber in Kleinasien, Persien und den Euphratländern, in Palästina und im nördlichen Aegypten. Der indische S. (Canis indicus) wird von Einigen für eine Spielart des ebengenannten angesehen. Auch der Schabrackenschakal (Canis mesomelas), in Mittel- und Südafrika häufig, soll keine besondere Art sein, wiewohl er größer ist als der beschriebene und sich von diesem durch die weit größeren Ohren, den größeren Schwanz, die lebhaft rostrothe Färbung, welche nach unten zu in Gelblichweiß übergeht, die schwarze, weißlich gefleckte Schabracke auf der Oberseite und das kurz- und feinhaarige Fell auffallend genug unterscheidet. Der S. vom Senegal (Canis Anthus *Cuv.*) ist hochbeiniger, hat eine spitzere Schnauze, einen etwas längeren Schwanz u. mehr gelbbraune Färbung. Ueberhaupt ist es noch nicht ausgemacht, ob unter dem Namen S. nicht mehre Species vorkommen. Alle diese Thiere sind nächtliche Raubthiere, die sich am Tage in unterirdischen Bauen versteckt halten und des Nachts auf Beute ausgehen. Sie stoßen ein widerlich tönendes Geheul aus, sind sehr mordsüchtig und den Schafen, Ziegen, sowie dem zahmen Geflügel gefährlich. Sie wagen sich dreist bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen, verzehren das hinausgeworfene Aas, scharren selbst Leichen aus, verschmähen nichts Eßbares und gehen auch dem Obste nach. Gezähmt werden sie durch ihren üblen Geruch unangenehm. Der Pelz ist zwar brauchbar, wird aber wenig geschätzt.

Schalk, ein allen germanischen Sprachen gemeinsames Wort, welches ursprünglich einen Knecht, und zwar in hartem Sinne bezeichnete, im Althochdeutschen aber als Benennung verschiedener Arten der Dienerschaft, besonders in den Zusammensetzungen, wie seniscalc (d. i. der älteste Diener) und mariscalc (der Aufseher über die Pferde), vorkommt, die noch jetzt in den Formen Seneschall und Marschall für gewisse höhere Würden und Hofämter im Gebrauch sind. Daneben erhielt sich auch im Mittelhochdeutschen die ursprüngliche Bedeutung leibeigener Knecht, und es ward das Wort selbst in üblem moralischen Sinne genommen und ein Mensch von niedriger, knechtischer, boshafter Gesinnung darunter verstanden. In diesem Sinne begegnet uns das Wort S. auch in der lutherischen Bibelübersetzung und in einigen anderen gleichzeitigen Schriften, sowohl für sich, als in Zusammensetzungen, wie Schalksknecht u. dergl. Auch diese Bedeutung milderte sich wieder, und das Wort erhielt allmählig die noch jetzt übliche Bedeutung, in der es einen Menschen bezeichnet, der ohne schlimmere Absicht launige Verstellung u. listigen Scherz übt, selbst zu Erreichung ernster Zwecke. In diesem Sinne wird namentlich das Wort Schalksnarr gebraucht, womit man Eulenspiegeleien im Unterschiede von anderen Arten der Narrheit zu bezeichnen pflegt. In dieser jetzigen Bedeutung ist das Wort S. am nächsten mit Schelm verwandt, welches Wort jetzt einen auf feine und listige, gewöhnlich aber zugleich auch scherzhafte Streiche ausgehenden Menschen bedeutet und mithin einen ganz anderen Sinn hat als im Althochdeutschen, wo es Seuche, Pestilenz, besonders Viehseuche, dann auch gefallenes Vieh, Aas, später, gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit, einen listigen, ehrlosen Betrüger bezeichnete und also eine entschieden üble Bedeutung hatte.

Schalkau, Stadt im sachsen-meiningischen Amt Sonneberg, an der Itz, mit 1304 Einw.

Schalken, Gottfried, Genremaler, geboren 1643 zu Dortrecht, war Schüler von S. Hoogstraten und G. Dow, lebte erst in England, dann im Haag, wo er 1706 †. Er malte vorzüglich Bildnisse u. kleine historische Gemälde mit täuschenden Lichteffekten und unübertroffenem Helldunkel. Bei idealen Gegenständen in eine gewisse Manier verfallend, führte er seine Darstellungen sorgfältig bis in die kleinsten Einzelnheiten zart und genau aus. Erst seine späteren Werke zeigen eine freiere Pinselführung. Die meisten Bilder von ihm finden sich in England, die übrigen in Wien, München, Dresden, Amsterdam, Paris, Haag ꝛc. Nach ihm haben berühmte Meister Mehres gestochen; auch radirte er selbst in Kupfer.

Schall. Die Empfindungen unseres Gehörssinns werden durch Vibrationen hervorgebracht. Schwingt ein Pendel, so bleibt die gegenseitige Lage der Theilchen desselben unverändert. Diese Theilchen aber können ebenfalls in oscillatorische Bewegung gerathen, so daß sich ihre gegenseitige Lage mit jedem Moment ändert. Es können alle Theilchen gleichzeitig in Bewegung gerathen, gleichzeitig die Grenzen ihrer Oscillationsamplituden erreichen und dann gleichzeitig ihren Rückweg wieder beginnen. Das geschieht z. B., wenn ein an einem Ende eingeklemmter Stahlstreif oder eine zwischen zwei festen Punkten ausgespannte Saite vibrirt, und man nennt solche Schwingungen *stehende*. Pflanzt sich dagegen die Vibrationsbewegung von Theilchen zu Theilchen fort, so daß jedes folgende dieselbe Bewegung später beginnt wie das vorgehende, so entstehen *fortschreitende Schwingungen*, durch welche die *Wellen* erzeugt werden. Ueberschreiten die stehenden Schwingungen einen gewissen Grad von Geschwindigkeit, so wird man sie mit dem Auge nicht mehr wahrnehmen können, aber sie können dann noch in den umgebenden Medien Wellen erzeugen, und diese abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen werden, bis zum Ohr fortgepflanzt, als Ton wahrgenommen. Der S. wird also durch stehende Schwingungen elastischer Körper erzeugt, und durch eine Wellenbewegung elastischer Medien wird er fortgepflanzt. Hieraus ergibt sich, daß unter der Glocke der Luftpumpe ein Schlagwerk nicht tönen kann. Auf hohen Bergen ist der Knall der Pistole sehr schwach und die heftigste Explosion kann über die Grenzen unserer Atmosphäre hinaus nicht gehört werden. Dagegen pflanzt sich der S. in jeder Gasart fort, ebenso im Wasser und in festen Körpern (Taucher hören, was am Ufer gesprochen wird, und die leisesten Schläge an das eine Ende eines 60—70 Fuß langen Balkens sind hörbar, wenn man das Ohr ans andere Ende legt).

Oscillirt in einer offenen, langen Röhre ein Kolben nach den Gesetzen des Pendels, so drückt er, wenn er in die Röhre hineingeht, die Luft in derselben zusammen. Da die Luft aber sehr elastisch ist, so findet die Kompression nicht zugleich in der ganzen Länge der Röhre Statt, sondern nur in einem, dem Kolben zunächst gelegenen Theile. Dies Stück nennt man die *Verdichtungswelle*. Wie aber bei einem schwingenden Pendel die Geschwindigkeit beim Anfang der Bewegung gleich Null ist, dann bis zur Mitte wächst und von da an wieder abnimmt, bis sie gleich Null wird, so ist auch in der Verdichtungswelle die Dichtigkeit der Luft in der Mitte am größten und an beiden Seiten die ursprüngliche normale. Während nun die Verdichtungswelle in der Richtung des Kolbens durch die Röhre fortschreitet, geht der Kolben selbst zurück, und an der Stelle, wo die Verdichtungswelle sich bildete, entsteht nun nach denselben Gesetzen eine *Verdünnungswelle*, die der ersteren auf ihrem Wege folgt, um ihrerseits von einer neuen Verdichtungswelle gefolgt zu werden, sobald der Kolben wieder vorschreitet. Eine Verdichtung und eine Verdünnung zusammengenommen nennt man eine *Schallwelle*, und die Länge der Luftsäule, welche eine Verdichtung und Verdünnung enthält, ist die *Wellenlänge*. Denkt man sich den Kolben als eine Platte, die an dem einen Ende eines elastischen Stabes sitzt, der mit dem andern fest eingeklemmt ist und dann in Schwingungen versetzt wird, so begreift man die Entstehung des Tones, denn in der freien Luft findet dasselbe Statt wie in der Röhre. Von einem schwingenden Punkte aus werden sich in jeder geraden Linie die Wellen fortpflanzen, und alle Lufttheilchen, welche auf einer Kugelschale liegen, deren Mittelpunkt der schwingende Punkt ist, werden sich genau in demselben Zustand der Verdichtung oder Verdünnung befinden, so daß um den schwingenden Punkt herum eine Reihe von Kugelwellen entsteht. Die zwischen diesen eingeschlossenen Luftmassen werden nun um so größer, je weiter man sich vom Mittelpunkt entfernt, die den einzelnen Theilchen eingeprägte Geschwindigkeit muß daher immer geringer werden, weil sie sich auf immer mehr derselben vertheilt, und in Folge davon muß die Stärke des S.s mit der Entfernung vom schwingenden Punkt abnehmen. Die Intensität des S.s steht im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung des Gehörorgans vom tönenden Körper. Die Intensität des S.s wächst mit der Größe der Schwingungen des tönenden Körpers, sie hängt von der Dichtigkeit der Luft ab, welche den tönenden Körper umgibt, und ist deshalb geringer auf Bergen und in Wasserstoff als in Kohlensäure. Auch durch die Bewegung der Luft und die Richtung der Winde wird die Intensität des S.s abgeändert. Die größere Hörbarkeit eines Geräusches in der Nacht muß zum Theil davon abgeleitet werden, daß in der Nacht die durch die Sonne hervorgebrachten Luftströmungen wegfallen. Befinden sich in der Nähe eines tönenden Körpers andere Körper, welche in gleiche Schwingungen versetzt werden können, so wird der S. verstärkt. Hierauf beruht die Wirksamkeit der Resonanzkästen an musikalischen Instrumenten. Wir unterscheiden zwischen Geräusch und musikalischen Klängen und Tönen, beide werden durch Wellenbewegungen hervorgebracht, aber nur der Ton verdankt seinen Ursprung periodischen Bewegungen. Die verschiedenen Klänge oder Töne unterscheiden sich durch ihre Tonhöhe, durch ihre Stärke und durch ihre Klangfarbe. Die Tonhöhe hängt nur von der Schwingungsdauer des tönenden Körpers, d. h. davon ab, wie viele Oscillationen

derselbe in einer gegebenen Zeit ausführt. Je größer die Schwingungszahl oder je kleiner die Schwingungsdauer ist, um so höher sind die Töne.

Alle Töne, welches auch ihre Höhe, ihre Intensität und ihre Klangfarbe sein mag, pflanzen sich in der Luft mit gleicher Geschwindigkeit fort. Dies geht schon daraus hervor, daß verschiedene Beobachter, die in verschiedenen Entfernungen dasselbe Koncert anhören, genau denselben Takt und dieselbe Harmonie wahrnehmen. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit beträgt unter gewöhnlichen Verhältnissen 340,88 Meter pro Sekunde. Diese Zahl gilt für 16° Temperatur, bei 10° beträgt sie nur noch 337 und bei 0° 333 Meter, aber bei unveränderter Temperatur ist sie unabhängig vom Luftdruck.

Die Schallwellen breiten sich in der Luft nach allen Seiten als koncentrische Kugelschalen aus, treffen sie aber auf einen festen Körper, so werden sie nach den gewöhnlichen Gesetzen reflektirt. Der einfallende und der reflektirte Schallstrahl machen gleiche Winkel mit dem Einfallsloth und müssen sich mit dem letzteren in einer derselben, auf der reflektirenden Fläche perpendikulären Ebene befinden. Daß die Schallstrahlen denselben Gesetzen folgen wie die Lichtstrahlen, kann man mit Hohlspiegeln beweisen, wenn man in die Brennpunkte zweier gegenüberstehender Spiegel eine Uhr an das Ohr eines Beobachters bringt. Letzterer wird dann das Ticken der Uhr nicht mehr hören, sobald er oder die Uhr sich aus den Brennpunkten entfernen. Aus der Reflexion des S.s erklären sich auch die Erscheinungen des Echo's, des Hörrohrs und des Sprachrohrs.

Regelmäßig fortschreitende Schallwellen kommen nur dann zu vollständiger Ausbildung, wenn der schwingende Körper eine im Vergleich zur Wellenlänge sehr bedeutende Ausdehnung hat. Anderenfalls erreichen die Wellen bald die Grenzen des Körpers, werden reflektirt und kombiniren sich mit den neu erregten zu stehenden Wellen, z. B. bei gespannten Saiten. Dasselbe gilt für begrenzte Luftmassen, die unter geeigneten Umständen in den Zustand stehender Schwingungen versetzt und selbsttönend gemacht werden können. Sehr auffallend geschieht dies, wenn man eine Glasglocke am Rande mit einem Fiedelbogen streicht und an die Oeffnung einer Papprröhre hält, deren Länge man beliebig reguliren kann. Das Mittönen kommt indeß nur dann vor, wenn ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Länge der Röhre und der Wellenlänge des einfallenden Tons (der Tonhöhe desselben) Statt findet. Bläst man eine an dem dem Fuße entgegengesetzten Ende geschlossene (gedeckte) Pfeife mäßig stark an, so werden sich die Lufttheilchen in derselben zuerst nach dem Boden zu bewegen und, da sie dort nicht austreten können, sich verdichten. Vorn an der Oeffnung der Pfeife hat die Luft normale Dichtigkeit, doch wächst letztere bis zum Boden der Pfeife und erreicht dort ihr Maximum. Die Luft in der Pfeife bildet also die Hälfte einer Verdichtungswelle oder den vierten Theil einer ganzen Luftwelle. Folgerichtig bildet sich, nachdem die größte Dichtigkeit am Boden erreicht ist und die Geschwindigkeit der Lufttheilchen in der Richtung nach dem Boden zu gleich Null geworden ist, die Hälfte einer Verdünnungswelle in der Pfeife u. s. f. Bläst man die gedeckte Pfeife stärker an, so kann sich die in ihr enthaltene Luftsäule durch Schwingungsknoten in einzelne für sich schwingende Theile theilen. Der Schwingungsknoten, an dem die Lufttheilchen ruhen und nach welchem die rechts und links gelegenen Lufttheilchen bald hin, bald von ihr weg gehen, befindet sich immer zu $^2/_3$ der Pfeifenlänge vom Boden und ein Drittel von der Oeffnung entfernt. Ein Drittel vom Boden befindet sich ebenso wie an der Mündung ein Punkt, an welchem die Theilchen zwar die größten Bewegungen nach rechts und nach links machen, aber durchaus keine Verdichtung und Verdünnung erleiden. Will man also zur Erleichterung der Knotenbildung eine Oeffnung in der Pfeifenwand anbringen, so muß diese um $^1/_3$ der Pfeifenlänge vom Boden entfernt sein. Es befinden sich dann in der Pfeife drei Viertelwellen, und zwar so, daß eine Viertelwelle zwischen der vorderen Oeffnung der Pfeife und dem Schwingungsknoten und eine halbe Welle zwischen letzterem und dem Boden enthalten ist. Der Ton, den die Pfeife jetzt gibt, macht natürlich in gleicher Zeit dreimal mehr Schwingungen als der Ton, der ohne Knoten gebildet wird, und ist daher eine Oktave und eine Quinte höher als dieser letztere. Bläst man die Pfeife noch stärker an, so bilden sich zwei, drei und noch mehr Schwingungsknoten und die Luft in der Pfeife wird dadurch in 5, in 7 ꝛc. Viertelwellen getheilt. Die Bildung dieser Schwingungsknoten erleichtert man ebenfalls durch Oeffnungen, die man in Entfernungen vom Boden, welche $^1/_3$, $^1/_5$, $^1/_7$, $^1/_9$ ꝛc. der Pfeifenwand betragen, anbringt. Diese Oeffnungen werden durch die Finger oder durch Ventile geschlossen, und nur diejenige wird geöffnet, welche zu dem Ton gehört, den man hervorbringen will. Ohne den Effekt zu ändern, kann man die geschlossene Pfeife, in welcher sich ein Schwingungsknoten befindet, an der Stelle, wo normale Dichtigkeit der Luft Statt findet, ganz abschneiden. Die so gebildete offene Pfeife enthält dann also nicht bloß eine Viertelwelle, wie eine gleich lange gedeckte, sondern sie enthält deren 2, und es wird daher eine offene Pfeife bei nicht zu starkem Anblasen einen Ton geben, der in gleicher Zeit doppelt so viel Schwingungen macht, also um eine Oktave höher ist wie der Ton, den eine gleich lange gedeckte Pfeife gibt. Durch stärkeres Anblasen bilden sich auch in der offenen Pfeife Schwingungsknoten. Wenigstens müssen sich deren zwei bilden, von denen jeder um ein Viertel der Pfeifenlänge von den Enden entfernt ist. Findet an dem einen eine Verdichtung Statt, so findet am anderen eine Verdünnung Statt, und in der Mitte zwischen beiden ist ein Punkt normaler Dichtigkeit. Die Pfeife enthält daher statt vorher einer jetzt zwei halbe oder eine ganze Welle. Durch drei Schwingungsknoten bilden sich drei halbe Wellen, durch vier Schwingungsknoten aber vier. Während daher die Schwingungszahlen aller Töne, welche durch eine einzige gedeckte Pfeife hervorgebracht werden können, zunehmen wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7, 9 ꝛc., verhalten sich die Schwingungszahlen der Töne,

die nach und nach durch immer stärkeres Anblasen einer offenen Pfeife erzeugt werden können, zu einander wie die natürliche Zifferreihe 1, 2, 3, 4, 5, 6 rc.

So wie man eine Anschwellung des Tones beobachtet, wenn man eine tönende Glasglocke vor eine an einem Ende geschlossene Röhre von bestimmter Länge hält, ebenso beobachtet man diese Erscheinung auch an beiderseits offenen Röhren, ja man bedarf in beiden Fällen nicht einmal den tönenden Körper, sondern es genügt, wie dies ja die Orgelpfeifen zeigen, wenn am offenen Ende der Röhre ein Luftstrom vorbeiströmt und sich an ihren Rändern bricht. Der Luftstrom erzeugt durch seine Stöße Wellen, die, am anderen Ende der Röhre reflektirt, mit den neu einfallenden interferiren. Aus dem oben Gesagten ist leicht zu bestimmen, welchen Ton eine Pfeife von bestimmter Länge geben muß. Nimmt man an, daß die Geschwindigkeit des S.s in der Luft 1056 Fuß beträgt und daß die Pfeife 16 Fuß lang ist, so muß man sich erinnern, daß dies zugleich der vierte Theil der Wellenlänge des gesuchten Tones ist. Die ganze Wellenlänge desselben beträgt also 64 Fuß und diese gehen in 1056 Fuß 16,5mal auf. Der durch die Pfeife angegebene Ton macht also in der Sekunde 16,5 Schwingungen. Eine und dieselbe gedeckte Pfeife kann aber, wie sich aus dem Mitgetheilten ergibt, mehre Töne geben. Der tiefste ist derjenige, dessen Wellenlänge viermal so groß ist als die Länge der Röhre; die höheren Töne, welche die Pfeife gibt, sind diejenigen, welche einer dreimal, fünfmal rc. kürzeren Wellenlänge entsprechen, welche also durch stehende Schwingungen erzeugt werden, die eine dreimal, fünfmal kleinere Oscillationsdauer haben als der tiefste Ton der Pfeife. Ebenso gibt auch eine offene Pfeife mehre Töne, aber die Wellenlänge ihres tiefsten Tones ist doppelt so groß wie die Pfeifenlänge, während die des zweiten Tons ebenso groß ist wie die Pfeifenlänge. Der tiefste Ton, den eine Pfeife geben kann, heißt ihr Grundton, die anderen Töne, welche sie bei verstärktem Wind gibt, werden die Obertöne genannt.

Der Ton, den eine 4 Fuß lang gedeckte Pfeife als Grundton gibt, wird in der Musik mit C bezeichnet. Die harmonischen Töne von C, d. h. diejenigen, welche mit C zusammen einen angenehmen Eindruck auf das Ohr hervorbringen, sind solche, deren Oscillationsgeschwindigkeit in einem einfachen Verhältniß zu der von C steht; es sind diejenigen Töne, deren Wellenlänge $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_4$, $^4/_5$, $^5/_6$ von der des Tones C beträgt, die also durch solche Pfeifen hervorgebracht werden, deren Länge $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_4$, $^4/_5$, $^5/_6$ von der Länge der Pfeife C ist. Da sich die Oscillationsdauer umgekehrt wie die Wellenlänge verhält, so macht also der erste der erwähnten Töne 2 Schwingungen, während C eine macht; dieser Ton heißt Oktave von C und wird mit c bezeichnet. Der Ton, dessen Wellenlänge $^2/_3$ von der des Tones C beträgt, macht 3 Oscillationen, während C deren 2 macht, er ist die Quinte von C und wird mit G bezeichnet. Der Ton, dessen Wellenlänge $^3/_4$ von der des Tones C ist, macht 4 Schwingungen, während C deren 3 macht, er ist die Quarte von C und wird mit F bezeichnet. Der Ton, dessen Wellenlänge $^4/_5$ von der des Tones C ist, macht 5 Schwingungen, während C deren 4 macht, er ist die große Terz von C und wird mit E bezeichnet. Der Ton, dessen Wellenlänge $^5/_6$ von der des Tones C ist, macht 6 Schwingungen, während C deren 5 macht, er ist die kleine Terz von C und wird mit Es bezeichnet. In gleicher Weise wie von C gibt es auch Oktave, Quinte, Quarte, große und kleine Terz von c. Der Grundton C mit E und G bilden den C-dur-Akkord. Nach den angegebenen Verhältnissen machen gleichzeitig C 24, E 30, F 32, G 36 und c 48 Schwingungen. Um die Reihe der Töne zu vervollständigen, müssen C, F, G ebenso ihre Akkorde als ihre Terz und Quinte haben wie C. Die Quinte von G ist ein Ton, der 3 Schwingungen macht, während G deren 2 macht, auf 36 Schwingungen von G gehen also 54 Schwingungen seiner Quinte d; die nächst tiefere Oktave von d ist D, sie macht 27 Schwingungen, während G 36 und C 24 macht. Die große Terz von G, die man mit H bezeichnet, macht 5 Schwingungen, während G deren 4 macht, auf 36 Oscillationen von G gehen also 45 Schwingungen von H. Da sich 24 : 36 (C : G) verhält wie 32 : 48 (F : c), so ist c die Quinte von F. Die große Terz von F macht 5 Schwingungen, während F deren 4 macht, auf 32 Oscillationen von F gehen also 40 Oscillationen seiner großen Terz A. So entsteht die diatonische Tonleiter. Es machen gleichzeitig

C	D	E	F	G	A	H	c	d	e	f	g	....
24	27	30	32	36	40	45	48	54	60	64	72	....

Schwingungen od. die Schwingungszahlen dieser Töne stehen in folgendem Verhältniß zu einander

C	D	E	F	G	A	H	c	g
1	$^9/_8$	$^5/_4$	$^4/_3$	$^3/_2$	$^5/_3$	$^{15}/_8$	2	3.

D ist die Sekunde, A ist die Sexte, H ist die Septime und g (die Quinte der Oktave) ist die Duodecime des Grundtons C.

Die Differenzen zwischen je zwei auf einander folgenden Tönen dieser Reihe sind nicht gleich. In der folgenden Reihe gibt der zwischen 2 Buchstaben etwas tiefer gesetzte Bruch an, wie vielmal größer die Schwingungen eines Tones sind als die des nächst niedrigeren

C		D		E		F		G		A		H		c
	$^9/_8$		$^{10}/_9$		$^{16}/_{15}$		$^9/_8$		$^{10}/_9$		$^9/_8$		$^{16}/_{15}$	

Das Intervall von C zu D, von D zu E, von F zu G, von G zu A, von A zu H heißt ein ganzer Ton. Ist das Intervall $^9/_8$, so heißt der Ton ein großer ganzer, ist es $^{10}/_9$, ein kleiner ganzer Ton. Bei offenen Pfeifen ist der erste Oberton die Oktave, der zweite aber die Duodecime des Grundtones, während bei einer gedeckten Pfeife der erste Oberton die Duodecime des Grundtones ist. Das Intervall eines kleinen ganzen Tones läßt sich in zwei ungleiche Intervalle zerlegen, von denen das eine $^{25}/_{24}$, das andere $^{16}/_{15}$ ist. Das Intervall $^{25}/_{24}$ wird als kleiner halber Ton bezeichnet, und die Erhöhung um einen solchen bezeichnet man durch die Silbe is, so daß also cis ein Ton ist, dessen Schwingungszahl $^{25}/_{24}$mal größer ist als die von c. Die verschiedenen Molltonleitern erfordern die Einschaltung von Tönen, welche um einen kleinen halben

Ton tiefer sind als die einzelnen Töne der C-dur-Tonleiter, und welche durch ein angehängtes es bezeichnet werden. Die Schwingungszahl des Tones des ist also $^{24}/_{25}$ mal kleiner als die von d.

Die einem bestimmten Ton entsprechende Schwingungszahl läßt sich, wie schon erwähnt, aus der Länge der Pfeifen ableiten. Genauere Resultate erhält man indeß mit Hülfe der Sirene, einer rotirenden Scheibe mit mehren Reihen von Löchern, gegen welche ein Luftstrom geblasen wird. Je nach der Schnelligkeit, mit welcher die Scheibe sich dreht, entsteht ein höherer oder tieferer Ton, und ein Zählerwerk gestattet die Umdrehungen der Scheibe zu bestimmen. Nach einer anderen Methode läßt man ein äußerst schnell rotirendes Zahnrad gegen ein Plättchen wirken, welches hierdurch in Vibration versetzt wird und je nach der Schnelligkeit der Rotation, die man bestimmen kann, einen höheren oder tieferen Ton erzeugt. Der tiefste Ton, der in der Musik zur Anwendung kommt, ist derjenige, den eine gedeckte Pfeife von 16 Fuß als Grundton gibt. Seine Wellenlänge beträgt 64 Fuß und er wird durch $16^1/_2$ Schwingungen in einer Sekunde erzeugt. Dieser Ton ist zugleich wohl der tiefste überhaupt wahrnehmbare. Der höchste wahrnehmbare Ton wird durch 36,000 Schwingungen in einer Sekunde erzeugt.

Ein gespanntes Seil oder eine gespannte Saite lassen sich leicht in Schwingungen versetzen, und es entstehen dann, indem die fortlaufenden Wellen vom Endpunkte des Seils reflektirt werden, ebenso wie bei den Luftwellen durch Interferenz stehende Seilwellen. Im einfachsten Fall schwingt das Seil seiner ganzen Länge nach, alle Theilchen befinden sich dann gleichzeitig auch in gleichen Schwingungszuständen, aber die Amplitude ihrer Oscillationen ist ungleich. Werden die Schwingungen in gewisser Weise beschleunigt, so entstehen ruhende Punkte, Schwingungsknoten, und während vorher das schwingende Seil nur einen Bauch machte, macht es jetzt zwei, drei und mehr Bäuche. Schneidet man von einer gespannten Saite durch einen Steg $^1/_3$ der ganzen Länge ab und streicht das kleinere Stück mit dem Fiedelbogen an, so geräth auch das andere Stück in Vibrationen und es bildet sich ein Knoten. Schneidet man durch den Steg $^1/_4$ der Saite ab, so bilden sich 2 Knoten u. s. f. Auch in Platten, Glocken 2c. lassen sich stehende Schwingungen hervorbringen. Klemmt man eine Platte ein und streicht sie mit einem Fiedelbogen, so erhält man bald höhere, bald tiefere Töne, und für jeden derselben theilt sich die Platte in schwingende Theile ab, welche durch Ruhe- oder Knotenlinien von einander getrennt sind. Diese werden wahrnehmbar, wenn man die obere Fläche der Tafel mit feinem Sand bestreut, da sich die Körnchen alsbald in den Knotenlinien sammeln. So entstehen die von Chladni zuerst beobachteten Klangfiguren, welche verschiedenen Tönen entsprechen. Je höher der Ton wird, um so kleiner wird die Ausdehnung der schwingenden Theile, um so zahlreicher werden die Knotenlinien. An gespannten Saiten kann man die Schwingungen nicht zählen, dagegen erzeugen dieselben einen Ton, welcher von ihrer Länge, Spannung 2c. abhängig ist. Die Schwingungszahl einer Saite verhält sich umgekehrt wie ihre Länge; sie ist der Quadratwurzel aus den spannenden Gewichten proportional. Die Schwingungszahlen verschiedener Saiten derselben Materie verhalten sich umgekehrt wie ihre Dicke. Die Schwingungszahlen von Saiten verschiedener Materien verhalten sich umgekehrt wie die Quadratwurzeln ihrer specifischen Gewichte.

Streicht man eine gespannte Saite mit einem Fiedelbogen unter sehr spitzem Winkel, oder reibt man einen Glasstab der Länge nach mit nassen Fingern, so gerathen die Saite und der Stab in Longitudinalschwingungen. Diese erzeugen einen Ton, welcher zunächst von der Länge des Stabes abhängig ist. Durch schnelleres Reiben und stärkeren Druck kann man außer dem Grundton des Stabes auch noch höhere Töne erzeugen. Stäbe, welche in der Mitte festgehalten, an beiden Enden aber frei sind, verhalten sich wie offene, Stäbe dagegen, welche an einem Ende befestigt sind, verhalten sich wie gedeckte Pfeifen.

Durch Interferenz der direkten und reflektirten Schallwellen entstehen in Röhren stehende Luftwellen. Aber auch in anderer Weise werden häufig Interferenzerscheinungen beobachtet. Läßt man einen Ton in eine Röhre eintreten, welche in eine zwei Zimmer trennende Wand eingemauert ist und die sich im Inneren der Wand in 2 alsbald sich wieder vereinigende Kanäle theilt, so werden sich auch die Schallwellen in der Röhre theilen und bei ihrem Wiederzusammentreffen sich aufheben, wenn die Differenz der Wege gerade $^1/_2$ Wellenlänge des einfallenden Tones beträgt. Man wird also, sobald in dem einen Zimmer der richtige Ton in die Röhre tritt, im anderen Zimmer nichts hören, wenn beide Kanäle offen sind, während der Ton sogleich wieder erscheint, wenn einer der Kanäle verschlossen wird. Treffen zwei einander sehr nahe stehende, aber doch nicht ganz isochrone Töne unser Ohr, so vernehmen wir ein periodisch abwechselndes Anschwellen und Nachlassen des Tones, welches man das Schweben der Töne nennt. Sehr deutlich hört man diese Stöße, wenn man gleichzeitig zwei Orgelpfeifen tönen läßt, welche sehr nahe unisono sind. Es erklärt sich die Erscheinung daraus, daß, wenn auch in einem bestimmten Moment durch beide Töne gleichzeitig eine Verdichtung hervorgebracht wird, dies Zusammenfallen doch sehr bald aufhören muß, so daß nach einiger Zeit gleichzeitig eine Verdünnung des einen Tones mit einer Verdichtung des anderen Statt findet. So werden sich dann die Töne bald gegenseitig verstärken, bald aufheben. Je näher die beiden Töne einander liegen, desto langsamer folgen die Stöße. So lange man nun dieselben ohne Schwierigkeit zählen kann, machen sie auf das Ohr durchaus keinen unangenehmen Eindruck. Wächst aber die Differenz der beiden Töne bis zu einem Halbton, so bilden sich 20—30 Stöße in der Sekunde, und wenn dabei dem Ohr auch noch der Eindruck getrennter Tonstöße bleibt, so wird der Gesammteindruck doch wirr. Ein solcher schnell schwebender Zusammenklang ist knarrend und rauh und reizt das Gehörorgan ähnlich wie ein flackerndes Licht den Gesichtsnerven. Hierin ist recht vorzugsweise der Grund der Dissonanz zu suchen,

welche das Zusammenklingen zweier Töne charakterisirt, deren Intervall einen ganzen oder einen halben Ton beträgt. Die Anzahl der Stöße, die zwei Töne geben, bestimmt indeß nicht allein den Grad der Dissonanz, derselbe hängt vielmehr auch von der Größe des Intervalls ab. Unter Umständen können die Stöße so schnell auf einander folgen, daß sie nicht mehr einzeln unterschieden werden, sondern einen eigenen Ton bilden, dessen Schwingungszahl gleich ist der Anzahl jener Stöße. So entstehen die Kombinations- oder tartini'schen Töne, welche Helmholtz Differenztöne nennt, weil ihre Schwingungszahl gleich ist der Differenz der Schwingungszahl der primären Töne. Man hört die nächst tieferen Oktaven eines Tones, wenn gleichzeitig noch seine Quinte erklingt. Bei gleichzeitigem Ertönen von Grundton und Quarte hört man die tiefere Duodecime des Grundtones mit. Nach Helmholtz muß zur Bildung der tartini'schen Töne dieselbe Luftmasse von beiden Tönen in heftige Erschütterung versetzt werden. Dem entsprechend sind die Kombinationstöne in der Physharmonika sehr stark, dagegen nur durch ein geübtes Ohr wahrnehmbar, wenn 2 Singstimmen oder 2 Violinen die Töne angeben.

Töne von gleicher Höhe und gleicher Stärke haben ganz verschiedenen Charakter, je nachdem sie von einer Violine, von einer Klarinette oder von einer Trompete herrühren. Diese Eigenthümlichkeit der Töne, die Klangfarbe, kann nur davon abhängen, wie die Wellenbewegung innerhalb jeder einzelnen Schwingungsperiode vor sich geht. Am einfachsten nimmt man an, daß die Schwingungen eines tönenden Körpers pendelartig erfolgen, und in der That finden wir solche Schwingungen an der Stimmgabel (s. d.). Untersucht man den Klang eines tönenden Körpers, dessen Oscillationen nicht dem Gesetz der Pendelschwingungen folgen, so findet man außer dem Grundton, welcher der Schwingungsdauer seiner Vibrationen entspricht, noch eine Reihe harmonischer Obertöne des Grundtones, das Ohr zerlegt einen solchen Klang in eine Reihe von Partialtönen, deren tiefster, nach dessen Tonhöhe wir die Tonhöhe des ganzen Klangs beurtheilen, in der Regel auch der stärkste ist. G. S. Ohm hat bereits ausgesprochen, daß das menschliche Ohr nur eine pendelartige Schwingung der Luft als einfachen Ton empfindet und jede andere periodische Luftbewegung in eine Reihe von pendelartigen Schwingungen zerlegt, welche als eine Reihe einfacher Töne empfunden werden. Hiernach ist also die Klangfarbe dadurch bedingt, daß zu dem Grundton einige seiner harmonischen Obertöne, und zwar mit größerer oder geringerer Intensität hinzutreten. Als Obertöne eines Grundtones muß man alle diejenigen Töne bezeichnen, deren Schwingungszahl ein Ganzes, Vielfaches von der Schwingungszahl des Grundtones ist. Die tieferen Obertöne bilden größere Intervalle und sind unter einander harmonisch, die kleinen Intervalle der höheren Obertöne dagegen bilden zusammen entschiedene Dissonanzen. Werden gleichzeitig in dem uns umgebenden Luftraum Schallwellensysteme erregt, so sind sowohl die Veränderungen der Dichtigkeit der Luft, als auch die Verschiebungen und Geschwindigkeiten der Lufttheilchen im Inneren des Gehörgangs gleich der Summe derjenigen Veränderungen, Verschiebungen und Geschwindigkeiten, welche die einzelnen Schallwellenzüge, einzeln genommen, hervorgebracht haben würde. Man kann demnach die Schwingungskurve eines Lufttheilchens für den Fall konstruiren, daß gleichzeitig die Schallwellen verschiedener Töne darauf einwirken, wenn die Schwingungskurven der einzelnen Töne bekannt sind. Mit Hülfe des Phonautographen ist nachgewiesen worden, daß die Schallwellen zweier verschiedenen Töne durch ihr Zusammenwirken in der That eine nach dem angedeuteten Princip kombinirte Vibrationsbewegung erzeugen, und was von einem Lufttheilchen gilt, das gilt auch von den Vibrationen eines materiellen Punktes, welcher einem tönenden Körper angehört, der gleichzeitig neben seinem Grundton auch noch einen oder mehre Obertöne hören läßt. Die verschiedenen musikalischen Instrumente bieten in Beziehung darauf, welche Obertöne den Grundton begleiten und in welcher Stärke sie vorhanden sind, die größten Mannichfaltigkeiten dar. Einfache Töne (Klänge ohne Obertöne) entstehen, wenn man eine angeschlagene Stimmgabel vor die Mündung einer Resonanzröhre von entsprechender Länge hält. Diese Töne sind ungemein weich und frei von allem Scharfen u. Rauhen, sie sind aber unkräftig u. in der Tiefe dumpf. Ihnen stehen am nächsten die Klänge der Flöte, welche nur wenige und schwache Obertöne haben. Weite gedeckte Pfeifen geben, wenn sie schwach angeblasen werden, den Grundton fast ganz rein, engere lassen neben dem Grundton auch noch die Duodecime hören. Bei weiten offenen Orgelpfeifen ist die Oktave des Grundtones noch ziemlich deutlich, die Duodecime schon sehr schwach. Engere offene Pfeifen der Orgel lassen, wenn sie stark angeblasen werden, eine Reihe von Obertönen hören, welche den Grundton kräftig begleiten, was dem Klange den schärferen, geigenähnlichen Charakter gibt. Die Obertöne, welche in der Klangmasse gespannter Saiten auftreten, hängen von der Art ab, wie und an welcher Stelle die Saite zum Tönen gebracht wird, aus welchem Material die Saite besteht &c. Bei gut konstruirten Klavieren sind die Obertöne bis zum sechsten sehr kräftig, während der siebente u. neunte, dessen Mitklingen die Harmonie der übrigen beeinträchtigen würde, ganz fehlen oder doch sehr schwach sind. Saiten, die im Verhältniß ihrer Länge sehr dünn sind, geben, in entsprechender Weise angeschlagen, leicht viele hohe Obertöne, die ein eigenthümliches unharmonisches Geräusch (Klimpern) veranlassen. Im Klange der Streichinstrumente ist der Grundton verhältnißmäßig kräftiger als beim Klavier, die ersten Obertöne sind schwächer, die höheren, vom sechsten bis zum zehnten, dagegen sind viel deutlicher u. verursachen die Schärfe des Klanges der Streichinstrumente. Im Allgemeinen sind Klänge, welche von einer Reihe niederer Obertöne etwa bis zum sechsten hinauf in mäßiger Stärke begleitet werden, klangvoller, musikalischer. Sie haben, mit den einfacheren Tönen verglichen, etwas Reicheres und Prächtigeres (Klavier, offene Orgelpfeifen &c.). Sind nur ungeradzahlige

Obertöne da, wie bei engen gedeckten Pfeifen, den in der Mitte angeschlagenen Klaviersaiten ꝛc., so bekommt der Klang einen hohlen und bei größerer Zahl von Obertönen einen näselnden Charakter. Sind die höheren Obertöne jenseits des sechsten und siebenten sehr deutlich, so wird der Klang scharf und rauh; sie sind bei geringerer Stärke günstig für den Charakter und die Ausdrucksfähigkeit der Musik (Streichinstrumente, Physharmonika); wenn sie aber eine besondere Stärke erreichen, so erhalten die Klänge wie bei den Blechinstrumenten etwas ungemein Durchdringendes. Vergl. Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen, 2. Aufl., Braunschw. 1865.

Schall, Karl, deutscher Lustspieldichter, geboren den 24. Februar 1780 zu Breslau, folgte, obwohl zum Kaufmann bestimmt, seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften und gründete die „Neue Breslauer Zeitung", deren Redaktion er bis zu seinem den 18. August 1833 erfolgten Tode führte. Von seinen kleinen Theaterstücken haben sich mehre auf den Bühnen erhalten. Seine „Nachgelassenen Reime und Räthsel" gab Kahlert (mit Biographie, Breslau 1849) heraus.

Schallblase, bei einigen Batrachiern die beim Schreien blasenartig sich ausblähende Kehlhaut der Männchen.

Schaller, 1) Anton, Historienmaler, geboren 1772 zu Wien, besuchte die unter Leitung der Akademie stehende Handwerksschule daselbst und kam dann in die k. k. Porzellanmanufaktur, wo er mehre historische Darstellungen auf Porzellanplatten ausführte. Nachdem ihm die Professur der Anatomie und der Elementarzeichnung an der k. k. Akademie übertragen worden, widmete er seine Hauptthätigkeit dem Unterricht. Er † 1844. Seine Bilder, meist Altarbilder und mythologische Darstellungen, sind größtentheils in Privatsammlungen übergegangen.

2) Johann, Bildhauer, Bruder des Vorigen, geboren 1777 zu Wien, erwarb sich als Lehrling der Porzellanmanufaktur daselbst durch eine 3 Fuß hohe Figur des Philoctet eine Pensionärstelle in Rom. Hier verweilte er über 10 Jahre und führte daselbst die berühmte Marmorgruppe Bellerophon, der die Chimäre erlegt, aus, die im Salon des Glashauses im Kaisergarten aufgestellt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde ihm 1823 die Professur der Bildhauerei an der k. k. Akademie verliehen. Unter seine früheren Werke gehört die kolossale Büste des Grafen Friedrich von Trautmannsdorf, Bevollmächtigten beim westphälischen Friedensschlusse, für die Walhalla bestimmt; spätere Werke sind die Statue des Andreas Hofer in der Hofkirche zu Innsbruck, die Erzstatue Kaiser Franz' I. für Stanislawow in Galizien; zwei kolossale Cherubim aus Holz für die Dominikanerkirche in Wien; die Gruppe der Vindobona und des Danubius im Maschinengebäude der Kaiser-Ferdinandswasserleitung; eine unvollendete Venus in carrarischem Marmor; endlich die meist kolossalen Büsten des Kaisers Franz I., des Fürsten Metternich für die Walhalla, des Fürsten Joseph von Schwarzenberg, des Kaisers Ferdinand I. u. a. m. S. † den 16. Februar 1847.

3) Eduard, Historienmaler, Sohn des Vorigen, geboren 1802 zu Wien, bildete sich auf der Akademie daselbst, dann in Rom, Neapel und München, hier unter Cornelius. Seit 1836 lebt er wieder in Wien mit dem Ruf eines der vorzüglichsten Meister der religiösen Schule. Doch folgt er nicht ausschließlich dieser Richtung, sondern neigt sich zum Romantischen hin. Zu seinen Hauptwerken gehören zwei Altarbilder: die heilige Anna mit der kleinen Maria u. der heilige Wenzel in der Glorie mit zwei Engeln; Richard Löwenherz und Blondel; Leopold der Erlauchte dem Kaiser Otto, der durch einen Bären in Lebensgefahr kam, den Jagdspieß darreichend; Rudolf von Habsburg und der Priester. Auch viele Zeichnungen fertigte er, z. B. für Zieglers „Geschichte von Oesterreich", für Pyrkers „Legenden der Heiligen".

4) Ludwig, Bildhauer, Bruder des Vorigen, geboren den 13. Oktober 1804 zu Wien und an der Akademie daselbst gebildet, erwarb sich durch seine Statue des Perseus mit dem Medusenhaupte den akademischen Preis und vollendete seine Ausbildung zu München. Nachdem er sich durch eine Büste der Königin Therese von Bayern bekannt gemacht, erhielt er vom König den Auftrag, zwei Säle der Pinakothek mit Basreliefs zu verzieren, deren Inhalt im Allgemeinen aus dem Leben berühmter Maler genommen wurde. Von ausgezeichneter Schönheit sind 4 Reliefs, welche Sternbilder darstellen, nämlich die Jungfrau mit dem Sirius, den Hesperus, den Morgenstern und die Locken der Berenice, und das neue Akademiegebäude in Karlsruhe zieren, auch in mehren Gypsabgüssen vorhanden sind. Für das genannte Gebäude komponirte S. auch einen Fries, die olympischen Spiele vorstellend. Reiche Kompositionen lieferte er auch für das neue Museum in Pesth; außerdem mehre Büsten für die bayerische Ruhmeshalle und für die Walhalla. Außer verschiedenen Grabmonumenten sind von ihm noch die Statuen des Prometheus und des Phidias in den äußeren Nischen der Glyptothek zu München, sowie die 1850 in Weimar aufgestellte Bronzestatue Herders zu nennen. Seine Statuen berühmter Dichter gehören, was Lebendigkeit der Auffassung und charakteristische Schärfe anlangt, zu den vorzüglichsten Leistungen dieser Gattung.

5) Julius, deutscher Philosoph, geboren 1810 in Magdeburg, besuchte das dortige Domgymnasium und widmete sich zu Halle erst theologischen, dann, durch Rosenkranz angezogen, besonders philosophischen Studien. Seit 1834 an der Universität habilitirt, erhielt er 1838 eine außerordentliche Professur. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Die Philosophie unserer Zeit" (Leipz. 1837), worin er sich als Anhänger Hegels bekundete; „Der historische Christus und die Philosophie" (das. 1838); „Vorlesungen über Schleiermacher" (Halle 1844); „Darstellung und Kritik der Philosophie Ludwig Feuerbachs" (Lpz. 1845); „Geschichte der Naturphilosophie von Baco bis auf unsere Zeit" (das. 1841—44, 2 Bde.); „Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem Werthe" (das. 1851) und „Psychologie" (Weimar 1860, 2 Bde.). Seit Anfang 1854 gibt er mit Geibel das „Weltall", eine Zeitschrift für populäre Naturkunde, heraus.

Schallstäbe, von Eberbach in Stuttgart erfundene Vorrichtung, durch die man die Thurmglocken zu ersetzen gesucht hat, besteht aus rein ausgeschmiedeten Stahlstäben, die in einem Winkel von etwa 68° gebogen, geschliffen und mittelst eines Henkels unbeweglich in einem hölzernen Gerüste befestigt sind. Ein daneben angebrachter hölzerner Hammer, der von einem Uhrwerk oder von einem Menschen in Bewegung gesetzt wird, schlägt auf den einen Schenkel des Stabes. Ein Stab von 36 Pfund ersetzt eine Glocke von 6 Centnern, und die Kosten betragen etwa ein Viertheil von denen einer entsprechenden Glocke, auch leidet der Thurm durch die S. weniger als durch die Glocken.

Schalltrichter (Schallstück, Schallbecher, Stürze, Stülp), die in Form eines je nach der Art des Instruments größeren oder kleineren Trichters auslaufende Erweiterung der Röhre derjenigen Blasinstrumente, deren Röhre sonst durchgehends gleich bleibt, z. B. der Trompete, Posaune, Oboe ꝛc., bezweckt theils Erweiterung, theils Verstärkung des Tones, indem die klingende Luftsäule im Instrument sich hier der äußeren Luft mittheilt, die dann in größerem Umfang in Schwingung gesetzt wird.

Schallum (Sallum), König von Israel 773, ermordete den König Zacharias, ward aber nach einmonatlicher Regierung von Menahem ebenfalls ermordet.

Schallwelle, s. Schall.

Schalmei (vom franz. chalumeau, vom lat. calamus, Rohr), die Schäferpfeife, eines der ältesten Blasinstrumente, die Syrinx der alten Griechen, flötenartig, meist aus Rohr gefertigt; dann auch Pommer oder Bombard genannt, Blasinstrument aus Buchsbaumholz, welches, durch die weniger gellende Oboe (s. d.) verdrängt, jetzt nicht mehr im Gebrauch ist; auch die Pfeife am Dudelsack und ein Schnarrwerk der Orgeln.

Schalotte, s. v. a. Allium ascalonicum *L.*, s. Lauch.

Schalstein, s. Blatterstein.

Schalthiere, die mit einem Gehäuse bedeckten Weichthiere (s. d.).

Schaltjahr, **Schaltmonat**, **Schalttag**, s. Jahr und Kalender.

Schaluppe (Schluppe), jedes Boot eines Schiffes, besonders aber das größte Boot, welches in See, auf dem Deck des Schiffes stehend, noch das Mittelboot in sich aufnimmt und dazu bestimmt ist, die Kommunikation von der Rhede mit dem Lande zu unterhalten, süßes Wasser zu holen und die Anker auszubringen. Die S.n werden durch Riemen oder Ruder, oder durch Segel, oder durch beide zugleich bewegt. Kauffahrer haben gewöhnlich nur eine S., ein Boot und eine Jolle, Grönlandsfahrer 6—7, Kriegsschiffe 4—6 S.n. Armirte Kriegs- und Kanonenschaluppen, die als Hafenwacht, Zollkutter und Küstenwächter benutzt werden, sind an ihrem Vordertheil in der Regel mit einem Vierundzwanzigpfünder versehen und von sehr starker Bauart. Sie wenden dem Schiffe stets nur das Vordertheil zu und können daher vom feindlichen Geschütz nur wenig bestrichen werden.

Scham, das Gefühl der Unlust, welches den gebildeteren Menschen zu befallen pflegt, wenn ihm eigne oder fremde Fehler oder Handlungen zur Unehre oder Schande gereichen. Dasselbe gibt sich äußerlich kund durch Niederschlagen der Augen und Erröthen (s. Schamröthe) des Gesichts. Die Empfänglichkeit für das Gefühl der S. nennt man Schamhaftigkeit, vornehmlich wenn dasselbe durch solche Vorstellungen leicht erregt wird, die sich auf den Geschlechtstrieb beziehen. Das Gegentheil davon ist Schamlosigkeit, welche in dem gänzlichen Mangel des Schamgefühls besteht und entweder eine Folge des Mangels an Bildung und der Rohheit, oder der moralischen Verderbtheit ist.

Schamanen, ursprünglich die Anhänger der sogenannten inneren Lehre des Buddhaismus, die nur von erhabenen Seelen begriffen werden soll und vollkommene Vernichtung des eignen Ichs als Gottgleichheit statuirt. Der vollkommene Schamane ist von den gottesdienstlichen Ceremonien wie von der Anbetung der Götter des Volks entbunden. Er steht über allen Leidenschaften, ist keiner Unreinigkeit mehr fähig und kehrt mit dem Tode unmittelbar in das Wesen der Gottheit zurück, von welcher seine Seele ausgeflossen war. Diese Ansichten und Folgerungen führten bald zu dem gröbsten Aberglauben, so daß S., Gaukler und Betrüger gegenwärtig dieselben Begriffe sind. Man findet sie in der Tatarei und Mongolei, in Sibirien, China und Kamtschatka als Priester, Aerzte, Zauberer und Geisterbeschwörer. Der schamanische Gottesdienst (Schamanismus) besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der S.

Schambein, s. Becken.

Schamlosigkeit, s. Scham.

Schamröthe, Wallung des Bluts nach den Hautgefäßen, besonders denen des Gesichts, wird veranlaßt durch das Gefühl der Scham. Es wird dabei die Thätigkeit gewisser in der Wandung der kleinen Hautarterien endigenden Nerven plötzlich umgestimmt, so daß sich jene ausdehnen und mehr Blut aufnehmen. Am leichtesten erröthen daher Personen mit zarter weißer Haut und leicht erregbarem Nervensystem.

Schamtheile, s. v. a. Geschlechtstheile.

Schamyl, Tscherkessenanführer, s. Schemyl.

Schandau, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, an der Mündung der Kirnitzsch in die Elbe (rechtes Ufer), der sächsisch-böhmischen Eisenbahnstation Krippen gegenüber, mitten in der sächsischen Schweiz romantisch gelegen, ist Sitz eines Gerichtsamts und eines Hauptzollamts, hat Stahlwaarenfabrikation, Steinbrüche, eine Elbfähre, lebhafte Schifffahrt und Handel, besonders mit Sandsteinen, Holz und Getreide, und 2710 Einwohner. Eine Viertelstunde von der Stadt, am Eingange des Kirnitzschthals, befindet sich eine eisenhaltige Mineralquelle mit Badeanstalt, welche zum Baden und Trinken gebraucht und gegen Nervenschwäche und Unterleibsleiden empfohlen wird. Vgl. Petrenz, Die Mineralquellen von S., Dresden 1856.

Schande, Verletzung der Achtung, in der man bei Anderen steht, durch Handlungen, welche dem Sittengesetze widerstreiten. In sofern dem Men-

schen nur seine eignen Handlungen zur S. gereichen und man nur im uneigentlichen Sinne sagen kann, daß ihm S. aus fremden Handlungen erwächst, wie z. B. wenn Kinder ihren Aeltern durch schlechte Aufführung S. machen, unterscheidet sich S. von **Schimpf**, der uns auch von Anderen angethan werden kann und nicht sowohl die moralische Achtung, in der wir bei Anderen stehen, vermindert oder vernichtet, sondern vielmehr nur unserer bürgerlichen Ehre Abbruch thut, unsere Stellung in der Gesellschaft gefährdet. Alles, was dem Menschen als sittlich-vernünftigem Wesen zur S. gereicht, nennt man schändlich.

Schandpfahl (**Schandsäule**), s. v. a. Pranger.

Schandschrift, s. v. a. Pasquill.

Schanghai, Stadt in der chinesischen Provinz Kiang-su, am schiffbaren Wusung, durch einen Zweigkanal mit dem Kaiserkanal verbunden, einer der Haupthandelsplätze für die chinesischen Binnenprovinzen, hat bedeutende Baumwollwebereien, im Frühjahr und Herbst große Messen, namentlich für Thee und Seide, und zählt gegen 300,000 Einwohner. Der Hafen von S. ist seit dem 15. November 1843 den Europäern eröffnet und gehört seitdem zu den wichtigsten Seeplätzen Ostasiens; die Einfuhr geschieht meist auf englischen Schiffen. Nördlich von der Stadt haben die Engländer und Franzosen getrennte, große Quartiere; auch haben hier die Jesuiten eine Niederlassung und 2 Seminare. Die Umgebung der Stadt ist höchst fruchtbar und trefflich angebaut.

Schanker, eigenthümliches Geschwür der Haut und Schleimhaut der äußeren Genitalien, welches man vor der neuerdings Statt gefundenen Umwandlung der Lehre von der Syphilis mit letzterer in Zusammenhang zu bringen gewohnt war. Man unterschied nämlich einen weichen S. und einen harten S., ersterer sollte keine Syphilis im Gefolge haben, letzterer stets zur allgemeinen Syphilis führen. Gegenwärtig nimmt aber die Mehrzahl der Aerzte an, daß der weiche S. (auch virulentes Geschwür, Schankroïd genannt) gar nichts mit der Syphilis zu schaffen hat, keine Theilerscheinung der letzteren ist, während man den harten S. (auch primär-syphilitisches Geschwür, infektiöses Geschwür genannt) gar nicht mehr unter die Kategorie S. rechnet, sondern als erstes Symptom der Syphilis (s. d.) auffaßt. Wir haben es demnach hier nur mit dem früher sogenannten weichen S. zu thun. Der S. ist eine rein kontagiöse Krankheit und wird nur dadurch erworben, daß das Schankergift (oder Schankercontagium) von einem Individuum auf ein anderes direkt übertragen wird. Das Schankercontagium ist nicht flüchtiger, sondern fixer Natur und an die Absonderung der Schankergeschwüre u. den Inhalt der Drüsenschanker (s. Bubo) gebunden. Die Uebertragung des S.s (Ansteckung) geschieht bei weitem am häufigsten durch den Beischlaf mit einem an S. leidenden Individuum, viel seltener durch die Benutzung von mit Schankergift verunreinigten Abtritten, Trinkgläsern rc. Verletzungen des Oberhäutchens bei dem Coïtus an denjenigen Stellen der Geschlechtstheile, welche mit dem Ansteckungsstoff in Berührung kommen, begünstigen zwar die Uebertragung, sind aber dazu nicht absolut nothwendig. Am häufigsten sind die äußeren Genitalien und ihre nächste Umgebung der Sitz des S.s. Man kann den S. auch verimpfen und thut dies unter gewissen Umständen aus wissenschaftlichen Gründen (s. unten). Die Syphilisation, d. h. die absichtliche Hervorrufung zahlreicher Schankergeschwüre durch Impfung, scheint zu beweisen, daß bei sehr häufig wiederholter Uebertragung von Schankereiter die Empfänglichkeit für die Ansteckung durch denselben erschöpft wird. Ist das Schankercontagium auf ein Individuum übertragen worden, so dauert es etwa vier Tage, bis sich an der betreffenden Stelle ein Schankergeschwür entwickelt. Das auf diese Weise entstandene Geschwür besitzt nicht immer so charakteristische Eigenthümlichkeiten, daß man es stets sofort von anderen Geschwüren unterscheiden könnte. In fraglichen Fällen ist es daher gerathen, auf dem Schenkel des betreffenden Individuums mit der Geschwürsabsonderung eine Impfung vorzunehmen. Entwickelt sich in den Impfstellen ein Geschwür von den sogleich zu beschreibenden Eigenthümlichkeiten, so hat man es sicher mit einem S. zu thun. Bleibt die Impfung ohne diesen Erfolg, so wird der Verdacht rege, daß das fragliche Geschwür syphilitischer Natur sei. Der gewöhnliche S. stellt ein verschieden großes, 3—12 Linien und darüber im Durchmesser haltendes Geschwür mit ausgezacktem, scharf abgesetztem Rande und speckigem Grunde vor. Bei Männern sitzt der S. meist an der Vorhaut oder der Eichel, an der Vereinigungsstelle beider und besonders gern am Eichelbändchen, selten in der Harnröhre. Bei Weibern ist der häufigste Sitz an den Schamlippen, besonders an der hinteren Vereinigung derselben, und an dem Scheideneingang. Schickt sich der S. zur Heilung an, so reinigt sich die Geschwürsfläche, sie verliert ihren speckigen Grund, es entstehen auf dem Geschwürsboden rothe Fleischwärzchen, welche den entstandenen Substanzverlust ausfüllen. Je nach dem Umfang und der Tiefe des S.s bleibt nach der Heilung desselben eine mehr oder weniger deutliche strahlige Narbe zurück. Die Zeit, nach welcher die Heilung erfolgt, schwankt zwischen 8—14 Tagen und mehren Monaten. Durchschnittlich kann man bei zweckmäßiger Behandlung die Dauer des S.s auf 2—4 Wochen annehmen. In einzelnen Fällen nimmt der S. den Charakter eines bösartigen, schnell um sich fressenden und zerstörenden Geschwürs mit jauchiger Absonderung an (phagedänischer S.), oder es wandelt sich das Geschwür sammt seiner Umgebung in einen mißfarbigen, graugrünen oder schwarzen, unempfindlichen feuchten Brandschorf um (gangranöser S.), wodurch das Leben des Kranken bedroht werden kann. Tritt aber Heilung ein, so erfolgt diese unter großem Substanzverlust und dem entsprechend ausgedehnter Narbenbildung. Der an einem S. Leidende muß, wenn er sonst gesund und kräftig ist, sich körperlich ruhig verhalten, knappe Diät beobachten, erhitzende Speisen und Getränke vermeiden. Durch ein Paar Dosen Glaubersalz oder

durch ein Glas friedrichshaller Bitterwasser, nüchtern getrunken, ist für Herbeiführung eines dünnen Stuhles zu sorgen. Schwächlichen Subjekten kann man dagegen selbst den Genuß eines Glases Rothwein empfehlen. In der Zeit vom 4.—7. Tage des Bestehens eines S.s ist es zweckmäßig, das Geschwür durch ein Aetzmittel zu zerstören. Nach dieser Zeit bringt das Aetzen keinen Vortheil mehr, das Geschwür wird dann nur noch öfter mit lauem Wasser gereinigt und mit angefeuchteten Kompressen verbunden. Zieht sich die Heilung hinaus, so muß man das Geschwür mit Höllenstein touchiren und mit einer Zink- oder Bleilösung verbinden. Häufig durchbohrt der S. das Eichelbändchen, welches dann vollends zu durchschneiden ist. Entsteht eine Phimose (s. d.), so müssen reinigende Einspritzungen unter die Vorhaut gemacht werden. Bei dem phagedänischen S. muß das Allgemeinbefinden durch nahrhafte Diät, Wein, China- und Eisenpräparate gekräftigt werden. Für die örtliche Behandlung empfehlen sich außer größter Reinlichkeit Umschläge mit verdünntem Chlorwasser (1 : 6—12 Theile Wasser). Der brandige S. erfordert eine ganz ähnliche Behandlung. Vgl. Syphilis.

Schansi, Binnenprovinz des nördlichen China, grenzt im Norden an die Mongolei (durch die große Mauer davon getrennt), im Osten an die Provinz Pe-tschili, im Süden an die Provinz Honan, im Westen an die Provinz Schensi (durch den Hoangho davon getrennt) und hat einen Flächenraum von 2620 QMeilen mit 15 Millionen Einwohnern. Das Land ist gebirgig und felsig, mit mehren Pässen nach der Mongolei, wird vom Fuenho und anderen Nebenflüssen des Hoangho bewässert, hat gemäßigtes Klima und producirt Getreide, Baumwolle, Tabak, Wein, Oel, Obst, Seide, die gewöhnlichen Hausthiere, Eisen, Steinkohlen, Salz ꝛc. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Ackerbau und Viehzucht, ferner Fabrikation von Eisenwaaren, Seidenzeuchen, Filz, Leder ꝛc. und Handel mit den Landesprodukten und Industrieerzeugnissen. Die Grenze hat viele Festungen. Die Hauptstadt der Provinz ist Tai-yang-fu.

Schan-tong (Schan-tung), Provinz im nordöstlichen China, zur Hälfte eine große Halbinsel bildend, welche nördlich vom Golf von Petschili, südöstlich vom gelben Meer bespült wird, grenzt nördlich und westlich an die Provinz Petschili, südwestlich an die Provinz Honan, südlich an die Provinz Kiang-su, östlich an das Meer und hat einen Flächenraum von 3077 QM. mit ungefähr 30 Millionen Einwohnern. Die Küste hat zahlreiche Buchten und Vorgebirge, das Land ist im Inneren und Osten ziemlich gebirgig, wird von vielen Küstenflüssen bewässert und im Westen vom Kaiserkanal durchschnitten, hat ein gemäßigtes Klima, selten Regen und erzeugt Getreide, Indigo, Obst, Wild, Geflügel, Fische, Seide, Steinkohlen ꝛc. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, ferner Seidenzucht, Seidenspinnerei und Weberei, Schifffahrt und Handel. Hauptstadt der Provinz ist Tsi-nan-fu.

Schanze (Feldschanze), Erdbefestigung, deren Zweck und Konstruktion dahin geht, daß eine zur Besatzung zu verwendende Truppenabtheilung eine Zeitlang darin sich vortheilhaft vertheidigen könne. Gewöhnlich theilt man die S.n in geschlossene und offene S.n und in verschanzte Linien. Die erste Art umschließt den Terraintheil, auf welchem sie liegen, völlig mit einer Brustwehr; die zweite Art hat dagegen nach einer Seite hin keine Brustwehr, und die dritte Art besteht entweder aus Brustwehren, die auf lange Strecken ununterbrochen fortlaufen, oder es sind einzelne offene oder geschlossene S.n, deren Anordnung auf eine gemeinschaftliche, sich wechselseitig unterstützende Vertheidigung berechnet ist (befestigte Linien). Die Formen, welche die einzelnen Werke erhalten, sind sehr verschieden; jedoch werden sie meist aus geraden Linien gebildet, welche entweder nur unter ausspringenden Winkeln zusammenstoßen, oder abwechselnd aus- und eingehende Winkel bilden. Die gewöhnlich vorkommenden offenen S.n sind: die geradlinige Brustwehr oder Schulterwehr, deren Flügel gewöhnlich etwas rückwärts gebogen sind; die Flesche (s. d.); die Lunette (s. d.); die Zangenwerke, nämlich die einfache, 4 geradlinige Brustwehren, wovon 2 einen eingehenden Winkel, die beiden andern, an diese anstoßenden aber mit jenen 2 ausspringende Winkel bilden, und die doppelte Zange, 6 geradlinige Brustwehren, die unter 3 aus- und 2 einspringenden Winkeln zusammenstoßen. Sind bei der einfachen Zange die Flügelseiten nach rückwärts zusammenlaufend, so nennt man dies insbesondere ein schwalbenschwanzförmiges Werk, und gehen bei der doppelten Zange die Flügelseiten auseinander, so wird ein solches Werk eine Pfaffenmütze genannt. Die gewöhnlichsten geschlossenen S.n sind die Redouten (s. Redoute), und die Sternschanzen (Tenaillenschanzen), die aus aneinander gehängten Tenaillen (s. Tenaille) bestehen und also eine Figur bilden, wo immer ein ausspringender und eingehender Winkel mit einander abwechseln. Was die Größe der Winkel der S.n betrifft, so gilt als Regel, daß die ausspringenden nie kleiner als 60° und die eingehenden nie kleiner als 90°, aber auch wo möglich nicht größer als 120° ausfallen dürfen, wenn ihre Schenkel eine vortheilhafte Vertheidigung gewähren sollen. Jede gerade Linie, die einen ausspringenden Winkel halbirt, wird die Kapitale des Winkels genannt. Auf großen Schiffen ist S. ein Aufsatz auf dem Hintertheil des Oberdecks, der bei dem großen Mast anfängt und in dem sich die große Kajüte nebst den Kammern der Schiffsoffiziere befinden. Diese S. ist nur mit leichten Kanonen armirt und trägt bei sehr großen Schiffen ein noch kleineres Stockwerk, die Hütte genannt.

Schanzkörbe, hohle, von Reisig wie Körbe geflochtene Cylinder, werden in der Befestigungskunst theils als Verkleide-, theils als Deckmittel gebraucht. Ihre Größe ist verschieden, ihre Höhe jedoch stets größer als ihr Durchmesser. Die üblichsten Arten sind: die kleinen S. (Sappenkörbe), 3 Fuß hoch und 2 F. weit; die mittleren S., 4 F. hoch und 3 F. weit; die großen S. (Rollkörbe), von 6—7 F. Höhe und 3—4 F. Weite. Sie müssen möglichst gerade, mit

parallelen Wänden und so dicht geflochten sein, daß sie keine Erde durchfallen lassen.

Scharbock, s. v. a. Skorbut.

Scharbockkraut, s. v. a. Ficaria ranunculoides *Moench*.

Schardagh (Schartag), ein Zweig des Balkans in der europäischen Türkei, auf der Grenze von Serbien und Macedonien (Ejalet Salonichi). Die höchste Spitze ist der Krivosia, 8000 Fuß; hieß im Alterthum Skordos oder Scardus.

Scharfrichter, seit dem Ende des Mittelalters gebräuchliche Bezeichnung solcher Personen, welche die durch Richterspruch verhängte Todesstrafe der Enthauptung von Amtswegen zu vollstrecken haben. Nach dem ältesten germanischen Rechtsgebrauch stand der das Urtheil findenden Gemeinde oder dem Kläger mit seinem Anhang die Strafvollstreckung zu, welcher Gebrauch sich hier und da bis ins 16. Jahrhundert erhielt. Dann fiel dieselbe in der Regel den Fron- oder Gerichtsboten zu; an manchen Orten aber bestand der seltsame Gebrauch, daß der jüngste Schöffe, selbst mitunter der jüngste Ehemann oder gar der nächste Anverwandte des Verurtheilten die Hinrichtung vollziehen mußte, oder es vollstreckten, wenn mehre Verurtheilte vorhanden waren, einige von diesen an den übrigen das Urtheil und befreiten sich dadurch selbst von der Hinrichtung. Nachdem es aber gebräuchlich geworden, die Exekution besonderen Individuen zu übertragen, machte man einen Unterschied zwischen S. und Henker, indem man jenem die Vollstreckung der Enthauptung, als nicht entehrender Todesstrafe, den Henkern aber, die gewöhnlich in den Diensten des S.s standen und ihr Amt unter dessen Aufsicht ausübten, die für entehrend geltenden Arten der Todesstrafe, das Hängen, Rädern, Viertheilen, Verbrennen ꝛc., sowie die Folterung zuwies. Wiewohl nun nach den Reichsgesetzen den S. niemals Unehrlichkeit oder Anrüchigkeit treffen sollte, so trug er doch in der öffentlichen Meinung gleich den Henkern und Abdeckern einen Makel an sich, ward vom städtischen Bürgerrecht ausgeschlossen, erhielt in der Kirche einen besonderen Stand, war beim Abendmahlsgenuß der Letzte und mußte eine besondere Kleidung tragen. Noch jetzt bilden die S. eine eigne Kaste oder Zunft, und ihr Amt pflegt in der Regel vom Vater auf den Sohn fortzuerben, meist auch mit einer Abdeckereigerechtigkeit verbunden zu sein. Ihr Meisterstück besteht in der kunstgerechten Enthauptung eines Verurtheilten, wozu sie sich an aufgehängten Thieren oder an säulenartig auf einander geschichteten hölzernen Scheiben, aus denen sie eine bestimmte herauszuschlagen suchen, ohne daß die Säule umfällt, einzuüben pflegen. Das Scharfrichterschwert ist mit einer geraden, breiten, zweischneidigen Klinge versehen, die vorn breiter als am Griff ist, den man mit zwei Händen fassen kann.

Scharfschützen (chasseurs carabiniers), in manchen Armeen eigene Corps von Soldaten, welche, mit gezogenen Gewehren (Büchsen oder sogenannten Stutzen) versehen und im Schießen sorgfältig geübt, nicht in Reihe und Glied fechten, sondern unter Benutzung jedes von dem Terrain gebotenen Deckmittels vor der Linie oder an deren Flanken den Feinden besonderen Schaden zuzufügen bestimmt sind. Einen gefürchteten Namen haben sich besonders die tyroler und schweizer S. gemacht.

Scharfsinn, die Fähigkeit, nicht sogleich in die Augen fallende Unterschiede von Wahrnehmungen, Vorstellungen und besonders von abstrakten Begriffen zu entdecken, ein höherer Grad der Unterscheidungskraft; im gemeinen Leben auch die Fähigkeit, gründlich zu urtheilen, den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen anzugeben, oder verborgene Merkmale eines Gegenstandes zu entdecken.

Scharlach (Scharlachroth), das höchste Roth, ein ins Gelbe fallendes Karmoisinroth. Ueber Scharlachfärben s. Rothfärben.

Scharlach (Scharlachfieber, scarlatina), fieberhafte Allgemeinerkrankung, welche sich hauptsächlich auf der äußeren Haut, der Rachenschleimhaut und in den Nieren lokalisirt. Das Scharlachfieber ist eine ansteckende Krankheit und man hat daher ein Scharlachgift oder Scharlachcontagium statuirt, durch welches eben die Ansteckung erfolgt. Ob sich das Scharlachgift auch selbstständig und autochthon entwickeln könne, ohne daß eine Ansteckung vorliegt, ist nicht ganz sichergestellt, aber doch nicht unwahrscheinlich. Das Scharlachgift ist zwar seinem Wesen nach ganz unbekannt, wir wissen jedoch, daß es kein festes, sondern ein flüchtiges Contagium ist. Die Ansteckung von Individuen, welche sich in der Nähe von Scharlachkranken aufgehalten haben, ohne mit denselben in unmittelbare Berührung gekommen zu sein, macht es wahrscheinlich, daß das Gift in der Ausdünstung der Kranken enthalten und der sie umgebenden Luft beigemischt sei. Auch ist es sichergestellt, daß der Ansteckungsstoff durch Mittelspersonen, welche selbst vom Scharlachfieber verschont bleiben, verschleppt und auf entfernte Individuen übertragen werden kann. Die Inkubationszeit des Scharlachfiebers, d. h. die Zeit, welche zwischen der Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit vergeht, scheint etwa 8 Tage zu betragen. Personen, welche das Scharlachfieber einmal überstanden haben, werden nur äußerst selten zum zweiten Male von derselben Krankheit ergriffen. Bei herrschenden Scharlachepidemien bleiben die Säuglinge häufig verschont; Kinder, welche das zweite Lebensjahr überschritten haben, sind für die Ansteckung am meisten empfänglich. Indessen werden auch erwachsene Menschen häufig genug vom Scharlachfieber befallen, wenn sie dasselbe nicht als Kinder überstanden haben. In größeren Städten scheint das Scharlachfieber niemals gänzlich zu erlöschen; warum sich aber an die vereinzelt vorkommenden Fälle zuweilen und manchmal plötzlich eine Scharlachepidemie anschließt, ist unbekannt. Manche Scharlachepidemien zeichnen sich durch ihre Bösartigkeit, andere durch eine besondere Gutartigkeit der Einzelfälle aus, ohne daß man davon die Gründe anzugeben wüßte. Vorzugsweise, jedoch nicht ausschließlich, kommen die Scharlachepidemien im Herbst und Frühjahr vor. Sie haben eine verschiedene Dauer und folgen bald in kurzen, bald in langen Zwischenräumen auf einander. Die Organe, welche beim Scharlachfieber am

augenfälligsten erkranken, sind die äußere Haut, die Rachenschleimhaut und die Nieren. Das Scharlachexanthem beginnt mit dem Auftreten zahreicher kleiner, dicht bei einander stehender gerötheter Punkte, welche alsbald zusammenfließen und eine gleichmäßig geröthete Fläche bilden. Weit seltener bleibt die Röthung der Haut auf einzelne Flecke von verschiedener Größe und unregelmäßiger Form beschränkt, oder man bemerkt dunkler geröthete Flecken auf der im Uebrigen blässer gerötheten Haut. Die Haut ist dabei gleichmäßig angeschwollen, oft glänzend und geglättet. Bei den regulären Scharlachfällen ist auch konstant eine Entzündung der Rachenschleimheit zugegen. Gewöhnlich ist diese Entzündung eine katarrhalische, wobei die Schleimhaut der Gaumenbögen, der Mandeln und des Rachens dunkel geröthet und geschwollen, anfangs trocken, später mit reichlichem Schleim bedeckt erscheint. In bösartigen Epidemien nimmt die Halsaffektion nicht selten die Form der diphtheritischen Entzündung, wie bei der brandigen Bräune, an. Der Gaumen, die Mandeln und die Rachenschleimhaut sind in solchen Fällen anfangs mit einem grauen Belag versehen, welcher sich nicht von der Schleimhaut abstreichen läßt. Dieser Belag wird sammt den darunter liegenden Partien der Schleimhaut bis zu verschiedener Tiefe und Form eines mißfarbigen und stinkenden Brandschorfs abgestoßen, und es bleiben unregelmäßige, mit brandigen Gewebsresten bedeckte Substanzverluste zurück, welche im besten Falle mit Narbenbildung heilen. Der brandige Prozeß geht manchmal auf den hinteren Theil der Nasenhöhle über und bedingt den mit Recht verrufenen bösartigen Scharlachschnupfen. Mit den bösartigen Formen der Rachenentzündung verbinden sich zuweilen Entzündungen der Ohrspeicheldrüsen, der Lymphdrüsen und des Bindegewebes am Halse, welche meist in Vereiterung oder selbst in Brand übergehen. Ganz konstant ist mit dem Scharlachfieber eine Erkrankung der Nieren verbunden, welche sich durch den Abgang von Eiweiß mit dem Harn und durch Abstoßung der Nierenepithelien zu erkennen gibt. Andere Erkrankungen, besonders Entzündungen der Gelenke, der serösen Häute, des inneren Ohrs, gesellen sich nicht selten zu den schweren Fällen von Scharlachfieber, und besonders sind einzelne bösartige Epidemien durch dergleichen Komplikationen ausgezeichnet. Die einzelnen Scharlachfälle verlaufen unter einem sehr verschiedenen Bilde. Die reinsten Fälle, bei welchen neben dem entzündlichen Fieber nur der Hautausschlag, die hochgradige katarrhalische Angina und die Blutüberfüllung der Nieren bestehen, pflegt man als einfaches, *normales* oder gutartiges Scharlachfieber zu bezeichnen. Auch das normale Scharlachfieber stellt immer eine schwere Erkrankung dar. Man unterscheidet im Verlaufe der Krankheit mehre Stadien. Im *Inkubationsstadium* ist bei den meisten Individuen das Wohlbefinden völlig ungetrübt. Einzelne Kranke klagen jetzt schon über Mattigkeit, Abgeschlagenheit und über ein unbestimmtes Krankheitsgefühl. Das *Stadium der Vorläufer* beginnt mit wiederholtem Frösteln, seltener mit einem einmaligen Schüttelfrost. Der Kranke bekommt nun das Gefühl brennender Hitze, Brechneigung oder wirkliches Erbrechen, heftigen Kopfschmerz, das Gefühl großer Erschlaffung, eine allgemeine Schmerzhaftigkeit der Glieder. Der Durst ist gesteigert, der Schlaf gestört. Der Puls macht oft jetzt schon 120—130 Schläge in der Minute und die Körpertemperatur hat eine Höhe von 32° R. und darüber. Gleichzeitig klagen die Kranken über ein Gefühl von Trockenheit und Brennen im Halse und über Schmerzen, welche durch Schlingbewegungen vermehrt werden. Die Schleimhaut der Mandeln und des weichen Gaumens zeigt sich dunkel geröthet und geschwollen. Auch die Zunge ist meist schon an den Rändern auffallend roth. Das Stadium der Vorläufer dauert gewöhnlich 1—2 Tage, selten länger, zuweilen nur einige Stunden. Auch die Heftigkeit der prodromalen Symptome ist in den einzelnen Fällen eine sehr verschiedene. Manche Kranke sind sehr aufgeregt oder deliriren, andere liegen mit benommenem Sensorium, theilnahmlos und apathisch da. Kinder werden nicht selten von vorübergehenden Zuckungen befallen. Andere Kranke ertragen das Prodromalstadium viel leichter und scheinen während desselben kaum ernsthaft krank zu sein. Das *Stadium des Ausbruchs des Exanthems* kündigt sich fast immer durch eine Steigerung des Fiebers an. Auch die das Fieber begleitenden Erscheinungen, die Kopfschmerzen, das Schwächegefühl, die Aufregung oder Apathie der Kranken steigern sich, und gerade in dieser Zeit werden bei Kindern am häufigsten konvulsivische Anfälle beobachtet. Der Scharlachausschlag erscheint zuerst am Halse und verbreitet sich von dort auf den übrigen Körper. Gewöhnlich ist schon nach 24—36 Stunden die ganze Haut mit einer Scharlachröthe überzogen. Nur im Gesicht sind meist bloß die Wangen geröthet. Die dunkelste Röthe findet sich am Hals, an den Streckseiten der Arme und Beine, an den Gelenken, Händen und Füßen. Mit dem Ausbruch des Exanthems steigern sich die Halsbeschwerden, die Röthung des Gaumens wird stärker, die Zunge zeigt nicht bloß an den Rändern, sondern auch auf dem Rücken, von dem sich der anfangs vorhandene Belag gewöhnlich abgestoßen hat, eine dunkle Himbeerröthe. Die Oberfläche der Zunge besitzt wegen der Schwellung ihrer Wärzchen ein rauhes Ansehen. Das *Stadium der Blüthe* des Ausschlags, welches 4—5 Tage anzudauern pflegt, ist dadurch charakterisirt, daß etwa am zweiten Tage desselben das Fieber, der Ausschlag u. die Halsbeschwerden ihren Höhepunkt erreichen. Der Harn enthält jetzt reichliche Mengen abgestoßener Nierenepithelzellen und häufig etwas Eiweiß. Auch das Allgemeinbefinden der Kranken ist zu dieser Zeit am schwersten beeinträchtigt. Dann aber pflegen sämmtliche Krankheitserscheinungen langsam abzunehmen, die Pulsfrequenz und Temperaturerhöhung herabzugehen; das Exanthem erblaßt, die Schlingbeschwerden werden geringer und das Allgemeinbefinden bessert sich. Gewöhnlich am fünften Tag nach dem Ausbruch des Exanthems beginnt das *Stadium der Abschuppung*. Die Haut, welche bisher geröthet war, wird blaß, rauh und spröde und die

Epidermis löst sich in vielen kleinen Fetzen ab. Die Abschuppung beginnt am Halse und geht von da aus über den Rumpf und die Extremitäten fort. An den Händen löst sich die Oberhaut oft in größeren Lappen ab oder wird vom Kranken förmlich abgeschält. Im Stadium der Abschuppung, welches 8—14 Tage zu dauern pflegt, verlieren sich auch die letzten Spuren des Fiebers und der Halsbeschwerden. Die Krankheit endigt bei normalem und gutartigem Verlauf in der dritten bis vierten Woche mit vollständiger Genesung. Zu den gutartigen Fällen von S. rechnet man auch noch zwei rudimentäre Formen der Krankheit, nämlich das S. ohne Halsbeschwerden (scarlatina sine angina) und solche Fälle von Angina, welche zur Zeit einer Scharlachepidemie auftreten, aber bei welchen kein Scharlachausschlag auf der äußeren Haut vorhanden ist (s. sine exanthemate). Auf der anderen Seite gibt es auch ein bösartiges S., welches mit sehr heftigem Fieber u. excessiver Steigerung der Körpertemperatur einhergeht und frühzeitig einen typhösen Charakter annimmt. Schon im Vorläuferstadium sind dann die Kranken im höchsten Grade hinfällig, liegen apathisch da, sind unbesinnlich und versinken endlich in vollständige Schlafsucht. Nicht selten stellen sich leichte Zuckungen und namentlich bei Kindern allgemeine Konvulsionen ein. Die Zunge wird dann trocken, der Puls ist auffallend klein und frequent, oft ist der Rumpf brennend heiß, während die Extremitäten kalt sind. Solche Kranke verfallen schnell und sterben zuweilen noch vor Ausbruch des Exanthems. Sterben die Kranken aber nicht im Vorläuferstadium, so bricht das Exanthem langsam und unregelmäßig aus, hat eine blasse oder bläuliche Farbe, hält sich nur kurze Zeit auf der Haut und ist manchmal mit Blutflecken untermengt. Mit dem Ausbruch des Exanthems bessert sich das Allgemeinbefinden keineswegs, das hochgradige Fieber besteht fort, der Puls wird immer schwächer, die Kraftlosigkeit größer. Die meisten Kranken sterben in diesem Stadium, und von denjenigen, welche in das Stadium der Abschuppung übertreten, geht der größere Theil an Nachkrankheiten zu Grunde. Ebenso bösartig sind diejenigen Scharlachfälle, in welchen die Halsaffektion den Charakter der brandigen Bräune (s. d.) annimmt oder zu welchen eine Infiltration und Verjauchung der Lymphdrüsen und des Zellgewebes am Halse hinzutritt. Wie schon erwähnt, sind beim S. stets auch die Nieren in mehr oder weniger hohem Grade erkrankt und eine Folge dieser Erkrankung ist die Wassersucht, welche so häufig sich zum S. hinzugesellt. Meist stellt sich die Wassersucht erst während der Abschuppung ein, und man hat deshalb fälschlich behauptet, die Wassersucht sei eine Folge von Erkältungen, welchen sich die Kranken während der Blüthe des Exanthems oder der Abschuppung ausgesetzt hätten. Die Wassersucht nach Scharlachfieber hat übrigens eine verschiedene Bedeutung. Das eine Mal ist sie die Folge der gleichzeitigen Nierenerkrankung und des Eiweißharnens und führt dann in vielen Fällen zum Tode; das andere Mal tritt Wassersucht ohne Eiweißharnen als Nachkrankheit des Scharlachfiebers auf und ist dann eine ebenso gutartige, schnell vorübergehende als räthselhafte Krankheit. Was die Behandlung des Scharlachfiebers anbetrifft, so müssen zunächst die gesunden Individuen von den kranken und von Leuten, welche mit diesen verkehren, streng abgesondert werden. Besonders in bösartigen Epidemien ist diese Maßregel dringend anzuempfehlen. Bei normalen Scharlachfällen sorgt man für eine gleichmäßige, eher kühle (12—14° R.) als zu warme Temperatur des Krankenzimmers, welches sorgfältig und öfters gelüftet werden muß. Als Getränk passen kühles Wasser oder eine säuerliche Limonade, als Nahrung anfänglich Wassersuppen, Weißbrod, gekochtes Obst, später Fleischbrühe, Milch, Fleisch 2c. Der Kranke muß bis zur beendigten Abschuppung im Bett bleiben und auch dann noch ängstlich vor Erkältungen geschützt werden, daher mindestens noch 14 Tage das Zimmer hüten. Sonst ist in gutartigen Fällen keine besondere medikamentöse Behandlung erforderlich. Erreicht in bösartigen Fällen die Körpertemperatur eine gefahrdrohende Höhe, so leisten Einwickelungen des ganzen Körpers in nasse Leintücher vorzügliche Dienste. Diese Einwickelungen müssen 3—6mal hinter einander in Pausen von 10—15 Minuten wiederholt werden, worauf der Kranke in das Bett geschafft wird, bis sich neue Einwickelungen nöthig zeigen. Die brandige Rachenbräune muß nach ihrer Art behandelt werden. Zur Beseitigung der einfachen Wassersucht reicht ein warmes Verhalten und die Unterhaltung eines leichten Schweißes aus.

Scharlachbeere, s. v. a. Kermesschildlaus, Coccus Ilicis *L.*, s. Kermes; s. v. a. gemeine Kermesbeere, Phytolacca decandra *L.*

Scharlachkörner (Scharlachbeeren), s. Kermes.

Scharlachkomposition (Zinnchloridlösung), wird dargestellt, indem man 3 Theile Salzsäure, 1 Th. Salpetersäure und 1 Th. Wasser mischt und allmählig in die Mischung so viel Zinn einträgt, bis in 6 Pfund Säure 1 Pfd. Zinn gelöst ist. Die S. dient als Beize in der Färberei.

Scharlachkraut, s. v. a. Scharlachsalbei, Salvia Horminum *L.* Großes S., s. v. a. Salvia Sclarea *L.*

Scharlachroth, s. Scharlach.

Scharlachsberg, Berg bei Bingen (s. d.), mit der St. Rochuskapelle, bei welcher der Scharlachsberger, ein guter, gewürzhafter und starker weißer Rheinwein, gebaut wird.

Scharlatan, s. v. a. Charlatan.

Scharmützel, Gefecht von kurzer Dauer zwischen kleineren Truppenabtheilungen, welches kein entscheidendes Resultat bringt.

Scharnhorst, Gebhard David von, berühmter preußischer General, geboren den 10. Nov. 1756 zu Hämelsee in Hannover von bürgerlichen Aeltern, besuchte seit seinem 15. Jahre die vom Grafen Schaumburg-Lippe-Bückeburg errichtete Militärschule auf dem Wilhelmsstein u. trat 1776 als Fähnrich in das hannöverische Reiterregiment des Generals von Estorf ein. Im Jahre 1780 ward er Lieutenant in der Artillerie, bald darauf Lehrer an der damals nach seinem Plan errichteten Kriegsschule des Landes, 1792 Stabshauptmann. Während der Jahre 1793—95 machte er

an der Spitze einer reitenden Kompagnie die Feldzüge in Flandern und Holland in der alliirten Armee mit und hatte namentlich an der Vertheidigung Menins den rühmlichsten Antheil. Nach dem Kriege 1796 zum Oberstlieutenant befördert und mit literarisch-militärischen Arbeiten beschäftigt, vertauschte er 1801 den hannöverischen Dienst mit dem preußischen und wurde mit seinem Grade bei der Artillerie angestellt, doch später als Generalquartiermeisterlieutenant zum Generalstab versetzt. Von 1802—6 war seine Thätigkeit hauptsächlich auf den Unterricht der Infanterie- u. Kavallerieoffiziere gerichtet, indem er die von Friedrich dem Großen in Berlin zu diesem Zweck gegründete Anstalt zu einer Akademie erhob. Im Jahre 1804 in den Adelsstand erhoben und zum Oberst befördert, ward er als Chef des Generalstabs dem Herzog von Braunschweig zugetheilt. Obgleich in der Schlacht bei Auerstädt in der linken Seite verwundet, machte er doch den Rückzug Blüchers nach Lübeck mit. Mit Blücher gefangen, aber mit demselben bald wieder ausgewechselt, wohnte er als Generalquartiermeister in Lestocqs Corps der Schlacht bei Eylau bei. Von 1807 bis 1810 das Kriegsdepartement leitend, trug er vornehmlich durch die Einführung des sogenannten Krümpersystems, nach welchem die innerhalb 4 Monaten zum Dienst ausgebildeten Soldaten entlassen und durch neue Rekruten ersetzt wurden, viel dazu bei, eine möglichst große Anzahl Krieger von Frankreich unvermerkt in den Waffen zu üben, und bereitete so die Organisation der Landwehr und die Befreiung Deutschlands vor. Auch auf die bessere Ausbildung der Offiziere hatte er wesentlichen Einfluß. Als die Russen Anfangs 1813 an der Grenze Schlesiens erschienen waren, betrieb er mit Eifer die Erhebung Preußens, brachte in Kalisch den Abschluß des Traktats mit Rußland zu Stande und wurde dann beim Ausbruch des Kampfs als Generallieutenant und Chef des Generalstabs der schlesischen Armee zugetheilt, wo er es hauptsächlich war, der die Verbindung und Einheit der Operationen herbeiführte, die bei dem Mangel eines Oberbefehlshabers unter zwei Armeen so leicht mangeln konnte. In der Schlacht bei Großgörschen erhielt er eine Wunde, an der er auf einer diplomatischen Reise nach Wien am 28. Juni 1813 zu Prag †. Seine Leiche wurde später auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin beigesetzt, wo sein Grab ein von Tieck gefertigtes Denkmal schmückt. Im Jahre 1822 ließ König Friedrich Wilhelm dem Verstorbenen durch Rauchs Meisterhand eine Bildsäule errichten. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften“ (Hannov. 1787 bis 1790, 3 Bde.; neue vervollständigte Auflage von Hoyer, 1817—20, 4 Bde.), „Militärische Denkwürdigkeiten“ (das. 1797—1805, 5 Bde.). Vgl. v. Boyen, Beiträge zur Kenntniß des Generals v. S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den Jahren 1808—13, Berlin 1833; Clausewitz, Ueber das Leben und den Charakter des S., aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamburg 1832. S.s ältester Sohn, Wilhelm von S., geboren 1786, avancirte zum Artillerieinspektor von Stettin und Koblenz, befehligte 1849 gegen die badische Insurrektion die Artillerie und wurde nach der Uebergabe von Rastadt Kommandeur dieser Festung. Im Jahre 1850 nahm er seinen Abschied und † den 13. Juni 1854 in Bad Ems.

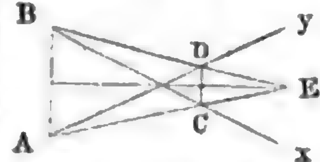
Scharte, Pflanzengattung, s. v. a. *Serratula L.* Gelbe S., s. v. a. *Genista tinctoria L.*

Scharteke (Scarteke, v. lat. charta, Papier), schlechte, nichtswürdige, in schlechtem Geschmack abgefaßte Schrift; Pasquill oder sonst anzügliche Schrift; auch ein altes, unbrauchbares Buch.

Scharwerk, bei Maurern und Zimmerleuten eine kleine Nebenarbeit; außer der festgesetzten Arbeitszeit verrichtete Arbeit. Daher scharwerken.

Schat-el-Arab, der vereinigte Euphrat und Tigris (s. d.), fließt noch 30 Meilen weit und mündet in den persischen Meerbusen.

Schatten (umbra), Verdunkelung, die sich bildet, indem das Licht durch einen undurchsichtigen Körper verhindert wird, sich in einen bestimmten Raum zu verbreiten. Wirft ein leuchtender Körper von bedeutender Ausdehnung sein Licht auf einen dunkeln, die Sonne z. B. das ihrige auf einen senkrechten Stab, so vermag letzterer nicht die Gesammtheit der Strahlen, sondern nur einen Theil derselben aufzunehmen, und es erscheint die hinter dem Stab liegende Fläche zum Theil dunkel. Man unterscheidet deswegen den vollen S. oder Kernschatten von dem Halbschatten und versteht unter jenem denjenigen, welcher am dunkelsten und schärfsten erscheint. Im Allgemeinen erhalten jene Punkte des Halbschattens, welche gegen den beleuchtenden und beleuchteten Körper einerlei Lage haben, Licht von gleicher Intensität, und da dieses an einem jeden Querschnitt des Halbschattens gegen den Kernschatten hin durch alle Zwischenstufen abnimmt, so gehen Kernschatten und Halbschatten allmählig in einander über, so daß man ihre Grenzen nie genau anzugeben vermag. Ist z. B. AB eine leuchtende, CD eine beleuchtete Linie, so heißt etwa CED Kernschatten, ECx u. yDE Halbschatten. Der S. erscheint durch Kontrast desto dunkler, je stärker der ihn umgrenzende Raum erleuchtet ist; daher pflegt man zwei Kerzenflammen, deren Lichtstärke man vergleichen will, so gegen einen undurchsichtigen Körper zu halten, daß das Licht der einen in den Schattenraum der anderen fällt u. beide S. eine gleiche Beleuchtung zeigen, wo dann ihre Lichtstärken in umgekehrtem Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen vom undurchsichtigen, den S. werfenden Körper stehen. Die Größe des leuchtenden Körpers gegen den dunkeln bestimmt die Gestalt des Kernschattens. Wäre z. B. der leuchtende und der beleuchtete Körper eine Kugel, so kann diese sowohl einen cylindrischen, als kegelförmigen S. werfen, und zwar tritt das Erstere ein, wofern beide Kugeln gleiche Halbmesser haben, das Zweite bei ungleichen Halbmessern. Wäre die dunkle Kugel die größere, so erzeugt sich ein umgekehrter gerader, aber abgekürzter Kegel, und dieser wird immer breiter, je weiter er sich entfernt; in umgekehrter Stellung tritt aber als S. ein Kegel mit Spitze hervor, wie solches bei der



Beleuchtung des Mondes und der Planeten von der Sonne herbeigeführt wird.

Schatten, nach der Vorstellung der Alten die von dem Leben geschiedenen Seelen, deren Aufenthalt im Jenseits Schattenreich genannt wird.

Schattenbild, s. Silhouette.

Schattenkegel, der unerleuchtete kegelförmige Raum, welcher durch Beleuchtung einer Kugel, besonders eines Himmelskörpers entsteht; s. Schatten.

Schattenreich, s. Schatten.

Schattenriß, s. Silhouette.

Schattenspiel, eine Belustigung, die entweder aus bunten, mittelst der Laterna magica (s. d.) an einer weißen Wand hervorgebrachten Bildern, oder aus schwarzen beweglichen Bildern besteht, welche man mittelst Puppen oder lebendigen Personen, die man zwischen eine Lampe und eine glatte Wand oder auch hinter eine durchsichtige Fläche von Leinwand stellt, hervorbringt (Schattenpantomime).

Schattirung, in der Malerei die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade der Stärke des darauf fallenden Lichts in einer und derselben Farbe hervorgebracht wird, wodurch Mittelfarben oder Tinten entstehen, die zur Lebendigkeit des Kolorits gehören. Man hat drei Manieren des Schattirens: das Schraffiren, das Rieseln oder Graviren und das Tuschen. Im Schraffiren zeichnet man die Schatten mit parallelen Strichen von gelindem Ansatz, deren Mitte stärker ausgedrückt wird; das Rieseln geschieht durch kleine krumme Striche, die gegen das Licht zu immer weiter auseinander gesetzt werden; das Tuschen besteht im Ueberziehen mit einer dunklen Farbe; wird Tuschen und Schraffiren zugleich angewandt, so heißt es Rußen.

Schatulle (v. ital. scatola), Kästchen, worin man Geld vorräthig hat; das Geld, das für die zufälligen Ausgaben eines Fürsten bestimmt ist; das Privatvermögen eines Fürsten; blecherne Kapsel, in welcher Akten und ähnliche Gegenstände verschickt werden.

Schatullgüter, Güter, die ein Monarch als Privatvermögen besitzt.

Schatz, im Allgemeinen etwas Vorzügliches, mit besonderer Sorgfalt Bewahrtes, im Besonderen ein Vorrath werthvoller Dinge, dessen der Staat zur Deckung solcher Aufwände bedarf, welche er unvorhergesehen zu machen hat. Zur Aufbewahrung eines solchen Staatsschatzes dienten schon im Alterthum, wie noch jetzt, ein besonders mehr oder weniger großartig eingerichtetes Gebäude, die sogenannte Schatzkammer.

Schatzamt, s. v. a. Schatzkollegium.

Schatzka (Schazka), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, nördlich von Tambow an der Schat, hat eine Kreisschule, mehre Fabriken und 6965 Einw., wurde 1553 gegründet und mit Strelitzen, Puschkaren und Kosaken bevölkert.

Schatzkästlein, Buchtitel gewöhnlich von pietistischen und mystischen Erbauungsschriften, z. B. Jüdders „S. der Kinder Gottes" (Basel 1790).

Schatzung, öffentliche Abgabe nach Verhältniß des Vermögens, Alters, Standes der Staatsbürger.

Schauanstalten, obrigkeitliche Institute, welchen die Prüfung gewisser Ausfuhrartikel eines Landes vor ihrem Uebergang in den Verkehr zu dem Behuf obliegt, daß dem betreffenden Lande oder Platze der gute Ruf seiner Waare bewahrt werde. Sie bestehen in Deutschland hier und da noch in Betreff einzelner Manufakte, in Rußland, wo sie Braken, in Hannover, wo sie Leggenanstalten heißen, in Sachsen und Schlesien für Leinengarn und Leinengewebe, in Böhmen für einheimische Tuche und Hopfen, für letzteren auch in Bayern, in Holland für die Häringe, in mehren französischen, italienischen und süddeutschen Orten für die Seide (Konditionirungsanstalten).

Schaubrode (Denkbrode), 12 Brodkuchen aus Weizenmehl, nach der Zahl der 12 israelitischen Stämme, wurden von den Kehathiten an jedem Sabbath neu bereitet, im Heiligen der Stiftshütte und des Tempels auf einem übergoldeten Tische mit Weihrauch aufgestellt und fielen den Priestern zu.

Schauder, eine eigenthümliche Affektion der Haut, indem diese plötzlich zusammenschrumpft, womit eine zitternde Bewegung verbunden ist. Schrecken und Furcht sind die gewöhnlichen physischen Ursachen. Der geringere Grad heißt Schauer und wird gewöhnlich durch Kälte, aber auch durch alle schnell wirkenden Gefühle, selbst freudige, hervorgerufen. Auch das den Fiebern eigenthümliche Frösteln gehört hierher.

Schauenburg, Grafschaft, s. Schaumburg.

Schauer, ein gegen die rauhe Witterung geschützter Ort; im Bauwesen s. v. a. Regendach; auch ein schnell vorübergehender Regen, Hagel oder Wind; s. Schauder.

Schauerschlange, s. v. a. gemeine Klapperschlange, Crotralus horridus *L.*

Schauessen, bei großen Mahlzeiten Gericht, meist Konditoreiwaaren, das nur zu Verzierung auf die Tafel gesetzt und nicht gegessen wird.

Schaufelwerk, Maschine, womit z. B. bei Wasserbauten und Ausschlämmen von Kanälen und Gräben das Wasser herausgepumpt wird, besteht aus einer langen, etwa 1 Fuß breiten und $^1/_2$—$^3/_4$ Fuß hohen Röhre, deren Inneres entweder durch eiserne, ganz gut anschließende Platten, oder häufiger kleine Bretchen ausgefüllt ist. Durch die Mitte jedes Bretchens geht ein eiserner Stab, welcher mit dem des nächstfolgenden, wie dieser wieder mit seinem Nachfolger durch ein Gelenk verbunden ist, so daß die ganze Maschine einem Kranze ähnlich ist, dessen einer Theil jedoch sich stets in der Röhre befindet. Bei der Anwendung der Maschine wird dieselbe schräg, und zwar mehr oder weniger, je nachdem es die Lage des Ortes, wo gearbeitet wird, mit sich bringt, in das Wasser gestellt, wobei aber so viel Platz bleiben muß, daß bei dem Drehen an einer Kurbel, welche oben an der Maschine angebracht ist, der Kranz über eine Welle oder einen Korb geleitet wird und die Schaufeln desselben freien Spielraum haben. Wird nun an der Kurbel gedreht, so gehen die einzelnen Schaufeln nach oben, nehmen aber unten eine Portion Wasser mit fort, welches sie dann oben wieder ausgießen, so daß auf diese Weise der Graben oder Kanal ꝛc. wasserleer wird. Wird das

S. durch eine Windmühle betrieben, so heißt es Schaufelmühle.

Schaufelzähne, die breiten Vorderzähne der Pferde, Hirsche &c.; die breiten Zähne, welche Schafe mit zunehmendem Alter statt der spitzigen bekommen.

Schaumburg, 1) (eigentlich Schauenburg), vormalige deutsche Grafschaft im westphälischen Kreise, an der Weser, zwischen dem hannöverischen Fürstenthum Kalenberg, den Grafschaften Lippe und Ravensberg und dem Fürstenthum Minden, benannt nach dem Schlosse Schauenburg zwischen Rinteln u. Oldendorf, dessen Erbauer, Adolf I., um 1033 von Kaiser Konrad II. mit dem umliegenden Landstrich belehnt ward. Sein Enkel Adolf III. erhielt 1106 von Kaiser Lothar Stormarn und Holstein, mit Ausnahme von Dithmarschen, als Grafschaft Holstein, zu der seine Nachkommen noch die Grafschaft Sternberg und die Herrschaft Gehmen erwarben. Nachdem das Geschlecht mit Ernst III. von Kaiser Ferdinand II. 1619 in den Reichsfürstenstand erhoben worden, erlosch es 1640 mit Otto, worauf dessen Mutter, Elisabeth, Gemahlin des Grafen Georg Hermann von Schaumburg-Gehmen, Tochter des Grafen Simon von der Lippe, von den schaumburgischen Territorien Besitz ergriff und ihren Bruder, den Grafen Philipp von der Lippe, zu ihrem Erben ernannte. Ein Theil der schaumburgischen Besitzungen, das jetzige hannöverische Amt Lauenau und ein Theil von Hameln, mußte aber 1647 dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, der sich derselben auf Grund eines Vertrags von 1595 bemächtigt hatte, überlassen werden, und andere Stücke nahm der Landgraf von Hessen-Kassel als Lehnsherr in Anspruch, der jedoch zu Gunsten des Grafen Philipp von der Lippe, der sich mit einer hessischen Prinzessin vermählte, darauf verzichtete. Im westphälischen Frieden kam es jedoch zu einem neuen Vergleich, durch den Philipp die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg nebst einem Theil des Amtes Sachsenhagen, der Landgraf von Hessen-Kassel aber die Aemter Schaumburg, Rodenberg und den übrigen Theil von Sachsenhagen erhielt. Der jetzt kurhessische, zur Provinz Niederhessen gehörige, aber von dieser getrennte Antheil bildet den Regierungskommissionsbezirk oder Kreis Rinteln, liegt zwischen Hannover, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe und der preußischen Provinz Westphalen und hat einen Flächenraum von 8,22 □Meilen mit 36,467 meist protestantischen Einwohnern. Das Land ist gebirgig, wird von der Weser, Aue und Kaspaue bewässert; Hauptprodukte sind Getreide, Obst, Steinkohlen, Salz und Sandstein. Die Bewohner treiben Landwirthschaft, Bergbau, Eisen-, Messing-, Glas- u. Leinenindustrie. Der Kreis zerfällt in 4 Justizämter und hat Rinteln zur Hauptstadt. S. gibt der morganatischen Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen und deren Kindern den gräflichen Titel. Vgl. Piderit, Geschichte der Grafschaft S., Rinteln 1831. Der lippe'sche Antheil bildet das Fürstenthum Schaumburg-Lippe (s. d.).

2) Standesherrschaft des Herzogthums Nassau, früher reichsunmittelbar, aber ohne Stimme auf dem Reichstag, gehörte früher dem Hause Limpurg, kam 1279 an das Haus Westerburg, ward 1656 von der Gräfin von Holzappel durch Kauf erworben und auf ihre Tochter Elisabeth, die Gemahlin des Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg, vererbt. Nachdem diese Linie Nassau-Schaumburg schon mit ihrem Stifter 1707 erloschen, ging die Grafschaft S. nebst der Grafschaft Holzappel an die Erbtochter über, welche mit dem Grafen Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. So entstand die anhaltische Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg, die den 24. Dec. 1812 mit dem Fürsten Friedrich Ludwig Adolf im Mannsstamm erlosch, worauf die anhaltischen Güter an Anhalt-Bernburg zurückfielen, die Grafschaften S. und Holzappel aber durch die Erbtochter ihrem Gemahl, dem Erzherzog Joseph von Oesterreich, Palatin von Ungarn, zugebracht und auf ihren Sohn, den Erzherzog Stephan, vererbt wurden, der davon den Titel Fürst von S. führt. Die Grafschaft umfaßt etwa 1¼ □Meilen.

3) Grafschaft im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, früher ebenfalls reichsunmittelbar, seit 1572 dem Grafen von Starhemberg gehörig.

Schaumburg-Lippe, souveränes deutsches Fürstenthum, wird von dem hessischen Theile der Grafschaft Schaumburg, dem hannöverischen Landdrosteibezirk Hannover und dem preußischen Regierungsbezirk Minden begrenzt, besteht aus dem westlichen Theil der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, liegt zwischen 51° 52' 31" und 52° 30' 12" nördl. Br. und zwischen 26° 39' 4" und 27° 5' 37" östl. L. und hat einen Flächenraum von 8½ □Meilen. Außerdem besitzt der Fürst von S. das zu seiner Apanage gehörige Oberamt Blomberg, das aber unter Hoheit des Fürsten von Lippe-Detmold steht. Es liegt am nördlichsten Zweige des Wesergebirgs und besteht zum größeren Theil aus Tiefland, zum kleineren aus wellenförmigem Hügelland. Im Südosten liegen die bewaldeten und kohlenreichen Bückeberge, im Westen der Schaumburgerwald, im Norden ein fischreicher Landsee, das Steinhudermeer (s. d.), mit der kleinen Festung Wilhelmsstein auf einer kleinen Insel. Eigentliche Flüsse hat das Fürstenthum nicht, die Aue und Gehle, beide zur Weser abfließend, sind nur größere Bäche. Mineralquellen sind bei Stadthagen und Eilsen. Das Klima ist gemäßigt und gesund, wenn auch vorherrschend feucht und kühl. Der Boden ist meist ergiebig und zum Betrieb der landwirthschaftlichen Gewerbe sehr geeignet. Die Bevölkerung, welche (1864) 31,382 (1861 30,774) Seelen beträgt, gehört dem westphälischen Stamme an und bekennt sich, mit Ausnahme von etwa 3600 Reformirten, 100 Katholiken und etwa 300 Israeliten, zur evangelisch-lutherischen Kirche. Die Bevölkerung wohnt in 2 Städten, Bückeburg und Stadthagen, 2 Flecken und 88 Ortschaften. Was die physische Kultur anlangt, so ist der wichtigste Nahrungszweig die Landwirthschaft, welche nicht nur den Bedarf der Bevölkerung deckt, sondern auch verschiedene Artikel zur Ausfuhr liefert. Es liegen nur etwa 20 Procent des gesammten Areals landwirthschaftlich unbenutzt. Nach Viebahn (Statistik Deutschlands) kommen von 138,022

preußischen Morgen Areal auf Ackerland 49,274, auf Gärten 12,060, auf Wiesen und Hutungen 8620 und auf Waldungen 50,000 Morgen. Der Ackerbau, welcher auf verbesserter Dreifelderwirthschaft beruht, liefert Roggen, Gerste, Hafer und Buchweizen, Kartoffeln, Bohnen, Rüben und Rübsamen, sowie Flachs, letzteren, sowie Getreide auch zur Ausfuhr. Obst- und Gartenbau ist sehr verbreitet. In Bückeburg besteht ein landwirthschaftlicher Verein. Hornvieh- und Pferdezucht genügen für den inneren Bedarf; die Schaf- und Schweinezucht gibt zur Ausfuhr ab. Geflügel wird allenthalben gezogen. Bienenzucht wird besonders auf den Heiden stark betrieben. Die Waldungen bestehen meist aus Laubholz, namentlich prächtigen Eichen- und Buchenbeständen. 50 Procent der ganzen Waldfläche gehören der Landesherrschaft. Der Bergbau betrifft bloß Steinkohlen, die in den mit Kurhessen gemeinschaftlichen Staatsbergwerken zu Tage gefördert werden. Auch hat das Land treffliche Quader- und Bruchsteine, sowie Torf. Die technische Kultur ist von geringem Belang; nur Garnspinnerei und Leinweberei sind als Nebenbeschäftigung unter der Landbevölkerung allgemein verbreitet. Auch der Handel ist wegen der Kleinheit des Ländchens unbedeutend. Exportartikel sind Holz, Leinwand, Garn, Wolle und Getreide, Hammel und Steinkohlen. Das Fürstenthum gehört zum deutschen Zollverein, steht aber unter hannöverischer Zollverwaltung. Für Straßenbau ist viel geschehen; 3,28 Meilen von der Hannover-Mindenbahn liegen innerhalb des Fürstenthums. Das Postregal ist dem Fürsten von Thurn und Taxis übertragen. Rechnungsmünze ist der Thaler zu 30 Silbergroschen zu 12 Pfennigen in der Währung des 30-Thalerfußes. Handelsgewicht ist das deutsche Zollgewicht. Der Centner hat 100 Pfund à $^1/_2$ Kilogramm, das Pfund 30 Loth à 10 Quentchen. Maße sind die Ruthe zu 16 Fuß à 128,6 pariser Linien; 1 Morgen hat 120 ☐Ruthen = 25,8 französische Aren; 1 Fuder hat 12 Malter à 6 Himpten à 1662 pariser Kubikzoll; 1 Oxhoft hat 6 Anker à 28 Maß à 62,821 pariser Kubikzoll; 1 Maß 4 Ort; 108 Maß = 1 Ohm oder Drilling. Für die geistige Kultur ist hinreichend gesorgt. Von Lehranstalten bestehen ein Gymnasium mit Bürgerschule zu Bückeburg, eine höhere Töchterschule daselbst, 5 Stadtschulen, eine Erwerbschule in Bückeburg, ein Schullehrerseminar daselbst und (1862) 33 Landschulen. Das Fürstenthum hat eine landständische Verfassung. Als Grundgesetz gilt die fürstliche Verordnung vom 15. Jan. 1816. Der Fürst ist im Besitz der ungetheilten Staatsgewalt. Er bekennt sich zur reformirten Kirche und wird mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre großjährig. Die Landstände bestehen aus 5 Besitzern adeliger Güter, 4 Deputirten der Städte und Flecken und 6 Deputirten der Amtsunterthanen. Es wird jährlich ein Landtag gehalten. Oberste Staatsbehörde für die gesammte innere Landesverwaltung und Polizei, für die auswärtigen Angelegenheiten und für bestimmte Justizsachen ist die fürstliche Landesregierung zu Bückeburg. In der Rechtspflege ist als Oberappellationsgericht der erste Senat des braunschweigischen Obergerichts zu Wolfenbüttel bestellt (Gesetz vom 23. Okt. 1855). Obergerichte sind der Justizsenat der Regierung und die Justizkanzlei zu Bückeburg. Untergerichte sind 2 Stadt- und 3 Amtsgerichte. Als geistliche Oberbehörde für die Evangelischen beider Bekenntnisse besteht ein Konsistorium. Die Katholiken gehören zur Diöces des Bischofs von Paderborn. Den Gemeinden steht die selbstständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten unter Aufsicht der Staatsregierung zu. Uebrigens hat die ganze Staatsverwaltung noch einen durchaus patriarchalischen Charakter. Die Bauern sind noch zum größeren Theil Pflichtige des Fürsten, dem Grund und Boden gehört und der daneben das Monopol der Branntweinbrennerei übt, und von einer Verfassung der Landgemeinden ist keine Rede. Die Steuern werden ganz nach altem Verfahren ausgeschrieben; ein höchstes Patent vom 6. Juni 1864 ordnet behufs der Ausbringung des auf das Fürstenthum entfallenden Beitrags zur Matrikularumlage von 17 Millionen Gulden, behufs der Bundesexekution, für das laufende Jahr die Ausschreibung von 3 Kriegssteuern nach dem üblichen Erhebungsfuße der Fräuleinsteuer an. Die Gesammteinnahme beträgt 228,000 Thaler, die Gesammtausgabe ebenso viel. Die Staatsschuld gibt Hübner 1861 zu 1 Million Thaler, das Papiergeld zu 300,000 Thlr. an. Das Bundeskontingent betrug 516 Mann, die durch Konskription gestellt wurden. Die Dienstzeit ist $4^1/_2$ Jahre und ein Jahr in der Reserve. Das Wappen des Fürstenthums ist quadrirt u. enthält die Zeichen von Lippe, Schwalenberg und in einem Mittelschilde von Schaumburg (in Roth ein silbernes Nesselblatt, in 3 Theile zerschnitten, an den Seiten eines dreieckigen, von Silber über Roth quergetheilten kleinen Schildes, worin 3 silberne Nägel in Form eines Schächerkreuzes sich befinden); Schildhalter sind 2 weiß gekleidete Engel. Die Landesfarben sind weiß u. grün. Als Ehrenzeichen werden verliehen Ehrenkreuze für 50- und 25jährigen Dienst und eine Militärverdienstmedaille. Beide Lippe participirten im engeren Rath der Bundesversammlung an der 16. Stimme. Fürstliche Residenz ist Bückeburg.

Geschichte. Die Linie S. oder auch Bückeburg des Hauses Lippe (s. d.) ward von Graf Philipp, dem jüngsten Sohne des Grafen Simon VI. zur Lippe, gestiftet. Derselbe erhielt 1613 als Apanage die Aemter Lipperode und Alverdissen und erbte 1640 von seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin des letzten Grafen von Schaumburg, Otto VI., einen Theil der Grafschaft Schaumburg [s. d. 1)], nämlich die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg. Dieses Territorium führte von nun an den Namen Grafschaft S. Er führte 1668 das Erstgeburtsrecht ein u. starb 1681. Sein ältester Sohn, Friedrich Christian, folgte ihm in der bückeburgischen Linie und starb 1728, ein zweiter Sohn, Philipp Ernst, für den der Vater das Amt Alverdissen als Apanage bestimmt hatte, stiftete die alverdissensche Nebenlinie. Ueber den Erfolg der von Friedrich Christian an die Erbschaft der 1709 erloschenen Linie Brake erhobenen Ansprüche s. Lippe (Geschichte). Mit dem Enkel Friedrich Christians, dem portugiesischen Feld-

marschall Grafen Friedrich Wilhelm Ernst, der das Fort Wilhelmsburg im Steinhudermeer erbaute und eine berühmte Kriegsschule errichtete, erlosch 1777 die ältere Linie Bückeburg im Mannsstamme, worauf die alverdissensche Linie mit Graf Philipp Ernst, einem Enkel von Philipp Ernst, dem Stifter dieser Nebenlinie, die Regierung von Bückeburg antrat. Nach langwierigen Streitigkeiten mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, der die Lehngüter einziehen wollte, und dem Grafen von Lippe, der auf Grund eines Vergleichs von 1722 Erbansprüche erhob, behauptete sich Philipp Ernst gegen Abtretung des Amts Schieder im Besitze von Schaumburg-Bückeburg und nannte sich Graf von Schaumburg-Lippe-Bückeburg; starb den 13. Februar 1787. Ihm folgte sein Sohn, Georg Wilhelm, Fürst von S., erst unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Prinzessin Juliane von Hessen-Philippsthal, bis er den 18. April 1807 selbst die Regierung übernahm. Er trat noch in demselben Jahre dem Rheinbunde bei. Obwohl er Alverdissen 1812 an Lippe abtrat, so wurden doch die selbst zu Gewaltthätigkeit führenden Streitigkeiten zwischen beiden Linien erst durch Austrägalentscheidung des Oberhofgerichts zu Mannheim vom 22. Dec. 1838, welche Lippe die Souveränetät über das Amt Blomberg zusprach, beendigt (s. Lippe, Geschichte). Durch Dekret vom 15. Jan. 1816 gab Georg Wilhelm dem Lande eine ständische Verfassung mit Landesvertretung durch die Ritterschaft, die Städte u. die Bauern in einer Kammer und Ausschluß der Oeffentlichkeit. Der Landtag ward aber nicht regelmäßig, sondern nur nach vorliegendem Bedürfniß berufen. Auf dem Landtag von 1818 ward das Finanz- und Steuerwesen in der Weise regulirt, daß der Fürst die auf der Landeskasse ruhenden Schulden im Betrag von 106,000 Thalern übernahm und dafür die etwa gleich viel betragenden Forderungen dieser Kasse überwiesen erhielt. Im Jahre 1837 schloß sich letzteres dem braunschweigisch-oldenburgischen Zoll- und Steuerverband an, u. am 25. Sept. 1851 trat es dem zwischen Preußen und Hannover vereinbarten Vertrag über Vereinigung des Zoll- und des Steuervereins und in Folge dessen den 1. Januar 1854 dem Zollverein bei. Auf dem Landtag von 1844 kam ein Ablösungsgesetz (vom 25. Januar 1845) zu Stande, wonach alle auf dem Privateigenthum ruhenden Reallasten, mit Ausnahme der öffentlichen Abgaben, der Gemeinde- und Societätslasten, des Heimfallrechts, der lehnsherrlichen Rechte, der Forst- und jagdherrlichen Gerechtsame, der Servituten aller Art ꝛc., für ablösbar erklärt wurden. Im Jahre 1848 fanden auch hier, doch nur kurze Zeit, Bewegungen Statt; dem sich kundgebenden Verlangen jedoch, daß die Domänen für Staatsgut erklärt würden, trat der Fürst mit Entschiedenheit entgegen. Nach dem Tode Georg Wilhelms, den 21. Nov. 1860, folgte sein Sohn Fürst Adolf Georg, geboren den 1. Aug. 1817. S. stimmte am 14. Juni 1866 mit der 16. Kurie für die von Oesterreich beantragte Mobilisirung gegen Preußen u. sandte sein Kontingent dem Bundesbefehl gemäß nach Mainz, trat aber dann dem norddeutschen Bunde bei. Der hierauf bezügliche Vertrag ward am 18. Aug. abgeschlossen.

Schaumkraut, Pflanzengattung, s. v. a. *Cardamine L.*

Schaumünze, s. Denkmünze.

Schauspiel, im weiteren Sinne s. v. a. Drama überhaupt; im engeren Mittelgattung zwischen Tragödie und Lustspiel, die, ohne sich zur Höhe des Tragischen zu erheben, sich doch durch Ernst der Handlung vom Lustspiel unterscheidet und dieselbe zu einer freudigen Entwickelung führt.

Schauspielkunst, die Kunst, ein dramatisches Dichtwerk auf der Bühne durch Darstellung zur Anschauung zu bringen, welcher Zweck dadurch erreicht wird, daß der darstellende Künstler, der Schauspieler, die Person, welche dargestellt werden soll, durch seine eigene Person, so weit dies möglich ist, versinnlichend darstellt, d. h. spielt. Wenn man hiernach die mit der S. verbundenen Hülfskünste in Abrechnung bringt, als Dekorirkunst, Maschinerie, Kostümirung, Gesichtsmalerei, so lassen sich Auffassung, Deklamation und Mimik als Grundbestandtheile der S. ansehen, die im Verein mit jenen Hülfskünsten in schöner Harmonie zusammenwirken müssen, um den Zweck der S. zu erfüllen. Die dramatische Kunst ist die einzige, welche uns ein vollständiges Vergnügen schafft; denn während bei den übrigen Künsten, welche die Natur nachahmen, unsere Einbildungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen muß, bedarf die S. dieser Nachhülfe nicht, und wenn sie nicht vollkommen täuscht, so liegt es nicht an ihr, sondern an den Fehlern Derjenigen, welche sie ausüben. Wahrheit der Darstellung ist die Hauptforderung, die an den Schauspieler gestellt wird. Das Spiel ist aber nur dann wahr, wenn man darin Alles bemerkt, was sich für das Alter, den Stand, den Charakter und die Umstände der Person schickt, die er darzustellen hat. Mienen und Gesten müssen vor Allem wahr sein. Der Schauspieler muß die Leidenschaften in seinem Gesichte lebhaft ausdrücken können, ohne aber seine Gesicht zu verstellen. Die Gesten müssen stets der durch sie ausgedrückten Seelenstimmung entsprechen, dürfen daher nicht einstudirt, sondern müssen dem unmittelbaren Gefühl entsprungen sein. Was die Wahrheit der Recitation anlangt, so ist die Empfindung die alleinige Lehrerin in der Modulation der Stimme. Auch die Kunst der Gesichtsmalerei und der Kostümirung ist für die Wahrheit der Vorstellung nicht ohne Bedeutung. Mit der Wahrheit der Darstellung muß sich aber Anmuth im Vortrag und Spiel verbinden. Im Trauerspiel ist diese mit unter der Majestät begriffen, welche überall darin herrschen muß; im Lustspiel, besonders im feineren, läßt sie sich schwer erklären, noch schwerer lassen sich Regeln davon geben, und man könnte höchstens sagen, daß sie darin bestehe, der Natur auch sogar in ihren Fehlern Zierde und Reiz zu verleihen.

Als eine aus Vorliebe gepflegte Kunst finden wir die S. bei allen civilisirten Völkern, und zwar bildete sie sich in Europa zuerst in Griechenland aus. Als sie noch in ihrem ersten Stadium begriffen war und lediglich in der Aufführung lyrischer und erzählender Gesänge bei den Götterfesten bestand, wurden die Schauspieler aus einem Kreise freier, gebildeter Bürger

genommen und von dem Dichter selbst geleitet; später, zur Zeit des Demosthenes, als sich die Ansprüche des Publikums steigerten, widmeten sich bestimmte Personen der S., wodurch ein eigener Stand der Schauspieler entstand. Derjenige, welcher die Hauptrolle spielte, der Protagonist, trat jetzt an die Stelle des Dichters; er studirte die Rollen ein, leitete die Aufführung und wurde so der Direktor. Der Hauptsitz dieser Truppen war in Athen, von wo aus sie bei Festen auch andere Städte besuchten. Ausgezeichnete Schauspieler standen bei dem Volk in großem Ansehen; sie wurden oft von fremden Fürsten eingeladen, und man trug ihnen sogar, ihrer Gewandtheit wegen, Staatsgeschäfte auf. Die größten Redner benutzten sie als Lehrer in der Deklamation und Gestikulation. In Rom stand die S. nicht in so hohem Ansehen; die Schauspieler (histriones), vorzüglich die, welche fremde Spiele aufführten, wurden noch zu Cicero's Zeiten zu dem niedrigsten Pöbel gerechnet und nur die nationalen Atellanen wurden von Söhnen römischer Bürger aufgeführt. Dennoch gab es einzelne ungewöhnliche Künstler, welche bei den vornehmen Römern in hoher Achtung standen, z. B. Roscius und Pylades, und die Bezahlung vorzüglicher Schauspieler stieg bald so hoch, daß die Sumtuargesetze auch auf Minderung dieses Aufwandes drangen. Bei den christlichen Völkern war die Kirche die Wiege der S. durch die in den Schulen aufgeführten biblischen Legenden (Kirchenschauspiele). Zwar eiferte die Geistlichkeit bald dagegen, und 305 wurden auf dem Koncil zu Elvira die Schauspiele sogar verdammt; allein sie vervollkommneten sich dennoch immer mehr, da andere Geistliche, wie der Bischof Apollinaris von Laodicea und Gregor von Nazianz, sie begünstigten. Im Mittelalter bildete sich die S. am frühesten in Italien aus; es entstanden die geistlichen Schauspiele (Mystères, Myracles, Moralities), später die sogenannte Stegreifkomödie. In England bildete sich die S. durch Shakspeare schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts aus. In Frankreich ging sie ebenfalls aus den geistlichen Spielen hervor; allein schon im 17. und 18. Jahrhundert erhielt sie durch Racine, Corneille und Molière einen bestimmteren Charakter, und die Genannten, welche sich an die Regeln des Aristoteles hielten, wurden auch für das übrige Europa sehr bald die Tonangeber in der dramatischen Poesie. Deutschland blieb am meisten zurück. Im 15. Jahrhundert bestand die S. hier noch in der Aufführung der Komödien des Terenz und einiger biblischen Trauerspiele, welche von den Schülern der Meistersänger, besonders in Augsburg, aufgeführt wurden. Im 16. Jahrhundert wurden ähnliche öffentliche Vorstellungen auch von den Schülern der gelehrten Schulen gegeben, welche in den Jesuitenschulen sich bis ins 18. Jahrhundert erhielten, in den protestantischen aber schon im 17. Jahrhundert aufhörten. An die Stelle derselben traten die sogenannten fahrenden Schüler, welche sich in Schauspielergesellschaften (Komödianten) vereinigten, von Ort zu Ort zogen und so den Grund zu den wandernden Truppen legten. Die zuerst bekannter gewordene war von einem Magister Velten oder Veltheim gegen Ende des 17. Jahrhunderts errichtet worden, die sich das Privilegium in Sachsen und den Titel königlich polnische und kurfürstlich sächsische Hofkomödiantengesellschaft erwarb, jedoch ebenfalls von Stadt zu Stadt zog. Neben und nach ihr bildeten sich ähnliche, fast zunftmäßige Gesellschaften. Die Fächer waren streng geschieden; es gab „Königsagenten", „Tyrannenagenten" (später Heldenspieler), „Pantalon", „Courtisan" (früher Hanswurst), welche scharfe Markirung aus den Nachbildungen der spanischen Trauerspiele und der nur nach Skizzen gespielten Haupt- und Staatsaktionen entstanden war. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewann die S. durch die sich rasch entwickelnde Literatur eine andere Gestalt. Ausgezeichnete Männer, wie Garrick, Talma, Schröder, Iffland, bereiteten der Kunst auch im bürgerlichen Leben eine bessere Stellung. Unter Protektion der Fürsten und größeren Städte wurden stehende Theater errichtet und das Loos der Schauspieler durch feste Engagements und Pensionsanstalten freundlicher und ehrenvoller gestaltet. Mannheim, Wien, Weimar, Berlin, München, Dresden, Leipzig &c. erhielten unter der Leitung ausgezeichneter Männer, wie Dalberg, Schröder, Eckhof, Iffland, Goethe &c., einen vorzüglichen Ruf, und mit ihnen erreichte die S. in der Darstellung der gediegensten Stücke durch die vorzüglichsten Künstler ihren höchsten Glanzpunkt. Im 19. Jahrhundert ging die wahre S., die sich mit wunderbarer Gewalt in wenigen Jahrzehnten aus der untergeordneten Stellung der letzten Jahrhunderte zu einer Höhe emporgeschwungen hatte, daß sie der gebildete Theil der Gesellschaft kaum zu entbehren vermag, fast wieder rückwärts. Die heilige Kunstbegeisterung, welche die besseren Schauspieler beseelte, als das Vorurtheil der Welt sich noch gegen sie kehrte, ist meist einer trockenen Handwerksmäßigkeit gewichen, seitdem die dramatischen Künstler besoldete Hofdiener geworden sind, und die äußere Pracht der Hof- und Nationalbühnen vermag das mangelnde ursprüngliche Leben nicht zu ersetzen. Vergl. Ed. Devrient, Geschichte der S., Lpz. 1848, 3 Bde.

Schawli, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kowno, hat eine adelige Kreisschule und 5834 Einw., worunter viel Juden; wurde von den Polen am 13. Juni 1831 unter Szymanowski und am 7. Juli unter Dembinski angegriffen, indessen beide Male vergeblich.

Schebecke, die Dreimaster an den Küsten des Mittelmeeres, scharf und schmal gebaut, mit Rudern, Galeerentakelage, weit hervorhängendem Vordermast, hinten sehr weit überbaut. Die kleinen führen 20, die größten 40 Kanonen, die sich alle in Einer Lage befinden.

Schebest, Agnese, namhafte Sängerin, geboren den 15. Febr. 1813 zu Wien, hatte Miecksch in Dresden zum Lehrer im Gesang, erhielt sodann in Pesth eine Stellung als Primadonne und ging später auch nach Wien, Stuttgart, Karlsruhe und Breslau und an andere Orte, wo sie theils in kurzen Engagements, theils als Gast auftrat. Ihr Mezzosopran war zwar weder sehr ergiebig, noch dankbar bedacht für einen großen Rollencyklus, um so mehr aber suchte sie durch

Studium das ihr von Haus aus Versagte zu ersetzen (vergl. ihre Selbstbiographie „Aus dem Leben einer Künstlerin", Stuttg. 1856). Ihre Hauptwirkung bestand indessen in ihrer Darstellung. Ohne die plastische Schönheit im Spiel einer Schröder-Devrient zu erreichen, entwickelte sie doch in heroischen Partien eine Alles hinreißende Energie und Leidenschaft. Bellini's Romeo und Cherubini's Medea waren die beiden Gestalten, in denen sie ihre ganze Kunst zusammenfaßte und mit tiefster Empfindung meisterhafte, dramatisch vollendete Leistungen gab. Im Jahre 1840 vermählte sie sich mit dem Theologen David Strauß, doch war die Ehe keine glückliche, und S. lebt seit längerer Zeit geschieden zu Stuttgart. Noch veröffentlichte sie „Rede und Geberde, Studien über den mündlichen Vortrag" (Leipzig 1862).

Schech (türk.), s. v. a. Scheikh.

Scheda (lat., v. Griech.), ein abgerissenes Stück, besonders von der Papierstaude, um darauf zu schreiben; daher ein einzelnes Blatt, im Gegensatz zu einem Buch.

Schedewitz, Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der zwickauer Mulde, mit großer Kammgarnspinnerei, bedeutenden Steinkohlenwerken und 3120 Einwohnern.

Schediasma (griech.), das aus dem Stegreif nachlässig Gesagte, Geschriebene oder Gemachte; eine kurze, eilig verfaßte Schrift.

Schedone, Maler, s. Schidone.

Schedula (lat.), Diminutiv von scheda, ein Blättchen. Pro s. disputiren, auf Universitäten über einzelne Themata, die auf einem Blatt abgedruckt sind, disputiren.

Scheele, 1) Karl Wilhelm, berühmter Chemiker, geboren am 19. Dec. 1742 zu Stralsund, konditionirte als Apothekergehülfe in Malmö u. Stockholm und † den 21. Mai 1786 als Apotheker zu Köping. Er entdeckte das Sauerstoffgas, viele organische Säuren, das Manganmetall, das Chlor, den Baryt, die Zusammensetzung des Flußspaths, isolirte den färbenden Stoff des Berlinerblau und zerlegte die atmosphärische Luft. Eine Sammlung seiner Schriften lieferten Hebenstreit unter dem Titel „Opuscula chemica et physica" (Lpz. 1788) und Hermbstädt („S.'s sämmtliche physikalische u. chemische Werke", Berl. 1799).

2) Ludwig Nikolaus von S., eigentlich Scheel, dänischer Staatsmann, geboren den 14. Okt. 1796 im Holsteinischen, erhielt nach Bekleidung verschiedener Aemter 1847 das Präsidium der schleswig-holsteinischen Regierung, trat aber im März des folgenden Jahres zurück und ward Landdrost zu Pinneberg. Im Jahre 1853 fungirte er als königlicher Kommissär bei der holsteinischen Ständeversammlung, im Dec. des folgenden Jahres ward er Minister für Holstein und Lauenburg und im Jan. 1855 zugleich Minister des Auswärtigen für die ganze dänische Monarchie. Zum Geheimerath ernannt, präsidirte er 1856 den kopenhagener Konferenzen wegen Ablösung des Sundzolls. Im April 1857 trat er in das Amt eines Landdrosten zu Pinneberg zurück, verlor dasselbe aber Ende 1863 durch die Vollstreckung der Bundesexekution in Holstein.

Scheelium, s. v. a. Wolfram.

Scheelsches Grün (schwedisch Grün, Mineralgrün, arsenigsaures Kupferoxyd), sehr brauchbare Oel- u. Wasserfarbe, lebhaft zeisiggrün, in Wasser unlöslich u. äußerst giftig. Man erhält es, wenn man eine Lösung von Kupfervitriol mit einer Lösung von arsenigsaurem Kali fällt, den Niederschlag mit heißem Wasser auswäscht und trocknet.

Scheelsches Süß, s. v. a. Glycerin.

Scheeren (Scheren), die bekannten Schneideinstrumente, welche von Messerschmieden dargestellt werden. Nur die kleinsten und feinsten S. bestehen ganz aus Stahl, die übrigen bestehen größtentheils aus Eisen, mit welchem der zur Schneide erforderliche Stahl durch Schweißung verbunden ist. Das Blatt, das Schild, durch welches das Niet oder die Schraube geht, die Stange, sowie der Ring oder Griff werden durch Schmieden gebildet, an kleinen S. schmiedet man wohl auch den Griff plattenförmig aus und verwandelt ihn mittelst eines runden Durchschlags in einen Ring, der dann weiter bearbeitet wird. Kleine S. werden bisweilen aus starkem gewalzten Stahlblech gefertigt, indem man jedes Blatt sammt seinem Griff durch einen einzigen Druck eines Durchschnitts darstellt. Die roh geformten Theile der S. werden einzeln ausgefeilt, dann wird den Blättern durch behutsames Biegen im Schraubstock eine einwärts hohle Krümmung gegeben, damit beim Schließen der S. in jedem Augenblick die vollkommenste Berührung zwischen den Schneiden an jeder Stelle vorhanden sei, wo sie sich eben kreuzen, ohne daß auf den übrigen Punkten eine unnöthige Reibung der Blätter Statt findet. Bei kleinen S. erreicht man dasselbe durch bloßes Schleifen. Die durch ein vorläufiges Niet bereits verbundenen Blätter werden rothglühend gemacht und gleichzeitig in Wasser getaucht, damit sie vollkommen einerlei Härte erhalten. Ebenso gleichmäßig muß man beim Anlassen verfahren, welches man bis zum Stroh- oder Goldgelben, oft auch bis zum Purpurrothen oder Violetten treibt. Nach dem Härten werden die S. geschliffen, polirt ꝛc. Gußeiserne S., die nach dem Guß nur geschliffen und polirt werden, kommen den stählernen nie an Güte gleich. Am besten fallen noch die von richtig adoucirtem Eisenguß aus.

Von den gewöhnlichen S. zum Zerschneiden weicherer Stoffe unterscheiden sich die Metallscheeren besonders durch größere Stärke der Blätter. Die kleineren Metallscheeren führt man mit der Hand, größere werden beim Gebrauch im Schraubstock befestigt, oder sind in einem niedrigen hölzernen Klotz bleibend festgemacht (Stockscheere, Bockscheere). Der Griff des oberen Blatts fällt dann häufig fort, da die Verlängerung desselben hinterhalb des Drehungspunktes nur zur Befestigung der Scheere dient. Der Griff des unteren Blattes ist dagegen sehr lang und ganz gerade. Vortheilhafter liegt der Verbindungspunkt beider Blätter, um welchen das bewegliche (obere) Blatt sich dreht, am äußersten Ende der Scheere. Der Griff aber bildet die unmittelbare Fortsetzung des beweglichen Blattes, folglich einen einarmigen Hebel. Die größten S. werden durch Wasser- oder

Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Sie haben ebenfalls ein unbewegliches Blatt und der Arm, welcher die Verlängerung des beweglichen Blattes bildet, wird durch Welldaumen, durch eine excentrische Scheibe, oder durch einen Krummzapfen getrieben. Dabei kann derselbe entweder in horizontaler Richtung wie das Blatt liegen, oder er steht in rechtem Winkel gegen dasselbe abwärts (Winkelhebelscheere). Gibt man dem Hebel dann die Gestalt eines T, läßt die bewegende Kraft am vertikalen Arm wirken und an den entgegengesetzt auslaufenden Armen zwei Scheerblätter sich befinden, welche bei der Oscillation um den zwischen ihnen liegenden Drehpunkt wechselweise gegen entsprechende festliegende Schneiden niedergehen, so hat man eine Doppelscheere, welche den Zeitverlust durch das Oeffnen vermeidet. Beim Schließen einer Scheere verändert sich der Winkel, welchen die Blätter mit einander machen, fortwährend und doch ist nur ein bestimmter Winkel am zweckmäßigsten zum Schneiden. Die Größe dieses Winkels kann für lange S. zu dünnerem Blech auf 5° angenommen werden, muß aber mit der Dicke des zu schneidenden Metalls sowie bei kürzeren Blättern auf 10 bis 20° wachsen. Die konstante Größe des Oeffnungswinkels wird dadurch erreicht, daß man zwar die Schneide des einen Blattes geradlinig macht, der Schneide des anderen aber eine angemessene konvexe Krümmung gibt. Man kann dasselbe aber auch mit zwei geraden Schneiden erreichen, wenn man dem beweglichen Blatt statt der Drehbewegung eine gerade Schiebung ertheilt, indem man es unter passendem Winkel zwischen Vertikalleitungen auf und nieder gehen läßt (Parallelscheere, Guillotinenscheere). Mit solchen S. kann man dicke Eisenstäbe durchschneiden, doch werden sie dann durch hydraulische Pressen getrieben. Quadrateiserne Stäbe von 3 Zoll Seitenlänge im Querschnitt soll ein Mann in 2¼ Minuten durchschneiden können.

Zur Ausführung langer regelmäßiger Schnitte bietet eine Zirkelscheere (Kreisscheere, runde Scheere) viele Vortheile. Ihre Blätter sind zwei an der Peripherie schneidige stählerne Scheiben von 0,06—0,2 Meter Durchmesser, welche auf parallelen Axen dergestalt angebracht werden, daß ihre Peripherien ein wenig neben einander vorbeiragen und ihre Flächen an dieser Stelle sich berühren. Die Scheiben werden nach entgegengesetzten Richtungen umgedreht und schneiden das ihnen zugeführte Blech ununterbrochen. Rundschneidmaschinen zur Ausführung krummer Schnitte haben kleine Scheiben, die nur äußerst wenig über einander greifen.

Drahtscheeren sind an den Schneiden schlanker zugeschärft und ihre Blätter treten nur sehr wenig über einander hinaus, damit sie den Draht nicht verdrücken. Sie dienen zum gleichzeitigen Zerschneiden einer großen Anzahl dünner Drähte. Einzelne dicke Drähte oder mäßig starke Rundeisenstäbe zerschneidet man mit S., welche in der oberen oder unteren Schneide einen halbkreisförmigen, mit dem halben Umfang des zu schneidenden Drahtes übereinstimmenden Ausschnitt haben. Auch benutzt man hierzu Instrumente, die aus zwei übereinander liegenden gehärteten Stahlplatten bestehen, von denen jede mit einem passenden Loch versehen ist. Stehen die Löcher korrespondirend, so kann man den Draht hindurchstecken, und er wird zerschnitten, wenn man die eine Platte auf der anderen um etwas mehr als den Lochdurchmesser verschiebt oder verdreht.

Scheeren (Skären, Skärgard), zahlreiche größere und kleinere Klippen und Inseln an den Küsten Finnlands u. Schwedens; daher Scheerenflotte, die zur Deckung des Eingangs in die S. dienende, aus kleineren Ruder- u. Dampfschiffen bestehende Flotte.

Schefer, Leopold, deutscher Lyriker und Novellist, geboren am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, besuchte das Gymnasium zu Bautzen und beschäftigte sich dann in der Heimat namentlich mit Mathematik, Philosophie und linguistischen Studien. Seine ersten poetischen und musikalischen Erzeugnisse, „Gedichte mit Kompositionen" (Berlin 1811), wurden von dem Grafen Pückler herausgegeben, der lange als Verfasser derselben angesehen wurde; auch seine zweite Sammlung erschien zwei Jahre später anonym. Beim Ausbruch des Krieges 1813 ernannte ihn Graf Pückler zum Bevollmächtigten seiner Besitzungen und setzte ihn in den Stand, eine größere Reise nach England, Italien, Griechenland, den jonischen Inseln, der Türkei und Kleinasien zu machen. Im Jahre 1820 nach Muskau zurückgekehrt, lebte S. fortan hier in enger Verbindung mit seinem Beschützer seinen Studien und Arbeiten. Zuerst zeigte er im Fache der Novellistik eine reiche Produktivität. Der ersten Sammlung „Novellen" (Lpz. 1825—29, 5 Bde.) folgte bald eine zweite: „Neue Novellen" (das. 1831—35, 4 Bde.); dann „Lavabecher" (Stuttg. 1833, 2 Bde.) und „Kleine Romane" (Prenzlau 1837—39, 5 Bde.); später einzeln „Göttliche Komödie in Rom" (Lpz. 1846); „Graf Promnitz" (das. 1846); „Genevion von Toulouse" (das. 1846) und die gegen das moderne Konventikelwesen gerichtete pikante Novelle „Die Sibylle von Mantua" (Hamb. 1853). S.s Novellen sind lyrisch-epische Dichtungen in Prosa; sie führen den Leser nach China, Canada, Konstantinopel, auf die griechischen Inseln, nach Rom, Venedig ꝛc. und fesseln durch ein ebenso glänzendes wie treues Kolorit, reizende Erfindung u. die lebendigste Phantasie, die, von den eingehendsten Studien fremder Länder u. Sitten unterstützt, uns das Fernste in seinem eigensten Schmucke vor die Seele zaubert. Zugleich bekunden S.s Novellen große Innigkeit des Gefühls, tiefe Kenntniß menschlichen Denkens und Empfindens, u. namentlich werden weibliche Charaktere mit seltener psychologischer Wahrheit geschildert, über welchen Vorzügen man die oft bizarre und phantastische stoffliche Einkleidung und die manchmal ungelenke Sprache übersieht. S.s letztes Werk ist eine größere, aber unvollendet gebliebene epische Dichtung in Hexametern: „Homers Apotheose" (Lpz. 1858), welche eine Verherrlichung des Dichters und zugleich ein Bild des ganzen vollen Menschenlebens gibt, aus welchem die Blume der Dichtkunst hervorblüht. Eine Sammlung der Poesien S.s erschien als „Ausgewählte Werke" (Leipzig 1857, 12 Bde.). Er eignete sich auch bedeutende theoretische Kenntnisse in der Musik an, wovon seine

Oper „Sakontala" und viele von ihm komponirte Quartette Zeugniß geben. In späterer Zeit wandte er sich vorzugsweise der lyrischen Poesie zu. So erschienen von ihm „Kleine lyrische Werke" (Frankf. 1828), „Vigilien" (das. 1842), „Gedichte" (3. Aufl., Berlin 1847), besonders aber das „Laienbrevier" (das. 1834, 12. Auflage 1859) u. der „Weltpriester" (Nürnb. 1846). Die beiden letzteren, aus spruchartigen Gedichten bestehend, verfolgen eine besondere, moralisch-religiöse, zum Pantheismus sich hinneigende Richtung. Das „Laienbrevier" enthält profane erbauliche Betrachtungen, die nach den einzelnen Monaten, aber ohne weitere Beziehung zu denselben, rubricirt sind und deren Inhalt Ermahnungen, dem Menschlichen und der Natur sich unbefangen hinzugeben, Apotheosen der Hoffnung, des Unglücks, welches läutert und klärt, großartige Naturhymnen &c. bilden. Voll der seltensten poetischen Schönheiten und rhythmischen Wohllauts, nimmt es unter S.s Dichtungen den ersten Rang ein. Der „Weltpriester" und die „Hausreden" (Dessau 1854, 2 Bde.; 2. Aufl., Leipzig 1860) ergehen sich mehr in behaglicher, didaktischer Breite und leiden an einer gewissen Monotonie der Moral, wiewohl auch diese Poesien reich an überraschenden, originellen Wendungen und Gedanken sind. Höchst originelle Poesien sind „Hafis in Hellas" (Hamburg 1853), worin sich das anakreontisch Spielende der althellenischen Liebespoesie mit der didaktischen Richtung und der Bilderpracht des Orients vereinigt, und der „Koran der Liebe nebst kleiner Sunna" (das. 1855), die Fortsetzung des „Hafis", voll schalkhafter Epigramme, leichtfüßiger Dithyramben, erotischer Legenden und Parabeln von höchst abgerundeter Form. Durch beide Dichtungen zieht sich als rother Faden die Polemik gegen den Spiritualismus, aber in orientalische Lyrik verhüllt. Manches Fremdartige in S.s Produkten erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und die religiös-sittlichen Ansichten des Mohammedanismus, die besonders stark in „Mahomeds türkischen Himmelsbriefen" (Berlin 1840) hervortritt. Er † den 18. Febr. zu Muskau.

Scheffel, deutsches Getreidemaß, in Preußen = 16 Metzen = 3072 preußische Kubikzoll = 54,962 französische Liter; im Königreich Sachsen = 4 Viertel à 4 Metzen = 7900 dresdner Kubikzoll = 103,985 Liter; in Hamburg für Weizen, Roggen und Erbsen = 20 Faß, für Gerste und Hafer = 30 Faß; 1 Faß = 1 preußischer Scheffel; in Mecklenburg-Schwerin = 4 Faß oder Viertel à 4 Spint oder Metzen, = 38,889 Liter; in Bayern = 6 Metzen = 222,357 Liter; in Würtemberg = 177,226 Liter; in Sachsen-Weimar-Eisenach = 4 Viertel à 4 Metzen, = 75,294 Liter; in Sachsen-Gotha = 2 Viertel à 4 Metzen, = 87,32 Liter.

Scheffer, 1) Ary, berühmter französischer Historien- und Genremaler, geboren den 12. Febr. 1795 zu Dortrecht, Sohn des Malers Johann Baptist S. aus Mannheim, eines Schülers Tischbeins, welcher nach Holland übergesiedelt war und 1809 als Hofmaler des Königs Ludwig Napoleon starb, ward in Pierre Guerins Schule zum Künstler gebildet. Seine frühesten Gemälde: die drei Engel vor Abrahams Hause im Hain Mamre (1816), der Tod Ludwigs des Heiligen (1817), Socrates, den Alcibiades in der Schlacht bei Potidäa vertheidigend, die patriotische Selbstaufopferung der Notabeln des von Eduard III. bezwungenen Calais (1819), Ludwig der Heilige, seine pestkranken Soldaten besuchend (1822) u. a., sind noch ganz im Styl der älteren französischen Schule gehalten, lassen aber schon den Grundzug seiner späteren Werke, nämlich die Vorliebe für das Pathetische in den Motiven, das überwiegende Streben nach pathologischem Ausdruck erkennen. In weiteren Kreisen bekannt machte er sich durch sein durch Kupferstich und Lithographie tausendfach vervielfältigtes Bild: die Wittwe des Soldaten. Sich von einer einseitig klassischen Richtung lossagend, ließ er seitdem die eigentlich historischen Sujets bei Seite und wählte aus seiner Zeit und Umgebung solche Motive, die, meist naive oder sentimentale Genrescenen, in die dem Beschauer nahe liegenden Verhältnisse und Verwickelungen des gleichzeitigen Volks- u. Familienlebens einführend, vornehmlich den empfindsamen Beschauer anziehen. Hierher gehören besonders folgende Kabinetsstücke: die Familie des Matrosen; der abgebrannte Pachthof; die Rekonvalescenz einer Mutter, welche, auf ihre zwei Kinder gestützt, zur Kirche geht; die verwaisten Kinder auf dem Kirchhofe; die kleinen Schnitter; der alte Schäfer; die Abreise; die Heimkehr; der alte Sergeant und die barmherzige Schwester; die Ueberschwemmung; Walter Scotts Alterthümler; die verwüstete Hütte u. a. m., die, größtentheils von Girard, Garnier, Johannot, Belliard, Maurin u. A. gestochen od. lithographirt, den Namen des Künstlers sehr populär machten. Seine Thätigkeit war so groß, daß er von 1824—28 über 80 solcher Kabinetsstücke gemalt haben soll, in welchen freilich gewisse Typen stationär sind. Daneben lieferte er aber auch einzelne größere Werke, mit denen er der klassischen Schule gewissermaßen den Fehdehandschuh hinwarf, so (1824): der heilige Thomas von Aquino beim Seesturm Vertrauen auf göttliche Gnade predigend; Gaston von Foix, nach dem Siege bei Ravenna auf dem Schlachtfelde unter den Todten gefunden (jetzt im Museum zu Versailles), beide Gemälde ausgezeichnet durch Energie der Auffassung und Durchführung und Tiefe des Gefühls, wiewohl nicht ganz frei von Uebertreibung, aber eben deshalb von der jüngeren Schule als Manifeste einer freieren, von der Zwingherrschaft des davidischen Systems sich lossagenden Richtung in der Kunst. Scenen aus dem griechischen Freiheitskampf stellen dar: die ipsariotischen Mädchen, während eines Gefechts die Madonna um Beistand anflehend (bei der Plünderung des Palais-royal im Februar 1848 abhanden gekommen); die letzten Soldaten der Besatzung von Missolunghi, im Begriff, sich in die Luft zu sprengen; die suliotischen Frauen, im Begriff, sich von der Höhe des Felsens herabzustürzen, um der Sklaverei zu entgehen (1827), ergreifend durch außerordentlich lebenswahren Ausdruck der Verzweiflung. Eine Schreckenssituation führt auch der Seesturm vor, bekannt durch Garniers Lithographie. Im Jahre 1829 machte S. eine Reise nach den Niederlanden, zum Theil in der Absicht, die älteren flandrischen und holländischen Meister,

insbesondere Rembrandt, zu studiren. Auch lassen die nächstfolgenden Werke S.s deutlich den Einfluß dieses Studiums erkennen; so: Christus u. die Kinder; Lenore, nach Bürgers Ballade (im Besitz Rothschilds zu Paris), eine höchst gelungene Komposition voll ächter Romantik. Als Lehrer der Kinder des Herzogs von Orléans stand er diesem sehr nahe, auch als derselbe nach der Julirevolution den Thron bestiegen. Doch vermochten jene Kämpfe sein künstlerisches Auge nicht zu fesseln, vielmehr flüchtete er sich aus der ihn wenig befriedigenden Wirklichkeit in eine ideale Welt und wurde der Maler der Dichterfürsten Dante, Schiller, Goethe und Byron, deren poetische Gebilde fortan vornehmlich seinen Pinsel beschäftigten. Am häufigsten schöpfte er seine Inspirationen aus Goethe's „Faust", dessen ersten Theil er in einer ganzen Reihe mehr oder minder gelungener Bilder verarbeitete. Hervorzuheben sind namentlich: Faust in seinem Studirzimmer, Gretchen am Spinnrade, beide in rembrandtscher Art von trefflicher Wirkung des Helldunkels; Gretchen, Martha den Schmuck zeigend (gestochen von Garnier) und Gretchen in der Kirche (1832). An diese Darstellungen reihen sich der Zeitfolge nach mehre aus anderen Dichtungen entnommene, so: der Giaur nach Byron (1833); Medora, nach desselben Dichters „Korsar" (1834); Graf Eberhard der Greiner nach Schiller (jetzt im Luxembourg), fesselnd durch den Kontrast zwischen der jugendlichen Frische des Todten und der gebrochenen Gestalt des greisen Vaters; Dante und Virgil in der Hölle die vom Sturmwinde umgetriebenen Schatten der Francesca da Polenta und des Paolo da Malatesta treffend (1834), eines seiner werthvollsten Bilder, ausgezeichnet durch ergreifenden Ausdruck der Köpfe und schwungvolle Zeichnung. Ein gewisses Schwanken in der technischen Ausführung, die bald an die Rembrandts, bald an die der alten italienischen Maler und der ihr verwandten neueren deutschen Kunstweise erinnert, zeigen die Bilder: Christus der Tröster (1837 gemalt, gestochen von Henriquet-Dupont unter dem Titel Christus consolator) und Christus der Lohnspender (1847 gemalt, gestochen von Blanchard unter dem Titel Christus remunerator). Für das historische Museum zu Versailles malte er im Auftrag der Regierung zwei große Bilder: die Schlacht bei Zülpich und die Unterwerfung Wittekinds und der Sachsen unter Karl den Großen zu Paderborn. Weit anziehendere Produkte seiner eignen Wahl und Neigung sind aber die goethe'schen Dichtungen entnommenen Bilder: der König von Thule (1837), Mignon sich nach dem Vaterlande sehnend, Mignon sich nach dem Himmel sehnend (1839, gestochen von Louis) und Mignon und ihr Vater (gestochen von François); ferner Gretchen aus der Kirche kommend (1839, gestochen von Caron); Gretchen und Faust im Garten (1846, gestochen von Blanchard); Faust auf dem Blocksberge Gretchens Gespenst erblickend. Der Dichtung Dante's entnommen sind: Dante und Beatrice im Paradiese und der heilige Augustin mit seiner Mutter Monica. Die letzte Periode der künstlerischen Thätigkeit lieferte biblische Darstellungen von vorwiegend spiritualistischer Richtung, so: Jakob und Rahel; die Hirten von einem Engel zur Krippe Christi hingeführt; die heiligen drei Könige; Christus in der Wüste vom Teufel versucht; Christus über Jerusalem weinend; die Rückkehr des verlorenen Sohnes; Christi Leiden im Garten Gethsemane; Maria als mater dolorosa; Christus das Kreuz tragend; die drei Marien vom Grabe Christi kommend u. a. Endlich sind noch drei allegorische Gemälde anzuführen: Tugend und Laster oder die himmlische und die irdische Liebe, versinnbildlicht durch zwei reizende Frauengestalten; der Bürgerkrieg (auch der 2. December genannt) und die Klagen der Erde sich in Hoffnungen und Seligkeiten verwandelnd. Endlich lieferte S. auch treffliche Bildnisse berühmter Zeitgenossen. Schon einige Zeit kränkelnd, † er den 17. Juli 1858 zu Argenteuil bei Paris, auf der Rückkehr von London begriffen, wohin ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Herzogin von Orléans gerufen. S. war vorzugsweise dichterischer Maler, ein Ruhm, der ihm bleiben wird, so gegründeter Tadel auch oft Zeichnung, Kolorit und Ausführung seiner Kompositionen treffen mag. Ein edles, hohes Gefühl für alles Große, inniges Mitgefühl für menschliches Leiden wußte er, wie keiner seiner Rivalen, auf die Leinwand zu übertragen.

2) Henri, Historien- und Genremaler, Bruder des Vorigen, geboren den 27. Sept. 1798 im Haag, hatte ebenfalls Pierre Guerin zum Lehrer, ahmte dann aber besonders seinen Bruder nach. Von seinen Bildern sind hervorzuheben: die Verhaftung der Charlotte Corday bei Marats Leiche; Jeanne d'Arc auf dem Marktplatze zu Rouen; die protestantische Predigt nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes (1838); ein Genrebild nach Goethe's „Hermann und Dorothea"; Madame Roland auf dem Wege zur Hinrichtung (1845) u. a. m. Seine besten Bilder gehören dem Genre an. Auch seine Porträte werden sehr gerühmt. Er † im März 1862. Sein Bruder Arnold S., geboren 1796, hat sich als politisch-historischer Schriftsteller bekannt gemacht.

Scheffler, August Christian Wilhelm Hermann, namhafter Mathematiker, Physiker und Ingenieur, geboren den 10. Okt. 1820 zu Braunschweig, wirkt seit 1855 als Baurath daselbst und hat sich u. A. durch folgende Schriften bekannt gemacht: „Die mechanischen Principien der Ingenieurkunst und Architektur" (Braunschweig 1845, 2 Bde.); „Die Principien der Hydrostatik und Hydraulik" (das. 1847, 2 Bde.); „Die unbestimmte Analytik" (Hannover 1854); „Theorie der Gewölbe" (Braunschweig 1857).

Scheffler, s. Angelus Silesius.

Scheibel, Johann Gottfried, lutherischer Theolog, geboren den 16. Sept. 1783 zu Breslau, studirte in Halle, ward dann in Breslau als Prediger angestellt und erhielt 1811 eine Professur der Kirchengeschichte und 1818 eine Professur der Theologie an der Universität daselbst. Seine Weigerung, als Prediger an der Elisabethkirche die im Dienste der Union stehende neue Kirchenagende anzunehmen, führte 1832 seine Amtsentsetzung herbei. Er begab sich darauf nach Dresden u. schrieb daselbst eine „Aktenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmungen einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche im

preußischen Staate" (Leipzig 1833, 2 Bde.). In Folge einer von ihm 1832 am Reformationsfeste zu Dresden gehaltenen Predigt von da ausgewiesen, lebte er erst zu Hermsdorf unweit Dresden, seit 1837 zu Glauchau im Schönburgischen und seit 1839 zu Nürnberg, wo er 1841 das „Archiv für historische Entwickelung der lutherischen Kirche" gründete. Er † daselbst am 21. März 1843.

Scheibenberg, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, am gleichnamigen, 2556 Fuß hohen Basaltberge, hat eine Kammgarnspinnerei, Fabrikation von Nägeln und Posamentierwaaren, Spitzenklöppelei, Töpferei, Bergbau auf Kupfer, Silber u. Eisen und 1939 Einw. In der Nähe der Orgelpfeifenberg mit hohen Basaltsäulen.

Scheidegg (Scheideck), Bergpaß im schweizerischen Kanton Bern, bildet den Uebergang aus dem Hasli- in das Grindelwaldthal. Die große S. oder Haslischeidegg, 6037 Fuß über dem Meere, ein schmaler, rasenbewachsener Bergsattel, bietet einen schönen Ueberblick über das grindelwalder Thal mit dem Wetterhorn, Schreckhorn, Mettenberg und Eiger dar; von der kleinen S. aber, 6284 Fuß hoch, erblickt man die großartige Hochgebirgsgruppe Eiger, Mönch und Jungfrau in unmittelbarer Nähe.

Scheidekunst, s. v. a. Chemie.

Scheidemünze, Bezeichnung der kleineren Münzen, welche zur Ausgleichung im täglichen Verkehr dienen, in Deutschland namentlich alle Münze, welche nicht genau nach dem Münzfuße des Landes ausgeprägt und also von geringerem Gehalt als Kurant ist. Sie besteht entweder aus geringhaltigem Silber, oder aus Kupfer, mitunter auch aus anderem Metall, muß aber stets zu dem umlaufenden Kurant im richtigen Verhältniß stehen. In den der Münzkonvention von 1838 beigetretenen Staaten Norddeutschlands ist der Scheidemünzfuß der 16-Thalerfuß (in sofern aus der Mark feinen Silbers 16 Thaler S. geprägt werden), und nach diesem werden die ganzen, halben und doppelten Silber- oder Neugroschen ausgeprägt, sowie in Preußen u. Sachsen die Stücke zu $2^1/_2$ Silbergroschen, welche also nur $^7/_8$ ihres Nominalwerths besitzen, da der Hauptmünzfuß der 14-Thalerfuß ist. Für die zum Zollverein gehörigen süddeutschen Staaten ist nach der Konvention von 1837 der Scheidemünzfuß der 27-Guldenfuß, und es bilden hier die 6-, 3- und 1-Kreuzerstücke die S., die nur $^{49}/_{54}$ ihres Nominalswerths hat, da der Hauptmünzfuß der $24^1/_2$-Guldenfuß ist.

Scheidetrichter, Apparat zur Trennung von Flüssigkeiten, die sich nicht mit einander vermischen. Der S. besteht meist aus Glas und ist entweder oben offen oder verschließbar. Im letzteren Fall ist der Körper meist kugelförmig. Der Hals ist mit einem Glashahn versehen. Hat man den S. gefüllt, so trennen sich alsbald die beiden Flüssigkeiten, u. wenn man dann den Hahn öffnet, kann man die schwere bis auf den letzten Tropfen abfließen lassen, so daß die leichtere rein zurückbleibt.

Scheidewasser, s. v. a. Salpetersäure.

Scheidung, s. v. a. Ehescheidung, s. Ehe.

Scheidung von Tisch und Bett (Separation), die einstweilige Absonderung zweier Eheleute auf bestimmte Zeit oder bis zu anderweitigem richterlichen Ausspruch; s. Ehe.

Scheik, kurzes, rundes Boot zum Austern- und Fischfang in der Nordsee, hat ein Sprietsegel und vorn am Stag eine Focke.

Scheikh (Scheik, Schech), in Arabien Aeltester, Vorsteher, erster Häuptling einer Horde; bei den Derwischen s. v. a. Abt, Prior.

Scheikh-ül-Islam (Mufti), s. Türkisches Reich.

Schein, der Zustand, in dem ein leuchtender Körper sichtbar ist; das Licht, das ein solcher Körper verbreitet; auch ein mattes oder gebrochenes Licht, daher im Gegensatz zu der wahren Beschaffenheit der Dinge und zur richtigen Erkenntniß überhaupt jedes falsche, für wahr gehaltene Urtheil, daher s. v. a. Täuschung, Illusion; besonders in logischem Sinne, wenn durch der Form nach richtige Folgerungen aus falschen Voraussetzungen, oder durch falsche Folgerungen aus richtigen Voraussetzungen ein S. erzeugt wird; ferner die Art und Weise, wie eine Sache in die Sinne fällt, namentlich wenn die wahre Beschaffenheit derselben dem nicht entspricht; dann auch das gute Ansehen einer Sache, bei Wollzeuchen der durch die Appretur bewirkte Glanz derselben; endlich kurzes Zeugniß über eine Verhandlung oder über den Empfang einer Sache, z. B. einer abgelieferten Waare.

Scheingeschäfte (Simulationen), Geschäfte, bei denen die beiden Interessenten darüber, daß sie zum Schein handeln, einverstanden sind, dienen entweder nur zum Deckmantel für ein anderes Geschäft, oder werden unter falschem Namen abgeschlossen; auch s. v. a. Differenzgeschäfte; s. Staatspapiere.

Scheinheiligkeit, Art von Heuchelei, die den Schein einer besonderen Heiligkeit, besonders in religiöser Hinsicht, um sich zu verbreiten sucht.

Scheinkäfer, s. v. a. Leuchtkäfer.

Scheintod (asphyxia), Zustand, in welchem das Leben erloschen zu sein scheint, aber nicht wirklich und vollständig erloschen ist. Als Eintrittspunkt des Todes sieht man gewöhnlich den Moment nach dem letzten Athemzuge an. Da man aber kurze Zeit nach diesem Moment durch gewisse Reize noch einzelne Lebenserscheinungen hervorrufen kann, und da man als Tod füglich nur das definitive Aufhören aller Lebenserscheinungen bezeichnen darf, so muß man zwischen dem letzten Athemzug und dem unwiderruflichen Erlöschen der Reizbarkeit einen Zeitraum statuiren, während dessen sich das Leben durch sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen nicht in genügender Weise nach außen hin kundgibt, wo also das Urtheil darüber vorzubehalten ist, ob Jemand dem Leben oder dem Tod angehört. Dies ist eben der Zeitraum des S.es. In demselben treten Bewußtsein, Empfindung, Bewegung, Athmung, selbst der Blutkreislauf und die Körperwärme nicht in Erscheinung, weil sie entweder wirklich fehlen, oder auf ein Minimum herabgesunken sind. Nur der Gehörssinn ist bisweilen ganz vollständig erhalten. Jener Uebergang vom deutlichen Leben zum absoluten Tode (mort intermédiaire) soll sich in einzelnen Fällen längere Zeit, ja selbst bis zu 12 Stunden ausdehnen, und nach Hasselt gehören viele Fälle

von S. hierher. In diesem Zustand verräth sich die letzte Lebensäußerung nur noch bei sehr sorgfältiger Beobachtung von Zeit zu Zeit durch einen einzelnen Herzschlag, durch eine leichte Athembewegung, durch eine kaum merkliche und flüchtige Muskelzuckung, welche besonders am Gesicht, an den Augen und Lippen auftritt. Die Dauer des S.es im obigen Sinne ist für gewöhnlich eine sehr kurze. Wenn ein Kranker die Erscheinungen des Todeskampfes durchgemacht hat, so kann man sicher erwarten, daß nach dem letzten Athemzuge auch die übrigen Körpersysteme bald vollkommen absterben. Man erwähnt im gewöhnlichen Leben bei solchen normalen Todesfällen ein Stadium des S.es gar nicht. Indessen gibt es in der That Fälle, wo der todähnliche Zustand Stunden oder selbst einige Tage lang anhält. Der S. tritt unter den verschiedensten Umständen ein, und zwar hat man vorzugsweise nach den Ursachen folgende Arten des S.es aufgestellt. 1) S. durch innere Krankheitszustände. Hierher gehört die tiefe Ohnmacht nach großer Ermüdung von langem Marschiren, nach überstandenen schweren Geburten, ferner der S. nach heftigen Krampfanfällen bei Hysterie, Epilepsie und Eklampsie, bei der Starrsucht und Lethargie, manchmal bei der Cholera, bei manchen narkotischen Vergiftungen (Opium, Blausäure, Chloroform). 2) S. durch äußere Störungen: nach hohen Graden von Gehirnerschütterung, nach schweren Verwundungen mit gleichzeitiger Erschütterung oder mit bedeutendem Blutverlust, nach starken Blutungen überhaupt, besonders bei Wöchnerinnen und kleinen Kindern. 3) S. durch specifische Ursachen. Hierher gehört der S. der Neugeborenen wegen noch nicht eingeleiteter Athmung, der S. durch Ertrinken, Erhängen &c., der S. durch irrespirable Gase, durch fremde Körper im Munde und Schlunde. Bisweilen bewirken auch mehre der genannten Ursachen gleichzeitig den Eintritt des S.es.

Der S. hat ein großes praktisches Interesse vorzugsweise wegen der Möglichkeit, lebendig begraben zu werden. Die Möglichkeit liegt außer im S. selbst noch mehr in dem zu frühen Beerdigen (in manchen Ländern schon 6, in anderen 24 Stunden nach dem Tode) und in der unterlassenen oder mangelhaften Leichenschau. Die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden stützt sich zunächst auf eine Reihe von Fällen, wonach Kranke, welche als Todte betrachtet wurden, kurz vor der Beerdigung erwachten; ferner darauf, daß zum Tode Verurtheilte nach vollbrachter Exekution durch Erhängen wieder zu sich kamen; endlich darauf, daß vermeintliche Leichen bei begonnener Sektion wieder Lebenszeichen von sich gaben. Die große Mehrzahl der Fälle von Lebendigbegrabenwerden ist in keiner Weise erwiesen, und namentlich lassen fast alle als Beweise dafür beigebrachten Umstände eine andere und viel natürlichere Erklärung zu. Immerhin bleibt eine allerdings sehr kleine Anzahl von Fällen übrig, in denen ein Lebendigbegrabenwerden wirklich vorgekommen zu sein scheint. So schauerlich nun auch der Gedanke des Lebendigbegrabenwerdens in der That ist, so wenig Grund ist zu dieser Furcht vorhanden. Denn solche Fälle von langdauerndem S. sind sehr selten und betreffen dann entweder neugeborene Kinder, oder Ertrunkene und Erhängte, oder die betreffenden Personen sind schon, ehe es zum S. kam, den Aerzten und Laien durch gewisse besondere Umstände aufgefallen. Es sind meist Frauen, und zwar hysterische, geisteskranke und kataleptische, welche Tage, selbst 1—2 Wochen lang ganz still liegen können und kalte bleiche Haut, ziemlich starre Augen, kaum fühlbaren Puls, höchst schwache Herztöne und kaum merkliche Athembewegungen darbieten. Das Gehör und das Bewußtsein ist manchmal geblieben, die Kranken fühlten das Peinliche ihres Zustandes, konnten aber nicht darauf reagiren, und hatten später eine gute Erinnerung von allem dem, was um sie herum vorgegangen war. Solche Fälle kommen zweifellos vor, aber die Zahl der glaubwürdigen ist eine sehr kleine. In Tagesblättern werden immer von Zeit zu Zeit haarsträubende Geschichten von S. mitgetheilt, aber bei genauerer Untersuchung stellten sich immer kolossale Uebertreibungen heraus. Uebrigens gibt es genügende Vorbeugungsmittel gegen das Lebendigbegrabenwerden, und diese sind: Beschränkung der zu frühen Beerdigung, welche im Allgemeinen nicht früher als 72 Stunden nach dem Tode Statt finden sollte, ferner sorgfältige Ueberwachung der Leichen in Leichenhallen oder, wo diese fehlen, im eigenen Hause, sodann obligatorische Leichenschau durch Sachkundige. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in den besteingerichteten Leichenhallen (München, Weimar) seit vielen Jahren und unter vielen tausend Fällen noch nie der Fall vorgekommen ist, daß ein dort deponirter Körper das geringste Lebenszeichen wieder von sich gegeben hätte. Von größter Wichtigkeit ist es nun aber, die Unterscheidungsmittel des S.es von wahrem Tode zu kennen, und zwar um so mehr, als dieselben theilweise zugleich als Wiederbelebungsversuche dienen können. In dieser Beziehung kommen folgende Momente in Betracht. Das Athmen und die Herzbewegungen dauern beim S.e in sehr niedrigem Grade fort, bei dem wirklich erfolgten Tode aber nicht. Um das Athmen und die Herzbewegung nachzuweisen, hält man eine Flaumfeder oder eine Lichtflamme vor die Nase, oder man stellt ein kleines Gefäß mit Wasser auf die entblößte Magengrube und beobachtet deren etwaige Bewegung, oder man hält einen abgekühlten Spiegel vor den Mund und sieht, ob derselbe beschlägt. Diese Versuche geben jedoch keine große Sicherheit und könnten wohl auch einmal beim S.e zu keinem Resultat führen. Sicherer ist eine auf mehre Minuten ausgedehnte Auskultation des Herzens durch den Arzt, jedoch sind Fälle bekannt, wo auch diese ein negatives Resultat gab und doch das Leben wieder hergestellt wurde. Auf das Fehlen des Arterienpulses ist kein großes Gewicht zu legen, da dasselbe nicht selten schon während des Todeskampfes vorkommt, wo trotzdem eine Cirkulation noch fortbesteht. Dagegen empfiehlt es sich, eine Aderlaßbinde fest am Oberarm anzulegen, wobei im Fall wirklichen Todes keine Anschwellung der Venen unterhalb der Binde mehr eintritt. Der Aderlaß selbst ist ein unsicheres Kriterium, da der Ausfluß des Blutes aus der geöffneten Vene bei

bloßen Ohnmachten für kurze Zeit ebenfalls aufhört. Ein sicherer Beweis für S. ist das Erscheinen von Bluttröpfchen aus den Lippen und der Zunge, welche man durch feine Nadelstiche verletzt hat. Bei vermuthetem S.e sucht man ferner eine Anregung der Muskelreizbarkeit durch Reizung sensibler Nerven zu Stande zu bringen. Solche Reizungen bestehen in der Einwirkung grellen Lichtes, von Riechmitteln (Ammoniak, Essigäther), im Kitzeln der Nase, im Brennen der Haut durch Auströpfeln von Siegellack, durch Auflegen von brennendem Feuerschwamm, durch das Glüheisen 2c. Andere Reizungen sind das Besprengen des Körpers mit kaltem Wasser, das Reiben und Bürsten der ganzen Körperoberfläche, besonders des Rückens zur Anregung der Athembewegungen. Die Prüfungen des Hautgefühls geben nicht immer ein sicheres Resultat, da in manchen Fällen von S., wo Wiederbelebung eintrat, zu Anfang des S.es die Empfänglichkeit für Hautreize vollständig verloren gegangen zu sein scheint, und da ein Gleiches auch bei tiefer Narkose durch Chloroform, thierischen Magnetismus und bei gewissen tiefen Schlafzuständen Statt finden kann. Im gegebenen Falle ist aber mit jenen Einwirkungen auf die sensibeln Nerven nicht zu viel Zeit zu verlieren, vielmehr ist bald die künstliche Respiration einzuleiten. Der Körper muß zu diesem Zwecke in halbe Bauch- und Seitenlage gebracht werden, damit Zungenrücken und Kehldeckel nicht den Kehlkopfseingang verschließen und Mund- und Magenflüssigkeiten abfließen können. Sodann lege man den Patienten auf das Gesicht, aber einen Arm unter die Stirn. Hierauf dreht man den Rumpf aus der Bauch- in die Seitenlage und umgekehrt und drückt den Rücken und die Rippen hinten und von den Seiten her. Man thue dies langsam und gleichmäßig, etwa 16mal in der Minute. Das Gewicht des Rumpfes, sowie der Druck auf Rücken und Rippen leitet die Exspiration ein, der Nachlaß des Druckes begünstigt die Inspiration. Mit dem Eintritt der Athmung muß auch der Blutkreislauf unterstützt werden, was am besten durch Aufwärtsreiben der Glieder geschieht. In der Hand eines geübten Arztes wird auch ein elektrischer Apparat zur Wiederbelebung Scheintodter von großem Nutzen sein. Ein gutes Unterscheidungsmittel zwischen Tod und S. besteht darin, daß man Senfteige auf die Haut legt oder die Haut an einigen Stellen mit nassem Flanell oder mit Bürsten so stark reibt, daß die Oberhaut dabei verloren geht. Die Stellen der Senfteige röthen sich bei erfolgtem Tode nicht, die abgeriebenen Stellen schwitzen nichts aus, sondern trocknen bald ein und erscheinen nach 6—12 Stunden gelbbraun, hornartig hart und etwas durchscheinend. Ein sicheres Merkmal des wirklich eingetretenen Todes ist es, wenn der Unterkiefer herab hängt, wenn der Schließmuskel des Afters offen steht und wenn der Körper, wo er liegt, sich abplattet u. mit der betreffenden Fläche die Form seiner Unterlage annimmt. Die Leichen- oder Todtenflecken dagegen sind kein sicheres Merkmal des Todes, denn einmal hat man sie bei S. nach Kohlendunst noch während des Lebens auftreten sehen, selbst bei Personen, welche gerettet wurden, und dann treten sie bei manchen wirklichen Todten gar nicht auf. Im wirklichen Tode fühlt sich die Haut nach einer gewissen Zeit kalt an, doch ist auch dies Zeichen trüglich, denn im S. durch Erfrierung und Ertrinken, sowie bei S. im Kältestadium der Cholera fühlt sich die Haut gleichfalls ganz kalt an. Das gebrochene Auge ist, wenn es vorhanden, stets ein sicheres Zeichen des Todes, doch fehlt es manchmal auch bei wirklich erfolgtem Tode und kann dann den Verdacht des S.es rege machen. Zu den entschiedensten Zeichen des absoluten Todes gehören die Todtenstarre und die Leichenfäulniß. Da diese aber ebenso wie die Todtenflecken und das gebrochene Auge unter gewöhnlichen Umständen erst verhältnißmäßig spät, die Starre und Fäulniß sogar erst nach vielen Stunden eintreten, so ist es in einzelnen Fällen wohl schwer, bald nach dem Tode ein entscheidendes Urtheil über den Tod oder S. abzugeben. S. Tod. Vergl. Nasse, Die Unterscheidung des S.es vom wirklichen Tod, 1841; v. Hasselt, Die Lehre vom Tod und S., I. 1862.

Scheitel (vertex), der mittlere oberste Theil des menschlichen Kopfes (Wirbel), wo sich die Haare nach der Stirn, den Seitentheilen und dem Hinterhaupte scheiden; dann überhaupt der obere Theil eines Gegenstandes, z. B. eines Bergs. S. eines Winkels, s. v. a. Spitze desselben.

Scheitelbeine }
Scheitelknochen }, s. Schädel.

Scheitelkreis, s. v. a. Vertikalkreis, Höhenkreis.

Scheitelpunkt, s. v. a. Zenith, der dem Fußpunkt, dem Nadir, lothrecht entgegenstehende Punkt.

Scheitelwinkel, s. Winkel.

Scheiterhaufen, ein aufgeschichteter Haufen Holz zur Verbrennung eines Todten (s. Todtenbestattung), oder zur Bestrafung eines Verbrechers durch den Feuertod.

Scheitern, von einem Schiffe, das, vom Sturm auf Klippen oder auf eine felsige Küste geworfen, unter den Wellenstößen zerschellt, im Gegensatz zum Stranden, wobei das Schiff, auf ein flach abgedachtes Ufer oder eine Sandbank getrieben, hier fest sitzt, wo es dann durch Erleichterung seiner Last oder durch die eintretende Fluth manchmal wieder flott gemacht wird.

Scheksna (Szexna), schiffbarer Fluß im europäischen Rußland, bildet sich durch einen Ausfluß aus dem Bjelo Osero (weißem See) im Gouvernement Nowgorod, fließt in südöstlicher Richtung durch das Gouvernement Jaroslaw und fällt nach einem Lauf von 58 Meilen bei Rybinsk links in die Wolga; ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind die Suda und Sogosha. Die S. dient vermittelst des Kubenskojekanals u. des Bjeloserskkanals zur Verbindung der Ostsee und des weißen Meeres mit dem kaspischen Meere.

Schel, schief, schielend, übersichtig; durch einen mürrischen, schiefen Blick seinen Unwillen zu erkennen gebend.

Schelde (franz. l'Escaut, bei den Alten Scaldis), Fluß in Frankreich und Belgien, entspringt im französischen Departement Aisne, auf den östlichen Ardennen aus einem Teiche bei dem Dorfe Beaurevoir, fließt in gewundenem Lauf in einer vorherrschend nördlichen Richtung durch das Departement Nord, und zwar anfangs dem

St. Quentinkanal entlang bis Cambray, wo dieser Kanal einmündet und den Fluß, der hier schiffbar wird, mit der Somme und Oise verbindet, tritt unterhalb Condé nach Belgien über, durchfließt hier die Provinzen Hennegau und Ostflandern, welche letztere Provinz sie anfangs (links) von Westflandern und zuletzt (rechts) von der Provinz Antwerpen trennt, und theilt sich an der belgisch-holländischen Grenze unterhalb Zandvliet in zwei Arme. Von diesen fließt die Westerschelde oder Hont in westlicher Richtung durch die niederländische Provinz Seeland, trennt Staatenflandern von den Inseln Südbeveland u. Walcheren und ergießt sich in weiter Mündung unterhalb Vliessingen in die Nordsee. Der nördliche Arm, die Oosterschelde, fließt anfangs gegen Nordosten, die Grenze zwischen den Provinzen Seeland und Nordbrabant bildend, wendet sich dann in westlicher Richtung durch erstere Provinz zwischen den Inseln Süd- und Nordbeveland (im Süden) und Tholen, Duiveland und Schouwen (im Norden) hindurch und mündet ebenfalls in die Nordsee. Der nördliche Arm steht durch natürliche Kanäle, von denen der Eendracht u. Masgatnaar-de-Zype die bedeutendsten sind, mit dem südlichsten Arme der Maas in Verbindung, während beide Scheldearme mit einander wieder durch die Sloestraße verbunden sind, welche letztere wiederum in die beiden Kanäle Zand-Kreek und Veersche-Gat getheilt ist. Von der Quelle bis Gent ist die Stromrichtung der S. im Allgemeinen nordnordöstlich, von Gent bis St. Amant östlich, von da bis Antwerpen nordöstlich und von da bis zur Theilung nordwestlich. Ihr Gesammtstromlauf beträgt 51 Meilen, wovon nahe an 8 Meilen auf die beiden Mündungsarme kommen und 46 Meilen schiffbar sind. In den beiden Mündungsarmen ist die Schifffahrt wegen mehrer Sandbänke gefährlich. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind in Frankreich links die Scarpe, welche noch durch den Kanal la Consée zwischen Douay und Bouchain mit der S. verbunden ist, rechts die Ronelle, in Belgien links die Lys und Durme, rechts die Ronne, Dender und die Rupel. Sie ist bei Dendermonde 600 F., bei Antwerpen 2100 F. breit und hier zur Fluth (die noch oberhalb Antwerpen bemerkbar ist) 45 Fuß tief. Die wichtigsten an der S. gelegenen Städte sind in Frankreich: Cambray, Valenciennes und Condé, in Belgien: Tournay, Oudenarde, Gent und Antwerpen, in den Niederlanden Vliessingen. Historisch merkwürdig ist die S. wegen des von den Holländern von 1648 bis 1792 behaupteten und nach der Trennung Belgiens wieder, aber vergeblich, in Anspruch genommenen Rechts ihrer Schließung. Nach der S. genannt waren im ersten französischen Kaiserreich 2 Departements: das Scheldedepartement, gebildet aus Theilen von Brabant und Flandern, mit 58 □Meilen Flächenraum, 630,000 Einwohnern und Gent als Hauptstadt, und das Departement der Scheldemündungen, welches die von den Mündungsarmen gebildeten und einige benachbarte Inseln umfaßte u. 18 □Meilen mit 74,000 Einwohnern und Middelburg zur Hauptstadt hatte.

Schele von Schelenburg, Georg Victor Friedrich Dietrich, Freiherr S. von S., hannöverischer Staatsmann, geboren 1771 zu Schelenburg, besuchte die Ritterakademie zu Lüneburg, studirte dann die Rechte zu Göttingen und wurde nach Errichtung des Königreichs Westphalen zum Gesandten in München und Mitglied des Staatsraths ernannt. In den hannöverischen Staatsdienst zurückgetreten, erhielt er 1820 das Präsidium des Obersteuer- und Schatzkollegiums und ward nach Errichtung des Geheimerathskollegiums Mitglied desselben. König Ernst August ernannte ihn sofort nach seinem Einzug in Hannover (29. Juni 1837) zum Staats- u. Kabinetsminister, und eine Stunde später vertagte S. die Ständeversammlung und vollzog sodann das bekannte Patent vom 5. Juli, welches das Staatsgrundgesetz von 1833 aufhob. Im Jahre 1838 ward er in den Freiherrenstand erhoben. Er † den 5. Sept. 1844 zu Schelenburg. Sein Sohn, Ludwig Ernst Unico Georg S. auf Schelenburg, geboren den 4. Juli 1796, ist Landrath der Ritterschaft des Fürstenthums Osnabrück. Sein jüngerer Bruder, Eduard August Friedrich S. v. S., geboren den 23. Sept. 1805, übernahm nach der Thronbesteigung Georgs V. den 22. Oktober 1851 die Präsidentschaft des Ministeriums, sowie die Portefeuilles des Auswärtigen und des königlichen Hauses. Da er aber in die von der ritterschaftlichen Partei geforderten Verfassungsänderungen nur in mäßiger Weise eingehen mochte, so trat er am 21. Nov. 1853 zurück. Er war hierauf bis Juli 1866 fürstlich thurn- und taxisscher Generalpostmeister zu Frankfurt.

Schelestadt, Stadt, s. Schlettstadt.

Schelfhout, Andries, ausgezeichneter Landschaftsmaler, geboren 1787 im Haag, bildete sich besonders durch Studium der Natur und erwarb sich durch seine Winterlandschaften und See- und Hafenstücke den Ruf eines der ersten Meister seines Fachs. Abbildungen von Werken des Künstlers findet man in dem „Album van thays levende Nederlandsche Kunstchilders gelithographeerd etc.“ (Rotterdam 1837 ff.).

Schelhorn, Johann Georg, Theolog und Literator, geboren zu Memmingen den 8. Dec. 1694, † den 31. März 1773 als Superintendent daselbst, schrieb die berühmten „Amoenitates litterariae“ (Frankfurt und Leipzig 1725—34, 14 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1737—38). Sein gleichnamiger Sohn, geboren den 4. Dec. 1733 zu Memmingen, † ebenfalls als Superintendent daselbst den 21. November 1802, veröffentlichte unter Anderem: „Kleine historische Schriften“ (Memmingen 1788 bis 1789, 2 Bde.).

Schelif (Schellif, Shelif), der bedeutendste Fluß im französischen Algerien, entspringt am Dschebel Amur, hat in seinem oberen Laufe eine nordöstliche Richtung, fließt durch den Titterysee, wendet sich dann westlich und fällt nach 60 Meilen nördlich von Mostaganem ins mittelländische Meer.

Schelklingen, Stadt im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Blaubeuren, an der Aach, hat die Schloßruine Muschenberg (Oberschelklingen), Töpferei, Spinnerei, Strohflechterei, Musselinstickerei und 1200 Einwohner. In der Nähe das säkularisirte Benediktinerkloster Urspring (jetzt mechanische Baumwollweberei).

Schellack (Tafellack, Plattlack), aus dem Gummilack (s. Lack) abgeschiedenes Harz, ist in der Kälte sehr spröde und brüchig, ziemlich hart, geruch- und geschmacklos, schmilzt beim Erhitzen, verbreitet in höherer Temperatur einen nicht unangenehmen Geruch und brennt mit hellleuchtender Flamme. Er ist unlöslich in Wasser, aber löslich in Weingeist, Borax und kohlensauren Alkalien. Kalter Aether entzieht ihm 5 Proc. einer wachsartigen Substanz. Aetzende Alkalien lösen den S. schon bei gewöhnlicher Temperatur, verwandeln ihn aber in eine weiche, klebrige Masse, die nicht wieder erhärtet. Um den S. zu bleichen, löst man 25 Theile in 10 Th. Soda und 600 Th. Wasser und filtrirt. Andererseits zersetzt man 30 Theile Chlorkalk mit Soda, verdünnt mit 600 Th. Wasser, filtrirt und vermischt die Flüssigkeit mit der Schellacklösung, wobei die Vorsicht zu beobachten ist, daß sich nichts ausscheidet. Die Mischung setzt man 1—2 Tage dem direkten Sonnenlicht aus, filtrirt dann, setzt etwas schwefligsaures Natron hinzu, fällt den S. mit Salzsäure, läßt ihn durch Wärme zusammenkleben und wäscht ihn mit Wasser gut aus. Er ist ganz farblos und nimmt beim Kneten und Ausziehen einen schönen seidenartigen Glanz an. Der S. dient zur Bereitung von Siegellack, von Firniß, Politur (farbloser S. für weiße Hölzer), Kitt, Schleifsteinen ꝛc. In der Hutfabrikation bildet er ein Surrogat des Leims. Die Auflösung in Borax wird als unzerstörbare Dinte benutzt. Zur Nachweisung des S.s wird eine alkoholische Lösung, die man sich nöthigenfalls erst bereiten muß, mit einem Ueberschuß wässeriger Salzsäure versetzt und so lange erwärmt, bis das ausgeschiedene Harz sich zusammengeballt hat und die Flüssigkeit klar geworden ist. Von letzterer wird dann eine Probe mit Ammoniak übersättigt, wobei eine rothviolette Färbung eintritt, wenn S. zugegen war. Eine Verfälschung des S.s mit Colophonium erkennt man an der Löslichkeit des letzteren in Aether. Man pulvert 1 Gramm des zu prüfenden S.s, übergießt ihn mit 10 Gramm kaltem Aether in einer Flasche u. läßt diese wohl verschlossen unter häufigem Umschütteln 24 Stunden stehen. Dann gießt man den Aether in ein tarirtes Schälchen ab, läßt ihn verdunsten u. wägt den Rückstand, welcher von 1 Gramm S. nicht mehr als 0,05 Gr. betragen darf.

Schelle (tintinnabulum), kleine Glocke von getriebenem Messing oder Silberblech, oder eine aus Glockenmetall gegossene kleine Kugel, die unten offen und mit einem Klöppel versehen ist, so daß sie, wenn sie geschüttelt wird, einen hell klingenden Ton von sich gibt (Cymbel). Man gebraucht diese S.n jetzt nur noch besonders im Winter zu den Schlittengeläuten. Im 11. bis 14. Jahrhundert dienten sie zum Schmuck, indem die Männer sie als Zierrath an Panzern, Wehrgehängen und Staatskleidern ꝛc., die Weiber aber an den Schnabelschuhen, am Gürtel ꝛc. trugen. Später sah man sie nur noch an den Kleidern der Hofnarren, besonders an der Narrenkappe. Die Schellenmacher bildeten in Nürnberg eine geschlossene Zunft.

Schellenberg, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Augustusburg, am Abhange des sich an der Zschoppau erhebenden 1535 Fuß hohen Bergs, mit Weberei, frequenten Viehmärkten und 1864 Einw.

Schellenblume, s. v. a. Trollius europaeus *L.*

Scheller, Immanuel Johann Gerhard, namhafter Lexikograph, geboren am 22. März 1735 zu Ihlow, widmete sich zu Leipzig theologischen und philologischen Studien, ward 1761 Rektor des Lyceums zu Lübben in der Niederlausitz und 1771 des Gymnasiums zu Brieg in Schlesien, wo er am 5. Juli 1803 †. Seine Hauptwerke sind: das „Ausführliche lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Wörterbuch“ (Lpz. 1783—84, 3 Bde.; 3. Aufl. 1804—5, 7 Bde.) und das „Lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Handlexikon“ (das. 1792, 2 Bde.), wovon das letztere durch Lünemann und Georges bis in die neueste Zeit herein eine Menge vielfach verbesserter Auflagen erlebt hat.

Schellfische (Gadini), Fischfamilie aus der Ordnung der Kehlweichflosser, charakterisirt durch den langgestreckten, regelmäßigen Körper mit 2—3 kurzen oder einer sehr langen Rückenflosse und zugespitzten, kleinen Bauchflossen, mehre Reihen Kieferzähne u. die große Schwimmblase, gefräßige, die Tiefe liebende Meerfische, welche von kleineren Fischen und Mollusken leben u. ein wohlschmeckendes, weißes Fleisch haben. Ihr Fang beschäftigt an den europäischen Küsten über 50,000 Menschen. Aus der Gattung Schellfisch (Gadus) sind außer dem Kabeljau od. Stockfisch (s. d.) besonders der gemeine Schellfisch u. der Dorsch zu bemerken. Der Schellfisch (G. aeglefinus *L.*) ist 1½—2 Fuß lang und 2—3 Pfund und darüber schwer, am Rücken braun und am Bauch silberfarben, ungefleckt, nur hinter jeder Brustflosse mit einem schwärzlichen Fleck gezeichnet und außerdem an der geraden Seitenlinie und der ausgeschnittenen Schwanzflosse kenntlich. Er lebt in der Nordsee, vorzüglich an der englischen und schottischen Küste, geht aber nicht durch den Sund in die Ostsee, wo dagegen der Dorsch häufig sich findet. Besonders im Herbst in Menge gefangen, ist er einer der gewöhnlichsten Fische auf den Märkten der Küstenstädte, eignet sich aber nicht zu langer Aufbewahrung im Salze u. wird daher meist frisch gegessen. Seit Herstellung eines schnellen Verkehrs durch die Eisenbahnen werden die S. auch weit ins Binnenland versendet. Merkwürdig ist das starke Phosphoresciren der todten S. Der Dorsch (G. callarias *L.*) ist graugelb, braungefleckt; der Oberkiefer ragt über den Unterkiefer vor und ist mit einem kurzen Bartfaden besetzt; die Seitenlinie ist gebogen und gefleckt, der Schwanz abgestutzt. Dieser 1 Fuß lange und 1—2 Pfund schwere Fisch findet sich am häufigsten in der Ostsee als Repräsentant der Gattung, kommt aber auch in der Nordsee vor. Er lebt von anderen Fischen, Wasserinsekten und Würmern. Er wird das ganze Jahr hindurch gefangen und sowohl frisch gegessen, als eingesalzen und unter dem Namen Rundfisch in den Handel gebracht. Aus der Leber wird Leberthran bereitet. Der Gattung Seehecht (Merluccius), charakterisirt durch 2 Rückenflossen, eine am After u. die fehlenden Bartfäden, gehört der Merlan oder kleine Stockfisch (M. communis *Cuv.*) an. Derselbe hat einen hervorstehenden Unterkiefer und überall, auch im

Gaumen 2 Zahnreihen und ist 1—2 Fuß lang, oben grau, an den Seiten weiß. Er findet sich in Menge in den europäischen Meeren, ist sehr gefräßig und verfolgt besonders die Häringe und Makrelen. Obwohl sein weißes Fleisch nicht besonders schmackhaft ist, so wird er doch in Menge gefangen, und zwar vornehmlich vom November bis Mai und mittelst großer Netze und Grundangeln. Die Schwimmblase wird in Nordamerika zur Bereitung einer Art Fischleim benutzt und kommt bereits auch in Deutschland im Handel vor. Die Gattung Merlangus *Cuv.*, von der Gattung Schellfisch sich nur durch die fehlenden Bartfäden unterscheidend, wird durch 3 Arten repräsentirt. Der **Wittling** (M. vulgaris *Cuv.*), 1 F. lang, mit kürzerem Unterkiefer, silberglänzend und mit dünnen runden Schuppen bedeckt, am Rücken olivenbraun, ist häufig in den westeuropäischen Meeren, selten in der Nord- und Ostsee, nährt sich von Krebsen, Würmern und kleinen Fischen und wird mittelst Angeln gefangen, deren ein einziges Schiff an 4000 auswirft, und zwar das ganze Jahr hindurch. Er hat weißes, sehr schmackhaftes Fleisch, das getrocknet in England gewöhnliche Schiffskost ist. Der **Köhler** (M. carbonarius *Cuv.*) ist oben und besonders um das Maul glänzend schwarz, unten silberweiß, schwarz getüpfelt und mit gerader weißer Seitenlinie. Er wird 2—2½ Fuß lang und bis 30 Pfund schwer und findet sich am häufigsten um England und Schottland an felsigen Küsten. Die 3 Zoll lange Brut wird als sehr schmackhaft in Menge gefangen; der erwachsene Fisch ist zäh und mager und wird zu Stockfisch und Laberdan zubereitet. Auch wird aus der Leber Thran gewonnen. Der **Pollak** (M. Pollachius *Cuv.*) ist oben dunkelbraun, unten silberfarben, braun getüpfelt, hat einen vorstehenden Unterkiefer, eine gebogene Seitenlinie, mißt gewöhnlich 1½, aber auch 3—4 Fuß und wiegt 2—3 Pfund. Er findet sich ebenfalls um England und nährt sich von Fischen, besonders vom Sandaal. Sein Fleisch ist besser als das des vorigen, aber schlechter als das des Dorsch. Zur Gattung **Quappe** (Lota), wie vorher, aber mit einem Bartfaden, gehört der **Leng** (L. molva *Cuv.*). Derselbe ist oben graulichschwarz, an den Seiten gelblich, unten weißlich; der Unterkiefer ist kürzer als der Oberkiefer, der Schwanz länger als der Rumpf; die dunklen Flossen sind weiß gesäumt, beide Rückenflossen gleich hoch. Er wird 3—4 F. lang, 8 Zoll dick und bis 18 Pfund schwer, findet sich häufig in der Nordsee, lebt von Krebsen und Fischen und wird wie der Kabeljau in Menge gefangen und getrocknet, sowie eingesalzen in den Handel gebracht. Die ebenfalls hierher gehörige **Aalraupe** (L. vulgaris, **Quappe**, **Trusche**) ist gelblich, braun marmorirt, bis 3 Fuß lang und 3—10 Pfund schwer und findet sich in den Süßwassern ganz Europa's, vornehmlich in den Schweizerseen. Sie ist der einzige Schellfisch des süßen Wassers u. einer der schmackhaftesten Fische Deutschlands; namentlich ist die Leber sehr wohlschmeckend.

Schelling, **Friedrich Wilhelm Joseph von**, berühmter deutscher Philosoph, geboren den 27. Jan. 1775 zu Leonberg in Würtemberg, erhielt eine vorherrschend theologische Vorbildung, studirte zunächst in Tübingen und Leipzig und wandte sich dann nach Jena, wo der Kantianer Reinhold und außerdem J. H. Fichte das philosophische Interesse in ungewöhnlich lebhafter Weise rege hielten. S., der sich vorläufig an Fichte's Ideen anlehnte, wurde 1798 daselbst außerordentlicher und nach Fichte's Abgang 1803 ordentlicher Professor der Philosophie, folgte aber bald einem Ruf nach Würzburg. Im Jahre 1808 ward er als Generalsekretär der königlichen Akademie der bildenden Künste nach München berufen und vom König Maximilian Joseph in den Adelsstand erhoben. In Folge einer literarischen Fehde mit J. H. Jacobi, dem damaligen Präsidenten der Akademie, verließ er 1820 München mit Urlaub und hielt eine Zeitlang in Erlangen Vorlesungen, bis er 1827 als ordentlicher Professor der Philosophie mit dem Prädikat eines geheimen Hofraths nach München an die neu errichtete Universität zurückberufen ward. Hier bald zum wirklichen geheimen Rath, sowie zum Vorstand der königlichen Akademie der Wissenschaften und zum Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen ernannt, blieb er in dieser Stellung, bis er vom König Friedrich Wilhelm IV. (1840) nach Berlin berufen wurde. An der dortigen Univerfität begann er unter außerordentlichem Zudrang und vor einer zum Theil sehr gewählten Zuhörerschaft Vorlesungen über „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“, die von Paulus nachgeschrieben und ohne die Genehmigung S.s herausgegeben wurden und schließlich noch zu einem für den klagenden Autor ungünstigen gerichtlichen Verfahren Veranlassung gaben. In Folge des Skandals, der sich an den Rechtshandel mit Paulus knüpfte, und auch in Folge des Fiasco, welches die anfänglich mit großer Spannung erwartete neue philosophische Wendung nach der paulusschen Veröffentlichung gemacht hatte, verzichtete S. auf eine weitere Lehrthätigkeit und lebte seitdem abwechselnd in Berlin, München und anderen Orten. Er † den 20. Aug. 1854 im Bad Ragaz in der Schweiz, wo ihm der König Max II. von Bayern 1856 ein Denkmal errichten ließ. Von einer schellingschen Philosophie als einem selbstständigen, wohl abgegrenzten und systematisch in verschiedenen Richtungen ausgeführten System läßt sich nicht reden, da die zahlreichen Schriften dieses in den mannichfaltigsten Methoden und auf den verschiedensten Standpunkten heimischen Denkers im Großen und Ganzen das Gepräge der Abgerissenheit an sich tragen. S. gehört zu jener Gruppe unmittelbar nachkantischer Philosophen, die durch die Neuheit und Paradoxie der kantischen Metaphysik gereizt, aber auch ebenso sehr von dem Verlangen getrieben wurden, ältere Standpunkte durch neue Wendungen wieder haltbar zu machen. In dieser Beziehung gehört er specieller zu der bekannten Trias, in welcher neben ihm Fichte und Hegel eine vorwiegend ideologische Behandlung der deutschen Philosophie vertraten. Von Schopenhauer (s. d.) wurde er für den „talentvollsten“ jener „drei Sophisten“ erklärt. Das hegelsche System ist fast durchgängig eine dialektische Gestaltung von Ideen, deren materieller Gehalt schon in den früheren schellingschen Schriften

anzutreffen ist. Ganz besonders ist auf ihn die Lehre von der Identität (Einerleiheit) des Denkens und des Seins, des Idealen und des Realen zurückzuführen. Die Identitätsphilosophie oder der Identitätsstandpunkt ist bei S. unter dem Eindruck spinozistischer Studien entstanden. Aus derselben Quelle ist die pantheistische Naturauffassung abzuleiten, welche in allen Wandlungen des schellingschen Ideenkreises eine Rolle gespielt und unter dem Namen Naturphilosophie selbst auf positive Forscher des Auslandes eingewirkt hat. Diese jetzt immer allgemeiner als eine Verirrung der spekulirenden Phantasie erkannte und daher als völlig unwissenschaftlich beseitigte sogenannte Naturphilosophie bildete ursprünglich den Stamm der schellingschen Ideenevolutionen. Sie ist im Grunde das Ergebniß einer Auffassung des Naturganzen, in welcher eine Art kosmogonischer Poesie, sowie ein System subtiler Anthropomorphismen den Leitfaden zu allerlei Deutungen und Deuteleien über die Naturkräfte und Naturmächte abgeben. Sie spielte mit vagen Analogien zwischen Verhältnissen, die nur in der Sphäre des menschlichen Gemüths anzutreffen sind, und rein natürlichen Aktionen. Sie übertrug andererseits die allgemeinen Charakterzüge des Verhaltens der Naturkräfte auf menschliche Beziehungen, wie dies z. B. mit dem Begriff der Polarität geschah. Das Unwesen einer derartigen Analogienspielerei, in welcher sich Mystik und Oberflächlichkeit die Hand reichten, sollte an die Stelle der gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Erklärungen treten, und letztere wurden in der vornehmsten Weise ignorirt und verachtet. Eine wüste Phantastik warf alle Kategorien der strengeren Naturwissenschaft durch einander und machte zugleich Anspruch auf eine besonders tiefe spekulative und in einem gewissen Sinne aprioristische Vermittelung der Naturerkenntniß. Der Kontrast der gewöhnlichen Auffassung mit den Konceptionen der schellingschen Philosophie wurde von ihrem Urheber durch die Berufung auf ein besonderes Erkenntnißorgan, nämlich die sogenannte intellektuelle Anschauung zu rechtfertigen versucht. Der in der Voraussetzung dieses besonderen, über den gemeinen Verstand erhabenen Organs bekundete mystische Zug findet seine weitere Ausprägung in der Thatsache, daß S. außer den Philosophien von Giordano Bruno und Spinoza auch noch diejenige des bekannten theosophischen Schusters Jakob Böhme kultivirte. Ganz unverhohlen trat die religiöse Mystik in der letzten Wendung des schellingschen Philosophirens, nämlich in der Philosophie der Mythologie und Offenbarung hervor. In dieser letzten Phase war auch der Anspruch auf kirchlichen Positivismus zu einem entschiedenen Ausdruck gelangt. Die neue Philosophie sollte positiv sein und auf diese Weise das bloß negative Verhalten der vorangegangenen Systeme in Schatten stellen. S. versuchte auf seine Weise die christliche Dreieinigkeit zu einem nothwendigen Ergebniß der philosophischen Spekulation zu machen. Gegenwärtig werden gerade die ältesten Schriften S.s als die verhältnißmäßig beachtenswerthesten angesehen. In ihnen sind jedoch ebenfalls so mannichfaltige Wendungen und Standpunkte vertreten, daß man von ihrem Verfasser mit Recht hat sagen können, er habe seine Studien vor dem Publikum gemacht. Die Beziehungen des schellingschen Philosophirens zu dem epochemachenden kantischen Kriticismus lassen sich dahin formuliren, daß die spinozistischen Anschauungen und die pantheistisch-poetischen Naturauffassungen die kritischen Sonderungen fast völlig ignorirten und ein Uebergewicht des Pathos und der Phantasie begünstigten, mit welchem Besonnenheit und scharfe Analyse unverträglich waren. Von Denen, die von S. entlehnten oder durch ihn beeinflußt wurden, mögen hier vor allen Hegel, dann F. von Baader, Troxler, Steffens, Görres, Oken, Windischmann, Schubert, Solger genannt werden. Unter den Pflegern positiver Disciplinen außerhalb der Naturwissenschaft erfuhren besonders der Jurist und Rechtsphilosoph Fr. J. Stahl und der Romanist Puchta erhebliche Anregungen aus den späteren Metamorphosen der schellingschen Philosophie. Die Hegelianer betrachten die schellingsche Philosophie als einen von ihrem Meister überholten Standpunkt und waren bei der Bekämpfung des letzten schellingschen Versuchs in Berlin, namentlich in der Person des berliner Professors Michelet, sehr thätig. In der allerneuesten Zeit ist das S. und Hegel Gemeinsame, nämlich die Behauptung der Einerleiheit von Denken und Sein, von Schopenhauer als ein zu doppelter Konfusion führender Doppelirrthum mit Erfolg bekämpft worden. Die vermeintlich neue Methode der Gleichsetzung des Denkens und des Seins wurde schon 1813 von Schopenhauer als ein Verfahren gekennzeichnet, welches die Irrthümer von zwei älteren Methoden vereinige, von denen die eine das Denken aus dem Sein, die andere das Sein aus dem Denken abzuleiten gesucht hätte. Nach dem Tode S.s erschien (seit 1856) in Stuttgart eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in mehren Abtheilungen, von deren erster 4 und von deren zweiter 4 Bände bereits geliefert sind. Von einzelnen Schriften seien erwähnt: „Ueber Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt" (Tübingen 1794); „Ideen zu einer Philosophie der Natur" (Leipzig 1797; 2. Aufl., Landshut 1803); „Von der Weltseele" (Hamburg 1798, 3. Aufl. 1809); „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" (Jena 1799); „Einleitung zu dem Entwurf der Naturphilosophie" (das. 1799); „System des transscendentalen Idealismus" (Tübingen 1800, eine der wichtigsten Schriften); „Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge" (Berlin 1802, später 1843); „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (Tübingen 1803, 2. Aufl. 1813); „Ueber das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur" (Hamburg 1806); „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" (Landshut 1808); „Ueber die Gottheiten von Samothrake" (Stuttgart 1815); verschiedene Aufsätze in seiner „Zeitschrift für spekulative Physik" (Jena 1800—2, 2 Bde.) und in dem mit Hegel herausgegebenen kritischen „Journal der Philosophie" (Tübingen 1802—3, 2 Bde.). Schriften über die letzte Phase S.s sind: Michelet, Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den Kampf S.s mit der hegelschen

Schule (Berlin 1843); Marheinecke, Zur Kritik der schellingschen Offenbarungsphilosophie (das. 1843); Hung, Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München (Leipzig 1864).

Schelm, s. Schalk.

Schelsucht, s. Neid.

Schema (griech.), eigentlich Gestalt oder Figur, dann im Allgemeinen jede Form, die als Muster, Zeichen oder Leitfaden für die Anordnung, Untersuchung oder Darstellung eines Gegenstandes benutzt wird. Daher schematisch, s. v. a. vorbildlich, entwurfsmäßig; schematisiren, bildlich vorstellen, einen Begriff versinnlichen, faßlich machen; Schematismus, das Verfahren, nach einem beliebigen Vorbilde etwas zu bilden. Ein logisches S. gibt der bekannte Spruch: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando. In der Rhetorik heißen Schemata (figurae dictionis) Wendungen, die in der Rede angewendet werden, um sie mannichfaltiger zu machen. In der Metrik versteht man darunter die Darstellung einer Versart durch versinnlichende Zeichen.

Schemacha (Schamacha), das südöstlichste der durch Ukas vom 26. December 1846 gebildeten russisch-transkaukasischen Gouvernements, machte früher mit Derbent die sogenannte Provinz Kaspien (die ehemalige persische Provinz Schirwan) aus, grenzt im Norden an Derbent, im Osten an das kaspische Meer, im Süden an Persien, im Westen an Eriwan und umfaßt einen Flächenraum von 1031,12 QMeilen mit 633,886 Einwohnern. Das Land ist im Norden und Nordwesten durch den Kaukasus, im Süden durch die Vorberge des Hochlandes von Armenien gebirgig, in der Mitte, namentlich am unteren Laufe des Kur, dagegen eben und fruchtbar, doch großentheils noch nicht angebaut. Das Gouvernement zerfällt in die 4 Kreise S., Schuscha, Nucha und Lenkoran. Die gleichnamige Hauptstadt (gewöhnlich Alt- oder Stara-Schemacha genannt), vormals Hauptstadt des Khanats Schirwan, liegt am Pir-Saghat, ist der Sitz des Militärgouverneurs, der auch die Civilverwaltung leitet, hat Befestigungen, bedeutende Seiden- und Baumwollwebereien, Gerbereien, sehr lebhaften Handel, besonders mit Seidenwaaren, und 20,433 Einwohner. S. litt 1859 durch ein Erdbeben bedeutend. Die Stadt Neu- oder Nowo-Schemacha liegt etwas weiter südlich, am Aksu, einem Nebenfluß des Kur, ist ebenfalls befestigt und hat 7000 Einwohner.

Schemnitz, königliche freie Bergstadt im ungarischen Komitat Honth, in einem tiefen, von schroffen Bergwänden gebildeten Thale, am gleichnamigen Fluß, 2172 (2232) Fuß über dem Meere gelegen, besteht aus der eigentlichen Stadt und 4 Vorstädten (Hodritsch, Schüttersberg, Steffolto und Siglisberg), ist Sitz der Berg-, Forst- und Güterdirektion für den niederungarischen Montandistrikt, eines Distriktualberggerichts und anderer Behörden, hat ein altes und ein neues Schloß, ein Kammer- und Rathhaus, worin nebst dem städtischen Archiv Schlägel von Silber aufbewahrt werden, 3 katholische Kirchen, worunter die auf einem Basalthügel östlich von der Stadt von den Jesuiten 1744—51 erbaute schöne Kalvarienkirche, und eine evangelische, eine 1760 von Maria Theresia gegründete berühmte Berg- und Forstakademie mit Bibliothek, chemischem Laboratorium, mineralogischer und oryktognostischer Sammlung und botanischem Garten, ein Obergymnasium, ein Kollegium der Piaristen, ein Bürgerspital u. 13,644 Einwohner, zumeist Bergknappen, dann Wall- und Ringbürger (bergbautreibende Bürger) und Handel und Handwerke treibende Bürger. Es sind daselbst reiche Gold- und Silberbergwerke in Betrieb, welche mehre tausend Bergleute beschäftigen. Zu den Grubenwerken in Windschacht, einem deutschen Dorfe, das einen Theil der Stadt ausmacht, gehören neben 12,147 Klaftern unterirdischer Eisenbahn und 9 Wassersäulenhebmaschinen von 287 Pferdekräften 22 Pferde-, 9 Wasserrad- und ein Wassersäulengöpel mit 23 Schachten, 65 Poch- und Waschwerke mit 216 Wasserrädern, 1786 Pochstämpeln, 317 Goldmühlen, 1163 Mehlrinnen und 673 Schlämmherden, 16 Teiche mit einem Fassungsvermögen von 208 Mill. Kubikfuß und Fang- und Leitgräben von einer Gesammtlänge von 44,998 Klaftern. Auch besitzen die windschachter Bergwerke theils für eignen Bedarf, theils für den Verkauf an Fremde eine Sicherheitszunder- und eine Drahtseilfabrik. Der Ertrag des Oberbiberstollens, welcher die ärarischen und die gewerkschaftlichen Baue von S. in sich begreift, bei welchen das Aerar die Principalität hat, war 1857: 832 Mark Gold, 23,277 Mark Silber, 14,824 Centner Blei, 525 Centner Schwefel. Außerdem wurden unter der Principalität der geramschen Union in S. 633 Mark göldisches Silber und 1369 Centner Blei gewonnen. Die im Südosten von S. gelegene stadtgrunder Schmelzhütte besteht aus der oberen und unteren Hütte. Die obere enthält 2 Hoh- und 2 Flammroströfen, ein Laboratorium für die Extraktion göldischer Silbergeschicke, eine Materialkammer, einen Probirgaden rc. In der unteren sind 2 Halbhohöfen und ein Treibherd. Die Produktion belief sich 1857 auf 109 Mark Gold, 5937 Mark Silber, 162 Centner rothe und 213 Ctnr. grüne Glätte. Ein großartiges Bergbauunternehmen ist der Kaiser-Joseph-II.-Erbstollen, 8000 Klaftern lang. Zu S. gehört auch das 2 Stunden entfernte eisenbacher oder vichny'er Bad. S. wurde im 12. Jahrhundert gegründet u. sammt dem ganzen nordungarischen Bergdistrikt von flanderischen und niedersächsischen Kolonisten bevölkert, welche die dort wohnenden Slaven völlig verdrängten. Die Einmischung deutscher Bergwerksgeneralpächter, z. B. der augsburger Fugger unter Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisirung des ganzen Bergdistrikts. Seit Ende des 16. Jahrhunderts aber ward durch die außerordentliche Vermehrung der slavischen Bevölkerung und deren nationale Umtriebe S. mit dem ganzen Bergwerksdistrikt fast ganz wieder slowakisirt. Der Bergbau von S. blühte übrigens schon unter Stephan I., besonders aber unter Ludwig II. Im Jahre 1710 wüthete hier die Pest und raffte gegen 6000 Menschen hin.

Schemonskonski (Schemozkows), große und sehr niedrige Halbinsel im europäisch-russischen

Gouvernement Archangel, Kreis Mesen, zwischen der Mündung des weißen Meeres und dem Busen von Tscheskaja, von Samojeden bewohnt, ist bei Nordstürmen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Vor ihr liegt nördlich die Insel Kalgujew.

Schemyl (Schamyl), Imam, Führer und Prophet der kaukasischen Bergvölker im Kampfe gegen die Russen, geboren 1797 in Aul Himry im nördlichen Daghestan, genoß unter Kasi-Mollah Dschelal-eddin gründlichen Unterricht in der arabischen Sprache und Philosophie und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Stolz und unbeugsame Willenskraft aus. In religiöser Hinsicht neigte er sich zu der Erneuerung des Sufismus hin, welche bald die verschiedenen Stämme Daghestans enger mit einander verband. Als Murid (Geistlicher) in seinem Geburtsorte lebend, nahm er mit Dschelal-eddin 1824 an dem Aufstand gegen die Russen Theil. Beim siegreichen Vordringen derselben unter Rosen gegen den Koisu warfen sich Beide in die Bergveste Himry. Beim Sturme vom 18. Oktober 1831 fielen mit Kasi-Mollah sämmtliche Vertheidiger und nur S. entging, schon verwundet auf dem Kampfsplatze liegend, dem Tode. In Folge davon mit dem Nimbus eines Heiligen umgeben und von ehrfurchtgebietender äußerer Erscheinung, auch mit seltenem Rednertalent begabt, ward er, nachdem Hamssad-Bei, Kasi-Mollahs Nachfolger, 1834 durch Meuchelmord gefallen, zum Haupt der Sekte erwählt und bemühte sich seitdem, die Bergvölker Daghestans durch religiöse Begeisterung zu vereinigen (s. Tscherkessen). Das von ihm befolgte Kriegssystem war es vornehmlich, welches die Bergvölker zu einem so ausdauernden Kampfe gegen die Russen befähigte. Als der General Grabbe am 11. Juni die Bergveste Achulgo nach verzweifelter Gegenwehr eroberte, entkam S. zum zweiten Male auf unbegreifliche Weise. Seinen Sitz in der Bergveste Dargo nehmend, schlug er hier im Mai 1842 die anstürmenden Russen mit großem Verluste zurück und fiel 1843 in das den Russen unterworfene Awarenland ein. Auch unter Woronzows Statthalterschaft (seit 1844) führte er den Kampf gegen die immer massenhafter andringenden Russen mit Erfolg fort. Im folgenden Jahre verheerte er die Kabarda, nahm die Veste Gerghebil und behauptete dieselbe vom 13.—16. Juni 1847 gegen die Russen unter Woronzow. Dann in einer anderen Veste, Salty, aufs äußerste bedrängt, schlug er sich 1848 bei einem Ausfall in das Gebirge durch. Dasselbe glückte ihm, als die Veste Achulgo nach elfmonatlicher Belagerung am 29. August 1849 endlich den Russen in die Hände fiel. Unablässig die Völker des Kaukasus zum heiligen Krieg aufrufend, nahm er 1850 am Terek und Kuban abermals den Kampf gegen die Russen auf, focht mit Glück in der Tschetschna und dehnte seine Streifzüge in den folgenden Jahren bis in die transkaukasische Ebene aus. Nach dem Beginn des Kampfs zwischen Rußland und den Westmächten nahm S., von Rußlands Gegnern mit Geld und Waffen unterstützt, den Kampf mit verdoppelter Energie auf, beutete aber sodann die Lage seines Feindes nicht aus, da die Russen einen Sohn von ihm, den sie gefangen genommen und als Offizier erzogen hatten, dem Vater zurückschickten. Am 25. August 1859 mußte er sich endlich auf dem Berg Gunib völlig eingeschlossen an den Fürsten Bariatinski ergeben. Er wurde erst nach Petersburg abgeführt und erhielt sodann Kaluga als Aufenthaltsort angewiesen.

Schenectady, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikanischen Staate Newyork, rechts am Mohawkflusse und am Eriekanal, Knotenpunkt von 4 Eisenbahnlinien (nach Albany, Utica, Troy und Saratoga), hat ein College, ein Lyceum, Maschinenwerkstätten, Baumwollmanufakturen, 2 Banken und 9579 Einw. S. wurde 1620 von den Holländern gegründet.

Schenk, Eduard von, bayerischer Staatsmann und Dichter, geboren den 10. Okt. 1788 zu Düsseldorf, studirte zu Landshut und ward, nachdem er 1817 von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten, 1823 Generalsekretär im Staatsministerium, 1825 Ministerialrath, Vorstand der Schul- und Kirchensektion und 1828, unter Erhebung in den Adelsstand, Staatsrath und Minister des Inneren, verursachte aber durch mehre Verordnungen, z. B. über die gemischten Ehen, so viele Mißhelligkeiten zwischen Ständen und Regierung, daß ihn der König 1832 als Präsidenten der Provinzialregierung nach Regensburg versetzte. Im Jahre 1838 wieder in den ordentlichen Dienst des Staatsrathes nach München berufen, † er hier den 26. April 1841. Seinen dichterischen Ruf begründete er vorzüglich durch das Trauerspiel „Belisar“, das, bei Wohlklang und Gewandtheit der Diktion, leichtem Versbau und einzelnen Schönheiten, Originalität und innere harmonische Entwickelung vermissen läßt und an einem gewissen Haschen nach Effekt leidet. Seine „Sämmtlichen Schauspiele“ erschienen in 3 Bänden Stuttgart 1829—35. Außer mehren Kantaten gab er auch seit 1834 das Taschenbuch „Charitas“ heraus. Seine Dichtungen athmen zwar Innigkeit des Gefühls und Religiosität, binden sich jedoch allzu streng an die Form. Noch gab er „Sämmtliche Schriften“ von Michael Beer (Leipzig 1835) mit dessen Biographie heraus.

Schenkel, in der Anatomie das Bein (untere Extremität) mit Ausnahme des Fußes; durch das Kniegelenk (s. d.) zerfällt das Bein in den Ober- und Unterschenkel. Der Oberschenkel (femur) hat zur Grundlage einen einzigen Knochen, das Oberschenkelbein (os femoris), dieses ist aber auch der größte und längste Knochen des ganzen Körpers, denn es besitzt etwa den vierten Theil der Länge des Körpers. Das Oberschenkelbein besitzt ein cylindrisches, zolldickes Mittelstück, welches nach unten zu beträchtlich anschwillt und die Gelenkfläche trägt, an welcher das Schienbein artikulirt. Das obere Ende jenes Mittelstücks geht in den äußerlich fühlbaren großen Rollhügel aus. Von ihm nach innen geht fast unter rechtem Winkel der etwa 2 Zoll lange Schenkelhals ab, welcher den kugeligen, mit einer Gelenkfläche versehenen Schenkelkopf trägt. Dieser artikulirt in der Pfanne des Beckens. Kurz unterhalb des Schenkelhalses sitzt an der Innenfläche des Mittelstücks der kleine Rollhügel. Das Gelenk zwischen Oberschenkel und Becken nennt man Hüftgelenk (s. Hüfte). Das Ober-

schenkelbein ist ringsum mit gewaltigen Muskelmassen umgeben. Die an seinem vorderen Umfang liegenden Muskeln sind der Hauptsache nach die Strecker für den Unterschenkel; dieselben setzen sich zusammen an die Kniescheibe an, welche durch ein festes Band mit dem Schienbein verbunden ist. An der hinteren Fläche des Oberschenkels, vom großen Rollhügel an abwärts, liegen die Muskeln, welche zur Beugung des Unterschenkels im Knie bestimmt sind. Sämmtliche Muskeln des Oberschenkels werden durch eine feste sehnige Membran, die Schenkelbinde, zusammengehalten; diese liegt unmittelbar unter der äußeren Haut und steht mit dem Knochen durch bandartige Fortsätze im Zusammenhang. Die Hauptpulsader für den Oberschenkel wie für das ganze Bein ist die Schenkelarterie (arteria femoralis). Sie tritt in der Leistengegend, wo sie sehr oberflächlich liegt, aus der Bauchhöhle hervor, läuft an der Innenfläche des Oberschenkels nach abwärts, dreht sich dann um die Knochen herum nach hinten und gelangt so in die Kniekehle. Neben der Schenkelarterie liegt die große, das Blut zurückführende Schenkelvene. Die Nerven des Oberschenkels bilden 2 große Stämme. Der eine Stamm ist der Nervus cruralis, der aus dem Beckengeflecht stammt, an der Außenseite der Schenkelarterie mit dieser unter dem Leistenband hervortritt und sich dann zu den einzelnen Muskeln und zur Haut begibt. Der andere Stamm ist der Nervus ischiadicus. Er stammt aus dem Kreuzbeingeflecht, tritt an der hinteren Wand des Beckens aus diesem heraus und läuft zwischen den Muskeln an der hinteren Fläche des Oberschenkels zur Kniekehle, wo er über der Fortsetzung der Schenkelarterie liegt und zum Unterschenkel herabsteigt. Der Unterschenkel (crus) besitzt 2 lange Röhrenknochen, welche parallel neben einander liegen, nämlich das Schienbein (tibia) und das Wadenbein (fibula). Das Schienbein ist ein dreieckiges Prisma, dessen eine Fläche unmittelbar unter der Haut liegt. Es geht nach oben in die mit Knorpel überkleidete Gelenkanschwellung über, vermöge deren es am Oberschenkel artikulirt. Das untere, ebenfalls angeschwollene Ende geht in den inneren Knöchel über und trägt das Gelenkende für die Verbindung mit der Fußwurzel. Das Wadenbein, ein viermal dünnerer Knochen als das Schienbein, ist mit diesem fest verbunden. Sein oberes Ende liegt unmittelbar unterhalb des Kniegelenks, an dessen Bildung sich das Wadenbein gar nicht betheiligt. Sein unteres Ende geht in den äußeren Knöchel aus und hilft mit dem Schienbein die Gelenkgrube für das Fuß- oder Sprunggelenk bilden. Am hinteren Umfang des Unterschenkels liegen die kräftigen Wadenmuskeln, unter diesen lange Muskeln für die Streckung des Fußes und die Beugung der Zehen. Am vorderen Umfang liegen die Beugemuskeln für den Fuß und die Streckmuskeln der Zehen. Die Muskelmasse am Unterschenkel wird durch eine feste sehnige Binde (fascia cruris) umspannt, welche sich an die beiden äußerlich fühlbaren Kanten des Schienbeins und an das Wadenbein ansetzt. Die 3 Pulsadern des Unterschenkels sind Ausläufer der Schenkelarterie und haben einen verborgenen Verlauf. Mit ihnen verlaufen die Nerven, welche mit Ausnahme einiger Hautnerven sämmtlich vom Nervus ischiadicus abstammen.

Schenkel, Daniel, protestantischer Theolog, geboren 1813 zu Unterhallau im schweizerischen Kanton Schaffhausen, machte seine Studien in Basel, Bonn und Berlin, habilitirte sich 1837 als Privatdocent zu Basel, ward 1841 Pfarrer am Münster in Schaffhausen, 1850 Professor in Basel und 1852 Professor, Seminardirektor und Universitätsprediger in Heidelberg. Unter seinen zahlreichen Schriften, die sämmtlich die Versöhnung des Christenthums mit der Bildung der Zeit anstreben, sind außer zwei Predigtsammlungen (Zürich 1843 f. und Heidelberg 1853 f.) hervorzuheben: „Die Wissenschaft und die Kirche" (Basel 1839); „Das Wesen des Protestantismus" (Schaffh. 1846—52, 3 Bde.; 2. Aufl. 1862; dazu „Princip des Protestantismus", das. 1852); „Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz" (Zürich 1846); „Gespräche über Protestantismus und Katholicismus" (Heidelberg 1852 f., 2 Bde.); „Das Wesen des evangelischen Glaubens" (Frankfurt 1854); „Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus" (das. 1855); „Die christliche Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens aus" (Wiesb. 1858—59, 2 Bde.); „Die kirchliche Frage und ihre protestantische Lösung" (Elberf. 1863); „Das Charakterbild Jesu" (Wiesb. 1864), welches Werk, weil nur die sittliche und deshalb menschliche Lebenserscheinung Jesu hervorhebend und zwar lediglich auf Grund des vollständig garantirten Resultats der kritischen Forschung, dem Verfasser zahllose Anfeindungen von Seiten der Orthodoxen zuzog, denen er in den Schriften „Zur Orientirung über meine Schrift: Das Charakterbild Jesu" (Wiesb. 1864) und „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampf mit der kirchlichen Reaktion" (das. 1865) begegnete, und die „Biographie von Ernst Moritz Arndt" (Elberf. 1866). Er ist auch Redakteur der zu Elberfeld erscheinenden „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift".

Schenkelbruch, ein Ausdruck, der in der Medicin zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat. 1) S., Fractura ossis femoris, der Knochenbruch des Oberschenkels, kommt nur durch Einwirkung sehr starker äußerer Gewalt vor und betrifft meist das cylindrische Mittelstück des Knochens. Sehr häufig verschieben sich die Bruchenden in Folge des Muskelzugs an einander, ohne daß es der Arzt verhüten kann, und daher kommt es, daß der S. so sehr oft mit größerer oder geringerer Verkürzung des Beins heilt. Einfache Schenkelbrüche brauchen zu ihrer Heilung gewöhnlich 6—8 Wochen, während welcher das Bein vollständig ruhig liegen muß. Eine besondere Art des S.s ist der Schenkelhalsbruch, wobei der Schenkelkopf innerhalb oder außerhalb der Gelenkkapsel abbricht. Der Schenkelhalsbruch betrifft am häufigsten alte Leute in Folge eines Falls, heilt schwierig und gleichfalls gewöhnlich mit Verkürzung des Beins. Brüche der Unterschenkelknochen sind sehr häufig und bei der Eigenthümlichkeit der sie verursachenden Gewalt (besonders Ueberfahrenwerden) nicht selten mit Verletzung der Weichtheile und der Haut komplicirt. Solche kompli-

cirte Unterschenkelbrüche geben eine schlechtere Prognose und ziehen nicht selten den Tod nach sich, heilen auch manchmal, was sehr unangenehm ist, durch Pseudarthrose (s. d.); vgl. auch Knochenbruch. 2) S., Hernia cruralis, das Hervortreten eines meist sehr kleinen Darmstücks unterhalb des Leistenbandes durch den sogenannten Schenkelring nach außen, so daß eine Geschwulst in der Weiche entsteht. Häufiger liegt das vorgetretene Darmstück an der inneren Seite der Schenkelblutgefäße (innerer S.), seltener an deren äußerer Seite (äußerer S.). Solche Schenkelbrüche kommen bei Weibern häufiger als bei Männern, im Ganzen aber nicht so häufig als Leistenbrüche vor. Tritt Einklemmung des vorgetretenen Darmstücks ein, so muß die Operation des Bruchschnitts vorgenommen werden; außerdem sucht man den S. durch ein Bruchband zurückzuhalten. Gewöhnlich bilden die S.e, wie schon erwähnt, kleine, durchschnittlich kirschengroße Geschwülste, welche nicht immer leicht in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen und von andern daselbst vorkommenden Geschwülsten zu unterscheiden sind. Vgl. Bruch.

Schenkendorf, Friedrich Max von, deutscher Dichter, geboren den 11. Dec. 1784 zu Tilsit, studirte zu Königsberg Kameralwissenschaften und wurde hierauf als Referendar bei der Regierung zu Königsberg angestellt. Der frühe Umgang mit einigen Familien, in welchen ein religiöses Gemüthsleben vorherrschte, blieb nicht ohne Einfluß auf seinen Geist, der dadurch die Richtung des Sittlich-Religiösen erhielt, worin er durch die Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders der Schriften von Novalis und Jung-Stilling, mehr und mehr befestigt wurde. Im Jahre 1811—12 nahm S. an Delbrücks Vorlesungen über Aesthetik Theil und ging dann nach Karlsruhe, wo er sich verheirathete, jedoch durch den Aufruf des Königs von Preußen seinem häuslichen Stillleben bald entrissen ward. Er machte die Feldzüge von 1813—15 mit und erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierungsrath in Koblenz, wo er an einem Brustleiden am 11. Dec. 1817 †. In seinen „Sämmtlichen Gedichten" (Berlin 1837) und seinem „Poetischen Nachlaß" (das. 1832) spricht sich eine innige Begeisterung für die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes, zugleich aber auch eine Vorliebe für das Positiv-Christliche und das Mittelalterliche aus, die sich nicht selten in ein mystisches Dunkel verirrt.

Schenkung (donatio), freiwillige Veräußerung in der Absicht, einen Anderen zu bereichern. Zum Wesen der S. gehört die Absicht des Einen, dem Anderen, dem Donator, unentgeltlich, ohne Gegenleistung etwas zuzuwenden, wozu der Wille des letzteren kommen muß, diese Zuwendung als Geschenk anzunehmen. Sollte dieser Wille fehlen, so kommt keine S. zu Stande, die beabsichtigte Veräußerung findet nicht Statt oder wird rückgängig gemacht. Obwohl die Zuwendung eine unentgeltliche sein muß, so hört sie doch nicht auf, S. zu sein, wenn sie aus Dankbarkeit erfolgt (sogenannte remuneratorische S.); ist sie aber lediglich Belohnung für vorausgegangene Leistungen, so kann sie nicht mehr als S. gelten, sollte auch ein Rechtsanspruch auf eine solche nicht vorhanden sein. Wird mit der Zuwendung eine Verpflichtung des Beschenkten verbunden (donatio sub modo), so ist sie nur in soweit S., als nach der Erfüllung noch eine Bereicherung verbleibt. Die Zuwendung oder die Form der S. kann sowohl in der unmittelbaren Uebergabe einer Sache zum Eigenthum, als in der Begründung eines dinglichen Rechts, oder in dem Erlaß einer Verbindlichkeit oder in dem Versprechen einer Leistung und in der dadurch herbeigeführten Verbindlichkeit zu Gunsten des Beschenkten, kurz in jeder Art von Bereicherung bestehen. Das Schenkungsversprechen begründet einen klagbaren Anspruch auf Erfüllung; doch kann der Schenker verlangen, daß ihm bei der Erfüllung der nothwendigste Lebensunterhalt, und zwar nach Berichtigung der Schulden verbleibe (beneficium competentiae). Eine S. des ganzen Vermögens wird, wenn nicht ein Anderes bestimmt ist, nur von dem gegenwärtigen nach Abzug aller Schulden, nicht von dem zukünftigen verstanden. S.en über 500 Solidi (Dukaten = $2^{2}/_{3}$ Thlr.) sind auf den Ueberschuß nichtig, wenn sie nicht gerichtlich insinnirt, d. h. bei Gericht angezeigt sind; dieser Nichtigkeit unterliegen indessen nicht S.en, welche zur Bestellung einer Mitgift erfolgen, ebenso wenig mehre kleinere S.en, auch wenn ihre Summe jenen Betrag überschreitet. Personen, die überhaupt nicht veräußern können, vermögen darum auch nicht zu schenken; Verwalter fremden Vermögens, z. B. Vormünder, sind zu S.en aus demselben nicht befugt, mithin sind solche S.en nichtig, sie müßten denn durch eine Anstandspflicht geboten sein. Eine S. unter Ehegatten ist ungültig, hat sie aber der Schenker bei Lebzeiten nicht zurückgezogen, so wird sie nach seinem Tod als S. auf den Todesfall angesehen und als solche wirksam. Außerdem kann jede S. widerrufen werden wegen Undanks, welcher angenommen wird bei thätlicher oder grober sonstiger Ehrenkränkung, bei Versetzung in Lebensgefahr, bei absichtlicher Zufügung eines nicht unbedeutenden Vermögensnachtheils und bei Nichterfüllung des bei der S. Versprochenen, ferner wenn dem kinderlosen Schenker Kinder nachgeboren werden und die S. von solchem Belang ist, daß sie bei Voraussicht jenes Ereignisses unterblieben sein würde, endlich wenn durch die S. eine Verletzung der Notherben oder der Gläubiger erfolgt ist. Außer im letzteren Fall kann der Widerruf weder von den Erben des Schenkers, noch gegen diejenigen des Beschenkten geltend gemacht werden. S. auf den Todesfall (d. mortis causa) im Gegensatz zur S. unter den Lebenden ist diejenige, welche nur dann vollgültig ist, wenn der Beschenkte den Schenker überlebt, bis dahin aber, wenn nicht ein Anderes bestimmt ist, willkürlich widerrufen werden kann, sei es, daß die Zuwendung erst mit dem Todesfall eintritt, sei es, daß die vorher erfolgte rückgängig wird, wenn der Beschenkte vor dem Schenker stirbt. Die S. auf den Todesfall wird meist nach Analogie des Legats (s. d.) behandelt.

Schen-si, chinesische Provinz, grenzt im Osten an die Provinz Kansu, im Süden an Szutschuan, im Osten, wo der Hoangho die Grenze macht, an

Schansi und wird im Norden durch die große Mauer vom Lande der Ordos geschieden und hat einen Flächenraum von 3323 QM. mit 10,300,000 Einwohnern. Die Provinz, der Urstammsitz des eigentlichen Chinesenthums, ist größtentheils Gebirgsland und wird von Osten nach Westen von dem Thsinglinggebirge durchzogen. Hauptflüsse sind der Weiho mit dem Kingschui, der Junkiang und Luho, die dem Hoangho zufließen. S. ist ein fruchtbares, wohlbewässertes Land, mit schönen Weidestrichen u. großen Jagdrevieren, der Boden ist goldreich, und es sind Goldwäschereien in Betrieb. Die Hauptstadt ist Si-ngan-fu.

Scheol (hebr.), die Unterwelt, das Schattenreich der Hebräer, ein unterirdisches Reich, worin dichte Finsterniß herrscht und wo die abgeschiedenen Menschen als Schatten ein gedanken- und empfindungsloses Leben fortsetzen.

Scheppenstädt (Schöppenstedt), Stadt im braunschweigischen Kreise Wolfenbüttel, an der Altenau und der braunschweigischen Staatsbahn (Linie Braunschweig-Oschersleben), Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Bürger-, eine Frei- und eine Ackerbauschule, Gerberei, Leinweberei, Branntweinbrennerei und 2777 Einwohner. Die Einwohner von S. standen früher, wie die von Schilda, im Rufe spießbürgerlicher Beschränktheit.

Scherarow (Sherarow, Scheraru), Insel im Süden des persischen Meerbusens, an der Küste der arabischen Landschaft Lahsa, bildet mit Daus, Scharnein, Arzenie, Sir-Beny-Jas und einigen kleineren Inseln die 40 Meilen lange, 14 Meilen breite sogenannte große Perlenbank; sie wurde 1816 von den Engländern besetzt.

Scherbe, Erzmaß, hält in Goslar 4, auf dem übrigen Harz 3—3½ Centner.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scherbet, s. v. a. Sorbet.

Scheremetjew, alte mit den Romanows (s. d.) verwandte russische Familie. Iwan Wasiljewitsch S., Bojar, zeichnete sich unter der Regierung des Czaren Iwan II. des Schrecklichen in vielen Schlachten gegen die krimschen Tataren, sowie bei der Eroberung von Kasan 1552 aus. Sein Sohn Fedor Iwanowitsch S., Bojar, schloß mit Polen am 1. Dec. 1618 in Deulin, sodann zu Wjäsme vortheilhafte Friedenstraktate ab. Boris Petrowitsch, Graf S., Generalfeldmarschall, einer von den Schöpfern der russischen Armee unter Peter dem Großen, geboren am 25. April 1652, ward 1682 zum Bojaren ernannt, schloß am 12. Dec. 1686 mit dem König von Polen, Johann Sobieski, einen Friedens- und darauf mit dem Kaiser Leopold I. einen Bundestraktat ab, gewann die Ostseeprovinzen, namentlich durch seine Siege über den schwedischen General Schlippenbach bei Dorpat und an der Embach, und befehligte bei Poltawa das Centrum der Russen mit Auszeichnung. In den Grafenstand erhoben, starb er den 17. Febr. 1719. Michail Borissowitsch, Graf S., ältester Sohn des Vorigen, russischer Generalmajor, geboren am 1. Sept. 1672, unterzeichnete mit Schafirow die Traktate mit der Türkei am Pruth den 12. Juli 1711 und in Adrianopel den 13. Juli 1713; starb im Okt. 1714 zu Kiew. Seinen Briefwechsel mit Peter dem Großen gab sein Sohn, Peter Borissowitsch S. (Petersburg 1674—79, 5 Bde.) heraus. Nikolai Petrowitsch, Graf S., Oberkammerherr, geboren 1751, stiftete 1803 zu Moskau das nach ihm benannte Hospital als Asyl für Fremde und Nothleidende, mit einer jährlichen Einnahme von 75,000 Rubeln; starb am 2. Januar 1809 zu Moskau. Sein Sohn, Dmitry Nikolajewitsch, Graf S., geboren 1803, wirklicher Staatsrath, gilt für den reichsten Privatmann Europa's.

Scherenberg, Christian Friedrich, deutscher Dichter, geboren den 5. Mai 1798 zu Stettin, war erst zum Kaufmann bestimmt, kam dann 15 Jahre alt auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, verließ aber 1817 heimlich das älterliche Haus und lebte zwei Jahre in Berlin, um sich auf eine künstlerische Laufbahn vorzubereiten, über deren Ziel und Richtung er sich selbst noch wenig klar war. Der berühmte Schauspieler Wolff, in dessen Haus er Zutritt hatte, erkannte zuerst seine ungewöhnliche dramatische Begabung und bestimmte ihn, sich zunächst praktisch dem Schauspiel zu widmen. S. schloß sich der Truppe zu Magdeburg an, widmete sich aber, durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt, auch kaufmännischen Geschäften. Durch unglückliche Spekulationen verarmt, kehrte er 1837 nach Berlin zurück, nahm dort seine dichterischen Arbeiten wieder auf und ward bald eins der gefeiertesten Glieder der Dichtergesellschaft, welche sich selbst den Namen „Tunnel" beigelegt hatte. Seine dichterische Thätigkeit ist seitdem eine überaus rege gewesen; neben lyrischen Dichtungen (Berl. 1845, 3. Aufl. 1853) veröffentlichte er die Schlachtgemälde „Waterloo" (5. Aufl., das. 1859), „Ligny" (3. Aufl., das. 1853), „Leuthen" (das. 1852) und „Abukir" (das. 1854). Seine umfangreichsten Arbeiten, Romane und Dramen, harren noch der Veröffentlichung. In der Wahl seines Stoffes, in Bezug auf Komposition und in eigenthümlich geistvoller Behandlung der Details bewährt sich S. stets als ächter Dichter, er ist unerschöpflich in blendenden Bildern u. Vergleichen, in der Verwendung derselben aber ermangelt er oft des Geschmacks, und sein Bombast nimmt seinen wahren und lebensvollen Schilderungen oft ihren Werth.

Scherer, Barthelémy Louis Josephe, General der französischen Republik, geboren 1750 zu Delle bei Belfort als der Sohn eines Fleischers, entfloh seinen Aeltern, um österreichische Kriegsdienste zu nehmen, desertirte jedoch aus Mantua und trat in Paris 1792 in ein Freicorps ein. Im Jahre 1793 machte er als Generaladjutant des Generals Beauharnais den Feldzug am Rhein mit, 1794 ward er zum Divisionsgeneral befördert und erhielt den Befehl über eine Abtheilung der Sambre- und Maasarmee. Im Jahre 1795 erhielt er das Oberkommando der Alpenarmee, vertauschte es bald darauf mit dem der Ostpyrenäenarmee. Nach dem baseler Friedensschluß übernahm er an Kellermanns Stelle den Oberbefehl in Italien, gab denselben aber, da ihm seine Unthätigkeit nach dem Siege bei Loano (23. und 24. Nov.) zum Vorwurf gemacht ward, im März 1796 an Bonaparte ab. Im Juli 1797 erhielt er das Kriegs-

ministerium, mußte jedoch dasselbe 1799 wieder abgeben und wurde an Jouberts Stelle abermals nach Italien geschickt. Aber am 26. März bei Pastrengo, am 30. bei Verona und am 5. April bei Magnano von den Oesterreichern unter Kray geschlagen und hinter den Mincio und Oglio zurückgedrängt, trat er das Kommando an Moreau ab und zog sich hierauf auf sein Landgut Chauni im Aindepartement zurück, wo er am 19. August 1804 †. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er: „Précis des operations militaires de l'armée de l'Italie depuis le 21 Ventôse jusqu' au 7 Floréal de l'an VII" (Paris 1799).

Scherf (Schärf, Scherflein), alte deutsche Scheidemünze, die meist von 2—1 Pfennig Werth, in der Größe eines Pfennigs, aber viel dünner ausgeprägt wurde, weshalb man sie auch scharfe Pfennige nannte.

Scheria, in der mythischen Geographie der Griechen eine reich gesegnete Insel, auf der sich die von den Cyklopen aus Hyperea auf Sicilien vertriebenen Phäaken unter ihrem König Nausithous niedergelassen hatten. Hierher kam auch Ulysses auf seinen Irrfahrten.

Scheriat-el-Kebir, arabischer Name des Jordan.

Scherif (arab.), s. v. a. erhaben, heilig, bei den Mohammedanern Titel von Mahommeds Nachkommen durch seine Tochter Fatime; auch s. v. a. Emir.

Scherr, 1) Thomas Ignaz, schweizerischer Schulmann, geboren den 15. December 1801 zu Hohenrechberg in Würtemberg, begründete 1826 zu Zürich ein Taubstummeninstitut und erwarb sich, 1831 in den Erziehungsrath gewählt und 1832 zum Direktor des Schullehrerseminars in Küßnacht ernannt, Verdienste durch seine Bemühungen für eine Reform des Volksschulwesens im Kanton Zürich, mußte aber in Folge seiner politisch- und kirchlich-radikalen Tendenzen 1839 seine Stelle aufgeben und privatisirt seitdem auf seinem Gute zur Hochstraße im Kanton Thurgau. Er ist Verfasser unter Anderem eines „Handbuchs der Pädagogik" (Zürich 1839—46, 3 Bde.) und hat sich auch als Dichter versucht.

2) Johannes, Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren den 3. Okt. 1817, Mitglied der zweiten Kammer und war 1848—49 ein Führer der demokratischen Partei in Würtemberg und flüchtete 1849 nach Winterthur, wo er seitdem schriftstellerisch beschäftigt lebt. Außer mehren Romanen u. humoristischen Schriften schrieb er: „Geschichte der deutschen Kultur und Sitte" (Leipz. 1852—53; 2. Aufl. 1858, 2 Bde.); „Allgemeine Geschichte der Literatur" (2. Aufl., Stuttg. 1861); Geschichte der deutschen Literatur" (Lpz. 1854); „Geschichte der englischen Literatur" (2. Aufl., das. 1865); „Geschichte der Religion" (2. Aufl., Stuttg. 1859, 2 Bde.); „Geschichte der deutschen Frauen" (2. Aufl., Leipz. 1865); „Schiller und seine Zeit" (4. Aufl., das. 1865, 3 Bde.) u. „Blücher" (2. Aufl., das. 1865).

Scherschell, Stadt in Algerien, Provinz Algier, mit kleinem Hafen und 2587 Einw. Dabei die ansehnlichen Trümmer des alten Julia Caesarea, der römischen Hauptstadt von Mauritanien.

Scherz, Joseph Georg, deutscher Alterthumsforscher, geboren 1678 zu Straßburg, studirte dort u. in Halle, ward hier 1702 Professor der Philosophie und 1711 Professor der Rechte und † 1754. Sein Hauptwerk ist das „Glossarium germanicum medii aevi", nach seinem Tode von Oberlin (Straßburg 1781—84, 2 Bde.) vervollständigt.

Scherzo (ital.), munteres, oft bis zur Ausgelassenheit sich steigerndes, oder auch in neckendem und humoristischem Charakter gehaltenes Instrumentalstück, entweder eine für sich bestehende Komposition, oder den zweiten oder dritten Satz eines in der cyklischen Sonatenform geschriebenen Werkes (wie z. B. eines Quartetts, einer Sinfonie rc.) bildend. In ersterem Falle kann sich das S. jeder üblichen Form bedienen, in letzterem jedoch gibt man ihm die schon durch Menuet und Passepied bekannte, aus 4 Reprisen bestehende Form, deren erster und zweiter Theil nach Beendigung der dritten und vierten Reprise (welche das Trio bilden), noch einmal wiederholt wird. Das S. steht meist im 3/4- oder 6/8-, seltener im 2/4-Takt. Zwar findet sich schon in der dritten Partita J. S. Bachs ein aus 2 Reprisen bestehendes Klavierstück, welches „S." betitelt ist, und auch J. Haydn und Mozart haben in ihrer Kammermusik unter dem herkömmlichen Titel „Menuet" schon Scherzo's geliefert, in sofern beide Meister von dem für die Menuet charakteristischen Rhythmus vielfach abwichen; dennoch ist erst Beethoven als Erfinder des S. zu betrachten. Er war nicht allein der Erste, welcher überall, wo er nicht eine wirkliche Menuet gab, sich principiell des Titels S. bediente, sondern er erweiterte auch die überkommene Form extensiv und intensiv in einer bis dahin kaum geahnten Weise. Scherzi musicali war in älterer Zeit die übliche Bezeichnung für weltliche Lieder. Scherzando und Scherzoso kommen vor als Bezeichnungen für leichten, scherzenden Vortrag.

Scheßlitz, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Bamberg I, in schöner Gegend am Einfluß der Segerbach u. Würgau in die Eller, Sitz eines Landgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche mit sehenswerthen Monumenten und Gemälden, ein Spital, Potaschesiederei, Brauerei, Obstbau, Viehzucht und 1500 Einwohner. Unweit davon die Burgruine Gièch, gegenüber die Wallfahrtskirche Gügel.

Scheu des Leeren (horror vacui), s. Barometer und Atmosphäre.

Scheuer (Scheune, Stadel), landwirthschaftliches Gebäude, in welchem das eingeerntete Getreide aufbewahrt, ausgedroschen und gereinigt wird. Nach ihrer Bestimmung zerfallen die S.n in 2 Theile: den zur Aufbewahrung dienenden Theil oder die Bansen (Tasse) und die zum Dreschen bestimmte Tenne. Letztere ist nicht selten mit Bohlen belegt, am häufigsten jedoch mit einer Lehmdecke (Lehmestrich, Lehmstrich) überzogen. Die Bansen werden meist auf beiden Seiten der Tenne, oft aber auch nur an einer Seite angebracht und sind von der Tenne durch etwa 5 F. hohe Wände (Bansen- oder Tennenwände) geschieden, welche letztere aus Schwellen, Ständern und Riegeln bestehen und meist mit starken Bretern beschlagen sind. Fenster werden in S.n nicht angelegt, wohl aber ist für eine ge-

hörige Anzahl Luftlöcher zu sorgen. In England hat man auch bewegliche S.n, welche aus einer mit Bohlen gedielten Tenne, Seitenwänden von Bretern und einem Schilfdach bestehen und mit Rädern versehen sind, aber bloß zum Ausdrusch, nicht zur Aufbewahrung der Feldfrüchte dienen.

Scheuerkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Ackerschachtelhalm, Equisetum arvense *L.*, und Flußschachtelhalm, E. fluviatile *L.*; s. Schachtelhalm.

Scheuffelin (Scheuffelein), Hans, geschätzter altdeutscher Maler, geboren zu Nürnberg um 1490, war Schüler Albrecht Dürers, erhielt 1515 in Nördlingen das Bürgerrecht, soll dann auf eine Einladung des Raths zu Nürnberg dahin zurückgekehrt, jedoch in Nördlingen um 1540 gestorben sein. Einige seiner Werke, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi darstellend, die er unter Albrecht Dürers Leitung ausführte, und ein Freskobild, die Belagerung von Bethulia nach dem Buche Judith, befinden sich zu Nördlingen. Die münchner Pinakothek besitzt von ihm eine Grablegung des Johannes. S.s Manier erinnert an die seines Lehrers, artet aber in Zeichnung und Farbe schon ins Handwerksmäßige und Geistlose, hier und da selbst ins Karikaturartige aus. Sein Sohn, Hans S., ebenfalls Maler, ließ sich in Freiburg nieder.

Scheune, s. v. a. Scheuer.

Scheuren, Johann Kaspar Nepomuk, namhafter Landschaftsmaler, geboren den 22. Aug. 1810 zu Aachen, bildete sich erst im Atelier seines Vaters, eines Miniaturmalers und Gemälderestaurateurs, dann von 1829—35 auf der Akademie zu Düsseldorf, namentlich unter Lessings und Schirmers Leitung, und richtete sich hierauf ein Privatatelier daselbst ein. Aus der Verschmelzung der Eindrücke, welche seine Kunst- und Studienreisen nach Holland, München, Tyrol, Oberitalien auf ihn machten, mit den Einwirkungen, die Lessings und Schirmers Vorbilder und namentlich die Lektüre Walter Scotts auf ihn ausgeübt hatten, erwuchs seine eigenthümliche Kunstweise. Dieselbe ist wesentlich romantisch und in der Regel ungemein phantastisch. Die träumerische Stimmung, die über seinen Landschaften liegt, ist zwar nicht selten auf Kosten der Wahrheit gewonnen, aber niemals fehlt seinen Arbeiten ein poetischer Inhalt. Seine Technik ist leicht und elegant und die kräftige Farbe auf wirkungsvolle Gegensätze berechnet. In seinen meisten Bildern hat er das Sagenland des Rheins als das geeignetste Terrain für seine poetischen Stimmungsbilder festgehalten. Auch als Arabeskenzeichner und Aquarellmaler hat sich S. in hohem Maße ausgezeichnet, namentlich durch seine Ansichten von Burg Stolzenfels, sein Album von Venedig und das von Rheinpreußen. Allen seinen Werken sieht man eine erstaunenswerthe Leichtigkeit des Schaffens an. Seine 1842 zu Mannheim erschienenen Radirungen zählen zu dem Geistreichsten innerhalb der deutschen Kunst auf diesem Gebiete. Im Jahre 1856 ward S. zum Professor an der Akademie ernannt.

Scheveningen (Schevelingen), Fischerdorf in der niederländischen Provinz Südholland, Gerichtsbezirk Haag, ½ Stunde nordwestlich vom Haag, mit diesem durch eine schöne Doppelallee und einen Kanal verbunden, dicht an der Nordsee, in der ersten Reihe der Dünen liegend, hat einen königlichen Pavillon, Orangerie, Wasserkünste und 7436 Einwohner (mit eigenthümlicher Tracht und Sitte). S. bildet mit dem Haag Eine Gemeinde. Unweit davon sind sehr besuchte und höchst elegante Seebäder mit prachtvollem Kurgebäude, die wegen einer davor liegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag verursacht, im Rufe besonders kräftiger Wirkung stehen. Seit 1853 ist S. durch einen unterseeischen Telegraphen mit der englischen Küste verbunden. Hier am 8.—10. August 1653 entscheidender Seesieg der Engländer unter Monk über die Holländer unter Tromp, der selbst fiel.

Scheyern, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Verwaltungsdistrikt Pfaffenhofen, mit 900 Einw., hat ein Knabenseminar, eine lateinische Schule und ein Benediktinerkloster, die Stammburg der Grafen von S., die, als sie 1108 ihre Burg in ein Kloster umschufen, ihren Sitz nach Wittelsbach verlegten und sich seitdem Grafen von Wittelsbach nannten. Arnulf von S., der nach seines Bruders Eberhard Vertreibung u. seines Oheims Berthold Tode 947 das Herzogthum Bayern hätte erhalten sollen, mußte dieses von Kaiser Otto I. an dessen Bruder Heinrich verliehen sehen, legte sich aber den Titel eines Pfalzgrafen von Bayern bei. Ein Nachkomme von ihm war Otto von Wittelsbach, der 1180 mit dem Herzogthum Bayern belehnt und der Stammvater des jetzigen bayerischen Königshauses ward. Das Kloster ward 1830 aufgehoben und verkauft, später aber von König Ludwig I. wieder angekauft und neu eingerichtet und reich dotirt, auch, zur Gruft des königlichen Hauses bestimmt, den Benediktinern von Metten zurückgegeben, die den 1. November 1838 daselbst ihren feierlichen Einzug hielten.

Schiavone, Andrea, eigentlich Medola, ausgezeichneter Maler der venetianischen Schule, geboren 1522 zu Sebenico in Dalmatien, kam jung nach Venedig, suchte hier Giorgione's Grazie mit Tizians Kolorit zu verschmelzen und lieferte namentlich treffliche Charakterköpfe von Frauen und Greisen. Seine Pinselführung ist weich und saftig, und gern bringt er Massen von Helldunkel an. Weniger vollendet als im Kolorit zeigt er sich in der Zeichnung. Er † zu Venedig 1582. Die meisten seiner Werke finden sich in Venedig, dann im übrigen Italien und in Frankreich, sowie im Belvedere zu Wien. Die Gallerie zu Dresden besitzt eine heilige Familie mit Magdalena und einem Engel und ein lebensgroßes Kniestück, den Heiland, von Joseph von Arimathia und einem Engel gehalten. S. führte auch die Nadel mit vieler Zierlichkeit und Feinheit, seine Blätter sind aber sehr selten.

Schibbikenstrauch, s. v. a. Sambucus nigra *L.*

Schibboleth (hebr.), eigentlich Kornähre, war das Wort, an dessen Aussprache (Sibboleth) der israelitische Richter Jephtha die ihm feindlichen Ephraimiter erkannte, und wurde daher sprüchwörtlich für Erkennungs- und Unterscheidungszeichen, besonders bei verschiedenen Parteien gebraucht.

Schicht, Johann Gottfried, berühmter

Kirchenkomponist, geboren den 29. September 1753 zu Reichenau bei Zittau, besuchte das Gymnasium zu Zittau und ging 1776 nach Leipzig, um Jurisprudenz zu studiren, widmete sich aber bald ausschließlich der Musik. Im Jahre 1785 ward er Musikdirektor bei dem großen Koncert und Organist an der Neukirche, 1810 Kantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen in Leipzig, in welcher Stellung er sich die Hebung der Kirchenmusik sehr angelegen sein ließ; † zu Leipzig den 16. Februar 1812. Er lieferte eine bedeutende Anzahl von Kompositionen, z. B. die Oratorien „Die Feier des Christen auf Golgatha" und „Die Gesetzgebung oder Moses auf Sinai", mehre drei- und vierstimmige Choralmelodien, das Oratorium „Das Ende des Gerechten", eine Neujahrkantate, ein Te Deum, eine Kantate zum Jubiläum der neuen Kirche, 9 vier- und achtstimmige Sätze zu dem Miserere des Leonardo Leo, die Choralmotetten „Nach einer Prüfung kurzer Tage", „Jesus meine Zuversicht", „Veni sancte spiritus" und noch viele Oratorien, Kantaten, Oden, Lieder aller Art, Klavierkoncerte rc. Auch bearbeitete er ältere klassische Werke von Haydn, Mozart, Bach u. A. und klassische Werke ausländischer Meister. Sein „Allgemeines Choralbuch" enthält unter 1000 Melodien 306 eigene. Als Theoretiker machte er sich durch seine „Grundregeln der Harmonie" (Leipzig 1812) bekannt.

Schichtung, dasjenige Verhalten der Sedimentgesteine, wonach dieselben in ihrer ganzen Masse in unter sich ziemlich parallel liegende tafel- oder plattenförmige Lagen (Schichten, strata, strates) getrennt sind. Das Phänomen ist immer das Resultat periodischer Ablagerung und wird am leichtesten erkannt, wenn die einzelnen Schichten aus ungleichartigem oder wenigstens verschieden gefärbtem Material bestehen, oder wenn sie durch verschiedenartige dünnere Zwischenschichten getrennt werden, oder wenn die Anordnung gewisser Gemengtheile (grober Geschiebe, Versteinerungen rc.) der unteren Grenzebene der Schichten parallel ist. Die gerade Entfernung der oberen und der unteren Fläche einer Schicht (Schichtflächen), welche durch eine auf beiden Flächen perpendikuläre Linie gemessen wird, ist die Dicke oder Mächtigkeit derselben. Besonders mächtige Schichten heißen wohl auch Bänke, technisch wichtige Lager oder Flötze. Die Schicht, welche einer anderen aufgelagert ist, heißt deren Dach oder Hangendes, jene, welche deren Unterlage bildet, das Liegende oder die Sohle. Jede Ablagerung eines Sediments, also auch die Bildung seiner Schichten, erfolgt nach dem Gesetze der Schwere, und demnach muß die Oberfläche eines solchen Absatzes horizontal oder, genauer, der gekrümmten Gesammtoberfläche unseres Planeten parallel (söhlig) sein. Die von den söhligen mannichfach abweichenden Lagerungsverhältnisse der Schichten, die unter den verschiedensten Winkeln, bis zur senkrechten, selbst übergeneigten Richtung, den Horizont schneiden können, lassen sich ebensowohl aus Hebung wie aus Senkung der Schichen herleiten. Die einfachste Form ist die einer gewölbeartigen Auftreibung um einen Punkt, oder Aufrichtung um eine Linie, oft sind aber, besonders bei nachgiebigerem Gestein, mehre parallele Gewölbe (Sättel), die durch entsprechende Vertiefungen (Mulden) von einander getrennt sind, in Folge gewaltsamer Zusammenfallung mit einander verbunden. Nicht selten finden sich Verwerfungen (Sprünge, Rücken, Wechsel), d. h. Zerreißungen, bei welchen die eine Seite tiefer gesunken ist als die andere, so daß man jenseits des Sprungs nicht auf die Fortsetzung einer zweiten Schicht trifft, sondern diese auf der anderen Seite meist tiefer oder höher findet. Ist die Verwerfungskluft gegen den Horizont geneigt, so ist in der Regel der Schichtenkomplex im Hangenden der Kluft tiefer niedergesunken (verworfen) als der im Liegenden. Steinkohlen- und Kupferschieferbau haben zahlreiche Beispiele dieser Art der Schichtenstörung aufzuweisen.

Schick, Gottlieb, Historien- und Landschaftsmaler, geboren 1779 zu Stuttgart, bildete sich hier und in Paris in Davids Schule und ging 1802 nach Rom, wo er die konventionelle Manier der französischen Schule wieder völlig abstreifte. Schon seine ersten in Rom vollendeten Gemälde, David vor Saul die Harfe spielend und das Opfer Noahs, bekundeten seine selbstständige Richtung. Hieran reihen sich andere treffliche Darstellungen aus der heiligen Geschichte und aus der alten Mythologie. Das letzte und vorzüglichste Werk des Meisters ist Apollo unter den Hirten. Auch seine Bildnisse fanden großen Beifall. S. † 1812 in Stuttgart.

Schicksal (Geschick), sowohl das Geschickte, d. h. entweder ein einzelnes Ereigniß, oder eine ganze Reihe derselben, wie z. B. Alles, was dem Menschen während seines Lebens begegnet und auf ihn und sein Verhältniß bestimmend einwirkt, das S. desselben genannt wird, als das Schickende, also das Wesen, von welchem die Begebenheiten und Verhältnisse ausgehen, die wir S.e nennen. Die Frage, ob es ein S. gebe und wie man sich dessen Wirken vorzustellen habe, bewegt seit Jahrtausenden die Gemüther der Menschen. Während der einfache religiöse Glaube in dem Gefühl menschlicher Abhängigkeit und in dem Vertrauen zu der liebevoll führenden Vorsehung wurzelt und sich durch Unbegreifliches nicht irre machen läßt, stellt sich uns als eine weit schroffere, aber ebenfalls religiöse Ueberzeugung der Fatalismus dar, d. h. die Ansicht, nach welcher Alles von vorn herein fest bestimmt ist und mit unerbittlicher Nothwendigkeit, ohne Rücksicht auf menschliches Wohl und Wehe, ohne die Möglichkeit einer Abänderung, sich entwickelt. Nicht so schroff wie der Fatalismus, aber verwandt mit ihm und in seinen letzten Konsequenzen zu ihm hinführend ist die pantheistische Ansicht, nach welcher sich das All-Eine, das Absolute, d. h. Gott, in Raum und Zeit mit unbedingter Nothwendigkeit manifestirt. Milder ist die Meinung, welche annimmt, daß alle S.e zwar nothwendige Folge von vorhandenen Ursachen seien und daß alles Geschehene eine unabänderliche Reihe, eine festgeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen bilde, deren Anfangspunkt mit der Erschaffung der Welt zusammenfalle, die aber nachher durch Gottes Wirken nicht unterbrochen

werde. Wieder nach einer anderen Ansicht ist das S. freie Anordnung Gottes, entweder nach absoluter Willkür (Prädestination), oder nach relativer Willkür, d. h. mit Rücksicht auf das Verhalten des Menschen und auf das, was zum Besten der einzelnen Menschen und des ganzen Menschengeschlechts dient. Die Idee des S.s, als einer bestimmten Nothwendigkeit des Geschehenen, würde an und für sich betrachtet nicht die Schwierigkeiten bieten, welche sie in der That und zwar deswegen hat, weil die Freiheit des menschlichen Willens mit ihr sich nicht vereinigen läßt.

Schicksalstragödie, s. Tragödie.

Schidone (Schedone), Bartolomeo, italienischer Maler, geboren 1559 zu Modena, wurde in der Schule der Carracci gebildet, von denen er die korrekte Zeichnung gewann. Später eignete er sich jedoch den Styl Correggio's und dessen breite markige Manier an. Gerühmt wird besonders sein zartes und warmes Kolorit und seine geistreiche und großartige Komposition; reizend sind auch seine Köpfe. Im Sitzungssaale des Municipalpalastes zu Modena sind Freskobilder von ihm, die er um 1604 im Wetteifer mit E. Abati ausführte. Im Dom zu Modena ist sein Gemälde mit S. Geminiano, der ein Kind vom Tode erweckt. In den Studj und in der königlichen Gallerie zu Neapel sind mehre treffliche Gemälde von seiner Hand. Auch die Gallerien von Petersburg, Paris, München, Wien, Berlin und Dresden haben deren aufzuweisen. S. † 1615 zu Parma.

Schiebkarren (Schubkarren), bekannte Maschine, mittelst deren man auf eine bequeme Weise nicht zu bedeutende Lasten von einem Orte nach einem andern schaffen kann. Der S. ist ein einarmiger Hebel. Der Stützpunkt liegt in der Axe des Rades, oder in demjenigen Punkte des Rades, welcher jedesmal auf dem Erdboden ruht; die Kraft des Menschen hebt und drückt an den Enden der Schenkel aufwärts, die Last, welche nach derselben Seite zu dem Gestelle der Karre liegt, drückt hinunterwärts. Hier verhält sich demnach die Kraft zur Last wie die Entfernung der Last vom Umdrehungspunkte zur Entfernung der Kraft von demselben Punkte, oder, mit andern Worten, wie der Hebelarm der Last zum Hebelarm der Kraft.

Schiedam, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, Gerichtsbezirk Rotterdam, eine Stunde westlich von Rotterdam, an der Mündung der Schie in die Maas und an der Eisenbahn von Rotterdam nach dem Haag, Sitz eines Kantonalgerichts, hat einen Hafen, 5 Kirchen, eine Synagoge, ein schönes Koncert- und Schauspielhaus, eine lateinische, eine Zeichen- und mehre andere Schulen, verschiedene wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten, eine Börse, große Genever- (Wachholderbranntwein-) Brennereien, Bleiweißfabrikation, Seilerei, Fischerei, Schweinezucht, starken Seehandel und 15,167 Einwohner.

Schiedsrichter (arbiter), Derjenige, dem die Entscheidung eines Rechtsstreits durch Uebereinkunft der Parteien (Kompromiß) übertragen wird. Diese Art, einen Rechtsstreit, statt durch Anrufen der vom Staate bestellten Gerichte, zur Entscheidung zu bringen, ist zulässig, und es wird jeder Theil gegen einen Bruch der Uebereinkunft seitens des andern, sei es, daß dieser jener zuwider bei dem ordentlichen Gericht Klage erhebt, sei es, daß er die Fällung des Schiedsspruchs verhindert oder den gefällten nicht befolgt, auf Anrufen von dem ordentlichen Richter geschützt. Vorausgesetzt aber wird, daß der gewählte S. das Schiedsamt annimmt und gehörig ausrichtet, wozu erforderlich ist, daß der Schiedsspruch nach gehöriger Sachprüfung erfolgt, ein bestimmter Rechtsausspruch ist und nur den durch die Uebereinkunft bezeichneten Streitgegenstand, diesen aber auch vollständig trifft. Der Spruch darf nichts Unsittliches enthalten, kann aber wegen behaupteter Ungerechtigkeit nicht angefochten werden. Der einmal gefällte Spruch kann nicht mehr geändert werden. Wahnsinnige, Taube, Stumme, Unmündige und Frauenspersonen können zu S.n nicht gewählt werden. Durch beiderseitige Uebereinkunft kann von der Bestellung eines S.s wieder abgegangen werden. Es ist aber auch der einseitige Rücktritt gestattet, wenn eine Partei in Wahnsinn oder Konkurs verfällt oder, falls die Uebereinkunft nicht auf die Erben erstreckt war, vor dem Schiedsspruch verstirbt, sowie wegen eintretender Feindschaft zwischen der Partei und dem S. und wegen betrügerischen oder absichtlich rechtswidrigen Vorgehens des S.s oder des Gegners, endlich wenn der S. zum Spruche nicht vermocht werden kann. Es ist zulässig und in Gesellschaftsverträgen nicht ungewöhnlich, sich zum Voraus zur Erledigung entstehender Rechtsstreitigkeiten durch Schiedsspruch verbindlich zu machen. Die wohlthätigen Folgen, welche eine rasche und möglichst kostenlose Erledigung von Rechtshändeln hat, sind für viele Gesetzgebungen Veranlassung gewesen, S. (Friedensrichter) als eine Art ständiger Behörde einzurichten, welche, gewöhnlich aus der Wahl der Gemeindevertretungen hervorgegangen, die Aufgabe haben, in Rechtsstreitigkeiten, die an sie gebracht werden, Vergleiche zu vermitteln oder, wenn beide Theile es verlangen, einen Schiedsspruch abzugeben in der Art, daß aus dem Vergleich oder Schiedsspruch ohne Weiteres das Hülfsverfahren nachgesucht werden kann. Zuweilen wird auch einem Gerichte das Amt eines S.s übertragen, besonders auch in Streitigkeiten unter Regierungen. Das deutsche Bundesrecht kannte ein Bundesschiedsgericht zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Bundesregierungen und ihren Landständen und ein schiedsrichterliches Verfahren bei Streitigkeiten unter Bundesregierungen (s. Austräge und Austrägalgericht).

Schiefblatt, Pflanzengattung, s. v. a. Begonia *L.*

Schiefe Ebene (Schiefe Fläche), jede gegen eine Horizontalebene geneigte Ebene, eine mechanische Vorrichtung, welche als mechanische Potenz sehr vortheilhaft, namentlich zur Bewegung von Lasten in Anwendung gebracht werden kann. Auf eine horizontale Ebene übt ein darauf liegender Körper, z. B. eine Kugel, einen Druck aus und wird ganz von ihr getragen; neben einer lothrecht stehenden Ebene fällt sie senkrecht herab, ohne einen Druck auf jene auszuüben. Auf einer s.n E. aber, welche eine Mittelstellung zwischen

der horizontalen und der lothrechten hat, fällt sie weder, noch drückt sie mit ganzer Kraft, sondern rollt, zum Theil von der s.n E. getragen, mit geringerer Geschwindigkeit als beim freien Falle herab. Je höher die Ebene bei gleichbleibender Länge emporsteigt, desto schneller rollt oder gleitet ein Körper darauf abwärts, und desto mehr Kraft wird man deshalb anwenden müssen, um ihn am Herabrollen oder Herabgleiten zu hindern. Das hier obwaltende Gesetz ist aber dieses: So oft die Höhe einer s.n E., d. h. der senkrechte Abstand ihres gehobenen Endes von der Horizontalebene, in ihrer Länge enthalten ist, ebenso oft ist die in der Richtung der s.n E. wirkende Kraft beim Gleichgewicht in der Last enthalten. Hat man z. B. eine Last von 200 Pfund einen Fuß hoch emporzuheben, so wird bei Anwendung einer s.n E., die bei 8 Fuß Länge einen Fuß steigt, deren Höhe also $^1/_8$ der Länge beträgt, die anzuwendende Kraft auf den 8. Theil der Last, also auf 25 Pfund verringert. Man erspart also um so mehr an Kraft, je kleiner im Verhältniß zur Länge die Höhe der s.n E. ist; um so länger ist aber dann auch der Weg, welchen die Last zu durchlaufen hat, damit sie auf die verlangte Höhe emporgehoben werde. Soll die Last durch eine wagrecht wirkende Kraft im Gleichgewicht erhalten werden, so muß sich die letzere zur Last verhalten wie die Höhe der s.n E. zu ihrer horizontalen Basis. Da letztere aber stets kürzer als die Länge ist, so ergibt sich leicht, daß in diesem Falle eine größere Kraft zur Herstellung des Gleichgewichts erforderlich ist als im vorigen. Die gewöhnlichsten Anwendungen der s.n E. sind der Keil (s. d.) und die Schraube (s. d.).

Schiefelbein (Schievelbein), Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Kreis Köslin, an der Rega, mit Schloß, vormaliger Residenz eines Johanniterkomthurs, lebhafter Rasch- und Leinweberei, Tuchmacherei, Papierfabrikation, ergiebiger Torfstecherei und 5139 Einwohnern.

Schiefer, in der Gesteinskunde jedes in dünne Platten und Blätter spaltbare Gestein; man unterscheidet daher Thon-, Quarzit-, Kalk-, Mergel-, bituminöse, Glimmer-, Chlorit-, Talk-, Dioritschiefer u. a. nach ihrer mineralogischen Beschaffenheit, Dach-, Tafel-, Griffel-, lithographische S. nach ihrer Benutzung. Bei den meisten dieser S. fällt die schieferige Struktur mit der Schichtung zusammen und ist Folge des ursprünglichen Absatzes. Bei manchen Gesteinen, insbesondere beim Thonschiefer, kommt aber auch eine Spaltbarkeit in dünne Platten vor, welche von der Richtung der Schichtung abweicht, ja so völlig unabhängig ist, daß die Ebenen der Schieferungen trotz aller Biegungen der Schichten dieselben nach stets gleicher Richtung unter sich parallel durchsetzen. Aehnliches beobachtet man in den Kalkgebirgen der Alpen. In Folge dieser Spaltbarkeit zerklüfteten sich die Gesteine in regelmäßige Tafeln und Stücke. Sie ist Folge späterer Umänderungen der Gesteine, bei welchen Zusammenziehung derselben Statt gefunden hat. Vgl. Absonderung, Thonschiefer.

Schiefergebirge, das Thonschiefergebirge und die krystallinisch-schieferigen Gesteine, wie Glimmer-, Chlorit-, Talk-, Kalkglimmer-, Hornblendeschiefer, Gneis, schieferiger Marmor und Dolomit.

Schiefergrün, s. v. a. Berggrün.

Schieferöl, Mineralöl, welches aus sogenanntem bituminösen Schiefer durch trockene Destillation gewonnen wird. Der „bituminöse Schiefer" enthält keineswegs nur oder hauptsächlich fertig gebildetes Bitumen, sondern organische, in Zersetzung begriffene, animalische oder vegetabilische Substanz, die vielleicht dem Ulmin am nächsten steht und beim Erhitzen, ähnlich wie Braunkohle, einen Theer liefert, aus dem die flüchtigeren Kohlenwasserstoffe als S. abgeschieden werden. Der bituminöse oder Blätterschiefer, welcher zur Bereitung von S. benutzt wird, ist meist heller als Braunkohle, läßt sich schon in der Lichtflamme entzünden, brennt mit heller rußender Flamme, ist thonig oder mergelig und oft sehr dünnschieferig, in welchem Fall er Papierkohle genannt wird. Ein vorzüglicher Schiefer findet sich in der Georgsgrube bei Dierdorf (Neuwied) in 2—3 Fuß mächtiger Schicht unter einem Braunkohlenlager. Blätterschiefer findet sich überhaupt in Menge im Siebengebirge am Rhein, so namentlich in den Gruben Romerickeberge und Stößgen bei Linz, auf dem Trockenhohn bei Rott, bei Oedingen, Bonn ꝛc., ferner in Westphalen zu Werthen bei Bielefeld, in Hessen, bei Salzbergen im ehemaligen Königreich Hannover, zu Markersdorf, in Böhmisch-Kamnitz, zu Bruchsal, in Frankreich zu Bouvant in der Vendée und zu Autun und auf der Hebrideninsel Mull. Das S. von Reutlingen wird aus einem dunkelfarbigen Schieferthon mit dünnen Schichten von Mergel oder Kalkstein, in welchem Millionen von Posidonia Bronnii liegen (Posidonienschiefer), gewonnen. Die Ausbeute an Theerprodukten bei der Verarbeitung der bituminösen Schiefer ist sehr verschieden. Wohl erhielt aus

	Theer Procent	Photogen	Solaröl	Paraffinmasse
rheinischem Blätterschiefer	20	6,50	1,26	10,25
			Schmieröl	Paraffin
Schiefer von Romerickeberge . .	—	5,14	6,00	0,02
Schiefer von Oedingen . . .	—	0,92	1,92	0,25
Schiefer von Westphalen . . .	—	1,37	0,68	0,05
Schiefer von England	—	2,30	3,79	0,01
Schiefer von Salzbergen . . .	7,55	1,55	1,98	0,17
Schiefer von Salzbergen . . .	2,16	0,45	0,50	0,06

Das S. dient zur Beleuchtung und kommt häufig auch unter den Namen Photogen in den Handel. Vgl. Photogen und Theer.

Schieferpapier, festes Papier, welches auf beiden Seiten zuerst mit Oelfarbe, nach dem Trocknen und Schleifen mit Leinölfirniß und Kienruß, nach abermaligem Trocknen und Schleifen mit Leinölfirniß, Terpentinöl, Kienruß und Bimssteinpulver angestrichen worden ist. Es dient als Surrogat der Schiefertafeln. Man kann darauf mit Griffeln schreiben und das Geschriebene mit einem nassen Schwamm abwaschen.

Schieferschwarz, s. v. a. schwarze Kreide, s. Thonschiefer.

Schieferstifte, s. Griffelschiefer.

Schiefertafeln, s. Thonschiefer.

Schieferthon (Schieferletten), schieferiger Thon, oft mit Glimmerblättchen oder Quarzsand, erdig im Querbruch, weich, mild, meist von grauen, einerseits ins Weiße, andererseits ins Schwärzliche übergehenden Farben, aber auch gelblich, röthlich. Er führt häufig Schwefelkies, nicht selten thonige Sphärosideritknollen, auch Septarien von Mergelkalk. In den Kohlengebirgen der verschiedenen Formationen (daher Kohlenschiefer), bis in die tertiären vorzüglich häufig, sind die S.e oft reich an Pflanzenabdrücken, daher Kräuterschiefer. Von Kohlenwasserstoffen oder Zersetzungsprodukten der organischen Reste durchdrungen und an verkohlten Resten reich bilden sie Brandschiefer.

Schieferweiß, s. Bleiweiß, auch s. v. a. Talk.

Schiefheit (Schiefwerden), s. Skoliosis.

Schielen (strabismus), derjenige regelwidrige Zustand des Sehorgans, bei welchem der Mensch nicht im Stande ist, die Sehaxen beider Augen unter allen Umständen und willkürlich an einem Punkte eines jeden beliebigen, im Sehfelde beider Augen liegenden Gegenstandes zur Durchkreuzung zu bringen, um somit identische Stellen beider Netzhäute dem Objekte zuzuwenden. Bei jeder Art des S.s gibt es 2 Entwickelungsstadien: im ersten befindet sich der Schielende, wenn seine Sehaxen nur zeitweilig und unter ganz bestimmten Bedingungen eine falsche Stellung annehmen; im zweiten Stadium befindet er sich aber, wenn die falsche Stellung der Sehaxen konstant geworden ist. Das erste Stadium geht gewöhnlich früher oder später in das zweite über. Das S. beruht darauf, daß einzelne Muskeln des Auges ein vorübergehendes oder bleibendes Uebergewicht über ihre Antagonisten bekommen. Dieses Uebergewicht ist bedingt durch Krampf oder Schwäche einzelner Augenmuskeln, durch organische Veränderung (Verkürzung) der Muskeln in Folge von Augenentzündungen; auch Akkommodationsfehler, Störungen der brechenden Medien des Auges (z. B. Hornhautflecken) und, wie es scheint, die einseitige Thätigkeit des Auges nach gewissen Richtungen hin, vorzüglich bei kleinen Kindern, können zum S. die Veranlassung geben. Neugeborne Kinder haben fast alle Neigung zum S., und daher bildet sich der Fehler meist auch schon sehr frühzeitig aus. Am häufigsten liegt die Ursache des S.s in dem inneren geraden Augenmuskel. Man unterscheidet zunächst 2 Hauptarten des S.s, nämlich das bewegliche S. (strabismus) und das unbewegliche S. (luscitas). Beim beweglichen S. behält das schielende Auge noch die Kraft, alle Bewegungen des richtig blickenden Auges begleitend mitzumachen; aber während letzteres einen Gegenstand fixirt, schneidet die Sehaxe des ersteren die des letzteren entweder vor oder hinter dem Objekt, oder gar nicht. Dieses Verhältniß bleibt sich gleich, mag das schielende Auge offen oder verdeckt sein. Wird das richtigblickende Auge verdeckt, so fixirt das schielende Auge den Gegenstand und das gesunde läßt seine Sehaxe vor oder hinter dem Objekt vorbeischießen. Bei jedem S. ist an und für sich Doppeltsehen vorhanden, weil die Bilder eines und desselben Gegenstandes auf heterogene Stellen der Netzhaut fallen. Diese Bilder werden aber als gesonderte in der Regel nur in den ersten Stadien des S.s wahrgenommen. In Wirklichkeit ist nämlich subjektives Doppeltsehen nur dann vorhanden, wenn der Grad des S.s nicht zu stark, die Sehkraft des schielenden Auges nur wenig geschwächt und endlich die Aufmerksamkeit des Kranken auf die Doppelbilder gerichtet ist. Bei längerem Bestehen des S.s hört die Wahrnehmung der Doppelbilder nach und nach auf, theils wegen der Zunahme der unrichtigen Stellung der Augen und der davon abhängigen Excentricität der Netzhautbilder und Schwächung der Sehkraft, theils wegen der Abziehung der Aufmerksamkeit des Kranken von dem an sich schon schwächeren Bilde des schielenden Auges. Ein Schielender, der doppelt sieht, ist sehr oft im Zweifel über die wahre Lage der Objekte, zumal wenn das Bild des schielenden Auges das des gesunden an Deutlichkeit erreicht, indem er die Objekte der Doppelbilder zufolge physikalischer Gesetze nicht an der Stelle sieht, an welcher sie sind. Beim konvergirenden S. wird übrigens das schielende Auge häufig kurzsichtig, beim parallelen und divergirenden S. weitsichtig. In allen Fällen, wo nur Ein Auge schielt, tritt auf diesem wegen mangelnder Uebung und wegen seiner Unthätigkeit beim Sehen eine Abnahme der Sehkraft ein, was nicht der Fall ist, wenn beide Augen abwechselnd schielen. Das allein schielende Auge wird, sobald man es nach Schluß des gesunden zum direkten Sehen verwendet, leicht stumpf, schmerzhaft und lichtscheu, weil es eben aus der Uebung gekommen ist. Das unbewegliche S. besteht darin, daß das kranke, schielende Auge bei allen Bewegungen des gesunden Auges entweder ganz unbeweglich nach einer bestimmten Richtung gewandt wird, oder daß der Kreis seiner Bewegungen ein sehr kleiner ist. Fast immer beschränkt sich dieser Zustand auf ein Auge, welches dabei in hohem Grade schwachsichtig zu sein pflegt. Das S. findet in demselben Moment immer nur an Einem Auge Statt. Ein S. gleichzeitig mit beiden Augen kann es, so lange der Kranke einen Gegenstand fixirt, nicht geben, da beim deutlichen Sehen immer wenigstens Ein Auge richtig stehen muß. Versinkt aber der Kranke in Gedankenlosigkeit, so nehmen die Sehaxen beider Augen oft eine widernatürliche Konvergenz oder Divergenz an. Außerdem gibt es viele Schielende, welche häufig im Gebrauch des Auges wechseln und bald mit dem einen, bald mit dem anderen Auge schielen. Diesen Zustand nennt man S. mit beiden Augen (strabismus binocularis). Beim S. mit Einem Auge (s. monocularis) begleitet zwar das schielende Auge das gesunde in allen seinen Bewegungen, aber nur das letztere fixirt und die Sehaxe des ersteren schneidet, beim S. durch den inneren geraden Augenmuskel (s. internus, s. convergens), die Sehaxe des gesunden Auges vor dem Objekt, beim S. durch den äußeren geraden Augenmuskel (s. externus) entweder hinter dem Objekt, oder beide Sehaxen bleiben stets parallel (s. parallelus), oder sie stehen gar divergirend (s. divergens). Konvergirend oder parallel oder divergirend bleiben auch die Sehaxen beim S. nach oben (s. sursum vergens) und nach unten

(s. deorsum vergens). Was die Behandlung des S.s anbetrifft, so können als gegen das S. empfohlene Mittel, mit Ausnahme der Schieloperation, höchstens bei vorhandener Anlage dazu die Entstehung desselben verhüten oder der ferneren Entwickelung Einhalt thun, nie aber eine Heilung des ausgebildeten S.s bewirken. Dies gilt auch von den sogenannten Schielbrillen. Dieselben besitzen die Form gewöhnlicher Brillen, tragen aber statt der Gläser undurchsichtige Scheiben (von Holz) mit einer kleinen centralen Oeffnung, damit das Auge nur durch diese sehen kann und sich somit des S.s entwöhne. Schon mehr verspricht der Gebrauch prismatischer Gläser für das schielende Auge, doch haben dieselben in der Praxis keinen besonderen Eingang gefunden. Mit Recht hat man empfohlen, bei beginnender Ausbildung des S.s der Kinder den Wärterinnen zu verbieten, die Kinder immer auf demselben Arm zu tragen, die Sehobjekte nicht zu nahe vorzuhalten, für eine gleichmäßige Verbreitung des Lichtes im Zimmer, für eine passende Stellung der Wiege, für Entfernung aller eine bestimmte Richtung der Augen einseitig begünstigenden Gegenstände zu sorgen. Außerdem wird ein öfteres Ermahnen zum richtigen Gebrauche beider Augen und das zeitweise Verschließen des nicht schielenden Auges van Nutzen sein. Die Schieloperation, als das sicherste Mittel zur Beseitigung des S.s, ist in allen den Fällen zu unternehmen, in welchen das S. konstant geworden ist und durch ein Uebergewicht des einen oder anderen Augenmuskels verursacht und unterhalten wird. Diese Operation besteht in der Durchschneidung des betreffenden, das S. unterhaltenden Augenmuskels. Die Operation ist leicht und gefahrlos, erfordert sehr wenig Zeit und ist, wenn sie richtig vorgenommen wird, fast immer von vollständigem Erfolg begleitet.

Schienbein, s. Schenkel.

Schierling, Pflanzengattung, s. v. a. Conium *L.* Gefleckter oder großer S., s. v. a. Conium maculatum *L.* Kleiner oder Gartenschierling, s. v. a. Aethusa Cynapium *L.* Wasserschierling, s. v. a. Cicuta *L.* und Cicuta virosa *L.*

Schiermonnikoog, kleine Insel in der Nordsee, an der Nordküste der holländischen Provinz Friesland gelegen und zum Gerichtsbezirk Leeuwarden derselben gehörig, vom Festland durch die Meerenge Watten (Wadden) getrennt, hat etwa eine Stunde im Umfang, einen Leuchtthurm, Viehzucht, Fischerei und 930 Einwohner, die einen eigenthümlichen Dialekt sprechen und in einzelnen zerstreuten Häusern wohnen.

Schießbaumwolle (Pyroxylin, Nitrocellulose, franz. poudre-coton, engl. gun-cotton), explosiver Körper, welcher bei der Einwirkung von starker Salpetersäure und Schwefelsäure auf Baumwolle entsteht. Die S. ist eine chemische Verbindung und sie wird gebildet, indem die Schwefelsäure der Salpetersäure Sauerstoff und der Baumwolle Wasserstoff entzieht, beide Elemente zu Wasser vereinigt und sich mit diesem verbindet. Die zu NO_4 gewordene Salpetersäure tritt an die Stelle des der Baumwolle entzogenen Wasserstoffs, so daß die S. als Nitrosubstitutionsprodukt der Cellulose zu betrachten ist. Man bereitet die S. durch Eintauchen von Baumwolle in eine Mischung von Schwefelsäure u. Salpetersäure, Auswaschen und Trocknen. Die sehr zahlreichen Vorschriften geben aber sehr ungleiche Präparate, welche häufig einer schnellen Selbstzersetzung unterliegen u. gefahrvolle Explosionen verursachen. Die beste u. sicherste Methode hat v. Lenk angegeben. Er spinnt die Baumwolle zu lose gezwirntem Garn und reinigt sie durch Kochen mit Soda. Gut getrocknet taucht er dann 3 Unzen in 60 Pfund eines mehre Tage alten Säuregemisches, welches aus 1 Theil Salpetersäure von 1,5 specifischem Gewicht und 3 Theilen Schwefelsäure von 66° B. besteht, drückt das Garn aus und läßt es bei gleichbleibender Temperatur 48 Stunden in einem Behälter liegen, der auf jedes Pfund S. 10½ Pfund Säure enthält. Dann wird die S. auf Centrifugalmaschinen von Säure befreit, ausgewaschen und 14 Tage in fließendes Wasser gelegt. Sie gleicht nun in der Struktur ganz der gewöhnlichen Baumwolle, aber sie hat die Elasticität derselben verloren und fühlt sich rauh und hart an. Lenk kocht sie mit Seife, trocknet sie, taucht sie in Wasserglas von 1,09 specifischem Gewicht, hängt sie 4 Tage an die Luft, wäscht sie mit weichem Wasser und trocknet sie wieder. Durch diese letzteren Operationen soll die S. haltbarer werden. Blondeau, welcher die S. als eine wasserfreie, wenig beständige Säure betrachtet, gibt an, daß sie eine große Beständigkeit erhalte, wenn man sie 4 Stunden lang der Einwirkung von Ammoniakdämpfen aussetze. Sie explodirt dann noch nicht bei 100°. Kocht man S. ½ Stunde mit ziemlich starker Salmiaklösung, wäscht aus und trocknet, so entzündet sie sich bei derselben Temperatur und besitzt auch ebenso starke Explosionskraft wie die ursprüngliche S., aber sie ist weit beständiger. 100 Pfund Baumwolle geben bis 178 Pfund S. S. zeigt unter dem Mikroskop dieselbe Struktur wie Baumwolle, sie wird aber durch Jod und Schwefelsäure nicht mehr blau gefärbt und verbrennt mit bedeutender explosiver Kraft, ohne einen Rückstand zu hinterlassen. Die entwickelten Gase sind Kohlensäure, Kohlenoxyd, Stickoxyd und Wasser. Die S. explodirt bisweilen schon bei gewöhnlicher Temperatur, wenn sie gut bereitet wurde (nach Lenk), und so lange sie frisch ist, nicht unter 100°; ein Hammerschlag erzeugt ebenfalls Explosion, aber es entzündet sich nur der unmittelbar getroffene Theil. Da die S. farblos ist, so läßt sie sich durch ein schwaches Brennglas nicht entzünden, färbt man sie aber, dann explodirt sie sofort. Auch Kalium bringt Explosion hervor. Die S. ist in Wasser, Alkohol und Essigsäure unlöslich, in Ammoniak, kohlensaurem Ammoniak und kohlensauren Alkalien ist sie schwierig, in Schwefelsäure, Essigäther und Kalilauge leichter löslich. Die Lösung einer auf besondere Weise bereiteten S. ist das Collodium (s. d.). Durch Eisenoxydulsalz wird die S. ohne Veränderung der Struktur zu gewöhnlicher Baumwolle reducirt.

Man benutzt die S. in der in Alkoholäther löslichen Modifikation zur Bereitung von Collodium, in der schwer löslicheren Form zum Sprengen u. hat vielfach versucht, sie überhaupt statt des Schieß-

pulvers zu verwenden. Dem steht zum Theil die leichtere Zersetzbarkeit, besonders aber auch die Art und Weise der Gasentwickelung bei der Explosion entgegen. Die nach österreichischer Methode von Lenk dargestellte S. soll der freiwilligen Zersetzung nicht unterworfen sein (was indeß von französischen Chemikern bestritten wird) und auch in solche Form gebracht werden können, daß die Läufe der Waffen nicht zerstört werden. S. explodirt so schnell, daß sie beim Abbrennen auf Pulver dieses nicht entzündet; frei ausgebreitet liefert sie keinen Effekt, wenn man sie aber in verschlossenen Räumen explodiren läßt, so übt sie eine etwa sechsmal größere Kraft aus als Pulver. 4953 Gramm S. (etwa 10 Pfd.) in einem Raum von 28,3 Kubikcentimeter (etwa 1 Kubikfuß) entzündet, liefert ebenso viel artilleristisch verwendbare Kraft als 22—27 Kilogramm Pulver. Die Gase, die sich bei der Explosion entwickeln, schaden nur durch die Heftigkeit des Drucks, da sie momentan frei werden, sie greifen aber das Metall nicht an und sind auch für die Gesundheit nicht nachtheilig. Pulver verdirbt durch Feuchtigkeit, aber S. kann man unter Wasser aufbewahren und braucht sie nur kurz vor der Verwendung an der Luft zu trocknen. Ihre größte Wirkung gibt die S. in der Feuerwaffe, wenn sie an Gewicht $^1/_4$—$^1/_3$ der Pulverpatrone beträgt, an Raum aber $^1/_{10}$ mehr als diese einnimmt. Man bereitet die Patronen aus gesponnener S. und dreht sie für Geschütze so fest, daß ein Fuß Länge an der freien Luft etwa 1 Sekunde lang brennt, während 1 Fuß der Patronen für Handfeuerwaffen in $^1/_{10}$ Sekunde abbrennt. Die Spreng- und Minenladungen sind wie die Gewehrpatronen dochtartig geflochtene Seile von S., welche auf die gewünschte Länge abgeschnitten werden. Bei der Vergrößerung der Festung Komorn in Ungarn brauchte man zur Loslösung einer Kubikklafter Steine 15 Loth S. oder 96 Loth Schießpulver. In Amerika sprengt man sehr viel mit S. in solchen Bergwerken, welche die Ableitung der Pulvergase nur schwierig gestatten. Eine Folge der großen Schnelligkeit, mit welcher die S. verbrennt, ist der geringe Rückstoß, welcher sich für gleiche Anfangsgeschwindigkeiten des Geschosses bei Pulver gegenüber S. wie 3 : 2 verhält. Ein fernerer Vortheil besteht darin, daß die S. das Rohr viel weniger erhitzt als Pulver. Unter ihren Zersetzungsprodukten befindet sich nämlich sehr viel Wasserdampf, welcher große Mengen Wärme absorbirt. Man kann daher leichtere und kürzere Geschütze verwenden und erhält z. B. mit $13^1/_2$ Unzen S. eine Schnelligkeit des Geschosses von 1563 Fuß, mit der gewöhnlichen Pulverladung von 30 Unzen aber nur eine solche von 1338 Fuß per Sekunde.

Schießbeerstrauch, s. v. a. glatter Wegdorn, Rhamnus Frangula *L.*

Schießen, im weitesten Sinne bewirken, daß etwas sich rasch fortbewegt; im engeren Sinne mittelst eines Schießgewehrs, und zwar (wie beim Bogen oder der Armbrust) entweder durch die demselben eigenthümliche, oder durch vorher in dasselbe gebrachte fremde Kraft (beim Feuergewehr durch die Entzündung des Pulvers, bei Windgewehren durch Pressung der Luft) einen Körper (Geschoß, Projektil) in einer bestimmten Richtung schnell forttreiben. Die hierbei von dem Geschoß beschriebene Linie heißt Flugbahn oder Bahn, während die Entfernung vom Schießgewehr bis zu dem Punkte, den das Geschoß nach Vollendung der Flugbahn erreicht, die Schußweite genannt wird. Die Richtung des Geschosses hängt zwar zunächst von dem empfangenen ersten Stoß ab, erleidet indeß einerseits durch den Widerstand der Luft, andererseits in Folge der Anziehungskraft der Erde die bedeutendsten Modifikationen, so daß die Flugbahn weder in ihrer ursprünglichen Richtung, noch mit der Anfangsgeschwindigkeit in gerader Linie fortgeht, was außer den erwähnten Einflüssen der Fall sein würde. Der Luftwiderstand wächst mit der Geschwindigkeit der Bewegung des Projektils in quadratischem Verhältnisse, d. h. er wird bei doppelter Geschwindigkeit ein vierfacher, bei dreifacher ein neunfacher Widerstand und würde demgemäß zuletzt das Geschoß gänzlich zum Stillstand bringen, sofern nicht der zweite Haupteinfluß auf den Gang desselben, die Anziehungskraft der Erde, den abgeschossenen Körper allmählig der Erde zuführte. Daher kommt es, daß das Geschoß anfangs eine nur sehr wenig von der geraden abweichende Linie, hierauf aber einen flachen und später einen stets steiler werdenden Bogen beschreibt, so daß die Flugbahn eine Parabel bildet. Mit großen Schwierigkeiten haben Newton, Robins, von Tempelhoff u. A. die Flug- oder Kugelbahn theoretisch berechnet, ohne indeß vollkommene Genauigkeit erzielt zu haben (vgl. Ballistik), abgesehen davon, daß praktisch das Treffen von so vielen Zufälligkeiten (von der verschiedenen Dichtigkeit und Feuchtigkeit der Luft, vom Wind, von der Beschaffenheit des Schießgewehrs 2c.) abhängt, daß es zur Stunde eine noch nicht gelöste Aufgabe bleibt, selbst mit einem unbeweglich befestigten Schießgewehr stets denselben Punkt zu treffen.

Schießpulver, s. Pulver.

Schießscharten, die in Brustwehren oder anderen Deckungen angebrachten Oeffnungen, durch welche man feuert. Da man durch die S. den möglichst freien Geschützgebrauch zu erreichen sucht, unbeschadet der Deckung, so müssen sie nach außen jederzeit weiter als nach innen sein. Die innere Schartenweite richtet sich nach dem Durchmesser des Geschützkopfes und muß so groß sein, daß dieser bequem hineingebracht werden kann. Für Feldkanonen reicht hierzu $1^1/_4$—$1^1/_2$ Fuß aus, für Haubitzen und die schwersten Belagerungs- und Festungskanonen nimmt man 2 Fuß an. Da aber die Geschützmündung der Kanonen immer noch ein Stück in die S. hineinreicht, so ist es vortheilhafter, die S. da am engsten zu machen, wo die Geschützmündung steht, und sie innerlich nach demselben Winkel zu erweitern wie äußerlich, wodurch man ein größeres Gesichtsfeld erlangt. Dergleichen S. nennt man S. mit doppelter Ausschneidung. Die untere Schartenfläche (Schartensohle) bestimmt sich nach der Richtung, welche dem Geschützrohr in der Vertikalebene ertheilt werden soll, die Höhe der Schartensohle über dem Geschützstand aber nach der Höhe der Geschützmündung über demselben (der sogenannten Kniehöhe). Letztere

wird gewöhnlich zu $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Fuß, bei Feldgeschütz aber zu 3 Fuß, bei Gewehrschießscharten zu 4 Fuß angenommen. Kommen mehre S. neben einander zu liegen, so müssen sie eine solche Entfernung von einander erhalten, daß das zwischen je zwei S. stehenbleibende Stück Brustwehr (die sogenannte Schartenzeile oder der Kasten) nicht zu schwach ausfällt. Gewöhnlich nimmt man die Entfernung zweier S. zu 18—20 Fuß an. Gekoppelte S. bestehen aus 2 S., welche in der Schartenenge in Eine zusammenlaufen. Um sich gegen die Flintenkugeln zu sichern, blendet man die S. an der inneren Oeffnung während des Ladens, wozu man sich gewöhnlich genau passender, mit Wolle, Kälberhaaren und dergleichen gefüllter Säcke, die man in die S. setzt, bedient.

Schietto (schiettamente, ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. einfach, ohne Verzierung.

Schievelbein, Friedrich Anton Hermann, namhafter Bildhauer, geboren den 18. Nov. 1817 zu Berlin, ward 1853 Mitglied der Akademie daselbst u. 1859 zum Professor an derselben ernannt. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: eine der Marmorgruppen auf der Schloßbrücke zu Berlin; die Modelle zu den Statuen des Opernhauses und zur Ausschmückung des weißen Saals im königlichen Schloß; die Apostel für eine Kirche in Helsingfors; ein den Untergang Pompeji's darstellender, 200 Fuß langer Fries für den griechischen Hof des neuen Museums; die Statue des Hermann von Salza für die Nogatbrücke in Marienburg; Luther und Melanchthon für die Universität Königsberg; Denkmal des Freiherrn von Stein.

Schiff, im Allgemeinen ein schwimmendes Fahrzeug zur Aufnahme von Menschen, Gütern, Kanonen 2c., welches durch gewisse Vorrichtungen und Kräfte nach einer bestimmten Richtung hin bewegt werden kann; im engeren Sinn jedes mit gedecktem Raum versehene Fahrzeug (im Gegensatz zu dem offenen Boot); im noch engeren Sinne nennt man die wie Fregatten mit Quersegeln an allen drei Masten getakelten Fahrzeuge S.e; im engsten Sinne wird unter S. ein Linienschiff verstanden. Der Gedanke, Fahrzeuge zur Beschiffung des Wassers zu konstruiren, liegt der menschlichen Intelligenz so nahe, daß man kaum ein noch so rohes Volk findet, welches nicht wenigstens den Gebrauch von Flößen und ausgehöhlten Baumstämmen kennt. Der Ursprung des Schiffbaues, die Herstellung von aus mehren Theilen zusammengesetzten Fahrzeugen, reicht in die ältesten Zeiten hinauf. Die primitivste Konstruktion ist die der S.e mit flachem Boden. Auf einer aus starken Planken zusammengefügten länglichen Fläche sind nämlich der Quere nach hölzerne Lieger befestigt, die an ihren Enden mit hölzernen Knieen verbunden sind, deren einer Arm nach oben gerichtet ist. An dem auf diese Weise hergestellten Seitengerippe werden von außen Planken befestigt, welche sich vorn und hinten an starken Pfosten, den Steven, mit einander vereinigen. Wenn dann das Ganze mittelst Werg und Pech wasserdicht gemacht ist, so ist das schwimmende Fahrzeug fertig. Die auf Flüssen gebräuchlichen Last- und Schleppschiffe, die sogenannten Kähne, Binnenländer, Oberländer auf der Elbe, die Böcke auf der Weser sind meist auf diese Art gebaut, indessen ist auch hier schon die ganz primitive Form verbessert, indem der Boden in der Richtung von vorn nach hinten eine nach unten leicht konvexe Fläche bildet, wodurch vorn dem Wasser weniger Widerstand geboten wird und hinten dasselbe besser abläuft; auch wird dadurch die Wendung mit dem Fahrzeuge erleichtert. Fahrzeuge mit flachem Boden sind besonders für seichte Gewässer geeignet, und das Flachbodensystem ist an Seeküsten, wo man beim Bau der S.e sowohl auf geringen Tiefgang wie auf die zu Zeiten schwere See Rücksicht nehmen muß, zur höchsten Vollkommenheit in seiner Art gebracht, so namentlich an der deutschen Nordseeküste, in Holland, Venedig 2c. In diese Klasse von Seefahrzeugen gehören die norddeutschen Ewer, Galloten, Galeassen, die holländischen Tjalken, Smacken und Kuffen, welche letztere selbst um das Kap der guten Hoffnung nach Ostindien gehen, ferner die italienischen Trabakel, Brogozzi 2c. Die nordischen Flachbodenschiffe führen meist ein Schwert, d. i. ein länglichrundes Bretgefüge, welches an der dem Wind abgekehrten Schiffsseite ins Wasser gelassen wird, damit das Fahrzeug vermöge seines flachen Bodens nicht zu stark von seinem Kurs abgetrieben werde. Bei den italienischen Fahrzeugen ist das Schwert durch ein tiefgehendes Steuerruder ersetzt, welches gehoben werden kann, sobald das S. in seichtes Fahrwasser kommt. Kielschiffe (s. unten) bedürfen vermöge der Kielfläche und der scharfen Bodenform einer solchen Vorrichtung nicht. Für die Flußschifffahrt wird das Flachbodensystem am vollendetsten bei den großen nordamerikanischen Mississippi- u. Ohiodampfern u. bei den Schleppdampfern auf dem Ganges angewendet. Dort dürfen zuweilen Dampfer von 200—300 Fuß Länge nicht mehr als 1—2 Fuß Tiefgang haben, und man erzielt diese geringe Tauchung eben nur durch große Breite und den flachen Boden ohne Kiel. Die S.e der Alten waren meist Flachbodenschiffe; indessen kannten schon die Phönicier und Griechen die Konstruktion von S.en mit Kiel und Spanten (Rippen). Bei diesem System ist die Zusammensetzung in mancher Beziehung eine andere. Die Grundlage des Schiffskörpers bildet hier der Kiel, ein starker Balken, der bei größeren S.en aus mehren Längen zusammengesetzt ist und sich von vorn bis hinten erstreckt. Auf demselben sind die Spanten (Rippen vergleichbar) mit Bolzen befestigt; dieselben sind aus mehren Theilen zusammengesetzt, da die Natur Krummholz von der erforderlichen Länge nicht liefert. Dort, wo die Spanten auf dem Kiel befestigt sind, liegt auf denselben parallel mit dem letzteren, ebenfalls der ganzen Schiffslänge nach, das Kielschwein, ein ebenso starker Balken wie der Kiel selbst. Durch Kielschwein, Spant und Kiel gehen wieder Bolzen, so daß das Ganze ein festes Gefüge bildet. Die Spanten werden außen und innen mit Planken verkleidet, welche vorn und hinten am S. am Vor- und Hintersteven enden. Die Steven sind als mehr oder weniger vertikale Verlängerungen des Kiels zu

betrachten. Dort, wo ein Deck oder Zwischendeck (große S.e haben bekanntlich mehre Decke über einander) angebracht werden soll, laufen an der Innenseite der Spanten langschiffs besonders starke Planken, auf welchen die Enden der **Deckbalken** ruhen, welche letztere an ihrer Oberseite mit den **Deckplanken** bekleidet werden. Dieses sind die Haupttheile des Schiffskörpers. Bei eisernen S.en bestehen Kiel, Spanten, Kielschwein und Deckbalken aus Winkeleisen oder Eisenschienen, die äußere und innere Bekleidung aus Eisenblechplatten. Sowohl bei der Holz- wie bei der Eisenkonstruktion kommen noch manche Theile hinzu, die zur Verstärkung des Ganzen dienen, z. B. Knie, Eisenbänder *rc.* An der Außenseite des S.s befindet sich am Vorsteven das **Gallion** oder **Scheg**, ein scheinbar zum Durchschneiden der Wellen und der Luft angebrachter Ausbau; er dient jedoch eigentlich nur zur Verschönerung des Vordertheiles und auf größeren Kriegsschiffen zur Unterbringung der Mannschaftsabtritte. Hinten ist das S. durch den **Spiegel** oder das **Heck** abgeschlossen. Der Hintertheil des S.s ist über Wasser gewöhnlich geräumiger gehalten, um Platz für die Kajüten der Offiziere, resp. der Passagiere zu gewinnen; am Spiegel befinden sich bei größeren S.en, die hinreichende Höhe über Wasser haben, die hinteren Kajütenfenster. Unter dem Heck, d. i. dem ganzen hinten hinausragenden Theil, ist das **Steuerruder** angebracht. An der Schiffswand sind folgende Theile charakteristisch: die **Rüsten** und **Püttingseisen**, an welchen die Stütztaue (**Wanten**) der Masten befestigt sind; vorn die **Klüsen**, cylindrische, mit Gußeisen verkleidete Oeffnungen in der Schiffswand, durch welche die Ankerketten und Belegtaue hinausgehen; die **Bordtreppe** und das **Fallreep** (Strickleiter), welche jedoch in See eingezogen werden; die **Ankerkrahne**, an denen die Anker hängen und die so weit über die Bordwand hinausragen, daß der Anker beim Fallen die Schiffswand nicht berührt; endlich bei Kriegsschiffen die **Stückpforten** (Kanonenluken), welche mit ihrem unteren Rande cirka 6 Fuß über Wasser erhaben sind. Die Stückpforten werden bei schlechtem Wetter und bei Nacht durch die **Stückpfortendeckel** geschlossen, welche in der Mitte einen runden Ausschnitt für die Mündung der Kanone haben. Das **Oberdeck** eines S.s ist ringsum durch die **Reling** oder **Schanzkleidung** (Brüstung) gegen das Ueberschlagen der Wellen möglichst geschützt; an derselben befinden sich die **Bootskrahne**, an welchen die Boote, zum Hinablassen bereit, hängen. Im Deck sind die **Luken**, nämlich die Oeffnungen zum Hinabgehen für Personen, oder zum Hinablassen von Gütern, Geschützen, Dampfkesseln *rc.*, ferner die **Oberlichter**, mit Glas gedeckte Oeffnungen, welche den unteren Räumen das nöthige Tageslicht vermitteln. Vorn am Deck befindet sich das **Bratspill** (die Ankerwinde), weiter hinten die **Winch** (eine Winde zum Laden und Ausladen von schweren Gegenständen) und das **Gangspill**, eine vertikal stehende Winde, ganz hinten das **Kompaßhäuschen** und das **Steuerrad**. Größere S.e haben hinten ein Halbdeck, die **Schanze**, welche das eigentliche Deck überragt; sie ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Offiziere. Vorn haben sie ebenfalls einen erhöhten Theil, die **Back**; hier halten sich gewöhnlich die Matrosen auf, wenn sie an anderen Orten des S.s nichts zu thun haben. Passagierschiffe haben meist in der Mitte des Decks noch einen Aufbau, die **Hütte**, welche Kajüten enthält. Gewöhnlich befindet sich die **Kombüse** (Schiffsküche) am Deck, bei größeren Kriegs- und Passagierschiffen jedoch in der Batterie, respektive im Zwischendeck. Die **großen Boote** sind am Deck auf den **Bootsklampen** befestigt. Die von der Bemastung herabreichenden Taue werden am Deck an den **Nagelbänken** festgelegt. Größere Kriegsschiffe haben bekanntlich mehre Decke über einander; im **Batteriedeck** (Linienschiffe haben 2 oder 3 Decke) sind die Geschütze und deren Zubehör; hinten in der obersten Batterie ist gewöhnlich die Kommandantenkajüte. Die Mannschaft schläft in der Batterie in Hängematten, die Abends an den Deckbalken befestigt werden, Tags über jedoch der Lüftung wegen am Oberdeck aufbewahrt werden. Unterhalb des Batteriedecks (bei Linienschiffen unterhalb der ersten Batterie) befindet sich das **Zwischendeck**, welches Kajüten für Offiziere, Aerzte, Maschinisten, ferner das Spital, die Segel- und Monturdepots enthält. Ganz unten endlich ist der **Raum**, in dessen Mitte, vom Vorder- und Hintertheil abgeschlossen, die Maschine, die Kessel und die Kohlenmagazine sich befinden. Vorn und hinten sind die Pulver- und Granatenkammern, die Wasserbehälter, die Kettenkästen und die Vorrathsräume. Vom Maschinenraum geht nach hinten der **Schraubentunnel** als Raum für die Axe des Propellers. Passend angebrachte Kanäle und Vorrichtungen ventiliren die unteren Räume. Auf großen Passagierschiffen ist das Zwischendeck für die Zwischendeckspassagiere, der Raum für die Maschine, sowie zur Unterbringung von Gütern, Effekten und Vorräthen bestimmt. Die Kajüten für die vornehmeren Passagiere befinden sich im Hinterschiff. Man unterscheidet nämlich das **Hinterschiff** oder **Achterschiff**, d. i. der ganze hintere Theil des S.s vom Spiegel bis zum Großmast, und das **Vorderschiff**, d. i. der Theil des S.s vom Großmast bis zur Gallion; ferner das **Oberschiff** oder das **todte Werk**, d. i. der über Wasser befindliche Theil des S.s, und das **Unterschiff** oder **lebendige Werk**, d. i. der unter Wasser befindliche Theil. Die Linie, bis zu welcher das S. im Wasser versinkt, heißt die **Wasserlinie**; die Entfernung von der Wasserlinie bis zur Unterkante des Kiels ist der **Tiefgang** oder die **Tauchung**. Wenn man am Hinterschiff steht und nach vorn sieht, so hat man zur Linken die **Backbordseite** und zur Rechten die **Steuerbordseite**; durch diese beiden Benennungen wird Alles am S., was an beiden Seiten gleichnamig ist, unterschieden. Die **Luvseite** nennt man die dem Wind zugekehrte Seite, die **Leeseite** die dem Wind abgewendete Seite. Die **Bemastung** des S.s dient dazu, das Segelwerk zu tragen. Die **Masten** bestehen aus starken Bäumen von Tannenholz; auf großen S.n sind sie zur Erreichung des erforderlichen Durchmessers aus mehren Stücken zusammen-

gesetzt. In neuester Zeit macht man auch Masten von Eisenblech. Zur Erreichung der erforderlichen Höhe der Bemastung wird an dem Top (dem oberen Ende) des Untermastes die Marsstenge angesetzt, an dem Top derselben wiederum die Bramstenge, welche in die Oberbramstenge ausläuft. Linienschiffe, Fregatten und Korvetten haben 3 Masten; der vordere ist der Fockmast, der mittlere der Großmast und der hintere der Besahn- oder Kreuzmast. Der vorn über die Gallion hinausragende schräge Baum heißt das Bugspriet, seine Verlängerung der Klüverbaum, welcher in den Außenklüverbaum ausläuft. Die Untermasten werden durch starke Taue, die Wanten, welche vom Top bis zu den Bordwänden des S.s hinunterreichen und an den Rüsten durch die Püttingseisen befestigt sind, gegen den Druck des Windes von der Seite und von rückwärts gestützt. Nach vorn gehen ebenfalls starke Taue, die Stage, zur Stütze gegen einen Druck nach vorn. Die Stengen werden in gleicher Weise befestigt, und zwar die Marsstengen ebenfalls durch Wanten, welche vom Stengetop bis zur Mars (vulgo Mastkorb) hinabreichen; überdies gehen vom Stengetop Taue zur Schiffsseite hinab, die Pardunen, und Taue nach vorn, die Stengestage. Die Bramstenge und Oberbramstenge haben nur Pardunen und Stage, keine Wanten. Die Stärke dieser Taue richtet sich nach dem Durchmesser der betreffenden Masten und Stengen. Dieses Tauwerk ist durch kurze, starke Flaschenzüge (Taljen) ganz straff gezogen und wird nur bei Abrüstung oder Reparatur nöthigenfalls gelöst; es heißt das stehende Tauwerk oder stehende Gut. Das Bugspriet ist durch eine starke Kette, das Wasserstag, welches vom äußersten Ende des Bugspriets bis zum Vordersteven reicht, befestigt. Alles übrige Tauwerk, das laufende Gut, ist beweglich und dient zur Manövrirung der Segel. Die Quer- oder Raasegel sind an horizontal hängenden Segelstangen, den Raaen, befestigt; ihre Benennung erhalten sie wie auch die Raaen von dem Mast und der Stenge, mit der sie korrespondiren (Marsstenge, Marssegel, Marsraa; Bramstenge, Bramraa, Bramsegel, Großbramstenge, Großbramraa 2c.). Die Raasegel können, wenn die Schwäche des Windes die größtmögliche Entfaltung von Segeln erfordert, durch Seitensegel, die Leesegel, welche an den Leesegelspieren befestigt sind, vergrößert werden. Die Gaffelsegel hängen an den Gaffeln, den sogenannten Segelstangen, welche mit einem gabelförmigen Ausschnitt im Winkel von cirka 45° gegen die Hinterseite des Mastes gestützt sind. Jeder Mast hat ein solches Segel. Die dreieckigen Segel vorn heißen Stag- oder Klüversegel. Sämmtliche Segel, ausgenommen die Lee- und die Oberbramsegel, sowie die Außenklüver oder Jager, welche sämmtlich nur bei mäßigem Winde beigesetzt werden, können bei starkem Wind von ihrem unteren Rande aus zur Hälfte aufgerollt und mittelst kurzer Schnüre, die auf dem Segeltuche befestigt sind, aufgebunden, also verkleinert werden; man nennt dies das Segel reffen. Soll ein Segel beseitigt werden, so wird es an seiner Raa oder Gaffel festgemacht oder belegt; die Leesegel und Stagsegel werden herabgelassen. Alle Raaen und Gaffeln sind beweglich, werden durch Taue, welche sämmtlich ihre eigenen Benennungen haben, gehalten und können an ihren Masten und Stengen auf- und abgleiten. Das Emporziehen einer Raa oder eines Segels nennt man: die Raa 2c. hissen, das Hinunterlassen: die Raa 2c. streichen. Dieselbe Bezeichnung wird für die Auf- und Abwärtsbewegung der Flaggen und Wimpel angewendet. Das System im Bau des S.s und in der Besegelung wiederholt sich fast bei allen Arten von S.en und ist nur nach der Größe des Fahrzeuges und nach dessen bestimmtem Zweck modificirt. So haben z. B. alle wie Fregatten getakelte S.e an allen drei Masten Bramstengen und Raasegel, Barkschiffe haben 3 Masten, aber nur am Groß- und Fockmast Raaen; Briggschiffe 2 Masten mit Raaen an beiden; Schooner 2 Masten mit Raaen nur am Fockmast, 2c. Je nach dem Zweck des Fahrzeuges ist es eben abweichend geformt und getakelt und jede Gattung erhält danach ihre eigene Benennung. In neuerer Zeit verliert übrigens die Besegelung der S.e mehr und mehr an Bedeutung, da man für den höheren Seedienst, wie für Kriegs- und Packetschifffahrt nur Dampfschiffe in Anwendung bringt; auf Segel verlassen sich nur noch Kauffahrer, Frachtschiffe, denen es auf schnelle Fahrt nicht hauptsächlich ankommt. Seitdem die Dampfmaschine und namentlich die Schraube als Motor eingeführt wurden, hat das Schiffswesen eine bedeutende Umwandlung erlitten. Erst durch die Dampfmaschine hat der Mensch sich zum Herrn des Meeres gemacht; und immer noch werden die S.e vergrößert, die Maschinen verstärkt und verbessert, um Wind und Wellen zu trotzen und die überseeischen Fahrten mit möglichster Schnelle zu bewerkstelligen. Von Liverpool nach Newyork fährt man jetzt in 9 Tagen; einige transatlantische Dampfer haben eine Fahrgeschwindigkeit von 15—16 Seemeilen per Stunde. Dampfschiffe werden nach der Pferdekraft ihrer Maschinen klassificirt; man nennt sie daher Dampfer von 200, 3—500 Pferdekraft. Die Erfindungen der Neuzeit, namentlich auf dem Gebiete der Artillerie, haben im Kriegswesen eine vollständige Umwälzung hervorgebracht. Im Gegensatz zu früher, wo man hochbordige, dreideckige Linienschiffe von 100—130 Geschützen als die mächtigsten Orlogschiffe betrachtete, baut man jetzt Fahrzeuge, welche möglichst niedrig über Wasser liegen, damit sie den Geschossen des Feindes eine möglichst kleine Zielscheibe bieten, panzert sie mit 4—5 Zoll dicken Eisenplatten, um sie gegen die feindlichen Kugeln zu schützen, und gibt ihnen wenige, aber schwere Kanonen, deren Projektile wo möglich im Stande sind, den feindlichen Panzer zu durchdringen. Man hat folgende Arten Panzerschiffe: Batterieschiffe, das sind Panzerfregatten und Korvetten, deren Batterie wie bei den ungepanzerten Kriegsschiffen sich über die ganze Länge des S.s erstreckt, und welche gewöhnlich von vorn bis hinten und von ihrem Oberdeck bis 3—4 Fuß unter Wasser gepanzert sind. Von ihnen unterscheiden sich die Kasemattschiffe, welche nur in der Mitte eine Batterie oder vielmehr ein gepanzertes

Blockhaus führen; vorn und hinten reicht der Panzer nur einige Fuß über Wasser, jedoch ebenfalls 3—4 Fuß unter Wasser, denn es kommt nicht allein auf die Fernhaltung der feindlichen Geschosse von der Batterie an, sondern auch auf den Schutz der Maschine und namentlich der vorderen und hinteren Pulver- u. Granatenkammern, welche sich unterhalb der Wasserlinie befinden, abgesehen davon, daß ein Treffer zwischen Wind und Wasser, d. i. die etwa 3—4 Fuß breite Strecke an der Außenwand des S.s, welche bei einigem Seegang abwechselnd vom Wasser bedeckt und entblößt wird, dem S. ein gefährliches Leck beibringen kann. Kuppelschiffe sind in Hinsicht der Panzervertheilung ähnlich gebaut wie die Kasemattschiffe, nur haben sie statt des Kasemattemittschiffs mehre halbkugelförmige, drehbare Kuppeln, welche sehr schwere Geschütze führen, die eben mit den Kuppeln nach allen Richtungen gedreht werden können. Die Thurmschiffe (ursprünglich amerikanische Bauart) zeichnen sich dadurch aus, daß der eigentliche Schiffskörper nur 1—1½ Fuß über Wasser hervorragt, während die Geschütze sich in Drehthürmen befinden, die hoch über Deck emporragen. Durch ihre niedrige Lage über Wasser und das verhältnißmäßig geringe Volumen der Thürme sind sie außerordentlich schwer zu treffen. Sie wurden während des nordamerikanischen Bürgerkrieges zuerst von dem Ingenieur Ericsson projektirt; das zuerst gebaute Thurmschiff erhielt den Namen „Monitor", u. nach diesem wurde allmählig die ganze Gattung mit dem Namen Monitors belegt. Dem eisengepanzerten Vorsteven der Panzerschiffe gibt man meist eine Form, die ihn im Fall eines absichtlichen Anrennens an ein feindliches S. befähigt, diesem eine Bresche beizubringen u. es in Folge dessen sinken zu machen. Das erste mit solchem Vorsteven versehene Panzerschiff war das konföderirte Kasemattschiff „Merrimac", welches auf der Rhede von Hampton die unionistische Fregatte „Cumberland" in den Grund rannte. Die vorzugsweise zum Zweck des Anrennens oder Rammens gebauten Fahrzeuge nennt man Widderschiffe; sie haben vorn einen ausgebauten Steven, der cirka 20 Fuß unter Wasser vorragt. Daß zu dem Anrennen und andererseits zu dem Ausweichen ein besonders gewandtes Manöver gehört, liegt auf der Hand. Indessen wird schwerlich ein S., das einen kräftigen Stoß rechtwinkelig gegen seine Breitseiten erhält, denselben aushalten; man hat dies beim „Cumberland" und in der Schlacht bei Lissa im Juli 1866 beim „Re d'Italia" gesehen; beide S.e sanken nach erhaltenem Stoß augenblicklich. Man macht noch beständig Experimente und Versuche mit der Stärke der Panzerplatten und der Konstruktionsarten der Panzerschiffwände und gibt für diese Dinge ungeheure Summen Geldes aus, bis man schließlich allem Anschein nach einsehen wird, daß die Panzerung ganz schwerer Artillerie doch nicht widerstehen kann. Dann wird man wahrscheinlich das Panzersystem wieder aufgeben und dahin streben, möglichst schnellfahrende Kriegsschiffe zu bauen. Es taucht schon jetzt eine neue Gattung Kriegsschiffe auf, die sogenannten „verbesserten Alabama's" (der „Alabama" war bekanntlich ein konföderirtes Kaperschiff, welches vermöge seiner überlegenen Fahrgeschwindigkeit allen Nachstellungen der unionistischen Kriegsschiffe entging, bis er endlich von der Korvette „Kearsage", die ihm vor dem Hafen von Cherbourg, wo er behufs Reparatur eingelaufen war, auflauerte, in den Grund geschossen wurde). Diese neuartigen S.e sollen hauptsächlich mit Rücksicht auf hohe Geschwindigkeit konstruirt, mit möglichst kräftigen Maschinen versehen und für das Gefecht nur in der Gegend des Maschinenraums und der Pulverkammern mit Ankerketten gepanzert werden. Diese Methode der provisorischen Panzerung wurde zuerst vom „Kearsage" in der oben angemerkten Affaire bei Cherbourg und dann bei den Holzschiffen der österreichischen Escadre in der Schlacht bei Lissa, u. zwar mit Erfolg angewendet. Die Erfordernisse eines guten S.s überhaupt bestehen darin, daß es bei größter Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Geräumigkeit eine große Fahrgeschwindigkeit besitze, daß es nicht rolle, d. h. nicht starken und schnellen Neigungen abwechselnd nach Steuer- u. Backbord bei schwerer See unterworfen sei; ferner, daß es nicht stampfe, d. h. nicht allzu heftige Bewegungen in der Längenrichtung habe; daß es nicht giere, d. h. beim Segeln nicht nach der einen oder anderen Seite abzuweichen trachte (luvgierig nennt man ein S., welches bei starkem Seitenwind überwiegende Neigung hat, sich mit dem Vordertheile der Richtung des Windes zu nähern. Es hat dies seine Ursache darin, daß der Schwerpunkt der Gesammtsegelfläche nicht im richtigen Verhältniß zum Schiffsschwerpunkt gelegen ist). Schließlich fordert man von einem guten S., daß es dem Steuer schnell gehorche. Man nennt ein S. schön, wenn alle Linien am Schiffskörper sanfte, ungebrochene Kurven sind, wenn es sauber gehalten ist, wenn die Bemastung dem bestimmten Zweck des S.s als genau angepaßt sich präsentirt, und wenn die Takelage straff und einfach sich zeigt. Die Dauer eines S.s hängt natürlich von der Güte und Stärke des Materials ab, aus dem es gebaut ist; ein aus gesundem Eichenholz gebautes S., welches sich die meiste Zeit in Seewasser aufhält, soll 20—30 Jahre dauern, nachdem es im zwölften oder dreizehnten und achtzehnten Jahre eine durchgängige Reparatur erhalten hat. Der Kupferbeschlag des Unterwassertheiles dauert nur 6—8 Jahre. Für eiserne Schiffsböden eine Anstreichmasse zu finden, die sie vor dem Rosten und dem Ansatz von Seegras u. Schalthieren bewahrte, ist bis jetzt noch nicht vollkommen gelungen und bleibt noch eins der großen Probleme unserer Zeit auf dem Gebiete des Seewesens; eiserne S.e müssen bis jetzt noch fast nach jeder Reise in Dock gebracht und dort gereinigt werden. Eisen, respektive Stahl als Schiffbaumaterial kommt immer mehr in Aufnahme; dieses Material gestattet die größten Schiffsdimensionen (ein S. von der Größe des „Great Eastern" konnte nur von Eisen gebaut werden), man wird daher schließlich dahin kommen, jene den Eisenschiffbau begleitenden Schwierigkeiten zu überwinden. Vgl. Brommy, Die Marine, Berlin 1865; Steinhaus, Die Schiffbaukunst in ihrem ganzen Umfange, Hamburg 1858; Uggla, Anleitung zum Schiffbau,

aus dem Schwedischen von Prömmel, das. 1865; **Bobrik**, Allgemeines nautisches Wörterbuch, Leipzig 1850; **Ziegler**, Archiv für Seewesen, Triest und Wien 1865, 1866.

Schiff, in der Baukunst der mittlere größere Theil einer Kirche von der Halle an, wo der Glockenthurm steht, bis an den Altar.

Schiffbrücken, solche Brücken, deren Belag auf Kähnen oder Pontons ruht, die in kurzen Entfernungen von einander, ihrer Länge nach in der Richtung des Stroms gestellt, durch Anker festgehalten werden. Die den Belag bildenden Balken sind auf den Borden der Kähne befestigt und mit Bohlen belegt. Den nöthigen Halt gewinnt das Ganze durch mehrfach angebrachtes Tauwerk, Ketten und durch Balken, welche die Enden der Bohlen zusammenhalten. S. vermitteln besonders auf solchen Flüssen den Verkehr, deren Breite, Tiefe und schneller Lauf die Herstellung fester Brücken nicht gestattet oder wenigstens erschwert. Damit die Schifffahrt durch sie nicht gehemmt werde, sind sie so eingerichtet, daß der im Fahrwasser liegende Theil aus- und eingefahren werden kann, um Schiffe durchzulassen. Die S., welche zum Behuf von Flußübergängen im Feldkriege errichtet und nach dem Gebrauch wieder weggenommen zu werden pflegen, werden **Pontonbrücken** genannt; s. Ponton. Die erste Schiffbrücke, von welcher die Geschichte berichtet, ist die, welche der persische König Xerxes 480 v. Chr. über den Hellespont erbaute. Ein neues System des Baues der S. begründete Birago's Untersuchung über die europäischen militärischen Brückentrains (Wien 1839); doch läßt dasselbe nicht die ausgedehnte Anwendung zu, die man sich anfangs davon versprach.

Schifferinseln (**Navigatorinseln**, **Samoagruppe**), Inselgruppe des südöstlichen Polynesiens, nordnordöstlich von den Freundschaftsinseln, unter 13°—15" südl. Br. und 151°—155° westl. L. (v. Ferro), besteht aus vier größeren und mehren kleineren Inseln mit einem Gesammtflächenraum von ungefähr 54 □Meilen. Die größeren Inseln sind: **Sawaii** (**Pola**), **Opolu** (**Ojalava**), **Tutuila** (**Mauna**) u. **Maunatele** (**Groß-Mauna** oder **Opun**). Sie haben meist hohe, steile Küsten, ohne Barrierriffe und mit nur seltenen Korallenriffen, aber auch ohne bequeme Landungsplätze und Häfen. Das Innere derselben ist durchaus gebirgig und (auf Sawaii) mit Gipfeln bis zu 10,000 Fuß, das Gestein wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs. Die Küsten haben schöne, fruchtbare und reich bewässerte Ebenen mit tropischer Vegetation. Hauptprodukte sind Kokospalmen, Brodfruchtbäume, Pisangs, Orangen, Zuckerrohr; Schweine, Hunde (große Säugethiere fehlen gänzlich), Papageien, Tauben und Schildkröten. Das Meer ist reich an Fischen. Die Einwohner, deren Zahl schwankend von 34,000 bis zu 60,000 angegeben wird, gehören dem hellfarbigen Menschenstamme der Südseeinseln an, sind groß, wohlgewachsen und stark. Sie gehen fast ganz nackt, tätowiren sich, sind gute Schiffer, treiben Fischerei, verfertigen Zeuche, Matten 2c. und wohnen in wohlgebauten Hütten und Dörfern. Sie führen als Waffen Keulen und Schleudern u. standen lange Zeit in dem unbegründeten Rufe der Anthropophagie. Sie sind in viele kleine einzelne Staaten zertheilt, die unter eignen Häuptlingen stehen. Die S. sind wahrscheinlich die nämlichen Inseln, welche der Holländer **Roggeween** 1722 entdeckte u. **Baumannsinseln** nannte. Indessen eignete sich der Franzose **Bougainville**, welcher sie 1768 näher erforschte, ihre Entdeckung zu u. gab ihnen den Namen S. wegen der vorzüglichen Geschicklichkeit, mit welcher die Bewohner ihre kleinen Fahrzeuge regierten. Nach diesem besuchte sie Lapeyrouse, der auf der noch jetzt davon den Namen führenden Massacrebai der Insel Mauna 1787 den Kapitän Langles mit 11 Mann verlor, 1824 aber Kotzebue, der die bis dahin unvollkommene Aufnahme derselben vollendete. Seitdem 1830 der Missionär Williams, der Apostel der Südsee, hier landete, hat das Christenthum Eingang gefunden u. ist durch den Wetteifer der protestantischen und katholischen Missionäre die herrschende Religion geworden. Auch hat sich in Folge der Niederlassung vieler Europäer ein reger Handelsverkehr entwickelt, weshalb die nordamerikanische und englische Regierung hier Konsulate haben. Der Hauptausfuhrartikel ist Kokosnußöl. Die besuchtesten Häfen sind Apia auf Upolu und Pangopango auf Mauna. Vergl. **Meinicke**, Die Südseevölker und das Christenthum, Prenzlau 1844.

Schifferstadt, großes Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Verwaltungsdistrikt Speyer, an der ludwigshafen-bexbacher Eisenbahn, die hier nach Speyer abzweigt, hat bedeutenden Tabaks- und Getreidebau u. 3680 Einw.

Schifffahrt, das Befahren der Gewässer mittelst der Schiffe. Sie heißt **Binnenschifffahrt**, wenn sie auf Landseen, Flüssen, Kanälen, **Küstenschifffahrt**, wenn sie an Küsten zwischen benachbarten Seestädten, und **Seeschifffahrt**, wenn sie auf dem hohen Meere getrieben wird. Die Geschichte der S. ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die ersten Meister in der S. waren die Phönicier, welche zuerst weitere Handels- und Entdeckungsreisen unternahmen und vielleicht selbst Afrika umschifften. Nächst ihnen zeichneten sich im Alterthum die Inselgriechen und die kleinasiatischen Jonier, vornehmlich aber die Karthager als kühne und gewandte Seefahrer aus. Im Mittelalter erwarben sich zuerst die Normannen durch ihre Wikingsfahrten, die sie sogar schon bis an das arktische Nordamerika ausdehnten, den Ruf gefürchteter Seeleute. Später rissen die italienischen Republiken Venedig, Genua, Pisa u. das dalmatische Ragusa die Herrschaft zur See, die sich aber damals lediglich auf das Mittelmeer beschränkte, an sich. Erst nach Erfindung des Kompasses aber konnten sich die bisherigen Küstenfahrten zu wirklichen Seefahrten ausdehnen, die durch die Erfindung des Oktanten u. Sextanten durch Halley, die Vervollkommnung der Seeuhren durch Harrison u. die Verbesserung der Seekarten durch Mercator nicht wenig gefördert wurden. Epoche machend in der Geschichte der S. sind besonders die Entdeckung Amerika's und die des Seewegs nach Ostindien zu Ende des 15. Jahrhunderts. Seitdem beginnt jener Wett-

eifer unter den seefahrenden Nationen Europa's, welcher bisher unbekannte Länder und Inseln dem Verkehr eröffnete und dem Welthandel neue Bahnen schuf. Erst waren Spanien und Portugal die tonangebenden Seemächte, dann folgte Holland, bis zuletzt England sich zur Beherrscherin der Meere emporschwang. Die drei erstgenannten Mächte sind längst von ihrer Höhe herabgesunken, neben England aber haben sich in neuerer Zeit in Europa besonders Frankreich und Rußland und jenseits des Oceans die nordamerikanische Union als starke Rivalen erhoben u. sich ihren Antheil an der Herrschaft über den Ocean zu erobern u. zu sichern gewußt. Die bedeutendste Förderung u. zum Theil auch eine Umgestaltung erfuhr aber die S. durch die Anwendung der Dampfkraft auf das Seewesen (s. Dampfschiff), indem dadurch die Fahrten über den Ocean nicht nur der Zeit nach sehr abgekürzt, sondern auch weit gefahrloser geworden sind. Vergl. Benedict, Versuch einer Geschichte der S. und des Handels der Alten, Leipz. 1806; Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, 5. Aufl., Gött. 1824—26, 5 Bde.; Ungewitter, Geschichte des Handels, der Industrie und der S., Leipz. und Meiß. 1845.

Schifffahrtskunde (Nautik), im weiteren Sinne der Inbegriff aller für die Schifffahrt nöthigen Hülfswissenschaften, als welche besonders Geographie, Mathematik, Physik und Astronomie zu nennen sind; im engeren Sinne die Steuermannskunst, auch die Schiffbaukunst, sowie die Kenntniß des Seerechts, des Seekriegs 2c.

Schifffahrtsverträge, Handelsverträge, welche zwischen Staaten zu Erlangung gewisser gegenseitiger Begünstigungen für ihre Schifffahrt, Erleichterung der dieselbe beschwerenden Abgaben und Förmlichkeiten 2c. abgeschlossen werden. Solche S. gaben den ersten Anlaß zur Entstehung der Differentialzölle (s. Zoll).

Schiffsgeschütz, s. Artillerie, vgl. Schiff.

Schiffshalter (Echeneis *L.*, Schildfisch), Fischgattung aus der Familie der Kehlweichflosser (Subbrachiales), charakterisirt durch die kleinen Schuppen, die nur am Grunde verwachsenen Bauchflossen und den oben flachen Kopf, insbesondere aber durch die auf letzterem befindliche ovale Saugscheibe. Diese besteht aus quer gestellten, aufrichtbaren, am Hinterrande mit einer Reihe von Hakenzähnen versehenen, gleich hohen, parallelen Platten, die durch eine unbewegliche, die Scheibe der Länge nach theilende Leiste in zwei gleiche Theile zerlegt werden. Indem nun mittelst eines die Scheibe umgebenden ovalen Ringmuskels der Scheibenrand erhoben und an einen anderen Gegenstand angedrückt wird, entsteht in Folge der Aufrichtung der Platten ein luftverdünnter Raum und die Scheibe heftet sich fest an. Auf diese Weise saugen sich diese Fische an größeren Fischen fest oder schröpfen sich an ihnen an, namentlich an Haie, aber auch an Schiffe, und lassen sich mit fortschleppen, vielleicht um leichter sich ihre Nahrung zu verschaffen. Irriger Weise glaubte man früher, sie könnten selbst ein Schiff aufhalten. Sie finden sich nur in den wärmeren Meeren. Der S., Echeneis Remora *L.*, im mittelländischen Meer, hat 18 Blätter in der Scheibe und eine ausgeschnittene Schwanzflosse, ist am Körper mit einer glänzenden, klebrigen, rußschwarzen, mit einigen bläulichen Binden gezeichneten Haut überzogen und wird 1 Fuß lang. Der große S., Echeneis Naucrates *L.*, hat 22 Blätter in der Scheibe, eine abgerundete Schwanzflosse, ist am Körper rothbraun und wird 1½ Fuß lang.

Schiffspfund, Gewichtseinheit für Frachten, auch bei Landfrachten üblich; in Preußen für Landfracht = 3 Ctnr.; in Hamburg im Waarenhandel = 20 Liespfund à 14 Pfd. oder 280 Pfd.; bei Landfracht = 20 Liespfund à 16 Pfd. oder 320 Pfd.

Schiffszwieback, scharf gebackenes Brod von Roggen oder geschrotenem Mehl, das, in große Stücke geschnitten, noch einmal im Backofen geröstet und zur Verproviantirung der Schiffe verwendet wird, weil es sich lange hält.

Schiff und Geschirr, das ganze Inventarium, insbesondere das Fuhrwerk und dessen Bespannung auf einem Gute.

Schiiten, d. h. Sektirer, bei den Mohammedanern im Gegensatz zu den Sunniten diejenigen, welche den vierten Khalifen, Ali-ben-Abu-Taleb, den Schwiegersohn Mohammeds, als dessen rechtmäßigen Nachfolger anerkennen und ihren Hauptsitz in Persien haben. Sie wallfahrten nicht nach Mekka.

Schikaneder, Emanuel, deutscher Opern- und Lustspieldichter, geboren 1751 zu Regensburg, gewann in mehren österreichischen Städten als Komiker den Beifall der Menge, lebte sodann eine Zeitlang als Theaterdirektor zu Prag und später zu Wien, wo er das sogenannte Theater an der Wien gründete und den 21. Sept. 1812 †. Seine Opern und Singspiele, worunter die „Zauberflöte" durch Mozarts Musik am bekanntesten ward, erschienen gesammelt als „Theatralische Werke" (Wien 1792, 2 Bde.).

Schikarpur, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der Provinz Sind in der indobritischen Präsidentschaft Bombay, am Indus und unweit der Grenze von Beludschistan, hat wichtigen Transito- und Wechselhandel und 30,000 Einw.

Schild, die vorzüglichste Schutzwaffe früherer Zeit gegen Hieb, Stich, Pfeil- und Spießwurf, war von sehr verschiedener Größe und Form, bald aus Holz gearbeitet, mit Thierhäuten, Leder oder Metall überzogen, bald auch ganz aus letzterem getrieben. Die ältesten Griechen hatten große S.e (Sakos, Aspis), die den ganzen Mann deckten. Die äußere Rundung des S.es war oft mit einer Einfassung von Metall versehen; an der in der Mitte hervortretenden Erhöhung (Omphalos) war oft eine eiserne Spitze angebracht, die nicht allein die Kraft der Wurfspieße, Pfeile, Steine 2c. schwächen, sondern im Handgemenge auch als Angriffswaffe dienen sollte; zum Halten des S.es diente ein lederner Riemen oder eine eherne Handhabe, oder wohl auch inwendig angebrachte Querhölzer oder metallene Ringe, durch welche der linke Arm gesteckt ward. Bei den Römern war der S. des leichten Fußvolkes (scutum, parma), 3 Fuß im Durchmesser haltend, von runder, der der Reiterei (clypeus) in der Regel von ovaler

Form. Der Verlust des S.es in der Schlacht galt als die größte Schande, daher die auf dem Schlachtfelde getödteten oder verwundeten Krieger auf demselben weggetragen wurden. Römer und Griechen machten nicht allein im Einzelgefecht von den S.en Gebrauch, sondern ganze Abtheilungen wußten diese Schutzwaffen so zu verschränken, daß dadurch zum Angriff und vorzüglich zur Vertheidigung gegen Reiterei, sowie bei Rückzügen, wo die Schwerbewaffneten die leichten Truppen und den Troß in die Mitte nahmen, ein undurchdringliches Schutzdach gebildet wurde, auf welchem die Soldaten beim Stürmen, zur Ersteigung niedriger Mauern selbst mehrfach über einander stehen konnten. Diese Sturmdächer hießen Schildkröten (testudines) und sollen der Sage nach so fest gewesen sein, daß nicht nur einzelne Reiter darüber wegzureiten, sondern auch leichte Wägen darauf hinzufahren im Stande waren. Auf dem S.e emporgehoben zu werden, galt lange bei vielen Völkern für die höchste Ehrenbezeigung, bei den Burgundern diente es als Zeichen der Königswahl. Der S. wurde durch Form und Farbe auch frühzeitig zum Unterscheidungszeichen für ganze Völker, sowie durch künstlerische Verzierung für einzelne Familien und Personen. Aus den Bildwerken auf dem S.e entstanden die Wappen (s. d.). Die S.e der Ritterschaft waren bald von runder, bald von drei- oder viereckiger Form, und erstere erhielten sich bei den Franzosen, Spaniern, Niederländern und der italienischen Reiterei unter dem besonderen Namen Rondellen (Rundtartschen, rondaches) am längsten. Eine besondere Gattung 6 Fuß langer, 3 Fuß breiter S.e, die Pavesen oder Setztartschen, dienten besonders zur Deckung bei Belagerungen. Nach Einführung des Feuergewehrs kam der S. außer Gebrauch und findet sich gegenwärtig nur noch bei mit Bogen bewaffneten wilden Volksstämmen.

Schilda, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, an der Schildau, mit Gerichtskommission, starker Lein- u. Wollweberei u. 1500 Einw., denen man früher, wie den Scheppenstädtern u. A., lächerliche Streiche (Schildbürgerstreiche) zuzuschreiben pflegte.

Schildberg (Ostrzeszow), Kreisstadt in der preußischen Provinz u. im Regierungsbezirk Posen, mit evangelischer und katholischer Kirche, Synagoge, Bernhardinerkloster, großartiger Burgruine, starker Leinenindustrie, Färberei und Gerberei und 2345 Einw.

Schilddrüse (glandula thyreoidea), eine Drüse ohne Ausführungsgang, welche man gewöhnlich zu den sogenannten Blutdrüsen rechnet. Sie liegt in der Mitte des vorderen Theiles des Halses, dicht vor dem Bogen des Ringknorpels und dem oberen Ende der Luftröhre, mit welcher sie durch straffes Zellgewebe verbunden ist. Einige dünne Muskeln bedecken die S. Sie hat eine röthlichbraune Farbe, ist sehr reich an Blutgefäßen und besitzt beim Erwachsenen ungefähr den Umfang eines Hühnereies. Sie hat die Gestalt eines mit feinen Hörnern nach oben gerichteten Halbmondes, so daß man zwei abgerundete, fast dreieckige Hörner oder Seitenlappen und einen mittleren, niedrigen Theil, den Isthmus, unterscheiden kann. Die ganze Drüse wird von einer dichten zellgewebigen Hülle umgeben. Mikroskopisch zerfällt das Drüsengewebe in ein an Blutgefäßen sehr reiches zellgewebiges Gerüst, in welches sehr feine geschlossene Bläschen eingebettet sind. Letztere bestehen aus einer strukturlosen Haut, die auf der Innenfläche ein Plattenepithel trägt, und aus einem Inhalt von zähflüssiger, durchsichtiger Beschaffenheit und weißgelber Farbe. Zu jedem Seitenlappen der S. tritt eine obere und eine untere Schilddrüsenpulsader, welche der Drüse ein sehr bedeutendes Quantum von Blut zuführen. Die physiologische Bedeutung der Drüse ist vollständig unklar. Gewöhnlich nimmt man an, daß in der S. die Absonderung einer (nicht näher bekannten) Flüssigkeit aus dem Blute in die Drüsenbläschen hinein Statt finde und daß die abgesonderte Flüssigkeit später wieder in die Blutmasse zurückgelange. Demnach würde also der Nutzen dieses Organs wohl nur ein allgemeiner für die Gesammtmasse des Blutes sein; welcher Art dieser Nutzen aber sei, ist nicht anzugeben. Einige haben die S. auch mit dem Stimmorgan in Zusammenhang gebracht und behaupten, daß sie dazu diene, der Stimme einen kräftigen Klang zu geben. Sicher kann dies nicht ihr einziger oder auch nur ihr Hauptzweck sein. Sehr häufig entartet die S. bei Erwachsenen, wobei sie sich mehr oder weniger beträchtlich vergrößert. Solche Vergrößerungen der S. bedingen den sogenannten Kropf (s. d.).

Schilder, Karl Andrejewitsch, russischer Ingenieurgeneral, geboren um 1795 in Petersburg aus einer deutschen Familie, trat frühzeitig beim Geniewesen ein, war 1831 als Generalmajor bei den Anstalten zum Sturm von Warschau betheiligt und avancirte später zum Generaladjutanten des Kaisers. Im russisch-türkischen Kriege von 1854 leitete er als Ingenieurgeneral am 23. und 24. März unter dem Oberkommando des Fürsten Gortschakow den Uebergang über die Donau, ward aber bei der Belagerung von Silistria am 13. Juni verwundet und † den 23. Juni desselben Jahres.

Schilderbent, Vereinigung niederländischer Maler, welche aus Raphaels Zeiten herrühren soll, aber namentlich im 17. Jahrhundert in Rom blühte. Ursprünglich war sie zum Zweck gegenseitiger Förderung in Kunst und Leben geschlossen worden. Der Versammlungsort war ein Gasthaus in der Nähe der Bäder des Diocletian. Jedes Mitglied erhielt einen Bentnamen unter allerlei absonderlichen Taufceremonien. Nachdem die Zusammenkünfte schon geraume Zeit in wilde Bachanalien ausgeartet waren, machte Papst Klemens XI. dem Verein 1720 durch strenges Verbot ein Ende.

Schilderung, im Allgemeinen die kunstmäßige Abbildung irgend eines Gegenstandes nach allen seinen Theilen; in der Rhetorik besonders eine Art der Beschreibung, die zunächst auf die Phantasie berechnet ist und darum auch eine größere Individualisirung ihres Gegenstandes, ein genaues Eingehen auf die einzelnen, selbst kleinsten Merkmale und eine Verbindung derselben zu harmonischer Einheit erstrebt, daher Leben und Anschaulichkeit im Styl, Schmuck und Bilderreich-

thum der Sprache, ohne leeren Bombast, erfordert.

Schildfisch, Fischgattung, s. Schiffshalter.

Schildkröten (Testudinata, Chelonii), Ordnung der Reptilien, charakterisirt durch den platten, schildförmigen Körper, unter dessen Knochenplatten Kopf und Extremitäten zurückgezogen werden können, die kurzen, stummelförmigen Füße und das zahnlose, etwas schnabelartige Maul. Der Kopf der S. ist im Allgemeinen oval, hinten quer abgestutzt; die Kiefer sind sehr kurz, hoch, mit scharfem schneidenden Rande versehen und mit Hornplatten überkleidet. Die Schädelknochen schließen fest an einander und bilden ein breites Dach über den vollkommen geschlossenen Augenhöhlen, in denen sich wohl ausgebildete, mit Augenlidern versehene Augen befinden. Die Zunge ist fleischig, kurz, nicht vorstreckbar, aber vollkommen beweglich; der Hals meist kurz und dick, aus vollkommen beweglichen Wirbeln ohne ausgebildete Fortsätze bestehend. An der Rückenwirbelsäule sind besonders die breiten, plattenförmigen Rippen auffallend, welche, durch zackige Nähte mit einander verbunden, einen einzigen breiten Schild darstellen, der den ganzen Rücken deckt und außen noch mit besonderen Horntafeln belegt ist. Die Rippen gehen meist in gleicher Breite bis zu dem äußeren Rande des Schildes fort; manchmal sind indeß die Platten nur in der Nähe der Wirbelsäule entwickelt, wo dann die Rippen nach außen hin gleichsam wie Radspeichen an dem Skelet hervorstehen, während bei dem lebenden Thiere ihre Zwischenräume durch derbe Haut- und Hornschilder gedeckt sind. Gewöhnlich ist der Rückenschild mit einem Saum besonderer Knochenplatten, den sogenannten Randplatten, versehen, in welche die endenden Rippen eingesenkt sind. In ähnlicher Weise wie der Rücken ist auch der Bauch mit einem Knochenschild bedeckt, welches aus dem übermäßig verbreiterten, aus einzelnen Stücken zusammengesetzten Brustbein gebildet wird und an den Seiten mit dem Rückenschilde meist durch Nähte verbunden ist, so daß beide Schilder eine Art Kapsel bilden, die nur vorn und hinten zum Durchlassen des Kopfes, der Füße und des Schwanzes mit einer Oeffnung versehen ist. Auf der äußeren Seite sind Rücken- und Bauchschild mit Hornplatten bedeckt, welche an einander stoßende Schilder bilden, die aber ihrer Abtheilung nach keineswegs den Abtheilungen der Rippen und der Knochenstücke des Brustbeins entsprechen. Die am Rande des Rückenschilds befindlichen Hornplatten heißen Randplatten (scutella marginalia), die von diesen eingeschlossenen aber Scheibenplatten (s. disci), die wieder in Wirbelplatten (s. vertebralia), auf den Wirbeln, Seiten- oder Rippenplatten (s. costalia), zu beiden Seiten auf den Rippen, Brustplatten (s. sternalia), am Brustschild, zerfallen. Die Lagerung dieser Horntafeln und ihr Verhältniß zu einander ist maßgebend für die Unterscheidung der verschiedenen Gattungen und Arten; doch ändert die Bildung derselben je nach dem Alter des Thieres sehr ab. Die sämmtlichen Organe des Körpers sind innerhalb des Schildes angebracht. Alle S. haben 4 Füße, die stets kurz und stummelförmig sind, hinsichtlich ihrer näheren Beschaffenheit aber bei den verschiedenen Familien wesentliche Verschiedenheiten zeigen. Der Schwanz ist gewöhnlich kurz, rundlich, zugespitzt, und an seiner Basis befindet sich die Oeffnung der Kloake. Alle S. sind äußerst träge, langsame Thiere, welche sich hauptsächlich von vegetabilischen Stoffen, seltener von kleinen Thieren (Fischen und Mollusken) nähren. Die befruchteten Weibchen legen ihre lederschaligen Eier in selbst gegrabene Löcher in den Sand und machen deshalb oft große Wanderungen. Die S. haben ein zähes Leben und können lange fasten (6—8 Monate). Des Gehirns beraubt geben sie noch Monate lang Lebenszeichen von sich. Die Entwickelung der S. geht sehr langsam vor sich, so daß sie erst spät fortpflanzungsfähig werden, aber auch ein hohes Alter erreichen, indem Beispiele bekannt sind, daß S. gegen 50 Jahre lang in der Gefangenschaft gelebt haben. Sie sind die nützlichsten und einzigen Reptilien, deren Fleisch allgemein genossen wird. Man benutzt von ihnen außerdem das Schildkrot oder Schildpatt (s. d.). Als Nahrungsmittel dienen auch die Eier, namentlich in einigen Gegenden am Orinoco und Amazonenstrom, wo die S. sich zu Hunderttausenden zum Eierlegen zu versammeln pflegen. Eine der bekanntesten Stationen dieser Art ist die Boca de la Tortuga am Orinoco, wo jährlich von etwa 33 Millionen Eiern durchschnittlich 3000 Krüge Oel gewonnen werden, welches man dem Olivenöl gleich achtet. Die S. zerfallen in die drei Famlien der Land-, Süßwasser- und Meerschildkröten. Die Landschildkröten (Chersinae) haben einen hochgewölbten, völlig verknöcherten Rückenschild, der mit dem Bauchschilde durch eine Naht verbunden und vorn und hinten nur mit zwei schmalen Spalten versehen ist, in welche Kopf, Füße und Schwanz zurückgezogen werden können. Manchmal ist das Brustschild in seinem vorderen oder hinteren Theile klappenartig beweglich, so daß auch die Oeffnungen geschlossen werden können. Der Kopf ist kurz, abgestutzt; die Kiefer sind mit scharfen Hornplatten besetzt; die Füße sind ziemlich lang, stark, sämmtliche Zehen unbeweglich und bis an die stumpfen Nägel mit einander verwachsen. Hierher gehören die griechische Landschildkröte (Testudo graeca *L.*), mit gelben, schwarz gefleckten, im Umkreise gefurchten Rückenplatten, vorn abgestutztem, hinten ausgerandetem Brustschild, bis 1 Fuß groß, in den Ländern ums Mittelmeer die gemeinste Art, die zur Vertilgung des Ungeziefers häufig in Gärten gehalten, auch zum Verspeisen auf die Märkte gebracht wird, und die indische Schildkröte (Chersine indica *Gm.*), die größte aller Landschildkröten, an 5 Fuß lang und so schwer, daß 5—6 Menschen sie kaum vom Boden aufheben können. Die Süßwasser-(Sumpf- oder Fluß-) schildkröten (Emydae) bilden die zahlreichste Familie. Sie haben ein flacheres Rückenschild, unter welches Kopf und Extremitäten nicht oder nur zum Theil zurückgezogen werden können, Füße mit 5 freien beweglichen Zehen, welche mit Hakenkrallen bewaffnet und nur an der Basis durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden sind, so daß diese Thiere sich sowohl auf dem Lande, als im Wasser bewegen

können. Sie bewohnen vornehmlich Landseen oder ausgebreitete Sümpfe und nähren sich von den daselbst wachsenden Vegetabilien. Man unterscheidet zwei Unterfamilien: die Lurchschildkröten (Chelyda), mit spitzem Kopfe, rüsselförmig verlängerter Nase und an den Kiefern mit fleischigen Lippen, langem, rundem, oft mit sonderbaren Hautlappen verziertem Halse, unvollkommen verknöchertem Rücken- und Bauchschild, unter welches die Extremitäten gar nicht zurückgezogen werden können, während aber der Kopf seitlich zwischen die beiden Panzerschilder zurückgelegt werden kann, und eigentliche Sumpfschildkröten (Emydae), mit größerem, mehr gewölbtem Rückenschild, das wie das Bauchschild vollkommen verknöchert ist und unter welches der Kopf zurückgezogen werden kann, und Kiefern ohne Lippen, aber mit Horndecke. Zu jenen gehört besonders die Gattung Rachenschildkröte (Chelys), repräsentirt namentlich durch die Matamata (Ch. fimbriata *Gm.*), 15 Zoll lang, mit braunem, rund umher gezähntem, mit pyramidalen Platten bedecktem Rückenschild u. schmackhaftem Fleische, in den Seen und Flüssen des nördlichen Südamerika von Uferpflanzen sich nährend; sowie die Gattung Weich- oder Knorpelschildkröte oder Dreiklaue (Trionyx), charakterisirt durch die weiche, kaum lederartige Körperbedeckung, unter deren Arten besonders die weiche Nilschildkröte (T. aegyptiacus *Geoff.*), bis 3 Fuß lang und durch Verzehren der eben ausgekrochenen kleinen Krokodile nützlich, und die beißige Weichschildkröte (T. ferox *Gm.*), 2—3 Fuß lang und an 50 Pfund schwer, in den Flüssen von Georgien und Carolina jungen Kaimans nachstellend, aber alten selbst zur Beute werdend, mit schmackhaftem Fleisch, zu nennen sind. Die Meer- od. Seeschildkröten (Chelonae) haben ein kleines flaches, nach hinten zugespitztes Schild, unter welches Kopf und Extremitaten nicht zurückgezogen werden können, einen stark abgeplatteten, vorn abgestutzten Kopf mit sehr scharfen, schnabelartigen Kiefern und flossenartige Füße, von denen die vorderen weit länger als die hinteren, platt, säbelförmig gekrümmt, die hinteren kurz und breit sind. Alle sind treffliche Schwimmer, die sich aber fast ausschließlich in den Meeren der heißen Zone finden und oft eine bedeutende Größe erreichen. Die meisten nähren sich von Seetang und haben ein sehr wohlschmeckendes, gesundes Fleisch, wogegen das Fleisch derjenigen, welche sich von Mollusken nähren, ungesund und selbst giftig sein soll. Sie gehen selten, nur behufs der Fortpflanzung ans Land und vergraben ihre Eier in den Sand. Ihr Fang ist namentlich in der Sundasee von großer Wichtigkeit. Hierher gehören: die grüne oder Riesenschildkröte (Chelonia Mydas *L.*, Ch. esculenta *Merr.*), mit grünlichem Rückenschild, dessen Wirbelplatte ziemlich regelmäßige Sechsecke bilden, die größte Schildkröte, 6—7 Fuß lang und 800 Pfund schwer, die sich in allen Tropenmeeren häufig findet und mitunter auch an die englische Küste verschlagen wird, mit trefflichem Fleisch, welches den Seefahrern eine gesunde Nahrung liefert, während die Schale zu Badewannen &c., das flüssige Fett aber zum Brennen dient; die Schuppen- oder ächte Carettschildkröte (Chelonia imbricata *L.*), am Rückenschild mit gelb und braun geflammten Platten, welche das beste Schildkrot liefern, 200 Pfund schwer, in allen Meeren der heißen Zone, mit schlecht schmeckendem Fleisch, aber wohlschmeckende Eier legend; die Habichtsschnabelschildkröte (Carette, europäische Meerschildkröte, Ch. caretta *Gm.*, Testudo cephalo *Schn.*), im atlantischen und Mittelmeere, mit schlechtem Fleisch und schlechtem Schildkrot, aber gutes Brennöl liefernd; die Lederschildkröte (Sphargis coriacea *L.*, S. mercurialis *Merr.*), mit fast herzförmigem Rückenschild mit 5 hervortretenden Längskielen, 6—8 Fuß groß und 800—1600 Pfund schwer, in den tropischen Meeren Amerika's, auf den Bahamainseln ihre Eier ablegend und große Wanderungen bis ins atlantische und Mittelmeer machend. Man kennt an 100 fossile S., von denen sich die meisten im Tertiärgebirge finden, und von denen fast die Hälfte, nämlich 48 Arten, zu den Süßwasserschildkröten gehören. Die größte aller fossilen S. war aber eine Landschildkröte, Colossochelys atlas, deren Länge 18 Fuß bei einer Höhe von 7 Fuß betrug. Man hat dieselbe in den Tertiärschichten am unteren Himalaya mit urweltlichen Säugethierknochen zusammen gefunden.

Schildkröteninseln, s. Gallopagos.

Schildkrot, s. Schildpatt.

Schildläuse (Coccina), Insektenfamilie aus der Ordnung der Hemipteren oder Halbflügler, deren Angehörige sich meist in den wärmeren Zonen finden und parasitisch auf Gewächsen leben, die sie selten verlassen. Die Männchen sind stets geflügelt, schlank und haben einen wagrecht stehenden Kopf, lange, borsten- oder schnurförmige, meist behaarte Fühler und sehr kleine, aus gehäuften einzelnen Nebenaugen bestehende Augen. Die Mundwerkzeuge dieser Geschöpfe, welche im vollkommenen Zustande nur sehr kurze Zeit leben und keine Nahrung zu sich nehmen, erscheinen ganz verkümmert. Flügel sind gewöhnlich nur zwei vorhanden; selten finden sich Hinterflügel, die meist durch Schwingkolben oder verkümmerte Flügelstummel ersetzt sind. Die Weibchen sind durchgängig flügellos; ihr Körper ist schildförmig gewölbt, unten hohl, ein Kopf gar nicht unterschieden; die Beine sind sehr kurz, die Körperringe oft undeutlich. Die weiblichen S. sitzen wie Warzen an den Gewächsen, in deren Gewebe sie ihren borstigen Schnabel permanent einsenken, und sind meist mit einem feinen Flaum zarter Wachsfäden bedeckt. In diesem Zustande verlieren sie oft die Beweglichkeit völlig und legen nach der Begattung die Eier unter sich, so daß sie dieselben mit ihrem schildförmigen Körper decken. Nach dem Eierlegen sterben sie, und der todte Körper bildet nun eine feste Decke über den Eiern, die dann ausschlüpfen und sich auf der Pflanze einen bequemen Platz zum Ansaugen suchen. Die Larven sind bewegliche Thierchen; die männlichen verwandeln sich in eine umherkriechende Puppe mit freien Gliedern und anliegenden Fühlern und Flügeln, während die weiblichen Puppen sich nur durch größere Breite von den Larven und durch längere Beine von den Weibchen unterscheiden. Die S. leben als beständige Schmarotzer einzeln

oder dicht gedrängt auf Pflanzen, denen sie durch Aussaugen der Säfte und ihre starke Vermehrung und Ueberziehung mit Honigthau, vorzüglich in Treibhäusern, oft sehr nachtheilig werden. Einige Arten sind nützlich, indem sie Farbstoffe, Manna und Schellack liefern. In Treibhäusern vertilgt man die schädlichen Arten durch Abkratzen und Abbürsten der Zweige und Stämme und Abwischen der Blätter mit einem Badeschwamm. Unter ihnen sind namentlich die Orangenschildlaus (Coccus Hesperidum *L.*) und die Kaffeeschildlaus (C. adonidum *L.*) oft eine große Plage. Den Rosen schadet insbesondere die Rosenschildläus (C. rosae *Bouché*), von deren weißen Schildern der Stock oft ganz bedeckt erscheint. An den Pfirsichbaumzweigen findet sich die Pfirsichschildlaus (C. persicae *Schrk.*), und an den Astquirlen der Fichten bildet die Fichtenquirlschildlaus (C. racemosus *Ratz.*) braune Blasen, wovon die Zweige ein schwarzes Ansehen bekommen und absterben. Die Gummilackschildlaus (C. Lacca *Kerr.*) lebt in Ostindien auf dem indischen Feigenbaum (Ficus religiosa, indica ꝛc.) und bewirkt das Ausfließen des Gummilacks (s. Lack). Die Mannaschildlaus (C. manniporus *Ehrbg.*) findet sich in der Umgegend des Berges Sinai auf Tamarix mannifera und bewirkt durch ihr Ansaugen das Hervorquellen einer an der Luft bald erhärtenden, aber beim Regen herabtröpfelnden Mannaart (s. Manna). C. reciferus bewirkt in Indien und China an Celastrus ceriferus den Ausfluß eines weißen Wachses, woraus man Kerzen verfertigt. Unter den als Farbstoff dienenden S.n ist besonders die Cochenille- (s. Cochenille) und Kermes- (s. Kermes) schildlaus wichtig.

Schildpatt (Schildpadd, Schildkrot, franz. écaille, engl. tortoise-shell), die hornartigen, aus verdickter Epidermis bestehenden oberen Platten des Rückenschildes mehrer Seeschildkröten, besonders der Chelonia imbricata. Das S. ist $^1/_8$—$^1/_4$ Zoll dick, ein ausgewachsenes Thier liefert davon höchstens 8 Pfd., und zwar 13 Blätter, von denen 8 ganz flach und die 4 größten etwa 1 Fuß und 7 Zoll lang sind. Das S. ist in der Kälte spröde, aber biegsamer und dichter als Horn, mit schönen schwarzbraunen Zeichnungen in einem mehr oder weniger hellen und durchscheinenden Grunde. Man verarbeitet das S. wie Horn, vor welchem es sich durch Dauerhaftigkeit und besonders dadurch auszeichnet, daß es nicht abblättert. Das meiste S. kommt aus Guyana, Westindien, den Bahama- und capverdischen Inseln, sowie von den Molukken. Durch Färben und Beizen von Hornplatten und Gelatinefolien hat man Surrogate hergestellt.

Schildpattinseln, Inselgruppe an der Ostküste von Celebes, in der Bai von Tomini; felsig, waldig und unbewohnt.

Schildwache (Schildwacht), eigentlich der bei jeder Wache unmittelbar vor derselben stehende Posten (Posten vor dem Gewehr), der ehemals die hier aufgehängten Schilde zu bewachen hatte; dann jeder andere zur Bewachung oder Ehrenbezeigung aufgestellte Posten, besonders im Garnison- und Lagerdienst. Die S.n sind im Namen der höchsten Staatsgewalt aufgestellt, deshalb unverletzlich, und können gegen jeden Angreifer, sowie gegen Jeden, der sich ihren Anordnungen thätlich widersetzt, unbedenklich ihre Waffen gebrauchen. Die S. darf nie das Gewehr aus der Hand setzen, sich nicht über 20 Schritte vom Posten entfernen, mit Niemandem außer dem Vorgesetzten reden ꝛc.

Schilf, gemeinsamer Name für hohe, dickhalmige, in Gewässern und an nassen Stellen wachsende Gräser mit schneidenden Blättern, endständigen Blüthenrispen, s. Arundo und Calamus.

Schilfmeer, s. v. a. Rothes Meer.

Schilka, der nördliche Quellfluß des Amur, entsteht in Transbaikalien aus der Vereinigung der beiden von den daurischen Alpen kommenden Flüsse Ingoda und Onon, wird bei Nertschinsk schiffbar und nimmt nach seiner Vereinigung mit dem Argun den Namen Sachalin oder Amur an.

Schill, Ferdinand Baptista von, kühner Parteigänger zur Zeit des Kriegs Oesterreichs mit Napoleon I. von 1809, geboren 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden, lebte seit 1780 mit seinem Vater in Sothof bei Pleß in Schlesien und trat jung in ein preußisches Husarenregiment. In der Schlacht bei Auerstädt am Kopfe verwundet, wartete er seine Genesung zu Kolberg ab und bildete sodann 1807 in Preußisch-Pommern ein kleines Freicorps, mit welchem er nicht nur Rekognoscirungen in der Nähe von Kolberg unternahm, sondern auch einzelne feindliche Detachements aufhob und Transporte wegnahm. Der glückliche Erfolg brachte ihn auf den Gedanken, ein unmittelbar unter seinem Befehl stehendes Freicorps zu errichten, womit er in Pommern auf eigene Hand den kleinen Krieg führen wollte. Er erhielt hierzu die Autorisation seines Monarchen, und in Kurzem standen 4 Schwadronen Husaren, eine reitende Jägerkompagnie mit einigen leichten Fußtruppen, zusammen gegen 1000 Mann mit einigen kleinen Feldstücken im Feld. Mit diesem Corps beabsichtigte S. fürs Erste, Wollin zum Stützpunkt seiner Unternehmungen zu machen und von dort aus im Rücken der französischen Armee zu operiren. Indeß zwangen ihn zwei bei Stargard und Naugard für ihn nachtheilige Gefechte mit einem auf Kolberg heranrückenden Belagerungscorps, sich wieder unter die Kanonen jener Festung zurückzuziehen. Hier bezog nun das Corps am linken Ufer der Persante in einem befestigten Hölzchen (die Maikuhle genannt) ein Lager und vertheidigte diesen Schlüssel Kolbergs 4 Monate lang mit der größten Tapferkeit. Nach dem Frieden von Tilsit ward S. zum Major ernannt und seine Truppe als Leibhusarenregiment nach Berlin beordert. Oesterreichs Kriegserklärung, Dörnbergs Insurrektion in Hessen, sowie Unruhen, die im Hannöverischen auszubrechen drohten, brachten hier seinen Entschluß, auf eigene Faust etwas zur Befreiung des Vaterlandes zu unternehmen, zur Reife. Unter dem Vorwand, sein Regiment im Feldmanöver zu üben, verließ er mit demselben am 28. April 1809 ohne Vorwissen des Königs Berlin und setzte sich damit gegen die Elbe in Marsch. Eine Anzahl Offiziere und eine Kompagnie Fußjäger folgten ihm. Aber schon vor Wittenberg stieß das kleine Corps auf einigen Widerstand, und

da die Stimmung in Sachsen für S. keineswegs günstig war, so wandte er sich auf das linke Ufer der Elbe, nach den anhaltischen Ländern, und streifte bis in die Gegend von Halle. Hier erfuhr er den für Oesterreich unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Regensburg. Gleichwohl ward der weitere Zug einstimmig beschlossen und ging der Elbe abwärts nach Köthen. Bei Dodendorf, unweit Magdeburg, stieß das Corps auf eine an Zahl überlegene Abtheilung der magdeburger Garnison, und es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, wodurch zwar nichts entschieden wurde, S. aber mehre seiner besten Offiziere verlor. Von hier aus wandte er sich durch die Altmark nach Mecklenburg und besetzte das befestigte Dömitz, das er bald wieder verließ, um nach Rostock und Wismar zu marschiren, wo er von Seiten der Engländer Unterstützung zu finden hoffte. Aber die Lage des Corps ward von Tage zu Tage mißlicher. Von holländischen und dänischen Truppen bedrängt, rettete er sich nach Stralsund, wo er in Eile die verfallenen Festungswerke herzustellen suchte. Aber schon am 31. Mai erschienen die vereinigten Holländer und Dänen 10,000 Mann stark vor der Stadt und drangen unter einer heftigen Kanonade, trotz tapferer Gegenwehr, in dieselbe ein. In den Straßen entspann sich ein blutiger Kampf, in welchem S., nachdem er den holländischen General Cateret, obwohl selbst aus mehren Wunden blutend, vom Pferde gehauen, durch mehre Flintenschüsse den Tod fand. Etwa 200 Reiter und einige Jäger schlugen sich durch u. erzwangen die Bewilligung eines freien Abzugs nach Preußen, wo die Soldaten in ihre Heimat entlassen, die Offiziere aber vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festungsstrafe und Kassation bestraft wurden. Eine andere Abtheilung entkam von Rügen aus zu Wasser nach Swinemünde; der Rest des Corps aber blieb im Gefecht, oder wurde gefangen und nach Frankreich auf die Galeeren transportirt. Zwölf gefangene Offiziere wurden nach Wesel geschleppt und dort erschossen. Im Jahre 1835 ward ihnen hier von der preußischen Armee ein Denkmal errichtet. S.s Leichnam ward in Stralsund begraben, sein Kopf aber vorher vom Rumpf getrennt, in Spiritus gesetzt und im Museum in Leyden aufbewahrt. Im Jahre 1837 ward derselbe nach Braunschweig gebracht und daselbst nebst den Ueberresten einiger daselbst erschossenen Offiziere in einem besonderen Mausoleum beigesetzt. Vgl. **Haken**, Ferdinand von S., Leipz. 1824, 2 Bde.; **Döring**, Leben Ferdinands von S., Barmen 1838.

Schiller, **Johann Christoph Friedrich von**, der einzige deutsche Dichter, dessen Bedeutung und Größe mit der Goethe's verglichen werden kann, wurde am 11. Nov. 1759 zu Marbach am Neckar geboren. Er stammte von Handwerkern, auf väterlicher und mütterlicher Seite hatte er Bäcker zu Vorfahren. Der Urgroßvater, Johannes S., war von Großheppach im Remsthal nach dem bei der kleinen Staufenstadt Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld gezogen, dort wohnte sein gleichnamiger Sohn als Bäcker und Schultheiß, dem 1723 ein Sohn Johann Kaspar geboren wurde, der Vater des Dichters. Früh verwaist, ward jener in die Lehre zu einem Chirurgen gethan, noch Jüngling machte er als Feldscherer in bayerischen Diensten den österreichischen Erbfolgekrieg mit und ließ sich dann 1748, nach dem Frieden heimgekehrt, in Marbach als Wundarzt nieder. Hier ehelichte er im folgenden Jahre die Tochter des Bäckers und Löwenwirths Georg Friedrich Kodweiß, Elisabeth Dorothea. S.s Vater war ein ehrenfester, den gewesenen Soldaten in Haltung und Gebahren bekundender Mann, ein strenger Anhänger des lutherischen Bekenntnisses, bei hausbackener Verstandesmäßigkeit nicht ohne tiefgemüthliche Charakterelemente; die Mutter eine sanfte Natur, Demuth und Pflichttreue, daneben innige Religiosität und ein reger Sinn für das Schöne in Natur und Poesie bildeten die Grundzüge ihres Wesens. Die Dürftigkeit seines Einkommens mag es gewesen sein, was den Chirurgus S. 1757, als ihm eben sein erstes Kind, die Tochter Christophine, geboren war, wieder Kriegsdienste nehmen und als würtembergischer Fähnrich gegen den großen Preußenkönig nach Böhmen mitziehen ließ. Während er, nach der Heimkehr 1759 zum Lieutenant befördert, nahe bei Kannstadt im Uebungslager stand, gebar ihm seine Gattin im Hause ihrer Aeltern zu Marbach den ältesten Sohn, unseren Dichter. Der Militärdienst des Vaters führte die Familie während der nächsten Jahre an verschiedene Orte, dann 1765 nach Lorch, von wo aus der neuernannte Hauptmann S. in der benachbarten Reichsstadt Gmünd das Werbegeschäft zu treiben beauftragt war. In Lorch erhielt der Knabe bei dem Ortspfarrer Moser, dem ein Erinnerungszeichen in einer der Dichtungen S.s gilt, den ersten regelmäßigen Unterricht, ohne schon damals hervorragende Begabung zu zeigen. Im Jahre 1768 wurde der Vater zur Garnison nach Ludwigsburg zurückberufen, zwei Jahre später übertrug ihm Herzog Karl die Aufsicht über die um sein Lustschloß Solitude gelegenen Baumpflanzungen und Gärten. S. blieb, seinen Schulkursus zu beendigen, in Ludwigsburg zurück, wo er bei dem strengen Magister Jahn Wohnung und Kost hatte, bis ihn der Herzog zu Anfang 1773 als Zögling in seine mit einer Abtheilung für künftige Civildiener verbundene militärische Pflanzschule auf der Solitude kommandirte. Der Jüngling, der dereinst die Kanzel zu besteigen gedacht hatte, wurde gegen seinen Willen durch den des Herzogs zum Rechtsstudium dekretirt, und seine im ersten idealen Aufflug begriffene jugendliche Seele mußte sich in die engen und sehr drückenden Formen streng militärischer Ordnung einzwängen lassen. Wir besitzen ein aus der nächsten Zeit herrührendes Urtheil über S., welches die Auffassung seines Wesens seitens seiner Mitzöglinge zusammenfaßt. Es rühmt seine Einbildungskraft und seinen Verstand, seine freundliche Bescheidenheit, seinen Fleiß, sein dienstwilliges Wesen und spricht ihm Neigung für die Poesie u. religiösen Sinn, aber nur geringe Reinlichkeitsliebe zu. Was die Poesie angeht, so hatten deren bedeutende Erscheinungen jener Zeit trotz der strengen Kontrole den Weg in die klösterliche Abgeschlossenheit der Anstalt gefunden. Vor Allem wirkte Klopstocks „Messias“ auf den flügge werdenden Genius S.s. Das Gedicht regte in

ihm den Gedanken an, Moses zum Helden eines Epos zu wählen, Gerstenbergs „Ugolino" und Leisewitz' „Julius von Tarent" gaben ihm Pläne zu dramatischen Versuchen ein, welche unter den Titeln „Der Student von Nassau" und „Cosmus von Medici" bei den vertrauteren Freunden des Dichters großen Beifall fanden, uns aber nicht erhalten sind. Im Jahre 1775 wurde die Militärschule von der Solitude nach Stuttgart verlegt und zur Akademie (Karlsschule) erhoben. Als bei dieser Gelegenheit auch eine medicinische Fakultät in den Rahmen der Studien aufgenommen ward, gab S. die ihm reizlose Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft auf, um Arzt zu werden. Ernst war es ihm auch mit dieser Absicht nicht. Vielmehr erfüllten die heimlich genossenen Werke alter u. neuer Dichtung neben philosophischen Studien den größten Theil seines geistigen Lebens. Er las mit Entzücken in Rousseau's u. Plutarchs Schriften, Ossian, Klinger, Goethe (Götz von Berlichingen) regten ihn aufs mächtigste an. Der Sturm u. Drang des gleichzeitigen Literaturwesens erfaßte den Jüngling inmitten der engen akademischen Verhältnisse; in Festreden, zu denen er mehrfach beauftragt wurde, und in überschwänglichen lyrischen Versuchen, von denen einzelne seit 1776 im „Schwäbischen Magazin" abgedruckt erschienen, äußerte sich das titanische Wollen seiner jungen Seele. Im Jahre 1777 begann S. seine erste Dichtung von Bedeutung, das Schauspiel „Die Räuber". Die auf Einreichung der Abhandlung „Philosophie der Physiologie" gegründete Hoffnung, aus der Akademie entlassen zu werden, erfüllte sich nicht. Der Herzog befahl, daß S. zur Abkühlung seines excentrischen Wesens noch ein weiteres Jahr auf der Karlsschule verweile. In dieses fällt die Ausarbeitung der „Räuber" u. als bedeutsames äußeres Ereigniß ein Besuch des bewunderten Goethe in der Akademie, der auf einer Reise mit Karl August in derselben einer Festlichkeit bewohnte. Im December 1780 erlangte S. auf Grund zweier Probeschriften, deren eine ein medicinisches, die andere ein naturphilosophisches Thema behandelte, die Entlassung aus der Karlsschule. Er wurde zum Medicus ohne Portépée beim Grenadierregiment des Generals Augé mit 18 Gulden Monatsgage ernannt. Sein Amt gab ihm nicht viel zu thun. Nebenher redigirte er eine unbedeutende Zeitschrift und beschäftigte sich inmitten eines ziemlich wüsten Gesellschaftslebens mit poetischer Produktion. Für die damalige schrankenlose Exaltation seines dichterischen Wesens und zugleich für die wilde Geschmacklosigkeit seiner ästhetischen Anschauungen liegen uns unter anderen Proben die damals entstandenen, an eine verwitterte Hauptmannswittwe gerichteten Lauraoden vor. Im Jahre 1781 erschienen die „Räuber". In ihnen gipfelte der die Zeit erfüllende Entfesselungsdrang, der sich in Leben und Dichtung gegen die socialen und geistigen Schranken des Regierungsabsolutismus, der Mode und der Sitte empörte. Diese Opposition hatte in zahlreichen poetischen Erzeugnissen jener Tage bereits Ausdruck gefunden, als S.s dramatischer Erstling vor die Oeffentlichkeit trat; aber während in den meisten Dichtungen gleicher Tendenz das Fratzenhafte, Bombastisch-Uebertriebene, mit Einem Wort die Unnatur das Hauptelement ausmachte, sind die „Räuber" von zwar noch in theilweise trüber Gährung begriffenem, aber feurigstem u. edelstem Geiste u. mit der, wenn auch ungebändigten, doch reinsten Begeisterung einer die Menschheit in unendlicher Liebe umfassenden Dichterseele erfüllt. Das Werk äußerte trotz aller Auswüchse die mächtigste Wirkung, seit Goethe's Frühschöpfungen hatte kein dichterisches Erzeugniß solche Gewalt auf die Zeitgenossen ausgeübt. S. schickte das Stück, nachdem er es für die Bühne eingerichtet, an den mannheimer Theaterintendanten Freiherrn von Dalberg; im Januar 1782 ließ dieser es aufführen. Einer Wiederholung der Aufführung wohnte S., der mit Frau von Wolzogen, der Mutter zweier ihm befreundeter Karlsschüler, heimlich nach Mannheim gereist war, bei. Diese Reise und der Umstand, daß eine Stelle in den „Räubern" im Ausland Anstoß erregt hatte, zogen das Verbot des Herzogs an S., „niemals mehr wieder Komödien noch sonst so was zu schreiben", nach sich. Ein Gesuch des Dichters, dies unerträgliche Interdikt zurückzuziehen, wurde nicht angenommen, vielmehr ihm ferneres Schreiben an seinen Landesherrn untersagt. Das gab den Ausschlag zu dem Plane S.s, sich durch Flucht dem Druck des heimischen Despotismus zu entziehen. Am 17. September 1782 verließ der Dichter, in Begleitung seines treuen Freundes, des Musikus Streicher, Stuttgart, am 19. traf er in Mannheim ein. Er brachte eine neue Dichtung fast vollendet mit, die „Verschwörung des Fiesco", auf welches Trauerspiel (es war im April 1782 begonnen) S. große Hoffnungen für seine Zukunft setzte. Jedoch schon die ersten mannheimer Tage brachten Enttäuschungen. Bei der Vorlesung seines Gedichts in einem Kreise von Theatermitgliedern, unter denen sich Iffland, Beil und Beck befanden, machte S. völliges Fiasco. Dalberg war abwesend, er weilte als Festgast in Stuttgart. Von dort liefen auf briefliche Anfragen S.s über die Art, wie man seine Flucht aufgenommen, wenig beruhigende Antworten ein, ein Gesuch an den Herzog um Verzeihung blieb unbeantwortet. S. fühlte sich daher in Mannheim nicht sicher genug, am 30. Sept. wanderte er mit Streicher weiter, nach Frankfurt, wo sie in der Vorstadt Sachsenhausen in bescheidener Herberge einkehrten. Von dort schrieb S. an Dalberg, legte ihm vertrauensvoll seine schlimme Situation dar und bat um einen Vorschuß auf den „Fiesco". Eine Antwort des Theaterregisseurs Meyer schlug die pekuniäre Bitte ab und erklärte die Dichtung in ihrer dermaligen Gestalt für bühnenunbrauchbar. Eine kleine Geldsendung von Streichers Mutter ermöglichte den Freunden, sich in Sachsenhausen loszumachen und in die Nähe von Mannheim zurückzukehren. Im Dorfe Oggersheim nahmen sie in armseliger Wirthsstube Wohnung und hausten dort sieben entbehrungsreiche Wochen hindurch, während deren der schon im Juni 1782 gefaßte Plan zu „Luise Millerin" (später „Kabale und Liebe" genannt) größtentheils ausgeführt wurde. Zu Anfang Decembers öffnete sich dem Dichter ein besserer Zufluchtsort. Einer von Stuttgart ergangenen Einladung

der Frau von Wolzogen folgend, begab er sich auf deren Landsitz zu Bauerbach bei Meiningen. „Fiesco" war inzwischen von dem mannheimer Buchhändler Schwan gegen ein Honorar von 11 Louisd'or in Verlag genommen. Das Stück läßt im Ganzen keinen Fortschritt des Dichters, den „Räubern" gegenüber, erkennen, in vielem Betracht steht es sogar weit hinter diesen zurück. Die Uebertreibung in der Charakterzeichnung erscheint im „Fiesco" gesteigert, das Pathos ist noch forcirter u. die ganze Dichtung leidet an Verschrobenheit und Unwahrheit. Dabei zeigt jedoch die dramatische Anlage mehr Geschick als in den „Räubern", eine raschere Entwickelung der Handlung. Die erste Aufführung in Mannheim (Jan. 1784) machte nur geringes Glück, mehr Erfolg hatten die Aufführungen in Berlin u. Frankfurt. In der winterlichen Stille des bauerbacher Aufenthalts wurde die „Luise Millerin" beendigt (11. Januar 1783) u. im März „Don Carlos" begonnen. Der freundschaftliche Verkehr mit dem meininger Bibliothekar Reinwald, der später eine Schwester S.s heirathete, brachte dem Dichter Unterhaltung und Förderung in seine Einsamkeit. Trotzdem fühlte er sich oft von trostloser Stimmung überkommen. Er bildete sich ein, ein Menschenhasser geworden zu sein, obwohl er gerade damals einen weiteren Freund in einem jungen Herrn von Wurmb gefunden und mit ihm einen Seelenbund im Zeitgeschmack der Wertherperiode geschlossen hatte. Im März traf ein Brief Dalbergs ein. Der Freiherr hatte, so scheint es, nachgerade eingesehen, daß eine engere Verbindung mit S. seinem Theater doch vortheilhaft sein werde. Die fortgesetzte Korrespondenz hatte zur Folge, daß der Dichter im Juli 1783 nach Mannheim zurückkehrte und im August von dem Intendanten zum Theaterdichter für die dortige Bühne engagirt wurde. Am 9. März des folgenden Jahres ging „Kabale und Liebe" zuerst über die mannheimer Breter u. fand begeisterten Beifall. Das Stück übertrifft an gesundem Realismus, an leidenschaftlicher Kraft und Lebendigkeit den „Fiesco" weit, aber auch mehr als die „Räuber" bekundete es S.s dramatisches Talent. Es stellt Zustände der traurigsten damaligen Wirklichkeit dar mit zwar noch zur Uebertreibung nach der Seite des Unschönen hin neigender, aber dennoch ächt poetischer Leidenschaft und Kraft der Charakteristik. Es läßt den historischen Dichter S. wenigstens ahnen, wie er sich nachmals zur Meisterschaft entwickeln sollte. Der Dichter hoffte in Mannheim dauernd seine Existenz gründen zu können. Die Aufnahme in die vom Kurfürsten protegirte kurpfälzische deutsche Gesellschaft (Febr. 1784) sah er als „einen großen Schritt zu seinem Etablissement" an. Beim Eintritt las er (26. Juni) die Abhandlung „Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken?", welche jetzt in den gesammelten Schriften unter dem Titel „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" steht. Sie entwickelt für die dramatische Kunst den edeln Gedanken, der S.s ganze ästhetische Anschauung auch später beherrschte, daß die Kunst ähnlichen Beruf wie die Religion habe und die Menschheit zu erziehen, zu adeln bestimmt sei. Diese Wahrheit sollte praktisch durch den unterdessen fortgeführten „Don Carlos" erhärtet werden. Die ersten 3 Akte erschienen in einer Zeitschrift, welche S. seit Ende 1784 herausgab, die „Rheinische Thalia" genannt. Unterdessen war das Leben des Dichters durch mannichfache persönliche Verhältnisse innerlich und äußerlich in Bewegung versetzt. Charlotte von Kalb, die spätere Titanide Jean Pauls, erschien im Sommer 1784 zu Mannheim und trat mit S. in einen leidenschaftlichen Verkehr, der die bisher gepflegte Neigung zu einer Tochter seiner Gönnerin von Wolzogen verdrängte. Seltsamer Weise erfüllte schon zu Ende 1784 wiederum ein anderes Herzensinteresse die Seele des Poeten. Zu der schönen Tochter des Buchhändlers Schwan, Margarethe, gewann S. eine Neigung ernstlicherer Art, als die früheren wohl gewesen sein mögen, die spätere Werbung scheiterte jedoch, weniger am Widerstand der Geliebten als ihres Vaters. Mit Dalberg vermochte S. sich nicht in ein gedeihliches Verhältniß zu setzen. Das durch seine Erfolge gesteigerte Selbstbewußtsein des Dichters, der inzwischen (Dec. 1784) zu Darmstadt am Hofe den 1. Akt des „Don Carlos" in Gegenwart des zu Besuch anwesenden Herzogs Karl August von Weimar mit Beifall vorgelesen und dafür von jenem den Rathstitel eingeerntet hatte, vermochte sich den Absichten des Intendanten nicht mehr in genügender Willigkeit zu fügen. Mißhelligkeiten mit den Schauspielern verleideten S. den mannheimer Aufenthalt vollends. Schon im Juni 1784 war aus Leipzig ein Packet eingelaufen, das außer einem freundlichen Schreiben allerlei Zeichen der Huldigung, Bildnisse, eine gestickte Brieftasche und die Komposition eines Liedes aus den „Räubern" enthielt. Die Absender waren zwei junge leipziger Gelehrte, Körner und Huber, nebst deren Bräuten. Erst im Dec. antwortete S., in einem weiteren Brief (Febr. 1785) fragte er an, ob die Freunde ihn wohl in Leipzig aufnehmen würden. Der darauf ergangenen herzlichen Einladung folgte S. schon im April 1785. Körner war zwar damals in Dresden, dessen Braut, sowie Huber und die seinige empfingen aber den Poeten auf das liebreichste. In Leipzig, wo gerade Messe war, wurde der Verfasser der „Räuber" mit Verwunderung darüber, daß er ein Menschenkind wie andere auch sei, betrachtet. Am 7. Juli zog sich S. in die idyllische Ruhe des Dörfchens Gohlis zurück. Der Verkehr mit den leipziger Freunden, zu denen sich noch der Buchhändler Göschen gesellt hatte, die erste Begegnung mit Körner, der von nun an S.s treuester Berather und Freund wurde, gaben dem Dichter die beglückendste Stimmung ein. Ihren unvergänglichen poetischen Ausdruck hat dieselbe in dem damals zu Gohlis entstandenen „Lied an die Freude" gefunden. Die materielle Sorge wurde durch Körners großmüthigen Vorschlag, S. ein Jahr lang „aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen", verscheucht. Im Sept. folgte S. dem kürzlich vermählten Freund, der zum Oberkonsistorialrath in Dresden bestellt war, dahin. In der Nähe Körners weilte der Dichter einige glückliche Jahre. Im Sommer pflegte er zu Loschwitz im körnerschen Weinberg Villeggiatur zu halten. Dort wurde „Don Carlos" beendigt, das Schauspiel „Der Menschenfeind" entworfen u. fragmentarisch aus-

gearbeitet, auch der Plan zu dem Roman „Der Geisterseher" gefaßt. Daneben begann das Interesse an historischen Studien in S. rege zu werden, die späteren Arbeiten über die „Niederländische Rebellion", den „Dreißigjährigen Krieg" und andere reichen mit ihren Wurzeln in jene Tage zurück. In „Don Carlos", welches Stück formell im Laufe der Bearbeitung mancherlei Wandlungen erfuhr, zeigte sich der Dichter als ästhetisch über die früheren Arbeiten weit vorgeschritten. Daß der von Lessing im „Nathan" dem deutschen Drama vindicirte fünffüßige Jambus in dem Gedicht an die Stelle der ungebundenen Rede getreten war, bezeichnete zugleich einen höheren Schönheitsgehalt innerlicher Art. Ein hochidealer Grundgedanke beseelt die Dichtung, in welcher der, übrigens erst nachträglich zur Hauptperson erhobene, Posa S.s edlen Freiheitsdrang und den ganzen Adel seiner herrlichen Natur verkörpert zur Erscheinung brachte. Während des dresdener Aufenthalts wurde der Dichter abermals in ein leidenschaftliches Herzensverhältniß gezogen, aus welchem er nur unter schweren Kämpfen nothgedrungen sich befreite. Ein schönes Fräulein von Arnim hatte ihn in ihre Fesseln geschlagen; wie hart es hielt, sie zu brechen, verrathen uns S.s zwar schon früher entstandene, aber doch die Stimmung jener späteren Zeit jedenfalls mitvertretende Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation". Im Juli 1787 riß S. sich von Dresden los. Eine Aufforderung Schröders, des großen Mimen, sein Talent für dessen Bühne dauernd zu verwerthen und nach Hamburg überzusiedeln, hatte der Dichter zwar abgelehnt, aber Frau von Kalb wünschte ihn in Weimar zu sehen, wohin ihn noch andere Interessen zogen, während das für Fräulein von Arnim umgekehrt die Entfernung von Dresden gebot. So finden wir denn im Juli 1787 S. in Ilm-Athen. Dort war, seit Goethe nach Italien entflohen, das gesellige Leben stiller geworden, der inspirirende Genius fehlte. S. fand bei Wieland, Herder, der Herzogin Amalie, Einsiedel, Knebel und den übrigen Notabilitäten achtungsvolle Aufnahme, behagte sich jedoch trotzdem in der Gesellschaft nicht sehr, zumal ihm sein Rathstitel allerlei lästige Etikettepflichten auferlegte. Ein Ausflug nach Jena machte ihn mit den hervorragendsten unter den dortigen Gelehrten bekannt. Am intimsten verkehrte er mit Charlotte von Kalb, der sein erster Besuch in Weimar zu Theil wurde. Das Verhältniß Beider scheint ein völlig vertrautes gewesen zu sein, sie dachten an Auflösung der Ehe Charlottens und demnächstige engere Verbindung mit einander. Doch zerschlug sich der Plan, es trat zeitweilige Spannung und Verstimmung zwischen Beiden ein, die sich später jedoch in dauernde Freundschaft auflösten. In Weimar begann S. zuerst ein ernstlicheres Studium Kants, der auf die Weltanschauung des Dichters fast in jeder Hinsicht, besonders auch in ästhetischer, bestimmenden Einfluß gewann. Zu Ende Novembers 1787 führte ein Ausflug nach Bauerbach S. einmal wieder mit der mütterlichen Freundin von Wolzogen zusammen, mit deren Sohn er auf der Rückreise zu Rudolstadt bei der Wittwe des Kammerherrn von Lengefeld einkehrte, die er nebst ihren geistvollen und liebenswürdigen Töchtern Karoline und Lotte bereits 1784 in Mannheim flüchtig gesprochen hatte. Der Aufenthalt bei diesen ausgezeichneten Menschen that dem Dichter ungemein wohl, es wurde ihm schwer, sich von ihnen zu trennen. In Weimar, wohin Lotte von Lengefeld im Februar 1788 für einige Zeit kam, nahm der Verkehr seinen Fortgang, im Mai siedelte S. in das nahe bei Rudolstadt gelegene Dorf Volkstedt über, wo ihm die befreundeten Schwestern, mit denen er nun in sehr häufigen anregendsten Umgang kam, eine idyllisch bescheidene Wohnung gemiethet hatten. Inzwischen hatte der Dichter einige glückliche poetische Treffer gezogen. Im März 1788 waren „Die Götter Griechenlands" entstanden, jene berühmte Klage um die heimgegangene „Religion der Schönheit", deren elegische Wahrheit die bornirte Polemik Fr. Leop. von Stolbergs nicht hat zu nichte machen können. Die Fortführung der „Thalia" und des „Geistersehers", die Mitarbeiterschaft für Wielands „Merkur", die Abfassung der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" hatten die weimarische Zeit thätig ausgefüllt; in Volkstedt wurden die „Briefe über Don Carlos", diese unvergleichlichste aller Selbstkritiken, geschrieben u. dazwischen durch die Lektüre Homers und die Uebertragung einiger euripideischen Stücke von dem Dichter der Versuch gemacht, das Griechenthum sich trotz mangelnder Sprachkenntniß näher zu bringen. Am 9. Sept. 1788 traf S. im lengefeldschen Hause zu Rudolstadt zum ersten Male mit Goethe persönlich zusammen, ohne daß jedoch diese Berührung eine Näherung bewirkte, da besonders S. sich von dem Wesen des in sicherer Ruhe des äußeren und inneren Lebens sich bewegenden Olympiers wenig angezogen fühlte. Im November kehrte S. nach Weimar zurück, Wieland hatte ihn im Interesse des „Merkur", der „in Todesnöthen lag", zu Hülfe gerufen. Das Herz des Dichters freilich blieb in Rudolstadt haften, merkwürdiger Weise an einem Doppelanker gehalten; denn um jene Zeit und noch eine Weile später schwankte seine Neigung zwischen den Schwestern Karoline und Lotte von Lengefeld, wiewohl jene inzwischen mit einem Herrn von Beulwitz den Ehebund eingegangen war. Noch vor Ende des Jahres bot sich für S. eine amtliche Existenz dar. Am 15. December erhielt er durch Goethe ein Regierungsreskript, worin ihm an die Hand gegeben war, sich für eine Professur der Geschichte in Jena einzurichten. Seine „Geschichte des niederländischen Abfalls" hatte diese Berufung bewirkt. S. fühlte sich überrascht und gestand, als die Sache Ernst wurde, gegen Körner, er habe sich „übertölpeln" lassen. Eine gesicherte Lebensstellung gewährte das angebotene Amt nicht, es war mit keinem festen Gehalt verbunden. S. gab ungern seine goldene Freiheit auf u. sah sich genöthigt, Arbeiten zu betreiben, die ihn von seinem wichtigsten Beruf abzogen. Gleichwohl schlug er das Anerbieten nicht aus. Der Winter verging unter fleißigem Briefwechsel mit den Freundinnen in Rudolstadt und mit Körner, unter Vorbereitungen zur Professur, Arbeiten für den „Merkur" u. die „Thalia". In jenem erschien im März 1789 das Gedicht „Die Künstler". Als Grundidee bezeichnete S.

selbst „Die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit". Das Schöne erscheint dort als das Symbol des Wahren und Guten, das Endziel aller Entwickelung des Menschen sieht der Dichter in dessen Erziehung zu freier Sittlichkeit; ein ästhetisches Dogma, welches offenbar noch in der Zweckmäßigkeitstheorie verharrt und erst später bei S. einer freieren Auffassung der Kunst gewichen ist. Um jene Zeit beschäftigte den Dichter der Gedanke, Friedrich den Großen zum Helden eines Epos zu wählen, der Plan blieb jedoch unausgeführt. Im Mai trat S. sein Lehramt an. Seine Antrittsvorlesung über „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" fand größten Beifall und setzte die Stadt in förmliche Aufregung. Dem ersten Triumph schlossen sich jedoch bald unangenehme Erfahrungen über die kleinliche Misère deutschen Professorenthums an. Einen Trost vor Allem fand S. im Briefverkehr mit Rudolstadt, wohin ihn auch flüchtige Besuche wiederholt führten. Im Juli 1789 gestaltete sich das Verhältniß zu Lotte von Lengefeld zum völligen Herzensbund, dem die um Weihnachten erbetene Einwilligung der Mutter freudig ertheilt wurde. Im nächsten Januar verwilligte Herzog Karl August dem Dichter ein Jahresgehalt von 200 Thalern. Am 22. Febr. 1790 gab der Pfarrer von Wenigenjena in seiner Dorfkirche das Paar in aller Stille zusammen. Es war ein beglückender Bund, der dort geschlossen wurde. Freilich der Ueberfluß wohnte nicht in der Häuslichkeit des jenenser Professors. Die Brodarbeit nahm diesem viele unersetzlich kostbare Stunden weg. Seit 1790 gab S. eine „Sammlung historischer Memoiren" heraus, u. für Göschens „Historischen Damenkalender" bearbeitete er die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs". Neben seinen historischen Kollegien las S. im Sommer ein Publicum über die Tragödie, für welches er sich durch gründliche Lektüre der Poetik des Aristoteles vorbereitet hatte. Aus diesen Arbeiten erwuchsen später die veröffentlichten „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Ueber Anmuth und Würde", „Ueber pathetische Darstellung" u. a. m. In das durch angenehmen geselligen Verkehr heiter und anregend, durch die liebreiche Pflege seitens seiner Gattin traulich und behaglich gewordene Leben des Dichters kehrte seit dem Anfang des Jahres 1791 als schlimmer Gast häufig und regelmäßig Krankheit ein. Während S. mit seiner Frau im Januar bei dem Koadjutor von Dalberg in Erfurt weilte, befiel ihn ein heftiges Katarrhalfieber, nach scheinbarer Genesung stellte sich in Jena ein Rückfall ein, von dem S. sich erst gegen Ende Februars erholte. Seitdem gebot die Schwäche seiner Brust dem Dichter, seine akademische Thätigkeit auf Privatissima zu beschränken. In Rudolstadt, wohin er mit Lotte in den Osterferien zu Besuch gereist, brachte ihn ein abermaliger Rückfall dem Tode nahe. In dieser Zeit der Trübsal gewährte das Studium der kantischen Philosophie, in welche der Dichter damals tiefer einzudringen unablässig bemüht war, Trost und Erhebung. Leibliche Kräftigung suchte S. mit leidlichem Erfolg im Juni 1791 zu Karlsbad: begreiflich genug, daß Krankheit und Unvermögen zur Brodarbeit auch finanzielle Sorgen im Gefolge hatten, denen Herzog Karl August beim besten Willen nicht abzuhelfen vermochte. Unerwartet aber kam Hülfe aus weiter Ferne. Ein Verehrer S.s im Norden, der dänische Dichter Baggesen, hatte im Juni 1791 auf die irrige Nachricht, S. sei seiner Krankheit erlegen, mit gleichbegeisterten Freunden dem vermeintlich Gestorbenen eine Todtenfeier zu Hellebeck am Meeresstrande gehalten und darüber an Reinhold nach Jena berichtet. Von diesem erfuhr er, daß der Gefeierte noch lebe und wie sorgenvoll dessen Lage sei. Auf diese Nachricht erfolgte ein von dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann verfaßtes Schreiben aus Kopenhagen, welches S. für 3 Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern anbot. Die Gabe wurde, wie sie es verdiente, mit innigem Danke angenommen. Inzwischen war der Dichter auf die bisher kaum beachteten Revolutionsereignisse jenseits des Rheins aufmerksam geworden und voll freilich bald enttäuschter Hoffnung auf deren Früchte für die humane Entwickelung. Während dem König Ludwig XVI. der Prozeß gemacht wurde, dachte S. an die Abfassung eines Mémoire für die Sache des Unglücklichen, fing auch wirklich ein solches an, aber es ward ihm „nicht wohl dabei" und er ließ das Begonnene liegen. Im August 1793 folgte S. einem alten Herzenswunsch, der ihn zum Besuch in die schwäbische Heimat zog; am 8. traf er in Heilbronn ein und nahm daselbst Wohnung. Aber auch auf die Solitude und nach Ludwigsburg wagte sich der weiland flüchtig Gewordene, an letzteren Ort siedelte er sogar im September über, um den stuttgarter Freunden näher zu sein. Diese fanden ihn sehr verändert, aus dem unordentlichen Genie von ehedem war ein gesetzter Mann geworden, dessen ganze Persönlichkeit das Gepräge vergeistigter Vornehmheit trug. Im Frühjahr 1794 (nachdem im vorigen Oktober Herzog Karl das Zeitliche gesegnet hatte) miethete sich S. in einem Gartenhaus in Stuttgart ein, außer Lotte brachte er seinen Erstgeborenen mit, den ihm jene im September 1793 zu Ludwigsburg geschenkt hatte. Während in Stuttgart der Entwurf des seit 1791 ins Auge gefaßten „Wallenstein" rüstig fortschritt, modellirte der von der Karlsschule her dem Dichter befreundete Dannecker jene berühmte herrliche Büste S.s, welche jetzt die weimarische Bibliothek schmückt. Auf einem Ausflug nach Tübingen trat S. in die für ihn sehr bedeutsam gewordene Verbindung mit dem Buchhändler Cotta. Am 15. Mai 1794 traf er mit Frau und Kind wohlbehalten wieder in Jena ein. Als wichtigste literarische Frucht der Reise brachte er die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" mit, die ein Gesammtbekenntniß der schillerschen Philosophie enthalten und den Grundgedanken in schönster Darstellung ausführen, daß der Weg zur Freiheit ein ästhetischer sein und durch die Schönheit führen müsse. Das nächste wichtigste Ereigniß in S.s Leben für ihn und die deutsche Literatur war die Schließung eines innigen Herzens- u. Geistesbundes zwischen ihm und Goethe. Nachdem alle bisherigen Berührungen Beider eher ein Auseinandergehen

ihrer Wege als das Gegentheil konstatirt hatten, legte ein Gespräch, das beide Dichter eines Abends im Juli 1794 zu Jena auf der Straße beim Nachhausegehen aus der „naturforschenden Gesellschaft“ begonnen und in S.s Wohnung fortgesetzt hatten, den Grund zu intimster Befreundung und fruchtbarstem Verkehr, der in immer schönerer Innigkeit bis zu S.s Tode gepflegt wurde. Der vielseitigste Ideenaustausch in schriftlicher und mündlicher Unterhaltung zwischen den Dichtern übte auf jeden die reinste Förderung u. Anregung. Nicht zu viel sagt S.s Biographin Karoline von Wolzogen mit den Worten: „Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus ächter reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges neidloses Zusammenstreben nach dem höchsten Ziel dar“. Außer Goethe hat kein Anderer auf S. während der nächsten Jahre eine so bedeutende Einwirkung ausgeübt wie Wilhelm von Humboldt, der damals wiederholt in Jena weilte und den begonnenen persönlichen Ideenverkehr dann auch brieflich mit dem Dichter fortführte. Den Sommer und Herbst 1794 beschäftigte diesen die Ausarbeitung des Aufsatzes über „Naive und sentimentalische Dichtung“ und seit dem Juni die Herausgabe der Zeitschrift „Die Horen“, für welche er neben Goethe und Humboldt eine Reihe der hervorragendsten deutschen Schriftsteller der Zeit als Mitarbeiter und Cotta als Verleger gewonnen hatte. Zugleich bereitete S. seit dem Oktober 1794 die Herausgabe eines „Musenalmanachs“ vor, der im Herbst 1795 zuerst erschien und bis 1800 alljährlich fortgesetzt wurde. Einen von Tübingen aus im Frühjahr 1795 ergangenen Ruf zur Uebernahme einer Professur lehnte der Dichter ab, nachdem der weimarische Herzog ihm für den Fall, daß S.s Gesundheit ihm „die Schriftstellerei untersage“, Verdoppelung seines Gehalts versprochen hatte. In jenen Tagen war S.s lyrische Ader unter der Einwirkung Goethe's in neuen reichen Fluß gekommen. Die Gedichte „Das Ideal und das Leben“ (ursprünglich „Das Reich der Schatten“ überschrieben), eine der köstlichsten Früchte der schillerschen Muse, die „Macht des Gesanges“, „Würde der Frauen“, die Elegie „Der Spaziergang“ u. a. m. sind damals entstanden. Seit Ende 1795 beschäftigte die Freunde die gemeinsame Abfassung jener berühmten Reihe von Stachelversen, die unter dem Namen „Xenien“ in S.s „Musenalmanach“ für 1797 erschienen und wie „mordbrennerische Füchse“ in die Saatfelder der literarischen Philister damaliger Zeit brachen. Die Anregung war von Goethe ausgegangen, die Ausführung des Planes eine durchaus gemeinsame, der Erfolg ein ungeheurer. Zahllose Entgegnungen meist mehr grober und erboster als witziger Art verriethen, wie tief die Kernschüsse der beiden Scharfschützen den Getroffenen ins Fleisch gedrungen waren. Es galt nun für die Freunde als nächste wohlverstandene Aufgabe, nach der heiter-herben kritischen Negation durch positive Leistungen der Nation zu zeigen, wie ernsthaft ihnen die ächte Kunst am Herzen lag. Im Frühling 1797 hatte sich S. ein in freundlichem Garten gelegenes Häuschen gekauft, in dessen Räumen der frohgestimmte Dichter neue Schaffenslust empfing und während der nächsten Zeit die meisten seiner herrlichen Balladen („Taucher“, „Ring des Polycrates“, „Kraniche des Ibycus“ rc.), das „Lied von der Glocke“, seine am populärsten gewordene Dichtung, eine Schöpfung einzig in ihrer Art, in welcher die Summe alles Menschenlebens in den innigsten Klängen der Poesie ertönt, und den „Wallenstein“ schuf. Der letztere, unter S.s dramatischen Werken ohne Frage das größte und vollendetste, wurde im Frühling 1799 mit „Wallensteins Tod“ abgeschlossen. Das „Lager“ ging im Okt. 1798, „Die Piccolomini“ am 30. Jan. 1799, „Wallensteins Tod“ am 20. April zuerst zu Weimar in Scene. Der Beifall war bei jeder Abtheilung des Cyklus ein unbeschreiblicher, nicht minderen Erfolg hatten die Aufführungen in Berlin u. an anderen Orten. Die Anfechtungen, welche der Dichter von Seiten der schlegelschen Coterie damals erfuhr, hatten dagegen wenig zu bedeuten. Die Ungerechtigkeit der Romantiker gegen S. ist ihnen selbst zum Gericht geworden. Schon im April 1799 hatte dieser die Bearbeitung eines neuen tragischen Stoffes begonnen. Die Geschichte der „Maria Stuart“ hatte sich ihm schon früher als dankbare Aufgabe geboten, die Ausführung seines Gedichtes wurde zwar durch den Entwurf zu den „Maltesern“ und dem „Warbek“ zeitweilig unterbrochen, war aber gleichwohl im Juni 1800, während S. im Schloß zu Ettersburg Villeggiatur hielt, beendigt worden. Das Stück gehört zu den bühnenwirksamsten S.s, steht aber als historisches Gedicht hinter „Wallenstein“ zurück. Inzwischen war S., hauptsächlich um dem realen Theater näher zu sein, nachdem der Herzog ihm das Gehalt auf 400 Thaler erhöht hatte, im December 1800 nach Weimar übergesiedelt. Die letzte Zeit in Jena war durch eine Krankheit seiner Frau, die ihm am 11. Oktober das dritte Kind, nach zwei Söhnen die erste Tochter, geboren hatte, sorgenvoll gewesen; das neue Leben am neuen Ort ließ sich dagegen heiter und freundlich an. In den ersten Monaten des 19. Jahrhunderts befaßte sich S. mit einer Arbeit, die ihm wenig Dank gebracht hat u. in der That als eine verfehlte zu bezeichnen ist: mit der Bearbeitung des shakspeare'schen „Macbeth“ für die Bühne. Mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache hinderte den Dichter vor Allem an einer ersprießlichen Verwerthung der auf dies dramaturgische Experiment verwendeten Zeit. Im Juli hatte er wieder sein eigentliches Terrain gefunden und sich in die Dramatisirung der Geschichte von Jeanne d'Arc vertieft. Im April 1801 war die „Jungfrau von Orleans“ bühnenfertig, die Aufführung in Weimar unterblieb jedoch zunächst, weil der Herzog Bedenklichkeiten hegte. Erst im September sah der Dichter zu Leipzig, wohin ihn die Rückreise von einem Besuch bei Körner in Dresden geführt hatte, sein Stück auf den Bretern. Auch die „Jungfrau“ erscheint als historische Dichtung verfehlt. Die in der Zeit spukende Romantik hatte S. unbewußter Weise inficirt und ist seinem Drama, das an Schönheit der Diktion zu den besten des Dichters zu rechnen ist, nicht heilsam gewesen. Dem Bedürfniß des weimarischen Theaters zu Liebe bearbeitete S. im Spätherbst 1801 Gozzi's Märchen-

komödie „Turandot". Das gesellige Leben der Ilmstadt bot überhaupt mannichfache Anregung zur Produktion. In einer von Goethe zusammengebrachten Wochengesellschaft, dem sogenannten Mittwochskränzchen, ertönten zuerst S.s Lieder „Die vier Weltalter", „Die Gunst des Augenblicks" und „An die Freunde". Eine gegen den Dichter von Kotzebue angesponnene Intrigue, welche die beiden großen Freunde entzweien sollte, scheiterte gänzlich. Im Februar 1802 hatte sich S. in Weimar ein Heimwesen erstanden. In das von einem Engländer erkaufte bürgerliche Haus, an der Esplanade gelegen, kam im November, ohne S.s Zuthun, ein Adelsbrief. Der Herzog hatte dem Dichter eine Freude machen wollen, deren Wahl freilich durch die Hofetikette, welche dem bürgerlichen Dichter den Zutritt zu den Hofgesellschaften verbot, wesentlich bestimmt sein mochte. In den Jahresübergang von 1802 zu 1803 fällt die Beendigung der „Braut von Messina". Der Versuch, den S. in dieser Dichtung, welche in formeller Hinsicht wohl als seine schwungvollste dramatische bezeichnet werden darf, gemacht hat, um den antiken Chor unserem Drama zu restituiren, war ein verfehlter. Trotzdem hatte die Aufführung in Weimar glänzende Wirkung. Zur Erholung von der strengen Arbeit des tragischen Schaffens bearbeitete S. unmittelbar nach Beendigung der „Braut von Messina" zwei französische Lustspiele: „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel", dann aber wendete er sich wieder zu „dem großen Problem, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen war — zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit". Schon im September 1802 hatte er die Geschichte von „Wilhelm Tell" als dramatischen Stoff ins Auge gefaßt und Tschudi's „Schweizerchronik" zu studiren angefangen. Im Februar 1804 war das Gedicht beendet, an naturalistischer Wahrheit, nationaler Schwungkraft in Gedanken und Handlung S.s meisterlichstes Werk, wie große Ausstellungen auch in Bezug auf die dramatische Charakteristik, besonders des Helden, von der Kritik und nicht immer ohne gute Gründe dagegen erhoben worden sind. Kaum hatte S. die neue dichterische Großthat vollbracht, als er sich schon zu einer anderen wendete. Im März 1804 wurde der Plan zu „Demetrius" gefaßt. Doch entführte bereits im April eine mit der Frau und den beiden ältesten Kindern unternommene Reise nach Berlin, wohin Iffland dringend eingeladen hatte, den Dichter der neubegonnenen Arbeit. In Berlin kam ihm „allgemeine Bewunderung, begeisterte Anerkennung u. herzliche Theilnahme" entgegen. Ifflands Bemühungen dankte er den theatralischen Genuß scenisch vollendeter Darstellungen des „Wallenstein", der „Jungfrau" und der „Braut von Messina". Auf Anlaß der Königin Luise bewirkte der geheime Kabinetsrath Beyme bei Friedrich Wilhelm III., daß an S. das Erbieten gestellt wurde, falls er sich in Berlin niederlassen wolle, solle ihm ein Jahresgehalt von 3000 Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage zu Theil werden. S., der ohnehin ungern Weimar verlassen hätte, schlug den Antrag aus, nachdem Herzog Karl August ihm auf die freimüthige Darlegung der Angelegenheit das Gehalt auf 800 Thaler erhöht hatte. Bald nach der im Mai 1804 erfolgten Rückkehr gebar Lotte dem Dichter die zweite Tochter. Aber S. konnte der neuen Vaterfreude nicht recht froh werden. Im September meldete er an Körner, daß er sich so unwohl fühle, wie nie nach seinen schwersten Krankheiten. Zwar gelang ihm das zwischen dem 4. und 8. November zur Begrüßung des weimarischen Erbprinzen auf Goethe's Zureden gedichtete Festspiel „Die Huldigung der Künste" überaus gut, aber der folgende Winter brachte ihm fast keinen schmerzlosen Tag mehr. Peinliche Krämpfe, die ihn schon seit Jahren oft heimgesucht hatten, stellten sich immer häufiger ein. Dennoch beschäftigte ihn eifrig der „Demetrius", den wir leider nur als Torso, doch als einen, der höchste Vollendung des Ganzen ahnen läßt, besitzen sollten. Daneben entstand die Skizze zu „Die Kinder des Hauses". Als ihm sein Leiden selbstständiges Schaffen ganz verwehrte, begann er, „um doch nicht ganz müßig zu sein", eine metrische Uebersetzung von Racine's „Phädra". Im März 1805 konnte er an Goethe schreiben, daß er wieder mit dem „Demetrius" im vollen Zuge sei. Der Frühling brachte neues Hoffen auf Genesung mit sich, eine ungewöhnliche Reisesehnsucht bemächtigte sich des Dichters. Der Wunsch die Schweiz zu sehen war in nie vorher gefühlter Stärke über ihn gekommen. Aber das Verlangen sollte nicht befriedigt werden. Am 9. Mai 1805 in der sechsten Abendstunde endete ein sanfter Tod das Leben des großen herrlichen Dichters.

Ein zusammenfassendes Urtheil über S.s dichterische Persönlichkeit führt wie von selbst und fast nothwendig auf eine Vergleichung mit der Goethe's. In beiden Dichtern stellen sich Gipfelpunkte entgegengesetzter poetisch-schöpferischer Richtung dar, oder wenigstens die Ausgangspunkte des Schaffens Beider waren diametral entgegengesetzte. Zeigt sich in Goethe's Dichten überall die unbefangene, naiv-unmittelbare Hingabe an die künstlerisch behandelten Objekte, von deren Realität aus die Darstellung der beherrschenden Ideen in gleichsam unbewußter Vergeistigung und Idealisirung geschah; so erkennen wir bei S. regelmäßig den umgekehrten Gang poetischer Produktion: das künstlerische Gestalten der auf dem Wege reflektiver Betrachtung gewonnenen Ideen zu bildlicher Verkörperung. In S. hat zeitlebens der Denker den Dichter anregend und leitend an der Hand geführt. Ihm war die Dichtkunst, freilich nicht im platten Sinne des gewöhnlichen Utilitarismus, Mittel zum Zweck, eines hohen, ja höchsten Zwecks zwar, aber immer doch eines solchen, der jenseits der Grenzen des Reinästhetischen liegt. Soll dieser Zweck in ein einziges Wort gefaßt ausgesprochen werden, so heißt es Freiheit. Wir sehen den Jüngling in titanischer Maßlosigkeit das Häßliche und Erbärmliche politischer und socialer Menschenknechtung in dramatischen Gebilden darstellen, in denen die Energie der Schilderung und Charakterzeichnung vielfach bis zum Fratzenhaften getrieben und für die Schönheit im ästhetischen Sinne und wenig Raum gelassen erscheint. Diesen sozusagen negativen dramatischen Dithyramben auf die Freiheit folgt ihre mehr positive und in formeller

Hinsicht ungleich schönere Verherrlichung in „Don Carlos“. In der Lyrik S.s bezeichnet am frühesten in voller Deutlichkeit das die Laufbahn des Dichterphilosophen eröffnende Gedicht „Die Künstler“ die Gesammttendenz S.s in Leben u. Dichten. In das Land der Erkenntniß, der befreienden, dringt der Mensch nur „durch das Morgenroth des Schönen“. Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen, die alternde Vernunft erfand, lag im Symbol des Schönen und des Großen voraus geoffenbart dem kindischen Verstand. Die Schönheit ist dem Dichter damals noch propädeutisches Symbol der Wahrheit, „die uns frei macht“. In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts findet sich dann geradezu der Gedanke ausgeführt, daß der Weg zu aller Freiheit, auch zur politischen durch das Aesthetische, durch die Kunst, gehen müsse. Dann wirkte Goethe's naiv-schöpferische Natur in unendlicher Förderung auf die S.s, sie allmählig immer entschiedener aus den abstrakten Denkregionen in die Wirklichkeit des Lebens ziehend. S. rühmte es wiederholt und ausdrücklich dankend von dem Freunde, daß er ihm die Tendenz vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen abgewöhne und ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fortführe. Und Goethe faßte die beiderseitig anziehend und korrektiv auf einander wirkenden Stellungen, die S. und er selbst inne hatte, dahin zusammen: Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen“. In dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung konnte S. schon mit klarer Erkenntniß im Allgemeinen und mit tiefer Selbsterkenntniß im Besonderen die beiden verschiedenen Hauptrichtungen aller Poesie darlegen, und er mußte sich demnach jetzt der Nothwendigkeit, die Einseitigkeit jeder dieser Richtungen aufzuheben, bewußt sein. Das Streben zu solcher Selbsterziehung bezeichnen die späteren Dichtungen S.s aufs deutlichste und vortheilhafteste. Doch auch in der letzten und größeren Hälfte seines Schaffens ist S. ein Dichter der Ideen im philosophischen Sinne geblieben. Auch jetzt noch läßt sich seine Lyrik nur selten als der unmittelbar naturwüchsige Ausdruck der reinen Stimmung betrachten, noch bleibt sie wesentlich eine Gedankenlyrik. Die Freiheit ist ihm die goldene Frucht in der silbernen Schale der Kunst geblieben, wie sie es war von Jugend auf, Erziehung zur Freiheit galt ihm als Aufgabe der Poesie wie alles geistigen Menschenthuns. Eine Lehrmeisterin war die Schönheit dem Dichter auch in den Zeiten seines reifsten Schaffens. Dafür geben vor Allem die unvergänglich kostbaren kulturhistorischen Gedichte jener Epoche — Ideal und Leben, Spaziergang, Glockenlied u. a. entschiedenes Zeugniß. Aber immer weniger abstrakt löst S. die erhabene Aufgabe, die für ihn die Dichtkunst hatte. Eine stets innigere Anschmiegung an die Wirklichkeit der Dinge begleitet S.s Weg vom „Wallenstein“ zum „Tell“ und „Demetrius“. Und so bietet denn die ganze Entwickelung des Dichters das edle Schauspiel unermüdlichen redlichsten Ringens nach den höchsten Zielen seiner Kunst und um die höchsten Güter des Lebens. Was ihm unerreicht geblieben ist, wird ersetzt durch die herrliche Art, wie er es zu erreichen strebend bemüht gewesen. Sind Goethe's Dichtungen im Ganzen vom ästhetischen Standpunkt betrachtet unbedingt vollendeter und im künstlerischen Sinne schönheitsreicher, so werden S.s Dichtungen als Thaten unvergänglicher Bewunderung sicher sein, gleichsam als leuchtende Meilenzeiger der gewaltigen Schritte, die er, nach den Worten des Epilogs, in welchem Goethe sich und dem Freunde ein unvergleichliches Denkmal neidloser Anerkennung gesetzt hat, „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen“ gethan hat.

Diese Seite des Schaffens und Wirkens, sozusagen die Heldenhaftigkeit seines geistigen Lebens ist es, abgesehen von einigen minder schätzbaren Gründen, gewesen, was S. seiner Nation zum liebsten und verehrtesten unter allen ihren Dichtern gemacht hat. Die lebendigste und bewertheste Kunde von dieser Liebe und Verehrung hat die Jubelfeier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags S.s 1859 gegeben, an welchem Tage des Dichters überall, wo auf Erden Deutsche wohnen, dankbar und verherrlichend in Wort und Spiel gedacht worden ist. Denkmäler in Erz und Stein erinnern an ihn in mehren Orten. Ein von Thorwaldsen gefertigtes steht seit 1839 zu Stuttgart; Rietschels schönes Doppelstandbild, das S. und Goethe zeigt, wie sie im Leben vereint standen, seit 1857 (3. September) in Weimar; die Errichtung einer Statue in Berlin steht bevor. Die besten Porträte S.s haben wir von Steinla, Graff und Schwerdgeburth. Abgesehen von den Schillervereinen, die das dankbare Andenken an den Lieblingsdichter der Nation an mehren Orten hervorgerufen, ist besonders die in Dresden den 10. Nov. 1859 entstandene Schillerstiftung zu erwähnen, ein Verein, welcher die Unterstützung verdienter und hülfsbedürftiger deutscher Schriftsteller, namentlich Dichter, bezweckt, aus einer Hauptstiftung und mehren affiliirten Zweigstiftungen besteht und schon 1860 ein Vermögen von 70,000 Thlrn. besaß. Letzteres ist 1860 durch die Ueberschüsse der hauptsächlich durch die Bemühungen des Majors von Serre 1859 bei Gelegenheit der Schillerfeier veranstalteten Schillerlotterie im Betrag von 300,000 Thlrn. bedeutend vermehrt worden. Für den ersten, je nach 5 Jahren wechselnden Vorort der Stiftung war Weimar bestimmt worden. Jetzt ist Wien Vorort.

Gesammtausgaben von S.s Werken erschienen zunächst 1818—20, 18 Bde. (Stuttg. u. Tübingen bei Cotta), 1834 in Einem Band; 1836 in 12 Bänden; 1844 in 10 Bdn.; 1858 in 2 Bdn.; 1860—61 und 1861—62 in 12 Bdn. in demselben Verlag, der durch ein 1867 endendes Privileg geschützt ist. Als Ergänzungen sind zu nennen: Boas, Nachträge zu S.s sämmtlichen Werken, Stuttgart 1839, 3 Bde.; Hoffmeister, Nachlaß zu S.s sämmtlichen Werken nebst Variantensammlung, das. 1840, 4 Bde. Vergl. auch „Schillerbibliothek, Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der schillerschen Werke bilden. Aus dem Nachlaß von Paul Trömel“, Leipz. 1865. Fast unübersehbar reich ist die biographische, kritische und exegetische Schillerliteratur, aus deren Fülle wir hier in Kürze nur das Wichtigste hervorheben können: Karoline von

Wolzogen, S.s Leben verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, Stuttgart 1830, 2 Bde. (wiederholt 1845 und 1851); Carlyle, Leben S.s, aus dem Englischen, eingeleitet von Goethe, Frankfurt 1830; Hoffmeister, S.s Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang, Stuttgart 1830—42, 5 Bde.; Schwab, S.s Leben in drei Büchern, das. 1840; Bulwer, S.s Leben und Werke, deutsch von Kletke, Berlin 1848; Palleske, S.s Leben und Werke, das. 1858, 2 Bde.; Scherz, S. und seine Zeit, Leipz. 1859. „S.s Denkwürdigkeiten u. Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften", geschrieben von ihm selbst, geordnet von Diezmann, Lpz. 1854; Hemsen, S.s Ansichten über Schönheit und Kunst im Zusammenhange gewürdigt, Göttingen 1854; Boas, S.s Jugendjahre, herausgegeben von Wendelin von Maltzahn, Hann. 1856, 2 Bde.; (A. Streicher), S.s Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85, Stuttgart 1846; Kuno Fischer, S. als Philosoph, Frankfurt 1858; Schmidt, S. und seine Zeitgenossen, Leipz. 1859; Kuhn, S., sein Leben und sein Streben, Berlin 1860; Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul (Mittheilungen über Goethe und S.), Heidelberg 1834; Briefwechsel S.s mit Körner, das. 1847, 4 Bde.; mit W. von Humboldt (enthält eine Vorerinnerung über S.s Geistesgang), Stuttg. 1830; mit Goethe, das. 1828—29, 6 Bde.; Emilie von Gleichen (S.s Tochter), S. und Lotte, das. 1856. Unter den Werken bildender Kunst zu S.s Dichtungen ragt hervor die Schillergallerie von Pecht und Ramberg, Leipzig 1859. Die Schillerliteratur findet sich am vollständigsten verzeichnet in Constant Wurzbach von Tannenbergs „Schillerbuch", Wien 1859.

S.s Vater (s. oben) starb als Oberstwachtmeister und Inspektor der herzoglichen Gärten zu Solitude den 7. September 1796; dessen Gattin (s. oben) 1802 zu Cleversulzbach im Oberamt Neckarsulm. S.s Gattin, Charlotte, geboren den 22. Nov. 1766, überlebte den Dichter um volle 21 Jahre. Nach einem durch Augenkrankheit, die sie der Blindheit nahe brachte, getrübten Alter starb sie zu Bonn den 9. Juli 1826. S.s älteste Schwester, Elisabethe Christophine Friederike, geboren den 4. Sept. 1757, seit 1786 an den meiningischen Bibliothekar Reinwald verheirathet, starb den 31. August 1847 zu Meiningen. Eine jüngere Schwester, Dorothea Luise, geboren 1767, wurde die Gattin des Stadtpfarrers Frankh zu Möckmühl; die jüngste Schwester Nanette starb unverheirathet am 23. März 1796. S.s Kinder: Karl Friedrich Ludwig, geboren den 14. September 1793 zu Ludwigsburg, ward den 18. Febr. 1845 mit seiner Familie in den Freiherrenstand erhoben und starb als würtembergischer Oberförster a. D. den 21. Juni 1857; Ernst Friedrich Wilhelm, geboren den 11. Juli 1796, starb am 19. Mai 1841 zu Bilich bei Bonn als preußischer Appellationsgerichtsrath; Karoline Friederike Luise, geboren den 13. Okt. 1799 zu Jena, verheirathete sich 1838 mit dem schwarzburgischen Bergrath Junot zu Rudolstadt und starb den 19. Dec. 1850 zu Würzburg; Emilie Friederike Henriette, geboren den 25. Juli 1804, seit 1828 Gattin des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, lebt zu Würzburg. Der einzige männliche Nachkomme S.s ist der Freiherr Friedrich Ludwig Ernst von S., Sohn Karl Friedrich Ludwigs von S., geboren den 28. Dec. 1826 zu Reichenberg, steht als Rittmeister in österreichischen Militärdiensten.

Schilling (vom latein. solidus), Münze in Deutschland, England, Dänemark, Schweden 2c. von Silber und Kupfer, oft auch nur Rechnungsmünze; in Hamburg $= {}^{1}/_{16}$ Mark, und zwar in Banknoten = 10,85 Centimes = 10,73 Pfennige, in Kurantgeld = 9,37 Centimes = 9 Pfennige; in Lübeck $= {}^{1}/_{16}$ Mark = 9,37 Centimes — 9 Pfennige; in Mecklenburg $= {}^{1}/_{48}$ Thaler = 7,8 Centimes $= 7{}^{3}/_{8}$ Pfennige; in Dänemark, Holstein und Lauenburg $= {}^{1}/_{16}$ Mark = 3 Centimes = 2,84 Pfennige; in England $= {}^{1}/_{20}$ Pfd. Sterling = 1 Franc 25,26 Centimes = 10 Sgr. 0,25 Pfennige; in Schweden $= {}^{1}/_{48}$ Reichsthaler = 2,98 Centimes = 2,86 Pfennige; in Norwegen $= {}^{1}/_{120}$ Speciesthaler = 4,72 Centimes = 4,54 Pfennige.

Schilling, Friedrich Gustav, fruchtbarer Belletrist, geboren den 25. November 1766 zu Dresden, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, trat 1781 in die sächsische Artillerie und machte als Offizier die Feldzüge von 1793, 1806 und 1807 mit, nahm dann wegen Nervenleiden seinen Abschied und ließ sich erst in Freiberg, dann in Dresden nieder, wo er den 30. Juli 1839 †. Seine „Sämmtlichen Schriften", meist Romane, die sich, besonders die komischen, durch lebendige Darstellung auszeichnen, erschienen in zwei Sammlungen, die erste von 50, die zweite von 44 Bänden (Dresden 1810—27) und eine Ausgabe letzter Hand in 80 Bänden (das. 1828—39).

Schillingsfürst, Schloß im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirk Rothenburg, bei Frankenheim, Sitz eines Landgerichts, hat einer Linie des fürstlichen Hauses Hohenlohe (s. d.) den Namen gegeben.

Schilter, Johann, Rechtsgelehrter und deutscher Alterthumsforscher, geboren 1632 zu Pegau in Sachsen, stand zuerst in sachsen-zeitzischen Diensten, ward 1668 Amtmann in Sahl, 1678 Mitglied des Konsistoriums zu Jena, 1686 Rathsherr zu Straßburg; † hier am 14. Mai 1705. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Exercitationes ad quinquaginta libros pandectarum" (Jena 1698, 3 Bde.; 3. Aufl. 1733); „Institutiones juris canonici" (das. 1681); „Institutiones juris publici Romano-Germanici" (Straßburg 1696, 2 Bde.); „Codex juris feudalis Alemannici" (das. 1697, 1728) und „Thesaurus antiquitatum teutonicarum", herausgegeben von Frick und Scherz (Ulm 1727, 3 Bde.).

Schimmel, gewöhnliche Bezeichnung einer Gruppe Pilze (s. d.), die, aus faserigen oder haarförmigen Flocken bestehend, sich als Ueberzug auf fast allen Körpern, Metallflächen ausgenommen, bilden, wenn sie in verschlossenen, oder doch dem Luftzuge nicht zugänglichen Räumen mit Feuchtigkeit in Berührung kommen, oder in Fäulniß übergehen. Man kann ihre Beschaffenheit schon bei mäßiger Vergrößerung ziemlich deutlich er-

kennen und insbesondere die fruchttragenden von den unfruchtbaren oft leicht unterscheiden, indem jene ihre Sporen oder Keimkörner theils frei, theils in der anschwellenden Erdzelle, theils auf einem flockigen Lager tragen. Sie vergehen meist ebenso schnell wieder, als sie entstehen, werden aber, indem sie das Verderbniß der Nahrungsmittel beschleunigen, zu lästigen Parasiten. Ihre Entstehung ist noch Objekt des Streits zwischen den Vertheidigern und Gegnern der Urzeugung (generatio aequivoca). Sie lassen sich nach ihren regelmäßig wiederkehrenden Merkmalen ebenso gut klassificiren als die vollkommeneren Gewächse und werden neuerlich, nachdem Persoon damit vorangegangen, in zahlreiche, natürlich nur mit Hülfe des Mikroskops unterscheidbare Gattungen und Arten getheilt. Der bekannteste, auf Fleisch, Brod und anderen in Fäulniß übergehenden Körpern erscheinende S. ist der gemeine Kopfschimmel (Mucor Mucedo *Linn*). Auf faulendem Obste zeigt sich der Fruchteischimmel (Oidium fructigerum *Link*), von dem der neuerlich durch den in Rebenpflanzungen angerichteten Schaden berüchtigte S. (Oidium Tuckeri) ein Gattungsverwandter ist. Auch der seegrüne Knoten- oder Kolbenschimmel (Aspergillus glaucus *Linn.*) wuchert auf modernden Pflanzen, Käse, Brod ꝛc. Der Lappenpilz (Rhacodium cellare *Pers.*) bildet in Kellern an Fässern und sonstigem Holzwerk oft mehre Fuß große, etwa eine Linie dicke, sammetweiche, aber fest verfilzte, schwarze, grün schillernde Ueberzüge, das sogenannte Kellertuch. Der Fenstermoder (Byssocladium fenestrale *Link*) bewirkt die strahlig auslaufenden, graulichen Flecken auf der inneren Fläche der Fensterscheiben in verschlossenen dumpfen Zimmern. Die sogenannte Wetterzotte oder die flockige Schwindfaser (Hypha floccosa *Link*) zeigt sich, baumwollenartigen schneeweißen Fäden gleichend, in Bergwerken. Von weit festerer Textur ist der sogenannte Brunnenzopf (Rhizomorpha subterranea *Pers.*), welcher faulenden Brunnenröhren entsprießt. Manche rechnen hierher auch das Veilchenmoos (Byssus Jolithus *Linn.*), welches sich durch die hochgelbe Farbe und den angenehmen Veilchengeruch von den übrigen Arten S. unterscheidet und in Gebirgsgegenden auf Steinen (Veilchensteinen) vorkommt.

Schimmelpenninck, Rütger Jan, niederländischer Staatsmann, geboren den 31. Oktober 1761 zu Deventer, studirte zu Leyden die Rechte und begann dann in Amsterdam die advokatorische Praxis. Nach der Eroberung Hollands durch Pichegru ward er Mitglied der ersten amsterdamer Stadtmagistratur, sowie später der batavischen Nationalversammlung und ging 1798 als Gesandter nach Paris, sodann in gleicher Eigenschaft nach London. Da er beim Ausbruche des Kriegs zwischen England und Frankreich die Neutralität Hollands vergebens zu wahren gesucht, trat er vom Staatsdienste zurück, ging aber bald wieder als Botschafter nach Paris, gewann dort Napoleons I. volles Vertrauen und trat nach der Einführung der neuen Konstitution der batavischen Republik (5. April 1805) als Rathspensionär an die Spitze der Regierung. Er rief manche gute Einrichtung, besonders in Finanzsachen, ins Leben, aber eine langwierige Augenkrankheit gab 1806 Napoleon Gelegenheit, seinen Bruder Ludwig zum König vorzuschlagen, dessen Erhebung S. vergebens zu hintertreiben suchte. Nach erfolgter Vereinigung von Holland und Frankreich erhob ihn Napoleon zum Grafen und Senator. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande zum Mitglied der ersten Kammer ernannt, † S. am 15. Febr. 1825 zu Amsterdam.

Schimpanse (Chimpanse, Simia troglodytes *Blmbch.*, Troglodytes niger), Affenart aus der Gattung Waldmensch, zu welcher außerdem noch der Gorilla (s. d.) gehört, scheint schon lange bekannt, aber früher mit anderen Arten verwechselt worden zu sein. Er ist 3—4½ Fuß groß und gehört mithin noch zu den großen Affen, wenn er auch bedeutend kleiner als der Gorilla ist. Sein Körper ist kurz und dick, mit etwas vorhängendem Bauch; der Kopf ist groß und gestreckt, die Stirn tritt zurück, die Ohren stehen ab, die Nase ist platt und klein, die Lippen sind dünn und sehr beweglich, die Augen sind mit Wimpern und Brauen versehen; die dünnen, aber kräftigen Arme reichen bis unter die Kniee herab, die Hände sind von mittlerer Größe und alle Finger mit Plattnägeln versehen. Der Körper ist, mit Ausnahme des Gesichts, der inneren Handflächen und in der Regel auch der Handrücken, ganz mit langen, groben und straffen, schwarzen Haaren bedeckt, und zwar stehen dieselben am Oberkörper dichter als am Unterkörper, und unter dem Kinn zieht sich ein Bart hin, der an den Wangen seine größte Länge erreicht. Der Gesichtsausdruck des S. ist sanft. Er ist wahrscheinlich bloß in Ober- und Niederguinea einheimisch, wo er die großen Wälder der Flußthäler und der Küste bewohnt und größere Gesellschaften bildet. Da er beim Gehen mit den Knöcheln statt mit den Sohlen auftritt, so ist sein Gang sehr ungeschickt und unsicher; gleichwohl soll er sich meist auf dem Boden aufhalten und Bäume nur besteigen, wenn er seiner Nahrung nachgeht oder Schutz sucht. Manchmal geht er auch auf den Hinterfüßen und legt dann die Vorderhände im Nacken zusammen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Seine Hauptnahrung sind Früchte, Nüsse und Wurzeln. Manche Negerstämme halten den S. für einen ausgearteten Menschen. Er ist zwar öfter lebend nach Europa gebracht worden, hat aber hier nicht ausgedauert. Seine Lebensweise ist noch ziemlich unbekannt.

Schimper, 1) Karl Friedrich, namhafter Botaniker, geboren den 15. Februar 1803 zu Mannheim, studirte zu Heidelberg und München, wo er mit A. Braun und Agassiz eine eigene philosophisch-botanische Schule begründete, und bereiste 1842—43 im Auftrage des damaligen Kronprinzen Max die bayerischen Alpen und die Rheinpfalz zum Zwecke geognostischer Untersuchung. Er gilt für den Entdecker der Gesetze der Blattstellung und für einen der Hauptbegründer der neuen botanischen Morphologie Er lebt seit mehren Jahren zu Schwetzingen.

2) Wilhelm, namhafter Reisender und Naturforscher, Bruder des Vorigen, geboren den 19. August 1804 zu Mannheim, lernte anfangs als Kunstdrechsler, trat dann ins Militär ein und

ward bei der Militäradministration beschäftigt. Nachdem er zu München gegen zwei Jahre lang dem Studium der Naturwissenschaften obgelegen, unternahm er 1829 eine botanische Reise nach Südfrankreich und Algier (vgl. „Reise nach Algier", Stuttgart 1834) und erhielt 1834 von dem würtembergischen Reiseverein den Auftrag, zum Zweck naturhistorischer Sammlungen Aegypten und Arabien zu bereisen. Er durchforschte Oberägypten, das peträische Arabien, das Innere von Hedschas, Abessinien, wo er drei Jahre verweilte und vom Fürsten Übye in Adaua mit einer Statthalterschaft über einen Distrikt betraut wurde, siedelte sich sodann auf dem Hochgebirg Samen an und ward nach Auflösung des würtembergischen Reisevereins von der Administration des Jardin des plantes zu Paris mit einer permanenten wissenschaftlichen Mission für Abessinien betraut. Er versah von hier aus die pariser und andere naturhistorische Sammlungen mit werthvollen Beiträgen.

3) **Wilhelm Philipp**, namhafter Naturforscher, geboren den 8. Jan. 1808 zu Dosenheim bei Elsaß-Zabern, Vetter der Vorigen, widmete sich zu Straßburg theologischen Studien, ward nach kleineren wissenschaftlichen Reisen 1835 Aide naturaliste am naturhistorischen Museum zu Straßburg und rückte 1838 zum Konservator, 1839 zum Direktor der Anstalt auf. Er hat sich besonders als Bryolog Ruf erworben. Seine Hauptschriften sind: „Plantes fossiles des Vosges" (Leipzig 1844); „Bryologia Europaea" (Stuttgart 1836—54, 6 Bde., mit 640 Tafeln, im Verein mit Bruch begonnen); „Stirpes normales bryologiae Europaeae" (Straßburg 1844—54); „Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des Sphagnum" (Paris 1854); „Palaeontologica Alsatica" (Straßburg 1854 f.) und „Synopsis muscorum" (Stuttgart 1860).

Schinderhannes, s. Bückler.

Schinghit, Stadt in der Oase Wadan (Aderer) im westlichsten Theile der Wüste Sahara, ein wichtiger Handelsplatz, der besonders Salz nach dem Sudan und nach Senegambien exportirt; die Bewohner sind Araber.

Schink, **Johann Friedrich**, deutscher Dichter und Dramaturg, geboren am 29. April 1755 zu Magdeburg, widmete sich zu Halle hauptsächlich ästhetischen Studien, ward 1779 Theaterdichter in Hannover, ging 1780 nach Wien, kam 1789 als Theaterdichter und Dramaturg zu der Bühne Schröders nach Hamburg, lebte von 1797 an in Ratzeburg, verweilte 1812—16 in Holstein, dann in Berlin und † den 10. Febr. 1835 als Bibliothekar der Herzogin von Sagan. Schon als Student hatte er mit seinem Trauerspiel „Gianetta Montaldi" einen von der hamburger Bühne ausgesetzten Preis gewonnen. Später schrieb er u. A.: „Dramaturgische Fragmente" (Grätz 1781—84, 4 Bde.); „Dramaturgische Monate" (Schwerin 1790, 4 Bde.); „Johann Faust" (Berlin 1804, 2 Bde.); „Romantische Darstellungen" (Altenburg 1822); „Darstellung des Lebens und des Charakters Lessings" (Berlin 1825).

Schinkel, **Karl Friedrich**, berühmter Architekt, zugleich namhafter Maler, geboren den 13. März 1781 zu Neuruppin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das in Berlin von Gedike geleitete und widmete sich sodann dem Studium der Kunst, vornehmlich dem der Architektur, worin er ein Jahr lang den Oberbaurath Gilly, dann dessen Sohn, den Professor und Bauinspektor Friedrich Gilly, zu Lehrern hatte. Als letzterer nach etwa 2 Jahren starb, ward S. mit Fortsetzung der von demselben begonnenen architektonischen Arbeiten beauftragt, doch setzte er daneben auch das theoretische Studium der Bauwissenschaft auf der Bauakademie fort. Nach einer Reise nach Italien, wo er sich mit den Monumenten der klassischen Architektur bekannt machte und in Sicilien auch zu landschaftlichen Studien veranlaßt wurde, widmete er sich seit 1806 der Landschaftsmalerei und lieferte namentlich auf eine brillant dekorative Wirkung berechnete dioramenartige Bilder. Im Jahre 1810 ward er Assessor in der errichteten Baudeputation, 1811 Mitglied der königlichen Akademie zu Berlin und 1820 Professor und Mitglied des akademischen Senats. Im Mai 1815 war er in die Stelle eines geheimen Oberbauraths aufgerückt, wurde 1819 Mitglied der technischen Deputation im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen, und 1839 erhielt er die Stelle eines Oberlandesbaudirektors, doch † er schon am 9. Oktober 1841. Der König ließ sein marmornes Standbild in der Vorhalle des von ihm erbauten Museums aufstellen. S.s künstlerische Richtung im Allgemeinen ist eine klassische, und zwar nahm er sich insbesondere die griechischen Werke aus dem Zeitalter des Pericles zum Muster, wiewohl er uns auch in ganz neuer und eigenthümlicher Zusammenstellung jene Formen vorführt und originelle Kompositionen aus dem inneren Geiste der antiken Kunst sich in vollkommener Freiheit entwickeln läßt. Daß ihm aber auch der romanisch-mittelalterliche Baustyl nicht fremd war, beweisen vornehmlich seine Architekturgemälde, sowie seine Entwürfe zur Restauration der berühmtesten gothischen Dome. Doch folgte er so streng den Principien der klassischen Kunst, daß er auch letzteren Styl nach ihnen umzubilden suchte. Unter S.s Entwürfen finden sich nur wenige, in denen der griechische Baustyl ohne Modifikationen angewandt worden wäre, so die Seitengebäude des potsdamer Thors in Berlin, dorische Prostyle von höchster Reinheit und Vollendung der antiken Form, während bei der Hauptwache in Berlin sich schon eine eigenthümlich freie Behandlung der griechischen Bauformen bemerklich macht. Zu S.s großartigsten Bauanlagen gehört die des Museums zu Berlin; das würdigste Beispiel aber, wie S. die Formen der griechischen Architektur für die heutigen Zwecke anzuwenden wußte, bildet das von ihm erbaute Schauspielhaus zu Berlin. Diesen Werken reihen sich an der Entwurf zu dem Neubau eines Palais des Prinzen von Preußen am Opernplatze zu Berlin und der Umbau des alten Johanniterordenspalais in Berlin zu einem Palais für den Prinzen Karl. Daneben sind noch hervorzuheben: die Anlage der neuen Packhofsgebäude zu Berlin, die Sternwarte, die Façade der Artillerieschule, die Verlängerung der Wilhelmsstraße zu Berlin, das Casinogebäude zu Potsdam und verschiedene

Wohnhäuser zu Berlin. Im reinsten klassischen Styl gehalten sind das Schloß Krzeskowice, das Schlößchen des Prinzen Karl zu Glienicke bei Potsdam, das Gesellschaftshaus im Friedrich-Wilhelmsgarten bei Magdeburg, das Schlößchen Tegel und der Charlottenhof bei Potsdam. Einige seiner Entwürfe zeigen eine größere oder geringere Verwandtschaft mit dem Baustyl der toskanischen Paläste des 15. Jahrhunderts, so das Palais des Grafen Redern in Berlin. Aehnlich, nur heiterer und freier gehalten ist der Entwurf zu einem Palais des Prinzen von Preußen am pariser Platze zu Berlin, sowie der einfachere für das Rathhaus in Zittau, und die für einen Umbau des berliner Rathhauses projektirte Façade. An anderen Werken S.s ist die weitere Fortbildung der heutigen Architektur auf stetige Weise wahrzunehmen. Hierher gehören die beiden kleinen Gebäude zur Seite des neuen Thors von Berlin. Im verwandten Styl, aber ungleich reicher in der Gesammtkomposition ist die Architektur des hamburger Schauspielhauses. Unmittelbar dem Bedürfniß angepaßt und doch im Einzelnen ganz dem griechischen Baustyl adäquat ist das Gebäude der neuen Bauschule zu Berlin. Unter den Kirchenplänen S.s nennen wir besonders den der Werderkirche zu Berlin. Für die Mehrzahl seiner Kirchenpläne hat er die alten Basiliken zum Muster genommen; die meisten seiner hierher gehörigen Entwürfe sind aber nicht zur Ausführung gekommen. Dasselbe Schicksal hatte sein Plan zur Restauration der Akropolis von Athen zu einem griechischen Königspalaste. Am konsequentesten tritt S.s klassische Richtung in seinen Entwürfen für rein monumentale Zwecke hervor. Einen bedeutenden Cyklus unter diesen Entwürfen machen diejenigen aus, welche für ein in Berlin zu errichtendes großartiges Denkmal Friedrichs des Großen bestimmt sind. Die übrigen monumentalen Entwürfe S.s beziehen sich auf die Ereignisse der Befreiungskriege, so das in Eisen gegossene kolossale Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin und das Grabdenkmal Scharnhorsts. Als einem materiellen Zweck dienend und damit zugleich die edelste monumentale Bedeutung verbindend ist die neue Schloßbrücke in Berlin zu nennen. Außer trefflichen Kompositionen für Giebelfelder hat S. auch selbstständige Werke bildender Kunst geliefert, worunter seine Entwürfe zu den in der Vorhalle des berliner Museums auszuführenden Wandmalereien den ersten Platz einnehmen, aber nur zum kleinen Theil zur Ausführung gekommen sind. Dieselben stellen die Entwickelungsmomente der Kultur, der harmonischen Gestaltung des Lebens in seiner Erscheinung dar, sofern dieselbe aus dem Geiste der Schönheit hervorgeht. S. wird ferner den vorzüglichsten Landschaftsmalern zugezählt, welche zu dem neuen Aufschwung der Kunst im 19. Jahrhundert wesentlich beigetragen haben. Sein architektonisches Genie spricht sich aber auch in seinen landschaftlichen Darstellungen aus, indem er es liebt, großartige Baulichkeiten zum Hauptgegenstande zu machen und die Scenen der freien Natur und des menschlichen Verkehrs in Uebereinstimmung mit ihnen zu gestalten. Hier sind hervorzuheben die Ansicht des Theaters von Taormina, der Marcusplatz von Venedig, die Meeresgrotten bei Sorrento, der Dom zu Mailand in äußerer und innerer Ansicht, das Innere der St. Peterskirche in Rom, das Kapitol bei Mondschein u. a. m. Seine meisterhaften Darstellungen der sieben Weltwunder, die Gropius zur Ausstellung brachte, an dessen Dioramen er überhaupt viel Antheil nahm, sind mit der besonnensten Benutzung der Berichte der Schriftsteller des Alterthums ausgeführt worden. Andere treffliche Gemälde charakterisiren theils das griechische Leben, theils das deutsche und nordische Mittelalter. In seinen Darstellungen gothischer Prachtgebäude folgt er ganz der reichen Entwickelung dieses Styls, welche er vornehmlich in Frankreich und Deutschland gefunden. Auch bei der Restauration der Dome von Köln, Magdeburg, Brandenburg, des Schlosses Marienburg &c. suchte er stets auf die ursprüngliche Anlage jener Gebäude zurückzugehen. In unmittelbarem Zusammenhang mit seinen landschaftlich-architektonisch-optischen Malereien stehen sodann die Entwürfe zu Theaterdekorationen, die vornehmlich unter architektonischen Formen die Kulturzustände der verschiedensten Zeiten u. Länder in harmonischem Kolorit vor Augen führen u. eine neue würdigere Richtung der Dekorationsmalerei angebahnt haben. Endlich ist noch seiner Einwirkung auf die Kunstindustrie zu gedenken. Die geläuterten Formen, welche den derartigen Erzeugnissen Berlins gegenwärtig einen so großen Vorzug verleihen, hat man großentheils seinen Bemühungen zu verdanken. Für die Arbeiten des Malers und des Stukkatorers, für die Ausführung gewirkter Teppiche, Mobilien und Geräthschaften der mannichfachsten Art hat er hier eine große Anzahl höchst reizvoller Muster immer neu und in jener klassischen Reinheit geliefert. S.s Hauptwerke sind: „Sammlung architektonischer Entwürfe“ (Berlin 1820—37, 26 Hefte; neue Aufl., Potsdam 1841—45); „Werke der höheren Baukunst“, 3 Lieferungen à 12 Blatt in Aquatinta, Kupferstich, buntem und Thondruck (Potsd. 1845—46); „Grundlagen der praktischen Baukunst“ (Berlin 1834; 2. Aufl. 1835, 2 Bde.); „S.s Möbelentwürfe“ wurden herausgegeben von Lhode (das. 1835 ff.). Vgl. die Charakteristiken S.s von Kugler (Berlin 1842), Böttcher (das. 1857) u. Quast (Neuruppin 1866) u. „Aus S.s Nachlaß“, herausgegeben von Wolzogen (das. 1862—64, 4 Bde.).

Schinus *L.* (Mastixbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthen, den 5theiligen Kelch, die 5 Kronenblätter, den fehlenden Griffel, die 3 Narben und die 3fächerige, 3samige Beere mit knochenharter Schale, Bäume in Südamerika. S. Molle *L.*, Mollebaum, 8—12 Fuß hoch, enthält in Menge einen harzigen Milchsaft von starkem, aromatischem Geruch. Rinde u. Blätter werden äußerlich zu Umschlägen gegen Fußgeschwülste, Gliederreißen, gegen Wunden und Geschwüre gebraucht. Die röthlichen erbsengroßen Steinfrüchte enthalten süßes Fruchtfleisch, woraus man in Peru ein Getränk und eine Art Syrup bereitet. In Italien, wo der Baum sich sehr gut kultiviren läßt, benutzt man die Blätter

als einen gewürzartigen Zusatz zum Salat. Auch dienen sie zum Gelbfärben. Bei S. terebinthifolius *Raddi*, blätteriger Mastixbaum, häufig in der Nähe von Rio-de-Janeiro, quillt aus der gewürzhaft-adstringirenden Rinde ein wohlriechendes Harz hervor, welches wie Mastix gebraucht wird. Gleiche Anwendung hat ein in den Samenkernen enthaltenes Oel.

Schinz, Rudolf Eduard, ausgezeichneter Ingenieur, geboren den 17. December 1812 in Zürich, bildete sich auf der Industrieschule daselbst und 1830—33 auf der polytechnischen Schule in Paris und war bis 1836 in der Schweiz mit dem Bau mehrer Brücken, sodann beim Bau der paris-versailler Eisenbahn, von 1838 an bei dem der preßburg-baseler und 1844—49 bei dem der köln-mindener Eisenbahn beschäftigt, widmete sich darauf vorzugsweise dem Bau der Hänge- und Gitterbrücken u. begründete seinen Ruf besonders durch die Pläne zu den großartigen Eisenbahnbrücken über die Weichsel und Nogat bei Dirschau und Marienburg, † aber noch vor Vollendung derselben den 8. Oktober 1855 in Dirschau.

Schinznach, Dorf im schweizerischen Kanton Aargau, Bezirk Brugg, an der Aar und der schweizerischen Nordostbahn (Linie Olten-Turgi), hat eine Privatirrenanstalt, Strohflechterei und 1340 Einw. Dabei das schinznacher Bad (auch habsburger Bad genannt, nach dem nahen Schloß Habsburg), mit einer warmen Schwefelwasserquelle (28° R.).

Schio, Stadt in Venetien, in einer fruchtbaren Ebene, hat ein Kollegiatkapitel, ein Kloster der Augustinerinnen, ein Institut der barmherzigen Schwestern, 2 Spitäler, eine Streichgarnspinnerei, Tuchfabrikation, Marmorbrüche, Porzellanerdegruben und 5979 Einw.

Schippenbeil, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Friedland, an der Mündung der Guber in die Alle, mit Gerichtskommission, Wattefabrikation, Kürschnerei, Woll- und Leinweberei und 3016 Einwohnern. In der Umgegend zahlreiche Ueberreste des altpreußischen Heidenthums.

Schirach, Gottlob Benedikt von, deutscher Publicist, geboren 1743 zu Tiefenfurth in der sächsischen Oberlausitz, widmete sich in Leipzig und Halle dem Studium der klassischen Sprachen, der Geschichte und der schönen Wissenschaften, wurde 1769 Professor in der philosophischen Fakultät zu Helmstädt und ging 1780 als dänischer Legationsrath nach Altona, wo er den 7. Dec. 1804 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Biographien der Deutschen" (Halle 1771—74, 6 Bde.); „Biographie Kaiser Karls VI." (das. 1776), die ihm das Adelsdiplom erwarb, und das „Politische Journal" (Hamburg 1781 ff.), welches sodann von seinem Sohn, Wilhelm von S. (geboren am 25. September 1779, Konferenzrath in Kiel), bis 1812 fortgesetzt ward und später unter anderen Redakteuren bis 1839 erschien.

Schiras (d. i. Löwenbauch), Hauptstadt der persischen Provinz Farsistan, in einem reizenden Thal am Flüßchen Roknabad (Koremdesche) und dem Salzsee Baktegan, 4284 Fuß über dem Meere gelegen, hat eine Citadelle, einen Palast des Beglerbegs, eine Akademie, viele Moscheen, Schulen, Bazars, Karawanserais und Bäder, Fabriken von Seiden- u. Wollwaaren, Gewehren (besonders Säbeln), Seife, Töpfer- und Glasgeschirren, Schmelzwaaren, Petschaften, Rosenöl, Rosenwasser, Essenzen ꝛc., lebhaften Handel mit diesen Fabrikaten und 20—30,000 Einw. S. ist der Geburtsort der Dichter Hafis und Saadi, deren Gräber sich in der Nähe befinden. Einige Meilen davon entfernt sind die Ruinen des alten Persepolis. Die Umgegend von S. ist berühmt durch ihre Rosen und ihren trefflichen Wein, der im ganzen Orient sehr geschätzt wird. S. war nach dem Sturze der Sassaniden das Feld- und Hoflager der Khalifen in der Mitte des 7. Jahrhunderts und blühte besonders unter dem Mongolenherrscher Hulagu im 13. Jahrhundert. Ende des 14. Jahrhunderts wurde es von Timur erobert. Von 1749—79 war es die Residenz Kerinkhans und der Hauptsitz persischer Wissenschaft und Poesie. Am 25. Juni 1824 litt es durch ein Erdbeben sehr bedeutend, noch mehr aber am 21. und 22. April 1853 und am 1. und 3. Mai desselben Jahres, wobei es fast ganz zerstört wurde und gegen 10,000 Menschen umkamen. Vor dieser Katastrophe zählte die Stadt 50,000 bis 60,000 Einw.

Schirgiswalde, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, in gebirgiger Gegend an der Spree, Sitz eines Gerichtsamtes, hat eine schöne katholische Kirche, ein Schloß, Leinweberei, Strumpfwirkerei, Papierfabrikation und 2313 Einwohner. S. gehörte früher zu Böhmen (Enklave in Sachsen), zahlte jedoch weder an Oesterreich, noch an Sachsen Steuern und war der Sitz eines beträchtlichen Schleichhandels; es wurde erst am 4. Juli 1845 nebst den Ortschaften Neuschirgiswalde und Petersbach vollständig von Oesterreich an Sachsen abgetreten.

Schirmeck, Stadt im französischen Departement Vogesen, in der Tiefe eines schönen Thales an der Bruche, hat Baumwollmanufakturen, Gerberei, Färberei, Nägelfabrikation, Brauerei, Weinhandel und 1410 Einw.

Schirmer, 1) Johann Wilhelm, ausgezeichneter Landschaftsmaler, geboren den 5. Sept. 1807 zu Jülich, war erst Buchbinder, besuchte seit 1825 die Akademie zu Düsseldorf, bildete sich namentlich im Atelier Schadows, der sein Talent zuerst erkannte, fand schon 1828 mit seinem deutschen Urwald auf der berliner Kunstausstellung Beifall und ist als der Vater der düsseldorfer Landschaftsmalerei zu betrachten. Seit 1830 Hülfslehrer und seit 1839 Professor der Akademie zu Düsseldorf, war er es neben Lessing hauptsächlich, der die düsseldorfer Landschaftsmalerei zu einer Schule erhob. Das Resultat einer von ihm 1836 nach der Normandie und der Schweiz unternommenen Reise war das Verlassen der von ihm eingeschlagenen rein naturalistischen Richtung. Hatte ihn diese Reise zur Farbe und zur Tonwirkung hingeführt, wie die Werke: Herbstlandschaft, das Wetterhorn, die Jungfrau in der Schweiz, die Bergstraße, darthun, so datiren von seiner 1840 angetretenen italienischen Reise an die Bilder von seiner Hand, die man als stylisirte Landschaften zu bezeichnen

pflegt. Aber „sein Styl ist keine bloße Abstraktion, kein bloßes Schema, vor Allem keine Manier; er blieb stets in den Grenzen der natürlichen Unbefangenheit, doch wußte er die durch die Natur selbst gebotenen Stylformen in ihrer charakteristischen Bestimmtheit aufzufassen und in ihrer innerlichen Wahrheit wiederzugeben. Zusammengesetzt aus den Gegenden Deutschlands, der Normandie, der Schweiz und Italiens hat sich in seiner Seele gleichsam eine neue Natur geboren, die ihm allein eigen ist. Seine letzten Bilder gehören nicht mehr einer bestimmten Gegend an, sie sind der allgemeine Ausdruck für Stimmungen oder Gedanken; er strebt darin nach einem gewissen symbolischen Bau der Komposition, die meist wunderbar schön und groß ist". Am liebsten entnahm er seine Stoffe der grünen Waldeinsamkeit. Von seinen etwa 300 Werken nennen wir: Grotte der Egeria, im städtischen Museum zu Leipzig; die italienische Landschaft mit Pilgern, in der Akademie zu Düsseldorf; Schweizerlandschaft, im Museum zu Christiania; Mondlandschaft, im Besitz des Fürsten Rohan zu Prag; Abendlandschaft mit aufgehendem Mond und der Raub des Hylas, im Besitz des letzten Königs von Hannover. Neben der Oelmalerei beschäftigte sich S. auch mit Vorliebe mit der Radirung, sowie der Ausführung von Kohlenzeichnungen, unter denen namentlich seine 26 Blätter mit biblischen Landschaften einen bedeutenden Platz einnehmen. Im Jahre 1854 zum Professor der Landschafts- und Genremalerei an der Kunstschule zu Karlsruhe ernannt, brachte er dieselbe in Kurzem zu gedeihlichem Aufschwung. Er † daselbst den 11. September 1863.

2) **Wilhelm**, Landschaftsmaler, geboren 1804 zu Berlin, ebenfalls Schüler Schadows, bildete sich in Italien, ward 1833 Mitglied der berliner Akademie der Künste und 1839 Professor an derselben. Seine meist dem Süden entnommenen Bilder, in denen das architektonische Element vorherrscht, sind durch südliche Farbengluth und Reichthum der Darstellung ausgezeichnet. Von seiner Hand sind auch die Fresken im neuen Museum zu Berlin, welche ägyptische und griechische Lokalitäten zur Anschauung bringen.

Schirmvoigt (advocatus ecclesiae), s. Voigt.

Schirwan, vormals Kreis der russischen Provinz Kaspien, jetzt Hauptbestandtheil des 1846 neugebildeten russischen Gouvernements Schemacha in Transkaukasien, wird im Osten vom kaspischen Meer bespült und größtentheils von den östlichen Verzweigungen des Kaukasus durchzogen, während es sich im Südosten zu der weiten Ebene des Mündungsdelta des Kur absenkt. Das Land ist dort höchst fruchtbar und namentlich reich an den mannichfachsten Südfrüchten; in besonderer Blüthe steht daselbst auch schon seit alter Zeit die Seidenkultur. S. hieß im Alterthum Albania, war dann lange Zeit eine persische Provinz, wurde am 12. Oktober 1813 im Frieden von Gulistan von Persien an Rußland abgetreten und hier zunächst der sogenannten kaspischen Provinz zugetheilt, 1846 aber getrennt und daraus wesentlichen Theils die jetzigen Gouvernements Derbent und Schemacha (s. d.) gebildet.

Schirwindt, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Pillkallen, an der Szeschuppe und der polnischen Grenze, mit Gerichtskommission, Leinweberei, Bierbrauerei, starkem Mühlenbetrieb und 1632 Einw.

Schischkow, Alexander Semenowitsch, russischer Admiral, Minister und Schriftsteller, geboren 1754, machte als Seeoffizier verschiedene Reisen, wurde 1812 Staatssekretär, verabfaßte in dieser Stellung bis 1814 viele, später von ihm gesammelte (Petersburg 1816), gut stylisirte und von einem hohen patriotischen Schwung beseelte Aufrufe, Manifeste, Ukase und Reskripte, ward 1816 Präsident der Akademie der russischen Sprache, 1820 Mitglied des Reichsraths und 1824 Minister des öffentlichen Unterrichts, sowie Generaldirektor der geistlichen Angelegenheiten aller nichtgriechischen Konfessionen Rußlands; † im April 1841. Seine zahlreichen Schriften über Seewesen und russische Sprache erschienen als „Gesammelte Werke" Petersburg 1823—34, 14 Bde.

Schisdra (Shisdra), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kaluga, am gleichnamigen Flusse, südwestlich von Kaluga, hat bedeutende Gerbereien, sowie Tuch- und Glasfabrikation, ansehnlichen Handel und 9911 Einw. In der Nähe Eisenwerke.

Schisma (griech.), Trennung, besonders Kirchenspaltung, d. i. derjenige Zustand der katholischen Kirche, wo in Folge der Wahl mehrer Päpste die oberste Kirchengewalt getrennt und somit die Einheit der Kirche aufgehoben ist, z. B. das große S. von 1378—1417, s. Papst. Schismatiker heißen insbesondere auch Diejenigen, die sich wegen verschiedener Ansichten über Verfassung und gottesdienstliche Ordnung, im Gegensatz zu der im Abweichen vom Dogma der Kirche bestehenden Häresie oder Ketzerei, von der rechtgläubigen Kirche trennen. So nennt die katholische Kirche die Protestanten Häretiker, dagegen die nichtunirten griechischen und die armenischen Christen Schismatiker.

Schitomir, Stadt, s. v. a. Shitomir.

Schiwa (Siwa), eine der drei Hauptgottheiten der Hindu's, die man zusammen als Offenbarung des höchsten Wesens, als Alles erzeugende, erhaltende, zerstörende, aber auch wieder schaffende Kraft betrachtete, s. Indische Religion und Philosophie.

Schkeuditz, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, an der Elster und der leipzig-magdeburger Eisenbahn, mit Gerichtskommission, Leinweberei, Kürschnerei und 3529 Einw.

Schkölen, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, am Mönchsbach, mit starker Töpferei, Bierbrauerei und 2091 Einw.

Schlabrendorf, 1) Ernst Wilhelm von S., ausgezeichneter preußischer Staatsmann, geboren den 4. Februar 1719 aus einem im preußischen Schlesien begüterten Adelsgeschlecht, ward von Friedrich dem Großen zum wirklichen geheimen Rath, Staats- und Kriegsminister erhoben und vollendete als dirigirender Minister von Schlesien seit 1755 nach seines Königs eigener Anerkennung durch musterhafte Verwaltung das Werk der

kriegerischen Eroberung dieses Gebiets friedlich; † den 14. Dec. 1769.

2) Gustav, Graf von S., edler Sonderling, Sohn des Vorigen, geboren am 22. März 1750 zu Stettin, studirte zu Halle und Frankfurt an der Oder, bereiste dann Deutschland, Frankreich und England und ließ sich nach dem Beginn der Revolution in Paris nieder, wo ihm seine Wohlthätigkeit und seine ausgebreiteten Kenntnisse allgemeine Achtung verschafften. Als Freund der Girondisten in deren Fall verwickelt, entging er nur durch einen Zufall der Guillotine und erhielt durch Robespierre's Sturz die Freiheit wieder. Sehr einfach lebend, verwandte er einen ansehnlichen Ueberschuß seines Einkommens zu wohlthätigen Zwecken, besonders zum Besten seiner Landsleute. Napoleon I. ließ ihn trotzdem, daß sich S. ungescheut und offen gegen ihn aussprach, als einen unschädlichen Sonderling unangetastet, doch wurde er, als er 1813 zu thätiger Theilnahme am Befreiungskampf sich nach Preußen begeben wollte, durch Verweigerung seiner Pässe in Paris zurückgehalten. Dessen ungeachtet wußte er auf andere Weise seinen Patriotismus so erfolgreich zu bethätigen, daß ihm in Anerkennung seiner Gesinnung das eiserne Kreuz verliehen ward. Die letzten 10 Jahre seines Lebens verließ er sein Zimmer fast niemals; er lebte nur seinen Ideen und beschäftigte sich vorzüglich mit Erfindung einer Sprachmaschine, die vollkommen die menschliche Stimme nachahmen sollte. Er † am 22. August 1824 zu Paris. Er hatte wesentlichen Antheil an der Schrift seines Freundes J. F. Reichard: „Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat" (1804).

Schlacht, der Kampf zwischen Armeen oder großen Truppenmassen zur Herbeiführung einer Entscheidung, als dem nächsten Zweck des Kriegs. Fast zu allen Zeiten sind die S.en als die entscheidendsten Mittel zum Siege betrachtet worden, haben indessen nicht immer denselben Charakter gehabt. Bis zur Einführung der Pulvergeschütze rückten beide Theile einander so nahe, daß sie sich mit den Handwaffen erreichen konnten; hierauf begann ein Fechten Mann gegen Mann, das nur mit der gänzlichen Erschöpfung der Kämpfer endete, wenn nicht Feigheit die eine Partei früher zur Flucht bewog. Erst als nach Ausbildung der Taktik der Kampf nach einer gewissen Methode geführt werden konnte, betrachtete man eine wesentliche Störung dieser Ordnung als einen großen Nachtheil, der allein schon die Veranlassung zum Rückzuge wurde, indem ganze Armeen natürlich nicht in aufgelöster Ordnung kämpfen konnten. Auch im Mittelalter behielten die S.en noch denselben Charakter bei, obgleich in Folge des Gebrauchs der Feuerwaffen das unmittelbare Zusammentreffen der Streithaufen seltener wurde und höchstens nur in entscheidenden Momenten noch vorkam. Bald aber fing man an, sich immer mehr auszubreiten, um den Feuerwaffen mehr Spielraum zu geben, suchte sich dabei aber zugleich durch Terrainhindernisse zu decken. Die S.en verwandelten sich so nach und nach in Kanonaden und Füsiladen, und Mangel an Munition wurde ein Hauptbeweggrund zum Rückzug. Man fing an, auf dem Schlachtfelde zu manövriren, vornehmlich um des Gegners Flanke zu gewinnen. Die S.en wurden weniger blutig, mithin auch weniger entscheidend; denn wer sich durch dergleichen Manöver nicht aus der Fassung bringen ließ, fand leicht ein Mittel, sie durch ein ähnliches Gegenmanöver unschädlich zu machen. Durch die französische Revolution kam hohe Begeisterung in die neufränkischen Kriegerschaaren, und wenn diese auch nicht immer zum Siege führte, so erzeugte sie doch neue Ansichten über die Kunst der S.en, welche durch Napoleon I. und einige der berühmtesten französischen Generäle bald den jetzigen Grad der Ausbildung erhielt. Ohne irgend einer Kampfmethode den Vorzug zu geben, gewöhnte man sich, alle bekannten Mittel, durch welche der Erfolg gesichert werden konnte, in Anwendung zu bringen. Kanonaden, Tirailleur- und Massenfeuer, Bayonnet- und Kavallerieattaken, Bewegungen und Benutzung der Oertlichkeit zu besserem Widerstande, kurz Alles wurde nach Zweck und Umständen angewendet. Die S.en erhielten dadurch einen ganz neuen Charakter, dessen Grundzüge sich durch folgende Merkmale andeuten lassen: Aufstellung der Truppen in großen organischen Massen (Divisionen) hinter und neben einander; Entwickelung eines verhältnißmäßig kleinen Theils zum Gefecht, das oft mehre Stunden unterhalten wird, da Kanonen- und Tirailleurfeuer, die ihrer Natur nach nicht entscheidend wirken, fast die ganze Thätigkeit ausmachen, und die dazwischen fallenden Angriffe kleiner Truppenkörper mit blanker Waffe nur als Intermezzo's anzusehen sind, um hier oder da einzelne Terrainpunkte schneller zu gewinnen; Ablösung der erschöpften Truppentheile durch frische; endlich Vorrücken der bis dahin möglichst gedeckt und theilweise auch verborgen gehaltenen Massen, um noch vor Ende des Tages das vorgesteckte Ziel aller dieser Anstrengungen zu erringen. Oft aber brennt die S. den ganzen Tag über wie nasses Pulver ab, und wenn nun das nächtliche Dunkel Stillstand gebietet, weil Niemand sich dem blinden Zufall aussetzen will, so wird geschätzt, was jede Partei an völlig brauchbaren Streitkräften noch übrig haben könne, was man an Terrain gewonnen oder verloren hat, und wie es mit der Sicherheit des Rückzugs steht. Diese Resultate ziehen sich dann in einen einzigen Haupteindruck zusammen, aus welchem der Entschluß entspringt, das Schlachtfeld entweder zu räumen, oder am anderen Morgen das Gefecht mit größerem Nachdruck fortzusetzen. Die heutigen S.en tragen dieses Gepräge, weil die Armeen aller Staaten sich rücksichtlich ihrer inneren und äußeren Beschaffenheit fast ganz ähnlich geworden sind. Ist eine S. verloren, dann sind die Reserven die Bollwerke, an welchen sich die erste Kraft des verfolgenden Feindes bricht und unter deren Schutz der Feldherr seine geschlagenen Truppen zu sammeln und seinen Rückzug so anzutreten sucht, daß derselbe nicht in eine übereilte und verderbliche Flucht ausarte. Jede S. zerfällt übrigens in 3 Momente: Einleitung, Entwickelung und Entscheidung. In jedem dieser Momente können aber Angriff und Vertheidigung wechseln, sowie der Kampf der

einzelnen Abtheilungen seinen besonderen Zerstörungs- und Entscheidungsakt hat.

Schlachtenmalerei, Art der Historienmalerei, welche Massenkämpfe zur Anschauung zu bringen sucht und es daher nicht, wie die eigentliche historische Malerei, auf charakteristische Darstellung einzelner handelnder Individuen absieht. In sofern die früheren Schlachten weniger in geregelten Massen, welche den malerischen Darstellungen widerstreben, als vielmehr in lauter Einzelkämpfen, wo persönlicher Muth den Ausschlag gab, sich bewegten, eigneten sie sich mehr für die künstlerische Darstellung als die modernen Schlachten. Mannichfaltigkeit gewinnen dergleichen Gemälde namentlich durch das Hinzukommen der Pferde. Eins der berühmtesten Schlachtbilder ist die von Giulio Romano nach Raphaels Entwurf ausgeführte Schlacht Konstantins des Großen, der sich Lebruns Schlachten, Alexanders und Rubens' Amazonenschlacht anreihen. Kleinere Kampfscenen, Scharmützel, Ueberfälle 2c. malten in trefflicher Weise namentlich Antonio Tempesta, Hans Snellink, Esaias van der Velde, Joh. Asselyn, Pet. Snyders, Rob. von Hoeck, Fulcone, Jacques Courtois, Anton Franz van der Meulen, Phil. Wouverman, Karl Breydel und Georg Phil. Rugendas; neuerlich Pet. Krafft in Wien, Pet. Heß, Jos. von Schnitzer in Stuttgart, Heidegger Freiherr von Heideck, Albr. Adam in München, Krüger und Schulz in Berlin, vor Allen aber der Franzose Horace Vernet und sein Nachahmer Steuben.

Schlachtordnung, die Form, in welcher man Truppen aufzustellen pflegt, wenn man schlagen will; da man indeß stets mit geschlossenen Gliedern schlägt, so nennt man die Aufstellung einer Kompagnie, eines Bataillons 2c. mit geschlossenen Gliedern ebenfalls S. oder Schlachtstellung. Bei der gewöhnlichen (Grund- oder Normal-) Stellung bildet die Armee ein langes Viereck in 2 oder mehren Treffen, wobei die Infanterie in der Mitte, die Kavallerie entweder an den beiden Flügeln, oder nach der Beschaffenheit des Terrains anderswo, die Artillerie nach eben diesen Rücksichten aufgestellt und das Ganze noch durch eine hinter der Schlachtlinie aufgestellte Reserve gesichert ist. Ist diese sogenannte Normalstellung auch nicht eben die beste zur Offensive, so ist sie doch zur Defensive, besonders aber dann gut, wenn sie von dem Terrain unterstützt, oder durch dieses oder künstliche Vertheidigungsmittel geschützt wird. Unter den durch die Zufälligkeiten des Terrains, der Umstände und Absichten des Kommandirenden herbeigeführten S.en sind die bekanntesten und am öftesten in Anwendung gebrachten die schräge, die senkrechte und die S. mit abgesonderten Corps. Mittelst der schrägen S. greift man mit einem Theil der Truppen den Feind in der Flanke und im Rücken an. Bei der senkrechten S. greift man den Feind mit einem Theil der disponiblen Macht auf einem oder mehren Punkten mit Ueberlegenheit an, während der übrige Theil der Armee sich unmittelbar hinter dem angreifenden perpendikulär aufstellt. Die S. in abgesonderten Corps endlich gestattet mit weit von einander entfernten Corps auf verschiedenen Punkten anzugreifen, während der übrige Theil der Truppen ruht. Hierzu kommt noch die schachbretförmige S., deren man sich bedient, um das Wechseln der Treffen zu erleichtern und die wechselseitige Unterstützung der einzelnen Linien auf jedem Terrain zu begünstigen, sowie die S. en muraille, die, nach ihrem einer Mauer ähnlichen Ansehen benannt, darauf berechnet ist, die feindliche Linie durch eine zusammenhängende Kavalleriemasse, welche keine Intervallen zwischen sich läßt, anzugreifen und über den Haufen zu werfen.

Schlachtschitz, s. v. a. Slachcic.

Schlacken, glas- oder emailartige Abfälle der meisten Schmelzprozesse, entstehen durch Vereinigung der schon vorhandenen Basen und Säuren, oder erzeugen sich erst bei der Reinigung der Metalle durch Oxydation der fremden Beimengungen, so daß sie wesentlich aus Oxyden bestehen und Kieselsäure nur zufällig aufnehmen. Wichtiger als diese Oxydschlacken sind aber die auf zuerst angegebene Weise gebildeten Silikatschlacken. Sie bestehen meist aus Verbindungen der Kieselsäure mit Erden und Metalloxyden, enthalten wohl auch Fluor- u. Schwefelverbindungen und zuweilen in Stellvertretung für Kieselsäure Phosphorsäure, Schwefelsäure, Metallsäuren, Eisenoxyd u. Thonerde (Aluminatschlacken). Nach der Zusammensetzung der S. unterscheidet man Tri-, Bi-, Singulo- und Subsilikate, je nachdem der Sauerstoffgehalt der Kieselsäure dreimal, zweimal, gerade so groß oder geringer ist als der der Basen. Von der Zusammensetzung hängen aber die Eigenschaften der S. ab, die wesentlich auf den Gang des Schmelzprozesses einwirken. Eine Schlacke muß bei gleichartiger Beschaffenheit u. angemessener Schmelzbarkeit die gehörige Absonderung der neben der Schlacke erzeugten Produkte gestatten, auf diese weder zerlegend, noch auflösend einwirken u. dieselben vor der schädlichen Einwirkung der Gebläseluft als Decke schützen. Die S. sind entweder amorph, glasig, emailartig, steinig, erdig, oder krystallinisch (oft porphyrartig), glasige S. gehen bei langsamer Abkühlung bisweilen in den krystallinischen Zustand über. Die Farben der S. sind sehr verschieden und rühren vorwaltend von Metalloxyden und Schwefelverbindungen her. Die reinen Erdsilikate geben meist farblose S., doch sind geringe Mengen anderer Körper, wie Eisen und Schwefel, genügend, sie z. B. schön blau zu färben. Bei glasigen und emailartigen S. wechseln oft an einem kleinen Stück die verschiedenartigsten Farben, und zwar erscheinen die einzelnen Nuancen bald scharf getrennt, bald verlaufen sie in einander. Die Dichtigkeit der S. nimmt um so mehr zu, je rascher die Abkühlung erfolgt, während langsam abgekühlte S. härter sind als rasch erkaltete. Steinige S. sind im Allgemeinen härter als glasige. Man benutzt die S. vorzüglich als Zuschlag bei Schmelzprozessen und es kann ihre Wirkung beruhen auf ihrem Vermögen, je nach ihrer Zusammensetzung noch Basen oder Säuren aufzunehmen. Wird z. B. eine aus schwer und leichter reducirbaren Oxyden, wie Eisenoxydul, Kupferoxydul, Manganoxydul, Kobaltoxydul und Bleioxyd, bestehende Beschickung mit einer hinreichenden Quantität saurer S. einem reduciren-

den Schmelzen bei nicht zu hoher Temperatur unterworfen, so werden die Oxyde von Eisen, Mangan und Kobalt von der Schlacke aufgelöst, während Kupferoxydul und Bleioxyd zu Metall reducirt werden. Bei Mangel an S. wird auch ein Theil der ersteren Oxyde reducirt. Liegt der Schmelzpunkt der S. nicht zwischen den betreffenden leicht und schwer reducirbaren Oxyden, so werden entweder erstere verschlackt, wenn die Schlacke früher schmilzt, als sie sich reduciren, oder letztere werden, wenn die Schlacke zu strengflüssig ist, theilweise reducirt. Am häufigsten schlägt man Eisenfrischschlacken oder geröstete Schwefelkiese zu, deren Eisenoxydul alle Silikate leichtflüssig macht, Kupfer- und Bleioxyd austreibt, bei hoher Temperatur sich selbst reducirt und als Niederschlagmittel auf Schwefelungen wirkt. Oft sollen die S. im geschmolzenen Zustande ein Medium abgeben, in welchem die zerstreuten Theilchen der ausgebrachten Metalle, Schwefelungen ꝛc. zusammenfließen, oder sie sollen in Schachtöfen das Durchlaufen der Schliege verhindern, als Auflockerungsmittel dienen, hängengebliebene Beschickungstheile herabspülen ꝛc. Kieselerdearme und metallreiche S., z. B. vom Verblasen und Gaarmachen des Kupfers, werden für sich oder mit Zuschlägen einem reducirenden Schmelzen zur Abscheidung ihres Metallgehalts unterworfen. Saigere S. formt man zu Bausteinen, nachdem sie vorher im glühenden Zustande noch zum Heizen der Zimmer, zum Kochen ꝛc. gedient haben. Eisenfrischschlacken dienen zum Bedachen, saigere S. werden gefärbt und in Formen zu Bauornamenten gegossen, auch benutzt man sie als Glasur für Ziegel und ordinäre Thonwaaren. Glasige Eisenhohofenschlacken werden im Meiler- oder Kalkofen entglast und dienen dann als Chausseebaumaterial. Zu gleichem Zwecke läßt man wohl auch die S. in einer Grube zu einer größeren Masse zusammenlaufen und langsam abkühlen. Solche basaltirte S. sind bei großer Zähigkeit sehr hart. Hohofenschlacken, welche mit Säuren gelatiniren, können zur Anfertigung zu hydraulischen Kalken, zum Düngen, zur Anfertigung feuerfester Steine, zu Kitten und Dachziegeln, zur Darstellung von Alaun, Mörtel, Cäment, zur Reinigung von Holzsäure ꝛc. benutzt werden. Die sofortige Benutzung der mit S. gefüllten Thäler zum Ackerbau, nachdem sie mit etwas Erde überfahren sind, hat sich in Gartsherrie vortheilhaft erwiesen.

Schlackenwalde (Schlaggenwalde), Bergstadt im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, am Flößbache, mit Bergkommissariat, Bergamt, Dechanteikirche, Spital, berühmter Porzellanfabrik, Baumwollgarnmaschinenspinnerei, Fabrikation lackirter Waaren, Bergbau auf Zinn mit Zinnschmelzhütte und 3 Pochwerken und 3961 Einwohnern.

Schlackenwerth, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, an der Wistritz, mit Hauptschule, Spital, schönem Schloß mit Park, Rathhaus, Eisensteingruben und 1300 Einwohnern.

Schladming, Marktflecken im österreichisch-steiermärkischen Kreis Bruck, an der Ens, Sitz eines Bezirksamtes, hat alte Ringmauern, eine große protestantische Kirche, ein Spital und 1000 Einw. Früher war es eine wichtige Bergstadt; jetzt wird daselbst nur noch auf Nickel und Kobalt gebaut. In der Nähe mehre Eisenwerke und ein Wasserfall von 250 Fuß Höhe.

Schläfe, s. Schlaf.

Schläfenbein, Schläfengrube, s. Schädel.

Schläfrigkeit, s. Schlaf.

Schlämmen, technische Operation, welche die Trennung kleiner ungleich schwerer, stoffgleicher oder stoffverschiedener Theilchen bewirkt. Das S. besteht im Allgemeinen darin, daß man das zu verarbeitende Pulver mit Wasser anrührt und die gebildete Milch nach längerer oder kürzerer Ruhe von den inzwischen zu Boden gefallenen schweren Stoffen abfließen läßt. Je länger die Ruhe währt, um so mehr setzt sich ab und um so feiner wird das Pulver, welches sich später in besonderen Behältern aus der abgelassenen Flüssigkeit ablagert. Handelt es sich um die Trennung stoffverschiedener Substanzen, so ist die zu verarbeitende Masse oft viel weniger fein und die trübe Flüssigkeit mit den leichten und feinen Theilchen fließt dann oft fort, während man das schwere Erz oder Metall sammelt. In der Technik schlämmt man besonders den Thon zu Geschirr, Farben, Schleifmittel ꝛc.; in der Analyse schlämmt man Ackererden, um eine Vorstellung ihrer physikalischen Beschaffenheit zu erhalten.

Schlämmkreide, s. Kreide.

Schlaf (somnus), derjenige physiologische Zustand, in welchem die Aeußerungen des Bewußtseins zurücktreten oder selbst vollständig suspendirt sind. Die nächste Ursache dieses Zustandes scheint die zu sein, daß dem Gehirn im S. eine geringere Menge von Blut zugeführt wird als während des Wachens. Während des S.s setzen die äußeren Sinne ihre specifischen Verrichtungen aus, die willkürlichen Bewegungen fehlen und der gesammte Stoffwechsel wird erheblich gemindert. Man unterscheidet einen tiefen und leisen S. Der tiefe S. ist ruhig und dauert in der Regel länger, der leise S. ist oft zugleich auch unruhig. Aehnliche Unterschiede bietet der S. in seinem Verlauf dar; der Anfangsschlaf ist der tiefste und vorzugsweise erquickende: in ihm kommen die Verrichtungen des Körpers am meisten zur Ruhe. Die Dauer und Tiefe des S.s hängt von zahlreichen Einflüssen der Lebensweise, von der Gewohnheit, von manchen nicht näher bekannten individuellen Verhältnissen, ganz besonders aber vom Lebensalter ab. In den ersten Lebenswochen wacht das gesunde Kind fast nur, um Nahrung aufzunehmen; mit 6 Monaten bleibt es schon stundenlang wach, aber selbst ein Jahr alt schläft es immer noch mehr, als es wacht, und auch im dritten und vierten Jahr schläft es zeitweise während des Tages. Am tiefsten ist der S. im Knabenalter. Das 5—6jährige Kind schläft 9—10, der Erwachsene etwa 7 Stunden, der Greis viel weniger. Die Tiefe des S.s läßt sich exakt bestimmen durch die Stärke eines Schalls, welcher nöthig ist, den Schläfer zu wecken, wobei man die zum Erwecken nöthige Schallstärke der Tiefe des S.s proportional setzt. Die Tiefe des S.s nimmt anfangs rasch, dann langsamer zu, erreicht gegen das Ende der ersten Stunde den höchsten Grad, um hierauf rasch, später lang-

samer wieder abzunehmen. Die Tiefe des S.s ist $1\frac{1}{2}$ Stunden nach dem Einschlafen schon auf $\frac{1}{4}$, 2 Stunden später bereits auf $\frac{1}{6}$ des Maximalwerthes gesunken. In den letzten Stunden bleibt der S. sehr seicht, aber von ziemlich gleicher Tiefe. Der Uebergang in den S. erfolgt bei den meisten Menschen viel langsamer als das Aufhören desselben. Die Schärfe der Sinne nimmt allmählig ab, die sinnlichen Eindrücke werden immer weniger beachtet, die Muskeln versagen allmählig ihre Wirkung. Verhältnißmäßig am längsten erhält sich beim Einschlafen das Gehör. Das Erwachen geschieht am schwersten zu Anfang des S.s und ist dann, wenn das Wiedereinschlafen verhindert wird, häufig von Schwere des Kopfes, Müdigkeit, Verdrießlichkeit, Unfähigkeit zum Denken 2c. begleitet. Diese Erscheinungen stellen sich um so stärker ein, je größer das Ersatzbedürfniß des Körpers ist. Wird dagegen der S. nur kurz unterbrochen, so wird er tiefer, als er ohne die Unterbrechung gewesen wäre. Nach dem normalen Ablauf des S.s hat sich der Erwachte vollständig erholt. Das Hungergefühl nach dem S. ist trotz des vorausgegangenen Fastens nicht besonders lebhaft, die Sinne sind geschärft, die Aufmerksamkeit gesteigert. Man ist zu jeder körperlichen und geistigen Anstrengung neu gekräftigt. Diese Wirkungen bleiben aber nach einem zu langen, das individuelle Bedürfniß übersteigenden S. in der Regel aus. Im späteren Verlaufe des S.s werden die Sinne empfindlicher, die Träume lebhafter und deren Einfluß auf den Körper größer, die Muskeln sind weniger ruhig; der Organismus nähert sich allmählig den Verhältnissen, die das Wachen charakterisiren, und kommt in einen Halbschlaf, in welchem der Verkehr mit der Außenwelt nach u. nach wieder angeknüpft wird, so daß das Erwachen in Folge der geringfügigsten äußeren oder inneren Veranlassung eintritt. Eine physiologische Theorie des S.s, d. h. eine Darlegung nicht bloß der allgemeinen Nothwendigkeit einer periodischen Minderung oder theilweisen Aufhebung der physischen u. psychischen Thätigkeiten, sondern auch der vielfachen, körperlichen wie psychischen Bedingungen, welche im Verlaufe des Wachens und Schlafens eine fortschreitende Abnahme dieses Körperzustandes herbeiführen, ist vorläufig noch nicht möglich. Beim Menschen ist übrigens der S. in Bezug auf Periodicität und Intensität seiner Erscheinungen am stärksten entwickelt. Thiere, welche stehend schlafen, sind schon dadurch dem Zustande des Wachens näher gerückt und zeigen, wie viele Vögel, einen leisen S. In den niederen Wirbelthierklassen sind auf gewisse Stunden der täglichen Zeit vertheilte Gegensätze von S. und Wachen überhaupt nicht vorhanden. Der Winterschlaf, in welchen einige kleinere Säugethiere der gemäßigten und kalten Zone, besonders aber die Reptilien, einige Fische und viele andere Thierklassen verfallen, bietet als langwährender Zustand die Eigenschaften des tiefsten S.s mit sehr großer Herabsetzung oder vielmehr Aufhebung der Körperverrichtungen. Das Schlafen wird begünstigt durch körperliche und geistige Ermüdung, durch Minderung der äußeren Sinnesreize oder durch fortgesetzte monotone Einwirkung solcher (z. B. durch einförmige Geräusche), ferner durch Kälte, starke Mahlzeiten, den Genuß von Spirituosen und gewisser Gifte (Narcotica). Das Erwachen dagegen wird begünstigt durch Traumvorstellungen, durch gewisse Gemeingefühle, wie sie namentlich durch starke Ansammlung von Koth im Mastdarm, von Harn in der Blase hervorgerufen werden. Als äußere Weckungsmittel dienen die Sinnesreize, namentlich der Schall, grelles Licht, Erregungen der Hautnerven. Starke Verminderung oder völliges Aufhören gewohnter Reize können ebenfalls erwecken. Der Müller erwacht, sobald das gewohnte Geräusch des Mühlwerks aufhört. Was die einzelnen Körperverrichtungen während des S.s anbetrifft, so sinkt die Pulsfrequenz des schlafenden Erwachsenen um 3—10 Schläge in der Minute. Bei Kindern tritt während des S.s verhältnißmäßig die größte Herabsetzung der Pulsfrequenz ein. Die Athemzüge der Schlafenden sind seltener und oberflächlicher als beim Wachenden. Die Harnabscheidung während des S.s beträgt etwa nur die Hälfte von der während gleicher Zeit im Wachen abgeschiedenen Menge; dafür ist aber der im S. abgeschiedene Harn viel koncentrirter. Der Stoffwechsel ist während des S.s in fast allen seinen Einzelerscheinungen gesunken. Alle Ab- und Ausscheidungen sind vermindert, die Verdauung und Aufsaugung erfolgen entschieden langsamer. Die organischen Wärmequellen haben abgenommen, daher das größere Bedürfniß nach Schutz gegen Abkühlung und die größere Geneigtheit des Körpers zu Erkältungen. Die Temperatur sinkt im Verlaufe des S.s um etwa $\frac{3}{4}$—1° C. unter ihren Maximalwerth während des Wachens. Die dem Willen unterworfenen Muskeln sind um so regungsloser, je tiefer der S. ist. Die Schlafbewegungen, auch die halbbewußten des Träumenden, erscheinen ungeschickter und zweckloser. Reflexionserscheinungen (s. d.) kommen im S. häufig vor. Der leisere S., namentlich aber lebhafte Träume sind von einzelnen Bewegungen der Extremitäten, von Veränderungen der Gesichtszüge, von der rhythmischen Thätigkeit der Athemmuskeln begleitet. Im starken Affekt kann der Träumende sich aufrichten und sogar das Bett verlassen. Die Zustände der Muskulatur geben zu dunkeln Gemeingefühlen Veranlassung; in Folge davon wechselt der nicht allzu tief Schlafende die Lage seiner Glieder, wenn sie auf die Dauer unbequem wird, die durch Fülle der Harnblase bedingten Muskelgefühle führen zum Aufwachen 2c. Die Empfindlichkeit der Sinne nimmt in hohem Grade ab, doch ist ihr Verkehr mit der Außenwelt nicht vollständig aufgehoben. Der Schlafende reagirt auf Reize von einer gewissen Stärke oder von fortgesetzter Einwirkung und erwacht sogar, wenn gewohnte Reize plötzlich aufhören. Der Tastsinn und vor Allem das Gehör bewahren ihre Reizempfänglichkeit am längsten. Das getrübte Bewußtsein verhindert übrigens die richtige Auffassung der Sinnesreize, so daß die Eindrücke, die der Schlafende von außen empfängt, immer nur unvollkommen sind u. höchstens die Richtung der Träume im Allgemeinen zu bestimmen vermögen. Die psychischen Thätigkeiten im S. äußern sich als Traum, für welchen folgende Momente charakteristisch sind. Er stellt sich

immer nur unwillkürlich ein und ist mit der Täuschung verbunden, daß wir Dinge unserer Einbildung für Wirklichkeiten halten. Das Bewußtsein ist beim Träumen niemals ganz frei thätig, in der Regel sogar in hohem Grade gehemmt. Die Erinnerung an die gehabten Träume ist meist sehr unvollständig, oft ganz aufgehoben, und die Schätzung ihrer zeitlichen Dauer geradezu unmöglich. Die Frage, ob die psychischen Thätigkeiten im S. gänzlich aufhören können, muß als eine offene betrachtet werden. Vgl. Traum, Alp.

Schlaf (im Plural Schläfe, tempora), der auf beiden Seiten des Kopfes, über der Wange und Kaumuskelgegend gelegene platte Theil des Schädels, dessen vorderer Theil unbehaart, der hintere, obere, auch Oberohrgegend (regio supraauricularis), behaart ist. An der Grenze zwischen diesen beiden Theilen befindet sich das äußere Ohr, in gleicher Höhe mit der Nase. Der Name S. scheint daher zu kommen, weil man im S. auf dieser Gegend zu liegen pflegt. Hier ist die Hirnschale am dünnsten und der Schlag der Schläfenarterie bemerklich.

Schlafapfel, s. Gallen.

Schlaffheit, derjenige Zustand fester Körper, in dem ihnen die ihnen sonst eigenthümliche Spannung mangelt; der Uebergang in diesen Zustand heißt Erschlaffung. Im lebenden Körper ist eine dauernde S. stets mit Schwäche verbunden, wenn sie nicht naturgemäß mit Spannung abwechselt, wie bei der Muskelthätigkeit. Kinder, Weiber, phlegmatische Personen, müßige Menschen haben in der Regel einen schlaffen Körper.

Schlaflosigkeit (agrypnia), nervöser Zustand von großer praktischer Bedeutung, da derselbe bei längerer Dauer, namentlich bei Kindern und jungen Leuten, zu den quälendsten, erschöpfendsten und selbst tödtlichen Zwischenfällen gehört. Die S. verbindet sich gern mit allgemeiner Hitze, Unbehagen, Kopfweh, Muskelzuckungen, ängstlichen Träumen und Aufschrecken; sie hinterläßt Abspannung, üble Laune, Nervenreizbarkeit, Appetitmangel ꝛc. Die S. beruht immer auf einem gereizten Zustand der sensibeln Nerven, mag die Reizung nun eine mehr psychische sein, wie bei lebhaften Gemüthsaffekten, anhaltendem Studiren, lebhaftem Schmerz, oder mag sie körperlich bedingt sein durch Blutwallungen, Fieber, Rausch, übermäßigen Genuß von Thee und Kaffee, durch Tabakrauchen, Mißbrauch von narkotischen Arzneimitteln, durch juckende Hautkrankheiten (prurigo, Krätze), durch Husten, Herzklopfen, Athemnoth u. dergl. Die S. verschlimmert sich je nach diesen Ursachen durch abendliche Aufregung und Anstrengung des Geistes, durch Erregung der Phantasie, durch zu starke Körperbewegungen, den Genuß erhitzender Getränke, Rauchen starker Tabake vor dem Zubettgehen, welche sämmtlich die Herzbewegungen verstärken. Die Behandlung der S., möge sie nun für sich bestehen, wo sie meist ein Vorbote schwerer Nerven- und Geisteskrankheiten ist, oder möge sie die Begleiterin anderer Krankheiten sein, richtet sich hauptsächlich auf Vermeidung der oben genannten Ursachen, daher auf geistige und körperliche Beruhigung, auf Zerstreuung des Geistes, auf zweckmäßige Regulirung der geistigen und körperlichen Thätigkeiten. Das Schlafzimmer sei kühl, die Luft daselbst rein, das Bett nicht zu warm. Lärm, starke Gerüche, Nachtlicht und andere Sinnesreize müssen aus der Schlafstube entfernt werden. Ein monotones Geräusch, ebenso das Zählen des Einmaleins und ähnliche monotone Geistesbeschäftigungen fördern das Einschlafen. Oft ist es nöthig, vor dem Zubettgehen ableitende Mittel (Fußbäder, Senfteige auf die Waden, Klystiere) anzuwenden. Bei geschwächten und älteren Personen thut bisweilen ein vor dem Schlafengehen genossenes Glas guten Lagerbieres oder alten Weines gute Dienste, bei jüngeren, zu Herzklopfen geneigten Personen eine kalte Waschung des Oberkörpers u. ein Trunk kühlen Wassers mit Brausepulver. Die sogenannten Einschläferungsmittel, von denen Morphium und Opium noch die zuverlässigsten sind, dienen nur als Palliative gegen einzelne schlafstörende Zufälle (z. B. zur Beschwichtigung des Hustenreizes und Schmerzes, Digitalis zur Beruhigung der Herzschläge). Sie hinterlassen aber, als wirkliche Schlafmittel gegeben, Abspannung und eine immer höher steigende, zuletzt die größten Gaben der Narcotica verlangende Neigung zu S.

Schlafsucht (hypnosis, sopor) nennt man gewisse krankhafte Zustände von mehr oder weniger vollständigem Schwinden des Bewußtseins und der Empfindlichkeit aller Sinnesnerven, welche in der Form eines krankhaft übermäßigen, allzu langen und allzu tiefen Schlafes auftreten. Die S. unterscheidet sich vom Schlagfluß durch das Fehlen der Muskellähmungen, von Ohnmacht und Scheintod durch deutlichen Herzschlag und deutliche Athmungsbewegungen. Die verschiedenen Zustände, welche man als S. bezeichnet und welche mehr nur ein Symptom verschiedener Krankheiten als selbstständige Krankheitszustände darstellen, sind folgende: Das Coma, komatöser Zustand, ist eine besonders bei fieberhaften Krankheiten rasch eintretende und kürzere Zeit anhaltende S., bei welcher der Kranke unausgesetzt tief schläft und sich vor Beendigung des Anfalls gar nicht ermuntert, sondern auch aufgerüttelt gleich wieder einschläft (coma somnolentum). Hiervon unterscheidet man die Schlafwachsucht (coma vigil), jenen Schlaftaumel oder Halbschlaf, wobei der Kranke zwar noch spricht, auf Schütteln und Anreden antwortet, auch die Augen halboffen hat, aber ohne sich klar bewußt zu sein und deutlich zu sehen. Dieser Zustand ist der natürlichen, von hoher Ermüdung herbeigeführten Schläfrigkeit und Schlaftrunkenheit (somnolentia) noch am ähnlichsten und zeigt sich am ausgebildetsten im Typhus. Die Lethargie ist ein sehr tiefer und lange Zeit anhaltender Schlaf, bei welchem der mit Mühe erweckte Kranke noch immer Gleichgültigkeit gegen äußere Eindrücke, Bewußtlosigkeit, stille Delirien, überhaupt große Geistes- und Körperschwäche zeigt. Bei alten Leuten tritt dieser Zustand manchmal im Verlauf eines schleichenden nervösen Fiebers auf, welches in der Regel zum Tode führt. Den höchsten Grad derartiger S. nennt man Todtenschlaf (carus), einen sehr tiefen Schlaf mit gänzlich fehlender Erweckbarkeit, der sich vom apoplektischen Anfall fast nur durch die leisere Respiration unterscheidet. Die eigent-

liche, **idiopathische S.** (Dauerschlaf, cataphora) umfaßt jene räthselhaften und seltenen chronischen Fälle, wo ein dem natürlichen Schlaf ganz ähnliches Fortschlummern, mit oder ohne periodisches Erwachen, Wochen oder sogar Monate lang fortdauert, ohne daß sich ein anderweiter Krankheitszustand als Grund auffinden läßt. **Betäubung** (narcosis) ist die durch krankhaft veränderte Blutmischung in Folge einverleibter Gifte (Alkohol, Opium, Narcotica überhaupt) oder durch Hirndruck und Hirnerschütterung herbeigeführte Unempfindlichkeit sämmtlicher Hirnnerven, welche ebenfalls mit S., häufig mit Schlafwachsucht oder mit Delirien, Krämpfen und anderen specifischen Symptomen verbunden ist. Das **Schlaf-** oder **Nachtwandeln** (**Schlafwachen**, **Somnambulismus**) ist jene eigenthümliche Form des Schlafes, bei welchem der Kranke schlafend die Geschäfte eines Wachenden verrichtet. Dieses kann theils von einer inneren Anlage ausgehen und ist dann häufig in seinen Anfällen von den Mondphasen abhängig (Mondsucht), theils ist es künstlich durch Streichen und ähnliche Manipulationen erregt worden (magnetischer Schlaf). Für diese Zustände kann gegenwärtig noch keine genügende physiologische Erklärung gegeben werden. Die verschiedenen Formen der S. treten vorzugsweise auf im Verlauf bösartiger Wechselfieber, des Typhus, der Gehirnentzündungen, nach Kopfverletzungen, bei Epilepsie, Hysterie und anderen Nerven- und Geisteskrankheiten. Die Ursachen der schlafsüchtigen Zustände lassen sich auf folgende 3 Hauptklassen zurückführen: 1) eine Veränderung der Mischung des Blutes, wodurch dieses aufhört, dem Gehirn die nöthige Anregung und Wiederherstellung behufs seiner Thätigkeit zu gewähren, welche narkotisirende Eigenschaft das Blut entweder durch Aufnahme der Anästhetika und der sogenannten narkotischen Gifte und Luftarten mittelst Verschlucken, Einathmen, Einspritzen unter die Haut, oder durch anderweitige krankhafte Umänderung seiner Mischung, namentlich durch Aufnahme von Jauche-, Harn- und Gallenstoffen in dasselbe, sowie durch die nicht näher bekannte Veränderung bei Typhus, Scharlach, Pocken ꝛc. erhält; 2) Druck auf das Gehirn und die mechanische Veränderung desselben bei der Hirnerschütterung; 3) eine nicht näher zu bezeichnende ohnmachtähnliche Erschöpfung der Lebensthätigkeiten des Gehirns, wie sie besonders nach starken Strapazen, nach Säfteverlusten und in späteren Stadien akuter Krankheiten vorkommt. Der Verlauf, die Ausgänge und die Vorhersage bei den Schlafsuchtszuständen richten sich nach den ursprünglichen Krankheiten, als deren Symptom die S. auftritt. Ebenso ist die Behandlung der S. nach den ursächlichen Momenten einzurichten. Die Hauptmittel bei schlafsüchtigen Zuständen im Allgemeinen, namentlich so lange die Ursache derselben noch nicht bekannt ist, sind kalte Uebergießungen des Kopfes, kalte Anspritzungen der Brust und des Rückens, starke Riechmittel (Salmiakgeist, Essig), kräftige Hautreize (Senfteige ꝛc.). In Gefahr befinden sich soporöse Kranke wegen des durch Ansammlung von Schleim in den Luftwegen ihnen drohenden Stickflusses.

Schlaftrunk, ein in der Absicht, um einen tiefen Schlaf zu bewirken, gereichtes narkotisches Mittel, besonders Opium in flüssiger Form, ist bei öfterer Anwendung nachtheilig, in starken Dosen sogar tödtlich.

Schlaftrunkenheit, s. Schlaf.

Schlagadern, s. v. a. Arterien.

Schlagende Wetter, Mischung brennbarer Gase mit Luft, bei deren Verbrennung Explosion erfolgt, kommt in Gruben sehr häufig vor, besteht aus Kohlensäure, Kohlenwasserstoff, Wasserstoff ꝛc. und entwickelt sich aus faulenden Thier- u. Pflanzenstoffen der Gesteine. Man schützt sich gegen die s.n W. durch **Sicherheitslampen** (s. d.).

Schlagfluß (**Hirnschlagfluß**, apoplexia cerebri), ursprünglich jede plötzlich eintretende Lähmung des Gehirns. Am häufigsten erfolgt eine solche durch eine **Gehirnblutung** (a. sanguinea), seltener durch einen serösen Erguß in die Hirnhöhlen oder in das Gewebe des Gehirns (a. serosa), und außerdem hat man auch noch eine Art von S. aufgestellt, bei welcher sich keine Texturerkrankung des Gehirns nachweisen läßt (a. nervosa). In Folgendem soll nur von dem mit einem Blutaustritt in das Gehirn einhergehenden S. die Rede sein. Die Gehirnblutungen erfolgen fast immer aus seinen Arterien und Kapillaren; sie sind theils durch Texturerkrankung der Gefäßwände oder der sie umgebenden Gehirnsubstanz, theils durch verstärkten Druck des Blutes gegen die Gefäßwand bedingt. Die abnorme Zerreißlichkeit der Gefäßwände hängt am häufigsten von der fettigen Entartung derselben ab, welche in den späteren Lebensaltern so oft beobachtet wird; desgleichen scheint sie durch den allmähligen Schwund der Gehirnsubstanz im Alter bedingt werden zu können. Kommt zu der leichteren Zerreißlichkeit noch ein verstärkter Druck des Blutes auf die kranke Gefäßwand hinzu, so tritt sehr leicht eine wirkliche Zerreißung und eine Blutung ein. Der Druck des Blutes wird aber verstärkt durch Zunahme der gesammten Blutmenge in Folge reichlicher Zufuhr von Speisen und Getränken, zumal von Spirituosen und ähnlichen excitirenden Getränken. Deshalb sehen wir so häufig den S. während langer und üppiger Mahlzeiten oder kurz nach denselben eintreten. Ebenso wird der Blutdruck in den Gehirngefäßen erhöht durch energische Ausathmungsbewegungen bei geschlossener Stimmritze, Bedingungen, welche beim Stuhlgang, zumal bei Hartleibigen, sowie beim Heben schwerer Lasten gegeben sind. Der S. kommt zu allen Jahres- und Tageszeiten vor, doch häufen sich die Fälle zuweilen ohne bekannte Veranlassung in auffallender Weise an, besonders im Frühjahr. Am häufigsten kommt der S. im vorgeschrittenen Lebensalter vor, aber auch bei jungen Leuten und Kindern wird er manchmal beobachtet. Männer werden häufiger vom S. befallen als Frauen. Eine sogenannte apoplektische Konstitution, welche sich durch kurzen Hals und breite Schultern auszeichnen soll, gibt es nicht. Die Blutungen, welche in das Gehirn erfolgen, bestehen bald aus zahlreichen, sehr kleinen und dicht bei einander stehenden Ergüssen (kapillare Blutungen, welche zur rothen Gehirnerweichung führen), bald bilden sie eine mehr oder

weniger umfangreiche Blutlache (hämorrhagischer Herd). Die Größe der Blutlache variirt von der Größe eines Mondkorns bis zu der einer Faust. Bei umfangreicheren Blutergüssen wird die Gehirnsubstanz zertrümmert, die nicht zertrümmerten Hirnpartien werden durch den Blutaustritt aus einander und gegen die Schädelwandung hingedrängt, weshalb dann die Hirnwindungen abgeflacht und das Hirn selbst blutarm erscheinen. Das ausgetretene Blut durchbricht manchmal die Hirnrinde und breitet sich unter den Hirnhäuten aus, oder es durchbricht die Wandung der Hirnhöhlen und sammelt sich in diesen an. Gewöhnlich ist nur Ein hämorrhagischer Herd da, selten mehre. Der häufigste Sitz der Blutung sind die Sehhügel und Streifenkörper, sowie die großen Marklager der Hemisphären des Großhirns, überhaupt also die Umgebungen der Seitenventrikel. Stirbt der Mensch nicht während des Schlaganfalls, so treten mit dem ergossenen Blut weitere Veränderungen ein. Es wird allmählig resorbirt und an Stelle der Blutlache bildet sich schließlich eine wasserhaltige Cyste mit festen Wänden, oder wenn der Blutaustritt nur einen kleinen Umfang hatte, so verschwindet er mit Hinterlassung einer meist gelblich gefärbten Narbe.

Der S. tritt bald ohne alle Vorläufer ein, bald sind Vorläufer vorhanden. Als solche Vorboten gelten ein festsitzender Kopfschmerz, schmerzhaftes Ziehen im Nacken und in den Gliedern, Röthung des Gesichts, Hitze und Blutandrang nach dem Kopfe, ungewöhnliche Heiterkeit oder Zeichen der Geistesabwesenheit, Gedächtnißschwäche, unvollkommene Beherrschung der willkürlichen Muskeln, Verstimmung, Ohrensausen und andere Sinnestäuschungen, Schwindel, Kriebeln und Taubwerden der Hände und Füße. Alle die genannten Symptome sind theils abhängig von der dem S. vorangehenden Blutüberfüllung des Gehirns, theils sind sie bereits das Zeichen einer langsam vor sich gehenden Blutung. Der Schlaganfall selbst (insultus apoplecticus) tritt entweder blitzschnell ein, oder er beginnt mit starkem Schwindel, Dunkelwerden vor den Augen, heftiger Beklemmung der Brust, Angstgefühl und Schwere der Zunge mit stotternder, lallender Sprache oder gänzlicher Sprachlosigkeit. Dabei schwinden die Sinne u. das Bewußtsein; der Kranke fällt plötzlich, ohne sich helfen zu können, zu Boden, er hört, sieht u. fühlt nichts mehr; alle Glieder oder nur die einer Seite sind schlaff, das Athmen geschieht mühsam und schnarchend oder rasselnd und röchelnd; das Gesicht ist anfangs roth oder blauroth gefärbt, oft einseitig verzerrt, die Augen stier und glotzend, die Pupille erweitert, die Augenlider lähmungsartig erschlafft, der Mund oft schief nach abwärts gezogen und mit Speichel und Schaum bedeckt, die Pulsadern des Halses und Kopfes klopfen heftig. Bei den verhältnißmäßig häufigsten Blutaustritten innerhalb der Großhirnhemisphären wird der Kranke meist halbseitig gelähmt (hemiplegia) und stürzt nach der gelähmten Seite zu Boden. Auf der gelähmten Gesichtshälfte schlottert die Wange und das Augenlid hängt herab. Meist sind auch die Schließmuskeln des Afters und der Blase gelähmt, so daß Stuhlgang und Harn unwillkürlich abgehen. Betrifft die halbseitige Lähmung die Extremitäten der rechten Seite, so ist der Sitz der sie hervorrufenden Blutung in der linken Großhirnhälfte und umgekehrt; dieser merkwürdige Umstand erklärt sich dadurch, daß die vom Gehirn abgehenden Nervenfasern sich im verlängerten Marke kreuzen. Bei ungewöhnlichem Sitze der Hirnblutung oder wenn diese sehr gering ist, verhalten sich die Symptome des S.es anders. So sind zuweilen nur besondere Muskelgruppen gelähmt. Bei leichteren Schlagflüssen kann ein großer Theil obiger Symptome fehlen, so daß zuweilen nur eine kurze Unterbrechung des Bewußtseins, Schwerfälligkeit einzelner Muskeln, der Zunge, Behinderung der Sprache rc. vorhanden ist. Bisweilen erstreckt sich die Lähmung auch auf innere Theile, z. B. auf die Schlingwerkzeuge, häufig auf die Schließmuskeln, manchmal auf die Sinnesorgane, in anderen Fällen dagegen bleibt noch Sinneswahrnehmung, Ueberlegung, willkürliche Bewegung rc. unversehrt. Bei sehr kleinen kapillaren Blutungen im Gehirn sind die Symptome oft ganz unscheinbar. Die Dauer eines solchen Schlaganfalls ist verschieden. Er tödtet bisweilen in wenigen Sekunden oder Minuten, zieht sich andere Male auf mehre Stunden hinaus und führt dann entweder unter Hinzutreten nervöser Erscheinungen, kalter Schweiße und gänzlich verfallener Gesichtszüge ohne Wiederkehr des Bewußtseins zum Tode, oder geht unter allmählig wiederkehrenden Sinnes- und Seelenkräften in relative Genesung über, welche in den meisten Fällen durch Lähmung verschiedener Theile getrübt ist. Diese Lähmungen müssen bald, wenige Stunden oder Tage nach dem Anfall, verschwinden, wenn man ihre völlige Beseitigung hoffen soll. In den meisten Fällen sind sie unheilbar, wenn sie sich auch nach einiger Zeit erheblich bessern können. Der Schlaganfall wiederholt sich bisweilen im Verlauf der nächsten Tage noch ein oder einige Male und vermehrt dann die Lähmungen oder führt den tödtlichen Ausgang herbei, oder er kehrt erst nach Monaten und Jahren wieder. In der Zwischenzeit befindet sich der Kranke manchmal anscheinend wohl, in anderen Fällen verrathen sich die Spuren der an der kranken Stelle im Gehirn vor sich gehenden Entartung der Hirnsubstanz durch verändertes Aussehen und Benehmen, durch verminderte geistige Fähigkeit, mürrisches Wesen, dumpfe Kopfschmerzen, Schwindel, Schlaflosigkeit, partielle Schmerzen, Gefühl von Einschlafen der Glieder, unsicheren Gang und ähnliche Symptome, welche nun ihrerseits wieder als Vorläufer eines neuen Schlaganfalls angesehen werden können. Oft folgt schon in den nächsten Tagen nach dem Anfall eine entzündliche Reaktion mit Fieber, Kopfschmerz, Delirien, Schlafsucht, Zuckungen und anderen Zeichen der Hirnreizung, welche unter Betäubung tödten oder ebenfalls in scheinbare Genesung ausgehen kann.

Die Prognose des S.es ist in hohem Grade ungünstig, besonders bei älteren Leuten, bei schon anderweit geschwächten und herabgekommenen Personen (Säufern), bei kranken Arterien (auf welche man bei starker Schlängelung und Härte der Schläfenarterien schließen darf) und bei sehr fettreichem Körper. Sie richtet sich

ferner nach der Heftigkeit und dem Verlauf des Anfalls, nach den ihn begleitenden Erscheinungen, nach der mehr oder weniger vollständigen Störung der Gehirnfunktionen. Die Behandlung des Schlaganfalls besteht in Folgendem. Man bringe den Kranken nach möglichst schneller Lösung aller einigermaßen fest anliegenden Kleidungsstücke (Halsbinde, Kniebänder, Schnürleiber, Beinkleider) in eine ruhige und gemächliche, mehr sitzende als liegende, gut unterstützte Lage mit erhöhtem, unbedecktem Kopfe und herabhängenden, warm eingehüllten Füßen. Das Zimmer sei kühl und ruhig, mit frischer, reiner Luft versehen und nur mit den nothwendig gegenwärtigen Personen erfüllt. Alle etwa noch vorhandenen oder fortwirkenden Ursachen des Anfalls sind schleunigst zu beseitigen. Darauf wird ein starker Aderlaß an dem nicht gelähmten Arm gemacht. Nach Umständen schreitet man außerdem zu kalten Anspritzungen des Gesichts, kalten Umschlägen über den Kopf, zu reizenden Klystieren (Essig), heißen Fußbädern, legt Senfteige auf die Waden ꝛc. Wenn der Kranke schlucken kann, so gibt man ihm Eisstückchen in den Mund, oder reicht auch ein kühlendes Abführmittel (Glaubersalz). In einzelnen Fällen dienen aber auch Belebungsmittel, namentlich Aetzammoniak und dergleichen. Ein Brechmittel darf nur auf Anordnung des Arztes in einzelnen Fällen zur Anwendung kommen. Nach dem Anfall halte man streng auf Vermeidung aller der Schädlichkeiten, welche Ursache des S.es sein können. Die Kost sei mäßig und leicht verdaulich, wenig gewürzt. Erhitzende Getränke sind ganz zu vermeiden. Man sorge für ein angemessenes Verhältniß zwischen Ruhe und Bewegung des Körpers, für gemüthliche Ruhe, Vermeidung aller anstrengenden Geistesthätigkeit, für reine Luft in den Zimmern, besonders dem Schlafzimmer, für zweckmäßige Lagerung im Bett, warme Fußbekleidung, leichten und regelmäßigen Stuhlgang. Gegen die zurückbleibende Lähmung muß eine richtig geleitete, schonende Gymnastik der betreffenden Theile unter Zuhülfenahme des galvanischen Apparats angewendet werden.

Der S. kann auch dadurch herbeigeführt werden, daß sich an der Innenfläche der harten Hirnhaut neue Gefäße bilden und daß aus diesen eine, manchmal sehr beträchtliche Blutung zwischen die Hirnhäute erfolgt. Dies ist die sogenannte intermeningeale Apoplexie, welche übrigens in ihren Symptomen und ihrer Behandlung mit dem gewöhnlichen Hirnschlagfluß ziemlich übereinstimmt.

Schlagintweit, drei Brüder, welche sich durch ihre geologischen und physikalischen Forschungen einen Namen erworben haben, Söhne des bayerischen wirklichen Raths Joseph S., der sich besonders im Fache der Augenheilkunde bekannt gemacht († den 11. August 1854 zu Regen). Hermann von S., geboren den 13. Mai 1826 zu München, und Adolf S., geboren daselbst den 9. Januar 1829, machten sich vornehmlich durch ihre Untersuchungen, die sie in den Jahren 1846—48 über verschiedene physikalische Phänomene der Alpenwelt anstellten und in den „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen“ (Leipzig 1850) veröffentlichten, bekannt. Nachdem sie seit 1849 längere Zeit in Berlin verweilt, wo sie mit Alexander von Humboldt in wissenschaftlichem Verkehr gestanden, bereisten sie England und Schottland und 1851 abermals die Alpen. Adolf S. beschäftigte sich 1852 und 1853 mit der geologischen Aufnahme der bayerischen Alpen und habilitirte sich dann an der münchener Universität; Hermann aber siedelte nach Berlin über und hielt an der dortigen Universität Vorlesungen über Meteorologie und physikalische Geographie. Die Resultate ihrer gemeinschaftlichen Forschungen legten sie in den „Neuen Untersuchungen über die physikalische Geographie und die Geologie der Alpen“ (Leipzig 1854) nieder, worin auch eine Arbeit ihres Bruders Robert von S., geboren den 27. Oktober 1837, über die Geologie des Kaisergebirgs enthalten ist. Nach den von ihnen gefertigten Reliefs vom Monte Rosa, dessen Gipfel sie als die Ersten erstiegen hatten, und der Zugspitze, in welchen sie ein gleiches Maß für horizontale und vertikale Dimension anwendeten, erschienen treffliche „Photographische Karten“ (Berlin 1854). Im Jahre 1854 erhielten die drei Brüder vom König von Preußen und von der britisch-ostindischen Kompagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Indien und ins Himalayagebirge, vor Allem zur Bestimmung von magnetischen Kurven im Inneren Indiens, dann auch zu Vornahmen meteorologischer Beobachtungen, geologischer und geognostischer Arbeiten und Höhenmessungen. Ende des Jahres in Bombay angelangt, durchwanderten sie von da aus, theils vereint, theils jeder für sich, Dekan und kamen im Februar 1855 nach Madras und Kalkutta. Von hier brachen Adolf und Robert am 25. März 1855 auf, gelangten über Patna, Benares, Allahabad und Futtighur in die nordwestlichsten der der britischen Krone unterworfenen Himalayaprovinzen und drangen über Almora und Milum bis zum Quellgebiet des Indus in Tübet vor. Sie überstiegen hier die noch nicht erreichte Höhe von 22,260 englischen Fuß über der Meeresfläche und wandten sich dann südwärts über Massuri, Agra, Saugur und Nagpur, von wo Adolf bis Februar 1856 in das Godaverythal nach Radschamundary, Coconada und Pondichery, Robert aber nach Umercuntuk gelangte. Hermann, der am 5. April 1855 von Kalkutta aufgebrochen war, hatte sich inzwischen nordwärts über Sanasbygotta nach Dordschiling in Sikkim begeben u. war von da aus nach Assam vorgedrungen. Nachdem die drei Brüder in Simla zusammengetroffen waren, trennten sie sich im Juli 1856 wieder, um nach dem westlichen Himalaya und Tübet vorzudringen. Während Hermann u. Robert den Kuen-Luen durchforschten und nach Leh in Ladakh und von da über Karakorum nach Turkestan gingen, schlug Adolf die Richtung nach dem oberen Indus ein, um das westliche Tübet oder Balti zu untersuchen. Im November 1856 trafen die Brüder wieder zu Rawal-Pindi am Indus zusammen, trennten sich aber sofort abermals. Robert durchforschte das Chakowal und verfolgte dann die Route nach Multan. Von hier aus wandte er sich nach Bhooj, der Hauptstadt von Cutch, und dann nach

Bombay, wo er sich nach Europa einschiffte. Unterdeß hatte Hermann Nepal besucht und war dann nach Kalkutta gegangen, wo er ebenfalls die Rückreise nach Europa antrat. Im Juni 1857 gelangten sie wieder in Deutschland an, wo sie sich nach längerem Aufenthalt in Berlin im Schloß Jägersburg bei Forchheim niederließen. Der König von Bayern erhob sie 1859 in den Adelsstand. Adolf gedachte noch ein Jahr auf die weitere Durchforschung Tübets und Turkestans, namentlich der Gebirgssysteme des Kuen-Luen und Karakorum zu verwenden, ging von Ramal-Pindi aus über den Bara-Lachapaß nach Tübet u. kam Anfang August 1857 in die Gegend von Yarkand und einige Tage später nach Kaschgar, fiel aber hier einem fanatischen Hordenführer der Moslems in die Hände, der ihn als einen Beamten der indobritischen Regierung tödten ließ. Die großen Verdienste, welche sich die Gebrüder S. um Erforschung Hochasiens erworben haben (vergl. Results of a scientific mission to India and High-Asia, Leipzig 1860 ff., mit Atlas), wurden 1859 von der geographischen Gesellschaft zu Paris durch Verleihung ihrer großen goldenen Medaille anerkannt. Ein vierter Bruder, **Emil** S., Staatsbeamter zu Würzburg, hat „Buddhism in Tibet" (Leipzig 1863), ein fünfter, **Eduard** S., nachdem er als bayerischer Oberlieutenant den spanisch-marokkanischen Krieg mitgemacht, das Werk „Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859—60" (das. 1863) veröffentlicht. Letzterer fiel in dem Gefecht zwischen Bayern und Preußen am 10. Juli 1866 bei Kissingen.

Schlaglicht (coup de jour), in der Malerei ein lebhafter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagloth, s. Loth.

Schlagschatten, in der Malerei Schatten, welche, durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen, zur Hervorhebung desselben vor den dahinter befindlichen Gegenständen dienen sollen.

Schlagschatz, s. Münzwesen.

Schlagwirthschaft (Koppel-, Dreisch-, Feldgraswirthschaft), dasjenige System des Ackerbaues, wobei man den mehre Jahre hinter einander mit Getreide besäeten Boden mehre Jahre ruhen läßt und als Weide benutzt; in der Landwirthschaft s. v. a. Koppelwirthschaft; in der Forstwissenschaft diejenige Betriebsart, wo man das Holz auf bestimmten Flächen, sogenannten Schlägen, abtreibt und zu diesem Behuf den Wald in so viele solcher Bezirke abtheilt, als die ganze Abtriebszeit Jahre enthält, im Gegensatz zur Plänterwirthschaft (s. d.).

Schlamm, jede gepulverte, mit einem flüssigen Körper vermischte feste Masse; das klare Erz, welches aus den Planen gewaschen wird, sowie auch der beim Schlämmen und Waschen der Erze entstehende kleine Abgang; eine mittelst des Wassers in sehr feine Theile aufgelöste und in Brei verwandelte Erde, wie sie sich in Flüssen, Teichen und Gräben zu Boden setzt, enthält Stoffe aus den drei Naturreichen, vorzugsweise jedoch aus dem Pflanzenreiche, und wird zur Düngung benutzt.

Schlammbäder, s. Bad.

Schlan, Stadt im böhmischen Kreis Prag, Sitz eines Bezirksamts, hat eine Hauptschule, ein Piaristenkollegium, ein Franciskanerkloster, eine Musik- und Singschule, ein Spital, eine Kinderbewahranstalt, Brauerei, Branntweinbrennerei und 6220 Einw. In der Nähe ergiebige Steinkohlengruben.

Schlangen (Ophidia), Ordnung der Reptilien, deren Angehörige der giftigen Eigenschaften einiger Familien wegen allgemein gefürchtet und verabscheut werden, wiewohl darunter, namentlich in unseren Gegenden, sehr harmlose, selbst nützliche Geschöpfe sind. Der Körper der S. ist lang gestreckt, wurmförmig; Hals und Schwanz sind in der Regel nicht deutlich abgesetzt, und nur der Kopf ist wegen seiner beträchtlicheren Breite meist in seinem ganzen Umfang deutlich erkennbar. Der ganze Körper ist mit einer festen Haut umkleidet, die, ein zusammenhängendes Ganzes bildend und aus einer Lederhaut und einer darüber liegenden Epidermis bestehend, mit Unrecht für eine eigentliche Schuppenhaut gehalten wird. Das schuppenartige Ansehen derselben rührt daher, daß die Lederhaut nicht gleichförmig dick und eben, sondern an einzelnen Stellen verdickt oder gefaltet u. auch die Epidermis an den freiliegenden Stellen verdickt, da, wo sie in die Falten eingeht, aber verdünnt ist. Die schuppenartigen Bildungen auf der Haut sind oft auf der Mitte gekielt und vorzugsweise auf der Rückenfläche des Thiers entwickelt, während sie an der Bauchseite, sowie am Kopf schildartig und 6- oder 4eckig sind. Die Epidermis wird von den S. stets im Ganzen abgestreift und zeigt sich dann als eine farblose, durchsichtige Haut, auf welcher alle Unebenheiten der Lederhaut deutlich ausgeprägt sind. Die Schlange streift die Oberhaut mehrmals im Jahre ab, allemal nach kurzem Unwohlsein, dem aber dann ein um so größeres Wohlbefinden folgt, das sich besonders in erhöhter Freßlust zeigt. Der Kopf der S. ist im Allgemeinen abgeplattet, mehr oder minder dreieckig und der Rachen unverhältnißmäßig weit, oft scheinbar bis über die hintere Grenze des Kopfs hinaus gespalten. Die Nasenlöcher sind stets vorn am Kopfe, oft ganz an der Spitze der Schnauze befindlich; die Augen sind gewöhnlich rund oder oval und stehen etwa in der Mitte der Rachenspalte auf der Seite und sehr nahe an dem Kieferrande; der bewegliche Augapfel ist nicht von Augenlidern umgeben, sondern von der durchsichtigen Haut überzogen, die kapselartig in einem Falze der runden Augenhöhle eingeheftet ist, wodurch das Auge ein gläsernes, unheimliches Ansehen bekommt. Bei der Häutung zieht sich der über dem Auge liegende Theil der Oberhaut mit ab und bleibt einem Uhrglase ähnlich in der Haut sitzen. Eigenthümlich ist die Struktur der Oberkieferknochen; die Oberkiefer-, Flügel- und Gaumenbeine sind nämlich beweglich und sowohl nach den Seiten, als auch nach vorn und hinten verschiebbar, und der Unterkiefer besteht aus 2 völlig getrennten, stabförmigen, nur wenig gebogenen Hälften, die vorn entweder gar nicht, oder nur durch ein sehniges Band mit einander verbunden sind, und deren Trennung auch in der Regel durch eine Kinnfurche an der unteren

Fläche des Kopfes bemerklich ist. Durch diese Einrichtung ist der ganze Unterkieferapparat jener enormen Erweiterung fähig, welche das Verschlingen der Beute ermöglicht. Eigenthümlich ist ferner die Zahnbildung bei den S. Sie haben nämlich einmal zahlreiche derbe, ungefurchte Zähne, dann sogenannte Furchenzähne, d. h. solche, die auf der Rückseite mit einer tiefen, von oben nach unten laufenden Furche versehen sind, und endlich Giftzähne, d. h. hohle, säbelförmig gekrümmte, zurückschlagbare Zähne, welche, von einer weiten Scheide des Zahnfleisches umgeben, meist nur hinten im Oberkiefer sitzen. Auch diese Giftzähne zeigen in der Jugend nur eine Furche oder Rinne, deren Ränder sich erst später röhrenförmig zusammenschließen. Sie haben dann an der Spitze eine feine Spaltöffnung, durch welche sich das Gift beim Bisse in die Wunde ergießt. Ihre Zahl beträgt auf jeder Seite 1—5; doch dienen immer nur die ersten größeren Zähne zum Beißen, die übrigen kleineren sind Reservezähne, wenn erstere etwa ausgerissen worden sind. Diese Giftzähne dienen den S. nur als Greif- und Tödtungsorgane. Nur die S. mit Gift- oder Furchenzähnen (etwa $\frac{1}{4}$ aller S.) besitzen Gift, und zwar hat der Giftapparat folgende Struktur: Hinter den Augen, zum Theil noch unter denselben, zwischen dem Oberkiefer und dem Quadratbein, an welchem der Unterkiefer eingelenkt ist, befindet sich auf jeder Seite eine Drüse, die sich bei einigen S. selbst weit nach hinten über die Rippen hinaus erstreckt und von sehnigen Muskelhäuten eingehüllt ist, die ebenso, wie der Kaumuskel, die Drüse zusammendrücken können. Der Ausführungsgang dieser Drüse mündet in das Wurzelloch des Giftzahnes. Beim Bisse richtet die Schlange die beiden Giftzähne auf, und in Folge des Drucks des Muskels auf die Giftdrüse fließt das Gift durch die Höhlung oder Furche des Rachens in die durch die scharfe Spitze desselben gerissene Wunde. Die Giftdrüsen enthalten indeß nur eine sehr geringe Quantität von der giftigen Flüssigkeit; so hat eine 6 Fuß lange Klapperschlange in jeder der beiden Giftdrüsen nur 3 bis 4 Tropfen Gift, welches im frischen Zustande durchsichtig, gelbgrün, geruch- und geschmacklos und etwa so flüssig wie Baumöl ist. Es verhält sich chemisch wie eine Säure, indem es Lackmuspapier röthet, wirkt auch in verdünntem Zustande noch gefährlich, verliert aber durch Eintrocknen nach kurzer Zeit seine giftige Beschaffenheit. Giftschlangen sind die einzigen Wirbelthiere, welche wirkliches Gift absondernde Organe haben. Schon eine ganz geringe Quantität dieses Giftes kann, aber nur wenn es in das Blut warmblütiger Thiere kommt, den Tod herbeiführen; im Magen, sowie auf weißblütige Thiere, z. B. Krebse, und manche kaltblütige Thiere übt es keine nachtheilige Wirkung aus. Der Biß der Giftschlange läßt sich an der nur aus 2 feinen Löchern bestehenden Bißwunde, sowie an dem schnellen Anschwellen des verletzten Gliedes erkennen. Seine gefährliche Wirkung wird bedingt durch die Größe der Schlange, durch die Menge des in die Wunde gebrachten Giftes (weshalb der Biß weit weniger Gefahr bringt, wenn die Schlange erst kurz vorher gebissen und sich das Gift noch nicht wieder in dem gehörigen Maße ersetzt hat), durch das Klima (indem der Biß in heißen Ländern weit gefährlicher ist als in kälteren) und durch die verletzte Stelle selbst (indem der Biß um so übler wirkt, je mehr Blutgefäße durch denselben verletzt werden). Die Mittel zur Heilung des Schlangenbisses laufen alle darauf hinaus, entweder der Aufnahme des Giftes in den Strom der Blutcirkulation vorzubeugen, oder, wenn dies nicht mehr möglich sein sollte, dem fauligen Zersetzungsfieber, welches durch die Vergiftung des Bluts hervorgerufen wird, Einhalt zu thun. Zu den Mitteln der ersteren Art gehört das Unterbinden des gebissenen Theils, augenblickliches Aussaugen der Wunde mittelst Schröpfköpfen oder auch mit dem Munde, Ausschneiden und Ausblutenlassen der Wunde bei steter Auswaschung derselben mit Branntwein, Lauge ꝛc., Ausbrennen derselben mit Feuerschwamm oder Aetzen mit Salmiakspiritus, was in Brasilien jetzt als sehr wirksam empfohlen wird. Zu den Mitteln der letzteren Art gehören schweißtreibende Dekokte verschiedener in heißen Ländern wachsender Pflanzen. Die hornige tiefgespaltene, an der Wurzel mit einer Scheide versehene und in dieselbe zurückziehbare Zunge der S. ist nur Tastorgan, daher sie beim Verschlingen der Beute ganz in die Scheide zurückgezogen wird, und kann schon ihrer Biegsamkeit wegen nicht als verletzendes Giftorgan dienen, wie man oft irriger Weise glaubt. Meist findet sich auch bei ganz geschlossenem Maul ein Ausschnitt im Oberkiefer vor, durch welchen die stets in lebhafter Bewegung begriffene Zunge hervorgestreckt wird. Der Schlund ist lang und sehr muskulös, der Magen gestreckt, sackartig, bedeutender Erweiterung fähig, der Darm verhältnißmäßig kurz und wenig gewunden. Von den Lungen ist gewöhnlich nur die linke entwickelt, und zwar in der Form eines langen zelligen Sackes, während die rechte ganz rudimentär ist. Die Luftröhre ist sehr lang; langgestreckt sind auch Nieren und Eierstöcke oder Hoden; die doppelte Ruthe ist in der Schwanzwurzel verborgen, weshalb dieser Theil bei den männlichen S. etwas verdickt ist. Eigentliche Bewegungsorgane gehen den S. ganz ab; nur bei einigen finden sich Spuren von hinteren Extremitäten vor, welche aber durchaus rudimentär sind und nur aus einem oder mehren kleinen Knöchelchen bestehen. Der Mangel der Extremitäten wird durch die außerordentliche Beweglichkeit der Wirbelsäule ersetzt. Die Wirbel sind nämlich durch Kugelgelenke mit einander verbunden, indem stets der Gelenkkopf des vorhergehenden Wirbels in einer am folgenden befindlichen runden Pfanne spielt; ebenso sind die Rippen durch Kugelgelenke mit den Wirbelkörpern verbunden, so daß sie gleichsam stabartige Bewegungshebel vorstellen, die mittelst eines sehr entwickelten Muskelapparats leicht in Thätigkeit gesetzt werden können. Die S. bewegen sich demgemäß eigentlich auf den unter der Haut verborgenen Spitzen ihrer zahlreichen Rippen in den bekannten schlängelnden Windungen fort, wobei sie im Stande sind, ihren Körper etwa bis zur Hälfte vom Boden zu erheben; senkrecht aufrichten oder gar auf die Schwanzspitze sich stellen können sie nicht, wohl aber können einige, namentlich Giftschlangen,

eine Art Sprung ausführen. Ihr Muskelsystem ist, wie bei den Reptilien überhaupt, sehr entwickelt und großer Kraftäußerung fähig, die sich besonders in dem plötzlichen Strecken des Leibes beim Ergreifen der Beute und bei den größeren Arten in den zusammenschnürenden und zermalmenden Umschlingungen der Beute zeigt. Die Fortpflanzung der S. geschieht durch Eier, welche mit einer lederartigen Haut umgeben sind, unter Mist, Sand ꝛc. abgelegt und von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Einige tropische Arten sollen die in unserem Klima gelegten Eier mit ihrem Körper bedeckt und so bebrütet haben. Nur wenige S. gebären lebendige Junge, indem dann die Jungen schon im Mutterleib auskriechen. Alle S. nähren sich ausschließlich von lebenden Thieren und sie bemächtigen sich ihrer Beute, indem sie nach vorgängigem Lauern plötzlich hervorschießen und sie mit den Zähnen erfassen. Die Giftschlangen tödten durch das Gift, die ungiftigen S. durch den bloßen Biß, die größeren auch durch ihre Umschlingungen, durch welche das Knochengerüst zerbrochen und das Thier erstickt wird. Die oben beschriebene Einrichtung des Kieferapparats erlaubt den S. das Kauen nicht, sondern sie müssen Alles ganz verschlingen. Dabei ist ihnen die Ausdehnbarkeit des Kieferapparats, des Rachens, des Schlundes und des Darmkanals sehr förderlich, so daß sie eine Beute, die vielmal dicker ist als sie selbst, verschlingen können. Freilich ist dabei die Arbeit des Verschlingens eine sehr mühsame; der Rachen erweitert sich nach und nach außerordentlich, die Unterkieferäste spreizen sich so weit wie möglich aus einander, und zwischen ihnen schiebt sich der stielförmige Kehlkopf hervor, um die Athmung zu unterhalten; die bedeutend entwickelten Speicheldrüsen ergießen ihr Sekret über die Beute, die dadurch schlüpfrig wird, und nach und nach zieht sich der Kopf der Schlange über letztere weg, und sie verschwindet dann gänzlich in dem weiten Rachen und in der Speiseröhre. Das Verschlingen größerer Thiere geht aber so langsam vor sich, daß besonders in den heißen Klimaten der noch außerhalb des Rachens befindliche Theil schon in Fäulniß übergeht. Auch die Verdauung erfolgt sehr langsam, aber so aktiv, daß nur höchstens einige Hornreste des Thieres durch den After entleert werden. Das, was man gewöhnlich als Schlangenkoth zu bezeichnen pflegt, ist der als halbweiche Masse entleerte Urin, der fast nur aus Harnsäure besteht. Die meisten S. bedürfen, wenn sie völlig gesättigt sind, erst nach Ablauf von einem Monat oder zweier wieder der Nahrung. Ueber das Alter, welches die S. erreichen können, ist man noch im Ungewissen. Ihre Größe ist verschieden. Neben spannenlangen finden sich 30, ja, wie behauptet wird, 50 Fuß lange. Die S. sind fast über die ganze Erde verbreitet; die meisten, größten und giftigsten finden sich aber in den heißen Ländern. Die große Mehrzahl lebt auf dem Lande, wo ihnen besonders sonnige und steinige Stellen, sowie Erdlöcher zum Aufenthalt dienen; einige Arten besteigen auch Bäume; wenige leben im Wasser. In den tropischen Gegenden halten sie einen Sommerschlaf, in kalten einen Winterschlaf, indem sie vor Eintritt der kälteren Jahreszeit immer träger werden und sich dann in Höhlen und Erdlöcher so tief zurückziehen, daß der Frost, der für sie unbedingt tödtlich ist, sie nicht erreichen kann. Was ihre geographische Verbreitung anlangt, so ist es eine auffallende Thatsache, daß sie auf den Inseln des stillen Oceans ganz fehlen, während sie auf den benachbarten Inseln des indischen Oceans in Menge und großer Mannichfaltigkeit vorhanden sind. Nicht minder auffallend ist es, daß in der neuen Welt ganz andere Arten von S., sowie überhaupt von Reptilien leben als in der alten Welt, und auch die japanischen S. sich sonst nirgends finden. Der Nutzen der S. beschränkt sich auf die Vertilgung schädlicher Thiere; wenige werden gegessen; einige geben homöopathische Heilmittel ab. Da fossile Schlangenreste sich mit Sicherheit erst in tertiären Bildungen nachweisen lassen, so scheint ihr Auftreten in der Urzeit ein verhältnißmäßig spätes gewesen zu sein. Die S. zerfallen in die 2 Familien der Engmäuler (Stenostoma) und der Großmäuler (Eurystoma). Jene sind giftlos und haben einen kleinen, nicht oder kaum vom Rumpfe abgesetzten Kopf, ein kaum der Erweiterung fähiges Maul, keine Kinnfurche und unter der Haut Rudimente von Hinterbeinen und sind fast ganz mit kleinen Schuppen bedeckt. Letztere, welche giftige und giftlose umfassen, haben einen mehr oder weniger deutlich gegen den Rumpf abgesetzten Kopf, ein bis weit hinter die Augen klaffendes Maul, tiefe Kinnfurchen, deutliche, mit einem Ring kleiner Schuppen eingefaßte Augen und die oben beschriebenen Arten von Zähnen; ihre Haut zeigt an der Oberseite Schuppen-, an der Unterseite Schilderbildung. Die giftlosen S. haben nur derbe Zähne und nie Furchen- oder Hohlzähne und sind besonders daran erkenntlich, daß der Kopf hinten wenig breiter als der Rumpf ist. Es gehören hierher die Unterabtheilungen der Stummelfüßer (Peropodes), zu welchen die Riesenschlangen gehören, und der Nattern (Colubrini). Die Trugnattern (Suspecta) sind giftig, haben Furchenzähne mit Giftdrüsen, am Kopf große Schilder, am Schwanz unten paarige Schilder und am Bauch Halbringe. Es gehören hierher meist schön gefärbte, in den Tropenländern lebende S. Die Giftschlangen endlich haben eigentliche Giftzähne mit Giftdrüsen, einen nach hinten sehr merklich verbreiterten und deutlich vom Rumpfe abgesetzten Kopf und zerfallen in die Unterabtheilungen der Meer- oder Seeschlangen (nur in den indischen Gewässern lebend), der Giftnattern und der Ottern. In den Mythen der alten Völker spielen die S. eine bedeutende Rolle, am häufigsten als Symbol des bösen Princips. Den giftigen Hornvipern bewiesen die alten Aegypter göttliche Verehrung, und es galt ihnen die giftige Haje sogar als Symbol der guten Gottheit. Auch den Griechen und Römern galten S. als Abbilder des guten Wesens, wie die Laren, die Hausgötter, oft unter dem Bilde eines über einen Altar sich neigenden Schlangenpaares erscheinen. Oft findet man Hygieia, die Göttin der Gesundheit, auf alten Denkmälern mit dem Füttern von S. beschäftigt dargestellt, und da die Schlange selbst heilende Kräfte besitzen sollte, so ward sie das Attribut Aesculaps. Auch war sie dem traumspendenden

Apollo geheiligt, und in Orakeln unterhielt man sie als Symbol der Sehergabe. Die gnostische Sekte der Ophiten bediente sich des Symbols der Schlange selbst für christliche Lehren. Bei den Völkern des Mittelalters und der Neuzeit sind dagegen die S. allgemein Gegenstand des Abscheu's.

Schlangenbad (Karlsthalerbad), Badeort im nassauischen Amte Langenschwalbach, in einem schönen Thale 3 Stunden von Wiesbaden, 2 Stunden von Schwalbach entfernt, hat eine Domänenbadeverwaltung, elegante Badeanstalten (das Fürstenbad und 2 Kurhäuser), eine Molkenkuranstalt, schöne Spaziergänge und 278 Einwohner. S. hat 7 erdig-alkalische Mineralquellen von 21—22° R. und einen Säuerling (die Wiesenquelle) von 13° R.; sie werden meist zum Baden oder mit Badeschlamm vermischt zu Umschlägen, bei chronischen Nerven- und Hautkrankheiten, Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur, chronischen Entzündungen innerer Organe, namentlich auch gegen Frauenkrankheiten mit Erfolg angewandt, seltener zum Trinken benutzt. Der Ort hat den Namen von kleinen, unschädlichen Schlangen, die daselbst häufig vorkommen. Vgl. Fenner von Fenneberg, S., Darmstadt 1840; Riehl, S., eine historisch-topographische Skizze, Wiesbaden 1851.

Schlangenindianer (Shoßhonesen), nordamerikanisches Indianervolk, wohnt an der Nordwestküste in Oregon und Missouri, am Felsengebirge und am oberen Missouri, sowie am Saptin und Multonah bis an die Küste des stillen Oceans, in Dörfern mit großen, ziemlich gut gebauten, hölzernen Häusern, die beim Weiterziehen abgebrochen werden. Im Winter ziehen sie zur Büffeljagd an den Missourifluß, im Sommer wohnen sie am Columbia. Beide Geschlechter tragen Gewänder von Fellen, die unter dem rechten Arm durchgehen, über dem linken mit einem hölzernen Haken befestigt und auf den Seiten offen sind; die Weiber außerdem noch einen kurzen Rock. Sie durchbohren Nase und Ohren und verzieren sie mit Federn und Perlen, wie sie auch den Körper mit Ocker und Thran beschmieren. Ihre Waffen sind Keulen, Bogen, Pfeile und Dolche; letztere sind, sowie die Beile zum Holzfällen, gewöhnlich von Stein. Sie halten viele Pferde. Netze, Angeln und Harpunen dienen zum Fischfang. Sie drücken den Kindern die Köpfe ein. Sie sind gutmüthig und weit weniger diebisch als andere Indianer. Sie stehen unter erblichen Häuptlingen. Man nimmt ihre Zahl zu 60,000 Köpfen an.

Schlangeninsel (Jilom Adassi, Phidonisi), Insel im schwarzen Meere, an der Küste von Bessarabien, 8 Meilen von der Sulinamündung, hat ungefähr ¼ Meile im Umfang, überall hohe Ufer und einen 1833 erbauten Leuchtthurm. Die S. ist die alte Achillesinsel oder Leuke Nesos (weiße Insel), welche einen Tempel des Achilles enthalten haben soll u. noch jetzt verschiedene Alterthümer hat, wie Brunnen, Cisternen 2c. Die Insel gehörte früher zur Türkei, dann zu Rußland, war 1856 nach dem Frieden von Paris noch der Gegenstand mehrfacher Verhandlungen und wurde dann endlich an die Pforte, respektive Moldau, abgetreten. Am 9. Sept. 1854 vereinigten sich hier die Franzosen mit der englisch-türkischen Flotte zu dem Feldzug gegen die Krim.

Schlangenkraut, Pflanzengattung, s. Calla.

Schlaraffe, eigentlich Schlauraffe, träger Müßiggänger, der sich einer üppigen Ruhe überläßt. Die Bewohner des Schlaraffenlandes leben ohne alle Arbeit im Genusse aller sinnlichen Freuden, s. Utopien. Daher ein Schlaraffenleben führen. Der Ausdruck ist hauptsächlich durch Seb. Brants „Narrenschiff" gangbar geworden.

Schlauheit, die Fertigkeit, verborgene Mittel schnell zu seinen Absichten zu gebrauchen, sowie die verborgenen Absichten Anderer leicht zu entdecken.

Schlawe, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, an der Wipper, mit Färberei, Leinweberei, starkem Holzhandel, Woll-, Leinwand-, Viehmärkten und 4565 Einwohnern.

Schlayer, Johannes von, würtembergischer Staatsmann, geboren den 11. März 1792 zu Tübingen, widmete sich daselbst dem Studium der Rechte, ward 1820 Kanzleidirektor im Ministerium des Inneren und einige Jahre später Oberregierungsrath. Im Jahre 1826 von seiner Vaterstadt in die zweite Kammer gewählt, stellte er hier sein Rednertalent in die Dienste der liberalen Partei, ließ sich aber später für die Interessen der Regierung gewinnen und leitete von 1832—48 das Ministerium des Inneren. In Folge der Märzbewegung von 1848 seines Postens enthoben, ward er am 30. Oktober 1849 mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt und nahm nun den Kampf mit der an die Stelle der Kammer getretenen Landesversammlung auf. Aber er war nicht mehr im Stande, die widerstrebende Volksvertretung zu zügeln, und mußte daher den 4. Juli 1850 zurücktreten, um einem noch konservativeren Ministerium Platz zu machen. Seitdem wirkte er in der Kammer der Abgeordneten bis zu seinem den 3. Januar 1860 zu Stuttgart erfolgten Tode.

Schlechta-Wßehrd, Ottokar, Freiherr von, verdienter Orientalist, geboren den 20. Juli 1825 in Böhmen, fungirte erst als Dragoman bei der österreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel und ward dann Legationsrath und Direktor der orientalischen Akademie in Wien. Als gelehrter Orientalist hat er sich besonders durch Herausgabe und Uebersetzung persischer und türkischer Schriftsteller Verdienst erworben.

Schlegel, 1) Johann Elias, deutscher Dichter, geboren den 28. Januar 1718 zu Meißen, besuchte die Klosterschule Pforta, studirte sodann zu Leipzig die Rechte, wurde hier mit Gottsched bekannt und schrieb die Tragödie „Hermann", sowie ein episches Gedicht, „Heinrich der Löwe". Auch lieferte er Arbeiten in die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" und die „Deutsche Schaubühne" Gottscheds. Im Jahre 1743 ging er als Privatsekretär des sächsischen Gesandten nach Kopenhagen und begründete dort eine Wochenschrift, „Der Fremde". Später wurde er Professor an der neugegründeten Ritterakademie zu Soroe. Hier † er am 13. August 1749. Seine Lustspiele

„Der Triumph der guten Frauen“ und „Stumme Schönheit“ erwarben ihm das Lob Mendelssohns und Lessings, wie denn überhaupt seine dramatischen Arbeiten schätzbare Zeugnisse vom ersten Aufblühen dieser Art Poesie in Deutschland sind. Seine Werke wurden von seinem Bruder Johann Heinrich S. (Kopenhagen und Leipzig 1761—70, 5 Bde.) herausgegeben.

2) Johann Adolf, deutscher Dichter und Kanzelredner, Bruder des Vorigen, geboren am 17. Sept. 1721 zu Meißen, studirte zu Leipzig, wurde 1751 Diakonus und Lehrer zu Pforta, 1754 Pastor und Professor zu Zerbst und 1759 Pastor, 1775 auch Konsistorialrath und Superintendent zu Hannover, wo er den 16. Sept. 1793 †. Er war mit Cramer, Gellert, Rabener, Ebert u. A. ein sehr thätiger Mitarbeiter an den „Bremischen Beiträgen“ und ähnlichen Zeitschriften. Seine dichterischen Werke, darunter viele geistliche Lieder ihrer Zeit nicht ohne Werth, sind jetzt zum größten Theil vergessen. Auch gab er Predigten und eine Erläuterung des einst so berühmten Werks von Batteux: „Einschränkung der schönen Künste auf Einen Grundsatz“ (3. Aufl., Leipz. 1770, 2 Bde.) heraus. Sein Bruder Karl Gustav Moritz, geboren am 26. Sept. 1756 zu Hannover, † als Generalsuperintendent zu Harburg am 29. Jan. 1826, hat sich als theologischer Schriftsteller und ein fünfter Bruder Johann Karl Fürchtegott, geboren zu Zerbst am 2. Jan. 1758, † als Konsistorialrath zu Hannover am 13. Nov. 1831, durch die Werke „Hannöversches Kirchenrecht“ (Hannover 1801—5, 3 Bde.), „Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker“ (das. 1819, 2 Bde.), „Kirchengeschichte von Norddeutschland“ (das. 1828—32, 3 Bde.) bekannt gemacht.

3) Johann Heinrich, dänischer Geschichtschreiber, Bruder des Vorigen, geboren 1724 zu Meißen, studirte zu Leipzig die Rechte und Geschichte, ward Sekretär in der Kanzlei zu Kopenhagen, dann königlicher Historiograph und Professor der Geschichte daselbst und † hier am 18. Okt. 1780. Er schrieb unter Anderem eine „Geschichte der Könige von Dänemark aus dem oldenburgischen Stamme“ (Kopenhagen u. Leipzig 1777, 2 Bde.), übersetzte mehre Stücke von Thomson und anderen englischen Dramatikern und gab die Werke seines Bruders Johann Elias heraus.

4) Johann Friedrich Wilhelm, namhafter Jurist, Sohn des Vorigen, geboren am 4. Okt. 1765 zu Kopenhagen, studirte daselbst und wurde 1789 daselbst Adjunkt, 1800 ordentlicher Professor der Rechte und 1812 Konferenzrath. Er † auf seinem Landsitz Stötteröd bei Kopenhagen am 19. Juli 1836. Von seinen zahlreichen Schriften, meist in dänischer Sprache, sind hervorzuheben: „Naturrecht“ (Kopenhagen 1798, 2. Aufl. 1805); „Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ (deutsch, Schleswig 1829) und „Kritische Ausgabe des alten isländischen Gesetz- u. Rechtsbuchs Gragás“ (Kopenh. 1830).

5) August Wilhelm von S., ausgezeichneter Aesthetiker, Kritiker, Sprachforscher und Dichter, wurde geboren den 8. September 1767 zu Hannover, wo er den ersten Unterricht von Hauslehrern, den weiteren im Gymnasium empfing und früh schon die Gabe leicht zu reimen und Spuren von Sprachtalent bekundete. Ein Vortrag in Hexametern, den er, 18 Jahre alt, bei festlicher Gelegenheit in der Schule über die Geschichte deutscher Literatur hielt, erregte großes Aufsehen. Im Jahre 1786 begann er in Göttingen das Studium der Theologie, wandte sich jedoch bald ganz der Philologie und schriftstellerischen Thätigkeit zu. Als Mitglied des heyne'schen philologischen Seminars schrieb er 1787 eine lateinische Abhandlung über homerische Geographie, im nächsten Jahr ein Register zu Heyne's Ausgabe des Virgil; auch betheiligte er sich seit 1789 als Mitarbeiter an den „Göttinger gelehrten Anzeigen“. Großen Einfluß auf ihn in ästhetischer Richtung gewannen Bürger, der ihm befreundet war und in einem Sonett S.s Dichterberuf proklamirte, und Bouterwek, der seine Vorliebe für romanische Poesie begründete. Seit 1787 veröffentlichte S. im „Göttinger Musenalmanach“ und in der „Akademie der schönen Redekünste“ (beide damals von Bürger redigirt) einzelne Dichtungen. Nach beendigten akademischen Studien bekleidete er drei Jahre lang eine Hauslehrerstelle im Hause des Bankier Muilman zu Amsterdam, von wo aus er jedoch in beständiger Verbindung mit der deutschen Literatur blieb. Gegen den Herbst 1795 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich im folgenden Frühjahr in Jena nieder. Hier war er, zum Theil in Gemeinschaft mit seiner geistreichen (später von ihm geschiedenen) Frau, einer Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, als Dichter besonders für Schillers „Horen“ und „Musenalmanach“, als Kritiker für die jenaische „Allgemeine Literaturzeitung“ eifrig thätig, auch begann er damals durch Uebertragung von Poesien des Shakspeare, Calderon, Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariosto, Torq. Tasso, Guarini, Montemayor, Cervantes, Camoens seine eminente Meisterschaft in der Kunst des Uebersetzens zu beweisen. Vom Fürsten von Rudolstadt zum Rath ernannt u. 1798 zum außerordentlichen Professor bestellt, blieb er, seit 1798 bis 1800 unter Anderem durch die mit seinem Bruder Friedrich gemeinsam unternommene Herausgabe der Zeitschrift „Athenaeum“ beschäftigt, in Jena bis 1801, ging dann nach Berlin u. hielt dort Vorlesungen über schöne Literatur, Kunst und Anderes, die große Theilnahme fanden. Seit dem Frühjahr 1804 bis zum Frühjahr 1818 hielt er sich meist im Auslande auf, u. zwar während des größten Theils dieser Zeit in Gesellschaft der Frau von Staël, auf deren Landgut Coppet am Genfersee u. als ihr Reisebegleiter nach Italien, Frankreich, Schweden und England. In Wien hielt er 1808 mit vielem Beifall aufgenommene Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur. Während der Feldzüge in den Jahren 1813 u. 1814 stand er als Sekretär in Diensten des damaligen Kronprinzen von Schweden, dessen Proklamationen er zum größten Theil verfaßte, wie er überhaupt in jener Zeit sich politischer Schriftstellerei in deutscher u. französischer Sprache zugewendet hatte. Nach dem Kriege lebte S., der sich seit 1815, auf ein seinem Urältervater von Ferdinand III. ertheiltes Adelsdiplom sich stützend, von S. nannte, wieder mit der Staël in Coppet,

bis er sich 1818, indem er einen gleichzeitigen Ruf an die berliner Universität ausschlug, in Bonn, zum Professor der Literatur ernannt, niederließ. Hier betrieb er mit Vorliebe orientalische Studien, die ihn zu wiederholten Malen nach Frankreich und 1823 nach England führten und ihn zur Gründung einer Druckerei mit Sanskrittypen in Bonn veranlaßten. Während eines längeren Besuchs in Berlin 1827 hielt er Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Eine zweite Ehe, die er mit der Tochter des Kirchenraths Paulus 1819 geschlossen, wurde noch rascher als die erste wieder getrennt. Er † in Bonn am 12. Mai 1845. S.s poetisches Schaffen erscheint gegenüber seiner sonstigen vielseitigen Produktivität unbedeutend. Bei aller formellen Virtuosität hat er es nie zu einer wahrhaft lebensvollen dichterischen Schöpfung gebracht. Bezeichnend ist, daß seine gelungensten Poesien der Gattung des Sonetts u. des Epigramms angehören. Seiner Lyrik strömt eine innere Kälte aus, die den Mangel an eigener Herzenswärme des Dichters unleugbar macht, sein dramatischer Versuch „Jon" (Hamb. 1803) gehört der reflektirten Philologenpoesie an. Unübertrefflich und unvergänglich dagegen ist, was S. als Uebersetzer geschaffen. Als solcher nimmt er den ersten Rang nicht nur unter allen deutschen, sondern geradezu unter allen Dichtern der Weltliteratur ein. Daß die deutsche Nation Shakspeare wie einen Dichter des eigenen Volks ansehen kann, verdankt sie S.s leider nur 16 Stücke des Briten umfassender Uebersetzung (Berlin 1797—1810, 10 Bde.). Mit gleicher Meisterschaft übertrug S. 5 Dramen Calderons („Spanisches Theater", Berlin 1803—9, 2 Bde.) und andere romanische Dichtungen („Blumensträuße italienischer', spanischer und portugiesischer Poesie", das. 1803). Als Aesthetiker führte S. mit seinem Bruder den Reigen der sogenannten deutschen Romantiker der Wendezeit des 18. ins 19. Jahrhundert an, die darum auch unter dem Namen der schlegelschen Schule (s. Deutsche Literatur) zusammengefaßt werden. S. war mit feinfühligster Urtheilskraft für Dinge der Kunst begabt, aber von theilweise absurden Principien geleitet. Seine in den mit seinem Bruder gemeinsam herausgegebenen kritischen Schriften u. Aufsätzen (Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1801, auch in der Zeitschrift „Athenaeum") und die von ihm allein verfaßten, die in „Kritische Schriften von A. W. v. S.", Berlin 1828, 2 Bde., gesammelt erschienen, enthalten Vieles von dauerndem Werthe, im Ganzen aber hat seine kritische Thätigkeit nicht segensvoll gewirkt. Sie verfeindete ihn nicht nur mit zahlreichen und bedeutenderen Schriftstellern der goethe-schillerschen Epoche, darunter auch mit einigen Lieblingen des Publikums, wie Kotzebue, der ihn mit Garlieb Merkel im „Freimüthigen" bekämpfte und dafür von S. in „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland" (um 1800) witzig gegeißelt wurde; sondern auch mit dem von den Romantikern in ungerechtester Weise kritisch behandelten Schiller u. endlich auch mit Goethe, dem die Schlegels das Haupt ihrer Schule in produktiver Hinsicht, Tieck, als ebenbürtig gegenüberzustellen, sich thörichte Mühe gaben. In den „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" (Heidelberg 1805—11, 3 Bde.) und über „Theorie und Geschichte der bildenden Künste" (Berl. 1827) entfaltet S. die ganze Feinheit und den großen Ueberblick seines kunsthistorischen und ästhetischen Urtheils. Unter seinen philologischen Arbeiten zeichnen wir aus die „Observations sur la langue et la littérature provençales" (Paris 1818), die Zeitschrift „Indische Bibliothek" (Bonn 1823—30, 3 Bde.), die Ausgaben des „Bhagavad-Gita" (das. 1823) und des „Ramayana" (das. 1829—46), durch welche letzteren Werke eine wissenschaftliche Behandlung der indischen Literatur in Deutschland zuerst eingeführt wurde. Als Goethe seinen Briefwechsel mit Schiller herausgegeben, versuchte S. wegen der herben Urtheile des letzteren über ihn im wendtschen „Musenalmanach" (1831—32) durch verfehlte Epigramme klägliche Rache zu nehmen. Ueberhaupt hatte ihn in der späteren Zeit seines Lebens eine lächerliche Reizbarkeit und immer gesteigerte Eitelkeit befallen, die ihn bei den jüngeren Zeitgenossen um einen großen Theil seines wohlverdienten Ansehens brachten. Eine treffliche Gesammtausgabe seiner deutschen Schriften hat Böcking veranstaltet (Leipzig 1845—46, 12 Bde.), denen sich die von demselben redigirten „Oeuvres écrites en français" anschließen.

6) Friedrich von S., berühmter Kritiker, Aesthetiker, Literarhistoriker, Sprachforscher und Dichter, Bruder des Vorigen, geboren am 10. März 1772 zu Hannover, wurde, da er als Knabe keine besonderen Gaben verrieth, von seinem Vater dem Kaufmannsstand bestimmt und trat zu Leipzig in die Lehre, erlangte jedoch in seinem 16. Jahre die nachträgliche Erlaubniß seiner Aeltern, sich der Wissenschaft widmen zu dürfen, der er sich dann mit glühender Liebe hingab. Er studirte in Göttingen und Leipzig Philologie; Plato's Schriften, die griechischen Tragiker und Winckelmanns Werke bildeten die Hauptgegenstände seiner Studien während der akademischen Jahre, dann führten ihn die dresdener Kunstschätze zu tiefgehender Beschäftigung mit plastischer Kunst; erst um 1795 ward er durch Goethe, Shakspeare, die älteren Italiener und Spanier inniger zur modernen poetischen Literatur herangezogen, neben welcher die Systeme Fichte's und Schellings besonderen Einfluß auf seine geistige Richtung gewannen. In den Jahren 1794—96 lieferte er Beiträge für die „Berliner Monatsschrift", Wielands „Merkur", Reichards „Deutschland" und andere periodische Zeitschriften, zumeist über Kunstfragen: so unter Anderem „Ueber den Werth der griechischen Komödie", „Ueber die Grenzen des Schönen", „Ueber das epische Gedicht" ꝛc. S.s erstes selbstständig herausgegebenes Buch, „Die Griechen u. Römer, historische und kritische Versuche über das klassische Alterthum" (1. Bd., Neustrelitz 1797), enthielt unter Anderem den auszugsweise schon früher veröffentlichten geistvollen Aufsatz „Ueber das Studium der griechischen Poesie"; es folgte als zweites größeres Werk die „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" (1. Band, Berlin 1798). Nach seiner Universitätszeit lebte S. die nächsten Jahre abwechselnd in Dresden, Berlin und Jena. In Berlin verkehrte er in inniger Freundschaft

mit Schleiermacher. Der von beiden gefaßte Plan einer gemeinsamen Uebersetzung des Plato wurde nur von jenem ausgeführt, welcher auch an der von August Wilhelm und Friedrich S. 1798—1800 redigirten Zeitschrift „Athenaeum" sich betheiligte. Während seines berliner Aufenthalts trat Friedrich S. in ein sehr vertrautes Verhältniß zu der Gattin des Kaufmanns Veit, Dorothea, einer Tochter Moses Mendelssohns, welche bald darauf mit S. gänzlich vereint lebte und nach Auflösung ihrer Ehe seine Frau wurde. Der Roman „Lucinde", dessen erster und einziger Theil 1799 erschien, erregte durch die darin gegebene Apotheose sinnlicher Liebe großen Anstoß, den zu beseitigen Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde" vergeblich unternahmen. Seit 1800—1 hielt sich S. als Privatdocent in Jena auf, wo er fleißiger Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literaturzeitung" war, mit seinem Bruder gemeinschaftlich die „Charakteristiken und Kritiken" veröffentlichte und das gänzlich verfehlte Trauerspiel „Alarkos" dichtete, mit welchem Goethe ein mißglücktes dramatisches Experiment auf der weimarer Bühne anstellte. Im Frühjahr 1802 reiste S. mit seiner Gattin nach Paris, gab von dort aus die Zeitschrift „Europa" (Frankfurt a. M. 1803, 2 Bde.), sowie einige historische Arbeiten (Geschichte der Jungfrau von Orléans, Geschichte der Margarethe von Valois) heraus und beschäftigte sich neben seinen Studien der romanischen Literatur eifrig mit orientalischen Sprachen, namentlich mit dem Sanskrit. Aus diesen letzteren Forschungen ging später das epochemachende Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" (Heidelberg 1808) hervor. Nach Deutschland zurückgekehrt trat S. mit seiner Frau in Köln 1803 zur katholischen Religion über, lebte dann einige Jahre auf Reisen in der Schweiz, den Niederlanden, am Rhein und in Frankreich, bis er 1808 sich in Wien niederließ und Hofsekretär bei der dortigen Staatskanzlei wurde. Während des Feldzugs 1809 war er dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl beigegeben und verfaßte einen Theil der österreichischen Proklamationen gegen Napoleon I. In den Jahren 1810 und 1813 hielt er in Wien Vorlesungen über neuere Geschichte und über Geschichte der alten und neuen Literatur. Nachdem er dann seit 1815 bis 1818 als Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt a. M. gelebt hatte, widmete er sich, von Staatsgeschäften zurückgetreten, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien. Einer 1812—13 herausgegebenen Zeitschrift „Deutsches Museum" ließ er 1820 bis 1823 die „Concordia" folgen, deren Tendenz auf Zurückführung aller Konfessionen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche gerichtet war. Im Jahre 1826 hielt er in Wien Vorlesungen „über Philosophie des Lebens", 1827 „über Philosophie der Geschichte", im Winter 1828—29 zu Dresden „über Philosophie der Sprache und des Worts". Er † zu Dresden am 11. Jan. 1829. S. war ebenso wenig Dichter im vollen Sinne des Wortes wie sein älterer Bruder, obwohl seine zuerst 1809 gesammelt erschienenen Gedichte einzelnes von lyrischer Kraft Zeugnißgebende enthalten. Er gelangte zur dichterischen Produktion auf dem Wege ästhetischer Reflexion, wie denn auch der „Alarkos", in welchem ein romantischer Stoff in antike Formen gezwängt erscheint, ein Werk nüchternen Raffinements ist und als Typus für das bei den Romantikern (s. Deutsche Literatur) überhaupt zu Tage tretende Mißverhältniß zwischen Wollen und Können gelten kann. An produktiver Begabung überhaupt war Friedrich S. jedoch reicher ausgestattet als August Wilhelm S., ja er darf als der ideenreichste Kopf der ganzen romantischen Schule bezeichnet werden. Einer gesunden Wirkung seiner ungemein anregenden Thätigkeit stand aber die Neigung zu mystischen Extravaganzen im Wege, welche bereits in der „Lucinde", obendrein mit entschieden unsittlicher Tendenz gepaart, hervortrat u. sich dann im späteren Verlaufe der Geistesentwickelung S.s zu komplettem Obskurantismus verirrte. Am fruchtbarsten entfaltete sich sein Talent auf den Gebieten der Literärgeschichte und Sprachforschung. Durch ihn vor Allem hat die neuere Literaturforschung ihre Richtung auf das Erfassen und Verstehen der literarischen Erscheinungen aus dem Boden nationaler und historischer Verhältnisse, daraus sie organisch erwachsen, bekommen, er zuerst hat die Philosophie der Literaturgeschichte angebahnt und in genialen Zügen vorgezeichnet. In seinem berühmten Werk über Sprache und Weisheit der Inder hat S. sodann mit wunderbar vorahnendem Instinkt und in unvergleichlich divinatorischer Weise der orientalischen Wissenschaft die Wege gewiesen, in welchen sie noch heute wandelt, und das sprachvergleichende Studium überhaupt dankt die wichtigsten Anregungen jener kleinen, auf verhältnißmäßig geringer positiver Grundlage ruhenden Schrift, die indirekt auch die in Deutschland nachmals so üppig ins Laub geschossene orientalische Dichtung ins Lebens gerufen hat. S.s Werke erschienen in einer von ihm selbst veranstalteten Gesammtausgabe zuerst Wien 1822—25 in 10 Bänden, denen als 11. u. 12. Band sich die von Windischmann herausgegebenen „Philosophischen Vorlesungen aus den Jahren 1804—6 nebst Fragmenten vorzüglich philosophischen und theologischen Inhalts" anschlossen. Eine zweite, vermehrte Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" erschien zu Wien 1846 in 14 Bänden. Ueber S. in persönlicher Hinsicht vergl. „Aus Schleiermachers Leben" (Berlin 1858 bis 1864, 4 Bde.).

Schlegeler (Schlegelerbund), ein unter Eberhard II. dem Greiner am Tage Martini (11. November, daher auch Martinsvögel genannt) 1366 gestifteter schwäbischer Bund, dessen Mitglieder, reiche hohe Adelige, silberne Keulen (Schlegel) bei ihren Zusammenkünften führten. Die ersten Häupter waren Wilhelm und Adolf von Eberstein.

Schlehe (Schlehendorn, Schwarzdorn), s. Prunus.

Schleiche (Anguis), Reptiliengattung aus der Ordnung der Saurier u. der Familie der Schuppenechsen, ohne Beine, aber unter der Haut mit Spuren von Schulterblättern und Becken, welche den Schlangen fehlen, Augenlidern und versteckten Ohren, sonst schlangenähnlich. Die einzige Art ist die bekannte Blindschleiche (A. fragi-

lis *L.*, Bruchschlange, Haselwurm, Glasschlange). Sie ist glänzend, kupferbraun, unten schwärzlich. Die Jungen sind auf dem Rücken mit 3 schwärzlichen Streifen gezeichnet, die mit zunehmendem Alter undeutlich werden und sich zuletzt ganz verlieren. Der Schwanz dieses bis 1½ Fuß langen Reptils ist sehr zerbrechlich. Früher ward es den Schlangen beigezählt. In ganz Europa häufig, ist die Blindschleiche ein ganz unschädliches, durch Vertilgung von Insekten nützliches Thier, welches wegen der Enge seines Mauls nicht einmal in den vorgehaltenen Finger beißen kann, sondern nur züngelt. Es überwintert in selbst gegrabenen Höhlungen.

Schleichera *Willd.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die fehlenden Blumenblätter, die 6—10 am inneren Rande eines ringförmigen Discus stehenden Staubgefäße, den 3fächerigen Fruchtknoten, den eine 3lappige Narbe tragenden Griffel und die 1—2-, selten 3fächerige Steinfrucht mit von einem breiartigen Mantel umhüllten Samen, Bäume mit paarig-gefiederten Blättern, worunter mehre officinell und sonst nutzbar sind. S. aculeata *Kost.*, Cussambium spinosum *Ham.*, in Cochinchina, auf den Molukken, trägt Früchte, welche in Südasien häufig gegessen werden und deren Samen ein Oel enthalten, womit verschiedene gewürzhafte u. wohlriechende Salben bereitet werden. Von S. trijuga *Willd.*, in Ostindien, gebraucht man daselbst die adstringirende Rinde in Oel gegen Hautkrankheiten, während die angenehm säuerlich schmeckenden Früchte ein beliebtes Obst sind. Das feste schöne Holz wird zu Möbeln verarbeitet.

Schleichhandel, s. Schmuggelhandel.

Schleiden, 1) Matthias Jakob, ausgezeichneter Botaniker der Gegenwart, geboren den 5. April 1804 zu Hamburg, studirte zu Heidelberg die Rechte, fand aber in der advokatorischen Praxis, der er sich in seiner Vaterstadt zu widmen gedachte, keine Befriedigung und widmete sich daher seit 1833 zu Göttingen und Berlin noch naturwissenschaftlichen, besonders physiologischen und botanischen Studien. Nachdem er sich durch mehre physiologische und phytotomische Abhandlungen einen geachteten Namen erworben, folgte er 1839 einem Ruf als Professor nach Jena und 1863 als Professor der Botanik und Anthropologie nach Dorpat. Gegenwärtig privatisirt er in Dresden. Sein Hauptwerk sind die „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“ (Leipzig 1842—43, 2 Bde.; 4. Auflage unter dem Titel: „Die Botanik als induktive Wissenschaft“, das. 1861), worin er viele neue Ansichten über die Physiologie der Pflanzen aufstellte, in Folge deren er mit Liebig, Hartig, Nees von Esenbeck u. A. in literarischen Streit verwickelt ward. Sonst schrieb er: „Die Pflanze und ihr Leben“ (6. Aufl., Leipzig 1855); „Studien“ (2. Aufl., das. 1857), eine Sammlung populärer Vorträge; „Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn (das. 1861); „Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik“ (das. 1852) und „Handbuch der botanischen Pharmakognosie“ (das. 1857); „Die Landenge von Sues“ (das. 1858); „Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft“ (das. 1863); „Das Meer“ (Berl. 1865 f.). Auch bearbeitete er die Pflanzen- und Thierphysiologie, sowie die Theorie der Pflanzenkultur für die „Encyklopädie der theoretischen Naturwissenschaften“ (Braunschw. 1850) und gab mit Schmid die „Geognostische Beschreibung des Saalthals bei Jena“ (Leipz. 1846) heraus. Seine „Beiträge zur Botanik“ (Bd. 1, Leipz. 1844) enthalten eine Anzahl seiner in verschiedene Zeitschriften gelieferten Abhandlungen.

2) Rudolf, Jurist, Vetter des Vorigen, geboren den 22. Juli 1815 zu Hamburg, studirte die Rechte, bekleidete an der Generalzollkammer zu Kopenhagen mehre wichtige Posten, ward zum Justizrath ernannt und bei der Zollgrenzregulirung Holsteins beschäftigt. Nach der Erhebung der Herzogthümer stellte er sich der dortigen provisorischen Regierung zur Verfügung. Als Mitglied des Vorparlaments nach Frankfurt gesandt, ward er hier nicht in die Nationalversammlung gewählt, sondern von der Statthalterschaft als Publicist und Agent in Berlin mit Aufträgen versehen. Bei der Okkupation der Herzogthümer durch die Oesterreicher wandte er sich nach Bremen, wo er 1853 die Stelle eines Gesandten in Washington erhielt. Seit 1863 vertritt er daselbst die drei Hansestädte.

Schleier, Stück des weiblichen Putzes, besteht gewöhnlich aus einem feinen, florartigen Gewebe und ist dazu bestimmt, das Gesicht und den Kopf oder auch noch andere Theile des Körpers zu verhüllen. Der Gebrauch des S.s ist im Orient seit uralter Zeit heimisch, u. noch gegenwärtig legt die herrschende Sitte den dortigen Frauen die strenge Verpflichtung auf, sich sowohl auf der Straße, als auch im Hause in Gegenwart von Fremden nur mit einem das Gesicht ganz verhüllenden S. zu zeigen. Bei den griechischen und römischen Frauen war der S. mehr ein Putzstück. Bei den Griechinnen verhüllte derselbe nicht das ganze Gesicht, sondern bloß den oberen Theil des Kopfes bis an die Augen, fiel dann über Wangen und Schultern herab und rollte über den Rücken, so daß man ihn vorziehen und das Gesicht damit bedecken konnte. Die Römerinnen trugen den S. (vitta) mehr zum Kopfputz als zur Verhüllung des Gesichts; derselbe glich der Kopfbedeckung der Nonnen und hing wie bei den Griechinnen bis auf die Schultern herab. Jetzt besteht der S. der Orientalinnen aus zwei Binden, deren eine über die Stirn und Augenbrauen, die andere über Kinn und Mund läuft, so daß nur die Nase und die Augen frei bleiben, die dann mit einem dritten, größeren S. bedeckt werden. In den Mysterien der Alten hatte der S. die symbolische Bedeutung des Unerforschlichen; nicht nur die in die Mysterien Eingeweihten trugen denselben, sondern auch die Heiligthümer und Götterbilder, wie das zu Saïs (s. d.) in Aegypten, wurden bei den Festen der Mysterien verschleiert. Der S. ist auch ein Symbol des Nonnenstandes, daher den S. nehmen, s. v. a. ins Kloster gehen.

Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel, ausgezeichneter protestantischer Theolog, geboren am 21. Nov. 1768 zu Breslau, wo sein Vater reformirter Feldprediger war, besuchte seit 1783 das Gymnasium der Brüdergemeinde zu Niesky u. seit 1785 das Seminar derselben zu Barby und studirte

seit 1787 zu Halle Theologie. Im Jahre 1790 nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Dohna in Schlobitten auf Finkenstein in Preußen an und trat darauf in Berlin in das unter Gedike's Leitung stehende Seminar für gelehrte Schulen. Im Jahre 1794 ward er als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe u. 1796 als Prediger an dem Charitékrankenhause u. dem Invalidenhause in Berlin angestellt. Seine ersten literarischen Arbeiten waren hier Uebersetzungen eines Theils der Predigten von Blair und Fawcett (Berlin 1798, 2 Bde.). Im Jahre 1802 ging er als Hofprediger nach Stolpe, 1804 von hier als Universitätsprediger und Professor der Theologie nach Halle. In dieser Zeit hatte sich seine geistige Richtung im Wesentlichen entschieden; sie entwickelte und befestigte sich unter dem Einflusse sowohl eines tiefen u. lebendigen religiösen Bedürfnisses, als auch der in der Form der schellingschen Identitätsphilosophie sich darstellenden philosophischen Spekulation. Die Art, wie er dem ersteren vermittelst der letzteren Ausdruck zu geben suchte, charakterisiren seine berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (Berlin 1799, 4. Aufl. 1846) und die „Monologe" (das. 1800, neue Aufl. 1846). Auf Veranlassung des „Sendschreibens jüdischer Hausväter an Teller" schrieb er die „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin" (Berl. 1800). Seine Freundschaft mit Fr. Schlegel veranlaßte ihn zu den „Vertrauten Briefen über Schlegels Lucinde" in dessen „Athenaeum" (besonders gedruckt, Berl. 1801, u. mit einem Vorwort von Gutzkow wieder herausgegeben, Hamburg 1835). Auch vereinigte er sich mit demselben zur Uebersetzung des Plato, die er dann allein unternahm (Berl. 1804—10, 5 Bde.; 2. Aufl. 1817—27, 6 Bde.; neue Aufl. 1855 ff.), u. die besonders durch die Einleitungen zu den platonischen Dialogen für das Studium der einzelnen Philosophie epochemachend geworden ist. An seine „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" (Berl. 1803, 2. Aufl. 1834) schlossen sich später die in den Denkschriften der berliner Akademie erschienenen Abhandlungen über die wissenschaftliche Behandlung des Tugendbegriffs, des Pflichtbegriffs, über den Begriff des Erlaubten, den Unterschied zwischen Natur- und Sittengesetz und den Begriff des höchsten Guts. Nachdem die Katastrophe von 1806 den zeitweiligen Schluß der Universität Halle herbeigeführt, begab sich S. nach Berlin, wo er Vorlesungen vor einem gemischten Publikum eröffnete und nicht allein die Kanzel benutzte, um für Kräftigung vaterländischen Sinnes zu wirken, sondern auch, von Stein und Humboldt herangezogen, im Ministerium für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts arbeitete und vorzüglich thätig bei der Gründung der neuen Friedrich-Wilhelmsuniversität war. Damals veröffentlichte er „Die Weihnachtsfeier, ein Gespräch" (Halle 1806; 2. Aufl., Berlin 1827), die kritische Schrift „Ueber den sogenannten ersten Brief des Paulus an den Timotheus" (Berl. 1807), „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne" (das. 1808) und den Aufsatz „Ueber Heraklit" im wolfschen „Museum der Alterthumswissenschaften" (1808). Auch betheiligte er sich an der 1810 von De Wette und Lücke begründeten „Theologischen Zeitschrift". Im Jahre 1809 wurde er Pastor an der Dreifaltigkeitskirche, und bei der Eröffnung der neuen Universität 1810 erhielt er eine ordentliche Professur. In der bewunderungswürdigen Vielseitigkeit seiner nach den verschiedensten Richtungen eingreifenden Thätigkeiten ward er eine der bedeutendsten geistigen Größen während der ersten glänzenden Periode der berliner Universität. Die Fülle der Gedanken, die Form, die in schönster Vollendung ihm zu Gebote stand, und vor Allem sein durch und durch ethisches Streben führte ihm bald eine Schaar begeisterter Schüler zu. Die Kollegia, welche er las, umfaßten den ganzen Kreis des theologischen Wissens und auch philosophische Disciplinen. Im Jahre 1811 begann er seitdem oft wiederholte Vorträge über Dialektik, welche er als Einheit der Logik und Metaphysik faßte. Damals schrieb er auch seine „Kurze Darstellung des theologischen Studiums" (Berlin 1811, 2. Aufl. 1830), nur wenige Bogen, aber eine Welt neuer Gedanken. Schon seit 1806 hatte er die Bahn des geistreichen Dilettantismus in der Theologie verlassen und sich ernsten kritischen Studien zugewandt. In seiner obengenannten Schrift über den Brief an Timotheus wagte er eine durchgreifende divinatorische Kritik, gestützt auf eine zusammenhängende Auffassung der paulinischen Schriften. Die Kritik blieb seitdem seine Lieblingsbeschäftigung. Der reifste Ausdruck seiner religiösen Ueberzeugungen, zugleich sein bedeutendstes Werk ist „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt" (1821—22, 2 Bde.; 2. Aufl. 1830—31), der erste Versuch, den geoffenbarten Inhalt mit der Innerlichkeit und Freiheit des Subjekts auszusöhnen u. denselben im innersten Wesen des Geistes zur Anerkennung zu bringen. Die Tendenz des Werks ist ein Suchen der richtigen Stellung des christlichen Bewußtseins zwischen Glauben und Wissen. S. geht von dem Princip aus, daß Religion das Gefühl absoluter Abhängigkeit, das Absolute aber Gott, mithin das Gefühl absoluter Abhängigkeit das Bewußtsein Gottes sei, welches das Immanente Gottes selbst sei, erscheinend im Menschen in der Form des Bewußtseins von Gott. Das ergänzende Seitenstück zu dieser Dogmatik ist die aus seinem Nachlasse von Jonas herausgegebene „Christliche Sitte" (Berlin 1837) als die der Darstellung des christlichen Glaubens parallele Konstruktion des christlichen Lebens. Als die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied S. seit 1811 war, ihn 1814 zum Sekretär der philosophischen Abtheilung erwählte, benutzte er diese Gelegenheit, um sich von seiner Beschäftigung im Ministerium entbinden zu lassen, da die Schärfe und Entschiedenheit seines Geistes mehr Widerstand als Eingang fand. Die Schriften der königlichen Akademie bereicherte er durch eine große Anzahl von Reden und Abhandlungen, namentlich über einzelne schwierige Punkte der Geschichte der alten Philosophie. Schon frühzeitig hatte er seine Theilnahme an dem allgemeinen kirchlichen Leben und eine klare Einsicht in die Bedürfnisse desselben bekundet durch die 1804 anonym erschienenen „Zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchen-

wesens in Beziehung auf den preußischen Staat", worin er namentlich auf die Nachtheile der Trennung der protestantischen Kirchen hinwies. Als nun 1817 die Union zu Stande gebracht wurde und die Ausschreiben zur Bildung einer Presbyterial- u. Synodalverfassung erschienen waren, suchte er das Werk mit Rath und That zu fördern. Noch im Sommer 1817 schrieb er „Bemerkungen über die für die protestantische Kirche des preußischen Staats einzurichtende Synodalverfassung", und die in Ammons „Prüfung der harmsschen Thesen" auf ihn gemachten Angriffe wies er im „Sendschreiben an den Oberhofprediger Ammon über die Prüfung der harmsschen Thesen" scharf zurück. Unter dem Namen Pacificus Sincerus erschien von ihm 1824 ein „Theologisches Bedenken über das liturgische Recht evangelischer Landesherren", das den alten Streit über die Rechtsprincipien in dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat wieder aufregte. Als Prediger übte S. fortgehend, namentlich auf den gebildeten Theil des Publikums, einen bedeutenden Einfluß aus. Die von ihm veröffentlichten sechs Predigtsammlungen (Berl. 1801—33) sind ausgezeichnet durch Gedankenreichthum, durch die Vielseitigkeit und den Ernst, mit welchen sie alle Lebensverhältnisse vom sittlich-religiösen Gesichtspunkte auffassen, und durch die Gediegenheit der Entwickelung. Auch an dem von Schuderoff und Röhr herausgegebenen „Magazin von Fest- und anderen Predigten" (1823—29) betheiligte er sich. S. † am 12. Februar 1834. Seine Freunde und Anhänger vereinigten sich zur Herausgabe seiner Werke in drei Abtheilungen: „Zur Theologie", „Predigten" und „Zur Philosophie" (Berlin 1835 ff.). Aus der ersten sind bis jetzt erschienen, außer der oben erwähnten „Christlichen Sitte", „Einleitung in das Neue Testament" (herausgegeben von Lücke, Berlin 1846), „Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament" (von demselben, 1838), „Geschichte der christlichen Kirche" (von Bonnell, 1840), „Das Leben Jesu" (von Rütenik, 1864), „Die praktische Theologie (von Frerichs, 1848); aus der dritten Abtheilung: „Dialektik (von Jonas, 1839), „Entwurf eines Systems der Sittenlehre" (von Schweizer, 1837), „Die Lehre vom Staat" (von Brandis, 1843), „Die Erziehungslehre" (von Platz, 1848), „Die Vorlesungen über die Aesthetik" (von Lommatzsch, 1842), „Geschichte der Philosophie" (von Ritter, 1839), „Psychologie" (von George, 1862). Außerdem gab Zabel „S.s literarischen Nachlaß" (Berl. 1835, 2 Bde.) heraus. Vergl. Baumgarten-Crusius, Ueber Doktor F. S., seine Denkart und sein Verdienst, Jena 1834; Schweizer, S.s Wirksamkeit als Prediger, Halle 1834; Gaß, S.s Briefwechsel, Berlin 1852; Dilthey, Aus S.s Leben, in Briefen, das. 1858—64, 4 Bde.; Auberlen, S., ein Charakterbild, Basel 1859; Schwarz, S., seine Persönlichkeit und seine Theologie, Gotha 1861; Lichtstrahlen, Leipz. 1863.

Schleifen (Abschleifen), einerseits die Kunst, Gegenstände aus Metall, Glas, Stein und Holz auf ihrer Oberfläche von den größten Unebenheiten u. Rauhigkeiten zu befreien und dafür glatte, mit unzähligen feinen Rissen versehene Flächen zu schaffen, die durch Poliren (s. d.) glänzend gemacht werden, andererseits die Kunst, stumpfe schneidende oder stechende Werkzeuge zu schärfen. Man benutzt zum S. runde umlaufende Schleifsteine (s. d.), Handschleifsteine, und zwar Oelsteine (zum S. von Stahlarbeiten, meist zum Schärfen schneidender Werkzeuge) und Wassersteine, ferner Bimsstein, der mit einer passenden ebenen Fläche versehen und stark mit Wasser befeuchtet wird (meist auf Silber, zuweilen auf Kupfer, Zink u. Messing), künstliche Schleifsteine (s. d.), Schleifkohle (s. d.) und Schleifpulver. Letztere werden mit Baumöl oder Wasser zu einem dünnen Brei angemacht, auf geeignete hölzerne oder metallene Werkzeuge aufgetragen und mit diesen auf den Arbeitsstücken herumgerieben. Das vorzüglichste Schleifpulver, der Schmirgel, dient vorzugsweise zum S. von Stahl, Eisen, Messing, Britanniametall ꝛc. Er wird, mit Oel befeuchtet, mit einem passenden härteren oder weicheren, wohl auch mit Filz bekleideten Holz aufgetragen und verrieben. Runde Gegenstände schleift man auf der Drehbank, und Cylinder zwischen 2 mit bogenförmigen Ausschnitten versehenen und durch 2 Schrauben nach Bedürfniß zusammengeklemmten Hölzern. Man verwendet den Schmirgel auch nach dem Princip der Drehsteine, indem man ihn auf die Stirnfläche oder die ebene Fläche einer rotirenden hölzernen, bisweilen mit Blei, Filz oder Leder belegten Holzscheibe aufträgt. Solche Schleifmaschinen (lapidaire) mit mehren feineren und gröberen Scheiben benutzen besonders die Uhrmacher. Große hart gegossene Walzen werden mit einer hölzernen Scheibe geschliffen, die, auf einer mit der Walzenaxe parallelen Welle befestigt, allmählig längs der Walze fortgeht, während das Schleifmaterial aus einem ebenfalls sich verrückenden Trichter zwischen die Walze und die Scheibe fällt. Zuerst arbeitet man mit eckigen Quarzstückchen von der Größe einer Erbse, und zwar trocken. Stufenweise folgen dann kleinere und feinere Steinchen, dann Sand in mehren Graden der Feinheit. Das Glattschmirgeln geschieht in einer Maschine, in welcher die Walze umgedreht und durch Stellschrauben allmählig herabgedrückt wird, während ein rinnenartig konkaves, mit Schmirgel und Oel versehenes Kupferstück unter der Walze durch den Mechanismus hin- und hergezogen wird. Gegenstände mit sehr bewegter Oberfläche werden mit steifen Bürsten, Oel und Schmirgel geschliffen. Häufig bearbeitet man 2 zu schleifende Platten mit Oel und Schmirgel auf einander, und erreicht dadurch am sichersten eine völlige Ebene derselben. Auch Hähne werden in solcher Weise eingeschmirgelt. Zum S. von Messing und Argentan und zur Entfernung von Rostflecken auf Stahl benutzt man das Schmirgelpapier, welches entweder direkt aus freier Hand gebraucht, oder auf Holz geklebt wird. Aus Schmirgelschlamm kann man das Fett durch Kochen mit Aetzlauge und das Metall durch Digestiren mit Salzsäure entfernen. Glühen ist nicht empfehlenswerth, weil dadurch das Metall nicht fortgeschafft, der Schmirgel aber weicher wird. Außer dem Schmirgel benutzt man zum S. ordinärer Eisenwaaren den Hammerschlag. Weißglühend in Wasser abgelöschter und in einem

Mörser von weißem Gußeisen fein gepulverter Stahl ist als guter Ersatz des Schmirgels empfohlen worden. Bimsstein mit Wasser oder Oel auf Holz getragen ist ein gutes Schleifmittel für Messing, Argentan, Kupfer, Silber, Zink und eignet sich zum Einschleifen von Hähnen besser als Schmirgel. Geschlämmter Feuerstein gibt ein gutes Schleifpulver auf Messing und Eisen, feuchter Sand wird auf Lederscheiben zum S. von Britanniametall angewandt.

Um Holz zu s., wird dasselbe zuerst mit der Ziehklinge abgezogen. Letztere ist ein federhartes Stahlblech, dessen Kanten auf dem Schleifstein so geschliffen sind, daß ihre Ränder scharf rechtwinklig gegen die breiten Flächen stehen. Man streicht sie mit einem glatten glasharten Ziehklingenstahl, wodurch sie einen feinen, gegen die breite Fläche aufstehenden Grat erhalten, und schabt mit letzterem höchst zarte staubartige Späne von dem Holz ab. Das so abgezogene Holz wird nun mit der ebenen Fläche eines Stückes Bimsstein gerieben, während man es mit Leinöl, Leinölfirniß (mit Terpentinöl verdünnt), Talg oder Wasser befeuchtet. Leinöl und noch mehr Leinölfirniß machen das Holz dunkel, deshalb schleift man Mahagoni mit Talg und ganz weiße Hölzer mit Wasser. Gesims- oder Leistenwerk schleift man mit Bimssteinpulver, indem man letzteres auf ein mit Oel benetztes Stück Pappelholz streut, welches ebenso (nur entgegengesetzt) ausgekehlt ist wie die Arbeit. Nach dem S. wird das Fett und der Schleifschmutz mit Sägespänen, Kreidepulver, Tripel- oder Ziegelmehl entfernt. Fischhaut, die getrocknete Haut mehrer Haifischarten, wird jetzt nicht mehr zum S. angewandt, auch die Benutzung des Schachtelhalms verschwindet mehr und mehr, da das Sandpapier und besonders das Glaspapier, mit welchem man das Holz trocken reibt, allen Anforderungen entspricht. Drechsler fassen oft einen Haufen der eigenen Drehspäne des Holzes in die Hand zusammen und drücken sie an den in der Drehbank schnell umlaufenden Gegenstand, der dadurch schnell glatt wird und sogar einen sanften Glanz erhält. Ueber das S. des Glases s. Glas.

Schleifen, das Zerstören der Festungswerke, geschieht entweder in Folge eingegangener Friedenstraktate, oder wenn man eine feindliche Festung, die man im Besitz hat, wieder verlassen muß. Im ersteren Falle sucht man die Demolirung so viel als möglich so auszuführen, daß, sofern die Umstände den Wiederaufbau der Festung gestatten, dieser mit dem geringsten Aufwande ins Werk gesetzt werden könne; im letzterwähnten Falle aber sucht man die Festungswerke auf eine solche Weise zu zerstören, daß der Feind so wenig als möglich bei der Restauration benutzen kann, weshalb man sich größtentheils des Pulvers zum Sprengen der Werke bedient. In der Musik heißt s.: zwei oder mehre unmittelbar auf einander folgende Töne unabgesetzt vortragen; das Zeichen dafür ist ein bogenförmiger Strich über den betreffenden Noten.

Schleifer, deutscher Nationaltanz im $^3/_8$-Takt, besteht aus 2 Reprisen und 8 Takten.

Schleifkohle, Holzkohle, welche mit Wasser befeuchtet (bei sehr feinen Arbeiten mit Oel) zum Abschleifen von Kupfer, Messing und Silber benutzt wird. Sie erzeugt eine feine, matte Oberfläche und nimmt die feinen Risse, welche der Bimsstein gelassen hat, sehr gut weg. Man bereitet die S. aus Hollunder-, Weiden- oder Lindenholz, indem man dasselbe spaltet, gut lufttrocken werden läßt und entweder in einem ganz gefüllten und gut verschlossenen Ofenrohr, oder dick mit Lehm bestrichen einen Brand in einem Töpferofen mitmachen läßt.

Schleifsteine, Steine oder steinähnliche Massen, welche zum Schleifen der Metalle benutzt werden. Man unterscheidet Hand- und Drehsteine. Erstere sind größere oder kleinere Steinstücke, von meist länglicher Form, oft an einer Seite zugespitzt, um in Vertiefungen der Arbeitsstücke gelangen zu können. Man benutzt sie in der Weise, daß man mit ihnen die Arbeitsstücke reibt; seltener liegt der Stein fest und man führt das Arbeitsstück über dessen Oberfläche hin und her. Die Drehsteine sind zirkelrunde scheibenförmige harte Steine von feinem, möglichst gleichförmigem Korn und werden bei der Arbeit mit Hülfe einer Axe, durch Menschen-, Thier- oder Elementarkraft in Rotation versetzt. Sie arbeiten schneller und billiger als Feilen, können aber nur zur Hervorbringung ebener Flächen, einfacher konvexer Rundungen und cylindrischer Aushöhlungen benutzt werden. In der Regel benutzt man zum Schleifstein die cylindrische Stirn des Steins, doch werden ebene Flächen auch auf einer der geraden Seitenflächen geschliffen. Je schneller der Stein rotirt, um so mehr wird die Arbeit beschleunigt, die Umfangsgeschwindigkeit wechselt zwischen 3 bis 12 Meter in einer Sekunde, erreicht aber bei den S.n für Nähnadeln 30 Meter. Hier entsteht die Gefahr, daß der Stein durch die Wirkung der Centrifugalkraft zerrissen wird. Die herumfliegenden Trümmer können sehr große Zerstörungen anrichten, und man umgibt daher solche Steine mit einem hölzernen Mantel, welcher nur dort eine Oeffnung hat, wo der Arbeiter die zu schleifenden Gegenstände auf den Stein legt. Hohle S. bestehen aus einem eisernen Rad, um welches man einen Kranz von fest zusammengefügten Sandsteinfragmenten befestigt. Hierdurch entsteht der Vortheil, daß man kleinere Steinstücke verwenden, dieselben von recht gleichartiger Beschaffenheit auswählen, einzelne nöthigenfalls auswechseln und den mittleren Theil (das eiserne Rad) immer wieder gebrauchen kann. Handelt es sich nur um das Schärfen von Werkzeugen, so kann der Schleifstein mit einer Kurbel gedreht werden; überall, wo größere Geschwindigkeiten nöthig sind, muß man dagegen Riemenscheiben anwenden. Runde Gegenstände müssen während des Schleifens um ihre Axe gedreht werden, u. man baut eigene Schleifmaschinen, welche diese Drehung bewirken. Beim Schleifen wird der Stein gewöhnlich naß gehalten, und zwar läßt man entweder seinen unteren Theil in Wasser tauchen, oder man läßt von oben durch eine Röhre Wasser auf ihn fließen. Ein trockener Stein arbeitet zwar schneller als ein nasser, aber er erzeugt gröbere Risse, nutzt sich schneller ab und erzeugt so große Hitze, daß z. B. gehärteter Stahl beim Trockenschleifen weich wird. Kann man

die geschliffenen Gegenstände nicht abtrocknen, wie z. B. die Nähnadeln, dann muß man sie freilich trocken schleifen, weil sie sonst verrosten würden. Die feinen abgeriebenen Stahltheilchen sind für die Gesundheit der Arbeiter sehr gefährlich, und man umgibt deshalb auch aus diesem Grunde die S. mit einem nur an einer Stelle offenen Gehäuse und läßt einen kräftigen Ventilator durch jene Oeffnung Luft einsaugen, so daß alle Stahlpartikelchen in das Gehäuse hineingerissen werden. Die schleifende Oberfläche der Steine ist in der Regel glatt, nur zum Abschleifen roher gußeiserner Platten dienen gekerbte S. Beim Gebrauch werden die Steine bald unrund und müssen dann durch Behauen mit einem Meißel oder dadurch wieder gerundet werden, daß man einen spitzen Meißel unbeweglich gegen den in Bewegung befindlichen Umkreis hält. Auch eine mit Meißeln besetzte, rotirende Walze wird zum Abdrehen angewendet. Tretschleifsteine werden schnell unrund, weil sie die größte Geschwindigkeit stets beim Niedertreten erhalten und weil der zugleich schleifende Arbeiter unwillkürlich den Gegenstand stärker an den Stein drückt, wenn er seine Kraft anwendet, um den Tritt abwärts zu bewegen. Zur Abhülfe bringt man die Kurbel nicht an der Axe des Steins selbst an, sondern an einem Zahnrad von z. B. 25 Zähnen, welches in ein mit dem Stein verbundenes zwölfzähniges Rad eingreift. Dadurch rückt dann der Punkt auf dem Schleifstein, welcher im Augenblick des Niedertretens unter der Hand des Schleifers ist, nach je 2 Umdrehungen um $^1/_{12}$ der Peripherie weiter. Werden S. durch Elementarkraft getrieben, so legt man zwei mit etwas verschiedener Geschwindigkeit umlaufende, auf parallelen Axen befestigte Steine so neben einander, daß sie sich an einer Stelle berühren und der eine von ihnen eine kleine hin- und hergehende Schiebung in der Axenrichtung empfängt, wodurch sie sich gegenseitig immer rund erhalten.

Die S. bestehen aus Thonsandstein, Schiefer oder dichtem Kalkstein. Der pirnaische Sandstein liefert vorzügliche S. bei Hinterharmsdorf und Prossen. Der hüftenberger Stein (Thonschiefer, Wetzstein) zum Schärfen seiner Werkzeuge kommt aus Sonneberg. Böhmen liefert viele S., ferner Plieningen bei Stuttgart, der Kolmberg bei Oschatz, Unterammergau 2c. Die weicheren S., sogenannte Wassersteine, werden beim Gebrauch mit Wasser befeuchtet, die härteren mit Oel (Oelstein). Von letzteren werden besonders die Arkansassteine sehr gerühmt; sie sind fast weiß, scheinen eine Art von Chalcedon zu sein und greifen den härtesten Stahl rasch und leicht an. Künstliche S. erhält man z. B. durch anhaltendes starkes Brennen von feuerfestem Thon, oder man zerstößt Abfälle von feinkörnigem harten Thonsandstein zu Pulver, knetet dies mit dünnem Thonschlamm zu einem Teig, preßt die Masse in Formen und brennt sie im Scharffeuer des Steingutofens. Auch 4 Theile Raseneisensteinpulver, 2 Theile Sandsteinpulver und 1 Theil Thon geben bei ähnlicher Behandlung einen guten Stein. Den besten aber erhält man durch Erhitzen eines Gemenges von Schellack und scharfkörnigem Quarzsand bis zum Schmelzen des ersteren. Die Menge des Schellacks muß nicht größer sein, als nöthig ist, um die Sandkörner zu einer dichten Masse zu vereinigen. Man preßt dieselbe in Formen, kann damit aber auch größere eiserne Trommeln 1 Zoll dick bekleiden. Statt des Quarzsandes kann man auch Schmirgel anwenden und statt des Schellacks Kautschuk.

Schleihe (Schleiche, *Tinca Cuv.*), zur Familie der Karpfen gehörige Fischgattung, charakterisirt durch die stachellose Rücken- und die abgestutzte Schwanzflosse, den mit keulenförmigen Zähnen besetzten Schlund, 2 Bartfäden und den kleinbeschuppten, spindelförmigen Körper. Die gemeine S. (*T. vulgaris Cuv.*, *Cyprinus tinca L.*) ist oben dunkelgrün, nach unten ins Gelbliche, hat dicke, undurchsichtige violette Flossen und kleine Bartfäden und erreicht in der Regel eine Schwere von 1—2 Pfund, manchmal aber auch von 8 Pfund. Sie ist einer der verbreitetsten Flußfische, findet sich auch in den stehenden Gewässern Europa's und hat ein wohlschmeckendes Fleisch. Die Goldschleihe (*T. aurata Cuv.*) unterscheidet sich durch dünnere, durchsichtigere und größere Schuppen und den goldfarbigen, schwarz gefleckten Körper, findet sich vornehmlich in Schlesien und Böhmen, wird aber von Einigen nur als Spielart der vorigen betrachtet.

Schleim (*mucus*), die dickflüssige, klebrige, farblose oder etwas getrübte, in der Regel alkalisch reagirende Absonderung, welche normaler Weise als dünne Schicht die Oberfläche aller Schleimhäute (s. d.) überzieht und dieselbe schlüpfrig erhält. Der S. bietet, je nach den Körperstellen, wo er gebildet wird, gewisse Verschiedenheiten dar. Im Allgemeinen enthält er 4—6 Procent feste Bestandtheile, das Uebrige ist Wasser. Der Hauptbestandtheil des S.s ist ein stickstoffhaltiger Körper, der sogenannte Schleimstoff (das Mucin). Derselbe wird nicht gefällt durch Kochen, wohl aber durch Säuren, Alkohol, Alaun 2c. In Wasser ist er bloß quellbar und verleiht dadurch dem schleimigen Sekret den Charakter der Klebrigkeit. Die Stärke, in welcher der S. abgesondert wird, ist nicht exakt zu bestimmen, krankhafter Weise aber, nämlich in den katarrhalischen Zuständen der Schleimhäute, kann sie bedeutend zunehmen. Das Sekret enthält stets abgestoßene Epithelzellen, sowie die sogenannten Schleimkörperchen. Es sind dies runde, granulirte Zellen von dem Aussehen der farblosen Blutkörperchen und der Eiterkörperchen. Nach der gewöhnlichen Annahme sind die Schleimkörperchen nichts Anderes als junge, abgestoßene Epithelzellen aus den Schleimdrüsen (s. Schleimhäute). Im normalen S. sind sie relativ sparsam, beim Katarrh der Schleimhäute nehmen sie aber so ungeheuer zu, daß sie dem S. ein gelbliches, eiterartiges Aussehen ertheilen. Die Quelle der Schleimabsonderung sind in der Hauptsache die Schleimdrüsen, doch trägt auch die freie Schleimhautoberfläche dazu bei. Die flüssige Substanz des S.s ist nichts Anderes als das Produkt einer Metamorphose (Schleimmetamorphose), welcher die Zellen der Schleimdrüsen und die Epithelzellen der Schleimhautoberfläche unterliegen. Der S. ist also eine modificirte Zellensubstanz. Eine dem physiolo-

gischen S. ähnliche Substanz ist die Synovia (s. d.) der Gelenkhöhlen, der Schleimbeutel (s. d.) und der Sehnenscheiden. Krankhafter Weise kommt, wie schon erwähnt, eine abnorm reichliche Schleimabsonderung beim Katarrh der verschiedenen Schleimhäute vor. Der hierbei abgesonderte S. ist bald sehr trüb und reich an Speichelkörperchen, bald geradezu mit Eiter vermengt (eiteriger Katarrh), bald auch durchsichtig, sehr reichlich und auffallend dünnflüssig, ja fast wässerig, z. B. in gewissen Stadien des Schnupfens. Im letzteren Fall ist der S. mit reichlichem, aus den Blutgefäßen ausgetretenem Wasser vermischt. Pathologischer Weise bildet sich ferner der S., und zwar ebenfalls durch eine Zellenmetamorphose, an solchen Stellen des Körpers, wo er normaler Weise gar nicht vorkommt, z. B. im Schleimsystem (des Eierstocks) und im sogenannten Gallertkrebs. Der pathologische S. gleicht wahrscheinlich in jeder Beziehung dem physiologischen S., nur pflegt er wasserärmer als dieser zu sein.

Schleimbeutel (bursae mucosae), verschieden große, vollständig in sich abgeschlossene Säcke mit dünner fibröser Wand, welche eine hühnereiweißartige, schleimige Flüssigkeit (synovia) enthalten und dazu bestimmt sind, die Reibung beweglicher Theile an ihrer harten Unterlage zu vermindern. Die S. liegen entweder zwischen einer Sehne und einem Knochen, besonders wenn die Sehne über einen Knochenvorsprung hinweggeht, od. zwischen der äußeren Haut und einem von ihr bedeckten Knochenvorsprung (z. B. über der Kniescheibe). Die S. kommen hauptsächlich in der Nähe der Gelenke vor und hängen nicht selten mit der Gelenkhöhle kontinuirlich zusammen. Diejenigen S., durch welche eine Sehne mitten hindurchgeht, nennt man Synovialscheiden der Sehnen. Sie finden sich hauptsächlich am Handgelenk und am Fuße. Durch eine Entzündung der S., Ansammlung und Verhärtung der Synovia in denselben entstehen gewisse Formen der sogenannten Ueberbeine.

Schleimfieber (febris mucosa), eigenthümliche Form des Magenkatarrhs, welche sich bei mäßiger Intensität des begleitenden Fiebers durch ihre Hartnäckigkeit, ihren langwierigen Verlauf und durch die massenhafte Produktion eines zähen, gummiartigen Schleims auszeichnet, welcher nicht bloß im Magen und Darm, sondern auch im Rachen, im Munde und in den Bronchien gebildet wird. Die Krankheit, welche besonders ältere Personen befällt, beginnt mit mäßig beschleunigtem Puls und wenig erhöhter Körpertemperatur. Die Kranken fühlen sich aber auffallend matt und hinfällig, sind apathisch, beständig zum Schlafen geneigt und zeigen den größten Widerwillen gegen alle Speisen. Nöthigt man die Kranken zum Essen, so tritt bald ein quälendes Gefühl von Ueberfüllung ein, zu welchem sich Würgen gesellt, bis die genossenen Speisen, in große Mengen zähen Schleims gehüllt, wieder ausgebrochen werden. Dabei ist starker Mund- und Rachenkatarrh zugegen. Der Zungenbelag ist anfangs dick und gelblich, das Zahnfleisch, die Gaumenbögen und die Rachenschleimhaut mit zähem Schleim bedeckt. Später zeigt sich die Zunge geröthet, wie ein Stück rohes Fleisch oder wie mit Firniß überzogen. Namentlich in den Morgenstunden entleeren die Kranken durch Räuspern, Würgen, Erbrechen und Husten eine große Menge von zähem, fadenziehendem Schleim. Der Stuhlgang ist nur selten diarrhöisch; neben unverdaut abgehenden Speiseresten sind ebenfalls reichliche Schleimmassen beigemischt. Der Harn enthält einen schleimigen Bodensatz. Das Fieber bleibt auch im weiteren Verlauf mäßig. Die Kranken werden aber dabei äußerst hinfällig, ihre Apathie nimmt überhand, so daß sie, wenn sie nicht schlafen, gleichgültig gegen ihren Zustand wie gegen ihre Umgebung daliegen. Wendet sich endlich, oft erst nach 3—4 Wochen, die Krankheit zur Besserung, so verliert sich die Schleimproduktion sehr allmählig, der Appetit kehrt langsam zurück, der Puls wird auffallend träge und die äußerst erschöpften Kranken erholen sich erst nach langer Zeit. Die geringste Veranlassung genügt, um einen Rückfall hervorzurufen, der Prozeß beginnt dann von Neuem, und so können Monate bis zur gänzlichen Heilung vergehen. Bei schwachen und herabgekommenen Subjekten kann sogar ein tödtlicher Ausgang erfolgen. Die Behandlung erstreckt sich auf Regulirung der Diät, welche am zweckmäßigsten aus koncentrirter Fleischbrühe und altbackener Semmel besteht. Als Getränk empfiehlt sich das Sodawasser. Daneben werden die kohlensauren Alkalien und verdünnte Säuren gegeben. Vgl. Magenkatarrh.

Schleimgewebe, eigenthümliches thierisches Gewebe von sehr weicher, manchmal fast zerfließender Konsistenz, aus welchem man eine mucin- (schleimstoff-) haltige Flüssigkeit von klebriger, durchsichtiger, weißgelblicher Beschaffenheit ausdrücken kann. In seinem äußeren Ansehen kann man das S. am ehesten mit einer weichen Gallerte vergleichen. Mikroskopisch besteht das S. aus Zellen, welche meist durch Ausläufer mit einander verbunden und in eine gallertartige Grundsubstanz eingebettet sind. Am erwachsenen gesunden Körper kommt das S. nur noch in Einem Organ vor, indem es den Glaskörper des Auges bildet. Beim Embryo dagegen ist das S. in großer Ausbreitung vorhanden, indem es hier die Vorstufe für das spätere Bindegewebe bildet. In ziemlich reiner Gestalt kommt das S. am Nabelstrang als sogenannte whartonsche Sulze vor. Krankhafter Weise entwickeln sich an verschiedenen Stellen und Organen des Körpers manchmal Geschwülste aus S.n, die sogenannten Myxome (s. Myxoma). Es bestehen übrigens alle denkbaren Uebergänge des S.s zum Bindegewebe, zum Knorpel ꝛc., und mit allen den ebengenannten Geweben gemischt kommt das S. auch in Geschwülsten vor.

Schleimhäute (membranae mucosae), weiche, sammetartige, sehr gefäß- und nervenreiche, schleimabsondernde Membranen, welche sozusagen die innere Körperoberfläche überziehen, indem sie sowohl die größeren als kleineren nach außen sich öffnenden Höhlen und Kanäle des Körpers (Luftwege, Verdauungskanal, Urogenitalkanal u. deren Anhänge) auskleiden. An den äußeren natürlichen Oeffnungen dieser Höhlen geht die Schleimhaut allmählig in die äußere Haut über, so daß keine

deutliche Grenze zwischen beiden zu finden ist. Die S. stellen sich an verschiedenen Punkten sehr verschieden dar; so sind sie an manchen Stellen stärker entwickelt, dicker, schwammiger, röther, gefäß- und nervenreicher, voll grubiger Vertiefungen, welche von den Mündungen der Schleimdrüsen herrühren, und falten- oder zottenartiger Erhebungen; an anderen Stellen dagegen fester, dünner, weißer und mehr den fibrösen und serösen Häuten ähnlich. Man unterscheidet an jeder Schleimhaut zwei Flächen, eine freie, dem Höhlenraum zugewandte und mit einem Epithelium überkleidete, und eine angewachsene, mit den Wandungen der Höhle verbundene Fläche. Jede Schleimhaut besteht aus folgenden drei Schichten: 1) Die Epithelialschicht ist die oberste, an der freien Schleimhautfläche gelegene Schicht und besteht nur aus Zellen, welche bald die Gestalt von Plättchen, bald die von Cylindern haben und im letzteren Falle Wimpern tragen oder nicht. Die Zellen liegen bald nur einfach neben einander und bilden eine einschichtige Lage, bald sind sie in mehrfachen Lagen über einander geschichtet. 2) Zwischen dem Epithel und dem eigentlichen Schleimhautgewebe liegt eine strukturlose, dünne Membran (basement membrane), welche sich, wenn Drüsen auf der Schleimhautfläche münden, durch deren Ausführungsgang in diese selbst fortsetzt und die eigentliche Membran der Drüsenbläschen bildet. 3) Die eigentliche Schleimhaut, der Lederhaut der äußeren Haut vergleichbar, ist eine Bindegewebsschicht von verschiedener Dicke, deren Bündel dicht gedrängt liegen und sich vielfach unter einander durchkreuzen. Unter der eigentlichen Schleimhaut, mit ihr im kontinuirlichen Zusammenhang, befindet sich lockeres (submuköses) Zellengewebe, welches die Anheftung der S. an die Höhlenwand vermittelt. An einzelnen Stellen besitzt die Schleimhaut an ihrer oberen, dem Epithel näheren Fläche ähnliche Papillen, wie sie der äußeren Haut eigenthümlich sind. Die Farbe der S. hängt von der Anzahl und dem Füllungsgrade ihrer Blutgefäße ab und ist grauweißlich, röthlich bis intensiv roth. Die Sensibilität der S. zeigt sich an den von den natürlichen Oeffnungen entfernten Stellen nur sehr vag und dunkel, während sie in der Nähe dieser Oeffnungen einen hohen Grad erreicht. Die Ausdehnbarkeit und Kontraktilität der S. ist nicht unbedeutend, eines sichtbaren lebendigen Bewegungsvermögens entbehren sie aber ganz, weshalb sie da, wo sie mit Kraft zusammengezogen werden sollen, von dazu bestimmten Muskelfasern umgeben werden. Die S. enthalten ferner Drüsen. Dieselben sind theils schleimabsondernde und kommen auf allen S.n in größerer oder geringerer Anzahl vor, theils haben sie eine specifische Bestimmung und finden sich dann nur an bestimmten Stellen (z. B. die Labdrüsen des Magens). Die schleimabsondernden Drüsen oder Schleimdrüsen sind entweder einfache oder zusammengesetzte. Die einfachen Schleimdrüsen bestehen aus sehr kleinen, mit bloßem Auge kaum sichtbaren Ausbuchtungen der strukturlosen Membran in die Bindegewebsschicht der S., welche nur selten bis in das submuköse Gewebe reichen. Der Inhalt dieser flaschenförmigen Säckchen besteht aus Zellen, welche den Epithelzellen der S. gleichen, mit diesen kontinuirlich zusammenhängen und zur Schleimbildung verwendet werden. Der Ausführungsgang der Drüsen erscheint auf der freien Schleimhautfläche für das bloße Auge in Gestalt eines feinen Nadelstiches. Die zusammengesetzten Schleimdrüsen erstrecken sich bis in das submuköse Zellgewebe, haben etwa die Größe eines Hirsekorns bis eines Pfefferkorns und bestehen aus zahlreichen, nicht vollkommen geschlossenen, unter einander zusammenhängenden Bläschen, welche sich zu Läppchen vereinigen. Jedes Läppchen hat einen Ausführungsgang, der sich mit denen der anderen Läppchen zu einem gemeinschaftlichen, auf der freien Schleimhautfläche mündenden Gang verbindet. Die Drüsenbläschen bestehen aus einer strukturlosen Membran (der Fortsetzung der strukturlosen Schicht der Schleimhaut), an deren äußerer Fläche ein feines Kapillarnetz ausgebreitet ist. Der Inhalt der Drüsenbläschen besteht aus zahlreichen, in Schleim sich umwandelnden Zellen.

Die S. sind sehr häufig der Sitz von Krankheiten, doch neigen die S. einiger Organe (Luftwege, Magendarmkanal) im Ganzen mehr zu Erkrankungen hin als die S. mancher anderen Organe (z. B. der Harnwege). Die häufigste Krankheit der S. ist der Katarrh oder Schleimfluß (s. Katarrh), seltener sind die S. der Sitz verschiedener Geschwüre, so besonders die Kehlkopf- und Rachenschleimhaut der Sitz syphilitischer, die Darmschleimhaut der Sitz tuberkulöser, typhöser und anderer Geschwüre. Sämmtliche S., besonders aber die Rachenschleimhaut, können auch die kroupöse und diphtheritische Affektion zeigen. Bei beiden Affektionen entwickeln sich aus dem Epithel durch eine eigenthümliche Zellenmetamorphose dicke Faserstoffmembranen, unter welchen die Schleimhaut bald gesund ist (Croup), bald hochgradig eiterig infiltrirt erscheint (Diphtheritis). Das Nähere siehe bei den einzelnen Organen und unter Bräune.

Schleimharze, s. v. a. Gummiharze.

Schleimsäure, stickstofffreie chemische Verbindung, entsteht beim Erhitzen von Pflanzenschleim oder Milchzucker mit 4—5 Theilen Salpetersäure von mittlerer Koncentration, so lange noch Gasentwickelung Statt findet. Das beim Erkalten sich abscheidende weiße krystallinische Pulver ist im kalten Wasser sehr schwer, etwas leichter im heißen, aber nicht in Alkohol löslich, wird aber bei längerem Erhitzen bis 100° ohne Veränderung der Zusammensetzung leichter in Wasser und auch in Alkohol löslich (indem sich Paraschleimsäure bildet). Die wässerige Lösung fällt Kalk- u. Barytwasser, im Ueberschuß der Säure löst sich der Niederschlag wieder; Salpetersäure oxydirt die S. zu Oxalsäure und Kohlensäure, geschmolzenes Kalihydrat bildet Essigsäure und Oxalsäure. Die meisten Salze der S. sind schwer löslich. Bei trockener Destillation gibt die S. Kohlensäure und Pyroschleimsäure. Diese bildet lange glänzende Blättchen, schmilzt bei 130°, ist ohne Zersetzung flüchtig, löslich in Wasser und leicht löslich in Alkohol, wird durch kochende Salpetersäure nicht verändert und reducirt salpetersaures Silberoxyd.

Schleimzucker, s. v. a. Fruchtzucker.

Schleinitz, 1) Wilhelm Johannes Karl Heinrich, Freiherr von S., braunschweigischer Staatsminister, geboren den 4. Juni 1794 zu Blankenburg, Sohn des braunschweigischen Regierungspräsidenten Wilhelm Karl Ferdinand von S. († den 12. Febr. 1837), studirte zu Göttingen, ward, nachdem er die Freiheitskriege mitgemacht, 1818 Assessor und 1823 ordentliches Mitglied des herzoglichen Landesgerichts und trat nach der Flucht des Herzogs Karl den 11. Sept. 1830 in das Ministerium. Am 1. Juni 1831 zum Geheimerath und den 1. Jan. 1843 zum Staatsminister ernannt, war er Urheber der revidirten Landschaftsordnung von 1831, der neuen Städteordnung von 1834 xc. und übte überhaupt auf die Entwickelung des Staatslebens im Herzogthum Braunschweig einen bedeutenden Einfluß aus. Er † den 3. Nov. 1856. Sein Bruder, Julius, Freiherr von S., geboren den 22. Juli 1806, ist Regierungspräsident zu Bromberg.

2) Alexander, Freiherr von S., preußischer Staatsminister, Bruder des Vorigen, geboren den 29. Dec. 1807, studirte zu Göttingen, ward vortragender Rath im geistlichen Ministerium, trat 1848 an die Stelle Heinrichs von Arnim als auswärtiger Minister in das Ministerium Camphausen, gab aber diese Stellung schon nach wenigen Tagen wieder auf und vertrat hierauf Preußen am hannöverischen Hofe. Nachdem er 1849 mit Dänemark den Waffenstillstand unterhandelt, der die Nichtinkorporirung Schleswigs unter Gewährung einer besonderen Verfassung als Basis aufstellte, übernahm er im Juli an der Stelle des Grafen Brandenburg das Portefeuille des Auswärtigen, zog sich aber, da seine deutschpatriotische Gesinnung mit dem Gang der preußischen Politik nicht übereinstimmte, am 26. Sept. 1850 als wirklicher Geheimerath aus dem Staatsdienst zurück und lebte seitdem in Koblenz in nahem Verkehr mit dem prinzlichen Hofe. Nach dem Regierungsantritt des Prinzregenten übernahm er in dem von diesem im November 1858 berufenen Ministerium das Departement des Auswärtigen und im Okt. 1861 das des königlichen Hauses. Ueber seine Thätigkeit s. Preußen (Gesch.).

Schleißheim, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Verwaltungsdistrikt München, links der Isar, 3 Stunden nördlich von der Hauptstadt, an einem aus der Ammer in die Isar führenden Kanal und an der münchenregensburger Eisenbahn, hat 921 Einwohner und ist namentlich bekannt durch sein schönes königliches Lustschloß. Dasselbe wurde 1684—1700 vom Kurfürsten Max Emanuel erbaut und hat eine prachtvolle Marmortreppe, eine Bildergallerie, die von Max Emanuels Vater, Ferdinand Maria, herrührt, vom König Maximilian Joseph aber bis zu 2000 Nummern vermehrt worden ist und bis 1827 auch die boisserée'sche Gemäldesammlung enthielt, welche jetzt der münchener Pinakothek einverleibt ist. Im Jahre 1822 ward hier, wo die königliche Staatsgüteradministration ihren Sitz hat, eine Musterwirthschaft errichtet und mit dieser 1825 eine landwirthschaftliche Lehranstalt verbunden, welche aber 1850 nach Weihenstephan bei Freising verlegt worden ist. Vergl. Das königliche Lustschloß Schleißheim, Sulzbach 1856.

Schleiz, Haupt- und Residenzstadt des früheren Fürstenthums Reuß-Schleiz, seit der Vereinigung der beiden Fürstenthümer Reuß (s. d.) jüngerer Linie zu Einem Staate (1848) aber die zweitgrößte Stadt und zweite Residenz des Landes, am Flüßchen Wiesenthal und am Fuße einer Anhöhe gelegen, auf deren höchstem Punkte das schöne neue fürstliche Residenzschloß steht, zerfällt in die Alt-, Neu- und die regelmäßig angelegte Heinrichsstadt. Die Stadt ist Sitz der fürstlichen Kammern, eines Kreisgerichts, eines Landrathamts und eines Justizamts, hat einen fürstlichen Marstall, 4 Kirchen (worunter die alterthümliche Bergkirche mit der fürstlichen Gruft), ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Bauschule, Waisenhaus, Hospital, Landesgefängniß, Arbeitshaus, eine sehr besuchte Kräuterbadeanstalt, Baumwollweberei, Strumpfwirkerei, Lebkuchenbäckerei, Gerberei, Bierbrauerei, lebhaften Handel und 4875 Einwohner. S. ist der Geburtsort Joh. Friedr. Böttgers, des Erfinders des Porzellans. In der Nähe der Stadt liegen mehre Eisenhüttenwerke, ½ Stunde südlich davon das freundliche Lustschloß Heinrichsruhe mit Park, u. 1 Stunde südwestlich das alte Schloß Burgk. An der Stelle des jetzigen Residenzschlosses in S. lag im Alterthum eine sorbenwendische Warte; die Stadt selbst wird urkundlich zuerst 1273 erwähnt und Slowitz genannt und erhielt 1359 städtische Rechte; sie hatte im Hussiten- und im dreißigjährigen Kriege sehr viel zu leiden und brannte 1689 nebst dem Schlosse fast ganz ab. Am 9. Okt. 1806 fand hier ein für die Franzosen siegreiches Gefecht unter Davoust gegen die Preußen unter Tauenzien Statt. Am 3. Juli 1837 brannte die Stadt mit dem Schlosse abermals großentheils ab u. litt am 2. August 1856 wieder durch eine große Feuersbrunst, welche die schöne alte Nikolaikirche und 230 Gebäude in Asche legte.

Schlema (Ober- und Niederschlema), zwei Dörfer im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Schneeberg; Oberschlema hat ein königliches Blaufarbenwerk, Spitzenklöppelei und 1185 Einwohner; Niederschlema ein Eisenhüttenwerk mit Gießerei und Maschinenfabrik, Weberei, Spitzenklöppelei und 680 Einwohner. Letzteres ist Station der zwickauschwarzenberger Eisenbahn, welche hier nach Schneeberg-Neustädtel abzweigt.

Schlempe, die alkoholfreie Flüssigkeit, welche nach dem Abdestilliren des Weingeistes aus der Branntweinmaische übrig bleibt. Sie wird als Viehfutter benutzt und enthält in der That die stickstoffhaltigen Bestandtheile des Rohmaterials, vom Dextrin und Zucker desselben aber nur 1,5 bis 2 Procent, außerdem Hülsen, Zellstoff und Salze. Die Zusammensetzung der S. wechselt natürlich, je nachdem Getreide, Kartoffeln, Früchte oder Wurzeln zur Branntweinbereitung benutzt wurden, bei schlechtem Betrieb kann sie reicher an Zucker oder Dextrin sein, etwas mehr Alkohol, Essigsäure und Milchsäure enthalten. Als Kraftfutter kann die S. nie dienen, weil sie zu viel Wasser enthält, wohl aber ist sie sehr brauchbar, um Milch, lockeres Fettgewebe xc. zu produciren,

Wird sie im Uebermaß gefüttert, so erzeugt sie Rindermauke, sogenannte Gelbsucht bei Schafen, Ruhren und immer Schwächung des Darmkanals. Kälber können sie am wenigsten vertragen. Dennoch kann sie sehr gut ökonomisch verwendet werden, wenn man sie frisch verbraucht, Säuerung und Zersetzung vermeidet und durch Zugabe von vielem Trockenfutter die Wirkung der zu großen Verdünnung mäßigt. Besonders brauchbar ist sie bei Milch- und Mastvieh. Aus der S. von gegohrener Rübenmelasse wird Potasche bereitet.

Schlepptau, starkes Tau, mittelst dessen ein schnell segelndes Schiff ein langsames oder beschädigtes nach sich zieht. Vgl. Remorqueur.

Schlesien, preußische Provinz, wird nördlich und nordöstlich von den Provinzen Brandenburg und Posen, östlich von Polen u. Galizien (Krakau), südlich von Oesterreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen, westlich von Böhmen, dem Königreich Sachsen und der preußischen Provinz Sachsen begrenzt, umfaßt das Herzogthum Ober- u. Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz mit Ausschluß des Kreises Schwiebus, den durch Vertrag vom 18. Mai 1815 von Sachsen abgetretenen Theil der Markgrafschaft Oberlausitz, die am 9. Juni 1815 abgetretenen böhmischen Enklaven und die Stadt Rothenburg vom Kreise Krossen der Neumark u. zerfällt in die 3 Regierungsbezirke Breslau, Oppeln und Liegnitz. S. ist größtentheils ebenes Land. Das ganze rechte Oderufer ist eine weit ausgedehnte ebene Fläche ohne merkliche Höhenzüge, fast durchgängig sandig, auch sumpfig, doch nicht unergiebig. Ebenso ist das auf dem linken Ufer der Oder gelegene Land meist eben; nur längs der böhmischen und theilweise auch sächsischen Grenze erhebt sich das Gebirge der Sudeten, von welchen sich niedrigere Bergketten, z. B. die schweidnitzer, striegauer und jauerschen Berge, das Zobtengebirg, in das große Thal der Oder erstrecken und fruchtbare, wohlangebaute, zur Oderebene sich hinabziehende Thäler bilden. Die Sudeten beginnen in der oberen Lausitz mit dem Lausitzergebirge oder dem wohlischen Kamme, und die südwestliche Hochebene berührt den Fuß der Karpathen. Von diesen erstreckt sich an der mährischen Grenze bis an die ehemalige Grafschaft Glatz das Gesenke und das schlesisch-mährische Gebirg; dieses steht durch das Reichensteinergebirg mit dem massenhafteren und mehr kesselförmigen Glatzergebirge in Verbindung. An dieses schließt sich das Rabengebirg und vom Bober bis zum Queis das eigentliche Riesengebirg an. Hauptfluß der Provinz ist die Oder, welche die Provinz in ihrer ganzen Länge von Südosten nach Nordwesten durchströmt. Nebenflüsse derselben sind rechts: die Olsa, Klodnitz, Malapane, Weida und Bartsch; links: die Oppa, Zinna, Hotzenplotz, schlesische (glatzer) Neisse, Ohlau, Lohe, Weistritz und Katzbach. Außerhalb S.s nimmt die Oder noch links den mit dem Queis vereinigten Bober und die lausitzer Neisse auf. S. gehört daher fast ganz dem Odergebiet und nur an kleinen Strecken durch die Elbe, Iser, Spree, schwarze Elster, Weichsel und die March oder Morawa anderen Flußgebieten an. An schiffbaren Kanälen besitzt S. den Klodnitzerkanal, der unweit Beuthen beginnt, bei Kosel die Oder erreicht und zum Transport der Produkte des oberschlesischen Berg- und Hüttenbaues nach der Oder bestimmt ist, den Popelauerkanal, zur Abkürzung der Oderfahrt, und den unterirdischen Kanal zu Weißstein bei Waldenburg, der zur Ableitung der Grubenwasser und zur Ausbringung der in dem dasigen Bergwerke gewonnenen Steinkohlen dient. Die Zahl der Landseen ist etwa 100; alle aber sind nur von geringem Umfang, der bedeutendste ist der Schlawersee, 1¼ Meilen lang, ¼ Meile breit und sehr reich an Fischen. S. umfaßt ein Areal von 741,74 QMeilen. Der Boden ist im Allgemeinen gut kultivirt und sehr fruchtbar, weniger die höheren Gebirgsgegenden, Oberschlesien und die rechte Oderseite, mehr dagegen die linke Oderseite von Ratibor abwärts, vorzüglich in Mittel- und Niederschlesien. Das Klima ist durchgehends gemäßigt und gesund. Was die Produkte anlangt, so hat sich der Viehstand der Provinz in neuerer Zeit zwar bedeutend gehoben, namentlich durch Veredelung des inländischen Viehs mit starkem ausländischen, doch ist die Einfuhr von Rindvieh, hauptsächlich Schlachtvieh, noch nicht entbehrlich. Mit ausgezeichnetem Erfolg aber wird seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Zucht veredelter Schafe betrieben, die jährlich im Durchschnitt einen Ertrag von 70,000 Centnern feinster Merinowolle geben. Nächstdem hat besonders die Pferdezucht durch das königliche Landgestüt zu Leubus und gute Privatgestüte Aufschwung genommen, obwohl immer noch Einfuhr von Pferden nöthig ist. Auch Schweine müssen noch in großen Heerden aus Polen und Posen eingetrieben werden. In den Gebirgen ist die Ziegenzucht nicht unbedeutend. In einigen Distrikten S.s, in der Herrschaft Muskau und in Oberschlesien gibt die Bienenzucht einen bedeutenden Ertrag an Honig und Wachs. Wildpret ist zahlreich vorhanden, namentlich besitzt S. noch einen Reichthum an Hirschen, Rehen, Wildschweinen und Hasen; zuweilen streichen selbst noch Wölfe aus Polen und den Karpathen herüber. Auch Geflügel gibt es viel, außer den gewöhnlich vorkommenden Arten auch Fasane und Ortolane. Die Fischerei ist sehr bedeutend; die Gebirgswasser liefern schöne Forellen und einige derselben Goldschleihen; in der Oder werden unter anderen auch Störe, Lachse und Welse gefangen. Außer der sehr beträchtlichen Getreideproduktion, die in guten Jahren selbst Ausfuhr gestattet, muß der Flachs als wichtiges Erzeugniß des Pflanzenreichs erwähnt werden; er wächst vorzüglich schön um Neisse, Frankenberg, Münsterberg, Jauer, Oels, Trepenitz und im Glatzischen. In den niederen Gegenden, besonders um Breslau, Ohlau, Strehlen, werden Farbekräuter gebaut, namentlich Krapp, Wau, Scharte, Färberröthe ꝛc. Oelfrüchte und Gemüse sind Gegenstände sorgfältiger Kultur, hauptsächlich um Breslau, Brieg und Liegnitz. Auch Tabak wird gebaut und in der Gegend von Münsterberg guter Hopfen. Das Obst gibt einen bedeutenden Ertrag. Unerheblich dagegen ist der Weinbau (Grünberg), doch hat man in neuerer Zeit durch Anpflanzung guter Reben die Qualität des Weines sehr verbessert. In den Gebirgsgegenden hat sich der Kartoffelbau sehr ausgebreitet. An Waldungen ist das Land, besonders

Oberschlesien, noch immer sehr reich. Sehr bedeutend und fortwährend im Steigen ist die Ausbeute aus dem Mineralreich, namentlich von Steinkohlen. Auch baut man auf Kupfer, Blei, etwas Silber, Galmei, Zink, Arsenik, Alaun und Schwefel. Von Edelsteinen finden sich Chrysolith, Amethyst, Chalcedon, Achat, Chrysopras, Jaspis ꝛc.; von sonstigen Mineralien Porzellan- und Pfeifenthon, Marmor, Schleif- und Mühlsteine, Torf, Kalk, Gyps, Walkererde, Feld- und Schwerspath, Salpeter. Mineralquellen werden 33 gezählt; die besuchtesten sind Warmbrunn und Salzbrunn, neben welchen noch Landeck, Flinsberg, Altwasser, Reinerz, Kudowa und Charlottenbrunn zu erwähnen sind. Salzquellen werden wegen zu schwacher Soole nicht versotten. Die Provinz hat (3. December 1864) 3,510,703 (1861 3,390,695) Einwohner, nämlich 1,385,330 Evangelische, 2,104,887 Katholiken, 27 Mennoniten, 7393 Dissidenten, 13,066 Israeliten. Die Bevölkerung ist theils deutscher, theils slavischer Abkunft (von polnischem und böhmisch-mährischem Stamme, im lausitzer Kreise auch von wendischem Stamme mit eigener Sprache). Die slavische Einwohnerschaft ist in Oberschlesien noch am wenigsten germanisirt. Der Hauptzweig der schlesischen Industrie ist die Leinwandfabrikation, die, meist im Gebirge betrieben, jetzt noch einen Produktionswerth von 10 Millionen ergibt, früher aber noch weit bedeutender war. Nicht minder wichtig ist die Tuch- und Wollzeuchmanufaktur. Die feinsten Tuche liefern Grünberg, Goldberg, Liegnitz, Görlitz ꝛc., mittlere und grobe fast alle Städte Nieder- und Mittelschlesiens. Andere Wollzeuche, Flanell, Boy, wollene Mützen, Strümpfe und Handschuhe werden besonders in Oberschlesien verfertigt. Die Baumwollweberei steht namentlich in Reichenbach und Umgegend in Blüthe. Stahl- und Eisenwaaren, auch Zink liefern besonders die Hüttenwerke von Malapane und Gleiwitz in Oberschlesien, gute Töpferwaaren Bunzlau, Glaswaaren Warmbrunn (Josephinenhütte) und Schreibershau; Steingutfabriken gibt es zu Breslau u. Grottkau, Gerbereien zu Breslau und Schweidnitz. Noch sind zu nennen bedeutende Branntweinbrennereien u. Bierbrauereien, einige Runkelrübenzucker- und Stärkefabriken, ferner Papiermühlen, Band-, Tabaks-, Fayence- und chemische Fabriken, Töpfereien, Färbereien, Zuckerraffinerien, Garnbleichen am Bober und Queis ꝛc. Der **Handel** S.s ist gegen früher, als der jetzt ganz stockende Zwischenverkehr nach Polen und Rußland noch im Gange war, gesunken, doch noch immer bedeutend genug und wird durch die Oder, gute Chausseen und Eisenbahnen (oberschlesische [Breslau-Oppeln-Myslowitz], niederschlesisch-märkische [Berlin-Breslau], breslau-posener, breslau-schweidnitzer, schlesisch-sächsische [Görlitz-Dresden] und mehre Zweigbahnen) gefördert. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind außer Leinwand Wolle, Tuch- und Baumwollwaaren, Krapp und Steinkohlen; Haupthandelsplätze sind Breslau, Görlitz, Grünberg, Hirschberg, Landshut, Lauban, Liegnitz, Schmiedeberg, Schweidnitz und Waldenburg. Für die geistige Bildung dieser Bevölkerung wird durch zahlreiche höhere und niedere Lehranstalten gesorgt. Es bestehen in S. eine Universität zu Breslau mit besonderer medicinisch-chirurgischer Lehranstalt und ein Klerikalseminar daselbst; ein Kadetenhaus zu Wahlstatt, eine königliche Ritterakademie zu Liegnitz, 23 Gymnasien (15 evangelische und 8 katholische), ein evangelisches Progymnasium, 6 Realschulen, 2 höhere Bürgerschulen, 4 Gewerbschulen, 9 Schullehrerseminarien (5 evangelische und 4 katholische) und 3 Taubstummenanstalten. Zur Unterstützung der schlesischen Gutsbesitzer besteht eine Kreditanstalt, sowie ein 1835 gegründetes königliches Kreditinstitut für S., dessen Direktorium sich in Berlin befindet. Die in die 3 oben erwähnten Regierungsbezirke eingetheilte Provinz hat einen Oberpräsidenten an der Spitze der Verwaltung. Ein großer Theil der Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften in S. wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil ihre eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben und der Aufsicht der königlichen Oberbehörden untergeordnet sind. Das Konsistorium und ein Generalsuperintendent zu Breslau stehen an der Spitze der protestantischen Bevölkerung, während die Katholiken in Kirchensachen dem Fürstbischof zu Breslau untergeordnet sind. Hiervon ausgenommen ist jedoch die Grafschaft Glatz, welche zum Erzstift Prag, und der Distrikt Katscher, der zum Erzstift Olmütz gehört; für beide sind erzbischöfliche Kommissarien in Habelschwerdt und Leobschütz eingesetzt. Die Provinzialstände, welche sich zu Breslau versammeln, bestehen aus 4 Ständen mit 92 Mitgliedern. Von diesen kommen 10 auf die Fürsten und Standesherren (7 Viril- und 3 Kuriatstimmen), 36 auf die Ritterschaft (30 in S. und Glatz und 6 in der Oberlausitz), 30 auf die Städte, 16 auf den Bauernstand. Hauptstadt der Provinz ist Breslau. Vergl. **Sinapius**, S. in merkantilisch-geographischer und statistischer Hinsicht, Sorau 1803—9, 4 Bde.; **Fischer**, Geographisch-statistisches Handbuch über S., Breslau 1817, 2 Bde.; **Görlitz**, Geographisch-statistisch-technologisch-topographische Beschreibung des preußischen S.s, Glogau 1822, 2 Bde.; **Morgenbesser**, S., Breslau 1828, 2. Aufl. 1833.

Oesterreichisch-Schlesien ist derjenige Theil S.s, welcher im hubertsburger Frieden von 1763 Oesterreich verblieben ist. Es liegt zwischen Preußisch-Schlesien, Mähren, Ungarn und Galizien und besteht aus zwei durch eine schmale Spitze der mährischen Bezirkshauptmannschaft Mistek getrennten Territorien, welche früher den troppauer und teschener Kreis bildeten und in administrativer Beziehung zu Mähren gehörten, aber nach der Reichsverfassung vom 4. März 1849 zu einem eignen Kronlande unter dem Namen **Ober- und Niederschlesien** erhoben und in die Bezirkshauptmannschaften Troppau, Freiwalden, Jägerndorf, Freudenthal, Teschen, Friedeck und Bielitz eingetheilt wurden. Auf 93,57 QMeilen zählt dieses Kronland 479,321 Einwohner, wobei jedoch einige im troppauer Kreise gelegene Enklaven mit etwa 6 QMeilen und 36,000 Einwohnern mit gerechnet sind. Es wird im Südosten von den Karpathen (Beskiden,

Lissahora 4300 Fuß, großer Baranco 4175 Fuß hoch), im Nordosten vom reichensteiner Gebirge und den Sudeten durchzogen und hat im Allgemeinen ein etwas rauhes, aber gesundes Klima, das nur in einigen ebenen Strecken etwas milder ist. Es wird von der Oder und Weichsel und deren Zuflüssen, Oppa, Mohra, Ostrawitza, Olsa, Bielau, Steina und Biala, bewässert. Der Ackerbau gibt nur in den tieferen Gegenden guten Ertrag und liefert außer Getreide Gemüse u. Flachs. Die Viehzucht hebt sich immer mehr, und namentlich gehören die Schafe zu den feinwolligsten in ganz Oesterreich. Außerdem treiben die Einwohner Käsebereitung, Bienenzucht und Bergbau auf Eisen, Steinkohlen, Blei, Vitriol, Alaun u. Blende, neuerlich auch auf Gold bei Zuckmantel. Die Industrie liefert Damaste, Tuche und sonstige Wollzeuche, Zwirn, Eisen- und Holzwaaren und Liqueure. Die Linnenspinnerei und Weberei hat sich in Folge der Gründung von Flachsspinnschulen merklich gehoben. Auch wird viel Waldwolle fabricirt. Mit den Landesprodukten und Fabrikaten wird lebhafter Handel ins Ausland getrieben; von noch größerer Bedeutung ist aber der Kommissions- und Transitohandel mit Ungarweinen, russischen Juften, Talg, Leinsamen, Pelzwerk, galizischem Steinsalz, moldauischem Schlachtvieh u. wiener Modewaaren. Die Nordbahn durchschneidet das Land und verbindet dasselbe mit Mähren, Galizien u. Preußen. Die Einwohner sind größtentheils Deutsche, jedoch mit Slaven (Goralen, Wasserpolaken) untermischt, und bekennen sich bis auf etwa 50,000 Protestanten zur katholischen Kirche, die hier unter Leitung eines vom Fürstbischof von Breslau zu Friedeck ernannten und vom Kaiser von Oesterreich bestätigten Generalvikars steht. Bildungsanstalten sind 2 katholische Gymnasien zu Teschen und Troppau und ein evangelisches Gymnasium und Alumnat zu Teschen, eine evangelische Stadt- und Musterschule zu Bielitz, deutsche Piaristenschulen zu Altwasser, Freudenthal und Weißwasser, eine Militärknabenerziehungsanstalt zu Troppau. Bis 1849 hatte das Land eine eigne ständische Verfassung mit jährlichen Fürstentagen zu Troppau und Ständen (conventus publicus). Für die Rechtspflege bestehen 21 Bezirksgerichte unter 2 Landgerichten zu Troppau und Teschen und unter dem Oberlandesgericht zu Brünn als Oberinstanz. Hauptstadt ist Troppau.

Geschichte. Nachdem die alten Bewohner S.s, Gothinen, Lygier, Quaden u. a., in der Völkerwanderung nach Südwesten gewandert, erhielt S. eine gemischte Bevölkerung, indem sich neben den im Gebirge zurückgebliebenen Deutschen im 6. Jahrhundert auch slavische Stämme niederließen, besonders in den flachen Gegenden. Seit dem 10. Jahrhundert gehörte S. zu Polen. Den Namen S. leiten Einige von Zle, d. i. böse, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, Andere von dem Silenserberge, dem jetzigen Zobtenberge, oder auch von Slenze, Sleca, dem alten Namen des Flüßchens Laue, ab. Der Polenherzog Mieczyslaw I. (Miseco, Miesko) führte 965 das Christenthum in S. ein u. gründete das Bisthum Schmagra (Schmoger), das aber 1041 nach Reitzen und 1052 nach Breslau verlegt wurde. Zwischen Polen und Böhmen liegend, vermochte S. geraume Zeit nicht zur Selbstständigkeit zu gelangen und wurde besonders in die Zwistigkeiten der polnischen Herrscher mit hineingezogen. Erst nachdem der polnische König Boleslaw IV. den drei Söhnen seines 1159 in der Verbannung gestorbenen Bruders, des Herzogs Wladislaw II., Boleslaw, Mieczyslaw und Konrad, 1163 S. als eignes Herzogthum zurückgegeben hatte, ward dieses unabhängig und in Folge der Herbeiziehung vieler deutschen Einwanderer allmählig für deutsche Sitte und Lebensweise gewonnen. Nachdem die genannten drei Brüder eine Zeitlang gemeinschaftlich regiert hatten, theilten sie sich in das Land; Boleslaw erhielt den größten (mittleren) Theil mit der Hauptstadt Breslau, Mieczyslaw den oberen (Ratibor) mit der Hauptstadt Teschen und Konrad den unteren mit der Hauptstadt Glogau, u. von ihnen stammen die schlesischen Herzöge aus dem Geschlechte der Piasten ab. Es fanden unter diesen viele Theilungen Statt, unter denen besonders die in Ober- und Niederschlesien stabil ward; daher die zahlreichen schlesischen Fürstenthümer. In Oberschlesien herrschten auch noch einige Dynasten böhmischen Stammes, die Nachkommen eines natürlichen Sohnes des Königs Ottokar, so in Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Unter den Fürsten Niederschlesiens sind hervorzuheben Heinrich I., der Bärtige († 1138), Gemahl der heiligen Hedwig, der glücklich gegen Polen kämpfte und 1135 Regent dieses Reichs wurde, und sein Sohn Heinrich II., der Fromme, der in der Mongolenschlacht bei Liegnitz 1141 fiel. Durch Theilung Niederschlesiens entstanden die drei Herzogthümer Breslau, Liegnitz und Glogau; durch Theilung Oberschlesiens die Herzogthümer Teschen, Oppeln, Ratibor, Jägerndorf und Troppau. Bald ward jede nur irgend bedeutendere Stadt der Sitz eines Fürsten. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts bestanden in S. 17 regierende Fürstenhäuser, nämlich in Niederschlesien Brieg, Breslau, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Glogau, Steinau, Sagan, Oels, in Oberschlesien Kosel, Teschen, Falkenberg, Oppeln, Strehlen, Ratibor und Troppau; daneben noch ein bischöfliches Fürstenthum, Neisse. Zu schwach, um ihre Unabhängigkeit behaupten zu können, stellten sich diese kleinen Dynasten im Einverständniß mit dem Volke unter den Schutz des Königs von Böhmen. Auch entsagte Polen in einem zu Trenczin in Ungarn 1335 abgeschlossenen Vertrage und dann noch öfter allen Ansprüchen auf die Oberhoheit über S.; dafür aber machten die böhmischen Könige ihre Macht immer mehr geltend. Namentlich wußte der König Johann von Böhmen die schlesischen Herzöge durch Geldunterstützungen, die er ihnen zufließen ließ, sowie durch Einmischung in ihre Streitigkeiten dahin zu bringen, daß sie ihn fast als Lehnsherrn anerkannten. Sein Sohn und Nachfolger, der deutsche Kaiser Karl IV., erwarb sich durch seine Gemahlin Anna das Erbfolgerecht in den beiden Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz, welche die böhmische Lehnshoheit noch nicht anerkannt hatten, u. brachte so ganz S. unter die Krone Böhmen und zum deutschen Reich. Zwar behielten die

schlesischen Herzöge als böhmische Vasallen noch einen Theil ihrer Hoheitsrechte, aber das Land ward als ein Ganzes angesehen, dessen allgemeine Angelegenheiten auf den sogenannten Fürstentagen besorgt wurden. Von Wladislaw erhielt S. das allgemeine Landesprivilegium, nach welchem die Oberlandeshauptmannschaft nur einem schlesischen Fürsten übertragen und alle Streitigkeiten der Fürsten unter einander und mit dem Landesherrn nur durch die versammelten Stände (Fürstenrecht) ausgeglichen werden sollten. Nach dem kolowratschen Vertrag (1504) durfte der Bischofsstuhl nur mit einem Schlesier, Lausitzer, Böhmen oder Mähren besetzt, die geistlichen Lehen und Beneficien sollten nur an Angehörige des Landes verliehen u. die geistlichen Güter besteuert werden. Den Herzögen von Liegnitz, Teschen, Oppeln und Ratibor ertheilte Wladislaw das Recht, in Ermangelung männlicher Nachkommen ihre Länder testamentarisch auf Andere zu übertragen, worauf später König Friedrich II. von Preußen seine Ansprüche auf S. stützte. Fortan theilte das Land das Schicksal Böhmens. Der Verbreitung der Reformation setzten die schlesischen Herzöge kein Hinderniß entgegen, wohl aber die deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg, welche die an sie heimgefallenen Gebietstheile durch einen Oberlandeshauptmann regieren ließen. Die Jesuiten wurden 1648 förmlich aufgenommen, die evangelischen Kirchen, mit Ausnahme einiger kleinen Friedenskirchen zu Jauer, Schweidnitz und Glogau, dagegen geschlossen und ihr Vermögen eingezogen. Die Fürstenthümer Münsterberg, Sagan, Oppeln u. Ratibor wurden theils verkauft, theils verpfändet. Unter Leopold I. wurde dieses harte Verfahren auch auf die Herzogthümer Liegnitz, Wohlau u. Brieg ausgedehnt, die nach dem 1675 erfolgten Ableben des letzten piastischen Herzogs, Georg Wilhelms von Brieg, an den Kaiser fielen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem diese Herzogthümer nach dem 1537 geschlossenen Erbvertrage eigentlich gehörten, erhielt nur den Kreis Schwiebus, den Kurfürst Friedrich III. 1696 für 250,000 Gulden an den Kaiser wieder verkaufte. Durch die altranstädter Konvention von 1707 erhielten die Protestanten in S. neben der Wiedertheilnahme an öffentlichen Aemtern 121 Kirchen zurück und die Erlaubniß zum Aufbauen von 6 neuen Kirchen (Gnadenkirchen) in Freistadt, Hirschberg, Landshut, Militsch, Sagan und Teschen. Um so ungünstiger gestaltete sich ihre Lage unter Karl VI. Ein 1738 erlassenes kaiserliches Reskript zu Gunsten der Protestanten wirkte nicht dauernd; die Fürstentage verloren gänzlich ihr Ansehen und die Steuern wurden willkürlich erhoben. Trotzdem erkannten die schlesischen Stände 1720 die pragmatische Sanktion und damit Maria Theresia als ihre künftige Landesherrin an. Trotz der pragmatischen Sanktion machte Friedrich II. von Preußen, als Maria Theresia 1740 ihrem Vater folgte, Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, indem er sich auf alte Erbverträge stützte. Eine ausweichende Erklärung, daß man sich mit Preußen durch Herausgabe des schwiebuser Kreises bereits verständigt habe, beantwortete der König Friedrich damit, daß er am 16. December 1740 plötzlich in S. einfiel, es eroberte und sich durch den Frieden zu Breslau am 11. Juli 1742 ganz S. mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen, Troppau, Jägerndorf und des kleinen Gebiets jenseits der Oppa sicherte (Näheres s. Oesterreich, Geschichte; vgl. auch Wuttke, Friedrichs des Großen Besitzergreifung von S., Leipzig 1842—43, 2 Bde.). Friedrich II. nahm durchgreifende Veränderungen in Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege des Landes vor; er stellte einen eigenen Minister für S. an die Spitze der Verwaltung, errichtete 2 Kriegs- und Domänenkammern zu Breslau und Glogau, stellte Landräthe an, theilte das Land in 48 Kreise rc. An die Stelle der vielen Provinzialbehörden und fürstlichen Gerichte traten 3 Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg. Es wurden 2 Oberkonsistorien zu Breslau u. Glogau errichtet, und allen Religionsparteien ward völlige Religionsfreiheit gewährt. Neue und tiefe Wunden wurden S. durch den zweiten schlesischen, sowie durch den siebenjährigen Krieg geschlagen, doch wußte Friedrich auch diese zu heilen. Obwohl S. seit seiner Vereinigung mit Böhmen zum deutschen Reiche gehört hat, so ist es doch nie ein eigentliches Reichsland gewesen. Gleichwohl hat deutsche Kultur hier, besonders in Niederschlesien, frühzeitig Eingang gefunden, und auch in die deutsche Wissenschaft und Kunst — wir erinnern nur an die schlesische Dichterschule (s. Deutsche Literatur) — haben Schlesier fördernd eingegriffen. Vgl. Sommersberg, Scriptores rerum Silesicarum, Leipz. 1729—32, 3 Bde.; dazu „Berichtigungen und Ergänzungen", Breslau 1790, 3 Bde.; Stenzel, Scriptores rerum Silesicarum, das. 1835—39, 3 Bde.; Sternnagel, Geschichte von S., das. 1806, 3 Bde.; Menzel, Geschichte S.s, das. 1807—10, 3 Bde.; Stenzel und Tzschoppe, Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten in S. und der Lausitz, Hamb. 1832; Morgenbesser, Geschichte S.s, 2. Aufl., Breslau 1833; Stenzel, Geschichte von S., Bd. 1, das. 1853.

Schlesische Kriege, s. Oesterreich, Geschichte.

Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Literatur.

Schlesisch-mährisches Gebirg, s. Sudeten.

Schleswig, Herzogthum, welches bis 1852 mit Holstein durch Realunion, mit Dänemark aber nur durch den Mannsstamm des dortigen Königshauses in Personalunion verbunden war, jetzt aber mit Holstein Preußen einverleibt ist, wird im Süden von Holstein, im Norden von Jütland, im Osten von der Ostsee und im Westen von der Nordsee (hier Westsee genannt) begrenzt und hat einen Flächenraum von 166 □Meilen. Hinsichtlich seiner Bodenbeschaffenheit gleicht es Holstein, indem sich, wie hier, an eine Kreide- und Kalkbasis im Westen ein $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Meilen breiter Rand vom Meere angeschwemmten Marschlandes anlagert, die durch tief ins Land einschneidende Fjorde zerrissene Ostküste aber etwas ansteigt und das Innere von dem durch die ganze cimbrische Halbinsel sich erstreckenden Landrücken durchzogen wird. Während demnach das Land in der Mitte

und im Osten eine von sanften Hügeln unterbrochene wellenförmige Ebene bildet, breitet sich im Westen eine flache Niederung aus, die gegen die andringenden Fluthen durch Dämme, die, oft 20 Fuß hoch, doppelt und dreifach hinter einander liegen, geschützt werden muß, während jene zugleich noch immer an den Außendämmen neues Marschland oder Koog anschwemmen. Vor der Westküste liegen an 20 Inseln, von denen Romöe, Sylt, Föhr, Pelworm und Nordstrand die größten sind, alles Trümmer des von furchtbaren Sturmfluthen verschlungenen, einst weiter ins Meer hinausreichenden Küstenlandes und durch 20—60 Fuß hohe Dünen oft auf Stundenlänge gegen den Andrang der Meereswogen geschützt, aber nur zum Theil, da sich ihre aus Sandboden und Marschland bestehende Oberfläche meist so wenig über den Meeresspiegel erhebt, daß sie von Springfluthen überschwemmt wird, weshalb die Häuser auf künstlichen Hügeln, Warften genannt, errichtet sind. Fast verlorene Vorposten des Landes sind die Halligen (s. d.). Höher erhebt sich die Ostküste, an der ebenfalls mehre zu S. gehörige Inseln liegen, welche mit den dänischen ganz gleiche Beschaffenheit haben. Die bedeutendsten davon sind Alsen, Aeröe und Femern an der holsteinischen Küste. Der Hauptfluß ist die Eider, welche nebst dem aus ihr in den kieler Meerbusen geführten schleswig-holsteinischen Kanal die Südgrenze des Landes bildet. In die Eider mündet die Treene; andere kleine Flüßchen, wie die Widau, Bredau, Ribe- oder Ripsau und die Schottburger- oder Königsau, welche die Grenze gegen Jütland bildet, fallen in die Nordsee. Von einigen Landseen sind der Wittensee nordöstlich von Rendsburg und der Gotteskoogsee südwestlich von Tondern die bedeutendsten. Von den erwähnten Fiorden auf der Ostseite sind das eckernförder, die Schley, das flensburger und apenrader die wichtigsten, welche gute Häfen und Rheden bilden. Der Boden ist am Hügelland der Ostküste nicht weniger ergiebig als in den üppigen Marschgegenden und nur da steril, wo sich auf dem die Mitte des Landes durchziehenden Landrücken Heiden und Moore ausbreiten. Klima, Produkte und gewerbliche Thätigkeit der Einwohner sind dieselben wie in Holstein (s. d.). In manchen Gegenden fehlt es an Holz. Man rechnet 88½ □Meilen auf Geestpflugland, 7 auf Waldungen, 6 auf Wege, Deiche, Gehege, Gebäude u. 2 □M. auf Seen. Die Einwohner, (1864) 406,486 an der Zahl, sind theils Deutsche, theils Friesen, theils Dänen. Die Friesen bewohnen meist die Inseln und Marschen der Westküste und sprechen zum Theil noch ihre alte Mundart. Die Dänen, welche hier einen verdorbenen dänischen Dialekt, das sogenannte Rabendänisch, reden, bilden die Landbevölkerung in dem nördlichen Theil des Landes von der Nordgrenze bis zu einer quer durch das Land von der Mündung der Widau in die Nordsee über Tondern bis Apenrade an der Ostsee gezogenen Linie. Die Deutschen, welche plattdeutsch sprechen, bewohnen dagegen den südlichen Theil des Landes bis zu einer von Husum an der Nordsee in nordöstlicher Richtung durch das Land Angeln über Satrup bis zur Ostsee gezogenen Linie. Das zwischen der deutschen und dänischen Sprachgrenze mitten inne liegende Land zeigt eine gemischte Bevölkerung, bei der im Süden das deutsche, im Norden das dänische Element vorwiegt. Das Land hat 13 Städte, unter denen Schleswig und Flensburg die bedeutendsten sind, 15 Flecken und 1125 Dörfer. Es zerfällt in 12 Aemter, 4 Landschaften, mehre Kooge und adelige Distrikte. Staatsreligion ist die evangelisch-lutherische, zu welcher sich sämmtliche Einwohner, mit Ausnahme einer geringen Anzahl eingewanderter Katholiken, Mennoniten, Remonstranten, Reformirten u. Juden bekennen. S. hatte mit Holstein, wie gemeinsame Administration, so auch gemeinsame ständische Repräsentation, die aber im Laufe des 18. Jahrhunderts außer Geltung kam. Ueber die neueren Verfassungsverhältnisse des Landes s. Holstein und Schleswig-Holstein. Vgl. Dörfer, Topographie des Herzogthums S., 2. Aufl., Schleswig 1816; Schröder, Topographie des Herzogthums S., das. 1837, 2 Bde.; Greve, Geographie und Geschichte der Herzogthümer S. und Holstein, Kiel 1844.

Geschichte. S. gehörte zur Zeit des römischen Reichs zur cimbrischen Halbinsel und ward von Cimbern, besonders den Chalen, bewohnt. Später eroberten dänische Stämme den größten Theil des Landes, das damals Sönder Jydland (Südjütland) hieß. Es stand zwar unter besonderen Fürsten, doch erkannten dieselben die Oberhoheit des Dänenkönigs an. Schon früh ward es ein streitiges Besitzthum zwischen Dänen u. Deutschen. Nachdem Gorm der Alte wie ganz Dänemark (s. d.) so auch Südjütland seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfen hatte, zog der Kaiser Heinrich I. zur Sicherung Nordalbingens und zur Befestigung des Christenthums in S. gegen ihn, besiegte ihn und stiftete um 934 die Markgrafschaft S. Die Dänen erschlugen zwar bald darauf den eingesetzten Markgrafen, eroberten das von den Deutschen besetzte Gebiet zurück und errichteten zum Schutz ihres Gebiets den Grenzwall, das Danewerk. Kaiser Otto der Große stellte jedoch 948 die Markgrafschaft S. wieder her und bestätigte die von dem Unterkönig Frotho gegründeten Bisthümer Ripen und Schleswig, die er 965 auch von aller weltlichen Gerichtsbarkeit befreite. Die Lehnsherrlichkeit über S. blieb jedoch der Gegenstand fortwährender Fehden zwischen Deutschland und Dänemark, bis endlich 1027 Kaiser Konrad II. S. an den König Knut den Großen von Dänemark und England förmlich abtrat und die Eider als Grenze angenommen wurde. S. ward nun von dänischen Statthaltern (Jarlen) regiert, zuweilen aber auch den jüngeren Prinzen als besonderes, doch unter dänischer Hoheit stehendes Land überlassen. Unter dem König Niels eroberte Knut Lavard, Sohn des vorigen Königs Erich, 1115 S. und regierte es als erster Herzog, ward aber 1131 ermordet. Waldemar I., Knut Magnusens Sohn, erhielt in der Reichstheilung von 1147 Jütland zu S. und wurde 1147 nach Svend Grathe's Ermordung König von Dänemark. So ward S. mit Dänemark vereinigt, und S.s Fürsten machten Dänemark bald angesehen im Norden. Waldemars I. Sohn und Nachfolger, Knut VI., ernannte

seinen Bruder Waldemar II. 1188 wieder zum Herzog von S. Nachdem dieser 1203 den dänischen Thron bestiegen, erhielt 1218 sein dritter Sohn, Erich, die Würde eines Herzogs von S. und nach dessen Erhebung zum Mitregenten in Dänemark Waldemars jüngerer Sohn Abel. Die folgenden dänischen Könige betrachteten S. als Provinz und machten mehrfache Versuche, es Dänemark zu inkorporiren, stießen aber stets bei der schleswigschen Bevölkerung auf entschiedenen Widerstand. König Erich Glipping versuchte 1261 dem Herzog Erich II. S. zu entreißen, ward aber von den Grafen von Holstein und den Schleswigern auf der Lohheide geschlagen und zur Anerkennung der Erblichkeit der Herzöge von S. gezwungen. Nach Erichs II. Tode (1272) unternahm er von Neuem die Eroberung S.s, wurde aber von den Schleswigern im Verein mit Holstein gezwungen, Erichs II. Sohn, Waldemar IV., als Herzog von S. anzuerkennen und ihm auch die Inseln Alsen und Aeröe zu überlassen. Als König Christoph II. 1326 aus dem Reich vertrieben ward, erhob Graf Gerhard von Holstein seinen Mündel, den Herzog Waldemar V. von S., zum König von Dänemark und erhielt hierfür S., das nun mit Holstein vereinigt wurde. Eben dieser Waldemar ist der Urheber der sogenannten waldemarischen Konstitution: „daß das Herzogthum S. nicht wieder mit dem Reiche Dänemark so verbunden werden solle, daß Ein Herr über beide sei". Schon 1330 mußte Waldemar wieder abdanken, und Gerhard gab ihm das Herzogthum zurück. Damals ward von dem wieder zur Regierung gekommenen König Christoph die Erbfolge in S. für den Fall des Aussterbens der Herzöge daselbst dem Grafen von Holstein zugesichert. Von 1348—51 ward das Land durch den schwarzen Tod und bald darauf durch große Sturmfluthen verheert, indem 1362 20 Kirchspiele untergegangen sein sollen. Nachdem Abels Stamm 1385 mit Heinrich erloschen, nahmen die holsteinischen Grafen das Herzogthum kraft verschiedener Erbverträge in Anspruch, und 1386 erhielt Graf Gerhard VI. von Holstein S. als dänisches Lehen, womit S. mit Holstein vereinigt war. Die fernere Geschichte S.s s. unter Holstein (Geschichte) u. unter Schleswig-Holstein. Vergl. Wienbarg, Geschichte S.s, Hamb. 1861.

Schleswig, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, umschließt das westliche Ende der Schley in einem Halbkreise, $^3/_4$ Meile lang, und besteht aus 3 Theilen: der Altstadt oder dem eigentlichen S. im Norden, dem Friedrichsberg, vormals Kratzenberg genannt, dem südlichen Theile, und dem zwischen beiden gelegenen Lollfuß (Fußstieg zur Kapelle des heiligen Lollo), der eigentlich nur aus einer einzigen Straße besteht. Die Stadt hat 3 Kirchen, worunter der gothische Dom mehr seines Alters als seiner Bauart wegen merkwürdig ist. Er enthält ein Marmordenkmal des Königs Friedrich I. von Dänemark und einen mit kunstvoller Holzschnitzerei (385 Hauptfiguren in 22 Feldern) versehenen Altarschrein, ein Werk Hans Brüggemanns von 1521. Außerdem enthält noch das St. Johanniskloster, sowie das dicht bei der Stadt auf einer Insel in der Schley liegende, durch 2 Dämme mit der Stadt verbundene Schloß Gottorf, die frühere Residenz der Herzöge bis 1713, die, ihrer Festungswerke entkleidet, gegenwärtig als Kaserne dient, je eine Kirche. Von öffentlichen Anstalten sind hier ein adeliges lutherisches Fräuleinstift (St. Johannis) mit reichen Besitzungen, ein Gymnasium (Domschule) mit naturwissenschaftlicher Sammlung und Bibliothek, ein großes Taubstummeninstitut, eine 1820 für beide Herzogthümer gestiftete gut eingerichtete Irrenanstalt, welche 1850 549 Irre enthielt, ein Institut für geistesschwache Kinder, ein Zwangsarbeitshaus, mehre wohlthätige Vereine. Die Einwohner, 12,197 an der Zahl, unterhalten eine nicht unbedeutende Industrie (Battist-, Spitzen- u. Wollzeuchweberei, Töpferei, Zuckerfabrikation); auch treiben sie ansehnliche Fischerei in der Schley. Der Handel, früher sehr bedeutend, ist jetzt sehr gesunken und die Schley versandet. In der Nähe das Danewerk (s. d.). S. gegenüber liegt an der Schley der reizende Landsitz Luisenlund. Die Stadt war schon im 9. Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz. Hier ward 850 durch den heiligen Ansgar die erste christliche Kirche in Dänemark (zu Haddebye, wie S. früher auch hieß) erbaut, auch das erste Bisthum gegründet. Im 13. Jahrhundert erhielt S. Stadtrechte. In der neuesten Zeit ward von hier aus am meisten und entschiedensten für die Sache Schleswigs gewirkt. Vergl. Schröder, Geschichte und Beschreibung der Stadt S., Schleswig 1827.

Schleswig-Holstein. Ueber die Entstehung dieser Herzogthümer und ihre Vereinigung s. Holstein (Geschichte) und Schleswig (Geschichte); über die fernere Geschichte der verbundenen Herzogthümer bis 1848 s. Holstein (Geschichte). In den Vordergrund der Geschichte tritt S. erst mit dem Konflikt, der durch Dänemarks Streben nach Einverleibung der Herzogthümer in die dänische Gesammtmonarchie 1848 hervorgerufen wurde. Als auf die Kunde von der französischen Februarrevolution in Kopenhagen die Partei der Eiderdänen (s. Dänemark, Geschichte) ans Ruder gekommen, sah man in S. durch diesen Umschwung seine altverbrieften Rechte doppelt gefährdet, und schon am 18. März trat eine Versammlung aller schleswigschen und holsteinischen Ständemitglieder zu Rendsburg zusammen, welche die Forderung an den König zu stellen beschloß, die Mitglieder der beiden Stände sofort in Eine Versammlung zusammenzuberufen und ihnen ein Verfassungsgesetz vorzulegen, die Einleitung behufs einer Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund zu treffen, Volksbewaffnung zu gestatten u. die Presse und das Versammlungsrecht freizugeben. Die Deputation, welche diese Forderungen in Kopenhagen überbrachte, erhielt am 24. März die letzte entscheidende Antwort des dänischen Kabinets: dem Herzogthum Holstein als einem selbstständigen deutschen Bundesstaat solle eine freisinnige Verfassung gewährt, auch eigene Regierung und Militärverfassung und getrennte Finanzen bewilligt werden, während zu der Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund die Regierung weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, vielmehr die unzertrennliche Verbindung dieses Herzogthums mit

Dänemark durch eine gemeinsame Verfassung kräftigen wolle. Somit betraf die eigentliche Streitfrage nur noch die Stellung Schleswigs und seine Zukunft. Bereits am 23. März hatten sich in den beiden Herzogthümern die Bürger bewaffnet, das Militär war zu ihnen übergegangen und eine provisorische Regierung, aus dem Prinzen Friedrich, dem Bruder des Herzogs von Augustenburg, Grafen Reventlow-Preetz, den Advokaten Beseler und Brenner und dem Kaufmann M. T. Schmidt bestehend, zusammengetreten; am 29. März trat Th. Olshausen als sechstes Mitglied in dieselbe. Sie erließ sofort eine Proklamation, worin der König von Dänemark, dessen Wille gegenwärtig nicht frei sei, als Landesherr anerkannt und provisorische Gesetze über Presse, Vereinsrecht und Volksbewaffnung zugesagt wurden, die auch einige Tage hernach schon erschienen. Am 25. März wandte sich die provisorische Regierung nochmals durch den kieler Professor Droysen an den König mit der Erklärung, daß ihre Einsetzung das einzige Mittel gegen den Ausbruch allgemeiner Anarchie sei. Zwei vom König am 27. und 29. März an die Schleswiger und Holsteiner erlassene, vor dem Gehorsam gegen die provisorische Regierung warnende Proklamationen verhallten wirkungslos. Inzwischen hatte Prinz Friedrich als Oberbefehlshaber die ganze Militärmacht der Herzogthümer bei Rendsburg um sich vereinigt, u. viele Frei- u. Schützencorps eilten zu seinen Fahnen. Am 3. April trat zu Rendsburg die Ständeversammlung zusammen, um die Regierung zu bestätigen u. den Antrag auf Aufnahme S.s in den deutschen Bund zu genehmigen, worauf sie sich am 5. April wieder vertagte. Am 9. April wurde die noch nicht völlig organisirte 7000 Mann starke Truppenmacht von 14,000 Mann Dänen überfallen und wich nach Eckernförde zurück, während diese die Stadt Schleswig besetzten. Wenn der Muth im Lande auch nicht gesunken war, so hatte man doch das Bedürfniß fremder Hülfe erkannt, und fortan übten die Verhandlungen der Diplomatie einen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung des Schicksals der Herzogthümer aus. Am 4. April war der Beschluß des deutschen Bundes zu Stande gekommen, wonach Preußen im Namen des Bundes die Vermittelung zwischen Dänemark und den Herzogthümern übernehmen sollte. Als Grundlage dieser Vermittelung war die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten anerkannt worden. Gleichzeitig aber hatte sich auch das dänische Kabinet hülfesuchend an die Kabinete von Petersburg, London und Stockholm gewandt. Den Bundesbeschlüssen vom 15. April gemäß rückten zwei preußische Garderegimenter und das 10. Armeecorps in Holstein ein, griffen am 23. April die Dänen am Danewerk an und drängten sie, nachdem die schleswig-holsteinischen Jäger die dänische Position umgangen hatten, aus ihrer Stellung. Bei Oeversee geschlagen, räumte hierauf die dänische Armee Schleswig bis auf Alsen. Dagegen erklärte Dänemark am 29. April die deutschen Häfen in Blokadezustand und ließ preußische Schiffe aufbringen. Kaum hatte Wrangel am 1. Mai bei Kolding die jütische Grenze überschritten, als die auswärtigen Mächte, argwöhnend, Preußen erstrebe die Besitznahme der Herzogthümer für sich, einschritten. Schweden trat offen auf Dänemarks Seite, Rußland gab dem berliner Kabinet seine entschiedene Mißbilligung zu erkennen und rüstete eine Flottille aus, und das Resultat der durch den preußischen Gesandten zu London gepflogenen Unterhandlungen war, daß beide Herzogthümer sowohl von dänischen als von deutschen Truppen geräumt, eine neue provisorische Regierung eingesetzt und als Grundlage des Friedens die Trennung des nördlichen dänischen Schleswigs von dem südlichen deutschen aufgestellt werden sollte. Am 28. Mai war Wrangel in Folge dessen wieder in Flensburg angelangt, und an demselben Tage gelang auch den Dänen ein Ueberfall von Alsen aus auf die jenseits aufgestellten deutschen Truppen; nach einem heißen Kampfe um die düppeler Höhen mußten sich die Deutschen zurückziehen. Die deutsche Nationalversammlung beschloß zwar am 8. Juni die Fortführung des Kriegs und Billigung eines Friedensschlusses nur bei Wahrung der Ehre Deutschlands, lehnte dagegen den Antrag ab, daß sie sich die Genehmigung des abzuschließenden Friedens vorbehalte, und so lag die ganze Angelegenheit wieder in Preußens Hand. Dessen Lage aber war eine bedenkliche; gegenüber der londoner Konferenz konferirten die Monarchen von Dänemark u. Schweden in Malmö unter Rußlands Billigung. Einzelne kriegerische Ereignisse aus diesen Tagen, so der Sieg der Preußen unter Bonin und der der Reichstruppen unter Halkett bei Satrup am 5. Juni u. die Erstürmung der feindlichen Stellung bei Nübel, der Rückzug der Dänen hinter die düppeler Höhen, das siegreiche Gefecht des Freicorps von der Tanns bei Hoptrup gegen einen mehrfach überlegenen Feind, hatten für das Ganze geringe Bedeutung. Erst am 28. Juni rückte Wrangel von Neuem in Schleswig vor und drängte die Dänen nach einem hitzigen Gefecht bei Hadersleben am 30. Juni über die jütische Grenze zurück. Auch das bestimmte Auftreten des durch die russische und schwedische Einmischung gereizten Englands trug dazu bei, das dänische Kabinet nachgiebiger zu machen, und die am 15. Juli zu Bellevue bei Kolding eingeleiteten Unterhandlungen hatten endlich am 26. August den Abschluß eines Waffenstillstands zur Folge, der am 26. Aug. in Malmö ratificirt wurde. Die Bedingungen desselben waren Waffenruhe auf 7 Monate, Aufhebung aller seit dem 17. März in den Herzogthümern erlassenen Gesetze und Verordnungen, Bildung einer neuen Regierung, wofür Preußen und Dänemark je zwei Mitglieder und gemeinsam einen Präsidenten ernennen sollten; Räumung der Herzogthümer, Alsen ausgenommen, von Seiten der Dänen, während 2000 Mann von den deutschen Bundestruppen dort zurückbleiben sollten; Zurückgabe der deutschen Schiffe, sowie der in Jütland eingetriebenen Kontribution; Preußen und Dänemark sollten je einen Kommissär für die Dauer des Waffenstillstands in den Herzogthümern ernennen und England die Garantie übernehmen. Nachdem so Preußen S. aufgegeben, genehmigte auch die deutsche Nationalversammlung den Waffenstillstand, wiewohl erst nach heftigen Debatten, denen der blutige Straßenkampf

vom 18. Sept. in Frankfurt folgte. Ehe aber der Waffenstillstand in den Herzogthümern selbst Anerkennung gefunden, beeilte man sich hier, ein neues Staatsgrundgesetz zur Annahme zu bringen, worauf die provisorische Regierung zurücktrat, um einer sogenannten gemeinsamen Regierung, der Regierung der Fünfmänner (Reventlow-Jersbeck, Boysen, Baron Heintze, Preußer und Graf Adam Moltke), Platz zu machen. Dieselbe begann am 22. Okt. ihre Geschäfte zu Gottorp und stand, wiewohl streng konservativ gesinnt, doch für das Recht der Herzogthümer ein. Während sich darauf Preußen auf diplomatischem Wege bemühte, einen ehrenvollen Frieden zu Stande zu bringen, traf man in den Herzogthümern Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Kampfes. Am 23. Febr. 1847 erfolgte dänischerseits die Kündigung des Waffenstillstands, doch ward derselbe durch englische und auch französische Vermittlung nochmals für einen Monat erneuert. Auf Verlangen der Centralgewalt und mit Billigung der am 16. März nochmals zusammengetretenen Landesversammlung machte am 26. März die gemeinsame Regierung in den Herzogthümern einer Statthalterschaft (Graf Reventlow-Preetz, Beseler, von Harbou) Platz, ohne daß jedoch hiermit in den Verhältnissen etwas Wesentliches geändert worden wäre. Inzwischen waren bedeutende preußische und andere deutsche Bundestruppen, etwa 45,000 Mann, in den Herzogthümern eingerückt und unter den preußischen Generallieutenant von Prittwitz gestellt worden. Auch Dänemark hatte sein Landheer bedeutend verstärkt und auf 36,000 Mann gebracht. Am 1. April kündigte Dänemark abermals den Waffenstillstand, und schon am 3. überschritten dänische Truppen die jütische Grenze und nahmen Hadersleben. Am 5. April erschien eine dänische Flottille in der Bucht von Eckernförde, erlitt hier aber eine bedeutende Schlappe, indem durch eine schleswig-holsteinische Batterie von vier 18pfündigen Kanonen, der erst spät einiges Feldgeschütz zu Hülfe kam, das dänische Linienschiff Christian VIII. mittelst glühender Kugeln in Brand geschossen und die Fregatte Gefion erobert ward. Ungeachtet dieses Siegs wurde die Kriegführung bei den Reichstruppen eine auffallend schlaffe. Rußland u. Frankreich hatten sich bereits bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Besetzung Jütlands erklärt, und Prittwitz wurde daher angewiesen, nur S. zu besetzen und sich defensiv zu verhalten. Die Erstürmung der düppeler Schanzen am 13. April durch Bayern u. Sachsen blieb darum für jetzt die einzige Waffenthat der deutschen Truppen. Erfolgreicher operirten die Schleswig-Holsteiner unter Bonin im Norden. Nachdem sie unter wiederholten Gefechten bis Hadersleben vorgedrungen waren, eroberten sie am 20. April Kolding und schlugen hier, kaum 16,000 Mann stark, die angreifende, doppelt überlegene feindliche Armee; am 8. Mai ward dieselbe bei Gudsöe abermals geschlagen. Aber die darauf von Seiten der Schleswig-Holsteiner begonnene Belagerung von Fridericia ward verhängnißvoll, indem die vom General Bonin getroffenen Dispositionen den Dänen gestatteten, ihre ganze Armee in der Festung zu koncentriren. Die Folge war, daß die weit schwächere schleswig-holsteinische Armee in der Nacht vom 3.—4. Juli überfallen und aus ihren Verschanzungen geworfen ward, worauf die Belagerung von Fridericia aufgegeben werden mußte. Während nun die Landesversammlung sofort die Aufstellung einer neuen Reservebrigade beschloß, kam die Kunde, daß das preußische Kabinet schon am 10. Juli einen Waffenstillstand mit Dänemark geschlossen habe. Es war darin festgesetzt worden, daß Schleswig von Holstein getrennt, im ersteren Herzogthum eine Demarkationslinie gezogen, der nördliche Theil von schwedisch-norwegischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt, eine Landesverwaltung aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Kommissär gebildet und derselben die ausschließliche Administration S.s übertragen werden sollte. Ferner sollte Schleswig eine besondere Verfassung erhalten, ohne mit Holstein vereinigt zu sein u. unbeschadet der politischen Verbindung, welche das Herzogthum Schleswig an die Krone Dänemark knüpfte. Uebrigens sollten die preußischen und holsteinischen Truppen Schleswig binnen 25 Tagen räumen. Obwohl nun die schleswig-holsteinische Regierung von allen Seiten dringend angegangen ward, den Krieg mit den eignen Mitteln fortzusetzen u. die Sache des Vaterlands nicht verloren zu geben, so gelang es derselben doch, selbst in der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung den Beschluß durchzusetzen, daß der inzwischen freilich schon ins Werk gesetzte Rückzug der schleswig-holsteinischen Truppen hinter die Eider gutgeheißen ward. Die neueingesetzte Landesverwaltung für S., die aus drei Kommissären, einem englischen, Hodges, dem preußischen Grafen von Eulenburg und dem Dänen von Tillisch bestand, begann nun eine rücksichtslose Verfolgung der deutschen Elemente in S. Bis Mitte des nächsten Jahres waren mehr als 150 Beamte, darunter 35 Prediger, aus dem Lande vertrieben und an manchen Orten Kirche u. Schule ganz geschlossen. Auch im Zoll- und Postwesen wurde die Trennung Schleswigs von Holstein eifrig betrieben. Als diese Bedrückungen endlich zu Widersetzlichkeiten führten, übernahmen preußische Truppen die Exekution. Vergebens versuchten die Statthalter durch Vertrauensmänner mit dem König-Herzog in Unterhandlungen zu treten. Auch Preußen ließ sich, durch Englands u. Rußlands Einsprache bestimmt, nicht zu entschiedenem Vorgehen bewegen. Die Landesversammlung erklärte daher zu Anfang 1850 der Regierung ihre Unterstützung verweigern zu müssen, wenn sich dieselbe nicht von Preußens Leitung emancipire. Schon stand ein Ausbruch des allgemeinen Unwillens zu erwarten, als General Bonin den Oberbefehl über die schleswig-holsteinische Armee in die Hände des Generals Willisen niederlegte. Da die fortgesetzten Bemühungen des preußischen Kabinets, Dänemark zum Frieden zu bewegen, vergeblich blieben, mußte sich ersteres endlich entscheiden, ob es wieder zu den Waffen greifen oder die Sache der Herzogthümer aufgebend mit Dänemark einen Separatfrieden schließen wolle. Es entschloß sich zu letzterem, u. am 2. Juli 1850 ward der Friede zwischen Preußen und Dänemark, von ersterem zugleich in des Bundes Namen,

unterzeichnet, wonach die Rechte, die jede Macht vor dem Kriege besessen hatte, wiederhergestellt und dem König von Dänemark das Recht, die Intervention des Bundes anzurufen und, falls diese wirkungslos bleiben sollte, mit den Waffen gegen Holstein vorzugehen, zugestanden wurde. Ein besonderes Protokoll bestimmte, daß Preußen die in Schleswig von den Dänen zu nehmenden militärischen Maßregeln nicht hindern wolle. S. hatte inzwischen mit Aufbietung aller Kräfte 30,000 Mann organisirt, eine Flottille erbaut, und alle Schichten der Bevölkerung waren für die nationale Sache begeistert. Allein schon die ersten Schritte des Generals Willisen waren nicht geeignet, demselben Vertrauen zu gewinnen. Anstatt sofort in Nordschleswig einzurücken u. die beiden Hälften der dänischen Armee, von denen die eine auf Alsen stand, die andere von Jütland her einrückte, an ihrer Vereinigung zu hindern, zog er sich, wie zu Tage lag, nicht aus strategischen Gründen, bis Idstedt zurück u. nahm hier eine so ungünstige Stellung, daß die rechtzeitige Unterstützung der Flügel fast unmöglich war. Als er am 24. Juli die Schlacht bei Idstedt wagte, mußte daher der linke Flügel der schleswig-holsteinischen Armee den Angriff der ganzen dänischen Macht aushalten, während das Centrum hinter dem Langsee und der rechte Flügel am anderen Ende desselben unthätig standen. Wiewohl nun in zehnstündigem Kampfe 27—28,000 Mann Schleswig-Holsteiner die Angriffe von 38,000 Dänen so erfolgreich zurückwiesen, daß diese schon zum Rückzug kommandirten, ließ Willisen dennoch plötzlich die Spitze seines Heeres sich rückwärts wenden, welcher Bewegung die ganze Armee folgen mußte, räumte auch Eckernförde und stellte die ganze Armee hinter der Eider auf. Die Dänen selbst begriffen nicht, wie sie zu diesem Resultat gelangt waren, und blieben, eine Kriegslist fürchtend, mehre Tage in Schleswig stehen, ehe sie gegen die Eider vorrückten. Die drückendsten Requisitionen wurden von ihnen ausgeschrieben u. zahllose deutsche Beamte ausgewiesen oder nach Kopenhagen abgeführt. Der lauten Forderung des kampflustigen Heeres, sowie der am 9. Sept. zur Bewilligung einer gezwungenen Vermögensanleihe zu ungefähr 4 Procent des gesammten Vermögens und einer Staatsanleihe und einer neuen Zettelemission zusammengetretenen Landesversammlung nachgebend, ließ Willisen am 12. September den linken Flügel der Dänen bei Eckernförde u. Kochendorf angreifen. Wiederum schlugen die schleswig-holsteinischen Truppen den Feind zurück, nahmen die Schanzen und stürmten die Brücke von Missunde, als sie ein abermaliger unbegreiflicher Befehl zum Rückzug in ihrem Siegeslauf hemmte. Willisen ließ darauf die Besetzung Friedrichstadts durch die Dänen ruhig geschehen und schritt erst dann zum Angriff auf die Stadt, als die Befestigung derselben vollendet war (28. Sept.). Nach dreitägigem Bombardement, das die halbe Stadt in Trümmer legte, opferte er in einem Sturm noch 360 Mann auf und zog dann ab. Die von ihm hierauf geforderte Entlassung konnte trotz der allgemeinen Verurtheilung seiner Taktik gerade in diesem Augenblick ihm nicht bewilligt werden. Inzwischen war von Seiten des deutschen Bundes den Herzogthümern die Erklärung zugegangen, daß der Friede vom 2. Juli 1850 zur Geltung gebracht werden müsse. Die Statthalterschaft erhob sich nun zwar zu kühnen Beschlüssen, aber bei diesen hatte es auch sein Bewenden, wiewohl noch eine kampfbegeisterte Armee von 38,000 Mann unter den Waffen stand. Preußen rief alle seine Beurlaubten aus dem schleswig-holsteinischen Heere ab, und in Folge der olmützer Uebereinkunft vom 29. Nov. 1850 ward eine österreichisch-preußische Pacifikationskommission nach Holstein abgesandt und zugleich ein österreichisches Armeecorps nach den Herzogthümern geschickt. Am 7. Dec. dankte General Willisen ab und der General Horst trat an seine Stelle. Im December wurden auch die Verhandlungen der österreichisch-preußischen Kommission mit der Statthalterschaft zu Kiel eröffnet. Am 9. Jan. 1851 stellte die Kommission an die Landesversammlung folgende Forderungen: sofortige Einstellung der Feindseligkeiten u. Zurückziehung aller Truppen hinter die Eider, Reducirung der Armee auf ein Dritttheil der gegenwärtigen Stärke und Auflösung der Landesversammlung, und drohte für den Weigerungsfall mit dem Einrücken einer österreichisch-preußischen Exekutionsarmee von 50,000 Mann. Am 11. Januar erklärte hierauf die Majorität der Landesversammlung ihre Unterwerfung unter die gestellten Forderungen und dieselbe löste sich sodann auf. Beseler legte die Statthalterschaft nieder und Reventlow übergab Land und Verwaltung den Kommissären. Die Armee ward entlassen, österreichische Truppen besetzten das Land, und unter ihrem Schutze breiteten sich die Dänen in Schleswig aus und erhielten sogar das Kronwerk, einen Theil Rendsburgs, übergeben. Am 2. Februar setzte die Kommission im Namen des Landesherrn und im Auftrag des deutschen Bundes für das Herzogthum Holstein eine oberste Civilbehörde (Baron Blome, Heintze, Heinzelmann, Malmros, Prehn) ein; das Staatsgrundgesetz vom 15. Sept. 1848 ward außer Kraft gesetzt, die Landesversammlung aufgelöst, die Gültigkeit der deutschen Grundrechte aufgehoben. Dazu fügte die Civilbehörde die Aufhebung des Bürgerwehrgesetzes u. die Auflösung sämmtlicher Bürgergarden. Das Herzogthum Schleswig, wo der Regierungskommissär Tillisch mit der obersten Gewalt bekleidet war, befand sich jetzt, mit Ausnahme der nächsten Umgebung von Rendsburg, ganz in dänischem Besitz. Die Zollgrenze für Schleswig und Dänemark wurde an die Eider verlegt und der Eintritt ins Herzogthum ohne die besondere Erlaubniß des Regierungskommissärs untersagt. Die schleswig-holsteinische Armee ward aufgelöst und eine neue Aushebung nach den alten Gesetzen vorgenommen. Vom 15. Mai bis 16. Juni tagte zu Flensburg die von der Regierung berufene Versammlung von Notabeln aus den Herzogthümern und aus Dänemark, ohne jedoch die ihr gestellte Aufgabe einer Verständigung über eine Verfassungsrevision zu lösen; die Holsteiner hatten sich schon vorher dahin entschieden, gegen jede Trennung Schleswigs u. Holsteins Verwahrung einzulegen. Schon am 10. Mai war das langerwartete Amnestiedekret

für Schleswig erschienen; ausgeschlossen von der Amnestie waren die Herzöge von Augustenburg nebst Familien, Beseler, die Mitglieder der vormaligen schleswig-holsteinischen Regierung u. des Obergerichts und eine große Menge von Beamten. Inzwischen währten die Verhandlungen über die schleswig-holsteinische Frage besonders in Berlin fort; Preußen hielt noch immer an der staatsrechtlichen Verbindung beider Herzogthümer u. einer gemeinschaftlichen ständischen Einwirkung derselben auf die Lösung der Frage fest, worauf Dänemark einzugehen sich weigerte. Nicht einmal die Grenzregulirung zwischen beiden Herzogthümern hatte zu einem Abschluß gebracht werden können. In Deutschland fuhr man fort, die schleswig-holsteinischen Verbannten möglichst zu unterstützen, und in mehren Staaten fanden manche derselben Anstellung.

Am 27. Januar 1852 erschien endlich ein königlicher Erlaß, wonach beide Herzogthümer besondere, nur dem König verantwortliche Minister und eine ständische Repräsentation mit beschließender Autorität erhalten sollten, und zwar in der Weise, daß der deutschen wie der dänischen Nationalität in Schleswig vollkommene Gleichberechtigung zu Theil würde, wie auch die Zollgrenze an der Eider in der Kürze aufgehoben werden sollte. Zum Minister für Schleswig ward Graf Karl Moltke, für Holstein Heinrich Graf Reventlow-Criminil ernannt. Vom 20. Februar an traten die österreichischen Truppen ihren Rückmarsch an und die Bundeskommissäre verließen die Herzogthümer. Auch die Erbfolgefrage ward endlich zur Entscheidung gebracht, indem das Protokoll der hierüber von Seiten der Großmächte zu London geführten Verhandlungen am 8. Mai geschlossen wurde. Danach wurde die dänische Erbfolge dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und dessen männlichen Erben von seiner Gemahlin Luise zugesichert und zugleich das Princip der Integrität der dänischen Monarchie anerkannt (s. unten). Am 3. Juni ertheilte auch der deutsche Bundestag der von Oesterreich u. Preußen für Deutschland mit Dänemark hinsichtlich der Verhältnisse der Herzogthümer abgeschlossenen Uebereinkunft seine Zustimmung. Hiermit war das letzte Hinderniß gefallen, welches Dänemark außerhalb S.s in der Verfolgung seiner Pläne finden konnte. Die Folgen traten denn auch sofort an den Tag. Am 7. Juni versagten zwei königliche Dekrete, eines für Schleswig, eines für Holstein, allen von den Herzogthümern während ihrer Erhebung gemachten Staatsanleihen die Anerkennung; neben anderen Beamten wurden die 8 kieler Professoren entlassen, die das Gutachten über den offenen Brief Christians VIII. abgefaßt hatten; dänisches Kommando u. dänische Uniform wurden auch bei dem holsteinischen Militär eingeführt und dänische Truppen nach Holstein gelegt. Gegen Ende des Jahres wurden die Ständewahlen für Schleswig, dann auch die für Holstein nach der Verordnung vom 15. Mai 1834 angeordnet. In ähnlicher Weise verfuhr die dänische Regierung auch 1853. Ein polizeiliches Zwangsregiment ward eingeführt, die deutschen Beamten entlassen und durch dänische ersetzt, die Steuern willkürlich erhöht und ihre Ueberschüsse nach Kopenhagen geführt, die Zolllinie von der Eider an die Elbe gelegt, in Schleswig alle öffentlichen Gesellschaften und Vereine, selbst die Bibelgesellschaft aufgehoben und deutschen Zeitungen die Privilegien entzogen, dänische Sprache und dänische Gebräuche vielerorts in Schleswig eingeführt und alle Aeußerungen des Unwillens hierüber mit Geld- oder Gefängnißstrafe geahndet. Am 5. Oktober 1853 traten die schleswigschen Stände in Flensburg, die holsteinischen in Itzehoe zusammen. Letztere nahmen die vorgelegte Städteordnung mit wenigen Modifikationen an, verwarfen aber den Gesetzentwurf wegen Amortisirung der Kassenanweisungen und beantragten Rückverlegung der holsteinischen Truppen nach Holstein und Gebrauch der deutschen Sprache in Militärsachen. Die schleswigschen Stände sprachen sich für die Gültigerklärung der während des Kriegs gemachten Kommunalanlehen aus. Den Hauptgegenstand der Berathungen bildeten aber die vorgelegten Entwürfe von Provinzialverfassungen, bei denen jedoch die auf die Verbindung mit Dänemark bezüglichen Paragraphen ausdrücklich den ständischen Berathungen entzogen wurden. Der Entwurf für Schleswig bezeichnete das Herzogthum als ein unzertrennliches Zubehör der dänischen Krone, der für Holstein dieses Herzogthum als einen selbstständigen Theil der dänischen Monarchie, der mit derselben durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 auf immer vereinigt sei. Finanzen, Krieg, Marine und Auswärtiges sollten nicht zur Kompetenz der neuen Stände gehören. Wiewohl beide Versammlungen den Verfassungsentwurf verwarfen, ward doch die Sonderverfassung für Schleswig durch Verordnung vom 15. Februar, die für Holstein unter dem 11. Juni 1854 publicirt. Diesen Publikationen folgte am 26. Juli 1854 ohne weitere Vernehmung der einzelnen Landesvertretungen der Erlaß der Gesammtstaatsverfassung (s. Dänemark, Geschichte), nach welcher für die besonderen Angelegenheiten der einzelnen Landestheile die bisherigen Landesvertretungen für Schleswig und Holstein, also die Provinzialstände bestehen bleiben sollten. Die Verwaltung daselbst wurde inzwischen immer mehr auf dänischem Fuße eingerichtet, alles deutsche Wesen möglichst unterdrückt, die Verschmelzung der Truppen der Herzogthümer mit den dänischen vollständig ins Werk gesetzt, die Gemeinschaftlichkeit des Oberappellationsgerichts in Kiel aufgehoben und ein besonderes Appellationsgericht für Schleswig eingerichtet. Die Märzpatente wurden unverändert als Gesetze publicirt, die 1852 ausgegebenen Kassenscheine vom 1. April 1854 an für ungültig erklärt und strenge Maßregeln gegen die Presse erlassen. Die neue Gesammtstaatsverfassung hatte die Herzogthümer völlig der dänischen Uebermacht unterworfen. Während nach der Sonderverfassung des Königreichs Dänemark dessen Reichstag jährlich zusammentritt u. das Recht der Steuerbewilligung und der Ministeranklage hat, sollten die Ständeversammlungen für Schleswig und für Holstein nur alle drei Jahre zusammentreten und nur über die Art der Aufbringung der Steuern entscheiden. Dazu ward ein Theil der Staatseinkünfte eines jeden Landestheils nicht nach dem

Quotenansatz, sondern nach gewissen Rubriken der Einkünfte zur Gemeinschaft gezogen, so namentlich alle Domanialeinkünfte, die gerade in S. im Verhältniß der Volkszahl drei- bis viermal stärker als in Dänemark waren. Die Zollbesteuerung wurde in beiden Herzogthümern durch die Vereinigung um 10 Procent, die Grundsteuer auf das Drei- bis Fünffache erhöht. Eine vom 15. Nov. bis 5. Dec. tagende außerordentliche schleswigsche Ständeversammlung sprach die nachträgliche Anerkennung der Zwangsanleihen aus den Jahren 1849 und 1850 als Kommunalschulden aus. Der am 27. December 1855 zusammentretenden holsteinischen Ständeversammlung lag hauptsächlich der Entwurf eines Verfassungsgesetzes für die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Holstein, soweit er Veränderungen der Verordnung vom 11. Juni 1854 in sich fasse, doch mit Ausschluß der auf die Verbindung mit Dänemark bezüglichen Bestimmungen, zur Berathung vor. Allen gegen denselben erhobenen Bedenken ward jedoch das Gehör versagt und eine bei dem König eingereichte Beschwerde gegen eigenmächtiges Verfahren des Ministers von Holstein, von Scheel, als ungereimt und ungebührlich zurückgewiesen. Die Wahlen zum Reichsrath erfolgten unter der ausdrücklichen Erklärung mehrer Abgeordneten, daß damit keine Zustimmung der Gesammtstaatsverfassung ausgesprochen sein solle. In der Frage über den Verkauf der Domänen in Holstein entschied sich die Majorität im Reichsrath gegen den Widerspruch der deutschen Mitglieder für die Kompetenz des Reichsraths. Am 23. Juni erfolgte die Veröffentlichung der königlichen Verordnung in Bezug auf die besonderen Angelegenheiten Holsteins und des Gesetzes über den Verkauf von Domanialgrundstücken daselbst. Gleichzeitig ward Baron von Scheel-Plessen, Präsident der holsteinischen Ständeversammlung, seines Amtes als Oberpräsident in Altona entlassen. In Schleswig schienen sich, seitdem im Juni 1856 Wolfhagen an Raaslöffs Stelle getreten war, die Verhältnisse etwas günstiger zu gestalten. Inzwischen hatten die Verwahrungen der Herzogthümer gegen die Gesammtstaatsverfassung endlich die Aufmerksamkeit Oesterreichs und Preußens wieder auf S. gelenkt, und in Noten vom berliner (1. Juli) und wiener (23. Juli) Kabinet an das dänische ward namentlich darüber Beschwerde geführt, daß über die Gesammtverfassung die Provinzialstände nicht gehört und die Domänen den gemeinschaftlichen Gegenständen zugewiesen worden seien. Dänemarks Antwort vom 5. Sept. und 13. Okt. nach Berlin und Wien leugnete im Allgemeinen, daß in den Herzogthümern die Mehrzahl der Bevölkerung mißvergnügt sei, und erklärte, die Regierung sei bereit, dem Reichsrath ein Gesetz vorzuschlagen, wonach der Verkauf von Domänen nur mit einer Zweidrittelmajorität beschlossen werden könne. Von Preußen und Oesterreich ergingen hierauf neue Noten unter dem 23. u. 26. Oktober, welche entschieden Verständigung der dänischen Regierung mit den Ständen der Herzogthümer über die gemeinsame Verfassung der Monarchie forderten, wofern nicht der Bund die Sache in die Hand zu nehmen sich veranlaßt sehen solle. Die am 15. December in Flensburg zusammentretenden schleswigschen Provinzialstände beantragten der zwangsweisen Einführung der dänischen Sprache in den Gerichten, Kirchen und Schulen gemischter Distrikte gegenüber, daß den Gemeinden gestattet werde, sich durch Stimmenmehrheit für die dänische oder deutsche Sprache zu entscheiden, und verweigerten die Repartition des außerordentlichen Beitrags Schleswigs zu den gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie für 1856—58, daher am 23. Februar 1857 ihre Auflösung erfolgte. Eine königliche Verordnung vom 4. März führte hierauf die Repartition nach der Norm der ordentlichen Steuern aus. Die Erwiderung des dänischen Kabinets auf die Noten der deutschen Großmächte vom 23. und 26. Oktober 1856, die endlich am 23. Februar 1857 erfolgte, führte aus, daß deren Einwendungen zu spät kämen, da die Verfassungsverhältnisse bereits definitiv geordnet seien; doch erklärte sich die dänische Regierung gleichzeitig durch vertrauliche mündliche Mittheilungen bereit, die Stände Holsteins und Lauenburgs zu außerordentlichen Versammlungen über die Verfassungsangelegenheit zu berufen, u. da am 13. Mai wirklich ein hierauf bezüglicher Erlaß erschien, nahmen Oesterreich und Preußen den ihren Gesandten bereits ertheilten Auftrag, die Sache beim Bund zur Sprache zu bringen, wieder zurück. Inzwischen war von Scheel als Minister für Holstein und Lauenburg durch Unsgaard ersetzt worden. Die außerordentliche Versammlung der holsteinischen Stände wurde auf den 15. August 1857 zusammenberufen. Da der ihr vorgelegte revidirte Entwurf einer holsteinischen Specialverfassung von dem scheelschen nur wenig abwich, namentlich Holstein nicht als selbstständigen Theil der Monarchie bezeichnete u. überhaupt die 6 Paragraphen über das Verhältniß Holsteins zum Gesammtstaat nicht enthielt, so lehnte die Versammlung am 9. Sept. mit 46 gegen 2 Stimmen die Berathung des Entwurfs ab und erklärte sich außer Stand, der Absicht des Königs auf Einführung einer verbesserten Verfassung für die besonderen Angelegenheiten Holsteins entgegenzukommen, bevor die politische Stellung dieses Herzogthums in der Monarchie in einer dem gerechten Anspruch des Landes auf Selbstständigkeit und Gleichberechtigung entsprechenden Weise geregelt sein werde. Eine Konsequenz dieser Schritte war, daß die Mehrzahl der Mitglieder des Reichsraths aus den deutschen Herzogthümern nach u. nach ihre Entlassung eingab. In dem am 14. Januar 1858 neu zusammentretenden dänischen Reichsrath erschien die Mehrzahl der früheren holsteinischen Mitglieder nicht u. die neugewählten verweigerten sämmtlich den Eintritt. Alle Vorlagen, welche die Fortdauer der Unterordnung der Herzogthümer und der Belastung derselben für dänische Interessen bezweckten, wurden genehmigt. Am 11. Februar 1858 ermannte sich endlich der deutsche Bundestag zu dem Beschluß, an die dänische Regierung das Ersuchen zu stellen, in Holstein u. Lauenburg einen den Bundesgesetzen und den gegebenen Zusagen entsprechenden Zustand herzustellen, insbesondere ein die Selbstständigkeit der besonderen Verfassungen und der Verwaltung der Herzogthümer sicherndes u. deren gleichberechtigte Stellung wahrendes Verhältniß herbeizuführen und der Bundesver-

sammlung über die getroffenen oder beabsichtigten Anordnungen Mittheilung zu machen, und am 25. Februar sprach die Bundesversammlung auf Antrag Hannovers noch die Erwartung aus, daß die dänische Regierung bis zur Erfüllung der vom Bundestag gestellten Forderungen davon abstehe, neue, hiermit nicht im Einklange stehende Gesetze, Verfügungen oder Auflagen in Holstein u. Lauenburg zu erlassen. Auf diese Beschlüsse erfolgte am 26. März die Antwort: den innerhalb der unbestrittenen Kompetenz des Bundes gefaßten Beschlüssen werde die Regierung Folge leisten, und sie sei geneigt, der holsteinischen Ständeversammlung nunmehr die ihrer Berathung entzogen gewesenen Paragraphen der Provinzialverfassung zur Begutachtung vorzulegen. Der Bundesbeschluß vom 25. Februar könne aber nicht auf solche Verfügungen bezogen werden, welche nach der früheren provinzialständischen Verfassung nicht zum Gebiete der Gesetzgebung gehört hätten, doch wolle die Regierung die Verhandlung mit dem Reichsrath über einen neuen Zolltarif nicht zu Ende führen, auch ihr Bestreben dahin richten, daß einstweilen vermieden werde, von den holsteinischen Ständen die Repartition einer neuen Steueranlage zur Deckung von Bedürfnissen der Gesammtmonarchie zu fordern. Die Bundesversammlung fand diese Erklärung nicht für genügend und beschloß am 20. Mai, die dänische Regierung zu ersuchen, dem Bunde binnen 6 Wochen mitzutheilen, wie sie im Vollzug des Bundesbeschlusses vom 11. Febr. die Verhältnisse Holsteins u. Lauenburgs zu ordnen gedenke, u. ihr zu erklären, daß man ihre Auslegung des Bundesbeschlusses vom 25. Febr. nicht anerkenne. Erst am letzten Tage der Frist, den 15. Juli, ging vom dänischen Kabinet die Erklärung ein, daß es die durch den Beschluß vom 20. Mai geforderte Mittheilung als verfrüht ablehnen müsse, dagegen bereit sei, die Gesammtverfassung vom 2. Okt. 1855 als für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg einstweilen außer Wirksamkeit gesetzt zu betrachten. Sowohl diese Erklärung, als eine ähnlichen Inhalts vom 9. Sept. wurden jedoch vom Bundestag für ungenügend erachtet, und bereits war am 11. Nov. in der Bundesversammlung der Antrag gestellt worden, daß die Exekutionskommission für das weitere Verfahren Anträge zu stellen habe, als der holstein-lauenburgische Gesandte der Bundesversammlung die Patente des Königs-Herzogs vom 6. Nov. überreichte, durch welche die Gesammtstaatsverfassung von 1855 für Holstein und Lauenburg, die Paragraphen 1—6 der holsteinischen Provinzialverfassung, sowie die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 definitiv aufgehoben, die holsteinischen Stände aber auf den 3. Januar 1859 zusammenberufen wurden, um eine Prüfung der Vorlagen vorzunehmen, welche der König-Herzog zur Ergänzung der Verfassung Holsteins für erforderlich erachtete. Die Sitzung der holsteinischen Ständeversammlung währte vom 3. Januar bis 12. März 1859 und genehmigte von 24 Gesetzesvorlagen 20. Zur Ordnung der Verfassungswirren legte die Regierung den Ständen den Entwurf einer neuen Provinzialverfassung vor, forderte sie hinsichtlich der Stellung des Herzogthums zur Gesammtmonarchie bloß auf, ihre Wünsche auszusprechen, und wies dabei auf die Gesammtverfassung von 1855 u. das Januarpatent von 1852 als Ausgangspunkt hin. Die Stände verwarfen jedoch das Verfassungsgesetz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, sowie das Wahlgesetz von 1855, protestirten gegen die Aufhebung der legislativen und administrativen Verbindung mit Schleswig und legten zwei vollständig ausgearbeitete Verfassungsentwürfe für die dänische Monarchie u. das Herzogthum Schleswig vor, wonach jene aus vier selbstständigen u. gleichberechtigten Theilen, Dänemark, Schleswig, Holstein und Lauenburg, bestehen sollte, zu jedem gemeinschaftlichen Gesetz und jeder Geldbewilligung über das Normalbudget hinaus aber die Zustimmung der vier gleichberechtigten Provinzialversammlungen erforderlich sein sollte. Die dänische Regierung wies in einer Cirkularnote an ihre diplomatischen Agenten im Auslande vom 24. März alle Forderungen der holsteinischen Versammlung zurück, doch gewährte ein königliches Patent vom 23. Sept. der holsteinischen Ständeversammlung eine kleine Erweiterung ihrer Kompetenz in finanziellen Fragen u. eine beschließende Stimme in den ihr durch die Specialverfassung von 1854 ausdrücklich zugewiesenen Gegenständen, wogegen sie in anderen, die nicht zu ihrer Kompetenz gehörten, gar nicht gefragt werden und auch keine Anträge stellen dürfen sollte. In dem im Dec. gebildeten neuen Ministerium übernahm Rottwitt interimistisch das Portefeuille für Holstein und Lauenburg, Blixen-Finecke für Schleswig. Am 3. Nov. hatte der dänische Gesandte der Bundesversammlung erklärt, die Regierung beabsichtige in Kürze Abgeordnete für das Herzogthum Holstein mit Vertretern der übrigen Theile der Monarchie, gewählt in gleicher Zahl von den holsteinischen Provinzialständen und dem Reichsrath, behufs einer gemeinsamen Verhandlung zusammentreten zu lassen. Die Bundesversammlung erachtete zwar diese Eröffnung nicht für genügend, erklärte aber am 8. März 1860, in den bisherigen Maßnahmen der dänischen Regierung werde zwar die Erfüllung des Bundesbeschlusses vom 11. Febr. 1858 vermißt, doch solle vorläufig von der Bundesexekution abgesehen werden; bis zur Herstellung eines definitiven, den Zusicherungen von 1851 und 1852 entsprechenden Verfassungszustandes solle hinsichtlich der Bestimmungen über die Gegenstände, welche als allgemeine oder als besondere zu betrachten seien, der Tenor des Januarpatents von 1852 ausschließlich maßgebend sein; alle Gesetzesvorlagen, welche dem Reichsrath zugingen, sollten auch den Ständen von Holstein und Lauenburg vorgelegt werden und kein Gesetz über gemeinschaftliche Angelegenheiten, namentlich auch in Finanzsachen, für die Herzogthümer ohne Zustimmung der Stände in Kraft treten; der unter dem 3. Nov. eröffneten Absicht der dänischen Regierung wolle die Bundesversammlung unter der Bedingung nicht entgegentreten, daß diese Verhandlungen mit Delegirten der gesetzlichen Specialvertretungen sämmtlicher Landestheile Statt finden, daß sie mit möglichster Beschleunigung herbeigeführt und durch sie der Verhandlung mit den Ständen Holsteins und Lauenburgs nicht präjudicirt würde. Hatten diese Verhandlungen mit dem deutschen Bunde haupt-

sächlich das Verhältniß von Holstein und Lauenburg betroffen, so wurden nun auch die Klagen Schleswigs über die dänischen Unterdrückungen des deutschen Elements und über die Bestrebungen, alle Verbindung mit Holstein zu zerreißen und bis zu einer förmlichen Einverleibung mit Dänemark vorzuschreiten, immer lauter. In vielen Kirchspielen ward die seit Jahrhunderten in den Schulen übliche deutsche Unterrichtssprache mit der dänischen vertauscht; die Vereinigung mehrer Familien zur Annahme deutscher Hauslehrer ward untersagt; der Gottesdienst sollte in eben diesen Bezirken einen um den anderen Sonntag in dänischer Sprache abgehalten werden, und alle dänisch abgefaßten Erlasse der Behörden mußten in gleicher Sprache beantwortet werden; viele Orte wurden mit danisirtem Namen auf die neue Generalstabskarte eingetragen und der Gebrauch der deutschen Karte mit den früheren Bezeichnungen ward verboten. Als Beamte, namentlich Prediger und Schullehrer, selbst im Süden des Herzogthums, wurden meist Nationaldänen eingesetzt und alle Vereine, welche die Bewohner Schleswigs und Holsteins einander hätten näher bringen können, verboten. Auch das neue Ministerium vom 24. Febr. 1860, in welches Wolfhagen als Minister für Schleswig, Raaslöff interimistisch für Holstein und Lauenburg eintraten, beobachtete dasselbe Verhalten gegen die Herzogthümer. Der am 20. Jan. 1860 in Flensburg zusammentretenden schleswigschen Ständeversammlung lagen keine Regierungsvorlagen politischer Natur vor. Die Berathungen über eine die Klagen des Landes zusammenfassende Adresse an den König wurden von dem Präsidenten untersagt und die Versammlung am 19. März geschlossen. Die zahlreichen an die Stände gerichteten Petitionen hatten langwierige Untersuchungen und für viele Urheber Geld- und Gefängnißstrafen zur Folge. Inzwischen hatte die Publicirung des Staatsbudgets für das Finanzjahr 1860—61, ohne daß dasselbe zuvor den Ständen Holsteins zur Zustimmung vorgelegt worden war, Oldenburg zu einer neuen Anregung der holsteinischen Verfassungsangelegenheit beim Bundestag Veranlassung gegeben, und derselbe faßte am 7. Febr. 1861 den Beschluß, das schon am 12. Aug. 1858 gegen Dänemark eingeleitete, aber wieder sistirte Exekutionsverfahren von Neuem aufzunehmen, wenn Dänemark den Forderungen des Bundes nicht binnen 6 Wochen in vollkommen sichernder Weise Genüge leisten werde. Das Zutrauen zur Energie des Bundes war freilich allgemein ein sehr geringes, namentlich bei den Holsteinern, die in einer Petition an denselben unzweideutig erklärten, daß eine Bundesexekution im Interesse des Herzogthums Holstein nur dann von Wirksamkeit sein werde, wenn sie Holstein und Schleswig umfasse, und daß sie lieber gar keine als eine halbe Maßregel wünschten. In der That gelang es Dänemark nochmals die Entscheidung zu verschleppen. Noch vor Ablauf der Frist, am 6. März, legte es den Ständen von Holstein die Grundzüge einer neuen Gesammtstaatsverfassung und einen Gesetzentwurf betreffend die provisorische Stellung Holsteins hinsichtlich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie vor, obwohl es zum Voraus überzeugt sein konnte, daß Holstein auf dieselben, die fort und fort von dem Streben ausgingen, die deutschen Herzogthümer den dänischen Theilen der Monarchie unterzuordnen, nicht eingehen würde. Einstimmig verwarfen die holsteinischen Stände am 25. März die Grundzüge einer neuen Gesammtstaatsverfassung und am 10. April das vorgelegte Provisorium, indem sie jener gegenüber die Wiederherstellung und zeitgemäße Entwickelung der altberechtigten Verbindung mit Schleswig mit Festigkeit geltend machten und diesem gegenüber erklärten, daß sie sich nicht in das Verhältniß einer nach den Grundsätzen, wie sie sonst für Kolonien üblich seien, behandelten Provinz herabdrücken lassen wollten. Einstimmig lehnten sie ferner ab, auf das, was ihnen als Budget vorgelegt war, auch nur einzugehen, da ihnen die Regierung statt der vom Bunde für sie geforderten beschließenden Mitwirkung bloß die Stellung gutachtlicher Anträge und auch dies nur ausnahmsweise für dieses Mal zugestehen wollte. Der dänische Versuch war also wiederum gescheitert, die Stände von Holstein blieben standhaft. Um nun der inzwischen suspendirten Bundesexekution zu entgehen, machte Dänemark am 29. Juli dem deutschen Bunde die Koncession, daß provisorisch und nur für das laufende Finanzjahr der Zuschuß Holsteins aus seinen besonderen Einnahmen zum gemeinschaftlichen Budget der Monarchie auf die Quote Holsteins an derjenigen Summe eingeschränkt werde, die im Normalbudget vom 28. Febr. 1856 als der von den einzelnen Landestheilen aus ihren besonderen Einnahmen zu leistende Gesammtzuschuß aufgeführt worden war, worauf der Bundestag, offenbar auch seinerseits froh, entscheidenden Maßregeln noch einmal entgehen zu können, die Exekution wieder auf unbestimmte Zeit vertagte. Bei der Eröffnung des Reichsraths im Jan. 1862 weigerten sich zwei der für Schleswig gewählten Mitglieder des Reichsraths, Thomsen und Hansen, der an sie ergangenen Aufforderung, im Reichsrath zu erscheinen, Folge zu leisten, und protestirten gegen die Kompetenz des Reichsraths für das Herzogthum Schleswig, nachdem Holstein und Lauenburg ausgeschieden worden seien und damit die ganze Gesammtstaatsverfassung von 1855 ihre rechtliche Gültigkeit verloren habe, und die deutsch gesinnte Mehrheit der Stände von Schleswig schloß sich diesem Protest an. Der Reichsrath schloß hierauf die beiden Mitglieder aus. Auf die Protestation Oesterreichs und Preußens gegen die Vorlagen der Regierung an den Reichsrath bezüglich Schleswigs wies das dänische Kabinet in seiner Antwort vom 12. März jede Einmischung der beiden deutschen Großmächte und des deutschen Bundes überhaupt in die Angelegenheiten Schleswigs ab, und eine dänische Cirkulardepesche an die Höfe von Paris, London, Petersburg, Stockholm und Haag beschwerte sich leidenschaftlich über die Absicht Deutschlands, die holsteinische Frage mit der schleswigschen zu vermengen. Ein Vorschlag zur Güte, den das englische Kabinet am 24. Sept. versuchte, wurde von Dänemark am 15. Okt. entschieden abgelehnt und in der betreffenden Depesche die Aufrechterhaltung der gemeinsamen Verfassung für das Königreich

und Schleswig als eine Frage über Leben und Tod für Dänemark bezeichnet.

Im Jahre 1863 entschloß sich Dänemark endlich zu einem entscheidenden Schlage. Im Frühjahr fiel er zuerst gegen Holstein, im Spätherbst gegen Schleswig. Am 30. März wurde durch eine königliche Bekanntmachung ohne Zustimmung der Stände und gegen ihren Willen Holstein aus der bisher noch festgehaltenen Gemeinsamkeit mit den übrigen Theilen der Monarchie ausgeschieden, soweit dies dem dänischen Interesse diente, u. am 13. Nov. vom sogenannten Rumpfreichsrathe eine neue Verfassung für Dänemark-Schleswig angenommen, die dieses faktisch in jenes inkorporirte. Wo immer sich eine Gelegenheit darbot, hatte sich die öffentliche Meinung in Deutschland laut und energisch zu Gunsten der schwer gekränkten Rechte nicht bloß Holsteins, sondern auch Schleswigs ausgesprochen, ohne jedoch einen wesentlichen Einfluß auf die in ihrer Mehrheit der ganzen Angelegenheit nur wenig geneigte Bundesversammlung ausüben zu können. Die langwierigen Verhandlungen und die langathmigen Aktenstücke, die zwischen Dänemark einerseits und dem Bunde oder seinen Mandataren, Oesterreich und Preußen, andererseits seit 10 Jahren gewechselt worden waren, hatten die Nation sehr gleichgültig gelassen, ja gelangweilt. Das Maß des Unwillens über die Rabulisterei Dänemarks, das sich Deutschland gegenüber wie ein Aal wand, um seinem gegebenen Worte stets wieder zu entschlüpfen, während es in den Herzogthümern selbst alle Mittel der Gewalt in Bewegung setzte, um deren Widerstandskraft endlich erlahmen zu machen, war endlich wohl voll, allein entschiedenes Eingreifen wurde längst weder vom Bundestage, noch von den beiden deutschen Großmächten erwartet; schienen doch diese vielmehr die Angelegenheit absichtlich in die Länge zu ziehen. Der dänische Erlaß vom 30. März bezüglich Holsteins hatte indeß den Bund aus seinem Schlaf aufgeschreckt. Am 9. Juli beschloß derselbe, Dänemark zur Zurücknahme jener Verordnung aufzufordern und ihm widrigenfalls mit Exekution zu drohen, und da Dänemark jener Aufforderung nicht entsprach, sondern wie immer nur ausweichend antwortete, so wurde am 1. Okt. die Exekution in Holstein und Lauenburg wirklich beschlossen. Dänemark suchte neue Ausflüchte und wurde darin von England unterstützt, als der unerwartete Tod König Friedrichs VII. am 15. Nov. die ganze Sachlage mit Einem Schlage veränderte. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der königlichen Linie des Hauses Oldenburg, und der Fortbestand der bisherigen dänischen Monarchie war dadurch in Frage gestellt. Nach dem bisher geltenden, anerkannten Erbrechte mußten sie auseinander fallen. Das eigentliche Königreich Dänemark und die deutschen Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg folgten verschiedenen Rechten: in jenem war auch die weibliche Linie zur Erbfolge berechtigt, in diesem dagegen nicht, und es sollte der Thron eventuell auf den Mannsstamm einer der jüngeren Linien des Hauses Oldenburg übergehen. Der für Dänemark verhängnißvolle Moment war indeß längst vorausgesehen worden, und sowohl König Friedrich als sein Vorgänger auf dem Thron hatten sich bemüht, das bisher gültige Erbfolgerecht mit Zustimmung Europa's abzuändern. Mit Hülfe Oesterreichs und Preußens war dies 1852 vorläufig gelungen. England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen, Schweden und Dänemark unterzeichneten am 8. Mai jenes Jahres zu London einen Vertrag, durch welchen sie die Bemühungen König Friedrichs VII., seine sämmtlichen Staaten auch für den Fall seines Todes beisammen zu erhalten, als in europäischem Interesse für begründet erachteten und sich verpflichteten, den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg im Falle des Ablebens Friedrichs VII. als seinen Nachfolger in allen jenen Staaten anerkennen zu wollen, obgleich Prinz Christian nach den bestehenden Erbrechten weder auf die Nachfolge in Dänemark, noch auf diejenige in den deutschen Herzogthümern rechtliche Ansprüche erheben konnte. Der Vertrag von London war somit ein bloßer Ausfluß politischer Konvenienz und konnte rechtliche Wirkung nur erlangen, wenn es dem König Friedrich gelang, sowohl die sämmtlichen näher berechtigten Agnaten zum Verzicht auf ihre Ansprüche, als auch die Stände der verschiedenen Theile seines Reichs zur Anerkennung jener Vereinbarung zu vermögen. Er starb indeß, ohne daß ihm dies gelungen war. Nur für das eigentliche Dänemark hatten die näher Berechtigten sowohl als der dänische Reichstag dem Abkommen beigepflichtet. Sobald daher König Friedrich die Augen geschlossen hatte, erhob der Erbprinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als nächster Agnat seine Ansprüche auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Schon am 19. Nov. erklärte er seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von S. und suchte sein Recht zunächst beim deutschen Bund zur Geltung zu bringen. Dieser war durch die Festigkeit des Königs von Bayern davor bewahrt worden, dem londoner Vertrag beizutreten. Für den deutschen Bund mochte Christian IX. wohl König von Dänemark sein, aber nicht zugleich auch Herzog von Holstein, Lauenburg und Schleswig, obwohl er sich als solchen hatte ausrufen lassen und faktisch im Besitz dieser Herzogthümer war. Die deutsche Wissenschaft hatte die dänische Erbfolgefrage längst gründlicher Untersuchung unterzogen, und die angesehensten Staatsrechtslehrer Deutschlands hatten sich nach der eingehendsten Prüfung übereinstimmend dahin erklärt, daß nach den bestehenden Erbrechten, die zu verändern die Mächte, welche den londoner Vertrag unterzeichnet hatten, nicht das mindeste Recht in Anspruch nehmen könnten, die Herzogthümer Holstein und Schleswig an das Haus Augustenburg fallen müßten, sobald mit dem Tode Königs Friedrich der Mannsstamm dieser Linie des Hauses Oldenburg erlöschen würde. Rechtlich mußte mit diesem Ereigniß die vollständige und definitive Trennung der Herzogthümer von Dänemark erfolgen, und die deutsche Nation verlangte dieselbe mit seltener Einhelligkeit. Auch die Bevölkerungen der Herzogthümer, obwohl noch unter dem schweren dänischen Joche seufzend, versuchten nach Kräften sich zu regen. Dänemark erkannte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. An König Christian IX. trat die Frage heran, ob er die neue, unter dem

13. Nov. vom Reichsrathe genehmigte Verfassung für Dänemark-Schleswig sanktioniren wolle oder nicht. Mußte ihn die Ertheilung der Sanktion sofort in Konflikt mit Deutschland bringen, so lag bei der Verweigerung die Gefahr nahe, daß das bereits wache Mißtrauen des Dänenthums in helle Flammen auflodern und eine Erhebung gegen seine Dynastie erfolgen werde. Letztere Gefahr lag ihm näher, und schon am Tage nach seiner Thronbesteigung vollzog er die Sanktion. Der anderen Gefahr glaubte er wenigstens nicht ohne Bundesgenossen begegnen zu müssen. Sein nächster Blick fiel auf die stammverwandten Völker von Schweden und Norwegen. Das gewaltsame Vorgehen der Dänen in Schleswig und in Holstein, und die Art und Weise, wie Dänemark seinen eingegangenen Verpflichtungen auszuweichen suchte und selbst den bescheidensten Forderungen des Bundes ein taubes Ohr entgegensetzte, hatte zwar auch in den skandinavischen Reichen lauten Tadel gefunden, gleichwohl vertrat aber die dortige Regierung die Ansprüche Dänemarks gegen Deutschland bei den übrigen Unterzeichnern des londoner Vertrags. Uebrigens standen diese fünf Mächte zwar bis auf einen gewissen Grad sämmtlich auf Seite Dänemarks, aber da sie die willkürliche Abänderung der gesetzlichen Erbfolgeordnung nur eventuell anerkannt, keineswegs aber garantirt hatten, so waren sie zu einer Beihülfe zu bewaffneter Durchführung derselben nicht verpflichtet. England entwickelte wohl eine rege diplomatische Thätigkeit zu Dänemarks Gunsten, Deutschland war indeß durchaus nicht geneigt, gerade in dieser Frage England williges Gehör zu leihen. Hatten auch Oesterreich, Preußen, Hannover, Sachsen, Würtemberg dem londoner Protokoll zugestimmt, gebunden konnten auch sie sich durch dasselbe nicht mehr fühlen, seit Dänemark die Verpflichtungen, die es 1851 u. 1852 ihnen gegenüber übernommen, und auf welche hin sie allein jenem Vertrage beigetreten waren, so vielfach und zuletzt so unzweifelhaft außer Acht gelassen, verletzt und gebrochen hatte. Die beiden deutschen Großmächte jedoch oder vielmehr die Leiter der auswärtigen Politik derselben, Bismark und Rechberg, waren jedoch nicht geneigt, den Enthusiasmus und die Opferwilligkeit der Nation zu benutzen, geschweige denn der Bewegung sich hinzugeben. Die schleswig-holsteinische Frage erschien Beiden als eine Frage nicht des Rechts, sondern lediglich der Konvenienz. Und als sich am 25. Nov. das preußische Abgeordnetenhaus mit 254 gegen 63 Stimmen für die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzogs von S. aussprach und es für ein Gebot der Ehre und des Interesse's sämmtlicher deutschen Staaten erklärte, ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksamen Beistand zu leisten, kam Bismark die Anregung dieser Frage nur in sofern bequem, als ihm dieselbe Gelegenheit bieten konnte, den inneren preußischen Zuständen dadurch eine andere Wendung zu geben. Noch weniger stand für S. von Oesterreich zu erwarten, so sehr sich auch dort in den deutschen Provinzen Sympathien für S. regten. Die nächste Entscheidung fiel der Bundesversammlung in Frankfurt zu. Der bisherige Gesandte für Holstein und Lauenburg legte am 28. Nov. derselben seine neue Vollmacht im Namen des Königs Christian IX. von Dänemark als Herzogs von S. und Lauenburg vor, während der Prinz von Augustenburg durch den badischen Gesandten dem Bunde seinen Regierungsantritt als legitimer Herzog von S. und Lauenburg notificirte und die Anerkennung desselben als seines Stellvertreters verlangte. Der Bundestag beschloß jedoch mit großer Mehrheit die einstweilige Suspendirung der Führung der holstein-lauenburgischen Stimme. Der Zwiespalt der Anschauungen und der Interessen trat auch sofort zu Tage. Oesterreich und Preußen gaben eine gemeinsame Erklärung zu Protokoll, welche dahin ging, daß sie ihrerseits durch den londoner Vertrag gebunden und zur Durchführung desselben bereit seien, wofern Dänemark sich herbeilasse, diejenigen Vereinbarungen zur Ausführung zu bringen, auf welche hin sie jenem Vertrage beigetreten seien und die mit demselben ein untrennbares Ganzes bildeten. In dieser gemeinsamen Erklärung Oesterreichs und Preußens lag bereits ein förmliches Programm: die beiden Regierungen hatten sich vorläufig Deutschland gegenüber verständigt. Wenige Tage später scheint die vollständige Einigung zu Stande gekommen zu sein. Ueber den Grundlagen desselben liegt noch ein Schleier; die Zielpunkte gingen offenbar aber dahin, in erster Linie einen Bruch mit Dänemark wegen Holsteins zu verhindern, in zweiter Linie aber, wenn ein solcher wegen Schleswigs unvermeidlich sein sollte, die deutsche Bewegung mit allen Mitteln in Schranken zu halten und die Durchführung der ganzen Angelegenheit mit oder ohne den Beitritt des übrigen Deutschlands in ihre Hände zu nehmen. Allem Anschein nach war es Preußen, welches die Initiative der Unterhandlungen ergriff, und Oesterreich ging seinerseits nur darauf ein, um seinem Nebenbuhler um keinen Preis die ausschließliche Führung einer Angelegenheit zu überlassen, deren Tragweite zur Zeit noch nicht zu ermessen war. Ohne die deutsche Bewegung wären übrigens für die Rechte und Ansprüche der Herzogthümer energische Maßregeln nirgends vorauszusehen gewesen. König Christian IX. wäre wie als faktischer, so auch als rechtlicher Nachfolger Friedrichs VII. in der Regierung der Herzogthümer von sämmtlichen Großmächten anerkannt, die Verhandlungen wären wie bisher fortgeschleppt worden, und der Bund hätte sich schließlich mit irgend welchen nicht wesentlichen Koncessionen Dänemarks begnügt. Durch den Eintritt der deutschen Bewegung war dies nunmehr allerdings unmöglich geworden. Bis auf einen gewissen Grad mußte, wenn ein gewaltsamer Ausbruch vermieden werden sollte, den Forderungen der Nation Rechnung getragen, der Bewegung wenigstens eine gewisse Befriedigung dargeboten werden. Dann aber durften Oesterreich und Preußen sich auch der Hoffnung hingeben, daß die Agitation in ihrer Zersplitterung sich allmählig legen u. es ihrem Einfluß gelingen werde, die nationale Bewegung unschädlich zu machen. Nur konsequent in ihrer rechtlichen Auffassung der Sachlage verlangten die Nation und diejenigen Regierungen, die mit ihr zu gehen geneigt waren, daß auf Grund der streitigen Successionsfrage von der früher beschlossenen Exekution in

Holstein nunmehr abgesehen und von der Bundesversammlung vielmehr eine Okkupation dieses Bundeslandes beschlossen werde. Dem gegenüber machte eine Note Oesterreichs und Preußens vom 4. Dec. sämmtliche übrige Regierungen der deutschen Staaten auf die ernsten und unabweislichen Folgen eines weiter getriebenen Dissenses zwischen der Majorität der Bundesversammlung und den beiden Großmächten aufmerksam, und an demselben Tage erklärte Bismarck dem Abgeordnetenhause, daß die Regierung, durch den londoner Vertrag gebunden, die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage sich allein vorbehalte und sie weder dem deutschen Bunde überlassen, noch im preußischen Landtag zum Gegenstand von Erklärungen machen könne. Eine ähnliche Erklärung gab zwei Tage später Rechberg im Reichsrathe ab. Die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses setzte der Erklärung der Regierung einen sehr entschiedenen Beschluß gegen die weitere Gültigkeit des londoner Vertrags und für die Anerkennung des Augustenburgers entgegen, und selbst im österreichischen Reichstag erklärten sich viele Abgeordnete nicht befriedigt durch die Politik der Regierung in Bezug auf die schleswig-holsteinische Frage. Weder die eine, noch die andere Großmacht ließ sich aber dadurch beirren, der Druck, den sie gemeinsam auf die übrigen Regierungen ausgeübt, that seine Wirkung, und am 7. Dec. ward die Okkupation Holsteins mit 8 gegen 7 Stimmen von der Bundesversammlung verworfen und die Exekution beschlossen mit dem theils bedeutungslosen, theils bedenklichen Zusatz, daß durch die Ausführung der ins Auge gefaßten Maßregeln den vom deutschen Bunde innerhalb seiner Kompetenz zu fassenden Entschließungen in der Erbfolgefrage nicht präjudicirt werden solle. Die nationale Bewegung erhielt durch diesen Schritt nur einen neuen Impuls. Wo die Kammern immer versammelt waren, sprachen sie sich im Sinne der nationalen Forderungen aus, und fast in allen Städten wurden Volksversammlungen zur Erörterung derselben abgehalten und Geldsammlungen veranstaltet, die im ersten Augenblick einer wahrhaft großartigen Opferwilligkeit aller Stände zu begegnen schienen. Am 6. Dec. traten die Führer der groß- und der kleindeutschen Partei zu Nürnberg zusammen und beschlossen am 21. desselben Monats, alle derzeitigen Mitglieder sämmtlicher deutschen Ständeversammlungen zu einer großen Versammlung nach Frankfurt einzuladen, um sich für die Erbfolgeberechtigung des Herzogs Friedrich, als den Kernpunkt der ganzen Frage, auszusprechen und über die zur entschiedenen und raschen Durchführung der Rechte der Herzogthümer erforderlichen gesetzlichen Mittel zu beschließen. Wenige Tage hernach erklärte König Max von Bayern, daß er die Erbansprüche des Augustenburgers für rechtlich begründet erachte und bereit sei, mit allen Kräften für die Durchführung der hierdurch bedingten Politik für die Rechte der Herzogthümer einzustehen. Die frankfurter Versammlung, von gegen 500 Mitgliedern aller deutschen Ständeversammlungen beschickt, genehmigte einmüthig eine vom Ausschuß beantragte Erklärung der Rechte der Herzogthümer. Die Nichtigkeit des londoner Vertrags ward darin bestimmt ausgesprochen und die Rechte des Herzogs Friedrich und seines Volks anerkannt, sowie auch die Verpflichtung des deutschen Volks, für seine unterdrückten Stammesgenossen jedes nöthige Opfer zu bringen. Der Antrag, als Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit der deutschen Nation in der ganzen Angelegenheit einen Centralausschuß von 36 Mitgliedern niederzusetzen, ging nur unter mehrfachem Widerspruch durch, und der nationalen Manifestation war durch die eingetretene Spaltung die Spitze abgebrochen. Die bayerische und hannöverische Regierung verboten sofort sämmtlichen Schleswig-Holsteinvereinen und Komités ihres Landes jede Verbindung mit dem frankfurter Ausschusse. Unterdessen hatten auch die Bevölkerungen der Herzogthümer selbst sich zu regen begonnen, namentlich in Holstein, während Schleswig und Lauenburg zurückstanden, jenes, weil es im Norden von dänischen Beamten, im Süden von dänischen Truppen überschwemmt war. Eine seltene Einmüthigkeit verband alle Stände Holsteins bis auf einen kleinen Bruchtheil des eingesessenen Adels, der durch die Aussicht auf Hof- und Gesandtenstellen an Dänemark gebunden war und an der Opposition des Landes gegen die Dänen sich nur bis zu einem gewissen Grad betheiligt hatte, weil ihm das demokratische Gebahren in Kopenhagen zuwider war. Die Proklamation des Prinzen von Augustenburg vom 26. Nov. hatte ihren Weg auch nach Holstein gefunden und dort in weiten Kreisen neue Hoffnungen erweckt. Die Bevölkerung erkannte sofort, daß die Anerkennung der Rechte des Hauses Augustenburg der einzige Weg sei, um ebenfalls zu ihrem Rechte zu gelangen, und schon am 19. Nov. wagten 24 Mitglieder der Ständeversammlung, trotz des dänischen Verbots, in Kiel zusammenzukommen, sich für das legitime Recht des Herzogs Friedrich auszusprechen und eine Eingabe um Schutz der Landesrechte an den deutschen Bund zu richten. Am 24. Nov. trat der Eingabe in einer neuen Versammlung zu Hamburg noch eine weitere Anzahl von Ständemitgliedern bei, u. am 22. Dec. kamen endlich die Mitglieder und Stellvertreter der Stände Holsteins fast vollzählig wiederum in Hamburg zusammen und beschlossen eine neue Bitte an den deutschen Bund, ihren legitimen Fürsten Friedrich baldigst in den Stand zu setzen, daß er die Regierung des Landes übernehmen könne. Diesem Beispiel folgte die holsteinische Ritterschaft, zuerst am 21. Nov. eine Anzahl einzelner Mitglieder, dann am 27. Nov. das in Kiel versammelte Plenum derselben, endlich nochmals, am 28. Dec., Prälaten und Ritterschaft in ordentlicher Konvokation zu Kiel. Am 26. Dec. wandte sich auch die Landesuniversität Kiel mit einer Eingabe in demselben Sinn an den Bundestag. Diese Erklärungen der angesehensten Korporationen des Landes mußten um so mehr ins Gewicht fallen, als alle diese Manifestationen noch vor der Durchführung der Exekution und vor der Räumung des Landes von Seiten der Dänen erfolgten. Ein ebenso unzweideutiges Zeugniß für die Gesinnungen des Landes war es auch, daß, als König Christian alsbald nach seiner Thronbesteigung von sämmtlichen Beamten Holsteins

den Huldigungseid verlangte, die Leistung desselben von der überwiegenden Mehrheit der Aufgeforderten abgelehnt wurde.

Die Ausführung der vom deutschen Bunde am 7. Dec. beschlossenen Exekution in Holstein war zunächst den Regierungen von Sachsen und Hannover, in zweiter Linie denjenigen von Oesterreich und Preußen übertragen worden. Jene sollten Holstein mit etwa 12,000 Mann besetzen, diese dagegen je 5000 Mann an der Grenze als Reserve aufstellen und größere Militärkräfte bereit halten. Am 12. Dec. notificirten die vier Regierungen Dänemark den Beschluß des Bundes und forderten es auf, Holstein binnen sieben Tagen zu räumen. Zu spät hatte König Christian noch am 6. Dec. die Bekanntmachung vom 30. März, die zunächst den Anlaß zur Einleitung der Exekution gegeben hatte, außer Kraft gesetzt. Er antwortete jetzt am 19. Dec. auf die Notifikation der Exekution mit einem feierlichen Protest, verlegte am 20. Dec. die Zollgrenze an die Eider und befahl seinen Truppen, sich vor den einrückenden Deutschen ohne Widerstand, aber nur Schritt für Schritt in die feste Stellung des Danewerks zurückzuziehen. Am 23. Dec. überschritten die Bundestruppen unter dem Oberbefehl des sächsischen Generals Hake die Grenzen der Herzogthümer und besetzten langsam vorrückend bis zu Ende des Monats das ganze Herzogthum Holstein, indem sie am 29. in Kiel, am 31. in Rendsburg einzogen. Allenthalben brach das lang verhaltene Nationalgefühl der Bevölkerung gewaltig hervor, und fast an allen Orten folgte dem Abmarsch der Dänen die Proklamirung des Herzogs Friedrich als Landesherrn und die Verjagung der dänischen Beamten. Umsonst versuchten die den Truppen beigegebenen Civilkommissäre am 26. Dec., diesen Demonstrationen durch einen Erlaß entgegenzutreten, bis der Bundestag über die Ansprüche des Augustenburgers entschieden habe. Am 27. Dec. traten etwa 20,000 Holsteiner aus allen Theilen des Landes, selbst aus den im Augenblick von den Dänen noch nicht geräumten, zu Elmshorn unter freiem Himmel zu einer großen Landesgemeinde zusammen und beschlossen, dem Herzog Friedrich durch eine Deputation die Einladung zu senden, seinem treuen Erblande nicht länger fern zu bleiben. Schon am 30. Dec. traf derselbe, der bisher in Gotha seinen Wohnsitz genommen, dort ein Kabinet gebildet und eine freiwillige Anleihe ausgeschrieben hatte, unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung in Kiel ein, forderte aber die Schleswig-Holsteiner durch eine Proklamation selbst auf, die vom Bunde angeordnete vorläufige Verwaltung zu achten und Konflikte mit derselben zu vermeiden. Nicht Holstein übrigens, sondern Schleswig bildete den Kern der ganzen Frage, und noch in den letzten Tagen des Jahres stellte Hessen-Darmstadt am Bunde den Antrag, dasselbe im Sinne der nationalen Bewegung „zum Schutze aller Rechte" durch Bundestruppen zu besetzen, Oesterreich und Preußen dagegen, es auf Grund der Vereinbarungen von 1851 und 1852 durch ein österreichisch-preußisches Armeecorps in Pfand zu nehmen. Die Politik dieser beiden Mächte ging aber unleugbar dahin, die Herzogthümer nach dem londoner Vertrage der dänischen Krone zu lassen, dagegen zur Sicherung der deutschen Nationalität Holstein und Schleswig, wenigstens den südlichen, ausschließlich deutschen Theil des letzteren, in eine freiere Stellung zur dänischen Gesammtmonarchie unter der Form der Personalunion mit der Krone Dänemark zu bringen. König Christian würde sich hierüber der drohenden Haltung Deutschlands gegenüber ohne Zweifel gern mit den beiden Großmächten verständigt haben, allein die Stimmung seines Volks ließ dies nicht zu, denn die antideutsche Bewegung war in Dänemark ebenso populär und national wie die antidänische in Deutschland. Oesterreich und Preußen mußten es daher wesentlich den übrigen Unterzeichnern des londoner Vertrags, namentlich England, überlassen, die dänische Regierung zu den wenigen Koncessionen zu bewegen, die ihnen die Durchführung ihrer Politik möglich machen würde, u. setzten ihrerseits ihre Aufgabe darein, die deutsche Bewegung in Schranken zu halten und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die auf dieser Seite einer diplomatischen Lösung der Frage entgegenstanden. Die Bundesversammlung machte ihnen dies leicht. Anstatt dem Augustenburger, dessen Recht seit mehr als 15 Jahren in einer Reihe von Schriften der bedeutendsten Staatsrechtslehrer klar erwiesen war, rasch anzuerkennen, um ihm dann als einem Bundesfürsten bewaffnete Unterstützung zur Eroberung Schleswigs gewähren zu können, unterwarf der Referent des Ausschusses für diese Frage, der bayerische Gesandte von der Pfordten, dieselbe mit deutscher Gründlichkeit einer neuen geschichtlichen und rechtlichen Prüfung und kam endlich am 6. Februar 1864 mit der einen Hälfte zu Stande, als die beiden Großmächte die Frage faktisch schon entschieden hatten. Bereits am 28. Dec. 1863 hatten sie beim Bunde darauf angetragen, Dänemark zur Aufhebung der Verfassung vom 18. Nov. 1863 aufzufordern u. im Weigerungsfall das Herzogthum Schleswig unverweilt im Namen des Bundes als Pfand für die Erfüllung seiner gerechten Forderungen zu besetzen, also wiederum auf Grund der Vereinbarungen von 1851 und 1852 und somit unter stillschweigender Voraussetzung der fortdauernden Gültigkeit des londoner Vertrags. Als sich das Resultat der Abstimmung am 14. Jan. 1864 so herausstellte, wie sie vorausgesehen hatten, gaben sie sofort die gemeinsame Erklärung ab, daß sie mit Rücksicht auf ihre besondere Stellung zu den Vereinbarungen von 1851 und 1852 und auf die Dringlichkeit der Sache entschlossen seien, die Geltendmachung der Rechte des Bundes in Bezug auf Schleswig nunmehr in ihre eigenen Hände zu nehmen u. auch ohne Mithülfe des Bundes zur Ausführung der von ihnen beantragten Maßregeln zu schreiten. Der Bund begnügte sich mit einem Protest, die Leitung der schleswig-holsteinischen Frage entfiel seiner schwachen Hand und ging in die Oesterreichs und Preußens über.

Diese gingen nun rasch vor. Schon am 16. Jan. richteten ihre Gesandten eine Sommation an die Regierung Dänemarks, die vertragswidrige Verfassung für Schleswig-Dänemark vom 18. Nov. 1863 binnen 48 Stunden außer Kraft zu setzen, widrigenfalls die beiden Mächte das Herzogthum Schleswig in Pfand nehmen müßten. Die dänische

Regierung lehnte die Zumuthung am 18. Jan. einfach ab, und noch an demselben Tage setzten sich die österreichischen u. preußischen Truppen in Marsch. Am 19. Januar gaben die Vertreter der beiden Mächte am Bunde die gemeinsame Erklärung ab, daß die Ausführung der von ihnen „für die Sicherung der Rechte des deutschen Bundes in Bezug auf Schleswig für nöthig und unaufschieblich erachteten Maßnahmen eine Beeinträchtigung der exekutionsmäßigen Besetzung und Verwaltung des Herzogthums Holstein von Bundeswegen nicht bezweckten", und die vereinigten Ausschüsse des Bundes ertheilten hierauf am 21. Januar bereitwilligst den Bundesautoritäten in Holstein die Instruktion, dem Durchmarsche der österreichisch-preußischen Truppen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Noch vor Ende des Monats Januar war der größere Theil der gesammten alliirten Heeresmasse, 43,500 Preußen mit 110 Kanonen und 28,500 Österreicher mit 48 Kanonen, längs der Grenze Schleswigs aufgestellt. Die Preußen standen zunächst unter dem Kommando des Prinzen Friedrich Karl, die Oesterreicher unter dem des Freiherrn von Gablenz, während der Oberbefehl über beide dem preußischen Feldmarschall Wrangel übertragen war. Am 31. Januar zeigte letzterer dem dänischen Oberkommandanten, de Meza, an, daß er den Auftrag habe, das Herzogthum Schleswig zu besetzen, und fragte an, ob er bereit sei, dasselbe zu räumen. Die Antwort fiel verneinend aus, und am 1. Febr. überschritten hierauf die Alliirten die Grenze; das preußische Armeecorps unter Prinz Friedrich Karl bildete den rechten Flügel und rückte von Kiel aus gegen Eckernförde vor, die Oesterreicher unter Gablenz standen im Centrum auf der Straße von Rendsburg nach Schleswig, die preußische Gardedivision unter General von der Mülbe nahm den linken Flügel ein. Die Dänen, etwa 30,000 Mann stark, erwarteten den Feind hinter dem Danewerk, zu dessen genügender Vertheidigung bei seiner 11 Meilen langen Ausdehnung es aber einer Armee von 50—60,000 Mann bedurft hätte. Noch am 1. Februar besetzten die Preußen unter Prinz Friedrich Karl Eckernförde und lieferten den Dänen am folgenden Tage bei Missunde ein ziemlich nutzloses, jedenfalls erfolgloses Gefecht, während sich die Oesterreicher am 3. bei Jagel, Overselk und dem Königsberg mit Bravour schlugen und bis zu den eigentlichen Schanzwerken des Danewerks vordrangen. Hier sollte dann in einigen Tagen von ihnen ein Sturm versucht werden, während die Preußen den Uebergang über die Schley erzwängen. Gelang das Letztere, was ohne zu große Opfer möglich erschien, da die Dänen die Flanke nicht hinreichend zu vertheidigen vermochten, so war die ganze Vertheidigungslinie des Danewerks nicht mehr haltbar und die Dänen mußten sich in eine Entscheidungsschlacht einlassen. General de Meza erkannte diese Gefahr vollkommen, und ein am 4. zusammenberufener Kriegsrath beschloß einstimmig, ungeachtet der nach anderer Richtung gehenden Erwartungen der öffentlichen Meinung in Kopenhagen und trotz der vielen seit zehn Jahren an das Danewerk verwandten Millionen dieses sofort aufzugeben und sich hinter die Düppellinie zurückzuziehen. Vom Abend des 5. an begann der Rückzug. Erst am Morgen des 6. erhielten die Oesterreicher davon Kunde und zogen in das geräumte Schleswig ein, während die Preußen ungehindert über die Schley setzten u. gegen Flensburg vordrangen. Eilig rückten die Oesterreicher den abziehenden Dänen nach, erreichten aber nur noch die Nachhut derselben, die bei Oeversee den Oesterreichern ein blutiges Gefecht, in dem von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit gefochten wurde, lieferte und dadurch der Hauptarmee glücklich den ungehinderten Rückzug bis in die Düppelstellung erstritt. Am 7. besetzten die Oesterreicher Flensburg. Einige Tage später rückten die Preußen gegen die düppeler Schanzen vor, um hier ihrerseits die Hauptarbeit zu übernehmen, doch überzeugte man sich bald, daß die dänische Stellung ohne allzu große Opfer erfolgreich nur durch förmliche Belagerung angegriffen werden könne, und hierzu mußte erst schweres Belagerungsgeschütz aus Preußen beigeschafft werden. Inzwischen ging die preußische Gardedivision unter General von der Mülbe von Flensburg aus vor und besetzte am 19. Februar die erste Stadt Jütlands, Kolding, um die weiteren Operationen gegen die Düppelstellung von dieser Seite aus zu sichern. Mit Ausnahme einiger Inseln u. Düppelalsen war ganz Schleswig für Dänemark bereits verloren, dagegen konnte es sich in der Düppelstellung noch lange genug halten, um irgend einer der Großmächte, die den londoner Vertrag zu Stande gebracht hatten, hinreichende Zeit zu gewähren, zu seiner Hülfe herbeizueilen.

In erster Linie meinte es dies von England erwarten zu dürfen, dies aber blieb auf dem Felde der Diplomatie stehen. Sein Streben ging hauptsächlich dahin, eine Konferenz der ursprünglichen Unterzeichner des londoner Vertrags zu Stande zu bringen und durch europäische Vermittelung diesen im Wesentlichen zu retten, wenn auch mit einigen Opfern von Seite Dänemarks. Seine im Laufe des Januar und Anfang Februar wiederholten Bemühungen scheiterten indeß an der Verblendung Dänemarks, das sich zu keinerlei Koncessionen verstehen wollte. Jetzt schlug England den Kabineten von Frankreich und Schweden auch eine materielle Unterstützung Dänemarks vor, doch setzte seine ganze nachherige Haltung außer Zweifel, daß es hierunter nur eine kriegerische Demonstration verstand. Napoleon III. ging jedoch darauf nicht ein; Rußland war genugsam von den polnischen Wirren in Anspruch genommen, und mochte auch die schwedische Regierung geneigt sein, Dänemark nicht preis zu geben, das schwedische Volk verspürte wenig Lust, Gut und Blut für eine rechtlich und thatsächlich ziemlich zweifelhafte Sache zu opfern. So stand Dänemark allein den Heeren zweier Großmächte gegenüber. Gleichwohl erklärte der Minister des Auswärtigen Mitte Februar in einer Cirkulardepesche allen Mächten Europa's: Vor der Okkupation Schleswigs hätten wir mit Deutschland Frieden schließen können; nach diesem Ereigniß bleibt der Regierung des Königs nur Ein Weg übrig, den Krieg fortzusetzen bis zur Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge in Schleswig. Durch diese Hartnäckigkeit Dänemarks wurde der Plan der beiden deut-

schen Großmächte, wo immer möglich an den Bestimmungen des londoner Vertrags festzuhalten, die deutschen Herzogthümer dem König Christian zu überlassen und sich mit einigen weiteren Stipulationen zu Gunsten derselben zu begnügen, mehr und mehr erschwert. Der Rest des Februar und der ganze Monat März vergingen über der Vorbereitung der Belagerung der Düppelschanzen. Am 7. März notificirten die Alliirten in einer gemeinsamen Depesche den übrigen Unterzeichnern des londoner Vertrags den Einmarsch ihrer Truppen in Jütland. Dieselben ließen ihn ohne Widerrede geschehen, die Dänen selbst wichen, nachdem sie bei Veile Widerstand versucht, aber von den Oesterreichern geworfen waren, ohne Schwertstreich bis hinter den Lijmfjord zurück. Auch die Alliirten verlegten hierauf ihr Hauptquartier wieder nach Veile zurück und machten Miene, die jütische Festung Fridericia förmlich zu belagern. Am 29. März wurde die erste Parallele vor Düppel eröffnet, am 11. April die zweite, am 14. die dritte und am 18. April erfolgte der Sturm unter der persönlichen Leitung des Prinzen Friedrich Karl. Trotz wackerer Gegenwehr der Dänen wurden die Schanzen eine nach der anderen genommen u. die Dänen mit großem Verlust über die Brücke von Sonderburg nach Alsen zurückgeworfen. Auf die Nachricht hiervon erhielt Wrangel von Berlin aus sofort den Befehl, den größeren Theil der Truppen zu einer förmlichen Okkupation Jütlands und das jetzt disponible Belagerungsgeschütz zur Belagerung Fridericia's zu verwenden. Am 20. rückten daher die Alliirten wieder vor, am 28. legte Wrangel Jütland als Entgelt für die inzwischen von Dänemark verhängte Blokade der deutschen Seehäfen und die Aufbringung deutscher Schiffe durch die dänischen Kreuzer eine bedeutende Kontribution auf, und noch vor Ende des Monats war ganz Jütland von den Alliirten definitiv okkupirt. Schon zu Anfang April hatten inzwischen alle Unterzeichner des londoner Vertrags und der deutsche Bund in die Beschickung der von England so eifrig betriebenen Konferenz eingewilligt und am 25. ward dieselbe zu London eröffnet. Erst nach mehren Sitzungen aber gelang es, sich über einen vorläufigen Waffenstillstand auf die Dauer eines Monats zu einigen. Nochmals schlugen Oesterreich und Preußen am 17. Mai ihre ursprüngliche Idee vor, die Frage durch Herstellung einer Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogthümern zu lösen. Dänemark erklärte jedoch selbst jetzt noch, wohl in trügerischer Hoffnung auswärtiger Hülfe, den Vorschlag für durchaus unannehmbar. Diese Hartnäckigkeit fand ihren Widerhall in den Herzogthümern; fast sämmtliche Mitglieder der Ständeversammlung von Holstein, 300 Notable von Schleswig, ein von den Vertretern von 37 Städten beschickter Städtetag, die Universität Kiel und die zahlreichen Schleswig-Holsteinvereine protestirten gegen jede Entscheidung der dazu nicht berechtigten londoner Konferenz über ihr Schicksal und erklärten den Herzog Friedrich für ihren allein rechtmäßigen Landesherrn, für den sie Gut und Blut einzusetzen bereit seien. Weniger dieser Umstand, als vielmehr die Aussicht, die durch seine Waffen von Dänemark losgerissenen Herzogthümer ganz oder theilweise für sich erwerben zu können, brachte endlich in Preußens Politik einen Umschwung hervor, und am 15. Mai sagte es sich offen vom londoner Vertrage los. Oesterreich folgte seinem Alliirten auch auf diesem Schritte, und am 28. Mai verlangten beide Mächte, denen sich der Vertreter des Bundes freiwillig anschloß, in London die „vollständige Trennung der Herzogthümer Schleswig und Holstein von Dänemark und ihre Vereinigung zu Einem Staat unter der Souveränetät des Erbprinzen von Augustenburg". England schlug hierauf eine Theilung von Schleswig vor, und zwar sollte die Schley u. das Danewerk die Theilungslinie bilden, die deutschen Mächte lehnten aber diesen Vorschlag ab, und am 25. ging die Konferenz unverrichteter Sache auseinander. Ein erneuerter Vorschlag des britischen Kabinets an das französische, wenigstens eine maritime Demonstration gegen Deutschland ins Werk zu setzen, ward ebenfalls abgelehnt, und auch Schweden löste hierauf seine bei Gothenburg zusammengezogene Flotte Anfang Juli wieder auf. Am 29. Juni setzten die Preußen unter Prinz Friedrich Karl, der an Wrangels Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, über den Alsensund, nahmen die Insel und drängten die Dänen in den äußersten Winkel derselben, von wo diese jedoch den größeren Theil ihrer Truppen nach Fünen zu retten vermochten. Zu Anfang Juli überschritten die Alliirten auch den Lijmfjord und drangen bis in die äußerste Spitze Jütlands vor, während sie Alles vorbereiteten, auch die schleswigschen Westseeinseln zu nehmen und damit die Dänen vom Festland und Allem, was dazu gehört, vollständig auszuschließen. Da erst war der Trotz der Dänen gebrochen, der König suchte am 12. bei Oesterreich und Preußen um Einstellung der Feindseligkeiten nach, und sofort begannen zu Wien die Unterhandlungen über die Friedenspräliminarien. Am 30. Okt. ward der definitive Friede zu Wien ratificirt. König Christian trat in demselben seine „Rechte" (nicht seine Ansprüche) an Holstein, Lauenburg und ganz Schleswig den beiden Mächten Oesterreich und Preußen zu freier Verfügung ab. Dagegen wurden jenen die gesammten Kriegskosten und eine verhältnißmäßig hohe Quote der dänischen Staatsschuld aufgebürdet. Oesterreich u. Preußen waren bei Beginn des Kriegs von der Anschauung ausgegangen, daß König Christian der rechtmäßige Souverän der Herzogthümer sei, hatten sich dann im Verlauf der londoner Konferenz scheinbar der deutsch-nationalen Anschauung angeschlossen u. kehrten jetzt zu ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück. Es entsprach dies namentlich den geheimen Absichten Preußen, das entschlossen war, in diesen für seine Weltstellung so günstig gelegenen Ländern keinen neuen Mittelstaat aufkommen zu lassen. In dem zu erwartenden Widerspruch des Bundes erblickte es natürlich keinerlei Hindernisse, mit Oesterreich konnte es sich zu verständigen hoffen, und den Herzogthümern selbst hatte es durch den Frieden mit Dänemark so schwere materielle Lasten aufladen helfen, daß die Errichtung eines selbstständigen schleswig-holsteinischen Staats wesentlich erschwert erschien. Schon im Laufe des Kriegs hatten Oesterreich und

Preußen beim Bunde darauf angetragen, die Bundestruppen in Holstein förmlich unter Wrangel zu stellen und den beiden Bundeskommissären zwei weitere von den beiden Großmächten zu ernennende beizugeben. Hierdurch hätten sie faktisch auch Holstein unter ihre Obhut gebracht. Der Bund lehnte daher ab, Prinz Friedrich Karl zeigte indeß am 21. Juli dem General Hake einfach an, daß er Befehl habe, sich zum Herrn von Rendsburg zu machen, und jenem blieb natürlich nichts übrig, als, der Uebermacht weichend, die Stadt eiligst zu räumen. Immer entschiedener traten Preußens Ansprüche auf die Oberhoheit über die Herzogthümer, oder wo möglich auf die völlige Annexion derselben hervor. Seinen Antrag vom 20. Mai zu Gunsten des Augustenburgers betrachtete es durch die Nichtannahme desselben von Seiten der londoner Konferenz als gefallen. In den Herzogthümern selbst wurden Zeitungen gegründet, um die preußischen Ansprüche zu verfechten, und Alles versucht, um eine förmliche Partei zur Unterstützung der preußischen Ansprüche zu organisiren. Bloß in Lauenburg jedoch ließ sich der feudale Adel darauf ein, den Wunsch auszusprechen, daß das Herzogthum in Personalunion u. mit Beibehaltung seiner bisherigen Verfassung mit Preußen vereinigt werden möchte. Schon weniger Sympathien fand Preußen in Schleswig; doch gelang es ihm, dort einige Demonstrationen zu seinen Gunsten hervorzurufen, zumal das Land bereits militärisch und civil von ihm regiert ward. Am wenigsten schien es in Holstein Fuß fassen zu können, wo eine zahlreiche Versammlung von Delegirten der über das ganze Land ausgebreiteten Schleswig-Holsteinvereine am 25. Juni, allerdings nur mit der geringen Majorität von 102 gegen 98 Stimmen, den Antrag auf diplomatischen, militärischen und maritimen Anschluß an Preußen verwarf und den Entscheid darüber dem Herzog Friedrich in Verbindung mit der Landesvertretung als allein hierzu kompetent zu überlassen beschloß. Am 8. August erklärte sich zwar das Corps der schleswig-holsteinischen Prälaten- und Ritterschaft mit großer Mehrheit für den von der Delegirtenversammlung abgelehnten Anschluß, allein diese einst hoch geachtete Körperschaft hatte in neuerer Zeit durch die Schuld gerade ihrer hervorragendsten Mitglieder ihr Ansehen im Lande selbst großentheils eingebüßt, und ein am 24. August von fast allen Städten u. Flecken des Landes beschickter Städtetag in Neumünster sprach sich sofort gegen den Beschluß aus und beschränkte den gewünschten Anschluß an Deutschland, und in soweit das Interesse Deutschlands es erfordere, an Preußen darauf, daß er die Selbstständigkeit nicht aufheben dürfe. So kam Preußen in der Verfolgung seiner Pläne nicht recht von der Stelle. Ein Haupthinderniß in der fortwährenden Anwesenheit der Bundestruppen und Bundeskommissäre in Holstein findend, ließ es den Rückmarsch seiner Truppen aus Schleswig in die Heimat plötzlich sistiren, koncentrirte eine ansehnliche Streitmacht um Altona, den Sitz der Bundeskommissäre, und richtete am 29. Nov. an die Regierungen von Sachsen und Hannover die Aufforderung, „sofort und ohne weitere Dazwischenkunft der Bundesversammlung ihre Truppen und ihre Kommissäre zurückzuziehen und dem Bunde einfach Anzeige von dem Geschehenen zu machen". Hannover zeigte sich sofort willfährig, Sachsen erst auf den durch Preußen dem Bunde abgenöthigten Befehl hin; am 7. December übergaben die Bundeskommissäre Holstein und Lauenburg den österreichisch-preußischen Civilkommissären und die Bundestruppen zogen ab. Die Preußen richteten sich hierauf in den Herzogthümern ziemlich häuslich ein, setzten eine neue schleswig-holsteinische Regierung in Schleswig ein, nahmen das Post- und Telegraphenwesen an sich und stellten es unter preußische Chefs und preußische Beamte. Sein Civilkommissär, Freiherr von Zedlitz, regierte das Land fast unabhängig nach den Wünschen und Instruktionen seiner Regierung. Alles, was Oesterreich dem gegenüber that, war dies, daß es sich mehr als bisher auf den ihm durch den wiener Frieden zustehenden faktischen Mitbesitz der Herzogthümer stützte. Noch vor Ende 1864 aber sprach sich die gesammte preußische Presse mit verschwindenden Ausnahmen für die Annexion der Elbherzogthümer an Preußen aus.

In diesen gingen jedoch die Wünsche fortwährend dahin, daß ihr Herzog, dem sie freiwillig gehuldigt und an dem sie um so mehr hingen, als er sich von vorn herein für das freisinnige Staatsgrundgesetz von 1848 erklärt und sein Wort dafür eidlich verpfändet hatte, eingesetzt werden möchte, wogegen sie dann gern bereit sein wollten, sich mit Preußen über „einen näheren Anschluß" zu verständigen. Preußen war jedoch nicht gewillt, diesen von dem guten Willen der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung abhängig zu machen. Konnte es die förmliche Annexion auch nicht sofort erreichen, so beanspruchte es doch wenigstens die unbedingte Verfügung über die sämmtlichen Militärkräfte der Herzogthümer, und zwar dies in einem Umfang, daß dadurch dieselben gänzlich von ihm abhängig wurden. Ohne diese Ansprüche vorher gesichert zu wissen, war es entschlossen, die Konstituirung des neuen Staats um jeden Preis zu verhindern, und suchte daher die Erbansprüche des Augustenburgers wo immer möglich anzuzweifeln und zu erschüttern. Zunächst wurden gegen dieselben die des Großherzogs von Oldenburg ins Feld geführt, an den der Kaiser von Rußland seine Ansprüche abgetreten hatte, doch entbehrte diese Uebertragung der förmlichen Urkunde und war werthlos, so lange der mit seinen Ansprüchen zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Großherzog von Oldenburg stehende Prinz von Wasa keine Miene machte, ebenfalls zu Gunsten des letzteren zu verzichten. Sodann förderte Preußen plötzlich ein hohenzollernsches Erbrecht zu Tage und versuchte, das dem Augustenburger günstige Ergebniß der staatsrechtlichen Untersuchungen über die Successionsfrage von Seiten der ersten juristischen Autoritäten der deutschen Wissenschaft durch ein Gutachten der preußischen Kronjuristen zu paralysiren, und wirklich begutachtete ein Theil derselben die Frage nach den Wünschen der Regierung. Die Zahl Derer, die sich in S. selbst zu Gunsten der preußischen Annexionsgelüste aussprachen, war eine verschwindend kleine, wenig-

stens folgte einer solchen Erklärung von 17 Feudalen zu Ende 1864 schon im Jan. 1865 eine Gegenerklärung von 40 der angesehensten Männer, die binnen wenig Wochen 60,000 Unterschriften fand, und das Programm der sogenannten nationalen Partei, die am 12. Februar von 24 Männern konstituirt wurde und Preußen als der Schutzmacht der Herzogthümer die volle Militärhoheit zu Wasser und zu Lande, die diplomatische Vertretung und die handelspolitische Führung zugestanden haben wollte, und zwar vor der definitiven Ordnung der inneren Verhältnisse, soll nie die Zahl von 100 Anhängern erreicht haben. Auf der am 26. Februar zu Rendsburg tagenden Delegirtenversammlung von 120 Schleswig-Holsteinvereinen beider Herzogthümer, die bei dem Mangel einer gesetzlich geregelten Volksvertretung als der wirkliche Ausdruck der überwiegenden Mehrheit angesehen werden konnte, fand der „engere Anschluß“ an Preußen zwar ebenfalls seine Vertreter, doch ward der diesseitige Antrag des kieler Vereins mit 120 gegen 88 Stimmen abgelehnt und beschlossen, es dem Herzog und der Landesvertretung anheim zu stellen, die im Interesse Deutschlands nöthigen Staatsverträge mit Preußen abzuschließen. Die Erklärung, daß die Versammlung „an der auf Grund des Rechtes gelobten Treue an Herzog Friedrich VIII. festhalte“, war schon vorher einstimmig erfolgt. Als in Oesterreich Graf Mensdorff an die Stelle Rechbergs trat, fand er, wie sich Schmerling ausdrückte, die schleswig-holsteinische Angelegenheit „total verfahren“. Das Erste, was er that, war, daß er den österreichischen Civilkommissär, Baron Lederer, der den preußischen Kommissär in ausschließlich preußischem Interesse ganz nach Belieben hatte schalten und walten lassen, abberief und durch den energischeren Herrn von Halbhuber ersetzte. Nachdem die Mission des Prinzen Friedrich Karl zu Anfang 1865 nach Wien, um das dortige Kabinet zur Einwilligung in die Annexion der Elbherzogthümer an Preußen zu bestimmen, mißglückt war, formulirte Bismark in einer Depesche vom 21. Februar an Oesterreich die Forderungen Preußens, von deren vorheriger Gewährung es seine Zustimmung zu der Errichtung eines eigenen schleswig-holsteinischen Staats abhängig machte, dahin: Derselbe schließt ein unauflösliches Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen und stellt dem König desselben seine gesammte Wehrkraft zur Verfügung, um sie innerhalb der preußischen Armee und Flotte zum Schutze beider Länder und ihrer Interessen zu verwenden; die ganze preußische Kriegsverfassung findet auch auf die Herzogthümer ihre Anwendung; Rendsburg wird Bundesfestung; S. tritt an Preußen die Stadt Sonderburg ab mit einem entsprechenden Gebiete zu beiden Seiten des Alsensundes und die Veste Friedrichsort nebst entsprechendem Gebiete, d. h. den Hafen von Kiel und an beiden Mündungen des zu erbauenden und unter Preußens Oberaufsichtsrecht zu stellenden Nordostseekanals das für die Anlage von Befestigungen und Kriegshäfen erforderliche Gebiet; der neue Mittelstaat tritt zunächst dem Zollverein, gleichzeitig aber für immer dem preußischen Zollsystem bei und überläßt Preußen sein Post- und Telegraphenwesen. Oesterreich lehnte unter dem 5. März diese Forderungen entschieden ab, u. durch Vermittelung des Sechsunddreißigerausschusses in Frankfurt aus den Herzogthümern berufene Vertrauensmänner erklärten als durchaus unverträglich mit der Selbstständigkeit der Herzogthümer: Ableistung des Fahneneides an den König von Preußen; Aushebung der Mannschaften für das Landheer desselben und einseitige Uebertragung der preußischen Armeeorganisation u. Militärgesetzgebung auf S. ohne Mitwirkung der Staatsgewalten daselbst; endlich Verwaltung des Zoll-, Post- und Telegraphenwesens durch andere als die eigenen Landesbehörden. Im Uebrigen stimmten sie Preußens Forderungen vom 22. Februar zu. Die Delegirtenversammlung der Schleswig-Holsteinvereine billigte die Beschlüsse ihrer Vertrauensmänner mit allen gegen eine Stimme. Die preußische Regierung ließ den ganzen Vorgang völlig unbeachtet. Am 24. März verfügte eine preußische Kabinetsordre die Verlegung der preußischen Flottenstation von Danzig nach Kiel, und am 25. April verlangte die preußische Regierung von ihren Kammern einen Kredit behufs Befestigung des kieler Hafens, da sie „entschlossen sei, in dessen Besitz zu bleiben“, doch lehnte das Abgeordnetenhaus das Ansinnen ab. Seine Idee, sich mit einer schleswig-holsteinischen Ständeversammlung zu verständigen, gab Bismark, trotz Oesterreichs Zustimmung, alsbald wieder auf, da, so lange der Augustenburger in Holstein verweile, die öffentliche Stimmung nicht frei sei. Denselben auszuweisen, gab aber Oesterreich nicht zu. Des Herzogs Geburtstagsfeier am 6. Juli ward fast im ganzen Lande sehr festlich begangen u. führte selbst aus dem Schleswigschen eine große Anzahl von Deputationen nach Nienstädten, wo jener weilte. Von Karlsbad aus, wo der preußische König mit Bismark verweilte, richtete dieser am 11. d. M. eine neue Depesche an das österreichische Kabinet, worin er laute Klagen über die Zustände in Holstein, die dortige Presse, die Vereine, die Beamten, die Universität Kiel erhob und bei Verweigerung österreichischer Mithülfe zu Beseitigung solcher Zustände geradezu ein einseitiges Vorgehen Preußens in Aussicht stellte. Dasselbe ward denn auch alsbald eingeleitet. Am 26. Juli wurde der Redakteur May in Altona, zugleich eines der hervorragendsten u. thätigsten Mitglieder des Ausschusses der Schleswig-Holsteinvereine, durch preußisches Militär aufgehoben u. auf die Festung Rendsburg gebracht, und der liberale preußische Abgeordnete Frese, der sich seit einiger Zeit in Kiel aufhielt, ward aus Holstein ausgewiesen, Beides ohne erst die Zustimmung des österreichischen Civilkommissärs eingeholt zu haben, der denn auch gegen beide Aktionen Protest einlegte. Am 14. August kam endlich zu Gastein, wo sich gerade das preußische Hoflager befand, eine Verständigung zwischen den beiden Kabineten über das vorläufige Schicksal der Elbherzogthümer, die sogenannte gasteiner Konvention, zu Stande. Eine definitive Lösung der Frage war es freilich wieder nicht, da Preußen auf eine solche innerhalb des Bundesrechts nach dem Vorschlage Oesterreichs, dieses dagegen auf eine Uebertragung seiner durch den wiener Frieden erworbenen Rechte an Preußen, wie dieses wünschte,

nicht einging. Es war wieder ein Provisorium, aber ein solches, welches Preußen für die Verfolgung seiner weiteren Pläne bestimmte Vortheile und freiere Hand, Oesterreich dagegen die Aussicht bot, ferner nicht, wie bisher, in Kollisionen mit Preußen zu gerathen, und das die Hauptfrage vorerst noch unberührt ließ. Die Konvention riß die beiden Herzogthümer Schleswig u. Holstein wieder auseinander und überwies die Regierung u. Verwaltung des ersteren an Preußen, die des letzteren an Oesterreich; Lauenburg trat Oesterreich gegen 2,500,000 dänische Reichsthaler an Preußen ab. Ueberdies erhielt dieses den Hafen von Kiel mit dem Rechte, denselben zu befestigen, die Mitbesetzung der Festung Rendsburg, bis Kiel zum Bundeshafen und Rendsburg zur Bundesfestung erhoben wäre, und die Oberaufsicht über den zu erbauenden Nordostseekanal zugestanden. Umsonst protestirten in den Herzogthümern die Majorität der Ständemitglieder und die Delegirtenversammlung der Schleswig-Holsteinvereine (9. Sept.) einstimmig und ebenso ein Städtetag in Neumünster (13. Sept.) aufs entschiedenste gegen diese Abmachung, die das Land wie ein erobertes behandle, umsonst geißelten Frankreich und England durch diplomatische Cirkularschreiben in den stärksten Ausdrücken den Widerspruch der gasteiner Konvention mit all den feierlichen Erklärungen der beiden deutschen Großmächte bei Beginn des dänischen Kriegs und im Verlauf desselben. Ein erneuter Antrag Bayerns, Sachsens und Hessen-Darmstadts am Bunde, wonach Oesterreich und Preußen aufgefordert werden sollten, die Stände von Holstein einzuberufen und auf die Aufnahme Schleswigs in den Bund hinzuwirken, ward im Ausschusse begraben, und jene drei Regierungen erklärten hierauf ihre Aufgabe und Thätigkeit innerhalb der Bundesversammlung als geschlossen. Auf einer Abgeordnetenversammlung, die auf Begehren der Schleswig-Holsteiner der Sechsunddreißigerausschuß nach Frankfurt berief, erschienen neben etwa 250 Abgeordneten aus Süd- und Mitteldeutschland nur 27 aus ganz Norddeutschland, und die Aufforderung an das preußische Abgeordnetenhaus, „für die verletzten Rechte der Elbherzogthümer, für die Berufung ihrer Vertretung und für die sofortige staatliche Konstituirung S.s entschieden und ohne Verzug einzutreten“, verhallten wirkungslos. Das Erste, was der neue preußische Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, that, war eine durchgreifende Purifikation der Beamten; die entschieden augustenburgisch Gesinnten wurden entlassen und durch Anhänger der preußischen Annexionspläne ersetzt, theilweise sogar durch frühere Werkzeuge der dänischen Herrschaft. Manteuffel bereiste selbst das Land u. suchte Propaganda für Preußen zu machen. Der Erfolg entsprach jedoch seinen Wünschen sehr wenig, und so schritt er dazu, nach einander das Vereinswesen, die Freiheit der Presse, endlich sogar das Petitionsrecht zu unterdrücken. Die Bevölkerung mußte sich natürlich fügen, um so lauter tönte die stille Opposition im Lande aus Holstein herüber, wo der österreichische Gouverneur, Feldmarschall von Gablenz, erklärt hatte, er wolle nicht, daß man dereinst bei seinem Weggange von ihm sage, er habe „wie ein türkischer Pascha regiert“. Am 23. Jan. 1866 fand zu Altona eine von 3—4000 Männern aus sämmtlichen Bezirken beider Herzogthümer besuchte Massenversammlung Statt, die zwar polizeilichem Verbote gemäß keine Resolutionen faßte, aber in vielen Reden die Einberufung einer schleswig-holsteinischen Ständeversammlung forderte. Eben diesen Antrag stellten am letzten Januar 31 Mitglieder der holsteinischen Ständeversammlung, doch ward die Petition von der holsteinischen Landesregierung nicht angenommen. Auch mehre Mitglieder der früheren schleswigschen Ständeversammlung hatten am 27. Januar an den Gouverneur Manteuffel eine gleichlautende Petition um Einberufung der schleswigschen Stände gerichtet, erhielten aber zur Antwort, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Landesvertretung ruhen müsse. Unter dem 26. Januar richtete Bismark eine Depesche an das österreichische Kabinet, in welcher er das ganze Regierungssystem Oesterreichs in Holstein einer scharfen Kritik von seinem Standpunkte aus unterzog, dasselbe für eine Verletzung der konservativen Interessen und der bisherigen gemeinsamen antirevolutionären Politik beider Regierungen erklärte und, wofern Oesterreich darauf beharre, einen Bruch der bisherigen Alliance in Aussicht stellte. Die unter dem 7. Febr. gegebene Antwort des Grafen Mensdorff wies jedoch die Anklage entschieden zurück mit der Bemerkung, daß Oesterreich bei dem seither in Holstein beobachteten Regierungssystem zu verharren entschlossen sei. Das Begehren des berliner Kammergerichts betreffend die Auslieferung des Redakteurs May (s. oben) ward vom Statthalter von Gablenz an das altonaer Magistratsgericht verwiesen und von diesem abgelehnt, worauf jenes am 10. März May zu einjährigem Gefängniß in contumaciam verurtheilte. Die von der holsteinischen Landesregierung dem österreichischen Statthalter vorgeschlagene Begutachtung des von ihm entworfenen Budgets für 1866—67 durch eine Kommission von 15 Notabeln in Ermangelung einer Bundesvertretung ward von jenem am 26. Febr. genehmigt und bei dieser Gelegenheit von demselben zugleich die holsteinische Verfassung von 1854 als zu Recht bestehend anerkannt. Am 26. April 1866 machte das österreichische Kabinet dem preußischen den Vorschlag, sich mit ihm zu der Erklärung in Frankfurt zu vereinigen, daß beide Regierungen beschlossen hätten, zur definitiven Lösung der schleswig-holsteinischen Frage die durch den wiener Friedensvertrag erworbenen Rechte auf denjenigen Prätendenten weiter zu übertragen, welchem der deutsche Bund die überwiegende Berechtigung zur Erbfolge im Herzogthum Holstein zuerkennen würde, wogegen Oesterreich dazu mitwirken wolle, daß dem preußischen Staate diejenigen speciellen Vortheile bleibend gesichert würden, mit deren Gewährung es sich bereits in Gastein einverstanden erklärt habe, namentlich definitive Erwerbung der militärischen Stellungen von Kiel, Rendsburg und Sonderburg. Das preußische Kabinet beantwortete vorerst diese Depesche nicht, dagegen erklärte der officielle „Staatsanzeiger“ unter dem 3. Mai, daß Preußen nicht gesonnen sei, den mit Oesterreich erkämpften und durch völkerrechtliche Verträge erworbenen Besitz von anderer Entscheidung als der eigenen freien

Entschließung abhängig zu machen. Hierauf überantwortete Oesterreich unter dem 1. Juni die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage den „Entschließungen des Bundes, denen von seiner Seite die bereitwilligste Anerkennung gesichert sei", und erklärte zugleich, daß der Statthalter von Holstein die erforderliche Specialvollmacht erhalten habe, die holsteinischen Stände einzuberufen, da „die Wünsche und Rechtsanschauungen des Bundes einen berechtigten Faktor der Entscheidung bildeten". Preußen protestirte in einer Depesche vom 3. Juni gegen den Schritt Oesterreichs beim Bunde als einen Bruch der gasteiner Konvention, nach welchem die Erbfolgefrage in den Herzogthümern nur im gemeinsamen Einverständniß beider deutschen Großmächte entschieden werden könne, und am 6. notificirte der preußische Gouverneur von Schleswig dem österreichischen Statthalter von Holstein, daß er demgemäß den Auftrag habe, seine Truppen auf Grundlage des früheren Kondominats schon am folgenden Tage in Holstein einrücken zu lassen. Dieselben besetzten denn auch am 7. Juni Rendsburg, Kiel und Itzehoe, und Gablenz, der den 20,000 Mann Preußen gegenüber nur über 3000 Mann verfügte, zog sich unter Protest sammt der Landesregierung und dem Herzog Friedrich nach Altona zurück. Manteuffel löste hierauf einseitig die bisherige holsteinische Landesregierung auf und ernannte den feudalen Freiherrn von Scheel-Plessen zum Oberpräsidenten beider Herzogthümer mit dem Wohnsitze in Kiel. In einer Proklamation erklärte er den Holsteinern, daß der König von Preußen beabsichtige, einseitig eine Gesammtvertretung S.s gemäß dem Princip der Zusammengehörigkeit beider Herzogthümer ins Leben zu rufen, behufs deren Anbahnung auf gesetzlichem Wege bereits Einleitungen zur Einberufung der Stände jedes Herzogthums getroffen seien. Der Zusammentritt der holsteinischen Stände in Itzehoe am 11. Juni ward von den Preußen gewaltsam verhindert. An demselben Tage trug Oesterreich, gestützt auf Artikel 19 der Bundesakte, wegen der Besetzung Holsteins durch Preußen am Bunde auf schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der zur preußischen Armee gehörigen Corps an. Die Annahme dieses Antrags am 14. Juni durch die Majorität des Bundes hatte bekanntlich dessen Auflösung und den sofortigen Ausbruch des lange vorbereiteten Kriegs zwischen Preußen u. Oesterreich zur Folge. In den am 26. Juli zu Nikolsburg unterzeichneten Friedenspräliminarien übertrug der Kaiser von Oesterreich dem König von Preußen alle im wiener Frieden vom 30. Okt. 1864 auf Schleswig u. Holstein erworbenen Rechte, doch unter der Beschränkung, daß der nördliche Theil von Schleswig, wenn dessen Bevölkerung den Wunsch durch ein freies Votum ausdrücke, wieder an Dänemark abgetreten werde, u. der definitive prager Friedensvertrag vom 23. Aug. bestätigte in seinem fünften Artikel diese Stipulation. Vgl. Falck, Ueber die staatsrechtliche Verbindung der Herzogthümer Schleswig u. Holstein, Kiel 1816; Sammer, Die Staatserbfolge in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, Hamb. 1844; Droysen u. Sammer, S. u. Dänemark, 2. Aufl., das. 1850; Michelsen, Polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession, Leipz. 1844, 2 Bde.; Häusser, S., Dänemark u. Deutschland, Heidelb. 1846; Kamptz, Staatsrechtliche Bemerkungen über den königlichen dänischen offenen Brief, Berlin 1846; Wegener, S.s Entscheidungskampf, Meißen 1850; Willisen, Acht Kriegsmonate in S., Stuttgart 1851; Waitz, Geschichte S.s, Bd. 1—2, Göttingen 1851 bis 1854; Busch, Schleswig-holsteinische Briefe, Lpz. 1856; Falck, Handbuch des schleswig-holsteinischen Privatrechts, Schlesw. 1825—40, 4 Bde.; Schultheß, Europäischer Geschichtskalender, Nördl. 1860 ff.; Quellensammlung der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, herausgegeben von Lappenberg, Kiel 1862 ff.

Schlettau, Bergstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Scheibenberg, an der Zschoppau, hat ein altes Jagdschloß, starke Band- und Nagelfabrikation, Spinnfabriken, Spitzenklöppelei und 2129 Einwohner.

Schletter, Hermann Theodor, deutscher Rechtsgelehrter, geboren den 23. April 1816 zu Dresden, lehrt seit 1848 als Professor der Rechte zu Leipzig und machte sich besonders durch sein Werk „Der öffentliche und mündliche Strafprozeß in Deutschland" (Altenb. 1847) in weiteren Kreisen bekannt, indem er darin den Grund zur wissenschaftlichen Behandlung des deutschen Strafprozeßrechts legte. Außerdem machte er sich durch mehre Schriften um die Rechtsgeschichte, die vergleichende Jurisprudenz u. die Darstellung der Preßprozeßgesetzgebung, sowie durch Herausgabe der „Neuen Folge der hitzigschen Annalen der Kriminalrechtspflege" (Leipz. 1845—55, 42 Bde.) und der „Jahrbücher der deutschen Rechtswissenschaft" (Erlangen 1855 ff.) verdient. Auch gab er ein „Handbuch der juristischen Literatur" (Grimma 1843) heraus.

Schlettstadt (franz. Schlestadt und Schelestadt), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Niederrhein, zwischen Straßburg und Colmar, am linken Ufer der Ill und an der straßburg-baseler Eisenbahn, ist von Vauban befestigt (auf einer Seite durch Morast gedeckt), Kriegsplatz dritten Ranges, hat einen Gerichtshof, ein Kommunalcollége, Fabrikation von Calicot, wollenen und baumwollenen Strumpfwaaren, Leinwand, Holzgeräthe, Metallgaze, Tabak, Seife und Oel, Färberei, starke Bierbrauerei, Schneide- und Lohmühlen, Obst- und Weinbau und 10,184 Einwohner. S. kommt unter dem Namen Scladistat schon als karolingischer Platz vor; Karl der Dicke hielt daselbst mehre Male Hoflager. Im Jahre 1216 mit Mauern umgeben, gehörte es als die dritte im Rang zu den 10 Reichsstädten des Elsaß. Von den Schweden 1632 erobert, kam die Stadt im westphälischen Frieden unter französische Herrschaft. Ludwig XIV. ließ sie nach dem Frieden von Nimwegen neu befestigen. Im Jahre 1814 ward sie vom 5. Januar bis zum ersten pariser Frieden von den Bayern blokirt und 1815 seit Ende Juni bis zum zweiten pariser Frieden von den Oesterreichern belagert.

Schleuder, aus einem langen, in der Mitte

breiteren Lederstreif, oder aus einem Stück Leder, an dessen Seiten 2 Schnuren befestigt sind, bestehende Wurfwaffe. Um das Werfen selbst auszuführen, werden beide Enden in die Hand genommen, das eine jedoch so, daß man es leicht fahren lassen kann. In die Mitte der S. wird entweder eine Kugel, oder ein glatter Stein gelegt, die S. einige Male herumgeschwungen und dann das eine Ende der S. losgelassen, wodurch der Stein mit großer Gewalt nach dem Ziel hinfliegt. Im Morgenlande war die S. schon sehr früh im Gebrauch. Bei den Hebräern waren besonders die Benjaminiten, bei den Griechen die Akarnanier und Aetolier als Schleuderer (Sphendoneten, von Sphendone, S.) berühmt. Die den römischen Legionen zugetheilten Schleuderer (funditores) waren Leichtbewaffnete und bestanden aus Einwohnern der balearischen Inseln. In der Kaiserzeit hatte man 2 Arten von S.n, die gewöhnliche, obenbeschriebene (funda), und die Stabschleuder (fustibalus), die, mit einem Stab versehen, bloß durch die Schnellkraft wirkte. Die Geschosse waren runde Kiesel (lapides missiles) oder auch mit einer Spitze versehene Bleikugeln (glandes, von ihrer eichelähnlichen Form) und wurden mit solcher Heftigkeit geworfen, daß sie selbst Schilde zerschlugen.

Schleuse, thüringischer Fluß, Nebenfluß der Werra, entspringt am Dreiherrnsteine auf dem Thüringerwald, nimmt die Nahe mit der Erlau auf und mündet bei Kloster Veßra.

Schleusingen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, am Einfluß der Erlau und Nahe in die Schleuse, hat ein Schloß (einst Residenz der Grafen von Henneberg), 2 evangelische Kirchen, ein Gymnasium, Weberei und Strumpfwirkerei, Fabrikation von Oel, Pulver, Schrot, Zündhütchen, Eisen- und Blechwaaren, Steinpappe, Papier, chemischen Produkten, einen Eisen- und Kupferhammer, ein Fichtennadeldampfsbad, Holzflößerei, lebhaften Handel und 3025 Einwohner. S. war von 1274—1533 Residenz der Grafen von Henneberg, kam 1582 an Kursachsen und 1815 an Preußen.

Schleuße, bauliche Vorrichtung zur Regulirung irgend eines Wasserstandes, meist von Stein, mitunter auch von Holz und mit gußeisernen Platten verkleidet, gleicht im Allgemeinen einem Kanal, der an beiden Enden mit beweglichen Thüren versehen ist. Je nach dem Zwecke, zu welchem die S.n dienen, ist ihre Einrichtung eine verschiedene. Stau- oder Fluthschleußen sind solche, mittelst deren man den Wasserstand bis zu einer gewissen Höhe zu stauen im Stande ist. Ist diese Höhe unveränderlich, so legt man statt der S. ein Wehr an; will man steigern oder verringern, so bringt man am Schleußenthor einen Aufzug oder eine bewegliche Klappe an, mittelst deren man das überflüssige Wasser abläßt. Kippschleußen nennt man solche S.n, die sich, sobald das Wasser über eine gewisse Höhe steigt, von selbst öffnen. Am wichtigsten sind die zur Beförderung der Schifffahrt auf Binnengewässern dienenden S.n, mittelst deren die verschiedenen Höhen zweier Wasserspiegel zum Behuf der Durchfahrt ausgeglichen werden. Sie finden besonders in Kanälen Anwendung, welche schiffbare Flüsse mit einander verbinden, deren Wasserspiegel nicht in gleicher Höhe liegen, und bestehen in einem für ein oder mehre Fahrzeuge Raum bietenden Kanal, der am oberen und unteren Ende mit Thoren versehen ist, deren Flügel im Winkel gegen den Wasserdruck gestellt sind, während die oberen Kanten derselben in einer Ebene liegen. Soll nun ein Schiff auf die Höhe des oberen Wasserspiegels gehoben werden, so wird das obere Thor geschlossen, das untere aber geöffnet und darauf das Schiff in die S. eingeführt. Dann schließt man das untere Thor und läßt, da sich das obere des Wasserdrucks wegen nicht öffnen läßt, durch eine in den Thorflügeln angebrachte Schieberpforte oder, was besser ist, durch einen zu diesem Behuf in der Schleußenwand angelegten Kanal Wasser von dem höheren Wasserstande her eindringen, wodurch der Wasserstand im Innern der S. schnell zum Steigen gebracht wird. Hat nun der untere mit dem oberen gleiche Höhe erreicht, so kann man das Schleußenthor leicht öffnen und so das Fahrzeug auf den höheren Wasserstand bringen. Das umgekehrte Verfahren findet Statt, wenn ein Schiff vom höheren auf den tieferen Wasserstand gebracht werden soll; man schleußt dann dasselbe bei hohem Wasserstande ein, schließt das obere Thor und läßt Wasser unten ausfließen, worauf der Wasserspiegel in der S. auf den des Flusses, in welchen man das Schiff bringen will, sinkt. Auch wo durch Wehre die Schifffahrt unterbrochen wird, bringt man in besonderen Kanälen Schleußenanlagen an.

Schley, sehr schmale und tiefe Bucht der Ostsee, an der Ostküste von Schleswig, schneidet in südwestlicher Richtung 5 Meilen weit in das Land ein, erweitert sich jenseits Missunde seeartig zu der sogenannten großen Breite, die westlich bis zur Stadt Schleswig reicht, diente früher als Seehafen, ist jetzt aber versandet und nur noch 10—12 Fuß tief, aber reich an Fischen. Ihre schmalsten, zu militärischen Uebergängen geeigneten Stellen sind bei Missunde und Arnis. Die S. begrenzt mit der Ostsee und der Bucht von Eckernförde den Distrikt Schwansen.

Schlich, im Hüttenwesen gepochtes und durch Waschen völlig gereinigtes, klares Erz; je nachdem es trocken oder naß gepocht ist, heißt es trockener oder nasser S. Der viel Metall enthaltende heißt Häuptel, wenn er weniger Metall enthält, Mittelschlich, der geringste Schwenzel oder Schwemmsel.

Schlichte, klebrige Flüssigkeit, mit welcher die Kettenfäden beim Weben getränkt oder bestrichen werden, um sie glatt, etwas steif und hart zu machen. Man sucht dadurch das Rauhwerden und Abreißen der Fäden durch Reibung zu vermeiden und zugleich die Bewegung der Fäden zu erleichtern. Man schlichtet die schon aufgebäumte Kette mit 2 Bürsten, welche in Mehl- oder Stärkekleister getaucht worden sind; wollene Ketten werden in dünnes lauwarmes Leimwasser getaucht, Seide wird niemals geschlichtet. Die gewöhnliche Mehlschlichte macht die Fäden in warmen, trockenen und luftigen Arbeitsräumen oft brüchig, weshalb man feinere Stoffe in feuchten Kellern webt. Um diese ungesunden Räume zu vermeiden, sind S.n vorgeschlagen worden, die stets eine gewisse

Feuchtigkeit behalten und die Fäden deshalb nicht brüchig machen. Statt der Mehlschlichte benutzt man auch Stärke, Leinsamen, isländisches Moos, Carragaheen ꝛc. Bei den Kraftstühlen wendet man Schlichtmaschinen an, bei denen die Kettenfäden zwischen 2 über einander liegende stark zusammengepreßte Schlichtwalzen gelangen. Letztere bestehen aus Kupfer und sind mit Wollentuch überzogen. Die untere Walze liegt in einem mit heißer S. angefüllten Troge und trägt die S. auf die Fäden, während die zweite Walze den Ueberfluß ausdrückt und die Fäden vollständig imprägnirt. Haben die Kettenfäden die Walzen passirt, so gehen sie durch einen Kamm, werden dann durch rotirende oder hin- und hergehende Bürsten bearbeitet und passiren, ehe sie auf den Kettenbaum gelangen, noch 2 Kämme. Auf diesem letzteren Wege werden sie durch einen Ventilator getrocknet.

Schlichtegroll, Adolf Heinrich Friedrich, ausgezeichneter Numismatiker, geboren am 8. Dec. 1765 zu Waltershausen bei Gotha, studirte zu Jena Philologie und Theologie und später zu Göttingen vorzüglich Alterthumswissenschaften, ward 1797 Lehrer am Gymnasium und 1801 auch Bibliothekar, sowie Direktor des Münzkabinets zu Gotha. Bei den Kriegsunruhen von 1806 rettete er das gothaische Münzkabinet nach Altona und folgte dann einem Ruf als Generalsekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften nach München, wo er später zum Direktor der Hofbibliothek ernannt und mit deren Leitung betraut ward und den 4. Dec. 1822 †. Seine Hauptwerke sind: „Nekrolog der Deutschen“ (nebst Supplementen, Gotha 1790—1806, 28 Bde.) und „Annalen der Numismatik“ (das. 1804—6, 2 Bde.). Vergl. von Weiller, S.s Leben und Wirken, München 1823.

Schlick, Wilhelm, namhafter Violoncellist und Verfertiger vorzüglicher Violinen, geboren am 24. Jan. 1801 zu Gotha, Sohn des Violoncellisten und Komponisten Johann Konrad S. (geboren 1759, † 1825) und der berühmten Violinvirtuosin Regina Strinasacchi, besuchte das Gymnasium zu Gotha, trat sodann nach dem Willen seines Vaters als Kaufmannslehrling in ein Fabrikgeschäft zu Sulzbach im Breisgau, widmete sich aber nach des Vaters Tode der Musik, insbesondere unter der Anleitung des Kammermusikus Haase in Weimar dem Violoncellspiel, und fand 1823 eine Anstellung in der dresdener Hofkapelle, welcher er gegenwärtig noch als zweiter Violoncellist angehört. Daneben versuchte er sich seit 1826 unermüdlich im Streichinstrumentenbau und hat seit 1840, wo er sich mit einer Violine auf der dresdener Gewerbeausstellung die goldene Preismedaille erwarb, eine große Anzahl von Geigen, Bratschen und Violoncello's geliefert, die sich durch ungemeine Kraft und Ueppigkeit der Klangfülle, Brillanz des Tones, große Gleichheit des Kolorits auf allen Saiten und in allen Tonarten und Lagen und vorzügliche Dauer dieser Eigenschaften auszeichnen.

Schlick, die fette, mit Sand vermischte Erde auf dem Grunde des Wassers, die von den Flüssen oder von der Fluth des Meeres mit fortgeführt und an anderen Orten am Meeresufer abgesetzt wird.

Schlieben, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, mit Gerichtskommission, Lein- und Wollweberei, Hopfenbau und 1819 Einwohnern.

Schliefer (Hyrax *Herm.*, Klippendachs), Säugethiergattung aus der Ordnung der Vielhufer und der Familie der eigentlichen Dickhäuter, charakterisirt durch die mit gespaltener Oberlippe versehene Schnauze, oben 2, unten 4 Vorder-, keine Eck- und jederseits oben und unten 7 Backenzähne, die kurzen Ohren, die stark verwachsenen Zehen, deren an den Vorderfüßen 4, an den Hinterfüßen 3 gezählt werden, und die nur an der Oberseite mit gewölbten, vorn abgestutzten Nägeln ausgerüstet sind, den die Stelle des Schwanzes vertretenden Höcker und die dichte Behaarung, flinke, harmlose Thiere, welche truppweise auf felsigen Gebirgen des tropischen Afrika und Arabiens leben und sich in Felsklüften (daher Klippschliefer) verstecken. Unter 3 Arten ist am bekanntesten der kapsche Klippschliefer oder Daman (H. capensis *Gm.*). Er ist gelblich braungrau mit untermischten helleren oder dunkleren Haaren, am Rücken oft mit einem schwarzbraunen Fleck gezeichnet, 1½ Fuß lang, in ganz Afrika in Felsenspalten heimisch, gibt einen grunzenden Ton von sich und läßt sich leicht zähmen. Er hat wohlschmeckendes Fleisch. In den Höhlen und Felsspalten, wo er sein Lager hat, findet sich eine schwarzbraune, mit Pflanzenresten und Haaren vermischte, bitter schmeckende Substanz, welche seit 1847 unter dem Namen Hyraceum capense als Surrogat des theuren Bibergeils, besonders gegen hysterische Leiden empfohlen wird u. aus dem an der Luft getrockneten, dickflüssigen Urin besteht, welchen das Thier stets an derselben Stelle abgibt.

Schliengen, Marktflecken im badischen Oberrheinkreis, Oberamt Müllheim, mit Jaspisbrüchen, Eisengruben, Weinbau und 1317 Einw. Hier 1796 Treffen zwischen den Franzosen unter Moreau und den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl.

Schließmuskeln (sphincteres), kreisförmige Muskeln, welche um eine natürliche Oeffnung des Körpers herumgelagert sind und durch ihre Zusammenziehung jene Oeffnung schließen. Solche S. sind angebracht am Munde, an den Augenlidern, an der Harnblase, am After ꝛc. Die nicht selten vorkommende Lähmung der S. führt zu den größten Beschwerden. Ist der Schließmuskel des Mundes gelähmt, so fließt der Speichel fortwährend ab, ist der Schließmuskel der Augenlider gelähmt, so ist der Augapfel eines Schutzmittels beraubt, entzündet sich leicht und es besteht Thränenträufeln. Der unfreiwillige Abgang des Kothes und des Harns ist Folge der Lähmung des Schließmuskels am After und der Blase und allemal ein sehr übles Anzeichen für den Zustand der Nervencentralorgane des betreffenden Menschen.

Schlik, reichbegüterte böhmische Adelsfamilie, mit folgenden berühmten Sprößlingen:

1) Kaspar, war Reichskanzler der 3 deutschen Kaiser Sigmund, Albrecht II. und Friedrich III., brachte die Vermählung des Erzherzogs, nachherigen Kaisers Albrecht II., mit der Erbtochter des Kaisers Sigmund, Elisabeth, zu Stande und

ward 1437 in den Grafenstand erhoben und mit ansehnlichen Gütern belehnt. Er † 1449.

2) Stephan, Graf von S., eröffnete die reichen Silberminen in Joachimsthal und ließ 1517 zuerst Joachimsthaler, auch Schlikenthaler genannt, prägen; er fiel 1526 in der Schlacht bei Mohacz.

3) Franz, Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen, geboren den 23. Mai 1789 zu Prag, widmete sich dem Studium des Rechts, errichtete aber, als Oesterreich 1808 zu rüsten begann, auf seinen böhmischen Gütern 3 Landwehrkompagnien und ward vom Kaiser zu deren Chef ernannt. Beim Ausbruch des Krieges 1809 trat er als Lieutenant in ein Kürassierregiment ein, ward nach der Schlacht bei Aspern Oberlieutenant bei den Schwarzenberg-Uhlanen u. noch während des Feldzugs Rittmeister bei den Radetzky-Husaren. Als Oesterreich sich 1812 mit Frankreich verbündete, nahm er seinen Abschied; nach der Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon I. im Aug. 1813 aber trat er wieder als Rittmeister bei den Klenau-Chevauxlegers ein und fungirte als Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz. An den Schlachten der Hauptarmee nahm er rühmlichen Antheil und erhielt bei Wachau eine gefährliche Kopfwunde, die ihm ein Auge kostete und ihn verhinderte, am Feldzuge von 1814 Theil zu nehmen. Nachdem er 1815 eine Velitendivision geführt, avancirte er in den folgenden Friedensjahren zum Feldmarschalllieutenant und Inhaber eines Husarenregiments. Nach der wiener Revolution von 1848 ward er Kommandant von Krakau, Ende Nov. desselben Jahres aber zum Befehlshaber eines Corps von 8000 Mann ernannt, das bei Dukla in Galizien zu einer Diversion nach Oberungarn zusammengezogen ward. Er erkämpfte mit demselben in einem Winterfeldzuge mehre bedeutende Siege über die weit überlegenen Insurgenten und machte dann von Kaschau aus einen meisterhaften Rückzug. Nachdem er sich mit der Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz vereinigt hatte, verhalf er diesem in der Schlacht bei Kapolna zum Sieg. Auch später bestand er noch mehre ruhmvolle Gefechte, verlegte dem von den Russen verfolgten Görgei den Weg bei Arad und zwang ihn zur Kapitulation. Nach Ungarns Pacifikation ward er Kommandant des zweiten Armeecorps und kommandirender General in Mähren. Seit Juni 1854 Oberbefehlshaber der vierten, in Galizien stehenden Armee, ging er mit derselben 1859 auf den Kriegsschauplatz nach Italien, ward dort nach der Schlacht von Magenta an der Stelle Gyulai's zum Kommandanten der zweiten österreichischen Armee in Italien ernannt und focht bei Solferino an der Spitze des rechten Flügels. Nach dem Frieden von Villafranca nahm er seinen Abschied und † den 17. März 1862. Vgl. Kocziczka, Die Wintercampagne des Graf schlikschen Armeecorps 1848—49, Olmütz 1850.

Schlingbeschwerden, s. Dysphagie.

Schlingen (Schlucken), der Vorgang, durch welchen der Bissen aus der Mundhöhle in den Magen befördert wird. Es kommen dabei eine ganze Anzahl von Muskeln in Thätigkeit. Zunächst wird die Mundhöhle durch Erhebung des Unterkiefers und Schluß der Zahnreihen verkleinert, und die Zunge, welche sich dem harten Gaumen nähert, schiebt den Bissen in den hinteren Theil der Mundhöhle. Sodann wird der Bissen auf der schief nach abwärts und rückwärts gerichteten Zungenwurzel, während zugleich die Muskeln der vorderen Gaumenbögen den Bissen von beiden Seiten fassen, in den unteren Theil des Rachens geschoben, der gleichzeitig sammt dem Zungenbein und Kehlkopf erhoben wird und somit dem Bissen entgegenkommt. Der Weg rückwärts nach dem Munde wird dadurch verlegt, daß die Zunge sich an den Gaumen anlegt, während das weiche Gaumensegel in mehr horizontaler Richtung sich an die hintere Rachenwand legt und den Ausgang nach dem oberen Theil des Schlundkopfs und der Nasenhöhle verschließt. Den Weg in den Kehlkopf kann der Bissen deshalb nicht nehmen, weil er über den zurückgebogenen und den Kehlkopfeingang verschließenden Kehldeckel hinweggleiten muß. Nur wenn während des S.s sich der Kehldeckel aufrichtet (wie beim Lachen), oder wenn ein krankhafter Defekt des Kehldeckels vorhanden ist, kann ein Theil des Bissens oder Speichel in den Kehlkopf gelangen, wodurch ein heftiger Hustenreiz entsteht. Man sagt dann: es ist etwas in die unrechte Kehle gekommen. Die Fortbewegung des Bissens durch den unteren Theil des Schlundkopfes geschieht durch die Zusammenschnürung des mittleren und unteren Rachenschnürmuskels, die Fortbewegung durch die Speiseröhre endlich durch die muskulöse Ringfaserschicht der letzteren, welche von oben nach unten der Reihe nach in Thätigkeit kommt. Das Abschlucken, d. h. die Anfangsbewegungen beim S., geschieht unwillkürlich, jedoch nur als associirte Gesammtbewegung. Sowie der Bissen in den Schlundkopf eingetreten ist, haben wir die Einzelbewegungen nicht mehr in unserer Gewalt. Ist dieser Akt einmal eingeleitet, so folgen die übrigen unaufhaltsam nach. Große Bissen werden schwieriger abgeschluckt; dasselbe ist andererseits aber auch der Fall bei sehr kleinen Dingen, z. B. Pillen oder beim sogenannten Leerschlingen oder leeren Schlucken, wobei nur Speichel verschluckt wird, weil unter diesen Umständen sehr starke Muskelzusammenziehungen erforderlich sind.

Schlingern, die Bewegung des Schiffs von einer Seite zur andern, die namentlich nach einem Sturm in der noch nicht beruhigten See einzutreten pflegt.

Schlingpflanzen, Pflanzen, die sich um andere, stärkere Pflanzen herumschlingen und so sich selbst befestigen, z. B. die Lianen.

Schlippenbach, Ulrich Gustav, Freiherr von, deutscher Dichter und Schriftsteller, geboren in Großwormsahten in Kurland am 18. Mai 1774, studirte zu Königsberg u. Leipzig die Rechte, wurde 1807 Landrath des piltenschen Kreises, später Kanzleidirektor des Ritterschaftskomité's, 1809 Mitglied der Reichsgesetzkommission und 1814 Redakteur der Arbeiten der zur Verbesserung des Looses der kurländischen Bauern niedergesetzten Kommission. Gleichzeitig erhielt er auf 12 Jahre das Krongut Kannenecken zu Lehn und 1818 eine Anstellung als Oberhofgerichtsrath in Mitau. Noch im nämlichen Jahre zum Mitglied

des neu errichteten Provinzialkomité's ernannt, übernahm er 1822 die Präsidentschaft desselben und † zu Mitau den 1. April 1826. Im Jahre 1816 hatte er die kurische Gesellschaft für Kunst und Literatur gegründet. Seine Gedichte zeugen von einer regen, fruchtbaren Phantasie, streifen aber zuweilen an das Regellose. Auch einige Taschenbücher und Anderes veröffentlichte er.

Schlippe'sches Salz (Natriumsulfantimoniat), chemische Verbindung, welche aus 3 Atom Schwefelnatrium und 1 Atom Fünffach-Schwefelantimon nebst 18 Atom Krystallwasser besteht. Man erhält es, wenn man Schwefelantimon, Schwefel und Natronlauge mit einander kocht, die Lauge filtrirt und zur Krystallisation verdampft. Die großen farblosen Tetraëder lösen sich sehr leicht in Wasser, nicht in Weingeist, ihre wässerige Lösung reagirt alkalisch, bedeckt sich an der Luft ebenso wie die Krystalle mit einem braunen kermesartigen Ueberzug und enthält endlich kohlensaures und unterschwefligsaures Natron. Das schlippe'sche Salz dient zur Bereitung des Goldschwefels, welcher durch Säuren aus der Auflösung gefällt wird.

Schlittschuhe, die bekannte, in neuester Zeit mehrfach vervollkommnete Vorrichtung, welche man unter den Füßen befestigt, um damit sich auf dem Eise schneller fortzubewegen. Das Schlittschuhlaufen kommt in Skandinavien schon in uralter Zeit vor; namentlich wird der Gott Uller als gewandter Schlittschuhläufer gerühmt. Die größten Meister in der Kunst des Schlittschuh- (oder, nach Klopstocks Schreibart, Schrittschuh-)laufens sind die Niederländer. Bei ihnen läuft Jung und Alt, und die Frauen bringen selbst ihre Waaren auf den Köpfen zum Markte, indem sie auf ihren eisbedeckten Kanälen mit S.n an den Füßen dahinfliegen. Klopstock, ein großer Liebhaber dieser Kunst, hat dieselbe in mehren Oden (z. B. „Der Eislauf", „Braga", „Die Kunst Tialfs" ꝛc.) besungen. Die Erdschlittschuhe sind nur von Holz, ähneln der Schlittenkufe u. dienen zum Hingleiten auf gebahnten Schneewegen, wie der Sky auf ungebahnten.

Schlitz, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, Kreis Lauterbach, an der Schlitz, Hauptstadt der gleichnamigen, dem Grafen von Schlitz-Görtz gehörigen Grafschaft (2,6 QM.), Sitz eines Landgerichts, hat ein Schloß (Hallenburg) mit großen Parkanlagen, außerdem noch 4 Burgen (Hinter-, Vorder-, Schlachten- und Ottoburg), eine alte Kirche (812 eingeweiht) mit Chor, ein Hospital, Gerberei, Töpferei, Pappdeckelfabrikation, Leinweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und 2634 Einw.

Schlochau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, am Streßnitzsee, aus dem der gleichnamige Fluß abfließt, mit katholischer Kirche, Synagoge, ehemaligem Deutschordensschloß, Tuchfabrikation, Leinweberei, Kornhandel und 2676 Einwohnern.

Schlömilch, Oskar, namhafter Mathematiker, geboren den 13. April 1823 zu Weimar, widmete sich zu Jena, Berlin und Wien mathematischen und philosophischen Studien, habilitirte sich 1844 zu Jena für Mathematik, ward 1846 Professor derselben und ging 1849 in gleicher Eigenschaft an die polytechnische Schule zu Dresden, wo er später den Hofrathstitel erhielt. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Handbuch der allgebraischen Analysis (Jena 1851, 3. Aufl. 1862); „Analytische Studien" (Leipz. 1848, 2 Bde.); „Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie" (Eisenach 1849, 3. Aufl. 1859), „Kompendium der höheren Analysis" (Braunschweig 1853, 2. Aufl. 1862); „Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raums" (Leipz. 1855). Seit 1856 gibt er mit Witzschel die „Zeitschrift für Mathematik und Physik" heraus.

Schlönbach, Arnold, deutscher Dichter, geboren 1817 in Koblenz, betrat nach absolvirten Studienjahren zuerst die theatralische, dann die literarische Laufbahn und lebte abwechselnd in Hamburg, Leipzig, Mannheim, Koburg und Gotha. In Koburg besorgte er die Redaktion der in den Stürmen des Jahres 1848 entstandenen „Konstitutionellen Zeitung". Zu Anfang der fünfziger Jahre mit der Schauspielerin Auguste Gerlach in Mannheim, einer Tochter der Schröder-Devrient, verheirathet, nahm er, nachdem seine Gattin an der koburg-gothaischen Bühne ein Engagement gefunden, seinen bleibenden Wohnsitz zu Koburg. Er † den 17. Sept. 1866. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Gedichte" (Berlin 1847); „Das deutsche Bauernbuch, oder: So lebt das Volk! Dorfgeschichten" (das. 1852); „Geschichte. Gegenwart. Gemüth" Gedichte (das. 1852); „Gesammelte dramatische Werke" (Dresd. 1852); „Originale. Genrebilder" (Berlin 1853, 2 Bde.); „Der letzte König von Thüringen", Trauerspiel (Jena 1854); „Novellen und Erzählungen" (Leipz. 1855); „Tausend Jahre thüringischer Geschichte" (das. 1855); „Die Hohenstaufen, ein Epos" (Hildburghausen 1859), sein bedeutendstes Werk; „Ulrich von Hutten, ein vaterländisches Gedicht in 20 Gesängen" (Berlin 1862); „Garibaldi-Lieder" (Hamburg 1862); „Menschen und Parteien", Roman (Leipzig 1864, 4 Bde.); „Der Stedinger Freiheitskampf, ein vaterländisches Gedicht in 18 Gesängen" (Bremen 1864).

Schlözer, August Ludwig von, berühmter deutscher Publicist und Geschichtsforscher, geboren den 5. Juli 1735 zu Gaggstedt im Hohenlohe-Kirchbergischen, wo sein Vater Prediger war, widmete sich seit 1751 zu Göttingen und dann zu Wittenberg theologischen Studien, ging 1755 als Hauslehrer nach Stockholm u. dann nach Upsala und kehrte 1759 nach Göttingen zurück, wo er naturhistorischen, medicinischen, geschichtlichen und politischen Studien oblag. Von dem russischen Reichshistoriographen Müller eingeladen, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in seine Dienste zu treten, erlernte S. in Petersburg die russische Sprache, studirte die altrussischen Jahrbücher und die russische Geschichte im Mittelalter und ward bald zum Adjunkt bei der Akademie und dann zum ordentlichen Professor für alte russische Geschichte ernannt. Im Jahre 1767 kehrte er jedoch als Professor der Politik in der philosophischen Fakultät nach Göttingen zurück, wo er eine nur durch zwei wissenschaftliche Reisen nach Frankreich u. Italien unterbrochene segensreiche Thätig-

keit entfaltete. Im Jahre 1804 trat er unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelsstand durch den Kaiser von Rußland in den Ruhestand zurück und † den 9. Sept. 1809. Seine Vorträge über Statistik, Politik und Geschichte gehörten ihrer Zeit zu den besuchtesten der Universität. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer allgemeinen Geschichte des Handels und der Schifffahrt" (schwedisch, Stockh. 1758; deutsch, Rostock 1761); „Allgemeine nordische Geschichte" (Halle 1772, 2 Bde.) und die „Uebersetzung des russischen Chronisten Nestor bis zum Jahre 980" (Gött. 1802 bis 1809, 5 Bde.). Von großem Einfluß waren ihrer Zeit der „Briefwechsel" (Gött. 1776 — 82, 10 Bde.) und seine „Staatsanzeigen" (das. 1782 bis 1793, 18 Bde.); „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" (3. Aufl., Gött. 1790), deren freisinnige Rügen den Verfasser in manchen Streit verwickelten. S.s Tochter, Dorothea, verehelichte Bürgermeister Rodde zu Lübeck, geboren 1770, ist berühmt durch ihre gelehrten Kenntnisse. Sie bearbeitete unter Anderem die russische Münzgeschichte und erhielt 1787 die Doktorwürde; † auf einer Reise zu Avignon am 12. Juni 1825. Ihr Bruder, Christian von S., früher Professor an der Universität zu Moskau, dann außerordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät zu Bonn, machte sich durch die „Anfangsgründe der Staatswirthschaft" (russisch und deutsch Riga 1804—6, 2 Bde.) und durch seines Vaters „Oeffentliches u. Privatleben aus Originalurkunden" (Leipzig 1828, 2 Bde.) bekannt. Er † in Lübeck 1831. Ein Enkel S.s, Kurd von S., geboren den 5. Januar 1822 zu Lübeck, widmete sich zu Göttingen, Bonn und Berlin orientalischen und historischen Studien und machte sich namentlich durch die Werke „Les premiers habitants de la Russie" (Paris 1846), „Choiseul und seine Zeit" (Berlin 1849), „Geschichte der deutschen Ostseeländer" (das. 1850—53, 3 Bde.) und „Friedrich der Große und Katharina II." (das. 1859) bekannt.

Schloppen, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Deutschkrone, zwischen 2 kleinen Seen, mit Gerichtskommission, Leinweberei, Färberei, Zeuchdruckerei, Papiermühle, lebhaftem Getreidehandel und 1994 Einw.

Schloß, zum Verschluß irgend eines Behältnisses, einer Thür ꝛc. dienende Vorrichtung, bei welcher das Oeffnen in der Regel mittelst eines Schlüssels bewirkt wird. Der letztere, an welchem man den Ring (Raute), den Schaft (das Rohr) und den Bart unterscheidet, wird gewöhnlich bis an das Gesenke (ein oder mehre Ringe auf dem Schaft) in das Schlüsselloch gesteckt und greift beim Umdrehen mit seinem Bart an einen am Riegel befindlichen Zahn (Angriff) oder in einen breiten Einschnitt des Riegels und bewirkt dadurch dessen Schiebung. Um diese zu vollenden, muß man den Schlüssel ein oder mehre Male umdrehen und unterscheidet danach eintourige und zweitourige Schlösser. Ist die letzte Tour vollbracht, so stemmt sich der Riegel dem Bart entgegen und beim weiteren Drehen des Schlüssels bricht der Bart. Um dies zu verhindern, bringt man fliegende Angriffe an, welche dem Druck des Schlüsselbarts in der einen Richtung nachgeben, ihm ausweichen u. nach seinem Vorübergehen vermöge einer Feder wieder zurückschnappen. Zur sicheren Führung des Schlüssels dient ein Rohr, oder wenn der Schlüssel hohl ist, ein eiserner Dorn.

An den Kastenschlössern, welche sichtbar und hervorragend auf der Fläche der zu verschließenden Thür mittelst Schrauben befestigt werden, unterscheidet man das Schloßblech, den Stulp oder diejenige Seitenwand, durch deren Oeffnung der Kopf des Riegels heraustritt, den Umschweif oder die Einfassung rings um die übrigen Seiten und den Schloßdeckel oder die Deckplatte, welche bald das ganze S. bedeckt, also von gleicher Größe mit dem Schloßblech ist, bald nur die zunächst um das Schlüsselloch befindlichen Theile verhüllt. Die Einsteckschlösser sind so dünn oder niedrig, daß sie in eine Aushöhlung der Thürdicke eingeschoben werden können. Sie werden mittelst eines großen Stulps, der in Länge und Breite über das S. hervorragt, befestigt und besitzen 2 gleich große Platten oder Schloßbleche und meist einen vollkommenen Umschweif. Die kleinen Einlaßschlösser an Schiebladen und dergleichen erhalten gewöhnlich nur ein Blech mit Stulp und kleiner Deckplatte ohne Umschweif. Zur Führung des Riegels im Innern des S.es ist auf dem Schließblech ein klammerartiges Stück, die Studel, angenietet, man kann aber auch dem Riegel einen langen Einschnitt geben, mit welchem er auf einem vom Schloßblech hervorstehenden Stift läuft. Dann wird eine sogenannte Schleppfeder zwischen Deckplatte u. Riegel gelegt, damit letztere sich nicht von dem Schloßblech wegheben kann. Nach der Art, wie der Riegel in seiner die Verschließung bewirkenden Stellung erhalten wird, unterscheidet man deutsche, französische und Bastardschlösser. Bei dem deutschen S., Halbtourschloß, drückt eine Feder beständig auf den Riegel und sucht die Verschließung zu bewirken. Der Schlüssel hat diese Feder zu überwinden, wird aber nur etwa zu $^{3}/_{4}$ einer Tour gedreht und muß denselben Theil der Umdrehung rückwärts machen, wenn man ihn wieder herausziehen will. Soll das S. offen bleiben, so muß man also den Schlüssel stecken lassen, oder es muß ein besonderer, mit der Hand zu bewegender Schieber vorhanden sein. Um das geschlossene S. ohne Schlüssel zu öffnen, ist nur nöthig, vorn auf den Riegel zu drücken, da die Feder leicht nachgibt. Diesem Uebelstande gegenüber bietet das jetzt allgemein gebräuchliche französische S. den Vortheil, daß durch ein besonderes Eisenstück, die Zuhaltung, der Riegel in jeder Lage unbeweglich gemacht wird, die er nach einer vollbrachten ganzen Umdrehung des Schlüssels besitzt. Vor jeder Bewegung des Riegels hebt der Schlüssel einen Haken aus einem Einschnitt heraus und ermöglicht dadurch erst die Bewegung des Riegels. Ist letztere vollendet, so wird der Haken durch die Zuhaltungsfeder in einen neuen Einschnitt gedrückt, und will man das S. durch Zurückdrängen des Riegels öffnen, so muß man den Haken der Zuhaltung absprengen. Statt der gewöhnlichen, sich um einen Stift auf dem Schloßblech als Drehungspunkt bewegenden Zuhaltung wendet man bisweilen auch

die steigende Zuhaltung an, welche sich auf einer Leitung in gerader Richtung, rechtwinkelig gegen die Längenrichtung des Riegels bewegt. Sie ist vollkommener wie die erste, macht aber mehr Arbeit und findet sich daher nur bei feinen Schlössern. Die Anderthalb- oder Dritthalbtourschlösser besitzen französische Riegel und außerdem die deutsche Tour. Der Schlüssel muß sich bei ihnen ein- oder zweimal ganz und dann noch einmal um etwa $^3/_8$ drehen. Die letzte unvollständige Drehung muß bisweilen nicht durch den Schlüssel, sondern durch einen Knopf ausgeführt werden. Eine feststehende Zuhaltung, nämlich ein auf dem Schloßblech festgenietetes Eisenstückchen, auf welchem der Riegel mit einem Einschnitt liegt, hat das Bastardschloß. Beim Oeffnen und Zuschließen hebt der Schlüssel den Riegel über jenes Hinderniß weg, schiebt ihn und läßt ihn wieder in seine normale Lage zurückgehen, wobei eine Feder wirkt. Diese unvollkommene und sehr wandelbare Konstruktion wird ihrer Einfachheit halber bei eintourigen Schiebladenschlössern angewandt.

Zur größeren Sicherheit eines S.es kröpft oder schweißt man den Schlüsselbart und gibt dem Schlüsselloch eine entsprechende Form, wobei alsdann der Eintritt anderer Sperrwerkzeuge erschwert wird. Man bildet wohl auch im auswendig angebrachten Schilde ein anderes Schlüsselloch als im Schloßblech, um dadurch über die Gestalt des letzteren zu täuschen. Die gebohrten Schlüssel gewähren größere Sicherheit, weil der Dorn das Einbringen von Sperrwerkzeugen hindert, besser sind aber noch die geschweiften Schlüsselröhre mit kleeblattförmigem, sternförmigem &c. Dorn, da letzterer alsdann das Oeffnen des S.es mit einem anders gestalteten Nachschlüssel unmöglich macht. Natürlich muß sich ein solcher Dorn mit dem Schlüssel drehen. Man umgibt ihn mit einem passend geformten drehbaren Rohr, welches zwischen sich und dem Dorn einen engen Zwischenraum läßt, in den eben nur das Schlüsselrohr eingeführt werden kann. Solche Schlösser sind sehr empfehlenswerth, aber sie sind schwierig zu fertigen und deshalb kostbar. Durch fabrikmäßige Anfertigung werden sie billiger, verlieren dann aber, eben weil sie häufiger vorkommen, an Sicherheit. Die Eingerichte oder Besatzungen sind kreisförmig gebogene Bleche, welche im Innern rund um das Schlüsselloch angebracht sind und sich der Umdrehung des Schlüssels entgegensetzen, wenn nicht dessen Bart passende Einschnitte besitzt. Die gewöhnlichen Eingerichte widerstehen dem Hauptschlüssel und Sperrzeuge keineswegs, die komplicirteren vertheuern das S., schwächen den Schlüssel und sind auch nicht unüberwindlich. Häufig werden übrigens Schlösser mit vielfach eingeschnittenem Schlüsselbart verkauft, um glauben zu machen, das S. enthalte viele Eingerichte. Gegen den Betrug sichert man sich dadurch, daß man alle Einschnitte des Schlüssels mit Talg füllt und dann schließt. Fehlen Eingerichte, so sind die entsprechenden Einschnitte auch nach dem Herausziehen des Schlüssels noch gefüllt.

Die Sicherheitsschlösser, welche mehr als andere dem Oeffnen durch unbefugte Hände widerstehen, stützen sich auf sehr verschiedene Grundsätze. Die Vexiere, ohne deren richtigen Gebrauch ein S. selbst mit dem dazu gehörigen Schlüssel nicht geöffnet werden kann, erscheinen mangelhaft, weil ihre Einrichtung, die nur dem Besitzer bekannt sein darf, leicht verrathen wird und durch Versuche aufgefunden werden kann, ferner, weil sie im Dunkeln oft nicht gehandhabt werden können und weil sie um so wandelbarer sind, je künstlicher sie hergestellt wurden. Dasselbe gilt für ganz eigenthümliche Konstruktionen des S.es, zumal diese bei seltener Herstellung sehr theuer sind, bei häufigerer aber bekannt werden und dann nicht mehr sicher sind. Das einzige Princip, welches sich nach bisherigen Erfahrungen und nach theoretischen Gründen zur Erlangung möglichst großer Sicherheit eignet, ist das der Kombinationsschlösser. In diesen wirken eine Anzahl von Bestandtheilen nach Art der Zuhaltungen und gestatten das Oeffnen erst dann, wenn sie alle in eine bestimmte, für jeden Theil verschiedene Lage oder Stellung gebracht sind. Sind a solche Theile vorhanden und ist die Zahl möglicher Stellungen für jeden Theil n, so ist n^a die Anzahl der möglichen Gesammtstellungen, von denen nur eine einzige ist, bei welcher das S. sich öffnen läßt. Man baut Kombinationsschlösser mit und ohne Schlüssel. Zu den ersteren gehören die Schlösser von Bramah, Strutt, Mallet, Chubb, Crivelli, Cotterill, Höller, Winkler, Yale, zu den letzteren das Malschloß, Buchstabenschloß, welches in verschiedener Gestalt ausgeführt wird, meist als Vorlegschloß (Ringschloß), öfters auch als Thür- oder Schatullschloß mit bezifferten Scheiben (Scheibenschloß). Der Schlüssel des Bramahschlosses enthält am Rande seines Rohrs mehre spaltförmige Einschnitte von verschiedener Tiefe und schiebt mittelst derselben zarte, hakenförmige Stahlplättchen im S. zurecht, so daß ein Cylinder frei gemacht wird, dessen Umdrehung die Riegelbewegung erzeugt. Das Chubbschloß ähnelt dem französischen S., hat aber 2—6 und mehr Zuhaltungen, welche durch stufenförmige Absätze des Schlüsselbarts in entsprechend verschiedenem Maße verschoben werden müssen, um den Riegel frei zu machen. Ein besonderer Mechanismus (Entdecker oder Angeber) verräth jeden Versuch, das S. mit einem Nachschlüssel zu öffnen.

Die Verfertigung der Schlösser umfaßt meist nur die gewöhnlichen Arbeiten des Schmiedens, Ausfeilens, Abschmirgelns &c. Kleine Schlösser für Schiebladen werden oft fabrikmäßig ganz aus Blech mittelst eines Durchschnitts hergestellt, befriedigen aber häufig auch nicht die mäßigsten Anforderungen. Der Schlüssel wird ebenfalls geschmiedet, der Ring aus dem flach gehämmerten Ende des Eisenstabes gelocht und mit dem Hammer weiter bearbeitet. Mit Vortheil bedient man sich auch zur Bearbeitung der Bärte eines zweitheiligen Gesenkes, und mittelst eines Fallwerks kann sogar der ganze Schlüssel auf einmal zwischen einem einzigen zweitheiligen Gesenke geprägt werden. Rohrschlüssel werden geschmiedet und nachher gebohrt. Die Einschnitte in den Bärten werden mit kleinen Kreuzmeißeln ausgehauen, wobei der Schlüssel in einer im Schraubstock eingespannten Bart-

Kluppe von eigenthümlicher Bauart liegt, und mit einer anderen Art Meißel (Zahlhauer) nachgearbeitet. Die Anfertigung der Chubb- und Bramahschlösser erfordert besondere Arbeitsmittel und Maschinen; die Schlüssel zu diesen Schlössern werden aus Stahl gemacht und zuweilen selbst gehärtet, weil schon eine kleine Abnutzung sie unbrauchbar macht. Vergl. Theiner, Die verbesserten Kombinations- oder Sicherheitsschlösser, mit Atlas, Weimar 1862; König, Grundriß der Schlosserkunst, 4. Aufl. mit Atlas, Weimar 1864; Jasmund, Das Buch der Fortschritte für Schlosser, Grob-, Zeug- u. Messerschmiede u. a., 2. Aufl. mit Atlas, das. 1864; Grandprés, Der Schlossermeister oder theoretisch-praktisches Handbuch der Schlosserkunst, 8. Aufl. mit Atlas, das. 1865.

Schloß, s. v. a. Burg, Palast.

Schlossen, s. Hagel.

Schlosser, 1) Johann Georg, deutscher Prosaist und Uebersetzer, geboren 1739 zu Frankfurt a. M., war der Jugendfreund Goethe's und mit dessen Schwester verheirathet, stand erst in würtembergischem Dienste, ward dann 1787 geheimer Hofrath in Karlsruhe und 1790 geheimer Rath und Direktor des Hofgerichts. Weil eine von ihm zu Gunsten der Armen erlassene Verordnung wieder zurückgenommen worden war, nahm er 1794 seine Entlassung und lebte nun als Privatmann theils in Ansbach, theils seit 1796 in Eutin. Im Jahre 1798 von Frankfurt a. M. zum Syndikus gewählt, † er daselbst am 17. Okt. 1799. Bei einer entschieden praktischen Richtung besaß er einen scharfen Verstand, war aber aller philosophischen Spekulation abhold. Außer mehren Uebersetzungen aus Plato, Aristoteles und Aeschylus veröffentlichte er „Seuthes oder der Monarch“ (Straßb. 1788) und „Kleine Schriften“ (Basel 1779—94, 6 Bde.).

2) Friedrich Christoph, ausgezeichneter Geschichtschreiber, geboren am 17. Nov. 1776 zu Jever, studirte zu Göttingen Theologie, Geschichte, Physik, Mathematik, italienische, spanische, englische Literatur, ließ sich von seinem Freunde Köppen in die Philosophie einführen und lag deren Studium dann namentlich als Hauslehrer ob. Noch als solcher verfaßte er zu Frankfurt a. M. die Schrift „Abälard und Dulcin“ (Gotha 1807), sowie das „Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili“ (Heidelberg 1809). Die 1808 an der Schule zu Jever erlangte Konrektorstelle legte er schon 1809 wieder nieder und kehrte nach Frankfurt a. M. zurück, wo er Unterricht am Gymnasium ertheilte, besonders aber an seiner „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs“ (Frankfurt 1812) arbeitete. Vom Fürsten-Primas wurde er 1812 bei dem neuerrichteten Lyceum zum Professor ernannt; als dasselbe 1814 eingegangen war, erhielt er die Stelle eines Stadtbibliothekars. Im Jahre 1817 ward er als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen, wo er 1824 den Titel als geheimer Hofrath und später als geheimer Rath erhielt und den 23. September 1861 †. Gervinus schrieb seinen Nekrolog (Leipzig 1861). Unter seinen Werken sind hervorzuheben: „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung“ (Frankfurt 1817—24, 9 Bde.; 2. Aufl. 1839—41); „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (Heidelberg 1823, 2 Bde.; 2. Aufl. unter dem Titel „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs“, das. 1836—43, 3 Bde.; 5. Aufl. 1864 ff.); „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur“ (Frankf. 1832—35, 3 Bde.); „Zur Beurtheilung Napoleons und seiner Tadler und Lobredner“ (das. 1832—35, 3 Bde.); „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ (das. 1844—60, 19 Bde.), wovon die ersten 8 Bände nach S.s Schriften von Kriegk bearbeitet sind. Mit Bercht gab S. das „Archiv für Geschichte und Literatur“ (Frankf. 1830—35, 3 Bde.) heraus. Sein literarischer Nachlaß wird von L. Häusser geordnet u. zum Druck vorbereitet. Wiewohl ein wissenschaftlich durchgebildeter und vielfältig belesener Historiker, ging S. doch nicht darauf aus, von seiner Gelehrsamkeit und seinen Quellenstudien den Beweis zu führen. Augenscheinlich lag es mehr in seiner Absicht, auf das deutsche Volk im Großen und Ganzen zu wirken. Und diesen Zweck hat er in hohem Maße erreicht, der Liberalismus seiner Ansichten, sowie die schlichte, einfach vernünftige Denkweise, die ungeschminkte Ehrlichkeit, die rücksichtslose Wahrheitsliebe und die scharfe, sittenstrenge Beurtheilung der Personen und Zeiten haben sein Werk dem Verständnisse und dem Gefühl des Volks näher wie die irgend eines anderen Geschichtschreibers gebracht.

3) Johann Friedrich Heinrich, bekannt als eifriger Verfechter ultramontaner Tendenzen, Neffe von S. 1), geboren den 30. Dec. 1780 zu Frankfurt a. M., prakticirte seit 1803 als Advokat daselbst, ward 1806 vom Fürsten-Primas zum Stadtgerichtsrath ernannt, legte aber diese Stelle bei Auflösung des Großherzogthums Frankfurt nieder und trat den 21. December 1814 mit seiner Gattin Sophie, gebornen Du Fay, zu Rom zur katholischen Kirche über. Er † in seiner Vaterstadt den 22. Januar 1851. Er schrieb: „Die morgenländisch-orthodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland“ (Heidelberg 1845) und „Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte“ (Mainz 1851, 2 Bde.). Seinen „Nachlaß“ (Mainz 1857—59, 4 Bde.) gab seine Gattin heraus.

Schloßvippach, Marktflecken im großherzoglich sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Weimar I, Justizamt Großrudestedt, an der Vippach, hat ein großherzogliches Schloß, Domänengut und 1222 Einw.

Schlotheim, Stadt in der schwarzburg-rudolstädtischen Unterherrschaft, Landrathamtsbezirk Frankenhausen, an der Notter, Sitz einer Justizamtskommission, hat ein Schloß und 1910 Einw.

Schlotheim, Ernst Friedrich, Freiherr von, ausgezeichneter Geognostiker, geboren am 2. April 1764 auf dem Rittergute Almenhausen in der Unterherrschaft von Schwarzburg-Sondershausen, studirte zu Göttingen die Rechte, widmete sich sodann aber den Naturwissenschaften u. studirte zu Freiberg noch Bergbaukunde und Hüttenwesen. Nachdem er darauf im Harz praktischen Beschäftigungen im Bergbau u. in der Hüttenkunde obgelegen, trat er 1793 in Gotha als Beisitzer im Kammerkollegium ein, wurde 1805 Kammerrath, 1817

Kammerpräsident und 1822 Oberaufseher des neugebildeten Museums, 1828 koburg-gothaischer Oberhofmarschall und bald nachher zum wirklichen Geheimerath mit Sitz und Stimme im Ministerium ernannt; † am 28. März 1832. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte ꝛc." (Gotha 1820); „Nachträge zur Petrefaktenkunde" (das. 1822—23). Seine Petrefaktensammlung wurde 1833 für das mineralogische Museum zu Berlin gekauft. Vgl. Merkwürdige Versteinerungen aus der Petrefaktensammlung des Freiherrn von S., 66 Kupfertafeln mit Text, Gotha 1833.

Schlotthauer, Joseph, Historienmaler, geboren 1789 zu München, erlernte das Schreinerhandwerk, besuchte nach vollbrachter Wanderschaft die Akademie in München und machte als freiwilliger Jäger den Feldzug nach Tyrol mit, kehrte aber dann zur Kunst zurück. Nachdem er sich mit Vorliebe der religiösen Malerei gewidmet, nahm ihn Cornelius zum Gehülfen bei Ausführung seiner großartigen Kompositionen in der königlichen Glyptothek an. An der Ausbildung der Technik der Freskomalerei hatte S. wesentlichen Antheil. Nachdem er 1836 Italien besucht, erhielt er in München die Professur der Malerei an der Akademie der Künste. Daneben leitete er einige Jahre eine orthopädische Anstalt nach eigenen Grundsätzen. Auch erfand er die Stereochromie und lieferte eine treffliche Kopie von Holbeins Todtentanz in Steindruck (53 Blätter, mit Text, München 1832).

Schluchzen (Schlucken, singultus), plötzliche unwillkürliche Zusammenziehung des Zwerchfellmuskels, wobei die Luft mit lautem gluckenden Geräusch von außen durch die Stimmritze in die Luftröhre eindringt. Dieser Zwerchfellkrampf tritt in der Regel symptomatisch zu Krankheiten benachbarter Organe, besonders des Magens, kann aber auch als selbstständige und hartnäckige Neurose oder als Begleitungserscheinung der Hysterie auftreten. Ja, es gibt Fälle, wo der Kranke Monate lang fast ununterbrochen von dem S. heimgesucht und dadurch in entsetzlicher Weise belästigt, besonders auch im Schlafe gestört wird. Gegen das S. sind mannichfache Mittel in Gebrauch. Bei Kindern zeigt sich der Genuß von etwas Zucker, Magnesia mit und ohne Rhabarberpulver von Nutzen, ebenso das Einflößen von Kamillen- oder Fenchelthee. Gegen das chronische S. Erwachsener sind die verschiedensten Specifika empfohlen worden. In manchen solchen Fällen hat es sich als sofort heilsam, erwiesen einen gleichmäßigen anhaltenden Druck auf die Magengrube auszuüben (pression epigastrique), wodurch der krampfhaften Zusammenziehung des Zwerchfells entgegengearbeitet wird.

Schlucken, s. Schlingen.

Schluckenau, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leitmeritz, mit Dechanteikirche, Schloß, Hauptschule, Spital, Bierbrauerei u. 4086 Einw.

Schlüchtern, Stadt in der kurhessischen Provinz Hanau, am Einfluß der Elm in die Kinzig, Sitz eines Landrath- und eines Justizamtes, hat ein Schullehrerseminar, ein Progymnasium, eine Handwerkerschule, ein Hospital, Leinweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und 2133 Einw. In der Nähe die Ruinen der Burgen Brandenstein und Steckelberg, letztere der Geburtsort Ulrichs von Hutten.

Schlüssel, s. Schloß.

Schlüssel (Notenschlüssel, die claves signatae der älteren Theoretiker), deuten an, daß auf der von ihnen angegebenen Linie irgend ein bestimmter Ton stehe, wonach sich die Stellung aller übrigen Töne zu richten habe. Solcher S. gibt es drei: 1) der F.-S. , auch Baßschlüssel, zeigt an, daß auf der zwischen den beiden Punkten liegenden Linie das kleine f stehen soll; 2) der C.-S. , kann je nach der von ihm als Stand des eingestrichenen c bezeichneten Linie entweder Tenor- (auf der vierten Linie), Alt- (auf der dritten), oder Diskantschlüssel (auf der ersten) sein; 3) der G.-S. deutet an, daß auf der von seinem unteren Bogen umschlungenen zweiten Linie das eingestrichene g zu stehen habe. Etwa bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts bediente man sich noch weiterer vier S., weil man das Hinausgehen der Noten über das System und die hierdurch nöthige Anwendung der Hülfslinien wo möglich vermied: zweier F.-S. und je eines C- und G.-S.s. Für ganz tiefen Baß setzte man nämlich den F.-S. auf die fünfte und für Bariton auf die dritte Linie; letzterer heißt deshalb auch Baritonschlüssel. Den C.-S. setzte man, wenn es sich um Notirung einer in tieferer Diskantlage sich bewegenden Stimme handelte, auf die zweite Linie und nannte ihn Mezzosopranschlüssel, und den G.-S. endlich stellte man bei besonders hohen Lagen auf die erste Linie. Er heißt auch der französische S., weil er vornehmlich in Frankreich Anwendung gefunden hat.

Schlüsselbein, s. Schulter.

Schlüsselblume, Pflanzengattung, s. v. a. Primula officinalis *Jacq.*; große S., s. v. a. Primula elatior *Jacq.*

Schlüsselburg (früher Nöteburg), Festung und Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Petersburg, rechts an der Newa, am Ausflusse derselben aus dem Ladogasee, 8½ Meilen von Petersburg, hat bedeutende Zitzfabrikation, Fischerei, Schifffahrt auf der Newa und dem Ladogakanal, dessen letzte Schleußen hier liegen, bedeutenden Handel, indem alle Waaren, die von der Wolga nach Petersburg oder zurück gehen, diesen Ort passiren, und 2824 Einwohner. Dabei liegt auf einer Newainsel die Festung S. Die Insel hieß früher Orechowetz (von Orech, die Nuß), und 1324 ließ Jurij III. Danilowitsch, Großfürst von Moskau und Fürst von Nowgorod, während seines Feldzugs gegen Wiborg hier ein kleines Fort anlegen. Im Jahre 1348 bemächtigte sich König Magnus von Schweden der Insel, aber schon 1352 wurde sie von den Nowgorodern wieder erobert, die sie mit einer steinernen Mauer umgaben. Seit dieser Zeit stritten beide Völker beständig um den Besitz der Festung. Die Schweden nannten sie Nöteborg (Nötaburg). Peter der Große eroberte sie den 12. Oktober 1702, nannte sie S. und ließ sie bedeutend verstärken. Hier ward der unglückliche Iwan III. von 1756 bis 1764 in Haft gehalten und endlich ermordet.

Die Festung hat häufig als Staatsgefängniß gedient.

Schlüsselgewalt, s. Amt der Schlüssel.

Schlüter, Andreas, berühmter Bildhauer und Baumeister in der Periode des Verfalls der Kunst, geboren 1662 in Hamburg, wurde, nachdem er schon in Warschau einige Bildwerke ausgeführt, 1694 als Hofbildhauer nach Berlin berufen und 1699 zum Hofbaudirektor ernannt. Er leitete hier u. A. den Bau des Haupttheils des königlichen Schlosses, welches überhaupt durch ihn seine jetzige Gestalt erhielt. Im Jahre 1713 ging er nach Petersburg, wo er für Peter den Großen mehre Paläste baute und 1714 †. Sein bestes Werk ist die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke zu Berlin. Die Zahl der von ihm modellirten Statuen beläuft sich auf über 80, worunter aber viele nur dekorative Bestimmung hatten. Den inneren Hof des berliner Zeughauses zierte er mit Trophäen, u. A. Masken, Köpfen sterbender Krieger mit dem mannichfaltigsten Ausdruck der Schmerzen. Vieles von ihm enthalten auch die Schlösser Charlottenburg und Sanssouci. In der Architektur huldigte er dem älteren italienischen Styl, ohne sich indeß streng an die klassischen Vorbilder zu binden. In der Skulptur aber nimmt er unter den Meistern seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein, indem er, wenn auch im gesunkenen Geschmack seiner Zeit befangen, doch stets eine großartige Genialität zu entwickeln verstand.

Schlund, s. Speiseröhre.

Schlundkopf (pharynx), der oberste, weitere Theil des Schlundes oder der Speiseröhre, stellt einen länglichen, trichterförmigen, von vorn nach hinten plattgedrückten, muskulösen und mit einer Schleimhaut ausgekleideten Sack oder Halbkanal dar, welcher seine Lage hinter der Nasen-, Mund- und Kehlkopfshöhle und unmittelbar vor den fünf oberen Halswirbeln hat. Vergl. Rachen. Die Funktion des S.s besteht darin, daß er den Bissen, welcher aus der Mundhöhle in ihn gelangt ist, umfaßt und, indem er sich zusammenschnürt, in die Speiseröhre hineinpreßt. S. Schlingen.

Schlupfwespen (Ichneumonidae), Insektenfamilie aus der Ordnung der Hymenopteren, charakterisirt durch den meist langen, schmalen Körper, den kleinen querstehenden Kopf, die ovale Brust und den langen, bald sehr dünn gestielten, bald mit seiner ganzen Breite ansitzenden und mit einer Legeröhre (Bohrer, Legestachel) versehenen Hinterleib. Die Fühler sind meist sehr lang, borstenförmig, selten gezähnelt oder keulenförmig und beständig in wippender oder vibrirender Bewegung. Von den Mundtheilen lassen sich besonders die dicken, 2zähnigen Kiefer unterscheiden; die Flügel sind von stark hervortretenden Adern durchzogen; die Füße sind meist sehr lang und dünn, aber niemals zum Springen geeignet. Die Legeröhre ist bei einigen Gattungen kaum sichtbar, bei anderen ungemein lang, selbst länger als der ganze Körper. Sie besteht immer aus 2 hornigen Scheiden und einem mittleren Stilet, welches selbst wieder aus einer Halbrinne und 2 gezähnelten Stachelborsten, die das eigentliche Bohrinstrument bilden, zusammengesetzt ist. Wo die Legeröhre versteckt ist, dient sie ebensowohl zum Stechen als zum Eierablegen. Die Larven der S. leben von thierischen Stoffen; das Weibchen befestigt nämlich seine Eier entweder an anderen Insekten, namentlich an Raupen, oder schiebt sie durch den Legestachel in das Wohnthier, das es also anbohrt. Die auskriechenden, stets beinlosen Larven (Maden) zehren einzeln oder gesellig als Parasiten an ihrem Wirthe, manchmal auswendig, meist aber inwendig, indem sie dessen innere Säfte oder die frei in der Bauchhöhle der Raupe befindliche Flüssigkeit aufsaugen. Das angestochene Thier scheint anfangs wenig zu leiden, frißt unbehindert fort und verpuppt sich wohl auch noch, so daß dann, da auch die Schlupfwespenlarven sich verpuppen, Puppe in Puppe liegt, aber statt eines Schmetterlings eine oder mehre S. hervorbrechen. Die S., von denen man jetzt schon an 5000 deutsche Arten kennt, vertilgen auf diese Weise eine Menge schädlicher Insekten, besonders Raupen, und sind deshalb als ein wichtiges Mittel zu betrachten, wodurch die Natur der zu großen Vermehrung einzelner Insekten Schranken setzt.

Schluß (ratiocinatio, syllogismus), Ableitung eines neuen Urtheils aus anderen Urtheilen. Der S. begründet also ein Urtheil (s. d.), welches lediglich aus der Beziehung eines vorausgehenden Urtheils auf ein anderes vorausgehendes sich ergibt, oder es wird aus dem Inhalt eines Grundurtheils mit Hülfe eines Beziehungsurtheils die Beantwortung einer Frage abgeleitet. Das Grundurtheil heißt der Obersatz (propositio major), das Beziehungsurtheil der Untersatz (propositio minor), beide Sätze heißen Prämissen (praemissae sc. propositiones); das durch die Beziehung des Untersatzes auf den Obersatz begründete Urtheil heißt der Schlußsatz (conclusio). Man unterscheidet gewöhnlich kategorische, hypothetische und disjunktive Syllogismen, welche Eintheilung aber, abgesehen von ihrer Unzulänglichkeit, nur etwas Außerwesentliches an der Schlußform hervorhebt. Eine angemessenere Eintheilung der Schlüsse, woraus sich das Wesentliche ihres Formunterschiedes ergibt, beruht auf der Verschiedenheit des zwischen dem Schlußsatz und dem Grundurtheil unter der Vermittelung des Untersatzes Statt findenden Verhältnisses, in sofern der Obersatz entweder eine allgemeine Regel enthält, aus der vermittelst des Untersatzes die Bestimmung eines besonderen Falles oder einer untergeordneten Klasse von Fällen im Schlußsatze abgeleitet wird, oder einen Beitrag zur Bildung einer allgemeinen Regel aus der Erkenntniß eines besonderen Falles oder einer untergeordneten Klasse von Fällen gibt, oder endlich lediglich das nämliche Abhängigkeitsverhältniß des Bedingten zu einem Bedingenden hypothetisch aussagt, welches ohne weitere Veränderung vermittelst des Untersatzes im Schlußsatze kategorisch behauptet wird. Hieraus ergeben sich drei Hauptarten der syllogistischen Urtheilsbegründung: der Deduktionsschluß (s. Deduktion), der Induktionsschluß und der S. aus bloßer hypothetischer Konsequenz. Der Deduktionsschluß ist die unmittelbare Begründung eines Urtheils, welche durch die Beziehung seines relativ besonderen Inhalts auf die in einer allgemeinen hypothetischen

Regel enthaltene Bedingung erfolgt, z. B.: Kein Körper ist unveränderlich, die Fixsterne sind Körper, folglich sind die Fixsterne nicht unveränderlich. In dem einzelnen Induktionsschluß wird ein Prädikat dem zufolge, daß es an dem bestimmten Theil einer Begriffssphäre anerkannt worden, auf den unbestimmten Theil dieser Sphäre übertragen, um hierdurch zu der für die Induktion charakteristischen Beantwortung einer aufgeworfenen Frage einen Beitrag zu liefern. Jeder einzelne Induktionsschluß weist aber vermöge der ihm zu Grunde liegenden Absicht und Frage auf einen ihm nebengeordneten Induktionsschluß oder auf mehre solcher hin, durch dessen oder durch deren Inhalt das in seiner Konklusion Unvollständige ergänzt werden muß. In jedem dieser Induktionsschlüsse ist eine syllogistische Gedankenverbindung enthalten, und zwar, wenn es sich z. B. um die Schmelzbarkeit des Metalls handelt, in dieser Form: Wenn das Eisen schmelzbar ist, so ist einiges Metall schmelzbar; nun ist das Eisen schmelzbar, folglich ist einiges Metall schmelzbar. Bei dem S. aus bloß hypothetischer Konsequenz wird ein hypothetischer Obersatz aufgestellt, welcher sowohl in seinem bedingenden, als in seinem bedingten Gliede das Subjekt der Frage enthält, und es wird weder ein Besonderes aus einem Allgemeinen, noch ein Allgemeines aus einem Besonderen abgeleitet, sondern es bleibt die Subjektsvorstellung im Schlußsatz auf der nämlichen Stufe stehen, auf der sie sich in den Prämissen befindet, z. B. Wenn der Mond nicht stets voll ist, so besitzt er kein eigenes Licht; nun ist der Mond nicht stets voll, folglich besitzt er kein eigenes Licht. Werden mehre Syllogismen mit einander zu einem einzigen Schlußsatze oder mehren Schlußsätzen verknüpft, so entsteht dadurch eine Schußreihe (Polysyllogismus) oder eine Schlußkette (s. Sorites). Alle strengen Wissenschaften, z. B. die Geometrie, sind Gewebe von Schlüssen. Falsche Folgerungen aus falschen Vordersätzen, sowie Schlüsse, welche die Unrichtigkeit des Schlußsatzes unter einer scheinbar richtigen Form verbergen, heißen Fehl- od. Trugschlüsse (Paralogismen), auch Sophismen (s. d.).

Schlußsatz, s. Schluß.

Schlußstein (Schluß), s. Gewölbe.

Schlyter, Karl Johann, namhafter schwedischer Jurist, Begründer des Studiums der schwedischen Rechtsgeschichte, geboren den 29. Jan. 1795 zu Karlskrona, wurde 1816 Docent in der juristischen Fakultät zu Lund, trat später in die Justizrevision zu Stockholm und ward 1835 als Professor der Jurisprudenz nach Upsala berufen. Da er jedoch kein Gehalt bezog, so kehrte er 1837 nach Lund zurück, wo er 1838 Professor der allgemeinen Rechtskunde und 1844 der Rechtsgeschichte wurde, welches Amt er noch bekleidet, obgleich er schon seit mehren Jahren von allen Amtsgeschäften befreit ist, um sein großes Werk ungestört vollenden zu können, das ihn besonders berühmt gemacht hat. Er hatte nämlich 1822 den Auftrag erhalten, in Verein mit S. Collin eine Ausgabe der für die Jurisprudenz u. die Sprachforschung gleich wichtigen alten schwedischen Landschaftsgesetze zu besorgen. An den beiden ersten Bänden, enthaltend das westgötische und ostgötische Gesetz (Stockholm 1827 und 1830), arbeiteten Beide; da jedoch Collin 1832 starb, so hat S. die übrigen Gesetze allein herausgegeben (Bd. 3 bis 11, 1834—65), und es gelang ihm, diese vortreffliche Arbeit so ziemlich zu Ende zu führen; Bd. 3 enthält das uppländische, Bd. 4 das södermanländische, Bd. 5 das westmanländische, Bd. 6 das helsingländische Gesetz, sowie den christlichen Titel des smäländischen und das Björköa-Gesetz, Bd. 7 das gotländische, Bd. 8 das wisbyer Stadt- und See-Gesetz, Bd. 9 das schonensche, Bd. 10 Magnus Erikssons Landesgesetz und Bd. 11 das Staatsgesetz. Es fehlt nur noch das Gesetz des Königs Christoffer vom Jahre 1442. Jeder Band ist mit einem vollständigen schwedisch-lateinischen Glossarium versehen. Von S.s übrigen (sämmtlich kleineren) Arbeiten erwähnen wir noch „Om Sveriges äldsta indelning i landskap och landskapslagarnas uppkomst" (Ueber die älteste Eintheilung Schwedens in Landschaften und über die Entstehung der Landschaftsgesetze, Upsala 1835).

Schmacke (Schmackschiff), bei den Holländern, Dänen und Schweden gebräuchliches Handelsfahrzeug, ist unten platt, vorn und hinten sehr voll gebaut und mit einem aus Einem Stück bestehenden Hauptmast und einem ganz hinten auf dem Deck stehenden Besahnmast versehen.

Schmähschrift, s. v. a. Pasquill.

Schmak, s. v. a. Sumach; s. Rhus.

Schmalkalden (Herrschaft S.), Regierungskommissionsbezirk (Kreis) des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen, im Thüringerwalde vom Haupttheile des Landes getrennt liegend u. von Sachsen-Koburg-Gotha, der preußischen Provinz Sachsen (Kreis Schleusingen) u. Sachsen-Meiningen umgeben, mit 5,07 QM. und 27,774 meist lutherischen Einwohnern. Die Herrschaft zerfällt in 4 Justizämter, die von dem Obergericht in Fulda ressortiren. Die gleichnamige Hauptstadt, am Einfluß der Stille in die Schmalkalde (Nebenfluß der Werra), ist Sitz der Regierungskommission, eines Kriminalgerichts, eines Justiz- und eines Bergamts, hat doppelte Ringmauern, 3 Thore, 3 Vorstädte, ein Schloß (Wilhelmsburg), 2 Kirchen (darunter die 1413—1509 erbaute gothische Stadtkirche), ein ansehnliches Rathhaus, eine Realschule mit Progymnasialklasse, eine Handelsschule, 2 Bürgerschulen, eine Frei- und eine Industrieschule, ein Landkrankenhaus, Hospital, Armenhaus, sehr lebhafte Eisen- und Stahlindustrie, Gerberei, Tuchmacherei, Lichtefabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und 5367 Einw. In der Nähe eine Saline, eine Bohrmühle und ein Rohrhammer. S. findet sich zuerst 874 erwähnt, kam in der Mitte des 13. Jahrhunderts an die Grafen von Henneberg, erhielt 1335 Stadtrechte und fiel 1360 zur Hälfte an Hessen. Später gerieth es mit dem Grafen von Henneberg in Streit, in Folge dessen es 1408 in die Reichsacht verfiel. Am 19. Febr. 1531 wurde hier der Schmalkaldische Bund (s. d.) geschlossen und im Februar 1537 fand hier die Unterzeichnung der Schmalkaldischen Artikel (s. d.) Statt. Im Jahre 1583 wurde die Stadt ganz hessisch; 1627 kam sie pfandweise an Hessen-Darmstadt und wurde erst am 9. August 1646 von den Niederhessen wieder erobert. Vgl. Häfner, Geschichte der Herrschaft

S., Meiningen 1818; Wagner, Geschichte der Stadt und Herrschaft S., Marburg 1849.

Schmalkaldische Artikel, die von Luther im Dec. 1536 zu Wittenberg aufgesetzte Bekenntnißschrift, welche als Grundlage der Verhandlungen auf dem von Papst Paul III. nach Mantua ausgeschriebenen, aber von den protestantischen Ständen auf einer Berathung zu Schmalkalden im Februar 1537 abgelehnten Koncil dienen sollte und durch ihre Aufnahme in das Konkordienbuch symbolische Geltung erlangte. Es ist darin der Gegensatz gegen das Papstthum sehr scharf ausgesprochen. Luthers Manuskript, das in der heidelberger Bibliothek aufbewahrt wird, ward von Marheinecke (Berlin 1817) herausgegeben. Als Anhang der s.n A. findet sich in den Sammlungen der symbolischen Bücher Melanchthons Abhandlung von dem Primat des Papstes und der Jurisdiktion der Bischöfe.

Schmalkaldischer Bund, der am 27. Febr. 1531 zu Schmalkalden von 9 protestantischen Fürsten und Grafen aus den Häusern Sachsen, Braunschweig, Hessen, Anhalt und Mansfeld und 11 Reichsstädten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen den Kaiser und die katholischen Stände geschlossene Bund, s. Reformation.

Schmallenberg, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Meschede, an der Lenne, mit Fabrikation von Baumwollzeuchen, Eisen- und Blechwaaren, vornehmlich Nägeln und Messern, und 1105 Einw.

Schmalreh, s. Reh.

Schmalthier, s. Hirsch.

Schmaltz, Moritz Ferdinand, namhafter Homilet, geboren am 18. Juni 1785 zu Stolpen bei Dresden, studirte zu Leipzig und Wittenberg Theologie, ward 1814 Pfarrer zu Stadt Wehlen bei Pirna, 1816 Pastor der evangelischen Gemeinde augsburgischer Konfession und zugleich Referent im protestantischen Konsistorium zu Wien, 1819 Pastor zu Neustadt-Dresden und gründete hier im Nov. 1826 zum Besten des Unterrichts armer Kinder eine nach seinem Namen benannte Schulstiftung, aus deren Zinsen schon nach wenig Jahren der Unterricht von 2—300 Kindern bestritten wurde. Seit 1833 Pastor an der Hauptkirche zu St. Jakobi in Hamburg, † S. hier den 15. Februar 1860. Er hat sich durch viele Predigtsammlungen, die ihn als ausgezeichneten Homileten bekunden, und „Erholungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen" (10. Aufl., Leipzig 1856) bekannt gemacht.

Schmalz, flüssiges Thierfett, konsistenter als Thran, besonders von Schweinen; auch überhaupt s. v. a. Fett.

Schmalz, Theodor Anton Heinrich, Schriftsteller im Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaft, geboren am 17. Febr. 1760 zu Hannover, studirte zu Göttingen erst Theologie, dann Jurisprudenz, ward 1787 Professor der Rechte zu Rinteln, 1789 zu Königsberg, 1803 zu Halle, kam 1809 in den Oberappellationssenat des Kammergerichts in Berlin und wurde bei der Stiftung der Universität daselbst 1810 zum Ordinarius der Juristenfakultät und ersten Rektor ernannt. Er † hier den 20. Mai 1831. Seine kleine Schrift „Berichtigung einer Stelle in der venturini'schen Chronik für das Jahr 1808" (Berlin 1815), welche den Tugendbund zu verdächtigen, sowie überhaupt das Mißtrauen der Regierung gegen den Geist der Zeit zu nähren suchte, rief einen heftigen literarischen Streit hervor. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Das Recht der Natur" (Königsb. 1795, 3 Bde.; neue Aufl., Leipzig 1823; neu bearbeitet von Jarcke unter dem Titel „Die Wissenschaft des natürlichen Rechts", das. 1831); „Encyklopädie der Kameralwissenschaften" (Königsb. 1797, 2. Aufl. 1819); „Handbuch des kanonischen Rechts" (Berlin 1815, 3. Aufl. 1834); „Das europäische Völkerrecht" (das. 1817); „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (das. 1818); „Das deutsche Staatsrecht" (das. 1825, 2 Bde.).

Schmalzöl, gereinigtes Rüböl, welches anstatt Butter zu Speisen und zum Backen benutzt werden kann. Man bereitet es, indem man das rohe Rüböl nahezu bis zur Siedhitze erwärmt und dann $^1/_{32}$ seines Gewichts zerriebene Kartoffelstärke zusetzt, hierauf weiter erhitzt, bis sich ein süßlicher Geschmack zeigt, dann absetzen läßt und filtrirt. Schmilzt man dies S. mit reinem Rindsfett zusammen, so erhält man ein festes, butterartiges Fett, das als Schmalzbutter verkauft wird.

Schmarda, Ludwig Karl, berühmter Zoolog, geboren den 23. Aug. 1819 in Olmütz, studirte zu Wien Medicin und Naturwissenschaften, ward 1843 Assistent des Lehrers der Naturgeschichte an der Josephsakademie in Wien, 1847 Lehrer der Naturgeschichte und Geographie an der Realschule in Gratz, trotz welcher Stellung er sich 1848 durch Schrift und That an den liberalen Bestrebungen betheiligte, 1850 Professor der Naturgeschichte an der Universität daselbst, wo er das zoologische Museum gründete, und 1852 Professor der Zoologie in Prag. Im Jahre 1853 trat er in wissenschaftlichem Interesse mit Franz von Fridau eine Reise um die Welt an, auf welcher er unter Anderem folgende Länder berührte: Griechenland, Aegypten, Arabien, Ceylon, Kap der guten Hoffnung, Australien, Chile, Panama, Westindien, Peru, Vereinigte Staaten und Canada, Cuba. Im April 1857 kehrte er in die Heimat zurück und privatisirte nun, inzwischen in Folge seiner liberalen Bestrebungen seiner Professur enthoben, in Wien und Berlin, bis er 1862 wieder die Professur der Zoologie in Wien erhielt. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Zur Naturgeschichte der Infusorien" (Wien 1846); „Aus dem Seelenleben der Thiere" (das. 1846); „Grundzüge der Zoologie" (das. 1853); „Die geographische Verbreitung der Thiere" (das. 1853, 3 Bde.); „Neue wirbellose Thiere" (Leipz. 1859); „Reise um die Erde" (Braunschw. 1861, 3 Bde.). Sein Bruder, Karl Johann S., geboren den 13. Juli 1826 in Olmütz, österreichischer Artilleriehauptmann und seit 1850 zugleich Professor der Mathematik an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, hat sich durch folgende Werke bekannt gemacht: „Lehrbuch der Trigonometrie" (Wien 1855); „Anleitung zur Feldbefestigungskunst" (das. 1856, 2 Bde.); „Lehrbuch der praktischen Meßkunst" (das. 1858) und „Ueber die geome-

trischen Vorbedingungen der trefflicheren Fernwirkung" (Prag 1862).

Schmarotzer, s. Parasiten.

Schmasen, die Felle todtgeborener Lämmer, welche theils als Pelzwerk benutzt, theils zu Pergament verarbeitet werden; auch zugerichtete Lämmerfelle.

Schmauß, Johann Jakob, deutscher Staatsrechtslehrer, geboren am 10. März 1690 zu Landau im Elsaß, studirte zu Straßburg und Halle und † als Professor des Natur- und Völkerrechts zu Göttingen am 8. April 1747. Er ist als Hauptgründer der politischen Wissenschaft zu betrachten. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Einleitung zu der Staatswissenschaft" (Leipz. 1742, 2 Bde.); „Neues System des Rechts der Natur" (Göttingen 1753).

Schmeichelei, das durch Worte oder Handlungen sich offenbarende Bestreben, Jemandes Gunst zu gewinnen, indem man an ihm entweder Vorzüge lobt, die er gar nicht besitzt, oder solche, die er hat, vergrößert, oder indem man ihn glauben macht, er sei von Fehlern frei. Im milderen Sinne bezeichnet man mit S. eine Artigkeit, welche man einer Person sagt, in der nicht gerade eine eigentliche Unwahrheit, sondern ein fein angebrachtes Lob liegt.

Schmeißfliege, s. Fliegen.

Schmeks (Tatra-Füred), Bad im ungarischen Komitat Zips, am Fuße der karpathischen Bergspitze Königsnase in wild romantischer Gegend gelegen, mit zu den kräftigsten alkalisch-eisenhaltigen Säuerlingen Ungarns gehörigen Mineralquellen und Kaltwasserheilanstalt.

Schmeller, Johann Andreas, deutscher Sprachforscher, geboren den 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, besuchte eine Zeitlang das Lyceum zu München, trat sodann wegen Mangel an Subsistenzmitteln in ein Schweizerregiment, das in spanischen Diensten stand, ward 1806 Lehrer an einer zu Madrid nach Pestalozzi's Grundsätzen eingerichteten, für Offizierssöhne bestimmten Probeschule u. gründete 1808 eine Privatanstalt in Basel. Bei der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon I. schloß er sich den bayerischen Freiwilligen an. Nach beendetem Krieg studirte er die bayerischen Mundarten und schrieb in dieser Beziehung die beiden geschätzten Schriften: „Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt" (Münch. 1821) und „Bayerisches Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen" (Stuttgart und Tübingen 1827—36, 4 Bde.). Als Oberlieutenant verabschiedet, ward er 1827 Professor am Kadetenhaus zu München, 1828 außerordentlicher Professor für ältere deutsche Sprache und Literatur an der Universität daselbst, 1840 daneben Unterbibliothekar an der königlichen Hof- und Staatsbibliothek und 1846 ordentlicher Professor. Als die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, erhielt S. die neuerrichtete Professur der älteren deutschen Literatur daselbst. Er † den 27. Juli 1852. Außer den genannten beiden Hauptwerken, sowie vielen von ihm in Zeitschriften, namentlich den „Denkschriften der münchener Akademie" und Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum", niedergelegten Abhandlungen sind von seinen Werken hervorzuheben: die Ausgaben der von ihm „Hêliand" betitelten altsächsischen „Evangelienharmonie" (Stuttg. u. Tübing. 1830—40, 2 Bde.); der hochdeutschen Uebersetzung der sonst dem Tatian, von ihm aber dem Ammonius zugeschriebenen „Evangelienharmonie" (Wien 1841); von einem Bruchstück des althochdeutschen Gedichts vom Weltuntergang „Muspilli" (Münch. 1832); von „Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts" (mit Jakob Grimm, Götting. 1838); von „St. Ulrichs Leben" (München 1844); von „Des böhmischen Herrn Leo von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilgerfahrt" (Stuttg. 1844); der „Carmina burana" (das. 1847) und „Hadamars von Laber Jagd nebst den anderen Minnegedichten" (das. 1850). Noch ist zu nennen sein Werk „München unter der Vierherzogregierung 1397 bis 1403" (Münch. 1833) und die Abhandlung „Ueber die sogenannten Cimbern der VII. u. XIII. Kommunen auf den venedischen Alpen und ihre Sprache" (das. 1838). Sein nachgelassenes „Cimbrisches Wörterbuch" gab Bergmann (Wien 1855) heraus.

Schmelz, s. v. a. Smalte; s. v. a. Email; auch verschiedene farbige kurze Röhrchen von Glas oder Email, welche an Fäden gereiht zu Stickerei verwendet werden.

Schmelzen, einen Stoff durch Erhitzen aus dem festen in den flüssigen Zustand überführen. Alle Körper sind schmelzbar, wenn sie nicht durch die Hitze zersetzt werden. Holz kann nicht schmelzen, da sich seine Elemente in hoher Temperatur umlagern. Kohle wird durch Hitze nicht verändert, aber es ist auch noch nicht gelungen, die Temperatur bis zum Schmelzpunkt der Kohle zu steigern. In diesem Sinn gibt es einige unschmelzbare Körper, doch ist nicht zu zweifeln, daß es endlich gelingen wird, sie ebenso wie die übrigen zu schmelzen. Der Schmelzpunkt eines Körpers ist ebenso wie der Siedepunkt unveränderlich, so lange die Umstände dieselben bleiben. Er fällt im Allgemeinen zusammen mit dem Punkt, bei welchem der flüssige Körper beim Abkühlen wieder in den festen Zustand zurückkehrt (Erstarrungspunkt, Gefrierpunkt). Bei absoluter Ruhe kann man flüssige Körper mehre Grade unter dem Schmelzpunkt noch flüssig erhalten, sie erstarren dann aber meist bei der geringsten Erschütterung durch die ganze Masse hindurch. Unter hohem Druck erstarren flüssige Körper früher als an der freien Luft. Wallrath erstarrt bei 47°7, Paraffin bei 46°3, unter dem Druck von 156 Atmosphären erstarrt dagegen Wallrath bei 50°9 und unter einem Druck von 100 Atmosphären Paraffin bei 49°9. Da Wasser sich beim Erstarren ausdehnt, so gefriert es unter hohem Druck erst unterhalb 0° C. zu Eis. Schon die gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß die verschiedenen Körper bei sehr ungleichen Temperaturen schmelzen. Stickoxydul schmilzt bei — 115°, Quecksilber bei —40°, Olivenöl bei + 2°, Schmiedeeisen bei 1500 — 1600° C. Merkwürdig ist der niedrige Schmelzpunkt mancher Legirungen. Zinn schmilzt bei 235°, Blei bei 334°, eine Legirung aus 5 Aequivalenten Zinn und 1 Aequivalent Blei schmilzt dagegen bei 194°. Rose's Metallgemisch, aus 2 Theilen Wismuth, 1 Theil Zinn und 1 Theil Blei bestehend, schmilzt zwischen 95 und 98° C. Salpetersaures Natron schmilzt bei

311° C., salpetersaures Kali bei 339°, eine Mischung beider Salze nach gleichen Aequivalenten bei 220° C.

Erhitzt man einen Körper zum S., so steigt die Temperatur nicht mehr von dem Augenblick an, wo er flüssig zu werden beginnt. Erst nachdem vollständige Schmelzung eingetreten ist, steigt die Temperatur wieder. Es verschwindet also Wärme, und zwar dient dieselbe offenbar zur Aufhebung des inneren Zusammenhangs der Theilchen. Unter latenter Schmelzwärme einer Substanz versteht man die Anzahl von Wärmeeinheiten, welche erforderlich ist, die Gewichtseinheit derselben aus dem starren in den tropfbar-flüssigen Zustand überzuführen. Mischt man 1 Kilo Schnee von 0° C. mit 1 Kilo Wasser von 80°, so erhält man 2 Kilo Wasser von 0°. Die Schmelzwärme des Eises ist demnach = 80 Wärmeeinheiten. Person fand folgende Werthe für die latente Schmelzwärme: Quecksilber 2,82, Phosphor 5, Blei 5,4, Schwefel 9,4, Wismuth 12,6, Kadmium 13,6, Zinn 14,25, Silber 21,1, Zink 28,1, Kalisalpeter 47,4, Natronsalpeter 63. Körper, die vor dem S. erweichen, nehmen dabei schon einen Theil ihrer Schmelzwärme auf. Diese Schmelzwärme wird auch gebunden, wenn die Verflüssigung eines starren Körpers durch chemische Kräfte bewirkt wird, also z. B. bei der Bildung eines flüssigen Amalgams u. bei der Lösung von Salzen. Mischt man Kochsalz mit Schnee, so erzeugt die chemische Anziehung eine flüssige Lösung aus zwei starren Substanzen, die zudem beide hohe Schmelzwärmen haben, und die Temperatur sinkt daher sehr stark. Hiervon macht man Gebrauch bei den Kältemischungen, die benutzt werden, um andere Körper abzukühlen. Es erzeugt z. B. 1 Theil Wasser mit 1 Theil salpetersaurem Ammoniak eine Abkühlung von + 10 auf — 16°, 8 Theile gepulvertes Glaubersalz mit 5 Theilen Salzsäure von + 12° auf — 18°, gleiche Theile Schnee und verdünnte Schwefelsäure von — 7° auf — 51° und 1 Theil Schnee mit 2 Theilen krystallisirtem Chlorcalcium von —18° auf —55°. Die gebundene Flüssigkeitswärme wird wieder bemerkbar, wenn die Flüssigkeit erstarrt. Gefriert z. B. Wasser bei sehr starker Kälte, so wird das Thermometer in demselben doch nicht unter 0° sinken, so lange noch flüssiges Wasser vorhanden ist. Erkältet man Wasser bis auf — 15° und berührt es dann, so erstarrt es plötzlich, aber zugleich steigt auch die Temperatur auf 0°. Die meisten Körper dehnen sich beim Schmelzen stark aus, viele vergrößern ihr Volumen plötzlich beim Schmelzpunkt. Phosphor dehnt sich nahezu gleichförmig bis zum Schmelzpunkt aus und vergrößert dann beim Schmelzen plötzlich sein Volumen um 3,4 Proc. Aehnlich verhält sich Stearinsäure. Selbstverständlich ziehen sich diese Körper beim Erstarren auch wieder plötzlich und stark zusammen; sie sind daher unbrauchbar zu Abgüssen, da sie meist poröse Massen geben. Eis zieht sich beim S. zusammen, 100 Volumen Eis von 0° geben 91,8 Volumen Wasser von 0°. Salze, welche viel Krystallwasser enthalten, wie phosphorsaures oder unterschwefligsaures Natron, dehnen sich dessen ungeachtet im Moment des S.s aus.

Schmelztiegel, Gefäße, in denen Stoffe durch Erhitzung aus dem festen in den flüssigen Zustand übergeführt werden. Sie haben, je nach den besonderen Zwecken, zu welchen sie dienen, verschiedene Gestalt und Größe und werden aus verschiedenen Materialien hergestellt. Von thönernen S.n sind bei uns die hessischen am bekanntesten. Diese werden hauptsächlich von Großalmerode und Abterode in Kurhessen in den Handel gebracht und aus einem sehr fetten, eisen- und kalkfreien Pfeifenthon, der mit gleichviel grobem Quarzsand vermischt wird, gefertigt. Viel feuerfester sind die Stourbridgethontiegel, welche man aus feuerfestem Stourbridgethon mit Kokes und Pulver von alten Tiegeln gemengt fertigt. Sie kommen ungebrannt in den Handel und werden unmittelbar vor dem Gebrauch mit Kokes erhitzt, indem man sie mit der Mündung nach unten in einen Ofen stellt, ganz mit Kokes umgibt und diesen entzündet. Ist der Tiegel gebrannt, so wird er umgekehrt und ist nun zur Beschickung fertig. Man benutzt die Stourbridgetiegel namentlich in den Messingfabriken in Birmingham, die größten fassen 140 Pfund Metall. Zu metallurgischen Versuchen eignen sich besonders die cornwalliser Tiegel, von denen die kleineren große Temperaturunterschiede ertragen, die größeren indeß selbst bei vorsichtigem Anwärmen reißen. In der Weißgluth werden sie weich. In den hessischen Tiegeln darf man kein Bleioxyd schmelzen, weil sie davon sofort zerfressen werden. Am besten von allen Thontiegeln widerstehen die londoner S. dem Bleioxyd, doch reißen dieselben sehr leicht. Die pariser Tiegel aus Thon von Andennes mit Pulver von alten Tiegeln gefertigt ertragen große Temperaturunterschiede, sind sehr feuerfest und halten auch Glätte. Für außergewöhnlich hohe Temperaturen eignen sich S. aus Kalkstein, aus Magnesia und aus Thonerde. Die letzteren bereitet man aus einem Gemisch von Thonerdehydrat mit sehr stark gebrannter Thonerde. Sehr brauchbar sind die S. aus Speckstein, da letzterer dem Feuer widersteht, bei langsamem Erhitzen nicht berstet und nicht schmilzt, auch von Säuren nicht angegriffen wird. Für manche Zwecke benutzt man Tiegel aus reiner Kohle, die aber in vielen Fällen durch Graphit ersetzt werden kann. Die Graphitschmelztiegel dienen besonders zum Schmelzen von Gußstahl, Gold, Silber, Messing und Neusilber. Sie werden aus einem Gemisch von Graphit mit feuerfestem Thon gefertigt und kommen ungebrannt in den Handel. Auch die größten von ihnen ertragen die plötzlichsten Temperaturveränderungen und stehen sehr gut im Feuer, bis sie endlich durch langsames Verbrennen des Graphits dünnwandig werden. Man überzieht sie deshalb von außen mit einem Brei aus Thon und Boraxlösung. Sehr werthvoll ist ihre Glätte, in Folge deren sie sehr reinen Guß liefern. Die besten Graphittiegel kommen aus Hafnerzell bei Passau und aus High Holborn und Battersea. Aehnliche S. hat man aus 8 Volumen Stourbridgethon, 8 Vol. Chamotte, 5 Vol. Kokes und 4 Vol. Graphit, sowie aus 4 Vol. Stourbridgethon und 2 Vol. Gaskokes, oder aus 12 Theilen frischem geschlämmten Lennerthon (von Stadt-

oldendorf), 13 Th. Chamotte aus Lennerthon und 2 Th. Kohlenstaub gefertigt. Porzellantiegel dienen zu chemischen Operationen, werden glasirt und unglasirt angewandt, widerstehen den meisten chemischen Agentien, aber durchaus nicht dem Temperaturwechsel. Alkalische Massen, welche Thontiegel zu stark angreifen, schmilzt man in gußeisernen Tiegeln. Zur chemischen Analyse benutzt man Silber- und Platintiegel, die hohe Temperatur ertragen, aber vorsichtig behandelt werden müssen, weil sie von manchen Substanzen stark angegriffen werden.

Schmer, s. Talg.

Schmerblume, s. v. a. gemeine Dotterblume, Caltha palustris *L.*

Schmerle (Cobitis *L.*, Grundel), Fischgattung aus der Ordnung der Bauchflosser und der Familie der Karpfen- oder Weißfische, charakterisirt durch den aalartigen, mit kleinen Schuppen bedeckten, schleimigen Körper und die 6—10 Bartfäden, Süßwasserfische, welche von Gewürm und fettem Schlamm leben. Das Männchen bohrt auf dem Grunde der Gewässer ein Loch, in welches das Weibchen seine Eier legt, welche dann vom Männchen befruchtet, bis zum Ausschlüpfen bewacht und gegen feindliche Angriffe vertheidigt werden. Der Schlammpeitzger (C. fossilis *L.*, Wetterfisch), braunschwarz, mit gelblichen Längsbinden und orangegelbem Bauche und 10 Bartfäden, 10—12 Zoll lang, findet sich in schlammigen Gewässern Europa's und hat unschmackhaftes Fleisch. Den Namen Wetterfisch hat er davon, daß er bei bevorstehender Witterungsänderung den Schlamm aufwühlt, weshalb man ihn wohl auch in Gläsern hält, die mit Wasser und Sand angefüllt sind. Die eigentliche S. (C. barbatula *L.*, Schmerling, Bartgrundel), dunkelgrün, braun, punktirt und gewölkt, mit 6 Bartfäden, 3—4 Zoll lang, findet sich in den deutschen Gebirgsbächen und hat wohlschmeckendes Fleisch. Weniger schmackhaft ist das des Steinbeißers (C. taenia *L.*), der besonders an den 2 gabelförmigen Stacheln in der Nähe der Augen kenntlich ist.

Schmerling, Anton, Ritter von, österreichischer Staatsmann, geboren den 23. Aug. 1805 zu Wien, studirte daselbst die Rechte und trat 1829 als Auskultant in den Staatsdienst. Er durchlief die unteren Stufen rasch und ward 1842 zum Rath und 1846 zum Appellationsrath ernannt. Da er sich schon bei den niederösterreichischen Ständen, denen er durch seine Geburt angehörte, durch freisinnige und geschickte Vertretung der Interessen des Bürger- und Bauernstandes ausgezeichnet hatte, ward er als Gegner des metternichschen Systems besonders durch seine Theilnahme an der Märzbewegung von 1848 sehr populär und deshalb von dem neuen Ministerium nach Frankfurt gesandt, um hier als ihr Vertrauensmann den Berathungen über einen neuen Verfassungsentwurf für Deutschland beizuwohnen. In dieser Stellung übte S. auf die Ausarbeitung des sogenannten Siebzehnerentwurfs einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Nach Colloredo's Rücktritt übernahm er den 19. Mai 1848 für die letzten Wochen der Bundesversammlung das Präsidium. In das deutsche Parlament von der Stadt Tuln als Abgeordneter gewählt, schloß er sich hier der Partei der konstitutionellen Monarchie an und wußte als Mitglied mehrer Ausschüsse die Interessen Oesterreichs mit Umsicht und Gewandtheit wahrzunehmen. Vom Reichsverweser den 15. Juli zum Reichsminister ernannt, verwaltete er anfangs Inneres und Aeußeres, behielt aber nachher nur das letztere bei. Nachdem die Verwerfung des malmöer Waffenstillstands von Seiten der Nationalversammlung am 5. Sept. den Rücktritt des ganzen Reichsministeriums veranlaßt hatte, behielt er, da die Bildung eines neuen Ministeriums auf Schwierigkeiten stieß, die Leitung der Geschäfte in den Händen und entwickelte beim Aufstande vom 18. Sept. viel Energie. Am 24. Sept. von Neuem zum Reichsminister ernannt, sah er sich nicht nur heftigen Angriffen von Seiten der Linken ausgesetzt, sondern entzweite sich auch, da er der preußischen Hegemonie offen entgegentrat, mit den meisten seiner bisherigen Parteigenossen. Nachdem er deshalb am 15. Dec. 1848 sein Ministerium niedergelegt hatte, begab er sich nach Olmütz und von da nach Wien, wo er bereits zum Abgeordneten in die österreichische Nationalversammlung gewählt war. Bald aber kehrte er als österreichischer Bevollmächtigter bei der Centralgewalt nach Frankfurt zurück und arbeitete nun als einer der thätigsten und begabtesten Führer der großdeutschen Partei dem preußischen Erbkaiserthum eifrig entgegen. Nachdem dennoch am 27. März 1849 die preußische Partei die Oberhand behalten, schied er Ende April aus der Versammlung und ging wieder nach Wien, wo er im Juli 1849 als Justizminister ins Kabinet trat. Mit der vom Ministerium Schwarzenberg verfolgten reaktionären Politik nicht konform, nahm S. Anfangs 1851 seinen Rücktritt und fungirte seitdem in Wien als Präsident des obersten Gerichts- und Kassationshofs für Oesterreich ob und unter der Ens. Nach Einführung der neuen österreichischen Reichsverfassung ward er den 13. Dec. 1860 zum Staatsminister ernannt, mit der besonderen Aufgabe, die Angelegenheiten der politischen Vertretungskörper, die Geschäfte des Kultus und des Unterrichts und der Institute für Kunst und Wissenschaft zu leiten. Die Staatsgrundgesetze für die Reichs- und die Landesvertretungen vom 26. Februar 1861 sind hauptsächlich sein Werk. Näheres über sein Wirken in dieser Stellung s. Oesterreich (Geschichte). Auf sein Nachsuchen wurde er am 27. Juli 1865 derselben enthoben und trat in seine frühere als Präsident des obersten Gerichtshofs zu Wien zurück.

Schmerz (dolor), die abnorme Erregung oder abnorm vermehrte Thätigkeit der sensibeln Nerven, das wichtigste subjektive Symptom zahlloser Krankheitszustände. Der Begriff des S.es ist nicht scharf zu begrenzen, sondern zeigt mannichfache Uebergänge zu den verschiedensten unangenehmen oder abnormen Empfindungen. Der S. ist keineswegs eine specifische Empfindung, als welche er früher vielfach aufgefaßt wurde, denn theils wird er durch ganz heterogene, ja selbst durch entgegengesetzte Eindrücke erregt (z. B. durch Kälte und durch Wärme), theils hängt er von der Größe der gleichzeitig afficirten Fläche ab. Taucht

man z. B. nur einen Finger in heißes Wasser von einer bestimmten Temperatur, so empfindet der einzelne Finger keinen S., wohl aber entsteht S., wenn man in dasselbe Wasser die ganze Hand eintaucht. Der S. gehört vielmehr zu den sogenannten Gemeingefühlen, also zu denjenigen Empfindungen, welche, im Gegensatz zu den wahren Sinnesempfindungen, dem Bewußtsein als Zustände der sensibeln Organe des Körpers erscheinen, welche nicht auf äußere Gegenstände bezogen werden können und welche das ganz allgemeine Gefühl des körperlichen Wohl- und Unwohlbefindens darstellen. Solche Gemeingefühle sind außer dem S. noch das Gefühl von Kitzel, Schauder, Müdigkeit, Hunger, Durst rc., welche Gefühle sämmtlich unter Umständen in S. übergehen können. Der S. kann nur dann empfunden werden, wenn die denselben bedingende Reizung der sensibeln Nerven ungestört bis zum Gehirn fortgeleitet wird und wenn das Gehirn selbst im Stande ist, die zu ihm hingeleiteten Eindrücke aufzunehmen. Die Schmerzempfindung sowohl wie die Schmerzensäußerung ist in hohem Grade abhängig vom Alter, Geschlecht u. von der ganzen Individualität des betreffenden Menschen, denn Mancher klagt schon über S. und empfindet S., wo der Andere nur eine unangenehme Empfindung verspürt. Den Sitz des S.es zu bestimmen, verursacht häufig große Schwierigkeit, und selbst der Arzt ist in dieser Beziehung manchem Irrthum ausgesetzt. Im Allgemeinen kann der S. seinen Sitz in jedem Organ oder Gewebe haben, welches sensible Nerven besitzt. Demnach werden sich an der äußeren Haut u. den ihr benachbarten Schleimhäuten der Sitz, die Ausbreitung und die Art des S.es am genauesten erkennen lassen. Die inneren Schleimhäute dagegen geben keine oder doch nur geringe Schmerzempfindungen; die betreffenden Organe, wie Magen, Darm rc., schmerzen nur bei gleichzeitiger Erkrankung der sie überziehenden serösen Häute oder bei krampfhafter Zusammenziehung der sie umgebenden Muskellagen. Bei Krankheiten der männlichen Genitalschleimhaut sind die S.en sehr variabel, bei Blasen- und Harnröhrenkrankheiten oft außerordentlich heftig. Dagegen ist die Schleimhaut der weiblichen Genitalien vom Scheideneingang an schmerzlos. Ungemein schmerzhaft sind die serösen Häute, vorzugsweise das Bauch- und Brustfell. Die meisten mit einer serösen Haut überzogenen Organe werden erst dann schmerzhaft, wenn ihre Serosa mit ergriffen wird. Die Drüsenparenchyme sind bei den meisten sie betreffenden Affektionen ganz schmerzlos, höchstens treten S.en bei Druck auf die Theile ein. Eine Ausnahme hiervon machen die Hoden, welche sehr schmerzhaft sind. Die Muskelsubstanz zeigt bei Entzündung u. Eiterung meist geringe oder keine, bei Krämpfen dagegen bisweilen sehr bedeutende S.en (Wadenkrampf, Magenkrampf, Wehen). Die Muskelschmerzen, welche in Folge langanhaltender, gleichmäßiger Anstrengung und Ermüdung entstehen, sind ihrem Wesen nach noch nicht genügend aufgeklärt. Die Knochen zeigen S., besonders bei äußerem Druck; sehr empfindlich ist die Knochenhaut. Dagegen sind die Knorpel schmerzlos, ebenso die Haare, die Nagelenden, die Zahnglasur, wahrscheinlich auch die Linse und der Glaskörper des Auges. Vom Gehirn und Rückenmark sind die meisten Abtheilungen keiner Schmerzempfindung fähig. Besonders sind die Groß- u. Kleinhirnhemisphären ganz unempfindlich, während die schmerzempfindenden Partien wesentlich dem Mittelhirn angehören. Am Rückenmark beschränkt sich die Schmerzempfindung auf die hinteren und einen Theil der seitlichen Stränge. Der Arzt spricht übrigens nur von Gehirn- (Kopf-) und Rückenschmerz ganz im Allgemeinen. In Bezug auf den Grad der S.en finden alle denkbaren Uebergänge Statt, von der geringsten, kaum als S. gedeuteten Empfindung bis zum heftigsten, fast bewußtlos machenden S., wie er namentlich als Gesichtsschmerz und bei Unterleibsentzündung auftritt. Der Grad der S.en scheint durchaus nicht von einer besonderen Erregbarkeit einzelner Nerven für S. abzuhängen. Er ist verschieden zunächst nach den schmerzmachenden Ursachen, wobei auffällig ist, daß die am schnellsten wirkenden Ursachen, z. B. Nervendurchschneidung, ebenso wie die ganz chronischen Veränderungen der Nerven häufig fast schmerzlos sind. Der Grad der S.en ist ferner verschieden nach der Erregbarkeit des Individuums: Gesunde ertragen S. besser als Rekonvalescenten, Erwachsene besser als Kinder. Die Aufmerksamkeit steigert den S. Ein heftiger und kurzdauernder S. ist dem Kranken oft lieber als ein gleichmäßig und länger fortdauernder S. von geringem Grade. Die Bezeichnung der S.en als stechend, brennend, ziehend, bohrend rc. ist eine durchaus unsichere und hat keine größere Bedeutung als die früher gebräuchliche Unterscheidung des traumatischen, rheumatischen, neuralgischen, entzündlichen S.es. Dergleichen Angaben über die Art des S.es hängen fast mehr noch von der Beobachtungsfähigkeit des Patienten als von der Art und dem Grade der schmerzerregenden Ursache ab. Von wissenschaftlicher Bedeutung aber ist die Unterscheidung des lokalen, des excentrischen und des irradiirten S.es. Der S. ist bei weitem am häufigsten eine wirklich lokale Erscheinung, d. h. die Stelle, an welcher er empfunden wird, ist auch diejenige, wo die abnorme Erregung der Nerven Statt findet. Der lokale oder peripherische S. ist dadurch charakterisirt, daß er auf Druck, Bewegung und örtliche Reize aller Art zunimmt, daß er an seiner Stelle bleibt, nicht herumspringt und meist auch keine Unterbrechungen zeigt. Seltener ist der S. eine excentrische Erscheinung, d. h. er hat seine Ursache an einem anderen Ort als da, wo er empfunden wird. Störungen, welche die Nervencentralorgane oder irgend eine Stelle im Verlauf eines Nerven betreffen, verursachen uns S., welcher dem Bewußtsein als an den peripherischen Enden der betreffenden Nervenfasern erregt erscheint. Charakteristische Kennzeichen des excentrischen S.es sind, daß er auf Druck, Bewegung und andere Reize des schmerzenden Organs nicht zunimmt. Häufig finden sich gleichzeitige Funktionsstörungen des schmerzenden Theils, od. es bestehen Kopf- und Rückenschmerzen daneben. Nicht selten zeigt sich der excentrische S. über eine größere oder viele zerstreute Stellen verbreitet und ist manchmal wandernd. Irradiirt ist der S., wenn sich die Erregung von einer sensibeln

Faser auf andere nicht unmittelbar betroffene überträgt (**Mitempfindung**). Irradiirte S.en können in großer Entfernung von der kranken Stelle vorkommen und heißen dann **sympathische S.en** (z. B. Knieschmerz bei Hüftgelenksentzündung, Schulterschmerz bei Leberabscessen). Zu den irradiirten S.en gehören besonders manche Formen des Kopf- und Zahnschmerzes. Der S. kann zeitweise fehlen, d. h. nicht empfunden werden, bei Abwendung der Aufmerksamkeit, im Rausche, bei Narkotisation (durch Chloroformeinathmung, durch die Einverleibung von Opiaten, durch örtliche Einwirkung der Kälte, Unterbindung des ganzen Gliedes 2c.). Zu gar keiner Schmerzempfindung kommt es bei gehemmter Leitung durch die Nerven (z. B. nach Nervendurchschneidung), durch das Rückenmark (z. B. wenn Geschwülste auf dasselbe drücken) und bei gehinderter Perception durch das Gehirn. Die Dauer des S.es ist entweder eine ununterbrochene, oder die S.en sind intermittirend. Die Folgen des S.es sind sehr verschieden, meist aber stehen sie selbst bei den heftigsten S.en in gar keinem Verhältniß zu der Belästigung, welche der S. an und für sich verursacht. In den betreffenden Nerven hinterläßt der S. keine Folgen; nach dem Aufhören des S.es ist der Nerv wieder normal erregbar. Im Gehirn werden Empfindungen anderer Art während und nach dem S. entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig wahrgenommen; es entstehen unter Umständen Schlaflosigkeit, Bewußtlosigkeit, Delirien, häufig finden Reflexbewegungen Statt: Verziehen des Gesichts, Schreien, Zuckungen, veränderte Herz- und Athmungsbewegungen. Die gewöhnlichste Folge und Aeußerung des S.es besteht im Weinen. Veränderung der Ernährung findet nur bei sehr heftigen und bei lange anhaltenden S.en Statt. Bei der Behandlung der S.en werden sehr verschiedene Wege eingeschlagen. Sie geht bald darauf hinaus, die Ursache des S.es zu entfernen (Abwendung äußerer Schädlichkeiten, Anwendung der Kälte, der Blutentziehungen), zumal bei peripherischen S.en; bald darauf, die Leitung des abnorm erregten Nerven zu unterbrechen (Ausschneidung eines Stücks aus dem Verlauf des Nerven), was jedoch nur bei peripherischem S. von Erfolg sein kann; bald endlich darauf, die Perceptionsfähigkeit des Gehirns herabzusetzen oder zeitweilig ganz aufzuheben (Narkotisation durch Einathmen von Chloroform- und Aetherdämpfen, durch Opiate). Näheres siehe bei den einzelnen Arten des S.es und den Erkrankungen der einzelnen Organe. Vgl. Hasse, Nervenkrankheiten; Samuel, Die trophischen Nerven.

Schmerzensgeld, Entschädigung, die für erlittene Körperverletzung oder thätliche Beleidigung der Verletzte neben dem Ersatz der Vermögensnachtheile an Kurkosten, entgangenem Arbeitsverdienst und dergleichen vom Thäter nach einer auch in einigen neueren deutschen Gesetzgebungen anerkannten Rechtsgewohnheit fordern kann. Das S. wird unter Berücksichtigung der Umstände u. der Vermögensverhältnisse vom Richter innerhalb der gesetzlichen Grenzen bestimmt.

Schmettau, Samuel, Reichsgraf von, preußischer Generalfeldmarschall, geboren 1684 zu Berlin, focht unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochstädt und Malplaquet, sowie später am Rhein, trat 1714 in polnische Dienste und avancirte hier zum Obersten der Artillerie. Im Jahre 1717 ging er in österreichische Dienste über und focht gegen die Türken, dann gegen die Spanier in Sicilien, leitete 1720 die Belagerung von Messina und ward 1735 zum Feldzeugmeister und 1741 zum Feldmarschalllieutenant befördert. Er hatte 28 Schlachten u. 32 Belagerungen beigewohnt. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich u. Preußen berief ihn Friedrich II. als preußischen Vasallen in seine Dienste; da indeß S. nicht gern gegen Oesterreich fechten mochte, verwendete ihn der König als Gesandten an den Höfen von Frankreich und des Kaisers. Nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges von Friedrich zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt, war S. eifrig bemüht, die wissenschaftlichen Unternehmungen derselben, besonders im Fache der Erdkunde, zu befördern. Er † zu Berlin am 18. August 1751. Sein Bruder, Karl Christoph, Reichsgraf von S., preußischer Generallieutenant, geboren 1696, diente zuerst in der österreichischen, dann während des siebenjährigen Kriegs in der preußischen Armee u. † 1775. Dessen Neffe, Graf Friedrich Wilhelm Karl von S., geboren den 12. April 1742, that sich sowohl im siebenjährigen Kriege, als auch in den Feldzügen am Rhein gegen die Franzosen hervor und fiel als preußischer General der Infanterie bei Auerstädt am 14. Okt. 1806.

Schmetterlinge (Lepidoptera, Schuppenflügler, Falter), Ordnung der Insekten, ihrer äußeren Erscheinung nach die schönste. Ihre Hauptmerkmale sind: 4 mit Schuppen bedeckte Flügel, ein Rollrüssel, verwachsene Brustkastenringe und vollkommene Verwandlung. Die verhältnißmäßig großen, gleichartigen Flügel sind auf der Oberfläche mit mikroskopischen, meist gefärbten Schuppen dicht bedeckt. Diese Schuppen sind mittelst einer dünnen Wurzel in einer Vertiefung der Flügelhaut befestigt, liegen dachziegelartig über einander und brechen bei manchen Arten durch erhabene Rippen das auffallende Licht in der Weise, daß ein je nach der Ansicht in anderen Farben schillernder Glanz entsteht. Nur bei einigen Gattungen (Glasflügler, Sesia) sind die Flügel in der Mitte durchsichtig; bei anderen zum Theil gespalten und die Rippen besiedert. Bei einigen Arten haben die Weibchen gar keine oder nur sehr kurze Flügel. Die beiden ersten Flügel heißen Vorder- oder Oberflügel, die zwei letzten Hinter- oder Unterflügel. Die beiden fast parallelen Ränder heißen Vorder- und Innenrand und der dritte Hinterrand. Am Rande der Unterflügel hakt bei einigen ein Bündel steifer Haare (Halter, Haltapparat) wie ein Zapfen hinter dem Innenrande der Oberflügel ein. Die Ränder sind gerade oder geschwungen, ganzrandig oder gezähnt oder gekerbt, geschwänzt 2c., aber stets nur von wenigen Adern durchzogen. Sie werden in der Ruhe auf verschiedene Art getragen: die Tagfalter schlagen sie meist senkrecht in die Höhe; die Nachtfalter legen sie dachförmig über den Leib, so daß die Vorderflügel die Hinterflügel decken, oder breiten sie ganz aus; eine Art Spinner

(Glucker) legt nur die Vorderflügel dachförmig über den Leib, während sie die unteren ausbreitet. Die Mundtheile sind lediglich zum Saugen eingerichtet und bestehen hauptsächlich aus den beiden außerordentlich verlängerten Kinnladen, welche zusammengelegt einen hohlen Kanal, den sogenannten Rüssel, bilden, der gewöhnlich an der unteren Seite des Kopfes spiralig eingerollt liegt, zuweilen eine außerordentliche Länge erreicht, wie namentlich bei den Abendfaltern, welche im Fluge den Honigsaft der Blüthen saugen, und nur bei wenigen S.n fehlt, die dann im vollkommenen Zustande nur einige Tage leben und nur mit der Fortpflanzung beschäftigt sind. Die Oberlippe wird durch eine sehr kleine dreieckige oder rundliche Hautfalte repräsentirt, welche oben auf dem Ursprung des Rüssels aufliegt, und die Kiefer sind auf 2 kleine behaarte Höckerchen reducirt. Zu beiden Seiten der röhrenförmigen Kinnladen stehen 2 ganz kleine, ganz von den großen behaarten Lippentastern bedeckte, meist 3-, selten 2gliedrige Ladentaster, zwischen denen der aufgerollte Rüssel liegt; die Unterlippe besteht nur aus einem kurzen häutigen Vorsprung, an welchen die oben genannten Lippentaster eingefügt sind. Die S. haben 2 große, facettirte Augen, nur sehr wenige zugleich auch Nebenaugen. Die Fühler sind vielgliederig (oft 60gliederig), stets gerade, von verschiedener Länge und entweder fadenförmig oder borstenförmig oder nach und nach verdickt (keulenförmig) oder plötzlich verdickt (geknopft), und entweder einfach oder gekämmt. Die Brustringe sind eng verbunden und nur bei einigen durch längere Haare (Kragen) ausgezeichnet. Zu beiden Seiten der Vorderbrust und an der Basis der Vorderflügel eingelenkt sind 2 häutige Lappen an der Rückenseite bemerklich, die sogenannten Flügelschuppen (pterygoda). Die Füße der S. sind wie bei den übrigen vollkommenen Insekten gebildet, behaart und beschuppt; die Tarsen sind 5gliedrig und an der Spitze mit 2 Klauen bewaffnet, zwischen denen meist noch Haftlappen befindlich sind. Bei vielen Tagfaltern ist das vordere Fußpaar klein, zum Gehen untauglich oder auch wohl ganz verkümmert. Der Hinterleib ist stets länglich, walzenförmig, aus 7 deutlichen Ringen zusammengesetzt, niemals mit einem Stachel oder einer Legeröhre ausgestattet. Das Hauptgeschäft der S. ist die Fortpflanzung, von deren früherer oder späterer Vollziehung auch die kürzere oder längere Lebensdauer derselben abhängt. Die meisten haben eine einjährige Generation, nur wenige eine mehrjährige, keiner aber wohl, wie manche Käfer, eine doppelte Generation, und manche oft schon im Frühjahr und nachher im Herbst fliegende Arten sind meist nicht befruchtete überwinterte Weibchen. Beide Geschlechter sind sich in der Färbung meist ähnlich, aber die Weibchen oft minder lebhaft gefärbt und meist größer, auch haben sie einen dicken Hinterleib, der oft am Ende stärker behaart ist; die Männchen haben oft doppelt gekämmte Fühler oder einen Afterbüschel. Die Metamorphose ist bei den S.n sehr ausgezeichnet. Die Weibchen legen ihre Eier, welche zuweilen in Häufchen mit einem Kitt zusammengeleimt, zuweilen auch mit Haaren (Afterwolle), welche das Weibchen mit den Hinterfüßen vom After kratzt, bedeckt sind, immer an Orte, wo die auskriechenden Larven ihre Nahrung finden. Die S. leben, einige Motten und Zünsler ausgenommen, nur von Vegetabilien, als Raupen meist von Blättern, selten von Früchten, Holz oder Mehl, als S. aber nur vom Honigsafte der Pflanzen, den sie mit ihrer Rollzunge einsaugen. Die Larven der S., die sogenannten Raupen, haben meist eine cylindrische, gestreckte Gestalt und zeigen außer dem hornigen Kopfe stets 12 Ringe mit 9 Luftlöchern auf jeder Seite und wenigstens 10, höchstens 16 Fußpaaren. Am Kopf sind weder Fühler, noch Augen bemerklich. Die Mundwerkzeuge sind zum Kauen eingerichtet und bestehen aus 2 hornigen Kiefern, 2 Kinnladen mit sehr kleinen Ladentastern, 2 kleinen Lippentastern und einer warzenförmigen Unterlippe, deren Spitze von dem Ausführungsgange der Spinndrüsen durchbohrt ist. Die 3 ersten Ringe des Körpers tragen die ächten hornigen, mit kleinen Krallen besetzten, gewöhnlich sehr kurzen Füße, die vornehmlich zum Umklammern der Zweige dienen, während die an den hinteren Ringen befindlichen falschen oder Bauchfüße wesentlich Fortbewegungsorgane, schröpfkopfartig gestaltet und überdies noch oft mit kleinen Haken besetzt sind. Der 4. und 5., sowie der 10. und 11. Ring tragen nie falsche Füße. Die Spannraupen haben nur 4 am hinteren Körperende befindliche Paar falscher Füße, weshalb sie sich beim Fortschreiten erst mit den Vorderfüßen anklammern und dann den Hinterleib nachziehen. Die Körperbedeckung der Raupen ist sehr verschiedenartig; während viele nackt sind, sind andere über und über mit leicht abbrechenden Haaren besetzt, und noch andere mit Dornen, Hörnern oder biegsamen Fortsätzen ausgerüstet. Die Färbung ändert ab in Folge der wiederholten Häutungen, welche die Raupe durchmacht. Die meisten Raupen verpuppen sich gegen den Herbst hin. Sie nähren sich meist von Blättern und grünen Pflanzentheilen; wenige bohren sich ins Holz oder in Wurzeln ein. Einige leben gesellig in Nestern zusammen, die meisten aber einsam. Zur Verpuppung sucht die Raupe einen sicheren, geschützten Ort auf, meist an der Unterseite der Blätter und Zweige, in Spalten und Ritzen, unter Moos oder in der Erde. Entweder spinnen sie sich in eine Hülle ein, oder hängen sich an dem hinteren Ende auf, oder schlingen auch wohl einen Faden um die Brust, so daß sie sich in wagrechter Stellung befinden. Die Puppen sind hornig, vorn dicker, hinten geringelt und zugespitzt, durch Hörner, Auswüchse, Stacheln ꝛc. oft von bizarrem Ansehen. Die hellen, bunten und mit Goldflecken gezeichneten Puppen einiger Tagfalter heißen Goldpuppen oder Chrysaliden. Während die meisten Tagfalter und die kleinen Nachtfalter nur 14 Tage bis höchstens 4 Wochen im Puppenzustande verharren, überwintern die größeren Abend- und Nachtfalter in demselben. Ist der Schmetterling aus der Puppe ausgekrochen, so treibt er Luft in die Flügeladern, wodurch die Flügel sich ausdehnen und spannen, so daß er nun davonfliegen kann.

Alle S. sind, aber nur im Raupenstande, mehr oder weniger schädlich, und nur der Seidenwurm bringt bedeutenden Nutzen, obgleich er in seinem

Vaterlande den Maulbeerbäumen ebenfalls schädlich ist. Die Schädlichkeit hängt vorzüglich ab von der Menge der Insekten, indem natürlich diejenigen, welche sich oft außerordentlich vermehren, z. B. die Spinner, mehr schaden als die, welche selten häufig erscheinen; von ihrer Nahrung, indem die, welche Nadelholz und nützliche Pflanzen fressen, immer schädlicher sind als die, welche Laubholz und überhaupt Pflanzen fressen, die weniger benutzt werden; von der Jahreszeit des Fraßes, da die beim Ausschlagen der Pflanzen im Frühjahr erscheinenden und das junge Laub fressenden immer empfindlicher schaden als die im Herbst lebenden. Man trifft die S. auf dem ganzen Erdball, so weit das ewige Eis ihre Existenz nicht hindert, und hat selbst einzelne auf den Höhen der Alpen, sowie in der Polarzone gefunden. Die größten und durch Farbenpracht ausgezeichnetsten Arten finden sich in den Tropenländern. In Norddeutschland ist der mit ausgebreiteten Flügeln 5 Zoll messende Todtenkopf (Acherontia Atropos *L.*) und in Süddeutschland das 6 Zoll breite wiener Nachtpfauenauge (Saturnia piri *Hb.*) der größte Schmetterling, wogegen unsere kleinsten Schaben nur etwa 1 Linie lang sind. Von exotischen S.n ist der Eulenspinner (Erebus strix) fast 1 Fuß breit und der indische Spiegelträger (Bombyx paphia), sowie der Atlasangenspinner (Saturnia atlas) noch breiter. Die Anzahl der bekannten S. schätzte Silbermann 1834 auf 21,989 Arten, von denen über 2500 Arten als Europäer von Treitschke und Ochsenheimer beschrieben worden sind. Heidenreich zählt 5172 europäische Arten, Andere noch mehr. In Deutschland kennt man schon über 2200 einheimische Arten. Die raupenreichsten Pflanzen sind die Kätzchenbäume oder Amentaceen, unter denen die Eiche allein an 200 Raupenarten ernährt.

Alle älteren und neueren Entomologen bringen die S. in drei große Abtheilungen oder Horden: Tag-, Abend- und Nachtfalter, die dann wieder in viele Unterabtheilungen oder Familien zerfallen. Die gewöhnlichste Klassifikation ist folgende: A. Fühler fadenförmig, geknopft, die mittleren Glieder derselben weit länger als die letzteren, viel dicker werdend; Raupe meist dornig; Puppe eckig. I. Tagfalter, Diurna. Flügel verhältnißmäßig groß und breit, in der Ruhe halb oder senkrecht aufgerichtet, die hinteren ohne Halter. 1. Familie. Aechte Tagfalter, Papilionidae. Nur ein Paar Dornen an den Hinterschienen; Fühler mit runder oder zusammengedrückter Keule; Flügel senkrecht; Leib schlank; Puppen ohne Gespinnst. 2. Familie. Unächte Tagfalter, Hesperidae. Zwei Paar Dornen an den Hinterschienen; Fühler mit lang-eiförmiger, gekrümmter Keule; Flügel halb aufrecht; Leib und Kopf dick; Puppen in leichtem Gewebe. B. Fühler nie geknopft, keins der Fühlerglieder länger als dick; Flügel wagrecht, dachig oder um den Leib gerollt; Raupen nie dornig; Puppen nie eckig. II. Abendfalter, Crepuscularia. Fühler kolbig oder prismatisch; Flügel schmal, lang gestreckt, in der Ruhe wagrecht oder dachförmig. 3. Familie. Schwärmer, Sphingidae. Fühler prismatisch dreikantig, mit gekrümmter Endborste oder einem Häkchen; Raupen mit Schwanzhorn; fliegen in der Dämmerung. 4. Familie. Widderschwärmer, Zygaenidae. Fühler keulenförmig, am Ende ohne Anhang, widderhornartig gewunden und doppelt gekämmt oder gekerbt; Raupen ohne Schwanzhorn; fliegen bei Tag. 5. Familie. Glasschwärmer, Sesidae. Flügel theilweise ohne Schuppen, durchsichtig; Fühler keulenförmig oder am Ende mit kurzem Haarpinsel; Raupe im Holze oder Marke der Bäume; fliegen am Tag. III. Nachtfalter, Nocturna. Fühler doppelt gekämmt, gekerbt oder borstenförmig; Flügel dachig oder wagrecht. 6. Familie. Spinner, Bombycidae. Fühler gleich dick, stark gekämmt oder gekerbt; Flügel dachig oder ausgebreitet; Hinterleib fast gleich dick, am Ende abgerundet; verpuppen sich in einem Gespinnst. 7. Familie. Eulenfalter, Noctuadae. Fühler am Grunde dick, oben dünner, borstig, selten gekämmt; Flügel schmal, dachig; Hinterleib kegelförmig zugespitzt, zuweilen gebartet, Kopf klein, buschig-eulenförmig. 8. Familie. Spanner, Phalaenidae. Fühler borsten- oder fadenförmig, beim Männchen meist gekämmt; Flügel groß, flach ausgebreitet; Hinterleib mehr gestreckt; Kopf klein; Raupen kriechen spannend. IV. Kleinfalter, Microlepidoptera. Fühler meist faden- oder borstenförmig; Flügel meist schmal, dachig oder um den meist kleinen Leib gerollt; Raupen im Innern ihrer Nahrung versteckt. 9. Familie. Wickler, Tortricidae. Vorderflügel am Vorderrand bogig ausgeschweift (geschultert), nicht gefranst, dachig; Fühler fadenförmig; Körper beim Männchen mit einem Haarbüschel am Ende. 10. Familie. Zünsler, Pyralidae. Vorderflügel nicht geschultert, alle Flügel eine zusammenhängende Fläche bildend, ohne Fransensaum, mit steifem Rande, in der Ruhe dachig in Form eines Dreiecks; Fühler fadenförmig; Hinterbeine unter den Flügeln hervorragend. 11. Familie. Schaben, Tineadae. Flügel wie vorhin, aber stark gefranst, in der Ruhe fächerförmig gefaltet oder um den Leib gerollt; Fühler borstenförmig; Hinterbeine nicht hervorragend. 12. Familie. Geistchen oder Federmotten, Alucitadae. Flügel federartig gespalten. Die Literatur der S. ist sehr reich und enthält viele Prachtwerke. Die europäischen S. beschrieben: Ochsenheimer und Treitschke, Die S. von Europa, Leipzig 1807—18, 17 Bde. Der Schmetterling war schon im Alterthum ein Symbol der Unsterblichkeit der Seele, und insbesondere ward das Hervorgehen des Schmetterlings aus der Puppe auf die Befreiung der Seele von den Banden des Körpers im Tode bezogen. Psyche ward daher gewöhnlich mit Schmetterlingsflügeln dargestellt; ebenso auch der Gott des Schlafs (Hypnos).

Schmetterlingsblüthe (papilionacea corolla), eine den meisten Hülsenpflanzen (s. Leguminosen) eigenthümliche Blüthenform, besteht aus 5 sehr unregelmäßigen Blumenblättern, von denen das obere, gewöhnlich aufwärts gerichtete, sonst aber verschieden gestaltete und die 4 anderen vor dem Ausbrechen der Blüthe bedeckende Fahne oder Fähnchen (vexillum) heißt, während die beiden unteren, meist an ihrem Rande verwachsenen Blättchen das Schiffchen (carina), die bei-

den seitlich stehenden aber die Flügel (alae) bilden. Beispiele von S.n sind die Blüthen der Erbsen, Bohnen, Wicken ꝛc. Der Name S. kommt von der Aehnlichkeit mit einem Schmetterling, dessen Flügel ausgebreitet sind.

Schmetterlingsblumen (Papilionaceen), s. v. a. Leguminosen.

Schmich (Schmicha), würtembergischer Fluß, entspringt bei Thailfingen, mündet bei Inzighofen in die Donau.

Schmid, 1) Karl Christian Ehrhard, Philosoph, geboren am 24. Okt. 1761 zu Heilsberg im Weimarischen, studirte in Jena Theologie und Philosophie, wurde 1791 Professor der Philosophie zu Gießen, folgte aber schon 1793, weil wegen der Herausgabe des Buches „De tribus impostoribus etc." zur Rechenschaft gezogen, einem Ruf in gleicher Eigenschaft, sowie als Diakonus nach Jena und wirkte hier im Geiste Kants zur Umgestaltung der Philosophie, wodurch er in einen literarischen Streit mit Fichte gerieth. Seit 1806 Vorsteher eines Erziehungsinstituts, † er zu Jena am 10. April 1812. Seine Hauptwerke sind: „Kritik der reinen Vernunft" (Jena 1786, 4. Aufl. 1798); „Wörterbuch zum Gebrauche der kantschen Schriften" (das. 1786, 3. Aufl. 1795); „Versuch einer Moralphilosophie" (das. 1790, 4. Aufl. 1802); „Empirische Psychologie" (das. 1791, 2 Bde.; 2. Aufl. 1796); „Physiologie, philosophisch bearbeitet" (das. 1798—1801, 3 Bde.); „Adiaphora" (das. 1809) u. „Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften" (Gotha 1810).

2) Christoph von S., namhafter Jugendschriftsteller, geboren den 15. August 1768 zu Dinkelsbühl, studirte zu Dillingen, erhielt 1791 die Priesterweihe, ward Schulinspektor u. Schulbeneficiat zu Thannhausen an der Mindel, 1816 Pfarrer zu Stadion bei Ulm, 1827 Domherr in Augsburg und 1832 zugleich Kreisscholarch; † den 3. Sept. 1854 zu Augsburg. Unter seinen zahlreichen, durch schöne Darstellung und gemüthlichen Ton anziehenden, meist sehr oft aufgelegten und auch ins Französische und Englische übersetzten Jugendschriften (Augsburg 1840—46, 24 Bdchn.) sind hervorzuheben: die „Ostereier" (Landsh. 1821), „Genovefa", „Der Weihnachtsabend", „Rosa von Tannenburg" und „Das Blumenkörbchen". Außerdem gab er „Erinnerungen" aus seinem Leben (Augsb. 1853, 2 Bdchn.) heraus.

3) Karl Ernst, namhafter Jurist, Neffe von S. 1), geboren den 24. Okt. 1774 zu Weimar, studirte zu Jena die Rechte und Philosophie, übernahm 1797 die Redaktion der „Politischen Zeitung" zu Baireuth, ward dort 1803 Kriminalrath und 1804 Stadtgerichtsrath, 1807 Regierungs- und Konsistorialrath in Hildburghausen, 1809 Professor der Rechte zu Jena, kehrte 1810 als Mitglied des Geheimerathskollegiums nach Hildburghausen zurück und ward hier 1811 Vicepräsident sämmtlicher Landeskollegien, sowie 1812 geheimer Rath, 1816 Mitglied des neu errichteten Oberappellationsgerichts zu Jena und Professor daselbst und 1826 Ordinarius der juristischen Fakultät und Vorsitzender der Spruchkollegien. Er hatte wesentlichen Theil an der Abfassung der meiningischen (1829) und schwarzburg-sondershausenschen (1840) Verfassung; er †, kurz vorher als Schmidfeld in den Adelsstand erhoben, den 28. Juni 1852. Seine schriftstellerische Thätigkeit bestand vornehmlich in Behandlung politischer u. rechtlicher Fragen der Zeit. Sein Hauptwerk, das „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" (Bd. 1, Jena 1821) blieb unvollendet. Er betheiligte sich auch an der „Jenaer allgemeinen Literaturzeitung".

4) Christian Friedrich von S., namhafter Theolog, geboren den 25. Juni 1794 zu Bickelsberg in Würtemberg, studirte zu Tübingen und † hier als Professor der Theologie den 28. März 1852. Er hatte Theil an der würtembergischen Liturgie (1840) und an den Berathungen der Kirchenverfassung (1848) und schrieb: „Neutestamentliche Theologie" (herausgegeben von Weizsäcker, 2. Aufl., Stuttg. 1859, 2 Bde.) und „Christliche Sittenlehre" (herausgegeben von Heller, das. 1861).

5) Johann Heinrich Theodor, Philosoph, Sohn von S. 1), geboren am 24. Juni 1799 zu Jena, widmete sich daselbst und zu Göttingen philosophischen und philologischen, später auch theologischen Studien, ward, nachdem er wegen Theilnahme an der Burschenschaft eine Freiheitsstrafe abgebüßt hatte, 1829 Docent der Philosophie in seiner Vaterstadt, 1830 Professor der Philosophie, besonders der Religionsphilosophie zu Heidelberg, und † dort den 29. Jan. 1836. Er war ein Anhänger von J. F. Fries u. hat sich u. A. durch folgende Werke bekannt gemacht: „Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode" (Jena 1824); „Metaphysik der inneren Natur" (Leipz. 1834); „Kritik von Schleiermachers Glaubenslehre" (das. 1835); „Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben" (Stuttg. 1836). Auch war er Mitredakteur der von Fries u. Schröter gegründeten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten „Oppositionsschrift". Sein Leben beschrieb Reichlin-Meldegg (Heidelb. 1836).

6) Reinhold, namhafter Jurist, Bruder des Vorigen, geboren zu Jena den 29. Nov. 1800, widmete sich seit 1819 zu Jena und Berlin dem Studium der Rechte, verbüßte wegen Betheiligung an der Burschenschaft zugleich mit seinem Bruder eine einjährige Festungsstrafe auf dem Jagdschloß Frauenprießnitz, ward 1832 Professor und Beisitzer des Spruchkollegiums zu Jena und folgte 1836 einem Rufe nach Bern als Professor des römischen Rechts. Eine Frucht seiner Studien der angelsächsischen Rechtsdenkmäler ist das Werk „Die Gesetze der Angelsachsen" (Leipzig 1832; 2. Aufl. 1858, 2 Bde.). Später beschäftigte er sich vornehmlich mit der Philosophie des Rechts, wobei er, von Fries' anthropologischen Lehren ausgehend, insbesondere die Bedeutung der erfahrungsmäßigen politischen und naturalwirthschaftlichen Elemente des Rechts ins Licht zu stellen suchte. Hierher gehört seine „Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts" (Jena 1848).

7) Leopold, Philosoph, geboren den 18. Mai 1808 zu Zürich, studirte in Tübingen, München und Marburg Philosophie und Theologie, ward nach Bekleidung mehrer Pfarrämter 1839 Pro-

fessor der katholischen Theologie zu Gießen und 1842 zugleich der Philosophie. Im Jahre 1849 zum Bischof von Mainz erwählt, aber vom Papst in dieser Eigenschaft nicht bestätigt, legte er seine Professur der Theologie nieder und behielt nur die der Philosophie bei. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Der Geist des Katholicismus oder Grundlegung der christlichen Irenik" (Gießen 1848—50, 4 Bde.) und „Grundzüge der Einleitung in die Philosophie" (das. 1860).

Schmidt, 1) Georg Friedrich, berühmter Zeichner und Kupferstecher, geboren 1712 zu Berlin, besuchte seit 1727 die königliche Akademie daselbst, bildete sich, nachdem er von 1730—36 im Artilleriecorps gedient, zu Paris unter dem Kupferstecher Larmessin und erhielt hier von dem berühmten Hyacinth Rigaud den Stich von Werken anvertraut, welche ihm 1742 die Aufnahme in die französische Akademie erwarben. Im Jahre 1744 folgte er einem Rufe nach Berlin, 1757 nach Petersburg, wo er u. A. das Bildniß der Kaiserin Elisabeth stach und eine Kupferstecherschule organisirte. Seit 1762 wirkte er wieder zu Berlin und † daselbst 1775. S. lieferte sowohl Blätter im regelmäßigen Stich, worin er mit den strengsten Grabstichelmeistern wetteiferte, als auch Muster der freiesten und geistreichsten Radirung. In der ersteren Art stach er Porträte und einige historische Blätter. Als Meisterstücke rühmt man besonders das Bildniß des Peter Mignard, der Grafen Rasumowsky und Esterhazy, der Kaiserin Elisabeth von Rußland und Mounsey's. Er verstand die absichtlich regellose malerische Art des Rembrandt und Castiglione trefflich nachzuahmen. Obwohl er nur wenig Schüler bildete, so übten seine Werke doch einen sehr günstigen Einfluß auf die Bildung anderer Kupferstecher aus.

2) Michael Ignaz, deutscher Geschichtschreiber, geboren den 30. Jan. 1736 zu Arnstein im vormaligen Hochstift Würzburg, besuchte das bischöfliche Seminar zu Würzburg, ward sodann Erzieher der Kinder des Barons Rotenhan zu Bamberg, nach dem hubertsburger Frieden Seminardirektor zu Würzburg, 1771 Universitätsbibliothekar, Beisitzer der theologischen Fakultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte, erhielt 1774 eine ansehnliche Präbende, trat als geistlicher Rath mit Sitz und Stimme in die Regierung ein und wurde darauf mit der Anfertigung eines allgemeinen Schulorganisationsplans betraut. Nachdem er 1788 die Herausgabe seiner „Geschichte der Deutschen" begonnen, erfolgte seine Ernennung zum wirklichen kaiserlichen Hofrath und Direktor des Haus- und Staatsarchivs in Wien, daneben zum Lehrer des nachmaligen Kaisers Franz II. und zum Mitglied des neuorganisirten Censurkollegiums. S. † zu Wien den 1. Nov. 1794. Das genannte Geschichtswerk ist das erste, welches die Geschichte der deutschen Nation behandelte. Es erschien auch unter dem Titel „Aeltere Geschichte der Deutschen" (Ulm 1778 bis 1785) und ward vom 6. Band an nach den hinterlassenen Papieren S.s unter dem Titel „Neuere Geschichte der Deutschen" von Milbiller fortgesetzt (das. 1785—1808, 17 Bde.). Eine andere Ausgabe erschien zu Wien als „Aeltere Geschichte der Deutschen" (1783—93, 8 Bde.) und als „Neuere Geschichte der Deutschen" (1785—1808, 17 Bde.). Eine Fortsetzung dazu gab Dresch („Geschichte Deutschlands seit dem Rheinbunde", Ulm 1824—30, 5 Bde.).

3) Eberhard Karl Klamer, deutscher Dichter, geboren am 29. Dec. 1746 zu Halberstadt, ward Kriegs-, später Domkommissär daselbst und † den 12. Nov. 1824. S. hat sein Bekanntwerden weniger seinen Gedichten, die sich nicht über das Mittelmäßige erheben, als seiner näheren Bekanntschaft mit Gleim zu verdanken. Unter seinen Produkten ist die Uebersetzung der „Oden und Epoden des Horaz" (1820) zu erwähnen. „S.s Leben und auserlesene Werke" (Stuttg. 1826—1828, 3 Bde.) wurden von seinem Sohne und von Lautsch herausgegeben.

4) Friedrich Wilhelm August, deutscher Dichter, gewöhnlich S. von Werneuchen genannt, geboren am 23. Mai 1764 in Fahrland bei Potsdam, war erst Prediger am Invalidenhause zu Berlin, hierauf zu Werneuchen in der Mittelmark, wo er am 26. April 1838 †. Er besaß als Poet kein selbstständiges Talent, sondern ahmte größtentheils J. H. Voß in der ländlichen Idylle nach, behandelte hierbei aber mit Vorliebe gerade die unästhetischen Seiten des Landlebens, welche Manier Goethe in seinem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark" treffend parodirte. S.s „Neueste Gedichte" erschienen Berlin 1815.

5) Georg Philipp, genannt S. von Lübeck, deutscher Dichter, geboren am 1. Januar 1766 zu Lübeck, studirte in Jena Theologie, dann in Göttingen die Rechte und später wieder in Jena Medicin, ward hier mit Herder, Schiller, Goethe und Wieland bekannt und von diesen zu poetischem Schaffen angeregt. Nachdem er als Assistenzarzt am Entbindungshause in Kopenhagen und an der Irrenanstalt in Lübeck fungirt, erhielt er 1803 das dänische Indigenat und wurde bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen Sekretär. Im Jahre 1806 ward er Direktor des Bankkontors zu Altona und fungirte hierauf in verschiedenen Finanzfächern theils dort, theils in Kiel. Seit 1829 in den Ruhestand versetzt, † er den 28. Oktober 1849 in Altona. Seine in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreuten Gedichte wurden von Schumacher gesammelt unter dem Titel „Lieder" (Altona 1821, 3. Aufl. 1847). Obwohl das Lyrische darin meist von der Reflexion überflügelt wird, so stellen ihn doch sein „Paul Gerhard" und einige andere ins Volk übergegangene Lieder den besseren Dichtern seiner Zeit gleich. Auch „Historische Studien" (Altona 1827) und „Ueber Kaspar Hauser" (das. 1831—32, 2 Hefte) gab er heraus.

6) Johann Ernst Christian, Kirchenhistoriker, geboren am 6. Januar 1772 zu Busenborn in Oberhessen, studirte zu Gießen Theologie und wurde 1793 Privatdocent, darauf Lehrer am akademischen Pädagogium und 1798 ordentlicher Professor der Theologie daselbst. Im Jahre 1803 zum Historiographen, 1809 zum geheimen Rath und Prälaten ernannt, † er am 4. Juni 1831. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte" (Gieß.

1801—20, 6 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1821—27) und „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" (das. 1828).

7) Heinrich, namhafter Schauspieler, geboren 1779 in Weimar, studirte in Jena, ging dann zum Theater und wirkte nach einander als Regisseur zu Weimar, am Theater des Fürsten Esterhazy zu Eisenstadt, am Stadttheater zu Brünn und in Wien, wo er den 14. April 1857 †. Seine „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben" (Leipzig 1856) enthalten interessante Beiträge zur Kenntniß der Blüthenperiode der deutschen Literatur.

8) Isaak Jakob, ausgezeichneter Kenner der mongolischen und tübetanischen Sprache und Literatur, geboren 1779 in Deutschland, † den 8. Sept. 1847 als russischer Staatsrath und Mitglied der Akademie zu Petersburg. Unter seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tübetaner" (Petersb. 1824); „Ausgabe und Uebersetzung der 1662 in mongolischer Sprache verfaßten Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses" (das. 1829); „Grammatik der mongolischen Sprache" (das. 1830); „Mongolisches Wörterbuch" (das. 1832); „Die Thaten Gesser-Khans" (das. 1836, deutsch 1839); „Grammatik der tübetanischen Sprache" (das. 1839); „Tübetanisches Wörterbuch" (das. 1841); „Der Weise und der Thor", Original nebst deutscher Uebersetzung, das erste in tübetanischer Sprache in Europa gedruckte Buch (das. 1843, 2 Bde.).

9) Kaspar, Pseudonym Max Stirner, philosophischer Schriftsteller, geboren den 25. Okt. 1806 zu Baireuth, studirte zu Berlin, Erlangen und Königsberg Theologie und Philologie, ward Gymnasiallehrer zu Berlin, dann Lehrer an einer höheren Töchterschule daselbst, beschäftigte sich aber später bloß literarisch und † den 26. Juni 1856 zu Berlin. Sein Hauptwerk ist „Der Einzige und sein Eigenthum" (Leipz. 1845), eine Schrift, die als das Aeußerste gelten kann, was der philosophische Radikalismus jener Zeit an kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat; sonst schrieb er noch eine „Geschichte der Reaktion" (Berlin 1852, 2 Bde.) und übersetzte Say's „Lehrbuch der praktischen politischen Oekonomie" (Leipz. 1845, 2 Bde.).

10) Wilhelm Adolf, namhafter Geschichtschreiber, geboren den 26. Sept. 1812 zu Berlin, wirkte als Professor der Geschichte erst zu Berlin, seit 1851 zu Zürich und folgte 1860 einem Ruf zu gleicher Stellung nach Jena. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Geschichte der Denk- u. Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums" (Berlin 1847); „Preußens deutsche Politik" (das. 1850); „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen (das. 1851); „Der Aufstand in Konstantinopel unter Justinian" (Zürich 1854); „Zeitgenössische Geschichten" (Berl. 1854); „Elsaß u. Lothringen" (Leipzig 1859); auch besorgte er die 8. Ausgabe der beckerschen „Weltgeschichte" (Berl. 1860—63, 18 Bde.).

11) Heinrich Julian, namhafter Literarhistoriker, geboren den 7. März 1818 zu Marienwerder, studirte zu Königsberg Geschichte und Philologie, bekleidete sodann von 1842—46 eine Lehrerstelle an der luisenstädtischen Realschule in Berlin, siedelte 1847 nach Leipzig über, wo er Mitarbeiter an den „Grenzboten" ward und dann im Juli 1848 gemeinschaftlich mit Freytag die Redaktion dieser Zeitschrift übernahm. Vorher schon, Ende 1847, hatte er sein erstes größeres, bereits 1845 geschriebenes Werk, die „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Revolution und Restauration", veröffentlicht. Namentlich aber waren es die „Grenzboten", die seinen Namen bald in den weitesten Kreisen bekannt machten. Diese Wochenschrift ward das geachtetste kritische Blatt, das Organ der Opposition gegen den modischen Ungeschmack in der Belletristik, gegen die Ausschreitungen des jungen Deutschlands und ähnlicher Coterien; auch politische Bedeutsamkeit gewannen sie, indem sie auf dem Felde der Staatswissenschaft u. Diplomatie das Organ der großen konstitutionellen oder gemäßigt liberalen Partei, der sogenannten Gothaner, wurden. Die literarische Kritik der „Grenzboten" hatte S. ausschließlich inne, und aus den Aufsätzen, die er für sie schrieb, entstanden allmählig zwei größere Werke, die „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" (Leipzig 1853, 2 Bde.) und die „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution" (das. 1857, 2 Bde.). Besonderen Erfolg hatte das erstere Werk, es ward bald um einen Band, „Jena und Weimar", erweitert und führt nun den Titel „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod" (4. Aufl., Lpz. 1858, 3 Bde.). Unbestritten, selbst von seinen vielen Gegnern, darunter namentlich Gutzkow und Lassalle (s. d.), ist S.s reiches Wissen, seine große Belesenheit und seine gediegene universelle Bildung. S. vertritt in der literarischen Kritik das Princip des Realismus. Sein als „Gabe zum 10. Nov. 1859" erschienenes Werk „Schiller und seine Zeitgenossen" trägt nicht wenige Spuren der gelegenheitlichen Entstehung an sich, ist aber im Allgemeinen eine schöne und warmgefühlte Würdigung der Größe des Dichters. Nachdem sich die Beziehungen S.s und Freytags zu den „Grenzboten" schon seit längerer Zeit gelockert hatten, trat S. 1861 ganz von der Redaktion der Zeitschrift zurück und übernahm zu Berlin die ihm von der Fraktion Vincke angetragene Redaktion der „Berliner allgemeinen Zeitung". Sein Werk „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von 1681 — 1781" (von Leibniz bis Lessings Tod, Lpz. 1861—63, 2 Bde.) schließt sich der Zeit nach, rückwärts, seiner „Geschichte der Literatur seit Lessings Tod" ergänzend an.

12) Karl, namhafter pädagogischer Schriftsteller, geboren den 7. Juli 1819 zu Osternienburg im Anhaltischen, besuchte das Gymnasium zu Köthen, widmete sich sodann zu Halle, kurze Zeit auch in Berlin dem Studium der Theologie und Philosophie, ward 1845 Gymnasiallehrer zu Köthen, 1846 Pfarradjunkt zu Edderitz im Anhaltischen, trat 1850 in die erstere Stellung zurück, in welcher er 1856 den Titel eines Professors erhielt, und folgte 1863 dem Ruf als Seminardirektor, Schulrath und Landesschulinspektor nach

Gotha, wo er ein freisinniges Volksschullehrergesetz ins Leben rief, aber schon den 8. Nov. 1864 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Anthropologische Briefe“ (Dessau 1852); „Harmonie der Welten“ (Leipz. 1853); „Buch der Erziehung“ (Köthen 1854); „56 Briefe an eine Mutter“ (das. 1855); „Gymnasialpädagogik“ (das. 1857); „Geschichte der Pädagogik“ (das. 1860—62, 4 Bde.) und „Anthropologie“ (1. Bd., Dresden 1865; 2. Aufl. 1866), welches Werk der Psychologie eine feste pragmatische Grundlage geben will.

Schmidt-Phiselbeck, 1) Justus von S., braunschweigischer Staatsmann, geboren zu Wolfenbüttel den 8. April 1769, studirte zu Helmstädt die Rechte, trat 1795 in braunschweigische Staatsdienste und ward 1799 Konsistorial-, Grenz- und Lehnsrath, sowie Archivar, 1806 geheimer Sekretär im Ministerium, trat dann in westphälische Dienste, ward 1808 Appellationsrichter in Kassel, 1809 Staatsrath, 1810 zugleich Generaldirektor der indirekten Steuern und nach Restauration der früheren braunschweiger Regierung 1813 geheimer Regierungsrath, Mitglied der provisorisch angeordneten Regierungskommission, sowie 1814 Mitglied des Geheimerathskollegiums und geheimer Rath. An den Verhandlungen des wiener Kongresses nahm er als Gesandter des Herzogs Friedrich Wilhelm bis 1815 Theil. Nach dieses Fürsten Tode ward ihm durch den königlichen Vormund, den Prinz-Regenten von England, die Hauptleitung der Landesangelegenheiten übertragen, in welcher Stellung er sich die Zufriedenheit des Landes, nicht aber die des Herzogs Karl erwarb. Von diesem 1826 wegen der Verweigerung der Herausgabe seiner mit dem König von England geführten Korrespondenz mit Verhaftung bedroht, entwich S. nach Hannover, wo er zum Chef des Justizdepartements und 1832 zum Landdrost zu Hildesheim ernannt wurde. Später kehrte er nach Braunschweig zurück und † den 23. Sept. 1851 zu Wolfenbüttel. Ueber seine Zerwürfnisse mit dem Herzog Karl gibt seine Schrift „Ueber meinen Austritt aus dem herzoglich braunschweigischen Staatsdienst“ (Hannov. 1827) Aufschluß.

2) Konrad Friedrich von S., publicistischer Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren zu Braunschweig am 3. Juli 1770, studirte zu Helmstädt Theologie, habilitirte sich 1792 als Privatdocent an der Universität zu Kopenhagen und erhielt 1794 das dänische Indigenat. Bald darauf vom Grafen von Schimmelmann zu seinem Privatsekretär ernannt, studirte S. Kameralwissenschaften, trat 1797 als Assessor in das Oekonomie- und Kommerzkollegium, wurde Mitglied der Quarantänekommission und wirklicher Justizrath, 1821 Etatsrath, 1822 Mitdirektor der königlichen Reichsbank, trat 1823 von Neuem in das Kommerzkollegium, ward 1829 Konferenzrath und † den 15. Nov. 1832. S., sowohl dänischer, als deutscher Schriftsteller, schrieb: „Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica“ (Kopenh. 1796—98, 2 Bde.); „Das dänische Neutralitätssystem“ (das. 1801—4, 4 Hefte); „Der europäische Bund“ (das. 1821); „Proben politischer Redekunst“ (das. 1824); „Die Welt als Automat u. das Reich Gottes“ (das. 1829); „Ueber die neuerlichen Aufregungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (das. 1830); „Zweite Skizze“ (das. 1832).

Schmiedeberg, 1) Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, Sitz einer Gerichtskommission, mit Lein- und Wollweberei, Leimsiederei und 3139 Einw. — 2) Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, am Fuß der Schneekoppe, mit Gerichtskommission, evangelischer und katholischer Kirche, Irrenanstalt, Lein-, besonders Damast-, auch Shawl- und Wollweberei, Zeuchdruckerei, Seidenfärberei, Tabaksfabrikation, lebhaftem Leinwandhandel, Branntweinbrennerei und 3497 Einw. In der anmuthigen Umgebung schöne Villen, unter denen sich Schloß Ruhberg auszeichnet. An den ehemals hier betriebenen Bergbau erinnern große Schlackenhalden.

Schmieden, Metalle, und zwar in der Regel glühende Metalle durch Hammerschläge umformen. Die nächste Folge der Hammerschläge ist eine doppelte Zusammendrückung und Verdichtung in der Richtung, nach welcher der Schlag thätig ist, und Ausdehnung oder Streckung nach allen übrigen Richtungen. Bearbeitet man die Metalle kalt, so ist die Verdichtung am stärksten, und Härte und Steifheit nehmen so zu, während die Dehnbarkeit sich vermindert, daß man nicht ganz weiche Metalle, wie Gold, Zinn und Blei, nur bis zu einem gewissen Grade kalt bearbeiten kann. Glühen oder Erhitzen stellt die Weichheit und Dehnbarkeit wieder her. Alle dehnbaren Metalle, also Schmiedeeisen und Stahl, Kupfer, Messing und Tombak, Argentan, Zink, Zinn, Blei, Aluminium, Silber, Gold, Platin können geschmiedet werden. Messing (mit Ausnahme des schmiedbaren), Tombak, Argentan, Zink, Zinn, Blei u. Aluminium lassen sich aber nicht glühend verarbeiten, und Zink, Zinn und Blei ertragen das Walzen besser als das S. Den höchsten Werth erreicht das S. bei Schmiedeeisen u. Stahl, weil diese Metalle die Fähigkeit besitzen, sich schweißen zu lassen; sie kommen schon geschmiedet (Stabeisen, Stangeneisen) in den Handel, und zwar in Formen, welche ihre weitere Verarbeitung zu den verschiedensten Zwecken erleichtern. Die Hauptwerkzeuge beim S. sind Hammer und Amboß. Die durch Wasser betriebenen Hämmer sind meist Schwanzhämmer und dienen zur Verfertigung einiger sehr großer Gegenstände und bei fabrikmäßigem Betrieb zur Darstellung von Sensen, Gewehrläufen, eisernen Löffeln, Kochgeschirr &c. In neuerer Zeit wendet man am häufigsten Vertikalhämmer an, u. zwar Dampfhämmer, Daumenhämmer u. Friktionshämmer. Bei den Dampfhämmern wirkt der Dampf direkt hebend, indem der Hammer am unteren Ende der Kolbenstange eines Dampfcylinders angebracht ist. Die Stange trägt am oberen Ende den Kolben und geht durch eine unten am Cylinder befindliche Stopfbüchse heraus. Die Hubhöhe ist natürlich von der Cylinderlänge abhängig, und der Dampf, welcher unter den Kolben trat und ihn hob, entweicht in dem Moment, wo man den Zutritt versperrt, aus dem Cylinder und der Kolben mit dem Hammer fällt nieder. Man baut Dampfhämmer von 1 bis 1000 Centner Gewicht u. 0,3 — 3 Meter Hubhöhe.

Die Steuerung erfolgt, wenn häufige Veränderungen der Hubhöhe erforderlich sind, durch einen Mann, sonst automatisch durch den Kolbenschub selbst. Nöthigenfalls kann man den Hammer mit langsamer Bewegung niedergehen lassen und sogar ihn in jedem Punkt seines Fallraums aufhalten, indem man den Dampfaustritt mäßigt oder plötzlich ganz hemmt. Daumenhämmer sind nach Art der Stampfwerke konstruirt, die Hubhöhe ist bei ihnen unveränderlich und man regulirt die Fallhöhe, indem man die Bahn des Amboßes höher und niedriger macht. Die Friktionshämmer werden durch 2 in entgegengesetztem Sinn umlaufende Friktionsschieber gehoben und fallen nieder, sobald man eine der Scheiben abrückt. Bei der Schmiedemaschine zur Bearbeitung kleiner Gegenstände in Gesenken sind die Obergesenke am unteren Ende mehrer eiserner Stangen befestigt, welche sich in Senkrechtführungen bewegen, von excentrischen Scheiben einer darüber horizontal liegenden Welle niedergedrückt und von den Scheiben oder durch Federn sogleich wieder gehoben werden. Die Welle macht in einer Minute wenigstens 200 Umdrehungen. Das S. durch Druck findet in mehrfacher Weise Anwendung. So bildet man cylindrische Gegenstände durch kräftiges Rollen zwischen 2 parallelen über einander sich entgegengesetzt schiebenden Gußeisenplatten. Letztere können gefurcht oder beliebig profilirt sein, so daß man auch Gegenstände, die an verschiedenen Punkten ihrer Länge ungleich dick sind, wie die Wagenaxen, herstellen kann. Große Vortheile soll der hydraulische oder Preßhammer gewähren, bei welchem der Hammerkopf durch eine hydraulische Presse gegen das zu schneidende Stück gedrückt wird.

Zum S. mit der Hand dienen Schmiedehämmer von 2—5 Pfund und Zu- oder Vorschlaghämmer von 6—18 Pfd. Erstere werden mit Einer Hand, letztere mit beiden Händen geführt. Ihr Körper besteht aus Eisen, ihre Bahn und das derselben gegenüberstehende Ende, welches eine breite abgerundete Kante bildet (Finne), aus vorgeschweißtem, gehärtetem und gelb angelassenem Stahl. Ueber den als Unterlage für das Eisen dienenden Amboß s. d. Das zu schmiedende Eisen wird lebhaft rothglühend oder schwach weißglühend gemacht, nur zum Schweißen braucht man ziemlich starke Weißgluth. Stahl erhitzt man weniger als Eisen. Man bearbeitet das Metall, bis es nur noch dunkelroth glüht, und bringt es dann nochmals ins Feuer, wenn die richtige Form noch nicht erreicht ist. Besondere Härte und Elasticität (freilich auf Kosten der Festigkeit) erreicht man durch fortgesetztes leichtes S. bis zum Verschwinden der Gluth oder durch Naßschmieden, wobei Amboß und Hammer mit Wasser befeuchtet werden. Die Erhitzung des Eisens geschieht in der Esse, einem Herd mit einer Feuergrube, in welcher Holzkohlen, Steinkohlen oder Kokes durch einen doppelten Blasbalg oder ein Windradgebläse angefacht werden. Eine Oeffnung im Herd enthält die gußeiserne oder kupferne Form, durch welche der Wind ins Feuer strömt; um die Form länger zu erhalten, umgibt man sie bisweilen mit einem Wasserstrom. Der Wind wird in besonderen Windheizapparaten auf 180—300° C. erhitzt; man erreicht dadurch eine Kohlenersparniß von 30 Procent und eine so intensive Hitze, daß die aus der Vereinigung von Steinkohlenasche mit dem Eisenzunder entstehende Schlacke vollkommener schmilzt und sich daher nicht an das Eisen hängt. Holzkohle ist entschieden werthvoller wie Steinkohle, aber zu theuer, sie wird daher wohl nur noch bei der Verarbeitung von Stahl benutzt. Von Steinkohlen ist die Backkohle am besten, sie gibt eine intensivere Hitze als Holzkohle, wird aber vom Kokes hierin noch übertroffen. Braunkohle, Torfkohle und roher Torf eignen sich wenig zum S. In Ansehung der Wirkung rechnet man 100 Pfund Steinkohle = 80—92 Pfd. Holzkohle = 50—65 Pfd. Kokes = 150—350 Pfd. Torfkohle.

Kleinere Gegenstände werden von einem einzigen Arbeiter geschmiedet, bei größeren schlagen die Gehülfen oder Zuschläger, wie es ihnen der Schmied oder Meister angibt. Erstere führen dabei die großen Hämmer, letzterer hilft mit seinem kleinen Hammer nach. Sieht man von den mannichfach verschiedenen Arbeiten ab, die auf besonderen Handgriffen beruhen, so ist besonders das Biegen zu erwähnen. Hierzu dient entweder ein horizontal liegendes Modell, an welches man den Radreifen oder die Schiene mittelst eines Hebels drückt, oder eine Maschine mit 3 Walzen, von denen 2 neben einander u. die dritte verstellbar gerade in der Mitte über den beiden anderen liegt. Man führt die Schiene so ein, daß sie die beiden unteren Walzen von oben und die obere von unten berührt. Je nach der Stellung der Walzen muß die Schiene während ihres Durchgangs eine stärkere oder schwächere Krümmung annehmen. Gegenstände von solchen Formen, die sich auf dem Amboß nicht herstellen lassen, schmiedet man in besonderen Formen (Gesenke, s. d.). Eine der wichtigsten Arbeiten ist das Schweißen. Man schweißt nicht nur Eisen an Eisen, sondern auch Stahl an Eisen und erreicht dadurch, z. B. bei schneidenden Werkzeugen, nicht nur große Kostenersparniß, sondern auch den Vortheil, daß die Werkzeuge nach dem Härten einerseits die Festigkeit u. Unzerbrechlichkeit des Eisens, andererseits an den Stellen, wo dies nöthig ist, die Härte des Stahls besitzen. Hartes Eisen schweißt weniger leicht als weiches, der Stahl im Allgemeinen schwerer als Eisen, der Gußstahl insbesondere am schwierigsten und mancher Gußstahl gar nicht. Die Schweißhitze des Stahls ist gewöhnlich geringer als die des Eisens. Um die Luft von den zu schweißenden Stücken abzuhalten, bestreut man sie mit thonhaltigem Sand, Glaspulver, oder Borax, weil sich dann eine Schlacke bildet, die das Metall überzieht. Als besondere Schweißpulver empfiehlt man für Stahl auf Eisen: 35,6 Borsäure, 30,1 trockenes Kochsalz, 26,7 Blutlaugensalz, 7,6 Colophonium und für Stahl auf Stahl: 41,5 Borsäure, 35 trockenes Kochsalz, 15,5 Blutlaugensalz, 8 entwässertes kohlensaures Natron. Kleine, mit Gußstahl vorzustählende Stücke, z. B. Meißel, lassen sich ohne Hämmern durch rasches und kraftvolles Pressen in einem großen Schraubstock schweißen. Auch im Großen schweißt man durch Druck unter

Anwendung der hydraulischen Presse oder zweier Walzen. Die Längenfugen an Dampfkesseln hat man mit Glück versucht durch eine Schweißmaschine zu schweißen, deren Hauptbestandtheil ein hammerartiger, durch Druck wirkender Stempel ist. Große eiserne Gegenstände kann man durch Aufgießen von Gußstahl verstählen, indem man durch S. oder Walzen die Fläche des Eisens zu einer Rinne von gewünschter Breite und Tiefe aushöhlt, diese mit aufgeschweißtem Blech bedeckt und die Höhlung mit Gußstahl füllt. Nach dem Erkalten feilt man das Blech fort und vollendet die Verbindung des Eisens mit dem Stahl unter dem Hammer oder Walzwerk. Die Schweißstelle ist oft gar nicht oder nur durch eine feine schwärzliche Linie bemerkbar. Nach dem Poliren erkennt man den Stahl an seiner Farbe u. seinem Glanz.

Schmierhöhlen, s. Talgdrüsen.

Schmierkur (Inunktions- oder Friktionskur, grand remède), diejenige Behandlungsmethode der Syphilis, bei welcher das Quecksilber in Salbenform in die äußere Haut eingerieben wird. Die S. war von jeher gegen die Syphilis in großem Ruf und wurde gegen Anfang dieses Jahrhunderts durch Louvrier und Rust zu großem Ansehen gebracht, von letzterem auch gegen solche nicht syphilitische Krankheitszustände angewandt, welche auf einer tiefen Störung der gesammten Ernährungsvorgänge beruhen. Bei der sogenannten großen S. von Louvrier und Rust wurden sehr große Mengen von Quecksilber in den Körper einverleibt und mit der S. eine Hungerkur verbunden. Die Kur war für den Kranken mit den mannichfachsten, kaum erträglichen Beschwerden verbunden, besonders auch deshalb, weil man darauf hinausging, den Speichelfluß herbeizuführen und zu unterhalten. Lange Zeit stand die S. in unbestrittenem Ansehen, später erhoben sich aber auch Stimmen, welche sie fast bedingungslos verwarfen und ihr Schuld gaben, daß sie eine chronische Quecksilberkrankheit bei den damit behandelten Individuen hervorrufe. Gegenwärtig wird die louvriersche S. wohl nur noch äußerst selten angewendet, dagegen ist eine kleine S. zu verdienter Anerkennung gelangt. Dieselbe besteht mit manchen Modifikationen im Wesentlichen darin, daß, nachdem der Kranke einige warme Bäder genommen hat, täglich nur eine halbe Drachme grauer Quecksilbersalbe in die Haut eingerieben wird, wobei die Körperstelle jeden Tag gewechselt wird. Jede Einreibung muß 10 — 15 Minuten lang fortgesetzt werden. Das Zimmer braucht nicht wärmer als 14—16° R. zu sein und muß täglich gut gelüftet werden. Dem Wechsel der Leibwäsche steht nichts entgegen. Die Diät der Kranken muß knapp sein, darf aber nicht zu einer förmlichen Hungerkur werden. Sobald sich Spuren des Speichelflusses zeigen, wird die Kur abgebrochen und die Haut durch ein warmes Bad sorgfältig gereinigt. Diese kleine S. hat den großen Vorzug, daß sie dem Kranken so gut wie gar keine Beschwerden macht und fast immer, jedenfalls ebenso sicher als die louvriersche S., zur völligen Beseitigung der syphilitischen Erscheinungen führt, selbst wenn die Krankheit schon lange und fest eingewurzelt war. In der Regel nimmt die Kur 14 Tage bis 3 Wochen in Anspruch, während welcher 12—16 Einreibungen gemacht, also nur 6—8 Drachmen Salbe verbraucht werden. Angezeigt ist die S. bei schweren und besonders veralteten Fällen von Syphilis, dagegen hat man die S. gegen skrophulöse, gichtische und andere Affektionen gegenwärtig gänzlich aufgegeben. Vergl. Syphilis und Speichelfluß.

Schmiermittel, Stoffe, welche zur Verminderung der Reibung von Maschinentheilen angewandt werden und, wenn sie ihren Zweck gut erfüllen, den Kraftverbrauch sehr bedeutend vermindern. Mit Ausnahme des Graphits, der in besonders fein präparirtem Zustande bisweilen zum Schmieren von Chronometern benutzt wird, sind alle S. flüssig oder butterartig und gehören meist zu den Fetten. Sie müssen frei sein von Stoffen, welche die Maschinentheile angreifen, besonders also von Säuren, und dürfen sich außerdem an der Luft nicht verändern. Trocknende Oele sind also ausgeschlossen, und wenn man raffinirte Oele anwenden will, muß man mit großer Sorgfalt für Entfernung der Mineralsäure, aber auch für Abscheidung der durch die Mineralsäure freigemachten Oelsäure sorgen. Von den Oelen verwendet man die leichtflüssigeren für feine Maschinentheile, aber auch die dickflüssigeren sind für solche Lager nicht anwendbar, die sich durch schnelles Umdrehen der Axen erwärmen. Man ersetzt sie daher z. B. bei Tendern und Personenwägen der Eisenbahnen durch eine konsistentere Mischung, die gewöhnlich aus Schweinefett, Talg und etwas Wachs besteht. Von den verschiedenen Oelen scheinen die thierischen (Klauenfett, Wallrathöl) die Metalle weniger anzugreifen wie die vegetabilischen, immer aber bedürfen sie noch besonderer Reinigung, die in der Abscheidung des Stearins durch Kälte des Schleims und der Säure durch blankes Blei geschehen muß. Baumöl und Rüböl werden sehr viel als S. benutzt. Das rohe Rüböl reinigt man am besten durch Erhitzen mit 2 — 3 Procent sehr koncentrirter Kalilauge u. Filtriren, das raffinirte entsäuert man durch heißes Wasser und durch Erwärmen mit angeriebenem Zinkoxyd. Nach vollkommener Klärung durch zweimalige Filtration ist es dann ein treffliches S. für nicht zu stark belastete Axen. Ein Rüböl, welches Bleiseife suspendirt enthält, soll sich auf Eisenbahnen trefflich bewährt haben. Baumwollsamenöl wird ebenfalls als S. gerühmt, aber Erdnußöl scheint unbrauchbar zu sein. Aus Erdöl und Braunkohlentheeröl bereitet man Schmieröle, indem man nach dem Abtreiben der Leuchtöle noch weiter destillirt, bis sich theerige Substanzen im Destillat zeigen. Bisweilen verwendet man aber auch den ganzen Rückstand nach dem Abtreiben der Leuchtöle als S. für schwerere Maschinentheile u. nach dem Zusammenschmelzen mit thierischen Fetten, Palmöl ꝛc. als Wagenschmiere. Für Spindeln der Spinnereien eignet sich das destillirte Schmieröl nicht, weil dieselben bei ihrer schnellen Rotation eine Hitze erzeugen, die hinreicht, um das Oel in ziemlich kurzer Zeit zu verflüchtigen.

Bei dem massenhaften Verbrauch von S.n kommt sehr viel auf möglichste Ersparniß an.

Abgesehen von besonders konstruirten Oelkannen, die ein Verschütten des Oels sicher vermeiden, wendet man mechanische Schmierbüchsen an, welche ohne weiteres Zuthun die Axe mit dem gerade hinreichenden Quantum des S.s beständig versehen sollen. Jaccouds Schmierbüchse besteht aus einem Blechgefäß, welches auf den Lagerdeckel gesetzt wird u. ein 60zähniges Schiebrad enthält, dessen Axe horizontal liegt und auf dessen Fläche einige Stifte mit zwei oder mehren, davon herabhängenden eine Linie dicken Drähten angebracht sind. Durch ein an dem Wellzapfen befindliches Excentricum von Blech wird bei jeder Umdrehung der Welle das Rad mittelst eines aus Draht gemachten Hebels um einen halben Zahn herumgeschoben, so daß die herabhängenden Stifte durch das in der Büchse enthaltene S. gehen und von diesem einen Tropfen mitnehmen, der dann durch ein enges Rohr in das Innere des Zapfenlagers fließt. Eine andere Schmierbüchse besteht aus einem auf den Lagerdeckel zu schraubenden Gefäß zur Aufnahme des Oels. Ein durch den Boden des Gefäßes gehendes senkrechtes Rohr, welches im Lager mündet, reicht andererseits bis zum Spiegel des Oels und ist mit einem Docht gefüllt, der das S. heberartig zur Axe befördert. Die Stärke des Dochts regulirt den Zufluß des Oels. Aehnlich ist Blandins Schmierbüchse, von dessen Boden drei enge Röhrchen ausgehen u. bis zu der zu schmierenden Fläche reichen. Das S. muß eine dem Schweineschmalz ähnliche Konsistenz besitzen, so daß durch die Reibungswärme eine genügende Menge flüssig werden kann. Steigert sich die Reibungswärme, so wird mit dem Bedarf auch der Zufluß des S.s reichlicher.

Girard hat in neuerer Zeit vorgeschlagen, Wasser unter hohem Druck als S. zu benutzen. Indem dasselbe zwischen die auf einander reibenden Metallflächen tritt, hebt es die metallische Berührung auf und die Reibung wird ungemein vermindert. An einem Wasserrade von 300 Kilogramm Gewicht, welches auf zwei gußeisernen Zapfen von 0,15 Meter Durchmesser mittelst der neuen Methode aufgelagert war, haben sich folgende Resultate ergeben. Sobald die Zapfen vollständig mit Wasser benetzt waren, betrug der Widerstand der Reibung 0,5 des übertragenen Gewichts, sobald dieselben dagegen vollständig eingeölt waren, 0,1, und sobald die Wassercirkulation zwischen den reibenden Oberflächen unter hohem Druck Statt fand, nur 0,001. Der Verbrauch an Wasser, welches unter dem Druck von $^3/_4$ Atmosphäre zuströmte, betrug $^1/_8$ Liter per Sekunde.

Schminke, Stoff, mit welchem man die Hautfarbe zu verschönern sucht. Als rothe S. wird vielfach der Farbstoff des Saflors benutzt, welcher in verschiedener Form in den Handel kommt. Man benutzt aber auch eine mit Rosenöl parfümirte Lösung von $^1/_2$ Loth Karmin in 1 Loth Salmiakgeist und $^1/_2$ Quart Rosenwasser, oder in fester Form eine Mischung von 1 Theil Karmin oder Saflorroth mit 4—12 Theilen Talk. Sehr empfehlenswerth ist Veilchenwurzelpulver, da dasselbe vollständig unschädlich ist und auf die Wange eingerieben ein natürliches, lange anhaltendes Roth erzeugt. Beim Gebrauch von weißer S. muß man sich vor Metallpräparaten hüten, obwohl dieselben allerdings das zarteste Weiß geben. Sie sind aber für die Haut schädlich und werden in unreiner (schwefelwasserstoffhaltiger) Luft grau. Das Wismuthweiß (blanc de perle) ist basisches Chlorwismuth und gibt ein sehr schönes Präparat, wenn es nach der Fällung gar nicht getrocknet, sondern in Rosenwasser vertheilt wird. Man vermischt es häufig mit sehr feinem Talk, mit Stärkmehl, Bleiweiß, Zinkweiß. Die unschuldigste weiße S. ist reiner Talk, feinstes Stärkmehl und feine Schlämmkreide.

Schminkpflästerchen, Färbeläppchen, welche aus der Levante und von Venedig unter dem Namen Pezzetta da tingere in den Handel kommen und zum Schminken gebraucht werden; dann Pflästerchen von schwarzem Taffet, die auf der einen Seite mit Gummi bestrichen und, in allerhand Formen ausgeschnitten, in das Gesicht geklebt wurden, um die Gesichtsfarbe zu erhöhen. Diese ursprünglich persische und arabische Mode kam mit den Kreuzzügen nach Europa und erhielt sich bis zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Schmirgel, s. v. a. Smirgel, s. Korund.

Schmirgelfeilen, s. v. a. Mineralfeilen.

Schmirgelpapier, starkes Papier, welches auf der einen Seite dicht und gleichmäßig mit einer ganz dünnen Lage fest daran haftenden Schmirgelpulvers bedeckt ist. Um es zu verfertigen, bestreicht man das Papier mit heißem Leimwasser, siebt den Schmirgel darauf, drückt ihn durch eine hölzerne Walze fest, schüttelt das nicht angeklebte Pulver fort, läßt trocknen und preßt. Sehr feinen Schmirgel vermischt man mit dem Leimwasser zu einem Brei und trägt denselben mittelst eines Pinsels dünn auf. In ähnlicher Weise wird Schmirgelkattun (Schmirgelleinwand) angefertigt, welcher gegen das Papier den Vorzug hat, daß er nicht so leicht bricht und reißt. Man benutzt das S. zum Schleifen von Messing u. Argentan und zum Abreiben der Rostflecke von Eisen und Stahl. Für Holz verfertigt man auf gleiche Weise Glas- und Sandpapier und für Metalle statt des S.s auch Feuersteinpapier, welches wegen der Härte des Feuersteins und der Schärfe der Bruchstückchen sehr energisch angreift.

Schmitson, Teutwart, berühmter Thiermaler, geboren den 28. April 1830 in Frankfurt a. M., Sohn des Militärschriftstellers und österreichischen Oberlieutenants S., widmete sich mehre Jahre daselbst architektonischen Studien, dann als Autodidakt der Malerei und machte sich zuerst 1854 durch das Bild eines pflügenden Bauers vortheilhaft bekannt. Er begab sich hierauf nach Düsseldorf, wo er eine Werkstätte für Schüler eröffnete, 1856 nach Karlsruhe, wo er mehre größere Schilderungen des ungarischen Roßhirtenlebens lieferte, und dann nach Berlin, wo aus seinem Atelier zahllose Stücke, namentlich Pferdestücke, hervorgingen, doch † er schon 1863. Seine Arbeiten tragen sämmtlich den Stempel der Originalität. S. war Realist, doch legte er weniger Werth auf äußerliche Wahrheit als auf Koncentrirung eines Natureindrucks und Darstellung desselben mit Hinweglassung zufälliger Nebendinge.

Schmitt, Aloys, ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist für sein Instrument, geboren 1789 zu Erlenbach a. M., lernte unter André in Offenbach die Tonsetzkunst und ließ sich dann als Musiklehrer zu Frankfurt a. M. nieder. Nachdem er von da aus einige Kunstreisen gemacht hatte, folgte er einem Ruf als Hoforganist nach Hannover, gab aber diese Stelle bald wieder auf, um in Frankfurt unabhängig als Komponist und Virtuos zu leben. Seine zahlreichen Kompositionen verbinden Gediegenheit mit moderner Leichtigkeit. Als die bedeutendsten derselben sind die Koncerte und Etuden zu betrachten; doch zeichnen sich auch seine Quartette u. anderen Orchesterkompositionen durch ungesuchte Eigenthümlichkeit, Feuer, schöne Melodien und gewandte Harmonisirung aus. Unter seinen größeren Kompositionen sind das Oratorium „Moses“ und die Opern „Der Doppelprozeß“ und „Das Opferfest“ zu nennen. Sowohl sein Sohn Georg Aloys S., geboren 1828, seit 1856 Hofkapellmeister in Schwerin, als auch sein Bruder Jakob S., geboren den 2. Nov. 1803, † im Juni 1853 als Musiklehrer zu Hamburg, haben sich als Komponisten bekannt gemacht, letzterer durch zahlreiche Rondo's, Variationen, Sonaten ꝛc., darunter auch eine Oper „Alfred der Große“.

Schmitthenner, Friedrich Jakob, deutscher Sprachforscher, Politiker und Geschichtschreiber, geboren den 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstenthum Wied, widmete sich, auf dem Gymnasium zu Idstein vorbereitet, zu Marburg und Gießen dem Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie, ward dann Pfarrer, bald hierauf Prorektor an dem Pädagogium zu Dillenburg, 1827 Direktor des Schullehrerseminars in Idstein und 1828 Professor der Staatswissenschaft und Geschichte in Gießen. Nachdem er von 1832—35 als Mitglied des Oberstudien- und Oberschulraths zu Darmstadt fungirt, trat er wieder in seinen akademischen Wirkungskreis zurück. Er † den 19. Juni 1850 in Gießen. Unter seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: „Deutsche Grammatik für Schulen“ (4. Aufl., Kassel 1837); „Ursprachlehre“ (Frankfurt 1827); „Teutonia oder ausführliche deutsche Sprachlehre“ (das. 1828) und „Kurzes deutsches Wörterbuch“ (3. Aufl., umgearbeitet von Weigand, Gießen 1853—56); von seinen übrigen Werken, die tiefe philosophische Studien bekunden: „Grundriß der politischen und historischen Wissenschaften“ (Gießen 1830—32, 3 Bde.); „Ueber den Charakter und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft“ (das. 1832) und „Zwölf Bücher vom Staate“ (Bd. 1, das. 1839).

Schmöger (v. holländ. smoken, rauchen), altes vergelbtes Buch, mit dem Nebensinn der Unbrauchbarkeit.

Schmölln, Stadt im sachsen-altenburgischen Ostkreis, an der Sprotte und der gößnitz-geraer Eisenbahn, Sitz eines Gerichtsamts, hat eine Bürgerschule, Gewerb- und Weberschule, Weberei, Tuch- und Wollzeuchmanufaktur, Garnfärberei, Dosen-, Cigarren- und Knopffabrikation, Bierbrauerei und 4500 Einw. S. war im Mittelalter der Sitz eines Grafen in Pleißen und eines Klosters, welches später nach Pforta verlegt wurde.

Schmölnitz (Szomolnok), deutsche Bergstadt im ungarischen Komitat Zips, in einem engen, aber schönen Thale, Sitz einer k. k. Berg-, Forst- und Güterdirektion, eines Hauptprobiramts, einer Berg- und Hüttenverwaltung, mit Hauptschule, vielen Hüttenwerken, ergiebigem Bergbau auf Kupfer, Silber, Eisenstein und Antimon, einer Handlungsschmiede, einem Zeughammer ꝛc. und 3015 Einw., meist Deutschen.

Schmolke (Schmock), Benjamin, geistlicher Liederdichter, geboren am 21. Dec. 1672 zu Brauchitschdorf bei Leignitz, studirte zu Leipzig Theologie, ward 1702 Diakonus zu Schweidnitz, 1714 Oberprediger und Inspektor der Kirchen und Schulen daselbst und † am 12. Februar 1737. S. verfällt als Dichter oft ins Spielende. Doch sind manche seiner 1188 Lieder (gesammelt Tüb. 1740—44, 2 Bde.; Auswahl von Grote, 2. Aufl., Lpz. 1860), z. B. „Was Gott thut, das ist wohlgethan ꝛc.“, „Wie sollt ich meinen Gott nicht lieben ꝛc.“, in die neuen Gesangbücher übergegangen. Sein „Kommunionbuch“ und „Morgen- und Abendsegen“ wurden oft herausgegeben. Vgl. Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwald und B. S., Bresl. 1833.

Schmollis (angeblich von sis mollis, sei mir freundlich), Trinkgruß bei Studentenkommersen. Schmollistrinken (Schmolliren), s. v. a. Brüderschaft trinken.

Schmücke, Höhenzug in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, nördlich von Kölleda, bis 1150 Fuß hoch.

Schmuggelhandel (Schleichhandel, Paschhandel), derjenige Verkehr, durch welchen Waaren mit Umgehung der darauf ruhenden Zoll- oder Konsumtionsabgaben aus der Hand des Verkäufers in die Hände der Käufer gelangen. Am gewöhnlichsten und wichtigsten ist der S., der zum Zweck hat, mit Umgehung der Zollgesetze des Staats ausländische Waaren über die Grenze zu schaffen und dadurch der Verzollung zu entziehen. Die Handelshäuser des Auslandes, welche solche Waaren versenden, laufen keine Gefahr, da sie den Gesetzen ihres Landes nicht zuwider handeln, und es kann ihnen nur im ungünstigen Falle, wenn die Schmuggler erwischt werden, der Verlust der Waaren bevorstehen; da aber gewöhnlich der große Gewinn, der an den glücklich durchgebrachten Gütern gemacht wird, diesen Verlust überträgt, so ist es nichts Seltenes, daß förmliche Versicherungsgeschäfte errichtet werden, welche denselben ersetzen. Die Abnehmer eingeschmuggelter Waaren laufen ebenfalls im Verhältniß wenig oder keine Gefahr, da sie sich gar nicht darum zu kümmern haben, wie und wann eine Waare, die sie suchen, in das Land gebracht sei. Aber die Menschen, die sich zum Ueberschmuggeln der Waaren hergeben, sind allen Schrecken eines Krieges mit den Zollwächtern und mit dem Gesetze preis gegeben, und in Folge davon bildet sich in ihnen die gefährliche Disposition aus, die Menschen eigen zu sein pflegt, welche sich einen Kampf mit dem Gesetze, oder überhaupt ein Geschäft zum Beruf gemacht haben, in Folge dessen sie dem Gesetze verfallen können. Der S. verkürzt die Einnahme des Staats und vereitelt die nationalökonomischen Zwecke seiner Abgaben-

gesetze. Er nährt in Allen, die auch nur entfernt an ihm Theil nehmen, eine gewisse Indifferenz, selbst eine Art kriegerischer Stimmung gegen die Gesetze des Staats. Er erzieht eine ganze Klasse von Menschen, die auf ein gefährliches und unmoralisches, auch in seinen Mitteln zu tausend Ränken und oft zu Gewaltthaten führendes Gewerbe angewiesen sind und nicht selten ihren Haß gegen diese Gesetze auch auf andere und von dem fremden Staate auf den eigenen übertragen. Der S. macht endlich auch einen großen Aufwand in Betreff der Grenzbewachung und Kontrole nöthig, veranlaßt die unproduktive Beschäftigung zahlreicher Beamten und Zollwächter, gewöhnt diese selbst an manche Verstellung und Härte und macht oft auf beiden Seiten viele Menschen unglücklich, die zu Besserem fähig waren. Das einzige Mittel zu seiner Verdrängung ist: die Zölle so niedrig zu stellen, daß in ihrer Hinterziehung nie so viel gewonnen werden kann, um die mit derselben verbundenen Gefahren und Verluste übersehen zu lassen. Je höher die Zölle sind, mit welchen die Ein- und Ausfuhr belastet ist, je drückendere Formalitäten die Zollgesetze vorschreiben, um so größer wird auch der Reiz zur Ausübung dieses gemeinschädlichen, besonders auf die Bewohner der Grenzdistrikte demoralisirend einwirkenden Gewerbes sein.

Schmutzer, Jakob Matthias, ausgezeichneter Kupferstecher, geboren 1733 zu Wien, widmete sich der Kupferstechkunst und arbeitete in der Folge lediglich mit dem Grabeisen. Mit kaiserlicher Pension begab er sich 1762 nach Paris, um sich unter Wille weiter auszubilden, und galt bald als das Haupt der wille'schen Schule. Er stach in Paris unter Anderem das Bildniß des Fürsten Kaunitz und drei Blätter: le goûté Flamand, nach Tilburg, die Savoyardin mit dem Knaben, nach Greuze, und dessen Kesselflicker, nach Kraus. Im Jahre 1766 wurde er als Hofkupferstecher nach Wien zurückberufen und bald danach zum akademischen Rath ernannt; 1771 erhielt er die Stelle eines Oberdirektors aller erbländischen Normalzeichenschulen und wirkte als solcher auf die Kunstindustrie sehr förderlich. Er † zu Wien 1813. Seine Hauptwerke sind seine Blätter nach Rubens, namentlich sein Mucius Scävola, sein heiliger Ambrosius, dem Theodosius den Zutritt zur Kirche verwehrend, die Geburt der Venus und Neptun und Thetis. Nicht minder ausgezeichnet sind mehre Bildnisse Maria Theresia's u. a.

Schmutzflechte (rupia, rhypia), Hautausschlag, welcher mit der Bildung von Blasen auf der gerötheten Haut beginnt. Der Inhalt der Blasen wird eiterig, oft auch blutig und vertrocknet nach einiger Zeit zu einem Schorf. Durch neue Ausschwitzungen in die Tiefe wird der gebildete Schorf dicker, während an seinem Umfang der Blasenrand um sich greift und durch weitere Eintrocknung des Blaseninhalts der Schorf in die Fläche wächst. In den meisten, aber nicht in allen Fällen ist die S. eine Theilerscheinung und Symptom der konstitutionellen Syphilis. Die Ursachen der nicht syphilitischen S. sind dunkel, der Ausschlag kommt aber am häufigsten bei herabgekommenen und kachektischen Individuen vor. Der gewöhnliche Sitz der nicht syphilitischen S. ist an den Extremitäten, wo die einzelnen Blasen und Borken isolirt stehen. Nach Entfernung der Borken hat man eine exkoriirte Stelle oder auch ein tiefes Geschwür vor sich, welches sich bald von Neuem mit einer Borke bedeckt. Zuweilen kommt es bei der S. nicht zur Verschwärung, sondern zur brandigen Zerstörung des Grundes der Blasen; der Inhalt der Blasen ist dann mißfarbig und schwärzlich. Unter den Blasen oder unter den Schorfen findet man die Lederhaut zerstört und in ein jauchiges, mit nekrotischen Gewebsresten bedecktes, schwer heilendes Geschwür verwandelt. Während die einfache S. gewöhnlich mit Genesung endigt und mit Hinterlassung einer flachen, oft pigmentirten Narbe heilt, kann die brandige S. durch Erschöpfung zum Tode führen oder das Ende der ohnehin erschöpften Kranken beschleunigen. Bei der Behandlung der S. ist die Besserung der Körperkonstitution, der Ernährung rc. die Hauptsache, ohne diese ist auch die örtliche Behandlung gewöhnlich erfolglos. Zur Unterstützung der Heilung kann man die Borken abweichen und die kranke Hautstelle mit feuchtwarmen Umschlägen bedecken. Die zurückbleibenden Geschwüre erfordern eine reizende Behandlung, namentlich wiederholtes Touchiren mit Höllenstein. Die syphilitische S. ist durch ihr Aussehen nicht von der gewöhnlichen S. zu unterscheiden, während aber die letztere nur an den Extremitäten vorkommt, tritt die syphilitische S. auch an anderen Körperstellen auf. Die syphilitische S. erfordert eine allgemeine antisyphilitische Behandlung und verschwindet vorzugsweise auf den Gebrauch des Quecksilbers.

Schnaase, Karl, namhafter Kunstschriftsteller, geboren am 7. September 1798 zu Danzig, studirte zu Heidelberg die Rechte und folgte Hegel, von dessen Vorlesungen er sich besonders angezogen fühlte, nach Berlin, unternahm, nachdem er 1819—25 zu Königsberg in verschiedenen Stellungen thätig gewesen war, eine Reise nach Italien und erhielt hier ein bleibendes Interesse für die Kunstgeschichte eingeflößt. Familienrücksichten hielten ihn indeß ab, sich derselben ganz zu widmen. Nach Preußen zurückgekehrt, wurde er 1826 zum Assessor in Königsberg, 1829 zum Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann zum Prokurator am Landgerichte zu Düsseldorf und 1848 zum Obertribunalrath in Berlin ernannt. Schon seine „Niederländischen Briefe" (Stuttgart 1834), eine Reisefrucht, bekunden ein gründliches Studium der Kunst und seinen historischen Sinn; sein Hauptwerk, in dem er sich die historisch-philosophische Begründung der verschiedenen Style vorsetzte, ist aber die „Geschichte der bildenden Künste" (Bd. 1—6, Düsseld. 1843—61). Sonst schrieb er eine ausgezeichnete Einleitung zu Schwanthalers „Kreuzzug Friedrichs des Rothbarts". Auch lieferte er gediegene Aufsätze ins „Deutsche Kunstblatt" und bethätigte sein Interesse an der Kunst als Präsident des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staat.

Schnabelthiere (Monotremata, Kloakenthiere), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Zahnarmen, charakterisirt durch die schnabelartig verlängerten Kiefern mit Nasenlöchern an der Spitze und kleiner, einer Saugröhre ähnlicher

Oeffnung, die fehlenden Zähne u. äußeren Ohren, die 5zehigen Füße und die zum Ausgang für den Koth und Urin zugleich dienende Kloake, umfaßt bloß in Neuholland und auf den benachbarten Inseln vorkommende Thiere, unter denen das Wasserschnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus *Blbch.*) das bekannteste ist. Der 18—20 Zoll lange Körper desselben ist platt gedrückt und ähnelt in mancher Beziehung dem des Bibers. Der Kopf ist ziemlich flach, klein und durch einen breiten Entenschnabel ausgezeichnet. Beide in ihrer ganzen Ausdehnung von einer hornigen Haut umgebene Kinnladen sind mit 4 Hornzähnen versehen; die Nasenlöcher liegen in der Oberfläche des Schnabels, nahe an dessen Ende. Die kleinen, hellbraunen Augen sind hoch am Kopfe, die verschließbaren Ohröffnungen nahe am äußeren Augenwinkel befindlich. Die Beine sind sehr kurz, die Füße 5zehig und mit einer Schwimmhaut versehen, welche an den sowohl zum Graben, als zum Schwimmen geeigneten Vorderfüßen etwas über die Krallen hinausgeht, sich aber beim Graben zurückschiebt. Die kurzen Hinterfüße sind nach hinten gerichtet und mit einer nur bis an die Zehenwurzel reichenden Schwimmhaut, aber mit längeren und schärferen Nägeln als die Vorderfüße ausgerüstet. Die Männchen haben an den Hinterbeinen etwas über den Klauen einen gekrümmten, beweglichen, vielleicht bei der Begattung dienenden Sporn, in welchen eine Drüse mündet, welche man früher für Gift absondernd hielt, was aber neuere Untersuchungen nicht bestätigt haben. Der Schwanz ist platt, breit und am Ende mit langen Haaren plötzlich abgestutzt. Der Pelz besteht aus dichten groben Grannhaaren von dunkelbrauner Färbung mit silberweißer Schattirung und darunter liegendem graulichen weichen Wollhaar. An der unteren Seite ist die Farbe des Pelzes rostgelblich, an den Seiten des Körpers und dem Vorderhalse rosträthlich, an den Füßen braunroth. Der Schnabel ist oben und hinten schmutzig grauschwarz, mit zahlreichen lichteren Punkten, vorn fleischfarben oder blaßroth. Das Weibchen bringt lebendige Junge zur Welt, doch sind dieselben sehr klein, unbehaart und unvollkommen entwickelt und müssen lange Zeit durch Säugen ernährt werden, da ihnen der Schnabel erst später wächst. Diese S. sind scheue Thiere, welche sowohl im Wasser, als auf dem Lande leben, wie Maulwürfe wühlen und sich an den Flußufern lange und verzweigte Gänge graben mit einem geräumigen, aus Wasserpflanzen bereiteten Neste am Ende und einem Eingang über und einem unter dem Wasserspiegel. Sie tauchen und schwimmen geschickt und nähren sich von Mollusken und Wasserinsekten, welche sie gleich den Enten mit ihrem Schnabel im Schlamm aufsuchen. Lebendig hat man noch keins nach Europa gebracht, wo man erst 1798 Kunde von ihnen bekam. Einer anderen Gattung gehört das Landschnabelthier (Echidna hystrix *Home*, Echidna aculeatus *Schrb.*, Ameisenigel) an, dessen gedrungener, schwerfälliger Körper mit Stacheln bedeckt ist und dessen Schnauze sich in einen langen, walzen- oder röhrenförmigen, oben gewölbten, unten flachen Rüssel verlängert, an dessen abgestumpftem Ende sich die kleine, enge Mundspalte befindet. Die kleinen Augen liegen tief an den Seiten des Kopfes und sind, wie die der Vögel, weder mit Lidern, noch mit einer Nickhaut versehen. Aeußere Ohrmuscheln fehlen ganz; der Gehörgang liegt weit hinten am Kopfe. Die Gliedmaßen sind verhältnißmäßig kurz, dick, plump, gleichlang, 5zehig. Der Schwanz ist stummelartig und äußerlich nur durch die längeren Stacheln, mit denen er besetzt ist, bemerkbar. Die Zunge kann 2—3 Zoll weit über die Kiefern hervorgestreckt werden und ist an der Wurzel mit kleinen, spitzen, rückwärts gerichteten stachelartigen Warzen bedeckt. Von Zähnen ist keine Spur vorhanden; wohl aber stehen im Gaumen sieben Querreihen kleiner, derber, spitzer, rückwärts gerichteter hornartiger Stacheln, welche den Warzen der Zunge entsprechen und die Stelle der Zähne vertreten. Die Körperlänge des ausgewachsenen Thieres beträgt $1\frac{1}{2}$ Fuß, wovon nur $\frac{1}{2}$ Zoll auf den Schwanz kommt, die Höhe am Widerrist $\frac{1}{2}$ Fuß. Auch diese mit großen Krallen zum Graben ausgerüsteten Thiere leben in Australien in Erdlöchern, von Insekten, namentlich Ameisen, welche sie mit ihrer klebrigen Zunge auflecken. Sie rollen sich zum Schlafen, oder wenn sie von Feinden bedroht werden, wie die Igel zusammen. Die Familie der S. zeigt in sofern Abweichungen im Bau des Skelets, als das Becken, wie bei den Beutelthieren, mit Beutelknochen versehen ist und doppelte Schlüsselbeine (das vordere eine Gabel, das untere ein Hakenschlüsselbein wie bei den Vögeln) vorhanden sind.

Schnackenburg, Städtchen im hannöverischen Landdrosteibezirk Lüneburg, Amt Gartow, an der Elbe, die hier den Alandgraben aufnimmt, mit starker Messingwaarenfabrikation, lebhafter Schifffahrt und 761 Einw.

Schnaderhüpfel (im Volksmunde gewöhnlich Schnadahüpfeln), eigenthümliche Art Improvisation der Bewohner der bayerischen, tyroler und steierischen Alpen. Die S.n sind epigrammenartig, bestehen immer aus Einer Strophe und werden nach einer bestimmten, doch mannichfach modificirten Melodie gesungen, wobei eine Person oder ein Theil der Gesellschaft die eine improvisirte Strophe singt und der andere Theil oder eine andere Person darauf antwortet und gewöhnlich mit Jodeln geschlossen wird. Franz von Kobell hat eine ganze Sammlung solcher S.n veröffentlicht.

Schnaken, s. Mücken.

Schnapphahn, ein Parteigänger im Kriege, der widerrechtlich auf Beute ausgeht; s. v. a. Straßenräuber; in Niedersachsen s. v. a. Gerichtsdiener oder Bettelvogt.

Schnarchen, jenes bekannte Geräusch, welches die Athmungsbewegungen Schlafender begleitet, entsteht dadurch, daß der Athmungsluftstrom das Gaumensegel in Schwingungen versetzt, was um so leichter geschieht, je länger das Zäpfchen an und für sich ist. Schnarchendes Athmen tritt daher krankhafter Weise und zuweilen plötzlich ein, wenn das Gaumensegel gelähmt wurde, wie z. B. nach einem Schlaganfall, bei Kopfverletzungen mit Hirndruck, wo es mit Bewußtlosigkeit verbunden und ein sehr schlechtes Zeichen zu sein pflegt.

Schnarre (Crex *Bechst.*), Vögelgattung aus

der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Wasser- oder Sumpfhühner, charakterisirt durch den dünnen, etwas gebogenen Schnabel, welcher etwas länger als der Kopf ist, und durch die Hinterzehe von $^1/_4$ Lauflänge. Hierher gehört nur Eine europäische Art, der Wachtelkönig (C. pratensis *Becht.*, Rallus crex *L.*, Wiesenknarre). Dieser 10 Zoll große Vogel ist oben schwarzbraun, mit braungelblich geränderten Federn; die Schwingen und oberen Flügeldeckfedern sind braunroth; der Bauch ist weißlichgelb, seitlich rothbraun gebändert, der Vorderhals aschgrau. Er hält sich auf Getreidefeldern und nassen Wiesen auf, wo er sich von Insekten und Sämereien nährt, aber auch gern junge Vögel würgt, kommt im Mai mit den Wachteln aus Süden zu uns und zieht mit ihnen wieder fort. Deshalb und weil sein Gefieder ähnlich wie das der etwas kleineren Wachteln gefärbt ist, heißt er Wachtelkönig. Da er sich im Gras und Getreide sehr geschickt zu verbergen weiß, so bekommt man ihn selten zu Gesicht; desto öfter und anhaltender läßt er des Nachts seine häßlich schnarrende Stimme hören. Sein Fleisch soll schmackhaft sein.

Schnarrwerk (auch Rohr- oder Zungenwerk), Name derjenigen Orgelstimmen, bei denen im unteren Theile der Pfeifen ein Mundstück von der Form eines Gänseschnabels in ein rundes Loch eingesetzt und mit einem dünnen messingenen Blatte bedeckt wird, wovon der Ton etwas Schnarrendes annimmt. Zu dem S. gehören auch die Trompeten- u. Posaunenregister, Fagott, Oboe ꝛc.

Schnecken (Gasteropoda, Bauchfüßer, Cephalophora, Kopfweichthiere), die zahlreichste Ordnung der Weichthiere oder Mollusken, unterscheidet sich von der Ordnung der Muschelthiere (s. d.) hauptsächlich durch das Vorhandensein eines von dem übrigen Körper mehr oder minder getrennten, deutlichen Kopfes, der nur den minder entwickelten Anfängen fehlt, und durch eine einfache Schale (im Gegensatze zur zweiklappigen der Muschelthiere), das sogenannte Schneckenhaus, welches von flacher Deckelgestalt an die mannichfaltigsten Formen gewundener Röhren durchläuft, bei einigen aber im Zustande vollkommener Entwickelung fehlt, während es im Larvenzustande vorhanden war. Als weitere charakteristische Merkmale der S. führt K. Vogt folgende auf: Die Haut der S. ist meist derb, lederartig und mit einer schlüpfrigen Oberhaut überzogen, welche vornehmlich an den zur Bewegung dienenden Stellen mit Wimperhaaren besetzt ist. Eine Ausnahme hiervon machen nur einige im Meere lebende S., welche eine durchsichtige, keinen Schleim absondernde Haut besitzen. Bei der großen Mehrzahl bildet die Haut im Nacken eine Falte, welche beim Zurückziehen des Körpers sich kapuzenartig über den Kopf vorschiebt und vor demselben schließt. In der durch die Kapuze gebildeten Höhlung sind meist die Athemorgane, sowie die Oeffnungen der Fortpflanzungswerkzeuge u. des Verdauungsapparats enthalten. Diese Hautfalte, welche, weil sich die Schnecke in dieselbe zurückziehen kann, nicht unpassend als Mantel bezeichnet zu werden pflegt, besonders aber der wulstige Rand derselben, der sogenannte Mantelsaum, ist es, woraus sich die erwähnte Kalkschale absondert, und zwar geschieht dies mittelst zahlreicher, kurzer Drüsenschläuche, in deren Zellen sich der zum Weiterbau der Schale das Material liefernde feinkörnige Kalkniederschlag bildet. Der der äußeren Mündung der Schale fest anliegende Mantelrand setzt eine zähe, hornartig verhärtende Substanz blättchenweise ab, die, indem sie mehr und mehr Kalktheilchen in sich aufnimmt, nach und nach fester wird und so immer neue Schalenschichten bildet. Der feine, durchsichtige, hornartig biegsame Vorstoß, welchen man im Sommer am Gehäuse der Gartenschnecke bemerkt, ist die in der Bildung begriffene Schalenlamelle. Die Streifen, Wülste und furchenartigen Vertiefungen, welche die Gehäuse oft zeigen, rühren von dem nicht gleichmäßig, sondern periodisch, zu Zeiten rascher vor sich gehenden, dann wieder unterbrochenen Wachsthum her. In sofern aber die Schneckenschalen nur aus einer einzigen Lamellenschicht bestehen, ist ihre Struktur weit einfacher als die der Muschelschalen. Durch die sehr verschiedenartigen Faltungen jener Schicht wird der eigenthümliche Perlmutterglanz der Gehäuse hervorgebracht, und außerdem lagern sich noch Farbstoffe darin ab, welche, in regelmäßigen Streifen und Flecken vertheilt, mit dem Wachsthum der Schalen in Beziehung stehen. Durch Faltungen des Mantelsaums entstehen oft Biegungen, die zu eigenthümlichen Auswüchsen, Spitzen, Hörnern, Wülsten ꝛc., Veranlassung geben, welche, da sie konstant sind, wichtige Unterscheidungsmerkmale für die einzelnen Gattungen und Arten darbieten. Fast alle S. verlassen das Ei mit einer dünnen, napfförmigen Schale umkleidet; da diese an der spiralförmigen Drehung, welcher der Körper beim Wachsthum unterliegt, Theil nimmt, so zeigt die Schale in der Regel spiralförmige Windungen, die sich, je größer das Thier wird, immer mehr erweitern, so daß die letzte Windung oft so umfangreich ist, daß sie die vorhergehenden fast ganz verdeckt und einschließt. Erfolgt diese Windung der Schalenröhre in derselben Ebene, so nimmt das Gehäuse eine flache Form an, die in der Mitte die ursprüngliche, aus dem Ei mitgebrachte Schale als Anfangspunkt der Drehung erkennen läßt. Die häufig in Bächen vorkommenden Tellerschnecken (Planorbis) zeigen diese Form. In den meisten Fällen aber ist die Spirale um eine Axe in die Höhe gewunden, so daß eine wirkliche Schnecken- oder Schraubenlinie entsteht und das Gehäuse eine kreisel-, thurm-, spindel- ꝛc. förmige Gestalt annimmt. Die im Innern des Gewindes durchgehende Axe nennt man Spindel (columella), die z. B. bei der Weinbergschnecke beim Zerbrechen der Schale als Säule erscheint, um die sich die Windungen herumziehen. Oft ist diese Spindel im Innern hohl und mündet nach außen, wodurch ein sogenannter Nabel (umbilicus) entsteht. Die Oeffnung, durch welche die Schnecke aus der Schale hervorschaut, heißt Mündung oder Mundöffnung (apertura), an welcher sich stets 2 Ränder unterscheiden lassen, ein äußerer oder Lippenrand (labrum) an der konvexen Seite der Schale und ein innerer oder Spindelrand (labium), welcher der Axe zugewendet ist. Beide Ränder sind meist scharf von einander getrennt, indem

die Oeffnung mehr oder minder länglich oder selbst spaltenartig erscheint, wie bei den Kegel- oder Porzellanschnecken. Gehäuse dieser Art hat man eingerollte Schalen genannt. Manchmal aber verschmelzen beide Ränder vollständig zu einer fast runden Oeffnung, in welchem Fall man von einem ganzen Mundsaum (peristomium) spricht, wie bei den Kreiselschnecken. Bei anderen S. ist der Mundsaum und namentlich der äußere Lippenrand schwielig, verdickt, mit Falten und Vorsprüngen versehen, welche dann beim periodischen Weiterwachsen als Leisten, Vorsprünge oder Wülste auf der Schale zurückbleiben. Behufs der Bestimmung der Richtung, in welcher sich eine Schnecke windet, stellt man sich die Schale in der Weise gelagert vor, wie sie die Schnecke auf dem Rücken trägt, mit der Mündung nach unten und der Spitze nach oben. Bei den links gewundenen S. liegt dann der Lippenrand links, der Spindelrand rechts, und das Gehäuse ist auf die rechte Seite geneigt; bei den rechtsgewundenen dagegen liegt der Lippenrand rechts, der Spindelrand links und das Gehäuse neigt sich auf die linke Seite. Jede Schnecke zeigt aber eine ihr eigenthümliche Richtung der Windungen, welche als normal zu betrachten ist. Hauptbewegungsorgan ist eine fleischige Sohle, der auf der Bauchseite der Schnecke angebrachte Fuß, mittelst dessen sie nicht nur am Erdboden hingleitet, sondern auch auf dem Wasser schwimmt. Auch saugt sie sich mit der ausgehöhlten Unterfläche dieses Fußes an Felsen 2c. fest an, was namentlich von den Arten mit napfförmigen Schalen gilt. Dann verschließt auch die Schnecke beim Zurückziehen ins Gehäuse die Mündung desselben mit dem Fuße, zu welchem Zweck dieser am hinteren Ende oft mit einem besonderen, in die Oeffnung passenden Deckel (operculum) versehen ist. Derselbe ist bald von horniger, bald von kalkiger Beschaffenheit und stets aus koncentrischen Schichten gebildet, welche manchmal selbst eine spiralige Anordnung zeigen. Von diesem permanenten Deckel ist aber der aus unregelmäßig geformter Kalkmasse bestehende Deckel, womit unsere Landschnecken im Winter das Gehäuse schließen und der bei Beginn des Frühlings von ihnen wieder abgestoßen wird, wohl zu unterscheiden. Gestalt und Ausbildung des Fußes sind übrigens sehr verschieden und dienen daher als Unterscheidungszeichen. Sinnesorgane sind bei den meisten S. vorhanden. Besondere Taster oder Fühler sitzen bei fast allen am Kopfe und können nach Willkür hervorgestreckt und eingezogen werden. Meist findet sich nur Ein Paar solcher Fühler vor, nur wenige, worunter unsere Landschnecken, haben 2 Paare. Außer ihnen dienen öfters noch besondere Mundlappen und weiche Lippen den S. zum Tasten. Augen sind fast bei allen vorhanden, und zwar meist nur 2, die entweder im Nacken oder an verschiedenen Stellen der Fühler, bald am Grunde, wie bei unseren Teichschnecken, bald in der halben Länge, bald auch am vorderen Ende, wie bei unseren Gartenschnecken, sitzen. Auch Gehörorgane kommen allen S. zu, und zwar sind dieselben unmittelbar auf dem Gehirn befindlich und nur durch einen kurzen Gehörnerven mit dem Gehirn verbunden. Die meisten S. haben 2 seitliche Kiefer oder einen mittleren, in die Decke der Mundöffnung eingesenkten; der starke fleischige Schlundkopf liegt meist unmittelbar hinter der Mundöffnung und ist oft an einem mehr oder minder weit hervorstreckbaren Rüssel angebracht. Die seitlichen Kiefer sind mit Hornplatten oder mit scharfen, aus Kieselerde bestehenden Leisten ausgekleidete Wülste und wirken horizontal gegen einander. Die Zunge besteht meist aus einer rinnenförmigen, sehr beweglichen, mit langen Muskeln versehenen Hautleiste, welche, oft von bedeutender Länge, in einer besonderen Tasche vor und neben dem Schlundkopfe eingerollt liegt und als Greif- und Schöpforgan zum Fassen und Zermalmen der Beute dient, zu welchem Zweck sie mit zahnartigen Bildungen versehen ist. Die meisten S. nähren sich von animalischen Stoffen, wenige von Vegetabilien. Die meisten sind nächtliche Thiere, welche den Tag über still sitzen und nur des Nachts ihrem Raube nachgehen. Der Darmkanal ist meist von sehr einfacher Bildung: eine mehr oder minder lange Speiseröhre, die meist mit Längsfalten ausgekleidet ist, führt in einen gewöhnlich dünnwandigen Magen, von dem aus sich ein ebenfalls dünnwandiger Darm durch die Eingeweide windet und sich meist an der rechten Seite des Körpers in der Nähe der Athemwerkzeuge öffnet. Eine Leber, Kiemen oder Lungen als Athemorgane und ein Herz sind bei allen S. vorhanden, ebenso ein geregelter Blutkreislauf, der aber meist durch wandungslose Kanäle hindurchgeht, so daß die Eingeweidehöhle in denselben mit eingeschlossen ist. Das Blut ist farblos, opalisirend und kaum gerinnend. Die meisten S. sind getrennten Geschlechts, manche aber auch, wie namentlich unsere Landschnecken, Zwitter in der Weise, daß sich bei einem und demselben Individuum vollständige männliche und weibliche Geschlechtsorgane vorfinden und gegenseitige Befruchtung zweier Individuen Statt findet.

Die Ordnung der S. zerfällt in 4 Familien. Die erste Familie umfaßt die Lungenschnecken (Pulmonata), welche durch Lungen, einen gefäßreichen, an der Rückenseite liegenden Sack, selten auch zugleich durch Kiemen athmen und in einem dünnen Gehäuse leben, dessen nur wenige Arten entbehren. Hierher gehören die stets einschaligen, schraubenartig gewundenen u. meist ungedeckelten Landschnecken, sowie die bei uns einheimischen Landnacktschnecken und fast alle Süßwasserschnecken. Alle sind Zwitter und nähren sich von Vegetabilien. Hierher gehören außer den schädlichen Ackerschnecken (s. d.) folgende bekanntere Schneckenarten: Die große Wald- oder Wegschnecke (Arion empiricorum *Fer.*), schwarz, zuweilen mit rothgelbem Rande, oder rothgelb, an der Oberseite unterbrochen gerunzelt, 5 Zoll lang, häufig in Wäldern und Gärten, gibt eine kräftige Fleischbrühe und Gallerte, welche man früher für heilsam gegen Schwindsucht hielt, wird von den Fuhrleuten als Wagenschmiere benutzt. Die große Weinbergschnecke (Helix pomatia *L.*) hat ein kugeliges, bedeckt durchbohrtes, gelbbräunliches Gehäuse mit verloschen rothbraunen Querbinden und ist die größte und gemeinste deutsche Schneckenart. Sie legt 30—40 erbsengroße Eier,

welche sich nach 26 Tagen entwickeln, aber erst nach einem Jahre ausgewachsene S. geben, verschließt im Herbst zur Ueberwinterung ihr Gehäuse mit dickem Kalkdeckel und wird in Deutschland, vorzüglich in Ulm, mit Kohlblättern in eigenen Schneckengärten gemästet und als Speise benutzt, aber nur, wenn sie gefastet und sich eingedeckelt hat, weil sie sonst zu schleimig ist. Dergleichen gemästete S. bilden in Süddeutschland als beliebte Fastenspeise einen bedeutenden Handelsartikel, welcher in ganzen Schiffsladungen seinen Hauptabsatz nach Wien und Nürnberg findet. Auch die kleineren süddeutschen Arten, Helix pisana, adspersa, aperta und naticoides, werden gegessen, und Helix vermiculata ist in Sicilien eine sehr gewöhnliche Speise. Die weit kleinere Hainschnecke (Helix nemoralis *L.*), mit kugeligem, gelbem oder röthlichem, oft mit braunen Binden und immer mit braunem Mundsaum gezeichnetem Gehäuse, ist die gemeinste Schneckenart in Deutschland. Die Kellerschnecke (Helix cellaria *Muell.*), mit niedergedrücktem, unten sehr flachem, durchscheinendem, glänzendem, feingestreiftem, oben schmutziggelbem, ins Grünliche spielendem, unten weißlichem Gehäuse mit schief-mondförmiger Mündung, findet sich ebenfalls häufig in Deutschland an feuchten Mauern, in Kellern, unter Gebüsch ꝛc. Die braune Achatschnecke (Achatina mauritiana *Lam.*) ist eine große und schöne Schneckenart, weißgelblich, längsgestreift und mit rothbraunen, unterbrochenen Längsflammen, 3 Zoll groß, richtet in Gärten und Pflanzungen auf Mauritius und Madagaskar große Verheerungen an und wird von den Negern gegessen. Die 2. Familie der S. begreift die Kammkiemer (Pectinibranchia), welche durch stets deutliche, kammförmige, bedeckte, im Nacken des Thieres in einer besonderen vom Mantel gebildeten Höhle (Kiemenhöhle) befindliche Kiemen athmen, am Kopfe meist 2 Fühler, 2 Augen, einen zurückziehbaren Rüssel oder eine vorstehende Schnauze und eine mit Häkchen besetzte Zunge haben. Ihr Gehäuse ist verschieden gestaltet, meist hoch gewunden, schraubig, kegelförmig ꝛc., selten ohne Gewinde. Hierher gehören lauter Wasserschnecken, und zwar die meisten ausländischen, schraubig gewundenen S., alle getrennten Geschlechts. Technisch wichtig ist die Gattung Porzellanschnecke (Cypraea), von der die größeren Arten zu Tabaksdosen, Punschlöffeln ꝛc., die kleineren zu Verzierungen von Dosen, Kästchen, Pferdegeschirr ꝛc. verwendet werden. Der große Schlangenkopf (C. mauritiana *L.*) ist eiförmig, buckelig, nach hinten niedergedrückt, unten flach, einfarbig schwarzbraun, am Rücken rothbraun, mit gelblichweißen zerstreuten Flecken, 3 Zoll groß; der kleine Schlangenkopf (C. caput serpentis *L.*) nur halb so groß und gedrängter, netzartig gefleckt, beide im indischen Ocean. Die Tigermuschel (C. tigris *L.*) ist bläulichweiß, mit vielen schwärzlichbraunen, großen, verloschenen Flecken und wird desto mehr geschätzt, je mehr ihre Farbe ins Blaue spielt; gemein in Ostindien. Das Otterköpfchen (Kauri, C. moneta *L.*), gelblichweiß, an den aufgetriebenen Lippenrändern knotig, an den neuholländischen Küsten, an den Sechellen ꝛc., wird von den Hindu's und Negern als Münze gebraucht. Aus der Gattung der Kegel- oder Tutenschnecken (Conus), mit verkehrt-kegelförmigem Gehäuse, mit flachem Gewinde und kleinem, schmalem Deckel und sehr langer und schmaler Mündung, gehören der unvergleichliche Kegel (C. cedo nulli *L.*), aus dem Antillenmeere, und der Admiral (C. ammiralis *L.*), aus dem indischen Ocean, zu den Prachtstücken der Sammler. Aus der Gattung Purpurschnecke (Purpura) wird der Weitmund (P. patula *L.*), oval, schwarzbraun, quer gefurcht, mit höckerig knotigen Gürteln, im Mittelmeer, für eine der wichtigsten Purpur liefernden S. der Alten gehalten. Hierher gehört auch die persische Purpurschnecke (Purpura persica *L.*, Buccinum persicum *L.*), oval, schwarzbraun, mit schwachen, etwas rauhen Querfurchen und weißen, braungefleckten Querbinden, kurzem Gewinde und gelber Spindel, häufig im indischen Ocean. Aus der Gattung Kinkhorn (Buccinum) ist besonders das Wellhorn (B. undatum *L.*) zu erwähnen, ei-kegelförmig, bauchig, quer und fein längsgestreift und quergefurcht und durch dicke schiefe Längsfalten gewellt, weißlich- oder gelblichgrau, 3 Zoll lang, die größte und gemeinste Art an den Küsten der Nord- und Ostsee und des Mittelmeers, dient als Köder, wird gegessen und in Menge auf die Märkte Londons gebracht. Zu der Gattung Flügelschnecke (Strombus) gehört das Riesenohr (S. gigas *L.*), kreiselförmig, weißlich bis röthlich, mit sehr weiter, schön rosenrother Mündung, am Gewinde mit kegelförmigen Höckern, sehr schwer und an 10 Zoll groß, an den Antillen, in technischer Hinsicht wichtig, weil man die Spindeltheile zu den geschnittenen, unächten Kameen benutzt. Aus der Gattung Trompetenschnecke (Tritonium) ist das Tritonshorn (T. variegatum *Lam.*) hervorzuheben, gestreckt-kegelförmig mit bauchiger Schlußwindung, stumpfen Querrippen, braun und weiß gefleckten Gürteln und brauner Spindel, $1^1/_2$ Fuß lang, im indischen Ocean, ward schon von den Römern als Kriegstrompete, wie auch jetzt zum Jagdruf von Jägern gebraucht. Die 3. Familie der S. enthält die Verschiedenkiemer (Heterobranchia), welche durch deutliche und bedeckte, an verschiedenen Körperstellen unter dem Mantelrande oder unter besonderen, vom Mantelrande gebildeten Hautlappen liegende, büschel- oder kammförmige Kiemen athmen und Meerbewohner sind und deren Gehäuse zuweilen aus mehren Stücken zusammengesetzt ist. Aus der hierher gehörigen Gattung See- oder Meerohr (Haliotis) wird eine der schönsten (H. iris *Gm.*), innerhalb mit den schönsten Regenbogenfarben schillernd, von den Chinesen zum Auslegen seiner Arbeiten benutzt. Aus der Gattung Meer- oder Seehase (Aplysia) ist die Giftkuttel oder der Verhaarer (A. depilans) zu erwähnen, eine Schneckenart, die am Mittelmeere häufig an Felsen herumkriecht und aus den seitlichen Mantellappen eine dunkelrothe Flüssigkeit absondert, welche man in den verderbten Zeiten Roms zu Gifttränken benutzte. Die 4. Familie ist die der Nacktkiemer (Nudibranchia), deren Kiemen nie bedeckt, sondern frei und von verschiedener Gestalt sind und selten ganz fehlen, während sie im Uebrigen, da sie ohne Gehäuse

oder nur in der Jugend mit einem kleinen versehen sind, unseren Nacktschnecken gleichen, zwitterige Meerbewohner, welche auf dem Grunde an Pflanzenthieren, Schwämmen, Korallen ꝛc. umherkriechen. Hierher gehört unter anderen der atlantische Seitenfuß (*Glanius atlanticus Blbch.*), 1—1½ Zoll lang, himmelblau mit weißer Linie, der oft zu Myriaden meilenweit das atlantische Meer bedeckt. Im fossilen Zustande kommen die S., mit alleiniger und absoluter Ausnahme der Nacktkiemer, außerordentlich zahlreich vor, und zwar treten sie zuerst in den silurischen Grauwackengesteinen auf, von welchen an sie in immer zunehmender Häufigkeit bis in die neuesten Gebilde heraufreichen.

Schneckenlinie, s. v. a. Spirallinie.

Schnee, atmosphärischer Niederschlag, welcher sich nach denselben Gesetzen bildet wie der Regen. Die Wolken, aus welchen S. herabfällt, bestehen aus feinen Eiskrystallen, die auf ihrem Wege zur Erde entweder durch auf sie kondensirte Feuchtigkeit der Luft wachsen, oder, wenn die niederen Luftschichten zu warm sind, schmelzen. Bei sehr starker Kälte vermag die Luft nur wenig Wasserdampf zu halten, und bei — 20° gehört Schneefall zu den großen Seltenheiten. Allerdings bringt uns auch der Nordwind S., aber nur übergangsweise, wenn er in den warmen Aequatorialstrom eindringt und dem Regen ein Ende macht; es folgt dann helles und kaltes Wetter. Siegt darauf wieder der Aequatorialstrom, so fängt es mit Südost an zu schneien, und wenn der Wind Süd geworden ist, so regnet es. Der Schneefall kann eine gewisse Milderung der Temperatur herbeiführen, da der Wasserdampf bei seinem Uebergang in Eis eine nicht unbedeutende Wärmemenge abgibt.

Der S. besteht aus Eiskrystallen, die bei ruhiger Luft große Formenschönheit besitzen. Sie gehören dem drei- und einaxigen (hexagonalen) Krystallsystem an (nur Wallerius und Schuhmacher berichten von Krystallformen des quadratischen Systems) und zeigen eine sehr große Mannichfaltigkeit. Im Allgemeinen sind die Gestalten, die gleichzeitig herabfallen, auch gleich; entsteht aber eine Pause beim Herabfallen des S.s, so folgen wohl abweichende, aber wieder unter sich übereinstimmende Gestalten. Nähert sich die Temperatur der Luft dem Gefrierpunkt, so fallen besonders aus Nadeln bestehende Gebilde, während bei stärkerer Kälte Eisblättchen auftreten. Meist sind die Schneekrystalle flächenhafte Sterne, da sie senkrecht zu ihrer Ebene nur sehr dünn sind. Körperhaftere Gebilde entstehen durch Verbindung mehrer Schneesternchen nach den Gesetzen der Zwillingsbildung oder dadurch, daß 2 parallele Blättchen durch eine auf ihrer Ebene senkrechte Säule verbunden werden. Bei windstillem Wetter ohne Nebel sind die Formen am reinsten, Nebel erzeugt rauhe, wenig ausgebildete Krystalle, und Wind wirbelt die Sternchen in einander und zerbricht sie. Das Volumen des S.s übertrifft das des Wassers um das 7—24fache. Bei längerem Liegen sinkt er zusammen, die Sonne schmilzt kleine Quantitäten, und wenn auch das Wasser gleich wieder gefriert, so verbindet es doch die Krystalle, macht den S. dichter und erzeugt oft eine feste Kruste. In trockener Luft verdampft der S. schnell, wegen seiner weißen Farbe thaut er sehr langsam, und wenn er mit Wasser durchtränkt ist, so absorbirt das unter dem Einfluß der Sonne verdunstende Wasser so viel Wärme, daß sich der S. lange erhalten kann. Wärmeaufsaugende dunkle Pulver (Kohle, schwarze Erde), auf den S. gestreut, befördern das Thauen ungemein. Reiner S. gibt nach dem Thauen Wasser, welches dieselben Bestandtheile wie Regenwasser enthalten kann. Die blendendweiße Farbe des S.s erzeugt starke Lichtreflexe und durch diese Schneeblindheit. Wo reiner S. zu etwas großen Massen angehäuft ist, zeigt sich in Höhlungen und Spalten desselben eine schöne blaugrüne Färbung, welche derjenigen gleicht, die man in Gletscherspalten beobachtet. Hochgebirgsschnee zeigt oft auf seiner Oberfläche und auch mehre Zoll nach innen eine rothe Farbe, welche von mikroskopisch kleinen, karmin- bis blutrothen Algen und Infusorien herrührt. Zu den ersteren gehört besonders *Sphaerella nivalis (Protococcus, Diceraea)*, deren junge Zellen grün sind, während sie später roth werden. Roß fand an den Karminklippen des Kaps York (76° nördl. B.) den S. über eine mehre Meilen lange Strecke stellenweise bis 10 Fuß tief roth gefärbt.

Das Reich des S.s beginnt in der Ebene etwa bei 30—35° nördl. Br., auf den Bergen schneit es überall, nur ist die Höhe, in welcher S. fällt, um so beträchtlicher, je mehr man sich dem Aequator nähert. Ja selbst unter dem Aequator gibt es Höhen, auf welchen der S. im ganzen Jahr nicht schmilzt. Die Schneegrenze, d. h. die Höhe, über welche hinaus selbst in der heißesten Jahreszeit der S. auf den freien Abhängen und steilen Wänden der Gebirge liegen bleibt, rückt zwar im Allgemeinen um so tiefer gegen den Meeresspiegel herunter, je mehr man sich den Polen nähert, doch wird ihre Höhe auch durch lokale Verhältnisse auf das mannichfaltigste modificirt. Sie hängt nicht sowohl von der mittleren Jahreswärme eines Orts, sondern vielmehr von der Vertheilung der Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten ab. In excessiven Klimaten kann die mittlere Jahrestemperatur der Schneegrenze sehr niedrig sein, dagegen wird sie in solchen Gegenden, für welche die Differenz zwischen der Sommer- und Wintertemperatur geringer ist, höher sein. In den Tropen ist die mittlere Lufttemperatur der Schneegrenze + 1° 2, in Norwegen — 5°. Sowohl wegen der Vertheilung der Wärme, als auch wegen des reicheren Schneefalls, der sehr viel Wärme zum Wegschmelzen braucht, liegt bei gleicher mittlerer Jahreswärme in der Ebene die Schneegrenze für ein Küstenklima tiefer als für ein Kontinentalklima. Auf der nördlichen Abdachung des Himalaya liegt die Schneegrenze um mehr als 3000 Fuß höher als am südlichen Abhang; dies erklärt sich aus dem bedeutend stärkeren Niederschlag auf dem südlichen Abhang, aus der starken Erhitzung der Hochebenen Mittelasiens und aus dem steilen Abfall des Himalaya nach Süden. Mit den Jahreszeiten steigt und sinkt die Grenze des S.s, in der heißen Zone Amerika's beträgt diese Schwankung nur 250—350 Fuß, in Mexiko dagegen schon 2000 F. Die Schneegrenze erreicht an der nor-

wegischen Küste unter 71¼° nördl. Br. eine Höhe von 2220 F., in den Alpen unter 45¾—46° nördl. Br. 8350 F., auf dem Elbruz 10,380 F. und am nördlichen Abhang des Himalaya 15,600 Fuß. Im Norden von Spitzbergen, jenseit des 80.°, erreicht die Schneegrenze das Niveau des Meeres. Im Norden von Asien und Amerika geschieht dies schon bei viel niedrigerer Breite und auf der südlichen Halbkugel zwischen dem 60.—71.°.

Schneeballstrauch, Pflanzengattung, s. Viburnum.

Schneebeere, Pflanzengattung, s. Chiococca.

Schneeberg, 1) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, unweit der zwickauer Mulde, durch den Schlemerbach von dem Bergstädtchen Neustädtel geschieden, von welchem eine Zweigbahn nach Niederschlema zur Verbindung mit der zwickau-schwarzenberger Eisenbahn führt. S. ist der Sitz eines Gerichtsamts, hat eine schöne, 1516—40 erbaute Hauptkirche mit einem Altargemälde von Lucas Cranach, ein Waisenhaus, Rettungshaus für verwahrloste Kinder, Berghospital, eine Industrie-, Sonntags- und Klöppelschule, Fabrikation von Argentan, Ultramarin, chemischen Produkten, lackirtem Leder, Blonden, Spitzen, Papiermaché und Band, eine Blaufarbenfaktorei, Spitzenhandel, wichtigen Bergbau auf Silber (1471 entdeckt), Zinn, Eisen und Kobalt und 7987 Einwohner. S. ist der Geburtsort des Historikers P. Albinus und des Malers Schnorr von Karolsfeld. In der Nähe der große Filzteich, welcher 1783 seine Dämme durchbrach und mehre Ortschaften und Bergwerke bedeutend beschädigte, ferner der über 3 Stunden lange, theilweise in Felsen gesprengte Flößgraben, der tiefe Fürstenstollen und der Marx-Semlerstollen, welche die meisten Gruben der Umgegend lösen. Die Stadt verdankt ihre Existenz dem Bergbau; am 6. Februar 1471 wurde die Zeche St. Georg erschürft, und bereits 1481 erhielt S. Stadtgerechtigkeit. Von 1492—1556 war hier eine Münze; das 1487 hier errichtete Bergamt wurde in neuerer Zeit nach Schwarzenberg verlegt. Vgl. Lehmann, Chronik von S., Schneeberg 1837—40, 3 Bde. Der bekannte schneeberger Schnupftabak wird aus verschiedenen fein geriebenen aromatischen Kräutern und Blüthen (grüner besonders aus Angelica Archangelica, weißer aus Convallaria majalis) bereitet. — 2) Berg, s. Fichtelgebirge und Sächsische Schweiz.

Schneeflockenbaum, Pflanzengattung, s. Chionanthus.

Schneegans, s. Gans.

Schneeglöckchen, Pflanzengattungen: s. v. a. Galanthus nivalis; großes S., s. v. a. Leucoium vernum.

Schneehuhn (Lagopus), Vögelgattung aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Feldhühner, charakterisirt durch die befiederte Wachshaut, die befiederten Läufe und Zehen und den geraden Schwanz. Von 8 Arten ist das Alpenschneehuhn (C. alpinus *L.*, Tetrao lagopus *Temp.*) die bekannteste. Es ist im Sommer gelbbraun, fein schwärzlich gewellt, mit weißer Kehle, im Winter blendend weiß, mit schwarzen Schwanzfederhälften und Zügeln, 15 Zoll lang, und lebt monogamisch an der Schneegrenze der europäischen Alpen und auf den skandinavischen Gebirgen, von wo es im Winter zu Tausenden von Christiania und Bergen auf die Märkte nach London gesandt wird.

Schneekönig, Vogelart, s. v. a. Zaunkönig.

Schneekopf, Berg, s. Thüringerwald.

Schneekoppe, Berg, s. Riesengebirge.

Schneelilie, Pflanzengattung, s. v. a. Leucoium vernum.

Schneelinie, s. Schnee.

Schneerose, Pflanzengattungen: s. v. a. rostfarbige Alpenrose, Rhododendron ferrugineum *L.*; s. v. a. schwarze Nieswurz, Helleborus niger *L.*

Schneeschuhe, hölzerne, schlittschuhähnliche Vorrichtungen von 6—7 Fuß Länge, deren man sich in Norwegen u. anderen nördlichen Ländern, namentlich bei der Jagd bedient, um schneller über den oben mit einer Kruste überzogenen Schnee hinwegzukommen, wobei man sich zur Unterstützung eines unten mit einer Scheibe versehenen Stocks bedient. Früher waren in Norwegen mehre Kompagnien Soldaten mit S.n versehen, und noch gegenwärtig werden die dortigen Truppen im Gebrauch derselben eingeübt.

Schneetropfen, Pflanzengattung, s. v. a. Schneeglöckchen, Galanthus nivalis *L.*

Schneidemühl (poln. Pila), Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Chodziesen, an der Kuddow, hat eine evangelische und katholische Kirche, eine Synagoge, mehre Glashütten, Leinweberei, Tuchmacherei, Töpferei, trefflichen Gemüsebau und 6890 Einwohner, worunter 800 Mann Militär. Hier wurde den 19. Oktober 1844 von Joh. Czerski die erste deutsch-katholische Gemeinde gegründet. Vergl. Deutschkatholiken.

Schneidemühle, s. Sägemühlen.

Schneider, 1) Johann Gottlob, namhafter Philolog, geboren am 18. Januar 1750 zu Collmen bei Wurzen in Sachsen, erhielt in Schulpforta und dann in Leipzig und Göttingen seine gelehrte Bildung, unterstützte hierauf Brunck bei seiner Herausgabe der griechischen Dichter, folgte 1776 einem Ruf als Professor der Philologie nach Frankfurt an der Oder und siedelte 1811 bei der Verlegung der dortigen Universität nach Breslau mit dahin über. Daselbst 1816 auch zum Universitätsbibliothekar ernannt, † er den 12. Januar 1822. Unter seinen zahlreichen Bearbeitungen altklassischer Schriftsteller sind hervorzuheben: die der „Scriptores rei rusticae“ (Lpz. 1794—97, 4 Bde.), der Werke des Xenophon (das. 1801 f., 4 Bde.; neue Ausgabe von Bornemann und Sauppe, das. 1825—40, 6 Bde.), der „Argonautica“ des Orpheus (Jena 1803), des Vitruvius (Lpz. 1808, 4 Bde.), der „Politica“ (Frankf. 1809, 2 Bde.), „Historia de animalibus“ (Leipzig 1812, 4 Bde.) und „Oeconomica“ (das. 1815) des Aristoteles, der „Fabeln“ Aesops (Berlin 1812) und der sämmtlichen Werke des Theophrast (das. 1818—21, 5 Bde.). Auch gehören hierher seine „Eclogae physicae ex scriptoribus praecipue Graecis excerptae“ (Jena und Leipzig 1801, 2 Bde.). Sein „Großes kritisches griechisch-deutsches Wörterbuch“ (Züllich. 1797—98, 2 Bde.; 3. Aufl., Leipz. 1819—21, 2 Bde., nebst Supplementen)

war das erste derartige Werk in Deutschland und diente dem Werke Passows zur Grundlage. Auch mehre werthvolle naturwissenschaftliche Arbeiten lieferte er.

2) **Eulogius**, Führer der Jakobiner im Elsaß zur Zeit der ersten französischen Revolution, geboren den 20. Oktober 1756 zu Wipfeld im Würzburgischen, widmete sich nach einer ausschweifenden Jugend dem geistlichen Stande und trat in Bamberg in den Franciskanerorden ein, ward 1786 Hofprediger des Herzogs von Würtemberg und 1789 Professor der griechischen Literatur zu Bonn. Seine Sympathien für die Ideen der französischen Revolution führten ihn 1790 nach Straßburg, wo er 1791 die Stelle eines Vikars des konstitutionellen Bischofs erhielt. Im folgenden Jahre ward er Maire von Hagenau, dann Civilkommissär bei der Armee. Endlich zum öffentlichen Ankläger bei dem Revolutionsgericht im Elsaß ernannt, übertraf er an revolutionärem Fanatismus noch die Schreckensmänner des Konvents. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Konventskommissär Saint-Just zog ihm aber dessen Feindschaft zu, und er ward im December 1793 verhaftet und zu Paris als gewissenloser Beamter am 1. April 1794 guillotinirt. Außer mehren Schriften theologischen Inhalts hinterließ er „Gedichte" (Frankfurt 1790 u. öfter).

3) **Anton**, Leiter des Volksaufstandes im Vorarlbergischen gegen die Franzosen, geboren den 13. Oktober 1777 in dem vorarlbergischen Flecken Weiler, studirte zu Innsbruck die Rechte, trat, als die Franzosen unter Moreau und Masséna Vorarlberg angriffen, in den Landsturm und avancirte hier zum Lieutenant. Nachdem er sich dann zu Bregenz als Advokat niedergelassen, wurde er 1807 zu Ulm als geheimer österreichischer Agent verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Während des Kampfes der Vorarlberger gegen die Franzosen 1809 war er Generalkommissär der vorarlbergischen Truppen und entwickelte in dieser Stellung eine ungemeine Thätigkeit. Als die fernere Vertheidigung Vorarlbergs in Folge des znaymer Waffenstillstandes aufgegeben werden mußte, verschmähte es S., der Aufforderung der Oesterreicher, mit ihnen wegzuziehen, Gehör zu geben, sondern lieferte, nachdem er mit dem würtembergischen Vorpostenkommandanten eine Kapitulation für das Land auf Sicherheit der Person und des Eigenthums abgeschlossen, sich selbst aus. Allein die Kapitulation wurde nicht gehalten und er selbst in Gefangenschaft behalten und von Napoleon I. zum Tode verurtheilt. Der Kronprinz von Würtemberg ließ ihn jedoch auf den Hohenasperg bringen und lieferte ihn trotz aller Reklamationen des Generals Beaumont nicht aus. Durch die im wiener Frieden festgesetzte Amnestie wieder in Freiheit gesetzt, ward er 1811 als Appellationsrath in Wien angestellt. Im Jahre 1813 versuchte er vor dem Anschluß Bayerns an die Alliirten mit Hormayr u. A. Vorarlberg und Tyrol nochmals zu insurgiren, ward aber verhaftet und verbannt und lebte später in seiner Heimat; † am 17. Juli 1820 im Bade zu Fidris in Graubünden. Der Erzherzog Johann ließ ihm daselbst ein einfaches Denkmal setzen.

4) **Johann Christian Friedrich**, ausgezeichneter Kirchenkomponist, geboren den 3. Jan. 1786 zu Altwaltersdorf bei Zittau, Sohn des Organisten **Johann Gottlob S.** (geboren 1753, † 1840), spielte bereits 1798 fast alle Instrumente und versuchte sich schon als Schüler des Gymnasiums zu Zittau in der Komposition von Harmoniemusiken für Blasinstrumente und einigen Messen. Im Jahre 1805 bezog er die Universität Leipzig und erhielt dort, nachdem er einige Werke zur Aufführung gebracht, 1807 die Organistenstelle an der Universitätskirche. Von 1810 bis 1813 fungirte er als Musikdirektor bei der seconda'schen Schauspielergesellschaft, die abwechselnd in Dresden und in Leipzig spielte, und nahm sodann 1813 die Organistenstelle an der Thomaskirche in Leipzig an. Für die von Schicht gegründete Singakademie schrieb er damals unter Anderem die treffliche Messe aus F dur für bloße Singstimmen. Als er später die Leitung gedachter Akademie übernahm, entstanden 4 Vokalmessen für dieselbe; auch für die neugegründete leipziger Liedertafel komponirte er viele Gesellschaftslieder. Im Jahre 1817 wurde er Musikdirektor am leipziger Stadttheater, für welches er mehre Ouverturen und andere Musikstücke schrieb, z. B. die Ouverture, in welcher die Melodie „God save the king" den Hauptsatz bildet. Am 1. Mai 1821 folgte er dem Ruf als Organist und herzoglicher Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 zum Hofkapellmeister ernannt ward u. den 23. Nov. 1853†. Hinsichtlich seines Styls ist er als einer der talentvollsten Epigonen der haydn-mozartschen Richtung anzusehen. In der neueren Zeit wurde fast kein größeres Musikfest veranstaltet, unter dessen Aufführungen nicht S. mitwirkte. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der Tondichtung, mit besonderem Glück in der kirchlichen Vokalmusik, dem Oratorium und in der Messe. Als die vorzüglichsten seiner Werke sind noch hervorzuheben: „Das Weltgericht" (1820), die Kantate von Niemeyer: „Die Todtenfeier", die Oratorien „Die Sündfluth" (1824), „Das verlorene Paradies", „Pharao", „Christus das Kind" und „Christus der Mittler" (1828) und „Absalon". Außerdem lieferte er über 100 andere Kompositionen, darunter 7 Opern, namentlich „Claudine von Villa-Bella" von Goethe und „Alwins Entzauberung", Ouverturen (u. a. die Ouverture zur „Braut von Messina", Festouverturen 2c.), ferner Vokalkompositionen, als Psalmen, Hymnen, Messen, Motetten, Gesänge, Lieder 2c. Unter seinen theoretischen Werken sind zu nennen das „Elementarbuch der Tonsetzkunst", die „Vorschule der Musik", das „Handbuch des Organisten" (Halberst. 1829 bis 1830) 2c. Aus der von ihm 1831—46 geleiteten Musikschule gingen bedeutende Musiker hervor. Vergl. **Kempe**, J. C. F. S. als Mensch und Künstler, Dessau 1859.

5) **Karl Ernst Christoph**, verdienter Philolog, geboren am 16. November 1786 zu Wiehe in der preußischen Provinz Sachsen, besuchte die Klosterschule zu Roßleben, studirte dann zu Leipzig Theologie und unter Hermanns Leitung Philologie, ward 1811 Lehrer an der Nikolaischule daselbst und 1816 Professor der klassischen Literatur und Mitdirektor des philologischen Seminars zu Breslau. Seine schriftstellerische Thätigkeit er-

streckte sich vornehmlich auf die Kritik und Erklärung des Plato und Cäsar, die durch ihn unter Benutzung bisher unbekannter Handschriften bedeutend gefördert worden sind. Hervorzuheben sind von seinen Arbeiten: die große Ausgabe von Plato's „De republica" (Lpz. 1830—33), der später eine Handausgabe mit den griechischen Scholien (Breslau 1841) und eine deutsche Uebersetzung (das. 1839) folgte; ferner der zweite Theil der didotschen Ausgabe der Werke des Plato (Paris 1846—53, 2 Abth.), die „Additamenta ad Platonis civitatem" (Leipzig 1854), die Uebersetzung von Plato's „Timaeus" (Breslau 1847) und die Ausgabe des Kommentars von Proclus zu demselben (das. 1851), sowie seine treffliche Bearbeitung von Cäsars „Commentarii" (Halle 1840—52, 2 Bde.). Auch besorgte er einen mit kritischen Untersuchungen ausgestatteten Abdruck der dem Jul. Cäsar beigelegten „Historia Julii Caesaris" des Petrarca (Leipz. 1827) und mit Passow den 1. Theil des „Museum criticum Vratislaviense" (Breslau 1820).

6) Johann Gottlob, namhafter Orgelspieler und Orgelkomponist, geboren den 28. Oktober 1789 zu Altgersdorf bei Zittau, Bruder von S. 4), genoß den ersten Musikunterricht ebenfalls bei seinem Vater, bezog 1810 die Universität Leipzig, wo er 1811 Organist an der Universitätskirche wurde, und ging 1812 als Organist an die Hauptkirche zu Görlitz, wo er eine Singakademie errichtete. Im Jahre 1825 ward er als Hoforganist an die evangelische Hofkirche nach Dresden berufen, wo er die Direktion der dreißigschen Singakademie übernahm und den 13. April 1864 †. Er war einer der ausgezeichnetsten Orgelspieler der Neuzeit und hat viele Schüler gebildet. Im Druck erschienen von ihm Phantasien und Fugen, Präludien, Chor- und Weihgesänge 2c. Auch sein Bruder Johann Gottlieb S., geboren den 19. Juli 1797, † als Organist zu Hirschberg den 4. August 1856, hat sich durch Orgelkompositionen bekannt gemacht.

7) Ludwig, ausgezeichneter Komiker und Lustspieldichter, geboren 1805 zu Berlin, machte noch im Knabenalter die Kunstreisen seines Vaters, des als preußischer Kapellmeister verstorbenen G. A. Schneider, mit, betrat 1820 in Berlin als Elamir in Salieri's Oper „Axur" die Bühne und hat seitdem, einige Jahre abgerechnet, in denen er seiner Militärpflicht genügte und sodann England und Frankreich bereiste, ununterbrochen dort als Komiker am königlichen Theater gewirkt. Auch schriftstellerisch beschäftigte er sich; außer mehren Romanen und 2 Bänden Schauspielernovellen, die sich gut lesen, ohne aber Anspruch auf höheren Werth machen zu können, dichtete er verschiedene kleine hübsche, zum Theil fremden Mustern entlehnte Possen und Schwänke, z. B. „Fröhlich", „Der Heirathsantrag auf Helgoland", „Der Kapellmeister von Venedig". Unter dem Namen Both vereinigte er sich mit dem Artilleriehauptmann Förster zur Herausgabe eines „Bühnenrepertoire's des Auslandes", welches viele Uebertragungen und Bearbeitungen französischer, englischer, italienischer, spanischer, russisch-polnischer Originallustspiele enthält, auch redigirt er seit 1833 „Den Soldatenfreund", ein Unterhaltungsblatt für niedere Militärs. Ein hübsches Dialektstückchen von ihm ist „Der Kurmärker und die Picarde", zu dem „Die Rückkehr des Landwehrmanns" die Fortsetzung bildet. Der mozartschen Operette „Der Schauspieldirektor" legte er einen neuen, gehaltreichen Text unter. Noch sind von seinen literarischen Arbeiten hervorzuheben: „Die Gallerie der Kostüme" (Berl. 1844 ff.) und „Geschichte der Oper und des Opernhauses zu Berlin (das. 1845 ff.).

Schneidervogel (Sylvia sutoria *Lath.*, Motacilla sutoria *L.*), Vogelart aus der Gattung Sänger, hat überall hellgelbes Gefieder, ist kleiner als der Zaunkönig, kaum 3 Zoll lang und besonders durch die Art berühmt, wie er sein Nest verfertigt. Er verbindet nämlich die Ränder eines größeren, am Ende eines schlanken Zweigs stehenden Blattes oder auch mehrer Blätter, indem er mit dem Schnabel Löcher hineinsticht und seine Pflanzenfasern hindurchzieht, so daß eine Art von Tasche entsteht, die er im Inneren mit Wolle, Federn 2c. ausfüttert. Ein südeuropäischer Gattungsverwandter ist S. Cisticola *Tem.*, der auf ähnliche Weise Schilfsblätter zu einem Neste zusammennäht.

Schneidewin, Friedrich Wilhelm, namhafter Philolog, geboren den 6. Juni 1810 zu Helmstädt, widmete sich zu Göttingen philologischen Studien und ward 1833 Lehrer am Obergymnasium zu Braunschweig, habilitirte sich 1836 zu Göttingen, ward im folgenden Jahre zum außerordentlichen und 1842 zum ordentlichen Professor ernannt und 1850 als ordentliches Mitglied in die Societät der Wissenschaften aufgenommen, † daselbst den 10. Jan. 1856. Unter seinen philologisch-kritischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Delectus poeseos graecae elegiacae, jambicae, melicae" (Göttingen 1838—39, 2 Bde.), Martials „Epigrammata" (Grimma 1842, 2 Bde.) und die beiden neu entdeckten Reden des Hyperides (Göttingen 1853). Außerdem schrieb er „Exercitationes criticae in poetas graecos minores" (Braunschweig 1836), „Beiträge zur Kritik der Poetae lyrici graeci" (Göttingen 1844) und viele kleinere Aufsätze in philologisch-kritischen Journalen, namentlich in dem von ihm seit 1846 herausgegebenen „Philologus".

Schneller, Julius Franz Borgias, verdienter Geschichtsforscher, geboren 1777 zu Straßburg, studirte zu Freiburg Mathematik und die Rechte, wirkte, als Moreau 1796 den Rhein zu überschreiten drohte, mit für das Aufgebot des Landsturmes in Hauenstein und focht mit bei Wagenstadt und wandte sich sodann nach Wien, wo er vorzüglich Linguistik trieb, nebenbei mehre dramatische Arbeiten liefernd, unter denen das Lustspiel „Gefangenschaft" und das Trauerspiel „Vitellia" viel Beifall fanden. Im Jahre 1802 begleitete er einen jungen Edelmann auf Reisen und wandte sich sodann dem Studium der Geschichte zu. Er ward Professor derselben zu Linz und 1806 zu Grätz, aber 1816 wegen liberaler Ansichten in seinen Werken und Vorlesungen vielfachen Beschränkungen unterworfen, daher er 1823 einem Ruf als Professor der Philosophie an der Universität Freiburg folgte. Hier † er am 15. Mai 1833. Außer vielen in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen sind von seinen Schriften

hervorzuheben: „Weltgeschichte" (Grätz 1810 bis 1812, 4 Bde.; 2. Aufl., Leipz. 1823); „Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich" (Grätz 1817—20, 5 Bde.); „Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte" (das. 1825); „Geschichte von Böhmen" (Dresd. 1827, 2 Bde.); „Oesterreichs Einfluß auf Deutschland u. Europa seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage" (Stuttgart 1828, 2 Bde.). Seine „Hinterlassenen Werke" gab Münch (Leipzig und Stuttgart 1834—42, 6 Bde.) heraus. S.s Stiefsohn ist der Freiherr Anton von Prokesch-Osten.

Schnellkraft, s. Elasticität.

Schnellloth, ein leichtflüssiges Löthmittel, s. Löthen.

Schnellpresse. Die erste Idee zu einer mechanischen Presse mit beschleunigter Wirkung wird glaubhaft durch ein Patent nachgewiesen, welches dem Schriftsteller Nicholson 1790 ertheilt wurde, und zwar zum Druck von Büchern, Tapeten, Wachsleinwand, Kattun, Leinwand, Seide, Bändern, Leder und anderen biegsamen Stoffen mittelst eines neuen Verfahrens. Nach seiner Idee sollte das ganze bisherige Druckverfahren umgeändert werden; statt der zum Schwärzen der Lettern benutzten, mit Leder überzogenen Roßhaarpolster (den Ballen) sollten mit Leder bekleidete Walzen in Anwendung kommen und der Abdruck der Lettern nicht mehr zwischen 2 ebenen Platten (dem Fundament und dem Tiegel) durch Einwirkung der Schraube (Spindel), sondern zwischen 2 Walzen oder Cylindern bewirkt werden, von denen der eine den Letternsatz oder die Form aufnehmen, der andere, mit Papier bedeckte den Abdruck liefern sollte. Da nun aber die gewöhnlichen, aus lauter rechtwinkeligen Körpern bestehenden Lettern nicht gut in eine Form zu bringen waren, welche sich dem Umfang eines Cylinders anlegt, so war auch hierauf in dem Patent Bedacht genommen und der Guß der Typen in etwas keilförmiger Gestalt producirt. Es blieb der neuesten Zeit vorbehalten, nachdem die S. auf anderem Wege erfunden und tausendfältig verbreitet war, diese Idee zu verwerthen; die londoner „Times" wird seit Jahren auf Pressen gedruckt, bei denen das doppelcylindrische System in zwei verschiedenen Modifikationen zur Anwendung gebracht ist, u. noch neuerlich erklärte einer der bedeutendsten Maschinenbauer Frankreichs, Marinoni, in der pariser „Imprimerie" (1866, Nr. 29), er verdanke die Idee zu seiner neuesten Zeitungspresse jenem Patent.

Jedenfalls aber war zu der Zeit, als der erste Erbauer und danach auch der eigentliche Erfinder einer S., König [s. d. 1)], nach England kam, um dort die zur Ausführung seines Planes nöthige Unterstützung zu suchen, das nicholsonsche Patent allen Fachmännern unbekannt und vergessen. Nachdem es König gelungen war, den Buchdrucker Thomas Bensley für sein Projekt zu gewinnen, schloß er mit diesem unterm 31. März 1807 einen Vertrag zur sofortigen Ausführung desselben. Etwas später betheiligten sich noch R. Taylor und G. Woodfall an dem Geschäft. Schon in seiner Vaterstadt Eisleben hatte König die ersten Versuche gemacht und die gewöhnliche Handpresse mit einem selbstthätigen Schwärzapparat an Stelle der Ballen versehen; da indeß hieraus nur ein ökonomischer Vortheil entsprang, ohne daß an Schnelligkeit gewonnen wurde, so kam es darauf an, alle Hantirungen des Druckers durch eine stetige umdrehende Bewegung zu ersetzen, für welche auch ein anderer Motor als Menschenkräfte nutzbar zu machen wären. Nach jahrelangen Bemühungen stand im April 1811 die erste Flachdruckmaschine fertig da, um mit Bogen H des „Annualregisters" für 1810 ihre Thätigkeit zu beginnen. Das hierüber ertheilte Patent ist vom 29. März 1810 datirt, die Beschreibung unterm 27. September dieses Jahres enrollirt.

Diese Flachdruckmaschine hatte alle wesentlichen Theile der alten Handpressen und einen mit Walzen versehenen Auftragapparat. Neu war nur das alle Bewegungen regelnde Triebwerk, wodurch die menschliche Thätigkeit bis auf das Einlegen und Herausnehmen des Papiers erspart war. Die Druckform ruhte auf einem hin- und hergehenden, ebenen Fundament (im Karren); sie nahm ihren Weg zuerst unter der druckenden Platte (dem Tiegel) hinweg, um hinter demselben von 2 Farbeauftragwalzen geschwärzt zu werden, welche von 3 anderen darüber befindlichen Walzen ihre Speisung empfingen; das Papier ward auf den Deckel gelegt, der wie bisher mit einem Rähmchen versehen war, theils um den Bogen in seiner Lage zu halten, theils um ihn an den weißbleibenden Rändern vor Schmutz zu schützen; dies Rähmchen hing mit dem Deckel unten zusammen, um die Bewegungen des Oeffnens und Schließens in einem Tempo zu erleichtern; unterdeß war das Einschwärzen besorgt, die Form kam wieder hervor, der Deckel legte sich von selbst darüber, der Karren führte den Bogen zum Druck unter den Tiegel zurück und, nachdem dieser geschehen, wieder hervor, der Deckel öffnete sich, der gedruckte Bogen ward entfernt und das Spiel begann von Neuem. Es ist ersichtlich, daß durch die hinten wirkenden Auftragwalzen ein zweimaliges Ein- und Ausfahren des Karrens nöthig wurde, welches trotz der beschleunigten und ununterbrochenen Bewegungen eben keine bedeutend größere Geschwindigkeit erreichen ließ.

Um jene Zeit machte Fr. König die Bekanntschaft des tüchtigen Mechanikers F. Bauer aus Stuttgart, dessen Rath und Beihülfe nach Königs eigenem Geständniß auf die weitere Entwickelung der Erfindung von wesentlichem Einfluß war. Eine fortgesetzte Beobachtung der Flachdruckmaschine zeigte, daß selbst unter bedeutenden Modifikationen bei diesem System nicht alle Vortheile zu erreichen seien, welche der Druck mittelst eines Cylinders in Aussicht stellte, bei welchem alle Operationen auf Einem Hin- und Hergange des Fundaments weit mehr beschleunigt wurden. In einem zweiten Patent vom 30. Oktober 1811, beschrieben und enrollirt unterm 29. April 1812, über die einfache Cylinderdruckmaschine und nachträgliche Verbesserungen des Verfahrens ist schon Bedacht auf Erhöhung des Effekts genommen, der durch Anbringung von 2, 4 und 8 Cylindern gewonnen werden kann, und in einem dritten Patent vom 23. Juli 1813, enrollirt am 22. Juli

1814, sind diejenigen Verbesserungen beschrieben, welche sich auf die Umgestaltung des Farbeauftragapparats mit den neu erfundenen elastischen Kompositionswalzen aus Leim und Syrup, den Farbevertheilungstisch und die Haltung und Leitung des Papiers durch unendliche Bänder, statt der Rähmchen, beziehen. Die erste Cylinderdruckmaschine wurde im December 1812 vollendet und durch den Druck der Bogen C und X von Clarkson, Life of Penn, Bd. 1, eingeweiht. Das Aeußere dieser Presse hatte eine gänzlich veränderte Gestalt angenommen und glich im Wesentlichen den heutigen Tages üblichen einfachen, d. h. mit einem Cylinder arbeitenden S.n. Das Gestell, die unter sich vielfach verbundenen Seitenwände, war mehr lang als hoch im Vergleich zu der Flachdruckmaschine; das Farbewerk erhob sich aber noch wie bei dieser in der Mitte des Gestells mit seinen Vertheilungswalzen. Dicht neben demselben in Ständern ruhte der in 3 Druckflächen getheilte Cylinder, auf welchen das Papier von einer pultförmigen Erhöhung angelegt werden konnte, während unter dieser ein Tisch für die gedruckt hervorkommenden Bogen angebracht war, wie noch jetzt. Das Fundament mit der Form machte seine Hin- und Herbewegung auf Rollen und Schienen und stand zu diesem Zweck mit einem Rade in Verbindung, welches bald oben, bald unten in die Zähne eines feststehenden Doppelrechens eingriff. Diese sogenannte Hypercykloidal- oder Universalbewegung findet sich noch an neueren Maschinen in wenig veränderter Form. Alle sich fortwährend oder nur in Intervallen bewegenden Theile standen durch Räder und Segmenträder mit der Hauptwelle in Verbindung, auf welche die Dampfkraft mittelst einer Riemenscheibe wirkte. Jede der 3 Druckflächen des Cylinders war mit dickem Tuch (Filz) zur Schonung der Schrift bespannt und noch mit einem zum Halten und Fortführen des Papiers bestimmten Rähmchen versehen, welches sich von selbst öffnete und schloß. Sobald die geschwärzte Form an den Cylinder herankam, fing der Cylinder seine mit dem Gange des Fundaments genau übereinstimmende Umdrehung an u. stand sofort wieder still, sobald der Druck beendet war, um einen neuen Bogen für die zweite Druckfläche zu empfangen; er machte somit nur Eine Umdrehung bei dreimaligem Hin- und Hergange des Fundaments. Diese Presse konnte man mit Recht die erste S. nennen, denn sie druckte schon 800 Bogen pro Stunde. Die Bahn war nun gebrochen und das Interesse der londoner Buchdrucker und Zeitungsverleger erweckt. Am 29. November 1814 wurde die „Times“ zum ersten Male mittelst der S. gedruckt. König und Bauer haben dieses Datum später als Jahrestag der Erfindung beibehalten, indem diese Maschinen lange Jahre im Gebrauch blieben, bis eine größere Schnelligkeit erforderlich wurde und eine neue Konstruktion zur Anwendung kam. Auch bei dieser Doppelmaschine befand sich das nach dem dritten Patent gänzlich veränderte Farbewerk in der Mitte, aber zu beiden Seiten desselben ein Cylinder, und die Form konnte nun bei jedem Hin- und Hergange des Fundaments zweimal gedruckt werden, was in Anbetracht des längeren Weges zuerst nur eine Geschwindigkeit von 1100 Bogen in der Stunde zuließ, nach ein Paar Jahren aber so weit verbessert wurde, daß 2000 Abdrucke erzielt werden konnten. Das Anlegen des Papiers für jeden der Cylinder ward jetzt durch eine besondere Vorrichtung mit unterbrochener Bewegung bewerkstelligt, indem die Bogen zwischen einer unendlichen Bänder- oder Schnurrleitung um den Cylinder gelegt und nach dem Druck ausgeführt wurden. Diese Einrichtung verschaffte solchen Pressen später den Namen der Schnurmaschinen. Die Doppelmaschine war aber mehr nur für Zeitungsdruck bestimmt, denn ihr Farbewerk gestattete nur den einmaligen Uebergang der Walzen über die Form, was für sauberen Druck seine Nachtheile hatte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und ihre Erfindung mit noch größeren Vortheilen zu verbinden, konstruirten König und Bauer nun eine andere Doppelmaschine, welche zwei Formen zugleich und dadurch einen Bogen auf beiden Seiten druckte, weshalb man sie Schön- und Wiederdruck- oder Kompletmaschine nannte. Dieselbe hatte für jede Form ihr besonderes Farbewerk und zwei Cylinder, zwischen welchen durch eine sinnreiche Vorrichtung der von dem einen Cylinder zuerst gedruckte Bogen (der Schöndruck) zwischen Bändern über verschiedene Walzen hinweg umgedreht auf den anderen Cylinder übergeführt wurde, um dort auf der andern Seite den Wiederdruck zu empfangen. Das Patent hierfür ist vom 24. Dec. 1814, enrollirt unterm 22. Juni 1816. Die Kompletmaschine wurde im Februar 1816 bei Bensley und Sohn aufgestellt und die Institutions of Physiology by Blumenbach, translated by J. Elliotson. Second edition, sind das erste Werk, welches vollständig auf einer S. gedruckt wurde. Sie lieferte 900—1000 Bogen auf beiden Seiten bedruckt in der Stunde. Die mit so glücklichem Erfolg gekrönte und großen Gewinn versprechende Erfindung konnte nicht verfehlen den Neid und die Habsucht Anderer zu erwecken, welche nun anfingen, durch Abänderungen von mehr oder minder wichtigen Theilen die Patente Königs zu umgehen. Sein Partner Th. Bensley selbst, der den Patentantheil G. Woodfalls angekauft hatte, gesellte sich zu jenen, um die Vortheile der Erfindung für sich auszubeuten. Unter solchen Verhältnissen entschloß sich König, 1817 nach Deutschland zurückzukehren, um dort in Gemeinschaft mit Bauer eine neue Fabrik zu gründen, anstatt sein mühsam erworbenes Vermögen an einen Prozeß zu wagen, dessen Ausgang immerhin zweifelhaft blieb. So entstand die Fabrik in dem ehemaligen Prämonstratenserkloster Oberzell (bei Würzburg), welches König für 35,000 Gulden und unter sonst sehr günstigen Bedingungen von der bayerischen Regierung erwarb. Obwohl durch den damaligen mißlichen Stand der Eisenindustrie in Deutschland dem Unternehmen nicht geringe Schwierigkeiten bereitet wurden, so war doch die Fabrik schon nach wenigen Jahren erfolgreich thätig; die „Spenersche Zeitung“ in Berlin kündigte am 1. Nov. 1823 an, daß sie von nun an auf zwei von König u. Bauer gelieferten, durch Dampf bewegten Doppelschnellpressen gedruckt werde. Gleichzeitig erhielt die

deckersche geheime Oberhofbuchdruckerei in Berlin ein Paar solche Maschinen. Die Druckerei der „Augsburger Allg. Zeitung" folgte mit einer Doppel- u. einer Schön- u. Wiederdruckmaschine am 21. Aug. 1825 u. der „Hamburger Korrespondent" am 19. Nov. desselben Jahres. Obwohl die Fabrik nur mit Mühe den wachsenden Ansprüchen zu genügen im Stande war, besonders nachdem sie durch mancherlei Verbesserungen und Vereinfachungen den Gang ihrer Maschinen so erleichtert hatte, daß dieselben anfänglich noch durch zwei, späterhin sogar durch einen Mann ohne Dampfmaschine getrieben werden konnten, so gingen doch die könig- und bauerschen S.n bald nach allen Ländern Europa's, und am 23. März 1865 feierte das von den Söhnen Königs geleitete Etablissement die Fertigstellung der tausendsten S. mit einer neuen Verbesserung, der sogenannten Zweifarbendruckmaschine, als der tausendundersten, nachdem es wenige Monate vorher das fünfzigjährige Jubiläum der Erfindung (29. Nov. 1864) begangen hatte.

Wie in England, so fanden die Erfinder auch bald in Deutschland zahlreiche Konkurrenten, alle bestrebt, durch Vereinfachung und billigere Preise sich Eingang beim Publikum zu verschaffen, und man darf wohl behaupten, daß sich von da an unzählige Verbesserungen und eine kaum geahnte Ausbreitung der S. datiren. Eine der wesentlichsten Verbesserungen war die von Napier gemachte Erfindung der „Greifer"; dies ist die Vorrichtung, womit fingerförmige Metallstreifen, auf einer über die ganze Länge des Cylinders reichenden Stange an einander gereiht, den Bogen ergreifen und halten, der sonst durch die oben erwähnten rotirenden Schnüre dem Cylinder zugeführt wurde, wobei ein unberechenbares Verschieben des Papiers Statt fand, was besonders beim Druck der zweiten Seite des Bogens (des Wiederdrucks) den Nachtheil hatte, daß die Seiten nicht genau auf einander fielen (nicht „Registerhielten"), in Folge dessen ein gebundenes Buch oft sehr unregelmäßige Ränder zeigte. Mit Einführung der Greifer u. dem dadurch verbesserten Registerapparat (den „Punkturen") wurde die S. recht eigentlich erst für den Bücherdruck praktisch, indem es jetzt nur auf eine geschickte Behandlung ankam, um den Handpressendruck ganz zu ersetzen. Durch Wegfall der vielen Schnüre u. Walzen nebst dem damit zusammenhängenden Triebwerk wurde nicht nur der ganze Bau sehr vereinfacht und der Gang der Presse erleichtert, sondern auch der Druckcylinder freier und den Operationen zugänglicher gemacht, welche man unter „Zurichten" begreift, d. h. alle beim ersten Abdruck zu scharf oder zu schwach erscheinenden Stellen konnten nun viel bequemer und schneller ausgeglichen werden. Eine weitere Verbesserung trat in dem Bewegungsmechanismus des Fundaments ein. Die Hypercykloidalbewegung hatte den Nachtheil, daß der mit der Umdrehung des Cylinders harmonisch geregelte Gang des Fundaments bald gestört wurde, sobald die Zähne des Rechens und des Rades auszuschleißen anfingen. Zuerst entstand die Krummzapfen- oder Kurbelbewegung; von dem Schwungrade oder der Triebwelle aus wird die Krummzapfenaxe in Umdrehung versetzt und eine mit dieser u. dem Fundament verbundene „Stelze" oder Verbindungsstange stößt und zieht das letztere hin und her, welches schlittenartig in mit Oel wohl versehenen Schienen geräuschlos einhergleitet. Diese von Helwig, einem Zögling der königund bauerschen Fabrik, zuerst in Anwendung gebrachte Krummzapfenbewegung wurde bald allgemein angenommen und durch Hinzufügung der sogenannten Eisenbahnbewegung in Bezug auf Leichtigkeit des Ganges noch verbessert. Hierbei fährt das Fundament statt in Schienen auf 4 Rädern; der Krummzapfen aber blieb. Die neueste und sicherste Bewegungsart für das Fundament ist die sogenannte Kreisbewegung, bei welcher in einem größeren, horizontal festliegenden Rade ein kleineres umläuft, das an einem Punkte seiner Peripherie durch die „Stelze" mit dem Fundament verbunden ist und mit jeder Umdrehung den Karren in Schienen hin- und herfährt. Obwohl das Farbewerk nach Erfindung der Kompositionswalzen schon vollständig dienstfähig war, so fanden doch auch hier im Laufe der Zeit mannichfache Verbesserungen Statt, besonders in Bezug auf die Art, wie die verschiedenen Walzen ihre geregelte Bewegung erhalten. Je weniger an Räderwerk nöthig wurde, desto leichter ging die Maschine. Auch in Bezug auf die Mittheilung und vollständigere Vertheilung der Farbe an die Auftragwalzen fanden verschiedene Systeme Anwendung, nach denen man diesen Theil der Maschine als Gattungsnamen benutzt; so z. B. spricht man von Maschinen mit einfacher und Doppelfärbung, und neben diesen von rotirender oder Tischfärbung, bei letzterer ebenfalls mit dem Zusatz der doppelten oder einfachen, je nachdem mehr oder weniger Vertheilungs- und Auftragwalzen angewandt werden. Das rotirende Farbewerk, wie es gleich bei den ersten S.n in Anwendung kam, hat neben manchen Vorzügen den Nachtheil, daß die in fortwährender Umdrehung und Reibung befindlichen Walzen sich leichter erhitzen und dienstuntauglich werden, sobald die Maschine ihre volle Schnelligkeit entfaltet, was indeß bei sauberem Druck auch aus anderen Gründen nicht zweckmäßig ist. Die Tischfärbung hingegen gestattet den Walzen eine freiere Bewegung, indem hier das Zubringen, Reiben und Vertheilen der Farbe unabhängig von den Auftragwalzen besorgt wird. Zu diesem Zweck hat das Fundament einen vorn angehängten Farbetisch, auf welchen die Farbe aus dem am äußersten Ende befindlichen Trog übertragen wird; sobald nun das Fundament seinen Rückgang antritt, zertheilen mehre schräg angebrachte Walzen die Farbe nach vorwärts und seitwärts, ehe die Auftragwalzen den Tisch und später die Form berühren, welche sowohl beim Hin- als Rückwege unter ihnen weg geht und, je nach der Zahl der Walzen, mehr oder minder sorgfältig geschwärzt wird. Der Vertheilungstisch und somit die Tischfärbung war schon von König und Bauer in dem Patent vom 23. Juli 1813 vorgesehen; ihre englischen Konkurrenten aber, namentlich Applegath, benutzten die Idee, und so verbreitete sie sich von dort aus nach Frankreich und Amerika, während sie in Deutschland erst nach 1855 Verbreitung fand.

Für den Bücherdruck sah man bald aus mehr-

fachen Gründen von den sogenannten Doppel- und Kompletmaschinen ab, besonders weil sie ohne Dampfmaschine kaum zu treiben waren; nachdem aber alle möglichen Erleichterungen und Vereinfachungen den Gang so wesentlich erleichtert hatten, schritt man zum Bau einer anderen Gattung von Doppelmaschinen, bei der zwei Formen neben einander gedruckt werden können. Eine weitere Vereinfachung suchte man dadurch zu erzielen, daß sich die gedruckten Bogen selbstthätig auslegten und so die Bedienung hierfür erspart ward. Mehre Apparate wurden erdacht, aber sie machten schließlich dem amerikanischen „Flieger" Platz. Dieser Flieger ist ein rechenförmiger Rahmen mit Intervallenbewegung; wenn er im Innern der Maschine unter dem Anlegetische liegt, empfängt er den gedruckten Bogen, erhebt sich dann und klappt so weit um, daß der Bogen auf den Auslegetisch kommt; dann geht er ebenso einfach zurück. Nach stufenweise erzielter Vereinfachung der S. erscheint die Handpresse mit ihren mannichfachen Bewegungen fast komplicirter. Es gibt jetzt Maschinen, die nach Art der Drehbänke von dem das Papier anlegenden Knaben getreten werden, alle übrigen Operationen aber ohne weitere Beihülfe mit einer Schnelligkeit von 1200 Abdrücken u. mehr pro Stunde besorgen, z. B. Woods kleine Favorite, König u. Bauers Victoriapresse &c. Je nach Güte und Größe der Arbeit, von den schwierigsten Illustrationen und chromotypographischen Arbeiten bis zur einfachen Visitenkarte oder den Eisenbahnfahrbillets, baut man S.n, oft nicht größer als eine Kopirpresse. Ja man lernte sogar ohne Farbe drucken, d. h. nur ein chemisch präparirter unendlicher Bogen läuft zwischen Form und Papier und der Abdruck erscheint doch vollkommen schwarz. Es ist dies eine Kartendruckmaschine von Leboyer in Paris, die nur deshalb wenig Beifall fand, weil der zu Visitenkarten beliebte Glanzkarton nicht anwendbar war. In der wiener Staatsdruckerei konnte man ganze Reihen von S.n sehen, welche ihr Werk ganz selbstständig vollbrachten, indem hier sogar das Anlegen der Bogen dadurch beseitigt war, daß man große Rollen unendliches Papier, wie es aus der Fabrik kam, durch eigens dazu vom Direktor Auer erfundene Apparate feuchten und von der Maschine in entsprechender Menge abwickeln und später auch in Bogen schneiden ließ. Bogenschneider hatte man schon längst; es sind dies scharfe stählerne Scheiben, stellbar auf einer Spindel, welche den Bogen an jeder beliebigen Stelle zerschneiden, sobald er zwischen die Ausführwalze und die mit ihr sich gleichförmig umdrehende Scheibe tritt. Auch Uhrwerke zum Zählen der gedruckten Bogen, resp. der vollbrachten Umdrehungen des Cylinders, hat man angebracht.

Ehe die S. die gegenwärtige, allen Druckarbeiten angepaßte Vollkommenheit erreichte, hatten scharfe Beobachter entdeckt, daß der cylindrische Druck auch Nachtheile im Gefolge habe, die beim Flach- oder Plattendruck nie zu Tage treten. Namentlich zeigten sich diese beim Druck von illustrirten Werken mit verhältnißmäßig kleinem Cylinder. Einestheils ist schon die Beschaffenheit der Druckform, in welcher mehre Holzschnitte befindlich sind, nur sehr schwer so egal fest und solide zu schließen, daß der darüber hinwalzende Cylinder sie nicht allmählig locker macht; nicht bloß die Lettern lassen sich dann von den Walzen in die Höhe ziehen, wobei sie auf dem Rückwege unter denselben zu stark mit Farbe versehen und vom Druckcylinder erst wieder niedergedrückt werden, sondern auch die niedrigeren Zwischenräume, die „Spatien", treten hervor und kommen als schwarze Flecke oder „Spieße" zum Abdruck. Dies verursacht viel Aufenthalt und oft sind die wahren Ursachen nicht zu entdecken. Zweitens erfordert der Druck von Illustrationen eine sehr sorgfältige „Zurichtung" auf dem Cylinder; nachdem einige Abdrücke gemacht worden, müssen diejenigen Stellen einer Zeichnung, welche schärfer, schwärzer hervortreten sollen, durch mehrfache scharf begrenzte Papierstücke „unterlegt" oder umgekehrt die zarteren, lichteren Partien und frei stehenden Linien mehr als einmal „ausgeschnitten" werden, um Schatten und Licht durch verschärften oder abgeschwächten Druck mehr hervorzuheben. Eine solche künstliche Zurichtung wird durch das fortwährende Auswalzen verändert und verdorben, je eher, desto komplicirter sie war. Die größere Uebung der als „Maschinenmeister" fungirenden Drucker, die Vervollkommnungen in der Papierfabrikation, die Anwendung von Satinirmaschinen und hauptsächlich die Fortschritte in der Farbefabrikation haben sehr viel dazu beigetragen, auch auf der Cylinderpresse Ausgezeichnetes zu leisten, aber dennoch hat der Flachdruck hier seine Berechtigung geltend gemacht.

Um 1840 gelang es dem Mechaniker Hohn in Stockholm eine Maschine zu erfinden, welche er Skandinaviapresse nannte; sie wurde in England patentirt, später (1843) vom preußischen Handelsministerium als eine Musterpresse erworben und dann von Sigl, sowie von Hummel in Berlin nachgebaut. In England ward sie zuerst von Braithwaite, später auch von Hopkinson und Cope in sehr vorzüglicher Weise gebaut. Die Skandinaviapresse hat fast alle Theile einer Handpresse, auch Deckel und Rähmchen, aber einen selbstthätigen Farbeapparat nach dem Princip der Tischfärbung und je nach dem Erbauer einen abweichenden Bewegungsapparat. Der Tiegel geht senkrecht in einer sehr soliden Führung auf und nieder mittelst Krummzapfens; das Farbewerk befindet sich an dem einen Ende, und während die Form sich nach dieser Seite bewegt, um geschwärzt zu werden, ist der Deckel zur Aufnahme des Papiers bereit. Er befindet sich aber an der dem Tiegel zugekehrten Seite der Form und öffnet sich oben, so daß das Rähmchen über der Form liegen bleibt, auf dieses aber wird das Papier gelegt, während der Deckel die Anbringung der sorgfältigsten Zurichtung gestattet, wie an der Handpresse. Sobald nun die Form zum Druck kommt, klappt der Deckel nieder und öffnet sich ebenso nach dem Druck, um den Bogenwechsel zu gestatten. Man bedient sich dieser Presse hauptsächlich für illustrirte und Prachtwerke, wo sie bei richtiger Behandlung Ausgezeichnetes leistet; sie wird von Hopkinson gebaut: einfach für Eine Form mit 5—600 Abdrücken pro Stunde; doppelt, und zwar so, daß von zwei Formen mit

Einem Tiegel die gleiche Anzahl Abdrücke von jeder Form erhalten werden. In England ist sie sehr häufig in Gebrauch, in Deutschland fand sie weniger Aufnahme, weil eine Dampfmaschine zu ihrem Betrieb erforderlich ist.

Unter Accidenzpressen verstehen Engländer und Amerikaner diejenigen kleinen Maschinen, welche Karten, Kurszettel &c. bis zur Größe eines Quartblatts drucken und mehr hierfür als für guten sauberen Druck berechnet sind. In Deutschland versteht man darunter vorzüglich Maschinen, die von geringerem Umfang, aber zum Druck der feinsten Arbeiten geeignet sind. Die Congrevemaschine, eine Erfindung des Lords gleichen Namens, druckt zwei Farben auf einmal, und zwar so genau auf einander passend, daß nirgends ein Ineinanderlaufen der Farben vorkommt. Das Verfahren sollte überdies ein größerer Schutz vor Nachahmung sein, da die Herstellung der Platten dazu kostspieliger ist als einfache. In der Hauptplatte ist das Dessin für die zweite Farbe ganz ausgeschnitten, und die dadurch entstandenen Löcher sind durch genau entsprechende Stifte und Zapfen wieder ausgefüllt, welche an ihrem Fuß durch Aufgießen von Metall einen soliden Block bilden, auf ihrer Oberfläche aber die Zeichnung der Hauptplatte vollständig ergänzen. Die Maschine ist sehr sinnreich, die beiden über einander befindlichen Fundamente sind in sofern feststehend, als sie nur von unten nach oben sich nähern können, um die beiden Platten in einander zu bringen, oder sie behufs der Färbung wieder weit genug von einander zu entfernen; dies geschieht durch ein sich beugendes oder gerade streckendes Kniegelenk, in den erforderlichen Tempo's. Zwei entsprechend über einander angebrachte Apparate mit Tischfärbung gehen ein jeder über die getrennte Form; das Knie des unteren Fundaments streckt sich und die Platten sind, mit zweierlei Farben versehen, zum Abdruck fertig; in demselben Moment kommt der auf einem Schlitten in Schienen laufende, vorher mit Papier versehene Cylinder heran und bewirkt durch seinen Uebergang den Abdruck; das Knie senkt sich, der Cylinder geht, ohne zu drucken, zurück und die Färbung beginnt von Neuem mit einer Geschwindigkeit von 1000 Bogen pro Stunde. Oben war schon von der könig- und bauerschen Zweifarbendruckmaschine die Rede, bei dieser wird aber der Bogen zweimal von getrennten Formen gedruckt und bleibt nach dem ersten Abdruck in seiner Lage festgehalten, um unverrückt den zweiten zu empfangen. Dadurch kann auf etwas langsamerem Wege dasselbe wie mit der weit theureren Congrevemaschine erreicht werden. Schon Helwig und Müller in Wien kündigten Zweifarbendruckmaschinen an; Dutartre stellte 1855 in Paris eine solche aus, und neuerdings bauen Marinoni und Hoe ebenfalls dergleichen.

Ganz entgegengesetzt entwickelte sich die S. in Bezug auf Zeitungsdruck, wo allein Schnelligkeit Noth thut. Gar bald genügte die Doppelmaschine mit 2400 Bogen pro Stunde nicht mehr. Die Verkehrsmittel hatten sich so bedeutend gehoben, daß, um sie vollständig auszunutzen, selbst eine Verdoppelung und Vervierfachung kaum genügt. König hatte schon in dem Patent vom 30. Okt. 1811 die Grundsätze zu einer vierfachen und einer vielfachen Druckmaschine entwickelt. Seine Rückkehr nach Deutschland, wo das Zeitungswesen noch heutigen Tages weit hinter dem englisch-amerikanischen zurücksteht, ließ seine Ideen nicht zur Ausführung kommen. Daher entstanden mehre vierfache S.n mit einer Schnelligkeit von cirka 4000 Abdrücken pro Stunde in England, z. B. die little'sche, die applegathsche u. a., ehe König und Bauer mit der ihrigen hervortreten konnten. Dies geschah 1847 für den Druck der „Kölnischen Zeitung". Die könig- und bauersche Maschine hat nur 3 Cylinder; der mittlere druckt beim Hin- und Hergang, während jeder der beiden anderen nur einmal zum Druck kommt, also 4 Abdrücke erzielt werden. Sie hat Kreisbewegung, kann bei 25 Umdrehungen in der Minute 100 und in der Stunde 6000 Abdrücke liefern; es ist aber ersichtlich, wie viel an dieser Zahl durch den geringsten Aufenthalt verloren geht. Hier ist die Tischfärbung die allein mögliche; Greifer und Punktur- oder genaue Registervorkehrungen sind unanwendbar; die ganze Papierleitung geschieht durch unendliche Bänder, zwischen denen die Bogen nach dem Cylinder geführt und dann herausbefördert werden; die Presse bildet ein 9—10 Fuß hohes Gebäude mit zwei Anlegern und zwei Auslegern auf jeder Seite in zwei Etagen. Die größte Schwierigkeit lag in der Berechnung der richtigen Leitung der Bogen, so daß sie keinen Moment zu früh oder zu spät kommen. Die Erfahrung hat auch hier Verbesserungen an die Hand gegeben, und namentlich ist das Bedienungspersonal auf 4 Anleger reducirt worden, durch Anbringung der oben erwähnten „Flieger". Helwig und Sigl bauten ebenfalls vierfache Maschinen; es sind aber eigentlich nur vergrößerte doppelte, da sie mit zwei Formen unter zwei Cylindern arbeiten. Marinoni baute sehr leicht aussehende, vierfache Maschinen, ähnlich der königschen, aber mit vier Cylindern, von denen zwei beim Hin- und zwei beim Hergang in Angriff kommen; beide Arten haben die Einrichtung, daß die nicht druckenden Cylinder sich heben, um die Form durchzulassen, da ihr ganzer Umfang als Druckfläche dient, während bei den einfacheren Maschinen die nicht druckende Fläche des Cylinders, an Umfang geringer, das Durchgehen der Form gestattet. Ein tüchtiger Mechaniker, Bragard in Köln, arbeitet daran (1866), eine vierfache Maschine zu konstruiren, welche mit nur zwei Cylindern dasselbe leistet, indem hier jeder Cylinder sowohl beim Hin- als beim Hergang der Form, also viermal druckt; da hier die Bahn, welche die Form zu durchlaufen hat, kürzer ist, läßt sich ein noch günstigeres Resultat erwarten; das komplicirte Bänderwerk ist dabei sehr vereinfacht und die ganze Maschine kaum 5 Fuß hoch. Die „Times", bis 1827 mit den königschen Doppelmaschinen gedruckt, bedurfte um jene Zeit eine raschere Beförderung; da bis dahin noch keine der eben erwähnten vierfachen Pressen ausgeführt war, so fiel dem Ingenieur Applegath die Aufgabe zu, eine solche, die wenigstens 4000 Bogen pro Stunde druckte, zu konstruiren. Hieraus entstand eine den vor-

erwähnten ähnliche vierfache Maschine, deren vier bis 1848 in Thätigkeit blieben. Als diese abermals unzulänglich wurden, beschritt Applegath eine neue Bahn und wandte sich dem doppelcylindrischen Drucke zu, wie schon Nicholson denselben roh skizzirt hatte, aber er stellte die Druck- und Farbecylinder senkrecht. Die Haupttrommel, welche hier als Fundament diente und dazu bestimmt war, vier Seiten des großen Blattes aufzunehmen, ist so umfangreich, daß nur die Hälfte der Oberfläche davon bedeckt ward; die andere Hälfte diente als Farbetisch (eine Timesseite ist 23 + 17 Zoll groß, die ganze Form mithin 46 + 34 = 1564 QZoll). Um diese Trommel herum befanden sich in gleichen Abständen vier Druckcylinder, zwischen ihnen je ein Farbewerk, alle zusammen senkrecht, so daß die Form nicht eher an den Druckcylinder heran kommt, als bis sie von den davor stehenden Farbewalzen geschwärzt war, während letztere an dem als Farbetisch dienenden Theil der Trommel ihr Vertheilungs- und Reibewerk schon beendet hatten. Die Form wurde mithin auf jedem Rundgange achtmal geschwärzt und abgedruckt. Höchst eigenthümlich war die Zuführung des Papiers bewerkstelligt; jeder Bogen wurde horizontal wie an den gewöhnlichen Maschinen angelegt, aber so, daß er mit dem vorderen Rande zwischen zwei Walzen reichte; von diesen erfaßt, ging er seitwärts senkrecht herab und stand nun aufrecht, um durch eine Bänderleitung zwischen Trommel und Druckcylinder hindurch geleitet zu werden. Nicht minder interessant ist die Art, wie Applegath das nicholsonsche System der keilförmig zu gießenden Typen umging, und darin ist wohl auch der Grund zu suchen, weshalb er die Trommel ꝛc. aufrecht stellte; denn eine im Bogen, sei dieser auch noch so klein, geschlossene Form hat jedenfalls mehr Halt, wenn sie steht, als wenn sie in horizontaler Lage bald oben, bald unten herumgeschwungen wird. Zu dem Ende wurde der Satz einer ganzen Seite von 6 Spalten in einen Rahmen gestellt, dessen Boden genau als Segment der Trommel gearbeitet war. Jede einzelne Spalte stand nun auf einer Fläche, welche sich wenig von einer Ebene unterschied, da der Umfang der Trommel so bedeutend ist, daß cirka $2^1/_2$ Zoll kaum eine Rundung erkennen lassen; die im Ganzen bei 6 Spalten sich ergebende Differenz indeß glichen die nach unten spitz verlaufenden messingenen Spaltenlinien aus, welche gleichzeitig oben und unten unter die Rahmen faßten, sich also nicht in die Höhe drängen ließen; dann hielten die oben und seitwärts angebrachten Schrauben den Satz noch genügend zusammen. So gelangte jede der vier Seiten eines Bogens mittelst einer Winde an diejenige Stelle der Trommel, wohin sie gehörte. Mit diesen achtcylindrigen Maschinen wurde eine Schnelligkeit von 12 — 14,000 Abdrücken pro Stunde erzielt. Aber auch dies genügte noch nicht und die „Times“ rüstete sich aufs Neue, um für die Ausstellung 1862 auf alle Fälle gesichert zu sein. Sie adoptirte neben ihren applegathschen Pressen das System von Hoe in Newyork.

Der Gründer der Firma Hoe und Komp. war Engländer von Geburt, ging 1805 nach Amerika, erwarb sich dort großes Ansehen in seinem Fach und hinterließ, als er 1833 starb, seinen Söhnen ein ausgebreitetes Geschäft. Diese Firma baute ungefähr um dieselbe Zeit wie Applegath eine vierfache sogenannte Repetirpresse, wobei endlich Nicholsons Princip zu Ehren kam, in sofern hier Haupttrommel, Druckcylinder und Farbewerke horizontal liegen, wobei die Papierzuleitung keine wesentliche Umänderung bedurfte. Ob Hoe je Versuche gemacht hat, mit beweglichen Lettern zu drucken, ist nicht bekannt; jedenfalls ist man davon abgegangen und stereotypirt den Satz in der dem Umfang der Trommel entsprechenden Biegung. Wie in der Vermehrung der Druckcylinder bis auf 8 und 10 bei der sogenannten Mammuthpresse das Mittel gegeben ist, 18—20,000 Abdrücke pro Stunde zu liefern, so ist durch die Papierstereotypie (s. Stereotypie) Gelegenheit geboten, den Schriftsatz in kurzer Zeit 4—5mal zu vervielfältigen u. auf ebenso viel Maschinen eine Auflage von 100,000 Exemplaren in fabelhaft kurzer Zeit zu liefern; dies ist z. B. beim „Daily Telegraph“ in Wirklichkeit der Fall, wo vier hoe'sche zehncylindrige Maschinen allnächtlich eine solche Riesenaufgabe erledigen. Die „Times“ benutzt nur eine solcher Pressen neben den applegathschen, hat indeß auch nur zwischen 50—60,000 Auflage. Die von König und Bauer nach dem zweiten Patent projektirte vielcylindrige Maschine beruht auf einem ganz anderen Princip, ist aber noch nicht zur Ausführung gebracht. Auf einer sehr großen Kreisfahrbahn machen Fundament und Form ihren Umgang unter 8 Cylindern mit zwischenliegenden Farbewerken. Damit die beiden Enden der Cylinder und Walzen beim Rundlauf gleichen Schritt mit der inneren und äußeren Peripherie der Bahn halten können, sind sie konisch. Es ist einleuchtend, daß diese Art der Bewegung einen großen Vortheil in der Schnelligkeit bietet, indem hier alle Uebelstände wegfallen, die mit einem mehr oder weniger unnatürlichen Gang verbunden sind.

Frankreich erhielt die erste S. 1823 aus England, und bei den damaligen Verkehrsverhältnissen war dies auch die bequemste Bezugsquelle. Es gingen z. B. nur 7 Exemplare der königund bauerschen Maschinen nach Frankreich. Dieselben Ursachen, welche anfänglich in Deutschland die Ausbreitung der S. hinderten, walteten auch hier und in noch erhöhtem Grade ob. Bei weiterem Fortschreiten blieben aber die Konstruktionen der englischen Maschinen von Napier und Applegath und Cowper maßgebend, d. h. die Tischfärbungsmaschinen behielten den Vorrang und wurden durch mehre Maschinenbauer auf eine fast unübertreffliche Stufe der Einfachheit und Vollkommenheit gebracht.

Das pariser Zeitungswesen, auf unsicherer Grundlage ruhend als das englische, ist nicht so leicht mit Einführung kostspieliger Maschinen bei der Hand wie jenes. Man kultivirte vielmehr die Papierstereotypie, um so schleunig als möglich 10—12 Abgüsse auf ebenso viel minder leistungsfähige Maschinen zu bringen und dadurch größere Auflagen zu bewältigen. Marinoni, dessen neuester Erfindung wir schon oben gedachten, berechnet, daß eine hoe'sche zehncylindrige Maschine neben dem

Anschaffungspreis von 140,000 Francs ein Personal von 14 Arbeitern erfordert und so kolossale Verhältnisse besitzt, daß erst eigene Gebäude dafür errichtet werden müßten, indem sie einen Raum von 10 Meter Länge, 10 Meter Höhe und 3 Meter Breite einnehme. Dagegen soll seine neue Maschine nicht mehr als $5\frac{1}{2}$ Meter Länge, $2\frac{1}{2}$ M. Höhe und $2\frac{1}{2}$ M. Breite erfordern, nur 30,000 Francs kosten und von 3 Arbeitern bedient werden können, mit zwei solchen Pressen und Stereotypformen aber 20,000 Abzüge pro Stunde geliefert werden, wobei 80,000 Francs der Kaufsumme und jährlich noch 10,800 Fr. erspart werden sollen; im Princip scheint die Maschine der hoe'schen ähnlich zu sein.

In Deutschland haben sich nach und nach neben König u. Bauer noch folgende Maschinenfabriken etablirt: Müller (früher Helwig und Müller) in Wien; augsburger Maschinenfabrik (früher Reichenbach und Kompagnie); Dingler in Zweibrücken; G. Sigl in Berlin u. Wien; C. Hummel und Aichele und Bachmann in Berlin; Fr. Groß in Stuttgart; Löser in Wien; Haase Söhne in Prag; Schuhmacher und F. H. Schoop in Hamburg; Klein, Forst und Bohn in Johannisberg; Albert und Hamm in Frankenthal. Außer König u. Bauer lieferte G. Sigl die meisten Maschinen. In Paris verdienen außer Marinoni u. Chaudré noch Erwähnung Alauzet, Dutartre, Gaveaux' Nachfolger Coisne, Nicolais und Normand-Rousselet. In England behaupten die Firmen Applegath und Cowper, Napier und Sohn, Hopkinson und Cope ihren alten Ruf.

Die lithographische S., wie sie heutzutage von G. Sigl, von Conisbee, Huguet und Marinoni gebaut wird, ist wenig von der typographischen verschieden, ja sie kann in ganz kurzer Zeit in eine Buchdruckschnellpresse umgewandelt werden, so daß sie beiden Zwecken dienstbar zu machen ist. Mit Entfernung des für die Lithographie nöthigen Apparats zum Anfeuchten der Steine, mit dem Vertauschen der Lederwalzen gegen elastische und einer Regulirung des Fundaments auf Letternhöhe ist die Umwandelung geschehen. Nicolle in Paris soll die erste unvollkommene lithographische S. gebaut haben; G. Sigl war glücklicher mit seiner Erfindung; die anderen sind bloße Nachahmungen. Techniker finden in dem seit 1834 in Braunschweig erscheinenden „Journal für Buchdruckerkunst" und namentlich in den Jahrgängen 1851—55 sehr detaillirte Abbildungen und Beschreibungen. Für praktische Buchdrucker ist zu empfehlen: Die S., ihre Mechanik und Vorrichtung zum Druck aller typographischen Arbeiten von Wittig und Fischer, 2. Aufl., Leipzig 1860.

Schnepfe (Scolopax), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpf- oder Watvögel, charakterisirt durch den langen, geraden, dünnen u. weichen Schnabel, an dessen Wurzel sich spaltförmige, in eine bis nach vorn reichende Furche verlängerte Nasenlöcher befinden, 4 getrennte Zehen, abgerundete Flügel, große, weit nach hinten zu gerückte Augen, mehr oder minder braunes, theils gelb, theils dunkel geflecktes oder gebändertes Gefieder, begreift Zug- u. Strichvögel des Nordens, welche in Wäldern und sumpfigen Ebenen nur des Morgens und Abends in der Dämmerung umherstreichen und im Winter nach Süden ziehen. Ihr Flug ist schwerfällig und geschieht ruckweise. Sie nähren sich von Insektenlarven und Würmern, welche sie mit dem Schnabel, der ihnen zugleich als Tastorgan dient, aus lockerem Erdreich und Moor herausholen. Sie leben monogamisch, nisten an der Erde und legen grünlich- oder gelblichweiße, braun gefleckte Eier. Es gibt in Deutschland 4 Arten, von denen die Waldschnepfe (S. rusticola *L.*) die wichtigste ist. Sie ist an der abgerundeten Schnabelspitze, dem aschgrauen Scheitel und der aschgrauen Stirn, dem mit rothgelben Querbinden gezeichneten Hinterkopf und den mit dreieckigen gelben Randflecken gezeichneten Schwingen kenntlich, 12—14 Zoll lang und in ganz Europa, sowie im angrenzenden Asien einheimisch. Ihr Herbstzug dauert den Oktober hindurch und verlängert sich bei milder Witterung bis in den November; der Frühlingszug, von welchem sie magerer zurückkehrt, währt den März hindurch. Die Waldränder und Thäler, welche sie zur Zugzeit zu besuchen pflegt, sind den Jägern wohl bekannt, denn sie pflegt immer denselben Strich zu nehmen. Im Frühjahr fliegt sie in der Morgen- und Abenddämmerung bei stillem, warmem Wetter tief und langsam und läßt dabei häufig einen knarrenden Ton hören. Diesen Frühlingszug nennt man den Schnepfenstrich. Des Tages verbirgt sich die Waldschnepfe meist unter Gebüsch in Wäldern und fliegt nicht leicht von freien Stücken daraus hervor. Die Regenwürmer, ihre Lieblingsspeise, weiß sie sehr geschickt aus der Erde herauszulocken, indem sie ihren 3 Zoll langen Schnabel an weichen Stellen einbohrt, dann im Kreise herumläuft und dadurch die Erde so erschüttert, daß die Würmer herauskommen. Während des Herbstes bohrt sie auch gern in weiche Kuhfladen nach Insekten und Insektenlarven. Bei spätem Froste nimmt sie auch mit Graswürzelchen vorlieb. Zur Paarungszeit balzt das Männchen, d. h. es schlägt ein Rad, senkt die Flügel u. legt den Schnabel auf die Brust. Wegen der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches ist die Waldschnepfe ein wichtiger Gegenstand der Jagd. Insbesondere wird auch ihr Eingeweide (Schnepfendreck) als Delikatesse geachtet. Das kleine Federchen der ersten großen Schwinge gibt ein feines Pinselchen für Maler. Die Haarschnepfe oder Bekassine (C. gallinago *L.*) zeichnet sich durch den in eine flach gedrückte Spitze endenden Schnabel, den schwarzbraunen Scheitel mit hellem Längsstreif in der Mitte und die mit einem rostgelblichen, am Schaft unterbrochenen Spitzenfleck bezeichneten Flügeldeckfedern aus. Sie ist nur 9—10 Zoll lang und findet sich ebenfalls in ganz Europa, in Deutschland im März und April und dann wieder von Ende August bis Oktober. Die Moor- oder Haarschnepfe oder kleine Bekassine (S. gallinula *L.*) hat einen ebenso geformten Schnabel wie die vorige Art und einen schwarzbraunen Scheitel, aber ohne hellen Längsstreif, ist am Mantel mit 2 rostgelben Längsbinden gezeichnet und an der Mitte des Unterleibs weiß. Sie ist nur 7—8 Zoll lang und ebenfalls in ganz Europa einheimisch, in Deutschland vom März bis Mai und vom August bis

September. Die große Sumpf-, Doppel- oder Mittelschnepfe (S. major L.) gleicht der Haarschnepfe, nur sind die Flügeldeckfedern mit weißem, am Schafte nicht unterbrochenem Spitzenfleck gezeichnet. Sie ist 10—12 Zoll lang und findet sich häufig im nördlichen Rußland, seltener in Deutschland, im April und Mai, sowie im August und September. Eine andere Gattung ist die Pfuhlschnepfe (Limosa), deren Angehörige durch einen gegen die Spitze hin seitlich etwas erweiterten und flachen, in seiner ganzen Länge biegsamen Schnabel mit schwach aufwärts gebogener Spitze ausgezeichnet sind. Die gemeine Pfuhlschnepfe (L. aegocephala L.) hat einen schwarzen, an der Wurzel weißen Schwanz, ist im Sommer am Vorderkörper roströthlich, im Winter graubraun, schwarzbraun gefleckt und 14 Zoll lang. Sie bewohnt Nordeuropa und kommt im April und Mai, sowie im August und September, aber selten, nach Deutschland. Dasselbe gilt von der rothen Pfuhlschnepfe (C. rufa *Bchst.*, C. lapponica *L.*), die im Sommer rostroth, schwarzbraun gefleckt, im Winter aschgrau erscheint, 13 Zoll lang ist und in Nordeuropa, im Winter am Mittelmeer sich aufhält, von wo sie auf dem Rückzuge manchmal an den deutschen Küsten sich einfindet.

Schnepfenthal, bekannte, von Christ. Gotth. Salzmann (s. d.) 1784 angelegte Erziehungsanstalt im Herzogthum Gotha, am Fuß des Thüringerwaldes, in der Nähe von Reinhardsbrunn und eine halbe Stunde von Waltershausen auf einem Hügel gelegen, umfaßt mehre Gebäude und ist mit allen für eine solche Anstalt nothwendigen Lokalitäten und Einrichtungen ausgestattet. Nach des Begründers Tode (1811) übernahm dessen Sohn, Karl Salzmann, die Leitung der Anstalt, den Grundsätzen seines Vaters treu bleibend und nur solche Reformen vornehmend, welche durch die Fortschritte der Pädagogik gefordert wurden. Am 1. Okt. 1848 übergab er dieselbe an Wilhelm Ausfeld, einen Enkel des Stifters, unter dessen Leitung sie noch gegenwärtig einer großen Frequenz sich erfreut. Vergl. Ausfeld, Prospekt der Erziehungsanstalt zu S., Gotha 1854.

Schnepper (Schnäpper), chirurgisches Instrument, welches so eingerichtet ist, daß mittelst einer Stahlfeder eine oder mehre in einer Kapsel verborgene scharfe Klingen hervorgeschnellt werden. Am Aderlaßschnepper (phlebotomus) ist nur Eine Klinge befindlich; der Schröpfschnepper (scarificatorium) hat deren mehre, welche aber nicht so tiefe Einschnitte machen. Eine ähnliche Einrichtung haben auch die neuerlich erfundenen künstlichen Blutegel.

Schnetz, Jean Victor, Historien- und Genremaler, geboren den 15. Mai 1787 zu Versailles, kam jung nach Paris, wo er in Davids Schule trat, aber später einer eigenthümlichen Kunstweise folgte. Sein ersteres größeres Gemälde war der barmherzige Samariter (1819), jetzt in der Kathedrale zu Valence, dem Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem weinend folgte. In Italien, wohin er sich sodann begab, malte er verschiedene treffliche Genrebilder. Weniger bedeutend sind einige historische Gemälde, z. B. das Bild der Jeanne d'Arc (1835), das des Connetable von Montmorency in der Schlacht von St. Denis (1836) u. das Mazarins auf dem Todtenbette, im Luxembourg aufgestellt, und das große Oelbild im Saale der Präfektur, welches den Kampf vor dem Hôtel de Ville den 28. Juli 1830 vorstellt. Für das schönste historische Bild des Meisters wird die heilige Elisabeth in Notre-Dame des bonnes nouvelles erklärt. Schöne historische Darstellungen von ihm finden sich in den Sälen des Staatsraths. Im Jahre 1840 ward er zum Direktor der französischen Akademie zu Rom ernannt.

Schnittlauch, s. Lauch.

Schnitzler, Johann Heinrich, namhafter französischer Statistiker und Geschichtschreiber, geboren den 1. Juni 1802 zu Straßburg, redigirte von 1830—45 die „Encyclopédie des gens du monde" und wirkt gegenwärtig als Professor in seiner Vaterstadt. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: „Statistique générale de la France" (Straßb. und Par. 1842—46, 4 Bde.); „Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre I et Nicolas" (Par. 1847, 2 Bde.); „Atlas historique et pittoresque" (Straßburg 1859—62, 4 Bde.); „L'empire des Tsars" (Bd. 1—2, Par. u. Straßb. 1860—62) und „La Russie en 1812. Rostopchine et Koutousof" (Paris 1863).

Schnorr von Karolsfeld, 1) Johann Veit, gewöhnlich Veit Hans genannt, Maler und Zeichner, geboren den 11. Mai 1764 zu Schneeberg im sächsischen Erzgebirge, studirte zu Leipzig die Rechte und prakticirte dann als Notar, widmete sich aber nach dem Tode seines Vaters, seiner Neigung folgend, ausschließlich der Kunst, seit 1790 zu Leipzig unter Oesers Leitung. Porträtmalerei und Unterricht im Zeichnen, Zeichnungen, Vignetten und andere von Buchhändlern bestellte Radirungen gaben ihm seinen Unterhalt, und die Zeichnungen zu den göschenschen Prachtausgaben von Wielands Werken und Klopstocks Oden ꝛc. machten seinen Namen bald in weiteren Kreisen bekannt. Als Seume 1801 seinen Spaziergang nach Syrakus antrat, gedachte S. ihn zu begleiten, kam aber nur bis Wien, wo er einige Zeit blieb, um dann über München und Straßburg nach Paris zu reisen. Im Jahre 1816 wurde er zum Direktor der leipziger Akademie ernannt, der er bis zu seinem Tode, den 30. April 1841, vorstand. Sein „Unterricht in der Zeichenkunst" (Leipzig 1810, mit 61 Tafeln) ist heute noch geschätzt. Seine Werke sind sehr zahlreich. Er malte historische und andere Darstellungen, Porträte in Oel und Miniatur, modellirte in Thon, lieferte Arbeiten in Gyps und versuchte sich überhaupt in fast jedem Fache der Kunst. Besonders schön sind seine Zeichnungen in Tusch, schwarzer Kreide, Sepia, zum Theil mit Weiß gehöht und auch in Farben. In der Thomaskirche sind die lebensgroßen Bilder Rosenmüllers und Tzschirners, ersteres nach Tischbein, von ihm gemalt. Auch hat er viele Blätter radirt, größtentheils nach eigener Komposition.

2) Ludwig Ferdinand S. v. K., Historienmaler, Sohn des Vorigen, geboren den 11. Okt. 1788 in Leipzig, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, kam 1804 auf die Akademie nach Wien, wo er an dem kunstliebenden Herzog Albert

von Sachsen-Teschen einen Gönner fand. Auf erwarb er sich besonders durch seine Darstellungen aus Goethe's „Faust“, seit 1821 in der Gallerie des Belvedere. Er † den 13. April 1853 als erster Custos an dieser Gallerie. Von seinen früheren Kompositionen verdienen besonders hervorgehoben zu werden: Lorelei, der sterbende Marc Aurel, Rast der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten, eine Scene aus der Sündfluth u. a. m.; von den späteren nennen wir: die heilige Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes in einer Landschaft“ (1828), in der Gallerie des Belvedere zu Wien, die Vereinigung der tyroler Landleute unter Andreas Hofer (1830), im Ferdinandeum zu Innsbruck, das Porträt des Herzogs von Reichstadt (1832), eine Darstellung aus Goethe's „Faust“, in der Gallerie des Belvedere, und die Speisung der Viertausend durch Christus (1839), im Refektorium des Mechitaristenklosters. Auch radirte und lithographirte er mehre Blätter.

3) **Julius**, Ritter S. v. K., ausgezeichneter Historienmaler, Bruder des Vorigen, geboren den 26. März 1794 zu Leipzig, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater, bildete sich dann seit 1811 auf der wiener Akademie aus, die damals noch in einseitiger Weise an der Antike festhielt, und trat hier der im gräflich karoly'schen Garten geschlossenen Vereinigung der jungen Genies bei, die ihren eigenen Weg gehen wollten und sich namentlich der altdeutschen und der ihr an Innigkeit und Tiefe verwandten italienischen Kunst zuwandten. Im Jahre 1817 begab er sich nach Rom, wo er als jüngstes Mitglied jener von Overbeck, Schadow, Cornelius u. A. begründeten deutschen Genossenschaft, die durch den Neukatholicismus die alte Kunst zu restauriren strebt, sich bald rühmlich hervorthat, doch war er der Einzige derselben, der seinen protestantischen Ueberzeugungen treu blieb. Von seinen in jener Zeit ausgeführten Oelgemälden sind hervorzuheben: die Hochzeit zu Kana, eine reiche Komposition von mehr als 60 Figuren; Jakob und Rahel; eine heilige Familie und eine Madonna mit dem Kinde; die drei christlichen und die drei heidnischen Ritter nach Ariosto; Ruth auf Boas' Feld für den hamburger Kunstverein; Christus mit den Kleinen für einen Cyklus aus dem Leben Jesu, woran auch Ph. Veit, F. Olivier und Eggers mitarbeiteten, u. a. m. Auch war S. unter denjenigen Künstlern, welche die Villa Massimi in Rom mit Freskomalereien geschmückt haben. Er wählte den Stoff zu seinen Darstellungen aus Ariosto's „Orlando Furioso“. Nachdem er 1827 die Professur der Historienmalerei an der Akademie zu München angetreten hatte, ward ihm vom König Ludwig I. der Auftrag, im Erdgeschosse des Königsbaues fünf Prunkgemächer mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede, sowie drei Säle des Festsaalbaues in der königlichen Residenz mit Darstellungen aus dem Leben Karls des Großen, Barbarossa's und Rudolfs von Habsburg zu zieren. Erstere führte er al fresco, letztere in kolossalem Maßstabe in enkaustischer Manier aus. Daneben übernahm er im königlichen Palast zu München die Zeichnungen für den Saal, dessen Decke mit Bildern aus den homerischen Hymnen geschmückt werden sollte, und für Steins Schloß Cappeberg im Münsterschen lieferte er in Oel Barbarossa's Tod. Im Jahre 1846 folgte er dem Ruf an die Akademie nach Dresden. Zu seinen späteren Bildern in Oel gehören: eine heilige Familie im Grünen u. Christus mit dem Kreuze, vor den Thoren Roms dem heiligen Petrus begegnend, und der Abschied Siegfrieds von Chriemhild. Weiter sind hervorzuheben: seine Zeichnungen für die cotta'sche Prachtausgabe „Der Nibelungen Noth“ und für die wigandsche „Bibel in Bildern“. Im Jahre 1858 verband er sich mit dem Hofprediger Grüneisen in Stuttgart zur Herausgabe des für volksthümliche Kreise bestimmten „Christlichen Kunstblattes“. Mehre Gemälde S.s sind durch Stich und Lithographie vervielfältigt, wovon besonders die Stiche nach den Gemälden des königlichen Saalbaues zu den Prachtblättern ihrer Art gehören. S. ist nicht mit Unrecht ein vermittelnder Künstler genannt worden, sofern seine Bildung sich zwar in jener Zeit vollendete, wo die altdeutsche Kunst zu Rom eine Erneuerung in religiösem, und zwar katholischem Sinne erfuhr, er aber, ohne sich in dem Grundprincip von seinen Genossen loszusagen, gegenüber verschiedenen Ausschreitungen derselben stets die Mittelstraße einhielt und seine künstlerische Eigenthümlichkeit ebenso streng zu wahren wußte wie seine persönliche. Der Geist des Protestantismus ist auch in seinen Werken stets lebendig geblieben, u. selbst seine biblischen Gemälde sind frei von jener krankhaft schwärmerischen Auffassung des Religiösen, wie sie sich bei Overbeck u. Schadow findet. Auch in der Technik hielt er sich entfernt von jenem Extrem seiner Genossen, die mit fast ausschließlicher Beachtung des Geistigen auf die Malerei des Körperlichen wenig Werth legten und sich dadurch oft einer unrichtigen, schwächlichen Zeichnung und matter Farbengebung schuldig machten. S.s Behandlung des Fleisches ist dagegen kräftig und lebensvoll. Am reichsten und originellsten hat sich sein Genius in den romantischen Bildwerken zu München entfaltet. Unter seinen Schülern befinden sich mehre angesehene Namen. Sein Sohn, **Ludwig** S. v. K., geboren den 2. Juli 1836 zu München, berühmter Tenorist, ward seit 1853 auf dem Konservatorium zu Leipzig gebildet, betrat 1854 zu Karlsruhe die Bühne, wurde hier 1858 als erster Heldentenor engagirt, dann als solcher an das Hoftheater zu Dresden und 1865 nach München berufen. Er sang hier R. Wagners „Tristan“; † den 21. Juli 1865. Er war mit der Sängerin Malvina Garrigues vermählt.

Schnüren, das Umgeben einzelner Körpertheile mit fest anliegenden Kleidungsstücken, ist durch die Herrschaft der Mode, namentlich beim weiblichen Geschlechte besonders zur Verschönerung der Form des Oberkörpers, allgemein üblich geworden. Früher bediente man sich zu diesem Behuf der sogenannten **Schnürbrust**, eines schmalen, über die Achsel gehenden, mittelst Fischbeinstäben oder eingelegten Schnuren steif gemachten Zeuchstreifens, der auf dem Rücken zugeschnürt ward. Jetzt sucht man denselben Zweck durch das sogenannte **Schnürleibchen** od. **Korset** zu erreichen, welches zwar weniger nachtheilig auf die Gesundheit des Körpers einwirkt als jenes, aber in vielen Fällen, namentlich wenn es durch das Blankscheit auf Brust, Magen und Unterleib einen

Druck ausübt, immer noch schädlich sich erweist. Am meisten leidet die Leber durch das S., indem auf ihr schmerzhafte Schwielen, die sogenannten *Schnürstreifen*, entstehen, dann auch der Magen, der Darm, der gesammte Blutkreislauf im Unterleib und zum Theil auch der in der Brusthöhle. Vergl. *Riedel*, Darstellung der großen Nachtheile, welche das Tragen der Schnürbrüste ꝛc. bewirkt, Quedlinburg 1831.

Schnupfen (koryza), der Katarrh der Nasenschleimhaut, eine meist leichte und dabei sehr häufige Erkrankung. Die Disposition für den S. ist bei verschiedenen Individuen sehr ungleich; Kinder scheinen im Allgemeinen mehr dazu geneigt zu sein als Erwachsene; schwächliche, zarte und skrophulöse Individuen werden häufiger befallen als kräftige und muskulöse. Eine allmählige Abhärtung der Nasenschleimhaut vermindert die Disposition für den S., so daß starke Schnupfer, da sie ihre Nase fortwährend insultiren, verhältnißmäßig selten an Nasenkatarrh leiden. Die den S. veranlassenden Gelegenheitsursachen sind sehr mannichfaltig. Falsch ist die Ansicht, daß jeder S. ohne Ausnahme durch Erkältung der äußeren Haut entstehe, obschon es richtig ist, daß der S. in der Mehrzahl der Fälle von Erkältung, zumal der Füße, abhängt. Nächstdem führen örtlich einwirkende Schädlichkeiten am häufigsten zum S., z. B. das Einathmen von heißer Luft, nachdem man vorher in kühler Luft gewesen ist, das Einathmen von Staub, scharfen Dämpfen, das ungewohnte Tabakschnupfen ꝛc. In anderen Fällen tritt der S. zu anderweitigen Erkrankungen der Nasenschleimhaut hinzu, besonders zu Geschwüren, Polypen, Caries und Nekrose der Nasenknochen. Der S. ist endlich nicht selten Symptom einer konstitutionellen Erkrankung, so bei Masern, Scharlach, Syphilis, Grippe und bei der chronischen Jodvergiftung. Für die gangbare Ansicht, daß der S. ansteckend sei, fehlt es an genügenden Beweisen. Im Beginn des *akuten* Nasenkatarrhs (gemeiner S.) klagen die Kranken über ein Gefühl von Trockenheit in der Nase und über Verstopfung des einen oder anderen Nasenlochs, was sie zum Ausschnauben verleitet. Von Zeit zu Zeit entsteht ein Jucken und Prickeln in der Nase, welches gewöhnlich zum Niesen führt. Bald folgt auf die Trockenheit der Nase eine sehr reichliche Absonderung und es fließt fast unaufhörlich eine farblose, durchsichtige, wässerige Flüssigkeit von salzigem Geschmack, welche die Oberlippe reizt und röthet, aus den Nasenlöchern hervor. Das Geruchs- und Geschmacksvermögen ist beeinträchtigt, die Sprache ist näselnd. Fast in allen Fällen ist der Katarrh auch auf der Schleimhaut der Stirnhöhlen verbreitet und die Kranken klagen in Folge davon über ein Gefühl von Druck oder über lästigen Schmerz in der Stirn. Sehr häufig ist mit dem S. eine katarrhalische Entzündung der Bindehaut des Auges komplicirt, die Kranken sind lichtscheu und aus den gerötheten Augen fließen reichliche Thränen ab. Nimmt der Schlundkopf an dem Nasenkatarrh Antheil, so sind Schlingbeschwerden vorhanden; sind auch die Luftwege betheiligt, so gesellt sich zu den erwähnten Erscheinungen Husten und Heiserkeit hinzu. Bei Fortpflanzung des Katarrhs auf die Ohrtrompete endlich entstehen leichte Schmerzen im Ohr, Ohrensausen und vorübergehende Schwerhörigkeit. Fast immer ist der S., zumal wenn er heftig und weit verbreitet ist, von einem fieberhaften Allgemeinleiden begleitet, welches bald sehr gering, bald höchst lästig sich zeigt. Dieses sogenannte Katarrhalfieber äußert sich in oft wiederholtem, durch jeden Temperaturwechsel hervorgerufenem Frösteln, durch schmerzhafte Abgeschlagenheit der Glieder, Appetitlosigkeit ꝛc. Die Dauer des S.s ist gewöhnlich eine kurze. Meist schon am zweiten oder dritten Tage der Krankheit wird die Absonderung weniger reichlich, dickflüssiger, undurchsichtiger, verliert den salzigen Geschmack, nimmt eine gelbliche oder gelbgrüne Farbe an und trocknet namentlich Nachts zu derben, fest auf der Schleimhaut sitzenden Krusten ein, das Kitzeln in der Nase und das Niesen wird seltener, der Stirnkopfschmerz läßt nach und die Nasengänge erweisen sich nach dem Ausschnauben wieder regsam. Das Schnupfenfieber dauert selten länger als 1—2 Tage. Auch die Erscheinungen, welche der Ausbreitung des Katarrhs auf die benachbarten Schleimhäute angehören, pflegen gegen das Ende der ersten Woche nachzulassen oder ganz zu verschwinden, und so endet der S. meist am fünften bis achten Tage mit vollständiger Genesung. Nur selten und namentlich bei skrophulösen Individuen zieht sich der S. in die Länge u. wird zu einem chronischen Leiden. Während der S. für Erwachsene eine ganz leichte Krankheit ist, wird er für Säuglinge dadurch gefährlich, daß die Verstopfung der Nasenlöcher das Saugen erschwert. Führt man solchen Kindern nicht mit dem Löffel Nahrung zu, so kann bei schwachen und sehr nahrungsbedürftigen Kindern selbst das Leben bedroht werden. Bei dem *chronischen* S. pflegt das Gefühl von Prickeln in der Nase, das Niesen, der Stirnkopfschmerz, das Fieber zu fehlen, dagegen bewirkt die Wulstung der Nasenschleimhaut gewöhnlich eine dauernde Verengerung der Nasengänge. Dadurch wird das Einziehen der Luft durch die Nase erschwert und die Sprache bekommt einen näselnden Beiklang (*Stockschnupfen*). Die Absonderung der kranken Nasenschleimhaut ist bald schleimig, bald schleimig-eitrig; bald wird der Schleim in geringer, bald in größerer Menge abgesondert. In manchen Fällen zeigt das Sekret Neigung zur fauligen Zersetzung und nimmt einen üblen Geruch an (s. *Ozäna*). Ist das Sekret reichlich und eiterartig, so bilden sich häufig harte schwarzgrüne Krusten, welche theils ausgeschnaubt, theils durch die hintere Nasenöffnung in den Schlundkopf gezogen und von hier durch Räuspern entfernt werden. Der chronische Nasenkatarrh ist eine überaus hartnäckige Krankheit, welche nicht selten jeder Behandlung spottet und mit wechselnder Heftigkeit Jahre lang fortbestehen kann. Er führt nicht selten zu katarrhalischen Geschwüren und zur Bildung von Polypen der Nasenschleimhaut. Was die Behandlung des S.s anbelangt, so wird der akute S. durch einen starken Schweiß in vielen Fällen wirklich koupirt. Wo sich daher ein russisches Dampfbad befindet, wird ein solches mit Vorsicht gebraucht den S. sehr abkürzen. Im Allgemeinen muß der Kranke

beim S. einige Tage in einem gleichmäßig, aber nicht allzu warmen Zimmer zubringen, von Zeit zu Zeit etwas warmes Getränk genießen, die Füße warm halten; er darf sich nicht seidener oder baumwollener, sondern nur leinener Taschentücher bedienen und diese muß er öfters wechseln. Die Oberlippe schützt man durch Bestreichen mit Lippenpomade vor der Einwirkung der scharfen Nasenflüssigkeit. In den späteren Stadien des S.s bringt oft ein weiterer Spaziergang in frischer Luft und selbst eine von Zeit zu Zeit genommene Prise Schnupftabak den Prozeß zum schnellen Abschluß. Bei Säuglingen, welche noch nicht ausschnauben können, ist es nothwendig, daß man die Nasenlöcher durch Ausspritzen mit lauwarmem Wasser von dem verstopfenden Sekret befreit, und daß man ihnen, so lange das Saugen erschwert ist, die Milch mit dem Theelöffel oder der Schnabeltasse zuführt. Bei der Behandlung des chronischen S.s müssen vor Allem etwaige Konstitutionsanomalien berücksichtigt werden. Bei skrophulösen Individuen ist die Darreichung des Leberthrans angezeigt, syphilitische Individuen müssen eine Quecksilber- oder Jodkaliumkur durchmachen. Sehr wichtig für die Beseitigung des chronischen S.s ist die örtliche Behandlung. Am wirksamsten ist das Bepinseln der gewulsteten Nasenschleimhaut mit einer Lösung von Höllenstein oder das von Zeit zu Zeit wiederholte Touchiren derselben mit Höllenstein in Substanz. In gutem Ruf gegen den chronischen S. steht auch ein Schnupfpulver, welches aus Kalomel, rothem Präcipitat und Zucker besteht, sowie schwache Sublimatlösungen, welche man in die Nase einspritzt. Katarrhalische Geschwüre der Nasenschleimhaut erfordern dieselbe Behandlung wie der chronische S., nur ist bei ihnen das Touchiren mit Höllenstein noch dringender nöthig als beim einfachen Katarrh.

Schnupftabak, s. Tabak.

Schnur ohne Ende, eine in sich zurückkehrende Schnur, welche wie der Riemen ohne Ende in den Riemenräderwerken (s. d.) zur Uebertragung einer Bewegung angewandt wird. Die Schnurräderwerke können nur bei kleineren Maschinen benutzt werden, gewähren hier aber den Vortheil, daß die Schnur von den mit einer Rinne versehenen Scheiben nicht so leicht abschlägt u. sich leichter zur Seite biegen läßt. Die S. o. E. besteht gewöhnlich aus Hanf, Gedärmen od. Gutta Pertscha.

Schnyder von Wartensee, Xaver, Komponist und Tonkünstler, geboren 1786 zu Luzern, widmete sich, nachdem er einige Zeit auf einem Finanzbureau in Luzern gearbeitet hatte, seit 1810 dem Studium der Harmonie und Tonsetzkunst, erst in Zürich, dann zu Wien unter Leitung des Kapellmeisters Kienlen und Beethovens. Nachdem er 1815 dem Feldzuge gegen die Franzosen beigewohnt hatte, erhielt er eine Anstellung in Pestalozzi's Erziehungsanstalt zu Yverdun, siedelte aber schon 1817 nach Frankfurt a. M. über. Sein Schloß Wartensee am sempacher See räumte er 1832 seinem Freunde Fr. Fröbel zur Gründung einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt ein. Nach dem Verkauf seines väterlichen Erbes lebte er 1844—49 auf einem Landsitze bei Luzern und kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo er zwei musikalische Vereine für Vokal- und Instrumentalmusik gründete. Seine Kompositionen zeichnen sich durch Melodienreichthum, Klarheit und Korrektheit aus. Die vorzüglichsten sind: die romantische Oper „Fortunat", „Der Friede", Quartett, „Kantate zur Feier von Pestalozzi's 73. Geburtstage" (1818); die Schweizeroper „Heimweh und Heimkehr" u. a. S. gilt für einen der besten Kontrapunktisten der Gegenwart. Auch lieferte er mehre humoristische Dichtungen.

Schoa (Tschoa), Reich in Abessinien zwischen 10—12° nördl. Br. und 54—90° östl. L., reicht nördlich bis Godscham und an das Gebiet der Wollo Galla, südlich bis zum Aouasch und umfaßt in den Provinzen Gesche, Mans, Tegulet, Ghedem, dem eigentlichen S. (S. Meder), Mentschar und Bulga etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen christlicher, mohammedanischer und heidnischer Einwohner. Es bildete ein selbstständiges Reich, bis es 1856 von dem Kaiser Theodoros von Abessinien diesem Reiche einverleibt ward. Hauptstadt war Angollola; zweite Hauptstadt Ankover.

Schoberia *Mey.*, Pflanzengattung aus der Familie der Atripliceen, charakterisirt durch das 5spaltige oder 5theilige Perigon ohne Anhängsel, die 5 auf der Basis des Perigons eingefügten Staubgefäße und die krustige Samenhaut mit eiweißlosen Samen, enthält mehre Arten, wie S. altissima *Mey.*, in Südrußland und an den Küsten des Mittelmeeres, S. fruticosa *Mey.*, an den Küsten Englands, Frankreichs und Nordamerika's, S. salsa *Mey.*, an den Küsten des Mittelmeeres und an salzigen Stellen an den Ufern der Wolga, u. a. m., die zur Sodabereitung verwendet werden.

Schock, Anzahl von 60 Stück; früher vor Einführung der Rechnung nach Thalern und Gulden auch Rechnungsmünze, die zuerst, als 60 Groschen aus der Mark geprägt wurden, letzterer gleich war, später aber, als sich der Gehalt der Groschen verringerte, auf den Werth von $\frac{2}{3}$ Mark herabsank. Das sogenannte alte sächsische S. wird zu 60 Schockgroschen oder 20 guten Groschen, das neue oder schwere S. dagegen zu 60 guten Groschen oder 2 Thaler 12 Groschen Konventionsgeld gerechnet. In Böhmen und einem Theile von Schlesien rechnet man nach böhmischen S.en, d. i. 60 Kaisergroschen oder 180 Kreuzern = 1 Thaler 21 Groschen Konventionsgeld, oder auch nach kleinen S.en zu 40 Kaisergroschen oder 120 Kreuzern. Schocke hieß auch in Sachsen eine im 16. Jahrhundert eingeführte Art Grundsteuer, behufs welcher der Werth der Grundstücke nach S.en berechnet und das S. zunächst mit 5 Pfennigen Abgabe belegt ward.

Schockland (Schokland), Insel im Westen der Zuydersee, unweit der Küste, gegenüber der Ysselmündung, zur niederländischen Provinz Oberyssel, Bezirk Zwolle, gehörig, ist sehr schmal, niedrig und sumpfig, hat einen Leuchtthurm, war früher bewohnt (ungefähr 700 Einw. in 3 Dörfern), wurde 1825 durch eine große Sturmfluth gänzlich überschwemmt, und 1859 in Folge wiederholter Ueberschwemmungen von den Bewohnern vollständig verlassen.

Schödler, Friedrich, ausgezeichneter Chemiker und namhafter Pädagog, geboren den 25. Febr. 1813 zu Dieburg im Großherzogthum Hessen, widmete sich der Pharmacie, studirte zu Gießen unter

Liebigs Leitung und zu Tübingen Chemie, unternahm hierauf größere wissenschaftliche Reisen und erhielt 1842 eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaft am Gymnasium zu Worms, 1854 das Direktorat der Provinzialrealschule zu Mainz. Von seinen durch Klarheit und Tiefe der Forschung, sowie Uebersichtlichkeit und Gedrängtheit der Darstellung ausgezeichneten naturwissenschaftlichen Arbeiten sind außer vielen Abhandlungen in Liebigs „Annalen der Chemie", sowie dessen „Handwörterbuch der Chemie" und seiner Bearbeitung des naturwissenschaftlichen Theils des „Handbuchs der chemischen Technologie" von R. J. Wagner hervorzuheben: „Die Chemie der Gegenwart" (Lpz. 1853, 3. Aufl. 1858) und das „Buch der Natur" (Braunschw. 1846, 2 Bde.; 12. Aufl. 1863), das in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Von seinen pädagogischen Schriften verdienen besonders seine geistvollen Schulreden, theils in den Programmen der mainzer Realschule, theils in der „Darmstädter Schulzeitung" abgedruckt, die besonders eine harmonische Geistesentwicklung fordern, welche über das Denken das Gemüthvolle u. über das Einzelwissen die Zusammenfassung des Ganzen nicht vergesse, sowie seine Schrift „Die höheren technischen Schulen" (Braunschweig 1847) der Erwähnung. Auch ein Lustspiel, „Der verwünschte Brief", und mehre Novellen und Gedichte hat er veröffentlicht, meist in der „Europa".

Schöffen, s. Schöppen.

Schöffer (Schoiffer), Peter, Miterfinder der Buchdruckerkunst, gebürtig aus Gernsheim, ward Schwiegersohn Johann Fusts und besaß mit diesem die erste Buchdruckerei in Mainz. In Gernsheim ward ihm 1836 ein Denkmal errichtet.

Schölcher, Victor, französischer Publicist, geboren den 21. Juli 1804 zu Paris, studirte anfangs die Rechte, wandte sich aber dann der Politik zu und betheiligte sich an demagogischen Umtrieben. Als Mitglied des Vereins Aide-toi, le ciel t'aidera war er intimer Freund Godefroy Cavaignacs und Mitstifter der „Revue républicaine", der „Revue indépendente", des „Journal du peuple" und der „Réforme". Als eifriger Abolitionist und Kenner der Sklavenverhältnisse, die er an Ort u. Stelle studirt hatte, schrieb er u. A. die „Histoire de l'esclavage pendant les deux dernières années" (Paris 1847, 2 Bde.). Von einer Reise an den Senegal zurückgekehrt, fand er in Frankreich die Republik proklamirt, ward zum Unterstaatssekretär im Marineministerium ernannt und setzte als solcher den Akt der Befreiung der Sklaven durch. Beim Rücktritt Arago's trat auch er ab und ward hierauf von den Schwarzen von Guadeloupe zu ihrem Abgeordneten in der Constituante und Legislative gewählt, wo er zu den Männern des Bergs hielt. Nach dem Staatsstreich durch Dekret vom 9. Januar 1852 aus Frankreich verbannt, lebt er in England, von wo aus er eine heftige Schrift gegen die französische Regierung veröffentlicht hat.

Schöll, 1) Maximilian Samson Friedrich, Diplomat und Literator, geboren den 8. Mai 1766 zu Harskirchen in Nassau-Saarbrücken, studirte zu Straßburg die Rechtswissenschaft, machte sodann als Hauslehrer in einer livländischen Familie große Reisen, ließ sich 1790 als Advokat in Straßburg nieder, ward aber bald durch die Revolution zur Flucht genöthigt und übernahm, nachdem er nach dem Falle Robespierre's von der Proskriptionsliste gestrichen worden war, eine Buchhandlung u. Druckerei in Basel. Im Jahre 1814 erhielt er durch die Empfehlung Alexanders von Humboldt eine Anstellung im Kabinet des Königs von Preußen und den Hofrathstitel, verweilte, vom Fürsten Staatskanzler von Hardenberg nach Wien berufen, hier bis zum Schluß des Kongresses, und fungirte dann bis zum aachener Kongresse als Legationsrath der preußischen Gesandtschaft in Paris. Im Jahre 1819 ward er in Berlin mit dem Titel eines geheimen Oberregierungsrathes vortragender Rath beim Fürsten Staatskanzler und begleitete den letzteren auf die Kongresse in Teplitz, Troppau, Laibach u. Verona (1822), widmete sich aber nach dem Tode Hardenbergs nur noch literarischen Arbeiten. Er † auf einer Reise zu Paris am 6. August 1833. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Histoire abrégée de la littérature grecque" (Paris 1813, 2 Bde.; 2. Aufl. 1824; deutsch, Berlin 1828 bis 1831, 3 Bde.); „Histoire de la littérature romaine" (Par. 1815, 4 Bde.); „Congrès de Vienne" (das. 1816); Fortsetzung von Kochs „Histoire abrégée des traités de paix etc." (das. 1817—18, 15 Bde.); „Archives politiques ou diplomatiques" (das. 1818—19, 3 Bde.); „Tableau des révolutions de l'Europe" (das. 1823, 3 Bde.); „Cours d'histoire des états européens jusqu'en 1789" (das. 1830—36, 6 Bde.).

2) Gustav Adolf, Archäolog und Kunstschriftsteller, geboren den 2. Sept. 1805 zu Brünn, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und studirte sodann zu Tübingen erst Theologie, hierauf namentlich griechische und römische Literatur. Sein Trauerspiel „Dido" (Stuttg. 1826) erwarb ihm die Freundschaft Uhlands. Nachdem er längere Zeit zu Stuttgart im Verkehr mit Schwab und Uhland verweilt, setzte er zu Göttingen unter O. Müller seine mythologischen und archäologischen Studien fort, verlebte sodann drei Jahre im älterlichen Hause und habilitirte sich 1833 zu Berlin. Im Jahre 1835 ward er hier zum Lektor der Mythologie und Kunstgeschichte an der Akademie der Künste ernannt; von 1839—40 bereiste er mit O. Müller Italien und Griechenland, folgte 1842 einem Ruf als Professor der Archäologie nach Halle und übernahm 1843 die Direktion der Kunstanstalten zu Weimar. Außer vielen Beiträgen in Zeitschriften, namentlich in Kuglers „Museum", dem tübinger „Kunstblatt" ꝛc., sowie Uebersetzungen des Herodot (Stuttg. 1832, 2 Bde.) u. der sophocleischen Tragödien „König Oedipus", „Oedipus auf Kolonos", „Antigone" und „Ajax" veröffentlichte er u. A. „Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen" (Berlin 1839); „Sophocles, sein Leben und Wirken" (Frankfurt 1842); „Ueber die Tetralogie des attischen Theaters und die Kompositionsweise des Sophocles" (Weimar 1859); „Archäologische Mittheilungen aus Griechenland" (Frankf. 1843); „Weimars Denkwürdigkeiten einst und jetzt" (Weimar 1847) und das „Karl-Augustbüchlein" (das. 1857). Auch gab er heraus „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den

Jahren 1766—86" (Weimar 1846) und „Goethe's Briefe an Frau von Stein" (das. 1848—51, 3 Bde.).

Schöllkraut, Pflanzengattung, s. Chelidonium.

Schömann, Georg Friedrich, ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, geboren am 28. Juni 1793 zu Stralsund, widmete sich zu Greifswald und Jena philologischen Studien, ward 1814 Lehrer am Gymnasium zu Greifswald und 1826 Professor der alten Literatur und Eloquenz an der Universität daselbst, später auch zum Bibliothekar und 1854 zum geheimen Regierungsrath ernannt. Unter seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „De comitiis Atheniensium" (Greifsw. 1819); „Der attische Prozeß" (Halle 1824, gemeinschaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitet); die Ausgabe der Reden des Isäus (Greifsw. 1831); eine deutsche Uebersetzung der Reden des Isäus (Stuttg. 1830); „Antiquitates juris publici Graecorum" (Greifswald 1838); die Ausgabe von Plutarchs „Agis et Cleomenes" (das. 1839). Später wendete er sich der Erklärung der griechischen Dichter, besonders des Aeschylus zu, dessen „Gefesselter Prometheus", griechisch und deutsch mit Einleitung und Anmerkungen (Greifsw. 1844), sowie dessen „Eumeniden", deutsch mit Einleitung und Anmerkungen (das. 1845), ein tiefes Verständniß des Dichters kund geben. Auch gab er Cicero's Schrift „De natura Deorum" (Lpz. 1850) heraus; außerdem zahlreiche akademische Abhandlungen.

Schömberg, 1) (Schönberg), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Landshut, am Riesengebirge und an der böhmischen Grenze, mit Gerichtskommission, katholischer Kirche, Kapelle, Woll- u. Leinenindustrie, Fabrikation chemischer Produkte, Garnspinnerei, Leinwandhandel und 2059 Einw. — 2) Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottweil, auf dem Schwarzwalde und an der Schlichem, hat Ziegelbrennerei, Flachsbau und 1700 Einw. Dabei die Burgruine Hohenberg.

Schön, s. Aesthetik.

Schön, 1) Martin, auch Schongauer und Bonmartin, bei den Italienern Martino d'Anversa genannt, Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrhunderts, geboren zu Kalenbach, lebte bis um 1461 in Ulm und dann in Colmar, wo er 1486 †. Als seine Lehrer werden Franz Stoß und Lupert Rust genannt; von mehr Bedeutung war aber der Einfluß der altflandrischen Schule auf ihn. Er gewann sowohl durch seine Kupferstiche, als durch seine Gemälde einen Namen und ward der Gründer einer eignen, zahlreichen Schule. Arbeiten von ihm finden sich besonders in der münchener Pinakothek, in der Moritzkapelle zu Nürnberg und in der Bibliothek zu Colmar, sowie in Wien. Obwohl er weniger auf genaue Ausführung des Einzelnen hielt, so steht er doch ganz auf dem Boden des eyckschen Realismus. Dabei ist er aber in der Gesammtdarstellung, sowie im Ausdruck durchaus edel und frei von individueller Härte. Eins seiner Hauptwerke ist die Mutter Gottes im Rosenhag, jetzt im Querschiff des Münsters zu Colmar, eines der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Malerei. Von vielen anderen ihm zugeschriebenen Werken wird die Aechtheit bestritten. Auch als Kupferstecher nimmt S. einen hohen Rang ein, besonders durch seine großen, figurenreichen Blätter, die sich durch zarte und doch freie und kräftige Behandlung auszeichnen.

2) Heinrich Theodor von S., preußischer Staatsmann, geboren den 20. Januar 1773 zu Löbegallen im preußischen Lithauen, widmete sich zu Königsberg dem Studium der Rechte, lebte sodann einige Zeit in England, um die politischen und staatswirthschaftlichen Einrichtungen dieses Landes kennen zu lernen, trat 1792 in preußische Staatsdienste, wurde Kriegs- und Domänenrath in Bialystock und dann geheimer Finanzrath im Generaldirektorium zu Berlin. Unmittelbar nach der Katastrophe von Jena folgte er dem königlichen Hofe nach Königsberg, wo er als geheimer Staatsrath zum Direktor einer Abtheilung des Ministeriums ernannt wurde. Im Jahre 1807 ward er Mitglied der Immediatkommission, die sich in die Geschäfte des zurückgetretenen Hardenberg theilte, und drang der Unentschlossenheit seiner Kollegen gegenüber auf bestimmtes, entschiedenes Auftreten; doch bestimmten ihn Parteiintriguen bald als Präsident der Regierung nach Gumbinnen zu gehen. Er trat hier in eine innige Verbindung mit Stein. S. war es, der die Ideen zur Wiedergeburt des Staats entwickelte, Stein führte sie aus; S. entwarf die Grundzüge der Reform, Stein ließ sie ins Leben treten. Auch das unter Steins Namen kursirende „Politische Testament" gehört dem Entwurf nach S. an. Die Aufhebung der Lehnsdienstbarkeit und Erbunterthänigkeit bei dem Bauernstande durch Erlaß vom 9. Okt. 1807 und die Mündigkeitserklärung der Städte durch die Städteordnung von 1808 bildeten die Grundlage, auf der nach seiner Idee das Wesen des neu zu schaffenden Staats gegründet werden sollte. S. hat nicht aufgehört, für die Verwirklichung der Idee eines organischen Staats zu wirken und zu kämpfen. Nach dem Aufrufe des Königs vom 3. Febr. 1813 hatte S. als Regierungspräsident einen großen Antheil an den Rüstungen in seiner Provinz. Als bald nach dem Abschlusse des yorkschen Waffenstillstandes russische Truppen in die Provinz Preußen einrückten und Miene machten, von dem östlichen Theil derselben Besitz zu ergreifen, trat S. dem mit Entschiedenheit entgegen, indem er dem Freiherrn von Stein erklärte, daß Alles, was in Preußen geschehen solle, nur durch Preußen selbst und mit dem Willen des Königs geschehen könne und müsse. Stein bewirkte hierauf die Zurückberufung des Generals Paulucci und vereinigte sich mit S., York und dem Grafen von Dohna zur Berathung der ferner zu ergreifenden Maßregeln. Nachdem Sachsen besetzt worden, ward S. Gouverneur von Dresden, kehrte aber dann wieder in seine vorige Stellung nach Gumbinnen zurück, bis er 1816 zum Oberpräsidenten von Westpreußen bei der neuerrichteten Regierung (von Westpreußen) zu Danzig ernannt wurde. In diesem Wirkungskreise blieb er, bis er bei der Vereinigung von Ost- und Westpreußen zu Einer Provinz als Oberpräsident an die Spitze derselben gestellt wurde. Beim Thronwechsel war die Provinz Preußen die erste, welche die ständischen

Angelegenheiten von Neuem in Anregung brachte, und S. unterstützte dieselbe mit dem ganzen Gewichte seiner Stellung. Unter Anderem überreichte er dem König seine Denkschrift „Woher und wohin?", worin er entwickelte, wie das System der Bevormundung und der Beamtenherrschaft unverträglich sei mit den Forderungen der Zeit und dem Kulturzustande des preußischen Volks. Obwohl der König wenig geneigt schien, in seine Vorschläge einzugehen, so ward S. doch, unter Beibehaltung seines Postens als Oberpräsident der Provinz Preußen, als Staatsminister nach Berlin berufen. Bald aber zeigte es sich, daß das damals geltende System, namentlich in Betreff der Verfassungsangelegenheiten, wenig mit seiner Ueberzeugung harmonirte, und schon 1842 schied er aus dem Staatsdienste aus, wobei ihn der König zum Burggrafen von Marienburg ernannte. S. lebte seitdem auf seinem Gute Arnau bei Königsberg, wo er den 23. Juli 1856 †.

Schönaich, Christoph Otto, Freiherr von, deutscher Dichter, geboren am 12. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, wurde als sächsischer Lieutenant wegen seines epischen Gedichts „Hermann" (Lpz. 1751, 4. Aufl. 1805) von Gottsched in Leipzig 1752 zum Dichter gekrönt und Klopstock und dessen Freunden als Vorbild hingestellt. Aber schon das Epos „Heinrich der Vogler" (Berl. 1757), sowie mehre Oden, Trauerspiele 2c., noch mehr aber die gegen Klopstock gerichtete anonyme Schmähschrift „Die ganze Aesthetik in einer Nuß" (das. 1754) stellten seine Unbedeutendheit als Dichter ins Licht. Er † fast vergessen am 15. Nov. 1805 zu Amtitz.

Schönau, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, an der Katzbach, mit Wollzeuch- u. Leinweberei, Färberei, Bierbrauerei und 1355 Einw. — 2) Stadt im badischen Unterrheinkreis, Oberamt Heidelberg, im Odenwalde, von vertriebenen Wallonen erbaut, hat eine Gewerbschule, bedeutende Tuchfabrikation, einen Eisenhammer, Papier- und Mahlmühlen, Ziegeleien und 1948 meist evangelische Einw. — 3) Fabrikdorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Chemnitz, hat Baumwollspinnerei, Strumpfwirkerei, Bierbrauerei und 2706 Einw.

Schönbach, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, mit Kattunfabrikation, Baumwollspinnerei, Verfertigung musikalischer Instrumente und 2292 Einw.

Schönbart, s. v. a. Maske, weil auf einer solchen der Bart eine Hauptrolle spielt; daher Schönbartlaufen, Umzug Maskirter mit allerhand Darstellungen als Fastnachtslustbarkeit, Schönbartspiel, s. v. a. Maskenaufzug.

Schönbein, Christian Friedrich, namhafter Chemiker, geboren den 18. Okt. 1799 zu Metzingen unter Urach, widmete sich zu Tübingen und Erlangen naturwissenschaftlichen Studien, besuchte zu seiner weiteren Ausbildung auch England und Frankreich und folgte 1828 einem Ruf an die Universität Basel. Er ward hier später Mitglied des großen Raths. Im Jahre 1839 entdeckte er das Ozon, 1844 das Vermögen des Phosphors, den mit ihm in Berührung gebrachten Sauerstoff in den ozonisirten Zustand überzuführen, 1845 das Nitrosacharin, das Nitroamylum und das Nitrofibrin oder die Schießbaumwolle (s. d.). Zu derselben Zeit stellte er das Collodium (s. d.) dar. Später beschäftigte sich S. vorzüglich mit Untersuchung der Gesetze, nach welcher der Sauerstoff zur chemischen Wirksamkeit sich bestimmen läßt. Außer Beiträgen in Zeitschriften und Sammelwerken sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff" (Basel 1837); „Beiträge zur physikalischen Chemie" (das. 1844); „Ueber die Erzeugung des Ozons" (das. 1844); „Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft" (das. 1845).

Schönberg, 1) Stadt im mecklenburg-strelitzischen Fürstenthum Ratzeburg, am Maurinflusse, östlich von Lübeck, ist Sitz der Landvogtei für das Fürstenthum, eines Justiz- und eines Domänenamtes, hat meist neue Häuser, ein Schloß (sonst Sitz der Bischöfe von Ratzeburg), eine schöne Kirche, eine Real-, Bürger- und Mädchenschule, Leinen- und Baumwollweberei, Tabaks- und Cigarrenfabrikation, Branntweinbrennerei und 2604 Einw. — 2) Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Olmütz, am Eingange des pittoresken Tesfthales, mit Haupt- und Unterrealschule, 3 Kirchen, Bürgerspital, Armenanstalt, Krankenhaus, Nadel- und Rosogliofabrikation, Papiermühle, großer mechanischer Flachsspinnerei, starker Leinwandweberei und Bleicherei, Baumwollwaarenmanufaktur, Flachsbau, starker Bierbrauerei, besuchten Jahr- und Viehmärkten und 6650 Einw. — 3) Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, am Rothwasser, mit Teppich- und Stärkefabrikation, reger Lein- und Kattunweberei und 1452 Einw. — 4) S. v. a. Schömberg.

Schönblatt, Pflanzengattung, s. Calophyllum.

Schönborn, altes rheinländisches Geschlecht, welches 1701 in den Reichsgrafenstand erhoben ward. Johann Philipp von S., geboren 1605, ward 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz, erneuerte 1658 bei der Krönung des Kaisers Leopold I. den Streit mit dem Erzbischof von Köln über das Recht der Salbung des Kaisers, bemächtigte sich Erfurts mit Hülfe französischer und lothringischer Truppen 1664 durch Kapitulation und starb 1673. Von ihm erhielt sein Bruder Philipp Erwin von S. das Erzschenkenamt Mainz, das Erbtruchsessenamt Würzburg und 1621 die Reichsherrschaft Reichsberg übertragen. Dessen Sohn, Lothar Franz, Freiherr von S., geboren 1655, war seit 1695 Kurfürst von Mainz, starb 1729. Sein Bruder, Friedrich Karl, Graf von S., ward Reichskanzler und Fürstbischof zu Bamberg u. erwarb der Familie 1711 das Oberst-erblandtruchsessenamt des Herzogthums Oesterreich ob und unter der Ens. Das Geschlecht blüht jetzt in 3 Linien: Schönborn-Wiesentheid, in Bayern, Großherzogthum Hessen und Nassau (Chef Graf Hugo Damian Erwein, geboren den 25. Mai 1805, erblicher Reichsrath in Bayern); Schönborn-Buchheim, in Oesterreich und Ungarn (Chef Graf Erwein Friedrich Karl, geboren den 7. Nov. 1842), und einem

böhmischen Ast (Chef Graf Erwein Damian Hugo, geboren den 17. Mai 1812, erblicher österreichischer Reichsrath).

Schönbrunn, kaiserliches Lustschloß im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, eine Stunde von Wien, am rechten Ufer des Wienflusses und an der wien-grätzer Eisenbahn, zwischen den Dörfern Hietzing und Obermeidling, schon unter Kaiser Matthias fürstliches Jagdschloß, ward von Maria Theresia seit 1744 in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt und dient seitdem dem Hof einen Theil des Sommers zum Aufenthalt. Die Hauptfronte ist 495 Fuß lang; der mit 2 Bassins und Statuen gezierte Schloßhof hat 84 Fuß im Durchmesser. Mit Inbegriff der Nebengebäude, worunter auch ein Theater, zählt man 1441 Gemächer. Sehenswerth sind die Schloßkapelle, der große Saal mit Spiegelwänden und kunstvollen Plafondgemälden, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den hamiltonschen Gemälden und der Ceremoniensaal. An der Südseite des Schlosses dehnt sich ein in französischem Geschmack des 18. Jahrhunderts angelegter Park aus, der sich zum Theil die Anhöhe des Schönbrunnenberges hinanzieht. Zunächst am Schlosse befinden sich geschlossene Gartenanlagen und eine große Orangerie. Von der Gartenfronte des Schlosses bis an den Fuß des Schönbrunnerberges breitet sich das schöne Parterre aus, welches mit 32 Marmorstatuen geziert ist. Der westlich anstoßende Theil gegen Hietzing enthält unter Anderem eine Menagerie und den berühmten botanischen Garten mit großen Gewächshäusern; der östliche Theil gegen Meidling den Kaiserbrunnen, nach welchem die ganze Anlage den Namen erhalten hat, eine künstliche römische Ruine und auf der Anhöhe einen 1777 errichteten Obelisk. Auf der Höhe des Berges prangt die sogenannte Gloriette, eine 300 Fuß lange und 60 Fuß hohe Säulenhalle mit Plattform, welche eine schöne Aussicht auf Wien und Umgebung darbietet. In S. wurde am 26. Dec. 1805 der zu Preßburg abgeschlossene Friede bestätigt und am 14. Okt. 1809 der wiener Friede (s. Oesterreich, Geschichte) abgeschlossen.

Schönbuch, Plateaulandschaft, welche sich über die würtembergischen Oberämter Herrenberg, Böblingen, Stuttgart und Tübingen erstreckt und schöne Buchenbestände hat.

Schönburg, ein jetzt fürstliches und gräfliches Haus im Königreich Sachsen, mit ausgedehnten Besitzungen im niederen Erzgebirge und dessen Grenzbezirken, östlich von Altenburg, nördlich vom leipziger, westlich u. südlich vom zwickauer Kreisdirektionsbezirk begrenzt. Das ganze, größtentheils gebirgige und waldige Gebiet, welches von der zwickauer Mulde durchflossen wird, umfaßt einen Flächenraum von 10,7 □Meilen und wird geographisch zu den sächsischen Kreisdirektionsbezirken Leipzig und Zwickau gerechnet. Die Bevölkerung beläuft sich auf 170,000 Seelen und bewohnt 12 Städte, 2 Flecken und 140 Dörfer. Die schönburgischen Herrschaften zerfallen seit 1740 in Standes- (Receß-)herrschaften u. gemeine Lehen (Lehnsherrschaften). Zu den Standesherrschaften, welche ein Areal von 6,7 □Meilen umfassen u. (1864) 119,603 Einwohner haben, gehören die im Kreisdirektionsbezirk Zwickau gelegenen Herrschaften Vorder- und Hinterglauchau (mit den Städten Glauchau, Meerane, Hohenstein und Ernstthal), die Herrschaft Waldenburg (mit der Stadt Waldenburg), die Herrschaft Lichtenstein (mit den Städten Lichtenstein und Kallenberg), die Grafschaft Hartenstein (mit der Herrschaft Stein u. den Städten Hartenstein und Lößnitz) u. als Vasallengüter die Rittergüter Kallenberg, Rüsdorf, Neudörfel, Oberwiera, Schönberg, Mosel, Oberrothenbach, Elzenberg, Thurm, Bielau und Alberoda; zu den Lehnsherrschaften, welche 4 □Meilen mit über 50,000 Einwohnern umfassen, gehören die im Kreisdirektionsbezirk Leipzig gelegenen Städte Penig, Rochsburg und Wechselburg, sowie mehre Dörfer im Kreisdirektionsbezirk Zwickau und im Altenburgischen. Die Gesammteinkünfte betragen 200,000 Thaler, die Abgaben der Standesherrschaften 5000 Thlr. Zur Ständeversammlung senden die 5 Receßherrschaften und die 4 Lehnsherrschaften je einen Vertreter in die erste Kammer. Die schönburgischen Herrschaften haben eine eigene Gesammtregierung (zu Glauchau) und ein eigenes Konsistorium und Ehegericht; außerdem präsentiren sie zum Appellationsgericht und der Kreisdirektion zu Zwickau je einen Rath. Durch ihre Besitzungen in Böhmen waren die Herren von S. böhmische Lehnsleute, während ihre Besitzungen im meißener Lande als Reichslehn betrachtet wurden. Um der förmlichen Landsässigkeit von Meißen zu entgehen, stellten die Grafen von S. sich unter den Lehnsverband der Krone Böhmen und übergaben dieser ihre meißner Besitzungen als Reichsafterlehn. Aber der Markgraf von Meißen erhob (1393) dennoch Ansprüche auf die Landeshoheit über die schönburgischen Besitzungen und setzte sie durch. Aus diesem Verhältniß entstanden unaufhörliche Streitigkeiten zwischen S. und Sachsen einerseits und zwischen Sachsen und Böhmen andererseits. Sachsen übte fortwährend die landesherrlichen Rechte, namentlich die Gerichtsbarkeit im Schönburgischen aus. Im Jahre 1700 wurde das Geschlecht durch den Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben. Da aber das Diplom mehre bis dahin unbestrittene Rechte Sachsens angriff, so erkannte dies die neue Würde der S.e nicht an und drang fortgesetzt auf Unterwerfung derselben unter seine Landeshoheit, bis endlich am 4. Mai 1740 ein Vergleich zu Stande kam. Nach dem Hauptreceß wurden die Herrschaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein als böhmische Lehen anerkannt, wogegen S. sich der Oberbotmäßigkeit und dem Territorialrecht Sachsens unterwarf; durch einen auf die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein bezüglichen Nebenreceß wurden diese für nicht viel mehr als gewöhnliche Rittergüter anerkannt. Außerdem wurden für S. die Grafenwürde und Reichsstandschaft bestätigt; auch erhielt es eine große Anzahl hoheitlicher und nutzbarer Rechte theils bestätigt, theils verliehen. Trotzdem erhoben sich bald neue Differenzen, und 1272 nahm man in S. selbst die Landeshoheit wieder in Anspruch und stellte vor dem Reichshofrath Anträge auf Kassirung der Recesse. In diesen unbilligen Forderungen wurde S. wieder von Oesterreich unterstützt, und 1776 besetzten sogar

österreichische Truppen die schönburgischen Herrschaften. Der Friede von Teschen beendigte am 13. Mai 1779 diese Streitigkeiten, indem Böhmen seine Lehnsrechte an Bayern und dieses dieselben wieder an Sachsen abtrat; auch wurden die Recesse von 1740 aufs Neue bestätigt. Mit der Auflösung des deutschen Reichs erloschen die Rechte der Reichs- und Kreisstandschaft der S.e, während die Recesse von 1740 fortbestanden. Eine weitere von dem schönburgischen Hause an den wiener Kongreß gerichtete Bitte um Sicherstellung seiner Verhältnisse wurde von diesem als Gegenstand der Berathung dem deutschen Bundestage übergeben, der endlich in seiner 22. Sitzung vom 7. August 1828 beschloß, daß dem Hause S., unbeschadet aller aus dem Receß von 1740 hervorgehenden Rechtsverhältnisse, diejenigen persönlichen und Familienrechte und Vortheile einzuräumen seien, welche durch die Bundes- und Schlußakte und durch spätere Beschlüsse den 1806 mediatisirten ehemaligen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert werden. Die durch die Verfassung des Königreichs Sachsen von 1831 herbeigeführten Veränderungen in der Verwaltung der schönburgischen Herrschaft, sowie die Umgestaltung des Steuerwesens durch Sachsens Beitritt zum Zollverein und das Bedürfniß der Erledigung zweifelhafter Zustände führten zu dem Erläuterungsreceß vom 9. Oktober 1835. Später führte die neueste sächsische Gesetzgebung seit 1848 manche Veränderungen herbei.

Als der erste Herr von S. kommt urkundlich Hermann 1182 vor. Nach einer Zersplitterung in mehre Linien vereinigte Ernst 1529 den Gesammtbesitz wieder. Seine Söhne stifteten 1556 die Linien Glauchau (1620 erloschen), Waldenburg und Penig. Die waldenburger Linie, auch die obere oder ältere genannt, gestiftet von Hugo, ward 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichsfürstenstand erhoben. Von seinen Söhnen stammen die beiden Linien Schönburg-Waldenburg (Chef Fürst Otto Friedrich, geboren den 22. Okt. 1819) und Schönburg-Hartenstein (gegenwärtiger Chef Fürst Eduard, geboren den 11. Okt. 1787, österreichischer wirklicher Geheimerath). Die peniger Linie, auch die untere oder jüngere genannt, stammt von Wolfgang, dessen Söhne Wolfgang Ernst, geboren 1612, und Wolfgang Heinrich, geboren 1657, die Linien Schönburg-Rochsburg-Hinterglauchau mit den Nebenzweigen Schönburg-Hinterglauchau u. Schönburg-Rochsburg und Schönburg-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg stifteten. In der ersteren besitzt jetzt Hinterglauchau Graf Heinrich, geboren den 14. September 1794, Rochsburg derselbe in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ernst Ferdinand, geboren den 22. Mai 1800. Chef der zweiten Linie ist Graf Karl, geboren den 13. Mai 1832, österreichischer Rittmeister, Sohn des am 23. März 1864 verstorbenen Grafen Alban.

Schöndruck, s. Buchdruckerkunst.

Schönebeck, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Kalbe, am rechten Elbufer und an der magdeburg-leipziger Eisenbahn gelegen, ist regelmäßig gebaut, Sitz eines Salzamts, hat Fabrikation von Papier, Watte, Lichten, Seife, Stärke, Glasmosaik, chemischen Produkten, Bleiweiß, Zündhütchen, Pulver, eine große Saline (welche jährlich etwa 690,000 Centner Salz liefert und 700—800 Arbeiter beschäftigt), Kunstgärtnerei, Essig- und Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, bedeutenden Handel, Schifffahrt und 9235 Einwohner. Eine Viertelstunde von S. liegt Elmen oder Salze mit Soolquellen, deren Wasser mittelst einer Dampfmaschine gehoben, auf großen Gradirhäusern gereinigt und in unterirdischen Röhrenfahrten nach S. zum Versieden geleitet wird. Zu Salze sind Sool- und Schlammbäder eingerichtet.

Schöneberg (Alt- und Neu-), 2 Dörfer in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, unweit Berlin, mit 5100 Einwohnern und bekannter Gärtnerlehranstalt.

Schöneck, 1) Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, Kreis Berent, an der Fitze, mit altem Schloß (jetzt Salzmagazin), evangelischer u. katholischer Kirche, Synagoge, Gerichtskommission, Kammgarnmaschinenspinnerei, Tuchmacherei, Färberei, Woll- und Leinweberei, lebhaftem Wollhandel und 2376 Einwohnern. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Sitz eines Gerichtsamtes, hat eine schöne Kirche, Stickerei, Klöppelei u. Weberei, Pech- u. Köhlerhütten u. 2751 Einw.

Schönefeld, Pfarrdorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, Gerichtsamt Leipzig I, an der Parthe, ½ Stunde nordöstlich von Leipzig, hat ein Rittergut mit großer Schäferei, ferner Stearinkerzen-, Seifen- und Pinselfabrikation, viele Landhäuser wohlhabender leipziger Familien und 2475 Einw. Es ist Geburtsort des Dichters M. A. von Thümmel. S. war 1813 einer der Hauptpunkte der leipziger Schlacht und wurde dabei fast gänzlich niedergebrannt.

Schöne Künste, diejenigen Künste, welche sich mit der Darstellung des Schönen beschäftigen, im Gegensatz zu den sogenannten technischen Künsten, welche die praktischen Nützlichkeitszwecke verfolgen.

Schöne Wissenschaften (belles lettres), Bezeichnung der Dicht- und Redekunst, im Gegensatz zu den eigentlichen, namentlich den sogenannten exakten Wissenschaften.

Schöngeist (belesprit), Mensch, der sich gern mit dem Schönen in der Kunst, besonders mit den schönen Wissenschaften beschäftigt und namentlich Verse, Romane und Erzählungen schreibt. Verschieden davon ist die schöne Seele, die sich durch zarte und sanfte Gefühle, besonders in moralischer Hinsicht auszeichnet.

Schöngelb, s. v. a. Ocker.

Schöngrabern, Marktflecken im Herzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis unter Manhartsberg, an der unteren Schmida, mit 1160 Einwohnern und großer, im byzantinischen Styl erbauter Kirche mit räthselhaften Basreliefs und zahlreichen Monumenten.

Schöngrün, s. v. a. Zinnobergrün, eine innige Mischung von Chromgelb mit Berlinerblau.

Schönhals, Karl von, österreichischer Feldzeugmeister, geboren den 15. November 1788 zu Braunfels bei Wetzlar, trat 1807 in ein öster-

reichisches Jägerregiment ein und ward bei Aspern und 1813 bei Dresden schwer verwundet. Nach seiner Genesung zum Hauptmann bei den unter dem Baron Schneider gesammelten Freischaaren ernannt, nahm er an dem kurzen Feldzug gegen Murat, 1821 aber unter dem General Frimont an der Expedition nach Neapel Theil. Im Jahre 1830 avancirte er zum Oberstlieutenant und zugleich zum Generaladjutanten des Generals Frimont in Mailand und ward 1832 in derselben Eigenschaft dem Grafen Radetzky zugetheilt, als dieser das Generalkommando im lombardisch-venetianischen Königreich erhielt. Noch in demselben Jahre rückte er zum Oberst und 1838 zum Generalmajor auf. Zwischen ihm und Radetzky entspann sich bald ein sehr vertrauliches Verhältniß; er vornehmlich wußte die Ideen desselben in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen und zu ihrer praktischen Ausführung aufs erfolgreichste mitzuwirken. Ihm vor Allem verdanken die Oesterreicher das Gelingen ihres Abzugs aus dem aufrührerischen Mailand in der Nacht vom 22. auf den 23. März 1848 und die feste Haltung der Armee an der Etsch gegen einen dreimal überlegenen Feind. Auch zu dem darauf folgenden glücklichen Feldzuge von 1848 hatte er den Plan entworfen, und seine Armeeberichte während desselben können als Muster einfacher militärischer Beredtsamkeit gelten. Den siegreichen Erfolg der kaiserlichen Waffen in dem kurzen Feldzuge von 1849 bis zur Schlacht bei Novara am 23. März schrieb Radetzky selbst zum großen Theil den Verdiensten seines ersten Generaladjutanten zu, der bereits unter dem 12. April 1848 zum Feldmarschallieutenant ernannt worden war. Als 1849 die provisorische Bundescentralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Oesterreich und Preußen ersetzt ward, vertrat S. neben Kübeck den Kaiserstaat bis zur Auflösung der Kommission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Später mit der vom Fürsten Schwarzenberg verfolgten Politik nicht einverstanden, nahm er Anfangs 1851 den Abschied und erhielt den Charakter als Feldzeugmeister. Seitdem lebte er zurückgezogen in Grätz und † daselbst den 16. Februar 1857. Er schrieb „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus den italienischen Kriegen in den Jahren 1848 und 1849“ (Stuttgart 1852, 2 Bde.; 7. Aufl. 1864).

Schönhausen (Nieder-), Dorf in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, unweit Berlin, mit königlichem Schloß und 612 Einwohnern, Sommersitz vieler Berliner.

Schönheide, Marktflecken im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Eibenstock, an der zwickauer Mulde, hat eine Klöppelschule, ein großes Eisenhüttenwerk, Eisenwaaren-, Blech-, Pech- und Rußfabrikation, Spitzenklöppelei, Bürstenbinderei und 4598 Einw. Am 21. und 26. Sept. 1852 und am 17. Juni 1856 große Feuersbrünste. Dabei der schönheider Hammer mit 447 Einwohnern.

Schönheit, s. Aesthetik.

Schönheitsmittel, s. Kosmetik.

Schöning, Kurt Wolfgang von, namhafter Militärhistoriker, geboren 1789 zu Morrn in der Neumark, trat 1806 in die preußische Armee und machte die meisten Feldzüge bis 1815 mit, verließ 1827 als Oberstlieutenant den aktiven Militärdienst und ward zum Hofmarschall des Prinzen Karl ernannt, erhielt später den Titel eines Historiographen der Armee und den Charakter Generalmajor und † den 2. April 1859 zu Potsdam. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Die Generale der kurbrandenburgischen und königlich preußischen Armee von 1640—1840“ (Berl. 1840); „Geschichte des blücherischen Husarenregiments“ (das. 1843); „Geschichte der brandenburg-preußischen Artillerie“ (das. 1844, 3 Bde.); „Der siebenjährige Krieg“ (nach Originalkorrespondenzen Friedrichs des Großen bearbeitet, daselbst 1851—53, 3 Bde.); „Der bayerische Erbfolgekrieg“ (das. 1854); „Die fünf ersten Jahre der Regierung Friedrichs des Großen“ (das. 1857).

Schöningen, Stadt im braunschweigischen Kreise Helmstädt, am Fuße des Elm und an der Zweigbahn von Jerxheim nach Helmstädt, hat ein Amtsgericht, eine Bürger-, Töchter-, Elementar- und Freischule, 2 Armenhäuser, eine chemische Fabrik, Eisengießerei, Leinweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, eine Saline, Braunkohlengruben und 4766 Einw. Dabei das Kloster St. Lorenz.

Schönlanke, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Czarnikow, am Bukostieß, mit evangelischer und katholischer Kirche, starker Tuchmacherei, Garnspinnerei und Leinweberei und 3794 Einw., Station der Ostbahn.

Schönlein, Johann Lucas, berühmter Arzt und klinischer Lehrer, geboren den 30. November 1793 zu Bamberg, studirte zu Landshut, Würzburg, Jena und Göttingen, trat als Privatdocent an der Universität Würzburg auf, ward hier 1820 außerordentlicher und 1824 ordentlicher Professor der Therapie und Klinik, sowie dirigirender Arzt am Juliushospital, folgte 1833 in Folge von Differenzen mit der bayerischen Regierung einem Ruf an die Universität Zürich und 1839 als Professor der Pathologie und Therapie und Direktor der Klinik nach Berlin, wo er auch zum geheimen Obermedicinalrath, vortragenden Rath im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medicinalangelegenheiten und zum Leibarzt des Königs ernannt ward. Im Jahre 1859 zog er sich in seine Vaterstadt Bamberg zurück und † hier den 23. Jan. 1864. In wissenschaftlicher Beziehung suchte er die Heilkunde, insbesondere aber die Nosologie der Naturgeschichte zu nähern und schuf ein in Klassen, Familien, Gruppen und Arten eingetheiltes System der Krankheiten. Einige seiner Zuhörer veröffentlichten aus seinen Vorlesungen: „Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie“ (Würzb. 1832, 4 Bde.; 5. Aufl., St.-Gallen 1841); „Krankheitsfamilie der Typhen“ (Zürich 1840) und „Klinische Vorträge in dem Charitékrankenhause zu Berlin“ (Berlin 1842; 3. Aufl. 1843—44, 3 Hefte).

Schönthal, Dorf im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Künzelsau, an der Jaxt, Sitz eines evangelisch-theologischen Seminars (im ehemaligen Klostergebäude) und eines Kameralamtes, hat eine sehr schöne Kirche (in welcher Götz von Berlichingen begraben liegt) und 150 Einw.

S. war sonst reichsfreie Cistercienserabtei (doch ohne Sitz und Stimme auf dem Reichstage), die unter dem Kurfürsten von Mainz stand und 7 Dörfer mit ungefähr 4000 Einw. besaß. Sie wurde 1802 säkularisirt und fiel als Entschädigung an Würtemberg; doch kamen einige Gefälle an den Grafen von Salm-Reifferscheidt-Bedburg.

Schöpf, Peter, namhafter Bildhauer, geboren 1804 in München, besuchte die Akademie der bildenden Künste daselbst und ging 1832 mit Schwanthaler nach Rom, wo er unter Thorwaldsens Leitung arbeitete. Im Jahre 1834 führte S. ein Relief, die den Amor liebkosende Sappho, und eine kleine Statue des Noah in Marmor aus und im folgenden Jahre modellirte er die Statue des das Räthsel der Sphinx lösenden Oedipus. Dann übernahm er die Vollendung des von J. M. von Wagner modellirten und von Pettich begonnenen Frieses für die Walhalla in carrarischem Marmor; insbesondere rührt von ihm die letzte Abtheilung her, welche die Bekehrung der Deutschen durch Bonifacius darstellt. Im Jahre 1838 vollendete er in Rom die fast lebensgroße Statue der Venus in carrarischem Marmor. Ende des Jahres nach München zurückgekehrt, lieferte er daselbst für die Glyptothek einen kolossalen Vulkan und für die Ruhmeshalle die Büsten Glucks, Rumfords und Jean Pauls. Im Jahre 1841 ging er wieder nach Rom und führte daselbst die Büste Keplers für die Walhalla in Marmor aus. Hierauf modellirte er zwei lebensgroße Statuen der Siegesgöttin, welche in doppelter Größe für den Siegesbogen am Ende der Ludwigsstraße zu München in Marmor ausgeführt wurden. Im Jahre 1843 vollendete er Sappho und Amor, lebensgroß in Gyps in ächt antikem Geiste.

Schöpfer, Gott als der Grund und Urheber alles Geschaffenen.

Schöpflin, Johann Daniel, Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren am 6. Dec. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, studirte zu Basel und Straßburg, erhielt hier 1720 einen Lehrstuhl der Geschichte und der Beredtsamkeit und 1727 das Kanonikat zu St. Thomas; † den 7. Aug. 1771. Er schrieb unter Anderem „Alsatia illustrata“ (Colmar 1751—61, 6 Bde.) und „Historia Zaringo-Badensis“ (Karlsruhe 1763—66, 7 Bde.). Seine reiche Bibliothek, sowie seine Sammlung von Alterthümern vermachte er der Stadt Straßburg.

Schöpfräder, rotirende Räder, welche mit einem Theil ihres Umfangs in Wasser tauchen und mit kleinen Gefäßen besetzt sind, die sich mit diesem Wasser füllen und es in eine Rinne ausgießen, sobald sie ihren höchsten Stand erreicht haben. Die Gefäße oder Eimer können beweglich sein, hängen dann z. B. an runden Nägeln und Kippen, indem sie mittelst eines an ihrer Seite angebrachten Bügels an den Rand der Rinne streifen. Sind die Gefäße fest, so müssen sie so gestellt sein, daß sie in der höchsten Stellung ihr Wasser freiwillig ausfließen lassen. Das fränkische Schöpfrad, wie es an der Rednitz bei Erlangen angewandt wird, ist ein im freien Strome hängendes Streberad, an dessen Kränzen kegelförmige Eimer oder Kübel so befestigt sind, daß ihre Axen den Sehnen der von ihnen bedeckten Ringstücke parallel laufen. Auch die Zellenräder können als S. dienen, wenn sie in umgekehrter Richtung in Umdrehung versetzt werden. Die Schneckenräder sind hohle Trommeln mit einer hohlen Welle. Die Trommel besitzt im Innern Spiralgänge, die vom Centrum ausgehen und Kammern bilden, welche sich beim Eintauchen ins Wasser theilweise mit letzterem füllen. Bei der weiteren Rotation fließt dann das Wasser die spiralförmige Kammer entlang bis zur hohlen Welle und gelangt durch Oeffnungen in eine Rinne. Die S. können durch Zahnräder in Bewegung gesetzt werden, gewöhnlich bringt man aber auf ihrer Welle und unmittelbar neben ihnen noch ein gewöhnliches Wasserrad an, welches durch das fließende Wasser gedreht wird.

Schöpfung, die Hervorrufung des Alls durch den göttlichen Willen aus Nichts, christliches, dem Mosaismus entlehntes Dogma, dessen Entwickelung eine durch griechische und gnostische Philosophie veranlaßte Mischung des biblisch-religiösen Glaubens mit den vorliegenden spekulativen Untersuchungen über die Entstehung des Endlichen aus dem Unendlichen ist. Auf die Frage, woraus die Welt entstanden sei, wurde geantwortet entweder: aus Gott (Emanatismus), oder: aus der Urmaterie (Präexistentianismus). Auf eine S. aus formloser Materie deuten platonisirende Kirchenväter hin. Durch den platonischen Sprachgebrauch verbreitete sich aber gerade der Gedanke an eine S. aus Nichts, und der Creatianismus, von Tertullian vertheidigt, wurde als der schärfste Ausdruck für die göttliche Unbedingtheit Kirchenmeinung. Einer S. von Ewigkeit, wie sie Origenes wegen der Unveränderlichkeit Gottes annahm, wurde eine zeitliche entgegenstellt. Die realistischen Scholastiker nahmen ewige Urbilder der Dinge in der Gottheit an. Um die platonische und kirchliche Ansicht zu vermitteln, unterschied man eine erste S. (die des Chaos) und eine zweite (die der 6 Tagewerke oder Zeiträume). Während man sich aber theologischerseits selbst neuerdings noch bemühte, die althebräische Weltanschauung der Schöpfungsgeschichte vor der neueren Naturkunde zu rechtfertigen, entschieden der gleiche Charakter jener mit anderen Sagen der Vorzeit, die Art und doppelte Gestalt der Ueberlieferung und der Widerspruch mit der Naturwissenschaft für die mythische Ansicht in mancherlei Formen, und mit wenigen Ausnahmen vertheidigten auch die Supranaturalisten den historischen Inhalt nur als Geschichte einer Geogonie oder allmähligen Erdrevolution. Die pantheistischen Systeme (Spinoza, Schelling, Hegel) sehen alle in der S. eine Selbstentwickelung und Selbstoffenbarung der Gottheit, und Gott und das Geschaffene ist ihnen im Grunde Eins und Dasselbe (s. Pantheismus). Den schärfsten Gegensatz zur pantheistischen Richtung bildet Herbart. Nach dessen metaphysischen Ansichten ist eine Vielheit des ursprünglich Seienden, die Monaden, schlechthin gegeben; sie sind nicht geschaffen, denn sie sind. Die S. also besteht in einem zweckmäßigen, mit unendlicher Weisheit und Güte vollbrachten Verwenden und Ordnen des Vorliegenden durch den außerweltlichen Gott.

Schöppen (Schöpfen, Schöffen, scabini),

nach altdeutscher Gerichtsverfassung die Beisitzer der Gerichte. Während früher alle waffenfähigen Freien an den Gerichten Theil genommen hatten, wurde unter Karl dem Großen die Masse der gemeinen Freien davon entbunden und die Theilnahme auf den engeren Kreis der S. beschränkt, welche aus jenen von den königlichen Sendboten unter Mitwirkung der Gaugrafen und des Volks ausgewählt wurden. In öffentlicher Gerichtssitzung wurde vor den dazu versammelten 7 S. die Rechtssache verhandelt und von ihnen das Urtheil gefunden (geschöpft), welches der Graf, in geringeren Sachen dessen Vikar oder der Centenar, der die Verhandlung zu leiten hatte, alsdann verkündete. Auch nach Auflösung der Gauverfassung erhielt sich in den entstehenden Territorien die Theilnahme des Volks an der Rechtspflege, sei es, daß die urtheilfindenden Gerichtsbeisitzer aus dem Volke ohne Beschränkung genommen wurden, sei es, daß sich ein besonderer Stand der S. erhalten hatte, aus dem wenigstens bei wichtigeren Rechtssachen die Beisitzer beizuziehen waren. Zuweilen war das Amt in gewissen Familien erblich, so daß es auf den ältesten Sohn oder den nächsten Schwertmagen überging, beim Aussterben einer schöffenbaren Familie aber der König die Ergänzungswahl vorzunehmen hatte. Manche Schöffengerichte oder Schöffenstühle, besonders in solchen Städten, deren Recht von anderen angenommen wurde, erlangten ein so hohes Ansehen, daß von auswärts theils Rechtsbelehrungen von ihnen eingeholt, theils Berufungen an sie gebracht wurden. Die erhaltenen Sammlungen von Schöffensprüchen (z. B. von Magdeburg) bilden eine nicht unwichtige Rechtsquelle. Mit dem Eindringen des römischen Rechts kam ein gelehrter Richterstand auf, welcher die S. allmählig zuerst aus den Obergerichten, dann aber auch aus den Untergerichten entweder verdrängte, oder zu bedeutungslosen Formpersonen herabdrückte. In der letzteren Eigenschaft hat sich die Theilnahme von S. in peinlichen Sachen bis auf die neueren Reformen des Strafverfahrens erhalten. Nur einigen wenigen Schöppenstühlen erhielt die Gewohnheit, von ihnen Rechtsbelehrung und Urtheile einzuholen, ihr Dasein bis auf die neueste Zeit (in Leipzig bis 1835), allein dieselben waren längst mit Rechtsgelehrten besetzt. Erst in neuester Zeit ist die Betheiligung des Volks an der Rechtspflege in Deutschland wieder in Anregung, indessen nur in beschränkter Ausdehnung in den Geschwornengerichten (s. d.) und Handelsgerichten zur Ausführung gekommen. In größerer Ausdehnung hat die hannoversche Rechtsgesetzgebung vom 8. Nov. 1850 die Mitwirkung von S., die aus der Wahl der Gemeinde hervorgehen, neben den rechtsgelehrten Amtsrichtern in Aussicht genommen, aber nur bei Aburtheilung von Polizeistrafsachen in Ausführung gebracht, wobei neben dem Amtsrichter zwei S. mit gleichem Stimmrecht wie jene fungiren.

Schöppenstedt, s. v. a. Scheppenstädt.

Schörl, s. v. a. Turmalin.

Schola (lat.), eigentlich Ruhe, Muße, wobei man seine Zeit auf das Studium der Wissenschaften und auf Beschäftigung der Kunst verwenden kann; daher auch die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften selbst, sowie der Ort, wo Lehrer und Lernende zusammenkommen, Unterrichtsanstalt, Schule; auch die Anhänger irgend eines Lehrers; daher s. v. a. Sekte.

Scholarch (v. Griech.), in manchen Gegenden der Direktor einer hohen Schule oder ein die Aufsicht über mehre Schulen führender Beamter, oft ein Geistlicher. Sein Amt heißt Scholarchat.

Scholastica (lat.), Lehrernonne.

Scholastica, Heilige der katholischen Kirche, Schwester des heiligen Benedikt, am Ende des 5. Jahrhunderts zu Nursia geboren, wählte das Einsiedlerleben und soll am Monte Casino ein Kloster erbaut haben. Sie † 543. Ihr Gedächtnißtag ist der 10. Februar.

Scholastici vagantes (lat.), fahrende Schüler und Studenten.

Scholastik (v. Lat.), s. Scholastiker.

Scholastiker (v. Lat.), im Allgemeinen Jeder, der sich mit Lehren und Lernen beschäftigt, also überhaupt ein Mann der Schule, insbesondere ein Schulpedant, speciell die Philosophen des Mittelalters, deren Untersuchungen, Scholastik, Scholasticismus genannt, sich auf die kirchliche Theologie beschränkten, und zwar nicht auf deren Inhalt, denn dieser galt als jeder Prüfung unzugänglich, weil kirchlich sanktionirt, sondern lediglich darauf, ihn zu systematisiren, zu begreifen und zu beweisen. Den Namen S. haben diese Philosophen daher, daß sie ursprünglich meist Lehrer an den seit der Zeit Karls des Großen gestifteten Kloster- und bischöflichen Schulen waren. Den nöthigen Apparat logischer Hülfsmittel entnahmen sie Jahrhunderte lang den dürftigen Ueberlieferungen aus dem klassischen Alterthum, welche vorzüglich die Schriften des Boëthius darboten; die metaphysischen Hülfsmittel theils platonischen und (durch Vermittelung der angeblich von Dionysius Areopagita herrührenden Schriften) neuplatonischen, theils aristotelischen Begriffen. Außerdem genossen die lateinischen Kirchenväter, namentlich Augustin, hohes Ansehen. Noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts waren nicht einmal die logischen Schriften des Aristoteles vollständig bekannt; vom 13. Jahrhundert an wurde für die Logik und Dialektik die logische Synopsis des Michael Psallus in der ihr von Petrus Hispanus gegebenen Bearbeitung gebräuchlich. Der einzige Gegenstand, der bis zu Ende des 11. Jahrhunderts eine Art selbstständigen und philosophischen Interesse's in Anspruch nahm, war die Frage, ob die allgemeinen Begriffe wirkliche Dinge bezeichnen oder bloße Produkte der Reflexion und Abstraktion sind; der Gegensatz in der Beantwortung dieser Frage (s. Realismus und Nominalismus) spaltete sich in eine Menge theils streitender, theils vermittelnder Lehrformen. In der ersten, bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts reichenden Periode der Scholastik haben hervorragende Bedeutung Joh. Scotus Erigena, Gerbert, Mönch zu Aurillac, der nachherige Papst Sylvester II., Petrus Damianus, Berengar von Tours, Lanfrank, Roscelinus, Peter Abälard, Wilhelm von Champeaux, Peter von Poitiers (Pictaviensis), Petrus Lombardus und Johannes von Salisbury (s. die betreffenden Artikel). Eine

neue Epoche in der Geschichte der Scholastik beginnt am Anfang des 13. Jahrhunderts mit dem Bekanntwerden auch der metaphysischen und physischen Werke des Aristoteles, theils durch lateinische Uebersetzungen, theils durch Benutzung der Werke der arabischen Philosophie. Fortan tritt neben dem kirchlichen Dogma die aristotelische Metaphysik als der zweite die Scholastik beherrschende Faktor auf, und die Hauptbegriffe desselben, Substanz und Accidenz, Form und Materie, actus und potentia, mit allen ihren möglichen Kombinationen, Distinktionen und Klassifikationen boten ein Schema dar, nach welchem jede theologische und metaphysische Frage behandelt wurde. Nach wie vor aber beherrschte die Erörterungen eine kritiklose Tradition, der zur Herrschaft gelangte Realismus ließ als hinreichenden Beweis der Gültigkeit eines Begriffs gelten, daß er überhaupt gedacht wurde, und die Meinung, das Wesen der Dinge schon durch bloße Nominaldefinitionen der sie bezeichnenden Begriffe erkennen zu können, rief ein unfruchtbares Spiel mit Quidditäten und Häcceitäten, specifischen Differenzen und verborgenen Qualitäten hervor. Dieser zweiten Periode gehören an: Alexander von Hales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Johannes Duns Scotus, in zweiter Linie auch Vincentius Bellovacensis und Raimund Lullus, der eine Methode entdeckt haben wollte, durch welche mittelst bloßer Kombination von Begriffen gleichsam auf mechanischem Weg alle wissenschaftlichen Probleme sich beantworten lassen sollten. Hatte schon in dieser Periode der trockenen Verstandsschärfe und unerquicklichen Disputirsucht gegenüber das gemüthliche religiöse Bedürfniß in dem Mysticismus des Hugo und Richard von St. Victor und Bonaventura Befriedigung gesucht, so entstand im 14. Jahrhundert innerhalb der Scholastik selbst eine Spaltung durch das Wiederaufleben des Nominalismus namentlich durch Wilhelm Occam. Es brach der alte Streit zwischen Realismus und Nominalismus von Neuem aus und wurde nun speciell zu einem Kampfe zwischen Thomisten (den Anhängern des Thomas von Aquino) und Scotisten (Anhängern des Scotus). Der Nominalismus siegte zwar; aber die Scholastik selbst, in Schulstreitigkeiten aufgelöst, verlor den religiösen Ernst und war ebenso wenig im Stande, sich der neuen lebensvollen Gestaltung der Wissenschaften, wie sie am Ausgang des Mittelalters hervortrat, anzuschließen, als ihr das Gegengewicht zu halten. Die Scholastik verschwand zwar im 15. Jahrhundert, doch hat sich die Eigenthümlichkeit ihrer Lehrart selbst auf protestantischen Universitäten bis ins 17. Jahrhundert hinein erhalten und besteht noch jetzt in manchen jesuitischen Schulen fort. Vgl. Rousselot, Etudes sur la philosophie dans le moyen-âge, Paris 1840—43, 3 Bde.; Hauréau, La philosophie scolastique, das. 1851, 2 Bde.; Kaulich, Geschichte der Scholastik, Prag 1863 ff.; Werner, Die Scholastik der letzten Jahrhunderte, Regensburg 1860—61, 2 Bde.

Scholien (v. Griech.), kurze Randbemerkungen, bald sprachlichen, bald sachlichen Inhalts, zu einem großen Theil der alten griechischen und römischen Schriftsteller, welche von alten Grammatikern (Scholiasten) herrühren und meist das Verständniß des Textes erleichtern, bisweilen aber auch denselben kritisch berichtigen sollen. Die Verfasser der noch vorhandenen S. sind meist unbekannt, die Form derselben läßt aber auf eine Abfassung in den späteren christlichen Jahrhunderten und in der byzantinischen Zeit schließen. In der neueren Zeit hat man auch diesen S. trotz ihrer Dürftigkeit größere Aufmerksamkeit zugewendet, so daß wir möglichst berechtigte und vollständige Texte der auf uns gekommenen derartigen Reste besitzen. Jetzt versteht man unter S. überhaupt Anmerkungen, die zur Erklärung eines Schriftstellers geschrieben werden.

Scholle, ein unförmliches, durch Zerbrechung entstandenes Stück, vom Eise und der Erde gebräuchlich; dann s. v. a. Grund und Boden.

Schollen (Pleuronectae, Seitenschwimmer, Plattfische), Fischfamilie aus der Ordnung der Kehlweichflosser, ausgezeichnet durch die elliptische, sehr zusammengedrückte, eigenthümlich unsymmetrische Körperform, indem zwar die Kiefern regelmäßig, aber die Schädelknochen so verdreht sind, daß beide Augenhöhlen auf Eine, die rechte oder linke Seite des Körpers zu stehen kommen. Diese Seite heißt die Augenseite und ist immer die obere, indem sie gewölbter, von dunklerer Farbe als die meist weißliche untere und beim Schwimmen nach oben gewendet ist, so daß Rücken- und Bauchschneide in horizontaler Ebene liegen. Selbst die Brustflossen sind auf dieser Seite vollkommener ausgebildet als auf der anderen, ebenso wie die manchmal vorkommenden rauhen Schuppenknoten. Die rauhen heißen Butten, die platten S.; diejenigen, deren Augen auf der linken Seite stehen, verkehrte, und die, deren Färbung auf beiden Seiten nicht so auffallend verschieden ist, doppelte. Die Schuppen sind in der Regel sehr klein, nur bei einer Art größer. Die Farbe ist meist braun, mit helleren oder dunkleren Flecken. Der senkrecht stehende Mund hat theils pflaster-, theils kegelförmige Zähne, weshalb die S. zu den Raubfischen gerechnet werden. Der Kopf ist klein, der breite, platte Rumpf sehr kurz, die Rücken- und Steißflossen sind sehr lang, den ganzen Rand einfassend, erstere oft schon auf dem Kopfe anfangend, Brust- und Bauchflossen aus einander gerissen und auf verschiedenen Seiten stehend. Der Rumpf besteht wesentlich aus dem Schwanze, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt. Die S. haben keine Schwimmblase und liegen meist auf dem Schlamm oder Sande des Bodens, wobei sie die dunklere, die Augen zeigende Seite nach oben richten. Aufgestört richten sie den Körper vertikal und schießen eine Strecke pfeilschnell fort, gehen dann in langsame, wellenförmige Bewegung über und senken sich endlich wieder auf den Boden nieder. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; einige kommen auch in die Mündungen großer Flüsse, und zwei von den europäischen Arten steigen selbst die Flüsse hinauf. Sie halten sich meist schaarenweise zusammen und haben in der Regel ein sehr wohlschmeckendes und gesundes Fleisch. Die meisten Arten finden sich in den gemäßigten Breiten. Die Gattung Scholle

(Platessa *Cuv.*) umfaßt Fische mit ovalem, fast rautenförmigem Körper, nicht ganz bis zur Schwanzflosse reichender Rücken- und Afterflosse, meist auf der rechten Seite stehenden Augen und stumpfschneidenden Zähnen. Hierher gehören: die gemeine Scholle (Platteis, Goldbutt, P. vulgaris *Cuv.*, Pleuronectes platessa *L.*), braun, mit runden rothen Flecken und 4—7 Höckern hinter den Augen, 1½, aber auch 12—15 Pfund schwer, mit sehr schmackhaftem Fleische, die häufigste Art in der Nordsee, auch in der Ostsee und im Mittelmeere; der Flunder oder Flinder (Theerbutt, P. flesus *Cuv.*), meist dunkelbraun, gelb oder schwärzlich gefleckt, mit 2 Reihen sternförmiger Höcker neben der schwach gebogenen Seitenlinie, 12—20 Zoll lang und 2—6 Pfund schwer, ebenfalls in der Nord- und Ostsee häufig, steigt auch die Themse hinauf und wird sowohl frisch, als geräuchert gegessen; die Kliesche (P. limanda *Cuv.*), nur 8—10 Zoll lang, rauh, wie eine Feile, ausgezeichnet durch Wohlgeschmack u. Zartheit des Fleisches; auch in der Nord- und Ostsee, aber seltener. Die Gattung Steinbutt (Rhombus *Cuv.*) unterscheidet sich von der vorigen durch hechelförmige, spitzige Zähne und meist auf der linken Seite stehende Augen. Hierher gehören: der Turbot oder der große Steinbutt (R. maximus *Cuv.*), an der Oberseite mit einzelnen, spitzen, großen Knochenschildern, ohne Schuppen, 3 — 4 Fuß groß, gewöhnlich 5 — 10 Pfund, manchmal aber weit schwerer (es sollen welche von 75, ja von 190 Pfund gefangen worden sein), sehr schmackhaft und schon bei den Römern ein sehr geschätzter Fisch, in der Nord- und Ostsee und im Mittelmeere; der Glattbutt (R. vulgaris *Cuv.*, Pleuronectes rhombus *L.*), braun, gelblich gefleckt, ganz glatt, in der Nord- und Ostsee häufig, auch in die Elbe kommend, weniger schmackhaft. Zur Gattung Heiligbutt (Pferdezunge, Hippoglossus *Cuv.*), charakterisirt durch den länglichen Körper mit die Schwanzflosse nicht erreichender Rücken- u. Afterflosse, die rechts stehenden Augen und die spitzigen Zähne in beiden Kiefern, gehört die gemeine Pferdezunge (H. vulgaris *Cuv.*, Pleuronectes hippoglossus *L.*), bräunlich, mit glattem schleimigen Körper und ausgeschnittener Schwanzflosse, 4—7, aber auch manchmal 300 Pfund schwer und 6—7, ja 12 Fuß lang, die größte Schollenart, in den nordischen Meeren, schmackhaft. Aus der Gattung Zunge (Solea *Cuv.*), mit bis zur Schwanzflosse reichender Rücken- und Afterflosse, rechtsstehenden Augen und zungenförmigem Körper, ist die gemeine Seezunge (S. vulgaris *Cuv.*, Pleuronectes solea *L.*), olivenbraun, schwarz gefleckt, mit rauhen Schuppen, 12—14 Zoll lang und 6—8 Pfund schwer, in allen europäischen Meeren häufig und in Menge zu Markt gebracht, zu erwähnen.

Scholz, Johann Martin Augustin, katholischer Theolog, geboren am 8. Febr. 1794 zu Kapsdorf bei Breslau, studirte daselbst Theologie und Philologie und wandte sich dann besonders der kritischen Bearbeitung des Neuen Testaments zu, zu welchem Zweck er viele Bibliotheken in Frankreich, England und Italien durchforschte. Im Jahre 1820 begleitete er den General von Minutoli auf dessen Reisen nach Aegypten, trennte sich aber dort von ihm und besuchte Palästina und Syrien. Nach seiner Rückkehr erhielt er zu Breslau die Priesterweihe und eine Professur zu Bonn, wo er den 20. Okt. 1832 †. Seine Hauptwerke sind: „Novum testamentum graece" (Leipz. 1830—35, 2 Bde.) und „Handbuch der biblischen Archäologie" (Bonn 1834).

Schomberg, Friedrich Hermann von, berühmter Heerführer des 17. Jahrhunderts, geboren 1616 in Heidelberg, diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Sohn Wilhelm und trat 1650 in französische Dienste. Von Ludwig XIV. 1661 nach Portugal gesandt, nöthigte er hier durch seine Siege Spanien 1668 zur Anerkennung des Hauses Braganza. Nachdem er nicht minder glücklich 1672 in Katalonien gefochten, erhielt er, obwohl Protestant, den Marschallsstab. Beim niederländischen Feldzug 1676 entsetzte er Mastricht. Bei Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) trat er in brandenburgische Dienste, später, obwohl er hier zum Gouverneur in Preußen, zum Generalissimus des Heeres, sowie zum Staatsminister ernannt ward, in portugiesische Dienste, in welchen er zum Grafen von Mertola und Granden ernannt wurde, zuletzt wieder in holländische und begleitete den Prinzen Wilhelm von Oranien bei seiner Expedition nach England, sowie 1689 nach Irland, wo der Prätendent eine Landung versucht hatte. Er fiel in der siegreichen Schlacht am Boyne in Irland den 20. Juli 1690.

Schomburgk, 1) Sir Robert Hermann, berühmter Reisender, geboren den 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, bekundete früh eine große Vorliebe für fast alle Zweige der Naturwissenschaften u. widmete denselben jede Stunde, die er dann als Handelslehrling in Leipzig erübrigen konnte. Im Jahre 1829 brachte er im Auftrag eines Oheims eine Heerde Merinoschafe nach Newyork und nahm eine Kommisstelle in Richmond in Virginien an, beschloß aber schon im folgenden Jahre sich den Naturwissenschaften zu widmen. Eine von ihm gelieferte Karte der Insel Anegade, die Frucht dreimonatlicher Forschungen, die er der londoner geographischen Gesellschaft vorlegte, erwarb ihm einflußreiche Gönner in England, die ihn, nachdem er inzwischen mit Eifer dem Studium der geographischen Hülfswissenschaften obgelegen, 1834 zu einer wissenschaftlichen Expedition nach Britisch-Guyana mit den nöthigen Mitteln ausrüsteten. Die Resultate seiner vierjährigen Forschungen in diesem Lande legte er in der „Description of British Guyana, geographical and statistical" (London 1840; deutsch von Otto S., Magdeburg 1841); in dem Prachtwerke „Views in the interior of Guyana" (London 1840) und in Berichten an die geographische Gesellschaft in London nieder, die von seinem Bruder Otto unter dem Titel „Reisen in Guyana und am Orinoco 1835—39" (Leipz. 1841) deutsch herausgegeben wurden. Die von ihm gemachten zoologischen und botanischen Sammlungen übersandte er dem britischen Museum. Die londoner geographische Gesellschaft schmückte ihn mit ihrer großen goldenen Medaille. Nach kurzem Besuch seines Vaterlandes stellte

ihn die britische Regierung 1840 an die Spitze einer Kommission, welche die Grenzen des britischen Guyana aufnehmen sollte. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Expedition, die ebenfalls 4 Jahre in Anspruch nahm, beschrieb sein Bruder, Richard S., der ihn als Botaniker begleitet hatte, in dem Werke „Reise in Britisch-Guyana 1840—44, nebst einer Fauna und Flora Guyana's" (Leipzig 1847, 2 Bde.). Bei seiner Rückkehr 1845 schlug ihn die Königin von England zum Ritter und stellte ihn nun definitiv im britischen Staatsdienst an. Das Resultat einer Sendung nach der westindischen Insel Barbados war seine „History of Barbadoes" (London 1847) nebst Kultur- und Produktenkarte. Im August 1848 zum britischen Konsul und Geschäftsträger bei der Republik Hayti ernannt, schloß er hier im Mai 1850 einen für England vortheilhaften Handelsvertrag ab und vermittelte den Frieden mit dem Kaiser Soulouque. Interessante Berichte über die geographischen und physikalischen Verhältnisse der Insel Hayti hat er der londoner geographischen Gesellschaft abgestattet. Im Jahre 1857 erhielt er den Posten eines englischen Konsuls für Siam in Bangkok. Er † den 11. März 1865 in einer Privatkrankenanstalt zu Berlin.

2) Otto, Bruder des Vorigen, geboren den 28. August 1810 zu Voigtstädt in Thüringen, widmete sich in Halle erst theologischen, dann naturwissenschaftlichen Studien und erlitt wegen Betheiligung an der Burschenschaft eine mehrjährige Haft in der Citadelle von Magdeburg. Seit 1846 gab er mit Froriep die Zeitschrift „Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft" heraus, wanderte aber 1849 nach Australien aus, von wo er 1853 an die londoner geographische Gesellschaft interessante, im Journal derselben enthaltene meteorologische Beobachtungen über Australien einsandte. Er † als Geistlicher zu Buchsfelde in Südaustralien den 16. August 1857.

3) Moritz Richard, Bruder der Vorigen, begleitete 1840 seinen Bruder Robert Hermann auf Kosten des Königs von Preußen auf dessen Reise nach Guyana und lieferte eine Beschreibung derselben in dem Werke „Reisen in Britisch-Guyana in den Jahren 1842—44" (Leipzig 1847 bis 1848, 3 Bde.), das werthvolle Notizen über die Flora und Fauna jenes Landes enthält. Seine reichhaltigen botanischen, zoologischen, geologischen und ethnographischen Sammlungen brachte er nur zum Theil glücklich nach Europa. Im Jahre 1849 siedelte auch er mit seinem vierten Bruder, Julius S., nach Australien über.

Schonen (schwed. Skåne), schwedische Provinz, bildet den südlichen Theil von Gothland, zwischen dem Sund, der Ostsee, Halland, Småland und Blekingen, umfaßt 202,5 □Meilen mit (1865) 525,596 Einwohnern, zerfällt in die 2 Läns Malmö (s. d.) und Christianstad (s. d.) und ist die fruchtbarste Provinz Schwedens. S. ist zwar eine Ebene, wird jedoch von 2 Landrücken von Osten nach Westen durchzogen, von denen der südliche sich im Romeleklint 283 F., der nördliche an der Küste im Kullen 588 F. über die Meeresfläche erhebt. Im Norden zieht sich ein mit Nadelholz bestandener Hügelrücken hin. Unter den Gewässern sind im Süden die Westra Wram u. die Källinge Aa, im Norden die Rönne Aa u. die Helge Aa wichtig, von denen erstere dem Kattegat, die letztere dem baltischen Meere zueilt. S., besonders Malmö und die Umgegend von Lund, ist die Kornkammer von Schweden. Man baut Roggen, Weizen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, treffliche Gartengewächse, Hanf, Flachs, auch gutes Obst. Auch die Viehzucht wird mit Erfolg getrieben. Die Bewohner von S. zeichnen sich durch eine eigene Mundart, sowie durch althergebrachte Sitten vor den übrigen Schweden aus. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft. Nur in Nordschonen wird viel gesponnen und Wollzeuch gewebt. Belangreicher ist die Branntweinbrennerei. Das Mineralreich liefert Bleierze bei Cumbrisham, Marmor und Alaun. Die größte Stadt ist Malmö (s. d.); außerdem sind Christianstad, Lund und Helsingborg zu bemerken. S. gehörte vormals den dänischen Königen, war dann lange Zankapfel zwischen Dänemark und Schweden, bis es durch den Frieden von Roeskilde 1658 nebst den Landschaften Blekingen, Halland und Bohus definitiv an letzteres abgetreten ward. Spätere Einfälle der Dänen, zuletzt 1709, mißlangen, und im Frieden von 1720 blieb es bei Schweden. Von dieser Provinz führt der Kronprinz von Schweden den Titel eines Herzogs von S.

Schongau, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, links am Lech, Sitz eines Bezirksamts, eines Landgerichts u. eines Rentamts, hat ein Schloß, ein ehemaliges Karmeliterkloster, Armen- und Krankenhaus, Salzmagazin, Tuchmacherei, Gerberei, Fabrikation musikalischer Instrumente und 1700 Einw. S. war ein Stamm- und Erbgut der Welfen als ehemaliger Herren des Lechrains. Dabei der 3350 F. hohe Peißenberg und an dessen Fuße ein Heilbad und ein Braunkohlenlager.

Schonung, Anpflanzung von jungem Holze in Forsten.

Schoolcraft, Henry Rowe, amerikanischer Reisender und Ethnograph, geboren den 23. März 1793 in Guilderland bei Albany, schiffte sich 1818 auf dem Alleghanyflusse ein, um das Mississippithal zu erforschen, und beschrieb diese Expedition in den „Scenes and adventures in the Semi-Alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas" (neue Aufl., London 1853). Im Jahre 1819 zum Agenten bei den Indianern am Oberensee ernannt, ward er dem General Cass beigegeben, um den jetzigen Staat Minnesota zu erforschen, wobei ihm der Umstand, daß er mit einer Enkelin des früheren Beherrschers der Chippewanation verheirathet war, sehr zu Statten kam, Die Resultate seiner auf Sitte, Sprache und Religion der Indianer überhaupt gerichteten Studien enthält die auf Kosten der Regierung herausgegebene „Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the United States of America" (Philadelphia 1851 bis 1853, 3 Bde.). Einzelne Beobachtungen kleidete er auch in die novellistische Form.

Schooner (v. Engl.), dem Kutter ähnliches, schmales, langes und tief liegendes Schiff, welches, mit leichter, zweimastiger Takelage versehen, schnell und dicht am Winde zu segeln vermag. Der Fockmast führt ein Gaffelsegel und der große Mast ein

Gieksegel; an beiden sind außerdem kleine Topp- und Bramsegel und einige Stagsegel, vor dem Fockmaste aber eine Breefocke und einige dreieckige Segel auf dem Bugspriet, zu denen noch kleine Nahsegel über den ersteren an beiden Masten kommen, um bei leichtem Winde den Gang des Schiffs zu befördern. Die vorzüglichsten Segler dieser Art sind die sogenannten Fruchtjäger, die zur Ueberführung der Südfrüchte von Smyrna, Messina und den Azoren benutzt werden. Kriegsschooner führen 10 und mehr Geschütze, auch wohl einen in der Mitte liegenden, nach allen Seiten drehbaren Achtundvierzigpfünder.

Schoonhoven, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, Gerichtsbezirk Rotterdam, in sumpfiger Lage rechts am Lek, Sitz eines Kantonalgerichts, hat einen Hafen, zahlreiche Gold- und Silberschmiede, Fabrikation von Kupfergeschirr, Lachsfang (früher bedeutender) und 2784 Einwohner.

Schoorel, s. Schoreel.

Schopenhauer, 1) Johanna, deutsche Romanschriftstellerin, geboren im Juli 1770 zu Danzig, Tochter des Senators Trosina, wurde früh an den Bankier S. verheirathet u. unternahm mit demselben mehre größere Reisen durch einen großen Theil Europa's. Nach dem Tode ihres Gemahls wandte sie sich 1806 nach Weimar, wo sich bald ein geselliger Kreis um sie bildete, in dem auch Goethe manchmal erschien. Von 1832—37 lebte sie in Bonn, dann in Jena, wo sie den 18. April 1838 †. Sie lieferte Reisebeschreibungen, Romane und Charakteristiken, die durch feine Beobachtung und leichte, anziehende Darstellung den Beifall der Lesewelt fanden. Ihre „Sämmtlichen Schriften" erschienen Leipz. und Frankf. 1830—31, 24 Bde., ihr literarischer „Nachlaß" Braunschweig 1839, 2 Bde. Ihre Tochter, Adele S., geboren 1796 zu Hamburg, † den 25. August 1849 in Bonn, bewies sich in „Haus-, Wald- und Feldmärchen" (Leipz. 1844, 2 Bde.) und in dem Roman „Anna" (das. 1845, 2 Bde.) als gewandte Erzählerin.

2) Arthur, deutscher Philosoph, Sohn der Vorigen, wurde den 22. Februar 1788 zu Danzig geboren, wo sein Vater Chef eines der angesehensten Handlungshäuser war. Schon im Knabenalter machte er mit seinen Aeltern mehrmalige Reisen nach England, Frankreich, Belgien und der Schweiz und erhielt einen Theil seiner Erziehung in einer französischen und in einer englischen Familie. Von seinem Vater wurde er für den Kaufmannsstand bestimmt, er entschloß sich jedoch nach dem Tode desselben noch spät zu einer gelehrten Laufbahn. Nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse sehr rasch erworben und sein ganzes Latein in 6 Monaten erlernt hatte, bezog er, 21 Jahre alt, die Universität Göttingen u. ging später im Vertrauen auf Fichte's Ruf nach Berlin, wo er sich jedoch in seinen Erwartungen bezüglich der fichte'schen Philosophie völlig enttäuscht sah. Nachdem er durch Einreichung einer Schrift über die „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" (welche das logische Fundament seines Systems bildete) 1813 von Jena aus die Doktorwürde erworben hatte, arbeitete er innerhalb der nächsten 4 Jahre sein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" (Leipz. 1819), aus. Nach einem längeren Aufenthalt in Venedig, Rom u. Neapel habilitirte er sich an der berliner Universität, wo er im Laufe des Jahrzehnts von 1820—30 zweimal, jedoch ohne sonderlichen Erfolg versuchte, sich unter den Studirenden einen Wirkungskreis zu verschaffen. Seit 1831 lebte er in Frankfurt a. M. ausschließlich mit der Ergänzung seiner philosophischen Arbeiten beschäftigt. Er † hier am 21. September 1860 am Lungenschlag. Die Philosophie S.s stellte sich von vornherein in einen sehr entschiedenen Gegensatz zu den gleichzeitigen Systemen, die durch das Auftreten Kants veranlaßt worden waren, und zwar zunächst gegen Schelling und Fichte. Sie wurde in ihrer Bedeutung beinahe 40 Jahre lang völlig verkannt oder vielmehr als unbequem auf die Seite geschoben. Erst nachdem sich ein Artikel in der „Westminster-Review" in sehr anerkennender Weise geäußert hatte, gelang es, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf den vernachlässigten Denker zu lenken. Ganz besonders wirkten hierzu die 1851 herausgegebenen kleineren und populäreren Abhandlungen („Parerga und Paralipomena") mit, unter denen der berühmte Aufsatz über die „Universitätsphilosophie" dem gerechten Ressentiment des großen Denkers gegen das Treiben der Philosophieprofessoren einen scharfen und treffenden Ausdruck gab. Seit jener Zeit ist der Ruhm S.s stetig gewachsen, und seine Philosophie ist gegenwärtig als diejenige zu betrachten, welche neben der materialistischen Richtung noch allein ein lebendiges Interesse an metaphysischen und lebensphilosophischen Reflexionen unterhält. In rein theoretischer Beziehung lehnt sich S. an Kants Lehre von Raum und Zeit an, weicht aber darin von demselben ab, daß er das Ding an sich, welches in der kritischen Philosophie als etwas Unbestimmbares hingestellt worden war, als einen den Erscheinungen zu Grunde liegenden Willen kennzeichnet. Dieser Wille, durch welchen das Phänomen der Welt Bestand hat, ist ursprünglich ohne Intelligenz und ohne Bewußtsein von dem, was er will. Er ist ein in seinem Streben durchaus verkehrter und daher nie zu dauernder Befriedigung gelangender Lebensdrang und gibt sich die verschiedenen Stufen des Daseins, von den unorganischen Naturkräften bis hinauf zu der Aeußerung, als bewußte menschliche Bestrebung. In dieser letzteren Gestalt stattet er sich mit einer Intelligenz aus, die sich unter besonders günstigen Umständen von seinem Dienste zu befreien, ja sich sogar gegen ihn selbst zu kehren und eine Abwendung desselben von der Bejahung des Lebens hervorzubringen vermag. Auf diese Weise wird der unselige Wille zum Leben von sich selbst gleichsam erlöst, und es hört in metaphysischer Beziehung für ihn die Gefahr auf, wiederum zu Existenzen in dieser Welt zu führen. Das ist der Kern der zugleich metaphysischen und praktischen Philosophie S.s, die jedoch nur auf dem Grunde eines traumhaften Idealismus haltbar bleibt. Der Erfolg, den S.s Leistungen mit dem vollsten Recht gegenwärtig für sich haben, ist jedoch nicht seinem metaphysischen und ascetischen System, sondern seinem Erfahrungspessimismus zu verdanken. S. hat unbestreitbar das Verdienst, in die Philosophie ein bisher vernachlässigtes Motiv, nämlich das

Problem des Optimismus und Pessimismus, mit einer bisher unerhörten Entschiedenheit und mit einem in der ganzen Geschichte der Philosophie unbekannten Nachdruck wieder eingeführt zu haben. Indem er das unmittelbare Leben in seiner Korruption zum Gegenstande machte und sich bei der Betrachtung desselben über pedantische Konventionen der schulmeisterlichen Moral hinwegsetzte, vermochte er es, in einer Weise zu philosophiren, die zwar weniger dem Geschmack der Pädagogen, aber desto mehr dem eines Publikums entspricht, welches von der Philosophie nicht als Schuljugend betrachtet sein will. Der Gegensatz, in welchen die schopenhauersche Philosophie zu den zeitgenössischen Systemen trat, ist zu einer immer weiteren Kluft geworden, so daß gegenwärtig sowohl Hegelianer als Herbartianer zu ihren erbittertsten Gegnern gehören. Außerdem hat der Umstand, daß S. ganz im Allgemeinen die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts als Sophistik angegriffen hat, dazu beigetragen, ihm alle Elemente zu entfremden, welche sich von den Beschuldigungen, die Sache der Wahrheit den Geschäfts- und Erwerbsinteressen unterzuordnen, getroffen fühlen. Die von S. ebenfalls in seinem Hauptwerk dargestellte Kunstphilosophie beruht auf einer Wiederherstellung des ursprünglichen Sinnes der platonischen Ideen. Das von den auf Selbsterhaltung gerichteten Bestrebungen unabhängige Erkennen oder mit anderen Worten die willensfreie Betrachtung der Dinge soll die ewigen Normen und idealen Typen ergreifen, und dieser Akt der unmittelbaren Anschauung des Wesens der Naturgebilde und Erscheinungen soll die ästhetische Weltauffassung sein. Die Ordnung seiner Schriften ist folgende: Die Abhandlung über die „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“ (1813, 1847 und 1864) ist die logisch-metaphysische Einleitung in das System. Ihr folgte 1816 eine kleine Abhandlung über das „Sehen und die Farben“ (Leipz. 1816), in welcher der Antheil der Gehirnfunktionen oder des intellektuellen Elements an der sinnlichen Wahrnehmung vertheidigt wird. In lateinischer Bearbeitung erschien dieses Schriftchen in Radius' „Scriptores ophthalmologici minores“ (Lpz. 1830). Das schon erwähnte Hauptwerk bildete zunächst nur Einen Band, zu dem bei der zweiten Auflage (Leipz. 1844) noch ein Ergänzungsband mit Ausführungen zu den einzelnen Kapiteln hinzukam; die dritte Auflage (das. 1860) enthält nicht unbeträchtliche Vermehrungen. Die Schrift über den „Willen in der Natur“ (Frankfurt 1836) enthält eine Art von Naturphilosophie, d. h. die Durchführung der Auffassung der eigentlichen Naturerscheinungen als Willenskundgebungen. Die Ausarbeitung der Moralphilosophie findet sich in den „Grundproblemen der Ethik“ (Frankf. 1841), unter welchem Titel zwei Preisschriften, die eine über das Fundament der Moral und die andere über die Freiheit des Willens zusammengefaßt sind. Die bereits erwähnten „Parerga“ (Berlin 1851 und 1862) enthalten theils Ergänzungen zu den früheren Schriften, theils selbstständige Abhandlungen von bisweilen äußerst faßlicher Natur, unter denen die Arbeit über die praktische Lebensmoral als das dem Stoffe nach den weitesten Kreisen Zugängliche angesehen werden kann. Diese Schriftenfolge zeigt uns einen rein theoretischen Ausgangspunkt und eine dauernde, aber immer mehr abgeschwächte Vorherrschaft des träumenden Idealismus, verbunden mit einzelnen wissenschaftlichen Abirrungen, von denen die Vertheidigung der goethe'schen Farbenlehre in der erwähnten Schrift über das Sehen und die Farben das kennzeichnendste Beispiel gibt. S. selbst bezeichnete bereits den Ergänzungsband in der zweiten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ als die zweite unentbehrliche Hälfte seiner Auffassung. In der That ist dieser Band und sind alle späteren Schriften realistischer, so wenig auch übrigens die formale Folgerichtigkeit des Systems aufgegeben wird. Ein besonderes Verdienst S.s ist die Gründlichkeit, mit welcher er in den kantischen Gedankenkreis eingegangen ist. In dieser Beziehung ist er als der einzige Vertreter der feineren kantischen Untersuchungen zu betrachten. Dennoch glänzt und wirkt er mehr durch das Einzelne in seinen Urtheilen und durch die in der deutschen Philosophie unvergleichliche Klarheit des Gedankenausdrucks als etwa durch das Ganze seines Systems oder durch die Hinweisung auf die Verneinung des Willens zum Leben. Von einer eigentlichen Schule kann bei S. nicht die Rede sein. Gerade die Urtheilsfähigen unter den Vertretern des Bedeutenden in seinen Leistungen nahmen das System nicht an (vgl. Lindner, Zur Tonkunst, die Abhandlung über „Künstlerische Weltanschauung“, Berl. 1864). Die zahlreichen Schriften, welche sich an die schopenhauersche Philosophie geknüpft haben, sind größtentheils Gelegenheitsarbeiten von ganz vorübergehendem Interesse und häufig selbst aus diesem Gesichtspunkt werthlos gewesen. Eine Biographie von freilich sehr einseitiger Färbung lieferte Gwinner: „Arthur Schopenhauer“, Leipz. 1862. Als bloßes Material zur Kenntniß des Lebens und der Werke S.s ist zu betrachten: „S., von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung“ von Lindner, u. „Memorabilien, Briefe rc.“ von Frauenstädt, Berlin 1863. Zur Verbreitung der neuen Philosophie wirkten ursprünglich mit: Frauenstädt, Briefe über die schopenhauersche Philosophie, Leipz. 1854. Vgl. auch noch Suhle, S. und die Philosophie der Gegenwart, Berlin 1862; Dühring, Werth des Lebens, Breslau 1865, in welcher letzteren Schrift S. die größte Anerkennung gezollt, aber der absolute Charakter seines Pessimismus bekämpft wird. Unter dem Titel „Aus dem Nachlaß S.s“, Leipzig 1864, hat Frauenstädt begonnen, die ihm testamentarisch zugefallenen Manuskriptenreliquien herauszugeben.

Schopfheim, Stadt im badischen Oberrheinkreis, an der Wiese und an einer von Basel hierherführenden Zweigbahn der basel-schaffhausener Eisenbahn, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine höhere Bürgerschule, Baumwollspinnerei, Papierfabrikation, Drahtzieherei, Ketten- und Ringschmieden, große Leinwandbleichen, lebhaften Holzhandel und 2014 Einwohner. Hier am 27. April 1848 Gefecht zwischen würtembergischen Truppen u. einer Freischaar unter Herwegh, welche zersprengt wurde.

Schoppe, Amalie Emma Sophie, geborne Weise, Schriftstellerin, geboren am 9. Okt. 1791 zu Burg auf der Insel Femern, kam durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter nach Hamburg, widmete sich hier mit Eifer dem Studium der alten u. neuen Literaturen, eine Zeitlang selbst dem der Medicin und vorzüglich des Accouchements, und gründete ein Erziehungsinstitut für Töchter. Ihre 1811 mit Schoppe, Doktor der Rechte in Hamburg, eingegangene Ehe war nicht glücklich und wurde durch den baldigen Tod des Gatten gelöst. Sie lebte seitdem in der Nähe von Hamburg, bis sie 1851 nach Amerika übersiedelte, wo sie am 25. September 1858 zu Schenectady †. Außer Romanen und Novellen, die zum Theil gesammelt Leipz. 1828—36 in 3 Bänden erschienen, veröffentlichte sie noch Gedichte, viele beifällig aufgenommene Jugendschriften und „Erinnerungen aus meinem Leben“ (Altona 1838, 2 Bde.).

Schoppen, Flüssigkeitsmaß im südlichen Deutschland u. in der Schweiz, im Allgemeinen der halben Weinflasche entsprechend und gewöhnlich ¼ Maß haltend, aber, wie letzteres, von verschiedenem Volumen; daher auch s. v. a. Quart.

Schoreel (Schoorel), Jan van, trefflicher niederländischer Maler, geboren 1495 zu Schoorl bei Alkmar, erhielt eine gelehrte Erziehung, wurde aber, da er außergewöhnliches künstlerisches Talent kundgab, erst bei Willem Cornelis in Haarlem, dann bei Jakob Cornelis in Amsterdam in die Lehre gegeben. Er genoß noch den Unterricht des berühmten Jan van Mabuse, dessen wüstes Treiben ihn aber abstieß, und begab sich dann auf Reisen. Er hielt sich längere Zeit in Köln, Speyer, Straßburg und Nürnberg auf, wo er in Dürers Werkstätte arbeitete, die er jedoch wegen des Meisters Hinneigung zu Luthers Lehre bald wieder verließ. Nachdem er sich eine Zeitlang in Kärnthen aufgehalten, begab er sich nach Venedig. Hier schloß er sich einer Wallfahrtsgesellschaft nach Jerusalem an und zeichnete dort Vieles nach der Natur. Im Jahre 1520 kehrte er über Rhodus nach Venedig zurück und besuchte von da aus noch die bedeutendsten Städte Italiens, namentlich Rom, wo er die Werke der berühmtesten Meister der römischen Schule, besonders des Raphael studirte. Papst Hadrian VI. übertrug ihm die Aufsicht über das Belvedere. Im Jahre 1523 kehrte er über Frankreich, wo Franz I. ihn durch glänzende Anerbietungen zurückzuhalten suchte, in die Heimat zurück und ließ sich in Utrecht, wo er u. A. den Einzug Christi in Jerusalem malte, dann in Haarlem nieder. Hier entstanden seine bedeutendsten Schöpfungen. Um 1536 wurde S. nach Utrecht berufen, um die vier Flügelthüren des Hauptaltars der dortigen Marienkirche mit Malereien zu zieren, die dann König Philipp II. von Spanien 1544 mit nach Madrid nahm. S. † den 6. December 1569. Es finden sich von ihm nur noch wenig beglaubigte Werke vor, da zur Zeit der Bilderstürmerei die meisten zu Grunde gingen. Man schreibt ihm zwar mehre in den Museen zu Brüssel und Amsterdam befindliche Werke zu, doch stimmen sie mit den ächten Werken des Meisters nicht überein. S.s beglaubigte Gemälde zeichnen sich durch lebensvolle Darstellung, anziehenden Ausdruck, treffliches warmes, etwas ins Bräunliche ziehendes Kolorit u. sorgsame Ausführung, namentlich auch der Gewänder, aus. Von ihm sicher angehörigen Bildern sind zu nennen: eine Madonna in einer Landschaft zu Utrecht; 5 Brustbilder daselbst, 2 Porträte in Wien, ein Genrebild in Corshamhouse, eine Kreuzigung Christi (früher in Privatbesitz zu Köln). Im Museum zu Brüssel wird ihm ein Flügelbild zugeschrieben, welches die Anbetung der Könige vorstellt, und in der Gallerie zu Amsterdam ein Bild der Magdalena, neben einer emblematischen Darstellung. Die angeblichen Bilder von S. in der Pinakothek zu München gehören einem unbekannten kölner Meister an; darunter auch das berühmte Bild des Todes der Maria. S.s berühmteste Schüler sind Martin Heemskerk und Antonius Moro.

Schorf, s. v. a. Grind.

Schorn, 1) Johann Karl Ludwig, ausgezeichneter Kunstkenner, geboren den 9. Juni 1793 zu Castell in Franken, widmete sich zu Erlangen erst theologischen, dann kunstgeschichtlichen Studien, ward Lehrer an der Bildungsanstalt zu Castell, privatisirte seit 1816 zu München und ließ sich nach längerem Aufenthalt in Dresden zu Stuttgart nieder, wo er die Redaktion des „Kunstblattes“ übernahm, welches durch ihn einen neuen Aufschwung erhielt. In den Jahren 1822—23 unternahm er eine Reise nach Italien und Frankreich und 1826 ward er Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an der Akademie und Universität zu München. Noch in demselben Jahre machte er eine Kunstreise nach England u. den Niederlanden. Im Jahre 1833 wurde er an die Stelle des Hofraths H. Meyer nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das thätigste mitwirkte, die großherzoglichen Kunstsammlungen neu ordnete, wie schon früher in München, bei Hofe Vorlesungen hielt und die Malereien im neuen Schloßflügel leitete. Vom Großherzog 1839 in den Adelsstand erhoben, † er den 17. Februar 1842. Von seinen Arbeiten sind außer vielen Abhandlungen in Zeitschriften hervorzuheben: „Ueber die Studien der griechischen Künstler“ (Heidelberg 1818); „Beschreibung der münchener Glyptothek“ (München 1830); die mit berichtigenden Anmerkungen versehene Uebersetzung von Vasari's „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister“ (Stuttgart 1832—47, fortgesetzt von Forster); „Umriß einer Theorie der bildenden Künste“ (das. 1835); „Ueber altdeutsche Skulptur“ (Erfurt 1839).

2) Karl, namhafter Historien- und Genremaler, Neffe des Vorigen, geboren 1802 zu Düsseldorf, besuchte erst die düsseldorfer Akademie, dann von 1824—27 zu Paris die Ateliers von Gros und Ingres und später München, wo er die Kartons zu den Seitenfenstern im Dom zu Regensburg lieferte, welche die Weissagung Simeons im Tempel und die Verkündigung Mariä vorstellen. Im Jahre 1832 begab er sich nach Berlin, wo er sich unter den Schülern Wachs bald durch entschiedene Anlage zu charaktervoller Auffassung und ungewöhnlichen Sinn für Farbe auszeichnete. Unter seinen dort vollendeten Bildern sind besonders Pygmalion, Maria Stuart und Rizzio, Karl V.

im Kloster St. Just, Papst Paul III., wie er sich das von Cranach gemalte Bildniß Luthers vorzeigen läßt, und einige Genrebilder hervorzuheben. Sein Hauptwerk ist aber: Cromwell, vor der Schlacht bei Dunbar seinen Generälen die Bibel auslegend, jetzt im Stadtmuseum zu Königsberg, 1842 von K. Fischer für den Kunstverein zu Königsberg lithographirt. Ein anderes großes Werk S.s stellt das Verhör der Wiedertäufer nach der Einnahme von Münster vor dem Bischof dar. Im Februar 1847 erhielt S. zu München die Stelle eines Professors der bildenden Künste, † jedoch schon am 7. Okt. 1850.

Schorndorf, Oberamtsstadt im würtembergischen Jaxtkreis, an der Rems und der Eisenbahn von Stuttgart nach Nördlingen, mit den Resten ehemaliger Befestigung, Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts und Kameralamts, hat ein altes Schloß, eine gothische Kirche, lateinische Schule, Tabaks-, Tuch-, Strumpfwaaren- und Fingerhutfabrikation, Käsebereitung, Obst- und Weinbau, Viehzucht, sehr besuchte Märkte und 3490 Einwohner.

Schornstein, aufrecht stehender Kanal, durch welchen die Verbrennungsprodukte einer Feuerung abgeführt werden. Ein Feuer brennt nur deshalb fort, weil die es umgebende und ihres Sauerstoffs beraubte Luft in Folge der Erhitzung specifisch leichter wird als die übrige Luft und in dieser in die Höhe steigt, so daß immer neue Mengen frischer Luft mit dem Brennmaterial in Berührung kommen. Nun kühlt sich aber die erhitzte Luft im Freien sehr schnell ab und das Zuströmen der frischen Luft ist deshalb nicht sehr energisch. Im S. dagegen wird die heiße Luft zusammengehalten; sie kann sich nicht so schnell abkühlen, der Dichtigkeitsunterschied zwischen ihr und der freien Luft ist größer und so entsteht ein lebhafter Zug, der durch die Höhe des S.s nur verstärkt werden kann. Theoretisch läßt sich für eine gegebene Höhe des S.s und für die Temperatur in demselben die Geschwindigkeit der Luftströmung und aus dieser und dem Querschnitt die durchgehende Luftmasse bestimmen. Der S. habe z. B. 93 Fuß Höhe und $2^3/_4$ Quadratfuß Querschnitt, die innere Temperatur sei 180°, die äußere 15°. Eine 93 Fuß hohe Luftsäule würde sich nun beim Erwärmen auf 180° um $165° \times 0{,}00375 \times 93 = 57^1/_2$ Fuß verlängern. Betrachtet man dies Produkt als Fallraum eines freifallenden Körpers, so erhält man für letzteren nach bekannten Gesetzen eine Endgeschwindigkeit von 59,9 F. und dies ist die theoretische Geschwindigkeit des Luftzugs. Von derselben kommt aber in der Praxis nur $^1/_4$ wirklich heraus, das in unserem Beispiel mit dem Querschnitt des S.s multiplicirt $41^1/_4$ Kubikfuß Luft per Sekunde gibt. Man hat außerdem zu bedenken, daß bei noch so guter Verbrennung $^1/_3$ der Luft durch die Feuerung streicht, ohne ihren Sauerstoff abzugeben, es bleiben mithin von obigen $41^1/_4$ nur $27^1/_2$ Kubikfuß übrig. Da man stets weiß, wie viel Brennmaterial man zur Erzeugung des nöthigen Dampfes braucht und wie viel Luft dies Quantum Brennmaterial zur Verbrennung erfordert, so läßt sich leicht die nöthige Höhe des S.s berechnen. Unter der Voraussetzung, daß die obere Mauerdicke des S.s 16 Centimeter betrage, gibt Redtenbacher u. A. folgende Zahlen an. Verbrennt man per Stunde 52,8 Kilogramm Steinkohle und ist die Stärke der Dampfmaschine 8,8 Pferdekräfte, so muß der S. 12 Meter hoch sein (untere Weite im Lichten 48, obere 32 Centimeter). Verbraucht man 654 Kilogramm Steinkohle und beträgt die Stärke der Maschine 109 Pferdekraft, so muß der S. 33 Meter hoch sein (untere Weite im Lichten 132, obere 89 Centimeter). Bei gemauerten S.en macht man den Querschnitt der Mündung gern $^3/_5$ der freien Roststäche, den unteren Querschnitt aber gleich der freien Roststäche. Man verlängert den Kanal abwärts um 2—4 F. unter die Einmündung des Rauches. Blechschornsteine macht man gewöhnlich $1^1/_2$ Linien oben, $2^1/_2$ Linien unten stark im Blech, den unteren Durchmesser bei 60 F. Höhe gleich $1^1/_2$ des oberen. Die S.e in Wohngebäuden müssen zur Verhinderung der Feuersgefahr mit dem Lichten einen Fuß von jeglichem Holzwerk entfernt bleiben und dürfen keine geringere Wandstärke als von $^1/_2$ Backsteinlänge haben. In der Regel ist es gestattet, die engsten sogenannten russischen Rauchröhren zu 6 Zoll, die weiteren 8—10 Z. im Geviert oder im Durchmesser weit anzulegen, wenn sie für geschlossene (verdeckte) Feuerungen (für Stubenöfen, für sogenannte Sparherde und die meisten technischen Feuerungsanlagen) dienen. Soll das Rohr zur Reinigung von Menschen bestiegen werden, so erhält es eine Weite von 15 und 18 Z. bis 18 Z. im Quadrat. Im Allgemeinen gilt es als Regel, die S.e wenigstens 1 F. bis über die Dachfirste hinauszuführen, um einer regelmäßigen Rauchabführung versichert zu sein. Bei niedrigeren S.en wird der Rauch durch Windstöße häufig zurückgetrieben, und man hat lange angenommen, daß der Wind selbst bei wagrechter Richtung auf den Zug der S.e einen nachtheiligen Einfluß äußere. Eine Untersuchung der Verhältnisse ergibt aber, daß der Wind den Zug mindestens ganz unverändert läßt, ja man darf voraussetzen, daß wagrecht wehender Wind saugend wirke. Nach Buff befördert der Wind, in welcher Richtung er auch wehen mag, die Zugkraft hoher freistehender S.e. Um aber das Aufsteigen des Windes am S. zu begünstigen, ist nöthig, den Kranz am oberen Ende des Rohrs nach oben abzurunden und nur wenig über die Fläche der Seitenwand hervortreten zu lassen. Um niedrige S.e gegen abwärts gerichtete Windstöße zu schützen, bedeckt man die Ausmündung in der Art, daß der Rauch unter der Deckplatte nach allen Richtungen frei ausströmen kann. Immer aber ist es empfehlenswerth, die S.e der Wohngebäude über dem Dach so weit zu erheben, daß ihre Mündungen die Firste überragen.

Schotel, Johann Christian, berühmter holländischer Seemaler, geboren den 11. Nov. 1787 zu Dortrecht, hatte Martin Schouman zum Lehrer in der Kunst und führte sodann mit demselben zwei große historische Bilder aus, wovon das eine den Rückzug der Franzosen von Dortrecht 1814, das andere das Bombardement von Algier durch die Holländer und Engländer 1816 darstellt. Bald ging S. aber seinen eigenen Weg, indem er die Natur studirte. Mehre seiner Bilder

erwarben ihm bei der Ausstellung die goldene Medaille. Auch ward er Mitglied der ersten Akademien. Er † 1839 im Haag. Seine vorzüglichsten Bilder findet man in den niederländer Sammlungen, in denen des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen, des Prinzen und der Prinzessin von Oranien, im teylerischen Museum im Haag, in der Sammlung des Barons Nagell daselbst und in mehren anderen Kabineten zu Amsterdam, Dortrecht, Brüssel und Paris. Die Sturmluft, den aufzischenden Dampfschaum, den Aufruhr des Elements haben Wenige so treu dargestellt als er, wie ihm auch Wenige an Zartheit des Tons und in der freien und geistreichen Behandlung gleich kommen. Im Jahre 1840 ward ihm im Dom seiner Vaterstadt ein Denkmal gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel „Leven van den Zeeschilder J. C. S.", Dortr. 1840. Ein zweiter Sohn von ihm, P. J. S., Professor am Marineinstitut zu Medemblyk an der Zuydersee, gehört ebenfalls zu den ausgezeichnetsten Seemalern, dessen Gemälde denen seines Vaters an die Seite gesetzt werden können, indem darin das nasse Element in seiner höchsten Klarheit und Beweglichkeit mit den herrlichsten Lüften erscheint. Dabei ist er ein sehr fruchtbarer Künstler, dessen Bilder selten auf den größeren deutschen Kunstausstellungen fehlen.

Schotenklee, Pflanzengattungen: s. v. a. Lotus *L.*; auch s. v. a. Melilotus officinalis *L.*

Schott, 1) Heinrich August, namhafter Theolog, geboren den 5. Dec. 1780 zu Leipzig, wurde 1805 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie, 1808 Professor der Theologie, ging 1809 in derselben Eigenschaft nach Wittenberg und 1812 nach Jena, wo er als erster Professor u. geheimer Kirchenrath am 29. Dec. 1835 †. Sein theologischer Standpunkt war der eines gemäßigten Supernaturalismus. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Novum testamentum graecum, nova versione illustratum" (Leipz. 1806, 3. Aufl. 1825); „Die Theorie der Beredtsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredtsamkeit" (das. 1815—28, 3 Bde.; Bd. 1 und 2, 2. Aufl. 1828—33); „Commentarius in epistolas novi testamenti" (das. 1834) und einige Sammlungen von Predigten, Homilien und geistlichen Reden. Sein Leben beschrieb Danz (Leipzig 1836).

2) Christian Friedrich Albert, würtembergischer Landtagsdeputirter, geboren den 30. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, studirte zu Tübingen die Rechte und widmete sich dann der advokatorischen Praxis. Als Landtagsdeputirter zeichnete er sich schon auf der konstituirenden Versammlung von 1819, sowie auf den Landtagen von 1820—31, namentlich auch auf dem von 1833 durch liberale, charaktervolle Haltung aus. Als Mitglied des Vorparlaments trat er 1848 in den Fünfzigerausschuß u. in das Reichsparlament, wo er sich zur Linken hielt. Von der Stadt Stuttgart trotz seines Widerstrebens in die zweite und verfassunggebende Versammlung des Königreichs gewählt, lebte er später lediglich seinem Beruf. Er † den 6. Juni 1861 zu Stuttgart. Auch seine 3 Söhne haben sich literarisch bekannt gemacht, und zwar Albert Lucian Konstans, geboren den 27. Mai 1809 zu Stuttgart, † den 21. November 1847 als Gymnasialprofessor zu Stuttgart, durch die Werke „Walachische Märchen" (Stuttg. 1845) und „Erklärung zu den Kaiserbildern" (Frankf. 1850); der zweite, Arthur, geboren zu Stuttgart 1814, seit 1850 als Landwirth in Nordamerika lebend, durch „Gedichte" (Stuttg. 1850), die sich durch treffliche Natur- und Völkerschilderungen auszeichnen; der dritte, Sigismund, geboren zu Stuttgart 1818, seit 1840 Advokat daselbst und seit 1850 Mitglied der würtembergischen Abgeordnetenkammer, durch viele Aufsätze belletristischen und politischen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften, sowie „Gedichte" (Stuttgart 1857) und die Schrift „Max Emanuel, Prinz von Würtemberg".

3) Wilhelm, namhafter Orientalist, geboren den 3. Sept. 1807 zu Mainz, widmete sich zu Gießen dem Studium der orientalischen Sprachen und dann in Halle dem der Theologie. Nachdem er noch in Berlin ostasiatische Sprachen getrieben, auch im Türkischen und Persischen sich praktisch ausgebildet hatte, erhielt er hier 1838 eine außerordentliche Professur an der Universität und ward 1841 Mitglied der Akademie. Von seinen Arbeiten sind außer Aufsätzen für Zeitschriften, namentlich Ermans „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" und die „Denkschriften" der berliner Akademie hervorzuheben: „Versuch über die tatarischen Sprachen" (Berlin 1836); „Katalog der chinesischen Werke der königlichen Bibliothek" (das. 1840); „De lingua Tschuwaschorum" (das. 1841); „Ueber das altai'sche Sprachengeschlecht" (das. 1847); „Ueber den tungusischen Schamanenkultus am Hofe der Mandschukaiser" (das. 1842); „Ueber den Buddhaismus in Hochasien und in China" (das. 1844); „Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren" (das. 1845); „Ueber die finnische Sage von Kullervo" (das. 1851); „Versuch einer Beschreibung der chinesischen Literatur" (das. 1854); „Chinesische Sprachlehre" (das. 1857) und „Altai'sche Studien" (das. 1860 ff.).

Schottenmönche (Schottenbrüder, Schotten), schottische, irische und englische Benediktiner, die zur Zeit der Kreuzzüge und früher nach Deutschland herüberkamen und hier Klöster, z. B. zu Erfurt, Eichstädt, Würzburg, Memmingen, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Wien rc., gründeten, später aber meist mit den deutschen Benediktinern verschmolzen. Schottenklöster bestehen noch in Wien und Regensburg.

Schottische Dichter, s. Englische Literatur.

Schottische Kirche, die in Schottland herrschende Kirche, die sich von der anglikanischen durch strenges Festhalten an den calvinistischen Lehren und einfacheren Kultus, vorzüglich aber durch die freie demokratische Verfassung unterscheidet. Ihre symbolischen Schriften sind die von Knox (s. d.) 1561 verfaßte Confessio scoticana, die sogenannte Confessio negativa (1581), die Confessio Westmonasteriensis (1648), die Form of presbyterial church Government (das Regulativ für das Kirchenregiment) und das Directory for the public worship of God (Festsetzung des Kultus). Die Verfassung der Kirche ist in ihren Grundzügen folgende: Ein von der Gemeinde gewähltes, weiterhin sich selbst ergänzendes, aus sogenannten Aeltesten oder

Kirchenvorstehern, deren in den meisten Gemeinden nur zwei sind, und dem präsidirenden Geistlichen bestehendes geistliches Gericht (kirksession) ist Verwaltungs- und Disciplinarbehörde. Das Presbyterium (local presbytery), die nächst höhere Behörde, bildet sich aus einer unbestimmten Anzahl benachbarter Kirchspiele und ist aus sämmtlichen Pfarrern desselben, sowie je einem Kirchenältesten aus jeder Gemeinde zusammengesetzt. Der Moderator oder Vorsitzende ist jederzeit ein Geistlicher und wird halbjährig gewählt. Zu den Geschäften dieser Behörde gehört die Prüfung der Kandidaten, die Ordination der Geistlichen und die Beaufsichtigung der Pfarrer. Ueber dem Presbyterium steht die mehre Presbyterialbezirke repräsentirende Synode, die aus sämmtlichen Geistlichen des Sprengels und denjenigen Aeltesten zusammengesetzt ist, welche ihre Gemeinde zuletzt in den Presbyterien vertreten haben. Ein Geistlicher ist Vorsitzender und wird jährlich gewählt. Die höchste Behörde ist die Generalsynode (general assembly), die jedes Jahr im Mai auf 10 Tage zusammentritt und als höchste Gewalt über alle Kirchensachen entscheidet. Sie wird von 386 Abgeordneten beschickt, von denen die Presbyterien 312 wählen (218 Geistliche und 94 Kirchenälteste), die Städte 67, die 4 Hochschulen (Edinburg, Glasgow, St. Andrews und Kings College zu Aberdeen) 5, und die Gemeinden in Ostindien 2. Der Vorsitzende, ebenfalls ein Geistlicher, wird alljährlich von der Generalsynode gewählt. Ein königlicher Kommissär (high commissioner), der dem hohen schottischen Adel angehört, wohnt den Versammlungen bei. Für die Zeit, wo die Generalsynode nicht versammelt ist, ernennt sie einen stehenden Ausschuß. Ueber 2 Millionen der Bevölkerung Schottlands gehören dieser Kirche an. In jedem Kirchspiel der s.n K. ist immer nur Ein Geistlicher. In etwa einem Drittel der schottischen Gemeinden übt der Staat das Patronatsrecht aus, in den übrigen der Adel und die Grundeigenthümer. Die Entstehung der s.n K. reicht in die Zeit der Reformationsbestrebungen Heinrichs VIII. zurück. Während dieser kraft königlicher Machtvollkommenheit seine Hofkirche schuf, kämpften in Schottland die strengen Calvinisten, John Knox (s. d.) an der Spitze, gegen die römische Kirche. Nachdem sie über diese gesiegt, galt es, die Zumuthungen der anglikanischen Bischöfe zurückzuweisen, welche die s. K. zu einer Provinz ihrer Hochkirche zu machen trachteten. Fanatische Prediger beider Parteien entzündeten einen Kampf, der blutiger wurde, als der gegen den Katholicismus gewesen war. Zu dreien Malen, 1584, 1606 und 1660, setzten es die anglikanischen Bischöfe mit Hülfe des schottischen Adels durch, daß ihre Kirche als die herrschende in Schottland anerkannt wurde. Endlich aber errangen die Presbyterianer den Sieg, und 1690 wurde ihre Kirche durch eine Parlamentsakte als die in Schottland herrschende anerkannt. Während dieser langwierigen Kämpfe hatte sich eine extreme, an Knox' Lehren streng festhaltende Partei gebildet, die von ihrem 1638 aufgestellten Glaubensbekenntniß, dem sogenannten Covenant (solemn league and covenant), den Namen der Covenanters erhielt. Knox hatte in seinem „First book of discipline" der Gemeinde das Recht vindicirt, ihre Geistlichen selbst zu wählen; aber schon eine Parlamentsakte von 1567 bestimmte, daß das Patronatsrecht, einen Kandidaten vorzuschlagen, der von dem Superintendenten oder einem andern Bevollmächtigten der Kirche auch zurückgewiesen werden konnte, worauf demselben das Recht der Appellation an die allgemeine Synode verblieb, der Regierung oder den Gutsherren, die es früher geübt, verbleiben müsse. Die Presbyterianer protestirten in ihrem „Second book of discipline" vergeblich gegen diese Akte. Ein neues Gesetz von 1592 verfügte weiter, daß die Presbyterianer verpflichtet seien, jeden geeigneten Geistlichen anzunehmen, den der Patron präsentire. Dagegen bestimmte 1596 die allgemeine Kirchenversammlung, daß kein Geistlicher ohne Erlaubniß des Presbyteriums die Ernennung nachsuchen dürfe und jeder Zuwiderhandelnde von der Kanzel ausgeschlossen sein solle. Unter den Stuarts bildete sich nach und nach die freie demokratische Form der Volkswahl aus und behauptete sich einige Zeit, bis ein Gesetz von 1690 die alten Satzungen von 1592 wieder erneuerte, das Patronatsrecht aber gänzlich aufhob, den Grundeigenthümern nur das Präsentationsrecht, der ganzen Gemeinde aber die Wahl anheim gab. Ein Gesetz von 1711 führte aber auch das Patronatsrecht wieder ein. Immer erhoben sich gewichtige Stimmen gegen diese Beschränkung der freien Verfassung, und es fehlte nicht an Unzufriedenen, die aus der Kirche austraten und ihren Meinungen in dissentirenden Gemeinden Geltung verschafften. Innerhalb der Kirche hat man jedoch erst in diesem Jahrhundert angefangen, gegen das Gesetz von 1711 anzukämpfen. Man traf zuerst ein Auskunftsmittel, indem man (1824) einen Verein bildete und Geld sammelte, um so viele Patronate als möglich anzukaufen und den Gemeinden zurückzugeben. Ein entscheidender Schritt erfolgte aber 1834, als am 28. Mai die Generalsynode erklärte, es sei ein Grundgesetz der Kirche, daß kein Geistlicher einer Gemeinde aufgedrungen werden könne, und zugleich festsetzte, daß die Presbyterien angewiesen werden sollten, bei der Besetzung einer Pfarrstelle die Ansicht der Mehrzahl der männlichen Familienhäupter einzuholen und danach den Kandidaten entweder zu bestätigen, oder zurückzuweisen. Dieser Beschluß wurde im nächsten Jahre unter dem Namen Vetoakte zum Gesetz erhoben. Die Anhänger dieser Akte nannten sich Nonintrusionists, kürzer Nons (d. h. die von einer Aufdrängung, intrusion, eines Geistlichen nichts wissen wollen). Diese Spaltung gab zu den folgenschwersten Verwickelungen Veranlassung. Die Parteien traten sich immer schroffer gegenüber, die Nons, meist zur Whigpartei gehörend, unter Führung von Chalmers, Welsh Dunlop u. A. m., die Gemäßigten (moderates), meist zu den Tories zählend, unter der von Doktor Cook. Nachdem das torystische Ministerium lange schweigend zugesehen hatte, glaubte es endlich eine Erklärung abgeben zu müssen. Auf seinen Antrag entwarf die Landessynode (November 1842) zwei Denkschriften, in denen sie die Ansprüche und Rechte der Kirche als mit dem Patronat unverträglich darstellte und über die Eingriffe der bür-

gerlichen Gerichtshöfe in die Jurisdiktion der Kirche Beschwerde führte. Die Regierung wies aber sämmtliche Beschwerden ab; auch eine Berufung der Synode an das Parlament blieb ohne Erfolg. Die Nons erklärten hierauf auf der im Mai 1843 zu Edinburg Statt findenden Landessynode ihren Austritt aus der Staatskirche, konstituirten sich als freie s. K. (free presbyterian church) und wählten Chalmers zum Vorsitzenden. Man beschloß, daß die Präsentation von dem geistlichen Gericht der betreffenden Gemeinde und einigen von diesem gewählten Gemeindegliedern, die Wahl dagegen von allen männlichen Gemeindegliedern ausgeübt werden sollte, gründete eine gemeinschaftliche Kasse, aus der die Geistlichen gleichmäßig besoldet werden sollten, und im Laufe weniger Wochen hatten sich 687 Gesellschaften zur Unterstützung der Kirche gebildet, die zusammen gegen 3 Millionen Gulden beisteuerten. So wurde es möglich, eine hinreichende Anzahl von Gotteshäusern zu bauen, zumal auch sämmtliche Geistliche sich mit der Hälfte ihres früheren Einkommens begnügten. Am Schlusse des Jahres belief sich die Zahl der der jungen Kirche Angehörigen auf beinahe eine Million; mehre Peers und Parlamentsmitglieder traten ihr bei, unter ihnen der Herzog von Argyle, der Marquis Breadalbane, Fox Maule, Campbell u. A. Seitdem ist das Interesse für die freie s. K. gleich lebendig geblieben. Ihre Fonds für kirchliche und Missionszwecke betrugen 1859 schon 2½ Millionen Pfund Sterling. Vgl. Knox, History of the reformation of Scotland (bis 1567), London 1664 und öfter; Calderwood, History of the kirk of Scotland (bis 1625), Edinburg 1678, neue Auflage 1842—49; Cook, History of the reformation in Scotland, das. 1811, 2. Auflage 1819, 3 Bde.; Row, History of the kirk of Scotland (1358—1637), das. 1842; Gemberg, Die schottische Nationalkirche, Hamburg 1828; Sack, Die schottische Nationalkirche, Leipz. 1844; Sydow, Die schottische Kirchenfrage; Merle d'Aubigné, Trois siècles de luttes en Ecosse, Par. 1850, deutsch, Leipz. 1851; Köstlin, Die s. K., Hamb. 1852.

Schottische Leinwand (englische oder wiener Leinwand, Gingham), ziemlich fein und dicht gewebter, gestreifter, geflammter oder gewürfelter, glatter Baumwollstoff zu Frauenkleidern.

Schottische Teppiche, buntgemusterte Fußdeckenzeuche, welche aus 3 mit einander verwebten Schichten leinwandartigen Stoffs bestehen, worin Kette und Einschuß Wollgarn sind.

Schottische Zeuche, Gewebe von bunten, lebhaften Farben, gestreift, gewürfelt (karrirt), oder gegittert, bilden die schottische Nationaltracht.

Schottland, britisches Königreich, bildet den nördlichen kleineren Theil von Großbritannien, grenzt nördlich an das atlantische Meer, östlich an die Nordsee, südlich an England, und zwar in einer Linie, die von der Mündung des Tweed bis zu jener des Esk gezogen wird, und westlich an das atlantische Meer und ist dort durch den Nordkanal von Irland getrennt. Die Küstenlänge beträgt 2200 englische Meilen, von unbedeutenden Krümmungen abgesehen, und kein Punkt des Landes ist weiter als 75 englische Meilen vom Meere entfernt. Der Flächeninhalt beträgt 29,928 engl. oder 1407,7 geographische □Meilen, ohne die Inseln, welche zusammen einen Flächeninhalt von 354 engl. oder 16,6 deutschen □Meilen ausmachen. Die Küste ist größtentheils schroff und sehr zerrissen; Seearme (Firths) erstrecken sich meilenweit ins Land hinein. An der Ostküste schneidet der Firth of Forth tief ins Land ein, durch die Halbinsel von Fife von dem kleineren Firth of Tay getrennt; weiter nördlich der Firth of Murray, der sich in den Beauleysee und Cromartyfirth theilt. Die äußersten Punkte S.s gegen Norden sind Duncansbyhead unter 58° 38′ nördl. Br. und 3° 1′ östl. L. und Dunnethead unter 58° 40′ nördl. Br. und 3° 22′ östl. L. Die Nordküste ist steil und endigt mit dem 600 Fuß hohen Cape Wrath (unter 58° 37′ nördl. Br. und 5° östl. L.), dem nordwestlichsten Punkte S.s. Die Westküste ist bis zur Mündung des Clyde herab ebenfalls äußerst steil und zerklüftet. Die bedeutendsten unter den hier einschneidenden Meeresarmen sind der Loch Broom, der Loch Linnhe mit seinen Verzweigungen, den Lochs Eil und Levin, und Loch Fine. Die bedeutendste unter den Halbinseln ist die fast 60 engl. Meilen lange von Cantire, deren südlichster Punkt der Mull of Cantire unter 55° 19′ nördl. Br. und 5° 49′ östl. L. ist. Der Sleat Sund, an der engsten Stelle nicht eine engl. Meile breit, trennt das Festland von der Insel Skye, der größten der östlichen Hebriden, und die Meerenge the Minch, an der engsten Stelle 10 engl. Meilen breit, trennt die westlichen Hebriden von den östlichen und dem Festlande. An dem Firth of Clyde und entlang der Küste von Ayr bis Girvan im Süden ist das Land meist niedrig, südlich von Girvan wieder felsig u. nur im oberen Theil des Loch Ryan und der Lucebai flach. Letztere beiden Baien werden in ihrem oberen Theil durch eine nur 7 engl. Meilen breite Landenge getrennt, welche die Halbinsel the Rhynns mit dem übrigen Theil Galloway's verbindet. Der steile Mull of Galloway (unter 54° 38′ nördl. Br. und 4° 51′ östl. L.) ist der südlichste Punkt dieser Halbinsel und S.s überhaupt. Hier schneidet der von niedrigen, zum Theil sumpfigen Ufern umgebene Solwayfirth zwischen S. und England tief ein. S. bietet hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit, wie ganz Großbritannien, eine Abwechslung zwischen Hoch- und Tiefland dar, wie kaum ein anderes Land Europa's von gleichem Umfang. Der gebirgigste Theil ist Nordschottland, im Gegensatz zu der niedrigen Ebene zwischen dem Clyde und dem Firth of Forth als Hochlande (highlands) bezeichnet. Dieser Theil S.s wird von dem langen, verhältnißmäßig engen Thal Glenmore, welches sich 55 engl. Meilen vom Loch Eil in nordöstlicher Richtung zum Loch Beauley erstreckt, durchschnitten. Die in der nur 94 Fuß über dem Meere liegenden Thalsohle befindlichen Seen sind durch den Caledoniakanal (s. Kaledonischer Kanal) mit einander verbunden. Der nördlich und westlich von diesem Thal gelegene Theil S.s, der unwirthlichste und am dünnsten bevölkerte Theil des Landes, bildet eine kahle, 500—1500 Fuß über dem Meere gelegene Hochebene mit zahlreichen Torfmooren und Hochgipfeln. Die höchsten Punkte von Norden nach Süden sind der Ben Clibreg

(3158 Fuß), More Assynt (3235 Fuß), Ben Derag (3658 Fuß), Ben Wyvis (3422 Fuß), Mamsuil (3862 Fuß) und Ben More auf der Insel Mull (3185 Fuß). Nach der Ostküste hin verflacht sich das Land und bildet die wellenförmige Ebene von Caithneß. Auch die zwischen den Firths Dornoch und Cromarty und dem Loch Beauley gelegenen Halbinseln sind größtentheils eben. Der südliche Theil der Hochlande, der größtentheils von dem Grampiangebirge eingenommen wird, steht dem nördlichen an Sterilität kaum nach. Die Abhänge der Berge sind hier zum Theil sehr steil und zerklüftet, die Gipfel dagegen abgerundet, die Thäler tief eingeschnitten. Heidekräuter bedecken weite Strecken, die nur von Torfmooren unterbrochen sind. Gutes Futtergras wächst nur in den Thälern, und wo sich diese nach Südosten und Nordosten hin erweitern, findet sich auch gutes Ackerland. Man theilt die Grampians in einen centralen, südlichen und nördlichen Zug. Die centralen Grampians erstrecken sich vom Ben Nevis (4406 Fuß), dem höchsten Gipfel Großbritanniens, von Westen nach Osten bis südlich von Aberdeen; vom Scarsoch (3390 Fuß), als Knotenpunkt, trennen sich die nördlichen Grampians, auch Cairn-Gormgebirge genannt, ab und erreichen im Ben Macdui (4296 Fuß) ihren Kulminationspunkt; die südlichen Grampians erstrecken sich bis zu den Küsten des Loch Long und haben ihren höchsten Punkt in dem abseits des Hauptzugs sich erhebenden Ben Lawers (3984 Fuß). Zwischen dem Grampiangebirge und dem südlichen Theil S.s, der von den Cheviotbergen und deren zahlreichen Verzweigungen eingenommen wird, breitet sich das schottische Tiefland (lowlands) aus. Ein Theil desselben ist Strathmore (d. h. die große Thalebene), der sich von Stirling in nordöstlicher Richtung dem südöstlichen Fuße der Grampians entlang bis nach Stonehaven 80 engl. Meilen bei einer Breite von 1—16 Meilen erstreckt und durch die Sidlawhügel mit dem Craig Owl (1700 Fuß) und Ochillhügel mit dem Ben Cleugh (2352 Fuß) von der Nordsee getrennt wird. Das Tiefland zwischen dem Firth of Forth und dem Clyde ist eine weite, fruchtbare Fläche, in deren westlichem Theil, an der Küste des Clyde, der Misty Law bis 1940 Fuß ansteigt. Die eigentlichen Cheviotberge bilden die Grenze zwischen S. und der englischen Grafschaft Northumberland und erreichen in ihrem höchsten Punkte 2669 Fuß. Ihre Gipfel sind zum Theil konisch, felsig und kahl, ihre Abhänge steil und durch tiefe Schluchten und Thäler getrennt. Westlich schließen sich an sie die Lowtherberge an mit dem Hart Fell (2638 Fuß) und dem Broadlaw (2761 Fuß), und weiterhin die Hügel auf den Grenzen von Lanark, Ayr, Kirkcudbright und Wigton. Durch eine thalähnliche Einsenkung von der Hauptgruppe getrennt, liegen nördlich vom Tweed und oberen Clyde die Lammermuir-, Moorfort- und Pentlandberge, beziehungsweise 1753, 2296 und 1886 Fuß hoch. Während die Thäler meist ergiebigen Boden darbieten, sind die Höhen kahles Moor- und Heideland. Ausgedehntere Niederungen sind die Merse am unteren Tweed und die Ebene nördlich vom Solwayfirth, aus der sich die isolirte Bergmasse Criffel 1867 Fuß hoch erhebt.

S. wird durch die Niederung zwischen dem Firth of Forth und Firth of Clyde in ein südliches Bergland, vorherrschend aus Uebergangsgebirge zusammengesetzt, und ein nördliches Gebirgsland, vorherrschend aus krystallinischen Gesteinen bestehend, getheilt; der genannte niedrige Landstrich gehört dagegen dem Kohlengebirge an. Nur im äußersten Süden kommen permische, im Nordosten und Nordwesten jurassische, hier selbst tertiäre Sedimente vor, beide im Westen verknüpft mit eruptiven Gesteinen, welche überhaupt vorzugsweise dem Westen u. dem Kohlenrevier angehören. Das Kreidegebirge kennt man in ganz S. und auf seinen Inseln bis jetzt nirgends. Die marinen wie die Landablagerungen der glacialen Zeit besitzen dagegen eine weite Verbreitung. Die im ganzen Gebirgsbau Nordschottlands vorherrschende Richtung des Streichens seiner Gebirgs- und Inselzüge wie der Schichten ist die aus Nordosten nach Südwesten. Das kleinere südliche Hügel- und Bergland mit seinen Bergzügen ist vorherrschend aus Grauwacken und Schiefern und untergeordneten Kalken des silurischen Uebergangsgebirgs zusammengesetzt; die trilobiten- und orthoceratitenführenden Kalksteine, die graptolithenführenden Schiefer am Stinch River in Arrik, die harten Nereitenschiefer und Sandsteine von Brae, begleitet von Anthracit, sind silurisch. Im Norden wie Süden wird dies Grauwackegebiet vom alten rothen Sandstein (Old red) des jüngeren Uebergangsgebirgs eingefaßt, welches am Tweed mit einer Bucht ins ältere Gebirge eingreift. In Dumfriesshire im Süden kommen dazu permischer rother Sandstein (Rothliegendes) und wahrscheinlich triasische rothe Sandsteinschiefer, ersterer bekannt durch den ersten Fund von Reptilien. Dem Uebergangsgebirge von Lanarkshire gehören die wichtigen Bleiglanzlagerstätten S.s an, wie die für den Mineralogen so interessanten Gänge von Leadhills. Von älteren Eruptivbildungen trifft man einige Granitmassive in Kirkcudbright, sogenannte Trappgesteine, Serpentin an der Westküste, südlich von Girvan, ohne daß sie jedoch einen größeren Einfluß auf den Gebirgsbau gewännen. In ausgedehnter Mulde, deren Schichten nur lokal gestört sind, breitet sich das Steinkohlengebirge über das ganze niedrige Land zwischen beiden Küsten von Edinburg bis westlich von Glasgow aus, über Lothian, Fifeshire, Südstirling, Renfrewshire und den Norden von Ayr- und Lanarkshire, zusammengesetzt aus mariner Bergkalkformation, bei Burdiehouse unfern Edinburg auch mit an Fischresten reichem Süßwasserkalk, und aus den Sandsteinen und Schiefern des produktiven Kohlengebirgs; die reichen Flötze liefern $^1/_4$ der ganzen Kohlenausbeute der britischen Inseln. Alle die steilen Felshöhen, welche sich dagegen aus dem flachen und hügeligen Lande erheben, so die in und um Edinburg selbst, gehören dem Trapp an, theils älterem, mit dem Kohlengebiet verknüpftem, theils auch jüngerem basaltischen, der, von mannichfachem Konglomerat und Tuffbildungen begleitet, ein hohes Interesse für den Mineralogen sowohl wie für den Geognosten besitzt. Wie im Süden, so tritt auch im Norden unter dem Steinkohlengebirge das devonische Old red mit seinen

rothen Sandsteinen und Konglomeraten hervor, ersteres trennend von den krystallinischen Gebirgen der Grampians. Fast in gerader Linie verläuft von Stonehaven im Nordosten, über den Lomondsee nach den Inseln im Firth of Clyde, nach Südwesten die Grenzlinie beider. Das Old red bildet den Untergrund des lieblichen, fruchtbaren Strathmorethales und der Niederungen von Perth. Einer hohen Welle des Old red und den ausgedehnten älteren Porphyr- und Trappausbrüchen verdanken die niedrigen Bergreihen der Sidlaw-, Ochillhills und Campsie Fells, welche das niedrige S. nördlich begrenzen, ihre Existenz. Forfarshire ist eine Hauptlagerstätte der Oldredfische, worunter der wunderliche Cephalaspis. Daß die Gliederung Nordschottlands in die Gebirge der Grampians und in die hochschottischen durch die Einsenkung, welcher der kaledonische Kanal folgt, eine altvorgebildete ist, beweist die Verbreitung des Old red zu den Seiten des Murray- und Dornochfirths, durch Banff-, Elgin-, Roßshire und Sutherland und tief landeinwärts bis zum mittleren Loch Neß. Noch einmal erscheint es dann im Norden, im flachen Caithneß, auf den Orkaden und bis zu den Shetlandinseln. Diesen nördlichen Revieren gehören die berühmten Fundorte fossiler Fische von Gamrie, Elgin, Caithneß und Pomona, dem obersten gelben Sandstein auch die ältesten bekannten Reptilien von Elgin (Telerpeton u. a.) an. Auch an der Westküste trifft man rothe Sandsteine, doch nur untergeordnet. Im Osten und Westen folgen dem Old red unmittelbar Lias und Oolithsedimente in horizontaler Lagerung, dort mit Steinkohlengebirge, dann Brora an der sutherländischen Küste, hier auf den Western Islands, so auf Skye u. a. Das Gebiet der krystallinischen Gesteine beginnt im Norden des Old red auf der genannten Linie mit einem schmalen Streifen eines Komplexes grüner Schiefer, der nach Murchison aus der Metamorphose silurischer Gesteine hervorgegangen ist. Er besteht vorherrschend aus Thon-, Chlorit- und Glimmerschiefer, selbst Gneis, verbunden mit Quarzitschiefern und körnigen Kalksteinen. Die Mannichfaltigkeit seiner Zusammensetzung bedingt die landschaftlichen Reize des Loch Lomond. Wie die krystallinischen Gesteine am Südrand des Grampiansystems auftreten, so umsäumen sie auch sein Nordwestende, wo sie die oberen Inseln des Loch Linnhe zusammensetzen und bis auf Isla südwestwärts fortsetzen. Auch am Nordwestrand Hochschottlands von der Grainordhalbinsel bis Skye trifft man einen Streifen, dem die schneeweißen Quarzfelsmassen der nordwestlichen Küste angehören. Zwischen diesen schmalen Zügen grüner Schiefer herrscht der Glimmerschiefer mit untergeordnetem Gneis, Hornblendegesteinen und anderen Schiefern vor. Im Norden des kaledonischen Kanals ist er vorherrschend gneisartig durch Feldspathaufnahme. Größere reine Gneisreviere finden sich im südwestlichen Hochland, wo in seinem Gebiet das für den Mineralogen interessante Strontian liegt. Von massigen Gesteinen ist das wichtigste der Granit und mit ihm der Syenit. Sie bilden die rauhen wilden Gebirgshöhen um die Quellen des Dee und Don, den Cairn Gorm und Ben Macdui ꝛc. Die Glen Tilt an ihrem Südwestende ist seit Hutton berühmt durch die interessanten Kontaktverhältnisse mit den krystallinischen Schiefern. Ein zweites Granitrevier bildet den Boden des öden Bannochmoors und setzt westwärts fort bis zum Glen Coe. Ebenso besteht das Hügelland im Westen von Aberdeen aus Granit, der Vorsprung von Peterhead aus Syenit, wie der des Ord of Caithneß im Norden wieder aus Granit. Der quarzführende Porphyr ist vor Allem in den westlichen Grampians verbreitet, S.s höchster Gipfel, der Ben Nevis, ist ein Porphyrberg.

Parallel mit den Gebirgslandschaften der Grampians und Hochschottlands erhebt sich die Inselreihe der Hebriden, als drittes Revier krystallinischer Gesteine mit vorherrschendem Gneis. Den interessantesten Theil S.s bilden aber die westlichen Küstenlandschaften und die vor ihnen liegenden, durch Mac Cullochs Untersuchungen berühmt gewordenen Western Islands, unter denen wieder Skye die Perle ist. Hier treten krystallinisches Grundgebirge, rother Sandstein, Lias und Oolithsedimente mit ihren Kalksteinen, Mergeln, Sandsteinen und Thonen in mannichfache innige Beziehungen zu gleichzeitigen und jüngeren Eruptivgesteinen, zu Syenit, Hypersthenfels, sogenanntem Trapp, Pechstein, Porphyr und endlich zu den in ausgedehntester Weise auftretenden Basalten, denen auch Staffa mit seinen Höhlen angehört. Daß die Tuff- u. Konglomeratschichten, welche den Basalt begleiten, sedimentäre Gesteine der Tertiärzeit sind, beweist das Auftreten von Braunkohlenflötzen, von zahlreichen mitteltertiären Blattabdrücken auf Mull und Bute, auch von Land- und Süßwasserschnecken in Zwischenschichten der Tuffe. Auch mineralienreich ist dies Revier. Nach der Ablagerung des Jura lag offenbar im Westen des hochschottischen Gebirgslands ein flacher Küstenstrich mit Seen vor, auf dem die basaltischen und Klingsteindurchbrüche erfolgten. Erst am Ende der tertiären, in der sogenannten glacialen (Diluvialzeit zum Theil) Epoche sank das Land zurück, und wie bedeutend dies war, beweisen uns nicht allein die erratischen Blöcke und Kreidefeuersteine an der Ostküste, sondern auch die vielen alten Strandbildungen mit Konchylien der noch lebenden, aber glacialen Fauna, die man im Osten und Westen hoch über dem gegenwärtigen Meeresspiegel bis über 500 Fuß an einzelnen Punkten entdeckt hat, so über dem Firth of Forth, Firth of Clyde ꝛc. Wie großartig die Gletscherbedeckung gewesen, zeigt die Verbreitung der erratischen Blöcke in S. Noch auf den Höhen der Sidlawhills kommt solches Geschiebe vor. Bis in die Römerzeit folgte dann wieder die successive Hebung des Landes bis zu seinem jetzigen Niveau. Beim Eisenbahnbau von Edinburg nach Leith durchschnitt man Ablagerungen von Muscheln, die jetzt noch im benachbarten Meere leben, mit Töpferscherben römischer Arbeit.

Die Flüsse S.s entspringen fast ohne Ausnahme im Gebirge, haben einen weit rascheren Lauf als die Englands, sind daher weniger zur Schifffahrt geeignet und von geringer kommercieller Bedeutung. In die Nordsee münden der Tweed, der 21 Meilen weit die Grenze zwischen

S. und England bildet; der Forth, der den Theith aufnimmt und in die Meeresbucht Firth of Forth einmündet; der Tay, der bedeutendste und schönste Fluß S.s, der selbst die Themse an Wasserreichthum übertrifft, mit dem Tummel, der Isla und der Earn; der Dee, der noch in seinem unteren Lauf ein Gefälle von 8,5 Fuß auf die englische Meile hat; der Don, unterhalb Inverary mit einem Gefälle von 23,8 Fuß auf die engl. Meile; der Spey, der ein wildes bewaldetes Thal durchfließt; der Neß, der aus dem 21 engl. Meilen langen Loch Neß im Thale Glenmore kommt und bei Inverneß in den Beauleyloch mündet; der Shin, der den 20 engl. Meilen langen Loch Shin durchfließt und in den Firth of Dornoch mündet. Der bedeutendste Fluß der Westküste ist der Clyde, der sich in den gleichnamigen Firth ergießt. Der Lochy, aus dem Loch gleichen Namens abfließend, nimmt den in seinem oberen Laufe den Loch Laggan bildenden Spean auf und mündet in den Loch Eil. An Seen ist S. sehr reich, und ihre romantische Lage inmitten der Berge trägt viel zum malerischen Charakter des Landes bei. Sie bedecken eine Fläche von 638 engl. □Meilen. Im Tieflande ist nur der Loch Leven in Kinroß von Bedeutung; der größte aller Hochlandseen ist der 24 engl. Meilen lange und bis 7½ engl. Meilen breite Loch Lomond. Im Thale Glenmore ist die Seenkette der Lochs Neß, Oich und Lochy gegenwärtig durch den kaledonischen Kanal verbunden. In einem Seitenthale liegt der Loch Arkaig; im südlichen Argyll der Loch Awe; im westlichen Roß der Maree; im westlichen Inverneß die Lochs Shiel und Morrer; in der Mitte von Roß der Loch Fannich. Das Klima S.s, wie der britischen Inseln überhaupt, wird beeinflußt durch die warmen Gewässer des Golfstroms, welche die westlichen Küsten bespülen, durch die Nähe des arktischen Meeres mit seinen Eismassen und durch die Lage westlich vom Festlande Europa's. Im Frühjahr herrschen kalte Winde aus Norden und Osten vor; im Sommer und Herbst aber wehen kühle, feuchte Winde in entgegengesetzter Richtung; im Winter sind Nord- und Südwinde überwiegend. Die Nord- und Nordostwinde sind meist trocken, werden aber in S. zu gewissen Zeiten von Schnee begleitet. Die West- und Südwestwinde bringen Regen. Schnee bleibt in den Gebirgen S.s oft 2—3 Monate liegen. In den schottischen Tiefländern ist die Kälte selten größer als 18—20° F., u. gleich selten übersteigt die Wärme 75° F. Die mittlere Jahreswärme ist in Unst 44,99, in Edinburg 47,8, die mittlere Wärme im Winter dort 39,34, hier 38,6, im Frühling dort 43,92, hier 46,4, im Sommer dort 53,27, hier 58,2, im Herbst dort 43,45, hier 48,4.

Zu S. gehören die Orkney-, Shetland- u. Hebrideninseln. Das Klima ist hier rauher als im europäischen Festland unter gleicher Breite. Die Winter sind zwar weniger streng als auf dem festen Lande unter gleicher Breite, aber länger als in England. Hauptprodukte sind: Holz, Getreide (im Norden nur Hafer), Flachs, Hanf, Tabak; die gewöhnlichen Hausthiere, unter ihnen kleine, sehr gewandte Pferde (Ponies); Füchse, Dachse, wilde Katzen, Hirsche, Rehe 2c., wildes Geflügel, an den Küsten besonders Seevögel, Fische in zahlloser Menge an den Küsten und in den Flüssen, besonders Häringe, Lachse, Makrelen, Perlenmuscheln (z. B. im Flüßchen Ythan); Kupfer, Eisen, Blei, Antimonium, Kobalt, Wismuth, Arsenik, Sapphire, Topase, Granaten, Amethyste, Jaspis, Achat, Chalcedon, Marmor, Steinkohlen, Torf, Mineralwässer.

Die Bevölkerung S.s belief sich 1861 auf 3,062,294, die der dazu gehörigen Inseln auf 143,447 Seelen. Für die Mitte des Jahres 1864 wurde die ganze Bevölkerung S.s auf 3,118,701 Seelen berechnet. Es gibt in S. 2 Städte mit über 100,000 (Edinburg und Glasgow) und 7 mit über 20,000 Einwohnern. Der Schottländer ist nachdenkend, besonnen und entschlossen, kühn und ausdauernd, fröhlicher gestimmt als der Engländer, seiner Heimat ergeben, so daß er in der Fremde nicht leicht einheimisch wird und trotz seiner durch Erwerbsamkeit erregten Wanderlust gern in sein Vaterland zurückkehrt. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch immer in Sitten und Charakter hervor. Die hochländische Sprache oder das Ersische ist ein Zweig des Gaelischen und dem Irischen verwandt. Auch das Niederschottische ist keineswegs bloß ein verdorbener Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich unabhängig von dem Angelsächsischen durch nordgermanische Einwanderer gebildet zu haben scheint und viele Beimischungen aus dem Gaelischen und Französischen erhielt. Früher als Schriftsprache in Prosa und Versen ausgebildet, wurde sie durch den Gebrauch des Englischen unter den höheren Ständen verdrängt, ist aber in neueren Zeiten von ausgezeichneten Dichtern, z. B. Burns, Hogg, Cunningham 2c., wieder zu Ehren gebracht worden. Das Gebiet, welches der gaelische Volksstamm bewohnt, begreift die Grafschaften Sutherland, Caithneß, Roß, Inverneß, Cromarty, Nairn, Argyle, Bute, die Hebrideninseln u. einen Theil der Grafschaften Murray, Banff, Stirling, Perth, Dumbarton, Aberdeen und Angus. Hier sind die Bewohner Abkömmlinge der Celten, und ihr Gebiet bildete das Reich der alten Skoten. Während das schottische Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmählig zu höherer Gesittung gelangte, bildeten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Hochlande auf der Grundlage, welche der Zustand der celtischen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Jedes der dortigen Thäler, deren Bewohner, wegen der natürlichen Lage derselben, wenig allgemeinen Verkehr hatten, war der Wohnsitz u. das Eigenthum eines Stammes oder Clans mit patriarchalischer Regierung, einer Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt als durch Gesetze geregelt war. Cromwell zwang die Clane, die Waffen niederzulegen und Bürgschaft für friedliches Betragen zu leisten. Nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart befestigte sich aber die alte Stammverfassung aufs Neue. Aber die Gefahren, die der 1715 für das vertriebene Haus Stuart ausgebrochene Aufstand drohend gezeigt hatte, führten zu verschiedenen Maßregeln, um die Macht der Stammhäupter zu brechen. Durch die sogenannte Clanakte wurde das Eigenthum des Lehnsmannes, der in einem Aufstande die Waffen

ergriffen hatte, dem treugebliebenen Landesherrn, u. umgekehrt dem pflichtgetreuen Lehnsmanne das unbeschränkte Eigenthumsrecht über seine Ländereien zugesprochen, wenn sein Lehnsherr sich empört hatte. Die Häuptlinge boten Alles auf, ihre bedrohte Gewalt zu behaupten und den Neuerungen entgegen zu arbeiten, wodurch die Regierung die Bande des Clanverhältnisses zu lockern suchte. Der Aufstand von 1745 war eine Folge des heimlichen Grolls der Hochländer und der Anreizungen von Außen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes gab der Regierung Anlaß, die patriarchalische Verfassung der Hochländer 1747 aufzuheben, die Entwaffnung derselben streng zu vollziehen und selbst die Volkstracht zu verbieten. Die Hochländer unterscheiden sich nämlich durch eigenthümliche Tracht. Der Stoff ihrer Kleidung ist wollenes Zeuch, immer gewürfelt in bunten Farben. Das eigenthümlichste Stück der Kleidung ist das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgibt u. bis auf die Kniee hinabgeht. Die Weste und der kurze Rock sind gestickt oder mit Tressen besetzt. Ein 2 Ellen breites und 4 Ellen langes Stück Tartan umgibt den Leib in breiten Falten, wird durch einen Gürtel festgehalten, u. während der untere Theil herabhängt, wird der obere um die linke Schulter gezogen und läßt den rechten Arm frei. In Folge des strengen Verbots dieser Kleidung von 1747, welches erst 1782 wieder aufgehoben wurde, hat sich die alte Volkstracht allmählig verloren und ist nur noch in einigen Gegenden, jedoch mit der Tracht der Niederschottländer vermischt und nur unter der niederen Volksklasse noch üblich. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an die Heimat, Gastfreiheit, Redlichkeit im Privatverkehr und Treue waren ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers und sind es bei allen Umwandlungen, welche die Sitten in neuerer Zeit erlitten haben, noch immer. Vgl. Stewart, Sketches of the character and present state of the highlanders, Edinburg 1825, 2 Bde.; 3. Aufl., London 1823, und die geognostisch wichtige Schrift Mac-Cullochs: The Highlands and western isles of Scotland, das. 1824, 4 Bde.

Seiner Bodenbeschaffenheit nach ist S. ein armes Land, und nur der Fleiß und die Betriebsamkeit seiner Bewohner haben es seit etwa hundert Jahren gehoben. Die Landwirthschaft hat in Südschottland allmählig einen so hohen Aufschwung genommen, daß sie selbst die englische überflügelt. Hafer ist die Stapelwaare des Ackerbauers u. die Brodfrucht des Landmanns; Gerste wird meist zum Branntweinbrennen benutzt, und aus einer geringeren Art (bere oder big genannt) wird im Hochlande das Whiskey bereitet, Weizen wird verhältnißmäßig wenig gebaut. Das bebaute Land ist größtentheils im Besitz größerer Eigenthümer u. wird von diesen in Parcellen von 200—500 Acres in Pacht gegeben. Auf größeren Gütern hat man ein Fruchtwechselsystem mit einem Turnus von 6 Jahren (Weizen, Bohnen oder Kartoffeln, Weizen, Rüben, Gerste oder Weizen, Gras), auf mittleren Gütern von 5 Jahren (Weizen oder Gerste, Gras, Gras, Hafer, Rüben oder Kartoffeln). Die ausgedehntesten Waldungen S.s liegen in den Grafschaften Perth, Aberdeen, Roß und Inverneß. S. hat einige eigenthümliche Pferderacen, deren Zucht in neueren Zeiten verbessert worden ist; die hochländischen Pferde erreichen kaum die Höhe sehr großer Hatzrüden und sind lang- und flockhaarig. Die Viehzucht steht zwar der englischen nach, ist aber in den Weidegegenden des südlichen S.s bedeutend. Die Rinder sind ebenfalls meist kleinerer Race; Schafe und Ziegen dagegen sind groß u. gedeihen vortrefflich. In neueren Zeiten ist die Schafzucht vorzüglich im Hochlande in Aufnahme gekommen. Die Schweinezucht hat sich durch Einführung englischer Racen gehoben. Hunde werden häufig zum Verkauf gezogen. Wild ist in den nördlichen Gegenden noch in Menge vorhanden. Hirsche und Rehe, auch Wildschweine sind nichts Seltenes; Iltisse, Marder, wilde Katzen und Füchse sind in den dichten Waldungen häufig. Die Fischerei ist bei der großen Küstenausdehnung sehr bedeutend; der Ertrag des Häringsfangs ist durch die Verbesserung des Einsalzens bedeutend gestiegen. Der Wallfischfang an der Küste von Grönland und in der Davisstraße wird von S. aus eifrig betrieben. Lachs, der sich häufig in den Flüssen und Seen findet, wird in Eis gepackt nach London gebracht. Ziemlich reich ist das Land an Mineralien, namentlich geben die Gebirge Mittelschottlands lohnende Ausbeute. Blei mit Silber gemengt wird in den Grafschaften Lanark und Dumfries gewonnen. Ansehnlichen Bergbau auf Eisen besitzen die Grafschaften Lanark, Ayr, Clackmannan und Stirling; berühmt sind die am Clyde in Lanarkshire, zu Mukirk in Ayrshire und zu Carron in Stirlingshire. Galmei wird bei Wanlockhead und Leadhills in Lanarkshire, einem der Hauptsitze des schottischen Bergbaus, Alaun bei Moffat in Dumfriesshire, bei Leadhills und Jurlett bei Paisley gewonnen. Steinkohlenflötze erstrecken sich in einer Länge von mehr als 20 Meilen längs der Busen des Clyde und Forth durch die Grafschaften Lothian bis nach Glasgow. Unter verschiedenen Marmorarten sind einige zu Kunstwerken brauchbar. Granit von schönem Geäder wird vorzüglich in der Grafschaft Aberdeen gebrochen. Salz findet sich nicht als Mineral vor, sondern wird aus Seewasser gesotten. Torf ist in ungeheurer Menge vorhanden; unter Anderem erstreckt sich ein zusammenhängendes Lager von der Küste des Tay abwärts durch ganz Südschottland bis zum westlichen Meeresufer in der Grafschaft Ayr, nimmt beinahe die ganze Grafschaft Fife ein und durchzieht Stirling, Lanark und Renfrew. Hinsichtlich der Industrie steht S. England nach. Von der gesammten Baumwollindustrie Großbritanniens entfällt auf S. nur etwa der neunte Theil. Gerühmt werden besonders die Baumwoll- und Seidenwaaren von Glasgow und Paisley (Musseline). Ausgezeichnetes leistet auch die Kattundruckerei. Im Jahre 1860 zählte man in S. 163 Fabriken für Baumwollwaaren mit 1,915,398 Spindeln und 30,110 Webstühlen und 8 Fabriken für Seidenwaaren mit 31,452 Spindeln u. 60 mechanischen Stühlen. Sehr alt ist die Leinwandindustrie S.s. Es waren 1860 im Betrieb 163 Fabriken mit 279,385 Spindeln und 7966 mechanischen Stühlen für Flachs, 2 Fabriken mit 2316 Spindeln und 1

mechanischem Stuhl für Hanf und 27 Fabriken mit 30,538 Spindeln für Jute. Hauptsitze der Leinwandindustrie sind die Grafschaften Forfar, Fife und Aberdeen. Treffliche Gußwaaren liefern die von den oben genannten Eisenbergwerken mit Material versehenen Eisengießereien S.s. Glasgow ist Hauptsitz der Glasfabrikation. Von sonstigen Fabriken, die 1860 im Betrieb waren, sind 26 für Seife und 52 für Papier zu nennen. Außerdem zählte man 255 Bierbrauereien und 125 Branntweinbrennereien. Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr lebhaft. Der Verkehr mit England führt gegen Schlachtvieh, Wolle, Leinwand und Baumwollwaaren fast alle Wollwaaren für den einheimischen Bedarf, Seide, Eisenwaaren und Thee ein. Irland gibt für Hafer und Vieh seine Kohlen und sein Eisen. Der lebhafte Verkehr mit Rußland führt außer Hanf auch Holz und Eisen ein. Nach Amerika und Westindien gehen hauptsächlich Baumwollwaaren und Leinwand, wogegen rohe Baumwolle, Zucker und Rum bezogen werden. Glasgow ist Hauptstapelplatz für diesen Handel. Im Jahre 1860 liefen in S. aus 20,696 Schiffe mit 2,282,256 Tonnen Ladung, ein 22,748 Schiffe mit 2,353,022 Tonnen Ladung. S. besaß in demselben Jahre 3172 Segel- u. 314 Dampfschiffe, jene von 552,212 Tonnen, diese von 71,579 Tonnen. Zur Beförderung des Verkehrs bestehen viele öffentliche Banken, worunter besonders die 1695 gegründete schottische Bank mit 16 Zweigbanken in verschiedenen Städten hervorzuheben ist. Im Jahre 1861 betrug die Länge sämmtlicher Eisenbahnen 1486 englische Meilen. Die Landstraßen sind in trefflichem Zustande.

Der Verlust der politischen Selbstständigkeit hatte die Ausbildung einer Nationalliteratur für immer gehindert; aber obgleich die alte Landessprache seitdem aus dem Kreise der höheren Stände verdrängt war und nach der Rückkehr eines friedlichen Zustandes zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Schriftsteller nur den Mustern ihrer südlichen Nachbarn nacheiferten, so richteten doch die Schottländer, zu höherem Selbstgefühl erwacht, ihre Blicke gern wieder auf die Dichterstimmen der Vorzeit. Allan Ramsay erweckte seit 1715 mit Glück den heimischen Volksgesang, worin ihm Fergusson nachstrebte. Beide aber übertraf Robert Burns, dem unter den späteren schottischen Dichtern nur Allan Cunningham nahe gekommen ist. Die übrigen Dichter, die aus S. hervorgingen, wie Thomson, John Hume, Falconer, Blacklock und Beattie, trachteten nur nach einem Platze auf dem englischen Parnasse, den in neueren Zeiten Walter Scott, Thomas Campbell und Johanna Baillie mit größerem Ruhm behaupteten. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts traten die Schottländer auf allen wissenschaftlichen Gebieten mit den Engländern in einen Wettkampf, dessen glücklichen Erfolg besonders auch der stete Verkehr erklärt, der seit alten Zeiten zwischen S. und den Lehranstalten Frankreichs und Hollands bestanden hatte, wo Alle, die sich der Rechtswissenschaft widmeten, und die meisten Aerzte ihre Bildung erhielten. Der den Schottländern eigene Geist philosophischer Forschung zeigte sich in der neuen metaphysischen Schule (schottische Philosophie), welche die in England herrschende empirische Philosophie tiefer zu begründen suchte. Den Weg, den der seit 1729 in S. angesiedelte Irländer Hutcheson durch die systematische Darstellung der Moralphilosophie bahnte, verfolgten Adam Ferguson und die beiden Denker Gerard und Home, welche durch ihre psychologischen Erörterungen über die Aesthetik viel Einfluß auf die britische Kunstkritik erlangten. Einen eigenen Weg nahm, von Locke's Erfahrungsphilosophie ausgehend, seit 1739 der scharfsinnige Skeptiker David Hume. Unter seinen Gegnern in S. zeichnete nur Thomas Reid sich aus, der Hume's Ansichten durch die Berufung auf die entscheidenden Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes widerlegen wollte und dessen Lehren Dugald Stewart zu erläutern suchte. Unter allen Schriftstellern S.s hat aber Niemand auf die philosophische Denkart in Großbritannien so entscheidend eingewirkt als Hume, der auch durch seine Erörterungen über Staatswirthschaft (1752) zuerst richtigere Ansichten in England verbreitete, welche sein Landsmann, Smith, seit 1776 vollständiger entwickelte und zu Folgerungen benutzte, die seitdem für die Verwaltung des Landes fruchtbar geworden sind. Für die Volksbildung ist in S. ausreichender gesorgt als in England. Bereits 1696 wurde jeder Gemeinde anbefohlen, eine Schule zu errichten. Dazu kamen in neuerer Zeit zahlreiche Schulen religiöser Genossenschaften und von Privaten. Unter 100 Männern rechnet man 88 und unter 100 Frauen 76, welche schreiben können. Die 4 Hochschulen S.s zu Edinburg, Glasgow, Aberdeen und St. Andrews werden von etwa 3000 Studenten besucht und sind in ihrer Einrichtung den Anstalten des Festlandes ähnlicher als Englands Universitäten. Die bedeutendste ist die 1581 gestiftete Universität zu Edinburg, besonders wegen ihrer trefflichen Bildungsanstalten für Aerzte. Alle Universitäten besitzen reiche Büchersammlungen, doch gibt es in S. nicht so viele Privatbibliotheken als in England.

Die politische Verfassung S.s hat seit der Union, besonders in neueren Zeiten, mehre Verbesserungen erhalten. S. bildet ein selbstständiges Königreich, ist aber seit der Unionsakte vom 16. März 1707 mit England vereinigt unter dem Gesammttitel Großbritannien. Nach der Reformbill vom 7. Juli 1832 übt das Stimmrecht jeder wirkliche Besitzer eines Gutes auf dem Lande wie in den Städten von jährlich 10 Pfund Sterling Ertrag. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentssitzung aus dem gesammten hohen Adel des Landes gewählt werden, in das Unterhaus aus den 35 Grafschaften 30 und aus den Städten und Flecken 23, zusammen 53 Abgeordnete. S. hat seine eigenen Gerichtshöfe, von welchen in allen bürgerlichen Rechtssachen die Berufung an das Oberhaus geht. Es sind deren drei, die, sowie ein Admiralitätsgericht, ihren Sitz in Edinburg haben. Oberstes Gericht in Civilsachen ist der Court of Sessions, von dessen 13 Richtern 5 den Court of Justiciary, den höchsten Kriminalgerichtshof des Landes, bilden. Die niederen Gerichte in

den Grafschaften werden von den Sherifs und Friedensrichtern und in den Städten von den Baillies abgehalten, haben jedoch einen beschränkten Wirkungskreis. Die Staatseinkünfte, welche früher von besonderen Behörden erhoben wurden, stehen jetzt unter der Verwaltung der in London befindlichen Finanzbehörden. Die Landeskirche ist die presbyterianische (s. Schottische Kirche). Ihr gehört mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Landes an. Dissentirende Presbyterianer zählt man 400,000. Unter den höheren Ständen gibt es viele Anhänger der bischöflichen Kirche, die hier 6 Bischöfe in partibus (ohne Diöcesen) hat. Independenten, Baptisten und Methodisten sind nicht zahlreich. Die Katholiken, gegen 200,000, sind meist ausgewanderte Irländer, stehen unter 2 Generalvikarien und wohnen meist in den Hochlanden und in den westlichen Inseln. Politisch ist S. in 32 Grafschaften (90 Counties u. 2 Stewartries) eingetheilt, von denen Orkney und Shetland (Stewartry), Caithneß, Sutherland, Roß und Cromarty (vereinigt), sowie Inverneß zu Nordschottland; Argyle, Bute (Stewartry), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfar, Perth, Fife, Kinroß, Clackmannan, Stirling, Dumbarton zu Mittelschottland; Linlithgow oder Westlothian, Edinburg oder Midlothian, Haddington oder Ostlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigton, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxbourgh, Dumfries und Kirkcudbright zu Südschottland gerechnet werden. Die kleinste County ist Clackmannan, die größte Inverneß. Hauptstadt ist Edinburg. Vgl. Chalmers, Caledonia or a historical and topographical account of North-Britain from the most ancient to the present time, Edinburg 1807—10, 2 Bde.; Playfair, Geographical and statistical description of Scotland, das. 1819, 2 Bde.; Spohr, Das Königreich S., Braunschw. 1825; Carus, England und S. im Jahre 1844, Berl. 1845, 2 Bde.

Geschichte. Die ältesten Einwohner S.s, von den Römern Kaledonier genannt, waren celtischer Abstammung. Nach ihnen hieß das Land Caledonia. Die Römer nannten es auch Britannia barbara. Letztere drangen zuerst 80 v. Chr. unter Agricola nach S. vor und errichteten zum Schutz gegen die Einfälle der Kaledonier befestigte Wälle, einen zwischen den Flüssen Forth u. Clyde und später einen anderen zwischen Solway und Tyne, welcher die Grenze der römischen Herrschaft bildete. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. verschwindet der Name der Kaledonier und als Bewohner des Landes jenseits der Wälle werden Pikten und etwas später Skoten genannt, wilde Celtenstämme, welche wahrscheinlich aus Irland herübergekommen waren. Nachdem die Römer 420 Britannien aufgegeben hatten, jagten Pikten und Skoten den unter der römischen Herrschaft zwar civilisirten, aber auch entkräfteten Briten durch ihre Einfälle solche Furcht ein, daß diese zu ihrem Schutze die Angeln und Sachsen vom Kontinent herbeiriefen, welche 449 zwar die Barbaren hinter die Wälle zurücktrieben, sich aber selbst im südlichen Theile Britanniens festsetzten. Die Skoten nahmen um 600 unter einem Fürsten Namens Fergus feste Wohnsitze an der westlichen Küste und auf den Inseln ein, während die Pikten mehr den Norden und Osten behaupteten. Das Christenthum fand um die Mitte des 6. Jahrhunderts in S. durch Columban Verbreitung. Derselbe gründete ein Kloster auf der Insel Jona, von wo sich christlicher Kultus fast durch ganz Europa verbreitete. Nachdem der Stamm der Piktenfürsten erloschen, vereinigte der Skotenkönig Kenneth Pikten und Skoten 843 zu Einem Reiche S. (Scotland), das durch den Römerwall von England geschieden ward. Schon im 10. Jahrhundert aber begannen blutige Kämpfe zwischen den Schottländern und Engländern. Auch die Dänen mischten sich in diese Kämpfe, und unter der Bedingung, daß die Schottländer ihm Hülfe gegen diese und Lehnspflicht leisteten, räumte König Edmund von England dem schottischen König Malcolm 945 Northumberland ein, und aus dieser Schenkung leiteten alsbald die Könige von England ihre Lehnsherrlichkeit über S. her. Die Dänen, über dieses Bündniß aufgebracht, suchten jetzt auch S. mit ihren Einfällen heim. Nachdem 1034 Malcolm durch Mörderhand gefallen war, wurde 1041 auch König Duncan I. durch seinen Verwandten, Macbeth, einen der vornehmsten Häuptlinge S.s, aus Privatrache ermordet. Der Mörder bemächtigte sich des Thrones und behauptete ihn 10 Jahre. Durch Grausamkeit machte er sich aber immer verhaßter, bis Malcolm Canmore, der älteste Sohn Duncans, von Siward, Grafen von Northumberland, und dem König von England unterstützt, in S. 1054 einfiel und Macbeth ins Hochland zurückwarf, wo er im Kampfe blieb. Die Thronbesteigung Malcolms III. Canmore, der am Hofe Eduards des Bekenners gelebt hatte, brachte englische Bildung nach S. Bei der Eroberung Englands durch die Normannen 1066 nahm er Partei für den legitimen englischen Thronerben, Edgar Atheling, und gewährte zahlreichen flüchtigen Sachsen ein Asyl. Wenn er Wilhelm den Eroberer auch nicht wieder vertreiben konnte, so machte er doch auf einem Einfall in Nordengland eine Menge Gefangene, welche das Land bevölkerten und civilisirten. Nur das schottische Hochland bewahrte die altceltische, kulturlose Eigenthümlichkeit. Nach Malcolms III. († 1093) Tode wurde den Söhnen desselben durch Verwandte der Thron streitig gemacht; doch wußte sich 1124 der jüngste Sohn, David I., als alleiniger Herrscher zu behaupten. Durch Heirath brachte er Northumberland und Huntingdon an sich und erhielt später von Stephan, dem Usurpator des englischen Thrones, Westmoreland und sonstige Besitzungen im Norden Englands. Allein schon sein Enkel, Malcolm IV., welcher 1153 zur Herrschaft gelangte, konnte sie nicht behaupten. Auf ihn folgte 1165 sein Bruder, Wilhelm der Löwe. Derselbe machte 1173 einen Einfall in England, weil Heinrich II. die Verleihung der nordenglischen Provinzen ihm verweigerte, wurde aber gefangen genommen und auf das Schloß Falaise in der Normandie in Gewahrsam gebracht. Als er später die Krone von S. wieder zurückerhielt, mußte er sie als englisches Lehn annehmen. Doch verzichtete schon Richard Löwenherz, 1189, auf die

Oberherrlichkeit über S. gegen 10,000 Mark Silber. Während der Streitigkeiten des englischen Königs Johann mit dem Adel und dem Papste hielt es Alexander II., Wilhelms Nachfolger auf dem schottischen Throne, mit der englischen Volkspartei und nahm 1216 im Bunde mit dem französischen Kronprinzen ganz Südengland ein. Der 1217 durch die Vermittelung des englischen Reichsverwesers Pembroke geschlossene Friede erhielt durch die Verheirathung Alexanders II. mit der Schwester des englischen Königs, Heinrichs III., eine neue Bürgschaft, sowie dergleichen Verbindungen aber auch Gelegenheit zu Spaltungen für die Großen des Landes gaben und das Ueberhandnehmen englischer Gesittung begünstigten. Als 1263 der norwegische König Hakon bis zur Mündung des Clyde vordrang, um die Inseln Arran und Bute zu erobern, schlug ihn Alexander auf der Westküste und vereinigte gegen jährlichen Zins die Hebriden mit S. Auf Alexander, der 1286 starb, hätte ein Kind seiner mit Hakons Sohne verheiratheten Tochter, die achtjährige Prinzessin Margarethe von Norwegen, folgen sollen; aber König Eduard I. von England vermochte die schottischen Stände 1290, in die Verlobung der Thronerbin mit seinem ältesten Sohne zu willigen. Dieselbe starb aber während der Ueberfahrt auf den Orkaden, und nun traten zwölf Kronprätendenten auf, unter denen die Abkömmlinge der Töchter des Grafen Huntingdon, des Bruders Wilhelms des Löwen, Johann Baliol, Robert Bruce und Johann Hastings die nächsten Ansprüche hatten. Eduard I. von England, dem das schottische Parlament das Schiedsrichteramt übertrug, erkannte die Krone dem am meisten berechtigten Baliol (1291) zu, der von ihm die schottische Krone zu Lehn nahm und wie der geringste englische Kronvasall behandelt ward. Als sich Baliol mit französischer Hülfe unabhängig machen wollte, brach Eduard in S. ein, nahm Johann 1296 bei Dunbar gefangen, zwang ihn, sich auf dem Kirchhofe zu Montrose vor versammeltem Volke als der Verletzung der Lehnspflicht schuldig zu bekennen und schickte ihn nach London in die Gefangenschaft. S. ward nun durch englische Statthalter regiert, und um die bisherige Unabhängigkeit des Landes in Vergessenheit zu bringen, wurden alle darauf bezüglichen Urkunden vernichtet. William Wallace erhob zwar die Fahne des Freiheitskampfes, unterlag jedoch, von den uneinigen schottischen Großen verlassen, nach wechselndem Glück dem Usurpator. Mit mehr Erfolg trat letzterem Robert Bruce, der Sohn des früheren Prätendenten, entgegen, der an der Spitze des schottischen Adels die Engländer aus dem Lande trieb und als Robert I. den Thron bestieg (1306). Zwar ward er am 19. Juni von dem Grafen Pembroke bei Methven besiegt und mußte sich auf den Hebriden eine Zeitlang versteckt halten. Während aber der englische König rüstete, um sich S. wieder zu unterwerfen, brach Robert 1307 mit gesammelter Streitmacht aus dem Hochlande hervor und fügte den Engländern bedeutenden Schaden zu. Eduard I. rückte ihm entgegen, ward aber bei Carlisle im Juli 1307 vom Tode ereilt, und sein unkriegerischer Sohn, Eduard II., schloß, nachdem seine Truppen bei Oldmeldrum geschlagen worden, 1310 einen Waffenstillstand mit Robert. Als dieser dessen ungeachtet in Nordengland einfiel, drang Eduard II. zwar mit Heeresmacht in S. ein, erlitt aber den 25. Juni 1314 am Flüßchen Bannockburn eine entscheidende Niederlage. Als aber ein päpstlicher Legat, der 1318 zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln suchte, Robert, der sich dem von ihm vorgeschlagenen Vergleich nicht fügen wollte, mit dem Banne und das Land mit dem Interdikt belegte, entbrannte der Kampf von Neuem. Eduard II. fiel 1322 wieder in S. ein, ohne jedoch etwas auszurichten, und es ward ein Waffenstillstand auf 13 Jahre abgeschlossen. Nach Eduards II. Tode 1327 brach Robert denselben und zwang Mortimer, welcher während Eduards III. Minderjährigkeit in England die Regentschaft führte, im Frieden von Newcastle (Nov. 1327) allen Ansprüchen auf S. zu entsagen und die Rechtmäßigkeit der Dynastie Bruce anzuerkennen. Schon vorher hatte ein schottisches Parlament die Erbfolge geordnet und bestimmt, daß nach dem Erlöschen des Mannesstamms der Bruce die Nachkommenschaft von Roberts Tochter Marjoria auf dem Throne folgen sollte. Robert suchte nun, so weit es die geringe Macht der Krone zuließ, die innere Verwaltung zu ordnen. Er strebte zuvörderst die Häuptlinge des Hochlandes, die nach der alten Clanverfassung so gut wie unabhängig waren, der Macht der Krone zu unterwerfen. Um aber seinen Anhang im Parlament dem durch die Ausdehnung seines Grundbesitzes und die Stärke seines Kriegsgefolges übermächtigen Adel Niederschottlands gegenüber zu verstärken, berief Robert 1326 15 Abgeordnete der größeren Städte ins Parlament, welche freilich dem Adel und Klerus gegenüber anfangs wenig vermochten. Nach Roberts Tode, dem 1329 sein fünfjähriger Sohn, David II., folgte, brachen neue Gefahren über S. herein. Die Schwäche des Reichsverwesers Mar ermuthigte englische Große, welche während Eduards I. Usurpation zahlreich in S. sich ansässig gemacht hatten, aber von Robert vertrieben worden waren, einem Sohne des vormaligen Königs Baliol, Eduard Baliol, die Krone von S. anzubieten. Vom englischen Hofe unterstützt, landete derselbe im August 1332 in der Grafschaft Fife, schlug den Reichsverweser und ließ sich von seiner Partei zu Scone krönen. Als er aber, um einen Rückhalt zu gewinnen, Eduard III. von England als seinem Lehnsherrn huldigte u. sogar ein Stück von Südschottland an England abtrat, stellte sich Andreas Murray, Davids Oheim, an die Spitze des darüber erbitterten Adels, und es begannen wieder blutige Kämpfe, die erst in Folge beiderseitiger Ermüdung endeten. David II. kehrte 1342 aus Frankreich, wohin man ihn seiner Sicherheit wegen geschafft hatte, zurück, und Baliols Anhang ward immer schwächer. Auch als David II. bei einem Einfall in England zu Durham gefangen ward, vermochte sich Baliol nicht mehr zu behaupten und legte daher 1356 sein Anrecht in die Hände seines Lehnsherrn nieder. Eduard III. gab 1357 David II. Freiheit und Krone unter der Bedingung zurück, daß er im Fall seines kinderlosen Ablebens der englischen

Dynastie die Nachfolge auf dem Throne S.s zusichere. Als aber David II. 1370 starb, erkannten die schottischen Stände diese Bestimmung nicht an und erhoben in Gemäßheit des unter Robert Bruce verfaßten Erbfolgestatuts Robert II., den Sohn der Marjoria, auf den Thron, der dadurch an das Haus Stuart kam.

Die Erhebung der Stuarts bildet den Anfang des langen Kampfes der Krone gegen den mächtigen Adel, welcher bei der Minderjährigkeit der Könige das Reich oft in große Verwirrung brachte. Von den Franzosen angespornt, führte Robert II. fast während seiner ganzen Regierung Krieg mit England. Sein Nachfolger war 1390 sein Sohn, Robert III., welcher die Sorge für die Regierung seinem jüngeren Bruder, dem späteren Herzog von Albany, überließ. Unter seine Regierung fallen die blutigen Fehden zwischen den Häuptlingen des Hochlands, die nicht selten zur gänzlichen Ausrottung der Geschlechter führten, welche dem König nur willkommen sein konnte. Weil der ehrgeizige Albany den Kronprinzen, den Herzog von Rothsay, unter dem Vorgeben, ihn auf diese Weise zu bessern, eingesperrt und wahrscheinlich hatte aus dem Wege räumen lassen, schickte der König seinen jüngeren Sohn Jakob der Sicherheit halber nach Frankreich. Allein derselbe fiel unterwegs in die Hände der Engländer, welche ihn in Gewahrsam nahmen. Der Gram über das Unglück seiner Kinder brachte Robert III. 1406 ins Grab. Obschon jetzt die Stände erklärten, daß Jakob I. trotz seiner Gefangenschaft rechtmäßiger König sei, so that der Reichsverweser Albany doch nichts für die Freilassung desselben. Vielmehr schien er mit England in geheimem Einverständnisse zu sein. Inzwischen begaben sich viele Schotten nach Frankreich, um daselbst die Engländer zu bekämpfen. Als nach Albany's Ableben dessen unkräftiger Sohn Murdoch zur Verwaltung gelangt war, entsanken bald die Zügel seinen Händen; seines Amtes überdrüssig, wirkte er 1424 die Befreiung des legitimen Königs aus. Jakob I. war ein gebildeter und charakterfester Mann, der zunächst die Regierungsgewalt dadurch zu stärken suchte, daß er die an die Großen des Reichs leichtsinnig verschwendeten Krongüter zurückzog, die Verwaltung nach englischem Muster ordnete u. dem vielen Räuberunwesen Einhalt that. Durch sorgsame Pflege der 1410 gegründeten Universität Aberdeen suchte er wissenschaftlicher Bildung Bahn zu brechen und durch weise Gesetze, Vorschüsse und Begünstigung der Städte die gewerbliche Thätigkeit zu heben. Gleichwohl räumten ihn Verschworene, welche durch Entziehung von Krongütern beleidigt worden waren, 1436 aus dem Wege. Sein Sohn, Jakob II., zählte erst 2 Jahre; daher führten statt seiner die Räthe Livingston und Crichton die Regierung. Dieselben vernachlässigten die Verwaltung des Landes, indem sie einander befehdeten. Erst durch die anschwellende Macht des Hauses Douglas (s. d), das nach der Krone strebte, wurden sie genöthigt, sich der gemeinsamen Gefahr wegen gegen dasselbe zu vereinigen. Jakob II. fand 1460 vor Roxburgh seinen Tod, indem er von einem zerspringenden Geschütze getroffen wurde. Da sein Sohn, Jakob III., noch unmündig war, gewannen die übermüthigen Großen im Lande wieder freies Spiel. Als sich nun der König mit Gelehrten und Künstlern umgab und aus ihnen seine Rathgeber wählte, rief dies bei dem Adel große Entrüstung hervor, und des Königs Brüder, Johann, Graf von Mar, und Alexander, Herzog von Albany, griffen sogar zu den Waffen. Allein die Empörer wurden besiegt und der Graf von Mar büßte mit dem Leben. Der Herzog von Albany floh, maßte sich in der Folge den Titel eines Königs von S. an und erhob, vom englischen König Eduard VI. unterstützt, von Neuem die Fahne der Empörung, schloß aber dann mit Jakob III. Frieden und erhielt seine Güter wieder. In Folge einer abermaligen Empörung mußte er sich erst nach England, dann nach Frankreich flüchten. Der König suchte nun die übrigen Großen des Reichs zu züchtigen, ward aber 1488 bei Stirling geschlagen und kam auf der Flucht um. Sein Sohn und Nachfolger, Jakob IV., liebte Glanz und ritterlichen Prunk und versöhnte den Adel dadurch, daß er ihn wieder an seinen Hof zog. Auch begünstigte er den Handel und erbaute selbst einige Kriegsschiffe. Im Jahre 1492 begann er Krieg mit England, indem er dem Prätendenten Perkin Warbeck seine Unterstützung angedeihen ließ, schloß aber 1503 einen Frieden mit England und vermählte sich mit Heinrichs VIII. Tochter, Margarethe. Als aber dieser die alten Ansprüche auf S.s Thron erheben zu wollen schien, verband sich Jakob 1513 mit Frankreich, fiel mit 50,000 Mann in Northumberland ein, verlor aber die Schlacht am Berg Flodden und ward mit der Blüthe seines Adels erschlagen. Für seinen zweijährigen Sohn, Jakob V., führte die Mutter, Margarethe, die Regentschaft. Sie machte mit England Frieden, vermählte sich 1514 mit dem Grafen Angus und übergab ihm die Verwaltung des Reichs. Dem widersetzte sich Graf Alexander Hume, nöthigte Margarethe und Jakob V. zur Entweichung nach England, bewirkte die Zurückberufung des Herzogs Johann von Albany, Neffen Jakobs III., aus Frankreich und dessen Ernennung zum Thronerben und Reichsverweser, ließ die Königin-Mutter mit ihrem Sohne, den sie nach England bringen wollte, gefangen nehmen u. brachte sie nach Stirling in Haft, von wo dieselbe jedoch nach England entkam. Nach der Entzweiung Hume's mit Albany gab der letztere 1517 die Regentschaft auf und begab sich nach Frankreich, kam aber schon 1521 wieder zurück, um die Regentschaft von Neuem zu übernehmen. Er hielt sich bis 1524, wo er im Kriege mit Heinrich VIII. von England von den Großen im Stiche gelassen und zur Flucht nach Frankreich genöthigt wurde. Bereits 1519 war die Königin-Mutter nach S. zurückgekommen, hatte die Regentschaft wieder übernommen und nach Entzweiung mit ihrem Gemahl sich an die Spitze der englischen Partei gestellt. Die Rückkehr des Grafen Angus änderte die Sachlage, denn derselbe wußte sich des jungen Königs zu bemächtigen und alsdann die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Doch entkam 1528 Jakob V. aus seiner Gefangenschaft, verband sich mit seiner Mutter und brach

die Macht des Hauses Douglas. Nach seiner Thronbesteigung ließ es Jakob V. seine angelegentlichste Sorge sein, den Adel zu zügeln und die Gewogenheit der Geistlichkeit sich zu verschaffen. Die damals im Norden um sich greifende Reformation fand auch in S. geneigte Gemüther; allein die Geistlichkeit war bemüht, den König wenigstens vom Uebertritt zur englischen Partei abzuhalten. Nach dem Tode Magdalena's, Jakobs erster Gattin, der Tochter Franz' I. von Frankreich, vermählte sich Jakob 1537 mit Maria von Guise, einer nahen Anverwandten des französischen Königshauses. Ein in Folge davon geschlossenes Bündniß wurde in der Folge von Wichtigkeit. Da alle Versuche Englands, Jakob von dem französischen Bündnisse abzubringen, scheiterten, so kam es zwischen England und S. zu offenen Feindseligkeiten. Ein Einfall nach England, den Jakob 1542 unternahm, schlug fehl, weil der unzufriedene Adel ihn im Stich ließ. Jakob fiel deshalb in Tiefsinn und starb noch in demselben Jahre.

Der schottische Klerus war von Alters her vom römischen Stuhle ziemlich unabhängig gewesen, indem eine Nationalsynode die kirchlichen Angelegenheiten leitete, bis 1468 unter heftigem Widerstande des Volks die Gründung des Erzbisthums St. Andrews von Rom aus durchgesetzt ward. Um so mehr war bis dahin die Kirche von den Königen abhängig gewesen, welche die kirchlichen Würden ausschließlich verliehen. Da aber die Könige in der Kirche eine Verbündete, dem mächtigen Adel gegenüber, erblickten, deren Ansehen und Reichthum sie vermehren müßten, so wuchs die Macht der Kirche außerordentlich, und schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts besaß dieselbe fast die Hälfte des ganzen Grundeigenthums. Dies erregte aber um so mehr die Eifersucht des Adels und den Unwillen des gedrückten Bürgerthums, in je tieferem Verfall sich das ganze Kirchenthum befand und je ungebildeter u. übermüthiger der Klerus war. Daher mußte die Reformation, der schon durch Wiclefs Lehre vorgearbeitet worden, in S. einen empfänglichen Boden finden. Dieselbe wurde seit 1526 von Patrik Hamilton, einem Schüler Luthers und Melanchthons, in S. verbreitet und griff immer mehr um sich. Der letzte König hatte das Reich in einem Zustande großer Verwirrung seiner kaum geborenen Tochter, Maria Stuart, hinterlassen, für welche bis 1546, wo derselbe ermordet wurde, David Beaton vermittelst eines untergeschobenen Testaments die Regentschaft führte. Alsdann wurde Jakob Hamilton, Graf von Arran, Reichsverweser. Derselbe ließ sich wohl von Heinrich VIII. dafür gewinnen, die junge Königin an den Sohn des englischen Königs zu verheirathen, als letzterer aber Maria Stuart in seine Hände nach England geliefert haben wollte, wurde der Plan rückgängig, und der Reichsverweser trat auf die Seite der England feindseligen Partei. Weil jetzt der Graf Lennox, welcher ebenso nahe Ansprüche auf die Reichsverweserschaft hatte, sich an die Spitze der englischen Partei stellte und den bisherigen Reichsverweser zu stürzen suchte, kam es 1544 bei Ancrum zur Schlacht, in welcher Lennox besiegt und zur Flucht nach England genöthigt wurde. Nach Heinrichs VIII. Tode bemühte sich der englische Reichsverweser Somerset wieder, die junge Königin von S. zur Gemahlin Eduards VI. zu gewinnen. Da er aber mit Güte nichts ausrichtete, so überzog er S. mit Krieg u. schlug am 10. Sept. 1547 die Schotten bei Pinkey. Trotzdem erreichte er sein Ziel nicht; denn die Königin-Mutter, Maria von Guise, hielt ihre Tochter erst versteckt und brachte sie dann nach Frankreich, wo sie mit dem ältesten Sohne Heinrichs II., dem nachmaligen König Franz II., verlobt ward. Nachdem der Graf Arran 1554 die Regentschaft niedergelegt hatte, traten die Herzöge von Guise und die Königin-Mutter an seine Stelle. Die Vermählung Maria's mit Franz II. von Frankreich ging 1558 vor sich. Maria stellte eine geheime Urkunde aus, in welcher sie für den Fall ihres kinderlosen Todes ihr Land an Frankreich vermachte. Als 1558 nach dem Tode der Königin Maria von England deren Schwester Elisabeth zur Regierung gelangt war, erhoben Maria Stuart und ihr Gemahl, Franz II., Ansprüche auf den englischen Thron und nahmen den englischen Königstitel an, wozu sie in sofern berechtigt waren, als Maria nach dem Aussterben des englischen Königsstammes, als Urenkelin Heinrichs VII., die nächste Thronerbin war, während Elisabeth, die Tochter Heinrich VIII. und der Anna Boleyn, von Maria und ihrer Partei für ein illegitimes Kind erklärt wurde, weil der Papst die frühere Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien nicht getrennt hatte. Maria von Guise, die Regentin des Reichs, glaubte jetzt hinlängliche Macht zu besitzen, um im Sinne des streng katholischen französischen Systems gegen den Protestantismus einzuschreiten. Mit Hülfe des Grafen Arran und des Erzbischofs von St. Andrews brachte sie die Ketzergesetze wieder zur Geltung und setzte ein Glaubensgericht zur Bestrafung der abgefallenen Geistlichen ein. Der protestantische Adel, durch diese Schonungslosigkeit verletzt und durch die Verurtheilung eines Predigers zu Perth noch mehr entflammt, hielt 1559 eine Versammlung zu Edinburg, griff zu den Waffen, nahm unter der Anführung des Jakob Stuart, eines unehelichen Sohnes Jakobs V., Perth und Edinburg und ging im Juli desselben Jahres mit dem Hofe einen Frieden ein, unter der Bedingung, daß fortan Glaubensfreiheit herrsche und die von Frankreich gesandte Hülfsmannschaft entfernt werde. Nachdem jedoch in Frankreich Franz II. zur Herrschaft gelangt war, glaubte die Regentin, 1559 wieder mit französischen Hülfstruppen unterstützt, den Friedensvertrag brechen zu können, unterdrückte die Protestanten von Neuem und tastete die Verfassung an. Die protestantischen Stände würden der Uebermacht erlegen sein, hätte nicht die Königin Elisabeth von England 1560 eine Flotte an die Westküste und bald darauf ein ansehnliches Landheer ihnen zu Hülfe gesandt. Hierdurch eingeschüchtert, nahmen die Franzosen ihren Rückzug nach Leith. Während dieser Unruhen starb die Königin-Mutter, Maria von Guise, und die streitenden Theile schlossen am 30. Juli 1560 zu Edinburg Frieden. Franz II. und Maria Stuart entsagten dem englischen Königstitel, die französischen Hülfsvölker zogen vom schottischen

Gebiete ab und den Ständen des Reichs ward das Recht der Durchführung der Kirchenverbesserung eingeräumt. Damit hatte der Protestantismus einen vollkommenen Sieg errungen; nur das Hochland hing noch großentheils fest an dem alten Glauben. Der Reformator Johann Knox führte nun nach dem Muster von Genf die Presbyterialkirche ein, deren republikanische Formen dem französischen Hofe großen Aerger bereiteten. Ein großer Theil der Kirchengüter fiel dem protestantischen Adel anheim. Die katholische Partei in S. erwartete bereits wieder eine französische Intervention; allein der Tod Franz' II. vereitelte ihre Hoffnungen und führte Maria Stuart unter der Bedingung, daß sie die bestehenden kirchlichen Zustände nicht störe und die Leitung des Staats den Protestanten zugestehe, auf den väterlichen Thron zurück. An der Spitze der Geschäfte standen ihr Halbbruder Jak. Stuart, welchen sie zum Grafen von Murray ernannte, und Maitland von Lethington. Nach der Vermählung der Königin mit Darnley, dem Sohne des Grafen Lenox, wurden die Protestanten aus der Staatsverwaltung verdrängt und alle bedeutenden Aemter mit Katholiken besetzt. Unter dem Vorgeben, das Land gegen äußere und innere Feinde zu sichern, rief Maria Stuart ein Heer unter die Fahnen, dem Murray vergeblich ein protestantisches Heer entgegenzustellen suchte. Bald sahen sich die Häupter der protestantischen Partei genöthigt, nach England zu flüchten, wo ihnen Elisabeth eine gute Aufnahme gewährte. Maria Stuart, in ihrem Siegesrausche alle Mäßigung bei Seite setzend, betrieb jetzt offen die Wiedereinführung des Katholicismus. Doch ihre persönlichen Verhältnisse, die Ermordung Rizzio's, die Liebschaft mit dem Grafen Bothwell, dann die Ermordung Darnley's brachten zu Ungunsten der Königin in der öffentlichen Meinung einen großen Umschwung hervor. Noch mehr aber als dies Alles empörte die schon einige Monate nach der Ermordung Darnley's erfolgende Vermählung mit Bothwell, dem vermuthlichen Mörder ihres Gemahls, die Gemüther Aller. Schon wollte sich letzterer auch des jungen Thronerben, des Sohnes Maria's aus der Ehe mit Darnley, versichern, als der Adel ein Heer zusammenbrachte, welches im Juni 1567 zu Carberry auf die Truppen der Königin traf. Da letztere wenig Kampflust zeigten, so mußte Maria, während Bothwell flüchtig wurde, sich bequemen, dem Thron zu entsagen, und ward auf das Schloß Lochleven in Gewahrsam gebracht. An ihrer Stelle ward der minderjährige Jakob VI. auf den Thron erhoben, für welchen der Graf Murray die Regentschaft führte. Vergeblich war es, daß der frühere Reichsverweser Arran Maria wieder in Freiheit setzte und zu ihrem Schutze ein zahlreiches Heer sammelte. Letzteres stob am 13. Mai 1568 beim Zusammentreffen mit Murray bei Langside auseinander, und Maria flüchtete zu Elisabeth von England, welche jetzt die Schiedsrichterin in den schottischen Wirren machte und Murray zur Verfolgung seiner Halbschwester anspornte. Die Ermordung Murray's, 1570 durch einen Hamilton aus Parteiwuth verübt, warf S. in einen neuen Strudel bürgerlicher Wirren. Kaum war durch die Vermittelung Elisabeths Maria's Todfeind, der Graf Lennox, zum Reichsverweser ernannt worden, als auch er zu Stirling ermordet ward. Nun nahm der Graf Mar, ein gemäßigter Mann, die Zügel der Regierung in die Hand. Doch starb er schon 1572, worauf sein Nachfolger im Amte, der strenge Morton, die Partei Maria's vernichtete, den Presbyterianismus aber ebenfalls einengte, indem er nach der Einführung des Episkopats strebte und außerdem durch Härte und Habsucht den Adel gegen sich aufbrachte. Nachdem Morton 1578 durch eine Palastrevolution gestürzt worden war, trat der erst zwölfjährige König die Regierung selbst an, indem ihm ein Staatsrath von 12 Mitgliedern zur Seite gestellt ward. Die Voreiligkeit eines solchen Schrittes leuchtete bald ein, da Hofintriguen, meist von der englischen Königin angesponnen, und eine verderbliche Günstlingswirthschaft die Ruhe des Reichs störten. Die von den katholischen Mächten bedrohte Elisabeth schloß darauf (1586) mit Jakob VI. ein Bündniß zum Schutze des protestantischen Glaubens und gewann jenen durch ein Jahrgeld, sowie durch die Zusage, ihm die schottische Krone aufzusetzen, dergestalt für sich, daß er zur Hinrichtung seiner Mutter (8. Febr. 1587) schwieg. Obwohl er sich in einer Urkunde (covenant) seinen Unterthanen gegenüber verbindlich machte, den protestantischen Glauben zu schützen, so wurden doch die Katholiken vom Hofe insgeheim begünstigt, was, in Verbindung mit dem Streben des Königs, durch Einführung des Episkopats die Freiheit der presbyterianischen Kirchenverfassung zu schmälern, mannichfache Spaltungen u. Unruhen hervorrief. Da die Macht des hohen Adels durch die Reformation im Parlament noch erhöht worden war, so führte Jakob VI. schon die von Jakob I. angeordnete Maßregel durch, wonach auch Abgeordnete des niederen Adels im Parlament sitzen durften. Das so zusammengesetzte Parlament brachte nunmehr bedeutende Beschränkungen der Kirche zu Stande, namentlich die Ernennung der Prediger in den Hauptstädten durch den König und das Verbot, Kirchenversammlungen ohne königliche Erlaubniß abzuhalten. Als Jakob VI. endlich 1600 vom Parlament das Recht erhielt, diejenigen Prediger, welchen er die alten Bischofsitze und Abteien verleihen würde, ins Parlament zu berufen, kam er seinem Ziel, der Einrichtung der bischöflichen Verfassung, näher. Indeß wurde die kirchliche Reaktion für den Augenblick dadurch aufgehalten, daß die Königin Elisabeth (1603) starb und nun Jakob als ihr nächster Verwandter von seiner Mutter her die englische Krone mit der schottischen vereinigte. Von nun hieß Jakob VI., der nach England übersiedelte, Jakob I. Nachdem S. lange den englischen Waffen muthigen Widerstand geleistet, ward es nun mit seinem stärkereren Nachbar unter den ehrenvollsten Bedingungen vereinigt. Es gab einen König, statt einen zu empfangen; es behielt seine eigene Verfassung und Gesetzgebung; seine Gerichtshöfe und Parlamente blieben unabhängig von den Gerichtshöfen und Parlamenten zu Westminster; auch die Verwaltung des Landes blieb in schottischen Händen. Wenn aber auch dem Namen nach ein unabhängiges Königreich, wurde es doch durch mehr als ein Jahrhundert in vielen

Beziehungen in der That wie eine unterworfene Provinz behandelt. Ein Vorschlag des Königs (1604), beide Reiche ganz mit einander zu vereinigen, scheiterte an dem Verlangen des englischen Parlaments, daß alsdann völlige Gleichheit der Gesetze eintreten solle. Dagegen gelang es Jakob, 1650 das Episkopat in S. nach dem Muster des englischen einzuführen. Jakobs I. Nachfolger, Karl I. (1625), verfuhr, wenn auch nicht so vorsichtig, nach der Politik seines Vaters. Der öffentliche Gottesdienst war bisher noch in der der Nation genehmen Weise gehalten worden. Jetzt aber beschlossen Karl I. und Wilhelm Laud, Erzbischof von Canterbury, den Schotten eine neue katholisirende Liturgie aufzuzwingen. Dies rief aber zu Edinburg 1637 einen Tumult hervor, welcher rasch zu einer Revolution erwuchs. Eine revolutionäre Ständekommission trat mit dem Staatsrath in Unterhandlung. Inmitten einer ungeheuren Aufregung wurde 1638 die Beschwörung des Covenant (s. Convenant) erneuert, und dieser verbreitete sich rasch über das ganze Land. Es wurde ein Versuch gemacht, den Aufstand mit dem Schwerte niederzuschlagen; allein die königlichen Truppen, von den damals im ganzen Lande herrschenden religiösen und politischen Gesinnungen angesteckt, waren ihren Anführern furchtbarer als dem Feinde. Die Schotten, ermuthigt von den Häuptern der englischen Opposition, rückten 1640 unter der Anführung Leslie's und Montrose's über die Grenze. Das englische Parlament fand aber die Anwesenheit der Schotten für seine Zwecke so willkommen, daß dieselben erst zu Ende 1641 England wieder verließen. Karl mußte in eine wichtige Veränderung der schottischen Verfassung willigen; es ward nämlich festgesetzt, daß das Parlament, das der König bisher nach Willkür zu berufen pflegte, sich fortan von 3 zu 3 Jahren versammeln und ein beständiger Ausschuß die Verwaltung überwachen solle, wie auch die hohen Staatsbeamten nur unter Mitwirkung der Stände ernannt werden sollten. Mit dem weiteren Fortschreiten der Revolution in England wurden auch die Schotten weiter fortgerissen. Sie schlossen 1643 mit dem englischen Parlament einen Glaubensbund, nach welchem auch in England der Presbyterianismus eingeführt werden und unter dem Schutze der beiden Nationen stehen sollte. Im folgenden Jahre führte Leslie dem englischen Parlament ein schottisches Heer zu Hülfe, welches zur Niederlage der Königlichen bei Marston-Moore beitrug. Weil unterdessen der königliche Parteigänger Montrose an der Spitze der Hochschottländer Fortschritte gemacht hatte, so zog Leslie gegen ihn und vernichtete ihn im Sept. 1645 bei Philiphaugh. Nach dem entscheidenden Siege des Parlamentsheeres bei Naseby war die königliche Autorität in England dermaßen vernichtet, daß Karl I. keine andere Aussicht ersah, als sich dem schottischen Heere zu übergeben, das ihn an seine englischen Unterthanen auslieferte. Doch nicht lange währte die bisherige Eintracht zwischen S. und dem englischen Parlament. In S. wollte man wohl Beschränkung, aber nicht Vernichtung der königlichen Gewalt und verabscheute insbesondere die Lehre der Independenten. Das schottische Parlament trat deshalb mit dem gefangenen König in Unterhandlung und schickte, nachdem derselbe die Bestätigung des Covenant versprochen, den Herzog von Hamilton mit einem Heere nach England, doch ward derselbe von Cromwell 1648 bei Preston geschlagen. Darauf wurde eine dem König feindliche Verwaltung zu Edinburg eingesetzt, und Cromwell kehrte im Triumph nach London zurück. Da aber die englische Independentenpartei den Presbyterianern in S. ebenso verhaßt war wie den Römischkatholischen in Irland, so erkannten beide Länder, vor Kurzem noch im Aufstande gegen Karl I., die Autorität seines Sohnes Karl II. an. Nachdem jedoch Cromwell Irland unterworfen, wandte er sich gegen S., schlug die Schotten erst unter Leslie's Anführung 1650 bei Dunbar, dann 1651 bei Worcester, wodurch S. für die nächsten 8 Jahre zu tiefster Unterwürfigkeit herabsank. Nach des Protektors Tode (1658) fand die Restauration des Königthums durch Monk in S. bedeutende Unterstützung. Gleichwohl mußte S. nach der Restauration des Königthums bitter büßen. Der König glaubte sich nämlich im Stande, den Versuch seines Vaters, den Schotten durch seine königliche Gewalt seine eigene Religion aufzuzwingen, zu erneuern. Die bischöfliche Verfassung ward daher gesetzlich eingeführt. Obwohl die große Masse der schottischen Nation die neue Kirche als abergläubisch und ausländisch verabscheute, so war doch durch Krieg und fremde Herrschaft der Muth des Volks gebrochen. Die hervorragendsten Werkzeuge der Tyrannisirung S.s waren die Statthalter Middleton und Lauderdale. Letzterer insbesondere, früher ein Anhänger des Covenant, war im Dienste des Hofs eifrigst bemüht, seinen widerstrebenden Landsleuten die bischöfliche Verfassung aufzuzwingen, und er scheute sich nicht vor dem schonungslosen Gebrauche des Schwertes, des Strickes und der Folter. Im Jahre 1679 ermordeten einige von den verfolgten Covenanters den Primas, Erzbischof Sharp, der die Widerspenstigen in die bischöfliche Kirche hatte prügeln lassen. Sie ergriffen die Waffen gegen die Truppen des Königs, errangen einige Vortheile und wurden erst überwältigt, als der Herzog von Monmouth, der uneheliche Sohn des Königs Karl II., an der Spitze einiger Truppen aus England sie an der Bothwellbrücke zersprengt hatte. Im Jahre 1679 wurde der in England verhaßte und verbannte Jakob, Herzog von York, abgeschickt, S. zu regieren. Seine Verwaltung war durch gehässige Gesetze, barbarische Strafen und durch Urtheile bezeichnet, deren Ungerechtigkeit selbst in jenem Zeitalter ihres Gleichen nicht hatte. Tausende, darunter viele Weiber, wurden dem Henker übergeben, und die gelindeste Strafe der Halsstarrigen war, daß man sie im Gesicht brandmarkte, oder ihnen ein Ohr abschnitt und sie dann nach Amerika verbannte. Als Jakob II. 1685 den Thron bestieg, verweigerte er geradezu den schottischen Krönungseid als seinem Gewissen entgegen, arbeitete offen am Umsturz der Verfassung, führte die Jesuiten in S. ein und erließ eine Toleranzakte, welche nichts weiter als die Herstellung des Papstthums bezweckte. Eine schottische Supremationsakte verlieh dem Souve-

rän eine Gewalt über die Kirche, wie sie Heinrich VIII. befriedigt haben würde. Bei so bewandten Umständen ward die Revolution, welche 1688 Wilhelm III. auf den Thron hob, auch in S. mit Freuden begrüßt. Während der Ausgang der militärischen Operationen des Prinzen von Oranien noch zweifelhaft war, machte sich in Edinburg die Wuth des Volks im Aufstande Luft. Nachdem aber Wilhelm III. den Thron bestiegen, hielt in S. gleichwohl noch eine Partei die Fahne der Stuarts aufrecht. Ihr Haupt war Claverhouse, Lord Dundee, welcher Wilhelms Truppen unter Mackay bei Killikranki schlug (1689). Nach dem Tode Dundee's zerfiel aber die führerlose Partei in sich selbst, und nur im Hochlande währte der Kampf selbst dann noch, als der Sieg am Flusse Boyne 1690 Jakob schon aus Irland und damit aus ganz Großbritannien vertrieben hatte. Endlich wurden die Unruhen der jakobitischen Clane 1692 durch rücksichtslose Härte unterdrückt. Mit Widerstreben gab Wilhelm die Obergewalt über die presbyterianische Kirche auf. Er entfremdete sich aber bald die Herzen selbst der Presbyterianer; besonders die politische Unselbstständigkeit, die Nichtachtung schottischer Handelsinteressen und die Willkür, mit welcher er seine Beamten schalten und walten ließ, erregten in vielen Gemüthern Erbitterung. Nachdem Wilhelm 1702, ohne seinen Wunsch einer gänzlichen Vereinigung S.s mit England befriedigt zu haben, vom Schauplatz abgetreten, folgte ihm seine Tochter Anna in der Regierung. Zwar faßte das Parlament den Beschluß, die englische Krone an Hannover zu übertragen; allein das schottische willigte nicht ein, sondern behielt sich 1704 durch das sogenannte Sicherheitsgesetz vor, nach dem Tode der Königin die Frage der Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu entscheiden. Da im schottischen Parlament viele arme Adelige saßen, die des Geldes benöthigt waren, so suchte die englische Krone die Union der beiden Länder 1706 durch großen Geldaufwand zu ermöglichen. Dies Manöver gelang. Im Jahre 1707 wurde vom schottischen und vom englischen Parlament eine Kommission von 32 Mitgliedern ernannt, welche vom 29. April bis zum 2. Aug. den Entwurf zu einer Unionsakte bearbeitete. Nachdem dieselbe am 27. Jan. 1707 vom schottischen, sowie am 16. März vom englischen Parlament genehmigt worden war, trat gesetzlich mit dem 12. Mai die Union ein. Beide Reiche vereinigt hießen nun Großbritannien (s. d.). Alle Unterthanen des Reichs genossen seitdem gleiche Rechte, besonders auch rücksichtlich des Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Theil beitragen und seine Gerichtsverfassung behalten. In dem Einen Parlament für das ganze Reich sollten 16 schottische Peers im Oberhause, 45 Deputirte der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause sitzen. Jetzt erst konnte sich in S. ein neues, kräftiges Staatsleben entwickeln und wahres Bürgerthum gedeihen. Aber dennoch bezeugen die zahlreichen und mächtigen Parteien der Jakobiten (Anhänger der vertriebenen Dynastie) und der wahren Vaterlandsfreunde (unter Flether von Salton), sowie die Aufstände von 1715 und 1745, daß die Schotten sich nicht sofort mit diesem Vereinigungswerke versöhnen konnten. Vergl. Buchanan, Rerum Scoticarum historiae libri XII, herausgegeben von Burmann, Leyden 1725; Hume, General history of Scotland, London 1657; Guthrie, General history of Scotland, das. 1770—77, 10 Bde.; Dalrymple, Annals of Scotland, Edinb. 1776—79, 2 Bde.; Robertson, History of Scotland during the reigns of queen Mary and of king James VI, London 1758, 2 Bde.; Heron, New general history of Scotland, Perth 1794—99, 6 Bde.; Pinkerton, History of Scotland from the ascension of the house of Stuart to that of Mary, London 1797, 2 Bde.; Laing, History of Scotland from the union of the crowns to the union of the kingdoms, das. 1804, 4 Bde.; neue Auflage 1819; Cook, History of the reformation in Scotland, 2. Aufl., Edinburg 1819, 3 Bde.; Mackintosh, The history of Scotland from the invasion of the Romans till the union with England, 2. Aufl., London 1822; Tytler, History of the Scotland from the ascension of Alexander II to the union of the crowns, Edinburg 1826—34, 8 Bde.; Lindau, Geschichte Schottlands, Dresden 1827, 4 Bde.; Scott, History of Scotland, London 1830, 2 Bde., deutsch von Bärmann, Zwickau 1830, 7 Bdchn.; Chambers, Domestic annals of Scotland, Edinburg 1859—60, 3 Bde.

Schout bij Nacht, in Holland die Benennung des Contreadmirals.

Schouw, Joachim Frederik, dänischer Botaniker, geboren den 7. Febr. 1789 in Kopenhagen, erhielt einen dürftigen Unterricht und kam in das Kontor eines Rechtsanwalts, wo er in seinen Freistunden den Studien mit solchem Erfolg oblag, daß er 1808 die Universität beziehen konnte. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber nebenbei eifrig mit den Naturwissenschaften, insbesondere mit der Botanik. Im Jahre 1812 machte er eine Reise nach Norwegen, durch welche sein Interesse für die Pflanzengeographie, sein späteres Hauptstudium, geweckt wurde. Um die italienische Flora zu untersuchen und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, ein Mittelglied zu liefern zwischen A. von Humboldts Schilderungen der Pflanzenwelt in der heißen Zone u. Wahlenbergs in den Alpen, Karpathen u. Lappmarken, machte er 3 Reisen nach Italien, 1816—20, 1827 bis 1830 und 1839—40. Inzwischen, 1821, war er Professor der Botanik zu Kopenhagen geworden. Im Jahre 1830 begann er die Herausgabe seiner Wochenschrift „Dansk Ugeskrift“, welche anfangs einen allgemeinen, auf die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, besonders in den Naturwissenschaften, berechneten Zweck hatte, späterhin aber ein Hauptorgan der liberalen Partei wurde. Im Jahre 1833 errichtete S. mit Collin und Eschricht den naturhistorischen Verein, und 1841 wurde er Direktor des botanischen Gartens zu Kopenhagen, um den er sich große Verdienste erwarb. Im Jahre 1836 wurde er von dem König für die Universität zum Mitglied der Ständeversammlung und von dieser zum Wortführenden gewählt. In dieser Stellung, welche er in den 3 ersten Versammlungen, 1836, 1838 und 1840, behauptete, trug er außerordentlich viel zur Entwickelung des ständischen

Lebens bei. Bei der nächsten Wahl (1842) von der Regierung übergangen, begann er von Neuem die Herausgabe der seit 1836 unterbrochenen „Dansk Ugeskrift", welche sich, der fortschreitenden Ideenentwickelung folgend, in mehren Artikeln freimüthig für die konstitutionellen Staatsformen aussprach. In der Bewahrung des Dänenthums in Schleswig und Holstein handelte er ganz als Däne und als Feind des Deutschthums. Die Zeitschrift wurde 1846 mit Beschlag belegt und mußte aufhören, wurde jedoch 1847 als „Dansk Tidskrift" fortgesetzt. Nach dem Tode des Königs Christian VIII., 1848, gab S. in Verein mit Clausen die Flugschrift „Ved Thronskiftet" (beim Thronwechsel) heraus, worin die Verfasser auf eine freiere Verfassung drangen; überhaupt nahm S. sehr thätigen Antheil an den politischen Bewegungen jener Tage. Als Vorsitzender in der gesetzgebenden Versammlung 1848—49 erwarb er sich wieder große Verdienste; ein Anerbieten, in das Novemberministerium 1848 zu treten, schlug er wegen seiner geschwächten Gesundheit aus. Er † den 28. April 1852. Unter S.s Schriften erwähnen wir: „Beiträge zu einer allgemeinen Klimatologie" (Heft 1, Kopenh. 1827), „Grundträk til en almindelig Plantegeographie" (das. 1855; deutsch von ihm selbst bearbeitet, das. 1827), „Skildring af Veirligets Tilstand i Danmark" (das. 1826), „Europa" (das. 1827; deutsch, Kiel 1831, das. 1833), „Naturskildringer", eine Reihe allgemein faßlicher Vorlesungen (das. 1837; 2. Aufl. 1839; deutsch, Kiel 1840), ausgezeichnet ebenso sehr durch gründlichen wissenschaftlichen Geist und klare, anschauliche u. lebensfrische Form wie durch die reine Sprache; „Tableau du climat en Italie" (Kopenhagen 1839) u. a. m. Sein bronzenes Brustbild ist 1857 auf dem Platze vor Vor Frue Kirke errichtet worden. Seine Biographie hat P. Pedersen der neuen Ausgabe seiner „Naturskildringer" vorangestellt, und Clausen hat ebenfalls eine solche verfaßt unter dem Titel „S.s offentlige Liv".

Schouwen, niederländische Insel an der nördlichsten Spitze der Provinz Zeeland, zwischen den Mündungen der Ostseeschelde und Krammer gelegen, 2,9 □Meilen groß, hat 16,000 Einwohner, welche starken Krappbau, Salzraffinerie u. Fischsalzerei treiben. Hauptstadt ist Zieriksee.

Schrader, Julius, namhafter Historienmaler, geboren zu Berlin 1815, erhielt seine künstlerische Bildung auf der dortigen Akademie und dann auf der düsseldorfer u. bereiste zu seiner weiteren Ausbildung England, Holland und Belgien. Einen Namen machte er sich durch sein aufgefaßte Porträte und namentlich durch sein historisches Gemälde: der Vergiftungsversuch an Friedrich II. (1843), eine trefflich gedachte Komposition von schlagender dramatischer Wirkung. Im Jahre 1845 begab er sich nach Italien, wo er namentlich in Rom längere Zeit verweilte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin lieferte er historische Darstellungen von vollendeter Technik, Lebendigkeit der Auffassung, charakteristischem Ausdruck der Köpfe und kräftigem Kolorit, die nur hier und da das tiefere innere Leben vermissen lassen. Zu erwähnen sind: die Uebergabe von Calais (1846), Wallenstein und Seni (1850), die Tochter Jephtha's, der Tod Leonardo da Vinci's (1851), Karl I., von seiner Familie Abschied nehmend, Esther vor Ahasver (1856), die Morgenwacht (1858), die schlafwandelnde Lady Macbeth (1860). Sein Bildniß Alexander von Humboldts ist das beste der Gegenwart genannt worden.

Schrägmarsch, sowohl der Marsch auf schräger Linie, als mit schräger Front. Der erstere wird angewendet, wenn die einzelnen Abtheilungen eine Achtelsschwenkung gemacht haben, um aus der offenen Kolonne in die Linienstellung überzugehen, oder auch, um dem Ganzen eine andere Marschrichtung zu geben. Bei der zweiten Art, die am häufigsten bei der Verkleinerung der Kolonnenfront vorkommt (das Abbrechen), macht jeder Einzelne die Achtelswendung (Reiter nur $^1/_{16}$), weshalb diese Marschart nur auf kurze Strecken angewendet wird, indem dabei die Richtung leicht verloren geht.

Schraffirung (vom ital. sgraffiare, schraffirte Zeichnung), die Bezeichnung des Schattens oder die Darstellung der Abhänge auf Plänen durch neben einander gesetzte oder sich durchkreuzende Striche; in der Heraldik die Bezeichnung der Wappenfarben durch Striche oder Punkte. Lacolombière nennt sich in dem „Recueil de plusieurs pièces et figures d'armoiries" (Paris 1639) als Erfinder der S. und behauptet, er habe seine Manier dem Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgetheilt, von welchem sie auch in seinen „Tesserae gentilitiae" (1683) angewendet worden sei. So viel aber ist gewiß, daß die S. bereits in Jakob Francquarts „Pompa funebris Alberti Pii Austriaci" (Brüssel 1623) zu finden ist. Lacolombière bezeichnete Gold mit Punkten, Silber ohne Zeichen, Bau durch wagrechte Linien, Grün durch schräge Linien von rechts nach links, Schwarz durch quadrirte Linien, Roth durch senkrechte, Purpur durch schräge von links nach rechts. Die später gebräuchlich gewordene Bezeichnung der Wappenfarben, besonders der natürlichen, ist eine Erfindung des Professors Rink zu Altdorf.

Schramberg, Marktflecken im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Oberndorf, an der Schiltach, hat ein schönes Schloß mit Parkanlagen, eine neue, in romanischem Styl erbaute Kirche, einen Eisenhammer, eine Armenbeschäftigungsanstalt (mit Strohflechterei), Papier- und Steingutfabrikation und 1900 Einwohner.

Schramm, Jean Paul Adam, Graf, französischer General, geboren den 1. Dec. 1789 zu Arras, trat 1803 in die französische Armee, machte die meisten napoleonischen Feldzüge mit, leitete 1815 die beabsichtigte Befestigung von Paris und lebte dann bis 1831 ohne Anstellung. Nach der Julirevolution wieder in den Dienst berufen, fungirte er bei der Belagerung von Antwerpen als Generallieutenant, wurde dann zum Staatsrath ernannt und 1838 u. 1839 mit verschiedenen diplomatischen Missionen betraut. Im Jahre 1840 ging er als Chef des Generalstabs der afrikanischen Armee nach Algerien, kehrte jedoch schon 1841 von da zurück und nahm seine Entlassung. Als eifriger Anhänger Ludwig Napoleons stand er vom 24. Okt. 1850 bis 10. Jan. 1851 an der Spitze des Kriegsministeriums u. ward nach dem Staatsstreich (Januar 1852) zum Senator ernannt. Er

fungirt seit 1847 als Präsident des berathenden Komité's der Infanterie.

Schranne, s. v. a. Schranke, verschränkter Raum; der mit Gitterwerk eingefaßte Ort, wo Etwas verkauft wird, z. B. Fleisch-, Getreide-, Brodschranne.

Schraplau, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, mansfelder Seekreis, an der Weida, mit Baumwollweberei, Braunkohlengruben, Steinbrüchen und 1331 Einwohnern.

Schraube (franz. vis, engl. screw), Werkzeug, welches aus 2, in der Anwendung stets zusammenwirkenden Theilen, der Schraubenspindel und der Schraubenmutter, besteht. Bei der ersten liegt das Gewinde, welches eine schiefe Ebene mit gleichbleibender Neigung darstellt, auf der äußeren Fläche eines Cylinders (Kern), bei der letzteren im Inneren einer cylindrischen Höhlung. Man nennt den Winkel, welchen die schräge Richtung der Schraubengänge mit einer gegen die Axe der S. rechtwinkligen Ebene bildet, den Neigungswinkel und versteht unter Neigung des Gewindes (Höhe od. Weite des Schraubenganges, Ganghöhe) die Entfernung zwischen Anfang und Ende eines einzelnen Ganges, gemessen in der Richtung der Axe. Die Gangbreite, d. h. die körperliche Stärke des hohen Ganges, ist sehr oft von der Steigung oder Ganghöhe verschieden, da sie den vertieften Gang nicht mitbegreift und letztere bei vielen S.n solche Gestalt hat, daß die hohen Gänge nicht unmittelbar an einander grenzen. Die Schraubenbewegung besteht in Drehung und Fortschreitung, und zwar ist letztere in der Richtung der Axe bei jeder ersten Umdrehung gleich der Steigung des Gewindes. Beide Bewegungen sind in sofern von einander unabhängig, als sie ebensowohl vereinigt an der Spindel oder an der Mutter wie auch getrennt, z. B. die Drehung an der Spindel, das Fortschreiten an der Mutter, vorkommen. Bei unbeweglicher Mutter schreitet die Spindel fort, wenn sie gedreht wird, und umgekehrt. Kann sich bei anderer Einrichtung die Spindel nur drehen, so bewirkt sie eine Schiebung der Mutter, sofern dieser die Umdrehung verwehrt ist. Dreht sich die Mutter, ohne ihren Ort verlassen zu können, so entsteht Schiebung der Spindel, wenn sich diese nicht drehen kann. Werden Mutter und Spindel gleichzeitig gedreht und bleibt die Mutter am Ort, so entspricht die Schiebung der Spindel der Differenz beider Drehungsgeschwindigkeiten, sofern die Richtung der Drehungen identisch ist (Differenzialschraube), oder der Summe der Geschwindigkeiten, wenn die Drehungsrichtungen einander entgegengesetzt sind. Bekannt ist, daß die Spindeln mit der Hand, durch Schraubenzieher, Schraubenschlüssel, Hebel oder Kurbel gedreht werden, und daß der Kopf der Spindel dem entsprechend geformt sein muß. Schraubenmuttern werden mit der Hand (Flügelmutter) oder mit dem Schraubenschlüssel gedreht. Die Gewinde sind entweder scharf und der Querschnitt des Ganges bildet ein gleichschenkliges Dreieck, oder sie sind rund, indem die äußere Kante des Gewindes abgerundet ist, oder sie sind flach und der Durchschnitt des Ganges bildet ein rechtwinkliges Parallelogramm. Dreieckige Gewinde sind die gewöhnlichsten namentlich für S.n, deren Durchmesser weniger als 20 Millimeter beträgt. Runde Gewinde wendet man zuweilen zur Schonung der Mutter da an, wo eine S. sehr viel bewegt werden muß. Holzschrauben haben sehr dünne, tiefe und scharfrandige Gänge, die weit aus einander liegen, damit sie sich in dem vorgebohrten runden Loch ihre Muttergänge selbst schneiden und so viel Holz stehen lassen, daß nicht leicht ein Ausreißen desselben Statt findet. Sie sind konisch, um das Einschneiden ins Holz zu erleichtern und zuweilen zugespitzt und bis an die Spitze mit Gewinde versehen, wodurch das Vorbohren eines Loches erspart werden soll. Flache Gewinde werden bei metallenen S.n, die über 25 Millimeter dick sind, und im Allgemeinen dann angewandt, wenn ein starker Druck auf die Gänge wirkt. Um ein tieferes gegenseitiges Eingreifen von Mutter und Spindel zu bewirken, macht man die Gänge meist rechteckig, nämlich die Tiefe um $\frac{1}{8}$—$\frac{1}{4}$ größer als die Breite. Bei den meisten S.n läuft das Gewinde nach rechts, es kommen aber Fälle vor, in denen sich solche S.n durch einen auf sie wirkenden Widerstand gegen die Absicht losdrehen müssen, und um dies zu vermeiden, wendet man, wie z. B. an der linken Seite der Kutschenaxen, links gewundene S.n an. Eine recht-linke S. entsteht, wenn auf einer Schraubenspindel nebst dem vertieften Gange eines rechten Gewindes auch, diesen durchkreuzend, der vertiefte Gang eines linken Gewindes eingeschnitten wird. Von diesem Princip ist beim Steuerruder auf Schiffen Anwendung gemacht worden. Gewöhnlich gehören alle Gänge einer S. zu einer und derselben Schraubenlinie, im Gegensatz zu diesen einfachen S.n gibt es aber auch doppelte und mehrfache S.n mit zwei und mehren Gewinden, die so angeordnet sind, daß in der Aufeinanderfolge der Gänge einer dem ersten, der folgende dem zweiten und der dann folgende dem dritten Gewinde angehört. Diese S.n haben praktisch oft wesentliche Vorzüge vor einfachen mit ebenso starker Steigung, und man wendet sie in der Regel dann an, wenn die durch die Umstände geforderte Steigung des Gewindes so groß ist, daß ein einfaches Gewinde unmäßig breit im Verhältniß zum Durchmesser der Spindel ausfallen würde. Sehr stark steigende S.n schrauben sich durch einen in der Richtung ihrer Axe wirkenden Druck fort, wobei die Drehung von selbst erfolgt; S.n mit minder starker Steigung zeigen eine ähnliche Erscheinung in sofern, als sie sich bei fortdauernden Erschütterungen von selbst losschrauben. Diesem Uebelstande beugt man durch Gegenmuttern oder dadurch vor, daß man die Spindeln magnetisch macht. Das Zurückspringen einer S. durch Druck muß jedesmal erfolgen, wenn der Neigungswinkel des Gewindes größer ist als der Reibungswinkel, d. h. diejenige Neigung einer schiefen Ebene, bei welcher ein Körper unter dem an der S. vorhandenen Verhältnisse der Reibung von selbst die Ebene hinabgleitet. Wegen unvollkommener Herstellung kann eine S. oft einen bemerklichen Theil einer Umdrehung machen, bevor ein Fortschreiten eintritt, man nennt dies den todten oder leeren Gang und

vermeidet ihn, wo er schädlich wirken würde, dadurch, daß man die Mutter spaltet und durch Klemmschrauben wieder zusammenzieht, damit ihr Gewinde stets in genauester Berührung mit dem Gewinde der Spindel erhalten wird.

Schraubenmuttern werden aus Zinn oder Messing gegossen, aus einem glatten eisernen Rohr und einem in die vertieften Gänge der betreffenden Spindel gewickelten Eisenstäbchen gelöthet, am besten aber geschnitten. Dies geschieht meist mit dem Schraubenbohrer, einer stählernen gehärteten S., von welcher vor dem Härten auf 3 oder 4 Seiten so viel weggefeilt wird, daß nur zunächst am Kopf die Schraubengänge unversehrt bleiben, von da an aber nach der Spitze zu der Bohrer sich mit 3 oder 4 Flächen verjüngt, bis das äußerste Ende, an welchem kaum noch zahnförmige Spuren des Gewindes übrig sind, gleichseitig dreieckig oder quadratisch erscheint. Man bohrt für die Mutter ein rundes Loch, setzt den Bohrer in dieses ein und schneidet nun unter behutsamer Drehung die Windungen. Bei der S. ohne Ende, einer nur mit wenigen Gängen versehenen Schraubenspindel, welche in den gezahnten oder eingekerbten Umkreis eines Rades eingreift und dazu dient, eine fortgehende Kreisbewegung in eine derartige andere, namentlich sehr langsame umzusetzen oder mit geringer Kraft eine große Last zu bewegen, ist das Rad die Schraubenmutter.

Schraubenspindeln werden zwar bisweilen auch gegossen, in Gesenken geschmiedet oder gefeilt, in der Regel aber werden sie ebenfalls geschnitten, u. zwar mit Schneideisen oder Kluppen auf der Drehbank oder auf Schraubenschneidmaschinen. Das Schneideisen oder Schraubenblech für Spindeln von weniger als 4 Millimeter Durchmesser ist eine gehärtete Stahlplatte von 1—3 Millimeter Dicke, mit einer Anzahl Löcher von verschiedenem Durchmesser und mit Muttergewinden von verschiedener Feinheit versehen. Die zu schneidende Spindel faßt man mit dem Feilkloben und dreht sie, mit etwas Oel versehen, in ein passendes Loch, in welchem sie sich festschraubt und zugleich das Gewinde desselben annimmt. Die Kluppe ist ein eisernes Gestell mit zwei Handgriffen und einer Oeffnung in dem mittleren breitesten Theil, worin zwei stählerne Schneidbacken liegen. Jeder Backen enthält einen Bogenausschnitt von 90—120°, der mit Schraubengängen versehen und als ein Stück einer Schraubenmutter zu betrachten ist. Die zu schneidende Spindel wird stehend im Schraubstocke eingespannt und am oberen Ende zwischen die Backen der Kluppe eingeklemmt. Man dreht dann die Kluppe, anfangs unter sanftem Druck, um und fährt damit fort, bis das Gewinde lang genug ist. Dies Instrument gibt viel bessere S.n als das gewaltsam wirkende Schneideisen. Auf der Drehbank schneidet man Gewinde an gedrechselten Arbeiten, vorzüglich wenn diese von etwas bedeutendem Durchmesser oder hohl und dünnwandig sind, so daß sie dem Druck eines Schraubenbohrers oder der Backen in einer Kluppe nicht widerstehen könnten. Zum Schneiden sehr großer S.n und zur fabriksmäßigen Darstellung der kleineren dienen die Schraubenschneidmaschinen, welche durchaus den Maschinen zum Abdrehen und Bohren gleichen und auch zu diesen Zwecken benutzt werden können. Der ganze Unterschied besteht in der Bewegung des Schneidstahls. Wollte man z. B. einen flachen Zahn während einer vollen Umdrehung nur um seine eigene Breite fortschreiten lassen, so würde er die eingespannte Spindel glatt abdrehen, indem man aber seinen Weg der Ganghöhe des beabsichtigten Gewindes gleich sein läßt, bleibt das Metall stehen, welches das Gewinde bildet. Schraubbolzen, wie sie bei Maschinen häufig vorkommen, werden mit Bolzenschneidmaschinen geschnitten, die nicht mittelst eines Schneidezahns, sondern mittelst einer zwei- oder dreibackigen Kluppe arbeiten.

S.n benutzt man als Vereinigungsmittel für Holz, Metall ꝛc., ferner zur Ausübung von Druck und Stoß bei Pressen, Durchschnitten, Prägwerken, Schraubstöcken, Feilkloben, Schraubzwingen, zur vorübergehenden Befestigung von Körpern (Druck- oder Klemmschrauben); um Maschinentheile, welche ihren Ort verändern müssen, genau nach Erforderniß zu stellen (Stellschrauben); um Maschinentheile einen längeren Weg mit geringer Geschwindigkeit fortzuführen (Führungsschrauben, Leitspindeln), endlich auch zu Messungen und Eintheilungen (Mikrometerschrauben).

Die S. kann als eine um einen Cylinder gelegte schiefe Ebene betrachtet werden. Während sich der Cylinder dreht, steigen die Lasten auf der gewundenen schiefen Ebene gerade so auf und ab, als wenn dieselbe eine gerade Linie bildete. Wie nun bei jeder schiefen Ebene zwischen ihrer Höhe und Länge oder Basis das Verhältniß von Kraft und Last gefunden wird, so bei der S. aus dem Umfang der Spindel u. der Höhe des Schraubenganges. Es verhält sich somit die Kraft an der S. zur Last wie die Höhe eines Schraubenganges zum Umfang der Spindel. Ist z. B. die Höhe eines Schraubenganges an einer Winde $\frac{1}{10}$ vom Umfang der Spindel, so könnte man, abgesehen von der Reibung, mit einer am Umfange dieser Spindel angebrachten Kraft von 1 Pfund eine auf der Winde liegende Last von 10 Pfund heben. Nun bringt man aber die Kraft nicht direkt am Umfange der Spindel, sondern am Ende eines Hebelarms an, und wenn dieser z. B. 10mal so groß ist als der Radius der Spindel, so könnte man nun mit einer Kraft von 1 Pfund eine Last von 100 Pfund heben. Daß dieselben Verhältnisse obwalten, wenn man mit der S. einen Druck erzeugen will, ist selbstverständlich.

Schraubenschiff, s. Dampfschiff.

Schraubstock, zangenartiges Werkzeug zum Festhalten von Gegenständen, die gefeilt, gebohrt, gesägt oder auf andere Weise bearbeitet werden sollen. Der S. wird an der Werkbank befestigt und kehrt dann sein zangenartiges Maul, welches durch eine Schraube geöffnet und geschlossen werden kann, nach oben. Gewöhnlich sind die beiden Backen des Mauls durch ein Scharnier verbunden, so daß der bewegliche Theil einen Bogen beschreibt. Hierdurch entsteht der Uebelstand, daß die inneren Flächen des Mauls nur in einer einzigen Lage mit einander parallel sind, und man hat daher einen Parallelschraubstock gebaut, bei welchem

der bewegliche Backen in gerader Linie fortgeht. Gegenstände, die nicht 2 parallele Flächen darbieten, werden mit Hülfe von 2 angemessen ausgeschnittenen Holzstücken eingespannt, doch gibt es auch Schraubstöcke, deren Backen so gedreht werden können, daß sich z. B. keilförmige Arbeitsstücke direkt einspannen lassen.

Schraudolph, 1) Johann, Historienmaler, geboren 1808 zu Oberstdorf im Algau, widmete sich seit 1825 auf der Akademie zu München unter Schlotthauers Leitung der Malerei, besonders der religiösen. Ein Gemälde aus dieser seiner früheren Zeit stellt die Verkündigung Mariä dar. Dann führte er die Zeichnungen von H. Heß zu einem für den regensburger Dom bestimmten Glasgemälde aus und war hierauf dessen Hauptgehülfe bei Ausführung der großartigen Freskomalereien in der Allerheiligenhofkapelle und der Bonifaciuskirche (Basilika) zu München. Auch die Kartons zu den Glasmalereien in der Kirche der Vorstadt Au sind sein Werk. Unter seinen größeren Oelgemälden sind besonders einige Altarblätter durch Zartheit der Empfindung ausgezeichnet. Sein großartigstes Werk aber ist die Ausmalung des Doms zu Speyer (1845—53). Im Jahre 1844 hatte er noch Italien besucht. Einige Gemälde und Zeichnungen dieses Meisters sind auch in Nachbildungen vorhanden. Eine Madonna aus dem Nachlasse der Königin Karoline von Bayern hat J. M. Enzing-Müller 1841 für den münchener Kunstverein gestochen, W. Straucher ein Madonnenbild lithographirt.

2) Claudius, Maler, Bruder des Vorigen, geboren 1813 zu Oberstdorf, widmete sich unter H. Heß der Malerei, besuchte mit E. Förster im Auftrag des damaligen Kronprinzen Maximilian Italien, um daselbst alte Freskomalereien und andere historisch merkwürdige Gemälde des Mittelalters zu zeichnen, und arbeitete dann in der Allerheiligenhofkapelle, sowie in der Basilika zu München. Mit Gärtner führte er einige Gemälde in der Residenz zu Athen aus. Nachdem er 1844 mit seinem Bruder Italien besucht, nahm er an der Ausführung der Malereien im Dom zu Speyer Antheil. Für die „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ des Grafen A. Raczynski zeichnete er mehre Darstellungen nach Heß, Veit, Joh. Schraudolph, Eberle 2c. zum Schnitte auf die Holzplatte. Sein jüngerer Bruder Lucas, geboren zu Oberstdorf 1818, widmete sich vorzugsweise der Glasmalerei und hat u. A. im Kloster der Benediktiner zu Metten mehre gute Altarblätter gemalt.

Schreber, Daniel Gottlieb Moritz, berühmter Mediciner, geboren den 15. Okt. 1808 zu Leipzig, ließ sich als Arzt daselbst nieder, daneben Vorlesungen über Kinderheilkunde haltend, und leitete von 1843—59 die von Carus gegründete berühmte orthopädische Heilanstalt. Er † den 10. Nov. 1861. S. hat sich als Orthopäd, insbesondere aber durch seine Thätigkeit für Reform, besonders der physischen Erziehung, einen Namen erworben. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: „Die planmäßige Schöpfung der Sinnesorgane“ (Leipzig 1839); „Das Buch der Gesundheit“ (2. Aufl., das. 1861); „Aerztliche Zimmergymnastik“ (9. Aufl., das. 1863); „Kallipädie“ (das. 1858); „Anthropos“ (das. 1859); „Ueber Volkserziehung“ (das. 1860); „Der Hausfreund“ (das. 1861) und „Pangymnastikon“ (das. 1863).

Schreck (Schrecken), die heftige Erschütterung oder unangenehme Empfindung, die aus der plötzlichen Wahrnehmung einer unerwarteten Sache hervorgeht und bei Menschen mit reizbaren Nerven oft üble Folgen, Lähmungen, ja sogar den Tod herbeiführen kann. Auch durch eine freudige Wahrnehmung kann eine solche Empfindung hervorgebracht werden (freudiger S.). Der S. hat, wie alle lebhaften Gemüthsaffekte, etwas Ansteckendes und heißt dann, wenn er sich über größere Menschenmassen verbreitet, panischer Schrecken.

Schreckenssystem, s. Terrorismus.

Schreckhörner, Gebirgsstock der berner Alpen im Oberlande des schweizerischen Kantons Bern, hat zahlreiche spitzige Felshörner und ist ringsum mit Gletschern umgeben. Der höchste (östliche) Gipfel (Schreckhorn) hat eine Höhe von 12,568 Fuß und ist zuerst den 16. Aug. 1861 von einem Engländer Stephen erstiegen worden; der südwestliche Gipfel (kleines Schreckhorn), 12,359 Fuß hoch, wurde von Grindelwald aus mehrmals erstiegen. Vor ihnen liegen die beiden Grindelwaldgletscher, der Finster- und Lauteraargletscher.

Schreibekrampf (cheirospasmus), Krampf der beim Halten der Feder betheiligten und die schreibende Hand bewegenden Muskeln, welcher reflektorisch durch das Ermüdungsgefühl der betreffenden Muskeln hervorgerufen wird. Der S. kommt theils bei Schulkindern, theils bei Erwachsenen, welche viel und anhaltend schreiben, ziemlich häufig vor. Am häufigsten äußert er sich in den Beugemuskeln durch krampfhaftes Andrücken des die Feder haltenden Daumens gegen den Zeige- und Mittelfinger, welches die Federhaltung stört und endlich so arg wird, daß der Kranke, um schreiben zu können, die Feder zwischen andere Finger (z. B. zwischen den dritten und vierten) oder in die Hohlhand nehmen muß, oder daß sich die ganze Hand beim Schreiben klauenartig zusammenballt. Seltener ist diejenige Form des S.es, wobei die Feder plötzlich nach der Hohlhand hineingeschnellt wird. Zuweilen sind die Streckmuskeln der Finger der Sitz des S.es; in diesem Falle öffnen sich bei dem Versuche zu schreiben plötzlich die Finger, oder nur der Zeigefinger streckt sich aus und dem Schreibenden entfällt die Feder. Ebenfalls selten werden die Vorderarmmuskeln zusammengezogen, wobei mitten im Schreiben die Hand plötzlich über das Papier hinweggeschnellt wird und lange Striche und Dintenflecke zurückläßt. Letzteres ist eine dem kleinen Veitstanz ähnliche Form, welche am häufigsten bei Schulkindern beobachtet wird. Endlich ist der S. oft nur eine Folge des Zitterns und beginnender Lähmung der Vorderarmmuskeln, besonders bei alten Leuten, wo dann die krampfartige Anstrengung beim Federhalten mehr eine nothwendige und willkürliche Rückwirkung gegen den muskelschwachen Zustand des Armes ist. Die Ursachen des S.es können sehr verschieden sein, die nächstliegende und häufigste ist aber wohl eine falsche Methode des Schreibunterrichts, der

Federhaltung und Körperstützung beim Schreiben, auch wohl der Gebrauch harter Federn, dünner Federhalter, rauhen Papiers. Mit Beseitigung dieser Ursachen muß die Behandlung des S.es beginnen. Der Schreibende gewöhne sich an eine flüchtige Handschrift, welche die Hauptthätigkeit in den aufsteigenden Haarstrich des Buchstabens legt, somit die Streckmuskeln der Finger mehr als ihre Beugemuskeln beschäftigt, welche letztere dann das Geschäft der Federhaltung ungestörter besorgen. Hierin liegt der Nutzen der sogenannten amerikanischen Schreibmethode und ihrer Nachahmung bei solchen Patienten. Nur bei halbgelähmten und zitternden Armen ist eine andere Methode nöthig. Ein solcher Kranker klemme die Feder fest in die Falte zwischen den Mittelhandknochen des Daumens u. Zeigefingers, gegen letzteren sie andrückend, und schreibe mehr aus dem Handgelenke mittelst der Muskeln des Ober- und Vorderarms. Der Gebrauch sehr dicker Federspulen oder umfangreicher und rauhgearbeiteter Federhalter, sogar das Einschließen des Federkiels in einen Kork oder in ein dickeres Rohr sind Erleichterungsmittel für die Federhaltung.

Schreiber, 1) Aloys Wilhelm, deutscher Schriftsteller, geboren den 12. Oktober 1763 zu Kappel in Baden, studirte zu Freiburg, wurde 1784 Professor der Aesthetik am Gymnasium zu Baden, 1788 Hauslehrer bei dem Grafen von Westphalen zu Mainz, 1799 Lehrer an dem Lyceum zu Baden und 1805 Professor der Aesthetik, dann auch des Natur- und Staatsrechts an der Universität zu Heidelberg. In Folge seiner „Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden“ (Heidelberg 1811), in welcher er die Universität verhöhnt haben sollte, seinen Kollegen mißliebig geworden, ward er 1812 vom Großherzog zum badischen Historiographen ernannt. In dieser Stellung wirkte er zu Karlsruhe sehr anregend durch seine Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte. Seit 1827 pensionirt, siedelte er nach Baden-Baden über, wo er am 21. Oktober 1841 †. Außer zahlreichen historischen und topographischen Schriften über das Großherzogthum Baden veröffentlichte er: „Poetische Werke“ (Tübingen 1817—18, 3 Bde.); „Sagen aus den Gegenden des Rheins, des Schwarzwaldes und der Vogesen“ (2. Aufl., Heidelberg 1829; neue Sammlung 1839); „Erzählungen und Novellen“ (Stuttgart 1833, 2 Bde.); „Novellen“ (Karlsruhe 1839, 2 Bde.) und gab von 1816—40 das Taschenbuch für deutsche Frauen, „Cornelia“, heraus.

2) Heinrich, deutscher Geschichtschreiber, geboren den 14. Juli 1793 zu Freiburg im Breisgau, studirte daselbst Theologie und Philologie, empfing 1815 die Priesterweihe u. wurde in demselben Jahre Lehrer am freiburger Gymnasium, 1826 Professor der Moraltheologie an der Universität. Die Bekämpfung des Cölibats in seinem „Lehrbuch der Moraltheologie“ (Freiburg 1831—1834, 2 Bde.) und seine Weigerung, sich fortan aller Angriffe auf die Institutionen der Kirche zu enthalten, hatten zur Folge, daß ihn die Regierung 1836 aus der theologischen Fakultät entfernte und ihm die Professur der historischen Hülfswissenschaften übertrug. Im Jahre 1845 trat S. zum Deutschkatholicismus über und wurde deshalb von der römisch-katholischen Kirche exkommunicirt. Von seinen Schriften sind unter zum Theil sehr schätzbaren Arbeiten über die Geschichte seines Vaterlandes namentlich hervorzuheben: „Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg“ (Freiburg 1820, 2. Aufl. 1825); „Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau und der arme Konrad zu Bühl, zwei Vorboten des deutschen Bauernkriegs“ (das. 1825, 3. Aufl. 1840); „Denkmale der deutschen Baukunst des Mittelalters am Oberrhein“ (das. 1826, 2. Aufl. 1829); „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland“ (das. 1839—46, 5 Jahrgänge); „Geschichte der Stadt und Universität Freiburg“ (das. 1857—59, 9 Bde.).

Schreibfedern, s. Federn.

Schreibkunst, die Kunst, durch Buchstaben oder sonstige Zeichen auf Papier oder eine andere geeignete Masse seine Gedanken sichtbar darzulegen. Die erste Schrift war eine Bilderschrift, die natürlich, da man mit derselben nur körperliche, keine intellektuellen Gegenstände zu bezeichnen vermochte, nicht lange genügen konnte. Allmählig legte man in die Bilder sinnlicher Dinge abstrakte Begriffe, und sinnliche Darstellungen wurden nach Aehnlichkeit und Verwandtschaft auf nichtsinnliche übertragen; es entstand daraus die symbolische Schrift, woraus dann bei steigender Kultur die Zeichenschrift sich entwickelte, welche zu den früheren noch andere willkürliche Bilder hinzufügte, und zu der auch die ägyptische Hieroglyphenschrift gehörte. Den Uebergang von der Zeichenschrift zur Buchstabenschrift machte die Silbenschrift, die namentlich bei den semitischen Völkern üblich war. Als Erfinder der Buchstabenschrift aber wird der Phönicier Thaut (Thot) genannt; doch rührt diese Angabe wohl nur daher, daß die Phönicier als handeltreibendes Volk die Kenntniß der Buchstabenschrift unter anderen Völkern verbreiteten und in weiteren Kreisen als die Ersten erschienen, die sich derselben bedienten. Der Anfang derselben bestand in Strichen und Haken von verschiedener Stellung und Richtung, besonders auch in gebrochenen, ungebrochenen und Kreislinien. Ein Ueberrest solcher unausgebildeter Buchstabenschrift ist die persepolitanische Keilschrift (s. d.). Die erste Ausbildung der Buchstabenschrift verdanken wir den semitischen Völkern, namentlich den Babyloniern. Die Hebräer erhielten die Buchstabenschrift entweder von diesen, oder von den Aegyptern; die ersten sicheren Spuren einer Schrift finden sich zur Zeit der Gesetzgebung (2. Mos. 31, 18, und 2. Mos. 28, 9). In Aegypten war neben der Hieroglyphenschrift auch noch eine Buchstabenschrift, die hieratische und demotische S., in Gebrauch. Nach Griechenland wurde die S. der Sage zufolge durch den Phönicier Cadmus verpflanzt. Von Griechenland verbreitete sich die Buchstabenschrift zu den Etruskern und Römern und wurde von diesen nach und nach immer mehr ausgebildet, bis endlich die römische Schrift entstand, die allmählig die Schriftarten der anderen italienischen Völker verdrängte. Die Gallier kannten schon vor Cäsars

Zeit die S., und zwar war ihre Schrift anfänglich die griechische und wurde von den Druiden zur Anfertigung von öffentlichen und Privatverträgen angewendet. Als nach Cäsars Zeit die römische Schrift sich immer mehr in Gallien verbreitete, trat jene allmählig zurück und wurde endlich nur noch zu magischen und dergleichen Zwecken benutzt. Spanier und Briten erhielten die S. zugleich mit römischer Kultur; doch können die Bewohner des südlichen Spaniens durch ihre Bekanntschaft mit den Griechen und Karthagern schon früher einige Kenntniß davon erlangt haben. Die Schrift des Nordens war die Runenschrift (s. Runen). Die eigentliche S. wurde in diesen Ländern erst mit der Verbreitung des Christenthums bekannt. Auch in Deutschland waren anfangs die Runen in Gebrauch, mußten aber, als zur Aufzeichnung zusammenhängender Sachen unzureichend, nach und nach immer mehr zurücktreten. Um 360 wurde von dem mösogothischen Bischof Ulfilas ein neues (sogenanntes gothisches) Alphabet für seine Bibelübersetzung gebildet, das zwar größtentheils aus dem Griechischen stammt, doch auch schon mehre Buchstaben aus dem Lateinischen, z. B. das h, enthält. Dieser Buchstaben bediente man sich noch im 8. und 9. Jahrhundert als Anfangsbuchstaben. Am meisten war das eigentliche Gothisch im Norden Deutschlands und Frankreichs im Gebrauch, weniger in Süddeutschland und Italien. Außerdem hatte aber auch das lateinische Alphabet in Deutschland eine große Verbreitung gefunden. Lange Zeit wurden alle wichtigen Verträge, Gesetze, Friedensschlüsse und dergleichen nur in lateinischer Sprache und natürlich auch mit lateinischer Schrift geschrieben, und erst im 13. Jahrhundert brach sich die deutsche Schrift Bahn. Die Erfindung der Buchdruckerkunst mußte sehr fördernd auf die Verbreitung und Ausbildung der S. einwirken. Schon geraume Zeit vorher hatte man auch auf Gefälligkeit und Schönheit der äußeren Form der Buchstaben geachtet und daher schon früh Kalligraphen oder Schönschreiber von Tachygraphen oder Schnellschreibern unterschieden. Die Verzierung der Anfangsbuchstaben mit Gold und Farbenmalereien wurde vorzüglich in den Klöstern geübt. Die deutsche Schrift zerfiel in zwei Unterarten, die Fraktur- und Kurrentschrift. Die Frakturschrift hatte sich im 11. Jahrhundert aus der sogenannten neugothischen und Mönchsschrift gebildet. Erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts kam auch beim Druck die Kurrent- und Kursivschrift in Gebrauch. Der Gegensatz zwischen Schreib- und Druckschrift trat aber allmählig immer deutlicher hervor, da man die Buchstaben der ersteren verbunden schneller als abgesondert schreiben konnte, eine Verbindung der Drucklettern aber nicht wohl möglich war. Im Anfang des 16. Jahrhunderts erhielt die S. und namentlich die Kalligraphie in Albrecht Dürer ihren ersten gründlichen Bearbeiter. Kalligraphie ist bei ihm ein Theil der angewandten Mathematik, und von dieser Ansicht ausgehend, zeichnet er Quadrate, und durch Theilung derselben, durch gerade Linien und Kreisbögen stellt er alle Versalbuchstaben folgerecht dar. Die Fraktur läßt er durch Zusammensetzung von Quadraten entstehen. Leider verfiel man in der Folge, statt seine konsequenten Normalbuchstaben anzuwenden und die von ihm vorgezeichnete Bahn weiter zu verfolgen, auf Ueberladung durch eine Unzahl von Zügen, unter deren Last der Buchstabe selbst gleichsam erdrückt ward. An eine gründliche, systematische Bearbeitung der Elemente wurde wenig mehr gedacht. Am meisten wurde noch die Kanzleischrift geübt und ausgebildet, wiewohl auch sie nicht frei von übermäßigen Zierrathen blieb. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann ein besserer Geschmack in der Schönschreibkunst die Oberhand zu gewinnen. Aber es waren vornehmlich die lateinischen Kursivbuchstaben, die auch in Deutschland von den Kalligraphen bearbeitet wurden, ehe die eigentliche deutsche Schrift an die Reihe kam, gründlich bearbeitet zu werden. Doch nicht nur das Schönschreiben, auch die S. im Allgemeinen hat in dem letzten Jahrhundert eine immer größere Verbreitung gefunden, am meisten in Deutschland, das diesen Fortschritt dem hohen Stande seines Schulwesens verdankt. In anderen Ländern, wo dasselbe noch auf einer tieferen Stufe steht, ist auch die S. weniger Eigenthum des Volks geworden, und Erscheinungen, wie die auf Straßen herumziehenden Schreiber in Neapel, lassen sich hieraus leicht erklären. Als einzelne Zweige der S. unterscheidet man jetzt die Schönschreibkunst oder Kalligraphie, die Rechtschreibkunst oder Orthographie, die Schnellschreibkunst oder Tachygraphie und Stenographie, die Geheimschreibkunst oder Kryptographie und Chiffre und die Schriftmalerei. Vergl. Weber, Versuch einer Geschichte der S., Göttingen 1807.

Schreiblesemethode, diejenige Leselehrmethode, welche dem Schüler mit dem Schreiben zugleich das Lesen lehrt, oder nach welcher derselbe schreibend lesen lernt. Die Erfindung dieser Methode verdanken wir einem Franzosen, de Launey, der schon 1719 auf diese Methode hinwies; das Verdienst aber, sie in Deutschland bekannt gemacht zu haben, gebührt vorzugsweise Graser. Die Ausführung der S. zerfällt in eine Vorbereitung und in die eigentliche Ausführung selbst. Die Vorübungen bestehen auf der einen Seite in Uebungen im Sprechen, in der Betrachtung des Satzes, Zergliederung desselben in Wörter, Silben und Laute, auf der anderen Seite im Bilden von Strichen, Haar- und Grundstrichen, Handübungen mit Griffel auf der Schiefertafel. Nach Beendigung dieser Vorübungen, d. h. wenn das Kind im Stande ist, vorgesprochene Wörter in ihre Lauteinheiten zu zerlegen, sich auch die erste Fertigkeit im Zusammensetzen von geraden und Bogenstrichen angeeignet hat, wird es mit den Zeichen der ihm bekannt gewordenen Laute, d. h. mit den Buchstaben bekannt gemacht und veranlaßt, dieselben und aus ihnen zusammengesetzte Wörter, dann Wortverbindungen und kleine Sätze niederzuschreiben und gleichzeitig das Niedergeschriebene zu lesen. So lernt es schreiben und lesen zugleich, natürlich in der Schreibschrift, wozu man entweder die runde, oder die eckige, die lateinische oder die deutsche Schrift wählen kann. Das Weitere ergibt sich nach solchem Anfang von selbst.

Schreibmalerei, s. Schriftmalerei.

Schrepfer, mystischer Betrüger, geboren 1730 zu Nürnberg, war früher preußischer Husar, eröffnete 1768 in Leipzig ein Kaffeehaus und spielte im Freimaurerorden eine Rolle. Bankerott geworden, wußte er an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer Aufsehen zu machen, tauchte aber später wieder in Leipzig als französischer Oberst von Steinbach auf und errichtete eine sogenannte schottische Loge für Geisterbeschwörungen. Er erschoß sich den 8. Oktober 1774 im Rosenthal bei Leipzig. Vgl. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Leipz. 1850, Bd. 1.

Schreyvogel, Joseph, Dramaturg u. Dichter, geboren 1768 zu Wien, studirte daselbst, privatisirte hierauf in Jena und ward 1802 an Kotzebue's Stelle als kaiserlicher Hoftheatersekretär nach Wien berufen, legte aber nach zwei Jahren diese Stelle nieder und gründete ein Kunst- und Industriekontor. Im Jahre 1814 trat er in sein früheres Amt als Hoftheatersekretär zurück und erwarb sich große Verdienste um die Hebung des Burgtheaters, besonders durch seine treffliche Bearbeitung spanischer Dramen. Nach Calderon gab er „Das Leben ein Traum" (Wien 1817, 2. Aufl. 1820), „Don Gutierre, der Arzt seiner Ehre" (das. 1818), nach Moreto „Donna Diana" (das. 1819, 2. Aufl. 1824) heraus. Mit Alxinger u. A. redigirte er die „Oesterreichische Monatsschrift" (Wien 1794, 6 Stücke). Seine eigenen Dichtungen sind zwar durch Korrektheit und Eleganz ausgezeichnet, ermangeln aber des eigentlichen poetischen Geistes. Als Schriftsteller führte er gewöhnlich den Namen Thomas West oder auch Karl August West. Seine „Gesammelten Schriften" füllen 4 Bände (Braunschweig 1828 bis 1829). Er † den 28. Juli 1832 an der Cholera.

Schriesheim, Marktflecken im badischen Unterrheinkreis, Bezirksamt Ladenburg, am Kanzelbach und an der Bergstraße, hat 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Vitriolwerk, Papierfabrikation, Oelmühlen, Tabaks- und Weinbau und 2730 Einw. Dabei die schönen Ruinen und Strahlenburg.

Schrift, s. Schreibkunst.

Schriftarten (Lettern, Typen, Punzen), die aus dem Schriftzeug (s. Schriftgießerei) gegossenen Buchstaben, deren man sich zum Drucken bedient. Ihrer Form nach unterscheidet man in den Officinen die Schriften nach den Sprachen, wobei die deutschen Typen durch Fraktur, die lateinischen durch Antiqua bezeichnet werden. Erstere stammt von der alten Mönchsschrift ab, hat Ecken und Winkel und steht rechtwinkelig auf den Zeilen. Eine besondere Gattung der Fraktur ist die sogenannte schwabacher Schrift, bei der die gebogenen Striche sich mehr der halbrunden Form nähern. Auch die sogenannte gothische Schrift ist eigentlich nur eine nach Mönchsschrift gegossene, mit einigen Zierrathen versehene fette Fraktur, in neuerer Zeit aber zum sogenannten Neugothischen oder pariser Gothischen veredelt worden. Die Antiqua, von A. Pannartz und K. Schwynheim um 1467 in Rom erfunden und von Aldus Manutius verbessert, zerfällt wieder in eigentliche Antiqua, wo die Grundstriche rechtwinkelig auf der Zeile stehen, und in Kursiv, bei der die Buchstaben in einem Winkel von 50° nach der rechten Seite überhängen. Beide sind auch fett zu haben. Die musirten Schriften sind nicht voll schwarz gedruckt; die Lapidarschrift sucht die bei Bildhauerarbeit vorkommende Schrift nachzuahmen; die Egyptienneschrift ist eine Titelschrift von Versalien, wo alle sonst dünnen Striche wenigstens halb so stark als die dicken erscheinen, während bei der Grotesque alle Striche gleich stark sind. Die tuscische Schrift (Tuscain) ist dadurch eigenthümlich, daß bei ihr die sonst dicken Striche dünn, die dünnen stark sind. Verzierte Schriften sind in neuerer Zeit sehr Mode geworden. Bei den Blumenschriften sind die Buchstaben aus blumenähnlichen Zierrathen zusammengesetzt, bei den Schuppenschriften sind die Buchstaben geschuppt. Die Buchstaben der gedrückten Schriften laufen niedrig, aber breit. Andere Schriften sind mit einem Netz bedeckt, oder liegen weiß oder schwarz auf einer verzierten Unterlage von Blättern, Strichen und dergleichen. Bei Fraktur wie bei Antiqua hat man auch Schreibschriften, die so gegossen sind, wie man mit deutschen und lateinischen Buchstaben schreibt. Bei der französischen Schreibschrift unterscheidet man die Ronde, stehend, Batarde, eine große, auf die rechte Seite geneigte, liegende Mittelschrift, und Coulée, ebenfalls rechts geschoben und laufend. Auch Kanzleischrift hat man, die besonders zu Titeln und Hauptzeilen bestimmt ist. Die Größe der Buchstaben fällt von 8 Zoll Höhe (Plakatschrift) bis auf $^1/_4$ Linie. Die gewöhnlichen Abstufungen sind von der kleinsten an: Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Borgois, Garmond (eigentlich Garamond, von ihrem Erfinder, einem berühmten französischen Schriftschneider im 16. Jahrhundert) oder Korpus, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial. Im technischen Sinne gehören zu den Schriften auch die Ziffern und Interpunktionszeichen, sowie die Spatien, Quadrate, Halbquadrate und Schließquadrate. Vgl. Buchdruckerkunst.

Schriftauslegen, s. Auslegung.

Schriftgießerei, s. Lettern.

Schriftgut, s. Schriftgießerei.

Schriftkasten, s. Buchdruckerkunst.

Schriftkegel, die Dimension eines Buchstabens nach Höhe, Breite und Dicke, s. Buchdruckerkunst.

Schriftmalerei (Schreibmalerei), Malerei mit der Feder, welche ihren Ursprung jener Klasse der Schönschreiber verdankt, die bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst besonders in Nürnberg thätig waren und Modisten genannt wurden. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei, indem sie mit so kleinen Buchstaben schrieben, daß man sie ohne Vergrößerungsglas kaum lesen konnte. Namentlich pflegte man das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., auf den kleinsten Raum zu schreiben und in Ringe fassen zu lassen. Später suchte man durch die klein geschriebenen Wörter und Zeilen die Striche des Stifts und

des Pinsels nachzuahmen und bildete so Figuren und ganze Bildnisse. Die Schrift enthielt dann gewöhnlich die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben, oder biblische Stellen. Da diese Arbeit sehr mühevoll war, so wählten sich die Schönschreiber einen freieren Spielraum, indem sie ihre Schriften mit Zeichnungen verzierten. Versteht man unter S. die Verbindung der eigentlichen Malerei mit der Schreibkunst, so ist sie viel älter. Schön gemalte Initialen finden sich schon im 9. Jahrhundert; den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte aber diese Kunst im 15. Jahrhundert in Italien, namentlich finden sich in italienischen Missalen des 15. Jahrhunderts die schönsten und gelungensten Initialen. Bald aber artete diese Kunst aus, und die abenteuerlichsten Figuren, Affen, Vögel ꝛc., mußten den Grundzug zu den Initialen hergeben.

Schriftmetall, s. v. a. Schriftgut.

Schriftsässig, Bezeichnung von Rittergütern, deren Besitzer unter den oberen Landesgerichten als erster Instanz stehen, im Gegensatz zu den amtssässigen Rittergütern, deren Besitzer das Amt, in dessen Bereich sie liegen, als erste Instanz anzuerkennen haben.

Schriftsetzer, s. Buchdruckerkunst.

Schriftzeug, s. Schriftgießerei.

Schrimm (Szrem), Kreisstadt in der preußischen Provinz und im Regierungsbezirk Posen, an der Warthe, hat eine evangelische und katholische Kirche, Synagoge, Leinweberei, starken Holzhandel, Getreidemärkte und 5307 Einw.

Schrittzähler, s. Hodometer.

Schrobenhausen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Paar, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein Schloß, 2 Spitäler, ein Leprosenhaus, Wollzeuchweberei, Messingwaarenfabrikation, Salpeter- und Potaschesiederei und 2010 Einw.

Schrodda (Szroda), Kreisstadt in der preußischen Provinz und im Regierungsbezirk Posen, mit katholischer und evangelischer Kirche, Synagoge, Kollegiatstift, Leinweberei, Kürschnerei und 2915 Einwohnern.

Schröckh, Johann Matthias, deutscher Kirchenhistoriker, geboren den 26. Juli 1733 zu Wien von protestantischen Aeltern, studirte zu Göttingen Theologie, habilitirte sich 1754 an der Universität Leipzig, wo er sich an den „Acta eruditorum" betheiligte, und erhielt 1762 eine außerordentliche Professur, nahm aber 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an und erhielt 1775 die der Geschichte. Er † den 2. August 1808. Seine Schriften zeichnen sich durch strenge Wahrheitsliebe, klare Darstellung und verständige Anordnung aus. Sein Hauptwerk ist die „Christliche Kirchengeschichte" (Leipzig 1768 bis 1803, 35 Bde.; 2. Aufl. von Tzschirner, 1772 bis 1825, 1.—14. Bd.) und deren Fortsetzung, die „Kirchengeschichte seit der Reformation" (das. 1804—12, 10 Bde.; vom 9. Bde. an von Tzschirner fortgesetzt). Von seinen übrigen Werken nennen wir: „Allgemeine Biographie" (Berlin 1767—91, 8 Bde.); „Weltgeschichte für Kinder" (das. 1779—84, 6 Bde., u. öfter, mit 100 Kupfern); „Historia religionis et ecclesiae christianae" (7. Aufl. von Marheinecke, das. 1829); „Lebensbeschreibungen berühmter Männer" (Leipzig 1789—91, 2 Bde.). Für Guthrie's und Gray's „Allgemeine Weltgeschichte" bearbeitete er die italienische, französische, niederländische und englische Geschichte 1770—76). S.s Lebensbeschreibung gab Tzschirner im 10. Bande der „Kirchengeschichte seit der Reformation".

Schröder, 1) Friedrich Ludwig, ausgezeichneter deutscher Schauspieler und Dramaturg, geboren den 3. Nov. 1744 zu Schwerin, durchzog mit seiner Mutter, die sich in zweiter Ehe mit dem Schauspieler Ackermann verheirathet hatte, Kurland, Preußen und Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf, kam dann auf das Friedrichskollegium zu Königsberg, ward aber hier von seinen Aeltern 1756 verlassen und fand bei einem Schuhflicker, dann bei einem Seiltänzer ein Unterkommen. Im Jahre 1759 ließen ihn seine Aeltern endlich nach Deutschland nachkommen und brachten ihn bei einem Kaufmann in Lübeck unter. Da er jedoch wenig Lust zu diesem Beruf zeigte, wurde er seinen Aeltern in die Schweiz nachgeschickt, wo er sich zum Schauspieler und Tänzer ausbildete. Nachdem er die Schweiz und die Rheingegenden durchzogen, trat er mit der ackermannschen Gesellschaft 1764 wieder in Hamburg auf und glänzte anfangs besonders als Balletmeister und im Lustspiel, ging aber dann ins tragische Fach über und gelangte darin zu hoher Meisterschaft. Nach Ackermanns Tode (1771) übernahm er mit seiner Mutter die Direktion der hamburger Bühne und machte sich durch sein Lustspiel „Der Arglistige", dem bald mehre folgten, als dramatischer Schriftsteller einen Namen, während er durch seinen Einfluß auf die Verbesserung des deutschen Theaters überhaupt wirkte, indem er auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken aller Theile zur Erreichung des Gesammtzwecks hinarbeitete und auf Sittlichkeit und Ordnung unter der Gesellschaft hielt. Seine Bearbeitung der shakspeare'schen Trauerspiele hat viel dazu beigetragen, diesen Dichter auf der deutschen Bühne heimisch zu machen. Im Jahre 1780 folgte S. einem Rufe an das wiener Hoftheater, kehrte aber bald nach Hamburg zurück und leitete das dortige Theater wieder bis 1798, wo er sich auf ein erkauftes Landgütchen Rellingen zurückzog, um als dramatischer Schriftsteller thätig zu sein. Im Jahre 1811 übernahm er die Leitung der Bühne von Neuem; † den 3. September 1816 zu Rellingen. Als tragischer Schauspieler zeichnete er sich besonders in den Rollen des Lear, als Philipp in „Don Carlos" und als Otto von Wittelsbach aus. Sein meisterhaftes Spiel wurde durch die trefflichste Mimik unterstützt. Mehre seiner Konversationsstücke („Das Testament", „Der Murrkopf", „Der Fähndrich" u. a.) gehören zu dem Besten auf diesem Gebiete. Die meisten seiner Originalstücke und Uebersetzungen enthält die „Sammlung von Schauspielen für das hamburger Theater" (Hamburg 1778—1782, 4 Bde.). Seine „Dramatischen Werke", mit einer Einleitung von Tieck, gab Bülow heraus (Berlin 1831, 4 Bde.). Vgl. Meyer, F. L. S., Hamb. 1819, 2 Bde. S.s Wittwe, geborne Hart aus Petersburg, gleichfalls namhafte Schauspielerin, † den 25. Mai 1829.

2) Antoinette Sophie, berühmte deutsche Schauspielerin, geboren den 20. Febr. 1781 zu Paderborn, Tochter des Schauspielers Bürger, trat schon 1793 bei der tylli'schen Gesellschaft zu Petersburg als Lina in der Oper „Das rothe Käppchen" mit Beifall auf und heirathete in Reval 1795 den Direktor der dortigen deutschen Bühne, Stollmers. Auf Kotzebue's Empfehlung erhielt sie eine Anstellung am wiener Hoftheater, ging aber bald nach Breslau, wo sie für die Oper engagirt wurde. Von Stollmers geschieden, ward sie 1808 nach Hamburg berufen und vertauschte hier bald das naive Rollenfach mit dem tragischen, in dem sie bald als Stern erster Größe glänzte. Im Jahre 1804 heirathete sie den Tenoristen Friedrich Schröder und lebte bis 1813 in Hamburg, wo sie floh, da der Marschall Davoust sie wegen ihrer patriotischen Gesinnung in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und ward dann am wiener Hoftheater engagirt. Nach ihres zweiten Gatten Tode ging sie 1825 eine neue Ehe mit dem Schauspieler Kunst ein, trennte sich aber bald wieder von ihm, machte bedeutende Kunstreisen und ward 1831 am münchener Hoftheater engagirt, von wo sie aber im Frühjahr 1836 einem Ruf an das wiener Hoftheater folgte. Im Jahre 1840 pensionirt, lebte sie lange in München. S. war in der deutschen Kunst eine der Ersten, die im Gegensatz zum Realismus der ifflandschen Schule einer mehr idealistischen Spielweise zum Siege verhalfen; statt allzu strenger Natürlichkeit fand man bei ihr großartige Auffassung und Ausmalung gewaltiger Leidenschaften. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon u. Isabella in der „Braut von Messina".

3) Johann Henrik, schwedischer Geschichtsforscher, geboren den 18. April 1791 zu Westeräs, studirte in Upsala und habilitirte sich daselbst 1815 als Docent der Literaturgeschichte. Als Mitglied des zur Herausgabe der Quellenschriftsteller niedergesetzten Ausschusses redigirte er zwei Theile dieses Werks. Seit 1820 Vorsteher des Münzkabinets zu Upsala, ward er 1830 Oberbibliothekar u. Professor der Literaturgeschichte u. Archäologie an der Universität, sowie Ordenshistoriograph; † den 8. Sept. 1857. Er schrieb „Numismata Anglo-Saxonica" (Upsala 1825, 2 Bde.); „Catalogus numorum Cuficorum" (das. 1827) und gab aus den handschriftlichen Schätzen der Universitätsbibliothek die „Monumenta diplomatica" (das. 1822, 9 Bde.) heraus. Außer der Bibliographie und Numismatik beschäftigte ihn vornehmlich das Studium der vaterländischen Alterthümer. Die Resultate seiner darauf bezüglichen Forschungen hat er meist in der „Svea" und der „Iduna" niedergelegt.

4) Jan, Chef der preußischen Marineverwaltung, geboren den 15. Nov. 1800 zu Vliessingen zu Holland als Sohn eines holländischen Seeoffiziers, verlebte seine Jugend in Kleve, trat 1813 in die holländisch-französische Marine, 1814 als Kadet in die holländische, machte 1816 auf einer Korvette eine Reise nach der Westküste Afrika's und nach Westindien mit und diente von 1818 bis 1826 ununterbrochen in den holländischen Besitzungen in Ostindien. Im Jahre 1821 erwarb er sich als Kommandeur eines Kanonenboots bei einem Angriff auf Palembang den Lieutenantsrang und 1825 nahm er an der Besitzergreifung von Bencoolen, Natal und Padang auf Sumatra Theil. Im Jahre 1826 in sein Vaterland zurückgekehrt, ward er schon im nächsten Jahr abermals nach Ostindien gesandt, kehrte aber schon 1828 nach Holland zurück und verlebte hier zwei Jahre in Nichtaktivität. Im Jahre 1830 zum Lieutenant erster Klasse befördert, deckte er mit zwei Kanonenbooten den Rückzug der holländischen Truppen über die Rupel, betheiligte sich am 27. Okt. 1830 am Bombardement von Antwerpen, sowie an allen kriegerischen Unternehmungen der Holländer bis zur Einnahme der Citadelle dieser Stadt, zu deren Vertheidigern er gehörte, da er vor der Kapitulation seine Kanonenboote verbrannt und sich mit seiner Mannschaft in jene geworfen hatte. Die Jahre 1833—42 brachte er wieder in Ostindien zu, und zwar, mit Ausnahme einer kurzen kriegerischen Episode gegen den Sultan von Tanette auf Celebes, hauptsächlich mit Vermessungsarbeiten beschäftigt. Nach seiner Rückkehr nach Holland ward er zum Kapitän zur See ernannt und begleitete als Kommandant des Admiralschiffs das Geschwader des Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeere, Island und Neufundland. Im Jahre 1846 trat er als Navigationsdirektor in preußische Dienste und erwarb sich in dieser Stellung sowohl um die Navigationschule in Danzig, als um die Organisation der entstehenden preußischen Flotte große Verdienste; 1854 ward er zum Viceadmiral und Chef der in Danzig neugegründeten Marinestation der Ostsee, 1858 zum Viceadmiral ernannt und im März 1859 als Chef der neuerrichteten Marineverwaltung mit Sitz und Stimme im Ministerium nach Berlin berufen.

Schröder-Devrient, Wilhelmine, eine der berühmtesten dramatischen Sängerinnen der Neuzeit, Tochter von Schröder 2), geboren zu Hamburg den 6. Oktober 1805, betrat schon in ihrem fünften Jahre die hamburger Bühne als tanzende Amorine, ward im zehnten Mitglied des hörscheltschen Kinderballets in Wien, ging dann vom Ballet zum Schauspiel über und trat, 15 Jahre alt, zuerst als Aricia in Racine's „Phädra" auf. Den Beifall, den sie als Pamina in der „Zauberflöte" fand, bestimmte sie, fortan ausschließlich bei der Oper zu bleiben. Zu Lehrern im Gesang hatte sie Mozetti in Wien und kurze Zeit Mieksch in Dresden gehabt. Mit der Rolle der Leonore in „Fidelio" stellte sie eine Musterleistung hin, die in der Theaterwelt sprüchwörtlich geworden ist. Bei einem Aufenthalt in Berlin 1823 verheirathete sie sich mit Karl Devrient und ward mit demselben gemeinschaftlich bei der dresdener Bühne engagirt. Nachdem die Ehe 1828 wieder gelöst worden, unternahm sie wieder Kunstreisen, erntete in Berlin in Webers „Euryanthe" den rauschendsten Beifall und ward auch in Paris, wo sie 1830 zum ersten Male auftrat, hochgefeiert. Im folgenden Jahre bei der dortigen italienischen Oper engagirt, machte sie weniger Glück, desto mehr aber in

London, wohin sie 1833 und 1837 wieder berufen ward. Im Jahre 1835 machte sie eine Kunstreise nach Rußland, Oesterreich u. Deutschland. Ihre bewundertsten Rollen waren außer den genannten Euryanthe, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Romeo, die Somnambule, Norma und Valentine. Ueber eine wohllautende, starke und umfangreiche, wenn auch des eigentlichen Metalls entbehrende Stimme verfügend, entwickelte sie die hinreißendste Intensität des Ausdrucks, deren Wirkung durch ein in der That unerreichtes plastisches Spiel und meisterhafte Mimik, sowie Anmuth des Aeußeren noch erhöht ward. Dabei durchdrang sie mit künstlerischem Blick jede Rolle und wußte den Moment geschickt zu erspähen, wo sie die Wirkung kulminiren lassen konnte. Im Privatleben bewies sie sich sehr mildthätig. Nachdem sie 1849 Dresden verlassen, verheirathete sie sich 1850 zu Gotha mit dem livländischen Gutsbesitzer von Bock, dem sie in seine Heimat folgte, kehrte aber schon 1852 nach Deutschland zurück, lebte abwechsend in Berlin und Dresden und † den 26. Januar 1860 zu Koburg. Von ihren beiden Schwestern wirkt Betty, verheirathete Schmidt, in Hamburg als dramatische Sängerin, Auguste, Gattin des im September 1866 verstorbenen Schriftstellers A. Schlönbach, als Schauspielerin am Hoftheater zu Koburg. Vgl. Claire von Glümer, Erinnerungen an W. S., Leipz. 1862, und Wolzogen, W. S., das. 1863.

Schroedter, Adolf, ausgezeichneter Maler im humoristischen Fache, geboren den 28. Juni 1805 zu Schwedt, widmete sich in Berlin von 1822 bis 1829 der Kupferstechkunst, dann zu Düsseldorf vorzüglich unter W. von Schadows Leitung der Malerei, und zwar bei seinem genialen Humor mit Vorliebe dem heiteren Genre, doch sind seine Genregemälde nicht karikaturartig auf augenblickliche Wirkung berechnet, sondern als vollendete Kunstwerke von objektiv gültigem Gehalt und hinsichtlich der Charakteristik ebenso frei studirt, als hinsichtlich der Technik sorgfältig ausgeführt. Im Jahre 1835 wurde er Mitglied der Akademie in Berlin. Zu seinen früheren Bildern gehören die Rheinweinprobe und das rheinische Wirthshaus, 1832 gemalt, dann die trauernden Lohgerber, und der alte Abt und der Pfropfenzieher, eine höchst launige und phantasiereiche Komposition, welche der Künstler selbst radirt hat. Großen Beifall fand sein in Romanenlektüre vertiefter Don Quixote. Spätere Bilder S.s sind: das unter dem Namen des Kunstbeförderers per Axe bekannte, einen fidelen Fuhrmann, der auf seinem Wagen Bilderkisten an den Kunstverein zu N. N. befördert, darstellend; Don Quixote mit Sancho Pansa auf Abenteuer ausziehend, das vollendetste und geistreichste Werk des Künstlers; Falstaff mit höhnischem Lächeln aus der Weinlaube die Rekruten musternd (1837), der Freiherr von Münchhausen bei einer Bowle Punsch seine Jagdabenteuer erzählend, Scene in Auerbachs Keller u. a. m. Mit einem Kirchweihfestgruppen darstellenden Friesen als Zimmerverzierung gewann er den vom rheinischen Kunstverein für dergleichen ausgesetzten Preis. In Frankfurt, wohin er sich 1849 wendete, malte er den Zug des Königs Rheinwein, ebenfalls einen Fries, eine Darstellung voll Laune u. Lust, und den Rattenfänger nach Goethe. Ein späteres Werk sind vier zusammengehörige Aquarellbilder, der Rheinwein, Maitrank, Punsch und Champagner. Eine große Anzahl seiner Kompositionen, namentlich Arabeskenbilder, hat er selbst meisterhaft radirt, worunter der Geist der Flasche, Illustrationen zu Reinicks „Frühlingsglocken“ u. a. m. hervorzuheben sind. Sein Monogramm ist ein Pfropfenzieher. Im Jahre 1855 kehrte er nach Düsseldorf zurück, und 1859 folgte er einem Ruf als Lehrer an die Gewerbschule zu Karlsruhe. Auch seine Gattin, Alwine, geborne Hanser, hat sich durch Illustrationen für Kinderschriften bekannt gemacht.

Schröpfen (scarificatio), diejenige Art der örtlichen Blutentziehung, bei welcher man eine Anzahl seichter Einschnitte in die Haut macht und aus diesen Einschnitten mit Hülfe des Schröpfkopfes das Blut ausfließen läßt. Zum Einschneiden der Haut bedient man sich in Deutschland nur selten einer Lanzette oder eines Messers mit konvexem Schnitt, fast immer benutzt man dazu den sogenannten Schröpfschnäpper (deutscher Skarifikator). Dieses Instrument enthält in einer würfelförmigen Messingkapsel eine Anzahl (12—16) kleine Lanzetten. An der unteren Fläche der Kapsel, welche beim S. auf die Haut gesetzt wird, befinden sich so viel längliche Oeffnungen, als die Kapsel Lanzetten enthält. Letztere sind auf zwei oder drei Wellen befestigt, mittelst welcher sie eine viertelkreisförmige Bewegung aus jenen Oeffnungen heraus machen können. Die Wellen werden durch ein Stellrad festgestellt, wobei die Lanzetten in der Kapsel verborgen sind, und dann durch eine Feder, die man mit Hülfe eines Drückers entspannt, um ihre Axe bewegt; in dem Moment, wo dies geschieht, treten sämmtliche Lanzetten hervor und ritzen die Haut. Gewöhnlich setzt man den Schröpfschnäpper zweimal auf dieselbe Hautstelle auf, und zwar so, daß die zweiten Einschnitte die ersten senkrecht kreuzen. Als Schröpfkopf benutzte man früher eine kleine Glasglocke, in welcher man durch Erhitzen über der Weingeistlampe einen luftverdünnten Raum erzeugte und welche sodann möglichst schnell auf die zu schröpfende Stelle aufgesetzt ward. Durch den Luftdruck wird die unter dem Schröpfkopf befindliche Haut in die Höhe gezogen und das dahin strömende Blut herausgedrängt. Gegenwärtig benutzt man als Schröpfkopf einen kurzen Glascylinder, welcher an einem Ende durch eine Kautschukplatte geschlossen ist. Man drückt die Kautschukplatte mit dem Daumen in den Glascylinder, setzt letzteren auf die Haut und läßt den Daumen los, wodurch die Kautschukplatte sich zurückzieht und einen luftverdünnten Raum im Schröpfkopf erzeugt. Bedient man sich des Schröpfkopfes, um das Blut aus der geritzten Haut herauszuziehen, so heißt er blutiger Schröpfkopf; setzt man ihn aber auf die unverwundete Haut, bloß um das Blut an diese Stelle zu treiben, es aber nicht ausfließen zu lassen, so nennt man dies einen trockenen oder unblutigen Schröpfkopf. Ein solcher trockener Schröpfkopf im kolossalen Maßstab ist der von Junold angegebene Schröpfstiefel. Es ist dies ein großer Glascylinder, in welchen das Bein gesteckt wird.

Das obere offene Ende des Cylinders umfaßt das Glied mit luftdichtem Verschluß. An seinem unteren geschlossenen Ende befindet sich ein Hahn, der mit einer elastischen Röhre und einer Saugpumpe in Verbindung steht. Durch den Schröpfstiefel wird die kräftigste Ableitung des Blutes von den entferntesten Körpertheilen nach dem Gliede, welches den Stiefel trägt, bewirkt. Auch bei starker wassersüchtiger Schwellung der Haut schröpft man zuweilen, aber nur mit der Lanzette oder einem Messer, um das Wasser austreten zu lassen und die Spannung der Haut zu mäßigen. Vgl. Blutentleerung.

Schröter, Johann Hieronymus, namhafter Astronom, geboren den 30. August 1745 zu Erfurt, studirte zu Göttingen die Rechte, daneben unter Kästner Mathematik, besonders Astronomie, wurde 1778 bei der hannöverischen Regierung angestellt und später Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal im Herzogthum Bremen, wo er eine Sternwarte errichtete und wichtige Beobachtungen und Entdeckungen in allen Theilen des Himmels machte; namentlich lieferte er genaue Mondkarten. Er † den 29. August 1816 zu Lilienthal.

Schröter, s. Hirschkäfer.

Schrot, das auf Schrotmühlen gröblich zerkleinerte (geschrotene) Getreide, wie es zur Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigbereitung und als Viehfutter, mitunter auch zum Brodbacken verwandt wird.

Schrot (Flintenschrot, Bleischrot, Hagel), erstarrte Bleitropfen von 0,6 Millimeter bis gegen 6 Millimeter Durchmesser. Von dem feinsten S. (welches im Handel mit den höchsten Nummern bezeichnet wird) gehen 102,600—410,000, von dem gröbsten (mit 00, P, PP im Handel bezeichnet) 480 Stück auf 1 Pfd. Zur Schrotfabrikation schmelzt man 6—7 Ctnr. gutes, weiches Blei mit 2½—3 Pfd. weißem Arsenik und Holzkohle (oder verwendet auch wohl antimonhaltiges Blei) und füllt die geschmolzene Legirung in die Schrotform. Diese besteht aus einer eisernen Pfanne, deren Boden mit sorgfältig gearbeiteten, ungleich großen Löchern versehen ist. Für jede Schrotnummer ist eine besondere Form vorhanden. Man belegt den Boden der Pfanne mit poröser Bleikrätze, welche sich auf dem geschmolzenen Blei bildet, so daß das Metall allmählig hindurchsickert und in Tropfen herabfällt. Die Vorrichtung zum Schmelzen des Blei's befindet sich auf einem 100—200 Fuß hohen Thurm, und die Tropfen erstarren vollständig, indem sie aus dieser Höhe herabfallen. Läßt man die Tropfen aus geringer Höhe in Wasser fallen, so erhält das S. leicht Höhlungen oder eine unregelmäßige Form und zerstreut sich beim Schießen sehr stark. Auch bei Benutzung des Schrotthurms sammelt sich das S. in Wasser, man trocknet es, läßt es über schräge Breter laufen, um die unrunden Körner abzuscheiden, sortirt es durch Sieben und polirt es, indem man es mit etwas Graphit in einer um ihre Axe rotirenden Tonne behandelt.

Schrotleiter, leiterartiges Werkzeug, welches als Unterlage gebraucht wird, um Lasten in einen oder aus einem Keller, von einem oder auf einen Wagen zu schaffen, Anwendung der schiefen Ebene.

Schrotmühle, eine mit Schrotgängen, d. h. solchen Gängen, die keinen Beutel haben, sondern nur Schrot geben, versehene Mühle, dient zum Schroten des Malzes; auch eine eiserne Handmühle zu gleichem Gebrauch, besteht aus 2 eisernen gerippten Cylindern von cirka 2 Fuß Länge und 1 Fuß im Durchmesser, die von 2 Personen mittelst einer Kurbel oder einem Tretrade umgedreht werden.

Schrot und Korn, s. Münzwesen.

Schub, das polizeiliche Fortschaffen nicht legitimirter, verdächtiger oder aus der Strafhaft entlassener Ausländer in ihre Heimat in Begleitung eines Polizei- oder Gerichtsdieners; bei Thieren, namentlich bei Pferden, das Bekommen neuer Zähne.

Schubart, 1) Johann Christian, Edler von Kleefeld, ein um Verbesserung der Landwirthschaft verdienter Mann, geboren zu Zeitz den 24. Februar 1733, war erst Leinweber, dann Kopist, ward 1759 Sekretär des Generals Werner, den er in den siebenjährigen Krieg begleitete, später als Kriegs- und Marschkommissär bei der englischen Hülfsarmee und bereiste hierauf für die Zwecke des Freimaurerbundes mehre europäische Länder. Im Jahre 1768 kaufte er das Rittergut Würchwitz bei Zeitz und 1774 noch die beiden Güter Pobles und Kreischa, führte hier den Klee-, Krapp- und Tabaksbau, sowie das Gypsen und andere rationelle landwirthschaftliche Verbesserungen ein und begründete seinen literarischen Ruf durch eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift über den Futterkräuterbau, der ihm 1784 vom Kaiser von Rußland die Erhebung in den Adelsstand als Edler von Kleefeld erwarb. Er † den 23. April 1787. Seine „Oekonomisch-kameralistischen Schriften" erschienen Leipzig 1783—84 in 6 Bänden, sein „Oekonomischer Briefwechsel" das. 1786 in 4 Heften. Vergl. Joh. Chr. S., Edler von Kleefeld, eine gekrönte Preisschrift, 2. Aufl., Dresden 1846.

2) Christian Friedrich Daniel, deutscher Dichter, geboren am 13. April 1739 (nicht am 26. März, wie gewöhnlich angegeben wird, und ebenso wenig am 22. November 1743, wie Gödeke korrigirend angibt) zu Sontheim in der schwäbischen Grafschaft Limpurg. Sein Vater, der dort als Kantor und Pfarrvikar fungirte, wurde 1740 als Lehrer nach Aalen im Kocherthal versetzt u. erhielt 1744 daselbst das Diakonat. Mit 14 Jahren besuchte S., dessen Begabung erst verhältnißmäßig spät, und zwar zuerst in Bezug auf Musik vortrat, das Lyceum in Nördlingen, wo er die frühesten seiner Dichtungen verfaßte und selbst in Musik setzte. Seit 1756 genoß er den Unterricht in der Schule zum heiligen Geist in Nürnberg, beschäftigte sich aber mehr mit der Tonkunst und mannichfacher Schriftstellerei als mit ernster Wissenschaft und begann schon damals ein regelloses Leben, das zu Erlangen, wo S., auf der Reise nach Jena begriffen, blieb und Student wurde, seine gesteigerte Fortsetzung fand. Wüste Gesellschaft stürzte ihn in Krankheit und Schulden, so daß ihn 1760 die Aeltern heimriefen. Nach einem kurzen Aufenthalt als Hauslehrer in Königs-

bronn kehrte er 1762 abermals nach Aalen zurück, von wo aus er in der Nachbarschaft den Pfarrern als Prediger aushalf, bis ihm 1763 im Spätherbst das Amt eines Präceptors und Organisten zu Geißlingen zu Theil ward. Hier verheirathete er sich schon im Januar 1764 mit der Tochter des Oberzollers Bühler, fing aber bald im Ingrimm über die Unannehmlichkeiten seiner persönlichen und amtlichen Verhältnisse das frühere wüste Leben wieder an, dem die Beschäftigung mit Musik u. Poesie u. jouralistische Thätigkeit zur Seite gingen. Eine Ode auf den Tod des Kaisers Franz I. trug S. das kaiserliche Dichterdiplom ein, wie denn der Dichter überhaupt damals und in seinem späteren Leben seine Leier oft durch Verherrlichung hochgestellter Persönlichkeiten nutzbar machte. In Geißlingen entstanden die „Todesgesänge“ (Ulm 1767) und die „Zaubereien“ (das. 1766), jene unter Klopstocks, diese unter Wielands Einfluß. Im Jahre 1769 wurde S. auf Betreiben des Professors Haug (Vater des Epigrammendichters) und des Oberamtmanns Kerner als Organist und Musikdirektor nach Ludwigsburg berufen. Sein Witz, seine poetischen und musikalischen Gaben führten ihn hier in vornehme Kreise ein, seine unbändige und regellose Art aber störte ebenso den Frieden seines Hauses wie das gute Einvernehmen mit den anfänglichen Gönnern. Ein stadtkundiges Liebesverhältniß mit einer Landsmännin aus Aalen vertrieb S.s Frau aus dessen Hause und brachte ihn selbst auf kurze Zeit in Haft, und als das mannichfache Aergerniß, das sein Wandel erregte, fortdauerte, erfolgte durch den Herzog 1773 S.s Dienstentsetzung und Landesverweisung. Nachdem er sich eine Zeitlang an verschiedenen Orten Süddeutschlands aufgehalten und dann in Mannheim die kaum gewonnene Gunst des Kurfürsten von der Pfalz durch eine unvorsichtige Aeußerung über die mannheimer Akademie verscherzt hatte, wandte er sich nach München, wo er durch den Uebertritt zum Katholicismus sein Glück zu machen hoffte. Der Plan zerschlug sich und S. gedachte nun in Stockholm sein Heil zu versuchen. Er kam jedoch nur bis Augsburg. Dort begann er 1774 die Herausgabe einer Zeitschrift „Deutsche Chronik“, die großen Anklang fand und durch ihre patriotische Haltung u. lebendige Darstellung auch verdiente. Nach kurzer Zeit verbot aber der augsburger Magistrat den Druck des Journals, der dann in Ulm fortgesetzt wurde, wohin S. selbst sich 1775 begab, nachdem er aus Augsburg ausgewiesen war. In Ulm war der Dichter, dessen „Chronik“ sich fortwährender Beliebtheit erfreute, kaum in die beste und ergiebigste Epoche seines Lebens getreten, als ihn Herzog Karl von Würtemberg im Januar 1777 durch den Klosteramtmann Scholl in dessen Amtshaus nach Blaubeuren locken und dann auf den Hohenasperg bringen ließ, um seinen „Unverschämtheiten“ gegen „fast alle gekrönten Häupter auf dem Erdboden“ ein Ende zu machen. Auf dem Hohenasperg hat S. zehn Jahre lang geschmachtet, das erste Jahr in strengster Haft, bis 1782 unter der Obhut des pietistischen Despoten General Rieger, von Weib und Kind getrennt, anfangs aller Bücher und Schreibmaterialien beraubt, später in unwürdiger Weise von dem Festungskommandanten zu den Geschäften eines Gelegenheitspoeten und Privatsekretärs verwendet. Erst im Mai 1787 wurde zufolge der Verwendung preußischer Fürstlichkeiten der körperlich zerrüttete Mann wieder in Freiheit gesetzt und dann, um die Sinnlosigkeit despotischer Willkür voll zu machen, zum Hofdichter und Theaterdirektor in Stuttgart ernannt, wo er die Herausgabe der inzwischen von S.s treuem Freunde Martin Miller, dem Dichter des „Siegwart“, in Ulm zum Besten der Familie weitergeführte „Chronik“ fortsetzte und in nunmehr glücklichen Familienverhältnissen und bei reichlichem Einkommen ruhiger als sonst lebte, ohne jedoch die alte Schmaus- und Zechlust gänzlich zu verleugnen. Er † in Stuttgart am 10. Okt. 1791. S.s Dichtungen u. sonstige schriftstellerische Werke sind das getreue Spiegelbild seiner Persönlichkeit. Wie diese zucht- und haltlos sich lediglich den Eingebungen momentaner Stimmung unterworfen zeigte, so sind auch seine geistigen Produkte in unstäter Flüchtigkeit und ohne künstlerischen Ernst gleichsam auf das Papier und dem Publikum vor die Augen geschleudert. S.s Namen ist bekannt geblieben durch die düsteren Lebensgeschicke des Dichters, ohne diese wären seine Dichtungen, einige wirklich den Volkston treffende, wie das Kaplied, abgerechnet, längst verschollen. Literarhistorisch bedeutend jedoch ist S. indirekt durch die Einwirkungen geworden, die seine Muse auf die jugendliche Schillers unverkennbar gehabt hat. Ueber seine äußeren und inneren Erlebnisse hat der Dichter uns in „S.s Leben und Gesinnungen“ (1. Th., Stuttgart 1791; 2. Th., das. 1793, von seinem Sohne Ludwig herausgegeben) eigene im Kerker abgefaßte Aufzeichnungen hinterlassen, die jedoch die beklemmende Luft des Gefängnisses, in welcher S. zum zerknirschten Pietisten ermürbt war, allzu sehr verrathen, als daß ihnen historische Zuverlässigkeit beizumessen wäre. S.s „Gesammelte Schriften und Schicksale“ erschienen Stuttgart 1839—1840 in 8 Bänden. Vergl. Strauß, S.s Leben in seinen Briefen, Berlin 1849, 2 Bde. Die treubewährte Gattin des Dichters überlebte ihn 28 Jahre und † 1819 in einer Armenanstalt zu Stuttgart. Sein Sohn Ludwig, geboren 1766 in Geißlingen, lebte als Legationsrath in Nürnberg und † 1812 in Stuttgart. Er lieferte Uebersetzungen des shakspeare'schen „Othello“, der Gedichte Ossians und der „Jahreszeiten“ von Thomson. Auch gab er seines Vaters „Ideen zur Aesthetik der Tonkunst“ (Wien 1806) und dessen „Vermischte Schriften“ (Zürich 1812, 2 Bde.) heraus.

Schubert, 1) Gotthilf Heinrich von S., deutscher Naturforscher und Naturphilosoph, geboren den 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, erhielt seine Schulbildung zu Greiz und Weimar, bezog 1800 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, ging aber schon nach einem Jahre in Jena zu dem der Medicin über und wirkte hierauf als praktischer Arzt zu Altenburg, Freiberg, wo er in engem Verkehr mit dem Geognosten Werner stand, und Dresden. Hier hielt er auch Vorlesungen, hauptsächlich über naturphilosophische

Gegenstände, aus denen seine Schrift „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften“ (Dresd. 1808, 4. Aufl. 1840) entstand, und begann die Herausgabe seines naturphilosophischen Werks „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens“ (Leipz. 1806—20, 2 Bde.). Im Jahre 1809 ward er Direktor des neu errichteten Realinstituts in Nürnberg und 1816 folgte er einem Rufe des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust als Lehrer von dessen Kindern; 1819 ging er als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen, 1827 in gleicher Eigenschaft an die neugestiftete Universität in München, wo er auch zum Geheimerath ernannt u. in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen ward und den 1. Juli 1860 †. Die wissenschaftliche Richtung S.s wurde zunächst durch die schellingische Naturphilosophie bestimmt; doch übte zugleich die pietistisch-mystische Richtung bedeutenden Einfluß auf ihn aus, und es ist daher ein Unterschied zu machen zwischen S.s eigentlich wissenschaftlichen Werken und seinen rein ascetischen Schriften. Zu den ersteren gehören, außer den bereits angeführten, unter anderen: „Die Urwelt und die Fixsterne“ (Dresden 1822, 2. Aufl. 1839); „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde“ (Erlangen 1852); seine Handbücher der Mineralogie und Kosmologie &c.; „Symbolik des Traums“ (4. Aufl., das. 1862) und die „Geschichte der Seele“ (Stuttgart 1830, 2 Bde.; 4. Aufl. 1850) mit dem Nachtrag „Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele“ (das. 1845). Zu der anderen Klasse zählen sein „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde“ (Leipzig und Erlangen 1817—44, 5 Bde.); seine Biographie des Pfarrers Oberlin (s. d.) und die „Mittheilungen aus dem Reiche“ in der „Evangelischen Kirchenzeitung“. S. ist nicht allein auf dem Gebiete der naturphilosophischen Forschung durch ein ungewöhnliches Talent für Analogie und Induktion ausgezeichnet, sondern hat auch bei großer Gelehrsamkeit im Gebiete der Chemie, der vergleichenden Anatomie, der mathematischen Astronomie und der Mineralogie, sowie bei einer umfassenden Sprachkenntniß im Reiche des Geistigen Ansichten aufgestellt, die auf die wissenschaftliche Entwickelung der Zeit nicht ohne Einfluß geblieben sind, wiewohl sie noch einer genaueren Sichtung bedürfen. Auch einige Reisewerke, u. A. über den Orient, den er 1836—37 bereist hatte, „Biographien und Erzählungen“ (Erlangen 1847—48, 3 Bde.), „Seebilder“ (das. 1850), „Kleine Erzählungen“ (das. 1852, 2 Bde.) hat er veröffentlicht. Seine Selbstbiographie gab er unter dem Titel „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben“ (Erlangen 1853—55, 3 Bde.) heraus. Noch sind zu erwähnen die „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin Helene Luise von Orléans“ (Münch. 1859, 7. Aufl. 1862).

2) **Franz**, einer unserer größten deutschen Tondichter, wurde am 31. Januar 1797 in Wien geboren, wo sein Vater an der Pfarrschule zu Lichtenthal, einer Vorstadt Wiens, als Lehrer angestellt war. Nachdem Franz den ersten Musikunterricht im väterlichen Hause erhalten hatte, verschaffte ihm seine schöne Stimme 1808 die Aufnahme als Singknabe in das kaiserliche Konvikt. Neben dem theoretischen Unterricht von Ruczizka und Salieri war hauptsächlich die praktische Thätigkeit für S.s künstlerische Ausbildung von größtem Belang, denn er wirkte nicht bloß als Solist im Gesange, sondern lernte auch die Instrumentalwerke J. Haydns und Mozarts kennen, da er bei dem aus den Konviktknaben gebildeten Orchester als erster Violinist verwendet wurde und in gleicher Eigenschaft auf dem lichtenthaler Kirchenchor und bei den Quartettabenden im väterlichen Hause beschäftigt war. Als S.s Stimme in die Mutation kam, konnte er nicht länger mehr als Singknabe verwendet werden, und so kehrte er im Oktober 1813 wieder in das älterliche Haus zurück. Hier lebte er ausschließlich der Tonkunst, bis er, um der Konskription zu entgehen, gegen Ende des Jahres 1814 Schulgehülfe seines Vaters wurde, welches Amt er 3 Jahre hindurch versah, nachdem seine Bewerbung um die Musiklehrerstelle in Laibach keinen Erfolg gehabt hatte. Mittlerweile hatten aber schon mehre seiner Kompositionen in Wien die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf sich gezogen, und so kam es, daß S. 1818 als Sing- und Klaviermeister von dem Grafen J. Esterhazy engagirt wurde und diesem nun nach Ungarn auf sein Gut Zelécz folgte. Im Spätherbst desselben Jahres kehrte er wieder nach Wien zurück und lebte nun hier (einige vorübergehende Ausflüge nach Steiermark und Oberösterreich, sowie einen zweiten Sommeraufenthalt zu Zelécz abgerechnet) bis zu seinem Tode, der am 14. November 1828 erfolgte. Ein Amt hatte S. niemals inne: die ihm angetragene Hoforganistenstelle schlug er aus, und die Stelle des Vicekapellmeisters an der kaiserlichen Hofkapelle, um die er sich 1826 bewarb, ward ihm nicht verliehen. So verbrachte der große Tondichter in nahezu dürftigen Verhältnissen seine Tage. Von der ungemeinen Fruchtbarkeit S.s geben die Opuszahlen seiner Werke allein schon einen hinreichenden Beleg: sie belaufen sich gegenwärtig bis auf 171 (wobei viele ohne Opuszahl erschienene Werke und der aus 50 Lieferungen bestehende Nachlaß nicht mit eingerechnet sind), und gleichwohl ist noch ein großer Theil seiner Kompositionen als Manuskript vorhanden. So sind z. B. bisher nur gegen 360 Lieder gedruckt, während sich die Gesammtsumme derselben etwa auf 600 beläuft. Nicht minder fruchtbar war S. in allen übrigen Fächern der Tonkunst, in Kammermusik (darunter 10 Sinfonien), Kirchenmusik und Oper, und in allen treten uns überströmende Phantasie, Gewalt des Ausdrucks und unerschöpflicher Reichthum hinsichtlich melodischer und harmonischer Erfindung in genialster Originalität entgegen. S. schrieb im Gegensatze zu seinem großen Vorbilde, Beethoven, einen mehr homophonen Styl, demgemäß der modulatorische Theil weniger der freien Stimmführung (dem Kontrapunkt) entspringt, als vielmehr durch rein harmonische Kombinationen zu einer gegebenen Melodie in das Leben gerufen wird. Die hierdurch geminderte Selbstständigkeit der einzelnen Stimmen ist wohl der Hauptgrund für jene

Schattenseite, der man in den Instrumentalwerken S.s begegnet. Die Durchführungen bestehen nämlich nicht selten statt aus thematischer Arbeit aus einfachen Transpositionen, und somit tritt an die Stelle des sich an Bedeutung steigern sollenden Inhalts lediglich die Wiederholung des schon zum Bewußtsein Gelangten. In den Liedern, die schon durch die Forderungen des Textes allein von diesen Ausschreitungen unberührt bleiben mußten, können wir hingegen die Schönheiten der schubertschen Musik völlig ungestört genießen. Hier leistete er sein Eigenthümlichstes und zugleich Vollendetstes, und so feiert das deutsche Lied in S. mit Recht seinen größten und genialsten Meister. Eine ausführliche Biographie S.s gab Kreißle von Hellborn 1865 zu Wien heraus.

3) Friedrich Wilhelm, namhafter deutscher Historiker und Statistiker, geboren den 20. Mai 1799 zu Königsberg, machte 1815 in den Reihen der freiwilligen Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit, studirte dann zu Königsberg namentlich Geschichte, habilitirte sich 1820 daselbst als Privatdocent, erhielt 1823 die Professur der Geschichte, Geographie und Staatskunde daselbst und ward 1844 zum Geheimerath ernannt. Zur Sammlung von Material für die Statistik der europäischen Staaten unternahm er 1828, 1833 und 1846 Reisen durch Süddeutschland, Norditalien, Frankreich, die Niederlande und Oesterreich. Außer kleineren Arbeiten, die zum Theil in den von ihm herausgegebenen „Historischen und literarischen Abhandlungen der königlich deutschen Gesellschaft“ (Königsberg 1830—34, 4 Bde.) erschienen, veröffentlichte er als sein Hauptwerk, das „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa“ (Bd. 1, Th. 1—4; Bd. 2, Th. 1—3, Königsberg 1835 bis 1848), worin dem historischen Element zu einer wissenschaftlichen Begründung der Statistik ein bedeutender Raum zu Theil geworden ist. Als praktischer Kommentar für den staatsrechtlichen Theil des Werks ist die „Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europa's u. der nordamerikanischen Freistaaten“ (Königsberg 1840—50, 2 Bde.) zu betrachten. Mit Rosenkranz besorgte er die Herausgabe der „Sämmtlichen Werke Kants“ (Leipzig 1838—42, 12 Bde.) und gab darin (Band 11) die erste ausführliche Biographie des Philosophen. Im Jahre 1848 ward er Mitglied des deutschen Reichsparlaments, wo er zu der sogenannten Casinofraktion gehörte, 1850 des erfurter Parlaments und 1852 der zweiten preußischen Kammer, in der er sich vorzugsweise an finanziellen Fragen betheiligte.

Schubin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, am Lasowinybruch, hat ein Schloß mit großen Wirthschaftsgebäuden, eine evangelische und katholische Kirche, Synagoge, Leinweberei, Färberei, viele Mahlmühlen und 3319 Einw.

Schubladenstück (pièce à tiroir, Verkleidungsstück), kleines dramatisches Stück, das seinem Wesen nach zum Lustspiel und zu der Posse gehört und besonders darauf hinausgeht, mehre Charaktere in schneller Aufeinanderfolge durch einen und denselben Darsteller vorzuführen. Bekannte S.e sind „Garrick in Bristol“, „Die Leibrente“, „Das Landhaus an der Heerstraße“, „Die Zwillingsbrüder“, „Die Proberollen“ u. a.

Schuckmann, Friedrich, Freiherr von, preußischer Staatsmann, geboren den 26. Dec. 1755 zu Mölln in Mecklenburg-Schwerin, studirte zu Halle, ward 1784 Assessor des Kammergerichts zu Berlin, 1790 Oberbergrichter und zugleich königlicher Münzrichter in Breslau, 1795 Kammerpräsident in Baireuth und im folgenden Jahre auch in Ansbach. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 entfaltete er hier eine große Geschäftsgewandtheit, bis er im Mai des letzteren Jahres von den Franzosen wegen unbegründeten Verdachts der Verrätherei nach Mainz abgeführt und dann in Heidelberg internirt wurde. Im nächsten Jahre wieder in Freiheit gesetzt, ließ er sich zu Hartlieb in Schlesien als Gutsbesitzer nieder. Aber schon 1810 ward er auf Hardenbergs Betrieb zum geheimen Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe, sowie für den Kultus und den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Inneren ernannt; 1814 ward er mit Beibehaltung der Kultur- und Unterrichtsangelegenheiten Minister des Inneren. Im Jahre 1817 vertauschte er die ersteren Stellen mit der Direktion des Berg- u. Hüttenwesens, u. 1819 erhielt er zu dem allgemeinen Polizeidepartement noch die Verwaltung der sogenannten höheren Sicherheitspolizei, sowie bald darauf auch die der Handels- und Gewerbsangelegenheiten überwiesen. Durch Schlagfluß gelähmt, trat er unter gleichzeitiger Erhebung in den Freiherrenstand am 18. April 1834 aus dem Staatsdienst aus und † den 17. September desselben Jahres zu Berlin. S. hat sich unter Anderem durch die Ausführung der sich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen bezüglichen Gesetze große Verdienste erworben.

Schuderoff, Georg Jonathan, protestantischer Theolog, geboren den 24. Oktober 1766 zu Gotha, studirte in Jena, wurde 1797 Diakonus in Altenburg, 1806 Superintendent zu Ronneburg, 1824 Konsistorialrath und 1832 Vertreter der Stadt Ronneburg auf dem altenburger Landtage. Im Jahre 1836 in den Ruhestand versetzt, † er den 31. Oktober 1843. Außer „Kleineren Schriften kirchenrechtlichen und religiös-philosophischen Inhalts“ (Lüneburg 1837) hat er mehre Predigtsammlungen veröffentlicht.

Schübeler, Fredrik Christian, namhafter norwegischer Botaniker, geboren den 25. Sept. 1815 zu Fredrikstadt in Norwegen, studirte Medicin und widmete sich sodann als praktischer Arzt namentlich der Botanik, speciell der Aufsuchung der in Norwegen vorkommenden Algen, generell der Pflanzenphysiologie. Von einer im Auftrag der norwegischen Regierung unternommenen botanischen Reise durch England und Deutschland zurückgekehrt, entsagte er dem ärztlichen Beruf und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Untersuchung der Vegetationsverhältnisse Norwegens, um dadurch den Boden für rationellen Landbau, Ausbreitung der Gärtnerei und Akklimatisation vieler fremden Nutzpflanzen zu ebnen. Die Resultate dieser Forschungen hat er u. A. in dem „Gartenbuch fürs Volk“ niedergelegt. Er fungirt jetzt als Konservator der botanischen

Abtheilung des Universitätsmuseums in Christiania.

Schücking, Christoph Bernhard Levin Anton Matthias, namhafter deutscher Romanschriftsteller, geboren den 6. Sept. 1814 zu Klemenswerth im Münsterschen, besuchte die Gymnasien zu Münster u. Osnabrück, studirte dann zu München, Heidelberg u. Göttingen die Rechte, lebte von 1837 bis 1841 zu Münster, den Winter 1841—42 beim Freiherrn v. Laßberg auf dem alten Schloß Meersburg am Bodensee u. von Ostern 1842 bis Mai 1843 als Erzieher des Prinzen von Wrede auf den Gütern dieses fürstlichen Hauses in Bayern u. Oesterreich. Vom Herbst 1843 bis Juli 1845 verweilte er in Augsburg, an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" betheiligt, vom Oktober 1845 bis Okt. 1852 in Köln als Redakteur des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung", dazwischen 1846 in Paris und im Winter 1847 auf 1848 in Rom u. Neapel. Seit Herbst 1852 ist S.s Aufenthalt theilweise auf seiner Besitzung Sassenberg bei Warendorf, theilweise in Münster gewesen, doch brachte er den Winter von 1864 auf 1865 wieder in Rom zu. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Das malerische und romantische Westphalen" (Lpz. 1839); „Der kölner Dom und seine Vollendung" (Köln 1841); „Ein Schloß am Meer" (Lpz. 1843, 2 Bde.); „Die Ritterbürtigen" (das. 1845, 3 Bde.); „Eine dunkle That" (das. 1846); „Novellen" (Pesth 1846, 2 Bde.); „Rheinisches Jahrbuch für Kunst u. Poesie" (Köln 1846); „Gedichte" (Stuttg. 1846); „Eine Römerfahrt" (Koblenz 1848, 2. Aufl. 1860); „Heinrich von Gagern, ein Lebensbild" (Köln 1849); „Ein Sohn des Volkes" (Leipzig 1849, 2 Bde.); „Der Bauernfürst" (das. 1851, 2 Bde.); „Italia, deutsche Dichter als Führer jenseits der Alpen" (Frankfurt 1851, 2. Aufl. 1857); „Die Königin der Nacht" (Leipzig 1852); „Ein Staatsgeheimniß" (das. 1854, 3 Bde.); „Ein Redekampf zu Florenz", dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen (Berlin 1854); „Welt und Zeit, aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten" (das. 1855); „Eine Eisenbahnfahrt durch Westphalen" (Leipzig 1855); „Von Minden nach Köln, Schilderungen und Geschichten" (das. 1856); „Die Sphinx" (das. 1856); „Der Held der Zukunft" (2. Aufl., Prag 1856); „Der Sohn eines berühmten Mannes" (das. 1857); „Günther von Schwarzburg" (das. 1857, 2 Bde.); „Aus den Tagen der großen Kaiserin" (Wien 1858, 2 Bde.; 2. Aufl. 1861); „Gesammelte Erzählungen und Novellen" (Hannover 1859—65, 6 Bde.); „Paul Bronkhorst oder die neuen Herren" (Leipzig 1859, 3 Bde.); „Bilder aus Westphalen" (Elberfeld 1860); „Die rheider Burg" (Prag 1859, 2 Bde.); „Die Marketenderin von Köln" (Leipzig 1860, 3 Bde.); „Die Geschworenen und ihr Richter" (Hannover 1861, 3 Bde.); „Annette von Droste, ein Lebensbild" (das. 1862); „Eine Aktiengesellschaft" (das. 1863, 3 Bde.); „Frauen u. Räthsel" (Leipzig 1864, 2 Bde.); „Aus der Franzosenzeit, Erzählungen" (das. 1863); „Eine Sammlung ausgewählter Romane" (das. 1864, 12 Bde.). S.s Romane haben alle meist einen glücklich gewählten historischen Hintergrund, wodurch die Anschauungen und Schilderungen an Klarheit, die Charakteristik an Bestimmtheit gewinnen. Die Komposition ist kunstreich, die Durchführung spannend, die Charakteristik lebendig und psychologisch wahr. Die bewegende Seele ist die Emancipation, d. i. die Befreiung des Individuums von der Bevormundung der Familie und des Standes mit ihren gerechten Ansprüchen, Auswüchsen und Ueberspanntheiten, während die Tradition eine reiche Realität von Gestalten u. Zuständen bietet. S.s Darstellung ist glatt, anmuthig und harmonisch, und wie Wenige weiß er frischen Humor an der rechten Stelle und mit weisem Maße einzuflechten. Seine Gattin Luise, geborne von Gall, geboren den 19. Sept. 1815 zu Darmstadt, † den 16. März 1855, hat sich durch „Frauennovellen" (Darmstadt 1845, 2 Bde.) und die Romane „Gegen den Strom" (Bremen 1851, 2 Bde.), „Der neue Kreuzritter" (Berlin 1843), sowie durch das Lustspiel „Ein schlechtes Gewissen" bekannt gemacht.

Schümegh, Komitat und Stadt, s. Somogy.

Schürfen, da, wo man ein bauwürdiges Fossil vermuthet, die Dammerde wegräumen; geschieht auch oft, um frische Wetter zu bekommen, oder den Gang nach seinem Streichen zu untersuchen.

Schütt, 1) (Große S., ungarisch Csallóköz, d. h. die Trügerische), ungarische Donauinsel, wird von dem Hauptstrom der Donau und einem ½ Stunde unterhalb Preßburg links abgehenden Mühlarm derselben (ersek-ujvarer Donau genannt) gebildet, beginnt bei Preßburg und endigt bei Komorn, ist 11½ Meilen lang u. 2—4 Meilen breit, besteht fast ganz aus ungemein fruchtbarer Dammerde und ist reich an Getreide, Obst und Gartenfrüchten aller Art. Sie gehört dem größeren Theil nach zum preßburger Komitat, zum kleineren Theil zur komorner Gespanschaft, wo an der unteren Spitze der Insel die Komitatshauptstadt und Festung Komorn (s. d.) liegt; zum kleinsten Theil zur wieselburger und raaber Gespanschaft. Die Insel enthält an 200 Ortschaften mit magyarischen Einwohnern und wurde in früherer Zeit wegen des trefflichen Obstes, das auf ihr wächst, Arany-Kert (d. i. goldener Garten) genannt. — 2) (Kleine S., Szigetköz), Insel daselbst, am rechten Ufer der großen Donau, wird auf der anderen Seite von der wieselburger Donau (einem Donauarm, in welchen die Leytha mündet) umflossen, gehört zu den Gespanschaften Wieselburg und Raab und erstreckt sich, der mittleren großen Insel S. gegenüber liegend, in einer Länge von 6 Meilen von Bajka bis unterhalb Raab. Sie ist weit schmaler als die große S., enthält aber viele Ortschaften und ist ebenfalls reich an Getreide und Obst, auch an Geflügel und mancherlei Wild.

Schüttenhofen (Sussice, Suttice), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pisek, links an der Watawa, am östlichen Fuße des Berges Swatobor, hat 2 Vorstädte, 2 Kirchen, ein Rathhaus, ein Kapuzinerkloster, ein Bürgerspital, Fabrikation von Zündhölzchen, Phosphor, Leder, Spiritus, Bierbrauerei und 3900 Einwohner.

Schüttgelb (gelber Karmin), hell- oder goldgelbe Farbe, welche zum Anstreichen und zum Färben des Leders dient und aus einem Farblack mit viel überschüssiger Kreide oder thonhaltiger Erde besteht. Man bereitet sie, indem man eine Abkochung von Gelbbeeren, Gelbholz, Quercitron, Curcuma, Wau, Birken- oder Roß-

kastanienblättern auf Kreide gießt und diese nach einiger Zeit auswäscht und trocknet. Man kocht z. B. 1 Theil zerstoßene Gelbbeeren mit 4—6 Theilen Wasser und $^{1}/_{5}$ Theil Alaun, filtrirt die Brühe, gießt sie auf $^{1}/_{2}$—$^{3}/_{4}$ Theile Kreidepulver und verfährt wie angegeben.

Schüttorf, Stadt in der hannöverischen Landdrostei Osnabrück, Grafschaft Bentheim, an der Vechte, mit altem Schloß Altona, Pergamentfabrikation und 1703 Einwohnern.

Schütz, 1) Heinrich (auch Sagittarius genannt), einer der berühmtesten Tonmeister des 17. Jahrhunderts, wurde am 5. Oktober 1585 zu Köstritz im Voigtlande geboren, kam schon 1591 mit seinen Aeltern nach Weißenfels und in seinem dreizehnten Jahre als Singknabe in die Kapelle des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel. Da er aber nach dem Willen seiner Aeltern die Musik nicht als Beruf wählen sollte, ging er 1607 nach Marburg, um Rechtswissenschaft zu studiren. Durch den Landgrafen Moritz bewogen, die Musik wieder aufzunehmen, ging er 1609 nach Venedig, um den Unterricht Giovanni Gabrieli's zu genießen. Im Jahre 1612 kehrte er nach Kassel zurück und erhielt hier in der Kapelle eine Anstellung, die aber dürftig gewesen zu sein scheint, da er schon nach kurzer Zeit seine juristischen Studien wieder aufzunehmen sich veranlaßt fand. Im Jahre 1614 ward er gelegentlich einer Hoffestlichkeit nach Dresden berufen und vom Kurfürsten zum Kapelldirektor ernannt. In dieser Stellung, welche er 1615 antrat, hob er die dresdener Kapelle zu einer allgemein bewunderten Höhe. Die Stürme des dreißigjährigen Kriegs veranlaßten ihn 1628, vorerst Dresden wieder zu verlassen und sich nach Venedig zu begeben. Im Jahre 1631 durch den Tod seines Vaters wieder nach Dresden zurückberufen, verweilte er nur kurze Zeit daselbst, um sich abermals nach Italien zu begeben. Im Jahre 1634 zurückgekehrt, wurde er durch die Kriegsereignisse am Wiedereintritt in sein Amt gehindert und begab sich deshalb nach Kopenhagen, von hier 1638 nach Braunschweig und Lüneburg und 1642 zum zweiten Male nach Kopenhagen, wo ihm der König die Direktion seiner Kapelle übertrug. Nach dem Friedensschlusse erst kehrte er wieder in seine Stellung nach Dresden zurück und † hier am 6. November 1672. Von seinen Zeitgenossen wurde S. „der Vater der deutschen Musik" genannt. Er gehörte zu den originellsten und selbstständigsten Meistern Deutschlands während des 17. Jahrhunderts und ist als einer der entschiedensten Repräsentanten damaliger deutscher Musik anzusehen. Ausführliche Verzeichnisse seiner in Druck erschienenen, ausschließlich der geistlichen Musik angehörigen Werke finden sich in Beckers „Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts" und in Fétis' „Biographie universelle". Ungedruckt blieb eine Passionsmusik (S.' letztes und zugleich bedeutendstes Werk), deren Manuskript sich auf der dresdener Bibliothek befindet, und die Oper „Daphne" (nach Rinuccini's gleichnamigem Text deutsch bearbeitet von Martin Opitz), schon deshalb merkwürdig, weil sie bis jetzt wenigstens als die erste deutsche Oper angesehen wird. Sie wurde 1627 aufgeführt, ist aber leider verloren gegangen. Das Beste und zugleich Ausführlichste über S. findet sich in Winterfelds „Gabrieli und sein Zeitalter", Berlin 1834.

2) Christian Gottfried, verdienter Humanist, geboren den 19. Mai 1747 zu Duderstadt, studirte zu Halle, ward 1769 Inspektor des theologischen Seminars zu Halle, 1776 außerordentlicher Professor daselbst, 1779 Professor der Poesie und Beredtsamkeit zu Jena, wo er mit Wieland und Bertuch 1785 die „Allgemeine Literaturzeitung" gründete, und 1804 Professor der Literaturgeschichte und Beredtsamkeit zu Halle, wo er mit Ersch die „Halle'sche Literaturzeitung" fortsetzte. Er † den 7. Mai 1832. Er lieferte treffliche Ausgaben des Aeschylus (Halle 1808—22, 5 Bde.), Cicero (Leipzig 1814—20, 20 Bde.), Aristophanes (das. 1821, 2 Bde.) u. A. Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt unter dem Titel „Opuscula philologica et philosophica" (Halle 1830).

3) Friedrich Karl Julius, Historiker, Sohn des Vorigen, geboren 1779 zu Halle, studirte in Jena, ward 1801 Privatdocent und 1804 Professor der Philosophie in Halle, begleitete seit 1811 seine Gattin, die Schauspielerin Händel (Händel-Schütz), auf ihren Kunstreisen und trat selbst auf der Bühne auf. Nach Trennung seiner Ehe lebte er in Hamburg und Leipzig, wo er den 4. Sept. 1844 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Geschichte der Republik Frankreich" (Jena 1802, 2. Aufl. 1808); „Handbuch der Geschichte Napoleons I." (das. 1810); „Geschichte der französischen Revolution" (Halle 1820); „Goethe's Philosophie" (Hamburg 1825—27, 7 Bde.); „Stimme Friedrichs des Großen aus seinen Werken" (Braunschweig 1828, 5 Bde.); „Anthologie aus Müllners Werken, nebst dessen Leben" (Meißen 1830, 4 Bde.); „Epigrammatische Anthologie" (Halle 1806—7, 3 Bde.); „Zach. Werners Biographie und Charakteristik" (Grimma 1841, 2 Bde.) u. A. m.

4) Henriette Händel-S., berühmte deutsche Schauspielerin, geboren 1770 zu Döbeln in Sachsen, Tochter eines herumziehenden Schauspielers, trat schon im 12. Jahre als Balletttänzerin und im 13. als jugendliche Liebhaberin auf den kleinen Provinzialtheatern der Mark Brandenburg und Pommerns auf und ward durch Engel in Berlin für das Theater ausgebildet. Im Jahre 1785 ging sie an das Hoftheater zu Schwedt, unternahm seit 1789 mit ihrem Gatten, dem Tenoristen Eunicke, Kunstreisen und war sodann von 1796 an unter Iffland eine Zierde des berliner Theaters, sowohl in hochtragischen, als in gemüthlichen Rollen. Im Jahre 1797 trennte sie sich von ihrem Gatten, und verheirathete sich 1802 mit dem Arzte Meyer in Berlin und, 1806 auch von diesem geschieden, mit Doktor Händel zu Stettin, worauf sie das Theater verließ, endlich nach dessen Tode im folgenden Jahr mit dem Professor Friedrich Karl Julius S. [s. S. 3)] zu Halle. Jetzt begann die Künstlerin pantomimische Studien und übte sich in Darstellungen nach dem Vorbilde der englischen Lady Hamilton. Durch genaues Studium der Antiken in Dresden, durch geniale Auffassung alles dessen, was zur Gruppirung und Drapirung gehört, und eine ausgezeichnete Mimik erwarb sie sich, unterstützt durch edle Züge des

Gesichts und schöne Körpergestalt, schnell Beifall. Ihre Niobe, Agrippina, Galatea, Hagar, Cleopatra und eine Reihe Madonnen waren ächte Kunstschöpfungen, die sie in Begleitung ihres Mannes mit großem Erfolg in den Hauptstädten Deutschlands, Schwedens, Rußlands, Dänemarks und in den Niederlanden producirte. Erst 1817 kehrten beide Gatten nach Halle zurück. Im Jahre 1830 ward jedoch auch diese ihre vierte Ehe getrennt. S. lebte fortan bei einer in Köslin verheiratheten Tochter und † am 4. März 1848.

Schütze, das elfte Zeichen des Thierkreises (♐), Sternbild, das in der Ekliptik den Raum von 25° ♐ bis 28° ♑ einnimmt, aus 65 Sternen besteht und als Centaur mit Bogen und Pfeil abgebildet wird. Es reicht nur mit dem oberen und vorderen Theile in den Thierkreis; am Rücken und Bogen zeigen sich einige Sterne dritter Größe, durch welche die Milchstraße geht. Mitten in derselben ist der erste Punkt des Steinbocks, wo die Sonne am kürzesten Tage erscheint. Nordwärts über dem S.n steht der Antinous und der sobieski'sche Schild. Zwischen dem S.n und dem Skorpion steht ein Theil des Ophiuchus im Thierkreise.

Schütze, s. v. a. Weberschiffchen; s. Weberei.

Schütze, Johann Stephan, Dichter, Erzähler und theoretisch-ästhetischer Schriftsteller, geboren den 1. Nov. 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, besuchte die Domschule daselbst, studirte zu Erlangen und Halle Theologie, widmete sich aber sodann, von seinem Oheim mit einem Jahrgehalt unterstützt, nur literarischer Produktion und lebte mit seinem Freunde Jariges (später als Schriftsteller unter dem Namen Beauregard Pandin bekannt) erst zu Dresden, später zu Weimar, wo er den 19. März 1839 als Hofrath †. Seine „Gedichte“ erschienen in 2 Sammlungen (Leipzig 1810 und Berlin 1830). Außer kleinen Lustspielen, die in Almanachen zerstreut sind, aber beim großen Publikum wenig Beifall fanden, und verschiedenen Aufsätzen ernsten und scherzhaften Inhalts lieferte er namentlich Erzählungen, gesammelt in den „Heiteren Stunden“ (Dresden 1822—24, 3. Bde.). Auch redigirte er eine Zeitlang das „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“. Als Humorist und Novellist zeigte S. eine harmlose, gemüthliche, oft ergötzliche, aber oft auch breite und platte Laune. Kenntniß des Lebens und der Menschen, wie Lebendigkeit der Darstellung und ansprechender Styl sind ihm indessen nicht abzusprechen. Vergl. seine Selbstbiographie, Neuhaldensleben 1834, 2 Bde.

Schützengesellschaften (Schützengilden), Vereine von Bürgern, welche Uebung in der Handhabung der Waffen, namentlich des Schießgewehres, bezwecken, der letzte Rest der alten Waffenfähigkeit, die einst dem deutschen Bürger wie als Recht so auch als Pflicht zukam und mit der Machtentwickelung der Städte aufs engste zusammenhing. Durch die Eifersucht und Anmaßung, mit der Adel und Fürsten den emporblühenden Städten entgegentraten, sahen sich letztere genöthigt, behufs steter Kampfbereitschaft ihr Kriegswesen zu ordnen. Während die patriotischen Geschlechter Waffen u. Rüstung der Ritter annahmen, wählten die übrigen nach Zünften oder Stadtvierteln geordneten Bürger andere Waffen, vornehmlich die von den Rittern verschmähte Armbrust (s. d.), und zur Uebung in wirksamer Führung derselben bildeten sich Schützenvereine in der damals üblichen Form von Gilden. Dieselben hatten Schützenhäuser und Schießbahnen und eine durch Beiträge und Vermächtnisse gegründete und unterhaltene Vereinskasse und hielten jährlich Schützenfeste ab, welche für die Bürger bald dieselbe Bedeutung wie die Turniere für die Ritter gewannen. Die Glanzzeit dieser Feste fällt in das 15. und 16. Jahrhundert und dauerte noch bis ins 18. hinein, und auch Adel und Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, an denselben als eingeladene Gäste Antheil zu nehmen. Den Städten aber selbst dienten diese Feste zur Schließung oder Befestigung von Bündnissen, wodurch sie auch eine politische Bedeutung erhielten. Auch das Feuergewehr lernten die Bürger bald mit Geschick handhaben, und es bildeten sich bald für diese Waffe besondere Vereine, während von den anderen die Armbrust noch geraume Zeit beibehalten ward. Mit dem Aufhören ihres ursprünglichen Zwecks verloren die S. nach und nach ihre Bedeutung und sanken zu bloßen Vergnügungsgesellschaften herab, welche durch besondere Uniformirung, den gemeinschaftlichen Besitz eines Schützenhauses und einer Schießbahn, auch wohl sonstigen, durch Vermächtnisse und Geschenke einer früheren Zeit angesammelten Grund- oder Kapitalbesitz zusammengehalten werden. Nur wo es an jeder anderen bewaffneten Macht in einer Stadt fehlt, sind sie wohl verpflichtet, im Nothfall die Polizei zu unterstützen. Die Schützenfeste wurden zu den sogenannten Vogelschießen herabgedrückt, bei denen das Abschießen eines Vogels oder Sterns von einer aufgerichteten Stange Nebensache, Vergnügungen der mannichfaltigsten Art aber Hauptsache sind. In der neuesten Zeit suchte man auch diese Vereine wieder zu beleben und ihnen als Pflanzschulen geübter Schützen selbst eine politische Bedeutung zu geben. Nach dem Vorbilde der schweizerischen Schützenfeste oder Freischießen ward vom 8.—11. Juli 1861 ein allgemeines deutsches Schützen- und Turnfest zu Gotha abgehalten und bei dieser Gelegenheit die Gründung eines allgemeinen deutschen Schützenbundes verabredet und angebahnt. Das zweite allgemeine deutsche Schützenfest fand vom 13.—22. Juli 1862 in Frankfurt am Main Statt. Diesem reihte sich im Juli 1865 ein deutsches Bundesschießen in Bremen an. Vgl. Förster, Die Schützengilden, Berlin 1856.

Schuh, Fußbekleidung, welche aus Leder, oder aus seidenen, wollenen, baumwollenen Stoffen mit Ledersohlen, sowie auch aus Holz, Bast, Ginster, Filz 2c. gemacht wird. Der unterste Theil derselben, die Sohle, ist gewöhnlich von Leder und bedeckt nur den unteren Fuß. Nach dem verschiedenen Stoffe, aus welchem der obere, den Fuß bedeckende Theil dieses S.es besteht, unterscheidet man seidene, Tuch-, Zeuch-, Sammet-, Lederschuhe. Die neuerer Zeit aufgekommenen Kautschuküberschuhe kommen besonders von Wien, Berlin, Leipzig, Hamburg 2c. Holzschuhe werden im westlichen Frankreich, sowie in Holland und Dänemark und hier und da in Deutschland stark getragen. In Spanien und

Portugal macht man S.e aus einer Gattung Ginster (Espartogras) und in Böhmen aus Schilfrohr. Bastschuhe werden besonders in Rußland gefertigt. Die S.e wurden zuerst im Orient getragen, wo man wegen der zu großen Hitze des Sandes nicht mit bloßen Füßen gehen konnte. Die Hebräer gaben den S.en die Form von Sandalen. Man zog jedoch die S.e aus, wenn man an heiligen Orten oder in Trauer ging; auch bei Besuchen legte man sie im Vorzimmer ab, und zu Hause trug man gar keine S.e. Auch in Griechenland legte man die Sandalen erst beim Aufstehen und Ausgehen an. Philosophen von strengerer Lebensweise trugen gar keine S.e und die Pythagoräer solche von Baumrinde. Die Römer hatten verschiedene Arten von S.en. Die der Plebejer waren schwarz und mit einem Bande zusammengebunden; die der Patricier und Senatoren roth, weiß ꝛc., mit 4 Bändern, die bis an das Schienbein in einander geflochten waren. Die Soldaten trugen mit Nägeln beschlagene Sohlen, deren Riemen bis an den Unterschenkel reichten; erst später nahmen sie die eherne Fuß- oder Schenkelbedeckung an. Im Mittelalter trug man S.e bald mit gerade ausgehenden Spitzen, bald mit Schnäbeln, die in die Höhe gekrümmt und bei Vornehmen und fürstlichen Personen 1—2 Fuß lang waren. Eine eigenthümliche Mode war auch die, die Spitzen abzuschneiden, so daß die Zehen daraus hervorsahen, welche man mit Ringen schmückte. Später trug man vorn abgestumpfte S.e von fast dreieckiger Gestalt, bis allmählig die jetzige, der Gestalt des Fußes allein angemessene Form gebräuchlich ward.

Was die Schuhmacherarbeit anlangt, so wird das zugeschnittene Leder durch Aufweichen im Wasser geschmeidiger gemacht und auf dem Leisten (einem aus Holz geschnittenen Fuße) mit kleinen Nägeln (Zwecken) aufgespannt (gezweckt). Nachdem die Oberstemmen, 2 kleine Kalbleder, welche die beiden Seiten des Vorderfußes, und die Afterleder, welche den Hinterfuß verstärken sollen, eingesetzt sind, werden Brandsohle und Oberleder zusammengenäht. Das Nähen geschieht mit einem starken Hanffaden (Draht), der mit Pech eingerieben wird, damit er kein Wasser annehme, an beiden Enden spitzig gemacht und mit einer Schweinsborste versehen ist, damit man ihn leicht durch die mit der Pfrieme gestochenen Löcher hindurchziehen kann. Man hat verschiedene Nähte, so die Verbindungsnaht, um 2 Stücke Leder zu verbinden; die Sohlennaht, um damit die Sohlen zu befestigen; die Stichnaht, welche in kleinen Entfernungen überspringt und mit einer eigenen Ahle vorgestochen wird; die Kreuznaht, bei der sich die Fäden so kreuzen, daß sie nicht durch dasselbe Loch laufen, sondern über die einzelnen zusammen zu heftenden Theile überspringen; die Saumnaht, zum Säumen und Befestigen der Stulpen an Stiefeln. Hat das Ganze Stiefel- oder Schuhform, so wird unten rings an das umgebogene Oberleder ein starker Lederstreifen, der Rahmen, u. an diesen die eigentliche Sohle angenäht. Damit zwischen der gleich anfangs vor dem Oberleder auf dem Leisten aufgezweckten Brandsohle und der eigentlichen Sohle kein hohler Raum entstehe, wird ein Lederstück (Einlage) dazwischen gelegt. Ist die Sohle angenäht, so wird sie beschnitten. Dann werden bei stärkerem Schuhwerk noch die Absätze aufgesetzt, welche aus aufeinander geleimten und durch Holznägel befestigten Lederstücken, Kuchen, oder auch aus Holz bestehen und dann nur mit Leder überzogen sind. Alle einzelnen Lederstückchen und auch das Futter werden mittelst eines Kleisters aus Roggenmehl aneinander geleimt. Nach dem Ausziehen des Leistens folgt das Glätten, sowie das Ausreiben der Nähte mit dem Ausreibholz oder Glättzahn und das Glätten der zuvor beraspelten Sohlen mittelst des Glättknochens oder Glätteisens. Endlich folgt bei den S.en das Säumen, bei Stiefeln das Annähen des Schaftes, wobei der Stiefel über ein Stiefelholz geschlagen wird. Die sogenannten Stiftstiefeln erhalten keinen Rahmen und unterscheiden sich von den gewöhnlichen Stiefeln dadurch, daß das Oberleder mit Brand- und Hauptsohle statt durch Pechdraht durch 2, im Gelenk durch 3 Reihen vierkantiger, kleiner Stifte aus zähem Holz verbunden wird, die ein Hammerschlag in runde Pfriemenstiche tiefer eintreibt. Die sogenannten Schuhmaschinen dienen zum Besohlen der S.e und Stiefel mit Messingschrauben, welche letztere aus Messingdraht sogleich durch die Maschine selbst geschnitten und in die Sohle eingedreht werden. Die Ansichten über die Leistungen dieser Maschinen sind sehr getheilt. Viel wichtiger für die Schuhmacherei ist jedenfalls die Nähmaschine, welche zum Nähen des Oberleders sehr allgemein benutzt wird. In neuerer Zeit hat man auch wasserdichte Sohlen angewendet; man schabt nämlich Korkholz mit einer scharfen Feile zu Holzmehl, bestreicht die Brandsohle des Stiefels oder S.es mit starkem Leim und streut das Korkpulver darauf und wiederholt dies, wenn der Leim trocken ist, sechs- bis achtmal; Gleiches geschieht auch mit der zweiten Sohle.

Schuiskoi, russische Fürstenfamilie aus dem Geschlecht Huriks, deren namhaftestes Glied Wassilij Iwanowitsch S. ist. Derselbe ließ den ersten der falschen Dmitri's [f. Demetrius 3) e)] den 17. Mai 1606 im Schlosse zu Moskau aufheben, als Betrüger entlarven und hinrichten, worauf er selbst unter dem Namen Wassilij III. den Thron der Czaren bestieg. Er behauptete denselben gegen einen zweiten falschen Dmitri, Iwan Bolotnikow, sowie gegen einen anderen Abenteurer, Peter, der sich für einen Sohn Feodors II. Borissowitsch ausgab, ward aber 1610 an einen dritten falschen Dmitri, der von den Polen und Schweden unterstützt Moskau belagerte, ausgeliefert und fand seinen Tod in einem polnischen Kloster wahrscheinlich durch Gift.

Schuja, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, an der Tesa, hat 5 Kirchen, eine Kreisschule, lebhafte Industrie, namentlich in Baumwolle, Leinwand, Seife und Pelzwerk, 2 Messen und 8602 Einwohner.

Schuld (debitum), die aus einem Rechtsgrund zu entrichtende Leistung, besonders an Geld und Geldeswerth (Passivum), welcher die Forderung des Gläubigers (Activum) entspricht. In Handelsbüchern führt man die S. unter Debet oder Sollen, die Forderungen unter Kredit oder Haben auf.

Die Vergleichung beider bildet die Bilanz. Man unterscheidet hypothekarische S.en, Wechsel-, Buchschulden (die bloß in den Handelsbüchern des Gläubigers notirte S.) 2c. Sodann bezeichnet S. den Zusammenhang zwischen der Handlung eines Menschen und einer Verletzung der Rechtsordnung, vermöge dessen diese Störung auf jene Handlung als auf ihre Ursache zurückgeführt, zur S. zugerechnet wird. S. Culpa. In moralischer Beziehung bezeichnet S. den sittlichen Unwerth, welcher durch die Nichtachtung des moralischen Gesetzes bewirkt wird, also das dem Menschen als mit freiem Willen begabtem Wesen sittlich anzurechnende Böse.

Schuldbrief, s. v. a. Schuldschein.

Schuldentilgungskasse, die Kasse, in welche die nach Deckung anderweitiger Ausgaben gemachten Erübrigungen aus dem Staats- oder Gemeindeeinkommen fließen, um zur Abtragung von Schulden benutzt zu werden.

Schuldhaft, Entziehung der persönlichen Freiheit, welche nach manchen Gesetzen unter gewissen Voraussetzungen verfügt werden kann, um den Schuldner zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu nöthigen. Dieselbe tritt besonders bei Wechselschulden ein. Früher und auch jetzt noch in England in weit ausgedehnterem Maß als dermalen in Deutschland in Gebrauch, haben sich für die Abschaffung der S. neuerdings viele Stimmen erhoben.

Schuldisciplin, s. Schule.

Schuldner (debitor), Derjenige, welcher einem Anderen, dem Gläubiger (creditor), etwas zu leisten hat.

Schuldschein (Obligation), schriftliche Urkunde, worin sich Jemand als Schuldner wegen einer Geldsumme oder eines Güterwerthes bekennt. Der S. ist nicht der Grund der Verpflichtung, sondern erleichtert nur deren Beweis. Beim Darlehen aber, wo die S.e hauptsächlich vorkommen, kann der Gläubiger deren Beweiskraft 2 Jahre lang von der Ausstellung an durch die einfache Behauptung, das Darlehen nicht empfangen zu haben (querela non numeratae pecuniae), beseitigen, sei es, daß er dieselbe als Einrede der Klage des Gläubigers entgegensetzt, sei es, daß er selbst klagend den S. zurückfordert, oder bei dem Gläubiger schriftlich oder gerichtlich Protest erhebt. Dem Gläubiger bleibt aber selbstverständlich das Recht, den Beweis der Darlehenszahlung in anderer Weise zu führen. Auch ist die Behauptung des Nichtempfangs ausgeschlossen, wenn der Aussteller des S.s ausdrücklich auf dieselbe verzichtet, oder den Empfang durch Zinsen- oder Rückzahlung, oder nach der gewöhnlichen Ansicht durch besondere Quittung anerkennt. Uebrigens ist jeder Zeit der Gegenbeweis gegen den Inhalt eines S.s zulässig, kann aber nicht durch Eidesantrag geführt werden. Soll aus einem S. im Exekutivprozeß geklagt werden, so ist erforderlich, daß er nicht allein den Gläubiger und den Schuldner und die geschuldete Leistung, sondern auch den Verpflichtungsgrund (causa debendi) deutlich bezeichnet, und daß die Leistung nicht an eine Bedingung geknüpft ist. Uebrigens wird neuerdings die Beweiskraft auch einer solchen schriftlichen Anerkennung einer Schuld angenommen, welche einen weiteren Verpflichtungsgrund nicht bezeichnet. Der S. kommt hauptsächlich beim Darlehen vor, und das römische Recht verordnet in dieser Beziehung, daß ein S. erst 2 Jahre nach der Ausstellung Beweiskraft haben soll, so daß sich der Schuldner vor Ablauf dieser Zeit mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen kann. Will sich der Gläubiger daher in dieser Beziehung sicher stellen, so muß er sich entweder noch eine besondere Quittung ausstellen lassen, oder er muß die Zahlung in Gegenwart von 2 Zeugen machen. Der S. ist entweder auf einen bestimmten, genannten Gläubiger, oder auf den jedesmaligen Inhaber (au porteur, s. d.) gestellt; Letzteres besonders bei Staatsschuldscheinen. In Handelsgeschäften vertritt das Conto corrente und überhaupt das Handelsbuch die S.e.

Schule, Anstalt zur Bildung der Jugend durch erziehenden Unterricht. Muß das Bedürfniß nach S.n anerkannt werden, so ist auch eine Verpflichtung vorhanden, für die Befriedigung desselben zu sorgen. Wer diese Verpflichtung zu erfüllen hat, darüber ist vielfach gestritten worden. Sicherlich ist es zunächst eine an die Aeltern zu stellende sittliche Forderung, daß sie für die Bildung und Erziehung ihrer Kinder Sorge tragen. Sind sie nicht selbst im Stande, diese Aufgabe zu lösen, so müssen sie Andere, d. h. Lehrer und Erzieher, zu Hülfe nehmen, und vermag eine einzelne Familie nicht, den dazu erforderlichen Aufwand zu bestreiten, so ist es natürlich und liegt nahe, daß sich mehre Familien vereinigen, um für den gemeinschaftlichen Unterricht ihrer Kinder einen Lehrer zu gewinnen. So entstehen Privatschulen, d. h. S.n, welche entweder von einem oder mehren Lehrern auf ihre eigenen Kosten errichtet werden und durch die Beiträge der Schüler sich erhalten, oder deren Gründung von mehren Familien ausgeht, welche gemeinschaftlich den erwachsenden Aufwand tragen. Den Privatschulen stehen entgegen die öffentlichen S.n, welche vom Staat oder von einzelnen Gemeinden (Gemeinde- oder Kommunalschulen) unter Aufsicht des Staats gegründet und unterhalten werden. In Rücksicht auf ihren Zweck, auf die Gegenstände des Unterrichts, auf ihre Erziehungsmittel 2c. zerfallen die S.n in allgemeine, in Standes- und in Berufs- oder Specialschulen. Außerdem theilt man sie auch ein in höhere und niedere S.n. Zu den allgemeinen S.n gehören nur die Elementarschulen, in welchen die Kinder bis zum 9. oder 10. Jahre in den sogenannten Elementen (s. Elementarunterricht) unterrichtet werden. Sie heißen darum allgemein, weil die Elementarbildung, welche sie geben, für jeden Stand, jeden Beruf, für alle Verhältnisse nothwendig ist. Unter die Standesschulen rechnet man die Volksschulen, welche wieder Dorf-, Armen-, niedere Bürger-, Knaben- oder Mädchenschulen sein können; dann die höheren Bürgerschulen, die Realschulen, Lyceen, Progymnasien und lateinischen S.n, Gymnasien. Wie die Realschulen, Gymnasien 2c., an den Unterricht der Volksschulen anknüpfend und auf ihm weiter fortbauend, dem Knaben und dem Jüngling eine höhere und umfassendere Bildung zu geben suchen,

so verfolgt in Bezug auf das weibliche Geschlecht die höhere Mädchen- oder Töchterschule ein ähnliches Ziel. Zu den Berufsschulen gehören die Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Militär-, Marineschulen, landwirthschaftlichen Institute, Kunstakademien ꝛc. Die Spitze oder den folgerechten Abschluß des gelehrten Schulwesens bildet die Universität mit ihren Fakultäten, während die Berufsschulen dagegen auf die polytechnische S. hinweisen, die ihrer Idee nach eine Hochschule für Gewerbtreibende sein und möglichst viele höhere Specialschulen in sich vereinigen soll. Ueber die Nothwendigkeit der Erziehung und des Unterrichts ist man, wie oben angedeutet, einverstanden; nicht so über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit der Jugendbildung in S.n. Nicht wenige Pädagogen geben der Familienerziehung, wenn sie durch den Unterricht eines oder mehrer tüchtigen Privatlehrer ergänzt wird, den Vorzug. Und in der That fällt in die Augen, daß, wo der Lehrer sich der Ausbildung nur eines oder weniger Zöglinge widmet, er energischer und mit mehr Erfolg wirken kann, besonders weil er die Individualität des Zöglings bei weitem mehr zu berücksichtigen im Stande ist, weil er die Kraft, den Fleiß, die Aufmerksamkeit nicht unter Viele zu vertheilen braucht, sondern vielmehr auf einen oder wenige Schüler koncentriren kann. In öffentlichen S.n leisten in der Regel nur die Fähigen etwas Ausgezeichnetes, die minder Begabten erheben sich nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit, weil, besonders bei gehäufter Schülerzahl, es nicht möglich ist, den Einzelnen die erforderliche Sorgfalt zu Theil werden zu lassen; auch wird durch die Wirksamkeit vieler Lehrer, die entweder gleichzeitig oder in verschiedenen Klassen sich mit den Schülern beschäftigen, trotz aller Sorgfalt nicht immer eine Einheit in der Erziehung und das nothwendige Ineinandergreifen des Unterrichts erreicht; endlich erschwert nichts so sehr die eigentlich moralische Erziehung, als die Anhäufung vieler Kinder auf einem Punkte. Dagegen ist auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß die Privaterziehung oft einseitig bleibt, sowohl in ihrer Einwirkung auf die Charakterbildung, als in dem Unterricht, und daß sie nicht immer im Stande ist, für das Leben in einer größeren Gemeinschaft die wünschenswerthe Vorbereitung zu geben. Daß die S. als solche an Mängeln leidet, ist nicht zu leugnen; aber ebenso wenig ist zu verkennen, daß eine zweckmäßige Einrichtung, eine tüchtige Disciplin, ein methodisch geordneter und wohl ineinandergreifender Lehrplan viel zur Abwehr von schädlichen Einflüssen beitragen, und etwas, was die S. leistet, vermag kein Privatunterricht zu bieten: die Gewöhnung zum Zusammenleben mit Anderen und unter Anderen nach einem für Alle geltenden Gesetze. Durch die S. wird der Uebergang aus dem Familienleben in größere und weitere Kreise vermittelt, und in dieser Vermittelung liegt eine Abwehr oder doch wenigstens eine Verminderung der Gefahren, welche für die Sittlichkeit so leicht entstehen, wenn der Schritt aus dem engen Familienkreise hinaus in die Welt plötzlich und in schroffer Weise geschieht. Daß das Zusammenleben und Zusammenlernen mit Altersgenossen anregt, Wetteifer hervorruft, daß, wo böses Beispiel schadet, auch gute Beispiele Gutes stiften, daß gar oft die S. ersetzt, was der älterlichen Erziehung mangelt, daß sie oft wieder gut macht, was diese verdorben hat, ist durch vielfache Erfahrung bewiesen. Das Hauptmittel, durch welches die S. ihre Zwecke erreicht, ist die Schulzucht oder Schuldisciplin, die aber nicht bloß in der Verhütung und Bestrafung von Vergehungen, sondern in der Gewöhnung an Ordnung, Aufmerksamkeit, Fleiß, gesittetes Betragen, überhaupt an alles Gute und Löbliche besteht. Das Kind muß angehalten werden, recht zu leben, bevor es sich noch aus eigener Einsicht und vernünftigen Gründen dazu entschließen kann. Die Handhabung der Schulzucht beruht aber weniger auf theoretischen Anweisungen und Vorschriften, als auf praktischer Gewandtheit und auf der Persönlichkeit des Lehrers. Die Schulordnung und die Schulgesetze sollen das äußere Schulleben regeln und bestimmen vornehmlich die Schulstrafen. Obwohl letztere nirgends ganz zu entbehren sind, so ist doch das festzuhalten, daß eine gute Schuldisciplin, welche Vergehungen vorbeugen kann und soll, das Maß der Strafen auf ein Minimum herabsetzen muß. Die Ueberwachung der Schuldisciplin ist Sache der Schulinspektion, welche dafür zu sorgen hat, daß die Lehrer die rechte Thätigkeit entwickeln und die Hindernisse, welche der Schulerziehung sich entgegenstellen, nach Kräften zu beseitigen suchen muß. Von der Schulverwaltung unterscheidet sich die Schulinspektion im engeren Sinne dadurch, daß sie in einer unmittelbaren Beobachtung des Schullebens durch periodische Schulbesuche besteht. Die Schulinspektion ist Lokal- oder Specialinspektion, wenn sie sich auf die Ortsschulen, sie ist Oberschulinspektion, wenn sie sich über die S.n eines ganzen Bezirks oder Landes erstreckt. Die Zusammensetzung der Behörde, welche die S.n zu beaufsichtigen hat, ist in verschiedenen Ländern eine verschiedene; fast überall aber besteht sie aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern. Die städtischen S.n stehen in der Regel unter der unmittelbaren Aufsicht des Oberpfarrers und des Magistrats (Kirchen- und Schulenamt), die Landschulen unter der des Superintendenten und des ersten Verwaltungsbeamten des Bezirks. Wo die Leitung des gesammten Schulwesens in den Händen des Staats liegt, ist entweder dem Oberkonsistorium oder dem Ministerium des Kultus ein Schulmann als sachverständiges Mitglied beigegeben, welcher die specielle Verwaltung dieses Departements hat. Wo die Geschäfte zu ausgedehnt sind, werden mehre als Referenten angestellt. An den höheren S.n, welche aus mehren Klassen bestehen und an denen von mehren Lehrern unterrichtet wird, hat der Dirigent zunächst das Recht und die Pflicht der Inspektion.

Was in der S. zu lehren ist und welche Einrichtungen zu treffen sind, hängt natürlich von den verschiedenen Zwecken der einzelnen Anstalten ab; aber diese mögen in Hinsicht auf die Bestimmung der Schüler, auf die Gegenstände des Unterrichts ꝛc. noch so verschieden sein, Eins haben sie mit einander gemein, und das gibt ihnen

ihre hohe Bedeutung: die S.n sind die Kanäle, durch welche in alle Klassen des Volks Bildung strömt, und eine Anstalt, welcher die Erziehung und der Unterricht des heranwachsenden Geschlechtes anvertraut ist, hat zum guten Theil entweder das Verdienst der Tüchtigkeit, oder die Schuld der Untüchtigkeit desselben, wenn es erwachsen ist. Die S. besitzt eine nur sehr allmählig und still wirkende, aber gewaltige Macht, und wer sie beherrscht, der beherrscht einen großen Theil der geistigen und sittlichen Entwickelung des Volks. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die Frage über die Selbstständigkeit oder Abhängigkeit der S. vielfachen und lebhaften Streit hervorgerufen hat. Als eines der wichtigsten Institute und zu Folge ihrer nachhaltigen Einwirkung auf das gesammte geistige und sittliche Leben im Staate kann die S. unmöglich diesem gegenüber eine vollkommen selbstständige Stellung beanspruchen; sie muß sich vielmehr seiner Oberaufsicht unterwerfen und sich eine Kontrole ihrer Thätigkeit gefallen lassen. In welches Verhältniß sich nun freilich diese Oberaufsicht stellen müsse zu dem der S. ebenfalls nothwendigen Grade von Freiheit, welche Einrichtungen zu treffen seien, um auf der einen Seite zügellose Ungebundenheit, auf der anderen drückende, einer mannichfaltigen und reichen Entwickelung hinderliche Bevormundung zu vermeiden, welche Grenzen man dem Lehrer in Bezug auf das Materielle und Formelle seines Unterrichts setzen dürfe: dieses Alles zu bestimmen, ist Sache einer weisen, das Interesse des Staats und der S. gleichmäßig berücksichtigenden Gesetzgebung, durch welche überhaupt die Stellung der S. zum Staat geregelt werden muß. Die S. werde Staatsanstalt — ist ein oft gehörter und seit den letzten Jahren wieder mit besonderer Lebhaftigkeit ausgesprochener Wunsch sehr vieler Lehrer gewesen, der zunächst durch die klägliche Lage des Volksschulwesens und fast überall da, wo die Sorge für dasselbe bloß in den Händen der Gemeinden lag, veranlaßt war. Auch ist es ein ansprechender Gedanke, wenn der Staat das gesammte Schulwesen unter seine Leitung nähme und so in dasselbe Zusammenhang, Einheit, Vollständigkeit käme. Nur dann aber kann man ohne Nachtheil für die S. wünschen, daß der Staat die Leitung des gesammten Unterrichtswesens in die Hand nehme, wenn eine auf die Grundsätze vernünftiger Freiheit gebaute Verfassung der individuellen Thätigkeit so viel Spielraum läßt, als ohne Beeinträchtigung des Ganzen und ohne Nachtheil für das Staatswohl möglich ist; wenn er sich nicht einmischt in die inneren Fragen der Wissenschaft und der Pädagogik; wenn er die nicht zu vermeidende Beaufsichtigung der S.n Männern von Fach, d. h. der S. selbst übergibt und nur dann einschreitet, wo erweislich das wahre Interesse des Staats gefährdet ist. Geschieht dies, werden die Lehrer, die natürlich der Staat anzustellen hat, und von deren Brauchbarkeit und Tüchtigkeit er sich überzeugen muß, in ihrer Thätigkeit nur von Sachverständigen überwacht, greift der Staat nicht willkürlich in das Materielle und Formelle des Unterrichts ein und sichert er den Lehrern ein ausreichendes, ihrer Stellung angemessenes Einkommen, dann läßt sich hoffen, daß die S. als **Staatsanstalt** gedeihen werde. Aber nicht bloß das Verhältniß der S. zum Staat, sondern auch die Stellung derselben zur **Kirche** muß geregelt sein. Zwischen der Kirche und der S. ist ein dreifaches Verhältniß möglich: die S. ist entweder von der Kirche ganz abhängig, oder sie steht gleichberechtigt neben ihr, und zwar so, daß ein innerer Zusammenhang Statt findet, oder beide Anstalten kümmern sich gar nichts um einander. Das erste Verhältniß ist nach dem jetzigen Stande der Bildung ein extremes und entbehrt jeder inneren Berechtigung. Die S. wurde oft von den Geistlichen bald als Dienerin, bald als Tochter der Kirche bezeichnet und aus diesem untergeordneten Verhältniß ein Recht auf die innere Leitung und Beaufsichtigung derselben hergeleitet. Aus historischen Gründen wurde besonders dieses Recht deshalb in Anspruch genommen, weil die S., insbesondere die Volksschule, aus der Kirche hervorgegangen, weil der Unterricht der Jugend von den Familien, den Gemeinden, dem Staate der Kirche ausdrücklich oder stillschweigend übertragen sei, weil endlich die Kirche fortwährend für Gründung von Volksschulen gewirkt, ja aus ihrem eigenen Vermögen solche gestiftet habe. Man kann zugeben, daß diese historischen Ansprüche gegründet seien, und braucht deswegen noch nicht einzuräumen, daß die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens der Kirche gebühre. Ist nämlich die S. selbstständig geworden, vermag sie auf ihren eigenen Füßen zu stehen, ist es ihre Aufgabe, auch solche Zwecke zu verfolgen und zu fördern, welche mit der Kirche gar nichts gemein haben und welche diese als solche nicht einmal fördern kann, dann entbehren die Ansprüche auf gänzliche Leitung des Unterrichtswesens von Seiten der Kirche jede vernünftigere Berechtigung, und der Kampf gegen diese Abhängigkeit der S. ist um so mehr geboten, je mehr die starre, orthodoxe kirchliche Partei in Verbindung mit Pietisten und Mystikern die S. in Fesseln zu legen strebt. Diese extrem theologische Richtung will von keiner Pädagogik wissen, welche nicht ihre Regeln von der Theologie empfängt, und sie verlangt von der Volksschule ausschließlich, daß sie das kindliche Gemüth empfänglich mache für den Glauben der Kirche. Gegen diese Ansicht hat sich seit Jahren von Seiten der S. ein heftiger Kampf erhoben, dessen Ziel man gewöhnlich mit dem Ausdruck **Emancipation der S.** bezeichnet. Zuerst haben sich die gelehrten S.n von der Aufsicht der Kirche frei gemacht (s. **Gymnasium**), und die neu gegründeten Real- und höheren Bürgerschulen traten gleich mit einer gewissen Selbstständigkeit in dieser Beziehung ins Leben. Wie der Kampf, welchen die Volksschule begann, zunächst gegen ein Extrem gerichtet war, so führte er auch vielfach wieder zu extremen Ansichten, insbesondere zu der Behauptung, daß die S. sich gegen die Kirche vollkommen indifferent verhalten müsse, daß sie mit ihr gar nichts Gemeinsames habe, und daß auch der Religionsunterricht unabhängig von dem kirchlichen Standpunkte zu ertheilen sei. Die Wahrheit ist, daß die S. gleichberechtigt neben der Kirche steht, daß ein innerer Zusammenhang zwischen der S.,

für welche religiöse Bildung etwas Wichtiges und Wesentliches ist, und der Kirche, welche die äußere, die sichtbare Form des religiösen Volkslebens ist, Statt findet, daß beide Anstalten gemeinsam nach einem Endziel streben, nach der sittlich-religiösen Fortbildung des Volks. Das ist das wahre und naturgemäße Verhältniß, aus welchem jedoch keineswegs ein Aufsichtsrecht der Geistlichkeit über den Religionsunterricht folgt. Ueber die Geschichte des Schulwesens s. Pädagogik, Erziehung, Gymnasium, Realschule, Volksschule; über den jetzigen Stand desselben in den einzelnen Ländern die denselben gewidmeten Artikel.

Schulenburg, von der, altes, besonders in der preußischen Provinz Sachsen, Brandenburg, Hannover und Braunschweig begütertes Adelsgeschlecht, dessen Stammvater, Werner v. d. S., 1119 bei der Eroberung von Akka in Syrien fiel. Es blüht in einer weißen u. einer schwarzen Linie; die erstere ist wieder getheilt in die ältere weiße Linie, bestehend aus den Häusern Hehlen und Betzendorf mit den drei Speciallinien Wolfsburg (mit noch zwei Nebenlinien), Betzendorf u. Detzel, u. die jüngere weiße Linie, aus den Häusern Trampe, Altendorf (freiherrlich), Emden, Altenhausen, Bodendorf, Burgscheidungen, Bitzenburg und Angern bestehend. Die schwarze Linie theilt sich in das ältere gräfliche Haus Lieberose und das jüngere adelige Haus Priemern. Es gingen aus dem Geschlechte 4 Feldmarschälle, 25 Generäle, 3 Heermeister des Johanniterordens, 6 Staatsminister und 4 Bischöfe hervor. Sein Wappen besteht aus drei rothen Greifenklauen in Silber. Die namhaftesten Sprößlinge sind: Johann Matthias, Reichsgraf v. d. S., Erbherr auf Emden, Feldmarschall im Dienste der Republik Venedig, geboren den 8. August 1661 zu Emden bei Magdeburg, trat 1685 in den Dienst des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, machte seit 1687 7 Feldzüge gegen die Türken mit und erhielt 1693 mit dem Oberstengrad das Kommando eines Dragonerregiments, mit welchem er bei der Armee des Prinzen Ludwig von Baden focht. Im Jahre 1698 trat er als Generalmajor und Chef eines deutschen Regiments in die Dienste des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, ward 1699 bei Stillung des Aufruhrs der Waldenser verwendet und führte 1701 eine Brigade bei der Armee des Marschalls Catinat. Im folgenden Jahre trat er als Generallieutenant in die Armee Augusts II. von Polen und befehligte in der für die Sachsen unglücklichen Schlacht bei Klissow (19. Juli 1702) die das Centrum bildende sächsische Infanterie. Im Winter 1704 erhielt er in Polen das Kommando über die ganze mobile Armee und bewerkstelligte, der schwedischen Uebermacht weichend, einen meisterhaften Rückzug nach Sachsen. An der Spitze eines aus Sachsen und Russen gebildeten Corps rückte er im Januar 1706 abermals in Polen ein, ward jedoch von dem schwedischen Feldmarschall Renschild bei Fraustadt den 13. Februar geschlagen. Im Jahre 1708 ging S. nach Flandern zur Armee des Herzogs von Marlborough, wohnte der Schlacht von Oudenaarde und der Belagerung von Lille und Tournay bei, befehligte bei Malplaquet (den 11. September) 40 Bataillone Sachsen und Reichstruppen, nahm dann an der Belagerung von Mons, sowie 1710 unter Eugen an der von Douay Antheil und zwang Bethune (den 28. August) zur Uebergabe. Im April 1711 verließ er den sächsischen Dienst und trat am 15. Okt. 1715 in die Dienste der Republik Venedig. Gleichzeitig erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand. Die von ihm geleitete Vertheidigung Korfu's mit ganz beschränkten Mitteln vom 25. Juli bis 20. August 1716 ist eine der berühmtesten Affairen der neueren Kriegsgeschichte. Ihr folgte die Einnahme der Festung Butrinto und die Besetzung von Santa-Maura. Im Jahre 1718 unternahm S. einen Einfall in Albanien, mußte sich aber in Folge des zu Passarowitz geschlossenen Friedens wieder zurückziehen. In den folgenden 29 Jahren richtete S. sein Hauptbestreben auf die Entwickelung der inneren Streitkräfte Venedigs. Er † den 14. März 1747 zu Verona. Die Republik ließ ihm zu Korfu 1717 ein Denkmal errichten. Vgl. F. A. von der Schulenburg, Leben u. Denkwürdigkeiten des Joh. Matth. v. d. S., Leipz. 1834, 2 Bde. Achaz v. d. S., geboren 1669 zu Apenburg in der Altmark, trat 1690 in preußische Kriegsdienste, that sich hauptsächlich in dem spanischen Erbfolgekriege hervor und † 1731. Adolf Friedrich, Graf v. d. S., geboren 1685 zu Wolfenbüttel, stand von 1705—13 in hannöverischen Diensten, machte als Major die Schlachten bei Oudenaarde und Malplaquet mit, trat hierauf in die preußische Armee und nahm an den Feldzügen in Pommern und am Rhein (1734) Theil. Unter Friedrich dem Großen focht er als Generallieutenant der Kavallerie 1741 bei Mollwitz und † in Folge einer daselbst empfangenen Wunde. Levin Rudolf v. d. S., geboren 1727, war während des siebenjährigen Kriegs beständiger Begleiter Friedrichs des Großen und † 1788 als preußischer Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister. Karl Friedrich Gebhardt, Graf v. d. S., aus dem Hause Wolfsburg, verließ den preußischen Staatsdienst, um in westphälischen zu treten, und wurde von dem Prinz-Regenten von England, nachdem der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1815 bei Quatrebras gefallen war, als Vormund seines Nachfolgers an die Spitze der Landesverwaltung von Braunschweig gestellt. Er † den 25. December 1818. Friedrich Albrecht, Graf v. d. S., aus dem mit ihm ausgestorbenen Hause Kloster-Roda, geboren den 18. Juni 1772 in Dresden, studirte in Leipzig und Wittenberg, wurde 1794 Attaché der kursächsischen Gesandtschaft in Wien, 1799 außerordentlicher Gesandter am dänischen und 1800 am russischen Hofe, hielt sich 1804—10 in Frankreich auf, vertrat 1814 den König von Sachsen beim wiener Kongreß und unterzeichnete am 15. Mai 1815 den Traktat mit Preußen, Oesterreich und Rußland. Zum geheimen Rath ernannt und bei dem preußischen und russischen Kabinet zugleich akkreditirt, begleitete er die Alliirten nach Paris, worauf er auch bei dem König von Frankreich beglaubigt wurde. Sodann ging er als Gesandter nach Wien, ward 1828 zum Konferenzminister ernannt, 1830 aber von Wien abberufen und in den Ruhestand versetzt. Er †

den 12. September 1853 auf seinem Gut Kloster-Roda. Die Chefs des Hauses Lieberose der schwarzen Linie und des Hauses Priemern, Friedrich, Graf v. d. S., geboren den 13. Juli 1801, und Wilhelm, Graf v. d. S., geboren den 15. Juni 1806 zu Berlin, sind erbliche Mitglieder des preußischen Herrenhauses. Vgl. Danneil, Das Geschlecht der v. d. S., Salzwedel 1847.

Schulhoff, ausgezeichneter Pianist, geboren den 2. August 1825 zu Prag, hatte Kisch und Tedesco zu Lehrern im Pianospiel und Tomaschek zum Lehrer in der Theorie, bildete sich dann noch mehre Jahre zu Paris weiter aus und erwarb sich hier und auf Kunstreisen durch fast ganz Europa durch sein Spiel, sowie durch seine Komposition, namentlich die dem Salonstyl angehörenden, schnell einen Namen. Später ließ er sich in Dresden nieder. Sein Spiel vereinigt die Vorzüge vollendeter, sorgfältigst durchgebildeter, durchaus musterhafter Technik und männlich kraftvoller, energischer, dabei aber stets maßvoll edler Darstellungsweise in sich und ist von intensivem Feuer, sowie einem eigenthümlichen rhythmischen Zuge belebt. Manche seiner zahlreichen Kompositionen bekunden eine glückliche Befähigung für die höheren, ernsteren Anforderungen der Kunst, z. B. 2 Klaviersonaten, ein Allegro agitato, ein Capriccio appassiamento u. 2 Scherzi, doch liegt der Schwerpunkt seiner produktiven Bedeutung in dem von ihm vertretenen feinen Salongenre, welches er durch eine Reihe ebenso geistreicher als geschmackvoller u. außerordentlich wirksamer Tonstücke von melodischer, harmonischer und rhythmischer Gestaltung bereichert hat.

Schulpforta, s. Pforta.

Schulrath, die zur Beaufsichtigung der Schulen eines Distrikts eingesetzte kollegialische Behörde; ein höherer Staatsdiener, welchem die Beaufsichtigung des Schulwesens obliegt; auch Titel von Schuldirektoren.

Schuls (Schuols), Flecken im schweizerischen Kanton Graubünden, im Unterengadin, am Inn, 3725 Fuß über dem Meere, mit 950 Einw. und berühmten Natronsäuerling- u. Schwefelquellen, worunter die Campellsquelle auf Wy und die St. Florinusquelle auf Suot Saß die bedeutendsten sind. Von Interesse sind auch die zwischen S. u. Fettan befindlichen beiden Gasquellen Mofetta felix und Mofetta del Dragun.

Schultens, Albrecht, namhafter Orientalist, geboren 1686 zu Gröningen, studirte hier, zu Leyden und zu Utrecht Theologie, ward 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, 1713 Professor der orientalischen Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Franeker und † daselbst den 26. Januar 1750. Er begründete durch seine „Origines Hebraicae“ (Franeker 1724, 2 Bde.; Leyden 1733) und „Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae“ (Leyden 1737) eine bessere grammatische Behandlung der hebräischen Sprache und erwarb sich auch um die arabische Verdienste durch Bearbeitung der Grammatik von Erpenius (das. 1730 u. öfter), sowie durch die „Monumenta vetustiora Arabiae“ (das. 1740). Auch sein Sohn Johann Jakob S., geboren 1716 zu Franeker, † den 27. November 1778 als Porfessor zu Herborn, und sein Enkel, Heinrich Albrecht S., geboren 1749 zu Herborn, † 1793 als Professor zu Leyden, waren namhafte Orientalisten.

Schulter (humerus), die seitliche Erhöhung am oberen Umfang des Brustkastens, von welcher der Arm herabhängt. An dem Aufbau des Knochengerüstes der S. nehmen 3 Knochen Antheil, nämlich das Schlüsselbein, das Schulterblatt und der Oberarmknochen. Das Schlüsselbein (clavicula) ist ein schwach S-förmig gebogener Knochen, vermittelst dessen die ganze obere Extremität am Rumpfe eingelenkt ist. Denn sein inneres, etwas angeschwollenes Ende ist durch ein straffes Gelenk an den oberen Rand des Brustbeins befestigt. Sein äußeres, von oben nach unten etwas breitgedrücktes Ende bildet mit dem Acromion des Schulterblatts zusammen ein Dach für das Schultergelenk und für den Kopf des Oberarmknochens. Das Schlüsselbein ist der härteste Knochen am kindlichen Körper, und gerade seine Härte und Unbiegsamkeit scheint der Grund zu sein, weshalb er am häufigsten von allen Knochen bei Kindern zerbricht. Das Schulterblatt (scapula) bildet in der Hauptsache eine sehr dünne Knochenplatte von unregelmäßiger dreieckiger Gestalt und liegt auf allen Seiten von Muskelmassen umgeben, zu beiden Seiten der Wirbelsäule am oberen Theil des Rückens. Die längste Seite seines Dreiecks liegt parallel der Wirbelsäule und am weitesten nach innen. Von der unteren Ecke geht schief nach oben und außen die mittellange Seite des Dreiecks, während dessen kleinste Seite den oberen Rand der Knochenplatte bildet. Die nach vorn sehende Fläche des Schulterblattes ist flach ausgehöhlt, die hintere Fläche ist mehr eben, zerfällt aber durch eine quer verlaufende, senkrecht auf dem Schulterblatt stehende hohe Leiste (die Schultergräte) in eine obere, kleinere grubenförmige und in eine untere, viel größere Abtheilung (fossa supra- u. infraspinata, von gleichbenannten Muskeln überdeckt). Da, wo der obere und äußere Rand des Schulterblattes zusammenstoßen, befindet sich auf einem kurzen Halse sitzend die verhältnißmäßig kleine, nach außen sehende Gelenkfläche, an welcher der Kopf des Oberarmknochens artikulirt. Vom oberen Rande des Schulterblattes geht kurz vor der Gelenkfläche ein starker, gekrümmter Fortsatz (Rabenschnabelfortsatz) nach vorn ab. Er dient zum Ansatzpunkt für mehre Schulter- u. Armmuskeln. Die Schultergräte aber geht mit ihrem äußeren Theil in einen mehr horizontalen, nach vorn und außen gerichteten Fortsatz (acromion, Schulterhöhe) über, welcher mit dem äußeren Ende des Schlüsselbeins durch ein straffes Gelenk verbunden ist und mit diesem zusammen ein Dach über dem Schultergelenk bildet. Letzteres verbindet das Schulterblatt mit dem Oberarmknochen (os humeri s. brachii). Das Schultergelenk ist das freieste des ganzen Körpers, was darauf beruht, daß die große kugelige Gelenkfläche des Oberarmknochens nur durch eine weite Kapsel, aber nicht durch beschränkende Nebenbänder mit der viel kleineren Gelenkfläche des Schulterblattes verbunden ist. Auf der anderen Seite entspringt hieraus die Möglichkeit einer leichteren u. deshalb häufigeren Verrenkung des Schultergelenkes. Die schöne Schulterwölbung wird bedingt durch einen starken und flei-

schigen Muskel (musculus deltoideus), welcher vom Schlüsselbein und an der Schultergräte entspringt, das Schultergelenk von oben und von den Seiten her bedeckt und an der Mitte des Oberarms endigt. Dieser Muskel erhebt den Arm in der Richtung nach außen. Alle übrigen zahlreichen und kräftigen Muskeln, welche in der Schultergegend vorkommen, sind zur Bewegung des Armes und der S. selbst nach den verschiedensten Richtungen hin bestimmt. Von der Seite des Halses her tritt das Armnervengeflecht zusammen mit der großen Schlagader des Arms, welche hier den Namen Schlüsselbeinarterie führt, unter dem Schlüsselbein hinweg in die Achselhöhle und an die innere Fläche des Oberarms. Alle Nerven und Arterien der Schultergegend gehen von diesen Gefäß- und Nervenstämmen ab.

Schultheiß (Schulze, eigentlich Schuldheiß, neulat. sculdarius, scultotus, franz. maire, engl. baillif, mayor), ursprünglich derjenige Beamte, welcher die Mitglieder einer Gemeinde zur Leistung ihrer Schuldigkeit anzuhalten hat, dann überhaupt s. v. a. Gemeindevorsteher. Nach ihrer verschiedenen Stellung unterscheidet man den Stadtschultheißen (in neuerer Zeit gewöhnlich Bürgermeister genannt) von dem Dorfschultheißen (auch Bauernmeister genannt); ferner den Amtsschultheißen, welcher für die Ausführung der landesherrlichen Anordnungen zu sorgen hat, von dem Lehnschultheißen, welcher dem Patrimonialherrn untergeben ist.

Schults, Adolf, namhafter Dichter, geboren den 5. Juni 1820 zu Elberfeld, † daselbst als Kaufmann den 2. April 1858, hat sich durch folgende Dichtungen bekannt gemacht: „Gedichte" (2. Aufl., Magdeburg 1847); „Zu Hause" (Elberf. 1851); „Der Harfner am Herd" (Wien 1858) und die beiden epischen Gedichte „Martin Luther" (Lpz. 1853) und „Hugo Capet" (Elberfeld 1855).

Schultze, Johann Abraham Peter, namhafter Komponist für den Volksgesang, geboren den 30. März 1747 zu Lüneburg, hatte Kirnberger in Berlin zum Lehrer in der Musik, bereiste 1770 im Gefolge einer polnischen Fürstin Frankreich und Italien, wurde 1780 Kapellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg und ging 1787 in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen. Er † den 10. Juni 1800 zu Schwedt, wohin er sich schon 1795 zurückgezogen hatte. Mehre seiner Melodien, z. B. „Am Rhein, am Rhein ꝛc.", sind in das Volk übergegangen. Auch seine Oratorien, Chöre, Gesänge aus Racine's „Athalie" (1785), „Minona" (1786), die Oper „Aline" (1789) gehören zu den hervorragenden Arbeiten seiner Zeit. In einer neuen Art Partiturdruck erschien sein Oratorium „Johannes u. Maria" (Kopenh. 1791).

Schulz-Schultzenstein, Karl Heinrich, namhafter Physiolog, geboren den 8. Juli 1798 zu Altruppin, studirte zu Berlin Medicin und Chirurgie und ward 1825 außerordentlicher und 1833 ordentlicher Professor der Medicin daselbst. Er entdeckte die Säftebewegung in den höheren Pflanzengeschlechtern, stellte Untersuchungen über die Organisation u. Entwickelungsgeschichte der Blutkügelchen an und suchte nachzuweisen, daß das thierische und menschliche Leben ein fortdauernder innerer Wechsel von Erzeugen und Absterben verjüngter Formengebilde (Bildung und Mauser) sei. Ausdehnung und Zusammenziehung der Muskelfasern stellte er als aktive Thätigkeiten, sowie auch die Muskelbewegung als eine von den Nerven unabhängige, selbstständige Funktion der Muskelfasern dar. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen" (Berlin 1824); „Die Natur der lebendigen Pflanzen" (das. 1823, 2 Bde.); „Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner inneren Organisation" (das. 1832); „Das System der Cirkulation in seiner Entwickelung durch die Thierreihe und im Menschen" (Stuttgart 1836); „Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur" (Berlin 1842, 2. Aufl. 1850); die von der pariser Akademie gekrönte Preisschrift „Sur la circulation et sur les vaisseaux lactifères dans les plantes" (das. 1839); „Neues System der Morphologie der Pflanzen (das. 1847); „Die Verjüngung im Pflanzenreich" (das. 1851); „Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung" (das. 1844); „Die Verjüngung im Thierreich" (das. 1854); „Allgemeine Krankheitslehre" (das. 1844—45, 2 Bde.); „Die Heilwirkungen der Arzneien" (das. 1846) und „Neues System der Psychologie" (das. 1855). Versuche über die thierische Elektricität und über die Elektricität in Krankheiten machte er in Frorieps „Tagesberichten" bekannt.

Schulz, 1) David, protestantischer Theolog, geboren am 29. Nov. 1779 zu Pürberg bei Freistadt in Niederschlesien, widmete sich zu Halle theologischen und philologischen Studien, habilitirte sich sodann daselbst als Docent in der philosophischen Fakultät, folgte 1809 einem Ruf als Professor nach Frankfurt a. d. O. und siedelte 1811 mit dieser Universität nach Breslau über, wo er 1819 auch zum Mitglied des königlichen Konsistoriums für Schlesien ernannt, dieser Stelle jedoch 1845 wegen seiner rationalistischen Richtung enthoben ward. Er † den 17. Febr. 1854 zu Breslau. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Der Brief an die Hebräer, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen" (Berlin 1818); „Die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtext des Neuen Testaments" (Leipzig 1824, 2. Ausg. 1831); „Die christliche Lehre vom Glauben" (das. 1834). Auch trat er bei mehren Gelegenheiten als kräftiger Streiter für vernunftmäßiges Christenthum und für Denk- und Lehrfreiheit überhaupt auf. So früher in seinen Streitigkeiten mit Scheibel, dann bei Gelegenheit der von der „Evangelischen Kirchenzeitung" ausgegangenen Angriffe auf die theologische Lehrfreiheit („Das Wesen und Treiben der evangelischen Kirchenzeitung", Bresl. 1839—40), endlich in Bezug auf Schleiermachers Versuch, eine Beschränkung der Lehrfreiheit durch symbolische Bücher zu rechtfertigen („Zwei Antwortschreiben an Herrn Dr. Schleiermacher", Leipzig 1831 und öfter). Verschiedene Zeitschriften enthalten philosophische und theologische Recensionen von S. aus seinen früheren Jahren.

2) Wilhelm, politischer Schriftsteller, geboren am 13. März 1797 in Darmstadt, trat 1811 in das großherzoglich hessische Leibregiment und wohnte 1813 dem Feldzug in Sachsen und 1814 und 1815

den Feldzügen gegen Frankreich bei. Wegen seinem „Frag- und Antwortbüchlein über Allerlei, was dem deutschen Vaterlande besonders noth thut" (Deutschland 1819) seines Dienstes entlassen, widmete er sich den Rechtsstudien, ward aber nicht zum Staatsexamen zugelassen und lebte daher journalistisch beschäftigt erst in seiner Vaterstadt, dann zu München. Seine Schrift „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" (Stuttgart 1832) zog ihm im Herbste 1832 die Verurtheilung zu einer fünfjährigen Festungshaft zu, doch entfloh er mit Hülfe seiner Gattin in der Nacht vom 30.—31. Dec. 1834 aus dem Schloß Babenhausen u. ließ sich nach einem längeren Aufenthalt in Frankreich 1837 bei Zürich nieder. Nachdem er am Sonderbundskriege Antheil genommen, riefen ihn die Ereignisse von 1848 nach Deutschland zurück. Als Abgeordneter des Wahlkreises Darmstadt war er Mitglied der deutschen Nationalversammlung, siedelte mit derselben nach Stuttgart über und kehrte dann in die Schweiz zurück. Außer einer Reihe von Artikeln in Rottecks und Welckers „Staatslexikon" und anderen Schriften politischen, statistischen u. humoristischen Inhalts schrieb er: gemeinschaftlich mit Welcker „Geheime Inquisition 2c." (Karlsr. 1845); die Humoreske „Wahrhafte Geschichte des deutschen Michel mit Bildern von Disteli" (Zürich und Winterthur 1843); „Bewegung der Produktion" (das. 1843); „Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin" (Mannheim 1846); „Militärpolitik" (Leipz. 1855); „Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" (das. 1856); „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft" (das. 1859).

3) Albert, deutscher Literarhistoriker, geboren den 18. Mai 1802 zu Schwedt, wirkt seit 1843 als Regierungsrath im Provinzialschulkollegium zu Magdeburg, widmete sich namentlich dem Studium der älteren deutschen Literatur und hat sich besonders um die Erforschung des Sagenkreises von Arthur und der Tafelrunde, sowohl in der celtischen u. altfranzösischen, als in der mittelhochdeutschen Literatur verdient gemacht. Neben Uebertragungen mehrer älterer deutscher u. kymrischer Literaturwerke in das Neuhochdeutsche, wie des „Parcival" (2. Aufl., Leipzig 1858, 2 Bde.), sind von seinen unter dem Namen San-Marte veröffentlichten Arbeiten hervorzuheben: „Die Arthursage" (Quedlinb. 1842); „Beiträge zur bretonischen und celtischen germanischen Heldensage" (das. 1847); „Die Sagen von Merlin" (Halle 1852), „Parcivalstudien" (das. 1860—62, 3 Bde.) und die deutsche Bearbeitung von Stephens „Geschichte der welschen Literatur" (das. 1864).

Schulze, s. v. a. Schultheiß.

Schulze, 1) Gottlob Ernst, deutscher Philosoph, geboren am 23. August 1761 zu Heldrungen in Thüringen, studirte zu Wittenberg, wurde dann Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche daselbst und als Privatdocent Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1788 ordentlicher Professor der Philosophie zu Helmstädt und 1810 zu Göttingen, wo er den 14. Jan. 1833 †. Von seinen Schriften, die ihn als Gegner der kritischen Philosophie Kants und Vertheidiger des Skepticismus bekunden, sind hervorzuheben: „Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik" (Helmst. 1792); „Einige Bemerkungen über Kants philosophische Religionslehre" (Kiel 1795); „Kritik der theoretischen Philosophie" (Hamburg 1801, 2 Bde.); „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Göttingen 1814, 3. Ausg. 1824); „Grundsätze der allgemeinen Logik" (5. Aufl., Helmstädt 1831); „Psychische Anthropologie" (Gött. 1816, 3. Ausg. 1826); „Ueber die menschliche Erkenntniß" (das. 1832).

2) Ferdinand August, als Romanschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, geboren den 1. Juni 1770 zu Dresden, studirte in Leipzig, ward 1807 Sekretär bei der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzdeputation und erhielt 1820 das Prädikat eines königlichen Kommissionsraths. Er † zu Dresden den 4. Sept. 1849. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders erschienenen Erzählungen und Romanen gab er mit Apel ein „Gespensterbuch" (Leipz. 1810—17, 6 Bde.), „Lustspiele" (Dresden 1807), „Gedichte" (Leipz. 1824, neue Aufl. 1828) heraus. Seine „Gesammelten Schriften erschienen, mit Vorrede von L. Tieck, Stuttgart 1843—44 in 6 Bänden. S. gehört zu den besseren Belletristen und lieferte besonders in der komischen und naiven Gattung Anerkennenswerthes. Er schrieb noch „Robespierre mit Beziehung auf die neueste Zeit" (Leipzig 1837).

3) Johannes, deutscher Schriftsteller und verdienter Schulmann, geboren am 15. Januar 1786 zu Brühl in Mecklenburg-Schwerin, studirte zu Halle Theologie und Philologie, ward 1808 Professor am Gymnasium zu Weimar, 1812 am Gymnasium in Hanau und im folgenden Jahre zum Oberschulrath ernannt. Drei Jahre später trat er als Konsistorial- und Schulrath bei dem Konsistorium in Koblenz in preußische Dienste und ward 1818 als geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten nach Berlin berufen. Er bearbeitete hier bis zum Tode des Ministers Altenstein (1840) die technischen und administrativen Angelegenheiten sämmtlicher Universitäten und der dazu gehörigen Institute, aller Gymnasien und aller öffentlichen Bibliotheken des preußischen Staats, sowie alle in das höhere Gebiet der Wissenschaft einschlagenden Sachen. Seit 1849 versah er die Stelle eines Direktors in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Er † 1859 und ist in vieler Beziehung als der Gründer des gegenwärtigen blühenden Zustandes der preußischen Lehranstalten zu betrachten. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: die mit H. Meyer veranstaltete Herausgabe von Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums" (Dresden 1809—15, 4 Bde.), die Ausgabe von Hegels „Phänomenologie des Geistes" (Berlin 1833) und „Schulreden" (Hanau 1818).

4) Ernst Konrad Friedrich, deutscher Dichter, geboren den 22. März 1789 in Celle, widmete sich in Göttingen erst theologischen,

dann ästhetischen und klassischen Studien und schrieb schon damals sein gewandtes Gedicht „Psyche" (1819), habilitirte sich als Privatdocent und hielt Vorlesungen über alte Sprachen und schöne Literatur, nahm 1814 an dem Feldzuge gegen Frankreich als hannöverischer Freiwilliger Theil und kehrte sodann nach Göttingen zurück, wo er schon am 29. Juni 1817 in Celle †. Sein romantisches Epos „Cäcilia" (2. Aufl., Leipzig 1822, 2 Bde.; Miniaturausgabe, das. 1849), zu welchem ihn der Tod seiner Geliebten begeisterte, ist durch eine poetische Schönheit der Schilderungen und leichten, harmonischen Versbau ausgezeichnet. Während seiner Krankheit verfaßte er sein Hauptwerk: „Die bezauberte Rose" (8. Aufl., Leipz. 1852; Miniaturausgabe, 8. Aufl., das. 1860; Prachtausgabe mit Illustrationen von Baumgärtner, 1862), wofür ihm der in der „Urania" ausgesetzte Preis zuerkannt ward. Eine Gesammtausgabe von seinen poetischen Werken besorgte Bouterwek (Leipz. 1819 bis 1820, 2 Bde.; 2. Aufl. 1822, 4 Bde.). S.'s „Vermischte Gedichte", unter denen sich viele der zartesten Blüthen deutscher Lyrik befinden, erschienen als Miniaturausgabe in 3. Auflage, Leipzig 1852; eine neue Gesammtausgabe seiner Werke enthält auch eine Biographie S.s von H. Marggraff (Leipz. 1855, 5 Bde.). Wohlklang u. Leichtigkeit des Versbaues, Zartheit der Empfindung, sowie Kraft und Lebendigkeit der Darstellung sind die Vorzüge der schulze'schen Dichtungen.

5) Friedrich Gottlob, namhafter Nationalökonom, geboren den 28. Januar 1795 zu Obergävernitz bei Meißen, besuchte Schulpforta, studirte zu Leipzig u. Jena die Staatswirthschaftswissenschaften und erlernte dann die Landwirthschaft praktisch, ward 1817 Oberverwalter des Kammerguts Oberweimar, habilitirte sich 1819 zu Jena und ward daselbst 1821 zum Professor ernannt. Er gründete hier 1826 zur Ausbildung angehender Landwirthe und Kameralisten ein Institut u. suchte das Interesse an rationellem Betrieb der Landwirthschaft auch in weiteren Kreisen zu fördern. Im Jahre 1832 folgte er einem Ruf nach Greifswald und gründete von dort aus 1834 zu Eldena ebenfalls eine kameralistisch-ökonomische Lehranstalt, kehrte aber 1839 als Professor der Staatswirthschaft nach Jena zurück, wo er sofort wieder ein landwirthschaftliches Institut eröffnete, und † daselbst den 3. Juli 1860. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber Wesen und Studium der Wirthschaftswissenschaften" (Jena 1826) und „Nationalökonomie für Land-, Forst- und Staatswirthe" (Leipz. 1856).

6) Hermann Johann Friedrich, namhafter Rechtsgelehrter, Sohn des Vorigen, geboren den 23. Sept. 1824 zu Jena, studirte zu Jena und Leipzig die Rechte und Kameralwissenschaften, habilitirte sich 1847 in der juristischen Fakultät zu Jena, ward daselbst außerordentlicher Professor der Rechte und folgte 1857 einem Rufe nach Breslau. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern" (Leipzig 1851), „Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben" (Jena 1853), „Neuenburg, eine geschichtlich-staatsrechtliche Skizze" (Leipzig 1856) und „Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser" (Bd. 1, Jena 1862).

7) Georg Wilhelm, deutscher Schriftsteller, geboren den 7. April 1830 zu Göttingen, erwarb sich in Berlin als Prediger Ruf und wirkt seit 1860 als englischer Missionsprediger für Israel. Er hat sich u. A. durch „Geistliche Lieder" (6. Aufl., Halle 1862); „Das Gleichniß vom verlornen Sohn" (2. Aufl., Berlin 1861) und „Die Thränen Christi" (6. Aufl., das. 1862) auch literarisch bekannt gemacht.

Schulze-Delitzsch, Hermann, Gründer der sogenannten Vorschußvereine, geboren den 29. August 1808 zu Delitzsch, besuchte die Nikolaischule zu Leipzig, studirte hier und in Halle die Rechte und betrat sodann bei dem Oberlandesgericht zu Naumburg die richterliche Laufbahn, während seine Mußestunden vorzüglich geschichtlichen, philosophischen und literarischen Studien gewidmet waren. Nach einer kurzen Zwischenstellung in Berlin übernahm er 1848 das Patrimonialgericht seiner Vaterstadt, das ihm Gelegenheit zu tiefen Einblicken in die Zustände der niederen Klassen des Volks gab und Muße zu wiederholten Reisen nach dem Süden und Norden Europa's ließ. Namentlich in Folge seiner gemeinnützigen Thätigkeit im Nothjahr 1847 von Delitzsch 1848 in das frankfurter Parlament gewählt, schloß er sich dort dem linken Centrum an und ward zum Vorsitzenden des Ausschusses zur Untersuchung der Nothstände im Handwerker- und Arbeiterstande gewählt. Nach der Auflösung der Nationalversammlung in seine Vaterstadt zurückgekehrt, stiftete er daselbst die erste Genossenschaft, indem er die Schuhmacherzunft zum gemeinschaftlichen Ankauf ihres Materials veranlaßte. Nachdem die preußische Kammer von 1849, in welche S. ebenfalls von Delitzsch gesandt wurde, gleich der Nationalversammlung aufgelöst worden war, stellte man S. mit 41 Anderen wegen ihrer Wirksamkeit zur Verbreitung und Ausführung des von ihnen mitgefaßten Steuerverweigerungsbeschlusses vor die Geschwornen in Berlin. S. vertheidigte sich und die Mitangeklagten in glänzender Rede und es erfolgte ihre Freisprechung. Inzwischen hatten die Patrimonialgerichte aufgehört, und S. ward als Kreisrichter nach Wreschen an der posen-polnischen Grenze versetzt, nahm aber nach einiger Zeit seine Entlassung, um sich in seiner Vaterstadt ganz seinen volkswirthschaftlichen Bestrebungen zu widmen. Er rief daselbst 1850 den ersten Vorschußverein ins Leben, u. die Sache fand rasch so viel Nachahmung, daß er den Umsatz der von ihm 1860 übersehenen thätigen Vereine auf mindestens 10 Millionen Thaler veranschlagte. Wie der Gründer, so ist S. bisher auch der Sprecher der Genossenschaften gewesen. Auch literarisch war er für diese Zwecke thätig, u. A. durch die Schriften: „Mittheilungen über gewerbliche und Arbeiterassociationen" (Leipz. 1850), „Das Associationsbuch für Handwerker und Arbeiter" (das. 1855), „Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbank" (3. Aufl., das. 1862), „Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen" (2. Aufl., das. 1863) und „Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus" (das. 1863). Auch um die Gründung und Leitung des Wanderver eins deutscher Volkswirthe hat er sich

Verdienste erworben. Daneben hat S. auch vielseitig im Sinne des liberalen und nationalen Fortschritts gewirkt, namentlich seit 1861 als Mitglied des Abgeordnetenhauses. In eben diesem Jahre siedelte er von Delitzsch nach Potsdam über.

Schulzucht, s. Schule.

Schumacher, Heinrich Christian, berühmter Astronom, geboren den 3. Sept. 1780 in Holstein, studirte erst die Rechtswissenschaft in Kiel und Göttingen, dann Mathematik und Astronomie in Göttingen unter Gauß, mit welchem er darauf in freundschaftlichem Verhältnisse stand, wurde 1810 als außerordentlicher Professor der Astronomie in Kopenhagen angestellt, ging aber 1813 nach Mannheim als Direktor des dortigen Observatoriums. Im Jahre 1816 wurde er als ordentlicher Professor der Astronomie nach Kopenhagen zurückberufen, lebte aber, seit 1851 von seinen Obliegenheiten bei der Universität entbunden, meist in Altona, wo er den 28. December 1850 †. Ihm wurde 1816 die dänische Gradmessung übertragen, welche den Parallelgrad von Kopenhagen bis an die Westküste von Jütland und den Meridian von Lauenburg bis Skagen umfaßte und von Gauß in Hannover fortgesetzt wurde. Im Jahre 1820 erhielt er von der Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen den Auftrag, Holstein zu vermessen und eine Karte anzufertigen; 1824 bestimmte er in Verbindung mit dem englischen Board of longitude den Längenunterschied zwischen Altona und Greenwich durch eine Chronometerexpedition; 1830 beobachtete er auf dem Schlosse Gyldensteen auf Fünen die Pendelschwingungen, um diese dem dänischen Längenmaße zu Grunde zu legen. Er gab heraus: „Astronomische Abhandlungen" (Altona 1823—1825, 3 Bde.); „Astronomische Nachrichten" (das. 1820—50; nach seinem Tode fortgesetzt von A. C. Petersen, jetzt von C. A. F. Peters); „Astronomische Jahrbücher" (Tübingen 1836—44); auch berechnete er 1817—22 den kopenhagener Kalender. Seine „Astronomischen Hülfstafeln" (Kopenhagen 1820—29, 10 Bde.) sind von großem praktischen Nutzen. Sein Neffe Christian Andreas S., geboren den 6. Sept. 1810 zu Tjörnlund auf Seeland, dänischer Offizier, hat sich ebenfalls als Geodät, Astronom und Physiker bekannt gemacht.

Schumann, Robert, einer der bedeutendsten Tondichter der Gegenwart, geboren am 8. Juli 1810 zu Zwickau, erhielt seinen ersten nachhaltigen musikalischen Eindruck im Sommer 1819 bei einem Koncert, das Moscheles in Karlsbad gab, und wandte sich seitdem der Tonkunst mit größtem Eifer u. solchem Erfolg zu, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre u. A. den „150. Psalm" für Chor und Orchester komponirte. Er sollte sich ganz der Tonkunst widmen, da aber 1826 der Vater starb, so mußte er auf den Wunsch der Mutter seiner Lieblingsidee entsagen und bezog nach absolvirtem Gymnasialkursus Ostern 1828 die Universität Leipzig, um Rechtswissenschaft zu studiren. Allein in Leipzig sowohl, als in Heidelberg, wohin er sich 1829 begab, beschäftigte er sich ausschließlich mit Musik, der er sich im Einverständniß mit seiner Mutter nunmehr ganz zu widmen beschloß. Er kehrte im Herbste 1830 nach Leipzig zurück, um sich bei Friedrich Wieck als Pianist auszubilden. Der ungestüme Eifer, womit er nun die technischen Studien betrieb — er erfand sich hierzu sogar einen eignen Mechanismus —, zog ihm jedoch schon nach kurzer Zeit eine Lähmung des dritten Fingers der rechten Hand zu, und somit ward ihm die Virtuosenlaufbahn abgeschnitten. S. widmete sich nun mit um so größerem Fleiße der Komposition und nahm zu diesem Behuf bei Heinrich Dorn, der damals die leipziger Oper dirigirte, systematischen Unterricht in der Theorie. Schon in den nächstfolgenden Jahren gab S. mehre seiner größeren Klavierkompositionen heraus und trat gleichzeitig als musikalischer Schriftsteller auf. Im Jahre 1834 gründete er die „Neue Zeitschrift für Musik", deren Redaktion er bis 1844 besorgte. Um sich ergiebigere Erwerbsquellen zu eröffnen, siedelte er Anfangs 1839 nach Wien über, kehrte aber schon im April desselben Jahres nach Leipzig zurück. Die Frucht seines wiener Aufenthalts bestand außer mehren Klavierkompositionen hauptsächlich darin, daß er zahlreiche nachgelassene Arbeiten Franz Schuberts der Vergessenheit entzog, darunter auch die große C-dur-Sinfonie. Im Jahre 1840 vermählte er sich mit Clara Wieck, womit in seiner Thätigkeit in sofern ein Wendepunkt eintrat, als er, der bisher nur für das Klavier geschrieben, sich dem Liede und größeren Instrumentalkompositionen (Sinfonien, Quartetten ꝛc.) zuwandte. Bei Errichtung des leipziger Konservatoriums (1843) ward er zum Lehrer des Partiturspiels und der Komposition ernannt. In demselben Jahre fand auch die erste Aufführung seines berühmtesten Werkes, „Paradies und Peri", Statt. Im folgenden Jahre unternahm er mit seiner Frau eine Kunstreise nach Rußland, die Beiden die mannichfachsten Huldigungen einbrachte. Nach seiner Rückkehr siedelte er von Leipzig nach Dresden über, wo er 1847 die Direktion der Liedertafel und 1848 die des neubegründeten Chorgesangvereins übernahm. In letztgenanntem Jahre kam auch S.s einzige Oper, „Genoveva", in Leipzig zur Aufführung, jedoch ohne nachhaltigen Erfolg. Im Herbst 1850 siedelte er mit seiner Familie nach Düsseldorf über, um die bisher von Hiller bekleidete städtische Musikdirektorstelle zu übernehmen; allein ein chronisches Gehirnleiden, dessen erste Spuren sich schon 1833 gezeigt hatten, entwickelte sich jetzt in so intensiver Weise, daß man sich im Herbst 1853 endlich genöthigt sah, S. seiner Thätigkeit zu entheben. Eine vom glänzendsten Erfolg gekrönte Kunstreise mit seiner Frau durch Holland war das letzte freudige Ereigniß seines Lebens. Die Symptome seines Leidens steigerten sich nach und nach, und am 7. Febr. 1854 stürzte sich S. in den Rhein. Zwar wurde er noch lebend ans Land gebracht, allein die geistige Leuchte war für immer erloschen. In diesem Zustande verbrachte der Unglückliche noch zwei Jahre in der Heilanstalt zu Endenich bei Bonn und † hier am 29. Juli 1856. Die Einflüsse Beethovens, Schuberts und Mendelssohns sind fast in allen Werken S.s zu erkennen: so der Beethovens hinsichtlich des Dranges nach Erweiterung und theilweiser Umgestaltung der konventional gewordenen Form,

der Schuberts mit Rücksicht auf harmonische Erfindung u. endlich der Mendelssohns in Allem, was sich auf die dem Tondichter nöthige Technik bezieht. Gleichwohl bleibt S. in dieser Beziehung hinter Mendelssohn zurück, denn seine Werke erreichen häufig nur in einzelnen Theilen die höchste Klarheit und Abgeschlossenheit, während sie hinsichtlich des Inhalts die oft in leerem Formalismus sich ergehenden Werke Mendelssohns durchschnittlich übertreffen. S.s ganzes künstlerisches Wirken ist eben häufig mehr poetisch als specifisch musikalisch. Am eigenthümlichsten erwies sich S. in den kleinen Charakterstücken für Klavier, deren meist etwas pointirter Ausdruck eine ganz bestimmte Empfindung oder Anschauung gibt, und im Liede. Hier erscheint er als der genialste Nachfolger Schuberts, in sofern er wirklich neue Töne anschlug. Der Unterschied zwischen Beiden ist der, daß bei Schubert der Schwerpunkt in der Melodie liegt, bei S. hingegen im Streben nach charakteristischem Ausdruck. Die Anzahl der gedruckten schumannschen Werke beläuft sich gegenwärtig auf 148; seine ästhetisch-kritischen Schriften erschienen unter dem Titel „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker“ (Leipzig 1854, 4 Bde.). Eine ausführliche Biographie S.s (bisher die einzige) gab J. v. Wasielewski (Dresden 1858) heraus.

Seine Gattin, Clara Josephine, Tochter des Klavierlehrers Friedrich Wieck, am 13. Sept. 1819 zu Leipzig geboren, erhielt von ihrem fünften Jahre an von ihrem Vater Klavierunterricht und trat am 20. Okt. 1828 zum ersten Mal in einem öffentlichen Koncert auf. Durch den vielfachen musikalischen Verkehr im Hause des Vaters entwickelten sich ihre Talente rasch, namentlich aber hatte Paganini's Anwesenheit in Leipzig während des Oktober 1829 den nachhaltigsten Einfluß auf das Kind. Als Clara 11 Jahre alt war, unternahm der Vater mit ihr die erste Kunstreise nach Weimar, Kassel und Frankfurt a. M. und, von dort zurückgekehrt, eine zweite Reise nach Paris. Der Erfolg hier war durchschlagend und für die künftige Laufbahn maßgebend. Ihre fortgesetzten technischen Uebungen leitete der Vater, theoretischen Unterricht genoß sie bei dem Musikdirektor Kupsch u. bei Heinrich Dorn. Die nächsten Kunstreisen fielen in die Jahre 1836—38 und erstreckten sich auf Berlin, Breslau, Dresden, Hamburg und Wien, wobei sie in Deutschland zuerst Chopin in die Oeffentlichkeit einführte. Im Januar 1839 folgte eine weitere Kunstreise über Nürnberg, Stuttgart und Karlsruhe nach Paris, und im Winter 1839 auf 1840 koncertirte sie in mehren Städten Norddeutschlands. Hiermit beschloß sie den ersten Theil ihrer Künstlerlaufbahn als Clara Wieck, um sie an der Seite S.s und nach dessen Tode wieder allein fortzusetzen. In den letzten Jahren koncertirte sie auch in England und abermals in Holland und Rußland. Nach dem Tode ihres Mannes wohnte sie noch einige Jahre in Düsseldorf, zog hierauf nach Berlin und ließ sich in neuester Zeit in Baden-Baden nieder. Auch auf dem Gebiete der Komposition versuchte sie sich nicht ohne Glück; gegen 20 ihrer Werke sind im Druck erschienen, und als größere davon sind anzuführen ein Klavierkoncert, ein Klaviertrio, Präludien und Fugen. Als Opus 13 gab sie auch „6 Lieder für eine Singstimme“ heraus.

Schumla (Dsjumla, Schumna), befestigte Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Silistria (Bulgarien), am kleinen Balkan in fruchtbarer Gegend, zerfällt in die von Türken bewohnte Ober- und die von Griechen, Juden und Armeniern bewohnte Unterstadt, hat eine schöne Hauptmoschee in byzantinischem Styl, zahlreiche andere Moscheen und Minarets, mehre christliche Kirchen (darunter eine schöne armenische), ein mehr durch Natur als durch Kunst festes Kastell, ein Arsenal, mehre Kasernen und ein Militärhospital, Fabrikation von Kupferschmiedewaaren (den besten in der Türkei), Tuch und Leder, Weberei u. Seidenspinnerei u. lebhaften Handel. Die Bevölkerung wird schwankend bis zu 50,000 oder 60,000 Einwohnern angegeben. S. ist ein Punkt von strategischer Wichtigkeit, in sofern sich hier die Hauptstraßen von den Donaufestungen über den Balkan nach Rumelien vereinigen und von hier aus die östlichen Pässe des Balkans, die Donaupassagen bei Rustschuk und Silistria und die Hafenplätze Varna und Baltschik beherrscht werden; es war daher auch während der russisch-türkischen Kriege meist das Hauptquartier des Großwessirs und gilt als das bedeutendste Bollwerk der Türkei gegen Rußland. Die Festungswerke, welche seit 1853 noch verstärkt worden sind, bestehen vorzüglich in detachirten Forts, welche ein großes befestigtes Lager begrenzen. Dreimal wurden die russischen Heere vor diesem Bollwerk aufgehalten, unter Romanzow 1774, unter Kaminski 1810, unter Wittgenstein 1828, in welchem Jahre Hussein Pascha S. vertheidigte, wogegen es 1829 von Diebitsch umgangen wurde. S. kommt schon im 9. Jahrhundert unter dem bulgarischen Namen Schumen (von schuma, Wald) vor und war zur Zeit des byzantinischen Reichs Sitz des bulgarischen Khans Krumus. Im Jahre 811 wurde es vom Kaiser Nicephorus zerstört, 1087 vom Kaiser Alexius belagert, 1387 von den Türken unter Ali Pascha durch Kapitulation genommen, 1649 und 1768 erweitert und verstärkt, im letzten Jahre durch den Großwessir Hassan Pascha, dessen prachtvolles Grabmal hier noch zu sehen ist. Im Frühjahre 1854 war S. das Hauptquartier Omer Pascha's und der Koncentrationspunkt der türkischen Armee. Merkwürdig ist das unweit östlich von S. gelegene Dorf Madara am Paravadi, welches von ungefähr 2000 Frauen bewohnt wird, die ihren Männern entlaufen sind und hier ein gesetzliches Asyl gefunden haben.

Schunter, Nebenfluß der Ocker im Braunschweigischen, entspringt an der Elm südwestlich bei Helmstädt und mündet nach 8 Meilen langem Lauf oberhalb Großschwülper.

Schuols, s. Schuls.

Schupflehn, s. v. a. Fallgut.

Schuppen, s. Fische.

Schuppenkrankheit (Fischschuppenausschlag, ichthyosis), Hautkrankheit, welche auf Hypertrophie des Papillarkörpers der Lederhaut und vermehrter Bildung und Verhornung der Epidermiszellen beruht. Die S. äußert sich durch trockene, hornartige, in kleine Abschnitte

zerspringende Verdickungen und Verhärtungen der Oberhaut mit einer nur sehr langsamen Abstoßung oder Ablösung der Schuppen, welche meist durch den darauf sitzenden Schmutz grau oder grünlich gefärbt sind. Es fühlt sich dabei die Oberhaut bald rauh und wie Chagrin an, bald ist sie durch sich kreuzende Linien in kleine Rhomben oder in dickere, größere Schuppen und Schilder zertheilt, welche dem Gesicht und Gefühl annähernd die Beschaffenheit der Fisch- oder Schlangenhaut darbieten. Die Form und Anordnung der Schuppen richtet sich gewöhnlich deutlich nach den natürlichen Falten der Haut, und dickere Schuppen erscheinen daher, besonders in der Nähe von Gelenken, in viereckige Felder zersprengt, wie bei manchen Baumrinden. Diese Form der S. nennt man Ichthyosis simplex und setzt ihnen die Ichthyosis cornea entgegen, wobei die Oberhaut in hornartige, mehre Linien dicke Borken oder Zapfen, sogenannte Stacheln, entartet ist (Stachelschweinmenschen, ichthyosis hystrix). Die S. ist manchmal nur auf einen kleinen Theil der Haut beschränkt, manchmal aber ist sie über den ganzen Körper, mit Ausnahme weniger Abschnitte, verbreitet. Am häufigsten und frühesten zeigt sich die S. an der Streckseite der Gliedmaßen und Gelenke, namentlich des Knie's und Ellenbogens, am Halse und Rücken, wogegen Gesicht, Hohlhand und Fußsohle verschont zu bleiben pflegen. Die von der S. befallenen Körperstellen werden, auch bei dem Weiterschreiten der Krankheit, nicht befreit und erzeugen die Schuppen bald von Neuem, wenn dieselben sich freiwillig oder künstlich abgelöst hatten. Die Krankheit ist, wenigstens in ihren höheren Graden, fast immer angeerbt, doch betrifft sie manchmal nur die männlichen Glieder einer Familie, während die weiblichen Glieder frei bleiben (so in der englischen Familie Lambert), oder es bleibt die eine Generation frei, während die ihr vorhergehende und nachfolgende Generation die S. zeigt. An dem neugebornen Kinde gewahrt man in der Regel noch nichts von der S., sie entwickelt sich aber schon in den ersten Lebensjahren, bleibt lebenslänglich bestehen und nur ihr Grad unterliegt bei demselben Individuum kleinen Schwankungen je nach Witterung und Jahreszeit. Die S. befällt die Männer häufiger als die Weiber. Sie gehört zu den seltenen Krankheiten, kommt aber unter allen Himmelsstrichen vor. Die Krankheit ist unheilbar, doch ist den Kranken der fleißige Gebrauch warmer Bäder mit oder ohne Zusatz von Alkalien und die Einreibung von fetten Substanzen in die Haut zu empfehlen, weil hierdurch der massenhaften Anhäufung u. Verhärtung der Epidermiszellen entgegengetreten wird.

Schuppenthier (Manis *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Zahnarmen und der Familie der Wurmzüngler (Vermilingula), nach Brehm der Scharrthiere (Effodientia), mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der sehr gestreckte Körper ist mit großen, plattenartigen Hornschuppen bedeckt, welche wie die Schilder eines Tannenzapfens auf einander liegen und nur an der Kehle, der Unterseite des Leibes und der Innenseite der Beine fehlen, u. endet in einen langen Schwanz; die Beine sind kurz, 5zehig und mit starken Grabkrallen bewehrt; der Kopf ist klein, die Schnauze kegelförmig zugespitzt und statt der Schuppen mit einer hornartigen Haut bedeckt. Die rautenförmigen, mit der einen Spitze in der Haut befestigten, scharfrandigen und sehr harten Schuppen können sowohl seitlich hin- und hergeschoben, als auch der Länge nach auf- und niedergelegt werden und gewähren, wenn sich das Thier kugelt, hinlänglichen Schutz gegen feindliche Angriffe. Zwischen den Schuppen und an den freien Stellen des Körpers stehen dünne Haare. Die Zunge ist ziemlich lang und vorstreckbar und wird durch große Speicheldrüsen mit dem nöthigen Schleim zum Ankleben der Nahrung versehen. Die S.e sind langsame, friedliche Thiere, welche in selbst gegrabenen Höhlen wohnen und nur des Nachts ihrer Nahrung nachgehen; letztere besteht vornehmlich in Ameisen, in deren Haufen sie die klebrige Zunge hineinstrecken, so daß sie daran hängen bleiben. Ihr Fleisch ist eßbar. Das langschwänzige S. (M. tetradactyla *L.*, M. macroura *Erxl.*) wird etwas über 3 Fuß lang, wovon beinahe 2 F. auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerrist beträgt 5½ Zoll. Der Körper ist fast walzenförmig, von mäßiger Dicke u. geht allmählig in den etwas flach gedrückten, sich gegen das Ende verschmälernden Schleifschwanz über. In der Regel zählt man in der Mittelreihe auf der Oberseite des Körpers am Kopfe 9, am Rumpfe 11, am Schwanze 42—44 Schuppen, die von schwärzlichbrauner, ins Röthliche spielender Färbung sind. Dieses Thier findet sich im westlichen Afrika, in Guinea, Senegambien ꝛc. Das kurzschwänzige S. (M. pentadactyla *L.*, M. brachyura *Erxl.*, Pangolin) erreicht eine Gesammtlänge von 4 F. und hat in der Mittelreihe auf dem Kopfe 11, auf dem Rücken u. dem Schwanze je 16 Schuppen. Es unterscheidet sich von der vorigen Art besonders dadurch, daß der Schwanz nur 1 F. lang und vom Körper gar nicht abgesetzt ist. Es bewohnt das südliche Asien, und zwar sowohl das Festland, als auch die Inseln, Ceylon, Sumatra, Formosa (daher der Name formosanisches Teufelchen). Das temminckſche S. (M. Temminckii), zuerst von A. Smith in den „Beiträgen zur südafrikanischen Thierkunde“ beschrieben, gleicht am meisten dem indischen, hat in der Mittelreihe am Kopfe 9, am Rücken 13 und am Schwanze 6 blaß gelblichbraune Schuppen und einen sich plötzlich abrundenden Schwanz. Es wurde erst neuerlich von dem Reisenden Smuts in der Nähe von Lattaku, der nördlichsten Station der englischen Missionäre am Kap, aufgefunden. Ueber seine Lebensweise ist man noch im Dunkeln.

Schuppenwurz, s. Lathräa.

Schurmann, Anna Maria von, gelehrte Schwärmerin, geboren am 5. Nov. 1607 zu Köln, sprach und schrieb 7 Sprachen und hatte selbst im Hebräischen und Chaldäischen ungewöhnliche Kenntnisse. Viele Gelehrte standen mit ihr in Briefwechsel, dann war sie in der Malerei, in der Plastik und in der Kupferstechkunst erfahren und eine Virtuosin auf der Laute und im Klavierspiel. Seit 1650 war sie eine Verehrerin Labadie's (s. d.) und erwirkte dessen Anhängern eine

Zuflucht bei der Aebtissin von Heervorden. Deshalb aus Holland verwiesen, begab sie sich nun nach Altona, welches dadurch das Asyl der Labadisten ward. Nach dem Ableben Labadie's ging die S. nach Friesland und † den 5. Mai 1678 zu Winwarden. Ihre „Opuscula“ erschienen Utrecht 1652, Leipzig 1794.

Schurwald (Schlichterwald), waldige Hochebene in Würtemberg, in den Oberämtern Cannstadt, Waiblingen und Schorndorf, zwischen dem Rems- und Filsthal, mit dem Kappelberg bei Fellbach und dem Rotheberg bei Untertürkheim, bis zu 1429 Fuß Höhe ansteigend.

Schuscha, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (ehemaligen Khanats Karabagh) im russisch-transkaukasischen Gouvernement Schemacha, auf einem hohen steilen Felsen, Residenz des den Russen unterworfenen Khans von Karabagh, hat eine Kreis- und mehre andere Schulen, lebhafte Baumwoll- und Seidenindustrie, Gerberei, Seifensiederei, Handel und 14,070 Einwohner.

Schuselka, Franz, namhafter Publicist, geboren den 15. August 1811 zu Budweis in Böhmen, studirte zu Wien die Rechte, arbeitete dann als Praktikant bei dem dortigen Kriminalsenat, gab aber diese Stellung bald wieder auf, betrat die schriftstellerische Laufbahn und lieferte namentlich für die „Oesterreichische juristische Zeitschrift“ kriminalistische Abhandlungen. In Folge eines Konflikts mit der Censur siedelte er nach Weimar und von da nach Jena über, wo er mehre politische Broschüren, z. B. „Ist Oesterreich deutsch?“ (Leipz. 1843), „Oesterreich und Ungarn“ (das. 1843), veröffentlichte. Im Sommer 1843 nach Oesterreich zurückgekehrt, ward er hier wegen einer Schrift in eine Untersuchung verwickelt. Im Jahre 1845 ging er wieder nach Jena und trat im Nov. dieses Jahres zur deutsch-katholischen Gemeinde über, deren Sache er in der Schrift „Die neue Kirche und die alte Politik“ (2. Aufl., Leipzig 1846) vertheidigte. Wegen seines Werks „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland“ (Leipz. 1845) von der östereichischen Regierung mit neuer polizeilichen Verfolgung bedroht, wandte er sich im Febr. 1846 nach Hamburg und schrieb hier u. A. „Oesterreichische Vor- und Rückschritte“ (Hamb. 1847). Die Märzbewegung von 1848 führte ihn nach Wien zurück. Von der Aula ins Vorparlament und in Frankfurt in den Fünfzigerausschuß gewählt, trat er in Folge seiner Wahl zu Klosterneuburg auch in das deutsche Parlament, wo er sich zur Linken hielt. Am 17. August erklärte er hier seinen Austritt, um, von Perchtoldsdorf bei Wien in den österreichischen Reichstag gewählt, hier die gemäßigte Opposition zu verstärken. Hier entwickelte er seit den Oktoberwirren als Berichterstatter des Reichstagsausschusses große Thätigkeit und ward auch Mitglied des Reichstags zu Kremsier. Nach Auflösung der Versammlung kehrte er nach Wien zurück und widmete sich hier wieder literarischen Arbeiten. Nach dem Einrücken der Russen in Ungarn veröffentlichte er die Broschüre „Deutsch oder Russisch?“. Im Jahre 1850 ward er aus Wien auf sein Landhaus Gainfarm verwiesen, wo er 2 Jahre zurückgezogen lebte und zur evangelischen Kirche übertrat. Später begab er sich nach Dresden. Im Jahre 1861 ward er ins Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichstags gewählt, 1864 zwar wegen eines Preßprozesses dieser Stelle für verlustig erklärt, aber vom Kaiser rehabilitirt und darauf in Wien wieder gewählt. Seine Gattin, Ida S.-Brüning, geboren zu Königsberg und der Künstlerfamilie Wohlbrück angehörig, gehört zu den ausgezeichnetsten Darstellerinnen im Soubrettenfach.

Schussen, Fluß im würtembergischen Donaukreis, entspringt bei Schussenried, nimmt die zollenreuter Ach, die Steinach, die wolfegger Ach und die Schwarzach auf und mündet nach $7^1/_{10}$ Meilen langem Lauf in den Bodensee.

Schussenried, Dorf im würtembergischen Donaukreis, Oberamt Waldsee, an der Schussen, mit 800 Einw. und einer 1803 säkularisirten, ehemals reichsunmittelbaren Prämonstratenserabtei mit weitläufigen, jetzt als Schloß dienenden Gebäuden, Hauptort einer Standesherrschaft von 2,6 □Meilen Fläche, welche dem Grafen von Sternberg und Salm-Dyck und dem Fürsten Salm-Salm gehört.

Schußfrei, von Brustwehren, Blendungen oder Harnischen, welche man probirt und dadurch gefunden hat, daß Stückkugeln oder Kugeln von kleinen Gewehren durch sie nicht durchschlagen.

Schußwunden (vulnera sclopetaria), solche Wunden, welche durch harte, gewöhnlich metallene Körper, wie Kugeln von verschiedener Größe, Stücke von Blei, Eisen 2c., mittelst der treibenden Kraft des Pulvers hervorgebracht werden. Die S. sind im höchsten Grad gequetschte und gerissene Wunden, und deshalb bildet sich im weiteren Verlauf derselben regelmäßig ein Brandschorf aus den gequetschten Weichtheilen in der Umgebung der Wunde. Die S. zeigen im Anfang unbedeutenden Schmerz, sie bluten wenig und die Blutung stillt sich bald, wenn nicht gerade eine größere Schlagader durch eine Kugel mit großer Schnelligkeit getrennt wurde, in welchem Falle starke Blutung eintritt. Auch das äußere Aussehen der S. ist nach der Gewalt der Kugel verschieden; schnelle Kugeln machen ein kleines enges Loch in der Haut, als ob es gestochen wäre; matte Kugeln dagegen verursachen ausgebreitete Quetschung, Zerreißung und Blutunterlaufung. Meist verursacht das Projektil außer der S. auch noch einen höheren oder geringeren Grad von Erschütterung des verletzten Theils oder des ganzen Körpers, besonders wenn die Kugel den Knochen traf. Die von der Erschütterung verursachten Zufälle sind verminderte Empfindlichkeit oder völlige Stumpfheit des verletzten Theils, ferner Ohnmacht, Zittern, kalter Schweiß, Erbrechen, Schwindel, kleiner Puls 2c. Die Richtung der S. wird bedingt durch die Richtung und Schnelligkeit der Kugel, sowie durch die Dichtigkeit und Resistenz der Theile, welche die Kugel trifft. Der Weg, welchen die Kugel im Körper nimmt, entspricht durchaus nicht immer ihrem ursprünglichen Lauf, besonders oft geht sie bogenförmig unter der Haut hin, sobald sie diese durchbohrt hat. Lief die Kugel in der Nähe der Haut hin, so ist ihr Lauf äußerlich gewöhnlich durch einen dunkeln Streifen bezeichnet. Von Verletzungszuständen,

welche bei S. so sehr verschieden sein können, unterscheidet man gewöhnlich folgende Fälle: 1) Die Kugel dringt nicht durch die Haut ein, verletzt aber die darunter liegenden Theile, so daß die Muskeln und die übrigen Theile in verschiedenem Grade zerquetscht und selbst die Knochen zermalmt sein können, ohne daß die Haut sich verletzt zeigt. Dies sind die sogenannten Luftstreifschüsse oder Prellschüsse. Sie kommen dann vor, wenn die Kugel entweder nicht Kraft genug hatte einzudringen, oder wenn sie die Körperoberfläche unter sehr schiefem Winkel traf. 2) Die Kugel dringt durch die Haut ein, bleibt aber weiterhin stecken und der Schußkanal hat nur Eine Oeffnung. 3) Die Kugel schlägt durch den getroffenen Theil hindurch, der Schußkanal hat zwei Oeffnungen, wovon die, durch welche die Kugel eindrang, eingedrückt und nur so groß oder selbst kleiner als die Kugel ist; der Umfang der Austrittsöffnung ist größer, aufgeworfen, unregelmäßig zerrissen und weniger gequetscht. 4) Die Kugel reißt in der Haut nur eine Furche, quetscht und zertrümmert die benachbarten Theile. 5) Die Kugel hat ein Glied größtentheils oder völlig hinweggerissen. Außerdem unterscheidet man noch einfache und komplicirte S., je nachdem bloß Weichtheile von geringerer Bedeutung, oder daneben auch große Gefäße, Nerven und Knochen verletzt sind. Die durch Schrotkugeln verursachten Wunden sind nur dann einfach vorhanden, wenn das Gewehr ganz aus der Nähe abgefeuert wurde, wo die Schrote sich noch nicht zerstreut hatten. Die Schrotschüsse aus der Nähe sind sehr gefährlich, aus der Ferne aber haben sie gewöhnlich eine geringe Bedeutung, indem die einzelnen Schrotkugeln einfach da, wo sie hingelangten, eingekapselt werden und für immer liegen bleiben. Die S. sind übrigens meist durch das Dasein fremder Körper in dem Schußkanal komplicirt. Diese können sein die Kugel selbst, das sogenannte Pflaster der Kugel, Theile von Kleidungs- und Monturstücken, Knochensplitter &c. Matte Kugeln schlagen gewöhnlich eine größere Partie der Kleidungsstücke in den Wundkanal als solche Kugeln, die noch in kräftigem Laufe sind. Die Prognose der S. richtet sich zunächst nach der Dignität des verletzten Organs, dann nach dem Umfang der Zerstörung, welche das Projektil durch seine Masse und Geschwindigkeit hervorgebracht hat. Dabei muß man bedenken, daß die Verletzten (im Kriege) sich meist unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen befinden. Außer der Verletzung selbst sind bei S. auch noch die Zufälle der Erschütterung, die oft heftige entzündliche Reaktion, der Brand und die massenhafte, erschöpfende Eiterung zu befürchten. Wenn die Verletzung der S. keine solche ist, daß es sich sogleich um die Amputation des Gliedes oder um die Stillung einer bedeutenden Blutung handelt, so besteht die erste Aufgabe darin, die Wunde genau zu untersuchen, um sich von ihrem Laufe und der Gegenwart fremder Körper zu überzeugen und um die letzteren wo möglich zu entfernen. Liegt die Kugel im Grunde des Schußkanals nahe unter der Haut, so muß man sie durch eine künstlich gemachte Gegenöffnung entfernen, indem man die Haut auf der Kugel einschneidet. Hinter der Kugel findet man beinahe immer etwas vom Pfropfen oder von den eingeschlagenen Kleidungsstücken, welche man sorgfältig entfernen muß. In manchen Fällen, wo sich die Kugel nicht schonend genug entfernen läßt und wo dieselbe keine besonderen Zufälle (etwa durch Druck auf einen Nerven &c.) bedingt, ist es gerathener, sie stecken zu lassen. Bei Kugeln, welche im Knochen feststecken, kann unter Umständen die Trepanation (s. d.) nothwendig werden. Kugeln, welche im Körper stecken geblieben sind, senken sich späterhin häufig, bis sie endlich unter die Haut zu liegen kommen, von wo sie durch eine künstliche Oeffnung leicht entfernt werden. Durch eine im Körper zurückbleibende Kugel können sich auch Abscesse bilden, welche zur Fortschaffung der Kugel beitragen. Bleiben Kugeln oder Stücke derselben im Knochen zurück, so veranlassen sie Caries mit massenhafter Eiterung und langwierige Knochenabschilferungen, welche nur mit Entfernung der Kugel aufhören. Dasselbe gilt von anderen Fremdkörpern, welche im Schußkanal zurückbleiben. Früher stellte man als allgemeines Verfahren die künstliche Erweiterung der S. hin, gegenwärtig jedoch nimmt man eine solche nur in einzelnen ganz bestimmten Fällen vor. Die übrige Behandlung der S. unterscheidet sich nicht von derjenigen der gequetschten Wunden überhaupt. Man bedeckt die Wunde mit Charpie und befestigt diese durch Heftpflaster oder eine locker angelegte Binde. Darüber macht man anfangs Umschläge von kaltem Wasser, Eis &c., späterhin aber feuchtwarme Umschläge. Sehr häufig treten im weiteren Verlauf der S. Nachblutungen von oft sehr bedenklicher Art auf. Die Behandlung der S., die mit Brüchen (Schußfraktion), Splitterung und Zermalmung des Knochens komplicirt sind, ist verschieden nach der Art der Verletzung. Häufig erfordern solche S. die Amputation des Gliedes oder die Resektion eines Knochenstücks, in allen Fällen ist ihr Verlauf sehr langwierig und ihre Behandlung außerordentlich schwierig. Welche Fälle von Schußverletzungen die Amputation erheischen, ist immer sehr schwierig zu bestimmen. Es kommt hierbei nicht bloß auf die Wichtigkeit der Verletzung an und für sich, sondern, da diese Verletzungen sich meist im Kriege ereignen, auch auf viele äußere Verhältnisse an. Im Kriege muß Mancher amputirt werden, dem man im Frieden sehr wohl sein verwundetes Glied erhalten könnte. Wenn die Beschaffenheit der Wunde die Amputation erfordert, so werde dieselbe sobald als möglich, wenigstens in den ersten 12—24 Stunden vorgenommen, ehe noch die sekundären Zufälle sich eingestellt haben. Je frühzeitiger man zur Amputation schreitet, um so günstiger wird der Erfolg derselben sein. Sind aber bereits sekundäre Zufälle vor der Operation eingetreten, so muß diese bis in die Periode der Eiterung verschoben werden, bis der Kranke in einen ruhigen und relativ guten Zustand versetzt ist. Selbst dann, wenn die Amputation durch die Natur der Wunde nicht sogleich indicirt ist, kann doch die Operation noch später nothwendig werden, und zwar wegen Brands des Gliedes, wegen Wundstarrkrampfs, dessen Ursache in der Wunde liegt und auf keine andere Weise entfernt werden kann, wegen

erschöpfender Eiterung und wegen einer nicht zu stillenden Blutung. Vgl. Stromeyer, Maximen der Militärheilkunst, Hannover 1855.

Schuster (Tuster), Hauptstadt der persischen Provinz Khusistan, am Karun, hat ein Schloß, wichtige Woll-, Baumwoll- und Seidenindustrie und 15,000 Einw. In der Nähe die Ruinen der altpersischen Hauptstadt Susa (s. d.).

Schutter, 1) Fluß im badischen Oberrheinkreis, durchfließt ein mit Berg- und Hüttenwerken besetztes Thal und mündet nach 12 Meilen langem Lauf bei Kehl in die Kinzig. — 2) Linker Nebenfluß der Donau in Oberbayern, mündet bei Ingolstadt.

Schuttery (holl., d. i. Schützengesellschaft), die holländische Nationalmiliz, zerfällt in dienstthuende und ruhende. Jede Gemeinde, deren Bevölkerung 2500 Seelen und darüber beträgt, bildet aus ihren schutterpflichtigen Männern eine selbstständige Abtheilung dienstthuender S.; jede minder bevölkerte Gemeinde hat dagegen nur ruhende S., d. h. solche, welche nur zur inneren Landesvertheidigung bestimmt u. dem preußischen Landsturm vergleichbar ist, während die dienstthuenden Schutters förmlich aus- und ins Feld rücken, sobald die Landesgrenzen von einem Feinde bedroht werden. Die S. besteht, mit Ausnahme einiger Artillerieabtheilungen, nur aus Infanterie, welche je nach der Größe der Gemeinde eine oder mehre Kompagnien, ein oder mehre Bataillone bildet, die im Kriege provinzenweise in den Regimentsverband treten und mit der Linie Brigaden und Divisionen bilden. Die Offiziere werden von dem König ernannt und befördert.

Schutzblattern, s. Pocken.

Schutzbrief, officielle Urkunde, welche Jemandem Schutz gegen gewisse Sicherheits- und Aufenthaltsanfechtungen von Seiten der Behörden oder Privaten verheißt; vergl. Moratorium und Sicheres Geleite.

Schutzbürger, eine Mittelklasse zwischen den Vollbürgern und den Fremden, werden nur auf einen gewissen Zeitraum aufgenommen und können auch nach manchen Gemeindeordnungen zu jeder Zeit fortgewiesen werden. Wenn sie auch weniger Abgaben zahlen müssen als die Vollbürger, so haben sie dagegen auch nicht den Genuß aller Rechte, z. B. haben sie keinen Theil an der Verwaltung und keine Ansprüche auf die Nutzungen des Gemeindeguts.

Schutzgeist, s. Genius, vgl. Genien.

Schutzgenossen (Schutzverwandte), s. v. a. Schutzbürger. Eine besondere Klasse von S. machten die Schutzjuden aus, welche erst durch den Schutzbrief die Unterthanenrechte, und zwar oft nur auf gewisse Jahre erhielten. Sie erlangten durch den Schutz aber keineswegs das Ortsbürgerrecht.

Schutzgerechtigkeit (Vogtei), in dem mittelalterlichen Staatswesen das Recht eines Landes- oder Patrimonialherrn, eine Gemeinde, ein Stift, ein Kloster 2c. in seinen Schutz zu nehmen. Eine Folge derselben war häufig, daß der Beschützer, der Schutzherr, den Grundbesitz der Beschützten als Obereigenthum an sich brachte und ihn den Schützlingen nur als Lehn wiedergab.

Schutzverwandte, s. v. a. Schutzgenossen.

Schutzzoll, s. Zoll.

Schuwalow, russisches Grafengeschlecht, ward zuerst durch Iwan bekannt, der, zur Zeit Peters des Großen General und Kommandant von Wiborg, das Vertrauen des Czaren in hohem Grade genoß. Seine Söhne Alexander und Peter Iwan wurden von der Kaiserin Elisabeth 1746 in den Grafenstand und von Peter III. zu Reichsfeldmarschällen erhoben. Letzterer hat sich außer vielen Verbesserungen im Artilleriewesen durch die Erfindung einer nach ihm benannten Haubitzenart (Schuwalows) bekannt gemacht; † den 15. Januar 1762 als Kriegsminister. Iwan S., Vetter der Genannten und gleichfalls Günstling der Kaiserin Elisabeth, geboren am 12. Nov. 1727, ward von der Kaiserin zum Oberkammerherrn ernannt und gründete 1755 die Universität nebst zwei zu ihr gehörigen Gymnasien zu Moskau, sowie 1758 die Akademie der Künste zu Petersburg; † hier am 25. November 1798. Graf Paul Andrejewitsch, geboren um 1775, ein Seitenverwandter der Vorigen, machte unter Suwarow den Sturm auf Praga mit, diente dann unter demselben in Italien und avancirte bereits in seinem 25. Jahre zum Generalmajor. Als solcher focht er mit Auszeichnung im Feldzuge von 1807, sowie im finnländischen Kriege 1809, wo er über Torneå nach Schweden eindrang und die Einnahme von Skelefteå bewerkstelligte, wofür er zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers ernannt wurde. Von 1812—15 war er im russischen Generalstabe und Begleiter des Kaisers, 1813 unterhandelte er mit Caulincourt über den Waffenstillstand vom 4. Juni u. am 26. Juli 1813 schloß er den Waffenstillstand von Neumark ab. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris erhielt er den Auftrag, die Kaiserin Maria Luise zurück nach Wien und darauf Napoleon I. nach Fréjus zu geleiten. Er † am 1. December 1825.

Schuylkill (S. River, früher von den Indianern Manaiunk genannt), Fluß im nordamerikanischen Staate Pennsylvanien, entspringt in der Grafschaft Schuylkill, inmitten großer Steinkohlenlager, fließt südöstlich, durchbricht bei Port Clinton die Blue Mountains, geht an Reading, Norristown und Philadelphia vorüber, bildet oberhalb Philadelphia Wasserfälle und mündet unterhalb dieser Stadt nach einem Lauf von 26 Meilen, wovon 17 Meilen schiffbar sind, rechts in den Delaware.

Schwaan, Stadt im mecklenburg-schwerinschen Kreis Güstrow (wendischer Kreis), an der Warnow und der Eisenbahn von Bützow nach Rostock, Sitz eines Domanialamts, hat eine Bürger- und Gewerbschule, Leinweberei, Bierbrauerei, Tabaks- u. Runkelrübenzuckerfabrikation und 2754 Einw.

Schwab, 1) Johann Christoph, deutscher Philosoph, geboren am 10. December 1743 zu Ilsfeld, wurde 1778 Professor der Philosophie an der Karlsschule zu Stuttgart, 1795 geheimer Sekretär und 1816 Oberstudienrath und † am 15. April 1821 zu Stuttgart. Er trat in einer Menge Schriften gegen Kant und für das leibniz-wolfische System auf. Sein Sohn, Christoph Theodor, geboren 1821 zu Stuttgart, seit 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart, be-

sorgte die Ausgabe von Hölderlins „Sämmtlichen Werken" (Stuttgart 1846, 2 Bde.) und verfaßte die Monographie „Arkadien" (das. 1852).

3) Gustav, deutscher Dichter, geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1809 bis 1814 in Tübingen Philosophie und Theologie. Didaktische Gedichte, mit schellingschen Ideen, waren die ersten Produkte jener Zeit, doch ist von ihnen nie etwas veröffentlicht worden. Ihnen folgte eine Reihe von Liedern, die seinen Dichterberuf beurkundeten. Die poetische Stimmung wurde genährt in einem Kreise gleichgesinnter Freunde, die im Austausch der Ideen und gemeinsamen Genuß deutscher Dichterwerke Befriedigung suchten. Besonders einflußreich für ihn wurde die Bekanntschaft mit Uhland, dessen Einfachheit und körnige Gedrungenheit der Dichtweise er sich zum Vorbild nahm, und mit dem er seit jenen Jugendtagen freundschaftlich verbunden blieb. Auch mit Varnhagen und besonders mit Kerner trat er in traute Verbindung, deren Frucht die Herausgabe des „Deutschen Dichterwaldes" (1813) war. Im Frühjahr 1815 machte S. eine Reise nach Berlin, wo er besonders mit Fouqué, Franz Horn, Chamisso u. A. Beziehungen anknüpfte. In die Heimat zurückgekehrt, ward er erst als Repetent im evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen und im December 1817 als Professor am oberen Gymnasium in Stuttgart angestellt und blieb über 2 Jahrzehnte in dieser Stellung. In jene Zeit fällt die höchste Reife seiner dichterischen Entwickelung. Verstimmungen, welche in politischen Verhältnissen ihren Ursprung hatten, sowie Ueberhäufung mit literarischen und geselligen Pflichten bewogen ihn, im Herbste 1837 die Pfarrei zu Gomaringen anzunehmen, die er mehre Jahre mit Ernst und Liebe verwaltete. Der Schmerz um den Tod eines Kindes trieb ihn endlich fort; er unternahm eine Reise nach Schweden. Nach seiner Rückkehr wurde er zum ersten Prediger an der St. Leonhardskirche und Dekan zu Stuttgart und 1845 zum Oberstudienrath und Oberkonsistorialrath ernannt. Seine Hauptthätigkeit bestand seitdem in der Oberleitung der vaterländischen Gelehrtenschulen. Er † am 4. Nov. 1850 in Folge eines Herzschlages. S. gilt als Dichter mit Uhland und Kerner für den Hauptvertreter der sogenannten schwäbischen Dichterschule. Er hat sich im Lied und in der Romanze gleich ausgezeichnet und kommt in beiden Uhland von allen Dichtern am nächsten, ohne darum im mindesten Nachahmer desselben zu sein. Dabei ist S.s Gesichtskreis weiter und umfassender; die Heimat, an der er mit treuer Liebe hängt, ist ihm zu eng, sein Blick wendet sich in die Ferne. Er hat Mitgefühl für fremder Völker Kämpfe und Hoffnungen: das beweisen die Griechenlieder aus früherer Zeit, die Polenlieder aus seinen mittleren Jahren und die allgemeineren Zeitgedichte aus seinen späteren Jahren. Auch in den Romanzen greift er seinen Stoff aus weiter gezogenen Kreisen als Uhland; allein immer kehrt er wieder mit Liebe zu den heimatlichen Stoffen zurück. Von Uhland unterscheidet ihn noch eine bestimmt ausgesprochene christliche Frömmigkeit. S. hat sich außerdem durch freundliche Theilnahme an der Entwickelung jüngerer Talente anerkannte Verdienste erworben. Als Redakteur des poetischen Theils des „Morgenblattes" (von 1827—37) und des „Deutschen Musenalmanachs" (von 1833—38) führte er manchen Dichter zuerst ins Publikum ein, der in der Folge dessen Liebling wurde. Nahe befreundet waren ihm namentlich Pfizer, Lenau, Auersperg (A. Grün); unter den Vielen, die mit ihm in förderndem Verkehr standen, befanden sich Platen, Hauff, Waiblinger, Mörike, Sternberg, Freiligrath, Kurtz u. A. Seine theils in Zeitschriften und Almanachen, theils in einzelnen Sammlungen, z. B. „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs" (Stuttg. 1819) und „Legende von den heiligen drei Königen" (das. 1822), erschienenen „Gedichte" wurden von ihm in einer Sammlung vereinigt (Stuttg. 1828 bis 1829, 2 Bde.), die später als „Neue Auswahl" (das. 1838, 4. Aufl. 1851) mit einigen Weglassungen wieder erschien. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „Die schwäbische Alp" (Stuttgart 1823), die in horazischen Versmaßen ins Lateinische übersetzten Gedichte Uhlands „De constituenda republica" (das. 1823); ferner „Der Bodensee, ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie" (das. 1827, 2. Aufl. 1839); „Wanderungen durch Schwaben" (das. 1837—38, 2. Aufl. 1847), „Die Schweiz mit ihren Ritterburgen u. Bergschlössern" (Bern und Chur 1839) und „Schillers Leben" (Stuttgart 1840), dem sich gleichsam als Beigabe die Schrift „Der Kultus des Genius" (Hamburg 1840) anschließt, worin größtentheils interessante theologisch-philosophische Zeitfragen behandelt werden. Treffliche Sammelwerke sind seine „Deutschen Volksbücher" (Stuttg. 1826, 3. Aufl. 1847), die „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit" (Leipzig 1835, 3. Aufl. 1848), „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage" (Stuttgart 1843, 2 Bde.) und „Der Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" (Leipzig 1846, 2. Aufl. 1847), sowie ausgezeichnete Bearbeitungen altklassischer Stoffe sein „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" (Stuttgart 1835, 3. Aufl. 1846) und „Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern" (das. 1838—40, 2 Bde.; 2. Aufl. 1846). Neben diesen eigenen Erzeugnissen ging auch die Herausgabe und Uebersetzung mancher fremden her, als: „Erlesene Gedichte von Paul Flemming, mit Flemmings Leben" (Stuttg. 1820); „Der Froschmäusler, von Georg Rollenhagen" (übersetzt ins Neudeutsche, Tübingen 1819); „Lamartine's poetische Gedanken" (metrisch übersetzt, Stuttgart 1826); Barthélemy's und Mery's „Napoleon in Aegypten" (übersetzt, das. 1829). Auch an den „Uebersetzungen griechischer u. römischer Prosaiker und Dichter" (Stuttgart 1827 ff.) nahm S. regen Antheil. W. Hauffs „Sämmtliche Schriften" (Stuttgart 1830) und W. Müllers „Vermischte Schriften" (Leipzig 1830) gab er mit einleitender Biographie und Charakteristik heraus. Auch eine Auswahl des Nachlasses von Franz Horn besorgte er mit F. Förster („Psyche", Leipz. 1841, 3 Bde.). Werthvolle kritische Aufsätze von ihm finden sich in verschiedenen Zeitschriften, desgleichen sind

mehre Nekrologe bedeutender Männer von ihm verfaßt; der letzte dieser Art ist ein Nekrolog Lenau's. Vgl. Klüpfel, Gustav S., sein Leben und Wirken, Leipzig 1858.

Schwabach, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß der Regnitz) und an der bayerischen Staatsbahn (Linie Nürnberg-Augsburg), Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, 2 andere Kirchen, eine lateinische und eine Gewerbschule, einen äußerst kunstvollen Brunnen auf dem stattlichen Marktplatz, ein Irren-, Zucht- und Waisenhaus, Hospital, mehre ansehnliche Fabrikgebäude, besonders viele Nadelfabriken (schwabacher Nadeln, Nähnadeln mit großen Oehren, wie sie namentlich zur Goldstickerei gebraucht werden), ferner Fabriken in Gold- und Silberdraht, Tressen, Metallwaaren, Tabak, Papier, Wachstuch, Strumpfwaaren, Spielkarten, Zitz, Kattun 2c., Bierbrauereien und 6600 Einw., worunter mehre hundert Juden und die Abkömmlinge der 1686 daselbst angesiedelten französischen Kolonie, welcher die Stadt die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Die Stadt gehörte einst den Herzögen von Schwaben, war dann von 1160—1281 im Besitz des Klosters Erbach, gehörte hierauf dem Kaiser Rudolf I., wurde 1299 an die Grafen von Nassau verpfändet und 1364 vom Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg gekauft. Hier 1529 Konvent (schwabacher Konvent), s. Schwabacher Artikel. Vgl. Petzold, Chronik der Stadt S., Schwabach 1854.

Schwabacher Artikel, Artikel, welche der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach den 14. Juni 1528 mit den Nürnbergern zu Schwabach festsetzte, als Grundlage der Begründung der Reformation in seinem Lande; dann 17 von Luther verfaßte Artikel, die bei dem Konvent zu Schwabach im Oktober 1529 von sächsischer Seite den schweizer Theologen u. Abgeordneten als Bundesbedingungen vorgelegt und empfohlen wurden, die erste Grundlage der augsburger Konfession.

Schwabacher Schrift, s. Schriftarten.

Schwabe, ein aus Schwaben Gebürtiger. Die S.n galten sonst in Norddeutschland mit Unrecht für beschränkt, woher das Sprüchwort stammt: Ein S. wird vor dem 40. Jahre nicht klug. Unter Schwabenstreich versteht man noch heute einen Streich, der von beschränktem Verstande zeugt. Als Urtypus gilt in dieser Beziehung die berühmte Geschichte von den sieben Schwaben. Wahrscheinlich schreibt sich dieser Verdacht der Dummheit und Unbehülflichkeit von den Kriegen des Kaisers Albrecht I. her, in denen die auf seiner Seite fechtenden S.n mehre bedeutende Niederlagen erlitten. In Ungarn nennt man die deutschen Kolonisten und auch die Deutschen überhaupt S.n.

Schwaben, 1) ehemals deutsches Herzogthum, ursprünglich nach seinen ersten Bewohnern Alemannien, dann nach Einwanderung der Sueven S. oder Schwabenland genannt, grenzte gegen Norden an Franken und an die Pfalz, gegen Osten an den Lech, gegen Süden an die Schweiz, den Bodensee und Vorarlberg und gegen Westen an den Schwarzwald. Eingetheilt wurde S. in Ober- und Niederschwaben. Im Mittelalter zerfiel es in viele Gaue, deren Namen zum Theil noch bekannt und üblich sind, wie der Algau, Baar, Brenzgau, Klettgau, Kraichgau, Hegau, Jaxtgau, Illergau, Kochergau, Ortengau, das Ries, Thurgau 2c.

2) S. (Schwäbischer Kreis), einer der 10 Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, umfaßte den südwestlichen Theil Deutschlands u. größtentheils das alte S., wurde begrenzt von der Schweiz, Frankreich, dem ober- u. kurrheinischen, fränkischen, bayerischen und österreichischen Kreis. Durchströmt von der Donau und von der Rauhalp und den algauer Alpen durchzogen, war der Kreis einer der schönsten des Reichs und ergiebig an Getreide, Wein und Obst. Der Flächengehalt betrug 630 (nach Büsching 729) □Meilen, auf welchen gegen 2,500,000 Einwohner lebten. Die Kreisstände waren in die 5 Bänke der geistlichen, der weltlichen Fürsten, der Prälaten, der Grafen und Herren und der Städte abgetheilt. Zur Bank der geistlichen Fürsten gehörten: die Hochstifter Konstanz und Augsburg und die fürstlichen Abteien Kempten und Ellwangen. Die Bank der weltlichen Fürsten begriff in sich: das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden (Baden-Durlach, Baden-Baden, Baden-Hochberg), die Fürstenthümer Hohenzollern, die gefürsteten Abteien Lindau und Buchau, die gefürstete Grafschaft Thengen, die Lande des fürstlichen und gräflichen Hauses Oettingen, die gefürstete Grafschaft Klettgau, das fürstliche Haus Liechtenstein. Auf der Bank der Prälaten waren vertreten: die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt und Neresheim. Zur Bank der Grafen und Herren gehörten: die Komthurei des deutschen Ordens Alschhausen, die fürstenbergischen Landgrafschaften Stühlingen und Baar, die Herrschaft Wiesensteig, die fürstenbergischen Herrschaften Hausen und Möskirch, die gräflich montfortsche Herrschaft Tettnang und Argen, die Graf- und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg, die Grafschaft Königsegg, die Herrschaften Mindelheim und Schwabeck, die fürstenbergische Herrschaft Gundelfingen, die Grafschaft Eberstein, die Lande der Grafen Fugger, die Grafschaft Hohenems, die Herrschaft Justingen, die Grafschaft Bondorf, die Herrschaft Eglof, die Herrschaft Thannhausen, die Grafschaft Hohengeroldseck, die Herrschaft Eglingen. Auf der Bank der Städte saßen die Vertreter der freien Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Ueberlingen, Rottweil, Heilbronn, Gmünd, Memmingen, Lindau, Dinkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach, Zell am Hammersbach. Die kreisausschreibenden Fürsten waren: der Herzog von Würtemberg, der Bischof von Augsburg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Konstanz. Das Direktorium führte Würtemberg.

Die Kreistage selbst wurden gewöhnlich in Ulm, in Friedenszeiten meist zweimal des Jahres, gehalten. Die Kreiskanzlei und das Kreisarchiv befanden sich zu Stuttgart. Der Kreisoberste wurde Generalfeldmarschall genannt. Zum Kammergericht ernannte der schwäbische Kreis 2 Assessoren, einen evangelischer und einen katholischer Konfession. Der Reichsmatrikelanschlag betrug 8187 Gulden 6 Kreuzer, die Summe eines Kammerziels 10,739 Gulden 48 Kreuzer.

3) S. (S. und Neuburg), bayerischer Regierungsbezirk, 1838 aus dem früheren Donaukreis und einem Theil des früheren Rezatkreises gebildet, umfaßt das ehemalige Hochstift Augsburg, die gefürsteten Abteien Kempten und Lindau, das Fürstenthum Neuburg, die Markgrafschaft Burgau, viele freie Reichsstädte, z. B. Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuern und Donauwörth nebst vielen Herrschaften rc., grenzt nördlich an Mittelfranken, östlich an Oberbayern, südlich an Tyrol, Vorarlberg und den Bodensee, westlich an Würtemberg und enthält einen Flächenraum von 173,76 □Meilen. Der südliche Theil des Landes ist durch die algauer Alpen (Mädelegabel 8107 Fuß hoch, Hochvogel 7986 F.) gebirgig, der nördliche Theil ist eben mit dem Lechfeld, dem Donaukreis und dem Donaumoos. Der Hauptfluß ist die Donau, welche den nördlichen Theil des Kreises in nordöstlicher Richtung durchfließt und hier die Iller, Roth, Günz, Zusamm, Mindel, Schmutter und den Lech (mit Wertach) aufnimmt. Die wichtigsten Seen sind: der Alp-, Insel- und Waltenhofersee; der südwestlichste Theil wird $1^1/_2$ Meilen lang vom Bodensee berührt. Der Boden ist sehr fruchtbar, die Waldungen sind ansehnlich. Das Thierreich liefert vorzüglich Rindvieh (besonders berühmt das algauer), weniger Schafe und Schweine, viel Federvieh (besonders Gänse); von Wild finden sich außer den gewöhnlichen Jagdthieren auch Gemsen und einzelne Wölfe; Fischerei und Bienenzucht sind ebenfalls beträchtlich. Das Pflanzenreich liefert viel Getreide, Kartoffeln, Flachs, Hopfen, Tabak, Obst und auch Wein; das Mineralreich Eisen, Steinkohlen, Marmor, Salz, Mineralquellen rc. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht (namentlich im Algau), außerdem auch Bergbau und Hüttenbetrieb. Die Industrie, welche namentlich in den Städten Augsburg, Kempten und Memmingen vertreten ist, besteht vorzugsweise in Woll- und Baumwollspinnerei, Leinweberei, Fabrikation von Papier, Glas, Metallwaaren u. Chemikalien, Brauerei und Maschinenbau. Der Sitz des Handels ist ebenfalls in den genannten drei Städten. Der Regierungsbezirk besitzt die drei Eisenbahnlinien Augsburg-Donauwörth-Nürnberg, Augsburg-Ulm und Augsburg-Kempten-Lindau; auch führt von Augsburg aus durch Oberbayern eine Linie nach München. Die Bevölkerung belief sich 1861 auf 576,758 Einwohner, worunter ungefähr 80,000 Lutheraner, 1100 Reformirte, 6400 Juden, während der größere Theil der römisch-katholischen Kirche angehört. Die Einwohnerzahl ist auf 21 Städte, 60 Marktflecken, 1184 Dörfer, 2772 Weiler und Einöden und zahlreiche einzelne Höfe vertheilt. Der Regierungsbezirk wird in administrativer Hinsicht in 8 unmittelbare Stadtbezirke und 19 Verwaltungsdistrikte eingetheilt; in judicieller Hinsicht in 4 Bezirksgerichte, die den Sprengel des Appellationsgerichts zu Neuburg bilden. Hauptstadt (Sitz der Kreisregierung) ist Augsburg.

Geschichte. Zu der Zeit des römischen Kaisers Tiberius wohnten in den Gegenden des Schwabenlandes die Markomannen. Nach dem Abzug derselben nach Böhmen nahmen gallische Abenteurer die verlassenen Gegenden am Oberrhein und westlich von demselben in Besitz und verwuchsen in der Folge mit anderen deutschen Stämmen zu der Völkerschaft der Alemannen (s. d.), nach welchen die von ihnen bewohnten Gegenden den Namen Alemannien erhielten. Nach ihrer Niederlage durch Chlodowig bei Zülpich (496) wurden ihre Länder von dem Rhein bis an die Wetterau und von der Lahn bis zum Ausfluß der Murg zum Frankenreich geschlagen, und der größte Theil vom Grund und Boden ward königliches Kammergut. Seit dem 5. Jahrhundert wanderten aus Nordwesten Sueven ein, die mit den Alemannen verschmolzen, und das Land hieß nun Suevia (Schwaben). Nachdem der letzte der von den Frankenkönigen eingesetzten Herzöge, Theobald, 746 von Pipin dem Kleinen besiegt war, schaffte dieser die Herzogswürde ab, trennte Elsaß und Rhätien davon und ließ das übrige S. durch Kammerboten (nuntii camerae) verwalten. Unter Karl dem Großen faßte zwar die königliche Macht in S. festen Fuß, allein unter seinen Nachfolgern gerieth sie ebenso sehr in Verfall, als das Ansehen der königlichen Kammerboten sich hob. Am kühnsten traten die beiden Kammerboten Erchinger und Bertholb auf, von denen der erstere sogar den Titel eines Herzogs von Alemannien annahm. Nachdem sie als Landfriedensbrecher 917 hingerichtet worden waren, wählte das Volk den schwäbischen Grafen Burkhard I. zum Herzog von S. Burkhard suchte sich mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Königs von Burgund, vom Reiche unabhängig zu machen. König Heinrich I unterwarf ihn jedoch. Auf Burkhard folgte 926 durch Vermählung mit seiner hinterlassenen Wittwe der Graf Hermann I. von Ostfranken als Herzog von S. Derselbe vermählte (948) seine einzige Tochter Ida (Editha) mit dem Sohne Otto's I., Ludolf, der dadurch Herzog von S. wurde, aber das Herzogthum S. in Folge seiner Empörung gegen den Vater wieder verlor, worauf es 954 an Burkhard II. kam. Nach dessen kinderlosem Ableben verlieh Kaiser Otto II. S. seinem Neffen Otto, dem Sohne Ludolfs, der 977 auch Herzog von Bayern wurde. Nach diesem erhielt es (982) Konrad I., Sohn des Grafen Udo vom Rheingau, Neffe Hermanns I. Diesem folgte 987 sein Vetter, Hermann II., Sohn des Herzogs Udo von Frankonien, der auch Elsaß besaß und 1004 seinen Sohn, Hermann III., zum Nachfolger hatte. Dieser ward (1012) von seiner Schwester Gisela, der Gemahlin des Markgrafen Ernst von Oesterreich, beerbt. Sie führte nach ihres Gemahls Tode die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn Ernst II., vermählte sich aber später mit Kaiser Konrad II. Ernst II. empörte sich gegen seinen Stiefvater, wodurch er 1027 S. verlor, welches 1030 gleichzeitig mit Burgund und Fran-

ken von Konrad II. an Gisela's zweiten Sohn, Hermann IV., verliehen wurde, der Heinrich I., Sohn des Kaisers Konrad II., zum Nachfolger hatte. Dieser bestieg 1039 als Heinrich III. den deutschen Thron und belehnte 1045 den Pfalzgrafen Otto mit S., nach dessen Tode 1047 es wiederum an das Reich zurückfiel. Ohne Rücksicht darauf, daß Heinrich III. schon einem anderen schwäbischen Dynastenhause, den Zähringern, die Anwartschaft auf S. zugesichert hatte, gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrichs IV., das Herzogthum an ihren Eidam, den Grafen Rudolf von Rheinfelden. Dieser ward 1077 zum Gegenkönig Heinrichs IV. gewählt, aber bei Mölsen an der Elster (15. Okt. 1080) geschlagen und starb folgenden Tags. Bereits 1079 hatte Heinrich IV. das Herzogthum an Friedrich I., den älteren Grafen von Hohenstaufen, verliehen. Allein nach Rudolfs Tode erhoben dessen Sohn und Schwiegersohn, Berthold von Rheinfelden und Berthold von Zähringen, ihre Ansprüche auf S. mit den Waffen in der Hand, und Friedrich trat 1096 nicht bloß den Breisgau und die Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen, sondern auch die welfischen Güter an Bayern ab und behielt bloß S. mit der Hauptstadt Ulm und einen Theil von Franken. Er starb 1105 und hinterließ 2 Söhne, Friedrich II. (den Einäugigen), welcher Herzog von S. wurde, und Konrad, Herzog von Franken, welche beide nach Heinrichs V. Tode (1125) die fränkischen Stammgüter erbten. Nach Lothars Tode (1137) ward mit dem erwähnten Konrad, Herzog von Franken, das Haus der Hohenstaufen auf den deutschen Kaiserthron erhoben. Friedrich I. gab die Herzogthümer S. und Franken dem noch minderjährigen Sohne seines Vorgängers, Friedrich IV. von Rothenburg, u. nach dessen baldigem Tode (1169) S. nebst dem Elsaß seinem eignen Sohne Friedrich V. Dieser begleitete seinen Vater auf dem Kreuzzuge 1189 und übernahm nach dem Tode desselben den Oberbefehl über das Kreuzheer, starb aber ebenfalls 1191 in Akkon, worauf S. an seinen Bruder Konrad III. kam. Nach dessen Tode (1196) verlieh Kaiser Heinrich VI. S. seinem jüngsten Bruder, Philipp, Markgrafen von Toskana, der 1198 zum Kaiser erhoben ward, aber im Kampfe um die ihm von Otto IV. streitig gemachte Krone die von seinen Vorfahren in S. erworbenen Güter als Lehn verschleuderte. Nach seinem gewaltsamen Tode (1208) vermählte sich Otto IV. von Braunschweig mit der von Philipp hinterlassenen Tochter Beatrix, wodurch ihm das Herzogthum S. als Allod zufiel. Da aber Beatrix bald nach ihrer Vermählung starb, so kam ihr Erbe an Friedrich VI., Sohn des Kaisers Heinrich VI. Dieser brachte als Kaiser viele verlorene Lehngüter wieder an das schwäbische Haus zurück, dessen Gebiet sich durch das Aussterben der Zähringer (1218) noch bedeutend erweiterte. Schon 1219 ernannte Friedrich seinen dreijährigen Sohn Heinrich II. zum Herzog von S. Da sich derselbe aber später, obwohl zum deutschen König ernannt, gegen den Vater empörte, so gab dieser das Herzogthum dem nachmaligen deutschen Kaiser Konrad IV., der es 1254 auf seinen erst zweijährigen Sohn Konrad V., gewöhnlich Konradin genannt, vererbte. Als derselbe 1266 sich rüstete, sein Erbreich Sicilien in Besitz zu nehmen, verpfändete er den Rest seiner schwäbischen Besitzungen. Nach Konradins Tode wurde das Herzogthum S. nicht wieder besetzt. Mit dem, was davon übrig geblieben, ward der Graf Ulrich von Würtemberg belehnt. Blutige Fehden zwischen den Reichsvasallen hatten während des Interregnums das blühende Land nicht wenig verheert, doch stellte Kaiser Rudolf I. durch Unterwerfung des Grafen Eberhard von Würtemberg 1286 die Ruhe wieder her. Obwohl sein Versuch, die Herzogswürde in S. auf seinen zweiten Sohn Rudolf zu übertragen, mißlang, so blieben doch die Gerechtsame derselben dem Reiche vorbehalten, und die Kaiser ließen dieselben nebst anderen kaiserlichen Gefällen, Nutzungen und Einkünften und den noch übrigen Reichsflecken und Kammergütern in S. durch kaiserliche Reichslandvögte in Ober- und Niederschwaben verwalten. Die größeren Stände S.s blieben reichsunmittelbar; den kleineren wurde zwar auch Reichsunmittelbarkeit zugestanden, doch waren ihnen die Reichslandvögte, sowie die kaiserlichen Landgerichte vorgesetzt. Nach Rudolfs Tode (1291) begannen die Parteikämpfe und Raubkriege zwischen den Reichsständen von Neuem. Kaiser Albrecht I. zog längst verjährte schwäbische Reichslehen wieder ein u. gedachte in S. und der Schweiz ein großes Erbfürstenthum zu bilden, ward aber an der Ausführung desselben durch seines Neffen, Johann Parricida's, Mörderhand verhindert. Nach der doppelten Wahl Friedrichs des Schönen von Oesterreich und Ludwigs von Bayern zu deutschen Königen (1314) stand in S. die stärkere Partei, besonders der Adel auf Friedrichs Seite, während sich die schwächere zu Ludwig hielt, dem seit 1322 und 1326 ganz S. zufiel. Von Kaiser Karl IV. wußten sich die schwäbischen Städte für Geld und andere Dienstleistungen große Freiheiten zu erwirken. Sie traten 1349 zu einem großen Bund gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg zusammen und hielten es mit den Schweizern gegen Oesterreich. Als nun die beiden Landvögte Graf Eberhard und Herzog Rudolf von Oesterreich sich gegen die Städte verbanden, gebot der Kaiser Frieden, erlangte ihn aber erst, als er Eberhard in der Schlacht bei Schorndorf (1360) überwunden hatte. Hierauf lösten die Städte die Landvogtei von Würtemberg ein. Oesterreich aber vermehrte seine Macht in S. durch Erwerbung Freiburgs (1368), sowie des Breisgau's (1369) und brachte durch den Kauf von Kernberg, Drieberg und Feldkirch in Oberschwaben Tyrol und Oesterreich mit S. in Zusammenhang. Die kleineren schwäbischen unmittelbaren Herren stifteten um 1360 den sogenannten Schlegelerbund, dem sich Oesterreich anschloß; dagegen verband sich Eberhard mit den Städten, und es wurde S. seit 1367 in den blutigen Schlegelerkrieg verwickelt. Das persönliche Erscheinen des Kaisers in S. stellte den Frieden nur auf kurze Zeit her, erst 1378 brachte er es dahin, daß Graf Eberhard die Landvogtei, deren er sich wieder bemächtigt hatte, herausgab, die nun Pfalzgraf Friedrich erhielt. Als Karls IV. Nachfolger, König Wenzel, sich Bedrückungen gegen die schwäbischen Stände und Städte erlaubte,

bildeten die Städte 1376 den schwäbischen Städtebund, welcher sich bald über die Rheinlande, Bayern und Franken ausdehnte, und dem sich 1383 auch drei Rittergesellschaften anschlossen. Als Herzog Leopold zu Ehingen diesen Bund noch erweiterte, stiftete König Wenzel zu Nürnberg ein Gegenbündniß, welches die Veranlassung wurde, daß der Städtebund durch den Hinzutritt von Fürsten und Rittern 1384 zu Heidelberg zu der großen Einung sich umbildete, die das ganze westliche Deutschland von Mainz bis Basel umfaßte. Als mehre schwäbische Städte von dem Grafen von Würtemberg 1388 bei Döffingen geschlagen worden waren, ordnete König Wenzel die Auflösung aller Bündnisse an, stiftete aber dagegen 1389 den Landfrieden zu Eger, an welchem außer S. auch die Rheinlande, Bayern, Franken, Hessen, Thüringen und Meißen Theil nehmen sollten. Zum Bundeshauptmann für S. wurde der Graf von Oettingen ernannt und zur Entscheidung aller Streitigkeiten ein Landfriedensgericht eingesetzt. Dennoch währten bis 1395 die Fehden der Städte am Bodensee und die der Schlegeler gegen Würtemberg fort, bis endlich dieses, unterstützt von mehren Fürsten, die Schlegeler zur Auflösung ihres Bundes zwang. Die Fürsten beabsichtigten auf dem Reichstag zu Frankfurt 1397 einen neuen Landfrieden zu schließen; die Städte aber blieben Wenzel auch dann noch treu, als dieser 1400 abgesetzt wurde, und erlangten dadurch viele Vorrechte. Als der neue König Ruprecht die Städte in ihren erworbenen Rechten verletzte, schlossen Würtemberg, Baden und 17 schwäbische Städte 1405 den marbacher Bund. Kaiser Sigmund versetzte 1415 auf der Kirchenversammlung zu Konstanz mit Bewilligung der Reichsfürsten die Landvogtei in S. an Hans Truchseß zu Waldburg für 6000 rheinische Gulden, welchen Pfandschilling aber nach und nach die Truchsesse bis auf 13,200 Gulden vermehren mußten, und viele Städte erkauften sich wichtige Rechte. Das Unwesen der Befehdungen unter einander hörte auch unter Albrecht II. u. Friedrich III. nicht auf, obgleich die 1436 gestiftete St. Georgengesellschaft die Herstellung eines allgemeinen Friedens beabsichtigte und Albrecht II. in seinen Plänen zu einer dauernden Friedensverfassung unterstützte. Im Jahre 1488 vereinigten sich alle schwäbischen Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen in dem großen schwäbischen Bunde zur Aufrechthaltung des Landfriedens, auf dessen Grundlagen endlich 1495 auf dem Reichstage zu Worms der ewige Landfriede zu Stande gebracht wurde. Dessen ungeachtet hörten die Fehden noch nicht völlig auf, wie die Ulrichs von Würtemberg gegen Reutlingen und andere, namentlich auch die des Ritters Götz von Berlichingen beweisen. Der schwäbische Bund unter Georg Truchseß von Waldburg zerstörte 1523 innerhalb 2 Monaten 23 adelige Burgen. Schreckliche Verwüstungen richtete der Bauernkrieg (1525) in S. an, der im Algau und Hegau seinen Anfang nahm, sich sehr schnell von Gau zu Gau fortpflanzte, aber endlich von Georg Truchseß von Waldburg, dem Feldherrn des schwäbischen Bundes, unterdrückt wurde. Um dieselbe Zeit fand die Reformation in S. schnelle Ausbreitung; auch traten viele schwäbische Reichsstände dem schmalkaldischen Bunde bei, wofür sie nach Auflösung desselben 1547 um große Summen gestraft wurden, wodurch sie ihren Wohlstand einbüßten; die Reichsstädte aber verloren ihre demokratische Verfassung und mußten dafür die alte aristokratische wieder einführen. Von nun an strebten Würtemberg und Oesterreich, die Oberhand in S. zu erlangen, jenes in Verbindung mit den protestantischen, dieses im Einverständnisse mit den katholischen Ständen des Landes. Die Reichsritterschaft weigerte sich, in den Kreisverband einzutreten, und bildete fortan wirklich eine besondere Korporation des Reichs. So kam zwar 1563 zu Ulm die Kreisverfassung zu Stande; aber die Streitigkeiten zwischen den Kreisständen nahmen kein Ende. Der dreißigjährige Krieg verwandelte auch S. in eine Wüste. Im westphälischen Frieden wurden Basel und die Eidgenossenschaft von S. getrennt und Elsaß an Frankreich abgetreten, dazu hatte S. noch 984,705 Gulden Entschädigungsgelder an Schweden zu zahlen. Nachher war es fast immer der Schauplatz der deutschen Reichskriege und genoß nur von 1763—92 eines ungestörten Friedens. Aufs Neue wurde S. durch den französischen Revolutionskrieg verwüstet, bis 1796 erst Würtemberg, dann Baden und der ganze Kreis Waffenstillstand mit Frankreich schloß. In Folge dessen mußte Würtemberg 4, Baden 2, der ganze Kreis 12, die geistlichen Stände aber 7 Millionen Franken bezahlen u. daneben beträchtliche Naturallieferungen leisten. Das Kreismilitär wurde von Oesterreich entwaffnet. Während des Friedenskongresses zu Rastadt, bei welchem S. durch eine Deputation vertreten war, hielt Oesterreich das Land besetzt. Als der rastadter Kongreß erfolglos blieb, wurde S. abermals der Kriegsschauplatz, bis 1801 der Friede zu Luneville geschlossen wurde. Derselbe bestimmte, daß alles auf dem linken Rheinufer liegende Gebiet des schwäbischen Kreises an Frankreich abgetreten werden mußte, und daß die weltlichen Staaten als Entschädigung für ihre verlorenen Gebiete die geistlichen Stifter und Reichsstädte, der Herzog von Modena aber für sein Land den Breisgau erhalten sollte. Einem abermaligen Wechsel der Landgebiete nach dem Frieden von Preßburg 1805 folgte 1806 die Bildung des Rheinbundes, durch welchen die Verfassung des schwäbischen Kreises aufgehoben wurde. Von allen Fürsten S.s gelangten nur die von Baden, Würtemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Hohenzollern, Liechtenstein und Leyen zur Souveränetät. Als 1813 ganz S. mit dem übrigen Deutschland von Napoleon I. abgefallen war, traten die schwäbischen Souveräne 1815, mit Ausnahme des von Leyen, welcher mediatisirt wurde, dem deutschen Bunde bei. Vergl. von Falkenstein, Chronicon Suabacence, Ulm 1740; Pfister, Pragmatische Geschichte von S., Heilbronn 1803—27, 5 Bde.; Leichtlen, S. unter den Römern, Freib. 1825; Osann, Zur Geschichte des schwäbischen Bundes, Gießen 1861; Vischer, Geschichte des schwäbischen Städtebundes, Göttingen 1861.

Schwabenspiegel, deutsches Rechtsbuch, in den ältesten Handschriften gewöhnlich nur als „Land-

und Lehnrecht", im 14. Jahrhundert auch „Kayserrecht" oder „Spiegel kayserlichen und gemeinen Landrechts" bezeichnet und erst nach Goldasts Vorschlag 1609 allgemein S. genannt. Der S. ist in oberdeutscher Mundart von einem unbekannten Verfasser zwischen 1273 und 1282 geschrieben. Seine Hauptquelle ist der „Sachsenspiegel", der jedoch nicht unmittelbar, sondern in derjenigen Umarbeitung benutzt wurde, welche erst 1857 wieder auf der innsbrucker Universitätsbibliothek aufgefunden worden ist und in der Vorrede sich „Spiegel aller deutschen Leute" benennt. Dieser „Deutschenspiegel", welcher 1859 von Ficker herausgegeben worden ist, ist wahrscheinlich von einem augsburger Rechtskundigen um 1260 verfaßt worden; er folgt in der Hauptsache dem Sachsenspiegel, beseitigt aber die auf Sachsen bezüglichen Stellen und Manches, was antiquirt erschien. Dagegen enthält er bis zu Buch II, Art 12, §. 13, Zusätze aus dem römischen und kanonischen Recht, aus den Reichsgesetzen, dem augsburger und freiburger Stadtrecht, der Kaiserchronik, der Bibel und aus anderen Quellen. Von jener Stelle an ist jedoch dies Verfahren aufgegeben, und der Schluß des Deutschenspiegels ist meist eine flüchtige, oft inkorrekte hochdeutsche Uebersetzung des Sachsenspiegels mit Weglassung sächsischer Eigenthümlichkeiten und mit unbedeutenden Aenderungen und Zusätzen. Der S. folgt nur in seinem ersten Theil dem Deutschenspiegel ziemlich genau; im zweiten bezieht er sich zwar auch auf denselben, führt jedoch hier unter Benutzung der Lex Bajuvariorum und der Lex Alemannorum, der Kapitularien, der Reichsgesetze, des freiburger und augsburger Stadtrechts, des römischen und kanonischen Rechts, des Frydank, historischer Schriften, der Bibel 2c. die Umarbeitung und Ergänzung fort. Im Lehnrecht schließt er sich wieder näher an den Deutschenspiegel an. Gleich diesem will der S. das in ganz Deutschland geltende Recht darstellen, hat jedoch öfter Beziehungen auf Schwaben. An Präcision des Ausdrucks steht der S. hinter dem Sachsenspiegel zurück. Die zahlreichen Ausgaben, in denen der S. durch ganz Deutschland, besonders aber und mehr als der Sachsenspiegel im Süden verbreitet ist, weichen mehr von einander ab als die des letzteren Rechtsbuchs. Wie dieses erlangte er auch im Ausland maßgebendes Ansehen in den Gerichten und ward ins Lateinische, Französische und Böhmische übersetzt. Die ersten Ausgaben dieses Rechtsbuchs, ohne Orts- und Jahresangabe, reichen bis in das 15. Jahrhundert zurück und weichen außerordentlich von einander ab. Die erste mit Datum versehene ist von 1472. Kritisch gesichtet sind erst die von Laßberg (Tübingen 1840) und von Wackernagel (Zürich 1840). Eine Handausgabe mit Wörterbuch ward von Gengler 1851 besorgt. Das Lehnrecht mit einem guten Kommentar ist enthalten in: Schilter, Codex juris Alemannici feudalis, 1728. Eine im Anschluß an den S., jedoch mit wissenschaftlicherer Färbung ausgeführte Arbeit ist das „Rechtsbuch Ruprechts für die Stadt Freisingen von 1328" (herausgegeben von G. L. von Maurer 1839).

Schwabenstreich, s. Schwabe.

Schwaben und Neuburg, s. v. a. Schwaben 3).

Schwabmünchen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Verwaltungsdistrikt Göggingen, an der Sinkel und der Eisenbahn von Augsburg nach Lindau, Sitz eines Landgerichts und eines Rentamts, hat Wollzeuch- und Strumpfwaarenmanufakturen, Baumwollspinnereien, Buntpapierfabrikation, eine Getreideschranne und 2500 Einw.

Schwachheit, s. v. a. Schwäche.

Schwadron, s. v. a. Eskadron.

Schwäbische Alp, s. Alp.

Schwäbische Dichter, früher gewöhnliche Bezeichnung der Minnesänger (s. d.) des 13. Jahrhunderts, weil sie sich meist der oberdeutschen oder schwäbischen Mundart bedienten und ihre Kunst namentlich in Schwaben, am Hofe der Hohenstaufen, Pflege fand. Eine neue schwäbische Dichterschule beginnt zur Zeit der Freiheitskriege mit L. Uhland, an den sich G. Schwab, J. Kerner, K. Mayer, G. Pfizer, A. Knapp, E. Mörike, W. Hauff u. A. anschließen. Kräftiges, nur selten zu schwäbischem Partikularismus sich hinneigendes Nationalgefühl, inniges Versenken in die Natur und Reinheit der Phantasie charakterisiren diese Dichter, welche vorzugsweise das lyrische Fach kultivirten und zu dessen Veredlung nicht wenig beigetragen haben.

Schwäbische Kaiser, Name der hohenstaufischen Kaiser, weil sie früher das Herzogthum Schwaben besaßen.

Schwäbischer Bund, s. Schwaben, Gesch.

Schwäbisches Meer, s. v. a. Bodensee.

Schwäbisch-Hall, Stadt, s. v. a. Hall 3).

Schwäche (debilitas), in der Medicin ein vieldeutiger Ausdruck. Allgemeine Körperschwäche, welche auf mangelhafter Ernährung und daher auch mangelhafter Funktion aller Organe beruht, kommt vor nach schweren fieberhaften Krankheiten, bei vielen erschöpfenden chronischen Krankheiten und als einfache Alterserscheinung (Altersschwäche, s. Marasmus). S. der Muskeln kann abhängig sein von mangelhafter Ernährung und ungenügender Uebung derselben, oder von organischen Veränderungen ihres Gewebes in Folge lokaler Erkrankung, oder von mangelhafter Innervation von Seiten der Nerven und ihrer Centralorgane. Vgl. Nervenschwäche. Auch von S. der Haut, der Schleimhaute, des Magens 2c. spricht man, doch ist mit diesem Ausdruck kein scharfer Begriff zu verbinden, wenigstens nicht der eines specifischen Zustandes der genannten Organe. Reizbare S. der männlichen Genitalien nennt man einen Zustand, in welchem bei geschlechtlichen Erregungen die Samenentleerungen bereits eintreten, ehe die geschlechtliche Vereinigung erfolgt ist oder selbst ehe vollständige Erektionen zu Stande gekommen sind. Dieser Zustand kommt vorzugsweise bei Leuten vor, welche früher onanirt haben. Bei vernünftigem und geregeltem Leben ist hier jedoch Aussicht auf Heilung vorhanden.

Schwächung, s. v. a. Schwängerung, s. Unzuchtsverbrechen.

Schwägerschaft (affinitas), dasjenige Verhältniß, in welchem der eine Ehegatte zu den Blutsverwandten des anderen steht. Dies Verhältniß wird wirksam in den näheren Graden als Ehe-

hinderniß, als Grund, von der Zeugenpflicht zu befreien oder das Zeugniß verdächtig zu machen, und als Grund, die Begünstigung eines Verbrechens durch unterlassene Anzeige, durch Verhelfen zur Flucht ꝛc. straflos erscheinen zu lassen.

Schwämmchen (Soor, aphthae, muguet der Franzosen), eine Affektion der Mundschleimhaut, welche von der dort Statt findenden Entwickelung eines pflanzlichen Schmarotzers, eines Pilzes (Oidium albicans) abhängig ist. Auf welche Weise die Keime des Soorpilzes in den Mund kommen, weiß man nicht, zweifellos sind aber ganz bestimmte Bedingungen erforderlich, damit die Keime im Munde haften und der Pilz in demselben gedeihen könne. Bei Kindern findet man S. nur in den ersten Tagen und Wochen des Lebens, selten im zweiten Monate; bei Erwachsenen erscheinen sie nur in langwierigen erschöpfenden Krankheiten kurze Zeit vor dem Tode. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Pilzkeime da am leichtesten haften und der Pilz da am besten gedeiht, wo das Kauen und Schlingen mit geringer Energie erfolgt. Eine vernachlässigte Reinigung des Mundes leistet der Entwickelung des Soorpilzes erheblichen Vorschub; daher kommt es, daß die S. besonders in Findelhäusern so außerordentlich häufig sind. Die Frage, ob die S. ansteckend sind, ist nicht entschieden. Die Möglichkeit der Ansteckung ist nicht ausgeschlossen, doch bedarf es zur Entwickelung der S. sicherlich nicht nothwendig einer direkten Uebertragung der Pilzsporen. Man findet bei den S. auf der inneren Fläche der Lippen, auf der Zunge u. dem Gaumen weißliche Pünktchen oder einen zarten reifähnlichen Beschlag, bei hohem Grade selbst käsige und schmierige Massen, deren Aussehen mit geronnener Milch viel Aehnlichkeit hat. Anfänglich lassen sich diese Massen leicht entfernen, später sitzen sie fest auf der Schleimhaut. Vom Munde aus pflanzt sich der Schimmelbelag manchmal auf den Kehlkopf, häufiger jedoch auf den Schlundkopf und die Speiseröhre fort; man hat sogar die letztere in einzelnen Fällen mit Soormassen völlig angefüllt getroffen. Fast niemals breitet sich die Krankheit auf den Magen aus. In den rahmigen Massen entdeckt man mit Hülfe des Mikroskops außer jüngeren u. älteren Epithelzellen die massenhaften rundlichen Zellen und die gekerbten Fäden, aus welchen der Soorpilz besteht. Anfänglich mögen die Soorpilze ihren Sitz in den oberflächlichen Lagen der Epithelien haben, später dringen sie tiefer zwischen dieselben ein; sie können sogar, wenn es auch selten geschieht, in die Schleimhaut selbst hineinwuchern. Kinder, welche an S. leiden, lassen fast immer erkennen, daß ihnen das Saugen schmerzhaft ist. Auch Kranke, welche an Schwindsucht, Krebs u. dergl. zu Grunde gehen, klagen, wenn sich bei ihnen S. entwickeln, über schmerzhaftes Brennen im Munde. Sehr oft kommen bei Kindern, welche an S. leiden, Diarrhöen vor, welche mit Leibschmerzen verbunden sind u. bei welchen flüssige, grüne, sauer reagirende Massen entleert werden. Die Untersuchung des Mundes gibt natürlich die sichersten Anhaltepunkte für die Beurtheilung der Krankheit. Auch bei Kindern, wo die S. im Allgemeinen keine gefahrdrohende Erscheinung sind, kann die Krankheit manchmal unter den Zufällen von Abmagerung und Erschöpfung zum Tode führen. Da versäumte Reinlichkeit, wenigstens bei Kindern, der Hauptgrund für die Entwickelung der S. ist, so muß dem Kinde jedesmal nach dem Trinken, mag es schlafen oder nicht, der Mund mit einem in Wasser oder in eine Mischung von Wasser und etwas Wein getauchten Leinwandläppchen sorgfältig ausgewischt werden. Wird diese Maßregel befolgt, so bleiben die Kinder fast immer von S. verschont. Auch wenn sich die S. entwickelt haben, beschränke man sich auf vorsichtiges Abschaben und Entfernen der rahmigen Massen, sowie auf sorgfältige Reinigung des Mundes. Die von den Hebammen empfohlenen Hausmittel, das Bestreuen der Mundhöhle mit Zucker, das Bepinseln derselben mit einem Lecksaft aus Rosenhonig und Borax, sind verwerflich, da sie die Entwickelung des Soorpilzes durchaus nicht hindern, sondern eher unterstützen.

Schwämme, s. v. a. Pilze.

Schwär, s. v. a. Blutschwär, s. Furunkel.

Schwärmer, s. Kunstfeuerwerkerei.

Schwärmer, s. Schmetterlinge.

Schwärmerei, krankhafte Richtung des Gemüths, wobei der Mensch von seinem Gefühl und seiner Phantasie so sehr beherrscht wird, daß eine verständige Ueberlegung und vernünftige Besinnung in Bezug auf den Gegenstand der S. nur selten Platz greifen kann. Die Ursachen dieses Zustandes liegen theils in zu großer körperlicher Reizbarkeit, theils in einer verkehrten Erziehung und verschrobenen geistigen Bildung. Alles, was das Gemüth und die Phantasie berührt und lebhafter anzuregen geeignet ist, kann Gegenstand der S. werden. Insbesondere aber arten die religiösen Empfindungen oft in Religionsschwärmerei aus, in welcher der Mensch in einem unmittelbaren Verhältniß zu Gott zu stehen glaubt, so daß er ihn schauen zu können meint und besonderer ihm gewordener Offenbarungen sich rühmt (s. Mysticismus). Finsterer Aberglaube und zerstörender Fanatismus sind oft die Folge der Religionsschwärmerei, die nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Völker u. Zeitalter ergriffen hat. Ausflüsse religiöser S. waren zum guten Theil die Religionskriege der Mohammedaner, die Kreuzzüge des Mittelalters, die Auswüchse der Reformationszeit ꝛc. Der politische Schwärmer strebt nach der Verwirklichung eines Ideals, welches er sich vom Staat und vom socialen Leben gemacht hat, ohne daß er die Bedingungen berücksichtigt, unter denen die Gesellschaft und der Staat bestehen kann. Alle großen Umwälzungen, die im Leben der einzelnen Staaten Statt gefunden haben, sind reich an Beispielen politischer S.

Schwager, der Bruder des Mannes oder der Frau, der Mann der Schwester der Frau; Schwägerin, des Mannes oder der Frau Schwester, die Frau des Bruders des Mannes; ein Mann, mit dem man durch Heirath verwandt geworden ist; ebenso Schwägerin.

Schwaigern, Stadt im würtembergischen Neckarkreise, Oberamt Brackenheim, am Fuße des Heuchelberges, im freundlichen Leinbachthale, ist Hauptort der Grundherrschaft Neipperg und Sitz

der gräflichen Forstverwaltung, hat ein gräflich neippergisches Schloß mit werthvoller Bibliothek und schönen Parkanlagen und 2000 Einw.

Schwalbach (Langenschwalbach), Stadt u. Amtssitz im ehemaligen Herzogthum Nassau, in einer romantischen engen Thalschlucht am Münzenbache, $1^3/_4$ Meilen nordwestlich von Wiesbaden, hat eine Realschule, elegante Kur- und Badeanstalten, mehre Knochen-, Loh- und Mahlmühlen und 2169 Einw. Der Ort besitzt 10 eisenhaltige Mineralquellen von perlendem, pikant schmeckendem Wasser, welches belebend und reizend wirkt, sowohl zum Trinken wie zum Baden benutzt, namentlich gegen Verschleimung, Unterleibskrankheiten, chronische Nervenleiden, Bleichsucht 2c. angewandt und jährlich in mehr als 40,000 Krügen versandt wird. Die wichtigsten Quellen sind der Stahl-, Wein- und Paulinenbrunnen. Der Ort wird jährlich von 2000 Badegästen besucht; die Quellen sind schon seit dem 16. Jahrhundert bekannt und im Gebrauch. Die Umgegend ist reich an Naturschönheiten und historischen Erinnerungen. In der Nähe die Ruinen Adolfseck und Hohenstein bei den gleichnamigen Dörfern.

Schwalbe (Hirundo *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Spaltschnäbler, charakterisirt durch den kurzen, platten, fast dreieckigen Schnabel mit etwas übergreifender Spitze des Oberschnabels, den weiten, bis gegen die Augen hin gespaltenen Rachen, die langen, schmalen, säbelförmigen Flügel mit je 9 Schwungfedern an Hand- und Armtheil, worunter die erste alle übrigen überragt, den meist gabelförmigen Schwanz und die kurzen, schwachen Füße, eigentliche Wandelfüße mit schwachen Zehen und Nägeln, zweigliedriger Hinter- und langer Mittelzehe. Das Gefieder der S.n ist meist schwarz oder braun, an einzelnen Stellen weiß, gewöhnlich metallisch schimmernd und dicht anliegend. Es gibt zahlreiche (über 30) Arten, die, mit Ausnahme der kältesten Zone, über die ganze Erde verbreitet sind. Alle S.n sind wahre Luftvögel und fliegen reißend schnell. Ihr Gang auf dem Boden ist der kleinen, schwachen Füße wegen sehr ungeschickt. Um von anhaltendem Fluge auszuruhen, lassen sie sich auf Dachfirsten, Telegraphendrähten und Zweigspitzen der Bäume nieder. Mit einem Singmuskelapparat ausgerüstet, lassen sie einen lauten, zwitschernden Gesang hören. Sie nähren sich ausschließlich von Insekten, vorzüglich Fliegen und Schnaken, auch kleinen Käfern 2c., welche sie mittelst ihres weiten Rachens nur im Fluge haschen. Sie trinken und baden sich auch im Fluge, letzteres, indem sie, hart über der Oberfläche des Wassers dahin schwebend, sich plötzlich herabsenken und entweder ihren Schnabel, oder einen Theil des Leibes eintauchen und dann die benetzten Federn durch zuckende Bewegungen wieder trocken schütteln. Sie leben monogamisch und fertigen meist ein kunstvolles Nest, dessen äußere Wandung Erd- und Lehmklümpchen bilden, welche sie mit dem klebrigen Speichel zusammenkleistern; andere graben sich Löcher in das harte Erdreich steil abfallender Wände, erweitern diese in der Tiefe backofenförmig und legen hier das eigentliche Nest an, welches vornehmlich aus wirr über einander geschichteten Federn besteht. Ein Nest wird, wenn es so lange aushält, Jahre lang benutzt. Sie halten sich meist gern in der Nähe der Menschen auf, die ihre Ansiedelung nicht zu stören pflegen, auch sie nicht verfolgen, außer in Italien, wo S.n jährlich zu Tausenden gefangen und verspeist werden. Sämmtliche Arten, welche in Ländern brüten, wo ein wirklicher Winter eintritt, sind Zugvögel; diejenigen aber, welche in wärmeren Gegenden leben, streichen höchstens innerhalb gewisser Grenzen hin und her. Es ist öfters behauptet und selbst von angesehenen Forschern als möglich erachtet worden, daß einzelne S.n den Winter in kalten Gegenden, und zwar in Schlamm eingebettet zubringen; doch sind dergleichen Angaben durchaus nicht hinreichend beglaubigt. Unsere deutschen S.n ziehen im Herbst nach bis jetzt noch nicht erforschten Ländern Mittelafrika's. Daß einzelne im Frühjahre oder Herbst bei plötzlich eintretender Kälte in Löchern Zuflucht suchen, hier bis zu einem gewissen Grade erstarren und dann wieder aufleben, wenn sie in die Wärme gebracht werden, ist wohl nicht ganz in Abrede zu stellen; aber einen Winterschlaf darf man dies nicht nennen. Die S.n werden sehr von Parasiten geplagt, namentlich von Wanzen und Vogelläusen. Von den 5 europäischen Arten leben 4 in Deutschland. Die Hausschwalbe (H. urbica *L.*, Mehl- oder Dachschwalbe), an der Oberseite glänzend blauschwarz, mit einfarbig schwarzem, stark gewölbtem Schwanz, weißer Unterseite u. weißem Bürzel, weiß befiederten Läufen und Zehen, 5 Zoll lang, in Europa, Nordasien und Nordafrika einheimisch, hält sich in Deutschland von April bis September auf und baut ihr Nest aus Koth und Schlamm mittelst ihres klebrigen Speichels unter die Dachvorsprünge der Gebäude. In Amerika wird die Hausschwalbe durch die Purpurschwalbe (H. purpurea) vertreten. Dieselbe ist $7^1/_2$ Zoll lang und hat ein gleichmäßig tief schwarzblaues, stark purpurglänzendes Gefieder, schwärzlichbraune Schwingen und Schwanzfedern, einen schwarzbraunen Schnabel und schwarze Füße. Sie erfreut sich in ihrem Vaterlande gleichen Schutzes wie bei uns die Hausschwalbe; in Mittelamerika bringt man Kästen oder ausgehöhlte Flaschenkürbisse an den Bäumen an, worin sie gern nistet. Die Rauchschwalbe (H. rustica *L.*), an der Ober- und Unterseite wie die vorige, aber an den seitlichen Schwanzfedern mit weißen Flecken, rostrother Stirn und Kehle und nackten Läufen und Zehen, $6^1/_2$—7 Zoll lang, in Europa und Asien einheimisch, kommt in Deutschland einige Tage früher an als die vorige und zieht etwas später wieder ab, baut ihr Nest mehr innerhalb der Gebäude. Die Uferschwalbe (H. riparia *L.*), auf der Oberseite braungrau, an der Unterseite weiß, mit ungeflecktem, schwach gegabeltem Schwanze, $5^1/_2$ Zoll lang, in Europa, Nordasien u. Nordamerika einheimisch, findet sich in Deutschland von Mai bis Ende August und gräbt in sandige Uferwände und schroffe, lehmige Abhänge ziemlich lange Kanäle, die sie am Ende zum Nest erweitert. Sie ist im Herbst sehr fett und wird in Valencia regelmäßig zu Markte gebracht. Die Felsenschwalbe

(H. rupestris *Scop.*), der vorigen ähnlich, aber mit weiß geflecktem, seicht ausgeschnittenem Schwanze, 5¼ Zoll lang, in Südeuropa einheimisch, kommt selten nach Deutschland. Zu derselben Gattung gehört die Gruppe der Salanganen (Collocalia), die durch geringe Größe, ziemlich lange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste ist, einen mittellangen, gerade abgestutzten oder leicht ausgeschnittenen Schwanz, einen sehr kleinen, aber starkhakigen Schnabel und einfache Färbung charakterisirt wird. Die verbreitetste Art, C. (Hirundo) nidifica, ist 4¾ Zoll lang und hat ein graulich düsterbraunes, an dem Untertheil helleres, in Schmutziggraubraun übergehendes Gefieder, schwärzliche Schwingen, einen schwärzlichen Schwanz und vor den Augen je einen weißen Flecken und ist in Ostindien und China einheimisch. Sie sondert in den zur Brutzeit stark anschwellenden Speicheldrüsen einen zähen, einer gesättigten Lösung von arabischem Gummi gleichenden Schleim ab, welcher sich unter der Zunge ansammelt und, mit derselben an das Gestein angedrückt, das Material für den Nestbau abgibt. Diese Nester sind von etwa 20 Millimeter Längen- und 14 Millimeter Querdurchmesser, sehr dünnwandig und oben offen und werden so an den Felsen angeklebt, daß dieser die hintere Wand des Nestes bildet. Sie bestehen aus einem durchscheinenden, weißlichen oder bräunlichen, leimartigen Stoffe, woran man wellenförmig verlaufende, von dem schichtweise geschehenden Auftragen des Speichels herrührende Querstreifen wahrnimmt. Das Nest des Kusappi (Collacalia fuciphaga) gleicht seiner äußeren Gestalt nach dem der Salangane vollkommen, unterscheidet sich jedoch von diesem in sofern wesentlich, als es hauptsächlich aus Pflanzenstengeln und dergleichen besteht, die durch die leimartige Masse nur unter einander verbunden und an das Gestein befestigt sind. Diese Nester sind die eßbaren indischen Vogelnester (Tunkinnester), welche in der Küche zu Bereitung von Kraftbrühen dienen. Die ergiebigsten Brutplätze befinden sich an der Südküste von Java, namentlich an einem ungeheuren Kalkfelsen, Karang-Kollong, wo die Nester auf Rechnung der holländischen Regierung gesammelt werden und eine Einnahme von durchschnittlich 480,000 Thaler jährlich abwerfen. Die Millionen Nester, welche jährlich von Java nach China ausgeführt werden, repräsentiren einen Werth von 300,000 Pfd. Sterl. Zu der Gattung Mauerschwalbe (Segler, Cypselus), mit sehr kurzen Beinen, Klammerfüßen mit dreigliedrigen Zehen, von denen die innerste eine Wendezehe ist, gehört die Thurmschwalbe oder der Mauersegler (C. apus *Ill.*), einfarbig braunschwarz mit weißer Kehle, 7 Zoll lang, in ganz Europa, außer im hohen Norden, einheimisch, in altem Gemäuer nistend, findet sich in Deutschland vom April und Mai bis August häufig und baut ein inwendig mit gummiartigem, in den großen Ohrenspeicheldrüsen bereitetem Leim überzogenes Nest. Der Gattung Nachtschwalbe (Caprimulgus), charakterisirt durch den breiten, niedergedrückten, schwachen Schnabel, durch lange steife Bartborsten, das lockere Gefieder, die sehr langen Flügel und die am Grunde mit kurzer Bindehaut versehenen Zehen (Sitzfüße) mit langen Nägeln, gehört der Nachtschatten oder Ziegenmelker (C. europaeus *L.*) an. Derselbe ist an der Oberseite hellaschgrau, braun gewässert, schwarz gefleckt und punktirt, am Nacken und an den Flügeln rostgelb gefleckt und 11 Zoll lang. Er ist in ganz Europa mit Ausnahme des Nordens einheimisch und auch in Deutschland von April bis September nicht selten, sitzt des Tags schlafend im Heidekraut oder auf Bäumen, wo er wegen seines düsteren Gefieders schwer bemerkbar ist, und bringt den Winter, wie die meisten Schwalbenarten, in Afrika zu. Früher fabelte man von ihm, daß er den Ziegen und Kühen die Milch aussauge.

Schwalheim, Dorf in der kurhessischen Provinz und im Kreis Hanau, Justizamt Nauheim, hat Mineralquellen (deren Wasser in Krügen versendet wird) mit Bade- und Trinkanstalt und zählt 496 Einw.

Schwalm, rechter Nebenfluß der Edder, entspringt in Hessen-Darmstadt am Vogelsberge, tritt bald nach Kurhessen über, fließt anfangs nördlich, dann östlich und nordöstlich und mündet oberhalb Felsberg.

Schwamm, s. Badeschwamm und Zunderschwamm.

Schwamm (Schwammgewächs, fungus), s. Krebs.

Schwammmaschine, eine nach Art der Paternosterwerke eingerichtete Wasserhebungsmaschine. Um 2 Wellen oder Körbe, wovon der eine unterste unter dem Wasser oder nahe an demselben liegt, geht ein Seil ohne Ende (Schwammseil). Säcke von Flanell, mit Waschschwämmen gefüllt (Schwammbälle), sind an dem unteren Seile befestigt, diese füllen sich mit Wasser, während sie unter dem unteren Korbe hingehen, und werden, während sie über den oberen Korb gehen, durch eine über demselben angebrachte Walze (Ausdrückwalze) ausgedrückt. Unter dem oberen Korbe ist ein Behältniß, in welches das ausgedrückte Wasser fließt. Die S. wird mittelst eines Stirnrades, welches am oberen Korbe angebracht ist, und eines in dasselbe greifenden Trillings und einer Kurbel bewegt.

Schwan (Cygnus), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Entenvögel, charakterisirt durch den an der Wurzel mehr hohen als breiten, nach vorn sich etwas verbreiternden, platten Schnabel mit eiförmigen Nasenlöchern, den langen, dünnen, schlanken Hals und die weit nach hinten gestellten Beine mit kurzen Läufen, große schwerfällige Vögel, welche monogamisch leben, schlecht gehen, aber mit eben so viel Grazie als Kraft und Schnelligkeit schwimmen, nie tauchen, sondern nur grundeln und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Sie haben fast alle ganz weißes Gefieder. Der wilde oder Singschwan (C. musicus *Bechst.*, Anas cygnus *L.*), mit bis unter die Nasenlöcher gelbem, am Ende schwarzem Schnabel, 4 Fuß 7 Zoll lang, ist durch die zwischen den Platten des Brustbeins herabsteigende starke Krümmung der Luftröhre ausgezeichnet und hat daher eine ungemein starke Stimme, die aus der Höhe der Luft selbst angenehmer lautet als bei den übrigen Arten. Er

findet sich im Norden Europa's und Asiens in wildem Zustande, bringt die Winter in Nordafrika oder Südeuropa zu (in Menge an den Sümpfen und Seen Griechenlands), zieht mit Beginn des Frühjahrs wieder nordwärts und brütet fast nur im hohen Norden, in Lappland, selbst auf Spitzbergen. Auf Island ist er ein wichtiger Gegenstand der Jagd, indem seine Dunen einen bedeutenden Handelsartikel, die mit den Federn gar gemachten Häute ein kostbares Pelzwerk (Schwanenpelz) abgeben und die Schwungfedern zum Schreiben dienen. Auch ist das Fleisch der jungen Schwäne wohlschmeckend. Der stumme oder Höckerschwan (C. olor *L.*, C. gibbus *Bechst.*), mit gelbrothem, an der Wurzel mit einem aufgetriebenen, schwarzen Höcker versehenem Schnabel, $4^1/_2$ Fuß lang, ist einer der bekanntesten und verbreitetsten Vögel, da er nicht nur in Europa, sondern auch in Asien und Nordamerika zur Zierde auf Teichen gehalten wird. Sein eigentliches Vaterland sind die kälteren Gegenden der alten Welt, aus denen er selten nach Deutschland kommt. Er zieht bloß im März und im September in ansehnlicher Höhe durch, indem er in Italien und auf den Inseln des Mittelmeeres überwintert, und zeigt sich gegen den Herbst hin in großer Menge an der Ostsee, besonders auch auf Rügen. Seine trompetenartig klingende Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ersten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, daher sein Name stummer S. Er nährt sich von Wasserpflanzen, Käfern, Schalthieren und Fröschen, baut, wo er auf Teichen gehalten wird, im April ein Nest aus Schilf, Binsen 2c. am Ufer und legt 6—8 grünlichweiße Eier hinein, welche in 5 Wochen ausgebrütet werden. Die flaumigen Jungen gehen sofort ins Wasser. Diese Art soll ein Alter von 100 und mehr Jahren erreichen. Ihre Benutzung ist dieselbe wie bei der vorigen Art. Der kleine Singschwan (C. minor *Pall.*) ist um $^1/_3$ kleiner als der vorige, und die gelbe Farbe des Schnabels erreicht das Nasenloch nicht. Er hat eine ebenso gebildete Luftröhre wie die erst genannte Art und findet sich in Island und Sibirien. Der canadische S. (C. canadensis *L.*) ist am Mantel und an den Flügeln braun, am Kopf und an der oberen Hälfte des Halses schwarz mit großem weißen Fleck am Unterkopf und Kinn, am Schwanz und an den Schwungfedern schwarz, am unteren Theil des Halses, sowie am Bürzel, Bauch und an den Steißfedern weiß, 3 Fuß lang, brütet im höchsten Norden und wird in Europa auf Teichen gehalten. Noch abweichenderes Gefieder hat der erst neuerlich in Australien entdeckte schwarze S. (C. plutonius *Shw.*, C. atratus *Lath.*), der die Größe des Höckerschwans, aber weniger Grazie hat und ganz schwarz, nur an den 6 ersten Schwungfedern weiß ist. Die Schwanengans (Guineagans, C. cygnoides *L.*), weißlichgrau, mit graubraunem Mantel, paart sich leicht mit unseren Gänsen. Das Männchen macht sich durch die befiederte, unter dem Schnabel herabhängende Wamme und den dicken, auf dem Schnabel befindlichen Höcker kenntlich. Bei den alten Griechen galt der S. als der heilige Vogel des Apollo, von dem er selbst die Gabe der Weissagung empfangen haben sollte. Im mythischen Hesperien, am Eridanus und an der Küste des Ligyerlandes sollen die Schwäne ihren Tod durch schönen klagenden Gesang vorausverkündigt haben; daher der Ausdruck Schwanengesang für das letzte Lied eines Dichters. Erblickten die Schiffer Schwäne, so galt dies als günstiges Omen. Jupiter genoß die Umarmung der Leda in Gestalt eines S.s. In der germanischen Mythologie stand der S. in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgottheiten und ebenfalls im Rufe der Weissagung; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke „es schwant mir" oder „mir wachsen Schwanenfedern". Gewisse göttliche Wesen, namentlich die Walkyren oder Schlacht- und Schicksalsgöttinnen, sowie die Wald- und Wasserfrauen liebten es, Schwansgestalt anzunehmen. Vgl. Schwanjungfrauen.

Schwan, Christian Friedrich, Buchhändler, geboren am 12. Dec. 1733 zu Prenzlau in der Uckermark, studirte zu Halle und Jena Theologie, ging dann nach Petersburg und ward Korrektor an der dortigen Akademie, dann Auditeur bei einem Dragonerregiment, wandte sich hierauf nach Holland, wo er die „Anecdotes russes ou lettres d'un officier allemand" (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankfurt 1765) veröffentlichte, von da nach Frankfurt a. M., wo er eine Wochenschrift begründete, und erhielt 1765 durch Heirath die Buchhandlung Eßlingers in Mannheim. In dieser Stellung suchte er namentlich den Geschmack an der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur zu wecken, verdrängte die französischen Stücke vom dortigen Theater und brachte es dahin, daß der Kurfürst Karl Theodor ein deutsches Theater einrichtete. Seit 1794 lebte S. nach einander zu Heilbronn, Stuttgart und Heidelberg, wo er 1813 †. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande" (Mannheim 1782 bis 1798, 6 Bde. nebst Suppl.), sowie sein Tagebuch (herausgegeben in Hackländers „Hausblättern", Jahrgang 1861—62).

Schwan, Sternbild am nördlichen Himmel, in der Milchstraße, nach Flamsteed aus 81 Sternen bestehend, wird fliegend dargestellt, indem 5 Sterne ein Kreuz bilden.

Schwanberg, Marktflecken im österreichisch-steiermärkischen Kreis Graz, an der Schwarzsulm, mit Kapuzinerkloster, Zündwaarenfabrik, Schloß und 1000 Einw. Unfern davon Braunkohlenlager, Steinbrüche und eine Heilquelle, das mainsdorfer Bad. Dabei die schwanberger Alpen, die sich im Speikkogel bis 6756 Fuß erheben.

Schwandorf, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Verwaltungsdistrikt Burglengenfeld, an der Nab und der Eisenbahn von Regensburg nach Nürnberg, welche hier über Weiden nach Baireuth und Eger und über Cham nach Prag abzweigt, ist Sitz eines Landgerichts, hat eine große Pfarr- und Wallfahrtskirche, ein Spital, Armenhaus und 1880 Einwohner.

Schwanebeck, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis

Oschersleben, an der Limbach und am Fuße des Huywaldes, mit Leinweberei, Wachsbleicherei, Kümmel-, Anis- und Flachsbau u. 2338 Einw.

Schwanenfluß (Swan River, Cignes), Fluß in der Kolonie Westaustralien, entspringt auf der Darlingskette, fließt anfangs nordwestlich, dann südwestlich und fällt unterhalb Perth in den stillen Ocean; seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Canning und der Helenenfluß. Vor seiner Mündung liegt eine Klippe und die Insel Heirisson. Der S. gab der 1829 an seinen Ufern gegründeten englischen Niederlassung den Namen Schwanenflußkolonie, welche sich vom 30. bis 35.° südl. Br. erstreckte, sich dann immer mehr erweiterte u. jetzt Westaustralien (s. d.) bildet.

Schwanengesang, s. Schwan.

Schwanenorden, Orden, der, 1443 vom Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg gestiftet, seinen Hauptsitz in einem Kloster auf dem Berge bei Altbrandenburg und in Ansbach hatte und eine geistliche Gesellschaft von Fürsten, Rittern und überhaupt adeligen Personen war, die ihren Hauptzweck in die Darlegung wärmster Verehrung der Jungfrau Maria setzte. Das Ordenszeichen bestand in einer Kette mit 13 blutenden Herzen und dem Bild der mit dem Jesuskinde auf einem von Sonnenstrahlen umgebenen Monde sitzenden Maria und eines Schwans mit ausgebreiteten Flügeln. Der Orden, welcher ansehnliche Güter besaß, erlosch durch die Reformation. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erneuerte den S. am 24. December 1843 als eine freie Vereinigung von Männern u. Frauen jeden Standes und Bekenntnisses zum Behuf der Linderung physischen und moralischen Elendes und der Bethätigung christlicher Gesinnung durch Leben und That. Der König übernahm nebst seiner Gemahlin das Großmeisterthum des Ordens, mit welchem es indessen bei der Stiftungsurkunde sein Bewenden hatte. Vergl. Stillfried-Rattonitz, Der S., sein Ursprung und Zweck ꝛc., Halle 1845.

Schwanenstadt, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, Hausruckkreis, unweit der Ager, hat einen großen Platz mit 3 Springbrunnen, ein Armeninstitut, Baumwollwaarenfabrikation, namhaften Hopfenbau und 1500 Einw. Eine Eisenbahn setzt die traunthaler Kohlenwerke mit der Stadt in Verbindung.

Schwangerschaft (graviditas), derjenige Zustand des weiblichen Organismus, welcher mit der Empfängniß beginnt, mit der Geburt abschließt, und welcher durch eine Reihe von wichtigen Entwickelungsvorgängen am mütterlichen Körper charakterisirt ist. Die Empfängniß, als der Anfang der S., ist Folge einer fruchtbaren Begattung; fruchtbar aber nennen wir die Begattung dann, wenn während oder nach derselben eine unmittelbare Berührung des männlichen Samens mit dem weiblichen Keimstoffe, dem Ei, Statt findet. Diese Berührung geschieht gewöhnlich im Eileiter, aus welchem das befruchtete Ei, wahrscheinlich am 12.—14. Tage, nachdem es den Eierstock verlassen hat, in die Höhle der Gebärmutter gelangt. Hier wird es zurückgehalten, wird ernährt, wächst und erhält im Laufe der S. seine vollkommene Reife, wozu in der Regel ein Zeitraum von 40 Wochen (280 Tage = 10 Mondsmonaten) erforderlich ist. Wenn durch eine Begattung nur Ein Eichen befruchtet wird, wie dies bei weitem am häufigsten geschieht, so ist die S. eine einfache; sind aber 2, 3 oder mehre Eichen befruchtet, so nennt man dies eine mehrfache S. (Zwillings-, Drillingsschwangerschaft ꝛc.). Mit der Zwillingsschwangerschaft ist nicht zu verwechseln die Superfökundation und Superfötation (s. d.). Die größte Zahl der gleichzeitig in einer Gebärmutter sich entwickelnden Früchte beträgt beim Menschen mit Sicherheit 5, vielleicht auch 6. Man hat auch eine scheinbare S. aufgestellt und versteht darunter Zustände, welche mit der wirklichen S. manche Symptome gemein haben, bei welchen sich aber kein befruchtetes Ei im Mutterleibe befindet (z. B. bei Wassersucht u. Windsucht der Gebärmutter, Geschwülsten derselben und der Eierstöcke). Zugleich mit der Empfängniß treten an der Gebärmutter wichtige Veränderungen auf, welche in vermehrtem Säftezufluß und in einer Zunahme ihrer sämmtlichen Gewebselemente bestehen. Die Schleimhaut der Gebärmutter schwillt an, wird reicher an Blutgefäßen, erscheint geröthet und sammetartig aufgelockert. Sie bildet sich zu der äußersten Eihaut, der sogenannten hinfälligen Haut (membrana decidua), um. Mit dieser Haut kommt das Ei sogleich bei seinem Austritt aus dem Eileiter in Berührung und durch sie tritt es mit der Gebärmutter in die innigsten Beziehungen, in sofern ihm durch die Decidua die Stoffe überliefert werden, durch welche die im Ei sich entwickelnde Frucht ernährt wird. Die Muskulatur der Gebärmutter entwickelt sich gleichfalls in bedeutender Weise durch massenhafte Neubildung von glatten Muskelfasern. Diese Texturveränderungen und die Gewebszunahme bedingen nun zunächst die bedeutende Größenzunahme der schwangeren Gebärmutter, welche mit dem Wachsthum der in letzterer enthaltenen Frucht gleichen Schritt geht. Die Gebärmutter, welche im nicht schwangeren Zustand etwa 2½ Zoll lang und 1½ Zoll breit ist, besitzt am Ende der S. eine Länge von 12—14, eine Breite von 9—10 und eine Dicke von 8—9 Zoll. Während die Höhle der nicht schwangeren Gebärmutter etwa ¾ Kubikzoll enthält, faßt sie am Ende der S. etwa 408 Kubikzoll. Auch ihre Wandungen nehmen anfänglich an Dicke zu, gegen das Ende der S. aber wieder etwas ab. Die Größenzunahme der Gebärmutter schreitet regelmäßig von Anfang bis Ende der S. fort und ist selbst dann vorhanden, wenn das Ei sich gar nicht in der Gebärmutter entwickelt (Extrauterinschwangerschaft, s. unten). Mit dem Wachsthum Hand in Hand geht eine Gestaltveränderung; aus der birnförmigen Gestalt geht die Gebärmutter allmählig in die Kugelform und gegen das Ende der S. aus der kugeligen in die ovale Form über. Ganz besonders betrifft die Gestaltveränderung den Mutterhals und den Muttermund. Der Scheidentheil der Gebärmutter erscheint in der S. aufgelockert, mehr durchfeuchtet und erleidet eine allmählig fortschreitende Verkürzung. Der anfänglich quere Muttermund aber nimmt eine mehr rundliche Gestalt an, klafft stärker und erscheint gegen das Ende der S. nur noch als plattrandiges Grübchen an dem ganz verstrichenen Scheidentheil. Bei

Frauen, die zum ersten Male schwanger sind, zeigen sich diese letztgenannten Veränderungen deutlicher ausgesprochen als bei wiederholter S. Der Kanal des Mutterhalses verschließt sich während der S. durch einen festen Schleimpfropf. Eine weitere Folge der Vergrößerung der Gebärmutter ist die Veränderung ihrer Lage zu den Nachbarorganen und die Abweichung von ihrer bisherigen Richtung. In den beiden ersten (Monds-) Monaten der S. ist noch keine Zunahme des Unterleibs wahrzunehmen; der Scheidentheil der Gebärmutter steht etwas tiefer und ist mehr nach vorn gerichtet. Im dritten Monat erhebt sich die Gebärmutter allmählig und im vierten ist der Muttergrund als härtliche Kugel über dem Schooßbein zu fühlen. Der Leib beginnt nun von der Unterbauchgegend an sich zu wölben. Der Scheidentheil des Uterus steht nun wieder höher und ist nach hinten gerichtet. Meist schon im vierten Monat läßt sich bei der Untersuchung des Unterleibs durch Auflegen des Ohres ein von der Blutbewegung in der Gebärmutter herrührendes, blasendes Geräusch (Gebärmuttergeräusch) oberhalb der Schooßbeine vernehmen. Im fünften Monat ist der Muttergrund in der Mitte zwischen den Schooßbeinen und dem Nabel zu fühlen und im sechsten Monat in der Höhe des Nabels selbst. Gegen das Ende des fünften Monats, um die 18.—20. Woche, fühlt die Schwangere gewöhnlich zum ersten Male die Bewegungen des Kindes, die auch äußerlich als leises Anstoßen gefühlt werden können. Von derselben Zeit an pflegen die Herztöne der Frucht bei der Untersuchung des Unterleibs mittelst des Gehörs vernommen zu werden. Im siebenten Monat ist der Muttergrund 2—3 Finger breit über dem Nabel zu fühlen und im achten Monat in der Mitte zwischen dem Nabel und der Herz- oder Magengrube. Die Nabelgrube wird in dieser Zeit flacher und verschwindet endlich ganz. Im neunten Monat reicht der Muttergrund bis zur Herzgrube, die dann ganz verschwindet. Der Leib erhält seine stärkste Ausdehnung; das Athmen und jede etwas stärkere Bewegung ist für die Schwangere mehr od. weniger beschwerlich. Im zehnten Monat, etwa 3 — 4 Wochen vor der Niederkunft, senkt sich der Muttergrund wieder herab und mehr nach vorn herüber, beinahe bis zur Mitte zwischen der Herzgrube und dem Nabel. Indem die Herzgrube dadurch frei wird, fühlt die Frau sich etwas leichter und behaglicher. Der Nabel ist jetzt kegelförmig hervorgetrieben. Die Theile des Kindes sind äußerlich deutlicher als vorher zu fühlen. Bei wiederholt Schwangeren steigt der Muttergrund wegen größerer Nachgiebigkeit der Bauchwand nicht so hoch hinauf, dagegen ragt er stärker vorn über. Findet dies in bedeutenderem Grade Statt, so bezeichnet man es als Hängebauch. Die Mutterscheide und die äußeren Genitalien zeigen während der S. eine vermehrte Schwellung und Sekretion, sowie eine erhöhte Temperatur. Die Scheidenschleimhaut ist stärker gefaltet, der ganze Kanal erscheint nachgiebiger und weiter, sobald die Gebärmutter aus dem Becken sich erhebt (dritter Monat), erscheint der Scheidenkanal verlängert. Die Brüste gehen während der S. diejenigen Veränderungen ein, welche sie zum Säugungsgeschäft tauglich machen sollen. Sie werden schon in den ersten Monaten stärker, fühlen sich fester an und sind empfindlicher; die Schwangere empfindet oft heftige Schmerzen in ihnen. Alles dies ist Folge der zunehmenden Entwickelung des Drüsengewebes. Weiterhin läßt sich eine milchige Flüssigkeit aus der Drüse hervordrücken oder sickert freiwillig aus. Die Brustwarze wird länger, der Warzenhof schwillt stärker an, seine Farbe geht aus dem Hellrothen allmählig in das Dunkelbraune über. (Ueber die Entwickelung der Frucht s. Embryo, Fötus.)

Die Veränderungen, welche während der S im weiblichen Organismus vor sich gehen, beschränken sich keineswegs auf die Geschlechtswerkzeuge allein, sondern bewirken auch im übrigen Körper und im ganzen Befinden des Weibes eine Reihe wichtiger Erscheinungen u. Veränderungen. Sehr auffallend pflegt der Einfluß der S. auf das Nerven- und Seelenleben sich kund zu geben. Die Erregbarkeit des ganzen Körpers ist erhöht; es treten die mannichfachsten Verstimmungen im Gemeingefühl auf. Die Schwangere klagt oft über Schauer, fliegende Hitze, ein allgemeines Gefühl von Mattigkeit, Unbehaglichkeit, Schwäche. Die Gemüthsstimmung ist verändert, bald ungewohnter Frohsinn und Heiterkeit, bald außerordentliche Reizbarkeit, üble Laune, bald andauernde Schwermuth vorhanden. Auch der Schlaf ist häufig gestört. Ferner sind vorhanden Schwindel, Reizung zu Ohnmachten und Krämpfen, Kopfschmerz, Zahnweh und andere schmerzhafte Empfindungen, welche gewöhnlich periodenweise auftreten und wieder verschwinden, Sinnesstörungen, Empfindlichkeit gegen gewisse Gerüche ꝛc. Nicht selten verschwinden jedoch auch in der S. manche nervöse Leiden, welche bis dahin bestanden hatten. Ebenso bedeutenden Modifikationen sind die Blutbereitung, seine Mischung und seine Cirkulation während der S. unterworfen. Die Blutbildung geht energisch von Statten und daher kommen häufig von der Plethora abhängige Symptome zum Vorschein: Kongestionen nach dem Kopfe und der Brust, daher Kopfweh, Schwindel, Zahnschmerz, Herzklopfen, Beklemmung, Bangigkeitsgefühl ꝛc. Bekannt ist, daß sich auf dem Blute Schwangerer konstant eine Speckhaut bildet. Sehr gewöhnlich und oft in sehr belästigender Weise äußert sich der Einfluß der S. auf das Verdauungssystem. Besonders im Beginne der S. sind sehr häufig Verlust des Appetits, Uebelkeit, Erbrechen, besonders des Morgens, Widerwille gegen manche bis dahin gern genossenen Speisen und Getränke, besondere Begierden nach ungewöhnlichen und zuweilen selbst Ekel erregenden Dingen, vermehrte Speichelabsonderung, Sodbrennen ꝛc. vorhanden. Dabei geht indessen die Ernährung meist gut von Statten, trotz wochenlang fortdauernden Erbrechens und geringer Nahrungsaufnahme magert der Körper nicht ab u. die Leibesfrucht wird gehörig ernährt. Häufig ist Neigung zu Stuhlverstopfung vorhanden. Bemerkenswerthe Veränderungen bietet auch die Haut dar. Die Farbe derselben erscheint häufig blaß, unrein, fahl, gelblich. Um die Augen entstehen blaue Ringe, Muttermäler und Sommersprossen färben sich dunkler, hier und da

treten bräunliche Flecken auf, die nach der Geburt wieder verschwinden. Die Hautausdünstung ist verändert, sie riecht säuerlich. Der Kohlensäuregehalt und die Ausathmungsluft ist während der S. vermehrt. Was die Harnabsonderung betrifft, so kommen öfterer Drang zum Harnlassen und Harnbeschwerden in den ersten Monaten häufig vor. Auch gegen das Ende der S. stellen sie sich in Folge des Drucks auf die Gebärmutter wieder ein. So lange alle die genannten Zufälle in gewissen Schranken bleiben, nicht allzu belästigend werden und den gesundheitsgemäßen Verlauf der S. nicht zu unterbrechen drohen, sind sie nur als gewöhnliche Begleiter derselben anzusehen und Gegenstand einer diätetischen Behandlung. Manchmal freilich gehen sie in wirkliche Krankheit über und steigern sich, wenn auch nur selten, zur gefahrdrohenden Höhe.

Was die Diagnose der S. anbetrifft, so haben die zahlreichen Erscheinungen, welche, wie wir gesehen haben, den Eintritt und den Verlauf der S. bezeichnen, einen sehr verschiedenen diagnostischen Werth. Gewöhnlich unterscheidet man daher die Zeichen der S. in ungewisse oder muthmaßliche, in wahrscheinliche und in gewisse. Zu den ungewissen Schwangerschaftszeichen gehört das Gefühl allgemeinen Unbehagens, des Fröstelns abwechselnd mit fliegender Hitze, Abgeschlagenheit der Glieder, besonders der Schenkel, psychische Verstimmungen, Kopfweh, Schwindel, periodischer Zahnschmerz u. dgl. Denn obschon diese und ähnliche Erscheinungen manchmal schon bald nach der Empfängniß oder im ersten bis zweiten Monat der S. auftreten, so können sie doch auch durch eine ganze Reihe anderer Krankheitszustände hervorgerufen werden, ohne daß S. vorhanden ist. Bedeutsamer schon ist die Uebelkeit, der Ekel, das Erbrechen, besonders am Morgen. Diese Zeichen können zwar bei der S. vollkommen fehlen, gehören aber zu den häufigsten Begleitern der S., wenigstens in den früheren Monaten. Eigenthümliche Gelüste sind gleichfalls nicht seltene Erscheinungen bei schwangeren Frauen, gestatten aber für sich allein keinen sicheren Schluß auf S. Anders verhält es sich, wenn die genannten und ähnliche Erscheinungen sich in mehren S.en bei demselben Individuum wiederholten, wodurch sie als Symptome der S. an Werth sehr gewinnen. Zu den wahrscheinlichen Zeichen der S. gehört das Ausbleiben der Menstruation, doch können an demselben auch andere krankhafte Zustände Schuld sein, während andererseits die Menstruation auch bei wirklich bestehender S. noch einmal oder einige Male wiederkehren kann. Ebenso gehören die charakteristischen Veränderungen an den Brüsten zu den wahrscheinlichsten, wenn auch nicht zu den gewissen Zeichen der S., da auch krankhafte Zustände der Geschlechtsorgane ähnliche Erscheinungen hervorrufen können. Noch wichtiger ist das Anschwellen des Unterleibs, das eigenthümliche Verhalten des Nabels u. die oben besprochenen Veränderungen an der Gebärmutter und den Genitalien. Doch auch diesen Zeichen gegenüber muß man vorsichtig sein, da es Krankheiten, besonders der Gebärmutter und Eierstöcke gibt, welche zu dergleichen Veränderungen führen. Zu den g e w i s s e n Zeichen der S. gehört es, wenn man beim Auflegen des Ohrs auf den Unterleib der Schwangeren die Herztöne der Frucht wahrnimmt. Dieses Zeichen kann weder fingirt, noch verheimlicht werden, tritt aber freilich in der Regel nicht früher als zu Anfang der zweiten Hälfte der S. auf. Ein gewisses Zeichen sind ferner die Bewegungen des Kindes im Mutterleibe, vorausgesetzt, daß nicht bloß die Mutter sie zu fühlen glaubt, sondern daß sie auch durch die von außen her aufgelegte Hand wahrgenommen werden können. Es kann aber dieses Zeichen trotz einer lebenden Frucht im Mutterleibe ganz fehlen. Gewöhnlich fühlen die Schwangeren die Kindsbewegungen erst um die 18.—20. Woche und um so deutlicher, je weiter die S. vorrückt. Manche Frauen fühlen sie aber schon mehre Wochen vor jenem Termin, andere dagegen erst viel später, ja selbst erst kurz vor der Niederkunft. Endlich ist es ein gewisses Zeichen der S., wenn man bei der Untersuchung die Theile des Fötus fühlt und unterscheiden kann. Freilich kann dies erst etwa in den letzten 4 Monaten der S. geschehen, und übrigens fehlt dieses Zeichen in seltenen Fällen trotz der Gegenwart einer Frucht in der Gebärmutter. Aus allem diesem geht hervor, daß nur die Wahrnehmung der Herztöne der Frucht, die Kindsbewegungen und das Fühlen der einzelnen Kindstheile gewisse Kennzeichen der S. sind, daß dieselben aber nur in der zweiten Hälfte der S. wahrgenommen werden können u. daß es demgemäß kein sicheres Kennzeichen gibt, welches als solches für die ganze Dauer der S. Geltung hätte. Als Zeichen der Zwillingsschwangerschaft betrachtet man gewöhnlich die schnellere und stärkere Ausdehnung des Unterleibes, der zugleich auffallend breit erscheint, ferner eine der Länge nach oder schräg am Bauche herablaufende Furche, wodurch dieser in 2 Hügel getheilt wird, sowie das Gefühl der Kindsbewegungen in beiden Seiten und einen höheren Grad der gewöhnlichen Beschwerden der S. überhaupt. Alle diese Zeichen sind jedoch trüglich und können auch durch andere Umstände herbeigeführt sein. Gewißheit von der Zwillingsschwangerschaft kann man nur dadurch erlangen, daß man die Herztöne beider Fötus getrennt wahrnimmt. Für die S. von Drillingen &c. lassen sich überhaupt keine zuverlässigen Zeichen angeben. Zur Berechnung der Schwangerschaftsdauer oder der Zeit der Niederkunft bedient man sich verschiedener Methoden. Von dem Zeitpunkt der Empfängniß an kann man bei Bestimmung der S. gewöhnlich deshalb nicht ausgehen, weil sich jener Zeitpunkt nicht sicher angeben läßt, es müßte denn nur ein einmaliger Beischlaf Statt gefunden haben. Wenn aber auch manche Frauen den Zeitpunkt ihrer Empfängniß angeben zu können glauben, so wird doch, falls man von da ab 40 Wochen vorwärts zählt, diese Rechnung nur eine ungefähre sein, da sich die Niederkunft ohne Zweifel viel häufiger nach der letzten Menstruationsperiode als nach dem Tage der Empfängniß richtet, d. h. dann eintritt, wenn der Termin der Menstruation, nachdem diese neunmal ausgesetzt hat, zum zehnten Male wiederkehren sollte. Gewöhnlich berechnet man die Schwangerschaftsdauer nach dem Ausbleiben der Menstruation. Um die Zeit der Niederkunft auf diese Weise ohne

Kalender leicht zu bestimmen, rechnet man von dem Tage des Eintritts der zuletzt dagewesenen Menstruation 3 ganze Kalendermonate zurück und zählt dann 7 Tage hinzu; der so gefundene Tag ist derjenige, an welchem die Niederkunft zu erwarten steht. Zur schnelleren Berechnung des Termins der Niederkunft sind sogenannte Schwangerschaftskalender aufgestellt worden. Wenn eine Frau vor der S. gar nicht, oder nur unregelmäßig menstruirt gewesen ist, oder wenn die Menstruation während der S. noch einige Male wiedergekehrt ist, so berechnet man die Niederkunft nach der Zeit, wo zum ersten Male deutliche Kindsbewegungen gefühlt worden sind. Da dies gewöhnlich in die 18.—20. Woche fällt, so wären also von dem Zeitpunkt der ersten Kindsbewegungen ab noch 20—22 Wochen bis zur Niederkunft zu rechnen. Nach allen diesen Berechnungsweisen läßt sich aber der Tag der Niederkunft nicht ganz genau, sondern immere nur auf einige Tage ab und zu vorhersagen. Am sichersten geht man noch, wenn man von dem Ausbleiben der Menstruation bei der Berechnung ausgeht.

Die Beobachtung einer in jeder Beziehung gut geregelten Lebensweise ist in der S. ganz besonders nothwendig. Als allgemeinste Regel gilt in dieser Beziehung der Grundsatz, daß Schwangere diejenige Lebensweise möglichst beibehalten sollen, an welche sie sich einmal gewöhnt und bei der sie sich auch außer der S. wohl befunden haben. Aeußerst wohlthätig wirkt auf den Verlauf der S. eine gleichmäßige heitere Gemüthsstimmung, daher muß die Schwangere jede Veranlassung zu Gemüthsbewegungen, namentlich heftigen Aerger, Schreck 2c. sorgfältig vermeiden. Zu berücksichtigen ist hier besonders auch die bei vielen Frauen, zumal bei solchen, die zum ersten Male schwanger sind, sich gegen das Ende der S. einstellende Gemüthsverstimmung, die Furcht vor der bevorstehenden Niederkunft und der Glaube an das sogenannte Versehen. Eine angemessene geistige und körperliche Beschäftigung und der vernünftige Zuspruch der Umgebung vermögen oft diese quälenden Besorgnisse zu zerstreuen. Der Genuß der frischen Luft und besonders die regelmäßige Bewegung im Freien ist für Schwangere überaus wohlthätig. Der Aufenthalt in Koncertsälen, Theatern und Kirchen ist dagegen zu vermeiden, da die Schwangeren bei solchen Gelegenheiten leicht von Ohnmachten und anderen Zufällen betroffen werden. Leichtere häusliche Beschäftigungen darf die Schwangere verrichten, dagegen sind ihr alle ermüdenden Bewegungen und körperlichen Anstrengungen (Tanzen, Fahren, Heben von Lasten 2c.) zu widerrathen. Auch der Beischlaf soll in der S. selten gepflogen und gegen das Ende der S. ganz unterlassen werden. Was die Wahl der Nahrungsmittel betrifft, so sind schwer verdauliche, stark gewürzte Speisen und erhitzende Getränke ganz zu vermeiden. Als gewöhnliches Getränk ist frisches Wasser am meisten zu empfehlen. Die Abendmahlzeiten müssen eher knapp als reichlich sein, damit der Schlaf nicht durch Ueberladung des Magens gestört werde. Es ist nicht rathsam, allen Gelüsten der Schwangeren nachzugeben, am wenigsten, wenn sie auf wahrscheinlich schädliche Dinge gerichtet sind. Auf die gehörige regelmäßige Stuhlentleerung sowie auf die Entleerung der Harnblase müssen die Schwangeren besonders bedacht sein, und sie dürfen den Drang zum Stuhlgang und Harnlassen nie aus Bequemlichkeit unterdrücken. Der Stuhlgang muß erforderlichen Falls durch Klystiere oder durch milde Abführmittel (Ricinusöl) unterstützt werden. Die Kleidung der Schwangeren muß so eingerichtet sein, daß sie gegen Erkältung, besonders der Brüste, des Unterleibs und der Füße, schützt, sie darf aber durchaus nicht durch enges Anliegen die freie Ausdehnung des Bauches und der Brüste hindern. Der Gebrauch der Schnürleiber ist durchaus zu widerrathen. Gegen die Beschwerden, die ein starker Hängebauch verursacht, erweist sich nichts zweckmäßiger als das Tragen einer gehörig eingerichteten Leibbinde. Ganz besondere Rücksicht verdient endlich die Pflege der Brüste. Bei gehörig warmer Bedeckung muß darauf gesehen werden, daß die Brustwarze von der Kleidung möglichst wenig gerieben und gedrückt werde. In den letzten Wochen vor der Entbindung ist es gut, bei zarten, sehr empfindlichen Brustwarzen Waschungen derselben mit Branntwein u. dergl. Flüssigkeiten vorzunehmen. Stehen die Brustwarzen nicht gehörig hervor, so befördert man ihre Erhebung durch Hervorziehen mittelst der Finger und durch das Umlegen eines elastischen Warzenringes.

Nicht immer nimmt die S. den oben geschilderten normalen Verlauf. Zu den sogenannten fehlerhaften S.en gehören: 1) die S. am unrechten Ort (graviditas extrauterina), wenn das befruchtete Ei nicht in die Gebärmutterhöhle gelangt, sondern außerhalb derselben sich entwickelt; 2) die Molenschwangerschaft, wenn das Ei im Uterus sich nicht gehörig entwickelt, sondern entartet (s. Mole); 3) die zu kurz dauernde S., wenn das in die Höhle der Gebärmutter gelangte Ei vor der rechten Zeit, ehe die Frucht ihre Reife erlangt hat, ausgestoßen wird. Die Extrauterinschwangerschaft gehört zu den gefährlichsten Zuständen, indem dabei allemal das Leben der Mutter sowohl als das des Fötus bedroht ist. Das Ei entwickelt sich bei der Extrauterinschwangerschaft bald im Eierstock (Eierstocksschwangerschaft), bald in den Muttertrompeten (Tubenschwangerschaft), bald an irgend einer Stelle der Bauch- oder Beckenhöhle (Bauchhöhlenschwangerschaft). Am häufigsten von diesen Lageabweichungen kommt die Tubenschwangerschaft, nach dieser die Bauchhöhlenschwangerschaft, sehr selten die Eierstocksschwangerschaft vor. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Gebärmutter auch bei der S. am unrechten Ort eine Volumszunahme erleidet. Die Bildung des Eies geht bei der S. am unrechten Ort ganz in derselben Weise vor sich wie bei der normalen S.; seine Nahrungssäfte erhält das verirrte Ei aus den zunächst liegenden Geweben, welche reichlichere Blutgefäße bekommen. Die S. am unrechten Ort ist für die Mutter meist mit viel größeren Beschwerden verbunden als die Gebärmutterschwangerschaft. Gewöhnlich endet die Extrauterinschwangerschaft mit dem Tode der Mutter, welcher nicht selten schon in den ersten Monaten der S. eintritt,

seltener bleibt das Kind an dem unrechten Ort ungeboren liegen, stirbt ab und wandelt sich entweder in ein sogenanntes Steinkind (s. Lithopädion) um, oder es kommt auf dem Wege der Eiterung und Abscesbildung mit endlicher Perforation zur Ausstoßung der abgestorbenen Fötalreste. Sehr selten wird bei diesen Zuständen durch rechtzeitiges Eingreifen auf dem Wege der Operation das Leben der Mutter oder die Frucht erhalten.

Schwanjungfrauen, in der germanischen Mythologie drei den Walkyren ähnliche Jungfrauen, mit Namen Svanhvit, Hervör Alvitor und Aulrun. In Gewändern von Schwanenfedern flogen sie durch den Myrkvid (Schwarzwald), um in Schlachten das Geschick der Streiter zu bestimmen. Als sie nach Ablegung ihres Schwanenkleides am Ufer des Ulfsiar in Ulfdalir Flachs spannen, überraschte sie Slagfidr und nahm sie mit sich nach Hause. Er heirathete die Svanhvit, während Egill die Aulrun und Wölund die Hervör wählte. Nach 8 Jahren flogen sie jedoch wieder davon.

Schwank, scherzhafter Einfall und dessen Ausführung.

Schwansen, schleswigsche Halbinsel, im Südosten des Herzogthums, gebildet durch die Schley (im Nordwesten) und den eckernförder Busen (im Südosten), hat einen Flächenraum von 3¹/₅ QMeilen mit 11,000 Einw. u. enthält lauter adelige Güter, die den schwansener adeligen Güterdistrikt bilden; Hauptort ist Schwans.

Schwanthaler, Ludwig Michael, einer der genialsten neueren Bildhauer, geboren den 26. August 1802 zu München, wo sein Vater, Franz S. († 1821), als Bildhauer lebte. S. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann seit 1818 die Akademie der Künste in München, übernahm 1821 das väterliche Geschäft und lieferte 1824 im Auftrag des Königs Maximilian ein Relief für einen silbernen Tafelaufsatz mit einem Cyklus von Darstellungen aus dem Mythus von Prometheus, worauf ihm Cornelius einen Theil der in der Glyptothek auszuführenden plastischen Arbeiten übertrug. Diese bestehen in Reliefs aus der Götter- und Heroenmythe, die in unmittelbarem Zusammenhang mit den Malereien Cornelius' stehen. Im Jahre 1826 reiste S. nach Rom, kehrte aber schon im folgenden Jahre in die Heimat zurück. Hier fertigte er für die Glyptothek zwei Reliefs: Achilles mit Scamander kämpfend und den Kampf bei den Schiffen, sodann Shakspeare's Statue für die Theaterhalle und einen Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Max in München. Von 1832—34 verweilte er wiederum zu Rom. Er modellirte dort einige Gruppen zum ersten Giebelfelde der Walhalla, fertigte auch viele Zeichnungen zu den Skulpturen und enkaustischen Malereien im Königsbau zu München, dann Modelle zu den Malerstatuen der Pinakothek. Im Jahre 1835 zum Professor an der Akademie der Künste in München ernannt, sammelte er bald eine große Anzahl Schüler um sich, mit deren Hülfe er die zahlreichen Werke zu Stande brachte, in denen sich die Wahrheit und Eigenthümlichkeit seines Genius so großartig entfaltete. In antiker wie in christlicher und historischer Auffassung gleich genial, erwarb er sich besonders dadurch großes Verdienst, daß er die ritterlich-romantische Skulptur in Deutschland wieder belebte und in einer Weise ausübte, die an Umfang und Großartigkeit ihres Gleichen nicht hat. Unter seinen nach seiner Rückkehr nach München vollendeten Arbeiten sind besonders die im Königsbau zu nennen. Er lieferte Kompositionen zu den Friesen in den Vorzimmern des Königs und zierte den Thronsaal mit Reliefs in Gyps, zu denen der Stoff aus den Gesängen Pindars entlehnt ist. Im zweiten Stockwerke des Königsbaues gehören die Gypsreliefs, die am Fries eine Reihe von Darstellungen aus dem Mythus der Aphrodite enthalten, zu den vorzüglichsten Arbeiten des Meisters. An diese Arbeiten reihen sich jene des Saalbaues im nördlichen Residenzflügel, namentlich der 266 Fuß lange und 4 Fuß 6 Zoll hohe Gypsfries, der in genauer Beziehung zu den Malereien Schnorrs aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa steht und im edelsten romantischen Styl gehalten ist. S.s größere plastische Werke gehören zu den höchsten Leistungen der neueren Kunst. Unter den monumentalen Arbeiten in Marmor und Erz nennen wir zuerst die beiden Giebelgruppen der Walhalla. Der früheren Zeit gehört das südliche Giebelfeld an, wozu ursprünglich Rauch in Berlin die Komposition geliefert hatte, die aber von S. fast ganz umgestaltet wurde. Die 15 Statuen aus der Hermannsschlacht im nördlichen Giebelfeld der Walhalla wurden 1842 von S. vollendet. Eine dritte Giebelgruppe von kolossalen Figuren fertigte S. für das Ausstellungsgebäude in München: eine allegorische Darstellung des Wiederaufblühens der Künste in Bayern. Das größte monumentale Werk S.s ist aber das 1850 aufgestellte, 54 Fuß hohe Erzbild der Bavaria vor der bayerischen Ruhmeshalle bei München. An diese Denkmale reiht sich eine Anzahl von Statuen, die in ihrer historisch-romantischen Auffassung ebenfalls zu den Werken monumentaler Art gehören. Hierher gehören die Marmorstatue des Kaisers Rudolf von Habsburg im Dom zu Speyer (1843), das Denkmal des Sängers Frauenlob im Kreuzgange des Doms zu Mainz (1842) und die 12 Fuß hohen Statuen von Ahnen des Hauses Wittelsbach im großen Thronsaale der königlichen Residenz in München, die Statue Mozarts auf dem Michaelsplatze in Salzburg (1842), das Monument des Großherzogs Karl Friedrich von Baden in Karlsruhe (1840) und das des Großherzogs Ludwig von Hessen in Darmstadt, die Goethestatue in Frankfurt (1843), die Statuen Jean Pauls in Baireuth (1841), des Markgrafen Friedrich Alexander von Brandenburg zu Erlangen (1843), Tilly's und Wrede's in der Feldherrnhalle zu München (1843), von Kreitmayers daselbst (1845), des Königs Karl Johann XIV. von Schweden in Norrköping, der Brunnen auf der Freiung zu Wien, die vier Hauptströme Oesterreichs darstellend, und das Denkmal des Donau-Mainkanals bei Erlangen. Während S. zu diesen größeren Bildwerken meist nur Modelle oder Skizzen und Zeichnungen lieferte, gehören seine sogenannten Kabinetsarbeiten ausschließlich seiner Hand an. Werke von größter Schönheit sind vier Reliefs in Gyps mit Figuren in halber Lebens-

größe, im Besitze der Herren Boisserée. Das erste stellt St. Georg mit dem Drachen vor der heiligen Margarethe dar, das zweite die heilige Dorothea, das dritte St. Apollinaris, der einen Kranken heilt, das vierte den heiligen Aegidius, wie er, durch die Jagd in seinen heiligen Betrachtungen gestört, mit dem Reh aus seiner Höhle hervortritt. Im Besitze des Prinzen Karl von Bayern ist ein in carrarischem Marmor ausgeführtes kleines Bild, welches den leidenden Philoctet auf Lemnos vorstellt. Dem Kreise antiker Darstellung gehört auch eine Gruppe im Palaste des Grafen von Redern zu Berlin an: Ceres und Proserpina, in Figuren unter Lebensgröße von carrarischem Marmor. Im herzoglichen Schlosse zu Wiesbaden sind die lebensgroßen Statuen der Venus, Diana, Vesta und Ceres, des Apollo, Amor, Bacchus und Pan, sämmtlich in Sandstein und 1840 vollendet. Ferner sieht man in diesem Schlosse auch zwei Statuen von Tänzerinnen in Lebensgröße in weißem Marmor ausgeführt, Werke von ausgezeichneter Schönheit. Im Besitze des Grafen Arco zu München ist das liebliche Bild einer Nymphe in carrarischem Marmor, ebenfalls in Lebensgröße ausgeführt. Klenze in München besitzt zwei Reliefs in carrarischem Marmor, antike Kämpfe zu Roß vorstellend, Meisterwerke ihrer Art. An diese Werke reiht sich der Schild des Hercules, in Rom begonnen, eine Komposition in ächt hellenischem Geiste, welche nach Hesiods Dichtung in mehr als 140 Gestalten Hauptmomente der Göttermythe, des kriegerischen und friedlichen Lebens umfaßt. Dieser Schild wurde in Bronze gegossen und ist jetzt mehrfach in Deutschland und England zu finden. Von den Büsten in Marmor und Gyps ist außer der des Königs Ludwig I. (in kolossalen Verhältnissen) noch die der Königin Karoline zu nennen, die er für mehre Höfe wiederholte. In der Walhalla sind die Büsten Mozarts und Walthers von Plettenberg und in der bayerischen Ruhmeshalle die des Ministers u. Dichters E. von Schenk und des Hofmalers Kaulbach seine Werke. Nach Modellen von ihm wurden noch eine Menge Statuen ausgeführt, unter denen wir nur die kolossalen Malerstandbilder auf der Attika der münchener Pinakothek und die vier sitzenden Statuen an der Treppe des Bibliothekgebäudes daselbst erwähnen. Vieles ward nach S.s Skizzen und Zeichnungen von anderen Bildhauern und Malern ausgeführt; so zahlreiche Kompositionen zu Gemälden im Königs- und Saalbau der Residenz, die eine reiche Fülle poetischer Anschauungen aus griechischen Dichtern bieten und worunter die Zeichnungen zu den Darstellungen aus der Odyssee im Erdgeschosse des Saalbaues zu den bedeutendsten Leistungen S.s in dieser Art gehören. Seiner Professur konnte er wenig vorstehen, da ihn Gichtleiden Monate lang an das Bett und in den letzten Jahren ganz an den Rollsessel fesselten. Viel Zeit verweilte er auch in der von ihm erbauten Ritterburg Schwaneck am Ufer der Isar. S. † den 15. Nov. 1848. Seine reiche Sammlung von Modellen vermachte er dem Staat und setzte ein ansehnliches Kapital zu deren Erhaltung und Beaufsichtigung aus. Ihm zu Ehren wurde die ehemalige Lerchenstraße zu München, in welcher er wohnte, Schwanthalerstraße genannt. Als S.s Gehülfe verdient sein Vetter, **Franz Xaver S.**, Bildhauer und Professor an der königlichen Gewerbschule zu München, geboren 1799 zu Ried in Oberösterreich, rühmlichste Erwähnung, indem er als ausgezeichneter Praktiker an vielen Arbeiten des Meisters Theil nahm. In der Walhalla sind die Büsten des Kaisers Karl V. und Friedrich Barbarossa's von ihm, und die Statue des Herzogs Ernst I. von Koburg vor dem Residenzschlosse zu Koburg ist zum Theil sein Werk. S.s berühmteste Schüler sind Kriesmeyer, Bruggen, Widmann, Lossow, Balbach u. A. S. † den 23. Sept. 1854.

Schwanzlurche, s. v. a. Molche.

Schwarz, die Eigenschaft von Körpern, kein Licht zu reflektiren und auch keines durchzulassen. Vollkommen s.e Körper sind daher in jeder Beleuchtung unsichtbar, und wir schließen auf ihr Dasein nur dadurch, daß sie uns andere Körper verdecken. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man auch sehr dunkles Blau, Grün, Roth oder Braun als s. und unterscheidet demnach verschiedene Nuancen.

Schwarz, 1) **Berthold**, soll eigentlich **Konstantin Ancklitzen** (**Anklitz**) geheißen haben, während Berthold sein Klostername war und der Name Schwarz ihm gegeben wurde, weil er sich viel mit chemischen Arbeiten beschäftigte, soll um 1330 im Gefängnisse, wohin er, der Zauberei angeklagt, gekommen war, bei fortgesetzter Beschäftigung mit Chemie das Schießpulver erfunden haben; doch war dessen Mischung schon vor ihm bekannt, und er hat es vielleicht nur zuerst für den Kriegs- und Jagdgebrauch dargestellt. Einige nennen ihn einen mainzer, Andere einen nürnberger Franciskaner; Einige lassen ihn seine Erfindung zu Goslar, Andere zu Köln machen. Im Jahre 1853 ward ihm zu Freiburg ein Denkmal errichtet.

2) **Friedrich Heinrich Christian**, protestantischer Theolog und Pädagog, geboren am 30. Mai 1766 zu Gießen, studirte daselbst Theologie, wurde 1789 Pfarrer zu Dorbach bei Marburg, 1795 zu Echzell in der Wetterau und 1798 in Münster bei Gießen, 1804 Professor der Theologie zu Heidelberg, wo er am 3. April 1837 †. In seiner Jugend der kantischen freieren Richtung zugethan, neigte er sich in seinen späteren Alter einer mystisch-religiösen Denkart zu. Von seinen pädagogischen Schriften sind hervorzuheben: „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung" (Jena 1792, 2. Aufl. 1836); „Die Erziehungslehre (Leipz. 1804—13; 2. Aufl. 1829—30, 4 Bde.); „Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik" (Heidelb. 1805; von Curtmann neu bearbeitet 1846—47; 6. Aufl., das. 1855); „Die Schulen" (Leipz. 1832); „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik" (das. 1833—34, 2 Bde.); „Das Leben in seiner Blüthe" (das. 1837).

3) **Johann Karl Eduard**, protestantischer Theolog, geboren den 20. Juni 1802 zu Halle, studirte daselbst Theologie und Philologie, wurde 1825 Lehrer an dem Pädagogium Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg, im folgenden Jahre Pfarrer zu Altenweddingen und 1829 Professor der praktischen Theologie, Superintendent und Kirchenrath zu Jena, wo er 1836 auch das Direktorium des homiletischen Seminars erhielt und

durch die Gediegenheit u. Begeisterung seiner kirchlichen u. akademischen Vorträge segensreich wirkt. Im Jahre 1849 ward er auch erstes geistliches Mitglied des neugebildeten weimarischen Kirchenraths. Er ist mit unter den Herausgebern der „Protestantischen Kirchenzeitung" und veröffentlichte außer Kanzelreden „Das erste Jahrzehnt der Universität Jena" (1858).

4) Karl Heinrich Wilhelm, freisinniger protestantischer Theolog, geboren den 19. Nov. 1812 zu Wiek auf Rügen, widmete sich zu Halle, Bonn, Berlin und Greifswald theologischen Studien, privatisirte, nachdem er seine Betheiligung an burschenschaftlichen Verbindungen mit einer kurzen Haft in Wittenberg verbüßt hatte, mehre Jahre zu Halle, namentlich als Mitarbeiter an den „Hallischen Jahrbüchern", und habilitirte sich daselbst 1842 als Privatdocent; doch wurde ihm schon 1845 vom Ministerium das Dociren untersagt, da er an den Versammlungen der protestantischen Freunde Theil genommen hatte. Seine Muße benutzte er in den folgenden Jahren zu literarischen Arbeiten, indem er sich als einen der tüchtigsten und zugleich besonnensten Hegelianer bekundete. So schroff er allen Uebergriffen der todten Orthodoxie entgegentrat, so entschieden bekämpfte er auch das andere Extrem der absoluten Kritik, wie solches z. B. durch Feuerbach vertreten war, so namentlich in seiner Schrift „Ueber das Wesen der Religion" (Halle 1847). Im Jahre 1848 ward er von dem Kreis Torgau-Liebenwerda in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er in dem linken Centrum Platz nahm, und erhielt sodann unter dem Ministerium Schwerin eine Professur der Theologie zu Halle; 1856 ward er als Oberkonsistorialrath und Hofprediger nach Gotha berufen und 1858 hier zum Oberhofprediger und Mitglied des Ministeriums befördert. An der Gründung des Protestantenvereins hatte S. namhaften Antheil. Unter seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Lessing als Theolog" (Halle 1847); „Zur Geschichte der neueren Theologie" (Leipz. 1856, 3. Aufl. 1864); „Predigten aus der Gegenwart" (3 Sammlungen, Leipz. 1859, 1862 und 1865) und „Schleiermacher, seine Persönlichkeit und seine Theologie" (Gotha 1861).

Schwarza, Fluß im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, entspringt auf dem Thüringerwald unweit der meiningischen Grenze nördlich von Steinheide, nimmt die Katze, Lichte, Rinne und andere Bäche auf, dient zum Flößen, hat ein sehr starkes Gefälle, enthält treffliche Forellen, führt etwas Goldsand mit und fällt nach einem 6 Meilen langen Lauf in vorherrschend nordöstlicher Richtung bei dem gleichnamigen Dorfe zwischen Saalfeld und Rudolstadt rechts in die Saale. Das Schwarzathal, namentlich von Schwarzburg bis Blankenburg, gehört zu den romantischsten Thälern des Thüringerwaldes; einer der schönsten Punkte desselben ist der Trippstein bei Schwarzburg.

Schwarzbach (Cernypotok), Dorf im österreichisch-böhmischen Kreis Budweis, mit 340 Einwohnern; in der Nähe das berühmte schwarzbacher Graphitbergwerk, woraus jährlich 1000 — 1200 Centner Graphit zu Tage gefördert werden, welcher seinen Absatz als stubner und schwarzbacher Graphit hauptsächlich nach England findet, wo er als Wagenschmiere u. zum Schwärzen von Eisen- und anderen Geräthen verwendet wird.

Schwarzburg, zwei deutsche Fürstenthümer (S.-Rudolstadt und S.-Sondershausen), deren Gebiet aus 2 getrennten Theilen, nämlich der am Thüringerwald gelegenen u. von Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen u. Reuß begrenzten Oberherrschaft u. aus der von der preußischen Provinz Sachsen umschlossenen Unterherrschaft, besteht. Das Fürstenthum S.-Rudolstadt liegt zwischen 50° 28' 26" und 51° 25' 36" nördl. Br. und zwischen 28° 17' 22" und 29° 28' 29" östl. L. und hat einen Flächengehalt von 17,47 □Meilen, wovon 13,45 auf die Oberherrschaft (Rudolstadt) und 4,02 auf die Unterherrschaft (Frankenhausen) kommen, und (1864) 73,752 (1861 71,913) Einw., 57,560 in der Oberherrschaft und 16,192 in der Unterherrschaft. Dem religiösen Bekenntnisse nach zählte man 1864 73,457 Lutherische, 28 Reformirte, 107 Katholiken und 158 Juden. Das Fürstenthum S.-Sondershausen liegt zwischen 50° 31' und 51° 26' 25" nördl. Br. und zwischen 28° 10' 4" und 28° 48' 30" östl. L. und ist 15,63 □Meilen groß, wovon 9,40 auf die Unterherrschaft (Sondershausen) u. 6,23 auf die Oberherrschaft (Arnstadt) kommen, und zählt (1864) 66,189 (1861 64,895) Einw., 37,540 in der Unterherrschaft und 28,649 in der Oberherrschaft. Dem religiösen Bekenntnisse nach zählte man 1864 65,914 Protestanten, 101 Katholiken und 174 Juden. Keines der beiden Fürstenthümer bildet ein wohl arrondirtes, geschlossenes Ganzes. In S.-Rudolstadt umfaßt die Oberherrschaft das Hauptland (die sogenannten Filnfämter) zwischen Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, S.-Sondershausen und Sachsen-Gotha, den von diesem durch sachsenmeiningisches Gebiet getrennten und sonst noch von preußischem u. reußischem Gebiet umgebenen Verwaltungsbezirk Leutenberg und 4 kleine Parcellen, während die Unterherrschaft aus einem größeren, zwischen Preußen, S.-Sondershausen und dem sachsen-weimarischen Amt Oldisleben gelegenen Gebiet und 2 kleineren Enklaven besteht. S.-Sondershausen besitzt in der Oberherrschaft die beiden Verwaltungsbezirke Arnstadt und Gehren, die durch sachsen-weimarische, sachsen-gothaische und schwarzburg-rudolstädtische Gebietstheile von einander getrennt sind, und 3 kleine Parcellen; im Uebrigen bilden hier Sachsen-Meiningen und Preußen die Grenzen; die Unterherrschaft bildet dagegen ein zusammenhängendes, von S.-Rudolstadt, Preußen und dem sachsengothaischen Amt Volkenroda begrenztes Ganzes. Was die Bodenbeschaffenheit anlangt, so ist die Oberherrschaft, die mit ihrem südlichen Theil im Thüringerwalde, mit ihrem nördlichen im thüringischen Hügellande liegt, gebirgig mit meist steinigem Boden, während die ebenfalls letzterem angehörige Unterherrschaft eine wellenförmige, fruchtbare Landschaft bildet. Die höchsten Punkte des Thüringerwaldes in S. sind der große Farmdenkopf, die höchste Spitze des Wurzelbergs bei Katzhütte in S.-Rudolstadt (2691 Fuß) und der Rehberg unweit Breitenbach in S.-Son-

dershausen (2680 F.). Die höchsten Erhebungen des thüringischen Hügellandes sind an dessen Südrande längs des Thüringerwaldes der Singerberg (1837 Fuß) und der Reinsberg (1775 F.), in der unterherrschaftlichen Hainleite der Possen in S.-Sondershausen (1468 F.) und der Kyffhäuser in S.-Rudolstadt (1509 F.). In die südöstlichste Ecke der rudolstädtischen Oberherrschaft ziehen sich die Nordabhänge des Frankenwaldes herein. Die Oberherrschaft hat zahlreiche Flüsse, Bäche u. Teiche. Im rudolstädtischen Antheil ist der Hauptfluß die Saale, welche zuerst das Amt Leutenberg und dann den nordöstlichen Theil der Fünfämter durchfließt und als wichtigste Nebenflüsse die Loquitz mit der Sormitz, die Schwarza mit der Rinne, Katze und Sorbitz, den Schwalbach und den Wüstebach aufnimmt. Der nordwestliche Theil der Fünfämter wird von der Ilm durchflossen, und auf kurze Strecken berühren noch die Wipfra und Gera die Parcellen Exleben und Angelroda. Im sondershäusischen Antheil der Oberherrschaft ist die Gera mit der Spring und Wipfra der bedeutendste Fluß; außerdem wird derselbe noch von der Ilm bewässert. Die Flüsse der Unterherrschaft ergießen sich in die Unstrut; im sondershäusischen Antheil sind die Helbe und Wipper mit der Bebra, beide aus Preußen kommend, zu bemerken; die Wipper durchfließt auch den rudolstädtischen Antheil, der außerdem noch von der Rotter bewässert wird. Von Mineralquellen werden die Soolquelle bei Frankenhausen und die Jodbitterwasseranstalt zu Arnshall benutzt. In den im Thüringerwald gelegenen Landestheilen ist das Klima ziemlich rauh, milder ist es in den nördlichen Gegenden der Oberherrschaft und in der Unterherrschaft. Für letztere beträgt der mittlere Wärmegrad + 6° R.; in den nördlichen Gegenden der Oberherrschaft steigt derselbe auf + 7° R., während er in den südlichen Gegenden auf + 4° R. sinkt. Man zählt in S.-Rudolstadt 8 Städte, worunter Rudolstadt mit 6436 u. Frankenhausen mit 5205 Einwohnern die größten, 5 Flecken u. 157 Dörfer; in S.-Sondershausen 5 Städte, worunter Sondershausen mit 5873 u. Arnstadt mit 7259 Einw. die größten, 7 Flecken und 81 Dörfer.

Was die physische Kultur betrifft, so ist für beide Fürstenthümer Hauptnahrungszweig die Landwirthschaft, wiewohl der Getreidebau nur in der Unterherrschaft belangreich, in der Oberherrschaft nicht ausreichend ist. In S.-Rudolstadt sind nur 8 Procent des gesammten Areals landwirthschaftlich unbenutzt; von dem auf 375,248 preußische Morgen berechneten Flächeninhalt mögen auf Aecker u. Gärten 173,553, auf Wiesen und Hutungen 44,850, auf Waldungen 128,668 Morgen entfallen. In S.-Sondershausen umfassen nach amtlichen Angaben die Aecker 191,224, die Wiesen 16,078, die Anger und Triften 15,950, die Forsten 100,582 preußische Morgen. In der Unterherrschaft, wo die Fruchtwechselwirthschaft herrscht, steht der Ackerbau auf einer hohen Stufe. Am meisten werden hier von Getreidearten Weizen, Gerste, Roggen und Hafer, von Hülsenfrüchten Erbsen, dann Kartoffeln und perennirende Futterkräuter, von Handelspflanzen Flachs und Raps gebaut. In der Oberherrschaft werden in den minder hoch gelegenen Gegenden ebenfalls die gewöhnlichen Getreidearten, Hülsenfrüchte, Kartoffeln u. Flachs, dann Kraut, Klee u. Rüben gebaut, während in den eigentlichen Walddistrikten der Ackerbau nur Nebenbeschäftigung ist und der Ertrag an Korn und Kartoffeln für das Bedürfniß der Bevölkerung nicht genügt. Die Unterherrschaft hat bedeutenden Obst- und Gemüsebau, welcher sich auch in den tiefer gelegenen Gegenden der Oberherrschaft, an der Gera und Wipfra findet, wie namentlich um Arnstadt treffliches Obst gezogen wird und die dortige Blumenzucht und Handelsgärtnerei sich eines verdienten Rufs erfreut. Im Thüringerwalde ist von Obstbau nicht die Rede. Weinbau findet im Saalthale und in einigen wenigen Gegenden der Unterherrschaft Statt. Am Fuße des Thüringerwaldes sind treffliche Wiesen. Der Viehzucht wird große Sorgfalt gewidmet. Man zählte 1861 in S.-Rudolstadt 2375 Pferde, 23,000 Stück Rindvieh, 71,919 Schafe, 16,852 Schweine und 11,898 Ziegen; in S.-Sondershausen 3784 Pferde, 20,275 Stück Rindvieh, 94,527 Schafe, 16,495 Schweine und 9706 Ziegen. Geflügelzucht ist allgemein verbreitet, die Bienenzucht ohne Belang. Mit der Seidenzucht sind in mehren Orten Versuche gemacht worden. Die Saale ist reich an verschiedenen Arten von Fischen. Von großer Bedeutung ist die Forstkultur im Thüringerwalde. Das Waldareal beträgt in S.-Rudolstadt 34, in S.-Sondershausen 29,8 Procent der Gesammtfläche. In S.-Rudolstadt gehören 69,548 Morgen der Landesherrschaft, 1896 M. Kirchen u. Pfarreien, 23,036 M. Gemeinden, 34,188 M. Privaten; in S.-Sondershausen 63,012 M. der Landesherrschaft, 986 M. Kirchen u. Pfarreien, 22,762 M. Gemeinden, 13,822 M. Privaten. Vorherrschend ist Nadelholz. Das Wildpret hat sich in der neuesten Zeit vermindert, doch findet sich Federwild noch sehr zahlreich vor. Der Bergbau ist in beiden Fürstenthümern von Bedeutung, u. zwar wird auf Eisen- und Manganerze, sowie auf Braunkohlen gebaut. Schwerspathgruben gibt es namentlich bei Blankenburg. In starkem Betriebe sind Schiefer- und Steinbrüche. Salinen bestehen zu Frankenhausen und Arnshall. Die gewerbliche Thätigkeit ist in beiden Fürstenthümern im Aufblühen begriffen. Eins der ältesten Gewerbe der Gebirgsgegenden im Fürstenthum S.-Rudolstadt ist das Eisenhüttenwesen, das aber gegen früher sehr gesunken ist, indem gegenwärtig nur noch 6 Eisenhämmer und ein Eisenhüttenwerk zu Katzhütte im Betrieb stehen. Ein wichtiger Erwerbszweig für die Waldgegenden ist die Porzellanindustrie, welche einen bedeutenden Export in Nipp- u. Spielsachen gewährt und durch 7 Fabriken mit 313 Arbeitern vertreten ist. Ferner gibt es 2 Glashütten mit 60 Arbeitern und 5 Glasperlenmacher; 20 Ziegeleien, eine Thonwaarenfabrik und 9 Perlmutterfabriken mit 156 Arbeitern (in Frankenhausen), 2 Bleiweißfabriken, 7 Farbenfabriken, eine Zuckerfabrik mit 150 Arbeitern (in Frankenhausen), 4 Tabaks- und Cigarrenfabriken und 4 Zündholzfabriken. Branntweinbrennereien zählte man 8, gewerbliche Bierbrauereien 132 (die bedeutendsten in Stadtilm, Rudolstadt und Königsee). Ein eigenthümliches Gewerbe der Waldbewohner ist

das Laborantengeschäft oder die Bereitung von Arzneien und Olitäten u. der Handel mit solchen, welche Erwerbszweige aber durch die fortgeschrittene medicinische und pharmaceutische Wissenschaft in Verfall gerathen sind; doch zählte man 1856 noch 30 Laboranten und 403 Olitätenhändler, die indeß den Arzneihandel meist aufgegeben hatten und Droguen, Glas- und Porzellanwaaren und Sämereien führten. An Mühlenwerken bestanden 1861 105 Mehl-, 61 Schneide-, 13 Masse- und 8 Oelmühlen. Flachsspinnerei, Lein- und Baumwollweberei ist als Nebenbeschäftigung Gegenstand einer weitverbreiteten Hausindustrie. Die Wollspinnerei hat ihren Mittelpunkt in Stadtilm und Umgebung, wo auch die Tuchweberei von großem Belang ist. Im Jahre 1856 zählte man im ganzen Fürstenthum 1166 Webstühle in Baumwolle, Wolle und Leinen, 17 Maschinenspinnereien und 25 Färbereien. Papierfabriken bestehen in Blankenburg, Leutenberg und Seega. In erfreulichem Aufschwung ist neuerdings die Gerberei begriffen. Die Holzindustrie hat in den Waldorten ihren Hauptsitz und besteht vornehmlich in der Verfertigung von Schindeln, in Schachtel- und Kistenmacherei und Korbflechterei. Ein selbst in England in Ruf stehendes Orgelbaugeschäft ist in Paulinzelle. Buch- und Steindruckereien zählte man 3. Im Fürstenthum S.-Sondershausen bestanden 1861 ein Werk für Gußeisen und 4 Werke für Stab- und gewalztes Eisen, 3 Wollspinnereien, eine Watten- und eine Zwirnfabrik, 263 Webstühle für Baumwolle, 392 Webstühle für Leinen, 8 Webstühle für Wolle, 6 Webstühle für Strumpfwaaren, 74 Webstühle als Nebenbeschäftigung, 3 Strumpfwaarenfabriken, eine Garnbleiche, eine Garnfärberei, eine Walkmühle, 5 Eisenwerke, 5 Maschinenfabriken, eine Wagenfabrik, 13 Kalkbrennereien, 24 Ziegeleien, 3 chemische Fabriken, 19 Zündwaarenfabriken, 2 Glashütten, 3 Porzellanfabriken, eine Steingutfabrik, 37 Oelmühlen, 4 Loh- und 20 Sägemühlen, 4 Theeröfen und Pechsiedereien, 3 Leimsiedereien, eine Seifenfabrik, 34 Fabriken für Kisten, Schachteln ꝛc., 3 Papierfabriken, eine Tapetenfabrik, 2 Fabriken für Lederwaaren, 144 Getreidemühlen, 2 Cichorienfabriken, 2 Essigfabriken, 69 Bierbrauereien (die bedeutendsten in Arnstadt, Greußen und Plaue), 4 Branntweinbrennereien, 71 Gerbereien, 15 Färbereien, 43 Korbwaarenmacher, 4 Buchdruckereien ꝛc. Gewerbvereine bestehen in Rudolstadt, Königsee, Stadtilm, Sondershausen und Arnstadt. Die schwarzburgischen Lande exportiren Werk- und Brennholz, Schiefer, Holzwaaren, Porzellan, Glas, Farbwaaren, Eisen, Leder, Garn u. Gewebe, Wolle, Schlachtvieh und Getreide. Bedeutende Wollmärkte werden zu Rudolstadt, Frankenhausen ꝛc. abgehalten. Die Unterherrschaft steht unter preußischer Zollverwaltung, die Oberherrschaft gehört zum thüringischen Zoll- und Handelsverein. Eisenbahnen haben diese Lande bis jetzt noch nicht, wohl aber ein vollständiges Netz von guten Landstraßen (1860 in Rudolstadt 54, in Sondershausen 25⅓ Meilen). Die Postenverwaltung war bisher in der Oberherrschaft in den Händen des Fürsten von Thurn u. Taxis, in der Unterherrschaft in denen Preußens. In Sondershausen hat die thüringische Bank, 1856 eröffnet, ihren Sitz. Man rechnet in der rudolstädtischen Oberherrschaft nach Gulden zu 60 Kreuzern, in der rudolstädtischen Unterherrschaft, wie im ganzen Fürstenthum S.-Sondershausen nach Thalern zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennige. Gewicht ist das deutsche Zollgewicht. Längenmaß ist in S.-Rudolstadt der Fuß von 0,2822 Metern in der Ober- und der preußische Werkfuß in der Unterherrschaft. Die Ruthe hat 16 Fuß, der Acker 160 □Ruthen oder 32,69 französische Aren. Der Getreidescheffel hält in der Oberherrschaft 8 Achtel à 2 Metzen à 24 Nösel à 0,487 Liter; der Marktscheffel in der Unterherrschaft 12 Scheffel à 45,63 Liter. Der Eimer hält 72 Maß à 2 Nösel, in der Oberherrschaft = 60,17, in der Unterherrschaft = 67,36 Liter. In S.-Sondershausen sind die preußischen Maße in Gebrauch; in der Oberherrschaft hat das Maß für Getreide 4 Viertel = 2⅔ preußische Scheffel. Der Centner hat 100 Pfund à 30 Loth à 10 Quentchen; 20 Pfund = 1 Stein. Die geistige Kultur anlangend, wird in den schwarzburgischen Fürstenthümern dem Schulwesen eine große Sorgfalt zugewandt. Es bestehen daselbst 3 Gymnasien, 2 Realschulen, 3 Schullehrerseminarien, eine höhere Töchterschule, mehre Sonntagsgewerb- und Fortbildungsschulen und 263 Volksschulen. Von Privatanstalten ist die Erziehungsanstalt in Keilhau zu erwähnen. In Rudolstadt befindet sich eine fürstliche Landesbibliothek von 50,000 Bänden, ein Naturalienkabinet und eine Gemäldesammlung; auch Sondershausen besitzt Sammlungen von Gemälden, Kunstsachen und Naturalien.

Beide Fürstenthümer haben eine eingeschränkte monarchische Verfassung, die in S.-Rudolstadt auf dem Grundgesetze vom 21. März 1854, in S.-Sondershausen auf dem Landesgrundgesetze vom 8. Juli 1857 beruht. In S.-Rudolstadt regiert dermalen Fürst Friedrich Günther (geboren den 6. Nov. 1793) seit 28. April 1807; in S.-Sondershausen Fürst Günther Friedrich Karl (geboren den 24. Sept. 1801) seit 19. Aug. 1835. Die Regierung ist im Mannsstamm erblich; erst nach gänzlichem Erlöschen desselben im schwarzburgischen Gesammthause geht sie auf die weibliche Linie über. In S.-Rudolstadt wird der Fürst mit zurückgelegtem 21., in S.-Sondershausen mit vollendetem 18. Lebensjahre großjährig. Hier wie dort bekennt sich die fürstliche Familie zur evangelisch-lutherischen Kirche. In S.-Rudolstadt werden die Einkünfte des Domanialvermögens zunächst zur Deckung der Kosten der fürstlichen Familien verwendet; nach dem Budget für 1866 beträgt die Ausgabe für das fürstliche Haus 160,302 Thaler. In S.-Sondershausen ist die Verwaltung und Nutzung des Kammerguts (mit Ausschluß der zu unmittelbarer Benutzung des fürstlichen Hauses bestimmten Bestandtheile) gegen den Bezug einer festen Domänenrente, die in der Finanzperiode 1864—67 jährlich 155,120 Thlr. betrug, der Landesfinanzverwaltung überlassen. Die Staatsunterthanen sind gleich vor dem Gesetze und genießen gleiche bürgerliche und politische Rechte; nur die Israeliten sind hinsichtlich der letzteren gewissen Beschränkungen unterworfen. Bei Ausübung des Gesetzgebungs-

und Besteuerungsrechts sind die Fürsten an die entscheidende Mitwirkung der Landtage gebunden. Der Landtag für S.-Rudolstadt besteht aus 16 Abgeordneten, von denen 3 von den größeren Grundbesitzern, 5 von den Städten mit über 2000 Einwohnern und 8 von den kleineren Städten und den Bewohnern des Landes gewählt werden. In S.-Sondershausen ist der Landtag aus höchstens 5 lebenslänglich vom Fürsten ernannten Mitgliedern, aus 5 Abgeordneten der Höchstbesteuerten und aus 5 aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Abgeordneten zusammengesetzt. Der Landtag wird in S.-Rudolstadt alle 3 Jahre, in S.-Sondershausen im zweiten und vierten Jahre jeder Finanzperiode einberufen; im Fall einer Auflösung muß in beiden Staaten die Einberufung des neuen Landtags binnen 6 Monaten erfolgen. Der Landtag hat in beiden Fürstenthümern die gewöhnlichen konstitutionellen Befugnisse, wählt den Präsidenten aus seiner Mitte und wird für die Zeit, in der er nicht versammelt ist, durch einen ständischen Ausschuß vertreten. Die Staatsverwaltung im Fürstenthum S.-Rudolstadt ist durch Gesetz vom 30. April 1858 neu organisirt worden. Danach hat die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte das Ministerium, unter welchem 3 Landeskollegien, die Regierung, das Konsistorium und das Finanzkollegium, stehen. Die unteren Verwaltungsbehörden sind 2 Landrathsämter, 4 Justizämter und eine Justizamtskommission. Im Fürstenthum S.-Sondershausen ist nach dem Gesetz vom 17. März 1850 das Ministerium oberste Behörde für alle Zweige der Staatsverwaltung, und zwar zerfällt dasselbe in 5 Abtheilungen: 1) für die Angelegenheiten des fürstlichen Hauses, das Auswärtige und das Militärwesen; 2) für das Innere; 3) für die Finanzen; 4) für Kirchen- und Schulsachen; 5) für die Justiz. Dem Ganzen ist ein Staatsminister vorgesetzt. Die unteren Verwaltungsbehörden sind 4 Verwaltungsbezirke mit einem Landrath an der Spitze. Oberste Gerichtsinstanz ist für beide Fürstenthümer das Oberappellationsgericht zu Jena; Gerichtshof zweiter Instanz das Appellationsgericht zu Eisenach. Die übrigen Gerichte sind die Kreisgerichte zu Rudolstadt für die rudolstädtische Oberherrschaft, zu Sondershausen für die Unterherrschaft beider Fürstenthümer u. zu Arnstadt für die sondershausensche Oberherrschaft, und die Justizämter, und zwar in S.-Rudolstadt 7 Justizämter und eine Justizamtskommission, in S.-Sondershausen 9 Justizämter. Die Verbrechen im engeren Sinne werden vor dem Geschwornengericht abgeurtheilt; für Strafsachen überhaupt sind Beamte der Staatsanwaltschaft thätig.

Das Gesammtbudget für die dreijährige Finanzperiode von 1864—66 ergab für S.-Rudolstadt 2,582,322 Gulden rhein. Einnahme und 2,582,322 Gulden rhein. Ausgabe; für S.-Sondershausen für die Finanzperiode 1864—67 eine jährliche Einnahme von 628,548 und eine jährliche Ausgabe von 611,354 Thalern. Die Staatsschuld beträgt in S.-Rudolstadt 1,250,000 Gulden, darunter 200,000 Gulden Papiergeld; in S.-Sondershausen 1,524,263 Thaler. Das Bundeskontingent betrug in ersterem Fürstenthum mit Einschluß der Reserve u. der Ersatzmannschaft 989 Mann bei sechsjähriger Dienstzeit (2 Jahre in Reserve); in letzterem 826 bei gleicher Dienstzeit. Zu Belohnung treuer Dienste in Anerkennung ausgezeichneter Leistungen ist 1857 von beiden Fürsten ein gemeinschaftliches Ehrenkreuz in 4 Klassen gestiftet worden, neben welchem noch Militärdienstauszeichnungen und Militärmedaillen verliehen werden. Das Wappen ist in beiden Fürstenthümern das gleiche; das kleine zeigt den deutschen Reichsadler in Gold (zum Andenken an die vom Grafen Günther XXI. 1349 bekleidete deutsche Königswürde); das größere enthält die Zeichen der Landestheile, das erwähnte kleine Wappen u. das Zeichen von S. (goldner Löwe in Blau) und wird von 6 gekrönten Helmen bedeckt, sowie von einem wilden Manne und einem wilden Weibe gehalten. Die Landesfarben sind weiß und blau. Im deutschen Bundestage participirten beide Fürstenthümer an der 15. Stimme; im Plenum führte jedes eine besondere Stimme. Residenzen sind Rudolstadt und Sondershausen; außerdem gibt es mehre fürstliche Schlösser.

Geschichte. Das Geschlecht der Grafen von S. gehört zu den ältesten Dynastengeschlechtern Thüringens. Als ihr urkundlich bekannter Ahnherr gilt Graf Sizzo im 12. Jahrhundert. Von dessen beiden Söhnen erhielt Heinrich S. und Günther Käfernburg, ersterer starb 1184 und Günther folgte ihm nun auch in S. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts bestanden die Stammlande der Grafen in den Reichslehen S., Blankenburg und Königsee, dazu kauften sie 1306 Arnstadt und die Schlösser Wachsenburg und Schwarzwald und theilten sich darauf in mehre Linien, von denen die blankenburgische, von Heinrich X., und die wachsenburgische, von Günther IX. gestiftet, Hauptlinien waren. Der Hauptstamm der letzteren erlosch 1358. Der blankenburgischen Linie verlieh hauptsächlich Günther XXI. Glanz, der 1349 zum deutschen Kaiser gewählt ward, aber noch in demselben Jahre zu Frankfurt a. M. starb, nachdem er die Krone an den Gegenkönig, Karl IV., gegen 20,000 Mark Silber abgetreten hatte. Von Karl IV. wurde den schwarzburgischen Grafen das Erbjägermeisteramt verliehen, welches sie bis 1708 besaßen; außerdem bekleideten sie das Reichserbstallmeisteramt und gehörten zu den 4 Vicegrafen des Reichs. Günthers Sohn, Heinrich XVII., starb 1358 ohne Erben, und seine Lande fielen an seine Vettern Heinrich XXI. und Günther XXV., welche die Regierung gemeinschaftlich führten. Kaiser Karl IV. bestimmte sie auf dem Reichstage zu Nürnberg (1361), Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiet, auch Saalfeld und Könitz von der Krone Böhmen in Lehn zu nehmen. Nachdem Günther XXV. 1368 gestorben, führte Graf Heinrich mit dessen Nachkommen, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort. Nach Heinrichs 1373 erfolgtem Tode nahmen dessen beide Söhne, Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung vor. Bei der Theilung der sächsischen Lande 1446 kamen die sämmtlichen schwarzburgischen Lande unter Oberhoheit des Herzogs Wilhelm; bei der zweiten sächsischen

Theilung 1485 wurde auch die Oberhoheit über S. getheilt, und zwar so, daß dieselbe vom kurfürstlichen Hause über die obere, vom herzoglichen aber über die untere Grafschaft geführt wurde. Einen nicht unerheblichen Länderzuwachs erhielten die Grafen von S. durch das Aussterben des Hauses Käfernburg, dessen Besitzungen unter Heinrich XXXVI., der bis 1488 regierte, anfielen; zwar erhob auch Herzog Wilhelm von Sachsen Ansprüche darauf, trat aber gegen eine Entschädigung von 10,000 Gulden zurück. Von den 7 Söhnen Heinrichs XXXVI. hatten nur 2 Nachkommen, nämlich Günther XXXVII. (der Mittlere) und Günther XXXIX. (der Jüngere); der erste starb noch vor dem Tode seines Vaters (1484), der zweite 1531. Im Jahre 1531 folgte des letzteren Sohn, Heinrich XXXVII., ein eifriger Beförderer der Reformation, seit 1523 vermählt mit der Gräfin Katharina von Henneberg, welche sich nach dem 1538 erfolgten Tode ihres Gemahls durch ihren dem Herzog Alba gegenüber auf dem Schlosse zu Rudolstadt bewiesenen Muth einen Namen gemacht hat. Die Länder Heinrichs XXXVII. fielen darauf an seine Enkel, Günther XXXVIII., Günther XL. (mit dem fetten Maule) und Heinrich XXXVIII. Jedoch vereinigte schon 1548 der zweitgenannte Günther alle Länder seines Stammes und erhielt der reichen Erbschaft wegen jenen Beinamen. Er führte zwar die Lehre Luthers in Sondershausen ein, stritt aber im schmalkaldischen Kriege auf Seiten des Kaisers, der ihn auch, als er von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen verjagt ward, wieder in seine Länder einsetzte. Nach seinem Tode (1552) folgte ihm sein ältester Sohn, Günther XLI., ein Feldherr Maximilians II. Da er 1583 ohne Nachkommen starb, so theilten seine beiden Brüder, Johann Günther und Albrecht, die schwarzburgischen Lande und bildeten von 1584 an die beiden Hauptlinien S.-Arnstadt, später Sondershausen, und S.-Rudolstadt.

Die Hauptlinie S.-Arnstadt (Sondershausen) wurde gestiftet von Johann Günther. Dieser erhielt in der Theilung $^{2}/_{3}$ der unteren Grafschaft, enthaltend die Aemter Sondershausen, Ebeleben, Bodungen, Keula und Scherenberg, die Vogtei Hasleben und die Städte Sondershausen, Greußen und Ehrich; dann noch $^{1}/_{3}$ der oberen Herrschaft, darin die Herrschaft Arnstadt, die Aemter Käfernburg und Gehren. Johann Günther hinterließ bei seinem Tode 4 minderjährige Söhne, welche das väterliche Erbe theilten. Da aber nur der jüngste der Brüder, Anton Günther zu Sondershausen, Nachkommen hatte, so war die Linie bald wieder vereinigt. Das Gebiet dieser Linie wurde übrigens durch den von den 4 Brüdern 1623 bewirkten Ankauf der unteren Grafschaft Gleichen noch erweitert. Die Nachkommen Anton Günthers waren Christian Wilhelm und Anton Günther II., welche nach dem Tode ihres Vaters (1660) ihre Besitzungen theilten und die beiden Linien Sondershausen und Arnstadt gründeten. Beide Grafen wurden 1697 in den Reichsfürstenstand erhoben und ihr Land für ein unmittelbares Reichsfürstenthum erklärt. Kursachsen, das die Oberhoheit über S. für sich in Anspruch nahm, legte Protest dagegen ein, gab aber in dem Vertrag von 1669 gegen eine Entschädigung von 100,000 Thalern seine lehnsherrlichen Rechte auf. Als die kursächsischen Stände von Neuem Einwände erhoben, verstanden sich die diesseitigen schwarzburgischen Fürsten 1702 zur Zahlung einer zweiten Summe von 100,000 Thalern, und nach einem dritten 1719 zwischen dem Gesammthause S. und Sachsen geschlossenen Vertrage sollten jährlich 7000 Thaler an Kursachsen zu zahlen sein. Endlich mußte man sich wegen Arnstadt auch noch mit dem Herzog von Sachsen-Weimar abfinden, und auch diesem wurde 1731 vertragsmäßig eine jährliche Entschädigungssumme von 3500 Thalern zugesichert. Im Jahre 1713 schlossen beide schwarzburgische Hauptlinien einen Familienvertrag, durch welchen die Primogenitur eingeführt und festgesetzt wurde, daß in Zukunft keine Landestheilung und keine Güterveräußerung mehr Statt haben solle. Als Anton Günther II. von Arnstadt 1716 kinderlos starb, fiel diese Besitzung wieder an Christian Wilhelm von Sondershausen, von welcher Zeit an diese Hauptlinie nun nicht mehr S.-Arnstadt, sondern S.-Sondershausen heißt. Christian Wilhelm trat 1720 die Regierung an seinen ältesten Sohn, Günther, ab, und als dieser 1740 ohne Erben starb, ging die Regierung an seinen Bruder Heinrich über. Dieser wurde 1754 nebst seinem Vetter Johann Friedrich von Rudolstadt ins Fürstenkollegium aufgenommen und hatte 1758 seines Bruders August Sohn, Christian Günther III., zum Nachfolger. Diesem succedirte 1764 sein Sohn Günther Friedrich Karl (geboren 1760), der durch den in Gemeinschaft mit dem Fürsten von S.-Rudolstadt geschehenen Beitritt zum Rheinbund unumschränkte Souveränetät erlangte. Im Jahre 1815 ward er mit Rudolstadt in den deutschen Bund aufgenommen. Am 28. September gab er seinem Lande eine neue ständische Verfassung, die 1831 zwar näher entwickelt, von dem Lande aber nicht angenommen wurde. Der Fürst bekümmerte sich überdies wenig um die Regierung. Als er am 19. August 1835 von einer Bürgerdeputation gebeten wurde, seinen Erbprinzen zum Mitregenten anzunehmen, abdicirte er zu Gunsten desselben und starb den 22. April 1837. Der junge Fürst Günther Friedrich Karl nahm sofort wichtige Reformen vor, indem er das Geheimerathskollegium neu konstituirte, die Polizei neu organisirte, zur Tilgung der Kammerschulden eine Amortisationskasse gründete, die Rechtspflege verbesserte und eine zweckmäßige Forstverwaltung einführte. Auch gab er unter dem 24. September 1841 dem Land eine Verfassung, auf Grund deren am 7. September 1843 die Eröffnung des ersten Landtags Statt fand. In Uebereinstimmung mit der Volksvertretung ward darauf die Administration von der Justiz geschieden und vereinfacht, den Justizämtern die Jurisdiktion entzogen und nur die Leitung der Prozesse übertragen, während erstere mit der Kriminaljustiz auf die neu kreirten Landgerichte zu Sondershausen und Arnstadt überging. Trotz dieser Verbesserungen fanden 1848 auch in S.-Sondershausen Unruhen Statt, welche zur Folge hatten, daß im Herbst die Oberherrschaft von

sächsischen, die Unterherrschaft von preußischen Truppen besetzt ward, während das sondershäusische Militär nebst dem rudolstädtischen zur Besetzung der reußischen Lande ausmarschirte. Ein neues Verfassungsgesetz vom 12. December 1849 hob die Todesstrafe, die Familienfideikommisse, mit Ausnahme des fürstlichen, den Lehnsverband, das Jagdrecht auf fremdem Boden, die Vermögenskonfiskation, den privilegirten Gerichtsstand, Ausnahmegerichte rc. auf und führte ein oder verhieß Preßfreiheit, Petitions- und Associationsrecht, Gleichheit der Besteuerung, Kontrasignatur der fürstlichen Erlasse, direkte Landtagswahlen, Anklageprozeß in Strafsachen rc. Der Landtag sollte hiernach aus 18 für eine Finanzperiode von 4 Jahren gewählten Abgeordneten bestehen und das Recht haben, selbstständig Gesetze vorzuschlagen und regierungsseitig vorgeschlagene abzuändern. Durch Gesetz vom 18. März 1850 übernahm der Staat die Verwaltung der Kammergüter, wogegen der Fürst eine jährliche Civilliste von 120,000 Thalern erhielt. Weitere bemerkenswerthe Gesetze von 1850 sind die über Ablösung der Reallasten, Weiderechte und Einrichtung einer Landrentenbank, eine liberale Gemeinde- und Bezirksordnung und über Besteuerung bisher steuerfreier Grundstücke. Durch Gesetz vom 25. März 1850 ward mit Einführung eines neuen Strafgesetzbuchs und einer neuen Strafprozeßordnung dem Verlangen nach öffentlichem und mündlichem Verfahren mit Geschwornengerichten in Strafsachen Genüge geleistet, indem ein mit Sachsen-Weimar und S.-Rudolstadt über Bildung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichts u. zweier gemeinschaftlichen Kreisgerichte abgeschlossener Staatsvertrag die Einführung der Geschwornengerichte ermöglichte. Schon vorher hatten sich die beiden schwarzburgischen Fürstenthümer durch den Staatsvertrag vom 13. Dec. 1849 an das Oberappellationsgericht zu Jena angeschlossen. Viele dieser Gesetze haben später wieder wesentliche Abänderungen erfahren. Das Verfassungsgesetz selbst ward zweimal, den 2. August 1852 und den 28. März 1854, revidirt, und nachdem durch das Wahlgesetz vom 1. Oktober 1852 die Zahl der Abgeordneten auf 19 festgesetzt worden, ward sie durch ein neues Wahlgesetz von 1856 wieder auf 15 vermindert. Ein neues Klassensteuergesetz vom 8. Jan. 1853 begünstigte die Wohlhabenden auf Kosten der Aermeren und belastete insbesondere den Grundbesitz, weshalb die Auswanderung sehr zunahm. Der Landtag von 1853 brachte Gesetze vornehmlich über Abänderung des Klassensteuergesetzes und der Gemeindeordnung, über Ablösung der Servituten, Gemeinheitstheilung und Zusammenlegung der Grundstücke, Rückgabe der Jagd in den Domänenwaldungen an den Landesherrn, über Militärpflicht und Stellvertretung rc. Aus den Beschlüssen des Landtags von 1857 gingen hervor: ein neues Landesgrundgesetz, unter Beseitigung der 1850 eingeführten Gemeindeordnung, eine Städte- und Landgemeindeordnung, eine Hypothekenordnung und eine Bezirksordnung; die Todesstrafe und der christliche Eid wurden wieder eingeführt und die evangelisch-lutherische Kirche für die Landeskirche erklärt; die Wiederherstellung der früheren Jagdrechte, die Bestallung von Schiedsgerichten, das Vereinswesen, die Theilung von Grundstücken, die Klassifikation der Staatsdiener und die Wittwenkassen der Staats-, Kirchen- und Schuldiener geordnet. Eine neue Organisation des Kirchen- und Schulwesens vereinigte 1859 Kirche und Schule und ordnete sie einer größtentheils aus Geistlichen bestehenden Behörde unter. Der Ende 1859 zusammentretende Landtag verwilligte eine Erhöhung der Domänenrente des Fürsten um jährlich 30,000 Thaler und Verwendung der Ueberschüsse der Finanzverwaltung zu Gunsten der Waisen- und Irrenanstalten, für Straßenbauten, für die Landesvermessung und für Gründung einer landwirthschaftlichen Darlehnkasse. Das bisherige Staatsdienergesetz wurde in wesentlichen Bestimmungen verschärfend abgeändert. Ein mit Preußen abgeschlossener Vertrag bestimmte ein Divisionsgericht der preußischen Armee zum obersten Militärgerichtshof für das schwarzburgische Militär. Ende 1861 wurde das Gesetz über die Entschädigung für die in Wegfall gekommenen Grundsteuerbefreiungen publicirt. Am 14. Juni 1866 stimmte S.-Sondershausen mit der 15. Kurie gegen den von Oesterreich beim Bundestag eingebrachten Antrag auf Mobilmachung der Bundesarmeecorps gegen Preußen und erhielt hierauf von diesem Gebiet und die Souveränetätsrechte des Fürsten nach Maßgabe der preußischen Reformvorschläge vom 10. Juni d. J. zugesichert.

Die Hauptlinie S.-Rudolstadt, gegründet von Albrecht Anton I., erhielt in der Theilung von der oberen Grafschaft die Aemter Rudolstadt, Blankenburg, Schwarzburg, Paulinzelle, Leutenberg, Ehrenstein (1631, aus der Grafschaft Gleichen), Ilm, Könitz und die Vogtei Seeberg, aus der unteren Grafschaft die Aemter Frankenhausen, Arnsburg, Straußberg, Kelbra, Heeringen und Schlotheim. Von Albrecht Antons I. 1605 hinterlassenen 4 Söhnen setzte der zweite, Ludwig Günther, das Geschlecht fort. Er zog die Güter des in seinem Gebiet liegenden Klosters Walkenried ein und starb 1656. Ihm folgte sein Sohn Albrecht Anton II., diesem 1710 Ludwig Friedrich, der 1710 noch bei Lebzeiten seines Vaters die Würde eines Reichsfürsten erhielt, und diesem wieder 1718 sein Sohn Friedrich Anton, durch den 1719 die Lehnsstreitigkeiten nach Erlangung der Reichsunmittelbarkeit erledigt wurden. Im Jahre 1744 succedirte dessen Sohn Johann Friedrich, unter dem 1754 auch S.-Rudolstadt in das Fürstenkollegium aufgenommen wurde, und den 1767 sein Oheim Ludwig Günther beerbte. Ihm folgte 1790 Friedrich Karl, diesem 1793 Ludwig Friedrich, der, kurz nach seinem Beitritt zum Rheinbunde, 1807 starb. Während der Minderjährigkeit des Erbprinzen Friedrich Günther führte dessen Mutter Karoline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, die Vormundschaft u. Regierung bis 1814. Nachdem in diesem Jahre der junge Fürst die Regierung selbst übernommen hatte u. Mitglied des deutschen Bundes geworden war, wurden 1816 die Lehnsverhältnisse zu Preußen, an welches alle Rechte der Krone Sachsen an das Haus S. übergegangen

waren, dann 1823 zu Sachsen-Gotha und 1825 die zu Sachsen-Koburg durch Abtretungen und Umtausch von Gebietstheilen geordnet und beseitigt. Am 2. Januar 1816 verlieh der Fürst dem Lande eine Verfassung, wonach ein aus 18 Mitgliedern bestehender, in gleicher Zahl aus dem Adels-, Bürger- u. Bauernstande gewählter Landtag sich von 6 zu 6 Jahren versammeln sollte. Nachdem sich dessen Berufung bis 1821 verzögert hatte, kamen nun unter ständischer Mitwirkung in den folgenden Jahren viele Reformen in der Staatsverwaltung zu Stande. Dessen ungeachtet ward das Ländchen 1848 von Unruhen heimgesucht. Schon am 10. März ward dem Fürsten eine Petition überreicht, welche Volksbewaffnung, Geschwornengerichte, eine neue Verfassung mit verantwortlichen Ministern, billige Ablösung der Feudallasten, allgemeine Grundsteuer, Herabsetzung der Salzsteuer, der Holzpreise, Verminderung des Wildstandes &c. verlangte. Kaum war diesen Forderungen Genüge geschehen, als neue, weit maßlosere, laut wurden. Die Zurückweisung derselben rief Excesse hervor, doch gelang der Bürgerwehr und dem Militär die Unterdrückung derselben. Nachdem mit den alten Ständen noch ein erweitertes Wahlgesetz vereinbart worden, versammelte sich am 17. Okt. 1848 der neue Landtag, der die mit den übrigen thüringischen Staaten vereinbarten Gesetze über Gemeindeordnung, Gerichtsorganisation &c. genehmigte. Die neue Verfassung des Fürstenthums kam erst zu Anfang 1854 zu Stande und ward am 27. März in Geltung gesetzt. Der auf Grund des neuen Verfassungs- und Wahlgesetzes einberufene Landtag bewies sich sehr konservativ und ging auf die Ausmerzung aller der Souveränetät des Landesherrn nachtheiligen Gesetze, welche noch vom Jahre 1848 her in Geltung waren, u. A. auch auf die Wiedereinführung der Todesstrafe willig ein. Die Finanzlage gestaltete sich so günstig, daß der Landtag von 1858 die allgemeine Einkommensteuer auf die Hälfte herabsetzte. Der Behördenorganismus, der bis 1850 bestanden hatte, ward 1858 wieder eingeführt, die Trennung der Verwaltung von der Justiz wieder aufgehoben und Regierung, Finanzkollegium und Konsistorium als besondere Mittelbehörden wieder eingesetzt. Die Wahl der Gemeindebeamten ward wieder an die Bestätigung der Regierung gebunden und den Gutsherren die örtliche Polizei zurückgegeben. Für den Civilprozeß wurde ein neues beschleunigendes Verfahren eingeführt. Den Landtag von 1861 beschäftigte hauptsächlich eine im Anschluß an die königlich sächsische Gesetzgebung ausgearbeitete Vorlage über das Erbrecht. Am 1. Okt. 1864 trat das neue Gewerbegesetz mit Gewerbsfreiheit in Kraft. Das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Fürsten ward vom ganzen Land unter reger Betheiligung gefeiert. Nachdem die Regierung am 14. Juni 1866 mit der 12. Kurie gegen den österreichischen Antrag auf Mobilmachung der Bundesarmeecorps, mit Ausnahme der preußischen, gegen Preußen gestimmt, trat sie aus dem deutschen Bunde aus, erklärte sich zum Eintritt in den von Preußen in Aussicht gestellten norddeutschen Bund nach Maßgabe der preußischen Reformvorschläge vom 10. Juni d. J. bereit und stellte ihr Kontingent der preußischen Regierung zur Verfügung. Vgl. Hellbach, Grundriß der Genealogie des Hauses Schwarzburg-Rudolstadt, 1820; Junghans, Geschichte der schwarzburgischen Regenten, Leipzig 1821; Apfelstedt, Heimatskunde für die Bewohner des Fürstenthums S.-Sondershausen, Sondersh. 1854 ff.; Hellbach, Archiv für Schwarzburg-Rudolstadt, Hildburghausen 1787.

Schwarzburg, Dorf in der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft, Justizamt Königsee, an der Schwarza, drei Stunden südwestlich von Rudolstadt, hat einen Eisenhammer und 592 Einwohner. Dabei auf einem von drei Seiten von der Schwarza umschlungenen Felsen das im 15. und 18. Jahrhundert erbaute gleichnamige Schloß, der Stammsitz der Fürsten von Schwarzburg; dasselbe enthält eine sehenswerthe Rüstkammer mit alten Waffen, einen Kaisersaal, sowie zahlreiche andere schöne Gemächer und gehört zu den schönsten Punkten des Thüringerwaldes. Der dazu gehörige Wildgarten umfaßt die ganze umliegende waldreiche Gegend; dem Schloß gegenüber liegt der Trippstein, 1450 Fuß hoch, mit herrlicher Aussicht.

Schwarze, Friedrich Oskar, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geboren den 30. Sept. 1816 zu Löbau in der Oberlausitz, widmete sich zu Leipzig dem Studium der Rechte, ward 1839 Sekretär im Kultusministerium, 1843 Assessor im Appellationsgericht zu Dresden, 1846 Justizrath im Spruchkollegium zu Leipzig, 1848 Appellationsgerichtsrath u. Hülfsarbeiter im Oberappellationsgericht zu Dresden, 1849 Mitglied der Gesetzgebungskommission und Referent für den von ihm selbst abgefaßten Entwurf der Strafprozeßordnung, 1854 Oberappellationsgerichtsrath, 1856 Oberstaatsanwalt und 1860 Generalstaatsanwalt. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, durch die er sich namentlich um das Staatsrecht große Verdienste erworben hat, sind hervorzuheben: „Die Reform des Strafverfahrens im Königreich Sachsen" (Leipzig 1850); „Kommentar zur sächsischen Strafprozeßordnung" (das. 1855—56, 2 Bde.); „Grundsätze des sächsischen Strafprozeßrechts" (das. 1856); „Zur Lehre von den sogenannten fortgesetzten Verbrechen" (Erlangen 1857); „Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren" (Wien 1862); „Die Lehre vom ausgezeichneten Diebstahl" (Erlangen 1863). Mit Krug gab er heraus „Der Gerichtssaal" u. „Neue Jahrbücher für sächsisches Strafrecht" und „Das Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen" (Leipz. 1855, 2 Bde.; 2. Aufl. 1856; Nachträge 1861); auch hat er die Herausgabe des vierten Bandes von Curtius' „Civilrecht" (1850) besorgt.

Schwarze Farben sind mit Ausnahme einiger Schmelzfarben kohlehaltig, wie Beinschwarz, frankfurter Schwarz, Kohlschwarz, Kienruß, Kreide, Lampenruß, Theerschwarz, Tusche &c. Ueber das schwarze thierische Pigment s. Melanin.

Schwarze Kreide, s. Kreide.

Schwarze Kunst, s. Kupferstechkunst.

Schwarzenbach, 1) (S. an der Saale), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken,

Verwaltungsdistrikt Rehau, an der Saale und der Eisenbahn von Bamberg nach Hof, hat ein schönes Schloß mit einem Lustwalde und mehren Weihern, eine evangelische Pfarrkirche, Flachs- und Baumwollspinnerei und 2900 Einwohner. — 2) (S. am Walde), Marktflecken daselbst, Verwaltungsdistrikt Neila, im Frankenwalde, hat ein Schloß, Töpferei, Eisensteingruben und 1620 Einw.

Schwarzenberg, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, am Schwarzwasser, Endpunkt der obererzgebirgischen Eisenbahn (Linie Zwickau-S.) der sächsischen westlichen Staatsbahn, Sitz eines Gerichtsamtes, Berg- und Zehentamts und einer Floßmeisterei, hat ein altes Schloß, eine Klöppelschule, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder, Kammgarnspinnerei, Spitzenklöppelei, Eisengießerei, Drahthämmer, Eisengruben, Vitriol- und Hüttenwerke, eine Badeanstalt und 3151 Einwohner. In der Nähe der Erlahammer, eines der größten Eisenhüttenwerke Sachsens.

Schwarzenberg, altes fränkisches, jetzt fürstliches Geschlecht, ein Zweig des Geschlechts Seinsheim, indem sich Freiherr Erlinger von Seinsheim 1420 nach der von ihm erkauften Herrschaft Schwarzenberg in Franken nannte. Seine Söhne Sigmund und Michael stifteten 1437 die bayerische und fränkische Linie. Nach dem Erlöschen der ersteren 1646 fielen ihre Besitzungen an die fränkische Linie. Zu letzterer gehörte Adolf, Freiherr von S., welcher im Türkenkriege als kaiserlicher General focht und 1599 die reichsgräfliche Würde erhielt. Er kam 1600 bei einem Aufstande um. Sein Sohn war Adam, Graf von S. (s. unten S. 2). Dessen Sohn, Johann Adolf, Graf von S., kaiserlicher Geheimerath und Hofkriegsrathspräsident, wurde 1670 vom Kaiser Leopold I. für sich und den jedesmaligen Senior des Hauses mit der Reichsfürstenwürde beschenkt, worauf er auch 1674 Sitz und Virilstimme im Fürstenkollegium erhielt. Er starb 1683. Sein Enkel, Adam Franz von S., erbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und ward 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seitdem immer der jedesmalige regierende Aelteste führt. Er bekleidete die Aemter eines Geheimeraths, Oberstallmeisters und Oberhofmarschalls und wurde 1732 auf der Jagd von Kaiser Karl VI. aus Versehen erschossen. Kaiser Franz I. erhob das Gesammthaus S. in den Reichsfürstenstand. Die Rheinbundsakte mediatisirte sowohl S., als auch die Landgrafschaft Klettgau, welche letztere der Fürst Joseph von S. 1813 käuflich an Baden abtrat. Seit 1703 ist das Haus S. in zwei Majorate getheilt. Dem ersten Majorat gehören an: die Standesherrschaften S. und Hohenlandsberg unter bayerischer Oberhoheit und in Oesterreich außer dem Herzogthum Krumau viele Liegenschaften, besonders in Böhmen u. Steiermark. Standesherr ist gegenwärtig Johann Adolf von S., geboren den 22. Mai 1799. Sein jüngster Bruder ist der Kardinalpriester und Fürsterzbischof von Prag, Fürst Friedrich von S., geboren den 6. April 1809. Dem zweiten Majorat gehören an: die Herrschaften Worlik und Klingenberg in Böhmen und mehre Güter daselbst und in Ungarn. Der jetzige Standesherr ist Fürst Friedrich von S., geboren den 30. Sept. 1800, Generalfeldwachtmeister, der Sohn des unten (s. S. 3), genannten Feldmarschalls. Sein Bruder, Fürst Edmund von S., geboren den 18. Nov. 1803, ist österreichischer General der Kavallerie.

Schwarzenberg, 1) Johann Freiherr von S., geboren 1463 aus der bayerischen Linie des Hauses, wohnte den Kriegszügen Kaiser Maximilians I. bei und ward dann Hofmeister bei dem Bischof von Bamberg. Er ist Verfasser der „Bamberger Halsgerichtsordnung" von 1507, der Grundlage der Carolina, und beförderte auch die klassischen Studien, sowie die Reformation. Er † 1528 zu Nürnberg. Vgl. Hermann, Johann, Freiherr zu S., Leipzig 1841.

2) Adam Graf von S., geboren 1587 aus der fränkischen Linie, wurde, nachdem er zuvor in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden, Rath bei dem letzten Herzog von Jülich und als solcher vom Kaiser Rudolf II. mit der Acht belegt, weil er bei der Besitznahme von Jülich und Kleve durch Brandenburg und Pfalz-Neuburg von dem Einspruch des Kaisers keine Notiz genommen hatte, von Brandenburg aber 1610 zum Geheimerath ernannt und 1619 nach Brandenburg berufen, wo er den Kurfürsten Georg Wilhelm völlig seiner Leitung unterwarf. So war u. A. 1624 der Theilungsvertrag mit Pfalz-Neuburg sein Werk. Im Jahre 1634 zum Statthalter von Brandenburg ernannt, vermittelte er 1635 die Alliance mit Oesterreich, welche Brandenburg in großes Unheil stürzte. Er ist von vielen Geschichtschreibern angeklagt worden, im Interesse Oesterreichs zur Schwächung Brandenburgs beigetragen zu haben, doch hat Cosmar in den „Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen geheimen Rath Grafen Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivarischen Quellen" (Berlin 1828) ihn nicht ohne Erfolg zu rechtfertigen versucht. Nach dem Tode Georg Wilhelms (1640) ward S. von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm verhaftet, † aber schon den 17. März 1641. Das Gerücht, daß er auf Befehl des Kurfürsten enthauptet worden sei, ist dadurch widerlegt worden, daß Friedrich II. den in der Garnisonskirche zu Spandau ruhenden Leichnam S.s 1777 untersuchen ließ.

3) Karl Philipp, Fürst von S., Herzog von Krumau, österreichischer Feldmarschall, geboren den 15. April 1771 zu Wien, trat 1788 als Lieutenant in das österreichische Heer ein und focht im folgenden Jahre im Türkenkriege unter Lacy rühmlich mit. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1792 zum Major ernannt, nahm er Theil an der Schlacht bei Jemappes und am Rückzug an den Rhein. Im folgenden Jahre zum Oberstlieutenant befördert, kommandirte er einen Theil der Avantgarde unter dem Herzog von Koburg, machte die Schlacht bei Neerwinden mit und trug viel zum Sieg in der Schlacht bei Château-Cambresis bei. Im Feldzuge von 1795 stand S. bei der Armee des Generals Wurmser am Mittelrhein, im folgenden Jahre nahm er an den Treffen bei Würzburg und Limburg rühm-

lichen Antheil, worauf er das Patent als Generalmajor erhielt, und folgte dem Erzherzog nach Italien, dann wieder an den Rhein. Im Jahre 1799 führte er die Mitte der Avantgarde erst am Rhein, dann in der Schweiz, hierauf wieder am Mittelrhein und focht bei Heidelberg mit Auszeichnung gegen Ney. Bei Hohenlinden 1799 befehligte er als Feldmarschalllieutenant und deckte hierauf den Rückzug hinter die Ens. Während des Friedens ward er zu verschiedenen Missionen verwendet, im März 1805 aber zum Vicepräsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Beim Ausbruch des neuen Krieges mit Frankreich befand er sich bei der Armee des Feldmarschallieutenants Mack, nahm an dem Gefecht bei Günzburg rühmlichen Antheil und schlug sich, in die Katastrophe von Ulm verwickelt, mit dem größten Theil der Kavallerie nach Eger durch. In der gegen seinen Rath unternommenen Schlacht bei Austerlitz befand sich S. im Gefolge der beiden Kaiser. Im Jahre 1808 ging er als Botschafter nach Petersburg, traf aber zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram im österreichischen Hoflager ein, übernahm die Führung eines Theils der Reiterei und befehligte auf dem Rückzug die Nachhut. Nachdem er zum General der Kavallerie ernannt worden, führte ihn die Vermählung Napoleons I. mit der Erzherzogin Marie Luise abermals auf die diplomatische Laufbahn, indem er zum Botschafter in Paris ernannt ward. Auf Betrieb Napoleons erhielt er in dem russischen Feldzuge den Oberbefehl über das 30,000 Mann starke österreichische Hülfscorps, ging Anfangs Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. die Position bei Pinsk. Nachdem er im August von Napoleon den Oberbefehl über das siebente, aus Sachsen bestehende Armeecorps erhalten hatte, errang er zwar gegen den russischen General Tormassow einige Vortheile, mußte sich jedoch vor der überlegenen feindlichen Macht unter Tormassow und Tschitschakow ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Von da an war seine Theilnahme am Kampfe, wahrscheinlich in Folge geheimer Instruktionen, nur noch eine negative. Sein Corps blieb in der Position von Pultusk stehen; doch sicherte der von ihm abgeschlossene Waffenstillstand den Rückzug der Franzosen. Auf Napoleons Wunsch zum Feldmarschall ernannt, ging er im April 1813 wieder nach Paris und suchte vergeblich zwischen Frankreich und Rußland Frieden zu vermitteln. Darauf erhielt er den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches in Böhmen versammelt ward, und nachdem Oesterreich an Napoleon den Krieg erklärt hatte, den Oberbefehl über alle Truppen der Alliirten. Er befehligte bei Dresden und Leipzig und sprach sich hierauf für Fortsetzung des Krieges aus. Doch deutet die von ihm für die Hauptarmee gewählte Operationslinie über Basel, Solothurn, Besançon und Langres an, daß er es mehr auf strategische Manöver im alten Styl als auf entscheidende Handlungen abgesehen wissen wollte. Der Sieg bei Brienne wurde von den Verbündeten nicht benutzt, weil S. seine Streitkräfte zu sehr zerstückelt hatte und Blücher lieber auf eigene Hand operirte. Blüchers Weichen vor der Uebermacht bei Champeaubert und Montmirail hatte auch S.s Rückzug zur Folge, der inzwischen bis Montereau vorgedrungen war. Als der Rückzug der Hauptarmee bis Langres beschlossen wurde, trennte sich Blücher von ihr und marschirte an die Aisne, wodurch er Napoleon auf sich und von S. abzog, der nun auf Antrieb des Königs von Preußen wieder vorrückte, doch nur bis Arcis-sur-Aube kam, wo er zwar ein siegreiches Gefecht bestand, aber durch Napoleons Marsch gegen St. Dizier zum abermaligen Rückzuge bis Vitry bewogen ward, wo er sich mit Blücher vereinigte. Durch Napoleons Abzug erhielten die Verbündeten völlige Freiheit, marschirten gegen Paris, schlugen die zum Schutze der Hauptstadt zurückgelassenen Marschälle und entschieden damit den Krieg. Von allen verbündeten Monarchen mit Orden geschmückt, vom Kaiser Franz mit der Herrschaft Blumenthal beschenkt, zog sich S. vom Kriegsschauplatze zurück, um an den Berathungen der Minister Theil zu nehmen und Oesterreichs Streitkräfte neu zu organisiren. Nach Napoleons Wiederkehr von Elba erhielt S. den Oberbefehl über die Armee der Verbündeten am Oberrhein und entwarf mit Blücher und Wellington den neuen Operationsplan, doch ward der Sieg über Napoleon errungen, ehe die Oesterreicher auf dem Hauptkriegsschauplatz eintrafen. Gleichwohl ging S. noch nach Paris. Nach seiner Rückkehr von da ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt und mit mehren Gütern in Ungarn beschenkt. Seit 1817 durch einen Schlagfluß an der rechten Seite gelähmt, † er den 15. Okt. 1820 zu Leipzig, wo er Heilung gesucht hatte. S.s Kriegsführung zeichnet sich durch einen gewissen Methodismus aus. Daß er Napoleon gegenüber die blutige Entscheidung nie suchte, sondern gern vermied, lag vielleicht in seinem Charakter, kann aber auch aus dem damaligen politischen System Oesterreichs entsprungen sein. Ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, trat er gern zurück, wenn ein Anderer, namentlich Blücher, das vorgesteckte Ziel vor ihm zu erreichen suchte. Am 18. Oktober 1838 wurde S. auf den Gefilden bei Leipzig ein Denkmal gesetzt. Vgl. Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten von S.

4) Felix Ludwig Johann Friedrich, Fürst von S., österreichischer Staatsmann, geboren den 2. Oktober 1800, zweiter Sohn des Fürsten Joseph von S., trat 1818 als Kadet in ein österreichisches Kürassierregiment u. avancirte bis zum Rittmeister, ging aber 1824 als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Zwei Jahre später mit einer Mission nach London betraut, ging er von da 1827 mit dem Baron Neumann nach Brasilien. Nach seiner Rückkehr ward er bei verschiedenen Gesandtschaften beschäftigt, namentlich in Paris und Berlin, 1838 bei den Höfen von Turin und Parma und 1846 bei dem zu Neapel als Gesandter akkreditirt. Als hier bei einem Tumult am 26. März 1848 sein Hôtel insultirt ward, nahm er seinen Abschied und übernahm hierauf als Generalmajor den Oberbefehl über eine Brigade unter Nugent in Oberitalien, focht bei Curtatone und Goito mit und ward zum Feldmarschallieutenant befördert. Nach Unterdrückung des Oktoberaufstandes zu Wien ward er den

22. Nov. 1848 an die Spitze der Staatsverwaltung gerufen. Das Ideal, welches ihm für seine Thätigkeit in dieser Stellung (Näheres darüber s. Oesterreich, Geschichte) vorschwebte, war ein militärisch-absolutistisch regierter österreichischer Einheitsstaat, im Inneren durch zweckdienliche Reformen gekräftigt und in Deutschland und ganz Mitteleuropa zur präponderirenden Macht erhoben. S. † den 5. April 1852.

Schwarzenfels, Dorf in der kurhessischen Provinz Hanau, Kreis Schlüchtern, an der Sinn, Sitz eines Justizamts, hat ein Schloß, Potaschensiederei, ein großes Blaufarbenwerk u. 657 Einw.

Schwarzer, Ernst, Edler von Heldenstamm, österreichischer Publicist, geboren den 15. August 1808 zu Fulnek in Mähren, trat mit 15 Jahren in die Artillerie, trieb sich dann in den verschiedensten Stellungen im In- und Auslande umher und ward 1844 Hauptredakteur der Journale des „Oesterreichischen Lloyd" in Triest. Nach der Märzrevolution 1848 übernahm er die Redaktion des „Oesterreichischen Beobachters", den er in die „Allgemeine österreichische Zeitung" umwandelte, trat als Abgeordneter Wiens in den konstituirenden Reichstag und fungirte vom 17. Juli bis Anfang Oktober 1848 als Minister der öffentlichen Arbeiten in dem Ministerium Wessenberg. Während seiner kurzen Amtsthätigkeit dekretirte er den Bau der Eisenbahn über den Semmering. Im März 1849 wurde seine Zeitung unterdrückt und er kam in Arrest. Außer mehren Broschüren über nationalökonomische, Kunst- und naturhistorische Gegenstände schrieb er: „Statistisch-topographische Industriekunde von Böhmen" (Prag 1842) und „Oesterreichs Land- und Seehandel" (Triest 1846). Er † im März 1860.

Schwarzer Prinz, s. Eduard 2).

Schwarzer Tod, der gewöhnliche Name der großen Seuche, welche im 14. Jahrhundert einen großen Theil der Bevölkerung der damals bekannten Erde hinwegraffte. Sie begann, wie es scheint, in China und wurde von da durch Karawanen nach Mittel- und Kleinasien und von dort nach Europa gebracht. Im Jahre 1347 erschien sie zuerst in Sicilien, Marseille u. einigen Hafenstädten Italiens, von wo aus sie sich an der ganzen Südküste Europa's verbreitete. Im Jahre 1348 wüthete sie am heftigsten in Spanien, Frankreich, Deutschland, England, 1349 in Schweden, Norwegen, Polen, erst 1351 in Rußland. Erdbeben, Verwüstungen durch ungeheure Heuschreckenschwärme, Mißwachs und andere derartige Naturerscheinungen waren seit 1333 vorausgegangen und hatten die Gemüther zaghaft und somit die Körper für die Ansteckung empfänglich gemacht. Im Ganzen nimmt man an, daß Europa in den 3 Jahren von 1348—50 25 Millionen Menschen durch die Seuche verloren habe. Aus den Beschreibungen geht hervor, daß die Seuche die orientalische Pest war mit besonders hervortretender Entwickelung der entzündeten Pestbeulen und einer schnell in Brand übergehenden Lungenentzündung. Die Kranken befiel ein heftiger Brustschmerz, Blut wurde ausgehustet, der Athem verbreitete einen verpestenden Geruch. Im Abendlande war die Affektion der Respirationsorgane vorherrschend, während im Morgenlande vorzugsweise die Symptome der eigentlichen Pest auftraten; hier und da kam auch Blutbrechen hinzu. Die Heilkunst sah sich machtlos der furchtbaren Seuche gegenüber. Fast alle Kranken starben innerhalb der drei ersten Tage nach dem Erscheinen der Pestbeulen. Der Volkswahn sah die Seuche als göttliches Strafgericht an, welches die Flagellanten (Geißler) durch strenge Bußübungen abzuwenden suchten. Den Juden gab man Schuld die Brunnen vergiftet zu haben, und die grausamsten Verfolgungen derselben waren die Folgen dieses Irrthums. Schutzmaßregeln wurden von Seiten der Regierungen erst sehr spät angeordnet, zumal da man den Grund der Verbreitung in einer üblen Konstellation der Gestirne vermuthete. Nachdem die Pest verschwunden war, kehrte durch einige reich gesegnete Jahre und durch auffallende Fruchtbarkeit der Frauen Friede und Ruhe in die Gemüther zurück. Unter den Aerzten, welche die Krankheit beobachteten, sind vornehmlich Guy de Chauliac und Chalin de Vinario, unter den anderen Schriftstellern Boccaccio zu nennen. Vergl. Hecker, Der schwarze Tod im 14. Jahrhundert, Berlin 1832.

Schwarzes Bret, auf den deutschen Universitäten eine schwarze Tafel und ein mit einem Drahtgitter überzogener Kasten, die gewöhnlich am Universitätsgebäude aufgehängt sind und woran Bekanntmachungen für die Studenten über Vorlesungen, Promotionen, Examina, Stipendien, Relegationen ꝛc. angeheftet werden.

Schwarzes Kabinet, s. Cabinet noir.

Schwarzes Meer (bei den Alten Pontus Euxinus, neugriech. Mauri Thalassa, türk. Kara Deniz, russ. Czernose More oder Tschernomore), Binnenmeer, welches die Grenze zwischen Asien und Europa bildet, gegen Westen an die europäische Türkei und die russische Provinz Bessarabien, gegen Norden an Südrußland, gegen Osten an die kaukasischen und transkaukasischen Länder und gegen Süden an die asiatisch-türkische Provinz Natolien grenzt, südlich durch den Bosporus und weiterhin durch das Marmarameer und die Dardanellenstraße mit dem mittelländischen Meere und nördlich durch die Straße von Kertsch mit dem asowschen Meere in Verbindung steht. Die Größe des schwarzen Meeres, das auch als ein Theil des Mittelmeeres betrachtet werden kann, beträgt ohne das asowsche Meer 7860 □Meilen, seine größte Länge von Westen nach Osten 137, seine größte Breite 72 Meilen. Abgesehen von den Inseln, die in der Meerenge des cimmerischen Bosporus liegen, hat es nur ein einziges Eiland, die Schlangeninsel (s. d.), südlich von der Donaumündung. Die Gewässer des schwarzen Meeres sind dunkler als jene des mittelländischen und auch süßer, was von den vielen Strömen herrühren mag, die in dasselbe münden. Donau, Dnjestr, Dnjepr, Don, Kuban und viele andere, minder große Flüsse führen diesem Binnenmeer eine Wassermasse zu, die nicht durch Verdunstung allein absorbirt werden könnte und ihren Abfluß durch die Straße nimmt, welche die aufgestauten Gewässer in vorhistorischer Zeit sich gebrochen haben. Die furchtbaren Stürme des „ungastlichen" Pontus waren schon den Alten bekannt. Im Winter toben alljähr-

lich aus Osten und Südosten schreckliche Orkane, die den Schiffen sehr verderblich werden und nach Ritter durch das Zusammentreffen der Nordwinde, die aus den sarmatischen Ebenen kommen und ungehinderten Zutritt bis an die asiatische Küste haben, und der auf dem armenischen Hochlande häufig herrschenden Süd- und Ostwinde hervorgerufen werden sollen. In den Sommermonaten ist das schwarze Meer im Ganzen ruhiger. Aber auch zu dieser Zeit finden rasche Strömungen Statt, die von den Mündungen der großen Flüsse ausgehen. Die Strömungen des Dniepr und Dniestr drängen die aus dem asowschen Meer kommende, erst nach Südwesten, dann nach Nordwesten und Westen gerichtete Strömung nach Süden, vereinigen sich mit der von der Donaumündung kommenden und ergießen sich entweder durch den Bosporus in das ägäische Meer, oder brechen sich an der kleinasiatischen Küste. Gute Ankerplätze finden sich an allen Küsten. Ebbe und Fluth sind, wie in der Ostsee, gar nicht bemerkbar. Die Fischerei ist nicht unbedeutend, namentlich gibt es mehre Arten Störe. Die wichtigsten Punkte an der Küste sind außer dem benachbarten Konstantinopel: an der europäisch-russischen Küste Odessa, der bedeutendste Handelsplatz am schwarzen Meere, der Kriegshafen Sebastapol in der Krim, wo auch die Häfen Eupatoria, Kaffa oder Feodosia, Kertsch und die Festung Jenikalé zu bemerken sind; an der kaukasisch-tscherkessischen Küste die russischen Forts Anapa, Sudschukalé und Gelindschik, beide mit Häfen, Suchumkalé und Poti an der Mündung des Rion oder Phasis und Schefketil oder St. Nikolas; an der asiatisch-türkischen Küste den Hafen Batum, die Hafenstädte Trapezunt und Sinope; an der europäisch-türkischen Küste Varna. Vgl. Preller, Ueber die Bedeutung des schwarzen Meeres für Handel u. Verkehr der alten Welt, Dorp. 1842.

Schwarzfärben, 1) Baumwolle (und zwar 10 Pfund derselben). Man gallirt 12 Stunden lang in einem anfänglich siedenden, allmählig erkaltenden Aufguß von 3 Pfd. Sumach, ringt aus, bringt den Stoff 10 Minuten lang in Kalkwasser, dann 20—30 Minuten in Kupfervitriollösung, spült gut, färbt ½ Stunde in einer siedenden Abkochung von 3 Pfd. Blauholz, schönt in Doppeladlervitriol, spült und trocknet. Kohlschwarz erhält man ebenso, setzt aber dem Blauholz 1 Pfd. Gelbholz hinzu und mordirt und schönt mit essigsaurer Eisenbeize. Zu Blauschwarz setzt man gewöhnliches Schwarz auf einen tiefen küpenblauen Grund. Baumwolle und Leinen kocht man 2 Stunden lang mit 2 Loth Soda und 1 Pfd. Gerberlohe, bewegt ½ Stunde in einem kalten Bade von ½ Pfd. Eisenvitriol, ringt aus, bringt ½ Stunde in ein heißes Bad von 4 Loth doppelt-chromsaurem Kali, spült oberflächlich, behandelt den Stoff ½ Stunde in einer heißen Flotte von 3 Pfd. Blauholz und 1 Pfd. Gelbholz, läßt ihn in der Flotte erkalten, nimmt ihn nach 6 Stunden heraus, schönt ihn ½ Stunde in einem lauen Bade von 12 Loth grüner Seife und 12 Loth Gelbholz, spült und trocknet. 2) Wolle (10 Pfd.). Man kocht die Wolle 1 Stunde lang in einem Bade von 2 Pfd. Alaun und 2 Pfd. Weinstein und färbt sie in einer siedenden Flotte von 5 Pfd. Blauholz aus, die mit ½—1 Pfd. gelbem chromsauren Kali versetzt wurde. Zu Chromoxydschwarz beizt man die Wolle 1 Stunde lang in einem siedenden Bade von 2 Pfd. Chromalaun, spült gut und siedet 1 Stunde lang in einem Bade von 5—10 Pfd. Blauholz. Das beste Chromoxydsalz (anstatt des Chromalauns) erhält man auf die Weise, daß man doppelt-chromsaures Kali mit der doppelten Menge Weinsteinsäure versetzt und heißes Wasser zugießt. 3) Seide (5 Pfd.). Man gallirt dreimal in Bädern aus je 10 Pfd. Knoppernextrakt und erhitzt das erste Bad auf 35° C., das zweite auf 45° und das dritte auf 65°. Nach jedem Bade bringt man die Seide in ein Bad von holzessigsaurem Eisenoxyd und lüftet sie. Schließlich wird die Seide gespült und in einem Oelbade aus ½ Pfd. Oelseife u. ¼ Pfd. Baumöl behandelt, um sie geschmeidig u. griffig zu machen. Sie wird bei dieser Behandlung oft um 100 Proc. schwerer. Tiefes dunkles Schwarz erhält man durch einstündiges Beizen mit 1 Pfd. Eisenvitriol und 4 Loth salpetersaurer Eisenbeize, Spülen, einstündiges Behandeln in einer Brühe von 5 Pfd. Blauholz und 1 Pfd. Gelbholz, Lüften, 10 Minuten langes Nuanciren in derselben Brühe nach Zusatz von 4 Loth Eisenvitriol, Spülen und Trocknen. Um ohne die kostspieligen Gerbstoffe ein ächtes Schwarz zu erhalten, beizt man die Seide mit kalter Lösung von salpetersaurem Eisenoxydul, läßt sie feucht an der Luft hängen, bis sie rostgelb geworden ist, spült und wiederholt das Beizen. Dann bringt man sie in ein lauwarmes Bad aus Campecheholzextrakt mit etwas Wau und Kupfervitriol, behandelt sie mit lauwarmem Wasser, welches 1 Proc. Baumöl in Emulsion enthält, und beizt sie nun bei 40° C. in basisch-essigsaurem Bleioxyd. Dann ringt man sie aus und zersetzt das Bleisalz in einer Kammer mit Schwefelwasserstoff. Das so erzielte glänzende Schwarz wird an der Luft grau, aber die Seide ist sehr schwer. Letzteren Vortheil erreicht man auch, wenn man die Seide zuerst mit Blei behandelt und nach dem Ausringen durch eine Lösung von 5 Pfd. Borax und 1 Pfd. weißer Seife nimmt. Wird sie jetzt in einem Blauholzbade mit einfach-chromsaurem Kali 1 Stunde lang allmählig zum Sieden erhitzt, dann in alaunhaltigem Wasser gespült und im Oelbade griffig gemacht, so erhält man auf der schweren Seide auch eine ächte luftstete schwarze Farbe. Das Anilinschwarz, ein tief dunkles Sammetschwarz, für Baumwolle und Leinen, ist in Wasser, kochendem Seifenwasser, Alkalien und Säuren vollständig unlöslich. Säuren machen es grün, aber Alkalien stellen die schwarze Farbe wieder her. Koncentrirte Chlorkalklösung röthet es und macht die Farbe verschwinden. Doch erscheint dieselbe nach und nach mit derselben Intensität wieder wie früher. Das Anilinschwarz verträgt alle Operationen der Krapprothfärberei und ist daher eine durchaus ächte Farbe. Nach den zuerst angegebenen Methoden war die Bereitung des Anilinschwarz mit vielen Uebelständen verknüpft, da die dabei in Anwendung kommenden Säuren und Salze die Gewebe und die Apparate zerstörten. Jetzt vermeidet man dies, indem man das Anilinsalz mit Schwefelkupfer und Schwefelcalcium aufdruckt, die Gewebe in der

Oxydationskammer aufhängt und durch ein Wasserbad passirt, welches etwas Salmiak oder Soda enthält. Man kann auch chlorsaures Kali mit Schwefelkupfer, Salmiak und Anilinsalz aufdrucken und den Stoff nach 24stündigem Hängen durch ein Bad mit 2 Proc. Soda ziehen.

Schwarzfüße, s. v. a. Blackfeet- oder Schwarzfußindianer.

Schwarzgalligkeit, s. v. a. Melancholie.

Schwarzkosteletz, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Prag, mit Dekanatskirche, Schloß, Armenspital, Zündwaarenfabrik, Brauerei, Branntweinbrennerei und Potaschesiederei und 3100 Einw.

Schwarzkümmel, Pflanzengattung, s. Nigella.

Schwarzkunst, s. Kupferstechkunst.

Schwarzwald, das höchste Gebirge des südwestlichen Deutschlands, welches den Vogesen, mit denen es in wunderbar symmetrischer Anordnung übereinstimmt, gegenüber das obere Rheinthal als hoher, von dunklen Nadelwäldern auf allen Höhen bedeckter Gebirgswall begrenzt, erstreckt sich von Säckingen am Rhein bis Ettlingen oberhalb Karlsruhe auf 20 Meilen Länge von Südsüdwesten nach Nordnordosten. Seine größte Breite und Höhe hat der S. im Süden, wo er mit seinen jurassischen Vorhöhen von Müllheim am Rhein bis zur Wutach sich an 9 Meilen ausbreitet, während er im Norden mit noch 4 Meilen Breite zwischen Ettlingen und Pforzheim endet, durch die Einsenkung des Kraichgau's vom Odenwald geschieden. Seine Steilgehänge kehrt er nach Westen dem Rheinthal zu, wo auch sein Gebirgsfuß am tiefsten liegt, denn von Ettlingen bis Basel steigt das Rheinthal nur von 410 bis 857 Fuß. Im Süden, wohin der S. in Terrassen von seinen höchsten Höhen sich rasch zum Rhein abstuft, erhebt sich der Fuß bei Säckingen auf 900, bei Waldshut auf 1055 F. Ganz verschieden verhält er sich gegen Osten nach den Hochebenen des inneren Schwabens hin; dort erfolgt das Ansteigen vom hochgelegenen Fuß so allmählig, daß nur das Ueberwiegen des Waldes über das Ackerland und der überall auf dem dürftigeren Sandboden wuchernde Besenginster anzeigt, daß man den S. erreicht hat. Dort liegt Villingen 1312 F. höher als das am Westfuß gegenüberliegende Freiburg (862 und 2174 F.), Dornstetten um 1428 F. höher als Offenburg (506 und 1934 F.). Rasch sinkt dann aber, wie das Enz- und Nagoldthal, die östliche Basis gegen Norden, so daß Pforzheim sich nur um 436 F. über Ettlingen erhebt. Auch nach Norden ist der Abfall markirt. Die Bergformen des S.es sind im Ganzen einförmig: gerundete Kuppen und plateauförmig ausgebreitete Berge und Bergrücken, die durch tiefe Thäler getrennt sind, u. schließen sich an einander, ohne einen fortlaufenden Gebirgskamm zu bilden. Nur die großartigen Fernsichten über das Rheinthal und zu den Vogesen hinüber, im Süden auch bis zu den Alpen, und die Blicke in die Tiefe der Thäler locken den Reisenden auf die Höhen. Die eigentlichen malerischen Schönheiten des Gebirgs aber sind in der Tiefe der vielgewundenen Thäler, insbesondere der Westseite, zu suchen, die auch allein Aufschluß über den inneren Gebirgsbau geben. Da sie alle weit im Osten entspringen, schneiden sie sich westwärts zu immer größerer Tiefe ein. Hier sind die pittoresken Berg- und Felsbildungen zu Hause, die nur ausnahmsweise im unteren oder nördlichen S, auch auf Berghöhen auftreten. Die mannichfaltigere, reichere Vegetation, die gedrängteren menschlichen Ansiedelungen, Burgen und Schlösser, von denen manche auf römischen Grundmauern ruhen mögen, Kirchen und Kapellen machen die Ausgänge mancher Thäler im Rheinthal zu den reizendsten Landschaften Deutschlands. Baden-Baden und das Murgthal stehen allen voran. Der S. ist sehr quellenreich, daher reich an Gebirgsbächen, die im Süden und Westen sämmtlich unmittelbar ins Rheinthal heraustreten, während sie von der nordöstlichen Abdachung dem Neckar zufließen. Nur ein kleiner Theil der östlichen Abdachung gehört nicht zum Rheingebiet, das Quellgebiet der Donau, von der die Brigach vom 2659 F. hoch gelegenen St. Georgen, die Brege vom 2685 F. hoch gelegenen Furtwangen herabkommt. Durch den Neckar erhält der Rhein vom S. die Enz mit der Nagold; dagegen fließen unmittelbar dem Rhein zu im Süden: die Wutach, Alb und Wiese; im Westen: die Kander, der Neumagen, die Dreisam und Elz, die Kinzig mit Gutach, Wolfach und Schiltach, die Rench, Acher, Sandbach aus dem Bühlerthal, die Oos bei Baden, die Murg und die Alb bei Ettlingen. Die Kinzig ist der bedeutendste aller dieser Schwarzwaldflüsse, die, am östlichen Gehänge entspringend, das ganze Gebirge quer durchschneidet, indem ihr ebener Thalboden bis über Schiltach reicht und sich bis dahin nur um 500 F. erhebt, so daß es überrascht, wenn man, durch waldige Gebirgsthäler 1000 F. hoch ansteigend, sich plötzlich statt in höheres Gebirge in ein fruchtbares Ackergelände versetzt sieht. Durch ihre landschaftlichen Reize, den Wechsel von lieblichen und pittoresken Landschaftsbildern ausgezeichnet sind vor Allem die Thäler der Murg, der Oos und der Dreisam. Unter den zahlreichen Wasserfällen des S.es ist der triberger der höchste und interessanteste, sein Fall durch eine Felsschlucht beträgt 1200 F. Nur wenige der in der geologischen Vorzeit so häufigen Seen des S.es haben sich auf den Gebirgshöhen erhalten, so die zum Theil von Felsen umringten des südlichen S.es: der Feldsee (3413 F.) und der weniger tief gelegene Schluch- und Titisee, unter den Seen des unteren S.es der sagenreiche, von Torfmoor und Wald umringte Mummelsee (3158 F.) und der Wildsee zwischen dem Achern- u. Murgthal. Zwischen den genannten Thälern erheben sich die Höhen des S.es; die höchsten in einer senkrecht auf die Längserstreckung des Gebirgs aus Westsüdwesten nach Ostnordosten verlaufenden Linie, der Blauen (3575 F.), der Belchen (4356 F.), der Feldberg (4602 F.), nach den Höhen des Riesengebirgs und der Sudeten die höchste Gipfelhöhe des deutschen Berglandes. Es sind sämmtlich waldlose, mit dürftiger Weide bedeckte Kuppen, wie die Ballons oder Belchen der Vogesen. Wie rasch der Aufstieg von Westen her ist, zeigt der Blauen, der sich 2200 F. über das ³/₄ Meile entfernte Badenweiler an seinem Nordwestfuß und mehr als 2800 F. über das benachbarte Rheinthal er-

hebt. Der wichtige Paß, der von Freiburg durch das wild-felsenreiche Höllthal nach Neustadt zur Wutach und Donau hinüberführt, begrenzt diesen Hauptgebirgszug im Norden. Rasch sinkt dann das Gebirge im Osten bis gegen das Kinzigthal, so daß hier nur einzelne Höhen 3000 F. erreichen, während im Westen, über dem Rheinthal, das Gebirge bis zur Elz, wo der 3827 F. hohe Kandel noch fast 3000 Fuß über das benachbarte Waldkirch ansteigt, in bedeutender Höhe fortläuft. Durch das Kinzigthal führt die Straße zu den wichtigen Pässen der oberen Kinzigthäler, die über Triberg zur Donau und über Schiltach und Schramberg zum Neckar und von Wolfach hinauf zum Kniebis verlaufen. Nördlich von der Kinzig steigt das Gebirge von Neuem an, ohne jedoch die Höhe des oberen S.es wieder zu erreichen. Kinzig und alle nördlichen Schwarzwaldflüsse und Bäche entspringen um diese Erhebung des unteren S.es, deren höchste Höhe, die langgestreckte Hornisgrinde, noch 3550 Fuß hoch, sich weit zwischen Acher- und Bühlerthal gegen den Rhein vorschiebt. Herrscht im Süden die Kuppen-, so hier die Plateauform der höchsten Höhen vor. Aus dem Renchthal führt der 2974 Fuß hohe Paß am Roßbühl und am Kniebis hinüber nach Freudenstadt, dem strategisch wichtigen Kreuzungspunkt der Straßen, die durch das Rench- und Kinzigthal vom Westen her ins Herz Schwabens führen. Nördlich vom Kniebispasse verläuft das Gebirge noch bis zur Albquelle, wo die Teufelsmühle noch 2900 Fuß hoch liegt, in bedeutender Höhe, um dann rasch zum Kraichgau abzufallen.

Für den geognostischen Aufbau des S.es sind Granit, Gneis und bunter Sandstein die 3 wichtigsten Formationen, nur von lokaler Wichtigkeit sind paläozoische Sedimente: Thonschiefer u. körniger Kalk von unbestimmtem Alter, bei Baden Kulmgrauwacke mit Anthracitflötzen, Steinkohlengebirge und Rothliegendes, und die eruptiven Gebilde: Syenit, Diorit, quarzführende und selten quarzfreie Porphyre, Serpentin u. Gabbro. Am mannichfaltigsten sind diese eruptiven Gesteine im südlichen S., wo selbst ein Basaltpunkt bekannt ist, und zwischen der Farbmühle von Wittichen und Schenkenzell im Kinzigthal ein Gemenge von Oligoklas, Granat und Magnesiaglimmer, das dort gangförmig auftritt, als selbstständiges Gestein, Kinzigit, festgestellt worden ist. Vom krystallinischen Grundgebirge ist der Gneis das verbreitetste Gestein, denn er tritt nicht allein überall untergeordnet in den Granitrevieren auf, sondern bildet bei Schönau, Todtnau, Neustadt u. Föhrenbach im Süden und Südosten ein zusammenhängendes Gebiet, welches bis zum Westfuß des Kniebis und Roßbühls nach Norden reicht und das ganze hohe, dem Rhein zugekehrte Gebirge von Badenweiler bis Oppenau zusammensetzt, doch hier noch überragt von kleinen ihm aufgesetzten Inseln des bunten Sandsteins. Das Münster-, Dreisam-, Elz- und das Kinzigthal bis Schiltach, sowie das obere Renchthal liegen in ihm. Auch der Belchen u. Feldberg gehören ihm an. Nur untergeordnet trifft man hier den Granit. Ihre größte Verbreitung finden hier die rothen Porphyre über dem Gebirgsrand von Waldkirch bis Oberkirch an der Rench. Der Granit besitzt dagegen seine zusammenhängende Verbreitung im Süden, Osten und Norden. Im Süden reicht er fast bis zum Rhein, von dem ihn im äußersten Süden der hier nochmals auftretende Gneis trennt. Ihm gehört der Blauen an. Zahlreich, doch unbedeutend, sind hier die Porphyrdurchbrüche. Von da zieht er in Zusammenhang nordwärts über Neustadt nach Triberg, Hornberg u. Schiltach. Das zweite, wie es scheint, durch Gneis im Süden getrennte, zusammenhängende Granitrevier reicht vom unteren Kinzigthal bis zum Murgthal; daß es mit dem östlichen Revier in Verbindung steht, zeigt das vielfache Auftreten des Granits unter dem bunten Sandstein in den Thaltiefen, so im Zusammenhang durch das Murggebiet, und das isolirte Vorkommen bei Herrenalb, bei Wildbad an der Enz, bei Liebenzell an der Nagold. Ungemein beschränkt treten die Gebilde des Uebergangsgebirgs auf, am zusammenhängendsten im südlichen S., wo man einen durch Granit und Porphyr vielfach unterbrochenen, schmalen Zug Kulmgrauwacke mit schwachen Anthracitflötzen von Badenweiler im Westen über Schönau bis Lenzkirch im Süden des Feldbergs verfolgen kann. Bei weitem wichtiger erscheint das Vorkommen bei Offenburg, wo bei Berghaupten schon lange Bergbau auf den Anthracit der zwischen dem krystallinischen Gebirge eingeklemmten, jüngsten Grauwacke betrieben wird. Aechtes Steinkohlengebirge kennt man nur bis Baden-Baden, wo es ebenso wenig ergiebig ist als voriges. Es wird dort von dem Konglomerat des Rothliegenden bedeckt, dessen Lagerung fast ungestört ist, während die Richtung der Aufrichtung der älteren Gebilde von Westsüdwesten nach Ostnordosten verläuft. Verbunden mit jüngeren Porphyren und ihren Breccien und Konglomeraten erhöht es durch deren Neigung zu Felsbildung nicht wenig die Reize des Oos- und unteren Murgthals; der badener Schloßberg und die Ebersteinburg bestehen daraus. Im übrigen S. tritt das Todtliegende noch an zahlreichen Punkten als Decke des Grundgebirgs auf, ohne aber irgend wieder Einfluß auf die Bodengestaltung zu gewinnen. Ohne Zwischenlagerung von Zechstein, meist ohne deutliche Scheidung, folgt dem Rothliegenden der für den S. so wichtige, mächtige bunte Sandstein, der überall vom Rhein bis zur Enz bei Pforzheim den Fuß des Gebirgs bildet und im Süden westwärts bis an die Vorberge, von der Kinzig bis zum Nordende bis zu den höchsten Rücken des Gebirgs aufsteigt. Während im Süden nur einzelne kleine Inseln über das östlichste Grundgebirge zerstreut sind, finden wir im Norden der Kinzig dem Grundgebirge aufgesetzte Sandsteininseln bis auf die Höhen des Westrandes, so am Moos bei Oppenau, an der Hornisgrinde, bei Herrenwies, meist mit einer schwachen Unterlage von Rothliegendem. Diese Inseln sind offenbar Theile einer jetzt meist allgemein zerstückelten Bedeckung des Gebirgs durch bunten Sandstein. So wasserarm diese Sandsteinhöhen, so reich an Quellen ist die Grenzscheide des Sandsteins und des Urgebirgs; zahlreiche Schluchten, in denen sich kleine Bäche sammeln, gliedern daher das unter dem Sandstein lagernde krystallinische Grundgebirge. Jüngere Sedimente treten nur am West- und Südwestfuß auf. Von der Murg

bis Lahr hinab gibt es nur vereinzelte Muschelkalkreste mit buntem Sandstein, meist tritt dort die Lößterrasse des Rheinthals unmittelbar an das Grundgebirge. Südlich von Lahr legt sich aber um den ganzen Rand bis Säckingen hinauf ein zusammenhängendes junges Vorgebirge aus den Gliedern der Trias und von Freiburg südlich bis Lörrach auch eine wohlentwickelte Lias- und Juraablagerung, selbst tertiäre Bohnerzablagerungen mit dem schönen Kugeljaspis von Kandern. Ausgedehnt sind die diluvialen Schuttablagerungen im Innern des Gebirgs, erratische Erscheinungen aber nur am Südgehänge evident vorhanden.

Vor Zeiten herrschte in dem südlichen S. eine rege bergmännische Thätigkeit auf seine Erzquarze, so auf Eisensteingänge, die sich in allen Gebirgen bis zum bunten Sandstein finden, auf Blei- und Silbergruben im Gneis bei Wolfach und im Münsterthal, auf Kobalt- und Kupfererz führende Blei- und Silbergänge bei Wittichen, auf die alte merkwürdige Erzlagerstätte von Badenweiler. Alle waren auch für den Mineralogen interessant, so die Grube Hausbaden bei Badenweiler mit Weißbleierz, Bleivitriol, Mimetesit, die des Münsterthals mit ihren schönen Fluß- und Kalkspathkrystallen rc. Noch treten zahlreiche Mineralquellen aus dem Schooße des Urgebirgs hervor, so die Thermen von Baden-Baden, Huberbad, Badenweiler, Säckingen, Wildbad, von denen einige schon von den Römern benutzt wurden (Baden, Badenweiler); ferner die Glaubersalz führenden Eisensäuerlinge des Renchthals zu Griesbach und Petersthal, von Rippoldsau im Schappachthal und der Soda führende Eisensäuerling beim hoch und einsam gelegenen Antogast.

Das Klima auf den Höhen des S.es ist rauh, und lange dauert dort noch der Winter, während am Fuße des Gebirgs längst schon Alles im Grünen und Blühen begriffen ist; so kommt es, daß am Fuße die Traube reift und vor dem Bühlerthal den edlen Affenthaler und bei Müllheim den edlen Müllheimer liefert, daß neben unserem gewöhnlichen Obst die Mandel mit der Wallnuß und die gute Kastanie gedeihen, während die Fluren der auf der Höhe des Gebirgs gelegenen Orte nur Sommergetreide, Kartoffeln und Flachs liefern. Reich und im guten Zustand sind überall die Wiesen, die Grundlage einer ausgedehnten Viehzucht im Gebirge. Bis 1300 Fuß reichen am Gebirgsrand und in den nördlichen, westlichen und südlichen Thälern Weinstock und gute Kastanie, bis 2500 Fuß der Buchenwald und die Weißtanne, letztere im Murg- und Enzthal ausgedehnte Forste bildend. Darüber herrscht dann die Rothtanne oder Fichte, deren dunklen Wäldern der S. seinen Namen verdankt. Auf den trockenen Sandsteinhöhen herrscht überall das Nadelholz vor; die höchsten Sandsteinrücken sind oft mit Knieholz und ausgedehnten Torfmooren bedeckt. Nur die höchsten südlichen Kuppen sind ganz ohne Holzwuchs. Außer den gewöhnlichen Ackerfeldern, den Mähfeldern, gibt es im S. noch sogenannte Haufelder mit Wechselwirthschaft von Weide- und Ackerland. Dort werden nämlich mit Birken und anderem Buschholz, im Osten mit Ginster und Gestrüpp bestandene Brachen nach einer Reihe von Jahren von Holz oder Gebüsch geräumt, dies in Reihen gelegt und verbrannt, damit die Asche für einige Jahre den dürftigen Boden fruchtbar mache. Auf den höchsten Höhen findet sich schon manche ächte Alpenpflanze.

Die Bewohner des Südens gehören dem alemannischen, im Osten dem schwäbischen, im Norden dem rheinfränkischen Stamm an. Gegenwärtig gehört der Norden, Westen und Süden zu Baden, der Osten zu Würtemberg. Vorzüglich im Süden finden sich noch mannichfache Volkstrachten und alterthümliche Sitten erhalten. Dem Gebirgscharakter gemäß finden wir die Gemeinden im Westen und Süden, in der Tiefe und auf den Höhen in zahllose Einzelgehöfte zerstreut, die Häuser im Süden schon ganz an den Gebirgsstyl der Schweiz mit ihren weit vorspringenden Dächern erinnernd. Während im Süden, soweit das quellenreichere Urgebirge reicht, zahlreiche Orte noch hoch in und auf dem Gebirge liegen, Unteribach südöstlich von St. Blasii 2915 Fuß, der Schluchsee nordöstlich davon 2930 F., Breitenau im Norden der Hölle sogar 3141 F. hoch (das Kloster St. Peter mit den Grabmälern der Zähringer liegt nur 2223 F. hoch), ist das bunte Sandsteingebiet nur auf der Nordostabdachung reich an Anbau, der höchste Rücken aber fast menschenleer und Waldland, seit die Bewohner des 2996 Fuß hoch gelegenen Kniebis ausgewandert sind. Das einsame Herrenwies liegt 2352 Fuß hoch zwischen Sandsteinhöhen auf Granit; am Nordende noch Dobel mit weit reichender Aussicht 2222 Fuß hoch.

Eine der Hauptnahrungsquellen des S.es ist die Holzarbeit und der Holzhandel, noch liefert der S. die Holländerstämme, die den Rhein hinabgeführt werden; bis tief in das Gebirge hinein sieht man überall Schleußen zum Aufstauen des Wassers, um die Flöße zum Rhein hinabzufördern, überall führen von der Höhe des Gebirgs die Holzriesen die Holzstämme den Bächen zu. In Schneidemühlen wird vielfach das Holz zu Dielen geschnitten, doch hindert das Flößen eine größere Entwickelung dieser Industrie. Der Segen des einst reichen Bergbau's ist jetzt fast erschöpft; nur um Kandern im Enzthal und bei Freudenstadt hat sich noch Eisenbergbau u. Eisenindustrie erhalten. Noch gibt es einige Glashütten (Schönmünzach an der Murg). Im volkreichen Süden reicht längst die Urproduktion nicht mehr aus, um die Leute zu ernähren; er ist dadurch der Sitz eigenthümlicher industrieller Thätigkeit geworden. Die Holzschnitzerei hat hier zur Produktion der schwarzwälder Uhren und diese weiter zu der von Spiel- und Taschenuhren geführt, bei der ganze Familien thätig sind. Die badischen Aemter Neustadt, Triberg und Hornberg sind der Sitz, Furtwangen der Mittelpunkt dieser Thätigkeit. Dazu hat sich hier das Flechten der Strohhüte gesellt; wie anderswo Mädchen und Frauen mit dem Strickzeug in der Hand ihre Wege machen, so hier beschäftigt mit dem Flechten von Strohbändern. Auch auf der reicher bevölkerten nördlichen und nordwestlichen Abdachung gibt es industrielle Thätigkeit. Unbedeutend ist die Gewinnung von Pech und Potasche (Freudenstadt), von Sauerkleesalz; die früher schwunghaft betriebene Edelsteinschleiferei (Granat- und Bergkrystalle)

von Waldkirch ist jetzt von geringem Belang. Viel Geld bringen die Bäder ins Gebirge, von denen Baden-Baden und Wildbad die besuchtesten sind.

Schwarzwaldkreis, Kreis im Königreich Würtemberg, den westlichen gebirgigen Theil des Landes umfassend, grenzt im Norden an Baden und den Neckarkreis, im Osten an den Donaukreis und Hohenzollern, im Südosten, Süden und Westen an Baden und hat einen Flächenraum von 86,71 QM. mit 431,676 meist evangelischen Einwohnern. Das Land ist durch den Schwarzwald und die Alp gebirgig, wird von der Donau, dem Neckar, der Enz, Nagold und anderen Flüssen bewässert, hat zwar einige fruchtbare Thäler, gehört aber zu den rauhesten Gegenden des mittleren Europa. Hauptprodukte sind Holz, Gemüse, Obst, Flachs, Eisen, Torf und Marmor; Hauptbeschäftigung bilden Ackerbau, Viehzucht u. Holzkultur, ferner ansehnliche Weberei, Verfertigung von Holz- und Metallwaaren u. Uhren und andere Industriezweige. Der S. steht durch die Zweigbahn Plochingen-Reutlingen-Tübingen-Rottenburg-Horb mit der würtembergischen Staatsbahn in Verbindung, zerfällt in 17 Oberämter und hat Reutlingen zur Hauptstadt.

Schwarzwasser, 1) Stadt in Oesterreichisch-Schlesien, am linken Ufer der Weichsel und an der preußischen Grenze, mit Schloß, Hospital, Granitlager u. 1700 Einw. — 2) Fluß in der Provinz Preußen (Westpreußen), kommt aus dem Regierungsbezirk Danzig und mündet im Regierungsbezirk Marienwerder bei Schwetz in die Weichsel. — 3) Nebenfluß der zwickauer Mulde im Königreich Sachsen, entspringt unter dem Namen Schwarzbach in Böhmen am Fichtelberg bei Gottesgabe, vereinigt sich oberhalb Johanngeorgenstadt mit dem Gugelbach, unterhalb derselben Stadt mit dem Breitenbach, nimmt hier den Namen S. an und mündet bei Aue.

Schwarzwurz, Pflanzengattungen: s. v. a. spanische Skorzonere, Scorzonera hispanica *L.*; s. v. a. gemeiner Beinwell, Symphytum officinale *L.*; s. v. a. Christophskraut, Actaea spicata *L.*; s. v. a. Helleborus niger *L.*

Schwaz (Schwatz), Marktflecken im österreichisch-tyroler Kreis Innsbruck, in der schönsten Gegend des Unterinnthals gelegen, besteht aus dem eigentlichen Markt S. u. dem Dorf S., ist Sitz eines Bezirksamts, hat eine prächtige, 1502 im gothischen Styl erbaute Kirche mit 4 Schiffen und schönen Gemälden, ein Franciskanerkloster mit schöner Kirche und theologischem Hausstudium, ein Kloster der Tertianerinnen, ein Spital, eine Knaben- und Mädchenhauptschule, eine Tabaksfabrik, leonische Drahtwaarenfabrik, Steingutfabrik, ein Kupfer- und Eisenwerk am Arzberg und in der Schwaderalpe, einen Privatbergbauverein zum Betrieb des Baues auf Silber am Falkenstein, ein Straf- und Zwangsarbeitshaus, starke Strumpf- und Haubenstrickerei und 4100 Einw. Auf einer nahen Anhöhe steht die Bergruine Freundsberg mit Kapelle. S. ward 1809 von den Bayern verbrannt.

Schwechat (Schwächat), Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis Unter dem Wienerwalde, Sitz eines Bezirksamts am gleichnamigen Fluß, der am Wienerwalde entspringt und nach $7\frac{1}{2}$ Meilen langem Lauf bei Kaiser-Ebersdorf in die Donau mündet, hat eine Baumwollspinnerei, berühmte Bierbrauereien, lebhaften sonstigen Gewerbsbetrieb u. 1960 Einw. In der Nähe steht ein Obelisk zur Erinnerung an die Zusammenkunft Kaiser Leopolds I. mit dem König Sobieski von Polen nach der Befreiung Wiens 1683. Schon die Römer hatten hier Grenzbefestigungen und Wälle angelegt. Der Ort hieß damals Villa Gai.

Schweden, s. Skandinavische Halbinsel.

Schwedische Literatur, s. Skandinavische Literatur.

Schwedisch-Pommern, s. Pommern.

Schwedler, deutsche Bergstadt im ungarischen Komitat Zips, an der Göllnitz, mit Bergbau auf Eisen, Fahlerze und Kupfer und 2899 meist lutherischen Einwohnern.

Schwedt, ehemalige Herrschaft im Kurfürstenthum Brandenburg, war von 1478 an im Besitze der Grafen von Hohenstein, nach deren Aussterben (1609) sie heimfiel und der Uckermark zugetheilt ward. Im Jahre 1689 wurde sie jedoch wieder abgesondert und dem dritten Sohne des Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, gegeben, welcher sich, gleich seinen beiden Söhnen, Markgraf von Brandenburg-S. nannte. Nachdem auch diese Linie 1788 mit Heinrich Friedrich wieder ausgestorben war, fiel die Herrschaft S. an Preußen, bei welchem sie bisher verblieben ist. Die gleichnamige Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, am linken Ufer der Oder, hat breite, gerade, mit Bäumen besetzte Straßen, einen schönen Marktplatz, 3 evangelische Kirchen, eine Synagoge, ein Schloß, die frühere Residenz der Markgrafen von Brandenburg-S., mit Park, Reitbahn u. Schauspielhaus, ein Hospital, ist Sitz einer königlichen Gerichtsdeputation und zählt 8044 Einw., welche sich mit Tabaksbau und Tabakshandel, Fabrikation von Tuch, Tabak, Stärke, Brauerei und Branntweinbrennerei beschäftigen. In der Nähe das Lustschloß Montplaisir mit Park und Thiergarten.

Schwefel (lat. sulfur, franz. soufre, engl. sulphur), chemisch einfacher Körper, findet sich in der Natur gediegen, in weit größerer Menge aber und allgemein verbreitet in Verbindung mit anderen Körpern, und zwar mit Metallen verbunden, die Blenden, Glanze, Kiese bildend, oxydirt zu Schwefelsäure in zahlreichen Salzen, namentlich als Gyps, in der Ackererde, im Meerwasser, im Quell- u. Flußwasser. Schwefelwasserstoff ist der charakteristische Bestandtheil der Schwefelwässer; pflanzliche und thierische Stoffe, wie die Proteïnkörper, die stark riechenden Oele der Zwiebeln, des Knoblauchs und des Senfs enthalten ebenfalls S. Der gediegene S. ist ein Verdichtungsprodukt von Schwefeldämpfen, die von noch thätigen Vulkanen ausgehaucht werden, wie z. B. im Krater der Insel Vulcano, wo man so gebildeten S. gewinnt, oder er ist durch Zersetzung von schwefelhaltigen Gasen, des Schwefelwasserstoffs und der schwefligen Säure entstanden, wie in den Solfataren. Bei weitem die größte Menge des

und Alkohol und verwandelt sich, längere Zeit auf 100° erhitzt, in löslichen S.

Der S. besitzt großes Vereinigungsstreben zu den anderen Elementen und oft erfolgt die direkte Vereinigung unter Feuererscheinung. Mit Wasserstoff und Stickstoff tritt der S. nicht direkt in Verbindung. In denjenigen Verbindungen des S.s, in welchen er den elektronegativen Bestandtheil bildet, ist der S. das Analogon vom Sauerstoff und jeder Sauerstoffverbindung der betreffenden Elemente entspricht eine Schwefelverbindung. Man unterscheidet deshalb, den Oxydationsprodukten entsprechend, Sulfosäuren, Sulfobasen u. aus diesen hervorgehend Sulfosalze. Das Sulfuret, die Sulfobase eines Metalls, ist in Wasser löslich, wenn das entsprechende basische Oxyd des Metalls löslich ist. Sulfosäuren bildet der S. nur mit den Erzmetallen, mit welchen es der Sauerstoff thut. Sie sind sämmtlich unlöslich in Wasser, können deshalb nicht sauer reagiren und schmecken und bekunden ihren negativen Charakter nur dadurch, daß sie sich mit den Sulfobasen verbinden. Alle Verbindungen mit den Nichtmetallen, in denen der S. den negativen Bestandtheil ausmacht, haben, wenn sie beständig sind, den Charakter von Sulfiden, Sulfosäuren. Das Aequivalent des S.s ist 16 (Sauerstoff = 8). Die Benutzung des S.s ist eine höchst ausgedehnte. Geschmolzener S. dient zu Abgüssen u. Formen, mit Eisenoxyd zusammengeschmolzen gibt er einen Kitt für Telegraphenisolirkapseln; mit Sand oder Glaspulver eine sehr feste Masse (Zeiodelith), die ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Säuren halber zur Verwendung in der Technik empfohlen worden ist. Schwefelblumen werden in großer Menge zum Bestäuben des Weinstocks angewandt, weil sie das Oidium Tuckeri tödten. Schwefelblumen, Eisenfeilspäne, Salmiak und Wasser geben den Eisenkitt. Wegen seiner Leichtentzündlichkeit dient der S., um die Verbrennung auf andere weniger leicht entzündliche Körper zu übertragen. Brennender S. wird zum Bleichen (Schwefeln) angewandt, er ist feuerlöschend, theils weil er der Luft den Sauerstoff entzieht, theils weil die entstehende schweflige Säure die Luft verdrängt (bucher'sche Feuerlöschdosen: 66 Salpeter, 30 S., 4 Kohle). Sehr viel S. dient zur Bereitung von Schießpulver, Feuerwerksmischungen, Zündmassen ꝛc. Ferner dient er zur Darstellung des Zinnobers, der Schwefelleber, des Ultramarins, des Schwefelkohlenstoffs, des Chlorschwefels, der Schwefligsäure- u. Unterschwefligsäuresalze u. ganz besonders der Schwefelsäure, schließlich noch zum Vulkanisiren des Kautschuks und als Heilmittel.

Man kennt 7 Verbindungen des S.s mit Sauerstoff, aber nur eine derselben entsteht durch direkte Vereinigung der Elemente, die schweflige Säure. Die 7 Säuren haben folgende Formeln und Zusammensetzung:

Schwefelsäure . . .	SO_3	16	Schwefel,	24	Sauerstoff.
Unterschwefelsäure .	S_2O_5	32	„	40	„
schweflige Säure . .	SO_2	16	„	16	„
unterschweflige Säure	S_2O_2	32	„	16	„
Trithionsäure . . .	S_3O_5	48	„	40	„
Tetrathionsäure . .	S_4O_5	64	„	40	„
Pentathionsäure . .	S_5O_5	80	„	40	„

Schweflige Säure (monothionige Säure) ist ein farbloses Gas von erstickendem Geruch, welches aus manchen vulkanischen Herden in beträchtlicher Menge ausgestoßen wird und bei hüttenmännischen Operationen, besonders beim Rösten schwefelhaltiger Erze als lästiges Nebenprodukt auftritt. Rein erhält man das Gas durch Erhitzen von Schwefelsäure mit Kupfer oder Quecksilber, indem sich diese Metalle auf Kosten der Säure oxydiren, ferner durch Erhitzen von Kupferoxyd mit S., wobei Kupfersulfür entsteht, oder durch Erhitzen von Mangansuperoxyd mit S., wobei Schwefelmangan entsteht. Mit Kohlenoxyd und etwas Kohlenwasserstoff mischend erhält man schweflige Säure, wenn man Schwefelsäure mit Kohle erhitzt. Auch als Zersetzungsprodukt der unterschwefligen Säure tritt die schweflige Säure auf, in größter Menge wird sie aber in der Technik durch Verbrennen des S.s erhalten. Die schweflige Säure läßt sich nicht einathmen, brennende Körper erlöschen in ihr, nur in hoher Temperatur entziehen ihr Wasserstoff, Kohle und Kalium den Sauerstoff. Das specifische Gewicht ist 2,247. Durch mäßige Kälte läßt sich das Gas ohne Anwendung von Druck verdichten und bildet dann eine farblose Flüssigkeit, deren Spannkraft bei 0° etwa 2 Atmosphären beträgt. Tröpfelt man dieselbe auf eine mit Watte umwickelte Thermometerkugel, so sinkt der Weingeist bis auf — 57. Bei — 76 — 80° erstarrt die flüssige schweflige Säure. 100 Volumen Wasser nehmen bei 0° 68,8 Volumen und bei 15° 43,5 Vol. des Gases auf. Weingeist löst es noch reichlicher. Mit kaltem Wasser liefert die schweflige Säure Krystalle, welche als ihr Hydrat (SO_2HO) mit Krystallwasser betrachtet werden müssen. Schweflige Säure wirkt äußerst kräftig desoxydirend, indem sie sich in Schwefelsäure verwandelt. So verwandelt sie die Salpetersäure in Untersalpetersäure oder bei hinreichendem Wasser, das zersetzend auf die Untersalpetersäure einwirkt, in Stickoxyd. Mit Sauerstoff verbindet sich die trockene schweflige Säure nur, wenn sie mit demselben gemischt über erhitzten Platinschwamm geleitet wird. Feuchte schweflige Säure und ihre Lösung in Wasser nehmen langsam Sauerstoff aus der Luft auf. Durch Wasserstoff im Entstehungsmoment wird die schweflige Säure zersetzt. Wirkt diese z. B. auf Zinn und Wasser, so entsteht schwefligsaures Salz, Wasser und Schwefelwasserstoff, letzterer aber bildet Schwefelzinn. Unter ähnlichen Verhältnissen kann Schwefelzink nicht entstehen, weil dies in sauren Flüssigkeiten zersetzt wird; hier wirkt der Schwefelwasserstoff auf die schweflige Säure und es entsteht Pentathionsäure, die später in Schwefelsäure, schweflige Säure und S. zerfällt. Der S. bildet dann mit der schwefligen Säure unterschweflige Säure. Wichtig ist die bleichende Wirkung der schwefligen Säure, doch verändert sie gelbe Farbstoffe und Chlorophyll nicht. Manche Farbstoffe, wie die der rothen Rübe, zerstört sie vollständig, mit anderen geht sie Verbindungen ein, aus denen der Farbstoff durch stärkere Säuren, durch Austrocknen oder Erwärmen wieder hergestellt werden kann. Die schweflige Säure hemmt Weingährung, Essiggährung, Fäulniß und wird daher zum Konserviren organischer Substanzen und zum De-

fisches Gewicht von 1,5 (50° B.) und wird anfangs in Bleipfannen, schließlich in Platin- oder Glasgefäßen auf 1,83 specifisches Gewicht (66° B.) verdampft. Da bei der letzten Koncentration Säure verflüchtigt wird, so müssen die Gefäße nach Art der Destillationsapparate eingerichtet sein. Die meiste Säure aber, welche man direkt in den Fabriken zur Soda- und Superphosphatfabrikation verbraucht, wird entweder als Kammersäure, oder nach der ersten Koncentration in Bleipfannen verbraucht. 100 S. sollen nach der Theorie 306 Schwefelsäurehydrat (SO_3HO) liefern, man erhält aber nur 288 und erleidet mithin auf S. berechnet einen Verlust von 6 Procent, der aber zum Theil auf Kosten der Verunreinigung des S.s erfolgt. Auf 100 Schwefelsäure, zu denen die Salpetersäure den Sauerstoff liefert, erhält man gegen 4000 Schwefelsäure, die auf Kosten des Sauerstoffs der Luft entsteht. Sehr oft wendet man übrigens nicht Salpetersäure an, sondern salpetrige Dämpfe, die als Nebenprodukt z. B. bei der Darstellung der Kleesäure gewonnen werden. Tennant zersetzt Chilesalpeter mit Kochsalz u. Schwefelsäure, wobei Chlor und Untersalpetersäure entstehen. Letztere wird in Gefäßen, die mit Schwefelsäure gefüllt sind, absorbirt, ersteres aber entweicht aus diesen Gefäßen u. dient zur Chlorkalkfabrikation. Die mit Untersalpetersäure beladene Schwefelsäure wird in den Kammern mit Wasserdampf zersetzt, so daß Salpetersäure und Stickoxyd entstehen. Daß man statt aus S. die schweflige Säure auch aus natürlich vorkommenden Schwefelmetallen (Kiesen) bereiten kann, wurde schon erwähnt. Da aber diese Erze meist Arsen, auch Selen, Antimon, Quecksilber, Thallium ꝛc. enthalten, so ist die aus ihnen erhaltene Säure unreiner als die aus S. gewonnene, obwohl sich der größte Theil der Verunreinigungen als Bleikammerschlamm ablagert. Die englische Schwefelsäure ist etwas dickflüssig, farblos oder gefärbt, ätzend, hygroskopisch, erhitzt sich beim Verdünnen mit Wasser und läßt etwas schwefelsaures Bleioxyd fallen, welches wohl in koncentrirter, aber nicht in verdünnter Säure löslich ist. Beim Erhitzen verdampft zuerst etwas verdünntere Säure, dann steigt der Siedepunkt auf 326° (oder 338° C.) u. die Flüssigkeit enthält nun gegen 99 Proc. Schwefelsäurehydrat. Um reine Schwefelsäure zu erhalten, muß man die in der rohen Säure etwa vorhandene arsenige Säure durch Erhitzen mit etwas Salpetersäure oxydiren und den Ueberschuß der letzteren durch Erhitzen mit schwefelsaurem Ammoniak zerstören. Bei der Destillation geht dann eine ganz reine Säure über. Um das Stoßen der Säure in der Retorte zu vermeiden, muß man letztere von den Seiten und nicht vom Boden aus erhitzen. Zur Bereitung der wasserfreien Schwefelsäure leitet man trockene schweflige Säure mit trockenem Sauerstoff über glühenden Platinschwamm, oder man erhitzt Vitriolöl oder saures schwefelsaures Natron in Retorten. Die in der Vorlage verdichtete Säure ist starr, weiß, zähe, faserig, krystallinisch, von specifischem Gewicht 1,97, schmilzt, siedet bei 35° C. und gibt einen farblosen Dampf, der an der Luft Nebel bildet. Ganz trocken röthet sie Lackmus nicht und läßt sich zwischen den Fingern kneten. In ihrem Dampf erglühen Kalk und Baryt, mit Wasser zischt sie wie glühendes Metall. Sie löst S. und bildet blaue, grüne oder braune Lösungen, die beim Erwärmen schweflige Säure und mit Wasser Schwefelsäurehydrat, schweflige Säure und S. geben.

Die Schwefelsäuresalze (Sulfate) finden sich häufig in der Natur, schwefelsaurer Kalk als Gyps, schwefelsaurer Baryt als Schwerspath, schwefelsaurer Strontian als Cölestin ꝛc. Man bereitet sie durch Behandlung der Oxyde, der kohlensauren Salze oder der Chloride mit Schwefelsäure, doch kann man sie auch direkt mit Hülfe der Metalle gewinnen, wobei die Oxydation der letzteren entweder auf Kosten des Wassers oder der Säure erfolgt. Im ersteren Fall entwickelt sich Wasserstoff, im zweiten schweflige Säure. Die unlöslichen Sulfate erhält man durch Wechselzersetzung. Neutrale Sulfate sind diejenigen, in denen der Sauerstoff der Säure das Dreifache vom Sauerstoff der Base beträgt. Die meisten neutralen Salze und die sauren Salze sind in Wasser löslich, unlöslich ist das Barytsalz, fast unlöslich das Strontian- und Bleisalz, schwer löslich das Kochsalz. Die basischen Sulfate sind unlöslich. Die Schwefelsäuresalze der starken Basen ertragen die höchste Temperatur, ohne zersetzt zu werden, beim Glühen mit Kieselsäure und Borsäure wird die Schwefelsäure, zerlegt in Sauerstoff und schweflige Säure, ausgetrieben, beim Glühen mit Kohle entstehen Sulfurete. Die Salze der schwächeren Basen liefern beim Erhitzen Schwefelsäure oder schweflige Säure mit Sauerstoff und Oxyde oder Metalle und Sauerstoff.

Unterschwefelsäure (Dithionsäure S_2O_5) entsteht, wenn man Braunstein in Wasser vertheilt und unter guter Abkühlung schweflige Säure hineinleitet. Aus dem Mangansalz stellt man mit Barythydrat das Barytsalz dar und aus diesem scheidet man die Säure mit Schwefelsäure ab. Sie läßt sich im luftleeren Raum auf 1,347 specifisches Gewicht koncentriren, zerfällt aber später in schweflige Säure und Schwefelsäure. An der Luft oxydirt sie sich zu Schwefelsäure. Unterschweflige Säure (dithionige Säure S_2O_2) ist im freien Zustande nicht bekannt, da sie bei der Abscheidung aus ihren Salzen sofort in schweflige Säure und S. zerfällt. Man erhält sie am besten, wenn man Kalilauge oder Kalkmilch mit S. kocht und in die Flüssigkeit schweflige Säure leitet. Schon beim Kochen bildete sich neben Schwefelkalium oder Schwefelcalcium unterschwefligsaures Salz, die schweflige Säure verwandelt aber auch die Schwefelmetalle in solches, wobei sich S. ausscheidet; vgl. Natronsalze. Die Unterschwefligsäuresalze der Alkalien, des Kalks und Strontians sind leicht löslich. Die schwerlöslichen, wie das Baryt- und Bleisalz, bilden mit den leicht löslichen lösliche Doppelsalze. Beim Glühen werden die Salze zerstört, ihre Lösungen lösen Chlor- und Jodsilber; oxydirt man sie, so entsteht doppelt so viel Schwefelsäure, als erforderlich ist, um die Base des Salzes in neutrales Schwefelsäuresalz zu verwandeln.

Trithionsäure (S_3O_5) entsteht, wenn man zweifach-schwefligsaures Kali mit S. bei 50—60°

digerirt, bis die gelbe Farbe verschwunden ist, und dann zur Krystallisation bringt. Das Salz bildet sich erst durch die Krystallisation, u. die Lösung desselben verhält sich deshalb anders als die Flüssigkeit, in welcher es entstand. Die durch Kieselflußsäure abgeschiedene Säure ist farb- und geruchlos, schmeckt sauer, etwas herbe und bitter und läßt sich selbst im luftleeren Raum und bei Eiskälte nicht koncentriren. Tetrathionsäure (S_4O_5) entsteht bei der Behandlung von unterschwefligsaurem Bleioxyd mit Jod u. kann durch Schwefelsäure abgeschieden werden. Sie läßt sich verdampfen, schmeckt stark sauer und gibt beim Erwärmen mit Salzsäure Schwefelwasserstoff. Ihre Salze sind sämmtlich in Wasser, aber nicht in Weingeist löslich und bei Gegenwart von freier Base leicht zersetzbar. Pentathionsäure (S_5O_5) entsteht unter Abscheidung von viel S., wenn Schwefelwasserstoff auf schweflige Säure wirkt. Sie hält sich bei gewöhnlicher Temperatur unverändert, koncentrirt und erwärmt gibt sie schweflige Säure, Schwefelwasserstoff und Schwefelsäure. Schwefelsäurehydrat und Schwefelwasserstoff zersetzen sie unter Ausscheidung von S. Salze lassen sich nicht darstellen, denn beim Neutralisiren der Säure wird sie zersetzt.

Schwefelwasserstoff, Wasserstoffsulfid, ist ein farbloses, nach faulen Eiern riechendes Gas, welches in vulkanischen Gegenden der Erde entströmt und den charakteristischen Bestandtheil der Schwefelwässer bildet. Es entsteht bei der Einwirkung von Säuren auf Schwefelmetalle, bei der trockenen Destillation oder Fäulniß schwefelhaltiger organischer Stoffe, aber auch wenn schwefelfreie organische Stoffe bei Gegenwart von Schwefelsäuresalzen (namentlich Gyps) faulen. Man bereitet das Gas durch Zersetzung von Schwefeleisen mit Schwefelsäure, oder, wenn es ganz wasserfrei sein muß, durch Erwärmen von Schwefelantimon mit Salzsäure. Das Gas hat ein specifisches Gewicht 1,191, röthet schwach Lackmuspapier und wirkt auf den Organismus höchst nachtheilig. Ein Vogel starb in einer Luft, welche $^1/_{1500}$, ein Hund in solcher, welche $^1/_{800}$ Volumen davon enthielt. Stark verdünnt bringt es Ohnmacht hervor. Es verbrennt leicht zu Wasser und schwefliger Säure und kann mit Luft gemengt zu Explosionen Veranlassung geben. Wasser löst etwa sein dreifaches und Alkohol sein achtfaches Volumen Schwefelwasserstoff. Die wässerige Lösung (Schwefelwasserstoffwasser) dient als Reagens in der chemischen Analyse. Bei — 3° läßt sich das Gas unter einem Druck von etwa 6,36 Atmosphären zu einer Flüssigkeit verdichten, die bei — 85°5 C. fest wird. In glühenden Röhren und durch den elektrischen Funken wird das Gas zersetzt, der Sauerstoff der Luft oxydirt es unter Schwefelabscheidung. Dasselbe thun Sauerstoffverbindungen, welche sich leicht zersetzen, und auch Chlor, Brom und Jod. In allen diesen Fällen wird der S. abgeschieden oder oxydirt. Metalle entziehen dagegen dem Schwefelwasserstoff den S. (sie laufen an, indem sich auf ihrer Oberfläche eigenthümlich gefärbtes Schwefelmetall bildet) und machen Wasserstoff frei. Oxyde geben Schwefelmetall und Wasser. Gleiches findet auch in Metallsalzlösungen Statt, doch kann nur dann Schwefelmetall gefällt werden, wenn dasselbe nicht von der frei gewordenen Säure zersetzt wird. Deshalb wirkt Schwefelwasserstoff zwar auf eine Lösung von Kupfervitriol, aber nicht auf eine solche von Eisenvitriol. Schwefelkupfer wird von der frei werdenden Schwefelsäure nicht zersetzt, wohl aber Schwefeleisen. In den Salzen der Alkalien und alkalischen Erden kann durch Schwefelwasserstoff kein Niederschlag erzeugt werden, weil deren Schwefelmetalle löslich sind. Von diesem Verhalten des Schwefelwasserstoffs zu den verschiedenen Salzen macht man in der chemischen Analyse Gebrauch. Gießt man Kaliumsupersulfuret in verdünnte Säure, so scheiden sich ölige Tropfen aus, von denen ungewiß ist, ob sie stets Wasserstoffbissulfid oder ein dem Kaliumsupersulfuret entsprechendes Wasserstoffsupersulfid sind. Die Verbindung ist gelblich, dickflüssig, reizt Nasen und Augen, riecht widrig, schmeckt süßbitterlich, erzeugt auf der Haut einen weißen Fleck, zerfällt in Gegenwart von Wasser in Schwefelwasserstoff und S. und gleicht in vieler Beziehung dem Wasserstoffsuperoxyd.

Schwefeläther, veraltete Bezeichnung des Aethyläthers, s. Aether.

Schwefelätherweingeist, s. Aether.

Schwefelalkohol, s. v. a. Schwefelkohlenstoff.

Schwefelantimon, Verbindung des Antimons mit Schwefel. Man unterscheidet Antimonsulfid und Antimonsupersulfid. Ersteres enthält auf 1 Atom Antimon 3 Atom, letzteres 5 Atom Schwefel. Das Sulfid findet sich krystallisirt als Grauspießglanzerz in der Natur, amorph tritt es immer auf, wenn sich Antimon und Schwefel auf nassem Wege mit einander verbinden, und in einigen Fällen ist das so entstandene Produkt ein Hydrat. Dies wird z. B. durch Schwefelwasserstoff aus Brechweinstein als orangefarbener Niederschlag gefällt. Es verliert sein Wasser bei 200° und hinterläßt schwarzes krystallinisches S. Es ist schmelzbar, siedet bei hoher Temperatur u. läßt sich theilweise in einem Gasstrom destilliren. Bei Weißgluth verliert es in einem Tiegel 10—12 Procent seines Gewichts an S.; an der Luft entweicht der Schwefel und es hinterbleibt Antimonoxyd. Wasserstoff, Eisen, Kohle reduciren es vollständig. Das S. dient zur Bereitung zahlreicher pharmaceutischer Präparate, zur Darstellung des Antimonmetalls, zu Feuerwerkssätzen &c. Der Antimonkermes, Mineralkermes, ist ein Präparat von verschiedener Zusammensetzung je nach der Bereitung und muß genau nach der Vorschrift der Landespharmakopöe bereitet werden. Nach Simon kocht man fein gepulvertes S. (Antimonium crudum) 2 Stunden lang mit einer Lösung von 1 Theil kohlensaurem Kali in 8 Th. Wasser und filtrirt in ein warmes Gefäß. Das rothbraune Pulver, welches sich beim Erkalten ausscheidet, ist das Präparat. Es wird gewaschen und getrocknet und besteht aus Antimonsulfid, gemengt mit Antimonoxydkrystallen und vielleicht mit geringen Mengen eines unlöslichen Sulfantimonits. Bei reichlich vorhandenem Alkali kann das Antimonoxyd fehlen. Wenn man aber die Mutterlauge des Kermes nochmals mit dem S. kocht, so scheidet sich aus diesem zweiten Filtrat ein Kermes aus, der bedeutend mehr Antimonoxyd enthält. Durch Digestion

mit Weinsäure kann man dem Kermes das Antimonoxyd entziehen. Spießglanzleber, Antimonleber, Hepar Antimonii, wird erhalten, wenn man gleiche Theile S. und Salpeter mengt und verbrennt, das Präparat besteht aus Antimonoxyd, S., Schwefelkalium, schwefelsaurem Kali und Kali. Laugt man es mit Wasser aus, so hinterbleibt grünlichbrauner Spießglanzsafran, Crocus Antimonii, welcher S. verbunden mit Antimonoxyd und wahrscheinlich auch ein saures unlösliches Sulfantimonit enthält. Antimonzinnober entsteht als prächtig rother Niederschlag, wenn man 1 Theil Liquor Stibii muriatici von 1,35 specifischem Gewicht mit einer Lösung von $1^1/_2$ Th. unterschwefligsaurem Natron in 3 Th. Wasser langsam erhitzt. Es ist eine treffliche Oelfarbe und als Oxysulfuret von gleicher Zusammensetzung mit dem Rothspießglanzerz zu betrachten. Das Antimonsupersulfid (Goldschwefel, sulfur stibiatum aurantiacum, Sulfuraurat) wird durch verdünnte Säuren aus Natriumsulfantimoniat (schlippe'sches Salz, s. d.) gefällt und bildet ein dunkelorangefarbenes, ins Braunrothe sich ziehendes Pulver. Es entläßt beim Erhitzen Schwefel und gibt Antimonsulfid, löst sich in Ammoniak, gibt mit Kalilauge Sulfantimoniat und Antimoniat, und mit Salzsäure unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff und Abscheidung von Schwefel Antimonchlorid. Mit den Sulfobasen bildet das Supersulfid eine Reihe ausgezeichneter Sulfosalze, welche auf 3 Atom Sulfuret 1 Atom Sulfid enthalten u. mit Ausnahme der Alkalimetallsulfurete und Erdalkalimetallsulfurete in Wasser unlöslich sind. Das wichtigste derselben ist das schlippe'sche Salz.

Schwefelblüthe (Schwefelblumen), s. Schwefel.

Schwefelige Säure, s. Schwefel.

Schwefelkies (hexaëdrischer Eisenkies, Eisenkies, Pyrit), das verbreitetste natürliche Schwefelmetall aus der Klasse der Kiese oder Pyritoïde, kommt ungemein häufig krystallisirt, nicht selten kugelig, seltener traubig, nierenförmig, am häufigsten aber derb und eingesprengt, auch ungemein häufig als Versteinerungsmittel von Thier- und Pflanzenresten vor. Seine Krystalle, die bald einzeln, bald in Drusen, Rinden 2c. gruppirt, ein- und aufgewachsen vorkommen, gehören dem pyritoïdisch-halbflächigen regulären Krystallsystem an und sind Würfel mit widersinniger Streifung, d. h. einer solchen, die auf benachbarten Flächen rechtwinklig gegen einander gerichtet ist, Pyritoëder (Pentagondodekaëder, Zwölfflach mit fünfeckigen Flächen), seltener Oktaëder, am seltensten gebrochene Pyritoëder oder Kombinationen desselben, worunter auch Ikosaëder, aus Pyritoëder und Oktaëder zusammengesetzt, dazu Zwillinge, besonders Kreuzungszwillinge; auch kommen verschiedene Afterkrystallisationen vor. Der Bruch ist muschelig bis uneben. Die Masse ist spröde; ihre Härte über der des Feldspaths, so daß der S. starke Funken gibt; das specifische Gewicht des reinen S.es 5,0—5,2. Die Farbe ist gelb, ins Graue, auch ins Goldgelbe, andererseits ins Braune übergehend, zuweilen bunt angelaufen; der Strich bräunlichschwarz. Farbe und Härte unterscheiden den S. von dem weicheren und grünlichgelben Kupferkies. Der S. ist Doppeltschwefeleisen mit 45,7 Eisen und 54,3 Schwefel. Häufig ist er goldhaltig, auch enthält er Spuren von Arsen, Selen, Thallium 2c. Im Kölbchen erhitzt liefert er Schwefelsublimat und wird magnetisch. Beim Rösten verbreitet er den Geruch nach schwefliger Säure und wird ebenfalls magnetisch. Er ist in der Reduktionsflamme leicht schmelzbar zu magnetischem Korn. Salzsäure greift ihn kaum an, dagegen löst ihn Salpetersäure unter Ausscheidung von Schwefel. Der mit ihm ganz gleich zusammengesetzte, auch äußerlich ähnliche und nur in Krystallform und specifischem Gewicht verschiedene Speer-, Wasser- oder Binarkies (s. Speer- oder Wasserkies) verhält sich ihm ganz gleich. Der S. kommt in den verschiedensten Gesteinen, von den ältesten Urgesteinen bis in die neuesten Ablagerungen vor, auch auf Erzgängen und Lagern in manchen thonigen Gesteinen so fein und gleich vertheilt, daß diese zu Alaunschiefer und Alaunerde werden. Bei der Leichtigkeit, mit der er sich oxydirt, wird er nicht selten die Veranlassung zur Selbstentzündung solcher Gesteine. Ausgezeichnete Krystalle finden sich zu Traversella in Piemont, auf Elba, am St. Gotthard, in Mähren, im Siegenschen, bei Koblenz u. an anderen Orten in der Rheinprovinz, bei Klausthal, Freiberg (in Afterkrystallen), Gräfenthal (im Thonschiefer), Kongsberg in Norwegen, Kapnik und Schemnitz in Ungarn, Beresowsk 2c. Früher diente er zu Feuerstein in Radschlössern, jetzt zur Gewinnung von Schwefel, Eisenvitriol, Schwefelsäure, Alaun und als Zuschlag bei manchen Hüttenprozessen.

Schwefelkohlenstoff (Schwefelalkohol), der Kohlensäure entsprechende Verbindung des Kohlenstoffs, entsteht, wenn Schwefeldampf über glühende Kohlen streicht. Zur Darstellung desselben sind mehre Apparate angegeben worden, welche einer Destillationsvorrichtung gleichen und so eingerichtet sind, daß in dem die Blase vertretenden Theil Kohle erhitzt werden kann. Man muß den Schwefel in kleinen Portionen zu den glühenden Kohlen bringen u. die entweichenden Dämpfe gut kühlen. Man erhält dann eine höchst widerwärtig riechende Flüssigkeit, die durch Behandlung mit Kalilauge und Metallsalzen gereinigt wird. Sie ist dann farblos, stark lichtbrechend, riecht angenehm aromatisch, hat ein specifisches Gewicht von 1,265, siedet bei etwa 45°, ist in Wasser unlöslich u. sinkt darin zu Boden, löst Schwefel, Phosphor, Jod, Fette, Farbstoffe, Kautschuk, Gutta Pertscha 2c., entzündet sich äußerst leicht und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure und Kohlensäure. Der mit Luft gemengte Dampf kann heftig explodiren. Bei Berührung mit glühenden Metalloxyden entstehen Schwefelmetall, schweflige Säure, Kohlensäure und Kohle. Mit Schwefelmetallen vereinigt sich der S. zu Kohlensulfidmetallen, die den Kohlensäuresalzen entsprechen. Man benutzt den S. zum Extrahiren des Fetts aus Knochen, Samen (s. Oele), Oelkuchen, Wolle, ferner zum Extrahiren der eigenthümlichen Stoffe der Gewürze, welche nach dem Verdunsten des Lösungsmittels mit Salz oder Zucker gemengt die „löslichen Gewürze" darstellen. Auch in der Kautschukindustrie findet der S. Anwendung (s. Kautschuk). Eine Lösung von Phosphor in

S. ist zur Füllung von Brandgeschossen empfohlen worden. Schüttelt man eine Flüssigkeit, die Spuren von freiem Jod enthält, mit einigen Tropfen S., so nehmen diese das Jod auf und färben sich schön rosenroth. Für Insekten ist der S. ein Gift, u. man kann daher Gegenstände aus naturhistorischen Sammlungen von Insekten befreien, wenn man sie in einer verschließbaren Kiste Schwefelkohlenstoffdämpfen aussetzt. Auf den Menschen wirkt der unreine S. jedenfalls sehr nachtheilig, u. wenn in neuerer Zeit diese Wirkung des S.s bestritten wird, so rührt das vielleicht daher, daß man mit einem reineren Präparat arbeitet und gerade die früher nicht entfernten Verunreinigungen nachtheilig waren.

Schwefellebern, Verbindungen der Alkalimetalle und wohl auch des Calciums mit Schwefel, im engeren Sinn die Polysulfurete des Kaliums, wie man sie durch Zusammenschmelzen von kohlensaurem Kali mit Schwefel erhält. Die leberbraune Masse (hepar sulfuris alcalinum) bildet ein Gemisch von einem oder mehren Polysulfureten des Kaliums mit unterschwefligsaurem Kali, oder, wenn die Temperatur sehr hoch war, schwefelsaurem Kali. Die Schwefelleber gibt mit Wasser eine braungelbe Lösung, die auf Zusatz von Wasser Schwefelwasserstoff entwickelt und viel Schwefel fallen läßt. An der Luft verwandelt sich die Lösung allmählig in unterschwefligsaures u. schwefelsaures Kali. Man benutzt sie als Arzneimittel zur Bereitung der sogenannten Schwefelbäder und zur Darstellung des äußerst fein zertheilten, in der Medicin gebräuchlichen gefällten Schwefels (sulfur praecipitatum, Schwefelmilch, lac sulfuris). In neuerer Zeit bereitet man dies Präparat aus Kalkschwefelleber, die man zu diesem Zweck durch Kochen von Kalkmilch mit Schwefelblumen bereitet. Die durch längeres Stehen geklärte Lösung wird mit Salzsäure zersetzt. Hierbei entweicht Schwefelwasserstoff u. Schwefel fällt nieder. Man muß bei der Fällung die saure Reaktion vermeiden, damit sich dem Niederschlag kein Wasserstoffsupersulfid und kein Arsen beimengt, und muß den ausgewaschenen Schwefel zur Entfernung von kohlensaurem Kalk mit Salzsäure waschen. Nach vollständigem Auswaschen, Pressen und Trocknen bildet der gefällte Schwefel ein hellgelbes, aus mikroskopischen glänzenden Kügelchen bestehendes Pulver, welches sich in Schwefelkohlenstoff vollständig löst und sich ganz wie reiner Schwefel verhält.

Schwefelmetalle, Verbindungen von Metallen mit Schwefel, finden sich in der Natur als Glanze, Blenden oder Kiese. Ihr specifisches Gewicht ist gewöhnlich geringer als das der Metalle, sie sind alle fest, spröde, geruchlos und entwickeln erst bei der Zersetzung Geruch nach Schwefelwasserstoff. Ihre Schmelzbarkeit steht in umgekehrtem Verhältniß zu der des in ihnen enthaltenen Metalls. Einige sind sublimirbar, andere verlieren beim Erhitzen einen Theil ihres Schwefels. Beim Rösten entwickeln sie schweflige Säure und hinterlassen entweder schwefelsaures Salz, Oxyd oder Metall. Man bereitet sie durch direktes Zusammenbringen des Metalls mit Schwefel oder Schwefeldampf, durch Erhitzen des Oxyds mit Schwefel, durch Glühen eines schwefelsauren Salzes mit Kohle, durch Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf heiße Oxyde oder Salzlösungen, durch Zersetzung der letzteren mit einem löslichen Schwefelmetall ꝛc. Die in Wasser löslichen S., besonders die der Alkalien heißen Schwefellebern. Sie sind Sulfurete, die sich mit Sulfiden zu Sulfosalzen vereinigen (s. Schwefel). Hierauf beruht die analytische Trennung derjenigen Metalle, deren Schwefelverbindungen aus saurer Lösung durch Schwefelwasserstoff gefällt werden. Die Schwefelverbindungen von Blei, Wismuth, Quecksilber, Silber, Kupfer, Kadmium sind Sulfurete, die von Gold, Platin, Zinn, Antimon, Arsen sind Sulfide und nur sie lösen sich in Schwefelammonium.

Schwefelmilch, s. Schwefellebern.

Schwefelsäure, s. Schwefel.

Schwefelwasser, s. Schwefel.

Schwefelwasserstoff, s. Schwefel.

Schwegler, Albert, deutscher Philosoph und Geschichtschreiber, geboren den 10. Febr. 1819 zu Michelbach in Würtemberg, studirte zu Tübingen Theologie, ward aber durch Baur für die historisch-kritische Richtung gewonnen und gerieth durch seine Schrift über den „Montanismus" (Tüb. 1841), sowie durch mehre Abhandlungen in Zellers „Theologischen Jahrbüchern" mit den würtembergischen Kirchenbehörden in Kollision, wodurch er sich veranlaßt sah, die theologische Carrière aufzugeben. Er gründete 1843 die „Jahrbücher der Gegenwart", die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und klassischen Philologie an der Universität zu Tübingen, wo er 1848 eine außerordentliche Professur der klassischen Philologie erhielt. Die Ergebnisse seiner nebenbei fortgesetzten theologischen Forschungen legte er in der Schrift „Das nachapostolische Zeitalter" (Tüb. 1846, 2 Bde.) nieder. Unter seinen übrigen Schriften sind außer einem „Abriß der Geschichte der Philosophie" (Stuttg. 1848) die Ausgabe der „Clementinischen Homilien" (das. 1847), der „Kirchengeschichte" des Eusebius (das. 1852, 2 Bde.) und der „Metaphysik" des Aristoteles (mit Uebersetzung und Kommentar, Tüb. 1847—48, 4 Bde.), endlich eine „Römische Geschichte" (Stuttg. 1853—58, 3 Bde.) und „Geschichte der griechischen Philosophie" (herausgegeben von Köstlin, Tüb. 1859) hervorzuheben. Er † den 5. Jan. 1857.

Schweidnitz, früher niederschlesisches unmittelbares Fürstenthum, umfaßte ein Areal von 44 QM. mit etwa 225,000 Einw. und bildet gegenwärtig die preußischen Kreise Schweidnitz, Reichenbach, Striegau, Waldenburg, Bolkenhain und Landshut. Gründer desselben war Bolko I. in Folge der 1278 unter den Herzögen der liegnitz-briegschen Linie vorgenommenen Theilung. Nach dem Tode des letzten Herzogs fiel es im 14. Jahrhundert an Böhmen und 1741 an Preußen. Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt desselben, jetzige Kreisstadt u. Festung, liegt an der Weistritz am Fuße des Gebirgs 778 Fuß über dem Meere, hat einen geräumigen Markt, meist breite, helle Straßen, 2 evangelische (wovon eine ein Holzbau) und 2 katholische Kirchen (darunter die vom Herzog Bolko II. 1330 gegründete Pfarrkirche mit 327 Fuß hohem, eine reizende Fernsicht bietendem

Thurme), ein altes Rathhaus mit reichhaltiger Urkundensammlung, ein Gymnasium, eine Provinzialgewerbschule, eine Handelskammer, einen Gewerberath, ein Militärlazareth, ein Korrektionshaus und ein Theater. Die Einwohner, 15,381 an der Zahl (worunter 1770 Mann Militär), unterhalten lebhafte Industrie, die sich besonders auf Fabrikation von Tuch, Papier, Leder, Handschuhen, Stärke, Pfefferkuchen, Senf, Essig, Runkelrübenzucker, Zündwaaren, Bändern, chemischen Produkten ꝛc. erstreckt. Auch sind hier Zeuchdruckereien, Färbereien, Branntweinbrennereien und Ziegeleien in Betrieb. In der Umgegend wird viel Flachs und Hanf, Obst und Getreide gebaut, welche Produkte, sowie Vieh, Garn, Wolle ꝛc. Gegenstand eines lebhaften Handels sind. Die Stadt S. war Residenz der ersten Piasten. Sie ward 1642 von den Schweden unter Torstenson und 1741 von den Preußen erobert, 1757 von den Oesterreichern unter Nadasdy wieder genommen. Im folgenden Jahre von den Preußen zwar zurückerobert, fiel die Stadt 1761 den von den Russen unterstützten Oesterreichern abermals in die Hände. Von den Preußen 1762 nach hartnäckiger Vertheidigung wieder erobert, blieb sie in deren Gewalt und ward durch 4 detachirte Forts bedeutend verstärkt. Im Jahre 1807 bemächtigten sich ihrer die Franzosen, welche die Außenwerke schleiften. Nach Napoleons I. Sturz den Preußen wieder übergeben, ward sie 1813 flüchtig, 1816 gründlich wiederhergestellt. Vergl. Schmidt, Geschichte der Stadt S., Schweidnitz 1846.

Schweidnitzer Wasser, s. v. a. Weistritz.

Schweigaard, Anton Martin, namhafter norwegischer Rechtsgelehrter u. Nationalökonom, geboren den 11. April 1808 in Krageröe, widmete sich zu Christiania dem Studium der Rechte, bereiste seit 1833 Schweden, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Dänemark, namentlich um sich mit dem Bank- u. Geldwesen dieser Staaten vertraut zu machen, ward 1835 Professor der Rechte zu Christiania und 1840 Professor der Statistik und Staatswissenschaften daselbst. Seit 1841 Mitglied des Storthings, wußte er sich hier die Achtung aller Parteien zu erwerben und ward 1845 von der Versammlung zum Bankdirektor ernannt. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Den norske proces“ (Christiania 1846—49, 2 Bde.); „Kommentar zum Kriminalgesetz“ (das. 1844, 2 Bde.); „Statistik von Norwegen“ (das. 1840); „Das norwegische Handelsrecht“ (das. 1845).

Schweigger, 1) Johann Salomo Christoph, namhafter Physiker, geboren den 8. April 1779 zu Erlangen, vollendete daselbst seine Studien und habilitirte sich 1800 hier als Privatdocent, ward 1802 als Professor der Mathematik und Physik an das Gymnasium zu Baireuth und 1810 an die polytechnische Schule zu Nürnberg berufen, übernahm 1818 die Professur der Physik und Chemie zu Erlangen und folgte 1819 einem Rufe für dieselben Fächer nach Halle, wo er den 6. Sept. 1857 †. Seine Forschungen betrafen besonders die Elektricität und den Galvanismus, und nachdem er schon 1808 ein Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch die magnetische konstruirt hatte, erfand er den nach ihm genannten elektromagnetischen Multiplikator. Er gründete das „Jahrbuch für Chemie und Physik“, das er später dem Adoptivsohn seines Bruders, dem Professor der Medicin, Franz Wilhelm Schweigger-Seidel, überließ, welcher es 1834 mit Erdmanns „Journal für praktische Chemie“ verband. Einen Theil seiner physikalischen Untersuchungen veröffentlichte S. in Zeitschriften und in der Schrift „Ueber die stöchiometrischen Reihen“ (Halle 1853).

2) August Friedrich, verdienter Naturforscher, geboren den 8. Sept. 1783 zu Erlangen, widmete sich daselbst dem Studium der Medicin, Botanik und Zoologie, prakticirte dann einige Jahre als Arzt in Paris und erhielt 1809 eine Professur der Botanik und Medicin in Königsberg. Seitdem unternahm er mehre wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich und Italien, ward aber im Juni 1821 in Sicilien unweit Camerata ermordet. Er gab mit Körte die „Flora Erlangensis“ (Erlangen 1811, 2 Bde.) heraus. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Beobachtungen und naturhistorisch-physiologische Untersuchungen über die Korallen“ (Königsberg 1820) und „Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere“ (Leipzig 1820).

Schweighäuser, Johann, namhafter Philolog, geboren den 26. Juni 1742 zu Straßburg, widmete sich in Paris und England dem Studium der orientalischen Sprachen, lehrte dann in Straßburg Logik und Philosophie und erhielt 1778 die Professur der griechischen Sprache und Literatur daselbst. Nachdem er später einen Lehrstuhl an der Centralschule des Departements Niederrhein erhalten, ward er 1816 zum Mitglied der Akademie der Inschriften ernannt. Er † zu Straßburg den 19. Januar 1830. Verdienstlich sind seine Bearbeitungen des Appianus (Leipzig 1785, 6 Bde.), Polybius (das. 1789—95, 9 Bde.; auch Oxford 1831, 5 Bde.), der „Epicteteae philosophiae monumenta“ (Leipzig 1799—1800, 5 Bde.), des Athenäus (Straßburg 1801—7, 14 Bde.), von Seneca's „Epistolae“ (Zweibrücken und Straßburg 1809, 2 Bde.) und besonders des Herodot (Straßburg und Paris 1816, 12 Bde.; mit „Lexicon Herodoteum“, das. 1824, 2 Bde.). Seine kleineren Schriften erschienen gesammelt als „Opuscula academica“ (Straßburg 1806, 2 Bde.). Sein Sohn Jean Geoffroy S., geboren zu Straßburg den 2. Jan. 1776, † daselbst als Professor den 14. März 1844. Er gab mit Le Petit-Radel die „Monuments antiques du musée Napoléon“ (Paris 1804—6, 4 Bde.) und mit Golbéry die „Antiquités d'Alsace“ (das. 1825 f.) heraus.

Schwein (Sus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Dickhäuter und der Familie der Vielhufer, charakterisirt durch 6 untere und 6 obere Schneidezähne, einen Hauzahn auf jeder Seite oben und unten und 14 Backenzähne auf jeder Seite, zusammen 44 Zähne, die mit Borsten bedeckte Haut, den kurzen Rüssel, die 4 Zehen, wovon 2 als After- oder Seitenzehen höher stehen, so daß nur die 2 mittleren den Boden berühren und der Fuß, wie bei den Wiederkäuern, gespalten zu sein scheint; störrige, dumme, plumpe, sehr ge-

kräftige, aber mit feinem Geruch begabte Thiere, welche sumpfige Gegenden lieben und mit ihrem Rüssel die Erde nach Nahrung aufwühlen, fast alles irgend Genießbare fressen, sich gern im Schlamm und Wasser wälzen und sich sehr stark vermehren. Die bekanntesten Arten des S.s sind folgende. Das Wildschwein (S. europaeus *Pall.*, S. scrofa *L.*), die Stammrace fast aller jetzt gezüchteten Racen, hat einen langen, schmalen, niedrigen Schädel, das Thränenbein ist lang, länger als hoch, die Backenzahnreihen stehen parallel; nur aus Mitteleuropa u. Nordafrika genau verglichen, ist seine Verbreitung nach Osten noch gänzlich unbekannt. Es ist schmutzig schwarzbraun (daher der Name Schwarzwild), mehr oder weniger mit Gelb oder Weiß gemischt, 5—6 Fuß lang und 2½—3 Fuß hoch, in der Jugend grauröthlich mit gelblichen Längsstreifen, die sich gegen den ersten Herbst hin verlieren. Das Männchen heißt Eber, in der Jägersprache Keuler, das Weibchen Sau oder Bache, das Junge Frischling. Im zweiten und dritten Jahre verlängern und krümmen sich die Eckzähne des Männchens, besonders die unteren, und werden spitz und scharf und zum Hauen geeignet, mit zunehmendem Alter aber so lang und krumm, daß sie nicht mehr verwunden können. Beim Weibchen bleiben die Eckzähne kurz, so daß es damit nicht hauen, sondern nur beißen kann. Das Schwarzwild nährt sich von Eicheln, Bucheckern, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Gras, Getreide, Erbsen, Würmern, Insekten, Aas ꝛc. und kann auf bebauten Feldern, sowie an jungen Waldbäumen durch Wühlen bedeutenden Schaden anrichten, daher es in gut kultivirten Gegenden mit Absicht ausgerottet oder doch nur noch in gut umzäunten Wildgärten gehegt wird. Eichen- und Buchenwälder mit sumpfigen Stellen sind sein liebster Aufenthalt; es findet sich in Europa bis zum 55.° nördl. Br., in Asien nachweisbar bis zum Baikalsee. Keuler, Bachen und Frischlinge bilden gemischte, manchmal aus 30 bis 40 Stück bestehende Rudel; nur das alte Männchen lebt einsam. Die Brunst fällt in den Spätherbst; die Bache trägt 18 Wochen und heckt (frischt) im Februar oder März 4—12 Junge, die ihr schon nach 3 Tagen folgen können. Am feistesten sind die Wildschweine vom Oktober an bis zu eintretendem Froste. Das Gewicht eines ausgewachsenen Ebers steigt oft auf 2—300 Pfund. Von den Wildschweinen stammt das Hausschwein ab, von welchem man 2 Hauptarten zu unterscheiden hat, das gemeine Hausschwein und das indische Hausschwein. Das erstere hat mit dem Wildschwein die Zahnstellung und das Thränenbein unverändert, der Schädel ist aber kürzer, breiter und höher; im hohen Kulturzustande der Landwirthschaft allmählig verschwindend, findet es sich in der ursprünglichen kurzohrigen und in einer langohrigen Form, von welchen beiden es viele in Größe, Behaarung, Farbe ꝛc. verschiedene Varietäten gibt, die man gewöhnlich als gemeine oder Landracen bezeichnet; deutsche, holländische, polnische, russische, belgische, französische, englische Landschweine ꝛc. Das indische Hausschwein (S. indicus *Pall.*), von einem von dem europäischen verschiedenen Wildschwein abstammend, hat ein kurzes Thränenbein, höher als lang; die Backenzahnreihe ist nach vorn divergirend. Es ist klein, sehr niedrig gebaut, schwarzgrau oder rothbraun, fast ganz kahl, hat kleine Füße, einen sehr herabhängenden Bauch und volle Rundung. Es findet sich in 2 Formen, dem kurzohrigen, sogenannten chinesischen S., mit wenig Hautfalten im Gesicht, in Ostasien, Oceanien und an der Südspitze von Afrika, und dem langohrigen S., mit Gesichtsfalten, welche demselben den Namen Maskenschwein oder Larvenschwein gegeben haben; dieses ist gegenwärtig in fast allen zoologischen Gärten eingeführt, jedoch ohne Bedeutung für die Kultur. Daneben gibt es viele Mittelformen, welche wahrscheinlich alle durch Kreuzung des gemeinen mit dem indischen S. entstanden sind; noch nicht sicher erwiesen ist dies von dem romanischen S., welches schon den Römern bekannt war und den heutigen Kulturracen analog ist; dahin gehört auch das bündner S. und das sogenannte Torfschwein. In Südosteuropa findet sich das krause S., grobknochig, mit kurzen, spitzen Ohren und dünnen, gekräuselten Haaren, meist hellgraulich, bekannt in den Szelothaner- und Mangalicze-schlägen aus Ungarn, beide im hohen Grade mastfähig. Nachweislich durch Kreuzung entstanden sind die neueren englischen Kulturracen und die damit verbesserten Schläge in Deutschland und anderwärts, entstanden aus Landschweinen durch Paarung mit indischen und romanischen S.en. Man unterscheidet kurz- und langohrige, große und kleine, weiße, schwarzrothe, rothgelbe und bunte Racen, der Heimat nach die Racen von Yorkshire, Berkshire, Essex, Suffolk, Leicester ꝛc., welchen allen höchste Mastfähigkeit und Schnellreife eigen ist. Noch nicht genugsam bekannt sind einige in Indien vorkommende Arten, welche fälschlich als besondere Gattungen aufgeführt wurden; so Sus vittatus *Mueller* und *Schlegel*, aus Java und Sumatra, mit S. timoriensis *M.* et *Schl.*, u. S. leucomystax *Temminck*, aus Japan, dem indischen Hausschwein entsprechend, S. verrucosus aus Java, mit warzenartigen Auswüchsen am Kopfe, wie S. celebensis, beide in der Schädelform verschieden von den Wildschweinen, ebenso S. barbatus aus Borneo mit eigenthümlichem Schädelbau. Eine besondere Art sind die Papuschweine, an Zierlichkeit der Gestalt und feinem Bau alle anderen übertreffend, auf Neuguinea; das eigentliche Guineaschwein, früher S. penicillatus *Schinz*, jetzt Potamochoerus penicillatus *Gray*, auffallend roth gefärbt, soll nach England u. Brasilien vormals ausgeführt worden sein und zeigt sich so verschieden, daß es zu generischer Trennung Anlaß bietet. Gleiches gilt von dem Zwergschwein (Porcula salvania oder salviana oder sylvana), welches nur 7—10, selten 12 Pfund schwer wird und in Indien sich findet, und von Porcula taivana *Swinhoe* auf der Insel Formosa in China. Andere, zur Familie der S.e gehörende Gattungen sind: der Hirscheber (s. d.), das Pekari (s. d.) und das Emgalo oder Warzenschwein (Phacochoerus); das letztere begreift plumpe, häßliche, aber schnelle und wilde Thiere, welche an den Wangen mit schwieligen Hautlappen versehen sind, sich vornehmlich von Wurzeln nähren, die sie mit

ihrem Rüssel aufwühlen, sich jung zwar zähmen lassen, aber im Alter wieder wild werden und daher nicht wohl als Hausthiere gehalten werden können. Das zahnlückige oder äthiopische Warzenschwein (P. aethiopicus *Pall.*), oben ohne Vorderzähne, unten mit deren 4, braunen, im Nacken einen Mähnenbusch bildenden Borsten, wild u. wegen seiner Schnelligkeit u. Stärke selbst den Menschen gefährlich, findet sich in Afrika vom Senegal bis zum Kap. Das vollzähnige Warzenschwein (P. africanus *C.*, P. Aeliani *Ruepp.*), mit oben 2, unten 6 Vorderzähnen und großen Höckern auf den Warzen, wie das vorige $4\frac{1}{2}$ F. lang u. $2\frac{1}{3}$—$2\frac{1}{6}$ F. hoch, lebt in Ostafrika.

Das Hausschwein ist über die ganze Erde verbreitet. Es nützt außer dem Fleische durch seinen Speck und das Schmalz, welches letztere auch zum Einschmieren der Maschinen, zu Pomaden und als Hauptbestandtheil der meisten Salben (Axungia Porci s. Adeps suillus) verwendet wird. Die Schweinsborsten, welche die an sich schlechten russischen Racen am besten liefern, dienen zu Bürsten, Pinseln 2c., die Harnblasen zu Beuteln, die Eckzähne zum Poliren; der Mist ist, zumal bei ungenügender Streu, wässeriger und weniger reich an wichtigen Pflanzennährstoffen als der der anderen Hausthiere und wird, zumal er sehr reich an Unkrautgesäme ist, am liebsten auf Wiesen, sonst für trockene Aecker verwendet oder unter Pferdemist gemischt. Da die S.e gern Trüffeln fressen, werden sie auch hier u. da zum Trüffelsuchen benutzt. Die Schweinezucht zerfällt in die wilde, wobei die S.e das ganze Jahr über sich selbst auf der Weide und in Waldungen überlassen bleiben (Ungarn, Serbien und Bosnien), in die halbwilde, wobei nur im Sommer das Weiden, im Winter aber die Haltung in geschlossenen Räumen Statt findet, u. in die eigentliche Hauszucht, bei welcher die Thiere in Stallungen mit oder ohne Bewegung im Freien gehalten werden und man die Fortpflanzung ebenso sorgsam wie bei anderen Hausthieren leitet. Da das S. nur als Mastthier gehalten wird, so ist die Auswahl der Zuchtthiere leichter als bei anderen Viehgattungen. Das Männchen (Eber, Keuler, Bär, Faselschwein) soll einen leichten Kopf, ein lebhaftes Auge, einen starken Rüssel, einen kurzen, dicken Hals, einen langgestreckten, gut gerundeten Leib, ein breites, starkes Kreuz, nicht hohe, oben aber fleischige Füße, eine weiche Haut und zarte Borsten haben, lebhaft, aber nicht bösartig, gefräßig und kraftvoll sein; das Weibchen (Sau, Bache, Docke, Zuchtsau, Mutterschwein) soll einen leichten Kopf mit zartem Rüssel, einen mäßig langen Hals, einen langgestreckten, im Hintertheil gut ausgebildeten Leib, ein gutes Becken, niedrige, stämmige Füße, ein gut gebautes, mindestens mit 10 Milch absondernden Zitzen versehenes Gehänge, im ganzen Körperbau mehr Zartheit, aber Vollkommenheit und eine reichlichste Ernährung verbürgende Freßlust und gute Verdauung haben. Gegenwärtig sieht man hauptsächlich auf Frühreife, Schnellmastigkeit und gute Futterverwerthung und verwendet den Eber vom 6.—8. Monat bis zum 4. Jahre zum Rollen (Reiten), die Sau bis zum 6., selbst 8. Jahre. Sie ist 30—48 Stunden rankig, geht 16—17 Wochen trächtig und wird 6 Wochen nach der Geburt wieder rankig. Sie wirft zum ersten Male 5—7, später 8—12 Ferkel, alle zwei Jahre fünfmal und im Ganzen 40—100, im Durchschnitt jährlich 14 Ferkel. Diese bringen 4 Backenzähne auf jeder Seite der beiden Kiefern, 2 Schneidezähne im Hinterkiefer und 2 Ueberschneidezähne im Vorderkiefer mit auf die Welt; im dritten Monat haben sie 4 Schneidezähne im Vorderkiefer und 6 Schneidezähne im Hinterkiefer und 12 Backenzähne; sind sie 1/2 Jahr alt, so wechseln die Eckzähne im Hinterkiefer und kommen je 2 Ueberbackenzähne und die vierten Backenzähne; 1 Jahr alt wechseln sie die Hau- und Ueberschneidezähne, und es kommt der fünfte Backenzahn; im zweiten Jahre wechseln die Mittelschneidezähne und die 3 ersten Backenzähne; im dritten Jahre ragen die Hauer hervor und biegen sich rückwärts und es kommt der sechste Backenzahn. Die zur Fortzucht bestimmten Ferkel läßt man 5—6 Wochen saugen, die zur Mast bestimmten nur 8—14 Tage, und entwöhnt mit Milch, Mehl, Schrot und Kartoffeln, vom sechzigsten Tage an mit Wasser, Kleie und Kartoffeln, nebst gehacktem Grünfutter, besonders Luzerne, und Wurzelfrüchten. Die Mastthiere werden verschnitten und heißen dann Bark oder Borke (Männchen) u. Nonne (Weibchen); halbjährige Thiere überhaupt Läufer oder Läuferschweine. Die S.e können als Allesfresser im Allgemeinen billiger als andere Hausthiere ernährt werden und erhalten meist mehr Abfälle, zu welchen man nur bei den Zuchtthieren noch geeignetes Kraftfutter zusetzt; bei der Mastung gibt man anfangs vorzugsweise an Proteïn reiche Rationen, gegen Ende der Mast mehr auf die Fettbildung wirkendes, an Kohlenhydraten u. Fett reiches Futter. Auch das S. verlangt reinliche Haltung, u. es sagt ihm, besonders im Sommer, häufiges Schwämmen u. Abbürsten zu; die Stallungen müssen geräumig, hell und gut vermauert sein, im Winter feste, im Sommer durchbrochene Thüren haben; vor Allem ist darauf zu sehen, daß jedes Thier seinen besonderen Freßtrog habe. Man rechnet für den Eber 25—30, für ein Mutterschwein 40—55, für Ferkel 5—6, für Läufer 8—10 und für Mastthiere 9—10 Quadratfuß Raum; die Stallhöhe ist 6—8 Fuß; den Boden bilden am besten Steinplatten mit kleinen Rinnen zum Ablaufen des Urins. Gegen das Ferkelfressen der Muttersauen schützt am besten fettreiches Futter während der Trächtigkeit. In Paris füttert man neuerdings die S.e mit dem Fleisch todter Thiere, besonders von gefallenen Pferden, entweder in rohem, oder gedämpftem Zustand. Man rechnet bei der Mast täglich 0,2 bis 1,2 Pfund Zunahme und bei guter Mast 75 Proc. Schlächtergewicht, worunter bis 28 Proc. Speck und Schmalz. Gewöhnliche S.e werden bis 300 Pfund, die anderen Kulturracen bis 600, selbst 800 u. 900 Pfund schwer. Am großartigsten wird gegenwärtig die Schweinezucht in Nordamerika, besonders in Cincinnati, betrieben. Hauptkrankheiten der S.e sind: Bräune, Borstenfäule, Lungenfäule, Kolik, Ruhr, Epilepsie, Milzbrand, Finnen, Pocken, Lungenentzündung, Raude, Tollwuth, Wassersucht 2c., am gefähr-

lichsten wirken die Trichinen (s. d.); man hat dieserhalb in den Stallungen besonders darauf zu achten, daß keine Ratten in dieselben kommen, welche die S.e gern fressen, und den Weidegang zu beschränken. Salzlecken wirken auf die S.e wie Gift. Vergl. Baumeister, Anleitung zum Betrieb der Schweinezucht, Stuttg. 1849; Haumann, Praktische Schweinezucht, Weimar 1838; Dietrichs, Zucht der S.e, Leipz. 1831; Weiß, Das S., Eigenschaften, Zucht 2c., aus dem Englischen, Stuttgart 1852; über die Racen des S.s: Nathusius, Vorstudien zur Geschichte und Zucht der Hausthiere zunächst am Schweineschädel, Berlin 1864.

Schweina, Marktflecken im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Verwaltungsamtsbezirk Salzungen, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß der Werra), hat ein Waisenhaus, Hospital, Farben- und Papierfabrikation und 1470 Einw. Dabei das ehemalige Kobaltwerk Glücksbrunn (jetzt Wollgarnfabrik), eine merkwürdige Dolomithöhle (altensteiner Höhle) und das schöne herzogliche Lustschloß Altenstein mit prächtigem Park.

Schweinfurt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am rechten Ufer des Mains, über den eine Brücke führt, und an der Eisenbahn von Bamberg nach Aschaffenburg, in freundlicher Gegend zwischen Rebenhügeln gelegen und mit Anlagen umgeben, ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Bezirks-, Handels-, Stadt- und Landgerichts und eines Hauptzollamtes, hat ein stattliches Rathhaus mit Bibliothek, 3 Kirchen (darunter die in gothischem Styl erbaute große Johanniskirche mit sehr hohem Thurm, und die St. Salvatorkirche), ein Gymnasium (von Gustav Adolf gegründet), eine Handelslehranstalt, höhere Bürgerschule, Landwirthschafts- und Gewerbschule, ein Bürgerhospital, Krankenhaus, Armenversorgungs- und Waisenhaus und mehre andere Wohlthätigkeitanstalten, eine Filialbank der königlichen Bank zu Nürnberg, Fabrikation von Bleiweiß, Farben (besonders schweinfurter Grün und Ultramarin), Tapeten, Stärke, Zucker, Schrot, Zündhütchen, Tabak, Salpeter, Tuch und Baumwollwaaren, ferner starke Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Ziegeleien, Töpfereien, Wein-, Getreide-, Obst- und Gemüsebau, Schifffahrt, Speditionshandel und 8700 Einwohner. Die von Gustav Adolf erbauten Befestigungen sind noch theilweise erhalten. S. hieß ursprünglich Swevenfurt (Suevofortum, Suevorum Trajectus) und war Sitz der Burggrafen von S., nach deren Aussterben Kaiser Otto III. S. an den Grafen Berthold von Henneberg gab, den er zum Markgrafen von S. erhob. Als 1112 diese markgräflich hennebergische Linie ausstarb, wurde S. freie Reichsstadt. Es entstand jedoch über den Besitz der Stadt Krieg zwischen Würzburg und Henneberg, in welchem sie 1254 zerstört wurde. Im Jahre 1300 verpfändete Kaiser Albrecht die Stadt an das Stift Würzburg, von dem sie sich 1431 loskaufte, worauf sie wieder unter die Schutzherrlichkeit der Grafen von Henneberg kam. Nachdem sie schon 1553 vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg erobert und verbrannt worden, litt sie sehr im dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1803 kam sie in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses an Bayern, 1810 an das Kurfürstenthum Würzburg, 1814 aber wieder an Bayern. Vgl. Hahn und Mühlich, Chronik der Stadt S., Schweinfurt 1817 ff., 3 Bde.; Beck, Chronik der Stadt S., das. 1836 ff., 2 Bde.

Schweinfurter Grün, Verbindung von arsenigsaurem mit essigsaurem Kupferoxyd, wird erhalten, wenn man aus 10 Theilen Grünspan mit warmem Wasser einen dünnen Brei bildet, diesen durch ein Sieb schlägt und allmählig zu einer kochenden Lösung von 8—9 Th. arseniger Säure in 100 Th. Wasser hinzufügt. Man kocht, bis die Flüssigkeit farblos und der Niederschlag körnig geworden ist. Das Präparat enthält 58¹/₃ Procent arsenige Säure, ist unlöslich in Wasser, löslich in Säuren und Ammoniak, entwickelt im Glasrohr erhitzt ekelhaft riechende Dämpfe von Kakodyl und auf Kohle den Knoblauchgeruch. Es dient als prächtig grüne Oel-, Wasser- und Kalkfarbe, ist aber sehr giftig und darf durchaus nicht zum Färben von Tapeten, Rouleaux, Fenstervorsetzern, Fliegenfenstern, Käseglocken, künstlichen Blumen, Kleidern, Papier, Oblaten oder Kinderspielzeug benutzt werden. In feuchten Lokalitäten sollen die damit gefärbten Tapeten das giftige Arsenwasserstoff aushauchen. Im Handel wird das S. gewöhnlich mit weißen Pulvern, wie Schwerspath, Gyps 2c., nuancirt und führt verschiedene Namen: kirchberger Grün, Kaisergrün, wiener Grün, Neugrün, Originalgrün, Jaßnägergrün, Mitisgrün, englisches Mineralgrün, Englischgrün, Patentgrün, pariser Grün, kasseler Grün, leipziger, baseler, neuwieder, würzburger, schweizer Grün, Papageigrün, Pickelgrün, Schwedischgrün, brixner, zwickauer, eislebener Grün, Kurrers Grün, lebschützer Grün, Königsgrün.

Schweinichen, Hans von, Abenteurer des 16. Jahrhunderts, geboren am 25. Juni 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Grädizberg in Schlesien, trat 1567 in die Dienste des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz und theilte dessen abenteuerliches Leben. Er † 1616 und hinterließ ein Tagebuch, welches, bis 1602 reichend und ein höchst wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, unter dem Titel „Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von S." (Leipzig 1823, 3 Bde.) von Büsching herausgegeben ward.

Schweinitz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der schwarzen Elster, mit starker Leinweberei, Weinbau und 1468 Einwohnern.

Schweiß und **Schweißdrüsen**, s. Haut.

Schweißbläschen (Schweißfriesel, sudamina, hydroa), Hautausschlag, welcher sich in Folge starken Schweißes, besonders in einer Anzahl von Krankheiten (Typhus, Rheumatismus 2c.) entwickelt. Die S. sind halbkugelige durchscheinende Bläschen von der Größe eines Mohn- bis Hirsekorns, welche in der Regel einzeln stehend in großer Anzahl über die Haut verbreitet und nicht selten von einem gerötheten Hof umgeben sind. Anfangs enthalten sie eine wasserhelle, später molkig getrübte oder selbst gelbliche, eiterige Flüssigkeit. Die Bläschen trocknen ein, oft ohne

vorherige Trübung ihres Inhalts, und die Epidermis stößt sich ab, ohne daß eine Spur des Ausschlags zurückbleibt. Die S. haben kaum mehr als eine diagnostische Bedeutung, höchstens können sie durch das juckende u. beißende Gefühl, welches mit ihnen einhergeht, lästig werden. Wenn der Schweiß aufhört, verschwinden die S. von selbst. Durch kalte oder lauwarme Waschungen, bei gesunden Leuten durch Flußbäder lassen sich die S. verhüten, oder es wird doch wenigstens ihre Beseitigung dadurch unterstützt.

Schweißtuch (sudarium), bei den Juden das Tuch, womit man den Leichen den Kopf oder auch den ganzen Leichnam umhüllte. In der römisch-katholischen Kirche werden einige Schweißtücher als kostbare Reliquien verehrt, so das S. der Maria, namentlich aber das der heiligen Veronica (s. d.). Nach der Legende soll diese dem Heiland bei seinem Gange zur Kreuzigung ein Tuch zum Abtrocknen des Schweißes gereicht und in dieses jener sein Gesicht gedrückt haben. Da das Tuch dreimal zusammengelegt gewesen, so seien dadurch 3 gleiche Abdrücke des Gesichts Jesu entstanden, welche nach Jerusalem, Rom und Jaen in Spanien gekommen seien. Aber auch Besançon, Turin, Mailand, Toulouse, Sortal und Compiegne machen darauf Anspruch, solche Abdrücke zu besitzen, und in Besançon entstand selbst ein Orden, der sich Brüderschaft des heiligen S.s nannte und jährlich dreimal zu Ehren der Reliquie, die 1544 die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben soll, eine Prozession veranstaltete. Auch heißt S. seine, auf beiden Seiten gefirnißte Wachsleinwand, welche man in Kleidungsstücken, Hüten *c.* da anbringt, wo der durchdringende Schweiß denselben leicht schaden kann, z. B. unter dem Arm *c.*

Schweitzer, 1) Christian Wilhelm, namhafter Rechtsgelehrter und Staatsmann, geboren den 1. Nov. 1781 zu Naumburg, studirte zu Leipzig die Rechte, ließ sich 1806 als Rechtsanwalt zu Ronneburg im Altenburgischen nieder, ward 1810 Professor der Rechte zu Jena, 1812 Hofrath und erhielt die Polizeiverwaltung in Jena. Bei Anordnung des Landsturms wirkte er als Feldoberster des dritten Banners; 1816 ward er zum Oberappellationsgerichtsrath ernannt, 1818 als geheimer Staatsrath in das Ministerium berufen, 1842 zum Staatsminister ernannt. Im März 1848 zum Rücktritt veranlaßt, lebte er seitdem auf seinem Gute Klodra bei Neustadt an der Orla, wo er den 26. Okt. 1856 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Prozesses" (1. Abtheilung, Jena 1813) und „Oeffentliches Recht des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach" (Bd. 1, Weimar 1825).

2) August Gottfried, landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren den 4. Nov. 1788 zu Naumburg, Bruder des Vorigen, bildete sich auf dem landwirthschaftlichen Institut zu Möglin und auf größeren Reisen, bewirthschaftete seit 1820 das Gut Mosen bei Ronneburg und seit 1826 das sachsen-weimarische Kammergut Mildenfurth und ward 1829 Professor und Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand, 1844 auch Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins für das Königreich Sachsen. Im Jahre 1846 folgte er einem Ruf als Professor der Landwirthschaft und als Direktor einer dort zu errichtenden höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt nach Bonn. Seit 1851 gelähmt, † er den 17. Juli 1854. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft" (Dresd. 1831—34, 2 Bde.; 3. Aufl. 1854); „Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft" (Leipzig 1832—33, 2 Bde.); „Landwirthschaftliche Reise durch das nördliche Frankreich", nach dem Französischen des Professors Moll (Dresden 1836), und „Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande", nach dem Englischen (Leipzig 1839—40, 2 Bde.). Seit 1831 gab er mit Schubarth und Weber das „Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft" (Leipzig 1831—38) heraus.

Schweiz (schweizerische Eidgenossenschaft), bis 1848 Staatenbund, jetzt Bundesstaat in Europa, aus 25 Freistaaten oder Kantonen (respektive Kantonshälften) bestehend, erstreckt sich als Hochland von 23° 37′ bis 28° 9′ östl. L. und von 45° 48′ bis 47° 48′ nördl. Br., mit einer Grenzlinie von etwa 153 deutschen Meilen. Zwischen Baden, Würtemberg, Vorarlberg, Liechtenstein und Tyrol (im Norden und Osten), Italien (im Süden) und Frankreich (im Westen) gelegen, hat die S. fast überall natürliche Grenzen, nördlich: den Untersee und Rhein (doch liegen hier der Kanton Schaffhausen, sowie züricher und baseler Gebiete auf der rechten Rheinseite), östlich den Bodensee, den Rhein und das bündnerische Hochgebirg, südlich den Genfersee und die Gebirgskette der walliser und bündener Hochalpen, so daß jedoch einzelne Theile von Graubünden und der Kanton Tessin im Süden, desgleichen Genf und ein Theil seines Gebiets im Südwesten über diese Naturgrenzen hinaustreten. Westlich bildet der Jura, wenn auch weniger entschieden, die natürliche Grenze gegen Frankreich. Die größte Länge des Landes von Chancy an der Rhône (Kanton Genf) bis zum Piz Ciavalatsch (Kanton Graubünden) beträgt 47½ Meilen, die größte Breite von Chiasso, der südlichsten Ortschaft des Kantons Tessin, bis nach Oberbargen, dem nördlichsten Orte des Kantons Schaffhausen, etwa 30 Meilen. Die Größe des Areals beträgt 724,9 □Meilen. Die Alpen (s. d.) und der Jura (s. d.) sind die Gebirge, die sich in der S. verzweigen. Hier unterscheidet man 5 Hauptzüge der Alpen: Die walliser Alpen gehen vom Gebirgsknoten des St. Gotthard aus und laufen südwestlich zwischen der oberen Rhône und dem Tessin, dem Lago Maggiore und der oberen Dora baltea bis zum Col de Ferrex und dem großen Bernhard. Steil und kurz sind ihre Nordabhänge und bilden gegen die Rhône enge Thäler und furchtbare Schluchten, während die Zweige derselben nach Süden sanfter abfallen. Das Thal der Dora baltea trennt diese Kette von den Savoyer-, das Tessinothal von den bündener Alpen. Ihre höchsten Spitzen sind der Monte Rosa, das Matterhorn und die Mischabelhörner. Die berner Alpen ziehen sich vom genannten Gebirgsknoten in westlicher Richtung zwischen den Kantonen Wallis und Bern bis St. Maurice,

3 Meilen südöstlich vom Genfersee, wo sie sodann gegen die Rhône treten. Sie senden bedeutende Gebirgsäste nach Norden bis zum Thuner- und Genfersee. Die südlichen Zweige reichen bis an die Rhône; der westlichste ist das Jurtengebirg, das nordwestlich von Lausanne sich mit dem Jura verbindet. Die Centralmassive dieser Alpen sind, wie jene der walliser, mit Gletschern und Eisthälern bedeckt, aus welchen hohe Felsenhörner emporragen, unter denen das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Mönch, das Schreckhorn, die grindelwalder Viescherhörner, der Eiger, das Breithorn, Wetterhorn, Balmhorn, Doldenhorn, die Blümlisalp und das Oberaarhorn die bedeutendsten sind. Gegen Norden sendet der St. Gotthard die Vierwaldstätteralpen, die zwischen der Reuß und Aar bis zum Vierwaldstättersee, westlich bis an den Brienzersee und östlich bis an das Ufer der Reuß laufen. Die höchsten Gipfel derselben sind der Galenstock, der Dammastock, das Sustenhorn, der Titlis, der Spitzliberg und der Urirothstock. Oestlich verzweigen sich vom St. Gotthard aus in der östlichen S. die Graubündener-, Glarner- u. Tessineralpen, welche nach ihren centralen Erhebungsmassen wieder in die Adula- und Surettagruppe, die Berninaalpen, die Tödigruppe und die Albula- und Selvrettaalpen unterschieden werden. Aus diesen weit verzweigten Systemen ragen als bedeutendste Gipfel hervor: das Rheinwaldhorn, Piz d'Aela, das Jopper- und Tambohorn, der Scopi, Piz Bernina, P. Morteratsch, P. Rosegg, P. Kesch, P. Linard, P. Buin, der Tödi, die Clariden, Crispalt, P. Durgin, Hausstock, Sardona und Ringelspitz. Eine nordwärts gegen das östliche schweizer Hügelland vortretende, nur in wenig Punkten die Schneegrenze übersteigende Gruppe wird als Thuralpen bezeichnet, aus denen der Säntis als höchster Punkt hervortritt. Auf der Westgrenze gegen Frankreich zieht sich der über 70 Stunden lange, wasserarme Jura hin. Er läuft von der Gegend von Genf aus fast parallel mit den Alpen bis zur Quelle der Birs, wo sich östlich ein Zweig bei Solothurn vorbei bis gegen Schaffhausen zieht und sich bis zu den Ufern des Rheins ausbreitet, während sich der westliche Zweig um das westliche Ufer des Doubs herum den Vogesen zuwendet. Seine höchsten Spitzen sind: la Dôle, Mont Tendre, Chasseron, Mont Suchet, Aiguilles des Beaulmes, Noiremont &c., alle nur zwischen 5175 und 4800 Fuß hoch, also nirgends die Schneegrenze erreichend. Die ebenen Gegenden der S. liegen auf der nördlichen und westlichen Seite, aber nur in einigen Kantonen finden sich weite Thäler mit ausgedehnten Feldern. Dahin gehören besonders die Kantone Zürich und Luzern, überhaupt der Theil der S. zwischen Zürich, der unteren Limmat, der Aar, dann von der Limmatmündung aufwärts bis Büren, dem Bieler- u. dem Neuenburgersee, dem Jurtengebirge, der mittleren Saane, Freiburg, Thun, Burgdorf, Luzern. Diese ganze Gegend ist kein Gebirgsland, nur einzelne steile Voralpen finden sich hier, den größten Raum nehmen gut bebaute Hügelreihen, Weinberge, Wiesen, Felder u. Anpflanzungen ein u. überall ist der wellenförmige Boden von Wegen durchschnitten. Moräste hat die S. ebenfalls nur wenige, da der Boden zu trocken ist, das Land zu hoch liegt und zu viele kleine Abdachungen hat. Bemerkenswerth sind: das aarberger Moos zwischen dem Neuenburgersee, dem Murtensee und der Aar bis Aarberg, 2 Meilen lang, $^1/_2$ Meile breit, und das Saanenmoos, westlich von Zweisimmen im Kanton Bern. Vorzüglich aber zeichnet sich die S. durch ihre vielen großen und romantischen Bergseen aus, die, mit den reizendsten Ufern umgeben, die Umgegenden durch Aufnahme der Bergwasser vor Ueberschwemmungen sichern. Die großen Seebecken liegen immer in den vorliegenden Kalkalpen und an dem Saume, wo die Querthäler aus der Kette heraustreten. Die Seen auf der Nordseite der Alpen haben ein anderes Niveau gegen das Meer als die auf der Südseite. Die nördlichen liegen zwischen 1134 und 2522 Fuß absoluter Meereshöhe, die südlichen nur zwischen 636 u. 837 F. über dem adriatischen Meere. Die bedeutendsten dieser Seen sind: der Genfer-, Neuenburger-, Bieler-, Murten-, Thuner-, Brienzer- (mit dem vorigen verbunden), Sempacher-, Baldegger-, Hallwyler-, Vierwaldstätter-, Zuger-, Egeri-, Züricher-, Wallen-, Boden- und Luganersee. Vom Lago Maggiore gehört nur der nördliche Theil zur S. Außer diesen 14 größeren Seen hat die S. noch eine Menge kleinere, z. B. den Lac de Joux im Waadtland, den Sarnersee in Unterwalden, den Mauensee im Kanton Luzern, die Innseen im Oberengadin (Graubünden) u. a. m. Auch hat die S. viele Wasserfälle, z. B. den Staubbach im Lauterbrunnenthal, den Reichenbach-, Gießbach-, Aarefall an der Handeck im berner Oberlande, den Pisse-vache in Wallis, den Buffalora in Graubünden, den Rheinfall bei Schaffhausen &c. Vier Hauptflüsse, die sämmtlich aus dem hohen Alpengebirg entspringen, geben dem Lande eine vierfache Hauptabdachung: eine nördliche, der der Rhein mit der Thur, Reuß und Aar folgt; eine südwestliche, durch die Berner- und Walliseralpen bestimmte, der die Rhône folgt; eine südliche, der der Tessin folgt, und eine nordöstliche, der der Inn folgt. Von der rechten Seite fließen viele Waldbäche in den Rhein, z. B. die Plessur, Ill, Aach, Wutach und Wiesen, von der linken Seite bei Elliken die Thur, die über 20 Bäche aufnimmt, oberhalb Eglisau die Töß und unterhalb die Glatt, die aus dem Greiffensee kommt, endlich die Aar. Diese, eine der ansehnlichsten Flüsse der S., entspringt am Finsteraarhorn, durchströmt den Brienzer- und Thunersee und hat bis Thun, wo sie schiffbar wird, ein Gefälle von 6700 Fuß. Sie nimmt rechts die Emme, Wigger, Sur, Reuß und Limmat, links den Simmen, die Saane und Thiele auf. Bei Basel fließt noch die Birs in den Rhein, die aus dem Jura ihm zufließt. Die Rhône durchströmt in Südwestrichtung das Walliserthal und dann den Genfersee. Der Tessin (Ticino) durchfließt den nach ihm genannten Kanton der Länge nach und mündet bei Magadino in den Lago Maggiore. Der Inn durchströmt das lange Thal Engadin und tritt, durch eine Menge Bäche vergrößert, bei der Martinsbrücke nach Tyrol über. Unweit der Orbe entspringt aus dem Jura der Doubs, der längs der

Westgrenze der S. hinfließt. Kanäle gibt es in der S. nicht viele. Wir bemerken: den Molliserkanal, welcher zur Korrigirung der Linth u. ihrer Mündung in den Wallensee, sowie den Linth-Escherkanal, der zur Regelung der wieder aus dem Wallensee ausfließenden und in den Zürichersee mündenden Linth dient; dann den Kanal von la Sarra, der den Genfersee mit dem Neuenburgersee durch die Orbe und Venoze verbindet. Das Klima der S. ist bei der hohen Lage und den vielen Gebirgen sehr ungleich und strichweise weit kälter als sonst unter gleichen Parallelkreisen. Die Nähe oder Ferne der Eisberge und Schneefelder, die Richtung der Thäler nach Norden oder nach Süden bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der Temperaturverhältnisse. Man kann in der S. etwa 3 klimatische Stufen unterscheiden: die einer durchschnittlich rauhen bis kalten Luft in der eigentlichen Alpenschweiz (mit Ausnahme der in derselben tief eingeschnittenen Thäler), — die des nördlichen und westlichen Hügel- und Mittellandes und an den Abhängen der Voralpen, wo eine durchschnittlich gemäßigte Temperatur (freilich mit sehr vielen Modifikationen) herrscht, — und eine warme klimatische Region in den südlichen Theilen von Graubünden, Tessin und im Unterwallis, wo zum Theil schon italienische Lüfte wehen. Oft kann man in kurzen Zwischenräumen hintereinander die brennende Hitze des Sommers, die gemäßigte Wärme des Frühlings und den strengen Frost des Winters empfinden und an den Gewächsen wahrnehmen. Dennoch ist im Ganzen genommen das Klima der S. sehr angenehm und gesund, und namentlich die herrlich balsamische Bergluft äußert auf Menschen und Thiere einen sehr wohlthätigen Einfluß. Nach der eidgenössischen Volkszählung von 1860 zählte die S. in 3071 Gemeinden 2,510,494 Seelen, und zwar 2,393,709 Schweizerbürger, 114,961 Ausländer u. 1824 Heimatlose. Darunter waren 1,023,430 Katholiken, 1,476,982 Protestanten, 5866 christliche Sektirer und 4216 Israeliten. Fast ausschließlich von Katholiken bewohnt sind die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Appenzell-Innerrhoden, Tessin und Wallis; überwiegend Luzern, Freiburg, Solothurn, St.-Gallen und Genf. Nach der Sprache unterschieden, gab es von 528,105 Haushaltungen: 367,065 deutsche, 123,438 französische, 28,697 italienische und 8905 romanische. Die Summe der Wohnhäuser betrug 347,327; durchschnittlich kamen auf ein Wohnhaus $7\frac{1}{4}$ Einwohner (am meisten in Basel-Stadt, fast 14, und Genf $12\frac{1}{6}$). In der ganzen S. zählt man 92 Städte, 63 Flecken und 10,345 Dörfer und Weiler. Unter den Städten hat eine (Genf) über 40,000, eine (Basel) über 30,000, zwei (Bern und Lausanne) über 20,000, 5 (Zürich, St.-Gallen, Luzern, Freiburg und Neuenburg) über 10,000 Einwohner. Das Land wird im Allgemeinen von einem sehr kräftigen und in Strapazen ausdauernden Volksstamme bewohnt. Dies gilt wenigstens vom eigentlichen Landvolke, zumal vom Hirtenvolke, das bei keineswegs kärglicher Nahrung zu keiner die Kräfte überspannenden Arbeit verurtheilt ist. Die früher in ziemlicher Menge vorkommenden Kretinen, Taubstummen und Blödsinnigen haben durch bessere bauliche Einrichtungen und sanitarische Maßregeln bedeutend abgenommen.

In Betreff des Bodenwerthes für die Urproduktion kommen 31 Proc. auf unfruchtbaren, unbebauten, zum Theil mit immerwährendem Schnee oder mit Gewässer bedeckten Boden, 38 Proc. auf Waldung und natürliches Weideland und nur 31 Proc. auf Kulturboden; von letzterem aber noch nicht einmal die Hälfte (15 Proc.) auf eigentliches Acker- und Rebland, dagegen die größere Hälfte auf Kulturwiesen. Am besten wird die Landwirthschaft in den Kantonen Zürich, Bern, Schaffhausen, Basel, Aargau, Thurgau, Waadt und Genf betrieben. An Getreide, worunter der Spelz eine Hauptrolle spielt, dessen Anbau sehr ausgedehnt ist, produciren 6 Kantone mehr, als sie brauchen: Basel-Land, Luzern, Schaffhausen, Solothurn, Thurgau und Zug; 5 andere (zum Theil die größten) können in der Regel dem eigenen Verbrauch Genüge leisten: Aargau, Bern, Freiburg, Waadt und Wallis. Alle übrigen Kantone haben mehr oder weniger Mangel an Getreide, der zum Theil durch starke Einfuhr aus Süddeutschland und Italien, zum Theil durch den Anbau von Kartoffeln und durch den Ueberfluß an Milchprodukten ersetzt wird. Hanf und Flachs baut man in allen flacheren Gegenden der S., am meisten in Thurgau, ferner in St.-Gallen und auch in einigen Theilen des Kantons Bern; Tabak (im Ganzen etwa 8000 Ctnr.) am meisten in den ebenen Theilen Freiburgs, Tessins, Berns und der Waadt, hin und wieder auch Safran. Sehr beträchtlich sind die Futterländereien, nicht bloß die natürlichen, sondern auch die künstlichen. Im Ganzen liefert die S. jährlich 45 Millionen Centner Futter, im Werth von $112\frac{1}{2}$ Millionen Francs. Bedeutend ist der Obstbau. Von Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirschbäumen sieht man ganze Waldungen in der inneren, nördlichen, nordwestlichen und nordöstlichen S. Im Tessinischen findet man viele Kastanienbäume, auch in Wallis, in Waadt, im Kanton Zug u. in Graubünden. Beinahe in allen niedrigen Gegenden gedeiht der Wallnußbaum. Mandeln, Feigen und Oliven erzeugt die italienische S. Weinbau wird in den meisten Kantonen getrieben, besonders in Zürich, Waadt, Neuenburg, Tessin, Genf, Basel, Thurgau, St.-Gallen und Schaffhausen, weniger im Aargau, in Wallis, Graubünden, Bern und Freiburg. Man veranschlagt die gesammte Weinproduktion auf 760,000 Säume, wovon auf Waadt 230,000, auf Zürich 160,000 kommen. Erheblich ist die Branntweinbrennerei, welche 3 Millionen Maß Branntwein erzeugt und namentlich Kirschwasser und Absinth zur Ausfuhr bringt. Die Forstkultur ist früher sehr vernachlässigt worden, jetzt aber besonders in den Kantonen Aargau, Zürich, Bern, Waadt, Solothurn und Basel in gutem Stande. Vorzüglich reich an Waldungen sind Bern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Freiburg, St.-Gallen, Graubünden, Aargau, Tessin, Waadt u. Wallis. Nicht hinlänglich Holz haben allein die Kantone Zürich, Luzern und Glarus. Die Rothtannenwaldungen herrschen vor. Die Ausfuhr von Holz ist noch immer eine Quelle großen Gewinns. Der Kanton Tessin exportirt allein jährlich für cirka $1\frac{1}{2}$ Millionen Francs. Bei der

großen Vertheilung des Bodens, an der 4/5 der Bevölkerung Theil nehmen, gibt es keine ausgedehnten Güter, und bei dem starken Viehstande und der beträchtlichen Masse Dungmittel, die er liefert, hat die Vertheilung in viele Sonderwirthschaften nicht die Nachtheile wie anderswo. Ausgezeichnet wegen der vortrefflichen Weiden und einer der vornehmsten Bestandtheile des Nationalreichthums ist die Rindviehzucht. Die Zahl der Rinder ist verhältnißmäßig nicht sehr groß, aber die Racen und Schläge sind durch weltbekannte Schönheit und Ergiebigkeit ausgezeichnet, und in keinem Lande finden sich so große Heerden auf engen Räumen zusammengedrängt. Als die schönsten Racen gelten das Hasli- und Urivieh, zwar von kleinem Körper, aber kräftig und lebhaft; diese sowie das schwyzer und appenzeller Vieh sind zugleich die milchreichsten. Ungemein große Thiere begreift die berner und freiburger Race, doch geben diese einen geringeren Milchertrag. Besonders reich sind die Kantone Uri, Wallis, Appenzell-Innerrhoden, Obwalden und Schwyz, wo 50—80 Stück auf 100 Einwohner kommen. Den Ertrag an Schweizerkäse (500,000 Centner) gibt man zu einem Werthe von mehr als 23 3/4 Millionen Francs an. Die meisten Pferde findet man in Freiburg, Waadt und Bern. Die schweizerischen Pferde sind stark und ausdauernd und namentlich als Saumrosse vortrefflich. Maulthiere und Esel werden in wenigen Kantonen und in geringen Mengen gehalten; nur im Kanton Wallis ist ihre Zahl (1863: 2640) größer als die der Pferde. Die Schafzucht ist vernachlässigt u. gering; die Thiere sind kräftig, aber klein. Am größten ist der Schafstand in Bern, Graubünden, Waadt und Wallis. Für die Veredlung der Art ist durch Einführung der spanischen Merino's vielerlei versucht, aber verhältnißmäßig wenig erreicht worden. Die meisten Bergschafe liefern grobe Wolle. Ziegen werden in den meisten Kantonen, oft zum Nachtheil der Holzungen, in Menge gehalten. Die Zucht des Borstenviehes ist bei weitem nicht so groß als der Verbrauch, weshalb die Einfuhr von allen umliegenden Ländern bedeutend ist. Die Viehzählung von 1866 ergab 100,364 Pferde, 991,722 Rinder, 304,062 Schweine, 445,514 Schafe und 376,020 Ziegen. Federvieh wird am meisten in den Kantonen Bern, Luzern und in einigen Gegenden von Solothurn und Aargau gehalten. Die Bienenzucht ist besonders in den Kantonen Graubünden, Waadt, Solothurn, Wallis, Appenzell und Bern bemerkenswerth. Seidenzucht wird am meisten in Tessin, neuerlich auch in Solothurn, St.-Gallen, Aargau u. Basel mit Erfolg betrieben. Die Jagd, früher ziemlich frei, ist in neueren Zeiten, soweit sie Hochwild, namentlich Gemse angeht, auf wenige Herbstmonate beschränkt worden. Hirsche und Rehe hat die S. fast gar nicht. In Graubünden werden jährlich im Durchschnitt noch 6—8 Bären geschossen; der Steinbock und Luchs sind fast ganz ausgerottet. Die Fischerei ist in fast allen Kantonen ein freier Erwerb. An Metallen hat die S. keinen Ueberfluß; einzelne früher im Bau gewesene Erzlager hat man neuerlich wegen der Höhe der Taglöhne liegen lassen. Etwas Gold wird am Calanda zu Tage gefördert; auf Silber in sehr geringer Ausdehnung am Mürtschenstock (Kanton Glarus) und an einzelnen Stellen in Wallis gebaut. Die jährliche Eisenproduktion wird auf 290,000 Centner veranschlagt. Die bedeutendsten Eisenlager finden sich im Jura, besonders im Kanton Bern, und in Solothurn; außerdem gewinnt man es noch in Schaffhausen, St.-Gallen, Graubünden, Wallis und Neuenburg. Einiges Kupfer produciren die Kantone Graubünden, Wallis und Glarus; die beiden ersteren besitzen auch mehre Bergwerke auf Bleierze. Dagegen hat die S. eine große Mannichfaltigkeit an Steinen. Marmor von allen Farben findet man häufig (am schönsten in Unterwalden, Graubünden und Solothurn). Andere nutzbare Steine sind Alabaster, Gyps, Lavezsteine (Topfsteine), Serpentin, Bergkrystalle. Rühmlich bekannt sind die Brüche von schwarzen Schieferplatten im Plattenberg beim Dorfe Matt (Kanton Glarus) und die Schieferbrüche in Wallis, Bern, Graubünden. Thon macht in vielen Gegenden einen Hauptbestandtheil des Bodens aus, so im Kanton Zürich; an einigen Orten findet sich Porzellanerde. Bei dem großen Bedarf an Salz (jährlich etwa 600,000 Ctnr.) war die Auffindung großer Salzlager im Kanton Basel-Land ein sehr glückliches Ereigniß; man gewinnt daselbst in der Saline von Schweizerhall jährlich bereits 150,000 Centner. Außerdem sind Salzwerke zu Bex in Waadt, bei Rheinfelden und Ryburg im Aargau in Benutzung, so daß die jährliche Produktion jetzt etwa 530,000 Ctnr. beträgt. Der Kohlenreichthum der S. ist nur gering und das Land bedarf daher der fremden Zufuhr. Steinkohlen finden sich in Wallis, Bern, Waadt und Freiburg; Braunkohlen in Zürich, St.-Gallen und Thurgau. In bedeutenden Mengen wird dagegen Asphalt in Neuenburg und am Dent de Vaulion in Waadt zu Tage gefördert. Torf kommt in fast allen Kantonen vor, am reichlichsten in Neuenburg, Luzern, Freiburg, Zug &c. In Aargau gibt es viele Torfstechereien, die Gewinn bringen. Kein Land ist wohl reicher an Heilquellen und Bädern als die S. Man zählt 22 Bäder ersten und 224 zweiten Rangs und außerdem noch mehr als 350 bekannte Heilquellen. Die berühmtesten sind: die Thermen von Baden im Aargau, die ältesten und besuchtesten; das Bad Schinznach, ebenfalls in Aargau; das Pfeffersbad in St.-Gallen; das Gurnigelbad in Bern; die Schwefelquellen von Leuk in Wallis; die Heilquellen St. Moritz, Alvenen u. Schuls-Tarasp in Graubünden; die Jodquellen von Saxon in Wallis; die Salzquellen von Bex in Waadt &c.

Die Industrie der S. ist im Verhältniß zur Größe und Bevölkerung des Landes bedeutend zu nennen, namentlich in der östlichen, nächstdem in der westlichen und nördlichen S. In den Kantonen St.-Gallen, Appenzell, Aargau, Thurgau, Glarus, Luzern und Bern (Emmenthal) ward ziemlich starke Leinenfabrikation betrieben, die jedoch in neuerer Zeit von jener der Baumwolle (mit Ausnahme derjenigen des Kantons Bern) fast ganz verdrängt ist. Obwohl noch immer einige Ausfuhr von Leinwand nach dem Süden Europa's und nach Amerika besteht, so wird sie doch weit überwogen durch die Einfuhr

an Gespinnst und Geweben aus England, Belgien und Deutschland. Wollene und halbwollene Zeuche werden namentlich in den Kantonen Bern (Frutigen), Zürich und Glarus, dann auch im Aargau und im Kanton Solothurn verfertigt. Doch werden an Wollstoffen jährlich noch für 33½ Millionen Francs eingeführt. Der Hauptmanufakturzweig der S. ist aber die Baumwollindustrie, rücksichtlich welcher die S. in Europa den dritten Rang einnimmt. Sie beschäftigt etwa 60,000 Arbeiter und ergibt einen Produktionswerth von ungefähr 40 Millionen Thalern. Die Baumwollspinnerei befindet sich auf der höchsten Stufe der Ausbildung und unterhält (Anfangs 1862) 1,700,000 Spindeln in Bewegung. Sie ist am bedeutendsten in Zürich, wo sich 1865 78 Spinnereien mit 607,282 Spindeln fanden, demnächst in den Kantonen Glarus (200,000 Sp.), Aargau, St.-Gallen und Zug; außerdem wird sie noch in Schwyz, Thurgau, Bern, Basel und Schaffhausen betrieben. Die Baumwollweberei ist über alle Kantone verbreitet, am stärksten in den Kantonen St.-Gallen und Appenzell, dann in Zürich, Thurgau und Aargau. Die Handweberei, die auf etwa 100,000 Stühlen als Hausindustrie betrieben wird, liefert treffliche Waare. Für die Maschinenweberei sind ungefähr 20,000 mechanische Stühle in Bewegung. Berühmt sind besonders die broschirten und gestickten undichten Waaren von St.-Gallen, Appenzell und Thurgau. Die Ausfuhr an Baumwollwaaren betrug 1864 162,822 Ctnr., die Einfuhr 24,639 Ctnr. Die Stoffdruckerei ist besonders in den Kantonen Glarus und Zürich zu Hause; auf sehr hoher Stufe befindet sich die Türkischrothfärberei, und unübertroffen sind die schweizerischen rothen Garne, die Adrianopeltücher rc. Ferner bestehen in der S. ungefähr 100 Bleichereien. Auch die Weißstickerei wird namentlich in St.-Gallen und Appenzell, mit ungemeinem Geschick und großem Erfolg betrieben und sendet ihre Erzeugnisse nach allen Ländern der Welt. Die Seidenindustrie ist für die S. von der größten Bedeutung. Die Produktion von Rohseide (etwa 1000 Ctnr. jährlich) ist nur in den südlichen Landestheilen, besonders in Tessin zu Hause; die Fabrikation von Seidenwaaren hat ihren Sitz vorzüglich in den Kantonen Zürich und Basel, dann in Bern, Solothurn, Aargau und Thurgau. Sie zerfällt in 2 Hauptzweige, die Seidenstoff- und Bandfabrikation. Die erstere, welche ihren Hauptsitz in Zürich und dessen Umgegend hat, liefert vorzüglich glatte Seidenstoffe; die letztere, in großem Maßstabe besonders in und um Basel betrieben, liefert alle Arten von Modebändern, und zwar, wie die vorige, größtentheils auf Stühlen, die in den Wohnungen der Arbeiter stehen. Der Werth der im Lande verarbeiteten Rohseide wird auf 55,332,000 Francs, nach der Bearbeitung auf 209,742,960 Francs (nahezu 56 Mill. Thlr.) und die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter auf 40,000 Personen veranschlagt. Die Spitzenfabrikation in Leinen, Baumwolle und Seide war früher ausgedehnt in den Kantonen Waadt und Neuenburg. Von Bedeutung ist die Strohflechterei in den Kantonen Aargau und Freiburg, deren Export 1855 auf 12 Mill. Francs geschätzt wurde; sie mag etwa 70,000 Personen beschäftigen. Die Gerberei, die in allen Kantonen betrieben wird, liefert vornehmlich Sohlenleder. Die schweizer Papiere erlangten schon im vorigen Jahrhundert neben den holländischen einen Namen in Europa, und Basel namentlich lieferte durch Stärke, Weiße und Feinheit ausgezeichnetes Papier. Man zählt in der S. überhaupt gegen 50 Papiermühlen, davon 8 zu Basel. Neuerlich sind bei Basel und Zürich mechanische Anlagen dieser Art gemacht worden, von denen besonders die an der Sihl bei Zürich hervorzuheben ist. Die Pappindustrie blüht in Schaffhausen, Zürich u. Waadt; die Holzschnitzerei besonders im berner Oberlande, von wo geschnitzte Möbel bis nach Paris und London gehen. Auch die Fournirschneiderei und Fabrikation von Drechslerwaaren rc. ist bedeutend entwickelt. Für musikalische Instrumente (besonders Pianoforte's und Orgeln) arbeitet namentlich die Stadt Zürich. Außer den Hüttenwerken, welche an den angegebenen Fundorten der Metalle im Gange sind, gibt es noch einige Eisen- und Kupferhämmer, die aus anderen Kantonen oder aus dem Auslande bezogenes Metall verarbeiten. In genauer Verbindung mit den Eisenwerken und dieselben sehr fördernd steht die Maschinenfabrikation, für welche viele, zum Theil großartige Etablissements errichtet sind. Den ersten Rang unter allen behaupten die Fabriken in Zürich, Winterthur und Genf. Die Gesammtzahl der beschäftigten Arbeiter beträgt ungefähr 12,000. Nicht unwichtig ist auch die Schlosserei, welche schöne Leistungen im künstlerischen Sinne nachweist, sowie die Verfertigung von Messerwaaren in Bern, Aarau (hier auch Fabrik für mathematische und optische Instrumente) und Zurzach, deren Arbeiten selbst im Ausland sehr geschätzt sind. Zur besonderen Vollendung ausgebildet sind die Uhrmacherwerkzeuge und die waadtländischen Uhrmacherfeilen, nicht minder gewisse Arten von Feuergewehren. Ausgezeichnete Stahlwaaren liefern auch Thäler im Jura, namentlich das Jouxthal im Kanton Waadt. Berühmt sind die Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren, welche in Genf, dann auch in Neuenburg und besonders in Locle und La-Chaux-de-Fonds verfertigt werden. Aber der interessanteste Zweig der schweizerischen Industrie ist die Uhrenfabrikation, mit der in Europa nur England und Frankreich konkurriren. Sie wird vorzüglich in den Kantonen Bern, Waadt, Genf, hauptsächlich aber in Neuenburg (mit La-Chaux-de-Fonds, dem Hauptstapelplatz für schweizerische Uhren) betrieben, beschäftigt im Ganzen etwa 40,000 Personen und erzielt einen jährlichen Produktionswerth von ungefähr 27 Millionen Thlrn. Im Jahre 1856 berechnete man die Zahl der gefertigten Uhren auf 1,100,000 Stück; der Export betrug 1864 2631 Ctnr. Durch einen glücklichen Zufall in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden, ist diese Uhrenindustrie, ohne irgend einen Schutz als den, welchen die Gewerbs- und Handelsfreiheit gewährt, ja sogar im Kampfe mit Einfuhrzöllen und Einfuhrverboten der meisten europäischen Staaten, zu einer solchen Ausdehnung gekommen, daß sie die ganze civilisirte Welt mit ihren Fabrikaten versorgt. Ziege-

leien sind fast in allen Kantonen, Porzellan producirt die S. nicht; aber Fayence wird in mehren großen Etablissements (bei Zürich und Genf) erzeugt. Steingut und andere Thonwaaren liefern Winterthur und Schaffhausen, Wasserleitungsröhren Solothurn und Winterthur, treffliche Oefen Zürich. Die Glasproduktion genügt dem einheimischen Bedürfniß nicht. Von den 8 bestehenden Glashütten nimmt die im Jura gelegene Bernerhütte in Bezug auf Tafelglas und die Walliserhütte in Bezug auf Hohlglas eine hervorragende Stelle ein. Genf hat eine bedeutende Spiegelfabrik, Solothurn ist berühmt durch seine optischen Gläser. Bierbrauerei und Zuckerfabrikation sind von keinem Belang. Bekannt ist die S. noch durch die Bereitung von Wermuthgeist und Kirschwasser, für welche der neuenburger Jura die Hauptstätte ist und die 1864 6970 Ctnr. zur Ausfuhr ergab. Die Tabaksfabrikation (1861 9312 Ctnr.) ist in den Kantonen Bern und Aargau am stärksten.

Die S. gehört zu den bedeutendsten Handelsstaaten Europa's; namentlich ist der auswärtige Handel durch die mächtige einheimische Industrie, den regen Spekulationsgeist der Bewohner und die auf dem Princip des Freihandels beruhende Zollgesetzgebung auf eine staunenswerthe Höhe gebracht. Das eidgenössische statistische Bureau berechnet, daß 1862 der Werth der Waareneinfuhr zum Verbrauche etwa 457,2 Millionen Francs und der Werth der Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse 417,8 Millionen Francs betragen habe. Die Hauptartikel der Einfuhr sind Getreide, Kolonialwaaren, Getränke, Viktualien und Fabrikate, besonders in Wolle und Leinen. Unter den Objekten der Ausfuhr an landwirthschaftlichen Erzeugnissen stehen obenan: Schlachtvieh, Käse, Butter, Häute und Holz; dann folgen gedörrtes Obst, Wein, Apothekerpflanzen &c. Hauptausfuhrartikel der Manufakturen sind Baumwollzeuche, Seidenstoffe und Seidenbänder, Uhren, Uhrmacherwerkzeuge, Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren. Endlich tragen Strohhüte und Flechten, Papier, gestickte Waaren, Spitzen, Holzarbeiten, Kirschwasser, Maschinen, feine Stahlwaaren, besonders feine Werkzeuge, mathematische Instrumente, Spieldosen, Schießpulver, Holzkohlen &c. nicht wenig bei, dem Exportverkehr eine größere Bedeutung zu verleihen. Die Städte Zürich, Glarus, St.-Gallen, Neuenburg, namentlich aber Basel und Genf sind die Niederlagen für den äußeren Handel. Weitaus der größte Theil der Ausfuhr geht nach überseeischen Ländern. Nicht minder lebendig als der auswärtige ist auch der Binnenhandel, welcher in den Städten Basel, Genf, Bern, Zürich und Luzern seine Hauptsitze hat. Die S. bildet seit dem 1. Febr. 1850 dem Auslande gegenüber ein einziges Zollgebiet. Der gegenwärtige Zolltarif (vom 27. Aug. 1851) bestimmt wohl fast für alle Gegenstände Ein-, Aus- und Durchfuhrabgaben, doch sind diese lediglich Finanzzölle und gering angesetzt. Dafür wurden alle den Verkehr belästigenden Binnenzölle, Weg- und Brückengelder aufgehoben, wofür der Bund den Kantonen eine jährliche Entschädigung von 2,350,000 Francs bezahlt. Von den Handelsverträgen, welche die S. in neuester Zeit mit fremden Staaten abgeschlossen hat, sind die wichtigsten der mit Großbritannien vom 6. Sept. 1855, mit Belgien vom 11. Dec. 1862, mit Frankreich vom 30. Juni 1864. Für den Straßenbau ist seit Anfang dieses Jahrhunderts und für Förderung des Postwesens durch Centralisation desselben seit 1848 viel gethan worden. An Kantonalstraßen hat die S. 3000 Kilometer und steht in dieser Beziehung nicht leicht einem anderen Lande des europäischen Kontinents nach. Auf allen größeren Seen ist eine lebhafte Dampfschifffahrt im Gang. Ein vollständiges Eisenbahnnetz nach allen Hauptrichtungen überdeckt die industrielle S. Mitte Juni 1865 belief sich die Länge der im Betrieb befindlichen Eisenbahnen auf 1336,4 Kilometer (180,4 Meilen), so daß bereits auf 4,1 □Meilen 1 Meile Eisenbahn kommt. Die bedeutendsten Bahnen sind: die Nordostbahn (in den Kantonen Thurgau, Zürich, Aargau u. Schaffhausen, 199,66 Kil.); die Centralbahn (in Basel, Solothurn, Aargau, Luzern u. Bern, 250,72 Kil.); die vereinigten Schweizerbahnen (Graubünden, St.-Gallen, Thurgau, Zürich u. Glarus, 270 Kil.) u. die Westbahn (im Waadtlande, 149,84 Kil.). Das Telegraphennetz hatte Anfangs 1865 eine Ausdehnung von 3321 Kil. (692 Stunden); die Länge der dabei in Betrieb stehenden Drähte betrug 5481 Kil. (1142 Stunden). Der im Münzwesen früher herrschenden Verwirrung ist durch Einführung des französischen Münzfußes (1850) gesteuert worden. Man rechnet demgemäß nach Franken zu 100 Rappen oder Centimen (1 Frank = 8 Sgr.). Geprägt werden in Silber: 5-, 2-, 1- u. $\frac{1}{2}$-Frankstücke, in Billon (Silberscheidemünze) Stücke zu 20, 10 und 5 Rappen, in Kupfer Stücke zu 2 und 1 Rappen. Goldmünzen gibt es nicht, ebenso wenig Staatspapiergeld. Neue Maße und Gewichte, für alle Kantone gleichförmig, wurden durch Bundesgesetz vom 23. Dec. 1851 eingeführt, nämlich der Fuß = 10 Zoll à 10 Linien à 10 Striche = $\frac{3}{10}$ Meter; die Elle = 2 Fuß, der Stab = 4 F., das Klafter = 6 F., die Ruthe = 10 F.; die Wegstunde = 16,000 F. = 0,647 geograpische Meile; die Juchart (Feldmaß) = 40,000 Quadratfuß = 36 französische Aren; das Malter (Getreidemaß) = 10 Viertel à 10 Immi, das Viertel = 15 franz. Liter; die Maß (Flüssigkeitsmaß) = 2 Halbe à 2 Schoppen = $1\frac{1}{2}$ Liter, der Eimer = 25, die Ohm oder der Saum = 100 Maß; der Centner = 100 Pfund à 32 Loth, das Pfd. = $\frac{1}{2}$ Kilogramm = 1 deutsches Zollpfund. Von den zahlreichen Banken sind als die bedeutendsten zu nennen: die Kantonalbank von Bern (seit 1833), mehre Banken in Zürich, St.-Gallen, Genf, Basel, Luzern. Der im Allgemeinen in der S. herrschende bedeutende Wohlstand ist nicht zu ungleich vertheilt. Eine ansehnliche Quelle des Einkommens in der S. macht das Millionen betragende Kapital aus, welches jährlich durch die große Zahl der Reisenden in Umlauf gesetzt wird.

Das Unterrichtswesen der protestantischen u. der gemischten Kantone hat seit 1830 einen großen Aufschwung genommen und befindet sich jetzt fast überall (namentlich in Bern, Zürich, Basel, St.-Gallen, Aargau, Waadt, Genf), in sehr gutem Zustande. Es ist durchgehends Sache der einzelnen

Kantone, und zwar so, daß in der Regel der Staat für den höheren Unterricht Sorge trägt, während bei Erhaltung für Volksschulen die Gemeinden in erster Reihe betheiligt sind. Nur das Militärschulwesen u. das Polytechnikum (s. unten) fallen in das Ressort des Bundes, der sich auch die Gründung einer eidgenössischen Universität vorbehalten hat. Die Aufsicht über die Schulanstalten in jedem Kanton ist einem Erziehungs- oder Schulrath übertragen, der unter der Oberleitung einer obersten Verwaltungsbehörde steht, und dessen Mitglieder meist von der Volksvertretung gewählt werden. Der Volksschulunterricht ist, mit Ausnahme der Kantone Genf, Schwyz, Uri u. Unterwalden, obligatorisch. Für denselben bestehen gegenwärtig etwa 7000 Anstalten (Primärschulen), außer welchen es noch Sonntags-, Arbeits-, Handwerkerschulen, ferner 15 Taubstummen- und 4 Blindenanstalten gibt. Die Lehrer und Lehrerinnen finden ihre Ausbildung in 21 Seminarien. Als Institute höherer Volksbildung bestehen viele Sekundär-, Real- und Industrieschulen, deren Zahl sich 1863 auf 260 belief. Der gelehrte Unterricht wird in 35 Gymnasien (wovon 24 mit Real- oder Industrieschulen verbunden sind), 7 Progymnasien (alle mit Realschulen verbunden) und einer lateinischen Schule, also zusammen in 43 Anstalten ertheilt, die zusammen von etwa 3500 Schülern besucht werden. Als Hochschulen sind zu nennen: 3 Universitäten (Basel, Zürich und Bern, mit je 4 Fakultäten, 167 Docenten und 1865 522 Studirenden), 3 Akademien (Genf und Lausanne für Theologie, Jurisprudenz und Literatur und Freiburg für Jurisprudenz und Naturwissenschaft), ein Auditorium (zu Neuenburg, mit zweijährigem Kursus für Philosophie, Philologie, Mathematik, Geschichte ꝛc.), 3 Lyceen (Lugano, Einsiedeln und Sitten), 8 theologische Lehranstalten und eine polytechnische Schule (zu Zürich). Letztere, 1854 errichtet, umfaßt 6 Abtheilungen und zählte 1864 63 Professoren ꝛc. und 684 Schüler (davon 300 Ausländer). Von Speciallehranstalten erwähnen wir: die Gewerbschule, die Schule der schönen Künste und die Uhrmacherschule in Genf, die Bauschule in Lausanne, die Thierarzneischule in Zürich, zahlreiche Handelsschulen und landwirthschaftliche Anstalten. Unter den Militärlehranstalten steht die eidgenössische Centralmilitärschule zu Thun obenan. Die bedeutendsten Bibliotheken sind die Kantonsbibliothek zu Luzern (80,000 Bände), die Universitätsbibliothek zu Basel (80,000 Bde.), die Stadtbibliothek zu Zürich (70,000 Bde.) und die Kantonalbibliothek zu Lausanne (50,000 Bde.). Dem vorherrschenden Charakter der Bildung entsprechend, ist auch der der Literatur wesentlich ein populärer. Bei weitem überwiegend ist die periodische Presse, die im vollsten Sinne des Wortes frei ist. Es bedarf zur Herausgabe von Zeitschriften und Zeitungen, deren gegenwärtig mehr als 300 erscheinen, weder einer Koncession, noch einer Kaution. Die Masse der literarischen Erzeugnisse der S. für den eigentlichen Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß wie in Deutschland und Frankreich. Unter den Wissenschaften sind Heilkunde, Naturkunde und Mathematik stets am meisten gepflegt worden. Die Namen Johann Geßner, Haller, Bernoulli, Euler, Merian, Tissot, Saussure, Bonnet, Decandolle und Deluc sind ebenso berühmt als in anderen Zweigen der Forschung und Produktion die eines J. J. Rousseau, Lavater, Breitinger, Sulzer, Johannes von Müller, Pestalozzi, Zimmermann ꝛc. Die politische Beredsamkeit hat Fortschritte gemacht, die Dichtkunst dagegen nicht viel bedeutende Namen aufzuweisen. Besser steht es in dieser Beziehung in der französischen als in der deutschen S. Bekannt sind indeß aus der deutschen S. die Dichter Haller, Geßner und Salis. Den letzteren reihen sich aus der neuesten Zeit einige schätzenswerthe Talente, wie Gottfried Keller u. A., an. Die meisten ausgezeichneten Männer der Wissenschaft, welche die S. aufzuweisen hat, gehören den Protestanten an, und zwar den französisch und deutsch redenden im gleichen Maße. Dagegen haben die Katholiken mehr Künstler aufzuweisen, und insbesondere hat die italienische S. in den Künsten der Malerei, Bildhauerei und Baukunst mehr tüchtige Männer hervorgebracht als alle übrigen Kantone zusammen. Nächst Tessin haben Zürich und Genf die besten Maler und Zeichner aufzuweisen. Basel erzeugte bloß einen berühmten Maler, Holbein. Vom Staate aus geschieht nicht viel für die Hebung der Künste, desto mehr aber auf dem Wege der Association durch jährliche Gemäldeausstellungen in den 3 Hauptstadten der deutschen S. Auch finden sich in manchen Sammlungen reicher Privaten und der Städte Gemälde, die selbst großen Gallerien Ehre machen würden. Weniger geschieht für Bildhauerei und Baukunst. Die Musik zählt verhältnißmäßig die meisten und eifrigsten Freunde, doch gehen in dieser Beziehung die protestantischen Kantone voran. Ein stehendes Theater fehlt noch, wiewohl größere Schauspielhäuser in mehren Städten, wie Basel, Bern, Genf, Zürich, zu finden sind. Ausgebreiteter als in irgend einem anderen Lande ist in der S. das Vereinswesen. Es gibt sowohl allgemeine Lesevereine, als solche, die bloß einen Theil der Wissenschaften umfassen, arbeitende Gesellschaften, ferner solche Vereine, die sich auf ganze Kantone oder die ganze S. erstrecken. Die älteste dieser Verbindungen ist die 1763 gestiftete helvetische Gesellschaft. Große Theilnahme fand die schweizer gemeinnützige Gesellschaft, die ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Erziehungswesen, den Gewerbfleiß, das Armenwesen, die Gefängnißpflege ꝛc. richtet. Außerdem sind zu nennen die naturforschenden und antiquarischen Gesellschaften in Genf, Zürich, Basel, die historischen Vereine von Waadt, Freiburg ꝛc.; die schweizerische statistische Gesellschaft, der allgemeine schweizerische Juristenverein, der schweizerische Ingenieur- und Architektenverein, die reformirte Predigergesellschaft; der Verein schweizerischer Künstler und Kunstfreunde, die schweizerische Musikgesellschaft, sowie zahlreiche landwirthschaftliche u. industrielle Vereine. Alle diese Vereine entstehen ohne Mitwirkung der Regierungen. Die S. ist in der Stiftung solcher Associationen den meisten andern Staaten vorangegangen, wie namentlich in der einer wandernden naturforschenden Gesellschaft, der erst Oken in Deutschland Nachahmung verschafft hat. Die zahlreichsten Vereine in der S.

sind aber die Schützengesellschaften, deren Verbindungspunkt jetzt die große eidgenössische Schützengesellschaft ist, die mehre tausend Mitglieder zählt und alle 2 Jahre ihr gemeinsames Freischießen feiert.

Die Nationalkirchen der S. sind die evangelisch-reformirte und die römisch-katholische. Die Organisation der ersteren beruht fast in allen protestantischen und paritätischen Kantonen auf der Synodal- und Presbyterialverfassung, die sich jedoch in den verschiedenen Kantonen auf verschiedene Weise gestaltet hat. Die Regel ist, daß die Synode als die oberste Vertretung einer jeden evangelisch-reformirten Kantonalkirche fungirt, welche in allen Glaubenssachen u. rein kirchlichen Gegenständen, unter Vorbehalt der Genehmigung durch die oberste Landesbehörde, zu beschließen hat, während ihr in Glarus, Schaffhausen und Appenzell-Außerrhoden nur eine begutachtende Stellung und das Antragsrecht zugewiesen sind. Die Zusammensetzung der Synoden ist nicht in allen Staaten gleich. Als oberste kirchliche Aufsichts- u. Verwaltungsbehörde ist der Kirchenrath bestimmt. Die Gesammtzahl der reformirten Pfarrstellen wird zu 1036 angegeben. Die katholische Kirche zählt 5 Bisthümer, die unmittelbar unter dem Papste stehen, nämlich Basel, Chur, St.-Gallen, Lausanne-Genf, Sitten. Daneben gehören der Kanton Tessin und 2 Thäler Graubündens zu den Diöcesen von Mailand u. Como. Im Ganzen zählt die katholische S. (1860) 1141 Pfarreien, 2219 Weltpriester, 41 Mannsklöster mit 520 Mönchen u. 70 Frauenklöster mit 1644 Nonnen. Am verbreitetsten sind die Orden der Kapuziner (31) und der Franciskanerinnen (15 Klöster).

Nach der gegenwärtigen Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft, vom 12. September 1848, ist der frühere eidgenössische Staatenbund in einen Bundesstaat umgewandelt; die einzelnen Kantone sind souverän, soweit ihre Souveränetät nicht durch die Bundesverfassung beschränkt wird. Die hauptsächlichsten Bestimmungen sind folgende: Zweck des Bundes ist Wahrung der Unabhängigkeit gegen Außen, Handhabung der inneren Ruhe und Ordnung, Schutz der Freiheit und Rechte der Eidgenossen, Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt. Es gibt in der S. keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts und der Personen, alle Schweizer sind gleich vor dem Gesetz. Das Gebiet der Kantone wird durch den Bund gewährleistet. Der Bund übernimmt auch die Gewährleistung der Kantonalverfassungen, wenn diese Bundesverfassungswidriges enthalten, und sichert die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen Formen. Der Bund hat das ausschließliche Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge einzugehen und den diplomatischen Verkehr zwischen Kantonen u. mit auswärtigen Regierungen zu vermitteln. Politische Sonderbündnisse u. Verträge zwischen den Kantonen sind verboten. Pensionen, Gehalte, Titel, Geschenke oder Orden von Seiten auswärtiger Regierungen anzunehmen, ist den Mitgliedern der Bundesbehörden, den eidgenössischen Civil- und Militärbeamten verboten. Der Bund ist nicht berechtigt, stehende Truppen zu halten; auch darf ohne Bewilligung der Bundesbehörde kein Kanton mehr als 300 Mann stehendes Militär besitzen. Verboten ist alle Selbsthülfe bei Streitigkeiten der Kantone unter sich. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig; die Militärorganisation wird durch ein Bundesgesetz geregelt. Der Bund ist berechtigt, im Interesse der Eidgenossenschaft auf Kosten derselben öffentliche Werke zu errichten oder ihre Errichtung zu unterstützen. Das Zollwesen ist, sowie das Postwesen, Sache des Bundes, welcher auch die Oberaufsicht über die wichtigeren Straßen und Brücken ausübt. Ebenso kommen ihm die Ausübung aller im Münzregal begriffenen Rechte, die Regelung von Maß und Gewicht, die Fabrikation und der Verkauf von Schießpulver ausschließlich zu. Alle Schweizer christlicher Konfession haben in der ganzen S. das Niederlassungsrecht. Jeder Kantonsbürger ist zugleich Schweizerbürger und kann als solcher seine politischen Rechte in jedem Kanton ausüben, in welchem er sich niedergelassen hat. Gewährleistet ist freie Ausübung des Gottesdienstes in der ganzen S. für die anerkannten christlichen Gemeinden. Die Emancipation der Juden ist vom Bunde nicht garantirt, doch gibt es nur noch wenige Kantone, die denselben die Rechtsgleichheit vorenthalten, und es wurde auch die Aufhebung der in der Bundesverfassung aufgestellten Ungleichheit der Glaubensbekenntnisse durch den Beschluß der Bundesversammlung vom 30. Sept. 1864 bereits eingeleitet. Gewährleistet wird endlich: Preßfreiheit, das Vereins- und Petitionsrecht, die Vollziehung der Civilurtheile schweizerischer Gerichte in der ganzen S., die Abschaffung aller Abzugsrechte, die Freizügigkeit gegen das Ausland, das Verbot aller Ausnahmsgerichte, die Auslieferung von Angeklagten (mit Ausnahme von politischen und Preßvergehen) von einem Kanton an den andern, die Abschaffung der Todesstrafe für politische Vergehen und die Ausschließung des Jesuitenordens und der ihm affiliirten Gesellschaften aus der ganzen S. Die oberste Bundesgewalt übt die Bundesversammlung aus, welche aus dem Nationalrath und dem Ständerath besteht. Der Nationalrath wird von allen Aktivbürgern der S., die das 20. Jahr zurückgelegt haben, direkt und für 3 Jahre, und zwar auf je 20,000 Seelen Ein Mitglied, gewählt. Wählbar ist jeder stimmberechtigte Schweizer weltlichen Standes; naturalisirte Schweizer jedoch erst, nachdem sie 5 Jahre das Bürgerrecht genossen. Der Ständerath besteht aus 44 Mitgliedern der Kantone (je 2 aus jedem ganzen Kanton, eins aus jedem Halbkanton). Mitglieder des Nationalraths u. des Bundesraths können nicht zugleich Mitglieder des Ständeraths sein, und umgekehrt. Die Gegenstände, welche in den Geschäftskreis beider Räthe fallen, sind insbesondere Gesetze und Beschlüsse zur Ausführung der Bundesverfassung; Bündnisse und Verträge mit dem Auslande, sowie die Gutheißung von Verträgen der Kantone unter sich oder mit dem Auslande; Maßregeln für die äußere Sicherheit, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse; Garantie der Verfassungen und des Gebiets der Kantone; Maßregeln für die innere Sicherheit und für Handhabung von Ruhe und Ordnung;

gesetzliche Bestimmungen über Organisation des eidgenössischen Militärwesens und Verfügungen über das Bundesheer; Festsetzungen der eidgenössischen Mannschafts- und Geldskala; Anleihen; Gesetze und Beschlüsse über Zölle, Postwesen, Münzen, Maß und Gewicht ꝛc.; die Oberaufsicht über die eidgenössische Verwaltung und Rechtspflege; staatsrechtliche Streitigkeiten unter den Kantonen, Kompetenzstreitigkeiten zwischen Bund und Kantonen, Revision der Verfassung ꝛc. Letztere kann zu jeder Zeit vorgenommen werden und geschieht auf dem Wege der Bundesgesetzgebung. Bei Widerspruch beider Räthe über die Revisionsfrage oder auf Verlangen von 50,000 stimmberechtigten Schweizerbürgern muß die Frage, ob Revision Statt finden soll, dem schweizerischen Volke vorgelegt werden. Die revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger und von der Mehrheit der Kantone angenommen ist. Beide Räthe, deren Mitglieder ohne Instruktion stimmen, versammeln sich regelmäßig jedes Jahr am festzusetzenden Tage zu ordentlicher Sitzung, sowie außerordentlich auf Beschluß des Bundesraths, oder auf Verlangen von einem Viertel des Nationalraths oder von 5 Kantonen. Nach regelmäßig öffentlicher Verhandlung entscheidet die Mehrheit der Stimmenden. Jeder Rath verhandelt abgesondert; nur für Wahlen, Ausübung des Begnadigungsrechts und Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten versammeln sich beide Räthe zu gemeinschaftlicher Berathung und Beschlußfassung. Die oberste vollziehende und leitende Behörde ist der aus 7 Mitgliedern, die von der Bundesversammlung für je 3 Jahre aus allen zum Nationalrath wählbaren Schweizerbürgern gewählt werden, bestehende **Bundesrath**. Den Vorsitz führt der Bundespräsident, welcher, wie auch der Vicepräsident, von den vereinigten Räthen für jedes Jahr gewählt wird. Die Mitglieder des Bundesraths haben in beiden Abtheilungen der Bundesversammlung berathende Stimme und das Recht, über den Gegenstand der Berathung Anträge zu stellen. Seine Geschäfte sind nach Departements unter die einzelnen Mitglieder vertheilt, doch geht jede Entscheidung vom Bundesrath als Behörde aus. Ein **Bundesgericht** von 11 auf 3 Jahre gewählten Mitgliedern übt die in den Bereich des Bundes fallende Rechtspflege aus. Es urtheilt nach öffentlichem und mündlichem Verfahren als Civilgericht über Streitigkeiten von nicht staatsrechtlicher Natur zwischen Kantonen, sowie des Bundes mit einem Kanton, und als Assisengericht, mit Zuziehung der die Thatfrage entscheidenden Geschwornen über Hochverrath gegen die Eidgenossenschaft, Aufruhr und Gewaltthat gegen die Bundesbehörden, völkerrechtliche Verbrechen und Vergehen, sowie alle eine eidgenössische bewaffnete Intervention veranlassenden politischen Verbrechen und Vergehen. Die Leitung der **Bundesverwaltung** ist dem Bundesrath übertragen, dessen Geschäfte nach Departements unter die einzelnen Mitglieder vertheilt werden. Es gibt 7 Departements: das politische, das des Innern und des Bauwesens, das Justiz- und Polizeidepartement, das Militärdepartement, das Finanzdepartement, das Handels- und Zolldepartement und das Postdepartement. Alle Beamte der Eidgenossenschaft sind für ihre Geschäftsführung verantwortlich. Was endlich den **Bundeshaushalt** betrifft, so betrugen 1864 die gesammten Einnahmen des Bundes 18,979,125 Francs 99 Rappen, die gesammten Ausgaben 18,716,242 Francs 60 Rappen. Die wichtigsten Quellen der Einnahme sind die Zölle (8,735,275 Francs), das Postregal (7,950,131 Francs), das Telegraphen- (749,341 Francs) und das Pulverregal (982,546 Francs). Der Ertrag der Liegenschaften und angelegten Kapitalien betrug 192,066 Francs. Von den Ausgaben kamen auf allgemeine Verwaltungskosten 324,834 Francs, auf die einzelnen Departements 1,090,823 Francs, auf die Militärverwaltung 3,429,328 Francs, Postverwaltung 7,950,132 Francs, Zollverwaltung 3,479,083 Francs. Der Stand des eidgenössischen Staatsvermögens ist ein sehr günstiger; er ergab am 31. Dec. 1864 16,325,393 Francs Aktiva, 4,301,136 Francs Passiva. In außerordentlichen Fällen haben die Kantone Geldbeiträge an den Bund zu entrichten, die jedoch nur auf Beschluß der Bundesversammlung erhoben werden können. Solche Beiträge werden nach Verhältniß einer Geldskala geleistet, die alle 20 Jahre einer Revision unterworfen wird. Bundeshauptstadt ist Bern.

Das durchgreifende Princip der schweizerischen Eidgenossenschaft ist das der **Volkssouveränetät**, wovon alle übrigen Volksrechte nur Ausflüsse sind und wonach in allen Kantonen Abänderungen in den Grundgesetzen nur mit Zustimmung der Mehrheit der Staatsbürger erfolgen können. Nach Maßgabe der größeren oder geringeren rechtlichen Betheiligung des Volks an der Gesetzgebung bilden die sogenannten reinen Demokratien: Uri, Ob- und Nidwalden, Glarus und die beiden Appenzell die eine Gruppe der Kantonsverfassungen. Die höchste gesetzgebende Behörde ist hier die Landesgemeinde oder die in der Regel jährlich einmal und für einen Tag Statt findende Versammlung aller Staatsbürger. Ihr muß Rechnung abgelegt werden; sie wählt die ersten und sodann die andern Staatsbeamten; sie schließt Staatsanleihen ab und genehmigt oder verwirft die Kantonalgesetze und Staatsverträge, meist durch Abstimmung mit Ja oder Nein. Daneben ist in jedem der 6 Kantone eine Volksvertretung oder Vertretung der Landesgemeinde eingeführt, die großer Rath, dreifacher Rath, Landrath ꝛc. genannt wird, und welche namentlich die Initiative in der Gesetzgebung, die Interpretation der Gesetze, die Ueberwachung der Verwaltung und meist auch die Bestimmung des Budgets ꝛc. zu besorgen hat. Sie ist unter dem Vorsitze des „regierenden Landammans“, welcher auch der Landesgemeinde vorsteht, aus den Mitgliedern der Regierungsbehörden und aus einer Anzahl von Abgeordneten zusammengesetzt und tritt wenigstens einmal jährlich zu einer ordentlichen Versammlung zusammen. Alle übrigen Kantone sind Repräsentativdemokratien, d. h. solche Freistaaten, in welchen die höchste Gewalt einer Repräsentantenversammlung oder Volksvertretung

(meist „großer Rath", auch „Landrath" genannt) übertragen ist, obschon auch in diesem bestimmte Souveränetätsrechte unmittelbar von der Gesammtheit der stimmfähigen Bürger in ihren verfassungsmäßigen Versammlungen ausgeübt werden. Die Wahl dafür geschieht auf direkte Weise in Wahlkreisen. Wahlberechtigt sind alle Kantonsbürger u. die gesetzlich niedergelassenen Schweizerbürger, welche beide ein bestimmtes Alter erreicht haben und im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sind. Die Wählbarkeit ist an die gleichen Bedingungen geknüpft, doch wird in den meisten Kantonen ein höheres Alter, zum Theil auch der Besitz eines bestimmten Vermögens u. a. für eine Deputirtenstelle gefordert. Die Amtsdauer beträgt 1 — 6 Jahre. Ordentliche Versammlungen finden in den meisten Kantonen zweimal, in andern drei-, vier- u. sechsmal im Jahre Statt. Die Sitzungen sind überall öffentlich. In den Wirkungskreis der Volksvertretung gehören: Erlassung, Erläuterung, Abänderung und Aufhebung von Gesetzen, Abschließung von Staatsverträgen, Oberaufsicht über die Staatsverwaltung, Prüfung und Genehmigung der Staatsrechnung, Bestimmung des Budgets, Ausschreibung von Steuern, Errichtung öffentlicher Stellen 2c. Das Recht der Initiative oder des Gesetzvorschlags besitzen überall die Mitglieder der Volksvertretung und die oberste Verwaltungsbehörde. Die Gesetze werden meist nach einmaliger Berathung beschlossen. Dabei ist auch in den repräsentativen Staaten der Gesammtheit der stimmberechtigten Bürger ein wichtiger Einfluß auf die Legislative zugesichert, indem jedes von der Volksvertretung beschlossene Gesetz dem Volk zur Genehmigung vorgelegt und der Verwerfung (dem Veto) des Volks unterzogen werden muß, wenn dieses von einer gesetzlich bestimmten Anzahl von Bürgern verlangt wird. Keine öffentliche Beamtung wird auf Lebenszeit vergeben und zu allen Aemtern sind, mit gewissen Beschränkungen, alle stimmfähigen Bürger wählbar. Die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde (in einigen Kantonen Regierungsrath, in anderen Staatsrath, Landrath, Standeskommission genannt) entwirft und begutachtet Gesetzvorschläge, vollzieht die Gesetze und sonstigen Beschlüsse der legislativen Gewalt, leitet sämmtliche Geschäfte der Staatsverwaltung, erläßt die erforderlichen Verordnungen, verwaltet das Staatsvermögen, besorgt das Kriegswesen 2c. und legt jährlich über ihre Amtsführung der Volksvertretung Rechenschaft ab. In den reinen Demokratien werden die Regierungsmitglieder zumeist unmittelbar vom Volke, in den repräsentativen dagegen von der Volksvertretung gewählt. Die Zahl derselben schwankt zwischen 3 — 15; die Amtsdauer zwischen 1 und 6 Jahren; jeder Stimmfähige ist wählbar. Behufs der Administration sind die Kantone in Bezirke getheilt, deren Vorsteher (unter verschiedenen Namen: Statthalter, Amtmänner, Amtsstatthalter, Bezirksammänner, Bezirkskommissäre 2c.) unter Leitung der Regierungsbehörden die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung und Polizei besorgen. Jede Gemeinde hat das Recht, ihre Angelegenheiten selbstständig zu ordnen. Dies geschieht theils durch die Gemeindeversammlungen (alle stimmfähigen Bürger), theils durch den von dieser gewählten Gemeinderath, welcher die Gemeindebeschlüsse vollzieht und die Verwaltung besorgt. Die Organisation der Rechtspflege ist in den Kantonen sehr verschieden; doch ist überall öffentliches und mündliches Verfahren, sowie meist das Institut der Staatsanwaltschaft und in einer Anzahl von Kantonen für bestimmte Strafsachen die Jury eingeführt. Höchste richterliche Behörde ist in jedem Kanton das Obergericht (auch Kantons- und Appellationsgericht genannt), dessen Mitglieder zumeist von der Volksvertretung gewählt werden. Die Amtsdauer schwankt zwischen 1 und 9 Jahren. Sonstige Justizbehörden sind Kassationsbehörden (nur in Genf u. St.-Gallen), Bezirksgerichte, Kriminal-, Friedensgerichte 2c. Das Institut der Schwurgerichte wurde zuerst in Genf, dann in Waadt, Bern, Zürich u. a. eingeführt.

Was die Militärverfassung der S. anlangt, so wird das Bundesheer aus den Kontingenten der Kantone gebildet und besteht aus 3 Abtheilungen, nämlich dem Bundesauszug, der Reserve und der Landwehr. Die beiden ersten bilden die Operationsarmee, welche Ende 1864 133,722 Mann mit 290 Feldgeschützen zählte; die Landwehr belief sich auf 64,569 Mann, so daß das gesammte Schweizerheer (inklusive Stab, Sanitätspersonal 2c.) nahezu 200,000 Mann stark war. Die allgemeine Wehrpflicht beginnt mit dem 20. und endigt mit vollendetem 44. Jahre; der Dienst in der Reserve beginnt längstens nach vollendetem 34. Jahre und dauert regelmäßig 6 Jahre, worauf die Mannschaft noch bis zum vollendeten 44. Jahre in der Landwehr der Kantone dient, welche nur in Zeiten der Gefahr berufen wird. Zum Bundesauszug wie zur Landwehr stellt jeder Kanton je 3 Procent, zur Reserve 1½ Procent seiner Einwohnerzahl. Die Mannschaftsskala, welche das Kontingent für jeden Kanton festsetzt, wird alle 20 Jahre revidirt. Die Gesammttruppen der 3 Abtheilungen zerfallen in 159,953 Mann Infanterie, nebst 13,997 Scharfschützen, 4329 Mann Kavallerie, 17,128 Mann Artillerie (mit 58 Batterien) und 2884 Mann Genietruppen. Der Stab enthält 53 Oberste, 76 Oberstlieutenants, 201 Hauptleute 2c., im Ganzen 662 Mann. Ein stehendes Bundesheer bilden diese Truppen nicht, sondern sie werden beim Eintritt kriegerischer Eventualitäten, bei Störung der inneren Ruhe und Sicherheit oder sonst, wenn es die Bundesversammlung anordnet, unter die Fahnen gerufen. Die Mannschaft wird in den Rekrutenschulen instruirt; daneben sind Wiederholungskurse für die verschiedenen Truppengattungen eingeführt; auch Kadetencorps (freiwillig und unentgeltlich) sind errichtet und mit den öffentlichen Civillehranstalten in Verbindung gesetzt. Die wenigen Festungswerke der S. sind: Luzienssteig in Graubünden, Bellinzona in Tessin und St. Maurice in Wallis; die Kriegsdepots für Bewahrung des Kriegsmaterials: Zürich, Luzern, Thun, Brugg, Solothurn, Bellinzona. Das Wappen der Eidgenossenschaft zeigt ein weißes Kreuz im rothen Felde. Vgl. Gemälde der S., St.-Gallen 1834—59, 19 Bde.; Meyer

von Knonau, Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft, Zürich 1838—39, 2 Bde.; Hamm, Die S., Leipzig 1847—48, 2 Bde.; Franscini, Neue Statistik der S., Bern 1848 bis 1851; Beattie, Die S. (aus dem Englischen von Horn), London 1852, 2 Bde.; Lutz, Geographisch-statistisches Hauslexikon der schweizer Eidgenossenschaft, Aarau 1855—56, 2 Bde.; Gaullieur und Schaub, Die S (aus dem Französchen von Gräfe und Neuß), Genf 1856, 2 Bde.; Taus, Archiv für Schweizerstatistik, Zürich 1860 ff.; Egli, Praktische Schweizerkunde, St.-Gallen 1861; Meyer, Land, Volk und Staat der schweizer Eidgenossenschaft, Zürich 1861, 2 Bde.; Fink, Ortslexikon der S., Zürich 1862; Berlepsch, Alpenführer, Lpz. 1854; Derselbe, Die Alpen in Natur- u. Lebensbildern, das. 1861; Derselbe, Schweizerkunde, Braunschw. 1864; Derselbe, Reisehandbuch für die S., 4. Aufl., Hildburghausen 1866; Bädeker, Die S., 10. Aufl., Koblenz 1864; Studer, Geologie der S., Bern 1851, 2 Bde.; Buddeus, Schweizerland, Leipzig 1853, 2 Bde.; Tschudi, Thierleben der Alpenwelt, Leipz. 1856; J. Meyer, Physik der S., Leipzig 1854; Emminghaus, Die schweizerische Volkswirthschaft, Leipz. 1860, 2 Bde.; Kolb, Beiträge zur Statistik 2c. der S., Zürich 1859; Ziegler, Die Gewerbthätigkeit der S., Winterthur 1858; Bär, Die Industrie der S., Leipz. 1859; Blumer, Handbuch des schweizerischen Bundesrechts, Schaffhausen 1864, 2 Bde.

Geschichte. Die älteste Geschichte des Schweizerlandes fällt mit der der Helvetier (s. d.) zusammen, die nach einander von den Römern, Alemannen, Burgundern und Ostgothen unterjocht wurden. Nach dem Untergang des ostgothischen Reichs 555 kam das Land unter die Herrschaft der Franken. Während der frühere alemannische Theil, nämlich Rhätien und der Thurgau, mit Schwaben vereinigt ward und also zum Königreich Austrasien gehörte, blieb der westliche (burgundische) Theil der S. bei dem Königreich Burgund. Unter den Merovingern theilte die S. das Schicksal des Frankenreichs. Bei der Theilung des letzteren unter Ludwig dem Frommen kam die S. mit Rhätien an Karl den Kahlen, durch den Vertrag zu Verdun 843 aber an den Kaiser Lothar. Nach dem Tode Lothars II. bemächtigte sich Ludwig der Deutsche der alemannischen S., Karl der Kahle der burgundischen. Seit dem Anfall Burgunds 1032 an das deutsche Reich stand die ganze S. unter deutscher Oberhoheit. Die vorzüglichsten Geschlechter, die in jener Zeit zu Macht gelangten, waren die Grafen von Kyburg, von Habsburg (s. d.), die Ritter von Toggenburg, von Werdenberg und Sargans, die von Montfort u. a. Das größte Gebiet erlangten aber die Grafen von Zähringen, durch welche die Kaiser den größeren Theil der S. verwalten ließen. Unter ihrer wohlthätigen Herrschaft erhoben sich die Städte Basel, St.-Gallen, Zürich, Luzern, Solothurn und Schaffhausen. Berthold IV. von Zähringen gründete 1179 Freiburg im Uechtland zum Schutz und Trutz gegen die widerspenstigen Herren und Grafen der Gegend. Sein Sohn Berthold V. gründete 1191 die Stadt Bern. Noch blühten als Bischofssitze die Städte Genf, Lausanne, Sitten und Chur. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die schweizerischen Städte unter einander, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rhein Bündnisse, und auf diese Weise entwickelte sich nach langer Knechtschaft zwischen Klöstern und Ritterburgen wieder eine Art Freiheit, deren die ganze S. bis auf ein einziges kleines Hirtenvolk während vieler Jahrhunderte beraubt gewesen war. Dieses freie Hirtenvolk waren die Bewohner der drei Hochkantone Schwyz, Uri u. Unterwalden. Letzteres wählte 1209 den Grafen Rudolf von Habsburg zum Schirmvogt, der von Kaiser Otto III. auch über die beiden anderen Ortschaften gesetzt ward und seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger in der Schirmvogtei über die drei Waldstätte hatte, deren Freiheit übrigens durch einen von Kaiser Friedrich II. ausgestellten Freibrief 1240 garantirt ward. Nach dem Aussterben der Zähringer (1218) fiel deren Hinterlassenschaft den Häusern Teck, Baden, Kyburg, Habsburg und Savoyen zu, und die Städte Zürich und Bern wurden reichsfrei. Die Schirmvogtei über die Waldstätte erhielt Habsburg; ihre Reichsunmittelbarkeit aber ward vom Grafen Rudolf von Habsburg, nachdem derselbe auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden, bestätigt. Da aber sein Streben, seinen Nachkommen in der S. ein zusammenhängendes Fürstenthum zu gründen, nach und nach immer deutlicher hervortrat, so wandten sich die Schweizer allmählig von seinem Hause ab, und es wurde besonders nach Rudolfs Tode (1291) das Verhältniß der S. zum Hause Habsburg ein ganz anderes, zumal da von seinem Sohne Albrecht bekannt war, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu erweitern. Darum erneuerten die drei Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden 1291 ihre uralte Eidgenossenschaft. Sie sowohl, als auch die übrige S. verweigerten Albrecht den Gehorsam, den sie früher Rudolf als dem Oberhaupte des Reichs geleistet hatten, und es entstanden darauf verschiedene Bündnisse zum Schutz und Trutz gegen die Uebergriffe der Habsburger. Nachdem aber Albrecht den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, hielt er mit seinem Plane, die S. seinem Hause zu unterwerfen, nicht mehr zurück. Als die Eidgenossen ihn durch Gesandte ersuchen ließen, daß er ihre alten Freiheiten schützen wolle, wie sein Vater gethan habe, ließ er ihnen sagen, er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Die Herren und Grafen traten auf Albrechts Seite, der zuerst Bern angriff. Aber die Berner schlugen unter der Anführung Ulrichs von Erlach 1298 die Uebermacht des Feindes bei Oberwangen am Donnerbühel aufs Haupt und eroberten u. zerstörten viele Burgen der Adeligen. Nachdem sich Albrecht jedoch Zürichs und Sankt-Gallens versichert und Glarus u. den Aargau gezwungen hatte, Reichsvögte anzunehmen, machte er den Waldstätten aufs Neue den Antrag, daß sie sich aus dem Schutze des Reichs unter den seines Hauses begeben möchten, und ließ sie, da sie sich dessen weigerten, seinen Zorn auf alle Weise fühlen. Drei Jahre lang ertrugen die Waldstätte geduldig alle Unbill. Als die kaiserlichen Vögte sich jedoch immer anmaßender

betrugen und die Waldstätte wiederholt um Einsetzung von Reichsvögten zur Hegung des Blutbannes anhielten, konnte er zwar nicht länger ausweichen, ernannte aber statt mächtiger Grafen, die früher über Leib und Leben zu richten pflegten, mittellose Edelleute zu Landvögten, die in den Waldstätten selbst ihre Wohnsitze wählten. Ritter Hermann Geßler von Brunegg wurde Vogt der Lande Uri und Schwyz, und der Edelknecht Behringer von Landenberg erhielt die Vogtei in Unterwalden. Dieser bezog das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, Geßler aber baute sich einen Zwinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schweren Bußen bestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung behandelt. Der Druck wurde immer ärger und endlich unerträglich; auf ihre Beschwerde beim Kaiser über die Plackereien der Vögte erhielten sie die Antwort, daß die Unterwerfung unter Oesterreich das einzige Mittel zur Verbesserung ihrer Lage sei. Die Vögte trieben ihr Wesen nur noch ärger. Als Arnold an der Halden von Melchthal im unterwaldener Land wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward und Landenbergs Knecht dieselben vom Pfluge reißen wollte, widersetzte sich der junge Arnold, zerschlug dem Knecht des Landvogts zwei Finger und floh ins Gebirge. Zur Strafe dafür ließ Landenberg dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen. In Altdorf ließ Geßler einen Hut auf eine Stange stecken und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung, wie dem Kaiser, erweisen. Auch drohte er, den Bauern das Bauen neuer Häuser ohne seine Einwilligung zu wehren. Dadurch wurden die Leute in Verzweiflung gebracht und dachten daran, wie sie durch eigene Kraft das unerträgliche Joch abwerfen könnten. Zuerst traten Werner Stauffacher von Steinen, Walther Fürst aus Attinghausen in Uri u. jener Flüchtling, Arnold aus dem Melchthal, zusammen, beredeten sich über die Noth des Landes und beschlossen, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten und herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sei und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle. Darauf kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden im Rütli, einem heimlichen Ort am See, zusammen. In der Nacht auf den Mittwoch vor dem Martinstag 1307 brachte jeder 10 Männer mit sich, und diese 33 schlossen im Namen ihrer Landsleute einen Bund zu gemeinsamer Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten. Es wurde beschlossen, das Recht und Eigenthum des Grafen von Habsburg zu ehren, sich an den Vögten nicht zu vergreifen, aber in der Neujahrsnacht 1308 sich insgesammt zu erheben und die Vögte zu vertreiben. Nachdem inzwischen Geßler von Wilhelm Tells (s. d.) Pfeil gefallen, ward in der Neujahrsnacht 1308 die Burg Roßberg von Jünglingen genommen, Sarnen aber von den Landleuten mit List besetzt. Landenberg, gefangen, mußte mit all den Seinigen Urfehde schwören, die Waldstätte ewig zu meiden. Unterdessen war auch Geßlers Zwinghof von den Leuten von Uri eingenommen worden, und so hatten die Waldstätte das Joch der Knechtschaft abgeworfen, ohne daß dabei Blut vergossen worden wäre. Am nächstfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre. Durch diese ihre Selbstbefreiung hatten die Waldstätte den Zorn Kaiser Albrechts nur noch mehr auf sich geladen, und er beschloß die Widerspenstigen schwer zu züchtigen; seine Ermordung durch seinen Neffen, Johann von Schwaben, am 1. Mai 1308, machte aber diesen Plan zu nichte. Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg bestätigte 1309 die Freiheiten der Waldstätte und verhieß ihnen Schutz gegen Oesterreichs Anfeindungen. Da sich nun nach Heinrichs VII. Tode (1313), als Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig von Bayern um die deutsche Krone kämpften, die Schweizer für letzteren erklärten, brach Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht gegen sie auf. Als Vorwand mußte die von Friedrich dem Schönen von Oesterreich gegen die Waldstätte wegen eines Streites mit dem Abt von Einsiedeln ausgesprochene, von Ludwig aber wieder aufgehobene Reichsacht dienen. Seine Absicht war, die Waldstätte von drei Seiten zu gleicher Zeit zu überfallen. Zu den Schwyzern waren 400 von Uri, 300 von Unterwalden gestoßen. Auch 50 aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat verdienen zu dürfen. Da sie aber nicht mit in den Reihen der Eidgenossen kämpfen konnten, wenn nicht das Gesetz verletzt werden sollte, so legten sie sich in einen Hinterhalt hart an einem Hohlweg, durch den das feindliche Heer ziehen mußte. Als nun am 16. Nov. 1315 das österreichische Heer unter Anführung Montforts von Tettnang heranzog und an den Hohlweg bei Morgarten kam, wälzten die 50 Verbannten von den Höhen der Siglerflue Felsstücke auf den Feind herab und brachten seine Glieder in Verwirrung, auf welche nun die 1300 Eidgenossen mit Spießen u. Morgensternen eindrangen. Die Blüthe des Adels fiel hier und Herzog Leopold selbst entkam nur mit Noth den siegreichen Verfolgern. Den Entwurf zur Schlacht hatte der Greis Reding von Biberegg gegeben, und unter Anführung seiner Söhne und Heinrichs von Ospenthal war die Schlacht gewonnen worden. Darauf schlossen die drei Waldstätte am 8. Dec. 1315 zu Brunnen den sogenannten ewigen Bund, durch welchen sie sich verpflichteten, als ein einiges Volk fest bei einander zu halten und ihre Rechte stets gemeinsam zu vertheidigen. Da sich Herzog Leopold zu schwach fühlte, es nochmals mit den Eidgenossen aufzunehmen, so schloß er mit ihnen einen Waffenstillstand auf ein Jahr, der darauf auf sechs Jahre verlängert wurde. Nach Leopolds Tode erneuerte 1326 sein Bruder Albrecht den Waffenstillstand mit den Eidgenossen. Ihrer Anhänglichkeit an König Ludwig wegen wurden diese 1328 vom Papste mit dem Bann belegt. Sie kümmerten sich darum aber nicht, sondern drohten, die Priester aus dem Lande zu jagen, wenn sie den Gottesdienst nicht halten wollten. Als sich König Ludwig zwei Jahre später mit Oesterreich versöhnte und ihm die schweizerischen Reichsstädte Zürich, Schaffhausen und Rheinfelden, auch die Schirm-

herrschaft über St.-Gallen an jenes verpfänden wollte, da rettete die Fürsprache der Waldstätte die Freiheit von Zürich und St.-Gallen. Schaffhausen, Rheinfelden und Neuenburg kamen jedoch als Unterpfand in österreichische Hände. Dafür fiel Luzern 1332 von Oesterreich ab und trat dem Bunde der Waldstätte bei, denen darum die österreichischen Herzöge, die selbst einen neuen Krieg nicht wagen wollten, viele Feinde in Hohenrhätien erweckten. Besonders war der Abt von Dissentis ein heftiger Gegner derselben; nachdem er und auch der rhätische Adel aber mehre heftige Niederlagen erlitten hatten, wurde durch den Landamman von Uri, Johann von Attinghausen, ein Friede vermittelt, dem auch 1339 Oesterreich beitrat, und in welchen auch Bern eingeschlossen wurde, nachdem dieses in demselben Jahre die Macht des Adels, welcher sich zum Untergang der emporstrebenden Stadt verschworen, unter Anführung Rudolfs von Erlach bei Laupen total geschlagen. Doch währte der Krieg noch mehre Jahre fort, indem die Adeligen einzeln ihre Fehde gegen die Stadt fortsetzten, bis sie endlich ermüdeten, worauf 1341 zu Uibersdorf Friede geschlossen ward. Der glückliche Erfolg, den der Freiheitskampf der Eidgenossen gehabt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die benachbarten Städte, die nach einer Vereinigung mit den Eidgenossen strebten. Zuerst und noch vor dem 1339 geschlossenen Landfrieden gab sich dieses Streben in Zürich (s. d.) kund, wo das Patriciat mit dem benachbarten Adel in der Mordnacht (23. Februar 1337) unterlegen war. Aber die Zerstörung der Burg und Stadt Rapperschwyl durch die Züricher (1350) zog diesen den Zorn des Herzogs Albrecht von Oesterreich zu. Daher wandten sie sich an die Eidgenossen in den Waldstätten um Hülfe und Aufnahme in ihren Bund, und diese, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schätzten, nahmen die Stadt willig auf und beschworen mit ihr am 1. Mai 1351 den ewigen Bund. Auch die Glarner, der Herrschaft der Oesterreicher müde, schlugen Walther von Stadion, als er mit österreichischem Volk von Rapperschwyl aus ihr Land überfiel, brachen die Burg von Näfels und wurden 1352 von den Eidgenossen in ihren Bund aufgenommen. Noch in demselben Jahre trat auch Zug dem Bunde bei. Darauf rückte der Herzog Albrecht von Oesterreich, vom Adel in Thurgau, Aargau, Uechtland &c. und selbst durch bundesgemäßen Zuzug aus Schaffhausen, Basel, Straßburg und Bern, sowie von dem Kurfürsten von Brandenburg mit Hülfsvölkern unterstützt, gegen Zürich. Da jedoch diese Stadt gut befestigt war, überdies im Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln sich zeigte, so nahm der Herzog die Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg an, und es wurde 1353 zu Luzern Friede geschlossen. Hierauf wurde auch Bern in den ewigen Bund aufgenommen. Nach diesem Frieden muthete Albrecht den Zugern zu, dem Schweizerbunde abzuschwören. Da diese es aber verweigerten, klagte der Herzog beim Kaiser, welcher für Oesterreich entschied, den Bund für ungültig und den Reichskrieg gegen die S. erklärte. Wirklich erschien der Kaiser an der Spitze eines Reichsheeres vor der Stadt Zürich. Das ganze Heer zählte an 44,000 Mann, gegen welche die Züricher nur 4000 Mann aufbringen konnten. Doch erkannte der Kaiser bald die Gerechtigkeit der von den Schweizern verfochtenen Sache an, zog mit seinem Heere wieder ab u. ließ Herzog Albrecht allein zurück. Dieser schloß daher 1356 einen Vertrag in Zürich, bei dem es indeß nur darauf abgesehen war, die Eidgenossen zu entzweien. Zwar befahl der Kaiser, daß Zug und Glarus dem Bunde entsagen sollten; diese Städte wurden jedoch schnell von den Schwyzern besetzt und der alte Bund aufs Neue befestigt, worauf Zürich 1357 mit Oesterreich einen Frieden und Bund, den thorbergischen Frieden, schloß, so genannt nach dem Freiherrn von Thorberg, der ihn zu Stande brachte. Die nun folgenden Friedensjahre benutzten die Eidgenossen, ihr Hauswesen zu ordnen, die Gewerbe in Flor zu bringen u. Geld zu sammeln, um neue Gerechtsame ankaufen zu können. Die Macht der Bischöfe und Grafen ward durch fortwährenden Zwiespalt geschwächt, ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft, und dies half dem Volke mehr zu seiner Befreiung als Gewalt. Wo aber einer der schweizerischen oder sonst befreundeten Orte in Noth oder Kriegsgefahr gerieth, eilten die Eidgenossen freudig zu Hülfe. Nach dem Tode Herzog Albrechts I (1358) waren dessen schwäbische u. schweizerische Besitzungen an seinen jüngeren Sohn, Leopold III., gefallen, der ebenso wie seine Vorfahren die Eidgenossen haßte. Mit ihm im Bunde kündigten 167 geistliche und weltliche Herren den Eidgenossen Krieg an. Diese griffen mit Ausnahme Berns, dessen Waffenstillstand mit Oesterreich noch nicht ganz abgelaufen war, zu den Waffen, und manche Burg ward gebrochen. Herzog Leopold zog mit dem Hauptheere von Baden aus durch den Aargau herauf über Sursee nach Sempach, einen anderen Theil hatte er unter Bonstetten zurückgelassen, um die Zuger und Züricher zu bedrohen. Als er am 9. Juli 1386 bei Sempach ankam, befahl er, ohne sein Fußvolk abzuwarten, Tausenden seiner Ritter, abzusteigen und in einer geschlossenen Reihe mit ihren Speeren auf die gegenüberstehenden Eidgenossen einzudringen. Diese, nur 1400 Mann stark, hielten zwar muthig Stand, vermochten aber die Reihe der Schwergeharnischten nicht zu durchbrechen und erlitten schweren Verlust. Erst Arnold von Winkelrieds Selbstaufopferung verschaffte ihnen den Sieg; 656 Grafen, Herren und Ritter, unter ihnen Herzog Leopold III. selbst, 4000 von dem niederen Adel und Reisige bedeckten das Schlachtfeld. So ward durch die Schlacht bei Sempach, den 9. Juli 1386, die Freiheit der Eidgenossenschaft aufs Neue gesichert, der Ruhm der Schweizer stieg und das dadurch erstarkte Bewußtsein ihrer Kraft ließ sie auch aus den später durch neue Angriffe auf ihre Freiheit veranlaßten Kämpfen siegreich hervorgehen. Herzog Leopold IV., genannt der Stolze, wollte den Tod seines Vaters rächen und setzte den Krieg durch einzelne Streifzüge fort, doch hatte Oesterreich die Kraft verloren, den Eidgenossen gefährlich zu werden, und der Bund stand fester als je, zumal da nun auch Bern am Kampfe Theil nahm. Letzteres verheerte die Schlösser des Adels im freiburger Land, schlug auf dem bümplitzer

Felde ein Heer der Freiburger und wußte sich im Besitz des unterworfenen Oberlandes zu behaupten. Für Glarus eroberten die Eidgenossen die Stadt Wesen am Wallensee. Durch Vermittelung der Reichsstädte kam endlich ein Friede auf 1½ Jahre zu Stande, der nach Verlauf dieser Zeit noch auf 1 Jahr verlängert wurde, aber, weil ihn beide Theile oft verletzten, der böse Friede hieß. Nachdem die Oesterreicher Wesen durch Verrath wieder in ihre Gewalt gebracht, begannen sie Krieg mit Glarus und besetzten alle Pässe, um die Glarner durch Hunger zu bezwingen. Schon waren diese geneigt, selbst auf harte Bedingungen sich zu ergeben; als aber die Lossagung vom ewigen Bunde und die Verzichtleistung auf alle Freiheiten von ihnen verlangt ward, griffen sie wieder zum Schwert. Mit 500 Bauern vertheidigte Matthias am Büel den Paß bei Näfels gegen ein anrückendes Heer. Endlich gezwungen, ihn aufzugeben, nahm er eine Stellung am Rüti. Hier schleuderten die Glarner am 9. April 1388 von der Höhe einen Hagel von Steinen auf die Reiterschaaren des Feindes, daß seine Reihen brachen, dann stürzten sie selbst auf ihn herab und trieben ihn in die Flucht, auf welcher noch Viele ihren Tod fanden, worauf Wesen zur Strafe des Verraths verbrannt wurde. Die Berner rissen Büren, Nidau und Unterseen an sich und erfochten einen Sieg über die Freiburger; dann verheerten sie den Aargau, auch Zürich u. Zug und machten Streifzüge ins österreichische Gebiet. Endlich schlossen die Herzöge von Oesterreich mit den Eidgenossen 1489 Frieden zu Zürich auf 7 Jahre, durch welchen alles bisher Eroberte, mit Ausnahme der Stadt Wesen, in den Händen der Eidgenossen verblieb. Eine Kriegsordnung (sempacher Brief), die hierauf für die 8 Orte der Eidgenossenschaft festgestellt wurde, bestimmte, daß fernerhin Keiner eigenmächtig Krieg zu beginnen das Recht habe, im Fall des Angriffs aber Alle dem Einen helfen sollten. Im Jahre 1394 schloß das Haus Oesterreich einen neuen Frieden mit der Eidgenossenschaft auf 20 Jahre. Der Krieg der Appenzeller gegen Oesterreich (s. Appenzell) ließ auch die Eidgenossen nicht ganz unberührt, und nachdem derselbe 1408 durch einen Waffenstillstand beigelegt worden, schloß Appenzell einen Bund mit den eidgenössischen Kantonen. Obwohl die Herzöge von Oesterreich 1412 abermals einen Frieden auf 50 Jahre mit den Schweizern geschlossen, so war derselbe doch wieder nicht von langer Dauer, indem Kaiser Sigmund die Schweizer 1414 aufforderte, den mit der Acht belegten Herzog Friedrich von Oesterreich zu bekriegen. In Folge davon fielen alle österreichischen Besitzungen in der S. nach und nach in die Hände der Eidgenossen. Das Erlöschen des Geschlechts der Grafen von Toggenburg (1436) veranlaßte den toggenburger Krieg, da mehre Orte auf dessen Verlassenschaft Anspruch machten. Zürich wollte Erbe sein, weil der letzte Sprößling des Geschlechts das Bürgerrecht dieser Stadt gehabt, Schwyz dagegen, weil es dessen Landrecht besessen hatte; außer diesen forderte der Kaiser die ehemaligen Reichslehen, Oesterreich die Pfandschaften, die Wittwe Witthum und Allod, viele verwandte Adelige die Stammlehen; auch Glarus und Bern wollten erben. Während aber die Uebrigen um die Erbschaft stritten, griffen zuerst Zürich und Schwyz zu, um sich in den Besitz der toggenburgischen Länder zu setzen. Obwohl die Kirchenversammlung zu Basel 1439 einen Waffenstillstand zwischen beiden vermittelte, so kam es doch 1439, da Zürich die Bergkantone durch die Kornsperre bedrängte, bei Pfäffikon zum Kampf. Derselbe endete zum Nachtheil Zürichs, welches nun allen Ansprüchen auf das toggenburgische Land entsagen mußte. Auch der 1443 von den Zürichern, die sich selbst mit Oesterreich verbanden, wieder aufgenommene Kampf endete nicht glücklicher für sie; am 27. Juli von den Eidgenossen bei St. Jakob an der Sihl geschlagen, mußten sie zu Baden Friedensverhandlungen anknüpfen, die am 2. März 1444 zu einem Vertrag führten, nach welchem Zürich sich von Oesterreich trennen sollte. Die Züricher genehmigten aber diese Bedingungen nicht, ließen ihre Bevollmächtigten hinrichten und nannten diesen Vertrag den faulen Frieden. Kaiser Friedrich III. hatte jetzt die Verpflichtung, den Zürichern Beistand zu leisten; da aber seine Hausmacht dazu nicht hinreichte, so schloß er mit Frankreich einen Vertrag, nach welchem ihm dieses ein Hülfsheer von 8—10,000 Mann Soldkriegern (Armagnaken, s. d.) senden sollte. König Karl VII. sandte aber dem Kaiser 50,000 Mann durch das Elsaß zu. Die Eidgenossen wollten, ehe sie sich dieser Macht entgegenstellten, Zürich überwältigen und belagerten es mit 20,000 Mann, die Züricher vertheidigten sich aber aufs tapferste. Die Adeligen, welche die baldige Ueberwältigung der Eidgenossen hofften, hielten damals mit ihrem Hasse gegen dieselben gar nicht zurück. So überfiel der Freiherr Thomas von Falkenstein die Stadt Brugk, plünderte und verbrannte sie und führte die angesehensten Bürger mit fort. Dafür brachen die Eidgenossen seine Burg Gösgen und belagerten ihn in Farnsburg. Als darauf das Heer der Armagnaken herannahte, sandten die Belagerer zu dem vor Zürich stehenden Heere und forderten Verstärkung. Es wurden ihnen aber nur 600 Mann zugesandt. Mit diesen vereinigten sich noch 900 von denen, welche vor Farnsburg standen, und rückten dem feindlichen Heere entgegen. Bei dem Dorfe Prattelen trafen sie den 26. August 1444 auf eine Vorhut von 8000 Mann unter dem Grafen Sancerre, die sie sogleich in die Flucht schlugen. Die Flüchtlinge zogen sich in die Verschanzungen bei Muttenz zurück, wo ein zweiter Heerhaufen von 12,000 Mann unter des Grafen Dammartin Befehl stand. Auch diese zwangen sie, die Schanzen zu verlassen, und jagten sie über die Birs. Ungeachtet des bestimmten Befehls, den Fluß nicht zu überschreiten, erstürmten die Schweizer das jenseitige steile Ufer u. trafen nun auf das Hauptheer des Dauphins. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, verschmähten sie alle angebotene Schonung. 500 Mann wurden erschlagen; die übrigen aber brachen sich einen Weg durch die Feinde und erreichten das Siechenhaus zu St. Jakob. Die Baseler sandten ihnen 3000 Mann zu Hülfe, die aber, da sie nicht durch den Feind zu dringen vermochten, wieder umkehren mußten. Am Siechen-

haus aber vertheidigten sich die Eidgenossen mehre Stunden lang gegen das feindliche Heer mit größter Tapferkeit, schlugen noch Tausende nieder und fielen endlich bis auf 17, die ein Zufall rettete. Der Dauphin zog sich darauf mit seinem Heere in die Rheingegenden zurück und schloß am 28. Oktober zu Ensisheim 1444 Frieden und Bündniß mit den Eidgenossen. Der Krieg der Eidgenossen gegen Oesterreich und den Adel währte noch mehre Jahre fort, bestand aber mehr in Streifzügen und Plünderungen als in großen Unternehmungen und wurde am 13. Juli 1450 ebenfalls durch einen Frieden beendigt. Schon wurde die Eidgenossenschaft als ein selbstständiger Staat betrachtet und mit dem Gesammtnamen S. bezeichnet. Da jetzt Friede im Innern herrschte, so fochten die Eidgenossen oft als Bundesfreunde im Sold auswärtiger bedrängter Städte und Herren. In Folge der Beleidigung des berner Bürgers Plappart durch kostnitzsche Patricier entstand 1458 der Plappartskrieg, in dem die Eidgenossen Kostnitz besiegten. Ein weit gefährlicherer Feind als alle bisherigen aber erstand den Eidgenossen in dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund. Karl hatte die Verwaltung des ihm von Oesterreich verpfändeten Elsaß seinem Statthalter Peter von Hagenbach übertragen, einem wilden Gesellen, der auf Befehl seines Herrn die Schweizer fortwährend reizte. In Folge dessen schloß Bern am 10. Januar 1474 im Namen aller Eidgenossen ein Vertheidigungsbündniß, und am 3. April dieses Jahres kam die sogenannte ewige Richtung zwischen Oesterreich und den Eidgenossen zu Stande, in der sie wechselseitig dem alten Haß entsagten, um gemeinsam gegen Burgund zu stehen. Die Schweizer kamen mit dem Angriff zuvor; im Verein mit den Söldnern Oesterreichs und den elsassischen Reichsstädten zogen sie vor Ericourt und schlugen die Burgunder, von denen 2500 fielen. Im folgenden Jahre (1475) überschritten sie den Jura, besetzten das ganze damals noch savoyische Waadtland und schlossen einen Bund mit Wallis, damit es keine Lombarden mehr durch die Alpenpässe durchlasse. Als aber Karl den Feldzug von 1476, mit seiner ganzen Macht (60,000 Mann) über Besançon anrückend, eröffnete, sahen sich die Schweizer vergeblich nach ihren Verbündeten um. Nur die Straßburger schickten ihr Banner. Die Schweizer räumten darauf das Waadtland und hielten nur Yverdun und Granson besetzt. Yverdun wurde von den Burgundern durch Ueberfall genommen, in Granson aber vertheidigte sich die Besatzung 10 Tage lang gegen die ganze burgundische Macht. Als sie sich endlich um freien Abzug ergab, machte sich Karl schmählichen Wortbruchs schuldig, indem er 80 von ihnen hängen, die übrigen 200, an lange Seile gereiht, im nahen See ersäufen ließ. Da kamen am 3. März die entrüsteten Eidgenossen aus den Bergen, stürzten sich unverzagt auf die Ueberzahl der Feinde und erfochten den glänzenden Sieg bei Granson. Karl der Kühne, brennend vor Begierde, die Schmach zu rächen, stand bald mit noch größerer Macht als vorher (60,000 Mann und 150 Stück Geschütz) wieder im Felde. Unter den Mauern von Murten kam es am 22. Juni 1476 zu einer abermaligen blutigen Schlacht, in der die Schweizer wieder siegten; 15,000 Feinde blieben auf dem Schlachtfelde, ebenso viele kamen auf der Flucht um. 12,000 Mann Schweizer zogen darauf zur Eroberung des Waadtlandes aus. Genf und Savoyen baten um Frieden, bezahlten die Kriegskosten und traten ein beträchtliches Gebiet ab. Als nun der gedemüthigte Herzog Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, hart belagerte, und der Herzog René von Lothringen die Eidgenossen um Hülfe anrief, brachen diese zum vierten Male auf, um Karl den Kühnen als einen „Hasser gemeiner tütscher Nation" gänzlich zu vernichten. Am 5. Januar 1477 kam es bei Nancy zur Schlacht, worin Karl Schlacht und Leben verlor. Auch die Oesterreicher waren diesmal mit den Eidgenossen gezogen; Ludwig XI. aber schickte diesen 24,000 Gulden nebst höflichem Dank. Durch solche glorreiche Thaten erwarben sich die Schweizer den höchsten Ruhm der Tapferkeit; aber mit dem Glücke schlich sich auch das Verderben bei ihnen ein. Schon über die Theilung der burgundischen Beute geriethen sie in heftigen Streit, und als Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen sein wollten, fürchteten die Hirten ein Uebergewicht der Städte und setzten sich trotzig dagegen. Auf der Tagsatzung zu Stanz war man schon im Begriff, zum Schwert zu greifen, als der fromme Einsiedler Niklas Löwenbrugger, genannt von der Flue, die Erbitterten zur Einigkeit ermahnte und durch seiner Rede Kraft und Milde alle Herzen versöhnte. Noch an demselben Tage (22. Dec. 1481) ward das stanzer Vorkommniß geschlossen, wodurch Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen, alle früheren Verträge bestätigt und Anordnungen getroffen wurden, künftig dergleichen Zwistigkeiten zu vermeiden. Gleichwohl blieben die bösen Folgen des raschen Glücks, Uebermuth und Geiz, nicht aus. An die Ehre des Kriegs gewöhnt, scheute das junge Volk die Arbeit. Man zählte in einem Jahre 1500 Räuber und Mörder, die in der Eidgenossenschaft hingerichtet wurden. Eine „thorechte Gesellschaft" mit einem „Sew-Panner" zog auf eigene Hand aus den Waldstätten wider Genf und ertrotzte ein Geldgeschenk von 24,000 Gulden. Da drohte von Außen wieder Gefahr. Kaiser Maximilian forderte nämlich die Schweizer, indem er sie dem deutschen Reiche, dem sie nur noch mit sehr lockeren Banden angehörten, wieder ganz zuführen wollte, auf, dem ewigen Landfrieden beizutreten, sich dem Kammergericht zu unterwerfen, ihre Krieger aus den französischen Diensten abzurufen, keine Kriege gegen Reichsstände zu führen, ein Heer gegen die Türken zu stellen 2c., und verleibte ihr Land dem schwäbischen Kreise ein. Gegen diese Verbindung wie gegen jene Forderungen sträubte sich aber die Eidgenossenschaft entschieden. Als nun die Graubündner mit den Oesterreich gehorchenden Tyrolern in Grenzstreitigkeiten geriethen, in deren Folge sie in die Eidgenossenschaft traten, erklärte der erzürnte Kaiser den Schweizern den Krieg. Diese schlossen im Frühjahr 1499 einen Bund mit Frankreich, brachen aus ihren Bergen hervor und blieben Sieger in 10 blutigen Gefechten. Auch als

der Kaiser selbst auf dem Kampfplatze erschien, erwehrten sie sich des Feindes auf allen Punkten und siegten entscheidend auf der Malserheide im Vienstgau, 8000 Mann stark über 12,000 Oesterreicher, von denen 4000 blieben. Nach einer abermaligen Niederlage bei Dornach an der Birs mußte sich endlich der Kaiser entschließen, Frieden zu machen, der am 22. Sept. 1499 zu Basel geschlossen ward. Die Schweizer behielten den Thurgau, und ihre früheren Rechte und Eroberungen wurden ihnen bestätigt; Basel und Schaffhausen traten zur Eidgenossenschaft, und letztere wurde dem Kammergericht nicht unterworfen. Die S. hing fortan nur noch dem Namen, nicht mehr der That nach mit dem deutschen Reiche zusammen, und ihre Freiheit blieb seit dem Friedensschluß zu Basel fast 3 Jahrhunderte lang, bis zum französischen Revolutionskrieg herab, unangefochten. Sicher in ihren eigenen Grenzen, lieh sie jetzt ihre tapfere junge Mannschaft den meistbietenden Fürsten zu den Kriegen in Italien. Schon früher hatte sie Karl VIII. bei Eroberung Neapels ersprießliche Dienste geleistet; um so eifriger suchte ihre Hülfe jetzt Ludwig XII. zu seinem Kriegszug gegen Mailand. Die drei wälschen Vogteien Palenza, Riviera und Bellinzona, die ihnen Ludwig XII. für die Feldzüge versprochen, wurden ihnen jedoch vorenthalten, und schon waren sie auf dem Wege, sie mit Gewalt zu nehmen, als sie sich mit Bellinzona allein abfinden ließen, einer Stadt, die ihnen wegen des Vieh- und Getreidehandels sehr wichtig war. Im Jahre 1503 begleiteten wiederum einige tausend Reisläufer, selbst gegen das Verbot ihrer Obrigkeiten, Ludwig XII. nach Neapel, von denen nur wenige zurückkehrten. Nichtsdestoweniger ließ sich 1509 von Neuem junge Mannschaft der Eidgenossen zu dem Feldzuge gegen Venedig anwerben, aus dem sie mit Geld und Beute beladen heimkehrte. Da man aber mit der Bezahlung zu knausern begann, oder gar nicht bezahlte, so fehlten die Eidgenossen bald in den Reihen der Franzosen. Als ihnen darauf der Bischof Matthäus Schinner von Sitten, ein geschworner Feind der Franzosen, als päpstlicher Legat eine fünfjährige Verbindung mit dem Papst für Geld und andere Belohnungen antrug, um die Franzosen aus Italien vertreiben zu helfen, faßten sie auf der helvetischen Tagesleistung 1510 den Entschluß, sich von den französischen Heeren ganz zu trennen. Im Jahre 1512 brachen 20,000 Eidgenossen nach Italien auf, vertrieben Ludwig XII. aus Mailand, führten den jungen Maximilian Sforza in sein Erbherzogthum zurück und erwarben der Eidgenossenschaft die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendrisio und Val Maggia. Zur Vertheidigung des Herzogs schlugen sie die Franzosen noch in demselben Jahre bei Novara und kehrten darauf mit reicher Beute beladen nach Hause zurück. Auf die erste Nachricht von Franz' I. beabsichtigtem Angriff auf Mailand besetzten die Eidgenossen alle Pässe nach Italien; doch überschritten die Franzosen trotzdem die Alpen. Die päpstlichen Völker gaben sich sogleich gefangen; viele Eidgenossen, über ihre schlechte Bezahlung unzufrieden, verließen Mailand, oder schlossen wohl gar Verträge mit dem jungen französischen König gegen den Herzog von Mailand. Nur die Truppen dreier Kantone wankten nicht und griffen, durch die Feuerreden des Bischofs von Sitten zu kriegerischer Wuth entflammt, die französische Armee bei Marignano allein an. Die Abendsonne beleuchtete das blutige Gemetzel, das zum Theil in der Nacht fortgesetzt wurde und mit dem Morgen (14. Sept.) frisch begann. Man kämpfte bis Mittag, noch schwankte die Schlacht, da erschienen die Venetianer und fielen den Schweizern in den Rücken. Besiegt, aber Achtung gebietend, zogen sie sich, die Verwundeten in ihrer Mitte, zurück und kehrten, verlassen von dem Unterkönig von Neapel und dem päpstlichen Feldherrn, voll Unwillen in ihre Heimat zurück. Im Jahre 1516 traten die Eidgenossen (Zürich allein ausgenommen) mit Frankreich zu Freiburg in eine ewige Verbindung. Auch mit dem Kaiser ward (1516) die frühere Erbvereinigung, die bis auf die neuesten Zeiten bestanden hat, erneuert und mit Savoyen (1521) ein Bündniß geschlossen. Nur noch einmal traten die Eidgenossen in Italien auf; ein Theil derselben half Karl V. das Herzogthum Mailand erobern, sowie ein anderer Theil von ihnen mit dem französischen König die Niederlagen bei Bicocca (20. April 1522) und Pavia (24. Februar 1525) theilte. Inzwischen war 1513 Appenzell als Mitstand gesammter Eidgenossen anerkannt worden und die Eidgenossenschaft der 13 Orte somit vollendet. Es waren dies: Schwyz, Unterwalden, Uri, Luzern, Zürich, Zug, Glarus, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell. Außerdem waren St.-Gallen, Wallis und Graubünden als zugewandte Orte anerkannt; später traten auch Genf und Neuenburg hinzu.

Die Kirchenverbesserung, die von Zürich ausging, wandte die Aufmerksamkeit der Eidgenossen ausschließlich auf ihre inneren Angelegenheiten hin und war zwei volle Jahrhunderte lang der Haupthebel aller Bewegungen in der S. In Folge derselben theilte sich die S.; in Uri, Schwyz und Unterwalden hielten Bischöfe, Aebte und Priester das Ansehen des Papstes aufrecht; in Luzern hatte man sich noch für keine Partei entschieden; zu Bern hingegen, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen stimmten die oberen Stände für die neue Lehre, während das Volk noch an dem Glauben seiner Väter hing; nur in Zürich waren Vornehme und Niedere der neuen Lehre zugethan, und diese Stadt konnte es wagen, die Kirchenverbesserung öffentlich einzuführen (1523). Unter dem Vorgeben, die öffentliche Ruhe zu sichern, traten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg mit Wallis unter dem Schutz des Königs von Spanien in ein Bündniß; Zürich stellte diesem (1528) ein sogenanntes christliches Bürgerrecht entgegen, für das sich die allmählig für die Reformation reif gewordenen Eidgenossen Bern, Basel, Schaffhausen und St.-Gallen erklärten. So war die ganze S. in Gährung gesetzt und zwischen der alten und neuen Lehre getheilt: Zürich und Bern ließen durch Abgeordnete zur Annahme der neuen Lehre, und die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg zur Beibehaltung des alten Glaubens ermun-

tern; die Züricher vertrieben den Abt von St.-Gallen, die fünf Orte dagegen setzten einen Landvogt in Baden mit gewaffneter Hand ein. Beide Parteien zogen ihre Heere zusammen; 24,000 Mann standen bei Kappel zum Kampfe gerüstet einander gegenüber. Zum Blutvergießen kam es jedoch dieses Mal noch nicht. Der Landamman Aebeli wirkte einen Landfrieden aus, bei dessen Abschließung sich die beiden Parteien gelobten: Niemand sollte der Religion wegen bekriegt, auch der Bund mit Spanien aufgehoben werden. Da aber die Reformation hierauf einen schnelleren Fortgang in der S. nahm, stieg wieder die Erbitterung der fünf Orte. Als Zürich und Bern nun gar noch dem Freiamt und Thurgau den Kornmarkt abschlugen, so fielen die fünf Orte unvermuthet in das züricher Gebiet ein und schlugen die ihnen in Eile entgegengestellte Mannschaft, und wer unter den Verwundeten nicht auf der Stelle die neue Lehre verleugnen wollte, wurde erschlagen. Auch Zwingli fiel in dieser Schlacht bei Kappel (1531). Die Züricher suchten sich zwar von dieser Niederlage mit Hülfe der übrigen Orte des christlichen Bürgerrechts wieder aufzuraffen, erlitten aber auf dem Berg Guben bei Menzingen abermals eine blutige Niederlage und mußten 1532 den zweiten Landfrieden schließen, den auch die Berner unterschrieben. Durch ihn wurden der Kirchenverbesserung in der deutschen S. die Grenzen gesetzt, die sie seit dieser Zeit behalten hat. In die südliche S. kam die Reformation durch Bern. Calvin vollendete hier das von Farel begonnene Werk der Reformation. Des Herzogs von Savoyen Angriff auf Genf (s. d.) kostete jenem sein eigenes Land; denn Bern eroberte das ganze Waadtland und einen Theil von Savoyen am Genfersee, den anderen Theil Wallis, Freiburg und Genf. Diese Eroberungen wurden erst 1564 bei der Restitution des Herzogs Emanuel Philibert zurückgegeben, nur Bern behielt das Waadtland. Die katholischen Orte vergaßen indeß den evangelischen Eidgenossen ihren Abfall von der alten Lehre nie. Mit Mißgunst sahen sie Bern, Zürich, Basel, Genf zu blühenden Sitzen der Gewerbe und des Handels sich emporschwingen; sie zogen sich daher auf sich selbst zurück, erneuerten ihre Bündnisse mit Frankreich, Mailand, Savoyen und dem Papst, und Rom und der Klerus ließ es sich angelegen sein, die in Helvetien übrig gebliebenen Glieder der alleinseligmachenden Kirche in ihrem Glauben zu befestigen. Der Papst setzte einen eigenen Nuntius nach Luzern; der Kardinal und Erzbischof von Mailand, Borromeus, ließ auf seine Kosten 40 Eidgenossen in Italien studiren, um sich in ihnen gelehrte Verfechter des katholischen Glaubens in Helvetien aufzustellen; um sich auch ihrerseits einer solchen Fürsorge werth zu machen, traten die römisch-katholischen Kantone mit Wallis, dem Bischof von Basel und dem Papst in einen Religionsbund (das goldene oder borromeische Bündniß genannt), den sie zu Luzern feierlich beschworen, um sich auf ewige Zeiten zur Treue gegen die katholische Kirche zu verpflichten. Bereitwilligst schickten die katholischen Orte Heere nach Frankreich, um den König und die katholische Ligue in den Religionskriegen zu unterstützen. Die evangelischen Eidgenossen gaben an Religionseifer den katholischen nichts nach; schaarenweise eilten sie nach Frankreich, um ihre Glaubensgenossen gegen die Verfolgungen der Ligue zu vertheidigen; sie öffneten ihr Land den flüchtigen Hugenotten und unterstützten sie nach Kräften. Ueberhaupt mischte Religionsantipathie sich in alle Vorfälle in der S. bis in die neuesten Zeiten herab, und in Graubünden (s. d.) führte sie sogar zu einem blutigen Krieg. Mit ihren einheimischen Religionshändeln genug beschäftigt, nahmen die Eidgenossen an dem dreißigjährigen Krieg keinen Theil. Sobald aber der Friede in Aussicht stand, veranlaßten Basel u. Mülhausen eine Gesandtschaft an den Friedenskongreß zu Münster, um die Anerkennung der helvetischen Freiheit vom Kaiser und Reich und von den übrigen Frieden schließenden Mächten auszuwirken, und wirklich ward am 16. Mai 1647 die S. in einem kaiserlichen Dekret und darauf im 6. Artikel des Friedens selbst von den europäischen Fürsten als freie und vom Reich und dem deutschen Kammergericht unabhängiger Staat anerkannt.

Der dreißigjährige Krieg hatte indessen die Leidenschaften der Schweizer aufgeregt, ohne sie zum Ausbruch kommen zu lassen. Dieser erfolgte jetzt im schweizer Bauernkriege. Zahllose deutsche Flüchtlinge, die ihre Reichthümer in den sicheren Alpen bargen, hatten Geld ins Land gebracht und Ueppigkeit erzeugt. Die spekulativen Städter begünstigten den Luxus des Landvolks, indem sie ihm Geld auf seine Güter liehen. Dadurch wurden die Bauern zu ihren Schuldnern gemacht, mithin deren politische Freiheit durch Privatabhängigkeit untergraben. Als nun nach der Rückkehr des Friedens in Deutschland mit den Fremden auch das Geld sich wieder verlief, ward den Bauern ihre neue Lage erst fühlbar. Im Jahre 1653 begann der Aufruhr im Entlibuch über Herabsetzung der Scheidemünze. Es ward ein Bund aller Bauern gestiftet und auf den 23. April 1653 eine allgemeine schweizerische Landesgemeinde nach Sumiswald im Bernischen berufen. In dem bald darauf ausbrechenden Kampfe siegte aber die größere Umsicht und List der Städter und Aristokraten. Nachdem die Bauern bei Wohlenschwyl mit großer Tapferkeit gekämpft hatten, nahmen sie die ihnen trügerischer Weise gemachten Friedensvorschäge an, sahen sich aber darauf ärgerem Druck ausgesetzt als vorher. Ueber einzelne Haufen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, erging ein schreckliches Gericht. Nach Außen beharrten die Eidgenossen die ganze Regierungszeit Ludwigs XIV. hindurch bei ihrem System der Neutralität. Sie waren darauf bedacht, die Vortheile auszubeuten, die ihrer Industrie durch die bereitwillige Aufnahme der aus Frankreich und Piemont ankommenden Flüchtlinge zuflossen. Um diese Zeit brach der Religionshaß im Inneren wieder hervor. Das Gotteshaus St.-Gallen hatte die Grafschaft Toggenburg gekauft, wodurch die Toggenburger in weltlichen u. kirchlichen Dingen in die drückendste Sklaverei geriethen. Sie riefen daher 1701 die Hülfe ihrer Schirmorte, Glarus und Schwyz, gegen diese Tyrannei an. Der Abt verwarf aber deren Vermittelung. Da nun die Sache bald die

Gestalt eines ernsten Religionsstreites annahm, hießen Zürich und Bern durch eigene Gesandte den Abt von St.-Gallen zu einer gütlichen Vereinigung mit den Toggenburgern auffordern. Der Kanton Schwyz sah jedoch diesen Schritt für einen Eingriff in seine Schirmrechte an und erklärte, daß er den Abt gegen die Anmaßungen der Züricher und Berner mit gewaffneter Hand schützen werde. Der Abt von St.-Gallen rüstete sich und besetzte (1711) seine Schlösser, deren sich darauf die Toggenburger wieder bemächtigten. Gleich darauf formirten sich die beiden kämpfenden Parteien. Zürich und Bern führten die Sache der Toggenburger, die fünf Orte aber die Sache des Abts. Die ersten erhielten bald die Oberhand in der Schlacht bei Bremgarten, genannt die Staudenschlacht, und der Abt von St.-Gallen mußte sein Heil in der Flucht nach Schwaben suchen. Während man auf dem Schlachtfelde kämpfte, arbeitete Glarus mit den übrigen neutralen Kantonen zu Aarau an einem Frieden. Schon war er bis zum Abschluß gediehen, als die Katholiken, von den Mönchen aufgehetzt, bei der Sinser Brücke in Masse über die Berner herfielen und sie schlugen. 300 Berner wurden in der Kirche und auf dem Thurm von Merischwerden, wo sie sich lange vertheidigt, verbrannt, die Verwundeten von Hunden zerfleischt. Endlich kam es (den 25. Juli 1712) bei Villmergen, wo man sich schon einmal um gleicher Ursache willen geschlagen, zu einer zweiten Entscheidungsschlacht, in welcher die reformirten Kantone siegten. Die Züricher schlugen zu gleicher Zeit auf dem Richterschwylerberg den auf sie gemachten Angriff siegreich zurück. Als nun beide Bundesgenossen unmittelbar darauf in das feindliche Gebiet einrückten, schlossen Zug und Luzern Frieden, dem die übrigen Orte bald darauf (11. August 1712) zu Aarau beitraten. Die fünf Kantone traten an Zürich und Bern ihre Rechte an Baden, die unteren freien Aemter und Rapperschwyl ab; Bern ward in die Regierung des Thurgau's u. Rheinthals aufgenommen, und statt des alten Landfriedens von 1531 ward ein neuer (1717) errichtet, der von nun an Bestand hatte.

Die Religionsverschiedenheit so wenig als Oesterreich und Frankreich störten seitdem den Frieden der Eidgenossen. Bei den Kriegen der Nachbarn, Oesterreichs, Frankreichs und des deutschen Reichs, bloß auf Sicherheit ihrer Grenzen unter Bewahrung einer strengen Neutralität bedacht, erschien die S. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr auf den Kampfplätzen von Europa; ihre Streitigkeiten mit benachbarten Fürsten wurden durch Unterhandlungen, die Mißverständnisse unter einzelnen Kantonen durch Vermittelung der übrigen beigelegt. Die Regierungen der Schweizerkantone hatten aber im ungestörten Besitz der Herrschaft nie an zeitgemäße Veränderungen und Verbesserungen der Verfassungen gedacht. Als daher der Sturm der Revolution in Frankreich losbrach, zeigte sich hier und da unter dem Volke Neigung, dem von den Franzosen gegebenen Beispiel zu folgen. Einzelne Regierungen, wie die von Zürich, Bern, Solothurn und Freiburg, schritten mit energischer Strenge gegen solche Regungen ein. Im Uebrigen beobachtete die S. während des Revolutionskriegs die strengste Neutralität. Hatten doch die schwachen schweizerischen Regierungen, als im August 1792 die in französischen Diensten stehenden Schweizer ermordet worden waren, nicht einmal gewagt, dagegen zu remonstriren. Desto unerwarteter war für sie der revolutionäre Schlag, der die S. Ende 1797 traf. Bruntrut, der größere Theil des Bisthums Basel, war schon seit dem 23. März 1793 der französischen Republik einverleibt worden und blieb ihr nach dem Frieden zu Campo-Formio. Erguel, der kleinere Theil des Bisthums, der bisher unter die zugewandten Orte der Eidgenossenschaft gerechnet wurde, war in den letzten Tagen des December 1797 nebst der Wohnung des Bischofs in der Stadt Basel von der französischen Republik in Besitz genommen worden. Zu gleicher Zeit äußerte ein anderer der zugewandten Orte, die Stadt Mülhausen, das Verlangen, der französischen Republik einverleibt zu werden. Am 26. Dec. trat deshalb eine Tagsatzung zu Aarau zusammen, um im Fall einheimischer und auswärtiger Angriffe in Bereitschaft zu sein. Der Fall trat schon zwei Tage nachher ein. La Harpe wiegelte die Einwohner des Waadtlandes auf, die ihnen von Bern und Freiburg widerrechtlich entzogenen und von Frankreich ehedem garantirten Rechte, unter dem Beistand der französischen Republik, zurückzufordern, und fand damit Gehör. Schon am 28. Dec. 1797 machte das französische Direktorium in einer Deklaration „die Mitglieder der Regierung von Bern und Freiburg persönlich verantwortlich für das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Waadtländer, die wegen der Wiederherstellung ihrer alten Konstitution seine Garantie angerufen hätten". Zu gleicher Zeit näherten sich 15,000 Mann der italienischen Armee dem Waadtlande, und am 11. Januar 1798 erklärte der französische Geschäftsträger zu Basel in einer Note: „sowie Oesterreich nach Graubünden Truppen ziehe, so werde Frankreich von der anderen Seite her das Gleiche thun". Am Schlusse der Tagsatzung zu Aarau beschwor man am 1. Februar 1798, als schon die Revolution zu Basel ausgebrochen war, die Erneuerung der ewigen Bünde, und Bern insonderheit versuchte, die Waadtländer durch einen Eid der Treue am 9. Januar an sich zu fesseln. Aber die dortigen Städte errichteten eigene Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse. Gleich darauf forderte zuerst das Landvolk von Basel seine alten Rechte, und der Rath zu Basel mußte, um Blutvergießen zu verhüten, sich selbst an die Spitze der Revolution stellen und Freiheit und Gleichheit proklamiren. Am 26. Januar ward das Waadtland von französischen Truppen besetzt und ein zweites französisches Heer unter Schauenburg stand in dem vormaligen Bisthum Basel und innerhalb der helvetischen Grenzen. Als die Regierung zu Bern sich an das Direktorium wandte und sich erbot, alle Beschwerdepunkte zu heben, nur möchte es die französischen Truppen von seinen Grenzen zurückziehen, ließ jenes ihr entbieten, erst müsse die bisherige Regierung in Bern ihre Gewalt niederlegen, dann könne erst vom Zurückziehen der französischen Truppen die

Rede sein. Zugleich ward der Entwurf einer neuen Konstitution der S. als einer einzigen und untheilbaren Republik, mit einem Direktorium von 5 Mitgliedern, einem Senat und einem großen Rath als gesetzgebender Gewalt und dem Sitz der höchsten Staatsgewalt in Luzern vorgelegt. Die aristokratischen Republiken der S. waren in ihrem Urtheil über diese Konstitution getheilt; einige sahen in ihr das einzige Rettungsmittel, andere ihren unvermeidlichen Untergang. In Kurzem aber verbreitete sich die Revolution nach Zürich, Luzern, Freiburg, Unterwallis, Solothurn und Schaffhausen; nur Bern leistete ihr noch Widerstand. Die französischen Heere drangen von zwei Seiten, unter Brune vom Waadtlande und unter Schauenburg von Basel her, in das Schweizergebiet ein. Bern versuchte Gegenwehr, aber es herrschte bei den Behörden und im Heere Verwirrung, und General Erlach versuchte in dem Waffenstillstand zu Peterlingen am 15. Febr. ein Rettungsmittel. Derselbe führte indessen nicht zum Frieden, wiewohl Erlach einsah, daß er mit 35,000 Mann eine Stellung von 35 Stunden nicht decken könne. Ueberdies bezeigten sich die Truppen unzufrieden, und nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten, am 1. März, wurde Erlach nebst mehren Offizieren ermordet. Schauenburg aber nahm am 2. März Freiburg und Solothurn. Nach vier blutigen Tagen besetzten die Franzosen (5. März) auch Bern, plünderten den Schatz und das Zeughaus, erhoben bedeutende Kriegssteuern und theilten schließlich den Kanton Bern in 4 neue Kantone: Leman, Oberland, Bern und Aargau. Am 12. April versammelten sich die Repräsentanten von Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman, Luzern, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich zu Aarau und proklamirten nach dem Willen des französischen Direktoriums die einzige und untheilbare repräsentative helvetische Republik mit einer Centralregierung zu Aarau. 18 Kantone mit einer gleichen Verfassung sollten den neuen Freistaat bilden. Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona und Wallis bildeten außer den 4 obigen und außer den alten Kantonen Luzern, Zürich, Glarus, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen eigene Kantone; Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug wurden dagegen in Einen Kanton, Waldstätte, vereinigt. Appenzell und St.-Gallen bildeten den Kanton Säntis. Genf wurde (16. April 1798) mit Waffengewalt dem Gebiet der französischen Republik einverleibt. Die meisten Orte unterwarfen sich dieser Verbindung, nur die kleineren demokratischen Kantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus, sträubten sich gegen die neue Ordnung und schwuren, sich mit allen Kräften dem französischen Konstitutionsentwurf zu widersetzen. Sie stellten ein Heer von 10,000 Mann, an dessen Spitze der Kapuziner Paul Styger, der Priester Marianus Herzog und der Landamman Aloys Reding aus Schwyz standen. Luzern wurde erobert, gleich darauf aber wieder verloren. Die Franzosen drangen am Waldstättersee bei Küßnacht, am Zürichersee bei Wollrau vor. Herzog floh, doch Aloys Reding focht mit Heldenmuth am 2. Mai am rothen Thurm bei Morgarten und schlug die Franzosen zurück. Am 3. Mai siegte er abermals. 3000 Franzosen u. nur 300 Schweizer fielen in diesen Tagen. Da aber gleichwohl die Streitkraft der letzteren zu gering war, als daß sie auf die Dauer Widerstand hätten leisten können, so schlossen Schwyz, Unterwalden und Uri schon am 4. Mai Frieden und nahmen die neue Verfassung an. Der neuen Regierung fehlte es indeß bald an Ansehen, Kraft und Geld. Die französischen Heere und Beamten sogen das Land aus u. unterstützten dabei jede Willkür der Obrigkeit, sobald es ihr Vortheil mit sich brachte. Als die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung immer merklicher wurde und ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich dem Ausbruch nahe war, verstärkte Frankreich seine Heeresmacht in der S. und schloß mit der helvetischen Republik am 24. August 1798 ein Schutz- und Trutzbündniß. Die Folge davon waren Empörungen im Rheinthal, in Schwyz, Appenzell und Unterwalden. Der Kapuziner Paul Styger stand abermals an der Spitze; am 9. September wurden bei Stanz Tausende von Franzosen erschlagen, dafür aber von den siegenden Franzosen viele Grausamkeiten gegen Greise, Weiber und Kinder begangen. Nachdem der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich im Frühling 1799 wieder begonnen, ward die S. Hauptschauplatz des Kampfes. Trotz mancher Siege der verbündeten Oesterreicher und Russen blieben die Franzosen Herren im Lande und fügten noch Graubünden der unter Obhut der französischen stehenden helvetischen Republik hinzu. Die Regierung der letzteren hatte sich während des Kriegs von Aarau nach Luzern und Bern geflüchtet. In sich selbst zwiespaltig, vermochte sie im Lande um so weniger Ruhe und Ordnung zu erhalten, oder die Parteien zu beschwichtigen. Das Direktorium wurde den 7. Jan. 1800 aufgehoben und an der Stelle desselben eine provisorische Vollziehungskommission von 7 Mitgliedern eingesetzt. Da aber diese neue, gemäßigteren Grundsätzen huldigende Macht der revolutionären Partei in den beiden Räthen mißfiel, so trat dieselbe im Einverständniß mit dem französischen Gesandten Reinhard und der französischen Generalität in der S. am 7. August 1800 mit einem Vorschlag zur Kreirung einer neuen Art von Consulta von 43 Mitgliedern hervor: die Vollziehungskommission sollte aus der Mitte der gegenwärtigen Räthe 35 Mitglieder ernennen, und aus dieser mit den 7 Vollziehungskommittirten und noch anderen 8 Personen vermehrten sollte dann ein neuer Vollziehungsrath gewählt werden. Der große Rath ward für dieses Projekt leicht gewonnen und auf den vom Senat dagegen erhobenen Protest nicht geachtet. Schon am Abend des 8. Oktober war der neue Vollziehungsrath eingesetzt, aus lauter revolutionsfreundlichen Männern bestehend u. die weiteren Anweisungen zu einer neuen Konstitution von Paris erwartend. Der Entwurf derselben kam am 29. Mai 1801 von dort an. Ihm zufolge sollte die helvetische Republik einen föderativen Staat beinahe ganz nach der alten Kantonaleintheilung bilden. Obwohl die Deputirten von 9 Kantonen unter Pro-

test aus der Tagsatzung ausschieden, so setzten doch die zurückgebliebenen Deputirten ihre Arbeit fort und brachten die Redaktion der Konstitution am 24. Oktober zu Stande. Da aber die französische Regierung ebenso wenig als die helvetische Nation mit dieser neuen Ordnung der Dinge zufrieden war, so versammelte sich in der Nacht vom 27. Oktober ein Theil des gesetzgebenden Raths und übertrug zur Umstürzung der eben vollendeten Konstitution die vollziehende Macht den beiden Mitgliedern des bisherigen Vollziehungsraths, Dolder und Savary, die, mit den Anführern der helvetischen und französischen Truppen im Einverständniß, erklärten, der Gesetzgebungsrath sei aufgehoben und seine entworfene Konstitution vernichtet. In einer Proklamation an die Nation ward ein neuer provisorischer Senat von 25 Mitgliedern ernannt, der bis zur Abfassung einer anderen Konstitution die S. regieren sollte. Schon am 6. Febr. 1802 hatte dieser Senat nach zwölftägigen Debatten, mit 13 Stimmen gegen 11, die im vorigen Jahre der S. von Frankreich her überschickte Konstitution nach einigen damit vorgenommenen Abänderungen nochmals den Kantonen zur Annahme in Urversammlungen vorgeschlagen. Die gesetzgebende Gewalt sollte danach einer Tagsatzung u. die Regierung einem Senat übertragen werden. Die vollziehende Gewalt sollte ein Senator, unter dem Titel eines Landammans, mit zwei anderen Senatoren als Gehülfen und Stellvertretern (Lieutenants), immer auf ein Jahr verwalten. Daneben sollte sich jeder Kanton seine eigene Organisation unter der Leitung des helvetischen Senats geben. Mit diesen Abänderungen ging endlich die pariser Konstitution in den Urversammlungen bei der Mehrheit der größeren Kantone durch; sie wurde in Bern am 19. Juli proklamirt, und am 29. trat der konstitutionelle Senat seine Sitzungen an. Alle Welt hatte mit der Unabhängigkeit der S. ihre Integrität, die im lüneviller Frieden nicht berührt war, in nothwendiger Verbindung gedacht. Aber um letztere war es bereits geschehen. Am 25. December 1801 hatte Bonaparte Wallis, einen zugewandten Ort, unvermuthet besetzen lassen und, da sein Plan, das Land mit Frankreich zu vereinigen, an dem entschiedenen Widerwillen der Bevölkerung scheiterte, es am 27. August 1802 auf einer im Walliserlande gehaltenen Tagsatzung für einen von Helvetien getrennten und unabhängigen Staat, der unter dem Schutze der französischen, cisalpinischen und helvetischen Republik stehen solle, erklären lassen. Um die öffentliche Meinung über diese Verletzung des lüneviller Friedens zu täuschen, trat Bonaparte der helvetischen Republik das im Frieden zu Campo-Formio an Frankreich gekommene Frickthal ab, einen Distrikt von 5 □Meilen mit etwa 18,000 Einw. Um aber die S. in noch tiefere Verwirrung gerathen zu lassen und davon Veranlassung zum Einschreiten zu nehmen, rief Bonaparte Ende Juli 1802 plötzlich seine Truppen aus der S. zurück. Wie vorauszusehen war, erhoben sich nach der Entfernung des französischen Heeres die drei älteren Kantone, Schwyz, Uri und Unterwalden; von da wälzte sich der Aufstand nach Zürich, Glarus, Zug, Appenzell und Graubünden: man kämpfte mit den Waffen in der Hand für u. wider die neue Konstitution. In Bern nicht mehr sicher, flüchtete sich die Regierung nach Lausanne; aber auch dahin verfolgte sie der Kampf für die alte Verfassung. Der alte helvetische Geist behielt überall die Oberhand und erzwang endlich den Beschluß, daß ein neuer Landtag zu Schwyz unter dem Vorsitz des patriotischen Aloys Reding am 27. September 1802 zur Abfassung einer neuen, auf die alte Verfassung gegründeten Konstitution eröffnet werden sollte. Um diese aber in ihrem Entstehen zu vernichten, kündigte Bonaparte seine Vermittelung der helvetischen Streitigkeiten (30. September 1802) an und beschied eine helvetische Consulta nach Paris. Zu gleicher Zeit rückten 20,000 Franzosen in die S. ein: seitdem hatte die Tagsatzung zu Schwyz keinen freien Willen mehr und ging unter kräftigen Protestationen auseinander. Napoleon ließ nun den helvetischen Abgeordneten (am 19. Februar 1803) eine neue Konstitution unter dem Namen einer Mediationsakte vorlegen, wonach die S. in einen Föderativstaat, aus 19 föderativen Staaten bestehend, indem nämlich St.-Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin u. Waadtland hinzu kamen, umgewandelt ward. Jeder Staat hatte seine eigene Verfassung, die alle einander gegenseitig garantirten; die demokratischen Kantone, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Appenzell, behielten ihre Verfassung unverändert; aber in den aristokratischen, wie Bern, Zürich u. Basel, wurde die Verfassung demokratischer eingerichtet. Durch Gemeinsamkeit der Gesetzgebung, Finanzverwaltung, Kriegsmacht, Münze und der auswärtigen Verhältnisse ward die Einheit begründet. Alle Unterthanenverhältnisse einzelner Distrikte zu älteren Kantonen, alle Vorrechte der Orte, der Familien und Personen wurden aufgehoben, die Gleichheit der politischen und bürgerlichen Rechte und die Freiheit des Erwerbs gesichert. Eine Tagsatzung übte die Majestätsrechte der helvetischen Republik aus. Sie versammelte sich jährlich Anfangs Juni, höchstens auf einen Monat, abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten, über Krieg u. Frieden, Bündnisse, Handelsverträge und andere die ganze Republik betreffende Verhältnisse zu berathschlagen. Die erste Magistratsperson des jedesmal dirigirenden Kantons war der Landamman oder oberste Vorsteher der ganzen Gesammtregierung; er trug der Tagsatzung die Gegenstände der Berathschlagung vor und blieb in seiner Würde bis zur neuen Zusammensetzung der Tagsatzung. In der Tagsatzung hatten die 6 Kantone Zürich, Bern, St.-Gallen, Graubünden, Aargau und Waadt jeder 2 Stimmen; jeder der übrigen Kantone, die weniger als 100,000 Einwohner zählten, 1 Stimme. Bonaparte zog aber seine Truppen nicht eher aus der S., als bis er mit ihr einen Allianztraktat (27. Dec. 1803) auf 50 Jahre abgeschlossen hatte, in welchem sie sich verpflichtete, immer 16,000 (später 12,000) Mann für den französischen Dienst zu stellen. Es verflossen der S. unter der Mediationsakte 10 ruhige Jahre. In den beiden österreichischen Kriegen mit Napoleon I. (1805 und 1809) behauptete sie glücklich ihre Neutralität.

Das Jahr 1813 aber brachte über die S. neue Zerrüttung und neue Erniedrigung. Sobald sich die Kunde von den Siegen der Alliirten über die französischen Heere in der S. verbreitete, triumphirten die Anhänger des Alten, die offenen und versteckten Aristokraten, und rüsteten sich zum Kampfe gegen das Vermittlungswerk des einst so gefürchteten Protektors. Aber die Anzahl der Freunde des Bestehenden, welche hofften, durch ruhige Reformen das Mangelhafte und Fehlende in der Bundesurkunde zu ergänzen und das Ganze zu retten, war nicht unbedeutend. Darum mußten die Aristokraten zu List und Verrath Zuflucht nehmen. Die Tagsatzung versammelte sich den 15. Nov. 1813 in Zürich, erklärte am 18. Nov. die Neutralität der S., rief aber nur 12,000 Mann unter die Waffen, welche die lange Grenze von Tyrol bis Basel decken sollten; zudem stand diese Truppe unter Anführern, die eng mit dem Interesse der Aristokratie verbündet waren. Während Napoleon sofort die nachgesuchte Neutralität bewilligte, gaben die Monarchen von Oesterreich und Preußen eine unbestimmte Antwort. Bereits hatten Abgeordnete der berner Aristokratie bei den Monarchen in Frankfurt durch falsche, ihrem Zweck entsprechende Berichte über die Lage und Wünsche der Schweizer die Ansicht unter den Diplomaten verbreitet, daß der gegenwärtige Bundeszustand ein Theil des französischen Systems sei und mit diesem falle, d. i. die alte Ordnung der Dinge, wie sie vor 1798 bestand, wieder hergestellt werden müsse. Als die Alliirten darauf den Schweizerboden betraten, verließen die eidgenössischen Truppen ohne Gegenwehr die Rheingrenze. Die Proklamationen des Fürsten von Schwarzenberg verhießen der S. zwar die Zurückgabe der ihr von Frankreich entrissenen Länder und Neutralität von dem Tage an, wo sie frei und unabhängig dastehen werde. Die Täuschung dauerte indessen nicht lange; denn nachdem eine Abtheilung österreichischer Truppen den Kanton Bern besetzt hatte, wurde die Mediationsregierung zur Abdankung genöthigt und den Patriciern der Stadt das Regiment wieder in die Hände gegeben (23. Dec. 1813). Das in Bern gegebene Beispiel fand bald Nachahmung; in Luzern setzte eine Verschwörung von Adeligen die Volksregierung mit Gewalt ab; das Gleiche geschah in Solothurn und Freiburg. Das Volk war entweder unthätiger Zuschauer, vorzüglich in den katholischen Kantonen, wo die Geistlichkeit ihren ganzen Einfluß der Aristokratie verlieh; oder wo es Widerstand leistete, wie im berner Oberland, im Kanton Luzern und Solothurn, war dieser vereinzelt u. zu schwach. Aber nicht nur die Patricier der alten aristokratischen Kantone, sondern Alle, welche durch die Revolution oder Mediation Rechte und Privilegien verloren hatten, erhoben sich mit Eifer, sie wieder zu gewinnen. Ueberall herrschten Mißtrauen und Feindschaft, und die Minister der verbündeten Mächte in Zürich hatten vollauf zu thun, vermittelnd zwischen die unpatriotischen Leidenschaften zu treten und heftigen Ausbrüchen zu wehren. Nachdem zwei Entwürfe eines Bundesvertrags zurückgewiesen worden, kam endlich am 8. Sept. 1814 auf der Tagsatzung zu Zürich ein dritter zu Stande, der die Stimmenmehrheit erlangte, indem nur Bern, Freiburg und Waadt dessen Unterzeichnung verweigerten. Nachdem in Wien ein eigenes Komité in 13 Protokollen die Angelegenheiten der S. geprüft und berathen hatte, unterzeichneten am 20. Mai 1815 die bevollmächtigten Gesandten der 8 Mächte: Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden die Erklärung: „daß, sobald die schweizerische Tagsatzung zu ihrer gepflogenen Verhandlung ihre Zustimmung ertheilt haben würde, auch die Anerkennung und Gewährleistung der immerwährenden Neutralität der S. innerhalb ihrer neuen Grenze beurkundet werden solle". Die Hauptbestimmungen dieser Verhandlungen waren: unverletzter Bestand der 19 Kantone; Vereinigung von Wallis, Genf u. Neuenburg als 3 neuen Kantonen mit der S.; Vereinigung des Bisthums Basel mit dem Kanton Bern, mit Ausnahme eines Bezirks für Basel. Am 27. Mai erfolgte von Seiten der Tagsatzung die feierliche Beitrittserklärung zu dieser Urkunde. So war der neue Bundesvertrag der S. zu Stande gekommen, in Folge dessen die S. wieder eine Musterkarte von allen politischen Formen, von der reinen Demokratie an durch Aristokratie und Oligarchie hindurch bis zur Monarchie wurde. Jeder Kanton erhielt volle Souveränetät und konnte in seinem Inneren nach Belieben schalten; das durch die Mediationsakte gewährleistete Niederlassungsrecht aller Schweizer in jedem Kanton, die Handelsfreiheit zwischen den Bürgern der verschiedenen Kantone und manches Andere, wodurch das Gefühl der Nationalität gehoben worden war, wurde vernichtet. Obwohl das Volk die neue Bundesakte mit Unwillen aufnahm, so ward dieselbe doch am 7. August 1815 feierlich beschworen.

Während der 15 Jahre von 1815—30 fiel in der S. wenig Bedeutendes vor. Hervorzuheben ist besonders das Konkordat mit dem römischen Stuhle, kraft dessen die S. der Diöcesanverbindung mit dem Bisthum Konstanz entzogen wurde und zwei schweizerische Bisthümer, Chur-St. Gallen und Basel, letzteres mit dem Sitz in Solothurn, ins Leben traten. Wenig glücklich war die S. in dem politischen Verkehr mit dem Auslande. Die Verletzung des Asylrechts durch Auslieferungen der politisch verfolgten italienischen Emigrirten, die Unterdrückung der Preßfreiheit, die seit 1823 eingeführte strenge Fremdenpolizei waren Zugeständnisse, welche dem drängenden Auslande gemacht werden mußten. Selbst neue Militärkapitulationen wurden mit dem König von Neapel abgeschlossen. Dagegen konnte auf der Tagsatzung weder Einheit der Maße, Münzen, Gewichte, noch Handelsfreiheit, noch allgemeines Niederlassungsrecht der Schweizer und Einverständniß über die Heimatlosen erreicht werden. Nur dem Kriegswesen wurde im Allgemeinen eine größere Aufmerksamkeit bewiesen, von welcher die Militärschule in Thun und die Waffenübungen in eidgenössischen Lagern, die gleichmäßigere Uniformirung und Bewaffnung der Truppen erfreuliche Früchte waren. Dagegen blieben Handel und Industrie, höheres Bildungswesen und Alles, was den Sinn für Nationalität hätte wecken und befestigen können, den einzelnen Kantonen über-

lassen. Erst von der französischen Julirevolution an datirt sich eine neue, glänzende Epoche in der Geschichte der S. Die unter dem von Frankreich ausgehenden Impuls wieder aufgenommene politische Reform dehnte sich bald über alle protestantischen und paritätischen und anfangs auch über die bedeutendsten katholischen Kantone aus: Zürich, Thurgau, St.-Gallen, Glarus, Graubünden, Tessin, Appenzell-Außerrhoden, Schaffhausen, Aargau, Basel-Land, Freiburg, Solothurn, Luzern, Bern, Waadt u. Genf. Die Reform schuf diese Republiken bis auf die wenigen Demokratien durch einen sehr zahlreichen, aus unbeschränkten Volkswahlen hervorgegangenen großen Rath, den Vertreter des Volks, zu einer Mittelbildung zwischen Repräsentation und Demokratie um, sowie auf der anderen Seite die Demokratien, welche in diese Bewegung eingingen (wie Appenzell-Außerrhoden, Glarus und Graubünden), allmählig neben der Landesgemeinde auch die repräsentativen Organe in sich ausbildeten. In dem großen Rath, dessen anfänglich serienweise periodische Erneuerung bald in den meisten Kantonen in eine integrale überging, war die oberste Staatsleitung koncentrirt durch die Gesetzgebung, die Oberaufsicht über die gesammte Verwaltung, die Wahl aller höheren Kantonalbeamten mit periodischer Erneuerung und ihre Verantwortlichmachung vor dieser höchsten Behörde. Für die Bezirks- und Gemeindebeamten drang rasch und durchgreifend das Princip unmittelbarer Volkswahlen durch. Ferner wurden in den Verfassungsurkunden eine scharfe Trennung der Justiz und der Administration, die Oeffentlichkeit der gesammten Staatsverwaltung, die Freiheit der Presse, eine selbstständige und tüchtige Gemeindeverwaltung, eine Reform der öffentlichen Bildungsanstalten, vorzüglich der Volksschulen, und Glaubensfreiheit festgesetzt und, zur Ehre der S., der fremde Militärdienst für immer aufgehoben. Die meisten der sogenannten konservativen Kantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg und Basel-Stadt, vereinigten sich dagegen im November 1832 zu dem reaktionären Sarnerbunde. Sie erklärten am 28. November, daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls man den Abgeordneten von Basel-Landschaft zulasse. Aber die Tagsatzung schritt gegen Erwarten energisch ein; sie erklärte den Sonderbund für aufgelöst, und die widerspenstigen Kantone mußten sich ihren Beschlüssen fügen. Im Ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa $^2/_3$ der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die konstituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt. Als in Bezug auf die Herstellung der konstitutionellen Formen das zunächst Liegende erreicht war, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die Tagsatzung, der Stimme der Mehrheit des Volks nachgebend, beschloß die Revision am 17. Juli 1832. Aber der am 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesakte, so wenig er auch den Forderungen der Liberalen genügte, galt der politisch stabilen Partei als ein Attentat gegen die Kantonalsouveränetät, und zugleich hatte derselbe die Ultramontanen zu Gegnern, die nur bei der Fortdauer der Bundesanarchie hoffen durften, ihre Zwecke erreichen zu können. Durch eine Koalition der äußersten Parteifraktionen, wie diese zumal im Kanton Luzern zu Stande gekommen war, wurde daher der einer Volksabstimmung in den einzelnen Kantonen unterlegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht ward, war die Oeffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834, die aber nur dazu beitrug, die Ohnmacht der noch bestehenden Bundesverfassung in hellerem Lichte zu zeigen. Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft noch deutlicher heraus. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher politischer Flüchtlinge verschiedener Nationen geworden, die von da aus propagandistisch auf ihre Heimatländer einzuwirken suchten. Die desfallsigen Reklamationen auswärtiger Mächte konnten so lange wenig beachtet werden, als Frankreich nach der Julirevolution ein Interesse daran hatte, um seiner eigenen Sicherheit willen die Gährung in den Nachbarstaaten zu befördern. Schon nach dem mißglückten Savoyerzuge (s. Sardinische Monarchie, Geschichte) kam indeß auf die dringenden Noten des Auslandes am 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die Flüchtlinge zu Stande. Als man gegen Mitte des Jahres 1836 den Verzweigungen des „jungen Europa“ auf die Spur gekommen war, wurde eine übereilte Untersuchung gegen Betheiligte und Nichtbetheiligte geführt, und in tumultuarischem Verfahren wurden die unter dem Namen der „Flüchtlingshetze“ bekannt gewordenen Ausweisungen vollzogen. Jetzt war es Frankreich, das im Namen aller anderen europäischen Großmächte dieselben Forderungen betrieb, die es noch zu Anfang des Jahres 1834 nichts weniger als unterstützt hatte. Um dieselbe Zeit kam auf der Tagsatzung ein bis 1838 wirksam gebliebenes Conclusum über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Flüchtlinge und Fremden zu Stande. Ein die Spannung steigernder Vorfall kam 1836 hinzu: die Entdeckung des von französischen Behörden mit mehren falschen Pässen versehenen Spions Conseil. Je offenbarer aber in dieser Sache das Unrecht auf Seite Frankreichs war, um so lebhafter warf sich dieses in die Rolle des Beleidigten. Nachdem die dortige Regierung in einer Note vom 27. September 1836 gegen die Tagsatzung Klage geführt und schnelle Genugthuung gefordert hatte, ordnete sie selbst eine Grenzsperre an. Eine außerordentlich berufene Tagsatzung verständigte sich über eine Antwortnote mit der Erklärung, daß sie die Beschwerde gegen die französische Gesandtschaft fallen lasse und unter den jetzigen Umständen der Sache keine weitere Folge gegeben werden solle. Hierauf folgte die Aufhebung der französischen Sperre, „da die verlangte Genugthuung geleistet worden sei“. Der Zwist war noch nicht zu Ende, als nach dem sogenannten straßburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonaparte's nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den anderen Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung. Da sich die Tagsatzung bei aller Nach-

giebigkeit vieler ihrer Mitglieder zu keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse vereinigen konnte, ließ letzteres abermals eine Sperre der Schweizergrenze eintreten und zog selbst Truppen zusammen, worauf sich auch die Tagsatzung zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt sah. Ehe aber die Tagsatzung zu einer weiteren Entscheidung gelangt war, machte Ludwig Bonaparte am 22. September 1838 die Anzeige, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeten Nationen zu gefährden. Dies geschah am 14. Oktober, und am 15. gab der französische Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwickelung als gelöst betrachte, worauf die Zurückziehung der aufgestellten Truppen erfolgte. In dieser langen Periode der nicht immer wohl bestandenen diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Inneren der S. die reaktionäre Partei ihr Haupt. Weit mächtiger aber als die alte Aristokratie regte sich die ultramontane Partei, die, ihre Pläne mit hartnäckiger Konsequenz verfolgend, nach jeder scheinbaren Niederlage von Neuem sich erhob und die ganze S. mit Unruhe erfüllte. Wie sie die ihr günstige Zeit der Restauration zur Herstellung und Erweiterung ihrer durch die Revolution erschütterten Macht zu benutzen gewußt, davon zeugte unter vielem Anderen die Ausbreitung der Jesuiten, die Ausstattung des päpstlichen Nuntius mit ausgedehnten Befugnissen, die fortwährende Zersplitterung der S. in mehre kleine Bisthümer, die, im Widerspruch mit dem katholischen Kirchenrecht und selbst mit den Beschlüssen des tridentiner Koncils, keinem Metropolitanverbande, sondern der päpstlichen Gewalt unmittelbar unterworfen wurden. Gegen die wachsenden Umgriffe der Hierarchie sahen sich schon vor 1830 mehre Kantonalregierungen, wie des Kantons Graubünden, zu mitunter energischem, aber nicht immer erfolgreichem Widerstande veranlaßt. Mit den Ereignissen von 1830 schien endlich eine günstigere Periode für die Sicherstellung der Selbstständigkeit der Staaten gegenüber der kirchlichen Gewalt eingetreten. Zu Ende des Jahres 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St.-Gallens zu Baden (badener Konferenz), um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Episkopats, sowie zur Gründung eines gemeinsamen schweizerischen Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Obwohl diese badener Beschlüsse ihrem Wesen nach nur eine gerechte Nothwehr gegen die Anmaßungen der überkirchlichen Partei waren, so verdammte sie doch ein päpstliches Kreisschreiben vom 17. Mai 1835. Dabei wurde kein Mittel versäumt, um die an der badener und später luzerner Konferenz (September 1835) Theil nehmenden Stände einzuschüchtern und überall die katholische Bevölkerung in Gährung zu bringen. Solothurn versagte den Beschlüssen die Genehmigung; dann zog sich auch Bern zurück, und in St.-Gallen wurde ein auf die badener Artikel gegründetes Gesetz vom 15. November 1834 über die Rechte des Staats in Kirchensachen durch das Veto des von seinen Priestern bearbeiteten katholischen Theils der Bevölkerung verworfen. Auch in anderen Bezirken der katholischen S. ließ man den Ruf der „Religionsgefahr" hören und brachte damit im bernischen Jura, sowie hauptsächlich in den katholischen Freiämtern des Kantons Aargau im Herbst und Spätherbst 1835 tumultuarische Auftritte zu Wege. Zwar reichten einige militärische Demonstrationen hin, die beginnenden Unruhen im Keim zu ersticken; doch fand sich die aargauische Regierung bewogen, die Formulirung des vom katholischen Klerus durch die badener Artikel geforderten Eides der Treue nach der Ansicht des Bischofs von Basel abzuändern. Eine weitere Unterstützung fand die ultramontane Partei durch die Umwälzung vom 6. Sept. 1839 im reformirten Kanton Zürich. Hierdurch wurde dieser Kanton auf die Bahn einer falschen Politik fortgerissen und für längere Zeit die Phalanx der größeren regenerirten Kantone durchbrochen, deren einträchtiges Zusammenwirken allein die Ruhe der S., sowie ihre politische und kirchliche Selbstständigkeit verbürgen konnte. Noch eine unmittelbar wichtige Folge knüpfte sich an die Umwälzung vom 6. September 1839. Alle größeren Kantone mit freisinnigen Verfassungen, im Geiste der Bewegung von 1830, hatten sich zu einer wesentlich gleichartigen Politik vereinigt, wodurch allein die Ordnung und der innere Friede erhalten werden konnten, und diese Vereinigung hatte im sogenannten Siebnerkonkordat (am 12. März 1832 zwischen den Kantonen Luzern, St.-Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Zürich zur Aufrechthaltung ihrer Verfassungen geschlossen) ihre Form und ihren Ausdruck erhalten. Durch den zeitweisen Abfall des Kantons Zürich zu einer reaktionären Politik wurde aber der kantonalen Willkür, sowie allen Gelüsten des Parteigeistes ein freier Spielraum geöffnet. Eine Reihe von Kantonen war nun binnen wenigen Jahren der Schauplatz stürmischer Ereignisse mit sehr verschiedenem Erfolg, je nach der Stärke u. Stellung der Parteien. Während aber im Laufe des Jahres 1839 Tessin für einige Zeit in die Reihe der sogenannten regenerirten Kantone eintrat, hatte die im seither liberalen Kanton Luzern eintretende Gährung ganz entgegengesetzte Folgen. Hier brachten die neuen Wahlen die ultramontane Fraktion zur Herrschaft, und die neue Verfassung, wodurch das bisherige politische Vorrecht der Stadt Luzern abgeschafft und das Volksveto eingeführt wurde, stützte sich einerseits auf die vom Klerus geleitete große Masse, während sie zugleich durch weitere positive Bestimmungen den Einfluß der Geistlichkeit steigerte. Diese neue Verfassung verzichtete auf das Placet des Staats in Kirchensachen, dem sie ein bloßes Visum vorbehielt; sie erklärte die apostolisch-römisch-christkatholische Religion zur Staatsreligion, das Bekenntniß derselben zur ersten Bedingung des Stimmrechts und der Aufnahme in das Kantonsbürgerrecht und verbot jede Veräußerung kirchlicher Liegenschaften ohne vorherige Genehmigung der Kirchenbehörden. Auf diese Weise erwarb sich derselbe Kanton, der die badener Konferenzbeschlüsse am eifrigsten betrieben hatte, den Namen des „schweizerischen Kirchenstaats". Schon kurz vor diesem völligen Umschwung in

Luzern war auch für Solothurn und Aargau fast gleichzeitig die Periode der Verfassungsrevision eingetreten, und da und dort suchte die hierarchische Partei die hiermit unzertrennliche Aufregung in ihrem Sinne auszubeuten. Im fast durchaus katholischen Solothurn wurde die aufbrausende Gährung ohne Mühe unterdrückt und in verfassungsmäßigen Schranken gehalten. Im Aargau (s. d.) dagegen machte (1845) ein Theil der katholischen Minorität den gewaltsamen Versuch zum Umsturz der von der Mehrheit angenommenen Verfassung, führte aber dadurch den Beschluß des großen Raths, wonach alle Klöster aufgehoben werden sollten (13. Jan.), herbei. In derselben Zeit, da der aargauische Klosterstreit die ganze S. in Gährung setzte, wurde die Aufregung noch dadurch gesteigert, daß die hierarchische Partei mit ihrem lange gehegten Plane, dem Jesuitenorden weitere Verbreitung zu verschaffen, in rücksichtslosester Verletzung der Interessen und Ansichten sowohl der reformirten, als der liberalkatholischen Schweizer, immer kecker und offener hervortrat. In der That knüpfte sich an die Entscheidung der Jesuitenfrage das ganze Schicksal der S. Schon als 1818 die Berufung der Jesuiten nach Freiburg erfolgte, waren in dieser Beziehung lebhafte Besorgnisse rege geworden, die sich 20 Jahre später erneuerten, als von der ultramontanen Partei in Luzern schon vor der Verfassungsrevision daselbst und vor der Aufhebung der Klöster im Aargau die Berufung des Ordens in den katholischen Vorort betrieben ward. Der Eifer dafür erhöhte sich nach dem Siege der hierarchischen Partei in Luzern und nach Einführung der neuen Konstitution im December 1841. Die Jesuitenfreunde gewannen mehr und mehr Boden in den Behörden, so daß die baldige Berufung unzweifelhaft wurde, falls nicht etwa die Tagsatzung mit Ernst und Nachdruck sich dagegen erklärte. Unter diesen Umständen brachte Aargau den von seinem großen Rathe beschlossenen und durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützten Antrag auf Ausweisung der Jesuiten durch Kreisschreiben vom 3. Juni 1844 zur Kenntniß der Stände. Der Antrag kam am 19. Aug. auf der ordentlichen Tagsatzung zur Verhandlung, erhielt aber nur $1^2/_2$ Stimmen. Andererseits erklärte sich für Rückweisung des aargauischen Antrags, den man als „Eingriff in die Rechte der Katholiken und in die Kantonalsouveränetät“ bezeichnete, nur ein Theil der katholischen Kantone mit $7^1/_2$ Stimmen, dagegen sprachen sich $17^1/_2$ Stimmen nach dem Vorschlage Zürichs für Nichteinmischen aus. Da hiernach die höchste eidgenössische Behörde der Berufung der Jesuiten nach Luzern wenigstens nicht auf positiv unzweideutige Weise entgegengetreten war, so wurde dieselbe am 24. Oktober 1844 mit 70 gegen 24 Stimmen vom luzernischen Großrathe beschlossen durch Genehmigung des am 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrages. Die nächste Folge dieses unheilvollen Beschlusses waren die Freischaarenzüge gegen Luzern (s. d.) und das Auftreten des Sonderbundes. Der angebliche Zweck des letzteren war die Vertheidigung gegen Eingriffe in die Kontonalsouveränetät; doch waren alle Einrichtungen getroffen, um unter günstigen Umständen die Offensive ergreifen zu können. Der Bund bestand zunächst aus den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg. Nach dem Siege der ultramontanen Partei in Wallis (1844) trat auch dieser Kanton bei. Nachdem 1846 der Bestand dieses Bundes im Bunde auf officielle Weise bekannt geworden war und inzwischen in Genf u. St.-Gallen die liberale Partei das Uebergewicht erlangt hatte, erfolgte am 27. Juli 1847 in der Tagsatzung mit $12^2/_2$ Stimmen der Beschluß der Auflösung des mit der Bundesverfassung unvereinbaren Sonderbundes, und daran knüpfte sich im September ein weiterer Beschluß, welcher die Jesuitensache für Bundessache erklärte und, unter Verbot der künftigen Aufnahme des Ordens in irgend einem Kanton, die Stände in Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis zur Entfernung der Jesuiten aus ihrem Gebiet aufforderte. Auf beide Beschlüsse u. auf die Aufforderung, Alles zu unterlassen, was den Landfrieden stören könnte, zumal alle außerordentlichen Rüstungen einzustellen, antworteten die 7 Kantone des Sonderbundes mit Protesten und setzten ihre Rüstungen mit um so größerem Eifer fort. Da eine Proklamation der Tagsatzung an das Volk der Sonderbundskantone nichts fruchtete, so rief die Tagsatzung eine wohlgerüstete Armee von 50,000 Mann, die bald bis nahe an 100,000 Mann erhöht wurde, unter die Waffen und ernannte den eidgenössischen Oberst Dufour von Genf zum Obergeneral. Einer solchen Heeresmacht gegenüber hatten die 7 Sonderbundskantone 36,000 Mann auf die Beine gebracht, die von einem, freilich nur unvollkommen organisirten Landsturm von 47,000 Mann unterstützt werden sollten. Zu Ende Oktobers verließen die Gesandten des Sonderbundes die Tagsatzung, die am 4. Nov. die Vollziehung ihres Dekrets vom 20. Juli durch Waffengewalt beschloß und in einer offenen Erklärung die Nothwendigkeit ihres Verfahrens vor dem schweizerischen Volke und dem Auslande nachwies. Die Feindseligkeiten eröffnete der Sonderbund, indem Truppen des Kantons Uri, von Wallisern unterstützt, zu Anfang Novembers die Grenzen von Tessin überschritten. Gleichzeitig fanden einige Ueberfälle in die Freiämter Aargau's Statt, die aber sämmtlich zurückgeschlagen wurden. Während hier ein Theil des eidgenössischen Heeres in der Defensive sich hielt, rückte Dufour mit einem anderen Theil gegen Freiburg. Nach einem kurzen, aber blutigen Gefecht in der Umgegend der Stadt kapitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen und der Landsturm wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich, eine neue ward gebildet. Nach dem Fall Freiburgs wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern und die inneren Kantone. Zug unterwarf sich ohne Weiteres. An der Grenze von Luzern, an der Brücke von Gislikon, bei Honau und Meierskappel, kam es am 23. Nov. zum entscheidenden Treffen. Nach hartnäckiger Gegenwehr ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht, und auf die Nachricht von dieser Niederlage flohen auch der in Luzern tagende Kriegsrath des Sonderbundes, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz

und Wallis. Mit verhältnißmäßig geringen Opfern wurde ein Kampf durchgekämpft von so durchgreifenden Folgen für die Ordnung der inneren Verhältnisse der Eidgenossenschaft und für ihre Stellung zum Auslande, wie ihn die S. seit der Vertreibung ihrer Zwingherren nicht erlebt hatte. Fast in allen Kantonen, die dem Sonderbunde angehört hatten, wurden nach dem Sturze der ultramontanen Partei Verfassungsrevisionen vorgenommen, die wirkliche und wesentliche Verbesserungen waren, u. auch in anderen Kantonen schritt man zu ähnlichen Maßregeln, wie denn überhaupt nach endlicher Ueberwindung des die gesammte Eidgenossenschaft bedrohenden Zerwürfnisses das ganze öffentliche Leben in den frischen Fluß einer gemessenen Bewegung kam. Selbst die finanziellen Opfer, welche der Sonderbundskrieg erforderte, brachen wichtigen Reformen die Bahn. Nicht nur wurde die in Freiburg, Luzern, Schwyz und Wallis faktisch erfolgte Austreibung der Jesuiten von den neuen Regierungen gut geheißen, sondern man schritt auch für Bestreitung der den Sonderbundskantonen zur Last gefallenen Kriegskosten zu einer Verminderung oder Aufhebung der Klöster, wozu das Volk, das früher für den Fortbestand dieser jeden Fortschritt hemmenden Institute in so hohem Grade fanatisirt worden, jetzt gern seine Einwilligung gab.

An diesen inneren Händeln der S. hatten sich die Großmächte außer Großbritannien auf eine Weise betheiligt, welche den Reform- u. Einheitsbestrebungen der liberalen Partei keineswegs förderlich war. Schon 1846 unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf waren Metternich u. Guizot darin übereingekommen, daß eine Intervention nothwendig sei, wenn der Bürgerkrieg fortdauere. Guizot richtete an den französischen Gesandten in der S., Bois-le-Comte, einen offenen Brief vom 2. Juli 1847, der die ganze erbitternde Wirkung einer Drohung hatte, ohne im Geringsten einschüchtern zu können. Da aber das französische Kabinet nur im Einverständniß mit dem englischen handeln wollte, so wußte Palmerston die Entscheidung der Interventionsfrage so lange geschickt zu verzögern, bis durch das entschiedene Vorgehen der Tagsatzung dem Sonderbund ein Ende gemacht ward und also die Vermittelung der Großmächte von selbst wegfiel. Oesterreich und Frankreich hatten inzwischen unverhohlen für die schweizerischen Ultramontanen Partei ergriffen. Sie hatten die Stände des Sonderbundes zum Widerstande gegen die verfassungsmäßige Bundesbehörde aufgereizt; sie hatten ihnen selbst Kanonen, Gewehre, Munition und Geld zukommen lassen und ihnen zur Leitung der militärischen Operationen Offiziere zugesandt. Um so verletzender für das schweizerische Volksgefühl und zugleich um so erfolgloser mußte eine weitere, am 22. Januar 1848 von Oesterreich, Frankreich und Preußen übergebene Note sein, worin die Räumung der von den eidgenössischen Truppen kaum erst besetzten Sonderbundskantone verlangt und wiederholt ausgesprochen wurde, daß keine Veränderung in der schweizer Bundesakte gültig sei, die nicht unter einstimmiger Genehmigung aller Kantone zu Stande komme. Obwohl nun die Tagsatzung unverzüglich die einleitenden Maßregeln zur Bundesrevision beschloß, so schien doch zu Anfang des Jahres 1848 in der S. selbst noch kein sehr starker Glaube an eine baldige durchgreifende Bundesreform vorhanden zu sein. Unter den Stürmen jedoch, welche die pariser Februarrevolution in Frankreich u. Deutschland erregte, konnte die S. in ungestörter Ruhe das Werk ihrer politischen Wiedergeburt vollenden. Schon am 17. Febr. 1848, unmittelbar nach dem Schlusse der Tagsatzung, hatte eine von dieser ernannte Bundesrevisionskommission ihre Arbeiten begonnen, und am 20. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht und den Kantonen zur Begutachtung vorgelegt werden. Am 15. Mai trat die Tagsatzung zusammen, und am 27. Juni war der Entwurf durchberathen und konnte zur Abstimmung vorgelegt werden. Wie die Mehrheit der Stände, so erklärte sich die große Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung für die Annahme. Zwar überwog in einigen kleineren und zumal katholischen Kantonen die Zahl der Verwerfenden; da aber schon früher der allein zum Ziel führende Grundsatz geltend gemacht war, daß die neue Verfassung als angenommen zu betrachten sei, sobald sich eine Mehrheit von Ständen, die zugleich die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung vertrete, dafür erklärt habe, so konnte schon am 12. September 1848 die feierliche Verkündigung der *neuen Bundesverfassung* erfolgen. Bei den Berathungen der Tagsatzung vom 15. Mai bis 27. Juni gelangte man zu einer Bundesverfassung, wodurch aller schädliche Partikularismus vernichtet und gleichwohl nicht verletzend in die Eigenthümlichkeit des besonderen Staatenlebens eingegriffen wurde. Die neue Bundesverfassung war bereits geraume Zeit zur Geltung gelangt, die neuen Bundesbehörden waren in voller Thätigkeit, als der erste Akt der großen europäischen Revolution zu Ende ging und zahlreiche Schaaren der Ueberwundenen und Verdrängten das seit Jahrhunderten geübte Asylrecht der S. in Anspruch nahmen. Wie schon früher einzelne französische u. eine größere Anzahl italienischer Flüchtlinge, so wurden zu Anfang Juli's 1849 die noch massenhafteren Trümmer der deutschen Revolution auf den schweizerischen Boden verschlagen. Theils zur Entwaffnung der anlangenden Flüchtlinge, theils zum Schutz der Grenzen gegen die nachdrängenden Sieger ordnete der Bundesrath erst ein Aufgebot von 12,000, dann von 24,000 Mann unter dem Oberbefehl Dufours an. Am 12. Nov. 1849 ward die Herbstsitzung der Bundesversammlung eröffnet. Zum neuen Bundespräsidenten wurde Heinrich *Druey* aus Waadt, zum Vicepräsidenten Joseph *Munzinger* aus Solothurn gewählt. Die Ende 1849 geschlossene Sitzung war reich an wichtigen Ergebnissen: Gesetze über das Postregal, über die Organisation der Bundesrechtspflege und die Organisation des Bundesraths, über freie Niederlassung, über den Geschäftsverkehr der Räthe unter einander waren die Früchte einjähriger Berathungen. Dieser innere Ausbau sah sich aber von Außen bedroht; Preußen meldete seine Ansprüche auf Neuenburg an und begehrte im Verein mit Oesterreich die Aufhebung des Asylrechts

doch zogen sich die Unterhandlungen ohne weitere Folgen hin. Um Anlaß zu Beschwerden zu vermeiden, fuhr der Bundesrath in seiner Strenge gegen die Flüchtlinge fort, entzog ihnen jede Staatsunterstützung u. setzte es auch durch, daß der größte Theil derselben die S. verließ. Die schon vor 1848 bestandenen, über die ganze S. verbreiteten deutschen Arbeitervereine verfolgten seitdem politische Zwecke, deren gefährliche Richtung bei der Versammlung in Murten (20. Februar 1850) zu Tage trat. Massenhafte Ausweisungen waren die Folge davon. Die Bundessitzung von 1850 wurde am 4. April eröffnet. Das heftig debattirte Münzgesetz wurde von dem Nationalrath in der vom Ständerath bereits gebilligten Weise am 25. April angenommen. Die von den Kantonen, Bezirken u. Gemeinden erhobenen Zölle, Brücken- und Wegegelder wurden von der Eidgenossenschaft um 1,700,000 Franken angekauft und abgeschafft, wodurch der innere Verkehr völlig frei ward. Die Frühjahrssitzung der Räthe ward am 9. Mai geschlossen, um am 1. Juli und nach einer Vertagung den 4. November abermals zu beginnen. Dieser Sitzung gebührt das Verdienst, einem der größten socialen Uebelstände der S. durch das Gesetz über die Heimatlosen ein Ende gemacht zu haben. Die Wahl zum Bundespräsidenten für 1851 fiel auf Munzinger aus Solothurn, die zum Vicepräsidenten auf Furrer. Die Sitzungen endeten am 21. December. Neben dem politischen dauerte der kirchliche Hader an vielen Orten fort und führte im Kanton Waadt zu einer förmlichen Trennung zwischen Kirche und Staat. Nach Eröffnung der Bundesversammlung am 7. Juli 1851 wählte der Nationalrath den eben in Bern unterlegenen Stämpfli zu seinem Vorsitzenden, was die konservative Partei in große Aufregung versetzte. Die Räthe beschäftigten sich vornehmlich mit einer Aenderung des Zolltarifs, wodurch der Zoll von Reis um die Hälfte, von Mehl auf ²/₃ herabgesetzt, der Differenzzoll für deutsches Eisen aber beibehalten ward, was den deutschen Zollverein veranlaßte, am 1. August die der S. zeither zugestandenen Zollbegünstigungen aufzuheben, was für den Grenzverkehr zwischen beiden Ländern sehr nachtheilig war. Die Brücke zur Verständigung wurde dadurch offen erhalten, daß seitens der S. keine Gegenmaßregeln ergriffen wurden, sondern der Bundesrath Vollmacht zu neuen Unterhandlungen erhielt. Die Sitzung schloß am 28. August mit dem Ablauf der Vollmachten des Nationalraths, dessen vollständige Erneuerung durch die Volkswahlen bevorstand. Die Verhältnisse zu den Nachbarstaaten waren um nichts freundlicher geworden, und immer noch waren es die Flüchtlinge, welche den Hauptanstoß gaben. Durch ein Kreisschreiben vom 25. Februar 1851 hob der Bundesrath die im Juli 1849 den Kantonen auferlegte Verpflichtung zur Aufhebung von Flüchtlingen (deren Zahl inzwischen von 11,000 auf 500 gesunken war) auf und schob alle Heimatlosigkeiten, welche durch Verlängerung des Aufenthalts der Flüchtlinge entstehen würden, als Last den Kantonen zu. Namentlich traf das Loos der Ausweisung die noch anwesenden Oesterreicher, Preußen und Polen, um die betreffenden Regierungen zufrieden zu stellen. Der neugewählte National- und der Ständerath traten am 1. December zusammen. Johann Trog aus Solothurn ward zum Bundespräsidenten gewählt. Nach dem 2. Dec. 1851 entstanden auch mit Frankreich Zerwürfnisse wegen der Flüchtlinge, die von Genf aus einen Einfall auf französisches Gebiet beabsichtigten. Durch das energische Dazwischentreten des Bundesraths wurde der Plan vereitelt; als aber der französische Gesandte von Salignac in einer Note vom 24. Januar 1852 das Verlangen stellte, daß alle Flüchtlinge, welche die französische Regierung bezeichnen würde, aus der S. gewiesen werden sollten, lehnte der Bundesrath dies in seinem Antwortschreiben vom 9. Februar ab. Die Flüchtlinge wurden jedoch von der Grenze entfernt. Den am 5. Juli 1852 wieder zusammengetretenen gesetzgebenden Räthen wurden Vorlagen über die Eisenbahnen, eine eidgenössische Universität, das Bundesstrafrecht und den Nachlaß der Sonderbundskosten gemacht. Für die Universität hatte eine nationalräthliche Kommission 1851 den Plan vorbereitet und dafür einen jährlichen Beitrag des Bundes von 267,000 Franken, sowie des Universitätssitzes von 70,000 Franken, ferner für eine polytechnische Schule je 64,000 und 16,000 Franken in Ansatz gebracht. Beide Angelegenheiten fanden jedoch keine Erledigung. In Betreff der Eisenbahnen verzichtete der Nationalrath auf den Staatsbau und überließ denselben den Kantonen, beziehungsweise der Privatthätigkeit, für sich nur die Genehmigung vorbehaltend. Zur Beruhigung der Gemüther trug der Erlaß der Sonderbundsschuld nicht wenig bei. Noch waren 1,564,453 Schweizerfranken Kapital und 625,087 Franken nachträgliche Forderung rückständig. Der Nationalrath hatte den Nachlaß dieser Summe bereits früher zugestanden und trat am 12. Aug. den diesfälligen näheren Festsetzungen des Ständeraths bei. Die Bildung der Gesellschaften zur Anlegung von Eisenbahnen und die Beschaffung der dazu erforderlichen Geldmittel waren die Angelegenheit, welche die öffentliche Thätigkeit der S. im Laufe des Jahres vorzugsweise in Anspruch nahm. Zum Bundespräsidenten für 1853 war Näff aus St.-Gallen, zu seinem Stellvertreter Frey-Herosée aus Aargau gewählt worden. Zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen mit dem deutschen Zollverein ward Kern aus Thurgau nach Deutschland entsendet; seine Bemühungen scheiterten jedoch an den Wirren, in denen sich der Zollverein selbst befand. Eine Note der lombardischen Statthalterei unterstützte den päpstlichen Einspruch gegen die Säkularisation des Unterrichts in Tessin, und noch dringender wurde Oesterreich, als in der Nacht zum 23. Nov. alle Kapuziner, welche mindestens 65 Jahre alt und nicht Eingeborene des Kantons Tessin waren, aufgegriffen und über die lombardische Grenze geschafft wurden. Obwohl der Bundesrath sein Einschreiten verweigerte, geschah es doch auf seine Ermahnung, daß die Regierung von Tessin den Streit durch Bewilligung eines Ruhegehalts an die Mönche auszugleichen bemüht war. Das Bundesstrafgesetz gelangte in der am 10. Jan. 1853 eröffneten neuen Sitzung an den National-

rath, der dasselbe zwar im Allgemeinen bestätigte, aber wiederholt die vom Ständerath angenommene Bestimmung verwarf, wonach Beleidigungen fremder Regierungen durch ein Bundesgericht bestraft werden sollten. Dieses Strafrecht sollte den Kantonalgerichten, bei denen die beleidigten Regierungen Klage anzubringen hätten, verbleiben. Am Schluß der Sitzungen und nachdem mehre der eifrigsten Widersacher bereits abgereist waren, gelang es dem Bundesrath dennoch, diesen wichtigen Artikel 43 des Strafgesetzes zur Annahme zu bringen. Danach unterliegen also Verbrechen und Vergehen wider das Völkerrecht dem eidgenössischen Assisengericht, und der Bundesrath wird in den Stand gesetzt, seine Beziehungen zum Auslande leichter nach eigenem Ermessen zu regeln. Die Wichtigkeit dieses Artikels trat bei dem Zerwürfniß mit Oesterreich sogleich zu Tage, da diese Macht es übel empfunden haben würde, sich mit ihren Beschwerden gegen Tessin an die dortigen Gerichte verwiesen zu sehen. Ebenso widersetzte sich der Nationalrath der Niederschlagung des Landesverrathsprozesses, d. h. des strafrechtlichen Verfahrens gegen die Urheber des Sonderbundskrieges, und bestimmte, daß die Aburtheilung den Gerichten von Luzern verbleiben solle. Wichtig war die Genehmigung der Eisenbahnbauten, wobei jedoch eine Steuer von 500 Franken für die Wegstunde vorbehalten ward, sobald die Bahnen einen Reingewinn von $3\frac{1}{2}$ Procent abwerfen würden. Der Schluß der Sitzung erfolgte am 3. Febr. 1853. Zwei Tage später brach in Mailand ein Aufstand gegen die österreichische Besatzung aus, wozu die einleitenden Schritte durch italienische und ungarische Flüchtlinge von dem Boden des Kantons Tessin aus getroffen worden waren. In Folge davon ordnete die österreichische Regierung nicht nur eine Absperrung der Grenze an, sondern erließ auch den Befehl, daß alle in der Lombardei lebenden Tessiner, die besitzlosen binnen 24 Stunden, die angesessenen binnen 3 Tagen, das Land zu verlassen hätten. Ausnahmen wurden nur in einzelnen Fällen gestattet und an 5—6000 Menschen mitten im Winter über die Grenze geschickt. Bei den hierüber gepflogenen diplomatischen Verhandlungen zwischen Oesterreich und dem Bundesrath bestand ersteres auf der Forderung, daß in der unmittelbaren Nähe der österreichischen Grenze (Tessin und Graubünden) politische Flüchtlinge nicht geduldet werden sollten, sobald deren Entfernung auf diplomatischem Wege begehrt werde. Oesterreichs Forderung wurde abgelehnt, indem sich der Bundesrath selbstständige Entscheidung darüber vorbehielt; Verbesserungen der tessinischen Fremdengesetze wurden aber angekündigt und schließlich sowohl die Aufhebung der Sperre, als die Wiederherstellung guter Nachbarschaft verlangt. Als darauf Oesterreich die Wiederherstellung des Grenzverkehrs mit Tessin von der weiteren Entwickelung der Verhältnisse abhängig machte, erließ der eidgenössische Bundesrath unterm 28. Mai die Aufforderung an die Kantone, ihre Kontingente zu vervollständigen. Am 3. Juni 1853 faßte der eidgenössische Bundesrath in der Angelegenheit des Aufstands in Freiburg (s. d.) den Beschluß, daß die Urtheile und übrigen Verfügungen des am 22. April in Freiburg eingesetzten Kriegsgerichts, als von inkompetenter Behörde erlassen, aufgehoben und die Angeklagten vor die verfassungsmäßigen Gerichte gestellt werden sollten. Für das Jahr 1854 wurde am 30. Juli 1853 Frey-Herosée aus Aargau zum Bundespräsidenten und Ochsenbein aus Bern zum Vicepräsidenten gewählt. Im Januar 1854 kam das lang verhandelte Universitätsgesetz in der Bundesverhandlung zur Berathung und ward zwar vom Nationalrath am 27. Jan. angenommen, aber vom Ständerath am 1. Febr. 1854 mit 27 gegen 15 Stimmen abgelehnt, wohl aber mit 24 gegen 15 Stimmen die Errichtung einer eidgenössischen polytechnischen Schule zu Zürich, womit eine Schule für das höhere Studium der exakten, humanistischen und politischen Wissenschaften verbunden werden sollte, beschlossen und von Seiten der Eidgenossenschaft dazu ein jährlicher Beitrag von 150,000 Franken ausgeworfen, während die Stadt oder der Kanton Zürich dazu jährlich 16,000 Franken beisteuern und alle Baulichkeiten, Sammlungen &c. unentgeltlich zur Verfügung stellen sollte. Bei den neuen Wahlen zu beiden Häusern der Bundesversammlung im Oktober 1854 blieb die Zusammensetzung derselben im Ganzen dieselbe. Durch Geschicklichkeit bei Behandlung schwieriger Zeitfragen erwarb sich der Bundesrath mehr und mehr Anerkennung. Während er im Inneren radikale Kantonsregierungen, so weit statthaft, sich nach Belieben gebahren ließ, trug er in allgemein schweizerischen Angelegenheiten der öffentlichen Meinung Rechnung, selbst wenn sie ihm entgegen war. Die österreichische Regierung ward durch Entschädigung von Seiten des Kantons Tessin und Ausweisung mehrer italienischen Flüchtlinge zufrieden gestellt, so daß dieselbe 1855 wieder einen Gesandten nach Bern, dem Sitze der Bundesregierung, abordnete. Auch Rußland, welches schon seit 1817 keinen Gesandten bei der Eidgenossenschaft hatte, bevollmächtigte jetzt wieder einen solchen (10. Sept. 1855). Der beschlossene Bau eines großen Eisenbahnnetzes schritt rasch vor. Im Jahre 1855 bewiesen viele Vorfälle deutlich genug, daß die radikale Partei sich in mehren Kantonen nur mittelst Gewaltthätigkeit im Besitze der Macht zu erhalten vermochte. Namentlich wurden in Neuenburg, Solothurn, St.-Gallen, Tessin und Genf darüber Beschwerden erhoben. Bald aber ward jedes anderweite Interesse von dem royalistischen Putsch in Neuenburg (s. d.) absorbirt. Vergeblich forderten nach Besetzung des Kantons durch eidgenössische Truppen die Gesandten sämmtlicher Großmächte zur Anerkennung der Rechte des Königs von Preußen als Fürsten von Neuenburg und zur Freilassung der Gefangenen auf. Die Bundesregierung ließ sich zu weiter nichts herbei, als daß sie eine Amnestie in Aussicht stellte, wenn gleichzeitig von Seiten Preußens die vollständige Unabhängigkeit Neuenburgs anerkannt werde. In einer Note vom 8. December erklärte hierauf die preußische Regierung, daß sie jetzt ihr Recht auf Neuenburg mit eigener Macht zur Geltung zu bringen gesonnen, indeß weiterer Vermittelung nicht abgeneigt sei. Zugleich traf

sie die nöthigen Vorbereitungen zu kriegerischem Vorgehen. Die Bundesregierung ließ sich aber hierdurch so wenig beirren, daß sie den diplomatischen Verkehr mit Preußen vielmehr selbst abbrach, unter Dufours Oberbefehl eine ansehnliche Truppenmacht an der nördlichen Grenze aufstellte, verschiedene Punkte am Bodensee bei Eglisau und Basel befestigen ließ und den Bundesrath ermächtigte, Anleihen nach eignem Ermessen aufzunehmen. Indessen gab dieser auf dringendes Anrathen von Seiten der übrigen Großmächte nach und verstand sich zur Niederschlagung des Prozesses und zur Freigebung von 66 Angeklagten unter der Bedingung, daß dieselben bis zum schließlichen Austrag der Sache auf einer demnächst in Paris abzuhaltenden Konferenz die S. meiden sollten. Die außerordentlich einberufene Bundesversammlung genehmigte am 15. und 16. Januar diese Maßregel, worauf die Truppen in ihre Heimat entlassen wurden. Der glückliche Ausgang dieser Angelegenheit durch die Verzichtleistung des Königs von Preußen auf Neuenburg (16. Juni 1857) ermuthigte die Bundesbehörde, ihre Ansprüche auf das durch die wiener Verträge von 1815 der S. zugesprochene, aber von Frankreich nicht herausgegebene Dappenthal zu erneuern. Doch vermochte sie vorläufig damit noch nicht durchzudringen. Im Uebrigen ward das gute Einvernehmen mit den Nachbarstaaten, sowie mit den Großmächten aufrecht erhalten. Bei der am 25. Okt. 1857 veranstalteten Neuwahl der Bundesversammlung erhielt wieder die gemäßigt-liberale Partei die Majorität. Präsident des Bundesraths für 1858 wurde Furrer. In Bern fand außer dem Bundesschießen eine schweizerische Industrie- und landwirthschaftliche Ausstellung Statt. Bei Anlegung eines Tunnels durch den Hauenstein verunglückten (28. Mai) über 50 Arbeiter. Aus Genf wurden zu Anfang des Jahres 1858 hauptsächlich in Folge einer französischen Note, welche Genf als den Sitz einer revolutionären Propaganda bezeichnete, 17 Italiener, jedoch nur nach hartnäckigem Widerstreben des genfer Staatsraths, ausgewiesen. Hinsichtlich der Eisenbahnen kam es zu vielfachen Streitigkeiten. Der Bau der projektirten Linien schritt nur langsam vorwärts. Von der Bundesversammlung wurde 1858 die Lostrennung des Kantons Tessin und einiger Gemeinden in Graubünden von den Bisthümern Como u. Mailand beschlossen. Eine allgemein schweizerische Gesellschaft Helvetia, welche am 30. August und 11. Oktober in Langenthal Versammlungen abhielt, erklärte die Stärkung des nationalen Bewußtseins im Volke, die Geltendmachung einer liberalen inneren und äußeren Politik, Hebung der Volksbildung und Vermehrung der Betheiligung des Volks an den Bundesangelegenheiten für ihren Zweck. Revidirt wurden 1858 die Kantonsverfassungen von Basel-Stadt, Appenzell-Außerrhoden u. Neuenburg. In letzterem wurde der Verfassungsentwurf erst angenommen, nachdem er mehre Abänderungen im konservativen Sinne erfahren hatte. Die Verfassung von Appenzell behielt die alte Einfachheit. In Genf leistete James Fazy einer zügellosen Demokratie allen möglichen Vorschub, wie sich dies kundgab in der ungestraft gebliebenen Gewaltthat eines Volkshaufens gegen die Druckerei des konservativen „Journal de Genève" (Aug. 1858), in dem widerspenstigen Benehmen der Kantonsregierung gegen die Bundesbehörden in der Flüchtlingssache und in anderen Vorgängen. In Zürich beging man das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Universität. Zum Bundespräsidenten wurde, jedoch nur mit geringer Majorität, Stämpfli gewählt. In dem 1859 ausgebrochenen Kriege Oesterreichs mit Sardinien und Frankreich behauptete die S. den ihr durch die Verträge zugestandenen Standpunkt der strengsten Neutralität. Zwei Divisionen wurden auf den Kriegsfuß gesetzt, der General Dufour zum Oberkommandanten, der Oberst Ziegler zum Chef des Generalstabes ernannt. Längs der italienischen Grenze wurde ein Beobachtungscorps aufgestellt. Eine österreichische Truppenabtheilung, welche, vom Feinde verfolgt, schweizerisches Gebiet betrat, wurde entwaffnet und eine Zeitlang internirt. In Folge der durch die sogenannten Schweizerregimenter des Papstes geschehenen Einnahme und Plünderung Perugia's, welche in Italien allgemeine Mißstimmung gegen die S. hervorrief, sowie in Folge ausgebrochener blutiger Unruhen unter den Schweizertruppen in Neapel wurde von der Bundesversammlung ein Gesetz angenommen, welches jedem schweizer Bürger verbot, ohne Erlaubniß seiner Kantonsregierung in fremden Kriegsdienst zu treten, und die Werber mit harten Strafen bedrohte. Im Juli 1859 genehmigte die Bundesversammlung ein Gesetz, nach welchem jede Gerichtsbarkeit eines fremden Bischofs auf Schweizergebiet in Wegfall kam. Das eidgenössische Schützenfest in Zürich (Juli), wozu sich auch viele Schützen aus Deutschland, namentlich aus Bremen eingefunden hatten, wurde als ein großes Nationalfest gefeiert. Die Ebene des Rütli, wo ein Spekulant ein Gasthaus zu bauen beabsichtigte, wurde mittelst allgemeiner Sammlungen angekauft und zum Nationaleigenthum erklärt. Für 1860 wurde Frey-Herosée zum Bundespräsidenten gewählt. In Genf regte sich mehrfache Opposition gegen Fazy's diktatorische Gewaltthätigkeiten, ohne jedoch denselben ein Ziel setzen zu können. Der Kanton Tessin, von Mailand aus zum Anschluß an das Königreich Italien aufgefordert, wies dies Ansinnen nachdrücklich ab. Die in die schweizerische Neutralität mit einbegriffenen Theile Savoyens wollte der Bundesrath für den Fall der Annexion Savoyens an Frankreich als einen integrirenden Theil des Schweizerbundes in Anspruch nehmen; allein Frankreich verweigerte entschieden jede Gebietsabtretung an die S., nachdem eine durch französische Agenten ins Werk gesetzte allgemeine Abstimmung sich für den Anschluß des neutralisirten Gebiets an Frankreich ausgesprochen hatte. Vergeblich waren alle Protestationen des Bundesraths. Am 30. März 1860 bemächtigte sich eine Schaar von 30—40 Bewaffneten im Hafen von Genf eines kleinen Dampfbootes und fuhr mit demselben nach Thonon, um den Versuch einer Revolutionirung der savoyischen Bevölkerung zu machen. Allein der Versuch schlug gänzlich fehl, die Unternehmer wurden als Gefangene zurück-

gebracht, Genf von Schweizertruppen besetzt und jede neue Demonstration verhindert. Hinsichtlich des Sequesters, welchen der Kanton Tessin, nachdem seine Trennung von dem Bisthum Como beschlossen worden war, auf die Kirchengüter gelegt hatte, richtete Graf Cavour unterm 20. November eine scharfe Note an den Bundesrath. Auch der wegen des Dappenthals schon seit längerer Zeit mit Frankreich obschwebende Konflikt wurde noch immer nicht erledigt. Das eidgenössische Militär wurde neu bewaffnet und gekleidet, auch eine regelmäßig wiederkehrende Volkszählung beschlossen. Für 1861 wurde Knüsel zum Bundespräsidenten erwählt. In St. Gallen kam es bei der Frage der Einführung gemischter Schulen zu Reibungen zwischen beiden Konfessionen. Rücksichtlich des Eisenbahnwesens wurde die Linie von Genf nach Basel vervollständigt, die Bahn am Genfersee bis Villeneuve fortgesetzt, die Linie von Neuenburg nach La-Chaux-de-Fonds eröffnet. Zu gegenseitiger Versicherung gegen die Uebel des Krieges für alle Schweizermilizen bildete sich die Gesellschaft Winkelried, deren Protektorat der Bundesrath übernahm. Am 6. und 7. Sept. 1860 wurde das vierhundertjährige Jubiläum der Universität Basel gefeiert. Hinsichtlich der tessiner Bisthumsfrage fand auch noch im Jahre 1861 ein Notenwechsel zwischen der S. und Sardinien Statt, der jedoch resultatlos blieb. Das Königreich Italien wurde übrigens von der Eidgenossenschaft anerkannt. Auch mit Frankreich kam es wegen Konflikten zwischen Grenzbewohnern und wegen Grenzverletzungen, namentlich bei Ville-le-Grand, im Dappenthal bei Jussy und an der waadtländer Grenze zu mehrfachem Notenwechsel. Für Herstellung der Alpenstraßen wurden den betreffenden Kantonen Bundesbeiträge verwilligt, die Oberaufsicht über die Bauausführungen wurde dem Bundesrath vorbehalten. Für 1862 wurde Stämpfli zum Bundespräsidenten gewählt. In Genf dauerten die Reibungen der Parteien fort. Fazy wurde nicht wieder als Staatsrath gewählt und verließ Genf. Die Stadt Glarus wurde am 10. Mai durch eine Feuersbrunst größtentheils in Asche gelegt. In St.-Gallen, sowie auch in Waadt wurden die revidirten Verfassungen angenommen, in ersterem auch eine Versöhnung der beiden Konfessionen herbeigeführt. Mitte Januar 1862 trat wieder die Bundesversammlung zusammen, um über verschiedene Gegenstände zu berathen. Das seither hinsichtlich des Stutzens und des Prelat-Burnandgewehrs angewendete Magazinirungssystem, bei welchem der Soldat außer dem Dienst mit seiner Waffe sich nicht vertraut machen kann, wurde beibehalten. Der Plan der Gründung einer eidgenössischen Hochschule fand Beifall. In Genf wurde eine totale, in Aargau eine partielle Verfassungsrevision beschlossen. Ende Juni hatten französische Legitimisten bei Anwesenheit des Grafen Chambord eine Zusammenkunft zu Luzern. Das deutsche Schützenfest zu Frankfurt a. M. wurde von vielen Schweizern besucht. Für 1863 ward Fornerod von Waadt zum Bundespräsidenten gewählt. Eine Aeußerung des italienischen Ministers des Auswärtigen, Durando's, im italienischen Parlament am 20. Juli 1863 bezüglich einer möglichen Annexion Tessins rief sowohl im Nationalrath als im Ständerath Interpellationen hervor, doch beschloß man nach lebhafter Debatte, zur Tagesordnung überzugehen, im vollen Vertrauen auf die Wachsamkeit des Bundesraths, daß er jedem direkten oder indirekten Versuch einer Verletzung des schweizerischen Gebiets mit allen möglichen Mitteln entgegentreten werde, u. der italienische Ministerpräsident, Rattazzi, erklärte hierauf zur Beruhigung der S., daß die Eventualitäten, von denen Durando gesprochen, den Wünschen der italienischen Regierung zuwiderliefen. Im December bot Frankreich endlich die Hand zu einer Erledigung der so lange streitigen Dappenthalfrage, und am 21. Jan. 1863 genehmigte der Nationalrath, am 23. auch der Ständerath den betreffenden Vertrag. Die von Oesterreich und Italien gehegte Besorgniß, daß in der S. ein Herd mazzinistischer Umtriebe sei, ward vom Bundesrath am 22. April als unbegründet bezeichnet. Die Aufforderung Englands, sich der diplomatischen Intervention der drei Großmächte zu Gunsten Polens anzuschließen, lehnte der Bundesrath mit Rücksicht auf die Neutralität der S. ab. Das eidgenössische Schützenfest, welches am 12. Juli eröffnet ward, gestaltete sich durch die zahlreichen deutschen und italienischen Gäste zu einer Art von internationalem. Am 20. Juli nahm der Nationalrath den Gesetzesentwurf des Bundesraths über die Niederlassungsverhältnisse mit 43 gegen 40 Stimmen an, dagegen verwarf ihn der Ständerath mit 23 gegen 19 Stimmen. Die vom Kanton Aargau beanstandete politische und bürgerliche Gleichstellung der Israeliten ward vom Nationalrath und Ständerath befürwortet. Abgeordnete von 36 deutschen Arbeitervereinen in der S. erklärten sich in Zürich einstimmig gegen Lassalle und für Schulze-Delitzsch. Ende September ward zu Bern eine neue, großartige Kreditbank gegründet. Die am 23. November von Frankreich an die S. gerichtete Einladung zu einem europäischen Kongresse ward von dieser unter der Voraussetzung angenommen, daß die Frage wegen Nordsavoyen dabei zur Sprache kommen werde. Am 7. Dec. wurde die neue Bundesversammlung eröffnet; zum Präsidenten des Nationalraths ward Ruffy aus Waadt, zu dem des Ständeraths Schenk aus Bern gewählt. Der neu ernannte Bundesrath bestand wieder aus den alten Mitgliedern, nur ward Stämpfli, der die Leitung der Kreditbank überkommen hatte, durch Schenk ersetzt; Dubs ward zum Präsidenten erwählt. Für alle in Frage kommenden Alpenbahnen beschloß der Bundesrath am 2. April, die Unterhandlungen mit dem Auslande von Bundes wegen zu führen. Am 15. April entzog der Bundesrath Mazzini das Asylrecht. Präsident des am 4. Juli 1864 eröffneten Nationalraths ward Jäger von Aargau, Präsident des Ständeraths Roguin von Waadt. An Stelle des zum Gesandten in Turin ernannten Bundesraths Pioda trat der Genfer Challet-Venel in den Bundesrath. Am 8. August tagte auf Einladung des Bundesraths in Genf ein internationaler Kongreß, um über die Behandlung der im Kriege Verwundeten zu berathen. Das vorgelegte Konkordat über die Organisation

des Sanitätsdienstes in Kriegszeiten ward am 21. August im Wesentlichen angenommen. Zur Unterdrückung der am 22. Aug. in Genf in Folge der Wahl eines Mitglieds zum Staatsrath zwischen den Independenten und den Radikalen ausgebrochenen Bewegung ließ der Bundesrath die Stadt durch ein Bataillon Waadtländer besetzen; am 2. Sept. bestätigte er die Wahl Chenevière's, des Kandidaten der Independenten. Der am 19. Juni mit Frankreich vereinbarte Handelsvertrag ward am 24. Sept. vom Nationalrath und am 28. Sept. vom Ständerath genehmigt. Am 5. Dec. begann die Wintersession der Bundesversammlung unter dem Vorsitz von Schenk aus Bern. Das vorgelegte Budget zeigte eine Einnahme von 18,893,000 Francs und eine Ausgabe von 20,057,350 Francs. Am 26. März 1865 fand in Luzern eine Generalversammlung sämmtlicher schweizerischen Schützenvereine behufs Organisation der schweizerischen Schützenfeste Statt. Am 20. April trat eine Kommission zusammen behufs Prüfung der im Militärwesen zu erzielenden Ersparnisse. Die vom Bundesrath am 23. Juni bei der Bundesversammlung eingebrachten Anträge auf Revision der Bundesverfassung wurden an vorbereitende Kommissionen überwiesen und eine außerordentliche Session der Bundesversammlung für diese Angelegenheit auf den 23. Okt. berufen. Der Nationalrath nahm den Antrag bezüglich Revision des Artikels 41 (Niederlassungsfrage) und Artikels 44 (Glaubensfreiheit) an (25. Okt.), lehnte die beantragte Wählbarkeit der Geistlichen in beide Räthe ab, ebenso den Antrag auf Erlaß eines allgemeinen schweizerischen Handelsgesetzbuches, genehmigte den Antrag auf Schutz des geistigen Eigenthums, verwarf die Einführung des Volksveto und die direkte Wahl des Bundesraths durch das Volk, sowie die beantragte Aufhebung des Verbots der Jesuiten und der Prügelstrafe, und beschloß das Verbot der Lotterien und Spielhäuser in der ganzen S., und allen diesen Beschlüssen trat auch der Ständerath bei. Als Präsident der vereinigten Räthe fungirte Knüsel aus Luzern. Am 19. Nov. erfolgte der Schluß der Bundesversammlung; die Volksabstimmung über die einzelnen Revisionsbeschlüsse ward auf den 14. Jan. 1866 festgesetzt. Die am 18. Aug. 1865 zu Luzern tagende Gotthardseisenbahnkonferenz beschloß auf eine Bundessubvention zu verzichten u. setzte den Beitrag der S., der von den zunächst betheiligten Eisenbahngesellschaften und Kantonen aufzubringen wäre, auf 20 Millionen Francs fest. Im September tagte zu Bern eine Versammlung des internationalen Kongresses für sociale Wissenschaften und sprach sich fast einstimmig gegen das Institut der stehenden Heere aus. Eine vorzüglich aus den nördlichen und östlichen Kantonen zahlreich besuchte Militärversammlung zu Zürich im Oktober erklärte sich einstimmig für viele Vereinfachungen im Militärwesen auf nationaler Grundlage und setzte eine Kommission behufs weiterer Agitation durch Bildung von Vereinen, Petitionen 2c. nieder.

Vgl. (Meurer) Geschichte der S., Zürich 1779, 4. Aufl. von Meyer von Knonau, das. 1816; Garb, Darstellung der Schweizergeschichte, St.-Gallen 1795—1806, 3 Bde.; Mallet, Histoire des Suisses, Genf 1803, 4 Bde., neue Aufl., Paris 1836, 6 Bde.; Johannes von Müller, Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, Bd. 1—5, Abth. 1, Leipz. 1806—8; Bd. 5, Abth. 2, von Glutz-Blozheim, Zürich 1816; Bd. 6 und 7, von Hottinger, das. 1825—29; Meister, Helvetische Geschichte der 2 letzten Jahrhunderte, das. 1803—15, 5 Bde.; Vögelin, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, das. 1821, 3 Bde.; 3. Aufl., bearbeitet von Escher, das. 1856, 3 Bde.; Meyer von Knonau, Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, das. 1826—29, 2 Bde.; Zschokke, Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk, das. 1824; 8. Aufl., das. 1849; Gelzer, Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, Aarau und Thun 1838; Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsakte, das. 1845 bis 1846, 2 Bde.; Derselbe, Geschichte der helvetischen Republik, 1843, 3 Bde.; Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde; Derselbe, Geschichte der eidgenössischen Bünde, Leipz. 1845—62, 5 Bde.; Ineichen, Populäre Staatsverfassungsgeschichte der S. von den ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart, Freiburg 1856; Morin, Abriß der politischen Geschichte der S., deutsch von Beck, Leipz. 1858; Gelpke, Kirchengeschichte der S., Bern 1856.

Schweizer, Alexander, namhafter reformirter Theolog, geboren den 14. März 1808 zu Murten, Sohn des als Schriftsteller bekannten Johann Jakob S. († 1843 als Pfarrer zu Trub), widmete sich zu Zürich und Berlin theologischen Studien und ward 1835 Professor der praktischen Theologie zu Zürich und Mitglied des Kirchen- und Erziehungsraths und des großen Raths und 1844 Pfarrer an der Münstergemeinde daselbst. Von seinen Schriften sind außer mehren Predigtsammlungen (Leipzig 1834—51, 4 Bde.; Zürich 1862) und Abhandlungen in theologischen Zeitschriften hervorzuheben: „Die Glaubenslehre der reformirten Kirche“ (Zürich 1844—47, 2 Bde.); „Homiletik der reformirten Kirche“ (das. 1848); „Die protestantischen Centralorgane innerhalb der reformirten Kirche“ (das. 1854—56, 2 Bde.); „Christliche Glaubenslehre“ (Leipzig 1863 ff.).

Schweizergarden, die in Diensten auswärtiger Höfe stehenden, aus geworbenen Schweizern bestehenden Truppen. Der alte Ruf der schweizerischen Tapferkeit, der durch die glorreichen Kämpfe der Eidgenossen gegen Oesterreich nicht wenig erhöht ward, bewirkte, daß die schweizerischen Söldner gegen das Ende des Mittelalters hin sehr gesucht waren. König Ludwig XI. von Frankreich hatte bereits 6000 Schweizer in Sold, die von ihren eigenen Offizieren befehligt und regelmäßig besoldet wurden. Seitdem waren mit geringen Unterbrechungen bis 1830 fortwährend Schweizertruppen in französischen Diensten. Auch in Holland, Spanien, Piemont, Neapel und im Kirchenstaat dienten Schweizer für Sold, namentlich als Leibgarden der Monarchen. In der großen französischen Revolution fiel der größte Theil der dortigen S. in Paris nach heldenmüthigem Kampf der Volksrache zum Opfer. Im Jahre 1828 standen noch 6 Schweizerregimenter in Paris, 4 in den Niederlanden, 3 in Neapel,

im Ganzen etwas über 20,000 Mann. Im Jahre 1829 wurden die in niederländischen Diensten stehenden Schweizerregimenter entlassen, 1830 trat derselbe Fall in Frankreich ein, und nachdem 1858 auch Neapel seine Schweizerregimenter entlassen hat, gibt es deren nirgends mehr in Europa. Die Bundesakte von 1815 gestattete den fremden Solddienst den Schweizern unter gewissen Einschränkungen; nachdem aber schon seit 1830 die meisten Kantone das Verbot der Militärkapitulation mit fremden Staaten in ihre Verfassungsurkunden aufgenommen, ging dasselbe auch in die Bundesverfassung von 1848 (Art. 11) über. Dessen ungeachtet waren dergleichen Kapitulationen auch noch später mit dem Kirchenstaat und Neapel in Kraft, und es konnte dem sogenannten Reislaufen nicht völlig gesteuert werden, ehe jene Staaten ihrerseits die S. entließen. Vergl. Rudolf, Geschichte der Feldzüge und Kriegsdienste der Schweizer im Auslande, Baden 1844 bis 1845, 2 Bde.; Steiger, Die S. in neapolitanischen Diensten, 2. Aufl., Bern 1857.

Schwelle, ein auf einer Mauer oder auf Balken horizontal aufliegendes stärkeres Stück Holz, in welchem Säulen oder Ständer eingezapft sind. Die S.n bekommen von dem Orte, wo sie liegen, besondere Benennungen. Die Grundschwelle (Unterschwelle) liegt bei Fachwerkswänden unmittelbar auf der Grundmauer auf. Die Hauptschwelle der zweiten Etage nennt man Saumschwelle und ihre oberste Einfassung Wandrahmen. Auch sind S.n ein Theil des Oberbaues bei Eisenbahnen (s. d.).

Schwelm, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen, am gleichnamigen Flusse, hat eine Gerichtsdeputation und einen Gewerberath, eine evangelische und katholische Kirche, Fabrikation von Band, Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenzeuch, Leder-, Gummi-, Eisen- und Stahlwaaren, Strumpfwirkerei, Bleicherei, Bierbrauerei, einen Gesundbrunnen und 5086 Einwohner. In der Nähe das Etablissement Heilbecke mit Metallwaarenfabrik und der merkwürdigen Klüterthöhle.

Schwenkfeld, Kaspar von, der Gründer einer protestantischen Sekte, geboren 1490 zu Ossig in Liegnitz aus dem altadeligen Geschlechte Ossig, studirte u. A. zu Köln, fungirte hierauf als Hofjunker an mehren Höfen, dann als Rath beim Herzog von Liegnitz, neigte sich seit einem Besuche Wittenbergs 1522, wo er namentlich mit Karlstadt verkehrt hatte, zum Protestantismus hin und that viel für dessen Einführung in Liegnitz. Bald aber neigte er sich zur Schwärmerei hin, betrachtete die Vergottung des Fleisches Christi als einen Theil der Dreieinigkeit, fand in Brod und Wein beim Abendmahl nur Sinnbilder der Zueignung des Geistes Christi, verwarf in der Kirchenverfassung alle positiven Satzungen und Uebungen und wollte nur ein Christenthum des inneren Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung gelten lassen. Deshalb 1528 aus seinem Vaterlande verbannt, irrte er unter mannichfaltigen Anfechtungen in Schwaben und am Rhein umher, bis er den 10. Dec. 1561 zu Oepfingen in Würtemberg †. Seine eigenthümlichen Ansichten finden sich in dem „Bekandtnus und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christlichen Glaubens" (1547). Erst nach seinem Tode bildeten seine Anhänger, nach ihm Schwenkfeldianer genannt, in Schlesien abgesonderte Gemeinden und stellten unter sich eine strengere Kirchenzucht her. Von den Jesuiten sehr bedrückt, wanderten sie 1721 nach der zinzendorfschen Kolonie in Sachsen aus, wurden aber auch dort so vielfach angefochten, daß sie sich meist nach Maryland, Philadelphia und Berks wandten, wo sie noch jetzt fortbestehen und unter eigenen Geistlichen mit besonderen Bethäusern sich den Ruf der Thätigkeit, Mäßigkeit und Rechtlichkeit erworben haben. Vergl. Hahn, Schwenkfeldii sententia de Christi persona et opere, Breslau 1847; Kadelbach, Geschichte S.s und der Schwenkfeldianer in Schlesien, der Oberlausitz und Amerika, Lauban 1861.

Schwenkung, beim Militär diejenige Evolution eines Truppenkörpers, durch welche sie sich, ohne ihre Frontstellung aufzugeben, um Einen Punkt, den Drehpunkt (Pivot), bewegt und so eine andere Richtung gewinnt. Sie wird entweder nach einem Flügel (Rechts- oder Linksschwenkung), der das Pivot bildet und sich auf der Stelle oder in kleinem Bogen wendet, oder auf die Mitte (Axenschwenkung) ausgeführt. In letzterem Falle macht die eine Hälfte Kehrt und schwenkt rückwärts, während die andere vorwärts in die neue Linie einschwenkt und, hier angekommen, die Fronte wieder gewinnt. Die S. kann eine Achtel-, Viertel- oder halbe S. sein, je nach dem Kreisbogen, den der äußere Flügel beschreibt. Gegenwärtig werden S.en nur noch von einzelnen Bataillonen und meist in Kolonnen, bei der Kavallerie höchstens von 2 Eskadronen ausgeführt.

Schwenningen, Marktflecken im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Tuttlingen, dicht an der badischen Grenze und am Neckar, unweit seiner Quelle, hat Fabrikation von Floretseide und schwarzwälder Uhren und 4500 Einw. Dabei die große Saline Wilhelmshall.

Schweppermann, Seyfried, General des Kaisers Ludwig des Bayern, stammte aus einem nürnbergischen Patriciergeschlechte, zog 1315 als Anführer der fränkischen Hülfstruppen mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zur Unterstützung des zum deutschen Kaiser erwählten bayerischen Herzogs Ludwig IV. gegen dessen Gegenkaiser Friedrich III. von Oesterreich. Friedrich, durch einen Haufen Ungarn verstärkt, überschritt bei Mühldorf den Inn, um unter dem Beistand seines mit starker Heeresmacht gleichfalls heranrückenden Bruders Leopold die Bayern mit ihren Verbündeten in die Mitte zu nehmen und mit Einem Schlage zu vernichten. Nur ein schleuniger Angriff auf Friedrich, bevor dieser durch Leopold verstärkt war, schien das Mittel zur Rettung zu sein. Allein die Partei Ludwigs war in Verlegenheit wegen der Wahl eines Oberfeldherrn, der mit 30,000 Mann gut zu operiren verstände. Da fiel die Wahl endlich auf den alten kriegserfahrenen S. Die Fehler der feindlichen Stellung sofort wahrnehmend, unternahm derselbe einen Angriff auf den rechten Flügel der Oesterreicher, warf diesen und wandte sich dann

gegen das Centrum, sowie gegen den linken Flügel. Ein Angriff des Burggrafen von Nürnberg auf den Rücken des Feindes vollendete den Sieg. Diese Schlacht, welche am 28. Sept. 1322 bei Mühldorf vorfiel, entschied über die deutsche Kaiserkrone zu Gunsten Ludwigs. Als am Abend des siegreichen Tages für die fürstliche Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgebracht werden konnte, rief daher der Kaiser aus: „Jedem ein Ei, dem frommen S. zwei", welche Worte in das Wappen und in die Grabschrift S.s zu Burgcastell in der Oberpfalz aufgenommen wurden. Nach neuen historischen Untersuchungen ist S.s Antheil an jenem Siege und letztere Anekdote grundlos, vielmehr entschied den Sieg bei Mühldorf der kaiserliche Feldhauptmann Graf Konrad von Schlüsselburg, dagegen focht S. mit Auszeichnung bei Gunterdorf und Gammelsdorf und erhielt hierfür vom Kaiser Ludwig die Burg zu Grunsberg für 300 Pfund Denare versetzt.

Schwerdgeburth, Karl August, Zeichner und Kupferstecher, geboren um 1784 zu Gera und von seinem Vater in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, ging später nach Dessau, wo er von der chalkographischen Gesellschaft beschäftigt wurde, und von da nach Weimar, wo er herzoglicher Hofkupferstecher ward. Wir haben von S. zahlreiche Blätter, wovon die früheren in der damals noch beliebten Punktirmanier ausgeführt sind. Dann radirte er auch viele Blätter, theilweise zum Koloriren, bei anderen wendete er den Grabstichel an. Im „Taschenbuch für Damen", in den verschiedenen Jahrgängen der „Urania" und in anderen Taschenbüchern, sowie in Tiecks Werken finden sich Blätter von ihm. Treffliche Blätter sind sein 1840 erschienener Schiller, ein Kniestück nach W. Schmidt, und die bekannten Darstellungen aus Luthers Leben.

Schwere, das Bestreben der Körper, nach dem Mittelpunkt der Erde zu fallen, welches sich entweder durch den wirklichen Fall, oder durch den Druck auf die Unterlage äußert. Dieser Druck heißt Gewicht (s. d.). Die Wirkung der S. erstreckt sich auf alle Theile eines Körpers, und zwar nach Richtungen, die senkrecht zur Oberfläche der Erde stehen. Die Verlängerungen dieser Richtungen an verschiedenen Orten der Erde konvergiren wegen ihrer fast kugelförmigen Gestalt nach deren Mittelpunkt. Die S. ist nur ein besonderer Fall der Gravitation (s. d.), und es ist daher nicht weiter auffallend, daß sie an der Oberfläche der Erde am größten ist, nach der Tiefe aber ebenso wie nach der Höhe hin abnimmt. Aber auch mit der geographischen Breite ändert sich die S. und nimmt vom Aequator nach den Polen hin zu. Als Ursache dieser Verschiedenheit ist die Centrifugalkraft zu betrachten, welche aus der Umdrehung der Erde um ihre Axe entspringt. Dreht sich nämlich ein fester Körper um seine Axe, so beschreiben alle seine Punkte gleichzeitig Kreise, deren Ebenen rechtwinklig zur Axe stehen, deren Mittelpunkte in dieser Axe liegen und welche diejenigen Perpendikel zu Halbmessern haben, die von jedem Punkt auf diese Axe gefällt sind. Die Centrifugalkräfte in den verschiedenen Punkten verhalten sich zu einander wie diese Perpendikel. Wäre die Erde eine vollkommene Kugel, so würde die S. am Aequator um $^1/_{289}$ geringer sein als an den Polen; da die Erde aber abgeplattet ist, so vergrößert sich der Bruch auf $^1/_{200}$. Die Intensität der S. für irgend einen Ort der Erde läßt sich mit Hülfe des Pendels (s. d.) bestimmen. Pendelbeobachtungen beweisen auch, daß für jeden Ort auf der Oberfläche der Erde die Anziehung derselben auf Stoffe der verschiedensten Natur dieselbe ist.

Wie schon angedeutet, wirken auf alle Punkte eines schweren Körpers fortwährend Kräfte, deren Richtungen vertikal sind und die bei Körpern, deren Dimensionen gegen den Durchmesser der Erde unbedeutend sind, als unter einander parallel angesehen werden können. Hieraus folgt, daß, wenn man den Körper in verschiedenen Stellungen zu den Richtungen dieser Kräfte bringt, die Resultante beständig durch einen bestimmten Punkt dieses Körpers geht. Der Mittelpunkt aller dieser auf einen Körper wirkenden parallelen Kräfte heißt der Schwerpunkt. Ist der Schwerpunkt eines Körpers, welcher einzig und allein der Wirkung der S. unterworfen ist, unterstützt, so bleibt der Körper in allen möglichen Stellungen um diesen Punkt im Gleichgewicht, denn die Resultante der Schwerkräfte, welche den Körper beherrschen, wird in allen Lagen durch den Schwerpunkt gehen. Hängt man einen schweren Körper an einem biegsamen Faden auf, so muß die Richtung des Fadens im Zustande des Gleichgewichts vertikal sein und seine Verlängerung durch den Schwerpunkt des Körpers gehen. Befestigt man daher das untere Ende eines Fadens hinter einander an zwei verschiedenen, einander nicht gerade entgegengesetzten Stellen der Oberfläche eines Körpers und bemerkt man jedesmal die Richtung des verlängerten Fadens, so ist der Durchschnittspunkt dieser beiden Richtungen der Schwerpunkt des Körpers. In vielen Fällen ist der Schwerpunkt unmittelbar bekannt; so liegt er bei einer Kugel oder bei einem Ellipsoid im Mittelpunkt dieser Gestalten, bei einem Cylinder mit parallelen Endflächen in der Mitte der Axe, bei einem Parallelepipedon im gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt der 3 Diagonalen. Für andere Körper findet man den Schwerpunkt durch Zerlegung derselben in Dreiecke und dreiseitige Pyramiden; s. auch Gleichgewicht.

Schwererde (Schwerspath), s. Baryt.

Schwerhörigkeit, Zustand, welcher in den verschiedensten Abstufungen bis zur völligen Taubheit bei Individuen jedes Alters und Geschlechts vorkommen kann, entsteht in Folge sehr verschiedener Ursachen. Sehr häufig tritt S. auf einem oder auf beiden Ohren deshalb ein, weil der äußere Gehörgang durch erhärtetes Ohrenschmalz verstopft und die Schallleitung dadurch gehindert ist, oder weil die häutige Auskleidung des Gehörgangs entzündlich geschwollen, mit Geschwülsten ꝛc. besetzt ist. Zerstörungen des Trommelfells und der Gehörknöchelchen durch entzündliche Prozesse im Mittelohr, Verstopfung der Ohrtrompete durch katarrhalische Schwellung ihrer Schleimhaut, Vereiterung des den Gehörnerven einschließenden Felsenbeins (s. Ohr) führen ebenfalls zu meist höheren und oft inkurabeln Graden der S. Im Alter kann S. auch ohne nachweisbare anatomische

Störung eintreten, und wir müssen dann in der herabgesetzten Empfänglichkeit des Gehörnerven für Schalleindrücke die Ursache der S. suchen. Endlich gibt es gewisse krankhafte Zustände, bei welchen die S. davon abzuhängen scheint, daß das Gehirn wegen mangelhafter oder gestörter Ernährung die ihm durch den Gehörnerven zugeleiteten Schalleindrücke nicht aufzunehmen und zum Bewußtsein zu bringen vermag (z. B. im Typhus, bei anderen schweren fieberhaften Krankheiten, zahlreichen Gehirnaffektionen). Ist dieser krankhafte Zustand des Gehirns ein vorübergehender, so pflegt auch die S. nur temporär zu sein. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die S. eine sehr verschiedene Bedeutung haben muß und daß die Aussichten auf Heilung sehr verschieden sein werden. Im Allgemeinen darf man behaupten, daß die S. in denjenigen Fällen, wo sie von chronischen Krankheiten des Gehirns, des Gehörnerven und selbst des Felsenbeins abhängt, der ärztlichen Kunst meist ganz unzugänglich ist; daß sie geringe Aussichten auf Heilung bietet, wenn sie in Krankheiten der Paukenhöhle und der Gehörknöchelchen begründet ist, daß dagegen oft Heilung oder Besserung erzielt zu werden vermag, wenn Affektionen der Ohrtrompete, des Trommelfells und des äußeren Gehörgangs die S. verursacht haben. Bei Störungen in den schallleitenden Apparaten leistet die Benutzung eines Hörrohrs oder der Gebrauch eines sogenannten künstlichen Trommelfells oft gute Dienste. Auf alle Fälle sollten sich Schwerhörige nur der Behandlung wirklicher und in ihrem Fach tüchtiger Specialisten (Ohrenärzte) anvertrauen.

Schwerin, 1) Theil des Großherzogthums Mecklenburg (s. d.), war in alten Zeiten Bisthum mit eigenthümlicher Verfassung von 89 QMeilen Flächenraum und mit ungefähr 26,000 Einw., wurde in der Mitte des 12. Jahrhunderts von Heinrich dem Löwen gestiftet und 1648 im westphälischen Frieden säkularisirt; der Hauptort war Bützow. — 2) Herzogthum S., s. v. a. Kreis Mecklenburg (s. d.). — 3) Fürstenthum S., Theil des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, umfaßt 9,20 QMeilen mit 22,076 Einw., besteht aus 2 Städten und 6 Aemtern und hat Bützow zur Hauptstadt. — 4) Hauptstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, liegt im Kreis Mecklenburg in schöner Gegend an der südlichen Westseite des schweriner See's zwischen mehren anderen kleineren Seen und an der mecklenburgischen Eisenbahn (Hauptlinie Hagenow-Rostock), besteht aus der Alt-, Neu-, Paul- und Vorstadt, hat 7 Thore, 6 Plätze (unter denen der Luisenplatz, der altstädtische und der neustädtische die bedeutendsten sind), schöne Straßen und viele ansehnliche Gebäude, worunter das auf einer Insel zwischen dem schweriner und dem Burgsee gelegene prächtige, 1845—57 im Renaissancestyl an der Stelle der alten Wendenfestung Zuerin neu erbaute großherzogliche Residenzschloß das hervorragendste ist; ferner besitzt die Stadt 4 Kirchen (darunter die große altgothische Domkirche), eine Synagoge, einen Kollegienpalast, ein Prinzenpalais, einen schönen großherzoglichen Marstall, ein Schauspielhaus, Rathhaus, städtisches Krankenhaus, großherzogliches Arsenal in der Neustadt und ein Arsenal in der Paulstadt. S. ist Residenz des Großherzogs, Sitz der Ministerien und der Centralstellen, einer Justizkanzlei, eines Domänenamtes und eines vereinigten Patrimonialgerichts. Von öffentlichen Anstalten hat die Stadt ein Gymnasium, eine Militärbildungsanstalt, eine Real-, eine Bürgerknaben- und Bürgertöchterschule, eine Gewerbschule, ein Progymnasium, 3 Stadt- und Waisenhausschulen und zahlreiche Privatunterrichtsanstalten, ferner eine großherzogliche Gemäldegallerie, Regierungs- und Gymnasialbibliothek. Die Industrie ist vertreten durch Cäment-, Essig-, Lack-, Leim-, Mineralwasser-, Parfüm-, Schwefelholz-, Spiegel-, Spielkarten-, Strohhut-, Strumpf-, Tabaks- und Cigarren-, Wagen- und Wattenfabrikation, Eisengießerei, Gerberei, Brauerei und Brennerei. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 23,233 Einw. S. (Zwarin oder Swarin) ist slavischen Ursprungs und kommt schon 1018 vor, erhielt 1161 Stadtrechte und wurde Hauptstadt einer Grafschaft, sowie 1167 des Bisthums Mecklenburg (doch residirten die Bischöfe nicht hier, sondern in Bützow). Nach der Säkularisation des Bisthums 1648 kam es für das abgetretene Wismar an Mecklenburg. Vgl. S. und seine Umgebung, Schwerin 1846; Beschreibung von S., Wismar 1857; Dehn, Chronik der Stadt S., Schwerin 1843.

Schwerin, eines der ältesten Geschlechter Pommerns, welches, auch nach Mecklenburg, der Mark, Polen, Schweden und Kurland verbreitet, im 17. Jahrhundert an 24 Linien zählte. Der noch gegenwärtig blühende gräfliche Zweig zerfällt in die Aeste Walsleben und Wildenhoff, vertreten durch Otto, Grafen von S., geboren den 31. Juli 1823, Wolfshagen, vertreten durch Otto Wilhelm Ludwig von S., geboren den 26. Aug. 1822, Schwerinsburg, vertreten durch Maximilian, Grafen von S. (s. unten), und Willmersdorf, vertreten durch Friedrich, Grafen von S., geboren den 30. Mai 1826. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Kurt Christoph, Graf von S., preußischer Generalfeldmarschall, geboren am 26. Okt. 1684 auf Wuseken in Pommern, besuchte die Universitäten zu Leyden, Greifswald und Rostock und trat 1700 als Fähnrich in die Dienste der Generalstaaten. Nachdem er sich in den Schlachten bei Ramillies und Malplaquet den Hauptmannsrang erworben hatte, trat er 1706 als Oberstlieutenant in die Dienste des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin. Im Jahre 1719 schlug er als Generalmajor an der Spitze von 12,000 Mann mecklenburg-russischer Truppen die zu Ausgleichung von Streitigkeiten zwischen dem Herzog und den Landständen nach Mecklenburg gesandten kaiserlichen Kommissionstruppen. Als Vorpommern, worin die Stammgüter S.s lagen, an Preußen fiel, trat er 1720 in die Dienste des Königs Friedrich Wilhelm I. Dieser verwendete ihn zu mehren diplomatischen Sendungen, gab ihm 1722 zu Frankfurt a. d. O. ein Regiment, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur der Festung Peitz und 1734 zum Generallieutenant. Im Jahre 1733 rückte S. an der Spitze von 3 preußischen Regimentern nach

Mecklenburg, um die hannöverischen Truppen zur Räumung dieses Landes zu zwingen. In der besonderen Gunst des Königs von Preußen stehend, begleitete er denselben auf allen Reisen und zu den Musterungen. Friedrich II. erhob ihn kurz nach seinem Regierungsantritt in den Grafenstand und verlieh ihm den Titel Generalfeldmarschall. In Friedrichs Eroberungspläne eingeweiht, erhielt S. ein Kommando bei den zum Einfall in Schlesien bei Krossen zusammengezogenen Truppen, nahm Liegnitz, Jauer und Schweidnitz und zog am 3. Januar 1741 mit Friedrich II. in Breslau ein. Von da setzte S. seinen Zug nach Oberschlesien fort, nahm am 12. Januar das Schloß Ottmachau, ging am 15. über die Neisse und eroberte den Paß Jablunka. Bei Mollwitz (10. April) entschied er den Sieg und damit das Schicksal von Schlesien. Obwohl verwundet, verfolgte er den Feind, nahm den 4. Mai Brieg und bewog am 10. die Stadt Breslau, dem König von Preußen zu huldigen, worauf ihn dieser zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse ernannte. Noch in der Mitte Decembers drang S. in Mähren ein und ließ seine Truppen daselbst Winterquartiere beziehen, begab sich aber sodann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Aachen. Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Kriegs führte S. im August einen Theil der preußischen Armee aus Schlesien nach Böhmen und vereinigte sich Anfangs September bei Prag mit dem König. Am 10. September wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet, am 11. eroberte S. den Ziskaberg, der die Stadt beherrscht, und am 16. kapitulirte dieselbe. Als Friedrich II. sich später genöthigt sah, nach Schlesien zurückzugehen, half S. wesentlich zur glücklichen Ausführung dieses Rückzugs mit, begab sich aber dann auf seine Güter in Hinterpommern. Beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs mit dem Oberbefehl über das dritte preußische Armeecorps betraut, das von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte, drang er nach der für Friedrich siegreichen Schlacht bei Lowositz in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Piccolomini's und Browne's. Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete er, indem er mit 5 Kolonnen in Böhmen einfiel (18. April 1757), die Oesterreicher allenthalben zurückdrängte und sich darauf bei Prag mit dem König vereinigte. Trotz der vortheilhaften Position des Feindes ward der Angriff für den 3. Mai beschlossen, der nur auf den rechten Flügel des Feindes gemacht werden konnte. Als die Infanterie des linken Flügels vor dem Kartätschenfeuer der Oesterreicher zurückwich, ergriff S., der hier kommandirte, eine Fahne seines Regiments, um dasselbe wieder gegen den Feind zu führen, sank aber nach wenig Schritten von 5 Kartätschenkugeln getroffen todt nieder. Sein Tod ward durch einen glänzenden Sieg verherrlicht. Ein schönes Denkmal an der Kaurimerstraße bei Stierlohol bezeichnet den Platz, wo der Held gefallen. Friedrich II. aber ließ ihm eine Statue aus weißem Marmor auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin errichten. S. ist einer der populärsten Helden des siebenjährigen Kriegs, der mit Heldenmuth und Feldherrntalent Menschlichkeit und Milde gegen Untergebene und ächt religiösen Sinn verband. Auch besaß er wissenschaftliche Bildung, schrieb ein Werk über Kriegskunst und verfaßte mehre religiöse Lieder.

2) (Schwerin-Putzar) Maximilian, Graf von S., preußischer Staatsmann, geboren den 30. December 1804 zu Boldekow bei Anklam, studirte zu Heidelberg und Berlin die Rechte. Nachdem er die untersten Beamtenstellen als Auskultator und Referendarius durchlaufen hatte, verheirathete er sich mit einer Tochter Schleiermachers und übernahm einige väterliche Güter zur Verwaltung. Im Jahre 1833 ward er von den Ständen des anklamer Kreises zum Landrath, 1840 aber in den pommerschen Provinziallandtag gewählt und 1842 zum Direktor des vorpommerischen Departements des landschaftlichen Kreditsystems ernannt. In Folge seiner eifrigen Theilnahme am Gustav-Adolfs-Verein berief ihn 1846 der König in die Generalsynode, auf welcher er mit Auerswald die starre Orthodoxie bekämpfte und vollständige Veröffentlichung aller Verhandlungen verlangte. Auf dem vereinigten Landtage nahm er als Vertreter der Ritterschaft des anklamer Kreises Theil und lenkte die Berathungen namentlich auf die Verfassungsfrage. Was der König bot, genügte ihm nicht, namentlich vermißte er eine redliche Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen der Krone und den beiden Häusern des Landtags, doch war sein Auftreten stets ein gemäßigtes. Nach den Märzereignissen von 1848 erhielt er im Ministerium Camphausen das Portefeuille des Kultus, trat jedoch schon am 13. Juni desselben Jahres mit den übrigen Ministern wieder zurück. Von dem schlawer Kreis in Hinterpommern ins deutsche Parlament gewählt, gehörte er hier zu der kleinen Zahl Derjenigen, welche die deutsche Reichsverfassung nur im Wege der Vereinbarung für faktisch und rechtlich möglich hielten, und erklärte demgemäß, als das Parlament im Frühjahre 1849 den Beschluß faßte, das Verfassungswerk selbstständig zu Ende zu führen, am 3. Mai seinen Austritt aus der Versammlung. Von da an war er ein Mitglied jedes preußischen Landtags bis 1858, und während der beiden Legislaturperioden von 1849—52 und 1852—1855 fungirte er als Präsident der Versammlung. Seinem in dieser Stellung bewiesenen taktvollen und umsichtigen Benehmen lassen auch seine politischen Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren. Im Juli 1859 trat er an Flottwells Stelle für das Innere in das Ministerium ein, nahm aber am 17. März 1862 mit der liberalen Sektion des Kabinets seine Entlassung, worauf er am 6. Mai in Anklam wiederum in das Abgeordnetenhaus gewählt ward, wo er bis jetzt seinen Platz behauptet hat und als ein Haupt des gemäßigten Liberalismus gilt. Uebrigens spricht und stimmt er für jede Maßregel, die er für gut hält, ohne zu fragen, ob die Regierung sie trifft oder die Opposition sie empfiehlt. Seine Rede bewegt sich in der Regel in scharfen, abgebrochenen Sätzen und ist entschieden, ohne schroff, bewegt, ohne pathetisch zu sein. Sein Bruder, Victor, Graf von S., geboren den 22. December 1814, ist Mitglied des preußischen Herrenhauses.

Schweriner See, See im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 1,11 □Meilen groß, 2³/₄ Meilen lang, bis zu ³/₄ Meile breit, sehr fischreich,

mit mehren Inseln, hat seinen natürlichen Abfluß durch die Stör zur Elbe, ist jedoch durch den Schiffgraben, einen im 16. Jahrhundert gebauten Kanal nach Wismar, der jetzt fast nur noch als Mühlenbach dient, mit der Ostsee verbunden.

Schwermuth, s. v. a. Melancholie.

Schwerpunkt, s. Schwere.

Schwersenz, Stadt in der preußischen Provinz, im Regierungsbezirk und Kreis Posen, an einem See, mit evangelischer und katholischer Kirche, Synagoge, starker Zwirn- und Garnspinnerei, Woll- und Leinweberei und 3087 Einw.

Schwerspath (Schwererde), s. Baryt.

Schwert, zum Hauen und Stechen bestimmte Trutzwaffe mit gerader, breiter Klinge und am Griff ohne Bügel. Die Griechen bedienten sich neben dem kürzeren persischen S. noch des längeren Schlachtschwertes. Die Römer hatten vor dem zweiten punischen Krieg ein kurzes, einschneidiges S. ohne Spitze (ensis), das sie dann mit dem spanischen S. (gladius), welches zu Hieb und Stich zugleich eingerichtet war, vertauschten. Seit der Kaiserzeit gebrauchte man das den nordischen Völkern entlehnte lange, breite S. (spatha). Ein kürzeres S. (pugio) zum Stoße führten nur die Faustkämpfer. Im Mittelalter führte man meist sehr lange und schwere S.er, die mehr zum Hieb als Stoß sich eigneten und, wenn sie sehr groß waren, wohl auch mit 2 Händen geführt wurden. Kürzere S.er führten die zu Pferd fechtenden Ritter. Nach Erfindung des Schießpulvers verwandelten sich die S.er in Pallasche und Säbel, und eigentliche S.er wurden nur noch von den Scharfrichtern gebraucht.

Schwertbrüder, geistlicher Ritterorden, 1204 vom Bischof Albert zu Riga zum Kampfe gegen die livländischen Heiden gestiftet und vom Papst Innocenz III. bestätigt. Die Ritter, welche sich „Brüder des Ritterdienstes Christi" nannten, folgten der Cistercienserregel und Kleidung, trugen einen weißen Rock und Mantel, auf der Brust aber zwei rothe, kreuzweise über einander gelegte Schwerter (daher der Name S. oder Schwertträger, gladiferi, ensiferi). Der erste Heermeister der S. war Winno (Weinhold) von Rohrbach, unter welchem sie 1206 vom Bischof den dritten Theil von Livland und von den noch zu erobernden Ländern als freies Eigenthum abgetreten erhielten. Hauptsitz des Ordens ward die Ordensburg zu Wenden, wo auch die Ordensmeister beigesetzt sind. Obwohl die S. im Verein mit dem Bischof um 1220 Kurland und Esthland mit Reval eroberten, so fühlten sie sich doch schon wenige Jahre später zu schwach, um vielen Feinden gegenüber selbstständig fortbestehen zu können, und 1237 vereinigte sie daher Papst Gregor IX. mit den deutschen Rittern. Von nun an wurden die S. bloß durch einen Landmeister (magister provincialis) regiert, der vom Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen ernannt wurde. Hauptstadt der S. ward Riga. Als 1513 der Landmeister Walther von Plettenberg (1493—1535) den deutschen Orden für den Krieg in Polen mit Geld unterstützte, gestand der damalige Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, 1521 den S.n eine gewisse Unabhängigkeit von dem deutschen Orden und das Recht zu, sich ihren Heermeister selbst zu wählen. Zugleich ernannte der Kaiser den Heermeister der S. zum Reichsfürsten, und derselbe führte nun den Titel Fürstenmeister. Es regierten deren noch 5: Hermann von Brügge (1536—49), Johann von Reck (1549—52), Heinrich von Galen (1552—57), Wilhelm von Fürstenberg (1557—59) und Gotthard Kettler. Nach Einführung der Reformation in Livland legte Kettler 1562 seine Würde nieder, trat Livland an Polen ab und wurde von demselben als Herzog von Kurland und Semgallen belehnt.

Schwerte, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Dortmund, an der Ruhr, mit Gerichtskommission, evangelischer und katholischer Kirche, Tabaksfabrikation, Leinweberei, Zeuchdruckerei, Bierbrauerei und 2721 Einw.

Schwertel, Pflanzengattung, s. v. a. Iris *L.*

Schwertfisch (Xiphias), Fischgattung aus der Ordnung der Bruststachelflosser und der Familie der Makrelenfische, charakterisirt durch den zahnlosen, in eine schwertförmige Spitze verlängerten Oberkiefer, den spindelförmigen, nackten oder vielmehr mit kaum erkennbaren Schuppen bedeckten Körper und eine einzige verlängerte Rückenflosse. Der gemeine S. (Hornfisch, X. gladius *L.*) hat keine Bauchflossen und eine in der Mitte niedrigere Rückenflosse, ist oben bläulich, unten silberig und wird 15—20 Fuß, meist aber nur 10—12 Fuß lang und 4—5 Centner schwer. Sein horizontal abgeplatteter, schneidender Schnabel von $^1/_3$ Körperlänge dient ihm als furchtbare Waffe, die er nicht nur Wallfischen in den Leib rennt, sondern auch selbst in Schiffe tief einstößt, wobei sie aber abbricht. Er wird im Mittelmeer in der Nähe der Küsten, namentlich an denen von Kalabrien und Sicilien häufig gefangen und verirrt sich manchmal auch in die Nord- und Ostsee. Er zieht stets paarweise. Das Fleisch der Jungen ist sehr schmackhaft, weiß und zart und wird sowohl frisch, als auch eingesalzen gegessen.

Schwertfisch, Sternbild der südlichen Hemisphäre, zwischen der großen Wolke, der Malerstaffelei und der astronomischen Uhr, enthält einen Stern 3., zwei 4. und sechs 6. Größe.

Schwertlilie, Pflanzengattung, s. v. a. Iris *L.*

Schwertmagen, männliche Verwandte oder Verwandte von der väterlichen Seite. Zusammengenommen heißen sie Schwertseite; der bei Erbschaften auf sie fallende Theil heißt Schwerttheil.

Schwertorden, s. v. a. Schwertbrüder; dann (Gelbes Band) schwedischer Militärorden, gestiftet 1522 von Gustav I. Wasa, am 28. April 1728 von König Friedrich I. wieder erneuert, bestand aus 5 Klassen: Kommandeuren des Großkreuzes, Kommandeuren, Rittern vom Großkreuze 1. und 2. Klasse und Rittern, welche Kapitänsrang haben und 20 Jahre gedient haben müssen. Bei der Vermählung des Kronprinzen den 26. Juni 1850 kam zu diesen 5 Klassen noch eine 6. hinzu, deren Inhaber Schwertmänner heißen und aus den Unteroffizieren der Armee und Flotte gewählt werden. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, achtspitzigen Kreuze mit goldenen Kronen in seinen 4 Winkeln, über welchen kreuzweise 2 Schwerter, durch ein Degengehenk fest-

gehalten, liegen. Auf der Mitte der Vorderseite, in azurblauem Grunde, befindet sich ein entblößtes, aufrechtstehendes Schwert, umgeben von 3 schwedischen Kronen. Ein gleiches Schwert liegt auf der Rückseite, mit einem Lorbeerkranz an der Spitze, der von den Worten „Pro patria" umgeben ist. Das Zeichen wird an einem gelben Bande getragen.

Schwerz, Johann Nepomuk von, landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren am 11. Juni 1759 zu Koblenz, ward Erzieher, machte sich daneben in Belgien und auf Reisen mit der Landwirthschaft bekannt, ward 1810 Inspektor der Tabakspflanzungen in Straßburg, 1816 preußischer Regierungsrath für Landwirthschaft und 1818 Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt zu Hohenheim, die durch ihn binnen Kurzem einen großen Ruf erlangte. Im Jahre 1829 kehrte S. nach Koblenz zurück, wo er am 11. Dec. 1844 †. Sein Hauptwerk ist die „Anleitung zum praktischen Ackerbau" (Stuttg. 1823; 4. Aufl. 1857, 2 Bde.).

Schwester, eine weibliche Person, die mit einer anderen Person einerlei Aeltern hat; sind beide Aeltern gemeinschaftlich, so heißt sie rechte oder leibliche S., ist nur der Vater oder die Mutter gemeinschaftlich, Halb- oder Stiefschwester; auch s. v. a. Schwägerin; Name, den sich die Nonnen gegenseitig beilegen, bei den Brüdergemeinden die weiblichen Mitglieder, die in einer gemeinschaftlichen Anstalt, dem Schwesterhause, zusammen leben. Schwesterschaft, dasselbe Verhältniß unter weiblichen Personen, welches die Brüderschaft (s. d.) unter männlichen begründet.

Schwetschke, Karl Gustav, namhafter Schriftsteller, geboren den 5. April 1804 zu Halle, widmete sich daselbst und zu Heidelberg philologischen Studien, ward aber wegen Theilnahme an der Burschenschaft relegirt und übernahm 1823 in Halle die Buchhandlung und Buchdruckerei seines Vaters und 1828 die Redaktion des „Halle'schen Kuriers". Im Jahre 1847 trat er an die Spitze der freien Gemeinde zu Halle; 1848 ging er zum Vorparlament nach Frankfurt und ward sodann von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten bei der deutschen Reichsversammlung gewählt, wo er zum linken Centrum gehörte. Während er in den „Novae epistolae obscurorum virorum" (Halle 1848) und „Novae epistolae clarorum virorum" (das. 1855) die politische und kirchliche Reaktion geißelte, lieferte er im „Codex nundinarius Germaniae" (das. 1850), in dem „Paläographischen Nachweis der Unächtheit der sogenannten Freimaurerkunde von 1535" (das. 1843) u. der „Geschichte des L'Hombre" und anderen Schriften schätzbare Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte. Auch als deutscher und lateinischer Dichter hat er sich bekannt gemacht. „Ausgewählte Schriften" von ihm erschienen Halle 1864.

Schwetz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, an der Weichsel links und am Einfluß des Schwarzwassers in dieselbe, hat eine evangelische und katholische Kirche, ein altes Schloß mit hohem Wartthurm, Provinzialheil- und Pflegeanstalt für Irrsinnige, Lein-, besonders Damastweberei, Gerberei, Töpferei, Bierbrauerei, lebhaften Getreidehandel, besuchte Viehmärkte, Schifffahrt und 4172 Einw.

Schwetzingen, Stadt im badischen Unterrheinkreise, 2 Stunden von Mannheim und 2 Stunden von Heidelberg, am Leimbach und unweit der Eisenbahn von Mannheim nach Heidelberg und Frankfurt (Station Friedrichsfeld), Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein großherzogliches Schloß mit Theater und berühmtem Park, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts vom Kurfürsten Karl Theodor angelegt wurde und zahlreiche schöne Wasserkünste und Bauten (Minaret, Moschee, griechischen Tempel ꝛc.) enthält ferner eine Gewerbschule, bedeutenden Hopfen- und Tabaksbau und 3300 Einw. Eine herrliche Allee führt von S. nach Heidelberg. Alljährlich zu Pfingsten wird hier das zahlreich besuchte Rosenfest gefeiert, an welchem sämmtliche Wasserkünste thätig sind.

Schwiebus, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Züllichau, an einem See, mit Gerichtskommission, evangelischer und katholischer Kirche, Leimsiederei, starker Wollweberei, Wollmärkten und 6205 Einw.

Schwieger, in Zusammensetzungen Bezeichnung der Verwandtschaft, die sich auf Schwägerschaft gründet. Daher Schwiegerkinder, die Gatten der Kinder, die entweder Schwiegersöhne, die Ehegatten der Töchter, oder Schwiegertöchter, die Ehefrauen der Söhne, sind, und Schwiegerältern, die Aeltern des Gatten, und zwar ebenso Schwiegervater und Schwiegermutter; doch nennen sich auch die beiderseitigen Aeltern eines Ehepaares wechselseitig so.

Schwieger (Schwiger), Jakob, deutscher Dichter, geboren 1624 in Altona, studirte in Wittenberg und lebte 1654 zu Hamburg, wo er mit Ph. von Zesen, J. Rist und anderen Dichtern in Verbindung stand, seit 1665 am rudolstädter Hofe, wo er 1667 †. Unter dem Namen „Filidor der Dorferer", welchen er als Mitglied des Schwanenordens führte, gab er eine Sammlung lyrischer Gedichte, betitelt „Die geharnschte Venus" (Hamb. 1660), heraus, welche Liebeslieder vom frischesten und keckften Schwung enthält. Wahrscheinlich ist er auch Verfasser von 6 Lustspielen, welche am rudolstädter Hofe aufgeführt wurden, theilweise unter dem Titel „Filidors Trauer-, Lust- und Mischspiele" (Jena 1665) im Druck erschienen und sich durch ächt dramatische Verwickelung vor anderen ähnlichen Produkten jener Zeit vortheilhaft auszeichnen.

Schwiele, Verdickung der Oberhaut in Folge wiederholter Reizung derselben durch äußeren Druck, findet sich besonders an der Ferse und an anderen Theilen des Fußes, durch den fortwährenden Druck der Fußbekleidung, an den Händen durch harte Arbeit hervorgerufen, sowie auch an anderen Stellen, welche einem Druck ausgesetzt sind. Da die Oberhaut weder Blutgefäße, noch Nerven enthält, so sind die S.n ohne Empfindung, und nur die unterhalb derselben gelegenen Hautnerven können Schmerz verursachen. In der pathologischen Anatomie pflegt man den Begriff von S. weiter zu fassen und demgemäß darunter auch die in Folge der Vermehrung der Fasern in einer entzündeten Muskelpartie an der Stelle des

normalen Muskelgewebes sich bildende Masse abnormen Bindegewebes zu verstehen.

Schwielensohler, s. v. a. Kameele.

Schwielungsee, Landsee in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Lübben, von der Spree durchflossen, fast 0,5 □Meile groß.

Schwimmblase, s. Fische, vergl. Schwimmen.

Schwimmen, im passiven Sinne das Getragenwerden eines Körpers im Wasser oder einer anderen Flüssigkeit, welches Statt findet, sobald der Körper specifisch leichter ist als die Flüssigkeit; im aktiven Sinne das Sichfortbewegen im Wasser nach jeder beliebigen Richtung, dessen nur lebende Wesen fähig sind. Beim S. im ersteren Sinn findet stets eine gewisse Eintauchung des Körpers in die Flüssigkeit, also eine Verdrängung der letzteren Statt, und zwar taucht der Körper stets so tief in die Flüssigkeit ein, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit gerade so viel wiegt als er selbst, oder jeder Körper verliert im Wasser so viel an Gewicht, als die Wassermasse wiegt, deren Stelle er einnimmt. Daß aber ein Körper auf dem Wasser schwimme, dazu ist nicht unbedingt erforderlich, daß derselbe an sich specifisch leichter sei als das Wasser, sondern es können auch specifisch schwerere Körper zum S. gebracht werden, wenn man sie aushöhlt, so daß sie mit der in ihnen befindlichen Luft zusammen specifisch leichter als das Wasser werden (eiserne Schiffe), oder sie mit specifisch leichteren Körpern in Verbindung bringt, so daß beide Körper zusammen weniger wiegen als das gleiche Volumen Wasser. Hierauf beruht die Anwendung der Schwimmblasen und Schwimmgürtel, die, mit Luft gefüllt, am Körper befestigt werden. Die Stabilität des schwimmenden Körpers ist im Allgemeinen um so größer, je tiefer sein Schwerpunkt unter dem Schwerpunkt des von ihm aus der Stelle verdrängten Wassers liegt. Daher füllt man den unteren Schiffsraum mit Ballast (s. d.) aus. Was das aktive S. anlangt, so stehen hier die Fische obenan. Bei ihnen trägt die Schwimmblase, welche meist unter dem Rückgrat liegt, dazu bei, den oberen Theil des Körpers leichter als den unteren zu machen und also die Stabilität desselben beim S. zu erhöhen. Außerdem wird es ihnen durch die Schwimmblase möglich, auf und nieder zu steigen, indem sie durch den Druck der Rippen die in der Schwimmblase befindliche Luft zusammenpressen und bei nachlassendem Druck sich wieder ausdehnen lassen, also das Volumen ihres Körpers nach Willkür vergrößern und verkleinern können. Die Scholle, welcher die Schwimmblase fehlt, ist daher, wie die Muschel, auf den Boden gebannt. Die Fische, die darauf angewiesen sind, in und nicht auf dem Wasser zu schwimmen, sind specifisch schwerer als andere Thiere, welche auf dem Wasser schwimmen, namentlich als die Schwimmvögel, welche nur wenig Wasser aus der Stelle verdrängen und sich daher sehr gewandt auf demselben bewegen, aber nur mit Anstrengung tauchen können. Auch die Landthiere sind im gewöhnlichen Zustande durchgängig leichter als das Wasser und daher fast alle des S.s mächtig. Bei allen athmenden Thieren ist aber das specifische Gewicht des Körpers geringer bei mit Luft gefüllter als bei leer gehauchter oder mit Wasser gefüllter Lunge, welches Letztere beim Ertrinken Statt findet. Hat der Mensch daher seine Lunge voll Luft geathmet, so ist auch er specifisch leichter als das Wasser. Daher kostet es bei luftgefüllter Lunge selbst dem geübtesten Schwimmer Anstrengung, sich im Wasser auf eine gewisse Tiefe hinunter zu arbeiten, und er hilft sich daher zum Behuf des Tauchens mit einem Sprung ins Wasser. Ueberläßt man den Körper sich selbst, so bleibt bei luftgefüllter Lunge ein Theil desselben, wenn auch ein kleiner, selbst ohne alle mechanische Beihülfe über dem Wasser. Besäße jeder des S.s Unkundige, wenn er ins Wasser fällt, die nöthige Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, um mit ruhig an den Leib angeschlossenen Händen und ausgestrecktem Körper sich vom Wasser, sobald er nach dem Fall in die Höhe gestoßen, auf den Rücken wenden zu lassen, dabei das Hinterhaupt ins Wasser zu senken, damit Kinn und Mund über dasselbe erhoben bleiben, so würde er sich in dieser Lage, besonders wenn der Rücken so eingebogen wird, daß die Brustwölbung aus dem Wasser hervorragt, geraume Zeit im Wasser forttreiben lassen können, ohne zu ertrinken. Gewöhnlich aber rufen ins Wasser Gefallene um Hülfe, athmen dabei die Luft aus, strecken die Arme über das Wasser, sinken in Folge davon unter und ertrinken. Was die Schwimmkunst anlangt, so ist dieselbe eine sehr alte Kunst, die nach Wiedereinführung der Turnübungen mit in deren Kreis aufgenommen ward. Die erste militärische Schwimmschule entstand 1812 in Wien, eine andere 1817 in Berlin, welche unter Leitung des Generals von Pfuel stand, dessen Schrift „Ueber das S." (Berlin 1817) noch immer sehr verdienstvoll ist. Jetzt sind für die meisten größeren Garnisonen in Deutschland und anderen Ländern Schwimmschulen eingerichtet, da die Fertigkeit im S. nicht nur im Kriege zur Selbsterhaltung ꝛc. wichtig ist, sondern richtig geleitete Schwimmübungen auch ein wichtiges Beförderungsmittel der Gesundheit sind. Es gibt im Allgemeinen 2 Schwimmarten; die eine ähnelt mehr dem S. der vierfüßigen Thiere, namentlich der Hunde (Hundeln), die andere mehr der des Frosches (Froscheln). Jene ist die dem Naturalisten eigne, unwillkürliche, während diese erlernt werden muß. Nur mittelst letzterer Methode aber kann man ausdauernd, schnell und gewandt schwimmen. Beim S. auf dem Rücken schließt man entweder die Oberarme an den Rücken, legt die Hände auf die Brust und rudert stoßweise mit den Füßen, welche man abwechselnd ausstreckt und in das Wasser stößt, oder man streckt die Füße ruhig aus und rudert mit den Armen, indem man mit den Händen kurz auf die Seite streicht. Am schnellsten geht diese Art des S.s vor sich, wenn man, wie beim S. auf dem Bauche, abwechselnd mit den Händen und den Füßen rudert. Das sogenannte Wassertreten ist S. bei vertikaler Richtung des Körpers, wobei die Beine eine hüpfende Bewegung machen. Andere Modifikationen der Schwimmübungen sind das S. auf der Seite, das S. auf dem Bauche mit

ruhenden Händen oder mit Einer Hand, das Tauchen, der Sprung ins Wasser, entweder mit den Füßen, oder mit dem Kopfe voran u. a. m. Die Schwimmapparate, als Schwimmgürtel von Kork, Schwimmhosen von Binsen, Schwimmkissen, Schwimmküraſſe rc., sind für die Schwimmkundigen entbehrlich, und auch ihr Nutzen beim Schwimmunterricht ist gering anzuschlagen, da es weit förderlicher ist, den Schüler ohne solche Hülfsmittel zu veranlassen, sich auf die oben angegebene Weise im Wasser schwebend zu erhalten.

Schwimmende Batterien, Geschützaufstellungen, die entweder auf starken Flößen, oder auf verbundenen und überbrückten Fahrzeugen zum Behuf der Beschießung von Seestädten errichtet werden. Die Geschütze werden durch Blendungen mittelst Woll- oder Sandsäcken, Faschinen oder Holz gegen das feindliche Feuer so viel als möglich gedeckt. Dergleichen s. B. sollen zuerst 1535 bei dem Zuge Kaiser Karls V. gegen Tunis von Fernando de Toledo, dem Sohne des Herzogs von Alba, erbaut worden sein und werden nachher im niederländischen Befreiungskriege öfters erwähnt. Die s.n B., deren sich die Spanier 1782 vor Gibraltar bedienten, wurden durch die glühenden Kugeln der Engländer in Brand gesteckt. Gegenwärtig kommen s. B. nicht mehr in Anwendung, da sie durch die mit Bombenkanonen armirten Kanonenboote mehr als ersetzt sind.

Schwimmvögel (Palmipedes, Natatores), Ordnung der Vögel, welche besonders durch Schwimmfüße, bei denen nur die 3 Vorderzehen, wie bei den Gänsen, Enten rc., oder durch Ruderfüße, bei denen alle 4 Zehen durch Schwimmhäute mit einander verbunden sind, charakterisirt wird. Nur bei wenigen sind gelappte Füße vorhanden, d. i. die Zehen sind nur mit einem gelappten Hautsaum eingefaßt, wie bei dem Lappentaucher (Podiceps). Bei den hierher gehörigen Vögeln sind die Beine kürzer als der Rumpf, fast bis ans Hakengelenk befiedert, außerhalb der Körpermitte, und bei denen, welche fast nur auf dem Wasser leben (Tauchern, Fettgänsen), weit nach hinten zu eingelenkt; auch ist das Schienbein meist in den Federn des Rumpfes versteckt. Am Steiße befinden sich große Fettdrüsen, mit deren Inhalt diese Vögel mittelst des Schnabels ihr Gefieder einölen. Die ganze Gestalt dieser Vögel ist für den Aufenthalt im Wasser berechnet: die abgerundete Unterseite des Rumpfes läßt den Körper nicht tief ins Wasser einsinken; die gewölbte vortretende Brust ist zum Durchschneiden des Wassers geeignet; die nach hinten zu stehenden Füße geben kräftige Ruder ab; die an Bauch und Brust sehr dicht stehenden Federn sind an der Fläche gewölbt, und unter ihnen befindet sich eine sehr dichte, Luft einschließende Schicht von Flaumfedern, wodurch das specifische Gewicht des Körpers verringert wird; das von Oel durchdrungene Gefieder hindert das Eindringen des Wassers. Viele dieser Vögel fliegen sehr schnell und ausdauernd, wie die Möven, Seeschwalben, Tropik- und Sturmvögel, Albatros rc., einige dagegen schwerfällig und sehr wenige gar nicht, wie der große Alk und die Fettgänse. Alle schwimmen sehr gut und sind entweder Schwimmtaucher, indem sie im Schwimmen ihren ganzen Körper untertauchen, oder Stoßtaucher, indem sie sich fliegend aus der Luft ins Wasser stürzen, oder Gründler, indem sie im Schwimmen mit dem Vorderkörper untertauchen und den Hinterkörper senkrecht aus dem Wasser emporragen lassen. Alle sind Erdnister. Die meisten nähren sich von Wasserthieren, wenige von Vegetabilien. In Folge der ihnen reichlich zu Gebote stehenden Nahrung und raschen Verdauung werden sie meist sehr fett. In der Regel sind sie sehr fruchtbar; doch legen manche auch nur Ein Ei zum Ausbrüten. Sie leben meist monogamisch, die meisten Seeschwimmvögel daneben in großen Gesellschaften, so daß sich Tausende von Nestern neben einander befinden. Die Jungen begeben sich kurze Zeit, nachdem sie aus dem Ei gekrochen, ins Wasser und schwimmen sogleich fertig; auch geht ihr Wachsthum rasch von Statten. Die Farbe des Gefieders ist meist unscheinbar, grau, braun, weiß in verschiedenen Nuancen, nur bei einigen, wie z. B. bei den Enten, bunt und stellenweise mit Schillerglanz. Sie gehören der Mehrzahl nach zu den größeren Vögeln, und es gibt unter ihnen selbst sehr große. Sie zerfallen in die 6 Familien der Entenvögel (Anatidae), Pelekane oder Ruderfüßler (Pelecanidae), Sturmvögel oder Röhrennasen (Procellariae), Möven oder Seeschwalben (Laridae), Taucher (Colymbidae) und Alken (Alcidae).

Schwind, Moritz von, ausgezeichneter Maler und Zeichner, geboren 1804 zu Wien, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst daselbst von Ludwig Schnorr, setzte sein Studium seit 1828 zu München unter Cornelius fort und war unter den Künstlern, welche die Neubauten König Ludwigs mit Wandgemälden ausschmückten. So malte er in der Bibliothek der Königin Scenen aus Tiecks Dichtungen, in einem andern Flügel der Residenz, im Saalbau, einen Fries, welcher in lieblichen Kindergruppen alle Künste, Gewerbe u. Handirungen in lachendem Ausdruck und neckischer Nachahmung darstellt, auch komponirte er die Scenen aus dem Leben Karls des Großen im Karlssaale der Burg Hohenschwangau, die X. Glück ausführte. Ein größeres Staffeleibild stellt nach Goethe's Gedicht in humoristischer Weise die Brautfahrt des Ritters Kurt vor und befindet sich jetzt im Akademiegebäude zu Karlsruhe. Das letztgenannte Gebäude zierte er seit 1839 mit antiken Darstellungen in rother Farbe auf schwarzem Grunde und anderen Malereien, worunter namentlich die Einweihung des freiburger Münsters durch Konrad von Zähringen im Stiegenhaus al fresco ausgeführt ist. Malereien von ihm finden sich auch im Sitzungssaale der ersten Kammer daselbst, unter anderen die allegorischen Figuren der Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, Frömmigkeit, Treue, des Friedens und des Reichthums. An diese Werke reihen sich noch einige Gemälde in Oel, sowie einige Kartons, darunter ein großer, den Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellender, ein phantastisches Bild, das er auch in Oel ausführte. Andere bemerkenswerthe Staffeleibilder von ihm sind: die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein; der Sängerwettkampf auf der Wartburg im städelschen Institut; der Hochzeitsmorgen und die Rose; Rübezahl und Kaiser Rudolfs

Ritt zum Grabe. Zur Ausführung des Sängerkampfs siedelte er 1845 nach Frankfurt über, ward aber 1847 als Professor an die Akademie nach München zurückberufen. Im Jahre 1854 ward ihm die Ausschmückung der restaurirten Wartburg mit Freskomalereien, Darstellungen aus der thüringischen Landgrafengeschichte, übertragen. Sein neuestes Werk sind die Wandmalereien im neuen Opernhause zu Wien. Am populärsten wurde S. aber durch seine vielen herrlichen Kompositionen zu deutschen Volksmärchen und Sagen voll feinen, liebenswürdigen Humors, so zu „den sieben Raben“, jetzt im Besitz des Großherzogs von Weimar; zu „Aschenbrödel“, auch in Oel ausgeführt; zu „Dornröschen“. Seine stärkste Seite ist die Komposition; seine Oelbilder lassen mitunter zu sehr die Technik der Freskomalerei erkennen. Eine meisterhafte Zeichnung machte er für einen Schild von getriebener Arbeit, den die österreichische Armee dem Grafen O'Donnell schenkte. Radirungen lieferte S. zu 42 Epigrammen, welche als Almanach mit Text von E. von Feuchtersleben erschienen sind. Im Jahre 1855 ward S. mit seinen Brüdern, August von S., österreichischem Ministerialrath, und Franz von S., österreichischem Bergrath, in den österreichischen Ritterstand erhoben.

Schwindel (vertigo), eigenthümliches Gefühl des zerstörten Gleichgewichts, besteht in einer kreisförmigen oder pendelförmigen Scheinbewegung, in einem scheinbaren Schwanken der Objekte, besonders des Fußbodens. Der Kranke verliert dabei das Bewußtsein des Gleichgewichts, welches besonders zur Behauptung der aufrechten Stellung des Körpers nothwendig ist. Der S. ist ein Symptom der verschiedenartigsten Störungen, besonders des Gehirns und der allgemeinen Blutarmuth, kann aber auch als einzige Beschwerde aus noch unbekannter Ursache erscheinen. Der S. hat deshalb auch für die Unterscheidung gewisser Krankheiten keinen besonderen Werth. Er tritt entweder ganz von selbst, oder auf äußere Veranlassungen (beim Bücken, schnellen Umdrehen, Schluß der Augenlider 2c.) ein, und nicht selten ist er von Ohrensausen, Schwarzwerden vor den Augen, Uebelkeit, Brechen, Ohnmacht u. dergl. Zufällen begleitet. Auch der S., von welchem der Gesunde befallen wird, wenn er vor einem steilen Abgrund oder auf einem hohen Thurm steht, beruht auf einer Beeinträchtigung des Muskelgemeingefühls, wobei der Gesichtssinn in sofern eine eigenthümliche Rolle spielt, als wir Scheinbewegungen der Außenwelt auf unsern eigenen Körper und umgekehrt übertragen.

Schwindelkörner, s. v. a. Semen Coriandri, s. Koriander.

Schwindelkorn, s. v. a. Taumellolch, Lolium temulentum *L.*

Schwindflechte (Schwindknötchen, lichen), Hautausschlag, bei welchem sich kleine solide Knötchen von rother oder weißer Farbe auf der Haut bilden, die bald vereinzelt, bald in Gruppen bei einander stehen und sich unter kleienartiger Abschilferung (daher auch Hautmoos genannt) verlieren. Die Ursachen der S. sind in den meisten Fällen unbekannt, manchmal werden sie durch Hautreize, grobe Wäsche, Schmutz, Ungeziefer, höhere Temperaturgrade 2c. hervorgerufen. Bei leichteren Fällen (lichen simplex) haben die Knötchen nur einen kurzen Bestand, verursachen nur mäßiges Jucken und verschwinden nach 8—14 Tagen von selbst. Bei den schwereren Formen (lichen agrius) ist das Auftreten der Knötchen zuweilen von Fieber und von Störungen des Allgemeinbefindens begleitet. Die Knötchen sind dann oft dicht gedrängt, stehen auf einer gerötheten Hautfläche, sind selbst lebhaft geröthet und verursachen heftiges Jucken und Brennen. Leicht kommt es zu einer Steigerung der Hautentzündung und es entwickelt sich dann nach einigen Tagen ein nässender Bläschenausschlag, der bald in kurzer Zeit heilt, bald einen mehr chronischen Verlauf annimmt. In dem letzteren Falle wird durch wiederholte Nachschübe von Knötchen die befallene Hautstelle zuweilen gleichmäßig verdickt, starr, rissig und mit trockenen Epidermisschuppen bedeckt (ähnlich wie bei der Psoriasis, s. d.). Die leichten Formen der S. erfordern keine Behandlung. Bei dem Lichen agrius kann man in frischen Fällen kalte Umschläge und innerlich Abführmittel anwenden. Die chronischen Fälle sind außerordentlich hartnäckig und widerstehen den eingreifendsten Kuren. Bäder, Einreibungen von Schmierseife, Theer- und Schwefelsalben, namentlich aber der innere Gebrauch des Arseniks sind gegen diese Formen die noch am meisten zu empfehlenden Mittel.

Schwindsucht, s. Lungenschwindsucht.

Schwingelgras, Pflanzengattung, s. v. a. Festuca *L.*

Schwingfeste, im Schweizerdeutsch Schwingete, Kampfspiele, wobei sich die Kämpfenden gegenseitig mit der einen Faust und gestrecktem Arme bei den kurzen Beinkleidern fassen (Hosenlupf) und einer den anderen auf den Rücken zu werfen sucht. Die kräftigsten Schwinger einer Gegend, oft auch solche aus mehren Kantonen, pflegen sich zu jährlichen Wettkämpfen zu versammeln, namentlich bei Bern am Ostermontag, wobei Preise, bestehend in Geld, Uhren, Kränzen 2c., ausgetheilt werden. Wer wiederholt Sieger geblieben ist, wird zum Schwingerkönig ernannt.

Schwingung (Oscillation, Vibration), schnelle zitternde Bewegung, in welche die tongebenden Körper, Saiten, Glas, Metall, Membranen 2c. durch Schlagen, Reißen, Stoßen, Blasen 2c. gesetzt werden, um Töne zu erzeugen; s. Schall. Ueber die Pendelschwingungen s. Pendel.

Schwören, s. Eid.

Schwulst, Fehler der Schreibart, der sich besonders im stylistischen Ausdruck zeigt, indem man von ganz gewöhnlichen Dingen, alltäglichen Erscheinungen und Menschen mit prächtigen Worten, figurenreichen Phrasen 2c. spricht, oder den Hauptbegriffen prahlende Epitheta zusetzt 2c.

Schwungkraft, s. v. a. Centrifugalkraft; s. Centralbewegung.

Schwungrad, ein um eine Axe bewegliches Rad mit schwerem Kranze, meist von Gußeisen, welches in Folge seines Beharrungsvermögens die Eigenschaft hat, sich einige Sekunden lang ohne neuen Antrieb der bewegenden Kraft, gleichsam von selbst, mit der einmal erhaltenen Geschwindigkeit herumzudrehen und dadurch die

kleinen Unregelmäßigkeiten im Gange einer Maschine, welche ebensowohl durch geringfügige Konstruktionsfehler, als durch Schwankungen in der Größe des zu überwindenden Widerstandes oder der zu Hervorbringung der Bewegung angewandten Kraft veranlaßt werden, auszugleichen. Hat die Maschine ohnehin schon schwere Räder oder Scheiben (Schwungscheiben), die als Schwungräder wirken, so ist ein eigenes S. entbehrlich. Auf diese Art wirken in allen Mahlmühlen die Läufer als Schwungräder. Von besonderer Wichtigkeit sind aber die Schwungräder im Maschinenwesen für die Dampfmaschinen und Walzwerke. Hier gelangt die Kurbel während ihrer Umdrehung zweimal in eine solche Lage, nämlich in die höchste und in die tiefste, wo die Lenkstange mit ihr in Einer Linie liegt und also zur Umdrehung nichts beitragen kann; daher würde diese ganze Maschine still stehen, wenn nicht das S. vermöge seiner Schwungkraft die Kurbel über diese sogenannten todten Punkte hinwegschaffte. Als Schwungräder wirken auch die Wasserräder und Windflügel der Mühlen und anderer Maschinen; ferner die Schleifsteine bei Schleifmaschinen rc. Sind die Enden von zwei oder vier aus der Mitte einer Welle oder Spindel herauslaufenden gleich großen Arme dicker oder schwerer als die übrigen Theile der Arme, so reguliren auch sie die Bewegung.

Schwur, s. v. a. Eid.

Schwurgerichte, s. v. a. Geschwornengerichte.

Schwyz, der fünfte Kanton der Schweiz, einer der drei Urkantone der Eidgenossenschaft und eine von den sogenannten 4 Waldstätten, grenzt östlich an den Kanton Glarus, südlich an Uri und durch den Vierwaldstättersee an Unterwalden, westlich an Luzern und Zug, nördlich an Zürich und St.-Gallen und hat einen Flächenraum von 16,4 □Meilen mit (1860) 45,039 Einwohnern deutscher Abkunft und katholischer Konfession (nur 524 Protestanten). S. ist vorherrschend Gebirgsland von vieler Abwechselung. Eine hohe Gebirgskette in Form eines nach Nordwesten geöffneten Bogens durchzieht das Land, zu deren beiden Seiten sich weite, ziemlich fruchtbare Thäler ausdehnen. Letztere sind das Wäggithal, das Sihl- mit dem engeren Alpthal, die alle nach Norden in das Thal des Zürichersee's auslaufen, das sich gegen Osten in eine fruchtbare Landschaft (die sogenannte March) ausbreitet. Im Süden liegt das Thal von Schwyz, das sich einerseits unmerklich nach dem Vierwaldstättersee hinabsenkt, andererseits, den Lowerzersee umschließend, im lieblichen Gelände von Arth am Zugersee endet. Oestlich von ihm erstreckt sich 5 Stunden lang das Muottathal, das sich im Bisi- und Glattalpsee schließt. Die Berge sind von mäßiger Höhe; nur auf dem Pfannenstock (7918 F. hoch), dem Redertenstock (7065 F.) und auf den Gipfeln hinten im Bisithal liegt ewiger Schnee. Im nordwestlichen Theile des Kantons, zwischen dem Vierwaldstätter-, Zuger- und Lowerzersee liegt der vielbesuchte Rigi. Fast alle Höhen dienen zur Weide und die Hänge sind bis zu gewisser Tiefe mit Wald bedeckt, der sich indeß immer mehr lichtet. Unter den Gewässern des Kantons, die alle zum Rheingebiet gehören, sind bemerkenswerth: die Linth (auf der Nordostgrenze, allein schiffbar), die Aa, die, vom Redertenstock kommend, das Wäggithal durchfließt und bei Lachen im Zürichersee mündet, die Sihl, die Alp mit der Biber (sämmtlich nördlich fließend) und die Muotta, die westlich strömt und sich mit der aus dem Lowerzersee kommenden Seewern vereinigt. S. besitzt mehre Mineralquellen: eine alaunhaltige zu Nuolen, eine eisenhaltige zu Seewen und eine Schwefelquelle in Iberg. Seen umschließt das Land 2, den schon genannten Lowerzersee und den Glattalpsee, während der Vierwaldstätter-, der Zuger- und der Zürichersee seine Grenzen bespülen. Das Klima in S. unterliegt großen Schwankungen; am mildesten ist es in der Gegend am Zürichersee und um Küßnacht. Als die fruchtbarsten Gegenden sind zu nennen: der Marchboden, das Thal von Schwyz, der arther Boden und die Gegend um Glosan. Auf diese Striche beschränkt sich fast der Ackerbau, dessen Ertrag für den eigenen Bedarf des Landes nicht genügt. Stark betrieben wird dagegen die Obstkultur, und der Wein, den man in der March gewinnt (jährlich cirka 1200 Saum) kommt den besseren züricher Seeweinen gleich. Die Waldungen, vorherrschend aus Nadelholz bestehend, nehmen $^1/_6$ des Flächengehalts ein; aus dem Mineralreich werden Sandstein, Torf und Braunkohlen gewonnen. Den Hauptnahrungszweig bildet aber die Viehzucht, namentlich die Rindviehzucht mit Alpenwirthschaft. Der schwyzer Schlag des Rindviehs ist berühmt; sein vorzüglichster Markt Oberitalien. Man zählte 1863: 24,655 Stück Rindvieh, 1198 Pferde (besonders schön die aus den Gestüten des Klosters Einsiedeln), 8005 Schafe (vorzüglich im Muottathal), 7584 Ziegen (in Schwyz und Einsiedeln) und 4317 Schweine (am meisten in der March). Die Industrie ist von keiner Bedeutung, obschon die Spinnerei und Weberei in Baumwolle und Seide, die Stroh- und Roßhaarmanufaktur, die Töpferei und die auf Wallfahrtsgegenstände bezügliche Fabrikation, Buchdruckerei rc. viele Personen beschäftigen. In den Handel kommen vorzüglich Rindvieh, Pferde, Schweine, Käse, Holz, Kirschwasser, Obst und Andachtsmittel. Für Unterricht und Bildung bestehen ein Lyceum und ein Gymnasium, ein Kollegium, 5 Real- und Sekundärschulen, ein Lehrerseminar, ein Taubstummeninstitut u. zahlreiche Primärschulen. In Kirchensachen steht der Kanton unter dem Bisthum Chur; er zählt in 2 Landkapiteln 37 Pfarreien und 44 Kaplaneien; daneben 4 Mönchsklöster mit 107 Mönchen (darunter die berühmte Abtei Einsiedeln, der besuchteste Wallfahrtsort der Schweiz) und 4 Nonnenklöster mit 246 Nonnen. Die Bewohner sind groß, kräftig, freiheitsliebend, aufgeweckt, von ausdrucksvoller Physiognomie, ein Volk, bei dem sich das Hirtenleben vielfach noch in seiner ursprünglichen Gestalt findet. Die Staatsverfassung datirt vom 18. Febr. 1848 (in einzelnen Paragraphen am 11. Febr. 1855 abgeändert). Der Kanton trat durch dieselbe in die Reihe der Repräsentativdemokratien ein, während bis dahin die Verfassung absolut demokratisch gewesen war und die höchste Gewalt der alle 2 Jahre zusammentretenden Landesgemeinde zugestanden hatte.

Letztere verschwand, und es blieben nur Bezirks- und Kreisgemeinden bestehen. Die gesetzgebende Gewalt übt ein vom Volke in 13 Kreisversammlungen auf 4 Jahre gewählter, aber alle 2 Jahre zur Hälfte sich erneuernder Kantonsrath von 81 Mitgliedern, aus dessen Mitte auf 1 Jahr der Präsident und für die oberste Verwaltung auf 4 Jahre der Regierungsrath von 7 Mitgliedern gewählt wird. Die Justiz wird in höchster Instanz von einem Kantonsgericht von 9 Mitgliedern (aus dessen Mitte die Justizkommission gewählt wird, welche in Civil- und Strafrechtsfällen die Rekursbehörde bildet) und einem Kriminalgericht geübt. Als untere Gerichtsbehörden bestehen 6 Bezirks- und 14 Kreisgerichte. Nach dem Budget von 1861 betragen die Einnahmen 207,000, die Ausgaben 270,000, die Schulden 640,000, das reine Aktivvermögen 210,000 Frcs. Das etatsmäßige Truppenkontingent ist auf 3305 Mann festgesetzt, davon 1315 Mann im Auszug und 658 Mann in der Reserve. Das Kantonswappen ist ein rother Schild, in dessen oberer Ecke ein silbernes Kreuz steht. Hauptort ist der Flecken Schwyz (s. unten). Die Schwyzer begaben sich im 9. Jahrhundert freiwillig unter den Schutz des deutschen Kaisers und übertrugen später (1110) innerer Zwistigkeiten wegen die Schirmvogtei ihres Landes im Besonderen dem Grafen von Lenzburg. Als sie bald darauf (1114) mit dem Abt von Einsiedeln über Weideland in Streit geriethen und keinen Schutz beim Kaiser fanden, sagten sie sich von Kaiser und Reich los und wurden deshalb in die Acht erklärt, sowie von dem Bischof zu Konstanz in den Bann gethan. Der Kaiser Rudolf von Habsburg bestätigte ihre Reichsfreiheit 1251 wieder. Nachdem S. schon 1292 gegen Albrecht I. einen Bund mit Uri und Unterwalden geschlossen, beschwor es 1307 den Bund im Rütli (s. Schweiz, Gesch.) und bildete so mit Uri und Unterwalden die Eidgenossenschaft. Das ganze Land derselben erhielt von S. den Namen Schweiz. Die Schwyzer nahmen darauf an den folgenden Heldenkämpfen der Schweizer rühmlichen Antheil. Bei der Umgestaltung der Schweiz 1798 wurde S. mit Uri, Unterwalden und Zug zum neuen Kanton Waldstätten vereinigt und die uralte Verfassung aufgehoben, doch erhielt es 1814 seine Unabhängigkeit wieder. Die durch Umbildung der Eidgenossenschaft 1799 anerkannte Gleichstellung der äußeren Bezirke mit dem alten Kantonslande wurde 1815 wieder vernichtet und der Unterschied zwischen den alten Landleuten (den altgefreiten Schwyzern) und Beisassen wieder hergestellt. Nach der Julirevolution traten im December 1830 die 4 äußeren Bezirke, March, Einsiedeln, Küßnacht und Pfäffikon, zusammen und begehrten gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Altschwyzern, sowie eine freie Verfassung für alle Bewohner des Kantons, und als hiergegen die inneren bevorzugten Gemeinden den beharrlichsten Widerstand leisteten, trennten sich die äußeren Bezirke gänzlich von Innerschwyz. Endlich kam es nach langen Wirren u. einer eidgenössischen Okkupation von Innerschwyz zu einer Wiedervereinigung, und es wurde für den gesammten Kanton die Verfassung vom 13. Okt. 1833 zu Stande gebracht. Aber die Wahlen gaben den Altschwyzern das Uebergewicht, worauf Beschwerdeschriften aus den äußeren Bezirken über verschiedene Verfassungsverletzungen bei der Tagsatzung einliefen. Auch erhob sich in den inneren Bezirken der Streit der sogenannten Hörner und Klauen oder der reicheren und ärmeren Oberallmendsbesitzer. Es kam am 8. Mai 1838 auf der Landesgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, wobei die Klauen und Außerschwyzer den Kürzeren zogen. Eidgenössische Kommissarien brachten mit Mühe eine Entwaffnung beider Parteien und eine neue Landesgemeinde zu Stande, wobei die Altschwyzer wiederum das Uebergewicht behielten. S. hielt sich seitdem entschieden zu den ultramontanen Kantonen und bewies sich als eifriges Mitglied des Sonderbunds. Nach dessen Zersprengung mußte sich auch S. zu einer Aenderung seiner Verfassung bequemen (s. oben).

Der gleichnamige Flecken daselbst, Hauptort des Kantons, am Fuße des 5868 Fuß hohen Mythen, in einem schönen fruchtbaren Thale, aus zerstreut liegenden Gebäuden bestehend, ist Sitz der Kantonalregierung, hat eine schöne Pfarrkirche, ein Rathhaus mit den Bildnissen von 43 Landammännern (seit 1534), ein altes Archivgebäude, ein Kollegium (das einen Vorbereitungskursus, 3 Real- und 6 Gymnasialklassen und einen philosophischen Kurs begreift), Hospital, Zeughaus, ein Kapuziner- und ein Dominikanerinnenkloster und 5742 Einw. Hier unterhielten die Jesuiten seit 1837 ein Erziehungshaus für die Jugend des Landes, das nach dem Sonderbundskriege aufgehoben wurde. Dabei das Stammhaus der Familie Reding, in der Nähe auch das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte, und das am Fuße des Rigi freundlich gelegene Bad Seewen. In den Jahren 1798 und 1799 hatte der Ort durch Kriegsdrangsale viel zu leiden. Vgl. Meyer von Knonau, Der Kanton S., historisch, geographisch und statistisch, St.-Gallen und Bern 1835.

Schyndel, Flecken in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Gerichtsbezirk Herzogenbusch, südöstlich von Herzogenbusch, hat eine neue römisch-katholische Kirche, ein schönes Rathhaus, Gerberei, Brauerei und 4754 Einwohner. S. ist der Geburtsort des 1669 verstorbenen Seehelden Jan van Amstel, der auch in der hiesigen Kirche sein Grabmal hat.

Sciacca, Stadt in der italienischen Provinz Girgenti, auf der westlichen Südküste der Insel Sicilien, zwischen steilen Felsen am Meer eingeengt, unweit des Kaps San Marco, hat ein festes Schloß, eine von Julia, der Tochter des Königs Roger, erbaute schöne Kathedrale mit merkwürdigem Chor, 17 andere Kirchen, mehre Klöster, ein Seminar, einen Hafen mit Molo, berühmte Töpferei (kühlende Gefäße), Salzschlämmerei, Kornmagazine (in Felsen gehauen), Sardellenfang, Handel mit Getreide, Oel, Anchovis und Sardellen, Schwefelgruben und 13,100 Einw. Eine Stunde davon auf dem Monte Calagero sind heiße Schwefelbäder (Thermae Selinuntinae) von 45° R., deren man sich schon im Alterthum bediente und an denen sich noch antike steinerne Sitze befinden. Unweit davon erhob sich im

Sommer 1831 die vulkanische Insel Ferdinandea oder Nerita.

Sciathus, Insel des ägäischen Meeres, nördlich von Euböa und östlich unweit der magnesischen Küste von Thessalien gelegen, mit einer gleichnamigen Stadt, schloß sich dem attischen Seebund an und blieb unter Athens Hegemonie, bis dieses seine Unabhängigkeit verlor. Philipp von Macedonien zerstörte die Stadt 200 v. Chr. Im mithridatischen Kriege war die Insel ein Zufluchtsort für Seeräuber; Antonius gab sie den Athenern zurück.

Scibile (lat.), was man wissen kann, wißbar; daher in scibilibus bewandert sein, in den Gegenständen des Wissens, in den Wissenschaften unterrichtet sein.

Scicli (sonst Casmene), Stadt in der italienischen Provinz Noto, auf der östlichen Südküste der Insel Sicilien, am gleichnamigen Küstenflusse zwischen Felsen gebaut, hat eine Kirche mit dem Begräbniß des heiligen Wilhelm, Wollzeuch- u. Tuchmanufakturen, Gerberei, Töpferei, Handel, einen Hafen (St. Peter) und 10,900 Einwohner.

Scientia (lat., Scienz), Wissen, Wissenschaft, Kenntniß. Daher scientifisch, wissenschaftlich, systematisch.

Scigliano, Stadt in der italienischen Provinz Cosenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria citeriore), am Savuto, hat ein Schloß, große Fabriken von wollenen Decken und 12,000 Einwohner.

Sciglio (Scilla, im Alterthum Scylla), Stadt in der italienischen Provinz Reggio Calabria (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I), am Abhang eines steilen Felsens, der mit dem gleichnamigen Vorgebirge am nördlichen Eingange des Faro von Messina zusammenhängt, hat ein Felsenschloß, Oel-, Wein- und Seidenbau, Thunfischerei und 6750 Einw. Vgl. Scylla.

Scilicet (lat.), freilich, natürlich, es versteht sich, Andeutung, daß in einem Satz ein nicht ausgedrücktes Wort hinzugedacht werden soll; vgl. Sc.

Scilla *L.* (Meerzwiebel), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen, charakterisirt durch die 6blätterige, fast glocken- oder radförmig ausgebreitete, abfallende Blüthenhülle, die pfriemenförmigen Staubfäden und die 3fächerige, 3klappige, vielsamige Kapsel, ausdauernde Zwiebelgewächse mit nackten, einfachen Schäften und zierlichen, traubenständigen Blumen. S. amoena *L.*, Sternhyacinthe, mit 4 bis 5 fast fußlangen, breitlinienförmigen Blättern, eckigem, bis 9 Zoll hohem Schaft mit 2—8 himmelblauen, sternförmigen Blumen und gefärbten Blumenstielen, ist in Südeuropa einheimisch und findet sich in Mitteleuropa manchmal verwildert auf Wiesen. S. maritima *L.*, Mäusezwiebel, wächst in Südeuropa an sandigen Meerufern. Die Zwiebel ist fleischig, außen dunkel- oder hellroth oder weiß, länglichrund, von der Größe eines Kinderkopfes. Vor dem Austriebe der Blätter erhebt sich aus der Zwiebel ein aufrechter, bis 7 Fuß hoher Schaft. Die Blätter sind lanzettförmig, groß, steif, dunkelgrün, die Blumen weiß oder blaßröthlich, sternförmig, schön, eine über 3 Fuß lange Traube bildend. Diese Pflanze liefert in den inneren saftig-fleischigen Schalen ihrer Zwiebel die Radix s. Bulbus Scillae maritimae, welche erregend, auflösend, die Absonderung in den Nieren und Schleimhäuten befördernd, in größeren Gaben brechenerregend u. giftig wirkt. Man wendet sie besonders an bei Verschleimungen der Verdauungswerkzeuge und der Lungen, bei Stockungen im Unterleibe, Gelbsucht, Wassersucht, Harnbeschwerden, u. zwar in Form von Pillen, Pulvern, Aufgüssen 2c. Aeußerlich dient sie als Röthe erzeugendes und erregend-zertheilendes Mittel bei Anschwellungen der Drüsen gewöhnlich in Umschlägen und als Gurgelwasser bei asthenischen Halsentzündungen. Neuerlich wurde besonders der eingedickte Saft der frischen Meerzwiebel, Succus inspissatus Scillae recentis, als vorzüglich wirksam empfohlen. Zur Kultur der Meerzwiebel ist eine nahrhafte grobsandige Erde erforderlich. S. nutans *Sm.*, englische oder niederländische Hyacinthe, in England u. Südeuropa, hat linienförmige, lange Blätter, einen über fußhohen Schaft, hängende, blaue, weiße od. purpurrothe, glockig-röhrenförmige, am Rande zurückgerollte Blumen in vielblumiger überhängender Traube. Die kugelrundliche, weißliche Zwiebel ist sehr schleimig und ziemlich scharf. Durch Ausziehen derselben mit Wasser soll man ein Gummi erhalten können, welches das Gummi arabicum s. Mimosae ersetzt. S. verna *L.*, in Spanien, England, Dänemark, Deutschland, hat eine kleine, braune Zwiebel, viele linien-pfriemenförmige, rinnenförmige, dickliche Blätter, Schäfte von der Länge der Blätter und 3—8 doldentraubige, blaßblaue, ausgebreitete Blüthen. Diese Zwiebelgewächse lieben einen lockeren, nahrhaften, nicht zu nassen Sandboden und werden durch Wurzelbrut und Samen vermehrt. Die nach dem Abwelken der Blätter herausgenommenen Zwiebeln werden bis zur Pflanzzeit an einem schattigen Orte oder in trockenem Sande aufbewahrt.

Scillyinseln (franz. Sorlingues, im Alterthum Kassiteriden oder Zinninseln), britische Inselgruppe im atlantischen Ocean, $6\frac{1}{2}$ Meilen südöstlich vom Kap Landsend, der äußersten Südostspitze von England und der Grafschaft Cornwall, wozu die Gruppe gehört. Dieselbe zieht sich bei einer Breite von 2 Stunden ungefähr 4 Stunden lang in der Richtung von Nordwesten nach Südosten und besteht aus 140 kleinen Inseln und ungefähr 1200 Felsenklippen. Die Inseln sind felsig und vielfach mit Heide, Moos und Seetang bedeckt, aus dem Kelp gebrannt wird. Bäume gibt es nicht; wildes Land- u. Seegeflügel, sowie Kaninchen sind aber in Menge vorhanden. Das Klima ist mild und gesund; doch wüthen oft heftige Stürme. Obwohl die Inseln fast sämmtlich bewohnbar sind, so sind doch nur 5 von ihnen wirklich bewohnt: St. Mary mit 1532 Einw. und Hughtown, dem Hauptort der ganzen Gruppe und einem Fort auf dem 110 Fuß hohen Hugh; Trescoe mit 399 Einw. u. dem Dorfe Dolphin Town; St. Martins mit 185 Einwohnern, St. Agnes mit 200 Einw. u. einem Leuchtthurm; Bryher mit 115 Einw. Ein zweiter Leuchtthurm steht auf Bishop's Rock. Die Bewohner sind sehr arm und deshalb abgabenfrei; sie beschäftigen sich mit Schifffahrt, Fischerei, Kelpbereitung und

unbedeutendem Ackerbau; das ziemlich magere Vieh erhält theilweise Seegras zur Fütterung. Die Inseln gehören zwar zur Grafschaft Cornwall, stehen aber mit derselben in keiner politischen Verbindung; 12 Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. In kirchlicher Beziehung stehen sie unter dem Bischof von Exeter; Kapellen und Schulen sind erst in neuerer Zeit angelegt worden. Die Inselgruppe gehörte früher den Familien Osborn und Godolphin und fiel erst 1832 an die Krone England.

Scindia, s. Sindia.

Sciolto (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. frei, ungebunden, mit freiem, leichtem, kühnem Vortrag.

Scioppius, latinisirter Name des Kaspar Schoppe, Kritikers des 17. Jahrhunderts, geboren den 27. Mai 1576 zu Neumark in der Oberpfalz, studirte zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt, beschäftigte sich dann an verschiedenen Orten mit Schriftstellerei und ward nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche 1598 in Spanien zum geheimen Rath, Comes Palatinus u. zuletzt zum Grafen von Clara-Valle ernannt. Der Beifall, den seine ersten philologischen und kritischen Schriften fanden, steigerte seine Anmaßung zu dem Grade, daß er nirgends mehr längere Zeit geduldet ward; er † am 19. Nov. 1649 zu Padua. In seinen philologischen Schriften bekämpfte er nicht ohne Grund die damalige planlose und geisttödtende Erklärung der alten Klassiker und besonders das verwilderte Notenlatein. Hierher gehören die „Verisimilium libri IV" (Nürnb. 1596), die „Suspectarum lectionum libri V" (das. 1597 und Amsterd. 1664), die „Commentatio de arte critica" (Nürnb. 1597 und Amsterd. 1661) u. die „Grammatica philosophica" (Mailand 1628, Augsb. 1712).

Scioto, nordamerikanischer Fluß, Nebenfluß des Ohio, fließt von Norden nach Süden mitten durch den Staat Ohio u. mündet nach 45 Meilen langem Lauf bei Portsmouth.

Scipio, Name einer patricischen römischen Familie, eines Zweigs des cornelischen Geschlechts. Als Ahne derselben erscheint in der Geschichte Publius Cornelius S., der in den Fasti unter den konsularischen Kriegstribunen der Jahre 395 u. 394 v. Chr. aufgeführt wird. Zum Konsulat schwang sich aus der Familie zuerst Lucius Cornelius S. 350 v. Chr. empor. Lucius Cornelius S. Barbatus, Konsul 298 v. Chr., dann Censor, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Etrusker, Samniter und Lukaner aus, und sein Sohn Lucius Cornelius S., Konsul 259 v. Chr., vertrieb die Karthager aus Korsika. Dessen Sohn, Publius Cornelius S., Konsul 218 v. Chr., im ersten Jahre des zweiten punischen Krieges, suchte Hannibal vergeblich am Uebergang über die Rhone zu hindern und ward dann von diesem in Italien am Ticinus über den Padus zurückgeworfen. Im Sommer 217 ging S. mit 20 Schiffen und mit 8000 Mann Landtruppen nach Spanien, wo sein Bruder Cnejus Cornelius S. durch die siegreiche Schlacht bei Scissis fast das ganze Land zwischen dem Iberus und den Pyrenäen den Römern gewonnen und durch einen Sieg über die karthagische Flotte in der Mündung des Iberus auch das Uebergewicht zur See erlangt hatte. Beide Brüder erfochten darauf noch mehre Siege über die Karthager, fielen aber 212, als sie die Gesammtheit der Feinde gleichzeitig angriffen, Publius bei Anitorgis, Cnejus bei Urso. Publius Cornelius S. Africanus, der Aeltere, Sohn des ersteren, einer der ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmänner Roms, hatte in den ersten Feldzügen des zweiten punischen Krieges seine Schule gemacht und sich namentlich in der Schlacht am Ticinus sowie bei Cannä ausgezeichnet und ward 212 als Aedil vom Volk, dem er ebensowohl durch seine mysteriöse Religiosität, als durch seine hinreißende Beredsamkeit imponirte, einstimmig zum Oberbefehlshaber in Spanien gewählt. Gegen Ende 210 landete er daselbst mit 11,000 Mann, übernahm an den Mündungen des Iberus den Oberbefehl über die gesammte römische Macht und überrumpelte sofort mit seinem Freunde C. Lälius Neukarthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Karthager in Spanien. Nachdem er sich durch Milde viele Völkerschaften geneigt gemacht hatte, zog er 209 gegen Hasdrubal und besiegte ihn in der Gegend von Bäcula, worauf ihn spanische Völkerschaften zum König ausriefen. Hasdrubals Zug nach Italien konnte S. nicht verhindern; dafür aber brachte er 207 durch einen zweiten Sieg bei Bäcula über die Karthager unter Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Mago fast die ganze Halbinsel in römischen Besitz. Nach diesem Siege bereits voll von Plänen, später in Afrika selbst das Glück der römischen Waffen zu erproben, besuchte er den König Syphax von Numidien. Nachdem er hierauf die Unterwerfung Spaniens durch die Einnahme von Gadus beendet, kehrte er nach Rom zurück, wo er einen Triumph erhielt und für 205 zum Konsul ernannt wurde. Sofort trat er mit dem Plane hervor, ein Heer nach Afrika zu führen. Doch erlangte er nur, daß ihm Sicilien als Provinz übertragen und erlaubt wurde, nach Afrika überzusetzen, im Fall er dies für den Staat heilsam hielte. Mit Hülfe der Bundesgenossen hatte er in Kurzem 7000 Freiwillige auf 30 Schiffen zusammengebracht. Im Jahre 204 landete er selbst in der Nähe von Utica. Masinissa trat zu ihm über und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, wurde geschlagen. Utica dagegen vermochte S. nicht zu erobern. Er schlug auf einer Landzunge seine Winterquartiere auf. Im Winter von 204—203 nahm er die Lager des Hasdrubal und des Syphax, der zu den Karthagern übergetreten war, und wandte sich dann gegen Karthago selbst, das sich nach S.'s entscheidendem Sieg über Hannibal [s. d. 3)] bei Zama (19. Okt. 202) ergeben mußte. S. feierte in Rom einen glänzenden Triumph und ward von dem Volke mit dem Beinamen Africanus geehrt. Im Jahre 199 wurde er Censor, 194 zum zweiten Male Konsul und zum Princeps Senatus erklärt. Im Jahre 193 wurde er aus Veranlassung von Streitigkeiten zwischen den Karthagern und Masinissa als Schiedsrichter nach Afrika gesandt. Damit seinem Bruder Lucius 190 der Krieg gegen Antiochus von Syrien übertragen werde, verstand er sich dazu, denselben als Legat zu begleiten. Da Antiochus den in Kriegs-

gefangenschaft gerathenen Sohn S.'s zurücksandte, bestimmte dieser nach der Schlacht am Berge Sipylus seinen Bruder und den Kriegsrath zum Frieden unter ziemlich milden Bedingungen, und dies benutzten seine Gegner, ihn der Bestechlichkeit anzuklagen. Der Verlauf dieses Prozesses wird schon im Alterthum verschieden dargestellt. Lucius wollte Rechenschaft ablegen, aber Publius, unwillig über den unwürdigen Verdacht, zerriß die Rechnungen vor den Augen des Senats. Darauf vor das Volksgericht gerufen, gewann er das versammelte Volk durch die Erinnerung an seinen Sieg von Zama für sich. Hierauf zog er sich auf sein Landgut bei Liternum zurück, wo er auch 183 starb. Von seiner Gemahlin Aemilia, der Tochter des bei Cannä gefallenen Aemilius Paulus, hinterließ S. 2 Söhne: **Publius**, Adoptivvater des Publius Cornelius S. Africanus Minor, und den erwähnten **Lucius** oder **Cnejus**, der 174 zum Prätor ernannt, aber wegen übler Lebensführung von den Censoren aus dem Senat gestoßen wurde, und 2 Töchter, von denen die eine, **Cornelia**, die Mutter der Gracchen war. **Lucius Cornelius S. Asiaticus**, Bruder des S. Africanus des Aelteren, focht mit diesem in Spanien, ward 193 v. Chr. Prätor in Sicilien, 190 als Konsul mit der Kriegsführung gegen Antiochus beauftragt und erhielt seinen fähigeren Bruder als Legaten beigegeben. Nach dem glücklichen Ausgang dieses Krieges nahm er den Beinamen Asiaticus an und feierte einen glänzenden Triumph. In die gegen diesen erhobene Anklage wegen Bestechlichkeit und Unterschleifs verwickelt, ward er zu einer Geldstrafe verurtheilt, die ihm seine Güter kostete. **Publius Cornelius S. Aemilianus Africanus** der Jüngere, Sohn des L. Aemilius Paulus, Adoptivsohn des Sohnes des S. Africanus Major, Publius Cornelius S., geboren 185 v. Chr., focht schon 168 mit Auszeichnung bei Pydna. Polybius und Panätius führten ihn in die griechische Wissenschaft ein. Im Jahre 151 ging er als Kriegstribun mit nach Spanien und erstieg als der Erste die feindliche Stadt Intercatia, wofür er mit einer Mauerkrone belohnt wurde. Im dritten punischen Kriege diente er anfangs als Legionstribun unter dem Konsul M. Manilius Nepos, bis er 147 selbst zum Konsul u. zum Oberbefehlshaber des Heeres in Afrika erwählt ward, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte. Er stellte dort vor allem Andern die Disciplin im Heere wieder her und erstürmte 146 die Stadt nach längerer Belagerung. Nach Rom zurückgekehrt, feierte er einen Triumph und lebte dann als Privatmann, bis er 142 zum Censor erwählt wurde, in welcher Stellung er mit Eifer und Unparteilichkeit dem immer mehr hereinbrechenden Luxus unter seinen Mitbürgern zu steuern suchte. Im Jahre 134 wurde er abermals zum Konsul gewählt, um den langwierigen Krieg mit Numantia zu beendigen, was ihm auch in Kurzem gelang und ihm den Beinamen **Numantinus** eintrug. Durch seine Billigung der Tödtung des Gracchus, obwohl derselbe sein Schwager war, verscherzte S. jedoch die Gunst des Volks, und als in Folge seines Vorschlags, daß die bei Vertheilung des Gemeindelandes entstandenen Streitigkeiten nicht von den Vertheilern, sondern von anderen Männern entschieden werden sollten, die Aeckervertheilung ganz ins Stocken gerieth, traten 129 in der Volksversammlung die Volksführer F. Flaccus, Cajus Gracchus und C. Papirius Carbo mit den heftigsten Vorwürfen gegen ihn auf und riefen „Nieder mit dem Tyrannen!" Am nächsten Morgen ward er in seinem Schlafgemach todt gefunden. Man vermuthete Meuchelmord und beschuldigte Cornelia und ihre Tochter Sempronia, S.'s Frau, sowie auch Carbo der Urheberschaft. **Publius Cornelius S. Nasica**, Sohn des Cnejus S. (s. oben), ward 204 v. Chr. mit dem Empfang der idäischen Göttermutter aus Pessinus beauftragt und besiegte 191 als Konsul die Bojer. — **Publius Cornelius S. Nasica Corculum**, Schwiegersohn des älteren S. Africanus, diente mit Auszeichnung in Macedonien unter Aemilius Paulus, ward Konsul 162, dann Censor u. 150 Pontifex Maximus. **Publius Cornelius S. Nasica Serapio** leitete als eifriger Optimat 133 v. Chr. den Angriff auf den älteren Gracchus, erregte aber dadurch auf Seiten des Volks solche Erbitterung gegen sich, daß er, obwohl Pontifex Maximus, vom Senat als Gesandter nach Asien geschickt wurde. Er starb bald darauf zu Pergamus. Sein Sohn, **Publius Cornelius S. Nasica**, starb als Konsul 111. Die Familie der Scipionen bestand noch in der Kaiserzeit.

Scirpus *L.* (**Binse, Binsengras**), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperoideen, charakterisirt durch die allseitig-dachigen Aehrchen, die einklappigen Bälge, das aus Borsten bestehende Perigon, 3 Staubgefäße, einen Griffel mit 2—3 flaumigen Narben und die zusammengedrückte oder 3kantige Nuß, blattlose ausdauernde Kräuter in allen Erdtheilen. Allenthalben in Sümpfen und Teichen findet sich S. lacustris *L.*, **Sumpf-** oder **Teichbinse**, **Pferdebinse**, mit stielrundem Halm und zusammengesetzter, scheinbar seitenständiger Spirre, indem das größere Blatt der Hülle aufrecht steht, wird jung als Schweinefutter, ausgewachsen als Dachstroh, sowie zum Berohren der Zimmer u. zu gröberem Flechtwerk benutzt, während das Binsenmark zu Lampendochten und verschiedenen Spielzeugen verwendet wird. Die Wurzel, Radix Scirpi majoris s. Junci maximi, war sonst als ein gelind zusammenziehendes und harntreibendes Mittel gebräuchlich. Von S. maritimus *L.*, **Meerbinse**, an süßem und salzigem Wasser, werden die schwarzen, innen weißen, süßlichen Wurzelknollen in Ostindien gegessen. S. sylvaticus *L.*, **Waldbinse**, in feuchten Wäldern und Gräben, dient jung als Futter für Pferde und Rinder, alt als Streu.

Scirrhus (v. Griech.), Verhärtung organischer Theile, mit Neigung in Krebsbildung überzugehen, als dessen erstes Stadium diese zu betrachten ist; s. **Krebs**. Daher **scirrhös**, s. v. a. hart, geschwollen, beulig.

Scission (v. Lat.), Spaltung, Trennung; in politischer und kirchlicher Bedeutung Absonderung mehrer Individuen zu Parteiungen. Daher **Scissionisten**, in Polen, die sich von der Partei des Königs absonderten.

Scissura (lat.), Zertheilung, Trennung; Riß, Nebenspaltung an den Nägeln, Nietnagel; Einschnitt, auch Incisur.

Scitum (lat.), Gesetz, Verordnung, besonders die das Volk in Rom selbst machte (plebiscitum, populiscitum), im Gegensatz zu einem Senatusconsultum; Bestimmung und Lehre, wonach sich Jemand richten soll; auch s. v. a. Dogma, besonders Lehrsatz eines Philosophen.

Scleranthus (Knauel), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, charakterisirt durch die Blüthenhülle mit 5theiligem Saum, die 10, seltener 5 oder 2 Staubgefäße, die feinfädlichen 2 Griffel mit kopfigen Narben und die zugleich mit der bleibenden Blüthenhülle abfallende Schlauchfrucht, ausdauernde und einjährige, unscheinbare, über die ganze Erde verbreitete Kräuter, wovon S. perennis *L.*, Sandknöterich, Blutkraut, auf dürren, sandigen Stellen und auf Kalkboden, 2—3 Zoll hoch wachsend, deshalb zu erwähnen ist, weil an den Wurzeln die polnische Schildlaus (Coccus polonicus *L.*) vorkommt.

Sclerotica (v. Griech.), die harte Augenhaut, s. Auge; austrocknende Mittel.

S. C. M., lateinische Abbreviatur für Sacra Caesarea Majestas, kaiserliche Majestät.

Scoliosis (v. Griech.), Verkrümmung, besonders Rückgratskrümmung zur Seite.

Scolymus *L.* (Golddistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die vielblüthigen Blüthenköpfchen, die an der Röhre und an der Unterseite des Saums zerstreut behaarte Blumenkrone, den von Deckblättern umgebenen Hüllkelch mit angedrückten, an der Spitze fast dornigen, am Rande trockenhäutigen Schuppen, das spreublätterige Blüthenlager und die mit einer feinschuppigen, trockenhäutigen Krone versehene Achene, ausdauernde, distelähnliche Kräuter in den Ländern ums Mittelmeer, worunter mehre Arzneipflanzen. Von S. hispanicus *L.*, in Südeuropa und Nordafrika, wird die fleischige, spindelförmige, ästige Wurzel als Dekokt bei chronischen Hautkrankheiten angewendet, während die jungen, zarten Triebe, wie die von S. maculatus *L.*, wie Spargel genossen werden. Auch wird mit den Blüthen der Safran verfälscht.

Scone, Dorf in der schottischen Grafschaft Perth, am Tay, unweit westlich von der Stadt Perth, hat ein altes Schloß und war einst Krönungsort der schottischen Könige und ihre Hauptresidenz seit Kenneth II. (im 9. Jahrhundert). Dabei die Trümmer von Macbeths Schloß.

Scontro (ital.), Abrechnung oder Uebertragung einer Forderung an einen Anderen, wird durch ein Umschreiben auf den Handlungsbüchern, das sogenannte Skontriren (ital. scontrare), auch Rikontriren (riscontrare) bewerkstelligt. Es wird zu gewissen Tagen (Scontrotagen) auf der Börse vorgenommen, zu welchem Ende jeder daran Theil nehmende Kaufmann fortwährend eine Liste seiner Gläubiger und Schuldner desselben Platzes im Scontrobuche führt. In Frankreich heißt diese Operation Virement des parties, in England Clearing, wovon das Clearinghouse in London seinen Namen hat.

Scoparia *L.* (Besenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen, charakterisirt durch den gleich 4theiligen Kelch, die radförmige 4theilige, im Schlunde behaarte Korolle und die 2fächerige 2klappige Kapsel, meist südamerikanische tropische Kräuter und Sträucher, worunter S. dulcis *L.*, ein Halbstrauch, ursprünglich nur im heißen Amerika, jetzt in allen heißen Ländern der Erde, mit weißen Blüthen, wegen des süß schmeckenden Krautes in Amerika wie das Süßholz als verdünnendes und auflösendes Mittel bei Brustaffektionen, gastrischen Fiebern u. äußerlich bei Verwundungen gebraucht, und S. flava *Chmss.*, ein Halbstrauch in Montevideo, mit niederliegendem, weitschweifigem Stengel und kleinen, gelben Blumen, als Zierpflanze kultivirt wird.

Scopas, berühmter griechischer Bildhauer aus Paros, um 390—350 v. Chr., gehört der neuattischen Schule an und steht als der älteste an der Spitze derjenigen Epoche, welche durch die Ausbildung des Pathetischen, der freien Grazie und des Lieblichen charakterisirt wird. Er entlehnte seine Darstellungen gern dem Kreise des Dionysus und der Aphrodite, von der er mehre im Alterthum berühmte Statuen lieferte. Eines der schönsten Werke des Meisters war die Gruppe des Neptun, der Thetis und der Nereiden, auf Delphinen und Hippokampen sitzend und von anderen Wunderthieren des Meeres umgeben, welche den Achill nach der Insel Leuke führen; ein anderes Apollo Musagetes, Hauptstatue des prächtigen Tempels, welchen Augustus nach dem Siege bei Actium auf dem Palatin erbauen ließ. Die berühmte Gruppe der Niobe im Tempel des Apollo Sosianus zu Rom wird ihm, aber auch seinem Zeitgenossen Praxiteles zugeschrieben. S. war auch als Architekt bedeutend und sein Werk unter Anderem der Tempel der Athene Alea zu Tegea, der größte und schönste Tempel im Peloponnes.

Scopelo (Skopelos, Skopoli), Insel im ägäischen Meer, nordöstlich von Euböa (Negroponte), hat $1^1/_2$ □Meilen Flächenraum und gehört zu den Nordsporaden und zur griechischen Nomarchie Euböa. Der gleichnamige Hauptort, an einem kleinen Golf der Südostküste, hat einen Hafen, eine hellenische und eine Gemeindeschule und 5200 Einw.

Scopia, Hauptstadt der Provinz Dardania in Obermösien (dem jetzigen Serbien), war im Mittelalter Sitz der serbischen Könige, wurde dann von den Türken erobert u. ist das jetzige Uskub.

Scopolina *Schult.*, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5zähnigen Kelch, die röhrig-glockenförmige, 5zähnige Blumenkrone und die 2fächerige, deckelartig sich öffnende Kapsel, ausdauernde Kräuter, wovon S. atropoides *Schult.*, Hyoscyamus Scopolia *L.*, in Oesterreich, Ungarn, in schattigen Wäldern, narkotisch-giftig wie das schwarze Bilsenkraut, Hyoscyamus niger *L.*, wegen ihrer herabhängenden, außen braun-purpurrothen, innen gelblichen Blüthen in Gärten kultivirt wird.

Scoria (v. Griech.), Schlacke, besonders Hautschlacke, d. i. der durch die Hautausdünstung abgehende verbrauchte Thierstoff, dessen Zurück-

haltung die sogenannten skorischen Krankheiten erzeugt.

Scorso (ital.), s. v. a. passato, d. i. der verflossene Monat; auch die Verfallzeit eines Wechsels.

Scortum (lat.), Fell; Person, welche sich um Geld preis gibt; scortatio, fleischliche außereheliche Vermischung.

Scorzonera *L.* (Haferwurz, Schwarzwurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den ziegeldachlichen Hauptkelch, die allmählig in den Schnabel verdünnte Achene mit kurzer, den Nabel umgebender Schwiele und die gleichförmige, federige Haarkrone, ausdauernde Kräuter meist in Europa und Mittelasien, worunter mehre Arznei- und Nahrungspflanzen. S. hispanica *L.*, Natter- oder Schlangengras, mit walzenförmiger Wurzel, lanzettlichen, am Grunde stengelumfassenden, welligen Blättern und länglichen Hüllkelchen, mit zugespitzten Schuppen, im südlichen Europa und im Orient einheimisch, wird in Deutschland in Gärten angebaut, indem die Wurzel ein schmackhaftes Gemüse abgibt und geröstet auch als Kaffeesurrogat empfohlen wird. Früher war die Skorzonerwurzel als Radix Scorzonerae s. Viperinae officinell, indem man ihr besondere Wirkung gegen den Biß giftiger Schlangen zuschrieb, sowie man sie auch zu Tisanen bei typhösen Fiebern empfahl. S. humilis *L.*, in Europa, Sibirien 2c., auf Bergwiesen, mit fast nacktem Stengel, und S. plantaginea *Schlchdl.*, in Mitteleuropa, auf feuchten Bergwiesen und in Hainen, mit wenigblätterigem, am Ende wolligem Stengel, stimmen hinsichtlich ihrer arzneilichen Eigenschaften und ihrer ehemaligen Anwendung mit S. hispanica überein. Zierpflanzen sind: S. purpurea *L.*, mit hellpurpurrothen, und S. rosea *Waldst.* et *Kitz.*, mit blau-fleischfarbenen Blüthen, jene in Deutschland auf dürren, sonnigen Hügeln, diese in Ungarn und Kroatien auf Bergwiesen und in Gehölzen wachsend. Sie lieben einen sonnigen Standort, lockeren, fetten Boden, dauern im Freien und werden durch Samen und Wurzeltheilung vermehrt.

Scotatio (lat.), die symbolische Eigenthumsübertragung von Grundstücken mittelst Uebergabe einer Erdscholle.

Scoti (lat.), Hauptstamm der alten Kaledonier im südlicheren Theil von Schottland (s. d.).

Scott, 1) Sir Walter, berühmter schottischer Dichter, geboren am 15. August 1771 zu Edinburg als der Sohn eines Advokaten, verlebte, schwächlicher Konstitution, seine Jugend auf dem Landgute Sandy-Knowe bei Kelso. Percy's „Reliquies“, die er im 13. Jahre kennen lernte, sowie die Sagen jener Gegenden übten großen Einfluß auf die Entwickelung seiner poetischen Begabung aus. In Edinburg erwarb er sich dann eine nothdürftige Bekanntschaft mit der deutschen, französischen und italienischen Sprache, studirte daselbst die Rechte und prakticirte seit 1792 als Advokat. Seine ersten literarischen Arbeiten waren Uebertragungen aus dem Deutschen, wie von Bürgers „Lenore“ und „Wildem Jäger“ (1796) und von Goethe's „Götz von Berlichingen“ (1799). Nachdem er sich 1797 mit Miß Carpenter vermählt hatte, ließ er sich zu Lastwade nieder; 1799 ward er zum Sherif von Selkirkshire ernannt. Von seinen Arbeiten aus jener Zeit sind hervorzuheben: eine sehr beifällig aufgenommene Sammlung der volksthümlichen schottischen Balladen des Grenzlandes unter dem Titel „Minstrelsy of the scottish border“ (1802, 3 Bde.); eine Ausgabe des altenglischen Romans „Tristram“ (1804) mit werthvollen Noten, und das Gedicht „The lay of the last minstrel“ (1805), das den glänzendsten Erfolg hatte. Im Jahre 1806 erhielt er eine einträgliche Sekretariatsstelle am edinburger Gerichtshofe, die ihm viel Muße zu dichterischer Produktion ließ. Als Frucht derselben erschienen: die Ausgabe des Dryden; die sehr kunstvoll angelegte ritterliche Erzählung „Marmion, a tale of Flottenfield“ (1808); eine Ausgabe von Sadlers Staatsschriften (1809, 3 Bde.) und von Swifts Werken (1814, 9 Bde.) und zahlreiche Dichtungen, darunter sich „The lady of the lake“ (1810) namentlich durch herrliche Schilderungen des schottischen Hochlandes auszeichnet. Den höchsten Ruhm aber erwarb sich S. durch seine historischen Romane, nach deren erstem, „Waverley“ (1814), er sich auf den folgenden Author of the Waverley nannte. Auf „Guy Mannering“ (1811) folgten die vier Reihen der „Tales of my landlord“, von denen „Ivanhoe“, „Kenilworth“, „Woodstock“, „Nigel“ und „Quentin Durward“ den meisten Beifall fanden. Zwei Eigenschaften sind es, die S.s Romanen so hohen Werth verleihen: die Wahrheit seiner Charaktere und die harmonische Durchbildung der Fabel. Jede seiner Figuren ist aus dem Leben gegriffen, alle bewegen sich vollkommen natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit und ihren Umgebungen, wie den Ueberlieferungen der Geschichte so durchaus angemessen, daß das Bild, welches wir von ihnen erhalten, ein vollkommen treues ist. Die Wirkung dieses hohen Vorzugs wird noch bedeutend erhöht durch die konsequente u. gleichmäßige Anlage und Durchführung des Inhalts, sowie durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere wie der Situationen und insbesondere auch durch seine historische Redlichkeit, die ihn nirgends seinen politischen Ansichten zu Liebe einen historischen Charakter umändern oder ihm eine bestimmte, anderen als poetischen Zwecken dienende Richtung anweisen läßt. Tadel verdient nur die oft zu schleppende Breite am Anfang. Seit 1820 versuchte sich S. auch im Schauspiel, allein alles von ihm in diesem Fach Geleistete erhebt sich nicht über die Grenzen des Versuchs. Dagegen sind die biographischen und literarischen Einleitungen zu einer Ausgabe der älteren englischen Romanschreiber (1825, 3 Bde.) nach Form und Inhalt ausgezeichnet zu nennen. Im Jahre 1820 war S. zum Baronet ernannt worden. Seine finanzielle Lage hatte durch den Erfolg seiner Romane einen bedeutenden Aufschwung genommen. Schon 1811 hatte er aus dem Honorar für seine Dichtungen am Ufer des Tweed ein Gütchen, Cartley-Hole genannt, gekauft, ihm den Namen Abbotsford beigelegt und es durch viele Anlagen verschönert. In Folge eines Bankerotts der Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftstheilhaber er war, nicht nur seines ganzen Vermögens verlustig gegangen, sondern noch

mit bedeutenden Schulden belastet, schrieb S. nun vornehmlich ums Geld u. weniger sorgfältig. So verräth sein „Leben Napoleons“ (1827, 7 Bde.) vielfach die Eile, in der es abgefaßt ward, und ist nicht frei von Parteilichkeit. Seine letzten Werke waren „Tales of a grandfather“ (1828—30), „History of Scotland“ (1830, 2 Bde.) und „Letters on demonology“, geschrieben für Murray's „Family library“. Im Winter 1830 von einem Schlagfluß getroffen, ging er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Italien, † aber bald nach seiner Rückkehr am 21. September 1832 zu Abbotsford. Er wurde in Dryburg Abbey beerdigt und erhielt zu Edinburg ein herrliches Denkmal errichtet. Die Ausgaben seiner Werke sind zahllos; die besten sind die edinburger in verschiedenen Formaten. Die Romane wurden in fast alle europäische Sprachen übersetzt und fanden viele Nachahmer. Am glücklichsten in dieser Beziehung war in Deutschland W. Häring mit dem „Walladmor“. Die ausführlichste Lebensbeschreibung von S. lieferte sein Schwiegersohn Lockhart (1838, 7 Bde. u. öfter; ein deutscher Auszug von Bühl, Leipzig 1839). Mit S.s ältestem Sohn, Sir Walter S., geboren den 28. Oktober 1801, † als Oberstlieutenant in der britischen Armee den 8. Februar 1847 auf der Rückreise von Indien nach England, erlosch der Baronstitel in der Familie.

2) Winfield, nordamerikanischer General, geboren den 13. Juni 1786 in Virginien als Sohn eines eingewanderten Schotten, widmete sich dem Studium des Rechts, dann 1808 dem Militärdienst und ward 1812 nach dem Ausbruch des Kriegs mit England als Oberstlieutenant nach der canadischen Grenze beordert, gerieth aber in der Schlacht bei Queenstown in Gefangenschaft. Nach einigen Monaten ausgewechselt, eroberte er den 27. Januar 1813 Fort George und ward dafür zum Brigadegeneral befördert. Am 5. Juni 1814 schlug er den britischen General Riall bei Chippewa und focht mit Auszeichnung in der Schlacht von Niagara, wo er schwer verwundet ward. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begab er sich nach Paris, wo er das französische Militärwesen studirte, und hielt nach seiner Rückkehr Vorlesungen über die Kriegswissenschaften. Im Jahre 1832 zwang er den Indianerhäuptling Black-Hawk, 1836 die Seminolen u. 1838 die Creeks zur Unterwerfung. Im Jahre 1841 erhielt er den Posten eines Oberbefehlshabers der Unionsarmee mit dem Hauptquartier in Newyork. Als eifriger Whig nahm er auch an den politischen Angelegenheiten thätigen Antheil. Im Kriege gegen Mexiko nahm er im März 1847 Veracruz nach kurzer Belagerung, schlug den 18. April den General Santa-Anna bei Cerro-Gordo und am 19. und 20. August nochmals bei Contreras und Churubusco, erstürmte am 15. Sept. Mexiko und unterzeichnete am 2. Februar 1848 den Frieden von Guadalupe-Hidalgo, der das Gebiet der Vereinigten Staaten um 30,000 QMeilen erweiterte. Gleichwohl reüssirte er doch 1848 und 1852 nicht mit seinen Bewerbungen um die Präsidentenwürde. Beim Beginn des nordamerikanischen Kriegs nahm er, sich seiner Stellung nicht mehr gewachsen fühlend, im Oktober 1861 seine Entlassung und ging nach Frankreich. Er hat viele Handbücher der Taktik und andere militärwissenschaftliche Arbeiten geliefert. Vgl. Mansfield, Life and services of general Winfield S., Newyork 1852.

3) George Gilbert, berühmter englischer Architekt, geboren 1811 zu Gawcott bei Buckingham, ward Architekt und steht unter den modernen englischen Baumeistern, die den gothischen Styl wieder zur Geltung gebracht haben, obenan. Nachdem er mit dem Märtyrermonument in Oxford 1842 seinen Ruf begründet, errichtete er viele gothische Kirchen, so zu Camberwell (einer Vorstadt Londons), Croydon, Leeds, Liverpool, Doncaster, St. John auf Neufundland, und lieferte die Entwürfe für die Nikolaikirche (1846) und das neue Rathhaus (1855) in Hamburg. Daneben hat er viele alte gothische Bauten mit Verständniß und Geschick restaurirt, so die Kirchen zu Ely und Hereford. Seit 1849 liegt ihm die bauliche Uebermachung der Westminsterabtei ob. Das architektonische Museum zu Canon-Row in Westminster ist wesentlich sein Werk. Auch literarisch hat S. die Wiederbelebung der Gothik gefördert.

Scotus Erigena, Johannes, einer der gelehrtesten Männer des 9. Jahrhunderts, um 833 zu Ergene in der Grafschaft Herford geboren, machte sich auf weiten Reisen in den Orient mit der dortigen Wissenschaft bekannt und lehrte dann, von Karl dem Kahlen berufen, an der pariser Hochschule Theologie und Philosophie, mußte jedoch, wegen seiner freieren Erklärung der Bibel und der katholischen Dogmen von den orthodoxen papistischen Eiferern verfolgt, Frankreich verlassen und ward von Alfred dem Großen 877 nach Oxford gezogen, wo er bald großen Einfluß gewann. Da er sich jedoch auch hier von dem Haß seiner Gegner verfolgt sah, so zog er sich in ein Kloster zu Malmesbury zurück, wo er Philosophie lehrte und 880 von seinen Schülern mit Federmessern erstochen worden sein soll. Mit damals im Abendlande seltener Kenntniß der griechischen Sprache ausgerüstet, übersetzte er die angeblichen Schriften des Dionysius Areopagita ins Lateinische und fügte später eine Uebersetzung der griechischen Scholien des Maximus zum Gregor von Nazianz hinzu, worin er die schwierigsten und dunkelsten Stellen des Dionysius am richtigsten erläutert zu finden meinte. Seine Schrift „De divisione naturae“ (herausgegeben von Gale, Oxford 1681 und von Schlüter, München 1838) enthält sein gesammtes philosophisches System, und eine Abhandlung „De divina praedestinatione“ widerlegt die der augustinischen nachgebildete Prädestinationslehre des Mönchs Gottschalk, seines Zeitgenossen. S. stellte eine mystisch-spekulative Emanationslehre auf, welche sich an den alexandrinischen Neuplatonismus anschloß, und nahm mit Augustinus an, daß die wahre Philosophie und wahre Religion identisch seien. Vgl. Hjort, Johann Erigena, Kopenhagen 1823; Staudenmayer, J. Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit, Thl. 1, Frankfurt 1834; Taillandier, Scotus Erigena et la philosophie scholastique, Straßburg und Paris 1843.

Scotus und **Scotisten**, s. Duns Scotus.

Scriba (lat.), Schreiber.

Scribax (neulat.), der gern viel schreibt, Schreibseliger; s. v. a. Schreiber, im verächtlichen Sinn.

Scribe, Augustin Eugène, fruchtbarer französischer Theaterdichter, geboren am 24. Dec. 1791 zu Paris, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, betrat aber bald die Laufbahn des Theaterdichters. Sein erstes Stück, „Le dervis" (1811), fiel zwar durch, und nicht besser erging es in den nächsten vier Jahren einer Anzahl anderer Stücke und Vaudevilles, allein S. ließ sich nicht entmuthigen und erzielte endlich 1816 mit dem Stück „Une nuite de la garde nationale" den gewünschten Erfolg. Seitdem ist ihm der Beifall des Publikums lange treu geblieben, und namentlich war die Zeit bis 1830 für ihn eine ununterbrochene Reihe von Bühnentriumphen. Später aber scheint seine Produktionskraft etwas erschlafft zu sein, und zudem ist in der dramatischen Komposition in Frankreich eine neue Methode zur Herrschaft gekommen, so daß neuerdings sogar Stücke von ihm ausgepfiffen wurden. In seiner Blüthezeit brachte fast jeder Monat ein neues Stück von ihm, und die beiden Bühnen des Vaudeville- und Variététheaters genügten kaum, alles Neue, was S. mit seinen Mitarbeitern schuf, zur Darstellung zu bringen. Damals entstanden u. A. „Flore et Zéphyr", „Le comte Ory", „Le nouveau pourceaugnac", „Le solliciteur", „La tête du mari". Im Jahre 1821 schloß der Besitzer des neuen Gymnasetheaters mit S. einen förmlichen Kontrakt zur Lieferung von neuen Stücken, und nicht weniger als 150 solcher kamen dort bis 1830 zur Aufführung, u. A. „Le théâtre bonne nouvelle", „Le mariage enfantin", „Le colonel", „L'amour platonique", „Frontin mari garçon", „Le plus beau jour de la vie", „Le mariage d'inclination", „Le mariage de raison", „Une faute". Diese Fruchtbarkeit wird nur dadurch erklärlich, daß S. ein förmliches Atelier für Bühnenarbeiten, eine Dramenfabrik anlegte, wo das Princip der Theilung der Arbeit vollständig durchgeführt war. Der eine erfand die Grundidee des Stücks, der andere den Plan, der dritte bearbeitete den Dialog, der vierte steuerte die Couplets bei, der fünfte ersann die Schlagwörter 2c. Die namhaftesten dieser Mitarbeiter S.'s waren Germain Delavigne, Mélesville, Dupin, Brazier, Varner, Carmouche, Bayard, Xavier 2c. Als in der politischen Aufregung der Julirevolution den Parisern das Vaudeville zu fad ward, setzte S. an dessen Stelle die satirische, auf das Feld der Politik hinüberstreifende Komödie; die hervorragendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer" (1833 auf dem Théâtre français aufgeführt, deutsch unter dem Titel „Minister und Seidenhändler" bekannt, die Beziehungen zwischen Ludwig Philipp und Laffitte persiflirend), „La camaraderie ou la courte échelle", die am beifälligste aufgenommene politische Komödie S.'s, „Une chaîne", „Le verre d'eau", „Adrienne Lecouvreur", „Les contes de la reine de Navarre", „Bataille des dames", „Mon étoile", „Feu Lionel", „Les doigts de fée". Obgleich seit 1830 vorzugsweise für das Théâtre français beschäftigt, kehrte S. doch daneben von Zeit zu Zeit zum Vaudeville zurück und lieferte in diesem Genre u. A.: „La loi salique", „Geneviève", „Maître Jean ou la comédie à la cour", „L'amitié", „Les filles du docteur", „Héloise et Abailard" u. a. Die meisten seiner Komödien sind in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und mehr oder minder frei bearbeitet auf allen europäischen Bühnen gegeben worden. Die Zahl seiner Stücke betrug Ende 1859 355. Auch eine große Anzahl Texte zu den beliebtesten Opern hat S. geliefert, so die Libretto's zur „Weißen Dame", zur „Stummen", zu „Fra Diavolo", zu „Robert der Teufel", zur „Jüdin", zum „Ehernen Pferd", zu den „Hugenotten", zum „Schwarzen Domino", zum „Prophet", zum „Nordstern" und etwa 50 anderen Opern. S. empfiehlt sich den Musikern neben der Leichtigkeit seines Versbaues durch die Gefälligkeit, mit der er seine Arbeit allen Bedürfnissen und selbst Launen des Komponisten anpaßt. Auch als Romanschriftsteller und Novellist hat er sich versucht. „Maurice" dürfte in diesem Fach das Beste von ihm sein, daneben „Piquillo Alliaga" (von Siècle mit 60,000 Francs bezahlt). S. † den 20. Februar 1861, während einer Spazierfahrt vom Schlag getroffen. Seit 1838 war er Mitglied der Akademie. Die natürlichen Fehler fabrikmäßiger Produktion zeigen sich unleugbar in den meisten Arbeiten S.'s; die Situationen wiederholen sich, die Charaktere sind flüchtig gezeichnet, der Styl ist öfters unkorrekt. Aber wenn auch die schaffende Einbildungskraft bei S. weniger thätig war als der Verstand, die durch lange Uebung erworbene Geschicklichkeit und der Esprit, so zieht doch an den Stücken ihr heiterer Ton und ihr gesunder Menschenverstand an, und der Zuhörer fühlt stets seine Neugier erregt und durch den bunten Wechsel sich in Spannung erhalten.

Scribonius, römisches plebejisches Geschlecht, mit den Familien Libo und Curio (s. d.). Lucius S. Libo führte eine Abtheilung der pompejanischen Flotte und war 34 v. Chr. Konsul. Seine Schwester Scribonia war in dritter Ehe Gemahlin des Octavian, dem sie die Julia gebar.

Scrinium (lat.), in Rom Behälter, namentlich für Papiere und Bücherrollen; in der Kaiserzeit s. v. a. Kanzlei oder Bureau.

Scriptor (lat.), Schreiber, Schriftsteller.

Scriptores historiae Augustae (lat.), sechs spätere römische Geschichtschreiber, welche Biographien der römischen Kaiser von Hadrian bis Carus (117—285 n. Chr.), doch mit Uebergehung Nerva's und Trajans, lieferten, nämlich Aelius Spartianus (Hadrianus, Aelius Verus, Didius Julianus, Septimius Severus, Pescennius Niger, Caracalla, Geta); Vulcatius Gallicanus (Avidius Cassius); Trebellius Pollio (Valeriani II, Galieni II, Triginta Tyranni, Divus Claudius); Flavius Vopiscus (Aurelianus, Tacitus, Florianus, Probus, Firmus, Saturninus, Proculus, Bonosus, Carus, Numerianus, Carinus); Aelius Lampridius (Commodus, Diadumenus, Heliogabalus, Alexander Severus); Julius Capitolinus, welcher unter Diocletian und Konstantin dem Großen schrieb (Antoninus Pius, Marcus Aurelius, L. Verus, Pertinax, Albinus Macrinus, Maximini II, Gordiani III, Maximus et Balbinus). Die Sammlung, wahrscheinlich zu Konstantinopel veranstaltet,

aber nicht ganz vollständig erhalten, ist zwar eine ziemlich planlose Kompilation aus älteren und gleichzeitigen Quellen, voll Ungenauigkeiten und Schmeicheleien, aber bei den spärlich fließenden Quellen für die Geschichte jener Zeit nicht ohne Wichtigkeit. Die besten Ausgaben lieferten nach dem ersten Druck (Mailand 1475) Casaubonus (Paris 1603) und Salmasius (das. 1620, London 1652, vermehrt Leyden 1671), eine Handausgabe Panckoucke (Paris 1844—46, 3 Bde.).

Scriptum (lat.), Schrift, Schreiben, Buch; Schulübung im Uebersetzen.

Scriptura (lat.), Schreiben, Schrift, Buch; daher S. sacra, die heilige Schrift, s. Bibel.

Scriver, Christian, ascetischer Schriftsteller, geboren am 2. Januar 1629 zu Rendsburg, machte seine Studien zu Rostock, wurde 1653 Diakonus zu Stendal, 1667 Pastor zu St. Jakob in Magdeburg, 1690 Konsistorialrath und Oberhofprediger zu Quedlinburg, wo er am 5. April 1693 †. Er schrieb: „Seelenschatz" (neue Ausg., Dresden 1835, 2 Bde.); „Gottholds zufällige Andachten" (19. Aufl. 1729; neueste Aufl. von Wimmer, Günz 1836, 2 Bde.); „Gottholds Siech- und Siegesbette" (1687; neue Aufl., Dresd. 1834); „Erbauliche Parabeln" (4. Aufl., Barmen 1844) u. A. m. Auch geistliche Lieder haben wir von ihm. Sein Leben beschrieb Christmann (Nürnb. 1829).

Scrivia, Fluß in Oberitalien, entspringt in der Provinz Genua am Nordabhang der ligurischen Apenninen, fließt anfangs nordwestlich, dann nördlich, tritt in die Provinz Alessandria über und mündet bei Castelnovo delle Scrivia rechts in den Po; durch sein oberes Flußthal führt theilweise die Eisenbahn von Genua nach Novi.

Scrophularia *L.* (Braunwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen, charakterisirt durch die fast kugelig aufgeblasene Blumenkrone mit kleinem, ungleich 5lappigem Saume, dessen unterer Lappen zurückgebogen ist, die 4 zweimächtigen Staubgefäße mit Andeutung eines 5. oder Afterstaubgefäßes in Form einer Schuppe am oberen Theil der Blumenkrone; ein- und mehrjährige Kräuter und Halbsträucher mit 4kantigem Stengel, Gegenblättern u. Blumen in Trugdolden. Von S. aquatica *L.*, Wasserbraunwurz, St. Antonskraut, in ganz Europa, an und in Gräben, Bächen, Sümpfen und Teichen ausdauernd, ward das widerlich riechende Kraut, Herba Scrophulariae aquaticae s. Betonicae aquaticae, früher als Wundmittel angewendet. Von S. nodosa *L.*, Knotenwurz, Feigwarzenwurz, Saukraut, in ganz Europa, an feuchten, schattigen Stellen, an Gräben und Bächen ausdauernd, war früher besonders die Wurzel, bisweilen auch das Kraut, Radix et Herba Scrophulariae s. Scrophulariae foetidae, officinell, indem man Beides gegen Drüsenkrankheiten, Skropheln, Kropf, chronische Hautausschläge, Verhärtungen, Geschwülste ꝛc. innerlich und äußerlich anwendete.

Scrophularineen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist frei, 4—5zähnig oder theilig, oft ungleich, bleibend; die Blume hypogynisch, 4—5spaltig, ungleich, meist 2lippig; die 4 Staubgefäße sind didynamisch, und zuweilen ist noch ein Ansatz zu einem 5., seltener sind aber 5 fruchtbare oder nur 2 Staubgefäße vorhanden; die Antheren sind 2-, selten einfächerig; der Griffel ist endständig u. trägt eine ungetheilte, ausgerandete oder 2spaltige Narbe; die Kapsel ist 2fächerig, 2klappig, seltener beerenartig und enthält eiweißhaltige Samen. Die Familie begreift krautartige Gewächse mit stielrundem oder 4kantigem Stengel, meist wechselständigen, einfachen, ganzen oder verschiedenartig getheilten Blättern und zwitterigen, unregelmäßigen, meist am oberen Theile des Stengels und der Aeste in Trauben stehenden Blüthen. Man kennt über 1300 Arten in 145 Gattungen, die über die ganze Erde verbreitet, am zahlreichsten aber in den wärmeren Gegenden der nördlichen gemäßigten Zone vertreten sind. Sie enthalten im Allgemeinen bittere und scharfe Stoffe; bei manchen ist der scharfe Bestandtheil mit einem narkotischen Princip verbunden, so daß sie gefährliche Giftpflanzen sind, wie überhaupt die Mehrzahl als verdächtig gilt. Auch besitzen sie meist einen unangenehmen Geruch. Wenige sind als milde, zum Theil schleimige Heilmittel in Gebrauch. Wohl aber enthält die Familie zahlreiche, schöne Zierpflanzen.

Scrotum (lat.), der Hodensack, s. Hoden.

Scrutinium (lat.), im Kirchenrecht die der Uebertragung eines geistlichen Amtes vorausgehende Untersuchung, ob der Berufene zur Bekleidung des Amtes fähig sei; in der katholischen Kirche die mittelst versiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl der Bischöfe und Päpste; dann auch überhaupt durch Stimmzettel und Kugelung bewirkte Wahl.

Scudéry, 1) Georges de S., französischer Dichter, geboren 1601 zu Havre de Grace, diente in seiner Jugend im französischen Heere und wurde später Gouverneur von Notre-Dame de la Garde bei Marseille, siedelte aber 1630 nach Paris über, wo er sich dem Theater widmete und sich durch sein Stück „L'amour unique" (1636), sowie seine lächerliche Polemik gegen Corneille die Mitgliedschaft der französischen Akademie erwarb. Sehr gefeiert wurde sein schwülstiges Epos „Alaric" (Paris 1654), bis Boileau's Kritik demselben den Stempel des Lächerlichen aufdrückte. S. † am 14. Mai 1667 zu Paris.

2) Madeleine de S., französische Romanschriftstellerin, Schwester des Vorigen, geboren am 15. Juni 1607 zu Havre de Grace, schrieb prunkhafte, romantisch-historische Romane, die sich einige Jahrzehnte hindurch in der Gunst der Lesewelt behaupteten, und deren mehre für das Studium der Zeitgeschichte in sofern nicht unwichtig sind, als sie die Porträte aller bekannten Männer jener Zeit vorführen. Die Verfasserin † zu Paris in hohem Ansehen den 2. Juni 1701. Die namhaftesten ihrer Arbeiten sind: „Ibrahim" (Par. 1641, 4 Bde.); „Artamène" (das. 1650, 10 Bde.); „Clélie" (das. 1656, 10 Bde.; neue Aufl. 1731); „Almahide" (das. 1660, 8 Bde.); „Conversations et entretiens" (10 Bde.). Vgl. „Esprit de Mademoiselle de S." (Par. 1766).

Scudo (scudo d'argento, Plur. scudi), italienische Münze, von ihrem Wappenschilder zelgenden Gepräge so genannt, von Thalergröße, aber

in den einzelnen Staaten von verschiedenem Werthe. Der römische S. (s. romano oder nuovo) theilt sich in 10 Paoli oder 100 Bajocchi und hat einen Werth von 5 Francs 38,46 Cent. = 1 Thlr. 13 Sgr. 0,92 Pfennige. Der Goldscudo hat einen Werth von 8 Francs 88,48 Cent. = 2 Thlr. 11 Sgr. 0,92 Pf. In Toskana war der S. nur Rechnungsmünze = 7 Lire. In Sardinien war 1 S. = 5 Lire = 5 Francs. In Mailand und dem ganzen ehemaligen lombardisch-venetianischen Königreich war 1 S. = 6 Lire austriache = 5 Francs 25 Cent. = 1 Thlr. 12 Sgr.

Scudo, Paul, namhafter musikalischer Kritiker, geboren den 6. Juni 1806 zu Venedig, bildete sich zum Musiker, wandte sich dann aber der Literatur zu und gilt als der bedeutendste musikalische Kritiker Frankreichs in der Gegenwart. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Critique et littéraire musicale“ (Serie 1—2, Par. 1852 u. 1859), „L'art ancien et moderne“ (das. 1854), „Le chevalier Sarti“ (das. 1857) und „L'année musicale“ (das. 1860 ff.).

Sculps. (lat.), Abkürzung für Sculpsit, hat es gestochen, auf Kupferstichen.

Scultetus (neulat.), s. v. a. Schultheiß.

Scultetus, 1) Abraham, namhafter reformirter Theolog, geboren den 24. August 1566 zu Grüneberg in Schlesien, studirte zu Wittenberg und Heidelberg, ward Pfarrer und 1614 Hofprediger daselbst u. nach dem Sturze des Kurfürsten Friedrich V. Prediger zu Emden, wo er am 24. Okt. 1624 †. Er gehörte zu den bedeutendsten reformirten Theologen seiner Zeit und zeichnete sich besonders durch Milde in seinem Urtheil über die Lutheraner aus. Seine „Kirchenpostille“ (1611) ward in mehre Sprachen übersetzt.

2) Andreas, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, gebürtig zu Bunzlau, besuchte seit 1639 das Gymnasium zu Breslau und † um 1642. Sein bestes Werk ist „Die österliche Triumphposaune“ (Breslau 1642), nebst einigen anderen Dichtungen S.' herausgegeben von Lessing (Braunschweig 1771) und in Lessings Werken von Lachmann, Bd. 8. Einen Nachtrag dazu lieferte Lachmann (Berlin 1778), einen zweiten Scholz (das. 1783). Vergl. Müller, Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, Bd. 9.

Scurra (lat.), bei den alten Römern ein ärmerer Bürger ohne Grundbesitz, der von einem reicheren ernährt ward; dann Possenreißer, durch den man sich besonders bei Gastmählern unterhalten ließ; daher auch s. v. a. Hofnarr.

Scutellaria *L.* (Helmkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den Kelch mit 2 ungetheilten Lippen, die langröhrige, rachenförmige, im Schlunde erweiterte Blumenkrone mit konkaver, helmförmiger Ober- und 3spaltiger Unterlippe und nahe beisammen stehenden, unter der Oberlippe parallelen, an der Spitze vorwärts gekrümmten Staubfäden, meist ausdauernde Kräuter in der alten und neuen Welt. Von S. galericulata *L.*, Schildkraut, Fieberkraut, in Europa, Asien, Nordamerika, auf nassen Wiesen, an Gräben, Teichen, Sümpfen, mit paarweise blattwinkelständigen, einseitig-stehenden Blüthen mit am Grunde fast rechtwinkelig gebogener Röhre, war das Kraut, Herba Tertianariae s. Trientalis, früher besonders gegen Wechselfieber im Gebrauch und dient jetzt noch in manchen Gegenden als Hausmittel der Landleute. S. lateriflora *L.*, in Nordamerika, an nassen Stellen, wurde von Amerika aus als Heilmittel gegen die Wasserscheu nach dem Bisse toller Hunde empfohlen, hat sich aber nicht bewährt. S. macrantha *Fisch.*, in Sibirien, China, ist eine schöne, etwa 6 Zoll hohe Zierpflanze mit kleinen, außen violett- oder dunkelblauen, sein flaumhaarigen, innen auf der Unterlippe himmelblauen Blüthen in kurzen Endtrauben. Zur Verzierung von Felsenanlagen eignet sich S. alpina *L.*, auf sonnigen Felsen in Südeuropa, mit blauen Blüthen mit weißer Unterlippe.

Scutum (lat.), der Schild (s. d.).

Scutum cordis (lat.), das Brustbein.

Scutum Herculis (lat.), Schild des Hercules, s. Hesiodus.

Skylax, griechischer Geograph, aus Caryanda in Karien, unternahm um 508 v. Chr., von Darius Hystaspes beauftragt, eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und faßte deren Ergebnisse in einem „Periplus“ zusammen, der in interpolirter Gestalt erhalten und am besten in den Sammlungen der „Geographi Graeci minores“ von Hudson (Oxf. 1698, Bd. 1) und Gail (Paris 1826, Bd. 1), mit Hecatäus zugleich von Klausen (Berlin 1831) herausgegeben worden ist. Vergl. Letronne, Observations historiques et géographiques sur le Periple, attribué a S., Paris 1826; Niebuhr, Ueber das Alter des Küstenbeschreibers S. (in dessen „Kleinen historischen und philologischen Schriften“, Bd. 1, Bonn 1828).

Scylla, Fels am nördlichen Anfang der sicilischen Meerenge auf einer Landzunge des Festlandes, gegenüber der Charybdis (s. d.), jetzt Sciglio oder la Rema. In der mythologischen Darstellung erscheint S. als Ungeheuer mit 12 Füßen und 6 langen Hälsen und 6 Köpfen dargestellt.

Scymnus, griechischer Geograph aus Chios, verfaßte um 88 v. Chr. ein Gedicht geographischen Inhalts, betitelt „Periegesis“, in jambischen Versen, welches zum Theil erhalten und in den „Geographi Graeci minores“ von Hudson (Oxf. 1703, Bd. 2) und Gail (Par. 1828, Bd. 2), zuletzt von Letronne in den „Fragments des poëmes géographiques de S. de Chio etc.“ (das. 1840) herausgegeben worden ist.

Scyrus (jetzt Scyro), eine der nördlichen Sporaden des ägäischen Meeres, östlich von Euböa, mit gleichnamiger Stadt, galt im Alterthum für arm und ihres steinigen Bodens wegen für unfruchtbar, hatte aber schönen bunten Marmor.

Scythia, alter Name des ganzen südlichen Rußland nordwestlich bis Volhynien und Podolien, südwestlich über Bessarabien hinaus bis in die Moldau und Walachei hinein, südlich bis zur Krim und östlich bis zum Don. Als Hauptflüsse des Landes in der Richtung von Osten nach Westen werden genannt der Ister, Ararus, Naparis, Ordessus, Porata oder Pyretus (jetzt Pruth), Tyras (Dnjestr), Hypanis (Bog), Borysthenes (Dnjepr), Hypacyris, Tanais (Don). Die Bewohner des Landes hießen früher Skoloten, und erst die Griechen nannten sie Scythen, während sie bei den Persern Saken hießen. Sie waren

nach Einigen ursprünglich ein asiatisches Volk, das sich erst später vom Altai aus über den Nordosten Europa's verbreitete, nach Anderen Eingeborene jener Gegenden, nach der griechischen Sage Abkömmlinge des Hercules. Sie hatten Heerden, namentlich von Schafen, Rindern u. Pferden, und führten ein nomadisches Leben. Um 600 v. Chr. verbreiteten sich die Scythen über den Nordosten Europa's, von wo sie bei der Verfolgung der Cimmerier nach Medien, Vorderasien und Syrien bis an die Grenzen Aegyptens vordrangen. Um sie für ihren früheren Einfall in Medien zu züchtigen, setzte der persische König Darius I. 513 mit 700,000 Mann auf einer über den thracischen Bosporus geschlagenen Brücke nach Europa hinüber und drang durch Thracien in das Land der Scythen ein. Diese zogen sich, eine Schlacht vermeidend, zurück, worauf die Perser über den Tanais und durch das Land der Sauromaten bis in das der Budiner vordrangen, aber dann, des steten nutzlosen Verfolgens müde, wieder auf demselben Wege nach dem Ister und von da durch Thracien nach Asien zurückkehrten. Seitdem erfährt man von ihnen mehre Jahrhunderte lang fast nichts. Erst der König Mithridates der Große gerieth wieder in Kampf mit ihnen, nachdem die Dynasten der griechischen Städte am Pontus, des lästigen Druckes der scythischen Grenznachbarn überdrüssig, ihre Städte in die Hände jenes pontischen Königs geliefert hatten, worauf dieser die Scythen aus der ganzen taurischen Halbinsel verdrängte. Als nach Besiegung des Mithridates die Römer die bosporanischen Könige von sich abhängig gemacht und mit den Völkern am Pontus und der Palus Mäotis Handelsverbindungen angeknüpft hatten, besonders aber seit der Unterwerfung Daciens durch Trajanus, wurden auch sie mit S. genauer bekannt. Doch verschwand nun der Name Scythen, um dem der Sarmaten, die jene unterdessen überwältigt hatten, Platz zu machen. Der Name S. aber wird auf asiatische Landstriche übertragen. Dieses von Ptolemäus beschriebene asiatische S. umfaßt die Gegenden zwischen dem asiatischen Sarmatien im Westen, dem unbekannten Lande im Norden, Serica im Osten und Indien im Süden und wird in 2 Haupttheile geschieden: S. innerhalb und S. außerhalb des Imaus. Als Flüsse werden hier erwähnt: der Paropamisus, Rymnus (jetzt Gasuri), Daix (jetzt Jaik) u. Jaxartes (Sir Darja).

Sdegnoso (ital.), trotzig, bezeichnet in der Musik einen etwas raschen, kurz abstoßenden Vortrag.

S. D. G. (lat.), Abkürzung für Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehre.

Sdili (Dili, Dhiles), zwei Inseln im ägäischen Meer, südwestlich von Mykoni, zur griechischen Nomarchie der Cykladen gehörig: Groß-S. (Rhenea, Rhene) ist unbewohnt, aber reich an Terebinthen und Mastixbäumen und von den Bewohnern von Mykoni bebaut; es hat einen Hafen, der früher viel von Seeräubern besucht wurde. Klein-S. (das alte Delos) ist durch eine schmale Meerenge davon getrennt, jetzt ebenfalls unbewohnt und voller Ruinen, Schlangen und Skorpionen.

Seaford, Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, am Kanal (la Manche) und unweit der Zweigbahn von Lewes nach Newhaven, war früher eine bedeutende Seestadt, hat einen jetzt versandeten Hafen (einer der kleineren, neu hinzugekommenen Cinque Ports), Fischerei, Seebäder und 1084 Einw.

Sealsfield, Charles, eigentlich Seefeld, namhafter Schriftsteller, ist in Deutschland geboren und genoß hier seine Universitätsbildung, wanderte dann noch vor 1830 nach Nordamerika aus und lebte später abwechselnd dort und in der Schweiz, wo er den 26. Mai 1864 auf seinem Gute bei Solothurn †. Er hat namentlich das Leben in Nordamerika und zur See meisterhaft geschildert. Hierher gehören die „Transatlantischen Reiseskizzen" (Zürich 1833, 2 Bde.), „Der Virey und die Aristokraten" (das. 1834, 2 Bde.), die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (das. 1835—37, 6 Bde.), „Sturm-, Land- und Seebilder" (Zürich 1838 ff.) und „Kajütenbuch, oder nationale Charakteristiken" (das. 1840, 2 Bde.). Sammlungen seiner Arbeiten erschienen Stuttgart 1843—46, 18 Bde., und 1845—46, 18 Bde. S. ist als Schöpfer einer ganz neuen Romangattung anzusehen, die sich auf der Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt. Die Helden seiner Romane sind nicht einzelne Personen, sondern Völker in ihrem öffentlichen und Privatleben, in ihren materiellen, politischen und religiösen Beziehungen. Dabei zeichnen sich diese Dichtungen durch treffliche Charakterzeichnung, geistvollen, dramatischen Dialog und unübertreffliche Schilderung aus, über welchen Vorzügen man eine gewisse Nachlässigkeit in der Behandlung des Stoffs und Zusammenhangslosigkeit des Styls gern übersieht.

Seapoys (Sepoys, Sipahis), Name der eingebornen Truppen, welche die englisch-ostindische Kompagnie in ihren Besitzungen unterhält.

Seb, ägyptische Gottheit, gewöhnlich neben Netpe erscheinend und nach griechischer Auffassung dem Kronos entsprechend, Vater Typhons.

Sebaceus (lat.), talgartig, von Ansehen und Konsistenz des Talges, z. B. das Eiweiß im Samen von Ricinus und Euphorbia.

Sebak, ägyptische Gottheit, ward meist krokodilköpfig auf den Denkmälern abgebildet und besonders in Oberägypten verehrt, wo sie in Ombas mit Harueris einen Doppeltempel hatte und häufig als Sebak-Ra mit dem Sonnengott identificirt ward.

Sebaldus, St., der Schutzpatron Nürnbergs, wird von Einigen für eines dänischen Königs Sohn, von Anderen für den Sohn eines Landmanns gehalten und soll bald 801, bald 901, oder erst 1070 gestorben sein. Die Legende berichtet von ihm, daß er zu Paris studirt und die Tochter des Königs Dagobert III. geheirathet, sich aber schon am Tage nach der Hochzeit wieder von dieser getrennt und nach einer Wallfahrt nach Rom in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler niedergelassen habe. Er hatte vor seinem Ableben befohlen, daß man seinen Leichnam auf einem mit zwei Ochsen bespannten Wagen legen und da begraben solle, wo die Ochsen zuerst von selbst anhalten würden. Dies geschah an der Peters-

kapelle zu Nürnberg, die man darauf zur Sebalduskirche erweiterte. S. ward 1425 kanonisirt; sein Gedächtnißtag ist der 19. August.

Sebastian, San, 1) Hauptstadt der spanischen Provinz Guipuzcoa, auf einer felsigen Landspitze am biscayischen Meerbusen des atlantischen Oceans und an der spanischen Nordbahn (Linie Burgos-Irun), terrassenförmig am Fuße eines Berges aufsteigend, welcher die Citadelle (Castilla de la Mota) trägt, ist eine uralte Stadt, aber seit der Zerstörung durch die Engländer 1813 ganz regelmäßig und modern aufgebaut und jetzt eine der schönsten Städte Spaniens, stark befestigt und mit Wällen umgeben. Die Stadt besitzt viele schöne Gebäude, einen prächtigen Platz mit Säulengängen, 2 Pfarrkirchen, ein Nonnenkloster, ein Militär- und ein Civilspital, Theater, eine Handels- und eine Marineschule. Der an der Westseite der Stadt befindliche Hafen (la Concha) ist unsicher, doch großen Schiffen zugänglich; ½ Meile östlich davon liegt der Hafen los Passages mit einem Seearsenal, der früher sehr gut, jetzt aber ziemlich versandet ist. S. ist der Sitz des Generalkapitäns der baskischen Provinzen, hat eine große Anker- und eine Tapetenfabrik, ferner Fabrikation von Segeltuch, Leder und Nägeln, Seilereien und treibt lebhaften Transit- und Speditionshandel. Die Bevölkerung der Stadt selbst beläuft sich auf 9047 (mit den umliegenden Ortschaften auf 55,911) Einw. Der Kastellberg bietet eine prachtvolle Rundschau dar. Am Rande der im Osten der Stadt liegenden Bucht befinden sich die im Sommer sehr stark besuchten Seebäder. Nahe bei der Stadt in dem malerischen Thale von Loyola liegt das ehemalige Jesuitenkollegium San Ignacio de Loyola, ein imposantes Bauwerk mit prächtiger Kuppelkirche. S. soll das alte Colippo sein, wovon auch noch Trümmer gezeigt werden. Die Stadt wurde 1719 von dem Herzog von Berwick eingenommen, aber im Frieden an Spanien zurückgegeben. Die Engländer und Portugiesen stürmten und plünderten sie am 31. August 1813, machten die französische Besatzung nieder und zerstörten die Stadt fast gänzlich. Im Jahre 1839 wurde sie von den Engländern abermals besetzt, aber am 16. August 1840 wieder von ihnen geräumt. — 2) Hauptort der kanarischen Insel Gomera, liegt auf der Ostspitze der Insel, hat einen sicheren Hafen und 2000 Einw. — 3) Stadt in der südamerikanischen Republik Venezuela, Provinz Aragua, am Guarico, hat 4000 Einw.— 4) S. v. a. Sebastiao.

Sebastian, 1) Heiliger der katholischen Kirche, geboren zu Narbonne in Gallien, diente unter Diocletian als Hauptmann in der Prätorianergarde und ward, da er sich weigerte, seinen Glauben abzuschwören, mauritanischen Bogenschützen preis gegeben, die ihn mit 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Unter der Pflege einer Christin Irene wieder genesen, ward er den 20. Januar 288 zu Tode gestäupt und sein Körper in die Kloaken geworfen, von der Christin Lucina aber zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus bestattet. In Rom wurde ihm später eine Kirche gebaut und der 20. Januar geweiht. Seine Reliquien, die als besonders wirksam gegen die Pest gelten, sind in alle Länder zerstreut. S. ist Patron der Schützengesellschaften.

2) Dom S., König von Portugal, geboren 1554, der nachgeborne Sohn des Infanten Johann u. Johanna's, einer Tochter Kaiser Karls V., kam 1557 zur Regierung unter Vormundschaft seines Oheims, des Kardinals Heinrich. Ein religiöser Fanatiker, unternahm S. in seinem 21. Jahre mit 900 Portugiesen eine Expedition nach Tanger gegen die Mauren und nahm 1578 in dem Kriege zwischen dem Scherif Mulei Moloch und dessen Neffen, Mulei Mehemed, für letzteren Partei. Er landete glücklich bei Alzira und griff den Scherif am 4. August an, doch ward fast das ganze portugiesische Heer aufgerieben, und S. selbst verschwand im Getümmel der Schlacht, ohne daß sein Leichnam nachher aufgefunden worden wäre. Daher traten, nachdem Philipp II. von Spanien auf den Thron Portugals gelangt war, einige Abenteurer als Pseudosebastian auf. Die bedeutendste Rolle unter diesen spielte der vierte, der, 1598 in Venedig auftretend, im Verhör viele der Anwesenden von der Identität seiner Person mit der S.s überzeugte und die Signoria an Verträge erinnerte, die nur dem König von Portugal bekannt sein konnten. Dennoch hielten ihn die Venetianer drei Jahre gefangen und verwiesen ihn dann aus dem Gebiet der Republik. In Florenz verhaftet, ward er nach Spanien ausgeliefert und dort ins Gefängniß von St. Lucar geworfen, wo er 1600 wahrscheinlich hingerichtet ward. Vgl. Machado, Memorias para a historia do Portugal que comprehendem o governo del rey Dom S., Lissabon 1736 bis 1751, 4 Bde.

Sebastiani, Horace François de la Porta, Graf, französischer Marschall, geboren am 11. November 1775 zu Porta bei Bastia, trat 17 Jahre alt in die französische Armee und ward 1796 von Napoleon nach der Schlacht bei Arcole zum Bataillonschef und von Moreau 1799 auf dem Wahlplatze von Verona zum Oberst ernannt. Nachdem er Napoleon bei der Revolution vom 18. Brumaire als Befehlshaber der Dragoner wesentliche Dienste geleistet, wohnte er 1800 der Schlacht von Marengo bei, ging nach dem Frieden von Amiens als Gesandter Napoleons nach Konstantinopel, Aegypten, Syrien und den jonischen Inseln und fungirte nach dem Wiederausbruch des Krieges mit England als Brigadegeneral. Im Jahre 1804 beobachtete er die Operationen der österreichischen Armee in Deutschland. Bei Austerlitz schwer verwundet, ward er hierauf Divisionsgeneral und im Mai 1806 als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, wo er Selim III. die Kriegserklärung gegen Rußland abzugewinnen wußte. Im Jahre 1807 erhielt er den Oberbefehl über das französische Heer in Spanien und errang hier bedeutende Erfolge, legte aber 1811, sich zurückgesetzt glaubend, seine Befehlshaberstelle nieder und ging nach Frankreich zurück. Im Feldzug von 1812 führte er den Vortrab der großen Armee, hatte Antheil an der Schlacht an der Moskwa und zog mit den ersten französischen Truppen in Moskau ein. Im Jahre 1813 schlug er sich bei Hanau mit den Ueberbleibseln des Heeres durch, hatte hierauf an

der Spitze des fünften Armeecorps das linke Rheinufer zu decken, mußte aber in die Champagne zurückweichen und führte im Feldzuge von 1814 drei Kavallerieregimenter von der Garde. Nach Napoleons Abdankung erhielt er trotz seiner Unterwerfung keine Anstellung, bewerkstelligte während der hundert Tage die Organisation der Nationalgarde zu Amiens und trat als Deputirter des Departements Aisne in die Kammer. Mit Lafayette und anderen Kammermitgliedern begab er sich nach der Schlacht bei Waterloo ins Lager der Verbündeten, um den Frieden zu vermitteln, und schiffte sich, da ihre Bemühungen vergeblich waren, nach England ein. Im folgenden Jahre kehrte er nach Frankreich zurück und ward auf Halbsold gestellt. In die Kammer gewählt, trat er auf die Seite der liberalen Opposition. Nach der Julirevolution von 1830 erhielt er am 11. August das Portefeuille des Marineministers und am 17. November das der auswärtigen Angelegenheiten, bekundete sich nun aber als williges Werkzeug der königlichen Politik. Am 1. April 1834 zurückgetreten, erhielt er darauf den Gesandtschaftsposten zu Neapel und 1835 den zu London, wo ihn Guizot 1846 ablöste. Zum Marschall ernannt, nahm er fortan nur noch an den Verhandlungen der Kammer Antheil, in welcher er seit 1835 Ajaccio vertrat. Er † den 21. Juli 1851. Sein Schwiegersohn war der berüchtigte Herzog von Praslin (s. d.). Sein Bruder Jean André Tiburce, Vicomte S., geboren den 31. März 1788 zu Porta, ward französischer General und 1840 Befehlshaber der ersten Militärdivision zu Paris, in welcher Stellung er im Februar 1848 vergeblich den Aufstand niederzuhalten suchte, worauf er sich nach Ajaccio zurückzog.

Sebastiansberg, Bergstadt im österreichisch-böhmischen Kreis Saaz, auf dem Kamme des Erzgebirgs und an der Poststraße nach Leipzig gelegen, Sitz eines Bezirksamts, mit Gymnasium, Rathhaus, Brauerei und 1600 Einw.

Sebastiansweiler, Badeort im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg, zwischen Tübingen und Hechingen, 1469 Fuß über der Meeresfläche; im frühesten Mittelalter häufig benutzt, dann vernachlässigt und erst in neuester Zeit wieder zahlreich besucht. Das Wasser ist eine sehr wirksame Schwefelquelle und wird zum Trinken und Baden, auch zu Dampfbädern gegen dyskratische, chronische Krankheiten und gichtische Uebel benutzt. Vergl. Autenrieth, Das Schwefelbad von S., Tüb. 1834.

Sebastiao, San, Insel im atlantischen Ocean, an der südlichen Ostküste von Brasilien, von dieser durch den tiefen Kanal Toque-Toque getrennt, zur Provinz San Paulo gehörig, hat heißes, ungesundes Klima, erzeugt aber vorzüglichen Tabak und Zucker und hat viel Mosquitos.

Sebastopol (Sewastopol), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, auf der südlichen Westküste der Halbinsel Krim, an einer Bucht (Rhede von S.) des schwarzen Meeres, welche 1 Meile weit in östlicher Richtung ins Land eindringt, tief genug für die größten Schiffe, groß genug für eine ganze Flotte und durch die umliegenden Höhen vor Stürmen geschützt ist. In dem südlichen Ufer der Bucht sind 5 kleinere Buchten eingeschnitten, die Quarantäne-, Artillerie-, Süd- (der ehemalige Kriegshafen), Dock- oder Arsenal- und Kielbucht. Zwischen der Quarantäne- und Südbucht liegt die Stadt, und auf der Ostseite der Südbucht lagen die Schiffervorstadt (Karabelnaja), die Docks, das Arsenal, die Magazine, Marinekasernen, die Admiralität, ein Hospital &c. Auf der nördlichen Seite der großen Rhede liegen einige Kasernen, eine kleine Matrosenvorstadt und die während der denkwürdigen Belagerung von S. (vom 9. Okt. 1854 bis 8. Sept. 1855) zur Unterbringung der Civilbewohner angelegte hölzerne Stadt. Der Bau von S., am 5. Mai 1785 durch Potemkin an der Stelle des Tatarendorfs Akhtier begonnen, ward besonders unter Kaiser Nikolaus mit großem Eifer fortgesetzt. Vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1854 (s. Russisches Reich, Gesch.) zählte die Stadt gegen 48,000 Einwohner, hatte fast lauter steinerne Gebäude und großartige Etablissements für die Flotte des schwarzen Meeres, 7 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, ein Theater, eine Bibliothek und die erwähnten großartigen Marineanstalten &c. Die in der That staunenswerthen Befestigungen, vornehmlich zur Sicherstellung der Flotte des schwarzen Meeres errichtet, lagen hauptsächlich an der Seeseite; mit dem Bau der Befestigungen nach der Landseite zu war bei Beginn des Krieges kaum begonnen worden. Die Einfahrt zur Rhede vertheidigten auf der südlichen Seite das Quarantäne- und Alexanderfort, auf der nördlichen Seite das Fort Konstantin, den Eingang zur Südbucht das Fort Nikolaus und das Fort Paul, und diesen gegenüber waren auf der Nordseite 2 Batterien angelegt. Mit Hinzurechnung der noch außerdem vorhandenen zahlreichen Batterien vertheidigten 700 Geschütze vom schwersten Kaliber den Hafen. Die Forts waren von Kalkstein erbaut, kasemattirt und hatten 2 oder 3 Etagen. Die Vertheidigungslinie an der Landseite bestand zur Zeit der Landung der Truppen der Westmächte, außer einigen in Angriff genommenen Werken, nur aus einer freistehenden, krenellirten Mauer, die an einigen Stellen durch Defensivkasernen verstärkt war. Ganz vollendet war außer einigen anderen Punkten namentlich der Malakowthurm. Auf der Nordseite lag etwa 1200 Schritte vom Ufer entfernt das Nordfort und westlich davon der Wolochowthurm. Alle anderen Werke wurden angesichts, sogar meist unter dem Feuer des Feindes unter Oberleitung des Generals Totleben errichtet. Durch Erstürmung der Kornilewbastion am 8. Sept. 1855 ward der Fall S.s nach elfmonatlicher Belagerung herbeigeführt. Fast die ganze Stadt war bei der Einnahme ein Trümmerhaufen. Die noch unversehrten Docks und Forts an der Südseite der Rhede wurden von den Alliirten durch Sprengung gänzlich zerstört (s. Russisches Reich, Gesch.). Die Stadt, welche nach dieser Zerstörung nur noch 6500 Einwohner zählte, soll nach einem neu entworfenen Plan wieder aufgebaut werden und hatte 1861 bereits wieder eine Bevölkerung von 8218 Einwohnern.

Sebastos (griech., d. i. ehrwürdig), morgen-

ländischer Titel des Kaisers, statt des abendländischen Augustus; der Titel der Kaiserin ist Sebaste (Sebastias).

Sebenico, Stadt im österreichisch-dalmatischen Kreis Zara, am gleichnamigen Meerbusen, am Abhang eines in zwei Spitzen auslaufenden Gebirgszuges amphitheatralisch gelegen, von den Forts S. Anna, S. Giovanni und il Barone beherrscht und auf der Landseite mit einer Ringmauer umgeben, Sitz eines Bischofs, eines katholischen und griechisch-nichtunirten Dekanats, hat 4 Klöster (der Dominikaner, der Konventualen zum heiligen Franciscus, der Benediktiner und der Franciskaner), eine merkwürdige, im 15. und 16. Jahrhundert im byzantinisch-gothischen Styl erbaute Domkirche, ein theologisches Hausstudium der Franciskaner, eine Knaben- und eine Mädchenhauptschule, eine Kinderbewahranstalt, ein Civilkrankenhaus mit Findel- und Gebäranstalt, eine Versorgungsanstalt und 5300 Einw. Der Meerbusen von S. steht durch eine etwa eine Stunde lange und 100 Klafter breite Meerenge, den Kanal S. Antonio, mit dem Meer in Verbindung, und die Ausmündung des Kanals wird durch das Fort S. Nicolo vertheidigt. In der Umgegend von S. gewinnt man aus überreifen weißen Trauben sehr guten Maraschino, und auch der dortige Landwein ist sehr geschätzt.

Sebenico, Andrea, s. Schiavone.

Sebesh (Sebesz), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, am gleichnamigen See (Sebeshkoe Osero), hat eine katholische u. eine griechische Kirche, ein griechisches Kloster, stark besuchte Jahrmärkte und 3600 Einwohner, worunter viele Juden.

Sebesten, schwarze Brustbeeren, s. Cordia.

Sebnitz, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, am Sebnitzbach in einem romantischen Felsenthal der sächsischen Schweiz, Sitz eines Gerichtsamtes, hat eine Sonntagsschule, große Maschinenpapierfabrik, Seiden-, Baumwoll- und Leinweberei und 4651 Einw. Im September 1854 große Feuersbrunst.

Sebu (Cebu), Fluß im afrikanischen Reiche Marokko, entspringt am Dschebel Teldsch, am westlichen Abhange des Atlas, fließt erst nordwestlich, dann westlich, berührt Fez und fällt nach einem Laufe von 45 Meilen bei Mehediah in den atlantischen Ocean. Seine bedeutenderen Nebenflüsse sind rechts der Assar und Wergha, links der Ordum.

Sebulon, Sohn des israelitischen Patriarchen Jakob und der Lea, dessen zahlreicher Stamm im Nordosten Palästina's mit Kanaanitern und Phöniciern vermischt wohnte und namentlich Seehandel trieb.

Sebum (lat.), Talg, Fett.

Secchia (sonst Gabellus), Fluß in der italienischen Provinz Modena, entspringt am Nordabhang der Apenninen, durchfließt vielfach gewunden in vorherrschend nordwestlicher Richtung die Provinz Modena, wird unweit der Stadt Modena schiffbar, tritt dann in die Provinz Cremona über und fällt bei Santa-Lucia unweit unterhalb der Minciomündung rechts in den Po. Seine Nebenflüsse sind der Dolo und Dragone; er steht durch Kanäle mit dem Panaro und Po in Verbindung und wird vielfach zur Bewässerung der umliegenden Felder, Wiesen und Gärten benutzt.

Secco (ital.), trocken; al s. malen, auf trockenem Grunde malen, im Gegensatz zu Freskomalerei.

Seceders (d. i. Abweichende), eine schismatische Sekte in Schottland, ging 1732 aus der Unzufriedenheit vieler Geistlichen und Laien mit dem Patronatswesen und der Oberbehörde der herrschenden Kirche hervor. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S., die sich anfangs das vereinigte Presbyterium nannten, ganz der Presbyterialkirche treu; dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger, die von allen Gliedern der Gemeinde gewählt werden, stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Seit 1747 zerfielen sie wieder in Burghers, die den Bürgereid vor Mitgliedern der herrschenden Kirche leisteten, und in Antiburghers, die ihn verweigerten, doch vereinigten sich 1820 beide Parteien wieder unter dem Namen der verbundenen Synode der abgesonderten Kirche.

Secessio (lat.), Absonderung, Trennung; insbesondere der Auszug der römischen Plebs auf den heiligen Berg 494 v. Chr. Vgl. Rom, Geschichte.

Sechellen (Seychelles, Maheinseln), zu Afrika gerechnete Inselgruppe im indischen Ocean zwischen 3° 22' und 6° südl. Br. und 72° und 74° östl. L. (von Ferro), nordöstlich von der Insel Madagaskar, besteht aus 30 größeren und kleineren Inseln, welche die Gipfel einer 45 Meilen langen und 22 Meilen breiten unterseeischen Korallenbank bilden und insgesammt 10 □Meilen Flächenraum haben. Die Inseln sind ziemlich felsig, im Inneren meist sandig, an den Küsten aber höchst fruchtbar, mit üppigem Baumwuchs und tropischer Vegetation. Das Klima ist mild und gesund; Stürme sind selten. Hauptprodukte sind treffliches Schiffsbauholz, verschiedene Farbhölzer, Baumwolle, Kaffee, Kokospalmen, Gewürznelken, Mais, Tamarinden ꝛc. Auf den beiden Inseln Praslin und Curieuse findet sich einzig in der Welt die große See- oder Meerkokospalme (Lodoicea Sechellarum); an den Küsten kommen viele Schildkröten vor; auf mehren Inseln sind in neuester Zeit Guanolager entdeckt worden. Die bedeutendsten Inseln sind: Mahé, die größte von allen, $3\frac{1}{2}$ □Meilen groß, sehr gebirgig und holzreich, mit der Hauptstadt Mahé, dem Sitz des britischen Gouverneurs, Praslin mit Hafen, La Digue, Denis (Orixa), Silhouette, Curieuse, Isle aux Fregattes und Isle Plate; nur die vier ersten davon sind bewohnt mit insgesammt 7100 Einwohnern, größtentheils Negern; die wenigen Weißen sind fast ausschließlich französischer Abkunft. Die Gruppe wurde 1741 von dem Franzosen Seychelles entdeckt, nach ihm benannt, war dann lange im Besitz der Franzosen, fiel aber 1814 an England; sie steht unter dem britischen Gouverneur von Mauritius.

Sechs, die erste einzifferige Zahl, die 2 und 3 als Faktoren enthält, daher ihre Produkte mit den Produkten der 2 die Eigenschaft gemein haben, daß die letzte Ziffer eine gerade Zahl sein muß,

mit den Produkten der 3 aber die Eigenschaft, daß auch die Summe ihrer Ziffern sich durch 3 ohne Rest dividiren läßt.

Sechseck, eine von 6 Ecken eingeschlossene ebene Figur.

Sechshaus, Dorf im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, in der Nähe von Wien, mit bedeutenden industriellen Etablissements, Druck-, Baumwoll-, Woll- u. Halbseidenwaarenfabriken, Bleicherei und Appreturanstalt, Fabriken für Rektificirung des Weingeistes, Fabrik für Erzeugung chemischer Farben, Packfong- und Plattirwaarenfabrik, Lederfabrik und Farbholzschneidemühle und 5600 Einwohnern.

Sechsstädte, die sechs oberlausitzischen Städte Bautzen, Görlitz, Zittau, Löbau, Lauben und Kamenz, welche 1346 einen Bund zum Schutz gegen die Raubritter geschlossen und gewisse, sonst nur dem Adel zustehende Privilegien erworben hatten, die sie indeß wegen Begünstigung der Reformation 1547 durch den sogenannten Pönfall wieder verloren. Sie fielen 1635 mit der Oberlausitz an Sachsen, Görlitz und Lauben aber bei der Theilung Sachsens 1815 an Preußen.

Sechter, in Franken und am Rhein Maß für trockene Sachen, 2 S. = 1 Metze, 14 S. = 1 Simmer, 16 S. = 1 Malter.

Seciren (v. Lat.), s. Sektion.

Seckau, Marktflecken im österreichisch-steiermärkischen Kreis Bruck, am Fuße der danach benannten seckauer Alpen, hat ein umfangreiches Schloß, bis 1782 Sitz eines regulirten Chorherrenstifts und bis 1786 zugleich Sitz eines Bischofs, mit gothischer Stiftskirche, in deren Innerem das sogenannte erzherzoglich karlsche Mausoleum, die Grabstätte der seckauer Bischöfe, befindlich ist. Die Einwohner, 500 an der Zahl, treiben Gewerbe und liefern namentlich treffliche Schmiedearbeiten.

Seckendorf, altes Adelsgeschlecht, welches, besonders in Franken und Sachsen verbreitet, seinen Namen von dem Dorfe Seckendorf in Franken führt, wo auch größtentheils die Stammgüter liegen. Als Stammvater des Geschlechts wird Ludwig von S. (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) genannt. Es blüht jetzt in drei Hauptlinien. Die aberdarische wurde 1706 in den Freiherrenstand und 1810 in der Person des würtembergischen Staatsministers Johann Karl Christoph von S. († den 20. Jan. 1814) in den Grafenstand erhoben und hat gegenwärtig des letzteren Enkel, Ludwig, Grafen von S., geboren den 18. März 1813, zum Haupte. Aus der gutendischen Hauptlinie wurden dem Feldmarschall Friedrich Heinrich von S. 1719 die Reichsgrafenwürde und dem Adolf Franz Karl von S., starb den 9. Nov. 1818 als sächsischer geheimer Rath, die preußische Grafenwürde verliehen; ihr Chef ist derzeit Karl August Georg von S., geboren den 5. Jan. 1800, preußischer Oberbergrath. Die rheinhöfische Hauptlinie wird jetzt durch den Freiherrn Max von S., geboren den 6. Mai 1811, bayerischen Oberstlieutenant, vertreten.

Seckendorf, 1) Veit Ludwig von S., Gelehrter und Staatsmann, geboren am 20. Dec. 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen, studirte zu Straßburg die Rechte, daneben Philosophie, Geschichte und Theologie, ward 1652 gothaischer Hof- und Justizrath, 1656 geheimer Hof- und Kammerrath, sowie Hofrichter in Jena und 1664 wirklicher geheimer Rath und Kanzler. Noch in demselben Jahre trat er als geheimer Rath, Kanzler und Konsistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz. Nachdem er seit 1681 auf seinem Gut Meuselwitz bei Altenburg gelebt, folgte er 1691 einem Ruf als geheimer Rath nach Berlin und wurde noch in demselben Jahre zum Kanzler bei der erst gegründeten Universität zu Halle ernannt, † aber schon 1692. Sein Hauptwerk ist der „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo“ (Gotha 1688, 3 Bde.; vollendet Frankfurt und Leipzig 1692), eine Entgegnung auf Maimbourgs „Histoire du Lutheranisme“. Vgl. Schreber, Historia vitae et meritorum Viti Lud. a S., Leipz. 1733.

2) Friedrich Heinrich, Reichsgraf von S., kaiserlicher Feldmarschall und Diplomat, Neffe des Vorigen, geboren den 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studirte zu Jena, Leipzig und Leyden die Rechte und trat 1693 als Freiwilliger in englisch-holländische, später in kaiserliche Militärdienste, in denen er unter Eugen im Türkenkriege focht. Im spanischen Erbfolgekriege führte er das ansbacher Regiment und eroberte in der Schlacht bei Hochstädt an der Spitze seiner Dragoner 16 feindliche Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er bei Ramillies und Oudenaarde und wirkte mit zur Belagerung von Ryssel. Hierauf trat er als Generalmajor in die Dienste Augusts II. von Polen und befehligte dann in Flandern die sächsischen Hülfstruppen. Als polnischer Gesandter unterhandelte er 1713 im Haag wegen des utrechter Friedens, dämpfte alsdann die warschauer Unruhen, half als Befehlshaber sächsischer Truppen 1715 zur Eroberung Stralsunds mit und ward zum kaiserlichen Generalfeldmarschalllieutenant ernannt. Unter dem Oberbefehl Eugens befehligte er bei Belgrad 2 ansbacher Regimenter, focht mit Erfolg in Sicilien gegen die Spanier und nöthigte dieselben 1720 zum Evakuationsvertrage. Seiner Erhebung zum Reichsgrafen 1719 folgte 1721 die zum Feldzeugmeister. Seit 1726 kaiserlicher Gesandter am berliner Hofe, brachte er die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Stande u. erwirkte von mehren deutschen Höfen, sowie von Dänemark und Holland die Anerkennung der pragmatischen Sanktion. Durch eine Zusammenkunft der Monarchen beider Länder zu Kladrup in Böhmen erreichte er, daß Preußen sich beim Beginn des polnischen Erbfolgekrieges zur Stellung von 10,000 Mann Hülfstruppen verstand; ebenso bewog er Bayern, die Pfalz und Köln zur Stellung von Hülfstruppen und bewirkte so, daß 1734 ein Reichsheer am Rhein zusammenkam. Als Reichsgeneral der Kavallerie rückte er mit ungefähr 30,000 Mann über den Hundsrück und besiegte am 20. Okt. 1735 die Franzosen bei Klausen. Im neu ausbrechenden Türkenkriege auf des sterbenden Eugen Empfehlung als österreichischer Feldmarschall mit dem Oberbefehl über das bei Belgrad stehende Heer betraut, war er anfangs glücklich, mußte sich nachher aber hinter

die Save zurückziehen und ward deshalb auf Anstiften seiner Feinde angeklagt und auf die Festung Grätz gefangen gesetzt. Von Maria Theresia freigelassen, trat er in bayerische Dienste, wurde Oberbefehlshaber des bayerischen Heeres, entsetzte München und warf nach mehren Wechselfällen die Oesterreicher zurück nach Böhmen, worauf er sein Kommando niederlegte. Nach dem Tode Karls VII. wirkte er zur Versöhnung zwischen Oesterreich und Bayern im Frieden zu Füßen (22. April 1745) mit. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, lebte er zurückgezogen auf seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg, bis er von dort im December 1758 auf Befehl Friedrichs II. unter dem Vorwande, daß er mit Oesterreich einen für Preußen nachtheiligen Briefwechsel unterhalten habe, verhaftet und ein halbes Jahr zu Magdeburg festgehalten wurde. S. † zu Meuselwitz bei Altenburg am 23. November 1763. Sein Leben beschrieb Theresius von Seckendorf (Leipzig 1792—94, 4 Bde.).

3) Christian Adolf, Freiherr von S., deutscher Lustspieldichter, geboren am 4. Okt. 1767 zu Meuselwitz bei Altenburg, stand 1786—94 in mecklenburgischen und kursächsischen Militärdiensten, zog sich darauf auf sein Gut Zingst bei Querfurt zurück und widmete sich der Schriftstellerei. Wegen eines Vorfalls mit einem Grenznachbar zu Festungsarrest verurtheilt, floh er nach Straßburg und von da in die Schweiz, wo er am 29. Aug. 1833 †. Seine Arbeiten, unter Anderem „Forstrügen" (Leipz. 1799—1804, 10 Bde.); „Gedichte" (das. 1808), erschienen unter den Titeln „Sämmtliche Schriften" (das. 1816—23, 7 Bde.) u. „Dramatische Arbeiten" (das. 1822—23, 2 Bde.).

4) Leo, Freiherr von S., namhafter Dichter, geboren um 1773 zu Wohnfurth bei Haßfurt, studirte zu Jena die alten Klassiker und wandte sich der Poesie zu, kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar, wo sein poetisches Talent durch den Umgang mit Schiller, Goethe und Wieland weiter ausgebildet wurde, und 1802 als Regierungsrath nach Stuttgart, wurde aber hier wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt und als Staatsgefangener erst auf das Schloß Solitude, dann auf den Hohenasperg gefangen gesetzt. Im Jahre 1805 wieder freigegeben, ging er nach Wien, wo er mit seinem Freunde Jos. Lud. Stoll seit 1808 das Journal „Prometheus" herausgab. Beim Ausbruch des Krieges von 1809 trat er als Hauptmann in die wiener Landwehr ein, folgte dann der hillerschen Heeresabtheilung und fand am 6. Mai 1809 bei Ebersberg an der Traun den Tod, indem er schwer verwundet in einer Scheune verbrannte. Er veröffentlichte: „Blüthen griechischer Dichter" (Weimar 1800); „Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801" und „Musenalmanach" (Regensburg 1806 und 1807).

5) Gustav Anton, Freiherr von S., Enkel von S. 2), Schriftsteller, geboren den 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz bei Altenburg, studirte zu Leipzig und Wittenberg und begab sich dann nach Amerika, wo er zu Philadelphia Unterricht in der Musik und Deklamation ertheilte. Nach Verlauf von 2 Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und erhielt eine Anstellung am kursächsischen Hofe, trat aber seit 1807 unter dem Namen Patrik Peale auf einigen Theatern als plastisch-mimischer Künstler auf, bis er 1814 am Carolinum zu Braunschweig eine Anstellung als Professor der Philosophie fand. Im Jahre 1821 nach Amerika zurückgekehrt, † er dort im December 1823. Von seinen Arbeiten, die ein bedeutendes, doch nicht ausgebildetes Talent bekunden, sind hervorzuheben: die Trauerspiele „Otto III." (1805) und „Orsina" (1816), Fortsetzung von Lessings „Emilie Galotti"; die Romanze „Adelheid von Bergau oder innere Stimmen" (Leipzig 1816); „Vorlesungen über Deklamation und Mimik" (Braunschw. 1816, 2 Bde.) und „Grundzüge der philosophischen Politik" (Leipzig 1817).

6) Alfred, Freiherr von S., Schriftsteller, geboren den 14. Sept. 1796 zu Meuselwitz, ward 1831 Landesregierungsrath, 1840 Regierungspräsident zu Altenburg und schrieb unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken, Reiseberichte &c.

Seclin, Stadt im französischen Departement Nord, Arrondissement Lille, an der Eisenbahn von Douay nach Lille, hat Flachs- und Baumwollspinnerei, Oel- und Zuckerfabrikation, Salzraffinerie und 3978 Einw.

Secondlieutenant (franz.), s. v. a. Unterlieutenant bei einer Kompagnie.

Secondo (ital.), zweiter, Seconda, zweite, in der Musik der Gegensatz von Primo oder Prima, nämlich die Bezeichnung der zweiten Stimme unter 2 Stimmen einerlei Art, Violino secondo, zweite Violine, Viola seconda, zweite Viola, &c. In vier- oder überhaupt mehr als zweihändigen Klaviersachen bezeichnet man damit die zweite oder Baßpartie.

Second-sight (engl.), s. v. a. Zweites Gesicht.

Secretarium (lat.), ein geheimer, abgesonderter Ort; in den Kirchen Ort, wo die Bischöfe und Presbyteri Begrüßungen annahmen, sich mit den Geistlichen über Dienstverrichtungen besprachen, die Kostbarkeiten der Kirche lagen &c.

Sectile opus (sectilia pavimenta, lat.), Fußboden eines Zimmers, der aus kleinen, an einander gelegten Stückchen Marmor bestand.

Sectio caesarea (lat.), der Kaiserschnitt.

Sector (lat.), Kreisausschnitt.

Seculum (lat.), s. v. a. Saeculum.

Secunda (sc. classis, lat.), die zweite Klasse einer Schule, besonders der Gymnasien; die Schüler derselben Sekundaner; im Handelswesen eine geringere Waarensorte, z. B. Secundawolle.

Secundaria generatio (lat.), s. v. a. geschlechtliche Fortpflanzung, s. Zeugung.

Secundarius (lat.), von der zweiten Ordnung oder der zweiten Qualität; in den katholischen Klöstern Der, welcher dem Abt im Range folgt, der Propst; in der protestantischen Kirche der Ortspfarrer, der nach dem Superintendenten oder sonst dem ersten Geistlichen kommt.

Secundus (lat.), der Zweite.

Securinega *Juss.* (Artspott), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, charakterisirt durch die kelchartige, 5lappige Korolle, durch die fleischige Scheibe, welche bei den männlichen Blüthen 5 kurze Staubgefäße, bei den weiblichen das mit 3 Narben gekrönte Ovarium

trägt, und durch die 3knöpfige Kapsel, Bäume mit außerordentlich hartem Holze, von denen S. nitida *Willd.*, S. durissima *Gmel.*, auf Madagaskar, mit lederartigen Blättern und kleinen, weißen, wohlriechenden Blüthen, in den Gewächshäusern als Zierpflanze vorkommt.

Securitas, römische Personifikation der Sicherheit im Leben des Einzelnen wie des Staats, dargestellt als Matrone, sitzend oder an eine Säule gelehnt, ruhig vor sich hinschauend, auch wohl mit über das Haupt geschlagenem Arm, mit Lorbeer, Oelzweig, Scepter, Füllhorn, Altar und Fackeln als Attributen.

Sédaine, Michel Jean, französischer Lustspiel- und Operndichter, geboren am 4. Juli 1719 zu Paris, erlernte das Maurerhandwerk, erwarb sich aber durch einige poetische Versuche den Beifall Lecomte's und erhielt von diesem die Mittel, sich literarischen Arbeiten widmen zu können. Er wird in Frankreich als der Gründer der komischen Oper angesehen. Auch seine Chansons, satirischen Episteln 2c. wurden ihrer Zeit sehr gut aufgenommen. Im Jahre 1768 ward er Mitglied der Akademie. Er † am 17. Mai 1797 zu Paris. Unter seinen von Auger herausgegebenen „Oeuvres dramatiques" (Paris 1760 u. 1776, 4 Bde.) u. „Oeuvres choisies" (das. 1813, 3 Bde.) sind hervorzuheben die komische Oper „Rose et Colas" und das Lustspiel „Le philosophe sans le savoir".

Sedan, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ardennen, auf dem rechten Ufer der Maas und an der Eisenbahn von Mézières nach Thionville, wichtige Grenzfestung gegen Belgien und Deutschland und Kriegsplatz zweiter Klasse, die industriellste Stadt des Departements, Sitz eines Civil- und Handelstribunals, hat ein hohes festes Schloß (in welchem 1611 der Marschall Turenne geboren wurde, dessen Statue den Platz vor dem Rathhaus ziert), 4 katholische und eine reformirte Kirche, ein Arsenal mit Kanonengießerei, ein Kommunalcollége, Hospital, Fabrikation von feinen Tuchen, Kasimir, Kastorin, Modestoffen aller Art, Zündhütchen, Eisen- und Stahlwaaren (besonders Knöpfen und Schnallen), Fayence, Küchengeräth 2c., Wollspinnerei, Gerberei, Färberei, Brauerei, Handel mit den genannten Fabrikaten und mit Droguen und 15,536 Einw. S., ursprünglich ein Dorf, kommt zuerst in Urkunden von 1259 als Besitzthum der Aebte von Mouson vor und ging 1379 durch einen Vertrag des Erzbischofs von Rheims mit dem König Karl V. als Afterlehen an die Krone über, an welche es 1642 definitiv fiel. Am 25. Juni 1815 wurde S. von den Hessen bombardirt, kapitulirte am 26. Juni, die Citadelle aber erst am 15. Sept. 1815. Der Platz hatte dann bis November 1818 preußische Besatzung.

Sedantia (sc. remedia, lat.), besänftigende Mittel.

Sedashevaghur (Sedashighur), Stadt in der indobritischen Präsidentschaft Madras, Distrikt Canara, unweit der Mündung des Kali-Naddi in das persische Meer, hat einige Befestigungen und einen kleinen Hafen und ist in neuester Zeit als Ausfuhrort für Baumwolle wichtig geworden.

Sedbergh, Stadt in der englischen Grafschaft York, Westriding, in einem schönen, abgeschlossenen Thale, hat eine lateinische Schule, Strumpfwirkerei und 2346 Einw.

Sedd Bahr, das am äußersten südwestlichen Ausgang der Dardanellen auf der europäischen Seite gelegene feste Schloß; es ist mit 155 Geschützen armirt.

Sedes (lat.), der Sitz; auch bildlich, wie S. morbi (der Sitz einer Krankheit); der Sitztheil des Körpers, After; auch s. v. a. Stuhlgang.

Sedes apostolica (lat.), anfangs die Kirche, welche ein Bischof entweder selbst, oder durch briefliche Belehrung und Anweisung gründete; dann insbesondere der päpstliche Stuhl. Ist dieser erledigt (sede vacante, Sedisvakanz), so haben die Kardinäle oder das Domkapitel bis zur vollendeten Neuwahl die Gewalt und Gerichtsbarkeit.

Sede vacante (lat.), s. Sedes apostolica.

Sedgley, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, mit ergiebigen Kohlen- und Eisensteingruben, Fabrikation von Nägeln, Schlössern, Ketten, eisernen Kisten 2c. und 36,637 Einw.

Sedgwick, Catherine, amerikanische Romandichterin, geboren 1790 zu Stockbridge in Massachusetts, schrieb zahlreiche Novellen und Erzählungen, unter Anderem: „New England tale" (Newyork 1822; neue Aufl. 1852); „Redwood" (1824); „Hope Leslie" (1827); „Clarence" (1830); „Le bossu" (1832); „The Linwoods" (1835), die in deutscher Uebersetzung Leipzig 1836—37 in 6 Bänden erschienen. Auch Jugendschriften hat sie veröffentlicht. S. verfolgte als Schriftstellerin eine entschieden religiös-christliche Tendenz. Ihre Darstellung ist einfach, aber anmuthig; insbesondere weiß sie amerikanisches Leben und Treiben trefflich zu schildern. Ihr Vater, Theodor S., geboren 1746 zu Hartford in Connecticut, † den 24. Jan. 1813 zu Boston, hat sich als Rechtsgelehrter und Staatsmann, ihr Bruder, Theodor S., geboren 1780, † den 7. Nov. 1839 zu Pittsfield, als nationalökonomischer Schriftsteller, und dessen Gattin, Susanne S., geborene Ridley, als Novellistin und Jugendschriftstellerin, sowie Beider Sohn Theodor S., geboren den 27. Jan. 1811 zu Albany, † den 9. Dec. 1859 zu Stockbridge, als Rechtsgelehrter bekannt gemacht.

Sedilia (lat.), die Hinterbacken, Glutäen; auch die Sitzreihen im Theater.

Sediment (v. Lat.), in der Geognosie Ablagerung (Niederschlag), welche aus dem Wasser oder auch aus der Luft bloß mechanisch, d. h. nach dem Gesetze der Schwere, erfolgt ist und sich zunächst der Gestalt der Bodenoberfläche anschmiegt; in der Chemie s. v. a. Niederschlag aus einer unklaren Flüssigkeit.

Sedisvakanz (v. Lat.), s. Sedes apostolica.

Sedimentgesteine, durch Niederschlag im Wasser entstandene Gesteine; s. Geologie.

Sedschestan (Sedjesdan, Seistan), Landschaft im südwestlichen Theile von Afghanistan, grenzt nördlich und nordöstlich an Herat, östlich an Kandahar, südlich an Beludschistan, westlich an Persien, ist großentheils wüstes Hochland, nur zum dritten Theil kulturfähig und bewohnbar, wird vom Fluß Hilmend und dem Zarehsee bewässert und von Beludschen und Tadschiks bewohnt. Die Landschaft wird von einem eigenen

Fürsten beherrscht, welcher in Duschak, der Hauptstadt desselben, residirt und Tribut nach Kabul entrichtet.

Sedulius, Cölius, christlicher Presbyter und Dichter des 5. Jahrhunderts, unter Honorius und Theodosius. Seine Gedichte, unter anderen „Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque", eine Lebens- und Leidensgeschichte Jesu; „Hymnus acrostichis"; „Collatio Veteris et Novi Testamenti", in spielendem elegischen Versmaße; der Hymnus „De incarnatione verbi", in virgilischen Versen geschrieben, wurden herausgegeben von Cellarius (2. Aufl., Halle 1736), Arntzen (Leeuwarden 1761) und Aravali (Rom 1794).

Sedum *L.* (Mauerpfeffer, Fetthenne), Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, bleibenden Kelch, die 5 lanzettförmigen Kronenblätter, die 5 Nektarschuppen am Grunde des Fruchtknotens, die 2fächerigen Antheren und die 5 abstehenden, einfächerigen, einwärts mit einer Naht aufspringenden Kapseln mit zahlreichen feinen Samen, fleischige Kräuter und Halbsträucher in Europa und Asien, mit fleischigen, runden oder flachen Wechselblättern und Blüthen in Afterdolden. S. acre *L.*, Steinpfeffer, mit unten kriechendem Stengel, rundlichovalen und angedrückten Blättern und gelben Blüthen, wächst an sonnigen Stellen, Ackerrändern, Mauern und Felsen durch ganz Europa, ausdauernd. Das frische, scharf pfefferartig schmeckende, die Haut röthende Kraut, Herba Sedi acris s. Sedi minoris, Illecebri minoris, wurde früher äußerlich gegen Hautkrankheiten, brandige und krebsartige Geschwüre, Hühneraugen ꝛc., innerlich gegen Skorbut und Wechselfieber angewendet und ist neuerlich gegen Epilepsie empfohlen worden. Auch von S. album *L.*, Taubenweizen, weiße Tripmadam, mit länglichen, stielrunden, stumpfen, abstehenden, glatten Blättern und weißen Blüthen, an sonnigen Stellen auf Mauern, Dächern u. Felsen durch ganz Europa, ausdauernd, war früher das frische, kühlend und antiskorbutisch wirkende Kraut, Herba Sedi albi, officinell und gilt noch hier und da als Hausmittel bei fauligen, krebsartigen Geschwüren. Die zarten Blätter benutzt man als Salat und in Suppen, weshalb es auch in den Gärten kultivirt wird. Dasselbe geschieht mit S. Anacampseros *L.*, große Gartentripmadam, mit purpurrothen oder weißen Blüthen, in der Schweiz, Südfrankreich und Oberitalien auf Felsen und Mauern, ausdauernd. S. reflexum *L.*, gelbe Tripmadam, mit goldgelben Blüthen, an Felsen, Mauern, Ruinen, Ackerrändern, durch fast ganz Europa, ausdauernd, wird hier und da kultivirt und wie S. album benutzt. S. Telephium *L.*, Schmeerwurzel, Geschwulstkraut, Dickblatt, Wundkraut, mit 1—2 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, länglichen oder ovalen, gezähnten Blättern und weißen oder grünlichgelben, auch rothen Blüthen, wächst an trockenen sonnigen Plätzen, durch ganz Europa, ausdauernd. Die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Telephii, waren früher als kühlende, schmerzstillende Wundmittel officinell, und von den Landleuten wird das Kraut noch bisweilen bei Verwundungen, entzündlichen Geschwülsten und dergleichen ganz oder zerquetscht aufgelegt. Die Blätter werden ebenfalls als Salat und Suppenkraut benutzt. Schöne Zierpflanzen sind S. coeruleum *Vahl*, mit blaßblauen, und S. sempervivum *Ledeb.*, mit scharlachrothen Blüthen.

See, s. v. a. Meer (die S.); dann (der S.) Landsee, jede ausgedehntere Wasserfläche, die ringsum von Land umgeben ist, nirgends in unmittelbarer Verbindung mit dem Weltmeer steht. Man unterscheidet S.n, welche keinen Abfluß ihrer Wasser haben, und solche, bei denen ein Abfluß Statt findet; ferner S.n, welche keinen Zufluß, wohl aber Abfluß haben, so daß sie als der Ursprung eines Flusses zu betrachten sind; dann S.n, welche Zuflüsse aufnehmen, aber keinen Abfluß aussenden; endlich S.n, die weder den einen, noch den andern besitzen. Nach ihrer höheren oder tieferen Lage kann man die S.n auch in Gebirgsseen und in S.n des ebenen Landes eintheilen, von denen die ersteren oft in bedeutender Höhe über der Meeresfläche liegen, während von letzteren das kaspische Meer gegen 100 Fuß und das todte Meer sogar 1235 F. unter dem Meeresspiegel liegt. Die S.n sind entweder Wasseransammlungen in beckenartigen Vertiefungen eines horizontalen Bodens oder erloschener Krater, in welchem Falle sie eine mehr gerundete Form zeigen; oder sie sind Ausfüllungen des tiefer gelegenen Theils eines Längen- oder Querthals, in welchem Falle sie in der Regel schmäler und lang gestreckt sind. Doch finden sich dazwischen die mannichfaltigsten Mittelformen. Da S.n, die durch Flüsse, Quellen oder Schneeschmelze gespeist werden, mit dem Wasser in der Regel auch viele feste Bestandtheile zugeführt erhalten, welche sich auf dem Boden ablagern, so muß sich ihr Wasserspiegel nach und nach erhöhen, und in Folge hiervon muß bei nicht senkrecht abfallendem Ufer ihre Oberfläche größer werden, während aber zugleich wegen der in diesem Falle Statt findenden stärkeren Verdunstung das Steigen geringer sein wird, als es im Vergleich zu dem abgelagerten Bodensatz sein müßte. Das durch die Ablagerung auf dem Boden bewirkte Steigen wird also in beständig abnehmendem Maße vor sich gehen, bis es sich mit der durch die Verdunstung herbeigeführten Verminderung ausgleicht, worauf das Niveau ein konstantes werden wird. Demnach haben alle S.n, wenn sie nicht ganz neuen Ursprungs sind, längst aufgehört, ihre Oberfläche zu vergrößern. Da sich aber in vielen S.n fort und fort noch beträchtliche Quantitäten fester Bestandtheile ablagern, so muß eine beständige Abnahme des Wassers Statt finden, welche endlich zu einer Umwandlung der S.n in Sümpfe führen muß. Wird ein S. nur durch Quellen, welche sich an seinen Uferrändern befinden, gespeist, so ist die Ablagerung fester Stoffe gering; brechen aber die Quellen nur auf dem Grunde des S.s hervor, so muß sie gleich Null sein. Hat ein S. Zu- und Abfluß, so wird in ihm eine Strömung wahrnehmbar sein, welche auf die Ablagerung einen Einfluß ausüben wird, in sofern letztere an den ruhigen Stellen in größerem, da aber, wo das Wasser in Bewegung begriffen ist, in geringerem Maße Statt finden muß. Außerdem wird auch noch durch die relative Lage der Zufluß- und Abflußstelle die Ablagerung bedingt werden, in sofern dadurch

die Richtung der Strömung bestimmt wird. Erweitert sich allmählig die Abflußstelle eines S.'s, während sein Zufluß derselbe bleibt, so wird das Niveau des Wassers sinken, wenn auch nicht im Verhältniß der Erweiterung des Abflusses, da mit dem Sinken des Wasserspiegels auch dessen Fläche kleiner wird und mithin durch die Verdunstung dem S. ein geringeres Wasserquantum entzogen wird als vorher. Es gibt auch S.n, welche früher einen Abfluß gehabt, im Laufe der Zeit aber solche Veränderungen erlitten haben, daß kein Abfluß mehr Statt findet; ferner S.n, welche ohne Zweifel einen unterirdischen Abfluß haben, wie der Lac de Joux im Jura und der Cepichsee am Fuß des Monte Maggiore in Istrien, beide in höhlenreichem Kalkstein befindlich. Endlich fließen einige S.n, welche auf einer Wasserscheide liegen, nach verschiedenen Seiten zu verschiedenen Stromsystemen ab. Das Wasser der S.n enthält, wie das der Flüsse und Quellen, aufgelöste fremde Bestandtheile, deren Beschaffenheit sich theils nach den Bestandtheilen der Zuflüsse, theils nach der Beschaffenheit des Seebeckens, theils nach dem Grade der Verdunstung und dem Verhältniß derselben zu der Menge des einfließenden Wassers richten wird. In S.n ohne Abfluß, deren Wassermenge lediglich durch Verdunstung verringert wird, müssen sich demnach die fremden Stoffe mehr und mehr ansammeln. Das Wasser der meisten S.n kann zwar wegen seines sehr geringen Salzgehalts als Süßwasser angesehen werden; doch enthält es auch mitunter eine so große Quantität von Kochsalz, daß man danach solche S.n als Salzseen zu bezeichnen pflegt. Besonders reich an solchen ist die nordwestliche Hälfte Asiens vom kaspischen Meere an durch die Steppenländer, die Tiefländer Sibiriens und die Hochebenen der Mongolei und Tatarei. Das Wasser dieser S.n enthält vorwaltend Chlornatrium oder Chlormagnesium (vergl. Salzsee). Außer Kochsalz finden sich in einigen S.n noch andere mineralische Substanzen, namentlich kohlen- und schwefelsaures Natron in kleineren S.n bei Debreczin in Ungarn, die in der heißen Jahreszeit meist austrocknen und einen reichen Ertrag an Soda gewähren, im Wansee ꝛc. Die festen Bestandtheile, welche die S.n in aufgelöstem Zustande enthalten, entnehmen sie ohne Zweifel dem Boden, welcher von ihrem Wasser bespült wird. Führen ihnen Zuflüsse ebensolche Bestandtheile zu, ohne daß ein Abfluß vorhanden ist, so muß in Folge der fortwährenden Verdunstung das Sättigungsverhältniß des Wassers sich steigern. Das Niveau der S.n bleibt sich im Allgemeinen gleich, wenn nicht der Ausfluß momentan verstopft oder der Zufluß sehr verstärkt wird. Außerdem kann aber auch in Folge des veränderten Luftdrucks ein Steigen und Fallen des Wasserspiegels eintreten, wie man dies beim Wettersee in Schweden und auch beim Genfersee wahrgenommen hat. In den S.n, die entweder keine, oder nur eine geringe Strömung besitzen, setzen sich die mineralischen Bestandtheile, welche ihnen von Flüssen zugeführt werden, schnell ab; darum ist ihr Wasser durchsichtiger und oft so durchsichtig, daß man bei ruhiger Beschaffenheit der Oberfläche den Boden in der Tiefe erkennen kann, in sofern diese nicht so bedeutend ist, daß die Lichtstrahlen den Boden noch erreichen und von diesem zurückgeworfen werden können. Ist dagegen ein S. so tief, daß trotz der Durchsichtigkeit des Wassers die Lichtstrahlen bis auf den Boden entweder gar nicht, oder nur in so kleiner Menge gelangen, daß die von ihm zurückgeworfenen Strahlen vom Wasser verschluckt werden, bevor sie die Oberfläche erreichen, dann wird der S. ein vollkommener Spiegel, der das Azur eines wolkenlosen Himmels reflektirt. Diese allgemeinen Verhältnisse erleiden jedoch manche Modifikation durch fremde Stoffe, welche im Wasser schweben, durch den Wind und Sonnenschein, durch das Schattenwerfen der Umgebungen und durch untere Strömungen bei S.n, welche mächtige Zuflüsse aufnehmen, deren Wasser eine kühlere Temperatur besitzen als das Wasser des S.'s.

Sée, Küstenfluß im französischen Departement Manche, fließt östlich an Avranches vorüber und mündet in die Bai von St. Michel des Kanals (la Manche).

Seealpen (Meeralpen), ein Theil der Westalpen, der sich an der Grenze von Italien und Frankreich, westlich von den ligurischen Alpen und dem Col di Tenda, zwischen den Thälern des Tinea und Stura, bis zu den Quellen dieser Flüsse nach Nordwesten erstreckt und im Cima di Gelas 9815 Fuß Höhe erreicht. Die westlichen und südwestlichen Ausläufer reichen bis zur Durance, zum Rhonethal und zum Argensfluß. Der niedrigste Paß hat 7152 Fuß Höhe. Der Hauptzug besteht aus Gneis; zwischen diesem und dem Verrucano findet sich vielfach Gyps, Rauhkalk, Dolomit und Marmor. Im westlichen Theile tritt die ganze Mannichfaltigkeit der alpinischen Kreide- und Tertiärbildung auf. Einschließlich der ligurischen Alpen haben die S. 10 □Meilen Wald und 37 Seen.

Seealpen (Alpes maritimes), eines der drei neuen Departements im südöstlichen Frankreich; es besteht aus der ehemaligen sardinischen Provinz Nizza (s. d.), welche in Folge des italienischen Krieges von 1859 durch den am 24. März 1860 veröffentlichten Vertrag vom König von Sardinien an Frankreich abgetreten und im Juni 1860 dem französischen Kaiserreich einverleibt wurde, dem ehemaligen Fürstenthum Monaco (mit Ausnahme des Stadtgebietes von Monaco) und dem seither zum Departement Var gehörigen Arrondissement Grasse, grenzt im Norden und Osten an das Königreich Italien, im Süden an das mittelländische Meer und das Gebiet von Monaco, im Westen an die Departements Var und Niederalpen und hat einen Flächenraum von 393,000 Hektaren (71,62 geographischen □Meilen) mit 194,578 größtentheils katholischen Einwohnern, worunter 126,524 früher zu Sardinien gehörten. Das Departement wird von den Seealpen (s. d.) und deren Ausläufern bis zum Meere hin durchzogen, deren Hauptkette auf einer kurzen Strecke die Grenze bildet, sonst aber auf italienischer Seite liegt. Der Boden ist sehr gebirgig und waldig; der höchste Gipfel ist der Mont Tenibres. Der bedeutendste Fluß des Landes ist der Var mit seinen 3 Hauptzuflüssen: Tinea, Vesubia und Esteron. Hauptprodukte sind: viel Oel, etwas Wein, Orangen u. anderes

Obst; Getreide wird nicht in hinreichender Menge gebaut, das Vieh ist ziemlich zahlreich. Ueber das Nähere vgl. Nizza. Die Industrie ist durch Seidenproduktion, Glas-, Eisen- und Kupferhütten, Eisenwaaren-, Tuch- und Hutfabrikation und Goldarbeiten vertreten. Die Eisenbahn von Toulon nach Nizza führt durch das Departement; dasselbe gehört zum 4. Armeecorps (Lyon) und zur 9. Militärdivision, wird eingetheilt in die 3 Arrondissements Nizza (Nice), Puget-Théniers und Grasse und hat Nizza zur Hauptstadt.

Seeanemonen, s. Meernesseln.

Seebach, 1) Alwin Leo, Freiherr von S., Staatsmann, geboren 1811 zu Langensalza, besuchte die Landesschule zu Grimma und die Kadetenschule zu Dresden und trat dann in die königlich sächsische Infanterie. Zu Leipzig stationirt, widmete er hier seine Muße wissenschaftlichen Studien. Nachdem er 1834 Rußland und die Türkei bereist, ward er als Attaché der sächsischen Gesandtschaft zu Petersburg zugetheilt und sodann zum Ministerresidenten, 1847 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, in welcher Stellung er 1850 zu Warschau an der Aussöhnung zwischen Oesterreich und Preußen mitwirkte. Zu Anfang 1853 als königlich sächsischer Gesandter nach Paris versetzt, ward er hier nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten von ersterer Macht mit der Besorgung ihrer diplomatischen Geschäfte zu Paris betraut und übte auf das Zustandekommen des pariser Friedens nicht geringen Einfluß. Seine Gattin, eine Tochter des verstorbenen russischen Kanzlers Nesselrode, trat im Jan. 1866 zu Rom zur katholischen Kirche über.

2) Maria, s. Niemann.

Seebad, in offener See genommenes Bad, besonders auch eine zu diesem Zweck eingerichtete Lokalität an der Meeresküste und auf Inseln. Das Meerwasser gleicht wegen seines Gehalts an gelösten mineralischen Bestandtheilen am meisten einer leichten Soole, und es wären daher See- und Soolbäder als ziemlich gleichbedeutend anzusehen. Doch kommt bei ersteren als höchst wirksames Moment noch die dichtere reinere Luft bei gleichmäßigerer Temperatur und der gleich einer permanenten Douche wirkende Wellenschlag hinzu. Das Seewasserbad wirkt wie das Soolbad reizend auf die Haut, ableitend von inneren Organen und die Hautperspiration erhöhend, und zwar nicht nur in Folge des Salzgehalts des Seewassers, sondern auch durch den intensiven Reiz, welchen das relativ kalte Wasser an sich und durch seine fortwährende Bewegung ausübt. Die Zunahme des Appetits, wie der physiologischen Absonderungen nach dem Gebrauch von Seebädern zeigt, daß dadurch eine Steigerung des Stoffwechsels herbeigeführt wird, der sich auch in dem vermehrten Körpergewicht kundgibt. Die Krankheiten, gegen welche der Gebrauch der Seebäder empfohlen wird, sind vornehmlich solche, die durch Störungen der normalen Blutbildung und Ernährung und durch geschwächte Nerven- und Hautthätigkeit hervorgerufen sind. Daher gehören namentlich Skrophulose, englische Krankheit, Blutarmuth und Bleichsucht, wenn sie nicht Folge organischer Fehler sind. Eine zweite Gruppe bilden die Krankheiten, welche in Schwächung der willkürlichen oder unwillkürlichen Muskulatur verschiedener Organe, wie des Magens und Darmkanals, der oberen und unteren Gliedmaßen ꝛc. beruhen. Hieran reihen sich rheumatische Affektionen, welche ihren Grund in verminderter Widerstandsfähigkeit der Haut gegen wechselnde Witterungseinflüsse haben. Endlich wird der Gebrauch von Seebädern noch empfohlen als Nachkur nach ein- und angreifenden Mineralwasserkuren, sowie bei beginnender Tuberkulose, gegen welche aber nur südliche Seebäder zu wählen sind. Die Nordseebäder zeichnen sich aus durch salzreiches Wasser (gegen 300 Gran im Pfund), lebhaften Wellenschlag, kühle erregende Luft und eine Temperatur von 16—17° R. und eignen sich für kräftigere, jedenfalls nicht lungenkranke Personen. Als Hauptrepräsentanten sind zu nennen: Helgoland, Boulogne sur mere und Dieppe, Brighton, Wyk auf Föhr, Westerland auf Sylt, Norderney, Ostende, Scheveningen und die Insel Wight. Die Ostseebäder haben entschieden geringeren Salzgehalt, 130—50 Gran im Pfund, und ruhigeres Wasser und sind für schwächliche, sehr reizbare Personen geeignet. Zu nennen sind Kolberg, Dobberan, Düsternbrook bei Kiel, Putbus auf Rügen, Swinemünde, Travemünde bei Lübeck. Die südlichen Seebäder liegen meist am mittelländischen Meere, haben bedeutenden Salzreichthum, im Sommer hohe Temperatur (bis 22° R.), aber fast keinen Wellenschlag. Sie empfehlen sich ebenfalls für reizbare, schwächliche Personen. Hervorzuheben sind Venedig, Triest, Ischia bei Neapel, Nizza, Marseille, Cannes, Biarritz in der Bai von Biscaya u. a. m. Vgl. Hartwig, Ueber den richtigen Gebrauch der Seebäder, 2. Aufl., Brüssel 1832.

Seebär, s. Robben.

Seebarbe, **Seebarsch**, Fischgattung, s. Barsche.

Seeberg, Hügel von 300 Fuß Höhe bei Gotha, mit einer von Herzog Ernst II. 1769—91 errichteten Sternwarte, die durch die daselbst thätig gewesenen Astronomen von Zach, von Lindenau, Nikolai, Encke und Hansen berühmt geworden ist, gegenwärtig aber nicht mehr benutzt wird.

Seeburg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rössel, hat ein altes Schloß, Leinweberei, Gerberei und 2715 Einw.

Seeelephant, s. Robben.

Seeglocke (Balanus tintinnabulum *L.*, Seetulpe), Krustaceenart aus der Ordnung der Weichthierkrebse und der Familie der Rankenfüßer (Cirripedia), mit röthlicher, längs und quer gestreifter Schale, 2—3 Zoll hoch und einen Zoll im Durchmesser haltend, findet sich im atlantischen und chinesischen Meere gruppenweise auf Seethieren oder an Felsen festsitzend, auch fossil und wird von den Chinesen mit Salz und Essig gekocht gegessen. Die Schale dient als Leuchter.

Seegras, s. v. a. Zostera maritima *L.*

Seegurke, s. Sternwürmer.

Seehandlung, preußisches Institut, den 14. Okt. 1772 zu Berlin zur Hebung des damals sehr darniederliegenden Handels gegründet, erhielt, auf die

nächsten 20 Jahre privilegirt, die Vergünstigung, daß nur ihre Schiffe zum Ankauf und Verkauf des Salzes in den preußischen Häfen und Rheden zugelassen werden und das Vorrecht auf den Ankauf des die Weichsel abwärts zu verführenden oder innerhalb des preußischen Gebiets auf 10 Meilen zu beiden Seiten dieses Flusses vorgefundenen Wachses haben sollten. Das Betriebskapital zu 1,200,000 Thalern sollte durch 2400 Aktien, wovon aber nur 300 ins Publikum kamen, aufgebracht und außer der sich ergebenden Dividende mit 10 Procent verzinst werden. Die Aktionäre sollten keine Stimme bei der Verwaltung haben, sondern die Gesellschaft einzig durch eine besondere, vom Ministerium abhängende Direktion geleitet werden. Im Jahre 1791 wurden die Privilegien der Anstalt bis zum 1. Jan. 1808 verlängert, und 1793 ward das Betriebskapital auf 1,500,000 Thaler in 3000 Aktien erhöht und vom Staat garantirt, wogegen die Zinsen auf 5 Procent herabgesetzt und die Aktieninhaber von jedem anderen Gewinn ausgeschlossen wurden. Durch die letzte Theilung Polens 1795, wodurch der Handelszug nach den an Rußland und Oesterreich gekommenen Theilen jenes Landes aufhörte, sowie durch den Revolutionskrieg litt die eigentliche Handelsthätigkeit der S. sehr, die dafür bei den großen Geldanleihen des Staats gute Geschäfte machte, auch die Verwaltung der Staatsschulden erhielt. Sie nahm gegen Obligationen bis 1806 17,800,000 Thaler auf, womit die im Auslande gemachten Staatsanlehen zurückgezahlt wurden. Die Katastrophe von 1806 war aber auch für dieses Institut von den schlimmsten Folgen. Indem die dem Staate vorgeschossenen Gelder nicht zurückgezahlt wurden, konnte die S. ihre Gläubiger nicht befriedigen, und daher ward an eine Erneuerung des 1808 abgelaufenen Octroi nicht gedacht. Nur der Einkauf des zum inneren Verbrauch erforderlichen überseeischen Salzes verblieb als ein Kommissionsgeschäft der S., deren 1806 ausgestellte Obligationen und Aktien 1810 in Staatsschuldscheine umgeschrieben wurden. Durch die ihr übertragene Erhebung der französischen Kontributionsgelder, sowie durch die 1818 in England gemachten Anleihen hob sich ihr Kredit wieder in etwas, und ihr Kapitalstamm belief sich Ende 1819 auf 1,035,110 Thaler. Nachdem sie bis 1817 unter dem Finanz- und dann unter dem Schatzministerium gestanden, kam sie am 17. Jan. 1820 unter die Verwaltung des Ministers Rother und ward durch Kabinetsordre für ein selbstständiges Geld- und Handelsinstitut des Staats erklärt. Vornehmlich ward ihr der Ankauf des überseeischen Salzes aus England, Frankreich und Portugal und die Besorgung aller im Auslande für Rechnung der Staaten zu negotiirenden Geldsachen, sowie derjenigen im Innern, wobei eine kaufmännische Mitwirkung erforderlich war, zugewiesen. Durch Kabinetsordre vom 3. Mai 1821 ward verfügt, daß der Gewinn der S. nicht mehr an die Staatskasse geliefert, sondern zum Kapitalvermögen des Instituts geschlagen und daraus ein Reservefonds gebildet werden sollte, über welchen aber in außerordentlichen Fällen auch dem König ein Verfügungsrecht zu Staatszwecken zugestanden ward. Im Jahre 1829 zahlte sie den alten Kapitalstamm von 1,035,110 Thalern, den sie noch von der Regierung besaß, an diese zurück. Seitdem arbeitete sie ganz selbstständig ohne Unterstützung und ohne Monopol mit eigenem Vermögen, das sich bedeutend gesteigert hat. Durch Kabinetsordre vom 14. Febr. 1845 ward das Fortbestehen des Instituts ausgesprochen, zugleich aber festgesetzt, daß es sich vorläufig in keine neuen gewerblichen Unternehmungen einlassen und den Salzhandel aus Frankreich, Portugal ꝛc. der Steuerverwaltung überlassen solle. Seit 1848 ist die S. wieder dem Finanzministerium untergeordnet. Ihr Handel ist jetzt gering. Ihre sonstigen geschäftlichen Unternehmungen zerfallen in Vorschüsse mit einem größeren oder kleineren Antheil am Geschäft und an dem daraus sich ergebenden Gewinn und Verlust und in industrielle Unternehmungen für eigene Rechnung. Vgl. Rother, Die Verhältnisse des königlichen Seehandlungsinstituts, Berlin 1845; Risch, Das Seehandlungsinstitut und dessen Eingriffe in die bürgerlichen Gewerbe, das. 1845; Julius, Die S. und das bürgerliche Gewerbsvorrecht, Leipz. 1845.

Seehausen, 1) Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Osterburg, an der Biese, Sitz eines Kreisgerichts, mit starker Schuhmacherei, Ziegelbrennerei, Getreidehandel, besuchten Pferdemärkten und 3965 Einw. — 2) Magdeburgisch-S., Stadt daselbst, Kreis Wanzleben, mit Gerichtskommission, starker Leinweberei, Runkelrübenzuckerfabrikation und 2961 Einw.

Seehecht, s. v. a. Merlan, s. Schellfische.

Seehund, s. Robben.

Seeigel (Echinoïden, Echinoidea), Strahlthierfamilie aus der Ordnung der Stachel- oder Igelhäuter (Echinodermata), charakterisirt durch den ungestielten, freien, kugel- oder halbkugelförmigen oder flachen Körper ohne strahlige Lappen, aber mit einer kalkigen, meist aus 20 Reihen durch Nähte unbeweglich verbundener, 5seitiger Täfelchen (Asseln) zusammengesetzten Schalenhülle, welche mit zahlreichen Höckern bedeckt ist, auf welchen kleine und dünne oder große und dicke, leicht abfallende Stacheln beweglich eingelenkt sind. Die Mundöffnung liegt meist unten in der Mitte und hat in der Regel einen 5zähnigen, aus 35 einzelnen Stücken bestehenden Kauapparat, Laterne des Aristoteles genannt; der After ist dem Munde entgegengesetzt oder liegt seitlich; der Darm ist schlauchförmig. Kleine, vom Scheitel bis zur Mundöffnung 5 schmale Reihen bildende oder den Scheitel in Gestalt einer 5blätterigen Blume umgebende Löcher (Fußlöcher) dienen zur Durchlassung kleiner häutiger Röhrchen oder Saugfüßchen; dies die sogenannten Fühlergänge (ambulacra), welche in Gestalt größter Kreise vom Mund aus mehr oder weniger weit gegen den Scheitel hinaufgehen und die Ambulakral- und Interambulakralfelder einschließen. Am Scheitel liegt eine siebartig durchlöcherte Kalkplatte, Madreporenplatte genannt, durch welche das Wasser von außen her eingenommen wird. Am Scheitel öffnen sich auch die Eierleiter in kleine Löcher (Genitalporen). Zum

Ergreifen kleiner Gegenstände dienen dreizackige, zangenartige Organe auf beweglichen Stielen (Pedicellarien). Das Kriechen wird durch abwechselndes Ansaugen der Füße (Saugfüße) u. Stützen mit den Stacheln bewerkstelligt. Zur Nahrung dienen diesen Thieren Algen, daneben auch thierische Stoffe. Man kennt über 110 lebende und 840 fossile Arten (Echiniten), welche von Agassiz in 94 Gattungen gebracht worden sind. Von manchen, namentlich fossilen S.n kennt man nur die großen Stacheln, von denen einige unter dem Namen Judensteine (lapides judaici) früher officinell waren. Die Gattung S. (Echinos *L.*) zählt allein 28 lebende und ebenso viel fossile Arten. Der gemeine S. (E. esculentus *L.*), mit nackter Mundhaut, 3 Porenpaaren in jeder schiefen Reihe, kurzen Stacheln und fast kugeligem, 3 Zoll im Durchmesser haltendem Körper, findet sich um ganz Europa, auch häufig in der Nordsee, und wird deshalb gesammelt, weil die röthlichen Eierstöcke, deren jedes Thier 5 hat, im Frühjahr gegessen werden.

Seejungfer, s. v. a. Wasserjungfer.

Seekalb, s. Robben.

Seekarten, Darstellungen der ganzen Wasserfläche oder eines Theils derselben sammt den umgrenzenden Küsten, den darin liegenden Inseln, Klippen, Untiefen, Bänken, Strömungen *rc.*, nebst Angabe der Zeit des Eintritts des hohen Wassers am Neu- und Vollmondstage an verschiedenen Punkten u. an mehren Stellen eingetragenen Kompaßrosen mit Beifügung der Variation der Nadel. Die auf den Schiffen geführten S. sind entweder Plan- oder platte Karten, oder Mercatorskarten, Karten mit wachsenden Breiten. Ist die wahre Nord- und Südlinie des Kompasses parallel der Breitenskale gezogen und die Variation nur in Graden angegeben, so heißen die S. rechtweisende; ist dagegen der magnetische Norden geradezu niedergelegt und sind von ihm abhängig alle übrigen Kompaßstriche gezogen, so heißen sie fehlweisende. Bei der Konstruktion der Plankarten wird der darzustellende Theil als Ebene betrachtet, daher bilden die Meridiane gerade Linien und alle Breitengrade sind einander gleich. Während auf diese Weise die Gegend der Erde bis 20 und mehr Grade nördlich und südlich vom Aequator, die fast cylinderförmig erscheint, mit ziemlicher Treue sich darstellen läßt, geben dergleichen Karten für die Gegenden weiter nach Norden und Süden zu, wo die Meridiane sich einander mehr und mehr nähern, weder ein richtiges Bild, noch für die Entfernungen nach Osten und Westen ein richtiges Maß. Gerhard Mercator versuchte 1569, unter Beibehaltung der Vortheile der geradlinigen Meridiane die Fehler der platten Karte zu beseitigen, und die auf diese Weise verbesserten Karten mit wachsenden Breiten heißen nach ihm Mercatorskarten, auch runde oder reducirte Karten. Auf diesen bleiben sich die Längengrade in allen Breiten gleich, daher sie nach den Polen hin zu groß sind, wie auf den platten Karten; dafür sind die Meridiane nach den Polen zu verlängert, so daß die Parallelen der Breite immer größere Distanzen von einander erhalten (daher der Name wachsende Karten), bei welcher Verlängerung aber das wahre Verhältniß zwischen den Längen- und Breitengraden überall genau eingehalten werden muß. Vergl. Bobrik, Handbuch der praktischen Schifffahrtskunde, Leipz. 1846—48, 4 Bde.

Seekatz, Johann Konrad, deutscher Genremaler in niederländischem Styl, geboren 1719 zu Grünstadt in der Pfalz, genoß den ersten Unterricht in der Kunst bei seinem Vater, Johann Martin S., und seinem älteren Bruder Martin S. († 1765 zu Worms), arbeitete hierauf eine Zeitlang gemeinschaftlich mit diesem, dann unter Leitung des kurpfälzischen Hofmalers Brinkmann und wurde 1753 kurfürstlicher Hofmaler zu Darmstadt, wo er 1768 †. S. malte Gesellschaften, Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke, sowie Landschaften mit Figuren und Thieren, sämmtliche Bilder gut geordnet, korrekt in der Zeichnung, ausdrucksvoll und von kräftiger Färbung. Viele seiner Arbeiten besitzt die großherzogliche Gallerie zu Darmstadt.

Seekrankheit (nausea), Unwohlsein, welches sich vorzugsweise in krankhaften Affektionen des Magen- und Darmkanals, sowie in begleitenden Verstimmungen des Nervensystems äußert. Uebelkeit, Erbrechen mit Schwindel, weiterhin auch Diarrhöe sind die Hauptsymptome des Uebels, welches außerdem von Betäubung, Hinfälligkeit, Niedergeschlagenheit, Ekel an Allem und Jedem, schließlich selbst am Leben, begleitet zu sein pflegt. Bei widrigem Wind und auf Segelschiffen ist das Uebel heftiger als bei günstigem Wind und auf Dampfschiffen. Bei dem sogenannten Stampfen des Schiffes, wobei dasselbe von den Wellen gehoben u. gesenkt wird, befinden sich Seekranke am übelsten: gewöhnlich erfolgt mit jedem Stampfen plötzliches Erbrechen. Die S. ergreift mit wenig Ausnahmen Alle, welche sich zuerst der See anvertrauen; häufige Seereisen heben die Disposition für dieselbe, doch hat man auch gesehen, daß alte Matrosen, nach längerem Aufenthalt auf dem Land, von ihr wieder befallen wurden. Frauen und junge schwache Personen sind ihr am leichtesten unterworfen. Meist gewöhnt man sich nach einigen Tagen an die Bewegung des Schiffes, und das Uebel verschwindet, in anderen Fällen dauert die Krankheit so lange, als man sich auf offenem Meer befindet. Zerstreuung, das Liegen in Hängematten, große Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, starker Wille, Aufenthalt auf dem Verdeck *rc.* lindern das Uebelbefinden des Kranken. Zum Tode führt die S. nicht leicht, doch können möglicher Weise Blutschlag des Gehirns und Magenlähmung eintreten. Nach der S. stellen sich Vermehrung des Appetits, kräftigere Verdauung, erhöhte Lebenslust ein. Zur Verhütung oder schnellen Beseitigung der S. kennt man kein Mittel. Empfohlen wird, bevor man an Bord geht, eine schwer verdauliche Mahlzeit, rohen Schinken, Speck, mit rothem Wein *rc.* zu sich zu nehmen. Die gegen das Uebel empfohlenen Specifica haben sich nicht bewährt. Durch häufiges Trinken werden die konvulsivischen Bewegungen des Magens weniger schmerzhaft.

Seekreis, der südöstlichste Kreis des Großherzogthums Baden, wird im Südosten vom Bodensee bespült, nach dem er benannt ist, grenzt außer-

dem an den badischen Oberrheinkreis, die Schweiz, Hohenzollern und Würtemberg und umfaßt einen Flächenraum von 64,36 □Meilen mit 198,160 meist katholischen Einwohnern. Er umfaßt das ehemalige Hochstift Konstanz, die ehemalige österreichische Landgrafschaft Nellenburg und die fürstlich fürstenbergischen Grafschaften Laar, Heiligenberg und Stühlingen. Das Land ist durch die südöstlichen Ausläufer des Schwarzwaldes und das Hügelland am Bodensee (Höhgau) gebirgig und wird von der Donau, dem Rhein, der Wutach, Aach und Stockach bewässert. Der Ackerbau ist wegen des steinigen Bodens wenig ergiebig, doch baut man Kartoffeln, Gemüse und Wein (Seewein). Holz ist in Ueberfluß vorhanden; ansehnlich ist auch die Viehzucht (Rinder, Ziegen, Schweine), sowie der Bergbau auf Eisen. Die Industrie ist besonders durch Uhrenfabrikation, Baumwollmanufakturen und Strohflechterei vertreten. Der Kreis wird im Süden durch die von Basel über Waldshut, Schaffhausen und Radolfszell nach Konstanz führende Eisenbahn berührt, welche von Radolfszell aus nördlich nach Donaueschingen abzweigt; er zerfällt in administrativer Beziehung in 11 Bezirksämter, in judicieller Hinsicht in 15 Amtsgerichtsbezirke und hat Konstanz zur Hauptstadt.

Seekrieg, s. Seeschlacht.

Seekuh, Säugethiergattung, s. Manati. Eine andere Gattung, Borkenthier (Rytina), bildet Stellers S. (R. Stelleri *C.*, Manatus borealis *Pall.*). Dieselbe hat oben und unten auf jeder Seite einen Backenzahn (und zwar bilden diese Backenzähne aus verwachsenen Horncylindern bestehende, gefurchte Kauplatten), kurze und nagellose Armflossen, eine ausgeschnittene Schwanzflosse und ist mit einer rissigen, borkenähnlichen Haut bedeckt, welche aus verwachsenen Fasern oder Haaren gebildet ist. Sie ist 23 Fuß lang und an 8000 Pfund schwer, schwarzbraun und schwer beweglich. Ihr Fleisch ist eßbar. Dieses Thier ward von Steller 1741 auf der Behringsinsel entdeckt und war hier in solcher Anzahl vorhanden, daß zu seinem Fang Expeditionen veranstaltet wurden. Aber schon 1757 war die Zahl dieser Thiere sehr vermindert, und 1768 ward das letzte erlegt.

Seeland, 1) (dänisch Själland, von Dichtern Sjölund genannt), die größte und wichtigste der dänischen Inseln, wird umgeben von dem Kattegatt, dem Oeresund, der Ostsee u. dem großen Belt. Durch den Isefjord, der 8 Meilen tief ins Land einschneidet und sich in zwei Arme spaltet, von denen der westliche den Namen beibehält und als Lamme- und Siddingefjord endigt, der östliche aber Roeskildefjord heißt, werden 3 Halbinseln gebildet, eine große nordöstliche, Hornsherred in der Mitte und Odsherred im Westen, von welcher letzteren die lange und schmale, mit dem 150 Fuß hohen Vorberge Gniben endigende Halbinsel Själlands Odde sich in das Kattegat erstreckt. Im Osten bildet die Ostsee die Kjöge- und die Prästöbucht, im Süden wird S. durch das Ulvsund und die vordingborger Bucht von den Inseln Möen und Falster getrennt, im Nordwesten am großen Belt öffnet sich zwischen den Halbinseln Asnäs und Refsnäs der Kallundborgfjord und zwischen Refsnäs u. Odsherred die große Seieröbucht. Die größte Länge der Insel von dem nördlichsten Punkte, Gilbjerghoved beim Kirchdorfe Gilleleie, bis zu dem südlichsten Punkte, Stammenakke, beträgt 17½ Meilen u. die größte Breite von Kopenhagen bis Refsnäs 14 Meilen; der Flächeninhalt mit den kleinen, dicht dabei liegenden, zusammen etwa 2¼ □Meilen großen Inseln Amager, Seierö, Nexelö, Reersö, Sprogö, Aggersö, Omö, Masnedö, Tärö und Langö etwa 127¼ □Meilen und die Zahl der Bewohner (1860) 560,510. S. ist im Ganzen ein niedriges, wellenförmiges, fast überall fruchtbares Land, von dessen früherem Waldreichthum noch hie und da ansehnliche Ueberreste in den herrlichen Buchenwäldern vorhanden sind, die wenigstens ein Areal von 130,000 Tonnen Land (à 56,000 □Fuß) bedecken. Der höchstliegende Theil der Insel ist der südöstliche, wo sich in einem kleinen Umfange die 3 Höhenpunkte Overdrevsbakken bei Vester Egede (390 Fuß), Dysted Bakke (386 F.) und Vindhöi (360 F.), südlicher Kulsbjerg (360 F.) und nordöstlicher Faxe Kalkbjerg (244 F.) erheben. Von hier erstreckt sich gegen Osten zwischen der Kjöge- und Prästöbucht das fruchtbare, nur wenig bewaldete Herred Stevns, das am Meere in dem steilen, 1¾ Meilen langen, 60—120 Fuß hohen Kreideberge Stevnsklint endigt; nördlich davon erstreckt sich von der Kjögebucht bis an den Roeskildefjord eine große, fruchtbare, fast ganz waldlose Ebene, die sogenannte „Hede" (Heide). Die nordöstliche Halbinsel zwischen dem Roeskildefjord und dem Oeresund ist wiederum hügelig, und da sie zugleich schöne Wälder u. zahlreiche Landseen hat (Fure-, Själ-, Esrom-, Arre-Sö u. a.), so gehört diese Gegend zu den schönsten in Dänemark. Hier ist der wegen seiner herrlichen Aussicht bekannte Skandsebakke bei Frederiksberg (248 Fuß) und Magehöi am Arre-Sö (220 Fuß). Im Süden des Roeskilde- und Isefjords erstreckt sich ein Höhenzug, welcher im Mörkemosebjerg bei Holbäk 340 Fuß und weiter westlich im Knösen 309 Fuß erreicht; auf dem schmalen Landstreifen, welcher das hohe Odsherred mit der übrigen Insel verbindet, ist der steil ansteigende Veirhöi (386 F.). Auch die durch ihre herrlichen Wälder und Landseen bekannte Umgegend von Sorö hat mehre recht ansehnliche Höhen. Die bedeutendsten Landseen sind außer den schon erwähnten: Tiis-Sö im Westen, Sorö-Sö und südlich davon Tjustrup- und Bavelse-Sö; Flüsse: Suus-Aa, Halleby- oder Aamose-Aa und Mölle-Aa. Die Insel hat 3 Kanäle, den danneskoldschen, 1812 zur Vertiefung der Suus-Aa angelegt, 3 Meilen lang, den Esromkanal, nordwärts ins Kattegat führend, 27,290 Fuß lang, nebst dem vorhergehenden besonders zum Transport von Brennmaterialien aus waldreichen Gegenden nach der Hauptstadt dienend, und den Frederiksvärkskanal, 1716 angelegt zur Verhütung der Ueberschwemmungen des Arre-Sö und zum Betrieb der Fabriken von Frederiksvärk. Die Insel hat Ueberfluß an Getreide, zwar hauptsächlich Gerste und Roggen, doch wird, besonders im südlichen Theile, auch trefflicher Weizen gebaut. Trotz der bedeutenden Wälder ist wegen der großen Konsumtion in der Hauptstadt Mangel an Brennholz; ein wichtiges

Surrogat ist der Torf, welcher noch reichlich in den Mooren vorhanden ist. Da jedoch diese keine eigentlichen Moräste sind, so nehmen sie mehr und mehr ab, indem sie zu Wiesen werden, von denen wiederum ein großer Theil successive unter den Pflug gebracht wird. Durch Seeland führt von Kopenhagen über Roeskilde, Ringsted und Sorö nach Korsör am großen Belt eine Eisenbahn, 15 Meilen lang; außerdem führt die nordseeländische Bahn von Kopenhagen nach Helsingör. S. nebst den erwähnten umliegenden kleineren Inseln, sowie Möen in der Ostsee und Samsö im großen Belt werden in administrativer Hinsicht in die Hauptstadt Kopenhagen und in 5 Aemter getheilt, nämlich Kopenhagen, Frederiksborg, Holbäk (mit Samsö), Sorö und Prästö (mit Möen). Das **Stift S.**, das erste und wichtigste in Dänemark, umfaßt alle diese Inseln außer Samsö, welches zum Stift Aarhuus gehört; außer denselben aber gehören zu Seeland noch Bornholm und die Färöer; auch die dänischen Inseln in Westindien und die dänischen Kolonien in Grönland stehen unter dem Bischof von S. — 2) Niederländische Provinz, s. v. a. Zeeland. — 3) (**Bernisches** S.), Landschaft im schweizerischen Kanton Bern, erstreckt sich von dem unteren Theil des Neuenburgersee's bis an den Kanton Solothurn und umfaßt die Oberämter Erlach, Aarberg, Nidau und Büren.

Seele (griech. Psyche), Bezeichnung für den Grund der Lebenserscheinungen, also für dasjenige Princip, vermöge dessen bei Thier und Mensch die Lebensfunktionen von Statten gehen und bis zum Tode unterhalten werden. Mißbräuchlich hat man den Ausdruck S. auch in die Pflanzenwelt übertragen und von einer Pflanzenseele geredet. Diese allenfalls in der Poesie erlaubte Auffassung stimmt weder zu dem älteren, noch zu dem neueren Sprachgebrauch, und auch sachlich ist ein weiter Unterschied zwischen der bloßen Gestaltungsursache eines nur überhaupt organischen Dinges und einem solchen Lebensprincip anzuerkennen, mit welchem Empfindung, d. h. inneres Leben, also irgend ein Grad von Bewußtsein verbunden ist. So dumpf die Empfindung auch sein möge, zwischen einem Dinge, in welchem gar keine Wahrnehmung der eigenen Existenz vorhanden ist, und einem Wesen, welches außer seinem objektiven Dasein auch noch eine subjektive Existenz für sich selbst hat, muß begreiflich scharf unterschieden werden. Selbst die äußerliche Stetigkeit der Uebergänge von der Pflanze zum Thier schließt keineswegs die Nöthigung aus, irgend wo den Sprung vom völligen Unbewußtsein zu einer wenn auch noch so geringen Empfindung anzunehmen. Nur wenn man in poetischer Weise alles Todte als mit einem gewissen Leben ausgestattet ansieht und sich also eine Art Naturseele oder Weltseele nach Analogie der thierischen Lebensregung vorstellt, entzieht man sich scheinbar jeder nothwendigen Unterscheidung, verfällt aber im Grunde nur einer Konfusion, die in letzter Instanz zur Leugnung des Seins zu Gunsten des bloßen Denkens und Bewußtseins führt. In dieser Art ist die Entstehung desjenigen philosophischen Standpunkts erklärlich, welcher die S., d. h. die subjektive Existenz, zu der alleinseienden macht, die Welt mithin als etwas Traumartiges ansieht und die Existenz des Objekts ohne das Subjekt nicht begreifen zu können vermeint. Für diesen Standpunkt gibt es nur ein Bewußtsein, aber kein Sein außer demselben, und jenes Bewußtsein ist der Träger von Allem. Schon Aristoteles warf die Frage auf, ob die Zeit ohne die S. sein könnte, und schon früher erprobte Heraklit die Schwierigkeit einer Grenzbestimmung zwischen dem, was der S., und dem, was den Dingen angehört, so daß er zu dem Ausspruch gelangte: „Wer der S. Grenzen und Enden sucht, findet sie nicht, auch wenn er jeglichen Weg nähme." Die Neueren haben unter dem Einfluß des Christenthums zunächst einen völlig dualistischen Seelenbegriff kultivirt, der sich namentlich bei Cartesius vertreten findet. Der Gegensatz von Leib und S., welcher letzteren man bisweilen einen besonderen Sitz (z. B. Cartesius in der Zirbeldrüse) anwies, beherrscht sogar noch einen Theil der allerneuesten Philosophie und findet sich noch heute fast bei allen eigentlichen Psychologen betont. Aber schon Spinoza hatte unmittelbar nach Cartesius die Doppelheit und Kluft der gangbaren Vorstellungen dadurch zu beseitigen versucht, daß er Leib und S. für zwei Auffassungen eines und desselben Gegenstandes erklärte. Noch einschneidender hat die kantische Kritik der sogenannten rationalen Psychologie (s. d.) gewirkt, welche ganz besonders die Annahme einer S. als eines beharrlich existirenden, in seiner Natur einfachen und daher unzerstörlichen Dinges bekämpfte und als logischen Trug kennzeichnete. Indirekt hat in der allerjüngsten Phase des Streites über die Fassung des Seelenbegriffs der sogenannte Materialismus, d. h. die naturwissenschaftliche Denkweise, diejenige philosophische Kritik gekräftigt, welche die Voraussetzung eines Seelendinges, d. h. die Vorstellung von einer S. als einem ruhenden, unabhängig vom Leibe für sich bestehenden und daher einem selbstständigen Schicksal unterworfenen Etwas, unbedingt verwirft. Hierin begegnen sich heute die kant-schopenhauersche und die materialistische Vorstellung von dem Princip der psychologischen Erscheinungen. Doch auch abgesehen von aller Philosophie besteht der exakte Standpunkt darin, die inneren subjektiven Erscheinungen unmittelbar als solche und ganz ebenso wie die der äußeren Natur zu erforschen, ohne sich um den vermittelnden Einheitsbegriff (S., Geist u. dergl.) in anderer Weise zu bekümmern, als in welcher man etwa auch den Begriff der Kraft in den Raisonnements der Mechanik benutzt. S. ist hiernach zunächst nur ein Kollektivname für den Grund einer verwandtschaftlich verbundenen Gruppe von Erscheinungen (Empfindungen und Trieben, Gemüthsbewegungen und Willensimpulsen, sinnlichen Wahrnehmungen und verstandesmäßigen Vorstellungen und Gedanken). Sachlich ist S. im weiteren Sinne nichts als die einheitliche, uns übrigens ganz unbekannte, auch gar nicht durch Erkenntnißkategorien weiter zu kennzeichnende einheitliche Ursache der thierischen Lebensfunktionen. Im engeren Sinn unterscheidet man das bloß Seelische von dem Geistigen in der Art, daß man die Attribute des specifisch Menschlichen im Gegensatz zu dem niederen Grad der thierischen Intelligenz unter besonderen Namen zusammenfaßt. Die in dieser

Richtung gebrauchten Ausdrücke (Geist mehr für Sphäre des Verstandes, und Gemüth mehr für die des Wollens und Wünschens) sind in weit geringerem Grade als das Wort S. von falschen Nebenvorstellungen begleitet und geben namentlich heute nur selten zu eigentlichen Dingvorstellungen Veranlassung. Gegenwärtig heißt diejenige Vorstellung von einer S., wonach dieselbe als ein Ding für sich ein eigenes Schicksal hat, gewöhnlich spiritualistisch. Ursprünglich ist der Spiritualismus auch bezüglich der Seelenvorstellung aus den Volksideen entstanden. Man dachte sich die S. als einen belebenden Hauch, der mitgetheilt werden könne, so daß also die gröbere, eigentlich materialistische Vorstellungsart, wie sie heute theils wirklich gepflegt, theils aber nur einem sogenannten Materialismus untergeschoben wird, dem älteren Spiritualismus sehr verwandt ist. Der neueste Spiritualismus lehnt sich gewöhnlich an religiöse Ueberlieferungen an, und ihm ist es regelmäßig nur um die Trennbarkeit einer S. vom Leibe zu thun. Außer der philosophischen Kritik hat ganz besonders die physiologische Analyse, namentlich der Centraltheile des Nervensystems, zur Umwälzung der älteren Vorstellungen geführt. Seit Flourens' experimentellen Untersuchungen über die den verschiedenen Gehirntheilen zukommenden Funktionen weiß man z. B. mit Sicherheit, daß das Vorstellungsvermögen, d. h. die Fähigkeit, Anschauungen und anschauliche Vorstellungen zu haben, specifisch den großen Hemisphären des Gehirns zuzuschreiben ist. Ueber den Zusammenhang der Behandlung der Psychologie mit dem Seelenbegriff s. Psychologie.

Seelenheilkunde (Psychiatrie), der Inbegriff aller derjenigen, freilich sehr geringfügigen Kenntnisse, die man über die Behandlung der Geistesstörungen und Gemüthskrankheiten besitzt. Im weiteren Sinne umfaßt sie auch die gesammte Kenntniß und Diagnose aller Arten von Seelenstörungen (s. d.) und begreift die Diätetik und Prophylaktik dieses Gebiets in sich. Sowohl in rein leiblicher (somatischer), als auch bloß psychischer Hinsicht läßt sich weit mehr von Grundsätzen der Behandlung (cura) als von zuverlässigen Normen der eigentlichen Heilung sagen. Die Rückfälle (Recidive) sind gerade im Gebiet der psychischen Störungen äußerst häufig, und die Wahrscheinlichkeit einer vollständigen Beseitigung des Uebels ist daher in den meisten Fällen verhältnißmäßig gering. Aus Beobachtungen, die freilich von unzureichender Ausdehnung waren, hat man die Zahl der Rückfälle auf durchschnittlich 5 Procent überschlagen, ohne daß jedoch hierauf sicher zu fußen und aus diesem Verhältniß mehr als ein vager Schluß auf die prekäre Natur des gesammten fraglichen Heilverfahrens und die Unsicherheit des Urtheils über die definitive Genesung zu ziehen wäre. Weder die physische, noch die psychische Behandlung haben allgemein anerkannte Regeln. Was die Materia medica dieses Gebiets anbetrifft, so ist die neuere Richtung der allgemeinen Medicin gegen die Voraussetzung specifischer Heilmittel im Kampfe begriffen. Wie man nun die Existenz von Specifica überhaupt leugnet, so kann man offenbar mit noch unzweifelhafterem Recht das Vorhandensein specifischer Mittel gegen die Geisteskrankheiten bestreiten. Der Glaube an Specifica, d. h. an bestimmte Mittel, welche ganz bestimmten Krankheitsformen entsprechen sollen, findet fast nur noch in der Homöopathie eine entschiedene Vertretung, wo er denn auch eine Art Restauration erfahren hat. Allein abgesehen von den in dieser Richtung herrschenden Dogmen wird immer allgemeiner anerkannt, daß für die Störungen des Nervensystems specifische Heilstoffe in dem vorher angegebenen Sinne nicht vorhanden seien. Der physischen Behandlung bleibt daher nichts übrig, als die Oerter, in denen sich die Störungssymptome in der gewöhnlichen somatischen Weise zeigen, nach den Grundsätzen der allgemeinen Medicin zu behandeln. Die Geisteskrankheiten sind z. B. sehr häufig von erheblichen Störungen in den Verdauungswerkzeugen begleitet. In diesem Fall wird man sich, so oberflächlich dieses Verfahren auch ausfallen muß, in Ermangelung besserer Indikationen zunächst an den Verdauungsapparat halten und in ihm mit den bekannten Mitteln einen normalen Zustand zu befördern suchen. Eine direkte Kur auf Theile des Gehirns, des Rückenmarks oder des Gangliensystems wird nur in äußerst seltenen Fällen ausführbar sein, z. B. dann, wenn die Ursache der Krankheit eine mechanische Verletzung ist und es Prozeduren gibt, die (wie z. B. das Baden in gewissen warmen, chemisch indifferenten Wässern) einen Wiederersatz der durch die Verletzung verstümmelten Theile erfahrungsmäßig befördern. Die als Universalmittel empfohlenen Wasserkuren sind wohl ein Entstehungsgrund, aber kein Heilmittel für Geisteszerrüttung. Der Angriff, welchen die Centraltheile des Nervensystems von der Peripherie, d. h. von der Haut und den Hautnerven, her durch den forcirten Wechsel der Temperatur, sowie schon überhaupt durch die übermäßigen Reizungen der Wasserkuren erfahren, ist sehr häufig eine direkte Ursache des ausgeprägtesten Wahnsinns. Entziehungskuren und überhaupt die schwächenden Verfahrungsarten der Medicin sollen sich gerade bei den Geisteskrankheiten nicht nur als unnütz, sondern als positiv schädlich erwiesen haben. Aber auch die Anwendung von roborirenden Mitteln kann nur indirekt gute Dienste leisten. Im Allgemeinen muß die innere Behandlung in diesem Krankheitsgebiet mit möglichster Resignation verfahren. Die äußere Behandlung, wie man sie bisher gewöhnlich ausgeübt hat, ist insofern von sehr zweideutigem Charakter, als sie zu einem großen Theil der bloßen Disciplin angehört und daher mit dem Heilzweck unmittelbar gar nichts zu schaffen hat. So können z. B. kalte Uebergießungen oder gar ordentliche Sturzbäder ebensowohl behufs Hervorbringung heilsamer Reaktionen, als auch ausschließlich zur Einschüchterung, sowie als Mittel der Strafdisciplin angewendet werden. Die Irrenanstalten kennen einen ganzen Katalog von Prozeduren, deren Charakter als Mittel der Kur oder der Disciplin fraglich bleibt. Bisweilen werden auch durch eine mißbräuchliche Praxis belästigende Prozeduren unter dem Vorwande eines psychischen Heilverfahrens vorgenommen. Um unmittelbar auf Geist und Gemüth des Kranken zu wirken, hält man häufig eine solche Behandlung für

erforderlich, welche ihm die Herrschaft der Umgebung eindringlich bemerklich macht. Die zur Verhütung von Ausschreitungen, namentlich während der Anfälle von Tobsucht nothwendigen Maßregeln führen zu einem vollständigen System von Zwangsveranstaltungen, unter denen die sogenannte Zwangsjacke eines der einfachsten und zugänglichsten Werkzeuge ist. Eine eigentlich psychische Behandlung, welche unmittelbar auf das Bewußtsein einzuwirken strebt und versucht, durch den Einfluß fremden Worts, fremder Intelligenz und eventuell auch fremder That so zu sagen die Verrückungen wieder in das Gleiche zu bringen, ist ihrer Natur nach hauptsächlich nur in den milderen Krankheitsformen zulässig. So sind unter Umständen die sogenannten fixen (gleichsam fest und starr gewordenen) Ideen durch bloß psychische Motive so zu sagen in Fluß zu bringen, d. h. es mag bisweilen gelingen, den mit einer fixen Idee Behafteten von seinem eigenen Standpunkt aus von derselben frei zu machen. Der Wahn, daß in der Tasche ein Feuer brenne, kann durch Erregung des Glaubens an die Löschung oder sonstige Beseitigung desselben weit eher als durch das stets fruchtlose, sogenannte vernünftige Zureden aufgehoben werden. Ferner ist es denkbar, daß diejenigen fixen Vorstellungen, welche durch herrschende Gemüthsaffektionen und einseitig dominirende Ideenassociation allmählig gebildet u. so habituell geworden sind, auch durch die Wirkung psychischer Motive, die man freilich nur selten künstlich schaffen kann, wieder beseitigt werden. Die größere Menge der psychisch motivirten Wahnsinnsfälle hat einseitige Fixirungen der Ideen zum Bildungskeim. Für Versuche mit einer rationellen psychischen Methode spricht auch noch der allgemeine Grundsatz, daß die Beseitigungsgründe den Entstehungsgründen der Krankheit analog sein können. Die Entstehungsgründe sind aber in der Mehrzahl der Fälle psychischer Natur, wie dies auch noch durch den Umstand bestätigt wird, daß vorwiegend das reifere Lebensalter, welches den nachhaltigsten Gemüthsaffektionen ausgesetzt, ja derselben erst fähig zu sein pflegt, den Geistesstörungen verfällt. Vgl. Reil und Hoffbauer, Beiträge zu einer Kurmethode auf psychischem Wege, Halle 1808 bis 1810, 2 Bde.; Bering, Psychische Heilkunde, Leipz. 1817—25, 2 Bde.; Heinroth, Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens, das. 1818, 2 Bde.; Esquirol, Pathologie und Therapie der Seelenstörungen (maladies mentales), das. 1827, neue Aufl., Berlin 1836; Guislain, Vorlesungen über die Geisteskrankheiten oder Phrenopathien, deutsch von Bähr, Berl. 1854; Casper, Handbuch der gerichtlichen Medicin nebst Atlas, das. 1860; Feuchtersleben, Seelendiätetik, 15. Aufl., Wien 1856; Nußdorf, Gesundheitspflege, II. Theil: Eubiotik, Erlangen 1858—60.

Seelenstörungen, Abweichungen von der gesunden Beschaffenheit des Bewußtseins und derjenigen Verrichtungen des thierischen oder menschlichen Lebens, welche auf eine Seele (s. d.) als ihre einheitliche Ursache zurückgeführt werden. Wie der Begriff der Krankheit überhaupt, so ist auch derjenige der Seelenstörung oder, wie man gewöhnlicher sagt, der Geisteskrankheit oder Gemüthsstörung, schwer zu begrenzen. Das normale (regelrechte) Verhalten der Seelenfunktionen und Seelenzustände geht durch unmerkliche Zwischengrade in entschiedene und ausgeprägte Abnormitäten und Krankheitsformen über. Oft ist für die feinere Beobachtung bereits eine Störung vorhanden, wo die gewöhnliche Auffassung nichts zu bemerken findet. Der Begriff der Seelenstörung bestimmt sich daher auf ähnliche Art, wie der Begriff einer Störung, Abweichung, Abnormität, oder wie man sonst das veränderte Verhalten nennen mag, kurz einer Alteration des Natürlichen und Gesunden überhaupt. Innerhalb eines gewissen Spielraums wird man die Normalität der psychischen Erscheinungen, außerhalb desselben aber die Abnormität unbedenklich anerkennen. Vorübergehende Verstimmungen des Gemüths liegen innerhalb des normalen Spielraums, wie denn überhaupt das ganze Spiel der Leidenschaften, obwohl es im rein psychologischen Sinne als Störungserscheinung angesehen werden kann und sogar zu höchst erheblichen Abweichungen vom Gleichgewicht des Gemüths führen mag, so lange als dem gesunden Zustande zugehörig zu betrachten ist, als es nicht etwa zu einer völligen, wenn auch nur augenblicklichen Verrückung des Bewußtseins Veranlassung gibt. Dauernde Verstimmungen und deren Hauptgründe und Formen, wie die Hypochondrie der Männer und die Hysterie der Frauen, gehören offenbar zu der Klasse der S., obwohl man dieses auch übrigens nicht besonders bezeichnende Wort selten dafür braucht. Die vollständig ausgeprägten Krankheitsformen, wie Wahnsinn, Somnambulismus, Fieberdelirium, haben sämmtlich eine unverkennbare Beeinträchtigung des gewöhnlichen Funktionirens der Bewußtseinsorgane gemeinsam. Allerdings ist es nicht eigentlich die Imagination, welche von ihren Gesetzen abweicht, sondern es sind die Kräfte der verstandesmäßigen Intelligenz, welche nicht so wirken und namentlich die Phantasie nicht so zügeln, wie es unter gesunden Verhältnissen geschehen müßte. Bloße Sinnesphantasmen gehören nicht zu den S., obwohl sie mißbräuchlich oft mit denselben vermischt werden. Sie sind Störungen des Spiels der sinnlichen Wahrnehmungen, wie z. B. das Mückensehen und Ohrenklingen. Eine innere, bloß subjektive Reizung der betreffenden Sinnesorgane wird in einer, wenn auch nicht gleichen, so doch ähnlichen Weise wie die von der Außenwelt kommende Erregung vorgestellt. Die Objektivirung des von innen wirkenden Reizes ist eine ganz normale Funktion und hat nichts mit eigentlicher Seelenstörung zu schaffen. Wenn dagegen die Objektivirung (Vergegenständlichung) auf solche innere Reize erfolgt, die nicht in der verhältnißmäßig äußerlichen Region der Sinnesnerven verbleiben, sondern den weiter zurückliegenden Apparat des Vorstellens und Bewußtseins selbst afficiren, so ist schon die bloße Thatsache eines unwillkürlichen Anschauens äußerlich nicht vorhandener Objekte im wachen Zustande eine psychische Störung. Immerhin mag diese Anschauung von einem aufgeklärten Bewußtsein begleitet und also die Hallucination (so heißt diese abnorme Bewußtseinserscheinung) durchaus nicht für ein Gespenst gehalten werden, dennoch ist eine krankhafte Störung so zu sagen

des Seelenlebens vorhanden. Der einzige Weg, zu einem inneren und subjektiven Verständniß derartiger Störungen zu gelangen, ist die Vergleichung derselben mit dem Traumleben. Was im Traum normal und gesund ist, hat, wenn es sich im Zustande des Wachens einfindet und mit dem letzteren gleichsam mischt, unzweideutig den Charakter des Abnormen und Krankhaften. Hallucinationen sind Traumbilder im Wachen und können daher als Wirkungen einer ähnlich wie im Traume losgebundenen, das wache Bewußtsein durchkreuzenden Imaginationsthätigkeit angesehen werden. Die Erscheinungen in den verschiedenen Arten des Wahnsinns, welche der Kranke sieht oder hört, lassen sich unter den physiologischen und medicinischen Begriff der Hallucination subsumiren. Entsprechend den bloßen Sinnesstörungen sind auch die bloßen Bewegungsstörungen, die sich unmittelbar in der unwillkürlichen Erregung der Muskeln kund geben, also die äußeren Krampferscheinungen noch nicht auf S. zurückzuführen. Sobald dagegen die ungewöhnliche Bewegung der Gliedmaßen oder des ganzen Leibes auf entfernteren Impulsen beruht, die mit der Gesammtheit der eigentlich psychischen Organe in Beziehung stehen, so ist auch eine eigentliche Seelenstörung vorhanden. Dieser Fall hat sein auffälligstes Beispiel im eigentlichen Nachtwandeln, d. h. in einem Umhergehen (bisweilen auch Klettern), welches ausgeführt wird, obwohl die Hauptwerkzeuge der Sinneswahrnehmung keine Eindrücke von außen verarbeiten und die ganze Erscheinung den Charakter der Abgeschlossenheit des Schlaf- u. Traumzustandes darbietet. Der Blödsinn ist nichts als ein hoher Grad von Stumpfheit der verschiedenen Kräfte und Formen der Intelligenz, also eigentlich ein quantitativer Mangel in denjenigen Geistesverrichtungen, welche der unterscheidenden Einsicht und dem natürlichen Urtheil dienstbar sind. Er ist daher vom Wahnsinn gänzlich verschieden und demselben nur durch seine allgemeine Natur als geistiger Störungszustand ganz entfernt verwandt. Er ist keine Erscheinung, die gleichsam auf dem Losgebundensein der Phantasie, also auf einer Störung in den Verhältnissen und Verknüpfungen der verschiedenen psychischen Kräfte beruhte. Er ist vielmehr eine Verkümmerung und Unempfindlichkeit der Organe der Intelligenz selbst, ohne daß er jedoch mit Stumpfheit der eigentlichen Sinne verbunden zu sein braucht. Sogenannte Excentricitäten, namentlich die Ekstase, können als partieller oder momentaner Wahnsinn aufgefaßt werden. Man hat es versucht, den eigentlichen Wahnsinn logisch zu definiren, und sich in dieser Beziehung besonders an den Mangel der Unterscheidung zwischen dem Subjektiven und Objektiven gehalten. Der Wahnsinnige nimmt die Hallucination als Wirklichkeit und vermischt die verschiedenen Arten der Realität. Er kombinirt die auf innere Reize erfolgenden Imaginationen mit den realen Eindrücken, ohne über die Verschiedenheit ihres Ursprungs urtheilen zu können. Indessen trifft dieses Merkmal einerseits nicht immer vollständig zu und ist andererseits viel zu allgemein, um auf den gewöhnlichen Wahnsinn beschränkt zu bleiben. Eine Verwechselung des bloß Subjektiven mit dem Objektiven kommt auch innerhalb der gesunden Intelligenz äußerst häufig als eine sehr bekannte Form des Irrthums vor, und außerdem würde ein Mangel an Unterscheidungskraft zwischen dem Subjektiven und Objektiven sogar in historischen Gruppenerscheinungen des religiösen und philosophischen Bewußtseins anzuerkennen sein. So ist z. B. jede mystische Vertiefung gewöhnlich von einer Verwirrung der Grenzen zwischen dem Subjektiven und Objektiven begleitet. Ja sogar müßte nach dieser Definition der träumerische Idealismus sowie der gemeine Traum selbst als Wahnsinn gelten; denn beide kennen die Grenzlinie zwischen dem Subjektiven und Objektiven nicht. Weit zuverlässiger als psychologische Beschreibung oder definirende Kennzeichnung der inneren Zustände ist die physiologische Diagnose der sogenannten S., d. h. der Störungen des Nervensystems. Jedoch ist dieselbe bis jetzt äußerst wenig ausgebildet. Erst durch Flourens und seine Nachfolger, wie Claude Bernard, ist die Physiologie des Nervensystems in der hier erheblichen Richtung ernstlicher gepflegt worden. Dennoch ist man noch keineswegs im Stande, für die verschiedenen geistigen Verrichtungen specielle Organtheile nachzuweisen. Nur ganze Organgruppen, wie z. B. die großen Hemisphären, das kleine Gehirn, die Hauptpartien des Rückenmarks, sind bezüglich ihrer Betheiligung an den psychischen Wirkungen einigermaßen untersucht und die Erscheinungen festgestellt, die sich aus den Verletzungen od. Beseitigungen dieser Organgruppen ergeben. Außer den Hauptcentraltheilen des Nervensystems (Gehirn und Rückenmark) spielt das Gangliensystem in den Gemüthsstörungen, namentlich in den der Hypochondrie verwandten Störungsformen eine entscheidende Rolle. Doch ist auch dieser Theil des Nervensystems in seinem gestörten Verhalten wenig erforscht. Streng genommen ist bezüglich der S. in dieser Richtung nur so viel festgestellt, daß eine ganze Gruppe derselben und namentlich alle hypochondrischen Störungen ihre direkte Ursache in der relativ selbstständigen Nervensphäre des Unterleibs haben können. Der Sympathicus ist hier das Entscheidende. Früher und auch bisweilen wohl noch jetzt in denjenigen Kreisen, welche an der Vorstellung einer besonderen so zu sagen dingartigen Seele (s. d.) festhalten, stritt und streitet man über den leiblichen (somatischen) oder seelischen (psychischen) Ursprung der S. Man dachte sich in dieser Beziehung für die Seele und mithin auch für deren Störungen ein besonderes Schicksal, d. h. eine besondere Reihe von Ursächlichkeiten aus, die mit dem Ergehen des Leibes zunächst gar nichts zu schaffen haben sollten. In diesem Sinne machte man wohl auch die Sünde zur direkten Ursache von S. Noch neuerdings hat Ringseis in München durch seine Theorie der Krankheit überhaupt einen modernen Belag zu jener mittelalterlichen Ableitung geliefert. Gegenwärtig kann die Unterscheidung zwischen einer leiblichen und einer geistigen Entstehung der S. noch in sofern einen, wenn auch veränderten, so doch sehr wohl begründeten Sinn haben, als man überhaupt in allen Erregungen der

vitalen Existenz eine innere, durch das subjektive Bewußtsein vermittelte oder eine ganz äußerliche Ursächlichkeit trennen kann. Das Nervengebiet mit seinem Zubehör von dienstbaren Werkzeugen ist in sich selbst so gegliedert, daß die in demselben erkennbare Rangordnung der Funktionen unbedenklich erlaubt, eigentlich psychische von mehr äußerlich leiblichen Funktionen zu trennen, die mit dem Bewußtsein nur indirekt oder gar nicht in Beziehung stehen. Hiermit ist aber nicht gesagt, daß das im engeren Sinne psychische System nicht eben auch ein materiell leibliches sei. Wie schon jeder Sinn auf zweifache Weise, nämlich entweder durch den ordentlichen natürlichen Reiz (das Auge durch Licht, das Ohr durch Schall) oder durch einen anderen materiellen, z. B. mechanischen, Angriff afficirt werden kann, so ist auch eine doppelte Art der Einwirkung auf die Organe des sogenannten Seelenlebens denkbar. Verletzungen im Gehirn oder materielle Alterationen in den Ganglien werden hiernach als im engeren Sinn leibliche Ursachen von S. anzusehen sein, während heftige und plötzliche Gemüthsbewegungen, die ja offenbar zunächst bloß ideelle und vorläufig nur im Bewußtsein vorhandene Ursächlichkeiten sind, treffende Beispiele von rein psychischen oder geistigen Entstehungsgründen abgeben. Auch die allbekannten Elemente des gemeinen Wahnsinns, nämlich die fixen Ideen, scheinen ihren Entstehungsgrund weit öfter in direkten Einwirkungen auf das Bewußtseins-, als in materiellen Schädigungen der Vorstellungsorgane zu haben. (S. Seelenheilkunde.)

Seelenverkäufer (Zettelverkäufer), in Holland Personen, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienst für die Kolonien anwarben, sie bis zur Abfahrt der Schiffe unterhielten und bei der Abfahrt derselben einen Schuldbrief (Transportzettel) auf 150 Gulden bekamen, welche, wenn der Verkaufte am Leben blieb, diesem vom Lohn abgezogen u. dem S. ausgezahlt wurden. Diese Transportzettel pflegten die S. an Kapitalisten für einen niedrigeren Preis abzusetzen, wogegen diese das Risico des möglichen Verlustes übernahmen. Dasselbe geschah mit den sogenannten Monatszetteln, worin ein Angeworbener seinen Verwandten in Europa versprach, sich jährlich einige Gulden von seinem Sold abziehen und das Geld jenen auszahlen zu lassen.

Seelenwanderung, die in den alten Religionslehren und Philosophemen vorkommende Ansicht, daß die Seele, bevor sie den menschlichen Körper belebe, schon in anderen Körpern gewohnt habe (Präexistenz der Seele) und nach dem Tode des Menschen wiederum in einen neuen Organismus eingehe, um sich zu läutern und endlich zum Ziel der Vollkommenheit zu gelangen. Die Bramahnenlehre der alten Indier stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch böse und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar. Die ägyptischen Priester nahmen an, daß die Seele nach dem Tode des Leibes durch alle Thiergattungen wandere, nach 3000 Jahren aber wieder in einen Menschenleib komme. Wahrscheinlich von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die S., und zuerst sollen Pythagoras und sein Lehrer Pherecydes dieselbe gelehrt haben; jener dachte sich dieselbe als einen Läuterungsprozeß. Metempsychosis, Seelenwechsel, und Metensomatosis, Körperwechsel, sind die griechischen Bezeichnungen für S. Die späteren Pythagoräer lehrten, daß der Geist, von den Fesseln des Körpers befreit, in das Reich der Verstorbenen eingehe und nach längerem oder kürzerem Verweilen daselbst wieder andere menschliche oder thierische Körper belebe, bis er geläutert und würdig sei, zum Urquell des Lebens wieder zurückzukehren. Empedocles behauptete eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper. In den griechischen Mysterien lehrte man, daß die Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde in eine Menge Gewänder (Leidenschaften und sinnliche Begierden) eingekleidet werde, die sie eins nach dem anderen wieder abwerfen müsse, ehe sie zurückkehren könne. Als Führer der Seelen (Psychopompus) zu ihrer ursprünglichen Heimat erscheint Dionysus oder Bacchus, der sie von der Persephone aus dem Schattenreich, wo sie einer Läuterung unterworfen worden waren, wieder auf der Erde empfing, wo sie nun durch Erkenntniß und That die Heroenwürde erstrebten. Gelegenheit zur Reinigung boten die Mysterien. Plato spricht geradezu aus, daß die Seelen vor ihrem Erscheinen im Menschen schon einmal dagewesen seien und bei ihrem zweiten Kommen sich Körper aussuchten, die ihrer Beschaffenheit am angemessensten wären; so gehen Tyrannen in Wölfe oder Geier, Arbeitsame in Bienen oder Ameisen über. Bis zur völligen Rückkehr in den Schooß der Gottheit verfließt nach ihm ein Zeitraum von 10,000 Jahren. Die Neuplatoniker erweiterten diese mystischen Ansichten noch mehr; Plotin unterscheidet eine Wanderung der Seelen aus unsichtbaren ätherischen Körpern in irdische u. eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Aristoteles verwarf die S., weil sie voraussetze, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Die Juden zur Zeit Christi glaubten ziemlich allgemein an die S. Die Talmudisten nahmen an, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl von Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gebe, bisweilen auch zur Strafe in Thierkörper versetzt, am Tage der Auferstehung aber alle gereinigt seien und in den Leibern der Gerechten im gelobten Lande aufleben würden. In der christlichen Kirche lehrten nur die Gnostiker und Manichäer eine S. Vgl. Schlosser, Ueber die S., Leipz. 1781.

Seelfrau, s. v. a. Leichenfrau.

Seelöwe, s. Robben.

Seelsorge, die amtliche Thätigkeit der christlichen Kirche, welche zur Förderung des geistlichen Lebens auf das einzelne Gemeindeglied gerichtet ist; sie ist nach den eigenthümlichen persönlichen Zuständen und Bedürfnissen zu bemessen und wird pflichtmäßig von dem Geistlichen geübt, der deshalb auch Seelsorger oder mit bildlicher Bezeichnung Seelenhirt (Pastor) heißt. Vgl. Nitzsch, Die Seelenpflege des evangelischen Hirtenamts, Bonn 1857.

Seemacht, die Gesammtheit der Kriegsschiffe, die ein Staat besitzt; Staat, welcher zum Schutz seines Handels und seiner überseeischen Besitzungen bedeutende Kriegsflotten unterhält, oder auch

ein solcher Staat, dessen maritime und koloniale Macht seine Bedeutung auf dem Festlande überragt. In diesem Sinne waren früher Venedig, Genua und Holland Seemächte. Gegenwärtig nimmt unter diesen Großbritannien den ersten Rang ein, und zwar ebensowohl wegen der Größe und trefflichen Ausrüstung seiner Kriegsflotte, als wegen der Tüchtigkeit der Bemannung derselben. Mit Großbritannien rivalisirt Nordamerika, dem ein noch unerschöpfter Reichthum an Hülfsquellen und der Unternehmungsgeist seiner Bürger dabei zu Hülfe kommt. Von den europäischen Mächten reihen sich an Großbritannien zunächst Frankreich und Rußland an, jenes zwar über eine trefflich ausgerüstete Flotte gebietend, aber zugleich vorwiegend Landmacht und zu wenig Kolonialstaat, um mit Großbritannien auf gleicher Linie zu stehen; dieses, durch die beengende Beschaffenheit der es umgebenden Meere und den Mangel an seetüchtiger Bemannung in seiner maritimen Bedeutung geschwächt. Als Seemächte zweiten Ranges sind Holland, Dänemark, Schweden, Spanien, Portugal, Italien und die Türkei zu betrachten, während Oesterreich und Preußen erst bescheidene Anfänge mit der Gründung einer Kriegsflotte gemacht haben.

Seemäuse, die Eier des Rochenfisches.

Seemeile, s. Meile.

Seenesseln, s. Meernesseln.

Seeotter (Enhydris), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder, der Fischotter (s. d.) sehr ähnlich, wird durch die einzige Art: edle Meer- oder Seeotter (E. lutris *L.*) repräsentirt. Ihre charakteristischen Merkmale sind folgende: Die Mittelzehen der kleinen Vorderfüße sind unter sich und alle auf der Unterseite durch eine schwielige Haut verwachsen; die Ohren sind kurz, tutenförmig eingerollt; der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf; oben stehen 4, unten 5 Backenzähne und oben und unten 6 Vorderzähne, von denen aber 2 untere meist ausfallen; der Schwanz ist fast rund, der Pelz sammetschwarz. Die Länge des Thieres beträgt ohne den 8 Zoll langen Schwanz 3 Fuß und darüber. Die S.n, die sich wegen der weit nach hinten gerückten Hinterbeine den Robben nähern, gehen sehr schwerfällig, schwimmen aber desto geschickter und werden über 100 Seemeilen weit von der Küste im Meere angetroffen. Sie finden sich vornehmlich an den Küsten Kamtschatka's, der Kurilen, Aleuten, Alaschka's, sowie längs der Westküste von Nordamerika bis 27° nördl. Br. Der Pelz, welcher einen außerordentlichen Glanz hat und nicht verschießt, wird höher als der des Zobels und Hermelins geschätzt. Als die besten Felle gelten die, welche am Halse und Unterleibe mit glänzenden Silberhaaren reich gemengt sind. Dergleichen kosten an Ort und Stelle 80—100 Thaler und werden oft zum Preise von 1000 Thalern an die Chinesen verkauft. Das Fleisch wird gegessen.

Seeprotest, s. Havarie.

Seeräuberei (Piraterie), auf offener See von Schiffen (Raub-, Piratenschiffen) unter willkürlicher Flagge und auf eigene Macht hin ausgeübte Räuberei, im Gegensatz zur Kaperei, die Privatleuten und Rhedern von einer kriegführenden Macht gegen die ihr feindliche durch Patent erlaubt wird. In der heroischen Zeit galt die S. für ein erlaubtes, selbst Ruhm bringendes Gewerbe. Später war sie häufig Nachwirkung langwieriger Seekriege oder innerer Zerwürfnisse in Seestaaten. Vornehmlich ward sie in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten betrieben. Gefürchtet machten sich im Alterthum besonders die cilicischen Seeräuber im Mittelmeere, welche Pompejus 67 v. Chr. vernichtete; dann waren vom 8. bis ins 11. Jahrhundert die Normannen der Schrecken der abendländischen Küsten, und die nordafrikanischen Seeräuber durften ihr Wesen selbst bis in die neuere Zeit treiben. Ein gewisser romantischer Nimbus umgibt die Flibustier und Buccanier (s. d.) in Westindien. Griechische Seeräuber hatten bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta und tauchten auch in neuester Zeit, z. B. 1854, wieder auf. In Folge des Unabhängigkeitskampfes des ehemaligen spanischen Amerika gegen das Mutterland beunruhigten Seeräuber die westindischen u. südamerikanischen Gewässer, während solche von persischer und indischer Nationalität im persischen Meere dem indischen Handel großen Abbruch thaten. Gefürchtete Seeräuber sind gegenwärtig noch die malayischen Freibeuter im ostindischen Archipel, welche eine Art von Raubstaaten bilden, sowie auch an der westafrikanischen Küste von den Ashantee's und anderen Negervölkern noch S. getrieben wird. Seeräuber werden in der Regel sofort nach ihrer Ergreifung mit dem Tode bestraft und an dem Mast aufgeknüpft.

Seerecht, Begriff der Rechtsbestimmungen, welche auf Seeschifffahrt und Seehandel Bezug haben. Es gehört, soweit jene unter Privatpersonen gelten, dem Privatrechte, soweit sie Staaten betreffen, dem Völkerrecht an. In das moderne S. ist aus dem römischen Recht nur Weniges übergegangen; dasselbe hat sich vielmehr erst im Mittelalter, dessen Seeverkehr die Grenzen der alten Welt bereits weit überschritten hatte, und in der Neuzeit entwickelt. Bemerkenswerthe Stufen der Entwickelung und Quellen des S.s sind die Seegesetze von Oléron in Frankreich, die Consolato del mar, die Seegesetze von Barcelona, Wisby, Hamburg und Lübeck aus dem 13., von Amsterdam aus dem 14. Jahrhundert, die niederländische Ordonnanz Karls V. von 1549 und die französische Ordonnanz von 1681. In neuerer Zeit ist das Privatseerecht mehrfach kodificirt worden, z. B. im Code de commerce, im holländischen und im fünften Buch des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs. Das Völkerrecht hat einen wesentlichen Fortschritt durch die pariser Deklaration vom 16. April 1856 gemacht. Aus dem Seeverkehr der Völker unter einander hervorgegangen, auf dessen Vermittlung berechnet und in seiner Eigenthümlichkeit durch das Wesen desselben bedingt, ist das S. in seinen meisten und wesentlichsten Bestimmungen allen civilisirten seefahrenden Völkern gemeinsam.

Privatrecht. Diejenigen Seeschiffe, welche das Recht haben die Landesflagge zu führen, werden in die öffentlichen Schiffsregister eingetragen, welche über diese Berechtigung, über die

Eigenthumsverhältnisse eines jeden Schiffs und über den Hafen, von welchem aus die Seeschifffahrt betrieben werden soll (Heimatshafen), Auskunft geben. Dem Schiffe werden entsprechende Certifikate ertheilt. Wo das Schiff auch sei, stets bleibt es mit seiner Mannschaft dem Gesetze des Heimatshafens unterworfen. Der Eigenthümer des Schiffs wird *Rheder* genannt. Gewöhnlich gehört ein Schiff nach ideellen Theilen (Schiffsparten) getheilt mehren Rhedern gemeinschaftlich, welche nach Verhältniß ihrer Antheile, deren gewöhnlich 16, mitunter auch 32 u. mehr bestehen, wovon aber ein Rheder mehre haben kann, zu den Kosten des Rhedereibetriebs beitragen, an Gewinn und Verlust theilnehmen und Stimmrecht in den Angelegenheiten der Rhederei haben, welche gewöhnlich durch Mehrheitsbeschlüsse geregelt werden. Die Schiffsparten sind veräußerlich und der Erwerber tritt in das Genossenschaftsverhältniß, in welchem sein Vorbesitzer stand. Die Führung des Geschäftsbetriebs wird gewöhnlich einem der Mitglieder (Korrespondentrheder, Schiffsdisponent) überlassen. Die Führung des Schiffs liegt dem *Schiffer* (Schiffskapitän, master of a ship, magister navis) ob, welcher zu dem Rheder im Mandatsverhältniß steht und zu aller Sorgfalt verpflichtet ist. Im Heimatshafen an die Weisungen des Rheders in allen wesentlichen Stücken gebunden, ist der Schiffer auf der Reise zu allen Handlungen, welche für das Schiff und für das beabsichtigte Unternehmen angemessen u. nöthig sind, im Fall der Noth sogar zum Verkauf des Schiffs befugt. Durch seine Handlungen verpflichtet er unmittelbar den Rheder, welcher jedoch in der Regel nicht persönlich, sondern nur mit Schiff und Ladung (fortune de la mer) haftet. Die Schiffsmannschaft (Schiffsvolk) dingt (heuert) der Schiffer; die getroffenen Abreden werden in der amtlich aufgenommenen und von jener unterschriebenen Musterrolle verzeichnet. Ueber die Ereignisse der Reise ist unter Aufsicht des Schiffers ein genaues Tagebuch (Schiffsjournal, logbook) zu führen. Das Verhältniß zwischen dem Rheder und Demjenigen, dessen Sachen jener auf seinem Schiffe zu befördern übernimmt, wird durch den Befrachtungskontrakt bestimmt, über welchen, wenn das ganze Schiff oder bestimmte Theile oder Räume desselben zur Verfügung gestellt werden, eine Urkunde (Certepartie, Chartepartie) aufgenommen wird. Der Rheder (Verfrachter) hat das Schiff zur bestimmten Zeit in seetüchtigen Zustand zu stellen, der Versender (Befrachter) die Waaren innerhalb der verabredeten, oder nach der Ortsgewohnheit oder nach den Umständen zu bemessenden Zeit (Liegetage, Ladezeit) zur Stelle zu schaffen. Der Befrachter eines ganzen Schiffs kann vor Antritt der Reise gegen Entrichtung der halben Fracht als Faulfracht vom Vertrag zurücktreten, wogegen wer nur bestimmte Theile des Schiffs gemiethet oder nur die Verladung von Stückgütern bedungen hatte, beim Rücktritt die volle Fracht zahlen muß. Drohende Kriegsgefahr und Ein- und Ausfuhrverbote geben jedem Theil die Befugniß zum Rücktritt. Der Verfrachter haftet für allen Schaden, welcher die Güter von der Empfangnahme bis zur Ablieferung trifft, er müßte denn als Grund die eigene Beschaffenheit der Waare oder höhere Gewalt nachweisen. Für Güter, welche durch Zufall zu Grunde gehen, wird keine Fracht bezahlt. Ueber die zur Beförderung an Bord genommenen Güter pflegt der Schiffer den Ladeschein, Connossement (connaissement, bill of lading, cargaison) in mehren Exemplaren auszustellen, worin derselbe verspricht, die darin bezeichneten Güter, sei es an eine benannte Person, den Destinatär, sei es an dessen Ordre oder schlechtweg an Ordre — des Befrachters — abzuliefern (s. *Connossement*). Nach einem schon dem römischen Recht (Lex Rhodia de jactu) bekannten Grundsatze sind Schäden und Kosten, welche zur Rettung aus einer Schiff und Ladung drohenden Gefahr vom Schiffer selbst oder auf dessen Geheiß vorsätzlich herbeigeführt werden (große Havarie), z. B. durch Kappen der Masten, Seewurf, wenn die Rettung wirklich bewirkt wird, von Schiff, Fracht und Ladung gemeinschaftlich, nach Verhältniß des Werths, zu tragen, wobei Demjenigen, dessen Eigenthum hierbei aufgeopfert wurde, bei der Entschädigung sein verhältnißmäßiger Verlustantheil angerechnet wird (s. *Havarie*). Zufällig eintretende Schäden, z. B. Brechen des Mastes durch Sturm, Zerstörung eines geladenen Gegenstandes durch Beschießung, trägt lediglich der beschädigte Gegenstand, die regelmäßigen Schifffahrtskosten aber an Hafen-, Baken-, Lootsengeldern u. dgl. (kleine oder ordinäre Havarie) gewöhnlich der Befrachter. Die *Seegefahr*, sowohl was den Schiffskörper (casco) als was die Ladung, die Fracht, die Bodmereigelder, ja selbst den von einer Seeunternehmung erwarteten Gewinn betrifft, kann von einem Dritten mittelst Versicherung übernommen werden. Der Assecuradeur trägt alle Gefahr, welcher der versicherte Gegenstand ausgesetzt ist, insbesondere Seeunfälle, Beschädigung durch Krieg und durch „Verfügung von hoher Hand", Plünderung und Diebstahl, selbst Beschädigung seitens des Schiffsvolks. Der Versicherte kann die ganze Versicherungssumme gegen Ueberlassung des versicherten Gegenstandes (abandon, delaissement) fordern, wenn das Schiff oder die Ladung verschollen oder mit Embargo belegt oder aufgebracht oder durch Verfügung von hoher Hand aufgehalten und während bestimmter Frist nicht freigegeben wird. Eine dem S. eigenthümliche Art des Pfanddarlehns ist die *Bodmerei* (s. d.).

Oeffentliches S. Das offene Meer ist für alle Menschen und Staaten frei und gemeinsam; die Souveränetätsansprüche, welche früher von Portugal und Spanien auf alle von ihnen entdeckten Meere, von Großbritannien auf die Meere erhoben wurden, von denen es umgeben ist, sind nie anerkannt und in neuerer Zeit nicht mehr geltend gemacht worden. Indessen sind bis auf die neueste Zeit das schwarze, das ägäische und das Marmarameer als geschlossene Meere unter türkischer Hoheit betrachtet, das schwarze Meer aber durch den Frieden von Adrianopel (1829) der Schifffahrt aller Völker vom mittelländischen Meer her geöffnet worden. Die Hoheit über den bothnischen Meerbusen wurde früher von Schweden, seit der Abtretung Finnlands an Rußland von den beiden Staaten gemeinschaft-

lich beansprucht. Auf das Küstenmeer, d. h. nach der gewöhnlichen Annahme auf Kanonenschußweite vom Ufer, auf Häfen und Buchten erstreckt sich die Souveränetät des Uferstaats, welcher daher hier Friedensstörung verhindern, Anstalten zur Ueberwachung des Verkehrs treffen, die Gerichtsbarkeit ausüben und die Art des Schiffsgrußes bestimmen kann. Zur Erhebung von Steuern im Küstenmeere aber ist kein Staat berechtigt. Flüsse, welche sich in das Meer ergießen, gehören bis zur Ausmündung zu dem Staat, dessen Gebiet sie durchfließen. Im Seekrieg hat sich mehr als im Landkrieg die Auffassung der Vorzeit erhalten, nach welcher der Krieg auf Vernichtung des Gegners gerichtet, der Feind rechtlos und auch das Eigenthum des Privatmanns der Erbeutung ausgesetzt ist. Der Seekrieg ist ein Raubkrieg gegen das schwimmende Eigenthum, ein Vernichtungskrieg gegen Seehandel und Seeschifffahrt des Gegners. Besonders wurde von England sein Uebergewicht zur See den Gegnern und selbst den Neutralen sehr fühlbar gemacht. Alles feindliche Gut zur See ist gute Prise, d. h. der Eroberung und Erbeutung durch den Gegner ausgesetzt, mag es nun dem kriegführenden Staat oder seinen Unterthanen angehören; nur die Fahrzeuge und Geräthschaften der Küstenfischer und schiffbrüchige oder verschlagene Güter pflegt man zu verschonen. Das Prisenrecht beginnt mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten, nach englischer Praxis selbst gegen solche Schiffe, die davon noch nicht unterrichtet sind. Indessen wird häufig (z. B. im Krimkrieg) den feindlichen Schiffen eine Frist zum Auslaufen und zur Erreichung ihres Bestimmungsorts gegeben. Dem Beginn der Feindseligkeiten geht zuweilen das Anhalten der Schiffe des Gegners im Hafen (Embargo) voraus. Das Prisenrecht wird nicht allein durch die Kriegsschiffe der feindlichen Staatsgewalt, sondern auch durch Privatschiffe (Kaper, Armateurs, Privateers) geübt, welche von einem kriegführenden Staate mit schriftlicher Erlaubniß (Kaper- oder Markebriefe) versehen, der Admiralität unterstellt und den Kriegsgebrauch zu beobachten verpflichtet sind. Nach einer Anschauung, welche, nach dem Consolato del mar schon im Mittelalter herrschend, bis ins 18. Jahrhundert an den bedeutendsten Publicisten ihre Vertreter fand und von England und einigen andern Staaten bis in die neueste Zeit als Regel befolgt worden ist, darf feindliches Gut auch auf neutralen Schiffen weggenommen werden, wogegen neutrales Gut auf dem weggenommenen feindlichen Schiffe dem Eigenthümer verbleibt, was das Sprichwort ausdrückt: Frei Schiff, unfrei Gut, unfrei Schiff, frei Gut. Frankreich ging so weit, neutrales Gut auf feindlichem Schiff für gute Prise und sogar nach einer erst 1744 ausdrücklich aufgegebenen Theorie neutrale Schiffe für verfallen zu erklären, wenn sie feindliches Gut geladen. Den Beschränkungen, welchen hierdurch der Verkehr der Neutralen unterworfen war, stellte man, z. B. in der bewaffneten Neutralität von 1800, den Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut (le pavillon couvre la cargaison) gegenüber, wonach feindliches Gut auf neutralem Schiff der Wegnahme nicht unterliegt; dagegen gab man nach, daß neutrales Gut auf feindlichem Schiff mit diesem genommen werden dürfe (unfrei Schiff, unfrei Gut, la robe de l'ennemi confisque celle d'ami). Besonders machte sich in neuerer Zeit Frankreich die Verfolgung und Feststellung dieses Grundsatzes zur Aufgabe, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika volle Freiheit des Seeverkehrs erstrebten. Die pariser Seerechtsdeklaration der fünf europäischen Großmächte, Sardiniens und der Türkei vom 16. April 1856, welcher auch andere Mächte beigetreten sind, nahm endlich den Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut und unfrei Schiff frei Gut an (le pavillon neutre couvre la marchandise ennemie und la marchandise neutre n'est pas saisible sous pavillon ennemi) und brachte somit wenigstens die Sicherheit des schwimmenden Eigenthums der Neutralen zur Geltung. Zugleich sprach sie die Unzulässigkeit der Kaperei aus. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind der Deklaration nicht beigetreten, weil sie auch das feindliche Eigenthum gesichert zu sehen wünschten und, so lange dieser Grundsatz nicht anerkannt ist, in der Kaperei ein Gegengewicht gegen die Uebermacht der großen Seemächte erblickten. Im nordamerikanischen Secessionskrieg ist daher die Kaperei noch in ausgedehntem Maßstab geübt worden. In dem Krieg von 1866 haben Oesterreich und Preußen jene Forderung thatsächlich zur Geltung gebracht, indem sie auf die Wegnahme feindlicher Handelsschiffe im Fall der Gegenseitigkeit verzichteten (Verordnung vom 13. und 15. Mai 1866), ein Grundsatz, welcher auch im italienischen S. ausgesprochen ist. Da jede Unterstützung eines Kriegführenden die Neutralität verletzen würde, so rechtfertigt sich der allgemein anerkannte Grundsatz, daß die Neutralen für die Kriegführenden weder Depeschen und Nachrichten befördern, noch denselben Mannschaften, Kriegs- oder Transportschiffe liefern dürfen; Schiffe, die dem zuwider handeln, unterliegen der Wegnahme. Ingleichen ist den Neutralen die Zufuhr der Kriegskontrebande verboten, worunter Waffen und Kriegsmunition, nach manchen Verträgen und nach einer zuweilen geübten Praxis aber auch Materialien zur Herstellung jener Gegenstände, Pferde und andere Gegenstände verstanden werden, welche zu Kriegszwecken dienen können; nach der Praxis Nordamerika's und Englands ist überhaupt die direkte Zufuhr der Bedürfnisse an eine feindliche See- oder Landmacht verwehrt. Die Kriegskontrebande unterliegt, woran auch die pariser Deklaration nichts geändert ist, stets der Wegnahme, das Schiff, das dergleichen führt, nach der jetzt gewöhnlich beobachteten Praxis nur dann, wenn der Rheder davon Kenntniß hatte. Um den Neutralen die Unterstützung des Gegners zu erschweren, zugleich aber auch um dessen Handel zu unterdrücken, ist jenen die Küstenschifffahrt und der Zwischenhandel zwischen den Häfen des Gegners (cabotage) untersagt worden.

Zur Aufrechthaltung dieser verschiedenen Beschränkungen des Verkehrs der Neutralen ist durch die Praxis der Seemächte das Recht des Kriegführenden festgestellt, neutrale Schiffe anzuhalten u. nach feindlicher Ladung, Kriegskontrebande &c. zu durchsuchen (droit de visite). Kriegsschiffe der

Neutralen sind dem Durchsuchungsrecht nicht unterworfen, und diese Freiheit ist in neuerer Zeit auch für solche Handelsschiffe in Anspruch genommen worden, welche eine neutrale Macht durch ihre Kriegsschiffe geleiten (couvriren) läßt. Das Verfahren bei Durchsuchungen besteht darin, daß das Kriegsschiff sich dem anzuhaltenden Schiff auf Kanonenschußweite nähert, es zum Anhalten auffordert und dann entweder eine geringe Mannschaft auf dasselbe sendet, oder den Schiffer an Bord kommen läßt, um von den Schiffspapieren (Certifikate über Ursprung und Nationalität des Schiffs, Charteparti und Connossements, Musterrolle, Reisejournal) Einsicht zu nehmen; ergeben die Schiffspapiere die Unverfänglichkeit von Schiff, Ladung und Mannschaft, so findet ein Weiteres nicht Statt; eine genauere Untersuchung ist nur dann gerechtfertigt, wenn der Verdacht der Unrichtigkeit der Papiere hervortritt. Schiffe, welche keine oder unrichtige Schiffspapiere führen, oder welche der Durchsuchung sich widersetzen, werden wenigstens vorläufig ebenso aufgebracht wie diejenigen, welche sich als feindlich darstellen oder die Neutralität verletzen. Unter den Mitteln des Seekriegs ist noch die vollständige Absperrung eines feindlichen Hafens oder Küstengebiets, die Blokade, zu erwähnen, welche neuerdings auch ohne daß ein Kriegszustand bereits eingetreten, als Repressalie oder um feindliche Rüstungen oder Unternehmungen zum Voraus zu hindern, als blocus pacifique verhängt worden ist, wie z. B. 1827 gegen die griechische, damals noch unter türkischer Hoheit stehende Küste, 1831 gegen Portugal, 1838 von Frankreich gegen Mexiko. Es ist allgemein anerkannt, daß die Neutralen eine wirkliche Blokade beachten müssen, und daß die kriegführende Macht berechtigt ist, ein Schiff, welches über dem Bruch der Blokade betroffen wird, und zwar sammt Ladung wegzunehmen, wenn nicht der Eigenthümer der letzteren nachweist, daß er an dem Blokadebruch nicht betheiligt ist. Die Ausdehnung aber, welche man dem Blokaderecht gegeben, indem man Häfen und ganze Küstenstriche, ohne sie thatsächlich abzusperren, einfach für blokirt erklärte (blocus sur papier), wie z. B. seitens der Koalition 1793 und seitens Englands 1806 gegen Frankreich geschehen, ist nie anerkannt worden, und die schon erwähnte pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856 erklärt ausdrücklich für wirksam (obligatoire) nur die effektive Blokade, d. h. eine solche, welche von einer hinlänglichen Macht gehandhabt wird, um die Annäherung an die blokirte Küste oder den Hafen zu verhindern. Außerdem muß die Blokade den Neutralen bekannt gemacht werden. Als Bruch der Blokade kann nur gelten, wenn das Schiff wirklich den Versuch macht, durch die besetzte Linie hindurch an den abgesperrten Ort zu gelangen, oder aus demselben das offene Meer zu gewinnen; gleichwohl ist ein Blokadebruch von England auch schon dann angenommen worden, wenn ein Schiff nur mit der Bestimmung nach dem blokirten Hafen ausgelaufen war. Aufgebrachte Schiffe jeder Art müssen vor ein Prisengericht gestellt werden, welches, von den Kriegführenden eingesetzt, nach den von diesen erlassenen Gesetzen und Anordnungen über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme des Schiffs oder der Ladung entscheidet. Hierbei tritt der Eigenthümer als Kläger auf und hat die Unrechtmäßigkeit der Wegnahme nachzuweisen. Obwohl die Urtheile der Prisengerichte hiernach, zumal diese nicht selten mehr von Feindseligkeiten und Eifersucht als von der Billigkeit geleitet werden, über die Thatsache der Gewalt auch nicht einmal den Schein des Rechts zu breiten vermögen, so werden dieselben doch als formelles Recht angesehen u. es geht daher mit der Verurtheilung des Schiffers das Eigenthum auf den Erbeuter über. Vgl. Pardessus, Collection des lois maritimes antérieures au XVIII siècle, 1828—45, Bd. 1—5; Derselbe, Cours de droit commerciel, Bd. 3; Ortolan, Règles internationales de la mer, Paris 1845; Reddie, Researches in maritime intern law, Edinburg 1844; von Kaltenborn, Grundsätze des praktischen europäischen S.s, 1851, 2 Bde.

Seescheiden (Ascidiacea), Weichthierfamilie aus der Ordnung der Mantel- und Sackthiere oder schalenlosen Acephalen, charakterisirt durch die in eine Röhre verlängerte vordere Oeffnung, umfaßt Weichthiere, die nur in der Jugend frei beweglich, später an Felsen festgewachsen sind und in diesem Zustande einen ovalen oder walzigen Sack mit 2 Oeffnungen bilden, von denen die eine etwas höher steht und in den Kiemensack führt. Man unterscheidet einfache und zusammengesetzte S. Bei den einfachen bildet jedes Thier ein besonderes Einzelwesen. Hierher gehört u. a. die eiförmige Stielscheide (Boltenia ovifera *L.*), von eiförmiger Gestalt, steif behaart mit lederartiger Oberfläche, mit dem spitzeren Ende auf einem Stiel sitzend und mit diesem am Gestein ꝛc. angewachsen, mit dem Stiel 1 Fuß lang, häufig an den Felsen der amerikanischen Küste vorkommend. Die zusammengesetzten S. sind als kleine, nur wenige Linien lange Thiere stets von einer gemeinschaftlichen Hülle (Ascidienstock) umgeben und um eine gemeinsame Auswurfsöffnung so geordnet, daß die Kiemenöffnungen der Thiere im Umkreis liegen und die Afteröffnungen der Auswurfsöffnung zugewendet sind. Der Ascidienstock ist entweder gestielt, oder sitzend und der Körper der Thiere entweder ungetheilt, oder in 2—3 Theile getheilt. Hierher gehört unter anderen die große Feuerscheide (Pyrosoma giganteum *Sav.*, Feuerzapfen), bei welcher die einzelnen Thiere unregelmäßig zerstreut an dem walzigen Stocke sitzen und letzterer oben offen und unten geschlossen ist und einen hellgelben, senkrecht im Meere schwimmenden Cylinder von 3—14 Zoll Länge und 1—3 Zoll Weite bildet. Die Thierchen sind von länglicher Form und so eingewachsen, daß die Aufnahmsöffnung gegen die Außenfläche, die Auswurfsöffnung gegen die Höhle des Cylinders gekehrt ist. Diese Art findet sich häufig im Mittelmeere und gehört wie die meisten übrigen Arten zu den am schönsten leuchtenden Meerthieren.

Seeschlacht, der Kampf zwischen Kriegsschiffen oder Kriegsflotten. Die Formen, mittelst deren in einem solchen Kampfe der Sieg zu erringen ist, sind das Feuer- oder Ferngefecht, das Entern oder Nachgefecht und bei Dampfschiffen, welchen für

die Zukunft die Hauptrolle bei Seegefechten zufallen wird, das Rammen, d. h. das Anfahren des einen Schiffs mit dem Vordertheil, welches dazu eigens konstruirt ist, an den Bord des andern, um durch den Stoß dasselbe zu zertrümmern. Seitdem die Panzerschiffe immer mehr in Aufnahme gekommen sind, dürfte das Entern kaum mehr Anwendung finden. So lange die Fahrzeuge mittelst der Ruder bewegt wurden, mußte man, da die Borde wegen ihrer Bauart und wegen der Ruderer wenig Raum für Aufstellung von Geschützen darboten, die Flanke des Gegners zu gewinnen suchen, um entweder diese durch senkrechten Anprall zu zertrümmern, oder längs des Bords hinfahrend die Ruder abzustreichen und dann zu entern. Nach Verdrängung der alten Ruderschiffe oder Galeeren durch die Segelschiffe änderte sich das Verhältniß, in sofern jetzt durch Aufstellung der Geschütze die Borde die Stärke des Schiffs wurde; daher stellte man die Schiffe jetzt dem Feinde gegenüber in gerader Linie auf, während man früher die Kreisbogenform gewählt hatte. Gewöhnlich näherte sich nun die eine Flotte der anderen, und je ein Schiff der einen Partei griff ein Schiff der anderen an, indem es von einer gewissen Entfernung aus dasselbe beschoß. Hierbei wurden die Deckgeschütze gegen das feindliche Deck, die unteren Geschütze aber gegen die unteren Theile des feindlichen Schiffs gerichtet, um demselben Schüsse unter der Wasserlinie beizubringen, worauf das Entern folgte. Von dieser einförmigen Taktik des Seekampfes wich erst Nelson in sofern ab, als er das Durchbrechen der feindlichen Linie zum Hauptzweck machte und zu diesem Behuf die Schiffe nicht in Einer Linie, sondern kolonnenweise aufstellte, was schneller ins Werk zu setzen war als die Linienstellung und daher gestattete, den Feind plötzlich mit überlegener Macht anzugreifen. So große Erfolge aber auch Nelson mit dieser Methode gewonnen hatte, fand sie doch keine allgemeinere Nachahmung. Auch die Einführung der Raddampfer änderte hierin nichts, da dieselben, wie die alten Galeeren, an den Borden ihre schwache Seite hatten, weshalb sie auch die Segelschiffe nicht zu verdrängen vermochten. Erst die Einführung der Schraubendampfer wird eine völlige Umänderung der Kampfweise zur Folge haben, indem diese, obwohl vom Winde ganz unabhängig, dennoch ihre starke Seite an den Borden haben. Wiewohl in Bezug auf diese neue Kampfweise noch wenig Erfahrungen vorliegen, so ist man doch zu der Annahme berechtigt, daß die Aufstellung in Linie mehr und mehr der in Kolonnen weichen wird, bei welcher schon die Entfernungen verkürzt werden, welche der nicht angegriffene Theil einer Flotte zurückzulegen hat, um dem angegriffenen zu Hülfe zu kommen. Noch mehr aber wird die Seetaktik durch die immer allgemeiner werdende Anwendung der Panzerschiffe umgestaltet werden. Bei der außerordentlichen Vervollkommnung der gezogenen Geschütze und der Geschosse dürften künftighin hölzerne Schiffe ohne Panzer im Seekampfe kaum noch verwendbar sein, da sie schneller Vernichtung preisgegeben sind, während die Panzerschiffe wenigstens auf eine Zeitlang den Geschossen Widerstand zu leisten fähig sind. Für die eigentliche S. auf offenem Meere möchten sich die gepanzerten Linienschiffe oder Fregatten mehr eignen als die sogenannten Thurmschiffe, indem jene allein die für ein Kriegsschiff nothwendigen Eigenschaften (Stabilität, Steuer- und Manövrirfähigkeit) besitzen, wogegen diesen vorzugsweise im Küstenkriege eine Rolle vorbehalten sein dürfte. Daß hiermit die Nothwendigkeit vorliegt, auch das Befestigungswesen der Küsten umzugestalten, welches in seinem jetzigen Zustande schwerlich geeignet sein möchte, den kolossalen Projektilen der Panzerschiffgeschütze Widerstand zu leisten, noch letzteren selbst Schaden zuzufügen, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Seeschlange, Seeungeheuer, welches man von Zeit zu Zeit an den östlichen Küsten von Amerika, sowie auch in den größeren Buchten der Küste von Norwegen gesehen haben will, und welches vom Bischof Pantoppidan und dann von Nikolaus Gramius (1656) zuerst erwähnt worden ist. Die wirkliche Existenz dieses Thieres ist noch nicht konstatirt, doch stimmen die Aussagen Derer, die es gesehen haben wollen, darin überein, daß es schlangenförmig, bei verhältnißmäßig nicht bedeutender Dicke 50—100 Fuß lang und von brauner Färbung sei und einen langen schmalen, mit einer Mähne umgebenen Kopf mit rothen Augen habe. Für die Möglichkeit der Existenz lang gestreckter schlangenartiger Seethiere wird das Vorhandensein ähnlicher Thiere in der Vorwelt (Hydrarchus, Zeuglodon) geltend gemacht, doch ist dieselbe mindestens sehr problematisch, und obige Angaben können darauf beruhen, daß man reihenweise schwimmende Delphine, große Haifische, den Höckerpottwall oder auch den Riesenseetang für die vielbesprochene S. gehalten hat.

Seesen, Amtsstadt im braunschweigischen Kreis Gandersheim, am Vorharze, an der kleinen Schildau und der Eisenbahn von Wolfenbüttel nach Kreiensen, ist sehr regelmäßig gebaut, hat ein altes Schloß, eine Bürgerschule, israelitische Schule und Waisenhaus, Synagoge, 2 Hospitäler, Fabrikation von Camelot, Leder, Eisenwaaren und Cigarren, eine Schwefelquelle mit Badeanstalt und 2981 Einw.

Seesoldaten, Soldaten, welche auf Kriegsschiffen als Musketiere und zur Bemannung der Boote bei Ladungen dienen und außerdem auch zu Geschäftsverrichtungen am Tauwerke, welches zum Stellen der unteren Segel dient, sowie zur Bedienung der Geschütze herbeigezogen werden. Ihre Offiziere bedürfen nicht nothwendig nautischer Kenntnisse.

Seesterne (Meersterne, Asteridea), Strahlthierfamilie aus der Ordnung der Stachel- oder Igelhäuter (Echinodermata), charakterisirt durch den flach-scheibenförmigen oder flach-gewölbten, selten 5eckigen, meist 5strahligen oder in 5—25 einfache oder verästelte Strahlen (Arme) getheilten, ungestielten, freien Körper. Außer dem Hautskelet ist noch ein inneres, stets vom Munde ausgehendes vorhanden, welches aus ebenso vielen gelenkartig mit einander verbundenen Reihen von Ringen besteht, als Arme da sind, und dem Körper große Beweglichkeit gibt. Der Mund befindet sich auf der unteren Fläche der Scheibe

im Mittelpunkte, der After, wenn ein solcher vorhanden ist, stets gegenüber auf der Rückenfläche. Auf der unteren Fläche der Scheibe und oft auch der Arme sind in den Strahlen Rinnen angebracht, welche die fast ganz in diese Rinnen zurückziehbaren Saugfüßchen beherbergen. An irgend einer Stelle der Körperscheibe bemerkt man stets eine eigenthümliche schwammige Kalkplatte, die sogenannte Madreporenplatte, deren Bestimmung unbekannt ist. Die Verdauungsorgane bilden einen sackförmigen (bei fehlendem After blinden) Magen mit ebenso vielen von ihm auslaufenden blinden Schläuchen oder Blinddärmen, als Körperstrahlen vorhanden sind. Da deutliche Begattungsorgane ebenso wenig vorhanden sind als deutliche Respirationsorgane, so muß die Befruchtung durch das Wasser vermittelt werden, und in Folge davon ist das aus dem Ei hervorkriechende Thier eine von dem erwachsenen ganz verschiedene mikroskopische Larve, welche sich nach Art einer Knospe oder durch Metamorphose zum vollständigen Thier entwickelt. Die Larven leben im hohen Meere, die ausgebildeten Thiere dagegen zwischen Felsenritzen und am Meeresgrunde zwischen Tangen und Korallenstämmen. Fast $^1/_3$ aller Arten findet sich im indischen Ocean. Merkwürdig ist ihre außerordentliche Reproduktionskraft in Ergänzung verlorener Körpertheile. Die Klassifikation der S. richtet sich besonders nach der Körperform, dem Vorhandensein oder Fehlen des Afters, sowie nach der Stellung der Madreporenplatte. Zu der Gattung Stachelstern (Asteracanthion), mit überall regelmäßig oder unregelmäßig mit spitzen Stacheln oder gestielten Knöpfchen besetztem Körper, gehört der gemeine Seestern (A. rubens *M.* et *Tr.*), der 5 platte, warzig gestachelte, dreimal so lange als breite Arme, kurze, zahlreiche, unregelmäßig zerstreute Rückenstacheln hat, röthlich, bis 12 Zoll groß ist und sich häufig an den europäischen Küsten findet, manchmal in solcher Menge, daß er zum Dünger der Felder benutzt wird. Die Gattung Schlangenstern (Ophioderma) charakterisirt sich durch 5 oder mehr furchenlose, lange, einfache oder verzweigte Arme, den scheibenförmigen, schuppigen, körnigen, stacheligen oder nackten, afterlosen Leib und den sternförmigen Mund. Hierher gehört der gemeine Schlangenstern (O. longicaudata *M.* et *Tr.*), mit 4—5 langen, rundpfriemlichen, fast glatten Armen, meist grünlichbraun von Farbe, häufig im Mittelmeere. Die Gattung Medusenstern (Asterophyton) ist ausgezeichnet durch die vielfach zertheilten Arme und die große Anzahl (bis 30,000) der Glieder. Alle diese Thiere haben nur naturgeschichtliches Interesse.

Seestücke, Gemälde, welche die See darstellen. Die See- oder Marinemalerei sucht entweder das Meer mit seinen wechselnden Erscheinungen an und für sich oder in seiner Verbindung mit dem Menschen und seinem Treiben darzustellen. Im ersteren Fall ist sie ein Zweig der Landschaftsmalerei, im letzteren aber greift sie besonders in das Gebiet der Schlachtenmalerei hinüber. Ihre Entstehung verdankt sie der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts. In der Darstellung des stürmisch erregten Meeres zeichneten sich namentlich Bonav. Peters, Pet. Molyn der Jüngere (Tempesta) und Alb. van Everdingen aus, während Lud. Backhuysen die See in ruhigem und bewegtem Zustande, sowie den Kampf der Schiffe gegen sie trefflich zur Anschauung brachte. Auch Jak. Ruysdael war ein ausgezeichneter Marinemaler. Treffliche Darstellungen von Seeschlachten lieferten Joh. und Bonav. Peters und Wilh. van der Velde. Unter den Neueren sind als Marinemaler die Holländer J. C. Schotel, die beiden Linnig, Hulk und Koeckoek (Water-Koeckoeck), die Franzosen Gudin, Barry u. Mayer und die Deutschen A. Achenbach und Hünten in Düsseldorf, F. Weiß, Krause, L. Herrmann und Schmidt in Berlin hervorzuheben.

Seetang, s. Tang.

Seetaufe, s. Meertaufe.

Seetulpe, s. Seeglocke.

Seetzen, Ulrich Jaspar, namhafter Reisender und Naturforscher, geboren den 30. Januar 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, studirte zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften, unternahm 1802 eine Reise in den Orient und nach Afrika, ging über Konstantinopel, Syrien u. Palästina nach Kairo, wo er zwei Jahre verweilte u. eine reiche Sammlung von Handschriften, Alterthümern und Naturalien zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet, besuchte 1809 Mekka u. Medina, wandte sich im März 1810 nach Jemen, von da nach Aden und Mokka und † im Okt. 1811 auf dem Wege von da nach Sana. Sein Tagebuch gab Kruse (Berl. 1854—59, 4 Bde.) heraus.

Seeversicherung (Seeassekuranz), Sicherstellung von Seeschiffen u. deren Ladungen gegen Gefahr zur See mittelst Vertrags zwischen dem Eigenthümer (dem Versicherten) und einem Versicherer (Assecuradeur), der gegen Zahlung einer Prämie Garantie und eventuelle Entschädigung übernimmt. Nach fast allen die S. normirenden Gesetzen hat nur Derjenige das Recht, gegen Seegefahr zu versichern, dem durch Beschädigung oder Verlust des versicherten Gegenstandes ein Nachtheil erwächst; der Versicherte muß also ein Interesse an den versicherten Objekten haben, daher eine Versicherung ohne Interesse als Werthversicherung unstatthaft ist. Versichern kann aber der Schiffseigenthümer (Rheder) das Schiff und die Fracht, welche er nach glücklich zurückgelegter Reise zu erwarten hat; der Waareneigenthümer seine Waaren, auf deren Werth gewöhnlich 10 Procent muthmaßlicher Gewinn aufgeschlagen werden, was aber das französische Gesetz verbietet; der Bodmerist (Gläubiger durch Bodmereigelder) seine Forderung. Es gelten hierbei im Allgemeinen dieselben Grundsätze wie bei der Feuer- u. Lebensversicherung, nur mit dem Unterschiede, daß nicht bloß Gesellschaften, sondern auch Privatpersonen die Versicherung bewirken. Insbesondere gelten bei S.en noch folgende Bestimmungen: Kein Schiff darf über seinen wahren Werth versichert werden. Ist das Schiff schon in See, so darf keiner der Kontrahenten über dessen Schicksal Kunde haben. Der zu ersetzende Verlust darf weder durch den Versicherer, noch durch einen von dessen Untergebenen veranlaßt worden sein. Läuft von einem versicherten Schiffe keine Kunde ein, so tritt (in Europa) bei den nach europäischen

Häfen bestimmten Schiffen gewöhnlich nach einem Jahre, bei den nach anderen Welttheilen ausgesendeten nach 2 Jahren der Versicherte das versicherte Eigenthum an den Versicherer ab und nimmt von diesem dafür die versicherte Summe in Empfang (Abstand, Abandon). Die Versicherung des Fahrzeugs heißt auch Cascoversicherung. Gründen sich dergleichen Versicherungen bei Küstenfahrzeugen auf Gegenseitigkeit, so werden sie auch Kompakten genannt. Vgl. Benecke, System des Seeassekuranz- und Bodmereiwesens (umgearbeitet von Nolte, Hamburg 1851—52, 2 Bde.). Vgl. Havarie.

Seewiesen, ausgedehnte Felder von schwimmendem Seetang (Fucus natans), welche dem Meer an einzelnen Stellen ein wiesenartiges Ansehen geben. Von großer Ausdehnung ist die Seewiese (Mar de Sargazo) im Meridian der Azoreninseln Cuervo und Flores zwischen dem 25. und 26. Breitengrade; von etwas kleinerem Umfang ist die um die Inseln des grünen Vorgebirgs sich herumziehende. Erstere hielt man für Ueberreste der fabelhaften Atlantis.

Seewolf (Anarrhichas), Fischgattung aus der Ordnung der Kehlflosser und der Familie der Schleimfische (Gobioidei), ohne Bauchflossen, aber mit sehr langen, fast zusammenstoßenden unpaarigen Flossen, langen, kegelförmigen Vorderzähnen, durch Gebiß und Größe gefährliche Raubfische der nördlichen Meere. In der Nordsee bis Island findet sich häufig der gemeine S. (Seekatze, A. lupus *L.*), bräunlich mit schwärzlichen Querbinden, 5—7 Fuß lang, wird besonders um Island gefangen, wo sein Fleisch gegessen, die Galle zu Seife, die Haut zu Schuhen und auch als Chagrin benutzt wird.

Seewurf, das Ueberbordwerfen der Schiffsladung; je nachdem die Erleichterung des Schiffes nothwendig ist, geschieht diese mit einem Theil oder mit der ganzen Ladung. Bei assekurirten Schiffen wird der Schaden ersetzt. Der S. fällt in die Avarie grosse, s. Havarie.

Séez (Sées, im Alterthum Saïum), Stadt im französischen Departement Orne, an der Orne (unweit der Quelle) und der Eisenbahn von Le Mans nach Cherbourg, ist Bischofssitz, hat eine alte gothische Kathedrale, fünf andere Kirchen, einen bischöflichen Palast, ein theologisches Seminar, Fabrikation von Leinwand, wollenen und baumwollenen Waaren, Handschuhen ꝛc., Gerbereien und 5045 Einwohner.

Segeberg, Amtsstadt im Herzogthum Holstein, in der gleichnamigen Heide am 297 hohen segeberger Kalkberge, zwischen der Trave und dem segeberger See, hat eine schöne gothische, im 12. Jahrh. erbaute Kirche mit kunstreich in Holz geschnitztem Altarblatt, einen 53 Fuß hohen, 1590 dem König Friedrich II. zu Ehren errichteten Obelisk, ein Schullehrerseminar mit Bibliothek, eine Bürgerschule, ein Hospital für unverheirathete Frauenzimmer, eine Tuchfabrik, 2 Wollspinnereien, eine Tabaks- und 2 Cigarrenfabriken, mehre Färbereien, Loh-, Grütz-, Oel- und Walkmühlen, eine Orgelbauanstalt, Gerbereien, Kalkbrennereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, Viehhandel und 4691 Einwohner.

Segel, an den Masten eines Schiffes und an dessen Bord durch Taue befestigtes ausgespanntes Stück starker Leinwand, welches dazu dient, den Wind aufzufangen und mit seiner Hülfe das Fahrzeug fortzubewegen. Die einzelne Breite des Segeltuches, deren mehre an einander genäht das S. bilden, heißt Kleid, der mittlere Theil des S.s, welcher durch den Wind angeschwellt und durch den Bauchgurt befestigt wird, der Bauch, die hervorragenden oberen Ecken, durch welche die Taue gezogen werden, aber Hörner. Am Rande sind die S. mit einer eingenähten Leine (Leik), an der sich besondere Schleifen (Lägel) befinden, eingefaßt, damit die nöthigen Taue an ihnen befestigt werden können. Die S. sind nach ihrer Form entweder: Raasegel, die an einen wagrechten Baum befestigt sind, der horizontal oder schief, aber mittelst der Brassen nach der Richtung des Windes gestellt wird; oder Ruthensegel, die an einer schrägen, sehr geneigten Raae befestigt, gewöhnlich lateinische, d. h. dreieckige S. und auf den Galeeren, Schebecken, Tartanen, Felucken ꝛc. des Mittelmeeres gebräuchlich sind; oder Sprietsegel, die viereckig sind, durch eine sie diagonal ausspannende Stange (Spriet) im Winde gehalten und sowohl auf kleineren Seeschiffen, als auch auf Flußkähnen geführt werden; oder Gaffelsegel, die unten breiter als oben, an eine starke, mit dem einen ausgeschnittenen Ende am Mast befestigte Stange (Gaffel) gebunden und unten vermittelst einer Schote angespannt werden; oder Stagsegel, dreieckige S., die an den Stagen u. Leitern eines großen Schiffes befestigt werden, und zwar so, daß die untere freie Ecke durch ein Tau in den Wind gestellt und fest gehalten wird. Außerdem erhalten die S. nach den Masten, woran sie befestigt sind, noch verschiedene Namen (Mars-, Bram-, Focksegel ꝛc.) und theilen sich nach der Lokalität, wo sie sich befinden, in Vor- und Hintersegel, je nachdem sie vor oder hinter dem großen Maste angebracht sind. Die S. werden aufgehißt, indem man sie mittelst eines Flaschenzuges und Taues vom Deck auf den Mast bringt und dort befestigt; gestrichen (abgeschlagen), indem man sie sammt den Raaen von den Masten abnimmt.

Segeltuch (Segelleinwand), aus starkem Garn dicht und fest gewebter Stoff, welcher zu Segeln und wohl auch zu Zeltbekleidungen, Frachtwagendecken ꝛc. gebraucht und meist aus reinem hänfenen, oft aber auch aus Werggarn, mit Hanf und Flachs vermengt, fast in allen Ländern, wo die Leinenfabrikation betrieben wird, besonders aber in Holland, Frankreich, Rußland, Polen, Galizien, Schottland, Irland und in vielen Gegenden Deutschlands verfertigt wird.

Segen, die Ankündigung oder Anwünschung eines Gutes, besonders der göttlichen Gnade unter Anrufung Gottes. Die hebräischen Patriarchen betrachteten die Ertheilung des S.s als eine feierliche Handlung, durch welche der sterbende Vater den erstgeborenen Sohn zum Familienhaupt erklärte. Bei dem von Moses eingerichteten Gottesdienste ertheilte der Priester der Versammlung den S. Wurde der S. einzeln ertheilt, so geschah dies unter Handauflegung. Dieser Gebrauch ging aus dem jüdischen in den christlichen Gottesdienst

über, wobei meist die 4. Mos. 6, 24 angegebene Segensformel gebraucht wird. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei Trauungen, Taufen und dergleichen, werden statt der mosaischen Segensformel auch andere Worte gebraucht. Auch ist die Einsegnung gewisser Personen und Sachen gebräuchlich, so die Einsegnung (Aussegnung) der Wöchnerinnen, der Aebte bei ihrer Einführung, der Nonnen bei ihrer Einkleidung, des Brodes und Weins beim heiligen Abendmahl (Konsekration), der Schiffe, der Kriegsfahnen, der Häuser ꝛc. Die gewöhnlichen Ritus dabei sind neben Gebeten das Zeichen des Kreuzes, die Besprengung mit Weihwasser, die Räucherung, bei dem bischöflichen S. meist auch die Salbung mit Oel und Chrisma. S. heißt auch ein Gebet oder eine Gebetsformel, z. B. Morgen- und Abendsegen.

Segers, Maler, s. Seghers.

Segesta, Stadt an der Nordküste von Sicilien, früher Egesta genannt, war der gewöhnlichen Sage nach von flüchtigen Trojanern gegründet, hatte als nicht griechische Stadt fortwährend mit den griechischen Pflanzstätten der Insel, namentlich mit Selinus, zu kämpfen und suchte daher bei den Karthagern Hülfe, die diese Gelegenheit benutzten, sich der Stadt zu bemächtigen. Die Karthager wurden durch Agathocles vertrieben, nach dessen tyrannischer Herrschaft S. wieder karthagische Besatzung erhielt. Im ersten punischen Kriege ward diese von den Segestanern ermordet und die Stadt den Römern übergeben, die sie für frei erklärten und mit Ländereien beschenkten. Die Stadt, im Besitz eines Hafens und Stapelplatzes, gelangte durch Handel und Verkehr zu großer Blüthe. In ihrer Nähe befanden sich warme und trinkbare Mineralquellen, Aquae Segestanae. Jetzt finden sich von S. noch Ueberreste eines Theaters, eines Tempels ꝛc.

Segestes, Cheruskerfürst, Feind des Hermann, der ihm seine Tochter Thusnelda entführt hatte, warnte den Römer Varus 9 n. Chr. vor dessen Anschlägen. Als er später von Hermann in seiner Burg belagert wurde, entsetzte ihn 14 n. Chr. der römische Feldherr Germanicus. S. erhielt freien Aufenthalt in Gallien, lieferte aber seinen Sohn Sigmund und Armins Gattin Thusnelda in die Hände der Römer.

Segge, Pflanzengattung, s. v. a. Riedgras, Carex *L.*

Seghers (Segers), 1) Geraart, Historienmaler, geboren zu Antwerpen 1589, war Schüler H. van Balens und A. Jansens, ging dann nach Rom und von da nach Spanien, wo er für den Hof arbeitete; hielt sich später auch in England einige Zeit auf und † zu Antwerpen 1651. Man findet Werke von ihm in den Museen und Kirchen seines Vaterlandes, sowie in auswärtigen Gallerien, namentlich in der Gallerie des Belvedere in Wien und im Museum des Louvre. Während seine früheren Werke mit ihren Lichteffekten an Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi und Cigoli erinnern, wußte er in seinen späteren Rubens' und Van Dycks Manier mit der seinigen geschickt zu verbinden. Er ätzte auch einige größere Blätter in Kupfer, die aber selten sind.

2) Daniel, ausgezeichneter Blumenmaler, Bruder des Vorigen, 1590 zu Antwerpen geboren, Schüler Joh. Breughels, trat jung in den Jesuitenorden und zierte mehre Kirchen desselben mit Scenen aus dem Leben der Heiligen des Ordens. Er besuchte auch Rom und machte daselbst Studien nach Kunstwerken aller Art, besonders aber richtete er sein Augenmerk auf die Blumenmalerei. Meist winden sich seine Blumen um Scenen aus der heiligen Geschichte und Legende; auf anderen Gemälden erscheinen Blumen zu Bouquets vereinigt und in Vasen gesammelt mit darauf sitzenden Insekten, die in unübertrefflicher Wahrheit dargestellt sind. Rubens und andere Meister ließen sich oft ihre Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets ꝛc. von ihm schmücken. S. † zu Antwerpen 1660. Gemälde von ihm bewahren besonders die Museen seines Vaterlandes, dann die im Belvedere zu Wien und zu Berlin, die münchener Pinakothek und die dresdener Gallerie. Er lieferte auch einige Kupferstiche, die aber sehr selten sind.

Segment (v. Lat.), Kreisabschnitt, s. Kreis.

Segni, Stadt in der päpstlichen Delegation Velletri, an der Eisenbahn von Rom nach Neapel, ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, eine Citadelle mit merkwürdigem cyklopischen Thor, mehre Klöster und 4500 Einw.

Segnitia alvi (lat.), die Trägheit des Stuhls.

Segno (ital.), s. v. a. Zeichen, s. Dal segno.

Sego, Hauptstadt des Reichs Bambara, im westlichen Sudan (Afrika) zu beiden Seiten des oberen Niger, hat viele Moscheen, lebhafte Schifffahrt und Handel und gegen 30,000 Einw.

Segonzac, Stadt im französischen Departement Charente, hat Papierfabrikation, Branntweinbrennerei, Hohöfen und 2965 Einw.

Segorbe (Segorve), Stadt in der spanischen Provinz Castellon (Valencia), liegt höchst malerisch auf einem isolirten Berge, zwischen 2 Kastellen am Palancia, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale und viele andere Kirchen, ein bischöfliches Seminar, mehre Klöster, 3 Armenhäuser, ein Hospital, eine reizende Promenade (Glorieta) mit prachtvoller Aussicht, Papierfabrikation, große Branntweinbrennereien und 7232 Einw. In der Nähe eine kühle Mineralquelle.

Segovia, Provinz im spanischen Königreich Altkastilien, grenzt im Norden an die Provinzen Valladolid und Burgos, im Nordosten an Soria, im Südosten und Süden an Guadalaxara, Madrid und Toledo, im Westen an Avila und Valladolid und hat einen Flächenraum von 226,7 spanischen Quadratleguas (127,5 geographischen Q.M.) mit 146,839 Einw. Das Land ist im Süden und Südosten durch die Sierra de Guadarrama und Sierra Ayllon gebirgig, sonst meist eben oder nur hügelig und kahl, wird von den Flüssen Duero, Tajo, Xarama, Cega, Piron, Alberche, Eresma u. a. bewässert, hat fruchtbaren, aber meist nicht gut angebauten Boden mit vielen schönen Triften, im Allgemeinen mildes, aber auf den Gebirgen etwas rauhes Klima und producirt Getreide, Hülsen- und Oelfrüchte, Obst, Wein, Flachs, Hanf ꝛc. Die Waldungen enthalten Eichen, Buchen und Kiefern. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, namentlich bedeutende Schafzucht. Handel und Industrie sind ohne wesentliche Bedeutung; letztere beschränkt sich auf Tuchmacherei, Gerberei,

Töpferei, Seifen- und Potaschensiederei. Die Provinz genießt eine gute Kommunikation im Innern und mit den angrenzenden Provinzen und wird im Westen von der Nordbahn (Linie Madrid-Avila) berührt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt höchst malerisch auf und an den Abhängen eines Berges in dem anmuthigen, die Hochebene tief durchfurchenden Thale des Eresma, an dessen linkem Ufer, ist von Mauern umgeben u. hat viele stattliche Gebäude, aber krumme u. bergige Gassen. Die merkwürdigsten Gebäude sind die gothische Kathedrale mit 3 prachtvollen, durch schlanke Pfeiler geschiedenen Schiffen und einem 321 Fuß hohen, in eine Kuppel auslaufenden Thurm und der Alcazar (das königliche Schloß), ein stark befestigtes, im mittelalterlichen Burgstyl erbautes, hochgethürmtes, höchst pittoreskes Gebäude auf einem hohen Felsen über dem Eresma, dessen theils in modernem, theils in maurischem Styl reich ausgeschmücktes Innere Sitz der königlichen Artillerieschule ist und prachtvolle Sammlungen von Gemälden, Waffen 2c., sowie unter anderen Merkwürdigkeiten in seiner Bibliothek die berühmten astronomischen Tafeln Alfons des Weisen enthielt. Der Alcazar war die Residenz vieler maurischen und kastilischen Könige, brannte aber Anfang April 1862 ab, wobei die Sammlungen größtentheils zerstört wurden. S. ist der Sitz eines Bischofs, hat 11 Kirchen, viele Klöster, ein Priesterseminar, ein Institut und viele andere Unterrichtsanstalten, ein Armenhaus, Findelhaus, eine Kaserne, ein Münzhaus für Prägung von Kupfermünzen, Fabriken in Tuch, Fayence, Glas, Papier, Gold- und Silberwaaren, Wollwäscherei (Segoviawolle), Färberei und 10,339 Einwohner. Eine Merkwürdigkeit aus dem Alterthum ist die berühmte, von Trajan angelegte, über die Stadt hinwegführende Wasserleitung, welche noch jetzt ihre Bestimmung erfüllt. Sie besteht aus 159 Doppelbögen, ist 4362 Fuß lang, in der Mitte über 200 Fuß hoch und ohne Mörtel aus genau aneinander gefügten Granitquadern erbaut. Sie ist eins der am besten erhaltenen derartigen Römerbauten. Auch hat S. noch Ruinen eines Amphitheaters; sie war schon zur Römerzeit eine bedeutende Stadt und öfters die Residenz der Könige von Kastilien und Leon.

Segre, 1) (Segré), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Maine-Loire, an der Verzée und Oudon, hat einen Gerichtshof, Gerberei, Färberei, Leinweberei, Handel mit Garn, Leinwand, Vieh und Schiefer und 2721 Einwohner. In der Nähe Schieferbrüche. — 2) S. (sonst Sicoris), Fluß im spanischen Königreich Katalonien, entspringt auf den Pyrenäen am Défilé von Perja auf der südlichen Grenze des französischen Departements Ostpyrenäen, tritt sehr bald nach Spanien über, fließt in einem sehr gekrümmten Laufe nach Südwesten, nimmt den Belira, Esera, Cinca, die drei Nogueras (Aragonesa, Pallaresa und Ribargozana) auf, wird bei Lerida schiffbar und mündet nach einem Lauf von 26 Meilen bei Mequinenza auf der Grenze von Katalonien und Aragonien links in den Ebro.

Segue (siegue, ital.), wird oft am Ende einer Notenseite gebraucht, um anzudeuten, was auf der anderen Seite folgt, z. B. s. Allegro, d. i. es folgt das Allegro, 2c.

Seguidilla (span.), spanische Versart, die aus 4 Versen besteht, in denen gewöhnlich fünf- und siebensilbige assonirende Zeilen abwechseln. Man verbindet damit oft noch einen Anhang von 3 Zeilen (estribillo), in dem sich der erste und letzte Vers reimen.

Seguier, alte französische Familie, die unter ihren Gliedern viele ausgezeichnete Justiz- und Verwaltungsbeamte zählt. Pierre S., geboren 1504 zu Paris, ward 1535 von Franz I. zum Generaladvokaten der Cour des aides, dann zum Kanzler der Königin Eleonore, 1554 zum Präsidenten am Parlament zu Paris ernannt, in welcher Stellung er die Einführung der Inquisition gegen die Hugenotten verhinderte, und starb 1580. Antoine S., Sohn des Vorigen, geboren 1552 zu Paris, seit 1597 Vicepräsident des pariser Parlaments, vertheidigte die Freiheiten der gallikanischen Kirche gegen die römische Kurie, starb 1626. Pierre S., Neffe des Vorigen, geboren am 28. Mai 1588, folgte seinem Oheim als Vicepräsident des pariser Parlaments, ward von Ludwig XIII. zum Pair und Herzog von Villemar erhoben, 1633 zum Siegelbewahrer und 1635 zum Kanzler ernannt und starb am 28. Jan. 1672. Das „Diare ou Journal du chancelier S. en Normandie", 1639—70, ward 1844 von der historischen Gesellschaft veröffentlicht. Antoine Louis, aus einer anderen, noch jetzt blühenden Linie, geboren den 1. Dec. 1726 zu Paris, glänzte als Generaladvokat des Parlaments durch Beredtsamkeit, bemühte sich aber vergeblich um Aussöhnung des Parlaments mit dem Hofe und zog sich beim Ausbruch der Revolution nach Tournai zurück, wo er den 25. Jan. 1792 starb. Sein Sohn, Antoine Jean Matthieu, geboren den 21. Sept. 1768 zu Paris, ward 1800 von Napoleon I. zum Regierungskommissär der Tribunale, 1802 zum Präsidenten des Appellhofes, 1810 zum Präsidenten an der Cour impériale zu Paris ernannt. Ludwig XVIII. stellte ihn ebenfalls an die Spitze des obersten Gerichtshofes und ernannte ihn 1815 zum Pair. Auch nach der Julirevolution behauptete er sich in beiden Würden. Er starb den 6. August 1848.

Ségur, altfranzösische Adelsfamilie, die, dem Protestantismus ergeben, in den Religionskriegen viel zu leiden hatte. Die namhaftesten Sprößlinge derselben sind:

1) Philippe Henri, Marquis von S. Ponchat, geboren den 20. Jan. 1724, stieg in den Kriegen Ludwigs XV. zum General empor, erhielt später den Oberbefehl eines Armeecorps in der Franche-Comté u. unter Ludwig XVI. 1780 das Ministerium des Kriegs. In dieser Stellung schuf er die leichte Artillerie und einen Generalstab. Nachdem er 1783 zum Marschall ernannt worden war, legte er noch vor Ausbruch der Revolution seine Ministerstelle nieder. Er † den 8. Okt. 1801.

2) Louis Philippe, Graf von S. d'Aguesseau, Sohn des Vorigen, geboren den 10. Dec. 1753 zu Paris, machte als Oberst den amerikanischen Freiheitskampf mit und ging 1783 als Gesandter nach Petersburg. Beim

Beginn der Revolution nach Frankreich zurückgerufen, wurde er Mitglied der Nationalversammlung und Maréchal de camp und ging 1792 als französischer Botschafter an den preußischen Hof. Nach der Hinrichtung des Königs schied er aus dem Staatsdienste und lebte während der Schreckensherrschaft zurückgezogen zu Châtenay bei Sceaux. Als Früchte dieser Muße erschienen das „Théâtre de l'hermitage" (Paris 1798, 2 Bde.) und eine Sammlung trefflicher Lustspiele, „Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—1796, contenant l'histoire de Frédéric Guillaume II" (Paris 1800, 3 Bde.). Während des Konsulats war er Glied des gesetzgebenden Körpers, dann des Staatsraths und 1803 des Instituts. Napoleon ernannte ihn später zum Grafen und zum Oberceremonienmeister, sowie 1813 zum Senator. Ludwig XVIII. verlieh ihm bei der ersten Restauration die Pairswürde; da jedoch S. in den hundert Tagen wieder zu Napoleon übertrat, erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer erst 1818 wieder. S. † am 27. August 1830. Eine Auswahl aus seinen poetischen und geschichtlichen „Oeuvres" erschien Paris 1824 bis 1830, 33 Bde.; Interessantes enthalten auch seine „Mémoires, ou souvenirs et anecdotes" (das. 1825—26, 3 Bde.). Sein Sohn, Raymond Josephe Paul, Graf von S., geboren den 18. Febr. 1803, ward als Präfekt der Oberpyrenäen 1849 in die Legislative gewählt und im Januar 1852 zum Senator ernannt.

3) Josephe Alexandre, Graf von S., Bruder des Vorigen, geboren 1756 zu Paris, wurde 1788 Maréchal de camp, während der Revolution aber längere Zeit eingekerkert; † den 27. Juli 1805 zu Bagnères. Er veröffentlichte zahlreiche Lustspiele, Opern und Lieder, sowie „Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos" (Par. 1790), den Roman „La femme jalouse" (das. 1791) und die Schrift „Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social etc." (Par. 1803, 2 Bde.). Seine „Oeuvres diverses" erschienen 1819.

4) Paul Philippe, Graf von S., Sohn von S. 2), geboren den 4. Nov. 1780, machte Moreau's Feldzug in Bayern und Macdonalds Feldzug in Graubünden mit, ward 1802 in den Generalstab aufgenommen, trat 1805 mit Mack wegen der Uebergabe von Ulm in Unterhandlung und fungirte im Feldzuge von 1806 als Eskadronchef. Im polnischen Feldzuge gerieth er in russische Gefangenschaft, aus der er durch den tilsiter Frieden wieder befreit wurde, und erwarb sich hierauf in Spanien durch die Erstürmung der Höhen bei Somo Sierra den Rang eines Obersten. Nachdem er bei der Katastrophe von 1812 als Brigadegeneral im Gefolge Napoleons I. gewesen, organisirte er beim Beginn des Feldzugs von 1814 das 5. Regiment der Ehrengarden und erhielt nach Napoleons Sturz von Ludwig XVIII. den Befehl über die Kavallerie, welche aus den Resten der alten Garde geschaffen worden war. Da er sich während der hundert Tage von Napoleon als Generalstabschef des zur Deckung des Rheins beorderten Armeecorps hatte verwenden lassen, zog er sich nach der zweiten Restauration ins Privatleben zurück und schrieb seine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812" (Paris 1824, 2 Bde., u. öfter; deutsch von Kottenkamp, Mannh. 1835). Im Jahre 1830 ward S. in die Akademie aufgenommen. Nach der Julirevolution trat er wieder in den aktiven Dienst und wurde 1831 zum Generallieutenant und Pair ernannt. Er veröffentlichte noch: „Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand" (Paris 1829, 2 Bde.) und „Histoire de Charles VIII" (das. 1835, 3 Bde.), größtentheils aus dem literarischen Nachlaß seines Vaters.

Segura, 1) Sierra de S., spanische Gebirgskette auf dem Plateau von Murcia, ist gegen 20 Meilen lang, geht nördlich in die Sierra Alcaraz und südlich in die Sagra Sierra (Sierra Seca) über; bei den Alten Orospeda. — 2) Fluß im spanischen Königreich Murcia, entspringt unweit der Grenze von Granada im Gebirgsknoten der Sagra Sierra, strömt in mehrfachen Windungen im Allgemeinen nach Osten, anfangs durch den westlichen, fast ganz unbewohnten Theil des Plateau's von Murcia und mündet, nachdem er das prächtig angebaute Thal von Ricote und die herrlichen Vegas von Murcia und Orihuela bewässert hat, nach einem Lauf von 34 Meilen bei Guardamar, südwestlich von Alicante in das mittelländische Meer. In seine Mündung können Seeschiffe einlaufen. Seine bedeutenderen Nebenflüsse sind Mundo, Quibar und Sangonera. — 3) S. de Sierra, Stadt in der spanischen Provinz Albacete (Murcia), hat Holzhandel und 4000 Einwohner.

Sehe, s. v. a. Pupille.

Sehen, s. Gesicht.

Sehloch, s. Auge.

Sehne (Chorde), Linie im Kreis (s. d.); in der Anatomie heißen S.n oder Flechsen die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe bestehenden Endstücke der Muskeln, die, von rundlicher oder breiter hautartiger Beschaffenheit, gewöhnlich an einen Knochen angeheftet sind.

Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.

Sehnerv, s. Gehirnnerven.

Sehnsucht, das gespannte oder gesteigerte Verlangen nach einem noch nicht erreichbaren Gegenstande, verbunden mit einem Gefühl von Schmerz bei dem Gedanken, denselben noch entbehren zu müssen, und von Lust bei dem Gedanken an seinen Werth und an die Möglichkeit, ihn früher oder später zu erreichen. Eine Art der S. ist auch das Heimweh (s. d.).

Sehwinkel, s. Gesicht.

Seiches (franz.), periodische Strömungen auf dem Genfersee (s. d.).

Seicht, vom Gewässer, nicht tief; von wissenschaftlichen Kenntnissen oder Arbeiten, nicht gründlich.

Seide (franz. soie, engl. silk), der feine, glänzende, massive und verhältnißmäßig sehr feste Faden, den die Seidenraupe erzeugt, indem sie sich zur Verpuppung einspinnt. Die Seidensubstanz, welche aus zwei feinen Oeffnungen unter dem Munde der Raupe austritt und sich alsbald zu einem Faden vereinigt, besitzt in den Spinngefäßen, welche einen großen Theil des Raupenkörpers einnehmen, Honigkonsistenz, erhärtet aber an der Luft sehr schnell. Die Ursache dieses Er-

härtens ist unbekannt, der Faden ist stofflich kein einfaches Gebilde, sondern er besitzt eine äußere Hülle aus leimgebendem Stoff, der sich bei anhaltendem Kochen in Wasser löst; eine zweite Hülle besteht aus Eiweiß, welches sich in kochender Essigsäure löst, und die innere Substanz des Fadens wird von einer eigenthümlichen stickstoffhaltigen Substanz, dem Seidenfibroin oder Sericin, gebildet. Letzteres ist farblos, glänzend, nicht elastisch und in heißer Kalilauge, in Kupferoxydammoniak und Nickeloxydulammoniak löslich. Außerdem enthält die S. noch Wachs, Fett und in ihrer äußeren Hülle einen Farbstoff. Der einfache Coconfaden, von welchem 2570—3650 Meter 1 Gramm wiegen, hat zwischen 0,013 und 0,026 Millimeter in der Dicke, ist bemerkbar abgeplattet, läßt sich um 15—20 Proc. seiner Länge ausdehnen und reißt erst bei einer Belastung, die 43,62 Kilo pro Quadratmillimeter Querschnittsfläche betragen würde. Er besitzt also nahe ein Drittel von der Festigkeit der besten Eisendrähte. Von den Cocons (Galletten), welche die Raupe spinnt und zu denen sie etwa 3700 Meter Faden verbraucht, sind nur 300—600 Meter Faden zu gewinnen, denn weder das äußere lockere Fädengewirre, noch der innere pergamentähnliche Theil des Cocons ist brauchbar. Wenn die Puppe sich im Cocon entwickelt, so durchbohrt der Schmetterling vermittelst eines eigenthümlichen Saftes das Gewebe und der Faden ist dann so vielfach zerstört, daß er nicht weiter zu benutzen ist. Deshalb tödtet man die Puppen vor dem Auskriechen, und zwar entweder durch trockene Hitze (zwischen 57 und 75°), oder durch Wasserdampf. Man bringt in einem offenen Kessel Wasser zum Kochen und stellt die Cocons etwa 10 Minuten in eine Kammer, welche unmittelbar über dem Kessel angebracht und durch einen Rost von demselben getrennt ist. Nach dem Tödten werden die Cocons an der Luft getrocknet, sortirt und dann abgehaspelt. Zu diesem Zweck bringt man sie in heißes Wasser, in welchem die die Fäden verbindende Leimsubstanz erweicht. Beim Schlagen der Cocons mit einem kleinen Besen hängen sich dann alsbald die Enden mehrer Fäden an diesen an, und man kann die äußere lockere Flockseide leicht abziehen. Dann legt man die Cocons in lauwarmes Wasser und die Hasplerin vereinigt die Fäden von so viel Cocons, als nöthig ist, leitet sie, damit sie sich vermöge der ihnen anhaftenden Leimsubstanz vereinigen, durch gläserne Ringe und wickelt sie auf den Haspel. Je nachdem die S. feiner oder gröber ausfallen soll, werden 3—8, selbst 15 oder 20 Coconfäden mit einander verbunden. Die Haspel sind auf 2—4, bei grober S. auch auf 6—8 Strähne eingerichtet, und man läßt nun je 2 und 2 der aufzuhaspelnden Fäden auf einer Strecke von 75—100 Millimeter sich um einander schlingen und dann wieder in gleichem Sinne sich lösen und einzeln durch Glasringe laufen. Dies hat den Zweck, die Coconfäden an einander zu drängen, zu reiben und zu glätten und den Fäden Rundung und Glätte zu geben. Die gehaspelte S., Rohseide, Ganzseide, wird nun, damit sie sich bei den späteren Operationen nicht in einzelne Coconfäden auflöse, gedreht, oder es werden 2, 3 oder mehr (gedrehte oder nicht gedrehte) Faden mit einander durch Drehung vereinigt (Zwirnen, Filiren, Mouliniren). Hierzu dienen besonders konstruirte Doublir- und Zwirnmaschinen. Nach den Verschiedenheiten in der Zusammensetzung und Drehung der Fäden unterscheidet man folgende Gattungen: Organsinseide, Orsoyseide, Kettenseide, zur Kette der meisten seidenen Stoffe, wird aus den schönsten Cocons gewonnen. 3—8 Cocons liefern einen Faden, welcher so gedreht wird, daß 60—80 Drehungen auf 1 Centimeter Länge kommen. Von diesen Fäden werden 2, seltener 3 gezwirnt. Tramseide, Trama, Einschlagseide, zum Einschuß, zur Verfertigung seidener Schnüre, stammt aus geringeren Cocons, der Faden besteht aus 3—12 Coconfäden und wird entweder mäßig gedreht (einfädige Tramseide), oder es werden 2 oder 3 Fäden ohne vorherige Drehung schwach gezwirnt. Der Gesammtfaden ist daher weicher und flacher als die Kettenseide. Marabout-seide, zu besonderen Zwecken der Seidenweberei bestimmt, wird aus 3, selten 2 Fäden blendend weißer Rohseide nach Art der Tramseide gezwirnt, dann ohne vorausgehendes Schälen oder Kochen gefärbt und abermals gezwirnt. Die doppelte starke Zwirnung und der nicht entfernte Leim geben dieser S. eine peitschenschnurartige Härte. Pelseide, Pelo, aus den geringsten Cocons, ist ein einziger grober, gedrehter Rohseidenfaden aus 8,10 oder mehr Coconfädchen und dient als Grundlage zu den Gold- und Silbergespinnsten, zu welchem Zweck der Faden mit geglättetem Draht umwickelt wird. Nähseide, Cusir, wird aus Rohseide von 3—24 Cocons auf verschiedene Weise dargestellt. Man dreht 2 starke Rohseidenfäden einzeln rechts und zwirnt sie dann links mit einander zusammen, oder man zwirnt 2, selten 3 gedrehte oder ungedrehte Rohseidenfäden rechts zusammen und vereinigt 2 solche gezwirnte Fäden durch eine zweite Zwirnung links. Die Zwirnung ist in allen Fällen um so stärker, je feiner die Fäden sind. Strickseide ist der Nähseide ähnlich, aber dicker und wird schwächer gezwirnt. Man zwirnt zuerst 2—6 nicht gedrehte Rohseidenfäden rechts zusammen und vereinigt dann durch die zweite, entgegengesetzt laufende Zwirnung 3, seltener 4 gezwirnte Fäden. Kordonnirte S., zu gestrickten und gehäkelten Arbeiten, ist drall und derb gezwirnt, sehr glatt und rund, schnurartig. Feine Rohseidenfäden werden zuerst rechts gedreht, dann zu 4—8 links zusammengezwirnt, worauf man 3 solche gezwirnte Fäden durch eine Zwirnung rechts vereinigt. Stickseide, flache S., Plattseide, besteht entweder aus einem einfachen, schwach links gedrehten Rohseidenfaden, oder aus 2—10 nicht gedrehten Rohseidenfäden, die sehr schwach gezwirnt werden. In Folge davon trennen sich nach dem Kochen die Coconfädchen von einander und der ganze Faden breitet sich flach aus. S. zieht äußerst leicht Feuchtigkeit aus der Luft an und da sie sehr kostbar ist, so kann ihr Wassergehalt im Handel nicht vernachlässigt werden, sie wird daher in eigenen, unter öffentlicher Autorität stehenden Anstalten probeweise getrocknet und so den Käufern zugewogen. Dies nennt man das Konditioniren der S. Man bringt jetzt meist

eine Probe $2^1/_2$—4 Stunden lang in einen mit Dampf auf 110° C. geheizten Raum, bis sie nicht mehr an Gewicht verliert, und berechnet nach dem Ergebniß das Gewicht der ganzen Partie, von welcher die Probe genommen wurde. Zu diesem Gewicht schlägt man 10 Proc. und erhält so das gesetzmäßige, für Käufer und Verkäufer verbindliche Handelsgewicht. Der leimbildende Stoff, welcher den Coconfaden umgibt, macht ihn hart, rauh und steif, und erst wenn er entfernt ist, tritt der Glanz und die eigenthümliche Weichheit der S. hervor. Man kocht (entschält) daher die S. mit Seifenlösung und entfernt hierdurch zugleich einen Theil des Eiweißes und den Farbstoff. Ungeschälte S. wird nur zu besonderen Stoffen, z. B. zu Gaze und Blonden, verarbeitet. Am besten hängt man die S. $^1/_2$ Stunde lang in eine 90° C. warme Lösung von 20—30 Pfund weißer Seife in 1500 Pfd. Flußwasser und windet sie aus. Die so degummirte S. wird zu 20—30 Pfd. in leinene Säcke gebracht und 1—2 Stunden in einer Lösung von 12—15 Pfd. Seife in 1500 Pfd. Wasser gekocht. Dann wird sie gespült und ausgerungen. In Frankreich kocht man auch mit Leinsamenmehlschleim und Soda. Gute S. verliert durch das Degummiren und Kochen etwa 27 Proc., wenn man das aus der Kondition hervorgegangene Gewicht zu Grunde legt, bei französischer S. sind 25 Proc., bei chinesischer 30—31 Proc. als Durchschnitt anzunehmen. Bei der Seidenfabrikation entstehen mehrfach Abfälle und diese werden auf Florettseide verarbeitet, indem man die kürzeren oder längeren Fäden durch einen wirklichen Spinnprozeß vereinigt. Hierzu benutzt man das grobe lockere Gewebe, welches die Cocons umgibt (Flockseide), die nach dem Abspinnen der Cocons zurückbleibenden pergamentähnlichen inneren Häutchen derselben, endlich auch die durchgebissenen oder sonst beschädigten Cocons. Von 8—10 Pfund Cocons, welche etwa 1 Pfd. gehaspelte S. liefern, erhält man daneben cirka $1^1/_2$ Pfd. Rohmaterial zu Florettseide. Die Abfälle werden mit warmem Wasser und kochender Seifenlösung behandelt, gewaschen, getrocknet, mit Stäben geklopft, dann wie Baumwolle gekrempelt und gesponnen. Gekratzte Florettseide dient zuweilen als seidene Watte. Florettseidengespinnste (Seidengarn, gesponnene S.) kommen als Crescentin, Schappe, Galettam, Gallet in den Handel; Strazza heißen die bei der Florettseidebearbeitung selbst entstehenden Abfälle und die daraus verfertigten Garne. Die besseren Sorten der Gespinnste benutzt man als Einschlag bei verschiedenen Seidenstoffen, als Kette bei mancherlei Halbseidenzeuchen, zu Hutvelpel, groben Bändern und Schnüren und als Stickseide, die geringeren zum Stricken und zur Strumpfwirkerei; selbst die schönsten erreichen indeß an Feinheit, Glätte, Glanz u. Festigkeit nicht die gute gehaspelte und filirte S. Die Feinheit der Rohseide und der filirten S. wird durch das Gewicht einer bestimmten Fadenlänge ausgedrückt (Titrirung der S.). Als festgesetztes Längenmaß ist die Länge eines Strähns = 9600 pariser Stab (Aunes) = 11,400 Meter gewählt und als Gewichtseinheit der Denier (1 Denier beim französischen Gewicht = 1,275 Gramm, beim piemontesischen 1,281 u. beim mailändischen 1,224 Gramm). Man findet das Gewicht der Längeneinheit (9600 Aunes) durch Wägung des 24. Theils derselben, die man auf einem Probehaspel abmißt. Der einfache Coconfaden wiegt 2—$3^1/_2$ Deniers, die feinste ungezwirnte Rohseide 7—10 D., feinste Organsin 14—21 D., gewöhnliche 24—32 D., gröbste 50—85 D., feinste Trama 12—24 D., mittlere 26—40 D., gröbste 60—80 D.

Die Seidenproduktion betrug vor dem Eintreten der Seidenraupenkrankheit (1856): in Frankreich 108,600,000 Francs, in Italien 281,500,000, in Spanien und Portugal 16,000,000, in der Türkei 5,800,000, in Griechenland mit den jonischen Inseln 3,200,000, in Oesterreich, Bayern, Ungarn und den Donauländern 900,000 Francs, mithin in Europa 416,000,000 Francs. Ferner in Algier, Marokko, Aegypten u. Tunis 1,100,000, in Kleinasien 21,000,000, in Syrien und Arabien 8,600,000, in den russischen Besitzungen am Kaukasus 12,200,000, in Persien 23,000,000, in Turkestan 6,000,000, in Indien 120,000,000, in China 325,000,000, in Japan 80,000,000, in Korea 5,000,000, in den Vereinigten Staaten 400,000 und in Australien 600,000 Francs. In Folge der Seidenraupenkrankheit fiel die Produktion in Frankreich auf fast die Hälfte, in Folge dessen hat die Einfuhr asiatischer S. außerordentlich zugenommen. In Deutschland, wo man früher mit den Resultaten der vielfach versuchten Seidenzucht gar nicht zufrieden war, scheint man jetzt günstigere Erfolge erzielt zu haben, namentlich in der Gegend von Berlin, in Schlesien u. Posen. In Berlin besteht jetzt ein eigener Coconmarkt. Die Produktion Preußens soll 2000 Kilo betragen. Auch in Mecklenburg und Mähren findet die Seidenzucht immer mehr Verbreitung.

Seidenbau u. Seidenmanufaktur wurden zuerst in China betrieben, wo die S. nicht, wie überall, sonst Luxusartikel war und ist, sondern dieselbe Stelle einnimmt wie bei uns die Baumwolle. Schon 4000 Jahre v. Chr. war die S. den Chinesen bekannt, aber der Seidenzucht geschieht erst um 2602 v. Chr. Erwähnung. Im Jahre 140 v. Chr. verpflanzte eine chinesische Kaiserstochter die Seidenzucht nach Kothan und im 6. Jahrhundert eine andere sie nach Tübet. Nach Ritter wanderte die Zucht wohl in der Sassanidenperiode nach Sogdiana, Bactriana und Iran und kam von dort nach Serinda (Nordindien, am Indus und Oxus). Jedes einzelne dieser Länder versuchte die Seidenzucht als Monopol zu bewahren. Bei den Griechen ist zuerst unter Aristoteles von der Seide die Rede, und zwar scheint Alexander durch seinen Feldzug diese Kenntniß vermittelt zu haben. Im Abendlande ist die S. stets Luxusartikel gewesen und als solcher hat sie vor Allem in Rom eine große Rolle gespielt. Wiederholt wurden Verbote gegen das Tragen seidener Kleider erlassen, aber nachhaltig konnten dem Luxus dadurch keine Schranken gesetzt werden. Vielleicht schon unter Tiberius, sicher aber 220 wurde Rohseide nach Italien gebracht und dort zu halb- und ganzseidenen Stoffen verarbeitet. Die meiste S. scheint damals aus Baryzaza am Nomadenfluß gekommen zu sein. Dorthin brachten sie Kara-

wanen und Schiffer, und so gelangte sie durch andere Karawanen über Bactria nach den Küsten des Mittelmeers, oder durch Schiffe nach Arabien, nach Griechenland und Rom. Unter Justinian 555 brachten Mönche Seideneier und Maulbeersamen aus Serinda nach Konstantinopel. Der Kaiser machte zwar ein Monopol aus der Seidenzucht und verbot sogar die Einfuhr fremder S., aber sehr bald gelangte das Volk in Besitz des Geheimnisses und in allen griechischen Städten entstanden Seidenplantagen. Von hier aus trieb Venedig, von Indien und Persien aus Phönicien Seidenhandel. Unter den Arabern fand der Seidenbau weite Verbreitung u. gelangte bereits im 8. Jahrhundert nach Spanien, ohne sich indeß dort bedeutend zu entwickeln. Im Jahre 1130 kam die S. nach Sicilien und wurde hier besonders durch Roger II. gefördert. Sie breitete sich bald in Italien aus, koncentrirte sich aber in Folge der Eroberung von Konstantinopel in Venedig, so daß diese Stadt während des 15. und 16. Jahrhunderts in der Seidenindustrie die erste Stelle einnahm. Nach Frankreich soll der erste Maulbeerbaum 1268 gekommen sein; 1345 bestanden in Marseille und Montpellier Seidenmanufakturen; 1440 wurden die Maulbeeren in Dauphiné angepflanzt und der Seidenbau fand unter Ludwig XI., sowie unter den folgenden Herrschern reichliche Unterstützung.

Unter Franz I. gelangte der Seidenbau zu größerer Ausdehnung und auch Lyons Seidenmanufaktur wurde zu dieser Zeit begründet. Im Jahre 1667 übertraf Frankreich in der Seidenindustrie alle Länder und 1682 betrug die Ausfuhr an seidenen Stoffen 600,000 Pfund Sterling. Nach dem Edikt von Nantes aber, als die Protestanten, welche meist Gewerbtreibende waren, Frankreich verlassen mußten, erhielt die französische Industrie einen bedeutenden Stoß und die Seidenmanufaktur gelangte durch die Auswanderer nach England, nach der Schweiz, nach Holland, Deutschland und selbst nach Dänemark, Schweden und Rußland. Der Seidenhandel Frankreichs konnte sich später nicht wieder auf die frühere Höhe erheben, da inzwischen England die Suprematie gewonnen hatte, die Seidenmanufaktur aber machte in Frankreich große Fortschritte durch zahlreiche neue Erfindungen und behauptet heute den ersten Platz. Lyon hat über 40,000 Webstühle für Seide. Nach England kam die S. durch italienische Manufakturisten und es entwickelte sich namentlich die Seidenstickerei zu hoher Vollendung. Die Einführung der Seidenzucht wollte nicht gelingen, aber die Seidenmanufaktur entwickelte sich sehr schnell. In Deutschland war die S. schon sehr früh bekannt durch den Handel, den die Ostseereiche über Kiew mit den Völkern am schwarzen Meere trieben. Im 10. Jahrhundert wurde S. in Mainz verwebt und bald erblühte in Augsburg, Nürnberg und anderen Städten bedeutende Seidenindustrie. In Berlin gab es 1580 sehr viele Seidenmanufakturen. Die ersten Seidenraupen zur Zucht scheinen 1599 nach Deutschland gekommen zu sein, doch ist von Erfolgen nichts bekannt geworden und erst durch die Hugenotten schritt die Seidenzucht, namentlich in Preußen vor. Friedrich II. beförderte die Seidengewerbe durch Bewilligung bedeutender Mittel und durch Heranziehen fremder Arbeiter. Die Mark, Halberstadt, Magdeburg u. Pommern zeichneten sich in der Seidenzucht aus und Berlin hatte 2316 Webstühle. Nach Friedrich II. verfiel das Ganze und erst nach den Befreiungskriegen erblühte die Seidenmanufaktur wieder in Berlin und neu am Rhein. Die Seidenzucht hob sich langsam, steht aber auch heute noch in gar keinem Verhältniß zur Manufaktur. Auch im übrigen Deutschland wendet man sich in neuester Zeit dem Seidenbau mit Erfolg zu, namentlich in Sachsen, Bayern und Würtemberg. Die Seidenmanufaktur hat nur in Sachsen Bedeutung. Oesterreich liefert S. aus Illyrien, Südungarn, Slavonien, Dalmatien und der Militärgrenze. Die russische Seidenmanufaktur ist im besten Aufblühen begriffen und wird namentlich in Petersburg und Moskau betrieben. In der Schweiz sind Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und St.-Gallen im Seidengewerbe bedeutend. Die größte europäische Seidenzucht hat Italien und besonders zeichnen sich Turin und Mailand darin aus. Auch Lucca, Genua, Florenz, Venedig, Amalfi, Ancona, Neapel, Kalabrien und Sicilien treiben lebhaft Seidenzucht und Seidenmanufaktur. Die Türkei hat viele Seidenfabriken, doch ist die Seidenzucht bedeutender, besonders in Aleppo, Tripolis, Sayda, in Armenien und den kaukasischen Ländern. In Persien zeichnen sich die Provinzen Ghilan, Schirwan und die Stadt Schamachia durch Seidenzucht aus. In Ostindien waren Etablissements für Seidenzucht und Seidenmanufaktur schon seit langer Zeit vorhanden, besonders in Bengalen, auf Cossinebuzar und in den benachbarten Staaten, seit 1760 verpflanzte man die Seidenzucht nach der Küste Koromandel und später nach Mauritius, Bourbon und France.

Seidel (Seitel), Flüssigkeitsmaß, in Oesterreich = $\frac{1}{2}$ Maß = 0,353 französische Litre = 0,309 preußische Quart; in Bayern Lokalmaß von abweichender Größe = $\frac{1}{2}$ altes Maß; in Böhmen auch älteres Getreidemaß, 192 S. = 1 Strich = 1,703 preußische Scheffel.

Seidelbast, Pflanzengattung, s. v. a. Daphne *L.*

Seidenbau, künstliche Zucht der geeigneten Arten des Seidenspinners (Bombyx), zum Zwecke der Gewinnung der Seidenfäden, aus welchen die Raupe dieses Schmetterlings das Gehäuse (den Cocon) fertigt, in welchem sie den Puppenzustand verbringt. Die Zucht dieser Thiere bedingt ferner die Zucht des Maulbeerbaums, dessen Blätter denselben zur Nahrung dienen. Man gibt den Vorzug dem schwarzen Maulbeerbaum (*Morus nigra*), dem Lou-Maulbeerbaum (*M. intermedia japonica*) und der sehr blattreichen *Morus rosea*, baut aber auch den weißen Maulbeerbaum (*M. alba*) und den Moretti (*M. moretti*). Man pflanzt diese als Bäume, 1600 Stämme auf einen Morgen Land oder als Hecke und muß in rauheren Klimaten die Raupen in heizbaren Räumen künstlich füttern, das Laub also ernten. Sicher ist die Zucht nur da, wo nach dem Entlauben die nachwachsenden Triebe noch vor Eintritt des Frostes vollständig verholzen können, die Temperatur also mindestens noch zwei Monate nicht unter 12° R. herabgeht.

Der Seidenbau kann sowohl im Großen, als auch im Kleinen betrieben werden und hat in nationalökonomischer Beziehung hauptsächlich dadurch Bedeutung, daß er bei fast verschwindend kleinem Betriebskapital auch ärmeren Leuten eine lohnende Beschäftigung gibt und nur für wenige Wochen im Frühjahr zu thun macht. Für den größeren Landwirth kann nur die Zucht der Maulbeerbäume in Betracht kommen und für den eigentlichen Seidenzüchter wiederum die Gewinnung der Seide nur beim Großbetrieb räthlich sein; in der Regel findet nur der Verkauf der Cocons an besondere Haspelanstalten Statt. Für Deutschland, welches nur im wärmsten Süden die eigentliche Seidenzucht betreiben kann, ist neuerdings bei der so verheerend auftretenden Erkrankung der Seidenraupen die Gewinnung gesunder Eier gerade für die nördlicheren Gegenden lohnend geworden, da das Loth mit 18 Silbergroschen und höher gezahlt wird und bis jetzt im Norden die Krankheit nur spärlich auftrat. Immerhin aber bildet die Rebe oder doch die Region des feinen Obstbau's auch die Grenze für die gedeihliche Zucht des Maulbeerseidenspinners (Bombyx mori). Die Raupen haben 12 Ringe an ihrem Leibe, von denen jeder eine Luftröhrenöffnung zum Eingang in die Tracheen hat, 3 Paar ächte Füße, die noch dem Insekt verbleiben, nach hinten noch 5 Paar andere Füße oder Haftscheiben, besetzt mit einem Kranze scharfer Haken, hinten am Rücken ein nach rückwärts gebogenes spitzes hartes Horn, hornigen Kopf mit senkrechten Kiefern und darunter die röhrige Mündung der zwei Seidendärme. Die Haut ist haarig und anfangs dunkel, später glatt und je nach Race weißlich, grau, schwarzbraun, getigert, gestreift, schwarz und weiß, gefärbt oder scheckig. Die Raupen mit gelben Haftfüßen spinnen einen gelben, gesünderen, kräftigen, schwereren und seidenreicheren Cocon als die mit weißen Haftfüßen und weißem Cocon. Die gesunde Raupe verläßt bei genügender Futterzufuhr ihr Lager nicht, weshalb sie in jedem Raum mit regulirbarer Temperatur zur Entwickelung gebracht werden kann. Zu dem Zweck werden zu geeigneter Zeit (Juni) die aus dem Vorjahr gewonnenen und in luftigem, trocken kühlem Orte aufbewahrten oder von auswärts bezogenen Eier (graines) in das Brutzimmer gebracht, in welchem man bei mäßiger Feuchtigkeit anfangs 14° R. hält u. in 8 Tagen bis auf 21—22° geht. Die in Kästchen flach ausgebreiteten Eier werden dann mit Tüll oder durchlöchertem Papier bedeckt, auf welchem bald die kleinen Räupchen sichtbar werden, die man dann an aufgelegten zarten Maulbeerzweigen sich ansetzen läßt und täglich sorgsamst wegnimmt, um stets nur gleichaltrige Räupchen auf den Hürden zu haben. Der erste Tag des Auskriechens gibt die **Vorläufer**, als die kräftigsten, zur Eiergewinnung zu reservirenden, der zweite Tag gibt den **großen Vortrab**, der dritte die **Hauptmasse**, der vierte den **großen Nachtrab**, der fünfte u. sechste die werthlosen **Nachzügler**. Die sämmtlichen abgehobenen Räupchen kommen, aber sorgsamst nach Alter getrennt, auf Hürden zwischen Gestellen, deren man mehre über einander haben kann, und welche aus leichten Holzrähmchen bestehen, über die Papier gespannt ist. Auf diesen Hürden hat man nun sorgsamst zu füttern und zugleich für äußerste Reinlichkeit, im Zimmer selbst für gleichmäßige Temperatur und gute Lüftung zu sorgen. Das Laub, welches zweckmäßig in Form kleiner Zweige und, wegen der Krankheit, nicht als bloße Blätter gegeben wird, darf weder beregnet, noch bethaut, noch bereift, noch erhitzt sein und muß bei ungünstigem Wetter getrocknet werden. Da die Räupchen sich viermal häuten (Häutungsprozeß oder Schlaf), so zerfällt die Fütterung in 5 Perioden; man rechnet auf 1 Loth Eier (21,000 Stück) im ersten Alter 5, im zweiten 12, im dritten 55, im vierten 150—160 Pfund und im letzten 7 Centner, im Ganzen etwas über 9 Ctnr. Laub und an Hürden 10 Stück à 12 Quadratfuß Raum. Die Reinigung der Lager erfolgt bei frischer Fütterung durch Uebertragung auf eine andere Hürde mit dem Laube. Die erste Häutung erfolgt vom 5. — 7. Tage nach dem Auskriechen und dauert 1 — 2 Tage, in welcher Zeit 19 — 20° Wärme zu halten sind; nach derselben sieht man auf warme, reine trockne Luft, bringt die Räupchen auf frisches, jetzt doppelt so großes Lager wie vorher und füttert erst nach einigen Stunden mit großer Vorsicht; nach dem dritten Tage legt man wieder um und nach dem fünften beginnt die zweite Häutung, nach welcher sie bedeutend mehr Raum und 17 — 18° Wärme bedürfen. Die dritte Periode dauert 7 Tage und bedarf zweimaliger Reinigung, respektive Uebertragung am dritten und fünften Tage, worauf man dann 16—17° Wärme hält und täglich reinigen muß, wobei der Raum alle zwei Tage vergrößert und die Luft sorgsamst rein gehalten wird. Nach 7 — 8 Tagen erfolgt die vierte Häutung. Die letzte, für den Erfolg entscheidende Periode verlangt die stärkste Fütterung, also auch die größte Reinlichkeit und Sorgfalt, zumal in Bezug auf den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, welche künstlich regulirt wird. In 7—8, selten 10 Tagen sind die Räupchen spinnreif; man gibt nun aus Reisig und dergleichen gefertigte Spinnhütten, in welchen für leichtes Aufsteigen und hinreichende Anknüpfungspunkte zu sorgen ist, und läßt in denselben die Räupchen ihre Cocons spinnen, wobei man 18° Wärme hält. Nach vollendetem Einspinnen werden die Cocons geerntet und zugleich sortirt, sodann zur Verhinderung des Auskriechens der Schmetterlinge, was in 14 Tagen schon anfängt, entweder in trockener Backofenwärme, oder in Dampf abgetödtet, dann sorgsamst getrocknet und zur Versendung sortirt und verpackt. Die schwersten Cocons bestimmt man zur Zucht, läßt die Schmetterlinge auskriechen und sammelt dann die Eier auf Tüchern, welche in kühlem, luftigem Raum (10°) aufbewahrt werden. Feinde der Räupchen sind: Sperlinge und andere Vögel, Hühner, Katzen, Mäuse, Ratten, Wespen, Hornissen, Ameisen &c., vor welchen sie sorgsamst geschützt werden müssen. Gefährliche Krankheiten sind: die **Muscardine** (Calcino, Verkalkung), welche jetzt weniger mehr auftritt, und die **Gattine** (Uccone, Ideopsia della farfella, Schwindsucht), deren Ursache noch unbekannt ist, und welche seit etwa 10 Jahren ganze Zuchten vollständig ruinirt hat und besonders heftig im südlichen Frankreich und in Italien auf-

trat. Nach neueren Untersuchungen soll man hauptsächlich auf reine Zuchten sehen und hat auch mit Einführung neuer Racen dem Uebel Einhalt thun wollen. Als solche wurden empfohlen Bombyx cynthia, welche auf der Ricinuspflanze lebt, Bombyx cynthia ailanthi auf Ailanthus glandulosa, Bombyx mylitta, welche auch von Eichenlaub leben kann, Bombyx Pernyi auf Quercus Montignyi, endlich mehre Saturniaarten (mimosae, polyphemus, aurota, atlas und aethra), ohne jedoch mit allen diesen Bombyx mori ersetzen zu können. Von diesen rechnet man bei normaler Zucht auf 1 Loth Eier 40 Pfund Cocons.

Seidenberg, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, an einem Nebenflusse der Neisse und an der böhmischen Grenze, mit Gerichtskommission, Tuchmanufakturen, Woll-, Lein- und Baumwollweberei, Töpferei u. Ziegelbrennerei u. 1512 Einw.

Seidenpflanze, Pflanzengattung, s. v. a. Asclepias *L.*

Seidenraupe, s. Seidenbau.

Seidenschwanz (Bombycilla), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Kegelschnäbler, charakterisirt durch den kurzen, geraden, hinten breiteren Schnabel mit hakiger Spitze und deutlicher Kerbe und den mit einer Federholle gezierten Kopf. Die einzige europäische Art ist der gemeine S. (B. garrula *L.*, Haubendrossel, Pestvogel), röthlichgrau, mit weißen Spitzen der Flügeldeckfedern, außen gelben, innen weißen Schwingen, von denen sich die der zweiten Ordnung in scharlachrothe Hornplättchen enden, und gelber Schwanzspitze, $7^1/_4$ Zoll groß, ein sehr geselliger und dummer Vogel, welcher im hohen Norden lebt und von dort in den kältesten Monaten zuweilen, nicht alljährlich, truppweise nach Deutschland kommt, meist von Vogelbeeren sich nährt und bei strenger Kälte südlicher zieht, bei gelinder Witterung aber bis Februar und März bei uns bleibt.

Seidenwurm, s. v. a. Seidenraupe, s. Seidenbau.

Seidenzucht, s. Seidenbau.

Seidl, Johann Gabriel, österreichischer Dichter, geboren am 21. Juni 1804 zu Wien, widmete sich literarischen Studien, erhielt 1829 eine Professur am Gymnasium zu Cilly und ward 1840 als Custos des Münz- und Antikenkabinets nach Wien berufen. An den besseren seiner Gedichte ist eine fließende, wohlklingende Sprache, Naivetät, guter Versbau, Natürlichkeit und ein ungetrübter Frohsinn zu rühmen. Auch im Genre der Ballade u. Romanze hat er manches Anerkennenswerthe geleistet, wenn auch die Innigkeit öfters in Weichlichkeit u. der humoristische Ton in Spielerei übergeht. Sogar im Drama hat er sich versucht, aber seine hierher gehörigen Arbeiten ernsteren Inhalts, z. B. „Das erste Veilchen", „Die Unzertrennlichen" &c., fanden weniger Beachtung als seine Lokalpossen „'s letzte Fensterln" und „Drei Jahre nach 'm letzten Fensterln". Hebels alemannische Gedichte veranlaßten ihn zu den trefflichen „Gedichten in österreichischer Mundart" (Wien 1844, 4. Aufl. 1848). Auch veröffentlichte er noch: „Dichtungen" (Wien 1826—28, 3 Bde.), „Erzählungen" (das. 1828, 3 Bde.), die weniger gelungen sind, „Aurora" (Taschenbuch, bis in die neueste Zeit fortgesetzt, das. 1828), „Flinserln, östreichischi G'stanz'ln, G'sang'ln und G'schicht'ln" (das. 1828—30, 3 Hefte), „Bifolien" (das. 1836, 3. Aufl. 1843), „Episoden aus dem Roman des Lebens" (das. 1839), „Wanderungen durch Tyrol und Steiermark" (Leipzig 1840), „Pentameron" (das. 1843). Sein Text zu Haydns „Gott erhalte &c." ward 1854 officiell als österreichische Volkshymne anerkannt. Auch eine Reihe epigraphischer, archäologischer und numismatischer Werke hat S. veröffentlicht.

Seidler-Wranitzki, Karoline, s. Wranitzki.

Seidschütz, Dorf, s. v. a. Saidschütz.

Seieröe, dänische Insel, nordwestlich von Seeland, von Nordwesten (Geiben) gegen Südosten (Knoben) $1^1/_4$ Meilen lang gestreckt u. $^1/_4$ Meile breit, mit dem Kirchdorf Seieröby und dem Orte Kongstrup und 250 Einwohnern.

Seife (franz. savon, engl. soap), Verbindung einer oder mehrer Fettsäuren mit Alkali, entsteht, wenn Kali- oder Natronhydrat bei Gegenwart von Wasser auf Fette einwirkt. Ein Aequivalent Fett wird hierbei durch 3 Aequivalent Alkali zersetzt, es entsteht eine salzartige Verbindung des Alkali's mit den fetten Säuren, und unter Aufnahme von Wasser wird außerdem Glycerin gebildet. Die Verseifung erfolgt sehr schnell, wenn man das Fett in Aether und das Kali in Weingeist löst und beide Flüssigkeiten zusammenschüttelt. Bei Anwendung wässeriger Lösungen von Kali- oder Natronhydrat ist eine längere Einwirkung nothwendig, es entsteht zuerst eine Emulsion, das Fett wird äußerst fein zertheilt und auf diese Partikelchen wirkt die Lauge ein. Es bildet sich dann S., diese aber ist in der Lauge unlöslich, umhüllt die Fettpartikelchen gallertartig und behindert die Einwirkung der Lauge. In der Siedhitze erweichen dann die gallertartigen Hüllen und die dickliche Seifenlösung löst eine erhebliche Menge Fett auf. Um letzteres ebenfalls zu vertheilen, ist die Zuführung von Lauge nothwendig, man darf aber nur verdünnte Lauge anwenden, denn bei Benutzung koncentrirterer würde sich die S. unlöslich abscheiden. Aus diesem Verhalten erklärt sich das Verfahren in der Praxis. Man benutzt zur Seifenfabrikation thierische und pflanzliche Fette, besonders Talg, Olivenöl, Palmöl, Kokosöl, Sesamöl &c. Stearinsäurereiche Fette geben härtere S.n als oleïnsäurereiche und hierauf beruht der Unterschied von Talg- und Oelseife. Wichtiger aber ist die Verschiedenheit, welche die Alkalien hervorbringen. Die Salze der fetten Säuren mit Kali sind immer weich, hygroskopisch, die mit Natron sind hart, fest und luftbeständig. Die harten S.n werden daher mit Natronlauge, die Schmierseifen mit Kalilauge bereitet. Vermischt man aber die Lösung einer Kaliseife mit Kochsalz- oder Glaubersalzlösung, so bilden sich Chlorkalium oder schwefelsaures Kali und Natronseife. Die gewöhnlichen Fette sind Tristearin (respektive Tripalmitin &c.) u. 1 Aequivalent derselben bedarf daher zur Zersetzung 3 Aequivalent Base. Hieraus folgt, daß 100 Theile Fett durch 10,8 Th. Natron oder $16^1/_2$ Th.

Kali verseift werden. Da 1 Centner Talg $1\frac{1}{2}$ Ctnr. lufttrockene Kernseife gibt, so sind in 100 Kerntalgseife 7,2 Natron enthalten, und da 100 Fett 92,4 Fettsäure enthalten, welche 150 S. geben, so enthalten 100 Kernseife 61,6 Fettsäuren. Das an Hundert Fehlende besteht aus Wasser und Unreinigkeiten. Die procentige Zusammensetzung guter neutraler Kerntalgseife soll daher sein: Natron 7,2, Fettsäuren 61,6, Wasser 31,2 oder auf 1 Natron 8,5 Fettsäure, entsprechend 9,25 Fett. Für Kaliseifen ergibt sich folgende Zusammensetzung: Aus 100 Pfund Oel erhält man 230—240, aus Südseethran, Palmöl 250 Pfund Kaliseife, im Mittel daher 240 Pfund. Hierzu braucht man 16,5 Pfund Kali (= 34,6 Potasche von 70 Procent). Gute neutrale Kaliseife soll daher enthalten 7 Kali, 41,7 Fettsäuren, 51,3 Wasser oder auf 1 Kali cirka 6 Fettsäuren.

Zur Verseifung benutzen die Seifensieder Kali- und Natronlaugen, die aus Potasche und Soda mit Hülfe von gebranntem Kalk dargestellt werden. Um Laugen zu erhalten, die frei sind von fremden Salzen, welche bei der Bereitung von Leimseifen schaden, verdampft man die Laugen und läßt die fremden Salze herauskrystallisiren. Die Siedekessel bestehen meist aus Schmiedeeisen und haben die Gestalt eines Kegels; arbeitet man mit Dampf, so sind gemauerte Kessel empfehlenswerth. Letztere erhalten indeß bisweilen auch einen Metallboden und können dann mit direkter Feuerung geheizt werden. Vortheilhaft ist die Benutzung von überhitztem Dampf, mittelst welchem man 200 Pfund S. in einer Stunde zum Sieden bringen kann, wozu bei direktem Feuer mindestens 4 Stunden nothwendig sind. Zum Fertigmachen der S. braucht man dann noch höchstens 3 Stunden. Will man 20 Centner Fett verseifen, so bringt man $\frac{1}{4}$ des dazu erforderlichen Natrons als Lauge von 10—12° im Kessel zum Kochen, setzt das Fett hinzu und kocht, bis der Schaum verschwunden (Vorsieden) ist. Dann fügt man das zweite Viertel Natron als Lauge von 15 oder 18° in drei Portionen hinzu und kocht mehre Stunden, um die Verbindung des Fetts mit dem Natron zu vollenden. Nun wirft man langsam Kochsalz in den Kessel und erreicht dadurch eine Scheidung der S. von dem Wasser. Letzteres, welches das Glycerin und Kochsalz enthält, wird abgelassen und nun das dritte und vierte Viertel des Natrons als Lauge von 18—20° in drei Portionen und unter fortwährendem Kochen hinzugefügt (Klarsieden). Nach mehrstündigem Kochen hat sich dann eine neutrale S. gebildet. War das angewandte Fett sehr unrein, so kann man die letzte Operation in mehren Beschickungen ausführen und bei jeder die wässerige Lauge ablassen, welche die Unreinigkeiten aufnimmt. Die auf solche Weise gebildete S. enthält wenig Wasser und wird Kernseife genannt, weil sie sich zuletzt in kleinen homogenen Massen von Linsenform (Kern) ausscheidet. Man füllt sie in Kästen und läßt sie erkalten. Soll die S. aber mehr Wasser enthalten, so fügt man schwache Lauge von 1—2° hinzu, kocht, bis die S. zergangen ist, und gibt die S. in Formkästen (geschliffene oder gefüllte S.). Soll die S. marmorirt werden, so muß die Kernseife mit einer genau bemessenen Quantität Lauge vereinigt und bei passender Temperatur ausgefüllt werden, damit die zugesetzten Farbstoffe, welche man durch Umrühren in der S. vertheilt hat, während des Erstarrens darin suspendirt bleiben. Bei der Stearinkerzenfabrikation wird Oelsäure als Nebenprodukt gewonnen. Diese kann mit kohlensaurem Natron verseift werden, liefert aber eine sehr weiche S. und wird deshalb gewöhnlich mit Talg vermischt. Sie ist in Wasser leicht löslich, besitzt aber gute Waschkraft. Das Kokosöl mischt sich nicht mit schwachen Laugen, kann aber mit Laugen von 20° R. durch bloßes Erwärmen verseift werden. Die Kokosseife ist sehr leicht, selbst in Kochsalzlösung löslich und wird auch in der Praxis nie ausgesalzen, sondern stets als Leimseife dargestellt. Der Vortheil, den das Kokosöl bietet, liegt gerade darin, daß die S. auch mit viel Wasser hart wird. Dieses Verhalten wird von vielen Fabrikanten betrügerisch ausgebeutet. Man verarbeitet das Kokosöl selten rein, sondern mischt es mit Talg und Palmöl (eschweger oder schweizer S.n) und verarbeitet entweder die ganze Mischung auf einmal, oder verseift die einzelnen Fette und mischt die Kernseife von Talg und Palmöl mit der Kokosleimseife. Erstere Methode ist aber vortheilhafter, weil dabei auch das Glycerin der fremden Fette in die S. übergeht. Zu den Schmierseifen benutzt man besonders Hanföl, Thran, Rüböl, Sesamöl, Baumwollsamenöl, Leinöl und Oelsäure, früher verseifte man die Fette mit reiner Kalilauge, aber jetzt ersetzt man die letztere durch $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ Natronlauge. Die Schmierseife wird nicht ausgesalzen, sondern eingedampft, bis sie die gehörige Konsistenz besitzt. Sie siedet dann bei 104—106° und muß bei richtigem Verhältniß zwischen Base und Fett nach dem Erkalten ganz klar sein. Kornschmierseifen werden aus $\frac{2}{3}$ Hanföl, $\frac{1}{3}$ Talg und reiner Kalilauge bereitet und zeichnen sich dadurch aus, daß sie Krystallkörner von stearin- und palmitinsaurem Kali in einer klaren Masse enthalten. Bisweilen wird ein „künstlicher Kern" durch Zusatz von Kalk oder Stärke gegeben, was natürlich als Betrügerei zu betrachten ist. Oleïnschmierseifen erhält man aus Oleïnsäure und Potasche und bereitet sie glatt oder mit Kern. Von zahlreichen S.n, die zu besonderen Zwecken dienen, erwähnen wir nur die Bimssteinseife, welche man aus gewöhnlicher S., die nach theilweisem Erkalten mit dem zwei- bis dreifachen Gewicht des angewandten Fettes gepulvertem Bimsstein vermischt wird, erhält; Transparentseife, welche in der Weise bereitet wird, daß man gut getrocknete Talgseife in ihrem gleichen Gewicht Alkohol löst und die Lösung in Formen gießt; leichte Schaumseife, zu deren Darstellung man Talgseife mit $\frac{1}{4}$ Wasser schmilzt und so lange quirlt, bis die Masse das doppelte Volumen erreicht hat. Man füllt sie dann in Formen und mischt etwas Milch hinzu, wodurch die S. geschmeidig und zart wird; endlich die Windsorseife, welche aus 70 Theilen Talg und 30 Th. Olivenöl bereitet und mit 6 Quentchen Kümmelöl und 12 Quentchen Lavendelöl bereitet wird; sie hat viel von ihrem früheren Ruf verloren, da gute Marseillerseife

ganz dasselbe leistet und als Parfüm ohne wesentliche Bedeutung ist.

Ueber die Zusammensetzung der S.n wurde schon das Wesentlichste mitgetheilt, es ist nur noch zu bemerken, daß harte S.n 8—28 Proc., gefüllte S.n 49—43 Proc. und weiche Schmierseifen 28 bis 57 Proc. Wasser enthalten. Gute S.n sollen neutral sein, da ein Ueberschuß von ätzenden Alkalien Gewebe und Haut zu stark angreifen würde. Die Wirkung der S. beim Waschen läßt sich hauptsächlich darauf zurückführen, daß sie beim Auflösen in Wasser (2000 Theile kochendes, 5000 Theile kaltes) in freies Alkali und doppelt-fettsaures Kali oder Natron zersetzt wird. Das Alkali wirkt lösend auf fettige Unreinigkeiten und die ausgeschiedenen Flocken des fettsauren Salzes wirken mechanisch, indem die Staub- u. Schmutztheilchen an ihnen besser haften als an den Geweben und an der Haut und deshalb fortgeführt werden. Vortheilhaft ist es daher immer, die zu reinigenden Stoffe mit einer koncentrirten Seifenlösung einzuweichen, damit die Schmutz- und Fetttheilchen beweglich werden und sich später beim Hinzufügen von viel Wasser leicht fortschaffen lassen. Die S.n, welche das Glycerin der Fette enthalten, zeichnen sich in sofern aus, als dasselbe lösend wirkt und auch eine weitgehende Zersetzung der S. hindert, es kann mithin weniger Alkali frei werden und die glycerinhaltigen S.n sind unter allen Umständen milde, wenn sie nicht etwa viel überschüssiges Alkali enthalten. Zur Prüfung der S. muß man ihre einzelnen Bestandtheile bestimmen. Gute Handelsseifen enthalten in 100 Theilen: Natron 8,5, Fettsäuren 68, fremde Salze 3,5, Wasser 20 oder Kali 9, Fettsäuren 46, Glycerin und Wasser 45. Zur Bestimmung des Wassergehalts trocknet man abgewogene recht feine Seifenspäne bei 100°, bis sie nicht mehr an Gewicht verlieren, und ermittelt den Verlust. Den Gehalt an Fettsäure erfährt man auf folgende Weise. Man löst etwa 2 Gramm geschabte S. in einer kleinen Porzellanschale in lauwarmem Regenwasser auf, fügt Salzsäure hinzu, bis die Flüssigkeit sauer reagirt, wirft dann 2 Gramm weißes Wachs in das Schälchen und läßt dasselbe mit den Fettsäuren zusammenschmelzen. Nach dem Erkalten trennt man den Fettkuchen von der Flüssigkeit, spült ihn mit Wasser ab, trocknet ihn mit Filtrirpapier ab und wägt ihn. Zieht man von seinem Gewicht dasjenige des weißen Wachses ab, so erhält man die Menge der in der S. vorhanden gewesenen Fettsäuren; rechnet man $^1/_{19}$ des Gewichts für das Glycerin hinzu, so entspricht das Gewicht dann der zur Bereitung der S. benutzten Fettmasse. Zur Bestimmung des überschüssigen Alkali fällt man eine Seifenlösung mit Chlorbarium und titrirt das Filtrat mit Säure. Vgl. Perutz, Die Industrie der Fette und Oele, Berlin 1866.

Seifengebirge (Seifen, Seifenwerke), alle Sand-, Geschiebe- oder Lehmablagerungen, welche Metallkörner oder Edelsteine enthalten, die aus dem Boden durch den Aufbereitungsprozeß des Ausseifens (Auswaschens) gewonnen werden. Die meisten S., die oft eine hügelige Oberfläche zeigen, gehören der Diluvialperiode, einige der Alluvialperiode an.

Seifenkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Saponaria *L.*

Seifenspiritus (Seifengeist, spiritus saponatus), eine Auflösung von Oelseife in Weingeist, in verschiedenen Verhältnissen; so z. B. 1 Pfund spanische Seife, 3 Pfd. Weingeist und 1 Pfd. Rosenwasser werden mit Hülfe der Wärme gelöst und filtrirt; dient als äußerliches Arzneimittel.

Seifenwerk, s. v. a. Seifengebirge.

Seifhennersdorf, großes Fabrikdorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen (Oberlausitz), Gerichtsamt Großschönau, an der Mandau, hat eine Pestalozzistiftung und Rettungshaus, Nanking- und Leinweberei, Garnbleichen, Fabrikation von Holzwaaren und 6169 Einwohner.

Seifriedshausen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Verwaltungsdistrikt Krumbach, an der Zusam, dem Fürsten Oettingen-Wallerstein gehörig, hat 1700 Einwohner.

Seignelay, Stadt im französischen Departement Yonne, links am Serain, hat Tuch- und Wollzeuchfabrikation, Wollspinnerei, Weinhandel und 1556 Einwohner.

Seigneur (franz., v. lat. senior, d. i. der Aeltere), in Frankreich ehemals Derjenige, welcher als Lehn- oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (s. justicier) darüber besaß. Ein solches Territorium nannte man Seigneurerie, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, Seigneuriage. Gegenwärtig bedient man sich des Titels nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzöge, Erzbischöfe werden mit Monseigneur titulirt. Die Verkürzung von S. ist Sire, gnädiger Herr, welches Wort früher ebenfalls eine weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Grand S. heißt im gesellschaftlichen Leben Derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen. Merkwürdiger Weise wird im französischen Kirchenstyl auch unser „Herr Gott" mit S. ausgedrückt.

Seikhs, s. Sikhs.

Seiler, Georg Friedrich, populärtheologischer Schriftsteller, geboren am 24. Oktober 1733 zu Kreussen bei Baireuth, studirte zu Baireuth und Erlangen Theologie, ward 1761 Diakonus zu Neustadt an der Heide, 1764 Diakonus zu Koburg, 1770 Professor der Theologie zu Erlangen, dann auch Universitätsprediger, geheimer Kirchenrath, sowie erster Konsistorialrath im Konsistorium zu Baireuth und 1788 Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums. Er † am 13. Mai 1807. S. schrieb viele Methodenbücher, Katechismen, Fibeln, Lesebücher, eine Schullehrerbibel u. anderes Populärtheologisches. Sein Sohn Burkhard Wilhelm S., geboren den 11. April 1779 zu Erlangen, † als Direktor der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Dresden den 27. Sept. 1843, hat sich als Anatom bekannt gemacht.

Seil ohne Ende, s. Schnur ohne Ende.

Seim (Seym, Sem), Fluß in Rußland, bildet sich im Gouvernement Kursk aus 3 Quellflüssen, fließt westlich und fällt im Gouvernement Tscher'

nigow, der Stadt Sosniga gegenüber, links in die Desna.

Sein, s. Seyn.

Sein, Insel im atlantischen Ocean vor der Passage du Raz an der Nordwestküste von Frankreich, zum Departement Finistère gehörig, ¾ Stunde lang, ¼ Stunde breit, baum- u. strauchlos, von Sandbänken umgeben, hat einen Leuchtthurm und 450 Einwohner britischer Abkunft, welche Fischerei treiben und etwas Gerste bauen.

Seine (bei den Alten Sequana), einer der fünf Hauptströme Frankreichs, entspringt 1338 Fuß hoch im Departement Côte-d'or auf dem Plateau von Langres am Fuße des Mont Tasselot zwischen St. Seine und Chameaux, durchströmt in nordwestlicher Hauptrichtung die Departements Côte-d'or, Aube, Seine-Marne, Seine-Oise, Seine, Eure und Niederseine, macht sehr viele Krümmungen, besonders in ihrem unteren Laufe und mündet nach 97 Meilen Stromlänge zwischen Hâvre de Grâce und Honfleur in breiter, einem Meerbusen ähnlicher Mündung in den Kanal (la Manche). Sie wird bei Mery unterhalb Troyes schiffbar, für große Schiffe erst bei Rouen; hat sehr lebhafte Dampfschiffahrt und ist bei Paris gegen 300 Fuß breit. Ihr Stromgebiet, welches ausschließlich Frankreich angehört, wird zu 1414 geographischen QM. berechnet, ist höchst fruchtbar, meist trefflich angebaut und umfaßt die Champagne, Isle de France, die Brie, die Bauce und die reichen Triften der Normandie; den Mittelpunkt desselben bildet Paris. Ihr Becken ist nur von wenigen Bergen umgeben, und oft läuft die Wasserscheide über niedrige Hügel hin. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind: Ource, Aube, Yères, Marne, Oise und Andelle rechts; Yonne (mit Serain und Armançon), Loing, Essonne, Eure und Rille links. Durch ein treffliches Kanalsystem mit der Somme, Schelde, dem Rhein, der Saône, Rhône und Loire in Verbindung stehend, ist sie der für den inneren Verkehr wichtigste Fluß Frankreichs, indem sie nicht nur die Hauptstadt direkt mit dem Kanal (la Manche), sondern auch durch Kanalisation den atlantischen Ocean mit der Nordsee und dem mittelländischen Meere verbindet. Nach der S. sind 4 französische Departements genannt.

Das Departement S., ein Theil der ehemaligen Landschaft Isle de France, ganz eingeschlossen von dem Departement Seine-Oise, ist das kleinste, aber durch das in demselben liegende Paris volkreichste Departement Frankreichs; es umfaßt auf einem Flächenraum von 47,550 Hektaren (8,66 geographischen QMeilen) eine Bevölkerung von (1861) 1,953,660 Seelen. Das Land ist meist eben; der Montmartre, Mont Valérien und Chaumont sind die einzigen Höhen; es wird von der S. durchströmt, welche hier die Marne aufnimmt. Flüsse sind außerdem noch die Bièvre und der Crould. Der Boden ist zwar leicht u. dürr, aber doch durch trefflichen Anbau sehr ergiebig. Von der Oberfläche kommen 29,282 Hekt. auf Aecker, 1543 Hekt. auf Wiesen, 2785 Hekt. auf Weinberge, 1351 auf Wälder, 3503 Hekt. auf Obst- u. Gemüsegärten. Produkte sind: Getreide, Wein (mittelmäßig), Hülsenfrüchte, Obst, Gemüse 2c., die gewöhnlichen Hausthiere, Milch, Butter 2c. doch Alles für die ungeheure Bevölkerung bei weitem nicht ausreichend. Bemerkenswerth sind noch die zahlreichen Stein- und Gypsbrüche, sowie die Mineralquellen von Passy. Die Industrie ist nach fast allen Richtungen hin vertreten und steht auf einer sehr hohen Stufe der Vollkommenheit (vgl. Paris); ebenso ist der Handel von großer Wichtigkeit. Das Departement hat zahlreiche Eisenbahnen, die von der Hauptstadt aus nach allen Theilen des Landes hin auslaufen. Es wird eingetheilt in die 3 Arrondissements Paris, St. Denis und Sceaux. Hauptstadt ist Paris.

Das Departement Seine-Marne, gebildet aus Theilen von Isle de France, der Champagne, Brie und Gatinais, grenzt an die Departements Oise, Aisne, Marne, Aube, Yonne, Loiret und Seine-Oise und hat einen Flächenraum von 573,635 Hektaren (127,27 geographischen QMeilen) mit (1861) 352,312 Einwohnern. Das Land ist ziemlich eben, nur hier und da etwas hügelig, hat fruchtbaren Boden und wird von der S. (mit Yonne, Loing und Yères) und der Marne (mit Ourcq u. Morin) bewässert. Das Klima ist angenehm und gesund. Von der Oberfläche kommen 367,824 Hektaren auf Aecker, 38,293 Hekt. auf Wiesen, 18,972 Hekt. auf Weinberge, 79,822 Hekt. auf Waldungen, 6607 auf Obst- und Gemüsegärten. Produkte sind: Getreide, Obst, Wein, Hanf, Holz und die gewöhnlichen Hausthiere; wichtig sind die Steinbrüche, in denen namentlich Mühlsteine bearbeitet werden; auch finden sich einige Mineralquellen. Die Industrie ist vorzugsweise durch Fabrikation von Glas, Papier, Leder, Porzellan, Fayence und Töpferwaaren vertreten; der Handel vertreibt namentlich Getreide, Mehl, Wein, Obst, Holz und die Erzeugnisse der Viehzucht (berühmter Käse, fromage de Brie). Das Departement wird von den Eisenbahnen von Paris nach Nevers, Dijon (Lyon 2c.) und Nancy (Straßburg 2c.), sowie vom Kanal von Briare durchschnitten, wird eingetheilt in die 5 Arrondissements Melun, Coulommiers, Fontainebleau, Meaux u. Provins und hat Melun zur Hauptstadt.

Das Departement Seine-Oise, ebenfalls aus einem Theil von Isle de France und des Gatinais gebildet, wird von den Departements Oise, Seine-Marne, Loiret, Eure-Loire und Eure begrenzt, umschließt das Departement S. und umfaßt einen Flächenraum von 560,337 Hektaren (102,12 geographischen QM.) mit (1861) 513,037 Einw. Das Land ist meist eben, hat nur wenige Hügelreihen, fruchtbaren, trefflich angebauten Boden und wird von der S., Oise, Marne, Essonne und vielen anderen kleineren Flüssen bewässert. Das Klima ist mild und gesund. Von der Oberfläche kommen 366,929 Hektaren auf Aecker, 20,073 Hekt. auf Wiesen, 17,009 Hekt. auf Weinberge, 76,927 Hekt. auf Waldungen, 8019 Hekt. auf Obst- und Gemüsegärten. Produkte sind: Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere (besonders ausgezeichnete Merinoschafe). Von Belang ist auch die Fischerei und die Bienenzucht. Neben Acker- und Weinbau und Viehzucht ist noch die Industrie namentlich in gewebten Waaren, Leder, Porzellan 2c. und der Handel von Bedeutung.

Die zahlreichen Eisenbahnen, die von Paris ausgehen, durchschneiden das Departement nach allen Richtungen. Dasselbe zerfällt in die 6 Arrondissements Versailles, Nantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil und Etampes und hat Versailles zur Hauptstadt.

Das Departement Seine inférieure (Niederseine), gebildet aus der oberen Normandie, und zwar aus den Landschaften Bray, Caux, dem größten Theil des nordmannischen Vexin und einem Theil von Roumois, wird von den Departements Somme, Oise und Eure und dem Kanal (la Manche) begrenzt und hat einen Flächenraum von 603,329 Hektaren (109,90 geographischen QM.) mit (1861) 789,988 Einw. Die Küste hat außer der Seinemündung keine Buchten und außer dem Kap Hève keine Vorsprünge. Das Land besteht aus fruchtbaren Thälern und bewaldeten Hügeln und gehört zu den reichsten, bestangebauten, bevölkertsten und industriellsten von ganz Frankreich. Der Hauptfluß ist die S., welche den Südwesten des Departements durchfließt, aus demselben nur noch kleine Zuflüsse aufnimmt und hier mündet; außerdem wird dasselbe noch durch zahlreiche Küstenflüsse bewässert, von denen die Durdent, Argues und Bethune die bedeutendsten sind. Das Klima ist ziemlich veränderlich. Von der Oberfläche kommen 378,241 Hektaren auf Aecker, 42,147 Hekt. auf Wiesen, 70,577 Hekt. auf Waldungen, 46,808 Hekt. auf Obst- und Gemüsegärten. Produkte sind Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse, Obst, Feldpflanzen, Hopfen, Lein, Runkelrüben, Rindvieh, Pferde, Schafe, Fische und Bienen, Marmor und Bausteine. Ackerbau und Viehzucht (mit reichem Gewinn an Butter und Käse) stehen auf einer sehr hohen Stufe, ebenso auch die Industrie, welche höchst vielseitig, namentlich aber durch Fabrikation von Baumwollwaaren (sogenannten rouener Waaren), Wollzeuchen, Leinwand, Gaze, Tüll, Posamentier-, Strumpf-, Eisen- u. Stahlwaaren, Kerzen, Seife, Glas, Papier, Leder ꝛc., Woll- und Baumwollspinnerei, Seetangbrennerei (zu Soda und Dünger), Zucker- und Salpetersiederei ꝛc. vertreten ist, ebenso wichtig ist der Handel (Hâvre ist der zweite Handelshafen des Reichs), wie auch der Fischfang eine reiche Erwerbsquelle bildet. Das Departement wird von der Eisenbahn Paris-Rouen-Hâvre und ihren Zweigbahnen nach Dieppe und Fécamp durchschnitten; es wird eingetheilt in die 5 Arrondissements Rouen, Hâvre, Dieppe, Yvetot und Neufchâtel und hat Rouen zur Hauptstadt.

Seisichthon (griech.), Erderschütterer, Beiname des Poseidon.

Seismologie (v. Griech.), Lehre von den Erderschütterungen und verwandten Phänomenen.

Seismometer (v. Griech.), Vorrichtung zur Bestimmung der Richtung der Stöße bei einem Erdbeben (s. d.).

Seitenkräfte, s. Parallelogramm der Kräfte.

Seitenstechen (Seitenstich), s. Brustfellentzündung.

Sejanus, Aelius, Günstling des Kaisers Tiberius, ward römischer Ritter und schwang sich durch Ränke zum Präfectus Prätorio empor. Als solcher wußte er, um in Rom unumschränkten Einfluß zu gewinnen, den Kaiser zu der Maßregel zu bewegen, die Prätorianerkohorten in Rom selbst ein befestigtes Standlager beziehen zu lassen. Des Kaisers Sohn, Drusus, räumte er mit Hülfe von dessen Gattin, mit der er Buhlerei trieb, durch Gift aus dem Wege, wie später auf sein Betreiben auch des Germanicus Wittwe, Agrippina, mit zwei Söhnen, Nero und Drusus, beseitigt wurde. Um in Rom nicht von dem argwöhnischen Kaiser überwacht zu werden, bewog er denselben 26 n. Chr. zur Uebersiedelung nach der Insel Capri. Schon dachte er ernstlich daran, selbst den Thron zu besteigen, als Tiberius, hiervon in Kenntniß gesetzt, S. verhaften und mit seiner ganzen Familie und sonstigem Anhang hinrichten ließ. S.' Schicksal theilte seine Buhlerin Livia, deren Hand er von Tiberius vergebens erbeten hatte.

Sejm, Name des polnischen Reichstags, s. Polen, Geschichte.

Sekel (siclus), althebräisches Gewicht, besonders für edle Metalle, und als eine Art von Rechnungsmünze dienend, aber seinem eigentlichen Werthe nach schwer zu bestimmen, als Münze in ganzen, halben und Viertelstücken erst von dem jüdischen Fürsten Simon seit 142 v. Chr. ausgeprägt, und zwar im ungefähren Werthe von einer ägyptischen Doppeldrachme (= 174 pariser Gran, etwa 25 Ngr.). Der in der Bibel öfter vorkommende S. des Heiligthums war vermuthlich nur ein vollwichtiger S., wie auch der S. nach königlichem Gewicht. Luther übersetzt S. mit Silberling.

Sekretär (v. Lat.), im Allgemeinen Einer, der die geheimen Angelegenheiten eines Anderen besorgt, dann besonders ein Beamter, der bei höheren Behörden die Ausfertigungen besorgt und kontrasignirt; auch Titel für verschiedene Beamte, besonders wenn sie viel Schreibereien zu besorgen haben. In neuester Zeit hat man die Benennung S. durch Schriftführer zu ersetzen gesucht.

Sekretär (Serpentarius secretarius *Gm.*, Stelzengeier, Kranichfalke), Falkenart, welche eine besondere Gattung bildet und durch die langen Beine sich den Sumpfvögeln, namentlich den Reihern zugesellt, aber durch die Bildung des Schnabels, der Krallen und die Befiederung der Beine den Raubvögeln angehört. Er ist gegen 3 Fuß hoch, sehr schlank, bläulich aschgrau mit schwarzen Schwungfedern und Schenkeln und schwarz und weißer Schwanzspitze, hat einen schwarzen langen u. steifen Federbusch am Hinterhaupte, einen grauen Schnabel und graue Füße. Dieser merkwürdige Vogel lebt in dürren Gegenden Südafrika's von Amphibien, namentlich Schlangen, weshalb man ihn neuerlich auf Martinique zur Vertilgung der dort häufigen sehr giftigen Lanzenschlangen (Trigonocephalus lanceolatus) einzuführen versucht hat. Er fliegt sehr selten, nur im äußersten Nothfall, läuft aber mit großer Schnelligkeit. Man hält ihn am Kap häufig auf Hühnerhöfen.

Sekt, Name gewisser Sorten starker spanischer Weine, hauptsächlich des Xeres, Peralta, Malaga ꝛc.

Sekte (v. Lat.), im Allgemeinen eine Gesellschaft von Menschen, die einerlei Lehren und

Meinungen haben, daher ursprünglich von den philosophischen Schulen gebraucht, später aber und noch im gegenwärtigen Sprachgebrauch vorzugsweise eine religiöse Partei, welche sich wegen abweichender Meinungen von der oder den im Staate anerkannten Religionsgenossen trennt und ihren Gottesdienst ihren Ansichten gemäß ausübt. Solche S. kommen in allen Religionen vor. Gehen die Anhänger einer S. geflissentlich darauf aus, ihre Meinungen auch Anderen aufzudrängen, so heißen sie Sektirer; daher Sektirerei, das Bestreben, Trennung in Sachen der Religion hervorzurufen.

Sektion (v. Lat., Leichenöffnung), das kunstmäßige Oeffnen der drei Haupthöhlen des menschlichen Körpers an der Leiche, des Kopfs, der Brust und des Unterleibs. Am Kopfe werden die denselben bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, worauf der entblößte Hirnschädel rundum abgesägt und das obere Stück (Calotte) abgehoben wird. Auf der Brust werden Fleisch und Haut bis auf die Knochen durchschnitten, letztere bloßgelegt und die Rippenknorpel von den Rippen getrennt, worauf sich das dadurch gelöste Brustbein abheben läßt. Der Unterleib wird mittelst eines Kreuzschnitts, der aber den Nabel nicht treffen darf, oder durch einen um die vordere Hälfte des Unterleibs herumlaufenden Schnitt geöffnet. Ueber die gerichtliche S. s. Obduktion.

Sektion (v. Lat.), in einigen Armeen, wie in der preußischen, Unterabtheilung der Züge, 4—6 Rotten stark, wird in anderen Armeen durch die halben Pelotons oder den Marsch aus der Flanke mit Rechtsum u. Linksum, oder durch den Marsch zu 4 oder 6 ersetzt. Zur Zeit des Direktoriums war Paris in 48 S.en oder Stadtviertel getheilt, welche regelmäßig zu besonderen Versammlungen zusammentraten und 1795 und 1796 sich gegen das Direktorium erhoben.

Sekundär (v. Lat.), einem Ersten nachstehend, oder auch diesem beigefügt; vgl. Primär. In der Geognosie heißen sekundäre Bildungen alle Fossilien, welche aus den Zerstörungsprodukten schon vorhanden gewesener Fossilien entstanden sind. In der Medicin sind solche krankhafte Prozesse s., welche erst durch einen anderen vorausgegangenen bedingt sind, insbesondere dann, wenn die neue Krankheit einen anderen Sitz als die erste im Körper aufschlägt, wie z. B. die Syphilis im Halse als nicht ansteckende s. heißt im Gegensatz zu der impfbaren an den Genitalien.

Sekundärgebirge (Flötzgebirge, Flötzformationen), sämmtliche Gesteingruppen vom Zechstein an bis zur Kreidegruppe.

Sekundant (v. Lat.), der die Sache eines Anderen vertheidigt oder befördert; s. Zweikampf.

Sekunde, der sechzigste Theil einer Minute, hält 60 Tertien; bei Gradeintheilungen der sechzigste Theil einer Minute; Zeichen: ″; in der Musik ein dissonirendes Intervall von 2 Stufen (secundus tonus, der zweite Ton), das in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen oder Gattungen gebraucht wird, nämlich als klein, groß und übermäßig (s. Intervall).

Sela (Selah, hebr.), ein Musikzeichen in den Psalmen, meist am Ende eines kleinen Abschnittes, bedeutet so viel wie Kadenz, gewöhnlich aber wird es wie Amen gebraucht.

Seladon, gewöhnlicher Name der Helden in den französischen Schäferspielen des 17. und 18. Jahrhunderts, die meist in maigrünen Kleidern einhergehend dargestellt wurden; daher seladongrün, ins Hellgraue und Hellblaue spielend.

Selam (arab.), s. v. a. Friede; Selâm aleika! der Friede sei über dir! gewöhnliche Anrede der Mohammedaner; dann auch s. v. a. Blumensprache, da man sich im Orient zur Uebersendung von Grüßen, namentlich an Geliebte im Harem der Blumen bediente, denen man eine gewisse sinnige Bedeutung beilegte. Vgl. Hammer, Selâm oder die Blumensprache, Berlin 1823.

Selanik, türkische Namensform für Salonichi (s. d.).

Selb, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Rehau, am gleichnamigen Fluß, der an der böhmischen Grenze entspringt u. in die Eger fällt, ist Sitz eines Landgerichts, hat eine evangelische Pfarrkirche, ausgezeichneten Flachsbau, Baumwollweberei, Töpferei und 3000 Einw. Hier am 18. März 1856 große Feuersbrunst.

Selbitz, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Naila, am gleichnamigen Fluß, der auf dem Fichtelgebirge entspringt und in die Saale fällt, hat ein Schloß, eine Schloßruine, Woll- und Baumwollenmanufakturen und 1630 Einw.

Selbstbefleckung, s. Onanie.

Selbstbewußtsein, das Bewußtsein, in sofern es sich unmittelbar und allein auf das Ich (s. d.) bezieht oder das Wissen von den wechselnden inneren Zuständen und Ereignissen als von seinen eignen. Rein oder transscendental heißt dieses S., in soweit es sich auf die ursprünglichen, empirisch dagegen, in soweit es sich auf die erfahrungsmäßigen Bestimmungen des Ichs bezieht.

Selbstentzündung, der Vorgang, bei welchem sich ein entzündlicher Körper, ohne mit einem schon entzündeten in Berührung zu kommen, mit Lichterscheinung entzündet und verbrennt. Gewisse anorganische Körper oder Mischungen oxydiren sofort mit Feuererscheinung (verbrennen), sobald sie mit Sauerstoff in Berührung kommen, also der Luft oder auch dem Wasser ausgesetzt werden. Hierher gehören die sogenannten Pyrophore, Phosphor, Phosphorwasserstoffgas, Kalium ꝛc. Es können sich aber auch an sich leicht brennbare organische Körper, namentlich Fett, Oel, Heu, Stroh, Dünger und dergleichen, unter gewissen Umständen, namentlich wenn eine Masse derselben über einander gehäuft ist, oder wenn z. B. Oel mit Hanf vermischt wird, in Folge eines sich hier bildenden Zersetzungs- oder allmähligen Oxydationsprozesses, wenn die dabei nothwendig entwickelte Wärme nicht fortwährend abgeleitet wird, sondern sich in der Masse jener Körper immer mehr anhäuft, endlich dermaßen erhitzen, daß es nur eines plötzlichen Zutritts atmosphärischer (sauerstoffhaltiger) Luft (z. B. eines Windzugs) bedarf, um jenen innern Vorgang in förmliche Entzündung übergehen zu lassen.

Selbstgefühl, das lebhafte und deutliche Be-

wußtsein von seiner eigenen (moralischen) Kraft und Würde.

Selbstgespräch, s. v. a. Monolog.

Selbstherrschaft, s. v. a. Autokratie.

Selbstherrscher aller Reußen, Titel, den Iwan I., Großfürst von Rußland, nach 1473 annahm und den seitdem alle folgenden Czaren und Kaiser von Rußland führten; s. Russisches Reich.

Selbsthülfe, eigenmächtige Geltendmachung wirklicher oder vermeintlicher Rechtsansprüche mit Nichtachtung der staatlichen Autorität. Der moderne Rechtsstaat beruht im Grund genommen auf der Negation der S. und auf der gegenseitigen und allgemeinen Anerkennung, daß für die Verletzung eines Rechtsgebietes eine entscheidende, mit exekutiver Gewalt ausgerüstete Behörde besteht. Jeder Staatsangehörige ist in Bezug auf die Rechtsverletzungen, die ihm von Dritten zugefügt werden, darauf angewiesen, Schutz bei der betreffenden Behörde zu suchen. Schützt er sich selbst, so hört er damit auf, Staatsgewalt oder Rechtsschutz im Staate anzuerkennen, und vergißt, daß die zwingende Gewalt nicht bei ihm selbst, sondern bei dem Staat ruht, und daß nur durch die Unterwerfung Aller unter Einen Willen ein Rechtszustand für Alle wie für jeden Einzelnen möglich ist. Schon im römischen Recht war die S. verboten, und ein Dekret des Kaisers Marc Aurel (Decretum Divi Marci) verordnete, daß Jeder, welcher mit Umgehung richterlicher Hülfe einen Rechtsanspruch mit Gewalt und eigenmächtig verfolgte, des Anspruches, wenn derselbe begründet war, verlustig werden, wenn derselbe unbegründet war, aber doppelte Entschädigung leisten solle. Obwohl die deutschen Reichsgesetze die S. ebenfalls verpönten, so ward dieselbe doch das ganze Mittelalter hindurch in den Fehden des Adels, der Städte rc. thatsächlich geübt, und zu ihrer nachdrücklicheren Uebung schloß man selbst Einigungen und Bündnisse, was bei dem Mangel einer geordneten Rechtspflege nicht wohl zu vermeiden war. Selbst nach Verkündigung des ewigen Landfriedens und Einsetzung des Reichskammergerichts (1495) dauerte es noch geraume Zeit, bis der neu geschaffene Rechtszustand genugsam erstarkt war, um die S. ebensowohl entbehrlich machen, als unterdrücken zu können. In den neueren Strafgesetzbüchern ist alle S. verboten und mit Gefängniß- oder Geldstrafe bedroht. Als S. im inneren Staatsrecht gelten alle Auflehnungen gegen die obrigkeitliche Gewalt zur Erreichung irgend eines Zwecks, der auf gesetzlichem Wege nicht erreicht werden kann, so einfache Widersetzung, Landfriedensbruch, Aufruhr rc. Von einem ganzen Volke unternommen, führt diese S. zur Revolution (s. d.). Von Staaten gegen Staaten geübt, gestaltet sich die S. zum Krieg.

Selbstlauter, s. v. a. Vokal.

Selbstliebe, die Liebe des Menschen zu sich selbst und die daraus hervorgehende Sorge zunächst für sich und sein leibliches und geistiges Wohl, ist von der Natur aus eingepflanzt und insofern nicht zu unterdrücken, sondern durch Vernunft und Sittengesetz zu regeln, in ihrer Ausartung aber, wo sie als Egoismus u. Selbstsucht erscheint und den Menschen gleichgültig gegen das Wohl und Wehe Anderer macht, unbedingt verwerflich.

Selbstmord (suicidium), die mit bewußter Absicht vollbrachte gewaltsame Zerstörung des eigenen Lebens. Die Motive einer solchen, gegen den jedem Geschöpf eingepflanzten Trieb der Selbsterhaltung streitenden That können sehr verschiedenartig sein, sind aber stets unsittlich, von den Fällen abgesehen, wo entweder Wahnsinn den Geist verdunkelt, oder unverschuldetes gehäuftes Mißgeschick, unerträglicher Schmerz, überhaupt Zustände, welche bewältigend und übermächtig auf den Entschluß des Menschen einwirken und ihn der vollen Freiheit des Handelns berauben, zur Selbsttödtung führen. Wer aber ein lasterhaftes und verbrecherisches Leben, um den quälenden Vorwürfen seines Gewissens oder dem verschuldeten Unglück zu entgehen, durch S. endigt, der endigt eben auf unwürdige Weise sein unwürdiges Dasein, oder wer aus Muthlosigkeit und Schwäche, weil er über ihn gekommenes Unglück nicht abwenden oder ertragen zu können glaubt, dabei aber mit vollem Bewußtsein und mit freiem Entschluß sich selbst den Tod gibt, der mag am Ende Mitleid erregen, aber seine Handlungsweise ist unsittlich. Von dem S. unterscheidet man mit Recht den freiwilligen Tod (mors voluntaria), welchen der Mensch wählt, um seine sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Doch ist zur Beurtheilung einer solchen Handlung eine genaue Prüfung des einzelnen Falles nothwendig, und oft ist es in solchen Fällen schwer, sich billigend oder tadelnd auszusprechen. Vergl. Frau von Staël, Sur le suicide, Stockholm 1812; Osiander, Ueber den S., Hannover 1813; Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom S., Göttingen 1824; Heyfelder, Der S. in arzneigerichtlicher und medicinisch-polizeilicher Beziehung, Berlin 1828.

Selbstsucht, s. v. a. Egoismus.

Selbstverbrennung (combustio spontanea), ein vorgeblicher besonderer, im menschlichen Körper vorkommender Entzündungs- und Verbrennungsprozeß, durch welchen meist schneller Tod und bald gänzliche, bald theilweise Zerstörung des Leichnams herbeigeführt werden soll. Am häufigsten sollen dergleichen S.en vorgekommen sein in Frankreich, seltener in Italien, Dänemark, England, Nordamerika, Rußland, am seltensten in Deutschland. In der Mehrzahl der Fälle sollen die verbrannten Subjekte dem Gebrauche der Spirituosen ergeben gewesen sein; bei Einigen weniger der Genuß als der äußere Gebrauch geistiger Flüssigkeiten, als Einreibung rc., Anlaß zur S. gegeben haben. Der Verbrennungsprozeß soll ferner schnell und ohne Vorboten ausgebrochen, und gewöhnlich sollen wenige Stunden hinreichend gewesen sein, den Körper einzuäschern. Die S. soll theils mit, theils ohne Flamme erfolgt sein und eine bläuliche, lebhaft bewegte Flamme gezeigt haben. Es soll sich während derselben ein äußerst widerwärtiger Geruch entwickelt haben; die Räume, in denen sie Statt gefunden, mit dickem, stinkendem Qualme erfüllt, die Wände mit schwarzem Ruße oder mit einer klebrigen, höchst

übel riechenden Substanz überzogen gewesen sein. Der Körper soll in einen formlosen Haufen von Asche oder Kohle verwandelt und bis auf einzelne Stücke des Kopfes, namentlich der Schädeldecke und des Gehirns, und einzelne Theile der Extremitäten vollkommen zerstört gewesen sein. Meist soll endlich Feuer, glühende Kohle, ein Licht ꝛc. in der Nähe der Selbstverbrannten vorhanden und nur in einigen Fällen keine derartige äußere Ursache der S. zu erkennen gewesen sein. Als durch das tragische Ende der Gräfin Görlitz zu Darmstadt 1847 die Augen der Sachverständigen von Neuem auf den räthselhaften Prozeß der S. gerichtet wurden, sprach sich die Mehrzahl der Experten, unter ihnen Liebig und Bischoff, gegen die Wirklichkeit eines solchen Prozesses aus, indem sie, abgesehen davon, daß sich derselbe auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft gar nicht begreifen lasse, besonders darauf ein Gewicht legten, daß die erzählten Fälle von S.en gar nicht hinlänglich konstatirt seien und auf den Aussagen unglaubwürdiger Zeugen beruheten. Vergl. Liebig, Zur Beurtheilung der S. des menschlichen Körpers, 2. Aufl., Heidelberg 1850; Graff, Ueber die Todesart der Gräfin Görlitz, nebst Gegenbeweis von Bischoff (beide in Lenke's „Zeitschrift", 1850).

Selby, Stadt in der englischen Grafschaft York, Westriding, an der Ouse, der Eisenbahn von Leeds nach Hull und dem Kanal von Leeds, hat ein Stadthaus, eine lateinische Schule, Ruinen einer von Wilhelm I. gegründeten Abtei, Eisen- und Messinggießerei, Segeltuchfabrikation, Seilerei, Gerberei, Brauerei, Schiffbau, Handel und 5271 Einwohner. Geburtsort des Königs Heinrich I.

Seldschuken, türkisches, aus der Bucharei stammendes Geschlecht, welches im 11. u. 12. Jahrhundert mehre Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Die mächtigste derselben war die von Bagdad, von Togrul-Beg, dem Enkel Seldschuks, gegründet, welcher sich 1038 der persischen Provinz Khorassan bemächtigte, den Titel Sultan annahm, vom Khalifen zu Bagdad die Würde eines Emir al Omrah (Oberstatthalters) erhielt und 1063 starb. Dieser Dynastie gehören an: Melek-Schah (1073 bis 1093), verdient um Beförderung wissenschaftlicher Studien; Mohammed-Schah (1105 bis 1118), der mit den Kreuzfahrern, sowie in Indien glücklich kämpfte, und Sandschar (1118—58), einer der berühmtesten orientalischen Herrscher. Die Dynastie erlosch mit Togrul-Schah 1194. Von geringerer Bedeutung war die Dynastie in der persischen Provinz Kerman, gestiftet 1039 von Togrul-Begs Neffen Kadard und bis 1091 bestehend. Dasselbe gilt von den Dynastien zu Aleppo, gestiftet 1079 durch Malek-Schahs Bruder Tutusch und bis 1114 bestehend, und zu Damascus in Syrien, gestiftet 1096 durch Tutuschs Sohn Dekkak und 1155 erloschen. Die Dynastie von Iconium in Kleinasien, gegründet 1075 von Soliman-ben-Kutulmisch, einem Urenkel Seldschuks, bestand am längsten. Unter Allah-ed-din II., einem der letzten Herrscher aus derselben, that sich der Türke Osman als Heerführer hervor, und dessen Nachkommen gründeten um 1300 die osmanische Dynastie in Kleinasien. Vergl. Mirchond, Geschichte der S., aus dem Persischen von Vullers, Gießen 1838.

Selecta (sc. classis, lat.), auf Gelehrtenschulen diejenige Klasse, in welcher die ausgezeichnetsten Schüler der ersten sitzen und zur Universität vorbereitet werden; sie heißen Selektaner. Häufig ist jedoch diese Klasse die Prima, und es gibt dann gar keine S.

Selen, chemisch einfacher Körper, welcher dem Schwefel und Tellur sehr nahe steht, findet sich in der Natur sehr selten und immer nur in geringen Mengen, er begleitet den Schwefel der liparischen Inseln und tritt als Selenblei, Selenquecksilber ꝛc. am Harze auf. Am wichtigsten ist das Vorkommen im Schwefelkies, Kupferkies und in der Zinkblende. In diesen Erzen läßt sich das S. direkt kaum nachweisen, aber in dem Flugstaub, der sich beim Rösten derselben bildet, ist es in größerer Menge enthalten, und aus diesem und dem Schlamm der Bleikammern wird es dargestellt. Das S. tritt in verschiedenen allotropischen Zuständen auf, es ist grauschwarz, metallglänzend, sehr spröde, leicht zerreiblich, in dünnen Schichten röthlich durchscheinend, krystallisirt oder amorph, oder es ist dunkelroth, in seiner Zertheilung fast zinnoberroth und in diesem Zustande äußerst voluminös. Es schmilzt beim Erhitzen und bildet dunkelgelbe Dämpfe, die sich zu rothen Selenblumen verdichten; es verbrennt nur vor der Löthrohrflamme zu seleniger Säure und verbreitet dabei einen Geruch nach faulendem Rettig, der aber nicht der entstehenden Säure zukommt. Letztere entsteht auch bei der Oxydation des S.s mit Salpetersäure; schmilzt man S. mit Salpeter, so entsteht selensaures Kali, welches durch anhaltendes Kochen mit Salzsäure unter Chlorentwickelung zu selenigsaurem Kali reducirt wird. Aus einer Lösung von seleniger Säure wird das S. durch schweflige Säure, Zink und Eisen gefällt. Kali löst das S. unter Bildung von Selenkalium und selenigsaurem Kali, Säuren fällen aus dieser Lösung alles S. ohne Entwickelung von Selenwasserstoff, da sich letzterer mit seleniger Säure zersetzt. In Wasser, Alkohol und Aether ist das S. unlöslich, in Schwefelkohlenstoff ist es bald löslich, bald unlöslich. Selenige Säure entsteht beim Verbrennen von S. in Sauerstoff und bildet vierseitige Nadeln, sie sublimirt ohne zu schmelzen, ist in Wasser u. Weingeist leicht löslich, krystallisirt auch als Hydrat, gibt leicht Sauerstoff ab und färbt sich schon durch den Staub der Luft röthlich; ihre neutralen Salze reagiren alkalisch. Selensäure erhält man durch Behandeln der selenigen Säure mit Chlor, Neutralisiren mit Kupferoxyd, Fällen des Kupfersalzes mit Alkohol und Zersetzen desselben mit Schwefelwasserstoff. Die Lösung der Säure kann bis zum Siedepunkt 280° C. verdampft werden, in höherer Temperatur zerfällt sie in selenige Säure und Sauerstoff. Sie gleicht der Schwefelsäure. Ihre Salze gleichen in Form, Farbe und meist auch in der Löslichkeit den Sulfaten, werden aber durch Salmiak unter Abscheidung von S. zersetzt und verpuffen beim Erhitzen mit Kohle. Beim Erhitzen des S.s mit Eisen entsteht Seleneisen und dies gibt mit

Säuren gasförmigen Selenwasserstoff. Derselbe entsteht auch, wenn man Wasserstoff über erhitztes S. leitet, ist farblos, riecht wie Schwefelwasserstoff, ist sehr giftig, brennbar, leicht in Wasser löslich und leicht zersetzbar. Aus Metallsalzlösungen fällt es Selenmetalle.

Selene (griech.), bei den Römern Luna, die Göttin des Mondes, Tochter des Hyperion und der Theia und Schwester des Helios, deshalb auch Phöbe genannt, und der Eos, später mit Artemis (Diana) identificirt, obwohl diese jungfräuliche Göttin war. S. gebar dem Endymion 50 Töchter, dem Zeus die Pandia und Erse (Thau). Auch ihr ward ein mit 2 weißen Rossen oder Maulthieren oder Kühen bespannter Wagen beigelegt. Dargestellt wird sie vollständig bekleidet mit einem bogenförmigen Schleiergewand über dem Haupte.

Selenga, Fluß im nördlichen Asien, entspringt in der Mongolei, fließt nordöstlich, tritt, nach Aufnahme des Charatal und Jja bereits schiffbar geworden, nach Sibirien über, durchfließt das transbaikalische Gebiet unweit Kiachta und an Selenginsk vorüber in nordnordwestöstlicher Richtung, wendet sich bei Werchne-Udinsk westlich und fällt in 3 Armen in den Baikalsee. Seine Zuflüsse auf russischem Gebiet sind noch die Dschidda, Jrkut und Turka links und Ubyr, Aru, Kiachta, Tischkoi, Chilok und Uda rechts. Der S. hat steile Ufer und viele Fische.

Selenginsk, Stadt und Festung im russisch-sibirischen Gebiet Transbaikalien, am rechten Ufer des Selenga, Stationsort für den Handel mit Thee, Pelzwerk und Landesprodukten nach China, hat 4 griechische Kirchen, darunter eine Kathedrale, ansehnliche kaiserliche Gebäude, ein Militärwaisenhaus, Magazine, einen Kaufhof, besuchte Jahrmärkte und 1500 Einwohner. In der Nähe der glaubersalzhaltige See Selenginskoe Osero.

Selenit, s. v. a. blätteriger Gyps oder Gypsspath, s. Gyps.

Seleniten (v. Griech.), Mondbewohner, s. Mond.

Selenographie (v. Griech.), Lehre vom Mond.

Selestadt, französische Stadt, s. v. a. Schelestadt.

Seleucia, Name mehrer, meist von Seleucus I. gegründeter Städte in Asien, von denen besonders zwei wichtig geworden sind. S. in Babylonien, an einem vom Euphrat links zum Tigris abfließenden Arm zwischen beiden hier auf ungefähr 16 Stunden einander genäherten Strömen, erhob sich durch diese günstige Lage zu einem Hauptemporium des orientalischen Handels und zählte zur Zeit ihrer Blüthe über 600,000 Einwohner. Ursprünglich Residenz Seleucus' I. und seiner Nachfolger, später Sitz des Satrapen von Babylonien oder eines königlichen Hofbeamten, kam S. während der Bürgerkriege zwischen den Seleuciden in die Gewalt Arsaces' VI. Mithridates I. Trajan besetzte es und legte es nach ausgebrochener Empörung zum Theil in Asche (116 n. Chr.); vollständiger wurde es durch L. Verus (162 n. Chr.) zerstört; aber trotzdem erhob es sich in der christlichen Zeit wieder zu einer gewissen Blüthe. Im 2. Jahrhundert n. Chr. erscheint S. als Metropole und seit dem 3. Jahrhundert war es Sitz der obersten geistlichen Gewalt im Sassanidenreiche. Ihre Trümmer, El-Madaïn genannt, liegen etwa 5 Meilen von Bagdad entfernt. S. Pieria oder S. am Meere, ebenfalls von Seleucus I. gegründet (300 v. Chr.), in geringer Entfernung vom Meere, nördlich von der Mündung des Orontes, mit gutem Hafen, ebenfalls für den Handel sehr günstig gelegen und durch Natur und Kunst stark befestigt, machte sich in dem Bruderkriege zwischen Antiochus VIII. und IX. unabhängig (109 oder 108 v. Chr.), behauptete seine Freiheit 14 Jahre lang gegen Tigranes, den Eroberer Syriens, und wurde von Pompejus geschützt u. begünstigt. Noch jetzt erinnern ansehnliche Trümmer an die einstige Größe der Stadt. Merkwürdig ist besonders die in den Periaberg eingehauene Nekropole mit unzähligen Katakomben und einzelnen Grabkammern, worin zum Theil noch schön verzierte Sarkophage sich finden. Ein drittes S. lag in Cilicien oberhalb des Flusses Calycadnus, ebenfalls eine Gründung Seleucus' I. und wegen eines Orakeltempels des sarpedonischen Apollo viel besucht.

Seleuciden, s. Seleucus.

Seleucus, Name mehrer Könige von Syrien, deren Ahnherr, S. I. Nicator (Nicanor), Sohn des Antiochus, geboren 353 v. Chr., den Eroberungszug Alexanders des Großen mitmachte und von diesem die Satrapie Babylonien und von Antigonus noch die von Susiana erhielt. Von letzterem wegen seiner Verwaltung zur Rechenschaft gezogen, floh er nach Aegypten, wo er ein Bündniß der übrigen Satrapen, insbesondere des Cassander und Lysimachus, gegen Antigonus zu Stande brachte. Als letzterer den an ihn gestellten Forderungen nicht genügte, begann 315 der Kampf, an dem S. einen ruhmvollen Antheil nahm. Er gewann seine Satrapie wieder und nahm 306 den Königstitel an. Durch seinen Sieg in der Entscheidungsschlacht bei Jpsus (301) gewann er Syrien, Armenien, Mesopotamien, einen Theil von Kappadocien und Cilicien. Auch mit Ptolemäus, Demetrius und Lysimachus kämpfte er darauf siegreich, und 281 unterlag ihm als der letzte seiner Feinde Lysimachus auf der Ebene von Koros in Phrygien am Hellespont. Sein Reich umfaßte seitdem fast das ganze von Alexander dem Großen in Asien eroberte Gebiet. Doch fiel er schon 280, als er sich eben zu einem Zuge gegen Macedonien rüstete, durch die Hand eines seiner Höflinge, Ptolemäus Ceraunus, im 78. Lebensjahre. Eroberungssüchtig, wie alle Feldherren Alexanders des Großen, besaß S. doch auch die Tugenden eines guten Regenten, gründete viele Städte, schützte und beförderte Kunst und Wissenschaft und schickte unter Anderem die von Xerxes entführten Kunstschätze wieder nach Griechenland zurück. Seine Nachkommen heißen Seleuciden; sie beherrschten das syrische Reich bis zu seinem Untergang 64 v. Chr. Die hervorragendsten derselben waren Antiochus I. Soter, Antiochus III. (224 — 187 v. Chr.) und Antiochus IV. (Epiphanes). Seit diesem ging das Reich seiner Auflösung entgegen, und 64 v. Chr. ward es von Pompejus zur

römischen Provinz gemacht. Von den Seleuciden datirt sich eine eigene Aera, die seleucidische.

Selig, s. Seligkeit.

Seligenstadt, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, links am Main und unweit der Eisenbahn von Aschaffenburg nach Hanau, Sitz eines Landgerichts, hat eine ehemalige Benediktinerabtei, in deren schöner Kirche das Grab Eginhards und Emma's (Tochter Karls des Großen) gezeigt wird, Ruinen des sogenannten rothen Schlosses (eines alten kaiserlichen Palatiums der Hohenstaufen), Tuch-, Leinen- und Strumpfweberei, Braunkohlengruben und 3345 Einw.

Seliger Osero, See im europäischen Rußland, an der Grenze der Gouvernements Twer und Nowgorod, ist 6¹/₂ Meilen lang, aber sehr schmal, hat 3,62 □Meilen Flächenraum, im Südosten ungefähr 160 Inseln, von denen 2, Stolobnoi und Shiteinoi, berühmte Wallfahrtsklöster tragen, und viele Fische. Der See liegt auf der Plateauhöhe des wolchonskischen Waldes und gehört zu den Speisegewässern der Wolga, in welche sein Abfluß, die Selishara oder Selicharowka, fällt; die Umgebung desselben ist sehr holzreich. An seiner Südspitze liegt die Stadt Ostaschkow, wonach auch der See bisweilen genannt wird.

Seligkeit (vom altdeutschen Sal, die Fülle), dem Sprachgebrauch nach ein Zustand der Freude im höchsten Grade u. in ununterbrochener Dauer, im kirchlichen Sprachgebrauch der von allen Leiden und Uebeln freie Zustand Derer, die nach dem Tode in die Gemeinschaft mit Gott aufgenommen werden.

Seligsprechung, s. v. a. Beatifikation.

Selim, Name drei osmanischer Sultane: a) S. I., geboren 1467, stieß am 25. April 1512 mit Hülfe der Janitscharen seinen bejahrten Vater, Bajazet II., der bald darauf an Gift starb, vom Thron und schaffte sodann neben vielen Anderen noch fünf Neffen und zwei Brüder aus dem Wege, führte aber übrigens eine kräftige Regierung. Er zügelte den Schah von Persien, brach 1514 die Macht des Sultans der Mamluken, eroberte Kurdistan, 1516 Syrien, 1517 Aegypten und unterwarf Mekka der Pforte, schuf den eroberten Ländern zweckmäßige Reformen, begründete die osmanische Seemacht und hielt den Uebermuth der Janitscharen mit kräftiger Hand nieder. Im Begriff, Persien mit Heeresmacht zu überziehen, † er am 22. September 1520 auf dem Zuge von Konstantinopel nach Adrianopel. Er war auch ein Freund der Dichter und Gelehrten. Ihm folgte sein Sohn Soliman II.

b) S. II., Enkel des Vorigen, Sohn Solimans II., geboren 1522, gelangte nach seines Vaters Tode, am 6. September 1566, zur Herrschaft und war der erste Sultan, welcher, sich den Freuden seines Harems überlassend, dem Großwessir den Oberbefehl des Heeres und die Zügel der Herrschaft überließ. Unter seiner Regierung wurde 1571 die Insel Cypern erobert. Er † am 12. December 1574 und hatte seinen Sohn Murad II. zum Nachfolger.

c) S. III., der Sohn Mustapha's III., geboren am 23. Dec. 1761, widmete sich in seiner Jugend mit Vorliebe wissenschaftlichen Studien und stellte sich die Reform des osmanischen Reichs zur Lebensaufgabe, doch nahmen, nachdem er am 7. Febr. 1789 seinem Bruder Abdul-Hamid in der Regierung gefolgt, auswärtige Händel und Empörungen im Inneren seines Reichs (s. Türkisches Reich, Geschichte) seine Thätigkeit völlig in Anspruch. Erst nach dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich (25. Juni 1802) konnte er an die Realisirung seiner Reformpläne denken. Er brachte das Heer auf den europäischen Kriegsfuß, erregte aber hierdurch, sowie durch andere Maßregeln neue Unzufriedenheit, namentlich bei den Janitscharen, die am 28. Mai 1807 15,000 Mann stark in die Vorstadt Pera eindrangen und auch das Volk der Hauptstadt zur Empörung mit fortrissen. Umsonst versuchte S. durch Nachgiebigkeit die Gemüther zu versöhnen, er ward abgesetzt, und am 29. Mai bestieg sein Neffe, Mustapha IV., der Sohn Abdul-Hamids, den Thron. S. ward in einem Kiosk des Serails gefangen gesetzt und, als am 28. Juli 1809 sein Anhänger Mustapha Bairaktar zu seiner Wiedereinsetzung in Konstantinopel eindrang, ermordet. Bairaktar stieß hierauf Mustapha vom Thron und erhob dessen Bruder, Mahmud II., auf denselben.

Selimno (Selimnia, Islemje), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Widdin, Liwa Nikopoli, am Südabhang des Balkan, hat Fabrikation von Wollzeuchen, Gewehren und Rosenöl, eine besuchte Messe (im Juni) und ungefähr 20,000 Einw.

Selinus, 1) (Selinunt), Stadt auf der Insel Sicilien, von Doriern aus Megara um 626 am gleichnamigen Flüßchen gegründet, gelangte bald zu großer Blüthe, ward aber 409 v. Chr. von den Karthagern erobert und größtentheils zerstört, jedoch noch in demselben Jahre zum Theil wieder hergestellt, so daß es unter karthagischer Herrschaft als Mittelstadt noch forterxistirte, bis es 249 von den Karthagern ganz vernichtet und der Rest der Einwohner nach Lilybäum verpflanzt ward. Ueberreste der Stadt haben sich bei Castelvetrano erhalten, die hinsichtlich der daran noch sichtbaren architektonischen Kunst zu den wichtigsten Denkmälern des Alterthums gehören. Vgl. Angell und Evans, Selinuntine metopes, London 1826; Reinganum, S. und sein Gebiet, Leipz. 1827.

Selke, kleiner Fluß des Unterharzes, entspringt in den Nordthälern bei Güntersberg im anhaltischen Kreisamtsbezirk Ballenstedt, treibt eine Menge Mühlen, Poch- und Eisenhüttenwerke und fällt unweit Hedersleben im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg rechts in die Bode. Die S. bildet in ihrem oberen Laufe von Güntersberg bis zu dem Dorfe Meisdorf im mansfelder Gebirgskreise das 6 Stunden lange reizende Selkethal, das, von schön bewaldeten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, bald enger, bald weiter, in immer neuem Wechsel die entzückendsten Ansichten darbietet. Die Hauptpunkte des Selkethales sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, das Hüttenwerk Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk (Selkirkshire), Grafschaft im südöstlichen Schottland, zwischen den Grafschaften Edinburg, Roxburgh, Dumfries und Peebles, 12¹/₂

□Meilen groß mit (1861) 10,449 Einw. Das Land ist durch die Pentlandhills, eine Verzweigung des Cheviotgebirges, gebirgig und reich an malerischen Naturschönheiten; die höchsten Gipfel sind: die Blackhouse-Heights, 2432 Fuß, der Ettrick Pen, 2200 F., und der Windlestraw Law, 2160 F. hoch. Der Hauptfluß ist der Tweed, der hier den Etterick und Yarrow aufnimmt. Das Klima ist rauh, der Boden nicht besonders fruchtbar, hat aber schönes Weideland. Ehemals fast ganz mit Wald bedeckt, bildete die Grafschaft gleichsam nur einen großen Wildpark der Könige von Schottland. Mit den Wäldern ist jetzt auch das Wild verschwunden; dafür weiden nun zahlreiche Heerden von Kühen, Schafen und kleinen schottischen Pferden auf den Triften. Die Schafe der Selkirk- und Cheviotrace sind berühmt wegen ihrer feinen und langen Wolle; diese bildet nebst Hammeln und Lämmern einen Hauptausfuhrartikel der Grafschaft. Dagegen beschränkt sich der Ackerbau auf etwas Hafer und Kartoffeln; die Industrie ist unbedeutend, von einiger Bedeutung ist nur die Wollmanufaktur. Hauptort ist der gleichnamige Marktflecken, am Etterick, der unweit davon in den Tweed fällt; er hat ein schönes Stadthaus, Gefängniß, eine Bibliothek, Wollspinnerei, Zwirnfabrikation und 3695 Einw. S. ist der Geburtsort des berühmten Reisenden Mungo Park, dem hier auch 1859 ein Denkmal errichtet wurde.

Selkirk, Alexander, s. Defoe und Robinson.

Sella (lat.), Stuhl, Sessel. S. curulis, Insignie der curulischen Magistrate, ein in der Form sehr einfacher Sitz ohne Rücken- und Armlehne, auf 4 gekrümmten Füßen ruhend, welche wie bei einem Sägebock gekreuzt waren, ursprünglich aus Elfenbein, später aus Metall oder Marmor bestehend und verziert. Die curulischen Beamten bedienten sich dieser S. bei allen öffentlichen Handlungen; auch in die Provinzen und auf Feldzüge wurde sie mitgenommen. Der Senat übersandte die S. curulis an fremde Könige. Nach dem Tode angesehener Männer, welche bei Lebzeiten die S. curulis gehabt hatten, blieb deren S. auf ihrem Platze im Theater stehen; ja es wurde diese Ehre sogar Solchen verwilligt, die sie im Leben nicht gehabt hatten.

Selle, 1) Fluß in der italienischen Provinz Salerno (ehemaligen neapolitanischen Provinz Principato citeriore), entspringt auf den Apenninen, fließt westlich und mündet in den Busen von Salerno. — 2) Fluß in Frankreich, entspringt im Departement Cantal, fließt südwestlich in das Departement Lot und fällt dort rechts in den Lot; Nebenflüsse sind Ranze, Veyre, Barbezou und Drouson.

Sellerie, Pflanzengattung, s. Apium.

Selles (S.-sur-Cher), Stadt im französischen Departement Loire-Cher, Arrondissement Romorantin, am Cher, hat ein Schloß, Wollweberei, Fayence- u. Töpferwaarenfabrikation, Weinbau und 4672 Einw.

Selneccer, Nikolaus, namhafter Theolog des Reformationszeitalters, geboren den 15. Dec. 1530 zu Hersbruck bei Nürnberg, studirte zu Wittenberg, wo er in Melanchthons Haus Aufnahme fand, ward 1557 Prinzenlehrer, Kapellknabendirektor und auch Hofprediger zu Dresden, 1561 Professor der Theologie zu Jena und, 1568 als Kryptocalvinist dieser Stelle entsetzt, Professor zu Leipzig, 1570 Hofprediger und Kirchenrath zu Wolfenbüttel, in welcher Stellung er die Universität zu Helmstädt gründete, kehrte 1576 als Pastor und Konsistorialrath nach Leipzig zurück und † daselbst den 24. Mai 1592. S. hatte Antheil an der Konkordienformel und hat 175 Druckschriften geliefert, darunter eine Ausgabe der symbolischen Bücher, den „Catalogus conciliorum oecumenicorum“, Luthers Leben, und zahlreiche schöne Kirchenlieder gedichtet, u. a.: „Wach auf, mein Herz ꝛc.“

Selongey, Stadt im französischen Departement Côte-d'or, Arrondissement Dijon, mit Merinoschafzucht, Tuch-, Sarsche- und Droguetfabrikation, Wollspinnerei, Gerberei, Branntweinbrennerei, Lumpendepot, Wein- und berühmtem Gemüsebau und 1530 Einw.

Selowitz, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, an der Schwarza, Sitz eines Bezirksamts, mit schönem Schloß, Obst- und Ziergärten, schöner Kirche, Runkelrübenzuckerfabrik, Jahrmärkten und 2355 Einw.

Selsea (Selsay), Halbinsel mit gleichnamigem Vorgebirge an der westlichen Südküste der englischen Grafschaft Sussex, liefert viele eßbare Herzmuscheln, besonders nach London. Die ehemalige gleichnamige Stadt, mit Bischofssitz, ging bei einem Sturm unter, welcher einen Theil der Halbinsel abschwemmte.

Selters (Niederselters), Dorf im nassauischen Amte Idstein, in einem von dem Emsbach bewässerten Thale, mit 1380 Einw. In der Nähe befinden sich vier in einen Brunnen gefaßte Quellen, die das bekannte selterser Wasser (in der Stunde gegen 5000 Kubikfuß) liefern. Dasselbe wird wegen seines vorwiegenden Gehalts an freier Kohlensäure, Chlornatrium und kohlensaurem Natrum zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet, zeichnet sich dadurch aus, daß es seine innige Verbindung lange behält und erst nach einiger Zeit einen Theil seines Eisens ausscheidet. Es hat einen angenehmen, schwach säuerlichen, höchst erfrischenden Geschmack, wirkt gelind reizend auf alle Ab- und Aussonderungen, besonders aber auflösend auf die Schleimhäute, das Drüsen- und Lymphsystem und wird deshalb namentlich bei chronischen Katarrhen, Verschleimung der Lungen, beginnender Tuberkulose, Stockungen der Unterleibsorgane ꝛc. mit günstigem Erfolg angewandt. Brustkranke trinken es mit warmer Milch vermischt; auch dient es mit leichtem Wein und Zucker als ein in der heißen Jahreszeit erfrischendes angenehmes Getränk. Gegenwärtig werden jährlich gegen 2 Millionen Flaschen (steinerne Krüge) davon nach allen Gegenden der Erde hin versandt, was in den letzten Jahren der Regierung einen jährlichen Reinertrag von ungefähr 93,000 Gulden einbrachte. Von Kurgästen wird dagegen S. fast gar nicht besucht und das Wasser an der Quelle selbst nur sehr wenig getrunken. Das selterser Wasser wird auch, namentlich aus den struve'schen Anstalten, künstlich geliefert, und es zeigt sich dieses durch einen stärkeren Kohlensäuregehalt u. eine größere Gleich-

mäßigkeit seiner übrigen Bestandtheile vor dem natürlichen aus. Ebenso wird dasselbe auch vielfach mittelst eigener Apparate von Vielen selbst dargestellt. Die Quelle zu S. wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entdeckt, im dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer Wiederauffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts für 2 Gulden und 20 Kreuzer verpachtet war. Seit 1803 ist sie nassauisches Kammergut. Der Ort hat eine Domänenbrunnenverwaltung, eine Oberförsterei und 1380 Einw. Unweit davon, ebenfalls im Amt Idstein, liegt das Dorf Oberselters mit 571 Einw. Nicht zu verwechseln mit dem obigen ist das Pfarrdorf Selters am Saynbach, Sitz eines herzoglich nassauischen und fürstlich wiede'schen Amtes, mit Oberförsterei und 925 Einw. Vgl. Fenner von Fenneberg, S. und seine Heilkräfte, Darmstadt 1824.

Seltschan, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Tabor, Sitz eines Bezirksamts mit Dechanteikirche, schönem Rathhause, Spital und 2064 Einw.

Seltz, Dorf in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, in der Nähe von Vilbel, mit einem erdig-salinischen Sauerbrunnen, dessen Wasser (seltzer Wasser) vielfach versandt wird, dem selterser Wasser (s. d.) ähnlich ist, aber weniger Kohlensäuregehalt hat, indeß oft mit diesem verwechselt oder auch, da es weit billiger ist, häufig absichtlich substituirt wird.

Selvaggio Porpora, s. Bentivoglio 2).

Selvretta, gletscherreicher Alpenstock im schweizerischen Kanton Graubünden, an der Grenze von Tyrol, mit mehren Gipfeln, unter denen der pyramidale Piz Linard sich bis 10,516 Fuß erhebt.

Selwia (Selwa), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, Kreis Wolkowysk, am gleichnamigen Flusse, mit 1000 Einw., dem Fürsten Sapieha gehörig, bekannt durch eine stark frequentirte Messe (25. Juli bis 25. August a. St.), in der besonders großer Umsatz in Korn, Vieh 2c. Statt findet.

Selz (Seltz), Stadt im französischen Departement Niederrhein, am Einfluß des Selzbachs in den Rhein, mit Orgelfabrik, Baumwollmanufakturen, Nagelschmieden, Zucker- und Oelfabrikation, Brauerei, Handel mit Flachs, Hanf und Bauholz, einer Mineralquelle und 1991 Einw. Hier 803 Vertrag zwischen Karl dem Großen und den Sachsen, wonach sich diese der fränkischen Oberhoheit unterwarfen und das Christenthum annahmen.

Sem, ältester Sohn Noahs, ward wegen seiner Pietät von dem Vater gesegnet, und zwar sollte aus seinem Stamm der Messias geboren werden. Er ist nach der mosaischen Ueberlieferung der Stammvater der Völker des südwestlichen Asiens, die daher Semiten heißen.

Semaphore (griech., d. i. Zeichenträger), in Frankreich Name des Zeigertelegraphen.

Semecarpus *L. fil.* (Dintenbaum, Herzfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, charakterisirt durch die polygamischen Blüthen, den 5spaltigen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone und die herzförmig-eirunde, auf einer Scheibe sitzende Karyopse, ostindische Bäume, worunter S. Anacardium *L.*, ostindischer Dintenbaum, Malakkanußbaum, in dürren, gebirgigen Gegenden Ostindiens, zu erwähnen ist, in sofern die Blätter desselben einen ätzend-scharfen, blasenziehenden Saft enthalten, den man in Ostindien als unvertilgbare Dinte auf Leinwand, Kattun und seidene Stoffe benutzt. Die Samenkerne (ostindische Elephantenläuse, Malakka- oder Acajounüsse) sind ölig, mild und wohlschmeckend.

Semeiographie (v. Griech.), Zeichen- oder Geschwindschrift; auch Lehre von den musikalischen Zeichen.

Semele, in der griechischen Mythe Tochter des Cadmus und der Hermione in Theben, Geliebte des Zeus, welchem sie den Dionysus gebar. Aus Eifersucht überredete Here in Gestalt der Amme Beroë die S., den Zeus zu bitten, daß er in derselben Gestalt wie zur Here zu ihr kommen möge. Zeus, der ihr feierlich die Gewährung einer Bitte zugesagt hatte, erschien hierauf unter Blitz und Donner, und so ward S. verzehrt. Sterbend gebar sie ein erst 6 Monate altes Kind, den Dionysus, welchen Zeus aus den Flammen rettete, in seine Hüfte einnähte und bis zur Reife dort groß zog. S. bedeutet in diesem Mythus die durch Frühlingsgewitter befruchtete Erde. Durch ihren Sohn ward sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt.

Semen (lat., Plur. semina), der Same.

Semendria (Semendra, Smederowo), Kreisstadt und Festung im europäisch-türkischen Fürstenthum Serbien, an der Mündung der Jessowa (westlicher Arm der Morawa) in die Donau, 6 Meilen südöstlich von Belgrad, in romantischer, weinreicher Gegend, war ehemals Residenz der serbischen Fürsten, ist jetzt Sitz eines griechischen Bischofs, hat eine Citadelle, Fischerei, etwas Handel und Schifffahrt und 8—9000 Einw. Hier 1411 Sieg der Türken über die Ungarn. Die Festung wurde 1435 von dem serbischen Despoten Georg Brankowitsch angelegt, öfters von den Türken und 1717 von dem Prinzen Eugen erobert.

Semennut (Semennoud), Stadt in Unterägypten, am Nil, hat 4000 Einwohner und ist der Hafenplatz für die Stadt Tantah.

Semenow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nishnei-Nowgorod, an der Sachtonka, hat 3 Kirchen, starke Holzwaarenfabrikation für die Messe von Nishnei-Nowgorod, Handel und 3266 Einw.

Semester (v. Lat.), Zeit von 6 Monaten; auf Universitäten ein halbjähriger Kursus (Sommer- und Wintersemester).

Semgallen (Semigallia), der südöstliche Theil des ehemaligen polnischen Herzogthums und der östliche Theil des gegenwärtigen russischen Gouvernements Kurland, umfaßt die Kreise Mitau und Seelburg und hat in den Städten vorzugsweise deutsche, auf dem Lande aber ausschließlich lettische Bevölkerung

Semi (lat.), halb, klein, nur in Zusammensetzungen vorkommend, besonders in der Botanik.

Semiarianer, s. Arianischer Streit.

Semikolon (Strichpunkt), Interpunktionszeichen (;), soll eigentlich in längeren Sätzen den

Vordersatz vom Nachsatz scheiden, wird aber auch häufig anstatt eines Punktes gebraucht.

Semil, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Gitschin, an der Iser, Sitz eines Bezirksamts, mit Schloß, Papierfabrik, Bierbrauerei und 2254 Einwohnern.

Semilor (Similor), s. Messing.

Seminar (lat. seminarium), eigentlich Pflanzschule, Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Lehrer und Geistliche. Die S.e sind theils theologische, theils pädagogische im weiteren Sinne. Die ersteren umfassen wieder homiletische, exegetische, historische, katechetische und Pastoral- oder Predigerseminare (s. d.); die pädagogischen begreifen die philologischen (s. Philologie) und die Schullehrerseminare unter sich. Zuerst kommen bischöfliche Schulen, Bildungsstätten des katholischen Klerus, seit dem 9. Jahrhundert unter dem Namen S.e vor, wie dergleichen noch jetzt in den meisten katholischen Ländern in den Klöstern und unter der unmittelbaren Leitung der Bischöfe, besonders in Spanien, Italien und Oesterreich fortbestehen, während andere in Fakultätsschulen und Universitäten verwandelt worden sind. Die protestantischen Schullehrerseminare entstanden in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Das erste ward 1748 zu Berlin errichtet. Dann folgten andere zu Karlsruhe (1768), zu Minden und zu Meiningen (1776), zu Halberstadt (1778), zu Wesel (1786). Das S. zu Weimar, 1784 gestiftet, verdankt Herder seine Einrichtung. Von nun an kamen die S.e immer mehr in Aufnahme, so daß schon vor 1796 in größeren und kleineren Staaten, in Sachsen-Gotha, Anhalt-Dessau, Hohenlohe, Hessen-Kassel, Lippe-Detmold, Nassau, Hannover, Sachsen, Dänemark ꝛc. ähnliche Institute entstanden. Insbesondere ging Preußen in dieser Beziehung mit gutem Beispiel voran. Gegenwärtig bestehen in Deutschland eine Menge solcher Anstalten, die auch in Amerika Nachahmung gefunden haben, während Frankreich und England noch großen Mangel an tüchtigen Lehrerbildungsanstalten leiden. Lehrgegenstände der Schullehrerseminare sind Religion, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre, Rechnen, Geometrie, Musik, wozu in den oberen Klassen noch Pädagogik kommt. Mit dem S. pflegt in der Regel eine Uebungsschule verbunden zu sein, worin die älteren Seminaristen unter Aufsicht eines Lehrers unterrichten, um Didaktik und Methodik praktisch zu erlernen. Noch sind in vielen S.en auch das Turnen, sowie einzelne landwirthschaftliche Fächer, namentlich Obstbaumzucht, in den Kreis der Unterrichtsgegenstände gezogen worden. Die Idee eines pädagogischen S.s hatte sich ganz besonders in der francke'schen Stiftung entwickelt und trat durch Niemeyer ins Leben, sowie auch in Heidelberg neben dem philologischen ein pädagogisches S. besteht.

Seminara, Stadt in der italienischen Provinz Reggio-Calabria (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I), auf der Ebene Piana, liefert das beste Oel in Kalabrien und hat 5000 Einw.; litt 1783 sehr durch Erdbeben, wobei gegen 4000 Menschen umkamen, und wurde später auf einer anderen Stelle wieder aufgebaut.

Seminolen (d. i. Entlaufene, Flüchtlinge), Indianerstamm in Nordamerika, zu den Floridavölkern, und zwar zu der Choctaw-Muskogheegruppe gehörig, hatte seine Wohnsitze erst in Georgien, siedelte 1750 in Folge von Streitigkeiten unter den Häuptlingen zum Theil nach Florida über und widerstand hier, durch nachfolgende Haufen verstärkt und durch Sümpfe gedeckt, obwohl kaum 4000 Köpfe zählend, worunter nur 1594 Krieger, ein volles Jahrzehnt hindurch den Angriffen einer nordamerikanischen Armee. Nachdem die S. endlich der Uebermacht erlegen, wurden sie größtentheils über den Mississippi in das Indian Territory verpflanzt, wo sie, 4—5000 Köpfe stark, am unteren Rio Colorado in 25 Ortschaften wohnen, aber, obwohl unter eigenen Häuptlingen und eigenen Gesetzen stehend, in einer gewissen Abhängigkeit von ihren mächtigeren Nachbarn, den Creeks, stehen. Die wenigen in Florida zurückgebliebenen S. sollen neuerlich ebenfalls Anstalt getroffen haben, zu ihren Stammesgenossen überzusiedeln. Die S. haben 1834 an die Union 4,032,640 Acres Land abgetreten und dafür 295,000 Doll. Entschädigung erhalten. Vergl. Florida.

Semiotik (Semiologie, v. Griech.), die ärztliche Zeichenlehre, die aus der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Körperzustand des Menschen Schlüsse zu machen sucht. Man theilt die Zeichen in physiologische, welche, dem Leben in seinem normalen Verlaufe eigenthümlich, auf die gesunde Beschaffenheit des betreffenden Körpertheils schließen lassen, und pathologische oder Symptome, welche eine totale oder partielle Erkrankung des Organismus andeuten. Letztere theilt man in anamnestische, welche auf einen vergangenen, diagnostische, welche auf den gegenwärtigen Krankheitszustand, und prognostische Zeichen, welche auf den in Aussicht stehenden Verlauf der Krankheit hin- und eben damit das vom Arzt anzuwendende Heilverfahren andeuten (Indikationen). Das Feld der S. ist neuerlich durch die hohe Ausbildung der pathologischen Anatomie, sowie durch Erfindung der Auskultation und Perkussion und sonstiger physikalischer Untersuchungsmethoden sehr erweitert worden. Vergl. Albers, Handbuch der S., Leipzig 1834; Piorry, Diagnostik und S., übersetzt von Krupp, Kassel 1837; Küttner, Medicinische Phänomenologie, 2. Aufl., Leipzig 1842; Bock, Lehrbuch der Diagnostik, das. 1853.

Semipalatinsk (Semipolatinsk), ein 1854 gebildetes russisches Gebiet in Sibirien, 8500 □M. groß mit 217,451 Einw., zerfällt in die 4 Bezirke Ajagus oder Sergiopol, Kokbekty, Kopal und S. Die gleichnamige Hauptstadt, am östlichen Ufer des Irtysch gelegen, ist ein in merkantilischer und militärischer Beziehung sehr wichtiger Ausgangspunkt nach Turan und hat 7628 Einw.

Semipelagianer (d. i. halbe Pelagianer, s. d.), Name einiger Kirchenlehrer zu Massilia (Cassianus, Faustus, Vincentius, Gennadius), welche um 425 n. Chr. zwischen dem Augustinismus und dem strengen Pelagianismus auf die Weise zu vermitteln suchten, daß sie eine durch die Sünde

des ersten Menschen geschwächte, aber nicht aufgehobene menschliche Freiheit neben der göttlichen Gnade statuirten. Dieses System, Semipelagianismus, auf der Synode zu Arelate (472) und Lugdunum (475) gebilligt, wurde allmählig unter mancherlei Modifikationen in der lateinischen Kirche vorherrschende Lehre, obwohl dieselbe den Pelagianismus wiederholt verworfen hat. Vgl. Geffcken, Historia Semipelagianismi antiquissima, Göttingen 1826.

Semiramis, sagenhafte Königin von Assyrien, die Tochter der Derceto, einer syrischen Göttin, wurde ausgesetzt, von Hirten aufgefunden und erzogen u. die Gemahlin des Onnes, Statthalters von Syrien, sodann mit dessen Bewilligung des Königs Ninus, dessen Bewunderung sie durch ihre Theilnahme an dem Kriege des Onnes gegen Oxyartes von Bactra und Ersteigung der Mauer dieser Stadt erregt hatte. Sie gebar dem Ninus den Ninyas. Nach anderen Angaben war S. die Tochter oder Mutter des Ninus, aber zugleich seine Gemahlin und übernahm nach dessen Tode die Regierung. Nach noch Anderen kam sie als Sklavin an den Hof und fesselte den Ninus so, daß er ihr auf 5 Tage die Herrschaft überließ, was sie dazu benutzte, ihn tödten zu lassen und sich zur Königin zu erheben. Als Königin erbaute sie Babylon, wo großartige Bauwerke (hängende Gärten der S.) ihr Andenken erhielten. Sie unternahm Feldzüge nach Persien, dann nach Aegypten, Libyen, Aethiopien und endlich nach Indien, ward aber geschlagen und entkam nur mit 20 Mann. Ninyas stellte ihr nun nach dem Leben, und sie verschwand in Gestalt einer Taube in einem Alter von 62 Jahren, im 24. ihrer Herrschaft. Wahrscheinlich ist S. ursprünglich eine syrische Göttin, und zwar dieselbe, welche zu Ascalon als Astarte oder Venus verehrt wurde und der die Taube heilig war. S. des Nordens ward von Schmeichlern die Kaiserin Katharina II. von Rußland genannt.

Semiten (semitische Völker), s. Sem.

Semitische Sprachen, von Eichhorn eingeführte Bezeichnung der früher als orientalische unterschiedenen altasiatischen Sprachen, die ursprünglich in den Gebieten östlich vom Euphrat bis an die Küsten des mittelländischen Meeres und Arabien gesprochen, dann aber durch die Kolonien der Phönicier und die Eroberungszüge der Araber weit nach Westen hin verbreitet wurden. Es finden sich in diesen Sprachen dieselben phonetischen Gesetze (rauhe Kehllaute), dieselben Grundelemente der Wörter (dreibuchstabige Wurzeln), dasselbe konsequent durchgeführte grammatische System (Starrheit des konsonantischen Elements und Flüssigkeit des vokalischen), sowie dasselbe orthographische System (Schreibung nur der Konsonanten, als der eigentlichen Basis des Wortes, und bloße Andeutung oder Weglassung der Vokale). Dadurch steht dieser Sprachstamm eigenthümlich und wesentlich verschieden von den ihn nach allen Seiten hin begrenzenden indogermanischen Sprachen da. Der semitische Sprachstamm theilt sich in 3 Hauptzweige: das Aramäische (s. Aramäische Sprache und Literatur), das Kanaanitische in Palästina und Phönicien, wozu das Hebräische u. das daraus gebildete Neuhebräische u. das Phönicische gehören, und das Arabische, welches durch Mohammed und den Koran die herrschende Sprache der mohammedanischen Reiche wurde. Auch die Sprache der Bewohner von Malta ist hierher zu rechnen. Von den südlichen arabischen Dialekten ist erst in neuerer Zeit durch Inschriften der himjaritische wieder entdeckt worden, welcher den Uebergang zu der äthiopischen Sprache bildet.

Semivocales (lat.), Halbvokale.

Semler, Johann Salomo, berühmter Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren den 18. Dec. 1725 zu Saalfeld, studirte zu Halle, ward 1751 Professor daselbst und † hier den 14. März 1791. Er ist Begründer der historisch-biblischen Kritik und ein Hauptvertreter des Rationalismus, war aber ein Gegner der unwissenschaftlichen Neologie der basedowschen und bahrdtschen Schule. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „De daemoniacis" (Halle 1760, 4. Aufl. 1779); „Selecta capita historiae ecclesiasticae" (das. 1767—69, 3 Bde.); „Commentationes historiae de antiquo Christianorum statu" (unvollendet, das. 1771—72, 2 Bde.); „Abhandlung von der Untersuchung des Kanons" (das. 1771—75, 4 Bde.); „Apparatus ad liberalem Vet. Test. interpretationem" (das. 1773); „Christliche Jahrbücher oder Tabelle über die Kirchengeschichte bis aufs Jahr 1500" (das. 1783 bis 1786, 2 Bde.); „Observationes novae, quibus historia Christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur" (das. 1784). Vergl. seine Autobiographie (Halle 1781—82, 2 Bde.).

Semlin (ungar. Zimony, serb. Semun), befestigte Stadt im österreichischen serbisch-banater Militärgrenzland, an der Mündung der Save in die Donau auf der Landspitze zwischen diesen Flüssen, von Belgrad nur durch die Save getrennt, ist Sitz eines Grenzmilitärkommando's, einer Geniedirektion, eines Kontumazamts, hat eine deutsche Unterreal- und eine Hauptschule, eine griechische Schule, 5 katholische und 2 griechisch-nichtunirte Kirchen, ein Theater und 8900 Einw. Die Stadt treibt lebhaften Handel nach der Türkei, namentlich mit Baumwolle, Garn, Tuch, Glas, Safran ꝛc. In der Umgegend finden sich viele römische Alterthümer. Am nördlichen Ende der Stadt erhebt sich der Zigeunerberg (Ziganko) mit den Ruinen der Burg Johann Hunyads.

Semljansk (Semlänsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Woronesh, an der Semljanka, hat mehre Fabriken, Kram- und Bandhandel und 4284 Einwohner.

Semmering (Sömmering, Semring), Bergmasse auf der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag gelegen und mit dem zwischen dem Leitha- und Murgebiet hinstreichenden Alpenzug zusammenhängend, ist 4416 Fuß hoch und hauptsächlich deshalb von Wichtigkeit, weil der Hauptverbindungsweg der österreichischen Erblande mit den jenseits der Alpen liegenden Provinzen des Kaiserstaates denselben überschreitet. Schon im 14. Jahrhundert errichtete ein steierischer Herzog mitten in der Wildniß des Hochgebirges ein Hospiz, aus dem das jetzige Dorf Spital auf der steierschen Seite des Passes entstanden ist. Eine ordentliche Fahrstraße ließ jedoch erst Kaiser Karl VI.

1728 ausführen. Diese zum Theil noch existirende sogenannte alte Semmeringstraße ward wegen ihrer zu großen Steigungen durch eine andere, 1840 vollendete, die neue Semmeringstraße, ersetzt. Ihr höchster Punkt liegt 3140 Fuß über der Meeresfläche und macht viele Windungen, so daß sie meist nur $2^3/_4$—3 Zoll auf die Kurrentklafter steigt. Nachdem im Mai 1842 die wien-gloggnitzer Eisenbahn dem Verkehr übergeben worden, nahm man sofort den Bau einer Eisenbahn über den S. in Angriff, der aber erst seit 1850 rascher gefördert und trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten im Oktober 1853 vollendet ward. Einige Monate vorher war das Unternehmen aus Privathänden an den Staat übergegangen. Diese Bahn, eines der großartigsten Werke der Neuzeit, führt in einer Länge von $5^1/_2$ Meilen von Gloggnitz nach Mürzzuschlag und vermittelt als integrirender Theil der österreichischen Süd- oder Wien-triesterbahn den Verkehr zwischen Wien und Triest. Neben dem Semmeringhaupttunnel auf der Höhe des Bergs ist der Wolfsbergstunnel der größte und wird als die merkwürdigste bergmännische Arbeit am ganzen S. betrachtet. Die Kosten der Bahn beliefen sich auf 10 Millionen Gulden. Vgl. Edler von Schickh, Anleitung zur zweckmäßigsten Bereisung der Semmeringseisenbahn, 4. Aufl., Wien 1851.

Semnonen (Sennonen), germanisches Volk, das mächtigste suevischen Stammes, wohnte zu beiden Seiten der Spree in einem weit ausgedehnten Gebiete, durch die Elbe von den Hermunduren, durch die Oder von den Longobarden geschieden, und stand mit unter Marbods Herrschaft, trennte sich aber von ihm und schloß sich an Armin an. In einem heiligen Haine im Gebiete der S. fanden die Zusammenkünfte sämmtlicher suevischer Stämme Statt, wobei auch Menschenopfer dargebracht worden sein sollen. Später verschwindet ihr Name in dem der Sueven.

Semonce (franz.), Einladung, Aufforderung, namentlich die von Kriegsschiffen oder Kapern durch Kanonenschüsse an Handelsschiffe ergehende Aufforderung, sich untersuchen zu lassen.

Semoy (Semois), rechter Nebenfluß der Maas, entspringt auf den Ardennen unweit Arlon in der belgischen Provinz Luxemburg, fließt westlich, tritt in das französische Departement Ardennen über und mündet dort nach einem Lauf von 18 Meilen bei Monthermé unterhalb Charleville.

Sempach, Stadt im schweizerischen Kanton Luzern, Amt Sursee, am östlichen Ufer des gleichnamigen See's, der 1560 Fuß über dem Meere liegt, 2 Stunden lang und $^3/_4$ Stunde breit ist und durch die Suhr zur Aar abfließt, hat 1100 Einwohner und ist historisch denkwürdig durch den Sieg, den hier die Schweizer den 9. Juli 1386 über die Oesterreicher davontrugen. Herzog Leopold von Oesterreich stand hier mit 6000 Mann, worunter 4000 geharnischte Ritter, etwa 1400 Schweizern gegenüber. Vergeblich suchten die Schweizer, in keilförmigem Schlachthaufen gegen die Ritter andringend, deren dicht geschlossene Reihe zu durchbrechen. 60 Eidgenossen waren schon als Opfer ihres Muthes gefallen, und nach zweistündigem Gefecht schien sich der Sieg auf die Seite der Oesterreicher zu neigen. Aus dieser verzweiflungsvollen Lage rettete Arnold von Winkelried seine Landsleute. Mit dem Rufe „Ich will der Freiheit eine Gasse machen. Treue, liebe Eidgenossen, tragt Sorge für mein Weib und Kind!“ umfaßte er mit beiden Armen der Speere so viel er konnte, begrub dieselben in seine Brust und drückte sie im Fallen mit sich zu Boden. Ueber seinen Leichnam drangen jetzt die Eidgenossen vor u. brachen mit ihren kurzen Waffen eine Oeffnung in die Feinde. Von diesem Augenblick an wandte sich das Glück. Die Ritter, ermüdet von dem ungewohnten Fußkampfe, preßten ihre Schlachtordnung zusammen, um die Lücke auszufüllen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß viele in ihren Harnischen erstickten. Panzer und Schienen krachten unter den Schlägen der Morgensterne. Dreimal sank das Hauptbanner Oesterreichs, ebenso oft ward es wieder erhoben, bis endlich der Herzog Leopold selbst den Tod mitten im Handgemenge fand. Alles verloren gebend, riefen die Ritter nach ihren Pferden; allein die Knechte waren damit entflohen. Viele hundert Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte aus Schwaben, Burgund, Elsaß, Tyrol, Breisgau, Thurgau und Aargau fielen darauf unter den Streichen der Eidgenossen. Was dem Tode entrann, flüchtete sich zu der Nachhut, mit welcher der Graf von Zollern den Rückzug deckte. 2000 feindliche Leichen lagen auf dem Schlachtfelde und unter diesen 676 von Adel und 350 gekrönte Helme. Die Eidgenossen, die nicht mehr als 200 der Ihrigen verloren hatten, erbeuteten das feindliche Lager, beunruhigten aber den fliehenden Feind nicht weiter. In der auf dem Schlachtfelde errichteten Kapelle wird alljährlich am Tage der Schlacht ein Hochamt abgehalten.

Semper (lat.), immer, allezeit; damit zusammengesetzt: S. aliquid haeret, es bleibt immer Etwas hängen; S. idem, immer derselbe, immer sich gleich.

Semper, Gottfried, namhafter deutscher Architekt, geboren 1804 in Altona, besuchte das Johanneum zu Hamburg, widmete sich in Göttingen mathematischen und militärwissenschaftlichen Studien, um sich zu einer Laufbahn in der Artillerie vorzubereiten, studirte dann zu München und Paris noch Architektur und bereiste hierauf Italien, Sicilien und Griechenland. Früchte derselben waren seine „Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten“ (Altona 1834) und die Schrift „Die Anwendung der Farben in der Architektur und Plastik, 1. Heft: Dorisch-griechische Kunst, in 6 Tafeln mit Farben“ (Dresden 1836). Unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Reise 1834 ward er zum Direktor der Bauschule zu Dresden berufen. Er dekorirte hier das Antikenkabinet nach seiner Theorie über Verbindung der Malerei mit der Architektur und fertigte die Pläne zum neuen Schauspielhause, zur Synagoge, an welcher er byzantinische und im Inneren selbst maurische Formen anwendete, zum neuen Frauenhospital und zum neuen Museum in Dresden. Im Jahre 1849 mußte er wegen Theilnahme an den dresdener Maiereignissen fliehen und wandte sich nach England, wo er an der königlichen Akademie im Marlboroughhouse eine An-

stellung fand; 1855 ging er als Direktor der Bauabtheilung an das Polytechnikum zu Zürich. Er schrieb noch: „Vier Elemente der Baukunst" (Braunschweig 1851); „Ueber Industrie, Wissenschaft und Kunst" (das. 1852) und „Der Styl in den technischen und tektonischen Künsten" (Frankf. 1860—63, 2 Bde.). Die königliche Akademie der Wissenschaften in München ernannte ihn 1866 zu ihrem Ehrenmitglied.

Semper Augustus (Perpetuus Augustus, lat.), Titel der römischen Kaiser seit Diocletian oder Maximinian, Andeutung ihrer ununterbrochenen Regierung, von den Deutschen fälschlich durch „alle Zeit Mehrer des Reichs" übersetzt.

Semperfreie Leute, nach Einigen s. v. a. Sendbarfreie (s. Sendgerichte), nach Anderen im deutschen Mittelalter solche Freie, welche der allgemeinen Unterdrückung durch das Lehnwesen entgangen, frei geblieben und nie einem Grafen, Vogt oder Herzog unterwürfig gewesen waren. Da mit der Zeit dieser Freien immer weniger wurden, so gab dieses Prädikat hohe Auszeichnung, wie es denn von den Herren von Limpurg und den Grafen Schaffgotsch bis auf die Neuzeit herab geführt worden ist.

Sempervirens (lat.), immergrün, von Pflanzen, welche in allen Jahreszeiten belaubt sind.

Sempervivum *L.* (Hauswurz, Hauslaub), Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, charakterisirt durch den 6—20theiligen Kelch, die 6—20 länglichen, spitzen Kronenblätter, die an der Basis mit den Staubfäden und unter einander zu einer einblätterigen Blumenkrone zusammengeflossen sind, und die in gleicher Anzahl mit den Blumenblättern vorhandenen unterweibigen Schuppen und Früchtchen, ausdauernde Kräuter und Sträucher mit fleischigen Blättern, meist Ziersträucher, in etwa 50 Arten. S. arboreum *L.*, in Südeuropa, Nordafrika und im Orient, mit fast baumartigem, ästigem Stengel, keilförmigen, gewimperten, an der Spitze der Aeste rosettenartig abstehenden Blättern und schlaffer Rispe, wird in Deutschland häufig in Gewächshäusern und Zimmern kultivirt und besitzt dieselben Eigenschaften wie S. tectorum. S. soboliferum *Sims.*, in der Schweiz, in Oesterreich und Deutschland auf Felsen und Mauern, hat blattreiche, kugelige Rosetten, zwischen denen fadenförmige Fortsätze mit kugeligen Pflänzchen entspringen, welche sich mit zunehmendem Wachsthum zur Erde senken und daselbst wurzeln. S. tectorum *L.*, Dachlauch, Dachwurzel, Donnerkraut, ursprünglich auf Felsen der Alpen und Voralpen Mitteleuropa's wildwachsend, jetzt allenthalben auf Mauern und Dächern bis weit nach Norden kultivirt und verwildert, hat länglich-verkehrt-eiförmige, in eine Stachelspitze endigende, am Rande gewimperte Blätter, sternförmig ausgebreitete, lanzettliche Blumenblätter und sehr kurze, konvexe, drüsenförmige, unterweibige Schuppen. Das Kraut, Herba Sempervivi s. Sedi majoris, enthält reichlich Aepfelsäure und wird frisch zerquetscht auf Hämorrhoidalknoten, Ueberbeine und Hühneraugen gelegt, der ausgepreßte Saft gegen Sommersprossen und besonders bei Aphthen der Kinder, auch als Hausmittel bei Verhärtungen an der Zunge, Bienenstichen und Brandwunden gebraucht. Innerlich dient es als kühlendes Mittel bei Fieber, Ruhr, Blutflüssen 2c. Die jungen Blätter können als Salat genossen werden. S. glutinosum *Ait.* u. S. balsamiferum *Webb.* auf den kanarischen Inseln, sind stark viscinhaltig und werden zu Bereitung von Leim benutzt.

Sempronius, römisches Geschlecht, das in seinem ältesten Zweige, den Atratini, als patricisch erscheint, während die späteren Familien plebejisch waren. Unter den Sprößlingen der letzteren sind die hervorragendsten Tiberius und Cajus S. Gracchus (s. d.), von denen die Leges Semproniae den Namen haben.

Semur, 1) (S. en Auxois), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Côte-d'or, in malerischer Lage auf einem Felsen am Armançon, hat einen Gerichtshof und ein Handelsgericht, eine schöne gothische Kirche, ein Kommunalcollége, eine öffentliche Bibliothek, Zeichenschule, botanischen Garten, Woll- und Baumwollmanufakturen, Lohgerberei, Getreide-, Vieh- und Wollhandel, Obst- und Gemüsebau und 3675 Einwohner. S. war früher befestigt. Dabei die Ruinen von Alesia. — 2) (S. en Brionnais), Stadt im französischen Departement Saône-Loire, mit gothischer Kirche, Weinbau und 1638 Einwohnern.

Senaculum (lat.), Versammlungssaal des Senats.

Senarius (lat.), Vers, der aus 6 jambischen Füßen oder 3 Dipodien (daher Trimeter) besteht:

⏑–⏑– | ⏑–⏑– | ⏑–⏑⏓

Am reinsten enthält die Jamben der lyrische S. bei Catullus, während er bei Horaz sich mehr dem dramatischen S. nähert, welcher wieder entweder tragisch ist, wo in den ungleichen (1. 5. 9. Stelle) der Spondeus statt des Jambus erlaubt ist:

⏓–⏑– | ⏓–⏑– | ⏓–⏑⏓

seltener andere Auflösungen, oder komisch, wo er größere Freiheiten im Auflösen der Jamben (selbst zu Daktylen und Anapästen) und in der Cäsur gestattet und nur in der letzten Stelle sich gewöhnlich rein erhält.

Senat (senatus), allgemeiner Name des Raths der Alten, welcher in allen freien Staaten des Alterthums von den Gesetzgebern der Volksversammlung als ein konservatives Institut gegenüber gestellt ward. Von dergleichen Rathsversammlungen sind im Alterthum außer dem römischen, welcher Jahrhunderte hindurch die Geschicke der Welt leitete (s. Rom, der Staat), die zu Sparta (s. d.), Athen (s. d.) und Karthago (s. d.) zu nennen. Nach dem Beispiel Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratskollegien der bedeutenderen Städte, namentlich der Reichsstädte, S.e, wie auch andere höhere Kollegien mit obrigkeitlichen Befugnissen (Universitätssenat, Gerichtssenat 2c.). In Preußen und anderen deutschen Staaten theilen sich die Kollegien der Obergerichte noch jetzt in einen Kriminal- und einen Civilsenat. In konstitutionellen Staaten der neueren Zeit bezeichnete man mit demselben Namen denjenigen Staatskörper, welcher das in der Regel höhere Lebens-

alter seiner Mitglieder, die amtliche und bürgerliche Stellung derselben, sowie insbesondere dadurch, daß deren Ernennung von Seiten des Staatsoberhaupts erfolgte, von selbst eine konservative Stellung der mehr von den politischen Aufregungen der Zeit erfaßten Volks- oder Wahlkammer gegenüber einnahm. Einen S. in diesem Sinne gab es im polnischen Reichstage (Sejm), wo er die Prälaten, Woiwoden, Kastellane und Minister begriff, und eine ähnliche Bestimmung bei ganz anderer Zusammensetzung hat der S. in der gegenwärtigen Verfassung Spaniens, sowie selbst der der nordamerikanischen Union. In England vertrat das Oberhaus und im konstitutionellen Frankreich vertrat die Pairskammer die konservativen Principien. Der dirigirende S. in Rußland, von Peter dem Großen 1711 nach Aufhebung des Bojarenhofs eingesetzt, ist nach seiner neueren Organisation durch Alexander I. nach dem Ukas vom 20. September 1801 die höchste Behörde für die inländischen Angelegenheiten (s. Russisches Reich). Der in der Verfassung vom Jahre VIII (15. December 1799) für die Republik Frankreich kreirte Erhaltungssenat (sénat conservateur) war nach Sieyès' Idee auf die Erhaltung des Gleichgewichts unter den übrigen Autoritäten des Staats berechnet, gelangte aber trotz der ihm eingeräumten wichtigen Befugnisse zu keiner politischen Bedeutung. Eben deshalb bestand er auch im Kaiserreich fort. Bei seiner Auflösung 1814 zählte er 136 Mitglieder, von denen jedes eine Dotation von 30,000 Francs genoß. Ludwig Napoleon rief in der Konstitution vom 14. Jan. 1852 dieses Institut als Wächter der Verfassung mit derselben Dotation seiner Mitglieder, deren Zahl 200 nicht übersteigen soll, wieder ins Leben.

Senator (lat.), Mitglied eines Senats (s. d.).

Senatus consultum (lat.), Senatsbeschluß.

Senatus populusque romanus (lat.), abgekürzt S. P. Q. R., der Senat und das römische Volk, d. i. der ganze römische Staat; auf Fahnen und Feldzeichen, Denkmälern ꝛc.

Sendgerichte (Send, Heilige Send, synodus), sonst in Deutschland geistliche Gerichte, welche von den Archidiakonen oder den von ihnen beauftragten Sendrichtern oder Sendschöppen (Sendherren) in ihren Sprengeln (Sendbann) gehalten wurden und über alle strafbaren Handlungen, besonders in Bezug auf die Sonntagsfeier aburtheilten (Sendrügen). Vor dem S. mußten sich bei Vermeidung des Banns Alle stellen, die in dem Bezirk angesessen waren. Die Wenigen, die dabei ausgenommen waren, hießen Sendbarfreie oder Semperfreie. Sendbare (homines synodales) wurden dagegen Diejenigen genannt, die Alles, was gegen die Kirchenordnung verstieß, zur Anzeige bringen mußten. In Folge der ungesetzlichen Mißbräuche wurden die S. nach und nach abgeschafft, besonders da nach der Reformation die protestantischen Fürsten das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, sich selbst beilegten.

Sendgrafen (Sendboten, missi regii), unter der früheren fränkischen Herrschaft bestehende, von Karl dem Großen um 800 neuorganisirte königliche Kommissarien, welche die Provinzen durchzogen, um Beschwerden entgegenzunehmen und die Verwaltung der Gaugrafen zu kontroliren.

Sendling (Ober-, Mittel- und Unter-S.), drei Dörfer im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, unweit von München, mit zusammen ungefähr 1000 Einwohnern; Vergnügungsort der Münchner. Hier im spanischen Erbfolgekriege, am 25. Sept. 1705, Niederlage der bayerischen Insurgenten durch die Oesterreicher. Ein Denkmal an der Kirche erinnert daran.

Sendrut (Sendrud), Fluß in Persien, entspringt auf dem Serdekuh in der Provinz Irak Adschemi, bewässert durch Kanäle die Gärten von Ispahan, wird durch andere Kanäle sehr abgeschwächt und verliert sich nach einem Lauf von 70 Meilen in der Ebene von Kachani im Sande.

Sendschreiben, s. v. a. Brief; Schreiben, das an Mehre gerichtet oder in mehren Exemplaren für verschiedene Personen abgefaßt ist; vgl. Cirkularschreiben; Titel für kleine Druckwerke, die in Form eines Briefes an bekannte oder auch unbekannte Personen veröffentlicht werden.

Senebier, Jean, verdienter Naturforscher und Bibliograph, geboren im Mai 1742 zu Genf, studirte Theologie, ward 1765 Prediger in seiner Vaterstadt, 1769 Prediger zu Chancy und 1773 Oberbibliothekar der Stadt Genf, wo er den 22. Juli 1809 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Mémoires physico-chimiques sur l'influence de la lumière solaire pour modifier les êtres de trois règnes de la nature" (Genf 1782, 3 Bde.); „Physiologie végétale" (das. 1800, 5 Bde.); „Rapport de l'air atmosphèrique avec les êtres organisés" (das. 1807, 3 Bde.) und „Météorologie pratique" (das. 1810); auch bearbeitete er für die „Encyclopédie méthodique" die Pflanzenphysiologie.

Senebiera *Poir.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch den abstehenden Kelch, die zusammengedrückten, 2fächerigen, 2samigen, an der Scheidewand eingezogenen, geschlossen bleibenden Schötchen, meist einjährige Kräuter in Europa und Amerika, wovon S. Coronopus *Poir.*, Schweinskresse, Raben- oder Krähenfuß, Herzgras, in Europa, auf Triften, sandigen u. feuchten Plätzen, ein- und zweijährig, mit tief-fiederspaltigen Blättern, sehr kurz gestielten Blüthen und fast nierenförmigen, runzeligen, am Rande kammartig gezackten Schötchen, als Arzneipflanze bemerkenswerth ist, in sofern das Kraut früher als Herba Coronopi s. Nasturtii sylvestris s. verrucosi s. Herba Verrucarii, von scharf kressenartigem Geruch und Geschmack, als reizendes und antiskorbutisches Mittel in Gebrauch war.

Seneca, 1) (S.-See, S. Lake), einer der schönsten u. größten Seen des nordamerikanischen Staats Newyork, zwischen den Grafschaften Seneca, Tompkins und Steuben, 8 Meilen lang, bis zu 1 Meile breit, wird zwischen Jefferson und Geneva regelmäßig mit Dampfschiffen befahren.— 2) (S.-Fluß, S. River), Fluß im Staate Newyork, gebildet aus den Ausflüssen des Senecasee's und mehrer anderer Seen, vereinigt sich mit dem Ausfluß des Onondagasee's und bildet dadurch den Oswegofluß.

Seneca, 1) Marcus Annäus S., der

Rhetor, geboren in Corduba in Spanien, kam unter Augustus nach Rom, wo er mit Beifall die Redekunst lehrte, kehrte dann nach Spanien zurück und lebte bis kurz vor des Tiberius Ende. Wir besitzen von ihm die Fragmente von zwei Sammlungen von Schulreden, worin über bestimmte Themata die von den namhaftesten Rhetoren gegebenen Ausführungen, Ansichten ꝛc. als Muster zusammengestellt sind, nämlich „Controversiarum libri X“ und „Suasoriarum liber“, herausgegeben von Gronov (Leyden 1649, 3 Bde., Amsterdam 1672) und Bursian (Leipz. 1857).

2) **Lucius Annäus S., der Philosoph**, Sohn des Vorigen, geboren um 2 n. Chr. zu Corduba in Spanien, ward von seinem Vater zum Redner und Sachwalter gebildet, gab aber wegen seines schwächlichen Körpers diesen Beruf auf und widmete sich in Rom rhetorischen und philosophischen Studien. In den Staatsdienst eingetreten, erhielt er die Quästur, ward aber 38 in Folge eines Prozesses nach Korsika ins Exil geschickt. Nach 8 Jahren wieder nach Rom zurückgerufen, stieg er bis zur Würde eines Prätors (49 n. Chr.) und Konsuls (58 n. Chr.) empor und ward von Agrippina mit der Erziehung ihres Sohnes Nero betraut. Doch war er hierin nicht glücklich. Seine Tugenden, seine Festigkeit, oder auch, wie man behauptet hat, sein Streben nach Reichthümern stürzte ihn ins Unglück. Er ward der Theilnahme an der Verschwörung des Piso beschuldigt und zum Tode verurtheilt, den er sich selbst wählen sollte. Er ließ sich die Adern öffnen, nahm dann, da dieses Mittel nicht schnell genug wirkte, Gift u. ward zuletzt mittelst heißer Bäder erstickt. Nach Cicero erscheint er als der bedeutendste philosophische Schriftsteller der Römer. Seine philosophischen Schriften sind: „De ira libri III“; „De consolatione ad Helviam matrem“, eine Trostschrift an seine Mutter, vom korsischen Exil aus geschrieben; „De consolatione ad Polybium“; „De consolatione ad Mariam“, an eine Freundin gerichtet, welche einen Sohn verloren hatte; „De providentia“; „De animi tranquillitate“; „De constantia sapientis“; „De clementia“, an Nero im zweiten Jahre seiner Regierung geschrieben; „De brevitate vitae“; „De vita beata ad Gallionem“, eine der vorzüglichsten Schriften S.'s, zum Theil eine Selbstvertheidigung enthaltend; „De otio aut secessu sapientis“; „De beneficiis libri VII“, in den letzten Lebensjahren abgefaßt; „Epistolae ad Lucilium“, 124 Briefe über philosophische Gegenstände verschiedener Art, ein Hauptwerk des S.; „Apocolocynthosis (d. i. Verwandlung in einen Kürbis) s. Ludus de morte Caesaris“, eine bittere Satire auf den Kaiser Claudius; „Quaestionum naturalium libri VII“, über verschiedene Naturphänomene, meist aus den Schriften älterer Stoiker, aber auch aus Aristoteles u. Theophrastus geschöpft und im Mittelalter lange Zeit als Hauptquelle der Physik benutzt. Von anderen Schriften S.'s sind nur noch Bruchstücke bekannt, z. B. „De terrae motu“, „De superstitione“, „De officiis“, „Moralium libri“, „De India“ ꝛc. S. zeigt in seinen Schriften lebhafte Einbildungskraft, gebildetes Urtheil, edles Gefühl und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Die Darstellung ist eindringlich und beredt, aber bisweilen etwas gesucht, dabei voll von Antithesen. Als Philosoph ist S. ein eklektischer Stoiker zu nennen, bisweilen verräth er eine Tendenz, den Stoicismus und Epikureismus in höherer Einheit zu vermitteln. Die Philosophie ist ihm Streben nach Weisheit und sittlicher Vollkommenheit und hat demnach nur Werth in ihrer beständigen Beziehung aufs Leben. In dieser rein moralischen Tendenz ist wohl der Grund der Tradition zu suchen, welche den S. zu einem Christen macht und ihn in Verbindung mit dem Apostel Paulus setzt. Von den Poesien des S. haben sich einige Epigramme erhalten, die aber zum Theil nicht als ächt anerkannt werden. Ob die S.'s Namen tragenden 10 Tragödien: „Hercules furens“, „Thyestes“, „Thebais“ (Phoenissae“), „Hippolytus“ („Thaedra“), „Oedipus“, „Troades“ („Hecuba“), „Medea“, „Agamemnon“, „Hercules Oetaeus“ und „Octavia“ ihm in der That angehören, ist mehr als zweifelhaft. Stoff und Form derselben sind griechisch; in der Form gibt sich selbst ein Bestreben kund, die Griechen zu überbieten, daher oft Schwulst und Ueberladung, oft gesuchte Kürze und Dunkelheit, oft geradezu Unnatur. Die besten Ausgaben seiner Schriften lieferten Gronov (Amsterdam 1662, 2 Bde.), Ruhkopf (Leipzig 1797—1811, 5 Bde.) und Fickert (das. 1842—45, 3 Bde.); eine deutsche Uebersetzung Moser und Pauly (Stuttg. 1828—37, 12 Bde.).

Seneca Falls, Fabrikstadt im nordamerikanischen Staate Newyork, Grafschaft Seneca, am Ausfluß des Senecasee's, an der Newyork-Centraleisenbahn und am Cayuga-Senecakanal, hat 6 Kirchen, Baumwollmanufakturen und Maschinenwerkstätten und 4000 Einwohner.

Senecaindianer (**Senecas**), der gebildetste Stamm von der östlichen Gruppe der Irokesen, früher im Westen des nordamerikanischen Staats Newyork, südlich vom Ontariosee, jetzt sehr zusammengeschmolzen und in neuester Zeit meist nach dem Indianergebiet westlich vom Mississippi verdrängt.

Senecio *L.* (**Kreuzkraut**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den walzlichen oder kegelförmigen Hauptkelch, das gleichehige, aus röhrigen Zwitterblüthen bestehende oder ungleichehige, mit weiblichen zungenförmigen Randblüthen versehene Körbchen, das nackte Blüthenlager, die schnabel- und flügellose Achene und den haarigen Pappus, umfaßt etwa 600 Arten einjähriger oder ausdauernder Kräuter und Sträucher, die fast in allen Gegenden der Erde einheimisch sind und von denen mehre Heilkräfte besitzen. Von S. Doria *L.*, in Südeuropa und im Orient, an den Ufern der Bäche und Flüsse, ausdauernd, werden die frischen Blätter auf Wunden und Geschwüre aufgelegt. Von S. Jacobaea *L.*, an Rainen ꝛc., sehr verbreitet, zweijährig, war sonst das unangenehm scharf und bitter schmeckende Kraut, Herba Jacobaeae, als tonisches Mittel gegen chronischen Husten und Ruhr, sowie äußerlich bei Wunden, Quetschungen ꝛc. als ein zertheilendes und erweichendes Heilmittel in Anwendung und ist neuerlich gegen Wassersucht empfohlen worden.

Von S. saracenicus *L.*, an Flußufern und feuchten, schattigen Stellen, ward früher das Kraut, Herba Consolidae saracenicae, als ein vorzügliches Wundkraut geschätzt und auch bei Stockungen im Unterleibe und als Diuretikum angewendet. S. vulgaris *L.*, Gold- oder Grindkraut, allenthalben verbreitet, ist oft ein höchst lästiges Unkraut in Gärten und Feldern, dessen Blüthen aber ein Lieblingsfutter der Kanarien- und anderer Singvögel sind. Das Kraut, Herba Senecionis s. Erigeri, wird abgekocht oder mit Butter zerrieben gegen Verhärtungen der Milchdrüsen, Hämorrhoidalknoten, Blutgeschwüre und Gicht, der ausgepreßte Saft innerlich gegen Würmer, Kolik und hysterische Krämpfe gerühmt.

Senectus (lat.), römische Personifikation, wurde als Tochter des Erebus und der Nacht zu den Höllengeistern gezählt und ihr auch im Vorhofe des Tartarus bei den Luctus und Morbi ihr Wohnsitz angewiesen.

Senefelder, Aloys, der Erfinder des Steindrucks, geboren den 6. Nov. 1771 zu Prag als Sohn eines Schauspielers, betrat anfangs ebenfalls die Bühne und versuchte sich dann in der Schriftstellerei. Später errichtete er eine Druckerei und erfand, durch Geldmangel zum Nachdenken über ein möglichst wohlfeiles Verfahren der Vervielfältigung durch den Druck veranlaßt, die vertiefte und die erhöhte Manier des Steindrucks, doch verhinderte ihn Geldmangel lange an der weiteren Verfolgung seiner Erfindung. Er zog daher seine beiden Brüder, Theobald und Georg S., und den Hofmusikus Gleißner mit in das Geschäft und verkaufte seine Erfindung 1799 an den Musikverleger André in Offenbach, wohin er 1800 übersiedelte; schon im folgenden Jahre aber veruneinigte er sich mit diesem und ging nun nach Wien, wo er namentlich den Notendruck betrieb. Allein der Gewinn reichte nicht zur Deckung der Kosten hin und S. wandte sich daher im Verein mit den Gebrüdern Faber in Sankt-Pölten der Kattundruckerei zu. Erst 1806 gelang es ihm, in München, wohin ihm seine Brüder vorangegangen waren, eine eigene chemische Steindruckerei zu errichten, die bald in Aufnahme kam. Im Jahre 1809 erhielt er auch die Aufsicht über die für Landkarten bestimmte königliche Steindruckerei übertragen und den Titel eines königlichen Inspektors der Lithographie. Im Jahre 1826 gelang ihm der Druck farbiger Blätter (Mosaikdruck), die den Oelgemälden ähnlich sind, und 1833 machte er die Erfindung, dergleichen auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Leinwand zu drucken. S. † am 26. Febr. 1834 zu München. Er schrieb auch ein „Lehrbuch der Lithographie" (München 1819). Vgl. Nagler, A. S. und der geistliche Rath Simon Schmidt, München 1862.

Seneffe (Senef), Marktflecken in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Charleroi, an der Haine und einer der Zweigbahnen des Eisenbahnnetzes zwischen Brüssel und Charleroi, hat ein schönes Schloß mit Bibliothek, Gemäldegallerie und Park, Eisengießerei, Glasfabrikation, Gerberei und 5298 Einw. Hier am 17. Aug. 1614 Sieg der Franzosen unter dem Prinzen Condé über die Holländer unter dem Prinzen von Oranien und am 2. Juli 1794 der Franzosen unter Marceau über die Oesterreicher.

Senegal, einer der Hauptströme Afrika's, entsteht aus zahlreichen Quellströmen, von denen der Kokoro im Osten, der Basing oder Baleo in der Mitte und der Falemé im Westen die bedeutendsten sind. Der Basing (schwarzer Fluß), der Hauptquellstrom, entspringt unter 6° 20' östl. L. von Ferro und 10° 50' nördl. Br. unweit Timbo, 11 Meilen südsüdöstlich vom Gambia, umfließt jene Stadt in einem Bogen gegen Süden und wendet sich dann nach Norden. Nachdem er den Bakhay aufgenommen, durchbricht er in den Gwina(Gowina-)katarakten das Felsengebirge, nimmt 8 Meilen weiter abwärts unterhalb der Feluhkatarakten den von Nordosten aus Kaarta kommenden wasserarmen Kolebane auf und vereinigt sich, nachdem er schon ins Tiefthal eingetreten und von Osten her als zweiten Quellstrom den Kokoro aufgenommen, mit dem dritten, dem von Westen her kommenden, 80 Meilen langen Falemé, der nahe bei der Quelle des Basing entspringt und in seinem gegen Norden und Nordwesten gerichteten Laufe zahlreiche Fulahländer durchfließt. Von Bakel an, wo die letzten Felsen aus seinem Bette hervorragen, fließt der S. als ein schöner, klarer Strom über ein Sand- und Kiesbett dahin und ist in der Regenzeit bis zu den Feluhkatarakten für größere Schiffe fahrbar. Westlich von Bakel nimmt er in dem tiefen Küstenlande einen vielfach gewundenen Lauf an und bildet in der Gegend des verlassenen französischen Handelspostens Podhor, unter 16° 40' nördl. Br. und 3° 58' östl. L., über 40 zum Theil große, sehr fruchtbare und wohl gebaute Inseln, worunter die Elfenbeininsel (Isle Morül) eine der größten ist. Seine Krümmungen sind so bedeutend, daß, während die direkte Distanz von den Feluhkatarakten bis zum Ocean nur 120 geographische Meilen beträgt, der Lauf des Flusses 180 Meilen lang ist. Die Ufer des S. bilden im Tieflande schöne, grüne, durch den nach den jährlichen Ueberschwemmungen zurückbleibenden Schlamm befruchtete und zum Theil von dichten Waldungen bedeckte Gefilde. Bis Podhor, 36 Meilen von der Mündung, wo der Strom eine Breite von 1000 Fuß bei einer Tiefe von 24 Fuß hat, ist die Fluth bemerkbar, mit welcher selbst Seeschiffe so weit aufwärts gelangen können. Unterhalb Podhor theilt sich der Strom in mehre Arme, die ein weites, aus mehren großen Inseln bestehendes Delta bilden. Der Hauptarm richtet sich nach Westen, dann plötzlich nach Süden und erreicht, in diesem letzten Theile seines Laufs mehre Meilen weit durch eine 2 Meilen breite Landzunge vom Meere getrennt, dieses unter 15° 55' 18" nördl. Br. und 1° 7' 3" östl. L. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur 8—9 Fuß tiefe Barre erschweren Monate lang das Einlaufen in den Strom. Zur Regenzeit übersteigt dieser in seinem oberen Lauf den gewöhnlichen Wasserspiegel um 20 Fuß, an den Feluhkatarakten sogar um 45 Fuß, wogegen er nahe der Mündung bei St.-Louis, wo das flache Land seiner Ausbreitung kein Hinderniß in den Weg legt, sich nur 2 Fuß über den niedrigsten Wasserstand erhebt. Die Länge des Stroms von

der Bafingquelle bis zu den Feluhkatarakten mag 70 von da bis zur Mündung 80, zusammen also 150 Meilen betragen. Den Namen S. erhielt der Strom erst durch die europäischen Entdecker dieser Gegenden.

Senegambien, afrikanisches Land, das seinen Namen von den beiden bedeutendsten Flüssen innerhalb seines Gebiets, dem Senegal und Gambia, durch die Europäer erhalten hat und denjenigen Theil der Westseite des Kontinents begreift, der sich 85 Meilen lang vom 10.° nördl. Br. nordwärts bis zum mittleren und unteren Senegal, dann in einer etwa 250 Meilen betragenden Breite vom atlantischen Ocean bis zum Beginn der Ebenen des Nigerlandes erstreckt und dessen Ausdehnung auf etwa 18,000 □Meilen geschätzt wird. Der nördliche Theil des Küstenrandes hat mit Ausnahme des westlich vorspringenden grünen Vorgebirges, südwärts bis zum Kap Roxo, 12° 20' 31" nördl. Br., 0° 54' 4" östl. L., eine ziemlich bestimmt nordsüdliche Richtung, dann aber bis Kap Vergo eine südöstliche. In seiner ganzen Länge ist jener nördliche Theil durchaus flach, sandig und dürr, häufig sogar völlig vegetationslos. Viel mannichfaltiger ist der südliche Theil des Küstenrandes, indem hier mehre breite Meeresarme, zum Theil als Mündungen ansehnlicher Ströme, tief in den Küstensaum einschneiden. Unter ihnen sind hervorzuheben: der Casamansa (Cazamance), 45 Meilen lang; der Catscheo (Cacheo) oder Rio de Farim, möglicher Weise nur ein Seitenarm des folgenden; der Dscheba (Geba), 40 M. lang; der Rio Grande de Ghinala, gegen 80 M. lang; der Compuni, noch unerforscht; der Nunnez, ein schmaler, aber ziemlich tiefer Meeresarm; der Pongo, ein Meerbusen ohne bedeutenderen Zufluß, und der Kissi-Kissi, wahrscheinlich mit dem bei Labé entspringenden Kakriman identisch und dann an 50 M. lang. Dieser südliche Theil des Küstensaums ist durch die Schlammablagerungen der Flüsse, aus denen er allmählig entstanden ist, außerordentlich fruchtbar und mit der üppigsten Waldvegetation bedeckt. Tiefer im Innern erscheint dagegen die Küstenzone südwärts bis zum Gambia als ein weites, trockenes und sandiges Flachland, dessen Erhebung über den Meeresspiegel so gering ist, daß der Senegal 80 Stunden weit in gerader Entfernung von der See nur 1,5 Fuß Gefälle auf die Stunde hat. Südlich vom Gambia setzt dieselbe niedrige und fast völlig horizontale Beschaffenheit des inneren Theils der Küstenzone bis zum 10.° nördl. Br. ohne Unterbrechung fort. Das ganze Binnenland östlich von den Feluhkatarakten (s. Senegal) ist Bergland, welches sich im Süden unmittelbar an das des Innern von Guinea anschließt, im Osten steil in die Ebenen des Nigerlandes abfällt, im Westen ebenso steil die Ebenen der Küstenzone begrenzt und endlich im Norden den mittleren und oberen Lauf des Senegal überschreitet, bis es etwa unter dem 16.° nördl. Br. mit den Plateaux der südwestlichen Sahara verschmilzt. Das Hochland, auf welchem nahe bei einander der Gambia, Rio grande de Ghinala (Tominé), der Kakriman, sowie der Falemé und Bafing entspringen, erhebt sich durchschnittlich 800—900 Meter. Am oberen Tominé breitet sich ein Granitplateau mit tief eingeschnittenen, aber wegen der Ueberschwemmungen unbewohnten Felsenthälern aus, während am oberen Kakriman steile Berge mit schönen Triften und wohl angebauten Hochebenen abwechseln. Ein Gebirgszug umkränzt zuerst in einem gegen Westen geöffneten Bogen die Quellen dieser beiden Flüsse; seine höchsten Gipfel scheinen der Pellat, Sundumali (vielleicht 3000 Meter hoch) und der Pik von Tonturu zu sein. Dann wendet sich die Kette südlich, umzieht in einem weiten, gegen Nordosten offenen Bogen die Quellen des Falemé und Bafing und schließt sich an das unbekannte, wilde Hochland von Dschallon Kadu an. Genauere Höhenangaben über die Erhebung des gebirgigen Theils von S. besitzen wir noch nicht, wie auch die geognostische Beschaffenheit des Landes noch ziemlich unbekannt ist. Unter den Flüssen sind die bedeutendsten der Senegal (s. d.), Gambia (s. d.), Nunnez und der durch die Berglandschaft Mandingo fließende Theil des oberen Niger. Zwischen dem Senegal und Gambia und wiederum vom Gambia bis zum Nunnez münden nur unbedeutende Küstenflüsse entweder unmittelbar in den Ocean, oder in die erwähnten Meeresarme. S. gehört zu den heißesten Ländern der Erde. Die höchste Temperatur herrscht im Allgemeinen vom Juni bis November, also in der Regenzeit, der ungesunden Periode, in der Sumpffieber wüthen, zu deren Entstehung insbesondere die schnellen Temperaturveränderungen Veranlassung geben. Die trockene Jahreszeit vom November bis Juni, während welcher meist Ostwinde wehen, gilt als die gesunde. In ihr pflegen die Seen und stehenden Gewässer auszutrocknen. Im Ganzen ist das Klima S.s aber eines der ungesundesten der Erde, dem Weiße in der Regel bald unterliegen. Die Vegetation ist in den fruchtbaren Strichen ungemein üppig, aber keineswegs durch Mannichfaltigkeit der Formen ausgezeichnet. Sehr verbreitet ist namentlich die Gramineenvegetation in den Ebenen der Küstenzone, welche sich in den feuchten Epochen zu ausgedehnten Savannen umwandeln. Die Hitze in den trockenen Monaten, vorzüglich aber die Sitte der Bevölkerung, die Pflanzenbedeckung der Ebenen anzuzünden, um die darin sich verbergenden Raubthiere und Schlangen zu verjagen oder zu tödten, vernichtet jedes Jahr auf längere Zeit fast jede Spur von Vegetation auf der Oberfläche, so daß die Ebenen dadurch ein völlig nacktes Ansehen erhalten, das nur stellenweise durch Auftreten von Mimosenwäldern unterbrochen wird. So weit der Einfluß des Salzwassers reicht, finden sich an den Ufern der größeren Flüsse dicht verschlungene Mangroven und entfernter von diesen riesige Affenbrodbäume, sowie Akazien, Tik- und Mahagonibäume, Oelpalmen, Afzelien, Pterocarpen, Papayen, Kalabassenbäume, Pandanen, Cassien, Tamarinden, Drachenblut-, Ebenholz-, Gurnuß- u. Wollbäume (Eriodendron anfractuosum). An diese Waldvegetation schließen sich in der Küstenzone überall wild und kultivirt wachsende Baumwollstauden in wenigstens drei Arten an, wovon eine wilde bei Gorée ein besseres Material als selbst die westindischen gibt, dann Indigo,

woraus ein trefflicher Farbstoff gezogen wird, gleichfalls überall wild und kultivirt, Tabak zum Theil auch wild und von vorzüglicher Güte, Zuckerrohr sehr kräftig und wild, Pistacien, Maniok, Arachis und Yams. Die Gebirgsländer des Innern am oberen Senegal zeigen überall eine nicht minder kräftige Waldvegetation, aber von abweichendem Charakter, indem auf einer gewissen Höhe der durch seine Früchte nützliche Schibbaum beginnt. Der Kaffeebaum steigt bis in die Nähe des Oceans hinab. In den nördlichen Gegenden S.s endlich tritt eine Fülle von der temperirten Zone am Mittelmeer eigenthümlichen Fruchtbäumen auf, wie Orangen, Citronen, Johannisbrodbäumen, an die sich noch Bananen und Tamarinden anschließen. Die Thierwelt ist besonders reich an Affen und Elephanten, von welchen letzteren ganze Heerden die Wälder am Senegal, Gambia und Nunnez durchziehen, dann an Raubthieren aller Art, besonders Löwen und Panthern, ferner Antilopen in den Savannen der Küstenstufe, Büffeln an den sumpfigen und waldigen Rändern der Flüsse der Küstenstufe und wilden, sogenannten äthiopischen Schweinen ebendort. Die größeren Flüsse sind erfüllt mit Flußpferden, Krokodilen und Fischen, und das angrenzende Meer ist reich an Schildkröten, Kaschelots und Austern. Von Hausthieren hält die Bevölkerung ausgezeichnete Esel am grünen Vorgebirge, Schafe, Ziegen und Rindvieh, letzteres in größter Menge in den von den Fulah bewohnten Landstrichen, sowie Kameele in den Savannen am Senegal und kleine, aber feurige Pferde. Der Mineralreichthum beschränkt sich auf Eisen u. Gold. An Eisenerzen ist vorzüglich das Bergland der Mandingo am oberen Senegal reich. Noch verbreiteter scheint in den Bergländern das Gold zu sein, das in Konkadu zum Theil noch in Quarzmassen eingewachsen ist, meist aber durch Waschen aus rothen eisenreichen Flußalluvionen längs dem Falemé in Bambuk 2c. gewonnen wird. Die Bevölkerung S.s besteht aus zahlreichen Völkerschaften, die zum Theil ganz schwarz, wie das Volk der Dhioloff, oder wenigstens fast ganz schwarz, wie die Mandingo (s. d.) mit ihren vielen Abzweigungen sind, zum Theil aber auch, wie die Fulah, eine weit hellere Hautfarbe und den europäischen bereits auffallend ähnliche Gesichtszüge haben. Am bevölkertsten sind die Gebirgslandschaften am oberen Senegal, weniger die Küstenzone, welche theilweise nur eine nomadische Bevölkerung zu erhalten im Stande ist. Die Dhioloff (Dscholof oder Woloff) bilden den mächtigsten, ausgebreitetsten Stamm im nordwestlichen S. Sie sind gut gebaut, ihre Gesichtszüge regelmäßig und fast europäisch. Ihr Haar ist dagegen kraus wollig, ihre Hautfarbe ein tiefes und glänzendes Schwarz. Sie sind strenge Mohammedaner, aber nicht fanatisch, wohnen in Städten, treiben Ackerbau und Handel. Gegen heidnische Negervölker unternehmen sie oft Kriegszüge, um Sklaven zu machen oder den Islam auszubreiten. Unter den kleineren selbstständigen Volksstämmen S.s sind am bekanntesten die Bewohner des Reichs Kadschaaga, die Serracolets oder Serapoullis, ein in Folge des Verkehrs mit den Europäern ziemlich kultivirtes Völkchen von dunkelbrauner oder glänzend schwarzer Hautfarbe, das industriös ist und ausgedehnten Handel treibt, und die Sereres, deren Gebiet in der Nähe des grünen Vorgebirges ganz von dem der Dhioloff umschlossen wird. Von Guinea nördlich über den Nunnez hinaus bis zum Geba verbreiten sich die friedlichen und industriösen Nalus und die Bagus. Das Christenthum hat bisher an sehr wenigen Punkten, wie auf Gorée, in St.-Louis und am Gambia, bei den Eingeborenen einige Proselyten gemacht. Das Heidenthum zeigt sich als Fetischismus, doch nirgends mit so blutigen Gebräuchen wie an der Küste und im Inneren von Guinea. Der Islam ist am meisten in den Bergländern am oberen Senegal und Gambia herrschend geworden, von wo er die großen Flüsse abwärts längs dem Senegal, Gambia u. Nunnez allmählig bis zum Ocean vorgedrungen ist und nach dem Eingeständniß unbefangener christlicher Missionäre vortheilhaft auf Sitten und Intelligenz der Bevölkerung eingewirkt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit vieler Theile S.s macht meist den künstlichen Ackerbau überflüssig. Besonders wird Reiskultur im Alluvialboden der großen Ströme und in sumpfigen Savannen betrieben. Außerdem ist Hauptkulturpflanze die Erdnuß (Arachis hypogaea L.), deren mehl- und ölreiche Samen sehr geschätzt werden. Auch Baumwolle, Mais und Indigo werden in bedeutender Menge gebaut. Die Viehzucht wird sehr ausgedehnt betrieben, vorzüglich von den Fulah und Dhioloff. Technische Industrie findet sich im Gebirgslande, besonders bei den Mandingo und Fulah, aber auch in der Ebene bei den Dhioloff, welche treffliche Goldarbeiter sind, und Nalus. Gegenstände derselben sind baumwollene Zeuche, aus Palmfasern gefertigte Matten und Körbe, treffliches Leder und Eisen. Der Handel S.s ist sehr ausgedehnt, der Exporthandel vorzugsweise in den Händen der französischen Etablissements am Senegal, der englischen am Gambia und der portugiesischen am Casamansa. Ausgeführt werden seewärts: Gummi, Erdnüsse, Indigo, Bdelliumharz, Kaffee, Mahagoni-, Tik- u. Ebenholz vom Nunnez, Palmöl, Ingwer, Kardamom, Wachs, Elfenbein und etwas Gold, wozu noch Häute vom Senegal und Gambia kommen. Der Sklavenhandel hat an den meisten Punkten der Küste aufgehört. Eingeführt werden in S. besonders: europäische Baumwollstoffe von Rouen, deutsche Waffen, französische Kurzwaaren, Branntwein, Salz. Die Mauren nordwärts vom Senegal führen vortreffliche Pferde nach S. ein. Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten, die Franzosen das Gouvernement Senegal, 1863 mit 116,000 Einw., wozu noch eine abhängige Bevölkerung von 150,000 Seelen kommt. Einfuhr und Ausfuhr der französischen Kolonien erreichten 1862 einen Werth von 31,795,901 Francs; 587 Schiffe liefen ein, 562 aus (1860). Im Jahre 1864 wurden 32,000 Centner Gummi, 31,000 Centner Erdnüsse, 9000 bis 10,000 Faß Hirse, 300 Centner frische Häute, 20 Centner Elfenbein von der Kolonie ausgeführt. Das systematische Vordringen der Franzosen in S. deutet auf den Plan hin, nach und nach das

ganze weite und fruchtbare Gebiet dieses Theils des westlichen Afrika in französisches Besitzthum zu verwandeln. Schon steht die ganze Küste von der Mündung des Senegal bis zu der des Gambia unter französischer Botmäßigkeit, und auch nördlich vom Senegal bis Portendik und Arguin ist französischer Einfluß überwiegend, und durch Vertrag hat England 1857 das Recht mit Portendik zu handeln aufgegeben, wogegen Frankreich auf Albreda an der Gambiamündung verzichtet hat. Am Senegal hinauf bis Medine und am Falemé bis Sansanding reiht sich ein französisches Fort an das andere, und eine zweite Reihe in das Binnenland wird von Nunnez in Angriff genommen. Die Franzosen gründeten bereits im 16. Jahrhundert Niederlassungen am Senegal, welche hauptsächlich aus dem Sklavenhandel Gewinn zogen. Dieselben waren von 1758—79 und von 1809—17 im Besitz der Engländer. Unbedeutend ist das britische Gouvernement Gambia (s. d.). Die Portugiesen haben nur einige verfallene Forts und Handelsfaktoreien im südlichen Theil S.s inne. Vgl. Adanson, Histoire naturelle du Sénégal, Paris 1757; Roger, Mémoires descriptifs sur la Sénégambie, das. 1828; Brunner, Reise nach S., Bern 1837; Raffenel, Voyage dans l'Afrique occidentale, mit Atlas, Par. 1846.

Senegapflanze und **Senegawurzel**, s. Polygala.

Seneschall (Seneschall, vom altgermanischen Senne, Sende, d. i. Heerde Vieh, und Schall, Aufseher), ursprünglich ein Aufseher über die Viehheerden, später an den Höfen Derjenige, dem die Besorgung der Tafel u. somit auch die oberste Aufsicht über die Heerden und endlich über das ganze Hauswesen übertragen war. Unter den Merovingern wurde dieser Titel besonders in Frankreich einheimisch, während in Italien Scalco, in England Steward, in Deutschland Truchseß (dapifer) dafür gebraucht ward. In noch späterer Zeit ward aus dem S. in Frankreich ein königlicher Beamter, dem auch richterliche Funktionen anvertraut waren, und in den einzelnen Provinzen gab es S.e, welche die oberste Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten und an der Spitze der Ritterschaft standen; ihre Gerichtsbezirke hießen Sénéchaussées. Der jedesmalige S. am Hofe des Königs führte den Titel Grand Sénéchal. Auch an den Höfen der Lehnsfürsten Frankreichs gab es S.e.

Senex (lat.), Greis.

Senez, Stadt im französischen Departement Niederalpen, an der Asse, nordwestlich von Castellane, hat Seidenspinnerei und 950 Einwohner. S. ist das Sanitium (Civitas Saniciensium) der Alten und war schon im 5. Jahrhundert Sitz eines Bisthums.

Senf, Pflanzengattung, s. Sinapis.

Senfpflaster (sinapismus), aus gepulvertem schwarzem, mit heißem Wasser teigartig zusammengerührtem Senf bestehend, wird, auf Leinwand messerrückendick gestrichen, als flüchtiges Reizmittel aufgelegt; s. Sinapis.

Senftenberg, 1) Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Königgrätz, an der Erlitz, Sitz eines Bezirksamts, mit Schloß und Sternwarte, Streichgarnspinnerei, Tuchfabrikation, Leinweberei und 3129 Einw.—2) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Kalau, an der schwarzen Elster, mit befestigtem alten Schloß, 2 evangelischen Kirchen, bedeutender Kürschnerei und Gerberei, besuchten Vieh- und Wollmärkten und 1512 Einw.

Seni, Giovanni Baptista, Astrolog zu Padua, ward 1629 von Wallenstein berufen, um diesem die Nativität zu stellen und, da er kurz vor dessen Ermordung in seinem Zimmer anwesend gewesen war, in eine Untersuchung verwickelt, die jedoch keine Schuld herausstellte.

Senio, Fluß in Mittelitalien, entspringt auf den Apenninen in der Provinz Florenz, fließt nordöstlich in die Provinz Ravenna und mündet nach einem Lauf von 10½ Meilen westlich von San Alberto rechts in den Po di Primario.

Senior (lat.), der Aeltere, Gegensatz von Junior; der Aelteste einer Familie, in sofern er ein Seniorat besitzt; der Vorsteher einer Gesellschaft oder Verbindung, besonders der Vorsteher einer Landsmannschaft auf Universitäten; der zweite Vorsteher heißt Subsenior oder Konsenior.

Seniorat (v. Lat.), die Successionsordnung, nach welcher Güter auf den Familienältesten ohne Rücksicht auf Linien- und Gradesnähe, sondern bloß in Hinsicht des physischen Alters fallen, findet gewöhnlich nur bei solchen Gütern Statt, die den Geschlechtsältesten wegen Vertretung der Familienrechte angewiesen sind.

Senkblei, metallener Körper, der an einer langen Schnur befestigt ist und zur Messung der Tiefe des Meeres dient. Vergl. Meer.

Senkenberg, 1) Heinrich Christoph, Freiherr von S., Rechtsgelehrter, geboren 1704 zu Frankfurt a. M., wurde 1735 Professor der Rechte zu Göttingen, 1738 Regierungsrath in Gießen, 1749 nassau-oranischer geheimer Justizrath zu Frankfurt a. M. und 1750 Reichshofrath zu Wien, wo er 1768 †. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora" (Frankf. 1734—42, 6 Bde.); „Corpus juris feudalis germanici" (Gießen 1740); „Corpus juris germanici publici" (Frankfurt 1760—65, 2 Bde.); „De jure primarum precum regum Germaniae" (das. 1789).

2) Johann Christian, Bruder des Vorigen, geboren 1717 zu Frankfurt a. M., prakticirte in seiner Geburtsstadt als Arzt und begründete hier ein Bürgerhospital (senkenbergisches Stift, mit anatomischem Theater, botanischem Garten und chemischem Laboratorium), mit welchem die 1817 gegründete, ihm zu Ehren genannte senkenbergische naturforschende Gesellschaft vereinigt ward. S. † 1772.

3) Renatus Karl, Freiherr von S., Sohn von S. 1), geboren 1751 zu Wien, studirte daselbst, zu Göttingen und Straßburg die Rechte, ging 1773 nach Rom, wo er unter dem Namen Polydorus Remäus der Gesellschaft der Arkadier beitrat, wurde 1784 zum nassauischen Regierungsrath ernannt und † 1800 zu Gießen. Er vermachte der Universitätsbibliothek daselbst seine 15,000 Bände starke Bibliothek, 10,000 Gulden und ein Haus. In der Literatur machte er sich einen Namen als Dichter, besonders aber durch die Fortsetzung von Häberlins „Deutscher

Reichsgeschichte" (Bd. 21—27, Frankfurt 1798 bis 1799).

Senkow (Sjenkow), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, hat 9 Kirchen, lebhaften Vieh-, Getreide- und Produktenhandel und 9494 Einw.

Senkowski, Ossip Iwanowitsch, berühmter russischer Schriftsteller, geboren den 19. (31.) März 1800 bei Wilna, studirte daselbst, bereiste sodann den Orient im Interesse des Studiums der orientalischen Sprachen und ward 1822 zum Professor derselben zu Petersburg ernannt. Von 1828—33 bekleidete er auch das Amt eines Censors. Seit 1847 von der Professur zurückgetreten, † er den 4. (16.) März 1858 zu Petersburg. Die meisten seiner Arbeiten (z. B. „Ueber den Ursprung der Russen", „Ueber die skandinavischen Sagen", „Ueber die arabische Poesie vor Mohammed", „Die ideale Frauenschönheit") enthält das von ihm 1834 gegründete Journal „Biblioteka dlja tschtenija", (Lesebibliothek); andere die Sammelwerke „Nowoselje" („Die neue Heimat"), und „Sto russkich literatorow" („Hundert russische Autoren"). Auch durch viele novellistische Arbeiten (zum Theil unter dem Pseudonym Baron Brambeus) und Uebersetzungen aus dem Türkischen, Arabischen und Isländischen hat er sich um die russische Literatur verdient gemacht. Auch seine Gattin, Adelaïde Alexandrowna, geborne Baronesse Rall, † den 30. Mai 1859 zu Petersburg, hat sich als Novellistin bekannt gemacht.

Senkrecht, s. v. a. perpendikulär, s. Perpendikel.

Senkwage, s. v. a. Aräometer.

Senlis, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Oise, 6½ Meilen nordöstlich von Paris, in waldiger Gegend, an der Nonette und Aunette, Sitz eines Gerichtshofs, hat alte Mauern, eine alte gothische Kathedrale (mit angeblich dem höchsten Thurm in Frankreich), ein Benediktinerkloster (mit Erziehungsanstalt), einige Hospitäler, ein schönes Theater, eine öffentliche Bibliothek, Ruinen eines Schlosses aus der Zeit Ludwigs des Heiligen, Ueberreste römischer Befestigungen, Fabrikation von Kattun und Roßhaarzeuchen, Handel mit Getreide, Wolle, Holz &c. u. 5831 Einw. S. hieß im Alterthum Augustomagus oder Civitas Silvanectum und war eine der bedeutendsten Städte der Bellovaker, sowie später unter den Karolingern eine Pfalz. Hier wurden 8 Koncile gehalten; hier auch 1493 Vergleich (oder Friede) zwischen dem König Karl VIII. von Frankreich und dem deutschen Kaiser Maximilian I.; am 7. Juni 1815 Gefecht der Preußen unter Bülow gegen die Franzosen unter Kellermann. Der Bischofssitz, welcher seit dem 5. Jahrhundert in S. bestand, ging in der Revolution ein.

Senna (Sena), Stadt im südostafrikanischen Küstenlande Sofala, am Zambese, Sitz des Gouverneurs der portugiesischen Besitzungen in Sofala, ehemals ein blühender Handelsort, jetzt sehr herabgekommen.

Sennaar, Landschaft in Nubien, ehemals ein unabhängiges Negerreich, seit seiner Unterwerfung unter den Pascha von Aegypten aber ägyptisches Vasallenreich, gewöhnlich Paschalik S. genannt. Es liegt zwischen den beiden Quellenflüssen des Nil, dem weißen und blauen Nil, nordwestlich von Abessinien, und reicht östlich bis zum oberen Takazzé, ist größtentheils Steppenland und hat nur da Wälder und fruchtbare Thalgründe, wo sich die Ausläufer des abessinischen Gebirges ins Land hereinziehen. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus dem Negerstamme der Schilluks oder Fungi, welche Anfangs des 16. Jahrhunderts über den weißen Nil vordrangen, das Land eroberten, die hier wohnenden Beduinen unterwarfen u. das Reich S. gründeten. Im Jahre 1812 flüchteten Mamluken hierher u. führten später den Pascha von Aegypten hierher, welcher 1820 das Land eroberte und zur ägyptischen Provinz machte. Sämmtliche Einwohner, die Schilluks wie die Beduinen, bekennen sich zum Islam. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Medinat el fungi genannt), früher auch Hauptstadt des Reichs der Schilluks, links am blauen Nil, hat mehre Moscheen, einen verfallenen Palast des ehemaligen Königs (Melik), Fabrikation von Strohgeflechten, Waffen und Metallarbeiten und zählt gegen 6000 Einw. Vor 1820 war es ein lebhafter Handelsplatz mit mehr als 12,000 Einw.; doch ist es immerhin noch die bedeutendste Stadt Nubiens.

Senne, in der Schweiz Rindviehheerde; auch Weideplatz einer solchen.

Senne, Fluß in Belgien, entspringt bei Naast in der Provinz Hennegau, fließt nordnordwestlich, tritt in die Provinz Brabant ein, durchfließt Brüssel und fällt nach einem Lauf von 9 Meilen unterhalb Mecheln in die Dyle.

Senne (Sennerheide, Sennerwald, Sintfeld, Sende), bewaldete Sand- und Heidefläche, erstreckt sich im Westphälischen von Paderborn durch das Fürstenthum Lippe-Detmold und die Grafschaften Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück und ist jetzt zum Theil angebaut. Im lippe'schen Antheil liegt das Sennengestüt, wo treffliche Pferde (Senner) gezogen werden. Im Jahre 1640 wurden auf der S. die Schweden von dem kaiserlichen General Hatzfeld geschlagen.

Sennecey (Senecey, S.-le-Grand), Marktflecken im französischen Departement Saône-Loire, an der Eisenbahn von Dijon nach Lyon, mit Hohöfen, Eisengießerei, Maschinenfabrik, Wein- und Getreidehandel und 2641 Einw.

Sennerei, s. Alpenwirthschaft.

Sennesblätter (folia Sennae), die Blätter mehrer Arten von Cassia (s. d.), besonders von C. lanceolata, acutifolia und obtusata, eine wichtige Drogue, welche ihrer abführenden Wirkungen halber häufig angewandt wird. Man bereitet daraus Abkochungen, welche rein oder mit anderen Substanzen, wie Manna, Glaubersalz &c., vermischt verabreicht werden. Eine solche Mischung ist das wiener Tränkchen, ein beliebtes Abführmittel für Kinder. Die S. enthalten einen harzigen Stoff, welcher Leibschmerzen verursacht; um denselben zu entfernen, extrahirt man sie mit Spiritus und trocknet sie dann wieder. Diese Folia Sennae spiritu vini extracta werden zur Bereitung des bekannten St.-Germain-Thee's benutzt.

Sennhütte, s. Alpenwirthschaft.

Senonen, Volk in Gallia Lugdunensis, seßhaft im südlichen Theil von Isle de France und im

nordwestlichen der Champagne, wo ihre Hauptstadt Agendicum (jetzt Sens) war. Um 400 v. Chr. unternahm ein Theil des Volks einen Zug nach Oberitalien, wo sich derselbe nach Verdrängung der Umbrer zwischen den Flüssen Utis und Aesis (zwischen Ravenna und Ancona) niederließ und die Stadt Sena gründete. Hier wurden die S. durch das unkluge Benehmen der Römer in der Sache der Clusiner 390 zu jenem Streifzug gegen Rom selbst veranlaßt, der die Zerstörung dieser Stadt zur Folge hatte. Von nun an in beständigem erbitterten Kampfe mit den Römern, wurden sie endlich 283 vom Konsul Dolabella völlig geschlagen und fast gänzlich vernichtet.

Se non é vero, è ben trováto (ital.), Sprüchwort: Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden.

Sens, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Yonne, an der Yonne und der Eisenbahn von Paris nach Dijon (Lyon, Schweiz ꝛc.), eine sehr alte, aber schöne Stadt, sonst starke Festung, Sitz eines Erzbischofs (von S. und Auxerre), eines Gerichtshofs, Handelsgerichts, einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine schöne gothische Kathedrale mit königlichen Gräbern, vielen Reliquien und anderen Merkwürdigkeiten, 14 andere Kirchen, ein Lyceum, theologisches Seminar, Bibliothek, mehre gelehrte Gesellschaften, ein Museum, Theater, 2 Hauptthore im Styl von Triumphbögen, mehre Hospitäler, Fabrikation von Woll-, Baumwoll- und Seidenzeuchen, Leinwand, Eisen- und anderen Metallwaaren, Fässern ꝛc., Brauereien, Gerbereien, starken Handel mit Getreide, Hanf, Wolle, Kohlen, Leder, Korbflechtwaaren ꝛc. und 11,098 Einw. Im Arrondissement S. wurde der Chemiker Thénard geboren und ihm 1861 in der Stadt S. ein ehernes Standbild gesetzt. S. ist das Agendicum oder Civitas Senonum der Römer und hat auch noch alte Wälle und sonstige Alterthümer aus der Römerzeit. Später war es die Hauptstadt der Grafschaft Sénonais in der Champagne, seit dem 3. Jahrhundert Sitz eines Bischofs, später eines Erzbischofs, der seit Theodosius dem Großen den Titel Primas von Gallien und Germanien führte. Außer anderen Koncilien ward hier 1140 das gehalten, auf welchem Bernhard von Clairvaux die Lehren Abälards verdammte.

Sensal, s. v. a. Makler.

Sensburg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, am Haisee, mit Spinn- und Flachsbauschule, Leinweberei, Gerberei, Fischerei, besuchten Leinwandmärkten und 2517 Einw.

Sense, Werkzeug, womit man Getreide und Gras mäht, wird aus Rohstahl (oder Gußstahl) gefertigt, den man durch Zusammenschweißen mehrer Stangen und nachfolgendes Ausstrecken gärbt und zu quadratischen Stücken schmiedet. Letztere werden in passende Stücke zerhauen und dann unter mehren Hämmern bearbeitet, bis sie die wünschenswerthe Form angenommen haben. Nun macht man die S. gelbroth glühend und taucht sie in geschmolzenes Talg, um sie zu härten. Die gehärteten S.n reinigt man, hält sie kurze Zeit ins Feuer, steckt sie rasch in einen Haufen Kohlenlösche und senkt sie plötzlich in kaltes Wasser. Nun läßt man die S.n blau an, bearbeitet sie nochmals mit dem Hammer und schleift sie. Gute S.n müssen so zäh sein, daß man ihre Schneide auf einem Amboß dünn austreiben kann (dengeln). Man bereitet sie in dieser Weise zum Schleifen vor und überfährt sie dann mit dem Schmirgelholz. In der Sensenfabrikation nimmt Oesterreich die erste Stelle ein, und zwar koncentrirt sich diese Industrie auf Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Kärnthen und Krain. In 180 Fabriken werden jährlich 4,000,000 S.n, 1,600,000 Sicheln und 90,000 Strohmesser zum Häckerlingschneiden angefertigt. Nächst Oesterreich liefern die meisten S.n Frankreich, England, Schweden, Würtemberg, Preußen ꝛc.

Sensibilität (v. Lat.), im Allgemeinen die Fähigkeit zu empfinden, insbesondere aber die Nerventhätigkeit, wie sie sich im lebenden, thierischen Organismus offenbart. Als direkt der S. dienstbar oder ausschließend S. besitzend kann nur die Klasse der Empfindungsnerven betrachtet werden, während die Bewegungsnerven meist ihre Funktion als eine Folge der durch jene erzeugten Empfindungen ausüben, dadurch aber das Dasein der S. zur objektiven Anschauung bringen. Sie vermittelt den Zusammenhang der Seele eines Organismus mit der Außenwelt und bildet mit der Reproduktion und Irritabilität jene Dreiheit, in der das Leben als ein in sich abgeschlossenes, organisches Ganzes sich darstellt. Störungen ihrer Verrichtungen durch Exaltation, Depression oder Alteration werden theils sympathisch durch Störungen in anderen Funktionen und dadurch bewirkte Nervenaffektion, theils idiopathisch durch Erkrankung der Nerven selbst hervorgerufen und stellen dann entweder die sogenannten nervösen Symptome, oder die Nervenkrankheiten selbst vor.

Sensitive, s. v. a. schamhafte Sinnpflanze, *Mimosa pudica L.*

Sensualismus (v. Lat.), in der Psychologie die Annahme, daß unsere gesammten Vorstellungen ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, also auf den Affektionen der Sinne beruhen. Während diese Ansicht die Möglichkeit nicht ausschließt, daß aus den Sinnesempfindungen sich höhere, über die Sinnenwelt hinausgehende Vorstellungen entwickeln können, stellt der weiter fortgeschrittene S. die Behauptung auf, daß sich alle wahre Erkenntniß lediglich auf das beschränke, was Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung sei oder werden könne, und erklärt demnach Alles für Täuschung, was über das empiristische Erkennen hinausgeht. In ethischer Beziehung versteht man unter S. die im Alterthum namentlich von der epikureischen Schule, in der neueren Zeit von Hobbes und den Encyklopädisten vertretene Ansicht, wonach es für das Gute und Böse keinen anderen Maßstab als die sinnliche Lust und Unlust geben soll.

Sensualität (v. Lat.), Sinnlichkeit.

Sententiarier (v. Lat.), die Anhänger des Petrus Lombardus (s. d.).

Sentimentalität (v. Lat.), die Stimmung des Gemüths, in welcher der Mensch die Verhältnisse des Lebens u. der Natur mit Empfindsamkeit anzuschauen geneigt ist u. mit einer gewissen Vorliebe

überall das aufsucht, was vorzugsweise das Gefühl zu berühren geeignet ist. Als Gegensatz des Naiven haben namentlich Schiller und Goethe eine durch das Uebergewicht des Subjektiven über das Objektive charakterisirte Form der poetischen Darstellung als sentimentale bezeichnet. Diese nimmt stets die Richtung über das Wirkliche hinaus nach dem Höheren, daher das Pathetische, Feierliche und Rührende des Ausdrucks, welches ihr eigen ist. Unnatur und Unwahrheit der Empfindung und des Ausdrucks bezeichnen die Ausartung des Sentimentalen.

Separation (v. Lat.), Absonderung, Trennung, besonders (separatio a toro et mensa) Scheidung von Tisch und Bett; auch s. v. a. Gemeinheitstheilung, Arrondirung und Zusammenlegung der Grundstücke. Separationsrecht ist das Recht gewisser Gläubiger, bei einem Konkurs im Voraus befriedigt zu werden, ohne die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abwarten und zu den Kosten beitragen zu müssen. Es sind dies Die, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande der Masse nachweisen können (Vindikanten), so die Ehefrau hinsichtlich ihres in natura vorhandenen Eingebrachten, die Gläubiger einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, Die, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben, ꝛc.

Separatismus (v. Lat.), der Absonderungsgeist in Glaubenssachen; daher Separatisten, Diejenigen, die sich wegen abweichender Ansichten über Lehre oder Kultus von derjenigen christlichen Kirchengemeinschaft, der sie durch ihren Wohnsitz angehören, trennen, um ein eigenes kirchliches Gemeinwesen zu gründen u. namentlich in Konventikeln und Privatgottesdiensten die Erbauung zu suchen, welche sie in dem öffentlichen Gottesdienste nicht zu finden vermeinen. Vgl. Schulz, Ueber den S., Weilburg 1835.

Sepie (Sepia, Dintenfisch, Dintenschnecke), Molluskengattung aus der Ordnung der Cephalopoden und der Familie der Dekapoden oder Zehnfüßer, charakterisirt durch die kalkige, poröse Rückenplatte, sowie dadurch, daß ihre weintraubenähnlichen Eier mit einem kleinen Stiel zusammenhängen (See- oder Meertrauben, uvae marinae). Die gemeine S., S. officinalis *L.*, gemeiner Dinten-, Kuttel- oder Blackfisch, mit weißlicher, rothpunktirter, glatter Haut, 1½ Fuß groß, findet sich in allen europäischen Meeren, besonders häufig an den holländischen und adriatischen Küsten. Officinell sind die Rückenschalen oder Rückenplatten (Ossa s. Tegmina Sepiae, weißes Fischbein, Black-, Kuttel- oder Dintenfischbein), die man häufig auf dem Mittelmeere schwimmend findet. Sie sind 5—10 Zoll lang, 1½—3 Zoll breit, länglich-oval und auf beiden Seiten gewölbt, flacher auf der festeren Ober- als auf der zelligen oder porösen Unterseite, weiß, spröde, leicht zerbrechlich und schmecken salzig, indem sie kohlensauren Kalk, leimartig-häutige Theile und Kochsalz enthalten. Man gebraucht sie als Absorbens und fein gepulvert oder auch gebrannt zu Zahnpulvern und gegen den Kropf, in technischer Beziehung als Polirmittel. Das schlechte zähe Fleisch wird in Italien von den Aermeren gegessen. Aus dem braunen, im sogenannten Dintenbeutel befindlichen Safte bereitet man die unter dem Namen S. bekannte braune Malerfarbe. Der eingetrocknete Saft ist glänzend dunkelbraun, unlöslich in Wasser und Weingeist, aber löslich in ätzenden Alkalien. Er vertheilt sich leicht in Wasser und setzt sich sehr langsam daraus ab. Zur Benutzung als Wasserfarbe trocknet man den frischen Saft so schnell als möglich, reibt mit Aetzkalilauge an, kocht ihn ½ Stunde, filtrirt und neutralisirt das Filtrat. Den Niederschlag wäscht man aus, trocknet ihn und reibt ihn mit Gummi arabicum an. Die beste Sorte kommt aus Rom und bildet Täfelchen, die auf der einen Seite mit Seppia, auf der anderen mit G. B. Romero, Roma gezeichnet sind. Kesselbraun dient häufig als Surrogat des Sepiabraun.

Sepino, Stadt in der italienischen Provinz Campobasso (ehemaligen neapolitanischen Provinz Molise), unweit des Tamaro, war seither Bischofssitz, hat eine Kathedrale, mehre Pfarr- und Klosterkirchen, Tuch- und Papierfabrikation und 4500 Einw. In der Nähe Ueberreste der alten Sabinerstadt Sepinum (Sapinum).

Seplasium (lat.), Salbe, Wohlriechendes, daher Seplasiarius, sonst ein auf dem Markte herumgehender Arzneihändler, jetzt ein mit Droguerien Handel Treibender (Droguist).

Sepp, Johann Nepomuk, namhafter katholischer Kirchenhistoriker, geboren 1816 zu Tölz im bayerischen Hochlande, studirte zu München Philosophie und Theologie und verfaßte daselbst sein gegen Strauß gerichtetes „Leben Jesu" (Regensb. 1842—46, 7 Bde.; 2. Aufl. 1853—62), worin er sich als Schüler Schellings und Görres' bekundete. Nachdem er 1845 und 1846 Syrien, Palästina und Aegypten bereist hatte, erhielt er die Professur der Geschichte an der münchener Universität, ward aber, in die Krise von 1847 verwickelt, mit sieben seiner Kollegen aus der Hauptstadt verwiesen. Nach der Märzbewegung von 1848 ward er in das frankfurter Parlament, 1849 aber in die bayerische Kammer gewählt und 1850 reaktivirt. Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum" (Regensb. 1853, 3 Bde.), eine kirchliche Parallele zu Schellings „Mythologie und Offenbarung", „Joseph von Görres" (2. Aufl., Regensb. 1848) und „Jerusalem und das heilige Land" (Schaffh. 1862—63, 2 Bde.).

Sepsis (griech.), Fäulniß.

Septangulum (lat.), Siebeneck, daher septangularis, siebeneckig.

Septem (lat.), sieben.

September, der 9. Monat des gregorianischen Kalenders, der 7. des alten römischen Jahres, hat 30 Tage, erhielt von Karl dem Großen den Namen Herbstmonat, weil in ihm (gewöhnlich den 23.) der Herbst seinen Anfang nimmt. Der S. ist gewöhnlich einer der schönsten und heitersten Monate des Jahres. Im Mittel ist die Temperatur 2,7° niedriger als im August, und besonders sind die Morgen schon auffallend kühler, auch die Nebel häufiger. Die monatlichen Veränderungen des Barometers betragen im südlichen Deutschland im Mittel 7—8, im nördlichen 9—9,5 pariser Linien; im Mittel ist das Barometer in Deutschland 0,3—0,8 Linien höher als das jährliche Mittel.

Die Regenmenge ist auch bedeutend geringer als im August. Die vorherrschende Windrichtung ist zwar noch meist westlich, doch wechseln die Westwinde häufiger mit Ostwinden ab, daher die heitere Witterung. Viele Pflanzen sind im S. schon im Ableben begriffen und die Zahl der noch neu aufblühenden Arten ist bedeutend geringer als im August. Die meisten Obstarten, Wallnüsse, Kastanien reifen, auch frühe Weintraubenarten zeitigen schon zu Ende dieses Monats. Landwirthschaftliche Hauptverrichtungen sind im S. die Ernte und die Winteraussaat. In den letzten Tagen des Monats beginnt die Kartoffelernte. Die Grummeternte, welche im August nicht vollendet werden konnte, erfordert jetzt um so mehr Sorgfalt, als der Boden in der Regel feuchter ist und das gemähte Gras nicht so vollständig austrocknet. Ende des Monats reifen die Samen der meisten Waldbäume.

Septembristen (v. Lat.), politische Partei in Portugal, 1836 gegründet, welche, im Gegensatz zu den Chartisten, deren Banner die Charte Dom Pedro's von 1826 war, die revolutionäre Konstitution vom 27. September 1822 zu ihrem Feldzeichen nahm, ohne doch eine vollständige Herstellung derselben zu bezwecken.

Septenar (v. Lat.), das Siebentheilige, die sieben Sakramente der katholischen Kirche.

Septene (v. Lat.), eine in Klöstern übliche Strafe, in siebentägigem Fasten mit Geißeln bestehend.

Septennalität (v. Lat.), Siebenjährigkeit, ursprünglich die siebenjährige Dauer des britischen Unterhauses rücksichtlich seiner Zusammensetzung, welche auf der am 7. Juli 1716 von Georg I. bestätigten Septennalitätsbill beruht; dann die Frage über kürzere oder längere Dauer repräsentativer Verfassungen überhaupt.

Septennium (lat.), Alter von 7 Jahren; daher septennal, siebenjährig.

Septentrio (lat.), die 7 Sterne am Nordpol, auch der große Bär, Wagen, S. major, zum Unterschied von S. minor, dem kleinen Bär oder Wagen, genannt; daher mitternächtliche Gegend, Norden.

Septett (settetto), ein Tonstück für sieben obligate Vokal- oder ebenso viel Instrumentalstimmen (septuor).

Septica (sc. remedia, lat.), Mittel, welche durch ihre Schärfe organische Substanzen zerstören und daher Fäulniß derselben zur Folge haben, z. B. Aetzmittel.

Septidi, im französischen republikanischen Kalender der 7. Tag einer Dekade.

Sept-Iles, Gruppe von 7 Inseln im Kanal (la Manche) an der westlichen Nordküste von Frankreich, zum Departement Côtes du Nord gehörig; auf der Insel Plate steht ein Fort.

Septima (sc. classis, lat.), die 7. Klasse, gewöhnlich die unterste Klasse einer Schule; die Schüler derselben heißen Septimaner.

Septimana (lat.), Woche.

Septimanien, Landstrich im narbonnensischen Gallien, begriff den größten Theil des späteren Languedoc mit Roussillon und führte obigen Namen von der Ansiedelung der 7. römischen Legion (Septimani) in Beterrä (jetzt Béziers), das daher als römische Kolonie Beterrae Septimanorum hieß. Nachdem der westliche Theil des Landes mit der Hauptstadt Tolosa von Chlodowig den Westgothen entrissen worden, blieb diesen nur noch der östliche mit den Städten Narbo und Carcasso, und zwar bis zum Untergang ihres Reichs durch die Araber, die sich um 720 auch in den Besitz S.s setzten, es aber 738 und 759 durch Karl Martell und Pipin wieder an die Franken verloren.

Septime (v. Lat.), der siebente Ton von einem angenommenen Grundton aus, ein dissonirendes Intervall, das in 3 verschiedenen Größen in der Musik vorkommt, nämlich als kleine, große und verminderte S. Die kleine S., die auch Hauptseptime heißt, besteht aus 4 ganzen und 2 halben Tönen, z. B. g—f, d—c, in dem reinen Verhältniß von 5:9. Die große S. oder der sogenannte Leitton besteht aus 5 ganzen und einem großen halben Ton, z. B. c — h, d — cis, in dem reinen Verhältniß von 8:15. Die verminderte S., die nur in der Molltonart vorkommt, besteht aus 3 ganzen und 3 großen halben Tönen, z. B. gis bis f, h—as, in dem reinen Verhältniß von 16:27. Die S. ist das wichtigste Intervall in der musikalischen Harmonie, der Wendepunkt der Akkorde und das einzige Mittel, durch welches diese sich zu einer unzertrennlichen Kette von harmonischen Zusammenklängen vereinigen lassen.

Septimer, Gebirgsstock der rhätischen Alpen im schweizerischen Kanton Graubünden an der Grenze gegen Italien; über denselben führt 7140 Fuß hoch ein Paß von Chur nach Chiavenna, welcher schon zur Römerzeit, namentlich aber im Mittelalter benutzt wurde und damals fahrbar war, jetzt aber nur noch für Reiter u. Fußgänger gangbar ist; doch ist in neuerer Zeit auch eine gute Fahrstraße über ihn projektirt worden. Auf dem S. liegen 8780 Fuß hoch 3 kleine Seen, sowie die Quellen des averser Rheins, des Inn und der Maira; er erreicht seine höchste Spitze im Monte d'Oro, 9894 Fuß hoch.

Septuagesima (lat.), der dritte Sonntag vor der Fastenzeit, ungefähr der 70. Tag vor Ostern (daher der Name S., der siebzigste), von dem an früher manche Christen zu fasten begannen, wofür jetzt nach der Praxis der katholischen Kirche allgemein erst der Aschermittwoch der Termin ist, doch beginnt die katholische Kirche mit S. die Bußzeit, und die katholischen Priester legen von da an die violette Trauerkleidung an.

Septuaginta (lat., d. i. die Siebzig), gewöhnliche Bezeichnung (LXX) der den sogenannten „siebzig Dolmetschern" zugeschriebenen griechischen Uebersetzung des Alten Testaments. Nach der Sage ward auf Betreiben des Demetrius Philaretes, des Bibliothekars des Königs Ptolemäus Philadelphus von Aegypten, ein Jude, Namens Aristeas, nach Jerusalem geschickt, um sich von dem Hohenpriester einen hebräischen Codex und zugleich 72 Gelehrte zum Uebersetzen desselben in das Griechische zu erbitten, welche dann dem Demetrius auf der Insel Pharos die Uebersetzung binnen 72 Tagen in die Feder diktirten. Justinus Martyr weiß noch zu berichten, daß die 72 Juden, obwohl jeder in ein besonderes Gemach eingeschlossen gewesen, 72 aufs genaueste übereinstimmende Uebersetzungen geliefert hätten. Wahrscheinlich ist aber die S. in Folge

davon entstanden, daß die Juden, besonders die ägyptischen, das Alte Testament in der Ursprache nicht mehr zu lesen vermochten und sich daher unter Aufsicht des aus 72 Männern bestehenden Synedriums in Alexandria eine griechische Uebersetzung desselben anfertigen ließen. Der ungleiche Werth der Uebersetzung der einzelnen Bücher deutet auf mehre Verfasser hin, u. den meisten derselben mangelte neben der ordentlichen Sprachkenntniß auch die nöthige Sachkenntniß. Der Text ist fast ebenso viel Bearbeitung wie Uebersetzung und enthält nicht nur im hebräischen Codex nicht befindliche Zusätze zu Daniel und Esther, sondern auch mehre ganze, im alttestamentlichen Kanon nicht befindliche Bücher, die Apokryphen (s. d.). Dennoch erlangte die S. frühzeitig großes Ansehen und ward selbst in den Synagogen neben dem hebräischen Texte gebraucht. Insbesondere vindicirten ihr die Kirchenväter göttliche Inspiration u. stellten sie dem Original gleich. Es wurden zahlreiche Abschriften davon genommen. Da sich in Folge davon viele Fehler eingeschlichen hatten, verglich Origenes den griechischen Text mit dem hebräischen u. korrigirte ihn. Das Werk, worin er diese Vergleichungen und Verbesserungen gegeben hat, ist die Hexapla, die den alttestamentlichen Text in 6 nebeneinander gestellten Rubriken gab, nämlich den hebräischen Urtext mit hebräischen Buchstaben, denselben mit griechischen Buchstaben, die Uebersetzung des Aquila, die des Symmachus, die der 70 Dolmetscher und die des Theodotion. Von diesem umfassenden Werke des Origenes sind nur Fragmente erhalten. Außerdem verfaßte derselbe Gelehrte auch noch eine Tetrapla, welche ebenfalls den Text der S. mit den Uebersetzungen des Symmachus, Aquila und Theodotion gab, aber ebenfalls nicht mehr vorhanden ist. Nach Origenes beschäftigten sich noch andere Kirchenväter mit der kritischen Verbesserung der S., unter Andern Lucianus, Hesychius, Basilius. Im Ganzen hatten aber diese Bemühungen nur noch größere Verunstaltungen des Textes zur Folge. In unserer jetzigen S. ist keine Recension ganz rein erhalten. Da die christliche Kirche in ihrer Polemik gegen die Juden durch die S. oft den Sieg über sie davontrug, so wurden die Juden mißtrauisch gegen die einst so hochverehrte S., und dies Mißtrauen steigerte sich endlich zum förmlichen Haß, so daß man an dem Tage, an dem die Uebersetzung gefertigt sein sollte, einen Fasttag feierte und sie verfluchte. Die beiden Hauptcodices sind der Codex Vaticanus und Alexandrinus, die aber sehr von einander abweichen; zu ihnen ist durch Tischendorf noch das pariser Palimpsest aus dem 5. Jahrhundert (Codex Ephraemi Syri) und der Codex Friderico-Augustanus aus dem 4. Jahrhundert gekommen. Die besten Ausgaben der S. sind die von Lambertus Bos (Franeker 1709, 2 Bde.) u. Tischendorf (Leipz. 1850, 2 Bde.; 3. Aufl. 1860). Ein Hülfsmittel zum Verständniß der S. ist Schleusners „Novus thesaurus in LXX" (Leipz. 1820 ff., 3 Bde.). Vergl. Studer, De versionis alex. origine et historia, Bern 1823, u. Frankel, Vorstudien zu der S., Leipz. 1841.

Septum (lat.), Umzäunung; in der Anatomie Scheidewand zwischen 2 Höhlen.

Sepulveda, 1) Juan Ginez, spanischer Geschichtschreiber und Humanist, geboren 1490 zu Pozo Blanco bei Cordova, studirte zu Cordova, Alcala de Henares und Bologna, ward 1538 von Karl V. zum Reichshistoriographen ernannt und lebte abwechselnd zu Valladolid, Cordova und Madrid, bis er 1557 ein Kanonikat in Salamanca erhielt, wo er den 23. Nov. 1574 †. Sein Verdienst besteht hauptsächlich in der Verbreitung der klassischen Literatur in seinem Vaterlande und in der Bekämpfung des damaligen Scholasticismus. Sein Hauptwerk ist die „Historia Caroli V imperatoris" (30 Bde.), erst 1775 wieder aufgefunden und auf Veranstalten der königlichen Akademie zu Madrid nebst S.'s übrigen Schriften und seiner Biographie herausgegeben, Madrid 1780 in 4 Bänden.

2) Lorenzo de S., spanischer Romanzendichter, Zeitgenosse des Vorigen, Verfasser der „Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Cronica de España" (Antw. 1551 u. öfter).

Seq. (lat.), Abkürzung für Sequens, der Folgende; seqq., s. v. a. Sequentes, die Folgenden.

Sequana, s. v. a. Seine.

Sequani, Völkerschaft celtischen Stammes in Gallia belgica, Franche-Comté und Bourgogne, mit der Hauptstadt Vesontio (Besançon) unter eigenen Königen stehend, Todfeinde der Aeduer, weshalb sie sich an die Germanen unter Ariovist anschlossen.

Sequenz (sequentia), eine Art Hymnus im alten Kirchengesang, so genannt, weil derselbe im Graduale (s. d.) auf das Alleluja folgte, der Verkündigung des Evangeliums voraufgehend. Die S. ist ursprünglich aus dem langgedehnten Neumen (s. d.) hervorgegangen, die ohne Textunterlage nur auf der letzten Silbe des Alleluja gesungen wurden, die Melodie desselben wiederholend; die entwickeltere Form der S., deren Melodie nicht mehr auf einem Vokal neumatisirt, sondern für jeden Ton mit einer Textsilbe versehen und in Sätze gegliedert ist, schreibt sich von Notker Balbulus (s. d., † 912) her. Da der Text in Hinsicht auf Metrik anfangs mehr Prosa als metrischer Versbau war, so hießen die S.en auch Prosen; später wurden die Sequenztexte auch versificirt und gereimt. Zu den Meßgesängen des Gesammtchors gehörig, waren die S.en in der volksmäßigen gregorianischen Gesangsweise abgefaßt und bestanden stets aus mehren Chorälen oder melodischen Sätzen von oft sehr ungleicher Länge, aber mit gleichen oder ähnlichen Schlußkadenzen. Vorzugsweise von Mönchen gedichtet, erhielten sie sich am längsten im Gottesdienst der Klöster und gingen bald auch in die deutsche Sprache über. Jetzt sind in der katholischen Kirche nur noch 5 S.en gebräuchlich: „Victimae paschali laudes" (aus dem 11. Jahrhundert, von Einigen aber dem Notker Balbulus zugeschrieben) auf Ostern; „Veni sancte spiritus" (nach Einigen gedichtet von König Robert von Frankreich, † 1031) auf Pfingsten; „Lauda Sion salvatorem" (von Thomas von Aquino, † 1274) zu Fronleichnam; „Stabat mater" (von Jacobus de Benedictis, † 1306) zum Feste der sieben Schmerzen Mariä, und das jedoch nur uneigentlich hieher gehörige „Dies irae" (von Thomas von Celano, um 1250) beim Todtenamt. Mehre S.en sind,

umgearbeitet, auch in die protestantischen Gesangbücher übergegangen, z. B. Luthers „Gelobet seist du, Jesu Christ“, nach Notker. Vergl. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841; Schubiger, Die Sängerschule St. Gallens, 1858. In der Musik bezeichnet S. jede gleichmäßig fortschreitende Akkordreihe, zunächst die Ketten von Hauptseptimen- oder Nonenakkorden, worin der Dominantenakkord nicht in seinen tonischen Dreiklang, sondern in einen neuen, aus diesem entstehenden Dominantenakkord aufgelöst und dieses Motiv beliebig weiter geführt wird.

Sequestration (v. Lat.), eine besondere Art Ueberlieferung einer Sache an einen Dritten (Sequester), um sie zur Sicherung vor Ansprüchen aufzubewahren, womit nach Umständen deren Verwaltung verbunden ist. Sie tritt ein entweder in Folge Uebereinkommens unter den Parteien, oder auf Anordnung des Richters, und dient hauptsächlich, um während eines Rechtsstreits dessen Gegenstand der einseitigen Verfügung einer Partei zu entziehen, oder zum Zwecke der Hülfsvollstreckung in dem Abwurf eines Vermögensstücks, oder um das Vermögen des Schuldners bei ausgebrochenem Konkurs den Gläubigern oder eine Erbschaft dem wahren Erben zu sichern. Die Rückgabe des sequestrirten Gegenstandes findet nur auf übereinstimmenden Beschluß der sämmtlichen Betheiligten oder auf gerichtliche Anordnung oder nach Eintritt der dafür gestellten Bedingung Statt; hat die S. zur Sicherung eines streitigen Anspruchs auf ihren Gegenstand gedient, so kann nach Beendigung des Rechtsstreits der Sieger die Herausgabe fordern. S. bezeichnet auch die zuweilen von der Staatsregierung verhängte Beschlagnahme des Vermögens Derer, welche wegen politischer Vergehen angeklagt oder flüchtig sind.

Sequitur (lat.), es folgt, es ergibt sich.

Serai (gewöhnlich Serail, türk.), überhaupt ein großes Gebäude, z. B. Karawanserai; Palast, besonders die Residenz des Sultans in Konstantinopel (s. d.); auch s. v. a. Harem.

Seraing, Flecken in der belgischen Provinz Lüttich, ½ Stunde südwestlich von der Stadt Lüttich gelegen, am rechten Ufer der Maas und an der Eisenbahn von Lüttich nach Namur, einst die Sommerresidenz des Bischofs von Lüttich, mit prachtvollem, ehemals bischöflichem Schloß, vielen Landhäusern der Lütticher, Steinkohlen- und Alaunwerken, Glashütte und Krystallfabrik in der ehemaligen Abtei Val Saint Lambert, besonders merkwürdig aber durch die großen, von John Cockerill (s. d.) im ehemaligen Schloß gegründeten Maschinenbauanstalten. Das Schloß wurde Anfang des 16. Jahrhunderts von Erard von der Mark, Fürstbischof von Lüttich, erbaut, 1744 vom Bischof Johann Theodor restaurirt, nach dem wiener Frieden niederländisches Staatseigenthum und 1817 von Cockerill angekauft. Die Bevölkerung des Fleckens, die sich bei der Ansiedelung Cockerills auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1862 dagegen 20,987 Seelen.

Serampur (Serampore, Frederiksnagor), Stadt in der indobritischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Dschessur, am Hugly und an der Eisenbahn von Kalkutta nach Burdwan, 4 Meilen nördlich von Kalkutta, ist ganz nach europäischer Art angelegt und gebaut, hat große Papierfabriken und 13,000 Einwohner. S. ist seit 1799 der Centralpunkt aller Baptistenmissionen in Indien, hat zahlreiche Schulen, Unterrichts- und Erziehungsanstalten und lieferte Bibelübersetzungen in mehr als zwanzig orientalischen Sprachen. Der Ort war ursprünglich eine dänische Faktorei unter dem Namen Frederiksnagor und wurde erst am 22. Febr. 1845 von der dänischen Krone mit ihren übrigen ostindischen Besitzungen an die ostindische Kompagnie verkauft.

Seraph (Plur. Seraphim, hebr.), im Alten Testament die himmlischen Wesen, welche den Thron Jehovahs lobsingend umgeben. Man dachte sich dieselben mit menschlicher Gestalt, aber 6 Flügeln. Sie wurden später mit den Cherubim identificirt.

Seraphinenorden, der älteste schwedische Orden, auch das blaue Band genannt, gestiftet angeblich von Magnus I., König von Schweden, zwischen 1276—90, von Friedrich I. am 28. April 1748 und zuletzt von König Karl XIII. am 9. Juli 1814 erneuert. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, achtspitzigen Kreuze mit einem hellblauen Mittelschilde, auf welchem die drei Kronen des schwedischen Wappens, ein Christuskreuz und die Buchstaben J. H. S. (Jesus Hominum Salvator) stehen. Auf der Rückseite befinden sich die Buchstaben F. R. S. (Fridericus Rex Sueciae). Es gibt nur Eine Klasse Ritter, von welchen der jedesmalige König Meister des Ordens und die Prinzen des Hauses geborene Ritter sind. Die Zahl derselben darf im Inlande nicht 24 übersteigen. Ein Schwede kann den Orden nur erhalten, wenn er bereits im Besitze des Schwert- oder Nordsternordens ist, und muß außerdem den Rang eines Generallieutenants haben. Das Gallakleid aus weißem Atlas erinnert an die Nationaltracht Schwedens.

Seraphische Brüder (Seraphischer Orden), s. v. a. Franciskanerorden. Daher seraphische Regel, die Regel der Franciskaner, und seraphischer Vater, der heilige Franz von Assisi.

Serapion, 1) mit dem Beinamen Sindonites (da er nichts als ein Stück Leinwand zur Bekleidung besitzen wollte), Ascet in der Mitte des 4. Jahrhunderts in Aegypten, reiste umher, um Proselyten zu machen. Um einer Frau aus einer Geldverlegenheit zu helfen, verkaufte er sich einst an eine umherziehende Schauspielerbande und bekehrte deren Mitglieder. Auch an einen Manichäer verkaufte er sich und bekehrte dann denselben von seinen hederodoxen Ansichten. Später kehrte er in die Wüste zurück und † dort zu Anfang des 5. Jahrhunderts. Nach ihm sind Hoffmanns Serapionsbrüder benannt.

2) Eigentlich Jahja-ibn-Serabi, bekannt als Janus Damascenus, berühmter arabischer Arzt, aus Damascus, lehrte im 9. oder 10. Jahrhundert zu Bagdad und hinterließ ein in syrischer Sprache verfaßtes Werk, das im 15. Jahrhundert als „Pandectae therapeuticae“ mehrfach in Italien gedruckt wurde. — Ein anderer

arabischer Arzt, S. oder Ibn-Serabi, des 11. Jahrhunderts, verfaßte das Werk „De medicamentis simplicibus", das ebenfalls im 15. Jahrhundert öfter im Druck erschien.

Serapis (Sarapis), altägyptische Gottheit der abgeschiedenen Seelen, ward im Gebiete des Naturlebens gedeutet als die unterirdische Sonne und, sofern Tod und Krankheit in das Gebiet des Herrschers der Unterwelt gehören, um Heilung angerufen und daher von Manchen mit Asclepius identificirt. Im griechisch-römischen Kultus trat S. an die Stelle des Osiris neben Isis und wurde Universalgott. Abgebildet wurde er in späterer Zeit mit einem dem Zeus ähnlichen Gesicht, bärtig und gelockt, mit langem Gewand; neben ihm war ein von einer Schlange umschlungenes Thier mit Hunds-, Löwen- oder Wolfskopf.

Seraskier, nach der alten türkischen Heerverfassung der Oberbefehlshaber der zu einem Feldzuge bestimmten gesammten Streitkräfte, mithin s. v. a. Général en chef, wurde stets aus den Pascha's von 2 und 3 Roßschweifen gewählt.

Serbien (türkisch Sirp), türkisches Vasallenfürstenthum, erstreckt sich von 43° 20' bis 44° 50' nördl. Br. und von 37° bis 40° 10' östl. L., grenzt im Norden an das österreichische Militärgrenzland, durch die Donau und die Save davon geschieden, im Osten an die Walachei u. das Ejalet Widdin, im Süden an die Ejalets Nisch und Bosna, im Westen an das Ejalet Bosna und hat einen Flächeninhalt von 998 □Meilen mit einer Bevölkerung von 1 Million Seelen. Es ist ein von zahlreichen Flußthälern und Schluchten durchschnittenes Hochland, das durch 3 Gebirgsketten von den angrenzenden Provinzen der europäischen Türkei geschieden, von einer vierten Gebirgskette aber von Süden nach Norden durchzogen wird. Die den südlichen Theil des Landes umgebenden Gebirge sind mit denen von Obermösien nur durch den Bergrücken verbunden, welcher die Quellen der Topliza und des Ibar trennt. Zwischen den Zuflüssen der Topliza und Raschina erhebt sich der 5882 Fuß hohe Kopaunik, an welchen sich der der Gebirgszug der Kriwa-Rieka in nordwestlicher Richtung anschließt; ferner der Schelin (etwa 4200 Fuß hoch), die Joschanitzka-Planina und die Stolovi-Planina (über 3000 Fuß). Südlich von Koranowitz zieht sich das Gebirge von Kosnik und das von Butuna hin. Der von der bulgarischen Morawa, der Donau und dem Timok eingeschlossene Theil S.s wird größtentheils von den Gebirgszügen eingenommen, welche sich am meisten jenen des Banats und der kleinen Walachei nähern, sowie von den Fortsetzungen der Grenzscheide zwischen Bulgarien und dem obermösischen Plateau (s. Türkisches Reich). Nur im Osten treten die Höhenzüge unmittelbar an die Donau heran, und daß hier dieselbe den niedrigen Felsenzug, der die siebenbürgisch-banatischen Gebirge mit den serbischen verbindet, durchbrochen hat, davon zeugt die Stromenge unterhalb Golubaz, die Felsenbank (Tachtali) 2 Meilen unterhalb Dobra und eine halbe Stunde weiter der nur 200 Schritt breite Engpaß Demir Kapiza (das eiserne Thor), durch welchen der Strom tobend hindurchbraust, um sich jenseit desselben wie ein See auszubreiten, der die Insel Poretsch umschließt, sowie oberhalb der Stromengen die Insel Moldawa. Weiter hinab zwischen Orsova und Kladova ist noch eine Enge. Ebenen gibt es wenige; dergleichen sind die längs der Drina und Save, die Matschwa genannt, die längs der Morawa, die der Krajna zwischen der Donau und dem Timok, Kossowokolje, d. h. das Amselfeld. Hauptflüsse des Landes sind die Donau und die Save, welche die nördliche Grenze bilden. Der Save fließen zu die Drina, der Grenzfluß gegen Bosnien, mit der Ljubowija und dem Jadar, die Dubrawa, die Tamnawa mit dem Ub, der Kolubara mit der Ribniza, Lepeniza, Topliza ꝛc., und der Topdschidar; der Donau, in welcher mehre zu S. gehörige Inseln liegen, die schiffbare Morawa, nächst der Donau der bedeutendste Fluß des Landes, mit der Welika Rhaw, Cetina-Rieka, Beliza, Jeschewatschka, Slatinska, dem Ibar, der Gruscha und Orsowa; die Mlawa mit der Krupaja, dem Bussur, Tschokardin links und der Schaba, Kameniza, Bistritschka, Witwinza u. a. rechts; ferner der Pek, die Rieka, die Poretschka-Rieka und der Timok. Mineralquellen gibt es mehre; warme besonders im östlichen Theil des Landes von einer Temperatur zwischen 35 und 58½° R. Das Land ist leicht zu vertheidigen, daher war es von jeher geeignet, eine Vormauer gegen die Türken zu bilden, denn es ist ein Land voll natürlicher Festungen, welche eine feindliche Invasion sehr erschweren. Das Klima ist gemäßigt und angenehm, rauh nur im südlichen gebirgigen Theil des Landes, wo manche ungünstig gelegene Gegenden einen 9 Monate dauernden Winter haben. Der Abstammung nach sind die Bewohner größtentheils Serben; außerdem zählt man 106,000 Walachen, einige tausend Bulgaren in den südlichen Kreisen, 16,000 Türken, ungefähr 1800 Juden, cirka 18,000 im Lande zerstreute Zigeuner und 6000 fremde Europäer, worunter einige hundert Deutsche. Die Türken sollen den Traktaten gemäß nur in den Festungen ansässig sein; doch bewohnen sie außer diesen auch mehre Dörfer an der Drina. Städte und von Mauern umschlossene Orte lieben die Serben nicht, sondern sie wohnen meist in umfangreichen Dörfern, deren Häuser von Lehmwänden eingefaßte, mit Lindenbast und Gras oder Moos bedeckte Räume sind. Ständeunterschiede begründet nur die Beschäftigung. Einen Adel gibt es nicht, und die Landleute sind freie Eigenthümer des Bodens. Das Familienleben ist patriarchalisch-einfach, und zwar besteht die Familie entweder aus deren natürlichen Mitgliedern, oder aus einer Anzahl volljähriger dispositionsfähiger Personen, welche, durch das Verwandtschaftsband oder durch ausdrückliche Aufnahme für ihre Person oder auch mit ihren Nachkommen dem Hause verbunden in Gütergemeinschaft unter Einem Dache zusammenleben (Sadruga, Hausgemeinschaft). Mit Ausnahme von etwa 900 Katholiken, 300 Evangelischen und der Juden und Türken bekennt sich das gesammte serbische Volk zur morgenländisch-griechischen Kirche und bildet in seiner Gesammtheit, jedoch unter vollständiger Wahrung des symbolischen und kanonischen Verbandes mit jener, eine eigene Nationalkirche. Die Beziehungen zum Patriarchen von Konstantinopel sind

durch das Konkordat vom Januar 1832 (mit Zusatzakte von 1836) geordnet worden. Das Oberhaupt der serbischen Nationalkirche ist der Erzbischof von Belgrad, der als solcher den Titel „Metropolit von ganz S." führt. Ihm sind die Bischöfe von Schabaz, Karanowaz und Negotin untergeordnet, indem sie mit ihm die Nationalsynode bilden, welche als oberste Kirchenbehörde sich alljährlich in Belgrad versammelt und mit der Oberaufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten betraut ist. Unter der Nationalsynode steht das Appellationskonsistorium zu Belgrad, welches sich einmal im Jahre versammelt und, unter dem Vorsitze des Metropoliten aus den 3 Landesbischöfen und 4 anderen geistlichen Mitgliedern bestehend, als Revisions- und Berufungsinstanz in allen von den 4 Eparchialkonsistorien als ersten Instanzen verhandelten und erledigten Angelegenheiten fungirt. Der Metropolit wird von der Nationalsynode aus dem eingebornen serbischen Klerus, und zwar aus dem Mönchsstande gewählt, vom Fürsten bestatigt und vom Patriarchen, der bei jeder Neuwahl ein Ehrengeschenk von 300 Dukaten erhält, investirt. Auch die 3 Bischöfe werden von der Synode aus der Zahl der eingebornen Klostergeistlichen gewählt und vom Fürsten bestätigt. Der übrige Klerus besteht aus Weltgeistlichen und Mönchen, welche letztere in Klöstern unter einem selbst gewählten Oberen zusammenleben. Behufs der Verwaltung sind die 4 Eparchien in 26 Protobresbyterate getheilt, denen aber die 38 Klöster nicht untergeordnet sind. Den Katholiken und Protestanten ist freie Ausübung ihrer Religion gestattet. Der Austritt aus der griechischen Nationalkirche zu jeder anderen Konfession ist aber aufs strengste verboten. Herkömmlich genießen auch die Juden Freiheit des Kultus.

Obwohl S. von Natur ein äußerst fruchtbares Land ist, so steht doch der Ackerbau noch auf einer niedrigen Stufe. Nur im Gebirg kommt man dem erschöpften Boden durch Düngung zu Hülfe; in der Ebene begnügt man sich mit Pferchung von Schafheerden. Je nach dem Bedürfniß baut man eine und dieselbe Getreideart so lange auf dem nämlichen Boden, als das Erzeugniß die Arbeit lohnt, worauf man das Grundstück bis auf Weiteres unbenutzt liegen läßt und eine andere Strecke auf gleiche Weise kultivirt. Trotz dieser höchst zweckwidrigen Bewirthschaftung ist die Produktion von Cerealien für das Bedürfniß des Landes mehr als genügend. Der beste Getreideboden findet sich in den Thälern der Morawa, Sawa und der unteren Drina, sowie in der Matschwa. Futterbau ist bei dem Reichthum des Landes an trefflichen Bergweiden entbehrlich. Von Obstarten werden besonders Pflaumen zur Bereitung des bekannten Branntweins gezogen. Die Landstriche am Jadar liefern auch andere Obstarten von ausgezeichneter Güte. Weinbau beschäftigt hauptsächlich die Bewohner der Donaugegenden, doch ist die Behandlung des Weinstocks und seines Produkts noch sehr mangelhaft. Von Handelsgewächsen wird im Kreise Podrina an den Ufern des Jadar und der Sawa etwas Tabak gebaut, der unter dem Namen Duwan im Lande selbst verbraucht wird. In demselben Kreise wird auch Hanf gebaut. Von hoher Wichtigkeit ist die Viehzucht, welche einen sehr bedeutenden Exportartikel liefert. Der einheimische Pferdeschlag ist nicht besonders schön, aber von seltener Ausdauer und Kraft. Das Rind ist von mittlerer Größe und schlank und wird außer für die Ausfuhr besonders als Arbeitsthier gezogen. Schafe werden in großer Anzahl gehalten und versehen das Haus mit Milch, Butter, Käse und Wolle. Sehr bedeutend ist die Schweinezucht, welche in allen Gegenden des Landes in größter Ausdehnung getrieben wird und treffliches Fleisch liefert. Bienenzucht findet nur in einigen Kreisen Statt; die Seidenzucht aber kommt immer mehr in Aufschwung. Die Fischerei in den Gebirgsbächen und Flüssen liefert Forellen in Menge, die in der Donau besonders Hausen zur Kaviargewinnung. Die Jagd beschränkt sich meist auf Geflügel; Wild ist nur wenig vorhanden; wohl aber hausen in den Gebirgen noch Bären und Wölfe. Das Land hat zwar große Waldungen, doch hat der für die Zukunft zu besorgende Holzmangel zu einer polizeilichen Beaufsichtigung der Waldbestände geführt, wie sich auch die Staatsgewalt von einem großen Theil der Waldungen das Eigenthumsrecht vorbehalten hat. Der Bergbau, früher von großer Bedeutung, ist erst neuerlich wieder etwas in Aufnahme gekommen. Er ist Regal und wird von der Staatsregierung als Monopol betrieben. Das Eisen- und Kupferwerk in Majdanpek ergibt eine jährliche Produktion von 50,000 Centner Roheisen, 4—5000 Centner Gußwaaren und 600 Centner Kupfer. Auf andere Mineralien, als Eisen, Kupfer und Steinkohlen, welche sich bei Dobra und Dubola im Kreise Kraina finden, wird bis jetzt nicht gebaut, wiewohl die Regierung die montanistische Ausbeutung des Landes sehr im Auge hat. Gewerbliche Industrie ist in dem nur Landwirthschaft treibenden Lande erst in schwachen Anfängen vorhanden. Doch zeigt das Volk ein ungewöhnliches Geschick zu mechanischen Arbeiten, welches sich in der bedeutend entwickelten Hausindustrie der Landbewohner bestätigt. Dieselbe liefert ohne eigentliche handwerksmäßige Erlernung Leinen-, Woll- und Seidengewebe und gewirkte Zeuche, sowie Metall- und Holzwaaren aller Art, und fast in jedem Dorfe trifft man Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Wagner, Huf-, Sensen- u. Waffenschmiede, Böttcher, Schneider &c. Eigentliche Gewerbsleute sind nur in den Städten ansäßig. Nach der Gewerbeordnung vom 14. Aug. 1847 sind 20 Gewerbe für zünftig erklärt, die daher nur von geschlossenen Korporationen betrieben werden dürfen, während alle übrigen frei sind und zu ihrem Betriebe bloß polizeiliche Koncession erforderlich ist. Größere industrielle Etablissements sind eine Staatsdruckerei und lithographische Anstalt zu Belgrad, eine Fabrik für gewöhnliches Tuch zu Topdschider, eine Glasfabrik zu Jagodina, eine Stückgießerei zu Kragujevatz und eine Pulvermühle zu Stragari. Der Handel ist vornehmlich Ausfuhrhandel und gewinnt täglich größere Bedeutung. Die Einfuhr ist bei dem geringen Bedarf ausländischer Erzeugnisse gering und beschränkt sich auf Salz, feineres Mehl und einige Kolonial- und Manufakturwaaren, namentlich Kaffee, Eisen- und Glaswaaren, Waffen und

Schießbedarf. Die Hauptausfuhrartikel sind Rindvieh, Schweine, Blutegel, Schaf- und Ochsenhäute, Wolle, Talg, Wachs, Honig und Knoppern. Die Haupthandelsplätze des Landes sind Belgrad, der Stapelplatz für ganz S., Jagodina, Schabaz, Negotin und Aleksinaz. Märkte werden in jedem Kreise an einem bestimmten Ort abgehalten; die besuchtesten sind die zu Waljewo und Tschupria. Der vom Finanzministerium verwaltete Staatsreservefond vertritt die Stelle einer Hypothekenbank. Eine Handels- und Gewerbekammer wurde den 28. Februar (12. März) 1857 in Belgrad als Organ des Handels- und Gewerbestandes begründet. An guten Landstraßen mangelt es noch; als Wasserstraßen für den Verkehr werden nur die Donau und Save benutzt. Handelsfreiheit ist durch das Staatsgrundgesetz als Nationalrecht anerkannt. Die Einfuhr betrug 1862: 63,481,896, 1863: 79,887,894 Piaster; die Ausfuhr 1862: 84,220,497, 1863: 101,147,010 Piaster. Der größere Theil der Ausfuhr geht nach Oesterreich. Als Münzen kursiren in S. bloß fremde, vornehmlich österreichische, russische und türkische, deren gesetzlicher Kurs durch einen Münztarif bestimmt wird. Die Regierung rechnet nach türkischen Piastern à 40 Para, das Volk theils nach diesen, theils nach österreichischen Dukaten und Konventionsthalern. Nach dem Kontributions- oder Steuerkurs, welcher nur bei der Erhebung der direkten Steuern, sowie beim Handel mit Horn- und Borstenvieh gilt, werden 120 Piaster auf die kölnische Mark fein Silber (1 Piaster = 3 Sgr. 6 Pf.), nach dem Handels- oder gewöhnlichen Geldkurs aber 240 Piaster auf eine solche Mark (1 Piaster = 1 Sgr. 9 Pf.) gerechnet. Maße und Gewichte sind die türkischen. Längenmaß ist die Arschin (= 2¹/₇ wiener Fuß), Feldmaß der Morgen oder Danoranja (= 1000 wiener Quadratklafter); Handelsgewicht, wonach auch Getreide und Flüssigkeiten verkauft werden, ist der Oka à 4 Liter à 100 Drammen = 2¹/₄ wiener Pfund (bei Flüssigkeiten 1¹/₄ wiener Maß). 100 Oka machen einen Tovar. Wiewohl sich die Staatsverwaltung die Hebung des öffentlichen Unterrichts sehr angelegen sein läßt, so steht doch die geistige Kultur noch auf einer ziemlich tiefen Stufe. Die Unterrichtsanstalten zerfallen in Gemeinde- und in Staatsanstalten; zu ersteren gehören die Volksschulen, zu diesen alle Mittelschulen und höheren Lehranstalten. Dem Gesetze nach soll in jeder Gemeinde wenigstens Eine Volksschule bestehen; doch sind dieser Pflicht erst etwa 250 Gemeinden nachgekommen. Schulzwang besteht nicht. Die Mittelschulen sind theils gelehrte, theils Realschulen. Zu den ersteren gehören die 3 Untergymnasien zu Kragujevaz, Negotin und Schabaz und das Gymnasium in Belgrad; zu den letzteren die Landwirthschaftsschule in Topdschider bei Belgrad, mit der eine Musterwirthschaft verbunden ist, die Handels- und Gewerbschule in Belgrad und die technische Schule in Poscharewaz. Höhere Lehranstalten sind das Lyceum zur Ausbildung von Beamten und Richtern, die eigentliche Hochschule des Landes mit 3 Fakultäten, einer allgemein wissenschaftlichen, einer juridischen und einer naturwissenschaftlich-technischen, die theologische Lehranstalt zur Ausbildung griechisch-katholischer Geistlichen und die Kriegsakademie zur höheren militärischen Ausbildung der Offiziere, alle 3 zu Belgrad. Als größere Bibliothek ist die Staatsbibliothek zu Belgrad zu erwähnen.

Was die Staatsverfassung anlangt, so bildet S. ein der Suzeränetät des osmanischen Reichs unterworfenes Fürstenthum, dessen staatsrechtliches Verhältniß zum Sultan durch Verträge der Türkei mit Rußland und durch freie Uebereinkunft der serbischen Nation festgesetzt ist und dessen hierdurch erworbene Freiheiten und Rechte erst von Rußland allein garantirt, dem pariser Staatsvertrage vom 18. (30.) März 1856 gemäß aber unter die Garantie der Mächte, welche jenen Vertrag geschlossen, gestellt worden sind. Neben mehren Friedensverträgen zwischen der Pforte und Rußland und einigen großherrlichen Hattischerifs beruht die dermalige Verfassung des Fürstenthums S. auf dem Hattischerif vom December 1838, der eigentlichen Verfassungsurkunde (Ustaw) des Landes. Dasselbe bildet danach einen integrirenden Bestandtheil des türkischen Reichs, steht aber zu demselben in sofern in einem Abhängigkeitsverhältniß, als die serbische Nation und deren Fürst zur Treue und zum Gehorsam gegen den Sultan und zur Leistung eines jährlichen Tributs von 2,300,000 Piastern verpflichtet ist, wogegen die Pforte dem Fürstenthum volle innere Souveränetät, namentlich das Recht der freien Wahl des Fürsten, selbstständige nationale Verwaltung, volle Freiheit der Gesetzgebung, des Kultus, des Handels und der Schifffahrt, sowie das Recht, eine eigene nationale Defensivmacht zu unterhalten, zuerkennt. Fürst ist gegenwärtig Michael III. Obrenowitsch, der seinem Vater Milosch Obrenowitsch den 26. Sept. 1860 folgte und durch Berat der hohen Pforte am 7. Okt. 1860 in der Fürstenwürde bestätigt ward. Der erbberechtigte Fürst wird der Pforte zur Anerkennung präsentirt, welche ihm durch einen Berat ertheilt wird; doch ist die Erblichkeit der fürstlichen Würde in der Familie Obrenowitsch von der Pforte bisher im Princip nicht zugestanden. Die Pforte hält in der Festung Belgrad einen Gouverneur (Muhasis) und in den 7 Festungen des Landes militärische Besatzungen. Die in S. wohnenden Türken sind unmittelbare Unterthanen der Pforte und stehen unter dem Gouverneur zu Belgrad, dem ein Verwaltungsrath (Medschilis) an die Seite gesetzt ist. Der Fürst ist der Träger der Staatsgewalt und übt das Recht der Gesetzgebung mit einem als Volksvertretung geltenden Senat, die vollziehende Gewalt aber allein und durch Minister aus, welche ihm und der Volksvertretung verantwortlich sind. Der Senat besteht aus 17 Mitgliedern, welche vom Fürsten aus den vom Senat vorgeschlagenen Erfahrensten und Angesehensten des Volks ausgewählt und ernannt werden. Mitglied des Senats kann nur werden, wer in S. geboren oder den Gesetzen nach naturalisirt, 35 Jahre alt ist und Immobilvermögen besitzt. Die Minister haben als solche Sitz im Senat. Allgemeine Landesversammlung ist die Skupschtina, durch die das Volk früher volle Souveränetät besaß und von der auch die Fürsten erwählt wurden. Da aber die Staats-

gesetze der Skupschtina nicht erwähnen, so ist der Umfang der Befugnisse derselben zweifelhaft geworden. Für die Gemeindeverfassung gilt das Gemeindegesetz vom 13. Juli 1839, wonach jeder Serbe einer Gemeinde des Landes als Mitglied angehören muß. Jede Gemeinde verwaltet ihre Angelegenheiten selbst; die Staatsgewalt übt ihr Oberaufsichtsrecht durch die Polizeibehörden, die Kreis- und Bezirksvorstände aus. In jeder Gemeinde besteht zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten ein Friedensgericht, welches sowohl als administrative, wie als gerichtliche Behörde fungirt. Die Staatsverwaltung wird im Namen und Auftrag des Fürsten von der Centralregierung ausgeübt, welche in 5 Departements oder Ministerien zerfällt, nämlich in die fürstliche Staatskanzlei, in die Ministerien des Innern, der Finanzen, der Justiz, des Kultus und der Volksaufklärung. Den Minister muß der Fürst der Landesgesetzgebung gemäß aus den Senatoren wählen. Behufs der Provinzialverwaltung ist das Fürstenthum in 17 Kreise (Okrushije) eingetheilt, welche in 54 Bezirke (Sres) zerfallen. Die Landeshauptstadt Belgrad und die Bergstadt Majdanbek bilden besondere Distrikte. Höchste civil- und strafgerichtliche Behörde des Fürstenthums ist der oberste Gerichts- und Kassationshof zu Belgrad. Zweite Instanz ist das Appellationsgericht daselbst; Gerichte erster Instanz aber sind 17 Kreisgerichte und das Stadtgericht zu Belgrad, sowie die Friedensgerichte in den 1170 Gemeinden des Landes. Als Schiedsgericht in Handels- und Gewerbesachen fungirt die Handels- und Gewerbekammer zu Belgrad. Das Budget für das Jahr 1864 — 65 ergibt 27,529,385 Steuerpiaster Einnahme und Ausgabe. Eine Staatsschuld hat bisher nicht bestanden. Eine noch im Budget für 1863 figurirende Anleihe von 300,000 österreichischen Dukaten soll getilgt sein. Das serbische Heer bestand bisher aus der Linie, welche 2 Bataillone Infanterie, 2 Kompagnien Jäger, 2 Schwadronen Kavallerie, 5 Batterien Artillerie und eine Kompagnie Pionniere und Pontoniere stark war, und aus der Nationalarmee von 100,000 Mann. Nach einer neuen, vom Fürsten den 13. Juni 1865 genehmigten Organisation soll die Armee künftig aus 18 Brigaden bestehen à 2 Regimenter zu 2 — 4 Bataillonen und in 5 Corps, jedes bis zu 25,000 Mann stark, eingetheilt sein, so daß ihre Gesammtstärke 125,000 Mann betragen würde. Das Landeswappen besteht in einem Schilde, in welchem sich ein silbernes Kreuz in Roth mit 4 Feuerstählen (Halbmonden) in den Ecken befindet, und wird von einem mit einer Krone bedeckten Purpurmantel umhüllt. Die Nationalflagge ist roth, blau und weiß, mit 4 goldenen Sternen im obersten rothen und mit dem Wappen im blauen Mittelfelde. Orden werden nicht verliehen. Hauptstadt des Fürstenthums ist Belgrad, doch residirt der Fürst in Kragujevatz.

Geschichte. Im Alterthum ward S. von Scythen bewohnt und von den Griechen zu Thracien gerechnet. Kurz vor Christi Geburt von den Römern unterworfen, bildete es unter dem Namen Moesia superior einen Theil der Provinz Illyricum. Es entstand damals eine Reihe von Städten an den Ufern der Donau und Morawa, die bald zu Wohlstand gelangten. Während der Völkerwanderung überzogen die Hunnen, Ostgothen u. Longobarden nach einander dieses Land; dann brachte es der byzantinische Kaiser Justinian 550 unter seine Herrschaft. Seinen Nachfolgern entrissen es die Avaren, die es zur Einöde machten. Im Jahre 638 wanderte ein slavischer Volksstamm, die Serbier (Serbli), ein Zweig der Sarmaten, dem der Kaiser Heraclius Wohnsitze in Macedonien angewiesen hatte, in das Land ein, und von ihnen erhielt es den Namen S., das damals auch Bosnien mit in sich begriff. Sie erkannten die Oberhoheit der oströmischen Kaiser an, und Heraclius ließ sie 640 durch römische Priester zum Christenthum bekehren. Ihr Oberhaupt hieß Groß- oder Oberzupan (oder Schupan), später Czar oder Krol (König), residirte als Lehnträger des byzantinischen Kaisers in Desniza an der Drina und hatte andere Schupane als Häuptlinge der sieben Bezirke unter sich. Seit 870 bemächtigten sich die Bulgaren zu mehren Malen der Oberherrschaft in S., wurden jedoch stets wieder vertrieben. Nachdem 934 ihre Macht durch die Griechen gebrochen war, gehorchte S. wieder den byzantinischen Kaisern, bis Stephan Dobroslaw (bei den griechischen Schriftstellern Boistlaw genannt) die Unabhängigkeit des Landes errang. Sein Sohn Michael (1050 — 80) nahm den Titel eines Königs von S. an und ließ sich denselben vom Papst Gregor VII. bestätigen. Kriege mit Byzanz und innere Zerwürfnisse vernichteten darauf die Blüthe des Landes, bis sich 1165 Stephan Neeman (Nemanza), nachdem er das byzantinische Joch abermals gebrochen, zum Fürsten der Serben aufschwang. Er wurde der Gründer eines Reichs, das nach der Residenz, der Stadt Rassa (jetzt Novibasar), die Großzupanier-Rassa, später serbisches oder rascisches Reich genannt ward. Stephan Duschan (1336 — 56), der größte aller serbischen Herrscher, herrschte auch über Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien. Er nahm den Titel eines Kaisers an, ließ sich als solcher krönen, gab seinem Reiche eine treffliche Organisation, sicherte in seinem 1349 gegebenen Gesetzbuch Freiheit, Leben und Eigenthum aller Staatsbürger und begünstigte Wissenschaften und Handel. Nachdem er das Reich in Statthalterschaften abgetheilt, die er mächtigen Bojaren anvertraute, vertheilte sein schwächerer Sohn Urosch V. das Land förmlich unter Fürsten oder Kneesen, die sich bald ganz unabhängig machten, und brach dadurch die Macht der Serben für immer. Im Jahre 1359 ging das Banat Machow und 1362 die Herzegowina verloren. Mit Urosch V. erlosch 1367 das neemansche Haus, und der Woiwode Wukaschin bestieg darauf den Thron von S.; er kämpfte mit den Griechen gegen die Türken, eroberte 1369 Thessalonich, verlor aber 1371 am Tänarus Schlacht und Leben. Nach ihm bestieg der Knees Lasar (Lazar) den Thron und wurde der Stifter eines neuen Regentenhauses, doch mußte er sich die meisten Gebiete erst erobern. Im Jahre 1376 ließ er sich zum Kaiser krönen, machte aber von diesem Titel keinen Gebrauch. Nachdem er sich 1386 den Türken förmlich als

Vasall unterworfen, zog er 1389 mit den benachbarten christlichen Fürsten gegen sie zu Felde, verlor aber am 15. Juni die Schlacht auf dem Amselfelde, auf der Hochebene von Pristina, und ward im Zelte des Siegers, Murads II., enthauptet, mit ihm ein großer Theil des serbischen Adels. Nun regierten in S. noch einige Fürsten mit dem Titel **Despoten**, unter türkischer Hoheit, mit der Verpflichtung, den Türken Tribut zu bezahlen und Heeresfolge zu leisten. Bald aber erhielt Lasars Sohn, Stephan, die Regierung als ein Vasall der Türken, doch mußte er das Land mit seinem Schwager Wuk Brankovics theilen. Ihm folgte 1425 sein Neffe Georg **Brankovics** in der Herrschaft, der ein Bündniß mit den Ungarn schloß und das türkische Joch abzuschütteln versuchte. Von Sultan Murat besiegt und vertrieben, erhielt er durch die Siege Johannes Hunyads und durch den Frieden von Szegedin 1440 sein Land zurück. Im Jahre 1459 überschwemmte Sultan Mohammed II. das Land, eine Menge der angesehensten Familien wurden völlig ausgerottet, andere flüchteten sich nach Ungarn, 200,000 Seelen wurden als Sklaven weggeführt und das Land in eine **türkische Provinz** verwandelt. Auch in S., wie im griechischen Reiche, wollten sich die Fürsten der lateinischen Kirche anschließen, um mit dem Papste und den christlichen Fürsten des Abendlandes in ein näheres Bündniß zu treten, aber die Bojaren widersetzten sich und hielten es lieber mit den Türken als mit dem Papste. Manche von diesen nahmen selbst den Islam an, namentlich in Bosnien. Da jedoch die Türken das Land stets nur militärisch besetzten und nie das Landbesitzthum in Anspruch nahmen, so haben die Serben die Eigenthümlichkeit ihres Charakters, ihre Sprache und ihre Sitten gerettet, und ebenso (wenigstens der Mehrzahl nach) ihre Religion und die Erinnerung an ihre Heldenzeit sich bewahrt. Die Religion namentlich hielt das Band der Nation fest zusammen und stellte sie dem Eroberer schroff entgegen. Durch den Frieden von Passarowitz (1718) kam ganz S. mit dem Banat und dem größten Theil von Bosnien an Oesterreich, aber der Uebermuth der österreichischen Offiziere und Beamten erstickte die Sympathien für die christliche Herrschaft, und in dem für Karl VI. so unglücklichen Kriege von 1738 trugen die Serben sogar wesentlich zur Wiederherstellung des türkischen Regiments bei. Dieses lohnte aber ihre Anhänglichkeit so schlecht, daß zur Zeit des von Katharina II. und Joseph II. unternommenen Kriegs gegen die Türken die Serben sich für Oesterreich erhoben. Im Jahre 1801 veranlaßte der Druck, den die türkischen Befehlshaber und die Janitscharen ausübten, sogar einen Aufstand in S., an dessen Spitze der tapfere Czerny Georg (Kara Georg) stand. Eine Reihe glücklicher Gefechte befreite das Land von den Janitscharen, und am 12. Dec. 1806 schloß die Erstürmung von Belgrad die erste Periode des serbischen Unabhängigkeitskriegs. Um diese Zeit begannen aber die russischen Ränke in S. Rußland versprach den Serben seinen Schutz, wenn sie seine Oberherrschaft anerkennen würden. Dessen weigerte sich das freie Volk und schlug in den Feldzügen von 1809 und 1810 die von Osten und Westen über die Morawa und Dwina vordringenden Türken fast ohne russische Unterstützung zurück. Russische Intriguen aber brachten es dahin, daß im Frieden von Bucharest nur nichtssagende Stipulationen für S.: allgemeine Amnestie, eigene innere Verwaltung, dagegen Tributpflichtigkeit und Uebergabe der Festungen an den Sultan, enthalten waren. Die türkische Auslegung dieser Bestimmungen ließ nicht auf sich warten. Anstatt der Amnestie gewährten die Türken Auswanderung aller Mißvergnügten, mit den Festungen forderten sie alle Waffen und Kriegsvorräthe; außerdem verlangten sie Aufnahme der vertriebenen Osmanli und Wiedereinsetzung derselben in den alten Besitz. Drei türkische Heere, die unter dem Oberbefehlshaber Khurschid Pascha auf drei Seiten über Donau, Morawa und Dwina in das Land brachen, unterstützten diese Interpretation. Zwar standen 7 Festungen und viele Schanzen zur Verfügung der Serben, 150 Geschütze mit hinreichendem Schießbedarf waren in ihren Händen, und zu den 20,000 schlagfertigen Kriegern ihres Heeres kam noch eine Reserve, die sich in der Schumadia sammelte. Czerny Georg ließ sich aber bestimmen, seine Kräfte zu vereinzeln, und so wurden sie von den Türken nach einander aufgerieben. Sein Uebertritt auf österreichisches Gebiet hatte die völlige Auflösung der serbischen Streitmacht zur Folge. Nur Milosch Obrenowitsch setzte mit einer kleinen Schaar 1815 den Kampf fort, und sein Sieg auf der Ebene der Matschwa über die unter Ali Pascha aus Bosnien eingedrungenen Türken entschied die Unabhängigkeit S.s. Nachdem Czerny Georg bei seiner Rückkehr ins Land durch Meuchelmörder gefallen, die Milosch gedungen, ward letzterer am 6. Nov. 1817 zu Belgrad in einer Versammlung aller Kneesen und der vornehmsten Geistlichen des Landes zum **Fürsten** von S. ausgerufen und vom Diwan als solcher anerkannt. Der türkisch-russische Vertrag von Akjerman verbürgte den Serben freie Wahl ihrer Oberhäupter, unabhängige Gerichtsbarkeit, vollkommen freie innere Verwaltung, eigene Erhebung der Steuern bei festbestimmtem Tribut. Dem Vertrage von Akjerman folgte der russisch-türkische Krieg, den die Serben mit Begeisterung begrüßten, weil sie Hoffnung hatten, Bosnien und die Herzegowina für sich zu gewinnen. Aber Milosch erhielt die strenge Weisung, sich darauf zu beschränken, dem türkischen Heere in Bosnien den Durchmarsch durch S. zu verbieten, wodurch er den Russen die rechte Flanke deckte. Das Versprechen der erblichen Fürstenwürde hielt das Schwert des kriegerischen Fürsten in der Scheide. Da aber der Vertrag von Adrianopel die Serben einfach auf die Bestimmungen von Akjerman verwies, so wußte sich Milosch durch Bestechung im August 1830 in Konstantinopel einen Berat (Lehnbrief) zu verschaffen, der ihn als **erblichen Fürsten** der Serben bestätigte. Die beiden Hattischerifs vom 6. Juni und 4. Dec. 1834 erledigten die letzten mit der Pforte noch obschwebenden Differenzen, indem sie 6 von S. losgerissene Distrikte zurückgaben, den von S. an die Pforte zu zahlenden Tribut festsetzten und den Aufenthalt der Türken auf Belgrad beschränkten.

Gestützt auf seine Momken (bewaffneten Begleiter), regierte Milosch fortan mit solcher grausamen Willkür, daß Anfangs 1835 unter Führung der beiden angesehensten Serben, Abram Petroniewitsch und Thomas Wutschitsch, ein Aufstand ausbrach, in Folge dessen sich Milosch am 3. Febr. zur Anerkennung einer ihm vorgelegten Verfassung verstehen mußte. Der Diwan ersetzte dieselbe jedoch durch das sogenannte organische Statut von 1838, das weder die Volkswünsche, noch den Fürsten befriedigte. An die Stelle der Volksversammlung trat jetzt ein Senat mit dem Recht, die Höhe der Steuern zu bestimmen, die Besoldungen des Militärs und der Beamten festzusetzen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Milosch beschwor diese Verfassung, aber er hielt sie nicht, indem er, im Vertrauen auf die Mithülfe seines Bruders Jephrem, des Präsidenten des Senats, sich seiner Feinde entledigen zu können hoffte, und als der Senat von ihm eine Rechnungsablage über Landesgelder verlangte, die er für seinen Harem und anderen Luxus verschwendet hatte, schickte er seine Garden gegen jenen, doch mußten dieselben in der Nähe von Belgrad, bei dem Kloster Rakowitsch, vor Wutschitsch die Waffen strecken. Am 13. Juni 1839 dankte Milosch hierauf nothgedrungen zu Gunsten seines Sohnes Milan ab, und am 15. verließ er mit seinem Sohne Michael das Land. Da Milan schon am 8. Juli starb, ernannte die Pforte dessen Bruder Michael zum Nachfolger, setzte ihm aber eine Regentschaft zur Seite, gebildet von Jephrem Obrenowitsch, Petroniewitsch und Wutschitsch. Das jetzt hervortretende Uebergewicht der aristokratischen Partei rief zwar 1840 eine Volksbewegung hervor, in Folge deren Wutschitsch und Petroniewitsch in die türkische Citadelle von Belgrad flüchten mußten; aber Fürst Michael bewies sich ebenso unfähig als tyrannisch, und als er sich beigehen ließ, die Eichelmast zu besteuern, gelang es den beiden Vertriebenen, eine Volkserhebung gegen ihn zu Stande zu bringen. Der Bezirk von Kragujevatz gab das Signal, in wenigen Tagen war ganz S. alarmirt und Michael sah sich am 6. und 7. September 1842 genöthigt, mit seinem Gefolge auf österreichisches Gebiet überzutreten. Eine am 14. September bei Belgrad zusammenberufene Volksversammlung wählte darauf den Sohn Czerny Georgs, Alexander Karageorgiewitsch, einstimmig zum Fürsten, und am 14. Nov. erhielt derselbe die Bestätigung von Seiten der Pforte, doch gestand ihm dieselbe nur den Titel eines Basch-Beg, d. i. Oberherrn, zu und legte ihm mehre mit den früheren Verträgen in Widerspruch stehende Beschränkungen auf. Der russische Czar erhob zwar anfangs Protest gegen die Erhebung Alexanders, begnügte sich aber, als die Skuptschina von Toptschider, von 2800 Stimmberechtigten besucht, denselben einstimmig in seiner Würde bestätigte (27. Juli 1843), damit, die Ausweisung der beiden Revolutionsmänner aus S. zu verlangen. Am 13. August gingen dieselben auch wirklich nach Widdin ins Exil, kehrten aber noch in demselben Jahre unter dem Jubel des Volks ins Vaterland zurück, und selbst die von Rußland nun gestellte Bedingung, daß sie kein öffentliches Amt wieder erhalten sollten, ward bald nachher aufgehoben. Neue Versuche, die Obrenowitsche wieder ans Ruder zu bringen, mißlangen, wie die früheren, und seitdem Wutschitsch und Petroniewitsch ihren Platz im Ministerium wieder eingenommen, erfolgte nun eine Reihe von Reformen, die ein gedeihliches Fortschreiten des inneren Staatslebens zur Folge hatten. Auch die Stürme des Jahres 1848 berührten die inneren Verhältnisse S.s nicht. Die österreichischen Südslaven zogen aus eigenem Interesse das Nachbarland mit seinen tapferen Kriegern in ihre Bewegung. Serben aus dem Fürstenthum kämpften unter Stephan Petrowitsch Knicanin gegen die Magyaren und steigerten die Greuel des Racenkrieges in den unteren Donaugegenden nicht wenig. Für die Entwickelung des politischen Lebens in S. war der Krieg in sofern von Bedeutung, als seitdem eine slavisch-patriotische Partei, besonders unter dem jüngeren Geschlecht, hervortrat, die den Krieg gegen den Islam und Vereinigung S.s mit dem großen Slavenreiche zu ihrem Feldgeschrei erhob. Um so mehr suchten aber seitdem die vorsichtigen Lenker des Staats die alten Verbindungen mit Konstantinopel wieder herzustellen. Nachdem Wutschitsch in Ruhestand getreten war, stand der bisherige Minister des Inneren, Elias Garaschanin, ein ebenso energischer als besonnener und für den Fortschritt begeisterter Mann, als Minister des Aeußeren an der Spitze der Verwaltung und erhob S. zu immer größerer Selbstständigkeit, erhielt aber Ende März 1853 auf Andringen des russischen Generalkonsuls seine Entlassung. An seine Stelle trat der bisherige Minister des Inneren, Alex. Siemitsch. Seitdem wurde S. immer mehr der Schauplatz der entgegengesetzten Bestrebungen Rußlands und der Türkei. Als am 28. Okt. von Seiten der Pforte die Aufforderung an den Fürsten erging, eine definitive Erklärung über seine Stellung im Kriegsfall abzugeben, erklärte er, daß er bei dem zwischen den beiden Schutzmächten des Landes ausgebrochenen Streit strenge Neutralität beobachten werde. Die begonnenen Rüstungen wurden energisch fortgesetzt und an der Grenze gegen einen etwaigen Einfall der Türken Truppen aufgestellt. Der von dem türkischen Kommandanten zu Belgrad verlangten Ausweisung sämmtlicher Russen aus Belgrad folgte am 17. Nov. die Abreise des russischen Generalkonsuls von dort. Gab hierin die serbische Regierung den türkischen Wünschen nach, so suchte sie nichtsdestoweniger doch auch Rußland sich geneigt zu erhalten. Als am 27. Januar 1854 in einem großherrlichen Ferman die Aufrechthaltung aller den Serben bewilligten Privilegien zugesichert und nur die Anerkennung der Lehnspflicht und die Erfüllung der Verträge verlangt ward unter ziemlich verständlicher Hinweisung auf die Lösung des schutzherrlichen Verhältnisses zu Rußland, betonte die Antwort des Senats das schutzherrliche Verhältniß zu Rußland in sehr bestimmter Weise und sprach sich für dessen Fortbestand aus, da S. dem russischen Kaiser alle Rechte verdanke, die es besitze. Gegen Mitte des Jahres standen in S. 80,000 Mann Infanterie und 16,000 Reiter unter den Waffen, angeblich nur zum Schutz gegen

Einfälle des türkischen Landsturmes, in der That aber zur Verhinderung einer Besetzung des Landes durch österreichische Truppen. In einer besonderen Denkschrift vom 17. April ward bei der Pforte über die feindselige Haltung Oesterreichs geklagt und gegen jede militärische Intervention von Seiten Oesterreichs protestirt. Die Pforte forderte aber ernstlich die Einstellung der Rüstungen, worauf wenigstens eine scheinbare Sistirung derselben erfolgte. Zu Anfang des Jahres 1855 traten in S. wiederholt slavisch-russische Bewegungen hervor. Wenn auch die Regierung nach wie vor ihre Neutralität zu wahren suchte, so hielt doch der Senat mit seinen russischen Sympathien nicht zurück. Als nämlich Oesterreich im Juni auf eine formelle Anerkennung der thatsächlich bestehenden Freiheit der christlichen Kulte gedrungen hatte und der Fürst bei dem Senat die Entwerfung eines diesfallsigen Gesetzes beantragte, wies dieser den Antrag zurück. Ein weiterer Konflikt entstand in Folge der vom Fürsten geschehenen Ernennung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze, zugleich als fürstlicher Stellvertreter, der bisherige Agent des Fürsten in Konstantinopel, Nikolajewitsch, treten sollte. Hiergegen opponirte der Senat und eröffnete in weiterer Folge dem Fürsten im September, daß nur Senatsmitglieder als Minister anerkannt werden könnten. Die am 30. December erfolgende definitive Besetzung der Ministerstellen war als eine Koncession an den Senat zu betrachten, als der Senator Jankowitsch zum Ministerpräsidenten und Minister des Aeußeren und der Senator Damianowitsch zum Minister des Inneren ernannt wurden. Aber bereits im Juni 1856 trat der Ministerpräsident wieder zurück u. an seine Stelle trat provisorisch der Justizminister Markowitsch, welcher als Günstling der österreichisch gesinnten Camarilla des Fürsten galt, darum aber von vorn herein den überwiegend russenfreundlichen Senat gegen sich hatte. Die Frucht des pariser Friedens für S., die Aufhebung des russischen Protektorats unter Bestätigung der von der Pforte dem Lande verliehenen Privilegien, deren Garantie sämmtliche kontrahirende Mächte übernahmen, verkündigte der Fürst dem Lande in einer Proklamation vom 5. Juli. Die Ministerkrisis endete am 29. September endlich mit einem Kabinetswechsel, indem Siemitsch für das Aeußere, Marinowitsch für die Finanzen, Nikolajewitsch für das Innere und den Krieg, Markowitsch für Kultus u. Justiz ernannt wurden. In diesem Ministerium waren die Sympathien für Rußland, Oesterreich, Frankreich und die Türkei gleichmäßig vertreten. Während aber S. seitdem in gewerblicher und nationalökonomischer Beziehung sich bedeutend hob, dauerten die Parteiungen im Inneren fort und kamen Ende 1858 endlich zum Ausbruch. Die Skuptschina stellte am 21. December an den Fürsten Alexander geradezu das Verlangen abzudanken, und der Senat drang am 22. in ihn, dem Wunsche des Volks nachzugeben. Als sich der Fürst unter Protest in die von den Türken besetzte Festung begab und sich hier unter den Schutz der Pforte stellte, erklärte ihn die Skuptschina als Flüchtling für abgesetzt und erhob den achtzigjährigen Milosch Obrenowitsch auf den serbischen Thron. Auch der Senat stimmte nach anfänglichem Protest diesem Schritte bei. Da aber Milosch nicht zugegen war, so ward eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze Stephan Michailowitsch trat. Die bisherigen Minister blieben auf ihren Posten; nur das Militär erhielt einen anderen Oberbefehlshaber. Am 2. Januar 1859 erklärte sich Alexander hierauf zur Abdankung bereit. Ebenso fügte sich auch die Pforte schließlich dem Fait accompli, nur protestirte sie dagegen, daß sich Milosch in der Proklamation als erblicher Fürst bezeichnete. Um seine Popularität zu wahren, war derselbe vielfach genöthigt, den Volkswünschen nachzugeben. Am 26. Sept. 1860 starb er, und sein Sohn folgte ihm als Michael Obrenowitsch III. Sein Recht zur Regierungsnachfolge leitete derselbe lediglich aus seinem Erbrecht her, während die Pforte in ihren Bestätigungsformen jene nur als Folge einer im Voraus angenommenen und von ihr bestätigten Wahl ansah. Die seit dem 18. August 1861 zu Kragujevatz tagende Skuptschina nahm ein ihr vorgelegtes neues Skuptschinagesetz, eine Reorganisation des Senats und der Militärverfassung und eine neue Steuerregulirung an, und der Senat ertheilte den Vorlagen ebenfalls seine Zustimmung. Die Organisation der Volksmiliz ward 1862 trotz türkisch-österreichisch-englischen Widerspruchs durchgeführt. Ende April 1862 übernahm ein neues Ministerium die Verwaltung (Garaschanin das Aeußere, Christitsch das Innere, Jukitsch die Finanzen und Mordin die Militärsachen). Unter demselben traten die Bestrebungen der Serben nach voller Unabhängigkeit von der Pforte immer offener hervor, und die Spannung zwischen Türken und Serben führte in Belgrad in Folge eines Streits eines Türken mit einem serbischen Knaben am 15. Juni zu einem blutigen Auflauf. Die türkischen Thorwachen wurden nach der Festung zurückgedrängt u. dessen Kommandant bombardirte am 17. Juni die Stadt, ohne ihr indessen beträchtlichen Schaden zuzufügen. Am 18. Juni kam es zu einem Waffenstillstand. Der von der Pforte sofort nach Belgrad geschickte Kommissar konnte die Forderungen der Serben, Entfernung aller Türken aus S., außer den Festungsgarnisonen, Verzicht der Türken auf das Besetzungsrecht der Stadtthore Belgrads und auf Ausübung der Polizei daselbst, uneingeschränktes Recht zur Aenderung des Ustaw, Anerkennung des Erbfolgerechts für die Familie Obrenowitsch und Beschränkung der Truppenzahl bei den Festungsgarnisonen, nicht bewilligen und es traten daher die Gesandten der Mächte, die den pariser Frieden unterzeichnet hatten, behufs Ordnung der serbischen Angelegenheiten in Konstantinopel zu einer Konferenz zusammen. Der Ausgleich, den dieselben Anfang September zu Stande brachten, bestand darin, daß die Türken die Stadt Belgrad zu räumen hatten und ihre Besatzung auf 2 kleine Forts im Inneren S.s zurückzogen. Im Jahre 1863 gingen trotz der Protestation der Pforte großartige Waffensendungen aus Rußland nach S. Am 23. Mai 1865 ward das fünfzigjährige Jubiläum der Unabhängigkeit S.s feierlich begangen. Im Juni desselben Jahres trennte der Fürst seine

Ehe unter Ueberlassung der Hälfte der fürstlichen Civilliste an die geschiedene (kinderlose) Fürstin, und dieselbe verließ hierauf das Land. Vergl. **Ranke**, Die serbische Revolution, Hamb. 1829; 2. Aufl. 1844; **Thal**, S.s Neuzeit, Wien 1840; **Richter**, S.s Zustände, Leipz. 1840; **Sor**, S.s Freiheitskrieg, aus dem Französischen, das. 1845; **Bystrzonuwski**, S. und seine europäischen Beziehungen, das. 1845; **Kiepert**, Karte von S., Weimar 1849; **Robert**, Die Slawen der Türkei, Stuttgart 1851, 2 Bde.; **Reigebaur**, Die Südslawen und deren Länder, Leipzig 1852; Das serbische Volk in seiner Bedeutung für die orientalische Frage und die europäische Civilisation, das. 1853; **Cunibert**, Les révolutions de la Serbie depuis 1504 jusqu'à 1850, das. 1855, 2 Bde.; **Hilferding**, Geschichte der Serben und Bulgaren, aus dem Russischen, Bautzen 1856.

Serbische Sprache und Literatur. Die serbische **Sprache** bildet mit der kroatischen u. windisch-krainischen eine der vier Hauptmundarten der slavischen Sprache, die sogenannte **illyrische**, und wird den ostslavischen Dialekten zugezählt. Sie nähert sich mehr dem Russischen als dem Böhmischen und Polnischen und übertrifft alle ihre Schwestersprachen an melodischem Klang und Weichheit, was sie zum Theil dem Einflusse der italienischen und griechischen Sprache verdankt; auch ist der spätere Einfluß des Türkischen unverkennbar. Dennoch hat sie ihren ächt slavischen Charakter bewahrt, wie sie denn mit den übrigen slavischen Sprachen die vollkommene Deklination und Konjugation und freie Wortfügung gemein hat; selbst das Eingehen in die altklassischen Redeweisen und Versmaße ist ihr leicht. Gesprochen wird sie in der Herzegowina, in Montenegro, Bosnien, Dalmatien, Slawonien, dem östlichen Kroatien und dem eigentlichen Serbien von etwa 7½ Millionen Menschen, von denen über 4½ Mill. unter österreichischer, über 2¼ Mill. unter türkischer und etwa 100,000 unter russischer Herrschaft stehen. Zur Schriftsprache hat sie sich erst im 18. Jahrhundert erhoben; denn die älteren serbischen Sprachüberreste sind sämmtlich in dem Kirchenslavisch oder in einem Gemisch desselben mit der serbischen Volkssprache abgefaßt, aus dem aber das gegenseitige Verhältniß beider nicht mehr herauszufinden ist. Wuk Stephanowitsch unterscheidet in der serbischen Sprache 3 Dialekte: den **herzegowinischen** in Bosnien und der Herzegowina, den **razawischen** an der Razawa und den **syrmischen** in Syrmien und Slawonien. Die Serben bedienen sich des cyrillischen Alphabets. Der Anfang des Vaterunser lautet: Ottscho nasch, hoi si na nebesech, da sie sväti imje tvoje, d. i. Vater unser, welcher bist im Himmel, daß geheiligt sei dein Name. Grammatiken lieferten Wuk Stephanowitsch (Wien 1814, deutsch mit Vorrede von J. Grimm, Berlin 1824), Berlic (Agram 1842, Wien 1854), Babukic (deutsch von Fröhlich, Wien 1839); Wörterbücher Wuk Stephanowitsch (das. 1819), Richter und Ballmann (deutsch-illyrisch und illyrisch-deutsch, das. 1839 bis 1840, 2 Bde.), Mazuranic und Uzarewic (deutsch-illyrisch, Agram 1842) und Stulli (illyrisch italienisch-lateinisch, Ragusa 1806, 2 Bde.). Vergl. **Schafarik**, Serbische Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart, Pesth 1833.

Die ältesten Ueberreste der altserbischen **Literatur** sind in der slavischen Kirchensprache abgefaßt und reichen bis an das 13. Jahrhundert. Zu ihnen gehört das auf dem Berge Athos in Handschrift befindliche Geschlechtsregister „Rodostow“ von Daniel, Erzbischof der Serben, der als Zeitgenosse die Geschichte der serbischen Könige von 1272—1336 erzählt. Von dem serbischen Czaren Stephan Duschan dem Großen (1336—56) hat man ein, bisher nur aus verfälschten Handschriften bekanntes, erst 1845 im illyrischen „Kolo“ veröffentlichtes Gesetzbuch, das zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte große Beachtung verdient. Außerdem existiren aus jener frühen Zeit noch einige Kirchenbücher, von denen auch die mit glagolitischen Zügen geschriebenen dem illyrisch-serbischen Stamme angehören. Die türkische Herrschaft vernichtete auf lange Zeit jeden Fortschritt. Der letzte Despot, **Georg Brankowitsch** (geboren 1645), regte zuerst durch seine „Geschichte Serbiens“ die Liebe zur vaterländischen Literatur wieder an. Er schließt gewissermaßen die Vorperiode der serbischen Literatur, für die eine neue Aera mit dem Bestreben begann, das Kirchenslavische und die serbische Volkssprache zu schreiben und letztere zur Schriftsprache zu erheben. Dies unternahm zuerst Dosithei **Obradowitsch** (1739—1811), fand aber nur getheilten Beifall, so daß eine solche Anarchie in der serbischen Literatur entstand, daß von den etwa 400 seit 1750 erschienenen serbischen Werken nur ein geringer Theil im wirklichen Kirchenslavisch abgefaßt ist, die übrigen aber in den verschiedensten Stufen und Orthographien zwischen beiden schwanken. Dieser Sprachmengerei stellten sich Demetrius **Davidowitsch**, der 1814—22 eine serbische Zeitung und einen serbischen Almanach herausgab, und Wuk **Stephanowitsch** kräftig entgegen; besonders ist der letztere als der eigentliche Schöpfer der neueren serbischen Literatur zu betrachten.

Den Reigen der **schönwissenschaftlichen** Literatur der Serben führen die Volksgesänge, die mit ihrer rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orientalische Gluth und griechische Plastik wunderbar vereinigen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türkischen Herrscher war, noch andere stammen aus neuerer Zeit. Es sind Helden-, Liebes- u. Frauenlieder (Kolo's). Letztere, meist von Mädchen u. Frauen gedichtet, werden von jungen Leuten beim Volkstanz (Kolo) gesungen. Das Versmaß der kleinen Lieder besteht meist aus Trochäen und Daktylen und hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Rhythmen anakreontischer Oden. Die erste Aufzeichnung der serbischen Volkslieder geschah durch **Wuk Stephanowitsch** in der „Sammlung serbischer Volkslieder“ (Wien 1814—15, 2 Bde.; Leipzig 1823, 3 Bde.; deutsch von Talvj, Halle 1825—26, 2 Bde.). Eine Sammlung serbischer Hochzeitslieder gab **Wessely** (Pesth 1826); „Serbische Lieder“ P. von **Götze** (Petersb. 1827), serbische Volkslieder und Heldenmärchen W. **Gerhard** unter dem Titel „Wila“ (Leipzig 1828,

2 Bde.) heraus. Andere historische Lieder, die schon der Kunstpoesie angehören, sind von Wikentje Rakitsch, Gawriel Kowagewitsch, Michalje Wilkowitsch, Milowan Widakowitsch, Soriza und Abram Brankowitsch. Eine aus aneinander gereihten Heldenliedern bestehende Schilderung der serbischen Revolutionskriege ist Simeon Milutinowitsch' „Serbianka" (Leipz. 1827, 4 Bdchn.). Neuere Lyriker sind Jowan Patschitsch, Jowan Doschenowitsch, M. Widakowitsch, der talentvollste aber unstreitig Lucyan Muschicki, Erzbischof von Karlowitz, durch den überhaupt eine frische und kräftige Literaturbewegung ins Leben gerufen wurde. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Dichtungen" (Pesth 1838, 2 Bde.; Ofen 1840). Satiren lieferten Messarowitsch, Raitsch, Merkail. Das Drama wurde von Mehren bearbeitet, die Tragödie von Raitsch, Popowitsch, Obilitsch, Milutinowitsch, das Schauspiel von Stoikowitsch, Josephowitsch; die Komödie von Raitsch, Widakowitsch. Im Roman und in der Erzählung thaten sich Ilitsch, Raitsch und Widakowitsch hervor. Fabeln hat man von Wuitsch. Dem Taschenbuch „Danica" von Wuk Stephanowitsch folgten die Taschenbücher von Spiridion Jowitsch, Pavlowitsch, Nikolitsch und Bozarowitsch. Reich ist die serbische Literatur an Uebersetzungen. Die Fabeln des Aesop wurden von Obradowitsch (Leipz. 1788), Stücke aus Ovid von Mrasowitsch, die „Ars poetica" des Horaz von Sevetitsch und von Hadschitsch (Wien 1827), Geßners Daphnis und Idyllen von Matitsch, Thomsons Jahreszeiten von Arsitsch, Lustspiele von Goldoni von Jankowitsch übersetzt etc.

Eine wissenschaftliche Literatur ist erst im Entstehen begriffen. Obenan stehen die historischen Werke von Kongelaz, Raitsch. Daran schließen sich eine nicht unbedeutende Anzahl Biographien von Jowanowitsch, Popowitsch, Wuk Stephanowitsch. Die Geographie bearbeiteten Solaritsch, Bulitsch, Wuitsch, Popowitsch und Brankowitsch. Medicinische Schriften sind Steitsch' „Makrobiotik", Hadschitsch' „Lehrbuch der Gesundheit", Beritsch, „Ueber Schutzblattern"; auch hat Betschkereki Hufelands „Makrobiotik" auf vaterländischen Boden verpflanzt. In der Jurisprudenz läßt sich kaum ein irgend bedeutendes Werk aus neuerer Zeit über juristische Gegenstände anführen. Die theologischen Disciplinen sind ebenfalls vernachlässigt worden. Neben der alten Bibelübersetzung wollte Wuk Stephanowitsch für das Volk eine neue veranstalten; allein in Wien wurde der Druck nicht erlaubt, und in Petersburg, wo sie 1824 erschien, wurden von der Revisionsbehörde eine solche Menge kirchliche Ausdrücke eingeschoben, daß des Uebersetzers Zweck ganz verfehlt und die Bibel für das Volk ebenso wenig les- und genießbar wurde wie vorher. In der Philosophie hat man sich nicht bloß begnügt, Fremdes durch Uebersetzung sich zu eigen zu machen, sondern die Serben besitzen auch einige Originalwerke, wie Schimitsch' „Logik", Betschkereki's „Philosophie", Obradowitsch' „Ethik" (Venedig 1803), Bojadschi's „Sittenlehre", Lasarewitsch' „Moralphilosophie" etc. Zur Kenntniß der serbischen Literaturgeschichte dienen Boitsch' „Erinnerungen an die berühmten slawonisch-serbischen Literatoren", und Sotaritsch' „Verzeichniß slawonisch-serbischer Schriftsteller" (Venedig 1810). Von Journalen sind die von Davidowitsch und Fruschitsch herausgegebene „Serbische Zeitung" von 1813—21 und die in 17 Jahrgängen bestehende von Nowakowitsch zu nennen.

Serbische Woiwodschaft, 1850—60 ein besonderes österreichisches Kronland, s. Woiwodschaft Serbien und temeser Banat.

Serchio, Fluß in Mittelitalien, entspringt in der Provinz Modena am Monte Pisanino auf den Apenninen, fließt südlich durch das romantische Thal der Garfagna, nimmt den Lima auf, tritt dann in die Ebene von Lucca ein, geht in die Provinz Pisa über und fällt dort, nördlich von der Mündung des Arno, nach einem Lauf von 14 Meilen in den Golf von Genua des Mittelmeers.

Sercq, Insel, s. v. a. Sark.

Serdar (Sirdar, pers. und türk.), die höchste Würde in der türkischen Armee, etwa s. v. a. Feldmarschall.

Sered, linker Nebenfluß des Dnjestr in Galizien, mündet bei Grodek.

Serenade (franz. sérénade, ital. notturno), eine Abendmusik, Nachtmusik, aufgeführt im Freien unter Jemandes Fenster, heimisch vorzüglich in den südlichen Ländern, namentlich Spanien und Italien, steht hauptsächlich im Dienste der Liebe und Galanterie, wird aber auch zuweilen als Ehrenbezeigung und Glückwunsch angewendet und unter dem Fenster einer zu ehrenden Person dargebracht.

Serenissimus (lat.), der Durchlauchtigste, Seine Durchlaucht.

Serenitas (lat.), Heiterkeit, Ruhe des Wetters; Durchlauchtigkeit, Titel der Kaiser und Könige.

Seres (Syrus, Serre), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Salonichi, unweit des Strymon in einer fruchtbaren Ebene, einer der ersten Handels- und Fabrikplätze der europäischen Türkei und Hauptstapelplatz für Macedonien, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat ein Schloß, zahlreiche Moscheen und griechische Kirchen, viele ansehnliche Gebäude, Baumwoll- und Wollmanufakturen, Kattundruckereien, Handel mit Baumwolle, Tabak und Getreide und 20,000 Einwohner. In der Umgegend wird viel Reis, Obst und Gemüse gebaut. In der Nähe der Berg Carcina, der einen prächtigen Ueberblick über die ganze reiche Ebene mit mehren hundert Ortschaften bildet.

Seressaner (Rothmäntel), die den österreichischen Grenzregimentern beigegebenen Mannschaften, welche, etwa 200 bei jedem Regiment, alle außerordentlichen Aufträge, wie Rekognoscirungen, Gensdarmerie-, Avantgarden- und Patrouillendienst, zu verrichten haben und mit langer Flinte, Pistolen und Handschar bewaffnet, mit blauem Dolman, rothem Mantel und rother Kappe bekleidet sind. Sie zeichneten sich von Alters her ebensowohl durch Tapferkeit als durch Grausamkeit aus.

Sereth (Sireth, Hierasus), 1) österreichisch-galizischer und türkischer Fluß, entspringt auf

den Karpathen im galizischen Kreis Czernowitz (Bukowina), tritt nach 15 Meilen langem Lauf in die Moldau, deren Hauptfluß er ist, fließt nach Süden, weiterhin nach Südosten parallel mit dem Pruth und mündet, zuletzt die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 62 Meilen bei Braila in die Donau, links. Seine Nebenflüsse sind: der kleine S., die Suczsawa, Moldawa, goldene Bistrizza u. a. m. — 2) Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Czernowitz, an dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses und unmittelbar an der Grenze der Moldau, hat 3 griechische Kirchen, eine Synagoge, stark besuchte Pferdemärkte und 5653 Einw.

Serfo (Serfanto, Serfino, Skripho), Insel im ägäischen Meere, zur griechischen Nomarchie der Cykladen gehörig, südlich von Therma, 1 QMeile Flächenraum mit 3000 Einwohnern, kahl und felsig, bringt etwas Wein, Safran und Zwiebeln und enthält viel Magneteisenstein. Der gleichnamige Hauptort, im Südosten der Insel auf einem Felsen gelegen, hat eine hellenische und eine Gemeindeschule u. (¹/₂ Stunde davon entfernt) einen Hafen. Nordöstlich von S. die kleine unbewohnte Insel Serfopulo. S., das alte Seriphus (auch Akis), spielt in der griechischen Mythe eine Rolle als der Ort, wo Danaë und Perseus, von Acrisius ausgesetzt, landeten, wo Perseus erzogen ward und später mittelst des Gorgonenhauptes die Bewohner in Stein verwandelte. Später, von den Joniern kolonisirt, nahm die Insel am Kampf gegen die Perser regen Antheil. Unter den römischen Kaisern war S. ein Verbannungsort.

Sergatsch, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nishnei-Nowgorod, an der Sergatscha, einem Nebenfluß der Piana, hat lebhaften Handel und 4000 Einwohner. Hier wird kurz nach der Messe von Nishnei-Nowgorod gewöhnlich eine vielbesuchte Nachmesse gehalten.

Serge, s. v. a. Sersche.

Sergeant (sergent, franz.), Titel der älteren Unteroffiziere, der aber nicht bei allen Armeen gebräuchlich ist. In der französischen Armee ist Sergent-major s. v. a. Feldwebel. Sergents d'armes hieß früher die königliche Leibwache; Sergent de bataille aber war Titel höherer Stabsoffiziere, welche die Aufstellung der Truppen zur Schlacht und ihre Ordnung auf dem Marsche zu überwachen hatten und in Abwesenheit des Oberbefehlshabers das Kommando übernahmen.

Sergeant at law (engl.), s. Barrister.

Sergel, Johann Tobias, berühmter schwedischer Bildhauer, geboren den 8. Sept. 1736 zu Stockholm, wurde von l'Archevêque unterrichtet und ging später zur weiteren Ausbildung nach Paris und von da nach Rom, wo er 12 Jahre verweilte und verschiedene Werke ausführte, die ihm den Ruf eines der vorzüglichsten Künstler erwarben. Er lieferte damals in Marmor einen liegenden Faun, Diomedes mit dem geraubten Palladium, eine Gruppe von Amor und Psyche, Mars und Venus, Venus Kallypygos, Othryades und eine kolossale Gruppe, welche die Geschichte vorstellt, wie sie dem Kanzler Oxenstierna die Thaten Gustav Adolfs erzählt; auch modellirte er die 12 Fuß hohe Gypsstatue Gustavs III., welche die Stadt Stockholm 1796 in Erz gießen ließ. Im Jahre 1779 nach Stockholm zurückgerufen, fertigte er hier das Grabmal Gustav Wasa's, Descartes' Denkmal in der Adolf-Friedrichskirche, die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief in der St.-Clarenskirche zu Stockholm, 2 Engel über dem Altar in der Domkirche zu Karlstad, viele Büsten in Marmor u. a. m. S.s Styl ist ernst, seine Formen sind bestimmt und in manchen seiner Werke schön, doch gelang es ihm nicht, in seinen Gestalten ein streng charakteristisch aufgefaßtes Individuum vorzuführen. Er † den 26. Febr. 1813 als erster Bildhauer des Königs und Professor der Akademie zu Stockholm.

Sergiewsk (Sergijewsk), 1) (Alt-S.), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Samara, Kreis Buguruslan, am Einflusse des Surgut in den Sok, war früher befestigt und bildete eine Festung des sakamskischen Festungsgürtels, hat 2 Kirchen, Handel und Industrie, Schwefel- und Asphaltquellen, eine Badeanstalt und 2817 Einwohner. Dabei Schwefelminen. — 2) (S.-Posad, Troitzkoi-Sergiew), Marktflecken und Wallfahrtsort im russischen Gouvernement Moskau, Kreis Bogorodsk, hat ein großes, prächtiges Kloster des heiligen Sergij, einen kaiserlichen Palast, 9 Kirchen, ein Seminar, einen Kaufhof, ein Wallfahrerhospiz, eine große Sammt- und Seidenmanufaktur, verschiedene andere Fabriken; große Magazine und 13,967 Einwohner.

Sergipe- (Seregipe) del-Rey, eine der östlichen Küstenprovinzen Brasiliens, zwischen den Provinzen Alagoas, Pernambuco und Bahia, im Osten vom atlantischen Ocean bespült, hat einen Flächenraum von 528 QMeilen mit 183,600 Einwohnern. Das Land ist an der Küste eben und theilweise sehr fruchtbar und gut angebaut, theilweise auch waldig, nach dem Innern zu steigt es auf und wird rauher und unfruchtbarer. Es wird vom San-Francisco (Grenzfluß gegen Alagoas und Pernambuco) und Rio Codindiba (mit Sergipe) und Rio Vazabaris bewässert. Hauptprodukte sind: Getreide, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Vanille, Ipecacuanha, Rindvieh, Pferde, Schweine, Leder und Salz. Hauptbeschäftigung bildet Ackerbau und Viehzucht; der Handel ist noch ohne wesentliche Bedeutung, die Industrie erst im Entstehen. S. gehörte früher zur Provinz Bahia. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Cidade de San Cristovao genannt), unweit der Mündung des Rio Vazabaris in den atlantischen Ocean, hat einen Hafen, Zucker- und Tabaksfabrikation, Gerberei, Küstenhandel und 9000 Einwohner.

Sergius, 1) Name von vier Päpsten: a) S. I., gebürtig aus Antiochia in Syrien, zu Palermo erzogen, bestieg am 6. Dec. 687 den päpstlichen Stuhl; er verwarf die 6 Kanones des Koncils in Trullus zu Konstantinopel (692), wodurch die Trennung der griechischen und römischen Kirche vorbereitet ward, ließ auf einer Synode zu Aquileja (698) die Schriften des Theodor von Mopsuestia, Theodoretus, und einen Brief des Bischofs Ibas von Edessa (die sogenannten drei Kapitel) verdammen und soll bei der Messe das „Agnus Dei“ eingeführt haben; † den 9. Dec. 701. — b) S. II., hieß eigentlich Petrus, war

erst Erzpriester zu Rom und ward 844 zum Papst gewählt, behauptete sich in seiner Würde trotz des von Kaiser Lothar erhobenen Widerspruchs und ward nachträglich von diesem bestätigt. Er † den 12. April 847. — c) S. III., that sich schon als Diakonus durch Laster vor, gelangte aber trotzdem 904, besonders von Albrecht, Markgrafen von Toskana, und den berüchtigten Weibern Theodora und Marozia unterstützt, auf den päpstlichen Stuhl; † 911, worauf sein ihm von der Marozia geborner Sohn als Johann XI. folgte. — d) S. IV., war Bischof von Alba, als er den 21. August 1009 zum Papst gewählt wurde. Er † den 13. Mai 1012. Er hieß eigentlich Bocca di Porco (Schweinsrüssel), soll aber diesen Namen in S. verändert und damit die Sitte aufgebracht haben, daß die Päpste nach ihrer Wahl ihren Familiennamen änderten.

2) Patriarch von Konstantinopel, seit 608, ein Syrer, war im Geheimen ein Anhänger der Monotheleten, unterstützte den Kaiser Heraclius in seinem Streben, die Monophysiten wieder mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen, und verfaßte zu diesem Behuf die 638 publicirte Ekthesis, welche die Lehre der Monotheleten begünstigte und daher vom Papst Johann IV. auf einem Koncil zu Rom verdammt ward. S. † 639.

Serica, im Alterthum das von den Seres bewohnte Land im Osten Asiens, den östlichen Theil der kleinen Bucharei und einen Theil des nordwestlichen China (s. d.) umfassend.

Sérignan, Stadt im französischen Departement Hérault, fabricirt Branntwein u. Liqueure, besonders Absinth, und hat 2285 Einwohner.

Serinagur (Sirinagur), Stadt in der indobritischen Präsidentschaft Agra, Provinz Gurwal, an der Alakananda, ehemals Hauptstadt von Gurwal, hat mehre Hindutempel, viele Palast- und Tempelruinen und etwa 1000 Einwohner, aber als Wallfahrtsort zahlreichen Pilgerbesuch.

Seringapatam (Seringapatnam, Ratana, Sri Ranga Patam), Stadt in der indobritischen Präsidentschaft Madras, Provinz Balaghaut, ehemalige Haupt- und Residenzstadt des Reichs Mysore, auf einer Insel im Cavery, besteht aus einem Fort und der schwarzen Stadt (Pettah), hat viele Paläste, darunter besonders den Laul Bang (Palast Hyder Ali's, jetzt großentheils verfallen) mit Mausoleum, prächtige Moscheen, ein Zeughaus, Hospital, Stückgießerei, Baumwollmanufakturen, Glaswaarenfabrikation, Gerberei, Töpferei, Handel und 12,800 Einwohner. Während ihrer Blüthezeit, als Residenz Tippo Saibs, soll die Stadt 150,000 Einwohner gehabt haben. Hier am 24. Febr. 1792 Friedensschluß der Briten mit dem Radscha von Mysore. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt von den Briten erobert, wobei Tippo Saib fiel.

Serino, Stadt in der italienischen Provinz Avellino, am Sabato, hat Seiden- und Wollweberei, Ruinen aus der Römerzeit u. 9000 Einw.

Serioso (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. ernst, feierlich, mit deutlichem Hervorheben der Accentnoten. Opera seriosa, s. Oper.

Seriphus, s. Serfo.

Sermaize, Stadt im französischen Departement Marne, an der Saulx, dem Rhein-Marnekanal und der Eisenbahn von Straßburg nach Paris, hat Eisenwerke, salinisch-eisenhaltige Mineralquellen und 1860 Einwohner.

Sermo (lat.), das Reden; auch die Sprache.

Sermocinatio (lat.), Unterhaltung, Gespräch; rhetorische Figur, wobei man eine nicht gegenwärtige Person redend einführt.

Seröse Häute (membranae serosae), sehr zarte, dünne, aber gefäß- und nervenreiche Membranen, welche die Oberfläche der meisten in der Brust- und Bauchhöhle befindlichen Organe überziehen. Die s.n H. treten als vollkommen geschlossene größere oder kleinere Säcke oder Blasen (z. B. der Brustfellsack) im Körper auf. Die innere, freie, der Höhle des Sackes zugekehrte Oberfläche dieser Häute ist sehr glatt, feucht und schlüpfrig, matt glänzend und mit einer einfachen Schicht von platten Epithelzellen überzogen. Die äußere Oberfläche jener Säcke ist durch lockeres, sogenanntes subseröses Zellgewebe an die benachbarten Theile befestigt, erscheint zellig rauh, gefäß- und nervenreich. Ihren Namen tragen die s.n H. von der geringen Menge der wässerigen, oft auch mehr schleimigen, serösen Flüssigkeit, mit welcher ihre innere Oberfläche überzogen ist u. wodurch diese ihren Glanz und ihre Schlüpfrigkeit erhält. Am menschlichen Körper kommen drei sehr wichtige s. H. vor, nämlich der Herzbeutel und der Brust- und Bauchfellsack. Dieselben überziehen das Herz, die Lungen, die meisten Unterleibsorgane, so daß diese genannten Organe gleichsam in die Höhle des betreffenden Sackes hineingestülpt sind. Bei dieser Einrichtung bildet sich eine äußere, das Organ nur locker umgebende und an den benachbarten Wänden der betreffenden Höhle (Brust-, Bauchhöhle) festhängende Platte, und eine innere, welche einen glatten, schlüpfrigen Ueberzug für das eingestülpte Organ abgibt. Zwischen beiden Platten, welche einander mit der glatten, feuchten, schlüpfrigen Oberfläche zugekehrt sind, aber ununterbrochen in einander übergehen, bleibt ein geschlossener Raum, welcher den eingestülpten Organen eine freie Bewegung gestattet. Der Nutzen der s.n H. besteht also darin, daß durch sie die eingestülpten Organe locker und beweglich aufgehangen und doch in ihrer Lage gehörig gesichert werden. Auch verhindern sie, daß sich diese Organe an einander oder an den Wänden der Höhle, in welcher sie liegen, reiben und dadurch in der ihnen nöthigen Form- und Lageveränderung hindern. Zu den wichtigsten Krankheiten der s.n H. gehören die, übrigens stets sehr schmerzhaften, Entzündungen, die Ansammlung von wässeriger Flüssigkeit (Wassersucht) und die Ansammlung von Luft in denselben, welche letztere von den verletzten Därmen oder Lungen her eindringt.

Seronen (Suronen), die Emballagen von südamerikanischen Ochsenhäuten, worin aus Brasilien und anderen südamerikanischen Ländern manche trockene Waaren, als Cochenille, Indigo, Pfeffer rc., versendet werden.

Seroux d'Agincourt, Jean Baptiste Louis George, berühmter Kunstkenner, geboren am 5. April 1730 zu Beauvais, erwarb sich als Staatspächter ein bedeutendes Vermögen, welches er größtentheils zu Kunstzwecken ver-

wendete, bereiste 1777 England, Belgien, Holland und Deutschland und lebte seit 1778 in Italien, wo er am 24. Sept. 1814 zu Rom †. Als Früchte seiner hauptsächlich der Kunstgeschichte vom 4. bis zum 16. Jahrhundert gewidmeten Forschungen erschienen: „Histoire de l'art par les monuments dépuis sa décadence en IVième siècle jusqu' à son renouvellement au XVIième" (Paris 1810—23, 6 Bde., mit Kupfern) und „Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite" (das. 1814).

Serpa, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, Distrikt Beja, auf felsiger Höhe unweit der Guadiana, ist ein Hauptplatz des Schleichhandels und hat 5700 Einwohner. In der Nähe bildet die Guadiana den Wasserfall Salto de Lobas (Wolfssprung).

Serpent (Schlangenrohr), Blasinstrument, besonders bei Militärmusikchören gebräuchlich, wo es die Stelle der Kontraviolons vertritt, besteht aus einem 5—6 Zoll langen, schlangenförmig gewundenen Rohre, dessen innere Höhlung oben 1½ Zoll im Durchmesser hält und nach und nach bis zu 4 Zoll sich erweitert. Das Rohr hat an der Mündung keinen Schallbecher und ist entweder aus zwei ausgestochenen Theilen von Holz zusammengeleimt und mit Leder überzogen, oder aus starkem Messingblech gearbeitet und mit Holz überkleidet. Oben hat es 3 Tonlöcher für die linke Hand, unten 3 für die rechte Hand und darunter noch eine verschlossene Klappe für den Ton dis oder es, die mit dem kleinen Finger der rechten Hand traktirt wird. Am oberen Ende befindet sich ein Sförmiges Rohr von Messingblech, an welchem ein dem der Posaune ähnliches Mundstück von Messing, Horn oder Elfenbein befestigt ist. Gehalten wird das Instrument beim Blasen wie der Fagott. Der S. steht in B; sein Tonumfang erstreckt sich mit Hülfe von 6 Hülfsklappen vom Kontra-B bis zum zweigestrichenen c. Die chromatischen Töne müssen theils durch den Ansatz gedrungen werden, theils werden sie durch nur halbe Deckung der Tonlöcher hervorgebracht. Der S. wurde von dem Kanonikus Edme Guillaume in Auxerre 1590 erfunden, von Regibo in Lille später verbessert. Dem S. nahe verwandt ist das (englische) Baßhorn (corno basso), erfunden von Frichot (1800), nur daß die Röhre desselben in einen Schallbecher ausläuft. In der Orgel heißt S. ein Register von 16-Fußton und weiter Mensur.

Serpentin, wasserhaltiges Silikatgestein von meist matter, im Bruch splitteriger Grundmasse, wenig härter als Kalkspath und milde, daher es sich auf der Drehbank bearbeiten läßt. Die Farbe ist meist dunkelgrün, olivengrün, lauchgrün, einerseits ins Lichtgrüne, andererseits vom Schwärzlichgrünen ins Schwarze übergehend, seltener gelb, braun, roth oder bunt (geflammt, geadert, gefleckt). Der S. besteht aus wasserhaltigem Bittererdesilikat und enthält 8—13 Procent Wasser, 38—44 Proc. Kieselerde und 34—39 Proc. Bittererde mit 2—13 Proc. Eisenoxydul, das selten fehlt, auch wohl geringen Mengen von Chromoxyd, Kalkerde, Spuren von Manganoxyd, selbst von Nickel, zum Theil auch bis 3 Proc. Thonerde. Er liefert im Kölbchen Wasser und brennt sich auf der Kohle vor dem Löthrohr weiß, ohne zu schmelzen; nur die feinsten Splitter lassen sich zu weißem Email schmelzen. Er wird von Salzsäure langsam, von Schwefelsäure rascher zersetzt, verwittert aber äußerst schwierig und liefert dann einen höchst unfruchtbaren Boden. Sein specifisches Gewicht ist 2,2—2,7. In der Serpentinmasse finden sich oft andere Mineralien eingeschlossen. Ungemein oft ist er von Asbestadern durchzogen; oft führt er auch Magneteisen, wodurch er polarisch magnetisch werden kann. Er ist insbesondere die Lagerstätte des ihm fein eingesprengten, aber auch in größeren Massen koncentrirten Chromeisensteins. Außerdem sind häufig Chlorit, Bronzit, Schillerspath, Granat und Pyrop, Glimmer, Hornblende, wasserhaltige Magnesiaverbindungen, krystallinische wie amorphe (Pikrolith, Seifenstein, Kerolith), auch kohlensaure Verbindungen, Kalk- und Dolomitspath, Magnesit, Quarz, Chalcedon, Jaspis, Chrysopras, Halbopal in ihm enthalten. Von Erzen sind wichtig in ihm eingesprengter goldhaltiger Schwefelkies u. goldhaltiges Arsenikeisen (Reichenstein in Schlesien); auch die Platinerze des Urals stammen wahrscheinlich aus ihm. Der S. tritt massig und schiefrig auf, häufig auch mit plattenförmiger Absonderung. Man findet ihn lagerförmig im Gebiet des krystallinischen Schiefergebirgs, aber auch in paläozoischen, selbst jüngeren Gesteinen, in Verbindung mit Chlorit und Talkschiefer, auch mit Hornblendegesteinen und körnigem Kalk im Gneis wie Glimmerschiefer, oft aber auch in Stöcken und selbst in Gängen. Oft ist er mit Gabbro verbunden, der auch durch Aufnahme von S. in seine körnige Grundmasse völlig in ihn übergeht (Gabbroporphyr). Auch im Eklogit, Granulit hat man Uebergänge gefunden. Die häufigen Pseudomorphosen, in denen man den S. nach anderen Mineralien gefunden hat, sowie die Uebergänge in andere Gesteine haben zu der Annahme geführt, daß der S. kein ursprüngliches Gestein sei, sondern durch wässerige Umbildung aus anderen Gesteinen, aus Gabbro, Eklogit, Hornblendegesteinen, selbst aus Granulit und Granit entstanden sei. Von dem gemeinen S. unterscheidet man den edlen, der sich durch seine Durchscheinenheit, durch muscheligen Bruch, einigen Glanz und meist lichte Farben, die vom Lauchgrünen einerseits ins Gelbe und Gelbweiße, andererseits ins Grünlichweiße übergehen, unterscheidet. Er kommt meist mit körnigem Kalk verwachsen vor. Der S. ist ein sehr verbreitetes Gestein, welches sich in Sachsen (Gegend von Waldheim ꝛc.), in Böhmen, in Schlesien (Frankenstein), im Fichtelgebirge (Kupferberg), in den Alpen, auf Korsika, in Toskana u. in dem ligurischen Apennin, in den Pyrenäen, in Skandinavien, Nordamerika ꝛc. findet. In seinen reinen Varietäten wird er zu allerlei Gefäßen, Leuchtern, Reibschalen, Wärmsteinen ꝛc. verarbeitet (Zöblitz in Sachsen, Marienbad, Epinal in Frankreich). Mit körnigem Kalk gemengt bildet er den schönen, zu Ornamenten verwendeten Ophikalcit.

Serpuchow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, an der Mündung der Nara in die Oka, über welche letztere hier eine Schiffbrücke führt, ist zum Theil auf steilen Hügeln erbaut und befestigt, nächst Moskau die

betriebsamste Stadt des Gouvernements, hat 20 Kirchen, ein Kreisgericht, eine Kreis- und mehre andere Schulen, ein Salz- u. ein Kornmagazin, bedeutende Tuch-, Segeltuch- und Kerzenfabrikation, Seifensiederei, Gerberei, Ziegelei, besuchte Jahrmärkte, Getreide-, Vieh-, Talg- und Holzhandel und 10,597 Einwohner. In der Nähe zwei große Papierfabriken. S. ist sehr alt, gehörte schon 1328 zum Großfürstenthum Moskau und wurde mehrmals von den Tataren erobert und theilweise zerstört.

Serra (lat.), Säge; daher serratus, gesägt, in der botanischen Terminologie von gezähnten Blättern gebraucht.

Serra (portug., s. v. a. Säge), Gebirgszug.

Serradelle (Ornithopus sativus, Vogelfußklee), einjährige Pflanze aus der Familie der Papilionaceen, die schon seit langer Zeit in Portugal, jetzt auch in Belgien und Deutschland als Futterpflanze angebaut wird. Sie wächst lohnend auf solchem Boden, wo Klee nicht oder nur kümmerlich fortkommen würde, wie auf Sand- und Heideflächen, und ist eine der besten Nahrungspflanzen für das Rindvieh.

Serrano y Dominguez, Francisco, spanischer Staatsmann und Militär, geboren um 1810 zu Archoncha, trat in spanische Militärdienste und war 1842 schon zum General avancirt. Zu der Partei der Progressisten gehörend, verließ er 1843 die Sache des Regenten Espartero, dem er bis dahin ergeben gewesen war, und stellte sich an die Spitze der provisorischen Regierung in Barcelona. Im Ministerium Lopez hatte er das Portefeuille des Kriegs. Nach Einführung der Konstitution 1845 ward er zum Senator ernannt. Sein angenehmes Aeußeres u. geistige Bildung erwarben ihm die Gunst der Königin Isabella in einem dem König nicht gleichgültigen Grade, und er ward daher im Okt. 1847 durch seine Ernennung zum Generalkapitän von Granada und Madrid entfernt. Im folgenden Jahre kommandirte er das Geschwader, welches die Zaffarininseln an der Küste von Marokko für Spanien besetzte. Anfangs 1852 zum Generaldirektor der Artillerie befördert, war er beim Staatsstreiche vom Juli 1856 thätig, ward Generalkapitän der Armee und im August dieses Jahres Botschafter zu Paris, 1859 Generalkapitän von Cuba und 1862 zum Herzog de la Torre erhoben.

Serratula *L.* (Scharte), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den fast eiförmigen, dachziegeligen Kelch, die homogamischen, monoklinischen oder diklinischen Blüthenköpfchen, die röhrigen Blüthen mit haarigem Pappus und den borstigen, spreuigen Fruchtboden, meist ausdauernde Kräuter in Europa, Asien und Amerika, worunter S. tinctoria *L.*, Färberdistel, in Europa, auf Wiesen, in Hainen und an Zäunen, mit doldentraubigen Blüthenkörbchen, als Arznei- u. Färbepflanze Anwendung findet. Kraut u. Wurzel, Herba et Radix Serratulae, wurden früher äußerlich gegen Hämorrhoiden, bei Geschwülsten, sowie gegen Brüche gebraucht. Mit den Blättern färbt man schön und dauerhaft gelb, mit Indigo vermischt schön grün und mit anderen Verbindungen in anderen Farben, weshalb die Scharte in Thüringen, auf dem Harze und in Schlesien einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmacht.

Serravalle, Stadt in der venetianischen Provinz Treviso, am Eingange des Thals von Santa-Croce, mit alter Hauptkirche mit einem Altarbilde von Tizian, Civilspital, Papier-, Tuch- und Filzkappenfabrikation und 5552 Einw.

Serravezza, Flecken in der italienischen Provinz Lucca, an der Vereinigung der kleinen Flüsse Serra und Vezza, hat große Marmorbrüche, reiche Quecksilberbergwerke und 7700 Einw.

Serre (S.-le-Grand), Flecken im französischen Departement Drôme, an der Galaure, hat Fabrikation von Stahl und landwirthschaftlichen Instrumenten, Handel mit Seide und 1685 Einw.

Serre, Johann Friedrich Anton, durch gemeinnützige Bestrebungen bekannt geworden, geboren 1789 zu Bromberg, studirte zu Frankfurt a. d. O. die Rechte, ward Referendar beim Oberlandesgericht zu Glogau, trat Ende 1812 als freiwilliger Jäger in die Armee, ward später als Hauptmann dem Militärgouverneur von Sachsen, General von Gaudy, in Dresden beigegeben, wo er dann als Major seinen Abschied nahm und sich bleibend niederließ. Er † hier den 3. März 1864. S. erwarb sich als Gönner und Förderer der Kunst und durch zahlreiche gemeinnützige Unternehmungen vielfache Verdienste, gründete in der Nähe seines Gutes Maxen die sogenannten Waisenkolonien u. veranstaltete 1859 zum Besten der Schillerstiftung die nationale Schillerlotterie.

Sersche (Sarsche, franz. serge), mehre Arten seidener, halbseidener, wollener und gemischter Gewebe mit geköpertem Grund.

Sertorius, Quintus, römischer Feldherr, geboren zu Nursia im Sabinerlande, erwarb sich in den Kämpfen gegen die Cimbern und Teutonen in Gallien das Vertrauen des Marius und zeichnete sich dann als Kriegstribun in Spanien und als Quästor im Bundesgenossenkrieg aus. Mit seiner Bewerbung um das Tribunat in Folge des Widerstandes der Partei Sulla's durchgefallen, ging er zu Marius und Cinna über. Im Jahre 82 v. Chr. begab er sich nach Spanien, zu dessen Statthalter er früher von seiner eigenen Partei ernannt worden war, um hier den Kampf gegen Sulla fortzusetzen. Von dessen Truppen vertrieben, flüchtete er nach Mauritanien, schlug ein von Sulla gesendetes Truppencorps und eroberte die Stadt Tingis. Darauf von den Lusitaniern zum Führer in ihrem Kampfe gegen Rom erwählt, landete er mit 2600 Mann, worunter 700 Römer, an der lusitanischen Küste, besiegte mehre gegen ihn ausgesandte römische Legaten, schuf sich aus Römern und Barbaren ein wohlgeübtes, tapferes Heer und bildete aus geflüchteten Römern und spanischen Halbrömern einen Senat von 300 Mann, aus dem er die höheren Verwaltungs- und Kriegsämter besetzte. Ein Meister im kleinen Kriege, focht er mit Glück gegen Quintus Metellus Pius im jenseitigen Spanien, während sein Quästor Lucius Hirtulejus den Sullanern im diesseitigen Spanien mehre empfindliche Niederlagen beibrachte. Nachdem 77 der flüchtige Perperna mit vielen Römern zu ihm gestoßen, behauptete er sich auch gegen Cnejus Pompejus im Ganzen mit

Glück. Seine Begünstigung der Spanier auf Kosten der Römer rief jedoch eine Verschwörung gegen ihn hervor, an deren Spitze Perperna stand, und S. fiel 72 als Opfer derselben.

Serubabel (Zorobabel), Israelit aus dem Geschlechte Daniels, Anführer und Oberhaupt der ersten, 536 v. Chr. aus dem Exil zurückkehrenden Juden, legte den Grund zum neuen Tempel und schlug den Samaritanern die Bitte um Theilnahme an diesem Bau ab.

Serum (lat.), s. Blut.

Serval (Felis serval), Säugethier aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Katzen, ist von schlankem Körperbau, hochbeinig und hat einen ziemlich kurzen Schwanz, etwa von halber Leibeslänge, große, zugespitzte Ohren u. eine dichte, rauhe Behaarung von hellfahlgelber, bisweilen auch grauer oder röthlicher Grundfarbe, die am Ende der Gliedmaßen ins Reinweiße übergeht. Längs des Scheitels und der oberen Seite des Halses treten 4 schwarze schmale Binden hervor, welche vom Widerrist sich nach rückwärts und abwärts ziehen und allmählig in lange Flecken übergehen, während die Seiten schwarz getüpfelt sind. Von den schwarz gefleckten Wangen zieht sich ein schwarzes Band um die Kehle. Der Schwanz zeigt 7—8 dunkle Ringe. Uebrigens scheint die Färbung sehr abzuändern. Die Länge des Körpers beträgt 3 Fuß, die Höhe am Widerrist 20 Zoll. Der S. ist in Afrika, besonders im Süden, weit verbreitet und jagt Hasen, junge Antilopen und Geflügel. Er läßt sich zähmen. Sein Fell, in Europa unter dem Namen afrikanische Tigerkatze bekannt, kommt häufig in den Handel.

Servan, St., Stadt im französischen Departement Ille-Vilaine, an der Mündung der Rance in die Bai von St. Michel des Kanals (la Manche) und an der Eisenbahn von Rennes nach St. Malo, wird durch einen während der Ebbe trockenen Meeresarm von St. Malo getrennt, hat 2 Häfen (einen Kriegs- und einen Handelshafen), durch ein Fort vertheidigt, ein Kommunalcollége, Fabrikation von Tauen, Seilen, Netzen, Fischereiinstrumenten, Schiffszwieback, Pech, Pfeifen, Leder rc., Brauerei, starken Schiffbau, lebhaften Küstenhandel, rüstet Schiffe für den Wallfischfang aus und zählt 12,709 Einwohner. In der Nähe eine Mineralquelle.

Servatius, Heiliger der katholischen Kirche, der letzte Bischof von Tongern, war als Freund des Athanasius ein Gegner der Arianer und † in hohem Alter zu Mastricht 384 oder 403. Auf sein Grab soll nie Schnee gefallen sein, weshalb der ihm geweihte Tag (13. Mai) noch jetzt im Volksglauben eine Rolle spielt, indem nach Pancratius (s. d.) und S. kein Frost mehr erwartet wird.

Servator (lat.), Erretter, Erhalter, gewöhnlicher Beiname des Jupiter.

Servet, Michael, eigentlich Miguel Serveto, gelehrter Arzt und Antitrinitarier, geboren 1509 oder 1511 zu Villanueva in Aragonien, widmete sich zu Toulouse dem Studium der Rechte, dann dem der Theologie und ging hierauf nach Basel, wo er 1530 mit Oecolampadius verkehrte und denselben für seine von der Kirchenlehre abweichenden spekulativen Ansichten von der Trinität zu gewinnen suchte. Da ihm dies mißglückte, wandte er sich 1531 nach dem Elsaß und veröffentlichte hier sein Werk „De trinitatis erroribus" (Straßb. 1531), von dem der Rath zu Basel viele Exemplare vernichten ließ. In den „Dialogi de trinitate" (1532) bezeichnete er die in dem früheren Werke niedergelegten Ansichten als unreif, aber nicht als irrig und suchte sie weiter zu begründen. Da er auch mit diesem Werke nicht die erwartete Aufnahme fand, kehrte er nach Frankreich zurück und studirte zu Paris Medicin und fungirte dann nach einander zu Lyon als Korrektor, zu Paris als Lehrer der Mathematik, zu Avignon und Charlieu und seit 1540 zu Vienne als Arzt. Hier ward er wegen seiner Schrift „Christianismi restitutio", in der er das praktisch-ethische Interesse ganz hinter das dogmatisch-spekulative zurücksetzte u. in vielen Dogmen (z. B. vom Glauben, von der Sünde, der Kindertaufe, der menschlichen Genugthuung) den protestantischen Standpunkt aufgab, verhaftet; er entkam zwar im April 1553, ward aber in Genf auf Calvins Anzeige abermals festgenommen und, vergebens zum Widerruf ermahnt und nachdem sich die vier evangelischen Ministerien von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen gutachtlich für die Verwerflichkeit seiner Lehren als Irrthümer ausgesprochen hatten, am 26. Okt. 1553 vom Rath zu Genf, besonders auf Calvins Andringen, zum Feuertode verurtheilt, den er am 27. Okt. 1553 erlitt. Vergl. Trechsel, Michael S. und seine Vorgänger, Heidelb. 1839; Rilliet, Relation du procès criminel intenté contre M. S., Genf 1844.

Service (franz.), Dienst; verschiedene Geschirre, welche zu einem gewissen Gebrauch zusammengehören und auf einerlei Art verfertigt sind, so Kaffee-, Theeservice rc.; im Militärwesen (Servis) das, was den in Kantonnirung stehenden Soldaten von dem Quartierwirth gegeben werden muß, z. B. Beleuchtung, Feuermaterial, Salz rc., wofür in manchen Ländern, z. B. in Preußen, von den Quartiergebern Geld (Servicegeld) an die Militärkassen entrichtet wird.

Servien, s. v. a. Serbien.

Servilismus (v. lat. servus, Knecht), diejenige Gesinnung, die aus Furcht oder Eigennutz Höhergestellten und Mächtigen so ganz sich zu eigen gibt, daß die Würde des freien Mannes dabei verloren geht. Diejenigen, welche diese Gesinnung hegen oder kund geben, heißen Servile. Ins politische Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt, wo man im Gegensatze zu den Konstitutionellen oder Liberalen Diejenigen Servile nannte, welche die unwürdige und blutige Politik Ferdinands VII. unterstützten.

Servilius, römisches, ursprünglich patricisches, dann auch plebejisches Geschlecht, dessen namhaftesten Sprößlinge sind: Quintus S. Cäpio, gab als Konsul 106 v. Chr. ein Gesetz (lex Servilia judiciaria), welches dem Senatorenstand das ihm durch das sempronische Gesetz entzogene Richteramt auf kurze Zeit wieder verschaffte, ward 105 als Prokonsul der gallischen Provinz mit dem Konsul Cnejus Manlius von den Cimbern und Teutonen in einer mörderischen Schlacht an der Rhone geschlagen und mußte deshalb ins Exil nach Smyrna gehen,

wo er starb. **Publius S. Vatia Isauricus**, Konsul 79 v. Chr., bekriegte im folgenden Jahre als Prokonsul die kleinasiatischen Seeräuber, unterwarf Cilicien, eroberte viele Städte der Lycier und unterwarf die Isaurier, wofür er einen Triumph und den Beinamen Isauricus erhielt. Er starb 44. **Publius S. Rullus**, Volkstribun 64 v. Chr., brachte als solcher, um das Volk für Cäsar zu gewinnen, einen Gesetzvorschlag auf Vertheilung der kampanischen Staatsländereien ein, der aber, von Cicero als Konsul 63 in den drei noch erhaltenen Reden „De lege agraria" bekämpft, nicht durchging. **Publius S. Casca**, Volkstribun 43 v. Chr., war in die Verschwörung gegen Cäsar verwickelt und versetzte demselben den ersten Stoß in den Nacken, fiel 42 in der Schlacht bei Philippi.

Servis, s. v. a. Service.

Serviten (Diener der heiligen Jungfrau, Ordo servorum beatae Mariae virginis, Brüder des Leidens Jesu, Brüder des Ave Maria, Orden von Monte Senario), Bettelorden, gestiftet 1233 zu Florenz zur Verherrlichung der Jungfrau Maria durch streng ascetische Uebungen, siedelte 1236 auf den Monte Senario über, ward 1239 St. Augustins Regeln unterworfen, 1254 von Alexander IV. bestätigt, von Martin V. mit den Privilegien der Bettelmönche beschenkt und besaß in Italien, Polen, Ungarn, Frankreich ansehnliche Klöster. Ihre Ordenstracht war schwarz, nur in Frankreich weiß, daher die S. hier auch blancs manteaux hießen. Im Jahre 1593 bezog Bernhardin von Ricciolini mit einigen Brüdern wieder die alten Höhlen des Ursitzes; dieselben nannten sich nun Einsiedler-Serviten. Die Servitinnen, im Munde des Volks die schwarzen Schwestern genannt, entstanden unter dem Ordensgeneral Philipp Benizzi († 1284 oder 1286) und waren über Italien, Deutschland und die Niederlande sehr verbreitet, doch sind ihrer jetzt nur noch wenige, u. A. in Bayern. Auch gab es von Juliani Falconieri um 1306 gestiftete und 1424 bestätigte Tertiarier.

Servitut (v. Lat., Dienstbarkeit), Beschränkung des Eigenthums an einer Sache zum Vortheil jedes Eigenthümers einer anderen (dingliche S., Realservitut) oder einer bestimmten Person (persönliche S.), so daß der Eigenthümer entweder eine gewisse Benutzung der dienenden Sache durch den Berechtigten gestatten, oder sich selbst der Ausübung gewisser an sich im Eigenthum liegenden Befugnisse enthalten muß. Die Verpflichtung, welche dem Eigenthümer der dienenden Sache obliegt, kann immer nur in einem Dulden oder Unterlassen, niemals in einer eigenen Leistung bestehen; dem römischen Recht, welchem die Lehre von den S.en angehört, war überhaupt die Verbindung der Verpflichtung zu Leistungen mit dem Eigenthum unbekannt, während sie im deutschen Recht allerdings vorkommt. Als persönliche S.en kommen vorzüglich der Nießbrauch (ususfructus, s. d.), vermöge dessen der Berechtigte den vollständigen Gebrauch und den Fruchtgenuß einer Sache hat, und das Gebrauchsrecht (usus), sowie das Wohnungsrecht vor. Die Realservituten beziehen sich auf das Verhältniß von Grundstücken unter einander und sind mit diesen so verbunden, daß die Berechtigung als Zubehör des herrschenden, die Verpflichtung als Last des dienenden Grundstücks auf jeden Erwerber übergeht, auf andere Grundstücke aber nicht übertragen werden kann. Der Inhalt dieser S.en, welcher durch den Akt ihrer Bestellung oder durch den hergebrachten Gebrauch näher bestimmt wird, kann sehr verschiedenartig sein; immer aber muß durch die S. einerseits die Brauchbarkeit oder Annehmlichkeit des herrschenden Grundstücks für jeden Besitzer erhöht oder erleichtert und andererseits dieser Vortheil durch die dauernde Beschaffenheit des dienenden Grundstücks gewährt werden. Hierin finden die S.en ihr Maß; Berechtigungen, welche nur im vorübergehenden Vortheil des dermaligen Besitzers des herrschenden Grundstücks liegen, z. B. das Recht, in einem Nachbarsgarten spazieren zu gehen, können nicht als Realservituten bestellt werden, in deren Wesen die unveränderte Dauer liegt. Von dem Nutzen für das herrschende Grundstück bestimmt, sind die S.en verschieden, je nachdem jenes ein ländliches oder städtisches ist (servitutes praediorum rusticorum und urbanorum). S.en der ersteren Art sind u. A. das Recht, die Nachbarwand zur Stütze einer Mauer, einer Balkenauflage zu benutzen, ein auf das Nachbargrundstück überspringendes Dach zu haben, Wasser, Unrath, Rauch dahin abzuleiten, das Bauen überhaupt oder über eine gewisse Höhe oder in gewisser Nähe auf dem Nachbargrundstück zu hindern, durch Oeffnung in der Nachbarwand Licht und Luft zu erhalten, oder dergleichen Oeffnungen zu verbieten. Unter den ländlichen S.en sind zu erwähnen die Wegegerechtigkeit, vermöge deren entweder nur ein Fuß- oder Reitweg, oder ein Fahrweg, sei es nur zu bestimmten Zeiten und Zwecken, oder unbeschränkt, zusteht, ferner die Wassergerechtigkeit, entweder auf Benutzung eines fremden Gewässers zum Schöpfen, Tränken, Wässern ꝛc., oder auf Ableitung eines solchen, oder auf die Führung einer Wasserleitung über fremdes Gebiet, dann die Trift- und Weidegerechtigkeiten in ihrer verschiedenen Ausdehnung, endlich das Recht, von einem fremden Grundstück Holz, Steine, Kalk ꝛc. zu holen. Die S.en entstehen theils durch Bestellung seitens des Eigenthümers im Wege des Vertrags oder Testaments, theils durch richterliche Verfügung bei gerichtlichen Theilungen, theils durch Ersitzung, d. h. durch Ausübung, welche weder heimlich, noch bittweise, noch gewaltthätig oder gegen Verbot 10 Jahre, oder wenn der Eigenthümer des Grundstücks abwesend ist, 20 Jahre lang fortgesetzt wurde. Eine Ersitzung kann aber dann nicht angenommen werden, wenn der Eigenthümer eines Grundstücks sich jene Zeit hindurch einer gewissen Handlung enthalten, z. B. nicht gebaut hat; bei dergleichen in einem Unterlassen bestehenden S.en kann von Ersitzung erst dann die Rede sein, wenn die fragliche Handlung in Folge eines Einspruchs unterblieben ist. Die S.en erlöschen, abgesehen von ihrem Aufhören mit dem Untergang des herrschenden oder dienenden Grundstücks, durch ausdrückliches Aufgeben seitens des Berechtigten oder durch Nichtausüben während 10 Jahre, und da Niemand an seine eigene Sache ein dingliches Recht haben kann, mit dem Erwerb

der dienenden Sache seitens des Berechtigten. Zu Schutz in seinem Recht stehen dem Berechtigten sowohl Besitz- wie dingliche Klage zu.

Servius, Maurus Honoratus, römischer Grammatiker, lebte wahrscheinlich gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu Rom und verfaßte einen Kommentar zu Virgils Gedichten, welcher eine Menge seltener antiquarischer, historischer und mythologischer Notizen, sowie zahlreiche Fragmente aus älteren Schriftstellern enthält. Er ward neuerlich von Lion (Göttingen 1826, 2 Bde.) herausgegeben. Noch werden dem S. einige kleinere grammatische Schriften beigelegt (herausgegeben von Klein, Koblenz 1824).

Servius Tullius, nach römischer Angabe der sechste römische König, regierte von 578—535 v. Chr., Sohn einer latinischen Sklavin und eines Klienten des Tarquinius Priscus, nach anderen Angaben Sohn eines Gottes und einst als Säugling durch einen feurigen Strahlenglanz um das Haupt verherrlicht, nach etruscischer Angabe ein Etrusker, der eigentlich Mastarna hieß. Am Hofe des Königs Tarquinius Priscus erzogen, erwarb er sich früh kriegerischen Ruhm und ward von jenem zu seinem Schwiegersohn erwählt. Nach des Tarquinius Priscus Ermordung gab er vor, der König sei nicht tödtlich verwundet und er beauftragt, die Regierung bis zu seiner Genesung zu führen, und trotz des Unwillens des Senats, daß S. ohne Wahl der Kurien das Imperium sich angeeignet, behauptete sich derselbe durch die Anhänglichkeit des ärmeren Volks dann in der Herrschaft. Er zog den quirinalischen und viminalischen Hügel in den Umkreis der Stadt und erbaute auf dem esquilinischen Hügel einen königlichen Palast. Außer einem siegreichen Kampfe gegen die Vejenter werden keine kriegerischen Thaten von ihm erwähnt. Seine Hauptthätigkeit betraf die Gesetzgebung und die bürgerliche Ordnung. Er verschaffte Rom die Aufnahme in den Bund der latinischen Städte, als dessen gemeinsames Heiligthum er auf dem aventinischen Berg einen Tempel der Diana gründete. Seine beiden Töchter vermählte er mit den Enkeln des Tarquinius Priscus. Die eine Tochter, die Gattin des Lucius Tarquinius, und der eine Schwiegersohn, Aruns Tarquinius, starben kurz nach einander nicht ohne die Schuld der überlebenden Gatten, und Lucius Tarquinius vermählte sich darauf mit seines Bruders Wittwe. Diese trieb ihren Gemahl an, sich des Thrones zu bemächtigen, und wirklich ward derselbe, als er mit königlichen Insignien im Senat erschien, von seinem Anhang als König begrüßt. Auf die Kunde hiervon eilte S. T. in die Kurie und wollte den Schwiegersohn von seinem Sitze verdrängen, ward aber von ihm die Stufen hinabgestürzt und endete unter den Händen gedungener Mörder. Ueber seinen blutigen Leichnam trieb die entartete Tochter die Maulthiere ihres Wagens. Die Gasse, wo dies geschah, hieß seitdem die verruchte (vicus sceleratus). Die dem S. T. zugeschriebene Verfassung bildete die Grundlage der späteren republikanischen. Durch die lokale Eintheilung der Bevölkerung in Tribus gründete er eine innere Ordnung derselben; durch die Centurieneintheilung aber vereinigte er erst die in die Stände der Patricier, Plebejer und Klienten geschiedenen Bewohner Roms zu Einem Volke, in welchem an die Stelle der bisherigen altpatricischen in den Kuriatkomitien ausgeübten Geschlechterherrschaft die Gewalt der nach timokratischen Principien gegliederten Bürgerschaft trat.

Servus (lat.), dienstpflichtiger Mensch; Sklav. S. servorum Dei (Dei famulus famulorum), Knecht der Knechte Gottes, Titel der römischen Päpste, den sich zuerst Gregor der Große beilegte, um den Stolz des Patriarchen Johann von Konstantinopel zu beschämen.

Sesamum *L.* (Sesam), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, charakterisirt durch den 5theiligen bleibenden Kelch, die glockenförmige, 5spaltige Blumenkrone u. die 4furchige, 4fächerige Kapsel mit zahlreichen Samen, meist einjährige Kräuter im tropischen Asien und Afrika, mit einzeln in den Blattwinkeln stehenden Blüthen. Der orientalische oder weiße S. (S. orientale *L.*), mit weißen, rosenroth überlaufenen Blumen und Samen, wird fast in allen Gegenden der heißen Zone, sowie auch in China, Japan, Aegypten ꝛc. kultivirt. Die eirunden, spitzigen, glänzenden Samen, Semen Sesami, s. Digitalis orientalis, Sesam- oder Sisamsamen, enthalten in Menge ein süßes, fettes Oel, welches als Oleum Sesami s. Oleum Seminis Sesami, Sesamöl, gleich dem Mandel- und Olivenöl arzneilich verwendet ward. Sie bilden jetzt einen bedeutenden Ausfuhrartikel Ostindiens, Aegyptens, der Türkei, Kleinasiens ꝛc. und werden in Europa gepreßt. Das Oel ist goldgelb, geruchlos, schmeckt dem Hanföl ähnlich, oxydirt sich an der Luft, wird geschmacklos und schwach ranzig. Das specifische Gewicht des Oels (Wasser von $17^1/_2$ C. = 1) ist bei 15 = 0,923, bei 17 = 0,921. Bei 4° ist das Oel noch klar, aber bei 5° erstarrt es zu einer gelblichen durchscheinenden Masse und wird dem Palmöl sehr ähnlich, ohne indeß einen körnigen Absatz zu bilden. Mit Kali gibt es eine grünlichweiße Emulsion. Man benutzt es hauptsächlich als Speiseöl und zur Seifenfabrikation. Das Kraut wird in der Heimat als ein schleimiges, erweichendes und zertheilendes Mittel innerlich und äußerlich häufig gebraucht. Dieselben Eigenschaften hat der indische oder schwarze (S. indicum *L.*) und der malabarische S. (S. malabaricum *Burm.*), aus welchem letzteren das meiste Oel gewonnen wird.

Sesambeinchen (ossa sesamoidea), kleine Knöchelchen, die, außer nächster Verbindung mit dem Skelet stehend und von plattrundlicher Form und lockerer Substanz, in der Nähe von Gelenken, in den Enden von Flechsen liegen.

Seschellen, s. Sechellen.

Seseli *L.* (Sesel, Bergfenchel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch die 5 verkehrt ei- oder herzförmigen Blumenblätter mit eingeschlagener Vorspitze und die ovale oder längliche Frucht mit fädlichen, dicken Riefen und einstriemigen Thälchen, meist ausdauernde Pflanzen in Europa, Asien und Amerika, worunter S. tortuosum *L.*, in Südeuropa, auf sonnigen Bergen und Hügeln, wegen der bitter-gewürzhaften Früchte, Semen Seseleos massiliensis, Seselsamen, Roßkümmel, die als

herzstärkendes, Blähungen, Würmer und Urin treibendes Mittel, sowie als Gegengift des Wasserschierlings gerühmt wurden, zu bemerken ist.

Sesia, Fluß in Oberitalien, entspringt auf dem Monte Rosa in der Provinz Novara, fließt südlich, bildet in seinem oberen Laufe das Val S. in den penninischen Alpen, dann die Grenze zwischen den Provinzen Novara und Turin, tritt darauf ganz in die letztere über und fällt dort nach einem Lauf von 20 Meilen bei Frassineto rechts in den Po. Nebenflüsse sind: Sermenza, Mastalone und Cervo. Danach wurde im ersten (napoleonischen) Königreich Italien das Departement S. genannt mit 43 □Meilen, 205,000 Einwohnern und der Hauptstadt Vercelli.

Sesostris, durch Herodot in Aufnahme gebrachter Name eines ägyptischen Königs, dem in Wirklichkeit 2 Könige zu Grunde liegen: Seti I. (etwa 1445—1394 v. Chr.) und Ramses (1394 bis 1328), Vater und Sohn. Jener, bei Manetho Sethos oder Sethosis genannt, gab Veranlassung zu dem Namen S., statt dessen sich bei Diodor Sesoosis findet. Ihm werden von Manetho siegreiche Expeditionen nach Cypern und Phönicien, Assyrien und Medien zugeschrieben, während Ramses außer den Assyrern und Medern auch noch die Perser, Baktrer, Scythen und in Afrika die Libyer und Aethiopier überwunden haben soll. Lepsius verlegt auch die Ankunft Josephs in Aegypten und dessen reformatorische Administration unter des letzteren Regierung. Wenn auch der große Eroberungszug des S. bis an den Ganges in das Reich der Mythe zu verweisen ist, so war doch gewiß Ramses-Sesostris oder Ramses der Große ein gewaltiger Krieger, dessen Thaten an den Wänden des Palasttempels von Karnak verherrlichende Darstellung gefunden haben. Insbesondere sind seine Eroberungen in Vorderasien als geschichtliche Thatsache außer Zweifel gestellt. Er soll Aegypten in 36 Distrikte (Nomoi) und die Einwohner in bestimmte Klassen getheilt, ihnen Ländereien angewiesen und jeden nach seinem Vermögen besteuert haben.

Sessa, Stadt in der italienischen Provinz Caserta (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro), östlich von Gaëta, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 16 andere Kirchen, ein Waisen- und Findelhaus, Hospital, Ueberreste römischer Bauwerke (Tempel, Amphitheater, Bäder) und 5000 Einwohner.

Sessi, Name von fünf als Sängerinnen ausgezeichneten Schwestern, Töchter eines seit 1794 in Wien lebenden Italieners. Mariane S., geboren 1776 zu Rom, nach ihrem Manne S. Natorp genannt, war nach einander zu Wien, Neapel, London und Hamburg engagirt, trat auch auf anderen Bühnen Deutschlands auf, lebte dann lange zu Berlin als Gesanglehrerin u. starb den 10. März 1847 zu Wien. Imperatrice S., geboren 1781 zu Rom, bildete sich zu Wien und sang meist zu Venedig und Florenz, wo sie den 25. Okt. 1808 starb. Anna Maria S., nach ihrer Verheirathung (1813) Neumann-S. genannt, geboren 1793 zu Rom, erhielt ihre künstlerische Bildung in Wien, Florenz und Neapel, ward von 1817—23 in Leipzig engagirt und leistete namentlich in leidenschaftlichem Gesang Ausgezeichnetes; später verlor sie durch Krankheit die Stimme. Vittoria, geboren 1798, und Karoline, geboren 1800, verheiratheten sich jung und traten dann von der Bühne zurück. Auch eine Verwandte dieses Schwestercyklus, Maria Theresia S., hatte als Sängerin von 1825—37 einen bedeutenden Ruf.

Session (v. lat. sessio), Sitzung, die Zusammenkunft einer Behörde zu Verrichtung ihrer Geschäfte, wozu gewöhnlich besondere Tage (Sessionstage) anberaumt sind.

Sester, badisches Maß für sackfähige Dinge, = 15 Liter = 0,27 preußische Scheffel = 0,14 sächsische Scheffel, 10 S. = 1 Malter oder 100 S. = 1 Zuber.

Sestertius (lat.), römische Münze, anfangs $2^1/_2$ As, später 4 As = 2 Sgr. geltend. Für mehre tausend Sesterze (sestertii) wird auch das Substantiv Sestertia gebraucht, so daß z. B. duo Sestertia 2000 Sesterze heißt. Eine Million Sesterze heißt regelmäßig Decies centena millia Sestertiorum (Sestertium) = zehnmal hunderttausend Sesterze, bisweilen auch bloß Decies centena, wobei millia Sestertium zu ergänzen ist. Statt dessen wird aber gewöhnlich der abgekürzte Ausdruck Decies sestertium (meist umgekehrt sestertium decies) gebraucht, z. B. Undecies sestertium = 1,100,000 Sesterze. S. wird durch das Zeichen HS. bezeichnet (eigentlich II Semis, $2^1/_2$, nämlich As), welches Zeichen aber auch für Sestertia und Sestertium gebraucht wird.

Sestine, italienische und spanische Versform, welche aus sechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen mit verschränkten Reimen besteht, wobei der Vers in der Regel ein fünffüßiger Jambus ist. Unter den Italienern hat vorzüglich Petrarca Gedichte in dieser Versart geliefert.

Sestini, Domenico, Numismatiker, geboren am 10. August 1750 zu Florenz, bereiste einen großen Theil von Europa und den Orient, fungirte bis 1814 als Antiquar und Bibliothekar der Großherzogin von Toskana, später als Professor zu Pisa und † den 8. Juni 1832 zu Florenz. Er ordnete mehre berühmte Münzkabinete. Seine Bibliothek und Manuskripte ließ der Großherzog Leopold II. von Toskana ankaufen. Letztere enthalten auch S.'s „Systema geographicum numismaticum“ in 14 Foliobänden. Unter seinen übrigen zahlreichen numismatischen Arbeiten sind die „Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico“ (Leipzig 1796, 2 Bde.; 2. Aufl., Florenz 1821), „Lettere e dissertazioni numismatiche“ (Mailand 1813—20, 9 Bde.) und die Beschreibung des herderwarschen Museums (das. 1828—30, 7 Bde.) hervorzuheben.

Sestius, Publius, römischer Volkstribun, war 63 v. Chr. Quästor des Antonius in Macedonien und Gegner des Catilina. Im Kampfe zwischen dem ihm befreundeten Cicero u. Clodius bat er Cäsar um seine Vermittelung und sprach dann als Volkstribun für Cicero's Rückkehr. Im Jahre 56 ward er von den Clodianern der Bestechung angeklagt, aber von Cicero in der noch vorhandenen Rede pro Sestio erfolgreich vertheidigt. Indeß mußte er bald darauf wegen neuer Beschuldigung doch noch ins Exil gehen. S. bestrebte sich, stets witzig zu erscheinen, aber auf eine

so fade Weise, daß Sestiana dicta sprüchwörtlich für abgeschmackte Scherzreden ward.

Sestri, 1) S. Levante, Marktflecken in der italienischen Provinz Genua, südöstlich von Chiavari, auf einer Halbinsel am Meerbusen von Genua, mit Kastell, Hafen, Schiffswerften, Bleiweiß- und Kerzenfabrikation, lebhafter Küstenschifffahrt, Sardellenfang, Marmorbrüchen und 8000 Einwohnern. — 2) S. Ponente, Marktflecken ebendaselbst und gleichfalls am Meerbusen von Genua, an der Eisenbahn von Genua nach Nizza, in herrlicher Gegend, mit großen Schiffswerften, Seifenfabrikation und 8500 Einwohnern. Dabei die Villa Spinola mit schönen Anlagen und der Monte Gazzo mit berühmten Alabasterbrüchen.

Sesuvium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aizoideen, charakterisirt durch den 5theiligen, bleibenden Kelch mit inwendig gefärbten Lappen, die fehlende Korolle, die 15—30 an der Spitze der kurzen Kelchröhre eingefügten Staubgefäße, die 3—5 Narben und die 3-, selten 4- und 5fächerige, rundum aufspringende, vielsamige Kapsel, liegende, saftige Kräuter am Strande heißer Länder, mit inwendig rothen Blüthen, wovon S. Portulacastrum *L.*, in Neugranada, Mexiko, ausdauernd, und S. repens *Willd.*, in Ostindien, einjährig, wegen der dicken fleischigen Blätter als Nahrungspflanzen dienen.

Seta (lat.), Haar, besonders Borste; davon setaceus, borstenartig.

Seth, nach mosaischem Bericht der dritte Sohn Adams, Stammvater der Sethiten, welche sich vor den Nachkommen seines Bruders Kain (Kainiten) durch frommes Leben auszeichneten und daher Kinder Gottes genannt wurden. S. soll 912 Jahre alt geworden sein. Eine orphitisch-gnostische Sekte des zweiten Jahrhunderts, die Sethianer, hielt S. für den Sohn eines weiblichen Aeon, geschaffen an die Stelle des gemordeten Abel, behauptete, Jesus sei der zum zweiten Mal auf die Erde herabgekommene S., und rühmte sich, Schriften von ihm zu besitzen.

Seti (Sati, Sate), weibliche Gottheit der alten Aegypter, erscheint gewöhnlich in Begleitung des Kneph und ist mit Sothis, dem Sterne der Nilüberschwemmung, identisch.

Seti, Name von zwei ägyptischen Königen: S. I., von Manetho Setho genannt, identisch mit Herodots Sesostris (s. d.); S. II., der Enkel Ramses' II., war der Sohn des Pharao, unter dem die Israeliten Aegypten verließen.

Setif, Stadt in Algerien, Provinz Konstantine, am Fuß der Kabylenberge, sehr gesund gelegen, mit Civil- und Friedensgericht, Kasernen, Hospital ꝛc. und 1584 Einwohnern.

Setigera (v. Lat., Borstenthiere), s. Schweine.

Se-tschuen, eine der westlichen Provinzen von China, zwischen den Provinzen Schensi, Hupe, Hunan, Kuei-tscheu und Jün-nan, Tübet und Sifan (Kokonor), hat einen Flächenraum von 788,2 QMeilen u. 22 Millionen Einwohner, ist gebirgig, vom Mittellauf des Jantse-kiang und vielen seiner Nebenflüsse bewässert, gut bewaldet, sehr fruchtbar und trefflich angebaut. Hauptprodukte sind: Baumwolle, Reis, Zuckerrohr, Seide, Südfrüchte, Rhabarber u. andere Arzneipflanzen, Mais, Eisen, Blei, Zinn, die gewöhnlichen Hausthiere ꝛc. Hauptstadt ist Tsching-tu-fu.

Sette communi (ital.), die sieben Gemeinden, 7, eigentlich 12 deutsche Gemeinden im Süden der Alpen, in der venetianischen Provinz Vicenza, die hier bis 1797 unter dem Schutze Venedigs eine Republik von 4 QMeilen Flächeninhalt u. 13,000 Einwohnern bildeten. Hauptort war Asingo.

Settimo, Marquis Don Ruggerio, italienischer Patriot, geboren den 19. Mai 1778 zu Palermo, Sohn des Fürsten von Fitalia, stieg in der neapolitanischen Marine bis zum Contreadmiral und wirkte seit 1806 für Reform der Verfassung in Sicilien und seit 1812 als Direktor des Kriegs- u. Marineministeriums bis zur Reaktion von 1815. Auch 1820 leitete er kurze Zeit das letztere, zog sich aber dann, durch seine Popularität der Regierung mißliebig geworden, auf seine Güter zurück. Nach der Erhebung Palermo's im Januar 1848, an der er wesentlichen Antheil hatte, ward er zum obersten Chef der Verwaltung Siciliens und nach dem Siege der Volkspartei in Neapel zum Statthalter von Sicilien ernannt. Am 25. Febr. eröffnete er das sicilianische Parlament, das ihn zum lebenslänglichen Ehrenpräsidenten erwählte und ihm den Namen „Vater des Vaterlandes“ gab. Seit dem 10. Juli auch Generallieutenant der Armee, konnte er die Siege der königlichen Truppen nicht hemmen und ging, nach der Wiederherstellung der Herrschaft Ferdinands II. von der Amnestie ausgeschlossen, am 25. April 1849 nach Malta. Im Jahre 1860 ernannte ihn Victor Emanuel zum italienischen Senator, doch konnte S. wegen hohen Alters Malta nicht verlassen; er † daselbst den 4. November 1863.

Setuval (Setubal, von den Ausländern auch St.-Ubes oder St.-Yves genannt), Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, Distrikt Lissabon, $4^1/_2$ Meilen südöstlich von Lissabon, an der Mündung des Sadao in die gleichnamige Bai des atlantischen Oceans und an der portugiesischen Südbahn (Linie Lissabon-Barreiros-Setuval), ist der dritte Hafen Portugals und das Emporium des portugiesischen Salzhandels, gut gebaut, hat 5 Forts zur Vertheidigung des Hafens, 5 Pfarrkirchen, mehre Klöster, ein Theater, Spital, Armenhaus, Arsenal, große Salzschlämmereien, Fabrikation von Decken und Leder, lebhafte Schifffahrt und Handel (besonders mit Salz, Wein, Südfrüchten ꝛc.), Weinbau, Fischerei und 15,000 Einw. Die Umgegend ist reich an prächtigen Landhäusern mit schönen Gärten. S. ist das alte Cetobrix oder Cetobriga und ward nach der Zerstörung durch die Araber von Fischern wieder aufgebaut. Im Jahre 1755 litt die Stadt sehr durch ein Erdbeben.

Setzer, s. Buchdruckerkunst.

Setzwage, Instrument, dessen man sich bedient, um horizontale Flächen richtig zu stellen, ist von Holz und hat die Gestalt eines umgekehrten T (⊥), wird auf der unteren schmalen Fläche genau rechtwinkelig gegen die breite Vorder- und Hinterfläche abgerichtet. In der Bodenfläche ist ein Ausschnitt gerade unter dem senkrechten mittleren Theile

und von der Mitte desselben eine gegen die Bodenfläche senkrechte Linie hinaufgezogen, an deren oberem Endpunkte der Faden eines Senkbleies angehängt ist, dessen Gewicht in dem Ausschnitte spielt. Wird das Werkzeug in aufrechter Stellung, mit der untersten schmalen, 10—12 Zoll langen Fläche auf eine horizontale Ebene gesetzt, so deckt der Faden den Strich oberhalb des Ausschnittes. Dadurch also, daß dies nicht Statt findet, gibt sich jede Abweichung von der horizontalen Lage des Gegenstandes zu erkennen, wenn man die Prüfung mit der Senkwage in verschiedenen Richtungen vornimmt.

Seuche (contagium), allgemeiner Ausdruck für epidemische (s. Epidemie) und endemische Krankheit (s. d.), das allgemeine, gleichartige, einer gemeinschaftlichen Ursache unterliegende Erkranken einer großen Anzahl Menschen oder auch Thiere.

Seudre, Küstenfluß im französischen Departement Charente inférieure, mündet der Insel Oléron gegenüber in den atlantischen Ocean u. wird während der Fluth einige Meilen hinauf schiffbar. An seinen Ufern wird der Seudreswein, weißer und rother Franzwein, gebaut.

Seu (Seo) d'Urgel, befestigte Stadt in der spanischen Provinz Lerida (Katalonien), in romantischer Gegend am Abhang der Pyrenäen, ist Bischofssitz, hat eine schöne, große, bombenfeste Kathedrale und 3089 Einwohner.

Seufzen, unwillkürliche Modifikation der Respiration, wobei zwischen dem gewöhnlichen Athmen ein Athemzug mit tiefer Inspiration und Exspiration erscheint, der von einem eigenen Tone (Seufzer) begleitet ist, indem der Luftzug mehr oder weniger rasch durch die Stimmritze geht. Häufig ist es Folge krankhafter Zustände der Lunge.

Seulingswald (Sillingswald), niedriges Sandsteingebirge, zum kurhessischen Plateau- und Hügellande gehörig, zwischen Fulda und Werra, erstreckt sich vom 1500 Fuß hohen Landeckerberg nach Norden und ist schön bewaldet.

Seume, Johann Gottfried, deutscher Schriftsteller, wurde als der Sohn eines nicht unvermögenden Landmanns am 29. Januar 1763 zu Poserna, einem bei Weißenfels gelegenen Dörfchen, geboren. Sein Vater übernahm 1770 die Pachtung einer Wirthschaft in Knautkleeberg bei Leipzig, kam aber durch den allgemeinen Nothstand der folgenden Jahre in seinen Verhältnissen so herab, daß er bei seinem Tode 1775 die Familie in Armuth zurückließ. Ein Graf von Hohenthal-Knauthain nahm sich S.'s an, schickte ihn zum Rektor Korbinsky in Borna in den Unterricht, später auf die Nikolaischule und dann auf die Universität in Leipzig. Das theologische Studium S.'s wurde hier durch dessen, besonders von der Lektüre der Schriften Shaftesbury's und Bolingbroke's angeregten Skepticismus gekreuzt, und der Jüngling beschloß, um mit seinem Gewissen nicht in Zwiespalt zu gerathen, in das Weite zu ziehen, und zwar nach Paris. Auf der Wanderung dahin aber von hessischen Werbern ergriffen und den von Landgraf Friedrich II. an England verkauften Truppen eingereiht, mußte S. die Fahrt nach Amerika mitmachen, wo er bis zum Frieden, ohne daß sein Regiment eigentlich Theil am Kriege nahm, in Canada die Mühsal des Lagerlebens überstand. Nach der Rückkehr desertirte er von Bremen aus, ward aber von preußischen Werbern eingefangen und nach Emden gebracht. Ein zweimaliger Fluchtversuch von hier aus mißlang, und nur durch die Gunst des Generals Courbière entging S. der Strafe des Spießruthenlaufens. Bald darauf erlangte er, nachdem ein braver Bürger von Emden 80 Thaler Kaution für ihn hinterlegt hatte, Urlaub zum Besuch seiner Heimat. Er kehrte, wie er jenem gleich von vornherein angekündigt hatte, nicht in den Dienst zurück, bezahlte seine Schuld mit dem Honorar für die Uebersetzung des englischen Romans „Honorie Warren" (1788), die der Dichter Chr. Felix Weiße ihm angetragen hatte, und lebte dann in Leipzig vom Unterricht in neueren Sprachen. Bald darauf zum Erzieher eines jungen Grafen Igelström bestellt, ging er 1783 mit seinem Zögling nach Warschau, wurde dort Sekretär des Generals von Igelström und nahm als Verfasser der wichtigsten diplomatischen Aktenstücke nach der Theilung Polens eine sehr angesehene Stellung ein. Nachdem er auf Befehl der Kaiserin 1796 sich zur Begleitung des jungen Majors Muromzow nach Leipzig begeben hatte, verschloß der bald darauf erfolgte Tod Katharina's ihm die Aussicht, in russischen Diensten befördert zu werden. Der Buchhändler Göschen berief ihn dann nach Grimma zur Uebernahme der Redaktionen bei seinen Verlagsunternehmungen. Diese Thätigkeit unterbrach S. durch seine berühmte Fußreise, die er im December 1801 antrat, binnen 9 Monaten durch Oesterreich, Italien, die Schweiz über Paris nach Leipzig zurück ausführte und in seinem allbekannten „Spaziergang nach Syrakus" beschrieben hat. Einige Jahre später machte S. eine abermalige große Reise zum Theil als Begleiter eines jungen Edelmannes nach Rußland, Finnland und Schweden, von der er in „Mein Sommer im Jahre 1805" berichtet. Seitdem war er körperlich leidend. Er † während einer in Gesellschaft Tiedge's und Elisa's von der Recke unternommenen Badekur am 13. Juni 1810 zu Teplitz. S. gehört zu den Schriftstellern, deren literarische Bedeutung mehr in dem persönlichen Element, in dem Charakter des Autors als in dem ihrer Schriften als solchen ruht. Er war ein grundehrlicher Mensch, von stolzer Unabhängigkeit in Denken und Schreiben, er sagte in unerschütterlicher Wahrheitsliebe, was er über Menschen und Dinge dachte, und seine spartanische Genügsamkeit spiegelt sich auch in seiner herben und derben Lyrik, die der weicheren Töne ermangelt. Der Grundzug seiner Weltanschauung ist herber Pessimismus. Ein freisinniger Patriot, als der er auch in seinem Trauerspiel „Miltiades" (Leipzig 1808) mehr denn als Poet gelten wollte, hat er zur Popularisirung liberaler Ideen viel gewirkt. Alle seine Schriften tragen das Gepräge eines festen, sittenstrengen Manneswesens und sollen darum jederzeit in Ehren bleiben. Seine Biographie hat S. selbst zu beschreiben angefangen in „Mein Leben" (Leipz. 1813, fortgesetzt von C. A. K. Clodius). S.'s Gedichte erschienen zuerst 1801 in Riga, eine Sammlung der Werke überhaupt gab A. Wagner heraus (Leipzig 1835, 8 Bde.; 6. Aufl., das. 1862—63).

Seurre, Stadt im französischen Departement Côte-d'or, Arrondissement Beaune, an der Saône, über welche hier eine Brücke führt, hat Hut-, Nägel-, Oel- und Weinessigfabrikation, Handel mit Getreide, Wein, Obst 2c. und 2847 Einw.

Sevennen, s. Cevennen.

Sevenoaks, Stadt in der englischen Grafschaft Kent, südöstlich von London, hat eine lateinische Schule, ein Versorgungshaus und 4695 Einw.

Sever, St., Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Landes, am Adour, hat einen Gerichtshof, ein Kommunalcollége, Fabrikation von Leinöl, Fayence und Ziegeln, Weinbau, Weinhandel und 4818 Einw.

Sévérac, St. (St. S.-le-Château), Stadt im französischen Departement Aveyron, hat ein altes Schloß, Leinweberei, Steinkohlenbergwerke und 2772 Einw.

Severina, Sta., Stadt in der italienischen Provinz Catanzaro (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II), auf einem steilen Felsen rechts am Neto, Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Schloß, mehre Klöster und 2500 Einw.

Severino, Stadt in der italienischen Provinz Macerata, rechts am Potenza, mit 5000 Einw.

Severn, Fluß in England, s. v. a. Saverne (s. d.).

Severo, Stadt in der italienischen Provinz Foggia (ehemaligen neapolitanischen Provinz Capitanata), am Gebirge Gargano, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, Handel, besonders mit Vieh, und 17,000 Einw.

Severus, 1) Publius Cornelius, römischer Dichter im Zeitalter des Augustus, verfaßte ein Gedicht über den sicilianischen Krieg und ein anderes über Cicero's Tod, wovon uns bei Seneca ein Fragment erhalten ist, erläutert in Wernsdorfs „Poetae latini minores" (Bd. 4). Das ihm beigelegte Gedicht „Aetna" (herausgegeben von Meineke, Quedlinb. 1818) gehört wahrscheinlich einem späteren Verfasser, vielleicht dem jüngeren Lucilius, an.

2) Lucius Septimius, römischer Kaiser, geboren 146 zu Leptis in Afrika, ward vom Kaiser Aurelius in den Senat aufgenommen und fungirte nach einander als Statthalter in Sardinien, Prätor, Oberbefehlshaber der vierten Legion in Syrien, Statthalter im lugdunensischen Gallien, Prokonsul zu Pannonien und Sicilien und 193 als Oberbefehlshaber der römischen Heere in Illyrien, von denen er nach der Ermordung des Pertinax zum Augustus ausgerufen ward. Nachdem er seinen Nebenbuhler Pescennius Niger bei Cyzicus, Nicäa und Issus (194) und einen zweiten, D. Clodius Albinus, 196 bei Lyon geschlagen hatte, erhob er seinen ältesten Sohn, Caracalla, zum Cäsar und unternahm einen Feldzug gegen die Parther, eroberte und verwüstete Seleucia, Babylon und Ctesiphon. Auch Aegypten besuchte er, wo er den Serapiskult lieb gewann. Nach Rom zurückgekehrt, schaffte er mit Hülfe des berühmten Rechtsgelehrten Papinianus viele Mißbräuche in der Verwaltung des Reichs ab und traf viele zweckmäßige Einrichtungen. Er legte unter Anderem große Getreidemagazine an, führte eine strenge Gerechtigkeitspflege ein und begünstigte die Studien der Beredtsamkeit und der Philosophie. Den letzten Feldzug unternahm er 208, von seinen Söhnen M. Antonius Bassianus (Caracalla) und Septimius Geta und von seiner sittenlosen Gemahlin, Julia Domna, begleitet, nach Britannien, welches von den Kaledoniern bedroht wurde. Er trieb die Feinde zurück, erweiterte die Grenzen des römischen Reichs und errichtete gegen die Einfälle der Pikten den nach ihm benannten Wall (Severi murus). Er † noch während dieses Feldzugs am 4. Februar 211 zu Eboracum (York).

3) Sulpicius, christlicher Geschichtschreiber, geboren um 363 in Aquitanien, studirte die Rechte, privatisirte aber dann meist in Tolosa und ging 392 aus Schmerz über den Tod seiner Gemahlin in ein Kloster zu Primultiacum. Beim Einfall der Vandalen in Aquitanien floh er nach Massilia, wo er 410 oder 429 †. Er schrieb: „Historia sacra" (von der Schöpfung der Welt bis 410, herausgegeben von Clericus, Leyden 1719, u. von Prato, Verona 1741, 3 Bde.) und eine „Vita S. Martini Turonensis".

Sévigné, Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von, bekannt durch ihre hinterlassenen Briefe, geboren den 5. Febr. 1627 zu Paris, erhielt durch den Abbé de Coulange eine gelehrte Bildung u. glänzte sodann am Hofe Ludwigs XIII., weniger durch Schönheit als durch Geist und Anmuth. Ihre Ehe mit dem Marquis Henri de S., dem sie einen Sohn, Charles, u. eine Tochter, Françoise Marguérite, gebar, war keine glückliche, und sie lebte daher von ihrem Gemahl getrennt in der Bretagne, sich der Erziehung ihrer Kinder widmend. Alle Bewerbungen um ihre Hand nach ihres Gatten Tode (1651), z. B. eines Conti, Turenne, ihres Cousins Bussy, Fouquets, schlug sie aus. Als ihre Tochter 1671 ihrem Gatten, dem Grafen von Grignan, Gouverneur von der Bretagne, dahin folgte, begann zwischen Mutter und Tochter jener 25jährige Briefwechsel, welcher in der literarischen Welt nachmals großes Aufsehen gemacht hat. Wiewohl die elegant und korrekt geschriebenen Briefe der Marquise ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten Geist und eine leicht erregbare Phantasie kund geben, so erheben sie sich doch nicht über die Weltanschauung des damaligen Hoflebens. Die Briefe der Tochter bilden durch ihre ernste Kälte einen schroffen Kontrast zu denen der Mutter. Die S. † auf dem Schlosse Grignan in der Provence am 18. April 1696. Die „Lettres de Madame de S. à sa fille" wurden am besten von Montmerqué und St.-Surin (Paris 1818—19, 10 Bde., nebst Supplementband, 1820; neue Aufl., das. 1861 ff.) herausgegeben. Vergl. Walckenaer, Mémoires touchants la vie et les écrits de Mad. de S. etc., Paris 1842—52, 5 Bde., und Babou, Amoureuse de Madame de S., das. 1862.

Sevilla, Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz (248,9 QM. mit 463,486 Einw.) in Andalusien (s. d.), zu beiden Seiten des bis hierher für Seefahrzeuge schiffbaren Guadalquivir in einer weiten, fruchtbaren und wohlangebauten, mit Ortschaften u. Landhäusern, Oliven- und Orangenhainen, Obst- und Weingärten, Maulbeer-, Mandel- u. Feigenbaumpflanzungen,

Getreidefeldern u. Gemüsegärten bedeckten Ebene gelegen, bietet mit ihren zahlreichen Thürmen von allen Seiten einen imposanten Anblick dar. Die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer des Guadalquivir, hat 1½ Leguas im Umfang und ist von einer alten, angeblich von Jul. Cäsar herrührenden, mit 66 Thoren und Pforten versehenen Mauern umgeben, außerhalb deren die Vorstädte los Humeros, Cesteria, Baratillo, Carreteria, Resolana mit dem berühmten großen Hospital la Caridad, S. Bernardo, S. Roque mit großer königlicher Salpeterfabrik und Macarena mit dem großen Hospital de la Sangre liegen. Am rechten Ufer des Flusses breitet sich die große Vorstadt Triana aus. Die innere Stadt bildet ein Labyrinth von engen Gassen, ist jedoch gut und solid gebaut. Als größere, regelmäßige Plätze sind nur die Plaza de S. Francisco oder der Konstitutionsplatz, die Plaza del Duque mit schöner Promenade und die Plaza de la Encarnacion oder der Fleisch- und Gemüsemarkt hervorzuheben. Unter den Häusern sind zahlreiche palastartige, meist im altrömischen Styl erbaute mit durch Fontänen geschmückten, marmorgetäfelten Höfen. Im Uebrigen herrscht die orientalische Bauart vor, in sofern die Häuser durchgängig platte Dächer, selten mehr als 2 Stockwerke und nach der Straße hin gewöhnlich nur Ein Fenster haben, während die übrigen Fenster nach dem Hofe hinaus gehen. Die Vorstadt Triana, der Tummelplatz der „Mahos", ist von regelmäßigerer Bauart und seit 1848 durch eine elegante Drahthängebrücke mit der eigentlichen Stadt verbunden. S. hat 564 Straßen und Gassen, 62 Plätze, 30 öffentliche Brunnen, welche großentheils durch den von Julius Cäsar erbauten, unter dem Namen der Caños de Carmona bekannten, aus 410 Bögen bestehenden Aquädukt mit Wasser versehen werden, eine Dom-, eine Kollegiatkirche, 28 Pfarrkirchen, 16 Kapellen, 35 ehemalige Mönchs- und 29 Nonnenklöster, 4 Frauenstifter, 11 Spitäler, ein Zucht-, ein Irren-, ein Versorgungshaus für Mädchen, 6 Theater, einen Cirkus für Stiergefechte, 5 Gefängnisse, 2 Arresthäuser, 8 Kasernen und mehre schöne Promenaden, worunter la Alameda, el salon de Cristina und las Delicias die schönsten sind. Die Kathedrale, die größte gothische Kirche, an der Stelle einer ehemaligen Hauptmoschee stehend, von welcher noch ein Orangenhof und ein Glockenthurm, die berühmte Giralda, erhalten sind, hat 5420 Fuß lange und 126 F. hohe, von 32 Pfeilern getragene Schiffe, 82 prachtvolle, an Kunstschätzen (Gemälden von Murillo, Zurbaran rc.) reiche Seitenkapellen, 90 mit herrlichen Glasmalereien gezierte Fenster, über 90 Altäre, darunter der aus Cedernholz errichtete und auf marmornem Piedestal stehende Hochaltar, und eine Orgel mit 5000 Pfeifen (1401 bis 1519 erbaut). Die erwähnte Giralda ist ein 350 F. hoher Thurm, welcher 22 harmonisch gestimmte Glocken enthält und nicht auf Treppen, sondern auf einem in sanft ansteigenden Windungen bestehenden Wege erstiegen wird. Der Alcazar oder Palast der maurischen Herrscher, noch jetzt als königliches Schloß dienend, enthält prächtige Säle und Hallen im Alhambrastyl und schließt große Gärten ein. Außerdem sind von hervorragenden Gebäuden zu nennen: die von Herrera erbaute Longa oder Börse, ein Prachtbau von modernem Styl mit dem berühmten Archiv de los Indias; die königliche Cigarrenfabrik, ein ungeheures befestigtes Gebäude, worin durchschnittlich 4500 Personen beschäftigt sind; das von Fernando Colombo, dem Sohne des Entdeckers, gegründete Colegio de S. Telmo, vormals Marineschule, jetzt Residenz des Herzogs von Montpensier; die Casa de Pilatos, vom Herzog von Medina Celi nach dem Muster des angeblichen Hauses des Pilatus zu Jerusalem erbaut, mit vielen Kunstschätzen; die Torre del Oro (Goldthurm), ein dicker, zwölfeckiger, angeblich von Jul. Cäsar erbauter Thurm am Hafen, jetzt Sitz der Hafenkapitänschaft; die Plaza de Toros, der größte Stiergefechtscirkus Spaniens, aus Stein im Styl der alten Amphitheater errichtet und 18,000 Menschen fassend; das Teatro principal mit im maurischen Styl dekorirtem Saal; der erzbischöfliche Palast mit reicher Bibliothek; das ehemalige Dominikanerkloster zu St. Paul; das Karthäuserkloster vor der Stadt mit schönen Gärten; das Hieronymitenkloster mit Gemälden von Murillo, rc. Die Stadt ist Sitz des Generalkapitäns von Andalusien, eines Erzbischofs und eines Obergerichts und hat zahlreiche Unterrichts- und Bildungsanstalten. Außer der 1504 gegründeten Universität, einer der besuchtesten Spaniens, gibt es ein Instituto, ein Liceo, mehre Kollegien und viele Elementarschulen, ferner eine Akademie der schönen Künste, 4 andere Akademien, eine ökonomische und mehre gelehrte Gesellschaften, eine große und mehre kleinere Bibliotheken, ein Kunstmuseum (mit den Hauptmeisterwerken Murillo's), mehre Privatgemäldesammlungen in den Palästen verschiedener Granden. Obwohl nicht am Meere, sondern eine weite Strecke landeinwärts nur an einem schiffbaren Strome gelegen, ist S. doch einer der ersten Hafen- und Handelsplätze Spaniens und, besonders seit Vollendung der Eisenbahnen nach Cordova, Xeres und Cadix, wodurch es zum Hauptstapel- und Speditionsplatz der Produkte Niederandalusiens geworden ist, in raschem Aufschwung begriffen. Die gesammte Schifffahrtsbewegung belief sich 1859 auf 3472 Schiffe mit 194,327 Tonnen. Der Gesammtwerth des Imports betrug 1859 443,300,000 Realen oder 32,005,484 Thaler, des Exports 364,900,000 Realen oder 21,549,664 Thaler, der Zolleinnahmen 18,850,000 Realen oder 1,359,285 Thaler. Die Stadt zählt 112,529 Einwohner, wovon auf die innere Stadt 81,546 kommen. Die ebenfalls sehr im Aufschwung begriffene Industrie besteht in den verschiedenartigsten städtischen Gewerben, großen Baumwoll-, Woll-, Leinwand- und Seidenwebereien. Auch waren hier schon 1854 außer den oben erwähnten großen Fabriken eine Maschinenwerkstätte, eine Porzellan- und eine Lakritzenfabrik im Betrieb. Die bemerkenswerthesten Punkte in den Umgebungen S.'s sind die Karthause de la Concepcion am Guadalquivir mit prächtiger Kirche, S. Juan de Aznalfarache mit schönen Landsitzen reicher Sevillaner und Santiponce, an der Straße nach Badajoz, mit sehenswerthen römischen Alterthümern, Resten der altrömischen Stadt Italica, des Geburtsorts

der Kaiser Trajan, Hadrian und Theodosius und des Dichters Silius Italicus. Auch S. selbst ist die Vaterstadt mehrer berühmten Männer, namentlich Murillo's. Die Bewohner S.'s zeigen viel Sinn für Kunst und sind überhaupt ein sehr kultivirtes Volk, namentlich sind die Frauen ebensowohl ihres Witzes, als ihrer Grazie wegen berühmt. Mit Cadix besteht regelmäßige Dampfschifffahrt. S., welches unter dem Namen Spala (d. i. Ebene) von dem phönicischen Hercules erbaut worden sein soll, hieß zur Zeit der Römer Hispalis und als römische Kolonie Colonia Romulensis. Hadrian erbaute die Stadt Italica (s. oben) in der Nähe dabei. In S. wurden 590 und 619 2 Koncilien (concilia Hispalensia) gehalten. Die Araber eroberten die Stadt im 8. Jahrhundert und machten sie zur Hauptstadt eines Königreichs S., womit ihre erste Glanzperiode begann. Seit 1026 war sie Sitz der maurischen Dynastie der Abadiden; 1091 kam sie in den Besitz der Almoraviden und 1147 in den der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 ward sie nach achtzehnmonatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Kastilien erobert und blieb seitdem im Besitz der Christen. Ihre zweite Glanzperiode fällt in das 16. und 17. Jahrhundert, wo sie Hauptstapelplatz des spanischen Seehandels und Sitz der spanischen Kunst, namentlich der Malerei, war. Doch sank der Gewerbfleiß, indem an 300,000 Mauren nach Granada und Afrika auswanderten. Von 1501—1726 war S. fast im ausschließlichen Besitz des Handels mit Amerika, den es durch das Emporkommen des von den Bourbonen begünstigten Cadix verlor. Im Jahre 1478 wurde in S. das erste Inquisitionsgericht errichtet. Im Jahre 1729 wurde hier ein Friedens- und Freundschaftstraktat zwischen Spanien, Frankreich und England abgeschlossen, welchem später auch Holland beitrat. Hier bildete sich am 27. Mai 1808 die spanische Centraljunta, die sich den 1. Febr. 1810 nach Cadix zurückzog. Auch die Cortes flüchteten sich, als sie 1823 Madrid verließen, hierher und entführten den König von hier nach Cadix.

Sèvre, Name von zwei Flüssen im westlichen Frankreich: Die S. Nantaise entspringt auf dem Plateau von Gâtine im Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Parthenay, unweit Secondigny, fließt nordwestlich in das Departement Vendée, trennt dieses dann theilweise vom Departement Maine-Loire, tritt darauf in das Departement Loire inférieure über, nimmt hier die Moine und Maire auf und mündet nach einem reißenden Lauf von 17 Meilen, Nantes gegenüber, in die Loire. Die letzten 3 Meilen ihres Laufs sind schiffbar. Die S. Niortaise entspringt ebenfalls auf dem Plateau von Gâtine im Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Melle, unweit Chenay, fließt westlich, bildet dann die Grenze zwischen den Departements Charente inférieure und Vendée, nimmt das Flüßchen Vendée auf, hilft einen Kanal (von Rochelle) bilden und fällt nach einem Lauf von 19 Meilen, nördlich von La Rochelle, in den atlantischen Ocean. Sie ist 11 Meilen weit (von Niort an) für kleine Fahrzeuge schiffbar. Nach beiden Flüssen ist das Departement Deux-Sèvres (Beide Sèvres) genannt; es ist gebildet aus den ehemaligen Landschaften Poitou, Aunis, Saintonge und Marche, grenzt an die Departements Maine-Loire, Vienne, Charente u. Charente inférieure u. hat einen Flächenraum von 599,988 Hektaren (110,46 □Meilen) mit (1861) 328,817 Einwohnern. Das Departement ist theilweise gebirgig; fast ein Drittel desselben nimmt das mit dem Gebirge von Limousin zusammenhängende waldige Plateau von Gâtine ein, zwischen welchem sich fruchtbare Thäler ausdehnen. Es wird außer den beiden Sèvres noch von der Boutonne, Argenton, Thouet und von kleinen Flüssen bewässert und hat auch viele fischreiche Teiche. Das Klima ist feucht und in manchen Gegenden ungesund. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 400,572, Wiesen 73,734, Weinberge 21,463, Waldungen 37,905, Obst- und Gemüsegärten 9813, Heiden und Weiden 22,172 Hektaren. Haupterwerbsquelle ist die Viehzucht; der Ackerbau ist weniger von Bedeutung. Die wichtigsten Produkte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Obst und Holz; Pferde, Maulesel, Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Fische, Eisen und Antimon. Die Einwohner sind der großen Mehrzahl nach Katholiken und sprechen einen eigenthümlichen Dialekt. Die Industrie ist ohne besondere Wichtigkeit und beschränkt sich auf Fabrikation von Woll- und Baumwollwaaren (besonders Handschuhen), Lederwaaren, Papier, Branntwein und Eisen; der Handel, namentlich mit den Landesprodukten ist dagegen sehr lebhaft. Das Departement wird von der Eisenbahn von Orléans (Paris) nach Rochefort und La Rochelle durchschnitten; das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Niort, Bressuire, Melle und Parthenay. Hauptstadt ist Niort.

Sèvres, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, am Ausgang einer Schlucht, am linken Ufer der Seine (mit steinerner Brücke über dieselbe) und an beiden von Paris nach Versailles führenden Eisenbahnen, hat eine berühmte kaiserliche Porzellanfabrik und Glasmalerei mit einer reichen Sammlung von Vasen, Geschirren ꝛc., ferner Fabrikation von Chemikalien u. chemischen Apparaten, Kapseln, metallenen Schnürlöchern, Brillengestellen, Seilen, hydraulischem Kalk, Mosaikziegeln ꝛc., Brauereien, lebhaften Handel und 6328 Einwohner. Die Porzellanfabrik wurde ursprünglich 1738 in Schloß Vincennes gegründet, aber 1755 von den Generalpächtern, welche sie gekauft hatten, nach S. verlegt. Auf Bitten der Pompadour kaufte sie Ludwig XV. 1759, und seitdem gehört sie zu den Krondomänen. Das sogenannte Biscuit de Sèvres ist die unglasirte Substanz. Die bei der Fabrik angestellten Maler sind namhafte Künstler. Doch deckt dieselbe bei weitem nicht die Kosten und wird daher jetzt auf Rechnung des Staats unterhalten. Hier Gefecht zwischen den Alliirten und Franzosen den 2. Juli 1815.

Seward, William Henry, nordamerikanischer Staatsmann, geboren den 16. Mai 1801 zu Florida im Staat Newyork, studirte auf dem Unionscollege in Shenectady die Rechte und ließ sich 1823 zu Auburn als Rechtsanwalt nieder. Er ward 1830 als Senator in die Legislatur und

1839 zum Gouverneur des Staats Newyork gewählt und führte als solcher eine neue Reform der Volksschulen und des wissenschaftlichen Unterrichtswesens ein. Seine Wiederwahl 1843 ablehnend, kehrte er zu der juristischen Praxis zurück. Im Jahre 1849 wie auch wieder 1855 als Senator in den Kongreß gewählt, galt er dort als der Führer der Freiboden- oder Antisklavenpartei und einer der ausgezeichnetsten Sprecher und besten Politiker der Vereinigten Staaten und ward am 4. März 1861 vom Präsidenten Lincoln zum ersten Staatssekretär ernannt, in welcher Stellung er während des Bürgerkriegs eine ungemeine Thätigkeit und Energie entwickelte. Gleichzeitig mit der Ermordung Lincolns am 14. April 1865 durch den Schauspieler Wilkes Booth im Theater zu Washington ward durch dessen Bruder S., der gerade krank darnieder lag, sammt seinem Sohn tödtlich verwundet. Letzterer starb einige Tage nachher, S. der Vater aber war bald wieder genesen. Seine „Speeches, state papers and miscellaneous works“ erschienen Newyork 1853 in 3 Bänden.

Sewastopol, s. Sebastopol.

Sewerien (Severien), vormaliges Fürstenthum im südlichen Rußland, welches zur Blüthezeit des polnischen Staats einen Theil der Ukraine bildete, 1667 mit dieser an Rußland kam und 1782 in das Gouvernement Nowgorod Sewersky umgewandelt, aber 1802 dem Gouvernement Tschernigow einverleibt ward.

Sewsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orel, an der Sewa und dem See Maritza, hat ein Priesterseminar, Fabrikation von Fayence, Grünspan und anderen Farben, Handel und 6752 Einwohner. Hier 1605 Sieg des Czaren Boris Godunow über den falschen Demetrius.

Sexagesima (lat.), der achte Sonntag vor Ostern, ungefähr der 60. Tag vor Ostern (daher der Name S.).

Sexagesimaleintheilung, die Eintheilung der Zeit in 60 Theile, nämlich der Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Sekunden und der Sekunde in 60 Tertien 2c. Die S. des Kreises, nämlich seiner 360 Grade in 60 Minuten 2c., wurde in Frankreich zur Zeit der Revolution durch die handhablichere Decimal- oder eigentlich Centesimaleintheilung verdrängt, der zufolge man dem Kreise 400 Centesimalgrade, jedem dieser Grade 100 Minuten und jeder Minute 100 Sekunden gab; doch hat die S. seit der Restauration wieder Platz gegriffen.

Sexaginta (lat.), eigentlich sechzig, dann auch im Allgemeinen sehr viel.

Sexangularis (lat.), sechseckig.

Sextans, römische Kupfermünze, = 1/6 As.

Sextant (v. Lat.), Sternbild unter den Vorderfüßen des Löwen auf der Wasserschlange, enthält nur kleine Sterne 5. und 6. Größe, deren Anzahl Flamsteed auf 41, Hevel auf 54 ansetzt; astronomisches Instrument, s. Spiegelsextant.

Sexte (v. Lat.), die sechste Stufe der Leiter eines zum Grundton angenommenen Tones, kommt als Intervall groß, klein und übermäßig vor. Die kleine S. enthält 3 ganze und 2 große halbe Töne, z. B. e—c, und ihr reines Verhältniß ist 5:8, in welchem es aber nur zwischen e—c, fis—d und h—g ausgeübt wird. Die große S. umfaßt 4 ganze Töne und einen großen halben Ton; ihr reines Verhältniß ist 3:5, das nur zwischen d—h und g—e vorkommt. Die übermäßige S. besteht aus 5 ganzen Tönen (f—dis) und sollte eigentlich das reine Verhältniß von 128:225 haben.

Sextett (lat. sextuor, ital. sestetto), ein Tonstück für 6 Hauptstimmen, die entweder Singstimmen oder Soloinstrumente sind. Als Gesangstück ist es in der Oper am häufigsten, besonders im Finale; als Instrumentalsatz heißt es speciell Sextuor und pflegt der Form nach eine Gattung der viersätzigen Sonate zu sein.

Sextidi (franz.), im französischen republikanischen Kalender der 6. Tag einer Dekade.

Sextilis, der 6. Monat im römischen Jahre, als dieses noch mit dem März anfing, erhielt später dem Kaiser Augustus zu Ehren den Namen Augustus, weil dieser Kaiser in demselben zum ersten Male Konsul geworden war.

Sextius, römisches Geschlecht, aus welchem Lucius S., nachdem er 10 Jahre hinter einander das Tribunat bekleidet, 366 als der Erste aus dem Stande der Plebejer das Konsulat erhielt. Cajus S. focht im südlichen transalpinischen Gallien mit Glück gegen die Arverner und Salluvier und gründete 122 v. Chr. die Stadt Aquae Sextiae, das heutige Aix. Publius S. wirkte als Volkstribun 57 mit Milo für Cicero gegen Clodius und ward auf Anstiften des letzteren 56 der Bestechung bei den Wahlen und der Gewaltthätigkeit angeklagt, aber von Cicero in einer noch erhaltenen Rede mit Erfolg vertheidigt. Im Jahre 53 verwaltete er Sicilien. Später trat er von der Partei des Pompejus zu Cäsar über.

Sextole (v. Lat.), Notenfigur, die darin besteht, daß eine Note in 6 statt in 4 kleinere getheilt, oder 6 Noten statt 4 auf einen taktischen Theil gerechnet werden, z. B. 6 Sechszehntel auf ein Viertel, 6 Achtel auf eine halbe Note. Man darf aber die S. nicht zwei Triolen gleich setzen, da die Accente verschieden sind.

Sextum (lat.), das sechste, besonders (sc. praeceptum) das 6. Gebot; daher contra S. sündigen, unkeusch leben.

Sextus Empiricus, griechischer Philosoph und Arzt, lebte zu Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. zu Alexandria und Athen und gehörte der skeptischen Richtung an, wurde aber als Arzt den Empirikern beigezählt. Wir haben von ihm noch zwei Schriften: „Pyrrhoniae hypotyposes“, in 3 Büchern von dem Wesen, dem Zweck und der Methode des Skepticismus handelnd, und „Adversus mathematicos“, in 11 Büchern den Dogmatismus in jedem Fache der wissenschaftlichen Forschung bekämpfend. Herausgegeben wurden beide Schriften Paris und Genf 1621; von Fabricius (neue Aufl., Leipzig 1840, 2 Bde.) und Bekker (Berlin 1842).

Sexualsystem (v. Lat. u. Griech.), das linné'sche Pflanzensystem, weil es sich auf das Dasein oder die Abwesenheit der Geschlechtstheile gründet; s. Botanik.

Sexus (lat.), natürliches Geschlecht; S. potior,

männliches, S. sequior, weibliches Geschlecht.

Seybouse, Fluß in Algerien, entsteht aus dem Wad-Zenati und Wad-Scherf und mündet nach 24 Meilen langem Lauf bei Bona in das mittelländische Meer.

Seyda, Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, mit Gerichtskommission, Leinweberei und 1529 Einw.

Seydelmann, 1) Franz, namhafter Komponist, geboren 1746 zu Dresden, ging mit Naumann, seinem Lehrer, nach Italien, bildete sich hier als Tenorsänger aus, ward nach seiner Rückkehr in Dresden 1772 als Kirchen- und Kammerkomponist, 1787 als Kapellmeister angestellt und † den 25. Oktober 1808. Unter seinen Kompositionen sind die Opern „Die schöne Arsene", „Das sächsische Bauernmädchen" und „Turco in Italia", sowie mehre Sonaten ꝛc. hervorzuheben.

2) Jakob Crescenz, namhafter Zeichner und Maler, Bruder des Vorigen, geboren 1750 zu Dresden, war ein Schüler Canale's und J. Casanova's, seit 1772 in Rom Mengs' und fertigte hier viele Zeichnungen nach antiken Bildwerken in der von ihm erfundenen Sepiamanier. Nach seiner Rückkehr nach Dresden ward er 1782 hier als Professor an der Akademie angestellt, besuchte aber Rom noch neunmal und † den 27. März 1829 zu Dresden. Seine zahlreichen Sepiazeichnungen, darunter die Kopien der sixtinischen Madonna und der Nacht von Correggio und anderer berühmten Gemälde, meist in der Größe der Originale, sind Meisterstücke in ihrer Art, gleichsam Gemälde in Einer Farbe, die in den feinsten Nuancen und in außerordentlicher Zartheit die Urbilder wiedergeben. Seine eigenen Kompositionen leiden mitunter an Mängeln der Zeichnung. Auch seine Gattin, Apollonia, geborne Forgue, geboren 1767 zu Venedig, erwarb sich durch treffliche Sepiazeichnungen und Bilder in Miniatur Ruf, ward in die dresdener Akademie aufgenommen und † 1840. Nach ihrer Zeichnung der sixtinischen Madonna führte Müller seinen Kupferstich aus.

3) Karl, ausgezeichneter Schauspieler, geboren den 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat 1813 in die Armee ein, widmete sich nach Rückkehr des Friedens eine Zeitlang im väterlichen Hause dramaturgischen Studien und betrat die Bühne zuerst in Breslau, dann in Gratz, und zwar in komischen Rollen. Seit 1820 war er nach einander engagirt an den Bühnen zu Prag, Kassel, Darmstadt, Stuttgart, wo er auch das dramatische Lehrinstitut leitete, und seit 1838 zu Berlin, wo er am 17. März 1845 †. S.s objektive, bis in die feinsten Züge durchgearbeitete, harmonisch abgerundete und durchgeführte Darstellungsweise stellt ihn den größten dramatischen Künstlern aller Zeiten und Völker an die Seite. Seine Hauptrollen waren Mephistopheles in „Faust", Franz Moor, Cromwell, Marinelli, Richard III., Shylock, Polonius, Präsident in „Kabale und Liebe", Nathan, Abbé de l'Epée, Richard Brandon in Rellstabs „Eugen Aram", der Advokat Wellenberger in Ifflands „Advokaten", Ifflands „Essighändler" u. a. m. Vergl. Rötscher, S.s Leben und Wirken, Berlin 1845.

Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, preußischer General, geboren den 3. Febr. 1721 zu Kalkar bei Kleve, wo sein Vater Rittmeister bei einem Dragonerregiment war, trat früh in das Regiment des Markgrafen von Schwedt und erwarb sich schon während des ersten schlesischen Kriegs hohen kriegerischen Ruhm, indem er im Frühjahr 1742 ein Dorf bei Ratibor mit nur 30 Kürassieren gegen mehre tausend Ungarn so lange behauptete, bis die Mehrzahl seiner Kürassiere verwundet und ohne Munition war. Hier gefangen und nach Raab geführt, ward er schon nach einigen Wochen ausgewechselt und vom König zum Husarenrittmeister ernannt. Im zweiten schlesischen Kriege focht er bei Hohenfriedberg auf dem rechten Flügel mit Auszeichnung und nahm den sächsischen General von Schlichting mit eigener Hand gefangen, wofür ihn der König zum Major beförderte. Nachdem er sich unter Anderem noch zu Sorr durch ungestüme Kavallerieangriffe hervorgethan, führte ihn der zu Dresden geschlossene Friede in sein Standquartier Trebnitz zurück. Im Herbst 1752 ward er zum Oberstlieutenant und bald darauf zum Kommandeur des Kürassierregiments von Rochow ernannt, bei dem er im Sommer 1755 zum Oberst aufrückte. Als solcher nahm er nach dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs an der Schlacht bei Lowositz Theil, in welcher er einige kühne Reiterangriffe ausführte, und befand sich im folgenden Jahre bei Friedrichs Einfall in Böhmen bei dem Corps des Fürsten Moritz von Dessau, welches über Kommotau vorrückte. In der Schlacht bei Kollin warf er an der Spitze von 10 Schwadronen ein Regiment Infanterie, dann 2 Reiterregimenter und drang bis an das zweite Treffen der Oesterreicher vor, wodurch er viel zur Deckung des Rückzugs der preußischen Infanterie beitrug. Zwei Tage nach dieser Schlacht ernannte ihn der König zum Generalmajor. Nach dem Rückzug aus Böhmen an die Elster beordert, warf S. an der Spitze von 17 Schwadronen bei Pegau 2 österreichische Kavallerieregimenter und ward darauf mit 20 Schwadronen bis Gotha vorgeschoben, wohin Soubise und der Herzog von Hildburghausen mit der feindlichen Hauptmacht von Eisenach her am 19. September mit 10,000 Mann vorrückten. Eine Rekognoscirungsabtheilung derselben ward von S. zurückgeworfen, und der Feind floh hierauf in solcher Eile, daß der ganze Troß in die Hände der Preußen fiel. Kurz vor der Schlacht bei Roßbach zum Oberbefehlshaber über die gesammte Kavallerie ernannt, entschied S. den dort erfochtenen Sieg, wofür er zum Generallieutenant befördert und gleichzeitig zum Inhaber des Kürassierregiments Rochow ernannt wurde. Eine Wunde, die er bei dem letzten Angriff auf die französische Infanterie erhalten, hinderte ihn, dem König auf seinem raschen Zuge nach Schlesien zu folgen, und nöthigte ihn, über 4 Monate in Leipzig zu bleiben. Bei dem kühnen Zuge aus Mähren durch Böhmen nach Schlesien hatte er denselben mit der Kavallerie zu decken und bestand bei Chlu-

metz ein rühmliches Gefecht. Die Bedrohung Küstrins durch eine starke russische Armee führte ihn an die Oder. Bei Zorndorf befehligte er die Kavallerie des linken Flügels, die zuletzt bis auf 61 Schwadronen verstärkt wurde; obwohl ihm keine Hauptrolle in diesem blutigen Drama zugetheilt war, erfocht er doch den Sieg und schützte sogar die Infanterie vor einer Niederlage. Im Lager bei Hochkirch war S. einer von Denen, die den König auf die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls aufmerksam machten. Als der Rückzug angetreten werden mußte, deckte ihn S. mit der ganzen Kavallerie, und nur ihre imposante ruhige Haltung machte es dem König möglich, bei Bautzen wieder ein Lager zu beziehen. In der Schlacht bei Kunersdorf mußte er auf Befehl des Königs seine trefflich gewählte Stellung verlassen und wurde durch einen Kartätschenschuß schwer verwundet. In Berlin, wohin er sich zu seiner Wiederherstellung begab, verheirathete er sich mit einer Gräfin von Hacke und begab sich dann wieder zur Armee, die bei Leipzig stand. An der Vertheidigung Berlins, welches im Herbst 1759 von den Russen angegriffen wurde, nahm er erfolgreichen Antheil. Im Mai 1761 der Armee des Prinzen Heinrich beigegeben, fand er bei Freiberg Gelegenheit, seine Umsicht in Verwendung der Infanterie wie der Kavallerie in glänzendster Weise zu bewähren. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die Inspektion aller in Schlesien stehenden Kavallerieregimenter. Im Jahre 1767 wurde er zum General der Kavallerie ernannt, ohne aber dadurch seinem bisherigen Wirkungskreise entzogen zu werden. Er † am 7. Nov. 1773. In Berlin ließ ihm der König 1784 auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal setzen. S.' Leben beschrieb Varnhagen von Ense in den „Biographischen Denkmalen".

Seyffarth, Gustav, namhafter Archäolog, geboren am 13. Juli 1796 zu Uebigau in der preußischen Provinz Sachsen, widmete sich zu Leipzig dem Studium der Philologie und Theologie, habilitirte sich daselbst 1823 in der philosophischen Fakultät, wurde 1825 außerordentlicher Professor der Philosophie u. 1829 Professor der Archäologie. Auf einer dreijährigen Reise, die er mit königlicher Unterstützung 1826 nach Süddeutschland, Italien, Frankreich, England und Holland unternahm, sammelte er mehr als 10,000 Abdrücke, Abgüsse, Durchzeichnungen und Abschriften ägyptischer Monumente und koptischer Manuskripte. Seit 1855 wirkt er zu Newyork als Lehrer an einer höheren Lehranstalt. Seine in das archäologische Fach einschlagenden Schriften zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit und Scharfsinn, enthalten aber auch gewagte Hypothesen, welche der Gegenstand mannichfacher Angriffe gewesen sind. Er schrieb u. A.: „De lingua et literis veterum Aegyptiorum" (eine Fortsetzung von seines Lehrers Spohn Werke, Leipzig 1825 bis 1831); „Rudimenta hieroglyphices" (das. 1826); „Systema astronomiae Aegyptiorum quadripartitum" (das. 1833); „Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises" (das. 1834); „Alphabeta genuina Aegyptiorum et Asianorum" (das. 1840); „Die Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte ꝛc." (das. 1843); „Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi" (das. 1846); „Grammatica Aegyptiaca" (Gotha 1855) und lieferte eine Uebersetzung von „Theologischen Schriften der Aegypter" (das. 1855) u. a. m.

Seyfried, Ignaz, Ritter von, namhafter Komponist, geboren zu Wien den 15. Aug. 1776, mußte sich nach seines Vaters Willen dem Studium der Rechtswissenschaft widmen, wandte sich aber dann in Folge der Verwendung P. Winters der Kunst zu. Nachdem er sich schon früher unter Mozarts und später unter Kotzeluchs Leitung zum tüchtigen Klavierspieler ausgebildet und unter Albrechtsbergers Anweisung auch in der Komposition versucht hatte, ward er 1797 an dem unter Schikaneders Direktion stehenden Theater an der Wien als Kapellmeister und Komponist angestellt, in welcher Stellung er eine Menge kleine Opern und Singspiele lieferte. Im Jahre 1828 zog er sich ins Privatleben zurück und † den 26. August 1841. S. ist zwar nicht den genialen bahnbrechenden Meistern der Musik beizuzählen, lieferte aber viele Kompositionen für die Bühne, Kammer und Kirche, die ihrer Zeit viel Beifall fanden, und leistete auch als musikalischer Schriftsteller Anerkennungswerthes. Sein Bruder, Joseph, Ritter von S., geboren 1779 zu Wien, begründete 1811 daselbst den „Wanderer", den er bis 1843 redigirte, wirkte daneben als Theaterdichter und hat zahlreiche Operntexte übersetzt und bearbeitet; † den 28. Juni 1849 zu Wien.

Seymour, englische Familie, tritt in der Geschichte zuerst auf mit Sir John S., zu Anfang des 16. Jahrhunderts Sheriff von Somerset und Dorset, durch seine Tochter Jane S. 1536 Schwiegervater König Heinrichs VIII. Sein ältester Sohn wurde zum Protektor des Reichs und Herzog von Somerset (s. d.) ernannt. Henry S.-Conway befehligte 1761 die englischen Truppen bei dem Armeecorps des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, ward 1765 Staatssekretär und starb als Feldmarschall 1795. Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford, geboren den 11. März 1777, Günstling König Georgs IV., starb den 1. März 1842, war der Vater des jetzigen Marquis von Hertford, Richard S.-Conway, geboren den 22. Febr. 1800, der sich durch Kunstsinn auszeichnet. Ein Enkel des ersten Marquis von Hertford ist Sir George Hamilton S., geboren 1797, ward 1817 Attaché bei der britischen Gesandtschaft im Haag, 1819 Protokollist im auswärtigen Amte, 1823 Legationssekretär zu Frankfurt, 1826 zu Stuttgart und 1828 zu Berlin, 1829 Botschaftsrath in Konstantinopel, 1831 Gesandter in Florenz und 1836 in Brüssel, in welcher Stellung er an den Verhandlungen zur Schlichtung des belgisch-holländischen Konflikts bis zum Schlußvertrage von 1842 bedeutenden Antheil nahm. Im Jahre 1846 ging er als Gesandter nach Lissabon, 1852 nach Petersburg, wo er bis zur orientalischen Krise im Febr. 1854 blieb, 1855 nach Wien, wo er am 1. Febr. 1856 das wiener Protokoll mit unterzeichnete, im April 1858 aber abberufen ward.

Seymour, Sir William, britischer Seemann, geboren den 3. Dec. 1802, trat 1818 in die englische Union, diente als Flottenkapitän 1841

bis 1850 theils im mittelländischen Meere, theils in Nordamerika und Westindien, ward dann zum Hafeninspektor zu Sheerneß und hierauf zum Direktor der Marineinstitute zu Devonport ernannt und im Febr. 1854 dem Admiral Sir Charles Napier als Stabschef für die Ostseeexpedition beigegeben, auf welcher er bei Kronstadt verwundet wurde. Im Jahre 1856 erhielt er den Oberbefehl über die britische Seestation in Ostindien und 1863 das Kommando der britischen Militärstation Portsmouth.

Seyn (Sein), der allgemeinste der Begriffe, dessen Erörterung Gegenstand der Ontologie (s. d.), eines Theils der Metaphysik, ist. Derselbe wird entweder als ein schlechthin einfacher Begriff angesehen, so daß man schlechthin einfache Grundwesen annimmt (Leibniz, Herbart); oder man hält das, welchem der Begriff des S.s in der strengsten Bedeutung zukommt, das absolute Wesen, für ein in sich Mannichfaltiges, Werdendes (Spinoza, Schelling, Hegel), so daß die am Begriff des S.s gefundenen dialektischen Entwickelungen auf das All der Dinge selbst übertragen werden; oder man betrachtet den Begriff des S.s überhaupt nicht als maßgebend für irgend einen wirklichen Gegenstand, sondern als ein bloßes subjektives Werkzeug der Auffassung, welches lediglich der Art unserer Auffassung desselben, nicht seinem Gegenstande selbst zu entsprechen hat (Locke, Kant).

Seyne, Stadt im französischen Departement Niederalpen, an der Blanche, hat eine Citadelle, ein Collége, Wollmanufakturen, Kalkbrennerei und 3000 Einwohner.

Seyny, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Augustowo, nordwestlich von Grodno, hat eine Kathedrale, ein berühmtes Dominikanerkloster mit vielbesuchter Wallfahrtskirche, Gymnasium, Leder- und Tuchfabrikation und 4200 Einw.

Seyon, Fluß im schweizerischen Kanton Neuenburg, entspringt am Fuße des Chasseral, fließt südlich durch das Ruzthal und ist durch einen 1839 bis 1842 angelegten großartigen Aquädukt (trouée du S.), welcher bei Neuenburg durch einen 500 F. langen Tunnel führt, in den Neuenburgersee geleitet. Er bildet bei Valangin einen 30 F. hohen Wasserfall.

Seypusch (Zywiecz), Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Wadowice, an der Sola, Sitz eines Bezirksamts, hat eine Hauptschule, ein sehenswerthes alterthümliches Schloß, einen Eisenhammer, starke Leinwand- und Tuchweberei, lebhaften Speditionshandel und 3311 Einw.

Seyssel, Stadt im französischen Departement Ain, an beiden Ufern der überbrückten Rhône und an der Eisenbahn von Genf nach Lyon, hat Schiffbau, Asphaltgruben, Wein- und Salzhandel und 1235 Einw. Der kleinere auf dem linken Ufer der Rhône (welche hier bis 1860 die Grenze gegen Italien bildete) gelegene Theil gehörte früher zu Savoyen.

Sezzanne (Sézanne en Brie), Stadt im französischen Departement Marne, am Auges, hat eine Stiftskirche, ein Hospital, Fabrikation von Tuch, anderen Wollzeuchen und gewebten Waaren, Gerberei, Kalk- und Ziegelbrennerei, Weinbau, Wein- und Getreidehandel und 4150 Einwohner. S. war ehemals sehr fest, wurde 1423 von den Engländern, 1566 von den Protestanten erobert, brannte 1632 gänzlich nieder und ward 1814 von den Russen beschossen. Bei S. am 25. März 1814 Gefangennehmung eines französischen Corps unter Macdonald durch die Russen.

Sezza (Sezze), Stadt in der päpstlichen Legation Velletri, am Ufento, unweit der pontinischen Sümpfe, in ungesunder Lage, ist Bischofssitz, hat Acker- und Weinbau und 9400 Einw. Dabei Ruinen (muthmaßlich eines Saturnustempels). S. ist das Setia der Römer; der hier gebaute Wein war schon im Alterthum berühmt.

Sf., Abkürzung von Sforzando (s. d.).

Sfagia (Sfakia), Hafenstadt auf der Südküste der türkischen Insel Kandia (Kreta), hat Weinbau, Handel und 1200 Einwohner.

Sfakteria (Sphakteria, Sphagia), griechische Insel im jonischen Meere, an der südlichen Westküste von Morea, vor dem Hafen von Navarin, welchen sie theilweise schließt, indem sie nur im Süden einen Eingang dazu freiläßt, ist eine halbe Meile lang, felsig, von Klippen umgeben und von Fischern bewohnt; im Winter hüten hier auch einige Hirten. Oestlich davon liegt die kleine Felseninsel Kolonesi. S. hieß schon im Alterthum Sphakteria (die Bewohner Sphakioten) und wurde 425 v. Chr. im peloponnesischen Kriege von den Athenern unter Cleon eingenommen. Im Jahre 1770 zogen sich Orlow und Dolgoruki nach der Niederlage bei Modon u. Koron hierher zurück, und in Folge davon kamen 5000 Griechen aus Mangel um.

Sforza, berühmtes italienisches Geschlecht, welches Mailand im 15. und 16. Jahrhundert 6 Herzöge gab. Sein Stammvater, Muzio Attendolo, geboren den 10. Juni 1369 als Sohn eines Landmanns zu Cotignola in der Romagna, schwang sich durch Tapferkeit, Muth und Klugheit zu einem der renommirtesten Condottieri seiner Zeit empor, diente mit seinem ihm treu ergebenen Haufen Bewaffneter nach einander mehren Herren, zuletzt dem König von Neapel, und galt bereits unter der Regierung der Königin Johanna II. als eine Stütze des Throns. Er fand den 4. Januar 1424 beim Uebergang über den Fluß Pescara den Tod. Den Namen S. (d. i. Erzwinger) erhielt er von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem Stifter des italienischen Condottieriwesens. Sein natürlicher Sohn, Francesco S., geboren am 25. Juli 1401, diente in der Condotta seines Vaters und übernahm nach dem Tode des letzteren deren Führung. Er diente nach einander Mailand, Venedig und Florenz, ward Schwiegersohn des Herzogs Filippo Maria Visconti von Mailand, des letzten Sprößlings dieses Hauses, und setzte sich nach dessen Tode 1447 durch List und Gewalt in Besitz der Herrschaft über Mailand. Er sicherte sich den Thron durch weise Regierungsmaßregeln, vergrößerte sein Herzogthum 1446 durch Eroberung Genua's und trat mit den meisten italienischen Höfen in Familienverbindung und mit dem König Ludwig IX. von Frankreich in ein Bündniß, um dessen aufrührerische Vasallen unterjochen zu helfen; † am 8. März 1466 zu Mailand, das Herzogthum seinem ältesten Sohne, Galeazzo Maria S., geboren den 24. Jan. 1444, hinter-

lassend, der, ein ausschweifender, grausamer Mann, den 24. Dec. 1476 durch Verschworene fiel. Da dessen Sohn, Giovanni Galeazzo S., erst einige Monate alt war, so bemächtigte sich der Oheim desselben, Lodovico il Moro, des Throns und beseitigte den Neffen 1494 wahrscheinlich durch Gift. Um die usurpirte Herrschaft zu behaupten, veranlaßte er den Kriegszug des französischen Königs Karl VIII. nach Neapel, brachte aber dadurch nur Unglück über dieses und sein eigenes Haus. Denn nachdem er später dem Bunde gegen Frankreich beigetreten, ward er von Ludwig XII. 1499 aus dem Herzogthum vertrieben, gerieth 1500 in französische Gefangenschaft und starb 1510 zu Loche im Kerker. Sein Sohn, Maximilian S., vertrieb zwar mit Hülfe von Schweizertruppen die Franzosen 1512 aus Mailand, aber 1515 vom französischen König Franz I. bei Marignano geschlagen, mußte er Mailand gegen ein Jahrgehalt an Frankreich abtreten. Francesco Maria S., Bruder des Vorigen, seit 1521 Herzog von Mailand, wurde 1529 vom Kaiser Karl V., dem Sieger Franz' I., wieder mit dem Herzogthum belehnt und starb den 24. Okt. 1535, worauf Karl V 1540 Mailand seinem Sohne, dem nachherigen König Philipp II. von Spanien, als eröffnetes Reichslehn gab. Von früheren Nebenlinien haben sich nur noch die Herzöge von S.-Cesarini in Rom erhalten. Vgl. Ratti, Della famiglia S., Rom 1794.

Sforzando (sforzato, ital.), musikalisches Zeichen, bedeutet, daß eine Note mit starker Intonation vorgetragen werden soll; gewöhnlich abbreviirt Sf. oder Sfz.

Sgjersh (Sjersh, Zgierz), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, hat starke Tuchmacherei, Leinweberei, Gerberei, Handschuhfabrikation, Drahtzieherei und 12,510 Einw.

Sgraffitomalerei, eine in Italien erfundene Manier der Wandmalerei. Der aus Kalk, Sand und Kohlenstaub bestehende schwarze Grund ward mit dünnem Gyps überstrichen, auf diesem der Karton durchgezeichnet, worauf die Schatten mit einem spitzen Eisen bis auf die schwarze Unterlage in Strichen angegeben wurden, so daß das fertige Ganze das Ansehen einer Zeichnung oder eines Kupferstiches erhielt. Alle Werke dieser Art sind zu Grunde gegangen, und nur durch die Beschreibung des Vasari und in Blättern von Cherubin Alberti, Bonesone, Galestruzzi u. A. hat sich ihr Andenken erhalten.

Shaftesbury, Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, hat eine theologische Bibliothek, Tuchweberei und 2497 (einschließlich des Wahlbezirks 8983) Einw. S. besaß ehemals eines der reichsten Nonnenklöster in England und wählt ein Mitglied ins Unterhaus.

Shaftesbury, 1) Anthony Ashley Cooper, erster Graf von S., englischer Staatsmann, geboren den 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset, Sohn des Sir John Cooper auf Rockborn und einer Erbtochter der Ashleys, studirte zu Oxford und London die Rechte, trat 1640 ins Unterhaus und erlangte hier durch Witz und Beredtsamkeit, sowie als gewandter Parteiführer bald einen bedeutenden Einfluß. Beim Beginn des Bürgerkrieges ging er zur Parlamentspartei über, errang an der Spitze eines zusammengebrachten Truppencorps einige Vortheile im Felde und wurde dann zum Friedensrichter der Grafschaft Dorset erwählt. Nach Auflösung des langen Parlaments verscherzte er die Gunst des Protektors durch seine Opposition, ward aber wieder in das neue Parlament gewählt. Nach dem Tode Cromwells zog er die Presbyterianer auf seine Seite und stellte mit Hülfe des Generals Monk die Monarchie wieder her. Als Parlamentsmitglied war er auch bei der Deputation, welche Karl II. zur Rückkehr auf den Thron seiner Väter einlud. Karl ernannte ihn zum Lordlieutenant in Dorset, 1661 als Lord Ashley zum Peer und bald nachher zum Kanzler der Schatzkammer. Anfangs im Oberhause ein Führer der Opposition, trat S. doch 1669 in das Ministerium Cabal, welches den Absolutismus und Katholicismus in England wieder herstellen sollte, und brachte in Kurzem die Fäden dieser Politik des englischen Königs ganz in seine Hände. Nachdem er aber im April 1672 zum Grafen und im November zum Lordkanzler ernannt worden, fürchtete er, daß der König, wenn sein Reaktionsplan scheiterte, die Rathgeber der Krone dem Parlament opfern möchte, und deckte im März 1673 vor dem Oberhause die königliche Intrigue auf, ging offen ins Lager der Volkspartei über und beförderte die Einführung der Testakte. Seines Amtes enthoben, übernahm er die Führung der parlamentarischen Opposition. Seine Behauptung, daß die Prorogation des Parlaments vom November 1675 bis zum November des folgenden Jahres als eine Auflösung anzusehen sei, zog ihm eine dreizehnmonatliche Haft im Tower zu. Wieder freigegeben, erregte er den Haß des Volks gegen das papistische Komplot von 1678, wirkte für die Ausschließung des katholischen Herzogs von York vom englischen Thron und führte zuletzt den Sturz des Ministeriums Danby herbei. Trotz der Abneigung, welche die Camarilla gegen ihn hegte, erhielt er im März 1679 das Präsidium des Staatsraths. Mit doppeltem Eifer wirkte er nun für die Ausschließung des Herzogs von York u. hatte großen Antheil an der noch in demselben Jahre zu Stande gekommenen Habeascorpusakte. Nach der Rückkehr des verbannten Herzogs von York schon nach 5 Monaten wieder entlassen, ging er so weit, denselben im Febr. 1680 vor dem Gerichte der Kingsbench als widerspenstigen Papisten anzuklagen. Nach der Beseitigung der Ausschließungsbill am 21. Oktober knüpfte er mit dem Herzog von Monmouth Verhandlungen an, um die Thronbesteigung des späteren Königs Jakob mit bewaffneter Hand zu verhindern. Der Hof ließ ihn zwar deshalb im Juli 1680 wieder in den Tower setzen und im November des Hochverraths anklagen, allein S. wurde freigesprochen. In Verbindung mit Manmouth, Russell, Algernon, Sidney und Anderen bildete er hierauf die sogenannte Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot), wurde aber, die Entdeckung derselben befürchtend, flüchtig und ging 1682 nach Amsterdam, wo er am 2. Januar 1683 †. Martyn gab seine „Memoirs" (London 1837) heraus.

2) Anthony Ashley Cooper, dritter Graf

von S., philosophischer Schriftsteller, Enkel des Vorigen, geboren den 26. Febr. 1671 zu London, besuchte die Schule zu Winchester und ging 1686 nach Frankreich und Italien, wo ihn namentlich die schönen Künste fesselten. Nach seiner Rückkehr nach England 1689 widmete er sich noch mehre Jahre wissenschaftlicher Beschäftigung und trat dann ins Parlament, wo er sich bei allen auf Erhaltung der Freiheit und Förderung des allgemeinen Besten abzielenden Maßregeln mit Eifer betheiligte. Durch seine geschwächte Gesundheit zum Ausscheiden genöthigt, unternahm er 1698 eine Reise nach Holland, wo er mit Leclerc, Bayle und Anderen Verkehr pflog. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er durch den Tod seines Vaters Graf von S. und trat als solcher 1700 in das Oberhaus, wo er die Maßregeln des Königs Wilhelm unterstützte, kehrte aber, mit der Politik der unter der Königin Anna das Ruder führenden Staatsmänner nicht einverstanden, später nach Holland zurück. Nachdem er sich 1709 vermählt hatte, ging er 1711 wieder nach Italien und † im Februar 1713 zu Neapel. S. zeigt sich in seinen Schriften mehr als liebenswürdigen Menschen denn als tiefen Denker. Er trat dem Empirismus seines Freundes Locke in sofern entgegen, als er im Gegensatz zur Theorie der Selbstsucht das unmittelbare Wohlgefallen am Guten zu wecken suchte. Ueberall zeigt er sich als warmen Freund der Tugend, sowie als Anhänger der natürlichen Religion. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Characteristics of men, manners, opinions and times" (London 1713, 3 Bde.; beste Ausgabe 1773, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1776, 3 Bde.). Außerdem gab er „Briefe über philosophische und theologische Gegenstände (1716 und 1721) heraus. Die deutsche Uebersetzung seiner „Philosophischen Werke" unternahmen Hölty und Benzler (Leipzig 1776—79, 3 Bde.).

3) Anthony Ashley Cooper, siebenter Graf von S., namhafter Philanthrop, geboren den 28. April 1801, trat 1826 als Parlamentsglied für Woodstock ins Unterhaus, wurde unter Wellingtons Ministerium Mitglied des indischen Raths (board of control), fungirte unter Peel 1834—35 als Lord der Admiralität und machte die Durchführung der Zehnstundenbill (Abkürzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden) zum Hauptziel seiner parlamentarischen Wirksamkeit. Nachdem er 1846, um für die Aufhebung der Kornzölle zu wirken, auf seinen Sitz im Parlament verzichtet hatte, ward er 1847 von Bath wieder gewählt. Im Oberhause verfocht er seit 1851 mit Konsequenz die protestantischen Interessen, namentlich bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Toskana. Als Haupt der streng evangelischen Partei der englischen Kirche ist er ein entschiedener Widersacher des Puseyismus und wirkt als Präsident der protestantischen Alliance, der Bibelgesellschaft, der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden ꝛc. im Verein mit anderen protestantischen Konfessionen. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine auf Verbesserung der materiellen und sittlichen Zustände der niederen Schichten der Bevölkerung gerichteten Bemühungen, als Errichtung von Arbeiterwohnungen, Gründung der „Zerlumptenschulen" (ragged schools), Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen ꝛc. In die „Quarterly review" lieferte er gediegene Aufsätze über sociale und industrielle Fragen.

Shakers (Shaking-Quakers, d. i. Schüttler, Zitterer), christliche Sekte, die sich um 1747 zu Manchester von den Quäkern abzweigte, dann nach Nordamerika übersiedelte und hier ihr eigenthümliches Gepräge besonders durch Anna Lee erhielt. Als die Tochter eines Grobschmieds zu Manchester 1736 geboren, hatte sich diese sehr jung mit einem dem Trunk ergebenen Schmied verheirathet, ward später in Folge des Verlustes ihrer 8 Kinder tiefsinnig, hatte Visionen und predigte gegen die Ehe. Im Jahre 1774 ging sie nach Nordamerika, wo sie in der Nähe von Albany die erste Gemeinde der S. zu Watervliet gründete. Sie übernahm die Leitung als „Mutter" im Namen Jesu Christi, gesellte sich 7 Aelteste zu und führte Gütergemeinschaft und Trennung der beiden Geschlechter ein, da sie in der Ehe den Hauptgrund für das Sinken der Moral fand. Die S. glauben, Christus sei in der Gestalt der Anna Lee zum zweiten Male hienieden erschienen, um nun auch das weibliche Geschlecht zu erlösen, da seine erste Erscheinung nur dem männlichen gegolten habe. Sie wurden in ihrem Glauben auch nicht irre, als die „Mutter", obwohl sich dieselbe für unsterblich erklärt hatte, 1784 starb. Neue Gemeinden der S. bildeten sich zu Lebanon im Staate Massachusetts und Enfield im Staate Connecticut, und 1832 zählte man in den Vereinigten Staaten 15 Gemeinden mit 6000 Mitgliedern. Hauptsatzung der S. ist der Cölibat, daher sich die Sekte lediglich durch Proselyten ergänzt. Dabei herrscht völlige Gütergemeinschaft unter ihnen. Eigenthümlich sind besonders ihre tanzartigen Bewegungen beim Gottesdienst, wovon sie ihren Namen haben. Dieselben werden in einer Art von Prozession in zwei von beiden Geschlechtern gebildeten Kreisen menuetartig unter Händeklatschen und dem taktmäßigen Absingen einer Hymne ausgeführt. Einen gewaltsameren Charakter hat der bisweilen aufgeführte „Todtentanz", wobei die Tanzenden oft schließlich erschöpft zur Erde fallen. Die Gemeindeverwaltung ist Aeltesten anvertraut, während die oberste Leitung in den Händen einer Frau zu sein pflegt, die durch Visionen zu diesem Amte berufen wird. Das Glaubensbekenntniß der S. ist in dem „Testimony of Christ's second appearance" enthalten. In dem Negiren der bürgerlichen und geistlichen Autorität des Staats, in der Verweigerung der Kriegsdienste und des Eids, in der Verwerfung der Sakramente und in dem Glauben an unmittelbare Eingebungen des heiligen Geistes stimmen sie mit den Quäkern überein. Etablissements der S. bestehen in Massachusetts, Connecticut, Newhampshire und Maine. Die einzelnen Gesellschaften bestehen aus 3—500 Mitgliedern. Sie zeichnen sich durch Fleiß, Einfachheit der Lebensweise und im Verkehr durch Redlichkeit aus. Die Werkstätten, in denen Frauen und Männer abgesondert arbeiten, sind trefflich eingerichtet.

Shakspeare (Shakespeare), William, Englands größter Dichter, eines der mächtigsten und reichsten Ingenien der Weltliteratur überhaupt,

wurde 1564 in Stratford am Avon geboren, nach gewöhnlicher Angabe am 23. April, doch ist nur das erwiesen, daß er am 26. April des genannten Jahres getauft worden. Ueberhaupt besitzen wir befremdend wenige zuverlässige Nachrichten über des Dichters Leben. Die biographischen Mittheilungen sind zum großen Theil fast sagenhafter Natur, und der „Mythus von S.“ verflüchtigt sich vor genauer Prüfung bis auf die folgenden spärlichen Thatsachen. Schon seit dem 14. Jahrhundert ist die Familie S. in Warwickshire angesessen gewesen. Um das Jahr 1551 siedelte John S. aus dem benachbarten Snitterfield nach Stratford über, wo er Landwirthschaft und allerlei städtische Handirungen neben einander getrieben zu haben scheint. Er verheirathete sich 1557 mit Maria Arden, der Tochter einer der angesehensten Warwickfamilien. John S., den die städtischen Urkunden als Besitzer mehrer Häuser und nach einander in den Aemtern eines Geschwornen, Stadtkämmerers, Alderman und High-Baillif aufweisen, hatte acht Kinder, deren ältestes der Dichter war. Wir wissen, daß dieser die lateinische Freischule zu Stratford besucht hat; was im Uebrigen über sein Jugendleben berichtet wird, besteht meist aus unverbürgten Anekdoten. Sicher ist nur, daß William S. schon in seinem 18. Jahre (1582) nach nur einmaligem Aufgebot mit der um sieben Jahre älteren Anna Hathaway, der Tochter eines Freisassen in Shottery bei Stratford, seinen wenig beglückenden Ehebund schloß, und daß ihm bereits sechs Monate später eine Tochter, Susanna, geboren wurde, der 1584 ein Zwillingspaar, Samuel (nicht Hamnet) u. Judith, folgte. Im Jahre 1586 oder 1587 verließ S., wir wissen nicht bestimmt warum, seine Vaterstadt und seine Angehörigen und begab sich nach London. In der dortigen Künstlerwelt traf er eine Anzahl seiner nächsten Bekannten aus Stratford und der Umgegend, den Dichter Green, die Schauspieler Heminge, Slye, Torley, Thomas Pope und den ihm später genau befreundeten Richard Burbadge, den genialsten Mimen im damaligen England. Derselbe leitete in jener Zeit das Blackfriarstheater, dessen Mitglied und Miteigenthümer S. wenige Jahre nach seiner Ankunft in London wurde. S.'s Talente erwarben ihm sehr bald in der Hauptstadt eine hochangesehene gesellige und nicht minder eine günstige materielle Lebensstellung. Er verkehrte in den vornehmsten Kreisen Londons, den Grafen Southampton, einen der glänzendsten Kavaliere der Residenz, gewann er zum vertrauten Freunde. Schon um 1590 hatte S. durch seine dramatischen Erstlingsarbeiten sich zu den höchst gefeierten Poeten Englands gesellt, seit jenem Zeitpunkt, vorzüglich aber um die Grenzscheide der Jahrhunderte, steigerte sich seine Produktivität zu schier wunderbarer Fruchtbarkeit. Zwischen 1589 und 1613 schuf er 36 Stücke, von denen jedoch vier als Ueberarbeitungen älterer zu betrachten sind. Mit den dichterischen Erfolgen stand die Zunahme seines Wohlstandes in gleichem Verhältniß. Er besaß schon um 1598 in Stratford, wohin ihn regelmäßige Jahresbesuche zu Weib und Kind führten, ein schönes Haus, im Verlauf der Zeit kaufte er sich dort verschiedene Grundstücke, und in dem londoner Viertel, das er bewohnte, bezahlte er die höchste Armensteuer. Unter den geistigen Koryphäen der Hauptstadt, die zum Theil (wie Jonson, Beaumont, Fletcher, Selden, Cotton, Carew) mit ihm in dem von Raleigh gestifteten Klub „The Mermaid“ zu glänzenden Geistesturnieren zusammenzutreffen pflegten, war S. als der Alle weit überragende Heros angesehen. Der stilleren Führung des Lebens begehrend, verließ der Dichter um 1614 London und zog sich in die Heimat zurück. Dort, in Stratford, ereilte ihn bereits 1616 am 23. April der frühe Tod. Wenige Wochen zuvor hatte er noch bei voller Gesundheit sein Testament unterzeichnet, das in bedeutsamem Fingerzeig auf das ungenügende Glück, das ihm sein Weib gewährt, der Wittwe nichts als das „zweitbeste“ Bett vermacht. S.'s Familie starb mit der Tochter Susanna's, der Enkelin des Dichters, aus. Seine Gattin überlebte ihn um acht Jahre. Sie starb, 67 Jahre alt, den 6. August 1623. Die Gebeine S.'s wurden in der stratforder Kirche beigesetzt, wo ein flacher Stein mit einer Inschrift sein Grab bezeichnet. Sieben Jahre später wurde ihm an der inneren Mauer der Kirche ein Denkmal mit seiner wohlgetroffenen Büste, erst 1741 aber ein nationales Monument in Westminster errichtet. Zur Vervollständigung der biographischen Mittheilungen ist zu erwähnen, daß nach den Zeugnissen der Zeitgenossen S.'s Leistungen in Hinsicht auf seine schauspielerische Thätigkeit nicht bedeutend gewesen zu sein scheinen. Der Geist im „Hamlet“ wird als seine beste Rolle genannt. In seinen späteren Jahren stellte das Leben des Dichters, dessen Jugend durch die Zerrüttung der Vermögensverhältnisse seines Vaters und durch eigenen Uebermuth und stürmischen Lebensgenuß trübe und verwildert gewesen war, das Bild aufgeklärter Mannestüchtigkeit und hoher Sittlichkeit dar. Was man außerdem von seiner Persönlichkeit wissen mag, ist nur aus dem unendlich reichen Schatze seiner geistigen Schöpfungen zu entnehmen.

Ueber den Bestand der von S. wirklich herrührenden Werke und deren chronologische Entstehungsweise herrscht trotz vieler auf das sorgfältigste angestellter Untersuchungen noch immer bedeutende Meinungsverschiedenheit. Die beiden frühesten Dichtungen gehören der erzählenden Gattung an. Das eine, „Venus und Adonis“, von S. selbst als sein erstes Werk bezeichnet, ist zuerst 1593 gedruckt. Es stellt die Werbung der Liebesgöttin um den kalten, noch fühllosen Knaben und ihre Klage über seinen plötzlichen Tod dar. Schon in diesem Erstlingswerk erscheint S. als „ein Crösus an dichterischen Vorstellungen, Gedanken und Bildern, als ein Riese an Leidenschaft u. sinnlicher Kraft“. Trotzdem das Gedicht an Maßlosigkeit des Pathos leidet und als Ganzes ein „einziger blendender Fehler“ genannt werden konnte, errang es bei seinem Erscheinen sofort einen unerhörten Erfolg. Man sah es als ein Muster aller Liebespoesie an, die Dichter priesen es als die „Quintessenz der Liebe“, als einen unfehlbaren Wegweiser für die Kunst der Liebeswerbung. Bedeutender, trotz jener überschwänglichen Lobsprüche,

erscheint „Lucretia", 1594 zuerst gedruckt und wie das frühere erzählende Gedicht dem Grafen Southampton gewidmet. An die Stelle üppiger Schilderung ist hier wenigstens hie und da Ernst sittlicher Ideen getreten, doch leidet die Darstellung an jener von Italien nach England eingeführten Concettimanier, deren Wesen die Verkünstelung und Unwahrheit ist. Mehr zum Vortheil des Dichters beweisen dessen Vertrautsein mit den Formen italienischer Poesie seine, wenigstens ihrem größeren Theil nach, wahrscheinlich gleichfalls in der ersten Hälfte der neunziger Jahre entstandenen Sonette (die erste authentische Sammlung erschien erst 1609), die, voll tiefsinniger Gedanken und inniger Herzenslaute, eine Reihe leidenschaftlicher Selbstgespräche and Apostrophen an einen wirklichen oder fingirten Freund bilden, aus welchen man, jedoch ohne auf sicherem Grunde zu fußen, biographische Beziehungen zu entnehmen versucht hat, welche die moralische Haltung des Dichters während seiner ersten londoner Jahre nicht eben in vortheilhaftem Lichte zeigen. Wie groß aber auch das Talent erscheint, welches die genannten Dichtungen des jugendlichen S. hervorgebracht, so verschwindet es doch in seiner Bedeutung vor dem Genius, der sich in S.'s dramatischen Werken entfaltet. In ihnen, zumeist freilich in denen aus der reiferen Lebensepoche des Dichters, spiegelt sich die Welt und das Leben in einer Treue ohne Gleichen, sie sind gleichsam ein poetisches Universum, in welchem, was zwischen Himmel und Erde lebt und webt, sein dichterisches Gegenbild findet, und was insbesondere die Tiefe und den Reichthum der Gedanken über das gesammte „Weltwirrwesen" angeht, stehen S.'s Dramen in ganz einziger Größe in der Weltliteratur da. Während der ersten Epoche seines dramatischen Schaffens erscheint S. noch fast ganz auf den ästhetischen Bahnen, die seine unmittelbaren Vorgänger und die gleichzeitigen Dichter Englands auf demselben Kunstgebiete innehielten. Die frühesten Stücke, welche unter S.'s Namen gehen, sind sogar fast sämmtlich nur Bearbeitungen älterer Dramen. Bezüglich einzelner dahin zu rechnender Dichtungen herrscht noch heute Streit darüber, ob überhaupt S.'s Hand damit zu schaffen gehabt hat, zumeist über den „Titus Andronicus", der, wenn er von S. herrührt, jedenfalls eine seiner frühesten Arbeiten ist. Das Urtheil der englischen Kritiker Collier und Knight schreibt das Stück unbedingt S. zu; Brale, Coleridge, Ingleby, Dyce verwerfen es als völlig unächt, von den deutschen Shakspeareforschern theilen u. A. Gervinus und Kreyßig das Urtheil der ersteren. In der That aber wird trotz der unleugbaren Rohheit und dem geschmackswidrigen Bombast der Diktion der unbefangene Blick (auch absehend von dem Zeugniß des kundigen Zeitgenossen unseres Dichters, Meres', der 1598 „Titus Andronicus" als ein Stück S.'s nennt) Spuren des shakspeare'schen Genius entdecken, welche den Ursprung von seiner Hand unzweifelhaft machen. Noch freilich fehlt die Feinheit der Nuancen, welche uns in der Charakteristik der späteren Dramen S.'s entzückt, noch verfährt der Dichter bezüglich der dramatischen Wahrscheinlichkeit mit einer Willkür, die bei ihm später in solchem Maße und selten wieder anzutreffen ist, aber inmitten dieser Mängel, inmitten der Ueberladung des faktischen Stoffs, der Verwechselung des Gräßlichen mit dem Tragischen ragen nicht wenige Einzelnheiten an dichterischem Werth weit über das, was die gleichzeitigen Dramen anderer Verfasser bieten, hervor. Im „Pericles" sehen Einige nur die stellenweise Umgestaltung einer älteren Dichtung durch S.'s Hand. Dryden bezeichnete das Stück 1675 als das erste des Dichters. Daß es nicht kurz vor der Zeit, in welcher es zuerst unter S.'s Namen gedruckt erschien (1609), verfaßt, daß es vielmehr schwerlich viel später als 1590 entstanden ist, lehren innere Gründe. Jedenfalls zeigt es S.'s Hauptkunst, die Umgestaltung epischer Erzählung in dramatische Handlung, noch auf niedriger Stufe. Mit aufdringlicher Deutlichkeit springt eine ziemlich triviale sittliche Lehre aus dem Drama in die Augen, statt einheitvoller Handlung bietet es nur eine dürftige Einheit in der verherrlichten Person, dennoch aber reckt sich, wo der Stoff dazu angethan, die Klaue des Löwen hervor, und vorzugsweise die Scenen, wo Pericles und Marina spielen, athmen den ächten Geist S.'s. Auch in Hinsicht auf das erste Stück der Trilogie, welche die Reihe der sogenannten „Historien" S.'s eröffnet, den ersten Theil „Heinrichs VI.", besteht Meinungsverschiedenheit über die Aechtheit. Der überwiegende Theil der kompetenten Stimmen bestreitet dieselbe. In der That weist das Stück eine so große Menge chronologischer und historischer Fehler auf wie keines der übrigen geschichtlichen Dramen des Dichters, wie auch andererseits die Sprache des Gedichts von allen, die unter S.'s Namen überliefert sind, am wenigsten shakspearisch zu nennen ist. Dagegen erscheint der zweite und dritte Theil der Trilogie als unzweifelhaftes Eigenthum unseres Dichters. Zwar auch hier springt die Anlehnung an vorhandene fremde Dichtungen in die Augen, aber gerade aus der Vergleichung der Schöpfung S.'s mit der uns erhaltenen Grundlage, auf welcher sie aufgebaut ist, ergibt sich in besonderer Deutlichkeit die wunderbare Macht und Zauberkraft seines Genius. In die jugendlichste Epoche shakspeare'scher Dichtung gehören noch die „Komödie der Irrungen" (um 1591 entstanden) und die „Zähmung der Widerspenstigen". Das erstgenannte Lustspiel hat zur Grundlage eine englische Uebersetzung der „Menächmen" des Plautus. In Sprache u. Bau verräth es sich als eine der frühesten Gaben shakspeare'scher Muse. Hier wie im „Titus" souveränes Ignoriren der Wahrscheinlichkeitsgesetze; gegen die späteren Lustspiele gehalten, wird die feinere Kunst der Charakteristik, die sittliche Vertiefung der Komik vermißt, der Spaß macht sich mehr geltend als der Witz. Und dennoch läßt sich schon in diesem Jugendspiel, besonders wenn man seine verschlungenen Fäden mit denen der plautinischen Komödie zusammenhält, der Reichthum des künftig über alle Gebiete des Lebens in Ernst und Scherz herrschenden Dichtergeistes ahnen. In der „Zähmung der Widerspenstigen" lehnt S. sich an ein älteres englisches Stück an, aus dem die Handlung fast durchaus herübergenommen, dessen Ausführung aber in

dem shakspeare'schen Stück unvergleichlich bereichert erscheint. Wie auch in anderen der früheren Lustspiele S.'s kommt in diesem der Sieg der einfachen natürlichen Sittlichkeit gegenüber verschrobener Unnatur zur Darstellung. Zu dem nicht viel später verfaßten Stück „Die beiden Veroneser“ entnahm der Dichter die Fabel einer Episode des berühmten Schäferromans „Diana“ von Montemayor. In Hinsicht auf die Nichtbeachtung der dramatischen Wahrscheinlichkeit steht das Lustspiel den „Irrungen“ nahe, übertrifft aber diese an psychologischer Feinheit und an volksthümlicher Komik. Fast gleichzeitig mit den „Veronesern“ (um 1591) mag das Lustspiel „Verlorene Liebesmühe“ entstanden sein. Es theilt mit den frühesten Dramen S.'s den namentlich durch mythologische Beziehungen gegebenen gelehrten Anstrich, die ältere englische Versbildung und den häufigen Gebrauch des Reims; in der formellen Behandlung im Ganzen steht es sogar den vorgenannten Stücken nach, dennoch zeigt es den Dichter fortgeschritten, in sofern es entschiedener als die früheren Dichtungen eine beherrschende Idee, feinverwoben in die Handlung, durchschimmern läßt und die sittliche Gerechtigkeit, die in der ächten Komödie so wenig als in der ächten Tragödie fehlen kann, in der Bestrafung eitler Ruhmsucht an deren mannichfaltigen Vertretern in dem Stücke zur entschiedenen Geltung bringt. Einen äußerlichen und innerlichen Gegensatz zu „Verlorener Liebesmühe“ stellt „Ende gut Alles gut“ dar. Aus dem gezierten italienischen Styl jenes Lustspiels tritt man hier in den naturwüchsig englischen der späteren Stücke S.'s, aus dem spielenden, in handlungsarmer Redseligkeit sich ergehenden Ton in den schlichter Natürlichkeit und energischer Thatenfreude. Den wunderlichen, in der dargestellten Handlung unser Gefühl bis zum Verletzen befremdenden Stoff entnahm S. der von Boccaz erzählten Geschichte „Giletta de Narbonne“; die psychologischen Schwierigkeiten, welche die vorgeführten Begebenheiten in sich schließen, sind größtentheils mit Meisterschaft überwunden. Das Stück ist zugleich eine der schönsten Huldigungen, welche S. dem weiblichen Geschlecht, das in den Erstlingswerken des Dichters nicht etwa mit liebevoller Schilderung bedacht ist, gespendet hat. Wie uns die Dichtung jetzt vorliegt, ist sie offenbar die Ueberarbeitung einer in die erste Epoche von S.'s Schaffen gehörigen. Zwei Stylarten sind, wie Coleridge dargethan, darin deutlich neben einander wahrzunehmen; der größte Theil des Lustspiels kann seine gegenwärtige Fassung erst etwa nach 1605 erhalten haben. Zwischen 1591 und 1595 ist vermuthlich auch die Entstehung von „Romeo und Julie“ zu setzen. Dies „glühendste, süßeste und leidenschaftlichste“ der Werke S.'s ist dem Stoff nach einer poetischen Erzählung des Engländers Arthur Brooke entlehnt, welche zuerst 1562 erschien und ihrerseits wieder nur die Bearbeitung einer Novelle von Bandello ist. S.'s Dichtung, die von jeher für eine Art Typus aller Liebespoesie gegolten hat, trägt bei allem Reichthum an unübertrefflichen Schönheiten die Züge einer jugendlichen Arbeit. Ihre Diktion erinnert an den Sonettenstyl des Dichters, ihr Pathos steigert sich an vielen Stellen zum Schwülstigen, als ein Werk des jungen S. aber offenbart es sich auch durch eine Fülle lyrischer Elemente, die in einzelnen Situationen geradezu die Form stehender Arten damaliger Lyrik annehmen. Dem „Sommernachtstraum“ wird durch den konceptenund antithesenreichen Styl, durch die wie in allen früheren Stücken S.'s häufige Alliteration, durch den Mangel scharfumrissener Charakteristik und deutlicher Motivirung sein Platz gleichfalls unter den früheren Arbeiten des Dichters angewiesen. Es ist dies liebliche Gedicht, in welchem eine unendliche Zartheit der Naturanschauung verwoben mit urwüchsigster Komik so zauberisch wirkt, vermuthlich zu einer festlichen Gelegenheit (nach Tieck zur Verherrlichung der Hochzeit Southamptons) verfaßt worden. Unter den von Meres 1598 in seinem „Schatzkästlein des Witzes“ zusammengestellten Werken S.'s ist auch „Der Kaufmann von Venedig“ aufgeführt. Mit dem „Sommernachtstraum“ hat das Stück den Zauber des Märchenhaften gemein. Beide Dichtungen mögen auch hinsichtlich ihrer Abfassung einander nahe stehen u. etwa um 1594 geschrieben sein. Der Handlung im „Kaufmann von Venedig“ liegen zwei Erzählungen zu Grunde, die sich getrennt in der bekannten mittelalterlichen Märchensammlung der „Gesta Romanorum“ finden, zu deren bizarrem Inhalt S. noch eine Entführungsgeschichte aus Masuccio di Salerno gefügt hat. Wie in keiner anderen Dichtung S.'s sind in dieser die scheinbar heterogensten und entlegensten thatsächlichen Verhältnisse mit einander kunstvoll verbunden und in wundervoller Architektonik zusammengefügt, dennoch lassen äußere u. innere Merkmale nicht bezweifeln, daß das Stück nicht der reiferen Epoche des Dichters zugehört. Dasselbe gilt von der spätestens 1595 geschriebenen Tragödie „Richard III.“, der ersten, bezüglich deren S.'s selbstständige Urheberschaft unzweifelhaft ist. Aeltere Bearbeitungen desselben Stoffs lagen zwar vor, haben aber für S. höchstens äußere Anregung bieten können. Das wunderbare Stück, welches in Hinsicht auf tragische Kühnheit zu den gewaltigsten des Dichters zu zählen ist, zeigt in dem Helden, der als „Gottesgeißel eines durch eigene Schuld dem Verderben geweihten Geschlechts“ erscheint, mit erschütternder Wahrheit das Weltgericht in der Weltgeschichte. Wie dort ein Grundgesetz allgemeiner Sittlichkeit in der tragischen Selbstvernichtung des Hauses York zur Darstellung kommt, trägt der unmittelbar danach entstandene „Richard II.“ ein Grundgesetz des politischen Lebens (freilich nur in der Lehrweise, die ächte Dichter üben) vor, eine unsterbliche Lehre über „das Königthum von Gottes Gnaden und das Recht der Unverletzlichkeit“. S. folgt in diesem Stück treuer als in irgend einer anderen der Historien seiner für die meisten derselben fast ausschließlich benutzten Stoffquelle, der Chronik von Holinshed; doch scheint ihm daneben auch wieder eine ältere dramatische Dichtung Anhalt geboten zu haben. Die beiden Theile von „Heinrich IV.“ sind in rascher Folge nach einander 1596 oder später zwischen 1596 und dem März 1598 gedichtet. Der Erfolg dieses in der Anlage unendlich einfachen und fast kunstlos erscheinenden, in der Kunst der Charakteristik aber (es braucht in

dieser Hinsicht nur an die unübertroffenen Gestalten des Prinzen Heinrich und seines dicken Freundes Sir John erinnert zu werden) zu den größten Meisterstücken aller dramatischen Dichtung zählenden Werkes war ein enormer, einzelne Figuren desselben gewannen typische Bedeutung, und eine massenhafte Produktion im Gebiet der historischen Dramatik folgte seinem Erscheinen auf der londoner Bühne. Das nächstentstandene Werk S.'s scheint „König Johann" zu sein, für welches der Dichter zwar wiederum ein vorhandenes dramatisches Gedicht benutzt haben mag, das aber durch den Reichthum und die Sorgfalt der Ausführung in Sprache und Zeichnung trotz des etwas herben Geistes, der das Ganze beherrscht, sich den besten selbstständigen Schöpfungen S.'s zugesellt. Dagegen ist der etwa 1599 verfaßte „Heinrich V." in Bezug auf die poetische Kraft der Scenen sehr ungleich, in Hinsicht auf den organischen Zusammenhang derselben sogar schwächer als beinahe alle übrigen shakspeare'schen Historien. Es reihen sich der Entstehung nach an jenen einige der liebenswürdigsten Gaben der komischen Muse S.'s, die sämmtlich an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts entstanden sind, nämlich die Lustspiele „Wie es Euch gefällt" (das in manchem Betracht an den „Sommernachtstraum" erinnert, indem wie dort muthwillige Phantastik ohne Rücksicht auf Zeit und Raum das dramatische Scepter führt), „Viel Lärm um Nichts" (eine mit feinster Motivirung scheinbarer widersinniger Begebenheiten ausgestattete Komödie, deren Stoff die von Bandello novellistisch bearbeitete Geschichte von Ariodante u. Ginevra aus dem Ariost hergegeben hat), „Was ihr wollt" (das sinnigheiterste der Lustspiele S.'s), endlich „Die lustigen Weiber von Windsor" (die nach der Tradition auf ausdrücklichen Wunsch der Königin Elisabeth von dem Dichter gegebene Darstellung Falstaffs in Liebesnöthen, ein Werk voll komischer Drastik, wenn auch von geringerem poetischen Gehalt als S.'s übrige Komödien). Gleichfalls um 1600, zwischen oder unmittelbar nach jenen heiteren Gebilden, wurde nach einer Erzählung aus den „Hekatommithi" von Giraldo Cinthio der „Othello" verfaßt, jenes düstere Nachtstück, dessen Reiz wesentlich in der fast grauenhaften Treue besteht, mit welcher darin die furchtbare Leidenschaft, die „mit Eifer sucht was Leiden schafft", dargestellt ist, während eine eigentliche tragische Versöhnung und Erhebung in demselben nicht erreicht ist. Der „Hamlet", S.'s tiefsinnigstes Werk, hat die Gestalt, in der wir das Stück heute lesen, um 1601—2 erhalten. Die Grundzüge der Handlung entnahm der Dichter einer altnordischen, zuerst von dem dänischen Chronisten Saxo Grammaticus erzählten Sage, die ihm in einer novellistischen Bearbeitung des Franzosen Bellesorest vorlag. In den hier vorgefundenen, von S. mit ungewöhnlicher Freiheit behandelten Stoff hat der Dichter eine Welt von Gedanken hineingetragen, an deren Verständniß sich seit der Wiedererweckung des Shakspearestudiums die tiefsten und schärfsten Geister, besonders in Deutschland, abgemüht haben, ohne daß eine Alles befriedigend lösende Erklärung dessen, was S. sicherlich mehr in instinktiver Genialität als mit bestimmter Absicht „hineingeheimnißt" hat, bis heute gefunden ist. Mit seiner nächstfolgenden Schöpfung unternahm S. den ersten seiner Versuche, antik-römische Lebensbilder zu dramatischer Gestaltung zu bringen. Für „Julius Cäsar", der wahrscheinlich 1602 gedichtet ist, wie für die übrigen Römerdramen benutzte der Dichter in sehr genauem Anschluß, welcher nur selten durch eigene Erfindungen unterbrochen ist, die bezüglichen Lebensbeschreibungen des Plutarch in der englischen Uebersetzung von North. Man hat in den erwähnten Stücken die treue Wiedergabe antiken Lebens mit Bewunderung zu erkennen geglaubt, eine Täuschung der Shakspeareromanen, welche vor unbefangenen Blicken nicht besteht. S. gibt uns dort ebenso wenig ächt antikes Wesen zu schauen wie die klassische Tragödie der Franzosen. Höchster Bewunderung würdig bleibt aber die Kunst des Dichters, mit der dem an sich verhältnißmäßig dürftigen Stoff der Erzählung das intensivste dramatische Leben verliehen ist. Im folgenden Jahre machte S. mit „Heinrich VIII." den Abschluß seiner der englischen Geschichte entnommenen Historien. Das Stück steht nicht mit den übrigen verwandter Art auf gleicher Höhe. Der Handlung mangelt der organische Zusammenhang, den Charakteren die rechte Einheit, dem Ganzen der Zusammenhalt durch eine bedeutende Grundidee, die jedes der anderen historischen Dramen, wenn auch das eine deutlicher als das andere, zu Tage treten läßt. In dem gleichfalls 1603 geschriebenen Lustspiel „Maß für Maß", dessen scheinbar höchst mißlicher Stoff wie der des „Othello" einer Novelle des Giraldo Cinthio entlehnt ist, schuf S. eins seiner tiefsinnigsten Gedichte, bei dem wir zwar über gewisse peinliche Elemente der dargestellten Handlung nur mit Mühe hinauskommen, dessen ethischer Grundgedanke aber für die Verletzungen des ästhetischen Gefühls durch die vorgeführte Begebenheit reichlich entschädigt. Außer in „Othello" und „Titus Andronicus" hat S. in keinem seiner Stücke die Wirkung des Tragischen mit der des Entsetzlichen so sehr vertauscht wie in dem zwischen 1603 und 1606 gedichteten „König Lear", in welchem er an einen zu jener Zeit sehr populären Stoff, den Holinsheds Chronik überliefert, die ganze Fülle seines Genie's verwendet, im Ganzen aber dennoch nur ein den gebildeten Geschmack abstoßendes Zerrbild geschaffen hat. Unendlich höher an ächt tragischer Gewalt steht S.'s nächste Schöpfung, der wahrscheinlich 1605 gedichtete „Macbeth", nach des englischen Shakspearologen Drake Urtheil „das erhabenste und wirksamste Drama, welches die Welt je gesehen", jedenfalls aber unter des Dichters Werken das bühnenwirksamste und bei der scenischen Darstellung ergreifendste. Die Abfassung des zweiten der shakspeare'schen Römerdramen wird gewöhnlich in die Jahre 1607—8 gesetzt, „Antonius und Cleopatra", ein an idealen Gestalten gegenüber den meisten anderen Werken des Dichters arm erscheinendes Drama, ein wenig erfreuliches Gemälde menschlicher Schwäche, dessen gelungene Charakterzeichnung den obendrein durch Mangel an eigentlicher dramatischer Handlung gesteigerten peinlichen Eindruck des Ganzen nicht zu verwischen vermag.

Gegen den Schluß des ersten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts scheint S. von einer tiefen Seelenverstimmung befallen gewesen zu sein, die sich in Wahl u. Ausführung seiner damals behandelten dichterischen Stoffe spiegelte. So gewährt auch das mit „Antonius und Cleopatra" innerlich verwandte wunderliche Lustspiel „Troilus und Cressida" (1609), das von bitterster Satire über alle darin berührten Lebensverhältnisse getränkt ist, keinen herzanmuthenden Genuß. Das von Johnson wegen der „Thorheit der Erfindung, der Sinnlosigkeit der Entwickelung" gänzlich verurtheilte, neuerdings dagegen, besonders von Schlegel und Gervinus als den wundervollsten Dichtungen S.'s zugehörig gepriesene Drama „Cymbeline" (1609) verdient weder den Tadel des berühmten englischen Kritikers, noch die Verherrlichung der deutschen Beurtheiler in dem gedachten Umfang; das Beste darin ist der reiche Gedankengehalt, den es bietet, während es in Bezug auf seinen eigentlich dramatischen Werth entschieden zu den schwächeren Erzeugnissen der Muse S.'s zu zählen ist. Dem „Coriolan", mit welchem Stück der Dichter seine Darstellungen römischen Lebens abschloß (1609 oder 1610), einem Gedicht von reicher sprachlicher Pracht, das in gewaltigen Zügen die „Selbstvernichtung einer aristokratischen Heldennatur durch Selbstüberhebung" darstellt, folgte in der Reihe der Schöpfungen S.'s das unpopulärste aller seiner Werke (vielleicht „Titus Andronicus" ausgenommen): „Timon von Athen", eine Art düsterer „moralphilosophischer Studie" voll dunkler Farben und harter Umrisse, aber auch voll hoher Gedanken, die dies Stück den inhaltreichsten des Dichters zugesellen. Zwischen 1609 und 1612 fällt die Abfassung des bezaubernden Drama's „Der Sturm", das den Dichter von der Verbitterung, welche aus den vorhergehenden herben Gebilden spricht, zu mildem Versöhntsein mit den feindlichen Gewalten des Lebens durchgedrungen zeigt. Ein ähnliches Gemisch des Ernstes mit dem Idyllischheiteren, des Sentimentalen mit dem Komischen tritt uns in dem „Wintermärchen", S.'s letzter, gleichfalls noch vor 1612 entstandener dramatischer Dichtung, entgegen. Den Stoff entnahm der Dichter einem halb ritter-, halb schäferlichen Roman von Green, Dorastus und Fawnia; an poetischem Werth kommt das Drama, so köstliche Einzelnheiten es bietet, dem „Sturm" nicht gleich.

Ueber den Gesammtkunstwerth der Schöpfungen S.'s (von einer Anzahl früher auf Rechnung des Dichters gesetzter offenbar unächter Dramen sehen wir gänzlich ab) sind zu verschiedenen Zeiten die Meinungen der Beurtheiler sehr verschieden gewesen. Sogar während der Lebzeiten S.'s und in unmittelbarer Nähe seines Schaffens herrschte durchaus nicht die fast unbedingte und einstimmige Bewunderung, welche einzelne englische und deutsche Kritiker der Neuzeit für den Dichter in Anspruch nahmen. Schwerlich würde sonst haben geschehen können, was in der That geschehen ist: daß S. nicht lange nach seinem Tode bei seinen Landsleuten fast gänzlich in Vergessenheit gerieth und daß eine bestimmte und allgemeine Kunde von seinen dichterischen Schöpfungen über den Kanal nach Deutschland und dem übrigen Europa überhaupt erst nahezu 200 Jahre nach dem Tode des Dichters gedrungen ist. In England, wo der finstere Geist des Puritanerthums seit der Mitte des 17. Jahrhunderts allem heiteren Lebensgenuß und so auch den Spielen der Kunst siegreich den Krieg gemacht hatte, ist erst seit etwa 1740 das Bewußtsein von der Existenz der Werke S.'s wieder lebendig, das Wissen von deren Größe und Bedeutung aber überhaupt erst ein allgemeines geworden, nachdem Garricks Meisterschaft den Gestalten des Dichters auf der Bühne neues und in mancher Hinsicht früher ungeahntes Leben verschafft hatte. Dann wurde das bessere Verständniß für die Kunst S.'s auch bald nach Deutschland getragen, wo man, seitdem überhaupt eine Kenntniß von dem Dichter dahin gelangt war, in seinen Werken Alles, nur keine Kundgebung wahrer Künstlerschaft gefunden hatte, bis Lessings scharf- und tiefblickender Geist denselben darin erkannte und nachwies. Die Uebersetzungen Eschenburgs und Wielands und die Bühnendarstellungen Schröders verbreiteten in der Folgezeit bei uns die Bekanntschaft mit den poetischen Gebilden des wundersamen britischen Genie's, wenn auch in mangelhafter Gestalt; Goethe's beredte Bewunderung lenkte die Augen der deutschen gebildeten Welt entschiedener auf die Schönheiten und den verborgenen Gehalt des den Meisten immer noch fast ganz räthselhaften Dichterphänomens; später eroberte A. W. Schlegels unübertreffliche Uebersetzung die Meisterwerke des Briten unserer Nation zum sprachlichen Eigenthum, und seit dem Anfang dieses Jahrhunderts haben sich dann englische und deutsche Forscher um die Wette bemüht, die Schätze, die in S.'s Dichtungen verborgen liegen, zu heben, ihren Werth und Reichthum zu bestimmen und dem Leben und Schaffen des Dichters, soweit es irgend möglich, bis in die intimsten Beziehungen historisch und kritisch nachzuspüren. Der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verbreitete Wahn, als seien S.'s Werke nichts mehr als kolossale Erzeugnisse eines regellos wilden Dichtergenie's, ungeheuerliche Ausgeburten einer unendlich reichen, aber völlig ungebändigten Phantasie, hat vor den Belehrungen Lessings, Goethe's, Schlegels und einzelner Kritiker Englands längst zunichte werden müssen. Es kam später die in Deutschland am geistvollsten durch Gervinus vertretene Auffassung für eine Zeitlang zu fast ausschließlicher Geltung, nach welcher in den Werken des Dichters statt wilder, fesselloser und völlig naturalistischer Phantastik die feinste künstlerische Organisation, die bis ins Einzelnste durchgeführte dramatische Architektonik zu finden sein sollte. Erst ganz neuerdings ist auch dieses ästhetische Dogma wiederum von kompetenter Seite angefochten und, wie die mannichfache Zustimmung beweist, welche Gustav Rümelins höchst bedeutsames Buch „Shakspearestudien" (Stuttg. 1866, zuerst im cotta'schen „Morgenblatt" unter dem Titel „Shakspearestudien eines Realisten" in einzelnen Aufsätzen) gefunden hat, zum Wanken gebracht worden. Der ebengenannte Verfasser sucht mit unleugbar großem Scharfsinn und in mancher Hinsicht mit unzweifelhaftem Erfolg nachzuweisen, daß die neuere Shakspearekritik, vorzüglich die deutsche, auf den Abweg über-

schwänglichen Idealisirens bezüglich des Kunstwerthes der Dichtungen S.'s gerathen sei. Für den unbefangenen Beurtheiler ergibt nun schon die Thatsache, daß so mannichfaltige Auffassung der Werke unseres Dichters von geistreichen und kundigen Männern vertreten worden ist, wie wunderbar reich der Genius sein muß, der sich so mannichfach be- und verurtheilen, er- und verkennen hat lassen müssen. S. darf in der That wohl der reichste Dichtergeist, den die Geschichte der Vergangenheit aufweist, genannt werden. Es ist für uns keine Frage, daß in diesem Reichthum auch die Gabe höchster künstlerischer Schöpferkraft mitbegriffen war, und einer etwaigen extremen Verbreiterung der jüngsten realistischen Phase der Shakspearologie gegenüber bekennen wir uns zu der Ueberzeugung, daß in einigen Werken des Dichters auch die hohe Kunstvollendung, welche Gervinus u. A. in fast allen seinen Schöpfungen zu erkennen glauben, wirklich zu finden ist. Nur daß man nicht vollendete Kunst in jede Scene, wenn möglich in jedes Wort der Dramen S.'s hineinkünsteln wolle, daß man den Dichter nicht mit einem bewußten ästhetischen Wollen und Vollbringen ausstaffire, wo er das Höchste und Unübertreffliche nur in dem geheimnißvollen Zuge schöpferischen Instinkts gefunden hat, ist den unbedingten Enthusiasten entgegen berechtigte Forderung. S. besaß alle wesentlichen Eigenschaften des dramatischen Dichters und einzelne in einem so großen Maße wie kein anderer Dichter. Zunächst war ihm die Fähigkeit, Begebenheiten und Thatsachen aus dem überlieferten oder selbsterfundenen thatsächlichen Stoff zur lebendigen Handlung, die sich in unmittelbarer Gegenwart vor den Augen des Betrachters abspielt, umzuwandeln, in eminentestem Grade verliehen. Die von solcher Gabe unzertrennliche andere jener proteusartigen Verwandlungsfähigkeit der eignen individuellen Denk- und Handlungsweise in die Gedanken und das Thun fremder Persönlichkeit, welches Vermögen beim Schaffen des Dramatikers das charakteristischeste ist, besaß er in höchstem Maße. Er hat gleichsam in allen Zungen geredet, welche sich in dem Durcheinander des Menschheitslebens vernehmen lassen. Dabei war er in den Tiefen der Menschenseele zu Hause; ein Herzens- und Gedankenkündiger ohne Gleichen, spricht er die Sprache aller Stände, aller Geschlechter, jedes Lebensalters mit wunderbarer psychologischer Wahrheit. Jenes alte Wort, das den Dichter einen Seher, einen Propheten nennt, hat S. wie kein zweiter Poet bewährt, in sofern er Alles divinatorisch zu wissen scheint, was zwischen Himmel und Erde geschieht und geschehen ist, während er, was das Maß erlernter Kenntnisse angeht, hinter den meisten Dichtern der Weltliteratur von erstem Rang entschieden zurückstand. Wo nun solches gelerntes Wissen in der Kunst unerläßlich ist, da erweist sich der geringe Umfang, in dem es S. besaß, als Mangel und Hinderniß. Es ist unzweifelhafte Ungerechtigkeit, wenn man S. Goethe und Schiller, oder auch nur Lessing (der übrigens solche Ungerechtigkeit nicht zum geringsten Theil durch seine Dramaturgie veranlaßt hat) in Bezug auf die Feinheit und Sorgfalt der dramatischen Oekonomie gleich- oder gar voranstellt. Die genannten Meister haben mit gewissenhaftestem Eifer die Gesetze ihrer Kunst wissenschaftlich erforscht, und die vortheilhaften Ergebnisse dieser Studien sind in ihren Werken nicht zu verkennen. Für gleiche Bemühungen um das bewußte Erkennen der ewigen Normen des Schönen überhaupt und der dramatischen Kunst insbesondere liefern weder S.'s Dichtungen, noch sein Leben, soweit wir davon Kunde haben, ein entschiedenes Zeugniß. Der berühmte dramaturgische Katechismus im „Hamlet“, der als Bezeugung in gedachter Richtung von den unbedingten Verehrern des Dichters in Anspruch genommen zu werden pflegt, enthält zwar unumstößliche klassische Wahrheiten, aber den Beweis, daß S. in ähnlicher Art wie Goethe und Schiller den verborgenen Elementen künstlerischen Schaffens theoretisch nachgespürt habe, kann nur blinder Enthusiasmus darin zu finden meinen. Wenn S. gleichwohl nicht der ästhetische Barbar ist, für den ihn die Leute oftmals angesehen, so erklärt sich das eben aus jener divinatorischen Gabe, die den großen und ächten künstlerischen Genius das, was vollständig und klar nur durch besonnene Erwägung und tiefes Ergründen gefunden werden kann, zum Theil wenigstens in instinktiver Ahnung erfassen läßt. S. hätte schwerlich über das psychologische Problem tragischer und komischer Wirkung ein theoretisches Examen zu bestehen vermocht, wie es heut zu Tage jeder leidlich Gebildete zu bestehen vermöchte. Gleichwohl erreicht er in den besten seiner ernsten und heiteren Schöpfungen jene Wirkungen auf das vollständigste. Von der durch die neueste Shakspearomanie proklamirten bewußten und absichtlichen Feinheit, welche in Struktur, An- und Einordnung fast jeder Scene aller seiner Dramen nachzuweisen sein soll, können nüchterne Augen in den wenigsten etwas gewahren. Gleichwohl steht nicht zu leugnen, daß auch, was die organische Verbindung und folgerichtige Gliederung anlangt, einzelne Dichtungen S.'s unübertrefflich gelungen sind. Keinenfalls aber liegt in der architektonischen Schönheit seiner Dramen eine ihrer Haupttugenden, vielmehr muß eingestanden werden, daß die meisten gerade nach dieser Seite hin mangelhaft erscheinen und z. B. nicht entfernt den Vergleich mit Schillers reiferen Bühnendichtungen aushalten. S.'s Größe besteht vor Allem in seiner tiefen Erkenntniß des Welt- und Menschenwesens, in der wunderreichen Gedankenfülle, die er aus der Beobachtung des irdischen Treibens geschöpft, und in der sprachlichen Gewalt und Schönheit, mit der seine Gedanken aus seinen Werken zu uns reden. Von S.'s Dramen sind bei seinen Lebzeiten nur wenige im Druck erschienen, was sich daher erklärt, daß der Dichter seine Werke sämmtlich für die bestimmte Bühne, welcher er als Unternehmer und Schauspieler angehörte, schrieb und ihr mit den Manuskripten das volle Eigenthum an den Dichtungen verkaufte. Die älteste Gesammtausgabe shakspeare'scher Dramen wurde 1623 von zwei Freunden des Dichters, Heminge und Condele, veranstaltet; sie enthält in einem Foliobande die noch in den heutigen gewöhnlichen Sammlungen zu findenden 37 Stücke. Unter den neueren Ausgaben waren bei den Engländern geraume Zeit

die von Steevens und Jonson (5. Ausg. 1803, 21 Bde.) und die von Malone (1790 und 1821) die beliebtesten. Höheren kritischen Werth haben die Ausgaben von Collier (London 1842—44, 8 Bde.; in Einem Band 1853), von Knight (1857 bis 1863, 12 Bde.) und die Prachtausgabe von Haliwell (1852 ff., 20 Foliobände). Eine ausgezeichnete Leistung ist die kritische Ausgabe des deutschen Shakspeareforschers Delius (Elberfeld 1854 ff.), von dem auch „Pseudoshakspeare'sche Dramen" (das. 1853, 3 Bde.) vorliegen. Die älteste deutsche Uebersetzung der Werke S.'s gab Wieland 1762—66, dessen Arbeit in den Uebertragungen von Eschenburg (1775—82 und 1798 bis 1806) verbessert und ergänzt wurde. Dann erschien 1797—1801 in 8 Bänden, denen sich 1810 ein neunter anschloß, die Uebersetzung einer Anzahl shakspeare'scher Dramen von A. W. Schlegel, eine der größten Thaten auf dem Gebiete der gesammten Uebersetzungsliteratur. Den 17 darin enthaltenen Stücken (Romeo, Sommernachtstraum, Julius Cäsar, Was ihr wollt, Sturm, Hamlet, Kaufmann von Venedig, Wie es Euch gefällt, den englischen Historien mit Ausnahme Heinrichs VIII.) sind in der unter dem Namen der schlegel-tieckschen bekannten Ausgabe die übrigens von Tieck nicht verfaßten, sondern nur redigirten Uebertragungen der übrigen 19 Stücke der Folioausgabe von 1623 beigefügt, die zwar im Ganzen gelungen, den Uebersetzungen Schlegels aber bei weitem nicht ebenbürtig sind. Späterhin haben sich Benda, Voß nebst Söhnen, Jul. Körner, Böttger, Fischer, Simrock, Ortlepp, Rapp, Keller u. A. mehr in Uebertragung shakspeare'scher Dramen versucht. In jüngster Zeit bringt die „Bibliothek ausländischer Klassiker" (Hildburghausen, bibliographisches Institut) eine Reihe von Uebersetzungen einzelner Werke S.'s von Jordan, Simrock, Seeger u. A. Unübersehbar reich ist die kritische Literatur über S. Ihrem bedeutendsten Theil nach rührt sie von Deutschen her, unter denen Gervinus in seinem Werke „Shakspeare" (Leipz. 1849—50, 4 Bde.; 3. Aufl. 1862, 2 Bde.) die wichtigste der über den Dichter handelnden Schriften geliefert hat. Außerdem verdienen die meiste Beachtung die deutschen Arbeiten von Ulrici („S.'s dramatische Kunst", Halle 1839; 2. Aufl., Leipzig 1847), Rötscher („S. in seinen höchsten Charaktergebilden", Dresd. 1864), Kreyßig („Vorlesungen über S., seine Zeit und seine Werke", Berlin 1858—60, 3 Bde.), Sievers („William S., sein Leben und Dichten", 1. Bd., Gotha 1866), die kritischen Arbeiten von Tycho Mommsen u. besonders die obenerwähnten „Shakspearestudien" von Rümelin. Sehr werthvolle Beiträge zur Shakspeareliteratur enthält das Jahrbuch der deutschen (1864 zu Weimar gestifteten) Shakspeare-Gesellschaft, 1. Jahrgang, herausgegeben von Bodenstedt, Berlin 1865. Von den englischen Forschern haben u. A. Drake, Richard Grant White, Alex. Dyce, Hazlitt, Haliwell über des Dichters Leben u. Werke treffliche Arbeiten verfaßt. Dagegen sind die „Notes and emendations to S.'s plays" von Collier (1852), welche nach angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrührenden handschriftlichen Randbemerkungen zur zweiten Ausgabe der Dramen S.'s eine ganz neue Lesarten enthaltende Textrevision gaben, wohl mit Grund bezüglich ihrer Aechtheit angefochten worden. Die S. früher mit Unrecht zugeschriebenen sonstigen Stücke finden sich übersetzt u. A. in Tiecks „Altenglischem Theater" und in „S.'s Vorschule" von Ortlepp. Die übrigen Gedichte S.'s übertrugen Ortlepp und Regis im „Shakspearealmanach" (Berlin 1836), „Venus und Adonis" Freiligrath (Düsseld. 1849), die Sonette neuerdings Bodenstedt u. W. Jordan. Vgl. noch Simrock, Echtermeyer und Henschel, Quellen des S., Berlin 1831—32, 3 Bde.; Tschischwitz, Nachklänge germanischer Mythe in den Werken S.'s, Halle 1865; Cohn, S. in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries, London und Berlin 1865.

Shanghai, s. Schanghai.

Shannon, Hauptfluß Irlands, entspringt in der Provinz Connaught aus dem kleinen See Clean in der Grafschaft Leitrim, fließt südwestlich durch den Lough-Allen, erweitert sich dann zum Lough-Ree, weiter südlich zum Lough-Derg oder Deirgeant, beide berühmt wegen ihrer großartigen Umgebungen, und bildet von Limerick an einen gegen 15 Meilen langen Mündungsbusen, der bei seinem Ausgang in den atlantischen Ocean zwischen Kap Lean oder Loop-Head und Kerry-Head oder Ballyheige 2 Meilen breit ist. Der Lauf des S. ist 46½ Meilen lang. Seine Nebenflüsse sind rechts: Key (Boyle), Suck, Grounagh und Fergus; links: Inny, Brosna, Birr, Maigh, Asleatan und Cashen. Er ist schiffbar vom Einfluß der Gewässer des Lough-Allen an; einige Kanäle umgehen gefährliche Stellen (z. B. den Wasserfall Castleconnel oberhalb Limerick); der Grand- und Royalkanal verbinden ihn mit Dublin. Große Schiffe fahren bis gegen Limerick und Barken beinahe bis zur Quelle. Die Fluth steigt in S. 9—14, ja 12—20 Fuß hoch. Der Fluß ist reich an vorzüglichen Lachsen, Hechten und anderen Fischen.

Shapinsha, Insel aus der nördlichen Gruppe der Orkneyinseln (an der Nordostspitze von Schottland), nördlich von Pomona, mit Viehzucht, Sodabereitung und 700 Einw. Hier soll Agricola bei der Umschiffung von Britannien gestrandet sein.

Shawls, die großen quadratischen oder länglichviereckigen (Longshawls), ursprünglich bloß aus feiner Wolle gewirkten Tücher, die in Europa vorzugsweise von den Frauen getragen, im Morgenlande aber auch von den Männern gebraucht werden, um daraus den Turban oder einen Bund um den Unterleib zu binden. Die feinsten S. kommen über Ostindien, Konstantinopel u. Persien aus dem Innern Asiens, namentlich aus Tübet und Kaschmir u. werden zu hohen Preisen, bis zu 8000 Thalern bezahlt. In Europa nennt man diese Tücher vorzugsweise türkische S. Man hat solche in England, namentlich in Edinburg, Norwich und Paisley, in Frankreich zu Lyon und in Deutschland zu Wien in ziemlicher Vollkommenheit nachgeahmt. Doch haben diese Fabrikate weder die Feinheit und Dauerhaftigkeit, noch die Schönheit der Farben der ächten S. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orientalische S., zu denen tübetanische Ziegenwolle verwendet wird, pariser S. aus reiner Wolle, lyoneser S. aus Seide und Wolle und S. von Nancy aus Wolle und Baum-

wolle. Bagdadshawls sind türkische S. von grobem Gewebe, aber von ächten Farben und sehr leicht, mit gelbem oder weißem Grund und bunten Zeichnungen. Auch ganz seidene und baumwollene S., erstere namentlich als Longshawls, von verschiedener Güte und verschiedenem Muster, bunt durchwirkt, glatt 2c., kommen in den Handel.

Shee, Martin Archer, englischer Porträtmaler, geboren am 23. December 1770 in Dublin, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, widmete sich dann aber der Kunst. Außer Porträten, die sich durch charakteristische Auffassung auszeichnen, lieferte er auch einige Genrebilder und historische Darstellungen. Auch als Kunstschriftsteller trat er auf. Im Jahre 1830 ward er Präsident der Akademie zu London. Seit 1845 pensionirt, † er den 13. August 1850.

Sheerneß (Scherneß), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, auf der nordwestlichen Spitze der vor der Mündung der Themse und des Medway in die Nordsee gelegenen Insel Sheppey, besteht aus dem stark befestigten Dockyard mit Seearsenal und den Vorstädten Bluetown und Miletown. Die Befestigungen sind in neuester Zeit bedeutend verstärkt und mit 150 Geschützen schweren Kalibers versehen worden. Batterien wurden gleichfalls auf der nahe gelegenen Isle of Grain am linken Ufer des Medway errichtet. Die Stadt hat einen Hafen, ein Seebad, Schiffbau, Handel, Austernfang und 12,015 Einw. Vor S. liegt gewöhnlich ein Theil der englischen Flotte vor Anker.

Sheffield, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, an der Mündung des Sheaf in den Don, auf 3 Seiten von Hügeln umgeben, Knotenpunkt des Eisenbahnsystems zwischen Manchester, Hull und London, einer der wichtigsten Fabrikorte Englands. Die eigentliche Stadt enthält fast nur Fabrikgebäude und Geschäftslokale, die Wohnhäuser sind meist in den Vorstädten, von welchen Eccleshall-Bierlaw, Brightside-Bierlaw und Nether-Hallam die wichtigsten sind. S. hat 69 Kirchen, eine Synagoge, eine große Kornbörse, Markthalle, eine lateinische Schule, ein Seminar der Wesleyaner, eine polytechnische Schule, ein Handwerkerinstitut, zahlreiche andere Unterrichtsanstalten, ein Theater, Museum, öffentliche Bäder, ein Versorgungshaus, Krankenhaus und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Industrie liefert Messerschmiedwaaren (cutlery) jeder Art, besonders Messer, Gabeln, Scheeren, Sensen, Handwerkszeug 2c., ferner plattirte Waaren (versilbertes Kupfer heißt vorzugsweise Sheffield Plate), Nickelsilber- und Kupferwaaren, Knöpfe, optische, chirurgische und mathematische Instrumente, Dampfmaschinen, Kämme, Roßhaar-, Baumwoll- und Seidenzeuche, Bleiweiß, Mennige 2c. Die Bevölkerung belief sich 1861 auf 185,157 Einw. S. wählt 2 Mitglieder ins Unterhaus. Die Umgegend hat reiche Steinkohlenlager.

Sheffield, John, s. Buckingham 3).

Sheffnal (Schiffnal), Stadt in der englischen Grafschaft Shrop, an der Eisenbahn von Birmingham nach Shrewsbury, hat Glashütten, Eisenwerke, Eisen- und Steinkohlenlager und 2046 (Kirchspiel 5244) Einwohner. Dabei die hohe Königseiche, auf welcher sich Karl II. vor seinen Feinden glücklich verbarg; jetzt mit einer Mauer umgeben.

Sheil, Richard Lalor, irischer Agitator, geboren den 17. August 1791 bei Waterford, studirte die Rechte, trat dann in das londoner Lincoln's Inn und begann die advokatorische Praxis, widmete sich aber daneben literarischen Arbeiten und lieferte die Tragödien „Adelaide", „The apostate" und „Evadne", welche letztere durch das treffliche Spiel der Miß O'Neil eine Zeitlang das Publikum anzog. Im Jahre 1822 schloß er sich an O'Connell an als Agitator für die Emancipation der Katholiken und für die Trennung der legislativen Union und galt von nun an neben jenem als Hauptleiter der Volkspartei. Die meiste Thätigkeit als Redner und Schriftsteller entwickelte er unter der wellingtonschen Verwaltung. Kurz nach Erledigung der Emancipationsfrage erhielt S. die Licentiatenrobe, und 1831 ward er von Milbourne-Port in das Parlament gewählt. Sein parlamentarisches Debut war ein vollständiger Erfolg. Als Lord Grey seine „Bill gegen die irischen Ruhestörungen", trotz des hartnäckigen Widerstandes der irischen Mitglieder, deren Leitung bei dieser Gelegenheit S. übernommen, durchsetzte, gerieth S. in den ungegründeten Verdacht, eine bloße Scheinopposition geführt und das Ministerium insgeheim zum Vorgehen mit dieser Bill ermuntert zu haben. Bei dem zu seiner Zeit vielbesprochenen „Lichfield-Hausvertrag" spielte S. eine hervorragende Rolle. Vor diesem Bündniß zwischen der Whigregierung und der o'connellschen Partei hatte sich S. durch die Bitterkeit hervorgethan, womit er gegen die Zehnten sprach, sowie durch heftige Standreden wider die Union. Nach Abschluß des Paktums im Lichfield-Haus verstummte dieser Ton, und nach einigem Kokettiren mit dem Ministerium Melbourne, wobei ihm zuerst das Kronfiskalat (Sollicitor Generalship) für Irland angeboten wurde, erhielt S. das Kommissariat des Greenwichhospitals, und bald darauf ward er zum Vicepräsidenten des Handelsamtes, mit einem Sitz im Staatsrathe, ernannt. Hiermit hatte er aufgehört, der Agitator des irischen Volks zu sein. Nach dem Rücktritt der Whigpartei im August 1841 büßte auch S. seine Stellung ein, worauf er von Dungarvon ins Parlament gewählt ward. Bei dem großen Staatsprozesse gegen die Häupter der Repealassociation 1843 vertheidigte er mit Erfolg seinen alten Agitationsgenossen Daniel O'Connell. Als die Whigs, nach Abschaffung der Korngesetze, die Regierungsgewalt übernahmen, erhielt S. die Münzmeisterstelle, und nach Aufhebung dieses Amtes ward er mit dem diplomatischen Posten in Florenz betraut. Hier † er den 23. Mai 1851. Von seinen literarischen Arbeiten sind noch die geistreichen „Sketches of the Irish bar" (Lond. 1855, 2 Bde.) hervorzuheben. Sein Leben beschrieb M'Cullagh (Lond. 1855, 2 Bde.).

Shelley, Percy Bysshe, englischer Dichter, geboren am 4. August 1792 zu Fieldplace in der Grafschaft Sussex, verlebte seine Kindheit auf dem Landsitze seines Vaters, Sir Thomas S., Baronets von Castle-Garing, und besuchte später die Schule zu Eton, wo sich seine Neigung zur Poesie,

zugleich aber auch ein melancholischer Zug entwickelte. Schon in seinem 16. Jahre veröffentlichte er 2 Romane: „Zasterozzi" und „Die Rosenkreuzer". Wegen irreligiöser Ansichten aus jener Anstalt verwiesen, bezog er, kaum 16 Jahre alt, die Universität Oxford. Hier studirte er Spinoza, fiel aber bald völligem Skepticismus zu. Hume ward sein Evangelium, und noch vor Ablauf seines zweiten Studienjahres schrieb er ein Büchlein „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus", in Folge dessen er von der Universität verwiesen ward. Auch sein Vater sagte sich gleichzeitig von ihm los. Dem Zweifel einmal verfallen, warf sich S. auf das Studium der Metaphysik, um Gott zu suchen, den er in den Zuständen der Menschheit nicht fand, und der Glaube an die unbegrenzte, aber künftig schon auf Erden erreichbare Vervollkommnung des Geschlechts wurde seine Religion. Erst 17 Jahre alt, schrieb er sein Gedicht „Queen Mab", das Byrons Bewunderung, im Uebrigen aber wegen der darin enthaltenen atheistischen Grundsätze großen Anstoß erregte. Seine mit der von ihm aus der Pension entführten Miß Westbrook eingegangene und vom Schmied von Gretna-Green sanktionirte Ehe war keine glückliche und wurde schon nach 3 Jahren wieder gelöst. Um seine erschöpfte Gesundheit herzustellen, unternahm S. 1814 eine Reise nach dem Kontinent u. verweilte längere Zeit am Vierwaldstättersee. Die nächsten Jahre verlebte er wieder in London, mit medicinischen Studien beschäftigt, meist in bitterer Noth, der ihn der Verkauf eines ihm durch Erbschaft zugefallenen Lehnseigenthums nur für ein Jahr entriß. Die Verfolgungen, die er von Seiten der Regierung erlitt, dauerten inzwischen fort, zumal da sein früherer Aufenthalt in Irland ihn auch als vermeintlichen Agitator politisch verdächtig gemacht hatte. Im Jahre 1816 ging er eine zweite Ehe ein mit der Tochter William Godwins und lebte mit ihr den Sommer über an den Ufern des Genfersee's in einem Landhause nahe der Villa Diodati, welche Byron bewohnte, mit dem er hier das innigste Freundschaftsbündniß schloß. Nach England zurückgekehrt, wollte er die Kinder aus seiner Ehe, deren Mutter im Wahnsinn geendet hatte, zu sich nehmen, ward aber auf Betrieb des Lordkanzlers Eldon als Atheist gerichtlich für moralisch unfähig erklärt, Vaterstelle zu vertreten. Er zog sich seitdem mit seiner Gattin in die Einsamkeit zurück und lebte längere Zeit in Great-Marlow in Buckinghamshire. Im Frühling 1818 ging er nach Italien und lebte dort abwechselnd zu Venedig, wo damals Byron verweilte, Neapel und Rom, doch war seine Gesundheit bereits gebrochen und sein Nervensystem so überreizt, daß er nicht selten Visionen hatte. Er ertrank am 8. Juli 1822 auf einer Fahrt im Busen von Spezzia durch das Umschlagen seines Bootes. Erst 14 Tage nach dem Untergange des Bootes ward der schon in Verwesung übergegangene Leichnam aufgefunden, verbrannt und die Asche auf dem Kirchhof der Protestanten zu Rom neben der Cestiuspyramide bestattet. S. besaß ungemeine Kenntnisse fast in allen Fächern des menschlichen Wissens, dabei tiefen Scharfsinn und großen Geschmack; aber das Schwanken seines Geistes und der Kampf seiner Philosophie mit der Poesie um die Oberherrschaft in den Leistungen des Dichters gestattete ihm nicht, seinen Gedichten durch innere Ruhe die Vollendung zu geben, deren sie noch bedurften. Dabei hatte er tiefes Gefühl für alles Edle und Große. Von seinen zahlreichen poetischen Produkten sind außer der an schönen, ergreifenden Stellen reichen „Queen Mab" noch hervorzuheben: „Alastor, or the spirit of solitude"; „The revolt of Islam"; „Hellas"; „Adonais"; „Rosalind and Helen"; das Trauerspiel „The Cenci" und das lyrische Drama „Prometheus unbound"; Uebertragungen aus Calderon und von Goethe's „Faust". Gesammelt erschienen S.'s Werke in mehren Ausgaben (zuletzt London 1853), deutsch von J. Seybt (Leipz. 1844), in Auswahl von Prössel (Braunschw. 1845); „Die Cenci" von Adolphi (Stuttg. 1837). Vergl. Medwin, The Shelley Papers etc., London 1833. S.'s Gattin Mary, geborene Wollstonecraft, geboren 1797, schrieb die Romane „Frankenstein" (1817), „Valperga" (1823), „The lost man", „Lodore" u. a. m., welche sich meist durch poetischen Geist, Schwung der Phantasie und Kenntniß des menschlichen Herzens auszeichnen. Ihre Reisen auf dem Kontinent beschrieb sie in den „Rambles in Italy and Germany" (Lond. 1844, 2 Bde.). Sie † zu London den 1. Februar 1851.

Shenandoah, Fluß im nordamerikanischen Staate Virginien, bildet sich bei Front Royal aus der Vereinigung der North und South Forks, fließt nordöstlich und fällt nach einem Stromlauf von ziemlich 40 Meilen bei Harper's Ferry in den Potomac, dessen größter Nebenfluß er ist. Seine Ufer zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit aus.

Shendy (Schendy), Landschaft in Nubien zwischen dem Nil und Atbara, stand bis 1820, wo sie vom Pascha von Aegypten erobert wurde, unter einheimischen Fürsten. Die Bewohner sind theils Araber, theils Mischlinge von diesen und Nubiern. Die gleichnamige Hauptstadt, am rechten Ufer des Nil, ist ein Handelsplatz für das östliche Sudan (besonders mit Salz, Wolle, Teppichen und Straußenfedern) und hat 7000 Einw.; vor 1822, wo die Stadt von den Aegyptern zerstört wurde, soll sie an 50,000 Einw. gehabt haben.

Shenectady, s. Schenectady.

Sheppey (Sheppy), Insel vor der Mündung der Themse und des Medway in die Nordsee, zur englischen Grafschaft Kent gehörig, 1½ QMeilen groß, mit über 13,000 Einw., welche Ackerbau und Viehzucht treiben. Auf ihr liegen die Stadt Sheerneß (s. d.) und das Dorf Queensborough. Die Insel leidet viel durch Stürme und Wellenschlag; der südliche Theil derselben heißt Harley.

Shepton Mallet, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, hat eine lateinische Schule, ein Gefängniß, Fabrikation von Seidenwaaren, Sammet, Tuch, Sersche und Segeltuch und 4868 Einw.

Sherborne (Sherbourne), Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, besteht aus 2 Theilen, S. und Castleton, die durch einen Arm des Yeo getrennt werden, hat eine schöne alte Kirche in normännischem Styl (bis 1075 Kathedrale) mit alten Grabdenkmälern, eine Schloßruine, lateinische Schule, Markthalle, Fabriken in Seide, Leinwand, übersponnenen Knöpfen, Spitzen,

Handschuhen, kurzen Waaren ꝛc. und 5523 Einwohner.

Sheridan, 1) Richard Brinsley, englischer Dichter und Parlamentsredner, geboren am 30. Okt. 1751 zu Dublin, Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines englischen Wörterbuchs bekannten Thomas S. (geboren 1721, † 1788 zu Margate), studirte im Middle-Temple die Rechte, ward aber dann durch seine Verheirathung mit Miß Linley, einer beliebten Schauspielerin des Drurylanetheaters, die er aber seitdem nie mehr die Bühne betreten ließ, der Laufbahn des Theaterdichters zugeführt. Sein erstes Lustspiel, „The rivals“, fand wenig Beifall, aber seine komische Oper „The Duenna“ wurde 75mal nach einander gegeben und erwarb ihm rasch einen Namen. Nachdem er mit zwei Andern die Direktion des Drurylanetheaters käuflich an sich gebracht, schrieb er 1777 das Lustspiel „A Trip to Scarborough“ und dann „The School for Scandal“ (Die Lästerschule, deutsch bearbeitet von Leonhardi, Berlin 1782), eins der besten Lustspiele der neueren Zeit. Auch sein musikalisches Drama „The camp“ fand Beifall. Er bearbeitete auch Kotzebue's „Pizarro“ für die englische Bühne. Im Jahre 1780 in das Parlament gewählt, trat er zur Oppositionspartei unter Fox und ward unter dessen Ministerium Unterstaatssekretär und dann Sekretär der Schatzkammer. Unter Pitts Ministerium gesellte er sich wieder zur Opposition. Seine berühmteste Rede war die sogenannte „Begumrede“, d. h. seine Rede in dem Prozeß gegen Warren Hastings, den abgetretenen Generalgouverneur von Ostindien, wegen der von diesem an den Fürstinnen (Begum) von Audh verübten Ungerechtigkeiten. Auch seine Rede über Pitts „Persumerybill“ machte große Sensation. Nach Pitts Ableben 1806 erhielt er wieder das Schatzmeisteramt des Seewesens, und nach Fox' Tode ward er Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. In seiner letzten Lebenszeit ergab er sich dem Trunk. Er † am 7. Juli 1816 und ward in der Westminsterabtei neben Shakspeare, Händel und Goldsmith beigesetzt. Eine Ausgabe seiner dramatischen Werke besorgte Moore (London 1822, 2 Bde.; Leipzig 1833); seine Reden erschienen London 1816, 5 Bde.; 1842, 3 Bde. Sein Leben beschrieben Moore (London 1825 und öfter, 2 Bde.) und Watkins (das. 1817, 2 Bde.).

2) Philipp, nordamerikanischer General, geboren im September 1831 auf der Ueberfahrt seiner Aeltern von Irland nach Nordamerika, ward in Ohio, nach Anderen in Massachusetts erzogen, machte den mexikanischen Krieg als Kadet mit, trat 1853 als Secondlieutenant in die Infanterie der Vereinigten Staaten, ward beim Ausbruch des Bürgerkriegs Kapitän, dann Kommandeur der Infanterie in der Armee in Cumberland und Anfangs Sept. 1864 an M'Clellans Stelle Generalmajor der regulären Armee. Er siegte über General Early am Opequan (20. September), sowie bei Fishers Hille (21. September), im Shenandoahthale, bewerkstelligte dann in demselben einen meisterhaften Rückzug, auf welchem er den nachrückenden Generälen Longstreet und Early verschiedene Niederlagen beibrachte, und langte am 18. März in Whitehouse am Pamunkey an. Am 26. März gelang ihm die Vereinigung mit der Belagerungsarmee Grants vor Petersburg, an dessen Einnahme er durch seine Erstürmung der Position von Five Forks wesentlichen Antheil hatte. Hierauf warf er den abziehenden Lee über den Oppotomox zurück und verhinderte ihn die Eisenbahn zu gewinnen, was zu dessen Kapitulation mit Grant führte.

Sheriff (engl., vom angelsächsischen scire-gerefa), in England der erste Beamte einer Grafschaft oder Provinz. Jede Grafschaft hat Einen S., nur Middlesex hat deren zwei, von denen der eine für die Stadt London bestimmt ist. Der S. verwaltet die Polizei in der Grafschaft, treibt die königlichen Auflagen, Strafgefälle und Konfiskationsgelder ein, bringt die Strafurtheile zur Vollziehung und sitzt in bürgerlichen Sachen zu Gericht. Auch schlägt er die Geschwornen vor und ruft sie, nachdem er den Prozeß instruirt, zur richterlichen Entscheidung zusammen. Da das Amt des S. keine Besoldung trägt und mit bedeutendem Aufwande verknüpft ist, so ist Niemand verbunden, es in 4 Jahren zweimal zu übernehmen. Die Under-Sheriffs und Baillifs, seine Amtsgehülfen, werden vom S. ernannt, der für deren Handlungen verantwortlich ist. Die Ernennung des S. geschieht auf die Weise, daß der Großkanzler im Verein mit den Ministern jährlich Kandidaten vorschlägt, welche dann der König bestätigt. Auf der Weigerung, das Amt des S. zu übernehmen, steht, mit Ausnahme der vom Gesetz vorgesehenen Fälle, hohe Geldstrafe.

Sherman, nordamerikanischer General, aus Holland gebürtig, war bis 1860 Färber zu Amsterdam, ging dann nach Nordamerika, trat dort beim Ausbruch des Bürgerkriegs in die Armee und stieg rasch zum General auf. Nach einem mißlungenen Versuch, von Vicksburg aus nach Mississippi vorrückend, sich daselbst mit General Smith zu vereinigen (Febr. 1864), nöthigte er im Mai 1864 den Südbundsgeneral Johnston zur Räumung der Stadt Dalton in Nordgeorgia und zog dann gegen Atlanta. Auf dem Marsche dahin siegte er bei Resacca am 14. und 15. Mai abermals über Johnston, wodurch er die Eisenbahnlinie Kingston-Row gewann, und besetzte am 2. Juni den Altoonapaß, erlitt zwar bei seinem Angriff auf den von Johnston besetzten Kenesawberg vor Marietta große Verluste, behauptete aber seine Stellung und langte am 19. Juli vor Atlanta an. Drei Angriffe des südstaatlichen Generals Hood auf seine Position daselbst am 20., 22. und 28. Juli wurden von ihm zurückgeschlagen, und nach einer vierten Niederlage Hoods bei Jnesborough zogen die Unionstruppen in Atlanta ein. Am 12. Nov. trat er von hier seinen kühnen Zug durch Georgien nach Savannah an und bemächtigte sich daselbst am 13. Dec. des Forts M'Allister, wodurch er den Offibawsund öffnete und die Verbindung mit der Unionsflotte herstellte. Am 17. Januar 1865 brach er nach Norden auf, warf im Februar die Konföderirten aus Süd- und Nordcarolina und vereinigte sich am 22. März bei Goldsboro mit Shofield und Terry. An dem Siege in den Kämpfen um Petersburg-Richmond Ende März und Anfang April 1865 hatte er wesentlichen Antheil. Am 26. April ergab

sich ihm Johnston mit allen konföderirten Truppen zwischen Raleigh und Chattahoochee.

Shetlandinseln (Zetlandinseln, von den skandinavischen Seefahrern auch Hitlandinseln genannt), Inselgruppe am Uebergange der Nordsee in den atlantischen Ocean, nordöstlich von Schottland ungefähr zwischen 60 u. 61° nördl. Br. u. 16—17° östl. L. (von Ferro) gelegen, einen Theil der zu Nordschottland gehörigen Orkneys Stewartry bildend u. von den südlicher gelegenen Orkneys durch einen 11 Meilen breiten Kanal getrennt. Die S. bilden einen Archipel von 117 größeren und kleineren Inseln, von denen aber nur 30 bewohnt sind, nehmen einen Gesammtflächenraum von 28,5 geographischen QMeilen ein und haben eine Bevölkerung von 31,670 Seelen. Das Innere der Inseln ist meist felsig, nackt und gebirgig, die Küsten steil und zerklüftet mit vielen Buchten. Der Sommer ist kurz, aber heiß, der Winter naß, nebelig und stürmisch, jedoch selten mit anhaltendem Schnee; während der Wintermonate ist fast alle Verbindung mit dem Festlande abgeschnitten. Im Hochsommer tritt in der Nacht nur Halbdämmerung ein, der längste Tag dauert über 19 Stunden, der kürzeste kaum 5 Stunden; die langen Nächte werden häufig durch Nordlichter erhellt. Die Bäche der Inseln sammeln sich häufig zu kleinen Binnenseen. Die Vegetation ist sehr dürftig; Bäume (fast nur Wachholder) kommen höchst selten und vereinzelt vor; der Ackerbau beschränkt sich auf etwas Gerste, Hafer, Flachs und Kartoffeln. Von Thieren gibt es kleine Pferde (shelties), starkknochiges Rindvieh, Schweine und Schafe, ferner Kaninchen, Seehunde, Fischottern, Seevögel, Fische und Austern; der Strand liefert Bernstein und Ambra. Die Einwohner sind normännischer Ankunft und protestantischer Konfession, arm, aber fleißig, gastfreundlich und offenherzig; sie sprechen zum Theil noch die altnordische Sprache, großentheils aber ein verdorbenes Englisch. Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; nächstdem ist der Vogelfang von Wichtigkeit. Die Industrie beschränkt sich auf wollene und leinene Zeuche zum eigenen Gebrauch, wollene Stickerei (auch zur Ausfuhr) und Kalkbrennerei. Der Handel mit den Landesprodukten und der Verkehr mit den Wallfisch- und Häringsfängern ist nicht unbeträchtlich. Die Hauptinsel ist Mainland (s. d.). Von den übrigen Inseln sind zu nennen: Yell, die fruchtbarste von allen, über 4 Meilen lang, gegen 1½ Meilen breit, Fetlar mit einer Mineralquelle, Unst, Brassay, Whalsay und, etwas südlicher entfernt von der Hauptgruppe, Fair.

Shields, der Gesammtname von drei benachbarten Städten im nordöstlichen England, welche zu beiden Seiten der Mündung des Tyne in die Nordsee liegen und den wichtigsten Seehafenplatz für Newcastle bilden: 1) North-S., in der Grafschaft Northumberland, nördlich an der Mündung des Tyne, hat 12 Kirchen, ein Handwerkerinstitut, Badeanstalten, ein Theater, Schiffswerfte, Seilerbahnen, Ankerschmieden, Töpferei, Salzsiederei, Brauerei, Gerberei, Handschuh- und Hutfabrikation, Steinkohlenhandel u. 8882 Einw., mit dem dazu gehörigen Tynemouth (s. d.) aber 26,343 Einw. — 2) South-S., in der Grafschaft Durham, südlich an der Mündung des Tyne, North-S. und Tynemouth gegenüber gelegen, hat einen großen, durch ein starkes Fort geschützten Hafen, 9 Kirchen, ein Versorgungshaus, Schiffswerfte, Fabrikation von Glas- und Töpferwaaren, Alaun und Soda, Seilerbahnen, Gerberei, Brauerei, einen Leuchtthurm, lebhaften Handel u. 35,239 Einw., alle drei Städte, welche insgesammt nur Eine Stadt bilden, mithin eine Gesammtbevölkerung von 61,682 Einw. Sie stehen durch Eisenbahnen mit Newcastle und dem Eisenbahnnetz zwischen Newcastle und Durham in Verbindung.

Shipley, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, am Aire und an der Eisenbahn von Leeds nach Preston, hat Wollmanufakturen, Papier-, Maschinen- und Eisenbahnwagenfabrikation und 7100 Einw. Dabei die große Woll- und Alpacazeuchfabrik Saltaire (von Salt gegründet) mit 4000 Arbeitern.

Shire (engl., angelsächs. scire), in Großbritannien die Distrikte, in welche das Land behufs der Verwaltung eingetheilt ist, gleichbedeutend mit County, Grafschaft, wird den Eigennamen, wie Buckinghamshire, Oxfordshire rc., angehängt. Der S. zerfällt in Hundert (hundred). Eintheilung und Wort sind altgermanischen Ursprungs. Die militärische Ordnung in den S.s handhabt der Lordlieutenant. Die übrigen Beamten sind der Sheriff (s. d.), der Aufseher des Grafschaftsarchivs, der Coroner, die Friedensrichter, der Generalsteuereinnehmer, der Untersheriff und der Aktuar des Friedensrichters. Richterliche Tribunale sind der Assisenhof, der Grafschaftsgerichtshof, die Hundredgerichtshöfe und die Erb- u. Lehngerichte (courts leet).

Shire, Fluß im südöstlichen Afrika, kommt aus dem Nyassasee, bildet mehre Katarakten, ist in seinem unteren Laufe schiffbar und fällt nach ungefähr 80 Meilen in den Zambesestrom.

Shirley, James, englischer dramatischer Dichter, geboren den 13. Sept. 1596 zu London, studirte zu Oxford Theologie und wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur katholischen Kirche über und ward Lehrer und Schauspieldichter; † den 29. Oktober 1666 zu London. Seine noch vorhandenen 39 Stücke (herausgegeben von Gifford, London 1829, 6 Bde.) zeichnen sich durch ungezwungene Natürlichkeit der Darstellung, Reinheit der Sprache und raschen, lebendigen Entwickelungsgang, weniger durch Originalität der Erfindung und Kraft der Charakterzeichnung und Witz aus. Die bekanntesten sind: „The lady of pleasure“, „The admiral of France“, „The grateful servant“, „The doubtfoul heir“. Seine Gedichte (1646) bekunden große Zartheit der Empfindung.

Shisdra, Kreisstadt im russisch-europäischen Gouvernement Kaluga, am gleichnamigen Flusse, hat bedeutende Gerbereien, lebhaften Handel und 9911 Einw. In der Nähe Eisenwerke.

Shitomir (poln. Zytomierz), Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Volhynien, am Teterew, hat 3 katholische und mehre griechische Kirchen, ein Gymnasium, Seminar, Theater, eine Gouvernementsbibliothek, Leder-, Hut- und andere Fabriken, lebhaften Handel,

besonders mit Landesprodukten, und 38,798 Einwohner.

Shody (Shoddy, Kunstwolle), aus alten wollenen Lumpen hergestellte Tuche und Wollenzeuche, wurden zuerst in Amerika u. England, werden jetzt aber auch in Deutschland hergestellt. Die wollenen Lumpen werden vor ihrer Verarbeitung nach ihrer Farbe, Stärke, Vermischung ꝛc. sorgfältig sortirt und die reinwollenen alsdann zerfasert. Zu diesem Zweck werden sie durch einen breiten Riemen ohne Ende zwischen 2 Walzen gebracht, welche den einzelnen Lumpen zwischen 2 Eisenbleche schieben, so daß er auf die hohe Kante gestellt wird und nur um eine Fadenbreite aus den beiden Blechen hervorsteht. Dieser hervorstehende Theil wird von den Stacheln einer schnell rotirenden Walze in der Weise ergriffen, daß der querliegende Faden ohne Zerreißung abgehoben wird. In dieser Weise wird der ganze Lumpen aufgelöst, worauf die Fadenmasse einen Wolf passirt und durch einen starken Luftstrom von Staub gereinigt wird. Erlaubt es die Farbe der Wolle, so wird sie jetzt gefärbt und dann erst weiter verarbeitet. Halbwollene Lumpen werden in verdünnte Schwefelsäure eingeweicht, ausgepreßt und auf Darren gebracht. Auf letzteren verdunstet das Wasser, die Schwefelsäure wird koncentrirt und zerstört die Leinenfaser, ohne die Wolle anzugreifen. Nach vollkommener Trocknung passiren die Lumpen dann einen dem Wolf der Wollspinnereien ähnlichen Apparat, der die zerstörten Baumwollfasern entfernt. Die auf diese Weise gewonnene Wolle wird Extraktwolle genannt und höher geschätzt als die durch Zerfaserung der Lumpen erhaltene. Die (einerlei auf welche der beiden angegebenen Methoden) gewissermaßen wieder in Gespinnst zertheilten Lumpen werden jetzt auf Kratzmaschinen gebracht und vollständig aufgelockert. Gut erhaltene Wolle wird ohne weitere Zusätze verarbeitet, kurzfaseriges Material wird dagegen mit unverarbeiteter langer Wolle versetzt. Wegen der durchschnittlichen Kurzfaserigkeit der Wolle muß dieselbe, um Verluste durch Verstäuben zu verhindern, stark geölt werden, und aus diesem Grunde ist der Verbrauch an Schmieröl in den Shodywollfabriken sehr bedeutend. Die gekratzte Wolle wird auf Maschinen gesponnen und geht dann in die Webereien, welche das Gespinnst gern zu dicken Palletotstoffen, Bukskins u. dgl. verarbeiten. In Amerika dient das Wort S. auch als Bezeichnung für eine gewisse Sorte Menschen, die ebenso gediegen aussehen wie ein aus der Kunstwolle verfertigter Stoff, im Grunde aber eben solche Herkunft und Dauer haben wie diese.

Shore, Jane, Geliebte König Eduards IV. von England, geboren um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu London, ward unglücklich verheirathet, später die Geliebte Eduards und nach dessen Tod durch Richard III. in den Prozeß gegen die königliche Wittwe und Lord Hastings verflochten. Sie verlor in Folge dessen nicht nur ihr Vermögen, sondern mußte auch als Ehebrecherin vor der Paulskirche schimpfliche Kirchenbuße thun. Sie † unter Heinrich VIII. in Armuth.

Shoreham (New-S.), Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, links an der Mündung des Adur in den Kanal (la Manche) und an der Eisenbahn von Brighton nach Southampton, hat einen seichten Hafen, ein Seebad, Museum, eine lateinische Schule, lebhaften Handel, Fischerei und 3351 Einw.

Shrapnel (Granatkartätsche, Kartätschgranate), ein von dem englischen General Shrapnel († 1842) angegebenes Hohlgeschoß, welches mit Sprengladung u. Kleinkugeln gefüllt ist, u. wenn es auf seiner Bahn krepirt, von dem Sprengpunkt an die Bruchstücke seines Mantels und die Kugeln in einer Garbe von stets wachsender Ausdehnung (Streuungskegel) gegen den Feind schleudert. Das S. muß daher nur eine geringe Sprengladung erhalten, welche eben hinreicht, die eiserne Hülle zum Bersten zu bringen. Die Sprengstücke sowohl wie die Kugeln verfolgen dann vermöge ihres Beharrungsbestrebens die ursprüngliche Bahn des Geschosses. Diese Geschosse haben noch mehr wie die Granaten durch Einführung der tempirten Zünder gewonnen. Bisweilen wendet man Perkussionszünder an, und in diesem Fall entspringt der Streuungskegel von dem Punkt, wo das Geschoß zuerst den Boden berührt. Durch richtige Elevation des Geschützes muß dieser Punkt kurz vor das Ziel gelegt werden. Man schießt die S.s aus Kanonen, Granatkanonen und Haubitzen und kann sie sogar aus Mörsern werfen. Sind sie auf sehr kurze Brennzeit tempirt, so können sie die Kartätschbüchse ersetzen. Die S.s wurden zuerst bei der Belagerung von Dünkirchen (1795) benutzt und anfangs als großes Geheimniß behandelt. In den spanischen Kriegen 1807—13 kamen sie in Anwendung, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. In neuerer Zeit sind sie fast bei allen Armeen eingeführt und werden besonders deshalb häufiger angewandt, weil Kartätschen sich für gezogene Kanonen nicht gut eignen.

Shrewsbury, Hauptstadt der englischen Grafschaft Shrop, auf zwei Anhöhen gelegen und auf drei Seiten von der Saverne umgeben, über welche zwei Brücken führen, und in welcher hier links der Shrewsburykanal beginnt, der mit den Kanälen von Shropshire und Donnington-Wood verbunden ist, hat enge, krumme Straßen und viele mittelalterliche Häuser, 15 Kirchen und Bethäuser, worunter sich namentlich die Peters-, Maria- und Juliankirche auszeichnen, eine Stadt- und eine Grafschaftshalle, lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, Arbeits- und Krankenhaus, eine Irrenanstalt, Theater, Musikhalle, öffentliche Badeanstalt, große Militäretablissements, eine 132 Fuß hohe Säule mit der Statue des Lord Hill, schöne Promenaden an der Saverne, Fabriken in Woll-, Baumwoll-, Leinen- u. Seidenwaaren, lebhaften Handel und 22,163 Einw. Von S. aus führen drei Eisenbahnen: nach Chester (Liverpool), Birmingham (London) und Hereford. Die Stadt wählt zwei Mitglieder ins Unterhaus. In der Nähe großartige Eisenwerke, etwas entfernter die schönen Ruinen der 1100 erbauten Abtei Haughmond.

Shrop (Shropshire, Salop), Grafschaft im westlichen England, liegt zwischen Wales, Chester, Stafford, Worcester und Hereford und hat einen Flächenraum von 61,8 QMeilen mit

(1861) 240,952 Einwohnern. Der Hauptfluß, die Saverne, welche hier anfangs östlich, dann südöstlich und südlich fließt, theilt die Grafschaft in zwei ziemlich gleiche Theile; der nordöstliche ist fruchtbar, meist eben und zum Ackerbau geeignet, der südwestliche gebirgig und rauh und mehr für Viehzucht günstig. Die Saverne nimmt hier die Birnwy und Tern auf; an der Südgrenze fließt die Teame. Das Klima ist gesund. Hauptprodukte sind: Getreide, Gemüse, Hülsenfrüchte, Obst, Holz; Rindvieh, Schafe, Eisen, Blei, Steinkohlen und Thon. Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Bergbau. Die Industrie beschäftigt sich vorzugsweise mit Eisen, demnächst auch mit irdenen Waaren (Fayence, Porzellan), Wolle und Baumwolle. Die Grafschaft wird von drei Eisenbahnen durchschnitten, die sich bei Shrewsbury (s. d.) vereinigen, und hat auch mehre Kanäle. Hauptstadt ist Shrewsbury.

Shukowskij, Wassilji Andrejewitsch, berühmter russischer Dichter, geboren 1783 in Tula als Sprößling einer adeligen Familie, studirte zu Moskau und lieferte, seit 1808 Redakteur des Journals „Wjestnik Europy", zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, sowie Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den besten der russischen Literatur gehören. Bei der napoleonischen Invasion focht er mit im moskauer Landsturm u. trug durch Abfassung trefflicher Kriegsgesänge („Der Sänger im Lager der russischen Krieger") viel zur Aufmunterung der Kampfeslust bei. Nach dem Frieden lebte er eine Zeitlang in Dorpat, von wo er 1817 nach Petersburg berufen ward, um der jetzigen Kaiserin-Mutter Vorträge über russische Literatur zu halten. Im Jahre 1820 ward er Mitglied der russischen Akademie und 1824 zum Hofrath und Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Alexander und 1841 bei der Vermählung des letzteren zum geheimen Rath ernannt. Die letzten Jahre seines Lebens lebte er meist in Deutschland. Er † den 24. April 1852 zu Baden-Baden. Meisterstücke sind seine Uebertragungen von Bürgers „Lenore" („Ludmila"), Schillers „Jungfrau von Orléans", Byrons „Gefangenem von Chillon" und mehren Balladen von Goethe und Uhland. Auch lieferte er eine treffliche Version der Odyssee u. eine unvollendete der Aeneide. Von seinen durch dichterischen Schwung und edle Sprache ausgezeichneten Originalgedichten sind besonders „Swetlana" und das russische Nationallied „Boshe Zarja chrani" hervorzuheben. Eine Gesammtausgabe von seinen Werken erschien zuletzt Petersburg und Karlsruhe 1849—50 in 10 Bänden.

Siäs, Fluß im europäischen Rußland, entspringt im Gouvernement Nowgorod, fließt durch das Gouvernement Petersburg und fällt in den Ladogasee. Aus ihm führt der siässische Kanal zum Wolchow, verbindet Newa und Wolga und somit den finnischen Meerbusen und das kaspische Meer.

Siak, schiffbarer Fluß auf der ostindischen Insel Sumatra, fällt in die Straße von Malakka. Das gleichnamige Reich umfaßt den mittleren Theil der Ostküste der Insel, ist von mohammedanischen Malayen bewohnt und bildet einen unter einem Sultan stehenden, den Niederländern tributpflichtigen Lehnsstaat. Die gleichnamige Hauptstadt war früher ein bedeutender Handelsplatz, namentlich Hauptplatz für Goldstaub, ist aber jetzt sehr herabgekommen.

Siam, Reich auf der Halbinsel Hinterindien, erstreckt sich von etwa 4—20° nördl. Br. und 117 bis 121° östl. L., hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 240 Meilen bei einer Breite von 90—100 Meilen, begreift außer dem eigentlichen S. einen Theil der Laoländer, einen Theil des ehemaligen Reichs von Kambodscha und den mittleren Theil der Halbinsel Malakka, grenzt im Norden an China, im Westen an Birma und britische Besitzungen, im Osten an Anam und wird an der Meeresseite zum größten Theil vom Busen von S., zum kleineren, längs der Ostküste der Halbinsel Malakka, vom chinesischen Meere und längs der Westküste von der Malakkastraße bespült. Der Flächenraum beträgt nach Berghaus 13,350, nach Engelhardt 14,535, nach der Berechnung des siamesischen Fürsten Tschu-Fa 11,500 QM. Die Eingeborenen nennen das Reich T'ha'i (d. i. freies) oder Müang T'ha'i (d. i. freies Königreich). Das eigentliche S. besteht größtentheils aus einer Niederung, die sich von Norden nach Süden 90 Meilen und von Westen nach Osten 30 Meilen ausdehnt und, vom Menam u. von dessen zahlreichen Zuflüssen u. Abzweigungen durchströmt, ein weites Delta bildet, die allmählige Ablagerung des immer weiter ins Meer sich vorschiebenden Flußschlammes. Zu beiden Seiten der Flußniederung erhebt sich stufenförmig bewaldetes Bergland; ein abgesondertes Tiefland bildet das zum Mekonggebiet gehörige Kambodschaland; das im Norden vom eigentlichen S. gelegene Lao ist Bergland. Der Hauptfluß des Reichs ist der Menam, der auf verschiedenen Strecken seines Laufs verschiedene Namen führt und sich in 3 Mündungsarmen, dem Mechlong, Tatschin und Menam oder Paknam in den Meerbusen von S. ergießt. Dieser Fluß hat regelmäßig wiederkehrende Anschwellungen vom Quellgebiet her, welche im Juni beginnen, im August die Ufer mehr als 6 Fuß hoch unter Wasser setzen, bis in den November dauern und dieselbe Wirkung auf den Boden äußern wie beim Nil. Die Temperatur wird durch die wechselnde Windrichtung bedingt. Vom September bis März herrscht Nordostmonsun, vom März bis September Südwestmonsun; ersterer ist trocken und drückt die Wärme während der Nacht oft auf 8° herunter; letzterer bringt, besonders bei Nacht, Regen. Im März und April steigt die Hitze bei Tage im Schatten bis 24—28°; der Regen bringt erfrischende Abkühlung; im Tieflande, wo stets lebhafter Wind weht, sind die klimatischen Verhältnisse im Ganzen günstig, wogegen in den dichten Gebirgswaldungen Fieberluft herrscht. Produkte aus dem Mineralreich sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Arsenik, Zinn, Eisen, Edelsteine (Topase, Hyacinthe, Granaten, Sapphire, Rubine, Bergkrystalle, Achate ꝛc.). Das Pflanzenreich weist bei sehr üppiger Vegetation nichts Besonderes auf und wird durch dieselben Gattungen und Arten vertreten, die der indische Archipel und die Philippinen aufweisen. Hervorzuheben sind Zucker,

roher Pfeffer, Kardamomen, Guajava, Gummigutti, Benzoë und andere Harze, edle und sonstige nutzbare Holzarten (Aquilaholz von Aquilaria agallocha *Roxb.*), Arecanüsse, Tabak, Baumwolle, Reis ꝛc. Der Mangrovebaum (Rhizophora) bildet dichte Gehölze. Im Thierreich steht der Elephant voran, von welchem hier auch eine weiße Spielart auftritt. Außerdem finden sich Königstiger, Rhinocerose, Bären, Affen in einer noch ungezählten Artenmenge, darunter der Orangutang, Hirsche, Rehe, Geflügel in großer Fülle, Krokodile, Schlangen (darunter die Cobra Capella), Schildkröten, Skorpione, Skolopender ꝛc. Im Meerbusen von S. finden sich Walle von 30 bis 40 Fuß Länge, und an den Deltamündungen wimmelt es von einer großen Sardellenart. Die Bevölkerung wird auf 6 Millionen Seelen angegeben. Unter ihr befindet sich eine bedeutende Anzahl Eingewanderter: Kling oder Hindu, Araber, Birmanen, Anamesen, besonders aber Chinesen, deren Zahl allein auf 1½ Millionen veranschlagt wird. Der Handelsverkehr im Großen wie im Kleinen ist ganz in ihren Händen, wie auch der größte Theil der asiatischen Kauffahrteischiffe, welche den Verkehr zwischen S. und den benachbarten Ländern vermitteln, ihr Eigenthum ist. Die Eingeborenen zerfallen in verschiedene Stämme. Der herrschende Stamm sind die Siamesen oder T'ha'i, die beiden Ufer des Menam entlang und an dessen Nebenflüssen und längs der Westküste des Meerbusens von S. bis 7° nördl. Br. wohnend und 1,900,000 Köpfe zählend. An beiden Seiten neben ihnen zwischen 13—20° nördl. Br. wohnen die Lao, eine Million; im Südosten, an der Ostküste des Meerbusens von S. bis an die Grenze von Anam die Kambodschen, 500,000; an der birmanischen Grenze die Mon oder Peguaner, 50,000; auf der Halbinsel Malakka Malayen, eine Million; ebendaselbst die Karjeng oder Karenen und die Lawa; im Osten und Nordosten die Ka, zwischen Menam und Mekong im Gebirg, sowie die Chjong, von 10—13° nördl. Br. im gebirgigen nordöstlichen Winkel des Meerbusens, jeder dieser letztgenannten Stämme aufs Ungewisse hin zu 50,000 Köpfe berechnet. Im Innern der Halbinsel wohnen noch Negrito's unter dem Namen Samang und Bila. Die Siamesen gehören der mongolischen Race an und sind von hellbrauner Hautfarbe, aber keineswegs schönem Körperbau. Ihre Kleidung besteht lediglich aus einem Stück Baumwoll- oder Seidenzeuch (Languti), welches um die Hüften geschlagen wird, während ein anderes schärpen- oder shawlartig ebenfalls mit dem einen Ende um die Hüften befestigt, mit dem anderen über die Schulter geworfen wird. Von Mitte des Oktober bis Februar tragen Männer und Frauen eine enge Jacke, die Reichen und Großen außerdem noch einen kaftanähnlichen Ueberzug von Seide und einen Mantel von Seide oder Tuch. Der Kopf wird bis auf einen Haarbüschel auf dem Scheitel kahl geschoren. Man geht barfuß, der Sandalen bedienen sich nur die Fürsten. Vornehme tragen stets einen Sonnenschirm; der gemeine Mann trägt dafür einen aus Palmblättern gefertigten weiten Hut. Die Wohnungen auf dem Lande sind einstöckig und stehen auf Pfählen; die der niederen Stände sind aus Bambusstäben errichtet und mit Palmblättern gedeckt, während die der höheren Stände aus Holzbalken und Bretern gebaut sind. Ein großer Theil der Bevölkerung, namentlich der chinesischen, wohnt in Breterhäusern, auf Flößen oder Schiffen. Die Wohnungen der Reichen sind mit kostbaren Geräthen und Geschirren ausstaffirt. Die gewöhnliche Nahrung besteht aus Reis, Gemüse und Obst; die Wohlhabenderen genießen außerdem Schweinefleisch, Geflügel, Wildpret, Schildkröten und Seefische, auch Ratten, Frösche, Schlangen, Seidenraupen und Ameisen als Leckerbissen. Als Getränk dient neben Wasser Thee und Arak. Betelkauen, sowie Tabak- und Opiumrauchen ist allgemein üblich. Die Siamesen bekennen sich zum Buddhaismus. Ihre Geistlichen werden von den Europäern gewöhnlich Talapoinen genannt. Sie führen ein klösterliches Leben; ihre Klöster heißen Watt und stehen immer mit einem Buddhaheiligthum in Verbindung. Ueber den gesellschaftlichen Verhältnissen S.s ruht noch viel Dunkel; ein Viertel bis ein Drittel der siamesischen Bevölkerung soll im Sklavenstand befindlich sein. Die Sprache ist ganz wie die chinesische gebildet, aber keineswegs mit dieser identisch, noch ihr entsprossen; sie theilt sich in eine Mundart des Volks, eine andere der Vornehmen und eine heilige. Von wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen ist in S. noch nicht die Rede. Das Reich hat zwei Könige; dem einen liegt die innere Verwaltung, dem anderen der Oberbefehl über das Heer ob. Beider Gewalt ist unumschränkt despotisch, obwohl das Reich dem Namen nach ein Vasallenstaat China's und diesem tributpflichtig ist. Die jährlichen Einkünfte der Könige werden auf 21 — 22 Millionen Thaler geschätzt. Die Streitmacht zu Lande ist ein durch britische Offiziere eingeübtes, 10,000 Mann Infanterie und Artillerie zählendes Heer; im Fall eines Kriegs ist aber die gesammte männliche wehrhafte Bevölkerung waffendienstpflichtig. Die Seemacht besteht aus 20 nach europäischer Art gebauten größeren und kleineren Kriegsschiffen, 4 Fregatten und 16 Korvetten, welche unter dem Befehl von Europäern stehen, und aus 500 Kriegsdschonken. Die Kunstfertigkeit der Siamesen zeigt sich besonders in der Verarbeitung der Metalle zu allerlei Geräth oder Schmucksachen. In hohem Ruf stehen die Arbeiten der Goldschmiede zu Bangkok. Auch in Kupfer- und Eisengießerei wird Vorzügliches geleistet, weniger in irdenem Geschirr. Kostbare Zeuche, besonders aus Seide, sind Erzeugnisse der Hausindustrie. Baumwollzeuch für die gewöhnliche Kleidung wird vom Auslande eingeführt. Papier wird aus der Rinde einer Pflanze Chri bereitet und darauf mit einem Griffel aus weichem Gestein (Speckstein) geschrieben. Handel und Verkehr sind sehr lebhaft. Den Binnenverkehr vermitteln besonders die Chinesen, welche gegen Zeuche, Geschirr, Kurzwaaren ꝛc. Reis, Baumwolle und andere Bodenerzeugnisse des Landes eintauschen. Auch an dem überseeischen Handel haben sie einen bedeutenden Antheil, neben ihnen Malayen und Araber, sowie auch der europäische Handelsstand neuerlich sein Augenmerk auf S. gerichtet hat. Durch Handels-

und Schifffahrtsverträge zwischen europäischen Regierungen und der siamesischen sind belästigende Hindernisse beseitigt und Europäern Ansiedlungsrechte gewährt worden. Haupteinfuhrgegenstände sind Baumwollzeuche, Tuch, Zitze, chinesische Seidenzeuche, Segeltuch, Regen- und Sonnenschirme, Glaswaaren, Porzellan und Steingut, europäische Kurzwaaren, Kanonen, Flinten, Messerwaaren, Sägen und andere Werkzeuge, Weizenmehl, Gewürznelken, Zimmt, Obst, Wein, Branntwein, Rum, Thee, Stahl, Blattkupfer für den Schiffbau, Nägel, Blech, Gold- und Silberdraht, Alaun, Mennige und andere Farbwaaren, Opium, Kampher und Kampheröl, Parfümerien, Räucherwerk, Schießpulver, chinesische Ziegel und Fließen, Uhren, Spiegel, Papier ꝛc. Der Schiffbau hat in S. einen raschen Aufschwung genommen. Als Verkehrsmittel hat man kupferne, silberne und goldene Münzen; als Scheidemünze bedient man sich der Kauri (Bia) und anderer Muscheln. 200 Bia = 1 P'hainung = etwa $^3/_4$ Sgr.; 2 P'hainung = 1 Songp'hai = $1^1/_2$ Sgr.; 2 Songp'hai oder 5 Hun = 1 Fuang = 3 Sgr.; 3 Fuang = 1 Salung = 6 Sgr.; 4 Salung = 1 Baat oder Tikal = 24 Sgr. Gewichte sind das Kab oder Pikul = 144 Zollpfund = 100 Katti; 1 Chjang = 2 Katti; 1 Katti = etwa $1^1/_2$ Pfd. Im Handel sind nur 50 Katti = 1 Kab oder Pikul, indem das siamesische Katti das doppelte Gewicht des chinesischen hat. Hohlmaß für trockene Waaren ist das Kojan oder Kijen = 20 Pikul = 100 Tang = 80 Sat; 1 Tang = 20 Chanan; 1 Sat = 25 Chanan; 1 Chanan, eine Kokosnußschale voll, = etwa $^1/_2$ Quart. Hauptstadt ist Bangkok. Das Reich zerfällt in 4 Theile: 1) das eigentliche S.; 2) Kambodscha; 3) die Laostaaten; 4) die Malayenstaaten Ligor, Kaddah, Patani, Kalantan und Tringano.

Geschichte. Die Jahrbücher des Reichs zerfallen in 2 Abtheilungen, deren erste die sagenhafte Zeit bis zur Erbauung der alten Hauptstadt Ajutza oder Jutza (1350 n. Chr.) umfaßt und deren zweite die Geschichte bis auf die Gegenwart herabführt. Empörungen, Verschwörungen, Thronstreitigkeiten, Eroberung und Verlust von Gebiet bilden den Inhalt. Im 16. Jahrhundert fanden von Pegu und Kambodscha her feindliche Einfälle in das Reich Statt, und eine Zeitlang war der König von S. Vasall von Pegu. Befreier des Landes und zugleich Mehrer des Reichs wurde P'hra Nera'i (1564 — 93). Im Jahre 1766 brach der König von Awa mit Heeresmacht ins Land ein und eroberte und zerstörte Ajutza. Der Chinese P'haja Tak, Statthalter des nördlichen Theils des Landes, der sich während der langwierigen Belagerung Ajutza's ins Gebirg zurückgezogen, gab dem Reich nicht nur die Freiheit zurück, sondern verschaffte ihm auch, nachdem er den erledigten Thron bestiegen, den jetzigen Umfang und erbaute Bangkok. Da er aber später in Wahnsinn verfiel, ward er 1782 von seinem Minister gestürzt, der sich darauf unter dem Namen P'hra P'hüti Tschao Lüang des Thrones bemächtigte und der Gründer des jetzigen Herrscherhauses ward. Im Jahre 1811 folgte ihm sein Sohn P'hen Din Kang, und diesem nach friedlicher Regierung 1825 sein Sohn Tschao Fo Mongküt, den aber ein älterer unebenbürtiger Bruder verdrängte. Tschao Fo zog sich zu den Talapoinen zurück, wurde aber nach dem Ableben seines Stiefbruders 1851 wieder auf den Thron erhoben, den er unter dem Namen P'hra Pawarander Moha Mongküt noch einnimmt. Er ist ein aufgeklärter Herrscher und seiner Gelehrsamkeit wegen von England aus mit dem Doktordiplom beehrt worden. Er läßt sich die Kultivirung seines Reichs sehr angelegen sein, läßt Kanäle graben, Straßen anlegen, Schiffe bauen, sein Heer auf europäische Weise organisiren, begünstigt Künste, Wissenschaften und Handel und gestattet Freiheit religiöser Unterweisung. Die ersten Europäer, welche mit S. in Berührung kamen, waren die Portugiesen zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Sie erhielten freien Handel und freie Religionsübung zugestanden, wurden aber bald durch die Holländer aus der Gunst des Hofes verdrängt, in Folge dessen ihre Ansiedlungen verfielen und sie selbst, die sich mehr und mehr mit den Eingebornen vermischten, zu einer verachteten Klasse herabsanken, die nur Dolmetscher, Unterhändler, Spione ꝛc. stellt. Ein europäischer Abenteurer, Falkon oder Phaulkon, der sich bei Hofe in Gunst gesetzt hatte, veranlaßte 1684 die Absendung einer Gesandtschaft an Ludwig XIV. von Frankreich, die mit zwei Ambassaden 1685 — 88, deren eine Truppen zurückließ, erwiedert ward. Falkon ward aber gestürzt und hingerichtet, die französische Besatzung vertrieben und alle Verbindung mit Frankreich wieder abgebrochen, wogegen die freundschaftlichen Beziehungen zu Holland fortdauerten. Im Jahre 1718 schloß die spanische Regierung einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit S., der aber nie recht in Kraft trat. Auch ein Vertrag, den Portugal 1820 mit S. abschloß, hatte keinen reellen Erfolg; ebenso ein Versuch Englands (1822), mit S. Verkehr anzuknüpfen. Neue Verhandlungen, die 1826 durch Kapitän Burney eröffnet wurden, hatten mehr den Zweck, die Siamesen von einer Verbindung mit den Birmanen, mit denen England damals im Krieg begriffen war, abzuhalten, als in ein Handelsverhältniß mit ihnen zu treten. Im Jahre 1833 schloß die nordamerikanische Union einen Vertrag mit S. ab, welcher den Amerikanern freien Handelsverkehr mit den Siamesen, mit Ausnahme des Verkaufs von Kriegsbedarf, der Einfuhr von Opium und der Ausfuhr von Reis, gestattete. Der britischen Regierung gelang es nach einem weiteren, wieder fruchtlosen Versuch von 1850 durch Brooke, erst 1855 durch J. Bowring einen zweckdienlichen Vertrag mit S. zu Stande zu bringen, der die Anstellung eines britischen Konsuls in Bangkok und den englischen Kaufleuten völlige Handelsfreiheit und Niederlassungsrecht in S., doch nur in einem Umkreis von 54 Meilen um Bangkok, gestattete, und von dem 1858 auch Frankreich und Dänemark, sowie 1860 die Hansestädte Vortheil zu ziehen suchten. Vergl. Pallegoix, Description du royaume S., Paris 1855, 2 Bde.; Bowring, The kingdom and people of S., London 1855, 2 Bde.; Werner, Die preußische Expedition nach China, Japan und S., Leipzig 1863, 2 Bde., und Spieß, Reiseskizzen aus

Japan, China, S. und der indischen Inselwelt, das. 1864.

Siam, Golf von, Meerbusen an der Küste von Siam, Theil des indischen Oceans, etwa 110 Lieues breit und 160 Lieues lang, wird durch die beiden Vorgebirge Patani u. Kambodscha gebildet. Er hat an der Küste 50—60, in der Mitte 300—350 Fuß Tiefe. Im Mai, Juni, Juli tritt zuweilen vollkommene Windstille ein; vom Oktober bis Ende März geht durch den Golf eine Strömung von Norden nach Süden, in der übrigen Jahreszeit eine solche von entgegengesetzter Richtung.

Sibbern, Frederik Christian, dänischer Philosoph, geboren den 18. Juli 1785 zu Kopenhagen, studirte daselbst die Rechte, widmete sich aber zugleich philosophischen Studien und ward, nachdem er sich durch Reisen in Deutschland weiter ausgebildet, 1813 für den philosophischen Lehrstuhl nach Kopenhagen berufen. Er hat eine bedeutende Thätigkeit als Docent und Verfasser entwickelt, auch als freisinniger, aber konservativer Politiker an den öffentlichen Angelegenheiten Dänemarks lebendigen Antheil genommen. Er schrieb u. A.: „Menneskets aandelige Natur og Väsen", d. i. des Menschen geistige Natur und Wesen (Kopenhagen 1819—28, 2 Bde.), wovon „Psychologie ꝛc." (das. 1843, neue Ausg. 1849) eine neue Bearbeitung ist; „Om Philosophiens Begreb" (das. 1843); „Logik som Tänkeläre" (das. 1827); „Om Elskov", d. i. über die Liebe (das. 1819, neue Ausg. 1859); „Om Poesie og Konst" (das. 1834—53); „Efterladte Breve af Gabrielis" (das. 1826), fortgesetzt in „Gabrielis Breve til og fra Hjemmet" (das. 1853); „Samfundsbetragtelser" (Gesellschafts- oder Staatsbetrachtungen, Heft 1, das. 1865).

Sibirien (entweder von dem alten Herrschersitz Sibir am rechten Ufer des Irtysch in der Nähe von Tobolsk, oder von einem Khan Sibir, der einst in Westsibirien gebot), Name des gesammten, Rußland unterworfenen, von 78—220° östl. L. oder 550 Meilen von Westen nach Osten und von 50—77° 40' nördl. Br. oder 200 Meilen von Süden nach Norden sich erstreckenden Gebiets, das im Westen durch das Uralgebirge vom europäischen Rußland, im Süden von der Kirgisensteppe und dem chinesischen Reich begrenzt, im Osten von der Behringsstraße, dem Behrings-, ochotskischen und japanischen Meer und im Norden von dem nördlichen Eismeer bespült wird. Dieses etwa 240,000 □Meilen umfassende Gebiet zerfällt in einen westlichen und östlichen und in einen nördlichen und südlichen Theil, die, je nach Oberflächen- und Bodenbeschaffenheit, nach Flußgebieten, Bodenschätzen, Pflanzen- und Thierwelt sich auffallend genug von einander unterscheiden. Der größte Theil des Landes, etwa 165,000 □Meilen Flächeninhalt, bildet eine ebene Niederung, die zwischen 78° und 95° östl. L., wo sie den ganzen Raum zwischen dem Eismeer und der Kirgisensteppe einnimmt, am breitesten ist. Von hier erhebt sich, in seiner Hauptmasse bis 52° nördl. Br. vordringend, das nördliche Randgebirge des inneren hinterasiatischen Hochtafellandes und sendet seine Ausläufer in die Niederung, die sich ohne Unterbrechung nach Osten ausdehnt und nur von 120° östl. L. an durch das nach Nordosten ziehende Bergland und das Eismeer mehr und mehr eingeengt wird. Im äußersten Osten aber tritt selbst an der Südostseite des nach und nach schmäler verlaufenden Hochlandes gegen das Behringsmeer hin wieder Flachland auf, von welchem sich gegen Süden die Halbinsel Kamtschatka als Hochland abzweigt. Der zu S. gehörige Theil des nördlichen Randgebirgs des hinterasiatischen Hochlandes wird auf älteren Karten als der kleine Altai bezeichnet, im Gegensatz zu der südlichen, auf chinesischem Reichsgebiet eingezeichneten Kette, welche den Namen großer Altai führt. Doch ist letztere in der Ausdehnung, die ihr gewöhnlich gegeben wird, wohl nicht vorhanden. Der russische, einen Flächenraum von etwa 2470 □Meilen einnehmende Altai wird im Westen von dem Alei, einem Zufluß des Ob, im Südwesten vom Irtysch in seinem nach Nordwesten gerichteten Laufe, im Süden von dessen Zuflüssen Narüm und Buchtarma, welche die Grenze gegen China bilden, im Osten vom Tschulüschman und dem See Telezkoi, im Norden von dem Bijaquellfluß des Ob und von letzterem selbst begrenzt. Die Kernmasse des Gebirgs lagert im Osten, den westlichen Theil bilden nur Ausläufer, von denen der äußerste, als Kolywangebirge bezeichnet, durch Metallreichthum ausgezeichnet ist. Als bedeutendste Erhebung tritt hier der Sinaja Sopka auf, der sich aber wohl nicht über 4200 Fuß erhebt. Höher steigen die Bjelki-Gora (weißen Berge) auf, eine Reihe von Schneekuppen, die auf tafelförmig ausgebreiteter Hochebene aufgesetzt sind und eine Höhe von mehr als 10,000 Fuß über dem Meer erreichen. Die am weitesten gegen Süden vortretende Verzweigung dieser Gebirgsmasse führt auch den Namen des Ulangom- oder Kurtschumgebirgs. Die mittlere Erhebung des Bjelkistocks wird auf 5000 Fuß geschätzt. Eine Fortsetzung des russischen Altai nach Osten bildet etwa 120 Meilen weit von 51° bis 53° 45' nördl. Br. als Grenzscheide gegen China das fast unübersteigliche, obwohl nur etwa 6000 Fuß hohe sajanische Gebirge, welches der Jenisei durchbricht. Nördlich vom See Telezkoi, am Ausflusse der Bija aus demselben, zweigt sich unter 106° östl. L. nach Nordnordosten eine silberreiche Gebirgskette ab, welche, als Telezkoi- oder Kuznetskkette, auch wohl als Ala-Tau (buntes Gebirge) bezeichnet, später gabelförmig sich theilend, etwa 70 Meilen weit bis 58° nördl. Br. vordringt und das Gebiet des Ob von dem des Jenisei scheidet. Die Hochlandsmasse, im Osten des Baikalsee's von 50—57° nördl. Br. und 124—138° östl. L. sich erstreckend, wird im Allgemeinen als daurisches oder transbaikalisches Gebirge bezeichnet. Als Knotenpunkt ist der unter 52° nördl. Br. 7—8000 Fuß ansteigende Tscholondo (Sochondo) zu betrachten, von welchem aus sich von Südsüdwesten nach Nordnordosten, als Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Jenisei und der Lena im Westen und Nordwesten u. des Amur im Südosten, im Westen der Jablonnoi-Chrebet (Apfelgebirge) in einer Länge von 90—100 Meilen bis 56° nördl. Br. und 140° östl. L. bei nur 3 Meilen Breite und 3—4000 Fuß in seinen höchsten Erhebungen ansteigend, und östlich davon, mit der Erzgebirgsmasse von Nertschinsk der westliche oder große

Ching-Chan (Ching-Chan-Onon) gleichlaufend hinziehen. Wo der Jablonnoi-Chrebet und der Ching-Chan-Onon im Norden zusammentreffen, am oberen Laufe des Tugir u. der Olekma, erhält der zunächst gegen Osten, dann gegen Nordnordosten bis zum Ostkap an der Behringsstraße ziehende, zinnreiche Höhenzug den Namen Stanowoi-Chrebet, von welchem sich zahlreiche, meist nach Flüssen benannte Arme, Ketten und Gruppen: Aldan, Udskoi, Amginsk, Werchojansk &c., sowie das Gebirge von Kamtschatka so ab- und verzweigen, daß das Gebiet im Osten der unteren Lena längs der Flüsse Jana, Indigirka, Kolyma, Omolon und Anini bis an die Behringsstraße durchaus Berg- oder Höhenland ist. Das Tiefland von S. besteht im Allgemeinen aus Steppen und Tundren. Die Tundra unterscheidet sich von der baumlosen Steppe, welche wegen ihres Mangels an Dammerde in der Tiefe nur für Pflanzen mit Wurzeln, welche sich horizontal ausbreiten, einen tragfähigen Boden abgibt, dadurch, daß der Boden in einer Tiefe von 1—2 Fuß auch während des Sommers gefroren bleibt, daher nur Moose ernährt und als sumpfige, auf Eis ruhende Moorwiese eine völlig unwirthbare Einöde bildet ohne Quellen und Bäche, aber mit seeähnlichen, oft tiefen Wasserbecken. Was als Steppe bezeichnet zu werden pflegt, ist nicht immer genau genommen eine solche, sondern unter Umständen mit Wald bedecktes Terrain. Von dem Flachlande ist nur ein verhältnißmäßig geringer Theil anbaufähig; von ganz S. aber sind überhaupt nur 75,000 Morgen anbaufähig. Während Steppe, Wald und Tundra in ihrer ungeheuren Ausdehnung den Eindruck trostloser Einförmigkeit machen, ist der gebirgige Theil des Landes reich an großartigen Scenerien, welche denen der Alpen an die Seite gestellt zu werden verdienen.

Fließende Gewässer sind in Menge vorhanden, und zwar fließen sie größtentheils in das Eismeer ab. Hauptflüsse, die in dieses münden, sind der Ob, Jenisei und die Lena. Das Flußgebiet des Ob umfaßt 63,800, das des Jenisei 47,000, das der Lena 36,000 □Meilen. Alle 3 Ströme nehmen zahlreiche und bedeutende Nebenflüsse auf, die unter den jenen gewidmeten Artikeln genannt sind. Der Irtysch, der größte Nebenfluß des Ob, steht diesem an Länge des Laufs kaum nach. Unter den unbedeutenden Küstenflüssen zwischen Ob und Jenisei ist nur der Tas zu erwähnen. Zwischen der Mündung des Jenisei und der der Lena liegen die Mündungen mehrer Flüsse, welche zwar der Länge ihres Laufs nach keine Küstenflüsse, aber doch nur von geringer Bedeutung sind, indem sie nur Tundrawüsten durchfließen. Die bedeutendsten sind von Westen nach Osten die Pjassida (Piacina), der Ausfluß des gleichnamigen See's, der Taimur, ebenfalls Ausfluß eines gleichnamigen See's, die Chatanga, die Anabara und der Olonek. Auch östlich von der Lena mündet eine Anzahl Flüsse, die in ihrem unteren Laufe ebenfalls durch Tundren fließen und unter denen die Jana, die Indigirka, die Alaseja (Lascia), die Kolyma (Kowüma) und der Tschaun die bedeutendsten sind. Zahlreiche Flüsse fließen auch den Gliedern des großen Oceans zu; doch sind die meisten unbedeutend. Das Behringsmeer empfängt unter anderen den Kamtschatka von der gleichnamigen Halbinsel, den Anadyr von der Tschuktschenhalbinsel; dem ochotskischen Meere fließen die Ochota (Artka), Jama u. der Amur zu, der zum Theil die Grenze gegen China bildet (s. Amur). Seen finden sich in größerer Anzahl im westlichen Theile des Landes, während der östliche eigentlich nur einen, den Baikal, aufzuweisen hat. Außer diesem sind die bedeutendsten der Ubinsk, Tschanü, Abüschkan und Sumü, sowie der Telezkoi, welchem der Obquellfluß Bija entströmt. Die Flüsse sind fischreich, aber, da sie einem entlegenen Meere zufließen, dessen Küsten 10 Monate des Jahres in Eis erstarrt sind, für den Verkehr von geringer oder gar keiner Bedeutung. S. hat ein sogenanntes kontinentales Klima, d. h. kurze heiße Sommer und kalte, lange anhaltende Winter. Es liegt offen gegen die eisige Luftströmung vom nördlichen Eismeer her, während das im Süden sich ausbreitende Hochland die aus Süden kommenden warmen Luftströmungen abhält. Die Sommerwärme steigt in der Regel auf 28° R., mitunter an einzelnen Orten bis 31° oder 32°; im Winter aber sinkt die Temperatur oft auf mehre Tage bis auf — 44° R. herab, z. B. in Jakutsk. Die Lena bedeckt sich schon Ende September mit 2 Fuß dickem Eise, und der Tobol und Irtysch pflegen vom 20. Oktober bis zum 20. April zugefroren zu sein. Burane oder Schneewindwirbel treten mit grimmiger Kälte auf, und bald darauf bringen im östlichen S. heiße Luftströmungen aus Südsüdosten einen Unterschied von 36° R. in der Luftwärme hervor. Im Gebiet der Lena ist der Boden an der Oberfläche von Ende August bis Ende Mai und in der Tiefe von 10 Fuß das ganze Jahr hindurch, um Jakutsk aber schon in der Tiefe von 3 Fuß trotz einer Sommerwärme von 20° R. unausgesetzt gefroren, während auf der Oberfläche das Getreide reift. Was die Produkte anlangt, so ist der Erzreichthum des Landes allbekannt. In den Steppen und Tundren sind noch keine Schätze an Erzen aufgefunden worden, aber der Ural, der Altai und dessen östliche Fortsetzungen sind reich an Gold, Platina, Silber, Kupfer, Blei und Eisen, sowie an Jaspis, Porphyr und Marmor von verschiedenen Farben. Die Ausbeutung der Goldlager im Altai, welche 1828 begonnen, hat bis 1851 644,304 Pfund Zollgewicht an Gold geliefert, seit 1853 jährlich im Durchschnitt 51,042 Pfd.; der größte, 1842 aufgefundene Goldklumpen wog 72 Pfd. An Silber werden im russischen Altai, namentlich am Schlangenberge u. zu Riddersk, sowie im Ching-Chan-Onon jährlich gegen 40,000 Pfund gewonnen. An Blei liefert der Altai jährlich mindestens 1,500,000 Pfd. im Werth von 150,000 Thalern. In den östlichen Kupferbergwerken finden sich auch Malachitmassen, zum Theil von bedeutendem Umfang. Ueberreste urweltlicher Thiere sind in Menge vorhanden, und zwar solcher, welche treffliches Elfenbein liefern. Im Altai sind auch umfangreiche Steinkohlenlager aufgefunden worden. Die Pflanzenwelt entspricht den ungünstigen Verhältnissen hinsichtlich der Luft- und Bodenwärme. Da, wo das Land am weitesten nach Norden hinaufreicht, bis 72° nördl. Br., dringt auch der

Baumwuchs am weitesten gegen Norden vor; unter 71° 5′ nördl. Br. und 135° 41′ östl. L. findet sich noch zusammenhängende Lärchenwaldung mit einzelnen Stämmen von 15 Zoll Durchmesser, während weiter östlich unter 70° 55′ nördl. Br. derselbe Baum nur noch in Schutz gewährenden Flußthälern, auf der Ebene aber gar nicht mehr fortkommt und in der Tundra die Vegetation sich auf Moose beschränkt. Die Thierwelt ist dagegen weit reicher vertreten, und zwar vornehmlich durch das Elenn, Hirscharten, Rennthiere, Argalischafe u. andere Schafarten, wilde Ziegen, Bären, Wölfe, in den südlichsten Strichen gelegentlich auch durch Königstiger, weiße und blaue Füchse, Zobel und andere Pelzthiere, Moschusthiere; in den Flüssen durch verschiedene Arten von Fischen, im Eismeer durch Eisbären, Wallrosse, Robben, Wallfische, Kabeljaue, Steinbutten, Häringe und Störe, die auch die Flüsse hinaufgehen.

Die Bevölkerung ward 1851 zu 2,940,836, 1856 zu 3,341,045 (ohne das Amurgebiet), neuerlich zu 4,035,000 und unter Zurechnung der Nebenländer zu 4,230,000 Seelen angegeben. Sie besteht dem größeren Theil nach aus eingewanderten oder hierher verwiesenen Russen, dem kleineren Theil nach aus den Nachkommen von Ureinwohnern. Zu den letzteren, welche meist der mongolischen Race angehören, werden die Ostjaken, Wogulen, Samojeden, Turktataren, Mongoltataren, Tungusen, Jukagiren, Korjäken, Tschuktschen, Kamtschadalen, Kurilen und Ainos gerechnet, hinsichtlich deren wir auf die betreffenden Einzelartikel verweisen. Die Zahl der förmlich unterworfenen sogenannten sibirischen Kirgisen nördlich vom Irtysch wird auf 19,000 Köpfe angegeben, die der hier angesiedelten Kosaken auf 91,913; dies sind theils die Nachkommen jener donischen Kosaken, welche im 16. Jahrhundert unter ihrem Führer Jermak für Rußland das Land eroberten, theils später übergesiedelte. Diese Kosaken zerfallen in Gorodwji oder städtische und in Linienkosaken. Jene sind für den Sicherheitsdienst im Innern bestimmt und haben keinen festen Wohnsitz; sie bilden 7 Regimenter von je 500—600 Reitern, die über das Land vertheilt sind, werden besoldet und ergänzen sich aus ihren Kindern. Ihre Dienstzeit währt 25 Jahre; die Verabschiedeten bleiben am Hauptorte des Regiments, und es wird ihnen ein Stück Land zur Bebauung oder, wenn es an geeigneter Feldflur mangelt, Waldung zum Jagen, Flußgewässer zum Fischen angewiesen. Auch dürfen sie Handel mit den Ortsbewohnern treiben, müssen aber die auf sie entfallenden Steuern zahlen und stehen unter bürgerlicher Gerichtsbarkeit. Die nicht zu Regimentern Zusammengeordneten leben in Ortschaften (Stanitzen) zusammen, leisten bloß Grenzerdienste, sorgen für die Erhaltung der in ihren Bereich fallenden Straßen, schaffen den im Auftrag der Regierung Reisenden Obdach u. Pferde, erhalten dafür ebenfalls Land angewiesen und dürfen auch sonstige Geschäfte treiben. Die Linienkosaken sind unmittelbar dem Generalgouverneur unterstellt und stehen unter den Kriegsgesetzen, erhalten aber ebenfalls Grund u. Boden angewiesen und genießen Handels- und Gewerbefreiheit. Ihre Hauptaufgabe ist der Grenzschutz, u. ihre Dienstzeit dauert ebenfalls 25 Jahre. Die Russen sind größtentheils hierher zur Strafe Verwiesene, über 100,000, außerdem Beamte, Soldaten und freiwillige Ansiedler, die auf Kosten der Krone eingewandert sind, unentgeltlich bestimmte Ländereien zugewiesen und auf eine Reihe von Jahren Freiheit von Steuern und Soldatendienst bewilligt erhalten haben. Die Verbannten sind theils zu Zwangsarbeit in den Bergwerken 2c. verurtheilt, theils werden sie zur Gründung von Ansiedelungen verwendet. Sie sind entweder Regierungssträflinge, oder ehemalige Leibeigene russischer Gutsbesitzer, die auf Antrag ihrer Herren, denen sie irgendwie mißliebig geworden, nach S. geschafft und daselbst als Ackerbauer (Poselenzi) angesiedelt werden. Wer in den Bergwerken sich ein Jahr hindurch untadelhaft betragen hat, wird, wenn er nicht einem härteren Strafurtheil unterliegt, in die Abtheilung der Sträflinge versetzt, welche in den Hüttenwerken und Fabriken der Regierung beschäftigt werden. Sechs Jahre weiterer tadelloser Aufführung geben das Recht zum Eintritt in die Abtheilung der Dienstboten, und nach 8 weiteren Jahren tadellosen Verhaltens erfolgt die Einreihung in die Zahl der Poselenzi. Als solche haben sie 3 Jahre lang gar keine Abgaben, 7 weitere nur die Hälfte der Abgaben der Kronbauern zu entrichten, und noch später werden sie letzteren zugezählt.

Ganz S. zerfällt in 2 Generalgouvernements: West- und Ostsibirien. Westsibirien, von dem Uralgebirge bis zum Jenisei sich erstreckend, umfaßt das Flußgebiet des Ob und hat einen Flächengehalt von 52,014 — 56,170 □Meilen. Es besteht, mit Ausnahme seines südöstlichen Gebiets, in welchem der russische Altai lagert, aus Tiefland. Die kirgisische und ischimische Steppe setzt sich in der von Westen nach Osten 60 Meilen und von Süden nach Norden 90 Meilen sich erstreckenden Baraba- oder barabinskischen Steppe fort, die aber nicht eigentliche Steppe ist, in sofern hier Sümpfe, Salzseen und Rohrdichte mit Wäldern, Feldfluren und blumigen Grasflächen abwechseln. Die Wälder, zum Theil aus Laubholz, Birken, Eschen, Linden u. Rüstern, zum Theil aus Nadelholz bestehend, haben streckenweise noch den Charakter des Urwalds. Birken von 13 Fuß Stammumfang und 150 F. Höhe und Kiefern von 20 F. Stammumfang u. 200 F. Höhe sind keine Seltenheit. Bedeutende Strecken sind 2 Fuß dick mit äußerst fruchtbarem Erdreich bedeckt, welches reiche Ernten gibt. Die grasigen Ebenen sind mit Rosaceen, Tulpen, Fritillarien, Cypripedien, mancherlei Schotengewächsen und Astragalusarten bedeckt. Weiter nach Norden geht die Niederung in die Tundra und diese in das unwirthliche Küstenland des Eismeeres über. Dieses ist sehr zerrissen; im Osten des Grenzflusses Kara schneidet zwischen Europa und Asien zunächst das karische Meer, östlich von der nach Norden sich vorstreckenden Halbinsel Muis Dschalmal begrenzt, keilförmig in die Küste ein. Vor der nördlichsten Spitze der genannten Halbinsel, Oleni-Noß (Hirschvorgebirge) genannt, liegt die Insel Bjeloi-Ostroi (weiße Insel). Oestlich von der Halbinsel tritt die Obskaja Guba

oder Obibucht 100 Meilen weit und 16—17 M. breit ins Land hinein, und an der Ostküste derselben zweigt sich die halbkreisförmige Bucht von Tasonsk davon ab. Dem Kap Oleni östlich gegenüber liegt das Kap Mazol (Sewerowostotschnoi), u. südöstlich von diesem schneidet die Gydanskbucht, sowie die Warrntsofsbucht, beide nach in sie mündenden unbedeutenden Flüssen benannt, und die Mündungsbucht des Jenisei oder die Bucht der 70 Inseln, an deren Ausmündung die Insel Kuskin liegt, in das Land ein. Die Bevölkerung zählt nach Schnitzler mit den im eigentlichen Westsibirien angesiedelten 19,000 Kirgisen 1,852,275, nach Petermann 1,833,275 Köpfe und besteht aus Ostjaken, Wogulen, Samojeden, Kirgisen, Kosaken und Russen. Das Generalgouvernement zerfällt in die 2 Gouvernements Tobolsk und Tomsk und in die Distrikte Kolywan u. Semipalatinsk. Mittelpunkt der Verwaltung ist die Stadt Omsk im Gouvernement Tobolsk als Sitz des Generalgouverneurs und Ataman der Linienkosaken, sowie des Kriegsgouverneurs des Gebiets der sibirischen Kirgisen. Jedes Gouvernement zerfällt in Bezirke.

Ostsibirien begreift das gesammte asiatische Rußland vom Jenisei bis an den großen Ocean und vom Eismeere bis zur Grenze des chinesischen Hochlandes und zum Amurgebiet und ist fast so groß als Europa, indem es einen Flächenraum von 169,408 □M. umfaßt. Es unterscheidet sich von Westsibirien durch größere Mannichfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit, indem das Flachland gegen das Gebirgsland zurücktritt und weite Gebiete mit ergiebigem Boden sich vorfinden, welche nur angebaut zu werden brauchen, um nicht mehr als Einöde oder Wildniß zu erscheinen. Das Land theilt sich in die Flußgebiete des Jenisei, der Lena und des Amur und in die der kleineren, dem Eismeere zufließenden Gewässer. Durch den Anadyr und Amur werden Zugänge zum großen Ocean eröffnet. Zwischen den Mündungen des Jenisei und der Chatanga unter 120° östl. L. streckt sich das Land halbinselartig in das Meer hinaus, und zwar wird dieser Vorsprung durch die Bucht von Taimur in einen östlichen und westlichen Theil gespalten; der unbedeutendere westliche reicht bis 77° nördl. Br. und endigt im Kap Taimur, der längere östliche erstreckt sich bis 70° 26′ nördl. Br. und endigt im Nordostkap od. in dem eigentlichen Kap Sewerowostotschnoi. Weiterhin gegen Osten treten als kleinere Buchten die von Chatanga, Anabara und Olonek auf, und jenseits der letztgenannten ragt das Delta der Lena mit zahlreichen vorliegenden Inseln in das Meer vor. Südöstlich schneidet die Bucht Borkaja fast gerade und tief nach Süden ein, und von da bis zum Kap Swiatoi (heiliges Kap), dem die Inselgruppe Neusibirien vorliegt, ist die Küste sehr ausgeschweift. Die Bucht am Janadelta wird als Maigolaskaja bezeichnet. Dann folgen die beiden geräumigen, nur durch schmale Eingänge mit dem Meer zusammenhängenden Buchten Amulach und Chromsk, weiterhin, südlich von den Bäreninseln, die Kolymskbucht mit der Mündung der Kolyma. Auf der großen Insel Ajun ragt das Kap Peschtschanoi oder Sandkap hervor, und hinter demselben zieht sich die Guba Tschaunskaja, die Mündungsbucht des Tschaunflusses, in die Küste hinein, an deren Nordseite das Kap Schelagskoi oder Erri zu bemerken ist. An der Küste der hier beginnenden Tschuktschenhalbinsel schneidet die Bucht von Koliutschin in ungleicher Breite so tief ein, daß sie das östliche Ende der Halbinsel fast von der Hauptmasse trennt. Gegen die Behringsstraße tritt das Ostkap vor. Im Süden ist der anadyrsche Meerbusen mit der gegen Norden gerichteten Heiligenkreuzbucht zu bemerken, weiterhin die oljutorische Bucht. Dann folgt die gegen Süden gerichtete Halbinsel Kamtschatka (s. d.), das Behrings- von dem ochotskischen Meere scheidend. Im ersteren liegt die zum asiatischen Rußland gerechnete St. Lorenzinsel; außerdem sind hier noch die Matthäus-, Behrings- und Kupferinsel zu erwähnen. Das ochotskische Meer bildet an der Küste westlich von Kamtschatka die Pruschina- und Gishijabucht. Noch weiter nach Westen sind die Taubucht und die udskische Bucht zu bemerken. Die Bevölkerung Ostsibiriens gibt Schnitzler zu 1,088,561 Köpfe an, was 13 Einw. auf die □Meile ergeben würde. Weite Gebiete sind ganz unbewohnt. Den Mittelpunkt der Verwaltung bildet als Sitz des Generalgouverneurs Irkutsk. Ostsibirien zerfällt in die Gouvernements Irkutsk und Jeniseisk, in das transbaikalsche Gebiet, das Oblast Jakutsk, das Küstengebiet, das Amurland und das Tschuktschenland.

Im 16. Jahrhundert besaß die russische Familie Stroganow zu beiden Seiten des Uralgebirgs ein weites, vom Czaren ihr als Lehn zugewiesenes Gebiet, dessen reiche Schätze an Eisen, Kupfer, Blei und Zinn auszubeuten sie das Vorrecht bekommen hatte. Oestlich von diesem Gebiete, um den Tobol, Ischim und Irtysch, hatte Chutschum-Chan ein Khanat Sibir gegründet, und da von diesem Gefahr drohte, so wendeten sich die Stroganow 1579 an einen Führer donischer Kosaken, Namens Jermak Timofejef, der bisher die Stelle eines Freibeuters gespielt, mit der Aufforderung, sich zu ihrem Schutze in ihren Dienst zu begeben. Jermak willigte ein, und die nunmehr beginnenden Kämpfe endigten damit, daß unter dem Czaren Feodor I. 1587 das Khanat S. russisches Besitzthum ward. Damals wurden die Städte Tobolsk, Tjumen, Pelym und Beresow gegründet und europäische Ansiedler herbeigezogen. Die Kosaken aber drangen weiter nach Osten vor, und ihren Spuren folgten Handels- und Gewerbsleute, so daß nach und nach auch hier Ansiedelungen entstanden, deren Bewohner besonders der Jagd, dem Pelzhandel und der Fischerei oblagen. Im Jahre 1604 gründeten die Kosaken Tomsk, und hier durch Genossen aus der Ukraine verstärkt, drangen sie immer weiter in die nomadisirende Bevölkerung ein, gründeten Kuznetsk, Jeniseisk, Irkutsk, Selenginsk, Nertschinsk, und von hier aus brach eine Abtheilung nach dem Amur hin und nach Kamtschatka auf. Innerhalb 59 Jahren waren alle sibirischen Völker mit Ausnahme der Tschuktschen unterworfen. Inzwischen wurden auch im kolywanschen

und nertschinskischen Gebiete Bergwerke angelegt. Die ersteren, anfänglich im Besitze von Privatpersonen, zogen bald eine bedeutende Bevölkerung heran. Dagegen waren besondere Maßregeln nothwendig, um die Bevölkerung für die weit entfernten nertschinskischen Hüttenwerke, die seit ihrer Gründung Eigenthum der Regierung waren, zu vermehren. Die Regierung übersiedelte zu diesem Zweck aus den mehr bevölkerten Distrikten von Jeniseisk und Irkutsk sogenannte „müßige Leute", d. h. solche, die bei keiner Kopfsteuer angemerkt waren, mit großen Schwierigkeiten dorthin, und man gründete an zwei Orten Ansiedelungen, die man durch Anwerbungen bevölkerte. Schon bald nach der Eroberung S.s hatte man auch Verbrecher dorthin geschickt; aber erst 1769 ward statt der Todesstrafe die Verbannung nach S. als allgemeiner Grundsatz aufgestellt, und seit 1799 verwendete man auch wegen minder wichtiger Vergehen Verurtheilte zur Ansiedelung des Landes. In neuerer Zeit schickte man jährlich 3—4000 solcher Individuen nach S., wobei sich aber bald der Mangel an Frauen bemerkbar machte. Ausschließlich mit Verbrechern bevölkerte Orte gibt es in S. nicht, sondern sie haben nur die schon vorhandenen und nach anderen Grundsätzen gegründeten Kolonien vermehrt. Neuerlich zählte man in Allem etwa 135,000 solcher Verbannten. Verdienste um die Kunde S.s erwarben sich namentlich Wrangell, Erman, Ledebur, Alexander von Humboldt, Bunge, Politow, Schrenck, Karelin, Middendorf, Castrén, Radde, Semenow, Atkinson u. A. m. Vergl. Cottrell, S. nach seiner natürlichen Beschaffenheit 2c. geschildert, aus dem Englischen von Lindau, Dresden und Leipzig 1846, 2 Bde.; Syzania, Revelations of S., London 1852, 2 Bde.; Hill, Travels in Siberia, das. 1854, 2 Bde.

Sibour, Marie Dominique Auguste, Erzbischof von Paris, geboren den 4. April 1792 zu St.-Paul-Trois-Châteaux, studirte in den Seminarien von Viviers und St.-Charles zu Avignon Theologie, ward 1817 Obervikar an der Pfarrei der auswärtigen Missionsanstalten und erhielt 1819 eine Domherrnpfründe zu Pont-St.-Esprit, wo er seine Muße auf kirchenrechtliche Studien verwendete. Im Jahre 1838 ward er zum Generalvikar in Nismes, 1839 zum Bischof von Digne und im Oktober 1848 auf die Präsentation der republikanischen Partei zum Erzbischof von Paris erhoben. In dieser Eigenschaft vollzog er am 30. Jan. 1853 die Vermählung des Kaisers Napoleon III. Er fiel am 3. Jan. 1857 als Opfer der Privatrache durch die Hand eines exkommunicirten Priesters, Verger, in der Kirche St.-Etienne-du-Mont zu Paris. Literarisch machte er sich durch die „Institutions diocésaines" bekannt.

Sibyllen (Sibyllae), im Alterthum von der Gottheit begeisterte, weissagende Frauen, deren vorzugsweise zehn erwähnt werden. Ihrem Wesen nach waren die S. Nymphen; überall stehen sie mit Wasser und Felsenhöhlen in Verbindung; unstät streifen sie umher, erscheinen aber nur da, wohin der göttliche Geist sie treibt. In Ekstase wird die Sibylle versetzt durch das Trinken gewisser Wasser, doch kann sie auch ohne dieses weissagen. Die alten sibyllinischen Sprüche waren räthselhaft und verknüpften ohne Ordnung die Gegenwart mit der entferntesten Zukunft. Die ältesten römischen S. sind Carmentis und Mephitis, spätere Albunea zu Tibur, deren Sprüche man in ihrem Hain durch Inkubation holte, und Amalthea oder die kumanische Sibylle (aus Cumä in Kampanien), von der die sibyllinischen Bücher, eine Sammlung von Weissagungen in griechischen Versen, herstammen sollen. Die Sage berichtet nämlich, daß ein geheimnißvolles Weib dem Tarquinius mit 9 Büchern Weissagungen genaht und, da derselbe nicht gleich auf ihre Forderungen eingegangen sei, erst 3 und dann wieder 3 jener Bücher verbrannt und den König dadurch zum Ankauf der noch übrigen veranlaßt habe, worauf sie selbst auf wunderbare Weise verschwunden sei. Um dem Mißbrauch zu steuern, welcher mit den im Volke vorhandenen sibyllinischen Büchern getrieben wurde, befahl Augustus, diese letztern an einem bestimmten Tage sämmtlich dem städtischen Prätor zu überbringen, ließ über 2000 der unnützen verbrennen und legte die angeblich ächten in zwei vergoldeten Schränken im Apollotempel unter der Statue des Gottes nieder, woselbst die Fünfzehnmänner die Obhut über sie führten. Schon Tiberius aber sah sich genöthigt, eine neue Musterung auf gleiche Weise zu veranstalten. Die sibyllinischen Priester bildeten ein Kollegium mit einem Magistrat an der Spitze und hatten nicht bloß die Aufsicht über die Bücher, sondern auch die Befragung derselben. Jedoch durften sie nur auf Befehl des Senats und im Beisein obrigkeitlicher Personen in denselben nachschlagen und nie ein Orakel eigenmächtig dem Volke mittheilen. Auch nahm man nur in Zeiten der Gefahr zu ihnen seine Zuflucht. Diese römischen Sammlungen sibyllinischer Aussprüche sind verloren gegangen. Seit dem 2. Jahrhundert traten auch unter den Christen begeisterte, in Orakeln redende Männer, Sibyllisten, auf, deren Aussprüche ebenfalls sibyllinische Bücher genannt werden. Später verloren sie an Bedeutsamkeit, und im 4. Jahrhundert kamen sie in Mißkredit. Eine Sammlung derselben ward unter dem Titel „Oracula Sibyllina" (Par. 1842 bis 1853, 2 Bde.) von Alexander herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung der „Neun Bücher sibyllinischer Prophezeiungen" gab Nehring (2. Aufl., Halle 1719). Vgl. Bleek, Ueber die Entstehung und Zusammensetzung der 8 Bücher sibyllinischer Orakel (in Schleiermachers „Theologischer Zeitschrift", Heft 1 und 2, Berlin 1819); Ewald, Ueber Entstehung, Werth und Inhalt der sibyllinischen Bücher (Göttingen 1858).

Sibyllinische Bücher, s. Sibyllen.

Sicard, Roch Ambroise Cucurron, Abbé, um das Unterrichts- und Erziehungswesen der Taubstummen verdienter Mann, geboren am 20. Sept. 1742 zu Fousseret bei Toulouse, machte hier seine Studien, wurde zu Bordeaux Kanoniker und kurz nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Er errichtete hier eine Taubstummenanstalt, welche guten Fortgang hatte, und ward 1789 an der Stelle des Abbé de l'Epée

mit der Leitung der Taubstummenlehranstalt zu Paris betraut. Am 10. Aug. 1792 als verdächtig in die Abtei gebracht, entging er den Septembermetzeleien nur durch Zufall. Als Herausgeber der „Annales catholiques" ward er nach dem 18. Fructidor zur Deportation verurtheilt, entfloh aber. Erst nach dem 18. Brumaire konnte er zu seiner Anstalt zurückkehren. Bei der Gründung des Instituts wurde S. Mitglied desselben und 1816 auch Mitglied der Akademie. Er † am 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die „Théorie des signes pour l'instruction des sourds et muets" (Paris 1808, neue Aufl. 1828) hervorzuheben.

Siccantia (sc. remedia, lat.), austrocknende Arzneimittel.

Siccatif, eine Substanz, welche geeignet ist, das Trocknen von Oelfarben zu beschleunigen. Ein Mennigesiccatif wird erhalten, wenn man 4 Pfd. Leinölfirniß, 4 Pfd. Mennige und 4 Pfd. Umbra unter fortwährendem Umrühren kocht, bis eine musähnliche Masse entstanden ist, und diese erst mit 5 Pfd. heißem und dann mit 11 Pfd. kaltem Terpentinöl verdünnt. Der klare Firniß wird nach einigen Tagen von dem Bodensatz abgegossen. Für Zinkweißfarben kocht man 100 Pfd. Leinöl mit 5 Pfd. Braunsteinpulver, welches in einen Sack von Leinwand genäht und so in den Kessel befestigt wird, daß der Sack den Boden nicht berührt. Man siedet zweimal 10—12 Stunden und kann den Braunstein mehre Male gebrauchen. Auch Manganoxydulsalze, besonders das borsaure Manganoxydul, werden als S. benutzt; s. Mangan.

Sic eunt fata hominum (lat.), so gehen die Schicksale der Menschen, d. h. so geht es in der Welt.

Sichel, Werkzeug, das zum Schneiden des Getreides und Grases dient, besteht aus einer nach vorn zu schmäler werdenden Klinge in Gestalt eines Bogens und ist mit einem hölzernen kurzen Handgriffe versehen. Die Grassicheln sind kurz, aber sehr gebogen. Die meisten Sichelklingen liefert Steiermark. Bei den alten Griechen war die S. Symbol des Landbau's, daher Attribut der Demeter.

Sichem, alte Stadt in Samaria, auf dem Gebirge Ephraim in einem engen Thale zwischen den Bergen Ebal und Garizim, Begräbnißort Josephs, ward durch Josua zur Frei- und Levitenstadt bestimmt, fiel später dem Reich Israel zu und war eine Zeitlang Residenz Jerobeams. Im nachexilischen Zeitalter war sie Hauptsitz des samaritanischen Religionskultus. Johannes Hircanus eroberte sie und zerstörte den Tempel auf dem benachbarten Berge Garizim. Später ward die Stadt römische Kolonie und hieß als solche Flavia Neapolis, jetzt Nablus (s. d.).

Sichem, Stadt in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Löwen, am Demer und an der Eisenbahn von Mecheln nach Mastricht, hat eine alte Kirche (St. Eustachius) mit schönen Glasmalereien, Brauerei, Fabrikation von Wachholderbranntwein und 2353 Einwohner.

Sicheres Geleit, s. Geleit.

Sicherheitslampe, s. Laterne.

Sicherheitsventil, s. Dampfmaschine.

Sicht, s. Wechsel.

Siciliane, aus Sicilien stammende künstliche Form der lyrischen Dichtung, die sich von der Ottave rime dadurch unterscheidet, daß die 7. und 8. Zeile kein besonderes Reimpaar bilden, sondern jene mit der 1., 3. und 5., diese mit der 2., 4. und 6. Zeile reimt, 2 Reime also durch die ganze Strophe hindurchgehen, wird meist zu kleinen Liedern verwendet und in einer eigenthümlichen Sangweise vorgetragen. In das Deutsche hat sie Rückert („Gesammelte Gedichte", 2 Bde.) eingeführt.

Sicilianische Vesper, s. Sicilien (Gesch.).

Sicilicus (siciliquus), $^1/_{48}$ As oder $^1/_4$ Unze, an Gewicht gleich einer Drachme; als Längenmaß der vierte Theil des Pollex, als Zeitmaß $^1/_4$ des 12. Theils einer Stunde. Als grammatisches Zeichen vertritt es die Stelle des Komma und wurde in der älteren Schrift auch als Zeichen der Verdoppelung eines Konsonanten gebraucht (').

Sicilien (Königreich beider S.), ehemaliges europäisches Königreich auf der italienischen Halbinsel, war im Norden vom Kirchenstaat und vom adriatischen Meere, im Süden vom jonischen und mittelländischen Meere, im Osten vom ersteren und im Westen von letzterem Meere begrenzt und hatte einen Flächenraum von 2033,113 □Meilen mit 8,703,130 Einwohnern. Den Länderbestand bildeten: Neapel oder das südliche Festland Italiens mit Ausnahme einiger kleinen, zu Toskana und dem Kirchenstaat gehörigen Parcellen, die Insel S. u. mehre kleinere, in den umliegenden Meeren zerstreute Inseln und Inselgruppen, und zwar im tyrrhenischen Meere die Liparen, Ustica, die Ponzainseln, Vendutena, Ischia und Capri, im adriatischen die Tremiti, im mittelländischen die Aegaden, sowie auch die Eilande Pantellaria und Lampedusa. Der ganze Staat theilte sich im Großen in das Gebiet diesseits der Meerenge (Faro) oder Neapel und das Gebiet jenseits der Meerenge oder S. Ueber das Staatsgebiet diesseits des Faro (Domini di qua del Faro) s. Neapel, vergl. Italien, Apenninen, Abruzzen. Das Staatsgebiet jenseits des Faro (Domini al di là del Faro) begriff die Insel Sicilien und die ebengenannten umliegenden kleineren Inseln.

Die Insel S., die größte des mittelländischen Meeres, zwischen 29° 42′—33° 23′ östl. L. und 36° 34′—38° 47′ nördl. Br. liegend, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Nordseite 40, dessen Ostseite 22 u. dessen Südwestseite 37 Meilen lang ist. Der Flächenraum wird zu 530,8 □Meilen angegeben. Die Nordküste wird vom tyrrhenischen, die Ostküste vom jonischen und die Südküste vom mittelländischen Meer bespült. Die Meerenge (Faro) von Messina, welche S. vom italienischen Festlande trennt, ist an der schmälsten Stelle nur $^3/_4$ Meile breit. Die Westspitze bildet das Kap Boco, die Südostspitze das Kap Passaro und die Nordostspitze das Kap Faro. Die Insel ist gebirgig. Den nordöstlichen Theil derselben durchzieht ein scharfer, von engen und tiefen Thälern durchfurchter Gebirgsrücken, Monti Peloriani oder Dinamari genannt. Derselbe ist von mäßiger

Höhe, zum Theil mit reicher Vegetation bedeckt, zum Theil kahl und steril. Als Fortsetzung der Gebirgskette Kalabriens stimmt er mit dieser in seinem Bau überein, indem er aus Gneis, Glimmerschiefer und Massen und Gängen von Granit, Thonschiefer und Grauwacke besteht, die aber im Westen und auf den Höhen mit Sandsteinen überdeckt sind. An der Nordküste herrscht Sandstein vor, der hier bis zu 4000 Fuß ansteigt, sich plateauartig über den größten Theil der Insel ausbreitet und nach Südwesten allmählig abfällt. Um Palermo bestehen die Höhen aus Kalk. Diese nördliche Bodenerhebung pflegt man nach dem 6300 pariser Fuß hohen Berg Madonia zu benennen, neben welchem noch der Pizzo di Pilu und der Monte Collesano zu bemerken sind. Im westlichen Theile der Insel erheben sich zwischen Termini im Norden und Girgenti im Süden der Monte Camarata 6610 Fuß, bei Palermo der Monte Pellegrino 2075 und der Monte Cuccio 3200 Fuß, bei Trapani der Kreideberg Monte Giuliano (Eryx) 3650 Fuß. Während diese Gebirgsmassen mit der Apenninenformation übereinstimmen, gehört der Kalk bei Taormina, welcher hier den Thonschiefer begleitet, dem Juragebirge an. Eine jüngere Tertiärformation, die der subapenninischen nahe steht und reich an Konchylien ist, zieht sich als Muschelbreccie, Thon und Kalkstein von der Küste über flache Gehänge übergreifend und die Scheitel u. Gipfel der Rücken bildend bis ins Innere der Insel, u. zwar bis zu 3000 F. ansteigend. In der Gegend zwischen Syrakus, Mineo und Catania, wie auch an der südlichsten Spitze der Insel wechselt Basalt und Basalttuff mit Kalkstein und Tertiärbildungen. Hier sind der Monte S. Venere (2373 F.) und der Mont Laura die höchsten Punkte. Ein isolirtes, ganz selbstständiges Bergsystem, das im Norden und Westen von der Apenninenformation umschlossen ist, im Süden aber Basalt und Tertiärbildungen zeigt, bildet der Aetna (s. d.). Südlich und südwestlich von diesem breitet sich die vom Simeto durchflossene Piana oder Pianura di Catania (campi Leontini), die größte Ebene der Insel, aus, 7½ Miglien breit von Norden nach Süden und 20 Miglien lang vom Meer bis zu dem 2100 Fuß hohen Mont Giudica, ein überaus fruchtbares Getreideland. Unweit Girgenti befindet sich der Schlammvulkan Maccalubba, ein Hügel von ungefähr 300 Fuß Höhe, ein anderer beim Monte Bisara in derselben Gegend. Die fortdauernde vulkanische Thätigkeit im Innern der Erde beweist die entstandene und wieder verschwundene Insel Ferdinandea (s. d.). Der Boden S.s ist zwar steinig, allein das milde Klima und das unterirdische vulkanische Feuer haben eine so überschwängliche Produktionskraft zur Folge, daß selbst auf Lavaschichten die edelsten Gewächse in üppiger Fülle emporkeimen. Die Gewässer sind zwar zahlreich, aber kein Fluß ist schiffbar; die meisten, wenn sie auch oft plötzlich anschwellen und dann Verheerungen anrichten, trocknen im Sommer ganz aus. Der Giaretto fließt gegen Osten und der Salso (Himera) ergießt sich in 2 Mündungen bei Alicata ins Meer. Die übrigen, z. B. der Noto, Frescolare, Cante, S. Bartolomeo, Torto, Platani, Termini, sind nur Bäche. Größere Landseen fehlen. Unter den kleinen Binnenseen ist der See Palio bei Palagonia als vulkanische Erscheinung bemerkenswerth. Die Zahl der Mineralquellen ist sehr groß; bekannt sind die von Termini, Catania, Sciacca, Calameta und Acquarossa. Das Klima der Insel ist ganz solarisch und die Luft gesund, wo sie nicht durch vulkanische Dünste und Sümpfe verpestet wird. Die Sommerhitze, die bei dem Wehen des Scirocco nicht selten bis auf 36° steigt, wird durch die Seewinde gemildert. Heftige Hagelschauer sind nichts Seltenes. Der mittlere Wärmegrad in Palermo steht auf + 13,6°, das Thermometer fällt fast nie auf den Gefrierpunkt; Regen fällt selten; ein heiterer Himmel schaut auf die Insel herab, deren Fluren die Sonnenstrahlen ganz versengen würden, wenn sie nicht jede Nacht ein starker Thau erquickte. Die Bilder des Reichthums wechseln aber mit denen der Verödung, starre Felsenthäler mit lieblichen Höhen, einsame, enge Schluchten mit weiten lachenden Ebenen, Steingerölle mit fettem Boden, Wälder von Orangen-, Granatbäumen und Palmen mit Oleander- und Myrtengebüschen, Korkeichen, Johannisbrodbäume, Mannaeschen, Pistacien, Kapernsträuche, Oel- und Mandelbäume ꝛc. gedeihen allenthalben trefflich. Andere nutzbare wildwachsende Pflanzen sind die Sodapflanzen, die Zwergpalmen, die binsenartige Papyrusstaude, die Aloë, aus deren Blättern man eine Art Seide zu Strümpfen und Handschuhen bereitet. Nutzbare Insekten sind die Seidenraupen, die Kanthariden und die Bienen; berühmt ist wegen seiner Güte der Honig von Hybla. Nirgends findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute als auf S., wo die Trümmer der ältesten u. glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den imposantesten Fragmenten sich dem Auge darstellen. Kein Land zeigt die Stufenreihe der Architektur in so klarem Lichte als S. Die Entwickelung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, gothischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Style auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten S.s gibt diesen ein höchst fremdartiges, überraschendes Ansehen. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der dunkelglühende Himmel sind entzückend. Die Einwohner, 2,223,476 (1861), sind Abkömmlinge von verschiedenen Völkern; Griechen, Afrikaner, Römer, Gothen, Saracenen, Normänner, Spanier, Franzosen und Deutsche haben kürzere oder längere Zeit auf der Insel geherrscht, und jeder dieser Völkerstämme hat das Gepräge seines Daseins zurückgelassen. Der Sicilianer ist stark, regelmäßig gebaut, seine Haut olivenfarbig, sein Auge feurig, seine Gesichtszüge sind ausdrucksvoll. Er ist gutmüthig u. arglistig, diensteifrig und gleichgültig, stolz und kriechend, gewinnsüchtig und faul, nüchtern und vergnügungssüchtig neben einander. Der edelste Zug seines Charakters ist seine Vaterlandsliebe. Er faßt leicht und ist witzig, aber wegen Mangel an Unterricht unwissend und abergläubisch. Seine Gesichtszüge sind sehr beweglich, seine Pantomime ist beredt. Wissenschaften und Künste sind in S. ziemlich erstorben, und unter dem Druck der Fremdherrschaft welkte der Sinn der Nation für

alles Große, Erhabene und Schöne dahin. Der Volksunterricht stand bisher auf tiefer Stufe; erst seit 1860 ist für dessen Hebung Manches geschehen. Universitäten bestehen zu Palermo, Messina und Catania. Außerdem zählte man an höheren Bildungsanstalten 25 Gymnasien, Kollegien und Lyceen. Die Insel besitzt wenige Kunstschätze; Weniges nur findet sich in dieser Beziehung in Palermo, Lentini, Messina, Girgenti. Auch die Musik wird nicht sehr gepflegt. Die Landleute ergötzt bloß der Dudelsack oder eine einfache Flöte. Der Volksgesang ist fröhlich, zum Theil von kriegerischem Anklang. Die Masse des Volks ergötzt sich am meisten an heiligen Festen, von denen das der heiligen Rosalie in Palermo am pompösesten gefeiert wird. Der Grundbesitz ist sehr ungleich vertheilt, bloß in der Nähe der Städte gibt es kleine Besitzungen, die durch Erbschaft häufig bis in unbedeutende Parcellen zersplittert werden; das ferner liegende Land besteht aus großen Grundstücken, ehemaligen Majoraten. Der Grundeigenthümer bebaut sein Land nie selbst, sondern gibt es an Pächter. Die Bodenproduktion liegt in Folge der schlechten Bewirthschaftung sehr darnieder. S., die alte Kornkammer Roms, führt gegenwärtig weniger aus als im Mittelalter oder im Alterthum und bedarf in manchen Jahren selbst der Zufuhr. Von Getreide wird vorzüglich Weizen gebaut, nächstdem aber auch verhältnißmäßig viel Gerste u. Hülsenfrüchte. Flachs und Hanf wurden früher reichlicher gebaut als jetzt, werden aber immer noch zur Ausfuhr gebracht. Die Baumwollenstaude, deren Kultur die Insel den Arabern verdankt, wird gegenwärtig am meisten in der Ebene von Catania gepflanzt, aber nur zum Theil in S. verarbeitet, indem sie größtentheils nach Neapel und England geht. Ein bedeutender Ausfuhrartikel ist der Sumach. Wein wird zwar in Menge gebaut, aber die Kelterung geschieht meist ohne die gehörige Sorgfalt. Die besten Weine S.s sind die von Syrakus, Taro, Marsala, Mongarella, Girasole und Calabrese. Ein bedeutender Handelsartikel sind die Rosinen, welche besonders von Palermo und Messina aus versandt werden. Ueber die ganze Insel, namentlich über den östlichen Theil derselben, ist der Anbau der Südfrüchte verbreitet. Die beiden Hafenplätze Messina und Palermo versenden allein über 300,000 Kisten Apfelsinen und Citronen nach Frankreich, Großbritannien, Nordamerika und den wichtigsten Häfen der Nord- und Ostsee. Citronensäure und Essenz wird viel in Milazzo, Messina und Catania bereitet u. stark nach Frankreich, England und den Häfen der Ostsee ausgeführt. Ein bedeutender Erwerbszweig ist auch die Anfertigung von Lakritzensaft, Regolizia, am besten zu Catania und Gatti, wovon über 10,000 Centner zur Ausfuhr kommen. Ebenso bringt die Ausfuhr von Manna ansehnlichen Gewinn. Die jährliche Produktion an Oel in S. wird auf 120,000 Salmen geschätzt, wovon aber nur etwa der 15. Theil zur Ausfuhr kommt, indem nur das von Cefalu, Tusa und Termini im Handel gesucht wird. Noch vor den Normannen schreibt sich der Anbau des Zuckerrohrs her, der früher mit vielem Eifer betrieben wurde, jetzt aber durch die Einfuhr des Kolonialzuckers sehr beschränkt worden ist. Die Viehzucht ist nicht von Belang. Die Pferde haben sich in einem noch weit stärkeren Grade verschlechtert als in Neapel; doch werden in der Intendantur Siragosa gute Maulthiere gezogen und ausgeführt. Aus Mangel an geeigneten Weiden findet man eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl von Rindvieh, und ganz bedeutungslos ist die Schafzucht, wogegen man Ziegen in allen Theilen der Insel in großer Anzahl hält. Der Seidenbau in S. datirt aus dem 9. Jahrhundert. Die durchschnittliche Ausfuhr betrug schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts 1800 Ballen à 300 Pfund. Aber seitdem hat diese Produktion sehr abgenommen, da die sicilianische Seide ihrer Güte nach bedeutend hinter der neapolitanischen zurücksteht. Die jährliche Ausfuhr steigt jetzt durchschnittlich nicht mehr über 300 Ballen. Eine reiche Nahrungsquelle gewährt der Insel die Fischerei. Sardellen und Thunfische werden am meisten gefangen, eingesalzen und ins Ausland versandt. Der Korallenfang an der sicilianischen Küste hat dagegen seine frühere Bedeutsamkeit verloren. Der Bergbau auf Metalle ist ohne Bedeutung; dagegen hat in neuerer Zeit die Ausbeute an Schwefel zugenommen, besonders seitdem man denselben in Frankreich und Großbritannien zur Bereitung der künstlichen Soda anwendet. Einen wichtigen Handelsgegenstand bildet das Salz, das die Steinsalzlager von Castro Giovanni und die Salzseen von Agosta, Trapani und Marsala liefern. Auch finden sich Edelsteine. Die hohe Verzollung ausländischer Fabrikate hat die sicilianische Industrie wenig befördert, da sie den wenigen vorhandenen Fabriken eine Art Monopol gab. Die Leinwandfabrikation ist, trotz der vorzüglichen Beschaffenheit des rohen Produkts, sehr unbedeutend; daher starke Einfuhr aus der Fremde, namentlich aus Schlesien u. der Schweiz. Tuch-, Baumwoll- und Seidenmanufakturen sind in Palermo, Catania und Messina in Betrieb. Ein Hauptzweig der sicilischen Industrie ist die Gerberei, die am schwunghaftesten in den eben genannten drei Orten betrieben wird. Palermo, Trapani &c. liefern geschmackvolle Korallenarbeiten, die denen von Genua und Livorno vorgezogen werden. Auch die Bernsteinarbeiten von Catania, wo man den Bernstein in guten Stücken findet, werden sehr geschätzt. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaaren, Häute, Baumwollgarn, Baumwolle, Eisen-, Stahl-, Quincaillerie-, Porzellan-, Glas-, Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaaren, Bau- und Tischlerholz, Tabak, gesalzene Fische. Der Binnenhandel ist auf der Insel S. wie auf dem Festlande wegen mangelnder Verkehrswege sehr gering; der Seehandel größtentheils auf Küstenhandel beschränkt. In neuester Zeit hat der Seeverkehr an Lebhaftigkeit merklich zugenommen. Die Einfuhr betrug 1855 68,562,000 Francs. Die Insel zerfällt in 7 Provinzen: Palermo, Messina, Catania, Girgenti, Noto, Trapani und Caltanisetta, welche in 22 Bezirken 407 Gemeinden umfassen. Bis 1817 bestand die Eintheilung in 3 Thäler: Val di Mazzara, Val di Noto und Val di Demona. Hauptstadt ist Palermo. Die Insel hatte 1856 2,231,000 Einwohner, welche in 45 königlichen, 352 Baronial- oder Mediatstädten,

54 Marktflecken und 110 Dörfern wohnten. Zu S. gehören auch noch die liparischen Inseln auf der Nord-, die ägadischen Inseln auf der Westseite und die Insel Pantellaria an der Südostspitze. Treffliche Beschreibungen S.s gibt es von Bartels (Gött. 1787—92, 3 Bde.), Stolberg (Königsberg 1794), Münter (Kopenhagen 1790, 2 Bde.), Kephalides (2. Aufl., Leipz. 1822, 2 Bde.), Thomson (London 1813), Graß (Tüb. 1815, 2 Bde.), Russell (London 1819), Parthey (Berl. 1834—40, 2 Bde.), Renouard de Bussière (Paris 1837), dem Herzog von Ragusa (Wien 1838), Baumann (Luzern 1839, 2 Bde.) und Goldhann (Leipz. 1855).

Das vereinigte Königreich beider S. bildete eine uneingeschränkte, in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie. Der letzte König war Franz Maria Leopold, geboren den 16. Januar 1836, regierte seit dem 22. Mai 1859. Das Wappen war ein dreimal längsgetheiltes Schild mit Mittelschild. Die obere Hälfte des Pfahls trägt das Wappen von Kastilien und Leon, die untere ein blaues, mit goldenen Lilien bestreutes Feld mit rothem Turnierkragen und 3 Lanzen (wegen Neapel). Rechts ist der 1. und 2. mittlere Pfahl quergetheilt; oben stehen in Gold 6 blaue Lilien (wegen Farnese), unten das Wappen Portugals; der 3. Pfahl hat das Wappen von Toskana; im Mittelschild ist das Wappen von Anjou. Die aktive Landmacht belief sich bis Mitte 1859 auf 92,586 Mann Infanterie und 8997 Mann Kavallerie, die Reserve auf 51,000 Mann. Die königliche Flotte zählte 1855 2 Linienschiffe zu 90 und 80 Kanonen, 5 Fregatten, zusammen zu 264 Kanonen, 2 Korvetten, zusammen zu 36 Kanonen, 5 Brigantinen, zusammen zu 100 Kanonen, 2 Goëletten, zusammen zu 28 Kanonen, ferner 14 Fregattendampfer, zusammen mit 96 Kanonen, 4 Korvetten, zusammen mit 24 Kanonen, 11 andere Dampfer, zusammen mit 44 Kanonen, und 3 Transportschiffe, nebst kleineren Fahrzeugen, im Ganzen 98 Fahrzeuge mit 832 Kanonen. Die Handelsflotte zählte 1854 12,894 Schiffe zu 249,756 Tonnen Gehalt.

Die Geschichte des Königreichs beider S. ist in der alten Zeit eng mit der des römischen Reichs verbunden. Das Königreich Neapel knüpft Namen und Ursprung an die alte Stadt Neapolis (s. d.), die 285 v. Chr. dem römischen Staat einverleibt ward. Als älteste Bewohner der Insel werden die Sikaner genannt, die von den aus Latium einwandernden Sikulern in den westlichen Theil der Insel zurückgedrängt wurden. Nach beiden Stämmen ward die Insel Sicania und Sicilia genannt. Auch Kreter sollen sich an der südlichen Küste niedergelassen haben. Kultur faßte in S. erst Wurzel, nachdem die Griechen, die hier Sikelioten hießen, um 737 v. Chr. an den Küsten Kolonien angelegt hatten. S. zerfiel seitdem in mehre Republiken, worunter besonders Syrakus (s. d.) durch Reichthum und Macht hervorragte. Zeitweilig waren auch Agrigent, Messana und Selinunt von Bedeutung. In den Jahren von 480—311 v. Chr. erwarben sich die Karthager durch glückliche Kriege vorwiegenden Einfluß auf der Insel. Der erste punische Krieg beraubte sie desselben u. machte S. zur römischen Provinz. Als solche litt die Insel mehr als durch die Sklavenkriege im 2. Jahrhundert durch die schlechte Verwaltung einzelner Prokonsuln, namentlich des Verres. Unter Augustus' ruhiger Regierung gedieh S. aber rasch wieder zu hoher Blüthe. Nach dem Untergang des weströmischen Reichs ward auch S. mit in die Wirren und Kämpfe Italiens verwickelt. Nachdem aber Justinians Feldherr, Belisar, 536 Italien wieder erobert hatte, kam Unteritalien unter dem Namen eines Exarchats unter byzantinische Herrschaft und stand unter dem Exarchen von Ravenna, der es durch Herzöge verwalten ließ. In Folge der Kämpfe der Exarchen mit den Longobarden entstanden nach u. nach mehre unabhängige Herzogthümer, wie Benevent, Salerno, Capua und Tarent, während sich andere Städte, namentlich Neapel, Amalfi und Gaëta als Republiken zu behaupten wußten. Seit 820 begannen die Einfälle der Saracenen in S. und Unteritalien, die endlich den Kaiser Otto I. 967 zur Einmischung veranlaßten. Er unterwarf zwar Benevent und erhob Capua zum Herzogthum, konnte aber das Land weder behaupten, noch den Kämpfen zwischen Griechen und Saracenen ein Ende machen. Erst als Normannen aus Frankreich (1016) herüberkamen, um die Sache der sehr in die Enge getriebenen Fürsten Unteritaliens zu verfechten, gestalteten sich die politischen Verhältnisse Unteritaliens fester. Jene Fremdlinge leisteten dem griechischen Herzog Sergius gegen den Fürsten Pandolf von Capua Hülfe und erhielten dafür einen Landstrich angewiesen, auf dem sie die Stadt Aversa bauten. Ihr Anführer, Rainulf, ward 1029 als erster normännischer Graf von Neapel eingesetzt. Seit 1047 folgten andere Schaaren Normannen, an ihrer Spitze die 10 tapferen Söhne des Grafen Tankred von Hauteville. Einer der letzteren, Robert Guiscard, machte sich 1053 zum Herrn von Apulien, nahm dies Land vom Papst zu Lehen und ward 1057 vom Papst Nikolaus II. als Herzog dieser Provinzen bestätigt. Sein jüngster Bruder, Roger I., der seit 1061 in S. den Kampf gegen die Saracenen geführt hatte und von seinem Bruder zum Grafen von S. ernannt worden war, machte sich nach dessen Tode 1085 unabhängig und stand fortan an der Spitze der Normannen in Italien. Sein Sohn, Roger II., der ihm 1101 folgte, vollendete die Unterwerfung Unteritaliens und erwarb in Folge des Ablebens Wilhelms, des Sohnes Robert Guiscards (1127), Kalabrien und Apulien. Alle Länder diesseits und jenseits der Meerenge unter seinem Scepter vereinigend, nahm er den Titel als König von S. an und erhielt denselben von seinem Lehnsherrn, dem Papste, bestätigt. 152 Jahre blieben seitdem Neapel und S. vereinigt; doch behielt dabei jedes Land sein besonderes Recht, und nur im Neapolitanischen kam allmählig das französische Lehnrecht neben dem alten lombardischen Recht in Gebrauch. Als mit Rogers Enkel, Wilhelm II., dem Gütigen, 1189 der Stamm Tankreds erloschen war, trat der deutsche Kaiser Heinrich VI. von Hohenstaufen mit Erbansprüchen auf. Wilhelm II. hatte, selbst kinderlos, seine Tante Konstanze, Tochter Rogers I., an Heinrich VI., den Sohn Friedrich Barbarossa's, vermählt. Dadurch erhielt das hohenstaufische Ge-

schlecht Erbansprüche auf Neapel u. S. Während der Erzbischof von Palermo dieselben verfocht, stellte eine andere Partei, geführt von dem Reichskanzler Matthäus, den Grafen Tankred von Lecce, einen natürlichen Sohn Rogers II. von Apulien, als Prätendenten auf. Daraus entstand ein langwieriger Krieg, der selbst nach Tankreds 1194 erfolgtem Tode noch fortwährte, da Tankred seinen Sohn Wilhelm III. hatte zum König krönen lassen. Nachdem aber Heinrich sich der meisten festen Plätze des Landes und 1194 auch Palermo's bemächtigt hatte, schloß Wilhelm III. einen Vertrag, durch welchen er im Besitz der Grafschaft Lecce blieb, aber auf die Krone verzichtete. Heinrich verfuhr nun aufs grausamste gegen die Häupter der Gegenpartei und erpreßte in Apulien und S. große Summen, worauf sein Statthalter in Apulien, der Bischof von Worms, die Mauern von Capua und Neapel schleifen ließ. Mit Heinrichs Tode (1197) hatte die deutsche Zwangsherrschaft in Neapel und S. ein Ende. Heinrichs Wittwe starb schon 1198, nachdem sie durch Testament den Papst Innocenz III., den Lehnsherrn des Reichs, als Vormund ihres unmündigen Sohnes Friedrich eingesetzt. Als Walter, Graf von Brienne, mit König Tankreds ältester Tochter vermählt, Ansprüche auf Tarent und Lecce erhob und der Papst dieselben unter der Bedingung anerkannte, daß er nichts gegen den jungen König unternähme, widersetzten sich die sicilischen Großen, namentlich der Erzbischof von Palermo, diesem Uebereinkommen, u. in Folge davon entstand Kampf u. Verwirrung, die noch fortdauerten, als durch des deutschen Kaisers Philipp Ermordung 1208 eine Wendung der Verhältnisse eintrat. Da der deutsche Kaiser Otto IV. jetzt den päpstlichen Interessen offen entgegentrat, so belegte ihn der Papst mit dem Bann und setzte es durch, daß der Hohenstaufe Friedrich II. zum deutschen König gewählt wurde. Dieser hatte sich 1209 mit Konstanze von Aragonien vermählt und aus dieser Ehe einen Sohn, Heinrich, der auf Veranlassung des Papstes zum König von S. gekrönt wurde. Friedrich gab seinem Erblande eine Reihe trefflicher Gesetze und Institutionen und entzog den Prälaten, Baronen und Städten, sowie allen Korporationen jeden Antheil an der eigentlichen Staatsgewalt. Die Verschiedenheit der Volksrechte ward abgeschafft, und die Nachkommen der Normannen, Longobarden und Römer sollten nach gleichem Rechte gerichtet werden. Das Gesetzbuch, in welchem sämmtliche Einrichtungen und Verordnungen aufgezeichnet waren, ward 1231 bekannt gemacht. Aufs beste geordnet hinterließ Friedrich II. sein Erbreich, als er 1250 starb. Durch das Testament des Kaisers ward sein ältester Sohn Konrad als Erbe des ganzen hohenstaufischen Besitzthums, wenn er sterben sollte, sein jüngerer Sohn Heinrich, wenn auch dieser sterben sollte, Manfred, ein Sohn aus nicht ebenbürtiger Ehe, eingesetzt. Da Konrad (IV.) in Deutschland noch mit seinen Gegnern im Kampf begriffen war, wurde Manfred zum Vicekönig in Neapel und S. bestellt. Aber der Papst erklärte von Lyon aus das hohenstaufische Erbreich, da Friedrich im Kirchenbanne verstorben sei, für ein verfallenes Kirchenlehen und jeden Friedrich II. geleisteten Eid für ungültig. Die meisten Städte und Großen fielen in Folge davon von Konrad ab. Doch brachte sie Manfred nach und nach wieder zum Gehorsam; nur Neapel und Capua vermochte er nicht zu bezwingen. Als Konrad schon 1254 starb, ward sein Sohn Konradin Erbe des Königreichs Neapel und S. Bis 1257 war Manfred durch seine und seiner Freunde Thätigkeit und Tapferkeit wieder Herr des ganzen väterlichen Reichs, und 1258 nahm er auf das bloße Gerücht hin, Konradin sei in Deutschland gestorben, von den Großen des Reichs u. den Städten gedrängt, die Krone an. Konradin protestirte dagegen und Manfred gab wenigstens das Versprechen, nach seinem Tode seinem Neffen die Nachfolge zuzusichern, wenn derselbe nach Italien kommen und unter dem Volke, das er einst beherrschen sollte, heranwachsen wolle. Weniger noch als Manfred achtete Papst Urban auf Konradins Ansprüche; er bot sogar Neapel und S. dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Grafen Karl von Anjou, an. Sein Nachfolger, Klemens IV., setzte die Unterhandlungen fort, und Karl von Anjou nahm die Schenkung an. Es wurde mit dem Papst ein besonderer Vertrag des Inhalts abgeschlossen, daß Karl das Königreich zwar erblich für sich und seine Nachkommen erhalten, doch die weibliche Linie, so lange männliche Sprößlinge vorhanden wären, nicht zur Erbfolge berechtigt sein sollte. Der Kirche mußten große Rechte eingeräumt, an den päpstlichen Stuhl aber sollten 8000 Unzen Gold jährlich als Lehnzins gezahlt werden, und eine noch weit größere Summe sollte Karl zahlen, sobald er das Königreich erobert haben würde. Zum wirklichen Besitze Neapels gelangte Karl von Anjou durch die Schlacht bei Tagliacozzo und die Hinrichtung Konradins (s. d.). Er nannte sich Karl I. und belehnte seine Anhänger mit den Gütern der hohenstaufischen Partei. Ueberhaupt zeigten die Franzosen ein überaus willkürliches Verfahren, namentlich auf S., das Neapel gegenüber auffallend vernachlässigt und bedrückt ward. Die hierdurch hervorgerufene Mißstimmung ward endlich von Johann von Procida, einem Edelmann von Salerno, zur Anzettelung einer Verschwörung benutzt. Durch Karl von Anjou als entschiedener Anhänger der Hohenstaufen seines Vermögens beraubt, hatte er sich nach Aragonien an den König Peter gewandt, der mit Manfreds Tochter Konstanze vermählt war, und auch den griechischen Kaiser, sowie den Papst, der gerade mit Karl in gespanntem Verhältnisse stand, für sein Unternehmen zu gewinnen gesucht. Zwar ging die päpstliche Unterstützung für das Unternehmen verloren, da auf Nikolaus III. der dem Interesse des Hauses Anjou ergebene Martin folgte; dennoch aber brach die Verschwörung auf S. aus, und zwar bei folgender Veranlassung. Als die Bewohner Palermo's am 2. Osterfeiertage (30. März) 1282 zur Vesper gingen, beleidigte der Franzose Drouchet die Tochter Rogers von Maestro Angelo unter dem Vorwande, bei ihr nach einem Dolch zu suchen, den zu tragen der französische Statthalter dem Volke verboten hatte. Vater und Gatte stießen den Beleidiger nieder und das wüthende Volk ermordete nun

alle Franzosen in der Stadt, wählte Roger von Maestro Angelo zum Haupte und rief die Freiheit aus. Ueberall auf S. wurden nun die Franzosen ermordet, und mehr als 24,000 sollen in dem Blutbade umgekommen sein, das von der Zeit seines Ausbruchs die sicilianische Vesper genannt wurde. Die Städte wählten nun einen Statthalter, die Reichsgeschäfte aber wurden vier Präsidenten, Anhängern des schwäbischen Regentenstamms, übertragen und ihnen ein Rath von 60 Personen beigesellt. Zwar eilte Karl von Anjou sogleich herbei und belagerte Messina zu Wasser und zu Lande, aber ebenso schnell erschien auch Peter von Aragonien mit einer Flotte und einem zahlreichen Heere, wurde von den Sicilianern mit großer Freude aufgenommen und zwang Karl nicht nur zur Aufhebung der Belagerung, sondern brachte ihm auch bei Reggio eine bedeutende Niederlage bei. Selbst mehre Küstenstädte des Festlandes schlossen sich den Sicilianern an, und als Karl nach Frankreich ging und seinem Sohne Karl II. die Führung des Kriegs überließ, wurde dieser von Ruggiero da Loria, dem Feldhauptmann S.s, bei Malta gänzlich geschlagen und bei einer abermaligen Unternehmung auf Messina von Ruggiero nochmals besiegt und gefangen genommen. Karl I. stellte sich hierauf im Winter wieder selbst an die Spitze einer Expedition gegen S., starb aber auf derselben am 7. Januar 1284. Da sich sein Sohn in der Gefangenschaft des Königs von Aragonien befand, so übernahm statt seiner der Graf Robert von Artois die Verwaltung, und eifriger denn vorher wurden nun die Rüstungen gegen S. betrieben, wozu der Papst auf vielfache Weise die Hand bot. Gegen Ende 1285 starb Peter von Aragonien und hinterließ vier Söhne, unter welche er seine Länder so theilte, daß der zweite derselben, Jayme (Jakob), S. erhielt; doch sollte er, im Fall sein älterer Bruder Alfons ohne Erben stürbe, diesem in Aragonien folgen und S. dann seinem jüngeren Bruder Friedrich überlassen. Jakob übernahm im Februar 1286 zu Palermo die Krone von S., achtete des vom Papst über ihn ausgesprochenen Bannes nicht u. kämpfte mit Glück gegen Neapel. Er ging nach dem Festlande über. Aber eben, als er Gaëta belagerte, schloß sein Bruder Alfons mit dem immer noch gefangenen Karl II. einen vorläufigen Frieden, wodurch für den Augenblick den Feindseligkeiten Einhalt gethan wurde. Karl II. erhielt 1288 seine Freiheit wieder, dennoch bestätigte der Papst den abgeschlossenen Vertrag nicht, vielmehr belegte er Alfons und Jakob abermals mit dem Bann und krönte Karl II. zum König von S. In Folge davon brachen die Feindseligkeiten zwischen Neapel und S. von Neuem aus. Da aber während des Kriegs Jakobs älterer Bruder Alfons starb, so bestieg Jakob den Thron von Aragonien u. ernannte seinen jüngeren Bruder Friedrich zum einstweiligen Statthalter der Insel. Aber ohne auf denselben Rücksicht zu nehmen, schloß Jakob 1295 mit Karl II. von Neapel einen Frieden, der in geheimen Artikeln die Abtretung S.s an den Papst Bonifacius VIII. enthielt, welcher dann Karl von Neapel damit belehnen wollte. Aragonien sollte für S. mit den Inseln Sardinien und Korsika entschädigt und Friedrich mit Aussichten auf das griechische Kaiserthum, und zwar durch eine Vermählung mit einer Enkelin des lateinischen Kaisers Balduin II, hingehalten werden. Ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, schrieb Friedrich jedoch 1296 einen allgemeinen sicilianischen Landtag nach Catania aus, wurde hier zum König von S. ernannt und bald darauf zu Palermo gekrönt. Friedrich, dem Sprößlinge der Hohenstaufen aus weiblicher Linie, strömten alle Ghibellinen Italiens zu, während die Guelfen auf die Seite Karls II. von Neapel u. des Papstes traten. Das Waffenglück blieb auf Friedrichs Seite, und selbst als Jakob von Aragonien gegen seinen Bruder die Waffen ergriff und in Verbindung mit Neapel und dem Papste gegen S. zog, wußte Friedrich seine Feinde durch geschickte Kriegsführung zur Räumung der Insel zu zwingen. Aber schon 1299 erneuerte sich der Kampf, Friedrich erlitt zwar an der Mündung des Zappulla eine Niederlage, schlug dagegen zu Ende des Jahres bei Falconara den Prinzen Philipp von Neapel und nahm ihn gefangen. Im Jahre 1302 kam endlich zwischen Friedrich und Robert, dem Thronerben von Neapel, ein Friede zu Stande, dem zufolge Friedrich bei seinen Lebzeiten König von S. und den dazu gehörigen Inseln bleiben, sich mit der neapolitanischen Prinzessin Eleonore, Tochter Karls II., vermählen (geschah 1303) und alle eroberten Plätze in Kalabrien für die von den Neapolitanern in S. eingenommenen Plätze herausgeben sollte. Dagegen versprach der König von Neapel seine Mitwirkung zur Eroberung von Sardinien für Friedrich und seine Nachkommen; doch sollte S., sobald Sardinien erobert sein würde, an Neapel zurückgegeben werden. Karl II. starb im Mai 1309, und ihm folgte sein Sohn Robert, der seine ganze Regierungszeit hindurch (1309—43) gegen Friedrich von S., nach dessen Tode gegen dessen Sohn Peter und, als auch dieser starb, gegen den Herzog Johann von Randazzo, den Bruder Pietro's und Vormund der unmündigen Kinder des letzteren, zu kämpfen hatte, ohne zu dem Besitze von S. zu gelangen. Der Papst Johann XXII. sprach über Friedrich (1321) den Bann aus und belegte ganz S. mit dem Interdikt, und das Erscheinen des Kaisers Ludwig des Bayern zu Gunsten Friedrichs in Italien brachte demselben wenigstens keine dauernden Vortheile. Der Tod des neapolitanischen Thronerben rief unter den Seitenlinien des Hauses Anjou Streitigkeiten hervor. Der König Karl von Ungarn, der Enkel Karls II., hatte zwei Söhne, Ludwig und Andreas, die als Nachkommen des ältesten Sohnes Karls II. Ansprüche auf Neapel hatten, welche sich auf das Recht der Erstgeburt stützten. Außer diesen hatte aber Robert noch andere Verwandte, die als Prätendenten auftraten; es waren dies die Söhne seines verstorbenen Bruders Philipp, Ludwig und Philipp, Fürsten von Tarent, und dann ein Bruder, Giovanni, Fürsten von Achaja, welcher drei Söhne hatte, Karl, Ludwig und Robert. Um Erbstreitigkeiten vorzubeugen, verlobte Robert die ungarischen Prinzen Ludwig und Andreas mit den Töchtern seines verstorbenen Sohnes Karl, Maria und Johanna. In Folge

davon erhoben sich am Hofe zwei Parteien, eine neapolitanische und eine ungarische; die erste hatte das Interesse Johanna's, die andere das des Andreas im Auge. Johanna sollte bis nach zurückgelegtem 25. Jahre unter einem vormundschaftlichen Kollegium stehen. Mit ihr zugleich wünschte aber Andreas, der nur den Titel Herzog von Kalabrien führte, gekrönt zu werden. Doch wuchs der Anhang der neapolitanischen Partei dadurch, daß sich Johanna's Schwester, Maria, nicht, wie bestimmt war, mit dem älteren Bruder des Andreas, dem Prinzen Ludwig, sondern mit dem Prinzen Karl von Durazzo, dem Sohne des Fürsten Johann von Achaja, vermählte. Andreas ward 1345 von Verschwornen erdrosselt. Johanna vermählte sich zwar 1347 mit dem Prinzen Ludwig von Tarent; als aber bald darauf der König Ludwig von Ungarn mit Truppen in Italien erschien, schloß Johanna mit dem Regenten von S., dem Herzog Giovanni von Randazzo, Frieden, in welchem sie die Insel dem aragonischen Hause als dauerndes Besitzthum abtrat, wogegen S. eine bedeutende jährliche Lehnsabgabe an den päpstlichen Stuhl und die Unterstützung Neapels bei Kriegsvorfällen übernahm. Dieser Friede rettete Johanna jedoch nicht vor der Rache des Ungarnkönigs, vielmehr mußte sie sich 1348 nach der Provence einschiffen, wohin ihr etwas später auch ihr Gemahl Ludwig folgte. Unterdessen zog Ludwig von Ungarn in Neapel ein, nahm, nachdem er den Prinzen Karl von Durazzo hatte ermorden lassen, von dem Königreich förmlich Besitz, ließ den unmündigen Sohn Johanna's, den Prinzen Karl, nach Ungarn bringen, wo dieser bald starb, setzte den Fürsten Stephan von Siebenbürgen zum Statthalter, zu höheren Beamten andere vornehme Ungarn ein und begab sich hierauf in sein Reich zurück. Das Volk rief jedoch bald Johanna zurück, und der dadurch hervorgerufene Kampf endete damit, daß Ludwig von Ungarn im Frieden von 1352 für eine bedeutende Summe alle noch von seinen Truppen besetzt gehaltenen Ortschaften an Johanna übergab. Diese benutzte darauf Unruhen, welche unter Ludwig, dem ältesten Sohne Peters, seit 1353 in S. entstanden, ihre Macht über diese Insel wieder zur Geltung zu bringen. Auf Ludwig folgte 1355 sein jüngerer Bruder Friedrich, während dessen Minderjährigkeit seine Schwester Euphemia Reichsregentin sein sollte. Sie vermochte aber nicht, den Fortschritten Neapels in S. Schranken zu setzen, und am Weihnachtsabend 1356 zog Johanna in Messina ein, vom Volke mit Jubel begrüßt. Doch bemächtigte sich Friedrich bis 1359 des größten Theils der Insel, auch der Stadt Messina, wieder, u. 1372 kam ein Friede zu Stande, wonach Neapel künftig das Königreich S., die Insel S. dagegen Königreich **Trinakrien** heißen und dem Königreich S. (Neapel) lehnspflichtig sein sollte. Friedrich leistete wirklich der Königin Johanna (1374) den Lehnseid und starb drei Jahre darauf mit Hinterlassung einer unmündigen Tochter Maria. Nach Ludwigs von Tarent Tode (1362) hatte sich Johanna wieder mit einem Titularkönig, Jakob von Malorca, vermählt, und da auch dieser schon 1374 starb, so vermählte sie sich 1376 mit dem Prinzen Otto von Braunschweig, reizte aber dadurch den Zorn des Papstes Urban VI. so sehr, daß derselbe 1380 den Bann über sie aussprach und den Prinzen **Karl** von Durazzo, den Gemahl ihrer Nichte Margarethe, die sie zur Nachfolgerin bestimmt hatte, aufforderte, das Königreich Neapel in Besitz zu nehmen. Johanna adoptirte nun zwar in aller Eile den Prinzen Ludwig von Anjou; indeß ehe dieser aus Frankreich kommen konnte, drang Karl von Durazzo bis Neapel vor und ward von Urban VI. ungefähr unter denselben Bedingungen, wie einst Karl von Anjou, mit dem Königreich belehnt und gekrönt. Als sich bald darauf eine Partei für Ludwig von Anjou, den Adoptivsohn Johanna's, erhob, entledigte sich Karl derselben 1382 durch Erdrosselung. Karl, jetzt alleiniger Herr von Neapel, suchte auch den ungarischen Thron zu besteigen, wurde aber auf Veranlassung der verwittweten Königin Elisabeth von Ungarn im Februar 1386 erschlagen. Die Gemahlin Karls, Margarethe, ließ darauf ihren unmündigen Sohn **Ladislaw**, über den sie die Vormundschaft übernahm, zum König ausrufen. Aber von allen Seiten erhoben sich Prätendenten: der Prinz Otto von Braunschweig, die Wittwe des verstorbenen Ludwig von Anjou, Maria von Blois, und eine Menge von Großen, welche die Geldgier Margarethe's mißvergnügt gemacht hatte. Lange mußte Ladislaw gegen alle diese Gegner kämpfen, doch als sein erbittertster Feind, der Papst Urban VI., gestorben war (1389), ließ ihn dessen Nachfolger, Bonifacius IX., sofort krönen. Er starb 1414, worauf seine Schwester, die 44jährige **Johanna II.**, zur Königin von Neapel ausgerufen ward. Diese, früher an Herzog Wilhelm von Oesterreich vermählt, wählte auf Andringen der Großen den Grafen de la Marche, Jacques de Bourbon, zum Gemahl; derselbe sollte zwar nur den Titel eines Fürsten von Tarent führen, wußte aber die Königin von seinem Willen abhängig zu machen. Bald aber der Intriguen am neapolitanischen Hofe überdrüssig, ging er in ein Kloster. Am 28. Okt. 1419 ward Johanna gekrönt und ungefähr ein Jahr darauf Ludwig III. von Anjou, Sohn des verstorbenen Ludwig II., von dem Papst Martin zum Nachfolger erwählt, im Fall Johanna kein Erben hinterlassen würde. Da Ludwig III. aber sofort als Prätendent auftrat, so adoptirte Johanna **Alfons V.** von Aragonien, der bereits seit 1420 S. im Besitz hatte. Schon Mitte 1421 hielt Alfons seinen Einzug in Neapel und fand bald viele Anhänger, veruneinigte sich aber mit der Königin und belagerte sie im capuanischen Kastell, bis Sforza aus Benevent zu ihrem Entsatz herbeikam. Johanna adoptirte 1423 **Ludwig III.** von Anjou und ernannte ihn zum Herzog von Kalabrien. Während Alfons' Abwesenheit in Aragonien drang Ludwig von Anjou ins Neapolitanische ein, und am 11. April 1424 fiel die Hauptstadt in seine Hände. Ludwig III starb 1434 zu Cosenza und hinterließ seine Ansprüche seinem Bruder René, dem Herzog von Bar und Lothringen. Wenige Monate darauf (1435) starb auch Johanna, nachdem auch sie René zum Erben eingesetzt hatte. Da dieser in Dijon gefangen saß, zog einstweilen seine Gemahlin Isabella am 18. Oktober 1435 als Königin in die Hauptstadt ein. Alfons aber

bemächtigte sich Ende December 1435 Gaëta's, und als René im Mai 1438 in Neapel ankam, fand er seine Partei so in Abnahme, daß er 1440 die Stadt wieder verließ, worauf sich Alfons am 2. Juni 1442 derselben bemächtigte. Als der Papst das Haus Anjou im Königreich gänzlich unterliegen sah, erkannte auch er am 14. Juli 1443 Alfons als König von Neapel an. Derselbe starb im Juni 1458 und hatte seinem Testament gemäß im Königreich Neapel seinen natürlichen Sohn Ferdinand, in S., Sardinien und den anderen aragonischen Reichen dagegen seinen Bruder Johann zu Nachfolgern. Ferdinand ward am 9. Februar 1459 zu Barletta gekrönt, hatte aber gegen die Anhänger des Hauses Anjou, an deren Spitze Prinz Johann, der Sohn René's, stand, noch bis 1464 zu kämpfen. Er starb am 25. Jan. 1494, als eben König Karl VIII. von Frankreich in sein Reich eingefallen war. Sein Sohn Alfons II., außer Stande, den Franzosen Widerstand zu leisten, dankte am 23. Januar 1495 ab und übertrug die Regierung seinem Sohne, der als Ferdinand II. eben den Thron von Neapel bestiegen hatte. Ueberall in den Provinzen erhob sich das Volk zu Gunsten der Franzosen; rasch nahm Karl VIII. einen Ort nach dem anderen ein, und schon am 12. Mai hielt er seinen Einzug in Neapel und schwur, die Rechte und Freiheiten des Landes aufrecht zu erhalten. Ferdinand II., von dem spanischen Feldhauptmann Gonsalvo de Cordova unterstützt, bemächtigte sich jedoch nach hartnäckigem Kampfe Neapels wieder und zog schon im Juli 1495 in die Hauptstadt des Reichs ein. Die Franzosen wurden nach und nach überall zurückgedrängt und hielten sich nur noch in Gaëta, Tarent und Monte San Angelo. Ferdinand II. starb schon am 7. Oktober 1496 und hatte seinen Oheim Friedrich zum Nachfolger. Als sich Ludwig XII. von Frankreich sofort nach seiner Thronbesteigung mit dem Papste zur Eroberung Neapels verband, erklärte sich der König Friedrich dazu bereit, sein Reich von Frankreich zu Lehen zu nehmen; aber Ludwig XII. wies dies Anerbieten zurück und schloß mit Ferdinand dem Katholischen im September 1500 einen Vertrag, welcher das Königreich Neapel zwischen Beiden theilte. Friedrich trat nach dem Einzuge der Franzosen in Neapel, am 25. August, durch Vertrag Alles ab, was er auf dem Festlande noch sein nennen konnte, indem er nur die Insel Ischia sich vorbehielt. Bald brachen aber Feindseligkeiten zwischen Spaniern und Franzosen aus; die ersteren behielten die Oberhand, und nach der Eroberung Gaëta's (1. Januar 1504) ging Neapel ganz für die Franzosen verloren. Im Frühling desselben Jahres wurde zwischen Spanien und Frankreich ein Waffenstillstand auf 3 Jahre und 1505 zu Blois ein neuer Vertrag geschlossen, dem zufolge Ferdinand der Katholische Ludwigs Verwandtin, Germaine de Foix, heirathete, welche die französischen Ansprüche an Neapel als Mitgift an Aragonien brachte, jedoch sie für Frankreich vorbehielt, im Fall Ferdinand früher als sie selbst und ohne von ihr Kinder zu haben, sterben sollte. Ludwig XII. verzichtete hierauf auf den Titel eines Königs von Neapel und Jerusalem. Neapel, mit S. wieder vereinigt, wurde seitdem von Vicekönigen regiert. Als in der Ligue zu Cognac der Papst mit Frankreich gegen Kaiser Karl V. sich verband (1526), belehnte er den Prinzen von Vaudemont, aus dem Hause Anjou, mit Neapel. Am 29. April kam ein französisches Heer vor Neapel an, aber eine Seuche, welcher auch der eben genannte Prinz erlag, räumte unter dem Belagerungsheer so auf, daß es unverrichteter Sache den Rückzug antreten mußte. Nachdem Karl V. 1554 Neapel und S. an seinen Sohn Philipp II. abgetreten, schickte dieser als Vicekönig zuerst den Herzog von Alba (1555—58), und diesem folgte dann eine Reihe von Vicekönigen, von denen keiner länger als 5 Jahre blieb. Das Volk sank unter dem Druck feudaler Einrichtungen in immer tieferes Elend, und da auch die alten Stände, welche unter der Herrschaft des Hauses Anjou zu Reichstagen berufen zu werden pflegten, unter den spanischen Vicekönigen nur durch einen machtlosen ständischen Ausschuß vertreten wurden, so war die königliche Gewalt eine fast unumschränkte. Die Steuern wurden willkürlich erhoben und lasteten allein auf den niederen Schichten der Bevölkerung. Nachdem schon mehre Aufstände vorausgegangen, brach 1646 der für Spanien gefährliche Aufstand des Masaniello (s. d.) aus, der, ein Fischer aus Amalfi, sich an die Spitze des unzufriedenen Volks stellte und dem Vicekönig, Herzog von Arcos, einen Vertrag abnöthigte, dem zufolge dem Volke gleiche Rechte neben dem Adel bewilligt und die auf die nothwendigsten Lebensmittel gelegten Steuern aufgehoben sein sollten. Bald verbreitete sich die Bewegung von der Hauptstadt auf die Nachbarstädte, und man erzwang eine neue Kapitulation, wodurch auf kurze Zeit die Ruhe hergestellt wurde. Als die Spanier den Kampf von Neuem eröffneten, bot das Volk von Neapel dem Herzog Heinrich von Guise die Krone an. Dieser kam am 15. November 1647 zu Neapel an, wo er von dem Volke mit großem Jubel empfangen wurde. Allein bald spaltete sich die Volkspartei in Anhänger und Gegner Guise's; der vom spanischen Kabinet ernannte Vicekönig, Graf von Ognate, verband sich mit der dem Herzog von Guise feindseligen Partei und bemächtigte sich der Hauptstadt. Guise floh, ward aber gefangen und in Gaëta festgehalten. In Neapel selbst kehrte bald Alles zum Gehorsam gegen die spanische Herrschaft zurück. Eine andere Steuerverfassung half den dringendsten Beschwerden des Volks ab. Als nach dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs kaiserliche Truppen gegen die spanischen Territorien in Italien vorrückten, um sie für einen der Söhne des Kaisers zu gewinnen, kam Philipp V. 1702 selbst nach Neapel und ließ neue Steuerermäßigungen eintreten. Während der folgenden Jahre behielten die Franzosen zwar Neapel, aber die Fortschritte des kaiserlichen Heeres unter Eugen erschwerten die Behauptung auch dieses Landes. Am 7. Juli 1707 erschien der österreichische General Daun mit 9000 Mann vor Neapel, das sich ergab, worauf das ganze Königreich dem Erzherzog Karl huldigte, mit welchem das Haus Habsburg den neapolitanischen Thron bestieg. Das kaiserliche Kabinet erklärte zunächst, Neapel nicht länger als Lehen der römischen Kirche betrachten

zu wollen. Im Frieden zu Utrecht (1713) aber wurde S. auf Betreiben des englischen Kabinets von Neapel getrennt und dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen gegeben, der den Titel eines Königs von S. annahm. Bald aber veranlaßte Alberoni Philipp V. zur Wiedereroberung der einst zu Spanien gehörigen italienischen Staaten. Eine spanische Flotte nahm 1718 Sardinien und einen Theil von S.; aber bald legte sich die Quadrupelallianz (England, Frankreich, der deutsche Kaiser und die Generalstaaten) ins Mittel, und es wurde 1720 eine Friede vermittelt, durch welchen Victor Amadeus Herr von Sardinien, dagegen Kaiser Karl VI. Besitzer von S. wurde. Neapel und S. waren seitdem Nebenländer Oesterreichs, doch nur auf so kurze Zeit, daß dadurch der innere Zustand beider nur wenig verändert werden konnte. Den 1733 zwischen Oesterreich u. Frankreich wegen der polnischen Succession entbrannten Krieg benutzend, rückte der Infant Karl von Spanien in Neapel ein, am 15. Mai erklärte ihn ein Dekret seines Vaters zum König beider S., und am 5. Juli 1735 ward Karl III. in Palermo gekrönt. So kam das spanisch-bourbonische Haus wieder auf den Thron von Neapel und S. Karl VI. trat im wiener Frieden die Krone beider S. an Karl förmlich ab und erhielt hierfür u. A. für sich die Garantie der pragmatischen Sanktion auch von Seiten Neapels und Spaniens. Trotzdem trat nach Karls VI. Tod (1740) die spanisch-neapolitanische Linie der Bourbonen in die Reihe der Feinde Maria Theresia's (1742), und aus dem Neapolitanischen brach eine Heeresmacht auf. Nur das Erscheinen einer englischen Flotte vor Neapel bestimmte den König vorläufig zur Neutralität, 1744 aber stellte er sich selbst an die Spitze eines Theils seines Heeres und siegte bei Velletri über die Oesterreicher. Der Friede zu Aachen (18. Oktober 1748) bestimmte in Bezug auf Italien, daß der Besitzstand im Allgemeinen bleiben sollte wie vor dem Frieden. Als am 10. August 1759 der König Ferdinand von Spanien starb, folgte ihm sein Bruder, der König von Neapel, der aber, ehe er sein bisheriges Reich verließ, mit dem österreichischen Hause einen Vertrag abschloß, wonach Neapel und S. mit Spanien nur in dem Falle, wenn von dieser bourbonischen Linie nur noch Ein männlicher Nachkomme übrig sei, vereinigt, aber auch dann von Spanien wieder getrennt werden sollten, sobald durch die Geburt eines Prinzen, der nicht präsumtiver Erbe Spaniens wäre, ein Thronfolger in Neapel und S. gegeben sei. Da der älteste Sohn des Königs von Neapel blödsinnig war, war der zweite präsumtiver Erbe von Spanien, und der dritte, Ferdinand (IV.), erhielt, 9 Jahre alt, das Königreich beider S. Der Vater ordnete für ihn eine Regentschaft an bis zum vollendeten 16. Jahre, welches als Termin der Volljährigkeit für die Könige von Neapel bestimmt wurde. Als 1798 der Kirchenstaat in eine unabhängige römische Republik verwandelt worden war, suchte sich Ferdinand durch die Besetzung von Benevent und Ponte Corvo, sowie dadurch zu sichern, daß er sowohl in der Terra di Lavoro, wie auch in den Abruzzen ein Heer sammeln ließ und sich mit Oesterreich, England und Rußland eng verbündete. Indeß hatte schon die Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel in verschiedenen Provinzen Neapels Unzufriedenheit erregt, die von französischen Agenten noch gesteigert wurde. Nichtsdestoweniger wurde die römische Republik anfangs mit Glück angegriffen; allein noch vor Ablauf des Jahres mußten die Neapolitaner sich bis nach Capua zurückziehen. Rasch drangen die französischen Heere vor, und Ferdinand schiffte sich Ende December nach Palermo ein und übergab die Verwaltung Neapels an Francesco Pignatelli di Strongoli. Schon am 11. Januar 1799 wurde Capua den Franzosen übergeben. Am 20. Januar zog zwar das Volk von Neapel, das sich selbst bewaffnet hatte, gegen die Franzosen, wurde aber zwischen Aversa und Capua gänzlich geschlagen. Unter steten Kämpfen mit den Lazzaroni drangen die Franzosen am 22. Januar in die Stadt ein und erklärten Neapel zur unabhängigen Republik. Der französische Heerführer Championnet entwaffnete das Volk, ließ Kontributionen eintreiben und alle Kostbarkeiten, Alterthümer und sonstige Schätze nach Frankreich schaffen. Unterdessen wüthete in den Provinzen, besonders in den Gebirgen, der kleine Krieg mit fast beispielloser Grausamkeit fort. Als die Franzosen im Mai Neapel verließen und nur das Kastell St. Elmo und die Städte Capua und Gaëta durch unbedeutende Mannschaften besetzt hielten, rückte der Kardinal Ruffo mit seiner christlichen antidemokratischen Armee, wie sie sich nannte, im Juli von Nola heran, am 30. des Monats kam Ferdinand IV. mit seinem Minister Acton wieder auf der Rhede von Neapel an, nahm, ohne das Land zu besteigen, der Stadt Neapel ihre Rechte und Verfassung und setzte ein Gericht (giunta di stato) zur Untersuchung gegen die Verräther und eine Kommission zur Reinigung der Provinzen von Jakobinern ein. Gerichtliche Verfolgungen und Hinrichtungen fanden in Menge Statt, und Anfangs August war das ganze Reich wieder unter Ferdinands Botmäßigkeit. Nach dem Frieden von Amiens räumten die französischen Truppen das Königreich vollends. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit England aber verlangte Napoleon die Küste des adriatischen Meeres abermals auf Kosten Neapels besetzen zu können, und der Hof von Neapel fügte sich diesem Verlangen durch eine Konvention vom 25. Juni 1803. Im Uebrigen erklärte sich Ferdinand IV. für neutral und benutzte den ihm dadurch gewordenen Friedensstand, um frühere Wunden zu heilen, namentlich an die Minderung der Staatsschulden zu denken. Am 21. Sept. 1804 wurde zu Paris mit Napoleon ein Vertrag geschlossen, in welchem das Königreich Neapel für die Dauer des Kriegs neutral erklärt wurde. Als aber am 19. November 13,000 Engländer, Russen und Montenegriner bei Neapel erschienen, wurden sie freudig empfangen; ja die Regierung stellte ihre Truppen unter den Befehl eines russischen Generals. Sobald ein Waffenstillstand die Feindseligkeiten in Deutschland beendigt hatte, ließ Napoleon daher in den ersten Tagen des Jahres 1806 Truppen gegen Neapel aufbrechen. Da die Engländer und Russen den König Ferdinand seinem Schicksal überließen, schiffte sich derselbe

wieder nach Palermo ein und ließ den Kronprinzen als Vicekönig zurück, dem sein Bruder Leopold zur Seite stehen sollte. Das französische Heer rückte darauf unter Masséna in drei Abtheilungen in das Neapolitanische und am 14. Februar in die Hauptstadt ein. Der Widerstand der regelmäßigen Truppen wurde sehr leicht beseitigt; allein bald begann ein Volkskrieg, der mit um so größerer Erbitterung geführt wurde, als Napoleon durch ein Dekret vom 30. März seinen Bruder Joseph (mit der Nachfolge männlicher Descendenz nach dem Rechte der Erstgeburt) zum König von Neapel erhoben hatte. Nachdem der neue Souverän am 13. Mai in Neapel eingezogen, ward das Königreich ganz französisch organisirt und an die Spitze aller Zweige der Verwaltung wurden Franzosen gestellt. Durch völlige Reform des Steuerwesens und Aufhebung aller mit den Lehngütern verbundenen Hoheits- und Privatrechte wurde ein großer Theil des Adels in Armuth gestürzt. Während aber inzwischen, besonders in den Gebirgen, der Guerrillakrieg fortwüthete, rief Napoleon 1808 seinen Bruder auf den spanischen Thron, und Joachim Murat, sein Schwager, kam an dessen Stelle. Noch bevor Joseph das Land verließ, gab er eine Konstitution, deren wesentlichster Punkt die Errichtung eines Parlaments betraf. Durch Krankheit abgehalten, setzte Murat den Marschall Perignon während seiner Abwesenheit zum Vicekönig ein und hielt dann einen glänzenden Einzug. Er imponirte den Neapolitanern anfangs durch den Glanz, der seine Person umgab, nahm gleich bei seiner Ankunft den Engländern die Insel Capri weg, hob die drückenden Frohnden auf und tilgte die Staatsschuld durch Veräußerung von Klostergütern; allein die Anordnung der Konskription und von Grundsteuern minderte die Zuneigung des Volks wieder. Ein von S. aus 1809 mit englischer Hülfe unternommener Angriff auf Neapel mißlang ebenso wie eine Expedition Murats Anfangs nächsten Jahres gegen S. Aber noch mehre Male unternahmen die Engländer von S. aus Einfälle in den neapolitanischen Kontinent. Als Murat im russischen Feldzuge von 1812 ein Kommando übernommen, setzte er seine Gemahlin Karoline als Regentin ein. Erst nach der Schlacht bei Leipzig kehrte er nach Neapel zurück. Anfangs 1814 trat er mit Oesterreich und Großbritannien in Unterhandlung, zeigte sich aber schwankend und unzuverlässig und führte dadurch seinen Sturz herbei (s. Murat). Darauf nahm Ferdinand IV., der auf dem wiener Kongreß als Herr von Neapel und S. wieder anerkannt worden war, als Ferdinand I. den Titel „König beider S." an und gab sofort seinen Staaten ein neues Gesetzbuch, welches auf die gesetzlichen Bestimmungen Napoleons basirt war. Seit 1817 die letzten Oesterreicher die neapolitanischen Staaten verlassen, suchte man mehr und mehr die alten Zustände wieder herzustellen. Je größer die Hoffnung gewesen, um so bitterer war die Enttäuschung. Dennoch war die Zahl der Liberalen verhältnißmäßig klein, das niedere Volk war gleichgültig hinsichtlich der öffentlichen Angelegenheiten, ja großentheils dem Souverän blind ergeben. Nur unter einem Theil des Militärs und den Bewohnern der beiden Kalabrien, des alten Sitzes der neapolitanischen Opposition, zählte der Liberalismus seine Anhänger, die meist zu dem Geheimbund der Carbonari (s. d.) gehörten. Obgleich republikanischen Grundsätzen huldigend, hatten sie doch die Ueberzeugung gewonnen, daß weder das Volk für die republikanische Staatsverfassung reif, noch das Heer geneigt sei, seinen König zu vertreiben. Sie beschlossen also, sich mit der spanischen Konstitution von 1812 zu begnügen. Der äußere Anstoß zur Erhebung der konstitutionellen Fahne wurde durch die spanische Revolution von 1820 gegeben. Der erste Aufstand, durch den Kavallerielieutenant Morelli und den Priester Minichini erregt, fand am 2. Juli zu Nola Statt. Behufs der Unterdrückung desselben vertraute Ferdinand I. dem österreichischen General Nugent den Oberbefehl über die sicilianisch-neapolitanische Armee an, beleidigte aber dadurch die neapolitanischen Generäle. In Neapel ging der General Guilielmo Pepe mit seinen Dragonern zu den Empörern über und übernahm das Kommando über die Insurrektionsarmee. Ein Regiment nach dem andern verließ den König, und die wenigen Truppen, die ihm treu blieben, zeigten einen offenen Widerwillen gegen den Bürgerkrieg. Bereits am 6. Juli gab der König das Versprechen, eine konstitutionelle Verfassung entwerfen zu lassen, und rief ein neues Ministerium zusammen, dessen Leitung er dem Herzog von Campochiaro übertrug. Hierdurch ermuthigt, verlangten die Aufständischen binnen 24 Stunden die Konstitution der spanischen Cortes vom Jahre 1812. Der unentschlossene Ferdinand übertrug dem Kronprinzen, der den alten Titel „Herzog von Kalabrien" führte, die Regierung und sagte, eingeschüchtert, im Voraus die Anerkennung und Erfüllung alles dessen zu, was sein Sohn versprechen würde. Am 13. Juli beschworen der König und der Kronprinz die Verfassung, und das Parlament ward auf den 1. Oktober zusammenberufen. Inzwischen war am 14. Juli der Aufruhr auch auf S. ausgebrochen, wo man eine völlige Trennung von Neapel beabsichtigte. Um dies zu verhindern, ward der General Florestan Pepe mit 4000 Mann dahin abgeschickt. Er landete bei Milazzo, wurde von mehren Städten bedeutend unterstützt und bemächtigte sich darauf Termini's, ohne aber der Gesetzlosigkeit steuern zu können. In Neapel versammelte sich am 1. Oktober das Parlament und übertrug dem General Coletta die Demüthigung des widerspenstigen Palermo, und wirklich gelang demselben auch die Unterwerfung S.s. Guilielmo Pepe, als Oberfeldherr im Besitz großer Gewalt, übergab diese den Händen des Königs. Die Stürme in den Provinzen hatten aufgehört; es schien sich Neapels Wiedergeburt zu höherer politischer Selbstständigkeit anzubahnen. Aber Oesterreich, Preußen und Rußland wollten von der Umwandlung Neapels in einen konstitutionellen Staat nichts wissen; sie hielten die dort eingeführte Verfassung für nicht vereinbar mit dem durch die Beschlüsse des wiener Kongresses geordneten Zustande der europäischen Staaten und luden Ferdinand zu einem Kongresse nach Laibach ein. Nur mit Widerstreben ließ das Parlament den König Anfangs Januar 1821 dahin

reisen. Die Regentschaft führte inzwischen der Kronprinz. Der Kongreß zu Laibach wurde am 13. Januar 1821 eröffnet, und schon am 30. erhielt der Duca di Gallo den Auftrag, Erklärungen nach Neapel zu überbringen, welche an ein friedliches Weiterbestehen der neuen Ordnung der Dinge nicht denken ließen. Am 9. Februar erklärte der österreichische Gesandte, das österreichische Heer werde Neapel besetzen und nöthigenfalls von einem russischen unterstützt werden. Nur die Erklärung des Kronprinzen, er werde selbst sein Leben zur Vertheidigung der Rechte und Unabhängigkeit Neapels wagen, hinderte den sofortigen Ausbruch von Unruhen in Neapel. Die Gesandten der Mächte Oesterreich, Rußland, Preußen verließen die Stadt, das Parlament aber verwarf am 15. Febr. die Anträge des Kongresses. Gleichzeitig wurden Vertheidigungsmaßregeln getroffen, dabei aber viele Mißgriffe begangen. Der österreichische General Frimont forderte am 27. Februar von Foligno aus durch eine Proklamation die Neapolitaner auf, sich ihrem König Ferdinand wieder zu unterwerfen. Da dies nicht geschah, kam es zum Kampf; die Neapolitaner, in zwei Corps getheilt und von Guilielmo Pepe und Carascosa angeführt, wurden überall geschlagen; die Leiter der Bewegung retteten sich durch die Flucht. Am 24. März wurde das Parlament aufgelöst, alle seine Beschlüsse für ungültig erklärt, und gleich darauf zogen die Oesterreicher in Neapel ein. Durch ein Dekret des Königs wurde sofort der Marchese di Circello an die Spitze einer provisorischen Regentschaft gestellt. Dieselbe errichtete vier Censurjunten für die verschiedenen Theile des Reichs, welche die Haltung aller Geistlichen, Beamten und Pensionirten während der Revolution streng zu untersuchen hatten. Am 15. Mai kam Ferdinand wieder in Neapel an. Mehre Parlamentsglieder und andere politisch Kompromittirte wurden theils verbannt, theils nach böhmischen und ungarischen Festungen abgeführt. Durch ein Dekret vom 16. Mai wurde ein Staatsrath angeordnet und die Verwaltung S.s von der Neapels getrennt. Ein anderes Dekret vom 1. Juli löste das Heer auf und verabschiedete alle Offiziere vom Obersten abwärts ohne Pension. Trotz der Wachsamkeit, mit der die Oesterreicher, die vertragsmäßig 3 Jahre im Lande bleiben sollten, jeder revolutionären Schilderhebung zuvorzukommen suchten, wiederholten sich doch 1822 und 1823 kleinere Aufstände, welche neue Prozesse und Hinrichtungen zur Folge hatten. Ganz S., sowie das Festland wurden nach Carbonaris förmlich durchspürt, die Gefängnisse waren überfüllt und die Kriminalprozesse häuften sich so an, daß für dieselben durch ein eigenes Dekret die sogenannte Mandatsform, eine abgekürzte Verfahrungsart, vorgeschrieben wurde. Das Amnestiedekret, welches im Sept. 1822 für Diejenigen erschien, welche vor dem 24. Mai Mitglieder der Carbonaria gewesen waren, enthielt so viele Ausnahmen, daß die versprochene Amnestie fast illusorisch war. König Ferdinand wohnte 1823 dem Kongreß zu Verona bei, ging von hier aus nach Wien, um eine Verringerung des Besatzungsheeres auszuwirken, und kam Anfangs August wieder nach Neapel, wo er ein neues, gemäßigtes Ministerium bildete. Er starb am 3. Jan. 1825. Ihm folgte sein Sohn, Franz I., dessen energisches Benehmen in der Revolution von 1820 noch in gutem Andenken stand. Aber die Ansichten des Kronprinzen waren nicht mehr die des Königs, und schon die ersten Regierungsakte desselben verriethen, daß auch er zur Abstellung alter Mängel wenig Lust habe. Daher dauerte die Unzufriedenheit fort, besonders in S., und die zerrütteten Finanzen und der gesunkene Ackerbau und Gewerbfleiß, in Verbindung mit dem unverkennbaren, von Jesuiten geleiteten Streben der Regierung, auf alle Weise die erwachende geistige Bildung zu unterdrücken, war wenig geeignet, die öffentliche Meinung mit den bestehenden Zuständen zu versöhnen. Noch irrten in den Gebirgen die Geächteten umher, an ihrer Spitze die Brüder Domenico, Patricio und Donato Cappozzoli, die fast immer in den Gefechten mit den Gensdarmen siegten und deren Anhänger bis 1828 so zunahmen, daß sie den Aufstand des Kanonikus Luca kräftig unterstützen konnten. Dieser Aufstand brach in der Stadt Bosco aus, verbreitete sich dann rasch bis Salerno, wurde aber durch den Marschall Caretto unterdrückt und durch Galeeren- und Kettenstrafe und Todesurtheile bestraft. Franz I. starb am 8. Nov. 1830. Ihm folgte auf dem Thron sein ältester Sohn, Ferdinand II. Auch an ihn hatten sich große Hoffnungen geknüpft, und seine ersten Regentenhandlungen schienen dieselben zu bestätigen. Die Einsetzung eines neuen Ministeriums, die Absetzung unwürdiger Beamten, die Aufhebung der Jagdvorrechte, die Freigebung der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heeres und der Nationalgarde waren Maßregeln, die dem König allgemeine Popularität erwarben. Aber bald ward in seiner Politik ein Rückschritt zu den Principien seiner Vorgänger unverkennbar. Der Klerus ward begünstigt, der Jesuitenorden hervorgezogen und reich ausgestattet, und nach Außen hin nahm der König entschieden Partei für die Sache der Legitimität, wie er sich denn gegen die Aufhebung des salischen Gesetzes in Spanien erklärte und die Sache des Don Karlos eifrig unterstützte. Wie wenig gesund die Zustände noch waren, bewiesen die Vorgänge beim Ausbruch der Cholera, welche 1836 in Neapel und S. wüthete. Namentlich ward Palermo, wo binnen 6 Wochen 26,000 Menschen starben, der Schauplatz furchtbarer Anarchie. Das gemeine Volk, in dem Wahne, die Krankheit sei durch Gift erzeugt, ließ sich zu den blutigsten Excessen hinreißen. In Catania aber nahm der Aufruhr unter dem Marquis San-Giuliano einen politischen Charakter an, und man machte die Unabhängigkeit der Insel zum Losungswort. Die Regierung sendete 3000 Mann Schweizertruppen unter dem Kommando des Generals Sonnenberg nach der Insel, die fast ohne Widerstand in die aufrührerischen Städte einzogen. Es folgten nicht allein zahlreiche kriegsgerichtliche Verurtheilungen, sondern die Regierung benutzte auch den Anlaß zur Beseitigung des letzten Restes von Selbstständigkeit, welcher der Insel noch geblieben war. Durch Dekrete vom 31. Okt. 1837 wurde die gesonderte Verwaltung der Insel aufgehoben, dieselbe für eine neapolitanische Provinz erklärt und

eine gemeinsame Regierung für die Länder diesseits und jenseits der Meerenge eingesetzt. Kaum war die Ruhe im Innern einigermaßen hergestellt, so drohte eine Verwicklung mit dem Auslande. Die Regierung hatte mit einer französischen Kompagnie 1838 einen Vertrag abgeschlossen, der, auf die jährliche Verminderung der Produktion des Schwefels berechnet, die Interessen des britischen Handels sehr benachtheiligte und mit dem mit England bestehenden Handelsvertrag nicht vereinbar war. Da sich nun der König den Beschwerden Englands gegenüber unnachgiebig zeigte, so erschien ein englisches Geschwader an den Küsten, blokirte die Häfen und zwang die Regierung, nachdem sie dem Wohlstande des Landes schweren Schaden zugefügt, den Vertrag mit der französischen Regierung wieder aufzuheben (1840). Ein neuer Handelsvertrag mit England ordnete die Verhältnisse in einer den Interessen des Landes entsprechenden Weise (1843). Ein vom jungen Italien in Cosenza im März 1844 angeregter Aufstand scheiterte, und auch eine im Juni versuchte Landung unter dem Grafen Ricciotti und den Brüdern Bandiera endete für die Unternehmer tragisch. In materiellen Verbesserungen zeigte sich die Regierung thätiger als die meisten anderen in Italien, wie die Eisenbahnbauten nach Caserta und Nocera, die bessere Einrichtung des Finanzwesens, die Herabsetzung der Zölle, die Förderung der Verkehrsanstalten bewiesen. Im Jahre 1847 wurden Handelsverträge mit Frankreich und dem deutschen Zollverein abgeschlossen, Brindisi zum Freihafen erhoben und der Bau einer Eisenbahn von Capua an die römische Grenze beschlossen.

Aber das Echo des Jubels von der Tiber her über die Reformen Pius' IX. mußte endlich auch bis zum Fuße des Vesuv und des Aetna die Völker aufstacheln aus träumender Apathie und alte Wünsche u. Hoffnungen wieder aus dem Schlummer wecken. Dazu kam die Theuerung des Jahres, die Tausende von Armen, zumal in den beiden Kalabrien, brodlos gemacht hatte. Zahlreiche Banden bewaffneter Flüchtlinge, die, seit 1843 in den ausgedehnten Wäldern der Sila bei Cosenza umherschweifend, aus verzweifelnder Noth zum Räuberhandwerk gegriffen hatten, setzten die Umgegend in Schrecken. Der General Statella ging mit bedeutender Truppenmacht nach Kalabrien, um diesem Unwesen ein Ende zu machen; aber kurz nach seinem Aufbruche erscholl in Palermo und Neapel die Kunde von einer zugleich in Messina und Reggio ausgebrochenen Revolution. Eine kleine Schaar von Jünglingen aus den Vorstädten Messina's hatte den Plan gefaßt, sich der starken Citadelle zu bemächtigen. Aber der Plan ward verrathen, und nach einem regelmäßigen Kampfe in den Straßen gegen eine weit überlegene Macht mußte der Rest jener Jünglinge die umliegenden Berge zu gewinnen suchen. Das übrige Volk nahm an dieser Erhebung wenig oder gar keinen Theil. Die Stadt ward alsbald in Belagerungsstand erklärt, und der dortige Gouverneur Landi, berüchtigt durch seine Grausamkeit, erhielt unbedingte Machtvollkommenheit. Ernstere Gefahren drohten der Regierung im Aufstande diesseits des Faro zu erwachsen. Schon seit längerer Zeit hatte sich der in diesem Königreich nie ganz erstorbene Carbonarismus wieder geregt, eine allgemeine Revolution sollte vorbereitet werden. Eines der Häupter dieser Partei, Domenico Romeo aus Reggio, gewann im Sommer 1847 in Neapel 300 kalabresische Studenten für die Revolution, zog Mitte August in San-Stefano einige hundert seiner Gesinnungsgenossen an sich und rückte am 31. August in Reggio ein, wo sein Bruder Giovanni Andrea unterdessen das Nöthige vorbereitet hatte. Die 50 bis 60 Mann starke Garnison kapitulirte. Eine provisorische Regierung ward eingesetzt, an deren Spitze ein gewisser Genovesi u. der achtzigjährige Carbonari Muratori standen. Aber schon am 2. September gingen Kriegsdampfboote mit Landungstruppen unter des Grafen von Aquila Befehl zugleich nach Reggio und Messina ab. Domenico Romeo's Bemühungen, die Ausschiffung derselben zu verhindern, waren vergebens. Nach einem mehrstündigen Gefecht mußte er in die Berge weichen, von wo er sich über den Apennin bis gegen die Ufer des adriatischen Meeres zurückzog, um sich dort mit mehren Banden von Insurgenten zu vereinigen. Aber ein Bandenführer nach dem andern fiel in die Hände der Truppen oder kam im Kampfe um. Genovesi ward gefangen, Domenico Romeo starb den Heldentod. Am Ausgang verzweifelnd, stellte sich endlich Giovanni Andrea Romeo am 20. Oktober freiwillig. Die geringen Ueberbleibsel ergriffen das Räuberhandwerk in den Gebirgen. Es folgten massenhafte Einkerkerungen u. Hinrichtungen. Giovanni Andrea Romeo und viele Andere wurden zu lebenslänglicher, zwanzig- und zehnjähriger Galeerenstrafe begnadigt. Gleichwohl begann in Neapel schon am 22. November eine Reihe großartiger Demonstrationen für die Reformen, an denen sich alle Klassen des Volks zahlreich betheiligten. Die Mißstimmung ward noch dadurch gesteigert, daß sich die Hoffnung auf eine allgemeine Amnestie als trügerisch erwies. Trotz der Verhaftungen, welche alle Gefängnisse mit politisch Verdächtigen füllten, dauerte die Aufregung fort und verbreitete sich auch in den Provinzen, namentlich in Aquila. Bedeutender noch waren die Demonstrationen jenseits der Meerenge zu Palermo, welche zum Theil von Leuten aus den höchsten Ständen ausgingen. Als der Kommandant, General Vial, mit Verhaftungen dagegen einschreiten wollte, meldeten sich 8000 Personen als Schuldige, darunter der Herzog Serradifalco, der Fürst Scordia, der Marquis Settimo (Ruggiero) und Andere, und die Magistratur selbst überreichte ihm eine mit 10,000 Unterschriften bedeckte Petition für die Guardia civica. Die Häupter der liberalen Partei in Palermo, welche fast aus dem ganzen Adel und dem gebildeten Mittelstande bestand, hatten in geheimen Versammlungen den Beschluß gefaßt, der Regierung eine letzte Frist zur Einlenkung in eine andere Politik zu setzen. Ließe sie dieselbe unbenutzt verstreichen, so sollte am Namensfeste des Königs die Gewalt des Schwerts zwischen ihm und dem sicilischen Volke entscheiden. Inzwischen herrschte in Palermo und auf ganz S. die vollkommenste Ruhe; die Regierung, die öffentlich angekündigten

Pläne der Erhebung für leere Drohungen haltend, traf keine vorbeugenden Maßregeln irgend einer Art, gab aber auch nicht die geringste Andeutung von Reformen. Als in der Morgenfrühe des 12. Januar die Geschützsalven von Castellamare des Königs Namensfest verkündigten, antworteten ihnen die Sturmglocken von allen Thürmen der Stadt, u. die sicilische Erhebung nahm ihren Anfang. Die königlichen Truppen wurden nach einigen vergeblichen Versuchen, die Bewegung zu dämpfen, genöthigt, sich in die Kasernen, die Vesten und das königliche Schloß zurückzuziehen. Am anderen Tage, Morgens 7 Uhr, rief das Geläute der Sturmglocken die Bevölkerung zum Kampfe. In der Nacht vom 13. auf den 14. warf Castellamare Bomben und Raketen auf die Stadt, ohne daß den fremden Konsuln Anzeige gemacht worden wäre. Vorstellungen dieser letzteren hatten nicht den gehofften Erfolg. Am 15. gaben sich die Insurgenten eine provisorische Regierung, zu der die angesehensten Sicilianer berufen wurden, Fürst Pantellaria, Marchese Rudini, Marchese Spedalotto, General Don Ruggiero Settimo, Herzog Serradifalco u. A. Am 15. landeten 6000 Mann Neapolitaner. Der Aufstand hatte sich jetzt in die Umgegend Palermo's verbreitet; alle Klassen der Bevölkerung nahmen daran Theil, selbst die Mönche. Die Kämpfe dauerten mit geringen Unterbrechungen bis zum 27. Januar. An diesem Tage machten die Truppen einen letzten Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen, der mit ihrer Flucht auf die Schiffe endete. Nachdem der palermitaner Aufstand längst gelungen war, auch Catania sich angeschlossen hatte, behaupteten die königlichen Truppen sich noch in Messina, Caltanisetta, Syrakus und einigen anderen Städten. In Messina kam es zu denselben Scenen wie in Palermo; selbst ein Bombardement fand Statt, gegen das auch hier die Konsuln vergebens protestirten. Befehle aus Neapel übergaben endlich die letzten Bollwerke der königlichen Macht den Insurgenten. Nun endlich erschien am 19. Januar eine Reihe von Reformdekreten, wodurch die Befugnisse der neapolitanischen und palermitanischen Consulta erweitert, in S. der Zustand vor 1837, d. h. Verwaltung der Insel durch eingeborne Beamte, wiederhergestellt, das Preßgesetz erweitert und der Graf von Aquila zum Statthalter von S. mit einem eigenen Ministerium ernannt wurde. Aber was noch 8 Tage vorher mit Jubel begrüßt worden wäre, ward jetzt mit Hohn aufgenommen. Erst bei Eröffnung des sicilischen Parlaments zur Beschwörung der Konstitution von 1812 würde das Volk die Waffen niederlegen, war die einmüthige Antwort Palermo's. Während so S. in blutigem Kampfe die Freiheit errang, war auch die Stimmung in Neapel von Tage zu Tage drohender geworden; täglich forderten in der Hauptstadt Maueranschläge zur Revolution auf. Die halben Reformen des 19. Januar hatten nur dazu gedient, die ängstliche Spannung der Gemüther noch zu vermehren. Durch seine zahlreichen Ausnahmen, seine illiberale Fassung hatte ein am 24. Januar erlassenes Amnestiedekret nur erbittert. Am frühen Morgen des 27. Januar drängte sich eine dichte, schweigende Menge durch die Hauptstraßen Neapels. Die Entfaltung der Trikolore erregte den begeistertsten Jubel. Bald aber rückten Husaren u. Detachements der Infanterie aus dem Palaste, die Generäle Statella und Lecco versuchten das Volk durch die Nachricht zu beruhigen, daß der Beichtvater des Königs, Cocle, aus der Stadt verwiesen sei. Das Volk frohlockte, rief aber von Neuem „Viva la constituzione!" Während die Generäle abermals sich aufs Bitten legten, donnerten von den Forts der Stadt die Alarmschüsse, eine Schwadron Kavallerie reinigte die Straße Toledo, Abtheilungen leichter Reiterei besetzten die Mündungen der kleinen Nebengassen, zahlreiche Patrouillen durchzogen die Stadt. Aber all dieser pompöse kriegerische Apparat ward unnütz gegen die unbewaffnete Menge; das Volk blieb ruhig, aber fest. So standen sich die Parteien gegenüber bis zum Ave Maria. Da erst zog sich die Soldateska, endlich auch das Volk zurück. An den Straßenecken aber las man: „Heute ein Tag der Beobachtung, morgen ein Tag des Bluts!" An demselben Tage trafen die beunruhigendsten Nachrichten aus den empörten Provinzen von Vallo, Cilento, Salerno und anderen Orten ein: überall drohte das Volk in den folgenden Tagen bewaffnet gegen Neapel aufzubrechen. Noch am Abend gaben die Minister ihre Dimission; der König ließ die Fürsten Serracapriola und Dentice, Torelli, Bananni, Scovazzi und Cianciulli, Männer, die alle im Ruf gemäßigter Freisinnigkeit standen, kommen. Sie erklärten, nur unter der Bedingung der sofortigen Ertheilung einer Konstitution ein Portefeuille annehmen zu können. Ferdinand willigte endlich ein, und als das Volk am Morgen des 29. Jan. in unruhiger Erwartung die Straßen auf- und abwogte, ward das königliche Versprechen einer Verfassung an allen Straßenecken angeschlagen, und die lautlose Spannung löste sich auf in ein donnerndes, vielfach wiederholtes „Viva la constituzione!" Das Dekret enthielt die Grundlagen der neuen Konstitution: zwei Kammern, die Pairs der ersten lebenslänglich vom König ernannt, das aktive und passive Wahlrecht für die Deputirtenkammer von einem Census abhängig; die Minister verantwortlich; der König Oberbefehlshaber der See- und Landmacht mit der Befugniß, Krieg und Frieden zu schließen; Errichtung einer Nationalgarde; Einführung der Preßfreiheit. Der König verstand aber trefflich, ohne Parlament und mit einem unterwürfigen Ministerium regierend, unter einem Schleier konstitutioneller Formen das alte Willkürregiment fortzusetzen. Die Liberalen fanden die Verfassung vom 29. Januar 1848 ungenügend und forderten die (der spanischen Cortesverfassung von 1812 nachgebildete) Konstitution von 1820. Der König aber bereitete einen Staatsstreich vor. Er begann bald zu bereuen, del Caretto's Rath, eine Gegenrevolution hervorzurufen, nicht befolgt zu haben, und kampflustige Gensdarmen, Schweizer und Stabsoffiziere stachelten seinen Ehrgeiz. Priester und Lazzaroni halfen getreulich. Zwischen letzteren und der Bürgergarde kam es mehrmals zu ernstem Zusammenstoß. Während der König allmählig 15,000 Mann in Neapel zusammenzog, wußte er sich der wüthendsten Schreier da-

durch zu entledigen, daß er sie als Kanonenfutter gegen die Oesterreicher sandte; aber mit weiteren Truppensendungen zögerte er und bediente sich allerlei perfider Kunstgriffe, um die junge Verfassung in Mißkredit zu bringen. Auf dem Campo ward ein künstlicher Krawall zwischen Bürgergarde und Volk veranstaltet, Feindschaft zwischen einzelnen Truppencorps erheuchelt, ja es wurden tausend Galeerensträflinge frei gelassen, um Land und Stadt unsicher zu machen, Gerüchte über hohe Steuern verbreitet, welche die Deputirten demnächst ausschreiben würden, die Bürgergarden der verschiedenen Stadtquartiere gegen einander gehetzt und falsche Gerüchte über die Stimmung der Truppen, namentlich der Schweizergarde, ausgestreut. Der 15. Mai war der zum Ausbruch der Gegenrevolution bestimmte Tag. Am 14. ernannte der König 50 Pairs, obwohl er wußte, daß die Nation durchaus keine Pairs wolle. Die Maßregel war augenscheinlich darauf abgesehen, die liberale Partei zum Aeußersten zu bringen. Am Mittag ging von unbekannter Hand — man sagt von einem als Nationalgardisten verkleideten Gensdarmen — das verhängnißvolle Signal, der erste Schuß, aus. Die Truppen griffen an, die Bürgergarde warf Barrikaden auf. Die Schweizer hatten jeder 50—60 Patronen, die 5000 kämpfenden Gegner kaum 5—6 jeder. Wo Schweizer und königliche Soldaten mordend und raubend eindrangen, da folgten ihnen 60—70 wohldisciplinirte Lazzaroni und füllten ihre Säcke. Ein Brand, der den Palast Gravina und mehre andere Gebäude vernichtete, vermehrte die Schrecken des Kampfes. Die ersten 40 Gefangenen ließ der König in den Gräben des Schlosses erschießen, die anderen, 500 an der Zahl, gefesselt an Bord von Schiffen bringen. Die Plünderungsscenen dauerten fort, nachdem der Kampf schon lange aufgehört hatte; der Hauptstadt soll sogar eine 24stündige Plünderung mit Brand und Mord zugedacht gewesen sein. Da legte sich der französische Admiral Baudin ins Mittel; die drohende Stellung seiner Kriegsflotte gegen den königlichen Palast brachte den König zur Besinnung, die Schaaren von Lazzaroni verschwanden plötzlich wie auf Kommando. Während das übrige Italien von Verwünschungen gegen den „konstitutionellen Bombardeur" wiederhallte, schien Neapel wie niedergedonnert zu sein. Zwar erhoben sich einige Provinzen, die drei Kalabrien, das Basilikat, Bari, Otranto, Capitanata, allein General Nunziante's unbedeutender Sieg bei Pizzo genügte, die Insurgenten muthlos zu machen. Nachdem so die Contrerevolution gelungen, dachte der König ernstlich an die Wiederunterwerfung S.s. Eine Flotte führte Landungstruppen nach Messina. Die in Messina und der Umgegend versammelten Sicilianer vermochten den wiederholten Landungsversuchen derselben nicht zu widerstehen. Der Fall Messina's, das Vorrücken der königlichen Truppen an der Nordwestküste, die ungehinderte Besitznahme des festen Platzes Milazzo zeigte die Schwäche der Sicilianer bald in ihrer ganzen Blöße. Die französischen und englischen Gesandten Rayneval und Lord Napier, die Admirale Baudin und Parker verwandten sich jedoch beim König eifrig für die Insel, und ihren mit Drohungen vermischten Vorstellungen gab jener nach und unterzeichnete zu Anfang Oktobers einen Waffenstillstandsvertrag, welcher in S. eine neapolitanische und eine sicilianische Demarkationslinie zog. Jene ging über S. Antonio, Pozzo di Gotto, Artalia, Scaletta, diese über Kap Tindaro, Casalnuovo, Noara, Taormina. Das zwischen beiden liegende Land wurde für neutral erklärt. England und Frankreich garantirten diesen Waffenstillstand; die Frage über die Stellung S.s zu Neapel blieb unentschieden. Zu Anfang des Jahres 1849 wehte die dreifarbige Fahne noch über allen Städten und Ortschaften der Insel, ausgenommen das in Trümmern liegende Messina und das Land von da bis zu der neapolitanischen Demarkationslinie. Die Sicilianer hatten vollkommen Zeit gehabt, ihre Vertheidigungsmittel auf den achtunggebietendsten Fuß zu setzen; allein zu sehr auf die englisch-französische Vermittelung vertrauend, hatten sie Vieles sorglos versäumt. Der Oberbefehl war in die Hände des Polen Mieroslawski gelegt worden. Der Angriff der Neapolitaner erfolgte am 5. April 1849 gegen Catania. Während die Flotte gegen die schwach vertheidigte Stadt ein unaufhörliches Feuer unterhielt, rückte Filangieri mit dem Heer in die Ebene vor. Trotz tapferen Kampfs wurden die Aufständischen zurückgeschlagen, worauf sich um und in Catania ein wüthender Kampf entspann, worin auf Seiten der Neapolitaner 400, auf Seiten der Aufständischen 1200 Mann fielen, aber die ersteren zuletzt siegten. Der moralische Eindruck dieser Niederlage entkräftete die fernere Vertheidigung. Die Trümmer der sicilianischen Armee unter Mieroslawski gingen zuerst nach Aderno, dann über S. Filippo d'Argiro nach Castrogiavanna. Das neapolitanische Heer setzte unterdessen seinen Siegesmarsch fort. Aus allen Ortschaften kamen Deputationen an Filangieri, Gnade flehend und Unterwerfung versichernd. Von der Flotte geschützt, rückte das Heer von Platz zu Platz, und als Girgenti und Sciacca sich ergaben, ging die Armee, die der verwundete Mieroslawski noch im Innern zusammenhielt, auseinander. Inzwischen hatte Admiral Baudin den Palermitanern seine Vermittelung angeboten. Der königliche Bescheid drang aber auf unbedingte Unterwerfung und schleunige Absendung einer Deputation der Municipalbehörde an den kommandirenden General. Die Deputation ging ab, und wenige Tage später erschien die neapolitanische Flotte vor Palermo. Am 7. Mai wurde Allen Amnestie verheißen, ausgenommen die 43, die an der Revolution „gebaumeistert" hätten (eine Anspielung auf den Herzog von Serradifalco, der ein Buch über die Baualterthümer S.s geschrieben). Die Führer entflohen jedoch sämmtlich nach Malta; Am 14. Mai 1849 hielt das neapolitanische Heer seinen Einzug in die Hauptstadt, die sicilianische Revolution war beendigt.

Die Geschichte des Königreichs beider S. von der Pacifikation der Insel S. bis zum Sturz der Monarchie besteht in der vollständigen Wiederaufnahme des alten absoluten Regierungssystems und in der rücksichtslosen Verfolgung aller Derjenigen, welche sich an den revolutionären Bewegungen irgendwie thätig betheiligt hatten. Der

letzteren waren namentlich die Deputirten der im Frühjahr 1849 aufgelösten Kammern ausgesetzt, sowie fast sämmtliche Exminister, welche das am 16. Mai 1848 aufgelöste liberale Ministerium gebildet hatten. In engem Zusammenhange mit der rücksichtslosen Durchführung der reaktionärsten Maßregeln stand der Ministerwechsel vom 7. August 1849, wodurch folgende Männer ans Ruder kamen: Fortunato, Präsident des Ministerraths und zugleich Ministerstaatssekretär der Finanzen; Marsilio, auswärtige Angelegenheiten; Scorso, Gnaden und Justiz; d'Urso, Ackerbau und Handel; Troya, Kultus und Unterricht; Peccheneda, Polizeipräfekt und zugleich interimistisch mit dem Ministerium des Innern beauftragt; Principe d'Ischitella, Krieg und Seewesen; Cassisi, Ministerstaatssekretär für S. In Bezug auf die Angelegenheiten der Insel S. erließ der britische Gesandte zu Neapel, Temple, an den neapolitanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem 16. Sept. 1849 eine Note, worin eine Amnestie für alle am sicilischen Aufstande Betheiligten, sowie die Aufrechterhaltung der Verfassung von 1812 für S. abermals verlangt wurde. Laut Befehl vom Juli 1850 mußten Militär und Beamte den Eid nach der im königlichen Dekret vom 21. Juli 1816 vorgeschriebenen Formel leisten. Unter dem 16. Aug. 1850 wurde auch die Censur wieder eingeführt, welche sich sogar auf die griechischen und römischen Klassiker für die Schulen erstreckte; die Verfolgung politisch Verdächtiger, darunter vieler Priester, dauerte fort, die Bürgergarden wurden aufgelöst &c. Eine ernste Wendung schien bald darauf ein Streit mit England zu nehmen, welches für Verluste britischer Unterthanen bei den Revolutionsstürmen in Messina bedeutende Entschädigungsforderungen erhob, doch verstand sich die neapolitanische Regierung endlich zur Befriedigung derselben. Die größte Aufmerksamkeit widmete die neapolitanische Regierung auch 1851 noch den politischen Prozessen, von denen einer vom 15. Mai eine öffentliche Bedeutung erhielt durch einen Brief Gladstone's, eines englischen Hochtory, an Lord Aberdeen, worin Gladstone das Verfahren der Gerichte gegen die Angeklagten als „ein System von Gesetzwidrigkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit" darstellte. Obgleich im Januar 1852 viele Begnadigungen vorkamen, so wurde der Prozeß gegen die Hauptangeklagten doch noch fortgeführt. Im August 1851 trat der Finanzminister zurück, da er mit den Einnahmen die Staatsausgaben nicht mehr decken und auch keine neuen Einnahmequellen eröffnen zu können erklärte. Es fehlten 5—6 Millionen Ducati zur Deckung der Ausgaben; zu einer Verminderung des Militärs wollte sich aber der König nicht verstehen; die Grundsteuer hatte bereits die Höhe von 20 Procent erreicht und der Abschluß einer Anleihe mit dem Hause Rothschild gelang nicht. Dann zog besonders die Insel S., welche bei der Steuerausschreibung reichlich bedacht worden war, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich: man wollte im Oktober 1851 einer Verschwörung gegen den König auf die Spur gekommen sein, und die deshalb vorgenommenen Verhaftungen erstreckten sich sogar auf das Militär und die Schweizerkompagnien. Das auf der Insel stehende Heer belief sich Ende 1851 auf 40,000 Mann. Messina's Handel hob sich, als im März 1852 der dasige Hafen zum Freihafen erklärt wurde. Auch war im August 1851 ein Handelsvertrag mit der Türkei abgeschlossen worden. Die Kalamitäten des Landes wurden erhöht 1851 durch den Schaden, welchen mehrmalige Eruptionen des Vesuv und Erdbeben verursachten. Das bedeutendste war das vom 14. August 1851, durch welches über 50 Dörfer und mehre Städte, Melfi, Venosa und Baril, der Provinz Basilicata betroffen wurden. Eine Milderung im Regiment wurde gehofft, als der König Ende Januar 1852 plötzlich seinen Specialsekretär und Vertrauten, Baron Corsi, und den Ministerpräsidenten Fortunato nebst dem Polizeiminister Peccheneda entließ, und in der That erfolgten gleichzeitig zahlreiche Gnadenakte gegen die in den politischen Monsterprozeß vom 15. Mai Verwickelten. Neue Unruhen, welche im Februar 1853 in S. ausbrachen, waren vorwiegend durch die Mißernte veranlaßt worden und nicht politischer Natur. In Zusammenhang damit stand wohl, daß die Regierung im Juli 1853 die Getreideausfuhr sistirte, ohne jedoch zugleich auch für Einfuhr zu sorgen. Wiewohl der König in der orientalischen Frage die strengste Neutralität beobachtete, brachte er doch das Heer im März 1854 auf 100,000 Mann, wodurch die finanzielle Noth noch gesteigert ward. Im Sommer von 1854 forderte die Cholera diesseits und jenseits des Faro zahlreiche Opfer. Nach Beendigung der politischen Prozesse herrschte im Königreich vollständige Ruhe, und die Versuche, die namentlich in S. gemacht wurden, um neue Unruhen unter der dortigen Bevölkerung zu erregen, fanden einerseits viel zu wenig Theilnahme und konnten andererseits wegen der stets schlagfertigen Truppenmacht keinen Erfolg haben. Diese Zeit der Ruhe benutzte die Regierung zu Verbesserungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete, vornehmlich zu Straßen- und Eisenbahnbauten, wie sie auch einen Handelsvertrag mit Schweden schloß. Die Verhandlungen der pariser Friedenskonferenzen über die italienischen Angelegenheiten und die von England später beobachtete Haltung konnten ihres Eindrucks auf die Regierung nicht verfehlen; jedoch wies der König jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten seiner Staaten als völkerrechtswidrig ab. Dennoch ließ es namentlich das britische Kabinet nicht an diplomatischen Erinnerungen ermangeln, um den König zu Zugeständnissen an die liberale Partei zu vermögen. Als derselbe diesen Mahnungen kein Gehör gab, drohten England und Frankreich, die sich im Sept. 1856 zu gemeinsamem Handeln in dieser Angelegenheit verständigt hatten, mit dem Abbruch der diplomatischen Verbindungen und mit Absendung einer Flottille, um bei dem etwaigen Ausbruch eines Bürgerkriegs in Neapel Person und Eigenthum ihrer Unterthanen schützen zu können. Oesterreich suchte zu vermitteln, und Rußland wollte nur Rathschläge oder höchstens Ermahnungen, aber keine drohenden Demonstrationen gestattet wissen. Die Erschlaffung des englisch-französischen Bündnisses brachte zwar einen Stillstand in das gemeinsame Handeln der beiden

Westmächte Neapel gegenüber. Als aber der König allen Erinnerungen kein Gehör gab, händigte die englische Regierung dem neapolitanischen Gesandten seine Pässe ein, welchem Beispiel die französische Ende November folgte. Im Ganzen ward jedoch hierdurch die öffentliche Meinung im Lande wenig berührt. Schon hatte der König durch mehre Gnadenakte Schritte zur Versöhnung gethan, als ihn ein neuer Aufstand in S., der am 22. Nov. ausbrach und an dem sich mehre Amnestirte betheiligten, veranlaßte, auf dieser Bahn inne zu halten. Der Aufstand, welcher an die Ideen von 1848 anknüpfte, ward alsbald durch die neapolitanischen Truppen gedämpft. Am 8. Dec. wurde in Neapel selbst auf den König von einem Soldaten, Milano, ein erfolgloses Attentat gemacht; auch die Pulverexplosion am 17. Dec. im Kriegshafen in der Nähe des königlichen Palastes wurde als eine gegen den Monarchen gerichtete Demonstration gedeutet. Im Dec. 1857 ward das Land wieder von Erdbeben heimgesucht, welche die Provinzen Basilicata, Bari, Principato citeriore und Principato ulteriore und insbesondere die Städte Nocera, Matera, Salerno, Potenza, Vigeano u. a. m. arg mitnahmen und sich im Frühjahr 1858 wiederholten. Nachdem schon im November 1856 ein Handels- und Schifffahrtsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossen worden, kam im April 1858 auch ein solcher mit Mecklenburg-Schwerin zu Stande. Am 27. Dec. 1858 ward endlich ein Amnestiedekret für 91 politisch Verurtheilte, darunter Poerio und Settembrini, erlassen und deren Strafe in lebenslängliche Verbannung nach Amerika verwandelt. Ein anderes königliches Dekret aber bedrohte alle Verbrechen gegen die innere Sicherheit des Staats mit kriegsrechtlicher Behandlung. Wichtig war die Aufhebung der Schweizergarden, als eines geschlossenen Corps, welche um dieselbe Zeit in Folge wiederholter Widersetzlichkeit derselben verfügt ward. Der Tod des Königs Ferdinand II. am 22. Mai 1859 brachte in der inneren Politik keine Aenderung mit sich, indem der neue König Franz II. ganz in die Fußstapfen des Vaters trat. Eine Erweiterung der Amnestie war das Einzige, wozu er sich herbeiließ. Während des italienischen Feldzugs dieses Jahres blieb S. äußerlich ruhig, und erst nachdem die Annektirung eines Theils von Mittelitalien an das Königreich Sardinien zur Vereinigung Italiens bewirkt war, erhob es sich aufs Neue. Am 4. April 1860 brach in Palermo ein Aufstand aus, dem bald mehre Städte folgten, und welcher durch das Erscheinen Garibaldi's (s. d.) unterstützt wurde und siegte. Am 21. Okt. 1860 begann sowohl in S. als in Neapel die Abstimmung über den Anschluß an das Königreich Sardinien, und am 3. November ward die Annektirung vollzogen. Näheres hierüber s. Italien, Geschichte.

Literatur: Giannone, Storia civile del regno di Napoli, Neapel 1723, 4 Bde., Mailand 1844 ff., 14 Bde., fortgesetzt von Coletta unter dem Titel „Storia di Napoli del 1734 al 1825", Par. 1835, 2 Bde.; Troyli, Storia generale del reame di Napoli, Neapel 1747—53, 11 Bde.; Meo, Annali critico-diplomatici del regno di Napoli, das. 1805, 7 Bde.; Orloff, Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples, mit Anmerkungen von Duval, Paris 1819—21, 5 Bde.; deutsch im Auszug, Leipzig 1821, 2 Bde.; Camera, Annali delle due Sicilie, Neapel 1841 f.; del Re, Cronisti e scrittori Napolitani, Bd. 1, das. 1842—44; Spallanzani, Reise in beiden S., deutsch, Lpz. 1795—96, 4 Bde.; Castelli di Toremuzza, Fasti della Sicili, Messina 1820, 2 Bde.; Bazencourt, L'histoire de la Sicile sous la domination des Normands, Paris 1846; Lanza, Principe da Scordia, Considerazione sulla storia di Sicilie, Pal. 1836; Amari, La Sicile et les Bourbons, Paris 1849; Bianchini, Storia economico-civile di Sicilia, Palermo 1841, 2 Bde.; Gregorovius, Siciliana, Lpz. 1860; La Varenne, La révolution Sicilienne et l'Expedition de Garibaldi, das. 1860; Rüstow, Der italienische Krieg von 1860, Zürich 1860, 2 Bde.; Derselbe, Erinnerungen aus dem italienischen Krieg von 1860, das. 1861, 2 Bde.

Sicheres Geleite, s. Geleite.

Sicinus, s. Sikino.

Sic itur ad astra (lat.), Sprüchwort: So geht man zu den Gestirnen, d. h. so gelangt man zu hohen Ehrenstellen.

Sickingen, Franz von, ritterlicher Vorkämpfer der politischen Freiheit im 16. Jahrhundert, geboren am 1. März 1481 auf seiner Stammburg Sickingen im jetzigen Mittelrheinkreis des Großherzogthums Baden, focht schon 1508 in Diensten des Kaisers Maximilian I. gegen die Venetianer und widmete dann seine ganze Kraft dem Schutze der Unterdrückten und dem Kampfe gegen weltlichen und geistlichen Despotismus. So nahm er sich 1513 in einem Streite des Raths und der Bürgerschaft von Worms der letzteren an, belagerte die Stadt und zwang, obwohl inzwischen mit der Reichsacht belegt, dieselbe zur Zurückrufung der widerrechtlich vertriebenen Rathsherren. Hierauf bekriegte er den Herzog von Lothringen, um dem Grafen Geroldseck zu seinem Rechte zu helfen. König Franz I. von Frankreich nahm ihn in seine Dienste und gab ihm den Feldherrnstab. Von Bürgern der Stadt Metz gegen den Rath der Stadt um Hülfe angesprochen, zog S. mit 16,000 Kriegsleuten zu Fuß und 4000 zu Roß vor Metz und zwang den Rath, den Gekränkten Schadensersatz zu leisten und ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen, ihm selbst aber eine Brandschatzung von 20,000 Goldgulden und einen Monatssold für sein Heer zu zahlen. Die wider ihn ausgesprochene Reichsacht ward vom Kaiser, der in seinem Kampfe wider Ulrich von Würtemberg S.s bedurfte, wieder aufgehoben. Bevor S. den Kriegszug gegen den Würtemberger antrat, sandte er dem Landgrafen Philipp von Hessen, der einen Verwandten S.s benachtheiligt hatte, den Fehdebrief, rückte eilends vor Darmstadt und erzwang am 23. Sept. 1518 den Abschluß eines Vertrags, worin außer Befriedigung der Ansprüche seiner Freunde für ihn selbst eine Entschädigungssumme von 35,000 Gulden ausbedungen war. Doch kam dieser Vertrag, da ihn der Kaiser nicht bestätigte, nur zum Theil zur Ausführung. Bei der Einnahme Stuttgarts ließ S. besonders Reuchlin seinen Schutz angedeihen. Im Jahre 1519 bot er seinen ganzen

Einfluß auf, die Wahl zum deutschen Kaiser auf Karl V. zu lenken. Die ihm von demselben hierauf zugedachte Erhebung in den Grafenstand lehnte S. ab, dagegen nahm er die Ernennung zum kaiserlichen „Rath, Kämmerling, Hauptmann und Diener" an. Seine festen Schlösser, namentlich Landstuhl und Ebernburg, galten als „Herbergen der Gerechtigkeit". Hier waren Kaspar Aquila, Martin Bucer und Oecolompadius, die Prediger des Evangeliums und Beförderer der Wissenschaft, willkommene Gäste. Hier fand auch Hutten eine Zuflucht. Als kaiserlicher Feldhauptmann sammelte S. dem Kaiser 1521 zu dem Feldzug gegen Frankreich 14,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Roß, welches Heer er und der Graf von Nassau anführten und mit dem sie bis an die Grenzen der Champagne vordrangen, wo die Veste Mézières Trotz bot. Durch die Uebermacht Königs Franz, sowie durch Seuchen und Mangel zum Rückzug genöthigt, bewerkstelligten sie denselben mit großer Meisterschaft. S. wandte nun seine ganze Thätigkeit wieder dem schon früher aufgenommenen Plane einer politisch-religiösen Umgestaltung der deutschen Zustände zu. Im Frühling 1522 veranlaßte er den oberrheinischen Adel in Landau zum Abschluß eines Bundes, dessen Zweck die Wahrung der Rechte des Adels gegen die Beeinträchtigung derselben durch die Fürsten war. Dieser Adelsbund erwählte S. zum Hauptmann und erhob die Reformation auf den Schild. Auch das Bürgerthum wollte man zum Bund mit dem Adel gegen die Fürsten heranziehen, und ein „Gesprächbüchlein", betitelt „Neu-Karsthans", wahrscheinlich von Hutten und nicht ohne Einfluß S.s geschrieben, suchte die Herzen für die bevorstehende Erhebung zu gewinnen. S. eröffnete den Kampf am 27. August 1522 mit einem Fehdebrief und bald darauf mit einem Angriff gegen den Erzbischof zu Trier, Richard von Greiffenklau, mit dem er in anderweiten Differenzen begriffen war. Mit 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß brach S. ins trierische Gebiet ein, eroberte die Burg Blieskastel und die Stadt St. Wendel und stand am 7. Sept. vor Trier, mußte aber dessen Belagerung am 14. Sept. wieder aufheben. Mit diesem ersten mißlungenen Schlag war aber das ganze Unternehmen S.s vereitelt. Die Fürsten von Hessen und Kurpfalz wandten sich zur Rettung des deutschen Fürstenthums vor dem Adel zunächst gegen S.s Bundesgenossen und brachen so die Stützen seiner Macht. S. gab dessen ungeachtet und trotz der über ihn ausgesprochenen Acht und Aberacht die Hoffnung nicht auf und schrieb einen Rittertag nach Schweinfurt aus, vermochte aber den Adel nicht mehr für seine Zwecke zu begeistern, und die freien Städte scheuten sich vor einer engeren Verbindung mit dem Adel in einer Sache, wobei sie, im Fall unglücklichen Ausgangs, Gefahr liefen, die Reichsfreiheit zu verlieren und Landstädte der Fürsten zu werden. Obwohl von allen Freunden verlassen, fiel S. im Frühling 1523 ins pfälzische Gebiet ein. Ein Anschlag, sich der Veste Lützelstein durch Ueberfall zu bemächtigen, mißlang aber, und bald sah er sich in seiner Veste Landstuhl von den Fürsten belagert. Am 2. Mai 1523 durch einen Balkensplitter tödtlich verwundet, ergab er sich am 6. Mai und † am folgenden Tage, nachdem die Fürsten in die eroberte Burg eingezogen waren. Sein Grab befindet sich in der katholischen Kirche zu Landstuhl. Vergl. Münch, Franz von S.s Thaten, Pläne, Freunde und Ausgang, Stuttgart 1827—28, 2 Bde., nebst einem „Codex diplomaticus", Aachen 1829; Pressel, F. v. S. (ein erzählendes Gedicht), Leipzig 1860. S.s Sohn, Franz Konrad von S., wurde von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrenstand und dessen Nachkommen 1773 von Kaiser Joseph II in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäbische Grafenkollegium eingeführt. Das Geschlecht theilte sich in mehre Linien, von denen aber nur die zu S. unmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1803 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig blüht das Geschlecht nur noch in Einer Linie, an deren Spitze Graf Joseph von S., geboren den 9. Januar 1833, steht.

Sickler, 1) Johann Volkmar, Pomolog, geboren 1742 zu Günthersleben bei Gotha, † als Pfarrer zu Kleinfahnern bei Gotha am 31. März 1820. Sein „Deutscher Obstgärtner" (Weimar 1794—1804, 22 Bde.) brachte in die Pomologie zuerst ein geordneteres System.

2) Friedrich Karl Ludwig, namhafter Alterthumsforscher, Sohn des Vorigen, geboren am 28. Nov. 1773 zu Gräfentonna im Gothaischen, studirte zu Jena, ward dann Hauslehrer zu Paris, von wo er sich 1806 mit der Familie W. von Humboldts nach Rom begab, und 1813 Direktor des Gymnasiums zu Hildburghausen, wo er den 6. August 1836 †. Von seinen Schriften sind besonders die in das Gebiet der alten Geographie und der Archäologie einschlagenden hervorzuheben, so das „Handbuch der alten Geographie" (Kassel 1824; 3. Aufl. 1836, mit Atlas); der mit Reinhardt herausgegebene „Almanach aus Rom" (Leipzig 1810—11, 2 Bde.); die „Topographie der Umgegend von Rom" (Weimar 1823) und die Uebersetzung von Dodwells „Reisen durch Griechenland" (Meiningen 1821, 2 Bde.) u. A. m.

Sic transit gloria mundi (lat.), Sprüchwort: So geht der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt vorüber, d. i. alles Irdische ist vergänglich.

Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas (lat.), so will, so befehle ich, statt aller Gründe soll mein Wille gelten.

Sicyonia, Landschaft im nördlichen Peloponnes, grenzte östlich an Korinth, südlich an das Gebiet von Cleonä und Phlius, westlich an Arkadien und Achaja, nördlich an den korinthischen Meerbusen. Sie war überaus fruchtbar und brachte besonders Oelbäume und Wein hervor. Die Hauptstadt, Sicyon, lag zwischen dem Asopus und Helisson, 20 oder nach Anderen 12 Stadien vom Meere, und hatte einen befestigten Hafen. S. hieß früher Aegialea. Durch Phalces, den Sohn des Temenus, ward sie dorisirt, und zwar auf friedlichem Wege. Zur Zeit des zweiten messenischen Krieges (676) begann die hundertjährige Tyrannis der Orthagoriden. Im zweiten Perserkriege stellten die Sicyonier ein Kontingent von 12 u. bei Salamis von 15 Schiffen. Im peloponnesischen Kriege hielten sie zu den Lacedämoniern, die aber trotzdem die in Sicyon herrschend gewordene demokratische

Regierungsform 417. v. Chr. stürzten. Nach 371 fiel Sicyon von Sparta ab, und Euphron führte darauf eine demokratische Regierungsform ein, die sich aber bald in eine Tyrannis umwandelte. Nachdem sich Demetrius Poliorcetes 303 der Stadt bemächtigt, verlegte er sie vom Meere weg auf die Höhen unter der Akropolis. Der darauf beginnenden Tyrannis ward durch Aratus 251 v. Chr. ein Ende gemacht. Nach Korinths Zerstörung hatten die Sicyonier einige Zeit die Anordnung der isthmischen Spiele. Später wird S. nur selten noch erwähnt. S. war ein Hauptsitz der Erzgießerei und Malerei; in ersterer zeichneten sich Canachus und dessen Bruder Aristocles, in letzterer Eumolpus aus, aus dessen Schule Apelles hervorging. Die sicyonischen Frauenschuhe waren im Alterthum ein gesuchter Luxusartikel. Ueberreste der alten Stadt finden sich beim jetzigen Basilika. Vergl. **Bobrik**, De Sicyoniae topographia, Königsberg 1839.

Sida *L.* (Sammetpappel), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die zahlreichen, nach unten zusammengewachsenen Griffel und die aus 5—30 im Kreise stehenden, mehr oder weniger mit der Axe verwachsenen, ein- oder armsamigen, bei der Reife sich von einander trennenden Karpellen, mit zahlreichen (über 200) Arten, worunter folgende hervorzuheben sind: S. Abutilon *L.*, **Bastardeibisch**, in Südeuropa und Mittelasien, einjährig, mit ziemlich großen, rundlich-herzförmigen, langgespitzten, filzigen Blättern u. gelben, winkelständigen Blüthen, wird in China wegen der Fasern seines Stengels, die sich wie Hanf benutzen lassen, angebaut und vertritt in medicinischer Hinsicht die Stelle des Eibisch, Althaea officinalis *L.* Letzteres gilt auch von S. acuta *Burm.*, S. althaeaefolia *Swartz* u. a. m. S. Napaea *Cav.*, Napaea laevis *L.*, in Virginien, ausdauernd, mit bis 10 Fuß hohem Stengel, sehr großen, handförmig-5lappigen Blättern und weißen schönen Blumen, ist ein trefflicher Zierstrauch in Lustanlagen.

Siddons, Sarah, eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, geboren am 5. Juli 1755 zu Brecon in Wales, die Tochter des Schauspieldirektors Kemble und Schwester der beiden berühmten Schauspieler Charles und John Phil. Kemble, betrat zuerst als Sängerin die Bühne, widmete sich aber dann, nachdem sie sich mit Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, verheirathet hatte, dem tragischen Fache. Im Jahre 1780 fand sie beim Coventgardentheater zu London eine Anstellung. Von vortheilhaftem Aeußeren, mit vollem u. wohlklingendem Organ begabt, von unübertrefflicher Grazie, schönem Augenspiel, war sie die vorzüglichste Schauspielerin, die vielleicht England je besaß. Ihr Geist war klassisch gebildet, ihr moralischer Charakter tadellos. Lady Macbeth und Katharina in Shakspeare's „Heinrich VIII." waren ihre Hauptrollen. In ihren Mußestunden widmete sie sich der Bildhauerei und lieferte mehre treffliche Werke, z. B. die Büste des amerikanischen Präsidenten Adams. Im Jahre 1812 zog sie sich von der Bühne zurück und † den 8. Juni 1831. Ihr Leben beschrieb Campbell (London 1834, 2 Bde.).

Sidelhorn, Berg im schweizerischen Kanton Wallis, zu den berner Alpen gehörig, 8866 Fuß hoch, mit großartiger Aussicht auf die Schneewüsten der Finsteraarhornmasse, die Gotthardalpen und die Walliseralpen bis über das Matterhorn hinaus.

Sideralicht, s. v. a. Knallgaslicht.

Sideralmagnetismus (v. lat. sidera, die Gestirne), der unbekannte Einfluß, den die Gestirne und namentlich der Mond auf den Zustand des thierischen Organismus ausüben sollen und dessen man sich sogar zur Heilung schwerer Krankheiten mit Glück bedient haben will.

Sideration (v. Lat.), Erkranken durch Witterungseinfluß, besonders starke Hitze, wie bei Vegetabilien das Absterben der Bäume, bei Menschen Schlagfluß, Tetanus 2c.

Siderismus (v. Griech.), der Einfluß, den Eisen, Metalle und überhaupt unorganische Körper auf den Menschen äußern sollen, so daß derselbe fähig werden soll, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken; dann die von Mesmer (s. d.) angewendete Methode magnetischer Behandlung der Kranken, wobei dieselben mit Eisenstäben in Verbindung gesetzt wurden, die in einer mit magnetisirtem Glas und Eisen angefüllten Wanne (siderisches Baquet) befestigt waren; auch s. v. a. Galvanismus.

Siderit, s. v. a. Lazulith (s. d.) und Sapphirquarz, s. Quarz.

Siderochalcit, s. Strahlerz.

Siderodendron *L.* (Eisenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den sehr kleinen 4zähnigen Kelchrand, die langröhrige, 4lappige Blume, die kurzen Staubfäden, den 2spaltigen Griffel u. die trockene, rundliche, 2 fächerige Beere, Bäume in Amerika, wovon S. triflorum *Vahl*, ein großer Baum auf den Inseln Montserrat und Martinique, in Bergwäldern, wegen der ungemeinen Härte seines Holzes (Eisenholz) zu bemerken ist.

Siderographie (v. Griech.), Stahlstechkunst.

Siderolithwaaren (Terralithwaaren), Thonwaaren aus weißem, farbigem Thon, die geformt oder in Gyps gegossen, scharf gebrannt, bemalt, mit farbigem Bernstein- oder Kopalfirniß lackirt, auch wohl bronzirt und dann wieder scharf ausgetrocknet werden. Die S., besonders Körbchen, Blumentöpfe, Ampeln, Schreibzeuge, Vasen, Figuren 2c. werden im nördlichen Böhmen und zu Wallerfangen bei Mainz verfertigt.

Sideroxylon *L.* (Eisenholz), Pflanzengattung aus der Familie der Sapoteen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelch, die radförmige, 5spaltige Blumenkrone mit 10 Staubfäden, worunter 5 ohne Antheren, die einfache Narbe und die 1—5samige Beere, Sträucher und Bäume in Asien, Afrika und Amerika, mit sehr hartem Holz, worunter S. spinosum *L.*, in Nordafrika, mit 6 Fuß hohem Stamm und in einen großen Dorn endigenden Zweigen, immergrünen Blättern und grünlichgelben, achselständigen, ungestielten Blüthen und pflaumengroßen, grünlichen, weißgefleckten, angenehm säuerlich schmeckenden Früchten, aus deren Kernen Oel gepreßt wird, zu bemerken ist.

Siders (Sierre), Flecken und Bezirksort im schweizerischen Kanton Wallis, an der Rhône, mit 900 Einwohnern, Anfangspunkt der walliser Eisenbahn.

Sidi-Hedschâm, Staat des, ein 1810 von Marokko unabhängig gewordener, vom Marabut Sidi Hedschâm organisirter Berberstaat, erstreckt sich der Küste entlang, ist zum Theil durch Ausläufer des Atlas sehr gebirgig und wird gegenwärtig von den Nachfolgern des Gründers beherrscht. An der hafenlosen Küste liegt das Kap Nun und südlich davon die oft durch Sandbänke unpassirbar gemachte Mündung des Draá. Ilir und Tellent sind Residenzplätze des Herrschers; El Shig ist ein großer Handelsort mit besuchtem Markt.

Sidi-Mohammed, Sultan von Marokko und Fez, Sohn des Abd-ur-rahman, geboren 1803, folgte seinem Vater im August 1859 auf dem Thron und ward zu Ende dieses Jahres in einen für ihn unglücklichen Krieg mit Spanien verwickelt, den der Friede vom 26. April 1860 beendete.

Si diis placet (lat.), wenn es den Göttern gefällt, das wolle Gott; ironisch: wenn das je einmal geschieht.

Sidmouth, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, in einem engen Thal an der Mündung des Sid in den Kanal (la Manche), umgeben von zahlreichen Landspitzen, hat ein vielbesuchtes Seebad, Museum, Bibliothek, Parkanlagen, starke Fischerei und 2572 Einw. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund, die Umgegend reich an malerischen Naturschönheiten.

Sidmouth, Henry Addington, Viscount, britischer Staatsmann, geboren 1755 zu London als Sohn eines Arztes, ward bei dem berühmten Pitt erzogen, widmete sich dem Beruf eines Sachwalters, trat 1782 ins Unterhaus, ward 1789 Sprecher desselben und unterstützte hier namentlich Pitt gegen Fox. Auf Empfehlung Pitts kam er am 16. März 1801 nach dessen Rücktritt an die Spitze des Ministeriums; da er aber gegenüber den Rüstungen Frankreichs die Vertheidigung der Küsten Englands nicht energisch genug betrieb, trat auch jener zur Opposition über, und S. mußte am 15. Mai 1804 Pitt wieder Platz machen. Georg III. ernannte S. hierauf zum Viscount und zog ihn in den geheimen Rath. Indeß wurde er aus dem letzteren durch Pitts Bemühungen wieder entlassen, als er für die Fortsetzung des Unterschleifsprozesses gegen Lord Melville (Dundas) wirkte. Nach Pitts Ableben (1806) bildete er mit Fox und Grenville ein neues Ministerium, das jedoch schon nach wenigen Monaten nach Fox' Tode wieder zerfiel. Auf Lord Liverpools Zureden nahm er 1812 das Staatssekretariat im Ministerium des Innern an und blieb in diesem Posten, ohne entscheidenden Einfluß auf die britische Politik auszuüben, bis 1822, wo er nach dem Hintritte Castlereaghs sich für immer zurückzog; er † am 15. Febr. 1844.

Sidney (S. Cove), Hauptstadt der britisch-australischen Kolonie Neusüdwales, zwischen den Buchten Sidney Cove und Darling Cove, zwei Einschnitten der großen Hafenbai Port Jackson des stillen Oceans, ist Sitz des Generalkapitäns und Gouverneurs en chef, der Verwaltungsbehörden und des Parlaments der Kolonie, sowie die wichtigste Stadt Australiens überhaupt. Sie ist, abgesehen von ihrem ältesten Theil, schön und regelmäßig gebaut, hat meist breite, rechtwinkelig einander schneidende Straßen, einen Regierungspalast mit großem Park, eine schöne Hauptkirche, mehre andere Kirchen und Kapellen, mehre öffentliche Schulen und wissenschaftliche Institute, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, ein großes Hospital, Waisenhaus, Magazine, Kasernen 2c., Fabriken und industrielle Etablissements der verschiedensten Art, besonders in Leinen- und Baumwollwaaren, Eisen und Leder, Brauereien, Brennereien, Salzwerke, Schiffswerfte, mehre Banken, Seeassekuranzen 2c. und über 70,000 (1800 erst 2600) Einwohner. S. ist ferner der Mittelpunkt des Handels, der Dampfschifffahrt und des Wallfischfangs jener Gegenden und steht nicht nur mit dem Mutterlande und dem übrigen Australien, sondern auch mit Ostindien, China, dem Kapland und Amerika in lebhaftem Verkehr. Die Hauptausfuhrartikel sind: Wolle, Häute, Talg, Pökelfleisch, Thran, Wallrath, Fischbein und Gold; die Einfuhrartikel namentlich englische Manufakturwaaren, Zucker, Kaffee, Tabak, Reis, Rum und Produkte aus Ostindien und China. Am Eingang von Port Jackson steht ein Leuchtthurm, bei S. die Forts Macquarie und Dawes Point am Hafen und das Fort Philipp auf einem Hügel über der Stadt. Diese ward 1788 angelegt und ursprünglich zur Ansiedelung der nach Botanybai zu deportirenden Verbrecher bestimmt.

Sidney, 1) Sir Philipp, einer der ersten guten englischen Prosaiker, geboren den 29. Nov. 1554 zu Penshurst in der Grafschaft Kent, studirte zu Oxford und Cambridge und bereiste dann drei Jahre lang den Kontinent. Im Jahre 1575 nach England zurückgekehrt, gewann er die Gunst der Königin Elisabeth, zog sich aber 1578 auf den Landsitz seines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltshire, zurück, wo er den Schäferroman „Arcadia“ schrieb. Sein nächstes Werk, „Defense of Poesy“, ist durch Styl und Inhalt ausgezeichnet. Im Jahre 1582 kehrte S. an den Hof zurück und ward zum Gouverneur von Vliessingen ernannt. Unter seinem Oheim, dem Grafen von Leicester, gegen die Spanier fechtend, wurde er im Gefecht bei Zütphen (Sept. 1586) tödtlich verwundet und † am 19. Oktober 1586. Seine Werke erschienen zu London 1725 in 3 Bänden; „Miscellaneous works“ gab Gray heraus (Oxford 1828). Vgl. Zouch, Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S., London 1808.

2) Algernon, englischer Republikaner zur Zeit Karls I. und Karls II., geboren 1622 zu London als der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester, that sich wie sein Bruder, der Graf von Lisle, im Aufstande der Irländer 1641 hervor und ward sammt diesem nach dem Waffenstillstand von 1643 von Karl I. berufen, doch traten sie zur Parlamentspartei über und trugen gegen den König die Waffen. Als Regimentsoberst in Fairfax' Corps begleitete S. 1646 seinen Bruder nach Irland und ward daselbst Gouverneur von Dublin. Später erhielt er die Gouverneursstelle im Schlosse zu Dover. Bei der Gerichtskommission, welche über König Karl I. zu Gericht saß,

wohnte er zwar den Verhandlungen bei, erschien aber nicht an dem Tage der Abstimmung und verweigerte auch die Unterschrift der Hinrichtungsakte. Ein begeisterter Republikaner, zog er sich, als Cromwell sich des Protektorats bemächtigte, auf sein Familiengut Penshurst zurück. Nach der Abdankung von Cromwells Sohne und dem Wiederzusammentritt des Rumpfsparlaments ward S. Mitglied des Staatsraths. Im Jahre 1659 ging er als Gesandter nach Kopenhagen und verweilte nach der Restauration der Stuarts (1660) abwechselnd in Italien, der Schweiz und Frankreich. Nachdem ihm 1677 die Rückkehr nach England gestattet, wurde er 1678 ins Unterhaus gewählt und machte hier den königlichen Ministern kühne Opposition. Nach der Entdeckung des Komplots von Rye House 1683, welches die Ermordung Karls II. und seines Bruders zum Zweck hatte, ward S. mit Lord Russell und dem Herzog von Monmouth der Verschwörung gegen den Herzog von York angeklagt, verhaftet und vor Gericht gestellt. Da von den gesetzlich nöthigen zwei Zeugen gegen ihn nur einer vorhanden war, so nahm der Oberrichter als den zweiten ein in S.'s Papieren gefundenes Manuskript an, worin er ein das Gottesgnadenthum der Könige lehrendes, obskures Pamphlet zu widerlegen unternommen hatte. Nach der Fällung des Urtheilsspruchs durch die Jury richtete S. noch eine Denkschrift an den König, führte darin seine Vertheidigung und bat um Revision des Prozesses. Trotz dem ward er den 7. Dec. 1683 enthauptet. Wilhelm III. ließ nach seiner Thronbesteigung durch Kassation jener Todesurtheile die Ehre der Hingerichteten förmlich herstellen. S. schrieb: „Discourses concerning government etc.“ (London 1698 und öfter; deutsch, Leipzig 1794; von Hollis nebst dem Verhör, der Apologie und mehren Briefen herausgegeben London 1772). Vergl. Blencowe, Sidney-papers, Lond. 1825; Grey, Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouths rebellion, das. 1754.

Sidon, alte berühmte Stadt Phöniciens in einer kaum eine Meile breiten Ebene am mittelländischen Meere, mit einem guten Hafen, gelangte unter allen phönicischen Städten am frühesten zu Wohlstand und Ansehen und sendete viele Kolonien aus. Die Einwohner von S. trieben einen sehr ausgebreiteten und vortheilhaften See- und Landhandel und unterhielten Glasfabriken, Leinwand- und andere Manufakturen, die sehr künstliche und stark gesuchte Arbeiten lieferten. Auch die sidonischen Baukünstler waren gesucht. Als der assyrische König Salmanassar in Phönicien einrückte, ergab sich S. diesem Eroberer. Nach Auflösung des assyrischen Reichs kam es an das babylonische und ward von Nebukadnezar wegen eines mit dem Reiche Juda geschlossenen Bündnisses 13 Jahre lang belagert. Unter persischer Herrschaft blühte es wieder auf, empörte sich gegen Artaxerxes Ochus, wurde aber von demselben nach hartnäckigem Widerstande eingenommen und zerstört. Wieder aufgebaut ergab es sich Alexander dem Großen, der daselbst einen Vasallenkönig einsetzte. Später stand S. abwechselnd unter ägyptischer und syrischer Botmäßigkeit, bis es dem römischen Reiche einverleibt wurde. Noch zu Mela's Zeit war es eine reiche Stadt. Jetzt Saïda [s. d. 1)].

Sidonius, Apollinaris, eigentlich Cajus Sellius Apollinaris Modestus, römisch-christlicher Dichter und Epistolograph, geboren 428 n. Chr. zu Lyon aus angesehener Familie, stieg als des Kaisers Avitus Schwiegersohn zu den höchsten Würden in Rom empor, zog sich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und ward 473 Bischof von Clermont, † 484. Seine Dichtungen gehören meist zur beschreibenden Poesie, namentlich die drei panegyrischen auf Anthemius, Julius Valerianus Majorianus und Avitus Augustus; ferner zwei Epithalamien. Andere lyrische Gedichte sind dem Horaz nachgebildet. Seine Briefe in 9 Büchern sind ihres geschichtlichen Inhalts wegen wichtig. Unter den Ausgaben sind die von Sirmond (Paris 1614) und von Gregoire und Collombet (das. 1836) die besten.

Sidra, Meerbusen von, s. Syrte.

Sieb, Werkzeug, gewöhnlich mit runder hölzerner Einfassung und einem Boden von geflochtenem oder gewirktem Eisen- oder Messingdraht (Drahtsieb), von Pferdehaaren (Haarsieb), Bast, Holzspänen (Holz- und Spansieb), mit mehr oder weniger großen, gleichförmigen Zwischenräumen, zum Reinigen oder Absondern des Feineren von dem Gröberen verschiedener Samen, Mehl, Pulver, Farben, Gewürze und anderer Körper, indem die feineren durchgehen und die stärkeren Theile zurückbleiben.

Sieben, einfache Zahl, spielte schon in der Astronomie und Astrologie der Aegypter eine große Rolle; 7 Planeten beherrschten ihren Himmel, 7 Tage bildeten den Cyklus einer Woche, 7 Jahre wieder einen größeren Cyklus. Bei den Hebräern bestand das Sabbathsjahr aus 7 Jahren, aus 7 × 7 Jahren das Jubeljahr. In Pharao's Traum erschienen die 7 fetten und die 7 mageren Kühe; das Osterfest, Laubhüttenfest und andere Feste dauerten 7 Tage; in der Apokalypse sind 7 Kirchen, 7 Leuchter, 7 Sterne, ein siebenköpfiges Ungeheuer etc. erwähnt. Die Erschaffung der Welt dauert mit Einschluß des Ruhetags 7 Tage. Zur Bezeichnung des Viel dient ebenfalls 7, z. B. 7 × 70. Bei den Griechen war die Zahl 7 dem Apollo heilig, dem am 7. Tage vor dem Neumonde geopfert wurde. Die römisch-katholische Kirche zählt 7 Sakramente. Auch gab es 7 freie Künste. Auch in den abergläubischen Gebräuchen des Mittelalters und der neueren Zeit spielt die 7 eine ausgezeichnete Rolle.

Siebenbürgen (ungar. Erdely, d. i. Waldland), Kronland (Großfürstenthum) des österreichischen Kaiserstaats, erstreckt sich von 45° 18' bis 47° 38' nördl. Br. und von 40° 10' bis 44° östl. L., grenzt im Norden an Ungarn, im Süden an die Walachei, im Osten an Galizien, und zwar an die Bukowina, im Westen an die banatische Militärgrenze und an Ungarn und hat einen Flächenraum von 1102,24 □Meilen. Das Land ist von der südlichen Fortsetzung der Karpathen bedeckt, und zwar erreichen diese hier ihre größte Ausdehnung. Rauhe, zum Theil noch unbekannte Gebirgsketten umgeben das Land, welches fast durchgehends Hoch- und Gebirgsland ist, das von vielen fruchtbaren Thälern durchschnitten wird.

Theile desselben sind das Hügelland von S. im Süden, das Innere des Hochlandes (1200 bis 1600 Fuß), auf allen Seiten von höheren Randgebirgen umgeben; der Nordrand zwischen Ungarn im Norden und S. im Süden, zwischen der Kraschna und den Quellen des Viso, mit mehren Parallelketten (Kuhhorn 7257 F.); der Westrand, von der Temesquelle bis zur Kraschna reichend, zwischen S. im Osten, Ungarn und dem Banat im Westen (Vibarberg 5495 F., Ruska Pojana 4343 F.); der Südrand oder die transsylvanischen Alpen mit vielen kahlen, bis 8800 F. hohen, schneebedeckten Gipfeln (Negri 8146 F., Butschetsch 8019 F., Retjesat 7958 F.) und dem bis 3000 F. ansteigenden Banatergebirge; der Ostrand, vom Galatzberge bis zum Popapaß sich erstreckend (mit dem Schneeberg 5758 F., Lakocza 5716 F., Büdös 3639 F.). Das ganze Land enthält nur einige Ebenen, von denen wenige über 10 □Meilen sich ausdehnen. Die beträchtlichsten ziehen sich an der Maros von Enyed bis nach Karlsburg, an der Szamos, von Szamos-Ujvar gegen Bistritz, und an der Aluta, zwischen Hermannstadt und Kronstadt, hin. Ringsum, mit wenigen und geringen Unterbrechungen, ist das Land von den Gebirgen wie mit einer Mauer umgeben. Charakteristisch sind die ungeheuren Spalten, welche, mehre tausend Fuß tief, die Berge mitunter senkrecht theilen. Höchst merkwürdig sind auch die aus reinem Steinsalz bestehenden, mitunter gleich Basaltkegeln sich erhebenden Berge, deren man in der Gegend von Maros-Vasarhely mehre trifft. Fast völlig in der Mitte des Landes liegt die Mezöseg, ein überaus fruchtbarer, aus einem fortgehenden Hügelzug bestehender Landstrich, welcher sich in einer Ausdehnung von 12 Meilen Länge und 10 Meilen Breite erstreckt und die Kornkammer S.s genannt wird. Pässe sind gegen die Walachei: das eiserne Thor, der vulkaner, der Rothethurmpaß, Törzburg, Tömös und Bodza; gegen die Moldau: Ojtos, Gyemes und Tölgyes, nebst dem Borgopaß. Hauptfluß des Landes ist die Maros (Marosch), die das Land in einem Bogen durchströmt und bei Zam nach Ungarn übertritt, um sich dort in die Theiß zu ergießen. Ihre Nebenflüsse sind rechts der große und kleine Aranyos, links der Görgeny und Kokel oder Kukel. Die Szamos bildet sich im Nordosten des Landes durch den Zusammenfluß der großen und kleinen Szamos und fließt zuerst in westlicher, dann nördlicher Richtung nach Ungarn in die Theiß. Ihre bemerkenswerthesten Nebenflüsse sind: die Lagos, Szalna und Bistritz. Die Aluta (Alt) entspringt nicht weit von der Maros im Csikerstuhl, fließt zuerst südlich, dann in nordwärts gekrümmtem Bogen westlich und zuletzt wieder südlich durch den Rothenthurmpaß nach der Walachei der Donau zu. Von ihren Zuflüssen sind zu nennen: der Zibin, Lauter, Burzenbach. Im Westen entspringt auch der nach Ungarn in die Theiß fließende Körös und an der Ostseite die kleine Bistritz, der Totrus ꝛc., die nach der Moldau in den Pruth fließen. Unter den Seen ist der 3 Meilen lange Hodoser- (oder Cseger-) See im dobokaer Komitat zu bemerken. Der Piriczkersee, im Csikerstuhl, und der Höllenmorast, bei Koraszna, entwickeln kohlensaures Gas, das die darüber fliegenden Vögel betäubt und tödtet. An Mineralquellen, besonders Sauerbrunnen, ist das Land ungemein reich; die bemerkenswerthesten Heilquellen sind Batza, Alsó-Gyogy, Zaizon, Elöpatak, Bassen, Borszek, Rodna, Thorenburg. Die beträchtliche Meereshöhe und die hohen Gebirge, die das Land einschließen, bewirken, daß das Klima des Landes trotz der südlichen Lage desselben im Ganzen ziemlich rauh ist. Kronstadt hat 7° 9′ Réaumur, Klausenburg 8° 3′ und Hermannstadt 8° 5′ mittlere Jahreswärme. In den höheren Gebirgsgegenden dauert der Winter oft bis in den Mai, während anderwärts, z. B. im Hatzegerthale, das mildeste Klima herrscht. Das südliche S. ist häufigen Regen und Ueberschwemmungen ausgesetzt. Trotz schnellen Temperaturwechsel ist das Klima im Ganzen gesund. S. ist reich an den verschiedenartigsten Produkten aus dem Mineralreich. Gold findet sich häufiger als Silber, dieses häufiger als Kupfer. Die reichsten Goldgruben sind zu Nagyag, Szekerembe, Kapnik-Banya, Zalathna und Köröspatak. Das Gold findet sich oft in Tellur, einem nur in S. vorkommenden Metall. Die Grube von Szekerembe bei Karlsburg gibt jährlich eine Ausbeute bis zu 2400 Mark Tellur. Außerdem wird auch von Zigeunern und Walachen viel Gold aus dem Gerölle mehrer Flüsse und Bäche gewaschen, so aus dem Aranyos, der Maros ꝛc. Im Ganzen beträgt der jährliche Gewinn 3—4000 Mark. Ferner finden sich Quecksilber, Eisen, Blei, Spießglanz, Schwefel, Arsenik, Vitriol, Alaun, Marmor, Edel- und Halbedelsteine (Chrysolith, Amethyst, Chalcedon, Granat, Opal, Karneol, Jaspis ꝛc.), Kreide, Graphit, Porzellanerde. Torf- und Steinkohlenlager liegen unbenutzt, weil das Land Ueberfluß an Holz hat. Bergöl dagegen wird in bedeutender Menge gewonnen. Wichtig sind endlich noch die Salzwerke S.s, welche zu dem großen, von der Walachei bis Wieliczka und Bochnia im nördlichen Galizien reichenden Salzstock gehören. Man zählt bei 30 Salzspuren, d. h. solche Orte, wo der Salzstock zu Tage ausstreicht. Die ergiebigsten Gruben sind die zu Maros-Ujvar, Thorda, Viszakna, Kolos, Dres-Akna u. Paraid. Außerdem wird aus cirka 120 Salzquellen Kochsalz gewonnen. Das Pflanzenreich liefert Alpen- und gewürzreiche Kräuter in Menge, dann Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Kastanien, Mandeln, Pfirsichen, Aprikosen, Maulbeeren, Färbehölzer ꝛc. Die ausgedehnten Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Buchen, Eichen, Erlen ꝛc. Der Weinstock ist in ganz S. anzutreffen, gedeiht aber am besten an den Ufern der Maros u. im hunyader Komitat, sowie am Kokel. Auch Melonen, Kartoffeln, Tabak, Safran werden gebaut; vornehmlich aber Weizen, Roggen, Gerste, Hirse, Mais (Kukuruz), Heidekorn, Lein, Flachs. Das Thierreich bietet ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit. Rindviehzucht wird stark betrieben, auch zum Ausfuhrhandel nach Ungarn. In Ansehung der Güte ist das siebenbürgische Hornvieh dem ungarischen gleich. Büffel werden nur als Zug- u. Lastthiere, weniger als Schlachtthiere benutzt. Auf den Gebirgsweiden grasen jahrein jahraus viele tausend Pferde, und die

Pferdeausfuhr ist, bei der sehr starken Zucht, sehr beträchtlich. Die siebenbürgischen Pferde sind größer und stärker als die ungarischen, feurig und dauerhaft. Schafe weiden zu Hunderttausenden auf den Gebirgen. Die Wolle betreffend, gibt es 2 Racen: die Zurkan, mit langem, grobem Haar, und die Berke oder Zigeys, mit krauser, kurzer, feiner Wolle. Merinoschafe werden bloß auf den Gütern größerer Besitzer gezogen. Schweine werden in Menge in den Eichen- und Buchenwäldern u. daheim gemästet. Von wilden Thieren gibt es Bären, Wölfe (mit besonders schönen Pelzen), Füchse, Wildschweine, Hermeline, Gemsen in den öden Gebirgsgegenden; von Vögeln, außer den gewöhnlichen zahmen, Adler, Geier, Auerhähne, Habichte, Falken, Rebhühner, Haselhühner, Trappen, wilde Gänse und Enten, Kraniche, Störche, Schnepfen, Reiher, Wachteln, Krammetsvögel rc., sämmtlich in außerordentlicher Menge. Von Amphibien sind besonders die Schildkröten zu erwähnen, von Fischen Störe, Welse, Aale, Lachse, Karpfen, Hechte, Forellen, Lampreten rc. Auch Seidenraupen werden, besonders von den Sachsen, gezogen und liefern gute Seide. Bienen gedeihen vortrefflich nicht nur bei allen Wirthschaften, sondern nisten auch in großen Schwärmen in den hohlen Stämmen der Wälder. Die Honig- und Wachsproduktion ist daher, sowie der Export davon beträchtlich. S. zählte 1857 1,927,173 Einwohner, nämlich 200,364 Deutsche, 1768 Nordslaven, 830 Südslaven, 1,101,332 Ostromanen, 517,577 Magyaren, 102,312 anderen Stämmen Angehörige (darunter über 82,000 Zigeuner); dem kirchlichen Bekenntniß nach 228,095 römische Katholiken, 551,994 griechische Katholiken, 623,055 griechisch Nichtunirte, 195,861 Protestanten augsburgischer, 265,976 Protestanten helvetischer Konfession, 48,040 Unitarier, 14,152 Israeliten. Ungarn, Szekler und Sachsen sind die herrschenden Volksstämme, denen gegenüber die übrigen bis auf die neueste Zeit nur geduldete genannt wurden. Die Szekler, Stammverwandte der Magyaren, sind die Ueberreste der ersten, im 4. Jahrhundert Statt gehabten hunnischen Einwanderung und haben den Urtypus des Magyarenthums sich reiner als die Ungarn selbst zu bewahren gewußt. Die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes sind jedenfalls die Sachsen, deren Wohlstand schon die nett und regelmäßig gebauten reinlichen Ortschaften zeigen. Sie bedienen sich der hochdeutschen Sprache als Schriftsprache, während sich die bei ihnen herrschenden Mundarten dem Niederdeutschen nähern. Hauptbeschäftigung der Einwohner S.s ist Landwirthschaft nebst Viehzucht u. Bergbau (s. oben). Dem Ackerbau und der Viehzucht widmen sich hauptsächlich die Ungarn und Szekler, und beiden, sowie dazu noch starkem Obst- und Weinbau die Sachsen, bei denen man auch noch die meisten Gewerbe und Fabriken trifft. Die Walachen treiben mehr Viehzucht als Feldbau. Die Zigeuner sind theils ansässige, theils wandernde, sogenannte Lumpenzigeuner. Beide nähren sich als Pferdehändler, Schmiede, Korbflechter, Kesselflicker, Abdecker, Musikanten rc., die angesiedelten besonders als Goldwäscher (in Olah-Pian). Die Griechen und Armenier sind Kaufleute, die Juden meist Kleinhändler, Hausirer und Branntweinbrenner. Die **Industrie** steht noch auf einer sehr niederen Stufe; gewisse Gewerbe fehlen noch ganz, in manchen Gegenden selbst die nothwendigsten Handwerker, als Maurer, Zimmerleute, Schmiede rc. Grobe Haus-, vorzüglich Hausleinwand wird in allen Dörfern des Landes, aber meist nur zum eigenen Bedarf, erzeugt; feinere Gattungen bezieht man größtentheils aus Ungarn (Zips) und Böhmen. Auch gröbere Tücher werden, besonders in Hermannstadt, Kronstadt und Heltau verfertigt; weniger beträchtlich ist die Baumwollweberei. Zahlreich sind die Gerber, obwohl nicht hinreichend. In der neuesten Zeit hat man angefangen, Runkelrüben zum Behuf der Zuckererzeugung anzubauen. Branntweinbrennereien sind zahlreich. Hütten- und Hammerwerke sind überall mit dem Bergbau verbunden; aber die weitere Verarbeitung der Metalle ist für das Bedürfniß des Landes nicht hinreichend. Gewöhnliches Töpfergeschirr wird hinlänglich erzeugt; bemerkenswerth sind die Wasserkrüge aus feinem grauen Thon und die blasigen Trinkgefäße aus Alaunthon, welche einige Orte liefern. Unter mehren Steingutfabriken ist die zu Batiz die vorzüglichste; unter den Glashütten liefern die bei Arpas und Karczesora auch feine und geschliffene Artikel. Auszeichnung verdienen noch die Produkte der hermannstädter Seifensieder und Hutmacher und der kronstädter Holzflaschendrechsler. Der **innere Verkehr** ist ziemlich lebhaft und wird vornehmlich durch Jahr- und Wochenmärkte unterhalten, worunter die zu Hermannstadt, Klausenburg und Kronstadt die wichtigsten sind. Der Verkehr mit Vieh, Butter, Käse rc. ist meist in den Händen walachischer Gebirgsbewohner. Bauholz, Breter, Schindeln rc. verführen besonders die Szekler aus den csiker und haromszeker Stühlen. Der Verkehr mit Industrieerzeugnissen hat seinen Hauptsitz in den sächsischen Gegenden; der eigentliche **Handel** aber ist in den Händen der Griechen und Armenier. Die Ausfuhr besteht in Vieh, Schafwolle, Fellen, Leder, Wein, Salz, gröberen Wollenwaaren, Bergwerksprodukten, Glaswaaren, Töpferwaaren, Papier, Seife und Lichten, Flachs und Wollwaaren, Drechsler- und gröberen Tischlerarbeiten; die Einfuhr in Vieh, Fellen und Häuten, Wein, Wolle, Baumwolle, Wachs, Honig, feinen Tüchern, Woll-, Baumwoll- und Linnenwaaren, feineren Töpfer- und Glaswaaren, Kolonialwaaren, Luxusgegenständen rc. Lebhaft ist endlich der Durchfuhrhandel (meist mit levantischen Erzeugnissen). Die vornehmsten Hauptplätze sind Kronstadt u. Hermannstadt. Die Einfuhr betrug 1856 3,996,183, die Ausfuhr 4,885,871 Gulden. Das Land wird gegenwärtig in allen Richtungen von Post- und Kommercialstraßen durchschnitten. Als Wasserstraßen werden bis jetzt nur die Maros (besonders zum Transport des Steinsalzes nach Arad in Ungarn) u. Szamos benutzt. Im Verkehr gelten neben den wiener Maßen und Gewichten auch noch die alten siebenbürgischen. Für den Volksunterricht ist bei weitem noch nicht hinlänglich gesorgt. Besser steht es mit den höheren Lehranstalten. Die Römischkatholischen haben eine Normalschule in Hermannstadt, 10 Gymnasien, ein bischöfliches Lyceum zu

Karlsburg u. ein akademisches Lyceum zu Klausenburg mit juristischer, chirurgischer und philosophischer Fakultät. Die unirten Griechen besuchen in der Regel die katholischen Schulen und haben überdies noch eine Normalschule, ein Gymnasium und eine theologische Lehranstalt zu Blasendorf. Die Reformirten haben 5 Gymnasien u. 4 (höhere) Kollegien, unter welchen letzteren das vorzüglichste das bethlensche Kollegium zu Nagy-Enyed (mit philosophischen, juridischen und theologischen Studien) ist. Die Lutheraner besitzen außer mehren lateinischen Schulen 5 Gymnasien, bei welchen auch eine philosophische Klasse besteht. Die Unitarier haben ein Kollegium und 3 Gymnasien. In Hermannstadt ist mit dem königlichen Forstinspektorat eine Forstlehranstalt verbunden; Karlsburg hat ein astronomisches Institut. Bemerkenswerth ist der zum Theil unter dem Volke verbreitete Gebrauch der lateinischen Sprache. In kirchlicher Hinsicht genießen die Bekenner der vier sogenannten recipirten, d. h. staatsrechtlich anerkannten Konfessionen vollkommen gleiche staatsbürgerliche Rechte. Diese sind: die römisch-katholische (mit Inbegriff der griechisch- und der armenisch-unirten), die evangelisch-lutherische, die evangelisch-reformirte und die unitarische Kirche. Bloß tolerirte (geduldete) Religionsparteien sind die nichtunirten Griechen und die Juden. Die Katholiken und unirten Armenier haben einen gemeinschaftlichen Bischof in Klausenburg, die unirten Griechen einen eigenen Bischof von Fogaras, der zu Blasendorf residirt; die zahlreichen nichtunirten Griechen einen Vladika oder Bischof in Hermannstadt. Die Reformirten und Lutheraner haben ihre Oberkonsistorien zu Klausenburg und Hermannstadt; die Unitarier erkennen als geistliche Oberbehörde die Generalsynode und das Konsistorium zu Klausenburg an. Die Juden haben im ganzen Lande 7 Synagogen. Früher ward S. nach den Hauptströmen eingetheilt in 1) das Land der Ungarn oder Magyaren im Westen und in der Mitte, $^{7}/_{11}$ des Ganzen umfassend, mit 11 Komitaten und 2 Distrikten (seit 1835 mit 8 Komitaten und einem Distrikt); 2) das Land der Szekler, den gebirgigen Südosten mit einigen kleineren Bezirken in der Mitte, etwa $^{2}/_{11}$ des Ganzen umfassend und in 5 Stühle oder Gerichtsbezirke zerfallend; 3) das Land der Sachsen im Süden und Norden, etwa $^{2}/_{11}$ des Ganzen, mit 9 Stühlen und 2 Distrikten. Seit 1860 (wie schon vor 1849) zerfällt S. 1) in 8 Komitate: Klausenburg, Inner-Szolnok, Dobola, Thorenburg, Kokelburg, Ober- und Unterweißenburg und Hunyad; 2) 5 Stühle der Szekler: Aranyos, Maros, Udvarhely, Csik und Haromszek; 3) 9 sächsische Stühle: Hermannstadt, Mühlenbach, Broos, Reußmarkt, Mediasch, Schäßburg, Großschenk, Leschkirch und Reps; 4) 4 Distrikte: Fogaras, Naszod, Kronstadt und Bistritz.

Geschichte. S. war im Alterthum ein Theil Daciens und wurde 105 n. Chr. von Trajan der römischen Herrschaft unterworfen. Seit 274 verließen die Römer das Land und es brachen über dasselbe die Stämme der Völkerwanderung herein. Es ward fortan nach einander von den Hunnen, Ostgothen, Gepiden, dann von den Bulgaren und Avaren eingenommen. Den Avaren entrissen es im 9. Jahrhundert die mit den Bulgaren verbündeten Petschenegen, die es in 8 Kreise oder Sitze (Szek) theilten. König Stephan I. von Ungarn eroberte das Land, vereinigte es 1003 mit Ungarn und ließ es durch Statthalter (Woiwoden) regieren. König Geisa II. berief 1143, besonders in den entvölkerten südwestlichen Theil des Landes, Deutsche aus Flandern und vom Niederrhein, namentlich aber Bergbaukundige vom Harz und aus Thüringen (Sachsen), räumte ihnen bedeutende Vorrechte ein, ertheilte ihnen eine eigene Nationalverfassung und gab ihnen freies Grundeigenthum. Durch sie erhoben sich die Städte Mediasch, Mühlenbach, Hermannstadt, Schäßburg, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz u. a. m. Die Rechtspflege der Deutschen wurde anfangs an 7 Stühlen oder Gerichtsstätten verwaltet, daher der Name S. Lateinisch wurde es seit dem 12. Jahrhundert Transsylvania genannt, von den ausgedehnten Waldungen, die es von Ungarn scheiden. Der byzantinische Kaiser Manuel besetzte das Land 1167, räumte es aber 1172 in Folge eines Friedens mit den Ungarn wieder. Im Jahre 1240 fiel der Mongolenkhan Kadan in S. ein. Als 1262 das ungarische Reich zwischen dem König Bela IV. und dessen Sohne Stephan getheilt ward, kam S. zu dem Theile Stephans. Derselbe nahm den Titel eines Herzogs von Transsylvanien an, vereinigte aber, als er 1270 König wurde, S. wieder mit Ungarn. Im Jahre 1344 ernannte König Ludwig seinen Bruder Stephan zum Herzog von Transsylvanien. In den Jahren 1421 und 1433 machten die Türken ihre ersten Einfälle in S. Luthers Lehre hatte bereits 1520 in Hermannstadt und anderen Städten Eingang gefunden und wurde namentlich bei den Sachsen vorherrschend. Als 1526 nach König Ludwigs Tode die ungarische Königskrone an den römischen König Ferdinand I. fiel, trat Johann Zapolya als Gegenkönig auf, rief den Beistand des Sultans Soliman an und setzte über S. Stephan Bathori zum Woiwoden, welcher 1527 das Land bis auf Hermannstadt eroberte. Im Jahre 1535 schloß Zapolya einen Vergleich mit Ferdinand I., nach welchem ihm der Titel eines Königs von Ungarn und alle Länder, die er im Besitz hatte, verbleiben, nach seinem Tode aber alle, bis auf S. und Zips, an Ferdinand fallen sollten. Gleichwohl ließ nach Zapolya's Tode 1540 die Königin Elisabeth ihren Sohn, Johann Sigmund, zum König von Ungarn ausrufen. Nach dessen Tode aber wählten 1572 die Stände den Oberhauptmann Johann Bathori zum Fürsten. Als derselbe 1576 zum König von Polen gewählt worden war, trat er die Regierung von S. an seinen Bruder Christoph ab, welcher die Jesuiten einführte und 1582 starb. Sein Sohn, Sigmund Bathori, mußte diese aber auf Antrag der Stände wieder aus dem Lande verweisen. Nachdem er sich mit der Schwester des Kaisers vermählt hatte, trat er diesem 1598 S. gegen Oppeln und Ratibor und ein Jahrgeld von 50,000 Dukaten ab. Bald bemächtigte er sich dann der Regierung wieder, trat jedoch S. ebenso bald an seinen Vetter, den Kardinal und Bischof von Ermeland, Andreas Bathori, ab, der aber von dem Woiwoden Michael von der Walachei 1599 geschlagen und auf der

Flucht ermordet wurde. Da es Sigmund nicht gelang, S. wieder zu erobern, vertauschte er es mit einigen Herrschaften in Böhmen. Darauf stellte sich Stephan Bocskay an die Spitze der Mißvergnügten und wurde von dem Sultan als Fürst von S. bestätigt. Er schloß mit Kaiser Matthias den wiener Frieden (9. Febr. 1606), worin den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert wurde und er selbst als Fürst Oberungarn bis an die Theiß erhielt. Nach seinem Tode (29. Dec. 1606) wählten die Stände den Sigmund Rakoczy und, als dieser wegen Krankheit 1608 abgedankt, Gabriel Bathori zum Fürsten. Zu Denen, die ihm zur Fürstenwürde verholfen hatten, gehörte auch Bethlen Gabor, der aber bald darauf zu den Gegnern des Fürsten übertrat, von den Türken unterstützt und, nachdem Bathori 1613 von mißvergnügten Adeligen ermordet worden war, zum Fürsten von S. erwählt wurde. Er wußte sich nach Innen u. nach Außen in Ansehen zu erhalten, trat dem österreichisch-türkischen Frieden von 1615 bei, benutzte die Waffenruhe, die innere Landesverwaltung zu heben, begünstigte Künste und Wissenschaften, schloß 1620 ein Bündniß mit den protestantischen Ungarn, ging dann zwar 1622 mit dem Kaiser den Frieden von Niklasburg ein, gerirte sich aber dessen ungeachtet wieder als Bundesgenosse der deutschen Protestanten und ward von Ferdinand II. erst durch Abtretung mehrer Gespanschaften zum Frieden bewogen. Er starb 1629, ohne Kinder zu hinterlassen, hatte aber seine Gemahlin, Katharina von Brandenburg, von den Ständen zu seiner Nachfolgerin erwählen lassen, welche den Bruder ihres Gemahls, Stephan Bethlen, zum Statthalter ernannte. Da sie sich jedoch Eingriffe in die Rechte der Stände zu Schulden kommen ließ, wurde sie von denselben der Regierung für verlustig erklärt und statt ihrer 1630 Georg I. Rakoczy zum Fürsten erwählt. Dieser verbündete sich 1644 mit Frankreich u. Schweden gegen den Kaiser, welcher durch Abtretung beträchtlicher Gebiete den Frieden von ihm erkaufte. Ihm folgte 1648 sein Sohn, Georg II., welcher später ein Bündniß mit König Karl Gustav von Schweden gegen Polen schloß und 1657 mit einem Heer von 60,000 Mann dahin aufbrach, auf dem Rückzug aber fast sein ganzes Heer durch einen Ueberfall der Tataren einbüßte. Er hatte darauf mit mehren Rivalen zu kämpfen, welche zum Theil von den Türken unterstützt wurden. Von letzteren bei Klausenburg geschlagen, starb er am 27. Mai 1660 an den erhaltenen Wunden. Die Stände wählten darauf Jakob Kemény zum Fürsten, der aber ebenfalls mit den Türken zu kämpfen hatte, die das Land verheerten und Michael Apafi zum Fürsten einsetzten. Kemény blieb 1662 in der Schlacht bei Schäßburg gegen die Türken. Wiewohl diese 1664 bei St. Gotthard geschlagen worden, erhielten sie doch im Frieden zu Vascar mehre Städte, als Karansebes, Lugos und Warasdin, eingeräumt, wogegen sie Szabolcs, Szathmar, Kallo u. Tokay an Ungarn abtraten. Der Fürst Apafi stand später auf der Seite des Hauptes der ungarischen Mißvergnügten, des Grafen Emmerich Tökely, war aber im Felde nicht glücklich. Nachdem 1683 die Türken bei Wien geschlagen waren, drangen österreichische Truppen in S. ein und zwangen, obgleich sich Apafi 1686 zu einem jährlichen Tribut von 25,000 Dukaten verstand, die Stände, dem Kaiser zu huldigen. Als der Fürst 1688 starb, erkannte der Kaiser Leopold dessen minderjährigen Sohn, Michael Apafi II., als Fürsten von S. an; der Sultan aber sprach diese Würde dem Tökely zu. Derselbe besiegte den kaiserlichen General Heusler und empfing die Huldigung der Stände; aber der Markgraf von Baden vertrieb die Türken 1691, setzte den General Veterani zum Statthalter von S. ein und zwang die Stände, dem Fürsten Apafi zu huldigen. Oesterreich, das schon seit geraumer Zeit nach dem Besitz des Landes strebte, vermochte endlich den Fürsten 1699 (nach dem karlowitzer Frieden) zur Abtretung desselben. Hierauf stellte sich der Fürst Franz Leopold Rakoczy an die Spitze der Unzufriedenen und wurde, während die kaiserliche Kriegsmacht gegen Frankreich beschäftigt war, 1704 von den Landständen zum Fürsten von S. erwählt. Die Stände wurden zwar 1705 durch ein kaiserliches Heer gezwungen, die Wahl für ungültig zu erklären, aber Rakoczy behauptete dennoch bald wieder das Uebergewicht, und erst, als er 1708 bei Trentschin und 1710 bei Rombay geschlagen worden, unterwarfen sich die Siebenbürgen dem Kaiser 1713, worauf S., da Fürst Apafi bereits ohne Nachkommen gestorben war, völliges Eigenthum des Hauses Oesterreich ward. Dem Lande wurde die Erhaltung seiner Verfassung zugesichert, die Landstände sollten ihre Gerechtsame und die Religionsfreiheit ungeschmälert behalten. Noch einmal machten die Türken den Versuch, S. zu erobern, aber sie mußten in dem Frieden zu Passarowitz den 21. Juli 1718 die Herrschaft Oesterreichs über dieses Land anerkennen. Maria Theresia erhob S. 1765 zu einem Großfürstenthum. Als Kaiser Joseph II. durch seine Reformen dem Volke in S. eine freiere Stellung zu verschaffen suchte, erhoben sich die Bauern unter Anführung eines gewissen Horjah zu wildem Aufruhr gegen die Edelleute. Erst gegen Ende 1784 ward man der Empörung Meister, während deren 264 Schlösser der Adeligen in Asche gelegt worden waren. Die nationale und liberale Bewegung, welche sich seit 1825 in Ungarn mächtig zu regen anfing, fand ihren Widerhall auch in S., wo die Regierung in ihren konstitutionswidrigen Maßnahmen immer weiter vorgeschritten war. An der Spitze der Opposition stand hier anfangs der Baron Nikolaus Wesselenyi. Der Reichstag wurde zwar am 6. Febr. 1836 plötzlich aufgelöst und der Erzherzog Ferdinand d'Este zum unumschränkten Landesgouverneur ernannt, auch verlegte man die späteren Reichstage aus dem magyarischen Kolosvar (Klausenburg) in das deutsche Hermannstadt. Nichtsdestoweniger machte die Opposition täglich Fortschritte. Die Brüder Stephan und Karl Zeyk, die Grafen Ladislaus und Dominik Teleky, die Barone Dominik und Dionys Kemény und Andere hielten gleichen Schritt mit der ungarischen Opposition und drangen unablässig auf Realisirung der von Kaiser Leopold I. bei Besitznahme des Landes gemachten Verheißungen. Auf Kemény's Antrag entwarf der Reichstag 1842—43 eine Adresse an den König, in welcher jene Bestimmungen des Diploms aufgezählt wurden, die bisher durch die

Regierung gebrochen worden. Die Oppositionsparteien Ungarns und S.s standen in stetem lebhaften Wechselverkehr. Waren aber die Wünsche und Bestrebungen der liberalen Partei in S. dieselben wie in Ungarn, so waren es auch nicht minder die Hemmnisse, welche deren Realisirung entgegenstanden. Das Grundübel Ungarns, das Polyglottenthum, grassirte auch in S., sogar in noch schärfer ausgeprägten Umrissen. Namentlich waren die Walachen, deren wiederholtes Gesuch, als vierte Nation anerkannt zu werden, 1843 abgewiesen worden war, gegen die Ungarn sehr erbittert, und diese Erbitterung ward durch österreichische Emissäre fleißig genährt, bis sie nach den Märzereignissen 1848 offen hervorbrach. Auf Aufforderung des walachischen Bischofs Saguna versammelten sich am 15. Mai 30 – 40,000 Walachen bei Balassfalva (Blasendorf) und faßten den Beschluß, den Kaiser abermals durch eine Deputation um ihre Anerkennung als vierte Nation zu bitten. Schon schwärmten die Gebildeteren von einem großen dakoromanischen Reiche, und die Volksmassen brüteten Rache gegen die Ungarn. Auch kam es wirklich sehr bald in Topanfalva, Marczfalva und anderen Orten zu blutig-grausamen Thätlichkeiten. Als vollends Feldmarschalllieutenant Puchner, der Kommandirende von S., nach Jellachichs Einfall in Ungarn dem ungarischen Ministerium offen den Gehorsam aufkündigte, organisirten sich die Walachen unter Anführung des Advokaten Janku zu förmlichen Kriegsbanden, deren ausgesprochener Zweck die Unterstützung der Kaiserlichen und die Vernichtung der Ungarn war. Es entbrannte der furchtbarste Racenkrieg, und in Folge desselben war schon gegen Ende 1848 fast ganz S. durch den General Puchner und den Corpsführer Urban der österreichischen Gewalt wieder unterworfen. Aber Bem (s. d.) gewann das Land, wenigstens zum größten Theil, wieder für die ungarische Revolution. Auch den russischen Hülfstruppen, die im Februar 1849 in S. einrückten, gegenüber bedeckte sich Bem mit Ruhm, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 ward S. völlig von Ungarn getrennt, so daß es in die Reihe der selbstständigen Kronlande eintrat und auch diejenigen Komitate, welche 1835 davon abgetrennt und mit Ungarn vereinigt worden waren, nämlich Kraszna, Mittel-Szolnok und Zarand nebst dem Distrikt Kovár, zurückerhielt. Die **siebenbürgische Militärgrenze**, zwischen S. und der Walachei, 104½ □Meilen mit cirka 160,000 Einw., wurde 1851 aufgehoben, indem die beiden Regimentsbezirke derselben der Civilverwaltung überwiesen wurden. Vgl. **Mildenberg**, Handbuch der Geographie und Statistik des Großfürstenthums S., Hermannstadt 1837; **Lenk von Treuenfeld**, S.s geographisches, topographisches *rc.* Lexikon, Wien 1839; **Gebhardi**, Geschichte des Großfürstenthums S., das. 1803; **Scheint**, Das Land und Volk der Szekler, Pesth 1843, 2 Bde.; **Paget**, Hungary and Transsylvania, London 1839, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1845; **Kovary**, Siebenbürgische Alterthümer, Klausenburg 1850; **Derselbe**, Alterthümer des siebenbürgischen Bodens, das. 1853.

Siebengebirge, auf engen Raum (¼ □Meile) zusammengedrängtes, aber durch malerische Formen seiner Berge wie durch den inneren geognostischen Bau interessantes Gebirge am Niederrhein, steigt Godesberg bei Bonn gegenüber unmittelbar über den nur 150 Fuß hohen Rheinspiegel an und erreicht in seinem höchsten Gipfel 1429 Fuß über dem Meere. Es erhebt sich aus einer Einsenkung im rheinischen Schiefergebirge, dessen Thon- und Grauwackeschiefer die Unterlage für die jüngeren Sedimente des Braunkohlengebirgs und mächtige trachytisch-basaltische Tuffe bilden, die sich über ihnen ausbreiten und es zum größeren Theil verdecken, selbst freilich vornehmlich im Norden durch alte Gerölle und Kiesablagerungen verdeckt, die bis 600 F. über dem Meere reichen. Dazwischen und darüber treten Basalt, vornehmlich im Norden, Trachyt, vornehmlich im Süden, hier an der Löwenburg auch Dolorit zu Tage und bilden die Kuppen abgestutzter Kegel, Rücken und Kämme, welche dem S. sein eigenthümliches Gepräge verleihen. Die 7 Höhen, denen das Gebirg seinen Namen verdankt, sind: der **Oelberg** (1479 Fuß), der **Lohrberg** (1355 F.), die **Löwenburg** (1514 F.), der **Nonnenstromberg** (1355 F.), der **Petersberg** (1027 F.), die **Wolkenburg** (1090 F.) und der unmittelbar mit seinen pittoresken Felsen zum Rhein abstürzende **Drachenfels** (1055 F.). Trotz geringen Umfangs und geringer absoluter Höhe imponirt das S. doch durch die malerischen Formen der Berge, von denen der Drachenfels und die Löwenburg mit Burgruinen gekrönt sind, der Petersberg aber eine Wallfahrtskapelle trägt. Den Reisenden ist besonders der Besuch des Pavillons auf dem Ennert über Küdinghoven, Bonn gegenüber, mit seiner reizenden Aussicht, der Klosterruinen am Heisterbach, der Besuch des Oelbergs mit weitem Panorama, das bis Köln, über die Eifel, bis zum Taunus, Westerwald und ins Siegenerland reicht, der Löwenburg, des Honneferthals und des Drachenfels zu empfehlen. Für den Geognosten lohnt sich besonders der Weg durch die Hölle nach Heisterbach und der Besuch des bei Königswinter mündenden Wintermühlenthals bis zum Margarethenkreuz hinauf, dann die Schlucht zwischen Rosenau u. dem Nonnenstromberg und die Steinbrüche am Ofenkuhlenberg, wo der Trachyttuff, bekannt als Backofenstein, feuerfestes Baumaterial zu Backöfen u. dgl. liefert. Vom Braunkohlengebirge findet der Geognost südlich von Oberdollendorf und Heisterbach nur die älteren Glieder: Thone, Sand, quarzitische Sandsteine, Kieselkonglomerate, am Quegstein bei der Wintermühle mit Blattabdrücken. Nördlich von jener Linie breiten sich auch die jüngeren Glieder über dem Konglomerat aus, aufgeschlossen in den Thaleinschnitten und vor Allem durch Bergbau auf Braunkohlen und auf thonigen Sphärosiderit. Berühmt durch ihren Reichthum an Resten von Pflanzen, Insekten, Fischen, Amphibien, auch Säugethieren ist das am Nordwestfuß liegende Rott, wo sie in der Blätterkohle (Dysodil), mit der an Kieselinfusorien reiche Kieselablagerungen: Halbopal, Kieseltuff, Polirschiefer, verknüpft sind, lagern. Die Basalte und Trachyte verbreiten sich auch nach allen Richtungen um das S. Die Basalte, die zum Theil

jünger als die Braunkohle sind, bilden die letzten Eruptivgesteine. Dann folgte eine Zeit der Ruhe, in der sich das hochreichende Gerölle und schließlich das Löß des Rheinthals noch am Fuße und in den Thälern des S.s absetzte. In diese Zeit fällt der letzte vulkanische Ausbruch dieser Gegend, die Bildung des jetzt auf der linken Rheinseite gegenüber liegenden Schlackenkraters des Roderbergs bei Rolandseck. Vgl. Weyden, Das S., Bonn 1846; v. Dechens, Geognostischer Führer durch das S., das. 1861.

Sieben gegen Theben, die sieben Heroen Adrastus, Polynices, Tydeus, Amphiaraus, Capaneus, Hippomedon und Parthenopäus, welche am Zuge gegen Theben Theil nahmen, der von Polynices veranlaßt ward, als dieser, der mit seinem Zwillingsbruder Eteocles nach dem Tode ihres Vaters Oedipus die Herrschaft gemeinschaftlich übernommen hatte, von diesem davon verdrängt worden war. Beide Brüder blieben im Kampfe, und von den übrigen Helden blieb nur Adrast übrig. Den Titel S. g. T. führt eine Tragödie des Aeschylus.

Siebengestirn, s. Plejaden.

Sieben Inseln (S.-I.-Republik), s. v. a. Jonische Inseln.

Siebenjähriger Krieg. Die Hauptveranlassung zu diesem Krieg lag in dem Streben Oesterreichs, das in den schlesischen Kriegen an Friedrich II., König von Preußen, verlorene Schlesien wieder zu gewinnen. Der Kaiserin Maria Theresia traten, wie man sagt, jedesmal Thränen in die Augen, so oft sie einen Schlesier sah. Sie hatte den zehnjährigen Frieden benutzt, um die Kräfte ihres Staats auf alle Weise zu mehren, die Finanzen zu ordnen u. insbesondere das Heer zu verstärken. Dabei sah sie sich mit Erfolg nach Bundesgenossen um. Blickten doch schon seit längerer Zeit manche Mächte mit neidischen Augen auf Friedrich II. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, gegen ihn wegen beißender Witzeleien über ihre Person erbittert, wurde als seine erklärte Feindin leicht von Oesterreich gewonnen. Der Kanzler Bestuschew nährte den Haß der Kaiserin eifrigst und bewirkte selbst den Fall ihres Günstlings Lestocq, indem er diesen als preußisch gesinnt darstellte. Mit Frankreich war zwar Friedrich II. damals noch verbündet und deshalb hatte England, als es 1756 über die amerikanischen Kolonien mit Frankreich in Krieg verwickelt ward, mit der Kaiserin Elisabeth einen Vertrag abgeschlossen, worin sich diese verpflichtete, 50,000 Mann an die preußische Grenze zu schicken, um Frankreich an der Besetzung Hannovers zu hindern, und eine Flotte zur Unterstützung Englands bereit zu halten, gegen ein Subsidie von $^1/_2$ Million Pfund Sterling. Allein dieser Bund blieb ohne Wirkung, da Friedrich den Truppen der Kaiserin Elisabeth den Durchzug durch seine Staaten verweigerte, und Friedrich sagte sich von der ohnehin zweifelhaften Alliance mit Frankreich los, indem er sich um Englands Freundschaft bewarb. Bereits am 16. Juni kam es zu Westmünster zu einem Vertrag zwischen England und Preußen, wonach allen fremden Truppen der Eintritt in Preußen mit vereinter Macht verwehrt werden sollte und Preußen insbesondere den hannöverischen Landen Schutz, England aber dafür Subsidien versprach. Frankreich dagegen, dessen Regentin, die Marquise von Pompadour, sich durch Friedrichs II. Stichelreden verletzt fühlte, neigte sich Oesterreich, seinem Erbfeind, immer mehr zu. Graf Kaunitz, der österreichische Gesandte in Paris, hatte diese Verbindung geschickt und glücklich eingeleitet; sein Nachfolger in der Gesandtschaft, der Graf von Stahremberg, setzte das Begonnene eifrig fort und Maria Theresia selbst ließ sich herab, zur Befriedigung ihres Hasses gegen Friedrich, der Mätresse, die sie als Königin und Frau verachtete, in einem eigenhändigen Schreiben allerlei Artigkeiten zu sagen. Diese, dafür dankbar, stimmte um so mehr nun ihren königlichen Liebhaber für die Alliance mit Oesterreich, wobei ihr der Minister, Kardinal Berwick, freundlich an die Hand ging. So kam denn bereits am 1. Mai 1756 ein Europa in Erstaunen setzendes Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande. Beide Mächte garantirten sich dadurch wechselseitig ihre gesammten europäischen Staaten und versprachen einander für den Fall eines Angriffs ein Hülfsheer von 24,000 Mann. Diesem Bündniß trat Rußland am 22. Dec. 1856 bei. Auch das deutsche Reich, nach der Mehrheit seiner Stände, hielt zur kaiserlichen Partei. Vor Allen war der Kurfürst August III. von Sachsen und König von Polen wegen der im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen heftig gegen Friedrich II. erbittert, und sein Minister, der Graf Brühl, bestärkte ihn auf alle Weise in seinem Hasse. Man beschloß nun, im Frühling 1757 den Krieg zu beginnen. Der Plan war, Friedrich zu irgend einer Feindseligkeit zu reizen, damit die Kaiserin als die Angegriffene erscheine, ihn dann nach Böhmen zu locken, während Sachsen sich vorerst neutral stellen und ihm den Durchmarsch dahin gestatten sollte. Darauf sollte Sachsen ihm den Krieg erklären und, ihm in den Rücken fallend, wo möglich mit Einem Schlage denselben beenden. Im Voraus ward bestimmt, welche Theile jeder der Verbündeten von Friedrichs Ländern erhalten sollte. Friedrich selbst sollte wenigstens wieder zum Kurfürsten von Brandenburg herabgesetzt werden. Derselbe durchschaute aber, als er die Rüstungen Oesterreichs vernahm, wie auch, daß Rußland an der preußischen Grenze und Sachsen bei Pirna Truppen zusammenzögen, sofort den Zweck aller dieser Bewegungen. Auch hatte er, um über die Pläne seiner Gegner völlig ins Klare zu kommen, einen Kanzlisten am dresdner Hofe, Namens Menzel, bestochen. Dieser übersandte ihm Abschriften von der ganzen zwischen Oesterreich, Sachsen und Rußland gegen ihn gepflogenen Korrespondenz. So von allen gegen ihn geschmiedeten Plänen auf das genaueste unterrichtet, beschloß er, nicht erst abzuwarten, bis auch die Russen und Sachsen ihre Rüstungen vollendet hätten, sondern vielmehr durch Zuvorkommen den ganzen Entwurf seiner Feinde zu vereiteln. Daher ließ er schon im Juni 1756 in Wien anfragen, ob die Kriegsrüstungen Ihm gälten. Als man auf diese Frage eine ausweichende Antwort gab, forderte er das Versprechen, daß man weder in diesem, noch im folgenden Jahre ihn angreifen werde. Als ihm dies verweigert wurde, ließ er,

ohne weitere Verhandlung, sowie ohne Kriegserklärung, sein Heer in 3 Kolonnen, welche an der böhmischen Grenze zusammentreffen sollten, in Sachsen einrücken. Dieses Heer, das ungefähr 60,000 Mann zählte, befehligte der König selbst, während eine andere Heeresabtheilung unter dem Marschall Schwerin von Schlesien aus in Böhmen einfallen sollte. Die Preußen erschienen anfangs als Freunde in Sachsen und erklärten, daß sie nur gegen Böhmen und gegen die Oesterreicher marschirten; sie schrieben aber bald hernach Requisitionen aus, erhoben Kontributionen und der König führte sogar in Torgau ein sogenanntes Direktorium ein, welches die sächsischen Landeseinkünfte erheben sollte. Brühl hatte die für das sächsische Heer bestimmten Gelder zum Theil für andere Zwecke verausgabt; die sächsische Armee war auf 17,000 Mann herabgesunken. Sie nahm bei Pirna eine feste Stellung, entbehrte aber des nöthigen Geschützes, sowie hinreichender Munition und Mundvorräthe. Vom 29. August bis zum 12. Sept. (1756) hatten die Preußen ganz Sachsen besetzt, das ganze sächsische Heer, der König, Brühl, der Hof waren in den Befestigungen an der Oberelbe eingeschlossen und Böhmen von der Lausitz her und von Schlesien aus bedroht. Am 9. September zogen die Preußen in Dresden ein, wo die daselbst zurückgebliebene Königin vergebens die Originale der Briefschaften, deren Kopien Friedrich durch Menzel erhalten hatte, zu retten suchte. Auf die Nachricht, daß das bei Kollin gesammelte österreichische Heer aufgebrochen sei, um die bei Pirna eingeschlossenen Sachsen zu retten, folgte Friedrich sofort dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der an der Spitze der zweiten Abtheilung des preußischen Heeres durch Sachsen bereits gegen Böhmen gezogen war. In Böhmen standen 2 österreichische Armeen unter den beiden vorzüglichsten Generälen, die Oesterreich hatte. Bei Königgrätz lag Piccolomini Schwerin gegenüber, der von Schlesien aus nach Böhmen vorgedrungen war. Browne, der die Hauptarmee kommandirte, eilte den Sachsen zu Hülfe und traf in der Nähe von Lowositz (1. Oktober 1756) auf die von Friedrich selbst ihm entgegengeführten Preußen. In diesem Treffen ward der eine Flügel der Oesterreicher geschlagen, der andere zog sich ohne großen Verlust zurück. Nach diesem an sich eben nicht bedeutenden Siege Friedrichs wurden die Sachsen nun enger eingeschlossen; der Mangel an Lebensmitteln erlaubte ihnen nicht, einen zweiten Rettungsversuch von Seiten der Oesterreicher abzuwarten. Sie sahen sich, nachdem sie noch 3 Nächte bei Kälte u. Regen unter freiem Himmel zugebracht hatten, genöthigt, am 14. Oktober eine sehr harte Kapitulation einzugehen. Die Unteroffiziere und Gemeinen wurden ohne Weiteres der preußischen Armee einverleibt; nur die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, während des ganzen Kriegs nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlassen. Das sächsische Land traf nun furchtbarer Druck, Elend und Verwüstung von Freund und Feind. Brühl reiste mit seinem König nach Warschau, wo er, wie bisher in Dresden, prunkte, schwelgte und Schätze sammelte. Der Feldmarschall Schwerin zog sich, nachdem er einige kleine Vortheile erfochten hatte, nach Schlesien zurück. So endete der erste Feldzug glorreich für Friedrich II. Er hatte seine Feinde empfindlich geschwächt und seinen Ruf als Feldherr glänzend bestätigt.

Das Kriegsglück Friedrichs erfüllte seine Feinde mit Bestürzung. Sie rüsteten sich mit aller Macht zu einem neuen Feldzuge gegen ihn. Frankreich versprach auf das heftige Andrängen Maria Theresia's, statt der vertragsmäßigen 24,000 Mann 100,000 Hülfstruppen zu stellen und 12 Millionen jährliche Subsidien zu zahlen. Auch Schweden, der Garant des westphälischen Friedens, erklärte am 21. Mai an Preußen förmlich den Krieg. Bereits am 17. Jan. 1757 war durch förmlichen Beschluß des Reichstags die bewaffnete Hülfe des Reichs zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Kurfürsten von Sachsen zugesagt worden. Der Norden von Deutschland protestirte indeß gegen den Beschluß der Mehrheit des Reichstags, die Regenten von Lippe, Waldeck, Hessen, Braunschweig, Hannover, Gotha fanden es klüger, sich von England für die Truppen bezahlen zu lassen, die sie zum englischen Heer nach Westphalen sendeten, als die Reichssteuer zu bezahlen und ihr Kontingent zu dem Reichsheer zu stellen. Letzteres sammelte sich im März 1757, an 60,000 Mann stark. Endlich sammelte Katharina von Rußland ein Heer von 100,000 Mann, um es gegen Preußen zu senden. Diesen fünf vereinten Mächten, die ihn mit einer Gesammtstärke von 431,000 Mann von verschiedenen Seiten her bedrohten, konnte Friedrich mit aller Anstrengung der Kräfte seines Staats kaum 200,000 Mann eigne Truppen, nächst dem nur noch das aus hannöverischen, braunschweigischen, hessischen und gothaischen Truppen zusammengesetzte Hülfsheer von 40,000 Mann entgegenstellen, das von dem Herzog von Cumberland kommandirt und nur dazu bestimmt war, Hannover zu schützen. Die Feinde Preußens, auf ihre Uebermacht vertrauend, hatten einen neuen Theilungstraktat entworfen. Pommern sollte an Schweden, Preußen an Rußland, Magdeburg und Halberstadt an Sachsen, Schlesien an Oesterreich, die westphälischen Besitzungen an Frankreich fallen. Friedrich II sollte auf die Marken beschränkt werden. Derselbe stand der Kolossalmacht fast isolirt gegenüber, bloß auf seinen Geist und sein kampfgeübtes Heer vertrauend. Schnelle Entscheidung im Felde suchend, warf er sich zunächst den Oesterreichern, als dem gefährlichsten Feind, entgegen. Ende März 1757 eröffneten die preußischen Truppen den zweiten Feldzug. In vier Heereshaufen rückten sie in Böhmen ein. Die Oesterreicher, die unter dem Oberbefehl Kolowrats standen, und deren Hauptheer Browne und Prinz Karl von Lothringen gemeinsam führten, wichen, als Friedrich sie aufsuchte, überall zurück und gaben dadurch Magazine, deren Werth auf Millionen geschätzt wurde, dem Feinde preis. Am 21. April erstürmte der Herzog von Braunschweig-Bevern mit 16,000 Mann ein österreichisches Lager bei Reichenberg, in welchem 20,000 Mann unter Königseck standen. Am 5. Mai 1757 ging Friedrich mit seinem Heere über die Mulde und vereinigte sich in der Nähe von Prag mit dem Corps von

Bevern und Schwerin. Am 6. Mai griff er mit 64,000 Mann die Oesterreicher an, die, 76,000 Mann stark, unter Browne u. Karl von Lothringen wohlverschanzt bei Prag standen, und errang nach mörderischem Kampfe den Sieg, der ihm jedoch 18,000 Mann an Todten u. Verwundeten kostete. Schwerins heldenmüthiger Aufopferung hatte er ihn hauptsächlich zu verdanken. Das geschlagene österreichische Heer zog sich theils auf den von Mähren heranrückenden Feldmarschall Daun zurück, theils warf es sich in die Stadt Prag. 40,000 Oesterreicher unter Prinz Karl wurden hier von Friedrich eingeschlossen. Langsam näherte sich Daun mit 60,000 Mann zum Entsatz Prags. Der Herzog von Braunschweig-Bevern, den Friedrich ihm entgegengestellt hatte, wurde von ihm zurückgedrängt. Nun eilte Friedrich mit 12,000 Mann selbst herbei, vereinigte sich am 15. Juni mit Bevern und griff am 18. Juni mit 32,000 Mann die Oesterreicher an, die auf den Höhen bei Kollin eine ungemein feste Stellung eingenommen hatten. Dieses Mal hatte er aber seinen Feind zu gering geachtet. Siebenmal stürmten die Preußen die verschanzten Höhen; siebenmal wurden sie zurückgeworfen. 12,000 Mann und 43 Kanonen gingen verloren. Es war das erste Treffen, welches Friedrich verlor. Die nächsten Folgen dieser Niederlage waren die Aufhebung der Einschießung von Prag, die Räumung von Böhmen u. beträchtliche Verluste beim Rückzuge, den übrigens der König in meisterhafter Weise nach Sachsen, weniger glücklich sein Bruder Heinrich nach der Lausitz bewerkstelligte. Der Schlag bei Kollin war so hart, daß Friedrich schrieb: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ Aber gleichzeitig trafen ihn noch so viele andere Schläge, daß nach gewöhnlicher Berechnung sein Untergang unvermeidlich schien. Bereits im Frühling 1757 hatte ein französisches Heer von 100,000 Mann unter dem Marschall d'Estrées, von den Niederlanden herziehend, die preußischen Besitzungen in Westphalen, auch Ostfriesland besetzt und war in Hannover und Hessen eingebrochen. Eine Observationsarmee, aus englischen, hannöverischen, braunschweigischen, hessischen und gothaischen Truppen bestehend, unter dem Herzog von Cumberland, stellte sich den Franzosen entgegen, ward aber bei Hastenbeck (26. Juli 1757) geschlagen, worauf der Marschall Richelieu, d'Estrées' Nachfolger, die Eroberung Hannovers und Hessens vollendete und ins Halberstädtische eindrang. Die Observationsarmee, stets zurückweichend, wurde am 8. Sept. zur Kapitulation von Kloster-Seven genöthigt, wonach die hannöverischen Truppen jenseits der Elbe im Lauenburgischen Quartiere nehmen, die übrigen Völker in ihre Heimat zurückgehen sollten. Der Herzog von Richelieu konnte jetzt der Reichsexekutionsarmee, welche unter dem Prinzen von Hildburghausen, vereint mit dem französischen Hülfsheer unter Soubise, gegen Sachsen zog, die Hand reichen. Zum Schutz Magdeburgs war nur ein mäßiger Heerhaufen unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig übrig. Große Gefahr drohte Friedrich auch im Osten und Norden. Ein russisches Heer, 100,000 Mann stark, unter Apraxin und Fermor, war in Preußen eingefallen und drang vor bis Großjägerndorf. Der preußische General Lehwald rückte den Russen mit 24,000 Mann entgegen und griff sie in ihren Verschanzungen bei Großjägerndorf an (30. Aug.), ward aber nach anfänglichem Siege mit einem Verlust von 5700 Mann zum Rückzug genöthigt. Ganz Preußen lag nun dem Feinde offen. Auch die Schweden waren mit 22,000 Mann von Stralsund aus durch Preußisch-Pommern bis in die Uckermark vorgedrungen. Gegen diesen Feind hatte Friedrich keine Truppen übrig. Kaum schien nun noch Rettung für ihn möglich. Er selbst aber, größer als sein Unglück, beschloß zu siegen oder zu sterben. Nur Kühnheit und Schnelligkeit boten noch Aussicht zur Rettung. So eilte er, dem Herzog von Bevern und dem General von Winterfeld die Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien überlassend, nach Thüringen, nahm am 13. September Erfurt ein und ließ am 19. ein 8000 Mann starkes Corps Franzosen unter Soubise durch 1800 Mann unter Seidlitz aus Gotha vertreiben. Mittlerweile hatte der österreichische General Haddick Friedrichs Abwesenheit benutzt, um mit 4000 Mann einen Streifzug nach Berlin zu machen, wo er am 16. Okt. eintraf u. das er brandschatzte, aber schon am folgenden Tag zog er auf die Nachricht, daß Prinz Moritz von Anhalt und Seidlitz sich näherten, eiligst wieder ab. Unterdessen hatte sich ein neues französisches Heer unter dem Herzog von Broglio mit Soubise und der Reichsarmee vereinigt. Diese vereinigte Armee ging Ende Oktober über die Saale und näherte sich Leipzig. Gegen dieselbe brach nun Friedrich mit einem kleinen Häuflein von Erfurt auf u. zog den Prinzen Moritz von Dessau und den Herzog von Braunschweig wieder an sich, so daß seine Streitmacht etwa 22,000 Mann betrug. Damit schlug er die vereinigten 60,000 Mann starken Franzosen und Reichstruppen am 5. Nov. bei Roßbach so entscheidend, daß sich Alles in wilde Flucht auflöste und nur die Nacht das feindliche Heer vom gänzlichen Untergang rettete. Die Preußen hatten in dieser Schlacht, die kaum 1½ Stunden gedauert hatte, nur 91 Todte und 274 Verwundete. Durch diesen überaus glänzenden Sieg gewann Friedrich nicht nur Sachsen wieder, sondern es wandte sich ihm nun auch die öffentliche Meinung wieder zu. Georg II. von England hob schon am 26. Nov. die kloster-sevener Konvention auf und willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preußischer Truppen wieder erneuert und unter den Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gestellt wurde. Von dieser Seite gesichert, brach Friedrich am 12. Nov. von Leipzig nach Schlesien auf. Hier hatte der Herzog von Braunschweig-Bevern, den Friedrich der weit überlegenen österreichischen Macht entgegengestellt hatte, weder Talent, noch hinreichende Zahl an Truppen, um die vereinigten Heere der Kaiserin aufzuhalten. Am 7. Sept. hatte der österreichische General Nadasdy ein preußisches Chor unter Winterfeld, Friedrichs Liebling, der selbst tödtlich verwundet wurde, bei Moys, unweit Görlitz, geschlagen und am 12. Nov. Schweidnitz erobert. Am 22. Nov., als Friedrich eben Görlitz erreicht hatte, ward der Herzog von Bevern aus allen seinen Stellungen

zwischen Lissa und Breslau vertrieben und mußte über die Oder gehen. Der Stern der Preußen schien in Schlesien ganz unterzugehen. Breslau kapitulirte den 24. Nov., Bevern selbst ließ sich, den Unwillen des Königs fürchtend, gefangen nehmen. Die Oesterreicher glaubten schon des Besitzes von Schlesien so sicher zu sein, daß sie ihrer Kaiserin überall huldigen ließen. Siegestrunken nannten sie das kleine Heer, das Friedrich von Görlitz her herbeiführte, die potsdamer Wachtparade. Sofort nach seiner Ankunft in Schlesien zog der König das nach Beverns Gefangennehmung vom General Kyau befehligte Corps an sich (2. Dec.) und griff am 5. Dec. zwischen Leuthen und Lissa mit etwa 33,000 Mann das über 80,000 Mann starke Hauptheer der Oesterreicher unter Daun und dem Herzog Karl von Lothringen an. Die Oesterreicher wurden völlig geschlagen und verloren noch in den folgenden Tagen eine große Zahl an Gefangenen. Kaum 17,000 Mann erreichten die böhmische Grenze. Nach zehntägiger Belagerung fiel Breslau mit 700 Offizieren und 18,000 Mann wieder in preußische Hände und auch Liegnitz kapitulirte am 29. Dec. 1757. Die Oesterreicher hatten in diesen Niederlagen über 40,000 Mann verloren. Friedrich, kurz zuvor dem Untergang so nahe, stand jetzt gefürchteter als je da. Der Eindruck, den das, was Friedrich in den letzten Monaten des Jahres 1757 ausgeführt, in ganz Europa machte, war um so größer, je schneller seine Bewegungen und je überraschender ihr Erfolg gewesen war. Auch die Schweden und Mecklenburger hatten Ursache, ihre übereilte Theilnahme am Bunde gegen Friedrich zu bereuen. Denn nachdem Apraxin, anstatt jenen Sieg bei Großjägerndorf zur Eroberung Preußens zu benutzen, in Folge einer von dem Kanzler Bestuschew gegen den russischen Thronfolger Peter angesponnenen Kabale nach Polen zurückgezogen war und nur noch Memel von 10,000 Russen besetzt blieb, bekam der General Lehwald freie Hand, die Schweden, welche, 22,000 Mann stark, am 13. Sept. die Peene überschritten und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, nach Stralsund und Rügen zurückzutreiben. Das Jahr 1758 begann unter sehr günstigen Aussichten für Friedrich II. Pitt erklärte im Parlament und in den Zeitungen Friedrich für den Helden des Protestantismus und schloß den 11. April 1758 einen Subsidientraktat mit ihm, welcher vom Parlament bestätigt und im folgenden Jahre bis 1761 erneuert wurde. Beide Theile versprachen, einer ohne den anderen keinen Frieden zu machen. Friedrich erhielt alle Jahre 4 Millionen Thaler Subsidien. Die sogenannte alliirte Armee unter Prinz Ferdinand, welche die Franzosen aus Hannover trieb, erhielt Sold von England, und die Engländer versprachen sie mit einer bedeutenden Anzahl ihrer eigenen Truppen zu verstärken. Um die nöthigen Geldmittel zur Fortführung des Kriegs zu erhalten, wählte Friedrich das verzweifelte Mittel einer Verschlechterung der Münzen. Aus den 4 Millionen Thalern gutem Geld, die er von England erhielt, münzte er 10 Millionen schlechtes, und der Jude Ephraim, dem er die sächsischen Münzstätten verpachtet, verfuhr ebenso in Sachsen. In Sachsen erhob er bedeutende Kontributionen, aus Mecklenburg zog er während des Kriegs nach und nach über 17 Millionen Thaler. Bei Eröffnung des dritten Feldzugs wollte Friedrich wieder angriffsweise zu Werke gehen und den Krieg zunächst in die österreichischen Erbländer spielen. Nachdem er am 16. April 1758 Schweidnitz erobert hatte, rückte er in Mähren ein und belagerte Olmütz. Daun hatte unterdessen in Böhmen sein Heer verstärkt und besser gerüstet. Friedrich verlor die Monate Mai und Juni mit der vergeblichen Belagerung von Olmütz. Am 28. Juni erlitt er einen bedeutenden Verlust, indem es dem österreichischen General Laudon, dessen Ruhm seit dieser Zeit mehr und mehr begründet ward, gelang, einen großen Wagenzug, der Alles, was zur Versorgung des Heers vor Olmütz nöthig war, in Friedrichs Lager bringen sollte, aufzuheben. Der Verlust dieses Wagenzugs und die Bewegungen der Russen an der Oder nöthigten Friedrich, die Belagerung aufzugeben und einen sehr gefährlichen Rückzug durch Böhmen nach Schlesien zu unternehmen (Juli 1758). Zu Anfang August erreichte er nach einem trefflich geleiteten Marsch durch Böhmen mit Tausenden von Wägen und mit seiner ganzen Artillerie Schlesien und erfuhr dort, daß die Schweden wieder vorgerückt waren und daß der russische Feldherr Fermor Küstrin bedränge. Die Unternehmungen der Russen und Schweden sollte Daun durch einen Zug nach Sachsen unterstützen, er zögerte aber so lange, bis Friedrich mit den Russen fertig war, und bedrohte dann erst Dresden. Die Russen hatten vom 15.—17. Aug. die Stadt Küstrin zerstört; die Festung aber behauptete sich noch, als der König am 20. August bei Frankfurt eintraf, alle seine Truppen an sich zog und über die Oder ging. Dieser Uebergang nöthigte den russischen General, das Heer, welches Küstrin belagerte, mit dem seinigen wieder zu vereinigen und den Angriff des Königs zu erwarten. Dieser vereinigte sich mit dem Corps des Generals Dohna und griff die 50,000 Mann starken Russen, welche Pommern und die Mark auf fürchterliche Weise verwüstet hatten, am 25. August mit 30,000 Mann bei Zorndorf an, schlug sie und nöthigte sie zum Rückzug nach Polen. Dem General Dohna die Beobachtung der Russen und den Kampf mit den Schweden überlassend, eilte er, unbekümmert um die Reichsarmee, die jetzt Friedrich von Zweibrücken anführte, ohne irgend etwas auszurichten, nach Sachsen, um den Fortschritten der Oesterreicher hier ein Ziel zu setzen. Daun bezog bei Friedrichs Annäherung ein festes Lager bei Stolpen, vermied jeden Kampf, brach erst, als der König nach Zittau, wo die Oesterreicher ihre Hauptmagazine hatten, sich wendete, eilig auf und bezog abermals ein festes Lager bei Löbau. Friedrich folgte und lagerte sich in dessen Nähe bei Hochkirch. Die Unvorsichtigkeit Friedrichs, der hier keinen Angriff besorgte, benutzte Laudon, der ausgezeichnetste General der österreichischen Armee, um ihn am 14. Oktober plötzlich zu überfallen. Es fehlte wenig, daß nicht durch diesen Ueberfall Friedrichs ganzes, 30,000 Mann starkes Heer vernichtet ward. Gepäck und Lager und 100 Kanonen wurden genommen, 9000 Mann, unter ihnen der Marschall Keith, wurden getödtet;

allein man behauptete mit Recht in Preußen, daß der einzige Vortheil, den Daun von diesem Siege gezogen, der geweihte Hut und Degen gewesen sei, den ihm der Papst geschenkt. Während Daun und der Hofkriegsrath mit einander korrespondirten und sich bedachten, was wohl zu thun sein möchte, kam Friedrich der österreichischen Armee auf dem Zuge nach Schlesien zuvor, erreichte Görlitz und ließ seinen Bruder Heinrich in Sachsen zurück. In Schlesien entsetzte er Neisse und Kosel. Daun hatte ihm Laudon nachgeschickt, während er selbst Dresden einzunehmen und ganz Sachsen zu besetzen dachte. Er sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht u. ward zum eiligen Rückzug genöthigt; auch die Reichsarmee war gegen Leipzig u. Torgau nicht glücklicher als Daun gegen Dresden. Als Friedrich am 20. Nov. aus Schlesien nach Sachsen zu rücken befahl, hatte sich Daun schon seit 5 Tagen nach Böhmen zurückgezogen u. die Reichsarmee suchte ihre Winterquartiere in Franken. Gegen die Franzosen hatte indeß Ferdinand von Braunschweig den Krieg mit Geschick und Glück geführt. Nachdem er Harburg, Stade und Lüneburg erobert, war er im December 1757 mit seinem 30,000 Mann starken Corps gegen den fast dreifach überlegenen Feind gezogen, hatte Verden und Hoya genommen, die Franzosen zur Räumung von Bremen genöthigt, die Aller überschritten und in der Gegend von Hannover ein ganzes französisches Regiment gefangen. Der französische Obergeneral, Clermont, der Nachfolger des Marschalls Richelieu, fürchtete nun eine Vereinigung des Prinzen Heinrich mit Ferdinand, räumte Wolfenbüttel, Braunschweig und Hannover und ging bis Wesel über den Rhein zurück. Der Herzog aber folgte ihm über diesen Strom und schlug seinen erbärmlichen Gegner bei Krefeld am 23. Juni mit einem Verlust von 7000 Mann, nahm Düsseldorf und drang bis in die österreichischen Niederlande vor. Der Nachfolger Clermonts, der Marquis von Contades, unterstützt von den Heerhaufen der Feldherren Soubise u. Broglio, nöthigte dagegen Ferdinand auf das rechte Rheinufer zurückzugehen, was vom 8.—10. August in bester Ordnung geschah. Auch errangen die Franzosen unter Soubise, zu dem Contades 20,000 Mann hatte stoßen lassen, bei Lutternberg einen Sieg über den Prinzen Ysenburg. Aber dieser behauptete dennoch Niedersachsen und Westphalen, welches Contades auf Befehl des Kriegsministers Belleisle in eine Wüste verwandeln sollte, und zwang den barbarischen Feind, auf dem linken Rheinufer seine Winterquartiere zu nehmen. So sah sich Friedrich am Ende des Jahres 1758 wieder im Besitze fast aller seiner Staaten und ging als Sieger aus dem ungleichen Kampf hervor. Seine Feinde rüsteten sich aufs Neue gegen ihn. Frankreich und Oesterreich schlossen am 30. December 1758 einen Vertrag, in welchem sie ihr Bündniß vom 1. Mai 1756 erneuerten, und luden sowohl die Kaiserin von Rußland, als die Könige von Schweden und Polen dazu ein. Friedrichs Bundesgenossen blieben außer England nur die kleineren norddeutschen Fürsten. So gut als möglich gerüstet eröffnete Friedrich den vierten Feldzug. Bereits im März 1759 fiel sein Bruder Heinrich in Böhmen ein, erbeutete daselbst große Kriegsvorräthe, wendete sich im Mai nach Franken, verjagte die Reichsarmee, besetzte Bamberg und zerstörte in Franken und der Oberpfalz alle Magazine. Der preußische General Schenkendorf schlug ein österreichisches Corps bei Wolkenstein mit einem Verlust von 60 Offizieren und 3000 Mann. Der General Dohna trieb die Schweden nach Stralsund zurück und hielt auch die Russen eine Zeitlang in Schach. Als aber die letzteren in immer stärkeren Schaaren aus Polen heranrückten und sich der Oder näherten, um sich mit den von der Seite heranziehenden Oesterreichern zu vereinigen, sah sich Dohna zum Rückzug genöthigt. Der König entließ nun diesen vorsichtigen General und übergab dem General Wedell das Kommando an der Oder mit dem gemessenen Befehl, unter jeder Bedingung den Russen ein Treffen zu liefern. Am 23. Juli griff dann auch Wedell die Russen in der Nähe von Züllichau tollkühn an, ward aber bei den Dörfern Palzig und Kai mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen. Hätten nicht die russischen Generäle Soltikow und Fermor auf den Friedrich günstig gesinnten Großfürsten Peter Rücksicht genommen, so würden sie den Sieg lebhafter verfolgt haben, sie zogen aber mit der größten Langsamkeit nach Frankfurt und warteten auf das österreichische Hülfsheer, welches zu ihnen stoßen sollte. Daun hatte inzwischen seine Stellung verlassen und Haddick mit etwa 30,000 Mann abgeschickt, und dieser sollte mit einem Theil dieser Heeresmacht Brandenburg bedrohen, während ein anderer Theil unter Laudon die Russen verstärkte. Die Reichsarmee war unterdeß mit der Eroberung Sachsens beschäftigt. Der König beauftragte seinen Bruder Heinrich, mit einem dem österreichischen Heere unter Daun bei weitem nicht gewachsenen Corps den Feind aufzuhalten; er selbst suchte Haddicks Armee zu erreichen, schlug aber nur eine Abtheilung derselben, die andere (18,000 Mann) unter Laudon vereinigte sich am 7. Aug. mit den Russen. Am 3. Aug. hatte Friedrich Wedells Heer an sich gezogen, am 10. August auch das finksche Corps, das bisher bei Torgau gestanden, am 11. ging er zwischen Küstrin und Lebus über die Oder u. griff schon am 12. mit 40,000 Mann die vereinigte russisch-österreichische 60,000 Mann starke Armee unweit Frankfurt bei Kunersdorf an, erlitt aber eine solche Niederlage, daß man ihn allgemein für ganz verloren hielt. Er hatte 26,000 Mann und alles Geschütz (165 Kanonen) verloren. Sein Heer war völlig zerstreut, er selbst verlor ein Pferd unter dem Leibe und eine Flintenkugel zerschmetterte ein goldenes Etui, das er in seiner Westentasche trug und das ihm das Leben rettete. Laudon, der großen Antheil am Siege hatte, wollte Soltikow bewegen, mit ihm nach Berlin zu ziehen; aber dieser wollte Oesterreich nicht zur Herrschaft über ganz Deutschland verhelfen und verhielt sich bis Ende August unthätig in der Nähe von Frankfurt. Durch die Uneinigkeit der Russen u. Oesterreicher gewann Friedrich Zeit, sein zerstreutes Heer wieder zu sammeln, zu ordnen und zu vermehren. Seine an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geisteskraft zeigte sich nie glänzender als in

diesem Augenblick, wo alle Welt und anfangs er selbst an der Möglichkeit verzweifelte, es mit dem Feinde wieder aufnehmen zu können. Nach langem Zögern schienen sich endlich Daun und Soltikow verständigt zu haben, in Guben hielten sie eine Zusammenkunft und verabredeten sich wegen der Vereinigung ihrer Heere; Prinz Heinrich aber vereitelte durch einen Marsch von Sagan nach Bunzlau den ganzen Plan. Erst in der Mitte September maschirte Soltikow nach Schlesien. Die Russen verwüsteten nach ihrer Weise das Land entsetzlich, konnten oder wollten aber nicht einmal Glogau belagern. Daun hatte damals sein Lager in Teichnitz, er hatte eine Zusammenkunft mit Romanzow und schickte am 15. Sept. eine neue bedeutende Heeresabtheilung zu den Russen, aber diese begnügten sich zu plündern und zu verheeren und zogen um Ende Oktober sengend u. brennend nach Polen. Laudon kehrte höchst erbittert über die Russen nach Teschen zurück. In der Lausitz beschäftigte Prinz Heinrich die Oesterreicher unter Daun. In Schlesien zwang General Fouquet den österreichischen General de Ville zum Rückzug nach Böhmen, während die Generäle Manteuffel und Platen die vorgedrungenen Schweden nach Stralsund zurücktrieben. In Sachsen hatte unterdessen die Reichsarmee in Verbindung mit einem österreichischen Corps ausnahmsweise nicht unbedeutende Erfolge gehabt, Leipzig, Wittenberg, Torgau, selbst Dresden war nach siebenundzwanzigtägiger Blokade von ihr genommen. Auch war Daun wieder in Sachsen eingerückt. Friedrich entsendete die Generäle Fink u. Wedell nach Sachsen; der General Wunsch eroberte Wittenberg u. Torgau (8. Sept.) wieder; er selbst folgte am 13. November nach, erlitt aber einen sehr empfindlichen Verlust. Er hatte den General Fink abgeschickt, um durch Besetzung der Engpässe von Ottendorf und Maxen Daun von Böhmen abzuschneiden. Da aber Fink unglücklicher Weise den Paß bei Dippoldiswalde dabei aufgegeben hatte, wurde er von 40,000 Mann Feinden so eng eingeschlossen, daß er sich mit seiner ganzen Heeresabtheilung gefangen geben mußte (21. Nov.). Neun Generäle und 12,000 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, die ganze Artillerie fiel in die Hände der Feinde. Ungeachtet der Kapitulation bei Maxen und eines Sieges (3. Dec.) über den General Dierke unternahm Daun in dem Winter nichts weiter; Friedrich ergänzte sein Heer wieder und brandschatzte Sachsen furchtbar. Daun, zufrieden, Dresden und die böhmischen Pässe in seiner Gewalt zu haben, ließ seine Leute bis zum Juni (1760) ausruhen. Die Franzosen hatten zu Anfang dieses Feldzugs Frankfurt besetzt und waren in Hessen und in die benachbarten Länder eingedrungen. Der Erbprinz von Braunschweig vertrieb sie aus diesen Gegenden, aber Herzog Ferdinand wurde, als er sie auch aus Frankfurt vertreiben wollte, bei Bergen (20. April) von Broglio geschlagen. Hessen, Kassel, Minden und Münster fielen nun wieder in die Hände der Franzosen. Aber der glorreiche Sieg des Herzogs bei Minden (1. Aug. 1759), den er mit 40,000 Mann gegen 85,000 Mann Franzosen gewann, entriß ihnen wieder ihren Gewinn, um so mehr, da an demselben Tage der Erbprinz von Braunschweig ein französisches Corps unter dem Herzog von Brissac bei Hochfeld an der Weser schlug. Am 2. August fielen Minden, kurz darauf Osnabrück, Paderborn, Bielefeld und mehre andere Städte mit französischen Magazinen in die Hände der Alliirten. Auch Hessen wurde wieder von ihnen besetzt, Münster belagert und am 20. Nov. durch Kapitulation eingenommen. Der Herzog von Würtemberg, der mit 12,000 Mann in Fulda stand, wurde von dem Erbprinzen von Braunschweig an den Main zurückgeworfen, worauf letzterer mit seinem Corps nach Sachsen zu dem Heere Friedrichs eilte. England und Preußen boten noch in diesem Jahr den Frieden an, allein die Unterhandlungen zerschlugen sich. Der neue, fünfte Feldzug, von 1760, begann unglücklich für Friedrich. Der General Laudon griff am 23. Juni 1760 ein preußisches Armeecorps unter Fouquet an und rieb es theils auf, theils nahm er es gefangen. Die Eroberung von Glatz war die Frucht dieses Sieges (26. Juni). Der König, der Dresden belagerte, sah sich genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Die Fortschritte Laudons in Schlesien riefen ihn dahin. Auch Soltikow und Daun bedeckten mit ihren Schaaren das schon so vielfach ausgesogene Land. Zum Glück für Friedrich herrschte Uneinigkeit unter den feindlichen Heerführern. Am 14. August sollte es indeß doch zu einem Hauptangriff auf den König kommen. Dieser aber vereitelte durch einen geschickten Marsch den Angriffsplan und stürzte sich mit Uebermacht auf den in getrennter Stellung bei Liegnitz stehenden Laudon (15. August). Laudon erlitt eine schwere Niederlage, indem er 10,000 Mann und 82 Kanonen verlor, während Friedrich nur 1800 Mann vermißte. Der König war nun wieder überlegen im Felde. Die Russen gingen über die Oder zurück, Breslau war gerettet. Als aber Friedrich sich nach Sachsen zu wenden schien, wo die Preußen von den Reichstruppen bedrängt wurden, ward General Tschernitscheff mit 20,000 Mann nebst einem österreichischen Corps unter Lascy und Brentano eiligst nach Brandenburg entsendet, um einen Handstreich auf Berlin auszuführen. Am 3. Okt. erschien General Tottleben mit der russischen Vorhut vor den Thoren Berlins. Die Stadt, unbefestigt und nur mit 1200 Mann unter General Rochow besetzt, konnte dem Andrang nicht lange widerstehen, sondern kapitulirte. Auf die Nachricht aber von der Annäherung des Königs räumten die Russen und Oesterreicher Berlin schon wieder am 12. Okt., nachdem sie die Stadt gebrandschatzt und die Umgegend verwüstet hatten. Friedrich wandte sich nun nach Sachsen, wo er sich Leipzigs bemächtigte. Daun hatte eine feste Stellung bei Torgau bezogen. Friedrich griff ihn am 8. Nov. hier an und erfocht in dieser blutigsten Schlacht des ganzen Kriegs einen glänzenden Sieg. Ihm selbst hatte sie 10,000 Mann, den Oesterreichern aber das Doppelte gekostet. Während sich nun die Oesterreicher in Unordnung gegen Dresden zurückzogen, gingen die Russen hinter die Weichsel und die Schweden, die überhaupt in diesem Krieg eine klägliche Rolle spielten, nach Stralsund zurück. Kolberg hatten die Russen schon vorher vergeblich belagert.

Friedrich behauptete nicht nur Schlesien (bis auf Glatz), Pommern, Brandenburg, sondern mit Ausnahme Dresdens auch ganz Sachsen. Nicht ganz so glücklich operirten der Herzog und der Erbprinz von Braunschweig gegen die Franzosen. Diese hatten den Feldzug mit 13,000 Mann eröffnet. Herzog Ferdinand stand ihnen mit 70,000 Mann gegenüber. Der Erbprinz von Braunschweig, der die Vorhut befehligte, wurde bei Korbach (9. Juli) geschlagen, errang dagegen am 16. Juli bei Emsdorf einen Sieg über ein französisches Corps, marschirte, um den Krieg nach Frankreich zu spielen, nach Kleve, belagerte Wesel, überschritt den Rhein und lieferte am 16. Oktober bei Kloster-Campen dem überlegenen Feind ein Treffen, worin er ihm einen Verlust von 2800 Mann beibrachte, aber vor der Uebermacht sich doch über den Rhein zurückziehen mußte. Dagegen hatte der Herzog von Braunschweig am 31. Juli die Franzosen bei Marburg an der Diemel mit einem Verlust des Feindes von 5000 Mann und 20 Kanonen geschlagen, ein Vortheil, der freilich durch den an demselben Tage erfolgten Verlust von Kassel wieder aufgehoben wurde. War nun aber auch der Feldzug von 1760 im Ganzen glücklich für Friedrich ausgefallen, so hatte Friedrich doch drei Großmächten gegenüber immer noch einen sehr schweren Stand. Zum Unglück für ihn war am 25. Oktober 1760 der König Georg II. von England gestorben, denn dessen Nachfolger, Georg III., war dem Krieg in Deutschland abgeneigt. Das Bündniß mit Preußen wurde zwar noch nicht aufgehoben, aber die Subsidien blieben aus. In dieser mißlichen Lage beschloß Friedrich in dem sechsten Feldzug, von 1761, mehr sich in der Defensive zu halten. Am 4. Mai brach er mit seinem Heere nach Schlesien auf, während Prinz Heinrich Sachsen zu decken hatte. Es gelang ihm, die Vereinigung der Russen und Oesterreicher eine Zeitlang zu verhindern. Allein bei der fast dreifachen Ueberlegenheit seiner Gegner konnte er doch zuletzt nicht verhüten, daß Laudon am 12. August 1761 den Russen zwischen Jauer und Striegau die Hand reichte. Der russische General Butturlin führte 70,000, Laudon 60,000 Mann. Friedrich hatte ihnen kaum 50,000 Mann entgegenzustellen. Doch gelang es ihm, ein russisches Magazin wegzunehmen. Butturlin, ohnehin mit Laudon entzweit, trennte sich hierauf von den Oesterreichern. Bereits am 13. September ging er über die Oder nach Polen; nur 20,000 Mann unter Tschernitscheff ließ er bei Laudon stehen. Letzterer nahm durch einen glücklichen Ueberfall Schweidnitz ein (1. Oktober), während in Pommern ein neues russisches Heer unter Woronzow die Veste Kolberg belagerte und nach der hartnäckigsten Vertheidigung auch den tapfern Kommandanten Heyden zur Uebergabe zwang (16. Dec. 1761). Sachsen vermochte Prinz Heinrich trotz ansehnlicher Vortheile, die er gegen Daun und die Reichsarmee errang, nur zum Theil zu behaupten. Auch der Herzog von Braunschweig mußte bei der Uebermacht der Franzosen die Belagerung von Kassel aufheben und sich nach Paderborn zurückziehen. Bei Niblinghausen wurde er am 16. Juli von den Marschällen Broglio und Soubise angegriffen, nöthigte aber den weit stärkeren Feind zum Rückzug und zur Räumung Westphalens. Die Lage des Königs ward aber doch nicht günstiger. Seine Armee zählte kaum noch 30,000 Mann, nicht stärker war die Heinrichs. Seine alten erprobten Soldaten, seine besten Generäle waren gefallen, die englischen Hülfsgelder waren zurückgezogen. Friedrich befand sich offenbar in der mißlichsten Lage. Da trat durch den Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (8. Jan. 1762) eine Wendung zu seinen Gunsten ein. Der neue Czar, Peter III., schon lange ein Bewunderer und Verehrer Friedrichs, wurde durch ein verbindliches Schreiben desselben gänzlich für ihn gewonnen. Am 16. März kam es zu Stargard zunächst zu einem Waffenstillstand zwischen beiden Monarchen, am 5. Mai wurde zu Petersburg der Friede abgeschlossen, und schon im Juni 1762 kam ein Allianzvertrag zwischen beiden zu Stande, demzufolge General Tschernitscheff Befehl erhielt, mit seinen 20,000 Mann Laudon zu verlassen und sich mit dem König von Preußen zu vereinigen. Am 22. Mai war auch Schweden durch den Frieden zu Hamburg vom Kriegsschauplatze abgetreten. Kolberg gab Peter III. seinem Verbündeten zurück, und Friedrich hatte nun freiere Hand gegen die Oesterreicher, die Franzosen und die Reichstruppen. Seine Armee ergänzte er allmählig wieder, und so eröffnete er denn mit vollem Vertrauen den siebenten Feldzug, von 1762. Bereits im Frühling nöthigte er, an der Spitze eines überlegenen Heeres von 80,000 Mann, den österreichischen Feldherrn Daun, sich nach Schlesien zurückzuziehen und dem Prinzen Heinrich Sachsen zu überlassen. Während nun aber Friedrich Daun immer mehr in die Enge trieb, schien die Entthronung des Kaisers Peter III. und die Erhebung seiner Gemahlin Katharina II. auf den Thron Friedrich II. neue Verlegenheit bereiten zu müssen. Katharina rief in der That die russischen Truppen aus Schlesien zurück, während sie zugleich in Pommern den Krieg gegen den König erneuern zu wollen schien. Friedrich aber wußte Tschernitscheff zu bewegen, daß er seinen Abzug noch 3 Tage aufschob, stürmte inzwischen das feste Lager Dauns bei Reichenbach (16. August 1762) und eroberte hierauf (9. Oktober) Schweidnitz. Ganz Schlesien, außer Glatz, wohin sich Daun zurückgezogen, war nun wieder im Besitz Friedrichs II. Tschernitscheff mußte sich zwar von den Preußen trennen; allein Katharina II. bestätigte den zwischen Rußland und Preußen am 5. Mai abgeschlossenen Frieden und hielt sich völlig neutral. In Sachsen hatte Prinz Heinrich mehre glückliche Gefechte gegen die österreichischen Generäle Serbelloni u. Haddick bestanden; insbesondere erlitten die Oesterreicher am 29. Oktober 1762 bei Freiberg einen großen Verlust. Der Weg ins Erzgebirge ward nun für die Preußen eröffnet. Die Oesterreicher beeilten sich daher, für den Winter einen Waffenstillstand abzuschließen, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog. Im Westen hatte der Herzog von Braunschweig gegen die Franzosen unter d'Estrées und Soubise mit Glück gestritten. Am 24. Juni hatte er die Franzosen bei Wilhelmsthal überfallen und sie bis unter die Kanonen von Kassel zurückgetrieben. Am 23. Juli schlug er das sächsische Corps unter Prinz Xaver

bei Lutternberg. Zwar gingen die Franzosen wieder zum Angriff über und besetzten am 22. Sept. Amöneburg, aber Kassel mußten sie am 1. Nov. dem Prinzen Friedrich von Braunschweig übergeben. Nun sehnte sich auch Frankreich, durch den langen Krieg erschöpft, nach dem Frieden. Schon am 13. Nov. wurden die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England, das zur See sich ersterem weit überlegen gezeigt und ihm die empfindlichsten Verluste beigebracht hatte, unterzeichnet, und am 10. Februar 1763 wurde zu Paris der Friede zwischen beiden Mächten förmlich abgeschlossen. Die französischen Truppen gingen nun über den Rhein zurück. In Folge davon sahen sich die kleineren deutschen Reichsstände genöthigt, auch ihrerseits Frieden mit Friedrich zu schließen oder doch wenigstens sich neutral zu verhalten. Der General Kleist, der mit 10,000 Mann zu einem Streifzug nach Franken abgesendet worden war, mußte sich zwar vor der durch ein österreichisches Corps verstärkten Reichsarmee nach Sachsen zurückziehen; aber der Kurfürst von Bayern erklärte dennoch seine Neutralität. Dasselbe thaten auch der Kurfürst von Mainz und die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg. Nun sah auch Maria Theresia ein, daß sie Schlesien nicht wieder erobern würde. Nach einigen Vorverhandlungen wurden Friedensunterhandlungen bereits am 31. December 1762 auf dem sächsischen Schlosse Hubertsburg eröffnet. Maria Theresia beanspruchte die Grafschaft Glatz und verlangte, daß die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, welche die jüngere Linie des Hauses Hohenzollern besaß, nach dem Erlöschen dieser Linie nicht mit Preußen vereinigt, sondern wieder einem jüngeren Zweig des Hauses überlassen werden sollten. Allein Friedrich ging hierauf durchaus nicht ein, und so verzichtete Maria Theresia zuletzt auf jene Forderungen, um so mehr, da Friedrich II. in anderen Gegenständen sich ihr willfährig bewies. Ohne fremde Vermittelung kam es daher auch zum Frieden zwischen Preußen und Oesterreich. Diesen Beiden schloß sich sofort auch Sachsen an, indem Friedrich dem Kurfürsten alle eroberten Länder zurückgab. Das deutsche Reich hatte bereits am 11. Februar seine Neutralität erklärt. Am 15. Februar 1763 wurde der hubertsburger Friede von den Betheiligten unterzeichnet. Friedrich hatte durch den siebenjährigen Krieg sich nicht nur den Besitz Schlesiens gesichert, sondern auch Preußen einen Platz unter den Großmächten Europa's errungen. Freilich hatte der schreckliche Krieg Europa mehr als eine Million seiner kräftigsten Männer gekostet, Verwüstung, Noth und Leiden ohne Zahl fast über den ganzen Erdtheil gebracht u. insbesondere Deutschland, und zwar vorzugsweise Preußen u. Sachsen so schwere Wunden geschlagen, daß sie in Jahrzehnten nicht geheilt werden konnten.

Vergl. Deutschland, Geschichte; Preußen, Geschichte; Sachsen, Königreich, Geschichte. Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs haben u. A. bearbeitet: Friedrich II. in der „Historie de la guerre de sept ans"; Lloyd, Geschichte des siebenjährigen Kriegs (deutsch von Tempelhof, Berlin 1794—1801, 6 Bde.); Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, 8. Aufl., das. 1863, 2 Bde.; Mursinna, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, Halle 1789—90, 5 Bändchen; von Retzow, Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs, 2. Aufl., Berl. 1804, 2 Bde.; John, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, Leipzig 1844; Sporschil, Kurzgefaßte Geschichte des siebenjährigen Kriegs, Braunschweig 1845; von Schöning, Der siebenjährige Krieg, Potsdam 1851, 3 Bde.

Siebenlehn, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Gerichtsamt Nossen, an der freiberger Mulde, hat Gerberei, Marktschuhmacherei, Semmelbäckerei, Wachsbleichen und 1841 Einwohner; daran stoßend das Dorf Breitenbach mit Steingutfabrik und 324 Einw.

Siebenpfeiffer, Philipp Jakob, politischer Schriftsteller, geboren am 12. Nov. 1789 zu Lahr, ward 1806 bei der Finanzverwaltung des Breisgaues angestellt, studirte seit 1810 zu Freiburg die Rechte, fungirte sodann als Sekretär bei der Kreisstelle, kam 1814 zu dem österreichischen Generalgouvernement zu Colmar, darauf zur österreichisch-bayerischen Regierung nach Kreuznach, wurde später Kreisdirektorialadjunkt in Trier, 1815 Vorstand der österreichischen Verwaltung von Landau und dem Gebiet an der Lauter, 1818 Landeskommissär zu Homburg in der Rheinpfalz. Seine Redaktion der Zeitschrift „Rheinbayern" machte ihn bei der bayerischen Regierung so mißliebig, daß er als Inspektor des Zuchthauses nach Kaisersheim versetzt werden sollte. Aber S. quittirte den Staatsdienst und setzte jene Zeitschrift nicht nur unter dem Titel „Deutschland" fort, sondern gründete im April 1831 auch den freimüthigen „Westboten", doch ward derselbe schon im nächsten Jahr unterdrückt. Wegen seiner Theilnahme am hambacher Feste mit andern Genossen gefänglich eingezogen, ward er im Juli 1833 zwar vor den Assisen zu Landau freigesprochen, dagegen wegen Schmähung der Beamten von dem Zuchtpolizeigericht im November 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. In der Nacht vom 14.—15. November 1833 entsprang er aus dem Gefängniß zu Frankenthal und begab sich über Frankreich in die Schweiz, wo er an der Universität zu Bern als Professor angestellt wurde. Er † in der Heilanstalt zu Bümplitz bei Bern am 14. Mai 1845.

Siebenschläfer, die sieben Märtyrer Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionysius, Johannes, Serapio und Constantinus, nach der Legende Trabanten des Kaisers Decius, die sich bei der Christenverfolgung unter diesem Kaiser 251 in eine Höhle des cölischen Berges verbargen und, nachdem der Kaiser die Höhle hatte vermauern lassen, in Schlaf verfielen, aus dem sie erst unter Theodosius II. (446) wieder erwachten und dann, nachdem sie vor dem herbeigeeilten Bischof Martin und dem Kaiser selbst das Wunder bezeugt hatten, vom Glorienschein der Heiligkeit umgeben wieder entschliefen. Die Sage, welche weit bis nach Abessinien hin verbreitet ist und uns selbst in einer „Die Höhle" überschriebenen Sure des Koran begegnet, findet sich zuerst in einem Sendschreiben Gregors von Tours an den Bischof Sulpicius von Bourges um 870, dann in den griechischen Menologien und in den „Acta Sanctorum". Auch

in altfranzösischer und altdeutscher Sprache ward die Legende mehrmals bearbeitet; eine gereimte deutsche Bearbeitung, die wohl aus dem 14. Jahrhundert herrührt, gab von Karajan (Heidelberg 1839) heraus. Die katholische Kirche weihte dem Gedächtniß der S. den 27. Juni, die griechische den 4. August als Einmauerungs-, den 22. Oktober als Erweckungstag. Wenn es am 27. Juni regnet, dauert nach dem Volksglauben das Regnen 7 Wochen fort. Die im Volksglauben oft wiederkehrende Sage ist in der Geschichte von den sieben schlafenden Jungfrauen romantisch behandelt. Vergl. Historia sanctorum septem dormientium ex ectypis Musei Victorii, Rom 1741.

Siebenschläfer (Myoxus *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Eichhörnchen, charakterisirt durch den schmalen, mehr mäuse- als eichhornähnlichen Kopf mit spitzer Schnauze u. fast nackten Ohren, den buschigen, gleichmäßig zweizeilig behaarten Schwanz, 4 Zehen und eine kurze Daumenwarze an den Vorderfüßen und 5 Zehen an den Hinterfüßen. Der gemeine S. oder die Rellmaus (M. glis *L.*) hat einen weichen, ziemlich dicken Pelz, der auf der Oberseite bald heller, bald dunkler aschgrau, schwärzlichbraun überflogen, an den Seiten des Leibes etwas lichter und an der Unterseite, sowie an der Innenseite der Beine milchweiß und silberglänzend ist. Der Nasenrücken und ein Theil der Oberlippe zwischen den Schnurren sind graulichbraun, der untere Theil der Schnauze, die Backen und die Kehle bis hinter die Ohren weiß. Um die Augen zieht sich ein dunkelbrauner Ring. Die Länge des Thieres beträgt 11 Zoll, wovon 5 auf den Schwanz kommen. Es ist ein nächtliches Thier Süd- und Osteuropa's, welches sich in Wäldern aufhält, sich von Nüssen, verschiedenerlei Samen und Obst nährt u. einen mehrmonatlichen Winterschlaf hält, auch den Tag über in hohlen Bäumen rc. schläft. Der S. gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und wird bei gutem Futter ungemein fett. Den alten Römern galt er als Leckerbissen und ward deshalb in eigenen Behältern (gliriaria) gemästet. Auch jetzt noch dient er in Italien, Illyrien und Steiermark als schmackhafte Speise. Der Gartenschläfer oder die Eichelmaus (M. nitela *Schrb.*, Mus quercinus *L.*), röthlichbraun, unten weiß, mit an der Wurzelhälfte dichtanliegendem, an der Endhälfte buschig 2zeilig behaartem Schwanz, 8 Zoll lang, wovon 3 Zoll auf den Schwanz kommen, lebt in Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland, Ungarn rc. und richtet in Gärten oft Schaden an. Ihm sehr ähnlich ist der Weinschläfer (M. dryas *Schrb.*), in den Laubwäldern Ungarns und der Wolga. Zu derselben Gattung gehört die Haselmaus (Haselschläfer, M. avellanarius *L.*, M. muscardarius *Schrb.*), einer der zierlichsten Nager. Sie ist ungefähr so groß wie unsere Hausmaus, oben gleichmäßig gelblichroth, unten etwas heller, an Brust und Kehle weiß. Augengegend und Ohren sind hellröthlich, die Oberseite des Schwanzes ist etwas dunkler bräunlichroth, die Füße sind röthlich. Der Pelz ist dicht und glatt anliegend, das Haar mittellang, glänzend und weich. Das Thierchen lebt in Süd-, Mittel-, selten in Nordeuropa, schläft den Tag über in dichten Gebüschen und geht des Nachts seiner Nahrung nach, die vornehmlich in Haselnüssen und Buchecken besteht, und ist leicht zähmbar.

Sieben Weise, sieben Männer des alten Griechenlands, die durch praktische Lebensweisheit unter ihren Zeitgenossen hervorragten. Sie lebten in dem Zeitraume von 620—548 v. Chr. und legten ihre Lehren meist in sinnigen und kurzen Gnomen (gesammelt von Orelli in den „Opuscula graecorum veterum sententiosa et moralia", Leipz. 1810; deutsch von Dilthey, Darmstadt 1835) nieder. Genannt werden als die sieben Weisen gewöhnlich: Cleobulus aus Lindus, Periander aus Korinth, Pittacus von Mytilene, Bias aus Priene, Thales aus Milet, Chilon aus Lacedämon und Solon aus Athen. Doch werden weder ihre Namen, noch ihre Zahl, noch ihre Aussprüche auf übereinstimmende Weise angegeben. Namentlich stellen Einige statt des Periander einen gewissen Myson aus Chenä in die Reihe dieser Männer.

Sieben weisen Meistern, das Buch von den, deutsches Volksbuch, eine Sammlung von 15 kleinen Erzählungen. Der römische Kaiser Pontianus läßt seinen Sohn aus erster Ehe, Diocletianus, von sieben weisen Meistern in den sieben freien Künsten unterrichten. Nach seiner Rückkehr an den Hof findet die zweite Gemahlin des Kaisers Gefallen an ihm; da er ihre Liebesanträge aber zurückweist, so verleumdet sie ihn beim Vater, der siebenmal durch bezugvolle Erzählungen seines Weibes vermocht wird, den Sohn zum Galgen führen zu lassen, aber auch siebenmal sich durch die Gegenerzählung eines der sieben Meister zum Aufschub der Hinrichtung bewegen läßt, bis endlich der Sohn, der durch ein eigenthümliches Verhängniß 7 Tage hat schweigen müssen, den Vater von der Untreue und Falschheit seiner Gattin überzeugt, die dann sammt ihrem Buhlen verbrannt wird. Der Ursprung des Werks, seiner Einkleidung und einiger darin erzählten Geschichten reicht nach Indien zurück, von wo es in die arabische, persische und hebräische Sprache, dann in die griechische unter dem Namen „Syntipas" übergegangen ist. Durch lateinische Umbildungen kam es in die abendländische nationale Literatur. Französische Bearbeitungen, deren eine A. Keller nach einer pariser Handschrift unter dem Titel „Li romans des sept sages" (Tübingen 1836) herausgegeben hat, beginnen zu Anfang des 13. Jahrhunderts. In Deutschland, wohin einzelne Geschichten schon im 14. Jahrhundert Eingang gefunden, wurde das Buch 1412 von Hans von Bühel in poetischer Form bearbeitet; sein Werk „Dyocletianus' Leben" hat A. Keller herausgegeben (Quedlinburg 1841). Das deutsche prosaische Volksbuch, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, ward zuerst im 15. Jahrhundert gedruckt, ohne Ort und Jahr, dann zu Augsburg (1473), Ingolstadt, Straßburg u. öfter. Simrock hat es neuerlich in seiner „Sammlung deutscher Volksbücher" wieder erneuert. Eine hebräische Bearbeitung (Mischle sendebar) erschien deutsch von H. Sengelmann (Halle 1842).

Sieben Wunder der Welt, sieben theils durch Größe, theils durch Pracht ausgezeichnete Bau- und Kunstwerke des Alterthums. Man rechnete

dahin: die ägyptischen Pyramiden, die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesus, die Bildsäule des olympischen Jupiter von Phidias, das Mausoleum, den Koloß von Rhodus und den Pharus zu Alexandria. Diese Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammengesetzt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in der Schrift „De septem mundi miraculis" oder „De septem orbis spectaculis" (bearbeitet von Orelli, Leipz. 1816) beschrieben.

Siebenzig Dolmetscher, die Uebersetzer des Alten Testaments ins Griechische, s. Septuaginta.

Siebold, Gelehrtenfamilie, deren Glieder sich besonders auf dem Gebiet der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe ausgezeichnet haben. Die namhaftesten sind:

1) **Karl Kaspar von S.**, geboren den 4. Nov. 1736 zu Niedeck im Jülichschen, ward Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe zu Würzburg, hob das Studium dieser bisher ziemlich vernachlässigten Fächer wesentlich und erwarb sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Chirurgen seiner Zeit. Er ward 1801 in den Reichsadel erhoben und † den 3. April 1807. Seine 4 Söhne zeichneten sich in denselben Fächern wie der Vater aus, nämlich: **Johann Georg Christoph von S.**, geboren 1767 zu Würzburg, † am 15. Januar 1798 als Professor der Physiologie, Klinik und Geburtshülfe in Würzburg; **Johann Theodor Damian von S.**, † am 6. Dec. 1828 als Medicinaldirektor zu Darmstadt; **Johann Barthel von S.**, geboren 1774, † als Professor der Chirurgie und Oberwundarzt am Juliushospital zu Würzburg am 22. Januar 1814; **Adam Elias von S.**, geboren den 5. März 1775, studirte in Würzburg, Jena und Göttingen, ward 1799 Professor der Medicin zu Würzburg und 1816 zu Berlin, wo er eine Entbindungsanstalt begründete und am 12. Juli 1828 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde" (Nürnberg 1810, 4. Aufl. 1824); „Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenkrankheiten" (Frankfurt 1811, 2 Bde.; 2. Aufl., das. 1821—23); „Lehrbuch der Geburtshülfe" (5. Aufl., Würzburg 1831). Die adoptirte Stieftochter Johann Theodor Damian von S.s, **Marianne Theodore Charlotte Heiland von S.**, geboren den 10. Dec. 1791 zu Heiligenstadt, studirte zu Göttingen, erhielt 1814 die Erlaubniß zur Ausübung der Geburtshülfe, 1817 die Doktorwürde in Gießen und ist seit 1829 mit Doktor Heidenreich in Darmstadt verheirathet.

2) **Philipp Franz von S.**, Sohn von Johann Georg Christoph von S., geboren den 17. Februar 1796 zu Würzburg, widmete sich daselbst dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften und begab sich 1822 als Sanitätsoffizier nach Batavia, wo er im Juni des folgenden Jahres einer nach Japan bestimmten Gesandtschaft beigegeben ward. Anfangs mit seinen Forschungen auf das enge Gebiet der holländischen Faktorei Desima beschränkt, wußte er sich durch seinen Ruf als Arzt und Lehrer bald einen weiten Spielraum zu eröffnen. Im Februar 1826 ging er mit einer Gesandtschaft nach Jeddo, mußte aber mit derselben in Folge eines Verstoßes gegen die japanische Hofsitte von Seiten des Gesandten bald nach Desima zurückkehren. Da er von dem kaiserlichen Astronomen und Oberbibliothekar die Kopie einer Karte Japans angenommen hatte, ward er 1828 in eine Untersuchung verwickelt, die nach Jahresfrist mit seiner Verweisung aus dem Reich endete. Er kam im Juli 1830 wieder in Holland an. Seine naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen wurden dem Museum zu Leyden einverleibt. Außer mehren Abhandlungen über Japan in den „Verhandelingen van het bataviaasch Genootschap" sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Nipon, Archiv zur Beschreibung von Japan" (Leyd. 1832—44); „Fauna Japonica" (mit Temminck, Schlegel und Haan bearbeitet, das. 1833—54, 5 Bde.); „Flora Japonica" (das. 1835—53); „Bibliotheca Japonica" (herausgegeben von Hoffmann, das. 1833—41, 6 Bde.); „Thesaurus linguae Japonicae" (das. 1835—41); „Isagoge in bibliothecam Japonicam" (das. 1841); „Epitome linguae Japonicae" (das. 1853). Auch machte sich S durch Einführung japanischer Kulturpflanzen, wie des Thee's, auf Java verdient, wie er auch viel zur Eröffnung Japans für den Handel leistete. Hierher gehört seine „Urkundliche Darstellung der Beschreibungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans" (Leyden 1854). Später stand S. als Oberst beim Generalstabe im niederländisch-indischen Dienste, wohnte aber seit 1854 meist in Bonn. Er † den 18. Okt. 1866 zu München.

3) **Eduard Kaspar Jakob von S.**, Sohn von Adam Elias von S., geboren den 19. März 1801 zu Würzburg, studirte hier, zu Berlin und Göttingen und kam 1827 als Assistent an die Entbindungsanstalt zu Berlin, deren interimistische Leitung er nach dem Ableben seines Vaters erhielt. Im Jahre 1829 wurde er als Professor der Medicin und Chirurgie nach Marburg, 1833 in derselben Eigenschaft nach Göttingen berufen, wo er den 27. Oktober 1861 †. Er setzte das von seinem Vater 1813 angefangene „Journal für Geburtshülfe ꝛc." fort und schrieb: „Geschichte der Geburtshülfe" (Berlin 1839—45, 2 Bde.); „Lehrbuch der Geburtshülfe" (das. 1841, 2. Aufl. 1854); „Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt" (Göttingen 1842); „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin" (Berlin 1846); „Medicinische Briefe" (das. 1862).

4) **Karl Theodor Ernst von S.**, Bruder des Vorigen, geboren den 15. Februar 1804 zu Würzburg, ward Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen, 1834 zu Königsberg, 1835 Direktor der Hebammen- und Entbindungsanstalt zu Danzig, wo er 1839 zugleich das Stadtphysikat übernahm, 1840 Professor der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde zu Erlangen, 1845 zu Freiburg, 1850 Professor der Physiologie zu Breslau und 1853 Professor der Physiologie und Zoologie und Direktor des zoologisch-zootomischen Kabinets zu München. Außer zahlreichen in Journalen und akademischen Schriften niedergelegten Abhandlungen, zum Theil helminthologischen und entomologischen Inhalts, schrieb er ein treffliches „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der wirbellosen Thiere" (Berlin 1848);

„Observationes de salamandris et tritonibus" (das. 1828); „Beiträge zur Naturgeschichte wirbelloser Thiere" (Danzig 1839); „Ueber Band- u. Blasenwürmer" (Leipzig 1854); „Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen" (das. 1856) und begründete mit Kölliker die „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie".

Siedepunkt, s. Dampf.

Siedlec (Sjedlce), Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, ehemals Hauptstadt der Woiwodschaft Podlachien, Sitz eines katholischen Bischofs, hat ein Gymnasium und 7900 Einw.

Sieg, Nebenfluß des Rhein, entspringt auf dem Westerwalde in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, nimmt die Niester und Agger auf, wird bei Siegburg schiffbar und mündet nach einem Lauf von 17 Meilen unterhalb Bonn in den Rhein.

Siegburg, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Sieg, an der Sieg, hat eine evangelische und katholische Kirche, ein Kloster der Franciskanerinnen, Progymnasium, eine Provinzialirrenanstalt (in den umfangreichen Gebäuden der ehemaligen Benediktinerabtei Michaelisberg), Fabrikation von Tabak, Papier, Wollzeuchen, Posamentierwaaren, Bleicherei, Zeuchdruckerei, Lohgerberei, Ziegelbrennerei, Schifffahrt, Handel und 4208 Einw.

Siegel (sigillum, secretum, signetum), der Abdruck eines Stempels in einer weicheren Masse. Als Stoff gebrauchte man am frühesten wohl das Wachs, anfangs in seiner ursprünglichen Farbe, dann gefärbt. Die Römer bedienten sich des Bleies und überhaupt des Metalls, in der späteren Kaiserzeit selbst des Silbers und Goldes. Ueber die Farbe des Wachses herrschten im Mittelalter besondere Bestimmungen. Nur Kaiser und Könige siegelten, nachdem im 9. und 10. Jahrhundert der Gebrauch des bunten Wachses aufgekommen, roth, verliehen aber das Recht dazu später auch anderen Fürsten und Herren. Des grünen Wachses bedienten sich besonders geistliche Stifter, Klöster und Städte. Der Großmeister des deutschen Ordens, wo er sich nicht des Bleies bediente, des Malteserordens und der Tempelherren, sowie der Patriarch von Jerusalem siegelten mit schwarzem Wachse; Privat- und andere Personen mit gelbem Wachse. Später kam die Oblate als Ersatzmittel des Wachses, noch später das Siegellack (s. d.) auf. Die älteste bekannte mit Siegellack gesiegelte Urkunde ist von 1553. Die auf den S.n dargestellten Gegenstände sind sehr mannichfaltig. Die Alten siegelten mit dem eigenen Kopfbilde oder dem anderer berühmten Personen. Auch Embleme, wie eine Sphinx, wurden hierzu gebraucht. Die deutschen Kaiser im frühen Mittelalter führten ebenfalls ihr Brustbild. Namentlich aber führte man Wappen im S., im Falle der Nichtberechtigung dazu auch ideelle, sowie beliebige Embleme und Figuren, Anfangsbuchstaben der Namen ꝛc. Im Orient zierte man die S. mit Sprüchen aus dem Koran. Die Form der S. ist meist rund, doch kommen auch andere Formen vor. Um das S. vor Verfälschung zu bewahren, wurde auch manchmal ein Gegen- und Sekretsiegel (contrasigillum) auf den Rücken des größeren S.s gedrückt, und dieser kleineren S. bediente man sich später auch bei minder wichtigen Ausfertigungen. Der Zweck der S. bestand ursprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde größere Glaubwürdigkeit erhalten und vor Verfälschung gesichert werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde ein Pergamentstreif durch die Urkunde gezogen, oder die Blätter derselben mit einander verbunden und unten die beiden Enden der Schnur durch ein S. vereinigt, das zu größerer Festigkeit in eine Kapsel von Horn, Holz oder Blech gedrückt war. Diese Siegelkapsel hieß Bulle, und davon führten ganze Urkunden oft den Namen Bullen. Später setzte man die S. unmittelbar neben die Unterschriften auf die Urkunden selbst, wie es jetzt noch gebräuchlich ist. Zum Verschließen der Briefe dienten S. erst später.

Siegelbewahrer (sigilli custos), in manchen Staaten einer der höchsten Staatsbeamten, dem die Aufbewahrung der Staats- und Regentensiegel und die Untersiegelung der Urkunden anvertraut ist. Im deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler die Reichssiegel zu verwahren, die ihm von dem Reichsvicekanzler ausgehändigt wurden. In Frankreich war ursprünglich ebenfalls der Kanzler Bewahrer der Reichssiegel; da aber das Kanzleramt Dem, der damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, so wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein besonderer Garde des sceaux ernannt, der dem Kanzler in Rang gleich stand. Der Großsiegelbewahrer ernannte alle Kanzleibeamten in ganz Frankreich und hatte alle Erlasse im Namen des Königs zu untersiegeln, wobei ihm früher die strengste Verpflichtung oblag, nichts zu besiegeln, was dem Gesetze und dem Rechte zuwider war. Unter Ludwig XVIII. führte den Titel Großsiegelbewahrer der Justizminister. In England ist seit der Königin Elisabeth das Amt des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal) mit dem des Lordkanzlers vereinigt; nur für das kleine königliche Siegel besteht noch ein eigener Beamter (Lord keeper of the privy seal oder Lord privy seal), durch dessen Hände Alles gehen muß, ehe es mit dem großen Siegel bedruckt wird. Außerdem besteht noch ein Handsiegel des Königs (sigul).

Siegelerde, s. Bolus.

Siegelkunde, s. Sphragistik.

Siegellack, gefärbte Harzmischung, welche am Licht leicht schmelzen und brennen, in geeigneter Weise fließen, auf dem Papier gut haften und scharfe Abdrücke geben muß. Das gewöhnliche rothe S. besteht aus Schellack, venetianischem Terpenthin und Zinnober. Für gewöhnlichere Sorten nimmt man französischen Terpenthin, Burgunderharz, Colophonium, Dammarharz ꝛc. Mastix erhöht den Glanz u. gebrannte Magnesia die Farbe des S.s. Packlack färbt man mit Bolus, andere Sorten mit Smalte, Ultramarin, Mineralgelb, Chromgelb, Gold- und Silberflittern. Zum Parfümiren dient Storax, Benzoe, Tolubalsam. Man schmilzt die Harze zusammen, setzt die Farbstoffe und zuletzt die wohlriechenden Harze hinzu und gießt die Masse entweder in messingene, mit Mandelöl ausgeriebene Formen, oder rollt sie auf einer Marmorplatte aus. In letzterem Fall

erhalten die Stangen den Glanz durch Erwärmen über Kohlenfeuer.

Siegelmäßigkeit (jus insigniorum), eigentlich das Recht, Wappen zu führen, Vorrecht des Adels. In Bayern versteht man darunter das Vorrecht des Adels, der Kollegienräthe und aller Offiziere bis zum Kapitän, Verträge unter sich, ohne Zuthun eines Gerichts, gültig aufzunehmen, Pachtbriefe zu fertigen, die Verlassenschaft ihrer Genossen zu konsigniren und zu inventiren, als Testamentsvollstrecker zu handeln, Vormünder zu bestellen, vor Gericht ohne Zuziehung eines Advokaten zu verhandeln und statt bürgerlicher Eide in Civilsachen bloß die Eidesformel zu unterzeichnen.

Siegen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, an der Sieg, Sitz einer Handelskammer, Bankkommandite, eines Gewerberaths, hat eine evangelische und katholische Kirche, ein Schloß, eine Real- und Wiesenbauschule, Leder-, Tuch-, Papier-, Tabaks-, Seife-, Eisen- und Stahlwaaren- und Maschinenfabrikation, Streichgarnmaschinenspinnerei, Baumwoll- und Leinweberei, Bleicherei, Zeugdruckerei, Eisengruben und Eisenhütten und 8260 Einw. S. war ehemals ein Fürstenthum des westphälischen Kreises, das der Linie Nassau-Oranien gehörte und der Nebenlinie Nassau-S. den Namen gab. Nachdem das Fürstenthum schon 1806 an das Großherzogthum Berg gekommen, ward es 1815 Preußen einverleibt.

Siegenbeek, Matthijs, verdienter niederländischer Schriftsteller, geboren den 23. Juni 1774 zu Amsterdam, wurde 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leyden, 1796 Professor der niederländischen Beredtsamkeit, 1799 der holländischen und dann auch der neueren Literatur und vaterländischen Geschichte. Er † 1850. Das in der „Verhandeling over de nederduitsch spelling" (Amsterdam 1805 u. öfter) und dem „Woordenboek voor de nederduitsche spelling" (das. 1805 u. öfter) von ihm aufgestellte System ward die Grundlage der jetzt üblichen Rechtschreibung im Holländischen. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Leerredenen" (1814—20, 2 Bde.); „Beknopte Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde" (1826); „Geschiedenis der Leydsche hoogeschool van hare oprigting tot 1825" (1829 bis 1832, 2 Bde.); „Geschiedenis des Burgerwapening in Nederland" (1831).

Siegesgöttin, s. Victoria.

Siegeszeichen, s. v. a. Trophäen.

Siegfried, deutsche Heldensage, s. Sigfried.

Siegwurz, Pflanzengattung, s. v. a. Gladiolus *L.*

Siel, bei Deichbauten eine kleine, mit Thüren und Klappen versehene Schleuße; insbesondere eine solche unter (in) dem Deiche, mittelst deren man das Wasser, das sich hinter dem Deiche ansammelt, nach Belieben abläßt. In Gegenden, wo solche S.e zur Entwässerung des Landes von großer Bedeutung sind, z. B. in Oldenburg, sind besondere Beamte (Sielgeschworne) zur Beaufsichtigung derselben angestellt. Das durch S.e be- oder entwässerte Land, dessen Besitzer das S. und den dazu gehörigen Deich unterhalten müssen, wird Sielacht genannt.

Sielen, leichte Pferdegeschirre, bei denen die Zugblätter an einem breiten Brustblatt statt an einem Kummet befestigt sind.

Siena, Provinz des Königreichs Italien, ehemals Präfektur des Großherzogthums Toskana, grenzt im Norden an die Provinz Florenz, im Osten an die Provinz Arezzo, im Süden an die Provinz Grosseto und im Westen an die Provinz Pisa u. hat einen Flächenraum von 3793 Quadratkilometer (66,9 geogr. QM.) mit (1862) 193,935 Einwohnern. Das Land ist hügelig, von schönen, fruchtbaren Thälern durchzogen, wird vom Ombrone und Mersa bewässert und von der Eisenbahn von Empoli (Linie Florenz-Livorno) nach Ficulle (Linie nach Rom) durchschnitten. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Abhang eines Hügels in einer fruchtbaren Gegend an der Eisenbahn von Empoli nach Ficulle, ist unregelmäßig gebaut, finster und öde, hat aber prächtige Paläste neben elenden Hütten. In der Mitte der Stadt liegt die große Piazza del Campo mit schönem Brunnen; hier werden Pferderennen und Volksspiele gehalten. Der Palast der Signoria (Stadthaus), 1308 vollendet, in rein gothischem Styl erbaut, enthält treffliche Fresken. Unter den zahlreichen Kirchen (23 Pfarr- und 30 Klosterkirchen) ist die Kathedrale die ausgezeichnetste, ein gothisches Gebäude aus dem 12. Jahrhundert, voll reicher Marmorverzierungen, mit vielen schönen Gemälden und buntem Mosaikfußboden; ferner die Augustinerkirche mit herrlichen Gemälden von Romanelli, Maratta und Perugino, die Dominikanerkirche mit einem Madonnenbild von Guido da Siena, die Kirchen S. Giovanni Batista, San Catarina, die Francisklaner- und Bernhardinerkirche, sämmtlich mit reichen Kunstschätzen. Eine schöne Gemäldesammlung ist im Palast Saracini. Bemerkenswerth sind noch die Paläste Chiggi, Gianelli, Piccolomini, Piccolomini-Bellanti, Elsi, Sandesoni, Azzoni, Tolomei, ein ehemaliger großherzoglicher Palast und 2 Theater, besonders das Opernhaus. S. ist der Sitz eines Erzbischofs, einer 1203 gestifteten, ehemals berühmten, 1848 zu einer Sektion der philosophisch-civilen Wissenschaften herabgesetzten Universität mit Bibliothek und verschiedenen Nebenanstalten, eines erzbischöflichen Seminars, mehrer Kollegien, hat zahlreiche Bibliotheken, verschiedene gelehrte Gesellschaften mit Museen und Sammlungen, ein anatomisches Theater, einen botanischen Garten, zahlreiche Klöster, Fabriken in Wollstoffen, Tuch, Seiden- und Leinenwaaren, Filz- und Strohhüten, Rübenzucker, Wachs &c., Gerbereien, Färbereien, Brennereien, Handel mit Wein, Oel und den genannten Industrieerzeugnissen und (1862) 21,902 Einwohner. In S. wird das reinste und wohlklingendste Italienisch gesprochen. S. hieß bei den Römern Sena Julia und erhielt unter Augustus eine Kolonie (Colonia Senensis). Unter den Longobarden war S. Sitz eines der obersten Beamten (Guastalden), im Mittelalter Hauptstadt eines ansehnlichen, aber durch Parteiungen vielfach zerrissenen Freistaates und das Haupt der ghibellinischen Städte in Mittelitalien; es zählte damals gegen 100,000 Einw. Nachdem es aber durch Cosmus I., Herzog von Florenz und nachmaligen Großherzog von Toskana, seiner republikanischen Freiheiten be-

raubt und 1557 mit Florenz vereinigt worden war, sank es so sehr herab, daß es kaum noch 10,000 Einw. zählte, und nur erst in neuerer Zeit hat es sich wieder etwas gehoben. Im Dec. 1850 wurde die Universität wegen unruhiger Studentenauftritte auf ein Jahr geschlossen. Vergl Romagnoli, Cenni storico-artistici di S., 2. Aufl. 1840.

Sienne, Küstenfluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt im Departement Calvados, fließt nordwestlich in das Departement Manche und fällt dort in die Bai von St. Michel des Kanals (la Manche).

Sieradz (Sjerads), Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, südöstlich von Kalisch, links an der Wartha in sumpfiger Gegend, hat verfallene Festungswerke, ein Dominikanerkloster, Leinen- und Wollzeuchweberei, Gerberei und 5027 Einwohner. Die große, sonst hier befindliche Tuchfabrik ist jetzt in Zintenhoff bei Pernau.

Sierck, Stadt im französischen Departement Mosel, an der Mosel und unweit der belgischen und französischen Grenze, hat ein altes Schloß, bedeutendes Grenzzollbureau, Gerberei, Leinweberei, Fabrikation von kölnischem Wasser und Schuhmacherahlen, Obst- und Weinbau und 2273 Einwohner.

Sierra (span., portug. serra), Säge, dann s. v. a. Gebirgskette.

Sierra Leone (d. h. Löwengebirge), der nördlichste Theil des westafrikanischen Küstenlandes Oberguinea, erstreckt sich längs des atlantischen Oceans in einer Ausdehnung von ungefähr 60 Meilen vom Kap Verga (10° 5′ nördl. Br.) bis zum Kap Mesurado (6° 26′ nördl. Br.) ohne bestimmte Ostgrenze gegen das Binnenland, im Norden von Senegambien, im Süden vom Körnerdistrikt (Pfefferküste) begrenzt. Mit Ausnahme der gleichnamigen Halbinsel, wo der gleichnamige Gebirgszug (von welchem der ganze Distrikt den Namen erhielt) in dem gleichnamigen Vorgebirge bis an das Meer herantritt und dort steil abfällt, ist die Küste flach und sumpfig und steigt erst allmählig bis zum Plateau von Oberguinea an. Längs der Küste ziehen sich zahlreiche Inseln und Sandbänke hin. Das Land ist überaus fruchtbar und reich bewässert, aber noch größtentheils von dichten Waldungen bedeckt. Die bedeutendsten Flüsse sind: Pongas, Sangari, Melacuri, Scarcies, Scherbro und Pisson. Das Klima ist im Allgemeinen tropisch-heiß, an der Küste namentlich für die Europäer sehr ungesund, in den höher gelegenen Theilen aber zuträglicher; zur Regenzeit herrschen häufige Stürme (Tarnados), zu anderen Zeiten weht der Harmattan, ein periodischer heißer Wind, der meist 7 Tage anhält. Hauptprodukte sind treffliche Bau- und Farbehölzer, Reis, Mais, Bataten, Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Tabak ꝛc.; das Thierreich bietet Büffel, Schweine, Schafe, Affen, Elephanten, Antilopen, Papageien, Fasanen, Krokodile, Schlangen, Fische, Austern ꝛc.; das Mineralreich liefert besonders Eisen und auch Gold. Außerdem kommen von hier namentlich noch Häute, Elfenbein und Wachs in den Handel. Die Einwohner sind sämmtlich Neger, ein Gemisch verschiedener, theils eingeborener, theils eingewanderter Stämme. Sie sind theils Mohammedaner, theils Heiden, bilden kleine selbstständige Staaten und treiben Ackerbau, Fischerei und etwas Handel. Nachdem schon die Portugiesen daselbst Niederlassungen angelegt hatten, gründete 1787 die afrikanische Gesellschaft in London auf der Halbinsel die Kolonie S. L., und zwar zu dem Zwecke, dadurch auf die Civilisation der Neger hinzuwirken und den Sklavenhandel in jener Gegend zu verhindern. Um feindliche Angriffe, wie sie die Kolonie 1794 durch eine französische Flotte erfahren, abzuwenden, wurde 1809 die Stadt Kingstown angelegt. Im Jahre 1808 trat die Gesellschaft die Kolonie an die britische Regierung ab, und seitdem dient dieselbe hauptsächlich zur Ansiedelung der in Amerika entlassenen oder von Sklavenschiffen befreiten Neger. Diese Kolonie S. L. umfaßt gegenwärtig einen ungefähr 5 Meilen breiten Küstenstrich mit einem Flächenraum von 22 □Meilen mit 41,624 Einw., meist befreite Neger und nur wenige Weiße und Mulatten. An der Spitze der Verwaltung steht der britische Gouverneur; um Religion und Unterricht haben sich bereits Missionäre, besonders Wesleyaner, vielfache Verdienste erworben. Die bewaffnete Macht besteht aus etwa 600 Negern, welche von englischen Offizieren kommandirt werden, und denen sich ein Milizcorps anschließt. Angebaut wird namentlich Baumwolle; ausgeführt werden besonders Häute, Palmöl, Ingwer, Gummi, Holz, Elfenbein, Wachs und Pfeffer, eingeführt vorzugsweise Lebensmittel und Kleiderstoffe. Der Werth der jährlichen Ausfuhr wird zu 180,000 Pfund Sterling, der der Einfuhr zu 153,000 Pfd. Sterl. angegeben. Die Einnahmen der Kolonie belaufen sich jährlich auf ungefähr 35,000 Pfd. Sterl., ebenso hoch die Ausgaben. Die Hauptstadt ist Freetown, andere Orte sind Regentstown und York.

Sierra Madre, der Gesammtname der verschiedenen Verzweigungen der nordamerikanischen Cordilleren, die, vom Tafellande des Anahuac ausgehend, bis zu 9000 Fuß aufsteigen, sich im inneren Mexiko verbreiten u. nordwestlich in das Felsengebirge übergehen.

Sierra Morena (d. h. schwarzes Gebirge, bei den Alten Montes Mariani), eins der Hauptgebirge Spaniens, der centrale Theil des marianischen Gebirgssystems, erstreckt sich von Osten nach Westen durch die Provinzen Neukastilien, Andalusien und Estremadura ziemlich parallel mit der Küste des mittelländischen Meeres, bildet die Wasserscheide zwischen dem Guadiana und Guadalquivir und tritt gegen Westen in die portugiesische Provinz Alemtejo über. Die S. M. bildet zwar ein zusammenhängendes Ganzes, ist aber durch den Durchbruch von 14 Flüssen in viele Stücke getrennt und zerfällt in 3 Hauptabtheilungen, eine östliche, centrale (vorzugsweise S. M. genannt), und eine westliche. Die östliche Abtheilung, deren Hauptpartie die Felsenberge von Despenaperos bilden, und die centrale S. M. mit ihrem Hauptzuge Caltraveno überschreiten kaum die Höhe von 3000 Fuß; die letztere trennt sich westwärts in 2 Ketten, wovon die nördliche Sierra de los Pedroches, die südliche Sierra de

Cordova genannt wird. Der dritte oder westliche Theil der S. M. ist der höchste und erhebt sich bis zu 5000 Fuß; er bildet eine gewaltige Gebirgsgruppe, die sich nach verschiedenen Seiten hin verzweigt und über 100 □Meilen bedeckt; zu diesem gehören die Sierra de Aracena, der Gebirgsstock des Monte Segura, die Sierra Constantine und die Sierra de Aroche. Die westliche Fortsetzung der S. M., welche nach Portugal übertritt, heißt Serra d'Abeloeira. Das ganze Gebirgsland der S. M. ist auf den Höhen dürr und fast ganz vegetationslos, an den Abhängen waldreich, in den Thälern morastig. Einzelne Theile, besonders die centralen Abtheilungen, enthalten viel Erz, namentlich Blei, Silber und Quecksilber. Ueber den centralen Theil des Gebirgs führt die schöne Kunststraße von Madrid nach Andalusien durch den berühmten Paß Despeña Perros oder Puerto del Rey, eine zwischen wunderbar gestellten Schieferfelsen sich hinwindende Schlucht, sowie über den westlichen Theil eine Straße aus Estremadura von Zafra durch den Paß de Monasterio nach Sevilla. Am Südabhang des centralen Theils, in Andalusien (Provinz Jaen), legte 1767 der Minister Olavides eine deutsche Kolonie mit dem Hauptorte Carolina an.

Sierra Nevada (d. h. Schneegebirge), 1) das höchste Gebirge Spaniens, bildet den centralen Theil der granadinischen Bergterrasse oder des bätischen Gebirgssystems, welches als der vierte Hauptgebirgszug der pyrenäischen Halbinsel den südlichen Theil derselben (Granada) von Ostnordosten nach Westsüdwesten durchzieht u. unweit der Strecke von Gibraltar am mittelländischen Meere ausläuft. Die S. N. erhebt sich von der genannten Terrasse fast isolirt, hat eine Länge von 13½, eine Breite bis zu 5 und einen Umfang von ziemlich 40 Meilen und bedeckt einen Flächenraum von ungefähr 50 □Meilen. Sie zerfällt in eine aus Glimmerschichten zusammengesetzte Hauptkette (die Schieferalpen) und 2 Gruppen von Kalk- und Dolomitmassen (die Kalkalpen), welche sich auf dem Nordwest- und dem Südabhange der Hauptkette emporthürmen. Die Kette der Schieferalpen erreicht in ihrer westlichen Hälfte, wo ihr durchschnittlich 9500 Fuß hoher Kamm sehr schmal ist, ihre höchste Erhebung. Es liegen hier nahe bei einander die erhabensten, meist pyramidal geformten Gipfel u. zwar von Westen nach Osten: der Cerro Caballo (10,000 Fuß), Picacho de Veleta (10,728 F.), Mulahacen (11,000 F.), Alcazaba (10,500) und Cerro de Vacares (10,000 F.) u. a. Dieser höchste Theil ist auf beiden Theilen von tiefen Thälern durchfurcht, in deren Schooß gewöhnlich Alpenseen liegen. Die östliche Hälfte der Hauptkette ist niedriger und erreicht in ihrer höchsten Kuppe, dem Pico de Jerez, nur 9500 Fuß. Von den beiden Gruppen der Kalkalpen ist die nordwestlichste die umfangreichste; diese bildet ein wildes, schroffes, furchtbar zerrissenes Felsengebirge, welches in seinem höchsten Gipfel, dem Cerro Trevenque, bis 7000 Fuß aufsteigt. Die südlichen, durch das tiefe Poqueiratbal in 2 Hälften geschiedenen Kalkalpen erheben sich nur bis zu 5500 Fuß und haben eine viel geringere Ausdehnung. Am meisten verzweigt sich die S. N. nach Süden zu und bildet dort eine große Anzahl von Thälern. Im Allgemeinen zeigt das Gebirge weder die scharf zulaufenden nadelförmigen Gipfel der mitteleuropäischen Uralpen, noch die große Menge hoher Spitzen der Pyrenäen, sondern viele sanft aufsteigende, gewölbte Rücken und am südlichen Abhang meist üppige Vegetation. Der Fuß des Gebirgs ist mit Oel- und Pomeranzenbäumen bepflanzt, dann beginnt der Wein- und höher hinauf der Getreidebau. Die Waldungen auf dem ersten Drittel des Gebirgsabhanges haben einen fast mitteleuropäischen Charakter und bestehen vielfach aus Pappeln, Eschen, Flieder, dazwischen Brombeeren, Weißdorn, wilde Rosen ꝛc. Die Abhänge der Sekundärketten sind mit Eichen bewaldet. Die höheren Partien haben viel steiles, kahles Gebirge. Die Schneegrenze ist im mittleren Durchschnitt nach Norden zu 10,500 Fuß, nach Süden zu 10,900 Fuß. Die S. N. bildet die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des Guadalquivir einerseits und den Küstenflüssen des mittelländischen Meeres andererseits. — 2) (S. N. de California, Kalifornische Seealpen), Gebirgszug an der Westküste von Nordamerika, erstreckt sich mit Gipfeln bis zu 16,000 Fuß von Süden nach Norden durch die Staaten Kalifornien u. Oregon u. geht dort in die Cascade Range über.

Siesta (span. u. ital.), Mittagsruhe, die man in Italien und Spanien in den Stunden hält, wo die Hitze am drückendsten ist.

Sieur (franz.), Herr.

Sieveking, Karl, hanseatischer Staatsmann, geboren den 1. Nov. 1787 zu Hamburg, Sohn George Heinrich S.s († 1799), des Chefs eines durch die Kontinentalsperre zu Grunde gerichteten bedeutenden Handelshauses, studirte zu Heidelberg und Göttingen und habilitirte sich 1812 als Privatdocent zu Göttingen. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über „Geschichte von Florenz" erschienen in den „Schriften der Akademie zu Ham" (Bd. 1, Hamburg 1844). Im März 1823 kehrte er nach Hamburg zurück und ward hier mit einer Sendung an Bernadotte betraut. Nach Hamburgs Fall schloß er sich dem hanseatischen Direktorium an u. brachte während der hundert Tage mit Wellington die Konvention für Hamburg zu Stande. Nachdem er seit Nov. 1819 als Ministerresident in Petersburg thätig gewesen, ward er 1821 zum Syndikus erwählt und vertrat als solcher geraume Zeit seine Vaterstadt beim Bundestage. Er † den 30. Juni 1847. Dem auf seinem Grund und Boden erbauten Rauhen Hause schenkte er viele Theilnahme. Seine Cousine, Amalie S., geboren 1794, † den 1. April 1859 zu Hamburg, hat sich als Vorsteherin eines Frauenvereins zur freiwilligen Krankenpflege und Stifterin eines Seminars für Erzieherinnen und eines Kinderhospitals (Amalienstiftung), sowie durch einige erbauliche Schriften bekannt gemacht. Vergl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben A. S.s, Hamburg 1860.

Sievershausen, kleines Dorf in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg, Amt Burgdorf, mit 300 Einwohnern; hier Schlacht am 9. Juli 1553 zwischen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und dem Kurfürsten

Moritz von Sachsen, in welcher der letztere zwar den Sieg davontrug, aber tödtlich verwundet ward. Am Jahrestage der Schlacht 1853 ward ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Sieversia *Willd.*, Pflanzengattung aus der Familie der Potentilleen, aus einigen Arten der Gattung Geum *L.* gebildet, nur durch den geraden Griffel von jener unterschieden, wovon S. montana *Willd.*, Geum montanum *L.*, Bergnelkenwurz, Bergbenediktwurz, in Europa, auf Wiesen und Triften der Alpen u. Voralpen, ausdauernd, wegen der Wurzel, Radix Caryophyllatae montanae, bemerkenswerth ist, indem dieselbe ganz dieselben Eigenschaften wie die Nelkenwurz, Geum urbanum *L.*, nur in einem höheren Grade hat, weshalb sie von den Alpenbewohnern sehr häufig als tonisches, bitteres Mittel angewandt wird. Das Gleiche gilt von S. reptans *Spr.*, Geum reptans *L.*, auf den höchsten Alpen ausdauernd.

Sieyès, Emanuel Josephe, französischer Publicist und Staatsmann aus der Zeit der Revolution, geboren am 3. Mai 1748 zu Fréjus, bildete sich auf dem Seminar St.-Sulpice zu Paris für den geistlichen Stand aus, ward Kanonikus in der Bretagne, dann Generalvikar des Bischofs von Chartres, hierauf Mitglied der Chambre supérieure des französischen Klerus. Im Jahre 1788 wohnte er als Abgeordneter seines Standes zu Orléans der Provinzialversammlung bei. Mehre seiner auf die Zeitfragen bezügliche Broschüren, darunter der „Essai sur les privilèges" und das Pamphlet „Qu'est-ce que le tiers-état" (Jan. 1789), übten eine gewaltige Wirkung auf die Menge aus. Von der pariser Gemeinde in die Nationalversammlung gesandt, gewann er hier, obschon kein ausgezeichneter Redner, einen bedeutenden Einfluß. Er wirkte für die Vereinigung der 3 Stände und redigirte im Ballhaus den berühmten Eid, durch welchen die Deputirten am 20. Juni 1789 alle bis auf einen schworen, sich nicht eher wieder zu trennen, als bis sie Frankreich eine Konstitution gegeben hätten. S.' Schrift „Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen" (im Juli 1789) war der Vorläufer der Erklärung der Menschenrechte. Nicht minder wirksam zeigte sich S. für die Reorganisation der Rechtspflege und Verwaltung und für die Eintheilung Frankreichs in Departements. Den Antrag, konstitutioneller Bischof von Paris zu werden, wies er zurück. Bei der Aburtheilung Ludwigs XVI. stimmte er einfach für den Tod des Königs, nachdem er vom Departement Sarthe in den Konvent gewählt worden war. In der Schreckenszeit verhielt er sich ziemlich passiv. Nach dem Falle Robespierre's schrieb er, als Rechtfertigung seines bisherigen Verhaltens, die „Notice". Eine Mitwirkung am Verfassungswerk des Jahres III verweigerte er; ebenso wenig trat er in das Direktorium. Dagegen ließ er sich in den Rath der Fünfhundert wählen. Ein vom Abbé Poulle gegen ihn versuchter Meuchelmord hatte bloß eine Verwundung an der Hand und an der Brust zur Folge. Im Jahre 1798 als bevollmächtigter Minister nach Berlin gesandt, entfaltete S. hier eine große diplomatische Gewandtheit. Nach seiner Rückkunft trat er für Rewbell ins Ministerium, aber nur, um das Direktorium vollends zu stürzen. Gegen Bonaparte mißtrauisch, bewies S. gleichwohl bei dem Verfassungsumsturz vom 18. Brumaire zu dessen Gunsten ungewöhnliche Energie. Aber über die neue Verfassung konnten sich S. und Bonaparte nicht vereinbaren. Vom Konstitutionsentwurf S.', welchen Mignet in seiner „Histoire de la révolution" mittheilt, ward Einiges in die konsularische Konstitution des Jahres VIII aufgenommen. Nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire ließ sich S. vom ersten Konsul dem Senat einverleiben, und später nahm er von Napoleon I. die einträgliche Staatsdomäne Crosne an. Auch erhielt er den Grafentitel und fungirte auf kurze Zeit als Präsident des Senats. Der Umstand, daß S. während der hundert Tage in die Pairskammer trat, hatte nach der Restauration seine Verbannung als Régicide zur Folge. Er begab sich nach Brüssel und kehrte von da erst nach der Revolution von 1830 nach Paris zurück, wo er Mitglied der französischen Akademie wurde und am 20. Juni 1836 †. Vgl. Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de S., Paris 1836.

Sifanto (das alte Siphnos), Insel im ägäischen Meere, zur griechischen Nomarchie der Cykladen gehörig, nordöstlich von Milo, 1,75 □Meilen groß, ist gebirgig, hat fruchtbare Thäler und ein schönes gesundes Klima, producirt Getreide, Baumwolle, Seide, Südfrüchte 2c. u. hat gegen 6000 Einwohner. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Verfertigung von Thonwaaren, Baumwoll- und Leinenzeuchen und Strohhüten. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Ostküste, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein Schloß, einen Hafen und 1000 Einwohner.

Sigalon, Xavier, französischer Historienmaler, geboren 1790 zu Uzès in den Cevennen, kam 1820 nach Paris ins Atelier Guerins, wo er sich bald von den Traditionen der klassischen Schule frei machte und sich zu einem kräftigen Naturalismus emporarbeitete. Sein erstes, jetzt im Louvre befindliches Bild, die Courtisane, welche einem jungen Menschen einen Brief zusteckt, machte seinen Namen rasch bekannt. Das Bild der Locusta, das er 1824 zur Ausstellung brachte, veranlaßte lange und heftige Debatten zwischen den damaligen Klassikern und Romantikern. Im Jahre 1827 trat S. mit der „Athalia" auf, einer großen Komposition von zwar grauenvoller, aber nicht unschöner Lebenswahrheit, jetzt im Museum zu Nantes. Nach der Julirevolution malte er im Auftrag der neuen Regierung einen heiligen Hieronymus, eine Kreuzigung und den Täufer Johannes. Im Auftrag Thiers' fertigte er in Rom eine Kopie des jüngsten Gerichts von Michel Angelo (jetzt in der Ecole des beaux arts zu Paris). Auch die Propheten und Sibyllen der Sixtina hatte er zu kopiren begonnen, als ihn den 10. Aug. 1837 die Cholera dahinraffte.

Sigambri, germanisches Volk, wohnte am Rhein zu beiden Seiten der Ruhr, machte schon zu Cäsars Zeit Einfälle in Gallien, wurde aber von Drusus 12 v. Chr. zur Ruhe gebracht und von Tiberius zum Theil (40,000) an das linke Rheinufer verpflanzt, wo es unter dem Namen Gugerner auftrat. Später werden die S. im großen Bund der Franken genannt.

Sigebert von Glembours (Sigebertus Gemblacensis), Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, geboren um 1030 in Brabant, trat 1048 in das Kloster Gemblours und folgte 1050 einem Ruf an die Klosterschule des heiligen Vincenz nach Metz, wo er am 5. Okt. 1112 †. Sein „Chronicon", welches den Zeitraum von 381 bis 1112 und neben Irrthümlichem auch vieles Wichtige enthält, wurde von dem Abt Anselmus zu Gemblours (1113—37), Robertus de Torinneio und drei Anderen fortgesetzt. Es findet sich sammt den Fortsetzungen gedruckt bei Pistorius in den „Scriptores rerum germanicarum", Band 1.

Sigel, Franz, nordamerikanischer General, geboren den 18. Nov. 1824 zu Sinsheim in Baden, besuchte bis 1840 das Gymnasium zu Bruchsal, dann die Kriegsschule in Karlsruhe und trat 1844 als Lieutenant in die badische Infanterie, nahm aber 1847 seinen Abschied, um zu Heidelberg die Rechte zu studiren. Er betheiligte sich im folgenden Jahre an der Revolution im badischen Oberlande und ward beim Wiederausbruch der Bewegung in Baden am 18. Mai von der provisorischen Regierung zum Kriegsminister und Kommandanten der Insurrektionsarmee ernannt. In Folge seiner Niederlage durch die Hessen-Darmstädter bei Laudenbach (30. Mai) wieder abgesetzt, diente er nun unter Mieroslawski, befehligte bei Waghäusel den rechten, bei Sinsheim, Durlach und Steinmauern den linken Flügel und leitete nach Mieroslawski's Rücktritt (10. Juli) den Rückzug der Revolutionstruppen nach der Schweiz, wo er sodann mehre Jahre lebte. Im Jahre 1851 ging er nach Newyork, wo er kaufmännische Geschäfte trieb, dann als Lehrer nach St. Louis. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen den Süd- und Nordstaaten 1861 warb er für letztere eine deutsche Freiwilligenlegion, ward von derselben zum Oberst ernannt und focht mit ihr unter General Lyon in Missouri. Nachdem derselbe am 10. August bei Wilsons Creek gefallen, rückte er in seine Stelle auf und führte die Armee in das westliche Missouri zurück, drang aber dann wieder in den südlichen Theil dieses Landes vor und siegte bei Lexington und Milford. Vom 6.—9. März 1862 focht er als Brigadekommandant mit Auszeichnung bei Pea-Ridge in Arkansas und ward hierauf zum Generalmajor befördert. Nach kurzem Verweilen in St. Louis erhielt er das Kommando der bei Harper's Ferry am Potomac stehenden Reserve und Ende Juni an Fremonts Stelle das des zweiten Armeecorps der Virginiaarmee unter Pope, deren Avantgarde im Shenandoahthale er befehligte. Am 15. Mai 1864 erlitt er hier bei New-Market eine Niederlage und mußte sich von da zurückziehen.

Sigeum Promontorium (lat.), Vorgebirge in Troas, die Nordwestspitze von Asien am Eingange des Hellespontus, jetzt Jenischeer. An dem Vorgebirge lag die gleichnamige Stadt. Berühmt ist noch die sigeische Inschrift, an einer hermetischen Säule ohne Kopf, die bustrophedon, d. i. abwechselnd links und rechts laufend, geschrieben ist und sich auf ein den Bewohnern von S. gewidmetes Weihgeschenk bezieht. Sie ist kopirt und erläutert von Böckh im „Corpus inscriptionum graecarum" (Bd. 1, Berl. 1828).

Sigfried (hochaltdeutsch Sigefrid, nordisch Sigurd), Held der altdeutschen Sage, der Sohn Sigmunds, aus dem Geschlecht der Welsunger (nordisch Völsungar), das von Odin selbst abstammte. Mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wurde er von dem weisen und kunstreichen Zwerg Regino (d. i. Rathgeber) erzogen, der ihm ein Roß verschaffte u. ein Schwert schmiedete, mit dem S. einen Amboß spalten konnte. So ausgerüstet und aufgereizt durch Regino, zog er aus, das verderbenschwangere Gold der Nibelungen, das von dem Drachen Fafnir gehütet ward, zu erwerben. S. erschlug nach nordischer Erzählung den Drachen auf der Gnitaheide in Westphalen, daher sein nordischer Beiname Fafnirsbani, d. i. Fafnirstödter; er erschlug aber auch den Regino, der selbst nach dem Hort trachtete. Das Drachenblut, von dem er trank, vermehrte noch seine Kraft oder schützte seinen Leib vor Wunden, das Gold und zumal der Ring machte ihn unermeßlich reich; die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln; auch das Schwert Balmung lag nach der deutschen Sage beim Hort. Aber der Besitz des Goldes gab ihn auch in die Knechtschaft der Nibelungen und weihte ihn dem Verderben. Er verlobte sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild; sein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungen König, freite aber selbst um sie, u. S. gewann sie unter dem Schutze der Tarnkappe für Günther und nahm sich selbst ein anderes Weib, Kriemhild (nach der altnordischen Sage Gudrun), die Schwester Günthers. Der Zank der beiden Königinnen um den Vorzug ihrer Männer veranlaßte Kriemhild, den Betrug zu entdecken, worauf Brunhild den S. durch Hagano (Hagen) ermorden ließ und sich dann selbst tödtete. So waren Alle, die an dem Schatze Theil hatten, vernichtet, und dieser fiel an seine ursprünglichen Herren zurück, die ihn in den Rhein versenkten. Dies die Grundzüge der ächten alten Sage, wie sie Lachmann zusammengestellt hat. Am einfachsten und reinsten spricht sich die Sage in den Liedern der Edda aus; doch haben es Grimms Forschungen fast als unzweifelhaft erwiesen, daß der Grundstoff jener eddischen Lieder selbst deutsch und aus Deutschland, wahrscheinlich in Liedern, die in der Darstellungsweise den eddischen ähnlich waren, nach dem Norden (vielleicht um das Ende des 5. Jahrhunderts) gekommen ist, wo sich ihm die Sage vom gothischen Ermanrich anlehnte. Zur Heldensage hat sich die Sage von S. etwa im 7. Jahrhundert umgewandelt, und zwar als Eigenthum der Franken am Niederrhein; mit ihr verschmolz, gewiß schon vor dem Anfang des 9. Jahrhunderts, die Sage vom Untergange des burgundischen Königs Günther durch den hunnischen Attila, und erst mit diesem letztern hat sich auch die Sage vom ostgothischen Dietrich eingemischt. So mit anderen Sagen zusammengestoßen, bildet die Sigfriedssage, deren Gestaltung auch noch fortan mannichfachen Einwirkungen unterworfen war, den Inhalt des Nibelungenliedes (s. d.), neben dem das deutsche Lied „Vom hörnin Sigfried" als poetische Bearbeitung der Sage auftritt (s. Hörnen Sigfried). Eine historische Deutung der Sage

ist neuerlich mehrfach versucht worden. So hat Mone („Quellen und Forschungen rc.", Bd. 1, 1830) in ihr ein Konglomerat von Erzählungen über Arminius und Civilis u. die Ueberwältigung der Briten durch den angelsächsischen Hengist finden wollen, während Giesebrecht (in dem „Jahrbuch der berliner Gesellschaft für deutsche Sprache", Bd. 2, 1836) sie den Nachklang alter Lieder auf Arminius nennt und nach E. Rückert („Oberon von Mons u. die Pipine von Nivella", Leipz. 1836) sie die dichterische Darstellung der Schicksale des austrasischen Königs Sigbert ist, der 575 auf Fredegundens Betrieb ermordet worden sein soll. Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Bd. 1, S. 48 ff.; W. Grimm, Deutsche Heldensage, 1829; Lachmann, Kritik der Sage von den Nibelungen, 1830; Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage, 1841; Derselbe, Sigfried und Freyr, in Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. 3, 1843.

Sigillata terra (lat.), s. v. a. Siegelerde.

Sigillum (lat.), Siegel.

Sigismund, s. Sigmund.

Sigmaringen, Hauptstadt des früheren Fürstenthums Hohenzollern-Sigmaringen (s. Hohenzollern), an der Donau, jetzt Sitz der preußischen Regierung für die hohenzollernschen Lande, hat ein malerisch gelegenes Residenzschloß mit werthvollen Sammlungen von Gemälden, Skulpturen, Waffen und Alterthümern, ein Prinzenpalais, ein ehemaliges Ständehaus, eine schöne katholische Kirche, ein Theater, Landeshospital, Irrenhaus und Kloster der barmherzigen Schwestern und 2659 Einwohner, deren Hauptnahrungszweig Ackerbau ist. In der Nähe das Jagdschloß Josephslust mit großem, an Edelwild reichem Thiergarten. In dem Gebäude des ehemaligen Nonnenklosters Hedingen ist ein Gymnasium und in der dazu gehörigen Kirche die Fürstengruft.

Sigmund (Sigismund), 1) deutscher Kaiser, zweiter Sohn Kaisers Karl IV. von dessen Gemahlin Elisabeth von Pommern, geboren 1368, erhielt 1378 beim Tode seines Vaters die Markgrafschaft Brandenburg. Obschon ihm seine Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, die Erbfolge in diesen beiden Ländern in Aussicht stellte, so erkoren 1383 nach Ludwigs Hintritt die Polen dennoch als ihre Königin Hedwig, die Schwester Mariens, während in Ungarn sich 1385 Karl von Durazzo der Regierung bemächtigte. Erst nach der Ermordung des letzteren kam Maria in Ungarn auf den Thron, ward aber, da die Ungarn ihrer Vermählung mit S. abgeneigt waren, vom Ban von Kroatien gefangen genommen. S. befreite sie jedoch wieder, vermählte sich mit ihr und ward 1387 zum König von Ungarn gekrönt. Sein Zug gegen den widerspenstigen Woiwoden der Walachei verwickelte ihn in einen Krieg mit den Türken, zu dessen Kostendeckung er 1388 die Alt- und Kurmark seinem Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Obwohl von den deutschen Fürsten und der französischen Ritterschaft unterstützt, focht S. doch unglücklich und wurde 1392 von Bajazet bei Nikopolis so vollständig besiegt, daß er nach Griechenland fliehen mußte. Während seiner Abwesenheit starb seine Gemahlin, und nach seiner Rückkehr nach Ungarn ward er abgesetzt und 1401 gefangen gesetzt. Er entkam jedoch aus dem Gefängnisse, eilte nach Böhmen, verkaufte die unterdessen von seinem Bruder Johann geerbte Neumark an den deutschen Ritterorden und brachte von dem dadurch erworbenen Gelde ein Heer zusammen, vermittelst dessen er sich Ungarn wieder unterwarf. Nach dem Tode Kaiser Ruprechts von der Pfalz (1410) bewarb sich S. um die deutsche Kaiserkrone. Sein Nebenbuhler war Jobst von Mähren. Zwar erhielten Beide bei der Wahl gleiche Stimmen, allein der Tod Jobsts im folgenden Jahre gewann S. auch die übrigen Stimmen. Als König von Ungarn in einen Krieg mit Venedig verwickelt, erschien S. 1414 in Deutschland und wurde zu Aachen gekrönt. Zur Beseitigung der Kirchenspaltung veranstaltete er das Koncil zu Konstanz (s. d.), auf welches auch Huß vorgeladen war. S. hatte demselben sicheres Geleit zugesagt, war aber schwach genug, sich einreden zu lassen, daß er dem Ketzer sein kaiserliches Wort nicht zu halten brauche, und erlaubte die Gefangennahme Huß'. Die Verbrennung desselben hatte den Hussitenkrieg zur Folge, der dem Kaiser fast seine ganze Regierungszeit hindurch viel zu schaffen machte (s. Hussiten und Hussitenkriege). In Folge seiner häufigen Reisen oft in Geldverlegenheit, verpfändete S. 1417 die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das luxemburgische Haus gekommen war, sammt der dazu gehörigen Kurstimme u. dem Erzkämmereramte an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, gegen 400,000 Goldgulden, die letzterer ihm bei verschiedenen Gelegenheiten geliehen hatte, wodurch dem Hause Hohenzollern der Besitz Brandenburgs angebahnt wurde. Friedrich den Streitbaren, Markgrafen zu Meißen und Landgrafen zu Thüringen, belieh er wegen der Verdienste, die sich derselbe im Hussitenkrieg erworben, 1423 nach Erlöschen des askanischen Stammes mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Kurwürde. Auch erhob er Kleve zu einem Herzogthum, holte sich 1431 und 1433 die italienische Königs- und römische Kaiserkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger einen wiewohl vergeblichen Versuch zur Aufrichtung eines deutschen Landfriedens. Er † 1437. Er war in zweiter Ehe mit Barbara von C. Wy vermählt und hatte von dieser eine Tochter. Sein Aeußeres zeigte Majestät, verbunden mit Anmuth. Sein Geist war lebhaft, sein Witz treffend. Er redete sechs Sprachen geläufig. Auch hatte er etwas Biederes und Treuherziges in seinem Wesen, zeigte dagegen oft Wankelmuth und Unentschlossenheit. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Erbe der Länder S.s sowie der Kaiserwürde war sein Schwiegersohn, Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, als deutscher Kaiser Albrecht II. Vergl. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismunds, Hamburg 1838—45, 4 Bde.

2) Könige von Polen: a) S. I. (Zygmunt), der Alte oder der Große, aus dem jagellonischen Hause, jüngster Sohn Kasimirs des Großen, geboren 1466, folgte durch Wahl als Herzog von Glogau seinem Bruder Alexander (1507) auf dem Throne von Polen und wurde

zugleich Großherzog in Lithauen. Er löste viele der verpfändeten königlichen Einkünfte und Güter wieder ein, führte mit den Russen, welche 1508 in Polen einfielen, einen glücklichen Krieg, schlug die Walachen (1509), die sich empört hatten, sowie die Tataren (1512) gänzlich und ebenso (1514) nochmals die Russen bei Beresow, verlor aber 1519 eine Schlacht gegen die Tataren. In Folge davon drangen die Russen aufs Neue ins Land ein, und der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, verweigerte die Lehnshuldigung und kehrte ebenfalls die Waffen gegen Polen. Der Krieg wurde mit wechselndem Erfolge geführt, bis Albrecht in dem Vertrage zu Krakau (8. April 1525) das dem Orden gebliebene Ostpreußen als der Krone Polen lehnpflichtiges Herzogthum für seine männlichen Nachkommen empfing. Mit den Russen schloß S. einen Waffenstillstand; ein Bündniß mit der Pforte nöthigte die Tataren, Frieden zu halten. Nachdem 1525 nach dem Erlöschen des piastischen Stammes Polen einen bedeutenden Zuwachs an Umfang gewonnen hatte, ward 1533 der Krieg mit Rußland erneuert und 1534 ein glänzender Sieg bei Starodup erfochten. Im Jahre 1537 beabsichtigte S. einen neuen Feldzug gegen die Walachen, aber das 150,000 Mann starke Heer ging auseinander, da der König durch die Begünstigung der Italiener seit seiner Vermählung mit Bona Sforza (1518) die Liebe des Adels eingebüßt hatte. Für Förderung des Ackerbaues und der Gewerbe, sowie der Wissenschaften hat S. viel gethan. Er † den 1. April 1548.

b) S. II. August, s. August 2) a).

c) S. III., König von Polen und Schweden, Sohn Königs Johann III. von Schweden und der polnischen Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigmunds II. August, geboren am 20. Juni 1566 im Gefängnisse zu Gripsholm, wurde in der katholischen Religion erzogen und schon 1569 zum künftigen Beherrscher Schwedens, aber nach dem Tode Stephans als Enkel S. Augusts durch den Einfluß der Zamoyski zum König von Polen erwählt (19. August 1587) und in Krakau gekrönt (27. Dec.). Er entließ sofort alle bewährten Räthe der Krone, beschränkte die Gewalt des Kronfeldherrn Zamoyski in dem Grade, daß derselbe gegen die Türken nichts ausrichten konnte und die vom Sultan gegen Polen verübten Beschimpfungen ungerächt blieben, ließ die gegen Rußland bereits erfochtenen Vortheile unbenutzt und schloß mit dieser damals schwachen Macht einen elfjährigen Waffenstillstand. Eidesbrüchig verfolgte er die Protestanten und zerstörte ihre Kirchen. Durch den Tod seines Vaters (19. Okt. 1592) erbte er den schwedischen Thron und ward am 19. Febr. 1594 dort gekrönt. Nach Polen zurückgekehrt, führte er ohne Schonung deutsche Sitten bei Hofe ein und machte sich dadurch noch mehr bei den Polen verhaßt. Während seiner Abwesenheit von Schweden erlaubte sich aber der Statthalter Herzog Karl von Södermanland die offenbarsten Eingriffe in die königlichen Rechte. Daher ging S. mit einem in Polen geworbenen Heere zum zweiten Male nach Schweden, um ihm die Regierung zu entreißen, mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt forderte der Reichstag zu Jönköping drohend seine Rückkehr nach Schweden; da S. zauderte, befestigte Karl seine Gewalt, bestieg 1604 den Thron von Schweden und behauptete sich in einem blutigen Kriege. In Polen fuhr S. indessen in seinem eigenmächtigen Verfahren gegen die Großen fort, was 1606 einen gefährlichen Aufruhr erregte, doch rettete der Feldherr Chotkiewicz S. die Krone. Im Jahre 1609 gerieth S. wegen seiner Unterstützung zweier falschen Demetrius mit Rußland in Krieg, der aber so glücklich geführt wurde, daß die Russen aus Furcht dem Prinzen Wladislaw den Thron ihres Reichs antrugen. S., dessen Ehrgeiz selbst danach verlangte, unterstützte jedoch seinen Sohn nicht. Um einen Waffenstillstand von Schweden zu erlangen, erkannte S. seinen Neffen Gustav Adolf als König von Schweden an; indeß gingen in einem folgenden Kriege mit Schweden Samogitien, Kurland und Polnisch-Preußen verloren, und nur durch Richelieu's Politik kam endlich ein Waffenstillstand zwischen beiden Mächten auf 6 Jahre zu Stande, welcher später auf 20 Jahre verlängert ward (1630) und vortheilhaft für Schweden war. S. † 1632 zu Warschau, wohin er zuerst seine Residenz verlegt hatte; ihm folgte sein Sohn Wladislaw. Er war in erster Ehe mit Anna von Oesterreich, in zweiter mit deren Schwester Konstanze vermählt. Vgl. Maruszewicz, Dzieje Zygmunta III., Warschau 1819, 3 Bde.

Sign., Abbreviatur von signatur oder signetur, d. h. es wird oder werde bezeichnet, auf Recepten gebräuchlich.

Signale (v. Lat.), Zeichen für Befehle oder Benachrichtigung an Entfernte, deren man sich bei allen Truppengattungen der Landarmee, wie auch bei der Marine bedient. Sie zerfallen zunächst in hörbare (Tonsignale) und in sichtbare (Lichtsignale). Die hörbaren S. werden mit der Trommel, dem Signal- oder Flügelhorn, der Trompete, mit Kanonenschüssen und Kanonenschlägen gegeben. Zu sichtbaren S.n bedient man sich ausgestreckter Flaggen und Lärmstangen, bei Nacht insbesondere der Laternen, Fanale, Raketen, Dampfkugeln und Blickfeuer. Im Seedienst sind die S. nächst dem Sprachrohr das einzige Mittel zur Verständigung und Befehligung und bestehen hauptsächlich in aufgesteckten Flaggen, Kanonenschüssen, Raketen, Blickfeuern und ausgehängten Laternen, deren Farbe, Anzahl und Zusammenstellung die Bedeutung zu erkennen gibt, und sind in einem Signalbuche enthalten, dessen Geheimhaltung besondere Pflicht ist.

Signalement (franz.), die Beschreibung einer Person, für welche ein Paß ausgestellt oder gegen welche ein Steckbrief erlassen wird.

Signatur (v. Lat.), überhaupt ein Zeichen, wodurch die Reihenfolge, die Ordnung, der Werth einer Sache angegeben wird; in der Buchdruckerkunst (s. d.) das Zeichen, durch welches die Aufeinanderfolge der Bogen einer Druckschrift und die Ordnung, in welcher sie beim Binden zusammengesetzt werden müssen, leichter erkannt wird; in der Geschäftssprache Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift; zuweilen auch eine Resolution, die nicht förmlich ausgefertigt, son-

dern nur auf die eingegebene Schrift selbst bemerkt worden ist.

Signet (v. Lat.), Handsiegel, Petschaft; dann Buchdruckerzeichen, gewöhnlich eine Vignette in Holzschnitt, welche berühmtere Buchdrucker auf das Titelblatt der aus ihrer Officin hervorgehenden Werke zu setzen pflegen.

Significatio (lat.), in der Rhetorik die lebhafte Vorstellung und Bezeichnung einer Sache zum besseren Verständniß des Gesagten.

Signore (ital.), Herr, Gebieter; Signora, Gebieterin, gnädige Frau.

Signorelli, Luca, ausgezeichneter italienischer Maler, geboren 1439 zu Cortona, war Schüler Piero del Borgo's und arbeitete mit diesem eine Zeitlang in Arezzo. Seine früheren Werke sind meist zu Grunde gegangen. In S. Francesco zu Volterra ist von seiner Hand ein Freskobild, die Beschneidung des Knaben Jesu, im Dom zu Cortona das Abendmahl, und zwar auf eigenthümliche Weise dargestellt, indem die Apostel von dem Heilande die Hostie knieend empfangen. Sein letztes Werk, eine Taufe Christi, begann S. im Landhause des Kardinals Passerini bei Cortona, † aber noch vor Vollendung des Werkes 1521. Er huldigte der Richtung der florentinischen Maler, verband aber damit die bedeutendere Auffassung der umbrischen Maler. Am schönsten tritt seine eigenthümliche Darstellungsweise in den großen Wandgemälden von den letzten Dingen hervor, womit er seit 1499 die Kapelle della Madonna im Dom zu Orvieto schmückte. Das königliche Museum zu Berlin besitzt zwei treffliche Altarflügel von S., wozu das Mittelbild fehlt; die k. k. Gallerie zu Wien eine Geburt Christi, die Gallerie des Louvre zu Paris eine Geburt der Maria. Einige seiner Werke sind auch durch den Stich bekannt.

Signum (lat.), Zeichen, Kennzeichen, Merkmal.

Sigonius, Karl, italienischer Humanist, geboren 1520 zu Modena, studirte zu Bologna und Pavia, ward 1542 Professor der griechischen Sprache in seiner Vaterstadt, 1552 Professor der schönen Wissenschaften zu Venedig, 1560 Professor der Beredtsamkeit zu Padua und 1563 zu Bologna, zog sich später aber auf sein Landgut bei Modena zurück, wo er den 12. August 1584 †. Unter seinen in gutem Latein geschriebenen Werken (Mailand 1732—37, 6 Bde.) sind hervorzuheben: „Historiae de occidentali imperio" (Basel 1579); „Historiae de regno Italiae" (Hanau 1603 u. 1618); „Commentarii in fastos et triumphos Romanorum" (Venedig 1555); „Emendationes" (das. 1557); „Consolatio super Tulliae filiae obitu" (das. 1583), eine literarische Mystifikation unter Cicero's Namen, sowie mehre antiquarische Abhandlungen. Vgl. Krebs, Karl S., Frankf. 1840.

Sigrist, provinzieller Ausdruck für Sakristan.

Sigtuna (Sigtun), Stadt im schwedischen Län Stockholm, an einem Arme des Mälarsee's, dem Wasserwege zwischen Stockholm und Upsala, die älteste Stadt Schwedens, angelegt von Oden oder Sigge Fridulfsson, ward von den Esthen 1188 zerstört und gerieth seit dem Emporkommen Stockholms in Verfall, so daß es jetzt nur noch 460 Einw. zählt und kaum noch eine Stadt ist.

Siguenza, Stadt in der spanischen Provinz Guadalaxara (Neukastilien), links am Henares und an der spanischen Ostbahn (Linie Madrid-Guadalaxara-Saragossa) zwischen hohen Plateaux gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, Kollegium (bis 1807 Universität), Arsenal, Fabriken von Woll- u. Baumwollzeuchen, Hüten, Nägeln xc. und 4126 Einw.

Sigwart, Christoph Wilhelm von, philosophischer Schriftsteller, geboren 1789 zu Remmingsheim im Würtembergischen, war erst Professor der Philosophie zu Tübingen, ward 1841 Generalsuperintendent zu Hall; † zu Stuttgart 1844. Er schrieb: „Ueber den Zusammenhang des Spinozismus mit der cartesianischen Philosophie" (Tüb. 1816); „Handbuch der theoretischen Philosophie" (das. 1820); „Handbuch zu Vorlesungen über die Logik" (das. 1818, 3. Aufl. 1835); „Grundzüge der Anthropologie" (das. 1827); „Der Spinozismus" (das. 1839); „Geschichte der Philosophie" (das. 1844, 3 Bde.).

Sigwart, Roman, s. Miller 1).

Sihl, Fluß in der Schweiz, entspringt in drei Quellen nordwestlich von Miseren im Kanton Schwyz, fließt vielfach gewunden in seiner Hauptrichtung nordwestlich, bildet eine Strecke die Grenze zwischen den Kantonen Zug und Zürich, tritt dann ganz in letzteren über und mündet nach 15 Stunden unterhalb der Stadt Zürich links in die Limmat. Sie wird vielfach zum Holzflößen benutzt, zu welchem Zweck auch ein Kanal, die zahme S., bei Zürich aus ihr abgeleitet ist. An der S. am 25. Sept. 1799 Sieg der Franzosen unter Masséna über die Russen unter Korsakow.

Sikabol, Stadt, s. v. a. Chicacole.

Sikhs (Seihks, vom sanskritischen Sikscha, d. i. Schüler), ursprünglich eine religiöse Sekte, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Pendschab gegründet wurde und sich aus Dschats, Radschputen, Afghanen, Mongolen, Hindu's, Arabern xc. als eigenes Volk an der nordwestlichen Spitze Vorderindiens ausbildete. Stifter der Sekte war Nanak (Naneki, Yanaka), von seinen Anhängern Baba u. Guru, Vater und Lehrer, genannt, geboren 1468 in dem Dorfe Talwandi bei Lahore. Obwohl seiner Geburt nach der Kriegerkaste angehörig, studirte er die Weda's und den Koran, sowie die Schriften der indischen und mohammedanischen Weisen, besuchte die berühmtesten Tempel Indiens, verkehrte zu Mekka und Medina mit Gelehrten des Islam und kam auf die Idee, eine Aussöhnung des Islam mit dem Brahmanismus herbeizuführen. Er predigte zu diesem Zweck eine geläuterte, einfache Religion mit gereinigter Sittenlehre. Als er 1540 zu Kirtipur starb, ernannte er, wiewohl vier Söhne hinterlassend, seinen Diener Lehana zu seinem Angad oder Stellvertreter. Auch Lehana überging bei seinem Tode (1552) seine Söhne und bestimmte seinen Diener Ameradas zum Lehrer der noch kleinen Gemeinde. Diesem folgte (1574) sein Schwiegersohn Ramdas, der die alte Stadt Tschak zum heiligen Platze der S. erhob und sie nach seinem Namen Ramdaspur nannte. Der Sohn und Nachfolger des Ramdas, Ardschunmal (Ardschun), sammelte in dem sogenannten „Adi Granth" (erstes Buch)

die Schriften der ersten fünf Lehrer, denen er Erläuterungen hinzufügte. Die Jünger Nanaks organisirten sich nach den Vorschriften des „Adi Granth“ förmlich zu einer eigenen religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Sie verwarfen die Weda's wie den Koran, machten sich aber dadurch Hindu's und Moslems in gleichem Grade zu Feinden. Der Theilnahme an dem Aufstandsversuche Chosroës', des Sohnes Dschehangirs, beschuldigt, wurde Guru gefangen genommen und 1606 zu Tode gemartert. Sein Sohn und Nachfolger, Har Gowind, griff sofort zum Schwert, die friedliche philosophische Gemeinde des Nanak wurde zu einer Rotte wilder Krieger, welche weder Erbarmen übte, noch Erbarmen fand bei den fanatischen Gegnern. Als Tegh-Bahadur, der neunte in der Reihe der Sikhshäuptlinge, auf Befehl Aurengzebs 1675 hingerichtet worden, gab der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, Guru Gowind, den S. eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende politische Organisation und ward dadurch der eigentliche Gründer ihres Staats. Er verfaßte das zweite heilige Buch der S., das „Dasema Padschach ke Granth“ (das Buch des zehnten Fürsten). Da bei den S. alles Kastenwesen aufgehoben worden war, so gesellten sich viele Mitglieder der unteren Kasten zu der Sekte. Auch Gowind focht mit wechselndem Glück gegen die Moslems und ihren Padischah Aurengzeb. Seine drei Söhne wurden die Opfer dieser Kämpfe, und er selbst fiel 1708 durch den Dolch eines afghanischen Kriegers. Er war das letzte theokratische Oberhaupt der S., denn fortan ward Gott selbst als der unmittelbare Leiter der Genossenschaft betrachtet. Der Freund des verstorbenen Guru, Banda, hielt die Gemeinde zusammen, eroberte nach dem Tode Aurengzebs binnen wenigen Monaten alles Land zwischen dem Setledsch und der Dschumna und unternahm verwüstende Streifzüge bis nach Mittelindien. Zwar erlitten die S. 1709 eine Niederlage, doch erhoben sie sich während der Wirren (1712), die nach dem Tode des Bahadur Schah das großmogulische Reich zerrütteten, schnell zu neuer Macht, bis sie 1716 von dem Großmogul vollständig geschlagen u. ihrer viele martervoll hingerichtet wurden. Der Rest der zersprengten S. fand in den Alpenlandschaften und Schluchten am südlichen Abhange des Himalayagebirges eine Zuflucht. Im offenen ebenen Lande erschienen die S. zuerst wieder während der Wirren, welche nach dem Rückzuge Nadir Schahs in Hindostan entstanden, und zwar finden wir sie als Räuber und Wegelagerer auf ihrem alten Tummelplatze im Fünfflußgebiete, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf die Bevölkerung ausübten, die verzweifelnden Hindu's haufenweise zum Uebertritt in ihre Genossenschaft bewog. Sie schlugen die Afghanen mehre Male aufs Haupt und eroberten 1764 die Provinzen von Sirhind und von Lahore. Die S. zerfielen jetzt in zwölf Misals oder Markgenossenschaften, welche unter von einander ganz unabhängigen Häuptlingen oder Sirdars standen und zusammen 70,000 berittene Krieger zu stellen vermochten. Nachdem aber nach und nach der größere Theil der Bewohner des Pendschab vom Hindustamme zu den S. übergetreten, erwuchsen diese zu einem Kriegervolke und die Markgenossenschaften zu Volksstämmen, zwischen denen bald die blutigsten Kämpfe ausbrachen. Unter den zahlreichen Häuptlingen thaten sich namentlich Tscharat-Singh († 1773) und Maha-Singh, Vater und Sohn, durch grenzenlose Gewaltthätigkeiten hervor. Letzterer ward der mächtigste Fürst des Fünfflußgebietes und stellte endlich wieder einige Ruhe und Ordnung her. Nach seinem Tode (1792) gelang es seinem Sohn Rundschit-Singh, die bisherige Bundesrepublik der S. zu einem nach der Hauptstadt Lahore benannten Reich umzugestalten, über das er als Maharadscha mit unumschränktem Despotismus gebot. Er dehnte seine Herrschaft durch den Vertrag von Ludianah (5. Dec. 1805) mit den Briten über das ganze Pendschab aus, hielt ein stehendes Heer von 82,000 Mann mit 746 Geschützen und verfügte über ein Einkommen von 15 Millionen und über einen Staatsschatz von über 70 Millionen Thaler. Nach seinem Tode (1839) zerfiel das Reich durch innere Zerrüttung. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und furchtbaren Greueln gelang es zuletzt einer Wittwe Rundschit-Sings (Rani-Schanda), für ihren unmündigen Sohn Dhalip-Singh die Zügel der Regierung in ihre Hände zu bringen. Der Nationalhaß der S. gegen die Engländer führte 1845 endlich zum offenen Kampfe. Im Dec. standen 80,000 S. am Setledsch 60,000 Engländern und Sepoy's gegenüber. Die S. überschritten den Setledsch und griffen am 18. Dec. Abends das englische Heer bei Mudki an. Zurückgeschlagen, setzten sie den Kampf an den folgenden Tagen fort, doch gelang es den Engländern endlich, das feindliche Lager zu erstürmen. Durch den Vertrag von Lahore (9. März 1846) wurde das Reich der S. so getheilt, daß die Hälfte desselben wenigstens einen Schein von Unabhängigkeit behielt. Aber auch dieser ging in Folge von Umtrieben verloren, welche sich der Günstling der Regentin, Lall-Singh, gegen die Engländer erlaubte. Am 25. Dec. 1846 kam ein neuer Vertrag zu Stande, nach dem ein Resident der englisch-ostindischen Kompagnie in Lahore mit englischen Truppen seinen Sitz aufschlagen und die obere Leitung der Angelegenheiten des Reichs übernehmen sollte. Abermalige Kollisionen führten aber 1848 zu einem neuen Kriege, der mit der gänzlichen Vernichtung der Macht der S. und mit der Einverleibung des Pendschab in das indobritische Reich den 29. März 1849 endete. Vgl. Ostindien, Geschichte.

Sikiang (Perlfluß), Fluß in China (s. d.).

Sikino (Sikinos), Insel im ägäischen Meer, zur griechischen Nomarchie der Cykladen gehörig, ziemlich eine QM. groß, gebirgig, vulkanischer Natur, in den Thälern sehr fruchtbar, bringt besonders Wein, sowie trefflichen Weizen, Südfrüchte, Oel, Baumwolle, Honig und Wachs hervor und hat ungefähr 700 Einw. Der Hauptort ist Chora auf der Südwestküste, mit einem Hafen; in der Nähe desselben finden sich Ruinen der alten Stadt S. mit einem zu einer christlichen Kirche hergestellten Tempel des pythischen Apollo. Die

Insel hieß schon im Alterthum Sikinos, wegen ihres Weines auch Oenoe.

Sikkim, den Briten tributpflichtiges Fürstenthum in Ostindien, am Himalaya, 80 QM. groß mit 61,766 Einw. tübetanischen Stammes, welche sich zum Buddhaismus bekennen. Die gleichnamige Stadt ist die Residenz des Fürsten.

Sikokf (Sikoko), Insel, s. Japan.

Silaris (Sele), Fluß in der italienischen Provinz Salerno (ehemaligen neapolitanischen Provinz Principato citeriore), entspringt auf den Apenninen, fließt südwestlich, nimmt den Bianco, Negro, Calore und Pietra auf und fällt in den Busen von Salerno des mittelländischen Meers.

Silaro (Sillaro), Fluß in Mittelitalien, entspringt auf den Apenninen in der Provinz Florenz, fließt nordöstlich durch die Provinzen Bologna und Ferrara und fällt dort bei Pastia rechts in den Po di Primario. Aus ihm ist der Canale di Medicina abgeleitet.

Silas (Silvanus), wahrscheinlich einer der 70 Jünger Jesu, dann Freund und Begleiter des Paulus in Kleinasien und Macedonien, dessen Gefangenschaft in Philippier theilte. Nach ihrer Freilassung trennten sich Beide von einander, trafen sich aber in Korinth wieder. Nach Einigen † S. in Macedonien als Märtyrer.

Silaus *Bess.* (Silau, Roßkümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den verwischten Kelchrand, die 5 verkehrt-eiförmig-länglichen Blumenblätter mit eingeschlagenen Vorspitzchen, die auf dem Grunddurchschnitt fast kreisrunde Frucht, die Theilfrüchtchen mit 5 starken Riefen und das einstriemige Thälchen, ausdauernde kahle Kräuter in Europa, Asien und Amerika, wovon S. pratensis *Bess.*, Peucedanum Silaus *L.*, falsche Bärwurz, auf fruchtbaren grasreichen Wiesen, am bekanntesten ist. Der Stengel ist oben kantig, die Blätter sind 2—4fach fiederschnittig, die seitlichen Abschnitte ganz oder 2theilig, die endständigen 3theilig, die Zipfel lineal, stachelspitzig. Wurzel, Kraut und Früchte, Radix, Herba et Semen Silai pratensis s. Saxifragae angliae, welche einen scharf gewürzhaften Geruch haben, waren früher officinell und wurden besonders bei Krankheiten der Harnwerkzeuge angewendet.

Silbe, s. Sylbe.

Silber, eins der dem Menschen am frühesten bekannt gewordenen und von ihm benutzten, auch weit auf der Erde verbreiteten Metalle, das gediegen, in Verbindung mit Schwefel, seltener mit Selen (Selensilber), Tellur (Tellursilber, sogenanntes Molybdänsilber, Tellursilbergold und Schrifterz), mit Chlor (Horn- oder Silberhornerz), am seltensten mit Jod (Jodsilber, am Zacatecas in Mexiko), auch mit Quecksilber (Silberamalgam) vorkommt. Das kohlensaure Silberoxyd, das einzige natürliche Sauerstoffsalz des S.s, von der Grube Wenzel am Schwarzwald (Selbit), ist mehr als zweifelhaft geworden. Als Silbererze kommen nur das gediegene S. und die silberhaltigen Schwefelmetalle, für Nagyag in Siebenbürgen auch das Schrifterz in Betracht. Von den silberhaltigen Schwefelmetallen gehören zu den Glanzen: Glaserz oder Silberglanz, Schwefelsilber, Silberkupferglanz und Jalpait, Verbindungen des Halbschwefelkupfers mit Schwefelsilber (s. Kupferglanz), Akanthit (rhombisches Schwefelsilber von Joachimsthal), Sprödglaserz (Schwefelantimonschwefelsilber) und der ähnliche, früher mit ihm verwechselte Polybasit, der außerdem Schwefelarsen und Halbschwefelkupfer enthält, Schilfglaserz von Freiberg, Schwefelantimon, Schwefelsilberblei, Sternbergit oder Schwefelsilberschwefeleisen von Joachimsthal, Silberwismuthglanz, einst im oberen Schwarzwald, von Naumann zu den Kieseln gerechnet; die sehr komplicirten Schwefelsalze: Silberfahlerz (Weißgiltigerz), silberhaltiges Kupferfahlerz (Grau-giltig- u. Schwarzgiltigerz, s. Fahlerz); zu den Blenden: das lichte und dunkle Arsenik- und Antimonrothgüldigerz (s. Rothgüldigerz) und der Miargyrit (Schwefelsilberschwefelantimon). Dazu ist der weiße Bleiglanz, auch vieler Kupferkies silberhaltig. Das gediegene S. krystallisirt in kleinen, meist verzerrten, auch mannichfach an einander gereihten u. gruppirten Krystallen des regulären Systems, in Würfeln, aber auch in Oktaëdern, Granatoëdern 2c., auch in Zwillingen. Ausgezeichnete Krystalle kommen zu Kongsberg in Kalkspath vor. Häufiger findet es sich aber zahn-, draht- oder haarförmig, dendritisch, gestreift, in Blechen, auch als dünner Anflug (Kupferschiefer). Ausgezeichnet geschmeidig und dehnbar, besitzt es hakigen Bruch. Die Härte ist gering, zwischen Steinsalz- u. Kalkspathhärte; das specifische Gewicht 10—11; der Glanz metallisch mit Undurchsichtigkeit; die Farbe des freiliegenden gediegenen S.s außen meist angelaufen, gelblich bis schwarz, auf der Schnittfläche aber stets silberweiß. Es ist reines S., das fast stets kleine Beimengungen von Eisen, Kupfer, Gold (wenn mehr, gültisches S.), selbst Quecksilber (Kongsberg) enthält. Es ist vor dem Löthrohr schmelzbar, in Salpetersäure löslich, mit Salzsäure oder Kochsalz den käsigen, in Ammoniak löslichen weißen, am Licht violett werdenden Niederschlag von Chlorsilber liefernd. Das S. und seine Erze kommt meist auf Erzgängen, seltener auf Lagern und auf Flötzen vor. Die Gänge finden sich in dem krystallinischen Schiefergebirge, wie im Erzgebirge, Riesengebirge, in Böhmen, im Schwarzwald, in den paläozoischen Sedimenten vom silurischen Uebergangsgebirge bis in den Zechstein (Mexiko, Peru, Chile, Spanien, Harz 2c.), im Kupferschiefer (Thüringen), selten im Granit, im Grünstein (Lake superior), selbst im Trachyt Ungarns und Siebenbürgens, hier wie in Nagyag und an anderen Orten in deutlicher Verbindung mit tertiären Schichten. Von silberführenden Erzlagern des krystallinischen Schiefergebirgs ist das wichtigste das kongsberger in Norwegen. Silberhaltige Flötze bilden aber auch Gänge in einem wahrscheinlich paläozoischen Kalkstein in Peru. Das Kupferschieferflötz der eislebener Gegend liefert die Thaler mit der Aufschrift Segen des mansfelder Bergbau's. Die Gänge, deren Gangmasse bald vorherrschend Quarz und Hornstein, bald diese mit Fluß-, Schwer-, Kalk-, Braun-, Eisenspath, seltener auch mit Zeolithen (Andreasberg) sind, lassen sich in edle u. silberführende Blei-

und Kupfererzgänge eintheilen, manche führen auch Kobalt-, Nickel- und Wismuthherze, wie die von Schneeberg, Johanngeorgenstadt u. Joachimsthal im Erzgebirge, Wittichen im Schwarzwald. **Edle Silbergänge** nennt man die, welche vorherrschend silberhaltige Schwefelmetalle: Rothgülden, Glas- und Sprödglaserz und andere silberhaltige Glanze, Kiese und Blenden, oft mit gediegenem Silber führen, wie sie unter Anderem im Erzgebirge zu Bräunsdorf, Ehrenfriedersdorf, Annaberg, im Schwarzwald zu Wittichen, im Harz bei Andreasberg, in Ungarn zu Hradisch, in Spanien zu Hiendelaëncina, in Mexiko (Guanaxuato ꝛc.), in Peru auftreten; in Chile findet sich in den oberen Teufen solcher Gänge Hornsilber mit gediegenem S. Häufiger sind die Gänge des silberhaltigen Bleiglanzes mit Silbererzen, wie bei Freiberg, Schneeberg, Johanngeorgenstadt, Joachimsthal ꝛc. im Erzgebirge, Przibram, Kuttenberg ꝛc. in Böhmen, Kupferberg in Schlesien, Klausthal am Harz ꝛc. Dazu kommen noch die Lagerstätten silberhaltiger Kupfererze, wie Fahlerze im Kalkstein von Schwaz in Tyrol ꝛc.; auch in der Kupferlagerstätte am Lake superior gibt es S. Die reichsten Silberminen besitzen gegenwärtig Mexiko und das neue Coloradogebiet, welches sich seit Entdeckung der Washoegruben 1859 im ödesten Theil des Felsengebirgs rasch um sie bevölkerte; außerdem Chile (Copiapo), Peru (Pasco) und Bolivia (Potosi). So reich wie gegenwärtig noch Amerika ist, war seiner Zeit auch Böhmen und das Erzgebirge; um Annaberg finden sich auf 1 □Meile mehr als 400 Erzgänge und machen es uns erklärlich, daß die Gruben am Schottenberg in 31 Jahren 456,000, die am Schreckenberg über 300,000, die am Prözel 463,379 Speciesthaler, daß überhaupt sämmtliche dortige Gruben bis 1591 3,549,804 Speciesthaler Ausbeute zur Vertheilung brachten; insbesondere wenn man weiß, daß zum Theil große Massen gediegen S. gefunden wurden, wie man 1471 auf der St. Georgenzeche zu Schneeberg ein 7 Ellen hohes und 3½ Ellen breites Stück gediegen S. und Glaserz traf, an dem Herzog Albert speiste, und aus dem dann 400 Ctnr. reines S. ausgeschmolzen wurden. Auch jetzt noch sind Sachsen und Böhmen die silberreichsten Länder Deutschlands. Faucher berechnete 1857 den Gesammtwerth der ganzen Silberausbeute auf der Erde auf 230 Millionen Francs, wovon 133 Mill. auf Mexiko, 25 Mill. auf Peru, 22 Mill. auf Chile, 16 Mill. auf Spanien, 12 Mill. auf Neugranada, 7 Mill. auf Ungarn, 5 Mill. auf Sachsen und Böhmen, 5 Mill. auf Rußland (insbesondere den Altai), 5 Mill. auf das übrige Europa kamen. Seit dieser Zeit hat sich der Ertrag noch gesteigert.

Man **gewinnt** das S. aus Erzen, in denen es den wesentlicheren Bestandtheil ausmacht, aber auch aus solchen Erzen, welche hauptsächlich auf Kupfer oder Blei verarbeitet werden und nur geringe Mengen von S. enthalten. Zu den eigentlichen Silbererzen gehören: Gediegensilber, Silberamalgame, Antimonsilber, Tellursilber, Silberglanz, Sprödglaserz, Miargyrit, lichtes und dunkles Rothgiltigerz, dunkles und lichtes Weißgiltigerz, Silberkupferglanz, Polybasit und Hornsilber. In welcher Weise das S. aus silberhaltigen Bleierzen gewonnen wird, ist bei der Gewinnung des Blei's beschrieben worden. Rührt man Zink und silberhaltiges Blei in geschmolzenem Zustande zusammen, so nimmt das Zink das S. auf und kommt nach einiger Zeit an die Oberfläche. Man kann es wiederholt in derselben Weise benutzen und wenn es reich genug an S. ist, von diesem abdestilliren. Das zurückbleibende S. enthält noch Blei genug, um abgetrieben zu werden. Das Blei nimmt bei dem Prozeß wenig Zink auf. Aus silberhaltigen Kupfererzen kann man das S. dadurch gewinnen, daß man das silberhaltige Schwarzkupfer mit Blei zusammenschmilzt und das silberhaltige Blei dann absaigert. Silbererze mit wenig Blei und Kupfer werden dem **Amalgamationsprozeß** unterworfen. Man röstet sie in Freiberg mit Kochsalz, wobei Arsen, Antimon, schweflige Säure, Salzsäure und Eisenchlorid entweichen und neben schwefelsaurem Eisen- und Kupferoxydul noch schwefelsaures Natron und Chlorsilber entstehen. Das gepulverte Röstgut wird mit Wasser und Eisen in Fässern behandelt, so daß Eisenchlorür entsteht und S. (nebst Kupfer, Antimon ꝛc.) metallisch abgeschieden wird. Letzteres wird von metallischem Quecksilber, mit welchem man die Masse nunmehr rotiren läßt, aufgenommen und es bildet sich ein flüssiges Amalgam. Auf Spitzbeuteln scheidet sich aus diesem ein festes silberreiches Amalgam ab, und wenn man dasselbe in horizontal liegenden Röhren destillirt, so bleibt S. zurück, welches in 100 Theilen etwa 19,7 Th. Kupfer, 0,2 Th. Antimon und 0,02 Th. Gold enthält. In Amerika mahlt man die Erze mit Wasser, knetet sie auf einem gepflasterten Hof mit Kochsalz, setzt nach einigen Tagen gerösteten (kupferoxydsalzhaltigen) Kupferkies und in 3 Pausen von cirka 8 Tagen das erforderliche Quecksilber hinzu. Das gebildete Amalgam wird abgeschlämmt und der Destillation unterworfen. Bei diesem Verfahren wird zuerst schwefelsaures Natron und Kupferchlorid gebildet. Letzteres bildet mit dem S. und Schwefelsilber Schwefelkupfer, Chlorsilber. Das Chlorsilber löst sich in der Kochsalzlösung und wird durch Quecksilber zersetzt. Es entsteht Silberamalgam, aber auch viel Quecksilberchlorür, welches vollständig verloren geht. Der amerikanische Prozeß erfordert daher etwa zehnmal so viel Quecksilber wie der freiberger (vgl. **Amalgam**). Silberhaltige Produkte aus dem Kupferhüttenprozeß kann man ebenfalls nach dem Amalgamationsverfahren verarbeiten, doch wendet man in neuerer Zeit häufiger den **Extraktionsprozeß** von **Augustin** an. Die beim Kupferhüttenprozeß fallenden Steine werden gemahlen und geröstet, damit sich die Schwefelmetalle in Metalloxyde und schwefelsaure Metalloxyde verwandeln. Bei einer zweiten Röstung mit Kochsalz entstehen dann Chlormetalle, die sich bei der Behandlung des Röstprodukts mit heißer Kochsalzlösung auflösen. Filtrirt man nun die chlorsilberhaltige Lauge durch fein zertheiltes (durch Eisen gefälltes) metallisches Kupfer, so scheidet sich das S. schwammig aus und es entsteht eine Kupferlösung, die wieder durch Eisen zersetzt wird. **Ziervogel** vermeidet die Röstung

mit Kochsalz und laugt den größten Stein, welcher schwefelsaures Silberoxyd enthält, mit Wasser aus. Die Lösung wird dann durch Kupfer zersetzt. Hierbei geht indeß das S., welches bei der Röstung etwa reducirt sein sollte, verloren. Auf der Okerhütte wird aus dem beim Steinschmelzen (Kupferhüttenprozeß) auftretenden speiseartigen silberreichen Kupferregulus das S. auf die Weise gewonnen, daß man den Regulus nach dem Granuliren auf Kupfervitriol verarbeitet. Man übergießt die Granalien wiederholt mit warmer Schwefelsäure von 10—12° B. und läßt die abgelaufene Lauge mehrmals von Neuem über das Metall fließen, so daß das S. schließlich zurückbleibt. Zu den meisten Zwecken verwendet man nicht reines, sondern kupferhaltiges S. und die Hütten geben daher auch nur solches ab. Dies Metall enthält aber außerdem noch geringe Mengen Blei, Wismuth, Antimon, von denen es durch das Feinbrennen oder Raffiniren getrennt werden muß. Man schmilzt das S. in großen Tiegeln aus Graphit oder Gußeisen, schöpft die an die Oberfläche kommenden Oxyde der unedlen Metalle ab, streut Kohlenpulver auf das Metall, rührt tüchtig um, schöpft wieder ab und wiederholt diese Procedur, bis eine herausgenommene Probe den gehörigen Grad der Reinheit zeigt und so mit Salpetersäure eine klare Lösung gibt. Das reine Metall wird in halbkuglige Formen gegossen. Nach einem anderen Verfahren schmilzt man das S. auf einer Kapelle (Test), welche aus einer mit Mergel ausgeschlagenen gußeisernen Schale besteht, vor dem Gebläse ein und wiederholt also gleichsam die Operation des Abtreibens. Ist das S. sehr kupferhaltig, so setzt man Blei zu, damit das schmelzende Bleioxyd das Kupferoxyd auflösen und in den Test führen kann.

Reines S. erhält man durch Schmelzen von Chlorsilber mit kohlensaurem Natron, wobei Kohlensäure und Sauerstoff entweichen, oder durch Reduktion des Chlorsilbers mit Hülfe eines Metalls. Man bindet am besten ein Stück Zink, an welchem ein Silber- oder Platindraht befestigt ist, in feuchte Thierblase, so daß das eine Ende des Drahtes hervorsteht, und legt es in das mit sehr schwacher Schwefelsäure übergossene Chlorsilber. Das reducirte S. bildet ein graues, schwammiges Pulver, geschmolzen ist es sehr weiß, läßt sich gut poliren, krystallisirt in Würfeln oder Oktaëdern, ist härter und fester als Gold, weicher und weniger fest als Kupfer, sehr dehnbar und hämmerbar, von specifischem Gewicht 10,505. Die specifische Wärme ist = 0,057, das Aequivalent 108. Im Wärmeleitungsvermögen übertrifft es alle Metalle, aber das Ausstrahlungsvermögen des polirten S.s ist sehr gering. Es schmilzt leichter als Gold und Kupfer (bei cirka 1000°), verdampft in höherer Temperatur und zieht sich beim Erkalten stark zusammen. Geschmolzenes S. absorbirt Sauerstoff, der beim Erkalten entweicht (Spratzen), gold- und kupferhaltiges S. absorbiren keinen Sauerstoff. Das S. verbindet sich mit Sauerstoff nur im Knallgasgebläse, indem es zu Oxyd verbrennt. Chlor, Brom und Jod wirken schon in der Kälte auf S., mit Schwefel schmilzt es leicht zusammen und in Schwefelwasserstoff und Phosphordämpfen bräunt es sich. Beim Schmelzen mit Kohle entsteht weißes, kohlenstoffhaltiges S. Es löst sich in keinem Säurehydrat unter Wasserstoffentwickelung, wird vielmehr durch Wasserstoff aus seinen Lösungen gefällt. Koncentrirte Schwefelsäure löst es unter Entwickelung von schwefliger Säure und Salpetersäure unter Entwickelung von Stickoxyd. Heiße Salzsäure greift das S. nur wenig an. Salpetersäure vom specifischen Gewicht 1,2, in welcher man chromsaures Kali gelöst hat, erzeugt auf S. einen rothen Fleck (zur Unterscheidung von anderen Metallen). Von schmelzenden Alkalien wird das S. wenig angegriffen, aber beim Schmelzen mit Glas bildet sich kieselsaures Silberoxyd, welches das Glas gelb färbt. Silberoxydul (Ag_2O) wird in Verbindungen erhalten, wenn man über manche Silberoxydsalze Wasserstoff leitet. Mischt man salpetersaures Silberoxyd in Lösung mit salpetersaurem Zinnoxydul, so entsteht eine dunkle purpurfarbene Flüssigkeit, aus welcher Schwefelsäure dunkelbraunen Silberpurpur fällt. Silberoxyd wird aus seinen Salzen durch Kalilauge, Barythydrat 2c. gefällt. Der getrocknete Niederschlag ist wasserfrei, zersetzt sich bei 250°, unter Wasserstoff schon bei 100°, und wird auch durch andere Körper, sowie am Licht reducirt. Das Oxyd ist eine starke Base, die Salze sind zum Theil mit den Natronsalzen isomorph, die löslichen schmecken herbe metallisch und wirken ätzend giftig. Ammoniak fällt aus ihnen einen braunen, im Ueberschuß des Fällungsmittels leicht löslichen Niederschlag; kohlensaures Kali fällt gelblichweißes kohlensaures Silberoxyd, ephosphorsaures Natron, gelbes (sogenanntes basisches) phosphorsaures Silberoxyd; gelbes Blutlaugensalz fällt weißes Silbereisencyanür, rothes Blutlaugensalz rothbraunes Silbereisencyanid. Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium fällen schwarzes Schwefelsilber; Chlorverbindungen fällen weißes Chlorsilber, Jodverbindungen gelblichweißes Jodsilber. Essigsaures Eisenoxydul scheidet sogleich und vollständig alles S. ab, Eisenvitriol nur allmählig, und beim Kochen findet Rückzersetzung Statt. Zink und Kupfer fällen metallisches S. in dendritischer Form (Arbor Dianae). Frisch gefälltes Silberoxyd gibt, mit Ammoniak digerirt, das schwarze berthollet'sche Knallsilber, welches beim leisesten Druck und selbst im feuchten Zustande furchtbar heftig explodirt. Ozon verwandelt Silberpulver in grauschwarzes Silbersuperoxyd (AgO_2), welches beim Erhitzen und beim Erwärmen mit Schwefelsäure und Salpetersäure Sauerstoff, mit Salzsäure Chlor, mit Ammoniak Stickstoff entwickelt, und beim Erwärmen in Wasserstoff unter schwacher Verpuffung reducirt wird. Schwefelsilber, dem Oxyd entsprechend, entsteht beim Schmelzen von S. mit Schwefel, ist krystallinisch, bleigrau, metallglänzend, hämmerbar, sehr weich, leitet erwärmt die Elektricität wie ein Metall und schmilzt mit S. zusammen. Es wird durch Rösten schwierig zerlegt, gibt aber beim Schmelzen mit Eisen oder Blei seinen Schwefel leicht ab. Es findet sich in der Natur als Silberglanz, Glaserz, und vertritt das isomorphe Schwefelkupfer im Polybasit und Fahlerz. Galvanisirte (oxydirte) Silber-

waaren besitzen einen durch Eintauchen in Schwefelleberlösung erzeugten Ueberzug von Schwefelsilber. Letzteres wird auch zum Färben der Haare benutzt, indem man diese mit Silbersalzlösungen bestreicht. Es bildet einen Bestandtheil des Niello. Chlorsilber findet sich in der Natur als Hornsilber und wird aus allen Silbersalzen mit Ausnahme des unterschwefligsauren Silberoxyds durch Chlorür- und Salzsäure als weißer käsiger Niederschlag gefällt; es ist so gut wie unlöslich in Wasser und schmilzt bei 260° zu einer gelblichen Flüssigkeit, die beim Erkalten eine hornartige weiche Masse gibt. Sauerstoffsäuren wirken wenig darauf ein, Jodwasserstoff bildet Jodsilber. In koncentrirter Salzsäure löst es sich zu ½ Proc., leicht löst es sich in Ammoniak, unterschwefligsaurem und schwefligsaurem Natron; es ist ferner löslich in salpetersaurem Quecksilberoxyd, kochenden koncentrirten Lösungen von Chlorkalium, Chlornatrium und Salmiak, sowie in Cyankalium. Durch Zink und Eisen wird es bei Gegenwart von angesäuertem Wasser verlegt, ebenso beim Glühen in Wasserstoff und mit wasserstoffreichen organischen Substanzen. Am Licht wird das Chlorsilber erst violett, dann schwarz, Chlor beseitigt die Färbung. Man benutzt das Chlorsilber in der Photographie, zum Färben von Perlmutter, zur Darstellung reinen S.s, zur Analyse des Eisens, zum Versilbern und als Löthrohrreagens. Bromsilber findet sich in der Natur, wird durch Bromür- und Bromwasserstoffsäure gefällt, ist gelblich, in Ammoniak wenig löslich und gibt beim Erhitzen in Chlor freies Brom. Jodsilber findet sich selten in der Natur, wird wie Chlorsilber erhalten, ist hellgelb, am Licht langsam zersetzbar, in Ammoniak sehr wenig löslich, leichter löslich in koncentrirten heißen Lösungen von Jodiden der Alkalimetalle und in salpetersaurem Silberoxyd. Es wird in der Daguerreotypie und Photographie benutzt. Cyansilber wird wie Chlorsilber erhalten, ist weiß, schwärzt sich in der Flüssigkeit nicht am Licht, ist in Ammoniak leicht löslich, gibt mit den Cyanüren anderer Metalle Doppelcyanüre, von denen die mit den Alkalimetallen leicht löslich sind. Die Lösungen von Blutlaugensalz und unterschwefligsaurem Natron nehmen es reichlich auf, indem sich lösliche und krystallisirbare Verbindungen bilden. Cyansilberkalium entsteht beim Lösen von Cyan- oder Chlorsilber in Cyankalium, bei der Einwirkung von Luft auf Silber und Cyankalium, ist luftbeständig, reagirt neutral, wird durch Licht dunkel gefärbt, ist in Wasser und Weingeist löslich und krystallisirt in farblosen Oktaëdern. Es wird zur galvanischen Versilberung angewandt. Schwefelsaures Silberoxyd entsteht beim Kochen von S. mit Schwefelsäure, ist sehr schwer löslich, krystallisirt wasserfrei und wird von Ammoniakflüssigkeit reichlich aufgenommen. Salpetersaures Silberoxyd krystallirt in farblosen, wasserfreien Tafeln aus der Lösung des reinen S.s in Salpetersäure. Gewöhnlich wird es aus kupferhaltigem S. (Münzen) bereitet. Man löst dies in Salpetersäure, fällt aus einem Theil mit Kalilauge kupferhaltiges Silberoxyd, wäscht dieses aus und digerirt es mit der übrigen Lösung, wodurch das Kupferoxyd gefällt wird. Die filtrirte farblose Lösung liefert beim Verdampfen Krystalle von reinem Salz. Das salpetersaure Silberoxyd ist leicht in Wasser, auch in Alkohol und Aether löslich, reagirt neutral und hinterläßt beim Glühen metallisches S. Es wird gewöhnlich geschmolzen und in Stängelchen gegossen, die als Höllenstein in der Medicin benutzt werden. Auch in der Photographie findet das Salz Verwendung. In Berührung mit organischen Stoffen schwärzt es sich im Licht in Folge von Reduktion und hierauf gründet sich die Anwendung zur unauslöschlichen Dinte. Flecken von Höllenstein auf der Haut oder in Wäsche entfernt man durch abwechselndes Betupfen mit Jod und unterschwefligsaurem Natron. Mit Jod-, Brom- und Cyansilber bildet das salpetersaure Silberoxyd krystallisirende Verbindungen. Kohlensaures Silberoxyd wird durch kohlensaure Alkalien aus löslichen Silberoxydsalzen gefällt; es ist hellgelb, löst sich in 1000 Theilen kohlensäurehaltigem Wasser, leicht in Ammoniak und verliert bei 100° die Kohlensäure; ephosphorsaures Silberoxyd wird durch neutrales ephosphorsaures Natron gefällt; die Flüssigkeit über dem Niederschlag reagirt sauer von freier Salpetersäure, denn das Salz enthält 3 Aequivalent Silberoxyd. Es ist gelb, wird durch Licht geschwärzt und von Säuren und Ammoniak leicht gelöst. Das paraphosphorsaure Silberoxyd ist weiß und wird durch paraphosphorsaures Natron gefällt. Chromsaures Silberoxyd krystallisirt aus einer Mischung von heißen und stark angesäuerten Lösungen von Höllenstein und rothem chromsauren Kali, auch bildet es sich, wenn man eine Silberplatte in eine sehr saure Lösung von chromsaurem Kali stellt. Es ist dunkelroth, wird von kaltem Wasser wenig gelöst und von heißem zersetzt; hierbei scheidet sich grünes neutrales Salz aus, das beim Zerreiben roth wird.

Das S. läßt sich mit den weißen Metallen zusammenschmelzen. 100 Theile Aluminium geben mit 5 Th. S. eine schöne weiße hämmerbare, gut zu polirende Legirung. Geringe Mengen von Eisen, Chrom, Kobalt und Nickel ertheilen dem S. eine große Härte. Eine Legirung aus 20 bis 30 Theilen S., 30 Th. Nickel und 50 Th. Kupfer soll S. von 0,9 Feingehalt vollständig ersetzen können. Die schweizer Scheidemünze besteht aus einer Silberkupferlegirung mit 10 Procent Nickel. Geschmolzenes Blei löst S. sehr leicht und beim Erstarren scheiden sich Legirungen von verschiedenem Silbergehalte aus. Gießt man die Masse in senkrecht stehende Cylinder, so ist nach dem Erkalten die Mitte am reichsten, der Fuß am ärmsten an S. Auf diese Ausscheidung silberreicher Legirungen beruht Pattinsons Verfahren (s. Blei). 2 Theile Zink und 1 Th. S. geben eine dehnbare weiße feinkörnige Legirung. Ueber das Verhalten von Zink zu silberhaltigem Blei s. oben. Mit ¼ Zinn bildet das S. eine harte, mit 2 Theilen Zinn eine geschmeidige Legirung. Durch Destillation der gefällten Zinnlegirungen mit Quecksilberchlorid läßt sich die Scheidung am leichtesten bewerkstelligen. Wismuth, Antimon und Arsen geben mit S. spröde Legirungen; Wismuthsil-

ber läßt sich abtreiben wie Bleisilber, aus Antimon- und Arsensilber kann man Antimon und Arsen durch Rösten entfernen, und wenn man mit Blei abtreibt, so erhält man reines S. Am wichtigsten sind die Legirungen von S. mit Kupfer, denn das Kupfer läßt die werthvollen Eigenschaften des S.s nicht allein unbeeinträchtigt, sondern steigert sie in mancher Hinsicht noch. Namentlich wird das S. durch Kupfer härter, widerstandsfähiger, während es bei nicht zu großem Kupfergehalt weiß bleibt und falls es nöthig erscheinen sollte, dadurch wieder weiß gemacht werden kann, daß man ihm oberflächlich Kupfer entzieht. Die Silberkupferlegirungen dehnen sich im Allgemeinen bei ihrer Bildung aus, so daß sie, wenigstens die Münzmetalle, ein geringeres specifisches Gewicht besitzen, als sie der Rechnung nach haben sollten. Die Ausdehnung scheint um so größer zu sein, je mehr der Silbergehalt wächst, und beträgt für 13löthiges S. $^{4}/_{12}$. Beim Prägen werden die Münzen wieder verdichtet, und zwar nimmt auch hier die Verdichtung mit dem Silbergehalt, sowie mit dem Drucke zu, ist daher größer bei geprägten als bei bloß gewalzten Legirungen, wiegt aber die durch das Zusammenschmelzen hervorgebrachte Ausdehnung nur zum kleinen Theil auf. Karmarsch gründet auf das specifische Gewicht seine hydrostatische Silberprobe, die er für solche Fälle vorschlägt, in denen andere Proben unzulässig sind, wie z. B. bei Münzen, Medaillen und Kunstwerken, die indessen wegen des oben berührten Einflusses der Bearbeitung nicht für gegossene und wenig bearbeitete Waaren Anwendung finden kann, auch die Anwesenheit aller fremden Metalle ausschließt. Für Münzen ist sie in soweit genau, daß sie durchschnittlich nur einen Fehler von $^{8}/_{1000}$ veranlaßt. Nach der von Karmarsch aufgestellten Formel $n = \frac{L-k}{p} = \frac{L-8.814}{0,00519}$, worin n den Feingehalt in Grän, L das specifische Gewicht der Legirung, k das specifische Gewicht des Kupfers, p die Vermehrung des specifischen Gewichts durch den Silbergehalt ausdrückt, gibt er folgende praktische Methode der Bestimmung an: Man bestimmt irgendwie das specifische Gewicht der Legirung, zieht davon die Zahl 8,814 ab, hängt dem Rest zwei Nullen an und dividirt durch 519. Der Quotient gibt den Feingehalt in Gränen an. (Reines S. nennt man Feinsilber, 16 Loth davon eine feine Mark, 16 Loth legirtes S. eine rauhe oder beschickte Mark. Man drückt den Gehalt der Legirung in der Weise aus, daß man die Lothe und Gräne reinen S.s angibt, welche in der rauhen Mark enthalten sind. 12löthiges S. enthält z. B. in der Mark 12 Loth Feinsilber. Jetzt ist das Pfund à 500 Gramm Gewichtseinheit und man bezeichnet den Silbergehalt der Legirungen in 1000 Theilen. Feinsilber ist $\frac{1000}{1000}$, S. von $\frac{900}{1000}$ enthält in 1000 Th. 9000 Th. Feinsilber.) Zu Silbergeräthen aller Art wird S. von verschiedenem Gehalt verarbeitet, theils nach Bestimmung der einzelnen Staaten und unter deren Aufsicht, theils nach Gewohnheit. S. von solchem vorgeschriebenen Feingehalte heißt Probesilber. Es enthält an Feinsilber Tischgeräth in

	Loth	Grän	Tausendtheilen
Preußen, Sachsen	12	—	750,0
Oesterreich, Bayern, Dänemark .	13	—	812,5
Schweden	13	$4^{1}/_{2}$	828,1
Frankreich und Belgien theils .	15	$8^{2}/_{5}$	930,0
theils .	12	$14^{2}/_{5}$	800,0
England	14	$14^{2}/_{5}$	925,0

Ueber den Gehalt der Münzen s. Münzwesen. Zur Prüfung einer Legirung auf ihren Silbergehalt schmilzt man eine gewogene Menge derselben mit einer passenden Menge Blei in einem Schälchen aus Knochenerde und ausgelaugter Holzasche zusammen und erhält sie bei Luftzutritt so lange geschmolzen, bis die Oxyde der unedlen Metalle in der Bleiglätte gelöst, von der größeren Masse des Schälchens aufgesogen sind, worauf man das zurückgebliebene Korn von reinem S. wiegt (Kupellation), oder man löst die Legirung in Salpetersäure und bestimmt, wie viel Kochsalzlösung von bekanntem Gehalt nothwendig ist, um alles S. als Chlorsilber zu fällen.

Silberberg, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, am nördlichen Abhang des Eulengebirgs, hat eine evangelische und katholische Kirche, ein Staatsgefängniß, starke Twistweberei und 1803 Einw. (ohne 560 Mann Militär). Die Stadt verdankt ihren Namen dem silberhaltigen Bleierze, worauf man hier von 1370 bis in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs baute. Unmittelbar über der Stadt liegt die Festung S., eine starke von Friedrich II. 1765—77 mit $4^{1}/_{2}$ Millionen Thaler Kosten angelegte Bergfestung. Ihre Werke und Gräben sind größtentheils in Felsen gehauen und zum Theil durch bedeckte Wege verbunden; daher der Name schlesisches Gibraltar. Der Haupttheil, der Donjon, auf dem Schloßberge, dessen Hauptwall 2040 Fuß über der Ostsee liegt, heißt mit Recht der Wunderbau. Nebenwerke sind auf dem 1967 Fuß hohen Spitzberge, dem Hohenstein, der 2238 Fuß hohen großen und kleinen Strohhaube und dem Hahnenkamm mit der 2276 Fuß hohen Hahnenkoppe. S. wurde noch nicht erobert und nur seit dem 1. Juli 1807 von den Franzosen und Bayern beschossen.

Silberblende, s. Rothgüldigerz.

Silberfahlerz, s. Fahlerz.

Silberflotte, zur Zeit der spanischen Herrschaft in Amerika die Flotte, die den Ertrag der Ausbeute aus den amerikanischen Bergwerken nach Spanien überbrachte.

Silberglanz (Silberglaserz, Glaserz, Argentit), Mineral aus Naumanns Klasse der Galenoïde oder Glanze, Schwefelsilber. Es krystallisirt in meist verzogenen und dazu meist mannichfaltig gruppirten Krystallen des regulären Systems: Würfel, Oktaëder, Granatoëder und Leucitoëder. Häufig ist es zähnig, gestrickt, baum-, draht-, haarförmig, in Platten, derb und eingesprengt; auch erdig, aber unrein, als Silberschwärze. Es ist geschmeidig, biegsam, hat hakigen und unebenen Bruch, schwärzlich bleigraue Farbe, geringen Glanz, der aber auf der

Schnittfläche stärker ist, geringe Härte, unter Kalkspathhärte, hohes specifisches Gewicht, von 6,9 bis 7,2. Es besteht aus 12,9 Schwefel und 87,1 Silber, doch geben die Analysen durch Beimengung anderer Schwefelmetalle, wie von Blei, Kupfer, Eisen, meist einen geringeren Silbergehalt. Vor dem Löthrohr schmilzt es leicht unter Aufwallen und liefert, meist mit Soda, ein Silberkorn. Es kommt und kam vornehmlich im Erzgebirge (Freiberg, Schneeberg, Annaberg und Marienberg, Joachimsthal), in Ungarn (Schemnitz, Kremnitz), am Schwarzwald (Wolfach), in Tyrol (Schwaz), in Spanien (Guadalcanal), in Mexiko (Zacatecas), in Peru (Arica) ausgezeichnet vor.

Silbergroschen (Neugroschen), preußische Rechnungs- u. Silberscheidemünze, der 30. Theil des Kuranttthalers, auch in halben Stücken aus Billon ausgeprägt.

Silberhornerz (Hornerz, Kerargyrit, Kerat), silberreiches, aber seltenes Erz, krystallisirt selten in kleinen Würfeln des regulären Systems, kommt meist derb und eingesprengt vor, ist geschmeidig, aber von muscheligem Bruch, weich, läßt sich mit dem Fingernagel ritzen, hat 5,6 specifisches Gewicht, ist durchscheinend, diamantartig fettglänzend und besteht aus 24,7 Chlor und 75,3 Silber, ist aber meist nicht ganz rein. Es schmilzt, zuweilen unter Aufkochen, zu einer dunklen Kugel, die sich mittelst Soda leicht zu einem weißen Silberkorn reduciren läßt. Mit einer Kupferoxydboraxperle zusammengeschmolzen ertheilt es der Flamme eine blaue Färbung. In Säuren ist es unlöslich, langsam löslich in Ammoniak. Es kam früher auf den oberen Teufen der Silbererzgänge des Harzes (Buttermilcherz) und Erzgebirgs als wichtiges Erz vor; gegenwärtig findet es sich nur noch in Mexiko, Peru und Chile. In Krystallen findet es sich zu Johanngeorgenstadt.

Silberkupferglanz, s. Kupferglanz.

Silberling, überhaupt eine Silbermünze; s. v. a. Sekel.

Silbermann, Gottfried, berühmter Orgelbauer, geboren am 14. Januar 1683 zu Kleinbobritsch bei Frauenstein in Sachsen, lernte die Orgelbaukunst bei seinem älteren Bruder in Straßburg, ließ sich dann in Freiberg nieder und † den 4. Aug. 1753 in Dresden. Die aus seiner Fabrik hervorgegangenen Instrumente zeichnen sich alle durch seltene Reinheit, Stärke und Sonorität, besonders aber durch eine große Dauer, Haltbarkeit und Stimmungstemperatur aus. Von seinen 42 vortrefflichen Orgelwerken sind die im freiberger Dom, in der Frauen-, Sophien- und katholischen Kirche zu Dreden die berühmtesten. Auch erfand er 1740 das Cembal d'amour und wandte beim Fortepiano zuerst die englische Mechanik an. Auch sein Bruder, Andreas S., † den 16. März 1734, und dessen Söhne, Johann Andreas S., geboren 1712 zu Straßburg, † 1783 daselbst, Andreas Johann S., geboren 1717, † 1766 zu Dresden, und Johann Heinrich S., geboren 1727, † 1799, erwarben sich als Orgelbauer einen Namen.

Silberne Hochzeit, der von beiden Ehegatten erlebte 25. Jahrestag der Hochzeit.

Silbersalze, s. v. a. Silberoxydsalze, s. Silber.

Silberstifte, kleine dünne Stifte aus weichem Silber, womit man wie mit Bleistift auf Pergament schreibt.

Silcher, Friedrich, namhafter Liederkomponist, geboren den 27. Juni 1789 zu Schnaith in Würtemberg, widmete sich der Musik und ward 1817 Musikdirektor an der Universität Tübingen, wo er den 26. Aug. 1860 †. Er hatte namhaften Antheil an dem neuen würtembergischen vierstimmigen Choralbuch, das ihm manche schöne Melodie verdankt, und hat zahllose Lieder (z. B. die Lorelei von H. Heine) komponirt.

Silene *L.* (Leimkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Sileneen, charakterisirt durch den walzigen, keulenförmigen oder bauchigen, 5zähnigen, am Grunde nackten Kelch, die 5 benagelten Blumenblätter, die an der Basis 3fächerige, an der Spitze 6klappige Kapsel mit nierenförmigen Samen. S. Armeria *L.*, Gartenleimkraut, auf trockenen Wiesen und Hügeln, mit ästigem, oben klebrigem, bis 2 Fuß hohem Stengel, ei-lanzettförmigen, graugrünen Blättern und rothen oder weißen, in reichen Doldentrauben vereinigten Blüthen, ist in Gärten eine beliebte Zierpflanze. Von S. inflata *Sm.*, Cucubalus Behen *L.*, Taubenkropf, weißer Behen, auf Rainen und Hügeln 2c., ausdauernd, mit aufsteigendem, kahlem Stengel, lanzettlichen, spitzigen Blättern u. überhängenden, in gabeligen, schlaffen Trugdolden vereinigten Blüthen, ward früher die Wurzel, Radix Behen nostratis, häufig statt der weißen Behenwurzel, Radix Behen albi, welche von Rhaponticum Behen *Kost.* stammt, angewendet. Das Kraut gebraucht man im nördlichen Europa äußerlich gegen Rothlauf, jung hin und wieder auch als Gemüse. Dasselbe gilt von S. nutans *L.* Von S. Otites *Pers.*, Cucubalus Otites *L.*, Ackertaubenkropf, in Mitteleuropa, auf sandigen Hügeln und Feldern, ausdauernd, mit vielblüthigen, gerade vorgestreckten Wirteln und röhrig-glockenförmigen Kelchen, war das Kraut, Herba Viscaginis, welches einen adstringirenden, etwas bitterlichen Geschmack hat, früher officinell und hat sich bei Ohrenschmerzen wirksam erwiesen. Mehre andere Arten eignen sich zu Zierpflanzen.

Sileneen, Pflanzenfamilie, charakterisirt durch den 5zähnigen oder 5spaltigen, bleibenden Kelch, die 5 genagelten, hypogynischen, häufig mit den Staubgefäßen in eine den Stengelstiel überkleidende Röhre verwachsenen Blumenblätter, die 10 Staubgefäße, die 2—5 getrennten Griffel und die vielsamige, mit Zähnen aufspringende Kapsel mit an einer oberwärts freien Mittelsäule befestigten Samen, Kräuter und Halbsträucher mit knotig gegliedertem Stengel und Aesten, gegenständigen, ganzen und ganzrandigen Blättern ohne Nebenblätter und Blüthen in gipfelständigen, gabeltheiligen Trugdolden mit cirka 350 Arten in 9 Gattungen, welche hauptsächlich den gemäßigten Zonen angehören, zum Theil einen seifenartigen Stoff (Saponin) enthalten, zum Theil auch schöne Zierpflanzen sind.

Silentium (lat.), Stillschweigen; altum S., tiefes Stillschweigen.

Silenus, Sohn des Hermes oder des Pan und einer Nymphe, oder ein Sohn der Erde, Erzieher

und später Begleiter des Dionysus, nahm mit diesem am Kampfe gegen die Giganten Antheil, tödtete den Enceladus und erschreckte die Feinde durch das ihnen unbekannte Geschrei seines Esels so, daß sie flohen. Die späteren Dichter schildern den S. als burlesken, jovialen Alten unter mittlerer Größe, gewöhnlich nackt, glatzköpfig, mit stumpfer Nase und dünnem Barte, kleinen, blinzelnden Augen, hängendem Kopfe und schwammigem Fleische. Er ist mit der fernsten Vergangenheit und Zukunft bekannt und läßt, wenn er trunken und schlafend mit Blumenketten gefesselt wird, sich zum Singen und Weissagen nöthigen, wie er auch als bacchisch begeisterter Seher auftritt. Die Silenen, d. h. die älteren Satyrn, unterscheiden sich von S. durch eine mehr thierische Bildung. Die Attribute des S. sind der Epheu, womit er bekränzt ist, der Schlauch, der Esel, der Thyrsusstab, der Cantharus, auch zuweilen der Panther.

Silesius, Angelus, s. Angelus Silesius.

Silhouette, das Schattenbild eines Menschen, welches entsteht, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche die inneren Linien zuweilen mit weißen Strichen leicht hinein gezeichnet zu werden pflegen. Der Name rührt von dem französischen Finanzminister Etienne de Silhouette her, der sich um 1757 durch seine Finanzmaßregeln so verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen suchte und namentlich alles ärmlich Aussehende à la Silhouette nannte, womit denn auch die Schattenbilder, die damals in Paris Mode waren, als armselig erscheinende Porträte bezeichnet wurden. Am treuesten werden die S.n, wenn man dem wirklichen, durch Kerzenlicht geworfenen Schattenriß nachzeichnet und ihn nachher mittelst des Storchschnabels verkleinert.

Silicea (lat.), Kieselerde.

Silicium (lat.), Kiesel.

Silicium, chemisches Element, welches mit Sauerstoff verbunden die Kieselsäure (s. d.) bildet. Man erhält es durch Erhitzen von Kalium in Chlorkiesel- oder Fluorkieseldampf. Es bildet ein braunes Pulver, welches die Elektricität nicht leitet, sich unter Wasserstoffentwickelung in Flußsäure und in Kalilauge löst und beim Erhitzen zu Kieselsäure verbrennt. Das braune Pulver enthält Wasserstoff, welcher beim Glühen im Tiegel entweicht; der Rückstand ist dann in Flußsäure unlöslich. Schmilzt man Aluminium mit Kieselfluornatrium, so erhält man einen Regulus, der nach dem Behandeln mit Salz- und Flußsäure graphitartiges S. in bleigrauen metallglänzenden Blättchen zurückläßt. Dies S. leitet die Elektricität, ritzt Glas, gibt ein braunes Pulver, ist selbst bei Weißgluth in Sauerstoff unentzündlich und in Kalilauge schwer löslich. Schmilzt man Aluminium mit Kieselfluorkalium und Zink, so erhält man einen Zinkregulus, der mit Nadeln von diamantartigem S. durchzogen ist. Diese Nadeln bleiben nach dem Behandeln des Regulus mit Salz- und Salpetersäure zurück; sie sind grauschwarz, metallglänzend und bestehen aus kleinen, aneinander gereihten Oktaëdern. Erhitzt man das Zink sehr stark, so verdampft es und das S. bleibt geschmolzen zurück und erstarrt zu einer stahlgrauen, metallglänzenden, krystallinischen, sehr spröden Masse. In jedem Zustande wird das S. durch schmelzendes kohlensaures Kali, und zwar auf Kosten der Kohlensäure oxydirt. In Chlordampf verbrennt es zu Chlorkiesel, in Schwefeldampf zu Schwefelkiesel; mit Stickstoff verbindet es sich direkt zu Stickstoffkiesel, und mit mehren Metallen bildet es Legirungen. Von seinen Oxydationsstufen ist nur die Kieselsäure (s. d.) wichtig, und dieser entsprechen auch die Schwefel- und Chlorverbindung. Der Schwefelkiesel ist an der Luft unveränderlich, verbrennt beim Glühen zu schwefliger Säure und Kieselsäure und gibt mit Wasser Schwefelwasserstoff und Kieselsäure. Chlorkiesel wird durch Erhitzen von Kieselsäure und Kohle in Chlor erhalten; er bildet eine farblose, sehr bewegliche Flüssigkeit, die bei 59° siedet, sich mit Wasser in Kieselsäure und Chlorwasserstoffsäure zersetzt, von Kalium bei gewöhnlicher Temperatur nicht angegriffen wird, in der Wärme aber mit demselben Chlorkalium und S. liefert.

Silikate, s. v. a. Kieselspathe.

Siliqua (lat.), die Schote, Form der Schotenfrucht, welche wenigstens viermal, gewöhnlich aber noch vielmal länger als breit ist, z. B. bei Sinapis, Brassica, Cheiranthus und Cardamine; daher siliquosus, schotenartig.

Silistria (Silistre), Ejalet der europäischen Türkei, umfaßt den nordöstlichen Theil von Bulgarien mit der Dobrudscha, wird von der Donau, dem schwarzen Meere und den Ausläufern des Balkan begrenzt und hat einen Flächenraum von 570 ☐M. Die Landschaft ist im südlichen Theile durch den Balkan gebirgig, im Uebrigen hügelig, in der Nähe der Donaumündungen aber sehr sumpfig, im Allgemeinen höchst fruchtbar und mit Ausnahme der Gegend zwischen Schumla und Varna auch meist gut angebaut und hat herrliche Waldungen. Der Hauptfluß ist die Donau mit vielen kleinen Nebenflüssen; außerdem münden noch einige Küstenflüsse ins schwarze Meer; auch gibt es mehre kleine Seen. Das Klima ist gemäßigt, in den sumpfigen Gegenden der Dobrudscha aber höchst ungesund. Hauptprodukte sind: Getreide (besonders Weizen), Hülsenfrüchte, Gemüse, Flachs, Obst und Wein, Pferde, Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen 2c. Die Bevölkerung (Zahl unermittelt) besteht vorzugsweise aus Bulgaren, daneben aus Türken, Griechen, Juden, Zigeunern und Europäern verschiedener Abstammung. Der nordöstliche Theil wird von der Eisenbahn Tschernawoda-Kustendsche durchschnitten. Das Ejalet zerfällt in die beiden Liwas Varna und Silistria. Die gleichnamige Hauptstadt, am rechten Ufer der Donau, ist eine der stärksten und wichtigsten Festungen an diesem Strome, Sitz des Generalgouverneurs, hat außerhalb der Enceinte 2 schlecht gebaute Vorstädte, 12 Moscheen, eine unvollendete griechische Kirche, Schiffsmühlen, große Schlächtereien, Quarantäne, Handel und Schifffahrt und zählt 23,000 Einw. (Bulgaren, Türken, Griechen und Juden). S. ist das alte Dorostorus. Im Jahre 1595 ward S. von den Türken verbrannt, den 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow angegriffen, aber von Osman Pascha mit Erfolg vertheidigt. Am 11. Juni ging es an die Russen durch Kapi-

tulation über. Im russisch-türkischen Kriege von 1828 ward es von den Russen vom 21. Juli bis zum 10. Nov. und im folgenden Jahre vom 17. Mai bis zum 5. Juni belagert. Am 30. Juni 1839 übergab Hadschi-Achmet-Pascha die Festung durch Kapitulation an die Russen, die sie am 11. Sept. 1830 wieder räumten. Seit 1849 ward der Platz durch Neubauten zu einer Festung ersten Rangs erhoben und seit Beginn des russisch-türkischen Konflikts 1853 durch 12 größere und kleinere detachirte Forts, unter denen das Fort Abd-ul-Medschid das bedeutendste, sehr verstärkt. Nach dem Ausbruch des Kriegs von 1854 begannen die Russen sofort nach ihrem Uebergang über die Donau die Belagerung S.'s, allein die 15,000 Mann starke Besatzung unter Mussa-Pascha und dem früheren preußischen Artillerieoffizier Grach leistete den tapfersten Widerstand, auch als das 32,000 Mann starke Corps des Generals Lüders unter dem Oberkommando des Fürsten Paskewitsch die regelmäßige Belagerung des Platzes begann. Nicht weniger als durch Regen und Ueberschwemmungen litten die Belagerer durch häufige Ausfälle der Türken, so besonders in der Nacht zum 29. Mai und am 6. und 9. Juni, wo Paskewitsch selbst verwundet ward, so daß er sich bewogen fand, das Oberkommando an den Fürsten Gortschakow abzugeben. Nachdem auch General Schilder vor S. gefallen, hoben die Russen, entmuthigt und geschwächt, die Belagerung auf und zogen sich auf das linke Donauufer zurück.

Silius Italicus, Cajus, römischer Dichter, geboren 25 n. Chr. aus angesehener Familie, ward 68 Konsul und erhielt darauf die Verwaltung der Provinz Asien, zog sich aber nachher auf seine Landgüter in Kampanien zurück, um sich mit Wissenschaft und Dichtkunst zu beschäftigen, und † 100 n. Chr. durch freiwilligen Tod. Wir haben von ihm noch ein aus 18 Büchern bestehendes Gedicht, „Punica“, eine poetische Darstellung des zweiten punischen Kriegs nach Livius u. Polybius, das erst bei Gelegenheit des Konciliums zu Konstanz von Nic. Poggi wieder aufgefunden ward und u. A. von Drakenborch (Utrecht 1717), Ernesti (Leipzig 1791—92, 2 Bde.), Ruperti (Göttingen 1795—98, 2 Bde.) und Weber im „Corpus poetarum Latinorum“ (Frankfurt 1833) herausgegeben und von Bothe (Stuttgart 1858) übersetzt wurde.

Sillé-le-Guillaume, Stadt im französischen Departement Sarthe, an der Eisenbahn von Paris nach Rennes, hat eine Stiftskirche, Leinweberei, Bleichen, Spitzenklöppelei, Gerberei, Fabrikation von Stahlwaaren (besonders von Messern), Handel mit Getreide, Vieh, Garn, Federn, Wolle, Honig und Wein und 3309 Einw. In der Nähe Eisengruben und Eisenhämmer.

Sillen (v. Griech.), bei den alten Griechen eine besondere Art von Spottgedichten in Hexametern, die zuerst um 270 v. Chr. von Timon aus Phlius, der davon den Beinamen Sillograph erhielt, angewendet ward, indem derselbe in einem satirischen Lehrgedicht in 3 Büchern, oft unter Parodirung der Verse anderer Dichter, die Philosophenschulen und deren Treiben persiflirte. Fragmente sind von Wölke (Warschau 1820) und Paul (Berlin 1821) gesammelt.

Sillery, Dorf im französischen Departement Marne, links an der Vesle, hat Woll- und Baumwollzeuchfabrikation, berühmten Weinbau (Sillery, rother und weißer Champagner erster Qualität) und 500 Einw.

Sillig, Karl Julius, verdienter Philolog und Alterthumsforscher, geboren am 12. Mai 1801 zu Dresden, widmete sich zu Leipzig und Göttingen klassischen Studien, sammelte hierauf zu Paris Materialien zur Bearbeitung einer Ausgabe des älteren Plinius, ward 1825 Lehrer an der Kreuzschule seiner Vaterstadt und † als Konrektor der Anstalt am 14. Jan. 1855. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben die Ausgaben des Catullus (Göttingen 1824), der „Carmina minora“ des Virgil in der Ausgabe von Wagner (4. Bd., Leipz. 1832), des „Carmen graecum de virtutibus“, in Choulants Ausgabe des Macer Floridus (das. 1832), und der „Historia naturalis“ des Plinius (Hamburg und Gotha 1851—58, 8 Bde.) und der „Catalogus artificum Graecorum et Romanorum“ (Dresden 1827). Auch gab er K. A. Böttigers „Opuscula latina“ und dessen „Kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts“ heraus und vollendete den 2. Band der „Ideen zur Kunstmythologie“ (Dresden 1836). Schorns „Kunstblatt“ und Jahns „Jahrbücher für Philologie“ enthalten viele Aufsätze u. Kritiken von ihm.

Silliman, Benjamin, nordamerikanischer Naturforscher, geboren den 8. August 1779 zu Trumbull in Connecticut, ward 1805 Professor der Chemie am Yalecollege in Newhaven, besuchte in demselben Jahre, sowie 1806 Europa, um Bücher und naturwissenschaftliche Apparate für jene Anstalt zu erwerben, und erwarb sich große Verdienste um Hebung der Naturwissenschaften in Nordamerika, namentlich durch die Herausgabe des „American journal of science and arts“ (seit 1818). Von seinen übrigen Werken sind noch die „Elements of chemistry“ (Newhaven 1831, 2 Bde.) zu erwähnen. Im Jahre 1851 besuchte er abermals England und den europäischen Kontinent, worüber er in „A visit to Europe in 1851“ (Newh. 1853, 2 Bde.) berichtete. Nach ihm ist ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt worden. Sein Sohn, Benjamin S., geboren den 4. Dec. 1816 zu Newhaven, ist seit 1847 Professor der Chemie am Yalecollege und hat sehr verbreitete Lehrbücher der Chemie und Physik herausgegeben.

Silos (span., Kornkeller), künstliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides; s. Magazine.

Silures, mächtige und streitbare Völkerschaft im Süden der Westküste des römischen Britannien, der die bedeutenden Städte Isca (jetzt Caer Leon) und Venta (jetzt Caer-vend) angehörten. Die S. waren zwar den Römern unterworfen, blieben ihnen aber immer furchtbar und waren auch später das einzige Volk, welches seine Unabhängigkeit gegen die Sachsen behauptete.

Silurische Gruppe, Name eines Theils des sogenannten Uebergangs-, Grauwacke- oder paläozoischen Gebirgs, von Wales genommen, dem Lande der alten Silurier, wo es von Murchinson zuerst seiner reichen Gliederung nach unterschieden und bestimmt wurde. Die hierher gehörigen Gesteine sind vorherrschend Thonschiefer und Sandsteine, sogenannte Grauwacken und Grauwacken-

schiefer, erstere nicht selten durch feinvertheilten Schwefelkies Alaunschiefer, letztere auch wohl Konglomerate. Kalksteineinlagerungen treten gegen erstere sehr zurück; wo sie aber reicher entwickelt auftreten, sind sie vorzugsweise durch Menge und Erhaltung der Versteinerungen ausgezeichnet und geben ausgezeichnete Horizonte für die weitere Gliederung der Gruppe ab. In den tiefsten Schichten finden sich zahlreiche Tange und Reste aus allen Klassen der wirbellosen Thiere, namentlich der Ringelthiere, von Wirbelthieren aber nur Reste von Fischen. Von Cephalopoden finden sich zahlreiche, zum Theil sehr große Orthoceratiten, während Ammoniten noch fehlen. Auch stoffbildende Korallen finden sich im jüngeren silurischen Gebirge viel verbreitet. Zu den Zellen- oder Meerkorallen rechnet man die ganze Alaunschieferbänke erfüllenden, räthselhaften Graptolithen (Graptolithenschiefer). Sedimente mit dieser charakteristischen Fauna kennt man in Esthland, Ingermanland, Schweden, Norwegen, England und Wales, Südschottland, Irland, in der Bretagne, am Unterharz, im Thüringerwald und Voigtland, ausgezeichnet entwickelt im Innern Böhmens (Gebiet der Beraun), im Riesengebirge, in Spanien, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Canada. Im Norden der alten und neuen Welt, in Rußland, Schweden, Nordamerika, wo die Schichten später keine wesentliche Störung in ihrer Lagerung erlitten haben und mächtig entwickelte Kalksteine auftreten, ist die Lagerfolge der verschiedenen Glieder am genauesten und sichersten erkannt worden; ebenso im Innern Böhmens und in Westengland. Zahlreiche Zwischenlager und Decken von Grünsteinen, sogenanntem Trapp, selbst Porphyr, erstere theilweise von Tuffen begleitet, sprechen für eine ausgedehnte vulkanische Thätigkeit in der Zeit der silurischen Ablagerungen. Viele Eruptivgesteine durchbrechen dabei oftmals das silurische Gebirge, selbst Granite. Auch Erzlager (Eisenstein insbesondere) und Erzgänge, darunter selbst goldführende, finden sich im silurischen Gebirge.

Silva (sylva, lat.), Wald, besonders Waldgebirge, in welcher Bedeutung das Wort oft in der alten und mittleren Geographie vorkommt. Silvae, Einfälle, die man aufschreibt, um zur Zeit Gebrauch von ihnen zu machen.

Silva, Luis Augusto Rebello da, ausgezeichneter portugiesischer Dichter und Schriftsteller, geboren den 2. April 1821 zu Lissabon, wirkt seit 1858 als Professor daselbst und hat sich besonders im Fach des historischen Romans, u. A. durch „A mocidade de D João V" (Lissabon 1851—53, 4 Bde.), einen Namen erworben. Seit 1848 mehrfach in die Cortes gewählt, bekundete er hier ein glänzendes Rednertalent.

Silvanus, uralter italischer Waldgott, Beschützer der Grenzen und Hüter alles dessen, was sie umschließen, namentlich der Heerden. Die Landleute erflehten von ihm die Gesundheit der Rinder mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleisch und Wein. Die Hirten verehrten ihn noch besonders als Wolfsvertreiber und opferten ihm den Widder. Als Waldgott erscheint er als neckischer Kobold besonders den Frauen, die ihm daher kein Opfer bringen dürfen. Dargestellt wird er nackt als kräftiger, bärtiger Mann mit Sichel und Baumzweigen, oder mit einem Kranze von Lilien und Kieferzweigen um das Haupt, mit Hippe oder Cypressenbaum (der ihm heilig ist).

Silves, Stadt in der portugiesischen Provinz Algarve, in einem romantischen Thale am gleichnamigen Flusse, nordöstlich von Lagos, hat ein vielthürmiges maurisches Kastell mit einer schönen gothischen Kirche, alte Mauern, eine lange steinerne Brücke, ein Hospital, Armenhaus und 2100 Einw. S. war die Hauptstadt der alten maurischen Könige von Algarve.

Silvester, s. Sylvester.

Silybum *Adans* (Stechkorn, Marien- oder Silberdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit der einzigen Art S. marianum *Gaertn.*, Carduus marianus *L.*, charakterisirt durch das zwitterige Körbchen, den bauchigen Hüllkelch, den spreuigen Blüthenboden und die lange, vielreihige Fruchtkrone, in Mittel- und Südeuropa, auf dürren, unbebauten Plätzen, Schutthaufen ꝛc., einjährig, mit dickem, gefurchtem, unten zottigem, bis 4 Fuß hohem Stengel, glänzenden, weiß gefleckten, stengelumfassenden, halbgefiederten, dornig-gezähnten Blättern und purpurroth-lilafarbigen Blüthen. Die Wurzel, Blätter und Früchte, Radix, Herba et Semen Cardui Mariae, waren früher gebräuchlich; Wurzel und Blätter gegen Fieber, Stockungen im Unterleibe ꝛc., die öligen und schleimigen Früchte gegen Seitenstechen und Brustkrankheiten.

Simancas, Stadt in der spanischen Provinz Valladolid (Altkastilien), am Pisuerga, unweit seiner Mündung in den Duero, hat eine römische Brücke von 16 Bögen, ein altes, hochgethürmtes Schloß, in welchem seit König Philipp II. das spanische Staatsarchiv in 38 Sälen aufbewahrt wird, und 1167 Einw. Die Umgegend liefert guten Wein.

Simao, ostindische Insel, zum Sundaarchipel gehörig, durch die gleichnamige Straße von dem nordöstlich gelegenen Timor getrennt, stark bewaldet, aber wenig fruchtbar und schwach bevölkert, liefert Mais und Schwefel.

Simaruba *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch die monöcischen, diöcischen oder polygamischen Blüthen, den 5theiligen Kelch, die 5blätterige, offene und ausgebreitete Blumenkrone mit 5 oder 10 Staubgefäßen und den aus 3—5 schwach verbundenen, steinfruchtartigen Karpellen bestehenden Fruchtknoten, Bäume mit abwechselnden, gefiederten Blättern und endständigen, aus kleinen Trauben zusammengesetzten Blüthenrispen, in Südamerika und Westindien. S. excelsa *Dec.*, Bittere sche, Bitterholzbaum, in Jamaica und auf den Karaiben, in Wäldern, mit 80—100 Fuß hohem Stamm, liefert das als jamaikanisches Quassiaholz, Bitterholz, Lignum Quassiae jamaicense, häufig statt ächten Quassiaholzes im Handel vorkommende Holz, welches ganz dieselben Eigenschaften und Wirkungen hat wie jenes, aber weit bitterer und unangenehmer schmeckt. S. officinalis *Dec.*, Quassia Simaruba *L.*, in Guyana, auf Jamaica, den Karaiben, in Wäldern, 70—80 Fuß hoch, gibt in der Rinde der Wurzel und auch zum

Theil des Stammes die **Simaruba-** oder **Ruhrrinde**, Cortex Simarubae s. Quassiae Simarubae. Dieselbe enthält ein flüchtiges, nach Benzoë riechendes Oel, Harz, Aepfelsäure und Spuren von Gallussäure, sowie eine bittere Substanz, die namentlich in dem indifferenten Verhalten gegen Metallsalzlösungen mit dem Quassit übereinstimmt und das wirksame Princip der Rinde zu sein scheint.

Simbirsk, Gouvernement im östlichen Theile des europäischen Rußland, bildete im Mittelalter einen Theil des Khanats Kasan, kam mit diesem im 16. Jahrhundert unter russische Herrschaft und gehörte lange zum Gouvernement Kasan, wurde Anfang des 18. Jahrhunderts zum Gouvernement Astrachan geschlagen und 1780 zur eignen Statthalterschaft, nach seiner bedeutendsten Stadt S. genannt, erhoben. Dieses Gouvernement umfaßte ursprünglich 1402 □M. Nachdem aber 1850 die östlich der Wolga gelegenen Gebietstheile desselben zu dem neu gebildeten Gouvernement Samara geschlagen worden waren, blieben für das Gouvernement S. nur noch 883,28 □M. übrig. Das jetzige Gouvernement S., welches an die Gouvernements Kasan, Samara, Saratow, Pensa und Nishnei-Nowgorod grenzt, ist eine wellenförmige Ebene mit nur wenigen Hügeln, im Südosten steppenartig und im Allgemeinen sehr fruchtbar. Der Hauptfluß ist die Wolga, welcher alle Flüsse des Gouvernements zuströmen; die bedeutendsten der letzteren sind Sura, Swjäga, Ussa, Tscheremschan und Sok; auch gibt es viele kleine Seen. Das Klima ist ziemlich gemäßigt und im Allgemeinen gesund. Hauptprodukte sind Getreide, Obst und Holz; Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Wild und Fische. Das Mineralreich liefert nur Gyps, Thon, Bau-, Mühl- und Schleifsteine, etwas Schwefel und Steinkohlen, aber außer geringen Mengen von Raseneisenerz keine Metalle. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht, Waldbetrieb und Fischerei; die Industrie ist erst im Entstehen und beschränkt sich auf einige Fabriken von Seife, Talg, Leder, Hüten, Papier, Baumwollstoffen und Chemikalien. Der Handel, dessen Hauptsitz die Hauptstadt ist, wird durch die Wolga befördert und vertreibt namentlich Getreide, Vieh, Leder und Schleifsteine. Die Bevölkerung belief sich 1861 auf 1,172,115 Einw., bestehend aus Russen, Kosaken, Kalmücken, Tataren, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Kisilbaschen und fremden Ansiedlern, worunter viele Deutsche. Das Gouvernement enthält noch die 8 Kreise S., Sysran, Singilei, Karsun, Ardatow, Kurmysch, Alatyr und Buinsk. Die gleichnamige **Hauptstadt** liegt auf einer Anhöhe zwischen der Wolga und der Swjäga, ist Sitz eines Civilgouverneurs, der Gouvernementsbehörden und eines griechischen Bischofs, hat 16 Kirchen, 2 Klöster, mehre Hospitaler, ein Kreisgericht, ein Gymnasium, eine Kreis- und mehre andere Schulen, eine Irrenanstalt, ein Findelhaus und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, einen großen Kaufhof, lebhaften Handel und Schifffahrt, eine große Messe und (1861) 24,494 Einw. S. wurde bereits im 17. Jahrhundert gegründet, war aber noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein unbedeutender Ort und hat sich erst seit seiner Erhebung zur Gouvernementshauptstadt (1780) zur Bedeutung entwickelt.

Simcoe (S. Lake), See im britischen Nordamerika, Obercanada, östlich vom Huron- und westlich vom Ontariosee, steht mit dem ersteren durch den Severn, mit letzterem durch den Shallowsee, den Ricesee und den Trentfluß, sowie mit beiden durch die Collingwood-Torontobahn in Verbindung. Nach ihm ist ein Distrikt in Obercanada S. genannt, welcher an die Georgianbai des Huronsee's grenzt und die gleichnamige **Stadt** mit Distriktsschule und 2000 Einw. zum Hauptorte hat.

Simeon, 1) Sohn des hebräischen Patriarchen Jakob von Lea, rächte mit seinem Bruder Levi die Schmach seiner Schwester Dina an den Bewohnern von Sichem und ward das Haupt eines israelitischen Stammes, der bei der Zählung in der Wüste Sinai 59,300, später aber nur 22,000 streitbare Männer zählte und einen Distrikt vom Stammgebiet Juda mit 17 Städten im südwestlichen Theile des Landes gegen Philistäa und Idumäa hin zugewiesen erhielt.

2) (**Simon**), Sohn des Kleophas und der Maria, der Schwester der heiligen Maria, also Jesu leiblicher Vetter, einer der ersten Jünger Jesu, ward nach Jacobus' Tode (62 n. Chr.) zum Vorsteher der christlichen Gemeinde in Jerusalem erwählt und unter Trajan, 120 Jahre alt, auf Befehl des Statthalters Atticus 107 gekreuzigt. Die römische Kirche feiert seinen Gedächtnißtag am 18. Febr., die griechische den 27. April.

3) S. (**Symeon**) **der Syrer** oder **S. Stylites**, geboren um 390 zu Susan in Syrien, war erst Hirt, ging dann in ein Kloster, verließ aber dasselbe wieder, begab sich auf einen einsamen Berg und schloß sich mit einer Kette in einen Haufen Steine ein. Um dem Himmel schon im Leben möglichst nahe zu sein, erfand er um 420 eine eigene Ascese, indem er auf einer Säule (Stylos), die von 6 Ellen Höhe bei 3 Fuß Breite zu 36 Ellen Höhe bei 2 Ellen Breite gebracht wurde, lebte, bis er 460 †. Diese wunderliche Ascese fand bald Nachahmer. Dies die **Säulenheiligen**, **Stationer** oder **Styliten**. Vgl. **Lautensack**, De Simeoni Stylita, Wittenb. 1700.

Simferopol (**Sympheropol**, türk. **Akmedschid**, tatar. **Akmetschet**, d. h. weiße Moschee), Hauptstadt des russischen Gouvernements Taurien in der Krim, am Salgir und am nördlichen Abhange der taurischen Gebirgskette, in reizender Gegend, überall von Bergen und Obstwaldungen umgeben, besteht aus der von Mauern umgebenen Alt- und der Neustadt, ist mit Ausnahme des winkligen und unreinlichen Tatarenviertels, namentlich aber in seinen neueren Theilen sehr schön und regelmäßig gebaut, Sitz des Civilgouverneurs, der Gouvernementsbehörden und eines tatarischen Mufti, hat mehre griechisch-russische Kirchen, darunter eine prächtige Kathedrale, mehre andere christliche Kirchen verschiedener Bekenntnisse, 3 tatarische Moscheen, eine Synagoge, ein Gymnasium, mehre andere Schulen, schöne Springbrunnen, ein tatarisches Bad (jetzt Kriminalgefängniß), einen sehr frequenten, großen Bazar, verschiedene Fabriken, lebhaften

Handel (besonders mit Produkten, Wein und Manufakturwaaren), große Jahrmärkte u. (1861) 28,295 Einw.

Simia (lat.), Affe.

Similargent, s. v. a. Semilargent.

Similis (lat.), ähnlich, von Ansehen oder Bau irgend eines Gegenstandes.

Similis simili gaudet (lat.), der Aehnliche freut sich über den Aehnlichen, unserem „Gleich und Gleich gesellt sich gern" entsprechend.

Similor, s. v. a. Semilor.

Simla, Festung in dem zur indobritischen Präsidentschaft Agra gehörigen Vasallenfürstenthum Kythul, unweit des Sudletsch, 40 Meilen nördlich von Delhi, über 7000 Fuß hoch gelegen, dient als Genesungs- und Erholungsstation für das indobritische Militär.

Simmen, zwei kleine Flüsse im Oberland des schweizerischen Kantons Bern; der große S. entspringt aus 7 Quellen oder Brunnen am Rätzligletscher unweit der Grenze von Wallis, bildet mehre Wasserfälle, wovon der sogenannte Simmensturz zu den schönsten in der Schweiz gehört, nimmt bei dem Dorfe Zweisimmen den kleinen S. auf, vereinigt sich unterhalb Wimmis mit der Kander und fällt mit dieser in den Thunersee. Das Simmenthal oder (im Volksmunde) Siebenthal ist 13 Stunden lang und mündet bei dem Dorf und Schloß Wimmis durch einen engen Schlund in das Kanderthal aus. Es ist reich an malerischen Naturschönheiten, trefflich angebaut, hat fette Alpenweiden und eine wohlhabende Bevölkerung. Die Hauptbeschäftigung ist Alpenwirthschaft; das dortige Rindvieh (simmenthaler Schlag) gilt für das beste des Kantons Bern; auch treibt man starke Pferde-, Schaf- und Ziegenzucht, baut Getreide, Hanf und Flachs und unterhält einige Fabriken für leinene und baumwollene Zeuche. Die Bevölkerung ist protestantisch. Es zerfällt in das Obersimmenthal mit 8100 und das Untersimmenthal mit 10,700 Einw. Der Bezirkshauptort ist Blankenburg; andere Orte sind Oberwyl und Bad Weißenburg. Das Simmenthal hatte im Mittelalter eigene Herren, die Edeln von Siebenthal (De septem vallibus); in der Mitte des 15. Jahrhunderts fiel es an Bern.

Simmer (Simra, Simri, Sümmer), Getreidemaß in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Würtemberg (zu 22,153 Liter), Rheinbayern (12½ Liter), Hessen-Darmstadt (32 Liter), Sachsen-Koburg (für Weizen, Roggen u. Hülsenfrüchte 88,946, für Gerste, Hafer und Dinkel 110,449 Liter), Frankfurt a. M. (28,682 Liter) und Hanau (30,53 Liter).

Simmern, ehemaliges Fürstenthum im oberrheinischen Kreise, von Trier, Mainz und Sponheim begrenzt, auf dem Hundsrück, war sonst kurpfälzisch, kam 1801 an Frankreich, 1815 an Preußen und ist jetzt unter die Kreise Simmern und Kreuznach des Regierungsbezirks Koblenz vertheilt. Die gleichnamige Kreisstadt auf dem Hundsrück hat eine katholische und eine evangelische Kirche, Synagoge, höhere Bürgerschule, Rettungshaus für verwahrloste Kinder, Strumpfwirkerei, Pot- und Waidaschesiederei, einen Eisenhammer, Bierbrauerei, starken Flachsbau, Viehmärkte und 3310 Einw.

Simmias, griechischer Grammatiker, aus Rhodus, lebte wahrscheinlich zur Zeit des Ptolemäus Lagi und schrieb Epigramme, die Bergk in den „Poetae lyrici graeci" (Leipzig 1843, 2. Aufl. 1853) herausgab.

Simms, William Gilmore, nordamerikanischer Dichter und Schriftsteller, geboren den 17. April 1806 zu Charleston in Südcarolina, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft und ward 1828 Advokat, gab aber diese Stellung bald wieder auf, um die Redaktion eines politischen Tageblatts zu übernehmen, u. lebte, nachdem dies eingegangen, bis 1832 zu Newyork, seitdem wieder in seiner Vaterstadt. Von seinen Dichtungen wurden „Atalantis" (1829), „The city of the silent" (1851) und das epische Gedicht „Florida", von seinen Romanen „Martin Faber" (1833), „Guy Rivers" (1834), „The Gemassee" (deutsch, Leipzig 1847), „The partisan", „Carl Werner", „The damsel of Darien", die meist die Sitten der südlichen Staaten schildern, „Marie de Bernières" (deutsch, das. 1853) und „The sword and the distaff" (Philadelphia 1853) am bekanntesten. S.' Dichtungen empfehlen sich durch reiche Einbildungskraft, schönen Versbau und gut gewählte Bilder.

Simoda, Stadt auf der japanischen Insel Nipon, am südlichen Ende der Halbinsel Idsu, mit 7000 Einw., einer der seit dem 31. März 1854 fremden Nationen geöffneten Häfen.

Simois, Fluß im Gefilde von Troas, der auf dem Ida oder genauer auf dem Cotylus entsprang, bei Ilium vorbeifloß und sich in der Gegend von Neuilium mit dem Scamander vereinigte; jetzt Ghumbre.

Simolin, ein in gerader Linie von dem fürstlich siebenbürgischen Hause Bathori abstammendes, in Preußen und Kurland begütertes freiherrliches Geschlecht, nach seinem Erbgute Simony (Simolinus) benannt. Seine namhaftesten Sprößlinge sind:

1) Karl Gustav Alexander, Freiherr von S., russischer Diplomat, geboren den 10. Mai 1715 zu Abo, wurde früh zu politischen Missionen verwendet und war namentlich 1743 bei den Friedensunterhandlungen zu Abo thätig. Im Jahre 1756 ging er als Minister der Kaiserin Elisabeth nach Kurland, welchen Posten er unter den schwierigsten Verhältnissen bis an das Ende seines Lebens mit großem Geschick bekleidete. Der König Stanislaus August erhob ihn nebst seinem Bruder in den Freiherrenstand. Er † den 27. August 1777 als wirklicher russischer Staatsrath zu Spaa.

2) Johann Matthias, Freiherr von S., Bruder des Vorigen, geboren den 17. Juli 1720 zu Abo, ward 1766 Gesandter der Kaiserin Katharina II. bei der Reichsversammlung in Regensburg, begleitete dann als diplomatischer Agent den Grafen Romanzow in den türkischen Feldzug und schloß am 30. Mai 1771 den Waffenstillstand von Giurgewo. Seit 1773 wirklicher Staatsrath, ging er als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen, ward darauf 1777 als Gesandter in Stockholm akkreditirt und arbeitete hier durch geheime Verbindungen an der Erhebung Finnlands. Im Jahre 1780 ging er als Gesand-

ter nach London, 1786 nach Paris. Hier stellte er der Königin Marie Antoinette am 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß aus, wodurch er einen bedeutenden Theil seines Vermögens verlor. Später lebte er, von den Geschäften zurückgezogen, mehre Jahre in Frankfurt a. M., bis er als Präsident des Reichsjustizkollegiums nach Rußland zurückgerufen wurde. Auf der Reise dahin † er am 19. Sept. 1799 zu Wien.

3) Alexander Heinrich, Freiherr von S., geboren den 29. Juni 1800, preußischer Kammerherr, hat sich als lyrischer Dichter, sowie im Fache der Heraldik, Genealogie und Alterthumskunde bekannt gemacht.

Simon, 1) S., mit dem Zunamen Petrus (Kephas), Apostel Jesu, s. Petrus.

2) S. aus Kana, mit dem Beinamen der Eiferer (Zelotes), einer der Apostel Jesu, soll ein Bruder des Jacobus Alphäi gewesen sein, nach dessen Tode das bischöfliche Amt zu Jerusalem verwaltet und 107 den Kreuzestod erlitten haben, wogegen ihn Andere in Aegypten, Cyrene, Mauritanien, Libyen und auf den britischen Inseln das Evangelium predigen und dann am Kreuze sterben lassen.

3) S., s. Simeon 2).

4) S. von Cyrene, mußte dem ermatteten Heilande den Kreuzespfahl auf den Richtplatz tragen und † nach der Legende als Bischof von Bostra den Märtyrertod.

5) S. der Magier, ließ sich zu Samaria durch Philippus taufen, ward aber, als er für Geld den heiligen Geist zu erhalten wünschte, von Petrus aufs nachdrücklichste bestraft (Apostelgesch. 8, 18 ff.). Nach den Kirchenvätern war sein Geburtsort der Flecken Gitton in Samaria, und sie wissen noch zu berichten, er habe nach jenem Vorfall in Begleitung seiner Frau Helena Wunder verrichtend das römische Reich durchzogen u. in Rom selbst großes Aufsehen erregt. Auch legen ihm die Kirchenväter gnostische Lehren bei, die von seinen Anhängern (Simonianer, Simoniter, Helenianer) weiter ausgebildet wurden. Ihre Moral war sehr lax. Sie hielten sich bis in das 5. Jahrhundert. Vgl. Simson, Leben und Lehre S.s des Magiers, in Illgens „Zeitschrift für die historische Theologie“, 1841.

Simon, 1) Richard, gelehrter katholischer Theolog, geboren den 13. Mai 1638 zu Dieppe, war anfangs Mitglied der Kongregation der Väter des Oratoriums in Paris, ging 1679 als Priester nach Bolleville, lebte seit 1682 abwechselnd in Dieppe und Paris und † den 11. April 1712. Seine Hauptwerke sind: „Histoire critique du vieux testament“ (Leyden 1679), „Histoire critique de texte du nouveau test.“ (Rotterd. 1689), „Histoire critique des principaux commentateurs du nouveau test.“ (das. 1693) und die „Nouvelles observations sur le texte et les versions du nouveau test.“ (Paris 1695; deutsch von Cramer, Halle 1776—80, 3 Bde.). S. bekämpfte als einer der Ersten mit Gründlichkeit die Autorität der kirchlichen Tradition über Ursprung, Integrität und Auslegung der heiligen Schrift.

2) August Heinrich, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geboren am 26. Okt. 1805 in Breslau, studirte daselbst die Rechte, trat 1834 in den Staatsdienst, ward bei verschiedenen Oberlandesgerichten beschäftigt und dann zum Stadtgerichtsrath in Breslau ernannt. Mehre Broschüren gegen die Gesetze vom 29. März 1844, in denen er eine Gefährdung der Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes erblickte, zogen ihm so viele Anfeindungen zu, daß er den Staatsdienst verließ. Vgl. seine Schrift „Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienst“ (Leipz. 1846). Seine Beleuchtung der preußischen Februarverfassung in der Schrift „Annehmen oder Ablehnen?“ verwickelte S. in eine Untersuchung, der jedoch die Märzrevolution ein Ende machte. Zum Mitglied des Parlaments gewählt, stimmte er mit der Linken und begleitete sie nach Stuttgart, wo er mit in die sogenannte Reichsregentschaft gewählt wurde. Nach der Sprengung des Rumpfparlaments und dem völligen Scheitern der deutschen Revolution ging er in die Schweiz und ward im Sept. 1851 zu Breslau wegen seiner politischen Thätigkeit in contumaciam zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Er lebte seit 1852 in Murg am Wallensee als Direktor einer Aktiengesellschaft für Kupferbergbau und ertrank am 16. August 1860 beim Baden im See. Am 6. Oktober ward ihm zu Murg ein Denkmal errichtet. Noch schrieb er: „Geschichtliches über die preußische Immediatkommission“ (Berl. 1855) und „Don Quixote der Legitimität oder Deutschlands Befreier?“ (Zürich 1859).

3) Ludwig, namhaftes Mitglied des deutschen Parlaments von 1848, geboren 1810, ward Advokat in Trier und 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er zur äußersten Linken gehörte und einer der hervorragendsten Redner dieser Fraktion war. Nachdem er in Frankfurt Mitglied des Dreißigerausschusses gewesen, nahm er am Rumpfparlament zu Stuttgart Theil und wurde Mitglied des Fünfzehnerausschusses. Nach der Sprengung des Parlaments floh er im Juli 1849 nach der Schweiz und wurde dann in Trier in contumaciam zum Tode verurtheilt. Seit 1855 in einem deutschen Bankhause in Paris angestellt, gründete er daselbst 1866 ein eigenes Geschäft.

4) Jules, namhafter französischer Philosoph, geboren den 31. Dec. 1814 zu Lorient, ward Professor an der Normalschule, dann an der Sorbonne zu Paris, aber am 16. Dec. 1851 dieser Stellung enthoben. Im Jahre 1848 Mitglied der Nationalversammlung, zählte er zu den gemäßigten Republikanern. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „Histoire de l'école de l'Alexandrie“ (Paris 1844—45, 2 Bde.), „Le devoir“ (5. Aufl., das. 1857), „La religion naturelle“ (das. 1856), „La liberté de conscience“ (das. 1857).

Simone da Pesaro, s. Cantarini.

Simonianer, s. Simon 5).

Simonides, 1) S. der Aeltere, griechischer Dichter, Jambograph, auf Samos geboren, zog um 650 v. Chr. als Anführer einer samischen Kolonie nach Amorgos und hinterließ ein in jambischen Trimetern verfaßtes Spottgedicht auf die Weiber (am besten herausgegeben von Welcker, Bonn 1835). Deutsche Uebersetzungen gaben Herder in den „Zerstreuten Blättern“, Jacobs im „Tempe“ und Falbe in Kochs „Eurynome“.

2) S., namhafter griechischer Dichter, geboren 554 v. Chr. zu Julis auf der Insel Ceos, ward von Hipparchus nach Athen gezogen, wo er später im Wettkampf mit Aeschylus mit seiner Elegie auf die bei Marathon Gefallenen den Sieg gewann und die weitern Kämpfe mit den Persern durch seine epigrammatischen und elegischen Dichtungen verherrlichte. Auch faßte er im Auftrag des Staats die Inschriften für die Denkmale der im Kampfe gefallenen Griechen ab, die sich durch Einfachheit und Kürze auszeichneten. In seinem 80. Jahre wanderte S. nach Syrakus an den Hof des Königs Hiero, wo er 469 †, nachdem er 56 Siege in dichterischen Wettkämpfen gewonnen. S. war ungemein produktiv und hat sich in den verschiedenen Arten der Lyrik fast mit gleicher Meisterschaft bewegt. Er schrieb Siegeslieder auf die Kämpfe der Griechen bei Salamis und Artemisium, Dithyramben, Hymnen, besonders auf den olympischen Zeus und auf Poseidon, Päane, Parthenien und Hyporchemata, zeichnete sich aber besonders in der Elegie und hier namentlich in Klageliedern (threni) aus, einer Gattung, die er erst ausbildete. Seine Epigramme, deren wir mehr als 100 haben, hatten theils einen öffentlichen Zweck (wie z. B. das berühmte Epigramm auf das Grab der Spartaner bei Thermopylä), theils waren sie für Weihgeschenke, Bildsäulen und dergleichen bestimmt. Die noch vorhandenen Bruchstücke von seinen Gedichten sind von Schneidewin (Braunschw. 1835) u. Bergk („Poetae Graeci lyrici“, 2. Aufl., Leipzig 1853, 2 Bde.) gesammelt und von Hartung („Griechische Lyriker“, Bd. 6, Leipz. 1857) übersetzt. Außer der Vervollkommnung des griechischen Alphabets wird S. auch die Erfindung der Mnemonik zugeschrieben. Ein Enkel des S., gewöhnlich der jüngere S. genannt, machte sich ebenfalls als Dichter bekannt. Vgl. Richter, S. von Ceos &c., Schleusingen 1836.

Simonie (Amtserschleichung), die durch Bestechung erlangte Anstellung, insonderheit die Erwerbung geistlicher Aemter und Pfründen auf diesem Wege, sowie der Schacher mit denselben. Der Name rührt von Simon Magus (s. Simon 5) her, der die Mittheilung des heiligen Geistes durch Auflegen der Hände von den Aposteln durch Geld zu erlangen suchte. Im Mittelalter ward die S. besonders in der Weise geübt, daß man die Bisthümer und niederen Kirchenämter für Geld verkaufte, ja selbst versteigerte. Papst Gregor VII. bedrohte zwar auf der Synode zu Rom 1075 die S. mit dem Kirchenbann, doch blieb sie bis zum Reformationszeitalter für viele Päpste die Quelle reicher Einkünfte. Nach protestantischem Kirchenrecht verliert der Kirchenpatron, welcher sich der S. schuldig gemacht, das Patronatsrecht. Der sogenannten konfidentionellen S. macht sich der schuldig, der einem Anderen ohne Bewilligung der rechtmäßigen Behörde eine Pfründe verschafft oder abtritt, unter der Bedingung, daß ihm ein Theil der Einkünfte derselben zukomme.

Simonisten, Saint, s. Saint-Simonismus.

Simons, Menno, s. Menno.

Simplicissimus, s. Grimmelshausen.

Simplicius, 1) peripatetischer Philosoph des 6. Jahrhunderts n. Chr., gebürtig aus Cilicien, Schüler des Ammonius und Damascius, lehrte in Alexandria und Athen, wendete sich unter Justinian I. nach Persien, wo ihn Chosroës freundlich aufnahm, kehrte jedoch später zurück und † 549. Er schrieb Kommentare über des Aristoteles Schriften, zu den Kategorien (Venedig 1499, 1541), zu der Physik (das. 1526), zu den Schriften „De coelo“ (das. 1526) und „De anima“ (das. 1524), zu Epictets „Enchiridion“ (herausgegeben von Schweighäuser, Leipz. 1800, 2 Bde.).

2) S., Papst, geboren zu Tivoli, bestieg den römischen Stuhl 468 und war ein strenger Eiferer für Kirchenzucht und Rechtgläubigkeit; † 483. Sein Tag ist der 2. März.

Simplon (ital. Sempione, Monte Leone), Gebirgsstock der lepontischen Alpen auf der Grenze des schweizerischen Kantons Wallis und Italiens, südwestlich vom St. Gotthard, 10,835 Fuß hoch. Darüber führt die berühmte Simplonstraße, ein Werk Napoleons I., nach Italien. Dieselbe wurde auf italienischer Seite 1800, auf schweizerischer Seite 1801 begonnen und in 6 Jahren vollendet. Ihre Kosten betrugen über 18 Millionen Franken. Ihre Breite ist meist 25 Fuß, an einigen Stellen 30 Fuß, die Steigung beträgt durchgängig $3^1/_2$ Proc. Von Brieg bis Sesto Calende mußten außer Mauern 611 größere und kleinere Brücken, 7 Gallerien und 20 Schutzhäuser (Réfuges) erbaut werden. Die Straße war nach der über den Mont Cenis die erste für größere Fuhrwerke fahrbare Alpenstraße. Ihre Erhaltung in fahrbarem Zustande erfordert einen jährlichen Aufwand von 50—80,000 Francs. Ein hölzernes Kreuz bezeichnet ihren Höhepunkt, der 6578 F. über der Meeresfläche liegt. Nicht weit davon liegt das neue Bernhardinerhospiz, worin jährlich zwischen 12,000 u. 13,000 Reisende bewirthet werden. Am S. sind Gefechte vorgefallen zwischen den Cimbern und dem Konsul Manlius 105 v. Chr. und zwischen den Oesterreichern und Franzosen 1799 und 1814. Vergl. Karte und Plan der Simplonstraße, Basel 1824. Nach dem S. wurde im ersten französischen Kaiserreich der Kanton Wallis Departement S. genannt. Vgl. Schiner, Le departement du S., Sion 1812.

Simplum (lat.), das Einfache von einer Summe, einfache Abgabe; das Einfache des ehemaligen Reichskontingents.

Simpson, 1) James, britischer General, geboren 1791 in Schottland, begann seine militärische Laufbahn 1811 als Infanterieoffizier in der Armee Wellingtons, in der er sich bei der Vertheidigung von Cadix, dem Angriff auf Sevilla und in der Schlacht bei Waterloo auszeichnete. Im Jahre 1838 ward er als Oberst nach Indien gesandt, um unter General Charles Napier zu dienen, und stand diesem namentlich 1845 im Feldzug gegen die Beludschen rühmlichst zur Seite. Im folgenden Jahre nach England zurückgekehrt, erhielt er den Posten eines Kommandanten von Chatham, in dem er 1851 zum Generalmajor aufrückte. Später erhielt er die Stellung eines Deputyadjutantgenerals der Armee. Zu Anfang 1855 zum Generalquartiermeister in der Krimarmee an der Seite Lord Raglans ernannt,

bestrebte er sich zwar eifrigst, den aus schlecht organisirter Verpflegung hervorgegangenen Mühseligkeiten der Armee während des Winters vor Sebastopol abzuhelfen, zeigte sich aber doch im Allgemeinen seiner Stellung nicht gewachsen. Nach Raglans Tod, am 28. Juni 1855, ward er zum Generallieutenant und Oberkommandanten der englischen Armee in der Krim befördert, bewies aber, namentlich bei dem Sturm auf die Festung am 8. September 1855, seine Unfähigkeit für diesen Posten so eklatant, daß er schon am 15. Okt. abberufen ward. Gleichwohl ward er zum wirklichen General und Großkreuz des Bathordens ernannt. Er lebt seitdem in Zurückgezogenheit.

2) James Young, berühmter Geburtshelfer und Entdecker der unempfindlich machenden Wirkung des Chloroform, geboren 1811 zu Bathgate in Linlithgowshire, begann seine geburtshülfliche Laufbahn als Assistent des Professors Thomson, ward 1840 zum Professor der Geburtshülfe in Edinburg ernannt und führte 1847 das Chloroform in die Arzneiwissenschaft ein. Als Frauenarzt hat er europäischen Ruf und das Verdienst vieler neuen Entdeckungen u. Erfindungen (z. B. der Uterussonde und eines Polypotoms). Seine literarischen Arbeiten sind meist in Zeitschriften, namentlich dem „Monthly Journal“, enthalten.

Simrock, Karl Joseph, deutscher Dichter und Schriftsteller, geboren am 28. August 1802 zu Bonn, wo sein Vater, Nikolaus S., eine Musikalienhandlung besaß, besuchte das damals ganz nach französischer Art eingerichtete Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich dann daselbst dem Studium der Rechtswissenschaft, hörte daneben A. W. von Schlegels Vorlesungen über deutsche Literatur und Sprache und versuchte sich selbst in Gedichten. Seit 1822 setzte er in Berlin seine juristischen Studien fort, wobei jedoch die Vorlesungen Lachmanns von nachhaltiger Einwirkung auf seine Geistesrichtung wurden. Im Jahre 1826 trat er als Referendär beim Kammergericht in den Staatsdienst ein. Praktische Arbeiten und poetische Beschäftigung gingen von nun an Hand in Hand. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Almanachen lieferte er in dieser Zeit namentlich eine Uebersetzung des „Nibelungenliedes“ (Berlin 1827; 10. Aufl., Stuttgart und Tübingen 1859), woran sich die Uebersetzung des „Armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue (Berlin 1830) und eine kleine Sammlung von Romanzen schlossen. Da er die Julirevolution in einem Gedicht, „Die drei Farben“, mit Begeisterung begrüßt hatte, erhielt er durch Kabinetsordre des Königs seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er blieb noch 2 Jahre in Berlin und ließ sich dann 1832 auf seinem Weingut Menzenberg bei Bonn nieder, sich ausschließlich literarischen Arbeiten widmend. Wenn Grimm, Lachmann u. A. durch ihre gelehrten Forschungen den Zugang zu der mittelalterlichen Poesie eröffnet haben, so hat S. das Verdienst, die älteren deutschen Sänger durch seine trefflichen Uebersetzungen dem Volke wieder näher gebracht zu haben. Selten hat Einer wie S. es verstanden, mit treuherziger Naivetät sich in seine Stoffe zu versenken und die dichterischen Gestalten vergangener Jahrhunderte zu neuem Leben zu erwecken. Den schon oben angeführten Uebersetzungen des „Armen Heinrich“ und der „Nibelungen“ schlossen sich an: „Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Andeutungen wieder hergestellt“ (Bonn 1840); die Uebersetzungen der „Gedichte Walthers von der Vogelweide“ (Berlin 1833, 2 Bde.), gemeinschaftlich mit W. Wackernagel unternommen; des „Parcival und Titurel“ von Wolfram von Eschenbach (Stuttgart und Tübingen 1842), Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ (Leipzig 1855, 2 Bde.), sowie der älteren „Edda“ (Stuttg. und Tüb. 1852, 2. Aufl. 1855), des „Beowulf“ (das. 1859) und „Wartburgkriegs“ (das. 1858). Doch auch auf anderen Gebieten der Literatur versuchte er sich mit Glück. So vereinigte er sich 1821 mit Echtermeyer und Henschel zur Abfassung des Werks „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen“ (3 Bde.), und im folgenden Jahr erschien im Anschluß daran ein „Novellenschatz der Italiener“. Bei seiner Bearbeitung der „Deutschen Volksbücher“ (Berl., dann Frankf. 1839—55, 36 Stück) ging S. immer auf die ältesten Ausgaben zurück, so daß er nicht allein den ächten Text der bekannten Bücher gab, sondern auch noch mehre hinzufügen konnte, die in den späteren Ausgaben nicht mehr erschienen sind. Zu letzteren gehören die von ihm zuerst herausgegebenen Sagen und Volksbücher: „Gregorius auf dem Stein“, die Legende „Johann von Hildesheim von den heiligen drei Königen“, die Historie vom „König Apollonius“, die Legende von der „Meerfei und dem Ritter Staufenberg“, die Quelle aller späteren Sagen von den Undinen. Zu denjenigen Volksbüchern, die S. in der alten ächten Gestalt herstellte, gehören die „Vier Haimonskinder“, „Fortunatus“, die „Geschichte der sieben weisen Meister“ 2c. Auch das alte Puppenspiel „Faust“ führte S. aus den verschiedensten Quellen nach Möglichkeit auf seinen ursprünglichen Zustand zurück (Frankf. 1846). Zu seiner Hauptaufgabe machte er aber die Bearbeitung alles dessen, was in den verschiedensten Quellen von der uralten Heldensage unseres Volkes übrig geblieben ist, theils durch Uebersetzung, theils durch eigene Dichtung. Den Anfang seines „Heldenbuchs“ (Stuttg. und Tüb. 1843—49, 6 Bde.) machen Uebersetzungen, und zwar zuerst die des Epos „Gudrun“; dann folgt die „Sigfriedssage“, so weit sie im Nibelungenlied enthalten ist. Einzelne Episoden, welche das Nibelungenlied nicht enthält, sind im dritten Bande vereinigt, dem der Dichter den Namen des „Kleinen Heldenbuchs“ gegeben hat. Das Epos „Walter u. Hildigunde“ hat S. völlig umgedichtet, da die Sage bloß in einem lateinischen Gedicht auf uns gekommen ist. Den Schluß macht das von dem epischen Gedicht „Wieland der Schmied“ (bereits 1835 zu Bonn herausgegeben) eingeleitete „Amelungenlied“, den Sagenkreis Dietrichs von Bern umfassend. Den Stoff und ungefähren Umriß enthält die „Wilkinasage“, die Anordnung und Ausführung ist ganz S.s Werk. Von Shakspeare's Dramen übersetzte er „Macbeth“ (Bonn 1842), „Wintermärchen“ und „Viel Lärmen um Nichts“ (Hildburghausen 1866). Von seinen selbstständigen Schöpfungen sind zunächst die „Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter“

(5. Aufl., Bonn 1857) zu erwähnen, in denen er sich als einer unserer besten Balladendichter bewiesen hat. Seine gesammelten „Gedichte" (Leipz. 1844) enthalten Balladen, Lieder, Canzonen und Zeitgedichte. S. gehört mit zu jenen sangesfrohen Dichtern des Rheinlands, in deren Gedichten sich der romantische Reiz und der tiefsinnige Sagenreichthum ihrer Heimat wiederspiegelt. Seine „Schwäbische Ilias" behandelt in launiger Weise die „Abenteuer der sieben Schwaben". Sein Liederkreis „Schweizerreise" (1833) zeichnet sich durch glückliche Naturschilderung und innige Empfindung aus. Gluth der Farbe findet man bei ihm selten, doch entschädigt dafür die heitere Weltanschauung, der Humor seiner Lieder. S.s prosaische Schriften bestehen, außer einigen kleineren Aufsätzen, die er für Zeitschriften lieferte, in den literargeschichtlichen Einleitungen, die er seinen Bearbeitungen der mittelalterlichen Dichter beigefügt hat. Von ihm ist auch der Text zum „Malerischen u. romantischen Rheinland" (1839). Noch veröffentlichte er ein „Handbuch der deutschen Mythologie" (Bonn 1853—55) und ein „Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache" (Stuttg. und Tüb. 1854; 2. Aufl., Bonn 1859). Im Jahre 1850 folgte er einem Ruf als Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Bonn. Nachdem S. 1861 noch mehre werthvolle Schriften, wie „Die deutsche Zionsharfe" (eine Erneuerung und Zusammenstellung älterer Lieder und Gedichte), „Lieder der Minnesänger" und „Alte deutsche Weihnachtslieder", herausgegeben, überfiel ihn eine Geistesstörung, doch ward er bald wieder hergestellt.

Simson, Nationalheld der Hebräer aus dem Stamme Dan, machte sich als glücklicher Parteigänger, der, von einer außerordentlichen Körperstärke unterstützt, den damals über Israel herrschenden Philistern viel Verdruß und Schaden zufügte, einen gefürchteten Namen. Der biblische Bericht (Richt. 13 ff.) führt von ihm folgende Großthaten auf. Er bezwang ohne Waffen einen Löwen, fing 300 Füchse (Schakale) ein und jagte sie, mit Brändern versehen, in die Saatfelder, Wein- und Obstgärten der Philister, zerriß ganz neue Stricke, mit denen er gefesselt worden, und schlug 1000 Philister mit einem Eselsknochen nieder, hob die Thorflügel von Gaza aus und trug sie auf einen Berg, riß sich los, als man seine Haarlocken mit einem Einschlag durchflochten und angenagelt hatte, war jedoch, als man sie ihm abschnitt, seiner Kraft beraubt und that die Dienste eines Mühlsklaven. Als seine Haare wieder gewachsen waren, stürzte er den Dagonstempel um und begrub sich mit einer großen Anzahl Philistern unter dessen Trümmern. Die Aehnlichkeit der hebräischen Sage von S.s Thaten mit dem Sagenkreise des hellenischen Heracles springt in die Augen. Doch darf S. wohl als historische Person gelten, da das ihm zugeschriebene Thun und Treiben dem Charakter der Richterzeit ganz angemessen ist. Vgl. Roskoff, Die Simsonssage nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung und der Heraclesmythus, Leipz. 1860.

Simson, Martin Eduard, deutscher Rechtsgelehrter, geboren am 10. November 1810 zu Königsberg in Preußen, widmete sich daselbst 1826 bis 1829 dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaft, besuchte dann noch die Universitäten von Berlin, Göttingen, Heidelberg und Bonn, wo er ein Jahr lang namentlich unter Niebuhr und Hesse studirte, sowie (in der zweiten Hälfte von 1830) die pariser Ecole de droit, begann 1831 zu Königsberg Vorlesungen über das römische Recht und erhielt 1833 eine außerordentliche und 1836 eine ordentliche Professur der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1846 ward er zum Rath am Tribunal des Königreichs Preußen in Königsberg ernannt, dem er schon seit 1834 als Mitglied angehört hatte. Im Spätherbst 1847 besuchte er England, um die Institutionen der dortigen Jury und des Friedensrichteramts durch Anschauung kennen zu lernen. Im Jahre 1848 wählte ihn Königsberg zu seinem Abgeordneten für die frankfurter Nationalversammlung, in welcher er sogleich nach ihrer Konstituirung als Sekretär, seit dem 2. Oktober als Vicepräsident, seit dem 19. Dec. als Präsident fungirte und in dieser Stellung bis zu seinem Austritt aus der Versammlung (Ende Mai 1849) verblieb. Er hat den Ruhm, die öfters so stürmischen Debatten mit Sicherheit, Schärfe und Gewandtheit geleitet zu haben. Im November und December 1848 war er als Reichskommissär in Berlin thätig, und am 3. April stand er an der Spitze der Deputation, welche dem König von Preußen seine Wahl zum Kaiser ankündigte. Im Sommer 1849 wählte seine Vaterstadt ihn zu ihrem Vertreter in der zweiten preußischen Kammer, in welcher er sich als einer der gewandtesten Redner der konstitutionellen Partei hervorthat, und Anfangs 1850 für das erfurter Volkshaus, in welchem er das Präsidium von der Konstituirung bis zum Schlusse des Parlaments (30. April 1850) führte. Nach dem Scheitern der Union nahm er seinen Platz in der preußischen Kammer wieder ein und war der Führer einer lebhaften Opposition gegen die ministerielle Politik. Bei den neuen Wahlen trat er nicht mehr als Bewerber auf, sondern beschränkte sich seit Herbst 1852 auf seine richterliche und akademische Thätigkeit. Erst 1859 trat er wieder in die Kammer, der er seitdem angehört und die ihn mehrmals zum Präsidenten erwählte. Im Jahre 1860 ward er zum Präsidenten des Appellationsgerichts zu Frankfurt an der Oder ernannt.

Simultaneum (lat.), etwas von zwei Personen zugleich Besessenes, besonders ein Vertrag, zufolge dessen die Glieder verschiedener Konfessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienste einer und derselben Kirche (Simultankirche) bedienen dürfen; dann das Recht des Nebeneinanderbestehens der protestantischen u. katholischen Kirche in einem Staate. Früher unterschied man in Deutschland ein nothwendiges und ein willkürliches S. (s. necessarium und voluntarium), und zwar trat das erstere da ein, wo im Normaljahre 1624 der Kultus beider Religionsparteien in einem zum deutschen Reiche gehörigen Lande geübt worden war, das willkürliche dagegen, wenn ein Landesherr seinem Lande, worin im Normaljahre ein anderer Kultus herrschend gewesen, denjenigen Kultus gestattete, dem er selbst angehörte; doch durfte dadurch die herrschende Kirche in ihren Rechten nicht beschränkt werden,

sowie überhaupt ein willkürliches S. bloß in einem verpfändet gewesenen Lande eingeführt werden sollte. Durch die Rheinbundsverfassung und in der deutschen Bundesverfassung erhielten alle Bundesstaaten ein volles, nothwendiges S.

Sinai, Berg im peträischen Arabien, im südlichen Theile der sinaïtischen Halbinsel, auf welchem Moses das Gesetz empfing. Ob der heutige Dschebel Musa (Mosesberg) oder der Katharinenberg der Gesetzgebungsberg sei, ist nicht ausgemacht; doch wird ersterer dafür gehalten. Das ganze Gebirge (Tor Sina), zu welchem der S. und der Horeb gehören, ist wild und felsig und von vielen engen Thälern durchschnitten. Der S. ist nach den Messungen von Rüppell 7047 F., hingegen der Horeb oder St. Katharinenberg 8092 Fuß hoch. Noch 500 Fuß höher aber erhebt sich der Om-Schommar, der höchste Berg der Halbinsel. In einer Thalschlucht am Fuße des S. liegt das St. Katharinenkloster, ein festungsähnliches Gebäude, das angeblich 527 vom byzantinischen Kaiser Justinian gegründet worden ist; ¾ Stunde höher das jetzt unbewohnte Kloster des heiligen Elias. Hier soll eine Cypresse nach der arabischen Ueberlieferung die Stelle anzeigen, wo Moses die zehn Gebote von Gott empfing. Von hier aus erreicht man in ½ Stunde den Gipfel des S., wo eine kleine Kirche steht, das Hauptziel der Pilgrime. Ueber die Lokalität der 2. Mos. 19 geschilderten Scenen sind viele Untersuchungen angestellt worden, doch haben dieselben noch zu keinem befriedigenden Resultat geführt.

Sinapis *L.* (Senf), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch die linealen oder länglichen Schoten mit konvexen Klappen mit 3 oder 5 geraden starken Nerven, und die in jedem Fache einreihig liegenden kugeligen Samen, meist einjährige Kräuter der alten Welt mit gelben Blüthen. S. alba *L.*, weißer Senf, einjährig, starr behaart, bis 2 Fuß hoch, nach oben sich verzweigend, mit gefurchtem Stengel, gestielten, leierförmig-fiederspaltigen, buchtig gezähnten Blättern, Blüthen in langen Trauben und 1½ Zoll langen Schoten mit 3—6 hellbraungelben Samen, wächst im südlichen Europa an unbedeutenden Orten und wird bei uns auf Feldern und in Gärten gebaut. Die Samen, Semina Sinapis albae, wirken wie der von S. nigra, nur schwächer und finden dieselbe Anwendung. S. nigra *L.*, Brassica nigra *Koch*, schwarzer Senf, mit wenig gefurchtem Stengel, gestielten, leierförmig-gelappten unteren und gezähnten oder ganzrandigen oberen Blättern, genagelten, verkehrt-eiförmigen, hochgelben Blumenblättern, langen Staubgefäßen und linealen Schoten mit wenigen schwarzbraun punktirten Samen, wächst ebenfalls in Südeuropa wild und wird bei uns ebenfalls gebaut. Die Samen, Semina Sinapis nigrae, schmecken sehr scharf und enthalten Myrosin und Myronsäure, welche bei der Destillation ein ebenfalls sehr scharfes flüchtiges Oel, Oleum Sinapis aethereum, geben. Wegen dieses Gehalts an flüchtigem Oel wirkt der Senfsame stark reizend auf die Absonderung der Schleimmembranen wie der Nieren und wird daher vornehmlich bei torpider Verdauungsschwäche, gegen Hartleibigkeit, Blähungen, atonische Wassersucht, am besten diätetisch, als Mostrich zu Speisen, angewendet. Gepulvert u. befeuchtet auf die Haut gebracht ruft er brennenden Schmerz, Röthe, selbst Blasen hervor und wird deshalb, wie das noch stärker wirkende ätherische Oel, aber in der Form von Senfteigen (Sinapismen), Senffußbädern, Einreibungen ꝛc. sehr häufig angewandt. Das aus den Samen des weißen Senfs ausgepreßte Oel kommt dem besten Speiseöl gleich. Um den erwähnten Mostrich (moutarde) zu bereiten, mahlt man die Senfkörner auf kleinen Handmühlen, reibt die Masse mit Most oder Essig und verschiedenen gewürzhaften Stoffen, auch wohl mit Meerrettig zusammen, so daß sie einen dickflüssigen Brei bildet, und füllt diesen behufs der Aufbewahrung in gläserne oder porzellanene Flaschen. Fabriken für derartige Zubereitung des Senfs gibt es besonders in Frankreich und England, in Deutschland zu Düsseldorf, Frankfurt a. M. und anderen Orten. S. arvensis *L.*, Ackersenf, wächst als Unkraut auf Getreidefeldern und trägt ebenfalls ziemlich scharfschmeckende Samen, welche früher als harntreibend officinell waren, jetzt aber nicht mehr benutzt werden.

Sinapismus (v. Lat.), Senfpflaster.

Sinciput (lat.), das Vorderhaupt.

Sinclair, Sir John, schottischer Nationalökonom, geboren den 10. Mai 1754 zu Turso-Castle in der schottischen Grafschaft Caithneß, studirte zu Edinburg, Glasgow und Oxford, bereiste dann den Kontinent und ward 1780 Repräsentant der Grafschaft Caithneß im Parlament. Im Jahre 1793 gründete er den Board of agriculture, und auch durch viele Schriften machte er sich um die Hebung des Ackerbau's und der Viehzucht in Schottland verdient. Auch als politischer Schriftsteller trat er auf. Sein Hauptwerk ist „Statistik von Schottland" (1790—97, 21 Bde.). Er † den 20. Dec. 1835 zu Edinburg.

Sind (Indus), asiatischer Fluß, entspringt am Gebirgsstock Kailasa in Tübet unter 31° 20′ nördl. Br. und 98° 40′ östl. L., 17,000 Fuß hoch, durchfließt das Hochland zwischen dem Himalaya und dem Karakorum in einem im Allgemeinen gegen Nordwesten gerichteten Lauf und zum Theil in enger, wilder Schlucht und nimmt in diesem seinem oberen Laufe zahlreiche Nebenflüsse auf, unter welchen der Hanlo, der Tschilingtsiu (Hanskar), Dras, Schajok und Schigar die bedeutendsten sind. Unter 36° nördl. Br. und 92° 18′ östl. L. wendet sich der S. nach Westen und, nachdem er die begleitende Bergkette unter 35° 48′ nördl. Br. und 92° 10′ östl. L. durchbrochen, nach Süden, nimmt hier den Gilgit auf und wendet sich dann nach Südwesten, indem er durch den Astor (Hassora) von links her verstärkt wird. Weiterhin bis zu seinem Eintritt in britisches Gebiet ist der Flußlauf nur stückweise bekannt. In einer Breite von 300 Fuß bei größter Wasserfülle fließt er von da an durch eine Ebene in breiter, wenig tiefer Rinne und zahlreiche Inseln bildend. Da, wo aus Iran der an Wassermasse dem Hauptstrom gleichkommende Kabul einmündet, wird der S. schiffbar, und hier bei Attok, dem Uebergangspunkte Alexanders des Großen und Timurlenks, findet noch jetzt der Uebergang von Hindostan

nach Afghanistan Statt. Während der Fluß bis hierher bei einer Länge von 190 Meilen einen Fall von 16,000 F., also von 84 F. auf die Meile hat, vertheilt sich auf seinen ferneren Lauf von 200 Meilen ein Fall von nur 1000 F., so daß 5 F. auf die Meile kommen. Zuerst fließt der S. in einer Felsenrinne von 300—1200 F. Breite und mit 70—700 F. hohen Ufern, bis er unter 33° nördl. Br. die Kette der Salzberge bei Kalabagh in einer Breite von 1500 F. durchbricht. Im Tieflande angekommen, hat der Fluß im Osten und bald auch im Westen flache Ufer. Unter 28° 55′ nördl. Br. und 88° 8′ östl. L. mündet von Osten her der Pandschnad (Gefünfstrom) ein, der aus dem Zusammenfluß des Tschinab und Sutledsch entsteht, von denen jener die Gewässer des Dschellam und Rawi, dieser die des Bias mit sich bringt. Nach Einfluß des Pandschnad bei niedrigstem Wasserstande 6000 F. breit, tritt der S. zur Zeit seiner Anschwellung weit über seine flachen Ufer. Unter 27° nördl. Br. zweigt sich ein starker Arm, der westliche Narrah, ab, um sich zwischen 25—26° nördl. Br. wieder mit der Hauptflußrinne zu vereinigen, während eine andere Abzweigung, der östliche Narrah, der östlichen Mündung des Delta zufließt. Unter 25° 9′ nördl. Br. geht ein starker Arm, der Fulaili, nach Südosten ab, und bald darauf beginnt das Delta, in welchem theils durch die Gewalt des Wassers, theils durch Eingreifen der Menschen vielfache Veränderungen vorzugehen scheinen. Unter 25° nördl. Br. zweigt sich abermals nach Südosten ein bedeutender Arm, der Pinjari, weiterhin nach Westen ein kleinerer, der Kulairi, ab, und sodann tritt unter 24° 41′ nördl. Br. die Haupttheilung des Flusses in 2 starke Arme ein, wovon der eine, Baggar, gegen Westen, der andere, Sata oder Mannejah (Wanjami), gegen Südsüdosten gerichtet ist. Von letzterem gehen nach Osten der Mall und der Mötni ab, und westlich von diesen, zwischen ihnen und dem Sata, tritt noch ein Mündungsarm, der Kuleiwarri, auf, früher Hauptausfluß, jetzt durch eine große Sandbank verlegt, während der Sata jetzt durch die Mündung Kedewarri dem Meere zugeht. Der Baggar spaltet sich in der Nähe des Meeres wieder in 2 Arme, Pitti, die breiteste, tiefste und am meisten befahrene Mündung, und Pitjani, neben denen noch mehre andere Mündungsarme genannt werden. Die Ausdehnung des Delta längs der Küste zwischen Gizri und Kori beträgt 28 Meilen. Die Fluth dringt 12 Meilen aufwärts.

Sindelfingen, Stadt im würtembergischen Neckarkreise, Oberamt Böblingen, gehört der Universität Tübingen, ist Sitz eines Kameralamtes, hat eine schöne byzantinische Kirche, Seiden-, Leinen- und Baumwollweberei, Torfstiche und 3804 Einw.

Sindia (Scindia), fürstliche Familie in Vorderindien, deren Ahnherr ein Sudra, Namens Ranudschi-S., war, der ein kleines Landgebiet als Erbpächter bewirthschaftete, in die Dienste des Peischwa Balaji-Bisvanath (1714—20) trat, sich von Stufe zu Stufe emporschwang und 1750 als mächtiger Lehnshäuptling starb. Sein Erbe war Madhaji-S., einer seiner natürlichen Söhne, welcher seine Macht geschickt zu erweitern wußte und, obwohl er sich den Sklaven des Großmoguls nannte, in der That dessen Gebieter war. Seine Herrschaft erstreckte sich zuletzt vom Tapti im Süden bis zur Nordgrenze des Gebiets von Delhi und vom Golf von Cambay im Westen bis zum Ganges im Osten und umfaßte also außer dem größten Theile von Malwa einen Theil Dekans, die Landschaft Candeish, die Distrikte von Agra und Delhi, sowie den schönsten Theil des Doab. Madjahi starb 1794 und hatte seinen fünfzehnjährigen Großneffen Dowlut-Rao-Scindia zum Nachfolger. Auch dieser wußte am Hofe des Peischwa seinen Einfluß zu behaupten, bis er mit den Engländern in Handel gerieth und, von ihnen gegen Ende 1803 mehrmals geschlagen, Frieden schließen mußte, der ihn seines Einflusses beim Peischwa, sowie eines bedeutenden Theils seines Gebiets beraubte. Er starb 1827 u. hatte zum Nachfolger einen Anverwandten Mugut-Rao, der den Namen Ali-Jah-Jyajee-S. annahm, aber 1843 kinderlos starb, worauf sein nächster Verwandter Bhagerut-Rao, ein Knabe von 8 Jahren, unter dem Namen seines Vorgängers folgte. Da unter ihm wilde Anarchie einriß, so griff das britische Generalgouvernement ein, und es überschritt am 21. December 1843 eine britische Armee unter Sir Hugh Gough den Chumbul und schlug die Mahratten bei Maharadschpore, während gleichzeitig eine andere Division unter Grey über den Indus in das Gebiet des S. einrückte und die Mahratten am 29. December 1843 bei Puniaur schlug. Am 13. Jan. 1844 kam ein Vertrag zu Stande, dem zufolge die von dem S. den Engländern seit 1817 zu stellenden Subsidientruppen vermehrt wurden, während er selbst nicht über 9000 Mann eigene Truppen halten durfte. Bis zur Volljährigkeit des Fürsten wurde der Staat von einem Regentschaftsrath unter Leitung des britischen Residenten verwaltet. Im Jahre 1853 ward der vollständig unter britischem Einfluß erzogene S. gekrönt. S. Gwalior und Ostindien (Geschichte).

Sindiah (Scindiah, d. i. Feldherr, Staat des S., Staat des Maharadscha von S.), ein früher den Briten verbündeter, seit 1844 denselben gänzlich unterworfener Mahrattenstaat in Vorderindien, liegt auf dem Plateau von Malwa, dem Stufenlande Bundelkund und im Tiefland der Dschumna, ist östlich durch die Vindhyakette sehr gebirgig, im Uebrigen ziemlich eben, wird vom Chumbul, Ganges, Betwa, Nerbudda und deren Nebenflüssen bewässert u. hat einen Flächenraum von 1563 □Meilen. Das Klima ist gemäßigt und angenehm, der Boden fruchtbar, wird aber nicht hinreichend angebaut. Hauptprodukte sind: Getreide, Baumwolle, Indigo und Vieh. Die Bevölkerung beläuft sich auf 3¼ Millionen Einwohner, vorzugsweise Mahratten, daneben Dschauts und Grassias; sie bekennen sich großentheils zum Islam, der geringere Theil sind Hindu's. Das Land zerfällt in kleine Lehnsfürstenthümer unter despotischen Regierungen. Die Gesammteinkünfte belaufen sich auf 600,000 Pfund Sterling; für 180,000 Pfd. Sterl. Subsidien stellt die britische Regierung 8400 Mann Militär und hat die Einkünfte gewisser Gebiets-

theile zugewiesen erhalten. Die Hauptstadt ist Gwalior (bis 1810 Udschein oder Oogen). Vergl. Mahratten.

Sine Cerere et Baccho friget Venus (lat., ohne Ceres und Bacchus friert Venus), Sprüchwort: Von der Liebe allein kann man nicht leben.

Sine ira et studio (lat.), ohne Haß und Vorliebe, d. h. unparteiisch.

Sinekure (v. lat. sine cura, ohne Sorge), Amt, mit dem große Einkünfte ohne viel Arbeit verbunden sind.

Sine loco et anno (lat., abbrevirt s. l. e. a.), ohne Ort und Jahr, bei Büchern, deren Titel weder Druckort, noch Druckjahr enthält.

Sinesen, s. v. a. Chinesen.

Sinfonie, s. Symphonie.

Singapore (Singapur, Singhopoor, Singhapura, d. i. Löwenstadt), Insel zwischen den beiden südlichen Landspitzen der hinterindischen Halbinsel Malakka, von dieser durch einen schmalen Kanal getrennt und durch viele vorliegende Inseln vor Winden und Wellen geschützt. Sie hat einen Flächenraum von 15½ Q.Meilen, sanft wellenförmigen Boden, mit nur geringen Erhebungen und dichten Wäldern, theilweise sumpfige Niederungen, aber im Allgemeinen gesundes Klima. Der Boden ist ziemlich fruchtbar und bringt die gewöhnlichen Produkte des tropischen Indiens, namentlich Kokospalmen, Zucker und Gewürze, hervor. Die Bevölkerung beläuft sich auf über 100,000 Einwohner, meist Chinesen und Malayen, daneben Hindu's, Japanesen, Armenier und nur wenige Europäer. Die gleichnamige Hauptstadt und einzige Stadt der Insel liegt an einer Bucht auf der Südküste, besteht aus der Chinesen-, Malayen- und Europäerstadt, ist Sitz eines britischen Gouverneurs, zum Theil gut gebaut, hat einen Hafen, ein chinesisches und ein malayisches Kollegium, einen botanischen Garten, eine wichtige Missionsanstalt und hat sich, seitdem der Hafen zum Freihafen erklärt wurde, zum Hauptstapelplatz für den Handel zwischen Europa und Vorderindien einerseits und Ostasien andererseits emporgeschwungen. Die Einfuhr (vorzugsweise Manufakturwaaren, Eisen, Eisen- und andere Metallwaaren) beläuft sich jährlich auf 31 Millionen Thaler, die Ausfuhr (namentlich Sago, Gutta Pertscha, Felle, Harze ꝛc.) auf 42 Millionen Thaler. Die Stadt, an deren Stelle früher nur ein unbedeutender, von malayischen Fischern und Seeräubern bewohnter Ort stand, wurde 1819 von Raffles gegründet, hatte 1824 schon 10,000 und 1865 nahe an 100,000 Einwohner. Die Insel S. kam 1819 durch Kauf von dem Fürsten Dschohor auf Malakka theilweise (5 Q.Meilen) und 1824 ganz in die Hände der Briten und bildet gegenwärtig einen Distrikt des zu den sogenannten Strait Settlements gehörigen britischen Gouvernements Malakka.

Singapparat, s. Singvögel.

Singilei (Singilejew, Sengilej), Kreisstadt des europäisch-russischen Gouvernements Simbirsk, am Einfluß der Singileika in die Wolga, hat eine griechische Kathedrale, ein Kreisgericht, eine Bezirksschule, einen Flußhafen, Handel mit Getreide, Tuch und Leder und 4200 Einw.

Singspiel, s. Oper und Liederspiel.

Singularis (lat., sc. numerus), in der Grammatik die Einheitsform, im Gegensatz zum Pluralis, der Mehrzahl.

Singultus (lat.), Schluchzen.

Singvögel (Sperlingsvögel, Passeres), Ordnung der Vögel, welche durch den bis an die Wurzel mit horniger Scheide versehenen Schnabel und meist auch durch einen Singmuskelapparat, d. h. eine sehr komplicirte Bildung des Kehlkopfs und der Luftröhre, zur Hervorbringung eines lauten und melodischen Gesangs (s. Vögel), charakterisirt wird. Hierher gehören zahlreiche, meist kleinere, zierlich gebaute, lebhafte, über die ganze Erde verbreitete Vögel, welche sich von Insekten, Würmern und Körnern nähren, monogamisch leben, künstliche Nester bauen und ihre Jungen atzen. Ihr Körper ist meist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf verhältnißmäßig groß, der Schnabel bei aller sonstigen Verschiedenheit meist kurz und schwach, pfriemen- oder kegelförmig, gerade oder höchstens schwach gebogen, der Oberkiefer mehr oder minder deutlich gezahnt. Der mit Tafelschienen bekleidete (gestiefelte) Lauf ist von mittlerer Länge und ziemlich kräftig; die Zehen sind ziemlich lang und mit großen Nägeln ausgerüstet. Die Flügel sind von mittlerer Länge. Der Schwanz besteht fast ausnahmslos aus 12 Federn, welche ebenfalls von mittlerer Länge sind. Das Gefieder ist dicht und weich. Die Färbung ist im Allgemeinen einfach und gleichmäßig, mitunter aber auch lebhaft. Das Jugendkleid weicht regelmäßig von dem der alten Vögel ab. Sowie einige S., z. B. die Krähen, obgleich sie einen Singmuskelapparat haben, doch nicht singen, so haben umgekehrt neuere Untersuchungen, besonders von Joh. Müller, dargethan, daß nicht nur mehr als die Hälfte der bekannten amerikanischen S. ganz anders beschaffene Stimmorgane und keinen eigentlichen Singmuskelapparat haben, sondern daß auch mehre Gattungen aus anderen Ordnungen mit einem Singmuskelapparat ausgerüstet sind und doch nicht singen. Man hat deshalb die S. in 2 Unterabtheilungen gebracht, nämlich: eigentliche Sänger (Canorae, Oscines) mit ausgebildetem, und Schreivögel (Clamatores) mit unvollständigem Singmuskelapparat. Gewöhnlich theilt man die S. im weiteren Sinne in 6 Familien: Zahnschnäbler (Dentirostres), mit zusammengedrücktem, mit der Spitze hakig übergreifendem und meist mit einem Zahne versehenem Schnabel; Pfriemenschnäbler (Subulirostres), mit feinem, pfriemenförmigem, ziemlich rundem Schnabel, die eigentlichen Sänger; Kegelschnäbler (Conirostres), mit kegelförmigem, meist dickem und kurzem, geradem oder nur schwach hakigem Schnabel; Raben (Corvinae), mit fast geradem, starkem Schnabel von der Länge des Kopfs, mit mehr oder weniger von Federn verdeckten Nasenlöchern; Dünnschnäbler (Tenuirostres), mit meist sehr dünnem und gebogenem, selten geradem Schnabel, welcher meist länger als der Kopf ist; Spaltschnäbler (Fissirostres), mit bis weit hinter die Augen gespaltenem, kurzem, dreieckigem, flachem Schnabel und langen spitzen Flügeln. Ueber die Zucht der S., in so weit sie Stubenvögel sind, vgl. Bech-

stein, Naturgeschichte der Stubenvögel, Ilmenau 1832; Brehm, Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel, Ilmenau 1832.

Sinigaglia (im Alterthum Sena gallica), Stadt in der italienischen Provinz Pesaro (ehemaligen päpstlichen Delegation Urbino-Pesaro), an der Mündung der Misa in das adriatische Meer, nordwestlich von Ancona, ist Sitz eines Bischofs, hat einige Befestigungen, schöne regelmäßige Straßen, ein Schloß, eine Kathedrale, 9 andere Kirchen, mehre Klöster, ein Priesteroratorium, Seminar, einen Hafen, Leuchtthurm, lebhaften Handel, Getreide-, Wein- und Seidenbau und 10,501 Einw. (Gemeindebezirk 23,226 Einw.). Hier wird jährlich vom 20. Juli bis 8. Aug. eine vielbesuchte Messe (die berühmteste in ganz Italien) gehalten, auf welcher unbeschränkte Handelsfreiheit herrscht. S. ist der Geburtsort des Papstes Pius IX. und der Sängerin Angelica Catalani.

Sinn (Breite S.), Fluß in Franken, entspringt am Kreuzberge auf der Rhön im bayerischen Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, fließt im Allgemeinen südsüdwestlich, tritt nach Kurhessen über, nimmt dort die vom Dammersfelde kommende schmale S. auf, geht bald darauf wieder nach Bayern zurück und fällt dort bei Gemünden mit der fränkischen Saale vereinigt rechts in den Main.

Sinnbild, etwas Körperliches, das zur Versinnlichung von etwas Unkörperlichem, einem Begriff, einer Idee, dient, s. Symbol.

Sinne (sensus), in der weitesten Bedeutung die verschiedenen Weisen der Wahrnehmung. Die S. unterrichten uns sowohl über die Außenwelt, und dann nennen wir sie objektive oder äußere S., als auch über gewisse Zustände unseres eigenen Körpers, und dann heißen sie Gemeingefühle oder innere S. Bei der von Alters her angenommenen Fünfzahl der S., Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, sind nur die äußern S. berücksichtigt. Für jeden dieser S. besitzen die höher organisirten Thiere bestimmte Organe, sogenannte Sinnesorgane, nämlich Auge, Ohr, Nase, Zunge, Haut. Die Sinnesorgane bestehen aus den Sinnesnerven und aus gewissen Hülfswerkzeugen, welche am peripherischen Ende dieser Nerven angebracht sind. Die Sinnesorgane für die Mehrzahl der äußern S. haben ihren Sitz am Kopfe, nur das Organ des Tastsinnes ist über die ganze Oberfläche des Körpers ausgebreitet. Von allen S.n sind das Gesicht und nach diesem das Gehör die wichtigsten, in sofern durch sie die meisten Dinge der Außenwelt uns zum Bewußtsein gebracht werden. Der Gesichtssinn vermittelt die Wahrnehmung der Dinge bis zu ungemessenen Fernen, der Gehörsinn gibt uns nur von Dingen Kunde, die nicht über eine gewisse, höchstens wenige Meilen betragende Entfernung hinausliegen; er hat jedoch das vor dem Gesichtssinn voraus, daß seine Wahrnehmungen nicht, wie bei diesem, durch zwischenliegende Gegenstände unterbrochen werden. Für den Gesichts- und Gehörsinn bestehen besonders entwickelte und sehr komplicirte Hülfsorgane (Auge, Ohr). Unendlich beschränkter ist der Kreis der Empfindungen, zu welchen uns der Geruchs- und Geschmackssinn verhilft. Der Geruchssinn erstreckt sich nur auf ganz geringe Entfernungen, während uns der Geschmackssinn sogar nur die Wahrnehmung solcher Dinge gestattet, welche in grobe, unmittelbare Berührung mit dem Sinnesorgan der Zunge gekommen sind. Letzteres gilt im Wesentlichen auch für den Tast- oder Gefühlssinn. Aristoteles unterschied die S. in specielle und generelle. Ein jeder Specialsinn ist gebunden an ein bestimmtes Organ, er vermittelt Empfindungen von eigener Art, welche sich nicht mit denen eines andern Specialsinnes vergleichen lassen (Druck, Temperatur, Farbe, Schall, Geruch 2c.) Generalsinne sind der Raum- und der Zeitsinn. Die Raum- und Zeitwahrnehmungen sind an keine besonderen Sinnesorgane gebunden. Der Raumsinn, welcher uns über die Gestalt und die Lage der Gegenstände unterrichtet, ist dem Seh- und Tastorgan eigenthümlich. Konkrete räumliche Anschauungen sind nur möglich durch räumlich angeordnete Einwirkungen der Sinnesreize auf eine sozusagen mit Raumsinn begabte Fläche. Solche Flächen sind die äußere Haut und die Netzhaut des Auges. Der Zeitsinn, vermöge dessen wir auf einander folgende Sinnesreize als zeitlich von einander getrennt zu unterscheiden, sowie konkrete Zeitgrößen aufzufassen und zu vergleichen vermögen, ist an alle äußern S. geknüpft.

Das Zustandekommen der Empfindungen ist an 3 Bedingungen gebunden, nämlich an eine objektive Ursache der Empfindung, den sogenannten Sinnesreiz, sodann an die Erregung der Sinnesnerven, und endlich an die bewußte Wahrnehmung eines veränderten Zustandes des betreffenden Sinnesnerven. Die Empfindung ist somit in letzter Instanz ein Seelenakt. Was die Sinnesreize anbelangt, so unterscheiden wir homologe oder adäquate und heterologe Reize. Für die erstern ist das Sinnesorgan speciell eingerichtet und der betreffende Sinnesnerv ist an seinem peripherischen Ende vermöge besonderer Apparate dafür in hohem Grade empfänglich. Solche homologe Reize sind das Licht für das Auge, der Schall für das Ohr. Heterologe Reize nennt man alle übrigen, welche überhaupt Empfindungen veranlassen können, z. B. Elektricität für die Netzhaut des Auges 2c. Die durch heterologe Reize verursachten Empfindungen sind aber denen ähnlich, welche durch homologe Reize veranlaßt werden. Unter den heterologen Reizen gibt es einige, welche nur gewisse Nerven in Erregung versetzen, während sie auf andere Nerven ohne Einfluß bleiben. Das Licht ist z. B. wirkungslos für die Tastnerven oder die Gehörnerven. Im Allgemeinen stellen wir uns vor, daß die Sinnesreize (Licht, Temperatur, Schall 2c.) in letzter Instanz nichts Anderes sind als eigenthümliche Bewegungen, nach bestimmten Gesetzen sich wiederholende Stöße, welche auf die Nerven einwirken (Undulationstheorie). Zur Erregung objektiver Empfindungen sind äußere (homologe oder heterologe), zur Erregung subjektiver Empfindungen innere, im Körper selbst liegende und den nervösen Sinnesapparat treffende Reize erforderlich, welche letztere entweder den Empfindungsnerven in dessen Peripherie oder Verlauf, oder gewisse Partien des Gehirns, nämlich die sogenannten Centralorgane der Sinne, betreffen. Die subjektiven

Empfindungen sind übrigens bezüglich ihrer Qualität den objektiven vollkommen ähnlich. Der Sehnerv z. B. kann, durch innere Reize (Blutandrang und dergleichen) erregt, keine anderen Empfindungen als die von Licht und Farbe ermitteln. Obschon die Empfindung zunächst nichts Anderes ist als eine bewußte Wahrnehmung veränderter Zustände der nervösen Sinnesapparate selbst, so verlegen wir doch das Empfundene in die Außenwelt, ja wir fassen sogar den durch das äußere Objekt in uns verursachten Empfindungszustand auf als objektive Eigenschaft dieses äußern Objekts. Der gute Geruch z. B., den wir empfinden, ist uns eine Eigenschaft des Veilchens ꝛc. Die verschiedenen Empfindungen zeigen einen sehr wechselnden Grad der Objektivität. Die Gesichts- und Gehörsempfindungen sind von allen die objektivsten. Wir verlegen dieselben, mit vollständigem Vergessen unseres empfindenden Ich, ganz und gar außerhalb unseres Körpers, so daß nicht im Geringsten die begleitende Vorstellung eines veränderten Zustandes des Sinnesapparats vorhanden ist. Weniger objektiv schon sind die Druckempfindungen. Auch diese verlegen wir an den Ort, wo das den Sinn erregende Objekt wirklich sich befindet; dieser Ort ist aber die Peripherie des Sinnesnerven selbst. Daher beziehen wir diese Empfindungen sowohl unmittelbar auf Theile unseres Körpers, als auch auf die äußern Dinge selbst, doch so, daß letztere das Uebergewicht behalten. Empfindungen geringer Objektivität sind die Temperatur-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Bei diesen haben wir verhältnißmäßig am meisten das Gefühl veränderter Zustände des eigenen Körpers. Beim Riechen verlegen wir sogar die Empfindung, rein sinnlich genommen, in die Nase und nur durch die begleitenden Vorstellungen in die Außenwelt. Da objektive und subjektive Empfindungen qualitativ gleich sind, so fällt uns manchmal die Entscheidung schwer, ob eine Empfindung durch etwas Aeußeres angeregt worden ist oder nicht, und wir müssen dann zu gewissen Hülfsmitteln greifen, um unser Urtheil festzustellen. Einen Schall z. B. hören wir deutlicher bei einer bestimmten Stellung des Ohres und bei Annäherung an die Schallquelle; er verschwindet dagegen beim Verstopfen des Ohres. Diese Mittel benutzen wir zur Unterscheidung der objektiven und subjektiven Schalle. Eine sichere Unterscheidung der objektiven von den subjektiven Empfindungen wird uns erst nach vielfacher Uebung u. Erfahrung gelingen; Irrthümer kommen in dieser Beziehung am häufigsten bei kleinen Kindern und bei Kranken vor.

Was die Erregung der Sinnesnerven anbelangt, so ist der Nerv an seiner Peripherie am leichtesten, schwieriger in seinem Verlaufe zu erregen. Der Erregungszustand pflanzt sich zum Gehirn fort. Gewisse homologe Reize sind ganz unwirksam, wenn sie den Nerven in seinem Verlaufe treffen: für das Licht z. B. ist nur die Netzhaut empfindlich, nicht aber der Sehnerv. Werden die Nerven in ihrem Verlaufe gereizt, so verlegen wir die entsprechende Empfindung an die Orte, wohin wir die normalen peripherischen Nervenreizungen zu versetzen gewohnt sind. Bei der Amputation eines Gliedes schmerzen, wenn die Nervenstämme durchschnitten werden, die von diesen versorgten Hautstellen; eine Reizung des Sehnerven wird als Farbenerscheinung in das äußere Sehfeld verlegt ꝛc. Viele Amputirte haben sogar Jahre lang nach der Operation Empfindungen, zum Theil in Folge von Reizungen der Nervenstümpfe, welche sie deutlich in das ihnen fehlende Glied versetzen. Da objektiv ganz verschiedene Reize, welche denselben Sinnesnerven treffen, Empfindungen ähnlicher Art hervorrufen, während andererseits ein und derselbe äußere Reiz, wenn er auf verschiedene Sinnesnerven einwirkt, verschiedene Empfindungen verursacht, so schreibt man jedem Sinnesnerven eine ihm eigenthümliche, specifische Energie zu, welche uns unerklärlich ist, da wir sie nicht von der Beschaffenheit der Nerven selbst ableiten können. Vielmehr sind die specifischen Energien wahrscheinlich von dem nervösen Centralapparat des Sinnes abhängig. Mangelt ein Sinn, so fallen die ihm zukommenden objektiven Empfindungen aus, während subjektive Reize noch specifische Empfindungen auslösen können. Der absolut Taube vermag z. B. den stärksten Schall als solchen nicht wahrzunehmen, gewisse krankhafte Zustände des Gehörnerven oder seines Centralapparats im Gehirn verursachen aber auch noch dem Tauben Gehörsempfindungen. Wenn ein Sinn fehlt, so bilden sich die andern gewöhnlich um so schärfer aus, so beim Blinden der Gehör- und Tastsinn, natürlich ohne die specifischen Empfindungen des Lichts und der Farbe ersetzen zu können.

Jeder Sinn verschafft uns die qualitativ mannichfachsten Empfindungen, wir nehmen die verschiedensten Farben, die verschiedensten Töne wahr. Auch quantitativ sind die Empfindungen äußerst verschieden, doch gelingt es uns nur bei räumlichen und zeitlichen Empfindungen, ein absolutes Maß für dieselben zu finden, während wir qualitativ gleiche Empfindungen der Specialsinne nur einfach verschieden intensiv wahrnehmen, ohne in dem Sinne selbst ein absolutes Maß für die verschiedenen Intensitäten zu haben. Ganz schwache Reize nehmen wir übrigens gar nicht wahr. Mit der Vermehrung der Reizstärke steigert sich auch die Empfindung. Bei fortgesetzter Einwirkung eines nicht zu schwachen Reizes tritt allmählig Abstumpfung der Empfindung ein, letztere wird schwächer oder erscheint selbst qualitativ verändert. Stärkere Reize führen früher zur Abstumpfung als schwächere. Allzu starke Reize, wie sehr grelles Licht, sehr lauter Schall, rufen die Empfindung des Schmerzes hervor. Durch anhaltende Uebung kann man es in der Unterscheidung von Empfindungen, welche sich qualitativ oder quantitativ sehr nahe stehen, zu einer ungewöhnlichen Feinheit bringen. Aeußerst wichtig ist der Umstand, daß wir beständig zahlreichen Sinnesreizen ausgesetzt sind, ohne von den meisten derselben wirklich etwas zu empfinden. Da erfahrungsmäßig jeder Reiz erst eine gewisse Höhe erreichen muß, ehe er Empfindungen anregen kann, so ist uns bis zu einer gewissen Grenze ein durch äußere Reize ungestörter Zustand gesichert. Aber auch bei starker Reizung des Sinnesnerven können die Empfindungen ausfallen, wenn die Leitung zwischen dem peripherischen Ende des Sinnesnerven und dem Gehirn, z. B. durch

Nervendurchschneidung, aufgehoben ist, oder bei getrübtem Bewußtsein, wie in gewissen Hirnkrankheiten, im tiefen Rausche, oder endlich bei Ablenkung der Aufmerksamkeit von den unsere S. betreffenden Gegenständen und von unseren eigenen Empfindungszuständen. Merkwürdig ist, daß auch nicht beachtete Eindrücke mehr oder minder deutlich uns zum Bewußtsein kommen können.

Bei allen Sinnesthätigkeiten, sie mögen von äußeren oder von inneren, im Körper selbst liegenden Reizen angeregt sein, kommt es zu zahlreichen Sinnestäuschungen, die übrigens der geistig Gesunde in der Regel als solche zu erkennen vermag. Die Ursache der Sinnestäuschungen liegt bald in dem Sinnesreize, bald im Prozeß der Nervenleitung, bald in dem psychischen Prozeß, durch welchen uns die Empfindungen zum Bewußtsein kommen, d. h. also in einer falschen Auslegung der Empfindung. Die letztere Ursache ist wohl die häufigere. Hierbei wird bald die Empfindung von außen her veranlaßt, aber der objektiv richtige sinnliche Eindruck wird durch Seelenstimmungen modificirt. Solche Täuschungen nennt man Illusionen; ihre Ursachen sind mangelnde Erfahrung über die Außenwelt (so greift das kleine Kind nach dem Monde), ferner vorgefaßte Meinungen (der Abergläubische glaubt Gespenster zu sehen), endlich totale Trübung des Bewußtseins, wie im Rausche, im Fieberdelirium und im Irrsinn. Bald ist keine äußere Veranlassung der Empfindung vorhanden, wir haben es also mit subjektiven Sinnesempfindungen zu thun, von welchen wir fälschlich zu meinen geneigt sind, daß ihnen ein objektiv Aeußeres entspreche. Solche Täuschungen treten besonders bei getrübtem Bewußtsein ein und heißen Hallucinationen; ein Ohrensausen verwandelt sich dann in die Stimme eines Menschen, ein Flimmern vor den Augen in allerhand Gestalten. Eine andere Art von Sinnestäuschungen besteht darin, daß gewisse geistige Vorstellungen, mit welchen man sich anhaltend und lebhaft beschäftigt hat, endlich in vermeintliche Sinnesempfindungen übergehen. Auch diese Erscheinungen nennt man Hallucinationen; man beobachtet sie an Somnambulen, Schwärmern ꝛc. Vgl. die den einzelnen Sinnen und Sinnesorganen gewidmeten Artikel.

Sinnestäuschungen, s. Sinne und Hallucinationen.

Sinngedicht, s. v. a. Epigramm.

Sinngrün, Pflanzengattung, s. v. a. Vinca *L.*

Sinningia *Nees*, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch die trichterförmige Korolle mit oben bauchiger, am Grunde höckeriger Röhre und abstehendem, fast 2lippigem, 5lappigem Rande, die 5 Staubgefäße, worunter ein unfruchtbares, die 5 mit diesen abwechselnden Drüsen und die fleischige, 5eckige, einfächerige, vielsamige Kapsel, schöne Zierpflanzen mit staudigem Stengel, entgegengesetzten Blättern und einzeln winkelständigen Blumen, worunter S. guttata *Lindl.*, ein Halbstrauch in Brasilien, mit weißen, innen roth punktirten Blüthen, S. Helleri *Nees*, mit blaßgelben Blüthen, und S. villosa *Lindl.*, mit eben solchen, aber im Schlunde roth liniirten Blüthen, hervorzuheben sind.

Sinnlich, alles Dasjenige, was sich durch die Sinne erkennen läßt und einerseits zu dem bloß Abstrakten, andererseits zu dem im Gegensatz steht, was zwar für gegenständlich gehalten wird, aber einer unserer äußeren und inneren Wahrnehmung unzugänglichen anderen Welt des Uebersinnlichen angehört; Derjenige, welcher den materiellen Gefühlen der Lust, die vorzugsweise sinnliche heißen, fröhnt.

Sinnlichkeit, Empfänglichkeit für die verschiedenen Sinnesempfindungen, besonders aber für solche psychische Ereignisse, welche sich zunächst an Sinnesempfindungen anschließen, also einerseits die Auffassung der uns umgebenden Erscheinungswelt nach Stoff und Form, die Wahrnehmung und Unterscheidung der außer uns befindlichen Dinge, ihrer Eigenschaften und Veränderungen, andererseits die Gesammtheit derjenigen Triebe, Begehrungen und Leidenschaften, die entweder direkt in den Bedürfnissen des leiblichen Organismus, wie der Nahrungs- und Geschlechtstrieb, oder in dem Gefühl der Lust und Unlust, welches gewisse sinnliche Empfindungen in uns erregen, begründet sind. Die S. in letzterem Sinn steht dem von den Motiven der Sinnenreize unabhängigen Wollen, der Sittlichkeit, gegenüber.

Sinnlosigkeit, der Zustand, in dem wir unserer Sinne nicht mächtig sind, kann durch physische wie durch geistige Ursachen herbeigeführt werden und ist von der Unsinnigkeit dadurch verschieden, daß diese vom Verstande ausgeht und in Mangel an Verstand oder Mangel in der Anwendung desselben bedingt ist.

Sinno, Küstenfluß in der italienischen Provinz Potenza (ehemaligen neapolitanischen Provinz Basilicata), am Monte-Serino bei Lagonegro, fließt östlich, nimmt links den Serapotamo, rechts den Rubbio und Sermento auf und fällt in den Golf von Tarent des jonischen Meeres.

Sinnpflanze, Pflanzengattung, s. v. a. Mimosa *L.*

Sinnspruch, kurzer Satz, der einen nachdrücklichen Sinn enthält, oder zur Erinnerung an eine nützliche Wahrheit dient.

Sinope, griechische Koloniestadt auf dem Isthmus einer Halbinsel der kleinasiatischen Landschaft Paphlagonien, der Sage nach von Autolycus, einem Gefährten des Jason, gegründet, aber erst wichtig seit der Besitznahme durch die Griechen. Die erste Kolonisation fand um 751, die zweite 632, beide Male durch die Milesier Statt. S. wurde, durch seine Lage begünstigt, bald eine reiche und mächtige Handelsstadt, deren Gebiet bis zum Halys reichte, und die selbst wieder mehre andere Pflanzstädte an der Küste von Pontus gründete, namentlich Cotyora, Trapezus und Cerasus, Chörades, Lycastus, Harmene. Von Pharnaces I., König von Pontus, überfallen und ihrer Freiheit beraubt, wurde sie unter dessen drittem Nachfolger, Mithridates Eupator, der hier geboren und erzogen war, Residenz der Könige von Pontus und von ihm sehr vergrößert und verschönert. Im zweiten mithridatischen Kriege ward sie von Murena 82 vergeblich angegriffen, im dritten aber 72 von Lucullus erobert und geplündert, darauf von ihm für frei und autonom erklärt, aber 45 v. Chr. von den Römern kolonisirt. Zu Strabo's Zeiten war S. immer noch eine an-

sehnliche, gut befestigte und durch den Thunfischfang ziemlich wohlhabende Stadt. Nachdem im 4. Jahrhundert Amasia Hauptstadt von Pontus geworden, gerieth S. in Verfall. Seit 1204 gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt, ward aber schon 1214 von dem Seldschukensultan von Iconium erobert und bildete dann seit dem 14. Jahrhundert das Hauptbollwerk der Isfendiare von Kastamuni. Nachdem aber 1461 Sultan Mohammed II. die Stadt erobert hatte, blieb sie in türkischem Besitz. Die jetzige Stadt (Sinob, Sinab, Sinub) liegt auf der schmalen Landenge, wodurch die Halbinsel Boz-Teze mit der Südküste des schwarzen Meeres verbunden ist, der Südspitze der Halbinsel Krim gegenüber, ist Hauptstadt des gleichnamigen Liwa im asiatisch-türkischen Ejalet Kastamuni, Sitz eines griechischen Erzbischofs, Dampfschiffstation, hat einige Befestigungen, einen durch zwei Forts geschützten Hafen, mehre Moscheen und Bäder, lebhaften Handel mit Holz, Wachs, Obst, Seide, Fischen 2c., Alterthümer und 8 — 12,000 (sonst 60,000) Einwohner. Hier ward am 30. November 1853 eine Abtheilung der türkischen Flotte, bestehend aus 7 Fregatten, einer Kanonenschaluppe, 3 Korvetten, 2 Transportschiffen und 2 Dampfbooten, von Osman Pascha befehligt, von dem russischen Viceadmiral Nachimow in wenigen Stunden völlig zerstört und die Stadt dabei großentheils verbrannt. Vergl. Sengebusch, Sinopicae quaestiones, Berlin 1846.

Sinsheim, Stadt im badischen Unterrheinkreis, an der Elsenz, gehört zu der Standesherrschaft des Fürsten von Leiningen-Amorbach-Miltenberg, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine schöne neue Kirche, höhere Bürger- und Gewerbschule, alterthumsforschende Gesellschaft, Tuchfabrikation, Leinweberei und Gerberei und 2585 Einwohner. S., ursprünglich eine Abtei, 1099 gestiftet, ward dann Reichsstadt, aber 1316 an die Familie von Weinsberg verpfändet, von der sie an Kurpfalz kam. Bei S. besiegten am 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen. Im Jahre 1689 wurde die Stadt fast gänzlich durch die Franzosen zerstört. Am 16. Nov. 1799 warfen hier die Franzosen unter Ney die Oesterreicher bis an die Enz und den Neckar zurück, aber schon am 2. December wurden sie wieder vertrieben. Auch fand hier am 22. Juni 1849 ein Gefecht zwischen den badischen Aufständischen unter Mieroslawski und einem Detachement des peuckerschen Neckarcorps Statt.

Sintenis, 1) Christian Friedrich, deutscher Schriftsteller, geboren den 12. März 1750 zu Zerbst, ward 1774 Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 Diakonus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gymnasium, Konsistorial- und Kirchenrath, sowie Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst und † den 31. Jan. 1820. Seine zahlreichen Schriften (gegen 50 Romane, Predigtsammlungen, Erbauungsbücher) bezwecken sämmtlich, die zu seiner Zeit gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse unter der Masse der „gebildeten Laien" zu verbreiten. Die namhaftesten sind: „Elpizon" (Danzig und Leipzig 1803—6, 3 Bde.) und „Pistevon" (Leipzig 1809). Sein Bruder, Johann Christian Sigismund, geboren 1752, † 1829 als Amtsprediger zu Roßlau und Superintendent, verfaßte mehre moralische Romane, worunter der „Väterliche Rath an meine Tochter" weite Verbreitung fand.

2) Wilhelm Franz, Theolog, Sohn des Letztgenannten, geboren den 26. Aug. 1794 zu Dornburg im Anhaltischen, studirte zu Wittenberg und wurde 1817 Inspektor der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen und im folgenden Jahre Substitut seines Vaters in Roßlau. Im Jahre 1824 durch Wahl der Gemeinde zum zweiten Prediger an der Kirche zum heiligen Geist nach Magdeburg berufen, ward er 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Seine 1840 bei der Kritik eines Gedichts über ein Bild (die betende Bauernfamilie) gemachte Bemerkung, daß es unchristlich sei, zu Christus zu beten, führte zu einem in Broschüren und Tageblättern lebhaft verfochtenen Streit (christolatrischer Streit), der die Veranlassung zur Stiftung der protestantischen Freunde ward. S. †, seit einigen Jahren emeritirt, den 23. Jan. 1859 zu Magdeburg.

3) Karl Friedrich Ferdinand, Rechtsgelehrter, geboren den 25. Juli 1804 zu Zerbst, studirte zu Leipzig und Jena und ließ sich sodann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. In Gemeinschaft mit Anderen unternahm er 1829 die erste deutsche Uebersetzung des „Corpus juris civilis" (1834), der sich die des „Corpus juris canonici" im Auszuge anschloß. Sein „Handbuch des gemeinen Pfandrechts" (Halle 1836) hatte seine Berufung als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität Gießen zur Folge, von wo er jedoch schon 1841 als Mitglied der Landesregierung und des Landeskonsistoriums nach Dessau berufen ward. Im Jahre 1848 wurde er Mitglied des Oberlandesgerichts zu Dessau, 1850 saß er im Staatenhause des erfurter Parlaments und in demselben Jahre ward er zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und nach der Vereinigung beider Herzogthümer 1853 alleiniger Präsident desselben. S. gehört der historisch-civilistischen Schule der neueren Rechtsgelehrten an; doch haben seine Schriften, worunter „Das praktische gemeine Civilrecht" (Leipzig 1844—51, 3 Bde.; 2. Aufl. 1860—62) die bedeutendste ist, eine vorherrschend praktische Tendenz.

Sinter, die Absätze im Wasser aufgelöster Mineralien aus demselben, wenn sie zusammenhängende Ueberzüge oder Tropfsteine, von Decken herabhängende Stalaktiten, oder vom Boden aufsteigende Stalagmiten, bilden. Unterbrechungen im Absatz sind Ursache der meist schaligen Absonderung, mit der nicht selten auch eine Verschiedenheit in der Färbung der Lagen zusammenhängt. Meist sind es Absätze von kohlensaurem Kalk, und zwar von faserigem (Kalksinter) wie auch körnigem (Kalkalabaster) Kalk (Kalcit) oder von faserigem Aragonit, wie die Absätze aus heißen Quellen (Karlsbad), seltener von Kieselerde (s. Kieselsinter). Letztere

erfolgen durch Verdampfung wie Abkühlen des Wassers, die verschiedenen Kalkabsätze bilden sich dagegen dadurch, daß der als doppelt-kohlensaure Verbindung aufgelöste Kalk an der atmosphärischen Luft zu unlöslichem kohlensauren Kalk wird, indem Kohlensäure entweicht. Bei den Quellen, die aus größerer Tiefe kommen, ist in Folge des hydrostatischen Drucks der Kohlensäuregehalt größer, auch die Temperatur höher, daher lösen sie größere Mengen des Materials der S. ab. Der Absatz kann so reichlich sein, daß man wohl wie bei Tivoli den kalkhaltigen Wasserstaub des dortigen Wasserfalls, bei Filippo in Toskana das herabrinnende Wasser zum Abformen von Basreliefs, Ueberziehen (Inkrustiren) von Krucifixen und dergleichen benutzt, wie man auch im Sprudel von Karlsbad Blätter, Blumen ꝛc. sich überziehen läßt. Aber auch die einfach durch poröse Kalkgesteine durchsickernden Kohlensäure führenden Wasser lösen Kalk ab und lassen ihn, von der Decke und den Wänden der Höhlen hervortretend, wieder fallen, diese so mannichfach überrindend und durch Herabtropfen Stalaktiten und oft diesen unten gegenüber Stalagmiten bildend. Vgl. Quellen.

Sinus (lat.), in der Trigonometrie das Verhältniß der in einem rechtwinkligen Dreieck einem spitzen Winkel gegenüberliegenden Kathete zur Hypotenuse, während Cosinus das Verhältniß der dem Winkel anliegenden Kathete zur Hypotenuse ist. Der S. eines spitzen Winkels wächst mit diesem selbst, wogegen der Cosinus desselben in demselben Verhältniß abnimmt. Der Cosinus eines spitzen Winkels nimmt demnach von 1—0 ab, wenn der Winkel von 0° bis 90° wächst. S. und Cosinus aller spitzen Winkel sind immer ächte Brüche. S. eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktwinkels heißt die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels, oder, was dasselbe ist, die aus dem einen Endpunkte des Bogens auf den nach dem anderen Endpunkte gehenden Halbmesser gefällte Senkrechte. Sie wird gewöhnlich in Bruchtheilen des als Einheit angenommenen Halbmessers ausgedrückt, oder es wird der Quotient des S. durch den Halbmesser angegeben, wo dann der S. als unbenannte Zahl, und zwar als rechter Bruch erscheint. Man unterscheidet daher einen linearen und einen numerischen S. Nimmt man statt des letzteren seinen Logarithmus, so heißt dieser der künstliche S. im Gegensatz zum natürlichen. Unter Sinus versus versteht man den Unterschied zwischen Halbmesser und Cosinus.

Sinzig, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Ahrweiler, an der Mündung der Aar in den Rhein, mit alter katholischer Kirche, Synagoge, Leinweberei, Färberei, Weinbau und 1937 Einw.

Sio, Fluß in Ungarn, entspringt an der Grenze von Steiermark und ist durch den Siokanal mit der Sarvitz verbunden.

Sion, Stadt, s. Sitten.

Sioux, französischer Name eines weit verbreiteten Hauptstamms nordamerikanischer Indianer, auch Nadowessies (Nadowessier) genannt, während sie sich selbst Dacotahs nennen. Die S. im engeren Sinne zerfallen in 6 verbündete, aber von einander unabhängige Stämme. Die 3 östlichen sind unter dem Namen Mendewahkantoan oder Gens du Lac, Wahkpatoan oder Wahkpakotan (Volk der Blätter) und Sisitoan bekannt. Nur die ersteren treiben Ackerbau und sind östlich vom Mississippi in einem Landstrich ansässig, welcher von Prairie du Chien unter 43° nördl. Br. und 91° westl. L. bis zum Spirit Lake (Mille Lacs) unter 46' nördl. Br. und 93° westl. L. reicht. Die zwei anderen bewohnen das Land zwischen dem Mississippi und dem St. Petersfluß, sowie das Quellengebiet des Redriver. Diese östlichen Stämme der S. zählen zusammen etwa 5000 Köpfe. Weniger bekannt sind die 3 westlichen Stämme, die Danktons, Danktoanons und Tetons. Sie ziehen als wandernde Stämme zwischen dem Mississippi und Missouri, südl. bis 43° nördl. Br. und im Westen des Missouri zwischen 43° und 47° nördl. Br. umher und sollen nicht über 6000 Köpfe zählen. Von Alters her haben sie gegen die am Missouri und seinen Nebenflüssen wohnenden Indianer einen Raubkrieg geführt. Getrennt von den genannten Stämmen lebte weiter nach Osten ein Siouxstamm am Michigansee, der unter dem Namen Winnebagoes bekannt ist, sich selbst aber Hochnagohrah (Forellenindianer) nennt. Eine zweite Gruppe der S. faßt Gallatin unter dem Namen der Minetarestämme zusammen. Sie besteht aus 3 Stämmen, deren Sprache zwar von der der S. vielfach abweicht, jedoch als ein Zweig derselben zu betrachten ist. Zwei dieser Stämme, die Mandans (1835 noch 1500 Köpfe zählend, 1837 durch die Pocken bis auf wenige Individuen weggerafft, die zu anderen Stämmen übergegangen sind) und die Minetares (3000 Köpfe) leben in Dörfern am Missouri und in der Nähe desselben zwischen 47° und 48° nördl. Br. Ein dritter Stamm ist unter dem Namen der Crow- (Krähen-) Indianer oder der Upsarokas bekannt. Letztere führen ein Wanderleben und jagen südlich vom Missouri zwischen dem Little Missouri und den südöstlichen Zweigen des Yellowstoneriver. Ihre Zahl beträgt etwa 3000. Eine dritte Gruppe der S. besteht aus 8 Stämmen, den Joways, Puncas, Omahaws, Ottoes, Missouris, Kansas, Osages und Quappas. Die erstgenannten lebten in Bündniß mit den Sauks und Foxes, zwei auf der gegenüberliegenden Seite des Mississippi wohnenden Algonkinstämmen. Die Jagdreviere der übrigen breiten sich gegen Nordwesten weit vom Missouri aufwärts bis zu den Rocky Mountains aus.

Siphnus, eine der Cykladen, ward durch Jonier von Athen aus kultivirt und hatte im frühesten Alterthum ergiebige Gold- und Silbergruben, die der Sage nach von Apollo wegen verweigerten Zehnts zerstört, in der That aber durch Grubenwasser ersäuft worden sind. Ein Erwerbszweig der Einwohner scheint, wie noch gegenwärtig, die Töpferkunst gewesen zu sein. Jetzt Siphno oder Sifanto (s. d.).

Siphonia *Rich.* (Federharzbaum, Kautschukbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch die 5spaltige oder 5theilige Blüthenhülle getrennten Geschlechts: die männliche mit 5—10 an einer Staubfaden-

säule aufgewachsenen Staubbeuteln; die weibliche mit stumpf-3kantigem Fruchtknoten, der sich zu einer sehr harten Kapsel entwickelt, milchende Bäume mit wechselständigen, 3zähligen Blättern, wovon S. elastica *Pers.*, in Guyana, Brasilien, mit 50—60 Fuß hohem Stamm, in allen seinen Theilen einen scharfen Milchsaft enthält, welcher, erhärtet, das Kautschuk (s. d.) gibt. Die Samen dieses Baumes sind schmackhaft und eßbar; nur muß vorher der Keim entfernt sein, weil er heftig purgirt.

Sippschaft (Sippe, vom altdeutschen Sip, Stamm), Inbegriff sämmtlicher Blutsverwandten eines Stammes; im System Okens Unterabtheilung seiner Zünfte.

Si quid fecisti, nega (lat.), wenn du Etwas gethan hast, leugne es!

Sir, Fluß, s. v. a. Sir Darja.

Sir (engl.), wie das französische Sire aus Sieur entstanden, in England Prädikat der Baronets u. Knights, welches immer den Taufnamen vorgesetzt zu werden pflegt, z. B. Sir Robert Peel, Sir Charles Napier; im gewöhnlichen Sprachgebrauch auch Anrede jedes anständigen Menschen, der nicht Lordsrang besitzt.

Sirach, s. Jesus Sirach.

Siragosa (Siragossa), s. Syrakus.

Sirani, Giovanni Andrea, Maler, geboren 1610 zu Bologna, Schüler Gavedone's und Guido Reni's, vollendete nach des letzteren Tod dessen großes Gemälde des heiligen Bruno in der Karthause zu Bologna und mehre andere Bilder des Meisters, wie er überhaupt der getreueste Nachahmer desselben war, ohne aber dessen Naturalismus sich anzueignen. Seine Hauptwerke sind zu Bologna und Modena, einige auch zu Piacenza und an anderen Orten. In seinen späteren Bildern macht sich eine gewisse Schwäche des Kolorits bemerklich. Er † 1670 zu Bologna. Seine Tochter und Schülerin, Elisabetta S., starb 1665, war ebenfalls eine berühmte Malerin.

Sir Darja Sihon (Sir Dagria, Sir Deria, Sihon, im Alterthum Jaxartes), Fluß im nordwestlichen Innern von Asien, entsteht aus zwei Quellflüssen, dem südlichen und nördlichen Sihon (Narin), welche am Gebirge Muz-Dagh entspringen u. gegen Westen fließen. Der vereinigte Fluß, welcher anfangs ebenfalls eine westliche, später aber eine vorherrschend nordnordwestliche Stromrichtung hat, nimmt in seinem oberen Lauf viele Nebenflüsse auf, wovon der Kamuksu (links) und Karagol (rechts) die bedeutendsten sind, theilt sich in seinem unteren Lauf, wo er die Grenze zwischen dem russischen Gebiet und den Khanaten von Khokan und Khiwa bildet, in viele Arme und fällt nach einem Lauf von ungefähr 300 Meilen, wovon die letzten 100 Meilen zu jeder Jahreszeit schiffbar sind, in den Aralsee. Das Delta des S. D. erstreckt sich auf 100 Meilen weit ins Land hinein und hat viele Schilfsümpfe; die Ufer des unteren Laufs sind meist niedrig. Die Hauptmündungsarme des Stroms sind: Sir Darja, Ben Kazane, Djan Darja, Kara Onziak, Yaman Darja und Kouvan Darja. Das Stromgebiet des S. D. S. wird auf 14,800 □Meilen geschätzt.

Sire (franz.), gnädigster Herr, Anrede an Könige und Kaiser.

Sir Edward Pellew, Inselgruppe im Südwesten des Carpentariagolfs an der Nordküste des Australkontinents; die größten Inseln derselben sind Vandolin, die Nord- und die Westinsel.

Sirenen, in der griechischen Mythe reizende Jungfrauen, die auf einer Insel des Westmeeres, zwischen den Inseln Aeäa und Scylla, auf einer blumigen Wiese am Strande weilend, durch ihren bezaubernden Gesang die Vorübersegelnden anlockten, um sie dann zu tödten. Als Odysseus vor der Insel der S. vorbeifahren mußte, verklebte er, wie ihm Circe gerathen, die Ohren seiner Gefährten mit Wachs und ließ sich selbst, damit er den Gesang der S. ohne Gefahr hören könne, an den Mast binden. Auf diese Weise gelangten sie glücklich an der gefährlichen Insel vorüber. Vom Schicksal war den S. beschieden, so lange zu leben, bis Jemand glücklich an ihrer Insel vorbeifahren würde. Deshalb stürzten sie sich (ungewiß ist es, ob wegen der Vorbeifahrt des Odysseus oder der Argonauten) ins Meer und wurden in drei Felsklippen verwandelt. In den nachhomerischen Sagen erscheinen sie beflügelt, später auch mit menschlichem Oberleib, in Fische endigend, oder häufiger als Jungfrauen mit einem Vogelleib und Hennenfüßen. Die späteren Dichter machen sie gewöhnlich zu Töchtern des Stromgottes Achelous (daher sie Acheloides heißen) und der Sterope oder der Muse Terpsichore, Melpomene oder Calliope; oder sie ließen sie aus dem Blute entstehen, welches vom zerbrochenen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß. Homer nennt ihrer zwei; die späteren Dichter drei: Peisinoë, Aglaophe und Thelxiepeia, oder Parthenope, Ligeia und Leucosia.

Sireth, s. v. a. Sereth.

Siriasis (griech.), Erhitzung oder Entzündung des Gehirns von zu starker Einwirkung der Sonnenstrahlen; Sonnenstich.

Siricius, Papst, bestieg den römischen Stuhl 384. Er bekämpfte die Manichäer und Priscillianisten, gewann Ostillyrien für seinen Stuhl und erhob zuerst den Cölibat zum Kirchengesetz; † 398. Eine Sammlung seiner kirchlichen Verordnungen findet sich in der Dekretaliensammlung des Isidorus Mercator, wo sie die ersten ächten sind.

Sirius (Canicula, Hundsstern), Fixstern erster Größe, der glänzendste am Himmel, am Maul des großen Hundes auf der Linie, welche durch die 3 Sterne am Gürtel des Orion links nach dem Horizont hinabwärts gezogen wird. Man hält ihn für den nächsten Fixstern nach der Sonne, obwohl er über 4 Billionen Meilen von uns entfernt sein dürfte. Er geht mit der Sonne zugleich auf, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt. Von ihm (als Hundsstern) haben die dann anfangenden Hundstage ihren Namen.

Sirmium, bedeutende Stadt in Pannonia inferior, von celtischen Tauriskern am linken Ufer des Savus gegründet, ward unter den Römern Hauptwaffenplatz in den Kriegen gegen die Dacier und andere Donauvölker und nach und

nach die größte Stadt in ganz Pannonien. Sie enthielt ein geräumiges Forum, eine kaiserliche Burg, war der Sitz des Oberbefehlshabers der ersten slavischen Flotte auf dem Danubius und der Geburtsort des Kaisers Probus. Jetzt Ruinen beim heutigen Mitrovitz.

Sirob, s. Syrup.

Sirocco (Scirocco), ein vorzugsweise in Italien wehender heißer Wind, der außerdem noch in Spanien und im südlichen Frankreich weht. Man betrachtet ihn als eine Fortsetzung des Harmattan, des heißen Windes, welcher von der großen afrikanischen Wüste nach allen Seiten hin weht, je nach der Richtung, in welcher die kalte Luft der Umgebung in die warme über der Wüste eindringt und diese vor sich hertreibt. Hiernach kommt der S. aus der Sahara und geht über das Atlasgebirge und das mittelländische Meer, wo er seine außerordentliche Trockenheit verliert, aber die Hitze beibehält, durch welche er sich vorzüglich in Sicilien und Italien auszeichnet. Er tritt hier besonders im Frühling und Herbst auf, weht aber in seiner größten Heftigkeit etwa nur 36—40 Stunden, in geringerer Stärke aber oft 2—3 Wochen und wirkt auf alles animalische und vegetabilische Leben schädlich ein. Der Einfluß desselben auf das Barometer ist unbedeutend; das Thermometer hingegen, welches vor seinem Anfang auf 6°,11 C. stand, stieg unmittelbar danach auf 18°,33 und später auf 22° C. Als Fortsetzung des S. wird der über die Alpen herkommende sogenannte Föhn betrachtet.

Sirt, Hauptort des gleichnamigen Liwa im asiatisch-türkischen Ejalet Diarbekr, ist Sitz eines nestorianischen Bischofs, hat mehre armenische Kirchen und Klöster, einige Moscheen und 3000 Einwohner. S. wird für das alte Tigranocerta gehalten.

Sirventes, Dienstgedichte, eine eigene Gattung von Gedichten in der provençalischen und italienischen Literatur, welche zuerst im Dienste der Heiligen, besonders der Mutter Gottes, dann auch im Dienste der Fürsten, Dynasten und Damen abgefaßt wurden. Anfangs wohl nur Lobgedichte, enthielten sie später bitteren Tadel und waren nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen Stände, namentlich den geistlichen, gerichtet. Sie wurden namentlich von der Troubadourpoesie, dann auch von den nordfranzösischen Trouvères (Servantois) und den Italienern kultivirt.

Sis, Hauptstadt des gleichnamigen Liwa im asiatisch-türkischen Ejalet Adana, ehemals Residenz armenischer Könige, jetzt Sitz des obersten armenischen Patriarchen in der Türkei, hat 4000 Einwohner.

Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de, Geschichtschreiber, Publicist und Literaturhistoriker, geboren am 9. Mai 1773 zu Genf, floh zur Zeit der genfer Revolution von 1793 mit seinem Vater, einem Prediger, nach England, kehrte 1794 zurück, ward aber verhaftet, da er die Verfolgten unterstützt hatte, ging, wieder frei, um 1796 nach Toskana und kaufte sich bei Pescia an, ward aber auch hier, anfangs von den Franzosen als Aristokrat und kurz darauf von den Italienern als Franzose verhaftet. Im Jahre 1800 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er mehre Kommunalämter verwaltete und sich vorzüglich mit dem Studium der Geschichte, Politik und Literatur beschäftigte, zu welchem Zweck er sich mit Frau von Staël, Benj. Constant, Guizot, Pictet u. A. in Verbindung setzte. Seit 1830 lebte er wieder in Italien. Er † zu Chêne bei Genf den 25. Juni 1842. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Histoire des républiques italiennes du moyen âge" (Zürich 1807—8, 4 Bde.; 2. Aufl. nebst Fortsetzung, Paris 1809; neueste Ausgabe, das. 1840, 10 Bde.); „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie" (das. 1832, 2 Bde.); „Histoire des Français" (das. 1832—43, 31 Bde.), aus der er in seinem „Précis" (das. 1839, 2 Bde.) einen Auszug lieferte; „Histoire de la chute le l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000" (das. 1835, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1836); „Julia Sévera, ou l'an 992" (Paris 1822, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1822, 2 Bde.); ferner „De la littérature du midi de l'Europe" (Paris 1813; 4. Aufl. 1840, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1815, 2 Bde.) und „Etudes sur les sciences sociales" (das. 1836, 3 Bde.).

Sisteron, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Niederalpen, rechts am Einfluß der Buech in die Durance, in malerischer Lage am Fuße eines Berges, worauf die Citadelle steht, hat eine alte Kathedrale mit einem Altargemälde von Vanloo, starke Seidenweberei, Handel mit Wein und Mandeln und 4338 Einw. S. ist das alte Segustero.

Sistova (Szistowa, Schistow, Schistab), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Silistria, rechts an der Donau, zwischen Nikopoli und Rustschuk, hat einige Befestigungen, Baumwollweberei, Gerberei, Schifffahrt, Handel mit Baumwolle und Leder, Weinbau und 20,000 Einw. Hier am 30. December 1790 Friedenskongreß und am 4. August 1794 Definitivfriede zwischen Oesterreich und der Türkei.

Sistrum, angeblich von Isis erfundenes Lieblingsinstrument der alten Aegypter, sowie auch ihrer Nachkommen, besteht aus einem metallenen, in ovale Form gebogenen Reif, der einen Stiel zum Angriff hat. Mitten durch diesen Reif gehen metallene Stäbe, die in weiten Löchern leicht sich hin und her bewegen und dadurch beim Tanze mehr ein verwirrtes Geräusch als bestimmte und unter einander in abgemessenen Verhältnissen stehende Töne hervorbringen.

Sisymbrium *L.* (Rauke, Hederich), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch den abstehenden Kelch, die lineale Schote, die konvexen Klappen mit 3 Längsnerven u. die in jedem Fache einreihig liegenden Samen, Kräuter und wenige Halbsträucher in der alten und neuen Welt, worunter mehre Arzneipflanzen. Von S. officinale *Scop.*, Erysimum *L.*, Wegsenf, gelbes Eisenkraut, Heiderettig, allenthalben an Wegen, auf Schutthaufen u. unbebauten Plätzen, war das Kraut, Herba Erysimi, früher als auflösendes, harntreibendes u. den Auswurf beförderndes Mittel vorzüglich gegen Heiserkeit in Gebrauch und gilt in Frankreich noch jetzt als Geheimmittel gegen Heiserkeit der Sänger, oder auch um der Stimme mehr Metall zu geben. Die Samen können wie Senf zubereitet werden.

Von S. Sophia *L.*, **Sophienkraut, großes Besenkraut, Wurmkraut**, allenthalben an Wegen, auf Schutt ꝛc., stand Kraut und Samen, Herba et Semen Sophiae, als Wundmittel in Ruf, während eine Abkochung der Blätter gegen Durchfall, Blutspeien und weißen Fluß, die Samen gegen Nierenleiden, Würmer ꝛc. gebraucht wurden.

Sisyphus, in der griechischen Mythe Sohn des Aeolus oder des Autolycus u. der Enarete, Gemahl der Merope, Vater des Glaucus, Thersander und Almus, Großvater des Bellerophon, Gründer und König von Ephyra und Stifter der isthmischen Spiele. Er wird als der verschlagenste aller Menschen geschildert, verrieth die Pläne der Götter, beunruhigte Attica durch räuberische Einfälle und ward deshalb von Theseus getödtet. Seine Strafe in der Unterwelt bestand darin, daß er ein ungeheures Felsenstück einen steilen Berg hinanwälzen mußte, von dem es stets wieder hinabrollte.

Sisyrinchium *L.* (**Schweinsrüssel**), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die 2blätterige Scheide, die fast gleich 6theilige Korolle, die freien Staubgefäße, den 3theiligen Griffel und die 3fächerige Kapsel, ausdauernde Pflanzen in Amerika und auf dem Kap, wovon S. elegans *Willd.*, mit gelben, innen mit 3 grünen Flecken gezeichneten Blüthen, S. iridifolium *H.* et *B.*, mit ocherweißen, im Grunde schwarzpurpurrothen, gefleckten, außen violett gestreiften und weichhaarigen Blüthen, S. odoratissimum *Lindl.*, mit nickenden, fast trichterförmigen, weißgelblichen, violett gestreiften Blüthen, und S. speciosum *Hook.*, mit großen violetten, im Grunde gelben Blüthen, als Zierpflanzen bekannt sind. Ihre Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung und zum Theil auch durch Samen.

Si tacuisses, philosophus mansisses (lat.), wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben, d. h. so hättest du dir keine Blöße gegeben.

Sitis (lat.), der Durst.

Sitjes, Stadt in der spanischen Provinz Barcelona (Katalonien), am mittelländischen Meer, hat einen Hafen und 3679 Einw. Die Umgegend baut einen trefflichen süßen Wein (Malvasier von S.).

Sitka (**Sitcha, Baranow**), die Hauptinsel des Archipels König Georgs III. an der russischen Nordwestküste von Nordamerika, bildet mit den Inseln und Küsten vom Vorgebirge St. Elias an bis zu 54° 40′ nördl. Br. einen der sechs Verwaltungsbezirke der russischen Handelskompagnie. Die Insel S. selbst liegt unter 57° nördl. Br. und hat große Fichtenwaldungen, aber wenig kulturfähigen Boden. Auf der Westseite derselben am **Sitkabusen (Norfolksund)** liegt die Stadt **Sitka** oder **Neuarchangel (Novo-Archangelsk)**, der Hauptort des ganzen russischen Nordamerika; s. **Neuarchangel**.

Sitologie (v. Griech.), Lehre von den Speisen, Nahrungsmitteln.

Sitophobie (**Nahrungsverweigerung**), kommt bei allen Formen von Geisteskrankheit und in allen Stadien derselben je zuweilen vor, am häufigsten jedoch in der Melancholie. Die S. hat verschiedene Ursachen. Bald ist es eine dunkle Empfindung eines krankhaften Zustandes des Magens und Darmes, welche dem Geisteskranken einen Abscheu gegen jede Nahrung eingibt, bald beruht die S. auf Hallucinationen, namentlich des Geschmackssinnes, indem der Kranke ungenießbare, übelschmeckende Dinge vor sich zu haben glaubt, bald auf allerhand Wahnideen, z. B. auf der Vorstellung, daß die Speisen vergiftet seien, auf der Meinung, zur Strafe für begangene Sünden fasten zu müssen ꝛc., bald ist die S. nur eine Modifikation des Selbstmordtriebes, bald endlich ist sie die Aeußerung des reinen Eigensinns. Die S. ist zuweilen eine vollständige, konsequente und anhaltende, während in anderen Fällen die Kranken kleine Mengen von Speisen und Getränken zulassen oder sogar, wenn sie unbeobachtet sind, mit der größten Gier verschlingen, was sie nur finden. Die S. setzt nicht nur die Ernährung im Allgemeinen herab, sondern scheint auch zuweilen die Ursache gewisser Krankheiten, namentlich des Lungenbrandes zu werden. Es ist daher Aufgabe des Arztes, den Kranken künstlich, beziehentlich mit Gewalt Nahrung einzuflößen, und dies geschieht mittelst der Schlundsonde. Es ist dies ein hohles, elastisches Rohr, welches in die Speiseröhre und den Magen eingeführt wird, und durch welches man die flüssige Nahrung direkt in den Magen bringt.

Sitte (mos), die Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit Anderen und in der Behandlung der äußeren Lebensverhältnisse, insofern sie für eine größere Menge von Menschen eine gewisse Gleichförmigkeit erlangt hat; im engeren Sinne der Inbegriff der zu einem civilisirten Leben gehörigen Formen, also s. v. a. **Gesittung**, feinere Lebensart; im engsten Sinne ein den Forderungen des Sittengesetzes adäquates Betragen, also gleichbedeutend mit **Sittlichkeit**.

Sitten (**Sion**), Hauptstadt des schweizerischen Kantons Wallis, am rechten Ufer der Rhône, der von den Gletschern des Geltenhorns herabkommenden Sionne und der Rhônethaleisenbahn, Sitz der Regierung und eines Bischofs, ist mit Mauern umgeben und mit Ausnahme der Hauptstraße und der neueren Vorstädte eng und winkelig gebaut. Unter den wenigen ansehnlichen Gebäuden sind zu erwähnen: die Kathedrale mit byzantinischem Thurm und eingemauerter römischer Inschrift, die im 17. Jahrhundert erbaute Theodulskirche, die Jesuitenkirche mit schönen Altargemälden (das Jesuitenkollegium, zu welchem sie gehörte, wurde 1847 aufgehoben), das alterthümliche Rathhaus, der neue bischöfliche Palast, ein großes Hospital (jetzt theilweise zu einer Tabaksfabrik eingerichtet) und das gegenwärtig als Priesterseminar benutzte Schloß Valeria, mehre Klöster und die Ruinen des 1294 erbauten und 1798 bei der Einnahme der Stadt von den Franzosen zerstörten bischöflichen Schlosses Tourbillon auf einem 500 Fuß hohen Felsen und des ebenfalls bischöflichen, 1788 abgebrannten Schlosses Majoria. Die Stadt hat eine Seidenfabrik, Weinhandel und 3030 Einw. Die Umgegend ist reich an interessanten malerischen Punkten. S. ist das **Sedunum** der Römer, die hier feste Burgen hatten, aber im 5. Jahrhundert von den Bur-

gundern vertrieben wurden. Das Bisthum wurde im 6. Jahrhundert gegründet. Im Jahre 1798 wurde die Stadt von den Franzosen im Sturm eingenommen und geplündert, dann 1810, zur Zeit des französischen Kaiserreichs, Hauptstadt des französischen Departements Simplon. In der Nähe ist das Schlachtfeld la Plata, wo die Oberwalliser am 13. Nov. 1475 10,000 Savoyer vernichteten. Der Bischof von S. war sonst Fürst des deutschen Reichs.

Sittengesetz, der Inbegriff der in der Sittenlehre für das menschliche Verhalten gegebenen Normen.

Sittenlehre (Moralphilosophie, Ethik), die Wissenschaft vom Guten, in sofern dasselbe als die unendliche praktische Aufgabe für den Menschen gesetzt ist und durch das ideale Streben des freien Willens verwirklicht wird. Die christliche S. oder Moral stellt sich die Aufgabe, die moralischen, mit der Religionslehre sich verschmelzenden Begriffe und Gebote, welche in den neutestamentlichen Schriften enthalten sind, mittelst gründlicher und unbefangener Interpretation zu eruiren, Gehalt, Sinn und Geist derselben sowohl vom historischen, als vom philosophischen Standpunkt aus zu prüfen und ihn dann in systematischer Ordnung klar, folgerichtig und unentstellt darzulegen. Die philosophische S. oder Ethik sucht dagegen diejenigen Ideen zu verdeutlichen, welche unter der Form der sittlichen Gesetzgebung die menschliche Freiheit in Anspruch nehmen, und die daraus sich ergebenden objektiv gültigen Bestimmungen unseres Erkennens, Empfindens, Wollens und Handelns ins Licht zu setzen. Es sind aber der Methode philosophischer Forschung gemäß jene Ideen und Bestimmungen aus der Natur und Organisation des Menschengeistes ebensowohl als aus dem Walten der in der Existenz alles Abhängigen sich offenbarenden urgründlichen Allmacht abzuleiten. Der Inhalt der philosophischen S. ist daher sowohl eine erkenntnißtheoretische, als auch eine metaphysische Deduktion und Begründung der moralischen Begriffe u. der gegebenen Thatsachen des sittlichen Bewußtseins. Zuerst wendet sich die Untersuchung auf die philosophische Ableitung und Erklärung der sittlichen Natur, Gesetzmäßigkeit und Bestimmung des menschlichen Lebens, erhebt sich dann in Anwendung der metaphysischen Kausalbetrachtung zu dem letzten od. absoluten Grunde der sittlichen Gesetze und Pflichten und weist schließlich nach, wie das nach seiner vollständigen Begründung bereits erkannte Wesen der Sittlichkeit in den Hauptrichtungen der tugendhaften Gesinnungs- und Handlungsweise zur Darstellung gelangt. Doch läßt sich die Ethik als philosophische Wissenschaft auf die Betrachtung besonderer Tugenden und Tugendpflichten nur in soweit ein, als das Wesen der Tugend und Tugendpflicht mit Nothwendigkeit in einer Vielheit von Richtungen der Gesinnung und der Handlungsweise hervortreten muß, überläßt aber die Beziehung der moralischen Grundsätze auf die zufälligen, für den Begriff der Menschheit außerwesentlichen Verhältnisse unseres Lebens der populären Moral, sowie der individuellen Beurtheilung einer jeden Person. Was die geschichtliche Entwickelung der philosophischen S. betrifft, so reicht ihr Ursprung in die sokratische Schule zurück. Socrates zuerst begann die moralischen Angelegenheiten und Verhältnisse in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstand der Betrachtung zu machen, Definitionen der hierher gehörigen Begriffe zu geben u. das oberste Ziel aller menschlichen Bestimmungen oder das höchste Gut zu bestimmen. Unter seinen Nachfolgern, den Sokratikern, erwarb sich aber allein Plato das Verdienst, in seinen Untersuchungen die systematische Einheit der philosophischen Erkenntniß und die zureichende Begründung der ethischen Lehren, sowie die Verknüpfung derselben mit den kosmologischen und theologischen Wahrheiten in geistreicher Weise anzustreben. Dann faßten die Stoiker und Akademiker, sowie Aristoteles und Epikur diese höchste wissenschaftliche Aufgabe der S. ins Auge und bemühten sich nicht ohne Erfolg um deren Lösung. In der neueren Zeit warfen sich eine Menge Schriftsteller, vornehmlich in Deutschland, England und Frankreich, auf die Bearbeitung der moralischen Begriffe, jedoch erhoben sich die meisten dabei nicht in das Gebiet des eigentlich philosophischen Denkens, sondern hielten sich in den Schranken der sogenannten Popularphilosophie. Nur Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher sind als diejenigen zu nennen, welche die ethischen Principien aus dem höchsten Wissen und aus dem allumfassenden Zusammenhang der Dinge herzuleiten suchten. Als Hauptwerke in der Literatur der Ethik sind zu bezeichnen aus dem Alterthum: Plato's Dialog über den Staat und die Schriften des Aristoteles über die Ethik; aus der neueren Zeit: Spinoza's „Ethica ordine geometrico demonstrata“ (Amsterd. 1677); Wolfs „Philosophia moralis s. Ethica“ (Halle 1750, 4 Bde.); Kants „Grundbezug zur Metaphysik der Sitten“ (Riga 1785), dessen „Kritik der praktischen Vernunft“ (das. 1788) und „Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre“ (Königsberg 1797); Fichte's „System der S.“ (Jena und Leipzig 1788); Schleiermachers „Grundlinien einer Kritik der bisherigen S.“ (Berlin 1803) und dessen „Entwurf eines Systems der S.“ (das. 1835); Herbarts „Allgemeine praktische Philosophie“ (Göttingen 1808). In den Schriften der englischen und schottischen Popularphilosophen, namentlich Clarke's, Wollastons, Shaftesbury's, Hutchesons, Home's, A. Smiths und Fergusons sind ungeachtet mangelnder wissenschaftlicher Behandlung der ethischen Probleme wenigstens mehr oder weniger zu beachtende Versuche enthalten, ein oberstes Princip für die S. ausfindig zu machen.

Sittewald, Philander von, s. v. a. Moscherosch.

Sit tibi terra levis (lat.), es sei dir die Erde leicht, Inschrift auf römischen Leichensteinen.

Sittich, Vögelgattung, s. v. a. Papagei, Psittacus *L.*

Sittlichkeit, Uebereinstimmung des menschlichen Denkens und Handelns mit den Forderungen des Sittengesetzes.

Sittsamkeit, Vermeidung alles dessen, was den guten Sitten zuwiderläuft, besonders alles Heftigen, Geräuschvollen, Uebertriebenen, Auffal-

lenden, Unmäßigen, namentlich in sinnlichen Genüssen und Begierden, gilt vorzugsweise für eine Zierde des Weibes.

Situation (v. Lat.), Lage, Stellung, überhaupt das Verhältniß nach außen, worin eine Person erscheint, auch das Lebensverhältniß; in den redenden Künsten die Gesammtheit der Verhältnisse, in welchen sich eine Person befindet. Wie im wirklichen Leben sich der Charakter der Menschen an anderen Personen und Verhältnissen entwickelt, so kann der poetische Charakter in dramatischen Dichtungen nur durch den Konflikt mit anderen Personen und den daraus entstehenden Verhältnissen zur Anschauung gebracht werden. Hiernach besteht jede Scene eines Schauspiels wenigstens aus einer S., deren ganze Bedeutung durch die Worte des Dichters erklärt wird. Wo aber im Drama die Schilderung der S.en die Charakteristik überwiegt, da tritt das Situationsstück ein, das sich mehr dem Epischen und Lyrischen zuwendet, im Gegensatz zum Charakterstück. Das Idyll, die Romanze und Ballade haben meist nur die Darstellung einer poetischen S. zum Gegenstande.

Situationszeichnen, ein Theil der Arbeiten bei Anfertigung von topographischen Karten und Plänen, begreift das Zeichnen beim Aufnehmen selbst und das Auszeichnen nach beendigter Aufnahme. Unter einer topographischen Karte, einem Situationsplan, versteht man einen nach verjüngtem Maßstabe unter 1 : 100,000 entworfenen Grundriß oder die orthographische Horizontalprojektion eines Theils der Erdoberfläche. Ist die Verjüngung bedeutender, so nennt man die Projektion eine Karte. Das Aufnehmen lehrt die Horizontalprojektionen größerer oder kleinerer Theile der Erdoberfläche entwerfen, und das S. gibt die nöthigen Anweisungen, nach denen man diese Aufnahmen auszeichnet oder kopirt und in denselben die Unebenheiten der Erdoberfläche ausdrückt. Eine gute topographische Karte enthält nicht allein alle möglicher Weise ausdrückbaren militärisch wichtigen, hydrographischen und chorographischen Gegenstände, alle Bewachsungen und Bebauungen, sondern auch alle Terrainunebenheiten (s. Schraffirung), und zwar Alles, wo die gewöhnlichen Signaturen nicht ausreichen, mit Schrift bezeichnet. Behufs der genaueren Angabe der wahren Längen der Terrainunebenheiten und der Böschungswinkel pflegt man den Situationsplänen Profile beizugeben. Situationspläne werden besonders zu militärischen, außerdem aber auch zu anderen, wie zu ökonomischen, das Forstwesen, Wasser- und Straßenbauten betreffenden Zwecken verfertigt.

Sit venia verbo (lat., dem Worte sei Verzeihung), mit Erlaubniß zu sagen.

Sitzfüße, s. Vögel.

Sitzung, s. v. a. Session.

Sium *L.* (Wassermerk), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelchrand, die verkehrteiförmigen Blumenblätter mit eingebogenen Läppchen, die von der Seite zusammengedrückte, mit den zurückgebogenen Griffeln gekrönte Frucht und die mit 5 gleichen Riefen und 3 striemigen Thälchen versehenen Theilfrüchtchen, ausdauernde, meist in Sümpfen und an Gewässern wachsende Kräuter in der alten und neuen Welt, worunter mehre Arzneipflanzen. Von S. latifolium *L.*, Wasserpastinak, in Europa, in sumpfigen Gräben, waren früher Wurzel und Kraut, Radix et Herba Sii palustris s. Pastinacae aquaticae, als reizendes u. harntreibendes Mittel im Gebrauch. Die Pflanze ist jedoch narkotischer Beschaffenheit, u. es sind Vergiftungsfälle durch sie konstatirt, obwohl man in Italien die jungen Blätter als Salat genießt. S. Sisarum *L.*, Zuckermerk, Zuckerwurzel, im mittleren und östlichen Asien ursprünglich einheimisch, ward seit den frühesten Zeiten in Europa zum Küchengebrauch gebaut, indem die Wurzel ein schmackhaftes Gemüse gibt. Auch wird sie als diätetisches Mittel gegen Brustkrankheiten empfohlen und ward von den älteren Aerzten als specifisch wirksam gegen den Merkurialspeichelfluß verordnet.

Siut (Assiut), Hauptstadt von Oberägypten, links am Nil, Sitz der Provinzialbehörden und eines koptischen Bischofs, Hauptstapelplatz für den Verkehr zwischen Kairo einerseits, Darfur und Sennaar andererseits, hat einen großen Regierungspalast, viele Moscheen, mehre Fabriken, besonders für Baumwoll- und Leinenzeuche, Handel mit Opium 2c. und 25,000 Einw. In der Nähe merkwürdige Grotten mit Grabkammern. S. ist das alte Lykopolis.

Sivana-Samudra (Siwana-Samydry), Insel im Flusse Cavery in der indobritischen Präsidentschaft Madras, Distrikt Coimbatore, mit Ruinen von Hindutempeln. Unweit davon bildet der Cavery einen bedeutenden Wasserfall.

Sivas (Siwas), Ejalet in der asiatischen Türkei, umfaßt das alte Kappadocien, wird vom Kisil-Irmak und dessen Nebenflüssen bewässert, hat fruchtbare Thäler u. bringt Getreide, Südfrüchte, Wein, Rindvieh, Pferde, Schafe und Kameele hervor; das Mineralreich liefert Kupfer, Eisen, Blei und Salz. Die gleichnamige Hauptstadt (sonst Sebaste), unweit des Kisil-Irmak, hat einige Befestigungen, ein Schloß, eine armenische Kirche, mehre Moscheen, große Bazare, zahlreiche Khans, Baumwollweberei, Färberei und 35,000 Einw., wovon ungefähr $^1/_3$ Armenier.

Si volti (ital.), man wende um.

Siwah (im Alterthum die Oase des Jupiter Ammon genannt), eine zu Aegypten gehörige Oase in der libyschen Wüste, 14 Tagereisen südwestlich von Alexandria, gut bewässert, mit Wiesen, Gärten und Palmenwäldern, trefflich angebaut und von ungefähr 9000 Berbern bewohnt; stand früher unter eignen Scheikhs, ist aber seit 1819 den Aegyptern unterworfen. Die Oase war schon im Alterthum durch ihr Orakel, ihre Tempel, ihren Sonnenquell und ihre Palmenhaine berühmt; noch jetzt zeigt man 3 Tempel und viele Ruinen, von denen man die eine für die Reste des berühmten Tempels des Jupiter Ammon hält. Der gleichnamige Hauptort ist noch aus dem Alterthum her der Knotenpunkt mehrer Karawanenstraßen und hat 2000 Einw.

Sixtinische Kapelle, s. Rom.

Sixtus, Name von 5 römischen Päpsten:

1) St. S. I., Römer und als römischer Bischof seit 116 (119) Nachfolger Alexanders I., soll 127

(128) enthauptet worden sein und wird deshalb als Märtyrer verehrt.

2) S. II., seit 257 Nachfolger des Stephanus I., stammte aus Athen, wurde 258 in der valerianischen Christenverfolgung hingerichtet.

3) S. III., Römer, seit 432 Nachfolger des Cölestinus I., soll den St. Patricius nach Irland gesandt und u. a. die Basilika Sta. Maria Maggiore in Rom erbaut haben; † 440.

4) S. IV., eigentlich Francesco d'Albescola della Rovere, geboren den 22. Juli 1414 in Celle bei Savona, Sohn eines Fischers und vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl (1471) General des Franciskanerordens. Er schändete seinen Namen durch Nepotismus und Simonie, regte Kriege und Verschwörungen an (gegen das mediceische Haus in Florenz), gründete in Rom große ihm zinsbare Bordelle und führte durch eine Bulle von 1478 in Spanien die Inquisition ein, erbaute aber auch die sixtinische Kapelle, die Tiberbrücke und eine große Wasserleitung und schmückte Rom mit schönen Gebäuden. Er † den 12. August 1484.

5) S. V., eigentlich Felice Peretti, geboren den 18. December 1521 zu Grotto a Mare bei Montalto in der Mark Ancona, Sohn eines Bauern, mußte in seiner Jugend um Lohn die Schweine hüten. Von einem verwandten Franciskanermönch in ein Kloster gebracht, studirte er in Ferrara und Bologna, ward 1544 Lehrer des kanonischen Rechts zu Rimini und 1546 zu Siena und 1548 Priester, Doktor der Theologie u. Dirigent der Klosterschule daselbst. Seit 1551 glänzte er in Rom als Dialektiker und Prediger, doch verwickelte ihn sein Werk über die mystische Theologie und sein „Goldenes Register“, ein Auszug aus den Schriften des Aristoteles und seines Kommentators Averrhoës auch in viele verdrießliche Händel. Im Jahre 1556 wurde er zu Venedig Vorsteher der Franciskanerschule und 1557 Generalinquisitor, 1560 in Rom Konsultor des heiligen Officiums, Professor an der Universität und Generalprokurator, 1566 Generalvikar des Franciskanerordens, Bischof von Santo Agata de Goti und päpstlicher Beichtvater und 1570 Kardinal. Als solcher nannte er sich Montalto und beschäftigte sich vorzüglich mit gelehrten Arbeiten, mit wohlthätigen Werken und frommen Stiftungen und schien, altersschwach und krank, nur an sein Ende zu denken. Eben dieser Umstand bestimmte nach Gregors XIII. Tode den 27. April 1585 die Kardinäle, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, da sie hofften, ihn leicht lenken zu können. Nun aber nahm S. plötzlich die Maske ab, warf noch in der Wahlkapelle den Stab, der ihm bisher zur Stütze gedient, weg und zeigte sich fortan ebenso streng, als er vorher mild gewesen war. Er unterdrückte das Banditenwesen im Kirchenstaate, drang auf unparteiische Rechtspflege, beschränkte die Kosten seiner Hofhaltung auf das Nothdürftigste, stellte die nach ihm benannte große Wasserleitung (Acqua Felice) wieder her, erweiterte die vatikanische Bibliothek, erbaute für dieselbe ein prachtvolles Gebäude und errichtete eine eigene Druckerei, aus welcher seine Ausgabe der Werke des heiligen Ambrosius, die von ihm veranlaßte Ausgabe der Septuaginta (1587) und der Vulgata (1590) hervorgingen. Zu Fermo gründete er eine Universität, zu Rom das Kollegium des heiligen Bonaventura, zu Bologna das Kollegium Montalto. Ebenso sorgte er für Belebung der Industrie durch Gründung von Seiden- und Wollmanufakturen und durch Aufhebung lästiger Zölle. Die Zahl der Kardinäle setzte er auf 70 fest. In den theologischen Streitigkeiten legte er eine weise Neutralität an den Tag; so gebot er den mit der Universität Löwen in Streit gerathenen Jesuiten Schweigen. Dagegen nahm er an den politischen Angelegenheiten seiner Zeit lebendigen Antheil und war das letzte von den weltlichen Fürsten gefürchtete Oberhaupt der Kirche. In den Streitigkeiten zwischen Frankreich, Spanien und Navarra spielte er eine große Rolle und unterstützte die Guisen gegen die Hugenotten. Heinrich III. und Heinrich von Navarra belegte er mit dem Bann, und um des ersteren Ermordung soll er wenigstens gewußt haben. Dagegen näherte er sich hernach Heinrich IV. Er † am 27. August 1590. Seine ihm vom Senat auf dem Kapitol errichtete Bildsäule ward von dem über seine Strenge und den Druck seiner Auflagen erbitterten Volke alsbald niedergerissen. Hart und despotisch, war er zugleich helldenkend und mit einem hohen Geiste ausgerüstet. Politische Rücksichten galten bei ihm in der Regel mehr als religiöse. Vergl. Tempesti, Storia della vità e gesti di Sisto V, Rom 1754, 2 Bde.; Lorenz, S. und seine Zeit, Mainz 1852.

Sizeboli (Siseboli), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Rumelien, nordöstlich von Kirkilissa, südlich im Golf von Burgas, auf einem Vorgebirge, Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat die beste Rhede im schwarzen Meere, Wein- und Holzhandel und 8000 Einwohner; hieß im Alterthum Apollonia.

S. J., Abbreviatur für Societas Jesu, die Gesellschaft Jesu, d. h. Jesuiten.

Sjöberg, Erik, schwedischer Dichter, geboren den 14. Januar 1794 im Kirchspiel Ljungo in Södermanland, besuchte das Gymnasium zu Strengnäs und studirte seit 1814 zu Upsala. Hier † er unter äußerst kümmerlichen Verhältnissen den 4. März 1824. Seine Gedichte, die er unter dem Pseudonym Vitalis seit 1819 heftweise herausgegeben, erschienen als „Samlade Dikter“ bevorwortet von Geijer (Stockholm 1828, ins Deutsche übertragen von Kannegießer, Lpz. 1843). Sie sind der Ausdruck tiefer Melancholie, zugleich aber mild-religiöser Resignation.

Sjögren, Andrei Michailowitsch, finnischer Sprachforscher, geboren den 8. Mai 1794 im Kirchspiel Ithis in Finnland, studirte zu Abo Geschichte und Sprachen, bereiste 1824—27 die nordöstlichen Provinzen Rußlands und ward darauf Adjunkt der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, an deren wissenschaftlichen Memoiren er sich betheiligte, und 1833 Bibliothekar an dieser Anstalt. In den Jahren 1835—37 unternahm er eine Reise nach der Krim, dem Kaukasus und nach Transkaukasien, deren Ergebniß die „Grammatik der ossetischen Sprache“ (Petersburg 1844) war. Im Jahre 1844 ward er zum ordentlichen Akademiker für die finnische und kaukasische Sprache

und Ethnographie und 1845 zum Direktor des ethnographischen Museums ernannt; 1846 und 1852 bereiste er im Auftrag der Akademie Liv- und Kurland zur Erforschung der Sprachen und Sagen dieser Länder. Er † den 6. (18.) Januar 1855 zu Petersburg. Aus seinem Nachlasse erschienen „Livische Grammatik" (Petersb. 1861); „Livisch-deutsches und deutsch-livisches Wörterbuch" (das. 1861) und „Historisch-ethnographische Abhandlungen" (das. 1861).

Skagen, Stadt auf der Spitze (Skagensriff, Skagerrak) Jütlands, besteht aus zerstreut zwischen den Sandhügeln liegenden hölzernen, mit Theer angestrichenen und mit Stroh gedeckten Häusern, hat ein Rathhaus, 3 Schulen, ein Armenhaus und (1860) 1532 Einwohner, meist Fischer und Lootsen. Das Land umher ist weit und breit eine Sandwüste. Die alte Kirche, ¼ Meile südwestlich von der Stadt gelegen, wurde 1795 wegen des Flugsandes verlassen und ist jetzt bis auf den Thurm ganz verschüttet; eine neue Kirche, vollendet und eingeweiht 1841, ist in der Stadt selbst aufgeführt. Im Jahre 1858 ist auf der äußersten Spitze des Skagensriffs ein neuer, 140 Fuß hoher Leuchtthurm aufgeführt worden.

Skagerrak, der über 30 geographische Meilen lange und 15 Meilen breite Busen im Osten der Nordsee zwischen der Nordküste Jütlands und der Südküste Norwegens, sowie der Westküste Schwedens, welche beiden letzteren überall gute Häfen darbieten, während die jütische, von den Schiffern die eiserne Küste (Jernkysten) genannt, keinen Landungsplatz gewährt und von vorgelagerten Sandbänken umgeben ist. Das S. bildet übrigens ein reines Fahrwasser, dessen Tiefe von der jütischen Küste von 30—40 Faden gegen Norden bis über 200 Faden zunimmt, und in welchem längs der jütischen Küste der Strom gewöhnlich ein östlicher, an der schwedischen und norwegischen aber ein westlicher ist, ausgenommen bei den gefahrvollen Nordweststürmen.

Skalden (vom altnordischen Skáld, Dichter), die Dichter Skandinaviens, welche die Dichtkunst (Skáldskapr) als einen Beruf ausübten. Sie bildeten einen eigenen Stand und waren oft bei ihren Königen, deren Thaten sie bei festlichen Gelagen besangen, wichtige Personen. Selbst die christlichen Könige behielten sie bis in das 12. Jahrhundert bei, obgleich dieselben auch als Christen die heidnischen Bilder und Redensarten in ihren Gesängen beibehielten. Die Skaldensprache (Skaldskarparmal) war als eine überaus reiche Bildersprache, die sich auf die Edda gründete, nicht allgemein verständlich. Die Lieder der Götter- und Heldensage, welche in der Edda zusammengestellt sind, rühren aus einer Zeit her, wo sich noch kein bestimmter Stand der S. gebildet hatte; die Namen ihrer Dichter werden nicht genannt. Dagegen enthält die „Heimskringla" viele berühmte Namen: Der älteste uns bekannte Skalde ist Ulfur hin Oargi (d. i. der Unerschrockene); der älteste, dessen Lieder noch vorhanden sind, ist Starkader (Sterkoddur), ein Schwede, der in das 6. Jahrhundert gesetzt wird; den letzten finden wir in Island: Sturle Tordson, um 1265. Uebersetzt findet man einige Skaldenlieder bei Herder im 8. Band der „Werke zur schönen Literatur und Kunst". Vgl. Skandinavische Literatur.

Skale (v. Lat.), auf physikalisch-mathematischen Instrumenten, namentlich Barometern, Thermometern und Hygrometern, angebrachter Maßstab, besteht in einer meist in gleiche Theile geschiedenen geraden Linie, deren einzelne Theile Grade genannt zu werden pflegen.

Skalenoëder (v. Griech., Drei-und-Dreikantner von Weiß, hexagonales S., ungleichkantige sechsseitige Pyramide), Hälftflächner des drei- und -einaxigen oder hexagonalen Krystallsystems, eine doppelt sechsseitige Pyramide, deren Seitenkanten im Zickzack liegen gleich denen des Rhomboëders, von deren 6 Endkanten je 3 aber abwechselnd länger und stumpfer und 3 schärfer und stumpfer sind. Die Ecken stimmen in Zahl und Lage mit denen des Rhomboëders. Man unterscheidet stumpfe und scharfe S. Der S. ist sehr charakteristisch für Kalkspath, bei dem die Form selbstständig u. in Kombination mit Rhomboëdern, sechsseitigen Säulen u. Endflächen auftritt, auch für Rothgülden, Eisenglanz u. a.

Skalitz, 1) Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Königgrätz, links an der Aupa u. an der Eisenbahn von Josephstadt nach Schadowitz, hat 2500 Einw. Hier am 28. Juni 1866 Sieg der Preußen (5. Armeecorps) unter General von Steinmetz über die Oesterreicher (6. u. 8. Armeecorps) unter Erzherzog Leopold. — 2) (Szakolcza, Skalicze), königliche Freistadt in der ungarischen Gespanschaft Neutra, links an der March, an der Grenze von Mähren auf einem sehr steilen Felsen, hat ein Franciskanerkloster, mehre Kirchen, ein Untergymnasium, Krankenhaus, Wollspinnerei, Wollweberei, Tuchfabrikation, Handel, Weinbau und 6400 Einwohner. In der Umgegend treffliche Marmorbrüche.

Skalpell (v. Lat.), ein kleines Messer, dessen Klinge fast gegen den Stiel gestellt ist, wie es die Anatomen und Chirurgen brauchen; die Gestalt der Klinge wird je nach dem Zwecke geändert; gewöhnlich ist die Schneide gerade oder schwach konvex gebogen. Der Stiel pflegt fast noch einmal so lang als die Klinge zu sein.

Skalpiren (v. Lat.), bei den nordamerikanischen Wilden die Sitte, die Kopfhäute der todten oder verwundeten Feinde mittelst eines Zirkelschnitts vom Kopf zu trennen und dann abzuziehen. Dergleichen Kopfhäute (Skalpe) gelten als Siegeszeichen.

Skamillen (v. Lat.), niedrige Aufsätze, Platten, welche sowohl auf dem Unterbau unter die Basis der Säule, als auch oben auf dem Abacus des Kapitäls gelegt zu werden pflegten, um keinen Theil des Säulenfußes durch den Kranz des Unterbaues und keinen Theil des Unterbalkens durch das vorspringende Kapitäl zu verbergen.

Skanderbeg, Held der Albanesen, eigentlich Georg Castriota, geboren 1404, Sohn Johann Castriota's, des Herrn von Aemathia in Albanien, und der serbischen Prinzessin Woisawa, ward, als Sultan Murad 1423 in Epirus eindrang, mit seinen 3 Brüdern demselben als Geißel zu seinem Dienst im Serail übergeben. Gleich ausgezeichnet durch Körperbildung und geistige

Gaben, wurde er zum Moslem erzogen u. erhielt im Alter von 19 Jahren einen Sandschak. In dieser Stellung erwarb er sich durch seine tapferen Thaten den Namen Iskenderbeg, d. i. Fürst Alexander. Bald traf ihn jedoch der Argwohn des Padischah. Nicht nur ward nach dem Tode seines Vaters 1432 das von diesem besessene Fürstenthum eingezogen, sondern bereits waren auch seine drei Brüder an langsam wirkendem Gift gestorben. S. entfloh daher in sein Vaterland, sammelte 1443 in den Waldgebirgen am Drino 600 Bergbewohner, öffnete sich mittelst eines von dem Staatssekretär des Sultans erzwungenen Befehls die Thore der Festung Kroja, erließ an die Albanesen den Aufruf zum Freiheitskampf und war nach 30 Tagen Herr der ganzen Provinz. Die benachbarten albanesischen Häuptlinge erkannten ihn auf einer Versammlung in Lissus (Alessio an der Mündung des Drino) als Oberherrn an und verstanden sich selbst zur Tributzahlung. S. schlug darauf an der Spitze einer Streitmacht von 8000 Reitern und 7000 Fußgängern ein türkisches Heer von 40,000 Mann unter Ali Pascha und siegte noch über drei andere Pascha's. Auch Murad selbst griff ihn im Mai 1449 an der Spitze von 100,000 Mann ohne Erfolg an und ward, als er im folgenden Jahre Kroja belagerte, von S. zur Aufhebung der Belagerung genöthigt. Auch nach Murads Tode 1451 behauptete sich S., obwohl durch den Abfall einiger Häuptlinge geschwächt und einige Male geschlagen, den Heeren Mohammeds II. gegenüber im Besitz von Albanien, das ihm im Frieden von 1461 förmlich überlassen werden mußte. Im Jahre 1464 brach er den Frieden und schlug abermals 2 Heere des Sultans und diesen selbst. Bald darauf, 1466, † S. zu Alessio. Seinen unmündigen Sohn Johann hatte er vorher dem Schutz der Republik Venedig übergeben. Der Krieg dauerte noch 12 Jahre, und erst nach der Einnahme von Kroja und fürchterlicher Verheerung des Landes fügten sich die Albanesen wieder der Oberherrschaft der Pforte. Vgl. Albanien, Geschichte.

Skanderborg, dänisches, zum Stift Aarhuus gehöriges Amt im südöstlichen Jütland, errichtet 1824, 30½ □Meilen groß, 1860 mit 60,556 Einw., reich an Naturschönheiten. Hier sind die höchsten Punkte in ganz Dänemark, der Himmelsbjerg (531 Fuß) und Eiersbavnehöi. Der Lauf des Gudenaa zwischen einer Reihe von mit Wäldern und bedeutenden Höhen umgebenen Landseen (Skanderborg-, Mos-, Juul-, Lang-Sö) verleiht diesen Gegenden eine eigenthümliche Schönheit. Die gleichnamige Stadt liegt auf einer Landspitze im Skanderborgsee, hat nur 2 Straßen, ein Kirche, Ueberbleibsel des alten Schlosses, ein Rathhaus, Amthaus, Schulhaus, Armenhaus, etwas Handel und (1860) 1423 Einw. Sie hat Namen und Ursprung von dem alten Schlosse, welches 1767 abgetragen wurde. In dem dortigen Schloßgarten wurde 1845 dem König Frederik VI. ein Denkmal errichtet.

Skandinavische Halbinsel (Skandinavien), europäische Halbinsel, welche die beiden unter Einem Scepter vereinigten Königreiche Schweden (Sverige) und Norwegen (Norge) umfaßt. Die gegenseitige Lage beider Staaten läßt es angemessen erscheinen, sie nach ihrer natürlichen Beschaffenheit als ein Ganzes zu behandeln. Die Halbinsel, die größte in Europa, erstreckt sich von Norden nach Süden von 71° 10' nördl. Br. (Nordkap) bis 55° 23' 1,13" (Falsterbo, Leuchtthurm) und von 22° 15' (Stadtland) bis 48° 40' östl. L. v. Ferro (Jakobselv), nimmt also fast 16 Längen- und 26 Breitengrade ein mit einer Länge von etwa 250 und einer Breite von 50—100 geographischen Meilen. Hiervon kommt auf Schweden der südöstlichere, weniger hohe und mildere Theil, von 55° 23' 1,13" bis 69° 3' 21" nördl. Br., 28° 48' 30" bis 41° 49' östl. L., 8025,81 □M., und auf Norwegen der nordwestliche, höhere, rauhere und unfruchtbarere Theil, von 57° 57' 45" (Kap Lindesnäs) bis 71° 10' nördl. Br., 22° 49' 50" bis 48° 40" östl. L., 5799,21 □M., so daß also die Größe der ganzen Halbinsel 13825,02 □M. beträgt. Die Nordgrenze (150 Meilen) wird gebildet von dem Eismeere, die westliche von dem atlantischen Meere, der Nordsee (160 M.), dem Skagerrak, Kattegatt und Oeresund (100 M.), die südliche und östliche von der Ostsee (100 M.), dem bottnischen Meerbusen (110 M.) und dem russischen Finnland (in gerader Linie 70 M., doch in der Wirklichkeit in einer Länge von 124 M.), größtentheils bestimmt durch die Torneå- und Muonioelf in Betreff Schwedens und die Tana- und Jakobselv in Betreff Norwegens. Die Küstenentwickelung ohne Rücksicht auf die vielen Buchten und Meerbusen (Fjorde) beträgt also 620 Meilen, und es kommt auf je 22 □M. Land 1 Meile Küste. Die Halbinsel bildet ein für sich bestehendes Gebirgsland, dessen Hochgebirge mit dem finnischen in gar keinem Zusammenhang stehen; denn die Strecke zwischen dem Varangerfjord und dem bottnischen Meerbusen ist ein Tiefland, aus welchem sich nur einzelne Punkte erheben: der große Enarasee hat nur eine absolute Höhe von 380 pariser Fuß (welche beim Folgenden immer gemeint sind); auch das östliche norwegische Finnmarken zwischen dem Varanger- u. Altenfjord ist kein eigentliches Gebirgsland gleich dem übrigen Norwegen, sondern es enthält lange und breite, mit fruchtbarem Erdreich bedeckte Thäler, die unter einem milderen Himmel das Land zu einem gesegneten machen würden. Nichtsdestoweniger erheben sich hier nicht nur im Inneren einzelne Berge (z. B. Rastegaise 2696 Fuß, Balkisaive 2106 F.) ziemlich hoch, sondern auch die Halbinseln (lappländisch Njarg genannt) zwischen den dortigen großen Fjorden enthalten einzelne Punkte, die eine Höhe von 2000 F. und darüber erreichen (z. B. Stangenäsfjeld zwischen Varanger- und Tanafjord im östlichen Gipfel 2174 F., im westlichen aber nur 1662 F.; Digermulen zwischen Tana- und Langfjord 2000 F.); aber ein eigentliches Gebirgsland im norwegischen Sinne des Wortes sucht man hier vergebens, und auch die vorgelagerten Inseln sind niedriger als die westlichen: Magerö, die größte derselben, erreicht in ihrem höchsten Punkte bei Kjelvig nur 1092 F. und im Nordkap nur 947 F. Das eigentliche Gebirgsland beginnt erst im Westen des Altenfjords. Wenn aber noch jetzt häufig von einem skandinavischen Kettengebirge unter dem Namen

Kjölen (Kölen) oder Sevegebirge geredet wird, welches die beiden Reiche trennen soll, so ist dieses ganz irrig, denn das skandinavische Gebirge hat gar keinen ausgeprägten Kamm, wie andere europäische Gebirge, sondern es bildet ein zusammenhängendes, von vielen schmalen und tiefen Thälern mannichfaltig durchfurchtes Hochland, das im Norden und Westen schroff gegen den Ocean abstürzt, sich aber im Südosten, Osten und Süden sanft und terrassenförmig gegen den bottnischen Meerbusen, die Ostsee und das Skagerrak senkt und dort in einiger Entfernung von dem Hochlande ausgedehnte Tiefländer und Ebenen enthält. Zieht man eine mit der westlichen Küste parallele Linie in einer Entfernung von 12—15 Meilen, so bilden diese Linie und das Meer so ziemlich die östliche und die westliche Begrenzung des Hochlandes, welches beinahe ganz zu Norwegen gehört, da dieser Staat mit Ausnahme der südlichsten Gegenden im Allgemeinen dort seine Grenze hat, wo die absolute Höhe des Landes abzunehmen beginnt. Dieses Hochland, welches sich als eine weite Ebene darstellt, aber von unzähligen Thälern, Fjorden, Landseen ꝛc. unterbrochen wird, muß als das Primäre betrachtet werden, und die Thalsenkungen nur als das Sekundäre: nicht die Berge erheben sich aus den Thälern, sondern die Thäler durchschneiden und unterbrechen die fast wagrechten Hochebenen, welche man dort „Heidi" (Heiden) oder weiter südlich „Vidder" (Weiden) nennt, die im Norden 2—12 Meilen breit und 2000—3000 Fuß hoch, südlich von 63° nördl. Br. aber wohl 12—20 M. breit und 3500—4000 F. hoch sind. Hie und da erheben sich isolirte Bergmassen (norwegisch „Field", schwedisch „Fjäll" genannt), auf denen Felsentrümmer zerstreut liegen. „Man merkt die Thäler nicht; man glaubt schnurgeraden Weges über die Ebene hinreiten zu können, bis auf einmal, dicht vor den Füßen des Pferdes, ein Thal mit jähen Abstürzungen in schwindelnder Tiefe sich öffnet und das Vordringen nach der anderen nicht weit entfernten Seite verhindert." Diese weiten Hochebenen erheben sich bis über die Baum-, ja über die Schneegrenze hinaus und sind daher unbewohnbar. Will man für das Hochland die im Lande selbst gar nicht gebräuchliche Benennung Kjölen (d. i. Kiel) beibehalten, davon aber den Begriff eines Gebirgsrückens im gewöhnlichen Sinne gänzlich trennen, so mag dieses wohl statthaft sein für den nördlichen Theil bis an den 63.° nördl. Br. in der Gegend von Röraas, wo das Hochland von einem Querthale durchfurcht wird, das zwischen dem südlichen und nördlichen Norwegen einen etwa 2000 Fuß hohen Paß bildet. Auf dieser ganzen Strecke von 71—63° ist das Plateau 2000—3000 Fuß hoch u. stürzt im Westen schroff ins Meer hinab, um sich auf den vorgelagerten Inseln noch einmal zu gleicher, ja noch größerer Höhe zu erheben. Alle diese Inseln im Norden des Polarkreises bis an den Altenfjord haben nämlich den Charakter von Gebirgsländern mit Höhen von 3000—4000 Fuß; auf der Insel Seiland ist der nördlichste Gletscher in Europa, der Jedki, 3324 F. Auf dem Festlande sind hier die bedeutendsten Höhen: das Vorgebirge Lyngen (4000 Fuß) zwischen dem Lyngen- und Ulfsfjord, Bensjordtinden (3768 F.) zwischen dem Balsfjord und Melangen, Sulitelma (5790 F.) unter 67° an der schwedischen Grenze, überhaupt der höchste Berg Schwedens sowie im Norden des Polarkreises, umlagert von beinahe ebenso hohen Gletscherbergen, wie Olmajalojaken (5200 F.) und Saulo (5309 F.), und unter dem Polarkreise der große Gletscher Svartisen oder Tonden (gegen 4000 F.), der mit seinen Eismassen so ziemlich 20 QM. bedeckt. Von hier an bis 65° nördl. Br. folgt eine bedeutende Einsenkung des Hochlandes, wo eine Reihe von Landseen (1250—1700 Fuß hoch) ihre Gewässer theils dem atlantischen Meere, theils dem bottnischen Meerbusen zusendet und sich gegen Südwesten zu den verhältnißmäßig ebenen und fruchtbaren Thalebenen herabsenkt, welche das große und schöne Bassin des Trondhjemsfjords umgeben. Weiter gegen Süden deuten höhere Berge eine Erhebung des Plateau's an; hier sind, theils an der Grenze zwischen Schweden und Norwegen, theils ganz in Schweden die Höhen Jomafjeld (3535 F.), Jävsöhatten (4054 F.), Kjölhaugen (3929 F.), Äresluta (4494 F.), Sylfjället, Sylarne oder Syltoppene (5502 F.), Helagsfjäll, Ruhöy (3428 F.), Vigelfjäll (4334 F.), Sonfjäll (3427 F.), Skurdalsåsen (3153 F.) und andere zu nennen. Merkwürdig sind hier die sogenannten Gebirgsthore (Fjällportar), große Oeffnungen durch die Bergmassen, die in der Ferne Thoren gleichen und als Wege benutzt werden. Dergleichen sind: Skarsdörren, Ekornsdörren, Dörren (d. h. die Thür) am Sylfjäll, Gröndörren, die durch Diabasporphyr gebrochene Lunddörren, Skurdalsporten, Portfjällets Port und andere in Jemtland und Herjeadalen. In dem großen, von ansehnlichen Flüssen durchschnittenen, zu Schweden gehörigen östlichen Terrassenlande, in welchem die Thäler weiter sind, erheben sich zwar ebenfalls bedeutende Berge; aber sie erreichen bei weitem nicht die Höhe der norwegischen, werden auch immer niedriger, je näher sie dem bottnischen Meerbusen sind. Unter denselben verdient der Erzberg Gellivare (1281 Fuß) unter 67° 10′ nördl. Br. angemerkt zu werden, weil er ganz aus vortrefflichem, 60—75 Proc. haltigem Eisenerz besteht. Ungefähr unter 63°, in der Nähe der 2000 Fuß hoch liegenden Bergstadt Röraas, spaltet sich das Hochland, und während mächtige Gebirge sich fortwährend in südlicher Richtung zwischen den beiden Reichen und den Flüssen Dal- und Klaraelf erstrecken (Svukufjeld 5412 F., Städjan 3020 F., Herjehogna 3639 F., Fulufjeld u. a. m.), um beim Hemsjäll (3000 F.) unter dem Namen Almebergen in südöstlicher Richtung, wenn auch bedeutend niedriger als zuvor, ganz in Schweden einzutreten, biegt der Hauptzug des Hochlandes fast in rechtem Winkel, der Richtung der Meeresküste folgend, gegen Südwesten ab und pflegt gewöhnlich bis zu der merkwürdigen Einsenkung am Lesjöverksvand — welcher 1923 F. hoch gelegene Landsee sein Gewässer durch den Logen in südöstlicher Richtung dem Skagerrak und durch die Raumaelv gegen Nordwesten dem atlantischen Meere zusendet — wohl nach Dovre, einem am Flusse Logen belegenen Kirchspiel, Dovrefjeld benannt zu werden; obgleich dieser Name von den Umwohnenden nur demjenigen Theile beigelegt wird, über

welchen die Hauptlandstraße von Christiania nach Trondhjem führt. Dieser Theil des Gebirges ist im Osten niedriger und weniger wild (Store Skarven, 3866 Fuß), nimmt aber im Westen an Höhe und Wildheit zu. Mächtige Gebirgsmassen trennen die Gewässer des Fämundsee's (2056 F. hoch, 5 □M. groß) und der Klaraelf von denen des Glommen; hier erheben sich die Berge Hummelfjeld (4798 F.), Tronfjeld (5367 F.), Sölenfjeld (5504 F.), Elgepiggen (4971 F.); zwischen dem Glommen und seinem großen Nebenflusse Logen ziemlich isolirt die Gruppe der Rundane in ihrem nördlichsten Kegel bis auf 6275 F.; im Norden desselben der Höigien (3717 F.). Der merkwürdigste Punkt in dem westlichen Theile der Gebirgsmasse ist der Snähättan, d. i. der Schneehut (7140 Fuß), den man früher für den höchsten Berg der s.n H. gehalten hat. Etwas weiter gegen Westen sind mehre Punkte, die vielleicht ebenso hoch sind, unter ihnen Steenkolla (6300 Fuß). Noch weiter westlich erheben sich aus dem engen Romsthale (Romsdal) mit fast senkrechten Wänden an der Nordseite der Raumaelv das Romsdalshorn (3861 Fuß), das in weiter Ferne den Schiffern als Marke dient, und gleich daneben an der anderen Seite des Flusses die malerischen Troldtinder etwa ebenso hoch. Alles, was von der Gebirgsmasse im Süden der Raumaelv liegt, pflegt man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Langfjeldene zusammenzufassen, obgleich diese Benennung eigentlich nur demjenigen Theile zukommt, über welchen der lange und beschwerliche, bis 4242 Fuß ansteigende Gebirgsweg von dem Gudbrandsthale nach Söndmöre (Aalesund) führt. Weiter südlich kommt der Name Fillefjeld vor von der Strecke, über welche die Poststraße zwischen Christiania und Bergen von Valders und Hallingdal nach Sogn führt, deren Kulminationspunkt 3817 Fuß hoch liegt. Ueberhaupt wird das Gebirge im Osten des Stifts Bergen von den Anwohnenden in Numedal (Amt Buskerud) und Telemarken (Amt Bratsberg) Nordfjeldene oder Hardangerfjeldene oder Hardanger Vidder benannt, während die Bewohner der Westseite in Hardanger (Amt Söndre-Bergenhuus) dasselbe Oestfjeld nennen, und so haben auch die verschiedenen Theile der Gebirgsmasse je nach den angrenzenden Kirchspielen und Ortschaften verschiedene Namen. Zwischen den Vogteien Sogn (Nordre-Bergenhuusamt), Valders und Gudbrandsdalen (Christiansamt), im Norden der innersten Arme des Sognefjords, ist ein Areal von über 100 □M. mit den höchsten und wildesten Gebirgsmassen angefüllt, denen man neuerdings den Namen Jotunfjeldene (Riesengebirge) beigelegt hat. Hier ist die mittlere Höhe des Plateau's, von welchem sich die spitzen Hörner (Tind, Plur. Tinder) erheben, etwa 4000 Fuß. Da die Schneegrenze hier bei einer Höhe von 4650 Fuß eintritt, so müßten die sämmtlichen Spitzen des Fjelds (Gebirges) mit ewigem Schnee bedeckt sein, wenn nicht die glatten Seiten derselben dieses verhinderten; doch ist jede Kluft und jede nicht allzu jähe Böschung mit Schneemassen bedeckt, und es schieben sich an vielen Stellen durch die Gebirgsklüfte Gletscher (Jökel) ziemlich tief hinab. Die ganze Strecke ist eine wilde Wüste, die nur selten von einem menschlichen Fuße betreten wird. Es sind über 60 Spitzen der Jotunfjeldene gemessen, und fast alle übersteigen die Höhe von 6000 Fuß. Als die bedeutendsten sind hervorzuheben: Store Guldhöpiggen, jetzt gewöhnlich Ymesfjeld genannt (8012 Fuß), in Lom in Gudbrandsdalen, der höchste bekannte Punkt der s.n H., sowie in ganz Nordeuropa, umgeben von einer Menge fast ebenso hoher Felsenspitzen, wie Kvitingskjölen (6028 F.), Vosseskavlen (6328 F., Skavl = Schneegipfel), Tvärdalskirken (d. i. Querthalkirche, 6428 F.), Skagstölstinden (7568 F.), welcher letztere zu der Gruppe der Horunger (Hurenkinder) gehört, u. a. m. Im Westen der Jotunfjeldene ist zwischen dem Sogne- und Nordfjord die Gebirgsmasse in einer Länge von 14 geographischen Meilen von Nordosten nach Südwesten und in einer Breite bis zu 6 Meilen mit ewigem Schnee bedeckt. Dieses etwa 30 □M. große Eis- und Schneeland führt nach dem im Osten desselben belegenen Kirchspiel Jostedal den Namen Jostedalsbräen. Man kennt nicht die Höhe des Inneren; man weiß nur, daß der untere Rand des Gletschers sich tief in das Thal herabgeschoben hat, der Bersetbrä 1372 Fuß, der Rigaardsbrä 1024 F., die Trangedalsbräer 1653 F. Unter dem Gletscher entspringt vollkommen entwickelt die Jostedalselv und tritt mit bedeutender Wassermasse hervor, so daß man mit einem Boote tief in das herrliche und hohe Eisgewölbe hineinfahren kann. Am nördlichen Ende des großen Gletschers erhebt sich 5898 Fuß hoch ein nackter Kegel, dessen steile Wände dem Schnee das Liegenbleiben nicht gestatten; dies ist die Lodalskaupe oder Lodalskaabe. Im Fillefjeld bemerken wir Jukulseggen (5896 Fuß) und Skogshorn (5310 Fuß). Zu den Hardanger Vidder gehören: Hallingskarven (5715 Fuß), Hallingjökeln (6130 F.), Tresfond und Hartongen (5203 F.); im Südosten sind das Goustafjeld (5792 F.) und Skorvesjeld (4170 F.); im Süden Selsnuten (4277 F.) und Urddalsnuten (4344 F.); im Westen aber, auf der oben ebenen Fläche einer Halbinsel, an 3 Seiten umgeben von dem Hardangerfjord und dessen Armen Sörfjord und Aakrefjord, bedeckt der 7 Meilen lange, 1—3 M. breite Gletscher Folgefond ein Areal von 10 □M. und gewährt von der See einen majestätischen Anblick. Die Gebirgsebene auf demselben wird zu 4344 Fuß, die höchsten Punkte, Hundsöira und Regnenuten, aber zu 5100 F. angegeben; die untere Kante des ewigen Eises hat eine sehr verschiedene Höhe, 1000—3500 Fuß. Von hier an gegen Süden verflacht sich das Land allmählig, und hier gibt es denn auch eine wirkliche Ebene, nämlich Jäderen, sowie die kleine Halbinsel Listerland; doch gleich im Norden von Jaderen, östlich von der Stadt Stavanger, ist der wildeste unter allen norwegischen Fjorden, der Lysefjord (s. d.). Das südlichste Vorgebirge Norwegens ist Lindesnäs (s. d.), gewöhnlich Nässet genannt. Im südlichen Norwegen ist nur an den Umgebungen des Christianiafjords einiges Tiefland; doch auch dieses steigt bald zu bedeutenderen Höhen an; übrigens ist an der Südküste der niedrige Rand des Meeresgestades sehr schmal, und das Land steigt bald schroff empor. Seit alten Zeiten

haben die Norweger ihr Land in das söndenfjeldsche und das nordenfjeldsche eingetheilt, von denen jenes das Land im Süden und Osten des Gebirges und dieses das im Norden und Westen desselben bezeichnet; in neuerer Zeit ist noch die Benennung „Westenfjelds“ für das früher zu Nordenfjelds gehörende Land zwischen den Vorgebirgen Lindesnäs und Stadt hinzugekommen; da jedoch die Naturverhältnisse im norwegischen Norden- und Westenfjelds so ziemlich dieselben sind, so ist diese Unterscheidung unnöthig und unstatthaft. Hier (im Westen und Norden) sind nämlich die Spalten in dem Hochlande schmäler und haben bei weitem steilere Ränder als im Osten und Süden desselben, ja das Meer dringt durch die tiefen Spalten in Fjorden mit keilförmigen Verzweigungen tief in das Hochland hinein und läßt, indem es den ganzen Grund der Spalten erfüllt, nur am Fuße des abstürzenden Hochlandes dicht am Fjord einen schmalen Streifen Land und am Ende desselben einen kurzen, steil hinaufgehenden Hohlweg dem Menschen zur Bewohnung übrig, der denn auch verhältnißmäßig stark angebaut ist und sich gewöhnlich eines milden Klima's erfreut. Außer Jäderen und Listerland sind einige Gegenden an dem inneren Theile des Trondhjemsfjords die einzigen Strecken, welche im Westen und Norden von Norwegen den Namen von Ebenen verdienen können. Anders ist es im söndenfjeldschen Norwegen. Hier sind die Thäler länger, breiter und umgeben von sanfter sich senkenden Rändern. Zu oberst beim Anfang geht der Thalgrund gewöhnlich ziemlich steil abwärts; bald aber wird er ebener und senkt sich unmerklich gegen das Meer hinab; die Breite nimmt zu, die zwischenliegenden Bergmassen werden schmäler, und der untere Theil des Thales geht an vielen Stellen in Ebenen von nicht unbedeutender Ausdehnung über. Von allen Thälern des südlichen Norwegens kann man sagen, daß sie konvergiren in dem großen Arme des Meeres, welcher aus der Nordsee tief ins Land dringt, dessen innerster Theil der Christianiafjord ist, welcher gewissermaßen den südlichen Theil der großen s.n H. in zwei kleinere Halbinseln spaltet, von deren die östliche sich weiter gegen Süden erstreckt, die westliche, die norwegische, aber abgestumpft ist. Hier in Norwegen dient jeder Thalgrund einem Flusse (Elv oder Aa) zum Bette; dieser Fluß erweitert sich oft bis an die einschließenden Seiten der Bergwand zu einem Landsee (Sö oder Vand), der aber die langgestreckte Form des Thales beibehält. Sowohl die Flüsse als auch die Vande sind ohne Ausnahme wasserreich, doch ist es eine Folge der eigenthümlichen Natur des Landes, daß die Landseen Norwegens sich mehr durch ihre Anzahl, als durch ihre Größe auszeichnen. Selbst der Mjösen, der größte von allen, ist keine 20 □Meilen groß. Das längste von allen Thälern Norwegens, Oesterdalen mit seiner Fortsetzung Solöer und Odalen, wird 45 Meilen weit von dem Glommen, dem bedeutendsten Flusse der ganzen Halbinsel, durchströmt, welcher darauf in die Ebene von Romerike und Hedemarken tritt. Nicht so lang, aber schöner und fruchtbarer ist das Gudbrandsdal längs des Flusses Logen und des See's Mjösen (im Hedemarken und Thoten), welcher in dem Flusse Vormen durch Romerike in den Glommen abfließt. Balders ist das dritte, weniger regelmäßig und steiler aufsteigende Hauptthal, aus welchem die Dramselv ihren bedeutendsten Zufluß erhält; das Hallingdal senkt sich gegen Modum; das Numedal öffnet sich unterhalb Kongsberg ziemlich weit, doch tritt dann der Fluß Laagen wiederum in ein enges Thal, welches sich erst kurz vor Laurvig öffnet. Von diesen sämmtlichen Hauptthälern gehen in die Gebirgsmasse zu beiden Seiten kleinere Nebenthäler hinauf, die man sich zunächst denken kann als gebildet durch die von den Fjelden herabfließenden Nebenflüsse. Ueber Telemarken ist ein unregelmäßiges Netz von Thälern und Flüssen gespannt, so daß der Unterschied zwischen Haupt- und Seitenthälern mit keiner solchen Deutlichkeit hervortreten kann. Die vier nördlichen von den Thalfurchen Telemarkens sammeln sich in dem bedeutenden Nordsjövand bei Skien, in welchen sich ihre Gewässer ergießen, während die beiden südlichen Thalfurchen sich nach der Gegend von Christiansand hinabsenken. Das Sätersdal ist darauf die südlichste Thalfurche von bedeutender Länge an der Ostseite der Gebirgsmasse. In den letzten fünfzig Jahren sind mit bedeutendem Aufwande vortreffliche Chausseen über die unwegsamsten Gebirge geführt worden. Der oben erwähnte Höhenzug, welcher sich unter 63° von dem Hauptzuge absondert und fürs Erste noch in der früheren südlichen Richtung fortläuft, tritt unter 61½° beim Hemsjäll zwischen Wester-, Dal- und Klaraelf unter dem Namen der Almeberge in südöstlicher Richtung ganz in Schweden ein und erfüllt, reich an Eisenerz, die Gegenden von Dalarna, Wermland und Westmanland mit seinen bewaldeten Höhen, die jedoch kaum irgendwo auf 1400 Fuß ansteigen, und deren Erstreckung man in Schweden besonders nur an dem Laufe der fließenden Gewässer erkennen kann. Dieser bewaldete Höhenzug tritt als Querrücken von Westen nach Osten zwischen den beiden großen Seen Wener und Wetter als Tiveden, östlicher als Tylöskog und ganz im Osten (im Norden des Meerbusens Bråviken) als Kolmården auf, welche drei ehemals unwegsame Waldgebirge seit alten Zeiten als die natürlichen Grenzen von Svea- und Götarike betrachtet worden sind; der Hauptzug aber streicht weiter gegen Süden längs dem Wetter hin (welcher See, 272 F. hoch und 400 F. tief, als recht eigentlich auf dem Rücken des Bergplateau's liegend betrachtet werden kann), scheidet Götarike in zwei Haupttheile, einen östlichen und einen westlichen, bildet das über 800 F. hohe Bergplateau von Småland, woselbst sich im Süden des Wetter der Eisenberg Taberg auf 1046 F. erhebt, und verflacht sich endlich in der südlichsten Provinz Schwedens, Skåne (Schonen), welche zwar ein ebenes und sehr fruchtbares Land ist, gleich den dänischen Inseln und dem nördlichen Deutschland, aber doch von Westen (Kullen, 580 F.) nach Osten (Stenshufvud) von einem Höhenzuge durchzogen wird und außerdem noch einige Höhen aufzuweisen hat (der Romeleklint, 274 F.). Auch nördlicher erheben sich aus der Ebene einzelne ziemlich ansehnliche Berge, z. B. in Westergötland der Kinnekulle am Wenersee, der schönste Berg Schwe-

dens (932 F.), die nur halb so hohen, nur durch ein enges, romantisch schönes Thal getrennten Halle- u. Hunneberge, weiter östlich der Billingen (845 F.), der Mösseberg (844 F.) u. a., sowie im Osten des Wetter in Oestergötland der Omberg (738 F.). Ueberhaupt liegen überall in Schweden in den Ebenen (welche die Landseen Mälar, Wener und Wetter umgeben, sowie auch längs der ganzen Küste einen ziemlich breiten Gürtel bilden, aber häufig von Sandrücken durchzogen werden), mit Ausnahme des südlichen Schonens, erratische Felstrümmer zerstreut. Die zu Schweden gehörige große u. fruchtbare Insel Gothland erhebt sich in ihren höchsten Punkten wenig über 200 F. Die vertikale Gestaltung der Halbinsel (nach Forsell) ist zu entnehmen aus folgenden Angaben in schwedischen □Meilen (1 = 2,07626 geographischen) und schwedischen Fußen (1 = 0,914 pariser).

	In Schweden	In Norwegen	Im Ganzen
unter 300 F.	1268	430	1698
zwischen 300 und 800 F. . .	1112	28	1140
zwischen 800 und 2000 F. .	1159	340	1499
über 2000 F.	329	1986	2315
	3868	2784	6652

Von den über 2000 F. hohen Gegenden erheben sich 84 □Meilen über die ewige Schneegrenze; hiervon sollen 16 (wohl zu hoch angegeben) auf Schweden kommen. Wie sehr Schweden in dieser Hinsicht vor Norwegen begünstigt ist, springt beim ersten Blick in die Augen: in Schweden gibt es nur eigentliche Gebirgsländer im nördlichen Theile längs der norwegischen Grenze in Lappland, Jemtland, Herjeådalen und Dalarna, und nur $^1/_{14}$ des Areals erhebt sich über 2000 F. (1828 pariser F.), während in Norwegen solches bei $^5/_7$ der Oberfläche der Fall ist.

Die Hauptmasse des skandinavischen Gebirges macht die Granitgneisformation aus. Der Granit scheint auf einzelne Punkte in Lappmarken, Westmanland, Oestergötland u. Upland beschränkt zu sein. In Norwegen erscheint er nur untergeordnet im Bezirke von Christiania und überlagert sogar daselbst an einigen Stellen den Porphyr. Dagegen erscheint an der Südküste Norwegens der Zirkonsyenit in ausgezeichneter Gestalt und bedeutender Verbreitung, wie z. B. bei Laurvig, Arendal, Christiania, wo demselben meist Uebergangskalk auflagert; bisweilen treten Grünsteingänge aus dem Syenit herauf und durchsetzen auch den Kalk. Der Gneis ist namentlich in Schweden sehr verbreitet und reich an Erzen. Bisweilen schließt er untergeordnete Lager von Hornblendeschiefer ein. Der Glimmerschiefer macht im Hochgebirge die Hauptgebirgsart aus; ganz Dovrefjeld sowie der nördliche Gebirgsgang zwischen Schweden und Norwegen bestehen vorherrschend daraus. Die reichen Silberbergwerke zu Kongsberg, die Kupfergrube zu Röraas, die unerschöpflichen Eisengruben bei Arendal bauen darin. In den niedrigeren Theilen des Landes erscheint er bisweilen als untergeordnetes Lager im Gneise und führt dann nicht selten eine Menge schöner Mineralien und Erze; bisweilen wechsellagert er mit Hornblendeschiefer und Hornblendegesteinen, oder er zeigt Uebergänge in Thon-, Talk- und Chloritschiefer; an vielen Orten schließt er untergeordnete Lager von körnigem Kalk (Urkalk) ein, so bei Drammen im südlichen Norwegen, bei Sala, Tunaberg, Långban in Schweden. Die Insel Magerö mit dem Nordkap besteht aus Gneis, feinkörnigem Granit, Glimmerschiefer, Gabbro und Thonschiefer. Quarzfels findet sich in Telemarken, Finnmarken und Bergenstift. Feldsteinporphyr ist im Uebergangsgebirge Schwedens und Norwegens sehr verbreitet und enthält namentlich in den Umgebungen von Christiania meist rautenförmige Feldspathlinsen. In Schweden erscheint ein ausgezeichnet schöner Porphyr bei Elfdalen, auf röthlichem Sandstein, Porphyrbreccie und jaspisartigem Kieselschiefer gelagert. Dieser Porphyr erscheint bald als brauner, rother oder schwarzer Hornsteinporphyr mit weißen Feldspathkrystallen, bald als fleischfarbiger oder grünlicher Feldspathporphyr, nimmt eine vortreffliche Politur an und wird daher auf dem Porphyrwerk in Elfdalen zu Kunstwerken und Geräthschaften aller Art verarbeitet. Das Uebergangsgebirg, aus Grauwacke, Thon- und Kieselschiefer und dichtem Kalk bestehend, ist an der nordwestlichen und südlichen Küste Norwegens, namentlich in den Umgebungen des Christianiafjords, sehr verbreitet; seine Mächtigkeit erreicht ungefähr 2—3000 Fuß. In Schonen setzt sich das Uebergangsgebirg bis an die Ostsee fort, wird aber längs des Sundes und an der südlichsten Spitze des Festlandes von jüngeren Flötzgebilden bedeckt. Der Uebergangskalk Skandinaviens ist ganz besonders reich an Petrefakten, und einzelne Bänke desselben scheinen fast ganz daraus zu bestehen; namentlich schließt er Trilobiten, Orthoceratiten und Madreporen ein, dagegen fehlen erzführende Gänge. Das jüngere Flötzgebirg fehlt in Norwegen und ist in Schweden nur in Schonen verbreitet. Dort gibt es Steinkohlenlager von großer Ausdehnung, aber geringer Mächtigkeit, von denen die bei Höganäs schon längst bekannt und auch ausgebeutet, die übrigen aber erst in der neuesten Zeit entdeckt worden sind. Ob in Finnmarken Steinkohlen vorhanden sind, läßt sich noch nicht entscheiden. Einen empfindlichen Mangel leidet die Halbinsel an Salz. Das jüngere Flötzgebirg besteht hier aus Grünsand, Kreide, Braunkohlensandstein und Grobkalk, welchem sich an einigen Stellen Kalktuff auflagert. Das jüngere aufgeschwemmte Land Schwedens wird besonders dadurch merkwürdig, daß es eine Menge Rollstücke von Urgebirgsarten seiner eigenen Gebirge einschließt, welche mit denen der norddeutschen Ebene übereinstimmen. Mächtige Lager von Sand, die bisweilen bedeutende Hügelreihen bilden, begleiten dieselben und sind namentlich in Dalarna, Westmanland, Upland und Nerike verbreitet. Beträchtliche Schichten von Thon, oft reich an Ueberresten von noch lebenden Schalthieren, die oft zu ganzen Bergen angehäuft sind, finden sich bei Udevalla und Trollhätta, sowie auf den Inseln Tjörn, Oroust, Stoegenaes und an einigen Punkten der Westküste von Norwegen. Die Torfmoore Schonens schließen Sand- u. Süßwasserschnecken, Knochen und Hörner von Hirschen und Rennthieren, Bison- und Auerochsen ein. Vulkanische Gebirgsarten sind bis jetzt nur in Schonen gefunden worden. Der Annaklef bei Hörskirche und der

Gelleberg bei Röstångakirche stellen zwei kegelförmige, isolirte Basalthügel dar, welche Olivin und Augitkörner einschließen. Bei Holmestrand am Christianiafjord erscheint ein schwarzbrauner Mandelsteinporphyr und Kugelbasalt in beträchtlicher Ausdehnung, der indeß mit den dortigen Porphyren des Uebergangsgebirgs viel Uebereinstimmendes zeigt.

An die Betrachtung der Höhengestaltung schließt sich unmittelbar die der Küstenbildung, besonders Norwegens mit den vielen Meerbusen und vorgelagerten Inseln und Scheren, welche an Zerrissenheit und Großartigkeit auf der ganzen Erde kein Gegenstück findet. Die Küsten Norwegens sind in gerader Linie von der schwedischen bis an die russische Grenze etwa 360 Meilen lang; rechnet man aber alle Krümmungen der Fjorde mit, so erhält man eine Länge von über 2000 Meilen. Die Fjorde, welche eigentlich nichts Anderes sind als tiefe Risse oder Spalten in dem Hochlande, schneiden in Norwegen überall tief in das Hochland hinein und bilden mit ihren vielfachen Verzweigungen, gleich Aesten an Bäumen, bequeme Wasserwege in Gegenden, wo die Natur der Anlage guter Landstraßen beinahe unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt hat, auch befindet sich in dem westlichen Norwegen das meiste bewohnte Land längs der Ufer der Fjorde und in den kurzen, von ihnen aufsteigenden Thälern, da die Höhe und Steilheit des Gebirges die Bewohnbarkeit desselben unmöglich macht. Die wichtigsten derselben sind im Stifte Tromsö: der Varanger-, Tana-, Laxe-, Porsanger-, Alten-, Lyngen-, Malangen- und der Vestfjord (dieser, der größte von allen, aber eigentlich ein Binnenmeer und kein eigentlicher Fjord zwischen dem Festlande und den Lofoteninseln, sendet mehre Fjorde ins Land, von denen der Ofoden- und Tysfjord die bedeutendsten sind), ferner der Norfolden-, Sydfolden-, Saltens-, Ranen-, Vessen-, Vindals- und Tosenfjord; in Trondhjem: der Folden-, Nams-, Trondhjems- (20 Meilen lang, ungemein schön) und Romsdalsfjord; in Bergen: der Stor-, Sogne- (der längste von allen, etwa 30 Meilen mit vielen Seitenarmen), Selbo-, Kors-, Hjelte-, Herlösfjord (diese vier bei Bergen) und der Bömlfjord, dessen Fortsetzung der 20 Meilen lange Hardangerfjord ist, der mit seinen Armen Aakre- und Sörfjord den Folgefjord einschließt; in Christiansand der Bukne- und Stavangerfjord, welcher viele Arme tief ins Land hineinsendet, unter denen der wegen seiner Wildheit anerkennenswerthe Lysefjord bereits angeführt ist; in Christiania: der herrliche, gegen 18 Meilen lange Christianiafjord, dessen bedeutendster Seitenarm der Dramsfjord ist, und der sich in dem innersten Ende in dem Bundefjord gegen Süden krümmt. An der Grenze von Schweden ist dann noch das Svinesund, dessen innerer Theil Idefjord heißt. An der schwedischen Küste, obgleich dieselbe ebenfalls zerrissen ist, hört die Fjorden- und überhaupt die großartige Küstenbildung auf, und wir haben von den Busen und Buchten am Kattegatt nur die kleinen Gullmars- und Kongsbackafjord, sowie die Lyholmsbucht und den Skaldervik und an der Ostsee die Meerbusen Slätbaken und Bråviken, sowie die sehr buchtenreiche, von vielen vorgelagerten Inseln erfüllte Einfahrt in den Mälar (bei Stockholm) anzuführen. Bei der Fjordbildung in Norwegen ist ferner zu bemerken, daß sehr häufig auf der Hauptrichtung eines Fjords, z. B. von Westen nach Osten oder von Nordwesten gegen Südosten, ein anderer Fjord senkrecht steht, also von Norden nach Süden oder von Südwesten nach Nordosten, daß sie sich also treffen, wenn die Spalte sich bis unter den Meeresspiegel hinab erstreckt, so daß eine Inselbildung vorkommt, wovon die Beispiele an der ganzen Küste zu finden sind. Wo aber diese Spalte nicht tief genug hinabgeht, da sind oft zwei durch Halbinseln (in Finnmarken Njarg genannt) getrennte Fjorde im Hintergrund durch eine tiefe Thalsenkung mit einander verbunden. Diese Thalsenkungen, die fast zwischen allen Fjorden vorkommen und auf norwegisch Eid heißen, sind für die Kommunikation von äußerster Wichtigkeit, namentlich zwischen dem Nams-, Trondhjems- und Romsdalsfjord. Fast die ganze Küste der Halbinsel von dem Nordkap an bis in die innerste Ecke des bottnischen Meerbusens ist umgeben von einer zahllosen Menge größerer und kleinerer Inseln, Holmen u. Scheren (Skär), welche den Skårgaard (schwedisch Skärgård, d. h. wörtlich Scherenhof) bilden. Dieser ist für die Küstenfahrt, für kleine Fahrzeuge und Boote von äußerster Wichtigkeit, da er gegen offene Stürme u. Wellen Schutz verleiht. Nur an einzelnen Stellen fehlt der Skargard, nämlich im Osten des Nordkaps, beim Vorgebirge Kunna im Nordland, an der Mündung des Foldenfjords vor der Halbinsel Stadtland, zwischen Stavanger und dem Kap Lindesnäs und endlich vor der südlichsten Landschaft Schwedens, Schonen, sowie großentheils vor Halland. Im Norden des Polarkreises sind viele dieser Inseln (Magerö, Kvalö, Sörö, Seiland, Stiernö, Arnö, Kaagö, Vannenö, Ringvalsö, Senjen und die Mehrzahl der langen Inselreihe der Lofoten, s. d.) von bedeutender Größe; im Süden desselben werden sie kleiner, im Norden aber sind sie gebirgig (Hestmandö, Tränen, Lovunnen, Alsten, Torghatten, die Vigtengruppe, Fröien, 11 QMeilen groß, Smölen, Averö, Harham, Hareidland); im Süden von Stadtland, meist fruchtbar, wenn auch ganz waldlos (Fröiö, Kind, Sulenö, Oesterö, Askö, Sarterö, Tynäsö, Stordö, Bömmelö, Karmö, Findö und die Hvidöer). Bei allen diesen Inseln wird eine starke Fischerei (bei den Lofoten Stockfischfang, bei den südlichen Häringsfang) betrieben. Im Skagerrak und Kattegatt bemerken wir die Hvalöer vor dem Svinesund und die beiden Inseln Oroust und Tjörn, im Oeresund die Insel Hven und in der Ostsee außer den beiden großen Inseln Gothland u. Oeland die zu den stockholmer Scheren gehörenden Utö (Eisengruben), Muskö, Ornö, Wermdö (die größte derselben), Ljusterö, Björkö, Gräsö u. a. Am Eingange des bottnischen Meerbusens sind die (russischen) Ålandsinseln, und wo der bottnische Meerbusen am schmalsten ist (Qvarken), erstreckt sich zwischen Umeå und Wasa eine Gruppe kleiner Inseln über denselben.

Die Halbinsel ist ein ungemein wasserreiches Land, welches Abdachung im Süden und Osten

nach der Ostsee, im Süden nach dem Kattegatt und Skagerrak und im Westen und Norden nach der Nordsee, dem atlantischen Meere und dem Eismeere hat. Ein großer Fluß heißt im Schwedischen Elf, Plur. Elfvar, im Norwegischen Elv, Plur. Elve; ein kleiner schwedisch Å, Plur. Åar, norwegisch Aa, Plur. Aaer (ausgesprochen wie ein langes o). In die Ostsee ergießen sich die Torneå- (mit Muonio-), Kalix-, Råneå-, Luleå-, Piteå-, Skellefteå-, Umeå- (mit Vindels-), Ångermanna-, Indals-, Ljusna- (mit Voxna-), Motalaelf; in das Kattegatt und Skagerrak: die Götaelf, der 11 Meilen lange Abfluß des großen Wenersee's, in welchen die Klaraelf, das philipstadtsche und das dallandsche Wassersystem einmünden; ferner in Norwegen die Tistedalselv, der Glommen (mit dem Vormen, Abfluß des Mjösensee's, in welchen der Gudbrands-Logen sich ergießt), die Dramselv, der Laaven, die Skiens-, Arendals-, Topdals-, Torridals-, Undals-, Lyngdals-, Kvines- und Siredalselv. In das atlantische und das Eismeer ergießen sich die Laugen-, Vosse-, Björöya-, Lerdals-, Jostedals-, Feigums-, Rauma-, Driva-, Oerka-, Gula-, Nid-, Namsen-, Alten-, Tanaelf u. a. m. Alle Flüsse haben ein sehr starken Fall, und nur einige unter den schwedischen, doch keiner der norwegischen, sind in ihrem untersten Laufe schiffbar oder durch Kanalanlagen schiffbar gemacht; in allen sind auch schöne und bedeutende Wasserfälle, besonders in den norwegischen; von den dortigen Flüssen an der West- und Nordküste kann man im Allgemeinen sagen, daß sie nicht fließen, sondern daß sie stürzen. Die bedeutendsten Wasserfälle (schwedisch Fors, norwegisch Fos) sind in Schweden der Niaumelsaskas (Hasensprung) in der Luleåelf, 264 F., der Tännfors in Jemtland, 80 F., der Elfkarlebyfall in der Dalelf, 100 F., der Trollhättan in der Götaelf, 102,37 F.; in Norwegen der Sarpsfos im Glommen, 70 F., der Rjukandfos (d. i. rauchende Wasserfall) in der Maanelv, einem Quellflusse der Skienselv in Telemarken, 753,6 F., der Vöringsfos in der Björöyaelv, 460 F., der Feigumsfos, 705 F., 8 Wasserfälle in der Nidelv bei Trondhjem, der Fiskumfos in der Namsenelv, 286 F., u. a. m. Die wichtigsten Kanäle sind in Schweden 2 kurze Kanäle an der Luleåelf, wodurch diese 20 Meilen hinauf schiffbar wird (unvollendet), der Wäddökanal, der Strömsholms-, Hjelmar-, Eskilstuna-, Södertelge-, Kinda- (in Oestergötland zur Verbindung mehrer Landseen mit dem Roxen, durch welchen der Götakanal geht), der Götakanal (der bedeutendste von allen), 4 kurze Kanäle an der Götaelf, unter denen der Trollhättakanal der wichtigste ist, 5 Kanäle im philipstadtschen Wassersystem, der Seflekanal zwischen dem Wener und dem Glafsfjord (Arvika), ein Kanalsystem zur Verbindung der Seen in Dalsland unter einander und theils mit dem Wener, theils mit dem nächst folgenden (noch unvollendet). In Norwegen: Kanäle zur Verbindung mehrer Seen in dem frederikshaldschen Wassersystem des Femsö bei Frederikshall, Aspersö, Aremarksö, Oedemarksö, Rödenässö, Skullerudvand, Outensö und Birkelaugen, 14 Meilen lang; an der Skienselv in den Nordsö, zur Reinigung des Stromes und Anlegung einer Schleuße zwischen Nisservand und Vraavand von Tirisfjord nach Hönefos, von dem Mjösen nach Eidsvoldsbakken, Durchstechung des Bärlesand im Christianiafjord, Schiffbarmachung der Siredalselv, Durchstechung des Kulleseid auf Bömmelsö bei Bergen u. a. m. Die wichtigsten Landseen sind in Schweden der Wener (134 F. hoch, 94,78 □Meilen groß), der Wetter (272 F. hoch, 33,68 □Meilen), der Mälar (fast im Niveau des Meeres, 22,23 □Meilen), der Hjelmar (51 F. hoch, 8,82 □M.), der Siljan, Storsjön, Marman, Dellen, Hornafvan, Storafvan, Stuor Lulejaur, Torneåträsk, Sommen, Åsnen, Heljasjön, Vidöstern u. a. m. Auch Norwegen ist reich an Landseen, doch sind dieselben kleiner als in Schweden und mit wenigen Ausnahmen (Tirisfjord im Süden und Rosvand im Norden) lang und schmal. Die größten sind der Mjösen und der Fämund, ferner der Oeiren, der Randsfjord, Spirilen, Nordsjö, die zusammenhängenden Bandaks-, Hvideseid-, Flaa- und Hiterdalsvande, welche alle regelmäßig mit Dampfschiffen befahren werden, u. a. m. Viele derselben liegen auf einer so bedeutenden Höhe, daß man in andern europäischen Ländern vergeblich nach Gegenstücken dazu sucht, z. B. Bygdin, 3353 F., Tyen 3400 F., Djupsvand 3430 F., Vigelniptjärn (die Quelle des Glommen, der Gula- und Nidelv), 3575 F., Langsö 3750, ja Leirvand und Svartdalsvand 4540 F. Bei mehren dieser hochliegenden Landseen ist die eigenthümliche Erscheinung zu bemerken, daß sie mehren Flüssen, die nach verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen abfließen, den Ursprung geben, wie hier von Vigelniptjärn und oben von Lesjöverksvand erwähnt ist, ja aus dem Sumpfe Kol auf dem hardangerschen Hochlande entspringen 8 selbstständige Flüsse. Die ebene Oberfläche des Hochlandes ermöglicht dieses. Die skandinavischen Flüsse, welche auf dem Hochlande entspringen, sind sämmtlich sehr wasserreich; denn die regenschweren Wolken, welche von westlichen Winden und Meeresströmungen (dem Golfstrom) nach Norwegen geführt werden und an der westlichen Küste einen Niederschlag veranlassen, wie er sonst nur in den Tropen vorkommt, entladen sich dort oben in den kalten Regionen des Hochlandes; dort geht kein Tropfen durch Verdunstung und Einsickerung verloren, und es haben sich in allen Vertiefungen Gebirgsseen gebildet, deren überflüssiges Gewässer als Bäche oder Flüsse in die liegenden Regionen hinabfließt. Die Gewässer und Sümpfe der Halbinsel bedecken 1051,5 □Meilen (fast $^1/_{13}$), davon in Schweden 774,5 (fast $^1/_{10}$), in Norwegen 277 (fast $^1/_{21}$ der ganzen Oberfläche).

Wegen der nördlichen Lage hat die Halbinsel im Ganzen ein rauhes Klima; doch ist dieses gesund und überhaupt milder als in irgend einem Lande unter gleicher Breite. Der südlichste Theil ist in klimatischer Hinsicht ganz gleich dem nördlichen Deutschland, während natürlich der höhere Norden ein strengeres Klima hat; auch bewirken die westliche Begrenzung durch den Ocean, die östliche durch das sarmatische Flachland, die verschiedene absolute Höhe und andere lokale Ursachen eine bedeutende Ver-

schiedenheit in der Witterung der einzelnen Theile. Merkwürdig ist der Einfluß, welchen der Ocean auf die Westküste von Norwegen ausübt, indem er durch den Golfstrom das warme tropische Meerwasser dorthin führt, einen ungeheuren Niederschlag bewirkt (in Bergen jährlich 80 Zoll, während derselbe in Christiania nur 17 und in Stockholm nur 13 Zoll beträgt), die Häfen stets eisfrei, die Winter feucht und unangenehm, aber keineswegs kalt, und auch die Sommer feucht und weniger warm macht. An der Ostseite des Hochlandes dagegen sind die Winter kälter und anhaltender, die Sommer aber wärmer und kürzer. Die mittlere Lufttemperatur wird nach dem hunderttheiligen Thermometer angegeben: in Schweden Enontekis (68° 30′, 1226 F. hoch) —2,76°, Umeå (63° 50′) + 1,80°, Hernösand (62° 28′) + 2,34°, Stockholm (59° 20′ 34″) + 6,96°, Göteborg (57° 42′) + 7,97°, Wexiö (56° 53′, 420 F. hoch) + 6,96°, Lund (55° 42) + 7,25°; in Norwegen Christiania (59° 54′ 44″) + 5,4°, Ullensvang (60°) + 7,25, Trondhjem (63½°) + 4,75°, Salten (67°) + 1,25°, am Nordkap (71°) — 0,7°. Die Schneegrenze ist an der Westseite niedriger als an der Ostseite, nämlich am Nordkap 2200 Fuß unter 67°, am Meere 3000 F., im Hochlande 3570 F., unter 66° 3750 F., unter 64° 4400 F., unter 62½° auf dem Dovre 4860 F., unter 62° auf Langfield 5000 F., unter 60° auf dem Folgefond 4570 F., im Hochlande 5300 F., unter 58° 5570 F.; an der Ostseite 70° (Alten) 3300 F., 68° 3750 F., 67° (Sulitelma) 4000 F., 66° 4200 F., 65° 4400 F., 63½° 4750 F., 61° 5300 F., 60° 5400 F., 59° 5500 F. Vergl. Sköldberg, Beskrifning öfver den skandinaviska Halfön, Stockholm 1846; Löffler, Den skandinaviske Halvö, Kopenhagen 1860, sowie die unter Schweden und Norwegen angeführten Werke.

1) Das Königreich Schweden (Sverige von den Eingeborenen genannt, die sich Svensk, im Plural Svenskar nennen und von den Svear, einem eingewanderten germanischen Volksstamme, abstammen, dessen schon Tacitus unter der Benennung Sviones als eines seefahrenden Volks gedenkt) erstreckt sich (s. oben) über 14 Breiten- und theilweise über 13 Längengrade und liegt größtentheils in dem nördlichen Theile der gemäßigten Zone, nur ein Theil der Lappmarken liegt jenseit des Polarkreises. Die größte Ausdehnung, von dem Riffe bei Falsterbo im Süden bis an den nördlichsten Punkt an der Muonioquelle (Koltajaur), beträgt 212 geographische Meilen und die Breite unter 60° von Westen nach Osten 50 Meilen. Die Nord- und Nordwestgrenze bildet Norwegen, die Nordostgrenze das jetzt russische Finnland (von welchem es durch die Torneå- und höher hinauf durch den Nebenfluß derselben, Muonioelf, getrennt wird), die Ost- und Südgrenze der bottnische Meerbusen und die Ostsee, die Südwestgrenze das Oeresund, das Kattegatt und das Skagerrak. So hat Schweden im Osten, Süden und Südwesten Naturgrenzen; von Norwegen aber wird es im Westen und Nordwesten keineswegs durch solche getrennt, wie oft immer noch fälschlich angegeben wird, vielmehr ist diese Grenze 1751 auf friedliche Weise genau bestimmt und bezeichnet worden, so daß sie oft quer über Thäler und Flüsse geht und Norwegen hier und da einen Streifen von der östlichen Senkung des Hochlandes besitzt, so wie auch Schweden von der westlichen. Im Süden des Helagsfjälles ist vollends an gar keine natürliche Begrenzung zu denken: die Klaraelf kommt aus Norwegen und selbst der Glommen floß früher von Kongsvinger dem Wenersee zu, ehe er sich seinen jetzigen Weg bahnte; ja noch jetzt entsendet er nach der Schneeschmelze oft einen Theil seines überflüssigen Gewässers in den See Aklangen und durch die Wrangself in den Wener. Schweden nimmt von der Halbinsel $^4/_7$ und Norwegen $^3/_7$ ein; obgleich mit Norwegen eng verbunden und in Lage, Klima und Produkten diesem Lande sehr ähnlich, bietet Schweden dennoch wesentliche Verschiedenheiten dar: es reicht viel tiefer gegen Süden hinab, gehört mehr der Ostsee an als der Nordsee, die es nur mit einem Theil seiner Küste am Kattegatt und Skagerrak berührt, hat eine geringere vertikale Höhe, ist also milder und fruchtbarer, besitzt aber nicht die furchtbare Großartigkeit der norwegischen Naturscenerien, bietet vielmehr überall ungemein liebliche Gegenden dar; die Küste ist zwar mit Ausnahme des südlichsten Theiles zerrissen, klippen- u. inselreich; doch sind die Einschnitte nicht so tief, die Felsenufer nicht so steil und furchtbar wie die norwegischen, und die schwedischen Inseln, mit Ausnahme von Gothland und Oeland, können sich nicht an Größe und noch weniger an Zahl mit den norwegischen messen.

Obschon der Boden Schwedens der Landwirthschaft im Ganzen nicht sehr günstig ist, so bildet doch der Ackerbau die Hauptnahrungsquelle der Bewohner, von welcher etwa $^2/_3$ von derselben leben. Der Werth der schwedischen Landgüter wird 1862 angegeben zu 1795 Millionen Reichsthaler auf dem Lande (in Götarike 1143, in Svearike 496 und in Norrland 156); u. 33 Mill. Rthlr. soll der Werth der zu den Städten gehörenden ländlichen Besitzungen sein (in Götarike 21, in Svearike 9 und in Norrland 3), zusammen 1828 Mill. Rthlr.; die zur Landwirthschaft gehörenden Gebäude werden geschätzt zu 421 Mill. Rthlr. (310 in Städten und Flecken und 111 auf dem Lande). Die Größe der Güter wird in Schweden nach Hufen (Mantal, Hemman) bestimmt; doch ist dieser Ausdruck ein sehr unbestimmter, indem das Areal einer Hufe sowohl in den verschiedenen Theilen des Landes, als auch in einem und demselben Län sehr verschieden ist: in Malmöhuslän enthält durchschnittlich jede Hufe 221, in Norrbotten dagegen 26,049; in Skarabagslän hat eine Hufe 17, in Wermlandslän eine 33,700; in Jemtlandslän eine 70, eine andere 50,000 Tonnenland; bei Stockholm wurde gleichzeitig $^1/_4$ Hufe mit 50,000 und dagegen 3 angrenzende zusammen mit 35,000 Rthlrn. bezahlt; in Upsalalän leben auf einer Hufe 23,18, in Wermlandslän 136,84 Personen. Die Gesammtzahl der Hufen beträgt (1860) 66,273, zertheilt in 278,756 Besitzungen. Diese Hufen haben nach den darauf lastenden Abgaben eine verschiedene Natur und demnach auch einen verschiedenen Werth. Die kleinere Zahl, aber die größten Güter

umfassend, nämlich die ursprünglich adeligen (Frälsehemman), ist von vielen Lasten befreit, die auf die übrigen fallen, welche man unter der gemeinschaftlichen Benennung „Steuerhufen" (Skattehemman) zusammenfassen kann, obgleich noch viele andere Benennungen und Unterabtheilungen vorkommen. Außerdem gibt es noch 189,433 Köthnerstellen (davon 114,681 mit Landbesitz) und 34,491 andere Gelegenheiten. Der Ackerbau hat im Laufe dieses Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht, daß Schweden, welches 1764 nicht weniger als 660,000 Tonnen Getreide einführte, seit 1820 keiner Getreideeinfuhr bedurfte, ja seit dieser Zeit in einer steigenden Progression Getreide ausgeführt hat, seit 1854 jährlich über $1\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen, nach Abzug des Getreideimports, und jetzt ist Getreide der wichtigste und werthvollste von allen schwedischen Ausfuhrartikeln. In Götarike, mit alleiniger Ausnahme des sterilen Elfsborgslän, erzeugen die sämmtlichen Län wenigstens das zum eigenen Bedarf erforderliche Getreide, die meisten aber überdies zur Ausfuhr; ebenso bedürfen in Svearike nur Dalarna und Wermland der Zufuhr; die übrigen 5 Län haben Ueberfluß, ja sogar in Norrland erntet man in guten Jahren seinen Bedarf selbst. Als die fruchtbarsten Län gelten Malmöhus und Södermanland, demnächst Upsala, Oestergötland und Stockholm; die unfruchtbarsten dürften sein: Westerbotten, Kronoberg, Elfsborg, Wermland, Jönköping, Halland und Norrbotten. Was den Umfang der zur Landwirthschaft benutzten Oberfläche des Landes betrifft, so wird das Areal in dem Berichte des Finanzkomité's 1858 angegeben auf 4,057,835 Tonnenland Acker und 3,611,743 Tonnenland natürliche Wiesen, welche Zahlen als Minima gelten können und gewiß (besonders für die Wiesen) allzu niedrig sind, und, ausgedrückt in deutschen □Meilen (1=11146,48 Tonnenland), folgende Resultate für die 3 Hauptheile des Landes liefern:

	Acker	natürliche Wiesen	Summe
in Götarike	223,46	166,00	389,46
„ Svearike	112,11	77,92	190,03
„ Norrland	28,77	80,00	108,47
in ganz Schweden	364,34	323,92	687,96

Hiernach wäre also Kulturland in Götarike über $\frac{1}{5}$, in Svearike fast $\frac{1}{6}$, in Norrland aber nicht $\frac{1}{40}$, in ganz Schweden etwas über $\frac{1}{12}$ von der ganzen Oberfläche. Am weitesten gegen Norden verbreitet ist die Kultur der Gerste, welche in Norwegen noch jenseit des 70.°, in vertikaler Höhe überhaupt 2468 Fuß (2700 schwedische F.) unterhalb der Schneegrenze Statt findet und in den 5 nördlichen Län das Hauptprodukt des Landbaues ist, obgleich in Malmöhuslän die größte Menge erzielt wird. Hafer wird in den 3 nördlichsten Län nur sehr wenig angebaut; die größten Quantitäten liefern Skaraborgs-, Wermlands-, Elfsborgs- und Malmöhuslän. Hafer, Hauptexportartikel, geht besonders nach England. Der Roggen, das Brodkorn des Volks und daher in geringerem Maße Gegenstand des Exports, wird in allen Län angebaut, doch weniger stark in den 5 nördlichen und in Göteborgslän als in den übrigen 18; die größten Quantitäten liefern Malmöhus-, Kalmar-, Skaraborgs-, Christianstads- und Oestergötlandslän. Der Weizen wird in Norrbottens- und Jemtlandslän fast gar nicht, in den 4 übrigen nördlichsten Län, sowie in Kronobergs-, Jönköpings-, Blekinge-, Hallands- und Elfsborgslän nur wenig, in den übrigen aber ziemlich stark angebaut. Beinahe ebenso verhält es sich mit Erbsen und Bohnen, von denen Malmöhuslän und demnächst Göteborgslän die größten Quantitäten erzeugen. Ueberall gedeiht die Kartoffel, und die allgemein gewordene Kultur dieses Knollengewächses läßt so leicht keine Hungersnoth mehr eintreten; auch nimmt man jetzt nur selten in den inneren nördlichen Theilen des Landes seine Zuflucht zu Nothbrod, bereitet aus Mehl und Fichtenrinde, untermischt mit etwas Kornmehl, Spreu u. dergl. Der durchschnittliche jährliche Ertrag der Ernte für 1856 bis 1860 wird angegeben auf 510,000 Tonnen Weizen, 3,764,000 Tonnen Roggen, 2,668,000 Tonnen Gerste, 4,677,000 Tonnen Hafer, 1,209,000 Tonnen Mangkorn u. 391,000 Tonnen Erbsen und Bohnen (Summe dieser 6 Arten 13,219,000 Tonnen), sowie 7,986,000 Tonnen Kartoffeln. Daß jedoch diese Angaben (gleich den obigen über das Areal des Kulturlandes und den folgenden über die Zahl der Hausthiere) viel zu gering sind, beweisen die in derselben amtlichen Schrift gelieferten, sehr niedrig berechneten Angaben über das Bedürfniß im Lande, nach welchen von ersteren 15,246,000 und von Kartoffeln 12,640,000 Tonnen erforderlich sind. Fast überall, doch weniger im Norden, werden auch noch andere Wurzelgewächse (Runkelrüben, Rüben rc.) angebaut; in einigen Län, besonders Gefleborgs-, Kronobergs- und Jönköpingslän, baut man auch ziemlich viel Flachs und Hanf; doch reichen die Ernten ebenso wenig wie die des Tabaks, Hopfens, Kümmels u. a. zur Befriedigung des Bedürfnisses hin. Ein früher sehr gewöhnliches, aber sehr verderbliches Mittel, das gleichwohl jetzt in bedeutender Abnahme begriffen ist, um dem waldigen Felsenboden ein paar Ernten abzugewinnen, ist das sogenannte Schwenden (svedja). Man fällt nämlich im Herbst eine Strecke Waldes, nimmt die größeren Stämme weg und zündet das Uebrige im Juni und Juli an; nachdem die Asche abgekühlt ist, säet man Roggen hinein und erhält nun gewöhnlich eine gute Ernte, bisweilen auch wohl zwei, darauf noch auf einige Jahre eine ziemlich gute Weide für das Vieh, und nun überläßt man das Land wiederum der Natur. Die Wiesenkultur hat erst in der neueren Zeit angefangen sich zu heben, ist aber immer noch zurück, obgleich wenigstens in der südlichen Hälfte des Landes der Erzeugung guter Futterkräuter große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Ueberhaupt wird alles, was zur Landwirthschaft gehört, rationell betrieben. Dazu wirken besonders: die landwirthschaftliche Akademie zu Stockholm (mit Experimentalfeld), 2 höhere landwirthschaftliche Institute, 23 landwirthschaftliche Schulen, landwirthschaftliche Vereine in allen Län und periodische Zeitschriften. Sehr vernachlässigt ist der Obstbau und die Kultur der Gartengewächse, obgleich im südlichen Schweden, ja an günstigen Oertlichkeiten bis über den 64.° hinaus vortreffliches Obst, be-

sonders Aepfel, sowie auch Stachel- u. Johannisbeeren und feinere Gemüse sehr gut gedeihen und auch in den Gärten der Städte und der Herrensitze erzielt werden. Erst in der neuesten Zeit ist in den südlichen Theilen des Landes durch den Unterricht in den Schulen die Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, so daß es dort jetzt schon nicht allein bei den Bauernhöfen, sondern auch sogar bei den Köthnerstellen Obst-, Küchen- u. Blumengärten gibt. Dennoch ist der Obstertrag nicht bedeutend und für den Haushalt kaum so erheblich wie die reichen Ernten an wilden Beeren (Erd-, Heidel-, Preißel-, Multe-, Himbeeren u. a.), welche die Wälder und Gebirge selbst in den nördlichsten Gegenden im größten Ueberfluß erzeugen. Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind die Waldungen von ganz besonderer Wichtigkeit, denn sie befriedigen nicht allein ein großes einheimisches Bedürfniß (zu Brennmaterial, zur Aufführung der Gebäude, welche allgemein, außer in Stockholm und Göteborg, nur durch auf einander gelegte und fest mit einander verbundene Balken geschieht, zu der sehr holzraubenden Einfriedigung des Kulturlandes durch auf einander zwischen Pfähle gelegte Holzscheite ꝛc.), sondern sie liefern auch einen sehr wichtigen Exportartikel, welcher bei den in neueren Zeiten so außerordentlich gesteigerten Preisen der werthvollste von allen sein würde, wenn man der Forstkultur die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Man kann nämlich nach Abzug des Kulturlandes, des mit Gewässer bedeckten Areals und des ganz unfruchtbaren Felsenbodens annehmen, daß in Schweden wenigstens 4600 □Meilen mit Wald bestanden sein könnten; rechnet man davon noch die ganz unzugänglichen Stellen in den Lappmarken und an anderen Orten, Felsen und unfruchtbares Heideland im Walde mit der Hälfte ab, so kann man das wirkliche und zugängliche Waldreal auf wenigstens 2300 □M. schätzen, welches den einheimischen jährlichen Bedarf von etwa 9 Millionen Klaftern nicht nur decken, sondern auch noch 4 bis 5 Mill. Klafter zur Ausfuhr liefern würde, während man jetzt bei dem gemißhandelten Zustande der Wälder den jährlichen Ertrag derselben nur etwa auf die Hälfte veranschlagt und damit den einheimischen Bedarf nicht nur deckt, sondern auch noch bedeutende Quantitäten ausführt (1864 unter anderen über 46 Mill. Kubikfuß Breter und Planken, zubereitet von 3600 Sägemühlen, gegen 11 Mill. Kubikfuß Balken und Sparren, über 2½ Mill. Stück Masten, Bauholz, Spieren, Sleepers ꝛc., 13,500 Faden Holz, für über 800,000 Reichsthaler Dauben u. an Holz, 158,400 Centner Theer, 19,000 Ctnr. Pech, 68,000 Kubikfuß Gerberrinde, 310 Ctnr. Potasche, 406 Ctnr. Harz u. a. m.), was nur dadurch möglich ist, daß die Wälder an den zugänglichsten Orten über Gebühr ausgebeutet werden. Schon ist in 7 Län (Malmöhus, Halland, Göteborg, Upsala, Christianstad, Blekinge und Skaraborg) Waldmangel vorhanden und in anderen naht er mit raschen Schritten. Doch dürfte demselben vorgebeugt werden durch die von der Regierung getroffenen Anstalten zu einer rationelleren Forstwirthschaft (ein Forstinstitut, 5 Forstschulen, Beaufsichtigung der Kronforsten, Anpflanzungen ꝛc.), sowie besonders dadurch, daß die Wälder erst in der neuesten Zeit durch die hohen Preise ihrer Produkte Werth erhalten haben und durch die verbesserten Kommunikationen im Inneren des Landes zugänglich geworden sind, wodurch die Waldbesitzer den hohen Werth der Wälder erkennen und auf die rationelle Pflege derselben aufmerksam gemacht werden. Fichten, Tannen und Birken, untermischt mit Erlen und Eschen, sind die am meisten und überall vorkommenden Waldbäume; in der südlichen Hälfte, doch wenig über den 60.° hinaus, sind auch Eichen, sowie in Schonen und Blekinge Buchen allgemein. Was die vertikale Grenze der Bäume betrifft, so verschwindet die Tanne 3200 Fuß, die Fichte 2800 F., die Birke 2000 F. (hier schwedische Fuß) unterhalb der Grenze des ewigen Schnee's; noch 400 F. höher hinauf gehen einige Büsche (darunter die Zwergbirke), Moose und Flechten (Rennthiermoos). Die Abnahme des einheimischen Brennmaterials wird bewiesen durch die innere zunehmende Einfuhr von Steinkohlen (1834 nur 92,000, 1857 schon 1,872,000 und 1864 über 2,600,000 Tonnen). Aus diesem Grunde dürften die neu entdeckten ausgedehnten Steinkohlenlager im südlichen Schonen, obgleich sie keine bedeutende Mächtigkeit haben, von unschätzbarem Werthe sein, da sie, wie behauptet wird, ein Produkt von vorzüglicher Güte liefern, während das einzige bisher bearbeitete Steinkohlenwerk bei Höganäs 1864 wenig über 200,900 Tonnen von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit lieferte. Die in ganz Schweden vorhandenen unerschöpflichen Torflager werden bis jetzt nur im südlichsten Theil des Landes benutzt. Die Viehzucht ist bisher vernachlässigt worden und hat nicht den Ertrag geliefert, den sie bei der relativ großen Zahl der Hausthiere in Vergleich mit anderen Ländern hätte liefern sollen. Diese Zahl betrug 1860 (allzu niedrig angegeben): 400,000 Pferde, 339,000 Ochsen und Stiere, 1,100,000 Kühe, 465,000 Jungvieh, 1,644,000 Schafe und Ziegen u. 458,000 Schweine. Nichtsdestoweniger hat Schweden alljährlich bedeutende Quantitäten dahin gehöriger Produkte aus dem Auslande bezogen, und obgleich diese früher bedeutendere Einfuhr in Abnahme begriffen ist, so betrug sie doch 1864 (nach Abzug der Ausfuhr) noch in schwedischen Centnern: Fleisch und Speck 51,000, Butter 20,000, Käse 10,300, Talg 35,200, Wolle 23,300, Häute 56,000, Leder 4450, Horn, roh und verarbeitet 566. Im Jahre 1865, noch mehr aber 1866 hat eine lebhaftere Ausfuhr, besonders an Schlachtvieh nach England, Statt gefunden, und es läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß die Viehzucht bald nicht nur die Bedürfnisse im Lande befriedigen, sondern auch eine bedeutende Ausfuhr dahin gehöriger Erzeugnisse gestatten wird; denn die Viehzucht wird jetzt nach rationelleren Grundsätzen betrieben durch bessere Pflege und Veredlung der Racen, durch zweckmäßigere Benutzung der Produkte (z. B. bessere Bereitung der Butter und des Käse), wozu die Regierung die Hand bietet, indem 4 Stutereien, 9 Stammholländereien und 6 Stammschäfereien eingerichtet sind, Meieristen im Lande umherreisen, um den nöthigen Unterricht zu ertheilen, ꝛc. Die schwedischen Pferde- und Rinderracen sind kräftig, aber klein; die

Schafe liefern im Allgemeinen nur grobe Wolle, doch gibt es auch schon veredelte Schafe, obgleich die klimatischen Verhältnisse der Schafveredelung große Schwierigkeiten in den Weg legen. In Norrland heizt man die Kuhställe, und die Bauern pflegen in manchen Gegenden im Winter darin selbst zu wohnen, wobei das Vieh sich ausnehmend wohl befindet. Federvieh wird nicht viel gehalten; die Bienenzucht ist erst in neuerer Zeit in den südlicheren Landschaften der Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Für die Lappen im Norden bilden die Rennthiere (vielleicht gegen 100,000 Stück) den ganzen Reichthum; bei ihnen werden außer diesen keine anderen Thiere unterhalten, als die zur Bewachung der Heerden nothwendigen Hunde. Die Jagd, überall frei und früher ergiebig, ist jetzt von sehr untergeordneter Bedeutung; doch werden in den waldreicheren Gegenden des Inneren, besonders im Norden, immer noch Auer-, Birk-, Hasel- u. Schneehühner, sowie auch Hasen (die im Winter weiß sind) in ziemlicher Anzahl erlegt; an den Küsten lohnt sich die Jagd auf Seevögel (besonders auf der Insel Gothland), sowie der Robbenschlag (1860 wurden nach der allzu niedrigen Angabe 2864 erlegt, davon nur 78 an der bohuslänschen Küste, die übrigen im bottnischen Meerbusen); die Raubthiere sind durch die unablässige Verfolgung in bedeutender Abnahme begriffen; doch wurden in den fünf Jahren 1856—60 für folgende Anzahl angemeldeter getödteter Exemplare Prämien ausgezahlt: Bären 618, Wölfe 868, Füchse 52,327, Luchse 873, Vielfraße 611, Marder, Iltisse, Wiesel und Hermeline 7295, Ottern 1472 und Raubvögel 19,382. Auch Biber sind noch vorhanden, aber sehr in Abnahme: 1827—39 wurden in den beiden Län Westerbotten und Westernorrland im Ganzen 312 erlegt, 1849—60 aber nur 133. Das Hochwild (Hirsche, Rehe u. Elennthiere) ist sehr selten; das Rennthier ist gewöhnlich nicht wild, sondern als Hausthier gezähmt, behält aber doch immer etwas von seiner ursprünglichen Wildheit. Von Vögeln sind beinahe alle Arten vorhanden, die in Deutschland vorkommen; doch die Zahl der Individuen ist bei weitem geringer, und die schwedischen Wälder sind daher weniger belebt. Nur im äußersten Süden läßt die Nachtigall ihre melodische Stimme hören; weiter nördlich ist die Singdrossel (Turdus musicus) und in Lappland die nordische Nachtigall (Motacilla suecica) der vornehmste Singvogel. In neuerer Zeit, da Schweden mehr Kulturland darbietet, verbreiten sich auch Vögel, die früher nicht vorhanden waren, höher gegen Norden, so z. B. geht jetzt die Wachtel bis an die Südgrenze von Norrland hinauf. Bei weitem wichtiger als die Jagd ist die Fischerei an der langgestreckten Küste und in den zahlreichen Landseen und Flüssen, in welchen letzteren unter anderen viele Lachse gefangen werden. Dennoch kann die Fischerei nur an der Küste des Kattegatt und Skagerrak, besonders in Bohuslän, als eine Hauptnahrungsquelle betrachtet werden; in den übrigen Gegenden ist sie eine Nebenbeschäftigung, die kaum den eignen Bedarf deckt, der man aber jetzt mehr und mehr seine Aufmerksamkeit widmet und deren Ertrag man durch künstliche Fischzucht zu heben sucht. In Bohuslän hörte zwar im Anfang dieses Jahrhunderts der früher so ungemein ergiebige Häringsfang (jährlich über 3 Mill. Tonnen) plötzlich auf und die Bewohner wurden dadurch in die äußerste Armuth versetzt; inzwischen haben sich aber in den letzten Decennien die Häringe wieder eingefunden u. es werden jetzt jährlich etwa 100,000 Tonnen u. außerdem viele Dorsche, Lengen, Flundern, Makrelen, Hummern, Krabben und Austern gefangen; theilweise wird der Fang auf eigens dazu eingerichteten Fahrzeugen auf den Fischbänken in der Nordsee an der norwegischen Küste getrieben. Ueber ⅙ der Bevölkerung von Göteborgs- und Bohuslän lebt von dem Ertrage des Fischfanges. Auch für Halland ist die Fischerei wichtig und kann noch bei weitem wichtiger werden. Der Bergbau, besonders auf Eisen, demnächst auf Kupfer und auch andere Produkte des Mineralreichs, gehört zu den wichtigsten Nahrungsquellen in Schweden. Vortreffliches Eisenerz wird mit wenigen Ausnahmen überall von Lappland bis Schonen angetroffen. Durch Wermland, Dalarna, Nerike, Westmanland und Upland oder längs dem oben erwähnten Landrücken breiten sich die vornehmsten Eisenerzlager aus, von denen die vorzüglichsten, z. B. Dannemora, Bispberget u. a., in dem im Gebiete der Gneisformation vorkommenden Hornstein gefunden werden. Außerdem erheben sich in Schweden ganze Berge von Eisenerz, z. B. der Taberg in Småland unweit des südlichen Endes des Wettersee's, eine von magnetischem Eisenerz geschwängerte Serpentinmasse, und in den Lappmarken (wo überhaupt eine große Menge noch gar nicht genau erforschter reicher Lager von Eisen-, Kupfer-, Silbererz 2c. vorhanden ist) unter 67° nördl. Br. der Gellivare, ¾ deutsche Meile lang, ½ Meile breit, 1281 Fuß hoch, durchweg bestehend aus reinem magnetischen Eisenstein von 60—75 Proc. Metallgehalt von vorzüglicher Güte, welcher auf Jahrtausende alle Hohöfen der Erde mit dem nöthigen Material versehen könnte, aber wegen der hochnordischen Lage in einem volkarmen Lande (das Kirchspiel Gellivare, 350 QM. groß, also ungefähr so groß wie das Königreich Würtemberg, zählte 1860 nur 2443 Einw.) bisher noch wenig ausgebeutet worden ist, besonders da der weite Transport an die Küste große Unkosten verursacht. Jetzt aber ist eine englische Aktiengesellschaft, in deren Besitz der Erzberg nebst einem Gebiete von 100 QM. gekommen ist, mit Ernst darauf bedacht, diese Schätze mit in den Welthandel zu ziehen, indem sie theils den Fluß Luleå (s. d.) durch 2 kurze Kanäle 20 Meilen aufwärts schiffbar macht (wozu der schwedische Staat 800,000 Reichsthaler beiträgt), und theils von dem Endpunkte der Schiffbarkeit des Flusses bis an den Berg eine Eisenbahn baut. Das Erz aus anderen lappländischen Gruben läßt sich leichter über Norwegen an die See schaffen. Sogar die schwedischen Gewässer sind mit Eisen imprägnirt, und es werden besonders in Småland (180,000 Centner), Dalarna, Helsingland, Wermland und Herjeådalen ansehnliche Quantitäten von Sumpfeisen gewonnen. Im Jahre 1864 wurden in ganz Schweden in 511 Gruben gegen 11 Mill. Ctnr. Eisenerz gebrochen (davon in Kopparbergslän fast 2,900,000, in Oerebrolän 2,630,000,

in Wermlandslän 2,180,000 und in Westmanlandslän 1,300,000). In 237 Hohöfen gewann man 5,528,000 Ctnr. Roheisen (davon in Oerebrolän 1,543,000, in Kopparbergslän 1,294,000 und in Wermland 894,000), sowie 151,000 Ctnr. Gußeisen und bei 57 Gießereien außerdem 195,000 Ctnr. Gußeisen. In 423 Werken auf 901 Herden wurden 3,210,000 Ctnr. Stabeisen bereitet (davon 662,000 in Wermlands-, 574,000 in Kopparbergs-, 444,000 in Oerebro- und 391,000 in Gefleborgslän); an Stahl, Platten, Nägeln und verschiedenem Manufaktureisen wurden in 315 Werken 572,500 Ctnr. producirt. Eisen und Stahl bildet auch einen der werthvollsten Ausfuhrartikel; man führte an Stahl, Manufaktur- und Stabeisen 2,560,000 Ctnr. aus (davon von Göteborg 1,000,000 und von Stockholm 956,000). Von Kupfer wurden 40,000 Ctnr. Garkupfer gewonnen; davon gegen 18,000 bei Åtvidaberg in Oestergötland. Der große Kupferberg (stora kopparberget) bei Falun, nach welchem Dalarna als Län benannt wird, welcher ehemals bei weitem das reichste Kupferbergwerk in Schweden war und vor 200 Jahren gegen 80,000 Centner Garkupfer hergab, ist in der neueren Zeit nicht so ergiebig gewesen und lieferte 1864 nur 12,430 Centner Garkupfer; das übrige Kupfer wurde in 14 anderen Kupferwerken producirt. In 13 Kupferhämmern und Walzwerken wurden 6360 Centner Kupfer, in 3 Werken 2800 Ctnr. Messing zubereitet. An Gold wurden nur 8,15 Pfund und an Silber 3050 Pfd. (davon über 1800 bei Sala) gewonnen. Außerdem wurden gewonnen: Nickelkupfer 538 Ctnr., Nickelstein 1045 Ctnr., Blei an 6 Stellen 13,282 Ctnr., Zinkblende 335,181 Ctnr. (davon in den Gruben bei Ammeberg am nördlichen Ende des Wettersee's, der belgischen Aktiengesellschaft la vielle montagne gehörig, 334,430 Ctnr.), Kobalt 15 Ctnr., Braunstein 2400 Ctnr., Schwefel 9563 Ctnr., Kupfervitriol 338 Ctnr., Eisenvitriol 2000 Tonnen u. 2960 Ctnr., Braunroth 4164 Tonnen u. 8200 Ctnr., Alaun 5642 Tonnen, Wasserblei 675 Ctnr.; außerdem Porphyr bei Elfdalen in Dalarna, grüner Marmor auf Kolmården in Oestergötland und Steinkohlen, wie oben angeführt, bei Höganäs in Schonen. Die Zahl der bei der Berghantirung verwendeten Arbeiter betrug im Ganzen 23,489, nämlich 4994 in den Eisengruben, 13,499 in den Eisenwerken und 4996 in anderen Werken und Gruben.

Die schwedische fabricirende Industrie hat sich in den letzten 3 Decennien außerordentlich kräftig entwickelt, und obgleich dieselbe immer noch nicht alle Bedürfnisse des Landes zu befriedigen vermag, so beweist doch der von Jahr zu Jahr abnehmende Import und der dagegen zunehmende Export, daß die schwedischen Fabriken bereits eine bedeutende staatsökonomische Wichtigkeit erhalten haben. Im Jahre 1864 betrug die Zahl der Fabriken aller Art 2411 und der Werth ihrer Produktionen über 71 Millionen Reichsthaler. Davon kamen auf Stockholm 26 Procent, auf Göteborg nebst Län 22 Proc., auf Norrköping und Oestergötland 17,6 Proc. Früher waren die Wollfabriken u. demnächst die Seidenfabriken die wichtigsten; späterhin schlossen sich ihnen die Baumwollfabriken und die Kattundruckereien an. Von diesen entwickelten sich die Baumwollfabriken dermaßen, daß, wenn man die Garnspinnereien und die Trikotfabrikation mit darunter begreift, sie unter allen den ersten Platz einnahmen und 1860—62 jährlich Fabrikate zu einem Werthe von über 19 Millionen Reichsthaler lieferten. Doch schon 1863 sank der Werth dieser Fabrikation auf 5⅓ Millionen Reichsthaler herab, hob sich jedoch 1864 wieder auf 7 Millionen Rthlr., und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß dieser Fabrikszweig bald seinen früheren Platz wieder einnehmen wird, wenn erst die Wirkungen des amerikanischen Kriegs überstanden sein werden. Jetzt gehören hinsichtlich des Werthes ihrer Fabrikate zu den wichtigsten: 10 Zuckerraffinerien (über 13 Mill. Rthlr.), 102 Tuchfabriken (gegen 10 Mill. Rthlr., davon die meisten, 76, und die bedeutendsten in Norrköping mit 2367 Arbeitern und einem Produktionswerthe von über 7,1 Mill.), 104 (1834 nur 13) mechanische Werkstätten (7 Mill. Rthlr.), 90 Tabaksfabriken (6,73 Mill. Rthlr.), 696 Lederfabriken (gegen 4 Mill. Rthlr.) und 82 Papierfabriken (gegen 3 Mill. Rthlr.). Als mechanische Werkstatt stand Motala früher beinahe ganz allein da; jetzt aber gibt es in Stockholm 67 solcher Fabriken, deren Fabrikat einen Werth von fast 2 Mill. Rthlr. hat, Göteborg besitzt 6, Nyköping 2 und Norrköping 3 solcher Fabriken; doch steht der Werth dieser 11 Fabriken nicht höher als der in Motala, indem dieser über 1½ Millionen, der in Göteborg und Nyköping je 676,000 und in Norrköping nicht ganz 200,000 Rthlr. beträgt. Die in den schwedischen mechanischen Werkstätten producirten Maschinen und Geräthschaften erfreuen sich wegen der Güte des Eisens und wegen der soliden Arbeit nicht nur in Schweden, sondern auch im Auslande eines wohlverdienten Rufes. Nichtsdestoweniger sind diese Werkstätten nicht im Stande, die wachsenden Bedürfnisse mechanischer Hülfsmittel in Schweden zu befriedigen, und daher ist die Einfuhr solcher Geräthschaften der Ausfuhr ganz bedeutend überlegen; es sind z. B. seit 1855 mit einer Ausgabe von 9,779,000 Rthlr. die sämmtlichen Schienen zu den schwedischen Staatseisenbahnen aus England verschrieben worden, und von den 22½ Mill. Rthlr., die für das Material dieser Bahnen verausgabt worden, sind den schwedischen Fabriken nur 5,2 Mill. zu Gute gekommen, da diese etwas theurer, dafür aber auch bedeutend besser und dauerhafter sind als die ausländischen. Jetzt aber können die schwedischen Werkstätten auch im Preise schon mit den englischen konkurriren. Uebrigens ist kaum ein Zweig der Fabrikation, mit welchem sich die schwedische Industrie nicht beschäftigt. Zu den Fabriken muß man auch die Branntweinbrennereien rechnen, deren Zahl 1865 564 betrug, und die seit der durchgreifenden Veränderung in der Besteuerung des Branntweins 1855 nächst den Zöllen die reichste Einkunftsquelle für den Staat geworden sind, indem sie einen Reinertrag von über 9 Millionen Reichsthaler liefern. Der Werth des Fabrikats (16 Mill. Kannen) wird auf 25 Mill. Rthlr. berechnet. Die Zahl der Besitzer sämmtlicher Fa-

briken (Brennereien ungerechnet) beträgt 2247 und 241 Associationen; die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter 28,918. Bedeutend sind ferner die Bier- und Porterbrauereien, der Schiff- u. Bootbau, die Mühlen, Kalkbrennereien, Ziegeleien u. a. m. Hierher müssen auch die Produktionen des Hausfleißes gerechnet werden, welche in Elfsborgslän 1862 gegen 29 Millionen Fuß baumwollener, wollener und leinener Zeuche u. 2 Mill. Stück baumwollener Tücher lieferten, 1864 aber wegen der ungünstigen Verhältnisse in Amerika kaum 6 Mill. Fuß von jenen und 300,000 von diesen; die Leinwebereien in Gefleborgs-, Westernorrlands- und Hallandslän haben in den letzten 10 Jahren durchschnittlich über 5 Mill. Fuß geliefert. Da die Fabriken mit Anwendung ihrer Maschinen die Fabrikate für billigere Preise liefern können, so läßt sich wohl voraussehen, daß diese Webereien in den Häusern auf dem Lande abnehmen, ja vielleicht ganz aufhören werden gleich der früheren lebhaften Spitzenklöppelei in der Gegend von Wadstena; dennoch aber werden von dem Hausfleiße immer noch geliefert: Band, Strümpfe, Jacken, Garn, Zwirn, Matten, Decken, Korb- und Haararbeiten, Strohgeflechte u. a., auch sind die Landleute, als von Natur zu mechanischen Arbeiten sehr geschickt, gewöhnlich ihre eigenen Handwerker, liefern aber überdies in die Städte viele Eisenarbeiten (Aexte, Spaten, Hacken, Messer, Scheren, Schlösser, Nägel, Stifte), Tischler-, Drechsler- und Böttcherarbeiten, Ackergeräthe, Fuhrwerke, Dosen, Stubenuhren (Mora in Dalarna), Treppen, Schleif- und Mühlsteine u. a. m. Die Zahl der Handwerker, welche 1830 nur 15,477 betrug, war 1864 auf 30,857 gestiegen; davon waren 10,222 in Stockholm, welche Stadt auch in dieser Hinsicht den ersten Platz einnimmt. Die Arbeiten der schwedischen Handwerker halten im Allgemeinen sehr wohl den Vergleich aus mit denen anderer Länder, und daher ist denn auch in der letzten Zeit die Einfuhr von Handwerkswaaren ganz unbedeutend gewesen.

Von sehr großer Wichtigkeit ist der Handel, welcher 1850 von 11,000, 1864 aber von 15,569 männlichen und 3959 weiblichen, im Ganzen 19,528 Personen betrieben wurde; unter diesen waren 764 Großhändler (darunter 8 weibliche) und davon 393 in Stockholm und 243 in Göteborg. Der Handel zerfällt in den inländischen und den ausländischen, da der Transitohandel wegen der Lage des Landes nicht bedeutend sein kann. Der innere Verkehr wird befördert durch eine lange Küste, schiffbare Landseen, Flüsse, Kanäle, Landstraßen und Eisenbahnen. Die Küste bietet überall in den Scheren die vortrefflichsten Häfen dar; es gab 1860 55 feste Leuchtthürme, 3 Leuchtschiffe, 19 Baaken und 208 andere Marken, sowie 890 Lootsen; die Zahl der zu diesem Handel angewendeten Fahrzeuge betrug 2041 mit einer Tragfähigkeit von 24,706 Nylaster à 4,6849 englische Tons; unter ihnen befanden sich 159 Dampfschiffe, die kleineren Dampfschaluppen ungerechnet. Von den Landseen des Innern werden viele mit Dampfschiffen befahren, stehen auch mit Landstraßen und Eisenbahnen in Verbindung. Die Gesammtlänge der Kanäle und der kanalisirten Flüsse betrug 1860 in schwedischen Meilen (10,41 = 15 geographischen) über 55. Die Landstraßen sind chausseeartig angelegt und werden auch gut unterhalten. Die Gesammtlänge derselben war 1860 gegen 5040 schwedische Meilen, doch sehr ungleich vertheilt; während nämlich im südlichen Theil über 5 Meilen Landstraße auf eine □Meile Oberfläche berechnet wird, kommt in Norrbotten darauf nur 0,06 Meile Landstraße. An denselben sind 1492 Stationen (Gästgifvaregård, Plur. Gästgifvaregardar), in denen Reisende Bewirthung, Obdach und Pferde erhalten können; jährlich werden auch bei denselben über 1,300,000 Pferde geliefert, denn das Reisen mit Skjuts (sprich Schuß), wie man diese Einrichtung nennt, ist bequem und auch nicht theuer. Die Eisenbahnen sind in Schweden zwar noch in der Kindheit, da die Anlage derselben erst 1855 begann, aber sie sind dennoch rasch vorwärts geschritten und bilden im südlichen Theile bereits ein zusammenhängendes Netz. Sie theilen sich in Stammbahnen und Privatbahnen; jene werden vom Staate, diese von Privatpersonen oder Kommunen, großentheils aber mit Unterstützung des Staats angelegt und unterhalten. Die Gesammtlänge der schwedischen Eisenbahnen beträgt 166,73 schwedische oder etwa 240 deutsche Meilen. Der Handel mit dem Auslande wird, außer zu Lande mit Norwegen und Finnland, vorzugsweise von den 37 Stapelstädten betrieben, welche außer Jönköping (am Wetter), Karlstad, Karlshamm und Wenersborg (am Wener) am Meere liegen und in denen es Zollstationen gibt; doch besitzen auch andere See- und Landstädte, Flecken, ja das platte Land Schiffe, die daran Theil nehmen. Im Jahre 1864 betrug die Zahl und die Tragfähigkeit (in Nylåster) der damit beschäftigten Schiffe 1238 von 64,538 Nyl., davon gehörten den Stapelstädten 768 à 49,603 (davon 28 Dampfschiffe von 958 Nyl. und 2215 Pferdekraft), den übrigen Städten und Flecken 74 von 1982 und dem platten Lande 386 von 12,952 Nyl. Die Stärke der schwedischen Kauffahrteiflotte ist zwar in dem letzten Decennium ziemlich stationär gewesen, ja sie hat von 1859—64 Rückschritte gemacht, da sie von 3364 Fahrzeugen von 90,695 Nyl. auf 3198 Fahrzeuge von 87,820 Nyl. gesunken ist; dagegen haben sich die immer mehr in Anwendung kommenden Dampfschiffe, die einen lebhaften Verkehr nicht allein zwischen den Ortschaften im Lande, sondern auch mit dem Auslande (Finnland, Rußland, besonders Petersburg, Deutschland, besonders Lübeck, Dänemark, Norwegen und England) unterhalten, ungemein vermehrt; denn 1864 gab es außer den vielen kleinen Dampfschaluppen zur Beförderung der Kommunikation in den Städten (in Stockholm allein 63) und auf den vielen Landseen, deren Zahl sich unmöglich angeben läßt, 190 mit 8585 Pferdekraft (1865 vermehrt auf 214 Dampfschiffe mit 9514 Pferdekraft). Dieser ausländische Handel, obgleich er seit dem Emporkommen Englands und Rußlands nicht mehr die fast ausschließliche Bedeutung hat, die er früher auf einige Zeit im Norden hatte, ist dennoch sehr bedeutend, erstreckt sich über die ganze Erde und hat sich besonders in der neuesten Zeit sehr gehoben, wozu die ermäßigten Zollsätze nicht wenig beigetragen haben. Die Haupteinfuhrartikel sind: von

Norwegen Fische (besonders Häringe); von Finnland Brennholz, Butter, Fleisch; von Rußland Hanf, Flachs, Oel, Talg, Sämereien, Getreide, Pelzwerk; aus Dänemark Wolle, Getreide, Fleisch; von Preußen Getreide; von dem übrigen Deutschland, besonders den Hansestädten, vor allen Lübeck: Manufakturwaaren, Häute, Wolle, Tabak, Wein, Spirituosa, Oel, Reis, Zucker, Kaffee, Thee, Farben; von den Niederlanden und Belgien Wein und Spirituosa, Tabak, Zucker, Kaffee; von Großbritannien Steinkohlen, Eisenbahnschienen, Maschinen, Manufakturwaaren, Wolle, Baumwolle, Kolonialwaaren, Oel, Farben; von Frankreich Wein, Spirituosa, Früchte, Kaffee, Zucker; von Portugal, Spanien und den Ländern am mittelländischen Meere Salz, Wein, Rosinen, Südfrüchte; der meiste Kaffee kommt übrigens von Brasilien. Die Hauptausfuhrartikel sind: Stabeisen, Roheisen, Stahl, Nägel, Eisenmanufakturen, Kupfer, Messing, Zinkblende, Schwefel, Alaun, Getreide (besonders Hafer), Breter, Planken, Masten, Balken, Sparren, Tonnendauben, Theer, Pech, Papier, Gewebe. Der Werth der Ein- und Ausfuhr (berechnet in 1000 Reichsthalern), sowie die Zahl der mit Ladung ein- und ausgelaufenen Fahrzeuge nebst ihrer Tragfähigkeit in Nyläster (à 1000 Rthlr.) betrug

Jahr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Eingelaufen.		Ausgelaufen.	
1863	96,627	92,524	6876	165,698	7926	349,687
1864	96,349	94,003	6215	165,204	7487	346,390.

Außerdem wird zwischen Dänemark u. Schweden ein starker Verkehr mit kleineren ungemessenen Fahrzeugen betrieben, deren Zahl (etwa jährlich 500) in der obigen Angabe nicht mit begriffen ist. An der Schifffahrt von und nach Schweden sind, nächst Schweden, Norwegen, Großbritannien, Finnland, Dänemark, Frankreich und die Niederlande am meisten betheiligt. Die wichtigste Handelsstadt ist seit langer Zeit Stockholm, die zweite Göteborg. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte Stockholm 6/13, Göteborg 4/13 und die übrigen Stapelstädte zusammen 3/13 des ganzen ausländischen Handels in ihren Händen. Dieses Verhältniß gilt jetzt nicht mehr; Göteborg hat, begünstigt durch die Lage, weit bedeutendere Fortschritte gemacht als Stockholm, welches durch den Verlust Finnlands und dadurch, daß die Ostseestädte (besonders die norrländischen) sich emancipirt haben, bedeutend verloren hat. Wenn die Zolleinnahme einen Maßstab für die Bedeutung des Handels hergeben kann, so ist er folgender: Die Einnahmen betrugen 1864 für ganz Schweden 13 1/2 Mill. Rthlr.; davon in Stockholm fast 5 und in Göteborg über 4 1/2 Mill.; die darauf zunächst folgenden Städte mit der Zolleinnahme in runden Zahlen sind: Malmö 768,400, Norrköping 554,600, Kalmar 286,400, Karlskrona 234,000 und Gefle 208,400 Rthlr. Die Wechselgeschäfte betrugen auf der Börse zu Stockholm 97 1/4, und auf der in Göteborg 54 1/2 Mill. Rthlr. Seit 1858 ist in Schweden das Decimalsystem eingeführt. Man rechnet nach Riksdaler, Riksmynt, à 100 Oere; 4 Rd. Rm. = 3 Mark hamburger Banco; 8 Rd. = 3 Thaler preußisch Kurant. Längeneinheit ist der Fuß (Fot), getheilt in 10 Zoll (Tum) u. 100 Linien; 10 Fuß = 1 Stång (Ruthe), 10 Stänger = 1 Ref (Schnur). Alte Maße außer dem Fuß (à 12 Zoll und 144 Linien) sind die Elle (Aln) à 2 Fuß; der Faden (Famn) à 6 F. 1 schwedischer Fuß = 0,2969 Mètres oder 131,515 pariser Linien, 0,9134 pariser, 0,9459,8 rheinländische Fuß. Als Wegmaß ist die Meile à 36,000 Fuß beibehalten worden; davon gehen 10,41 auf einen Grad des Aequators, folglich ist eine schwedische Meile fast so groß wie 1 1/2 deutsche oder geographische. Flächenmaß ist der Quadratfuß; für Güter Quadratref à 10,000 Quadratfuß, früher allgemein u. jetzt ebenfalls noch gebräuchlich Tonnenland (Tunnland) à 56,000 Quadratfuß, eingetheilt in 32 Kappland. Ein Tonnenland (5,6 Quadratrefvar) = 49,3744 französische Ares, 1,219 englische Acres, 2,9 rheinländische Feldmorgen, 0,83 dänische und 1,219 norwegische Tonnenland. Im Großen rechnet man nach □Meilen; eine solche enthält 23,142^{6}, Tonnenland oder 129,600 Quadratrefvar; eine schwedische □Meile = 2,07626 geographische □Meilen. Die Einheit des Hohlmaßes ist der Kubikfuß, getheilt in 10 Kannen à 100 Kubikzoll; 1 Kubikfuß = 26,1721 französische Litres, 0,4761 preuß. Scheffel; nasse Waaren maß man längst nach Kannen, ganz gleich den jetzigen an Inhalt, eingetheilt in 2 Stop, 8 Quarter und 32 Jumfrur; 15 = 1 Anker, 60 = 1 Âm, 90 = 1 Oxhufvud. Als Einheit des Gewichts hat man nach Aufhebung des abweichenden Roheisen- (Tackjerns-), Upstads-, Stapelstads-, Berg- und Medicinalgewichts das Pfund (Skålpund) Viktualiengewicht, getheilt in 100 Ort à 100 Korn, gewählt; 100 Pfund = 1 Centner und 100 Ctnr. = Nyläst; 1 Pfd. = 8848 Aß, 0,425 Kilogrammes, 0,937 englische Pfd. Avoirdupoids, 0,908759 preußische Pfd. Die früheren Benennungen: Lispund (20 Pfd.), Skeppund (20 Lispund) und Skeppläst (à 14 Skeppund 8 Lispund) kommen im gemeinen Leben auch noch vor. Schweden zählt jetzt 90 Städte; der Begriff „Flecken" ist äußerst schwankend; man kann 21 Ortschaften so nennen, ohne die Bevölkerung derselben mit zu der städtischen zu zählen; in Norrland und Lappmarken könnte man jedes Kirchdorf, hier „Kirchstadt" benannt, so nennen; auf dem Lande bildet jedes Härad und jeder Gerichtssprengel, ja jedes Pastorat oder sogar Kirchspiel eine eigene Kommune.

Die Bevölkerung zählte Ende 1865 4,114,141 Seelen, wovon 498,982 (etwa 12 Proc.) auf die Städte kamen. Die Einwohner sind mit wenigen Ausnahmen Schweden, die mit den Dänen u. Norwegern (Isländern) einen Zweig des germanisch-celtischen Volksstammes bilden. Der Schwede hat in der Regel eine hohe, schlanke Gestalt, eine weiße Haut, braunes oder blondes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge und blaue Augen. Beide Geschlechter zeichnet eine gewisse Leichtigkeit und Grazie in der Bewegung des Körpers aus, und man pflegt sie deshalb wohl die „Franzosen des Nordens" zu nennen. Der Grundzug des schwedischen Charakters ist nordischer Ernst. Hauptzüge desselben sind Liebe zu Religion, Vaterland, Gesetz und Freiheit, gewissenhafte Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, Sittlichkeit, Muth und Selbstgefühl, Gastfreundschaft, Mildthätigkeit, schnelle Fassungsgabe und scharfe Urtheilskraft. Naturfehler sind Phlegma und Langsamkeit, Nei-

gung zum Genuß geistiger Getränke und Hang zu äußerlichem Prunk. Manches Eigenthümliche haben die Dalekarlier (s. Dalarne). Die Wohnungen sind in den verschiedenen Theilen des Landes verschieden; nur in den größten Städten, Stockholm und Göteborg, fast durchweg von Stein; in den kleineren aber größtentheils von Holz, daher die Feuersbrünste so verheerend sind; doch sind die Häuser geräumig und bequem. Besonders zeichnen sich die Bauernhöfe in den Landschaften Ångermanland, Medelpad und Helsingland aus, die fast sämmtlich großen Herrensitzen gleichen. Außer den Schweden wohnen auch Finnen an der Grenze von Finnland in Norrbottenslän (13,739 im Jahre 1860), sowie in einigen innern waldigen Gebirgsgegenden des mittleren Schwedens (1532, also im Ganzen 15,271); doch hier verschmelzen sie allmählig mit den Schweden. Die Lappen wohnen jetzt eigentlich nur in Lappland (s. d.), wo sie nur noch 6286 Seelen zählen, wozu in den übrigen Theilen von Norrland noch 962 kommen. Die Anzahl der in Schweden befindlichen Israeliten betrug (1860) 1155. Auch haben sich eingewanderte Fremde (Norweger, Dänen, Deutsche u. A.) im Lande niedergelassen; 1864 erhielten 68 Ausländer (darunter 38 Deutsche) das Bürgerrecht; doch sie verschmelzen meist bald mit den Schweden. Das schwedische Volk ist ein sehr gebildetes u. nimmt in dieser Beziehung einen hohen Rang ein. In allen Fächern des Wissens haben Schweden sich ausgezeichnet, und selbst in den menschenärmsten Gegenden des Landes gibt es unter 100 kaum einen, der nicht schreiben und lesen kann. Im Allgemeinen ist für den höheren und niederen Unterricht sehr gut gesorgt. Es gibt 2 Universitäten: Upsala u. Lund, beide mit allem Nöthigen reich ausgestattet und mit liegenden Gründen und bedeutenden Schenkungen versehen; auch muß hierher für die höhere medicinische Bildung das karolinsche Institut in Stockholm gerechnet werden. An sie reihen sich die sogenannten Elementarschulen, d. i. kombinirte Gymnasien und Realschulen, von denen die höheren, vollständigen mit den deutschen Gymnasien, die unteren mit den deutschen Bürgerschulen ungefähr auf gleicher Stufe stehen. In größeren Städten sind auch Töchter-, Armen- und Sonntagsschulen. Für den Volksunterricht sowohl in den Städten als auch auf dem Lande sorgen die Volksschulen, deren jedes Kirchspiel wenigstens eine, oft aber mehre hat, die zum Theil fest und zum Theil ambulatorisch sind. Für die Bildung der Volksschullehrer bestehen 13 Seminarien (12 in den Stiftsstädten und eine in Stockholm). Es gibt ferner 9 Navigationsschulen, eine Militärakademie zu Karlberg, eine höhere Artillerie- und Ingenieurschule zu Marieberg (beide bei Stockholm), eine höhere Bergschule in Falun, eine andere in Philipstad, 2 höhere landwirthschaftliche Institute und in jedem Län eine landwirthschaftliche Schule; in Stockholm ist ein technologisches Institut, und außerdem gibt es sowohl in Stockholm als auch in anderen Städten technische und Gewerbschulen. Bibliotheken sind bei den beiden Universitäten, in Stockholm und bei den höheren Schulen; jetzt gibt es auch überall Kirchspielsbibliotheken.

Die herrschende und Staatsreligion ist die lutherische; doch besteht jetzt völlige Religionsfreiheit und Jedem ist die freie Ausübung seiner Religion gestattet; aber außer den schon erwähnten 1155 Israeliten waren 1860 nur 478 Bekenner fremder christlicher Konfessionen vorhanden, nämlich 155 Reformirte, 319 Katholiken u. 4 Griechen. Die Landeskirche hat ihre Bischöfe, an deren Spitze der Erzbischof zu Upsala als Primas des Reiches steht. Die 12 Bischofssprengel oder Stifter nach der allgemein angenommenen Reihenfolge sind: Upsala, Linköping, Skara, Strengnäs, Westerås, Wexiö, Lund, Göteborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Wisby. Jedes Stift hat einen Bischof und ein geistliches Konsistorium oder Domkapitel (außerdem ist in Stockholm noch ein Hof- und ein Stadtkonsistorium, beide unter dem Erzbischof zu Upsala stehend). Mehre Pastorate bilden eine Propstei, deren es 176 gibt. Die Kirchspiele und Pastorate sind an Umfang und Bevölkerung sehr verschieden; das größte ist Gellivare in Lappland, welches aber auf 350 □Meilen nur 2443 Einwohner zählte; während das Kirchspiel Akebäk auf Gothland nur 176 Einw. zählte, gab es viele mit über 10,000, ja Skellefteå hatte 15,579; das Pastorat Atlingbo auf Gothland hatte 253, Sunne in Wermland dagegen 21,647 Einw.

Schweden ist eine durch den Reichstag beschränkte selbstständige Erbmonarchie, welche von einem König nach den Reichsgrundgesetzen regiert wird. Diese Grundgesetze sind: 1) die Regierungsform vom 6. Juni 1809, 2) die Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866 (angenommen von den Reichsständen am 4., 7. und 8. Dec. 1865, wodurch die frühere mit 4 Ständen, Adligen, Geistlichen, Bürgern und Bauern, vom 10. Febr. 1810 aufgehoben ist), 3) die Successionserklärung vom 26. Sept. 1810 (nach welcher den männlichen Descendenten Karl XIV. Johanns die Thronfolge zugesichert ist; nach dem Aussterben seines Hauses tritt das Wahlrecht der Volksrepräsentation wieder ein) und 4) die Preßfreiheitsordnung vom 6. Juni 1812. Hierzu kann noch als fünftes die Reichsakte gezählt werden, welche die unionellen Verhältnisse zwischen Schweden und Norwegen bestimmt und in Norwegen wirklich Grundgesetz ist, in Schweden aber nicht. Diese wurde 1815 angenommen, in Norwegen den 31. Juli u. in Schweden den 6. Aug. Nach derselben ist Norwegen ebenfalls ein unabhängiges, nach eigener Verfassung, eigenem Rechte und Gesetz und eigener Volksvertretung regiertes Reich, steht jedoch mit Schweden unter einem und demselben König, und die schwedische Successionsordnung ist auch in Norwegen ein Grundgesetz. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem zurückgelegten 18. Jahre ein. Der König, jetzt Karl XV. Ludwig Eugen, geboren den 3. Mai 1826, regiert seit dem 8. Juli 1859, muß sich zur lutherischen Religion bekennen, regiert nach der vorgeschriebenen Regierungsform, befehligt Land- und Seemacht, schließt Bündnisse und Frieden und übt das Begnadigungsrecht aus. Die von ihm ausgehenden Befehle müssen von dem vortragenden Mitgliede des Staatsrathes mit unterzeichnet sein. Die Civilliste des Königs (bisher 630,000, jetzt 800,000 Rthlr.), sowie die der übrigen zum königlichen Hause gehörenden

Personen wird von dem Reichstage bestimmt. Der König residirt in dem Residenzschlosse zu Stockholm. Lustschlösser sind: Drottningholm, Svartsjö, Ulriksdal, Haga, Rosersberg, Strömsholm, Gripsholm, Tullgarn, Bäckaskog und im Thiergarten bei Stockholm Rosendal. Die Volksrepräsentation bildet der **Reichstag**. Nachdem die ehemaligen Reichsstände und mit ihnen alle Privilegien einzelner Stände, zu welchen die Selbstberechtigung der adligen Familienhäupter, sowie der 12 Bischöfe und des Pastor Primarius zu Stockholm als Mitglieder des Standes der Adligen und der Geistlichkeit gehörten, durch die oben angeführte Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866 aufgehört haben, bestehen die Mitglieder des Reichstages aus von dem ganzen Volke gewählten Bevollmächtigten, getheilt in 2 Kammern mit gleicher Machtvollkommenheit in allen Fragen. Der ordentliche Reichstag tritt alljährlich am 15. Januar zusammen. Ein ordentlicher Reichstag dauert 4 Monate. Die Mitglieder der ersten Kammer, welche keine Diäten erhalten, werden gewählt von den Landstingen und den Bevollmächtigten der größeren Städte. Jedes Landsting und jede solche erwähnte Stadt wählt nach der Bevölkerung innerhalb ihres Umfanges einen Bevollmächtigten für 30,000 Seelen. Zu dieser Kammer, deren Mitglieder auf 9 Jahre von dem Wahltage an gewählt werden, ist nur wählbar, wer 35 Jahre alt ist und seit wenigstens 3 Jahren Grundstücke besessen hat, deren Taxwerth wenigstens 80,000 Rthlr. beträgt, oder während dieser Zeit für ein jährliches Einkommen von wenigstens 4000 Rthlr. an den Staat gesteuert hat. Zur zweiten Kammer wird für jeden Gerichtssprengel ein Bevollmächtigter gewählt; hat der Sprengel aber 40,000 Einwohner oder darüber, so wird er in 2 Wahlkreise getheilt, von denen jeder einen Bevollmächtigten wählt; jede Stadt, die über 10,000 Einwohner hat oder darüber, wählt für jede 10,000 einen Bevollmächtigten; die übrigen Städte aber werden in besondere Wahlkreise von 6000—12,000 Einw. geordnet. (Laut der am 13. Juli 1866 erschienenen königlichen Verordnung wird diese zweite Kammer für den nächsten Reichstag aus 132 Abgeordneten des platten Landes und 54 der Städte, im Ganzen aus 196 Abgeordneten, bestehen.) Aktives Wahlrecht kommt in der Kommune jedem Manne zu, der in den allgemeinen Angelegenheiten der Kommune stimmberechtigt ist und Grundstücke zu einem Taxwerthe von wenigstens 1000 Rthlr. besitzt, oder der für seine Lebenszeit oder wenigstens auf 5 Jahre ein Grundstück pachtet, dessen Taxwerth nicht unter 6000 Rthlr. ist, oder der für ein jährliches Einkommen von wenigstens 800 Rthlr. an den Staat steuert. Die Wahlen, welche im September jedes dritten Jahres vollständig erneuert werden, geschehen auf dem Lande durch Elektoren, von denen 1000 einen wählen, in den Städten aber, die einen Bevollmächtigten oder mehre zu dieser Kammer zu wählen haben, unmittelbar durch die Wahlberechtigten; doch dürfen auch die Kommunen, welche gemeinschaftlich einen Bevollmächtigten zu wählen haben, die unmittelbare Wahlart anwenden, wenn sie solches mit Stimmenmehrheit beschließen. Wählbar ist jeder unbescholtene Mann, der wenigstens 25 Jahre alt ist und ein Jahr in der Kommune Stimmrecht besessen hat und noch besitzt. Jedes Mitglied dieser zweiten Kammer erhält für jeden Reichstag (von 4 Monaten) 1200 Rthlr. Diäten. Was beide Kammern übereinstimmend beschließen, wird als Reichstagsbeschluß dem König zur Sanktion vorgelegt und erhält Gesetzeskraft, wenn der König ihn annimmt. Jede Frage, über welche beide Kammern sich nicht einigen, fällt für den bestehenden Reichstag aus, mit Ausnahme solcher, welche Staatsausgaben, oder Bewilligungen, oder die Verwaltung, die Einnahmen und Ausgaben der Bank und des Reichsschuldenkontors betreffen. In diesen Fällen stimmt jede Kammer über die gefaßten verschiedenen Beschlüsse ab, u. die Meinung, welche dann die meisten der in beiden Kammern zusammengezählten Stimmen enthält, gilt als Reichstagsbeschluß. Ohne Bewilligung des Reichstages kann von dem König keine Abgabe erhöht, keine Staatsanleihe gemacht, kein Kronbeneficium veräußert, kein Gebietstheil abgetreten werden. Der Reichstag hat gemeinschaftlich mit dem König die Macht, Gesetze zu vergeben, zu verändern, aufzuheben und zu interpretiren. Vorschläge, welche die Erlassung, Veränderung, Aufhebung oder Interpretation von Grundgesetzen betreffen, können zwar von dem bestehenden Reichstage verworfen, aber nicht definitiv angenommen werden, sondern müssen zur Entscheidung liegen bleiben bis zu dem Reichstage, der nach neuen Wahlen der zweiten Kammer berufen worden ist. Der Reichstag verwaltet allein die Reichsbank und das Reichsschuldenkontor, er ernennt in jedem dritten Jahre einen Ausschuß von 48 Mitgliedern, welcher prüft, ob alle Mitglieder des höchsten Tribunals ihre Pflicht erfüllt haben, auch kann er die Rathgeber des Königs in den Anklagezustand vor dem Reichsgerichte versetzen; er ernennt einen Justizsachverwalter (Justitie-Ombudsman), welcher in den Zeiten, da der Reichstag nicht versammelt ist, die Richter und Beamten überwacht und die Freiheit des Einzelnen schützt, sowie er neben diesem Justizsachverwalter ein Komité von 6 Personen zum Schutze der Preßfreiheit ernennt. Außer dieser Repräsentation wird jede Stadt durch eine Kommunalregierung, sowie das Land jedes Läns laut Gesetzen vom 21. März 1862 durch ein Landsting repräsentirt. Hiernach ist in jedem Län ein Landsting, zusammengesetzt aus den Städten, welche unter 25,000 Einwohner haben (Stockholm und Göteborg sind davon ausgeschlossen), und den Häradern oder Gerichtssprengeln des Läns. Das Landsting hat zu berathen und zu beschließen über die Angelegenheiten des Läns, welche die allgemeine Haushaltung, die Entwickelung des Landbaues u. anderer Gewerbe, Anstalten zur Beförderung des Kommunikationswesens, Gesundheitspflege, Unterricht, allgemeine Sicherheit &c. betreffen. Das Landsting tritt alljährlich im Sept. in der Hauptstadt des Läns zusammen und kann 6 Wochentage versammelt sein. Den Wortführenden und Sprecher ernennt jedesmal der König.

Die **Staatsverwaltung** hat ihren Mittelpunkt in dem nur aus Schweden lutherischen Glaubens gebildeten Staatsrathe, der aus 10 Mitgliedern für Justiz, Auswärtiges,

Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, kirchliche Angelegenheiten und 3 konsultativen Staatsräthen besteht. Jedem Län (Regierungsbezirk), deren es 24 gibt, steht eine Landshauptmannschaft mit einem Landshauptmann (Landshöfding) an der Spitze vor; Stockholm bildet eine eigene Oberstatthalterschaft. Jedes Län theilt sich in Vogteien (Fögderier), in denen der Häradsschreiber die Steuerzettel ausfertigt u. nebst dem Kronvogt die Gefälle quittirt. Oberste Justizbehörde ist das Tribunal des Königs (Konungens högsta Domstol), das aus 16 vom König ernannten Gerichtsräthen besteht. Appellationsgerichte sind 3 Hofgerichte: 1) Svea-Hofgericht in Stockholm für Svearike, Norrland und Gothland (13 Län mit 44 Gerichtssprengeln), 2) Göta-Hofgericht in Jönköping (8 Län mit 45 Gerichtssprengeln) und 3) das Hofgericht für Schonen und Blekinge in Christianstad (3 Län und 15 Gerichtssprengel). In erster Instanz entscheiden in den Städten (mit Ausnahme von Trelleborg, Borgholm, Skellesteå und Haparanda, die noch unter dem Landgerichte stehen) die Rathhausgerichte, auf dem Lande aber die 102 Häradsgerichte, von denen jeder Gerichtssprengel (Lagsaga) eines hat, das aus einem von dem König ernannten Richter (Häradshöfding) und 12 von den landbesitzenden Bauern aus ihrer Mitte gewählten Beisitzern (Nämndemän) besteht. Geschwornengerichte urtheilen nur in Preßangelegenheiten. Das Budget für 1867 ist folgendes:

Einnahmen.

		Rthlr. Reichsm.
Ordentliche (Geld und Getreide)		8,978,740
Außerordentliche:		
Zölle	13,500,000	
Post	2,000,000	
Stempelpapier	1,600,000	
Branntweinsteuer	9,500,000	26,500,000
	Summa	35,578,740.

Ausgaben (in 9 Haupttiteln).

	Rthlr. Reichsm.
1. Königlicher Hof- und Schloßetat	1,417,000
2. Justizdepartement	2,434,950
3. Auswärtiges Departement	479,200
4. Landvertheidigungsdepartement	9 380,600
5. Seevertheidigungsdepartement	3,940,400
6. Civildepartement	3,811,000
7. Finanzdepartement	6,072,500
8. Kultusdepartement	4,580,200
9. Pensionen	1,314,150
Summa	33,260,000
Beitrag zur Bestreitung der dem Reichsschuldenkontor übertragenen Ausgaben	2,209,740
Summa	35,578,740.

Vor 1857 hatte Schweden keine ausländischen Schulden; seit dieser Zeit aber sind in mehren Posten die Mittel zu den Eisenbahnbauten angeliehen worden, und obgleich alljährlich Abzahlungen Statt gefunden haben, so betrugen doch am 31. December 1864 die sämmtlichen Schulden (inländische und ausländische) 64,174,894 Rthlr.; dagegen besaß das Reichsschuldenkontor ein Vermögen von 11,729,900 Rthlr. Die Landmacht besteht aus 1) geworbenen Truppen (3 Regimenter Garde, davon eines zu Pferd, ein Husarenregiment, Wermlandsjäger und 3 Regimenter Artillerie), zusammen 5500 Mann, 2) der eingetheilten Armee, 24,000 Mann Infanterie (24 Regimenter) und 4450 Mann Kavallerie (6 Regimenter). Diese von Karl XI. getroffene, in späteren Zeiten aber vielfach geänderte Einrichtung ist folgende: 2 (auch 1½) Hufen sollten eine Rote (Rothåll) bilden und ohne Abrechnung von den Kronsteuern einen Soldaten (in manchen Gegenden an der Küste einen Bootsmann) werben und in Friedenszeiten unterhalten. Dieser erhält von dem Gute ein Häuschen und ein Stück Land, arbeitet aber als Taglöhner auf dem Hofe, wird auch wohl zu öffentlichen Arbeiten (Festungsbau, neuerdings Eisenbahnbauten 2c.) kommandirt; die Offiziere haben Dienstgüter von der Krone. Die Kavallerie wird von Gütern, denen dafür eine Erleichterung an den Kronsteuern bewilligt ist und die Rusthåll genannt werden, geworben und unterhalten. Hierzu kommen 3) die Miliz der Insel Gothland, bestehend aus 8500 Mann, sowie die allgemeine Wehr ersten Aufgebotes, bestehend aus den jungen Männern von 21—25 Jahren, wenigstens 80,000 Mann, und seit 1861 die freiwilligen Scharfschützen, deren Zahl jetzt schon gegen 50,000 beträgt. Was die Seemacht betrifft, so geht damit seit 1860 eine zeitgemäße Reorganisation vor. Die Stärke derselben betrug am 1. Aug. 1866 24 Dampfschiffe, nämlich ein ehemaliges, in ein Dampfschiff verwandeltes Linienschiff, eine Schraubenfregatte, 3 Korvetten, 2 Monitoren (erbaut 1865 und 1866, ein dritter ist im Bau begriffen), ein Dampfschiff, 11 Kanonendampfschaluppen und 5 unbewehrte Fahrzeuge; ferner an Segel- und Ruderfahrzeugen: 5 Linienschiffe, 2 Fregatten, 5 Korvetten, 5 Briggs und Schooner, 58 Ruderkanonenschaluppen, 6 Mörserfahrzeuge, 92 Ruderkanonenjollen und 14 Transportfahrzeuge. Das zur Flotte gehörige Militärpersonal besteht aus 8087 Mann Besatzung (236 Offizieren, 302 Unteroffizieren, 450 Matrosen und Jungmännern, 200 Kanonieren, 240 Schiffsjungen, 6571 Bootsmännern, 88 Handwerkern), das Konstruktionscorps aus 537 Mann (12 Offizieren, 74 Unteroffizieren und 451 Zimmerleuten und Handwerkern), das mechanische Corps aus 84 Mann (7 Offizieren, 13 Unteroffizieren und 64 Zimmerleuten und Handwerkern), das Marineregiment aus 870 Mann (36 Offizieren, 28 Unteroffizieren und 806 Soldaten). Dazu kommt die Bewehrung von 21—25 Jahren, 25,000 Mann, Summa 34,578 Mann.

Schweden hat 5 Ritterorden: den Seraphimer-, Schwert-, Nordstern-, Wasaorden und den Orden Karls XIII., letzterer wird nur dem höchsten Grade des Freimaurerordens ertheilt. Das Unionswappen ist ein vertikal in 2 Hälften getheilter Schild, von denen die linke, horizontal in 2 Theile getheilte Seite auf blauem Grunde die beiden schwedischen Wappen — das schwedische und gothische, 3 Kronen und einen über 3 weiße Ströme springenden Löwen — die Hälfte zur Rechten aber auf rothem Grunde das norwegische Wappen, einen aufrecht stehenden, gekrönten goldenen Löwen, der mit den Vordertatzen die Hellebarde oder Streitaxt des heiligen Olaf trägt, mit der goldenen Krone darüber, enthält. Der Schild wird gehalten von 2 aufrecht stehenden, gekrönten, züngelnden Löwen mit doppelten Schwänzen. Das schwedische Reichswappen ist ein blauer, ebenfalls von 2 Löwen gehaltener Schild, quadrirt durch ein schmales gelbes Kreuz; in den Feldern oben zur Linken und unten zur Rechten ist das schwedische Wappen (3 Kronen) und in den beiden andern das gothische (der über 3 weiße Ströme

springende Löwe) angebracht; der Herzschild hat die Wappen der Häuser Wasa und Ponte Corvo. Die Landesfarben sind blau und gelb. Die Flagge ist blau, durch ein stehendes gelbes Kreuz in 4 Quadrate getheilt; auf dem oberen inneren Quadrat aber befindet sich seit der Vereinigung mit Norwegen die Unionsflagge, bestehend aus einem rechtwinkligen Kreuz, dessen senkrechter Strich blau mit weißen Rändern, der horizontale aber gelb ist; die 4 dadurch gebildeten Felder werden durch diagonale Linien in 8 abwechselnd blaue und rothe Dreiecke getheilt. Die alte Eintheilung in Götarike, Svearike und Norrland, sowie in Landschaften oder Provinzen ist zwar jetzt amtlich nicht mehr in Gebrauch, wird aber in Schriften und im Munde des Volks beibehalten. Dieser zufolge besteht Götarike aus 10 Landschaften: Skåne (Schonen), Blekinge, Småland, Oestergötland, Westergötland, Halland, Bohuslän, Dalsland und den Inseln Gothland und Oeland; Svearike aus 6 Landschaften: Södermanland, Upland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarna (Dalekarlien), und Norrland aus 8 Landschaften: Gestrikland, Helsingland, Medelpad, Ångermanland, Herjeådalen, Jemtland, Westerbotten und Lappland. In administrativer Hinsicht aber zerfällt Schweden in eine Oberstatthalterschaft (Stockholm) und 24 Län oder Landshauptmannschaften. Jedes Län zerfällt wieder in Gerichtssprengel (Domsagor, Häradshöfdingdömen), Vogteien (Fögderier) und Härader, die an der östlichen Küste Skeppslag (Schiffsgenossenschaften) genannt werden; in den 6 nördlichsten Län aber ist keine Häradseintheilung: dort vertreten die Tingslag (Gerichtsgenossenschaften) ihre Stelle. Die Namen und Größe jedes Läns in deutschen QMeilen, sowie die absolute Bevölkerung am 31. December 1865 enthält folgende Tabelle.

	Areal	Einwohnerzahl am 1. Dec. 1865
1. Malmöhuslän	85,255	305,261
2. Christianstadslän	117,242	222,235
3. Blekingelän	54,039	125,436
4. Kronobergslän	170,973	162,558
5. Jönköpingslän	202,885	183,851
6. Kalmarlän	206,8	238,165
7. Oestergötlandslän	195,1	253,148
8. Hallandslän	89,062	126,060
9. Skarabergslän	155,346	236,775
10. Elfsborgslän	231,684	279,153
11. Göteborgs- und Bohuslän	91,086	232,181
12. Gothlandslän	57,062	53,165
See Wener	94,777	—
„ Wetter	33,677	—
Götarike	1784,491	2,412,983.
Stockholm (Stadt)	0,391	133,361
13. Stockholmslän	134,235	128,458
14. Upsalalän	93,068	96,766
15. Södermanlandslän	120,977	123,900
16. Westmanlandslän	118,133	106,869
17. Oerebrolän	160,648	162,717
18. Wermlandslän	309,88	259 612
19. Kopparbergslän	570,831	174,758
See Mälar	22,232	—
„ Hjelmar	8,820	—
Svearike	1536,215	1,198,481.
20. Gefleborgslän	33,282	143,793
21. Westernorrlandslän	426,-08	127,524
22. Jemtlandslän	930,615	68,071
23. Westerbottenslän	1074,279	88,762
24. Norrbottenslän	1940,882	74,576
Norrland	4705,104	502,727
Ganz Schweden	8025,81	4,114,141.

Schweden hat eine Stadt (Stockholm) mit über 133,361, eine (Göteborg) mit über 40,000, 2 (Norrköping, Malmö) mit über 20,000, 3 (Karlskrona, Gefle, Upsala) mit über 10,000, 4 (Lund, Jönköping, Kalmar, Oerebro) mit über 8000, 13 (Landskrona, Linköping, Helsingborg, Christianstad, Wisby, Ystad, Falun, Karlshamn, Sundsvall, Eskilstuna, Nyköping, Udevalla, Westervik) mit über 5000 Einwohnern. Hauptstadt des Landes und königliche Residenz ist Stockholm. Außerhalb Europa besitzt Schweden die Insel Barthélemy in Westindien, 2,75 QMeilen groß mit 10,000 Einw., deren Verwaltung aber jährlich dem Staate eine Zubuße von 18,000 Reichsthalern kostet.

Vergl. Tuneld, Geographie öfver Konungariket Sverige, Stockholm 1827—33, 3 Theile in 5 Bdn.; Dahlmann, Inledning till Sveriges physikalska geographie, das. 1857; Frisch, Schweden, Handbuch für Reisende, Berlin 1860; Thomée, Illustreradt Sverige, Stockholm 1866; Forsells „Statistik“, Bd. 1, 4. Aufl. 1844; Bd. 2 1839; Agardh und Ljungberg, Stats-ökonomisk Statistik öfver Sverige, Karlstad 1852 bis 1862, 4 Bde.; Thomée, Statistik, Stockholm 1859—61. Unter mehren anderen Reisebeschreibungen sind hervorzuheben: E. M. Arndt, Reise durch Skandinavien, Berl. 1806, 4 Thle.; Hausmann, Reise durch Skandinavien, Gött. 1811—1818, 5 Thle.. Ueber die einzelnen Landschaften u. Län gibt es mehre vortreffliche Beschreibungen, z. B. von Tham (6 Län, Stockholm 1849—55), Widmark u. A. Gute Karten von Schweden lieferten von Hermelin (Stockholm 1797—1812, 32 Blätter), Hagelstam (1820), Klint (Seeatlas, 1800—40, 65 Karten; Beschreibung dazu 1857), Hahr über das südliche und mittlere Schweden (1855—60, 8 Blätter), über ganz Schweden (1852 bis 1860, 10 Blätter), Forsell, Geognostisk karta öfver södra Sverige, 1863, 18 Blätter. Das topographische Corps hat mehre Länskarten, sowie von einer großen, auf 233 Blätter berechneten mehre Blätter veröffentlicht; Reisekarten gibt es von Akrell und von Mentzer.

Geschichte. Die Urgeschichte Schwedens ist, wie die des gesammten Skandinaviens, durchaus sagenhaft. Die Urbevölkerung scheint aus Lappen bestanden zu haben, die von mehren einwandernden kriegerischen germanischen Stämmen nach und nach in die unwirthbaren Gegenden des Nordens verdrängt wurden. Die eingewanderten neuen Besitzer des Landes bestanden nur aus vielen verwandten Stämmen, von welchen man indessen die in der Mitte des Landes in der Umgebung des Mälar wohnenden unter dem Namen Schweden (Svear) und die im Süden wohnenden unter dem der Gothen (Göter) zusammenzufassen pflegte. Sie bildeten zwar ein politisches Ganzes unter einem Oberkönig, der zugleich als Oberpriester dem Nationalheiligthum zu Upsala vorstand und von Oden abstammte (Geschlecht der Ynglinger), aber doch wiederum eine große Menge von Kommunen, die in ihren inneren Angelegenheiten gänzlich unabhängig waren und an deren Spitze Härads- oder Fylkiskönige (Provinzkönige) standen, die sich oft unter einander anfeindeten und die Macht des Oberkönigs

immer mehr einschränkten. Da beschloß Ingiald Illråda dieselben auszurotten und sich zum alleinigen König über das ganze Land zu erheben. Doch konnte er dieses Vorhaben nur zum Theil ausführen, indem er bald darauf von dem mächtigen Ivar Widfamne (Widfadme), König auf Seeland, überfallen wurde u. sich selbst den Tod gab. Sein Sohn Olof Trätelga (Holzhauer) floh mit einigen Getreuen in die Wildnisse von Wermland, und seine Nachkommen erlangten späterhin die Herrschaft in Norwegen. Ivar gründete in Schweden ein neues Königsgeschlecht, das aber schon mit seinem Tochtersohne, dem gewaltigen Krieger Harald Hildetand, erlosch, als dieser in der berühmten Schlacht auf der Heide von Bråvalla in Oestergötland (um 740) gegen seinen Brudersohn Sigurd Ring fiel, der nun eine neue Dynastie gründete, welche nach und nach zur Alleinherrschaft über ganz Schweden gelangte. Unter ihr machten sich die Schweden, sowie auch die Dänen und Norweger durch ihre Wikingszüge dem übrigen Europa furchtbar. Erst mit der Einführung des Christenthums beginnt die eigentliche Geschichte des Landes. Obwohl schon der heilige Ansgarius († 865) seit 829 als Apostel der Schweden aufgetreten war, so blieben doch besonders die eigentlichen Schweden der Religion ihrer Väter treu und es dauerte noch Jahrhunderte, ehe die neue Religion bei ihnen über den alten Götzendienst siegte. Auch nachdem sich Olof Skötkonung (Schoßkönig, † 1024) um 1000 hatte taufen lassen, war in Svealand dem Christenthum die Herrschaft keineswegs gesichert, während dasselbe in Götaland allgemein eingeführt wurde. Als nun mit Olofs zweitem Sohne, Emund Gammal (dem Alten) 1061 das Königsgeschlecht ausstarb, brach unter den beiden längst auf einander eifersüchtigen Hauptstämmen ein innerer Krieg aus, theils wegen der verschiedenen Religion, theils und besonders wegen der Suprematie. Dieser innere Krieg dauerte gegen 200 Jahre sowohl unter dem Geschlechte Stenkils (1061—1129), als auch besonders unter den sich stets anfeindenden beiden Königsgeschlechtern des Sverker und des Erich (1133—1250), und nicht nur die Königsgeschlechter rieben sich gegenseitig auf, sondern auch der Wohlstand des Volks wurde zerrüttet. Obgleich schon Stenkil das Christenthum sehr begünstigte und sein Sohn Inge den Götzentempel zu Upsala hatte verbrennen lassen, kann man dasselbe doch erst unter dem ersten König aus dem erichschen Stamme, Erich IX. oder dem Heiligen, der auch einen Theil von Finnland mit dem Schwerte bekehrte und unterwarf, im ganzen Lande als befestigt ansehen. Bald war nun das Heidenthum gänzlich verschwunden, und anstatt der Opfertempel erhoben sich christliche Kirchen. Erich wurde am 18. Mai 1160 von einem Kronprätendenten, dem dänischen Prinzen Magnus Henrikson, überfallen, gefangen genommen und enthauptet; das Volk aber erschlug den Magnus und verehrte den Erich als Schutzheiligen des Landes, obgleich er vom Papste nicht kanonisirt worden ist. Unter seinem Nachfolger Karl VII. (richtiger I.), dem Sohne Sverkers, welcher den Titel „König der Schweden und Gothen" annahm, erhielt Schweden 1163 einen Erzbischof, dessen Sitz Upsala wurde. Als ihm untergeordnet werden die Bischöfe von Skara, Linköping, Strengnäs und Westerås, bald auch in Werïö und Åbo genannt, während er selbst einstweilen noch dem Erzbischof in Lund untergeordnet war, der den Titel eines Primas Sueciae führte, welcher Vorzug aber bald abkam. Im Jahre 1167 kehrte Knut, Erich des Heiligen Sohn, aus Norwegen, wohin er sich geflüchtet hatte, mit Heeresmacht zurück, besiegte und tödtete mit Hülfe der Upländer den König Karl und regierte bis an seinen Tod 1195, worauf Sverker II., Karls Sohn, zur Herrschaft gelangte. Dieser suchte die Geistlichkeit dadurch zu gewinnen, daß er sie von der weltlichen Gerichtsbarkeit eximirte und mit Abgabenfreiheit beschenkte, machte sich aber beim Volke dadurch verhaßt, daß er die Söhne seines Vorgängers Knut aus dem Wege zu räumen suchte. Dieses gelang ihm zwar mit den drei jüngeren; aber Erich (X.) entkam, fand überall im Reiche Anhang und verjagte Sverker. Dieser kehrte zwar mit dänischer Heeresmacht zurück, wurde aber 1208 in der blutigen Schlacht bei Lena besiegt und verlor 1210 in der zweiten Schlacht bei Gestilren das Leben. Erich ließ sich darauf von dem Erzbischof krönen, wodurch die Macht und das Ansehen der Geistlichkeit zu einer Höhe stieg, die hernach den Königen äußerst gefährlich wurde, besonders als bei der Kirchenversammlung zu Skenninge, 1248, der Cölibat eingeführt und den Geistlichen verboten wurde, dem König den Eid der Treue zu schwören, wodurch sie also allein von dem Papste abhängig waren. Das Geschlecht Sverkers war schon 1222 mit Johann ausgestorben, der letzte König aus dem erichschen Stamme war Erich XI., der Hinkende und Lispelnde (halte ah läspe), welcher 1250 starb. Die fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Königshäusern, von denen das sverkersche von den Gothen und das erichsche von den Schweden unterstützt wurde, hatten die alten Stammesgegensätze im Volke allmählig ausgeglichen, aber auch viel dazu beigetragen, auf Kosten des Volks und der königlichen Macht einzelne mächtige Familien zu erheben, die nun nebst der hohen Geistlichkeit allein eine Stimme bei der Gesetzgebung und der Verwaltung des Staats auf den Herrentagen besaßen, während früher auf den Allshäriarting der ganze freie Theil des Volks Antheil daran gehabt hatte. Unter diesen Familien wurde bald die der Folkunger die mächtigste, und Mitglieder derselben bekleideten nach einander die Würde eines Jarl, welcher seit alten Zeiten, etwa wie im Morgenlande der Vezier, als höchster Staatsbeamter dem König zur Seite stand. Der letzte und mächtigste dieser Jarlar war Birger (Jarl) von Brosa, welcher unter Erich XI. der eigentliche Regent Schwedens war. Dieser war eben auf einem Kriegs- und Bekehrungszuge gegen die bisher noch heidnischen Tavaster in Finnland begriffen, als der König starb und die schwedischen Großen Waldemar, den noch unmündigen ältesten Sohn Birgers, zum König wählten. Birger begnügte sich mit der königlichen Macht, ohne nach dem Namen zu streben, und war bis an seinen Tod, 1266, der Regent Schwedens. Da er aus eigener Erfahrung wußte, wie gefährlich die Macht des Jarl

für den König war, so hob er diese Würde auf und nannte sich Herzog (dux Sueciae); die aufrührerischen Folkunger, seine nächsten Anverwandten, besiegte er durch Verrath und ließ eine große Anzahl derselben hinrichten. Ueberhaupt führte er gute Ordnung ein durch heilsame Gesetze. Er stiftete einen allgemeinen Land- und Kirchenfrieden. Durch Handelsverbindungen mit den Hanseaten, besonders Lübeck, hob er den Wohlstand in Schweden und gründete Stockholm 1255. Großen Schaden aber fügte er dem Lande zu, als er, um seine eigene Familie über alle anderen zu erheben, vor seinem Tode seine drei jüngeren Söhne zu Herzögen erhob und ihnen Landschaften zu regieren übergab; denn dadurch legte er den Grund zur Uneinigkeit zwischen den Brüdern und zum Unglück des Landes. Waldemar bewies sich bald als untauglich, und als er 1274 wegen sträflichen Umganges mit seiner Schwägerin, einer Nonne, eine Bußwallfahrt nach Rom machen mußte, so wollte sein Bruder, Herzog Magnus von Södermanland, die Regierung, die er während der Abwesenheit geführt hatte, nicht wieder niederlegen. Es kam zum Kriege, Waldemar wurde besiegt, mußte 1279 der Regierung entsagen und wurde späterhin, bis an seinen Tod, 1302, auf dem Schlosse zu Nyköping gefangen gehalten; Magnus aber wurde zu Upsala 1279 gekrönt und erwarb sich durch eine gute Regierung große Verdienste um das Land. Weil er Stationshäuser für die Reisenden errichtete, so erhielt er den Ehrennamen Ladulås, d. h. Scheunenschloß, da er durch jene Einrichtung gewissermaßen die Scheunen der Bauern vor der Gewaltthätigkeit der Reisenden verschloß. Ferner verbot er die Selbstrache, indem Jeder sich bei erlittener Beleidigung an den gesetzlichen Richterstuhl wenden sollte. Auch führte er den Adel in Schweden ein, indem er 1285 verordnete, daß alle Diejenigen, welche bei Kriegszügen bewaffnet zu Pferde zu ihm stießen, von Abgaben für ihre Güter befreit sein sollten (die adelige Befreiung). Davon ist noch heutigen Tages der Roßdienst (Rusthåll) übrig. Durch dieses Privilegium verwandelte er die reichsten Familien des Landes aus selbstständigen Freisassen in Männer des Königs und schuf den Dienstadel. Um aber denselben noch mehr von sich abhängig zu machen, führte er die Ritterwürde ein, welche allein der König ertheilen konnte. Auch er hatte einen Aufruhr der Folkunger zu bekämpfen, welche mächtige Familie endlich erlosch. Vor seinem Ende, den 18. Dec. 1290, verordnete Birger den Marsk Torkel Knutsson zum Regenten über Schweden und zum Vormund seiner Söhne, von denen Birger König werden, die beiden andern aber, Erich und Waldemar, Herzogthümer erhalten sollten. Torkel führte die vormundschaftliche Regierung vortrefflich, auch unterwarf er die heidnischen und seeräuberischen Karelier, legte Wiborg und an dem Orte, wo jetzt Petersburg liegt, die Festung Landskrona an und kam dadurch zuerst in unmittelbare und feindliche Berührung mit den Russen, beleidigte aber bei dieser Gelegenheit die schwedische Geistlichkeit, indem er dieselbe zur Erlegung einer Kriegssteuer zwang. Im Jahre 1303 trat der König selbst die Regierung an, behielt aber Torkel als seinen Rathgeber. Auch die Brüder des Königs erhielten ihre Herzogthümer, dachten aber bald daran, ihre Macht zu vergrößern, und wurden deshalb von dem König aus dem Lande verwiesen; sie flohen nach Norwegen, sammelten dort eine Kriegsmacht und fielen in Schweden ein. Der König zog gegen sie, versöhnte sich aber mit ihnen und ließ sich von ihnen und der Geistlichkeit einreden, daß Torkel Derjenige wäre, welcher die Uneinigkeit anstiftete und unterhielte. Hierauf wurde derselbe auf seinem Gute Lena in Westergötland überfallen, nach Stockholm geschleppt und dort am 6. Febr. 1306 hingerichtet. Dadurch beraubte sich aber Birger seiner Hauptstütze; auch wurde er schon acht Monate später zu Håtuna am Mälar von seinen Brüdern verrätherisch überfallen, gefangen genommen und nicht eher wieder frei gelassen, als bis er mit ihnen das Reich gleichmäßig theilte (1310). Später aber rächte sich der König auf eine grausame Weise an ihnen, indem er sie, als sie zu Weihnachten 1317 bei ihm im Schlosse zu Nyköping zu Gaste waren, in der Nacht fesseln und in ein unterirdisches Gefängniß werfen ließ. Nun empörte sich das ganze Volk gegen den König und erhielt in dem tapfern Matts Kettilmundsson einen tüchtigen Anführer. Bald sah der König, daß er sich nicht würde halten können, und floh nach Dänemark, warf aber die Schlüssel zu dem Gefängniß seiner Brüder zuvor in den Fluß, so daß diese verhungern mußten. Matts Kettilmundsson betrieb nun 1319 die Wahl des Magnus, des dreijährigen Sohnes des Herzogs Erich, zum König, und als darauf Birgers Sohn, der ebenfalls Magnus hieß, 1320 unter der Bedingung eines freien Abzugs das Schloß Stegeborg übergab, so brach Matts Kettilmundsson sein gegebenes Wort und ließ den unschuldigen Prinzen in Stockholm enthaupten. Der König Birger starb 1321 vor Gram. Darauf war Matts die Seele in der vormundschaftlichen Regierung, während welcher auch Norwegen als Erbschaft von dem mütterlichen Großvater, Hakon, an Magnus, sowie Schonen, Halland und Blekinge, welche Landschaften bisher zu Dänemark gehört hatten, aber an Holstein verpfändet waren, sich freiwillig Schweden unterwarfen, welches dafür das Lösegeld auszahlte. Im Jahre 1333 trat Magnus II. Erichsson selbst die Regierung über die ganze s. H. und Finnland an. Er regierte anfangs mild; bald aber klagte das Volk über harte Steuern u. tadelte seine Schwäche, in der er sich von der Königin Blanca und seinen Günstlingen leiten ließ, weswegen man ihm den Beinamen Smek (Liebkoser) beilegte. Zur Deckung der Kosten zu einem unglücklichen Kriegszuge gegen Rußland, 1348, machte er Anleihen bei der Kirche, und als er diese nach 10 Jahren noch nicht bezahlt hatte, wurde er mit dem Bannfluche belegt. Das Volk erhob daher 1350 den ältesten Sohn des Königs, Erich XII., auf den Thron, und dieser nöthigte den Vater, ihm einen Theil des Reichs abzutreten. Da aber Erich schon 1359 plötzlich starb, vielleicht von der eigenen Mutter vergiftet, so ward Magnus wieder alleiniger König, regierte aber wo möglich noch schlechter als zuvor. Er trat an den dänischen König Waldemar III. Atterdag, 1360 Schonen,

und Blekinge ab, gegen das Versprechen dänischer Hülfe gegen sein unzufriedenes Volk. Hierüber entstand allgemeine Erbitterung, und der Rath überredete den jüngeren Sohn des Königs, Hakon, der bereits König von Norwegen war, seinen Vater in Fesseln zu legen. Bald aber wurden Vater und Sohn wieder gute Freunde, und nun wurden 24 schwedische Rathsherren, Gegner des Königs, aus dem Lande gejagt. Diese boten Albrecht von Mecklenburg, einem Schwestersohne des Magnus, die schwedische Krone an. Derselbe wurde den 30. Nov. 1363 zu Stockholm zum König gewählt, während Magnus und Hakon der Krone verlustig erklärt wurden. In der Schlacht bei Enköping 1365 wurde Magnus gefangen und erhielt erst 1371 gegen Verzichtleistung auf die schwedische Krone seine Freiheit wieder, worauf er sich nach Norwegen zurückzog. Diesen Ausgang nahm das Folkungergeschlecht in Schweden. Albrecht war zwar dem Namen nach König, doch die Macht besaßen die Großen. Um gegen Hakon, der immer noch mächtig war, Hülfe zu erhalten, hatte Albrecht dem Reichsrathe alle Schlösser und Festungen übergeben müssen. Gesetz und Recht hatten damals im Lande aufgehört, Mord und Todtschlag wurden ungestraft von den Mächtigen ausgeführt, und die Söldner des Königs plünderten wie in Feindesland. Als der König von dem Adel einen Theil der Reichsgüter zurückforderte, welche derselbe an sich gerissen, entstand die furchtbarste Verwirrung im Lande und die Großen boten der Margarethe, Tochter des Waldemar von Dänemark und Wittwe des Königs Hakon von Norwegen, die nach dem Tode ihres Vaters, Gatten und Sohnes bereits Königin von Dänemark und Norwegen war, die schwedische Königskrone an. Albrecht wurde in der Schlacht bei Falköping den 24. Febr. 1389 geschlagen und gefangen genommen und mußte nach sechsjährigem harten Gefängniß auf die schwedische Krone Verzicht leisten. Nachdem Margarethe versprochen hatte, Schweden nach seinen eigenen Gesetzen zu regieren, die Schlösser und Aemter nur eingeborenen Schweden anzuvertrauen, keine neuen Steuern aufzuerlegen u. A. m., wurde sie allgemein als Königin anerkannt, auch der Sohn ihrer Schwestertochter, Erich der Pommer (XIII.), der schon zum Thronfolger in Dänemark und Norwegen gewählt war, den 11. Juli 1396 von dem schwedischen Reichsrath zum Kronprinzen von Schweden gewählt u. am 20. Juli 1397 zu Kalmar als solcher gekrönt. Hier wurde auch gleichzeitig die berühmte Union geschlossen, welche die drei nordischen Reiche vereinigte. Erich, der bei seiner Krönung zum Kronprinzen erst 16 Jahre alt war, brachte nach Margarethens Tode (1415) den größten Theil seiner langen Regierung mit fruchtlosen Bemühungen hin, seinem Hause die Thronfolge zu sichern. Ein langwieriger Krieg mit den Grafen von Holstein und Schleswig verschlang große Summen. Die argen Bedrückungen, welche sich Erichs Vögte in Schweden erlaubten und denen der König nicht abhelfen wollte, erregten 1434 einen Aufstand der Dalekarlier unter Engelbrecht Engelbrechtson, den der König nicht zu unterdrücken vermochte; vielmehr mußte der Rath auf Engelbrechts Verlangen dem unwürdigen König den Gehorsam aufkündigen, und als darauf derselbe auf seiner Reise von Stockholm nach Kopenhagen nach wikinger Art die schwedischen Küsten plündern ließ, wurde von dem Adel der Marsk Karl Knutsson Bonde zum Reichsvorsteher gewählt, mußte aber, um das Volk zufrieden zu stellen, seine Macht mit Engelbrecht theilen. Als letzterer am 27. April 1436 von einem Edelmann erschlagen worden, war Karl Knutsson alleiniger Reichsvorsteher. Er suchte sich in seiner Macht zu befestigen, indem er sich eine starke Leibwache hielt, die festen Schlösser nur an seine Anhänger übergab und Engelbrechts Anhänger aus dem Wege räumte. Nachdem Christoph von Bayern, Erichs Neffe, schon 1438 von dem dänischen Reichsrathe auf den dänischen Thron berufen worden, faßten dänische und schwedische Bevollmächtigte im Herbste 1439 den Beschluß, die kalmarische Union aufrecht zu halten. Zwar wurde auf einem Herrentage in Arboga, zu Anfang 1440, festgesetzt, daß über Schweden nie wieder ein ausländischer König herrschen sollte; allein schon am 4. Okt. desselben Jahres wurde Christoph von Bayern auf den schwedischen Thron erhoben, nachdem ein besonderer Vertrag zwischen ihm und Karl Knutsson diesem Finnland als Lehen und Oeland als Pfand für seine Forderungen an die Krone zugesichert hatte. Christoph erwarb sich dadurch ein Verdienst, daß er dem schon unter Magnus Smek ausgearbeiteten Gesetzbuch 1442 allgemeine Annahme verschaffte, welches bis 1734 als „Gesetzbuch des Königs Christoph" gegolten hat. Doch war er beim Volk nicht beliebt, weil unter seiner Regierung fortwährend Mißwachs herrschte, so daß die Bauern Rindenbrod essen mußten, während des Königs Pferde täglich 135 Tonnen Korn verzehrten, weshalb er der Rindenkönig (Barkekonung) genannt ward. Als Christoph 1448 ohne Erben gestorben war, wurde Karl Knutsson in Stockholm von dem Volke und dem niederen Adel gegen den Willen der Geistlichkeit und des hohen Adels auf den schwedischen Königsthron erhoben und 1449 auch zum König von Norwegen gewählt u. gekrönt, aber letzteres ging schon 1450 wieder verloren, und der neue dänische König, Christian I. von Oldenburg, brach mit einem Heere in Schweden ein. Doch gegen diese äußeren Feinde hätte er sich wohl vertheidigen können, den inneren aber, unter denen der Erzbischof, Jöns Bengtsson Oxenstjerna, der gefährlichste war, vermochte er nicht zu widerstehen. Als Karl das Eigenthum und die Privilegien der Geistlichkeit anzutasten wagte, wandte sich diese von ihm ab. Trotzdem vertraute Karl 1456, als er nach Oeland ging, um die Dänen von dort zu vertreiben, dem Erzbischof die Leitung der Staatsangelegenheiten an und beauftragte ihn, in den oberen Theilen des Landes das Volk zu den Waffen zu rufen und dann zu ihm zu stoßen. Der verrätherische Prälat aber erklärte dem König offen den Krieg. Dieser eilte zurück, wurde aber von dem Erzbischof überfallen und kam verwundet und von Wenigen begleitet in Stockholm an, von wo er, obgleich die Hauptfestungen des Landes noch in seinen Händen waren, im Febr. 1457 nach Danzig entfloh. Der Erzbischof nannte sich nunmehr des Reichs Fürst und Verweser,

erklärte zwar, er würde es nie gestatten, daß ein ausländischer König die schwedische Krone erhielte, krönte aber schon am 19. Juni 1457 den dänischen und norwegischen König Christian I. von Oldenburg zum König von Schweden. Dessen Geldgier rief mehre Aufstände des Landvolks hervor, welches den König eine „bodenlose leere Tasche" nannte. Die Bauern, unter denen sich besonders die kriegerischen Dalekarlier auszeichneten, setzten es bei dem Reichsrathe wirklich durch, daß Karl Knutsson 1464 zurückberufen wurde. Doch die Partei des Erzbischofs und des Bischofs von Linköping, Kettel Karlsson Wasa, vertrieb nach 6 Monaten denselben wieder und Beide spielten nun eine Zeitlang die Herren in Schweden, bis Karl 1467 zum dritten Male auf den Thron berufen wurde, auf welchem er sich nun durch die Siege Nils und Sten Sture's bis an seinen Tod (15. Mai 1470) behauptete. Vor seinem Ende übertrug er dem letzteren die Regierung, rieth ihm aber, nie nach der Krone zu streben. Sten Sture, späterhin der Aeltere genannt, ausgezeichnet durch Klugheit und Tapferkeit, ward auf dem Reichstage zu Arboga von dem Volke am 1. Mai 1471 zum Reichsverweser gewählt, ohne daß der Reichsrath u. der Adel Widerspruch zu erheben wagten. Als der König von Dänemark mit einer Flotte von 70 Schiffen und einem mächtigen Heere vor Stockholm erschien und vor der Stadt ein festes Lager bezog, wurde er am 11. Okt. 1471 von den Bauern unter Sten Sture auf dem Brunkeberge geschlagen und floh in aller Eile nach Dänemark zurück. Jetzt konnte der Reichsverweser den Rechtszustand des Landes ordnen; auch gründete er die Universität zu Upsala (1477) und führte die Buchdruckerkunst (1483) in Schweden ein. Die vielfachen Unterhandlungen zwischen Dänemark u. Schweden nach der Schlacht auf dem Brunkeberge führten endlich unter Christians Sohne Johann zur Erneuerung der Union durch den kalmarischen Receß von 1483, dem zufolge Johann zum schwedischen König ernannt wurde, wenn auch unter großen Beschränkungen seiner Macht. Durch denselben Receß erreichte die schwedische Aristokratie den Höhepunkt ihrer Macht; aber Sten Sture wußte die Vollziehung des Vertrags noch 14 Jahre hinauszuschieben. Erst 1497, da Sten Sture sich wegen einer Erbfrage mit Svante Sture veruneinigt hatte, bestieg Johann den Thron. Die Russen waren nämlich in Finnland eingefallen, und obgleich Sten Sture ein Heer von über 40,000 Mann zusammengebracht und sich selbst an die Spitze desselben gestellt hatte, so handelte er doch nicht energisch genug, und die Russen verheerten Finnland. Auch übertrug er den Oberbefehl an Svante Sture, den Sohn Nils Sture's. Dieser aber verließ das Heer eigenmächtig, indem er behauptete, auf mannichfache Weise benachtheiligt worden zu sein, und begab sich nach Stockholm, wo er es bei dem Rathe durchsetzte, daß Sten Sture abgesetzt und der König Johann ins Land gerufen wurde. Sten Sture trat darauf zurück und übergab dem König die Regierung unter der Bedingung, daß er jeder Verantwortlichkeit wegen seiner Reichsvorsteherschaft überhoben sein und große Lehen erhalten sollte. Johann wurde am 25. Nov. 1497 zu Stockholm gekrönt und ernannte sofort Sten Sture zum Reichsmeister u. Svante Sture zum Reichsmarsk. Als er aber unglücklich gegen die Dithmarsen gefochten und einen Theil der Lehen des Adels eingezogen hatte, so sammelten die Sturen, welche sich nun wieder ausgesöhnt hatten, ein Heer und hielten 1501 einen Reichstag zu Wadstena, wo Sten Sture von Neuem zum Reichsverweser gewählt wurde. Nun verloren die Dänen in Schweden einen festen Punkt nach dem anderen, selbst das stockholmer Schloß, welches die Gemahlin des Königs 8 Monate lang mit der größten Tapferkeit vertheidigt hatte, mußte sich ergeben; zuletzt hielten sich die Dänen nur noch in Kalmar. Als Sten Sture den 13. Dec. 1503, wie man sagte, an dänischem Gifte starb, ward sein Tod von dem Geistlichen Hemming Gadd verhehlt, bis Svante Sture sich des Schlosses zu Stockholm bemächtigt hatte, wo er im Januar 1504 zum Reichsverweser gewählt wurde. Seine Regierung war ein ununterbrochener Kriegszustand. Gehülfe in der Regierung war ihm der erwähnte Hemming Gadd, früher Sten Sture's Agent in Rom. Gadd entriß, von Lübeck unterstützt, das Schloß von Kalmar den Dänen, nahm Oeland wieder ein, u. sein siebenjähriges Alter verhinderte ihn ebenso wenig, an den Unternehmungen der hanseatischen Flotte gegen die Dänen Theil zu nehmen, als ihn seine geistliche Würde abhielt, auf Laaland die Klöster zu brandschatzen und zu plündern. Als am 2. Januar 1512 Svante Sture plötzlich starb, ward auf Gadds Rath auch sein Tod verheimlicht; man bemächtigte sich sogleich des Schlosses zu Westerås, sowie des Schlosses zu Stockholm und fertigte sodann im Namen des Verstorbenen Briefe an die sämmtlichen Landeseinwohner aus, in welchen diese aufgefordert wurden, seinen jungen Sohn als Reichsverweser anzuerkennen. Wirklich wurde Sten Svantesson Sture (der Jüngere genannt) trotz des Widerstandes des hohen Adels zu diesem Posten erhoben, war aber den Anforderungen der Zeit nicht gewachsen. Sein Hauptgegner ward der Erzbischof Gustav Trolle; dieser verweigerte ihm trotzig den Gehorsam, ward aber von den Reichsständen in Arboga als Verräther abgesetzt und in ein Kloster verwiesen. Als Christian II. von Dänemark den Trolle zum König von Schweden erhoben wissen wollte und 1518 mit einem großen Heere bei Stockholm landete, erlitt er bei Brännkyrka eine entscheidende Niederlage und mußte auf seine Schiffe fliehen. Durch widrige Winde am Auslaufen gehindert, trat er mit dem Reichsverweser in Unterhandlungen und erbot sich selbst nach Stockholm zu kommen, wenn ihm sechs Adlige als Geißeln geschickt würden. Unter diesen Geißeln befanden sich der junge Graf Gustav Wasa, der in der Schlacht bei Brännkyrka das schwedische Reichsbanner geführt hatte, und Hemming Gadd. Diese führte Christian als Gefangene nach Dänemark. Hier rüstete er sich zu einem neuen Einfall in Schweden; der Reichsverweser zog ihm entgegen, wurde aber in der Schlacht auf dem Eise des See's Åsunden bei Ulricehamn, damals Bogesund genannt, verwundet und starb auf der Reise nach Stockholm den 3. Febr. 1520. Sein Heer wurde darauf geschlagen, und die Dänen über-

schwemmten das wehrlose Land. Christian wurde auf einem Herrentage zu Upsala als König anerkannt, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nach schwedischen Gesetzen und dem kalmarischen Traktat gemäß regieren und „alles Vergangene vergessen" sein sollte. Stockholm allein ward noch durch Sten Sture's heldenmüthige Wittwe, Christina Gyllenstjerna, mit Hülfe der Bürger vertheidigt. Christian schickte Hemming Gadd, welcher während der Gefangenschaft in Dänemark für die dänische Sache gewonnen worden war, und einige andere befreundete Schweden in die Stadt, um die Bürger zur Uebergabe zu bereden. Christina versprach jetzt Christian als König anzuerkennen gegen das Versprechen, daß alles Alte vergessen sein sollte. Nun zog Christian in Stockholm ein und bewies sich anfangs freundlich. Aber bald war ein Vorwand gefunden zum Bruch des beim Sakrament beschwornen Vertrags. Ein Rathgeber, Didrik Slaghök, bemerkte, Schweden wäre auf die Klage des abgesetzten Erzbischofs Trolle von dem Papste mit dem Interdikt belegt worden und die Bewohner seien demnach als Ketzer zu betrachten, denen man das gegebene Wort nicht zu halten brauche. Hiermit waren die Gewissensskrupel des Königs gehoben. Am 30. Oktober kehrte er nach Stockholm zurück und wurde am 4. November gekrönt. Am dritten Tage der Festlichkeiten, da viele Herren im Schlosse versammelt waren, wurden plötzlich die Thore gesperrt, Gustav Trolle trat vor den König und verlangte Genugthuung für seine erlittenen Unbilden. Sogleich wurden alle ehemaligen Gegner des Erzbischofs, Bischöfe, Adelige und Bürger, eingekerkert und zum Tode verurtheilt, weil sie durch die Absetzung des Erzbischofs sich gegen den Papst empört hätten und also Ketzer wären. So fielen am 8. November 1520 94 und am folgenden Tage noch einige Häupter. Dies stockholmer Blutbad, dessen Schrecknisse auch während der Reise des Königs durch die Provinzen sich überall wiederholten, machten aber den Tyrannen überall verhaßt. Der aus der Gefangenschaft entflohene Gustav Erichsson Wasa [s. Gustav 1) a)], ein Schwestersohn des älteren Sten Sture, entging auf wunderbare Weise den gegen ihn ausgesendeten Häschern des Tyrannen, sammelte sich unter den freiheitliebenden und tapferen Bewohnern von Dalarna ein Heer und vertrieb von dort aus die Dänen. Nachdem er 1521 in Wadstena zum Reichsvorsteher und 1523 in Strengnäs zum König erwählt worden war und das ganze Land erobert hatte, wurde 1524 in dem malmöer Receß die kalmarische Union für immer aufgehoben. Der neue Herrscher, auf die Gunst des Volks gestützt, durfte es nun wagen, die Macht des katholischen Klerus zu brechen und die großen Kirchengüter einzuziehen, deren er nothwendig bedurfte, wenn Schweden als ein selbstständiges Reich bestehen sollte. Dies geschah auf dem Reichstag zu Westerås 1527. Der König ging dabei zwar energisch, aber so vorsichtig zu Werke, daß das Volk der Veränderung seines kirchlichen Bekenntnisses erst spät inne wurde. Durch die Einziehung der kirchlichen Güter und der Klöster, sowie durch sein selbstständiges Handeln entfrembete er sich aber seine alten Freunde, die Dalekarlier, die sich zu wiederholten Malen gegen ihn empörten. Auch gegen den Adel in Westergötland, gegen das von Nils Dacke irre geleitete Volk in Småland, gegen Christian den Tyrannen (der, vertrieben aus Dänemark, nach Norwegen kam und den Versuch machte, seine verlorenen Länder wieder zu erobern), gegen die Lübecker, welche durch die ihnen verwilligte maßlose Handelsfreiheit übermüthig geworden waren, und gegen die Russen hatte Gustav zu kämpfen. Aber er überwand alle Schwierigkeiten und machte sogar auf dem Reichstage zu Westerås, 1544, den Thron in seinem Geschlechte erblich. Daher folgte ihm nach seinem Tode ohne Widerrede sein ältester Sohn Erich XIV. [1560—68, s. Erich g)]. Aber den Hoffnungen, die dieser im Anfang seiner Regierung erregt, später wenig entsprechend, ward er, halbem Wahnsinn anheimgefallen, von seinen Brüdern entfernt. Es folgte ihm, 1569—92, Johann III. [s. Johann 8)], unter welchem, wie unter seinem Vorgänger, die Aristokratie wieder ihr Haupt erhob und das Papstthum seine Macht von Neuem in Schweden zu begründen suchte. Johanns schwankende Haltung zwischen dem katholischen und protestantischen Bekenntnisse, sowie seine den Jesuiten gewährte Unterstützung schienen Roms Streben zu begünstigen. Aber durch die Abtretung Gothlands, Jemtlands und Herjeådalens und die Verzichtleistung auf Esthland zu Gunsten Dänemarks im Frieden zu Stettin, 1570, und seine darauf folgende schlechte Regierung machte er sich der Nation abgeneigt, und der Tod seiner ersten Gemahlin, der eifrig katholischen Katharina Jagellonica von Polen, 1583, sowie seine Verheirathung mit der protestantischen Gunilla Bjelke und die übertriebenen Forderungen und Ansprüche der Katholiken kühlten seinen Eifer für die katholische Lehre ab. Sein offen zum Katholicismus übergetretener Sohn Siegmund, 1592—1600, der bereits 1587 zum König der Polen gewählt worden war, mußte zwar vor seiner Krönung, 1593, versprechen, die protestantische Lehre in Schweden zu schützen; da er jedoch sein Wort zu brechen suchte und überhaupt wegen seiner katholischen Sympathien beim Volk verhaßt war, gelang es seinem ehrgeizigen, dabei aber klugen und thätigen Oheim Karl, einem eifrigen Protestanten, leicht, ihn vom Throne zu verdrängen, 1600, und sich selbst, 1604, als König krönen zu lassen, unter dem Namen Karl IX. (1600—11). Dieser befestigte die lutherische Kirche, demüthigte die Aristokratie, indem er deren Versuche, den alten Einfluß wieder zu gewinnen, mit schonungsloser Härte bestrafte, machte sich aber durch organisatorisches Walten, Anlegung mehrer Städte und Begründung des Bergbaues um das Land sehr verdient. In seinen Kriegen gegen Rußland und Polen anfangs unglücklich, errang er später solche Erfolge, daß er sogar daran denken konnte, seinen jüngeren Sohn Philipp zum Czaren von Rußland zu erheben. Er hinterließ bei seinem Tode, 1611, seinem Sohn Gustav Adolf, 1611 bis 1632 [s. Gustav 1, b)], die Beendigung dieser Kämpfe, zu denen noch ein gefahrvoller Krieg gegen Dänemark gekommen war. Die 21jährige Regierung dieses Königs bildet das glänzendste Blatt in der Geschichte Schwedens. Nachdem er

die ersten 19 Jahre seiner Regierung in fast ununterbrochenen Kämpfen mit Dänemark, Rußland und Polen zugebracht und besonders gegen Polen glänzende Erfolge erkämpft hatte, begann er zu Gunsten des in Deutschland gefährdeten Protestantismus, mit dem die Existenz des schwedischen Königthrones eng verknüpft war, jenen der Geschichte Europa's angehörigen Kampf gegen die habsburgische Macht. Sein Heldentod bei Lützen, den 6. (16.) November 1632, schnitt die großen Pläne, die er unstreitig in Bezug auf Deutschlands künftige Gestaltung gehegt, plötzlich ab. Um die Mittel für seine kriegerischen Thaten zu gewinnen, hatte er zur Erhöhung der schon sehr in Anspruch genommenen Steuerkraft seines Landes nur Bergbau, Handel und Gewerbe emporzubringen und durch Gründung neuer Bildungsanstalten Kultur unter seinem Volke zu verbreiten gesucht. Aber er hatte nicht hindern können, daß die Aristokratie in Folge ihrer kriegerischen Verdienste und ihrer in Deutschland gewonnenen Reichthümer wieder zu überwiegender Macht im Staat gelangte. Noch mehr Spielraum gewann dieselbe, als die minderjährige Königin *Christine* (s. d.) ihrem Vater auf dem Throne gefolgt war, unter der übrigens vortrefflichen vormundschaftlichen Regierung, an deren Spitze der Reichskanzler *Axel Oxenstierna* (s. d.) stand. Nachdem Christine 1644 die Regierung selbst übernommen, leistete sie dem Streben der Aristokratie durch Schenkung von Domänen und sonstige Begünstigungen noch größeren Vorschub. Torstensons Siege vergrößerten im Frieden von Brömsebro, 1645, Schweden auf Dänemarks Kosten durch Jemtland und Herjeädalen, die Inseln Gothland und Oesel, Halland auf 30 Jahre und Befreiung der schwedischen Schiffe vom Sundzoll. Der westphälische Friede aber verschaffte Schweden Vorpommern und Rügen, einen Theil von Hinterpommern, Wismar, Bremen und Verden nebst der deutschen Reichsstandschaft. Nachdem Christine am 6. (16.) Juni 1654 die Krone zu Gunsten ihres Vetters, *Karls X. Gustav* (1654—60), Pfalzgrafen von Zweibrücken, des Sohnes der Halbschwester Gustav Adolfs und des Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken, niedergelegt hatte, verwickelte dieser das Land in langwierige Kriege mit Polen, Rußland und Dänemark, welchem letzteren er nach dem kühnen und denkwürdigen Zug über das Eis der Belte im *Frieden von Roeskilde*, 1658, Schonen, Halland, Blekinge, Bohuslän, Trondhjemslän in Norwegen und die Inseln Hven und Bornholm abzwang. Doch der von Neuem ausgebrochene Krieg erlitt durch den Tod des Königs, am 23. Febr. 1660, eine plötzliche Unterbrechung. Die darauf für seinen unmündigen Sohn *Karl XI.* (1660 bis 1697) eingesetzte vormundschaftliche Regierung, bestehend aus 5 Reichsräthen, deren hervorragendste Mitglieder der Reichskanzler Graf Magnus de la Gardie und der Reichsdrost Graf Pehr Brahe waren und an deren Spitze die verwittwete Königin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp stand, brachte am 6. Mai 1660 den *Frieden zu Oliva* zu Stande, in welchem der König von Polen seine Ansprüche auf die schwedische Krone aufgab und die Grenzen zwischen Schweden einerseits und Polen, Brandenburg und Oesterreich andererseits die alten verblieben. Schwieriger waren die Unterhandlungen mit Dänemark. Endlich, am 26. Juni, vereinigte man sich in dem *Frieden zu Kopenhagen*, in Folge dessen Schonen, Halland, Blekinge und Bohuslän bei Schweden blieben, Holstein-Gottorp die Souveränetät über seinen Antheil an Schleswig erhielt, Trondhjemslän in Norwegen aber an Dänemark zurückfiel und dieses sich für mehre adelige Güter in Schweden, deren Besitzer keine schwedischen Unterthanen werden wollten, die Insel Bornholm eintauschte. Mit Rußland wurde 1661 der *Friede zu Kardis*, gleichlautend mit dem Frieden zu Stolbowa (1617), abgeschlossen. Auch die Mißhelligkeiten mit Holland wurden gütlich beigelegt. Die vormundschaftliche Regierung war sehr mangelhaft; die Vormünder suchten sich und den Adeligen, deren Macht und Uebermuth zu dieser Zeit auf den höchsten Gipfel stieg, so viel wie möglich von den Einkünften des Reichs zuzuwenden und alle Abgaben von sich ab auf die unadeligen Stände zu wälzen; sie nahmen Geschenke von auswärtigen Mächten an und ließen sich dadurch zu vielen für Schweden nachtheiligen Maßregeln verleiten; dabei verfielen das Kriegsheer, die Flotte und die Festungen; die Erziehung des jungen Königs wurde dermaßen versäumt, daß er, als er 1672 die Regierung selbst antrat, weder lesen noch schreiben konnte; denn man wollte einen König haben, der nichts verstände, damit er stets von seinen adeligen Rathgebern abhängig wäre. Da diese aber dennoch eine Nachrechnung fürchteten, so ließen sie sich durch französisches Geld gewinnen und verleiteten ihn zu kriegerischen Unternehmungen gegen Deutschland, die aber den schwedischen Waffen wenig Ruhm brachten und auch Dänemark (Holland und Spanien) gegen Schweden zum Kriege bewogen. Gleichwohl bewirkte das Ansehen, welches Ludwig XIV. von Frankreich zu Gunsten seines Bundesgenossen in die Wagschale legte, daß in den verschiedenen Friedensschlüssen zu St. Germain-en-Laye, Nimwegen, Fontainebleau und Lund, 1678 und 1679, Schweden außer einem kleinen Theil von Hinterpommern nichts an seinem Gebiete verlor. Nun richtete der König, der im Kriege zum Mann gereift war, sein Augenmerk auf die innere Verwaltung des Reichs. Nachdem ihm der Reichstag von 1680, noch mehr aber von 1682 fast unbeschränkte Macht ertheilt hatte, forderte er die Vormünder zur Rechenschaft über ihre Verwaltung vor und zog die der Krone ungesetzlicher Weise abgenommenen Güter wieder ein, wodurch alle Lehnsgrafschaften und Baronien verschwanden u. die Macht des Adels einen schweren Stoß erlitt. Auch gab er Schweden die noch jetzt bestehende militärische Einrichtung (s. oben), welche man das *Eintheilungswerk* nennt. Die Flotte wurde in guten Stand gesetzt und für dieselbe der Kriegshafen zu Karlskrona angelegt. Gewerbe und Handel blühten unter ihm mehr auf wie unter einem anderen König, der Bergbau wurde mit mehr Umsicht getrieben; die Reichsbank, welche schon zu den Zeiten seines Vaters gestiftet war, erhielt ihre jetzige Einrichtung und wurde den Reichsständen übergeben. Man nannte

den König den großen Reichshaushälter, und er verdiente diesen Namen, denn er bezahlte 29 Millionen Thaler Reichsschulden und hinterließ dennoch in seinen Kassen 8 Millionen. Unter ihm ward die Gesetzgebung vervollständigt, eine neue Kirchenagende eingeführt, die schon 1668 gestiftete Universität zu Lund freigebig dotirt. Bei seinem Tode, den 15. April 1697, war sein Sohn, Karl XII., erst 15 Jahre alt und er sollte daher bis zum 18. unter Vormündern stehen, doch erlangte er durch Hülfe der Grafen Piper und Sparre, daß ihn schon nach 7 Monaten die Reichsstände für volljährig erklärten und ihm die Regierung übertrugen. Schweden befand sich damals auf einem hohen Gipfel der Macht. Es gehörten zu dem schwedischen Reich außer dem jetzigen Schweden: Finnland, Esthland, Livland, Karelien, Ingermanland, die Herzogthümer Pommern und Rügen, Bremen und Verden und die Stadt Wismar. Karl XII., der nun der unumschränkte Beherrscher dieses ansehnlichen Länderkomplexes vor, wußte die ererbte Gewalt selbst in den bedrängtesten Verhältnissen zu bewahren. Während seiner durch die ununterbrochenen Kriege veranlaßten Abwesenheit stand zwar der Reichsrath an der Spitze der Geschäfte, allein Karl war der eigentliche Herr, der dem Rathe selbst von Bender seine Befehle zuschickte. Der nordische Krieg, dessen Hauptheld Karl XII. ist [s. Karl 7) f)], gewann zwar den schwedischen Waffen ihren bei Fehrbellin verlorenen Ruf wieder, strengte aber die Kräfte der Nation in dem Grade an, daß sie sich kaum nach Verlauf von 100 Jahren wieder erholte und die noch jetzt überwiegende Anzahl des weiblichen Geschlechts über das männliche als eine Folge dieser Ueberanstrengung betrachtet werden muß. Von 1700 bis zur Schlacht bei Poltawa stellte Schweden 400,000 Mann auf, und bis kurz vor Karls Tode war beinahe 1 Million der kampffähigen männlichen Bevölkerung hinweggerafft worden. Wenn das Land trotz so großer Opfer doch noch eine trefflich organisirte Armee von 70,000 Mann zu stellen vermochte, so war es nur die dem schwedischen Nationalcharakter eigene Ausdauer und Treue, welche das Volk zu so gewaltigen Anstrengungen fähig und geneigt machte. Um den vielfältigen Klagen wegen des Verfalls der inneren Verwaltung abzuhelfen, führte Karl noch kurz vor seinem Tode Ordnungsmänner nach dem Muster der fränkischen Sendboten ein. Der durch die Reduktion tief gesunkene Adel fand bei ihm keine Begünstigung; er hob sogar den befreiten Gerichtsstand der Adeligen auf und vernichtete deren Einfluß als Korporation völlig, ohne jedoch verhindern zu können, daß nach seinem Tode die alten Adelsprärogativen wieder in ihrem ganzen Umfang geltend gemacht wurden. Als Karl XII. am 30. Nov. (11. Dec.) 1718 vor Frederikssteen in Norwegen gefallen war, hätte nach dem bestehenden Reichsgesetz der Herzog Karl Friedrich von Holstein, der Sohn der ältesten Schwester Karls, sein Nachfolger werden sollen; doch eine andere Partei wollte dieses Gesetz nicht anerkennen, und der Rath huldigte sogleich der jüngeren Schwester Karls, Ulrike Eleonore (am 15. December 1718), als sie der unumschränkten königlichen Gewalt entsagte; ihr Gemahl, Friedrich von Hessen, brachte das Heer auf ihre Seite, indem er dazu die Kriegskasse verwendete, und die Reichsstände wurden ebenfalls theils durch Bestechung, theils dadurch gewonnen, daß Ulrike Eleonore erklärte, weder sie, noch sonst Jemand hätte ein gesetzliches Recht zur Krone, sondern die Stände hätten freie Wahl. Nun wurde sie wirklich gewählt, nachdem sie am 21. Februar 1719 ihre Wahlakte und die neue Verfassung unterzeichnet hatte. In dieser ward dem König zur Pflicht gemacht, das Reich mit Hülfe des Reichsraths zu regieren; dieser sollte aus 24 Männern bestehen, von denen 10 anwesende einen Beschluß zu fassen vermöchten. Die Reichsräthe sollten den Ständen verantwortlich sein. Der König sollte nur mit Genehmigung der Stände einen Angriffskrieg beginnen und selbst die Waffen zur Vertheidigung des Reichs oder zur Unterdrückung einer Empörung nur mit Beirath des Reichsraths ergreifen dürfen. In Abwesenheit des Königs sollte der Reichsrath die nicht aufzuschiebenden Angelegenheiten nach Mehrheit der Stimmen ordnen. Das Heer sollte neben dem König zugleich dem Reichsrath huldigen. Die königliche Gewalt war durch diese Verfassung faktisch gebrochen. Englische Gesandte boten der Königin sogleich bei ihrem Regierungsantritt Unterstützung wider ihre Feinde, namentlich wider den Czaren an, falls Schweden in die Abtretung der Herzogthümer Bremen und Verden willigen wolle. Der Czar, welcher der ihm durch Englands Dazwischenkunft drohenden Gefahr zuvorkommen wollte, stellte Schweden zur Annahme seiner Vorschläge eine Frist von 2 Monaten, und als diese ohne Antwort verstrichen war, landete im Juli ein russisches Heer unter Apraxin und Lascy in Schweden und legte in kurzer Zeit 5 Städte, 1361 Dörfer, 141 Herrenhöfe u. außerdem viele Berg- und Hüttenwerke in Asche. Als schon der Hauptstadt Gefahr drohte, erklärten sich, obgleich eine englische Flotte zum Schutz herannahte, die Stände zur Annahme der gestellten Bedingungen, Esthland, Karelien und Kexholm für immer, Livland auf 40 Jahre abzutreten, bereit, worauf das russische Heer Schweden verließ. Mit den einzelnen kriegführenden Mächten wurden nun Friedensverträge abgeschlossen, mit England am 20. November, wobei Bremen und Verden abgetreten wurden, welchem Vertrag bald darauf ein Hülfsbündniß folgte, nachdem wenige Tage vorher (20. Jan. 1720) zu Stockholm der Friede mit Polen, Preußen, Dänemark hergestellt worden war. Beim Reichstag 1720 ward auf den Wunsch der Königin, nachdem die Schritte des Herzogs von Holstein sowohl, wie einer anderen Partei, die einem eingebornen Schweden aus dem Geschlecht Gyllenstierna die Thronfolge zuzusichern gedachte, vereitelt worden, dem Gemahl der Königin, dem Landgrafen Friedrich von Hessen, die Würde und Gewalt eines Königs übertragen. Es wurde dabei festgesetzt, daß die Königin, falls Friedrich vor ihr mit Tod abginge, die Regierung wieder erhalten sollte; der König verzichtete dagegen auf das Recht, höhere Stellen ohne Beirath der Stände zu vergeben, u. verpflichtete sich, falls er die Landgrafschaft Hessen-Kassel von seinem Vater ererben sollte, keine Fremden in schwedische Dienste zu

nehmen. Der Krieg mit Rußland hatte inzwischen noch immer seinen Fortgang, da der Czar es seinem Interesse angemessen hielt, die Unterhandlungen ohne Unterbrechung des Kampfes fortzusetzen. Nach vielen Schwierigkeiten kam endlich der Friede zu Nystad (10. Sept. 1721) zu Stande. In diesen verschiedenen Friedensschlüssen verlor Schweden an Georg I., König von England und Kurfürsten von Braunschweig: Bremen u. Verden; an den König von Preußen: Stettin und Vorpommern bis an die Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin; an Dänemark: 600,000 Thaler und die Immunität vom Sundzoll; an Rußland endlich: Livland, Esthland, Ingermanland, Wiborgslän und einen Theil von Karelien. Von England erhielt Schweden dagegen eine Million Thaler, von Preußen 2 Millionen und von Rußland eine gleiche Summe. Friedrich hatte Alles gethan, um nur König zu werden, in der Hoffnung, er würde späterhin seine Macht erweitern können. Aber er irrte sich. Alle seine ränkevollen Versuche in dieser Hinsicht scheiterten an der Festigkeit der Stände. Der Rath und die Stände wollten selbst regieren. Bald entstanden Parteien unter ihnen. Arvid Horn war das Haupt derjenigen Partei, welche man Mützen nannte, und die sich stets den Plänen des Königs widersetzte. Karl Gyllenborg war das Haupt der Partei der Hüte, welche aus den Freunden des Königs bestand. Diese Parteien, deren Uneinigkeit zuerst bei dem Reichstag 1726 ausbrach, dauerten während der ganzen sogenannten Freiheitszeit oder von 1720—72 fort; bald hatte die eine, bald die andere bei den Reichstagen das Uebergewicht. Die Mützen suchten im Allgemeinen Handel und Gewerbe zu unterstützen und die innere Wohlhabenheit des Landes zu heben; die Hüte dagegen wollten jetzt, wie zu den Zeiten der alten Könige, dem Bund durch Krieg und Sieg Ansehen verschaffen. Beide Parteien hatten das Gemeinschaftliche, daß sie von ausländischen Mächten Bestechungen annahmen und diejenige bei den Reichstagen unterstützten, welche am besten bezahlte. Bis 1738 hatten die Mützen die Oberhand, nun aber wurden die Hüte die mächtigere Partei, und sogleich dachte man an Krieg. Rußland war das Land, welches bekriegt und gezwungen werden sollte, alle seine Eroberungen wieder herauszugeben, und obgleich die Kräfte Schwedens erschöpft waren, wurde 1741 von dem Reichstag der Krieg erklärt. Im August 1741 übernahm Graf Löwenhaupt den Oberbefehl in Finnland, unter ihm befehligten die Generäle Wrangel und Buddenbrock; ihnen gegenüber standen russischerseits die Feldherren Lascy und Keith. Allein bereits die ersten Ereignisse entsprachen wenig den Erwartungen der kriegerisch gesinnten Partei. Wrangel ward bei Wilmanstrand geschlagen und gefangen genommen, u. als bei der gleich darauf erfolgenden Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth die Gelegenheit, einen günstigen Frieden zu schließen, durch übertriebene Forderungen vereitelt worden, brach im März 1742 ein russisches Heer in Finnland ein und verwüstete in 14 Tagen 200 Dörfer und 800 einzelne Bauernhöfe. Löwenhaupt zeigte sich ebenso ungeschickt als zaghaft; nach geringem Widerstand verließ er die Armee, und diese räumte Finnland den Siegern. Die Unzufriedenheit darüber war allgemein, und selbst die Hüte suchten, um der Verantwortung überhoben zu werden, um strenge Bestrafung der Anführer nach. Inzwischen war die Königin Ulrike Eleonore gestorben, und die Stände hielten es bei dem betagten Alter des Königs für nothwendig, einen Nachfolger zu wählen (24. Nov. 1741). Die Stimmen waren zwischen dem Herzog von Holstein, dem Prinzen von Dänemark, dem Landgrafen von Hessen-Kassel (einem Bruderssohn des Königs), und dem Herzog von Zweibrücken getheilt. Nach blutigem Aufstand der Dalekarlier, die für den Prinzen von Dänemark die Waffen ergriffen hatten, vereinigten sich die Stimmen für den Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, damaligen Bischof zu Lübeck, der mütterlicherseits ein Nachkomme Gustav Wasa's genannt werden konnte. Diese Wahl beschleunigte den Frieden zu Abo (7. Aug. 1743), der Schweden wieder in Besitz des größten Theils von Finnland setzte. Löwenhaupt und Buddenbrock mußten den unglücklichen Ausgang dieses Kampfversuchs auf dem Schaffot büßen; der Aufstand in Dalekarlien ward mit Strenge unterdrückt. Nach König Friedrichs Tode (25. März 1751) kam mit Adolf Friedrich das Haus Holstein-Gottorp auf den schwedischen Thron. Der neue König trat die Regierung mit der Versicherung an, gewissenhaft die Verfassung von 1720 und seine Wahlakte von 1743 halten zu wollen. Seine Macht aber wurde noch bedeutend mehr eingeschränkt; unter Anderem hatte er im Staatsrath nur 2 Stimmen, u. wenn er einem Beschlusse desselben seine Unterschrift versagte, so drückte der Rath den Namen des Königs darunter, und so hatte der Beschluß gesetzliche Kraft. Wiewohl es dem friedliebenden Fürsten wenig darum zu thun gewesen sein mag, eine Aenderung seiner Verhältnisse herbeizuführen, so veranlaßte doch der Uebermuth der Stände, sowie der stolze, keine Demüthigung zulassende Sinn der Königin, einer Schwester Friedrichs des Großen, öftere Mißhelligkeiten mit dem Reichsrath, u. bald vereinigten sich Mützen u. Hüte gegen die Krone, um ihr den letzten Schimmer von Macht zu entreißen. Aber auch für den König bildete sich eine ansehnliche Partei unter allen Ständen, von welcher 1756 der Plan ausging, der Krone eine erweiterte Gewalt zu verschaffen. Kurz vor der Ausführung desselben aber wurde der Anschlag entdeckt. Der Reichsrath ließ mehre Personen hinrichten, unter diesen den Obersten der Garde, Grafen Erich Brahe, und den Hofmarschall, Freiherrn Horn. Der König wagte es nicht, seine Anhänger dem Blutgerüst zu entziehen; seine Gewalt ward nun noch mehr eingeschränkt, indem man ihm selbst das Recht nahm, Aemter und Stellen dem Vorschlag gemäß zu besetzen, u. diese dem Rathe auftrug. Von der nun herrschenden gyllenborgschen Partei ging der Antheil aus, den Schweden ohne Zweck im Interesse Frankreichs an dem siebenjährigen Kriege nahm. Nach fünfjähriger Dauer dieses für Schweden wenig ehrenvollen Kriegs setzte ein 1762 zu Hamburg abgeschlossener Friede die Verhältnisse mit Preußen wieder in den vorigen Stand. Alles Gute, welches

der schwache und durch stete Kränklichkeit niedergebeugte König bezweckte, ward durch die Selbstsucht und den Kampf der Parteien im Innern vereitelt, die, je nachdem sie die Oberhand gewannen, ihr Streben nur darein setzten, dem entgegen zu arbeiten, was von den Gegnern vollbracht oder begonnen worden war, oder, von französischem oder russischem Gold gewonnen, fremde Interessen vertraten. Als endlich des Kronprinzen Einfluß überwiegend geworden, geschah von Seiten des Königs ein kräftiger Schritt. Eine Akte, die der Reichsrath ihm zustellte, gab er zurück, verweigerte deren Unterzeichnung und verlangte die Zusammenberufung eines außerordentlichen Reichstags, der den gerechten Klagen der Nation abhelfen sollte. Der Reichsrath wollte anfangs hierauf nicht eingehen u. gab erst nach, als der König ernstlich mit seiner Abdankung drohte. Der Reichstag von 1769 hatte aber wenig Ergebnisse von Bedeutung. Bald nach seinem Schluß starb der König Adolf Friedrich, den 12. Febr. 1771. Sein Sohn und Nachfolger Gustav III. [s. Gustav 1) c)] ließ es sein erstes Geschäft sein, die Fesseln, in welche die ständische Aristokratie das Königthum geschlagen, durch eine unblutige Revolution zu brechen, wodurch er die ganze exekutive Macht, den Befehl über die Kriegsmacht, das Recht der Ernennung zu höheren Aemtern und der Erhebung in den Adelsstand, Bündnisse und Frieden mit fremden Mächten zu schließen und Vertheidigungskriege zu beginnen, wieder an die Krone brachte. Die darauf folgenden 6 Jahre waren ruhig und segensreich für Schweden. Es wurde die Tortur abgeschafft, Ackerbau und Handel aufgemuntert, der Bergbau blühte auf, das Geldwesen geordnet. Um seine stets leere Kasse zu füllen, griff der König freilich auch zu bedenklichen Mitteln. Eines von diesen war die Erhebung des Branntweinbrennens, das er kurz zuvor verboten hatte, zu einem Regale. Schon im Reichstage von 1778, noch mehr aber in dem von 1786 zeigte sich eine Opposition gegen den König; dieser half sich jedoch beide Male durch die Auflösung des Reichstages; auch schränkte er die Preßfreiheit ein und verbot, sich im Druck über die Maßregeln der Regierung zu äußern. Auf dem Reichstage von 1789 legte er den Ständen die sogenannte Vereinigungs- und Sicherheitsakte vor, nach welcher der König das Recht erhielt, das Reich unabhängig vom Reichsrathe, der nur noch als höchster Gerichtshof bestehen sollte, zu regieren, Krieg zu führen, Frieden und Bündnisse zu schließen und alle Aemter ohne Ansehen der Person zu vergeben, die Stände nur die Steuern bewilligen, aber über keine anderen als vom König vorgeschlagenen Angelegenheiten berathen sollten. Mit Schwierigkeit und nur auf die Bewilligung erweiterter Vorrechte gingen die drei unadeligen Stände darauf ein; doch der Adel verweigerte entschieden seine Zustimmung. Da ließ der König die Hauptwortführer des Standes verhaften und wußte den Sprecher oder Landmarschall, Löwenhaupt, zu überreden, die Akte zu unterzeichnen, worauf dieselbe gedruckt und zum Gesetz erklärt wurde. Nun verlangte der König noch eine Bewilligung von 82 Tonnen Gold zur Fortsetzung des Krieges, und als er trotz des Widerstandes des Adels dieselbe mit Mühe erhalten hatte, schloß er den Reichstag und betrieb nun eifrig die Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges gegen Rußland. Sein Sieg über die russische Flotte unter dem Prinzen von Nassau bei Svenskfund, den 9. Juli 1790, hatte den Frieden zu Werelä, 14. August, zur Folge, in welchem der Besitzstand beider Staaten so verblieb wie vor dem Kriege, die Schweden aber vor allen anderen Nationen Handelsfreiheiten in Rußland erhielten. Nachdem Gustav III. als das Opfer der Rachsucht des gedemüthigten Adels den 29. März 1792 gefallen war, übernahm für den minderjährigen Sohn des Königs, der ihm unter dem Namen Gustav IV. Adolf [s. Gustav 1) d)] folgte, nach Gustavs letztem Willen der Herzog Karl von Södermanland die vormundschaftliche Regierung. Die Erbitterung der Parteien machte die Verhältnisse des Regenten mißlich genug. Mit Dänemark kam (1794) zur Behauptung der freien Schifffahrt eine Verbindung zu Stande; aber dies sowie die Anerkennung der französischen Republik veranlaßten eine Spannung mit Rußland, die durch die Vereitelung der Verbindung des Königs mit einer russischen Prinzessin noch gesteigert ward. Ein völliger Bruch wurde nur dadurch verhindert, daß die Kaiserin Katharina gerade in der Zeit starb, als Gustav IV. selbst die Regierung antrat (1. Nov. 1796). Diesem kam die Liebe der Nation entgegen, und der Anfang seiner Regierung schien viel Gutes zu versprechen. Bald aber zeigte sich, daß seine Fähigkeiten seinem Willen nicht entsprachen, und als er dem Reichstage zu Norrköping (1800) den Plan vorlegte, die Reichsbancozettel auf ein Sechstel des Nennwerthes herabzusetzen, um einem Staatsbankerott vorzubeugen, erregte dieses große Unzufriedenheit; der Adel forderte öffentliche Prüfung des Staatsrechnungswesens, damit der König nicht nach Belieben Geld aus der Bank nehmen könnte. Der Streit wurde mit solcher Hitze geführt, daß Mehre im Aerger auf ihre Adelswürde verzichteten. Dennoch wurden 4½ Millionen Reichsthaler bewilligt. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts nahm Gustav einen ihm und dem Lande nicht vortheilhaften Antheil an den Staatsbegebenheiten seiner Zeit. Um den Anmaßungen Englands entgegenzutreten, schloß er 1800 eine enge Verbindung mit Rußland, deren Zweck eine Erneuerung der bewaffneten Neutralität von 1780 war. Eine Folge davon war, daß England ein Embargo auf alle schwedischen und russischen Schiffe legte. Die schwedische Insel Barthélemy ward von den Engländern in Besitz genommen, und im März lief eine Flotte von 47 Segeln, unter den Admiralen Hyde Parker und Nelson, zum Angriff wider die verbündeten nordischen Mächte, denen auch Dänemark und Preußen beigetreten waren, von Yarmouth aus, um sich in die Ostsee zu begeben. Dem Durchgange derselben durch den Sund folgte die Seeschlacht bei Kopenhagen (2. April). Die Thronveränderung in Rußland stellte die Ruhe im Norden wieder her. Rußland ging mit England eine Konvention ein (17. Juni), in welcher alle Grundsätze wieder aufgegeben wurden, zu deren Vertheidigung die nordischen Mächte sich bewaffnet hatten,

weshalb auch Schweden Anstand nahm, derselben beizutreten. Als dies endlich geschah, erhielt es die Insel St. Barthélemy zurück und schloß sich seitdem eng an England an, wie es auch der dritten Koalition wider Frankreich beitrat (3. Okt. 1805). Der König erschien in Deutschland an der Spitze eines aus Schweden und Russen bestehenden Heeres, gelangte aber in Folge des Kriegsunglücks der Oesterreicher und des bald erfolgenden Friedens zu Preßburg nicht zur Aktion. Mit England ward am 3. Dec. 1805 ein Subsidientraktat abgeschlossen, und als Preußen, in Folge eines Vertrags mit Frankreich, Hannover in Besitz nahm, suchte Gustav wenigstens das Lauenburgische für seinen Bundesgenossen zu behaupten, worüber es zwischen schwedischen und preußischen Truppen zu einem Gefechte bei Großzachern am Schallsee (23. April 1806) kam, in Folge dessen erstere sich einschiffen mußten. In Schweden ward darauf ein Embargo auf alle preußischen Schiffe in schwedischen Häfen gelegt und der Schiffsverkehr auf eine den Preußen sehr nachtheilige Weise in der Ostsee gestört. Der schwedische Gesandte in Regensburg mußte eine Note übergeben, worin sich der König wegen der vielen Ungesetzlichkeiten, deren mehre Reichsstände sich gegen die deutsche Reichsverfassung schuldig gemacht, von allen ferneren, so sehr unter fremdem Einflusse stehenden Berathschlagungen des Reichstags lossagte. Gleichzeitig wurde die Verfassung Pommerns, weil sich die dortigen Landstände mit Beschwerden über die verfügte allgemeine Bewaffnung des Landes an das deutsche Reichsgericht zu wenden beabsichtigt hatten, außer Geltung gesetzt und die schwedische Verfassung von 1772 auch in dieser Provinz eingeführt. Der Bruch zwischen Preußen und Frankreich (1806) machte den Feindseligkeiten zwischen Schweden und Preußen ein Ende. Seinem System getreu, beharrte Gustav IV. Adolf auch nach der Schlacht bei Jena in seiner feindseligen Stellung Frankreich gegenüber, wies die Friedensanträge und Verheißungen Napoleons I zurück u. nahm die Feindseligkeiten in Pommern gerade in dem Augenblick wieder auf, als Preußen und Rußland zum Frieden sich fügten. Die nächste Folge davon war, daß die Franzosen sich Pommerns bemächtigten. Vergebens forderte Rußland den König von Schweden nach der englischen Expedition gegen Kopenhagen auf, dem Kontinentalsystem beizutreten und den bestehenden Verträgen wegen der nordischen Alliance gemäß den Engländern die Häfen der Ostsee zu verschließen. Auf seine ablehnende Erklärung brach ein russisches Heer unter General Buxhöwden plötzlich und ohne Kriegserklärung in Finnland ein, welches Land die dort befindlichen schwedischen Truppen unter General Klingspor nicht zu schützen vermochten. Åbo und Svartholm fielen sogleich; das für unüberwindlich gehaltene Sveaborg ward, sammt der im Hafen befindlichen Scheerenflotte, von dem durch russisches Geld bestochenen Admiral Cronstedt nach einer Belagerung von wenigen Tagen übergeben (3. Mai 1808). Unmittelbar darauf erschien ein Manifest Alexanders I., welches das Großfürstenthum Finnland dem russischen Reich einverleibte. Gleichzeitig mit Eröffnung der Feindseligkeiten von Seiten Rußlands hatte Dänemark an Schweden, als Bundesgenossen Englands, den Krieg erklärt. Ein schwedisches Heer von 20,000 Mann unter Armfelt, das am 29. Febr. 1808 zur Eroberung Norwegens aufbrach, wurde mit Verlust zum Rückzuge genöthigt, und die Dänen machten unter Anführung des Prinzen von Holstein-Augustenburg sogar einige Streifzüge in Schweden. In dem zu Lotho abgeschlossenen Waffenstillstand (29. Sept.) und der darauf folgenden Konvention zu Olkijoki (19. Nov.) blieben die Russen im Besitz Finnlands. Bereits bei Ausbruch des russischen Krieges hatte sich die Stimme des Volks gegen denselben ausgesprochen, noch mehr gesteigert wurde diese Stimmung durch den unglücklichen Gang des Krieges, und als nun neue Anstrengungen zur Fortsetzung des Kampfes gefordert wurden, als Gustavs rücksichtslose Strenge das Heer und besonders die Garden erbittert hatte, entspann sich in der Armee eine Verschwörung, welche zur Entthronung des Königs (29. März 1808) führte. Der Herzog Karl von Södermanland nahm darauf die ihm angebotene Krone unter der Bedingung an, daß die Verfassung zuvor einer Revision unterzogen werde. Zu diesem Zwecke versammelte sich am 1. Mai der Reichstag. Auf demselben wurden nicht allein Gustav IV., sondern auch seine leiblichen Erben der Krone für immer verlustig erklärt. Die Regierung ward durch 114 Artikel geordnet, nach deren Annahme der Herzog unter dem Namen Karl XIII. zum König erwählt ward (6. Juni 1809). Zum Thronfolger wurde den 12. Juli bei dem kinderlosen Alter Karls XIII. der Prinz Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg erkoren. Das erste Werk der neuen Regierung war der Friedensabschluß mit Rußland und Dänemark. Mit Rußland kam derselbe zu Frederikshamn (17. Sept. 1809) zu Stande. In demselben trat Schweden dem Kontinentalsystem bei und verzichtete auf Finnland nebst ganz Oesterbotten, sowie auf den ostwärts von dem Flusse Torneå gelegenen Theil von Westerbotten, im Ganzen 5472 QM. mit 898,000 Einwohnern. Mit Dänemark ward (10. Dec. 1809) zu Jönköping der Friede ohne Opfer hergestellt; Pommern ward von Frankreich zurückgegeben.

Als darauf der Kronprinz plötzlich den 23. Mai 1810 gestorben war, berief der König einen neuen Reichstag nach Oerebro. Während man allgemein erwartete, daß der Prinz Christian, der Bruder des verstorbenen Kronprinzen, gewählt werden würde, wußte ein unbedeutender Lieutenant, Otto von Mörner, die Wahl auf den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte Corvo, zu lenken. Dieser nahm den Ruf an, kam im November in Stockholm an und wurde von nun an der eigentliche Regent Schwedens. Gleich darauf, den 17. November, mußte Schweden auf Napoleons Befehl an England den Krieg erklären; doch die Unmöglichkeit, in welcher Schweden sich befand, dem aufgedrungenen System pünktliche Folge zu leisten, ohne seinen ganzen Handel zu Grunde zu richten, führte zu Abweichungen. Napoleons Beschwerden darüber blieben unberücksichtigt, und seine Forderungen, 2000 Matrosen in seinen Sold zu geben, den

Tarif von Trianon einzuführen und französische Zollbeamten in Göteborg aufzunehmen, wurden zurückgewiesen. Napoleon ließ deshalb durch den Prinzen von Eckmühl Schwedisch-Pommern und Rügen besetzen (27. Jan. 1812), erbot sich aber, diese Provinz zurückzugeben, auch Rußland zur Wiederabtretung von Finnland zu zwingen, wenn Schweden ein Hülfscorps von 30,000 Mann wider Rußland ausrüste. Die schwedische Regierung hielt es jedoch den Verhältnissen für angemessener, sich dem russischen Kabinet zu nähern, und in Folge davon ward zu Petersburg am 5. April 1812 zwischen Schweden und Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, mit England aber der Friede durch den Vertrag zu Oerebro (12. Juli) hergestellt. Die Bedingung, unter welcher Schweden dem Bunde wider Frankreich beigetreten, war das Versprechen, in den Besitz des Königreichs Norwegen gesetzt zu werden. In Gemäßheit des mit England geschlossenen Subsidienvertrags stellte Schweden für eine jährliche Summe von 320,000 Pfund Sterling ein Hülfsheer von 30,000 Mann, mit dem der Kronprinz in Deutschland gegen Napoleon operirte. Nach der Besiegung Napoleons sah Dänemark sich genöthigt, im kieler Frieden (14. Jan. 1814) Norwegen an Schweden abzutreten. Zwar widersetzten sich dem Vollzuge dieses Friedensschlusses die Norweger, erklärten sich unabhängig und wählten den bisherigen dänischen Statthalter, Prinzen Christian Friedrich, zu ihrem König. Das schwedische Heer drang darauf in das Land und die überlegene schwedische Seemacht in den Meerbusen von Christiania ein, die Hauptfestung Frederiksstad fiel, das schwedische Heer umging das norwegische und erzwang den Uebergang über den Glommen. Der bald darauf erfolgte Vertrag zu Moß (14. August) setzte den Prinzen Christian Friedrich außer Thätigkeit, und die in Christiania versammelten Stände riefen den 4. November Karl XIII. zu ihrem Erbkönig aus, der die von den Norwegern selbst entworfene Verfassung beschwor. Durch den kieler Frieden ging Schwedens letztes Besitzthum in Deutschland verloren; Pommern ward an Dänemark und von diesem Staate wieder an Preußen abgetreten.

Nach Karls XIII. Tode (5. Febr. 1818) huldigten die Stände dem erwählten Thronfolger, der den Namen Karl XIV. Johann angenommen hatte. Die Thätigkeit des neuen Königs war anfangs vornehmlich auf Verbesserung der materiellen Zustände des Landes gerichtet. Durch Kultur wüster Strecken, Flußbettkorrektionen, Kanal- und Straßenbauten, Gründung von Gewerbs- und Navigationsschulen erwarb sich der König unbestreitbares Verdienst. Für öffentliche Arbeiten wurden bis 1837 nahe an 24 Millionen Thaler ausgegeben, wovon der größte Theil zur Schiffbarmachung des Götaelf und auf den Trollhättakanal verwendet ward. Als aber sein Bemühen, Norwegen mit Schweden zu Einem Staate zu verschmelzen, an der Festigkeit des Storthings scheiterte, begann er eine strengere Censur handhaben zu lassen und die Wachsamkeit der Polizei zu verdoppeln. Dies sowie das immer innigere Anschließen an Rußland erregte bei einem großen Theile des schwedischen Volks Mißfallen. Auf dem am 30. Jan. 1834 eröffneten Reichstage waren die Sitzungen zum ersten Male öffentlich. Viele Debatten verursachte das Reichsschuldenwesen. Es waren 1,100,000 Thaler nöthig, um das Deficit des Reichsschuldenkontors zu decken, da ein Ausfall von 720,000 Thalern in der Einnahme Statt gefunden hatte, weshalb auch die Einfuhrzölle auf Wein, Getreide, Seide, Zucker, Kaffee &c. erhöht wurden. Handelsverträge, deren schon 1807 mit Preußen und mit der Pforte zu Stande gekommen waren, wurden abgeschlossen mit Frankreich (1836), Rußland, Griechenland (1838), dem Kirchenstaate (1839); nach den südamerikanischen Freistaaten gingen Unterhändler, um Verbindungen anzuknüpfen; der Bau mehrer Linienschiffe und Fregatten brachte die Flotte auf eine angemessene Höhe, doch wurde mit Recht geklagt, daß der König, einer alten Vorliebe folgend, das Landheer übermäßig vermehre und diesem Mittel und Kräfte zuweise, die besser auf dem Meer verwendet würden. Diese Bemühungen trugen ihre Früchte. Als der Reichstag von 1840 eröffnet wurde, konnte die Regierung rühmend darauf hinweisen, daß durch die größere Ausdehnung und Sicherheit des Handels die Zolleinnahme, ungeachtet der Herabsetzung der Ein- und Ausgangszölle, verdreifacht worden sei. Freilich fand dem gegenüber die Opposition Schattenpartien genug auf, die damit im grellsten Kontraste standen. Sie behauptete und bewies, daß in Dalekarlien und Wermland große Noth herrsche, daß die Zahl der Ehen im Abnehmen, die der Verbrechen im Zunehmen begriffen sei. Die Hauptbeschwerden trafen aber die Bevorzugung des Adels und das rein ständische System in der Verfassung. Karl Johann wagte diese althergebrachten Mißstände nicht zu berühren, er erinnerte sich der Rolle, welche der Adel Schwedens in allen Revolutionen seines Landes gespielt hatte, und hütete sich, die erloschene Sympathie für die Wasa's durch Beleidigung des einflußreichsten Standes neu zu erwecken. Das sogenannte Komplot der Freiherren von Vegesack und von Düben, die 1833 des Landes verwiesen, im folgenden Jahre aber, da der Kapitän Lindeberg, der den König persönlich angegriffen und dadurch zum Tode verurtheilt worden war, ohne seine Bitte die Begnadigung erhielt, nebst Allen, die seit 1810 wegen politischer Vergehungen bestraft waren, begnadigt wurden, galten dem König als Beweise, daß sein Thron unterminirt werde. Die „Braheherrschaft", so genannt nach dem Günstling des Königs, Grafen Brahe, schlug nun um so tiefere Wurzeln. Auf der anderen Seite zeigte sich die Presse, seit 1812 der Censurfesseln entledigt, schwieriger denn früher. Crusenstolpe, Lindeberg und andere Publicisten rechneten nach, daß der Adel, der nur $^1/_{300}$ der Gesammtbevölkerung ausmache, drei Viertheile der einträglichen Staatsämter bekleide, die Hälfte des höchsten Gerichts, den Vorsitz im Reichsschuldenkontor, in der Reichsbank, in den Ausschüssen grundgesetzlich habe und doch in Bildung und Kenntnissen von den übrigen Ständen überflügelt sei. Die veraltete ständische Verfassung war nicht minder fortwährend die Zielscheibe heftiger Angriffe. Da der ganze gebildete Mittel-

stand von der Vertretung ausgeschlossen war, während jedes über 24 Jahre alte adelige Familienhaupt auf dem Reichstage erscheinen und hier mitstimmen durfte, so war es nicht die Intelligenz, die auf den Reichstagen das Wort führte. Die Bevorzugung des Adels führte auch dazu, daß der schwedische Beamtenstand selbst gemäßigte Ansprüche nicht befriedigte. Karl Johann wechselte, je nachdem diese oder jene Klage laut wurde, bei der Besetzung der Aemter zwischen zwei entgegengesetzten, aber dieselben Folgen ergebenden Systemen. Bald ließ er den grassesten Nepotismus vorwalten, bald hielt er sich streng an die Anciennetät; doch war und blieb es stets der Adel, der auf die eine oder andere Weise vorrückte. Bis 1838 wurde die Ruhe nicht bedeutend gestört. In diesem Jahre stieg aber die Unzufriedenheit, die schon lange geherrscht hatte, zur Gährung. Die Regierung stellte mehre Preßprozesse an, namentlich gegen Crusenstolpe, den Herausgeber mehrer politischen Schriften und Broschüren, bei dessen Verurtheilung zu mehrjährigem Gefängniß es tumultuarische Scenen gab, und unterdrückte mehre oppositionelle Zeitschriften. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge trat der Reichstag am 25. Jan. 1840 zusammen. Im Anfang war der Eifer der Stände so groß, daß nichts weniger als eine totale Umwälzung der Verwaltung und Verfassung bezweckt werden zu wollen schien. Der Verfassungsausschuß debütirte mit 31 Anklagen gegen den Staatsrath; der außerordentliche Ausschuß, zu dessen verfassungsmäßigen Befugnissen die Kontrole des höchsten Gerichts gehört, erklärte, daß 3 Mitglieder desselben das Vertrauen verloren hätten. Eine der wichtigsten Principienfragen entschied der Finanzausschuß mit 19 gegen 15 Stimmen dahin, daß allein die Reichsstände berechtigt seien, über alle Staatseinkünfte zu bestimmen. Als nun die durchgreifende Umgestaltung des Wahlsystems und der Uebergang von der ständischen zu einer repräsentativen Verfassung erörtert wurde, zeigte sich der Verfassungsausschuß der Reformfrage günstig. Derselbe arbeitete einen Verfassungsvorschlag aus, dem das repräsentative Einkammersystem mit einem niedrigen Wahlcensus zu Grunde lag. In diesem Stadium blieb aber die Verfassungsfrage damals. Zum Beschluß wurde nur der Antrag erhoben, daß der Reichstag nicht mehr alle 5, sondern alle 3 Jahre zusammentreten solle. Noch während des Reichstags, am 16. Mai, trat eine Umgestaltung des Staatsministeriums und der Verwaltung ein, welche letztere 7 Ministerien (Justiz, Auswärtiges, Militär, Marine, Inneres, Finanzen und Kultus) zugetheilt wurde. Am 8. März 1844 starb Karl XIV. Johann. An den neuen König Oskar knüpften sich große Hoffnungen. Sein wohlwollender Charakter schien Bürgschaft zu geben, daß er das Wohl des Landes stets im Auge behalten werde, und seine erste Regierungshandlung war ganz geeignet, Vertrauen zu erwecken. Der Prinz von Wasa hatte nach dem Ableben Karl Johanns eine Erklärung erlassen, in welcher er sich seine Rechte auf den schwedischen Thron vorbehielt; Oskar I. antwortete damit, daß er den bisher verbotenen Verkehr mit der vertriebenen Dynastie freigab. Auch hob er das seit 1812 der Regierung zustehende Recht auf, politische Blätter ohne vorhergegangene gerichtliche Untersuchung und Angabe der Gründe zu unterdrücken. Diese Großmuth, die das Gefühl der Sicherheit ausdrücken sollte, erreichte ihren Zweck vollkommen. Man erwartete mit freudiger Zuversicht, daß sich das schwedische Staatsleben in der freisinnigsten Weise entfalten werde. Aber bald bemerkte man bei der Regierung ein gewisses Schwanken, eine Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, welche es weder mit der einen, noch mit der anderen Partei verderben wollte und daher keine Seite befriedigte. Die Hemmungen kamen nicht vom König, sondern von den oberen Behörden, die mit sehr wenigen Ausnahmen durchaus unfähig waren zu irgend einer anderen Leistung, als die laufenden Schreibereien nach altem Schlendrian in aller Gewöhnlichkeit zu besorgen. Am 20. Juli 1844 eröffnete König Oskar den Reichstag in eigener Person. Der von dem früheren Konstitutionsausschuß ausgearbeitete Reformentwurf wurde zurückgelegt und ein neuer Ausschuß niedergesetzt, um einen anderen Antrag auszuarbeiten. Dieser Ausschuß war zusammengesetzt aus den einseitigsten und eigensinnigsten Mitgliedern zweier, einander diametral entgegengesetzter Parteien, indem sämmtliche von dem Adel und dem geistlichen Stande gewählte Ausschußmitglieder konservative Ultras, die von dem Bürger- und Bauernstande gewählten hingegen mehr oder weniger exaltirte Progressisten waren. Auf eine Vermittlung der Extreme war nicht zu rechnen; zwei Stände traten den beiden anderen schroff entgegen. Nachdem für ständische Wahlen u. gegen das Repräsentativsystem entschieden war, enthielten sich die Freunde des letzteren Systems, wozu sämmtliche Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes in dem Ausschuß gehörten, fast jeder weiteren Theilnahme an den Arbeiten des Ausschusses in dieser Frage, und die adeligen und geistlichen Konservativen, welche zufälliger Weise den Sieg davontrugen, hatten also freies Spiel. So kam es, daß die Verfassungsfrage nicht gefördert wurde. Beim Schluß des Reichstags (24. Mai 1845) äußerte sich nur der Bürgerstand über die Nothwendigkeit einer Verfassungsabänderung sehr bestimmt, während der Bauernstand die gleiche Vertheilung der Staatslasten in lebhafte Erinnerung brachte. Die Antwort des Königs und die Erläuterungen des Ministers von Silfverstolpe lauteten dahin, daß eine Repräsentationsänderung auf dem Wege gegenseitiger Opfer sich als unerläßlich darstelle. In der That ergriff die Regierung die Initiative und setzte einen Verfassungsausschuß nieder, in den der Justizminister Graf Posse als Präsident berufen wurde. Die übrigen Mitglieder wurden aus den 4 Ständen genommen und durch einige andere Mitglieder verstärkt, welche keinem Stande angehörten. Zwei volle Jahre, 1846 und 1847, saß der Ausschuß, und zuletzt zerfiel seine Arbeit, bis auf eine Sammlung statistischer Notizen. Die Schuld dieser Resultatlosigkeit lag vorwiegend auf Seite der Regierung, indem sie sich mehr der aristokratischen Partei zuneigte, da ihr Geldbedürfniß von den Liberalen nicht wie sie wünschte gewürdigt wurde, wogegen

die konservativen Ultras zu Geldbewilligungen die größte Bereitwilligkeit zeigten. Im November 1847 trat der neue Reichstag zusammen. Die Mißstimmung der Bevölkerung hatte in dieser Zeit eine bedenkliche Höhe erreicht. Von allen den Reformen, die man seit der Thronbesteigung Oskars I. erhofft hatte, war bisher nur eine eingetreten, die Aufhebung der alten Erb- und Ehegesetze, wonach das weibliche Geschlecht auf dem Lande gegen das männliche sehr zurückgesetzt war. Die übrigen Reformen betrafen hauptsächlich die Erweiterung der Gewerbefreiheit. Die Vorlagen, die dem Reichstag von 1847 gemacht wurden, vermehrten die Mißstimmung. Am meisten mißfiel das Budget. Die königliche Proposition stellte nicht bloß erhöhte Ausgaben für alle Zweige der Staatsverwaltung in Aussicht, sondern verlangte besonders ungeheure Summen zur Erweiterung des Militärluxus, den das Volk schon lange eher beschränkt als erweitert zu sehen wünschte. Statt Beschränkung der Hof- und Staatsausgaben erfolgte eine Vermehrung derselben um 15—20 Procent, statt Ersparnisse standen neue und erhöhte Steuern oder Staatsanleihen in Aussicht. Gegen diese maßlosen Forderungen der Regierung erhoben sich in allen vier Ständen Stimmen. Zu dieser Aufregung kam noch die pariser Februarrevolution. Die Reformfreunde erhoben ihre Stimmen lauter denn je, aber von dem Reichstag hofften sie nichts, da die Zusammensetzung des Verfassungsausschusses, in dem die ultrakonservativen Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit mit den radikalen des Bauernstandes zusammenwirken sollten, kein Resultat ermöglichte. Es entstand daher der Gedanke, durch Volksversammlungen, Petitionen ꝛc. der öffentlichen Meinung einen Ausdruck zu geben, um wo möglich eine Entscheidung zu beschleunigen, wo nicht bei den Ständen, so doch bei dem König, dem die Initiative in einer solchen Frage ebenso gut verfassungsmäßig zukommt als den Ständen. Dieser Gedanke wurde weiter ausgebildet zu der Idee von Reformbanketten, deren erstes am 18. März 1848 in Stockholm Statt fand. Die Koryphäen der liberalen Partei vereinigten sich hier mit über 400 Gelehrten, Aerzten, Künstlern, Beamten, Schulmännern, Kaufleuten, Gutsbesitzern, Gewerbtreibenden ꝛc., lauter Leuten, die nach der bestehenden Verfassung keine politischen Rechte genossen. Hier sprach man sich mehr oder weniger bestimmt dahin aus, daß die Stände nicht mehr als ein Ausdruck des aufgeklärten Nationalwillens betrachtet werden könnten, und daß das Wohl des Vaterlandes eine baldige Reform der Art verlange, daß nicht einzelne Stände oder Klassen, sondern das gesammte Volk im Reichstag vertreten sei. Am Abend des Reformbanketts und an den folgenden Tagen fanden in Stockholm ziemlich bedeutende Unruhen und Aufstände des Pöbels Statt. Augenscheinlich wußte Niemand der Theilnehmer, was er eigentlich wollte, u. bald beruhigten sich die Gemüther wieder. Bald darauf ließ der König dem versammelten Reichstag durch den Grafen Sparre eine neue Reichstagsordnung überreichen, deren Grundzüge folgende waren: Das Repräsentationsrecht des schwedischen Volks wird durch eine Reichsversammlung geübt, welche jedes dritte Jahr am 15. Nov. zum ordentlichen Reichstage zusammentritt. Zu einem außerordentlichen Reichstage wird die Reichsversammlung vom König berufen, sobald er es für nöthig findet. Sie besteht aus zwei Kammern, einer ersten, die 120, und einer zweiten, die 150 Mitglieder zählt. Die Mitglieder der ersten Kammer werden für 9 Jahre, die der zweiten für jeden Reichstag gewählt. Zur zweiten Kammer senden sämmtliche Städte des Königreichs 30 Mitglieder, 70 werden auf dem Lande durch Wahlmänner und 50 durch unmittelbare Wahlen ausersehen. Aktives Wahlrecht kommt jedem schwedischen Manne lutherischen Glaubens zu, welcher irgend ein Gewerbe treibt, wofür er Steuern zahlt, ꝛc. Wählbar zur zweiten Kammer ist jeder Wahlberechtigte, der das Alter von 25 Jahren, wählbar zur ersten Kammer ist jeder Wahlberechtigte, der das Alter von 35 Jahren erreicht hat, sofern er mehr als zwei Dritttheile der sämmtlichen Stimmen der Wahlmänner seiner Provinz erhält. Der Verfassungsausschuß nahm diesen Entwurf an; doch durfte derselbe dem Grundgesetz gemäß nicht von dem bestehenden, sondern erst von dem folgenden Reichstage angenommen oder verworfen werden. Während nun inzwischen der Verfassungsentwurf immer mehr Anhänger fand, erregte es Befremden, daß die Organe der Regierung, je näher der Augenblick der Entscheidung heranrückte, sich desto gleichgültiger gegen die Annahme des Entwurfs erwiesen, wie auch verlautbarte, daß die Krone gegen die Annahme des ministeriellen Entwurfs insgeheim arbeiten lasse oder wenigstens ohne Mißbilligung es mit ansehe, wie die Gegner desselben auf die rücksichtsloseste Weise gegen den Regierungsentwurf zu wirken suchten. In der Zwischenzeit wurde durch die Aufhebung einer Instanz das Prozeßwesen vereinfacht und den Engländern, welche eine neue Navigationsakte angenommen hatten, 1850 größere Handelsfreiheiten bewilligt. Als am 15. November 1850 der Reichstag eröffnet ward, konnte man aus der Rede des Königs schließen, daß die Regierung ihren eigenen Vorschlag eben nicht sehr eifrig vertheidigen werde. Der Priesterstand verwarf denselben; ihm folgte der Ritterstand, dann der Bauernstand, dem der Entwurf mehr zu nehmen als zu geben schien; nur der Bürgerstand nahm den Vorschlag mit 33 gegen 19 Stimmen an. Eine Folge dieses Ausgangs war, daß die Regierung bei allen Parteien, so schroff sich diese auch gegenüberstanden, an Achtung sank. Das Publikum nahm die Sache im Ganzen gleichgültig hin. Alsbald nach der Verwerfung wurden dem Konstitutionsausschuß von den verschiedensten Seiten Vorschläge zu Aenderungen in der Verfassung übergeben, die geraume Zeit das Tagesgespräch bildeten; aber nach und nach verlor sich dies, und auch der Konstitutionsausschuß ließ nichts von seiner Thätigkeit vernehmen, selbst die Privatversammlungen der Reformfreunde hörten auf, kurz, es trat für den Augenblick über die ganze Frage vollkommene Stille ein. Noch bevor die Verfassungsangelegenheit dieses Ende genommen, war Schweden auch nach Außen hin in Kollisionen gerathen. Beim schleswig-holsteinischen Streit zwischen Deutschland und Dänemark hatte sich nämlich das

schwedische Kabinet betheiligen zu müssen geglaubt, indem sich schon seit Jahren in der Nation, namentlich unter der Jugend, skandinavische Einheitsbestrebungen geregt hatten, in Folge deren der alte Haß zwischen Schweden und Dänen geschwunden und die dänische Sache in Schweden populär geworden war. Die Regierung, obwohl der skandinavischen Bewegung nicht hold, akkommodirte sich dieser Richtung, zumal da Rußland Alles aufbot, um Schweden zu Gunsten Dänemarks zu stimmen und der Reichstag 2 Millionen Reichsthaler Banco zu Rüstungen bewilligte. Es kam daher ein enges Bündniß zwischen den beiden skandinavischen Staaten zu Stande, in Folge dessen zur Deckung des eigentlichen Dänemarks schwedische Truppen nach Fünen abgingen und das schwedische Kabinet eine aktive Theilnahme am Kampfe gegen Deutschland in Aussicht stellte. Unter schwedischer Vermittelung wurde denn auch der Waffenstillstand zu Malmö den 26. Aug. 1848 abgeschlossen, übrigens aber blieb Schweden trotz aller Bemühungen der Dänen neutral, weshalb auch beim Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 den Schweden die Besetzung Nordschleswigs übertragen ward.

In Bezug auf die inneren Verhältnisse Schwedens schien nach der Verwerfung der von der Regierung beantragten Verfassungsreform der konservative Eifer auf Seiten der Aristokratie im Wachsen begriffen zu sein, wie unter Anderem bei der Berathung über die Emancipation der Juden ein Rückschritt gegen früher unverkennbar war. Dagegen nahm sich die Regierung der Hebung der materiellen Interessen fortwährend mit Eifer an. Sie vermehrte die Wehrkraft des Landes, beförderte Eisenbahnbauten und suchte auf Ablösung des Sundzolls hinzuwirken. Die königliche Familie ward durch Sterbefälle schwer betroffen. Die Vermählung des Kronprinzen 1850 mit Luise von Oranien, der Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich der Niederlande, sowie die Geburt einer Prinzessin 1851 und die eines Erbprinzen im December 1852 gewannen dem Thronfolger die Popularität wieder. Aber der Erbprinz starb schon am 13. März 1854 wieder, und während der König selbst schwer erkrankte, ward auch sein zweiter Sohn, Prinz Gustav, Herzog von Upland (geboren 1827), den 24. September 1852 nach kurzer Krankheit vom Tode hinweggerafft. Die Krankheit des Königs ward aber so langwierig, daß eine Regierungskommission bestellt werden mußte und er erst nach Monaten die Regierung selbst wieder übernehmen konnte (April 1853). Auch gewann er seine Körper- und Seelenkräfte nie wieder, vielmehr war sein noch übriges Leben nichts als ein langsames Hinsiechen. Darauf ward das Land von der Cholera arg heimgesucht, und noch wüthete die Seuche, als die orientalische Krisis Schweden in die europäische Verwickelung hineinzuziehen drohete. Das Kabinet suchte sich zwar durch einen Vertrag mit Dänemark seine Neutralität zu bewahren, begann jedoch zugleich außerordentliche Rüstungen und verlangte im November 1853 vom wieder versammelten Reichstag 4 Millionen Thaler, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Als im Laufe des Jahres 1854 die Flotten der Westmächte an den schwedischen Küsten erschienen, behielt die Regierung ihre abwartende neutrale Stellung bei; in der Nation aber gab sich wie immer eine antirussische Stimmung deutlich kund, indem die Gelegenheit zu Wiedergewinnung des verlorenen Finnlands günstig genug erschien. Obwohl aber die Westmächte sich es sehr angelegen sein ließen, die öffentliche Meinung in Schweden in diesem Sinne zu bearbeiten, so hielt doch die Furcht vor Rußlands Uebergewicht im Norden und die Ueberzeugung von der Unsicherheit der von den Westmächten in Aussicht gestellten Garantien die Regierung von aktiver Betheiligung am Kampfe gegen Rußland zurück. Der Reichstag ging in diesem Punkte mit der Regierung Hand in Hand und bewilligte entgegenkommend die Mittel zur Durchführung der bewaffneten Neutralität. In Betreff der inneren Angelegenheiten vereinbarte derselbe mit der Regierung ein Gesetz zur Beschränkung der verderblichen Branntweinbrennereien und Vertheuerung des Branntweingenusses. Die Verfassungsfrage kam aber wieder nicht zur Erledigung. Auch die Verhältnisse der Juden waren Gegenstand der Reichstagsverhandlungen. Ihre Bitte, sich überall niederlassen und Grundeigenthum erwerben zu dürfen, ward aber abgeschlagen und ihnen nur die Befugniß eingeräumt, in Städten mit über 4000 Einwohnern zu wohnen und sich anzukaufen, während sie in Norwegen seit einigen Jahren in den vollen Genuß aller bürgerlichen Rechte gesetzt worden waren. Als am 5. Dec. 1854 der Reichstag auseinanderging, konnte der König der Arbeiten desselben rühmend gedenken, worunter namentlich wesentliche Verbesserungen der Strafgesetzgebung, Hebung des Staatskredits durch zweckmäßige finanzielle Maßregeln, Gesetze zur Vereinfachung der Steuererhebung und zur Steuerverminderung, Geldverwilligungen zur Verbesserung der Administration sowie zu wissenschaftlichen, nationalökonomischen und wohlthätigen Zwecken, ein Gesetz über Eisenbahnbauten, die Einführung des Decimalsystems in Münze, Maß und Gewicht rc. hervorzuheben sind. Was die äußere Politik betrifft, so dauerten die Maßregeln zu Aufrechterhaltung der bewaffneten Neutralität, bestehend in Veranstaltung von Uebungsfahrten der Flotte im baltischen Meere und von Uebungslagern der Landtruppen, fort. Inzwischen aber hatte der König bereits im Juli 1854 der französischen Regierung insgeheim das Anerbieten gemacht, am Kampfe gegen Rußland Theil zu nehmen und in Finnland einzufallen, falls er von den Westmächten mit 100,000 Mann kriegstüchtiger Truppen, sowie mit Subsidiengeldern unterstützt werde. Dieses im März 1855 wiederholte Anerbieten ward aber von Seiten Englands u. Frankreichs nicht angenommen, da die noch hinlänglich in der Krim beschäftigten Alliirten mit einem sehr problematischen Feldzug in Finnland sich nicht befassen mochten. Russische Uebergriffe aber, welche in Folge der unsicheren Grenzen im Norden bei Fischerei und Jagd Statt gefunden, waren der ostensible Grund zum Abschluß eines Schutzbündnisses zwischen Schweden und den beiden Westmächten am 21. Nov. 1855, wonach Schweden sich verpflichtete, keinen norwegischen

oder schwedischen Gebietstheil an Rußland abzutreten, und dafür die Zusicherung nachdrücklicher Hülfe bei etwaigen Angriffen von Seiten Rußlands erhielt. Die Kriegsrüstungen wurden demgemäß eifrig fortgesetzt und erst sistirt, als die kriegführenden Mächte Frieden geschlossen hatten. Rußland ging nicht nur bereitwillig auf die Grenzregulirung im Norden ein, sondern verpflichtete sich auch im pariser Frieden, die Ålandsinseln nicht mehr zu befestigen. Nach Innen beschäftigte sich die Regierung damals vornehmlich mit Maßregeln zu Herstellung einer innigeren Verbindung zwischen Schweden und Norwegen, welcher namentlich der Mangel an Straßen und die Zollgesetzgebung im Wege standen. Nachdem am 23. Okt. der Reichstag von 1856—57 eröffnet worden, ward demselben in der Thronrede die Vorlage einer neuen Zollordnung auf der Grundlage erweiterter Handelsfreiheit, sowie eines Gesetzes zu Gunsten der Glaubensfreiheit angekündigt. Aber die beantragte Aufhebung der bisherigen Strafgesetzgebung in Betreff des Religionswechsels ging besonders in Folge des Widerstands des Adels und der Geistlichkeit nicht durch, nachdem auch der höchste Gerichtshof sein Gutachten dagegen abgegeben hatte; vielmehr beantragten die Stände die neue Einschärfung der die Sonntagsfeier betreffenden Gesetze. Dagegen bewilligten sie größere Summen als jemals zur vollkommeneren Ausrüstung des Heeres, sowie zum Bau von Eisenbahnen. Unter mehren die Geschäftsordnung des Reichstags betreffenden Verbesserungen ist besonders die hervorzuheben, wonach über alle wichtigeren Gegenstände die vier Stände gemeinschaftlich berathen sollten. Wegen abermaliger Erkrankung des Königs übernahm der Kronprinz Karl laut königlichen Erlasses vom 10. September 1857 die Regentschaft, nachdem er vor versammeltem Staatsrath den Eid auf die Verfassung geleistet. Am 10. März 1858 erfolgte der Schluß des langen und an Resultaten reichen Reichstags. König Oskar I. starb den 8. Juli 1859 und hatte seinen Sohn Karl XV. Ludwig Eugen, geboren den 3. Mai 1826, zum Nachfolger.

Da der neue König schon als Kronprinz längere Zeit die Regierung mit der ganzen königlichen Machtvollkommenheit geführt und sich dadurch, daß er ganz volksthümlich regierte und sich mit Rathgebern umgab, welche das Vertrauen der Nationen besaßen, die Liebe beider Völker erworben hatte, so trat durch seine Thronbesteigung keine Aenderung ein. Die Reichsstände traten am 15. Okt. 1859 zusammen; die meisten der von dem vorigen Reichstage her ruhenden Vorschläge zu Aenderungen in den Grundgesetzen fielen aber in Folge ihrer Verwerfung von Seiten eines oder mehrer Stände, da eine solche nur mit der Zustimmung aller vier Stände geschehen darf. Das wichtigste Ereigniß während dieses Reichstags war der Vorschlag einer Revision der unionellen Verhältnisse zwischen Schweden und Norwegen. Das Verfahren der Norweger in manchen Stücken, z. B. die Verwerfung der Vorschläge zu einer näheren Verbindung zwischen beiden Reichen durch eine bessere Ordnung der Handels- und Rechtsverhältnisse, und ein von ihnen bewiesenes ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen Schweden brachten hier eine unangenehme Wirkung hervor u. schienen anzudeuten, daß die Norweger jedem anderen Vereinigungsbande mit Schweden, außer der Vereinigung unter einem und demselben König, abgeneigt wären, sowie daß sie von der Union für ihren Handel und ihre auswärtigen Verbindungen zwar den möglichst größten Nutzen ziehen, auf Schweden aber den größten Antheil der Kosten wälzen wollten. Als nun das Storthing fast einstimmig (110 gegen 2) die Aufhebung der Reichsstatthalterschaft beschloß, zu welcher Würde, den norwegischen Grundgesetzen und dem Vertrag mit Schweden von 1814 gemäß, der König einen Norweger oder einen Schweden ernennen konnte, so wurde dadurch in Schweden die Unzufriedenheit Derjenigen, welche die Union nicht als eine bloße Personalunion, sondern vielmehr als eine Realunion aufgefaßt wissen wollten, aufs höchste gesteigert, und nach hitzigen Debatten erließ der Reichstag am 2. April 1860 eine Adresse an den König mit der Bitte, er möchte dem Reichstag und dem Storthing gleichzeitig Vorschläge zu einer Revision der unbestimmten unionellen, sowie der gegenseitigen Handels- und Rechtsverhältnisse vorlegen lassen, die Sanktionirung des Vorschlags über die Statthalterwürde in Norwegen aber erst dann seiner Prüfung unterwerfen, wenn diese Revision durchgeführt und gesetzliche Kraft erhalten hätte. Ueberhaupt drohte diese Frage das bisherige freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Völkern gänzlich zu stören, und gewiß würde sie die nachtheiligsten Folgen für beide gehabt haben ohne das weise und vorsichtige Verhalten des Königs. Uebrigens wurden von diesem Reichstag viele Fragen über wichtige innere Angelegenheiten entschieden. Die wichtigste derselben ist eine neue zeitgemäße Organisation des Kommunalwesens sowohl auf dem Lande (Landsthing), als auch in den Städten. Den Israeliten wurde gestattet, überall im Reiche zu wohnen und Grundbesitz zu erwerben, die Religionsfreiheit wurde erweitert, der Paßzwang (auch für Ausländer) aufgehoben, eine allgemeine Hypothekenbank errichtet, ein neues Konkursgesetz gegeben, zu den Staatseisenbahnen 25 Millionen Reichsthaler, sowie zur Unterstützung von Privatbahnen 2,626,000 Reichsthaler bewilligt, u. A. m. Außerdem wurden mehre Veränderungen des Grundgesetzes vorgeschlagen, die erst von dem folgenden Reichstag entschieden werden konnten, und kurz vor der Beendigung des Reichstags am 20. Oktober 1860 erließen der Bürger- und der Bauernstand, jeder für sich, an den König Adressen, worin sie ihn ersuchten, er möchte dem nächsten Reichstag einen Vorschlag zu einer Repräsentationsreform vorlegen lassen. Dies fand bei der ganzen Nation Anklang, und am 21. Januar 1862 wurden darüber Petitionen mit zahlreichen Unterschriften an die Regierung eingereicht. Im Jahre 1861 zog die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung zur Vertheidigung des Vaterlandes in der Stunde der Gefahr die besondere Aufmerksamkeit der Nation auf sich; es bildeten sich in allen Theilen des Reichs Scharfschützenvereine, denen der König am 8. März ihre Befugniß und Thätigkeit anwies und Befehlshaber setzte. Diese

Vereine haben sich darauf so entwickelt, daß sie jetzt (1866) gegen 50,000 Mitglieder zählen. Mit Dänemark wurde den 25. April eine Konvention abgeschlossen zu gegenseitiger Vollstreckung eines in einem der beiden Reiche gefällten richterlichen Ausspruchs, eine Konvention, auf welche das norwegische Storthing sich nicht hatte einlassen wollen. Mit den ausländischen Mächten bestand fortwährend das freundschaftlichste Verhältniß, das Bündniß mit Frankreich und England von 1855 bestand fort, und der König selbst machte 1861 einen Besuch in beiden Ländern. Während des italienischen Kriegs behaupteten Schweden und Norwegen eine strenge Neutralität, doch war nächst England der König der erste europäische Regent, der das neue Königreich Italien anerkannte. Mit Hannover wurde den 22. Juni 1861 die Aufhebung des Elbzolls bei Stade, sowie späterhin den 16. Juli 1863 mit Belgien die Aufhebung des Scheldezolles verabredet, wofür Schweden und Norwegen, wie auch schon bei der Aufhebung des Sundzolls den 14. März 1857 geschehen war, gleich den übrigen betheiligten Mächten eine angemessene Entschädigung erlegte. Dem folgenden Reichstag vom 15. Oktober 1862 bis zum 8. December 1863 wurde nun der Vorschlag der Regierung zu der neuen Reichstagsordnung vom 5. Januar 1863 vorgelegt (den Inhalt desselben s. oben), von dem Konstitutionsausschusse am 26. Februar gebilligt, von dem Bürger- und Bauernstande, sowie von dem ganzen Volk mit Enthusiasmus aufgenommen und blieb nun ruhend bis zum nächsten Reichstag. Ferner bestimmte der Reichstag, daß in Abwesenheit oder bei Krankheiten des Königs der dem Throne zunächststehende Prinz, wenn er wenigstens 18 Jahre alt wäre, die Regierung führen sollte, auch wurden neue Straf-, See- und Jagdgesetze, ein Gesetz über Kirchen- und Gemeindeversammlungen erlassen, bürgerliche Heirathen zwischen Christen und Israeliten gestattet, eine erweiterte, ja vollständige Gewerbefreiheit bewilligt ꝛc. Schon vor der Beendigung des Reichstags trat die neue Länsrepräsentation ins Leben: am 21. August 1863 versammelten sich die ersten Landsthings. Auch in den Städten wurde 1863 die neue Kommunalverfassung eingeführt. Uebrigens nahmen die auswärtigen Angelegenheiten die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch. Besonders fand das Streben der Polen nach Freiheit und Unabhängigkeit die lebhafteste Theilnahme, und ein Theil der Repräsentation und der Presse war sehr kriegerisch gestimmt; man hoffte im Bündniß mit Frankreich u. England Rußland demüthigen, Polen befreien und vielleicht gar Finnland wieder bekommen zu können; als jedoch die gehofften Bundesgenossen nicht auftraten, so hörte auch in Schweden die Agitation nach und nach auf, obgleich der eingewurzelte Russenhaß blieb. Noch näher wurde Schweden durch das befreundete Dänemark und dessen Schicksale berührt. Das schwedische Kabinet war eifrigst bemüht, durch das Ausscheiden Holsteins und Lauenburgs aus den dänischen Staaten dieser Monarchie die Möglichkeit zu einer fortwährenden Existenz zu sichern. Als Deutschland in seinen Forderungen dringender wurde, so war es nahe daran, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Schweden-Norwegen und Dänemark abgeschlossen worden wäre; als aber am 15. November 1863 der mit dem schwedischen verbrüderte dänische König starb und der neue König gezwungen das sogenannte Novembergesetz annahm, durch welches augenscheinlich die gänzliche Einverleibung Schleswigs mit dem übrigen Dänemark beabsichtigt wurde, so kam das Bündniß nicht zu Stande, und obgleich die schwedische Regierung von den Ständen 3 Millionen Reichsthaler zu einer vollständigeren Anordnung der Landesvertheidigung erhalten hatte und die schwedische Nation ihre lebhaften Sympathien für Dänemark zeigte, auch viele junge Schweden als Freiwillige in den dänischen Reihen kämpften, so behauptete doch die Regierung während des Kriegs 1864 eine strenge Neutralität und suchte nur durch Unterhandlungen zum Besten Dänemarks zu wirken. Noch sind in den letzten Jahren mit vielen auswärtigen Mächten Traktate in Betreff des Handels, der Telegraphen, der Posten ꝛc. abgeschlossen worden, unter denen für den schwedischen und norwegischen Handel der mit Frankreich den 14. Februar 1865 abgeschlossene Handelsvertrag der wichtigste ist. Der letzte Reichstag, vom 15. Oktober 1865 bis 22. Juni 1866, hatte gleich von vorn herein die Aufgabe, das Budget, anstatt für 3 Jahre, nur für 1867 zu bestimmen, da man hoffte, daß die oben angeführte, seit dem vorigen Reichstag ruhende, vom König vorgeschlagene Repräsentationsreform angenommen werden und also der nächste Reichstag mit wirklichen durch Wahlen ausersehenen Volksrepräsentanten am 15. Jan. 1867 sich versammeln würde. Diese Hoffnung ist denn zum Erstaunen Aller und zur innigsten Freude der ganzen Nation auf eine ganz friedliche Weise in Erfüllung gegangen, trotz dem Widerstreben eines Theils der beiden ersten privilegirten Stände. Als am 4. December 1865 in allen Ständen der königliche Vorschlag zur Diskussion kam, nahmen ihn die Bauern einstimmig, die Bürger mit 60 gegen 5 Stimmen, der Adel nach längeren Debatten mit 361 Stimmen gegen 274 an. Als nun am 8. December der Vorschlag der Geistlichkeit zur Beschlußfassung vorlag, wagte die Opposition, welche die meisten Stimmen zählte, es nicht, durch ihr Nein dem königlichen Willen zu widerstreben, der freilich dadurch verworfen worden wäre, und so ging auch bei der Geistlichkeit der Vorschlag ohne Abstimmung durch und derselbe wurde, als von allen vier Ständen angenommen, zu einem Reichsgrundgesetze erhoben, das nicht einmal der königlichen Sanktion bedurfte, da es vom König selbst vorgeschlagen worden war. Es genügte daher die feierliche Anzeige über die Annahme, welche aber bis zur Beendigung des Reichstags aufgeschoben ward, und so ist denn die neue Reichstagsordnung datirt vom 22. Juni 1866, als dem Tag, an welchem der letzte Ständereichstag in Schweden geschlossen wurde. Die Bewilligungen des Reichstags zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten sind wegen der gedrückten finanziellen Verhältnisse in Europa geringer gewesen als die der vorhergehenden Reichstage. Um so freigebiger aber haben sich die Stände bei den Anschlägen

für das Kriegswesen bewiesen. Noch vor der Beendigung des Reichstags wurde am 15. Juni die erste skandinavische Industrie- und Kunstausstellung, zu welcher Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland Beiträge geliefert haben, in Stockholm eröffnet.

Vgl. Fant, Geijer und Schröder, Scriptores rerum Suecicarum medii aevi, Upsala 1818 bis 1825, 2 Bde.; Rietz, Scriptores Suecici medii aevi, Lund 1842—44, 2 Bde.; Dalin, Geschichte von Schweden, deutsch von Benzelstjerna und Dähnert, Greifswald 1756—64, 4 Bde.; Sven Lagerbring, Svea Rikets Historia, Lund 1763 bis 1783, 4 Bde. (unvollendet, nur herabreichend bis 1457); ein kürzeres Werk von ihm ist übersetzt unter dem Titel „Abriß der schwedischen Reichsgeschichte", Rostock 1776; Wagner, Geschichte von Schweden (in dessen „Geschichte des europäischen Nordens"), Leipzig 1778—89, 9 Bde.; Rühs, Geschichte Schwedens, Halle 1803—14, 5 Bde.; Geijer, Svea Rikets Häfder, Bd. 1, Upsala 1825; Derselbe, Svenska folkets historia, Bd. 1—3, Oerebro 1832—36, deutsch von Leffler, Hamb. 1832—36, 3 Bde., fortgesetzt von Carlson (bis 1680), das. 1855, auch schwedisch, Stockholm 1855—56, 2 Bde.; Geijer, Karl XIV. Johann, deutsch von Dieterich, das. 1844; Strinnholm, Svenska folkets historia, Bd. 1—5, Stockholm 1834—61 (reichend bis 1363); davon deutsch die Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier, Hamburg 1839—41, 2 Bde.; Mellin, Fäderneslandets historia, Stockholm 1836, 4. Aufl. 1852, deutsch als „Geschichte Schwedens", Berlin 1844; Fryxell, Berättelser ur svenska historien, Bd. 1—35 (herabreichend bis 1743), Stockholm 1834—66, wovon die ersten Bände auch ins Deutsche übersetzt sind.

2) Das Königreich Norwegen (dänisch Norge, schwed. Norrige), erstreckt sich an der Westseite der s.n H. hin. Während die gerade Entfernung von dem Kap Lindesnäs bis zum Nordkap etwa 200 geographische Meilen beträgt, ist die Breite auf der langen Strecke nördlich von 63° äußerst gering und beträgt von der Landesgrenze bis an den Hintergrund eines Fjords oft nur wenige Meilen; am Eismeere aber, wo die Erstreckung der Küste gegen Osten abbiegt, nimmt sie etwas zu. Dagegen ist die Breite südlich von 63° bedeutender: die größte, zwischen Bergen und dem Farefield, beträgt 40 Meilen. Was die Hauptnahrungsquellen der Bewohner betrifft, so steht der Ackerbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Man hat berechnet, daß von der ganzen Oberfläche des Landes nur 338 □Meilen überhaupt anbaufähig sind; hier aber ist nur die Hälfte wirklich angebaut, und auf das Ackerland kamen (1860) nur etwa 51 □M. Die Erzeugnisse des Ackerbau's genügen nur in einigen der südlichsten Aemter, sowie im Nordre und Söndre Trondhjem dem inneren Bedarf, und es ist daher eine bedeutende Einfuhr (besonders von Dänemark, Schweden, Rußland, Preußen und Hamburg) nothwendig. Die Getreideeinfuhr stieg von durchschnittlich 1,102,000 Tonnen jährlich (1851—55) auf 1,391,000 (1856 bis 1860), ja (1864) auf 1,882,663. Der Anbau des Flachses, Hanfs und Hopfens ist unbedeutend; ebenso unerheblich ist der Obst- u. Gartenbau, dessen Ertrag bei weitem hinter dem Gewinn an wilden Beeren (Erd-, Himbeer-, Molte-, Heidel-, Preißelbeeren &c.) zurücksteht, die der kurze, aber heiße Sommer selbst im heißen Norden zeitigt, und die mit Gewinn im Auslande abgesetzt werden. Im Süden gedeihen an Gartengewächsen besonders Kohl und Rüben. Die Bergabhänge zeigen zum Theil trefflichen Graswuchs; doch ist nur im Süden in der neuesten Zeit künstlicher Wiesenbau betrieben worden. Das Hauptprodukt des Pflanzenreichs ist Holz, welches daher Hauptausfuhrartikel Norwegens, besonders nach England, Frankreich, Holland und Dänemark ist. Es wurden jährlich ausgeführt an Kommerzlasten (à 120 Kubikfuß) 1851—55 283,000, 1856—60 308,000, 1864 404,000, und zwar fast ausschließlich aus dem südlichen Theile des Landes, vornehmlich von Drammen, Christiania und Frederiksstad, woselbst sich auch die bei weitem überwiegende Mehrzahl der 3325 Sägemühlen des Landes befindet. Die ganze Westküste, obgleich früher ebenfalls bewaldet, von dem Kap Lindesnäs an, nebst den vorliegenden Inseln ist mit Ausnahme einiger Gegenden im Stift Trondhjem jetzt von Wald entblößt, da die stürmische und feuchte Luft dem Zuwachs der Wälder ungünstig ist, wenn diese erst einmal ausgehauen sind. Nur 12,800 Kommerzlasten wurden 1864 von Christiansund, Trondhjem und Namsos ausgeschifft. Leider sind durch rücksichtslose Ausbeutung die Wälder über Gebühr gelichtet, und Norwegen hat Holzmangel zu fürchten, wenn nicht bald kräftige Maßregeln dagegen ergriffen werden. Auch beweist die steigende Einfuhr von Steinkohlen und Kokes (ausschließlich von England) zur Genüge die Abnahme des einheimischen Brennmaterials. Es wurden nämlich davon jährlich eingeführt an Tonnen 1851—55 643,000, 1856—60 1,034,000, 1864 1,611,000. Die ausgedehntesten Waldungen bestehen aus Fichten und Tannen; erstere bildet noch bei Alten (70° nördl. Br.) ansehnliche Wälder. Untermischt finden sich Birken, Ahorn, Eschen, Erlen und Eichen. Die Eiche gedeiht kräftig bis Trondhjem, Buchenwälder gibt es nur bei Laurvig; angepflanzt gedeiht indessen die Buche noch bei Trondhjem. Birkenwälder gibt es noch im höchsten Norden, ja die Birke geht höher hinauf als die Fichte. An der Westküste gibt es viele Haselbüsche, die zu Tonnenbändern angewendet werden; doch ist der Verbrauch von Tonnen dort so groß, daß jährlich über 6 Millionen Tonnenbänder und ebenso viele Tonnendauben (beide fast ausschließlich von Schweden) eingeführt werden müssen. Die Viehzucht ist ein wichtiger Nahrungszweig in Norwegen; in Gegenden, die dem Pflug unzugänglich sind, bildet sie eine Nahrungsquelle für sich und wird fast auf schweizer Weise betrieben, indem man in der Mitte des Juni die Kühe auf die fetten Bergweiden (Sätere) treibt, wo sie sich bald nach dem überstandenen Winter erholen, fett werden und vortreffliche Milch geben, woraus Butter und Käse bereitet wird. Auch auf den Inseln an der Westküste, wo der Schnee selten länger als ein paar Tage bleibt, ist die Viehzucht ein selbstständiger Nahrungszweig.

hier läßt man das Vieh, besonders die Schafe, auch im Winter im Freien ohne anderen Schutz als Schuppen, in welche sie sich bei Unwetter begeben können. Uebrigens geht die Viehzucht Hand in Hand mit dem Ackerbau. Das Futter ist im Winter oft sehr kümmerlich, indem es aus Laub, Tannen- u. Fichtennadeln, Birkenzweigen, Moos, ja sogar aus Pferdemist und in den Fischgegenden aus gestampften Fischgräten, Fischköpfen und Fischeingeweide besteht. Obgleich der Viehstand relativ sehr bedeutend ist (1855 zählte man Pferde 154,447, Rindvieh 949,935 Stück, Schafe 1,596,199, Schweine 113,200, Ziegen 357,103 und Rennthiere 116,891), so genügt doch wegen der schlechten Pflege des Viehs der Ertrag den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht. Norwegen bedarf einer bedeutenden Einfuhr der hierher gehörigen Produkte; diese betrug 1864 in Schiffspfund (à 320 Pfund): Fleisch und Speck (besonders von Dänemark, Großbritannien und Hamburg) 13,400, Talg, Lichte von Talg, Stearin u. a. (von Hamburg, Dänemark und Holland) 17,500, Butter (von Dänemark) 91,576, Käse (von Holland und Dänemark) 2000, Häute und Leder (von Brasilien, Frankreich, Hamburg, Großbritannien) 10,300. Den Lappen ist auch hier das Rennthier Alles in Allem. An wilden und Jagdthieren finden sich Elennthiere, die aber schon sehr selten sind, Hirsche, Bären, Wölfe, Füchse, auch Luchse und Vielfraße; ferner Lemminge, Hermeline, Fischottern, Marder, Hasen, Wiesel und Eichhörnchen. Zahlreich ist wildes Geflügel, besonders an der Küste Seevögel, als Möven, wilde Gänse und Enten, von denen die Eidergans besonders wichtig ist, weil die Einsammlung ihrer Dunen eine Erwerbsquelle bildet, ferner Schnee- und Auerhühner, Schnepfen, Drosseln, sowie Raubvögel, z. B. Adler, Falken ꝛc. Obwohl die Jagd in ganz Norwegen ganz frei ist, so ist ihr Ertrag doch keineswegs gering; es werden viele Pelzthiere und in manchen Gegenden Schneehühner zur Ausfuhr erlegt. Auch der Fang der Seehunde an den Küsten, sowie der bei Spitzbergen jährlich auf 30—40 Schiffen betriebene Wallroßfang liefert ganz bedeutende Ausbeute zur Ausfuhr. Ein wichtiger Nahrungszweig und in manchen Gegenden von Nordland und Finnmarken der einzige für die Küstenbewohner ist die Fischerei von Lindesnäs bis an die russische Grenze am Eismeere. Doch ist nur die große, zu bestimmten Zeiten Statt findende Meeresfischerei als eigentlicher Nahrungszweig für den größeren Theil des Volks zu betrachten, obgleich eine bedeutende Fischerei für den Hausbedarf auch an den anderen norwegischen Küsten und in den vielen fischreichen Landseen u. Flüssen betrieben wird. Die wichtigsten Fischereien sind die Frühlingsdorsch- und die Frühlingshäringsfischerei. Man rechnet, daß nur an den Lofoteninseln jährlich etwa 20 Millionen Fische (Frühlingsdorsche) (nach großen Hunderten à 120 Stück berechnet) gefangen werden. Man erhält von jedem großen Hundert roher Fische, das an Ort u. Stelle mit 4—5 Speciesthaler u. darüber bezahlt wird, 4 Voger Rundfische u. von 60 Voger 1 Tonne Thran und 2½ Tonnen Rogen. Diese werden theils als Tör- oder Stockfisch (s. d.), theils als Klippfisch zubereitet. Seltener salzt man Skrei ein und vernagelt ihn in Tonnen (Laberdan). Der Werth der hier gefangenen Fische für die Fischer selbst übersteigt eine Million Speciesthaler. Der Frühlingshäring kommt ebenfalls in Schaaren von Millionen an die Küste, und zwar besonders zwischen den Vorgebirgen Stadt und Lindesnäs, besonders der Aemter Stavanger und Söndre Bergenhuus, und zwar gewöhnlich in der ersten Hälfte des Januar. Die Fischerei dauert ungefähr zwei Monate und versammelt eine große Menge von Menschen: 1860 33,688 Fischer in 7642 Booten. Der Ertrag dieser Fischerei ist jährlich wenigstens 1,200,000 Tonnen, wovon etwa die Hälfte ausgeführt und die andere Hälfte im Lande selbst verbraucht wird. Der Sommerhäring wird im September und Oktober, besonders in den Fjorden des Stifts Trondhjem und in Nordland gefischt, gibt aber keine so bedeutende Ausbeute. Der Sei (Sommerdorsch) wird besonders an der Küste von Finnmarken im Sommer gefangen. Auch Makrelen, Lengen, Heiligbutten u. a. werden in Menge gefangen, bilden aber keinen so bedeutenden Ausfuhrartikel; Lachse kommen zahlreich in allen Flüssen vor, besonders aber in der Mandals-, Ramsen- und Tanaelv. Mehre Haiarten, besonders die großen Brygde (Selache maxima) und Haakjärring (Scymnus microcephalus), werden im nördlichen Theile gefangen; doch benutzt man davon nur die Leber, woraus „blanker Thran“ gewonnen wird. Anschovis werden in Christianiafjord, Hummern und Austern im Süden und Westen des Landes gefischt. Die Ausfuhr betrug 1864 an frischen lebendigen Fischen 174,400 Speciesthaler, an getrockneten und geräucherten außer Lachs 691,200 Voger (à 36 Pfund), an Lachs geräuchert 52 Voger, dergleichen gesalzen 63 Tonnen, an Anschovis 16,214 Fäßchen, an Stock- und Klippfischen 1,962,000 Voger, an Häringen 774,502 Tonnen, an Rogen 33,636 Tonnen, an anderen Fischen 62,227 Tonnen, an Fischthran 7,577,574 Potter, an Fischguano 2354 Schiffspfund, an Hummern (lebendig) 1,555,331 Stück, an Austern 47 Tonnen, an Seehundsspeck 3000 Tonnen, an Wallroßhäuten 3100 Schiffspfund, an Seehundshäuten 134 Schiffspfund, an Wallroßzähnen 391 Pfund, an Wallfischbein 436 Pfund. Einen hohen Rang unter den Erwerbsquellen Norwegens nimmt der Bergbau ein, der noch in Zunahme begriffen zu sein scheint, obgleich in Folge des bereits fühlbaren Holzmangels schon mehre Eisenwerke eingegangen sind. Der Bergbau liefert besonders Silber, Kupfer, Eisen und Kobalt. Das dem Staate gehörige Silberbergwerk zu Kongsberg gab 1856—60 einen Reinertrag von jährlich 27,400 Mark oder 161,000 Speciesthaler, die 7 Kupferwerke, welche sämmtlich im nördlichen Theil des Gebirges liegen, von denen Röraas das wichtigste, über 3500 Schiffspfund, die 16 Eisenwerke, welche sämmtlich im südlichen Theil des Gebirges liegen, und von denen Fritzö, Bärum und Näs die wichtigsten sind und Eisen von ganz vorzüglicher Güte liefern, gaben 1856—60 jährlich in Schiffspfund: Roheisen 43,120, Gußeisen 15,041, Stabeisen 27,560, Stahl 1206, Schmiedegut 555, gewalztes Eisen 2550, Schiff-

nägel 250, andere Nägel 108 (über 5 Millionen Stück). Die Ausfuhr betrug 1864 in Schiffspfund: Stabeisen 7712, Stahl 1206, Gußeisen 595, Roheisen 497, Platten 66, Eisenerz 15,542, Nägel 412; Kupfer: Garkupfer 3054, Kupferkies 1100, Kupfererz 1458, altes Kupfer und Messing 238. Doch ist die Einfuhr bedeutender, da fast alle Fabrikate eingeführt werden müssen. Diese betrug in Schiffspfund: Roheisen 30,854, Stahl 435, Nägel 2542, verarbeitetes Eisen 3473, Kanonen 9630, Geräthschaften von Gußeisen 2005, dergleichen von geschmiedetem u. gewalztem Eisen 87,829; von Fabrikaten aus Kupfer und mit Kupfer gemischten Metallen, wie Messing, Bronze, Neusilber, 1600. Das Blaufarbenwerk in Modum liefert jährlich etwa 1000 Tonnen. Von geringer Wichtigkeit sind Chrom, Mühl- und Schleifsteine, Schiefer, Granit, Topfstein, Kiesel, Apatit, Meerschaum, Cäment, Kalk, Ziegelerde 2c.; wichtig aber ist in den westlichen und nördlichen holzarmen Gegenden der Torf. Die Industrie ist noch nicht sehr vorgeschritten, doch hat sie sich seit Befreiung des Landes von dem dänischen Joche wenigstens in einigen Zweigen kräftig entwickelt. Außer den 3325 Sägemühlen und 617 Kornmühlen gab es 1860 u. a. 98 Brauereien, die sogar (bayerisches) Bier zur Ausfuhr lieferten, 58 Mälzereien, 78 Tabaksfabriken, 15 Nägelfabriken, 14 Seifensiedereien, 55 Färbereien, 16 Baumwoll- und Flachsspinnereien, 18 Webereien, 2 Tuchfabriken, 44 Reepschlägereien, 152 Gerbereien, 5 Papier-, 6 Glasfabriken, eine Zuckersiederei, 93 Kalkbrennereien, 328 Ziegeleien, 45 Thrankochereien und 28 mechanische Werkstätten, außer der ansehnlichen zu Carljohansvärn, welche der Marine gehört. Besonders thätig wird der Schiffbau betrieben, vor Allem auf der Strecke von Tönsberg bis Christiansand an der Südküste; es wurden überhaupt in den fünf Jahren 1856—60 955 neue Fahrzeuge und eine zahllose Menge kleiner Jachten und Boote gebaut. Alle diese Fabriken, bei denen 17—18,000 Arbeiter beschäftigt sind, sowie eine regsame Hausindustrie auf dem Lande, welche mancherlei Gewebe zum Verkauf anfertigt, können jedoch die Bedürfnisse nicht befriedigen; selbst grobe Eisenfabrikate müssen eingeführt werden, und nächst dem Getreide sind baumwollene, leinene, wollene und seidene Waaren Haupteinfuhrartikel.

Bei weitem wichtiger als die Industrie sind **Handel und Schifffahrt**. Der innere Verkehr wird befördert durch die lange Küste mit ihren vielen tiefen Einschnitten u. vortrefflichen Häfen, wodurch eine regelmäßige Dampfschifffahrt nach allen Seestädten von der schwedischen Grenze am Skagerrak bis zur russischen am Eismeere ermöglicht worden ist; ferner im Innern durch mehre Landseen, durch künstliche Wasserstraßen, durch Eisenbahnen, so von Christiania nach Eidsvold am Vormen, der bis zum Mjösen schiffbar gemacht ist, von dieser sich abzweigend längs dem Glommen über Kongsvinger bis an die schwedische Grenze, wo sie sich an die schwedische nordwestliche Stammbahn anschließt; von Hamar am Mjösen nach Elverum und von Trondhjem nach Stören, zusammen etwa 30 geographische Meilen; in Anlage begriffen ist eine Bahn von Drammen längs der Dramselv und dem Tirifjord über Hönefos bis an den See Randsfjord mit einer Zweigbahn nach Heen an der Beinaelv. Die Telegraphen hatten 1864 eine Gesammtlänge von 413 deutschen Meilen. Erschwert aber wird der Verkehr durch die gebirgige Beschaffenheit des Landes, welche die Anlage eines zusammenhängenden Eisenbahnnetzes, ja fahrbarer Landstraßen von dem einen Thal in das andere fast unmöglich macht. Die Gesammtlänge der fahrbaren Landstraßen betrug 1860 1586¾ norwegische (2416,4 deutsche) Meilen. Außerdem gibt es Reit- und Fußwege. An der westlichen und nördlichen Küste bieten die Eide zwischen den Fjorden bequeme Kommunikationswege dar. Der Handel mit dem Auslande ist äußerst lebhaft und in beständiger Zunahme begriffen. Die Hauptgegenstände der **Ausfuhr** sind die oben erwähnten Produkte der Waldwirthschaft, der Fischereien und der Bergwerke; die der **Einfuhr** außer den bereits bei dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau erwähnten waren 1864 Salz 633,000 Tonnen, rohe Baumwolle 2300 Pfund, Fabrikate davon 600, Flachs, Hanf 2c. 22,000, Fabrikate davon 6470, Wolle 2365, Fabrikate davon 4240, Seidengarn u. Seidenstoffe 100, Papier, Pappe und Arbeiten davon 4000, Glas 1854, Porzellan und Fayence 3700, Oele aller Art 7500, Kaffee 27,000, Zucker 27,400, Syrup 11,500, Wein 5300, Branntwein 3835, Farbstoffe 5125, Tabak 10,700 Schiffspfund; ferner Reis, Thee, Südfrüchte, Gewürze 2c. Die Zahl der 1864 in Norwegen angekommenen Schiffe betrug 11,383 mit Tragfähigkeit von 612,998 Kommerzlasten (à 2 englische Tons) u. die der abgegangenen 11,193 mit 598,418 Kommerzlasten; von jenen waren 6404 Fahrzeuge norwegische u. von diesen 4789. Der wahrscheinliche Werth der jährlichen Ausfuhr wird für 1855—60 im Durchschnitt berechnet zu 9,500,000 Speciesthaler und der der Einfuhr zu 14,700,000, so daß also Norwegen alljährlich bei dem ausländischen Handel 5,200,000 Speciesthaler verliert. Dieser bedeutende Verlust wird ersetzt durch die Schifffahrt; denn überall, nicht nur in den europäischen, sondern auch in den entferntesten Gewässern ist eine große Zahl norwegischer Schiffe mit der Frachtschifffahrt beschäftigt, die von Jahr zu Jahr zunimmt. Ebenso kräftig entwickelt sich auch die norwegische Kauffahrteiflotte; diese bestand 1864 aus 6296 Fahrzeugen von etwa 321,800 Kommerzlasten, mit einer Besatzung von 38,809 Mann; sie ist doppelt so groß als die schwedische, besitzt aber nur wenige Dampfschiffe und steht ihr auch an innerer Güte nach. Die wichtigste Handelsstadt ist seit alten Zeiten Bergen; doch herrscht auch in allen übrigen Seestädten eine lebhafte Handelsthätigkeit. Man rechnet nach Speciedalern à 5 Mark und 120 Schillingen; 9¼ Spdl. = 1 Mark fein; 1 Spdl. = 3,96 schwedische Riksdaler (daher die hier angeführten Werthe bei der Vergleichung fast viermal so hoch als in Schweden berechnet werden müssen); 1 Fuß (Fod) à 12 Tömmer und 144 Linien ist fast gleich dem rheinländischen = 0,3137 Mètre; 1 Elle (Alen) = 2 Fuß; 18,000 Ellen = 1 Meile, von denen 9,85 auf 1 Grad des Aequators gehen, also 1 norwegische Meile über 1½ geographische; 1 Tonnenland (Acker) = 14,000 Quadratellen; 1 Tonne

(Tönde, für trockene Waare) = 1,39 Hectolitres; 1 Tonne (Fische und nasse Waaren) = 1,158 Hectolitres, 1 Pot = 0,9651 Litre; 1 Pfund (Pund) = 0,498 Grammes, 1 Lispund = 16 Pfd., 1 Skippund = 20 Pfd., 1 Vog = 36 Pfd.; 1 Kommerzlast = 2 englische Tons.

Die Zahl der **Bewohner** hat sich in den letzten 50 Jahren ungemein stark vermehrt; sie betrug 1815 885,431, 1825 aber 1,490,047 Personen und war 1865 auf über 1,700,000 gestiegen. Das Gros der Nation, die Norweger (Nordmänd), sind gleicher Abstammung mit den Schweden und Dänen und im Ganzen kräftig und wohlgebaut. Sie haben eine mittlere Statur, ein langes, volles Gesicht, einen starken Knochenbau, sind mäßig, arbeitsam, kühn, entschlossen, ehrlich, dienstfertig, gastfrei, lieben ihr Vaterland u. sind stolz auf ihre Freiheit; sie sind vortreffliche Schützen und gute Soldaten, aber noch bessere Seeleute und vielleicht die besten Lootsen auf Erden; vor Allem sind die Bewohner der Küste leidenschaftliche Fischer. Die Masse der Bevölkerung bilden die Landleute; diese sind entweder Gutsbesitzer (Selveiere), oder Pächter (Leiländinger, Bygselmänd, Porpagtere). Außer diesen gibt es noch etwa 70,000 Köthner oder „Hausmänner“ (Huusmänd), welche von jenen Land pachten und darum zu ihnen in einer Art von Dienstverhältniß stehen. Endlich gibt es noch etwa 25,000 landlose Köthner, die von den Gutsbesitzern nur einen Kothen ohne Land zur Wohnung erhalten für eine Geldabgabe od. für persönliche Arbeit. Kein Bauer hat, wie in Schweden, einen Familiennamen, sondern er erhält bei der Taufe nur einen Taufnamen, den er dem Namen seines Vaters (im Genitiv) mit angehängtem „sen“ oder „sön“ (d. i. Sohn) vorsetzt, z. B. Karl Perssen (schwedisch Persson) bedeutet Karl, der Sohn des Peter. Stolz u. Biederkeit zeichnen die bäuerische Bevölkerung aus; hier wird Jedermann mit „Du“ angeredet; das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, sowie die demokratische Verfassung des Landes erzeugen eine lebhafte Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten. Fast überall sind noch die Nationaltrachten herrschend, doch sind dieselben in den verschiedenen Theilen des Landes sehr verschieden. Die städtische Bevölkerung unterscheidet sich kaum von der in anderen Ländern. Die Schriftsprache stimmt fast ganz überein mit der dänischen, und die tägliche Umgangssprache der Gebildeten hat auch aus der langen Verbindung mit Dänemark Vieles von den Ausdrücken und Wendungen der dänischen Sprache angenommen. Dagegen nähert sich die Sprache der Landleute, besonders in den entlegneren Gegenden, noch in hohem Grade dem Altnorwegischen. Die verschiedenen, nur wenig von einander abweichenden Volksdialekte sind in der neuesten Zeit (von Aasen seit 1848) grammatikalisch und lexikalisch bearbeitet und werden einen großen Einfluß auf die Entwickelung der Schriftsprache in nationaler Richtung ausüben. Außer den Norwegern gibt es in den nördlichsten Theilen noch **Finnen** (hier Kväner genannt), die aus Finnland eingewandert sind und im höchsten Norden Ackerbau treiben, und **Lappen** (hier Finner genannt, weshalb auch die Benennungen Finnmarken in Norwegen u. Lappmarken in Schweden gleichbedeutend sind), welche zum Theil von ihren Rennthierheerden leben, theils im Meer und in den Flüssen Fischerei treiben, daher man diese Sö- und Elvefinner nennt. Die Zahl dieser beiden Volksstämme ist aber unbedeutend; 1855 betrug die kvänische Bevölkerung 5992, die finnische (lappische) 15,999, die gemischte norwegisch-kvänische 1116, die norwegisch-finnische 830, die kvänisch-finnische 450. In den letzten Jahren hat aber die Einwanderung aus Finnland in Finnmarken in so bedenklichem Grade zugenommen, daß sie sogar die Aufmerksamkeit der norwegischen Regierung auf sich gezogen hat, indem diese fürchtet, daß Rußland daraus einen Anlaß nehmen kann, sich in die inneren Angelegenheiten des Staats zu mischen. Außer diesen waren 1855 noch 739 umherstreifende „Fanter“ oder Tataren vorhanden, die als heimatlos bei der Volkszählung gar nicht berücksichtigt worden sind. Die Zahl der Israeliten ist gering. Die Norweger stehen auf einer hohen Stufe der Bildung; fast Jedermann kann wenigstens lesen u. schreiben, und gelehrte Norweger gibt es in allen Fächern des Wissens; auch als Künstler zeichnen sie sich aus. Es gibt eine reich dotirte Universität in Christiania (gestiftet 1811), 16 gelehrte und Realschulen, 39 höhere Bürgerschulen, sowie eine bedeutende, von Jahr zu Jahr steigende Anzahl (etwa 1600) von höheren und unteren Volksschulen. Für die Bildung der Lehrer zu denselben sorgen 6 Seminarien. Auch Fachschulen, Bibliotheken, Sammlungen, wissenschaftliche Vereine 2c. sind vorhanden. Die überwiegende Mehrzahl der Städte (Kaufstädte, Kjöbstäder), deren Gesammtzahl jetzt 40 ist, liegt an geeigneten Stellen am Meere, ja mit Ausnahme der beiden Bergstädte Kongsberg und Röraas (jetzt schreibt man auch mehrfach Röros), von denen letztere jedoch den Städten nicht beigezählt wird, gab es bis vor Kurzem im Innern gar keine Städte; erst in den letzten Decennien, seit der Anlage fahrbarer Wege u. der Eröffnung regelmäßiger Dampfschifffahrten auf den größeren Seen sind in den Aemtern Hedemarken, Christians und Buskerud 5 Ortschaften (Kongsvinger, Hamar, Lillehammer, Gjövik und Hönefos) zu Kaufstädten erhoben worden. Außer diesen Kaufstädten gibt es an der Küste, wo gute Häfen sind, 20 Badestellen (Badesteder), die ebenfalls mit zu den Städten gerechnet werden, sowie auch Strandstellen, Handelsplätze u. Fischerdörfer (Kieze), von denen viele sich nach und nach zu Städten erheben und dann von dem Storthing mit Stadtprivilegien versehen werden. Eigentliche Dörfer gibt es in Norwegen nicht, sondern jeder Hof (Gaard) liegt isolirt.

Bevölkerungsverhältnisse Norwegens 1865.

Distrikte	Areal in geogr. □Meilen	Vogteien	Bewohnerzahl 1865
Stadt Christiania	—		57,382
Amt Akershuus	94,70	Ager und Follong; Nedre, Oevre } Romerige	106,335
" Smaalenene	78,57	Mosse und Tune; Ide und Marker; Rakkestad	98,706

Distrikte	Areal in geogr. QMeilen	Vogteien	Bewohnerzahl 1860
Amt Hedemarken	486,90	Hedemarken; Vinger und Odalen; Solör; Söndre / Nordre Oesterdalen	120,164
„ Christians	481,32	Gudbrandsdalen; Thoten; Hadeland und Land; Valders	124,794
„ Buskerud	271,55	Buskerud; Ringerige; Hallingdal; Numedal und Sandsver	99,467
„ Jarlsberg und Laurvig	41,88	Jarlsberg; Laurvig	85,432
„ Bratsberg	254,80	Bamble; Nedre / Övre Telemarken	81,484
„ Nedenäs und Robygdelaget	217,52	Nedenäs; Robygdelaget	67,993
„ Lister u. Mandal	97,17	Mandal; Lister	73,467
„ Stavanger	166,04	Jäderen und Dalerne; Ryfylke	106,796
Stadt Bergen	—	—	27,703
Amt Söndre Bergenhuus	278,18	Hardanger und Voß; Söndhordland; Nordhordland	113,145
„ Nordre Bergenhuus	317,24	Sogn; Söndr- und Nordfjord	86,690
„ Romsdal	283,61	Söndmöre; Romsdal; Nordmöre	104,396
„ Söndre Trondhjem	336,24	Strinde und Selbe; Orkedal; Guldal; Fosen	109,186
„ Nordre Trondhjem	414,40	Stör- und Verdal; Inderöen; Namdal	82,822
„ Nordland	687,60	Helgeland; Salten; Lofoten, Vesteraalen und Andenäs	(88,519)
„ Tromsö	1284,80	Senjen; Tromsö	(47,078)
„ Finmarken		Alten; Hammerfest; Tanen; Varanger	(21,800)
Ganz Norwegen	5790,21	64	1,700,245

Die bedeutendsten Städte sind: Christiania mit 57,381 (mit den Vorstädten 65,514), Bergen mit 27,708 (mit den Vorstädten 30,401), Trondhjem (Drontheim) 19,275, Stavanger 19,275, Drammen 13,022 (mit den Vorstädten über 14,000; jetzt aber durch eine große Feuersbrunst im Juli 1866 über halb eingeäschert), Christiansand 10,859, Frederikshald 9219, Laurvig 6317, Horten 6192, Arendal nebst Vorstädten über 5800, Christiansund 5709, Skien nebst Vorstädten 5224 Einw. Wenn man überhaupt die Vorstädte mit zu den Städten rechnet, so betrug die städtische Bevölkerung 1865 wenigstens 283,000.

Die Staatsverfassung Norwegens beruht 1) auf dem Grundgesetz (Grundlov) vom 17. Mai 1814, angenommen und bestätigt bei der Vereinigung Norwegens mit Schweden am 4. Nov. 1814 von dem König Karl XIII., 2) auf der auch in Norwegen als Grundgesetz geltenden schwedischen Successionsordnung vom 26. Sept. 1810 und 3) auf der Reichsakte von 1815, vom 31. Juli für Schweden und vom 6. August für Norwegen. Diese Verfassung hat einen entschieden demokratischen Charakter u. begründet unter monarchischen Formen dem Wesen nach eine fast republikanische Regierungsweise. Norwegen ist ein freies, selbstständiges und unabhängiges, aber mit Schweden unter einem König vereinigtes Reich. Die ausübende Macht steht dem König zu, der mit dem 18. Jahr mündig wird, und dessen Person heilig ist, während alle Verantwortlichkeit auf seinen Rathgebern ruht. Diese, welche seinen Staatsrath bilden, wählt er unter norwegischen Mitbürgern, die nicht unter 30 Jahre alt sein dürfen. Der Staatsrath soll bestehen aus einem Staatsminister und wenigstens 7 (jetzt 9) Staatsräthen. Auch kann der König einen Vicekönig oder einen Statthalter verordnen, der in seiner Abwesenheit in seinem Namen die Regierung oder den Vorsitz im Staatsrath führt; Vicekönig aber kann nur der Kronprinz werden (nicht einmal, falls, wie jetzt, kein Kronprinz vorhanden ist, der dem Thron zunächst stehende Prinz); zum Statthalter aber kann der König einen Norweger und einen Schweden verordnen (diese letzte Bestimmung hat 1860 zu ernsthaften Konflikten Anlaß gegeben, s. unten: Geschichte). Der Staatsminister und 2 Staatsräthe sollen sich immer beim König aufhalten, wenn dieser nicht in Norwegen ist; die Uebrigen bilden (unter dem Vorsitz des Vicekönigs oder Statthalters, falls ein solcher vorhanden ist) die königlich norwegische Regierung in Christiania, der die innere Regierung des Reichs übertragen ist. Der König kann Krieg beginnen, Frieden, Bündnisse u. Verträge abschließen, führt auch den höchsten Befehl über die norwegische Land- und Seemacht; doch ist bei einem Angriffskriege die Zustimmung des Storthings zur Benutzung der norwegischen Armee und Flotte erforderlich. Der König ernennt alle Beamten und kann nach Belieben die Mitglieder des Staatsraths und das untergeordnete Personal der Regierung, die obersten geistlichen und civilen Beamten (Bischöfe und Amtleute), sowie die höheren militärischen Befehlshaber und Festungskommandanten verabschieden, während andere Beamte nicht gegen ihren Willen ohne Untersuchung und Urtheil abgesetzt werden können. Endlich kann der König Handel, Zoll, Gewerbe und Polizei betreffende Verordnungen geben; doch dürfen diese der Konstitution und den vom Storthing gegebenen Gesetzen nicht widersprechen; auch gelten sie nur einstweilen bis zum nächsten Storthing, welches die Macht hat, sie aufzuheben. Der Thronerbe von Norwegen führt, wenn er der Sohn des regierenden Königs ist, den Titel Kronprinz und ist, sobald er sein 18. Jahr zurückgelegt hat, berechtigt, Sitz im Staatsrath zu nehmen, doch ohne Stimme und Verantwortung. Ist der König abwesend, oder ist bei seinem Tode der Thronfolger noch unmündig, so führt der dem Thron zunächst stehende volljährige Prinz die vormundschaftliche Regierung, oder, wenn kein solcher vorhanden ist, treten der norwegische und schwedische Staatsrath zusammen, um gemeinschaftlich die Einberufung des Storthings in Norwegen und des Reichstags in Schweden auszufertigen, und bis die Repräsentanten beider Reiche zusammen sind und eine Regierung während der Minderjährigkeit angeordnet haben, steht ein aus gleicher Anzahl norwegischer und schwedischer

Mitglieder zusammengesetzter Staatsrath der Verwaltung beider Reiche unter Beobachtung ihrer Grundgesetze vor. Den Vorsitz führt ein schwedischer oder norwegischer Staatsrath, je nachdem das Loos entschieden hat. Beim Aussterben des männlichen Königsstammes tritt dieselbe Verwaltungsweise ein bis zur Erwählung eines neuen Königsgeschlechtes, welche an einem und demselben Tage von dem Storthing in Christiania und von dem Reichstage in Stockholm geschieht; in dem Falle, daß die Wahl beider nicht auf Eine Person fällt, treten 36 am Tage zuvor erwählte Komitirte von jedem Reiche in Karlstad zusammen und wählen unter den beiden fraglichen Thronkandidaten den künftigen König oder Thronfolger ohne Diskussion durch einfache Stimmenmehrheit. Die gesetzgebende Macht kommt dem durch das Storthing repräsentirten Volke und dem König zu. Das Storthing tritt in jedem dritten Jahre in Christiania am ersten Wochentage des Oktober (vor 1859 des Februar) zusammen (1865 das achtzehnte); doch kann der König auch zu jeder anderen Zeit ein außerordentliches Storthing berufen, zu welchem gleichwohl keine neuen Wahlen der Repräsentanten Statt finden. Die Zahl der Repräsentanten, welche früher auf der Zahl der stimmberechtigten Bürger in den Kaufstädten und in den Landdistrikten beruhte, wurde damals auf 111 bestimmt, von denen die Kaufstädte 37 und die Landdistrikte 74 durch indirekte Wahlen ernennen. Von kleineren Städten sind mehre zu einem Wahlkreise vereinigt. Auf dem Lande wird in jedem Pastorat von 100 Stimmberechtigten ein Wahlmann gewählt; diese Wahlmänner treten darauf amtweise zusammen u. erwählen die für jedes Amt zuvor nach Maßgabe der Einwohnerzahl gesetzlich bestimmte Anzahl von Repräsentanten, welche aus der Staatskasse Diäten erhalten. Wählbar sind nur stimmberechtigte Bürger, welche 30 Jahre alt und seit 10 Jahren im Reiche ansässig gewesen sind; stimmberechtigt aber ist jeder Unbescholtene, der 25 Jahre alt ist, sich 5 Jahre im Reiche aufgehalten hat und entweder Beamter ist oder gewesen ist, oder auf dem Lande immatrikulirtes Land besitzt oder auf längere Zeit als 5 Jahre gepachtet hat, oder Kaufstadtbürger ist oder in einer Kaufstadt oder Ladestelle Hof u. Grund zu einem Werthe von wenigstens 150 Speciesthalern besitzt. Sobald das Storthing eröffnet ist, wählt es aus seiner Mitte $^1/_4$ der Anzahl seiner Mitglieder. Diese bilden das Lagthing, die übrigen aber das Odelsthing. Gewisse Gegenstände werden in dem gesammten Storthing verhandelt, dessen wichtigste Gerechtsame sind: Abgaben und Zölle zu bestimmen, die jedoch nicht länger gelten als auf 3 Jahre oder bis zum 1. April (früher 1. Juli) des Jahres, in welchem das nächste Storthing gehalten wird; die zu den Staatsausgaben erforderlichen Geldmittel zu bewilligen; Anleihen auf den Kredit des Reichs zu eröffnen; das ganze Finanzwesen des Staats zu beaufsichtigen und darin die erforderlichen Abänderungen zu treffen; sowie die Regierungsprotokolle (mit Ausnahme der Kommandosachen) und die abgeschlossenen Traktate und Bündnisse zu revidiren. Jeder Gesetzvorschlag muß zuerst dem Odelsthing vorgelegt werden, und zwar entweder von einem seiner Mitglieder, oder von der Regierung. Ein von dem Odelsthing angenommener Vorschlag wird dem Lagthing zugeschickt; wird er von diesem ebenfalls genehmigt, so kann ihn der König in vorgeschriebener Form durch seine Unterschrift sanktioniren, wodurch er ein Gesetz wird. Stimmt aber das Lagthing dem Vorschlage nicht bei, so wird er dem Odelsthing zu einer neuen Behandlung zugeschickt, versehen mit den beigefügten Anmerkungen des Lagthings. Diese werden nun von dem Odelsthing in Erwägung gezogen, und entweder verfällt der Vorschlag oder er wird mit oder ohne Veränderungen dem Lagthing noch einmal zugeschickt. Wenn dieses denselben auch bei der zweiten Behandlung nicht annimmt, so tritt das ganze Storthing zur Abstimmung zusammen; zur Annahme des Vorschlags sind aber dann $^2/_3$ der Stimmen erforderlich; erhält er diese nicht, so darf er bei dem versammelten Storthing nicht wieder vorgenommen werden. Der König hat das Recht, einem von dem Storthing gefaßten Beschluß seine Sanktion zu verweigern; haben aber drei nach einander folgende Storthing einen gleichen Beschluß gefaßt, so wird derselbe Gesetz auch ohne die Sanktion des Königs. Die Verhandlungen beider Abtheilungen des Storthings werden bei offenen Thüren gehalten und durch den Druck veröffentlicht, außer in Fällen, wo das Gegentheil durch Stimmenmehrheit beschlossen wird. Zu Staatsämtern können nur norwegische Bürger gelangen. Niemand darf gerichtet werden als nach dem Gesetz, Niemand bestraft werden als nach dem Urtheil, und Niemand eingezogen und gefangen gehalten werden außer in den von dem Gesetz bestimmten Fällen. Die Presse ist frei. Niemandem dürfen Privilegien, Monopole und erbliche Rechte ertheilt werden. Es gibt keinen Erbadel in Norwegen, wo überhaupt durch dreimaligen Storthingsbeschluß gegen den Willen des Königs am 1. Aug. 1821 aller Adel abgeschafft ist.

Was die Staatsverwaltung betrifft, so werden die inneren Angelegenheiten des Reichs besorgt von der Regierung in Christiania; die Arbeiten sind unter 7 Departements vertheilt: 1) für Kirchen- und Schulwesen; 2) für Justiz- und Polizeiwesen; 3) für das Innere (wohin auch das Medicinalwesen gehört); 4) für die Finanzen und Zölle; 5) für die Armee; 6) für die Marine und Post (Telegraphen) und 7) für das Revisionswesen. Jedem Departement steht als Chef ein Staatsrath vor. Hinsichtlich der Verwaltung ist Norwegen in die oben angeführten 18 Aemter und 54 Vogteien getheilt, zu denen aber die beiden Städte Christiania und Bergen nicht gehören, sondern unter eigener Verwaltung stehen; jedem Amte steht ein Amtmann vor. Fünf dieser Amtleute (in Christiania, Christiansand, Bergen, Trondhjem und Tromsö) sind Stiftsamtleute, welche nebst dem Bischof des Stifts die Stiftsdirektionen bilden, die bei allen civil geistlichen Angelegenheiten die oberste Aufsicht führen. Jeder Vogtei ist ein Vogt (Foged) vorgesetzt, dem Untervögte (Lensmänd) zur Seite stehen. Die Kaufstädte haben ihre eigene Obrigkeit. Was die Rechtsverfassung anbelangt, so bildet in jeder Stadt die städtische Behörde mit dem Bürger-

meister oder dem Stadtvogt (Byfoged) an der Spitze, auf dem Lande aber in jeder Sorenskriveri der Sorenskriver (d. h. geschworener Schreiber), welcher in seinem Sprengel umherreist und des Jahres drei-, in entlegenen Gegenden nur zweimal Sitzung hält, auch außerdem die Aufsicht über das Separations-, Obervormunds- und Auktionswesen führt, die unterste Behörde. Von ihnen kann man an die Mittelbehörde, die Stiftsobergerichte, deren es 4 gibt, nämlich in Christiania (das in 2 Abtheilungen getheilt ist), Christiansand, Bergen und Trondhjem, appelliren, und von diesen in Sachen über 100 Speciesthaler und bei Kriminalsachen an das höchste Gericht des Reichs in Christiania. Militär- und geistliche Sachen werden von besonderen Gerichten in unterer Instanz entschieden, von denen an das höchste Gericht appellirt werden kann. Aerzte (jetzt 123), Apotheker und Hebammen sind sowohl in den Kaufstädten, als auch auf dem Lande vom Staate angestellt, und Hospitäler und Krankenhäuser, unter denen das Reichshospital in Christiania das wichtigste ist, und das Hospital für die Aussätzigen (Spedalske, von welchen Unglücklichen es über 2000 in Norwegen, besonders im mittleren Theil gibt) in Bergen eine besondere Erwähnung verdient, werden theils vom Staate, theils von den Kommunen unterhalten. Zu Gaustad bei Christiania ist auch ein großes Asyl für Gemüthskranke. Die inneren Angelegenheiten jeder Kommune werden von Formand- und Repreſentantſkaber besorgt. In jeder Stadt und in jedem Pastorat auf dem Lande wählen die Stimmberechtigten 3 — 12 Formänd, welche unter sich einen Wortführer wählen und alle die Kommune näher betreffenden Sachen bestimmen, in wichtigeren Angelegenheiten aber die ebenfalls von den Stimmberechtigten zu dreimal größerer Anzahl gewählten Repräsentanten zu Hülfe rufen. Die Wortführer der sämmtlichen Formandſkaber jedes Amtes versammeln sich jährlich einmal zu einer Amtsformandſkab, um unter dem Vorsitze des Amtmanns Beschlüsse zu fassen über Dasjenige, was aus der gemeinschaftlichen Amtskasse zum Bedarf der Amtskommune hergegeben werden soll. In kirchlicher Hinsicht ist Norwegen jetzt in 6 Stifter eingetheilt, deren Grenzen nicht immer mit denen der Aemter, ja nicht einmal der Vogteien übereinstimmen. Diese Stifter sind: 1) Christiania, umfassend die 4 Aemter Akershuus, Smaalenene, Buskerud und Jarlsberg und Laurvig; 2) Hamar, abgeschieden von Christiania und errichtet 1864, umfassend die 2 Aemter Hedemarken und Christians; 3) Christiansand, umfassend die 4 Aemter Bratsberg, Nedenäs und Robygdelaget, Lister und Mandal und Stavanger; 4) Bergen, umfassend die 2 Aemter Söndre und Nordre Bergenhuus und von Romsdal die Vogtei Söndmöre; 5) Trondhjem, umfassend von Romsdal die beiden Vogteien Romsdal und Nordmöre, sowie die beiden Aemter Söndre und Nordre Trondhjem; 6) Tromsö, umfassend die 3 Aemter Nordland, Tromsö und Finnmarken. Jedem Stift steht ein Bischof vor, welcher die Oberaufsicht über die Geistlichkeit, sowie das Schul- und Armenwesen führt, auch mit dem Stiftsamtmann die Stiftsdirektion (s. oben) bildet. Unter den Bischöfen stehen die (77) Pröpste und unter diesen die Pastoren und die Kapläne, die den Pastoren bisweilen adjungirt sind. Die Pfarrhöfe sind größtentheils mit hinlänglichen, ja reichlichen Aeckern, Wiesen und Wäldern versehen, die ihnen bei der Reformation und der Einziehung der Kirchen- und Klostergüter verliehen wurden. Patronatsrechte sind nicht vorhanden. Die evangelisch-lutherische Lehre bildet zwar die Staatsreligion, zu welcher sich die überwiegend große Mehrheit der Nation bekennt; doch herrscht jetzt unbegrenzte Religionsfreiheit. Die Finanzen Norwegens sind in sehr befriedigendem Zustande. Das von dem Storthing für die 3 Jahre (1. April 1866 bis 31. März 1869) festgesetzte Budget veranschlagt die jährliche Einnahme auf 5,023,000 Speciesthaler und die Ausgaben ebenso hoch. Direkte Abgaben und Steuern gibt es nicht; sogar die Grundsteuer ist 1836 von dem Storthing aufgehoben und das ganze Staatseinkommen auf die Zölle (3,000,000 Speciesthaler), Branntweinsteuer (500,000 Speciesthaler), Malzsteuer (240,000 Speciesthaler), Posten und Telegraphen (317,300 Speciesthaler), das Silberwerk Kongsberg (176,000 Speciesthaler) und sonstige indirekte Verwaltungseinnahmen begründet. Aber obgleich die Norweger keine direkten Abgaben an die Staatskasse erlegen, so haben sie doch nicht unbedeutende Lasten zu verschiedenen kommunalen Zwecken zu tragen. Die Staatsschuld, welche Ende 1862 7,266,500 Speciesthaler betrug, war durch eine den 8. August 1863 abgeschlossene ausländische Anleihe von 1,500,000 Speciesthaler Ende August 1865 angewachsen auf 8,240,700 Speciesthaler, zu deren Amortirung, Verzinsung u. Verwaltung (1866—69) jährlich 553,662½ Speciesthaler veranschlagt sind. Die Land- u. Seemacht ist durch Beschluß des Storthings vom 20. April 1866, der als von dem König am 12. Mai 1866 bestätigt mit dem 1. Jan. 1867 in Gesetzeskraft tritt, geordnet worden. Die bewaffnete Macht zerfällt danach in 1) Landbewaffnung, wozu gehören: Linientruppen mit Reserve, Train, Landwehr, Bürgerbewaffnung und Landsturm; 2) Seebewaffnung, wozu, außer der festen Stärke von Freiwilligen, die zu jeder Zeit ausgehobenen Seefahrenden, sowie die Distriktsseetruppen mit Reserve und Küstenvertheidigung gehören. Die Linientruppen sollen im Frieden von allen Waffengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Ingenieurtruppen) im Ganzen 12,000 Mann Korporäle und Gemeine stark sein, in Kriegszeiten, aber nicht ohne Zustimmung des Storthings, auf über 18,000 Mann verstärkt werden können. Die Landwehr darf nur zur Vertheidigung des Landes innerhalb der Grenzen desselben zum Dienste berufen werden; die Bürgerwehr soll zur unmittelbaren Vertheidigung der Kaufstädte und zur Aufrechthaltung der Ordnung daselbst und der Landsturm in Kriegszeiten zur Lokalvertheidigung dienen. Die konskribirten Seefahrenden werden zur Bemannung der Kriegsschiffe und zu anderen zur Seevertheidigung gehörigen Diensten verwendet. Die Distriktsseetruppen sollen im Frieden aus 2000 Mann bestehen, im Krieg aber auf 3500 Mann gebracht werden können. Die Küstenvertheidigungsmannschaft wird, gleich der Landwehr, nur zur Vertheidigung des eigenen

Landes aufgeboten. Jeder Eingeborene, auch jeder Ausländer, der im Lande ansässig geworden, ist zur Wehr verpflichtet, sofern nicht die im Gesetz namhaft angeführten Ausnahmen Statt finden. Die Dienstzeit für Infanterie, Artillerie und Ingenieurtruppen nebst Reserve und Train, auch für die Distriktsseetruppen nebst ihrer Reserve ist 10 Jahre, für die Kavallerie mit ihrer Reserve 7 Jahre; seefahrende Wehrpflichtige gehören vom 22.—35. Lebensjahre zur Seebewaffnung. Die Mannschaften bleiben bei den Linientruppen 7 Jahre; davon bilden in Friedenszeiten die 5 ersten Jahrgänge die Linie, die folgenden 2 die Reserve, vom 8.—10. die Landwehr. Ebenso ist es mit den Distriktsseetruppen: 5 Jahre die Friedensstärke, 2 Jahre Reserve, 3 Jahre Küstenvertheidigung. Nach dieser Zeit bis zum 45. Lebensjahre tritt in den Städten die Bürgerbewaffnung u. auf dem Lande der Landsturm ein. Die Konskription geschieht auf bestimmt vorgeschriebene Weise durch das Loos nach zurückgelegtem 19. Lebensjahre. Die Flotte, deren Hauptstation Horten ist, besteht aus folgenden Seefahrzeugen: 3 Fregatten (darunter eine segelnde), 5 Korvetten (darunter eine segelnde), einer Brigg, 3 Schoonern, 5 Bugsirschiffen, einem Monitor, 4 Dampfkanonenbooten (22), zusammen mit 1880 Pferdekraft, bewehrt mit 223 größeren und 16 kleineren Kanonen. Die Ruderflottille, welche vertheilt ist in den 5 Stationen Horten, Frederiksvärn, Christiansand, Bergen und Trondhjem, besteht aus 68 Kanonenschaluppen, 5 Bombenkanonenjollen, 30 gewöhnlichen Kanonenjollen, 8 Werftenfahrzeugen, zusammen mit 171 großen und 312 kleineren Kanonen. Die Festungen Norwegens sind unbedeutend und verdienen kaum der Erwähnung. Auch in Norwegen hat die Idee der Landesvertheidigung durch freiwillige Scharfschützenvereine lebhaften Anklang gefunden. Das Unionswappen Norwegens ist gleich dem schwedischen; das Reichswappen aber ist der gekrönte goldene Löwe auf rothem Felde mit der Streitaxt des heiligen Olaf. Die Flagge ist roth, durch ein dunkelblaues, mit weißen Kanten eingefaßtes Kreuz in 4 Quadrate getheilt. Daran ist die Unionsflagge wie bei der schwedischen. Norwegen hat einen Ritterorden, den des heiligen Olaf, gestiftet 1847, sowie eine Medaille für bürgerliche Verdienste, gestiftet 1819, erweitert 1844. Hauptstadt und königliche Residenz ist Christiania, Krönungsstadt Throndhjem.

Vergl. Kraft, Topographisk-statistisk Beskrivelse over Kongeriget Norge, Christiania 1820—35, 6 Bde.; 2. Aufl. 1830—38; Derselbe, Topographisk Haandbog over Kongeriget Norge, das. 1845—48; Statistiken von Schweigaard (1840) und Thvete (1848); Keilhau, Gaea Norvegica (deutsch), Christiania 1838—50, 3 Bde.; Karten von Pontoppidan, Kopenhagen 1785, 3 Bl.; Munch, Christiania 1845, ein Blatt; Derselbe, das. 1855, 2 Bl.; Rosen, 2 Aufl., das. 1862, 2 Bl.; Th. Kjerulf og Tellef Dahl, Geologisk Kart over det söndenfjeldske Norge, in 10 Blättern nebst Profilen, Beschreibung ꝛc., das. 1858—65. Specialkarten über die ganze Küste sind seit 1835 nach angestellten Vermessungen auf Veranstaltung der Regierung mit Beschreibungen herausgegeben; auch gibt es Karten über einzelne Aemter von Ramm, Munthe, Gjessing und Andersen und eine große ethnographische Karte über Finnmarken von Fries in 6 Blättern, Christiania 1861.

Geschichte. Norwegen wird zuerst von Plinius unter dem Namen Nerigon, und zwar als eine große Insel angeführt. Im 4. Jahrhundert hatte man schon eine richtigere Vorstellung von diesem Lande, als dem westlichen Theile der s. n H., und im 6. Jahrhundert kannte man es schon bis etwa zum 70.° nördl. Br. Es hieß damals Norveger oder Noregr, d. i. der nördliche Strich. Seine Bewohner, Nordmänd oder Norröner, waren ein armes Volk von Hirten, Fischern und Jägern. Sie bildeten zusammen ein Thjod (Nation) welches in mehre Folk getheilt war, von denen jedes sein Fylke (im Ganzen 31) bewohnte, das wiederum aus mehren kleineren Theilen (Herreder) bestand. Das Land konnte seine Bewohner nicht ernähren. Diese drängten sich daher an den Meeresküsten zusammen, bekriegten sich unter ihren kleinen Königen (Fylkeskonger) und Stammeshäuptern, wanderten, vom Hunger getrieben oder von starken Feinden verfolgt, aus und beunruhigten als Seeräuber die Meere, Jahrhunderte lang ein Schrecken der europäischen Küstenhändler (vgl. Normannen). Die ursprünglichen Besitzer des Landes scheinen aber diese Normannen nicht gewesen zu sein. Wenigstens hat sich unter dem absterbenden Volke der Lappen die Sage erhalten, daß ihre Vorältern einst im Besitz der ganzen s. n H. gewesen seien, bis ein Volk von Osten gekommen sei, das sie des größten Theils ihres Landes beraubt und nach dem unwirthlichen Norden zurückgetrieben habe. Die Nachkommen dieser Eindringlinge, welche die schwache Mongolenrace aus ihren Wohnsitzen verdrängten oder sich mit ihr vermischten, lebten von dem Ertrage der Jagd, der Fischerei und ihrer Seezüge. Einzelne größere Grundbesitzer, welche bemittelt genug waren, um Schiffe zu solchen Unternehmungen auf dem Meere ausrüsten zu können, schwangen sich zum Jarl oder König (Sjökong) auf, und ihr Ansehen wuchs mit der Menge und dem glücklichen Erfolg ihrer Fahrten. Lichter wird die Geschichte Norwegens aber erst mit der Niederlassung Olaf Trätelgja's (Holzaxt) in Wermland. Dieser, ein Sohn des schwedischen Königs Ingiald Ilråda, mußte dem Haß der Schweden gegen das Haus der Ynglinger weichen und auswandern und gründete sich eine ansehnliche Herrschaft in dem Nachbarlande, die auch auf seinen Sohn Halfdan Hvitbein (Weißbein, 640 bis 700) überging und unter diesem, sowie unter dessen Sohn und Nachfolger Eystein Fretr (700—720) durch die Eroberung benachbarter Landstriche bedeutend vergrößert wurde. Halfdan der Schwarze (841—863) legte den Grund zur königlichen Macht seines Stammes, indem er die einzelnen Häupter, Könige und Jarle besiegte und von sich abhängig machte. Das von Halfdan begonnene Werk ward von seinem Sohne Harald Haarfagre (Haarschön) mit Glück fortgeführt. Derselbe vollendete von 868—875 die Unterwerfung Norwegens und führte in dem unterworfenen Lande das Lehnwesen ein. Da-

mals wanderten ganze Schaaren Normänner aus, eroberten Island, die Orkaden, Grönland, oder gesellten sich zu ihren Brüdern in Frankreich und Italien. Harald hatte seinen ältesten Sohn, Erich Blodöx (Blutaxt), noch bei seinen Lebzeiten 930 zum Oberkönig ernannt und demselben das Reich abgetreten, den jüngeren Söhnen aber Fürstenthümer angewiesen. Aber nach Haralds Tode (934) beraubte Erich seine Brüder und Vasallen ihrer Rechte u. machte sich durch unmenschliche Grausamkeit bei allen seinen Unterthanen verhaßt. Um daher das Land von ihm zu befreien, rief der Jarl Sigurd 935 einen unehelichen Sohn des Haarfagre, Hakon I. den Guten, der an dem Hofe des Königs Athelstan in England erzogen worden war, nach Norwegen, wo derselbe bald allgemein als König anerkannt wurde. Erich floh nach den Orkneys, von da nach England und ward 941 in der Schlacht bei Brunaburg erschlagen. Hakon aber eroberte Wermland, Helsingland und Jemtland; auch versuchte er das Christenthum in Norwegen einzuführen, doch ohne rechten Erfolg. Er führte glückliche Kriege mit dem dänischen Oberkönig Harald Blauzahn, der deshalb den Sohn des vertriebenen Erich, Harald II. Graafel (Graufell), gegen ihn unterstützte, fiel aber 961 im Kampfe, worauf Harald II. den norwegischen Thron bestieg. Er nahm Rache an dem Jarl Sigurd, welcher die Entthronung seines Vaters bewirkt hatte, wurde aber 962 auf Anstiften des Sohnes Sigurds, des Jarls Hakon von Thrand, getödtet, worauf der letztgenannte den Thron bestieg, anfangs freilich nur als Lehnsträger von Dänemark, aus welcher Abhängigkeit er sich erst 975 befreien konnte. Um sich bei dem dem alten Heidenthum noch ergebenen Volke in Gunst zu setzen, rottete er das Christenthum, welches schon hier und da in Norwegen Eingang gefunden hatte, wieder aus, verschaffte sich dann durch glückliche Kriege auch nach Außen hin Ansehen, ward aber zuletzt, da er sich durch Härte und Schwelgerei verhaßt gemacht, von einem seiner Diener ermordet (996). Um diese Zeit landete Olaf I. Trygveson, Harald Haarschöns Urenkel, in Norwegen und wurde von dem Volke zum König ausgerufen. Er erhob das Christenthum zur herrschenden Religion und gründete 997 die Stadt Nidaros (Trondhjem). Nachdem er bei einem Seezug nach der wendischen Küste (1000) umgekommen war, gerieth Norwegen auf einige Jahre in Unabhängigkeit von Schweden und Dänemark, in deren Könige Namen die Jarle Erich und Sven regierten. Dieser Fremdherrschaft wurde aber schon 1017 durch Olaf II. den Heiligen (Dicken) ein Ende gemacht. Dieser, ein Sohn des Unterkönigs Harald Gränske und Verwandter Olafs I., benutzte einen Krieg, in den der Dänenkönig Knut mit England verwickelt war, schlug erst die Dänen, dann auch die Schweden aufs Haupt und befreite dadurch Norwegen von dem aufgedrungenen Joch. Darauf brachte er auch die Orkneys, die Färöer und Island unter die norwegische Herrschaft zurück und ordnete die hof- und staatsrechtlichen, sowie dann auch die kirchenrechtlichen Verhältnisse des Landes. Das Heidenthum suchte er vollends auszurotten, wodurch er sich aber viele Feinde erregte. Als Knut mit Heeresmacht heranzog, um Norwegen wieder zu erobern (1028 oder 1030), mußte Olaf fliehen und wandte sich erst nach Schweden, dann zu seinem Schwiegersohne, dem russischen Großfürsten Jaroslaw, kehrte, von den Schweden unterstützt, wieder nach Norwegen zurück, ward aber, tapfer kämpfend, bei Sticklarstad von den Dänen besiegt und getödtet (31. August 1030, nach Anderen 1033), nach seinem Tode aber als Heiliger verehrt. Olafs II. Sohn, Magnus I., der Gute oder Fromme, der mit seinem Vater geflohen war, wurde 1036 nach dem Tode Knuts von den Norwegern zurückgerufen und stellte die Unabhängigkeit des Landes wieder her. Er bestieg nach dem Tode des dänischen Königs Hardeknut, mit dem er einen Erbvertrag abgeschlossen hatte, 1042 auch den dänischen Thron, welcher Zuwachs an Macht ihn jedoch in schwere Kriege verwickelte. Er hat das Verdienst, in Norwegen zuerst eine geregelte Gesetzgebung begründet zu haben (dieses Gesetzbuch führte den Namen Graagaas, d. i. die graue Gans). Im Jahre 1045 überließ er die Hälfte von Norwegen Harald III. Haardraade (dem Harten), dem Halbbruder seines Vaters, der nach seinem Tode (1047) sein Nachfolger im ganzen Reiche wurde, während Dänemark an Sven Estridsen fiel. Harald gründete 1054 die Stadt Opslo (Christiania) und kriegte glücklich gegen Dänemark. Als er aber auch England mit Krieg zu überziehen gedachte, ward er in der Schlacht bei Stanefordbridge (1066) geschlagen und getödtet. Ihm folgte sein Sohn Magnus II., welcher seinen Bruder Olaf III. Kyrre (den Friedfertigen) zum Mitregenten annahm, aber schon 1069 starb. Olaf führte darauf eine friedfertige Regierung, gründete 1070 Bergen, beförderte die Handelsthätigkeit seines Volks und stattete den Klerus freigebig aus. Ihm folgte 1093 auf dem Thron sein natürlicher Sohn Magnus III. Barfot (Barfuß). Dieser unterwarf (1095) die Hebriden und Orkneys wieder, setzte seinen noch unmündigen Sohn Sigurd zum Inselkönig daselbst ein und zwang selbst den irischen König zur Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit. Dann kriegte er mit dem Schwedenkönig Inge, besiegte denselben 1098 bei Foxerne, wurde aber 1099 auf demselben Schlachtfelde geschlagen, worauf der Friedensschluß von Konghell erfolgte. Im Jahre 1102 machte Magnus eine Expedition nach Irland, eroberte Dublin und Ulster, kam aber bei einem Ueberfall der Irländer um. Sein Nachfolger war Sigurd I. (Jorsalefarer, d. i. Jerusalemfahrer), der von 1107—10 einen Kreuzzug nach Palästina machte und den geistlichen Zehnten einführte. Sein Nachfolger war sein Sohn Magnus IV. der Blinde, der auf dem Reichstage zu Hanga genöthigt ward, seinem Vetter, Harald IV. Gillechrist, den Sigurd zur Verzichtleistung auf die Nachfolge in der Regierung genöthigt hatte, 1134 die Hälfte des Reichs abzutreten. Kaum aber fühlte sich Magnus wieder frei, so verjagte er ihn wieder. Aber Harald fand an dem König Erich von Dänemark einen Beschützer, sammelte ein Heer, landete mit demselben, als Magnus das seine schon entlassen

hatte, unvermuthet bei Bergen, schlug Magnus, nahm ihn gefangen, ließ ihn blenden und verstümmeln und schickte ihn in ein Kloster bei Drontheim. Als Harald schon 1136 von seinem Halbbruder Sigurd Slemmedegn ermordet worden war, erhielt Magnus seine Freiheit wieder und wurde gegen Haralds Sohn, Inge I., zum König erhoben und ihm Sigurd Slemmedegn zur Seite gesetzt. Bei Minne geschlagen, rief er Erich von Dänemark zu Hülfe, fiel aber mit Sigurd Slemmedegn im Kampfe. Inge theilte darauf den Thron mit seinem Bruder Sigurd III. bis 1155. Gegen Beide erhoben sich zwar Magnus V. und Eystein II. als Gegenkönige, aber ohne sich behaupten zu können. Glücklicher war Hakon III. Herdebrad, Sigurds II. Sohn, indem er Inge besiegte und dessen Thron bestieg (1161). Da er aber schon ein Jahr darauf in einem Treffen fiel, so ließ Graf Erling, Sigurds I Schwiegersohn, 1164 seinen Sohn Magnus VI. als König krönen. Während Erling den in Upland sich erhebenden Gegenkönig Olaf (1177) besiegte, kämpfte Magnus mit nicht minderem Erfolg gegen einen anderen Nebenbuhler, Eystein Mala, den Anführer der Birkebeiner (s. d.). Erling aber fiel im Kampfe gegen einen dritten Prätendenten, Sverre, der sich für einen Sohn Svens II. ausgab (1179), und auch Magnus wurde von diesem mehrmals geschlagen, z. B. in den Schlachten bei Nordnes (1181) und Fimreite, in welcher letzteren er fiel (1184). Magnus' VI Regierung ist besonders dadurch merkwürdig, daß er ein Kirchengesetz erließ, die sogenannte goldene Feder (Guldfjeder), wodurch dem Klerus große Prärogative zugesichert und die Königswahl fast ausschließlich in seine Hände gelegt wurde. Sverre ist einer der hervorragendsten norwegischen Könige; doch ließen ihn seine fortwährenden Kämpfe gegen Aufrührer und gegen die klerikale Partei, die sogenannten Bagler, zu keiner ruhigen Regierung kommen. Die Bischöfe belegten ihn mit dem Bann, er aber verjagte sie dafür. Er starb 1202 und von ihm stammen die folgenden Könige ab. Sein Sohn und Nachfolger Hakon IV. wurde 1204 von seiner Stiefmutter durch Gift aus dem Wege geräumt. Der nächste Erbe war Hakons vierjähriger Neffe, Guttorm, der von einer Partei zum König erhoben wurde, während die gegnerische Erling Steinväg, Sohn Magnus' VI., auf den Thron zu erheben suchte. Als Guttorm 1205 mit Tod abging, gedachte sein Vormund Hakon Galen das Reich an sich zu reißen, mußte aber Guttorms jüngerem Bruder Inge II. weichen. Letzterer führte eine unruhevolle Regierung bis 1217 und hatte namentlich gegen den Baglerkönig Philipp harte Kämpfe zu bestehen. Nach ihm kam ein Enkel Sverre's, Hakon V. Gamle (der Alte), auf den Thron, indem er trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit, die Sverre's Haus nicht aufkommen lassen mochte, von den Birkebeinern 1217 zum König erhoben und auf dem Reichstage zu Bergen 1223 anerkannt wurde. Er führte mit Genehmigung jenes Reichstags ein Erbfolgegesetz ein, stellte das Ansehen der Krone und die Ruhe her, hob Ackerbau und Handel und legte neue Dörfer, Städte und Festungen an, schloß mit den Hansestädten Verträge und unterwarf die Inselkönige seiner Herrschaft. Die Blüthe, deren sich Norwegen unter seiner Regierung erfreute, bewog Grönland und Island (1261), sich seinem Scepter freiwillig zu unterwerfen. Er starb 1262 u. hatte seinen Sohn Magnus VII. Lagaböter (Gesetzverbesserer) zum Nachfolger. Derselbe trat die Insel Man und die Hebriden 1266 an Schottland ab, veranstaltete 1267—79 die Sammlung eines neuen Gesetzbuchs, in dem er die verschiedenen Gerichtsverfassungen des Reichs in Eine zusammenschmolz, regelte die Thronfolge und die Lehnsverhältnisse u. stattete den Klerus mit neuen Vorrechten aus (1273). Er starb 1280 und hatte seinen Sohn Erich Prestader (Priesterfeind) zum Nachfolger. Derselbe war seine ganze Regierungszeit hindurch in die heftigsten Streitigkeiten mit der Geistlichkeit verwickelt, führte über die Herausgabe des Malschatzes seiner Mutter Ingeborg einen langwierigen Krieg mit Dänemark und wurde 1284 auch mit der Hansa in einen Kampf verwickelt, welcher so unglücklich für ihn endigte, daß er in dem 1285 abgeschlossenen Frieden den Hanseaten unumschränkte Handelsfreiheit in seinem Reich einräumen und dem Bunde selbst beitreten mußte. Als er 1299 starb, folgte ihm sein Bruder Hakon VII. auf dem Thron. Dieser führte mit den Schweden und Dänen Krieg und hatte 1313 und 1316 auch zu wiederholten Malen russische Eindringlinge zurückzutreiben. Nachdem mit ihm 1319 der norwegische Königsstamm in männlicher Linie erloschen, fiel die Krone an seinen Tochtersohn Magnus Smek, König von Schweden, der, obwohl noch minderjährig, 1330 den norwegischen Thron bestieg, wobei jedoch festgesetzt wurde, daß jedes der beiden Reiche seine Unabhängigkeit behalten sollte. Magnus Smeks Regierung war für Norwegen keine glückliche; die Russen machten verheerende Einfälle, der Adel veranlaßte Unruhen und Empörungen, die Hansa fing die Feindseligkeiten gegen das Land von Neuem an und die Pest raffte 1349 mehr als ein Drittel der an sich schon schwachen Bevölkerung des Landes hin. Magnus Smek hatte schon 1343 seinen Sohn Hakon VIII. zum Mitregenten angenommen und trat demselben 1350 die Krone von Norwegen förmlich ab, indem er sich nur einige Krongüter und hoheitliche Rechte vorbehielt. Der Sohn ergriff aber die Waffen gegen den Vater, entthronte denselben und ließ sich 1362 zum Mitregenten von Schweden ernennen, wodurch die Kronen beider Reiche wieder auf Einem Haupte vereinigt wurden, aber nur auf kurze Zeit, denn Hakon wurde, nachdem er sich 1363 mit Margarethe, der Erbin von Dänemark, vermählt hatte, 1365 in Schweden wieder abgesetzt, so daß ihm nur Norwegen blieb. Sein Vater aber mußte in Stockholm gefangen sitzen bis 1371, wo Hakon ihn loskaufte. Er räumte den Hanseaten große Vorrechte ein, um sich deren Gunst und Beistand zu sichern; gleichwohl gingen dieselben mit dem schwedischen König, Albrecht von Mecklenburg, einen Bund ein, und dieser verwüstete mit ihrer Beihülfe einige Provinzen Norwegens, bis 1370 ein Friede mit ihm zu Stande kam, nachdem schon ein Jahr früher mit der Hansa Friede geschlossen

worden war. Als Hakon 1380 starb, folgte ihm sein noch minderjähriger Sohn Olaf V., welcher als Erbe seines mütterlichen Großvaters Waldemar von Dänemark bereits König dieses Reichs war. Als Olaf aber schon 1387 plötzlich starb, ward seine Mutter, die herrschsüchtige Margarethe, sowohl in Dänemark als in Norwegen als Königin anerkannt und wußte es bei den Ständen dahin zu bringen, daß diese ihren Vetter, den Herzog Erich von Pommern, zum eventuellen Thronfolger ernannten. Auf diese Weise und in Folge der kalmarischen Union (1397), welche die drei nordischen Reiche unter Ein Scepter brachte, ward Norwegen mit Dänemark vereinigt, und diese Vereinigung hat bis 1814 ununterbrochen fortgedauert. Erichs Regierung (1412—42) war auch für Norwegen, wo mehre Empörungen ausbrachen, eine sehr unruhige; mehr Ruhe genoß das Land unter der Regierung seines Schwestersohnes und Nachfolgers, des Herzogs Christoph von Bayern, den die Dänen zu ihrem König erwählt hatten (1442—48). Als sich mit dessen Tode 1448 die Union wieder auflöste, wurden auch in Norwegen schwache Versuche zur Losreißung von Dänemark gemacht, und es versammelte sich zu diesem Behuf ein Reichstag zu Drontheim; plötzlich aber erschien eine dänische Flotte u. zwang die Reichstagsmitglieder, Christian I. zum König zu wählen (1450). Einen neuen Versuch, sich von Dänemark loszureißen, machten die Norweger unter Christians I. Nachfolger Johann, doch wurden sie 1502 nach der unglücklichen Schlacht bei Opslo wieder zur Unterwerfung gezwungen, und ihr Unabhängigkeitsgefühl sank von nun an immer mehr, je mehr die dänische Macht sich in Norwegen befestigte, und als König Christian II., aus Dänemark vertrieben, in Norwegen, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden, besiegt und gefangen worden, ward Norwegen von den Dänen als erobertes Land betrachtet, in eine Provinz verwandelt, der norwegische Reichsrath beseitigt und die Reformation mit Gewalt eingeführt. Norwegen wurde seitdem von Kopenhagen aus regiert und litt besonders unter den Kriegen der Dänen mit den Schweden harte Verluste, indem dadurch ganze Provinzen, wie Jemtland, Herjeådalen und Bohuslän, 1645 und 1658 verloren gingen. Zugleich war die dänische Regierung eifrig bemüht, das Land aller etwa noch übrigen Reste der ehemaligen Selbstständigkeit zu berauben. So wurde der höchste norwegische Gerichtshof aufgehoben, alle Prozesse wurden in Kopenhagen von dänischen Richtern entschieden, alle Beamten kamen aus Dänemark. Dort wurden auch die Bischöfe geweiht, dort mußte die dem Staats- und Kirchendienst sich widmende Jugend studiren, und die norwegischen Soldaten und Matrosen wurden für Heer und Flotte der Dänen ausgehoben. Nach Dänemark flossen auch die Steuern, Zölle, Abgaben und der Ertrag der Bergwerke. Doch blieb Norwegen bewahrt vor dem Emporkommen eines zahlreichen Adels, vor Errichtung von Herrenhöfen, vor Verlust der persönlichen Freiheit, vor Frohnden, Feudallasten und der Leibeigenschaft in ihren verschiedenen Abstufungen, weil die Dänen es trotz ihres Uebermuths nicht wagten, das alte Odalsrecht aufzuheben, d. h. das Recht, nach welchem der Grundbesitz als Familieneigenthum unantastbar gesichert blieb. Erst mit der Kunde von dem Ausbruch der französischen Revolution erwachte auch in Norwegen plötzlich wieder die Sehnsucht nach der alten Unabhängigkeit. Eine patriotische Partei bildete sich und nährte die freiheitlichen Sympathien, welche um so stärker hervortraten, je schlimmere Zeiten kamen, als Norwegen durch seine Verbindung mit Dänemark in den verhängnißvollen Krieg mit England hineingerissen und in Folge davon Norwegens Handel vernichtet wurde. Durch die englischen Kreuzer und Flotten war Jahre lang fast alle Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen unterbrochen, und letzteres hätte sich schon damals von Dänemark losgesagt, wenn nicht der Statthalter Prinz August Christian von Holstein-Augustenburg, dessen treffliche Verwaltung das norwegische Volk mit der innigsten Anhänglichkeit lohnte, dies zu verhindern gewußt hätte. Als er 1809 mit einem norwegischen Heer gegen Schweden ausgezogen war, erfuhr er an der Grenze die Entthronung Gustavs IV. und die Thronbesteigung des Herzogs von Södermanland, Karls XIII., der, da er kinderlos war, ihn selbst zu seinem Sohn und Erben ernannte, nachdem er zuvor von den schwedischen Reichsständen zum Thronfolger gewählt worden war. Aber die hieran mit Recht sich anknüpfenden Hoffnungen wurden durch des Kronprinzen plötzlichen Tod vereitelt. Seitdem traten in Norwegen die Gedanken an Herstellung der alten Unabhängigkeit wieder offener hervor. So entstand die Gesellschaft für Norwegens Wohl, welche fortan der Mittelpunkt aller Bestrebungen, dem Vaterlande die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, wurde und unter anderen, 1811, nach langem Widerstreben von Seiten der Dänen, die Stiftung der Universität in Christiania durchsetzte, wodurch Kopenhagen aufhörte der Mittelpunkt für die norwegische Bildung zu sein. Dänemark mußte geschehen lassen, was es nicht hindern konnte; doch sandte der König den Sohn des Erbprinzen Friedrich, den Prinzen Christian Friedrich, als Statthalter nach Norwegen, und den 2. Mai 1813 landete dieser, wurde wohl aufgenommen und wußte sich auch beim Volke beliebt zu machen. Nachdem aber ein glücklich angelangter Convoi mit 30,000 Tonnen Getreide die norwegischen Magazine hinlänglich gefüllt hatte, war der Prinz ernstlich darauf bedacht, in Schweden einzufallen, als am 24. Januar 1814 plötzlich die unerwartete Kunde erscholl, daß im kieler Frieden Norwegen an Schweden abgetreten worden sei. Diese Kunde rief die allgemeinste Entrüstung und Erbitterung hervor. Es war nur Eine Stimme im Lande, Norwegen dürfe und solle sich nicht fügen. Kampf auf Leben und Tod müsse darüber entscheiden, ob Norwegen ein freies, selbstständiges Land oder ein Spielball fremder Mächte sein solle. Der Prinz begab sich nach dem Eisenhammer Eidsvold, einer Besitzung seines eifrigen Anhängers, des Konferenzraths Karstens, unweit des Mjösensee's, wohin er eine Anzahl der einflußreichsten und angesehensten Männer berief. In Folge einer Berathung mit diesen nahm er den Titel eines Regenten von Norwegen an und rief als solcher den 15. Febr. eine Nationalversammlung

zusammen, welche den 10. April 1814 in Eidsvold eröffnet werden sollte. Die Proklamation des Königs von Schweden vom 8. Februar verhieß Norwegen eine Konstitution, die, vornehmlich auf die Wohlfahrt des Landes berechnet, von dem Generalgouverneur mit Zuziehung der einsichtsvollsten Notabeln Norwegens entworfen werden sollte. Karsten Anker war inzwischen nach England abgereist, um wo möglich das dortige Kabinet für die Wünsche der Norweger zu gewinnen. Je näher aber die Eröffnung der eidsvolder Nationalversammlung heranrückte, desto eifriger bemühte man sich schwedischerseits, den Norwegern ihre Unabhängigkeitsidee zu verleiden. Dessen ungeachtet ging die Wahl der Volksrepräsentanten in Norwegen vor sich, und die von ihnen bei ihrer Ankunft zu Eidsvold an den Prinzen gerichteten Adressen schienen zu beweisen, daß die Wahl völlig frei, ohne Einwirkung von Seiten des Prinzen und seiner Vertrauten Statt gefunden. Die Gesammtzahl der Mitglieder der Versammlung war 112, und bis auf 6 waren alle geborene Norweger. Bereits am 16. April hatte man sich über die Grundzüge des Verfassungsentwurfs vereinigt, und am 17. Mai war das Konstitutionswerk beendigt und trotz des Widerspruchs der schwedisch gesinnten Partei der Regierung die Summe von 14 Millionen Reichsbankthalern zur Disposition gestellt. Am 19. Mai nahm Christian Friedrich vor der Versammlung zu Eidsvold die Krone Norwegens an, beschwor die Konstitution und am 22. Mai hielt er unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Christiania, wo in wenigen Stunden 50,000 Rthlr. zusammengebracht waren, die dem König als freiwilliges Geschenk eingehändigt wurden. Man sandte nun den Staatsrath Nils Aal mit zwei Deputirten nach England, um die dortigen Minister vom wahren Hergang der Sache zu unterrichten und Ankers Wirken zu unterstützen. Aber dieser setzte nichts durch, denn am 31. Mai traf der britische Agent Morris in Christiania ein u. erklärte gerade heraus, das britische Gouvernement lasse dem norwegischen Volke nur die Wahl, entweder die Vermittlung Großbritanniens zur Feststellung seiner konstitutionellen Verhältnisse zu Schweden anzunehmen, oder sich einem Kriege mit dieser Macht und ihren Verbündeten auszusetzen. Am 30. Juni langten auch die Gesandten der betheiligten Mächte, der österreichische Generalmajor von Steigentesch, der russische Generalmajor Graf Orlow, der britische Minister Forster und der preußische Major von Martens, an und überbrachten dem neuen König von Seiten des Königs von Dänemark den kategorischen Befehl, den Titel Regent abzulegen und die Norweger aufzufordern, von ihrem Beginnen abzulassen, die Festungen des Reichs unverzüglich den Schweden einzuräumen und gewärtig zu sein, nach dem Königsgesetze zur Rechenschaft gezogen zu werden, falls er den Gehorsam noch länger verweigere. Der Prinz erklärte darauf, er sei bereit, dem Wohl seiner Unterthanen jedes Opfer zu bringen, könne jedoch die ihm vom norwegischen Volke übertragene Gewalt nur in die Hände der Repräsentanten des Volks wieder niederlegen und müsse daher Zeit und Ruhe fordern, um ein außerordentliches Storthing zusammenberufen zu können, wo er der Nation ihre Lage ohne Rückhalt schildern wolle. Halte es das Storthing dann für nöthig, daß er die ihm anvertraute Gewalt niederlege, so werde er es schleunigst thun; beschlösse dasselbe aber anders, so halte er es für seine heilige Pflicht, das Schicksal seines Volks zu theilen. Die Kommissarien verlangten darauf als Bedingung des vom Prinzen vorgeschlagenen Waffenstillstands Besetzung der norwegischen Festungen durch schwedische Truppen. Aber dies schlug Christian Friedrich rund ab und wollte die Festungen nur von den Truppen der Alliirten besetzt wissen. Auch auf die weiteren Bedingungen, welche die Kommissarien dem Prinzen vorlegten, daß er seinen ganzen Einfluß aufbieten solle, um die Nation für den Anschluß an Schweden zu stimmen, und daß das Land zwischen dem Glommen und der schwedischen Grenze für neutral erklärt, die Besetzung der dort liegenden Festungen Frederiksstad, Frederiksteen und Kongsvinger aber schwedischen Truppen übertragen werde, konnte Christian Friedrich nicht eingehen, ohne das Grundgesetz des Reichs zu verletzen. Sein am 5. Juli versammelter Rath sprach sich dahin aus, man müsse sich lieber den Verwüstungen eines Kriegs aussetzen, als schwedische Truppen in die Festungen aufnehmen, doch solle, wenn dies zur friedlichen Ausgleichung führe, das Land zwischen dem Glommen u. der schwedischen Grenze von den norwegischen Truppen geräumt, die Besetzung der Festungen aber den Bürgern anvertraut werden. Aber schon unter dem 10. Juli erließ der König von Schweden eine Proklamation an die Einwohner Norwegens, worin er nach einer Reihe väterlich klingender Ermahnungen, die mit harten Beschuldigungen gegen den Prinzen Christian Friedrich und dessen Partei vermischt waren, den Norwegern erklärte, sein Sohn, der Kronprinz, sei jetzt befehligt, mit der ganzen schwedischen Kriegsmacht über die Grenze zu rücken und das Reich mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Die vom Prinzen Christian Friedrich berufene Reichsversammlung wurde zugleich für gesetzwidrig und die ganze Summe der von ihr gefaßten Beschlüsse für ungültig erklärt. Am 27. Juli brach der Kronprinz an der Spitze der Armee auf, nachdem er noch einmal den Norwegern das Glück recht eindringlich vor Augen geführt hatte, das ihrer in der Vereinigung mit Schweden warte. Die vornehmsten Rathgeber des Prinzen Christian Friedrich waren von der Unstatthaftigkeit der Offensive gegen Schweden überzeugt. Daher bezog die Armee eine Stellung am Glommen, gedeckt durch die bei den Hvalöern stationirte Flottille und durch die Festung Frederiksstad, und erwartete so den Feind. Am 26. Juli ließ der schwedische Admiral Puke die Flottille, die nur aus 40 Kanonenbooten bestand, zur Uebergabe auffordern. Seiner Instruktion gemäß zog sich der Kommandant derselben, um dem Lande die unentbehrliche Seemacht zu erhalten, in der darauf folgenden Nacht nach der Westseite des Meerbusens von Christiania zurück, worauf sich die Schweden der Hvalöer und der Insel Krageröe am Eingang des Hafens von Frederiksstad bemächtigten. Landwärts geschah der Angriff der Schweden in zwei Kolonnen. Die erste unter dem Kommando

des Feldmarschalls Grafen von Essen drang schon am 29. Juli durch Enningdalen über Berby vor und griff am 1. August den Kapitän Spörck mit solcher Uebermacht an, daß er nach Kjölen zurückweichen mußte. Nach Spörcks Rückzug wurde die Stellung bei Svinesund leicht umgangen, der zweiten schwedischen Kolonne, die am 3. August über Svinesund vorrückte, der Weg geöffnet und die Verbindung von Frederiksfteen mit der norwegischen Hauptmacht gänzlich abgeschnitten. Zu derselben Zeit hatte der Oberstlieutenant Hiermann, welcher mit 1200 Mann die Insel Krageröe an der Mündung des Glommen vertheidigen sollte, diesen wichtigen Posten, ohne auch nur Einen Todten oder Verwundeten zu haben, am 3. August aufgegeben und dadurch den Angriff auf Frederiksstad von der Seeseite her den Schweden erleichtert. Der Kommandant von Frederiksstad, Oberstlieutenant Hals, benahm sich nicht besser. Denn bei Annäherung der schwedischen Kanonenboote übergab er nach einer leichten Kanonade von einigen Stunden den 4. August die ihm anvertraute Festung dem schwedischen Admiral Puke, obgleich die Werke noch gar nicht gelitten, ja die Feinde die Stadt noch gar nicht einmal von der Landseite eingeschlossen hatten. Ein vom Prinzen versammelter Kriegsrath entschied dahin, den General Armfelt über den Glommen zurückgehen zu lassen, weil man sonst Gefahr laufe, von Christiania abgeschnitten zu werden, wohin dem Feinde durch seine Uebermacht der Weg zur See offen stehe. So wurde denn am 6. August das Hauptquartier nach Spydebierg an der Westseite des Glommen verlegt. An demselben Tag erschienen der ehemalige Staatsrath Tank, welcher den norwegischen Dienst verlassen hatte, und der Propst Hount als Bevollmächtigte des Kronprinzen im Hauptquartier, um einen Waffenstillstand anzubieten. Schon zuvor hatte der Kronprinz versprochen, dem Lande eine Verfassung mit Ständen nach schwedischem Muster und das Steuerbewilligungsrecht zu verleihen; jetzt erbot er sich, die eidsvolder Konstitution, welche sich die Norweger selbst gegeben, anzunehmen. Der Prinz, von der Hoffnungslosigkeit seiner Sache überzeugt, erklärte darauf, er sei bereit, die königliche Gewalt niederzulegen, aber nur in die Hände der versammelten Repräsentanten der Nation. Hierin sah aber der schwedische Kronprinz nur eine leere Ausflucht, um Zeit zu gewinnen, und die Feindseligkeiten nahmen also ihren Fortgang, wobei die Schweden so verfuhren, daß sie des besten Erfolgs gewiß sein konnten. Sie hielten die strengste Mannszucht und richteten auch ihr ganzes übriges Verfahren so ein, daß das Volk Vertrauen zu ihnen fassen mußte. Alle Kriegsgefangenen wurden sofort in ihre Heimat entlassen, und anstatt an den Landmann harte Forderungen zu machen, theilten ihm die Schweden vielmehr von ihren Lebensmitteln mit. Dadurch wurden Viele von Christian Friedrich abgezogen, und dieser Abfall mußte von Tag zu Tag zunehmen, da jetzt die auf dem eidsvolder Reichstage überstimmte schwedische Partei ihren Einfluß ungehindert und offen geltend machte. Obwohl nach dem Uebergang der Schweden über den Glommen der Ausgang des Krieges nicht mehr zweifelhaft sein konnte, so ließ doch der schwedische Kronprinz den Antrag eines Waffenstillstandes wiederholen und willigte selbst in die Zusammenberufung eines außerordentlichen Storthings, wobei er als unerläßliche Bedingung nur die stellte, daß Christian Friedrich die ausübende Gewalt dem Storthing ganz anheim stelle. Christian Friedrich berief seine Staatsräthe noch einmal in sein Hauptquartier Moß. Die Armeekommandanten Seyerstadt, Hegermann und Armfelt erklärten es für unmöglich, den Feind an weiterem Vordringen zu hindern. Da nun an eben dem Tage die nach England gesandten Deputirten mit ihrer Trauerkunde zurückkehrten, so ließ Christian Friedrich zu Moß (14. August) eine Konvention unterzeichnen, wonach er sich verbindlich machte, spätestens bis zu den ersten Tagen des Oktober ein außerordentliches Storthing zu berufen, wogegen der König von Schweden die Anerkennung der eidsvolder Konstitution versprach, nur mit Vorbehalt solcher Abänderungen, welche durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nöthig gemacht würden. In einem Separatartikel erklärte sich Christian Friedrich noch überdies bereit, Norwegen selbst dann zu verlassen, wenn auch der Reichstag ihn auffordern sollte, noch länger im Lande zu bleiben. An demselben Tage wurde der Waffenstillstand abgeschlossen und dabei die beiderseitige Truppenanzahl, die Demarkationslinie, die Uebergabe der Festung Frederiksfteen und die Aufhebung der Blokade der norwegischen Häfen verabredet. In einer Proklamation vom 16. August legte der Prinz Christian Friedrich die Umstände dar, die ihn zur Annahme des Waffenstillstandes und der Konvention vom 14. August bewogen hätten, und am 19. erließ er von der Ladegaardsinsel ein Schreiben an seinen Staatsrath, worin er diesem einstweilen die ausübende Gewalt übertrug. Man pflegt ihn daher in Norwegen „Maanedskong“ (Monatskönig) zu nennen. Karl XIII. von Schweden aber wiederholte den 30. August zu Uddevalla die Versicherung, daß alle von dem Kronprinzen gemachten Verheißungen erfüllt, Norwegen zwar mit Schweden vereinigt, aber keineswegs als ein erobertes Land angesehen werden, vielmehr seine Konstitution mit einigen nöthigen Modifikationen beibehalten solle. Nachdem am 7. Oktober das außerordentliche Storthing eröffnet worden, übergab Christian Friedrich am 10. auf Ladegaardsinsel die Urkunde, wodurch er seinen Rechten auf den norwegischen Thron entsagte, und noch an demselben Tage schiffte er sich nach Dänemark ein. Das Storthing setzte darauf ein Komité zur Verhandlung mit den schwedischen Kommissarien nieder. Die Frage, ob Norwegen unter gewissen Bedingungen mit Schweden unter Einem König vereinigt werden sollte, wurde den 20. Okt. durch Stimmenmehrheit entschieden, und zwar stimmten 72 der gegenwärtigen Mitglieder dafür, 5 dagegen. Am 4. Nov. schritt man in außerordentlicher Sitzung zur Königswahl, und einstimmig wurde Karl XIII. von Schweden zum konstitutionellen König von Norwegen gewählt und diese Wahl sofort den schwedischen Kommissarien bekannt gemacht. Der Kronprinz, durch eine Kommission bewillkommt, hielt den 9. November, begleitet von seinem Sohne Oskar, seinen feier-

lichen Einzug in Christiania. Am folgenden Tage begab er sich in das Storthing, beschwor die Verfassung und empfing darauf den Huldigungseid der Versammlung, welchen dann alle Kollegien, Korporationen und das Militär ebenfalls leisteten. An die Spitze der neuen Regierung wurde als Statthalter der Graf von Essen mit einem Staatsrath gestellt und am 26. das Storthing geschlossen.

So waren denn die beiden skandinavischen Reiche, ehedem aufs feindlichste getrennt, jetzt eng verbrüdert, wiewohl ihre Konstitutionen ein durchaus verschiedenes Gepräge tragen, die schwedische nämlich ein aristokratisches, die norwegische dagegen ein entschieden demokratisches. Bald nach der Vereinigung wurde nicht nur schwedischerseits der Wunsch einer sogenannten Amalgamation beider Reiche und Völker lebhaft geäußert, sondern es offenbarte sich sogar ein ziemlich wohl angelegter Plan zur Verwirklichung dieser Idee, welchem jedoch die Storthings in treuer Vertretung des Volks entgegenzuarbeiten beflissen waren. Was von Seiten der Regierung gegen die Verfassung geschah, waren leicht abzuweisende, doch immer wiederholte Angriffe, zum Oeftern bloße Neckereien, welche jedoch die Wachsamkeit der Patrioten rege hielten. Seit der Julirevolution in Frankreich trat für Norwegen ein Zustand der Ruhe und des ungestörten Genusses seiner Institutionen ein. Irgend einen Nachhall jener Bewegung vernahm man im Norden zwar nicht, doch verriethen schon die Wahlen zum Storthing 1833 eine noch entschiedenere Opposition als früher, und es gaben sich Bestrebungen kund, eine Anzahl abhängiger Beamten auszuschließen und den Deputirten aus den Landgemeinden die Majorität zu sichern. Die öffentliche Meinung gab sich seitdem besonders bei der jährlichen Wiederkehr der Feier des norwegischen Konstitutionstags den 17. Mai kund. Im Jahre 1833 wurde das Fest durch die Entschleierung des unfern Christiania errichteten Denkmals des Storthingsmannes Christian Krogh († 1829) durch Reden, patriotische Gesänge und andere Solennitäten besonders festlich begangen. Das Storthing verwarf bald darauf wiederum einstimmig die vorliegenden Propositionen zur Abänderung der Verfassung. Nach dem Schluß der Storthingsverhandlungen machte zum ersten Male die Preßfreiheit ihr Recht durch rücksichtslos scharfe Kritiken gegen das Storthing im Allgemeinen und einzelne Mitglieder desselben geltend. Man wies auf den überwiegenden Einfluß des Bauernstandes hin und suchte dessen Blößen aufzudecken. Unnöthige Bedenklichkeit u. Langsamkeit, Schwatzhaftigkeit, Trachten nach Volksgunst, übertriebene Sparsamkeit, Härte bei Verweigerung von Pensionen, Hintansetzen des Allgemeinen zur Förderung des örtlichen Besten und Unkunde in der Geschäftsführung waren die Vorwürfe, welche erhoben wurden, aber in der That in Norwegen selbst keinen großen Anklang fanden, zumal da es dem Storthing auf der anderen Seite auch nicht an tüchtig gewappneten Vertheidigern fehlte. Unter solchen Parteistellungen wurde im Februar 1836 das 8. ordentliche Storthing eröffnet. Da die Anzahl der dem Bauernstande angehörigen Mitglieder desselben eher zu- als abgenommen hatte, so war es sehr natürlich, daß alle ihre Schritte mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgt und ihre Maßregeln der genauesten Kritik unterworfen wurden. Was jetzt die Mißstimmung des Königs noch erhöhte, war, daß die seit 1821 immer von Neuem den Storthingen vorgelegten und schon vielfach beleuchteten Propositionen zur Abänderung des Grundgesetzes jetzt nicht einmal mehr einem Komité zur Begutachtung anheimgegeben, sondern sofort einhellig verworfen wurden. In Folge davon traf Anfangs Juli plötzlich aus Stockholm der Befehl zum Schluß des Storthings ein. Mit beträchtlicher Stimmenmehrheit wurde darauf im Odelsthing beschlossen, den Staatsminister Lövenskjold vor einem Reichsgericht zu belangen. Letzteres, aus den Mitgliedern des höchsten Gerichts und Lagthings zusammengesetzt, versammelte sich im August. Da aber irgend ein böser Wille nicht vorausgesetzt werden konnte, sondern nur Selbsttäuschung oder Charakterschwäche, so entschied es für die geringste der im Verantwortlichkeitsgesetz festgesetzten Strafen; es verurtheilte nämlich den Minister zu einer Geldbuße von 1000 Speciesthalern und in die Kosten. Der Minister blieb trotz seiner Verurtheilung in Amt und Würden. Da um diese Zeit der König keineswegs einen schwedischen Großen, wie es ihm doch im Grundgesetz gestattet war, sondern den Grafen Wedel-Jarlsberg an die Spitze der Regierung setzte und im Oktober das aufgelöste Storthing als ein außerordentliches wieder einberief, welches sich auf Erledigung der königlichen Propositionen beschränkte und schon Ende Januar 1837 wieder geschlossen werden konnte, so beruhigte sich die öffentliche Meinung in Norwegen wieder. Der Konstitutionstag von 1837 hatte daher ganz den Charakter eines Versöhnungsfestes, indem sich der König überzeugt zu haben schien, daß diese Feier keineswegs darauf abzwecke, die Gemüther für eine Trennung von Schweden, geschweige von der jetzigen Dynastie zu stimmen. Große Freude erregte es, als im April 1838 die dem König fast abgedrungene Erlaubniß zum Gebrauch der norwegischen Nationalflagge auf allen Meeren erfolgte. Nicht weniger Beifall fand ein neues von der Regierung proponirtes und vom Storthing mit einigen Modifikationen angenommenes Kommunalgesetz, welches die Landgemeinden von der Vormundschaft der Altmänner, unter der sie seit Jahrhunderten gestanden, befreite. Aber die dem 9., im Februar 1839 eröffneten Storthing gemachten Anträge auf Abänderung des Grundgesetzes, insonderheit der auf Verwandlung des suspensiven königlichen Veto in ein absolutes, und auf Einschränkung des ausschließlichen Naturalisationsrechts des Storthings, und ein anderer, nach welchem die norwegischen Staatsräthe Sitz und Stimme in den Versammlungen des Plenums haben sollten, wurden wieder einhellig verworfen. Dessen ungeachtet gab sich auf Seiten des Königs keine Mißstimmung kund und Alles glich sich harmonisch aus. Da die Staatskasse seit einer Reihe von Jahren beträchtliche Ersparnisse gemacht hatte, so ergab sich bei der durch mehre mißlich ausgefallene Ernten in ver-

schiedenen Landestheilen verursachten Noth eine schöne Gelegenheit, diese Ersparnisse zur Abhülfe der Noth anzuwenden, indem ansehnliche Summen zum Theil als unverzinsliches Darleben angewiesen und die Kommunen der ihnen bisher obliegenden Entrichtung der Einquartierungs- und Delinquentengelder enthoben wurden, nachdem schon 1836 die allgemeine Landsteuer ganz abgeschafft worden war. Nachdem auch noch das neue peinliche Gesetzbuch, welches zuvor die gründlichste Prüfung von Rechtsgelehrten des In- und Auslandes erfahren hatte, berathen und angenommen worden, blieb unerwarteter Weise die königliche Sanktion desselben aus, weil die Majorität des Storthings sich nicht dazu verstehen wollte, die in dem Gesetzbuche wie in dem Grundgesetze ausgesprochene Heiligkeit und Straflosigkeit der königlichen Majestät auch auf die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt auszudehnen. Im August 1839 wurden die Sitzungen vom Statthalter geschlossen. Im Jahre 1840 drohte in Folge des Ablebens des Statthalters Grafen Wedel-Jarlsberg wieder eine neue Mißstimmung zwischen König und Volk zu entstehen. In Norwegen hielt man die Stelle eines Statthalters für entbehrlich und insbesondere die damit verbundene Besoldung von 14,000 Species für viel zu hoch. Dazu kam noch, daß 1841 jener in Norwegen wegen seiner aristokratischen Grundsätze mißliebige Staatsminister Lövenskjold zum Statthalter ernannt wurde. Dafür wurde zwar der beliebte Due, ein Norweger, zum Staatsminister ernannt, doch dauerte es dessen ungeachtet einige Zeit, bis sich die Mißstimmung gegen die Regierung wieder legte. Auf dem 10. ordentlichen Storthing, welches den 1. Februar 1842 eröffnet und nach einer vom König zugestandenen Verlängerungsfrist im August geschlossen wurde, kamen wieder jene leidigen, schon so oft beantragten und immer einstimmig verworfenen Verfassungsveränderungen zur Vorlage, ohne aber ein besseres Schicksal zu haben als früher. Auch wurde im geraden Gegensatze gegen die Wünsche der Regierung der Beschluß gefaßt, daß zur Naturalisation von Fremden in Norwegen die königliche Sanktion nicht erforderlich sein solle, sowie auch der von Seiten der Regierung gemachte Antrag, das Gesetz, welches den Juden den Eintritt in Norwegen verbietet, aufzuheben, zurückgewiesen wurde. Trotz solcher Renitenzen war das königliche Entlassungsschreiben vom 17. Sept. doch in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt. Nachdem den 8. März 1844 König Karl XIV. Johann mit Tod abgegangen war, bestieg Oskar I. den Thron Schwedens und Norwegens. Unter der Regierung desselben (1844—59) hat auch Norwegen eine steigende politische Entwickelung gezeigt und mannichfache Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung gemacht. Die Persönlichkeit des Königs Oskar und seine Bereitwilligkeit, den Norwegern entgegen zu kommen in Betreff ihres eigenen Wappens und ihrer Flagge, sowie sich in Norwegen nicht länger „König von Schweden und Norwegen ꝛc.“, sondern „König von Norwegen und Schweden“ zu nennen, auch der immer mehr aufblühende Zustand des Landes bewirkten beim 11. Storthing, 1845, obgleich die Opposition ein bedeutendes Uebergewicht hatte, im Ganzen ein gutes Verhältniß zwischen den beiden Staatsgewalten, das sich in mehren nützlichen Maßregeln zu erkennen gab. Damals wurde auch ein neues Staatsdepartement, das des Innern, errichtet. Auch beim 12., am 9. Februar 1848 eröffneten Storthing blieb dieses gute Verhältniß, obgleich die Opposition das Uebergewicht hatte, mehre Vorschläge der Regierung zurückwies und sogar eine Adresse an den König erlassen wollte, in welcher Unzufriedenheit mit den Rathgebern des Königs ausgesprochen war. Diese Adresse wurde gleichwohl nicht abgegeben, da der zur näheren Erörterung derselben eingesetzte Ausschuß die Sache so lange verzögerte, bis das Storthing seinem Ende nahe war. Uebrigens wurden dem König auf seinen Vorschlag zur Unterstützung Dänemarks 260,000 Spthlr. bewilligt und ihm die norwegische Land- und Seemacht zur Disposition gestellt. Gleich nach der Beendigung des Storthings am 26. August erregte ein Student, Thrane, eine heftige Agitation unter den Arbeitern, die immer ärger wurde und zuletzt, 1851, in mehren Gegenden, besonders im Stift Trondhjem in wirkliche Unruhen ausartete und die Verhaftung Thrane's, mehrer seiner Mithelfer und vieler Arbeiter zur Folge hatte. Da jedoch die Arbeiter bei dem 13., am 11. Februar 1851 eröffneten Storthing, sowie in der allgemeinen Stimmung im Lande keine Unterstützung fanden, auch die beschlossene Anlage der Eisenbahn zwischen Christiania und Eidsvold (wozu die Staatskasse mit 782,000 Spthlrn., der Hälfte der Anlagekosten, beisteuerte) vielen Arbeitern die Aussicht auf guten Verdienst eröffnete, so nahm das Unwesen nach u. nach ein Ende. Von diesem Storthing wurde der Vorschlag, daß die Mitglieder des Staatsraths an den Ueberlegungen und Beschlüssen des Storthings Theil nehmen sollten, abgeschlagen; doch wurde denselben die Theilnahme an den Ueberlegungen, nicht aber an den Beschlüssen gestattet; der König aber sanktionirte diesen Beschluß nicht. Auch wurde den Israeliten gestattet in Norwegen zu wohnen, was ihnen bisher nicht erlaubt gewesen war, sowie überhaupt eine erweiterte Religionsfreiheit eingeführt wurde. Die darauf folgenden Jahre waren für Norwegen ruhig u. glücklich. Das 14. Storthing, von 1854, erließ eine warme Adresse an den König, bewilligte ihm ein Kreditiv von 300,000 Spthlrn. zur Aufrechthaltung der Neutralität, gab Gesetze über die Konskription und allgemeine Wehrpflicht, über ein verbessertes Schulwesen, über die Errichtung einer höheren landwirthschaftlichen Anstalt in Aas u. a. m. In den folgenden Jahren wurde die Aufmerksamkeit hauptsächlich nach Außen und auf den Krieg der Westmächte gegen Rußland gelenkt. Gleich Schweden erntete Norwegen große Vortheile aus der Neutralität und war in sofern weit näher interessirt, als Rußlands Pläne auf das norwegische Finnmarken sein Gebiet zu schmälern drohten, daher denn auch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen beider Länder deutlich in den Vordergrund trat und die Völker näher an einander zog, wozu der gegenseitige Besuch der studirenden Jugend das Seinige mit beitrug. Im Mai 1856 kam der Kronprinz

als Vicekönig nach Christiania und erwarb sich bald in hohem Grade das Vertrauen und die Liebe der Norweger. Er eröffnete das 15. Storthing am 9. Februar 1857 und schloß dasselbe auch am 14. Okt., wobei er jedoch anzeigte, daß er nun von seiner Würde als Vicekönig über Norwegen abtreten müsse, da er anstatt seines kranken Vaters zum Regenten der beiden Völker mit königlicher Machtvollkommenheit berufen wäre. Da die Zeitumstände der Union günstig zu sein schienen, hatte die Regierung gemeint, man müßte dieselben benutzen zur Entscheidung einiger bisher noch unentschiedener Fragen und zu einer engeren Befestigung des Unionsbandes. Daher waren 3 Komités eingesetzt worden, um theils die Beiträge eines jeden der beiden Reiche zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu bestimmen, theils Vorschläge in Betreff des gegenseitigen Handels und der Schifffahrt beider zu machen, theils ein Gesetz über die in beiden Reichen geltende Kraft der in einem derselben gefällten richterlichen Urtheile auszuarbeiten. Doch der Erfolg entsprach keineswegs den Erwartungen der Regierung, indem der erste Punkt gar nicht zur Entscheidung kam, die Vorschläge zu den beiden andern aber von dem Storthing verworfen wurden. Eine Veränderung des Grundgesetzes war der Beschluß, wonach künftig das Storthing im Oktober anstatt im Februar zusammentreten sollte. Die schwere Handelskrisis von 1857 erstreckte ihre Wirkungen auch auf Norwegen und machte eine Staatsanleihe von 220,000 Pfd. Sterl. nothwendig, weshalb der Kronprinz am 14. Mai 1858 ein außerordentliches Storthing berief, welches diese Anleihe billigte. Das 16. Storthing, welches von dem neuen König Karl XV. am 6. Oktober 1859 eröffnet wurde, zog besonders die Aufmerksamkeit auf sich, als es mit 110 Stimmen gegen 2 das dem König zustehende Recht, zur Statthalterwürde in Norwegen auch einen Schweden ernennen zu können, aufhob, indem dieser Beschluß den schwedischen Reichstag, sowie auch das schwedische Volk erbitterte (s. oben: Schweden), weshalb der König auch dem Storthingsbeschluß die Sanktion verweigerte, in dem schwedischen Staatsrath aber erklärte, die Revisionsfrage der unionellen Verhältnisse zwischen Schweden und Norwegen müßte aufgehoben werden. Eine sehr wichtige Veränderung des Grundgesetzes wurde von diesem Storthing getroffen, indem das Verhältniß zwischen den Repräsentanten der Städte und denen des Landes näher bestimmt und die Anzahl jener auf 37, dieser aber auf 74 festgesetzt wurde. Dieses Verhältniß von 1 zu 2 hatte eigentlich von Anfang an Statt gefunden, sich im Laufe der Zeit aber geändert, indem die Städte schneller als die Landdistrikte an Bevölkerung zugenommen hatten, so daß 1859 das Storthing aus 67 Repräsentanten vom Lande u. 49 von den Städten bestand. Außerdem wurde der Paßzwang aufgehoben, ein neues Seegesetz, Gesetze über die Expropriation, über das Schulwesen, über den Handel zwischen Schweden und Norwegen angenommen; doch die unionellen Angelegenheiten blieben unentschieden, und man konnte auch in dem zusammengesetzten schwedisch-norwegischen Staatsrath 1861 u. 1862 zu keinem Resultat gelangen. Das 17. Storthing, welches im Oktober 1862 eröffnet wurde, hob, übereinstimmend mit dem schwedischen Reichstage, die bisher für den Fall der Krankheit, Abwesenheit oder Unmündigkeit in beiden Reichen vorgeschriebene Interimsregierung auf und setzte fest, daß dieselbe dem Prinzen, welcher dem Throne am nächsten steht, mit gleicher Macht übertragen werden solle, sofern dieser 18 Jahre alt sei, schlug aber den wiederholten Vorschlag der Theilnahme des Staatsraths an den Verhandlungen und Beschlüssen des Storthings ab; die Statthalterfrage aber wurde auf den Wunsch des Königs und in Vertrauen auf sein Wort, daß er darüber künftig Vorschläge vorlegen lassen würde, nicht wieder vorgenommen. Der Vorschlag des Königs, daß zu einem Vicekönig über Norwegen nicht allein der Kronprinz, sondern auch der dem Thron am nächsten stehende volljährige Prinz ernannt werden könnte, wurde verworfen. Angenommen wurden mehre Gesetze, wie über die Mündigkeit des Weibes bei 25 Jahren, über das Armenwesen in den Städten, über die Ehe zwischen Personen, die sich nicht zur christlichen Lehre bekennen, über die Forsthaushaltung u. a. Besonders wichtig waren die Bestimmungen über das Vertheidigungswesen, welche 1866 ergänzt wurden. Auch in anderen Theilen der Landesvertheidigung sind in den letzten Jahren wichtige Maßregeln ergriffen worden, wie die Anordnung des ärztlichen Corps (1862), die Organisation der Infanterie in Halbbrigaden, das Reglement für die Ablohnung der Armee im Felde, für die Militärhochschule (1864) u. a. Bald nach der Aufhebung des Storthings, 22. Juni 1863, sah sich der König veranlaßt, ein außerordentliches (14.—31. März 1864) zu berufen, von welchem ihm 500,000 Spthlr. zur Landesvertheidigung bewilligt wurden und er die Vollmacht erhielt, dazu noch außerdem 300,000 Spthlr. zu verwenden, diese jedoch nicht eher, als bis ein neues außerordentliches Storthing einberufen worden wäre; auch gab das Storthing seinen Beifall, daß der König nach Gutdünken die norwegische Kriegsmacht zum Beistande Dänemarks verwenden könnte. Nichtsdestoweniger ging aus den Verhandlungen deutlich hervor, daß die Mehrzahl der Repräsentanten weder die skandinavischen Vereinigungspläne, noch die unmittelbare Theilnahme der beiden vereinigten Reiche an dem Kriege zu Gunsten Dänemarks billigten. Auch zeigte sich bei diesem Storthing, sowie bei dem gleichzeitigen schwedischen Reichstage deutlich, daß der König das unbegrenzte Vertrauen beider Völker besaß, und daß die 1859 und 1860 so heftig erwachte Eifersucht zwischen den beiden Völkern, welche der Union äußerst verderblich zu werden drohte, großentheils schon verschwunden war. Noch deutlicher zeigte sich dieses, als am 4. November 1864 das fünfzigjährige Jubiläum der Union in beiden Reichen mit einer Herzlichkeit gefeiert wurde, die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Das 18. ordentliche Storthing, 1865 bis 1866, welchem die Arbeiten des nunmehr vom König eingesetzten Unionskomité's vorangingen, ist dem vorigen in sofern gleich gewesen, als dasselbe von Neuem sein Vertrauen zu dem König,

sowie auch den Wunsch einer näheren Vereinigung mit Schweden an den Tag gelegt hat, wozu auch nunmehr durch die Einführung eines mehr demokratischen Elements in die schwedische Reichstagsordnung die besten Aussichten vorhanden sind. Auch die überhand nehmenden Einwanderungen aus Finnland in Finnmarken und die befürchtete Einmischung Rußlands in die inneren Angelegenheiten dieser Gegenden zogen die Aufmerksamkeit des Storthings in hohem Grade auf sich u. hatten unter anderen Maßregeln die Theilung des bisherigen Amts Finnmarken in 2 Aemter, Tromsö und Finnmarken, zur Folge.

Literatur. Es gibt nur Eine alte einheimische Chronik, vom Mönch Theodorich, betitelt „Historia de regibus vetustis Norvagicis", herausgegeben von Kirchmann, Amsterdam 1684. Aus späterer Zeit sind anzuführen: Snorri Sturluson, Heimskringla, Kopenhagen 1777—1813, 4 Bde.; Thormod Thorlak, Historia rerum Norvagicarum, das. 1711; Schöning, Norges riges historie, Soroe 1771, 4 Bde.; Munch, Det norske Folks Historie, Christiania 1852 f., 2 Bde.

Skandinavische Mythologie, die nordische Götterlehre, die viele dem Norden ausschließlich angehörige Bestandtheile in sich schließt, während ihr andere mit den Götterlehren anderer germanischen Stämme, namentlich der Angelsachsen, gemeinsam sind und sie selbst durch die späteren Skalden und die Isländer, wenigstens was die poetische Phraseologie anlangt, eine Art von Umbildung erfahren hat. Das Wesentliche dieser Götterlehre findet sich unter Asen, Odin, Thor und anderen der nordischen Mythologie angehörigen Artikeln mitgetheilt.

Skandinavische Sprache und Literatur. Die altskandinavische (altnorwegisch-isländische) Sprache lebt noch gegenwärtig mit nur unwesentlichen Veränderungen bei den Isländern fort, während im Mutterlande aus ihr seit dem 14. Jahrhundert die zwei neunordischen Mundarten, die dänische und schwedische Sprache, hervorgegangen sind. Aus ihren alten Grenzen wurde sie durch die Züge der Normannen weiter verbreitet, so nach der Normandie, wo sie aber bald vom Romanischen überwunden wurde; nach England, wo sie sich, als germanischen Ursprungs mit der angelsächsischen Sprache nahe verwandt, in einigen Gegenden auch nach dem Untergang der dänischen Herrschaft noch eine Zeitlang erhielt; auf die Shetlandinseln und die Orkaden, wo sie erst zu Ende des 17. Jahrhunderts vor dem Englischen dahin schwand, und auf die Färöer. Am folgenreichsten aber war für die skandinavische Literatur die Bevölkerung Islands von Norwegen aus im 9. Jahrhundert (seit 874). Denn nicht nur, daß die skandinavische Sprache auf der abgeschiedenen Insel als lebendige Volkssprache fortlebte, auch für die skandinavische Literatur wurde Island die eigentliche Pflanzstätte. In Island führte 1057 der Bischof von Skaholt, Isleif, die lateinische Schrift ein, die den ohnedies nur sparsamen Gebrauch der Runen bald verdrängte. Auch die südeuropäische Wissenschaft zog mit dem Christenthum im 11. Jahrhundert in Island ein u. wurde von vielen Isländern auf den Schulen des Auslandes emsig gesucht. Erlag aber auch in Folge davon das Heidenthum, so wurde doch die neugewonnene Bildung nicht zur Verdrängung des Volksthümlichen, sondern selbst von der Geistlichkeit zur Pflege desselben angewendet. So blieb auch die heimische Sprache in ihrem Rechte und in fleißiger Uebung, und so bildete sie sich in Island sogar in der Prosa namentlich für die Geschichtschreibung aus, während es, wenn man von einigen Gesetzaufzeichnungen absieht, im Mutterlande gar nicht dazu kam, da hier mit der Verbreitung des Christenthums die lateinische Gelehrsamkeit herrschend geworden war.

Die ältesten und wichtigsten Denkmäler der skandinavischen Poesie, aus denen uns die strenge Gedrungenheit, die gewaltige Kraft, die kühne Größe der altheidnischen Zeit mächtig entgegentritt, gehören dem nationalen Epos an. Es sind die Lieder der Götter- und Heldensage, die in der Gestalt, wie sie durch Sämund um 1100 in der älteren Edda (s. d.) gesammelt vor uns liegen, zum größten Theil wenigstens ins 8. Jahrhundert mit Sicherheit zurückgeführt werden dürfen. Als das volksmäßige Epos, dem wegen seiner Einfachheit das historische „Biarkamal" vom Anfang des 9. Jahrhunderts noch verwandt ist, verhallte, bildete sich im 9. Jahrhundert die kunstgemäße Skaldenpoesie, die zwar auch noch, doch seltener, den Stoff aus der Mythologie nahm, deren eigentlicher Gegenstand aber doch das historische Lied, zumal das Loblied (Drapa) war, zu dessen reicher Einkleidung auch die Mythologie verwendet ward (s. Skalden). Die eigentliche Blüthe der Skaldendichtung in Norwegen und Island fällt in das 10. Jahrhundert. Schon im 11. Jahrhundert verfiel sie nicht allein hinsichtlich der Kunstmäßigkeit der Form, sondern auch hinsichtlich ihres Gehaltes, in sofern bei der historischen Genauigkeit und Ausführlichkeit, die jetzt gefordert wurde, sich das historische Loblied mehr und mehr der prosaischen Erzählung naherte. Doch verstummte die Poesie der Skalden erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts gänzlich, als die Begünstigung der Skalden als Hofdichter aufgehört hatte. Neben dem altepischen Liede und zum Theil ihm angeschlossen erscheint auch die gnomische Dichtung, das Spruchgedicht, in der ältesten Zeit der skandinavischen Poesie, welcher das „Havamal" (des Hohen, d. i. Odins, Rede), das in dem zweiten Sigurdsliede enthaltene „Fafnismal", das „Rigsmal", über den Ursprung der Stände und die Zaubersprüche der Runenlieder, angehören, wie denn auch die Räthselweisheit (Getspeki) Heidreks viel älter ist als die „Hervararsaga", durch welche sie erhalten ist. Aus Nachahmung des Alten entstanden im 11. und 12. Jahrhundert die beiden Gedichte, welche, „Grougaldr" und „Solarljod" betitelt, Lebensregeln, jenes vom heidnischen, dieses vom christlichen Standpunkte aus, enthalten. Auch eine christlich-geistliche Poesie, in Lobgesängen und in Bearbeitungen von biblischen Geschichten und Heiligenlegenden bestehend, kam noch im 14. Jahrhundert in Island auf. Berühmt war namentlich das von Eystein Asgrimsson um die Mitte jenes Jahrhunderts abgefaßte Lied „Lilium" auf die Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria. Spuren vom Volkslied finden sich zwar schon vor dem

13. Jahrhundert; doch scheint es sich erst später, nach dem Verfall der Kunstpoesie, reicher entwickelt zu haben. Von den in großer Zahl vorhandenen isländischen Rimur gehen kaum einige über das 15. Jahrhundert zurück, und die schönen dänischen Kiämpevisar gehören doch in der ältesten Gestalt, in der sie enthalten sind, erst dem 15. u. 16. Jahrhundert an, was auch von den noch im Volksmunde lebenden schwedischen und norwegischen Volksliedern der neunordischen Zeit gilt. Letztere sind gesammelt von Landstad in „Norske Folkeviser" (Christiania 1853). Ebendahin gehören auch die Lieder, die sich auf den Färöern in einem eigenen Dialekt erhalten haben und früher von Lyngby in „Faeroiske Quaeder" (Randers 1822), neuerlich von Hammershaimb in „Sjurdar Kvaedi" (Kopenhagen 1851) herausgegeben worden sind. Obschon in der isländischen Dichtkunst die dialogische Form sehr häufig angewendet wird, so ist diese doch nie zum wirklichen Drama ausgebildet worden.

Die Prosa beginnt in Island zu Anfang des 12. Jahrhunderts, wo Ari der Weise zuerst die Geschichte seiner Insel kurz in dem „Islendingabok", ausführlicher in dem „Landnamabok" schrieb, das erst Sturla Thordsson, der Verfasser der „Sturlungasaga", in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vollendete. Im 12., 13. und 14. Jahrhundert wurde dann Vieles niedergeschrieben, worin in prosaischer Form theils die alten Heldensagen, theils Thaten der Könige und Anderer erzählt wurden, und die alle unter dem Namen Saga (s. d.) zusammengefaßt werden. Aus ihnen, die in Bezug auf Inhalt und Darstellung den eigenthümlichsten und werthvollsten Theil der skandin. Liter. bilden, stellte Snorri Sturluson (s. d.) seine nordische Geschichte unter dem Titel „Heimskringla" in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zusammen. Neben dem Einheimischen wurden, besonders nach dem Ende des 13. Jahrh., auch viele den Völkern des südlicheren Europa angehörige Sagen, so die vom Arthur, Merlin, Tristan, Alexander, Karl u. seinen Paladinen &c., durch Uebersetzungen in die isländische Literatur aufgenommen, die durch die Thätigkeit von Geistlichen im 14. Jahrhundert und später auch noch durch biblische und Weltchroniken, sowie durch Legendenerzählungen bereichert ward. Obwohl die aus der Fremde überkommene Gelehrsamkeit der damaligen Zeit unter den Isländern zahlreiche Verehrer fand, so ward doch auch die eigene Sprache, sowie die heimische Dichtung von ihnen keineswegs bei Seite gesetzt, wie die Snorri Sturluson zugeschriebene jüngere Edda (s. d.) beweist. Noch ist der Sammlung von Notizen über Natur- und Erdkunde und von Regeln für das Leben am Hofe und für den König selbst zu erwähnen, die vielleicht schon aus dem 12. Jahrhundert stammt u. den Namen „Konungsskuggsja" (Königsspiegel) führt (herausgegeben von Halfdan Einarson, Soroe 1768; von Keyser, Munch u. Unger, Christiania 1848). Unter den Gesetzbüchern ist das älteste das der Isländer, später „Gragas" (d. i. Grangans) genannt, aus dem alten, bisher mündlich fortgepflanzten Recht zusammengestellt und 1118 von dem Allthing gebilligt (herausgegeben von Sveinbiörnsen, mit Einleitung von Schlegel, Kopenhagen 1829; neue Ausgabe von Finsen, das. 1850). Das christliche Kirchenrecht „Kristinrettr" (herausgegeben von Thorkelin, Kopenhagen 1755) stellte 1123 der Bischof Thorlak zusammen. Nach der Unterwerfung Islands unter die norwegische Herrschaft wurde zuerst das von König Hakon dem Alten entworfene Gesetzbuch, vom Volke wegen seiner Härte „Jarnsida" (Eisenkette) genannt, dann unter König Magnus 1281 eine von dem Oberrichter Jon veranstaltete Umarbeitung, das noch jetzt auf Island geltende „Jonsbok", auch ein neues „Kristinrettr" (herausgegeben von Thorkelin 1777) eingeführt. Eine Sammlung der isländischen Gesetze, soweit sie noch jetzt in Geltung sind, begannen Stephensen und Sigurdson („Lagåsafn handa Islandi", Bd. 1, Kopenhagen 1853). In Norwegen nahm 1267 König Magnus Lagabäter (der Gesetzverbesserer) die alten Rechte, von denen das älteste von Hakon dem Guten aus dem 10. Jahrhundert stammte, in sein „Gulathingslög" (Kopenhagen 1817) auf; auch stellte er in der „Hirdskra" die Satzungen über das Verhältniß der Hofmänner zum König zusammen. Sämmtliche altnorwegische Gesetzen sind in „Norges gamle Love" (Christiania 1846—49, 3 Bde.) vereinigt.

Das Studium der altskandinavischen Sprache und Literatur wurde in neuerer Zeit namentlich durch die Dänen O. Worm, Resenius, Bertholin, Rask, P. E. Müller, Thorlacius, Werlauff, Rafn, im Verein mit Isländern, namentlich Arne Magnusen, Torfäus, Olavsen, Finn Magnusen, Egelsson, Sigurdson, Gislason, namentlich auch durch die arne-magnäanische Stiftung zu Kopenhagen seit 1772, durch die seit 1825 daselbst thätige Gesellschaft für nordische Alterthumskunde und den „Nordiske Literatur Samfund" (seit 1847) wesentlich gefördert. Unter den Norwegern haben sich besonders Keyser, Munch, Unger und Lange um Erforschung des nordischen Alterthums wesentliche Verdienste erworben. In Deutschland interessirte man sich zwar schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts um die alte nordische Literatur, vermengte aber nordisches und celtisches Alterthum. Erst neuerlich ward die skandinavische Sprache und Literatur von den Gebrüdern Grimm, Lachmann, Mohnike, Wachter, Dietrich u. A. zum Gegenstand tieferen Studiums gemacht. Grimms „Deutsche Grammatik" enthält auch die Grammatik der altnordischen im Zusammenhange mit den übrigen deutschen Sprachen. Ein schätzbares Hülfsmittel für das Studium hat Dietrich in seinem „Altnordischen Lesebuch" (Leipzig 1843) gegeben, das auch eine übersichtliche Darstellung der skandinavischen Literaturgeschichte und der Grammatik enthält.

Als neuere skandinavische Literaturen betrachten wir hier die schwedische und norwegische, indem wir hinsichtlich der dänischen auf den betreffenden Artikel verweisen.

Schwedische Literatur. Die ältesten Erzeugnisse in schwedischer Sprache, welche auf uns gekommen, sind theils Runeninschriften (s. Runen), theils die Landschaftsgesetze, und demnächst die einer etwas späteren Zeit angehörenden Bücher „En nytigh book om konungastyrilse och höfdinga" von einem unbekannten Verfasser (Torkel Knuts-

son? † 1305) und das Offenbarungsbuch der heiligen Birgitta, aufgezeichnet von Kanonikus Matthias zu Linköping, von dem auch die älteste schwedische Bibelübersetzung herrührt. Nach und nach entstand auch ein schwacher Anfang von einer geschichtlichen Literatur in den beiden „Reimchroniken" (Rimkröniker), von denen die kleinere mit den ältesten Zeiten, die größere aber mit dem Jahre 1220 beginnt, während beide bis zur Regierung des Königs Gustav I. Wasa fortgehen. Größeren Werth hat die von Ericus Olai lateinisch verfaßte „Svearnes och Göternas historia", die von den ältesten Zeiten bis 1464 herabreicht. Merkwürdig sind noch aus dem 14. Jahrhundert die auf Veranstaltung der norwegischen Königin Euphemia ins Schwedische übersetzten versificirten Ritterromane „Fredrik af Normandie", „Ivan och Gavian", „Flores och Bentzafloor" und „Konung Artus". Der größte schwedische Dichter des Mittelalters ist der Bischof Thomas, ein Zeitgenosse Engelbrechts, Verfasser von Liedern über Engelbrecht, die Freiheit u. Erich Puke. Von den schwedischen Volksliedern stammt nur ein geringer Theil aus dieser Zeit. Von förderndem Einfluß auf die schwedische Literatur war die Stiftung der Universität in Upsala und noch mehr die Einführung der Reformation, die eine freiere geistige Bewegung anbahnte. Die schwedischen Reformatoren, Olaus und Laurentius Petri, nützten der Literatur nicht allein durch ihre Bibelübersetzung (Stockholm 1540), welche, obschon keineswegs frei von Germanismen (da ihr Luthers Uebersetzung zu Grunde liegt), doch die Entwickelung der Prosa mächtig gefördert hat, sondern auch durch ihre geschichtlichen Arbeiten, Predigten und Kirchenlieder. Olaus Petri versuchte sich auch als dramatischer Dichter in seiner „Tobiä Comödia", welche den späteren Versuchen in dieser Dichtungsart zum Muster diente. Der erste Geschichtschreiber, welcher sich ein allgemein anerkanntes Verdienst um die Geschichte seines neuen Vaterlandes (denn er war von Geburt ein Deutscher) erwarb, war Johannes Messenius, der in seinem großen Werke „Scondia illustrata" — geschrieben in gutem Latein während seiner zwanzigjährigen harten Gefangenschaft zu Cajaneborg in Finnland 1616—35 in 20 Bänden, von denen Peringsköld (1700—5) Bd. 1—13 und 15 herausgegeben hat, Bd. 14, sowie 16—20 sind verloren gegangen — die erste werthvolle, wenn auch unkritische Reichsgeschichte geliefert hat. Sowohl er, als sein Sohn machten auch im dramatischen Fach Versuche, die jedoch, wie die ihrer Zeitgenossen und nächsten Nachfolger, nach Form und Inhalt mißlungen sind. Größere Intensität erhielt das wissenschaftliche Interesse in Schweden erst unter Gustav II. Adolf, besonders durch den blühenden Zustand, in welchen seine Freigebigkeit die Universität Upsala versetzte, während gleichzeitig die Richtung, welche er der schwedischen Politik gab, eine lebhaftere Berührung mit dem Auslande und der Literatur desselben veranlaßte. Dessen ungeachtet wird diese ganze Literaturperiode durch eine gewisse Armuth charakterisirt, wozu auch theils die damalige streng orthodoxe, intolerante Richtung der Theologie, theils das scholastische Gepräge der philosophischen Studien viel beitrug. Auf dem Gebiete der Theologie wurde, wenn man das vortreffliche Bibelwerk der beiden Johannes Gezelius, Vater und Sohn (1615—90 und 1647—1718, gedruckt das N. T. 1711 u. 1713, 2 Bde., das A. T. 1724—28, 4 Bde.), ausnimmt, nur in homiletischen und katechetischen Arbeiten etwas Verdienstvolles producirt. Die Kräfte, welche auf anderen Gebieten der Literatur thätig waren, zersplitterten sich in allzu viele verschiedene Richtungen. Dies war auch der Fall mit Stjernhjelm († 1672), der sonst mit Recht als der Vater der schwedischen Poesie gepriesen wird, in noch höherem Grade aber mit Olaf Rudbeck (s. d.), der durch die abenteuerliche Hypothesenmacherei, welcher er in seinem großen Werke „Alantica" huldigte, der Geschichtsforschung auf Decennien hinaus eine schiefe Richtung gab. Für ihre Zeit haben sich Girs († 1639) und Tegel († 1636) um das Studium der schwedischen Geschichte bis Erich XIV. große Verdienste erworben. Die Rechtswissenschaft wurde unter Gustav II. Adolf vielfach bearbeitet; doch nimmt Stjernhöök († 1675) mit seiner Arbeit über die schwedische Gesetzgeschichte unter allen den ersten Platz ein. In der Medicin hat dagegen diese Zeit außer Rudbeck kaum einen berühmten Namen aufzuweisen. Die Dichter hatten wegen der geringen Entwickelung der Sprache und des Mangels an Vorbildern nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden; Stjernhjelm lehrte in seinem Lehrgedichte „Herkules" die Musen zuerst „schwedisch reden". Er hatte begabte Nachfolger in den Gelegenheitsdichtern Lucidor (eigentlich Lars Johansson, erstochen 1674) und Runius († 1713). Auch ist Spegel († 1714 als Erzbischof) zu erwähnen, dessen „Gudz Verk och Hvila" (Gottes Werk und Ruhe) sich selten zu einem höheren Flug erhebt, wogegen seine Kirchenlieder sich durch religiöses Gefühl und tadellose Form auszeichnen.

Die sogenannte „Freiheitszeit" (1718—72) war den Wissenschaften keineswegs ungünstig, obgleich erst in der Zeit Gustavs III. ein höheres u. freieres Aufblühen der Literatur begann. Am meisten wurden die Naturwissenschaften gefördert, obgleich auch in den meisten anderen Disciplinen ganz ausgezeichnete Männer auftraten, z. B. in der Philosophie And. Rydelius († 1738), in der Jurisprudenz Ehrenstråle (1769) und Calonius († 1817), in der Medicin Rosén von Rosenstein († 1773), Rosenblad († 1796) und Murray († 1803), in der Theologie Rogberg. Als Botaniker erwarb sich Karl von Linné († 1778) einen weltbekannten Namen und bildete in Sparrman († 1820), Thunberg († 1828), Hasselqvist († 1752) u. a. Schüler heran, welche die Pflanzen- und Thierwelt der fernsten Länder aufsuchten. In der Chemie erwarben sich Wallerius († 1785), Bergman († 1784) und Gahn († 1818), besonders aber Scheele († 1786) große Verdienste. Die Geschichte trat allmählig in ein anderes Stadium ein: sie ward jetzt mit größerer kritischer Genauigkeit und nach gesunderen Grundsätzen geschrieben; dazu wurde der Weg besonders gebahnt durch Dalin († 1764) in „Svea Rikes Historia" (Stockh. 1743 ff., 3 Bde.), mehr noch durch Lagerbring († 1787) in seiner „Svea Rikes Historia" (Lund 1763—83, 4 Bde.), die beide bis 1457 reichen, Botin († 1790) u. Hallenberg († 1834, Gustaf Adolfs Historia). Auch die schwe-

dische Dichtkunst erhielt einen neuen Aufschwung durch Dalin, der zuerst einen Namen gewann durch die Herausgabe der ihrer Zeit berühmten Zeitschrift „Argus" und späterhin mit großem Glück als Dichter, hauptsächlich Gelegenheitsdichter, auftrat, u. dessen Produkte sich durch eine vortreffliche Behandlung der Sprache auszeichnen. In seine Fußstapfen traten die durch ihre lyrische Wärme anziehende Frau Nordenflycht (s. d., † 1763), Creutz (der Verfasser der Idylle „Atis och Camilla", † 1785) und mehre Mitglieder der Gesellschaft „Utile dulci". Unter Gustav III., der durch die Stiftung der schwedischen Akademie (1786) eine neue Epoche in der schwedischen Literatur hervorrief, traten mehre bedeutende Dichter auf. Unter diesen nimmt Kellgren († 1795) durch seine elegante und wohlklingende Sprache, sowie auch durch den hohen Flug seiner Gedanken den ersten Platz ein. Leider wurde seine Dichterlaufbahn durch einen frühzeitigen Tod abgeschnitten, ehe er so weit gekommen war, sich ganz von den französischen Mustern zu befreien. Ganz selbstständig dagegen ist Bellman († 1795), welcher in seinen originellen Trink- und Liebesliedern, die er zu selbsterfundenen Melodien improvisirte, eine humoristische Schilderung des damaligen stockholmer Volkslebens lieferte. Auch der reichbegabte Lidner († 1793) ist in seiner Art originell; doch wird die Innigkeit des Gefühls und die Erhabenheit der Gedanken oft selbst in seinen besten Gedichten, wie „Spastarras död", „Aret 1783", von einer gewissen krankhaften Sentimentalität verdunkelt. Die Mehrzahl der schwedischen Dichter in den Zeiten Gustavs III. war gleichwohl abhängig von ihren französischen Vorbildern. So der Epiker und Volksdichter Gyllenborg († 1808), der durch seine herrlichen Naturschilderungen bekannte Oxenstjerna († 1818), der von seinen Zeitgenossen überschätzte, in der folgenden Periode dagegen unbillig verhöhnte Leopold († 1829). Auch der König Gustav III, der selbst mehre treffliche Gedichte verfaßt, war noch ganz von dem französischen Geschmack eingenommen. Eine eigenthümliche Erscheinung in dieser Zeit ist die Dichterin Frau Lenngren († 1818), welche in lebendigen Zügen anziehende Miniaturgemälde der lächerlichen Seite des Alltagslebens lieferte. Als der erste Gegner des damals herrschenden französischen Geschmacks trat Thorild († 1808) auf, welcher zwar als Dichter nicht bedeutend war, aber als Denker und politischer Schriftsteller hoch geschätzt wurde. Eine erfolgreichere Opposition gegen die französische Schule, hier die klassische genannt, begann 1810, als im Gegensatz zu Wallmarks „Journal för Litteraturen och theatern", dem Organ des klassischen Geschmacks, die beiden Zeitschriften „Polyphem" und „Phosphorus", jene redigirt von Askelöf und diese von Atterbom, den herrschenden Formalismus zu bekämpfen anfingen, indem sie auf die deutsche romantische Schule als Muster hinwiesen. Die vornehmsten Mitglieder dieser „neuen Schule", welche die Benennung Phosphoristen erhielten, waren: Atterbom († 1855), Hammarsköld († 1827), Palmblad († 1852), Dahlgren († 1844) und Levijn († 1844), von denen Hammarsköld zwar nicht sehr produktiv war, aber trotz seiner Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit sich als Kritiker und Naturhistoriker große Verdienste erwarb. Atterbom lieferte in „Lycksalighetens ö" ein schönes größeres allegorisches Gedicht, worin sich jedoch neben großem Phantasiereichthum eine gewisse Unklarheit in Gedanken und Formen kundgibt. Palmblad war nicht allein ein tüchtiger Kritiker, sondern auch ein produktiver Romanschriftsteller. Dahlgren leistete seiner Partei unschätzbare Dienste durch die witzigen Beiträge zu dem burlesken Gedichte „Markalls sömnlösa nätter" (Markalls schlaflose Nächte), welches gegen die Anhänger des sogenannten klassischen Geschmacks gerichtet war; übrigens hatte seine eigene burleske Poesie wenig Gemeinsames mit der Romantik der neuen Schule. Schon vor dem Auftreten der Phosphoristen hatten Franzén († 1847) als Lyriker und Wallin († 1839), Schwedens vortrefflicher Psalmendichter und Kanzelredner, der schwedischen Dichtkunst eine neue Bahn gebrochen, und gleichzeitig mit den Phosphoristen hatte sich der „Gothische Bund" („Götiska förbundet") gebildet, dessen bedeutendste Repräsentanten Tegnér († 1844), Geijer († 1837) und Ling († 1839) waren. Ohne sich in eine Polemik mit den beiden anderen Schulen einzulassen, nahm diese Gesellschaft in der Dichtkunst einen nationalen Standpunkt ein, indem sie die Vorzeit des Nordens zum Gegenstande dichterischer Behandlung und historischer Forschung zu machen suchte. Voran steht Geijer in seinen Gedichten „Wikingen", „Den sista kämpen" u. a. m., während Ling (der Schöpfer der schwedischen Gymnastik) in seinen epischen Gedichten in eine einseitige Bevorzugung des Altnordischen verfiel, Tegnér dagegen in seiner weltberühmten „Frithiofs Saga" ein modernes, romantisches Element aufnahm, welches dem Gegenstande fremd war. Der letztgenannte, welcher sich bald von der ausschließlichen Behandlung bloß nordischer Stoffe abwandte, wurde mit dem Reichthum seiner Phantasie und seiner vorzüglichen Diktion das Vorbild einer Menge jüngerer Dichter, von denen sich gleichwohl nur A. Lindeblad († 1848) einen bedeutenden Namen erworben hat. Mehre der bedeutendsten Kräfte hatten sich von dem Streit fern gehalten; so außer Franzén u. Wallin besonders Stagnelius († 1829), der in beinahe allen Zweigen der Dichtkunst vollendete Werke hervorbrachte, aber gern abstrakte Gegenstände zur poetischen Behandlung wählte. Sowohl als elegischer als satirischer Dichter bedeutend war Sjöberg (pseudonym Vitalis, † 1828), der an Originalität seinen Freund Nicander († 1839) bei weitem übertraf, obgleich dieser sich wiederum durch die gelungene Form seiner Gedichte und durch musterhafte Uebersetzungen (z. B. Schillers) auszeichnete. Epochemachend für die schwedische Literatur ist der Finne Runeberg (geboren 1804), unter den jetzt lebenden unbedingt der erste schwedische Dichter, indem er sowohl in der epischen als auch in der lyrischen Poesie höher steht als irgend ein anderer. Unter den Dichtern, die aus der früheren Hälfte der letzten Literaturperiode noch zu erwähnen sein möchten, sind Beskow (geboren 1796), Böttiger (geboren 1807), Grafström (geboren 1790) und Fahlcrantz (geboren 1790, „Noahs ark") die wichtigsten; in den

letzten Decennien sind zu bemerken: Strandberg (pseud. Talis Qualis, Verfasser von vaterländischen Liedern, Uebersetzer des Byron), Malmström († 1865), Silfverstolpe, Nybom, Braun († 1860), Sturtzenbecker (pseudon. Orvar Odd), Sätherberg, der Finne Topelius, Adlersparre (pseud. Albano, † 1862), Ridderstad, Kjellman-Göransson, Sahlstedt u. A. m., auch der König Karl XV. und sein Bruder, Prinz Oskar, Herzog von Oestergötland, haben Gedichte verfaßt. Auf dem dramatischen Gebiete haben Beskow u. Börjesson vortreffliche Tragödien geliefert, während die in dramatischer Form verfaßten Gedichte des Stagnelius, Almqvist und Nicander mit allen ihren poetischen Vorzügen nicht für die Bühne passend sind. Das ernste Drama, das Schauspiel, Lustspiel und die Farce sind mit Glück bearbeitet worden von Blanche, Kullberg, Jolin, Hedberg, Ridderstad, Wetterbergh u. A. m. Der erste schwedische Roman („Adalrik och Göthilda") wurde im vorigen Jahrhundert von dem Pastor Mörk († 1763) geschrieben, fand aber erst in diesem Jahrhundert einen Nachfolger in Levijns „Spader Dame", einer phantastischen Schilderung des Kampfes der überspannten Genialität gegen die konventionellen Schranken des Lebens; auch Cederborgh († 1835) lieferte Novellen, welche nicht ohne Bitterkeit, aber mit einer gewissen Oberflächlichkeit die Zustände des Alltagslebens von ihrer lächerlichen Seite schildern. Der historische Roman nach W. Scotts Muster erhielt glückliche Bearbeiter in Gumälius, Palmblad, Sparre, Kullberg, Mellin, Ridderstad, Lindeberg, Topelius, Rydberg u. A. Crusenstolpe's († 1865) hierher gehörige Schriften sind eine Art von romanisirter Geschichte. Almqvist, der sich mit großem Talent und ungemeiner Produktivität in diesem wie in allen übrigen Fächern der schönen Literatur versucht hat, verdunkelte seine unleugbaren großen Verdienste durch launenhafte Bizarrerien und trat endlich als Apostel von Lehren auf, welche Auflösung der gesellschaftlichen Bande verkündigen. In der neuesten Zeit haben sich die Romanschriftsteller besonders auf die Schilderung jetziger Sitten und Gewohnheiten geworfen. In diesem Zweige hat sich Wetterbergh (pseud. Onkel Adam) auch in Deutschland einen geachteten Namen erworben, nur verliert er sich oft in das Gebiet der Tendenzpoesie. Dasselbe gilt von den späteren Romanen der Frederike Bremer († 1865), in denen überdies Unnatürlichkeit und Sentimentalität an die Stelle der frischen Naivetät und der feinen Beobachtungsgabe getreten ist, wodurch sich ihre früheren Romane auszeichnen. Die Freiherrin Knorring, geborene Zelow († 1848), hat gelungene Schilderungen des Lebens der Aristokratie, doch auch der Köthner geliefert; Frau Flygare-Carlén schildert mit Talent und großer Produktivität, wenn auch nicht immer mit psychologischer Wahrheit die Zustände der mittleren Klassen und des unteren Volkslebens. Außerdem sind noch Kullberg († 1856), Blanche, Frau Schwarz, Frau Rosa Carlén, Zeipel, Bjursten u. A. zu nennen. Der als Theolog berühmte S. Oedmann hat in seinen „Hogkomster från hembygden och skolan" (Erinnerungen von der Heimat und der Schule) meisterhafte Gemälde aus dem patriarchalischen Familienleben in Schweden während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geliefert, Unge († 1849) mit Witz und beißender Satire die Sitten in den verschiedenen Landschaften Schwedens geschildert, Gosselman († 1843) mehre ausgezeichnete Reisebeschreibungen geliefert, Engström die Sitten und Leiden des schwedischen Bauers, Sillén das schwedische Studentenleben, Petrus Laestadius die schwedischen Lappmarken vorgeführt.

In der rein wissenschaftlichen Literatur wird der Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert nicht von den Streitigkeiten und Kämpfen bewegt, welche die Entwickelung der schönen Literatur bezeichnen. In der Theologie, deren Studium man jetzt mit größerer Wissenschaftlichkeit zu treiben anfing, verschafften sich Oedmann († 1829), Ahlman († 1847), Schartau († 1825) u. A., als Kanzelredner Wallin († 1839), Franzén († 1847), Rogberg († 1834), Hagberg († 1841), Thomander († 1865) berühmte Namen; unter den jetzt lebenden haben sich u. A. bekannt gemacht: Melin durch eine neue Bibelübersetzung und durch seine gegen Strauß gerichteten Vorlesungen über das Leben Jesu, Reuterdahl durch kirchengeschichtliche Arbeiten, Wieselgren und Olin als Kanzelredner. Auf die philosophische Literatur übte lange die deutsche einen bedeutenden Einfluß aus. Der Kantianismus, welcher zu Anfang des Jahrhunderts an den Universitäten herrschte, wurde von Schellings Lehre verdrängt, welche in den Phosphoristen eifrige Verfechter und in Benj. Höyer einen talentvollen Bearbeiter fand. Auf kurze Zeit fanden auch Hegels Theorien Eingang. Der selbstständigste unter den philosophischen Denkern der neuesten Zeit ist C. O. Boström († 1866), der gleichwohl mehr vom Katheder als durch Schriften sein eigenthümliches System dargelegt hat. Neben ihm mögen erwähnt werden: C. A. Schröder († 1849), Ribbing, Nybläus, Sahlin, Klasson und Borelius, welcher letzterwähnte sich besonders durch mehre Streitschriften gegen das boströmsche System bekannt gemacht hat. In der Rechtsgelehrsamkeit haben sich besonders Schlyter und Collin durch die Herausgabe der alten Provinzialgesetze Schwedens, Järta und Nordström durch rechtsgeschichtliche Arbeiten, Rabenius und Bergfalk durch kameralistische und nationalökonomische Schriften, Schrevelius durch die Bearbeitung des Civilrechts, Naumann und Thurgren durch Specialschriften über verschiedene juristische Gegenstände verdient gemacht. Die berühmtesten medicinischen Schriftsteller der neuesten Zeit sind Retzius und Huß. In der historischen Darstellung hat sich Geijer als vollendeter Meister bewährt, u. nicht nur in „Svea rikes häfder" (Upsala 1825, Bd. 1) u. „Svenska folkets historia" (Oerebro 1832—36, 3 Bde.; deutsch von Leffler, Hamburg 1832—36; fortgesetzt mit Bd. 4, bis 1680 reichend, von F. F. Carlson 1855), sondern auch durch eine Menge kleinerer Schriften, unter denen vielleicht seine „Teckning af frihetstiden 1769—72" (Stockholm 1838) den ersten Platz einnimmt, werthvolle Werke geliefert. Mit größerer Ausführlichkeit, aber geringerer Tiefe in Gedanken und Vollendung in der Form arbeitete Strinnholm seine „Svenska folkets historia från de äldsta tider"

(Stockholm 1854—61, 5 Bde., bis zum Jahre 1363 reichend) aus. Durch eine populäre Darstellungsweise zeichnet sich A. Fryxell aus in seinen „Berättelser ur Svenska historien" (Stockh. 1831—66, Bd. 1—35, herabreichend bis 1743), von denen besonders die ersten Theile durch die naive und lebendige Darstellung eine beliebte Volkslektüre geworden und auch in mehre Sprachen übersetzt sind. Außerdem hat Cronholm eine „Teckning af Gustaf II. Adolfs regering" geliefert, während Malmström die Geschichte der Freiheitszeit zum Gegenstand seiner Forschungen gewählt, Beskow die Regierung Gustavs III. rühmend geschildert und Svedelius theils in Specialabhandlungen einzelne Punkte der Geschichte Schwedens beleuchtet, theils durch eine große Schrift über „Svenska statsrådets ansfarighet" eine geschichtliche Lösung einer der wichtigsten Fragen des Staatsrechts geliefert hat. Wahrenberg, Tengberg, Hammarstrand u. A. haben verschiedene historische Arbeiten in specielleren Richtungen veröffentlicht, Swederus in „Sveriges krig och politik 1808—1814" (deutsch, Leipzig 1866, 2 Bde.) Karl XIV. Johann gegen die Beschuldigungen seiner Widersacher gerechtfertigt. Viele Theile der schwedischen Personalgeschichte haben die nöthige Aufklärung erhalten durch „Svenskt biographiskt Lexikon" (Upsala 1835—57, 23 Bde.), ausgearbeitet von mehren Verfassern, unter denen Palmblad, Wieselgren, Cronholm und Wahlström genannt zu werden verdienen. Gegenwärtig erscheint eine Fortsetzung desselben (Oerebro 1857—64, Thl. 1—5), herausgegeben von Wieselgren. Die älteste Ethnographie des Nordens hat in Nilsson einen talentvollen Bearbeiter gefunden. In der Statistik haben Forsell, Agardh, Ljungberg und Thomée vortreffliche Arbeiten geliefert. Während Schweden im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen vielfältig beschrieben worden ist (von Tuneld, Tamm u. A. m.) hat nur Palmblad eine wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie geliefert. Die Literaturgeschichte und die Aesthetik sind bearbeitet worden von Wieselgren, Atterbom, Hammarsköld, Lindeblad, Lenström, Törneros († 1847), Böttiger, Malmström, Ljunggren, Bjursten u. A. In der nordischen Philologie hat Rydqvist ein verdienstvolles, noch nicht vollendetes Werk, „Svenska språkets lagar" (Bd. 1—3, Stockh. 1850—63), geliefert, das erste Werk, welches dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht. Dalin hat ein Wörterbuch über die schwedische Sprache herausgegeben, Rietz ein Dialektlexikon begonnen, Säve theils durch Forschungen in der Sprache und Literatur der Vorzeit, theils durch Studien in gewissen Provinzialdialekten großen Fleiß bewiesen. In der klassischen Philologie gibt es vorzügliche Arbeiten von Lindfors („Svenskt-latinskt Lexikon"), Törneros, Palmblad, Ek, Sellén, Zedritz, Lysander u. A. Als Orientalisten haben sich besonders Norberg und Tornberg europäische Berühmtheit erworben. Ausgezeichnete Uebersetzer der berühmtesten ausländischen Dichter sind: Hagberg (Shakspeare), Lovén (Dante, Camoens und More), Strandberg (Byron), Böttiger (Tasso), Nicander (Schillers Tragödien), Bjursten (Schillers kleinere Gedichte) u. a. m. Sowie im vorigen hat auch in dem jetzigen Jahrhundert die schwedische Literatur in den Naturwissenschaften hervorragende Namen zu nennen. Der berühmte Berzelius bearbeitete alle Zweige der Chemie nicht nur als Experimentator, sondern auch als neuschaffender Systematiker. Würdige Schüler hinterließ er in Mosander, Berlin, Svanberg, Wachtmeister u. A. In der Zoologie haben Nilsson, Zetterstedt, Lovén, Sundevall, Ekström, Malmgren u. A. berühmte Namen. Die Botanik haben die beiden Agardh (Vater und Sohn), Fries, Swartz, Wahlenberg, Areschoug, Andersson u. A. durch werthvolle Schriften gefördert; die Astronomie hat in J. Svanberg, Selander, J. M. Agardh, Möller und Lindhagen Bearbeiter gefunden; in der Physik sind, außer Berzelius, Rudberg, Brede u. Edlund die berühmtesten Namen; die Mathematik ist von Svanberg, Hill und Malmstén bearbeitet worden.

Norwegische Literatur. Während der Vereinigung mit Dänemark hatte Norwegen, dessen ältere Sprache und Literatur von der dänischen verdrängt worden war, mit Dänemark eine gemeinschaftliche Literatur, deren Gepräge aber eigentlich nur ein dänisches war; denn Dänemark war und blieb das Hauptland, und besonders war Kopenhagen, bei dessen Universität auch die Norweger ihre Bildung einholen mußten, der Mittelpunkt der Literatur, sowie überhaupt des geistigen Lebens beider Völker. Inzwischen war in Norwegen die Nationalität keineswegs ganz erloschen; sie stützte sich theils auf die eigenthümliche großartige Natur des Landes, theils auf die im Munde des Volks immer noch fortlebende einheimische Sprache, besonders aber auf die ererbten Sitten, deren zähes Bestehen von der Entlegenheit und der dünnen Bevölkerung des Landes begünstigt wurde. Die Einwirkung, welche die Norweger auf die gemeinsame dänisch-norwegische Literatur geäußert haben, kann eine humoristisch-satirische genannt werden, die besonders durch L. Holberg, Wessel, Tullin und die beiden Friman repräsentirt wird. Diese Tendenzen erhielten eine Art von Sammelpunkt in der norwegischen Gesellschaft (gestiftet 1772), welche gleichwohl weit davon entfernt war, an die Stiftung einer besonderen norwegischen Literatur zu denken, sondern nur auf die gemeinschaftliche dänische einen reinigenden u. weckenden Einfluß ausüben wollte. Als endlich nach langem Widerstreben die dänische Regierung die Errichtung einer Universität in Christiania (1811) hatte zugestehen müssen, und bald darauf (1814) Norwegen gänzlich von Dänemark getrennt wurde, trat ein ganz anderes Verhältniß ein, indem seit dieser Zeit Norwegen seinen geistigen Mittelpunkt in sich selbst gehabt hat. Denn obgleich die Büchersprache bis jetzt wesentlich die bisherige dänische geblieben ist, so haben doch nach und nach volksthümliche Interessen dazu beigetragen, einen eigenen Leserkreis zu bilden, sowie auch nationale Eigenthümlichkeiten und Zwecke sich bei den Schreibenden mehr und mehr geltend gemacht haben. Inzwischen lag es in der Natur der Sache, daß eine solche Veränderung nicht auf einmal eintreten konnte. Diejenigen, welche in den ersten Jahren der Selbst-

ständigkeit in Norwegen das Wort führten, waren noch in Dänemark gebildet und hatten dort ihre literarischen Vorbilder zu suchen. In der ersten halben Generation werden zwar die nationalen Bestrebungen schon mehr und mehr sichtbar, doch treten sie gleichwohl noch ganz naiv, ohne scharfes Bewußtsein ihrer Bedeutung und ohne polemische Gereiztheit hervor; späterhin aber macht sich das Bewußtsein der eigenen Nationalität und der Wunsch, sich ganz auf eigenem Grund und Boden zu bewegen, immer mehr geltend.

In der schönen Literatur wird die erste von uns angenommene Periode, bis 1830, wesentlich bezeichnet durch das Kleeblatt M. C. Hansen, C. N. Schwach und H. A. Bjerregaard, bei denen sich die gleichsam kindliche Freude über ihr Erwachen zeigt und die Lust, ihre Kraft im Schaffen zu bethätigen, sei es auch großentheils nur durch die Nachahmung überlieferter Vorbilder. Hansen, der Fruchtbarste und Bedeutendste dieser drei, hat in einer langen Reihe von Idyllen, Romanzen und Novellen eine reiche und leicht bewegliche Phantasie gezeigt, welche sich gern in allen möglichen Sphären bewegt und alle Saiten anschlägt, während sie doch vornehmlich Situationen und Abenteuer sucht. Schwach war ein Lyriker und wesentlich ein Gelegenheitsdichter, in welchem das gesellige Leben mit seiner prunklosen Munterkeit seinen beredten und großentheils improvisirenden Sänger fand. Bjerregaard schrieb das erste nationale Drama, „Fjeldeventyret“. An diese drei schließen sich einige geringere Namen, wie Lyder, Sagen, J. St. Munch, H. Foß, S. O. Wolff, B. H. Buch u. A. m. Zum eigentlichen Bewußtsein als etwas Selbstständiges und Eigenthümliches kam aber das norwegische Literaturleben eigentlich erst in der zweiten halben Generation, die man etwa von 1830—45 rechnen kann. In der Literatur ist diese Periode, welche man die Sturm- und Kampfperiode nennen kann, besonders bezeichnet durch den Namen Henrik Wergeland. Durch seine glühende Begeisterung für die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes erhielt das norwegische Nationalgefühl als solches und mit scharfer Betonung des öffentlichen Lebens erst eigentlich seinen dichterischen Ausdruck. Aber indem es hier rücksichtslos hinstürmte und theils den Zusammenhang mit überlieferten Kulturelementen und sogar die Form einer allgemein gültigen Kunstform verschmähen zu wollen schien, theils auf der anderen Seite doch kaum tief genug in das konkrete Staatsleben eindrang, sondern zu einem großen Theil in der Sphäre der allgemeinen Ideen stehen blieb, mußte diese Selbstständigkeitsbegeisterung Widerstand wecken. Der Konservatismus und das Formprincip fanden ihre ersten Vorkämpfer in J. S. Welhaven, welcher die hohle patriotische Phraseologie aufzudecken suchte, welche inzwischen bei Wergeland nicht so sehr hervortrat wie bei vielen seiner geistesärmeren Nachbeter. Der Kampf begann mit einem Tirailleurfeuer von Epigrammen zuvörderst innerhalb des norwegischen Studentenvereins, nahm aber nach und nach größere Dimensionen an, indem Welhaven öffentlich mit einer heftigen Streitschrift gegen „Henrik Wergelands Charakter som Digter og Menneske“ hervortrat, welche Schrift nicht von diesem selbst, sondern von seinem Vater, dem Propst und Eidsvoldsmanne N. Wergeland, beantwortet wurde. Die Bedeutsamkeit des Streites erhellt nicht allein aus der Menge von Broschüren und Zeitungsartikeln in Versen und in Prosa, welche er hervorrief, sondern noch mehr daraus, daß er mit der mannichfachen Zersplitterung in dem öffentlichen und socialen Leben in näherer oder entfernterer Verbindung stand, indem z. B. die Studentenwelt, die damals eine gewisse tonangebende Rolle spielte, sich in 2 Theile spaltete, Samfundet, in welchem die wergelandschen Tendenzen herrschend wurden, und Forbundet, welches wesentlich die Kritik repräsentirte und ein eigenes Organ, „Vidar“, herausgab. Welhavens letzter Beitrag dazu war sein polemisches Gedicht „Norges Dämring“ (1834), welches eine neue hitzige Zeitungs- und Broschürenfehde hervorrief. Späterhin legte sich die Fieberhitze des Kampfes allmählig, Forbundet hörte auf mit seinem Organ und die beiden Hauptkämpfer des Streites zogen sich mehr und mehr aus demselben zurück, ja man kann sagen, daß ihre Tendenzen sich gewissermaßen näherten, indem Wergeland in der letzten Zeit besonnenere und mit größerer Sorgfalt ausgearbeitete Werke ans Licht förderte, in denen auch die Form und das allgemein Gültige ihr volleres Recht erhielten, während bei Welhaven ein tiefes, positives Nationalgefühl mehr und mehr Ausdruck fand. Der dritte bedeutende Dichter dieser Periode ist A. Munch, wesentlich Elegiker und Sänger des frohen Gefühls, welches nach und nach, je nachdem der Lärm des Kampfes abnahm, für seine weichen, aus einem tiefen und gefühlvollen Innern hervorströmenden Töne mehr Gehör fand und sich in der folgenden Periode in größeren dramatischen Werken ergossen hat. In der dritten Periode, nach Wergelands Tode (1845), hat in der norwegischen Literatur eine größere Ruhe geherrscht. Es hat sich eine Nachlese von geringeren Dichtern gezeigt, welche meist schon während jener Kampfzeit ihr wesentliches Gepräge erhalten hatten, wie P. A. Jensen, Sylvester Sivertson, Chr. Monsen, Nils Dahl, M. Landstad, P. J. Collett, H. O. Blom, Rolf Olsen, Görgen Möe u. A. Eine kritische Zeitschrift, zuerst geleitet von C. Lange, hernach von M. J. Monrad und H. W. Hjelm, hat inzwischen dazu beigetragen, die Gemüther zu beruhigen und das Urtheil zu klären. Immer noch erscheinen Gedichtsammlungen von jüngeren Dichtern, z. B. Theodor Kjerulf, H. Bentsen, J. Th. Rördam u. A., doch ohne Anspruch darauf zu machen, eine neuere Richtung einschlagen zu wollen, und ohne in eine bestimmtere gemeinsame Kategorie gebracht werden zu können. Gleichwohl scheint ein tieferes Eindringen in das Leben und die Sitten des Volks ein wesentliches Interesse zu bilden. Asbjörnsens und Möe's Behandlung der „Eventyr“ Landstads und Sophus Bugge's Sammlung von Volksliedern (denen sich L. Lindemans Bearbeitung der Volksmelodien anschließt) haben dazu schätzbare Beiträge geliefert, sowie auch Oestgaards u. A. naturgetreue Schilderungen des Volkslebens verdienten Beifall gefunden haben. J. Aasens Bearbeitung der Landessprache hat ebenfalls zu Produktionen

in dieser angespornt, ja manche Norweger sind in dieser Richtung bereits so weit gegangen, daß sie diese Volkssprache zu dem ausschließlichen literarischen Mittheilungsmittel erheben wollen. Als Dichter der neuesten Zeit sind noch B. Björnson, H. Ibsen und die Novellenverfasserin Jakobine Camilla Collett, Wittwe des oben erwähnten P. J. Collett und H. Wergelands Schwester, welche ebenfalls norwegische Stoffe behandeln, zu erwähnen.

Von den einzelnen Fächern der Wissenschaften hat besonders die Geschichte des Nordens gelehrte u. talentvolle Bearbeiter gefunden. C. M. Falsen schrieb die ältere Geschichte Norwegens, Jakob Aall übersetzte Snorre Sturluson u. lieferte seine „Erindringer"; besonders aber haben R. Keyser, P. A. Munch und Chr. Lange eine eigene norwegische geschichtliche Schule gebildet, indem sie in zahlreichen und zum Theil umfangreichen Arbeiten die ältere norwegische Geschichte beleuchtet haben, zu deren Studium auch J. C. Berg in Monographien und Notizen manchen werthvollen Beitrag geliefert hat. Die ältere und neuere Topographie und Statistik Norwegens ist bearbeitet worden von G. Munthe, J. Kraft, P. A. Munch, A. Schweigaard, Braun-Thvete, A. Vibe, J. Geelmuyden u. A. In der Gesetzkunde u. Staatswissenschaft sind Stang, Schweigaard, P. Lassen, F. Hallager, M. Räder, L. K. Daa die bekanntesten Namen. Die Philosophie hat nur Einen bedeutenden Verfasser aufzuweisen, nämlich N. Treschow, dessen früheste Thätigkeit noch in die Zeit der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur fällt. Von dem theilweise eklektischen Standpunkt aus hat er in klarem, populärem Vortrage mehre Zweige der Wissenschaft behandelt und zuletzt in seinem sogenannten „Philosophisk Testament" eine Art von Identitätssystem aufgestellt. In der folgenden Zeit haben W. Sverdrup, N. Lund und M. J. Monrad nur Lehrbücher oder speciellere Abhandlungen geliefert. Ueber die höhere Pädagogik schrieb F. M. Bugge ein ausführliches Werk; übrigens rief auf diesem Boden der Streit zwischen den Humanisten und Realisten eine Menge kleiner Streitschriften hervor. Die Sprachwissenschaft hat sich besonders mit dem Altnorwegischen beschäftigt, und hier sind es vornehmlich Keyser, P. A. Munch und C. R. Unger, welche theils die Grammatik der Sprache behandelt, theils kritische Ausgaben alter Schriften besorgt haben, unter denen die auf Kosten des Staats herausgegebene Sammlung der alten norwegischen Gesetze zu erwähnen ist. Die jetzige Bauernsprache, welche von der (ursprünglich dänischen) Schriftsprache bedeutend abweicht, ist grammatikalisch und lexikalisch behandelt worden von J. Aasen, die Grammatik der Schriftsprache besonders von M. C. Hansen, K. Knudsen und J. Løkke; die lappische Sprache wurde von N. V. Stockfleth zur Schriftsprache erhoben und grammatikalisch und lexikalisch bearbeitet. In der orientalischen und vergleichenden Sprachwissenschaft gibt es Arbeiten von C. A. Holmboe, J. P. Broch, L. K. Daa u. A. und in der klassischen Philologie von S. B. Bugge, F. M. Bugge, F. L. Vibe und L. C. M. Aubert. In der wissenschaftlichen Theologie sind Stenersen, Wexels, F. Ingier und in neuester Zeit Caspari und Jörgen Hansen die bedeutendsten Schriftsteller. Großes Aufsehen machte zu seiner Zeit der Streit zwischen Wexels und dem Philosophen Treschow, veranlaßt durch das Buch des letzteren, „Christendommens Aand". Späterhin haben kirchliche Zerwürfnisse zwischen Orthodoxen und theils Grundtvigianern, theils gewissen pietistischen Richtungen (z. B. Haugianern) eine große Menge von Streitschriften hervorgerufen, sowie auch die Presse durch die Erbauungsliteratur in nicht geringem Grade beschäftigt worden ist. In den Naturwissenschaften sind gelehrte und scharfsinnige Specialuntersuchungen veröffentlicht worden von Hansteen, Blytt, Sars, Keilhau, Th. Kjerulf u. A.; populär ist die Naturgeschichte behandelt worden von Asbjörnsen und H. Rasch. In der Medicin sind die hervorragendsten Arbeiten von Skjelderup, Holst, Faye, Boeck und Danielssen; in der Mathematik sind N. H. Abel, B. Holmboe und O. J. Broch die bedeutendsten Namen. Als ein besonderer Zweig der Literatur müssen noch die eigentlichen sogenannten Volksschriften erwähnt werden, die besonders in der jüngsten Zeit durch die Bestrebung des „Folkeoplysnings-Selskab" Aufschwung bekommen haben. Als Verfasser sind hervorzuheben: Ole Vig, Eilert Sundt und L. K. Daa. Als ein treffliches Hülfsmittel der norwegischen Literatur ist anzuführen: „Norsk Forfatter-Lexikon 1814—1856", herausgegeben von Jens E. Kraft und Christian C. A. Lange, Christiania 1857—63.

Schwedische Sprache. Daß die schwedische Sprache sich aus einer den drei nordischen Reichen gemeinschaftlichen Sprache entwickelt hat, wird bewiesen durch die Sprache auf den zahlreichen schwedischen Runensteinen, welche sich nur wenig von der isländischen unterscheidet, und wird bestätigt durch die geschichtlichen Berichte über einen außerordentlich lebhaften Verkehr, der im Alterthum zwischen allen nordischen Reichen Statt fand, namentlich zwischen Schweden und Island. Die schwedische Sprache entfernte sich weder so früh, noch so sehr wie die dänische von der gemeinschaftlichen Ursprache, war aber in der Zeit, da diese Abweichung geschah, in eine Menge verschiedener Dialekte getheilt, die erst nach und nach in eine gleichartige Schriftsprache verschmelzen konnten. Zu dem Wortvorrath und der Bildung der Formen in der jetzigen schwedischen Schriftsprache hat, wie man annimmt, durch die Uebersetzung der Bibel in denselben der ärmste von allen Provinzaldialekten, der södermanländische, die wesentlichsten Beiträge geliefert, und noch jetzt hält man diese Provinz für diejenige, in welcher die Sprache am reinsten gesprochen wird. Inzwischen haben die Zeitumstände keineswegs eine ruhige, von dem Einflusse fremder Sprachen ungehemmte Entwickelung der Rede- und Schriftsprache gestattet. Das Altschwedische in seiner ältesten Form war in den Lautverhältnissen, Biegungsformen u. im Wortvorrath nur wenig abweichend von der altnordischen Stammsprache; nur nahmen nach und nach die Umlaute ab, und die in der isländischen Sprache beibehaltenen Diphthonge wurden mit einfachen Vokalen vertauscht. Nicht lange konnte sich aber die Reinheit der Sprache erhalten; das Christenthum wurde von ausländischen (deutschen

und englischen) Geistlichen in Schweden eingeführt, und diese waren gezwungen, aus ihrer eigenen Muttersprache verschiedene Ausdrücke in die schwedische Sprache zu verflechten; noch mehr aber wirkte gewiß das Lateinische, welches nicht nur bis zur Reformation die Sprache des kirchlichen Rituals war, sondern auch in Folge der größeren Schreibkenntniß der Geistlichkeit in den meisten öffentlichen Aktenstücken, ja sehr oft auch in Privatdokumenten angewandt wurde. Unter der Regierung der Folkunger wurde der Einfluß der deutschen Sprache mehr und mehr überwiegend. Theils nämlich führten die Vermählungen mehrer Regenten mit deutschen Prinzessinnen eine größere Berührung mit Deutschland herbei, theils veranlaßten die zahlreichen inneren Streitigkeiten die Anwerbung deutscher Söldner. Der lebhafte Handel mit den Hansestädten u. die größere Einsicht der Deutschen in Handel, Handwerken und Bergbau befestigte noch mehr diesen Einfluß auf die Wortbildung und die Biegungsformen der Sprache. In den bedeutendsten Städten des Landes (Stockholm und Wisby) war das Deutschthum bisweilen überwiegend, ja die Obrigkeit bestand zur Hälfte aus Deutschen. Noch mehr nahm die Einwanderung aus Deutschland zu, als der Mecklenburger Albrecht den Thron bestiegen hatte und seinen einwandernden Landsleuten durch Aemter u. reiche Heirathen das Uebergewicht über den eingebornen Adel zu verschaffen suchte. Von dieser Einmischung deutscher Wörter und Redensarten, die unter solchen Umständen geschehen mußten, trägt noch jetzt die schwedische Sprache deutliche Spuren. Nach der Einführung der Buchdruckerkunst in Schweden, 1483, erhielt die Sprache, welche nun in gedruckten Schriften angewendet wurde, eine größere Festigkeit und Widerstandskraft gegen fremden Einfluß. Viel trug die Reformation zur Reinigung der Sprache bei, theils dadurch, daß das Schwedische beim Gottesdienst eingeführt wurde, theils durch die Uebersetzung der Bibel und mehrer deutschen geistlichen Schriften ins Schwedische, obgleich wegen der geringen Ausbildung der Sprache die Uebersetzer bisweilen deutsche Wörter und Wendungen gebrauchten, die noch heutigen Tages zum Verständniß für ungebildete Leser eine besondere Erklärung fordern. Da Schweden nach den Zeiten Gustav Wasa's ausländische Besitzungen, ja im 17. Jahrhundert einen entscheidenden Einfluß auf die europäische Politik erwarb, so bewirkte diese Verbindung mit südlicheren Ländern ein neues Einströmen deutscher, französischer u. lateinischer Elemente in die Sprache; jetzt aber war diese in ihrer Entwickelung schon so weit vorgeschritten, daß sie diese fremden Elemente leicht wieder ausscheiden konnte. Auch ließen sich die Regenten aus dem Hause Wasa und Pfalz-Zweibrücken die Erhaltung der Reinheit der Sprache sehr angelegen sein; sie verboten die Anwendung fremder Wörter in öffentlichen Aktenstücken, machten es den Geistlichen zur Pflicht, in ihren Predigten die reine schwedische Sprache anzuwenden u. besaßen selbst gewöhnlich große Tüchtigkeit in der Behandlung der Muttersprache. Zur Befestigung der Sprache trug wesentlich bei, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die ersten Versuche zu einer wissenschaftlichen Behandlung derselben gemacht wurden. Tjällman gab 1696 die erste schwedische Grammatik heraus, Stjernhjelm arbeitete ein Wörterbuch über den alten Wortvorrath der Sprache aus, u. das Studium der isländischen Sprache und Literatur, das zu dieser Zeit aufblühte, kam auch der schwedischen Sprache zu Gute. Im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte die schwedische Sprache mit Ausnahme der Orthographie fast ganz das Aussehen erhalten, welches sie noch jetzt hat, und die Versuche, welche Svedberg in seinem „Schibboleth" machte, um die Sprache von Neuem in die alten Biegungsformen hinein zu zwingen, konnten nur mißlingen. Das Aufblühen der schwedischen Literatur, welches die „Freiheitszeit" und die „gustavianische Zeit" auszeichnen, die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, deren Mitglieder sich verpflichteten, nur die schwedische Sprache in ihren Schriften anzuwenden, nützten der Sprache mehr, als die Einwirkungen des französischen Geschmacks ihr schaden konnten. Der Neigung, neue Germanismen in die Sprache zu mischen, eine natürliche Folge der Anschließung der Phosphoristen an deutsche Muster, wurde im Ganzen durch das wiederbelebte Studium der altnordischen Sprache und Literatur entgegengewirkt. Erst in der allerneuesten Zeit (da die Grammatik der schwedischen Akademie 1836 allzu mangelhaft war) hat die schwedische Grammatik in Rydqvists „Svenska språkets lagar" (unvollendet) eine den Anforderungen der Zeit entsprechende wissenschaftliche Behandlung erhalten; doch enthält auch U. B. Dieterichs kurze Arbeit „Svensk Språklära etc." (Stockh. 1850, Heft 1) äußerst wichtige und reichhaltige Materialien. Derselbe verfaßte auch eine „Ausführliche schwedische Grammatik für Deutsche" (Stockh. und Lpz. 1840, 2. Aufl. 1848). Schon Ihre hatte sich nach dem Vorgange von Spegel große Verdienste erworben durch sein noch unübertroffenes „Glossarium Sviogothicum" (1769), sowie auch Sahlstedt durch sein „Svensk Ordbok med latinsk uttolkning" (1773); auch hatte Ihre durch sein „Dialektlexikon" wenigstens späteren Forschern den Weg gebahnt. Doch der Mangel eines vollständigen schwedischen Wörterbuchs, das den ganzen jetzigen Sprachvorrath enthält, ist äußerst fühlbar und keineswegs gehoben worden durch Dalins Versuche. Das lange vorbereitete und mit Sehnsucht erwartete Wörterbuch der schwedischen Akademie läßt immer noch nichts von sich vernehmen. Die schwedische Sprache hat 28 Buchstaben: a, b, c (ße), d, e, f, g (je), h (ho), i, j (ji), k (ko), l, m, n, o (u), p, q, r, s, t, u, v (w), x (äx), y (ü), z (ßäta), å (o), ä, ö; sie wird jetzt gewöhnlich mit lateinischen Buchstaben geschrieben, im Druck aber wird auch die deutsche Frakturschrift neben der lateinischen angewendet. Die Aussprache ist der deutschen sehr ähnlich. Abweichungen sind: e lautet häufig fast wie i, bisweilen auch wie ä, g nur hart vor harten Vokalen (a, o, u und å), sowie vor Konsonanten, vor den übrigen (weichen) Vokalen aber wie j; k vor harten Vokalen, vor Konsonanten und am Ende einer Silbe wie k, vor weichen Vokalen aber wie tsch; o hat gewöhnlich einen Laut, der zwischen dem deutschen o und u liegt, dagegen klingt å ganz

wie das deutsche o; sk wird vor harten Vokalen und Konsonanten, sowie auch am Ende einer Silbe wie sk, vor weichen Vokalen aber wie sch ausgesprochen, stj vor einem Vokal klingt ebenfalls wie sch; tj wie tsch, dagegen verlieren d und h vor j ihren Laut, z. B. tjur (Stier), djur (Thier), hjerta (Herz) sprich Tschur, jur, järta; das y ist ganz das deutsche ü. Diphthonge gibt es nicht. Durch die vielen Vokale a erhält die Sprache einen außerordentlich kräftigen und melodischen Klang.

Skandiren (v. Lat.), steigen, aufsteigen, besonders taktmäßig nach dem Rhythmus lesen, namentlich Verse so lesen, daß man sie in die einzelnen Füße, welche das Metrum verlangt, auflöst.

Skapolith (Wernerit, Gabbronit, pyramidaler Elainspath), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Geolithe, welches in quadratischem System krystallisirt, und zwar in meist langen quadratischen Säulen mit auf deren Kanten aufgesetztem Quadratoktaëder, die auf- und eingewachsen sind, auch derb, stängelig und großkörnig. Der Bruch ist blätterig nach zweiter und erster Säule, die Härte zwischen Apatit- und Feldspathhärte, das specifische Gewicht 2,6—2,8. Das Mineral ist durchsichtig bis undurchsichtig, glas- oder fettglänzend, wasserhell, weiß, meist aber trüb gefärbt, grau, roth, gelb, grün, sehr zu chemischer Umbildung geneigt, weshalb die Analysen sehr verschieden sind. Es ist eine Verbindung der Kieselerde mit Thonerde und Kalkerdenatron. Vor dem Löthrohr erhitzt wird es weiß und ist unter Aufschwellen zu blasigem Glas schmelzbar, gepulvert durch Salzsäure zersetzbar, ohne zu gelatiniren. Es wird unter zahlreichen Namen aufgeführt. Der wasserhelle Mejonit findet sich am Vesuv und Laachersee, der weniger durchscheinende gewöhnliche S. ausgezeichnet auf den nordischen Magneteisen- u. Kalklagern, meist im Kalk liegend, so zu Arendal, Tunaberg, Pargas, am Baikalsee, in Massachusetts (Nuttalith) und an anderen Orten in Nordamerika.

Skapulier (v. lat. scapularium), Kleidungsstück der Mönchsorden, besteht aus einem schmalen Stück Tuch, das Schultern, Brust und Rücken bedeckt, keine Seitentheile hat und bis zu den Füßen herabgeht. Bei Laienbrüdern ist es meist kürzer, bei Tertiariern, Brüderschaften 2c. runder. Es wird zuweilen auch über der bürgerlichen Kleidung getragen. Das Skapulierfest des Karmeliterordens wird am 16. Juli zum Andenken der Einführung des S.s durch Simon Stock gefeiert.

Skara, Landstadt in der schwedischen Landschaft Westergötland und Skaraborgs- oder Mariestadslän, umgeben von einer weiten und fruchtbaren Ebene (Axevallaheide), ist Bischofssitz, hat eine Gelehrtenschule, eine Veterinärschule und mehre andere Schulen u. (1865) 2386 Einwohner. In der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde hier der erste Bischofsstuhl in Schweden errichtet.

Skarabäen, Abbildungen des heiligen Käfers (scarabaeus) auf ägyptischen Gemmen, Münzen, Mumien, Obelisken und an Kunstwerken. Die Entstehung und schnelle Vermehrung dieses Käfers im Schlamm nach dem Rücktritt des Nil veranlaßte die Meinung, er entstehe ohne Fortpflanzung; daher er als Symbol der Schöpferkraft galt. In seiner fast runden Gestalt, in der glänzenden, goldschimmernden Farbe der Flügeldecken fand man Aehnlichkeit mit Gestalt und Glanz der Sonne, der nächsten sichtbaren Bildungsursache, und man weihete ihm eine göttliche Verehrung. Dergleichen S. wurden auf Steine (besonders gebrannten Karneol) geschnitten (Skarabäengemmen), welche Steine daher auch insbesondere den Namen S. führen. Sie sind meist der Länge nach durchbohrt, so daß man einen Faden durch sie ziehen u. sie tragen konnte. Seit der Vermischung der ägyptischen, gnostischen und christlichen Lehre findet man auf diesen Gemmen auch christliche Aufschriften, besonders mit den Namen Jao, Abrasar, Zebaoth und mit Engelnamen. Von den ägyptischen S. hat man besonders 2 Sorten: große, die bei Mumien gefunden werden, ohne Inschrift, oder nur mit einer auf den Todten bezüglichen, und kleinere, größtentheils aus Terracotta geformt, mit Inschriften.

Skaraborgslän (Mariestadslän), schwedisches Län, umfaßt den fruchtbareren, nördlichen, zwischen den großen Seen Wener und Wetter gelegenen Theil von Westergötland, welcher gegen Norden an Nerike und gegen Süden an Elfsborgslän grenzt, ist 155,35 □Meilen groß und hat (1865) 236,775 Einw. Das Län ist mit Ausnahme des nordwestlichen, bewaldeten und mageren Theils eine fruchtbare, nur von einigen Höhen unterbrochene Ebene. Hier liegt der Kinnekulle am Wenersee (1032 Fuß), der Älle- und Mösseberg bei Falköping u. a. Die Hauptbeschäftigungen der Bewohner sind Ackerbau und Viehzucht. Auf der Landspitze Wanäs am Wettersee wird die Centralfestung Schwedens, Karlsborg, erbaut.

Skarbek, Friedrich Florian, Graf, polnischer Schriftsteller und Patriot, geboren den 15. Februar 1792 in Thorn, besuchte das warschauer Lyceum, widmete sich dann in Paris dem Studium der Staatswissenschaften, bewirthschaftete seit 1812 seine Güter in Polen und wurde 1818 Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Warschau und Professor an der Forstschule. Als Staatsreferendar schuf er seit 1828 das polnische Armen- und Gefängnißwesen völlig um, worauf ihn der Kaiser 1830 nach Petersburg zur Untersuchung der dortigen Hospitäler berief. Zum Staatsrath, Kammerherrn und Mitglied des provisorischen Gouvernements ernannt, kehrte S. nach Polen zurück, nach dessen Unterliegen er Mitglied der Regierungskommission des Innern, sowie des Hauptconseils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten wurde. Unter seiner Leitung entstanden die musterhaften Haftgefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock u. Siedlec, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sieradz, die Rettungs- und Arbeitshäuser in Warschau und Kalwaria und das Institut für sittlich verwahrloste Kinder. Im Jahre 1842 ward er Präsident der Assekuranzdirektion und 1844 Präsident des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten. Literarisch machte er sich bekannt durch seine „Staatswissenschaft“ (Warschau 1820 bis 1821, 4 Bde.), den „Grundriß der Finanzwissenschaften“ (das. 1824), die „Grundzüge der Nationalwissenschaft“ u. eine „Théorie de richesses sociales“ (Paris 1829), sowie durch Erzäh-

lungen, z. B. „Pan Starosta" (Warschau 1826, 2 Bde.), „Dodosinski" (Breslau 1838, 2 Bde.) und „Pamietniki Seglasa" (Warschau 1845), die zu den besten der polnischen Literatur gehören.

Skarga, Piotr Pawelski, namhafter polnischer Theolog, geboren 1536 zu Grodziec in Masovien, wirkte, nachdem er zu Rom in den Jesuitenorden getreten, als ausgezeichneter Kanzelredner gegen die Ausbreitung des Protestantismus in Polen, ward 1587 Hofprediger zu Warschau und † 1612 in einem Jesuitenkloster bei Warschau. Unter seinen Schriften sind die Lebensbeschreibungen der Heiligen, „Zywoty Swietych" (20. Aufl., Lemberg 1855—56) hervorzuheben.

Skarifikation (v. Lat.), s. Schröpfen.

Skarifikator (v. Lat.), s. v. a. Exstirpator.

Skarpanto, Insel, s. v. a. Scarpanto.

Skawa, Nebenfluß der Weichsel in Galizien, kommt von den Beskiden u. mündet nach 9 Meilen langem Lauf unterhalb Zator in den Hauptstrom.

Skazon (griech.), ein besonders von dem griechischen Dichter Hipponax gebrauchter jambischer Hinkvers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter besteht, statt des letzten Jambus aber einen Spondeus od. Trochäus hat. Vgl. Choliambus.

Skeen, Stadt, s. Skien.

Skelet (Gerippe, s. Anatomie Taf. IV, V und IX), die Gesammtheit der Knochen des thierischen Körpers in derjenigen Lage und demjenigen Zusammenhang, wie sie im lebenden Organismus angetroffen werden. Das Wort S. stammt vermuthlich von dem griech. σκέλος, Schenkelbein, ab, welches als der größte Bestandtheil des Gerippes diesem selbst den Namen gab. Da das S. bei den Wirbelthieren das eigentliche Gerüst des ganzen Organismus ist, so hat man den Namen S. in der Bedeutung „Körpergerüst" auch für die wirbellosen Thiere angewendet und spricht hier von einem Hautskelet, weil die starre äußere Hülle des Körpers der Wirbellosen in Ermangelung der Knochen das Gerüst für die im Innern gelegenen Weichtheile abgibt. Was das S. der Wirbelthiere anbelangt, so unterscheidet man ein natürliches und ein künstliches S. An dem natürlichen S. werden die einzelnen Knochen durch ihre natürlichen Verbindungsmittel, nämlich durch die Gelenkbänder zusammengehalten. Das künstliche S. dagegen besteht aus den macerirten, von Weichtheilen vollständig befreiten Knochen, welche durch beliebig gewählte Verbindungsmittel, wie Draht, Leder- oder Kautschukstreifen, mit einander verbunden sind und annähernd in ihrer natürlichen gegenseitigen Lage gehalten werden. Das S. gewährt nicht bloß eine Uebersicht der Knochen in ihrem Zusammenhang und ihrer relativen Lage, sondern es ist auch, da es die Grundlage des ganzen Thierkörpers darstellt, für die Knochenlehre wie für die Anatomie überhaupt als allgemeinste und nothwendigste Basis der medicinischen Wissenschaft eines der wichtigsten Lehrmittel. Das menschliche S. besteht aus 213 einzelnen Knochen (wenn man die 6 Gehörknöchelchen und 8 Sesambeinchen, nicht aber die 32 Zähne mitrechnet) von der verschiedensten Form und Größe. Wie der ganze Körper so zerfällt auch das S. in vier Hauptabtheilungen, nämlich in das S. des Kopfes, des Rumpfes, der obern und der untern Gliedmaßen. Da zwischen dem männlichen und weiblichen S., wie zwischen dem S. des kindlichen und erwachsenen Menschen wesentliche Differenzen bestehen, so ist es für Lehrzwecke erforderlich, S.e der beiden Geschlechter und der verschiedenen Lebensalter neben einander zu benutzen. Immerhin reichen aber S.e allein niemals aus zum gründlichen Studium der Knochenlehre, sondern es sind dazu auch die einzelnen Knochen in ihrer Isolirung (z. B. ein sogenannter gesprengter Schädel) erforderlich, sowie verschiedene Durchschnitte durch einzelne Knochen wie durch Knochengruppen. Die künstliche Herstellung eines S.s nennt man Skeletirung. Dieselbe besteht, wenn es sich um Herstellung eines natürlichen S.s handelt, einfach darin, daß man die sämmtlichen Weichtheile des Körpers mit Ausnahme der Gelenkbänder vermittelst des Messers abträgt. Zur Herstellung eines künstlichen S.s ist erforderlich, daß man die Knochen faulen (maceriren) läßt, damit man die Weichtheile um so gründlicher von den unverändert bleibenden Knochen entfernen kann. Die macerirten Knochen werden sodann durch eine Natronlösung von dem Fette, welches sie noch enthalten, befreit, hierauf in einer chlorhaltigen Flüssigkeit gebleicht und endlich künstlich mit einander verbunden. Hierzu bedient man sich verschiedener Hülfsmittel, am besten aber verfährt man auf folgende Weise. Die Wirbelsäule wird durch einen nach ihrer natürlichen Krümmung gebogenen, durch den Kanal derselben hindurchgeführten Eisenstab befestigt, dessen oberes Ende durch das Hinterhauptsloch in die Schädelhöhle geht und in der Decke derselben von außen angeschraubt wird, dessen unteres Ende aber am Kreuzbein unten hervorkommt und auf der Säule eines Stativs, welches dem ganzen S. zur Stütze dient, befestigt wird. Die Zwischenwirbelbänder werden durch Lederscheiben ersetzt. Die Rippen, das Brustbein und die Beckenknochen verbindet man durch genügend starken Messingdraht mit der Wirbelsäule. Den Unterkiefer befestigt man durch eine metallene Spiralfeder an den Schädelgrund, damit er nicht herabfalle. Die Knochen der Gliedmaßen werden unter einander durch Draht oder Kautschukstreifen befestigt, welche man durch in die Gelenkenden der Knochen vorgebohrte Löcher zieht. Ueberall bringt man die Verbindung so an, daß die natürlichen Bewegungen in den Gelenken ausgeführt werden können. Bei einzelnen Gelenken ist es zu diesem Zweck passend, senkrechte Blechstreifen durch beide Gelenkenden zu legen, welche man durch quere Stifte im Knochen festhält. Das Achsel- und Hüftgelenk erfordert eine Verbindung durch starke Kautschukstreifen, damit die Bewegung nach allen Richtungen hin Statt finden kann. Die besten Abbildungen des menschlichen S.s gab Albinus (Tabulae sceleti etc., Leyd. 1747), vorzügliche Thierskelete bildete d'Alton ab.

Skellefteå, Stadt im schwedischen Westerbottenslän an der Mündung der Skellefteåelf, welche an der norwegischen Grenze in der Gegend des Nasafjälls entspringt, auf ihrem 50 geogr. Meilen langen Lauf die Landseen Silbojock, Hornafvan, Udjaur, Storafvan u. a. und noch in ihrem Unterlauf, 4½ M. vom Meere entfernt, 2 bedeutende Wasserfälle, Finnforssen u. Bomansforssen,

bildet. Der Ort wurde erst 1846 zu einer Stapelstadt erhoben, treibt lebhaften Handel, hatte aber 1865 erst 433 Einw. Die dortige Kreuzkirche ist eine der schönsten in Norrland.

Skelligs (the Skellig Stocks), Gruppe merkwürdig gestalteter Felsen und Felseninseln an der südlichen Westküste von Irland, zur Provinz Munster, Grafschaft Kerry, gehörig, hat 2 Leuchtthürme und dient einer großen Menge von Seevögeln zum Aufenthalt.

Skenninge, Stadt im schwedischen Län Linköping (Ostergötland), am Fuße des Omberges, mit (1865) 1551 Einw., hatte im Mittelalter eine berühmte Klosterschule, Münze 2c. Hier wurde 1248 eine Kirchenversammlung gehalten, durch welche die päpstliche Macht in Schweden erst festen Fuß gewann.

Skepticismus (v. Griech.), im Allgemeinen die Neigung zu zweifeln. In allen Gebieten des Forschens und Denkens kann es eine skeptische Richtung geben. Der Sinn der skeptischen Geisteshaltung wird besonders deutlich, indem man an den Gegensatz derselben, nämlich den Dogmatismus, denkt. Der S. hat gar keinen Sinn, ohne sich auf ein dogmatisches, d. h. behauptendes, System zu beziehen. Er ist eine Art von Opposition gegen das ohne Weiteres behauptende Verfahren. Sein Gebiet erstreckt sich so weit, als es überhaupt etwas zu bezweifeln und anzufechten gibt. Gewöhnlich denkt man bei dem Worte S. aber an zwei das Gebiet der Philosophie betreffende Gestaltungen der Skepsis. Die eine Art des Zweifels wendet sich gegen die Dogmen der Theologie, die andere gegen diejenigen der Philosophie. Erstere Art ist in der Regel dem Verstande günstig, letztere aber feindlich. Faßt man Theologie und Philosophie zusammen, so kann man sagen, es gebe einen S., der sich gegen bestimmte Hervorbringungen des Denkens und der Phantasie wendet, und einen anderen S., der sich mit seinen Anfechtungen gegen den Verstand selbst richtet, also die Fähigkeit zur Hervorbringung von Wahrheit selbst nicht gelten lassen will. Nur diese letztere Art von S. ist in sich selbst haltlos und begleitet regelmäßig die Zeiten der wissenschaftlichen und sittlichen Erschlaffung oder Korruption. Der philosophische S. hatte schon im griechischen Alterthum sehr bedeutsame Vertretungen. Sogar aus der platonischen Philosophie und bei den späteren Pflegern derselben entwickelte sich eine Art S. Der Hauptvertreter desselben war jedoch Pyrrho, woher auch die Bezeichnung des S. als Pyrrhonismus stammt, und es ist uns in den beiden Hauptschriften des Sextus Empiricus eine Sammlung skeptischer Wendungen erhalten, die dazu bestimmt waren, die verschiedenen dogmatischen Systeme der griechischen Philosophen unmöglich zu machen. Der antike S. kehrte sich sogar gegen die positive Wissenschaft und namentlich gegen die Grundlagen und Hauptbegriffe des mathematischen Denkens. Der moderne S., der in Pierre Bayle und in David Hume wohl seine bedeutendsten Vertreter hat, ist in der Hauptsache nicht gegen die Wissenschaft und wissenschaftliche Wahrheit, sondern mehr gegen theologische Dogmen gerichtet. Er ist ein Fortschritt auf der Bahn der Selbstkritik des Verstandes. Dennoch enthält er auch Bestandtheile, die bisweilen das Erkenntnißvermögen selbst kompromittiren. Letzteres kann sogar in manchen Richtungen und Hinsichten auch von dem kantischen Kriticismus behauptet werden, der bezüglich mancher Bestandtheile mit Recht als eine feinere Art des S. betrachtet worden ist.

Skerry, kleine Insel im irischen Meer, an der Nordwestspitze von Wales, zur Grafschaft Anglesea gehörig, hat einen Leuchtthurm, viele Seevögel und starken Fischfang.

Skiatho (Skiathos, Skiato), Insel im ägäischen Meer, nördlich von Euböa, eine der Nordsporaden, zur griechischen Nomarchie Euböa gehörig, von der Küste von Thessalien (türkisches Ejalet Salonichi) nur durch einen 1½ Meilen breiten Meeresarm getrennt, ist gebirgig und hat 3000 Einw. Der Hauptort ist Chora auf der Südspitze der Insel, mit einem Hafen. Die gleichnamige Stadt liegt auf der Nordküste, hat einen kleinen, aber sicheren Hafen, eine hellenische und eine Gemeindeschule.

Skien (Skeen), Stadt im norwegischen Amte Bratsberg, zu beiden Seiten der Skienselv, die hier mehre Wasserfälle bildet und zum Betriebe von Fabriken und Sägemühlen benutzt wird, hat eine Gelehrtenschule und eine Filialbank und (1865) 5224 Einw., welche lebhaften Handel treiben. Die Skienselv ist der wasserreiche, aber nur wenige Meilen lange Abfluß des 75 Fuß hoch belegenen 4 Meilen langen Nordsö in den Friersfjord, welcher 1854 durch einen ⅔ Meile langen Kanal von dem Meer bis in den Nordsö schiffbar gemacht ist.

Skierniewice, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, Kreis Rawa, südwestlich von Warschau, an der Eisenbahn von Warschau nach Krakau und Wien, die hier nach Thorn (Danzig und Berlin) abzweigt, hat ein Schloß, Tuchmacherei, Handel und 3500 Einw.

Skink (Scincus, Glanzschleiche), Amphibiengattung aus der Ordnung der Saurier und der Familie der Schuppenechsen, charakterisirt durch die 4 Grabfüße mit 5 gefransten, breiten Zehen und die flache, keilförmige Schnauze mit verlängertem Oberkiefer. Der gemeine S., Meer- oder Apothekerskink (S. officinalis *Schn.*, Lacerta scincus *L.*), gelbbraun mit dunkleren Querbinden, 6—8 Z. lang, ist ein flinkes, schüchternes Thierchen, welches sich, wenn es verfolgt wird, schnell in den Sand eingräbt, gewöhnlich aber zwischen Felsenspalten sich aufhält, und findet sich häufig im nördlichen Afrika, sowie in Syrien, nach Einigen auch auf Sardinien und in Griechenland. Der Meerskink (Meerstinz, Erdkrokodil, Stinzomarin, Scincus und Stincus marinus) ward früher als officinell, ausgeweidet und getrocknet, zwischen aromatische Kräuter gepackt, in den Apotheken geführt, wird aber jetzt höchstens noch von den Landleuten zu abergläubischen Zwecken gekauft. Er stand nicht nur als Aphrodisiacum, sondern auch als kräftig wirkendes Mittel bei verschiedenen Krankheiten in großem Ruf und wird gegen Schlangenbisse und Skorpionstiche 2c. noch jetzt im Orient empfohlen.

Skio, Insel, s. v. a. Chios.

Skipton (S.-in-Craven), Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, am Aire,

Leeds-Liverpoolkanal und an der Eisenbahn von Leeds nach Liverpool, hat einen Flußhafen, ein Schloß, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, Woll- und Baumwollmanufakturen, Getreide-, Salz- und Viehhandel und 4960 Einw. Die Umgegend ist höchst fruchtbar und reich an malerischen Naturschönheiten.

Skive, Stadt im dänischen Amte Viborg auf Jütland, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Skivearm des Lijmfjords, hat eine Kirche, ein Rathhaus, eine Bürgerschule, eine Diskonto-, Leih- und Sparbank, lebhaften Handel, besonders Getreideausfuhr und (1860) 1709 Einwohner.

Skizze (v. Ital.), eigentlich Spritzfleck, in den bildenden Künsten, namentlich in der Malerei ein flüchtiger Entwurf zu einem Gemälde oder Kunstwerk, das erst nachher ordentlich ausgeführt werden soll; dann der Entwurf zu jedem anderen auszuführenden Werke; auch Beschreibung eines Gegenstandes im Allgemeinen, nach seinen Hauptzügen. Skizziren, eine S. machen.

Skjold, in der norwegischen Mythologie Odins Sohn, Gemahl der Gefion, regierte über einen großen Theil von Dänemark und residirte in Leire. Er erwarb sich die Liebe des ganzen Volks, indem er sich nicht allein durch Tapferkeit und Kriegsthaten auszeichnete, sondern auch durch seine milde Regierung auf das Wohl der Unterthanen bedacht war. Skjoldunger, wie seine Nachfolger genannt werden, ist daher ein Ehrenname für dieselben, der noch von dänischen Dichtern in solcher Bedeutung von den Königen Dänemarks angewendet wird.

Sklavenfluß (engl. Slave River), großer Fluß im britischen Nordamerika, nämlich der Lauf des Mackenziestroms (s. d.) von seinem Ausfluß aus dem Athabascasee an (bis zu diesem See Athabascafluß genannt) bis zu seiner Mündung in den großen Sklavensee, welchen er dann, nun vorzugsweise Mackenziestrom genannt, dem nördlichen Eismeer zufließend wieder verläßt.

Sklavenhandel, s. Sklaverei.

Sklavenkriege, drei Kriege, theils in Sicilien, theils in Italien geführt, welche, ein Symptom der nahen Auflösung und des drohenden Zerfalls der römischen Republik, in den allgemeinen Zuständen des römischen Staats zur Zeit der gracchischen Unruhen und in der Lage der Sklaven ihren Erklärungsgrund finden. Der erste Aufstand der Sklaven brach 134 v. Chr. in Sicilien aus und vernichtete den Wohlstand der Insel auf lange Zeit hinaus. Die hart behandelten Leute (catenati cultores) auf den Latifundien der großen Gutsbesitzer erhoben sich unter dem Syrer Eunus und dem Cilicier Cleon in Enna. Eunus, mit den königlichen Insignien geschmückt und wegen seiner syrischen Priestergaukeleien wie ein Wunderthäter geehrt, sammelte um sich ein Heer von 70,000 bewaffneten Sklaven und behauptete sich zwei Jahre gegen römische Heere, bis der Konsul Rupilius nach der Einnahme von Tauromenium und Enna, wo 20,000 Sklaven blieben, dem verheerenden Kriege ein Ende machte. Kaum hatte sich aber Sicilien von dem ersten Schlage, der mehr als 60,000 Menschen hinraffte, etwas erholt, als 102 die zweite Empörung ausbrach, veranlaßt durch die Nichtvollziehung des die Befreiung der Sklaven aus Ländern römischer Bundesgenossen betreffenden Gesetzes. Um sich mit den reichen Staatspächtern und Gutsbesitzern nicht zu verfeinden, wies der damalige Proprätor der Insel, P. Licinius Nerva, die ihre Freiheit fordernden Sklaven zurück. Diese griffen nun zu den Waffen und kämpften unter ihren Führern Salvius, als Sklavenkönig Typhon genannt, und Athemon mit glücklichem Erfolg, bis der Prokonsul M. Aequilius den Aufstand unterdrückte u. 6000 gefangene Sklaven mit ihrem letzten Anführer, Satyrus, nach Rom schleppte, wo sie, für den Kampf mit wilden Thieren bestimmt, sich lieber einander selbst erstachen. Der dritte Sklavenkrieg, gewöhnlich der Gladiatorenkrieg genannt, brach 73 v. Chr. in Italien aus und dauerte bis zum Jahre 71; s. Spartacus und Sklaverei.

Sklavenküste, s. Guinea.

Sklavensee, 1) (großer S., engl. Great Slave Lake), großer Binnensee im nordwestlichen Theile des britischen Nordamerika, 54 Meilen lang, 11 Meilen breit, 560 □Meilen groß, nimmt den Sklavenfluß, Clowey und Büffelfluß auf und fließt an seinem westlichen Ende durch den Mackenziestrom zum nördlichen Eismeer ab. Er ist jährlich 6 Monate hindurch mit Eis bedeckt. — 2) (Kleiner S.), See daselbst, aber um Vieles südlicher als der vorige gelegen und weit kleiner als dieser; sein Ausfluß vereinigt sich mit dem Athabascafluß.

Sklavenstaaten (Slave States), diejenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in welchen früher die Sklaverei durch die Verfassung der Einzelstaaten zu Recht bestand. Sie zerfielen: a) in die 8 Grenzstaaten: Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Kentucky, Tennessee, Missouri und Arkansas; b) in die 7 Küsten- oder Plantagenstaaten: Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Louisiana und Texas. Diese 7 letzteren bildeten den Kern der sogenannten konföderirten Staaten (Confederate States), welche im Frühjahr 1861 aus der Union ausgeschieden und bis zum Frühjahr 1865 mit dieser im Krieg begriffen waren, während die 8 ersteren größtentheils bei der Union verblieben (ausgenommen Arkansas und Nordcarolina), oder nur theilweise oder vorübergehend der Konföderation beitraten. Ferner bestand die Sklaverei noch in dem Staate Newjersey (aber schon vor dem Krieg gänzlich im Aufhören begriffen) und in den Territories Utah, Newmexiko und Nebraska und in dem Distrikt Columbia.

Sklaverei, derjenige Zustand eines Menschen, wodurch er als rechtloses Individuum einem andern Menschen zu eigen ist. Im Alterthum die bürgerliche S., im Mittelalter die Leibeigenschaft, in der neuesten Zeit die Negersklaverei, alles läuft auf denselben verabscheuungswürdigen Satz hinaus, daß der Mensch Eigenthum des Menschen geworden ist. Die Hauptunterschiede der S. werden durch die staatlichen und durch die bürgerlichen Zustände gegeben. Man pflegt daher zwischen politischer S. (Entziehung der politischen Rechte) und bürgerlicher oder Privatsklaverei (Entziehung der bürgerlichen Rechte) zu unterscheiden. Von

der letzteren ist hier allein die Rede. Die bürgerliche S. findet sich im ganzen Alterthum. Der eigentliche Ursprung der S. ist in der Kriegsgefangenschaft zu suchen. Das Leben der Kriegsgefangenen stand nach der völkerrechtlichen Ansicht der Alten in der Hand des Siegers; mit gleicher Konsequenz wie die Verfügung über das Leben die Verfügung über die persönliche Freiheit. Bei den Juden fanden, wie bei ihren syrischen und arabischen Nachbarn, alle Arten des Sklavenerwerbs Statt. Sie hatten Sklaven, die sich aus Noth selbst verkauft hatten, die von Andern oder von ihren Aeltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub in die S. gekommen, die als Sklaven geboren waren. Das mosaische Gesetz unterschied aber zwischen einheimischen (hebräischen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erstere mußten nach sechsjähriger Dienstzeit freigegeben werden, wenn sie nicht für immer auf Loslassung feierlich verzichteten; die Fremden blieben in ewiger Knechtschaft. Die Kinder der Fremden wie der einheimischen Sklaven waren ebenfalls das Eigenthum der Herren.

Bei den Griechen hatte die S. ursprünglich einen ziemlich milden Charakter. Ein großer Theil der griechischen Sklaven bestand in armen Familienvätern, die sich Reicheren zu allerhand Feldarbeiten verdungen. Gekauft wurden die Sklaven seltener, etwa nur, wenn Seeräuber an einem Ort landeten. Drückender wurde die Lage der Sklaven später, als man dieselben, was namentlich in Sparta der Fall war, gar nicht mehr als Menschen betrachtete. Die Sklaven waren übrigens äußerst nützliche Glieder der Gesellschaft; sie wurden zu Dienern, Handwerkern, Aerzten, Hauslehrern, Schauspielern, Chirurgen, Schreibern u. dergl. verwandt, während sich die freien Staatsbürger ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten widmeten. Waffen durften die Sklaven nicht tragen, auch wurden sie nur in Zeiten der höchsten Noth für den Kriegsdienst verwandt. Der Käufer gab dem Sklaven einen ungriechischen Namen, gewöhnlich nach seinem Geburtslande. Die Zahl der Sklaven war oft sehr groß. Im Jahre 300 v. Chr. waren in Athen unter 21,000 Bürgern und 10,000 Schutzgenossen 3—400,000 Sklaven, mehr Männer als Weiber. Selbst die ärmeren Bürger hielten sich jeder einen Sklaven zur Besorgung des Hauswesens; in jeder mäßigen Haushaltung waren deren mehre zum Mahlen, Backen, Kochen, Kleidermachen, Auslaufen, Begleiten der Herren und Frauen; Reichere hatten oft 300, 600—1000; auch Handwerker hielten sich deren eine große Anzahl in ihren Werkstätten, und eine große Menge besaß der Staat, die ihm, außer zu andern öffentlichen Beschäftigungen, besonders als Ruderknechte auf den Schiffen dienten. Uebrigens benutzten die Herren ihre Sklaven nicht bloß zu ihrem Dienst, sondern sie vermietheten sie auch um Lohn an Andere. Ungemein zahlreich waren die Sklaven namentlich auch auf Aegina und in Korinth; dort soll sich die Anzahl auf 470,000, hier auf 460,000 belaufen haben; beide Staaten brauchten sie wegen ihres ausgebreiteten Handels und ihrer großen Seemacht; die Zufuhr erhielten sie besonders vom schwarzen Meere her.

Die Römer, von Ursprung an ein Kriegervolk, machten durch ihre zahlreichen Kriege und Eroberungen eine solche Anzahl feindlicher Völkerstämme sich unterwürfig, daß in gleichem Verhältniß wie ihre Kriege und Triumphe auch die Menge der Sklaven wuchs, und es war natürlich, daß sich für diese aus der Kriegsgefangenschaft erbeuteten Sklaven noch ein besonderes Recht gestaltete, welches die S. zu einer Einrichtung des bürgerlichen Rechts mit gewissem Rechtsgebiet stempelte. Das römische Recht erlaubte auch den Schuldnern, sich ihren Gläubigern zu eigen zu geben, um anderen Folgen der gerichtlichen Hülfsvollstreckung auszuweichen. Der Stand der Sklaven war dabei ein äußerst harter, unmenschlicher und unnatürlicher. Der Sklave war rechtsunfähig, zählte nicht zu den Personen, sondern zu den Sachen und wurde wie Eigenthum behandelt, das von Hand zu Hand ging. Der Sklave konnte sich selbst nichts erwerben, was er verdiente, gehörte dem Herrn. Erst später ward den Sklaven an ihrem Nebenverdienste eine Art Eigenthum zugestanden (peculium), so daß sie sich damit loskaufen konnten. Es konnte an dem Sklaven, wie an einer Sache, ein Servitut haften, der Sklave konnte verpfändet und verkauft werden, wie eine Waare. Ein Sklave, der irgend eine Rechtsverletzung begangen hatte, konnte wie ein Thier dem Beschädigten statt der Entschädigungssumme eigenthümlich abgetreten werden. Der Sklave konnte sich rechtlich nicht verpflichten, und seine Handlungen waren für den Herrn nur dann verbindlich, wenn er Befehl dazu gegeben hatte. Endlich aber stand dem Herrn die volle Gewalt über das Leben des Sklaven zu. Es hielten aber nicht bloß Privatleute Sklaven (servi privati), sondern auch der Staat (servi publici). Eine besondere Kleidung trugen die römischen Sklaven nicht, doch durften sie weder eine Kopfbedeckung, noch Sandalen tragen und Bart und Haare nicht scheeren. Ihre Namen waren entweder von denen ihrer Herren, oder von ihrem Vaterlande entlehnt. Der Preis war sehr verschieden, und während man für die gemeinsten und solche, für welche die Händler nicht gut sagen mochten, nur wenige Thaler bezahlte, so kaufte man gebildete um mehre hundert Thaler. Die Anzahl der Sklaven ging bei manchen Reichen in die Tausende, und es gehörte zur Ostentation, nicht allein viel Sklaven, sondern auch deren von allen Nationen und Farben zu haben. Viele vermietheten auch ihre Sklaven an Andere (servi fructuarii). Die öffentlichen Sklaven (die, welche zur Strafe für ein Verbrechen, oder im Krieg in die S. gekommen waren) wurden zur Verrichtung öffentlicher Arbeiten, als Tempeldiener und zur Bedienung der Magistratspersonen gebraucht. Ihre Behandlung war um Vieles milder als bei den Privatpersonen. Nach den zwölf Tafeln wurde jeder Diebstahl, Denunciation des Herrn und andere geringere Vergehen an den Sklaven mit dem Tode bestraft, und zwar mit der Kreuzigung, welche erst Konstantin abschaffte, nachdem schon die Lex Petronia (aus der Zeit der ersten Kaiser) Sklaven den wilden Thieren vorzuwerfen verboten und Kaiser Hadrian die Tödtung eines Sklaven von einem vorausgehenden richterlichen

Urtheil abhängig gemacht hatte. Vedius Pollio erfand eine neue Strafe für Sklaven, indem er sie in einen Fischteich werfen und von den Muränen fressen ließ. Fleißige und gesittete Sklaven blieben selten länger als 6 Jahre in der S. Die freigelassenen Sklaven standen aber zu ihrem vormaligen Herrn als dessen Klienten noch immer in einem äußeren Abhängigkeitsverhältniß. Freilassungen von Sklaven gehörten zu den beliebtesten Handlungen des öffentlichen Luxus, weshalb auch mehre Gesetze zur Beschränkung derselben gegeben wurden. Seit 265 v. Chr. wurden in Rom die Sklaven zu den blutigen Fechterspielen und Thierkämpfen verwendet (s. Gladiatoren). Die Härte, mit welcher die Sklaven behandelt wurden, hatte in den letzten Zeiten der Republik verschiedene Aufstände (s. Sklavenkriege) zur Folge, von denen der letzte einen sehr ernsten und gefährlichen Charakter annahm (s. Spartacus).

Wie bemerkt, ist der erste Grund der Entstehung der S. Kriegsgefangenschaft (servitus jure gentium) gewesen. Später kam dazu die Hingebung eines Freien in S. und die Verurtheilung zu gewissen Strafen (servitus jure civili). So verloren die zum Tode, zum Bergbau und zu Thierspielen verurtheilten Verbrecher mit dem Urtheil auch die bürgerliche Freiheit. Der gangbarste Entstehungsgrund blieb aber immer die Geburt. Das Kind einer Sklavin war von Geburt Sklave. Beendigt wurde die S. regelmäßig durch Freilassung (s. Manumissio). In gewissen Fällen wurde jedoch der Sklave ohne Freilassung frei; so, wenn der Sklave den Mörder des Herrn entdeckte oder schwere Verbrechen zur Anzeige brachte. Die Arten der Freilassung selbst waren nach römischem Recht sehr verschieden. Sie konnte durch testamentarische Verfügung erfolgen, oder durch briefliche Anordnung (per epistolam), oder unter Freunden, wenn der Herr den Sklaven zu seiner Tafel zog (per convivium), oder wenn bei der Aufstellung den Bürgerliste der Herr seinen Sklaven als freien Bürger einzeichnen ließ (per censum). Der feierlichste Akt war die Freilassung vor dem Magistrat durch solennen Akt mit besonderen ausgezeichneten Formen (per vindictam). Spätere Gesetze trafen besondere Bestimmungen über die Statthaftigkeit der Freilassung. Vgl. Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, Paris 1847—48, 3 Bde. Auch bei den Germanen hat das Sklavenwesen sich eingenistet, wenn auch nicht mit solchen Härten wie bei den Römern. Die Sklaven wurden als Knechte zum Landbau benutzt, während der Herr dem Kriegshandwerk oblag. Sie hatten jedoch selbstständige Hauswirthschaft, konnten sich selbst erwerben und waren nur zu bestimmten Abgaben an den Herrn verpflichtet. Hieraus entwickelte sich die spätere Leibeigenschaft (s. d.), die bis auf die neueste Zeit in Mecklenburg, Polen und Rußland mit all ihren Härten fortbestand.

In den despotischen Staaten Asiens und Afrika's ward die S. namentlich durch den Sieg des Islam begünstigt. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten. Daher gab es an den Höfen der Khalifen meist nur Negersklaven, die durch den Handel bezogen wurden. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Saracenen die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Jetzt werden oft Kinder von ihren Aeltern in die S. verkauft, und diese nebst den Kriegsgefangenen und Geraubten füllen die orientalischen Sklavenmärkte. Uebrigens ist die Behandlung der türkischen Sklaven im Ganzen minder hart, und schon der Koran schreibt eine solche seinen Bekennern vor. Nicht ungewöhnlich ist es auch, daß sich die türkischen Sklaven zu bedeutenden Würden und Staatsämtern emporschwingen. Zu manchen Hofämtern ist sogar die Eigenschaft des Sklaven erforderlich. Georgische und cirkassische Sklavinnen füllen die Harems der Großen. Die Beschäftigung der türkischen Sklaven ist eine häusliche; nur in den Seehäfen werden dieselben zu harter Arbeit gebraucht. Einen weit roheren Charakter trägt die S. bei den Mohammedanern der afrikanischen Nordküste. In Marokko, in den Barbareskenstaaten Tunis und Tripolis, ehedem auch in Algier, bestand seit dem Mittelalter neben der Negersklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christlichen Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Obwohl seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen diesem Unwesen ein Ende gemacht worden ist, so sind doch in Marokko und Tripolis christliche Europäer als Sklaven zu finden. Der Bei von Tunis hob 1846 in seinem Gebiete die S. der Schwarzen auf, während Frankreich in Algerien dieselbe bis 1848 fortbestehen ließ. In den mohammedanischen Reichen und Provinzen im Innern Afrika's besteht die größere Masse der Bevölkerung aus schwarzen Sklaven, die man theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen erlangt. Der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, wußte sich durch Sklavenjagden, die jährlich seine Truppen in den nubischen Grenzgebieten ausführten, mit vielen Tausenden von Negersklaven billig zu versorgen. Vgl. Leon de Laborde, Chasses aux nègres, Paris 1838. Im Allgemeinen bezeichnen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten aller Art die asiatische S.

Der Sklavenhandel ist so alt als die Geschichte. Schon die ältesten Bücher der heiligen Schrift erwähnen Sklavenhändler, welche Asien durchzogen und aufgekaufte Menschen nach Aegypten brachten. Besonders aber bemächtigten sich die Phönicier dieses Erwerbszweigs. Auch zu Ephesus, auf Samos, Cypern und an anderen Orten waren große Sklavenmärkte. In Rom hatten unter Augustus die Sklavenhändler eine Steuer (Quinquagesima) an das Aerar zu bezahlen. Das durch Konstantin zur Staatsreligion erhobene Christenthum machte dem Sklavenhandel keineswegs ein Ende. Was früher von römischen Bürgern gegolten hatte, daß sie nicht in die S. verkauft werden konnten, galt nun von den Christen, aber gefangene Heiden blieben nach wie vor noch ein Handelsartikel. Asien wurde von ganzen Karawanen, die Menschenhandel trieben, durchzogen, und zwar waren es gerade christliche Staaten, welche die Sklavenmärkte in Schwung brachten. Als sich nämlich die Saracenen an der Nordküste Afrika's festgesetzt hatten und von hier aus den Handel von und nach dem Morgenland beherrschten, richteten sie bald ihr besonderes

Augenmerk auf Kaperei und Menschenfang. Sämmtliche Gefangene, die ihre Kaperschiffe auftrieben, verfielen der S. und wurden auf den Märkten zu Tunis und Tripolis verkauft. Je mehr Schrecken die Seeräuberei der Barbareskenstaaten erregte, um so frecher wurde sie bis auf die neueste Zeit getrieben. Erst mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen erreichte die S. der Weißen in Afrika ihr Ende. Dagegen wird der Negerhandel von den mohammedanischen Staaten Afrika's noch in großer Ausdehnung betrieben. Die Negersklaven werden zum Theil durch den Wüstenhandel, zum Theil durch arabische Seefahrer bezogen. In der europäischen und asiatischen Türkei war der Handel mit Sklaven und hauptsächlich Sklavinnen bis auf die neueste Zeit im Schwung, und nicht selten waren es gerade christliche, namentlich griechische Unterhändler, welche denselben betrieben. Auch Deutschland hatte seine Sklavenmärkte. Die in den Kriegen mit den Slaven (wahrscheinlich ist das Wort Sklave ursprünglich identisch mit Slave) gemachten Gefangenen wurden nach Frankreich, England, Italien, selbst nach Konstantinopel verkauft. In England waren noch in der letzten Zeit der angelsächsischen Könige Bristol und London stark frequentirte Sklavenmärkte. Der bedeutendste Sklavenmarkt Frankreichs wurde zu Lyon gehalten, wo sowohl die großen Haufen der Sklaven slavischen Ursprungs, als auch die in Spanien gefangenen Mauren zusammentrafen. Auch Carcassonne war ein bedeutender Sklavenmarkt. In Italien war Rom, die Metropole der christlichen Kirche, zugleich der Mittelpunkt des Menschenhandels, wo christliche und mohammedanische Sklaven schamlos feil geboten wurden. Die Spanier hatten durch ihre Kriege mit den Mauren einen so großen Ueberfluß von Sklaven, daß sie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des südlichen und westlichen Europa versorgen konnten. Bis auf die neueste Zeit war die Türkei das einzige europäische Land, das Sklavenmärkte besaß, nicht aber das einzige, das Sklavenhandel trieb.

Der ausgebreitetste Menschenhandel ist seit dem 15. Jahrhundert der Negersklavenhandel. Der Portugiese Gonzalez, der Umsegler des Kaps Bojador, war der Erste, welcher Schwarze von der Guineaküste als Sklaven verkaufte, und 1481, also lange vor Las Casas, der den Negerhandel vorgeschlagen haben soll, in der menschenfreundlichen Absicht, die Vertilgung der schwachen, an harte Arbeit nicht gewöhnten Indianer zu verhüten, stand schon das Fort La Mina, zur Beschützung dieses Handels bestimmt. Auch im spanischen Amerika begann die Einfuhr von Schwarzen vor der Zeit von Las Casas. Schon 1511 wurde dieselbe durch eine königliche Verfügung gestattet, weil ein Neger mehr arbeite als vier Indianer. Karl V. bewilligte 1517 seinem Günstling, dem Marquis de la Bresa, das Privilegium, jährlich 4000 Sklaven nach St. Domingo, Cuba, Portorico und Jamaica zu bringen, welches Privilegium bald darauf um 25,000 Dukaten an genuesische Kaufleute abgetreten ward. Nachher bemächtigten sich die Portugiesen des Sklavenhandels, deren Kolonie Brasilien im 16. Jahrhundert allein jährlich 28,000 Sklaven erheischt. England betheiligte sich seit 1562 bei dem Sklavenhandel. Die Königin Elisabeth verlieh damals einer afrikanischen Gesellschaft Privilegien und das ausschließliche Recht, den Negerhandel zu treiben. Das Parlament erklärte 1698 den Negerhandel für frei, und 1713 erhielt England durch den Assientovertrag von Spanien das Recht, auf 30 Jahre 144,000 Sklaven für seine Kolonien zu liefern. Im 17. und 18. Jahrh. waren die Engländer die eifrigsten Sklavenhändler Nach officieller, im Parlament gegebener Erklärung führten sie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts jährlich 30,000 Neger von Afrika aus, wovon sie 20,000 an andere Völker wieder verkauften. Frankreich suchte seit Ludwigs XIII. Regierung am Negerhandel zu participiren und gründete zu diesem Zweck Niederlassungen an der Westküste von Afrika.

Die erste praktische Anregung zur Abschaffung der S. und des Negerhandels ging von Nordamerika aus. Nachdem schon seit 1727 die Quäker in England und Nordamerika unermüdlich darauf hingewirkt, 1751 ihre eigenen Neger entlassen, für deren Ausbildung und Ansiedelung gesorgt und 1774 zu diesem Zweck die pennsylvanische Gesellschaft gebildet, sprach 1780 der Staat Pennsylvanien die Freiheit aller nach der Unabhängigkeitserklärung geborenen Neger aus, und 1787 verboten die Staaten Massachusetts, Newhampshire, Rhode-Island, Connecticut, Newyork, Newjersey und Pennsylvanien den Sklavenhandel bei schweren Strafen; in anderen Staaten, wie in Ohio, Illinois und Indiana, wurde die S. gleich bei der Gründung des Staats untersagt. In England scheiterten die ersten Anträge auf Unterdrückung des Sklavenhandels; doch bewirkte Granville Sharp, daß schon 1772 die britischen Gerichte den Grundsatz aussprachen, jeder Sklave sei frei, sobald er den Boden Englands betreten. Clarkson brachte 1787 die African institution zu Stande, die sich die Unterdrückung der Negersklaverei zur Aufgabe machte. Aber diese Bestrebungen fanden so bedeutende Gegner, daß sich der edle Wilberforce bei seinem ersten Auftreten zu der Erklärung gezwungen sah, daß er keineswegs Abschaffung der S. bezwecke, sondern bloß ein Gesetz über menschliche Behandlung der Sklaven beim Transport wünsche. In der Sitzung von 1792 faßte das Unterhaus, freilich mit sehr geringer Majorität, den Beschluß, daß der britische Sklavenhandel mit 1795 aufhören solle; doch kam die Maßregel nicht zur Ausführung, weil sich das Oberhaus widersetzte. Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage nochmals vor das Parlament gebracht und zur Regierungsmaßregel gemacht hatte, erlangte er endlich am 6. Febr. 1807 die Abolition act of slavery, die das Aufhören des britischen Sklavenhandels für den 1. Jan. 1808 gebot. Ein Gesetz vom 4. Mai 1811 fügte Strafbestimmungen hinzu, und im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. Frankreich gab seinen westindischen Sklaven durch die Dekrete von 1790 und 1794 die Freiheit unter großem Widerstande der Kolonisten, wodurch die furchtbare Katastrophe von St. Domingo herbeigeführt wurde. Als Napoleon I. nach

dem Frieden von Amiens eine Expedition nach Westindien sandte, ließ er auf den Inseln, St. Domingo ausgenommen, die S. wiederherstellen, und das Verbot des Sklavenhandels erfolgte erst nach der zweiten Restauration im November 1815 in Folge der Beschlüsse des wiener Kongresses. Spanien ließ sich 1817 das Recht, Sklavenhandel zu treiben, förmlich abkaufen (mit einer Summe von 400,000 Pfd. Sterl.); Portugal fügte sich 1823 ungern dem Gebote seines übermächtigen Verbündeten und erhielt eine Entschädigung von 300,000 Pfd. Sterl.; Dänemark hatte den Negerhandel schon 1803 verboten und bekräftigte seinen Entschluß im kieler Frieden 1814; Schweden schloß 1813 mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die Niederlande im Frieden zu Gent beitraten. In Amerika selbst hatten die südamerikanischen Freistaaten schon bei ihrer Losreißung von Spanien die S. überhaupt für aufgehoben erklärt; die Vereinigten Staaten verboten 1815 insgesammt den Menschenhandel und belegten ihn mit Todesstrafe; ein Gleiches thaten die Laplatastaaten. Brasilien schaffte den Sklavenhandel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Die Verbote halfen jedoch nicht aller Orten, denn portugiesische und bis 1830 selbst französische Schiffe betrieben den Sklavenhandel nach wie vor. Auf die Sklavenfrage selbst kam man in England 1823 zurück. Das Parlament erließ damals eine Reihe von Verordnungen zu Gunsten der Sklaven, die als der erste Schritt zur wirklichen Abschaffung der S. zu betrachten sind. Am 14. Mai 1833 aber legte Lord Stanley, Staatssekretär für die Kolonien, dem Parlament ein Gesetz über Abschaffung der S. vor, das von beiden Häusern angenommen wurde und am 28. Aug. ins Leben trat. Dieses Gesetz bestimmte die allgemeine Emancipation aller Sklaven vom 1. Aug. 1834 an, jedoch unter der Bedingung, daß jeder Sklave, ehe er die völlige Freiheit erlange, erst ein Noviziat zu überstehen habe, der Haussklave von 4, der Feldsklave von 6 Jahren. Den Pflanzern wurde eine Entschädigung von 20 Millionen Pfd. Sterl. bewilligt. Da sich das Institut der Lehrzeit bald als ein Mißgriff erwies und dessen Abschaffung von den Sklavenhaltern selbst gewünscht ward, so erfolgte am 1. August 1838 die völlige Freilassung aller Sklaven. Die Zahl der Befreiten betrug 639,000, wovon allein auf Jamaica 322,000 kamen. Die Kapkolonie und Antigua hatten ihre Sklaven schon 1834 entlassen dürfen. Frankreich, durch die in St. Domingo gemachte Erfahrung eingeschüchtert, hat für Abschaffung oder nur Milderung der S. in seinen Kolonien sehr wenig gethan. Nach der Julirevolution von 1830 wurden zwar Kommissionen nach den Antillen gesandt, um sich über die Lage der Sklaven und der Pflanzer zu unterrichten, dieselben richteten aber wenig aus. Durch Gesetz vom 21. April 1834 wurde das blutige Gesetzbuch Ludwigs XIV., der „Code noir", abgeschafft, eine Reform der Kolonialgerichtshöfe angeordnet u. die Disciplinargewalt der Pflanzer beschränkt. In der Sitzung von 1838 stellte Passy einen Antrag auf Freilassung der Sklaven und wurde darin von Lamartine eifrigst unterstützt; die Gefahren jedoch, die man für die Kolonien befürchtete, die Aussicht auf eine Entschädigungssumme von 12 Millionen Francs an die Pflanzer und das Eigeninteresse mehrer Deputirten verhinderten die Annahme des Vorschlags. Unterdessen seufzten die französischen Sklaven nach wie vor unter der Peitsche ihrer Herren, und selbst das 1840 errichtete Sklavenpatronat, welches den Magistraten auferlegt, sich persönlich in den Pflanzungen nach der Behandlung der Neger zu erkundigen, scheint wenig Erfolg gehabt zu haben. Im Jahre 1845 brachte die Regierung einen Gesetzentwurf vor die Kammern, wodurch Pflege, Disciplin, Arbeitszeit, Unterricht, Ehe, Loskauf &c. der Sklaven geregelt werden sollte, und zur Verbesserung des Looses der Sklaven verwilligten die Kammern einige Geldmittel: 120,000 Franken zur Einführung europäischer Arbeiter, 360,000 zur Einrichtung von Ackerbauetablissements, 400,000 zum Loskauf der Sklaven, womit aber bei einer Sklavenmenge von 250,000 bis 300,000 Köpfen wenig ausgerichtet werden konnte. Erst in Folge der Revolution von 1848 wurden alle Sklaven in den französischen Kolonien für frei erklärt und ihnen alle Rechte der Weißen eingeräumt. Die nächste Wirkung dieser Maßregel war Verarmung vieler Pflanzer und Sinken der Produktion und des Handels, bis seit 1850 freie Arbeit begann. Ein im Mai 1854 publicirter Senatsbeschluß spricht den Grundsatz aus, daß die S. in den französischen Kolonien nie wieder hergestellt werden kann.

Wahrhaft verhängnißvoll ist die Frage für Nordamerika geworden, wo die Nordweststaaten bekanntlich für gänzliche Abschaffung, die Südstaaten für Beibehaltung der S. kämpften. Der Streit über die S. brach zuerst 1820 bei Aufnahme des Missourigebiets in die Reihe der Staaten aus und ward damals durch den sogenannten Missourikompromiß beigelegt, wonach in den Gebieten nördlich von 36° die S. für immer ausgeschlossen sein sollte. Bei der Aufnahme von Texas 1847 ward gegen jene Bestimmung das sogenannte Wilmot-Proviso aufgestellt, welches überhaupt die Zulassung der S. bei neuen Staatenbildungen hindern sollte. Der Senat verwarf zwar das Proviso, doch blieb dasselbe das Stichwort der Abolitionistenpartei. Als Kalifornien 1850, während es seinen Eintritt in die Union betrieb, die S. im Voraus von seinen Grenzen ausschloß, entbrannte der Streit aufs Neue. Wiewohl der Kongreß dem Interesse des neuen Staats nachgab, so erließ er doch zu Gunsten der Sklavenstaaten die berüchtigte Fugitive-Slave-Bill, wonach flüchtige Sklaven im ganzen Gebiet der Union auf Verlangen von Gerichts wegen an ihre Herren ausgeliefert werden müssen, was bisher nicht der Fall war. Im Jahre 1854 führte die Diskussion über Aufnahme des Nebraskagebiets als Staats in die Union nach heftigen Debatten zu einem neuen Gesetz (Nebraskabill), welches die Entscheidung, ob ein Staat Sklaven halten solle oder nicht, der Unionsbefugniß entzog und für eine innere Angelegenheit eines jeden Staats erklärte. Durch den endlichen Sieg der Union über die secessionistischen Sklavenstaaten ist endlich der S. im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten ein Ende gemacht worden. Auf

Cuba, welche Insel 1853 340,000 Sklaven und 170,000 freie Farbige zählte, ließ die spanische Regierung, obwohl sie sich durch Verträge mit anderen Mächten zur Unterdrückung des Sklavenhandels verpflichtet hatte, die Einfuhr neuer Sklaven bis auf die neueste Zeit zu, so daß noch 1848 60,000 Sklaven eingeführt wurden. Die Regierung der Niederlande begnügte sich, in ihren Kolonien eine mildere Behandlung der Sklaven anzuempfehlen, fand aber damit dem Eigeninteresse der Sklavenhalter gegenüber wenig Gehör. Dänemark gewährte am 18. April 1839 den farbigen Freigelassenen die meisten bürgerlichen Rechte, milderte sodann das Loos der schwarzen Sklaven, erklärte die Kinder derselben, die fortan geboren würden, für frei und setzte der S. auf seinen Kolonien ein festes Endziel, nämlich 1847. Schweden gewährte 1845 zur Loskaufung der Sklaven auf St. Barthélemy auf 5 Jahre je 10,000 Piaster.

Das Verdienst, den Sklavenhandel durch Verträge mit den seefahrenden Völkern beschränkt zu haben, gebührt den Engländern. Sie setzten bei den meisten Staaten Gesetze durch, die den Sklavenhandel für Seeraub erklärten. Das Durchsuchungsrecht (s. d.), das allen Kriegsschiffen der Nationen den Handelsfahrzeugen gegenüber zustehen sollte, fand aber viele und heftige Gegner. Namentlich weigerte sich Frankreich seit 1841, den Engländern jenes Recht zuzugestehen. Nach einem zwischen beiden Mächten damals abgeschlossenen Vertrag sollte jede 26 Kreuzerschiffe an der Westküste von Afrika behufs der Verhinderung des Sklavenhandels stationiren. Auch zwischen England und der nordamerikanischen Union kam am 9. August 1842 zu Washington ein Vertrag zu Stande, wonach beide Mächte sich verpflichteten, je 6 Schiffe zur Ueberwachung der Ostküste von Afrika zu unterhalten. Nach officiellen Angaben im Parlament betrug von 1753—98 die mittlere Zahl der jährlich ausgeführten Sklaven 95,000. Neuerlich ward dieselbe auf 200,000 Köpfe geschätzt, wozu noch etwa 50,000 kamen, die durch mohammedanische Händler Ostafrika's nach den auswärtigen Märkten gelangen. Man betrieb den Handel meist mit kleinen amerikanischen Schnellseglern, worin die Neger aber so wenig Raum hatten, daß sie nicht selten in Menge erstickten. Die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit aller Gewaltmaßregeln gegen den Sklavenhandel hat die Engländer in den letzten Jahren bewogen, ihre Bestrebungen auf Civilisirung der afrikanischen Negervölker zu richten. Missionäre, meist selbst Neger, die in den afrikanischen Kolonien und in Westindien gebildet worden sind, predigen den Negern das Evangelium, und Agenten der Regierung suchen ins Innere einzudringen, um mit den Negerstämmen Verträge zur Einstellung der Sklavenjagden zu schließen und Kultur unter ihnen zu verbreiten. Vgl. Clarkson, Essay on the slavery and commerce of human species, London 1786; Burton, Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe (deutsch von Julius, Leipz. 1841); Hüne, Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels, Gött. 1820).

Skoda, Joseph, berühmter Mediciner, geboren den 10. December 1805 zu Pilsen in Böhmen, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich seit 1825 zu Wien medicinischen Studien. Nachdem er 1831 als Cholerabezirksarzt in Böhmen fungirt, ward er Sekundärarzt am allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er unter Rokitansky's und Kolletschka's Leitung pathologische Anatomie studirte und namentlich die Perkussion und Auskultation auf Erkenntniß pathologisch-anatomischer Zustände anzuwenden suchte. Seit 1835 leitete er praktische Uebungen am Krankenbette in diesen Fächern und bildete mehre tüchtige Schüler, z. B. Jaksch, Oppolzer, Hamernik, Dittrich u. A. m. Nachdem er 1840 die Stelle eines ordinirenden Arztes in der neugebildeten Abtheilung für Brustkranke erhalten, ward er im folgenden Jahre zum Primärarzt, 1846 zum Professor der Klinik und 1848 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien ernannt. S.'s Bedeutung in der Heilkunde ist ebensowohl eine wissenschaftliche, als eine praktische. In ersterer Beziehung ist seine „Abhandlung über Auskultation und Perkussion" (Wien 1839, 5. Aufl. 1854) epochemachend, indem er darin den Grundsatz durchführte, daß die am Kranken (zunächst bei Brustkrankheiten) beobachteten physikalischen Zeichen an und für sich nur bestimmte physikalische Zustände im Organismus andeuteten, daß aber der rationelle Arzt dann mit Hülfe seiner pathologisch-anatomischen Erfahrungen die wirklich vorhandenen inneren Krankheiten durch Schlußfolgerungen erkennen könne. In praktischer Beziehung liegt S.'s Bedeutung besonders in der Leitung der von ihm gegründeten Schule für praktische Einübung der Perkussion und Auskultation.

Skokloster, Gut in schöner Lage an dem Mälarbusen Ekoln unweit Upsala, war zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Cisterciensernonnenkloster mit schöner, neuerlich restaurirter Kirche, wurde bei der Reformation eingezogen u. von Gustav II. Adolf dem Feldmarschall Wrangel geschenkt, dessen Sohn, der berühmte Feldherr des dreißigjährigen Kriegs, Gustav Wrangel, das jetzige prachtvolle Schloß mit den in Deutschland erpreßten Schätzen aufführte. Nach seinem Tode kam das Schloß durch seine einzige Tochter in den Besitz der Familie Brahe, bei welcher es verblieben ist. Das Schloß enthält eine Bibliothek und werthvolle Sammlungen.

Skolien (v. Griech.), bei den alten Griechen Lieder oder Gesänge, welche bei fröhlichen Gelagen von den einzelnen Gästen der Reihe nach zur Lyra oder indem der Singende ein Lorbeer- oder Myrtenreis (Aesacus) in der Hand hielt, angestimmt zu werden pflegten. Als Erfinder des Skolion gilt Terpander aus Lesbos; als Skoliendichter werden genannt Pittacus, Alcäus, Anacreon, Praxilla, Simonides u. A. In Attica war diese Art der Lyrik besonders verbreitet, und unter den attischen S. ist das berühmteste das auf Harmodius und Aristogiton. Der Inhalt der S. war theils ernsthaft, auf Vaterland und Freiheit bezüglich, theils satirisch und humoristisch; auch verherrlichten sie oft die Freuden des Weins und der Liebe. Eine Sammlung der noch vorhandenen Ueberreste gab Schneidewin in „Delectus poetarum jambicorum et melicorum Graecorum" (Jena, Abth. 2, Göttingen 1839) und

Bergk in „Poetae lyrici graeci" (Lpz. 1843, 2. Aufl. 1853); eine treffliche deutsche Uebersetzung Zell: „Ueber die Volkslieder der alten Griechen" in den „Ferienschriften" (Samml. 1, Freiburg im Breisgau 1826) und im 6. Bd. von Hartungs „Die griechischen Lyriker" (Leipzig 1857). Vgl. Hallström, De scoliis Graecorum, London 1827.

Skoliosis (griech.), Verkrümmung der Wirbelsäule nach der Seite, betrifft bald nur einzelne Abschnitte, bald die ganze Wirbelsäule, stets aber ist dabei eine mehrfache Abweichung, d. h. an einer Stelle nach rechts, an einer andern nach links und umgekehrt zu beobachten. Die Ausweichung der Wirbelsäule nach der Seite bewirkt im Anfang einen verschiedenen Stand der Schultern; die eine steht höher als die andere, der Körper neigt sich nach der der Ausweichung entgegengesetzten Seite, die eine Seite des Rückens ist voller, die andere ausgehöhlt und leerer. Mit Zunahme der Ausweichung nach der Seite stellt sich auch eine Verdrehung der Wirbelsäule ein. Die Dornfortsätze drehen sich nach der Seite der Ausweichung. Der ganze Rumpf wird nach und nach gebogen, die Rippen folgen der Verdrehung der Wirbelsäule, sie sind an der konkaven Seite flacher, auf der konvexen Seite an ihrem hinteren Theile stärker gebogen, zu weit von einander entfernt und breiter, wodurch eine Hervorragung nach hinten entsteht. Das Brustbein ist meist schief und nach der Seite der Aushöhlung der Krümmung hingezogen. Betrifft die S. den oberen Theil der Wirbelsäule, so wird der Stand der Schulterblätter sehr verändert. Verkrümmungen am unteren Theil der Wirbelsäule entstellen die Haltung des Körpers weniger als am oberen. Mit der Zeit bilden sich Verkrümmungen in entgegengesetzter Weise von der ursprünglichen Krümmung, indem eine gleichsam durch die andere wieder ausgeglichen wird. Im höchsten Grade wird die Richtung der Beckenknochen verändert, das eine Darmbein steht höher als das andere, das Promontorium tritt auf die eine oder andere Seite nach Innen stärker hervor und verengt den Beckenausgang. Der höhere Stand einer Schulter ist immer bei der S. zugegen, er kommt aber auch für sich ohne gleichzeitige S. vor (sogenannte hohe Schulter). Er ist die Folge der üblen Gewohnheit, die eine Schulter, in der Regel die rechte, in die Höhe zu ziehen, wodurch die Hebemuskeln des Schulterblatts allmählig stärker werden und für immer ein abnormes Uebergewicht erhalten. Durch die höheren Grade der S. werden die Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle in verschiedener Weise aus ihrer normalen Lage verdrängt, wodurch die Cirkulation des Blutes in den Lungen gehindert und Athmungs- und Verdauungsbeschwerden verursacht werden. Daraus erklärt sich der gewöhnlich schwache Körperbau u. die schwache Gesundheit solcher Verkrümmter. Die S. beruht entweder auf einem gestörten Antagonismus der Muskeln, oder auf Krankheiten der Wirbelknochen und ihrer Bänder mit Verminderung ihrer normalen Festigkeit. Die Gelegenheitsursachen zur Störung des regelmäßigen Antagonismus der Muskeln sind nachlässige Haltung des Körpers bei verschiedenen Beschäftigungen, die schiefe Haltung, zumal der Kinder, beim Schreiben, der Frauen beim Nähen u. dergl. Handarbeiten, das fortgesetzte Tragen der Kinder auf Einem Arme, der fortwährende Gebrauch des rechten Arms bei Unthätigkeit des linken &c. Je jünger die Individuen sind, um so nachtheiliger wirken die angegebenen Ursachen. Von den Knochenkrankheiten, welche zur S. führen, sind namentlich die Osteomalacie oder Knochenerweichung u. die Rhachitis oder englische Krankheit (s. d.), sowie die verschiedenen Formen der Entzündung der Wirbelknochen und ihrer Bänder zu nennen. Diese Leiden führen übrigens meist nicht zur S. allein, sondern gleichzeitig auch zur Verkrümmung der Wirbelsäule nach vorn und hinten (Lordosis u. Kyphosis). Die Aussicht auf Heilung der S. ist sehr verschieden nach der Ursache derselben und nach dem Alter des davon betroffenen Individuums. Beruht die S. auf einer der oben genannten Knochenkrankheiten, so ist eine Heilung meist nicht zu erwarten; beruht sie auf gestörtem Antagonismus der Muskeln, so ist die Prognose besser, wenn das Subjekt noch jung ist, wenn das Leiden noch nicht zu lange bestanden und wenn es keinen zu hohen Grad erreicht hat. Was die Behandlung der S. anbelangt, so hat sich dieselbe natürlich nach den Ursachen zu richten und muß diese zuerst zu beseitigen suchen. Wo die S. aus dem gestörten Gleichgewicht der Muskeln hervorgegangen ist, muß die Muskulatur durch gute Ernährung, durch zweckmäßige Abwechselung von körperlicher Anstrengung und Ruhe, durch gleichmäßige Bethätigung der verschiedenen Muskelgruppen gekräftigt und das Gleichgewicht zwischen den beiden seitlichen Körperhälften wieder herzustellen versucht werden. Am ehesten gelingt dies durch gut geregelte gymnastische Uebungen, namentlich durch Freiübungen, Handeln &c. Sehr wesentlich zur Verhütung der S. und zur Beseitigung ihrer ersten Anfänge ist die Beobachtung einer guten Körperhaltung im Kindesalter, namentlich auch beim Sitzen und Schreiben. Hat die S. einmal einen höheren Grad erreicht, so hält es sehr schwer, sie gänzlich wieder zu beseitigen. Ist die S. eine Folge von Knochenkrankheiten, so muß der krankhafte Prozeß als solcher behandelt und dabei auf möglichst vollständige Ruhe und anhaltende horizontale Lagerung des Körpers gesehen werden. Die verschiedenen künstlichen Apparate und Maschinen, welche zur Behandlung Skoliotischer angegeben worden sind, sind sehr häufig ohne allen Erfolg und für den Patienten meist außerordentlich lästig. Für die planmäßige Behandlung Skoliotischer bestehen in fast allen größeren Städten besondere orthopädische Heilanstalten, von denen einige (wie die von Behrend in Berlin) einen Weltruf durch die rationelle Anwendung aller Hülfs- und Heilmittel und durch ihre zahlreichen glücklichen Erfolge erlangt haben.

Skolopender, s. Tausendfüßer.

Skopilos, eine der nördlichen Sporadeninseln, jetzt zur Nomarchie Euböa gehörig, baut vorzüglichen Wein und hat die gleichnamige Hafenstadt mit 5200 Einwohnern zum Hauptort.

Skorbut (Scharbock), Krankheit, welche sich durch zahlreiche Blutungen in die verschiedensten Gewebe und Höhlen des Körpers äußert. Der S.

ist nach der allgemeinen Auffassung eine eigenthümliche Ernährungsstörung des Organismus, welche von einer krankhaften Blutmischung abhängt. Von welcher Art diese Blutentmischung sei, ist so gut wie unbekannt, doch scheint der Faserstoff des Blutes und demnach seine Gerinnbarkeit vermindert zu sein. Jedenfalls sind beim S. die feinsten Blut- oder Haargefäße erkrankt, indem die Wandung derselben weniger resistent, leichter zerreißlich ist, ein Umstand, welcher ebenfalls auf eine Ernährungsstörung, zunächst allerdings nur der Haargefäße hinweist. Erfahrungsmäßig entwickelt sich der S. am häufigsten auf langen Seereisen (Seeskorbut), auf welchen die Schiffsmannschaft fast ausschließlich von Schiffszwieback und gepökeltem Fleische lebt und des Genusses von Kartoffeln und frischen Gemüsen gänzlich entbehrt. Man hat daher bald die übermaßige Zufuhr von Kochsalz, bald die Entziehung des frischen Fleisches und der frischen Pflanzennahrung, bald beide Momente als Ursache des S.s angeklagt. Die alleinige Ursache kann aber die Art der Nahrung nicht sein, denn man hat den S. besonders frühzeitig und bösartig auf solchen Schiffen ausbrechen sehen, auf welchen die Mannschaft einer sehr großen, namentlich feuchten Kälte ausgesetzt war, und umgekehrt auf solchen Schiffen, welche sich lange Zeit wegen Windstille unter der Linie aufzuhalten gezwungen waren. Ebenso hat man beobachtet, daß übermäßige Strapazen und eine trübe muthlose Stimmung der Mannschaft den Ausbruch des S.s begünstigten, während umgekehrt bei mäßiger Arbeit u. bei einer heiteren Stimmung trotz der gewöhnlichen Schiffsnahrung die Mannschaft längere Zeit verschont blieb. Uebrigens befällt der S. auch solche Menschen, welche ausschließlich Gemüse und Kartoffeln genießen, dabei aber Mangel leiden und in kalten, feuchten Wohnungen hausen. Dieser sogenannte Landskorbut kommt in nordischen Gegenden, z. B. in Rußland, sehr viel vor. Auffallend und nicht immer von den zuletzt erwähnten Einflüssen abzuleiten ist das Vorkommen des S.s unter gewissen Garnisonen, in Gefangenenhäusern und ähnlichen Anstalten, wie man es öfter beobachtet hat. Der S. beginnt fast immer damit, daß die Kranken über große Schwäche und Müdigkeit, namentlich über Schwere der Beine klagen. Ihre Stimmung ist gedrückt, verzagt und muthlos, sie können sich bald nicht mehr zur leichtesten Arbeit entschließen. Die Gesichtsfarbe der Kranken wird bleich und fahl, die Lippen bekommen ein blaugraues Ansehen, die Augen erscheinen zurückgesunken und von dunkeln blauen Ringen umgeben. Dazu gesellen sich meist reißende oder stechende Schmerzen in den Gliedern und in den Gelenken, ähnlich wie bei Rheumatismus. Nachdem diese Symptome mehre Tage oder selbst Wochen angehalten haben, tritt die für den S. charakteristische Erkrankung der Mundschleimhaut hinzu; seltener beginnt der S. sofort mit der letzteren. Es zeigt sich ein rother Saum des Zahnfleisches an den Stellen, wo dieses die Zähne umgibt. Bald beginnt das Zahnfleisch zu schwellen und eine dunkle bläuliche Farbe anzunehmen. Das Zahnfleisch hebt sich von den Zähnen ab und kann so sehr anschwellen, daß es zu schwammigen, dicken Wülsten wird, unter welchen sich die Zähne ganz verbergen. Um die Zähne herum und auf der Höhe der Wülste zerfällt die Oberfläche zu einer weichen mißfarbigen Masse, nach deren Abstoßung die skorbutischen Geschwüre zurückbleiben. Die Zähne sind dabei gelockert. Tritt Besserung ein, so schwillt das Zahnfleisch ab, nimmt wieder seine normale Farbe an und legt sich fest um die Zähne herum an, welche damit auch wieder fest werden. Durch die Zahnfleischanschwellung wird das Kauen äußerst schmerzhaft und oft unmöglich. Die Schleim- und Speichelabsonderung im Munde ist beträchtlich vermehrt. Beim Versuch zum Kauen und bei jedem leichten Druck auf das Zahnfleisch blutet dasselbe. Aus dem Munde kommt ein höchst penetranter, stinkender Geruch. Auch auf der äußern Haut stellen sich zahlreiche Blutaustritte ein, welche sich als bläuliche Flecken und Striemen darstellen. Namentlich werden solche Hautstellen, welche leicht gedrückt oder gestoßen werden, der Sitz oft ansehnlicher Blutaustritte in das Gewebe der Haut. Wenn die Flecken verschwinden, gehen sie aus der blutrothen Farbe allmählig in das Grüne und Gelbe über. Manchmal treten neue Blutungen in der Haut auf, wenn die alten im Verschwinden begriffen sind, wodurch die Haut ein äußerst buntscheckiges Aussehen bekommt. Manchmal entstehen auch Blutblasen an der Oberfläche der Haut, welche platzen können und dann ein Geschwür zurücklassen. Auch Blutungen aus der Nase, aus der Luftröhre, dem Darme, der Gebärmutter sind beim S. nicht selten. Ebenso kommt es zu Entzündung und Blutergüssen in den Herzbeutel und die Pleurahöhle. Der Verlauf des S.s ist ein langsamer, oft durch sehr lange Zeit sich hinziehender. In langwierigen Fällen erreicht die Hinfälligkeit des Kranken oft eine excessive Höhe; wenn sich solche Patienten aufrichten wollen, bekommen sie Herzklopfen, Schwerathmigkeit, Ohnmachten. Leicht tritt auch Hautwassersucht in Folge der Blutarmuth hinzu, besonders schwellen die Füße an. Manchmal wechselt der trostloseste Zustand auffallend schnell mit relativem Wohlbefinden ab, doch auch dann ist die vollständige Genesung eine sehr langsame. Oft genug endet der S. mit dem Tode. Dieser erfolgt entweder erst spät unter den Erscheinungen höchster Erschöpfung und allgemeiner Wassersucht, oder er tritt frühzeitig, bevor die Entkräftung ihre Höhe erreicht hat, durch Entzündung des Herzbeutels oder Brustfells, durch reichliche Darmblutungen und andere Zufälle ein. Durch Abkürzung der Seereisen in neuerer Zeit vermittelst der Dampfschiffe und durch die bessere Verproviantirung der Schiffe ist der Seeskorbut jetzt viel seltener geworden. Die englische Regierung, welche unter ihren Flottenmannschaften viel Verluste durch S. zu beklagen hatte, hat der Verproviantirung der Schiffe besondere Fürsorge gewidmet. Besonders versorgen sich die Schiffe neuerdings mit großen Quantitäten Sauerkraut, Citronensaft und frischen, in verlötheten Büchsen aufbewahrten Gemüsen. Auch der Landskorbut ist seltener, seitdem selbst ärmere Leute sich bessere Kost und Wohnung verschaffen können. Nur selten kommen bei uns in einer Kaserne, in einem

Arbeitshaus oder einer ähnlichen Anstalt noch Skorbutfälle, und dann meist mehre zugleich vor. Wenn man eine solche epidemische Ausbreitung des S.s zu fürchten hat, so muß die größte Sorge getragen werden für Reinlichkeit, warme Bekleidung, Lüftung der Zimmer, für Bewegung in freier Luft, für ausreichend große Kostportionen, für passende Auswahl und Abwechselung der Speisen, welche aus frischem Fleische und wo möglich aus frischem Gemüse und Salat bestehen müssen. Auch ist ein gutes Bier oder in dessen Ermangelung mit Branntwein vermischtes Wasser zu genießen. Gegen den ausgebrochenen S. sind frisch ausgepreßte Pflanzensäfte, namentlich von Brunnenkresse, Senf, Rettig, Meerrettig, Löffelkraut u. a. von ausgezeichneter Wirkung. Man läßt von diesen frischen Pflanzensäften täglich 4—8 Eßlöffel genießen. Auch der Saft säuerlicher Früchte, namentlich der Citronen, der Apfelsinen, aber auch der Kirschen, Johannisbeeren, Aepfel u. dergl. ist sehr vortheilhaft. Die Zahnfleischaffektion weicht bei dem Gebrauch adstringirender Mundwässer, zu welchen am besten Löffelkrautspiritus, Myrrhen- und Ratanhiatinktur, Abkochungen von Eichenrinde u. dergl. verwendet werden. Vgl. Blutfleckenkrankheit.

Skorbutkraut, s. v. a. gemeines Löffelkraut, Cochlearia officinalis *L.*

Skorpion, Sternbild im Thierkreis, welches in der Ekliptik den Raum von etwa 25° bis 20° einnimmt. Der südlichste Theil oder der Schwanz geht bei uns nicht auf. Dagegen macht sich in dem bei uns zu Gesicht kommenden Theil ein Stern 1. Größe, Antares, auch Herz des S.s genannt, bemerklich, dem auf jeder Seite ein Stern 4. Größe nahe steht. Westwärts unterscheidet man noch einen Stern 2. und einige 3. Größe. Nach der Fabel wurde der S., der auf Befehl der Diana den Jäger Orion (s. d.), der den Zorn der Götter auf sich geladen, durch einen giftigen Fersenstich tödtete, unter die Sterne versetzt.

Skorpione (Scorpionidae), Arachnoiden- (Spinnenthier-) familie aus der Ordnung der gliedleibigen Spinnen (Arthrogastra), lichtscheue, krebsähnliche Thiere mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Schwanz besteht aus 6 knotig verdickten Gliedern und läuft in einen blasigen, am Ende gebogenen und durchbohrten, mit einer Giftdrüse versehenen Stachel aus. Die Kieferntaster sind groß, scheerenförmig, zum Ergreifen der Beute geeignet, unterscheiden sich aber von den Krebsscheeren auf den ersten Blick dadurch, daß der äußere Finger beweglich ist u. der innere feststeht, während bei jenen der umgekehrte Fall Statt findet. Hinter den 8 Beinen, in der Nähe der beiden Geschlechtsöffnungen, befinden sich 2 kammförmige Anhänge von unbekannter, vielleicht auf die Fortpflanzung bezüglicher Bestimmung. Neben 2 großen sind auf jeder Seite noch 2—5 kleinere Augen vorhanden. Die S. athmen durch 8 auf jeder Seite hinter den Kämmen befindliche Luftlöcher und gebären lebendige Junge, welche sie einige Zeit auf dem Rücken mit sich herumtragen. Sie verlassen nur in der Dunkelheit ihre Schlupfwinkel, laufen stets mit emporgerichtetem Schwanze umher, fassen ihre Beute (Insekten und kleine Reptilien) mit den Scheeren und tödten sie schnell mit dem über den Körper herübergebogenen Giftstachel. Sie fressen sich sogar einander selbst auf, wenn ihrer mehre zusammen eingesperrt werden. Daß sie sich aber, in einem Kreise glühender Kohlen eingeschlossen, mit dem Giftstachel selbst tödten, ist eine Fabel. Ihre Verbreitung reicht nicht bis in die kalten Zonen; ihre eigentliche Heimat sind die heißen Länder, wo ihr Stich selbst dem Menschen tödtlich werden kann, während der Stich der südeuropäischen Arten nicht gefährlich ist, sondern nur etwa wie ein Hornissenstich heftige Schmerzen verursacht, welche durch Ammoniakflüssigkeit gehoben werden. Man kennt an 80 Arten. Die Gattung Skorpion (Scorpio) begreift 11 europäische Arten, worunter der europäische Skorpion (S. europaeus *L.*), ziemlich flach, dunkelbraun, mit helleren Beinen und Schwanzstachel u. herzförmigen, außen gekielten Scheerentastern, 2 Zoll lang, von Oberitalien bis in die Berge in Tessin und Graubünden verbreitet ist und meist in altem Gemäuer u. faulenden Kastanienbäumen sich aufhält; der italienische Skorpion (S. italicus *Hbst.*), braunschwarz, mit gelblichbraunen Beinen und 5 Schwanzkielen, 18—22 Linien lang, in Oberitalien und vorzüglich um Triest, und der deutsche Skorpion (S. germanus *Koch*), kastanienbraun, ohne Kiele am Schwanze, die kleinste Art, 10—11 Linien lang, in Tyrol sich findet. Die größten und gefährlichsten Arten gehören zur Gattung Buthus; so der afrikanische Skorpion (B. afer *L.*), braunschwarz, mit rothbraunen Beinen und kurzem, ebenso gefärbtem, eiförmigem Endglied des Schwanzes, mehr breiten als langen, dicht grobkörnigen Scheeren, 5—6 Zoll lang, in ganz Afrika und auch in Ostindien verbreitet und sehr gefährlich, indem sein Stich binnen 12—18, mitunter selbst binnen 2 Stunden tödten soll. Auch der indische Skorpion (B. cyaneus *Leach*, Scorpio indicus *L.*), schwarz mit blauem Schimmer, mit breiten, flach gewölbten Scheeren mit unten gezähnten Schenkeln, 4 Zoll lang, auf den ostindischen Inseln, wird durch seinen Stich sehr gefährlich. Der S. galt als Symbol des Typhon, des bösen Genius in der altägyptischen Mythologie, dem auf geschnittenen Steinen der Anubis in beschwörender Stellung gegenübersteht. Bei den Alten hieß Skorpion auch eine Art Handballiste, mit welcher man kleine, spitzige Pfeile schleuderte; bei den Juden eine mit spitzigen Nägeln durchzogene Peitsche.

Skorzonerwurzel, s. Scorzonera.

Skossion (v. Ital.), s. v. a. Empfang; Bezahlung einer Anweisung oder eines Wechsels.

Skotschau, Stadt in Oesterreichisch-Schlesien, Kreis Teschen, am linken Ufer der Weichsel, über die hier eine 950 Fuß lange Brücke führt, Sitz eines Bezirksamts, mit Schloß, schönem Rathhaus, Hospital, besuchten Jahr- und Viehmärkten und 2300 Einwohnern.

Skropheln (scrofulae), ursprünglich der Name für jede äußerlich wahrnehmbare Drüsengeschwulst, dann Bezeichnung für eine bestimmte Art von geschwollenen Drüsen, namentlich von Lymphdrüsen. Da gewisse allgemeine Ernährungsstörungen mit solchen Anschwellungen der Lymphdrüsen einherzugehen pflegen und wesentlich durch die letzteren

charakterisirt sind, so hat man für diese Ernährungsstörungen den Namen S., Skrophelkrankheit, Scrophulosis, angenommen und bis jetzt beibehalten. Gegenwärtig bezeichnet Scrophulosis ein krankhaftes Verhalten des Organismus, welches sich durch hervorragende Anlage für eine Reihe von Ernährungsstörungen in der äußern Haut, der Schleimhaut, den Knochen und Gelenken, den Sinnesorganen und vor Allem in den Lymphdrüsen kund gibt. Von einem Individuum, an welchem man die Anlage zu solchen Ernährungsstörungen kennt, sagt man, daß es skrophulös sei, auch wenn es augenblicklich an keiner dieser Störungen leidet. Früher nahm man an, daß die S. auf einer fehlerhaften Blutmischung, auf einer Dyskrasie beruhen und daß die bei skrophulösen Individuen beobachteten Erkrankungen durch die Ablagerung einer im Blute cirkulirenden skrophulösen Materie in die Gewebe entstände. Hiervon ist man zurückgekommen, denn man weiß jetzt, daß die Erkrankungen der Drüsen, der Haut und Schleimhaut, der Knochen und Gelenke bei skrophulösen Individuen auf einer vermehrten Zellenbildung beruht, welche sich, abgesehen von ihrer größeren Hartnäckigkeit und ihrem langwierigen Verlauf, durch nichts von den entzündlichen Ernährungsstörungen bei nicht skrophulösen Individuen unterscheiden. In der That haben auch die skrophulösen Ausschläge, Gelenkleiden, Drüsenanschwellungen gar nichts Specifisches gegenüber den chronischen nicht skrophulösen Ausschlägen, Drüsenanschwellungen 2c. Obgleich aber die einzelne krankhafte Affektion eines Organs keine charakteristischen Merkmale darbietet, aus denen wir die skrophulöse Natur derselben erkennen könnten, so sind wir im konkreten Falle doch nur selten darüber in Zweifel, ob wir eine Affektion als skrophulös bezeichnen sollen oder nicht. Entwickelt sich nämlich das Leiden ohne nachweisbare Veranlassung, ist es mit andern Ernährungsstörungen, namentlich mit chronischen Entzündungen und Anschwellungen der Lymphdrüsen komplicirt, so nennt man es skrophulös; findet das Gegentheil von alledem Statt, so nennt man es nicht skrophulös. Die S. sind vielleicht ebenso häufig ein angebornes als ein erst nach der Geburt erworbenes Leiden. Die angeborne Skrophulose finden wir namentlich bei Kindern skrophulöser Aeltern; ferner bei Kindern, deren Aeltern zur Zeit der Zeugung oder während der Schwangerschaft an Tuberkulose, Syphilis oder einem andern Siechthum litten, oder zur Zeit der Zeugung sich schon in einem vorgerückten Alter befanden. Auch die Kinder solcher Aeltern, welche zu einander in einem nahen Verwandtschaftsgrade stehen, sind häufig skrophulös. Indeß kommen S. noch oft genug bei Kindern vor, bei deren Aeltern keines der angeführten Momente zutrifft. Die erworbene Scrophulosis entwickelt sich namentlich in den ersten Lebensjahren bei unzweckmäßiger Ernährung, bei künstlich aufgefütterten Kindern, bei Mangel an zweckmäßiger Körperbewegung und bei Entbehrung der frischen Luft. Am häufigsten entsteht die Scrophulosis durch das Zusammenwirken aller dieser gesundheitswidrigen Umstände zusammengenommen, und zwar nicht bloß bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen, welche unter solchen Verhältnissen leben. Nicht selten haben endlich akute und chronische Krankheiten die Entwicklung der Skrophulose oder ihr erneutes Auftreten im Gefolge, und zwar ist dies um so mehr der Fall, je jünger und weniger entwickelt die Individuen sind, welche einer kürzeren oder längeren Krankheit anheimfallen. Unter den Kinderkrankheiten sind es namentlich die Masern, auch das Scharlach, die brandige Rachenbräune 2c., welche diesen nachtheiligen Einfluß ausüben. Die skrophulöse Kacherie verräth sich in vielen Fällen durch den eigenthümlichen skrophulösen Habitus. Derselbe ist charakterisirt durch Blutmangel und schlechte Ernährung der wichtigeren, höher organisirten Gebilde, womit sich in einzelnen Fällen eine Anhäufung von Fettgewebe an gewissen Körpertheilen, namentlich der Oberlippe und Nase verbindet. In den Fällen, in welchen die schlechte Ernährung mit vermehrter Fettproduktion verbunden ist, scheint der Stoffwechsel abnorm träge zu sein; in den Fällen dagegen, in welchen nicht nur die Haut und die Muskeln, sondern auch das Unterhautfettgewebe eine mangelhafte Entwicklung zeigen, ist der Stoffwechsel wahrscheinlich abnorm beschleunigt. Auf dieser Verschiedenheit, welche sich im Habitus der Kranken ausspricht, beruht die Eintheilung der Skrophulose in die torpide und erethische Form. Der Habitus bei torpider Skrophulose ist charakterisirt durch den ungewöhnlich großen Kopf, die groben Gesichtszüge, die aufgeschwollene Nase und Oberlippe, durch die breiten Kinnbacken, den aufgetriebenen Bauch, die Drüsenanschwellungen am Halse, das schlaffe, schwammige Fleisch. Der Habitus bei erethischer Skrophulose besteht in auffallend weißer, sich leicht röthender äußerer Haut, in hoher Röthe der Lippen und Wangen, in blauer Färbung der dünnen, durchscheinenden Sclerotica des Auges, was dem Auge ein eigenthümlich schmachtendes Ansehen gibt; die Muskeln dieser Individuen sind dünn und weich, die Zähne sind schön und bläulich glänzend, die Haare weich und blond. Obschon die Skrophulose vorwiegend eine Krankheit des Kindesalters ist, so pflegt sie sich doch im ersten Lebensjahre kaum zu verrathen. Zur Zeit der Pubertätsentwicklung aber verlieren sich in den meisten Fällen die skrophulösen Ernährungsstörungen und mehr oder weniger vollständig auch der skorphulöse Habitus. Es ist schwer, ein übersichtliches Krankheitsbild von der Skrophulose zu entwerfen, da im einzelnen Falle bald die eine, bald die andere Gruppe von Erscheinungen mehr hervortritt, bald dieses, bald jenes Organ vorzugsweise oder geradezu ausschließlich befallen wird. Die Hautausschläge, welche die häufigsten und oft die frühesten Krankheitserscheinungen der S. bilden, haben ihren Sitz gewöhnlich im Gesicht und auf dem behaarten Theile des Kopfes; sie gehen meist mit Bläschen und Schorfbildung einher (eczema, impetigo). Erst im spätern Verlauf können bei der Skrophulose auch wohl zerstörende Hauterkrankungen, namentlich Lupusformen auftreten. Die skrophulösen Entzündungen der Schleimhäute kommen vorzugsweise an den Lippen, der Nase, der Augenlidbindehaut vor und ziehen gewöhnlich die benachbarte äußere Haut in Mitleidenschaft. Alle diese Erkrankungen, nament-

lich der skrophulöse Schnupfen und die skrophulöse Augenentzündung sind sehr hartnäckig und von langwierigem Verlauf. Die skrophulöse Entzündung der Gelenke verläuft bald als einfache Gelenkwassersucht, bald unter dem Bilde eines sogenannten Tumor albus (weißer Gelenkschwamm), bald führt sie zur bösartigen Vereiterung der Gelenke, zu Knochenfraß an den Gelenkenden, zu Eitersenkungen und Fistelbildungen. Das skrophulöse Knochenleiden geht bald von der Knochenhaut, bald vom Knochen selbst aus und stellt sich meist als Knochenfraß und Knochenbrand dar. Unter den Sinnesorganen werden besonders häufig die Augen, namentlich die Bindehaut derselben, die Augenlider und Hornhaut von hartnäckigen skrophulösen Entzündungen heimgesucht. Die Nase leidet fast immer nur unter der Form eines langwierigen Schnupfens. In den Ohren kommen außer der katarrhalischen Entzündung des äußern Gehörganges nicht selten kariöse Zerstörungen des Felsenbeins von sehr tückischem Verlaufe vor. Was das Verhalten der Lymphdrüsen bei der Skrophulose anbetrifft, so werden diese zunächst in der Nachbarschaft von entzündlichen Affektionen der Haut und der Schleimhäute sehr häufig der Sitz einer Entzündung. Die Drüsen und das sie umgebende Bindegewebe können vereitern und Abscesse bilden, letztere öffnen sich und gehen in tiefe Geschwüre über, welche nur sehr schwierig und meist mit Hinterlassung einer unregelmäßig zackigen, entstellenden Narbe verheilen. Von dieser Entzündung werden am häufigsten die Lymphdrüsen des Nackens und Halses befallen. Außerdem kommen fast bei allen Skrophulösen chronische Drüsenanschwellungen vor, welche oft einen sehr beträchtlichen Umfang erreichen und stark hervortretende knotig-höckrige Massen, namentlich am Halse bilden. Bei dieser unschmerzhaften Anschwellung werden die Drüsen in eine gelbe, trockne, käsige Masse umgewandelt. Die Rückbildung und Verkleinerung solcher Drüsen geschieht durchaus nicht in allen Fällen, gewöhnlich nur unvollständig und stets sehr langsam. Die entarteten Drüsen können sich auch erweichen und zu einer eiterartigen Masse zerfallen, worauf die Haut über dem kalten Erweichungsherd aufbricht, der Eiter sich entleert und ein langsam und mit entstellenden Narben verheilendes Geschwür entsteht. Diese Veränderungen kommen nicht bloß an den Halslymphdrüsen, sondern auch an den Lymphdrüsen im Verlaufe der Luftröhre und ihrer Aeste, an den Gekrösdrüsen (Bauchskropheln) und an andern Orten vor. Die akute skrophulöse Entzündung der Lymphdrüsen ist oft äußerst schmerzhaft und bei einiger Ausbreitung von Fieber begleitet. Hierdurch und durch die lange Dauer des Uebels werden die Kräfte der Kranken konsumirt und der gesammte Ernährungszustand tief herabgesetzt. Nach Eröffnung der Drüsenabscesse bessert sich dieser Zustand relativ schnell. Die chronische Drüsenanschwellung verläuft meist ohne Schmerz und Fieber. Die Drüsengeschwülste können aber, wenn sie einen größern Umfang erreichen, namentlich am Halse, nicht nur den Kranken in hohem Grade entstellen, sondern auch die Beweglichkeit des Kopfes wesentlich beeinträchtigen. Der Verlauf der Skrophulose ist langwierig und tückisch. Periodische Besserungen wechseln fast immer mit periodischen Verschlimmerungen. Entweder ist es eine und dieselbe Gruppe von Erscheinungen, welche immer und immer wieder mit neuer Heftigkeit die Kranken heimsucht, oder nachdem der frühere Symptomenkomplex gebessert oder verschwunden ist, beginnt ein anderer hervorzutreten. Sehr häufig geht die Skrophulose in vollständige Genesung über; der Tod tritt nur selten im Gefolge skrophulöser Leiden ein, am häufigsten nach langwierigen Gelenk- und Knochenleiden, und selbst in diesen Fällen ist es eigentlich die auf jene Krankheiten folgende Speckentartung der großen Bauchdrüsen (s. Speckkrankheit), welche den Tod verursacht. Dagegen stirbt allerdings eine auffallend große Zahl gerade von skrophulösen Kindern an Croup, Wasserkopf und andern akuten Krankheiten, für welche skrophulöse Kinder eine vorwiegende Anlage haben. Skrophulöse Kinder werden nach dem Eintritt der Pubertät sehr häufig, aber bei weitem nicht immer tuberkulös.

Die Aufgabe des Arztes bei der Skrophulose beruht zunächst darin, durch Vorbauungsmaßregeln dem Umsichgreifen der angebornen wie der erworbenen Skrophulose entgegenzutreten. Dies geschieht durch zweckmäßige Regelung der Ernährung, kräftige Kost, namentlich Fleischkost, Beschränkung der vegetabilischen Kost, namentlich des Genusses von Schwarzbrod, Kartoffeln und andern wenig nährenden und schwer verdaulichen Speisen. Bekommen jedoch die Patienten nur genügende Fleischnahrung, so schadet der mäßige Genuß von Vegetabilien daneben nicht, sondern ist im Gegentheil von Nutzen. Die der S. verdächtigen oder bereits daran leidenden Individuen müssen sich viel in frischer Luft bewegen, in gesunden wohlgelüfteten Räumen wohnen und schlafen. Für kleine Kinder ist die Mutter- oder Ammenmilch bei Verdacht auf S. das wichtigste Erforderniß. Unter den antiskrophulösen Mitteln genießt der Leberthran mit Recht des größten Rufes, doch thut er nicht in allen Fällen gut. Glänzende Resultate erlangt man mit dem Leberthran bei der erethischen Skrophulose (s. oben), indem man täglich 2 Eßlöffel davon reicht und die Kur alle 4—6 Wochen auf 1—2 Wochen unterbricht, damit nicht Abneigung gegen das Mittel, Ekel und Würgen den Fortgebrauch des Mittels ganz unmöglich mache. Bei der torpiden Skrophulose dagegen nutzt der Leberthran nichts. Gewöhnlich läßt man neben der Leberthrankur noch einen Thee aus Wallnußblättern und dergleichen trinken, was dann von Vortheil ist, wenn ein chronischer Darmkatarrh die Ernährung des Kranken beeinträchtigt. Häufig werden gegen die Skrophulose mit gutem Erfolg die Soolbäder angewendet, in vielen Fällen bleibt jedoch der Gebrauch dieser Bäder auch erfolglos, wovon der Grund nicht sicher anzugeben ist. Die Soolbäder von Kreuznach, Ischl, Kösen, Wittekind sind wegen ihrer antiskrophulösen Wirkung berühmt. Neuerdings hat man auch methodische Kaltwasserkuren gegen die Skrophulose angewendet und hat gefunden, daß sie gerade bei der torpiden Skrophulose, gegen welche Leberthran nicht hilft, von äußerst günstigem Erfolg sind. Auch die Jod- und Queck-

silberpräparate haben von jeher als antiskrophulöse Mittel gegolten und gelten dafür auch noch, doch dürfen sie nicht ohne besondere Veranlassung angewendet werden. Bei chronischer skrophulöser Drüsenanschwellung übt der innere und äußere Gebrauch der Jodpräparate eine ganz eklatante Wirkung aus. Auch der Gebrauch der Adelheidsquelle und des krankenheiler (Oberbayern) Wassers leistet hierbei gute Dienste.

Skrupel (scrupulus), Apothekergewicht, $^1/_3$ einer Drachme oder 20 Gran (nach französischem Gewicht 24 Gran), in der Receptur durch ℈ bezeichnet; als Längenmaß der 60. Theil eines Grades; auch der 10. Theil einer Linie oder eines Granes und der 100. Theil eines Zolles.

Skrzynecki, Jan Boneza, polnischer Generalissimus im Revolutionskriege von 1831, geboren den 8. Februar 1786 in Galizien, studirte zu Lemberg namentlich Mathematik, trat 1806 in das polnische Heer und zeichnete sich in den Feldzügen von 1812—14 mehrfach aus, namentlich bei Arcis-sur-Aube 1814, wo er Napoleon I. rettete. Beim Ausbruch der Revolution am 29. November 1830 stellte er sich zur Verfügung des Großfürsten und folgte demselben an der Spitze seines Regiments, kehrte aber am 3. December nach Warschau zurück, um sich der Nationalsache anzuschließen, ward vom Generalissimus Radziwil zum Brigadegeneral erhoben und befehligte in der Schlacht von Grochow (den 25. Februar 1831) mit Auszeichnung. Nach Radziwils Rücktritt am Tage darauf vom Reichstag zum Oberfeldherrn ernannt, widmete er sich zwar mit Eifer der nothwendigen neuen Organisation, verzögerte aber in der Hoffnung auf eine Intervention der auswärtigen Mächte das Vorgehen bis Ende März. Zwar schlug er dann die Heeresabtheilungen des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptcorps des Generals Rosen bei Dembe, unterließ aber, seinen Sieg zu verfolgen. Erst als die Russen ihre Streitkräfte zu vereinigen suchten, griff er am 8. April Sielce und die Corps von Rosen und Pahlen II. bei Igauie an, überließ sich aber darauf von Neuem der Unthätigkeit. Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai), den er durch unzeitigen Rückzug verschuldet hatte, nöthigte ihn zur Umkehr nach Warschau. Hier betrieb er, um den Einfluß der patriotischen Klubs zu schwächen, eine Reform der Regierung, versäumte aber darüber wieder die Gelegenheit zum Angriff auf die nach Diebitsch' Tode durch die Cholera geschwächten Feinde. Der Reichstag sandte daher am 10. August eine Untersuchungskommission in das Lager vor Bolimow, worauf S. den Oberbefehl niederlegte. Er hielt sich seitdem bei dem Partisanencorps des Generals Rozycki auf und trat den 22. September mit diesem auf das Gebiet des Freistaats Krakau über, von wo er sich nach Galizien begab. Später lebte er in Prag, bis er 1839 nach Belgien ging, wo er den Oberbefehl über das Heer übernahm, aber in Folge der Reklamationen Rußlands, Oesterreichs und Preußens als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt werden mußte. S. † den 12. Januar 1860 in Krakau.

Skuller, Kahn, besonders auf der Themse.

Skulptur (v. Lat.), s. Bildhauerkunst.

Skuptschina, Name des serbischen Landtags; s. Serbien.

Skutari, 1) (slavisch Skadar, Skadra, türkisch Jschkodra, Jskenderie), Ejalet in der europäischen Türkei, einen Theil des nördlichen Albanien umfassend, im Westen vom adriatischen Meer bespült, im Norden an Montenegro, Bosnien und Serbien grenzend, von der Bojana, Drinas und anderen dem adriatischen Meere zufließenden Flüssen bewässert, im Allgemeinen fruchtbar, theilweise aber an Wassermangel leidend. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Südspitze des gleichnamigen See's und an der Bojana, 3 Meilen vom adriatischen Meer entfernt, ist Sitz des Generalgouverneurs und eines griechischen Bischofs und Stapelplatz von Albanien und Bosnien, hat 2 Forts und andere Befestigungen, wichtige Gewehrfabriken, Wollweberei, Schiffbau, lebhaften Handel und 24,000 Einw. S. ist das alte Scodra und wurde angeblich zu Alexanders des Großen Zeit von den Cnodriskern gegründet. Später gehörte es zum römischen Jllyrien und war bis 168 v. Chr. die befestigte Haupt- und Residenzstadt des illyrischen Königs Gentius; nach dessen Besiegung durch die Römer erhielt es römische Bevölkerung (Colonia Claudia Augusta). Bei der Theilung des römischen Reichs kam es zum oströmischen Reich und wurde die Hauptstadt der illyrischen Provinz Prävalitana, welche den nördlichen Theil von Albanien (ungefähr das jetzige Ejalet S.) begriff. — 2) (Ueskü-dar, Jskudar), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Khudavendigiar, auf mehren Anhöhen am Bosporus, Konstantinopel gegenüber, als dessen Vorstadt es gilt, ist Sitz eines Molla und Stapelplatz der mit den asiatischen Karawanen ankommenden, für Konstantinopel bestimmten Waaren, hat einen Palast des Sultans, ein türkisches Hauptpostamt, viele Moscheen, Bazars und Niederlagen, eine große Kaserne, Seiden- und Baumwollweberei, Gerberei, lebhaften Handel und 100,000 Einw., meist Türken. Merkwürdig ist der große, im Süden der Stadt liegende Cypressenhain, in welchem sich seit alter Zeit fromme Türken aus Konstantinopel und Umgegend beerdigen lassen, um in Asien, ihrer eigentlichen Heimat, zu ruhen. Im Osten liegen die Begräbnißplätze für die Griechen und Juden. Auf einem isolirten Felsen, ungefähr 250 Schritte vom Meer entfernt, steht der fälschlich sogenannte Leanderthurm, von den Türken Kiskulessi (Kiz-Kalaasi, d. i. Mädchenthurm) genannt; er ist 74 Fuß hoch und diente früher als Leuchtthurm, ist aber jetzt ziemlich verfallen. Hier durchschwamm Lord Byron den Bosporus.

Skwira, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, an der Skwirka, hat eine Parochialschule, lebhaften Handel, besuchte Märkte und 8248 Einw., worunter viele Juden.

Skye, die größte Insel der mitteren, zur Grafschaft Inverneß gehörigen Gruppe der Hebriden an der Westküste von Schottland, von dieser durch den Sleat Sound, den engen Loch Alsh und den Inner Sound getrennt, hat 37 □Meilen Flächeninhalt und 18,751 Einw. Die Küste ist steil und felsig und, namentlich im Süden und Westen, von zahlreichen Buchten eingeschnitten, das Innere

gebirgig (Cuilion-Hills über 3000 Fuß hoch) und theilweise heidig, mit nur wenig urbarem Land, vielen kleinen Seen und Sümpfen und wildromantischen, von reißenden Gebirgswässern durchströmten Thälern, und hat im Allgemeinen mildes, aber sehr veränderliches Klima, im Herbste häufige Stürme. Der Ackerbau ist unbedeutend (etwas Getreide und Kartoffeln), Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, Sodabereitung und Fischerei. Das Mineralreich bietet viel Kalk, Marmor, Achat, Topase, andere Edelsteine und Blei. Gute Straßen durchschneiden das Innere und führen nach den Hafenbuchten. Die Insel enthält viele druidische Ueberreste, Trümmer von alten Schlössern und Kastellen, Basaltsäulen (Theile des Riesenwegs) u. sonstige Alterthümer. Der Hauptort ist Portree mit 679 Einw.

Skyro (Skyros), Insel im ägäischen Meere, östlich von Euböa, eine der nördlichen Sporaden, zur griechischen Nomarchie Euböa gehörig, 3 QM. groß mit über 3000 Einw., ist meist gebirgig und felsig mit fruchtbaren Thälern und schönen Waldungen, erzeugt Oel, Wein und Weizen, Rindvieh und Bienen. An der südlichen Westküste liegt die gleichnamige Hauptstadt, mit einem Hafen, einem Friedensgericht, einer hellenischen und einer Gemeindeschule und gegen 3000 Einw. Die Insel war nach der Mythe der Aufenthaltsort des Achilles, ehe er zum trojanischen Krieg abgeholt wurde. Westlich von S. liegt die Insel Skyropulo.

S. l., lateinische Abkürzung für suo loco, an seinem Orte, seines Orts; für sine loco, s. S. l. e. a.

Slade, Adolf, s. Muchaver-Pascha.

Slagelse, Stadt auf der dänischen Insel Seeland, Amt Soröe, mit 4937 Einw., Eisenbahnstation.

Slargando (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. abnehmend.

Slatina (Großslatina), Marktflecken im ungarischen Komitat Sohl, am gleichnamigen Fluß, der in die Gran mündet, mit 2440 Einw. und Sauerbrunnen.

Slatoust, Bergstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, am Ai, einem Arm der Ufa, hat mehre Kirchen, eine berühmte Waffenfabrik, Eisenhämmer und 9640 Einw.

Slavelake, s. v. a. Sklavensee.

Slaveriver, s. v. a. Sklavenfluß.

Slaven (Slawen, Slowene, Slowane), großer indogermanischer Volksstamm, dessen Name von Slawa, d. i. Ruhm, richtiger Slowo, Wort, wo er dann Völker Einer Sprache bezeichnen soll, abgeleitet wird. Die ursprünglichen Namen der S. sind nach Schafarik (Slawische Alterthümer, deutsch, Leipz. 1843, 2 Bde.) Winden (Weneden, Wenden) und Serben. Ersterer Name kommt schon bei griechischen und römischen Schriftstellern (Tacitus) mehrfach vor, blieb aber dann besonders bei den germanischen Völkern im Gebrauch; letzteren Namen führt Procopius als alterthümlichen, allen slavischen Stämmen gemeinsamen auf, ehe sie sich besondere Namen beilegten. Die ursprünglichen Wohnsitze desselben sind höchst wahrscheinlich im oberen Dnieprland vom wolchonskischen Walde, wo Düna, Wolga, Dniepr ihre Quellen haben, bis zu den Karpathen zu suchen. Als Hauptstämme der S. lassen sich folgende annehmen: Die Kleinrussen oder Malorossianen wohnen längs der Karpathen im Quellgebiete des Dniestr und über die Karpathen hinüber bis nach Ungarn hinein. Die Großrussen (Welikoruski) bilden den zahlreichsten slavischen Stamm. Ihre größere Masse ist in dem Gebiete der Oka und der oberen Wolga zusammengedrängt. Von dort aus haben sie sich aber durch ganz Nordasien und Nordeuropa verbreitet. Da sie sich mit ihren Nachbarn im Norden, den Finnen, und mit ihren Nachbarn im Osten und Süden, den türkischen und mongolischen Völkern, beständig vermischt haben und noch jetzt beständig asiatische Elemente in sich aufnehmen, indem sie Finnen und Tataren ihrer eigenen Nationalität einverleiben, so sind ihr Körperbau, ihre Gesichtsbildung, ihre Sitten, ihre Staatsverfassung asiatischer als bei irgend einer anderen slavischen Völkerschaft. Die Weißrussen (Beloruski), das Land zwischen der oberen Düna und dem oberen Dniepr und an den benachbarten Nebenflüssen bewohnend, haben nie eine bedeutende Rolle gespielt und waren meist entweder den Kleinrussen oder den Großrussen oder den Polen unterworfen. Mit diesen, sowie mit den Lithauern haben sie sich vielfach vermischt. Die Polen (Polaki) bewohnen das ganze Gebiet der Weichsel von den Quellen auf den Höhen der Karpathen bis zu den Mündungen an der Ostsee. Hier saßen in alten Zeiten sehr verschiedene slavische Stämme: Weißkrobaten, Masuren ꝛc., die im Kampf mit den Deutschen zu einem einzigen Reich und Stamm zusammenschmolzen. Die Czechen (Czechi) bewohnen die Quellgebiete der Elbe, der March und der benachbarten Karpathenflüsse: Waag, Gran, Neutra, und theilen sich in drei Hauptstämme: böhmische Czechen, Morawaner und Slowaken. Wie geographisch den Polen benachbart, sind sie ihnen auch der Race und Sprache nach am nächsten gestellt. Die Wenden oder Lusaten, auch Soraben (Syrbi) genannt, ein kleines, ganz von Deutschen enklavirtes Slavenvolk im Quellgebiete der Spree und Elster, schmelzen, ganz unter deutschem Einflusse stehend, mehr und mehr zusammen. Die Winden oder Korutanen (Slowenzi), in den oberen Thalgegenden der Drave, Save und Mur, in Kärnthen, Krain und Steiermark, schließen sich nach Race und Sprache zunächst an ihre Nachbarn, die Kroaten und Dalmatier, an. Die Kroaten (Horwati), an der mittlern Drave und Save, haben als ein eigenthümlicher, kerniger und tapferer Slavenstamm lange ein eigenes Königreich gebildet. Die Serben, die Gegenden des Zusammenflusses der Drave, Save und Donau und die illyrischen Gebirge bis an die Küste des adriatischen Meeres bewohnend, zerfallen in viele kleine Stämme: Bosniaken, Rascier, Dalmatier, Morlaken, Montenegriner ꝛc. Serben, Kroaten und Winden faßt man unter dem Namen illyrische S. zusammen. Die Bulgaren (Bolgari oder Bl'gari), auf beiden Seiten des Balkan im Norden bis zur Donau herab, im Süden in den Thälern Macedoniens und Thraciens, bis in die Nähe der Küsten des ägäischen Meeres ansässig, sind in Bezug auf Sprache und Racenbildung am meisten ihren Nachbarn im Westen und Osten,

den Serben und Russen, verwandt. Alle diese Slavenvölker zeigen eine außerordentliche Aehnlichkeit und stehen unter sich kaum so weit aus einander, als die am nächsten verwandten germanischen Stämme: die Holländer, Friesen, Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern ꝛc. Neuere Sprachforschungen beweisen, daß durch die ganze Masse der S. zwei generische Hauptunterschiede gehen, wonach sie in zwei große Gruppen zerfallen. Die Groß-, Klein- und Weißrussen, die Bulgaren, Serben, Kroaten und Winden auf der einen Seite sind von einander weniger verschieden als von den Polen, Czechen, Slowaken und Wenden, die wieder unter sich sehr eng verbrüdert erscheinen. Nach der geographischen Stellung hat man diese beiden Hauptmassen auch wohl mit dem Namen östliche und westliche S. bezeichnet. Will man sie ethnographisch nach dem Namen ihrer Hauptstämme unterscheiden, so kann man sie auch in die russisch-illyrischen und in die polnisch-czechischen S. trennen. Jene repräsentiren eine Masse von etwa 62 Millionen, die Anzahl dieser beläuft sich auf ungefähr 17 Millionen. Etwa $^2/_3$ aller S., nämlich 54 Millionen, gehören zur griechischen Kirche. Ueber $^1/_4$ aller S., nämlich 22 Millionen, folgt dem Papste; $^1/_{100}$ verehrt Mohammed, $^1/_{80}$ ist dem Protestantismus ergeben. In religiöser, wie überhaupt in jeder Beziehung stellt sich am wenigsten zersplittert die Masse des großrussischen Stammes dar, dessen Mitglieder sämmtlich der griechischen Kirche angehören. Wie in jeder Beziehung, so auch in religiöser am meisten zersplittert ist der serbisch-illyrische Stamm; beinahe $^3/_5$ von ihm gehören dem Griechenthum, fast $^2/_5$ dem römischen Katholicismus, etwa $^1/_{10}$ dem Mohammedanismus an. Von den Kleinrussen gehorcht ein bedeutender Theil, nämlich beinahe $^1/_4$, dem Papste. Weißrussen sind beinahe sämmtlich nichtunirte Griechen. Rein katholisch sind bloß die Kroaten. Fast völlig protestantisch ist der wendische Stamm, von dem nur $^1/_{15}$ den Katholicismus adoptirt hat. Die meisten Protestanten befinden sich unter den Slowaken, von denen $^2/_3$ Katholiken und $^1/_3$ Protestanten sind. Die Polen sind, bis auf $^1/_{20}$ Protestanten, ganz katholisch; was unter ihnen griechisch geworden, ist auch zur russischen Nationalität übergegangen. Mohammedaner gibt es nur unter den Bulgaren und Serben; sie zählen etwa $^1/_{10}$ der ganzen Summe beider Stämme.

Vor den Völkerwanderungen wurden die S. fast nicht genannt. Erst die Deutschen, als sie nach Westen vorrückten, führten die S. theils als Unterthanen, theils als Verbündete in ihrem Gefolge. Im 5., noch mehr im 6. und 7. Jahrhundert begannen sich die S. zu regen, drängten in die südlichen Donauländer vor, rückten in verschiedenen Stämmen in die griechische Halbinsel ein und besetzten halb Deutschland bis über die Elbe hinaus. Von da an finden wir sie überall als Wenden, Anten, Slavenen genannt, und allenthalben werden nun slavische Staaten begründet. In Bulgarien, Serbien, Kroatien, Ungarn, in den Karpathen, in Böhmen zwischen den Karpathen und der Ostsee treten nach und nach eine Menge slavische Völkerschaften und Fürstenthümer auf. Die Donau hinauf, den Dnjepr, den Don herunter, über das schwarze Meer hin schwärmen S., und sogar die kleinasiatische Halbinsel erfüllen sie. So erhebt sich denn ein allgemeiner Kampf gegen die Eindringenden. Die Skandinavier im Norden, die Deutschen in der Mitte Europa's, die Griechen im Süden, endlich die alten Urfeinde der S., die Scythen (Tataren, Avaren, Kumanen, Petschenegen, Magyaren ꝛc.) im Osten, ergreifen die Waffen gegen die Slavenschwärme und vertilgen sie allmählig, oder bringen sie unter ihr Joch. In hundertjährigen blutigen Kriegen verschwanden die S. völlig wieder aus Kleinasien, aus dem Peloponnes und Hellas, wo die Griechen die Oberhand zurückerlangten, beinahe völlig aus dem westlichen Deutschland, ebenso aus den Steppen des südlichen Rußlands und Ungarns, wo die Asiaten (Polowzer, Petschenegen, Magyaren) ihr altes Uebergewicht herstellten. Während indessen die germanische Völkerwanderung das alte Europa von Grund aus umwälzte und ein neues Leben erzeugte, waren die Wirkungen der Slavenüberschwemmung nur zerstörend und meist vorübergehend. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert bestanden von den während jener Bewegung gegründeten Slavenreichen noch: das Großfürstenthum Rußland, das polnische, das böhmische, das serbische, das bulgarische Königreich. Böhmen war fast immer mehr oder weniger vom deutschen Reich abhängig, wie Serbien vom byzantinischen. Ein völliger Stillstand der slavischen Welt herrscht im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Selbst der Name der S. wird kaum mehr genannt. Die Russen sind von den Mongolen unterjocht; sämmtliche Donauslaven sind entweder dem türkischen, ungarischen, oder dem deutschen Reich einverleibt. Das Oberhaupt der Czechen ist ein deutscher Reichsfürst, und von den übrigen Westslaven zwischen Böhmen und der Ostsee sind nur kleine Trümmer geblieben, die verschiedenen deutschen Landen zugezählt werden. Längs der ganzen Ostsee bis nach Finnland sind die deutschen Hanseaten u. die deutschen Ordensritter gewaltig. Die Slavenwelt scheint dem Untergang geweiht. Das einzige unabhängige Slavenreich halten die Polen aufrecht; doch sind sich diese ihrer Abstammung so wenig bewußt, daß sie mit ihren Brüdern ebenso erbitterte Kriege führen wie mit den Deutschen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts schüttelten endlich die Ostslaven (Russen) das Mongolenjoch ab und gründeten im fortgesetzten Kampfe mit den Tataren und ihren Nachbarn das große Slavenreich, dessen Gewicht und Macht gegenwärtig die ganze slavische Welt mit überschwänglichen Hoffnungen und Aussichten erfüllt hat: wie ehemals die Römer, wie dann die Germanen eine tonangebende Rolle in Europa gespielt, so soll jetzt die Zeit der S. gekommen sein. Es liege eine slavische Aera, vielleicht eine slavische Weltmonarchie in den Beschlüssen des Schicksals, zu deren Erfüllung sich alle slavischen Völker die Bruderhand reichen und zu einem Bundesvolke verschmelzen müßten. Dies die Ideen des in der Neuzeit mit Macht hervortretenden Panslavismus oder Allslaventhums, welche als Ideen die Früchte mannichfaltiger Impulse, vielfach vergeblicher Versuche und als Resultate zusammentreffender Erscheinungen und Verwicke-

lungen weit in die Vergangenheit zurückreichen. Vgl. Gebhardi, Geschichte aller wendisch-slavischen Staaten, Halle 1790, 4 Bde.; Schafarik, Slaven, Russen, Germanen, Leipz. 1842.

Slavische Sprachen. Cyrillus und Methodius, die Apostel der Slaven, fanden bei diesen bereits eine Sprache vor, die sie sogleich zur Büchersprache erheben konnten und für die sie ein neues Alphabet erfanden. Es ist dies die altslavische Kirchensprache, die auch das Altslavonische oder das Slavonische kurzweg, bei den Russen das Slovenische und Staro-Ruski genannt wird. Sie war zu den Zeiten Cyrills über die ganzen südlich der Donau gelegenen Länderstriche, in dem jetzigen Bosnien, Serbien und Bulgarien ausgebreitet. Dieses Altslavonische hat sich am reinsten in den ältesten Abschriften der von Cyrill und seinen Gehülfen übersetzten Kirchen- und biblischen Schriften erhalten, und es zeigt darin eine so überraschende Ausbildung und Formvollendung, daß es bereits damals mit der lateinischen und griechischen Sprache auf gleicher Stufe stand, während die übrigen europäischen Sprachweisen erst anfingen Sprachen zu werden. Obgleich es nicht gesprochen wird, wird es doch fast allgemein verstanden, und was es durch Vermischung mit modernen Formen an äußerer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit verloren hat, hat es durch den religiösen Gebrauch in Bezug auf inneres Ansehen und Würde doppelt gewonnen. Grammatisch wurde die altslavische Kirchensprache bearbeitet von Smotriski (Wilna 1619, Moskau 1721, Rimnick 1757 u. öfter), Kopiewitsch (Amsterdam 1700), Maximus (das. 1651), Dobrowsky (Institutiones linguae slavicae dialecti veteris, Wien 1822); lexikalisch von Berynda (Kiew 1627, 2. Ausg. 1653), Polykarp (Mosk. 1704), Alexijew (Petersburg 1773, Nachtrag 1776, fortgesetzt 1779, neue Ausgabe 1793), Eugenius (das. 1784). Dobrowsky stellt zwei Ordnungen der s.n S. auf, eine südöstliche und eine nordwestliche. Zu der südöstlichen Gruppe gehört außer der russischen, bulgarischen und serbischen, hinsichtlich deren wir auf die betreffenden Artikel verweisen, zuvörderst die dalmatische. Bei den Dalmatiern breitete sich im 9. und 10. Jahrhundert ebenfalls die cyrillische Schriftsprache aus; die daraus hervorgegangene Volkssprache ist mit einigen geringen Abweichungen die serbische Mundart, ihren Wohlklang hat sie der Nachbarschaft Italiens zu verdanken. Verschieden von dieser gemeinen Landesmundart ist die dalmatische Kirchensprache mit einem besonderen Alphabet (s. Glagolitisches Alphabet). Sprachlehren der dalmatischen Mundart lieferten Appendini (Gramatica illirica, Ragusa 1808) und Narcsevich (Nuova gramatica illirica, Triest 1812); Wörterbücher Della Bella (Venedig 1728; neue Ausgabe von Ochi, Ragusa 1785, 2 Bde.), Voltiggi (Wien 1803) und Stulli (Ofen und Ragusa 1801—10, 6 Bde.). Ferner gehören hierher die slavonische Sprache, eine Nuance des serbisch-dalmatischen Dialekts, grammatisch behandelt von Relkovich (Agram 1767; neue Ausgabe von Angielich, Wien 1774) und Lanossovich (Eszek 1778, Ofen 1795), lexikalisch von Relkovich (Wien 1796, 2 Bde.); die kroatische Sprache, die sich theils der dalmatischen, theils der windischen nähert, grammatisch bearbeitet von Szent-Martony (Varasd. 1783), Koring (Agram 1810), Gyurkovechky (Ofen 1825); lexikalisch von Habdelich (Grätz 1670), Bellosztenecz (Zagrab 1740) und Jambressich (das. 1742); die windische oder slowenzische (slowenische) Sprache, oder die Sprache der Winden in Kärnthen, Krain u. Steiermark, die von der Sprache der Dalmatier und Kroaten wenig verschieden ist, aber in mehre Dialekte zerfällt und mit deutschen Elementen sehr vermischt ist. Grammatiken der windischen Sprache lieferten Gutsmann (Klagenf. 1777, Cilly 1786), Selenko (das. 1791), Kopitar (Laibach 1808), Weißenthurn (Triest 1811), Vodnik (das. 1811), Dainko (Grätz 1824) u. Metelko (das. 1825); Wörterbücher Gutsmann (Deutsch-windisches Wörterbuch, Klagenfurt 1789), Marcus (Laibach 1761), Jarnik und Murk (Wien 1832). Neuerlich hat man sich bestrebt, alle diese Mundarten in eine gemeinsame Sprache, die sogenannte illyrische, zu vereinigen. Die nordwestliche Gruppe umfaßt außer der polnischen und böhmischen oder czechischen Sprache, hinsichtlich deren wir auf die betreffenden Artikel verweisen, die slowakische Sprache (Slowensky gazyk, Slowenczina), ein dem Böhmischen am nächsten verwandter Dialekt, von jenem hauptsächlich durch breitere Vokale, eine Menge Diphthonge und viele alte Wörter sich unterscheidend. Erst in neuerer Zeit wurden Versuche gemacht, die slowakische Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben. A. Bernolak schrieb eine Grammatik (Grammatica slavica, 1796) und ein Wörterbuch (Lexicon slavico-latino-germanico-hungaricum, 1825, 4 Bde.) derselben. Die Sprache der Sorbenwenden in den beiden Lausitzen ist in zwei Dialekte geschieden. Die Mundart der Sorbenwenden in der Oberlausitz nähert sich dem Böhmischen, ist aber stark mit deutschen Bestandtheilen versetzt, wie sie z. B. den Artikel angenommen hat. Vor der Reformation lag sie völlig unangebaut, und erst Ticinus (Principia linguae Vendicae, Prag 1679, neue Ausgabe 1782) und Bierling (Orthographia Vendalica, Bautzen 1689) stellten ihre Orthographie fest. Grammatisch wurde sie bearbeitet von Matthäi (Wendische Grammatik, Bautzen 1721); ein Wörterbuch lieferte Swatlik (Vocabularium latino-serbicum, das. 1721). Die Sprache der Wenden in der Niederlausitz hat mehr Aehnlichkeit mit dem Polnischen, ist aber fast bis zur Unkenntlichkeit germanisirt. Grammatisch bearbeitete sie Hauptmann (Lübben 1761). Beide Dialekte gehen dem Aussterben entgegen. Es gibt verschiedene slavische Alphabete. Die alte cyrillische Schrift herrscht in den Kirchenbüchern der Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, Bulgaren und zum Theil auch der Serbo-Illyrier, während das neurussische Alphabet, das für das tägliche Leben umgewandelte cyrillische, zu profanem Gebrauch dient. Die Serben und Bulgaren haben neben denselben Schriftzügen ihre eigene Schrift. Das lateinische Alphabet haben unter verschiedenen Modifikationen im Ganzen 21 Millionen Slaven adoptirt. Die Hauptmodifikationen sind: die polnische, die czechische bei den Böhmen, Mähren und den protestantischen Slowaken, die sich neben einer eigenen slowakischen Literatur auch eine eigene Ortho-

graphie ausbildeten, die dalmatische, die kroatische, die slavonische und die windische. Vgl. Schafarik, Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach alten Mundarten, Ofen 1826.

Slavonien (Slawonien), österreichisches Königreich, bildete 1849—60 mit Kroatien, dem kroatischen Küstenlande und der Stadt Fiume nebst Gebiet ein besonderes Kronland, welches 350,16 □Meilen mit 876,009 Einw. umfaßte, gegenwärtig aber in Folge der Wiederherstellung der früheren Verfassung auf 337,94 □M. 863,100 Einw. zählt und in die 7 Komitate Agram, Warasdin, Kreutz, Fiume, Posega, Verovitice und Syrmien zerfällt. Das eigentliche S. hat ohne das Militärgrenzland 141 □M. Flächeninhalt und 260,000 Einw., grenzt gegen Westen an Kroatien und ist an den übrigen drei Seiten durch die Flüsse Save, Drave und Donau von Serbien, Ungarn und Bosnien getrennt. Das Land wird von einer Reihe Berge, einer Fortsetzung des warasdiner Gebirgs von Kroatien her, von Westen nach Osten seiner ganzen Länge nach durchzogen. Anfangs gegen die kroatische Grenze hin sind die Thäler schmal; gegen die Mitte des Landes aber werden sie offener und breiten sich bei Posega in eine weite Ebene, das Poseganenthal, aus. Das ganze Gebirg gewährt den Anblick eines reich bewaldeten Mittelgebirgs. Die höchsten Punkte erheben sich etwa 458 Klafter über die Wasserspiegel der Hauptströme des Landes, so der Berg Papuk in dem oberen Theile der poseganer Gespanschaft. Der übrige Theil S.s besteht theils aus fruchtbaren Anhöhen, die mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt sind, theils aus weiten wohlangebauten Ebenen. Das Klima ist sehr verschieden. Mitten im Lande zwischen den Gebirgen ist die Luft rein und gesund, aber längs den 3 Hauptströmen die meiste Zeit des Jahres ungesund, weil diese Flüsse öfters austreten und große Moräste zurücklassen. In den Ebenen, besonders in den flachen Theilen Syrmiens, fängt der Frühling schon im Februar an; im Gebirge etwas später. Hier ist zwar der Winter so streng wie in Deutschland, dauert aber selten über zwei Monate. S. hat eine Menge fließender und stehender Gewässer; die bedeutendsten Flüsse sind die Save, Drave und Donau, welche schiffbar sind. Der Drave fließt die Zuchina, der Donau die Vuka zu. Unter den Sümpfen sind die von Kolognrar und Palacsa bei Eszek die größten. Kleinere erstrecken sich längs der Drave. Das Gebirg ist reich an Steinkohlen, Marmor und Mineralquellen, unter denen die warmen Schwefelquellen von Lippik unweit Pakrácz und von Daruvár oder Podborje die berühmtesten sind, letztere schon den Römern unter dem Namen Thermae Jasorvenses bekannt. Der Boden ist im Allgemeinen sehr ergiebig, könnte aber durch besseren Anbau noch ergiebiger gemacht werden. Er bringt alle Getreidearten, namentlich Weizen, Mais, Roggen, Spelt, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte zc., Flachs, Hanf, Tabak, Krapp, Süßholz zc. hervor. Von Zwetschenbäumen gibt es in S. ganze Wälder, und hin und wieder auch Kastanien-, Mandel-, Feigen- und andere dergleichen Fruchtbäume; in Menge wird auch der weiße Maulbeerbaum gezogen. Der Weinbau ist ansehnlich und liefert ein starkes, aber nicht haltbares Getränk. Einen bedeutenden Handelsartikel geben die in Menge sich vorfindenden Galläpfel oder Knoppern ab. Unter den Hausthieren sind die kleinen, aber ausdauernden Pferde hervorzuheben. Andere Produkte aus dem Thierreich sind Wild, Bienen und treffliche Fische. Merkwürdig sind die Gebüsche von tatarischem Wachholder um Posega wegen der ungeheuren Menge spanischer Fliegen, die sich daselbst vorfinden. Die Bewohner sind slavischen Stammes und nennen sich Slavonaz; sie reden die serbische Sprache und sind ein schöner, groß und schlank gewachsener Menschenschlag. Neben ihnen wohnen im Lande auch viele Ungarn, Deutsche, Juden und Zigeuner. Die meisten Bekenner hat die römisch-katholische Kirche, nächstdem die nichtunirte griechische Kirche. Die Industrie beschränkt sich meist auf die Gewinnung der unentbehrlichsten Gegenstände des Bedürfnisses. Von einiger Bedeutung sind nur die Seidenkultur, die Glasfabrikation in der eszeker Gespanschaft und die Zuckerfabrikation zu Csepin. Der auswärtige Handel in S. besteht theils in Produkten-, theils in Transitohandel, während sich der Manufakturhandel auf die Einfuhr österreichischer Fabrikate beschränkt. Hauptgegenstände des Produktenhandels sind Vieh, namentlich Schweine und Ochsen, rohe Häute, Honig und Wachs, Kaviar, Hausenblasen, Knoppern, Krapp, Süßholz. Von Getreide kommt besonders Weizen und Roggen zur Ausfuhr. Für den allgemeinen Volksunterricht bestehen in S. die sogenannten Nationalschulen; zur Vorbereitung auf höhere Studien ein bischöfliches Lyceum und ein theologisches Seminar zu Diakovar und katholische Gymnasien zu Eszek und Posega. In Diakovar ist der Sitz des katholischen Landesbischofs. An der Spitze der Verwaltung des ganzen Kronlandes steht der Ban, der den Vorsitz in der Banalregierung zu Agram führt. Ein Landesgericht erster Klasse besteht zu Eszek, eins zweiter Klasse zu Posega; von ihnen ressortiren Bezirksgerichte. Ueber sämmtlichen landesfürstlichen Gerichten steht die Banaltafel oder das Oberlandesgericht zu Agram. Hauptstadt ist Eszek, königliche Freistadt.

Die ersten bekannten Bewohner S.s waren die Scordiscier, später wohnten die Pannonier darin, die von Augustus unterjocht wurden, worauf das Land zu Pannonia inferior geschlagen wurde, aber auch nach der Save den eigenen Namen Pannonia Savia führte. Ein Theil des Landes hieß Syrmien. Bei der Völkerwanderung wurden mehre Theile S.s von dem byzantinischen Reiche getrennt, bei dem nur Syrmium blieb. Hierauf wurde das Land durch die Avaren verwüstet; doch erholte es sich bald wieder und erhielt unter Kaiser Ludwig dem Frommen einen eigenen, doch den Franken lehnbaren Fürsten, Liudewit. Im Jahre 827 fielen die Bulgaren in S. ein, wurden aber von den Franken zurückgeschlagen. Mit dem Christenthum waren die Slavonier zwar schon früher bekannt geworden; festeren Grund unter ihnen faßte dasselbe aber erst durch die Slavenapostel Cyrillus und Methodius (864), von welchen letzterer Bischof in Syrmium ward. Im 10. Jahrhundert unterwarfen die Magyaren

auch S.; nur Syrmien blieb unter byzantinischer Herrschaft, wiewohl es eigene Fürsten hatte. Später war es viele Jahre hindurch ein Gegenstand des Streites zwischen den Byzantinern und den Ungarn. Im Jahre 1127 wurde S. nach blutigem Krieg von den Ungarn erobert, 1152 zwar wieder von den Byzantinern besetzt, 1163 jedoch nebst Syrmien wieder an Ungarn abgetreten. Seit 1471 fielen die Türken zu wiederholten Malen in S. ein. Im Jahre 1490 erhielt Johann Corvinus, der natürliche Sohn des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, ganz S. mit Ausnahme Syrmiens; damit er aber nicht auf völlige Landesherrschaft Anspruch mache, nahm König Ludwig Ladislaus II. von Ungarn den Titel eines Königs von S. an. Im Jahre 1524 wurde das ganze Land von den Türken erobert. Nach der Schlacht bei Mohacz (1526) kamen die drei oberen Komitate S.s, Agram, Kreutz und Warasdin, unter dem Namen Kroatien unter österreichische Herrschaft, während die unteren Komitate, Veröcze, Velpo, Posega und Syrmien, unter türkischer Herrschaft blieben u. in dem Frieden von 1562 ganz an die Türken abgetreten wurden, die S. nun zu einem besonderen Paschalik erhoben. Unter Kaiser Leopold I. wurde S. nach fünfzehnjährigem Kampfe den Türken wieder entrissen und im Frieden von Carlovicz 1699 an Oesterreich förmlich überlassen. Das Land erhielt zum Behuf der Grenzbewachung eine ganz militärische Organisation. Im Jahre 1745 ward es in das Provinziale mit den Komitaten Veröcze, Posega u. Syrmien und das Militare oder slavonisch-syrmische Generalat mit den Bezirken Brood, Gradiska und Peterwardein nebst dem Tschaikistendistrikt eingetheilt und die militärische Verwaltung für das Provinziale abgeschafft. Das Militare wurde unter den Kommandanten von Peterwardein gestellt, während das Provinziale einen der sogenannten adnexen Theile Ungarns bildete und jedes Komitat desselben seinen Obergespan und Sitz und Stimme auf dem kroatisch-slavonischen Landtage unter dem Vorsitz des Banus der vereinigten Königreiche Kroatien, S. und Dalmatien hatte. Die Reichsverfassung von 1849 führte zur Trennung Kroatiens und S.s von Ungarn, und beide Königreiche wurden nun nebst dem Küstenlande und dem Gebiet von Fiume zu einem besonderen Kronland vereinigt, die syrmischen Bezirke von Ruma und Illok zu der neuen serbischen Woiwodschaft, der bei S. gebliebene Gebietstheil von Syrmien zu dem eszeker Komitat geschlagen und das Militärgrenzland ebenfalls als eigenes Kronland organisirt. Vgl. Csaplovicz, S. und Kroatien, Pesth 1819, 2 Bde.; Reigebaur, Die Südslawen und ihre Länder, Leipz. 1851.

Slawiansk (Slawsjansk), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, am Terez, hat 10,225 Einwohner, worunter noch viele Nachkommen der alten Serben. In der Umgegend mehre unbenutzte Salzseen und Bitterwasserquellen.

Sld., Abkürzung für Saldo, Guthaben.

S. l. e. a., Abkürzung bei Angabe von Büchertiteln für Sine loco et anno, ohne Druckort und Jahrzahl.

Sleaford, Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, hat eine schöne gothische Kirche, ein Gerichtshaus, eine lateinische Schule u. 3745 Einw.

Sleidanus, Johannes, eigentlich Philipson, berühmter Publicist, geboren 1506 zu Sleida bei Köln, studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, trat dann in die Dienste Königs Franz I. von Frankreich, mußte aber wegen Hinneigung zum Protestantismus Frankreich verlassen, ward 1542 Professor der Rechte zu Straßburg und ging 1545 als Abgeordneter der protestantischen Fürsten zu dem König von England und darauf zur Kirchenversammlung nach Trient, wo er großes Ansehen genoß. Er † zu Straßburg den 31. Okt. 1556. Sein berühmtes Werk „De statu religionis et reipublicae Carolo V caesare commentarii" (Straßb. 1555; beste Ausgabe von Am Ende, Frankf. 1785—86, 3 Bde.; deutsch, Halle 1771, 3 Bde.) zeichnet sich durch Unparteilichkeit und schöne Darstellung aus. Seine „Opuscula" gab Putschius heraus (Hannover 1608).

Slibowitza (Schliwowitza), slavischer Name eines aus Zwetschen- und Pflaumenkernen bereiteten Branntweins, welcher, alt geworden und mit dem ausgegohrenen Saft der Weichselkirschen versetzt, sehr angenehm schmeckt.

Sligo, Grafschaft in der irischen Provinz Connaught, grenzt nördlich an den atlantischen Ocean, östlich an die Grafschaft Leitrim, südöstlich an Roscommon, südlich und westlich an Mayo und hat 34 □Meilen Flächenraum. Das Land ist von Südwesten nach Nordosten von einer Gebirgskette durchzogen, deren Spitzen (Benn, Bullen, Knocdalongy u. a.) 2400 Fuß nicht übersteigen, im Uebrigen aber eben und theilweise morastig. Die bedeutendsten Baien sind die von Killala und von Sligo, die schiffbaren Flüsse der Moy, Owenmore und Garrogue, die größeren Seen der Lough Gill und Lough Arrow. Der Boden ist im Allgemeinen leicht und sandig, an einigen Stellen dagegen sehr fruchtbar. Produkte sind: Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Rindvieh und Fische, sowie etwas Kupfer, Eisen, Blei und Steinkohlen. Erwerbsquellen sind Ackerbau (ziemlich dürftig), Viehzucht, Fischerei, Garnspinnerei und Leinweberei. Die Bevölkerung (zu 90 Proc. katholisch) ist sehr im Abnehmen, sie betrug 1841: 172,800 Einwohner, 1851 nur noch 128,769 und war 1861 auf 125,079 gesunken. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Garrogue in die Sligobai, ist gut gebaut, hat eine schöne katholische Kirche, eine Kapelle der Methodisten, 3 Klöster, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, Irrenhaus, Arbeitshaus, ansehnliche Leinweberei, Lichtefabrikation, Seifensiederei, Seilerei, Brauereien, Brennereien, Handel, Schifffahrt, Fischerei, einen Hafen und 10,420 Einwohner und wählt (mit dem Wahlbezirk 13,361 Einw.) ein Mitglied ins Unterhaus. Die Stadt verdankt ihren Ursprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch schöne Ruinen vorhanden sind. In der Umgegend sind mehre Alterthümer aus grauer Vorzeit, von welchen namentlich das sogenannte Giants Grave (Riesengrab) bemerkenswerth ist.

Sloanea *L.* (Kastanienlinde), Pflanzen-

gattung aus der Familie der Tiliaceen, charakterisirt durch 5—7 schmale, außen sammtartige, innen gefärbte Kelchblätter, die fehlende Korolle, die zahlreichen Staubfäden mit sehr langen Beuteln und die igelartige, 4—5fächerige Kapsel mit je 1—3 Samen in fleischigen Hülsen, Bäume in Südamerika und Westindien, worunter *S. dentata L.*, in Guyana, Cayenne, mit 50 Fuß hohem Stamm und zahlreichen gelben, in Trauben vereinigten Blüthen, hervorzuheben ist. Die innere faserige Rinde des Stammes und der Aeste ist schleimig zusammenziehend und wird besonders gegen Durchfälle und Ruhren angewendet. Die Samen sind wohlschmeckend und werden wie Kastanien gegessen.

Slobode (russ.), Vorstadt; Flecken, der nicht mit Mauern umgeben ist; in Sibirien Ortschaft, die zur Abwehr gegen umherstreifende Horden mit hölzernen Mauern versehen ist.

Slobodskoi, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wiatka, an der Wiatka, hat 12 Kirchen, ein Kloster, Kreisgericht, eine Kreisschule, einen Kaufhof, mehre Fabriken und Magazine, Seilerei, Gerberei, Handel mit Getreide, Leinwand, Leder, Leinsamen und cirka 6198 Einwohner.

Slonim, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, an der Schtschara, ist schwach befestigt, hat ein Schloß, 6 Kirchen (katholische und griechische), ein vormaliges Jesuitenkollegium, eine Synagoge, eine adelige Kreisschule, Handel mit Getreide, Leder, Holz, Vieh 2c. und 8242 Einwohner, worunter viele Juden.

Sloop (engl.), s. v. a. Schaluppe.

Slooten, Stadt in der holländischen Provinz Friesland, Bezirk Sneek, am slooter Meer, einem durch einen Kanal mit der Zuydersee verbundenen fischreichen Süßwassersee, hat verfallene Festungswerke und 1000 Einwohner.

Slough, Dorf in der englischen Grafschaft Buckingham, unweit der Themse, an der Eisenbahn von London nach Bath und Bristol, ½ Stunde nördlich von Windsor und Eton, hat 3425 Einwohner. Hier starb 1822 Wilhelm Herschel, dessen Sternwarte mit seinem berühmten Riesenteleskop daselbst stand.

Slowacki, Julius, polnischer Dichter, Sohn des durch ästhetische Schriften in der polnischen Literatur bekannten wilnaer Professors Eusebius S., geboren 1809 in Wilna, studirte daselbst und betheiligte sich dann mit dem Schwert, sowie durch begeisternde Lieder am polnischen Aufstand von 1830. Nach Unterdrückung desselben bereiste er Südeuropa und den Orient, lebte sodann längere Zeit zu Paris, ward später Anhänger der mystisch-religiös-politischen Sekte des towianskischen Messianismus und † 1851 zu Rom. Von seinen Dichtungen sind „Zmija“, „Jan Bielecki“, „Hugo“, „Mnich“, „Arab“, „Beniowski“ 2c., von seinen lyrischen die Revolutions- und Kriegslieder, von seinen Dramen „Kordjan“, „Mindowe“, „Maria Stuart“, „Balladina“, „Mazeppa“ (deutsch in Boths „Bühnenrepertoire“, Nr. 111), „Ksiadz Marek“ hervorzuheben. Mit Vorliebe behandelt er die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, daher seinen Dichtungen etwas Dämonisches innewohnt. Gesammelt erschienen dieselben als „Pisma“, Leipzig 1862, 4 Bde.

Slowaken (Slawaken), slavischer Volksstamm in Ungarn, der zwar durch alle Komitate des Landes zerstreut ist, aber in den nordwestlichen, in Trentschin, Thurocz, Arva, Liptau und Sohl, die Mehrzahl der Bewohner ausmacht. Ihre Anzahl wird zu 2,750,000 angegeben, wovon 800,000 zur evangelischen, die übrigen zur katholischen Kirche sich bekennen. Gewöhnlich von mittlerer Größe, stark gebaut, mit flachen, groben Zügen und langem Haar, zeigen sie den altslavischen Typus am treuesten. Sie durchziehen Deutschland häufig als Drahtbinder und Leinwandhändler. Ihre Geschichte reicht nicht über das 9. Jahrhundert hinaus. Sie sind die Nachkommen der Slaven, welche sich in den Karpathen und deren Abhängen, namentlich zwischen der Donau und Theiß festsetzten und im 9. Jahrhundert den Kern des großmährischen Reichs bildeten. Unter einheimischen Fürsten stehend, kämpften sie in Verbindung mit den stammverwandten Czechen zur Zeit Samo's gegen die Avaren, kamen dann durch Karl den Großen in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den Franken, machten sich im 9. Jahrhundert wieder abhängig, wurden aber nach der Schlacht bei Preßburg 907, in Folge deren das großmährische Reich zu Grunde ging, von den Magyaren nach und nach unterjocht. Die slowakische Sprache hat große Aehnlichkeit mit der czechischen, welche in Folge der von Böhmen her zu den S. gebrachten Reformation großen Einfluß auf sie gewann. Erst in neuerer Zeit hat man sich bemüht, die slowakische Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben, und es sind ziemlich zahlreiche prosaische und poetische Schriften in derselben verfaßt worden. Außer den Aelteren, wie Bel, Leschka, Bernolak, Palkovitsch, Plachy, Tablitsch, erwarben sich neuerlich namentlich Holly und Kollar großes Verdienst um die Ausbildung der slowakischen Mundart. Volkslieder, woran die S. reich sind, sammelte Kollar (Ofen 1834, 2 Bde.). Einen neuen Aufschwung erhielt die slowakische Schriftsprache in der neuesten Zeit durch Sturs politische Zeitung. Sie kommt seitdem mehr und mehr in Aufnahme, und besonders ist die gebildete Jugend für Ausbreitung und Erhebung derselben an die Stelle der czechischen Schriftsprache sehr thätig. Von den S. ging bei der ungarischen Bewegung von 1848 auch die heftigste Reaktion gegen den aufgezwungenen Magyarismus aus. Vgl. Slavische Sprachen.

Slowenzen (Slowenen), einheimischer Name der in Steiermark, Kärnthen und Krain wohnenden slavischen Stämme, sonst gewöhnlich Winden, in gelehrten Schriften auch wohl Korutanen genannt. Nachdem diese Stämme gegen das Ende des 6. Jahrhunderts, dem Andrange der Avaren weichend, von Pannonien her eingewandert waren, finden wir sie bereits 595 mit dem bayerischen Herzog Thassilo im Kampf. Zwischen 627—662 standen sie mit Samo's Reich in einem Bundesverhältniß, und um diese Zeit fand nach und nach das Christenthum bei ihnen Eingang. Nachdem sie mit dem Markgrafen von Friaul zum Theil siegreiche Kämpfe

bestanden, mußten sie sich seit der Mitte des 8. Jahrhunderts der Herrschaft der Franken unterwerfen. Als erster, den Franken unterworfener windischer Fürst wird Borut (750) genannt. Dann bildete die sogenannte windische Mark einen Bestandtheil des Reichs Karls des Großen. Später schieden sich daraus die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain ab, welche größtentheils germanisirt wurden. Ueber die Sprache der S. s. Slavische Sprachen.

Slowods-Ukraine, der frühere Name des jetzigen europäisch-russischen Gouvernements Charkow (s. d.).

Slucz (Sluzk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß des Prypec), hat 6 Kirchen, 2 Gymnasien, 3 Schlösser des Fürsten Radziwil, lebhaften Handel und 7490 Einwohner, worunter viele Juden; war ehemals Residenz der Herzöge von S.

Sluys (Sluis), Stadt in Staatsflandern, in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Middelburg, am Twin (Zwin), einer Bucht der Nordsee, südwestlich von Middelburg und unweit der belgischen Grenze, ist Sitz eines Kantonalgerichts, hat eine reformirte und eine katholische Kirche, ein schönes Rathhaus mit einem eigenthümlichen Thurm, einen großen Marktplatz mit einer schönen Hauptwache, eine Eisengießerei, mehre Fabriken, einen guten inneren Hafen (der Außenhafen versandet), Handel, Schifffahrt und Fischerei und 1497 Einw. Von hier führt ein Kanal nach Brügge. S. war früher eine wichtige Festung, ist aber mehr durch seine sumpfige Lage als durch seine nach holländischer Manier bastionirten Werke fest.

S. m. (lat.), Abkürzung für Salvo meliore, des Bessern unbeschadet.

Smala (arab.), die Equipage, das Gefolge, die Zelte der Familie, die Dienerschaft eines arabischen Häuptlings, die er auf Kriegszügen bei sich führt.

Småland, schwedische Landschaft ungefähr in der Mitte von Götaland, grenzt im Norden an Oestergötland und zum Theil an Westergötland, gegen Westen an Westergötland und Halland, gegen Süden an Schonen und Blekinge, gegen Osten an die Ostsee und hat einen Flächeninhalt von 555,8 QMeilen mit 542,661 Einwohnern. Das Land ist im Ganzen nicht besonders fruchtbar; fruchtbare Wiesen und öde Heiden, große Waldungen und ausgedehnte Sümpfe u. Moräste, sowie zahlreiche Landseen wechseln mit einander ab. Von hoher Naturschönheit ist der östliche Küstenstrich. Der ganze Süden bildet ein Bergplateau, das sich von Westen, Süden und Osten gegen Norden erhebt. Von Norden her zieht sich ein Bergrücken ins Land, der am südlichen Ende des Wettersee's in dem isolirten Eisenberge Taberg (1035 Fuß) und dem Almesåkra- oder Hjeltsölaberg (1037 Fuß) seine höchsten Spitzen hat und sich von da weiter nach Südwesten bis an die Grenze von Schonen erstreckt. Von Flüssen sind zu nennen: Nissaå und Lagaå, zwei der bedeutendsten Flüsse des südlichen Schweden, welche sich in das Kattegat ergießen; ferner Helgeå, Mörrumå, Ronnebyå und Lyckebyå, welche südwärts, und Emmå, welche ostwärts der Ostsee zufließt. Bemerkenswerthe Landseen sind außer dem Wetter, welcher der Landschaft nur mit seiner südlichsten Spitze angehört, an der westlichen Seite des Bergrückens: Flären, Widöstern und Bolmen (6 Meilen lang, 1½ M. breit, 4,57 QM. groß), an der östlichen Seite desselben: Möckeln, Helgasjö, Åsnen (3,3 QMeilen) und Rottnen. Das Land ist, besonders im nördlichen Theil, ziemlich reich an Mineralien, Eisenerz, auch Sumpfeisen u. etwas Kupfer, doch sind Viehzucht und Ackerbau, sowie Waldwirthschaft Hauptnahrungszweige der Bewohner. Die Landschaft wird von einer Eisenbahn durchschnitten. In administrativer Hinsicht ist sie in 3 Läns getheilt: Kalmar (wozu aber auch die Insel Oeland gehört), Kronoberg und Jönköping.

Smallingerland, Gemeinde in der niederländischen Provinz Friesland, Bezirk Heerenveen, besteht aus 8 Dörfern mit 8291 Einw.

Smalte, ein durch Kobaltoxydul intensiv blau gefärbtes Glas, welches gemahlen in den Handel kommt und als blaue Farbe benutzt wird. Man bereitet die S. in den Blaufarbenwerken aus gerösteten Kobalterzen (meist Arsenkobalt), indem man diese in Tiegeln im Glasofen mit Quarz und Potasche zusammenschmilzt. Das geschmolzene Glas wirft man in Wasser, stampft und quetscht es und erhält durch Mahlen und Schlämmen Pulver von verschiedenen Graden der Feinheit. Streublau ist gröberes eckiges, Couleur (C) ist mittelfeines und Eschel (E) das feinste Pulver. Die Zeichen H (Hoch) und B (Böhmisch) bezeichnen bei Streublau und Couleur feineres Korn. Die Intensität der Farbe wächst mit dem Kobaltgehalt und von der Reinheit der Erze hängt die Reinheit der Nuance ab. F., M., O. (fein, mittel, ordinär) bezeichnen den relativen Kobaltgehalt. Beim Verarbeiten nickel-, kupfer-, silberhaltiger Erze sammelt sich beim Schmelzen der S. am Boden des Tiegels ein arsenhaltiger Regulus von diesen Metallen an, welcher Kobaltspeise genannt und mit Vortheil auf Nickel verarbeitet wird. Bei wismuthhaltigen Erzen findet sich unter der Speise metallisches Wismuth. Nickel verdirbt die Farbe der S., wenn aber beim Rösten der Erze die Metalle nicht vollständig in Oxyd verwandelt wurden und wenn genügend Arsen vorhanden ist, um mit dem Nickel Arsennickel zu bilden, so geht das Nickel vollständig in die Speise. Die leicht oxydirbaren Metalle (Eisen, Kobalt) werden dann durch den Sauerstoff der leicht reducirbaren Metalloxyde (Nickeloxyd, Kupferoxyd) oxydirt und die Metalle der letzteren in Verbindung mit Arsen als Speise abgeschieden. Würden aber die Erze zu wenig geröstet, dann würde auch Kobalt in die Speise übergehen und ein Verlust an Farbstoff entstehen. Die S. kann als ein durch Kobaltoxydul gefärbtes Wasserglas betrachtet werden und gibt beim Schlämmen in der That kohlensaures und kieselsaures (auch arsensaures) Kali ab. Sie ist in Folge des Gehalts an diesen Salzen etwas hygroskopisch und ballt sich, auch erhält sie dadurch eine sattere Farbe und die Fähigkeit, länger in Wasser suspendirt zu bleiben. Die S. ist eine sehr beständige Farbe und eignet sich besonders zur Wassermalerei auf Mauerwerk; sie

wird auch in der Porzellanmanufaktur und in der Töpferei benutzt, ist dagegen als Farbstoff für Papier und Wäsche durch das Ultramarin vollständig verdrängt worden.

Smanioso (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. tobend, mit dem Ausdruck des Wahnsinns.

Smaragd, Edelstein, eine Varietät des Berylls, ausgezeichnet durch seine schöne grüne Farbe. Früher glaubte man diese einem Gehalt von Chrom zuschreiben zu müssen, Lewy aber, der S.e von der Grube Muso in Neugranada genauer untersuchte, fand, daß dieselben einen organischen Stoff, eine bloße Kohlenwasserstoffverbindung enthielten, und daß die Färbung desto dunkler war, je größer der Gehalt an diesem organischen Stoff. Hauptfundort für S.e ist das Tunkathal in Neugranada, die berühmteste Grube die von Muso, etwa 30 Meilen westlich von Bogota, wo die Edelsteine in bituminösem, auf sehr kohlenreichem Thonschiefer gelagertem Kalk enthalten sind. Die Grube wurde schon seit 1568 von den Spaniern bebaut, aber geheim gehalten, und in Europa Peru als Fundort bezeichnet. Nachdem die spanische Regierung nach Gewinnung einer großen Menge von Edelsteinen die Grube hatte schließen lassen, damit der Preis der Waare nicht zu sehr herabgedrückt werde, wurde dieselbe erst nach dem Ende des Unabhängigkeitskriegs unter Bolivar wieder geöffnet, und gegenwärtig wird sie durch eine Gesellschaft Kapitalisten von Neugranada ausgebeutet, welche der Regierung dafür eine Abgabe von 16,000 Dollars entrichtet und etwa 120 Arbeiter beschäftigt. In größerer Menge kommen S.e nur noch im jekaterinburger Kreise im Ural vor, wo 1830 der erste gefunden ward und seitdem ein geordneter Abbau Statt findet. Anfangs lieferten die dortigen Gruben ausgezeichnete Steine, darunter einen von 101¹/₄ Karat Gewicht, dessen Werth auf 6075 Rubel Banco geschätzt ward. Später nahm die Ausbeute von Jahr zu Jahr ab. Außerdem finden sich S.e noch im Habachthale im Salzburgischen, im Gebirge Zabarah in Aegypten, zu Adontschelon in Sibirien und in der Gegend von Ava im Birmanenreiche. Schon die Alten kannten und benußten den S. als Schmuckstein. Gegenwärtig ist er wegen seiner Farbe und seines Glanzes sehr geschätzt, obgleich er hinsichtlich der Härte anderen Edelsteinen nachsteht, und zwar verwendet man ihn besonders zu Ring-, Nadelsteinen und Armbändern, zu welchem Behuf er mittelst Schmirgel zersägt, auf einer kupfernen Scheibe mit Schmirgel geschliffen und auf einer Zinnscheibe mit Tripel, Bimsstein oder Zinnasche und Wasser polirt wird. Er ist selten frei von Rissen, trüben Flecken, Wolken ꝛc. Vollkommen reinem gibt man den Treppen-, gemischten oder Tafelschnitt, manchmal auch den Rosetten- oder Brillantschnitt. Ist er von gesättigt grüner Farbe, so faßt man ihn à jour; meist aber erhält er eine grüne Folie oder grünen Taffet zur Unterlage, oder er wird auch in einen mit Mastix und gebranntem Elfenbein gefärbten Kasten gesetzt. Ein S. der Mittelsorte von reiner schöner, aber etwas heller Farbe, ein Karat schwer, wird mit 10—18 Thalern bezahlt; ist die Farbe dunkler, so steigt der Preis sehr. Ein solcher fehlerfreier Stein von 4 Gran kostet 30, von 8 Gran 65, von 16 Gran 290—300, von 24 Gran 460—470, von 48 Gran 930—940 Thaler.

Smegma (griech.), Schmiere, daher S. articulare, Gelenkschmiere, S. cutis, Hautschmiere; auch s. v. a. Salbe, Liniment.

Smeinogorsk, Bergwerksort im asiatisch-russischen Distrikt Kolywan, am Schlangenberge, mit ergiebigen Silberbergwerken, Silberhütten, Blei- und Steinkohlengruben und 11,900 Einw.

Smichow, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Prag, Vorstadt von Prag, an der Moldau, Sitz eines Bezirksamts, hat eine Kattunfabrik und 2 Kattunbleichen, eine Maschinenfabrik, eine Porzellan-, Steingut- und Steinthongeschirrfabrik, eine Rübenzucker-, Papier-, Farbewaaren-, Zündwaaren- und Bleizuckerfabrik u. 9100 Einw.

Smidt, Johann, verdienter hanseatischer Staatsmann, geboren den 5. Nov. 1773 zu Bremen, studirte zu Jena Theologie, ward Professor der Geschichte am Gymnasium illustre seiner Vaterstadt, dann Syndikus der Aelterleute und 1800 Rathsherr, in welcher Stellung er auf die Entwickelung der Hansestädte in staatlicher und kommercieller Hinsicht bedeutenden Einfluß ausübte, wie er es besonders war, der nach der leipziger Schlacht als diplomatischer Vertreter Bremens die Selbstständigkeit jener Städte rettete und ihre Aufnahme in den deutschen Bund durchsetzte. Dann war er als Gesandter Bremens besonders bei den Verhandlungen thätig, welche 1820 die freie Weserschifffahrt begründeten. Ueberhaupt gab er dem aufstrebenden Handel Bremens mächtige Impulse durch Gründung Bremerhafens, Abschließung vortheilhafter Handelsverträge mit fremden Ländern, durch Ausbreitung der konsularischen Vertretung ꝛc. Seit 1821 als Bürgermeister an die Spitze des bremischen Gemeindewesens gestellt, behauptete er sich auf diesem Posten, die demokratische Periode von 1849—52 abgerechnet, bis an seinen Tod, den 7. Mai 1857.

Schmijew (Smiew), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, am Severnoi-Donez, hat mehre Kirchen, jährlich 3 besuchte Jahrmärkte für Seiden-, Baumwoll- und Wollwaaren und 3630 Einw.

Smilaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthenhülle ist meist blumenartig, frei, 6theilig, seltener 4- oder 8theilig und zeigt 6 hypogynische oder ihr angeheftete Staubgefäße mit getrennten, selten monadelphischen Staubfäden; Griffel sind meist 3, aber auch 2 oder 4 vorhanden, und zwar sind sie meist verwachsen, manchmal auch getrennt, und tragen einfache Narben; die Beere ist meist 3-, oft auch 2- oder 4fächerig mit einsamigen Fächern, seltener durch Fehlschlagen einfächerig und einsamig. Die Familie begreift Kräuter oder Halbsträucher, weniger Bäume mit wechsel- oder wirtelständigen, einfachen, ganzen, zuweilen zu Schuppen verkümmerten Blättern und zwitterigen oder eingeschlechtigen, regelmäßigen, winkel- oder gipfelständigen, einzeln oder in Trauben, Dolden oder Büscheln vereinigten Blüthen in cirka 260 Arten in 20—26 Gattungen, wovon die meisten auf Nordamerika, die übrigen auf Europa und die gemäßigten Striche Asiens kommen. Die Wurzeln enthalten Stärkmehl, Schleim und einen

harzigen Stoff und sind wegen ihrer harn- und schweißtreibenden Wirkung zum Theil als Arzneimittel in Gebrauch.

Smilax *L.* (Stechwinde, Sassaparille), Pflanzengattung aus der Familie der Smilaceen, charakterisirt durch den 6blätterigen Kelch ohne Korolle, 6 Staubgefäße in der männlichen und 3 Griffel in der weiblichen Blüthe und die 1—3-fächerige Beere, meist strauchige, immergrüne, klimmende, zum Theil stachelige Gewächse mit rankentragenden Blattstielen. Von S aspera *L.*, in Südeuropa, im Orient, in Hecken u. Gebüschen, mit kantigem, stacheligem Stengel, spießförmigen, dornig-gezähnten, lederartigen Blättern und kleinen, weißen, wohlriechenden, traubenständigen Blüthen, vertritt die Wurzel in Italien zum Theil die Stelle der Sassaparille im Handel. S. China *L*, in China, Japan, mit herzförmig-rundlichen, kurzzugespitzten Blättern und Blüthen, in einfachen Dolden, liefert in dem knolligen Wurzelstock die sogenannte Chinawurzel (Pocken-, Schweiß-, Grindwurzel, Radix Chinae), die früher als schweißtreibendes Mittel, sowie gegen Syphilis, Gicht ꝛc. angewendet ward, jetzt aber durch die Sassaparille verdrängt worden ist. Von S. glauca *Walt.*, in Carolina, Brasilien, gilt die holzige, oft knotige Wurzel, Radix Chinae Japigangae, für ein Specificum gegen Syphilis. Von S. medica *Schldl.*, in Mexiko einheimisch, S. officinalis *Hb. B. K.* in Neugranada, Brasilien an den Seitenflüssen des Amazonenstroms, S. syphilitica *Willd.* im nordwestlichen Brasilien, S. cardatoovata *Rich.* in Brasilien u. Cayenne, S. papyracea *Poir.* in Brasilien am Amazonenstrom und S. purhampuy *Ruiz* in Peru stammt die Sassaparillwurzel, Stechwindenwurzel, Radix Sassaparillae (Sarsaparillae). Dieselbe besteht aus den einfachen, bis 10 Fuß langen Wurzeln, welche der holzige und unbrauchbare Wurzelstock der Pflanze abwärts sendet. Die einzelnen Wurzeln sind 1 — 3 Linien dick, außen hellgelb bis dunkelbraun gefärbt und grob längsfaltig. Die Außenrinde besteht aus stark verdickten Zellen ohne einen geformten Zelleninhalt, die Innenrinde aber aus dünnwandigen, gleichmäßigen Parenchymzellen, stets mit Stärkekörnern erfüllt. Von dem Holz ist die Rinde durch eine Reihe stark verdickter Zellen abgegrenzt; das Mark, welches vom Holz durch eine dünne Markscheide getrennt wird, gleicht in Zellenform und Zelleninhalt der Innenrinde, und in diesem dünnwandigen Parenchym von Mark und Rinde ruht auch der wirksame Bestandtheil der Sassaparille. Gute Waare muß daher auf dem Querschnitt möglichst viel Mark und Rinde von rein weißer Farbe zeigen. Von den verschiedenen Handelssorten sind die von Brasilien, Venezuela, Neugranada und Peru denen von Costarica, Honduras und Mexiko vorzuziehen; die beste scheint aber in neuerer Zeit die von Caracas ausgeführte zu sein.

Smirdin, Alexander Philippowitsch, um das Aufblühen der russischen Nationalliteratur verdienter Buchhändler, geboren den 21. Jan. (2. Febr.) 1795 zu Moskau, etablirte zu Petersburg ein großartiges Buchhändlergeschäft nebst Druckerei, ward Verleger der Werke Puschkins, Lermontows, Gribojedows und aller damals in Petersburg erscheinenden wichtigeren literärischen Erzeugnisse, der aus unentgeltlichen Beiträgen der namhafteren russischen Schriftsteller entstandenen Sammelwerke „Nowosselje“ und „Russkaja Besseda“ und gab zuerst in Rußland einen wissenschaftlich geordneten Bücherkatalog und eine Sammlung russischer Autoren heraus. Er † den 20. Nov. (1. Dec.) 1857.

Smith, 1) Adam, der Schöpfer der modernen Volkswirthschaftslehre und Moralphilosoph, geboren den 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, wurde ursprünglich für die theologische Laufbahn bestimmt, wendete sich aber philosophischen, d. h. im englischen Sinne des Worts moralischen Studien zu, die er besonders in Glasgow und Oxford pflegte. In Edinburg, wohin er sich 1748 begab, hielt er Vorlesungen belletristischen Inhalts. Nachdem er 1751 zu Glasgow Professor der Moral und Metaphysik geworden und sich in dieser Funktion bereits ausgezeichnet hatte, veröffentlichte er als erstes umfangreicheres Werk seine noch jetzt in Ansehen stehende „Theorie der moralischen Gefühle“ (Theory of moral sentiments, Lond. 1759; deutsch von Kosegarten, Leipz. 1791). Sein Amt legte er nieder, als er Gelegenheit hatte, 1764 Frankreich und Italien zu bereisen. In ersterem Lande verkehrte er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten und namentlich auch solchen aus der physiokratischen Schule. Nach seiner Rückkehr lebte er in seiner Vaterstadt als Privatmann. Sein Hauptwerk ist das „Ueber die Ursachen des Nationalreichthums“ (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, London 1776; neu herausgegeben von Mac Culloch, 1828 und öfter; französisch, von Garnier; deutsch, von Garve, Breslau 1794—96, 4 Bde.). Seit 1778 bekleidete er in Edinburg ein öffentliches Amt bei dem Zollwesen. Er † im Juli 1790. Die beiden erwähnten Werk S.s sind als ein einheitliches System der Theorie der moralischen Wissenschaften zu betrachten. Das Princip des einen ist das Mitgefühl, das des anderen der Erwerbstrieb. Letzteres ist die erste streng zergliedernde und im höheren Sinne wissenschaftliche Volkswirthschaftslehre. Das darin ausgeführte System, meist als Industriesystem bezeichnet, macht die Arbeit zur Quelle des Reichthums, während die physiokratische Schule ganz einseitig die Erzeugnisse der Landwirthschaft für die entscheidenden Faktoren des Nationalwohlstandes erklärt (vgl. Volkswirthschaftslehre). Das Verdienst der bahnbrechenden ökonomischen Leistung S.s ist in neuerer Zeit dadurch etwas verdunkelt worden, daß Arbeiten, wie die Ricardo's, die ganze Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums in Anspruch nahmen. Jedoch ist seit dem Bekanntwerden der Widerlegung der angenommenen ricardo'schen Erweiterungen der Wissenschaft durch das System Carey's auch wieder eine unbefangenere Würdigung S.s möglich geworden, und S. erscheint nach der Auffassung Carey's bedeutungsvoller als jemals zuvor. Auch als Moralphilosoph im engeren Sinne steht S. mit Recht noch in hohem Ansehen. In seiner Theorie der moralischen Empfindungen bildet der Grundsatz des Mitgefühls die Ergänzung zu demjenigen Princip, welches in dem ökonomischen

System das maßgebende ist, und es kann der schottische Denker als wissenschaftliche und moralische Persönlichkeit nicht gewürdigt werden, wenn man nicht beide Richtungen seiner Thätigkeit in Anschlag bringt. Eine Biographie S.s gab Dugald Stewart heraus.

2) Sir William Sidney, britischer Admiral, geboren 1764 zu London, besuchte die Tunbridgeschule zu Bath, ward im 16. Jahre Lieutenant auf dem „Alcide", einem Linienschiff von 74 Kanonen, und 1783 Fregattenkapitän, trat noch in demselben Jahre in schwedische Dienste und that sich namentlich in der Seeschlacht vom 9. Juli 1790 zwischen den schwedischen und russischen Scheerenflotten hervor. Nach dem Frieden von Werelä 1790 nahm er Dienste auf der türkischen Flotte. Als aber die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, begab er sich nach Toulon, um auf der englischen Flotte unter Lord Hood als Volontär zu dienen. Als die Engländer den Hafen von Toulon verließen, erhielt S. den Auftrag, die Docks, die feindlichen Schiffe und das Arsenal in Brand zu stecken, was er auch am 18. Dec. 1793 ausführte. Hierauf zum Befehlshaber der Fregatte „Diamant" ernannt, beunruhigte er die französischen und batavischen Küsten und machte bedeutende Prisen. Zum Commodore befördert, drang er mit einer kleinen Escadre bis in den Hafen von Brest ein und beschleunigte durch die Meldung, daß die französische Flotte ausgelaufen sei, um die von Jamaica, Cadix, Lissabon und Oporto zurückkehrenden reichen Kauffahrer aufzufangen, die Ausrüstung der großen Flotte unter Lord Howe, wodurch der Plan der Franzosen vereitelt wurde. Im Jahre 1796 vor Havre de Grace gefangen, ward er nach Paris abgeführt und im Temple streng bewacht, und erst im April 1798 gelang es seinen Freunden, ihn mittelst gefälschter Ordre des Polizeiministers zu befreien. Noch im Herbst desselben Jahres erhielt er das Kommando des Linienschiffes „Tiger" von 80 Kanonen, womit er nach dem mittelländischen Meere abging. Im Verein mit seinem Bruder, James Spencer S., damals britischem Gesandten zu Konstantinopel, bewog er die Pforte zu einem Defensiv- und Offensivbündniß mit England, welches die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten bezweckte; darauf nahm er an der syrischen Küste die bei Kaiffa ankernde französische Flotte weg, versah St. Jean d'Acre mit Geschütz und britischen Offizieren und nöthigte dadurch Bonaparte zur Aufhebung der Belagerung. Seit 1802 für Rochester Mitglied des Unterhauses, betheiligte er sich namentlich an allen das Kriegswesen und die Marine betreffenden Fragen. Nach dem Wiederausbruch des Krieges erhielt er das Kommando über eine Escadre im Kanal. Im Jahre 1805 ward er zum Contreadmiral ernannt und vom Admiral Collingwood mit der Deckung Siciliens und der Beunruhigung der Franzosen im Neapolitanischen beauftragt. Im Jahre 1807 kreuzte er vor der Tajomündung und brachte den vor den Franzosen flüchtig gewordenen Prinz-Regenten von Portugal nach Brasilien. Im Prozeß der Königin Karoline eines ehebrecherischen Verhältnisses beschuldigt, ward er seitdem nicht mehr verwandt und lebte meist in Paris. König Wilhelm IV. ernannte ihn 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen, doch begab sich S. nach Paris zurück, wo er den 26. Mai 1840 †. Vergl. Barrow, Life and correspondence of Sir W. S. S., London 1817, 2 Bde.

3) Sidney, englischer satirischer und politischer Schriftsteller, geboren 1771 zu Woodford in Essex, studirte zu Oxford Theologie, begründete 1802 mit Jeffrey und Brougham zu Edinburg die so berühmt gewordene Zeitschrift „Edinburgh review", ward 1803 Prediger am Findelhause zu London, erhielt 1808 die Pfründe Foston in der Grafschaft York, 1828 eine Pfarrstelle zu Combe Flory in der Grafschaft Gloucester und 1831 das Kanonikat an der Paulskirche zu London, wo er den 21. Febr. 1845 †. Ein eifriger Whig, kämpfte er in seinen Schriften für Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Bestrebungen seiner Partei. Seine „Letters on the subject of the catholics by Peter Plymley" sind ein Meisterstück seinen Witzes u. schlagender Dialektik. Auch hat man von ihm interessante Vorlesungen über Moralphilosophie, die 1804—6 in London vor einem gemischten Publikum gehalten wurden, aber erst später als „Elementary sketches of moralphilosophy" (Lond. 1850) im Druck erschienen. Seine gesammelten Werke erlebten mehre Auflagen (zuletzt London 1853, 3 Bde.). S.s Leben beschrieb seine Tochter Lady Holland (Lond. 1855, 2 Bde.).

4) James, launiger englischer Dichter, geboren 1775, ward zu Chigwell in Essex erzogen und erhielt später eine Anstellung beim Board of ordnance. Durch unerschöpflichen Witz, den er in Bonmots und Vers de société spielen ließ, gewann er bald einen Namen. Seine ersten Gedichte und humoristischen Versuche erschienen in dem „Pic-Nic Newspaper" u. im „London review". Dann lieferte er mit seinem Bruder Horace S. eine Reihe poetischer Nachahmungen, worin sie den Styl der gefeiertsten Dichter der Zeit, eines Walter Scott, Byron, Wordsworth, Southey, in geistreicher Weise parodirten und die unter dem Titel „Rejected adresses" 1812 mit beispiellosem Erfolg veröffentlicht wurden. Eine ähnliche Sammlung, „Horace in London", erschien 1813. S. † den 24. December 1839. Sein Nachlaß ward mit einer biographischen Skizze 1841 von seinem Bruder herausgegeben. Sein jüngerer Bruder, der genannte Horace S., geboren 1779, Börsenmäkler, warf sich mit Erfolg auf das von Walter Scott eröffnete Feld des historischen Romans. Seinem mit Beifall aufgenommenen „Brambletyehouse" (Lond. 1826, 3 Bde.; deutsch von Lindau, Leipzig 1841) folgten „Tor Hill", „Zillah", „Walter Colyton", „Reuben Apsley", „Jane Lomax", „Adam Brown", „Arthur Arundel", „Love, a tale of Venice" (London 1846, 3 Bde.) u. a. m., alle durch gefällige Schreibart und fesselnde Verwickelung ausgezeichnet, aber ohne eigentliche Originalität und tiefere Charakteristik. Er † zu Tunbridge-Wells den 12. Juli 1849.

5) Thomas Southwood, berühmter englischer Mediciner, geboren den 24. Dec. 1788 zu Martock in Somersetshire, ließ sich 1820 als Arzt zu London nieder und entwickelte eine erfolgreiche

Thätigkeit zu Gunsten der Gesundheitsverhältnisse dieser Stadt. Literarisch machte er sich außer geschätzten pathologischen Arbeiten, z. B. über das Fieber, durch die „Philosophy of health" (Lond. 1834, 10. Aufl. 1860) bekannt. Er † den 10. Dec. 1861 auf einer Reise zu Florenz.

6) Joe, s. Mormonen.

Smithson, James Lewis Macin, durch seine Bestrebungen für Förderung der Wissenschaften bekannt geworden, geboren in London als natürlicher Sohn des Herzogs Hugh von Northumberland u. der Elisabeth von Hungerford von Audley, erhielt seine Erziehung in Oxford und ward 1787 Mitglied der Royal society. Nachdem er hierauf den Familiennamen der Northumberlands, Smithson, angenommen hatte, verließ er England in Folge eines seinen Ruf kompromittirenden Prozesses und lebte nach einander in verschiedenen Städten des Kontinents, sich mit Vorliebe dem Studium der Physik u. Chemie widmend. Er † den 27. Juni 1829 zu Genua unverheirathet. Sein an 120,000 Pfd. Sterl. betragendes Vermögen hinterließ er zunächst seinem Neffen Henry James Hungerford, doch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß, falls dieser ohne legitime Erben sterbe, die ganze Summe den Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Gründung eines wissenschaftlichen Instituts zufallen solle. Als aber am 5. Juni 1835 Hungerford zu Pisa ohne Erben starb, erhob die Court of Chancery zu London Einwendungen gegen die Rechtsgültigkeit des Legats und es kam zum Prozeß, der erst 1838 zu Gunsten der nordamerikanischen Regierung entschieden ward. Am 10. August 1846 erfolgte hierauf die Akte zur Gründung der Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men u. am 13. Dec. 1847 die Konstituirung durch Annahme des von ihrem Sekretär H. Henry entworfenen Programme of organization. Der Sitz der Stiftung ist Washington, ihr Präsident der jedesmalige Präsident der Vereinigten Staaten. Zur Vermittelung des gesammten wissenschaftlichen Verkehrs und Austausches zwischen der alten und neuen Welt unterhält sie Agenturen zu Leipzig, Paris und London. Eine Bibliothek, ein naturhistorisches Museum und eine Kunstgallerie unterstützen ihre Bestrebungen. Außer zahlreichen kleineren Schriften und Abhandlungen gibt das Institut seit 1848 heraus: Sammlungen von bisher vorzugsweise naturwissenschaftlichen Abhandlungen (Smithsonian contributions to knowledge und Smithsonian miscellaneous collections) und jährliche Berichte (reports) über neue Entdeckungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens.

Smithssund, Kanal im arktischen Amerika, verbindet die Baffinsbai mit dem Prabodygolf und scheidet nach Kane's Entdeckung von 1854 Grönland von den übrigen Polarländern Nordamerika's.

Smolensk, Gouvernement im europäischen Rußland, zwischen den Gouvernements Pskow, Twer, Moskau, Kaluga, Orel, Tschernikow, Mohilew und Witebsk, hat einen Flächenraum von 1018,12 □Meilen mit (1861) 1,135,256 Einw. Das Land ist im Allgemeinen flach und gewellt und hat nur in den reich bewaldeten alaunischen Bergen einige Erhebungen; die bedeutendsten Flüsse sind der Dnjepr, der hier entspringt, mit Wiasma, Desna, Wop, Beresina u. a., ferner die Obscha, Mescha, Gschat, Oka u. a.; ferner hat das Gouvernement zahlreiche größere u. kleinere Seen, welche, wie die Flüsse, sehr fischreich sind. Das Klima ist ziemlich rauh, der Winter lang u. streng, der Sommer kurz u. heiß, die Luft meist rein und gesund. Hauptprodukte sind Getreide, besonders Roggen, Flachs, Hanf und Hopfen, viel Holz; Pferde und Schweine, viel Wild, darunter auch Bären und Wölfe; das Mineralreich liefert etwas Kupfer u. verschiedene Nutzsteine. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; die Viehzucht läßt noch viel zu wünschen übrig (man hält namentlich Schweine in großer Menge), dagegen sind Bienenzucht und Fischerei ziemlich einträglich. Die Industrie liefert namentlich Wollzeuche, Leinwand, Teppiche, Glas, Seife, Theer und Branntwein. Der Handel, welcher vorzugsweise Holz (besonders Mastbäume), Getreide, Hanf, Flachs u. Schweine ausführt, hat seinen Hauptsitz in Wiasma, Gschatsk und S. Die Eparchie S. und Dorogobush, welche unter einem Erzbischof steht, ist sehr alt u. nahm ihren Anfang unter dem Metropoliten Michael. Das Gouvernement S., welches unter einem eignen Civilgouverneur steht u. in die 12 Kreise S., Krasnoi, Roslawl, Jelnia, Dorogobush, Juchnow, Wiasma, Gschatsk, Sütschewka, Bjeloi, Duchowschtschina und Poretschje zerfällt, wurde 1708 gebildet, begriff früher außer den Fürstenthümern S., Bjeloi und Worotin auch noch Livland, wurde aber 1719 bedeutend verkleinert und erhielt 1775 unter der Kaiserin Katharina II. seine gegenwärtige Gouvernementsverfassung. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt, gewissermaßen der Schlüssel zum Innern Rußlands, ist eine der ältesten Städte des Reichs und wird schon in den russischen Annalen von 879 erwähnt. Sie liegt in malerischer Gegend am Steilabhang des linken Ufers des Dnjepr, hatte vor der Feuersbrunst von 1812, in welcher sie großentheils niederbrannte, fast lauter hölzerne Häuser, ist aber seitdem regelmäßiger und mit meist steinernen Gebäuden wieder aufgebaut. Sie ist der Sitz des Erzbischofs und des Civilgouverneurs, hat eine Citadelle, 5 Bollwerke und mehre Außenwerke (die alte, die Stadt umgebende, noch von Boris Godunow herrührende Festungsmauer ist neuerdings theilweise abgetragen worden), 16 zum Theil sehr alte Kirchen, worunter eine prächtige Kathedrale, mehre Bethäuser, einige Klöster, ein Predigerseminar, Gymnasium, eine Kreisschule, ein Kadetenhaus, Fabriken in Seidenzeuchen, Leder, Teppichen, Hüten, Seife rc., lebhaften Handel mit den Landesprodukten, eine große dreitägige Messe (besonders für Pferde) und 21,142 Einw. S. war schon im 13. und 14. Jahrhundert eine bedeutende Festung u. hatte zur Zeit seiner Blüthe, Anfang des 16. Jahrhunderts, gegen 200,000 Einwohner. In neuerer Zeit ist die Stadt historisch merkwürdig geworden durch die große Schlacht vom 17. August 1812, in welcher Napoleon I die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration schlug und sich dadurch den Weg nach Moskau bahnte. Am 17. August 1838 wurde eine Pyramide von Gußeisen zur Erin-

nerung an diese Schlacht errichtet. Bei dem Rückzug der Franzosen schlug hier Kutusow im November die französische Arrièregarde unter Ney und wurde dafür zum Fürsten Smolenskoi erhoben.

Smolka, Franz, polnischer Patriot, geboren 1810 zu Kalusz in Galizien, ließ sich 1840 zu Lemberg als Advokat nieder. Als Führer des sogenannten „jungen Polen" nach vierjähriger gerichtlicher Untersuchung zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, stellte er sich im März 1848 an die Spitze der national-polnischen Bewegung in Galizien u. wirkte in deren Interesse auf dem Reichstag zu Wien und Kremsier, wo er erst zum Vicepräsidenten, dann am 12. Okt. zum Präsidenten erwählt wurde. Nach Aufhebung des Reichstags kehrte er zu seiner advokatorischen Praxis in Lemberg zurück. Im Jahre 1860 ward er abermals als Deputirter in den Reichsrath gesandt und nahm hier seinen Platz neben den polnischen und czechischen Föderalisten auf der Rechten.

Smollet, Tobias, englischer Romandichter, geboren 1721 zu Dalquhurnhouse bei Renton in Schottland, studirte zu Glasgow und nahm hierauf die Stelle eines Wundarztes an Bord eines Linienschiffes an, das 1741 nach Westindien segelte. Im Jahre 1746 nach England zurückgekehrt, betrat er die schriftstellerische Laufbahn mit dem Gedicht „Kaledoniens Thränen", worin er das grausame Auftreten der Regierungstruppen in den Hochlanden geißelte. Er lebte fortan meist in London, unternahm auch mehre Reisen durch Frankreich und Italien und † den 20. Okt. 1771 zu Livorno. Unter seinen Werken (gesammelt London 1841) haben neben einer „History of England" (das. 1758, 4 Bde.) namentlich seine Romane Bedeutung erlangt, u. A. „Roderick Random", ein Seitenstück zum „Gil Blas" (deutsch, Berlin 1790, 2 Bde.); „Peregrine Pickle" (1751); „Ferdinand Count Fathom" (1753; deutsch, Leipz. 1799), „Sir Lancelot Greaves" (eine schwache Nachahmung des „Don Quixote", 1762) u. „The expedition of Humphrey Clinker" (1771, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1772 und 1785, 3 Bde.). Besonders glücklich war S. in seinen Schilderungen des Niedrigkomischen, dem er gehaltvolle Reflexionen hinzufügte, oft muthwillig bis zur Anstößigkeit. Auch war er es, der, ein entschiedener Tory, im Roman zuerst politischen Sympathien und Antipathien Raum gab.

Smorzando (smorzato, ital.), verlöschend, musikalische Bezeichnung, welche anzeigen soll, daß Töne hinsterbend vorgetragen werden sollen.

Smyrna (türk. Ismir), Hauptstadt des asiatisch-türkischen Ejalets Aydin, der wichtigste Handelsplatz Kleinasiens, liegt in der Tiefe des 10 Meilen in das Land eindringenden gleichnamigen Meerbusens, einer Bucht des ägäischen Meeres, amphitheatralisch um einen Berg, auf dessen Gipfel noch die Ueberreste des alten Schlosses stehen. Die Stadt hat meist krumme, enge und schmutzige Straßen mit unansehnlichen Häusern und entspricht im Innern sehr wenig dem imposanten Anblick, den sie mit ihren Moscheen und Minarets von außen gewährt; von der Schönheit und Regelmäßigkeit der Anlage, welche die Alten von S. mit Bewunderung rühmten, ist jetzt, nach 2000 Jahren, nichts mehr zu finden. Außer dem ausschließlich von Christen bewohnten Frankenquartier, dem schönsten Theil von S., umfaßt die untere Stadt noch das Griechen-, Armenier- und Judenquartier, während die obere Stadt nur das Türkenquartier enthält, welches namentlich enge, abschüssige Gassen und Gäßchen mit elenden, meist hölzernen Häusern hat. Die Quartiere der Armenier und Griechen, welche zunächst dem Meere liegen, bilden die größere Hälfte der Stadt, sind aber, gleich dem der Juden, ebenfalls ziemlich schlecht gebaut. S. ist der Sitz des Generalgouverneurs von Aydin, eines katholischen, griechischen und armenischen Erzbischofs, der Konsuln der europäischen Staaten und Nordamerika's, eines Handelsgerichts und einer Bank (seit 1854). Die Stadt hat einige unbedeutende und schlecht unterhaltene Befestigungen, zahlreiche Moscheen, unter denen sich aber kein hervorragendes Bauwerk befindet, mehre katholische, griechische und armenische Kirchen und Klöster, einige protestantische Kapellen in den Häusern der betreffenden Konsuln, mehre Synagogen, ein katholisches (von Jesuiten geleitetes) und ein griechisches Kollegium, mehre andere Unterrichts- und wissenschaftliche Anstalten, ein deutsches und ein französisches Hospital, viele Bazars, Magazine, Karawanserais, Bäder 2c. Die Industrie ist ohne wesentliche Bedeutung und beschränkt sich auf einige Seiden-, Woll- und Baumwollmanufakturen, Teppichwebereien, Töpferei, Gerberei 2c. Von großer Wichtigkeit ist dagegen der Handel; ausgeführt werden besonders: Rosinen, Feigen, Badeschwämme, Getreide, Galläpfel, Opium, Süßholz, Gummata, Wein, Baumwolle 2c., eingeführt namentlich leichte Tuche, Papier, Porzellan, Glas, Schmucksachen, Galanterieartikel, feine Hölzer, Rum und andere Manufaktur- und Kolonialwaaren. Der Gesammtumsatz belief sich 1855 auf 541 Millionen Piaster, ist seitdem aber etwas gesunken, da in neuerer Zeit verschiedene Hafenstädte Kleinasiens, Syriens und Aegyptens, für welche früher S. der Stapelplatz war, in direkten Dampfschiffverkehr mit Europa getreten sind. Der Hafen von S. hat mit fast allen wichtigeren Handelsplätzen des Mittelmeeres tägliche Dampfschiffverbindung; auch ist S. Telegraphenstation und mit Aydin durch eine Eisenbahn verbunden. Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationalitäten und wird auf 160,000 Einwohner geschätzt, wovon nur die kleinere Hälfte Mohammedaner sind. S. soll eine Pflanzstadt der Epheser gewesen sein und kam 688 v. Chr. in den Besitz der Jonier. Von dem lydischen König Sadyattes 600 zerstört, blieb die Stadt über 400 Jahre lang wüst liegen, bis Antigonus 20 Stadien südwestlich von der alten Stadt ein neues S. (S. nova) gründete, welches, mit einem trefflichen Hafen versehen, sich noch unter der römischen Herrschaft zu einer der reichsten Handelsstädte Asiens emporschwang. Nachdem es schon bei der Eroberung durch Dolabella sehr gelitten hatte, wurde es 178—180 durch Erdbeben noch härter mitgenommen, aber durch Marcus Aurelius wieder hergestellt. S. rühmte sich, die Vaterstadt des Homer zu sein, und hatte ihm zu Ehren ein herrliches Gebäude (Homereion) er-

richtet, in welchem seine Bildsäule aufgestellt war. Im Jahre 1083 ward es von dem Seeräuber Tzachas erobert. Die Byzantiner erhielten es zwar wieder, aber nur, um es aufs Neue an die Türken zu verlieren. Darauf besetzten die Rhodiser S. und gründeten das jetzt noch am Eingang des Hafens befindliche Kastell. Unter Sultan Mohammed I. kam S. für immer unter die Herrschaft der Türken. Im Jahre 1830 besetzten es die Aegyptier, mußten es aber 1840 den Türken wieder einräumen. In den Jahren 1841 u. 1845 wurde die Stadt durch große Feuersbrünste und im Sommer 1851 durch Erdbeben heimgesucht. Auch fanden hier mehrmals Verfolgungen der Christen Statt.

Smyrnium *L.* (Myrrhenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch den verwischten Kelchsaum, die elliptischen Blumenblätter mit eingeschlagenen Vorspitzchen u. die an den Seiten eingezogene Frucht, von deren Arten S Olusatrum *L.*, an schattigen feuchten Stellen in Südeuropa und England, zu bemerken ist, weil Kraut, Wurzel und Früchte, Herba, Radix et Semen Smyrnii, früher officinell waren. Die Blätter wurden gegen Skorbut, die Früchte als Stomachicum gegen Blähungen und Asthma, die myrrhenartig riechende Wurzel als Diureticum angewendet.

Snakesindianer, s. v. a. Schlangenindianer.

Sneek, Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, an der Zwetta u. unweit westlich vom gleichnamigen See, Sitz eines Bezirks- u. Kantonalgerichts, hat ein schönes Rathhaus, eine lateinische und eine Industrieschule, Leinwand-, Holzuhren- und Thonwaarenfabrikation, Handel mit Getreide, Butter, Flachs, Häringen &c. und 8396 Einw. Von hier führt der gleichnamige Kanal nach Leeuwarden.

Snehätten (Snähätten, d. i. Schneehut), der höchste Berg im Dovrefjeld in Norwegen, in der Nähe des Weges zwischen Christiania und Trondhjem, zwischen den über 2900 Fuß hoch gelegenen Gebirgsstationen (Fjeldstuer) Hjärkin und Kongsvold, 7140 Fuß hoch, galt früher für den höchsten in Norwegen, was jedoch nicht der Fall ist (s. Skandinavische Halbinsel).

Snell, 1) Ludwig, hervorragender Vertreter des Liberalismus in der Schweiz, geboren den 6. April 1785 zu Idstein im Nassauischen, studirte zu Gießen Philologie, ward 1809 Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt und 1817 Gymnasialdirektor zu Wetzlar, aber seines politischen Liberalismus wegen nach den karlsbader Beschlüssen erst vom Lehramte suspendirt, dann ohne Urtheil und Gehalt entlassen. Nachdem er die Schweiz bereist, begab er sich im Herbst 1824 nach London, wo er sich durch literarische Arbeiten und Privatunterricht die nöthigen Subsistenzmittel verschaffte. Aus Gesundheitsrücksichten nach dem Kontinent zurückgekehrt, hielt er seit 1827 zu Basel Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Philosophie, wirkte 1830 eifrig an der politischen Reform der Schweiz mit, übernahm 1831 die Redaktion der Zeitschrift „Der Republikaner“ und ward von Zürich in den großen Rath gewählt. In seiner „Geschichte der neueren kirchlichen Veränderungen in der katholischen Schweiz“ (Sursee 1833) enthüllte er die herrschsüchtigen Pläne der Ultramontanen. Im Jahre 1834 folgte er einem Ruf an die Universität Bern, wo er über philosophisches und eidgenössisches Staats- und Völkerrecht las, ward aber 1836 wegen seiner maßlosen Polemik gegen die Regierung seiner Professur enthoben und des Landes verwiesen. Er lebte seitdem abwechselnd in Zürich, Luzern und Bern und betheiligte sich 1847 als einflußreicher Publicist am Kampfe gegen den Sonderbund, sowie an der Gründung der neuen Bundesverfassung. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit zu Küßnacht am Züricher See, wo er den 5. Juli 1854 † und wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Noch sind von seinen Schriften hervorzuheben das „Handbuch des schweizerischen Staatsrechts“ (Zürich 1839—43, 2 Bde.) und „Ueber Protestantismus und seine Gefahren“ (das. 1841).

2) Wilhelm, Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, geboren den 8. April 1789 zu Idstein, studirte zu Gießen u. ward dann Untersuchungsrichter am Kriminalgericht zu Dillenburg. Wegen einer Schrift über das nassauische Domänenwesen auf Betrieb des Regierungspräsidenten Ibel seiner Stelle entsetzt, erhielt er zwar 1819 eine Professur in Dorpat, mußte dieselbe aber auf des Genannten Denunciation hin wieder aufgeben und folgte 1821 einem Ruf als Professor nach Basel, wo er eifrig für Beförderung des Turnwesens wirkte und sich nach der Julirevolution von 1830 mit Erfolg der Sache von Basel-Landschaft annahm. Im Jahre 1833 ging er als Professor nach Zürich u. 1834 nach Bern. Hier mit seinem Bruder im Sinne des Liberalismus wirkend, zog er sich den Haß der herrschenden Partei zu und ward ebenfalls auf eine unbegründete Hochverrathsanklage hin ohne richterliche Untersuchung seiner Stelle entsetzt und aus dem Kanton verbannt. Er wandte sich hierauf nach Basel-Land, wo er in den Landrath gewählt ward, kehrte aber nach der Reform der berner Verfassung nach Bern zurück, wo er den 8. Mai 1851 †. Er ist der Gründer einer neuen, höchst einflußreichen Rechtsschule für die Schweiz geworden.

3) Karl, berühmter Mathematiker und Physiker, geboren den 19. Jan. 1806 zu Dachsenhausen, Verwandter der Vorigen, widmete sich naturwissenschaftlichen Studien, ward 1829 Gymnasiallehrer zu Dresden, folgte 1844 einem Ruf als Professor der Mathematik und Physik nach Jena und hat sich u. A. durch folgende Werke bekannt gemacht: „Einleitung in die Differential- und Integralrechnung“ (Leipz. 1846—51, 2 Bde.), „Lehrbuch der Geometrie“ (das. 1857—58, 3 Bde.), „Newton und die mechanische Physik“ (2. Aufl., das. 1858) und „Die Schöpfung des Menschen“ (das. 1863).

Snellaert, Ferdinand Augustyn, verdienter vlämischer Schriftsteller, geboren den 21. Juli 1809 zu Kortrijk, studirte auf der Militärarzneischule zu Utrecht, ward 1830 Militärarzt zu Antwerpen und ließ sich 1836 als praktischer Arzt zu Gent nieder. Die Liebe zur nationalen Literatur im Volke wieder zu beleben, gründete er hier 1836 die Gesellschaft „De tael is gansch het volk“ und 1848 mit Anderen die „Vlaemsch Genootschap“. In gleichem Interesse gab er von

1840—43 das „Kunst- en Letterblad" heraus und betheiligte sich an der zu Gent seit 1846 erscheinenden Zeitschrift „De Eendracht", besorgte nach Willems Tode die Herausgabe der „Oude vlaemsche Liederen" (Gent 1848) und veranstaltete einen zweiten Abdruck von Willems Ausgabe des „Reinaert de Vos" (das. 1850), sowie eine Volksausgabe von „Oude en niewve Liedjes" (das. 1853). Sein Hauptwerk aber ist die „Schets eener geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde" (Gent 1850). Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Schriften, Reden und Gedichte.

Snellius, Willebrord, berühmter Mathematiker, geboren 1591 zu Leyden, studirte daselbst, bereiste dann Deutschland, wo er mit Kepler und Tycho de Brahe in Verbindung trat, und † als Professor der Mathematik zu Leyden am 31. Okt. 1626. S. entwickelte zuerst das konstante Verhältniß zwischen dem Sinus des Einfallswinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen, wodurch er eigentlich erst den Grund zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Optik legte, und führte eine Gradmessung von Alkmaar nach Bergen-op-Zoom aus, bei der zuerst die Triangulation angewandt war. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Cyclometricus sive de circuli dimensione" (Leyden 1621), „Doctrinae triangulorum canonicae libri IV" (das. 1627) und „Observationes Hassiacae a Guilielmo Landgravio et astronomis ejus habitae" (das. 1684).

Sniadecki, 1) Jan Baptist, polnischer Astronom und Philosoph, geboren den 21. August 1756 zu Znin im Posenschen, studirte zu Krakau und ward 1781 hier Professor der höheren Mathematik und Astronomie, 1806 Observator an der Universität Wilna, dann Rektor derselben. Seit 1825 zurückgezogen zu Jaszuny bei Wilna lebend, † er hier 1830. Seine Beobachtungen von 1807—24 finden sich in den Denkschriften der petersburger Akademie u. in den berliner „Astronomischen Jahrbüchern", wie seine früheren in den wiener „Ephemeriden". Von seinen selbstständigen Werken sind hervorzuheben: „Rachunku algebraicznego teorya" (Theorie der Algebra, Krakau 1783, 2 Bde.); „Trigonometrja Kulista" (Sphärische Trigonometrie, 2. Aufl., Wilna 1820; deutsch, Leipz. 1828) und die Lebensbeschreibung des Kopernikus. Seine akademischen und philosophischen, zum Theil gegen Kant gerichteten Schriften wurden gesammelt unter dem Titel „Pisma rozmaite" (2. Aufl. 1822—24, 4 Bde.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Warschau 1838 bis 1839, 8 Bde.

2) Andrzej, ausgezeichneter Physiolog, Bruder des Vorigen, geboren den 30. Nov. 1768 zu Znin im Posenschen, studirte zu Krakau, Pavia, hier unter Galvani und Volta, und Edinburg, wo er sich mit dem brownschen System bekannt machte, und wurde 1797 Professor der Chemie und Pharmacie an der Akademie zu Wilna, wo er den 11. Mai 1838 †. Seine Hauptwerke sind: „Chemia" (Wilna 1800, 2 Bde.; 3. Aufl. 1816—17) und „Teorya jestestw organicznyca" (Theorie der organischen Wesen, Warschau 1804—11, 2 Bde.; 2. Aufl. 1834; deutsch, Nürnberg 1821).

Snieders, 1) Jan Renier, vlämischer Dichter und Romanschriftsteller, geboren den 21. Nov. 1812 zu Bladel in der niederländischen Provinz Nordbrabant, studirte zu Löwen Theologie, dann Medicin und ließ sich 1838 zu Turnhout in der belgischen Provinz Antwerpen als Arzt nieder. Er veröffentlichte u. A. „Romantische verhaelen" (Romantische Erzählungen, 1850), „Het kind met den helm" (1852), „De hut van Wartje Nulph" (1853), „Dorps verhaelen" (Dorfgeschichten, 1854), „Het eerekruis" (ein Lustspiel, 1854), „De meesterknecht" (1854), „Amanda" (1856), „Doctor Marcus" (1856).

2) August, vlämischer Dichter und Romanschriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren 1820 zu Bladel in der niederländischen Provinz Nordbrabant, ward Buchdrucker, 1845 Redakteur des „Handelsblatts" und machte sich durch viele Romane, u. A. „De arme schoolmeester" (1851), „De dorps pastoor" (1853), deren einige auch ins Deutsche übersetzt wurden, sowie eine Gedichtsammlung, „Myne eerste zangen", bekannt.

Snorri Sturluson, Isländer, der in der Geschichte der skandinavischen Literatur eine bedeutende Stelle einnimmt, geboren 1178 auf dem Hofe Hvamm in Island als Sprößling eines der edelsten Geschlechter Islands, kam in früher Jugend nach Oddi als Pflegesohn in das Haus Jons und wurde von diesem, dem Enkel des weisen Sämund, erzogen und in der Wissenschaft u. Kunst des Landes unterrichtet. Seinen durch Heirath erworbenen bedeutenden Reichthum verwandte er zum Theil auf prächtige Bauwerke in Reikholt. Von 1213 an bekleidete er mehrmals das Amt eines Logsögumadr, d. h. eines Gesetzauslegers, welches damals die höchste Würde auf Island war. Seit 1218 unternahm er mehre Reisen nach Skandinavien, um geschichtliche Urkunden aufzusuchen. Später lebte er auf seinem Gute Reikholt und wurde durch seine Streit- und Habsucht vielfach in die damaligen Fehden auf Island verflochten. Im Jahre 1230 floh er vor seinem Bruder Sighvat und dessen Sohn nach Norwegen, wo er am Hofe des Herzogs Skule als Skalde lebte und von diesem zum Jarl ernannt wurde. Nach dem Falle seiner Gegner kehrte er 1239 nach Island zurück, ward aber von seinen eigenen Schwiegersöhnen, Kolbein und Chissur, als Geächteter am 22. Sept. 1241 zu Reikholt ermordet. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Heimskringla", d. i. Weltkreis, worin er die Geschichte von Männern und Geschlechtern, die in Liedern und Stammtafeln, mündlichen und schriftlichen Erzählungen vorlagen, zur nordischen Geschichte umschuf (bis 1177), herausgegeben am besten von Schöning, Thorlacius und Werlauf (Kopenhagen 1777—78, 6 Bde.) u. von Wachter (Leipz. 1835—37, 2 Bde.) und Mohnike (Bd. 1, Stralf. 1835) theilweise übersetzt. Fast unbezweifelt stammt auch der erste Theil der „Snorra-Edda", „Gylfa-Ginning", von S. her, sowie dies auch mit Recht von dem Theile der „Skalda", welcher Kaningar und Skalldskaparmal genannt wird, und dem „Háttalykill", d. h. Schlüssel der Weisen, nebst mehren Lobgedichten auf den Herzog Skule und König Hakon behauptet werden kann, welche Rask mit einem Theile der Skalda unter dem Titel „Snorra-Edda asamt skuldu" (Stockh. 1818) herausgab. Außerdem hat man von ihm

„Drapur“, d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf dessen Gemahlin und den König Erich XI. von Schweden, nebst verschiedenen kleinen Gedichten. Auch ist er Verfasser vieler „Fraedibaekur“, d. h. Wissenschaftsbücher. Auf seinem Gute Oddi stiftete er die erste Schule in Island.

Snyders (Sneyders, Snyers), Franz, berühmter Thiermaler, geboren 1579 zu Antwerpen, Schüler H. van Baalens, griff in Rubens' Schule die Darstellung von Jagden mit glänzendstem Erfolg auf. Eins seiner Hauptwerke ist die Schweinsjagd in der Gallerie zu Dresden. Auch in München, zu Wien, in England rc. sind Hauptwerke S.', sowohl Thierstücke, als Stillleben. Jordaens, A. Janssens, Nieuland, Mirevelt, Rubens und andere Meister malten ihm öfters Figuren in seine Bilder, sowie S. seinerseits auch wieder die Gemälde dieser Meister ausstaffirte. Seine Werke bekunden größtentheils eine unglaubliche Vollkommenheit des Mechanischen, vom lebendigen und todten Thiere bis zur Frucht und zum Jagd- und Küchengeräthe. Mehre seiner Werke sind durch Stich und Lithographie vervielfältigt worden. S. † 1657 zu Antwerpen.

Soane (Sôna), ansehnlicher Fluß im mittleren Indien, entspringt am Amarakantakagebirg, bildet in seinem Unterlauf die Grenze zwischen den Präsidentschaften Bengalen und Agra und mündet nach 110 Meilen langem Lauf bei Mania in den Ganges.

Soane, Sir John, berühmter englischer Baumeister, geboren 1756 zu Reading in Berkshire, war Schüler Georg Dance's und der königlichen Akademie und ging zu seiner weiteren Ausbildung 1717 mit königlicher Unterstützung nach Italien, wo er Mitglied der Akademie zu Florenz und Parma ward. Nach seiner Rückkehr leitete er mehre große Bauten, unter anderen den Anbau des Westminsterpalastes, ward 1803 Mitglied der Akademie und 1809 Professor der Baukunst an derselben. Im Jahre 1833 bildete er aus seinen werthvollen Kunstschätzen ein öffentliches Museum, zu dessen Erhaltung und Vermehrung er 30,000 Pfund Sterling aussetzte. Er † 1837. Seine „Memoirs“ (1834) enthalten viel Interessantes.

Soar, rechter Nebenfluß des Trent in England, wird bei Leicester schiffbar.

Sobernheim, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, an der Nahe, mit evangelischer und katholischer Kirche, Papierfabrikation, Leinweberei, Tabaks- und Weinbau und 2714 Einw.

Sobieski, s. Johann 5).

Sobieski's Schild, Sternbild zwischen dem Antinous und dem Ophiuchus, nördlich über dem Schützen in der getheilten Milchstraße, von Hevel dem König Johann III. Sobieski von Polen zu Ehren aufgestellt. Es besteht aus kleinen Sternen und ist besonders kenntlich durch einen Stern vierter und zwei Sterne fünfter Größe, die in einem Dreieck bei einander am Kreuze des Schildes stehen.

Soccus (lat.), ursprünglich griechische Fußbekleidung, leicht u. niedrig u. in sofern dem Kothurn entgegengesetzt, der die charakteristische Fußtracht der Tragödie ist, wie der S. die der Komödie.

Sochaczew (Sochatschew), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, Kreis Lowicz, an der Bzura, hat eine Schloßruine, 2 Kirchen, eine Synagoge, mehre Fabriken, Kramhandel, besuchte Jahrmärkte und 3725 Einw., worunter viel Juden.

Sociale Republik, s. Rothe Republik.

Socialismus (v. Lat.), s. Kommunismus und Socialismus.

Socialisten (v. Lat.), die Anhänger des Socialismus; dann Gesellschaft religiöser Rationalisten, die durch Rob. Owen (s. d.) hervorgerufenen Vereine für Realisation philanthropistischer und materialistischer Theorien.

Societätsinseln (Gesellschaftsinseln), australische Inselgruppe, zwischen 16 und 18° südl. Br. und 225 und 230° östl. L., besteht außer mehren Eilanden aus 11 Inseln, die in der Richtung von Nordwesten nach Südosten liegen und durch eine breite Meeresstraße in 2 Abtheilungen geschieden werden, die 6 eigentlichen S., auch Leeward-Islands genannt, und die 5 georgischen oder Tahitiinseln, auch als Windward-Islands bezeichnet. Zu den ersteren gehört die größte Insel, Otaheiti oder Tahiti (s. d.), dann Maitea, östlich, und Moorra, westlich von Tahiti gelegen; von den anderen sind besonders Huaheine, Raiatea, Tahaa, Borabora, Tubai und Maupiti (Maurua) hervorzuheben. Sie haben zusammen ein Areal von etwa 40 □Meilen und sind von Korallenriffen umgeben, hinter denen schöne, aber schwer zugängliche Häfen liegen. Alle Inseln sind gebirgig; der höchste Berg ist der 7000 bis 8000 Fuß hohe Orohena auf Tahiti; die höchsten Spitzen der übrigen Inseln übersteigen kaum die Höhe von 3000 F. Die ganze Gruppe ist entschieden vulkanischen Ursprungs, wie die erloschenen Krater beweisen. Thätige Vulkane sind nicht mehr vorhanden. Die Gebirge sind dicht bewaldet und von schmalen, durch Bäche reichlich bewässerten Küstenebenen umgeben, die allein angebaut und bewohnt und mit Fruchtbäumen bedeckt sind. Das Klima ist mild und sehr gleichmäßig, der Boden sehr ergiebig, die Vegetation mannichfaltig. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind größtentheils die der übrigen Südseeinseln, namentlich Brodfruchtbäume, Jams-, Arum- und andere Wurzeln, süße Kartoffeln, Pisange, Kokosnüsse, Feigen, Zuckerrohr, Mirobalanen- u. Papiermaulbeerbäume, sowie, von den Europäern hierher verpflanzt, Orangen, Citronen, Ananas, Kürbisse, Baumwolle, Kaffee, Tabak rc. Von Säugethieren sind nur einheimisch australische Hunde, Schweine und Ratten, von Europa eingeführt die gewöhnlichen Hausthiere. Von Geflügel gibt es Tauben, Hühner, wilde Enten, Eisvögel, Papageien und Reiher. Im Meer gibt es Wall- und Haifische, Krabben und Austern. Das Mineralreich liefert Eisen, Thonerde, Basalt, Schwefel und Salz. Die Bewohner, deren Zahl früher weit bedeutender war, gegenwärtig aber nur auf 16,000, höchstens 20,000 geschätzt wird, sind ein wohlgebauter Menschenschlag, im Aeußeren, wie in Sitten u. Lebensweise den malayischen

Bewohnern der Freundschafts- und Schifferinseln gleich. Sie standen zur Zeit der Entdeckung der Inseln unter kleinen erblichen Königen, deren Macht jedoch durch eine Adelsaristokratie sehr beschränkt war. Sie haben bequeme Wohnhäuser und verstehen Boote und Schooner zu bauen, wozu sie besondere Werften haben. Bei der ersten Berührung mit den Europäern zeigten sie sich mild und freundlich, auch bald zugänglich für europäische Kultur. Die Inseln wurden von Quiros 1606 entdeckt, 1722 von Roggeween, 1767 von Wallis und 1768 von Bougainville besucht, aber erst von Cook 1769—78 gründlich erforscht und zu Ehren der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London benannt. Schon 1797 wurden von der londoner Missionsgesellschaft evangelische Missionäre hierher gesandt, deren bedeutende Erfolge auch katholische Missionsversuche veranlaßten. Die dadurch entstehenden Reibungen führten schließlich zur Abhängigkeit Tahiti's von Frankreich. Die Bewohner der eigentlichen S., auf 8—9 □Meilen etwa 8000, sind seit 1817 sämmtlich für das evangelische Christenthum gewonnen worden. Die eigentlichen S. bilden jetzt 3 verschiedene Staaten: 1) Huaheine und Maiao oder Charles-Soundersinseln; 2) Raiatea und Tahaa; 3) Borabora nebst Maupihaa (Howe) und Manuae. Seit 1847 sind sie von dem der Königin Pomare aufgedrungenen französischen Schutzverhältniß befreit, und ihre Unabhängigkeit ist von Frankreich und England anerkannt.

Societas Jesu (lat.), der Jesuitenorden.

Societas leonina (lat.), s. Leoninischer Vertrag.

Socinianer, die Anhänger der religiösen Lehrmeinungen des Lälius und Faustus Socinus, welche den sich um sie sammelnden Unitariern (s. d.) oder Antitrinitariern zuerst einen festen Lehrbegriff und ein geordnetes Kirchenwesen gaben. Der erstgenannte, Lälius, ein Sprößling des alten italienischen Geschlechts der Sozzini, war 1525 zu Siena geboren. Er widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, dann aber biblischen und dogmatischen Forschungen, die ihn zu Zweifeln an der unbedingten Wahrheit der Kirchenlehre, namentlich in Bezug auf die Trinitätslehre, führten. Seit 1544 Frankreich, England, Holland, die Schweiz und Deutschland bereisend, trat er mit den Reformatoren, so zu Zürich mit Bullinger, in Verkehr und hielt sich auch drei Jahre in Wittenberg auf, wo er besonders dem Studium der orientalischen Sprachen oblag und durch seine Talente sowie seinen Fleiß Melanchthons Beifall gewann. Obwohl er später rückhaltender in der Aeußerung seiner Ansichten wurde, belegte doch die Inquisition sein Vermögen in Italien mit Beschlag, und umsonst unternahm er zu dessen Wiedererlangung bis 1559 verschiedene Reisen nach Wien, Polen u. Italien. Er † 1562 zu Zürich. Wenn auch von ihm die Stiftung der nach ihm genannten Partei ausgegangen war, so erhielt dieselbe eine festere Begründung doch erst durch seinen Neffen, den Faustus Socinus. Derselbe war 1539 zu Siena geboren und hatte sich schon in früher Jugend eng an seinen Oheim Lälius angeschlossen, und wie dieser den Verdacht ketzerischer Lehrmeinungen auf sich geladen, weshalb er 1539 Siena verlassen mußte. Er lebte erst zu Lyon, seit 1562 zu Zürich, wo er sich durch Studium des literarischen Nachlasses seines Oheims ganz in der von demselben eingeschlagenen Richtung befestigte. Er kehrte nach Italien zurück und hielt sich zwölf Jahre lang am florentinischen Hofe auf, um die Verbreitung seiner Lehrmeinungen mittelst kleiner anonymen Schriften bemüht. Als er vor den Verfolgungen der Inquisition im Auslande Schutz suchen mußte, begab er sich 1574 nach Basel, wo er sein System ausarbeitete. Im Jahre 1578 ward er nach Siebenbürgen berufen, um in dem zwischen Franciscus Davidis und Georg Brandrata ausgebrochenen Streit über die Anbetung Christi als Schiedsrichter zu fungiren, konnte aber wegen allzu liberaler Ansichten nichts ausrichten und wandte sich nun im folgenden Jahre nach Krakau, wo er auf um so zahlreichere Anhänger rechnen zu dürfen glaubte, je mehr dort die unitarischen Lehren sich schon Bahn gebrochen hatten. Aber die hier schon bestehenden Gemeinden der Unitarier wollten ihn nicht als den Ihrigen erkennen, da er in manchen Lehren mit ihnen nicht übereinstimmte, wie er z. B. die Taufe zu den indifferenten Gebräuchen gezählt wissen wollte und die Wiedertaufe verwarf. Erst 1588 durfte er hierher zurückkehren und fand nun einige Anhänger. Seit 1598 lebte er zu Luclawice bei Krakau bei einem polnischen Edelmann; er † hier den 3. März 1604. Er hinterließ eine große Anzahl von Schriften, besonders dogmatischen Inhalts. Seine „Opera" bilden den 1. u. 2. Band der „Bibliotheca fratrum Polonorum". Vergl. Illgen, Vita Laelii Socini, Leipzig 1814, und Symbolae ad vitam et doctrinam Laelii Socini, Leyden 1826. Des Faustus Socinus Leben beschrieben Toulmin (London 1777) und Przypkovius.

Der Hauptsitz der S. war anfangs Rakau, von wo sich ihre Lehren auch weiter ausbreiteten. In Luclav gründeten die S. auch eine Schule, die in der Folge durch die Lehrer Petrus Stator, Georg Schomann, Stanislaus Lubienitzki, Johann Stoinius und Jonas Schlichting in großen Ruf kam. Auch in Volhynien und Kiew gründeten sie Niederlassungen. In Polen, wo sie sich nach ihren Hauptsitzen in Pinczovianer und Rakower schieden, wurden sie seit 1638 von den Katholiken als Arianer vielfach verfolgt und von der Religionsfreiheit, welche die Dissidenten, ja selbst die Juden genossen, ausgeschlossen. Als sich um 1657 in dem Kriege zwischen Schweden und Polen einige S., worunter Schlichting und Lubienitzki, wegen erlittener Unbilden unter schwedischen Schutz gestellt hatten, rechnete man das der ganzen Partei als Landesverrath an und schloß sie von der Amnestie aus, die man den Reformirten bewilligte. In zwei Jahren sollten sie ihr Vaterland verlassen oder in den Schooß der Kirche zurückkehren. Viele wurden ihrem Glauben untreu, viele blieben aber auch fest und erduldeten grausame Verfolgungen. Die Heimatlosen begaben sich zum Theil nach Ungarn und Siebenbürgen, und es entstanden damals besonders in Weißenburg und Klausenburg ziemlich

zahlreiche Gemeinden. Erst durch das Toleranzedikt des Kaisers Joseph II. erhielten sie in den österreichischen Staaten gleiche Rechte mit den Bekennern der andern recipirten christlichen Konfessionen. Auch in Schlesien und Brandenburg ließen sich viele S. nieder und wurden da geduldet, sowie auch in der Pfalz und in Frankreich einige eine Zufluchtsstätte fanden. In Holland fanden sie erst später Aufnahme und Duldung. In England durften sie sich zwar aufhalten, aber ihren Gottesdienst nicht ausüben. Von hier sind sie frühzeitig auch nach Nordamerika hinübergegangen.

Eigentliche symbolische Schriften haben die S. nicht. Ihre Lehren sind enthalten in dem von Faustus Socinus und Hieronymus Moskorzowski entworfenen rakauer Katechismus (Catechesis ecclesiarum Polonicarum, polnisch 1605, lateinisch 1609, deutsch von Oeder, 1739) und in der von Jonas Schlichting verfaßten „Confessio fidei christianae, edita nomine ecclesiarum, quae in Polonia unum Deum et Filium ejus unigenitum Jesum Christum et spiritum sanctum profidentur“ (1642, ins Polnische übersetzt 1646) und im Wesentlichen folgende: Die heilige Schrift ist die einzige Erkenntnißquelle der Heilslehre, aber die Offenbarung ist für die Vernunft bestimmt, wird von ihr angeeignet und verarbeitet. Die kirchliche Lehre von der Trinität ist gegen Vernunft und Schrift. Der Erlöser gilt ihnen durchaus als menschliches Wesen, das aber im irdischen Leben dreifach ausgezeichnet worden sei, einmal schon durch seine ewige Bestimmung zum Mittler zwischen Gott und den Menschen, dann durch seine Heiligung in der Geburt (in Folge der übernatürlichen Erzeugung durch den heiligen Geist) und endlich durch die von ihm verrichteten Wunder und seine Auferstehung und Himmelfahrt. Die Hauptbestimmung Christi liegt ihnen in seinem Mittleramte. Als Mittler hat er zuerst eine rein geistige Lehre unter den Menschen verkündigt und ihnen zuerst den wahren Begriff von Gott und Ewigkeit beigebracht. Durch seinen Tod aber hat er die Wahrheit seiner Lehre bestätigt als Blutzeuge und damit zugleich ein Symbol der göttlichen Liebe im Gegensatz zum jüdischen Opferbegriff aufgestellt. Der kirchliche Begriff vom Versöhnungstode Christi wird von ihnen mit der Lehre von der Erbsünde entschieden verworfen. Ueber das Wesen des heiligen Geistes hegen sie verschiedene Meinungen und sind nur in der Bestreitung der Persönlichkeit desselben einig. Taufe und Abendmahl erklären sie für nützliche, aber nicht absolut nothwendige Ceremonien ohne übernatürliche Kraft und Wirkung. Ihre kirchliche Verwaltung unterscheidet sich nur in wenigen und nicht wesentlichen Stücken von der der protestantischen Kirchen. In Siebenbürgen sind die Kirchengemeinden in Ephorate eingetheilt; jedem steht ein Archidiakon vor, diesen das Oberkonsistorium, an dessen Spitze der Superintendent steht, der in der Regel zu Klausenburg seinen Sitz hat. Er besetzt erledigte geistliche Stellen, übt die Disciplin unter den Geistlichen und hält jährlich eine allgemeine, aus Geistlichen und Weltlichen höheren Rangs bestehende Synode ab. Vergl. Bauermeister, De systema Socinianorum dogmatum, Soest 1830; Fock, Der Socinianismus nach seiner Stellung in der Gesammtentwickelung des christlichen Geistes, Kiel 1847 f.

Socinische Kautel, s. Kautelen.

Socinus, Lälius und Faustus, s. Socinianer.

Sockel, Untersatz, Fußgestell eines Brustbildes; auch Säulenfuß.

Socorro (Nuestra Senhora del S.), Hauptstadt eines Distrikts im Staat Boyaca der südamerikanischen Föderativrepublik Columbia (Neugranada), rechts am Suarez, in heißer, ungesunder Lage, hat Baumwollmanufakturen, Strohhutfabrikation und 6000 Einw. In der Umgegend Zucker- und Baumwollplantagen.

Socotra (Socotora, Succotara, Soktra), Insel im persischen oder arabischen Meer, dem Kap Guardafui an der Ostspitze Afrika's gegenüber, $15\frac{1}{2}$ Meilen lang, 48 QM. groß, mit Ausnahme eines schmalen Küstenstrichs von hohen, bis über 4000 Fuß aufsteigenden Gebirgen erfüllt, spärlich bewässert, im Allgemeinen öde und vegetationslos, nur in einzelnen Thälern unweit der Küste fruchtbar, in welchen vorzugsweise Aloë und Dattelpalmen gedeihen. Hauptprodukte sind die nach der Insel benannte Aloë (Aloë succotrina), Drachenblut und andere Harze und Gummata, sowie Ambra, vom Meer ausgeworfen. Von Hausthieren finden sich besonders Kameele, Schafe und Ziegen, von Wild namentlich Zibethkatzen und zahlreiches Geflügel; lästig sind eine Menge giftiger Insekten. Die Bevölkerung ist sehr dünn, großentheils arabischer Abkunft mit Negern u. europäischen Abkömmlingen vermischt, gutmüthig, aber höchst unwissend. Ihre Hauptbeschäftigung bilden Handel, Viehzucht und etwas Ackerbau. Der Hauptort ist Tamara oder Tamarida mit einem aus Korallenblöcken erbauten Hafen auf der Nordküste; sonst ist die Insel ohne Hafenplatz. Früher gehörte S. dem Imam von Maskat, jetzt ist sie im Besitz eines von diesem abhängigen Häuptlings, des Sultans (oder Saib) von Kissine in Hadramaut in Südarabien. Die Insel war schon im Alterthum unter dem Namen Dioscoridesinsel bekannt und diente als Handelsstation, wurde im 13. Jahrhundert von Marco Polo besucht, im 16. Jahrhundert von den Portugiesen besetzt, aber bald wieder von ihnen verlassen und kehrte dann in den Besitz der arabischen Häuptlinge zurück. Erst in neuerer Zeit fand sie wieder eine vorübergehende Beachtung, als sie 1835 von den Engländern erworben wurde, um als Kohlenniederlage für die nach Ostindien fahrenden Dampfschiffe zu dienen; doch auch diese verließen sie bald wieder, nachdem sie 1839 die für diesen Zweck günstiger gelegene Stadt Aden an der Südwestspitze von Arabien erworben hatten.

Socrates, 1) der berühmteste unter den griechischen Weisen, Sohn des Bildhauers Sophroniscus und der Hebamme Phänarete, wurde etwa um 469 v. Chr. zu Athen geboren. Er soll die Kunst seines Vaters erlernt und auch eine Zeitlang ausgeübt haben. Zu seiner Lebensaufgabe machte er einen in Gestalt von Unterhaltungen und im Gegensatze zu den Sophisten unentgeltlich ertheilten Unterricht in einer Art von Moralphilosophie. Um unabhängig zu bleiben, beschränkte er seine

materiellen Bedürfnisse auf das Aeußerste. Einigen Nachrichten zufolge soll er nur wenige Obolen täglich gebraucht und eine ganz unerhebliche Summe als eigenes Vermögen besessen haben. Dennoch lassen sich die Quellen seiner Existenz nicht gehörig nachweisen, und es liegt die Vermuthung nahe, daß er, wenn auch nur in sehr geringem Maß, die Anerbietungen seiner Anhänger und vielleicht auch den Erwerb seiner mit Unrecht als ein Ausbund von Bösartigkeit und Zanksucht berüchtigten Frau, Xanthippe, benutzt habe. Inmitten der Grundsatzlosigkeit der Sophisten und der allgemeinen Korruption des griechischen Privat- und Staatslebens zeichnete sich S. durch ein in jeder Richtung treffliches Verhalten und durch die Vertheidigung der ewigen Principien des Rechts u. der guten Sitte aus. Durch sein charakterfestes Wesen und seinen klaren gesunden Verstand zog er die verschiedenartigsten Naturen an sich und verkehrte mit vielen jungen Männern, die im Gemeinwesen eine große Rolle spielten. Auch glänzende und frivole Persönlichkeiten, wie z. B. den Alcibiades, und sogar einen Critias wußte er zu fesseln und ihnen Achtung einzuflößen. Seine Tüchtigkeit bekundete sich nicht bloß in der Gedankenhervorbringung, sondern auch in seinem mannhaften und den Interessen seines Vaterlandes ergebenen Wesen. Er betheiligte sich an drei Feldzügen, nach Potidäa, Delium und Amphipolis, und zwar nicht ohne Bewährung außergewöhnlicher Tapferkeit. Gerade aber sein Streben nach unabhängiger Tüchtigkeit im Treiben einer korrumpirten Umgebung und seine Bemühungen, die Jugend von den verderblichen Lehren der sittlichen Zersetzung abzuziehen und einer edleren Geistesverfassung zuzuführen, trugen ihm den Märtyrertod ein. Die Ränke der Sophisten und ihrer politischen Werkzeuge riefen eine Anklage hervor, durch welche er bezüchtigt wurde, die Jugend zu verderben und andere Götter als die vom Staat anerkannten zu lehren. Als seine Ankläger werden genannt ein junger Dichter Melitus, ein Lederhändler und Demagog Anytus und ein Rhetor Lycon. S. vertheidigte sich in einer muthvollen und seiner würdigen Weise, ohne jedoch eine gewisse Reizung seiner Richter zu vermeiden. Nachdem er mit ganz geringer Majorität verurtheilt war und nun selbst der Gewohnheit gemäß einen Strafantrag zu machen hatte, lehnte er Letzteres zunächst ab, indem er ironisch an Stelle der vorzuschlagenden Strafe eine Belohnung seiner Verdienste durch ein Ehrengastmahl im Prytaneum forderte. Hierdurch noch mehr gereizt, verurtheilten ihn seine Richter mit größerer Majorität zum Tode. Der religiöse Gebrauch, dem zu Folge Niemand bis zur Rückkehr eines gerade um diese Zeit nach Delos entsendeten heiligen Schiffs hingerichtet werden durfte, gestattete ihm, noch 30 Tage zu leben. Während dieser Zeit unterhielt er sich im Gefängniß mit einigen seiner Anhänger über philosophische Gegenstände und namentlich über den Tod. Das Anerbieten Critons, ihm zur Flucht zu verhelfen, lehnte er ab. Mit der größten Gemüthsruhe nahm er nach Ablauf der Frist den Schierlingstrank und † so in einem Alter von etwa 70 Jahren 399 v. Chr. Noch bis in die neueste Zeit ist das Verhältniß des S. zu den Sophisten in der verschiedensten und bisweilen abenteuerlichsten Weise bestimmt worden. Die Zeitgenossen des S. verwechselten ihn zum Theil mit den Sophisten. So wurde er z. B. von dem Komiker Aristophanes in den „Wolken“ geradezu als Sophist karikirt und verspottet. Ebenso ist das später von den Athenern bereute Todesurtheil gegen ihn in neuester Zeit bisweilen so ausgelegt worden, als wäre es berechtigt gewesen. Besonders ausgezeichnet hat sich Hegel durch die Kennzeichnung des sokratischen Märtyrertodes als der Folge eines unvermeidlichen tragischen Konflikts zwischen der überlieferten und geltenden Rechtsordnung und der subjektivistischen Richtung des Philosophen. Diese ungenirte Rechtfertigung eines Aktes, der ganz einfach das Ergebniß sophistischer und demagogischer Ränke war und die sittliche Korruption bekundete, ist selbst als ein Erzeugniß moderner sophistischer Zersetzung zu betrachten. Die große Bedeutung des S. ist in der Anregung zu suchen, die er durch sein Leben und noch mehr durch seinen Tod gab. Die ganze platonische und die aristotelische Philosophie würden nicht das geworden sein, was sie sind, wenn der Gedanke an die Persönlichkeit des S. nicht der sophistischen Zersetzung des damaligen Denkens in einigen edleren Geistern die Wage gehalten und gleichsam als moralischer Rückhalt und Trost gedient hätte. Ein unmittelbarer und wohl der geistreichste und edelste Schüler des S. war Plato, der in mannichfaltigen Dialogen Charakter und Gedankenkreis seines Meisters, wenn auch in einer freien, mit dichtender Umbildung versetzten Form, so doch mit jener Wahrheit, die auch der Dichtung inne wohnt, dargestellt hat. Eine etwas nüchterne, aber gerade darum werthvolle Auffassung des S. haben wir an den „Memorabilien“ Xenophons, der ebenfalls zu dem Kreise der Vertrauten gehörte. Die Lehre des S. ist, da er selbst nichts geschrieben hat, sehr schwer festzustellen. Indessen läßt sich als über allen Zweifel erhaben behaupten, daß er das philosophirende Denken auf das moralische Gebiet verpflanzte und auf diese Weise in einer Richtung entschieden vorging, die bis dahin noch wenig versucht war, und in welcher es jedenfalls an einer Methode gefehlt hatte. Die sokratische Methode bestand in einer Art von Kritik der moralischen Begriffe an der Hand der erfahrungsmäßigen Vorstellungen. Eine Stelle des Aristoteles schreibt dem S. die Einführung der Induktion und der Definition zu. Unbestritten ist die Thatsache, daß S. eine eigenthümliche Form der Unterredung und Dialektik handhabte, die man noch jetzt häufig als die sokratische Unterrichtsmethode bezeichnet. Er selbst sagte von derselben, daß sie eine Art Hebammendienst für die Entbindung von Gedanken anstrebe, und daß er in dieser Beziehung das Handwerk seiner Mutter auf geistigem Gebiet nachahme. Diese Methode beruhte auf der Geschicklichkeit und Virtuosität, vom Standpunkt Desjenigen Fragen zu stellen, der belehrt werden sollte, und vom Nichtwissen auszugehen. Die berühmt gewordene sokratische Ironie bestand in nichts weiter als in dem Vorgeben des Mangels an Wissen und in der Bitte um Belehrung. Dagegen war das ebenfalls sehr

berühmte Bekenntniß des Nichtwissens gegenüber dem Anspruch der Sophisten, wo möglich Alles zu wissen, ein ächter und ganz ernstlich gemeinter Bestandtheil der sokratischen Philosophie. Auch soll S. gerade um dieses Umstandes willen vom delphischen Orakel für den weisesten der Sterblichen erklärt worden sein. Dieses Nichtwissen hatte keine andere Bedeutung als die Zurückweisung der hohlen Scheinweisheit, mit welcher die Sophisten in Ermangelung wirklicher und solider Einsichten prunkten. Merkwürdig und sogar in mancher Beziehung räthselhaft ist die Berufung des S. auf sein Dämonium, d. h. auf eine innere Stimme, die ihn in wichtigen Angelegenheiten warnte, aber niemals positiven Rath ertheilte. Höchst wahrscheinlich hat er sich selbst über die Natur dieser instinktiven Regung keine genügende Rechenschaft zu geben vermocht und sie daher nur als etwas Göttliches gekennzeichnet. Dieses Dämonium möchte daher als der Inbegriff derjenigen warnenden und instinktiv wirkenden Mächte der menschlichen Willensentscheidung anzusehen sein, für welche sich kein bestimmter verstandesmäßiger Nachweis ihrer besonderen Natur führen läßt. Die Anregungen von Seiten des sokratischen Gedankenkreises führten zur Bildung von mancherlei philosophischen Sekten. In der megarischen Schule wurde etwas von der Dialektik, in der cynischen Sekte eine einseitige Richtung der Moral und in der cyrenaischen Schule der Hedonismus, d. h. eine Lehre ausgebildet, der zufolge eine gewisse der Lust verwandte Befriedigung das sittliche Ziel sein sollte. Die drei diesen Hauptverzweigungen angehörigen Sokratiker, nämlich Euclides, Antisthenes und Aristippus, sind als beschränktere Pfleger einzelner Antriebe zu betrachten, die sie von dem Geiste des S. empfangen hatten. In universeller Weise bemächtigte sich nur Plato des ganzen Inbegriffs von neuen philosophischen Impulsen, und durch ihn wurde dann wieder Aristoteles stark beeinflußt. So wurde die mehr Weisheit als Philosophie zu nennende Bestrebung des S. eine Art sittliches Ferment der bedeutendsten Leistungen der späteren griechischen Philosophie. Aus der antiken Literatur über S. ist namentlich auf die drei platonischen Dialoge Criton, Phädon und die Apologie hinzuweisen. Unsere neueste Literatur bewegt sich vielfach um ganz unfruchtbare Polemik, wie schon einige Titel der folgenden Schriften zeigen: Wiggers, S. als Mensch, Bürger und Philosoph, Rostock 1807; 2. Aufl., Neustrelitz 1811; Delbrück, Sokrates, Köln 1819; Forchhammer, Die Athener und S., die Gesetzlichen und der Revolutionär, Berl. 1837; Bendixen, Ueber den tieferen Schriftsinn des revolutionären S. und der gesetzlichen Athener, Husum 1838; Lasaulx, Des S. Leben, Lehre und Tod, nach den Zeugnissen der Alten dargestellt, München 1857; Volquardsen, Das Dämonium des S. und seine Interpreten, Kiel 1862. Vergl. Grote in seiner „Geschichte Griechenlands", sowie in seiner Schrift „Plato and the other companions of Socrates", London 1865, 3 Bde.

2) S. Scholasticus, Verfasser einer noch vorhandenen Kirchengeschichte in 7 Büchern, der Fortsetzung des Werks des Eusebius, welche von 306—439 reicht, geboren um 380 zu Konstantinopel, hatte die Rhetoren Ammonius und Helladius zu Lehrern und ward Rechtsanwalt. Zur Abfassung seines Werks (herausgegeben v. A. von Hussey, Oxford 1853, 3 Bde.) benutzte er Urkunden, Briefe, kaiserliche Edikte, bischöfliche Schreiben, Glaubensbekenntnisse u. dgl.

Soda, s. Natronsalze.

Sodakraut, s. v. a. gemeines Salzkraut, *Salsola Kali L.*

Sodales (lat.), die Mitglieder der religiösen Genossenschaften bei den Römern; Brüderschaft, Kollegium von Priestern, wie dergleichen für den Kult alter Gottheiten von Alters her bestanden; im Mittelalter Vereinigung von Klosterbrüdern; daher Sodalitas, engere Verbindung zwischen Freunden und Kameraden; Sodalitium, Freundschaftsbund, Brüderschaft.

Sodaseife, s. Seifensiederei.

Sodawasser, s. Mineralwässer.

Sodbrennen (pyrosis), Symptom des chronischen Magenkatarrhs, besteht in einem brennenden, aber unschmerzhaften Gefühl im Schlunde und Rachen, für welches Gefühl in der Sprache des gemeinen Mannes die verschiedenartigsten und zum Theil sonderbarsten Bezeichnungen im Gange sind. Das S. beruht darauf, daß die sauren und scharfen Flüssigkeiten, welche sich in Folge des chronischen Magenkatarrhs und der dabei Statt findenden abnormen Verdauungsvorgänge im Magen bilden, durch Aufstoßen in den Schlund und Pharynx gelangen und auf die Schleimhaut dieser Theile einen scharfen Reiz ausüben. Manchmal kommen geringe Mengen des Mageninhalts bis in den Mund und rufen hier durch ihren garstigen sauren Geschmack eine plötzlich gesteigerte Speichelsekretion hervor.

Soden, 1) Pfarrdorf im nassauischen Amt Höchst, durch eine Zweigbahn nach Höchst mit der Taunusbahn und Frankfurt verbunden, hat zahlreiche lauwarme und warme Kochsalzquellen (von 9 — 12° R.), die theils zur Salzgewinnung, theils als Heilquellen benutzt werden, besuchte Badeanstalten, ein stattliches Kurhaus, schöne Parkanlagen und Spaziergänge, viele elegante Landhäuser und 1241 Einw. Die Quellen werden sowohl zum Baden als zum Trinken angewandt, namentlich gegen Brustleiden, Unterleibsübel, Drüsenkrankheiten, Skropheln 2c. empfohlen und modificiren ihre Wirkung nach ihrem größeren oder geringeren Gehalt an Kochsalz, Eisen und Kohlensäure. Jetzt ist auch ein mächtiger Strudel erbohrt. S. war früher unmittelbares Reichsdorf. Vgl. Thilenius, S.s Heilquellen, Frankfurt 1850, 3. Aufl. 1858; Ruge, S. und seine Heilquellen, Berl. 1854; Großmann, S., seine Quellen, Molkenanstalt 2c., Mainz 1858. — 2) Stadt in der kurhessischen Provinz Hanau, Kreis Schlüchtern, Justizamt Salmünster, an der Mündung der Salza in die Kinzig, hat Potaschesiederei, Nadelfabrikation, mehre (jetzt nicht mehr benutzte) Salzquellen und 1033 Einw. Dabei auf einer Anhöhe die malerisch gelegenen Ruinen der Burg Stolzenberg. — 3) (Sooden), Marktflecken in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Witzenhausen, an der Werra, der Stadt Allendorf gegenüber und mit dieser durch eine

Brücke verbunden, hat eine große Saline und 1081 Einw.

Soden, Friedrich Julius Heinrich, Graf von, vielseitiger deutscher Schriftsteller, geboren den 4. December 1754 zu Ansbach, wurde fürstlich brandenburgischer geheimer Regierungsrath, später Geheimerath und preußischer Gesandter am fränkischen Kreise zu Nürnberg und 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im Jahre 1796 zog er sich in das Privatleben zurück und lebte seitdem unter wissenschaftlicher und landwirthschaftlicher Beschäftigung auf seinem Gute Sassenfahrt am Main, seit 1810 in Erlangen. Er † am 13. Juli 1831 zu Nürnberg. S. errichtete 1804 das erste stehende Theater in Würzburg. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch mehre dramatische Arbeiten bekannt gemacht, unter denen sich „Iñez de Castro", „Anna Boleyn", „Bianca Capello" und „Die deutsche Hausmutter" am längsten auf der Bühne erhalten haben. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: „Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands" (Hof 1782, 3 Bde.; neue Aufl., Frankfurt 1792), „Die Nationalökonomie" (Leipzig und Aarau 1805—20, 8 Bde.), „Die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern" (Nürnberg 1812), und „Das Schicksal des Buchhändlers Palm" (das. 1814).

Sodom, alte Stadt Palästina's in dem volkreichen, fruchtbaren und reizenden Thale Siddim, ging, nach mosaischem Bericht, mit dem benachbarten Gomorra (s. d.) schon zu Abrahams Zeiten durch göttliches Strafgericht wegen des sündhaften Lebens der Einwohner unter. Vgl. Todtes Meer.

Sodoma, Maler, s. Razzi.

Sodomie (Sodomiterei), s. Unzuchtsverbrechen.

Söderhamn, Stadt im schwedischen Gefleborgslän, unweit des bottnischen Meerbusens, steht durch eine Eisenbahn mit den Seen Marman und Bergviken, durch welche die Ljusnaelf fließt, und durch diese mit dem Inneren des Landes in Verbindung, hat lebhaften Handel und (1865) 3605 Einwohner.

Söderköping, Stadt in der schwedischen Provinz Oestergötland, am Götakanal, der ¾ Meile davon in die Ostseebucht Slätbaken mündet, war im 13. Jahrhundert eine ansehnliche Stadt, ist aber nach und nach zurückgekommen und jetzt ganz unbedeutend, 1865 mit 1691 Einw. und vielbesuchter Kaltwasserkuranstalt.

Södermanland, schwedische Landschaft im Süden des Mälar und Hjelmar, zwischen diesen Landseen und der Ostsee, umfaßt das ganze Nyköpings- oder Södermanlandslän (s. d.) und Södertörn (s. d.).

Södertelge, Landstadt im schwedischen Stockholmslän, Landschaft Södertörn, zwischen dem Mälar und dem kleinen See Maren, durchschnitten von dem Södertelgekanal, welcher, 1819 eröffnet, von dem Mälar in den Maren und von diesem in die Ostsee führt, hat mehre industrielle Etablissements, eine vielbesuchte Kaltwasserkuranstalt, ein Seebad, lebhaften Verkehr und (1865) 2044 Einw.

Södertörn, der östliche Theil der schwedischen Landschaft Södermanland, an der Ostsee gelegen, 34 □Meilen groß, 1865 mit 30,704 Einw., ein schönes und fruchtbares Land, das den südlichen Theil von Stockholmslän bildet. Unter den der Küste vorgelagerten Inseln sind mehre bedeutendere, als: Ornö, Gålö, Muskö, Utö (mit reichen Eisengruben), Thorö u. a. Die einzige Stadt ist Södertelge.

Söldner (Miethstruppen), Truppen, welche fremden Nationen um Sold dienen. Vgl. Sold.

Söller, s. v. a. Altan, Balkon.

Sömmerda, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Weißensee, an der Unstrut, mit 2 Kirchen, Gerichtskommission, Metallwaarenfabrik, königlicher Gewehrfabrik (Zündnadelgewehre), Woll- und Leinweberei und 5602 Einw.

Sömmerring, Samuel Thomas von, ausgezeichneter deutscher Anatom und Physiolog, geboren am 25. Jan. 1755 zu Thorn, studirte zu Göttingen Medicin, ward 1778 Professor der Anatomie in Kassel, 1784 in Mainz, prakticirte seit 1798 in Frankfurt a. M., wurde 1804 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, 1805 königlicher Leibarzt, dann geheimer Rath und in den Adelsstand erhoben. Im Jahre 1820 kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er am 2. März 1830 †. Seine Untersuchungen über Gehirn- und Nervensystem, über die Sinnesorgane, über den Embryo und seine Mißbildungen, über den Bau der Lungen, über die Brüche ꝛc. stellen ihn in die Reihe der ersten deutschen Anatomen. Von seinen zahlreichen Schriften sind außer seinen Bearbeitungen der Sinnesorgane hervorzuheben: „Vom Hirn- und Rückenmark" (Mainz 1788, 2. Aufl. 1792); „Vom Bau des menschlichen Körpers" (Frankfurt 1791—96, 6 Bde.; 2. Aufl. 1800; neue Aufl., Leipz. 1839—44, 9 Bde.); „De corporis humani fabrica" (Frankfurt 1794—1801, 6 Bde.); „De morbis vasorum absorbentium corporis humani" (das. 1795) und „Tabula sceleti feminini" (das. 1798).

Söflingen, Marktflecken im würtembergischen Donaukreis, Oberamtsbezirk Ulm, mit Schloß, Eisenhammer, Drahtzug und 1800 Einw., war früher reichsunmittelbare Frauenabtei mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag, kam 1802 an Bayern und 1810 an Würtemberg. Vgl. Geschichte des Klosters Söflingen, Ulm 1862.

Soest, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, liegt in fruchtbarer, 4½ □Meilen großer Ebene (soester Börde), an der westphälischen Eisenbahn, von der sich hier die soest-dortmunder Bahn abzweigt, Sitz eines Kreisgerichts, Rentamts und Gewerberaths, hat 3 evangelische und 2 katholische Kirchen, worunter der Dom, ein schöner Bau im romanischen Styl, die 1314 begonnene gothische, neuerlich restaurirte Wiesenkirche mit schönen Glasgemälden und die Petrikirche hervorzuheben sind, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein Taubstummen- und Blindeninstitut, eine Spinnschule, Oel- und Leimfabrikation, Leinweberei, Strumpfwirkerei, Gerberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Getreide- und Viehhandel, frequente Märkte und 11,142 Einw. (ohne 642 Mann Militär). Eine Stunde von der Stadt ist

eine im Privatbesitz befindliche Saline mit Sodafabrik in Betrieb. Im Mittelalter war S. eine der angesehensten und reichsten Hansestädte mit reichsstädtischen Rechten und einer Bevölkerung von 60—70,000 Seelen. Ihr Stadtrecht, Schran (jus susatense) genannt, ward schon im 13. Jahrhundert geordnet und diente in vielen anderen Städten, Lübeck, Hamburg ꝛc., als Norm. Die Stadt galt als Hauptstadt des Landes Engern im Herzogthum Sachsen. Nach Auflösung des letzteren 1180 bemächtigte sich der Erzbischof von Köln derselben und nöthigte sie, jedoch unter Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, ihm zu huldigen. Unter dem Erzbischof Dietrich von Mörs entzog sie sich wegen zu harten Drucks der erzbischöflichen Botmäßigkeit wieder und begab sich unter den Schutz Johannes I., Herzogs von Kleve und Grafen von der Mark, was zu einer langwierigen Belagerung der Stadt (soester Fehde) führte, bei welcher die dortigen Frauen sich durch Muth auszeichneten. Der Streit endete damit, daß S. mit der Börde 1419 unter die Landeshoheit des Herzogs Johannes kam. Vgl. Geck, Beschreibung der Stadt S., Soest 1825; Barthold, Geschichte der Stadt S., das. 1851. — 2) Stadt in der niederländischen Provinz Utrecht, Bezirk Amersfoort, am Erm, hat eine reformirte und 2 römisch-katholische Kirchen und 3117 Einw.

Soeste, Fluß im Großherzogthum Oldenburg, entspringt bei Kloppenburg, durchfließt das Saterland und mündet in die Leda.

Sofala (arab., d. i. Niederland), afrikanisches Küstenland, erstreckt sich vom Zambese bis zur Delagoabai und besteht aus einem ganz flachen, sandigen oder sumpfigen, steinlosen Landstrich, am Meere mit der vorliegenden Gruppe der Bazarutainseln und aus einem weiter zurückliegenden gebirgigen Theil, der Fortsetzung der Mittelstufe des Mozambiquelandes. Zahlreiche Flüsse, unter denen der Bazi der bedeutendste ist, münden hier in den Ocean und überschwemmen alljährlich das Land. Der Boden ist längs der Küste sehr fruchtbar und producirt besonders Reis. Die Portugiesen besitzen an der Küste einen kleinen Distrikt S. mit dem gleichnamigen Ort in einer von Salzsümpfen erfüllten ungesunden Gegend an der gleichnamigen Bai (Marquesbai). Einst ein blühender Handelsplatz, besteht er jetzt nur noch aus wenigen Strohhütten und einem verfallenen Fort. Südlich von S. liegt der gleichfalls portugiesische Ort Inhambana am gleichnamigen Fluß, mit trefflichem Hafen u. lebhaftem Handel. Im Inneren auf der ebenen Mittelterrasse liegt das goldreiche Land Manica mit der gleichnamigen Stadt, dann das Land Guitepe an den Flüssen Ruvoe und Manoure, ebenfalls reich an Gold und Edelsteinen, endlich das Gebirgsland Quissanga, mit Eisen- und Kupfererzen, auf welche gebaut wird.

Soffariden, persische Dynastie, gestiftet von Jakob Ben Leith Soffar, der, vom Khalifen mit Sedschestan belehnt, 872 die Dynastie der Thaheriden stürzte und Kerman, Schiras, Kabul, Khorassan, Farsistan und Masenderan eroberte. Seine Nachkommen behaupteten sich in diesen Ländern bis 902, wo sie den Samaniden unterlagen.

Soffitte (ital.), in der Architektur eine in Felder getheilte, oder mit Getäfel verzierte Decke; auf der Bühne die oberhalb der Kulissen quer über die Bühne gehenden Leinwandstreifen, die das Bühnenbild nach oben begrenzen. Je nachdem die S.n bemalt sind, heißen sie Luft-, Wald-, Zimmersoffiten ꝛc.

Sofiismus, s. Sûfismus.

Sofis, persische Dynastie, gegründet von Ismail mit dem Beinamen Sofi, herrschte von 1505 bis 1735 über Persien (s. d., Geschichte).

Softas, in der Türkei Hochschüler, welche sich unter der Leitung der Ulemas bilden und auch mit gewissen niederen geistlichen Funktionen betraut werden.

Sog, die Spur im Wasser hinter dem segelnden Schiff; auch Bassin zur Aufnahme eines Schiffs.

Soglio, Dorf im schweizerischen Kanton Graubünden, Bezirk Maloja, mit 400 Einw. und schönem Wasserfall, Stammsitz des Geschlechtes der Salis.

Sognefjord, der längste von den Fjorden an der Westküste von Norwegen, über 30 Meilen lang, endigt unter dem Namen Lysterfjord, ist kaum irgendwo eine Meile breit und fast überall von hohen steilen Felswänden umgeben. Im Innern und an der Nordseite bildet der S. mehre Arme von gleich wilder Beschaffenheit. Die Landschaft, welche den S. umgibt, ist die gebirgige Vogtei Sogn, getheilt in Ytre und Indre S., etwa 166 □Meilen groß mit ungefähr 40,000 Einwohnern, deren Dialekt der isländischen Sprache ähnlicher ist als irgend ein anderer in Norwegen, nur zu geringem Theil bewohnbar und anbaufähig.

Soham, Stadt in der englischen Grafschaft Cambridge, unweit der Eisenbahn von Cambridge nach Ely, hat starken Obstbau, Handel mit Getreide, Malz und Käse und 4278 Einw. Ein schiffbarer Kanal verbindet S. mit der Ouse.

Sohar, Hafenstadt in der arabischen Landschaft Oman, am Meerbusen von Oman (persisches Meer), hat Schiffbau, Handel und 7—8000 Einw.

Sohl, ungarisches Komitat, wird von den Komitaten Liptau, Gömör, Neograd, Honth, Bars und Thurocz umschlossen und hat einen Flächengehalt von 51,57 □Meilen mit 91,472 Einwohnern, meist Slowaken. Das Land ist ganz von Vorbergen der Karpathen (mit bedeutenden Erzadern) bedeckt und wird vom Granflusse durchströmt, dessen Thal sich durch besondere Fruchtbarkeit auszeichnet. Auch der übrige Boden ist nicht unergiebig. Der lebhaft betriebene Bergbau liefert Schwefel, Silber, Kupfer, Eisen, Vitriol, Quecksilber. Im Uebrigen treiben die Einwohner Rindvieh- und Schafzucht, welcher die zahlreichen Gebirgsweiden sehr zu Statten kommen, auch etwas Weinbau, sowie Fabrikation von Eisen- und Töpferwaaren, Tuch, Glas, Papier ꝛc. Hauptort ist Neusohl.

Sohlengänger, s. v. a. Plantigrada.

Sohn, jede Person männlichen Geschlechts im Verhältniß zu ihren Erzeugern (Vater und Mutter). Eheliche Söhne haben an der Erbschaft des Vaters den wesentlichsten Antheil und sind nach Partikulargesetzen und Herkommen hie und da bevorzugt, besonders die Erstgebornen (s. Erst-

geburt und Majorat). Die unehelichen (natürlichen) Söhne haben nur hie und da Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Vaters.

Sohn, Karl Ferdinand, ausgezeichneter Meister der düsseldorfer Malerschule, geboren den 10. Dec. 1805 zu Berlin, erhielt von Schadow, den er später nach Düsseldorf begleitete, den ersten Unterricht in der Kunst und behandelte anfangs mit Vorliebe antike Stoffe, dann auch Scenen aus neueren Dichtern, wie Tasso, Goethe ꝛc. Seine vorzüglichsten Bilder sind: Rinaldo und Armida, der Raub des Hylas, Diana und Actäon, die Lautenschlägerin, das Urtheil des Paris, Romeo und Julie, die beiden Leonoren, die beiden Geschwister und Darstellungen von sentimental-romantischen Situationen in frischester Sinnlichkeit, die aber immer ästhetisch rein erscheint. Er ist Meister in Behandlung der Karnation. Seine Darstellung des Nackten zeichnet sich durch einen Schmelz, eine Wärme, Licht und Leben der Farbe aus, wie sie sich nur bei den großen Künstlern der Schulen von Venedig und Parma finden. Auch in der Anordnung seiner Bilder, besonders in Bildung und Drapirung von Frauengestalten, geben sich stets feines Gefühl und guter Geschmack kund. S. ist auch ein ausgezeichneter Porträtmaler, der mit frappanter Aehnlichkeit geistreiche Auffassung des Charakters verbindet. Er ist Professor an der Akademie in Düsseldorf.

Sohó, Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Stafford, unmittelbar bei Birmingham, mit großen Metallwaaren- und Dampfmaschinenfabriken und 30,000 Einw.

Sohrau, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, am gleichnamigen Flüßchen, mit Gerichtskommission, katholischer Kirche, Synagoge, Eisengießereien, Eisen-, Blechwaaren- und Tabaksfabrikation, Woll- und Leinweberei, Zeuch- und Garnhandel und 3678 Einw.

Soi disant (franz.), sogenannt.

Soignies, Hauptstadt eines Bezirks in der belgischen Provinz Hennegau, an der Senne und der Eisenbahn von Brüssel nach Mons, hat mehre Kirchen (darunter die alte romanische Vincentiuskirche) und Klöster, ein Rathhaus in spanischem Styl, Gymnasium, Zwirnfabrikation, Brauerei, Kalksteinbrüche und 6769 Einw. Hier am 10. Juli 1794 siegreiches Gefecht der Franzosen gegen die Niederländer.

Soirée (franz.), Abend; Abendgesellschaft, Abendcirkel.

Soiron, Alexander von, durch sein politisches Wirken hervorragender badischer Advokat, geboren 1805 zu Mannheim, studirte zu Heidelberg und Bonn und widmete sich seit 1832 der advokatorischen Praxis erst zu Heidelberg, dann zu Mannheim. Seit 1845 Abgeordneter der zweiten badischen Kammer, hielt er zur liberalen Opposition und nahm 1848 an den Vorbereitungen zur Berufung des Vorparlaments regen Antheil. Er ward auch in den Fünfzigerausschuß gewählt und führte den Vorsitz darin mit Festigkeit und Mäßigung. In der Nationalversammlung fungirte er geraume Zeit als Vicepräsident und nahm als Führer der erbkaiserlichen Partei unter Anderem an den Verfassungsarbeiten bedeutenden Antheil. Auch im erfurter Parlament, sowie in der badischen Kammer war er thätig. Seit 1851 Obergerichtsanwalt in Mannheim, † er den 6. Mai 1855 zu Heidelberg.

Soissons, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Aisne, an der Aisne, über die eine Brücke nach der Vorstadt St.-Vaast führt, und an der Eisenbahn von Paris nach Rheims, in einem fruchtbaren Thale, hat eine schöne alte Kathedrale (mit Bibliothek, worin viele Handschriften), mehre andere Kirchen, ein altes festes Schloß, Ruinen zweier Abteien, in deren einer Ludwig der Fromme, durch seine eigenen Kinder entthront, gefangen gehalten wurde, und einen in die Kapelle Saint Pierre umgewandelten antiken Tempel. S. ist ein bedeutender Waffenplatz, Sitz eines Bischofs, eines Civil- und Handelstribunals u. hat ein bischöfliches Seminar, eine Zeichenschule, Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, öffentliche Bibliothek, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Fabriken in Leinwand, Baumwoll-, Woll- und Strumpfwaaren, Papier ꝛc., Leinwandbleichen, Brauereien, Handel mit Getreide, Hülsenfrüchten (besonders Bohnen), Wollzeuchen, Eisen-, Blech- u. Kupferwaaren, Senf ꝛc. und zählt 10,208 Einw. Im Alterthum hieß die Stadt Noviodunum und war die Hauptstadt der Suessonen im belgischen Gallien; zur Zeit des Augustus nahm sie den Namen Augusta Suessonum an, später Suessonum urbs oder bloß Suessonae, woraus dann der jetzige Name entstand. In S. war ein Palatium der römischen Kaiser und es war die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien besaßen. Aegidius und Syagrius residirten daselbst, und letzterer wurde 486 von Chlodowig dem Großen in der Nähe der Stadt geschlagen. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Chlodowigs 4 Söhne wählte Chlothar I. S. zu seiner Residenz, und als dessen 4 Söhne das väterliche Besitzthum theilten, kam es an Chilperich. Dessen Sohn Chlothar II. vergrößerte das Reich S. durch die Eroberung Austrasiens und Burgunds, und von nun an blieb es ein Theil von Neustrien. Auf der Reichsversammlung von 752 zu S. wurde Pipin zum König erklärt. Unter den Karolingern kam S. zum Antheil Karls des Kahlen, im 10. Jahrhundert an die Grafen von Vermandois. Im Jahre 1482 kam es durch Heirath an das Haus Bourbon, und zwar an den Seitenzweig Bourbon-Condé, 1764 an das Haus Savoyen-Carignan.

Soissons, 1) Charles von Bourbon, Graf von S., Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.) aus dessen zweiter Ehe, mit Françoise von Orléans-Longueville, geboren 1556, stand in den Hugenottenkriegen bald auf Seiten des Hofs, bald auf Seiten des Königs Heinrich von Navarra und † den 1. November 1612.

2) Louis von Bourbon, Graf von S., Sohn des Vorigen, geboren den 11. Mai 1604 zu Paris, folgte seinem Vater als Grand-Maître und Gouverneur der Dauphiné. Schon im 16. Jahre unterstützte er die Königin-Mutter, Maria von Medici, gegen ihren Sohn, Ludwig XIII., während er zugleich, um sich gefürchtet zu machen, mit den Hugenotten unterhandelte. Als diese

mißtrauisch ihn von sich wiesen, kehrte er zur Partei des Königs zurück und begleitete diesen im Feldzuge von 1622 gegen die Protestanten. Durch die Entdeckung der Verschwörung gegen Richelieu, an der er Theil genommen hatte, kompromittirt, floh er nach Italien; Ludwig XIII. rief ihn jedoch zurück und beauftragte ihn mit der Belagerung von Rochelle. Im Jahre 1630 kaufte S. die Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé, begleitete den König nochmals nach Italien und erhielt dann das Gouvernement von Champagne und la Brie. In dem Feldzuge von 1636 befehligte er ein kleines Corps an der Aisne und Oise, wurde jedoch von den Spaniern zum Rückzug nach Noyon gezwungen. Ein neuer, abermals vereitelter Anschlag zur Ermordung Richelieu's nöthigte S. zur Flucht nach Sedan, wo er sich mit dem Herzog von Bouillon, dem Herzog von Guise und den Spaniern zum Kriege gegen den Minister verband. Ein königliches Heer unter dem Marschall Chatillon wurde am 6. Juli 1641 bei Sedan geschlagen, S. aber im Gefechte von unbekannter Hand erschossen. Mit ihm erlosch die Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, und sein Besitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Maria über, die mit dem Prinzen Thomas Franz von Savoyen-Carignan vermählt war.

3) Eugène Maurice von Savoyen, Graf von S., Sohn des Vorigen, geboren 1633 zu Chambéry, widmete sich in der Jugend dem geistlichen Stande, nahm jedoch später Kriegsdienste und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Ministers Mazarin, der ihn zum Generalobersten der Schweizer und zum Gouverneur der Champagne ernannte. Im Jahre 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV zum Generallieutenant befördert, in welcher Eigenschaft er sich in Holland und am Rhein auszeichnete. Er † am 7. Juni 1673 bei der Armee in Westphalen, vielleicht an Gift. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen; der ältere, Ludwig Thomas, setzte die Linie Savoyen-S. fort, die mit dessen Enkel 1734 erlosch. Die erwähnte Olympia Mancini, Gräfin von S., Nichte Mazarins und Gemahlin von Eugen Moritz, kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Nach ihrer Vermählung wurde sie Surintendantin des Hauses der Königin, aber da sie sich in die Mätressenhändel des Königs mischte, vom Hof verwiesen. Durch die Geständnisse der berüchtigten Giftmischerin Voisin kompromittirt, entfloh sie über Brüssel nach Madrid. Der Herzog von Saint-Simon beschuldigte sie, nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die junge Königin von Spanien, die Gemahlin Karls II., deren Vertrauen sie genoß, vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie längere Zeit in Deutschland umher und † zu Brüssel, von Allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, den 9. Okt. 1708.

Soja *Moench* (Sojabohne), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, mit der einzigen Art: S. hispida *Moench*, Dolichos Soja *L.*, einer einjährigen, in Japan einheimischen, jetzt in ganz Südasien häufig kultivirten Pflanze. Sie hat einen bis 3 Fuß hohen, hin- und hergebogenen Stengel, langgestielte, 3zählige Blätter und kleine, in den Blattachseln in kurzen Trauben vereinigte Blüthen. Die zusammengedrückten, rauhhaarigen Hülsen enthalten 3—5 nierenförmige, weißliche oder bräunliche Samen, welche sehr wohlschmeckend sind und sowohl als Gemüse mit Reisgraupen gegessen werden, als auch zur Bereitung einer pikanten Sauce (Soja) dienen, welche als schmackhafte Zuthat zu anderen Speisen jetzt häufig nach Europa gebracht wird.

Sol, der Sonnengott, s. Helios; in der Alchemie das Gold wegen seiner glänzend gelben Farbe.

Solamen miseris socios habuisse malorum (lat.), es ist ein Trost für die Unglücklichen, Gefährten im Unglück gehabt zu haben.

Solanaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist frei, 5- (selten mehr-) theilig oder 5spaltig, glockig oder radförmig, bleibend, selten umschnitten und bis auf die Basis abfallend; die Korolle ist glockig, trichter-, rad- oder präsentirtellerförmig und zählt am Saum ebenso viel Abschnitte oder Lappen wie der Kelch, und zwar sind dieselben in der Knospenlage eingeschlagen klappig, gefaltet oder auch dachziegelig; die Staubfäden stehen in der Röhre der Korolle, sind mit deren Abtheilungen wechselständig und tragen aufrechte oder aufliegende und bewegliche Antheren; der Fruchtknoten ist meist 2fächerig mit innen stehenden großen wulstigen Samenträgern; der Griffel ist einfach, die Narbe ungetheilt, oft kopfig; die Frucht ist entweder eine Beere oder Kapsel. Die Familie begreift saftige Kräuter, Halbsträucher, Sträucher und Bäume mit spiralig stehenden, einfachen, ganzen, gezähnten, gebuchteten, gelappten oder fiederschnittigen Blättern und einzelnstehenden oder in Trugdolden oder Doldentrauben vereinigten trugdoldigen Blüthen, in mehr als 600 Arten, welche über alle Welttheile verbreitet, jedoch am meisten in den Tropenländern (namentlich Amerika's) vertreten sind. Sie zeichnen sich meist durch einen widrigen Geruch aus und enthalten einen mehr oder minder narkotisch-giftigen Stoff, ja manche von ihnen gehören zu den gefährlichsten Giftpflanzen, sind aber zugleich wichtige Heilmittel. Von anderen, bei welchen die giftigen Bestandtheile durch die Kultur sich vermindert haben, oder durch das Kochen und Zubereiten zerstört werden, dienen die Blätter u. Früchte, hauptsächlich aber die Knollen zur Nahrung für Menschen und Hausthiere.

Solandra *Swartz*, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, charakterisirt durch den glockigen, 5spaltigen Kelch, die bauchige Korolle mit wellenförmigem Rande und die 4fächerige Beere, Sträucher in Südamerika und Ostindien, wovon S. grandiflora *Sw.*, in Jamaica, an den größten Bäumen hinankletternd, mit großen, weißen, wohlriechenden, trichterförmigen Blüthen, zu den scharfen Giftgewächsen gehört, aber in Gewächshäusern als Zierpflanze kultivirt wird. Sie gedeiht am üppigsten in Holz- oder leichter Lauberde, die mit Flußsand und einigen alten Rindenstücken gemischt ist.

Solanin, stickstoffhaltige chemische Verbindung, welche in den Beeren des schwarzen Nachtschattens,

in der ganzen Pflanze von Solanum dulcamara, in den Beeren und namentlich in den Keimen der in Kellern gelagerten Kartoffeln, sowie in diesen Kartoffeln selbst vorkommt. Man erhält es, wenn man die zerstampften Kartoffelkeime mit chlorwasserstoffhaltigem Wasser macerirt, den Auszug mit Kalkmilch übersättigt und den Niederschlag nach 24 Stunden wäscht, trocknet und mit Weingeist auskocht. Es krystallisirt aus dem alkoholischen Filtrat in farblosen Säulen, schmeckt schwach bitter, ekelhaft und erzeugt im Schlunde lang andauerndes Kratzen. Es löst sich schwer in kaltem Wasser, Alkohol und Aether, leicht dagegen in heißem Wasser und fetten Oelen, reagirt alkalisch und schmilzt über 100°. Seine Salze schmecken bitter, scharf und sind meist nicht krystallisirbar. Durch starke Schwefelsäure wird es orange, durch Salpetersäure farblos gelöst. Jod fällt die weingeistige Lösung braun, amorphisch verdünnte Schwefelsäure spaltet das S. in Zucker und Solanidin. Letzteres ist eine starke Base, in Wasser kaum, in Alkohol und Aether leicht löslich, wird durch Ammoniak aus seinen Salzen gallertartig gefällt. Die Salze sind im Wasser und in überschüssiger Säure nur wenig löslich. Ueberschüssige Schwefelsäure färbt das Solanidin intensiv roth. Das S. ist giftig und gekeimte Kartoffeln müssen daher mit Vorsicht benutzt werden.

Solano (span.), Ost- oder Morgenwind; namentlich ein in Spanien meist von Juni bis September, aber stets nur kurze Zeit wehender, dem Sirocco ähnlicher, drückend heißer und erschlaffend wirkender Südostwind.

Solanum *L.* (Nachtschatten), Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die radförmige Korolle mit 5theiligem, gefaltetem Saume, die aufrechten, zusammenschließenden oder zusammenhängenden Staubbeutel u. die 2-, selten 4fächerige, vielsamige Beere, unbewehrte oder dornige, oft auch sternhaarig-filzige Kräuter, Halbsträucher, Sträucher und Bäume, in Südamerika hauptsächlich einheimisch, in cirka 500 Arten, mit heilsamen und verdächtigen Kräften. S. Dulcamara *L.*, Bittersüß (Alpranken, Hirschkraut, Mäuseholz), ist ein Halbstrauch in Europa und Nordamerika, in feuchten Gebüschen, an Bächen und Flüssen, unbewehrt, mit eirund-herzförmigen Blättern, violetten, am Grunde der Zipfel mit einem grünen, weißlich eingefaßten Fleckchen gezeichneten Blüthen in Trugdolden und eiförmigen Beeren. Stengel und Blätter haben anfangs einen unangenehm bitteren, bald darauf aber einen süßen Geschmack (daher der Name Bittersüß). Officinell sind die vorjährigen jungen Stengel, Stipites Dulcamarae, welche zu Tisanen bei Flechten, gichtisch-rheumatischen Leiden und veralteten Katarrhen dienen. Die Beeren sind scharf und auch etwas narkotisch-giftig und rufen Durchfälle und Erbrechen hervor. S. esculentum *Dun.*, S. Melongena *L.*, Eierpflanze, im tropischen Asien und Afrika einheimisch, einjährig, mit krautartigem, bis 2 Fuß hohem, stacheligem Stengel, eirunden, ganzrandigen oder etwas buchtigen Blättern und lilafarbigen, großen, vieltheiligen Blüthen, trägt ovale, violette, gelbe oder grauweiße Früchte von der Größe eines Hühnereies, die in den heißen Ländern und auch in Südeuropa als Zuthat an Saucen, Suppen ꝛc. oder geröstet gegessen, auch als Mala insana s. Poma Melongenae zu zertheilenden und schmerzstillenden Umschlägen, besonders auf Hämorrhoidalknoten gebraucht werden. In Deutschland kommt diese Pflanze nur in Töpfen oder auf warmen Rabatten, besser in Mistbeeten fort. Von S. nigrum *L.*, Saukraut, allenthalben auf bebautem Lande, an Wegen, auf Schutt, einjährig, unbewehrt, mit kantigem Stengel, eirunden, ausgeschweift- oder buchtig-gezähnten Blättern, weißen, selten ins Violette spielenden, überhängenden Blüthen in seitlichen, doldenförmigen Trauben und kugeligen, erbsengroßen Beeren, ward das narkotische, Solanin enthaltende Kraut, Herba S. nigri, als erweichendes Mittel äußerlich gegen Geschwüre, Drüsengeschwülste u. chronische Hautkrankheiten, sowie innerlich gegen Unterleibsstockungen angewendet. Die wichtigste hierher gehörige Nahrungspflanze ist S. tuberosum, die Kartoffel (s. d.).

Solarchemie, die von Kirchhof und Bunsen begründete, auf Beobachtung des Sonnenspektrums beruhende Untersuchung der chemischen Beschaffenheit der Sonnenatmosphäre; s. Spektralanalyse.

Solarlicht, s. v. a. elektrisches Licht.

Solaröl, Leuchtmaterial, welches aus dem bei der trockenen Destillation der Braunkohlen entstehenden Theer abgeschieden wird. Es besteht in gut gereinigtem Zustande aus den schwerer flüchtigen Kohlenwasserstoffen und unterscheidet sich vom Photogen durch seinen höheren Siedepunkt, sein höheres specifisches Gewicht und seine viel schwierigere Entzündlichkeit. In letzterer Hinsicht gleicht es dem Baumöl, so daß es kaum feuergefährlicher ist als dieses. Das S. siedet zwischen 240 und 300° und ist um so besser, je leichter es im Vergleich zu einem anderen innerhalb gleicher Siedepunkte ist. Gutes S. muß ein specifisches Gewicht von 0,83—0,86 besitzen. Es muß hellweingelb sein und darf beim Schütteln mit Lauge an letztere keine darin löslichen Stoffe abgeben. Wird es dabei dunkel, so verändert es sich meist auch beim Aufbewahren und riecht dann sehr stark. Es soll den Docht ebenso wenig wie Photogen rasch verkohlen und darf auch beim Brennen keinen Geruch entwickeln. Manches S., welches aus sehr paraffinreichem Theer gewonnen wurde, gerinnt bei niederen Temperaturen wie Rüböl, ist dann wie dieses verwendbar und zeichnet sich durch sparsames Brennen aus.

Sold, Geldbetrag, welcher für geleistete Dienste, namentlich Militärdienste gezahlt wird. Daher Söldner, Schaaren, welche um Lohn in fremde Kriegsdienste traten, wie im Alterthum die Griechen, in der neueren Zeit besonders die Schweizer. Nachdem sie im Mittelalter in Folge der Heerbanns- und Lehnspflichtigkeit abgekommen waren, traten sie gegen Ende des Mittelalters wieder um so bedeutender auf und bildeten bis in das 17. Jahrhundert hinein die Masse der Heere. Sie wurden angeworben und erhielten außer dem S. Handgeld. Früher mußten sie Waffen und Kleidung mitbringen. Geregelte Soldzahlung begann erst mit dem Aufkommen der stehenden Heere.

Soldanella *L.* (Troddelblume, Alpenglöckchen), Pflanzengattung aus der Familie der Lysimachien, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die glockenförmige, zerrissen-vielspaltige Korolle und die einfächerige, vielsamige, an der Spitze vielzähnige Kapsel, ausdauernde Kräuter in Mitteleuropa, wovon S. alpina *L.*, auf den Alpen, mit überhängenden, hellvioletten Blüthen, S. montana *Willd.*, in Böhmen, Bayern ꝛc., auf Bergen, mit ähnlichen, aber doldenständigen Blüthen, und S. pusilla *Baumg.*, in Oesterreich, auf Alpen, mit großen, röthlichweißen oder rosenrothen Blüthen, beliebte Zierpflanzen sind, die sowohl im Freien an einem beschützten, schattigen Standorte, als auch in Töpfen in leichter, sandiger Damm- oder Heideerde gedeihen und durch Wurzeltheilung vermehrt werden.

Soldat, jeder für einen bestimmten Sold dienende Krieger, mit Ausnahme der zum Justiz-, Verpflegungs- und Medicinalwesen gehörenden Militärpersonen, d. h. aller derjenigen, die nicht in Reihe und Glied stehen. Jeder Offizier ist mithin auch S., doch wird diese Benennung meist nur auf die Unteroffiziere und Gemeinen bezogen. Der Name rührt aus der römischen Kaiserzeit her; unter Alexander Severus erhielten die Krieger ihre Löhnung in einer Goldmünze ausgezahlt, welche solidus oder soldus hieß, daher soldarius, ein bezahlter Krieger. Vergl. Militär.

Soldateska (v. Ital.), die Soldaten als Ganzes betrachtet, insbesondere mit dem Nebenbegriff des Uebermüthigen und Eigenmächtigen.

Soldau (poln. Dzialdowo), Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Neidenburg, am Ausflusse der Neide aus dem Mühlenteiche, mit Gerichtskommission, altem Schloß, Kürschnerei, Leinweberei, stahlhaltiger Mineralquelle und 2347 Einw.

Soldin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, am gleichnamigen See, mit Kreisgericht, schöner evangelischer Kirche, Kammgarnmaschinenspinnerei, Tuchmacherei, Gerberei, Töpferei, Ziegelei und Tabaksfabrikation und 6033 Einw.

Soldo (ital.), Rechnungs- und Kupfermünze in dem größeren Theile Italiens, von welcher 20 auf die Lira (s. d.) gehen.

Solenhofen, s. Solnhofen.

Sole, s. Soole.

Solfatara (ital., franz. souffrière, Schwefelgrube, Schwefelkrater), vulkanischer Krater, der Rauch, Wasser- und Schwefeldämpfe und Gase ausstößt, wodurch die Gesteine der Kraterwände Zersetzungen erleiden und zugleich einen mehr oder minder beträchtlichen Ueberzug von Schwefel erhalten. Die bekanntesten Solfataren sind in Italien. Solfatara oder Lago d'Aqua Sulfura (Schwefelsee) heißt insbesondere ein See im Kirchenstaat, östlich an der von Tivoli nach Rom führenden Straße. Er hat etwa 60 Schritte im Durchmesser und eine beträchtliche Tiefe. Der Boden exhalirt Schwefeldünste und scheint ganz unterhöhlt zu sein, an vielen Stellen ist er eingebrochen, und hier sieht man in einer Tiefe von 2—3 Ellen ein bläulichgrünes, trübes Schwefelwasser gegen die Niederung der Gegend laufen. Der See setzt eine marmorartige, sehr fest werdende und zu allerlei Bauwerk dienliche Masse ab. Die Vegetation am Ufer ist sehr üppig. Die Solfatare von Pozzuoli ist einer von den 27 Kratern, welche sich auf der schon bei den Alten als phlegräische Felder bezeichneten Ebene befinden. Sie liegt ¼ Stunde von dem See Agnano und von der Hundsgrotte entfernt und bildet ein ungefähr 1250 Fuß langes und 1000 Fuß breites Becken, das auf allen Seiten, ausgenommen gegen Mittag, mit Hügeln umgeben ist. An einigen Stellen ist der Boden warm, an andern brennend heiß. Hier und da quillt Schwefel hervor, und überall steigt Ammonial u. Schwefeldunst empor. Höchst wahrscheinlich besteht der Boden nur noch in einer von der gährenden Materie ausgefressenen Kruste, so daß, sobald das innere Feuer die äußere Decke nach und nach verzehrt haben wird, ein See zum Vorschein kommen wird. Die aufsteigenden Dünste werden zu Heilzwecken benutzt, zu welchem Behuf Breterhütten errichtet sind. Die Souffrière des 4710 Fuß hohen Morne Garon auf der kleinen Antilleninsel St. Vincent hat ¾ Meile Umfang, 500 Fuß Tiefe und in der Mitte einen Kegel, dessen Gipfel mit Schwefel bedeckt ist. Die Souffrière der Insel Guadeloupe ist 4800 Fuß hoch und stößt beständig Rauch, zuweilen auch Flammen aus. Auch die Insel Dominica hat Souffrièren, welche fort und fort Schwefeldämpfe ausstoßen und deren Umgebungen sehr heiß sind. Aehnliche Erscheinungen zeigt die Souffrière auf der Insel Montserrat. Solfataren zeigen endlich auch die Krater der schlummernden mexikanischen Vulkane Volcano, Jorullo, Rucu-Pichincha ꝛc. Die größte aller bekannten Solfataren ist die von Urumtsi, westlich von der chinesischen Stadt Urumtsi, nördlich an dem Bogdo Ola, dem höchsten Theil des Thianschangebirgs zwischen 2 Vulkanen. Sie hat 7½ Meilen im Umfang und ist mit Asche bedeckt. Wirft man etwas Brennbares hinein, so steigt sogleich eine Flamme auf. Vögel wagen nicht, darüber hin zu fliegen. Westlich von dieser befindet sich noch eine etwa 13½ Stunden in Umfang haltende S., welche mit einer weißen Salzkruste überzogen ist.

Solfeggio (ital.), eigentlich Singen der Tonleiter; dann ein Uebungsstück für Gesang, in welchem die Töne nicht auf einen Text, sondern nur auf Vokale (vorzugsweise auf a) oder auf einzelne zusammenhanglose Silben gesungen werden. Diese Solfeggien sind theils bloße Intonations- und Treffübungen, theils auch Etüden für den Vortrag aller Arten Passagen und Koloraturen des Bravourgesangs.

Solferino, Marktflecken in der italienischen Provinz Brescia, Bezirk Castiglione, auf einer Anhöhe 3 Stunden westlich vom Mincio u. ebenso weit südlich vom Gardasee, mit 1800 Einwohnern, geschichtlich merkwürdig durch den entscheidenden Sieg, welchen hier am 24. Juni 1859 die verbündeten Franzosen und Sardinier über die Oesterreicher erfochten, in Folge dessen letztere über den Mincio zurückgingen und am 11. Juli im Präliminarfrieden von Villafranca der Kaiser Franz Joseph die Lombardei an Napoleon III. abtrat.

Solger, Karl Wilhelm Ferdinand,

deutscher Aesthetiker, geboren den 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark, studirte zu Halle die Rechte, hörte 1801 zu Jena noch Schelling und bereiste dann die Schweiz und Frankreich. Im Jahre 1803 ward er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt, doch legte er schon 1806 seine Stelle nieder, um in seiner Vaterstadt ganz den Wissenschaften zu leben. Die erste Frucht seiner Muße war eine treffliche Uebersetzung des Sophocles (Berlin 1808, 2 Bde.; 3. Aufl. 1837). Im Jahre 1809 folgte er einem Ruf als Professor an die Universität nach Breslau, von wo er dann mit der Universität nach Berlin übersiedelte. Er † hier den 20. Okt. 1819. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“ (Berlin 1815, 2 Bde.) und „Philosophische Gespräche“ (das. 1817). Seine „Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel“ wurden von Tieck und Fr. von Raumer (Leipzig 1826, 2 Bde.), seine „Vorlesungen über die Aesthetik“ von Heyse (Berl. 1829) herausgegeben.

Solicitor (engl.), Anwalt, Sachwalter; S. general, Staatsanwalt.

Solidago *L.* (Goldruthe), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die gestrahlten Blüthenköpfchen, den angedrückt dachziegeligen, vielblätterigen Kelch u. den nackten Fruchtboden, ausdauernde Kräuter mit abwechselnden Blättern und in doldentraubigen Rispen stehenden Blüthenkörbchen, meist in Amerika einheimisch. S. canadensis *L.*, canadische Goldruthe, Klapperschlangenkraut, in Nordamerika, mit bis 8 Fuß hohem, zottigem Stengel, lanzettförmigen, gesägten, dreifach-gerippten, scharfen Blättern und gelben Blüthen in zurückgebogenen, einseitigen Trauben, wird wider den Biß der Klapperschlange gebraucht, in deutschen Gärten häufig als Zierpflanze kultivirt. Die Blüthen liefern eine schöne gelbe Farbe. Von S. Virgaurea *L.*, heidnisches Wundkraut, in Europa, in Wäldern und Hainen, besonders an trockenen Stellen, mit bis 3 Fuß hohem Stengel und gelben, aufrechten Blüthentrauben, wird das adstringirend aromatische Kraut, Herba s. Virgae aureae, bei Krankheiten der Urinwege, Blasen- und Nierensteinen und Wassersucht, sowie als Wundmittel neuerlich empfohlen.

Solidarisch (v. lat. in solidum, Alle für Einen), diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn Mehre Etwas zu fordern haben, Jeder das Ganze fordern kann, u. wenn Mehre verpflichtet sind, Jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. Der Gläubiger hat die Wahl, welchen Schuldner er belangen will; wenn aber einer der Schuldner vollständig zahlt oder erfüllt, sind die andern frei. Eine solidarische Verbindlichkeit setzt eine vorhergegangene Verabredung voraus. Von selbst tritt sie ein, wenn Mehre zusammen ein Verbrechen begehen, wo sie solidarisch dem Beschädigten zahlen; wenn mehre Miteigenthümer eine Servitut versprechen; wenn mehre Bürgen sich für dieselbe Schuld verbindlich machen; bei Theilnehmern eines Gesellschaftsvertrags (Societät) gegenüber Dritten, wenn die Societät auf einen andauernden Zweck gerichtet ist. Was der Eine allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den Uebrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, außer bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen.

Soli Deo gloria (lat.), Gott allein die Ehre.

Solidungula (Einhufer), Ordnung der Säugethiere mit der einzigen gleichnamigen Familie und der einzigen Gattung Pferd, Equus, s. Pferd.

Solidus (s. aureus), römische Goldmünze, welche, von Konstantin 330 n. Chr. an die Stelle des alten Aureus imperialis gesetzt, auf $^{1}/_{6}$ Unze (= ungefähr 3 Thaler) festgestellt ward, weshalb man sie auch S. sextularius nannte, und $1^{1}/_{3}$ Quentchen wog, so daß aus dem römischen Pfund (24 Loth) 72 Solidi geschlagen wurden. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karätig. Der Silbersolidus (s. argenteus) war im Mittelalter Rechnungsmünze; $^{1}/_{12}$ Silbersolidus = 1 Denar = $3^{1}/_{2}$ Sgr. oder = $^{1}/_{40}$ Goldsolidus. Vgl. Kästner, De solidorum valore, Lpz. 1793.

Solikamsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, an der Mündung der Ussolka in die Kama, hat 5 Kirchen, 2 Klöster, mehre Hospitäler, ein großes Getreidemagazin, Fabrikation von goldenen, zinnernen und kupfernen Waaren, Spitzenklöppelei, Seifensiederei, Gerberei, Salinen, Schifffahrt, Handel, besonders mit Salz und Pelzen, besuchte Jahrmärkte und 3000 Einwohner.

Soliloquium (lat.), s. v. a. Monolog.

Soliman, Name von 3 türkischen Sultanen, von denen S. I., Sohn Bajazets I., der von 1405 bis 1410 in der europäischen Türkei regierte, und S. III., der Sohn Ibrahims, der von 1687—91 regierte, ohne besondere Bedeutung sind, wogegen S. II., el Kanani, der Große, Sohn Selims I., geboren 1490, der berühmteste Sultan der Osmanen ist. Bei des Vaters Tode (22. September 1520) Statthalter von Magnesia, eilte er sofort nach Konstantinopel, um am 1. Oktober die Huldigung des Divans zu empfangen. Seine ersten Herrscherthaten bewiesen Gerechtigkeitsliebe; er gab die durch seinen Vater eingezogenen Güter an die Beraubten zurück u. bestrafte mit Strenge Staatsdiener, welche sich Unordnungen hatten zu Schulden kommen lassen. Die Verweigerung des bei einem Thronwechsel üblichen Tributs gab ihm den Vorwand zu einem Feldzug gegen Ungarn, der ihm den Besitz von Sabacz, Semlin und Belgrad verschaffte. Dann rüstete er sich zur Eroberung der Insel Rhodus, das nach einer sechsmonatlichen Vertheidigung am 25. Dec. durch Verrath fiel. Um die meuterischen Janitscharen zu beschäftigen, wählte er dann wieder Ungarn zum Kriegsschauplatz. Mit 100,000 Mann und 300 Kanonen brach S. im April 1526 von Konstantinopel auf, und am 29. August erfocht er den Sieg von Mohacz, worauf am 10. Sept. Pesth und Ofen den Siegern ihre Thore öffneten. Nach Unterdrückung eines Aufstandes in Kleinasien unternahm er zu Gunsten Johann Zapolya's, Bans von Siebenbürgen, den eine Partei zum König gewählt hatte, einen dritten Feldzug nach Ungarn, nahm am 8. Sept. Ofen und drang mit 120,000 Mann am 27. bis Wien vor, mußte aber nach einem Verluste von 40,000 Mann am 14. Oktober die Belagerung der Stadt aufgeben.

Durch einen vierten Feldzug 1532, wiederum zu Gunsten Zapolya's gegen Ferdinand von Oesterreich, erlangte er die Bestätigung von ersterem in seinen Eroberungen. Nun wandte er seine Waffen nach Osten. Bereits im Herbst 1533 sandte er ein Heer unter dem Großwessir Ibrahim nach Asien, wo die Festungen Ardschisch, Achlath und Wan fielen und Persiens Hauptstadt, Tebris, am 13. Juli 1534 ihm seine Thore öffnete. Auch Bagdad ward noch in demselben Jahre besetzt und hierauf von da aus das eroberte Land organisirt. Während dessen hatte S.s Marine unter Barbarossa den Spaniern 1533 Koron genommen, 1534 die Küsten Italiens, sowie die Inseln des mittelländischen Meeres beunruhigt und endlich Tunis unterworfen, welches aber durch Karls V. Expedition bald wieder verloren ging. S. entschädigte sich für diesen Verlust durch Eroberung mehrer Inseln im Archipel. Im Jahre 1541 wurde Ungarn abermals der Schauplatz von S.s Eroberungsplänen. Er unterwarf sich über die Hälfte des Landes, u. Zapolya's Sohn mußte sich mit Siebenbürgen begnügen. Endlich wurde 1547 ein fünfjähriger Waffenstillstand geschlossen, nach welchem S. ein jährlicher Tribut von 50,000 Dukaten bewilligt ward. Auf einem im nächsten Jahre unternommenen neuen Feldzug gegen Persien eroberte er zwar die Hauptstadt, mußte aber dann, da sein Heer durch Krankheiten geschwächt war und Ungarn revoltirte, zurückkehren. Er sandte 1551 ein Heer von 80,000 Mann über die Donau, das zwar Temesvar einnahm, außerdem aber keine namhaften Resultate erkämpfte. Erst 1562 kam mit Ungarn ein Friede zu Stande, der auf den Besitzstand von 1551 zurückging. Während dieser Landkriege hatten die türkischen Flotten im mittelländischen Meere den Kampf gegen den Kaiser und Spanien fortgesetzt, die Küsten Afrika's von Neuem erobert und einen Angriff auf Malta, aber vergeblich, unternommen. Obschon 76 Jahre alt, unternahm S. 1566 einen abermaligen Heereszug gegen Ungarn, fand aber vor Szigeth am 30. Aug. 1566 das Ende seines thatenreichen Lebens. S. beschließt die Periode der Blüthe der osmanischen Herrschaft. Die Moslems verehren in ihm nächst dem Gründer ihrer Religion ihren größten Fürsten. Nicht allein als Krieger ausgezeichnet und glücklich, war er auch ein weiser Gesetzgeber und Staatsmann. Doch hielt er sich nicht frei von Grausamkeit; so ließ er seiner Favoritin, Roxolane, einer gebornen Russin, zu Gefallen, alle ihm von andern Frauen gebornen Kinder umbringen, um ihrem Sohn, Selim II., die Nachfolge zu sichern.

Solingen, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, auf einer Anhöhe unweit der Wupper gelegen, ist Sitz eines Gewerbegerichts u. eines Gewerberaths, hat eine katholische und 2 evangelische Kirchen, eine Synagoge, ein Kloster der barmherzigen Schwestern, eine höhere Bürgerschule, eine Handelsschule, ein Waisenhaus und 10,724 Einw. S. ist der Mittelpunkt der bergischen Eisen- und Stahlwaarenfabrikation u. liefert insbesondere treffliche Säbel- und Degenklingen, alle Arten Messer, Gabeln, chirurgische Instrumente, Scheeren, Bayonnete, Zangen, Sporen 2c., welche in die entferntesten Länder ausgeführt werden. Auch sind daselbst Fabriken für Hornwaaren, Leinenzeuch u. Band, Seiden- und Baumwollwebereien, Zeuchdruckereien in Betrieb. Die Entstehung der Fabriken reicht ins Mittelalter zurück, wo 1147 Graf Adolf IV. von Berg aus dem Orient damascener Waffenschmiede hierher verpflanzt haben soll.

Solinus, Cajus Julius, römischer Schriftsteller, aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr., veranstaltete aus des Plinius „Historia naturalis" eine Sammlung von einzelnen, meist geographischen Notizen, welche unter dem Titel „Polyhistor" auf uns gekommen ist, von Götz (Leipzig 1777) herausgegeben und von Salmasius in den „Exercitationes Plinianae in Solini polyhistoria" (Paris 1629, 2 Bde.; 2. Aufl., Utrecht 1689) erklärt wurde.

Solipsen (v. lat. solus, allein, und ipse, selbst), die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, Name, mit dem die Jesuiten bezeichnet wurden. Vgl. Inchofer (J. K. Scotti), Monarchia Solipsorum, Venedig 1645; französisch von Restant, Paris 1721, 3. Aufl. 1824. Daher Solipsismus, s. v. a. Egoismus.

Solis y Ribadeneira, Antonio de, spanischer Dichter u. Geschichtschreiber, geboren den 28. Okt. 1610 zu Alcala de Henares, studirte zu Salamanca die Rechte, ward Sekretär des Grafen von Oropesa, dann Official der Staatskanzlei und Sekretär König Philipps IV., später Geistlicher und zum ersten Historiographen von Indien ernannt. Er † am 19. April 1686 zu Madrid. Seine „Poesias" erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, seine 9 „Comedias" das. 1681, zuletzt 1716. Unter den letzteren ist „El alcazar del secreto" die beste, und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete „Gitanilla de Madrid" oder „Preciosa" die bekannteste. Uebrigens zeichnen sich seine Stücke nur durch Regelmäßigkeit, Eleganz des Styls und Glätte des Dialogs aus. Am berühmtesten ist seine „Geschichte von Mexiko" (Madrid 1685; neue Aufl. 1825, 4 Bde.; Paris 1826, 3 Bde.).

Solitär (v. Lat.), Einsiedler, ungeselliger Mensch; einzeln gefaßter Brillant; Sternbild am südlichen Himmel zwischen der Jungfrau und Wage.

Solitude (franz.), d. i. Einsamkeit, Einöde, Lustschloß im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Leonberg, mit schönem Garten, ehemals Sitz der hohen Karlsschule.

Soll, s. v. a. Debet, s. Buchhaltung.

Sollicitudo omnium ecclesiarum (lat.), die Bulle vom 7. August 1814, durch welche Papst Pius VII. die Jesuiten wieder herstellte.

Solling (Sollinger Wald), ein den Weserbergen angehöriger Bergzug zwischen Leine und Weser im Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig, der sich vom Harz nach Nordwesten zu in das moor- und sandreiche Flachland senkt, eine Ausdehnung von 9 Meilen hat und sich in den großen und kleinen S. theilt, wovon der letztere das hannöverische Fürstenthum Göttingen durchzieht. Der im ganzen Gebirge vorherrschende Sandsteinboden liefert außer vielen guten Sandsteinen (Höxtersteinen), die namentlich auf der 1587 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen

höchsten Spitze gebrochen und dann weit und breit, besonders auf der Weser, verfahren werden, noch Torf und Eisen.

Sollohub, Wladimir Alexandrowitsch, Graf, russischer Schriftsteller, geboren um 1815 in Petersburg, ward Attaché bei der Gesandtschaft in Wien und widmete sich dann ausschließlich der Literatur, bis er 1850 mit dem Range eines Staatsraths dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens zugewiesen wurde. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer Reihe Erzählungen unter dem Titel „Na Son Grjaduschtschii“ (Petersburg 1841—43, 2 Bde.) auf und gab dann mit Schukowskij, Benediktow und der Gräfin Rostoptschin eine literarische Sammlung „Gestern und Heute“ (das. 1845) heraus. Sein bedeutendstes Werk ist „Tarantas“ (Petersburg 1845; deutsch von Lippert, Leipzig 1847, 2 Bde.), ein ergötzliches Bild des russischen Lebens und Treibens. Später schrieb er für das Theater, unter Anderem das Vaudeville „Zwjetobessie“ (1845), worin er die Melomanie der petersburger Theaterwelt persiflirte. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Novellen und Skizzen in verschiedenen russischen Zeitschriften (zum Theil ins Deutsche übersetzt, Leipzig 1852). Seine dichterischen Produkte zeichnen sich durch reiche Erfindungsgabe und ebenso feine als wahre Charakterzeichnung aus, doch lassen sie den wahrhaft poetischen Geist und höhere künstlerische Tendenz vermissen.

Solmisation, die Benennung der Töne nach den von Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert zuerst in Anwendung gebrachten Silben: ut, re, mi, fa, sol, la, deren man sich ehemals als Textunterlage bei Singübungen allgemein bediente und hier und da, wie in Italien, noch jetzt bedient. Das Singen auf diesen Silben heißt Solmisiren oder Solfeggiren. Diese Benennungen der einzelnen Töne dieses Hexachords sind aus den Einschnitten der ersten Strophe einer an den heiligen Johannes gerichteten Hymne entlehnt: Ut queant laxis Resonare fibris Mira gestorum Famuli tuorum Solve polluti Labii reatum Sancte Johannes. Die halben Töne wurden allemal mi fa genannt, weshalb man später, wenn von halben Tönen überhaupt die Rede war, dieselben durch mi fa bezeichnete. Die S., wobei sehr komplicirte Regeln zu beobachten waren, da bei weiterem Fortschreiten der Tonleiter die Silben verwechselt oder mutirt werden mußten, kam durch das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingeführte Heptachord bei uns außer Gebrauch.

Solms, altes gräfliches, zum Theil fürstliches Geschlecht, dessen Stammschloß seit dem 14. Jahrhundert Braunfels in der Wetterau war und das Marquard, Grafen zu S. im Hessengau, der 1129 erwähnt wird, zum ersten gewissen Stammvater hat. Im Jahre 1409 theilte sich das Geschlecht in die Linien S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere theilte sich wieder in 3 Zweige, wovon nur noch der Zweig Greiffenstein besteht, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben ward. Die zweite Linie theilte sich in 2 Hauptzweige: S.-Lich und Hohen-S., 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben, und S.-Laubach, gräflich. Letzteres theilt sich wieder in 2 Unterlinien: S.-Sonnenwalde und S.-Baruth; die letztgenannte wieder in 2 Aeste: S.-Rödelheim und Assenheim, in beiden Hessen standesherrlich, und S.-Wildenfels, mit den Nebenästen S.-Wildenfels-Laubach und S.-Wildenfels zu Wildenfels. Den ansehnlichsten zusammenhängenden Theil der Besitzungen des Hauses besitzt Ferdinand, Fürst von S.-Braunfels (geboren den 14. Dec. 1797, succedirte seinem Vater Wilhelm 1837), nämlich unter preußischer Landeshoheit die Aemter Braunfels, Greiffenstein, unter großherzoglich hessischer die Aemter Hungen, Wölfersheim und Gambach, unter würtembergischer einen Theil von Limpurg-Gaildorf, zusammen 9½ □Meilen, mit welchen Besitzungen eine Virilstimme beim Landtage der Rheinprovinz verbunden ist. Residenz ist Braunfels. Der Fürst von S.-Lich und Hohen-S., Ludwig, geboren den 24. Januar 1805, besitzt unter preußischer Landeshoheit das Amt Hohen-Solms und unter großherzoglich hessischer die Aemter Lich und Niederweisel, zusammen 4 □Meilen. Er residirt zu Lich und ist erbliches Mitglied der ersten großherzoglich hessischen Kammer, wie er auch auf dem Landtage der Rheinprovinz eine Virilstimme hat. Seine Schrift „Deutschland und die Repräsentativverfassungen“ (Gießen 1838), die von Hallers Restaurationsprincipien ausgeht, fand großen Widerspruch. Im Jahre 1847 ward Fürst Ludwig vom König von Preußen zum Marschall des ersten vereinigten Landtags ernannt. Standesherr in der Linie S.-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf Maximilian, geboren den 14. April 1826, der auf Grund seiner Besitzungen im Großherzogthum erbliches Mitglied der ersten Kammer ist. Gleicherweise ist der Standesherr zu S.-Laubach, Graf Otto, geboren den 1. Oktober 1799, erbliches Mitglied der ersten Kammer im Großherzogthum Hessen. Der Standesherr von S.-Wildenfels zu Wildenfels, Graf Friedrich Magnus, geboren den 26. Jan. 1811, der neben der Herrschaft Wildenfels unter königlich sächsischer Landeshoheit im Großherzogthum Hessen und in Sachsen-Weimar Besitzungen hat, ist erbliches Mitglied der ersten Kammer des Königreichs Sachsen. Die gräfliche Linie S.-Laubach ist für den Verlust der jenseits des Rheins gelegenen Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld 1802 durch die im solmsschen Gebiet gelegenen Abteien Altenburg und Arensberg entschädigt worden und blüht noch in den Zweigen Sonnenwalde-Rösa, Sonnenwalde-Alt-Pouch, S.-Baruth zu Baruth und S.-Baruth zu Klitzschdorf. Die Reichsunmittelbarkeit verloren fürstliche wie gräfliche Linien 1806.

Solnhofen (Sollnhofen, Solenhofen), Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Verwaltungsdistrikt Weißenburg, an der Altmühl, mit 770 Einw. Als solnhofer Schiefer bezeichnet man die obersten schiefrigen Jurakalke, die zwischen S. u. Monheim den Jurakalk und Dolomit bedecken, aber auch bis tief nach Schwaben auf die Höhe der Alp (Krebsscheerenkalk) reichen und in ausgedehnten, zum Theil sehr großartigen Brüchen, besonders um Eichstädt, für die verschiedensten Zwecke, als lithographische Steine, zu Tischplatten, für Kegelbahnen, Fuß-

böden 2c., verarbeitet werden. Sie zeichnen sich durch ihren Reichthum an wohlerhaltenen Versteinerungen, insbesondere von Fischen, Amphibien, Insekten 2c. auch dem ersten bekannten Vogel (Archaeoptryx lithographica), aus.

Solo (ital.), ein Tonstück, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Instrument sich ganz allein, d. h. ohne alle Begleitung, oder vor anderen begleitenden Stimmen hervortretend (als Hauptstimme) hören läßt; dann bezeichnet auch S. (im Gegensatz von Tutti) die Hauptperioden eines Koncerts, mit welchem der Koncertspieler zwischen den Ritornellen sich allein hören läßt.

Solöcismus, im Allgemeinen jeder grobe Sprachfehler, besonders die von der Regel abweichende verkehrte Struktur der Worte, kommt von Soli (Soloe) her, einer Kolonie der Athener in Cilicien, deren Bewohner ein sehr fehlerhaftes Griechisch gesprochen haben sollen.

Solofra, Stadt in der italienischen Provinz Avellino (ehemaligen neapolitanischen Provinz Principato ulter.), am Ursprung des Sarno, hat Fabrikation von Tuch, Pergament, Leder und plattirten Waaren, Viehzucht, Handel mit Wolle und gesalzenem Schweinefleisch und 2300 Einw.

Sologne, Landstrich im südöstlichen Theil des französischen Departements Loir-Cher, enthält sandige Heiden und Sümpfe, producirt Buchweizen und Wein (Sognewein), Schafe und eine eigene Race Pferde (Solognote), ist höchst ungesund und öfters von bösartigen Fiebern heimgesucht. In neuerer Zeit ist viel für die Entwässerung und Melioration der Gegend gethan worden.

Solola (Nuestra Señora de la Asuncion de S.), Hauptstadt des gleichnamigen Departements im centralamerikanischen Staate Guatemala, unweit des Atitlansee's, hat Weberei, Töpferei und 3000 Einw.; hieß früher Tecpan-Atitlan und war die Residenz eines Fürsten aus dem Königshause der Kalchiqueken.

Solombal (Solombala), Marktflecken im russischen Gouvernement und Kreis Archangel, der Kriegshafen für die russische Flotte des weißen Meeres, sowie der Handelshafen für die Kauffahrer des nördlichen Polarmeeres, Sitz der Admiralität, hat große Schiffswerfte, lebhaften Handel (Ausfuhr von Getreide, Leinsaat, Thran, Theer, Talg, Pelzwerk 2c., Einfuhr von Kolonial- und Manufakturwaaren, Wein 2c.), drei große Jahrmärkte und 7964 Einw.

Solon, berühmter Gesetzgeber Athens, unter den sieben Weisen Griechenlands der bedeutendste, geboren 639 v. Chr. zu Athen, aus einem alten edlen Geschlechte, welches Codrus unter seinen Ahnen zählte, widmete sich dem Handel und ging frühzeitig auf Reisen. Die hierbei gesammelten Erfahrungen und die vielseitigen Berührungen, in welche er mit ausgezeichneten Männern des Auslandes kam, trugen wesentlich dazu bei, ihn in jener praktischen Lebensweisheit auszubilden, die er später zum Besten seiner Vaterstadt so vielfach und so glänzend bethätigte. Zum ersten Male trat er öffentlich auf in dem letzten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts. Die Athener, eines langen resultatlosen Kampfes mit Megara um Salamis müde, hatten ein Gesetz gegeben, welches Jeden mit dem Tode bedrohte, der eine Erneuerung des Kampfes beantragen würde. S. erschien hierauf in der Rolle eines Wahnsinnigen auf dem Markt, sang vom Steine des Herolds herab ein von ihm verfertigtes Gedicht „Salamis" und entflammte dadurch die Kriegslust der Athener aufs Neue in solchem Grade, daß jenes Gesetz sofort aufgehoben, der Kampf wieder begonnen und mit dem Siege gekrönt wurde. Nicht lange nachher (um 600) ward auf S.s Betrieb der heilige amphiktyonische Krieg gegen Cirrha zum Schutz des delphischen Heiligthums beschlossen. Athen selbst aber befand sich um diese Zeit in einer bedenklichen Lage. Die Zerrüttung war allgemein und der Zwiespalt der Parteien drohte den Staat zu untergraben. Da trat abermals S. im entscheidenden Augenblick als Retter seiner Vaterstadt auf, beantragte ein Schiedsgericht und stiftete Frieden. Aber die Verwilderung dauerte fort, eine gewaltige Unruhe herrschte in allen Schichten der Bevölkerung, bei der noch durch das wüste Treiben der Eupatriden und durch Ausbrüche roher Leidenschaft auf Seiten des Volks alles sittliche Gefühl zu erlöschen drohte. Da richteten sich Aller Augen auf S., der zwar den Eupatriden angehörte, aber als ein Mann von edler und tüchtiger Gesinnung, von Mäßigung und Einsicht bekannt war, und man bot ihm die Tyrannis an. S. schlug dieselbe aus, unternahm aber, 594 zum ersten Archon gewählt, dem Staat eine neue Verfassung zu geben. Seine Absicht ging hierbei vornehmlich dahin, die bisher zwischen Adel und Volk bestandene Kluft auszufüllen, die Anmaßung des ersteren zu brechen, die Entwürdigung des letzteren zu heben, Standesrechte und Beamtenwillkür abzuschaffen und eine verhältnißmäßige Betheiligung aller Staatsbürger an der Staatsregierung einzuführen (s. Athen). Die Sage erzählt, daß S. die Athener verpflichtet habe, während eines zehnjährigen Zeitraums an seiner Gesetzgebung nichts zu ändern, und daß er eine Reise ins Ausland deshalb gemacht habe, um nicht selbst Hand an die Abänderung seiner Gesetze legen zu müssen. Er ging zunächst nach Aegypten, wo er mit den Priestern von Heliopolis und Sais Umgang hatte, dann nach Cypern und um 563 nach Sardes zu Crösus, mit dem er nach der Sage die bekannte Unterredung über die Nichtigkeit menschlicher Glückseligkeit hatte. Als er um 565 nach Athen zurückkehrte, fand er Manches an seinen Einrichtungen geändert; aus Verdruß darüber ging er wieder fort und soll fortan auf Cypern gelebt haben. Nach Anderen blieb er in Athen und suchte den Zerwürfnissen daselbst zu steuern, mußte aber noch sehen, daß sich Pisistratus zum Tyrannen hier aufwarf. Er † 559; seine Gebeine sollen auf sein eigenes Verlangen nach Salamis gebracht und dort verbrannt, die Asche aber auf der ganzen Insel umhergestreut worden sein. Als Sittenspruch wurde ihm beigelegt „Nichts zu viel". Als Dichter war er nicht minder ausgezeichnet wie als Gesetzgeber. Seine Gedichte sind größtentheils hervorgegangen aus dem Bedürfniß, seinen Mitbürgern die Nothwendigkeit der von ihm getroffenen Staatseinrichtungen darzuthun. Die Fragmente derselben finden sich am besten gesammelt in Schneidewins „Delectus

poesis Graecorum elegiacae“ (Göttingen 1838). Die ihm von Diogenes Laërtius beigelegten Briefe an Pisistratus und einige der sieben Weisen sind untergeschoben. Ins Deutsche übersetzte sie Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen“ (1826). Vergl. Kleine, Quaestiones de Solonis vita et fragmentis, Krefeld 1832; Schelling, De Solonis legibus, Berlin 1842.

Solothurn (franz. Soleure, im Volksdialekt Soledur), der zehnte Kanton der Schweiz, wird im Norden von Basel, im Osten von Basel und Aargau, im Süden und Westen von Bern begrenzt und hat (mit 2 westlich liegenden, an Frankreich grenzenden Enklaven) einen Flächengehalt von 14,16 □Meilen mit (1860) 69,263 Einw. Der Jura durchzieht den Kanton in 7 fast parallelen Ketten, wovon die südlichste, die Weißensteinkette, eine Höhe von mehr als 3000 Fuß erreicht. Darin steht die höchste Kuppe, die Hasenmatte (4476 Fuß hoch), und der vielbesuchte Weißenstein (3960 F.). Die Hauptthäler sind das fruchtbare Aarthal, das von der Dünnern durchflossene, wechselreiche Ballstallerthal, das Guldenthal, das wildromantische Beinwylthal und das von Runingen. Unter den Flüssen sind außer der Aar, dem Hauptfluß, und der Dünnern noch die wilde Emme mit der Limpach, die Lenggern und der Grenchenbach namhaft zu machen. S. ist einer der fruchtbarsten Kantone u. producirt an Getreide in mittleren Jahren über das Bedürfniß, während in guten Jahren etwa ein Viertel der Ernte ausgeführt wird. Vom Areal kommen 24 Procent auf Ackerland, 31 Proc. auf sehr ergiebige Wiesen und Weiden, 28 Proc. auf Wald, $^{2}/_{10}$ Proc. auf Weinland und 16,8 Proc. auf unfruchtbaren Boden. Der jährliche Weinertrag beläuft sich auf etwa 2000 Säume. Auch die Obstkultur wird hie und da sehr sorgfältig betrieben. Ein ziemlicher Theil der Bevölkerung widmet sich der Alpenwirthschaft, doch ist die Viehzucht nur schwach im Zunehmen begriffen. Man zählte 1860: 29,684 Stück Hornvieh, 2632 Pferde, 7380 Schafe, 11,060 Ziegen und 13,800 Schweine. Die Hauptprodukte des Mineralreichs sind Marmor (die versteinerungsreichen Gruben bei Solothurn und auf dem Fringeli bei Bönswyl), Eisen (die sehr reichen Bohnerzlager im Ballstaller- und Guldenthal, besonders bei Laugersdorf) und Gyps; die Ausbeute dieser Mineralien ist bedeutend. Die Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf die Eisengewinnung und Verarbeitung, etwas Glas- und Uhrenfabrikation, sowie auf Anfertigung gewebter Stoffe. Die Einwohner bekennen sich, mit Ausnahme von 9515 Protestanten, zur katholischen Kirche und unterstehen der Diöces Basel. Man zählt 3 Landkapitel mit 69 Pfarreien, ein Chorherrenstift und 9 Klöstern. An Unterrichtsanstalten sind vorhanden: eine Kantonsschule (bestehend aus Gymnasium, Gewerb- oder Realschule und 3 theologischen Kursen), ein Schullehrerseminar, 8 Sekundär- und 173 Primärschulen. Die Staatsverfassung datirt vom 1. Juni 1856. Nach derselben bilden die Stellvertreter des Volks die höchste (gesetzgebende) Staatsbehörde, die sich „Kantonsrath von S.“ nennt. Die 10 Wahlkreise wählen auf je 650 Einwohner ein Mitglied in den Kantonsrath, der sich alle 5 Jahre erneuert. Die oberste Vollziehungsbehörde ist der Regierungsrath, bestehend aus 5 auf 5 Jahre gewählten Mitgliedern; der Landamman, der den Vorsitz führt, wird alljährlich neu gewählt. Die Rechtspflege wird von dem Obergericht (7 Mitglieder), von Geschwornen- u. 5 Amtsgerichten gehandhabt. Das Staatsbudget von 1865 ergab 1,130,328 Francs Einnahme, 1,243,311 Fr. Ausgabe, $1^{1}/_{4}$ Millionen Fr. Schulden und 5 Mill. Fr. Aktivvermögen. Das Truppenkontingent beläuft sich auf 5152 Mann (2061 Mann im Auszuge, 1030 Mann Reserve, 2061 Mann Landwehr). Das Kantonswappen ist ein in Roth und Silber quer getheilter Schild. Vergl. Walker, Geographie des Kantons S., Solothurn 1833; Strohmeier, Der Kanton S., historisch und geographisch geschildert, St.-Gallen 1836.

Die gleichnamige Hauptstadt des Kantons liegt am östlichen Südabhange des Jura, am Fuße des eine schöne Fernsicht gewährenden, 3960 Fuß hohen Weißensteins, in anmuthiger Gegend auf einer Anhöhe an der Aar, durch die sie in zwei ungleiche, durch zwei hölzerne Brücken verbundene Theile getheilt wird, und an der schweizerischen Centralbahn (Linie Herzogenbusch-Biel). Die Stadt ist der Sitz des Bischofs von Basel, hat 5 Kirchen, darunter die prächtige Dom- und Stiftskirche des heiligen Ursus (Ursusmünster), 1773 von Pisoni vollendet, mit einer schönen Kuppel und korinthischer Säulenfaçade, die Jesuitenkirche (jetzt Professorenkirche) und die Franciskanerkirche, ein Rathhaus mit römischen Inschriften, ein Zeughaus mit der größten Rüstungensammlung der Schweiz, vielen Trophäen, Fahnen 2c., einen Zeitglockenthurm am Markt (das älteste, wahrscheinlich aus dem 5. Jahrhundert stammende Gebäude der Stadt), mehre schöne Brunnen (besonders der auf dem Markte), mehre Klöster, ein Gymnasium, eine theologische Lehranstalt, eine Stadtbibliothek mit Sammlung römischer Alterthümer und Münzen, Stiftsbibliothek, ein Museum mit mineralogischem Kabinet (im Waisenhaus), einen botanischen Garten, ein Hospital, Irrenhaus, eine Armenanstalt, ein Theater, mehre gelehrte Gesellschaften, Kamm- und Uhrenfabrikation und 5973 größtentheils katholische Einw. Die ehemaligen Festungswerke sind seit 1835 theilweise abgetragen und die Wälle zu schönen Spaziergängen umgewandelt worden. Vergl. Strohmeier, S. mit seinen Umgebungen, Solothurn 1840.

Die Stadt S. (Solodurum), die dem Kanton den Namen gab, gehört zu den ältesten der Schweiz. Im Mittelalter war sie einer der bedeutenderen Orte des kleinburgundischen Reichs und der zähringer Herrschaft und trieb bedeutenden Handel. Von Kaiser Rudolf von Habsburg mit reichsstädtischen Rechten ausgestattet, behauptete sie sich gegen die benachbarten Herren. Als sie 1314 den Herzog Ludwig von Bayern gegen Friedrich von Oesterreich als rechtmäßigen Kaiser anerkannte, wurde sie von des letzteren Bruder, Herzog Leopold, 1318 eine Zeitlang belagert. Ein verrätherischer Anschlag (solothurnische Mordnacht) des Grafen von Kyburg-Burgdorf auf die Stadt, 1392, ward glücklich entdeckt. Die Aufnahme S.s in die

Eidgenossenschaft erfolgte den 22. Dec. 1487. Die Reformation fand hier keinen günstigen Boden. Im Jahre 1667 fing man an, die Stadt zu befestigen, seit 1835 wurden die Werke wieder beseitigt. Auch in S. war alle Gewalt in den Händen einer patricischen Oligarchie, gegen die sich das gedrückte Volk mehre Male vergeblich erhob. Erst die französische Revolution stürzte das alte System, und in S. wurde zuerst (22. März 1798) die „eine und untheilbare helvetische Republik“ proklamirt. Aber auch hier brach sich nach Napoleons I Sturz durch die Ränke der alten Aristokratie die Restauration wieder Bahn. Verschwörungen wurden angesponnen; in der Nacht vom 9. Januar 1814 wurde die bisherige freie Verfassung vernichtet u. das alte Herrenthum wiederhergestellt. Umsonst empörte sich das Volk, die freisinnige Bürgerschaft der Stadt Olten an dessen Spitze. Erst im Herbst 1830 erlangte es mancherlei Zugeständnisse und am 29. December desselben Jahres endlich eine neue Verfassung, die mit dem 21. März 1831 ins Leben trat. Die Grundzüge des neuen gesellschaftlichen Vertrags sind auch bei den späteren Revisionen desselben (1841 und 1851) im Allgemeinen die nämlichen geblieben. Im Jahre 1828 war es zum Sitz des neugegründeten Bisthums Basel ausersehen worden. Der Kanton erklärte sich, trotzdem die überwiegende Zahl seiner Einwohner zur katholischen Kirche gehört, 1844 gegen die Berufung der Jesuiten und stand daher im Sonderbundskriege auf Seiten der liberalen Kantone. Vergl. Schweiz, Geschichte.

Solotonoscha, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, am gleichnamigen Flusse (Nebenfluß des Dnjepr), hat 3 Kirchen, Handel mit Seidenwaaren, Holz- und Glasgeschirren, Branntwein, getrockneten Fischen, Vieh, Getreide etc. und 6719 Einwohner.

Solotopol, Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, Kreis Tschigirin, hat einen großen Kaufhof, mehre Magazine und Fabriken, zwei berühmte Jahrmärkte und 5000 Einwohner.

Solotschew, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, Kreis Bogoduchow, an der Uda, hat Getreide-, Flachs- und Gemüsebau, Viehzucht und 5379 Einwohner.

Solowetsk (Solowezkoi-Ostrow), Inselgruppe im weißen Meere, am Eingange des Onegabusens, gehört zum europäisch-russischen Gouvernement Archangel, Kreis Onega, liefert schönes Marienglas, etwas Silber und Kupfer, Strandvögel und Pelzwild. Die gleichnamige Hauptinsel hat einen Marktflecken und ein Wallfahrtskloster und treibt starke Fischerei und Handel mit Marienglas und Pelzwerk.

Solsona, Stadt in der spanischen Provinz Lerida (Katalonien), an einem Nebenfluß des Lardener in romantischer Gebirgsgegend, hat 2 Kastelle, eine Kathedrale, Quincailleriefabriken, Baumwoll- und Leinweberei u. 2671 Einwohner; war früher Bischofssitz.

Solstitium (lat.), s. Sonnenwenden.

Solta, Insel im österreichisch-dalmatischen Kreis Spalato, $2^1/_4$ Meilen lang und $^3/_4$ Meile breit, fruchtbar, mit mehren guten Häfen, einer Hafen- und Seesanitätsagentie und gegen 1300 Einwohnern, die sich von Weinbau, Schifffahrt und Fischfang nähren.

Soltau, Stadt in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg, an der Böhme, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat 2 Vorstädte, eine Gewerbschule, Filz- und Tabaksfabrikation, Leinweberei und 1912 Einwohner. Dabei in der soltauer Heide, einem Theil der lüneburger Heide, am 28. Juni 1519 Sieg des Bischofs von Hildesheim und des Grafen Johann von Holstein über die Herzöge Wilhelm, Heinrich und Erich von Braunschweig.

Soltikow, russisches Adelsgeschlecht, welches auf die Zeiten Alexander Newsky's zurückreicht und unter seinen Gliedern viele Bojaren zählt. Praskowja Fedorowna S. ward die Gemahlin des Czaren Iwan Alexejewitsch († 1696) und dadurch Mutter der Kaiserin Anna. Der General Semen S., Gouverneur von Moskau, ward durch diese 1732 in den russischen Grafenstand erhoben. Dessen Sohn, Graf Peter Semenowitsch S., führte im siebenjährigen Kriege seit 1759 den Oberbefehl über die russische Armee, trug am 23. Juli 1759 bei Kai einen Sieg über den preußischen General Wedel davon u. gewann am 12. August, nachdem er sich mit dem österreichischen General Laudon vereinigt hatte, den entscheidenden Sieg bei Kunersdorf über den König Friedrich II. selbst. Dafür mit der Feldmarschallswürde belohnt, ward er später Generalgouverneur zu Moskau und starb daselbst im Dec. 1772. Nikolai Iwanowitsch S., geboren den 24. Okt. 1736, ward 1783 Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexander I. und des Großfürsten Konstantin, 1796 Feldmarschall und Präsident des Kriegskollegiums, 1812 Präsident des Reichsraths und war 1813—15 während Alexanders Abwesenheit Regent des Reichs. Im Jahre 1814 in den Fürstenstand erhoben, starb er in Petersburg den 28. Mai 1816. Sein ältester Sohn, Fürst Alexander S., war kurze Zeit Minister des Aeußern und starb 1837. Dessen Neffe, Fürst Alexei S., machte sich durch seine Reisen in Persien 1838 und Ostindien 1841—46 bekannt, die er in „Voyages dans l'Inde“ (Paris 1849) und „Voyage en Perse“ (das. 1851) beschrieb.

Soltyk, Roman, Mitglied des polnischen Reichstags und Brigadegeneral, geboren 1791 zu Warschau, Sohn des Reichstagsmarschalls Stanislaus S. und der Prinzessin Karoline Sapieha, besuchte die polytechnische Schule zu Paris, trat 1807 als Lieutenant in die Fußartillerie des damaligen Großherzogthums Warschau, avancirte 1809 zum Hauptmann bei der reitenden Artillerie und machte 1809 den Feldzug gegen Oesterreich mit, in welchem er sich bei der Belagerung von Zamosc und später bei Warzary hervorthat. Im Jahre 1812 als Adjutant des Generals Sokolnicki in den Generalstab Napoleons I. berufen, befehligte er in der Schlacht bei Leipzig die Sachsen und gerieth durch deren Uebergang in die Gefangenschaft der Alliirten. Wieder frei, verließ er den Militärdienst und eröffnete in Warschau ein Eisenmagazin. Seit 1822 betheiligte er sich an den geheimen politischen Gesellschaften. Mitglied des Raths der Woiwodschaft Sandomir, ward er 1826 in die bekannte Verschwörung ver-

wickelt, als deren Hauptlenker man seinen Vater betrachtete. Er floh, wurde aber in Leipzig festgehalten, nach Warschau geführt und ins Gefängniß geworfen, wegen Mangel an Beweisen jedoch bald wieder freigelassen. Auf dem Reichstage von 1829 trug er unter Anderem auf vollständige Emancipation der Bauern an. Nach dem Ausbruch der Revolution vom 29. November 1830 begab er sich nach Warschau, ward Generalkommandant der vier auf dem rechten Weichselufer liegenden Woiwodschaften, organisirte hier 47,000 Mann mobiler Nationalgarden und beantragte auf dem Reichstage die Absetzung des Kaisers Nikolaus und die Erklärung der Souveränetät des Volks (21. Jan. 1831). Während der Belagerung Warschau's durch die Russen Befehlshaber der Artillerie in der Stadt, widersetzte er sich aufs eifrigste der Kapitulation Krukowieckt's und hielt Stand bis zum letzten Augenblick, ging dann mit der Armee nach Plock und übernahm eine Sendung nach England und Frankreich, um dort eine Vermittelung dieser Mächte für Polen nachzusuchen. Er † den 22. Oktober 1843 zu St.-Germain-en-Laye. Im Exil schrieb er den „Précis historique, politique et militaire de la révolution du 29 Novembre" (Paris 1833, 2 Bde.) und „Napoléon en 1812" (das. 1836; deutsch, Wesel 1837).

Solvabel (v. Lat.), auflösbar; (solvendo sein), in einem Vermögenszustande sein, wo man alle seine Schulden bezahlen kann.

Solventia (sc. remedia, lat.), auflösende Mittel.

Solway-Frith, Golf des irländischen Meeres, an der Westküste von Schottland und England, schneidet zwischen dem Kap Burrow (nördlich) und St. Bees Head (südlich) in nordöstlicher Richtung 12 Meilen tief in das Land ein, nimmt die Flüsse Eden, Esk, Annan und Nith auf und enthält viel Lachse und Häringe. Die Küsten, welche im Norden den schottischen Grafschaften Wighton, Kirkcudbright und Dumfries, im Süden der englischen Grafschaft Cumberland angehören, sind meist sandig.

Solzy, Stadt im russischen Gouvernement Pskow, Kreis Porchow, am Schelon, ist Stapelplatz für Flachs, hat einen Flußhafen, große Magazine und Niederlagen, lebhaften Handel nach Petersburg und 6213 Einwohner.

Somâliland, s. Somaulis.

Somatenen, der katalonische Landsturm im pyrenäischen Befreiungskrieg 1808—13.

Somatologie (v. Griech.), die Lehre vom menschlichen Körper, also besonders Anatomie, der Dynamologie und Psychologie entgegengesetzt.

Somaulis (Somâli), Völkerschaft an der Ostspitze von Afrika, südlich vom Golf von Aden, ein ursprünglich von den Gallas abstammendes Mischlingsvolk, welches eine Uebergangsstufe von dem semitischen Stamm der kaukasischen Race zur äthiopischen bildet. Sie sind von schlanker Statur und dunkelbraunrother Hautfarbe, bekennen sich der äußeren Form nach zum Islam, stehen unter einheimischen Häuptlingen und treiben Ackerbau, Viehzucht und Küstenhandel. Das von ihnen bewohnte Land (Somâliland) ist höchst fruchtbar. Die wichtigsten Hafenplätze desselben sind: Zeila, Berbera, Bender-Kassim, Brava, Makdeschu und Dschub. Im Inneren, 14 Tagereisen von Zeila landeinwärts, liegt die Oase Hurrur.

Somerset (Somersetshire), Grafschaft im südwestlichen England, grenzt nordwestlich an den Bristolkanal des atlantischen Oceans, nördlich an die Grafschaft Gloucester, östlich an die Grafschaft Wilts, südöstlich an die Grafschaft Dorset, südwestlich an die Grafschaft Devon und hat einen Flächenraum von 77½ QMeilen mit (1861) 444,873 Einwohnern. Die Küste ist großentheils steil und unzugänglich, hat aber theilweise auch schöne Buchten mit niedrigem Landsaume; die bedeutendste derselben ist die Bridgewaterbai. Im Norden und Westen ist die Grafschaft gebirgig und von langen, jäh abfallenden Hügelketten (Mendip-, Blackdown- und Quantock Hills) durchschnitten; an der Westgrenze gegen Devon zu erhebt sich das Bergland Exmoorforest. Die bedeutenderen Flüsse sind der Avon, welcher zum Theil die Nordgrenze bildet, der Ex, Yeo, Axe, Brue und Parret. Der Boden ist theils steinig, theils heidig, theils Marsch- und Moorland, im Allgemeinen aber fruchtbar, und namentlich ist die Thalebene von Taunton einer der reichsten Bezirke von England. Das Klima ist gemäßigt. Hauptprodukte sind: Getreide, Hanf, Flachs, Obst, Rindvieh, Schafe, Schweine, wildes Geflügel, Fische, Kupfer, Eisen, Blei und Steinkohlen. Die Hauptbeschäftigung bilden Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie beschäftigt sich mit Wolle, Leinwand, Seide, Spitzen, Handschuhen und Papier. Die Grafschaft wird von den Eisenbahnen von Bristol nach Bath (Oxford und London) und von Bristol nach Taunton und Exeter (Plymouth), sowie von dem Dorset- und Somersetkanal im Osten und dem Kennet-Avonkanal im Nordosten durchschnitten. Die Hauptstadt ist Taunton, die wichtigsten Städte dagegen Bathun, Bristol, welche letztere aber nur theilweise zu S. (und theilweise zu Gloucester) gehört. Auch hat die Grafschaft einige berühmte Bäder, namentlich zu Bath.

Somerset, englischer Grafen- und Herzogstitel, den das von den Plantagenets stammende ältere Haus Beaufort (s. d.) besaß und den jetzt die von einem natürlichen Sohne des Herzogs Heinrich entsprossenen Nachkommen dieses Hauses führen, während sich dessen Chef Herzog von Beaufort nennt. Die namhaftesten Träger des Titels sind: Robert Ker (Carr), Viscount Rochester, Graf von S., geboren 1590, stammte aus einer schottischen Adelsfamilie und kam als Page an den Hof Jakobs I., gewann durch seine Schönheit dessen Gunst, ward von ihm 1612 zum Viscount Rochester erhoben und erhielt großen Einfluß auf das britische Kabinet, doch brachte derselbe, so lange er den Rathschlägen seines weisen Freundes Sir Thomas Overbury Gehör schenkte, dem Lande keinen Nachtheil. Als letzterer aber dem S. die von diesem beabsichtigte Vermählung mit der Gräfin von Essex, die sich um seinetwillen von ihrem Gemahl scheiden lassen wollte, widerrieth, beschuldigte S. den Freund beim König hochverrätherischer Absichten und Overbury ward in den Tower geworfen und im September 1613 auf Rochesters Anstiften ver-

giftet. Bald darauf vermählte sich Rochester mit der Geliebten und erhielt sogleich vom König die Würde eines Grafen von S. Aber Georg Villiers, nachmals Herzog von Buckingham, verdrängte ihn aus des Königs Gunst, und S. ward sammt seiner Gemahlin und sämmtlichen Mitschuldigen als Mörder Overbury's angeklagt und zum Tode verurtheilt. Einige mußten die Strafe erleiden. S. hatte jedoch mit wichtigen Enthüllungen gedroht, und Jakob schenkte ihm und seiner Gemahlin das Leben. Nachdem Beide mehre Jahre im Gefängniß gesessen, erhielten sie die Freiheit und ein königliches Jahrgeld mit der Erlaubniß, dasselbe im Auslande zu verzehren. S. starb 1645. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter mit dem Herzog von Bedford entsprang der unter Karl II. hingerichtete Lord Russell [s. d. 1)]. Edward Seymour, Herzog von S., der Oheim Eduards VI. von England und Protektor des Reichs, war der Sohn des in der Grafschaft Wilts angesessenen Sir John Seymour. Als sich Heinrich VIII. 1536 mit seiner Schwester, Johanna Seymour, vermählte, erhielt er den Titel eines Viscount von Beauchamp. Im Jahre 1544 zum Generallieutenant im Norden des Reichs ernannt, fiel er mit einer starken Armee in Schottland ein und verwüstete Leith und Edinburg. Dann folgte er dem König von Frankreich, wo er Boulogne erobern half. Noch 1547 erhob ihn Heinrich VIII. zum Grafen von Hertford und ernannte ihn zu einem der 16 Testamentsexekutoren, die während der Minderjährigkeit des jungen Eduard VI. die Regierung führen sollten. Sofort nach Heinrichs Tode übertrugen ihm aber sämmtliche Räthe das Protektorat. Zugleich ernannten ihn die Machthaber zum Herzog von S., seinen Bruder zum Lord Seymour von Dudley und zum Großadmiral. Ueberdies ließ sich der Protektor vom jungen König durch ein Patent volle königliche Gewalt übertragen. S. benutzte seine Macht zuvörderst, um unter Cranmers Leitung die Kirchenreformation fortzuführen. Dann eröffnete er im August 1547 einen abermaligen Feldzug nach Schottland und brachte den Schotten am 10. September die Niederlage bei Pinkey bei. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Gesetze Heinrichs VIII. aufheben. Gleichwohl bildete sich allmählig eine Partei gegen ihn, an deren Spitze die Grafen Southampton und John Dudley Warwick, der spätere Herzog von Northumberland, standen. S. ließ endlich 33 Anklageartikel gegen seinen Bruder vor das Oberhaus bringen, das denselben als Hochverräther zum Tode verurtheilte (welches Urtheil am 20. März 1549 vollzogen ward), ward aber in Folge dessen und der Einziehung von Kirchengütern zu seiner Bereicherung von seinem Gegner des Mißbrauchs der Gewalt beschuldigt und in den Tower geworfen. Im November 1549 ward seine Sache vor das Parlament gebracht, doch verurtheilte ihn dies bloß zu einer Geldstrafe. Der König begnadigte ihn vollends, und Warwick sah sich genöthigt, mit seinem Nebenbuhler eine Versöhnung einzugehen, die durch die Vermählung von S.s ältester Tochter mit Lord Dudley, einem Sohne Warwicks, besiegelt ward. Dessen ungeachtet suchte der Eine den Andern zu verderben, und S. war unvorsichtig genug, seine Pläne zu verrathen. Nachdem sich Warwick des Königs bemächtigt und die Staatsgewalt an sich gerissen, ließ er S. am 16. Okt. 1551 verhaften und beschuldigte denselben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätherische Anschläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers konnte S. zwar nicht des Hochverraths schuldig finden, legte ihm aber das Verbrechen der Felonie zur Last, da er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn am 1. Dec. zum Tode. Am 22. Januar 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Titel und Güter hatte er auf seine von seiner zweiten Gemahlin Anna Stanhope ihm gebornen Kinder übertragen lassen, nach deren Aussterben erst die Nachkommenschaft aus erster Ehe folgen sollte. Sein Urenkel, William Seymour, ging eine heimliche Ehe mit Lady Arabella Stuart, einer Verwandten König Jakobs I., ein und mußte deshalb ins Ausland flüchten, während seine Gattin 1615 im Tower starb. Gleichwohl bewies er sich nachmals als treuer Anhänger der königlichen Sache, ward 1640 zum Marquis von Hertford erhoben und 1660 nach Karls II. Restauration wieder mit dem Titel eines Herzogs von S. ausgestattet. Er starb den 24. Oktober 1660. Charles Seymour, sechster Herzog von S., geboren den 12. Aug. 1662, spielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erster Peer des Reichs eine hervorragende Rolle und trug durch seine Gemahlin, die Erbin der Percy, wesentlich zum Sturze Marlboroughs bei, ward Lordoberkammerherr u. starb den 2. Dec. 1748. Da sein einziger Sohn, Algernon, siebenter Herzog von S., den 7. Febr. 1750 ohne männliche Nachkommen starb, erloschen die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford, während die eines Herzogs von S. und Lord Seymour auf Sir Edward Seymour, einen Nachkommen des Protektors aus erster Ehe, übergingen, der den 15. Dec. 1757 starb. Dessen Enkel, Edward Adolphus Seymour, elfter Herzog von S., geboren den 24. Febr. 1775, war Präsident der Royal institution und starb den 15. Aug. 1855. Sein ältester Sohn, Edward Adolphus, Lord Seymour, geboren den 20. Dec. 1804, vermählte sich 1830 mit einer Enkelin Sheridans und trat 1834 für Totneß ins Parlament. Als eifriger Whig ward er 1835 zum Lord des Schatzes, 1839 zum Sekretär des indischen Amts und 1841 auf einige Zeit zum Unterstaatssekretär des Innern ernannt. Von 1850 bis Februar 1852 fungirte er als Oberkommissär der Wälder u. Forsten (Domänenminister), zog sich aber durch Willkürlichkeiten viel Gegner zu und wurde beim Wiedereintritt der Whigregierung 1855 übergangen, dagegen 1859 in das Whigministerium unter Palmerston als erster Lord der Admiralität (Marineminister) berufen. Ueber Fitzroy James Henry S., Lord Raglan, jüngsten Sohn des fünften Herzogs von Beaufort, s. Raglan. Dessen Neffe, Lord Granville Charles Henry S., geboren den 27. Dec. 1792, vertrat 30 Jahre lang die Grafschaft Monmouth im Unterhause, ward unter Liverpool Lord des Schatzes, unter Peel Domänenminister und 1841 zum Kanzler

des Herzogthums Lancaster ernannt. Er starb den 23. Febr. 1848.

Somersinseln, s. Bermudas.

Somerville, 1) William, englischer Dichter, geboren 1692 zu Edston in Warwickshire, studirte zu Oxford und lebte dann als Friedensrichter auf dem von seinem Vater ererbten Gute. Er † den 19. Juli 1742. Sein Hauptwerk ist „The chase", ein gefälliges didaktisch-deskriptives Gedicht in reimlosen Versen (1735). Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1742, 1776 und öfter.

2) Mary, englische Schriftstellerin im Fache der Physik und Astronomie, Tochter des englischen Viceadmirals Sir William Fairfax, geboren um 1796 zu Jedburgh, schrieb unter dem Titel „Mechanism of the heavens" (London 1832) eine Einleitung in das Studium der Astronomie und „Connexion of the physical sciences" (8. Aufl., das. 1853), ihr Hauptwerk, welches die physikalischen Wissenschaften in ihrer Verbindung unter einander behandelt und in England außerordentlichen Beifall gefunden hat. Auch ihre „Physical geography" (London 1848, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1852) verbindet Klarheit und Popularität der Darstellung mit Tiefe und Gründlichkeit der Forschung.

Somina (Sominskaja-Pristan), Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, Kreis Ustjuschna, an der Somina (Sominka), welche einerseits durch den siässchen Kanal und den Wolchow mit dem finnischen Meerbusen, andererseits durch den tichwinschen Kanal und die Wolga mit dem kaspischen Meere in Verbindung steht, hat einen sehr lebhaften Flußhafen und ist einer der bedeutendsten Stapelplätze des russischen Reichs, wo sich alljährlich vor und nach der Messe von Nishnei-Nowgorod 20 — 30,000 Menschen einfinden. Außerdem hat die Stadt auch noch besuchte Jahrmärkte, besonders für Getreide, Hanf, Flachs, Felle, Leder, Spiritus 2c.

Somma, 1) Stadt in der italienischen Provinz Mailand, unweit des Ausflusses des Ticino aus dem Lago Maggiore, mit 4000 Einwohnern. In der Umgegend finden sich römische Alterthümer. Unweit S. siegte 218 v. Chr. Hannibal über P. Cornelius Scipio. — 2) Stadt in der italienischen Provinz Neapel, nördlich am Vesuv, hat ein Schloß, Kollegiat, Hospital, Weinbau, Handel mit Rosinen und 8400 Einwohner.

Somme (im Alterthum Samara), Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt bei Front-Somme unweit St. Quentin im Departement Aisne, fließt südwestlich, wendet sich dann nordwestlich, tritt in das Departement S. ein, wird bei Bray für kleinere, bei Amiens für größere Fahrzeuge schiffbar und fällt nach einem Lauf von 27 Meilen unterhalb le Crotoy in einer breiten, aber seichten Bucht in den Kanal (la Manche). Unter ihren zahlreichen, aber kleinen Zuflüssen sind die Avre und Celle die bedeutendsten. Der Sommekanal (vor 1830 Kanal Angoulême genannt) begleitet einen großen Theil ihres Laufs; außerdem steht die S. noch durch den St. Quentinkanal mit der Schelde und durch den Crozatkanal mit der Oise in Verbindung. Das nach ihr genannte Departement, gebildet aus den ehemals zur Picardie gehörigen Landschaften Santerre, Amiénais, Vimeux und Ponthieu, grenzt nördlich an das Departement Pas de Calais, nordöstlich an das Departement Nord, östlich an Aisne, südlich an Oise, südwestlich an Seine-inférieure, westlich an den Kanal (la Manche) und umfaßt einen Flächenraum von 616,120 Hektaren (112,26 geographischen □Meilen) mit (1861) 572,646 Einwohnern. Das Departement gehört zu den fruchtbarsten des nördlichen Frankreichs, es bildet eine weite, nur gegen die Küste hin sandige Ebene, welche im 9. Jahrhundert noch theilweise Grund des Meeres war, das sich nach und nach zurückzog und eine Lache (mare) zurückließ, daher man dieser Gegend den Namen Mare en Terre gab, woraus später Marquenterre entstand; nur im Südosten ist das Land von einzelnen Ausläufern der Ardennen durchzogen. Das Klima ist kühl und feucht, im Allgemeinen aber gesund. Von der Oberfläche kommen auf Aecker 487,865, Wiesen 15,210, Weinberge 15¹/₂, Wälder 53,302, Obst- und Gemüsegärten 20,163, Heiden und Weiden 12,821 Hektaren. Hauptprodukte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Oelfrüchte, Hopfen, Gemüse, Rindvieh, Pferde, Schafe, Wild, Geflügel, Torf und Thon; auch gibt es einige Mineralquellen. Der Wald von Crécy im Nordwesten ist die einzige bedeutende Holzung des Departements. Die Industrie ist sehr lebhaft und liefert namentlich Woll- und Baumwollstoffe, Garn, Leinwand, Zucker, Cider, Oel, chemische Produkte, Seife, Leder, Tapeten, Gewehre, Metallwaaren 2c. Auch der Handel ist von Bedeutung. Das Departement wird von der französischen Nordbahn (Paris-Brüssel) durchschnitten, die hier von Amiens nach Abbeville, dem Hafen St.-Valery und Boulogne abzweigt. Es gehört zum 2. Armeecorps und zur 3. Militärdivision (beide in Lille) und zerfällt in die 5 Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne. Hauptstadt ist Amiens.

Sommer, diejenige der 4 Jahreszeiten (s. d.), welche zwischen Frühling und Herbst liegt und etwa vom April bis September reicht. In der nördlichen Halbkugel der Erde bestimmt der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses den Anfang und ihr Eintritt in die Wage das Ende des S.s, er beginnt also am 21. Juni und endigt am 23. Sept. Die Dauer desselben beträgt 93 Tage 13³/₄ Stunden. In der südlichen Hemisphäre bezeichnet der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den Anfang und ihr Eintritt in das des Widders das Ende des S.s. In den gemäßigten und den kalten Zonen wird der Anfang des S.s bestimmt durch den höchsten Stand der Sonne, oder ihre größte Abweichung nach Norden oder Süden. Da der S. der Nordhalbkugel in die Zeit fällt, wo sich die Erde in der Sonnenferne befindet und langsamer in ihrer Bahn bewegt als in der Sonnennähe, so hat dies die Folge, daß die Sonne in ihrer nördlichen Abweichung vom Aequator um 7 Tage und 20 Stunden länger verweilt als in der südlichen, und daß also Frühling und S. zusammen für uns um mehr als eine Woche länger dauern als Winter und Herbst. Da indeß das Aphelium oder der Punkt, wo die Erde auf ihrer Bahn die größte Entfernung von der Sonne erreicht, langsam nach Osten, der Sommerpunkt dagegen oder der Ort der Bahn,

wo die Sonne für die nördliche Halbkugel am höchsten steht, langsam nach Westen rückt, so wird sich jenes zu Gunsten der nördlichen Sommer jetzt bestehende Verhältniß nach und nach verändern und endlich für eine lange Zeit ins Gegentheil umschlagen. Die größere Entfernung, in welcher sich im S. die Erde von der Sonne befindet, hat zunächst die Folge, daß der Sonnendurchmesser uns im S. merklich kleiner erscheint als im Winter; wenn aber gleichwohl die Strahlen der Sonne trotz der weiteren Entfernung der Sonne im S. kräftiger als im Winter wirken, so hat dies seinen Grund darin, daß sie dann in minder schräger Richtung, unter einem größeren Winkel auf die nördliche Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- und viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizont verweilt, d. h. zu Anfang des astronomischen S.s, sollte man eigentlich die größte Hitze des Jahres vermuthen. Die Erfahrung lehrt aber, daß diese erst 2—6 Wochen später, im Juli und August, einzutreten pflegt, und der Grund dieser Erscheinung ist der, daß die Sonne dann schon länger gewirkt und den nordischen Schnee, sowie die Frühlingsfeuchtigkeit entfernt und den Boden durchwärmt hat.

Sommerach, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Verwaltungsdistrikt Volkach, mit Mainüberfahrt, Obst- und Weinbau (Sommeracher), Sandsteinbrüchen und 900 Einwohnern.

Sommerfäden, s. v. a. Alterweibersommer.

Sommerfeld, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Krossen, an der Lubst, mit Gerichtskommission, Gewerberath, Schloß, Tuchfabrikation, Strumpfwirkerei, Färberei, Ziegelei, Bierbrauerei und 7693 Einwohnern.

Sommerflecken, s. v. a. Sommersprossen.

Sommershausen (Sommerhausen), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Verwaltungsdistrikt Ochsenfurt, am Main, hat ein Schloß, Weberei, Korbflechterei, Obst- und Weinbau und 1260 Einwohner. S. war früher Sitz des Herrschaftsgerichts des Grafen von Rechtern-Limpurg-Speckfeld. Gegenüber liegt das Dorf Wintershausen.

Sommersonnenwende, s. Sonnenwenden.

Sommersprossen (ephelides), kleine rundliche, mehr oder weniger dunkle, bräunliche Flecken, welche sich bei Individuen mit zarter Haut, namentlich bei blonden und rothhaarigen Menschen unter der Einwirkung des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme, der Feuchtigkeit und des Windes an den unbedeckten Stellen der Haut bilden. Die S. beruhen auf der Ablagerung eines bräunlichen Pigments in den oberflächlichen Hautschichten, doch weiß man nichts Bestimmtes über den inneren Zusammenhang dieser Pigmentablagerung mit dem Sonnenlicht und der Wärme anzugeben. Während des Winters blassen die S. ab oder verschwinden auch ganz. Durch Mittel, welche eine Abstoßung der Epidermis mit Einschluß ihrer tieferen pigmenthaltigen Schichten bewirken, kann man die S. vertreiben; sie kehren aber nach wenigen Wochen wieder, wenn die Haut von Neuem den erwähnten Schädlichkeiten ausgesetzt wird. Auf diese Weise wirken die vielfach gegen S. angewendete Lilionèse und die von Hebra empfohlenen Umschläge mit einer Lösung von 1 Theil Sublimat auf 100 Wasser. Man läßt diese Umschläge nur einige Stunden lang wirken und sorgt dafür, daß die mit der Sublimatlösung befeuchteten Leinwandläppchen keine Falten schlagen. Zeigt sich die Haut hiernach stärker entzündet, so bedeckt man sie mit in Oel getränkten Kompressen. Die S. verschwinden nun in wenigen Tagen, während sich die Epidermis abschilfert.

Sommières, Stadt im französischen Departement Gard, am Vidourle, hat ein altes Schloß, Ueberreste alter Befestigungen, Fabriken in Leder, Wolle und gewebten Waaren, besonders Decken, Handel mit Getreide u. roher Wolle u. 4010 Einw.

Somnambulismus (v. Lat.), im engeren Sinne das Umherwandeln im Schlafe, das Schlafwandeln; dann das habituell gewordene, dem Anschein nach mit Ueberlegung vor sich gehende, in Wahrheit aber unwillkürliche, unbewußte Verrichten von Handlungen während des Schlafs, das Schlafhandeln; gewöhnlich rechnet man zum S. auch diejenigen, meist auf Selbsttäuschung oder Betrug beruhenden Fälle, in welchen gewisse Personen Dinge oder Ereignisse wahrzunehmen glauben und vorgeben, welche mittelst gesunder Sinne nicht wahrzunehmen sind (das Hellsehen, claire voyance); endlich auch die Gesammtheit der noch problematischen Erscheinungen des thierischen Magnetismus (s. d.). Die beiden ersten Arten des S., welche man gewöhnlich als Nachtwandeln bezeichnet, charakterisiren sich besonders dadurch, daß der natürliche Charakter des Schlafs verloren geht, indem bei aufgehobenem Bewußtsein Handlungen vorgenommen werden, welche den Schein der Willkürlichkeit und Zweckmäßigkeit an sich tragen. Der S. hat manche Aehnlichkeit mit dem sogenannten Alpdrücken und ähnlichen Erscheinungen einer gestörten nächtlichen Ruhe. Daß beim Nachtwandeln kein eigentlich pathologischer Prozeß obwaltet, welcher, tiefer in die Lebensökonomie eingreifend und ihre Grundlagen erschütternd, zur Todesursache werden könne, ergibt sich auf das Bestimmteste aus der Erfahrung, daß es niemals einen tödtlichen Ausgang genommen oder auch nur den Fortgang der Lebensentwickelung auf eine erhebliche Weise gestört hat, wie es denn auch in den meisten Fällen außer aller Verbindung mit anderweiten materiellen Krankheiten als eine völlig isolirte Erscheinung vorzukommen pflegt. Auch lassen sich die Uebergangsstufen aus dem Zustande eines gesunden Schlafs in die ausgebildeten Formen des Nachtwandelns nachweisen, wodurch das Auffallende und Räthselhafte derselben zum Theil wenigstens verschwindet, wenn auch manche Fälle der physiologischen Deutung schwer zugänglich sein dürften. Jene Uebergangsstufen gehören fast zu dem Wesen des normalen Schlafs, da die tiefste Ruhe des letzteren, nämlich die völlige Aufhebung der Empfindung und Bewegung, in der Regel nur einige Stunden dauert und bei Annäherung des Erwachens schon man-

nichfachen Regungen beider Platz macht, welche oft eine solche Stärke erlangen, daß sie den Schlaf verscheuchen. Beim gewöhnlichen Schlaf wie beim Nachtwandeln ist das träumende Selbstbewußtsein der Mittelpunkt, worin sich die dunkeln und verworrenen Empfindungen der Sinne und des Gemeingefühls, wenn nämlich solche noch zur Perception kommen, sammeln, während Reihen von Vorstellungen und Willensantrieben auftreten, welche zu den mannichfaltigsten, ihnen entsprechenden Bewegungen der Glieder, sowie zu einem völlig artikulirten und zusammenhängenden Sprechen Veranlassung geben. Nur die höchsten Grade dieser Erscheinungen kommen aber hier in Betracht, in sofern bei ihnen die ursprünglichen Bedingungen des Schlafs nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Dahin ist vor Allem zu rechnen, daß die Nachtwandler ungeachtet der größten Anstrengung beim Erklettern von Fenstern, Dächern rc. und bei anderen angreifenden Bewegungen des Hebens, Tragens, Tanzens rc. nicht erwachen, was doch der Fall sein würde, wenn bei ihnen, wie beim gewöhnlichen Schlafe, die Fähigkeit zur Empfindung und Bewegung in gleichem Maße ab- und zunähme. Vielmehr geben sie bei äußerer ordentlicher Bethätigung ihres ganzen Muskelsystems oft eine so gänzliche Empfindungslosigkeit kund, daß weder das stärkste, ihre Augen treffende Licht, noch der Schall von Trommeln und anderen lärmenden Instrumenten, noch die schärfsten Gerüche, z. B. des Ammoniaks, noch Kneipen, Stechen und andere Verletzungen der Haut den geringsten Eindruck auf sie machen. Auch haben die Reden des Nachtwandlers nicht jenen Charakter der Zerfahrenheit und des Unzusammenhängenden wie die des Träumenden, sondern meist logischen Zusammenhang und bewegen sich wie seine Handlungen größtentheils im Kreise früherer Erinnerungen. Unerklärt ist die Beeinflussung, unter welcher viele Somnambulen von Seiten des Mondes stehen und welche zu dem Namen Mondsucht die Veranlassung gegeben hat. Die oft erzählten Sagen von Mondsüchtigen, welche auf Bäume, Dächer und Thürme gleichsam dem Mond entgegen geklettert seien, die dabei drohenden Gefahren mit der größten Geschicklichkeit vermieden, ja auf den Firsten der erkletterten Häuser Spaziergänge unternommen haben sollen, sind noch zu wenig beglaubigt, als daß man sie unbedenklich gelten lassen könnte. Erwähnung verdient noch, daß die Nachtwandler ihre Bewegungen mit der größten Sicherheit ausführen, obgleich ihre Augen fest verschlossen sind. Man hat diese Erscheinung dadurch zu erklären geglaubt, daß sie im Gedächtniß das treue Bild aller räumlichen Verhältnisse, in denen sie sich befinden, aufbewahren und dadurch in ihren Bewegungen geleitet werden. Diese Erklärung würde jedoch nur auf die Fälle anwendbar sein, wo der Nachtwandler sich in gemessenen ruhigen Schritten durch wohlbekannte und unverändert gebliebene räumliche Verhältnisse bewegt, was aber nicht immer der Fall ist. Von einem eigentlichen therapeutischen Heilverfahren gegenüber dem S. kann wohl nicht die Rede sein, da das Nachtwandeln gewöhnlich einen völlig konstitutionellen Zustand darstellt, welcher als solcher das Individuum Jahrzehnte behaften kann und sich höchstens durch kräftige, diätetische Maßregeln mit einigem Erfolge bekämpfen läßt. Zu letzteren würden vor Allem angemessene Körperanstrengungen, um einen möglichst festen und tiefen Schlaf zu bewirken, und eine damit übereinstimmende Lebensweise mit Vermeidung aller das Nervensystem mächtig aufregenden psychischen und physischen Reize zu rechnen sein. Indeß darf man sich selbst davon keinen großen Nutzen versprechen; wenigstens blieb eine Mondsüchtige von ihren Paroxysmen nicht verschont, wenn sie auch die Tage in anhaltender Arbeit auf dem Acker zugebracht hatte. Alles, was sich thun läßt, dürfte sich darauf beschränken, die Nachtwandler unter eine angemessene Aufsicht zu stellen, damit sie in ihren Paroxysmen weder sich, noch Anderen Schaden zufügen können, und ihnen eine, ihrem Zustande entsprechende diätetische Pflege zu widmen. Es kommen sowohl civil-, als kriminalrechtliche Fälle vor, in welchen der Gerichtsarzt über das Vorhandensein und die physische Bedeutung des Nachtwandelns zu urtheilen hat: civilrechtliche, wenn vom Richter zu entscheiden ist, ob eine mit dieser Krankheit behaftete Person die ihr obliegenden Verbindlichkeiten in ihren Dienst- und Eheverhältnissen erfüllen könne, ob die von ihr getroffenen Verfügungen rechtsgültige Kraft haben und dergleichen; strafrechtliche, wenn die Frage entsteht, ob und in wiefern die verbrecherischen Handlungen, die ein Inquisit während eines Anfalls des Nachtwandelns angeblich oder erweislich vorgenommen hat, demselben zuzurechnen seien oder nicht. In beiderlei Beziehung können verschiedene Täuschungen beabsichtigt werden, indem man entweder die Krankheit Jemandem anschuldigt, oder die betreffende Person selbst dieselbe verheimlicht oder vorschützt. Im Zustande des Nachtwandelns muß der Mensch in rechtlicher Beziehung nach den Principien der gerichtlichen Psychologie für nichts Anderes als ein seines Vernunftsgebrauchs beraubtes und in seiner Willensfreiheit gebundenes Wesen gelten und kann weder zu Erfüllung mancher Verbindlichkeiten, welche mit den periodischen Anfällen seiner Krankheit kollidirt, gesetzlich angehalten, noch für seine im somnambulen Zustande verübten Handlungen verantwortlich gemacht werden. Ueber das Hellsehen und das magnetische Schlafwachen s. Thierischer Magnetismus.

Somnath (Somanath) **Pattan**, Hafenstadt in der indobritischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Guzerate, an der Südwestküste von Guicowar, mit Citadelle, einem ehemals berühmten Hindutempel, der 1026 von dem Ghasnaviden Mahmud zerstört wurde, u. 5000 Einwohnern. Lord Ellenborough brachte nach seinem Zuge gegen Afghanistan und der Eroberung von Ghasna 1842 die angeblichen Sandelholzthüren des Tempels von S. aus Ghasna im Triumph nach Indien zurück.

Somnifera (sc. remedia, lat.), schlafmachende Mittel.

Somnium (lat.), Traum.

Somnolentia (lat.), Schläfrigkeit.

Somnus (griech. Hypnos), bei den Alten der Gott des Schlafs, Zwillingsbruder des Thanatos (Todes), Sohn der Nacht und des Erebus. Er

bringt den Schlummer durch das Schwingen seiner goldenen Flügel. Er wohnt in der Unterwelt, oder am Eingang derselben am Westrande der Erde, nach Ovid im Lande der Cimmerier in einer Höhle, in welche kein Sonnenstrahl eindringt u. um welche nur Mohn u. andere schlafmachende Kräuter wachsen. Als Schlafgeber wird S. dargestellt als ein Alter, mit verworrenem Haupthaar und Bart, geschlossenen Augen, auf einen langen Stock gestützt, in langer Tunica, große Flügel an den Schultern, kleinere am Kopfe, oder auch als Jüngling, mit einschläferndem Horn, auch wohl mit einem Mohnzweig.

Sonate (ital. sonata, suonata), ein aus mehren, an sich verschiedenen und abgeschlossenen, gleichwohl aber durch innere Verwandtschaft unter sich verbundenen Sätzen bestehendes Tonwerk, zunächst und vorzugsweise für ein Soloinstrument, namentlich das Klavier, bestimmt, sodann aber als Duo, Trio ꝛc. auch auf mehre Instrumente, und als Sinfonie auf großes Orchester übertragen. Die Anzahl der Sätze unserer modernen S. beschränkt sich auf drei bis vier, mit Hinzurechnung einer etwaigen dem ersten Satze vorausgeschickten Einleitung auf fünf. Der erste Satz stellt den Hauptton des Ganzen fest und hat mehr oder minder lebhafte Bewegung. Die Form desselben zerfällt in drei Haupttheile und wird nach Marx' Vorgang vorzugsweise Sonatenform genannt. Ihr erster Theil beginnt mit dem im Grundton gehaltenen Hauptsatze; hierauf folgt meist der sogenannte Gang, welcher durch eine Reihe freier Modulationen und mit neuem thematischen Gehalt zum Seitensatze überleitet. Stand der Hauptsatz in Dur, so hat der Seitensatz auf der Tonart der Dominante zu stehen; stand er in Moll, so muß die Parallel-dur-Tonart in Anwendung kommen. Entweder schließt nun der erste Theil hiermit, oder es folgt noch ein Schlußsatz, der in der Tonart des Seitensatzes zu stehen hat. Dieser erste Theil wird bei den früheren Komponisten meist repetirt, erst Beethoven, welchem die eben beschriebene Konstruktion ihre breitere Entwickelung verdankt, ging davon ab. Der nun folgende zweite Theil (Durchführungssatz) besteht ausschließlich in Verarbeitung des vorausgegangenen thematischen Materials (zuweilen bringt er auch noch ein selbstständiges Thema) und leitet ohne Wiederholung durch den sogenannten Rückgang zum dritten Theil über. Dieser bringt wieder den Hauptsatz in der ursprünglichen Tonart, führt jedoch diesmal (mit oder ohne Gang) den Seitensatz und etwaigen Schlußsatz gleichfalls in der Grundtonart ein und beschließt entweder hiermit das Tonstück, oder es folgt ihm noch ein besonderer Anhang (coda). Daß diese Form in der mannichfaltigsten Weise entwickelt werden kann, davon zeugen die Werke unserer großen Meister. In älteren S.n findet sich zuweilen auch die Variationenform zum ersten Satze verwendet. Der zweite Satz steht in einer der Haupttonart nahe verwandten (also auf der Unter- oder Oberdominante oder auf der Paralleltonart), hat durchschnittlich langsame und gemessene Bewegung, wie Largo, Adagio, Andante, in selteneren Fällen auch Allegretto, und bedient sich entweder der oben beschriebenen Sonatenform, oder einer der Rondoformen (s. Rondo), oder er besteht in Thema mit Variationen. Seines langsamen Zeitmaßes halber pflegt dieser Satz hinsichtlich der Taktzahl der kürzeste zu sein. Der dritte Satz bringt Menuet oder Scherzo (s. d.), gewöhnlich wieder in der Haupttonart. Hie und da wechseln auch zweiter und dritter Satz ihren Platz, so daß das Scherzo den zweiten Satz bildet. In älteren S.n fehlt Menuet oder Scherzo gänzlich, so daß man gleich vom zweiten zum letzten Satz, dem Finale, gelangt. Er steht bei durchschnittlich schneller Bewegung immer auf dem Hauptton, verwandelt ihn aber, wenn er ursprünglich Moll war, nicht selten in Dur. Die hier einzuhaltende Form kann entweder wieder die der S. sein, oder man bedient sich der Variationen- oder irgend einer Rondoform. Zuweilen wird auch die Fuge in Anwendung gebracht. Nach der beschriebenen Gliederung, die als Regel für den Bau der S. gilt, nimmt diese gegenüber allen anderen in der Tonkunst üblichen sogenannten „cyklischen Formen" (z. B. Suite, Serenade, Divertimento ꝛc.) in jeder Hinsicht die höchste Stufe künstlerischer Entwickelung ein. Der Ausdruck S. findet sich zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Italien; als die ersten gedruckten S.n mögen die von Giovanni Croce 1580 und Andrea Gabrieli 1586 herausgegebenen fünfstimmigen S.n anzusehen sein. Aus den Werken Gabrieli's geht hervor, daß die damaligen S.n hauptsächlich harmonischen Inhalt hatten, während die Canzonen das melodische Element bevorzugten. Außerdem enthielt sich die S. im Gegensatz zur Canzone meist völlig des Wechsels von Maß und Bewegung. Im 17. Jahrhundert schied sich die S. in Sonata da chiesa (Kirchensonate) und Sonata da camera (Kammersonate); erstere bestand aus langsamen Sätzen, die mit fugirten untermischt waren, während letztere sich von der Suite nicht wesentlich unterschied. Außerdem nannte man überhaupt jeden als Einleitung zu einem größeren Werk dienenden Instrumentalsatz schlechtweg S. Die Bezeichnung französische S. ist gleichbedeutend mit der eben erwähnten S. da camera. Die ersten Anfänge zu dem, was gegenwärtig unter S. verstanden wird, legten Heinrich Biber und Corelli mit ihren Violinsonaten (ersterer 1681, letzterer 1683—1700). Noch mehr geschah dies durch Joh. Kuhnau's B-dur-S. (in dessen „Neuer Klavier-Uebung", 2. Th., Leipz. 1695), die aus einem Allegro, einem Adagio auf der Unterdominante und einem wieder aus der Haupttonart gehenden, fugirt gehaltenen Allegro besteht und somit die erste S. ist, welche hinsichtlich der Form unserer jetzigen gleicht. In seinen „Frischen Clavierfrüchten" (1696), 7 neue S. enthaltend, bekundete Kuhnau noch einen wesentlichen Fortschritt dadurch, daß der polyphone Styl nicht selten von ganz homophon behandelten Melodien unterbrochen wird. Der Nächste, der zum Ausbau der Sonatenform wesentlich beitrug, war Dom. Scarlatti durch seine zwischen 1729 und 1746 herausgegebenen Klavierstücke „Essercizi (sic!) per gravicembalo". Bei der großen Beliebtheit, deren sich die Suite bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfreute, blieben jedoch die Versuche Scarlatti's

sowohl als auch die anderer Meister, wie Fr. Durante, Dom. Alberti und Pietro Paradies', ohne nachhaltigen Einfluß. So gelangte denn die S. erst, nachdem die Suite durch Joh. Seb. Bach intensiv wie extensiv ihre höchste Vollkommenheit erreicht hatte, durch Philipp Em. Bach zu höherer Vollkommenheit. Er war es, der (in seinen „S.n für Kenner und Liebhaber") die Dreisätzigkeit zum Princip machte, den homophonen Styl zum herrschenden erhob und der Melodie individuellen Gefühlsinhalt verlieh. Haydn stellte darauf nach Ph. Em. Bach den zweiten und dritten Theil der obenbeschriebenen Sonatenform fest und fügte außerdem als weiteren Satz der Sinfonie und dem Streichquartett die Menuet bei, von wo aus dieselbe später auch in die Klaviersonate gelangte. Mozart endlich war es, der den Seitensatz ein- für allemal einbürgerte. Die so in schönster Vollendung dastehende Form griff auch Beethoven auf, der sie aber noch erweiterte oder vielmehr zersprengte, nicht um sie zu zerstören, sondern um aus ihren Elementen jene großartigen Tondichtungen zu gestalten, die man in seinen Klaviersonaten, Streichquartetten und Sinfonien bewundert. Nach Beethoven haben die Form der S. mit besonderem Glück Mendelssohn, Franz Schubert, Rob. Schumann und in neuester Zeit Joachim Raff, Anton Rubinstein und Robert Volkmann behandelt. Vgl. Marx, Kompositionslehre, 3. Th.; Faist, Beiträge zur Geschichte der Klaviersonate, in der Zeitschrift „Cäcilia", Bd. 25 und 26.

Sonatine (v. Ital.), eine kleinere, einfacher gebildete u. leichteren Inhalt gebende Sonate. Sie besteht gewöhnlich nur aus zwei, höchstens drei Sätzen. Außerdem nennt man auch jene abgekürzte Sonatenform, die den zweiten (Durchführungs-) Theil auswirft u. nur durch eine kurze Ueberleitung zum dritten Theil übergeht, Sonatinenform.

Sonchus *L.* (Gänsedistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch das vielblüthige Blüthenkörbchen, den dachziegeligen Hüllkelch u. den nackten Blüthenboden, Kräuter und einige Sträucher mit schwammigen Stengeln, meist in Europa und Asien einheimisch, worunter S. ciliatus *Lam.*, S. oleraceus *L.*, in Europa auf Aeckern und Feldern, bisweilen ein lästiges Unkraut ist. Die Stengelblätter sind umfassend, scharf gezähnt-gewimpert, schrotsägeförmig oder ungetheilt, mit zugespitzten Oehrchen. Die Blätter, Herba Sonchi s. Sonchi oleracei s. laevis s. asperi s. Brassicae Leporum, Gänse- und Saudistelkraut, haben einen weißen, bittern Milchsaft, besitzen gelind eröffnende und auflösende Eigenschaften und waren früher officinell, sind aber jetzt obsolet. Dasselbe gilt von den Blättern von S. asper *Vill.*

Soncino, Marktflecken und Distriktshauptort in der italienischen Provinz Cremona, rechts unweit des Oglio, hat 6000 Einwohner.

Sonde (specillum), dünnes, rundes, 5—11 Zoll langes Stäbchen, gewöhnlich aus Stahl oder Silber oder auch aus Blei, seltener aus Gold, Platin, Neusilber, Fischbein, Schildpatt, elastischem Harz ꝛc., an der Spitze abgerundet oder mit einem Knöpfchen oder Oehr versehen, dient zur Untersuchung von Wunden, Geschwüren ꝛc., zum Einbringen von Charpie oder Fäden, oder als Leitungswerkzeug für schneidende Instrumente, in welchem Fall es der Länge nach gefurcht oder gerinnt ist (Hohlsonde). Im Seewesen ist S. s. v. a. Senkblei.

Sonderbund, s. Schweiz, Gesch.

Sonderburg, Stadt im Herzogthum Schleswig, Insel Alsen, am Sonderburgsund, welcher die Insel vom festen Lande scheidet, Amtsort mit Schloß auf einer schmalen Landzunge, Hafen, Schifffahrt, Handel und 3891 Einw. Die Stadt wurde bei der Belagerung der düppeler Schanzen am 3. April 1864 von den Preußen beschossen. Nach S. wird die apanagirte Linie der Herzöge von S. benannt, s. Holstein.

Sonderland, Johann Baptist, Maler und Radirer, geboren 1804 zu Düsseldorf und an der Akademie daselbst unter Schadows Leitung gebildet, wählte das Genrefach und zeichnete sich darin durch Reichthum der Erfindung, Lebendigkeit der Darstellung und naiven Humor aus. Eine bedeutende Thätigkeit entwickelte er auch auf dem Gebiet der Illustration. Unter dem Titel „Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern" lieferte er eine große Anzahl radirter Blätter, worunter besonders Hans und Grete, die Freier, die Abendstille, die Mitgift, der arme Peter, die Milchfrau hervorzuheben sind. Er lieferte auch die Illustrationen zu Reinicks „Malerliedern", zu „Münchhausen" von Immermann ꝛc. Von seinen späteren Staffeleibildern sprachen besonders an: die Schnitter auf dem Heimwege, die beiden Nebenbuhler, die Kosaken bei einem Gelehrten, die ländliche Toilette, der ungestüme Liebhaber u. a. m. Nach seiner Zeichnung stach A. Hoffmann die Hussitenpredigt von Lessing.

Sondershausen, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, in der größeren, nördlichen Hälfte (der sogenannten Unterherrschaft) dieses Fürstenthums, an der Mündung der Bebra in die Wipper und an der Hainleite in angenehmer Gegend gelegen, ist Sitz des Ministeriums und der Oberbehörden, sowie eines Kreisgerichts und eines Justizamts, hat ein ansehnliches Residenzschloß mit Antiquitäten- und Naturaliensammlung (worin auch der Püsterich aufbewahrt wird) und schönem Park, 2 Kirchen, ein Gymnasium, eine Realschule, ein Schullehrerseminar mit Seminarschule, eine höhere Töchter-, eine Gewerb- und eine Bürgerschule, ein Krankenhaus, Zuchthaus, Zeughaus, Theater, verschiedene Gewerbe, Handel und 5818 Einwohner. S. ist der Geburtsort des bekannten Geographen Cannabich. Vor der Stadt liegt das Loh, ein Vergnügungsort mit schönen Anlagen, und unweit von S. auf einem hohen Punkte der Hainleite (1468 Fuß hoch) das fürstliche Jagdschloß Possen mit dem Possenthurm.

Sondrio, eine der nördlichsten Provinzen des Königreichs Italien, begreift großentheils das bis 1779 zu Graubünden gehörige Veltlin, grenzt im Norden an die Schweiz und Tyrol, im Osten an Wälsch-Tyrol, im Süden an die Provinz Bergamo, im Westen an die Provinz Como und umfaßt einen Flächenraum von 3260 □Kilometer (58 □Meilen) mit (1862) 106,040 Einw. Das Land wird von allen Seiten durch Verzweigungen der Alpen eingeschlossen und von der Adda durch-

flossen. Ueber das Gebirge führen im Westen der Splügen, im Osten das wormser Joch; auch münden hier die Straßen über den Septimer und Bernina. Der Boden ist höchst fruchtbar und bringt Wein (viel und gute Sorten), Getreide, Obst, Südfrüchte, Kastanien rc.; das Mineralreich liefert Eisen. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Vieh- und Seidenzucht; auch treibt man Leinweberei und lebhaften Handel. Die gleichnamige Hauptstadt, am Eingange des Val Malenca und an der Mündung des Malerno in die Adda in romantischer Gegend, hat ein Kastell, Trümmer eines alten Schlosses, eine Stiftskirche, ein ehemaliges Nonnenkloster (jetzt Gefängniß), Gymnasium, Handel und 4800 Einw. In der Nähe besuchte Bäder und der alte Wartthurm Teglio, nach welchem das Thal und nach diesem der ganze Landstrich Valtellina (Veltlin) benannt wurde.

Sonett (v. Ital.), besondere Art kleinerer der Lyrik angehörigen Gedichte, für welche hinsichtlich der äußeren Form folgende bestimmte Gesetze maßgebend sind: Es besteht aus 14 Zeilen, von denen die ersten 8 und die letzten 6 sich mit einander reimen, und zwar so, daß die 8 ersten, in zwei Strophen von je 4 Zeilen zerfallend (Quaternarien), nur zwei Reime haben, welche in verschiedener Verschränkung jeder je viermal anklingen, die 6 letzten dagegen, in zwei Strophen von je 3 Zeilen zerfallend (Terzinen), mit zwei und auch drei Reimklängen wechseln können. Hervorgegangen aus der provençalischen Poesie, fand das S. in der Mitte des 13. Jahrhunderts in der italienischen Poesie Aufnahme. Die erste regelmäßige Gestalt gab ihm Fra Guittone von Arezzo, die höchste Vollendung Dante u. Petrarca. In Frankreich ward es erst im 16. Jahrhundert wieder aufgenommen, aber als Bouts-rimés zum leeren Witz- und Reimspiel herabgewürdigt. In England war es eine Zeitlang Modeform. In die deutsche Dichtkunst ward es zuerst von Weckherlin und Opitz eingeführt und unter dem Namen Klanggedicht bald mit Vorliebe bearbeitet. Später gerieth es wieder in Vergessenheit, bis es durch Bürger und dann durch die romantische Schule wieder aufgenommen und mit Eifer kultivirt wurde. Treffliche S.e haben Schlegel, Tieck, Novalis, Rückert, Platen, Chamisso, Herwegh u. A. geliefert. Sonettenkranz ist eine Reihe von 15 S.en, von denen 14 durch ihre Anfangs- oder Endzeilen das 15., das sogenannte Meistersonett, bilden.

Songarei (Sungarei, Dschongarei, Land von Ili, chinesisch Thian-schan-pe-lu), der nordwestlichste Theil des chinesischen Reichs, grenzt im Osten an die Provinz Kansu, die Mongolei und die Wüste Gobi, im Süden an die Bucharei, im Westen an Khokand u. das Kirgisengebiet, im Norden an Sibirien und hatte früher einen Flächeninhalt von ungefähr 20,000 □Meilen, während es jetzt nur noch ungefähr 17,000 □Meilen groß ist, da 1854 ein Gebiet von über 3000 □Meilen davon an Rußland abgetreten wurde. Das Land ist durch Verzweigungen des Altai im Norden und Süden sehr gebirgig, dacht sich im Westen gegen die Steppenflüsse Dschui und Sarasu und den unteren Lauf des Sir Darja ab und wird auch im Osten nur von einem mäßigen Landrücken durchzogen; es ist im Allgemeinen sehr wiesenreich und wohl bewässert; die wichtigsten Flüsse außer den genannten sind noch der Irtysch und Imil; von den Seen sind die größeren der Alakul, Alaktugul und Balkasch; der früher mit zur S. gehörige See Issykkul liegt in dem an Rußland abgetretenen Gebiete. Den Haupterwerbszweig bildet die Viehzucht; es werden namentlich Pferde, Schafe, Rindvieh, Esel und Kameele in großen Heerden gehalten. Der Ackerbau beschränkt sich im Norden auf Weizen, Gerste und Hirse; die Gegend von Ili hat Reisfelder und Obstpflanzungen; im Süden gedeihen außerdem Melonen, Tabak und Maulbeerbäume, daher dort auch Seidenzucht getrieben wird. An Holz ist die S. reicher als die meisten anderen Länder Hochasiens. Die Industrie ist vorzüglich in den Händen chinesischer Ansiedler. Der Handel, welcher namentlich in den größeren Städten betrieben wird, besteht fast ausschließlich in Umsatz von Seide- und Baumwollzeuchen und wird besonders durch Chinesen und Kalmücken betrieben. Seitdem der Ostbezirk der ehemals viel umfangreicheren S. in neuerer Zeit an die Provinz Kansu gekommen ist, beträgt die Bevölkerung des noch den Chinesen unterworfenen Theiles ungefähr 350,000 Seelen. Dieselbe besteht vorzugsweise aus Kalmücken und Kirgisen, von denen die Steppenkirgisen in der neuesten Zeit dem russischen Kaiser tributpflichtig geworden sind. Die Kalmücken sind Buddhaisten, von den Kirgisen bekennt sich der größere Theil zum Islam, der kleinere zur griechisch-katholischen Kirche; außerdem finden sich noch Chinesen und Mandschu, welche ebenfalls Buddhaisten sind. Der chinesische Statthalter residirt in Ili. Nach dem Verfall der mongolischen Herrschaft entstanden in der S. mehre kleinere Reiche und Khanate. Das Hochland ward im 15. Jahrhundert von den Kalmücken besetzt, die später vom Altai bis zum Kuen-lue herrschten. Die Khane waren aus einem der 4 verbündeten Stämme, aus dem der Songar (Dzungar), welcher am Ilistrom seine Lagerplätze einnahm, daher das ganze Land den Namen der S. erhielt. Innere Zerwürfnisse erschütterten die Songarenherrschaft und erleichterten den Chinesen die Eroberung des Landes. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die S. chinesische Provinz und 1757 und 1758 völlig unterjocht.

Sonitus (lat.), der Schall.

Sonne, der Centralkörper des Planetensystems, zu welchem unsere Erde gehört, und bei weitem der größte und wichtigste unter allen zu diesem System gehörigen Weltkörpern, zugleich für alle diese die Quelle des Lichts und der Wärme. Die scheinbare Größe der S. ist wegen der sich nicht gleich bleibenden Entfernung derselben von der Erde eine verschiedene. In der mittleren Entfernung von 20,682,000 geographischen Meilen beträgt der scheinbare Durchmesser der S. 32′ 1″,8; am 1. Januar, an welchem Tage sie der Erde am nächsten ist, 32′ 34″,6; am 2. Juli, zur Zeit der Sonnenferne, 31′ 30″,1. Eine Abplattung der S. an den Polen läßt sich nicht annehmen, da der Durchmesser des Aequators von dem der Axe nicht verschieden zu sein scheint. Nach einigen Beobachtungen soll sich der polare Durchmesser sogar größer herausgestellt haben

als der Aequatorialdurchmesser, und zwar um 3",14 oder 7",72, was eine Aequatorialabplattung von ungefähr $^1/_{300}$ ergeben würde. Doch sind die Angaben noch nicht sicher. Aus der Vergleichung der seit etwa 100 Jahren angestellten Sonnenbeobachtungen will man eine Verkleinerung des Sonnendurchmessers gefunden haben, die nach von Lindenau in 33 Jahren 1",89 betragen soll. Auch hierüber fehlt noch Gewißheit. Der wahre Durchmesser der S. ist zu 192,600 geographischen Meilen oder 112,05 Erddurchmessern berechnet worden. Befände sich die Erde im Mittelpunkt der als Hohlkugel betrachteten S., so könnte sich in dem inneren Raume noch der Mond in 50,000 Meilen Entfernung um die Erde bewegen und seine Bahn würde immer noch über 40,000 Meilen von der Oberfläche der S. entfernt bleiben. Der Umfang des Sonnenäquators beträgt 605,000 Meilen. Ein Dampfwagen, der in jeder Stunde 5 Meilen zurücklegt und schon in 45 Tagen um die Erde kommen würde, würde die Reise um die S. erst in 5042 Tagen oder fast 14 Jahren vollenden. Die Oberfläche der S. beträgt 116,480 Millionen □Meilen, d. h. sie ist 12,557mal so groß als die Oberfläche der Erde und mehr als 50mal so groß als die aller Planeten zusammen. Der körperliche Inhalt der S. macht 3739 Billionen Kubikmeilen aus und ist demnach 1,409,725mal so groß als der der Erde. Die Masse der S., d. i. die Summe ihrer materiellen Theile, ist nach Encke's Berechnung das 359,551fache der Erdmasse und das 355,499fache der Erd- und Mondmasse zusammen. An Volumen übertrifft die S. alle Planeten zusammengenommen um das 600fache, an Masse nach Galle um das 738fache. Setzt man die Dichtigkeit der Erde = 1, so ist die der S. = 0,252, also etwa $^1/_4$ der der Erde. Da die Anziehungskraft abnimmt, wie die Quadratzahlen der Entfernung zunehmen, so kann die Schwere an der Oberfläche der S. nur $\frac{359551}{(112,05)^2} = 28,63$mal so groß sein als die Schwere an der Oberfläche der Erde. Betrachtet man die S. durch ein Fernrohr, wobei man aber ihres starken Glanzes wegen ein dunkelfarbiges Planglas (Blendglas) vor das Okular bringen muß, so bemerkt man an ihrer Oberfläche bald mehr, bald weniger dunkle Flecken (Sonnenflecken) von verschiedener Größe und Form. Bei den größeren unterscheidet man meist einen größeren oder kleineren, dunkelgrauen oder dunkelbraunen Kern von gewöhnlich ganz unregelmäßiger, zackiger Gestalt und eine schmalere oder breitere hellere Einfassung, einen sogenannten Hof (penumbra). Die Größe dieser Flecken ist sehr verschieden; manche haben einen 5—10mal so großen Durchmesser als die Erde; der bis jetzt bekannte größte, den im September 1850 Schwabe beobachtete, zeigte einen Durchmesser von 30,200 Meilen. Die meisten sind nur in guten Fernröhren sichtbar; einige aber können bei nebeligem Wetter oder beim Auf- und Untergang der S. selbst mit bloßem Auge leicht gesehen werden. Sie stehen meist in größeren oder kleineren Gruppen beisammen und häufig ist ein größerer Fleck von vielen kleineren umgeben. Wie ihre Größe und Form, so ist auch ihre Zahl der Veränderung unterworfen; oft bilden sich einzelne Flecken und Fleckengruppen binnen wenigen Stunden, wie auch vorhandene in derselben Zeit wieder verschwinden; oft bleiben sie Tage, ja Wochen lang sichtbar und machen eine oder mehre Umdrehungen der S. mit. In diesem Falle treten sie am östlichen Rande ein, bewegen sich langsam über die Scheibe, verschwinden nach 13 Tagen am westlichen Rande und kommen nach abermals 13 Tagen am östlichen wieder zum Vorschein. Bei diesem ihrem Vorübergehen sind sie Veränderungen unterworfen, welche theils scheinbar, theils reell sind: während sie nämlich in der Mitte der Sonnenscheibe eine im Allgemeinen rundliche Gestalt zeigen, gehen sie am östlichen wie am westlichen Rande in eine elliptische über, wobei zugleich der dunkle Kern mehr nach dem inneren, dem Mittelpunkt der S. zugekehrten Rand des Fleckens genähert erscheint. Diese scheinbare Veränderung der runden Form in die elliptische erklärt sich aus der Kugelgestalt der S.; die Beobachtung aber, daß der Kern seine Lage gegen den Hof ändert, hat Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß der dunkle Sonnenkern von einer mehrfachen Lichthülle umgeben sei. Aus mehr als 30 Jahre lang fortgesetzter, sorgfältiger Beobachtung der Sonnenflecken schloß Schwabe, daß, wenigstens in den Jahren 1826—50, Periodicität in dem Erscheinen der Sonnenflecken Statt gefunden haben müsse. Doch wurde die Sache von anderer Seite bestritten und kam wieder in Vergessenheit, bis endlich Wolf sämmtliche mehr als zweihundertjährige Sonnenfleckbeobachtungen in einer Periode von $11^1/_9$ Jahren darstellte. Nach den neuesten Beobachtungen von Warren de la Rue, Stewart und Loewy (1854—64) findet noch ein weiterer regelmäßiger Wechsel im Erscheinen der Sonnenflecken Statt, in sofern sich alle um dieselbe Zeit erscheinenden und verschwindenden Flecken auf gleiche Weise verhielten, so daß z. B., wenn ein Fleck erschienen und bis zur Mitte gewachsen war, an einem anderen darauffolgenden dasselbe Verhalten beobachtet ward. Die genannten Beobachter glaubten die Ursache dieser Erscheinung in äußeren Einflüssen, nämlich in der Stellung der Venus, suchen zu müssen, in sofern diese das beschriebene gleichmäßige Verhalten im Auftreten der Flecken bewirke, und zwar in der Weise, daß sie auf der von ihr abgewandten, also entfernteren Sonnenseite Flecken hervorrufe, auf der ihr zugekehrten, also näheren Sonnenseite dagegen vorhandene Flecken verschwinden mache. Noch ist diese Frage nicht erledigt. Aus der regelmäßigen Bewegung der Sonnenflecken hat man mit Recht auf eine Rotation des Sonnenkörpers geschlossen, und zwar ist dieselbe nach Laugiers Beobachtungen zu 25,34 Tagen = 25 Tagen 8 Stunden 9 Minuten berechnet worden. Weiter hat sich aber aus den Beobachtungen von Peters, Carrington und besonders Spörer ergeben, daß die Rotationszeit sich als eine verschiedene herausstellt, je nachdem man Flecken in der einen oder der anderen Zone dazu nimmt, und zwar in der Weise, daß man aus den dem Sonnenäquator nahen Flecken eine kleinere Rotationszeit als aus den Flecken der höheren Breiten erhält. Es liegt daher der Schluß nahe, daß auf der Oberfläche der S. Strömungen vorkommen, durch welche die Flecken fortgetrieben werden, so daß sie die

wahre Rotationszeit nicht mehr erkennen lassen. Die Flecken sind gewöhnlich in der Weise vertheilt, daß sie in einer zu beiden Seiten des Aequators bis etwa zu 40 Grad sich ausbreitenden Zone stehen, außerhalb dieser aber selten gesehen werden, wobei wieder eine gewisse Periodicität Statt zu finden scheint, in sofern bei einer gewissen Häufigkeit die Flecken in der einen Hälfte der Zone vorhanden sind oder sich bilden, in der anderen dagegen fehlen und umgekehrt. Auch hierüber sind von fortgesetzten Beobachtungen weitere Aufschlüsse zu erwarten. Weniger in die Augen fallend als die Sonnenflecken sind die sogenannten Sonnenfackeln, d. h. solche Stellen der Sonnenscheibe, die sich durch größeren Lichtglanz hervorheben. Sie finden sich vornehmlich am Rand der Sonnenscheibe, am häufigsten in der Nähe von Fleckengruppen, und sind Lichtadern vergleichbar, die sich auf ganz unregelmäßige Art in einander verschlingen. Zwischen diesem aderförmigen Licht gewölk sind gewöhnlich mattere Stellen von chagrinartigem Ansehen bemerkbar, welche als Furchen bezeichnet werden. In diesen bemerkt man zuweilen kleine mattgraue Punkte, die Poren genannt werden, während die am häufigsten in der Mitte der Sonnenscheibe in matterem Lichte sich zeigenden Stellen Narben heißen. Die Sonnenflecken wurden zuerst von J. Fabricius 1611 und dann von Galilei 1612 beobachtet. Die Beobachtung der Sonnenflecken hat zu der folgenden, besonders von Herschel ausgebildeten Ansicht über die Beschaffenheit der S. geführt. Der eigentliche Sonnenkörper ist eine dunkle Kugel, welche von drei Umhüllungen umgeben ist, nämlich zu unterst von einer wolkenartigen Dunsthülle, darüber von einer leuchtenden Lichthülle oder Photosphäre, und zu oberst von einer nicht leuchtenden, aber von der Photosphäre erleuchteten Wolkenhülle oder Atmosphäre. Die innere Dunsthülle ist entweder nur schwach leuchtend, oder ebenfalls nur durch die Photosphäre erleuchtet. Letztere war Herschel geneigt für eine Schicht unzusammenhängender, phosphorischer Wolkenmassen zu halten, wogegen Arago mit Hülfe seines Polariskops nachwies, daß sie sich in einem gasförmigen Aggregatzustand befinden müsse. Es erscheinen aber die erwähnten Sonnenflecken, wenn die Photosphäre und die untere Dunsthülle durch irgend eine Ursache, etwa in Folge gewaltiger Revolutionen auf der Sonnenoberfläche, zerrissen oder durchbrochen wird, so daß man durch die Oeffnungen auf den dunkeln Kern der Sonne hinabsehen kann. Da nun hiernach die Sonnenflecken wirkliche Vertiefungen sind, in die man schaut, so ist auch die hellere Einfassung der Kernflecken leicht erklärlich: diese wird nämlich von den Wänden der durchbrochenen innersten, wenig Licht reflektirenden Dunsthülle gebildet, an denen man hinschaut. Die zur Seite geschobene Lichtmasse aber muß, da sie um die gewaltsam geschaffene Oeffnung angehäuft ist, die erwähnten Sonnenfackeln erzeugen, die nach dem Rande in Folge der perspektivischen Ansicht die Gestalt von Adern annehmen, zwischen denen die weniger hellen, weil dünneren Stellen der Atmosphäre als Furchen sich darstellen müssen. Alles dies ist jedoch noch Hypothese, die von dem wahren Sachverhalt noch weit entfernt sein kann. Obwohl zur Erklärung der Sonnenflecken und der damit zusammenhängenden Erscheinungen die Annahme einer doppelten Umhüllung der S. genügt, so sprechen doch gewisse, bei Sonnenfinsternissen wahrgenommene Erscheinungen für das Vorhandensein einer dritten Umhüllung, einer eigentlichen Atmosphäre der S. Schon die Wahrnehmung, daß die Mitte der Sonnenscheibe in hellerem Lichte strahlt als die Ränder derselben, und daß diese Ränder nicht ganz scharf begrenzt sind, macht die Existenz eines Licht absorbirenden u. trübenden Mediums wahrscheinlich; noch wahrscheinlicher aber wird diese durch den bei totalen Sonnenfinsternissen um den die S. verdunkelnden Mond verbreiteten hellen Schein, die sogenannte Glorie, gemacht, die um so schwächer leuchtet, je weiter sie von der Oberfläche der S. entfernt ist. Bei den beiden in Europa sichtbar gewesenen totalen Sonnenfinsternissen von 1842 und 1851 zeigte sich unmittelbar nach dem Verschwinden der S. hinter der sie bedeckenden scheinbar größeren Mondscheibe, sowie unmittelbar vor dem Wiedererscheinen der S. ein rother, sichelförmiger Saum um die dunkle Mondscheibe, dessen oberer Rand aber nicht platt, sondern gezackt erschien. Petit, Direktor der Sternwarte zu Toulouse, sah diese Erhabenheiten am Rande unter einem Winkel von 1',45, was, wären dieselben etwa Sonnenberge, für diese eine Höhe von nicht weniger als 10,000 geographischen Meilen ergeben würde. Außerdem hat man noch Lichtbüschel, sowie freischwebendes blaßrothes Gewölk wahrgenommen. Man hat hierauf die Hypothese gegründet, daß diese blaßrothen Phänomene Aufwallungen in den untersten Schichten der dritten Umhüllung seien, vielleicht Wolkenmassen, die von der Photosphäre erleuchtet und gefärbt werden, wie die Wolken am Morgen- und Abendhimmel beim Auf- und Untergang der S. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß die erwähnten Erhabenheiten (Protuberanzen) mit der Bildung der Sonnenflecken und Sonnenfackeln in Verbindung stehen, da sie sich 1851 an solchen Stellen gezeigt haben, wo kurz vor und nach der Finsterniß in der Nähe des Sonnenrandes Furchen und Fackeln erschienen. Dieser Zusammenhang zwischen Sonnenflecken u. den erwähnten Protuberanzen scheint aber darauf hinzudeuten, daß, wenn durch unbekannte Kräfte die Dunsthülle und die Photosphäre der S. unterbrochen werden, wolkenartige Massen noch in die über die Photosphäre hinausgehende Sonnenatmosphäre hinausgetrieben werden.

Sonneberg, Stadt im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, an der Röthen und einer von Koburg aus hierher führenden Zweigbahn der Werrabahn, nordöstlich von Koburg, ist der Sitz eines Verwaltungsamts und eines Kreisgerichts, hat eine schöne neue Kirche in gothischem Styl, blühende Industrie und 5344 Einw. S. ist namentlich berühmt als der Mittelpunkt der vielen umliegenden Fabrikorte, in welchen gleich der Stadt selbst die sogenannten sonneberger Spielwaaren (aus Holz und Papiermaché), Glas-, Porzellan-, Steingut-, Messing-, Eisen-, Stahl- 2c. Waaren geliefert und von hier aus im

Werth von jährlich nahe an $^1/_2$ Million Thaler nach allen Weltgegenden hin versandt werden. Außerdem liefert S. noch Farben, Schiefertafeln, Schieferstifte, Schleif- und Polirsteine, Lederarbeiten 2c. und hat Brauereien, Masse-, Loh- und Schneidemühlen, eine Ziegelhütte u. eine Potaschesiederei. Am Fellberg, $^3/_4$ Stunde von der Stadt, findet man den ersten und lange Zeit einzigen bedeutenderen Griffelschieferbruch in Deutschland. Vgl. Hensoldt, Beschreibung der Handelsstadt S., Nürnberg 1845.

Sonnenberg, Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr von, deutscher Dichter, geboren am 5. Sept. 1779 zu Münster, entwarf schon auf dem Gymnasium zu Münster nach Klopstocks „Messiade" den Plan zu einem Epos „Das Weltende" (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen, gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen Diktion und einer wilden Phantasie vereinigt. Er studirte die Rechte, doch nicht aus Neigung. In seinem 19. Jahre machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte er zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in dieser Stadt. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, „Donatoa", einem Gemälde des Weltunterganges, welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Er endete am 22. Nov. 1805 freiwillig durch einen Sturz aus dem Fenster in Jena. Auch in „Donatoa" erscheint er als ein Nacheiferer Klopstocks. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit und eine tiefe Innigkeit des Gemüths. Gruber gab „Donatoa" mit einer Biographie des Dichters (Rudolstadt 1806, 2 Bde.) und dessen „Gedichte" (das. 1808) heraus.

Sonnenblume, Pflanzengattung, s. v. a. Helianthus *L.*

Sonnenburg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sternberg, in der Warthenniederung, mit Gerichtsdeputation, Schloß (ehemaliger Sitz eines Johanniterheermeisters), Strafanstalt, Leinweberei, Ziegelei, besuchten Vieh- und Jahrmärkten und 3968 Einwohnern.

Sonnenferne und **Sonnennähe**, s. Aphelium und Perihelium.

Sonnenfinsterniß, Himmelserscheinung, bei welcher die Sonne durch den Mond ganz oder zum Theil verdeckt und also für eine gewisse Gegend der Erde verfinstert wird. In der Wirklichkeit wird nicht die Sonne verdunkelt, sondern die Erde, welche bei einer S. durch den Schatten des Mondes ebenso getroffen wird wie bei einer Mondfinsterniß der Mond von dem Schatten der Erde. Eine S. kann nur zur Zeit des Neumondes eintreten, d. h. wenn Sonne und Mond zu gleicher Zeit über dem Horizont stehen und gleichzeitig einen und denselben Meridian passiren. Daß aber nicht bei jedem Neumonde eine S. eintritt, rührt daher, daß die Bahn des Mondes mit der Erdbahn (Ekliptik) nicht in einer und derselben Ebene liegt, sondern in einer Neigung von 5°,1, weshalb eine Bedeckung der Sonne durch den Mond nur Statt finden kann, wenn der Mond als Neumond in oder doch nahe einem Knoten (d. i. einem Durchschnittspunkte der Mondbahn mit der Ekliptik) steht, so daß die Entstehung einer S. im Allgemeinen an dieselben Bedingungen geknüpft ist wie die einer Mondfinsterniß. Die Möglichkeit einer S. hört auf, wenn die nördliche oder südliche Breite des Neumondes mehr als 1° 35' beträgt. Dies ist aber die Grenze der Möglichkeit in dem Fall, wo der Mond der Erde am nächsten steht und darum sehr groß erscheint. Er kann dagegen in der Erdferne noch vor der Sonne, ohne sie zu verfinstern, vorbeigehen, wenn seine nördliche oder südliche Breite 1° 24' ist; wird die Breite des Mondes noch kleiner, so muß eine S., und zwar, wenn jene kleiner als 1° 2' ist, eine totale an irgend einem Ort der Erde eintreten. Was die Entfernung des Neumondes von einem seiner Knoten betrifft, so ist keine S. möglich, wenn dieselbe mehr als $18^1/_2$° beträgt; es tritt aber gewiß eine solche ein, falls die Entfernung vom Knoten kleiner als $15^1/_2$° ist. Der Mond wirft, wie die Erde, einen kegelförmigen Schatten, dessen Länge aber wegen der sich nicht gleichbleibenden Entfernung des Mondes von der Sonne eine veränderliche ist. Die Länge des Kernschattens des Neumondes beträgt in der Erdferne 51,083, in der mittleren Entfernung 50,209, in der Erdnähe 49,376 Meilen. Da nun die größte Entfernung des Mondes von der Erde 54,644, die mittlere 51,803 und die kleinste 48,961 Meilen beträgt, so ergibt sich daraus, daß der Mondschatten nur im letzteren Falle (in der kleinsten Entfernung des Trabanten von der Erde) mit seiner Spitze bis auf die Erde reicht, und auch in diesem Falle wird der verfinsterte Theil der Erde stets ein sehr kleiner sein, für Aequatorgegenden nicht über 30 Meilen, für polare bis zu 200 Meilen Durchmesser. Außer dem Kernschatten erzeugt sich aber noch, ihn von allen Seiten umgebend, der sogenannte Halbschatten, der noch Sonnenlicht, aber nur von einem Theile der leuchtenden Scheibe, enthält, und zwar mathematisch betrachtet seine bestimmte seitliche Grenze hat, physisch genommen aber sich allmählig ins volle Licht verliert. Ist in beifolgender Figur S die Sonne, M der Mond, so ist a b f der Kernschatten, der in f aufhört, a b c d hingegen der ihn umhüllende Halbschatten, der ins Unendliche fortläuft. Der Halbschatten des Mondes kann daher bei einer S. einen viel beträchtlicheren Theil der Erde treffen als der volle Schatten; er kann die Erde erreichen auch in Fällen, wo der Kernschatten entweder zu kurz ist, um auf letztere zu treffen, oder wo seine Spitze an der Erde seitwärts vorübergeht. Hierdurch wird der Unterschied zwischen totalen, ringförmigen und partialen S.en bedingt. Die totale S. entsteht, wenn der Kernschatten einen Theil der Erdoberfläche trifft; sie ist stets von kurzer Dauer, denn sowohl die Bewegung des Mondes als die Rotation der Erde führen schon nach wenig Minuten andere als die anfänglich getroffenen Punkte in den Schatten. Die



längste mögliche Dauer einer totalen S. für die ganze Erde ist 4 Stunden 38 Minuten, während sie für einen einzelnen Ort, und zwar für den Aequator, höchstens 7 Minuten 58 Sekunden anhalten kann. Zu beiden Seiten liegen sodann Zonen von ungleicher Breite, in denen die Finsterniß partial ist, und zwar desto geringer, je weiter sie von der Linie der totalen entfernt sind. Es sind dies die vom Halbschatten des Mondes getroffenen Länder und Meere. Mit Hinzurechnung der den totalen S.en vorangehenden und nachfolgenden partialen kann die Dauer einer S. für die ganze Erde nur höchstens etwa 7 Stunden betragen. Zunächst der totalen Finsterniß erscheint die Sonne als Sichel, wie der Mond kurz vor oder nach dem Neumonde, nur daß diese Sichel weniger als den Halbkreis umfaßt; denn im Fall einer wirklichen totalen Finsterniß ist der scheinbare Durchmesser des Mondes größer als der der Sonne. Der Mond selbst ist nur negativ sichtbar, denn er wendet uns seine unerleuchtete Seite zu; allein die Kontur seines Randes ist mit einer Schärfe und Deutlichkeit wahrnehmbar, wie sie bei keiner anderen Gelegenheit gesehen wird. Die Berge und Einsenkungen des Randes sind schon in sehr mäßigen Vergrößerungsgläsern deutlich sichtbar. Wo die S. wirklich total erscheint, entsteht eine ganz eigenthümliche, weder Nacht, noch Dämmerung zu nennende Dunkelheit. Der Himmel erscheint grünlichblau, und man erblickt einige der helleren Sterne; die schwarze Mondscheibe ist von einem lebhaft glänzenden, heftig wallenden breiten Ringe (Lichtkrone) umgeben, von welchem sich gelbliche Strahlen verbreiten. Dieser glänzende Ring rührt wahrscheinlich von einer sonst von den Strahlen der Sonne verdunkelten Lichtsphäre her, welche den Sonnenkörper in weitem Umkreise umgibt. Auch bei der jüngsten totalen S. am 28. Juli 1851 hat man diese Lichtkrone beobachtet. Die ringförmigen S.e entstehen, wenn der scheinbare Mondhalbmesser kleiner als der der Sonne ist, an denjenigen Orten, die von der verlängert gedachten Axe des Mondschattens getroffen werden, und in ihrer nächsten Umgebung. Beim Vorrücken des Mondes von Westen nach Osten auf der Sonnenscheibe zieht sich letztere immer mehr zur Sichel zusammen; bald wird die Sichel schmaler, die Spitzen rücken immer näher an einander und springen zuletzt plötzlich zusammen. Nach einigen Minuten zerspringt der Ring auf der gegenüberliegenden Seite, und die erwähnten Erscheinungen wiederholen sich in umgekehrter Ordnung. In dem Punkte, der von der verlängerten Schattenaxe getroffen wird, ist der Ring völlig koncentrisch, also rings herum gleich breit, und die Dauer der Erscheinung ist die möglich längste. Das magische Dunkel, welches sich bei totalen Finsternissen zeigt, wiederholt sich bei ringförmigen, aber in weit geringerem Grade, nur selten werden Sterne sichtbar (Venus etwa ausgenommen). Die Schatten der Gegenstände zeigen sich weit schärfer als sonst, wiewohl der Kontrast zwischen Schatten und Licht stark vermindert erscheint. Ringförmige S.e sind im Ganzen fast ebenso selten als totale. Jede totale oder ringförmige S. beginnt und schließt mit einer partialen, auch in den Nachbarregionen nördlich und östlich der Linie, welche die Schattenaxe auf der Erde beschreibt, ist die Finsterniß nur partial. Auch kann die Schattenaxe ganz an der Erde vorüber streichen; alsdann ist die S. ausschließlich partial und trifft nur die höheren nördlichen oder südlichen Breiten auf der Erdkugel. Partiale Finsternisse sind nicht so selten; durchschnittlich ereignet sich alle 3 Jahre eine solche für einen gegebenen Erdort; sie sind aber in der Regel nicht von besonderen Phänomenen begleitet. Nur wenn sie mehr als ³/₄ der Sonnenscheibe verfinstern, bemerkt man eine Abnahme der Tageshelle. Die genaue Berechnung der S.e ist, wie die der Mondfinsternisse, in der Schärfe, mit welcher sie jetzt durchgeführt und auf Jahrhunderte hin bestimmt wird, das Resultat der sorgfältigsten Berechnungen der Erd- und Mondbahn. Da die Grenzen der Möglichkeit für S.e weitere sind als für die der Mondfinsternisse, so sind erstere für die ganze Erde häufiger als letztere; während sich in 18 Jahren etwa nur 29 Mondfinsternisse ereignen, ist die mittlere Zahl der S.e für die ganze Erde 41. Im Allgemeinen liegen sie, wie die Mondfinsternisse, ein halbes Jahr auseinander, weil nach dieser Zeit der Neumond sich wieder in einem Knoten oder in der Nähe eines solchen befindet.

Sonnenflecken, s. Sonne.

Sonnengott, s. v. a. Helios.

Sonnenjahr, im Allgemeinen die Zeit, in welcher die Sonne scheinbar alle 12 Zeichen des Thierkreises durchläuft, oder die Zeit eines wirklichen vollen Umlaufs der Erde um die Sonne; insbesondere das tropische Jahr, d. h. die Zeit, in welcher die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf durch den Thierkreis zum Frühlingsnachtgleichenpunkte zurückkehrt, im Gegensatz zum siderischen oder Sternenjahre. Die Dauer eines solchen S.s ist 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden = 365,24222 Tage, und dasselbe ist um 20' 23" = 0,02415 Tage kleiner als das Sternenjahr.

Sonnenlehn, einzelne Besitzungen, die bei Niemandem in Lehn gehen, keinen Ritterdienst leisten und von allen Abgaben frei sind.

Sonnenmesser, Instrument zur Messung des Durchmessers der Sonne; s. Heliometer.

Sonnenmikroskop, s. Mikroskop.

Sonnenparallaxe, der Winkel, unter welchem vom Mittelpunkte der Sonne aus der Halbmesser der Erde erscheint, eines der wichtigsten Elemente in der berechnenden Astronomie, in sofern Halbmesser der Erde, dividirt durch den Sinus der S., sofort die Entfernung der Erde von der Sonne gibt, wonach sich auch die Entfernungen aller übrigen Planeten von der Sonne berechnen lassen, sobald man nur ihre Umlaufszeiten kennt.

Sonnenring, mattfarbiger Ring, der sich zuweilen bei dunstig hellem Himmel um die Sonne (wie Nachts um den Mond) bildet, entsteht aus Dünsten der Erde, die sich zwischen der Sonne und der Erde befinden.

Sonnenröschen, Pflanzengattung, s. v. a. Helianthemum *L.*

Sonnenrose, Pflanzengattung, s. v. a. Helianthus *L.*

Sonnenstich (Insolation), krankhafter Zu-

stand, welcher stets plötzlich eintritt und solche Leute befällt, welche sich längere Zeit, bei uns wenigstens, den direkten Sonnenstrahlen des Hochsommers aussetzen müssen, z. B. Soldaten auf dem Marsche, Arbeiter aller Art 2c. Es ist keineswegs dazu erforderlich, daß man den Kopf unbedeckt trage, ja in tropischen Ländern befällt der S. sogar die Leute in ihren Häusern und bei Nacht. Es geht hieraus hervor, daß es nur die abnorm gesteigerte Temperatur sein kann, welche den S. herbeiführt. Die vom S. Befallenen werden schwach, sinken ohnmächtig zusammen, verlieren das Bewußtsein, das Athmen wird sehr schwer und erfolgt nur oberflächlich, häufig tritt Erbrechen und Durchfall ein. Unter den Erscheinungen der Bewußtlosigkeit und der Athemnoth gehen die Kranken manchmal in ganz kurzer Frist, selbst schon nach 2—3 Stunden zu Grunde. Erholen sich die Kranken wieder, so pflegen sie sich noch einige Tage lang sehr matt und angegriffen zu fühlen, sie klagen dabei über Kopfschmerz und Schwindel. Die Aerzte haben bisher den S. auf eine Gehirnentzündung zurückgeführt, welche unter dem Einfluß der direkten Sonnenstrahlen auf den Kopf entstehen sollte. Dies ist aber falsch, vielmehr beruht der S. auf einer ungeheuren Ueberfüllung der Lungen mit Blut (Lungenschlagfluß) bei Blutarmuth des Gehirns und der anderen Organe. Die Behandlung der an S. Erkrankten besteht darin, daß man dieselben an einen kühlen Ort bringt, sie von allen beengenden Kleidungsstücken befreit, ihnen kühles Getränke einflößt und kalte, reizende Klystiere applicirt. Auch ein Brechmittel, ein Aderlaß und die Einleitung der künstlichen Respiration kann von Nutzen sein.

Sonnensystem, die Gesammtheit der Weltkörper, welche sich um die Sonne als Centralkörper bewegen, mit Einschluß der Sonne selbst.

Sonnentafeln, astronomische Tafeln, welche den jedesmaligen Himmelsort der Sonne, d. h. ihre gerade Aufsteigung, Abweichung 2c., angeben. Die brauchbarsten enthält das „Astronomische Jahrbuch“ von Encke. Große Verdienste um Herstellung guter S. erwarb sich der italienische Astronom Carlini, dessen Werk (Mailand 1810) von Bessel durch Korrektionstafeln noch mannichfach verbessert worden ist. Aeltere Tafeln besitzen wir von Lacaille, Mayer, Zach (1804) und Delambre (1805).

Sonnenthau, Pflanzengattung, s. Drosera.

Sonnenuhr, Apparat zur Bestimmung der Tageszeit, wobei der von einem Körper der Sonne gegenüber geworfene Schatten als maßgebend für die Zeiteintheilung benutzt wird. Der scheinbare Lauf der Sonne um den Aequator vollendet sich bekanntlich bei gleichförmiger Geschwindigkeit binnen 24 Stunden. Denkt man sich nun in den Mittelpunkt der Aequatorebene einen der Erdaxe parallelen Stift gestellt, so wird der Schatten desselben dem Sonnenlaufe folgen und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdaxe parallelen Stift (Weiser, Gnomon) und mit Stundeneintheilung versehene, mit der Ebene des Aequators parallel gestellte Scheibe oder sonstige Fläche, auf der die Mittagslinie dem wirklichen Meridian des Ortes gemäß bezeichnet ist, heißt eine Aequinoktialuhr, weil hier der Schatten des Stifts an den Aequinoktialtagen den Aequator wirklich bezeichnet. Dies die einfachste Art der S.en. Dieselbe gestaltet sich zur Horizontaluhr, d. h. in eine solche um, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, wenn man den Stift auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Orts gleichen Winkel befestigt, so daß er wieder der Erdaxe parallel ist, die den Horizont allenthalben unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet. Diese Horizontaluhren, auf denen die Stundeneintheilung mit Bezug auf die Aequinoktialuhr ausgeführt ist, sind die gewöhnlichsten S.en und zeigen das ganze Jahr hindurch bei Sonnenschein die Stunden an. Steht die Ebene der S. auf dem Horizont vertikal, so heißt sie eine Vertikaluhr. Eine solche ist eine Mittagsuhr, wenn ihre Fläche gegen Süden, eine Mitternachtsuhr, wenn sie gegen Norden, eine Morgenuhr, wenn sie gegen Osten, eine Abenduhr, wenn sie gegen Westen gerichtet ist. Die Vertikaluhren sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann zugleich eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr zeigt nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, so lange die Sonne scheint, im Sommerhalbjahr nur die Stunden von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends; eine Mitternachtsuhr zeigt dagegen im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr aber gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden. Die Lehre von der Konstruktion der S.en heißt Gnomonik und ist ein Theil der Astronomie.

Sonnenwalde, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Luckau, mit gräflich solmsschem Schlosse, Ziegelei, lebhaftem Garn- und Flachshandel und 1180 Einw.

Sonnenwende, Pflanzengattung, s. Heliotropium.

Sonnenwenden (Solstitien, Solstitial- oder Sonnenstillstandspunkte), die zwei Punkte der Ekliptik, die am weitesten (23° 28′) von dem Aequator entfernt sind. Der am höchsten über dem Aequator oder nördlich stehende heißt die Sommersonnenwende (Sommersolstitium) und der tiefste unter ihm die Wintersonnenwende (Wintersolstitium), weil wir dort die Sonne im Anfang unseres Sommers (am 21. Juni), hier im Anfang des Winters (21. Dec.) erblicken. S. heißen diese Punkte, weil sich die Sonne in denselben gleichsam wendet und wieder nach dem Aequator, von dem sie sich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenstillstandspunkte, weil sie in diesen Punkten stillzustehen und einige Zeit gleichen Abstand vom Aequator beizubehalten scheint. Beide Punkte sind 180° von einander entfernt. Die Sommersonnenwende ist der erste Punkt des Krebses (0° ♋), die Wintersonnenwende der erste Punkt des Steinbocks (0° ♑). Die Parallelkreise, welche durch die Solstitialpunkte gehen, sind die Wendekreise, sie schließen die heiße Zone ein. S. heißt auch

die Zeit, wo die Sonne in die Solstitialpunkte tritt und damit die größte Abweichung nach Süden oder Norden erlangt.

Sonnenzeit, im Gegensatz zur Sternzeit die durch die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne gemessene und bestimmte Zeit und deren Eintheilung. Da die Sonne auf der Ekliptik in der Richtung von Westen nach Osten voran-, also der täglichen Bewegung der Sterne entgegenschreitet, so ist der Sonnentag länger als der Sterntag; denn wenn heute die Sonne gleichzeitig mit einem bestimmten Stern kulminirt, so wird bis zu dem Moment, in welchem derselbe Stern morgen wieder kulminirt, die Sonne etwas nach Osten hin fortgeschritten sein, also etwas später als der betreffende Stern in den Meridian treten. Die Zeit aber, welche die Sonne braucht, um, vom Frühlingspunkte ausgehend, wieder in demselben anzukommen, um also die ganze Ekliptik zu durchlaufen, wird als Jahr bezeichnet. Dieses hat (annähernd) 365 Tage; auf diese 365 Tage kommen aber 366 Sterntage, da die Sonne während dieser Zeit scheinbar gerade einmal um den Himmel herumgegangen ist. Das Verhältniß des Sonnentags zum Sterntag ist also $\frac{366}{365} = 1{,}00274$, und daraus folgt, daß eine Stunde S. gleich ist einer Stunde 0 Minuten 9,8 Sekunden Sternzeit. Während aber die Sterntage stets von gleicher Dauer sind, ist dies hinsichtlich der Sonnentage nicht der Fall, und zwar deshalb, weil die Ekliptik nicht mit dem Himmelsäquator parallel liegt und weil die scheinbare Bewegung der Sonne in der Ekliptik keine gleichmäßige, sondern zur Zeit unseres Winters schneller ist als während unseres Sommers. Vom 4.—12. Juli nimmt die Länge der Sonne nur um 7°37,7', vom 1.—9. Januar dagegen um 8°9,1' zu. In Folge davon muß die Sonne eine längere Zeit brauchen, um die nördliche Hälfte der Ekliptik zu durchlaufen, als um vom Herbstpunkte aus zum Frühlingspunkte zurückzukehren. Vom 21. März bis zum 22. Sept. sind 186 Tage; vom 22. Sept. bis zum 21. März dagegen nur 179, woraus sich ergibt, daß die Sonne auf der nördlichen Halbkugel des Himmels volle 7 Tage länger verweilt als auf der südlichen. Um aber den sich das Jahr über nicht gleichbleibenden Sonnentag als Zeiteinheit beizubehalten und doch ein gleichförmiges Zeitmaß zu haben, hat man statt des wahren veränderlichen einen mittleren Sonnentag von stets gleicher Dauer angenommen. Denkt man sich die Dauer eines gewöhnlichen Jahres von 365 Tagen in 365 vollkommen gleiche Theile getheilt, so ist ein solcher Theil der **mittlere Sonnentag**. Oder denkt man sich eine Sonne, welche mit vollkommen gleichförmiger Geschwindigkeit den Himmelsäquator in derselben Zeit durchläuft, welche die wahre Sonne braucht, um die Ekliptik zu durchlaufen, so ist die Zeit von einer Kulmination dieser eingebildeten Sonne bis zur nächsten der mittlere Sonnentag. Da die wahren Sonnentage bald länger, bald kürzer als der mittlere sind, so muß der wahre Mittag vor dem mittleren bald etwas voraus, bald etwas gegen denselben zurück sein. Der Zeitunterschied zwischen dem mittleren und wahren Mittag wird als **Zeitgleichung** bezeichnet. Als Zeitpunkt, in welchem die fingirte Sonne gleiche Rektascension mit der wahren hat, pflegt man den anzunehmen, in welchem die Rektascension der wahren Sonne am schnellsten wächst, den 24. December, und so ergeben sich von 8 zu 8 Tagen folgende Werthe der Zeitgleichung:

Monatstag	mittlere	wahre Zeit	Monatstag	mittlere	wahre Zeit
1. Januar	+ 3'	43"	4. Juli	+ 3'	57"
9. „	+ 7	17	12. „	+ 5	12
17. „	+10	18	20. „	+ 6	0
25. „	+12	34	28. „	+ 6	12
2. Februar	+13	59	5. August	+ 5	46
10. „	+14	31	13. „	+ 4	42
18 „	+14	14	21. „	+ 3	4
26. „	+13	13	29. „	+ 1	19
6. März	+11	34	6. September	− 1	37
14. „	+ 9	30	14. „	− 4	21
22. „	+ 7	9	22. „	− 7	10
30. „	+ 4	41	30. „	− 9	53
7. April	+ 2	17	8. Oktober	−12	10
15. „	+ 0	7	16. „	−14	16
23. „	− 1	40	24. „	−15	50
1. Mai	− 2	59	1. November	−16	16
9. „	− 3	44	9. „	−16	3
17. „	− 3	53	17. „	−14	56
25. „	− 3	24	25. „	−12	56
2. Juni	− 2	26	3. December	−10	8
10. „	− 1	1	11. „	− 6	41
18. „	+ 0	33	19. „	− 2	49
26. „	+ 2	23	27. „	+ 1	9

Das Zeichen + zeigt an, daß der mittlere Mittag früher, das Zeichen —, daß er später ist als der wahre. Man bedient sich jetzt im bürgerlichen Leben allgemein der mittleren Sonnenzeit, die man mit Hülfe der Zeitgleichung jederzeit leicht aus der Beobachtung der Sonne ableiten kann.

Sonneratia *L. fil.* (Sternmyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den unten verwachsenen, 4—6spaltigen Kelch, 4—6 Blumenblätter, die zahlreichen Staubgefäße in mehren Reihen und die rundliche, halb vom Kelch bedeckte Beere, Bäume in Ostindien und auf den Molukken, mit 4eckigen Zweigen, ovalen Gegenblättern und einzelnen großen Blüthen. S. acida *L. fil.*, Rhizophora caseolaris *L.*, senkt von Stamm und Aesten Wurzeln herab und trägt sauer schmeckende Früchte, welche gleich den Blättern als Gewürz benutzt, während der Saft gegen Aphthen und innerlich bei Entzündungskrankheiten gebraucht wird. Von S. alba *Smith* wird Holz zum Schiffbau, besonders zu Rippen, das schwammige Holz der Hörner aber wie Kork gebraucht.

Sonnino, Dorf in der päpstlichen Delegation Frosinone, links vom Amaseno im Gebirge, mit 2560 Einw., ist der Geburtsort des Kardinals Antonelli, war früher ein berüchtigtes Räubernest und wurde deshalb 1819 theilweise zerstört.

Sonntag (dies solis), der erste Tag der Woche, zugleich der wöchentliche Ruhe- und Feiertag der Christen. Wiewohl sich im Neuen Testament kein bestimmtes Gebot für denselben findet, ward er doch schon im nachapostolischen Zeitalter als Auferstehungstag Christi neben dem jüdischen Sabbath gefeiert, und zwar als Freudentag. Mit Aufgeben der Heilighaltung des Sabbaths trug man viele der auf diesen bezüglichen Anschauungen auf ihn über, doch datiren förmliche Verbote irdischer nicht ganz dringender Geschäfte an S.en von Seiten der weltlichen Obrigkeit erst von der Zeit des Kaisers Konstantin, der 321 befahl, daß alle gerichtlichen Sachen und die öffentlichen und ge-

wöhnlichen Tagesarbeiten an diesem Tage unterbleiben sollten, wobei nur den Landleuten gestattet wurde, die günstige Witterung auch am S. für ihre Feldarbeiten zu benutzen. Ein späteres Gesetz von 425 verbot auch Schauspiele am S. Kaiser Leo III. (717—741) untersagte jegliche Arbeit an diesem Tage, und seitdem fing man immer mehr an, die Strenge der jüdischen Sabbathsfeier auf die christliche Sonntagsfeier in Anwendung zu bringen. Die Reformatoren wollten den S., ohne Berufung auf ein göttliches Gebot, bloß wegen der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit beobachtet wissen, und die damals entstandenen Kirchenordnungen verbieten das Arbeiten nur während des Gottesdienstes. Als ein Haupterforderniß für christliches Leben wurde eine strenge Sonntagsfeier mit Ausschluß alles weltlichen Treibens erst von den Presbyterianern in England, sodann in Deutschland von den Orthodoxen und Pietisten betont. Die hierdurch hervorgerufenen strengen Gesetze über die Sonntagsfeier aus den beiden vorigen Jahrhunderten bestehen zwar in den meisten Ländern bis heute fort, ohne sich aber noch streng durchführen zu lassen. In Großbritannien hat sich im Kampfe der Puritaner gegen die Stuarts eine strenge Sonntagsfeier dem Volksbewußtsein tief eingeprägt und ist in der Restauration auch auf die bischöfliche Kirche übergegangen. Namentlich in Schottland herrscht am S. die größte Stille in Stadt und Land; fast der ganze Tag wird der kirchlichen und häuslichen Erbauung, ascetischen Uebungen und christlichen Liebeswerken, namentlich der Ertheilung von Unterricht in den Sonntagsschulen und den Besuchen von Armen und Kranken gewidmet. Auch in England bleiben am S. die Läden der Kaufleute und die Stätten der öffentlichen Vergnügungen geschlossen, ja selbst Klavierspiel ist durch die Sitte verpönt und Gesellschaften werden auf die engeren Familienkreise beschränkt. Die aus der Zeit der Königin Elisabeth stammenden Strafbestimmungen aber, die sich auf Enthaltung von fast aller Arbeit und auf den Kirchenbesuch bezogen, kommen nur sehr selten noch in Anwendung. Von England ist die strenge Sonntagsfeier in die Vereinigten Staaten Nordamerika's übergegangen. In Frankreich ist seit der großen Revolution der Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen allmählig faktisch aufgehoben worden, und die Regierung hat 1852 ausdrücklich erklärt, daß ihr Recht und ihre Pflicht hinsichtlich der Sonntagsfeier damit ende, daß sie von ihren Arbeitern am S. keine Arbeit verlange. Im Königreich Italien sind alle auf Nichtbeachtung der Feiertage gesetzten Strafen gesetzlich beseitigt. Die neuere Gesetzgebung in Deutschland, namentlich in Preußen, ist von den Gesichtspunkten ausgegangen, daß der Staat seine Beamten und Angestellten den Zumuthungen der Sonntagsarbeit für alle aufschiebbaren Geschäfte nicht aussetzen darf, alle officiellen Amtshandlungen am S. zu untersagen, bei seinen eigenen Unternehmungen die Sonntagsarbeit zu vermeiden und die Taglöhner, Dienstboten und Fabrikarbeiter gegen die Forderungen ihrer Herren vor Sonntagsarbeit zu schützen hat. Gleichwohl beginnt der S., namentlich seit 1848, mehr und mehr von seiner Stille zu verlieren. In den katholischen Ländern spiegelt sich der mehr sinnliche Charakter des Katholicismus auch in dem oft ausgelassen fröhlichen Treiben wieder, welches die S.e begleitet.

Sonntagsschulen, Schulen, in welchen die an den Wochentagen gehinderten jungen Leute, namentlich Lehrlinge, Gesellen, Dienstboten und an Fabrikörtern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und anderen gemeinnützigen Kenntnissen, sowie in der Religion unterrichtet werden. Schon im 16. und 17. Jahrhundert finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, und 1756 führte sie Markgraf Karl Friedrich in ganz Baden ein. Besonders aber kamen sie in England in Aufnahme, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Robert Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntage Veranstaltung traf. Nächst England haben sich die S. hauptsächlich in den nordamerikanischen Freistaaten verbreitet. Weniger Eingang haben diese Anstalten in Deutschland gefunden, aus dem natürlichen Grunde, weil hier für die Bildung der Jugend in Werktagsschulen ausreichend gesorgt ist.

Sonora, das nördlichste Departement von Mexiko, grenzt nördlich an die Vereinigten Staaten, östlich an das Departement Chihuahua, südlich an das Departement Cinaloa, westlich an den kalifornischen Meerbusen des stillen Oceans u. umfaßt gegenwärtig einen Flächenraum von 12,000 mexikanischen □Leguas (3800 geographischen □Meilen), vor der Gebietsabtretung durch den Gadsdenvertrag aber ungefähr 16,000 □Leguas. Die Küste ist ziemlich zerrissen, mit vielen Inseln davor, das Innere des Landes hat viele Gebirge (Sierra Madre, Pimeria alta, Sierra del Pico u. a.) und die Hochebene Tarahumara. Die wichtigsten Flüsse sind: der Rio-del-Fuerte (Grenzfluß gegen Cinaloa), Mayo, Yaqui, Dolores, Sonora, Guaymas, Ascension u. a. Der Boden ist im Allgemeinen höchst fruchtbar, aber nur wenig angebaut, das Klima warm und, ausgenommen in den Sumpfgegenden an der Küste, sehr gesund. Hauptprodukte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Baumwolle; Rindvieh, schöne Maulthiere, Esel, Schafe und viel Wild (darunter auch Bären). Die Gebirge enthalten großen Metallreichthum (namentlich an Gold, Silber, Kupfer und Blei), welcher aber nicht hinreichend ausgebeutet wird. Die Bevölkerung wird officiell zu 139,374 angegeben, worunter ungefähr 100,000 Indianer und Mischlinge sein mögen, von denen die ersteren durch Missionäre größtentheils, wenigstens formell, zum Christenthum bekehrt worden sind. Die Hauptbeschäftigung ist Viehzucht und Landbau, die Industrie ist noch ohne alle Bedeutung und beschränkt sich auf etwas Baumwollweberei. Handel findet fast nur an der Küste Statt; im Innern wird er durch Mangel an Straßen und durch fortwährende räuberische Anfälle der Indianer beeinträchtigt. Hauptstadt des Departements ist Ures, am Rio Sonora, mit 7000 Einwohnern, Haupthafen und Handelsplatz dagegen Guaymes. S. wurde 1596 ent-

deckt und bildete ehemals mit Cinaloa vereinigt die Intendanz Neunavarra des spanischen Vicekönigreichs Neuspanien. Im Jahre 1830 wurde die südliche Hälfte davon getrennt und daraus das Departement (damals Staat) Cinaloa gebildet. Der Metallreichthum des Landes gab in neuerer Zeit zu vielen Flibustierzügen Veranlassung, unter denen die des Amerikaners Walker und des französischen Grafen Raousset de Boulbon 1852 und 1854 die bedeutendsten sind. Seit Errichtung des mexikanischen Kaiserreichs war vielfach davon die Rede, daß ein geheimer Vertrag zwischen den Kaisern Maximilian I. und Napoleon III. die eventuelle Abtretung S.'s an Frankreich vorgesehen habe.

Sonrhay, großer Negerstamm im westlichen Sudan, zu beiden Seiten des mittleren Niger, bildete ehemals ein mächtiges Reich, welches 1009 den Islam annahm, Ende des 15. Jahrhunderts das ganze innere Nordafrika bis östlich zum Tsadsee umfaßte, Garo zur Hauptstadt hatte und 1592 durch die Marokkaner zerstört wurde, worauf es dann in zahlreiche kleinere Staaten zerfiel. Zum Reiche der S. gehörte auch Timbuktu.

Sonsbeck, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mörs, am Sonsbache und am südlichen Ende des Hochwaldes, mit evangelischer und katholischer Kirche, altem Schloß, Tuch-, Messolan- und Hutfabrikation, Töpferei und 2000 Einw.

Sonsonate (Zonzonate, Santissima Trinidad de S.), Hauptstadt des gleichnamigen Departements im centralamerikanischen Staate San-Salvador, am Rio S., in fruchtbarer und höchst romantischer Gegend, eine der bedeutendsten Städte des Staats, regelmäßig gebaut, hat mehre Kirchen und Klöster und 4500 Einwohner. S. wurde 1524 von Pedro de Alvarado auf seinem Zuge von Guatemala nach Cuscutlan angelegt; Stadt und Umgegend leiden oft durch Erdbeben.

Sontag, Henriette, Gräfin Rossi, eine der gefeiertsten deutschen Sängerinnen, geboren den 3. Januar 1806 zu Koblenz, ward von ihren Aeltern, welche Schauspieler waren, frühzeitig für die Bühne bestimmt und erhielt im Konservatorium zu Prag, wohin sich ihre Mutter nach dem Tode ihres Gatten (1815) mit ihr begeben hatte, ihre Ausbildung. In ihrem 15. Jahre trat sie in der Partie der Prinzessin im „Johann von Paris" auf und fand den ungetheiltesten Beifall. Sie ging darauf mit ihrer Mutter nach Wien, wo sie in der deutschen und bisweilen auch in der italienischen Oper mitwirkte und sich nach der großen Sängerin Fodor-Mainville zu bilden suchte. Im Jahre 1824 begann sie ihre erste Kunstreise, erntete zu Leipzig als Euryanthe den stürmischsten Beifall und wurde noch in demselben Jahre nebst ihrer Mutter und ihrer jüngern Schwester Nina am neuen königstädter Theater in Berlin engagirt, wo sie sich durch Anmuth, sowie durch Kunstfertigkeit des Vortrags unerhörten Beifall erwarb. Zwei Jahre darauf trat sie ihre erste Reise nach Paris an, wo sie zuerst als Rosine im „Barbier von Sevilla" auftrat und ebenfalls einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte und 1827 für zwei Jahre ein Engagement annahm. Im Jahre 1828 sang sie in der italienischen Oper zu London, Ende des Jahres verheirathete sie sich insgeheim mit dem Grafen Karl Rossi, damals Geschäftsführer des sardinischen Hofes im Haag, widmete sich seitdem dem Koncertgesang und betrat die Bühne nur noch auf ihrer letzten großen Kunstreise zu Berlin am 19. Mai 1830 als Semiramis in der gleichnamigen Oper von Rossini. Von Berlin aus besuchte sie als Koncertsängerin Petersburg und Moskau und kehrte dann über Hamburg, wo sie zum letzten Male öffentlich sang, nach den Niederlanden zurück. Hierauf erfolgte die öffentliche Deklaration ihrer Heirath, und sie lebte, die Kunst nur in Privatcirkeln übend, mit ihrem Gemahl zunächst im Haag, dann von 1835—38 in Frankfurt am Main, wo jener Bundestagsgesandter war, später wieder im Haag, dann in Petersburg und Berlin. Bedeutende Vermögensverluste veranlaßten sie, 1849 die Bühne wieder zu betreten, und der Zauber ihrer Persönlichkeit, die ungeschmälerte Frische und Lieblichkeit ihrer Stimme verschafften ihr in Verbindung mit ihrem früheren europäischen Ruf in Frankreich, England und Deutschland den rauschendsten Beifall. Im Jahre 1853 begab sie sich nach Amerika und feierte auch hier die glänzendsten Triumphe, † aber am 17. Juli 1854 zu Mexiko an der Cholera. Ihr Leichnam ward im Kloster Marienthal bei Ostritz in der sächsischen Lausitz in Schlesien beigesetzt, wo ihre Schwester Nina als Nonne den Schleier genommen und wohin auch sie sich öfters zurückgezogen hatte. In ihrer Blüthezeit besaß S. neben der äußersten Reinheit, Klarheit, Lieblichkeit und Biegsamkeit der Stimme die glänzendste Leichtigkeit, Nettigkeit und Eleganz des Vortrags. Sie erschütterte nicht durch eine imponirende Stimmfülle, bezauberte aber durch wahre Flötenpassagen, welche sie größtentheils mit halber Stimme, aber mit der vollkommensten Artikulation vortrug, und rührte durch Lieblichkeit des einfachen Gesangs. Nicht eigentlich groß im Heroischen und Tragischen, war sie doch unübertrefflich im Sentimentalen und Scherzhaften, wie überhaupt in dem, was mehr das Herz für sich als die gesammte Geistigkeit des Hörers ergreift. Ihre Hauptrollen waren: Rosine im „Barbier", die Italienerin in Algier, Cenerendola, Helene in der „Donna del Jago", Donna Anna, Prinzessin von Navarra, Euryanthe, Agathe, Karoline im „Matrimonio secreto", Sophia in „Sargino" u. a. m. Gundling hat ihr Jugendleben zu dem Kunstroman „Henriette Sontag" (Leipz. 1861, 2 Bde.) benutzt.

Sonthofen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, unweit des Einflusses der Ostrach in die Iller, Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, mit Berg- und Hüttenamt, Schloß, Hospital, Eisenhammer, Eisenschmelze, Alabasterbrüchen, besuchten Viehmärkten und 2710 Einw.

Sontra, Stadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Rotenburg, am gleichnamigen Flüßchen, das in die Werra mündet, Sitz eines Justizamts, mit Schloß, Hospital, einer Oel- und 2 Pulvermühlen, Lein-, besonders Damastweberei, Gerberei, Seilerei und 1673 Einw.

Sonus (lat.), Schall, Klang; ehedem in der

römischen Kirche der Name des Gesanges: Venite, exultemus etc. (der 95. Psalm).

Sooden, Stadt, s. Soden 2).

Soolbad, s. Bad.

Soole, kochsalzhaltiges und zur Gewinnung des Kochsalzes verwendbares Wasser; s. Salz.

Soonwald, s. Hundsrück.

Soor, s. Schwämmchen.

Sophia (griech.), Weisheit.

Sophia, 1) (Sofia, bulgarisch Triaditza), Hauptstadt eines Liwa im europäisch-türkischen Ejalet Nissa (Bulgarien), eine der größten und schönsten Städte der europäischen Türkei und der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels, an der Hauptstraße von Konstantinopel nach Belgrad und an der Bogana, einem Nebenflüßchen des Isker, in einer prachtvollen, weiten, nach drei Seiten hin von Zügen des Balkan umgebenen Ebene. S. ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs, eines römisch-katholischen Bischofs und eines Obergerichts, hat eine prächtige Hauptmoschee (vor der Eroberung der Stadt durch die Türken eine der heiligen Sophie geweihte christliche Kirche), viele andere Moscheen, christliche Kirchen, Kapellen und Klöster, in welchen die orthodoxe Geistlichkeit Bulgariens ihren Mittelpunkt hat, große Kaufhallen (Khans), ein festes Schloß und einige andere Befestigungen, Fabriken in Tuch, Wolle, Seide, Leder und Tabak, sehr lebhaften Eigen- und Durchgangshandel und 30,000 Einw., worunter viele reiche Juden. S. wurde vom Kaiser Justinianus an der Stelle des alten Ulpia Sardica oder Serdica in Obermösien (berühmt durch ein 344 daselbst gehaltenes Koncil) erbaut und fiel 1382 in die Hände der Türken. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Petersburg, mit prächtiger Kirche, wurde 1785 gegründet und 1808 mit Zarskoe-Selo vereinigt.

Sophia, 1) die Heilige, Römerin, ward um 120 mit ihren Töchtern, Fides, Spes u. Charitas, die noch Kinder von 9—12 Jahren waren, vor den Präfekten geführt und gemartert; nachdem ihre Töchter umgekommen waren, ward sie freigelassen, † aber 3 Tage darauf; ihr Tag ist der 30. September (1. Aug.).

2) S. Alexejewna, russische Großfürstin, geboren den 7. Sept. 1657, Tochter des Czaren Alexei Michailowitsch aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawska und daher Halbschwester Peters des Großen u. wirkliche Schwester des Czaren Iwan, machte sich in den Annalen der russischen Geschichte einen übelberüchtigten Namen durch die vielfachen Intriguen und Verschwörungen gegen Peter den Großen [s. Peter 1) a)]. Derselbe ließ sie endlich 1689 in ein Jungfrauenkloster zu Moskau bringen, wo sie den 3. Juni 1704 †.

3) S. Dorothea, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden, geboren am 15. September 1666, war die einzige Tochter und Allodialerbin des Herzogs Wilhelm von Zelle und seit 1682 mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover (der später als Georg I. König von England ward) vermählt. Vortrefflich gebildet und sehr schön, vermochte sie doch nicht, ihren Gemahl zu fesseln. Nachdem sie ihm einen Sohn, den nachmaligen König Georg II., und eine Tochter geboren, sah sie sich nicht nur von ihm oft rauh behandelt, sondern auch von seiner Mätresse, der Gräfin von Platen, im Geheimen verfolgt. Der Graf Philipp Christoph von Königsmark, der Bruder der Gräfin Aurora von Königsmark und sächsischer General, der um diese Zeit nach Hannover kam, faßte zu S. die innigste Liebe, gewann auch, wie man behauptet, ihr Vertrauen und soll ihr den Vorschlag, zu entfliehen, gemacht haben. Als er eines Abends (am 1. Juli 1694), wie man sagt, durch ein von der Platen ausgegangenes Billet bestellt, aus den Zimmern der Prinzessin kam, wurde er auf dem Korridor von dazu bestellten Leuten in Gegenwart des Kurfürsten ermordet und sein Leichnam unter dem Getäfel des Vorzimmers verborgen, die Prinzessin aber hierauf verhaftet. Die geheim geführte Untersuchung konnte zwar keinen Beweis ihrer Schuld ermitteln, doch ließ sich ihr Gemahl noch in demselben Jahre von ihr scheiden und verbannte sie auf das Schloß Ahlden, wo sie nach 32jähriger Gefangenschaft am 13. Nov. 1726 †. Sie betrug sich während derselben mit Würde und Anmuth und betheuerte stets ihre Unschuld. Wahrscheinlich war sie ein Opfer der Eifersucht der Gräfin von Platen, deren Liebesanträge der Graf Königsmark zurückgewiesen hatte. Vergl. Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannöverischen Hofs, Berlin 1825; Kurze Erzählung der Schicksale und Gefangenschaft der S. D. (nach ihren eigenen Aufzeichnungen), Hamburg 1840; Memoirs of Sophy Dorothy, London 1845.

4) Erzherzogin von Oesterreich, geboren den 27. Januar 1805, Tochter des verstorbenen Königs Maximilian I. Joseph von Bayern und Zwillingsschwester der Königin Maria von Sachsen, vermählte sich 1824 mit dem Erzherzog Karl von Oesterreich und ist die Mutter des jetzigen Kaisers von Oesterreich, Franz Joseph.

Sophienkirche, s. Konstantinopel.

Sophisma (griech.), Fehl- oder Trugschluß, auch Paralogismus, ein Schluß, den man mittelst der Kunst der Sophistik (s. d.) zieht. Die meisten Sophismen rühren von den alten Dialektikern der megarischen Schule her, welche sie erfanden, theils zur Uebung des Witzes, theils auch, um Andere in Verlegenheit zu setzen.

Sophisten (v. Griech., d. i. die Weisen), zur Zeit des Pericles und Socrates eine Klasse von Philosophen, welche den Unterricht in der Philosophie nicht als Sache der freien Mittheilung trieben, sondern denselben, meist von Ort zu Ort reisend, um Geld ertheilten. Die Sophistik, welche Plato und Aristoteles als die Kunst, mit Hintansetzung ernsten wissenschaftlichen Sinnes den leeren Schein des Wissens zu erregen, bezeichnen, entwickelte sich zunächst aus dem Streben, für politische Zwecke dem Gedanken u. der Sprache durch Biegsamkeit und Gewandtheit die möglichste Kraft nicht sowohl der Ueberzeugung, als der Ueberredung zu geben. Ihre Bedeutung für die Geschichte der Philosophie beruht vorzugsweise darauf, daß sie in ihrem übrigens durch mannichfache Kenntnisse und zum Theil durch glänzende Talente unterstützten Streben, die Haltbarkeit alles durch Reflexion zu erreichenden Wissens durch die Reflexion selbst zu untergraben und die Festigkeit sittlicher Ueberzeugung in eine Genuß-

lehre aufzulösen, für Socrates und seine Nachfolger die Veranlassung wurden, die Probleme der Wissenschaft tiefer aufzufassen, als es bisher geschehen war. Die S. waren meist Lehrer der Rhetorik, erniedrigten aber die Redekunst zu bloßer Deklamation ebenso für als wider jeden beliebigen Gegenstand, u. die Anleitung zu dieser Redekunst erfolgte hauptsächlich durch Mittheilung rhetorischer Kunstgriffe. Je ausschließlicher sich die Sophistik dieser Richtung hingab, um so mehr verfiel sie in ein gehaltloses, nur auf Beifall und Gewinn gerichtetes Wesen u. endigte mit frivoler Ableugnung jeder sittlichen Verbindlichkeit und mit spottender Ableitung des religiösen Glaubens aus willkürlicher Erfindung der Mächtigen. Die berühmtesten S. waren Gorgias, Protagoras, Hippias, Thrasymachus, Callicles, Critias u. a. m. Vgl. Roller, Die griechischen S. zu Socrates' und Plato's Zeit, Stuttgart 1832.

Sophistik (Sophisterei, v. Griech.), die Kunst der Sophisten im schlimmen Sinne des Wortes; dann überhaupt die Kunst, durch Zweideutigkeiten, trügerische Schlüsse (Sophismen) und halbwahre Argumente Ungereimtes zu beweisen; f. Sophisten.

Sophocles, der gefeiertste tragische Dichter des griechischen Alterthums, geboren um 497 v. Chr. im Gebiet von Kolonos in Attica, Sohn des Sophilus, der eine Waffenfabrik besaß, erhielt eine sorgfältige Bildung namentlich in Musik und gymnastischen Künsten und soll 480 den Reigen Derer geleitet haben, welche das Festlied um die Trophäen von Salamis vortrugen. Im Jahre 466 stritt er mit Aeschylus, dem um 30 Jahre älteren Meister, um den tragischen Preis, und die mit Cimon heimgekehrten 10 Feldherren, welche der Archon zu Richtern bestellte, erkannten ihm den Sieg zu. Seitdem galt er, zumal sich Aeschylus bald darauf aus Athen entfernte, unbestritten für den ersten Dichter und Dramatiker Attica's und behauptete diesen Ruf über ein halbes Jahrhundert hindurch. Die Harmonie der Kräfte begleitete ihn in das Greisenalter und sein reger und schöpferischer Sinn schützte ihn vor Erstarrung in einer festen Manier. Keiner seiner zahlreichen Nebenbuhler hat auf ihn einen geistigen Einfluß ausgeübt. Stets fiel ihm der erste oder doch der zweite Preis zu; ja, als er 441 seine „Antigone" auf die Bühne brachte, übertrug ihm das Volk sogar mit dem ersten Preis eine Feldherrnstelle neben Pericles zur Führung des samischen Kriegs. Viel Ehre scheint er als Feldherr aber nicht eingelegt zu haben; doch schmälerte dies seinen Dichterruhm nicht. An sonstigen sicheren Nachrichten über S.' spätere Jahre fehlt es ganz. Er † von Mißgunst unberührt 406 im hohen Greisenalter, nach der Sage vor Freude über einen bei den musischen Spielen zu Olympia errungenen Sieg, nach einer anderen während des Vorlesens seiner „Antigone", oder gar am Genusse einer Weinbeere. Sein Grabmal wurde durch eine Statue des Bacchus in Marmor, die Trauermaske der Antigone in der Hand, verherrlicht. Man widmete ihm unter dem heroischen Namen Dexion, da er den Gott Asclepius in seinem Hause aufgenommen hatte, ein Heiligthum und bestimmte ihm jährliche Opfer. Auch soll ihm sein Sohn Jophon zu Athen ein Denkmal gesetzt haben. Außer diesem hinterließ er noch von der Hetäre Theoris einen Sohn, Ariston, dessen Sohn wieder den Namen seines Großvaters trug. S. hat allgemein für den Vollender und Meister der antiken Tragödie gegolten. Er verließ die Komposition der Tetralogie und drängte den bündig gehaltenen Mythus sparsam im einzelnen Drama zusammen. Er gab seinen Charakteren einen individuellen, aus Erfahrung geschöpften Gehalt: sie tragen in der eigenen Brust ihr Glück und ihre Zukunft, ohne durch ein dunkles Schicksal, durch Orakel und Traumbilder bestimmt zu werden; Alles geht menschlich und im Licht des freien Willens vor sich. Aus der Charakteristik entsprang aber der Lichtpunkt sophokleischer Kunst, der Organismus einer ununterbrochen fortschreitenden Handlung. Was die Form anlangt, so vermied S. den Bombast u. die daran grenzende gelehrte Dunkelheit, indem er den glossomatischen Theil einschränkte und dem Melos, also dem kleineren Theil des Gedichtes, vorbehielt. Auch den Chor ließ er gegen die Stufen des Gespräches zurücktreten; seine Betrachtungen sind auf den besonderen Fall und die Bilder des bewegten Lebens gerichtet. Der Dialog gewinnt durch die Anwendung des dritten Schauspielers und eine Reihe vermittelnder Rollen und Situationen an Mannichfaltigkeit, durch die Feinheiten des Versbaues, den Scharfsinn und Zauber des Ausdrucks an geistiger Wirkung und bekundet in allen Stücken eine vollendete Technik. S. gehört zu den fruchtbarsten Tragikern. Er hatte, außer Päanen und einer angeblich prosaischen Schrift über den Chor, 113 Dramen hinterlassen; jetzt werden nur wenige über 70 als sicher ermittelt, wozu noch eine Zahl von höchstens 18 erkennbaren Satyrspielen kommt. Die bedeutendsten Stoffe seiner Tragödien entnahm er dem epischen Cyklus, den argivischen Geschichten, der Heroensage, namentlich der Argonautensage; auch benutzte er aus patriotischer Neigung den attischen Mythenkreis, den er in freiem Plan oder für den Schmuck der fremden Stammsage mit glücklicher Erfindung ausbaute. Die uns erhaltenen 7 Stücke gehörten, mit Ausnahme der „Trachinierinnen", unter die berühmtesten des S. „Antigone" und „Philoctetes" bezeichnen die äußersten Endpunkte von S.' dichterischer Thätigkeit. Zwischen beide Stücke fallen die übrigen Tragödien, ohne daß man die Zeit ihrer Abfassung genauer bestimmen könnte, nämlich „Electra", „König Oedipus", „Oedipus auf Kolonos", „Der wüthende Ajax" und „Die Trachinierinnen". Von diesen Stücken wurde namentlich die „Antigone" in neuester Zeit durch deutsche Uebersetzungen und die Musikbegleitung von Mendelssohn-Bartholdy für die moderne Bühne bearbeitet und seit 1841, zuerst in Berlin, mit Beifall aufgeführt. Eine Charakteristik dieser 7 Tragödien gab Schwenck (Frankfurt 1846). Die Scholien, die neben dem Text auf uns gekommen sind, gehen, wenn auch in anderer Gestalt, auf den alexandrinischen Gelehrten Didymus zurück. Ueber sie schrieben Wunder (Grimma 1838) und Wolff (Leipzig 1843); herausgegeben wurden sie von Elmsley (Oxford 1825, Lpz. 1826) und Dindorf (Oxford 1852). Die erste Ausgabe

der Tragödien des S. ist die aldinische (Venedig 1502). Von den neueren Ausgaben sind als die vorzüglichsten zu erwähnen: Erfurdt und Hermann (Leipzig 1809—11, 7 Bde.), Schneider und Witzschel (das. 18[illegible]—44, 9 Bde.; 2. Aufl. 1849 f.), Wunder (Gotha und Erfurt 1831—41, 7 Bde.; 2. Ausg. 1839 ff.), Dindorf (Oxf. 1831—41, 2 Bde.; 3. Aufl. 1860), Ahrens (Paris 1842), Schneidewin (Lpz. 1849—55, 7 Bde. u. öfter; 2. Aufl. 1853 f.), Bergk (das. 1858) und Wolff (das. 1858 ff.). Von den Bearbeitungen einzelner Stücke sind hervorzuheben: die des Ajax von Lobeck (2. Aufl., Leipzig 1835) und Fritze (Berlin 1845); der Antigone von Böckh (das. 1843) und Lobedanz (Lpz. 1855); des Königs Oedipus von Elmsley (Cambr. 1812; neue Ausg., Leipzig 1821); des Oedipus auf Kolonos von Reisig (Jena 1820, 3 Bde.), Elmsley (Oxf. 1823; neue Ausg., Leipzig 1824) und Fritze (Berlin 1843); des Philoctetes von Buttmann (das. 1822); der Electra von Fritze (1843). Die Bruchstücke anderer Tragödien finden sich in den Ausgaben von Brunck, Dindorf und Ahrens gesammelt u. wurden besonders erläutert von Bothe in „Sophoclis dramatum Fragmenta" (Lpz. 1846). Das längere Bruchstück der Clytämnestra, welches unter dem Namen des S. zuerst Matthäi (Mosk. 1805) bekannt machte, hat Struve in einer besondern Ausgabe (Riga 1807) ausführlich behandelt und dessen Unächtheit genügend dargelegt. Ein treffliches „Lexicon Sophocleum" lieferte Ellendt (Königsberg 1834—35, 2 Bde.). Die besten deutschen Uebersetzungen gaben Solger (3. Ausg., Berlin 1837, 2 Bde.), Donner (5. Aufl. 1863, 2 Bde.), Thudichum (Darmst. 1827—38, 2 Bde.), Hartung (Leipz. 1851—53), Minkwitz (neue Aufl., Stuttg. 1851), Jordan (Berl. 1862, 2 Bde.) und Wilbrandt (Nördl. 1866). Vgl. Lessing, Leben des S., herausgegeben von Eschenburg, Berlin 1790, Leipzig 1812; Schulz, De vita Sophoclis, Berl. 1836; Schöll, S., sein Leben und Wirken, Frankf. 1841; Patin, Examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, Par. 1841—43, 3 Bde.

Sophora *L.* (Schnurstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den glockigen 5zähnigen Kelch, die schmetterlingsartige Blüthe und die stellenweise eingeschnürte, vielsamige Hülse, Bäume, Sträucher und Kräuter in Asien und Amerika mit unpaarig-gefiederten Blättern und gipfelständigen, einfachen oder ästigen Trauben. S. japonica *L.*, Baum in Japan und China, findet sich nicht selten strauchartig in Gartenanlagen. Alle Theile des Baums enthalten Kathartin in so reichlicher Menge, daß die Verarbeitung des sehr brauchbaren Holzes Kolik und Diarrhöe hervorrufen soll. Aus den Blättern gewinnt man eine schöne gelbe Farbe. Von S. tomentosa *L.*, einem Baum oder Strauch in Ostindien, gilt Wurzel und Samen für ein Specificum gegen die Cholera, sowie gegen andere in gestörter Gallenabsonderung beruhende Krankheiten.

Sophron, Dichter aus Syrakus, lebte zur Zeit des Euripides und schrieb Mimen im dorischen Dialekt. Die Fragmente desselben sammelte Grotius (Par. 1626). Ueber ihn schrieben Grysar (Köln 1838), Heitz (Straßb. 1851) und Botzon (Lyck 1856).

Sophrosyne (griech.), Wesen und Betragen eines Menschen von nüchternem, gesundem Verstand, überhaupt der Inbegriff aller menschlichen und bürgerlichen Tugenden.

Sopor (lat.), Zustand, welcher in Gestalt eines krankhaft übermäßigen, allzu langen und allzu tiefen Schlafes auftritt. Der S. tritt am häufigsten in Folge des Genusses von alkoholischen und narkotischen Substanzen, in Folge veränderter Blutmischung, bei Hirndruck, Hirnödem, Hirnerschütterung ein. Er unterscheidet sich vom Hirnschlagfluß durch das Fehlen der Muskellähmungen, von der Ohnmacht und dem Scheintod durch die fortdauernde deutliche Herz- und Athembewegung. Vgl. Schlafsucht.

Sopran (Diskant, ital. soprano, franz. dessus), die höchste der vier Hauptstimmen, in welche man den Umfang aller Töne, welche die menschliche Stimme hervorbringen kann, eintheilt, kann nur von Frauenzimmern, Knaben vor der Mutation und von Kastraten gesungen werden. Man unterscheidet einen hohen S., der einen Umfang von $\bar{c}$ bis wenigstens zum $\bar{\bar{a}}$ und noch höher hat, und einen tiefen S., welcher nicht ganz diese Höhe hat, sich aber in der Tiefe bis zum a und g erstreckt; letzterer, den man auch Mezzo soprano (Mezzo-S.), französisch Basdessus nennt, kommt dem höheren Alt ziemlich gleich. Er bildet in vollständigen Singstücken die Hauptstimme und verlangt deshalb die meiste Ausbildung im Satze. In der Instrumentalmusik vertritt die erste Violine und in Harmoniemusiken die erste Flöte, Oboe oder Klarinette die Stelle des S. Der Ausdruck Diskant rührt aus der ersten Zeit der mittelalterlichen Kirchenmusik her, wo man anfing, eine Stimme von der andern abweichen, von ihr abweichend singen (discantare) zu lassen; da hierbei die Unterstimme den Tenor hatte, so war es die obere, welche diskantirte, also Diskant wurde.

Sora, Stadt in der italienischen Provinz Caserta (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro), rechts am Liri, nordöstlich von Frosinone, ist Bischofssitz, hat ein Schloß, eine Kathedrale, Tuch- und Papierfabrikation, Weinbau und 11,300 Einw. Dabei noch Ueberreste von den Mauern der alten Stadt S.

Soracte, berühmter Berg in Etrurien, in der Nähe des Tiber, 5 Meilen nördlich von Rom, die höchste Spitze einer sich nördlich von Veji, am rechten Ufer des Tiber, von Norden nach Osten herüberziehenden, von der Via Flaminia durchschnittenen Bergreihe. Auf seiner oft noch im Sommer mit Schnee bedeckten Spitze war ein berühmter Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war und dem daselbst Feste seltsamer Art gefeiert wurden. Am Abhang des Berges befanden sich warme Quellen. An seinem Fuße lag ein Heiligthum der Feronia. Jetzt heißt er Monte di S. Oreste. Er ist 2300 Fuß hoch und gewährt besonders mit Schnee bedeckt einen pittoresken Anblick. Karlmann, der Bruder Pipins, gründete am östlichen Abhang des Bergs das noch jetzt vorhandene Kloster des heiligen Silvester, weshalb der Berg auch Monte di S. Silvestro heißt.

Sorau, 1) Kreisstadt in der preußischen Pro-

vinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, am Goldbach unweit des Bober gelegen, eine der ältesten Städte der Niederlausitz, mit Mauern und Thürmen umgeben, hat 3 evangelische Kirchen und eine katholische Kapelle, ein Gymnasium, 2 Hospitäler, eine Irrenanstalt im ehemaligen königlichen Schlosse, bedeutenden Obst- und Weinbau, Leinwand- und Wachsbleicherei, Kattundruckerei, Tuchmacherei, Wachslichtefabrikation, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Garn- und Leinwandhandel und 9829 Einw. Ein bei der Stadt liegendes Jagdschloß wird jetzt als Tabaksfabrik benutzt. S. kam 1471 von den Herren von Biberstein an die Herzöge von Sachsen, später an König Ferdinand I. von Böhmen, der es an den Bischof von Breslau, Balthasar von Promnitz, verkaufte. Der letzte Sprößling dieses Hauses überließ es nebst Triebel 1765 gegen eine jährliche Leibrente von 12,000 Thalern an Kursachsen, von dem es 1815 an Preußen kam. Vgl. Worbs, Geschichte der Herrschaft S. und Triebel, Sorau 1826. — 2) S. Sohrau.

Sorben (Sorbenwenden), slavisches Volk, welches seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. das linke Ufer der Oberelbe, also die ganze Markgrafschaft Meißen nebst dem Osterlande zwischen Pleiße und Saale und einen beträchtlichen Strich des niedersächsischen Kreises inne hatte und sich hier gegen die Thüringer mehre Jahrhunderte hindurch behauptete, indem es von den stammverwandten Lutitzen in der Lausitz, den Lechen in Polen, den Czechen in Böhmen, den Hevellern und Ukern in Brandenburg unterstützt ward. Seit 912 ward aber das von den S. bewohnte Land allmählig nach hartnäckigem Kampfe zu einer Provinz des deutschen Reichs gemacht u. erst von Grafen, dann von Markgrafen verwaltet, worauf sich die S. in die jetzigen beiden Lausitzen zurückzogen, wo sie noch heute die ländliche Bevölkerung bilden. Die Haupterzeugnisse ihrer Literatur findet man verzeichnet in Jordans „Jahrbüchern für slawische Literatur“ (Leipzig 1843—48) und in Schwadens „Jahrbüchern für slavische Literatur“ (Bautzen 1852—56). Der Name S. soll gleichbedeutend mit Serben sein, der ältesten einheimischen Benennung slavischer Völkerschaften.

Sorbet (Scherbet, Tscherbet), bei den Orientalen ein erfrischendes Getränk von aromatischem Wasser (z. B. Rosen-, Veilchen-, Lindenblüthen- oder dergleichen Wasser) mit Saft von Citronen, Limonen und Pomeranzen gemischt, mit Ambra, Moschus und dergleichen gewürzt, oft auch mit Eis gekühlt.

Sorbin, zuckerartiger Stoff, welcher sich im gegohrenen Saft der Vogelbeeren (Sorbus Aucuparia) findet, farblose Krystalle bildet, die süß wie Rohrzucker schmecken, mit Kochsalz sich verbinden, im Wasser leicht, in Alkohol wenig löslich ist, selbst beim Kochen mit Schwefelsäure nicht gährungsfähig wird, mit Salpetersäure Oxalsäure liefert, Kupferoxydsalze mit Kali reducirt und sich beim Erhitzen wie gewöhnlicher Zucker verhält.

Sorbonne, s. Paris.

Sorbus *L.* (Eberesche), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen (Rosaceen), charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die 5 Blumenblätter, den 5fächerigen Fruchtknoten und die durch theilweises Fehlschlagen 1—5samige Frucht, Bäume und Sträucher mit gefiederten oder einfachen Blättern und weißen Blüthen in Doldentrauben, von welchen nach Linné nur folgende hierher gehören: S. Aucuparia *L.*, gemeine Eberesche, Vogelbeerbaum, ist ein Baum von mittelmäßiger Höhe, mit gefiederten, in der Jugend zottigen Blättern, filzigen Knospen und kugeligen Früchten, welcher häufig an Landstraßen 2c. angepflanzt wird, in den Wäldern aber durch Drosseln, welche die Kerne der Beeren nicht verdauen, vermehrt wird. Das harte, kleinfaserige, öfters gemaserte Holz wird von Schreinern, Wagnern, Drechslern verarbeitet. Die Rinde und die jungen Zweige dienen zum Gerben, die Beeren als Lockspeise für die Drosseln auf den Vogelherden, Dohnen und Schneußen und als Winterfutter für Hühner 2c. Auch werden sie vom Wild gern gefressen. Früher waren sie als Baccae Sorbi Aucupariae officinell und sind zu Mus gekocht noch jetzt ein beliebtes harntreibendes, die Menstruation hervorrufendes Volksmittel, getrocknet gegen Durchfall und Blasenschleimflüsse in Gebrauch. Sie enthalten reine Apfelsäure in Menge und geben guten Essig. S. domestica *L.*, zahme Eberesche, Sperberbaum, von der vorigen Art besonders durch die kahlen, klebrigen Knospen und die birnförmigen Früchte sich unterscheidend, findet sich in Bergwäldern, besonders auf Kalkboden, aber selten, und ist ein ansehnlicher Baum mit grüngelben, an der Sonnenseite gerötheten Früchten, welche frisch hart, herb u. sauer sind, aber durch längeres Liegen weich und wohlschmeckend und roh u. eingemacht gegessen werden, früher auch als Baccae Sorbi domestici ebenfalls officinell, besonders gegen Durchfälle und Ruhren in Gebrauch waren. S. hybrida *L.*, Bastardeberesche, mit unterseits filzigen, an der Spitze gesägten, an der Basis gefiederten oder tief fiederspaltigen Blättern, findet sich als mäßiger Baum oder Strauch in Laubwäldern, ebenfalls selten. Holz und Früchte finden dieselbe Anwendung wie die von S. Aucuparia. Andere Botaniker rechnen hierher noch folgende Bäume: S. Aria *Crantz*, Pyrus Aria *Ehrh.*, Crataegus Aria *L.*, Mehlbeerbaum, Arolsbeere, ist ein mittelmäßiger Baum oder Strauch in Bergwäldern, mit eiförmig-länglichen, doppelt gesägten oder am Rande klein gelappten, unterseits filzigen, derben, glänzenden Blättern und in der Reife korallenrothen, mehligen Beeren, welche süßlich schmecken und früher als Baccae Sorbi alpinae als Brustmittel, sowie gegen Durchfälle und Ruhren in Gebrauch waren. Das Holz des Baumes ist sehr fest und zähe; die Blätter geben eine braunschwarze Farbe. S. Torminalis *Crantz*, Pyrus torminalis *Ehrhr.*, Crataegus torminalis *L.*, Elsebeerbaum, ist ein ziemlich hoher Baum in Bergwäldern, besonders auf Kalkboden, mit großen herz- bis eiförmigen, spitzig gelappten, in der Jugend etwas behaarten Blättern und graubraunen, weiß punktirten Früchten mit rostgelbem, mehligem Fleisch, welche, wenn sie durch Liegen oder Frost teig geworden sind, wie Mispeln schmecken und in Thüringen in Sträußchen zu Markte gebracht werden. Sie waren als Baccae Sorbi torminalis officinell und gegen Durchfall

(Darmbeeren), wie noch jetzt auf dem Lande, in Gebrauch. Das Holz wird als **Atlasholz** von Drechslern, Mechanikern ꝛc. sehr geschätzt.

Sordo (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. gedämpft.

Sorel (Soreau, Surel), **Agnes**, die Geliebte König Karls VII. von Frankreich, geboren um 1409 in Fromentau in Touraine von adeligen Aeltern, kam als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabella von Lothringen, an den französischen Hof und fesselte durch ihre Schönheit und Geistesbildung den König so sehr, daß er sie 1431 zur Ehrendame der Königin ernannte und ihr das Schloß Beauté an der Marne schenkte, daher ihr Name Dame de Beauté. Agnes wußte Karls VII. Muth zu beleben, und ihr gelang es, mit Hülfe der Jungfrau von Orléans und des Grafen Dunois, Bastards von Orléans, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben. Obwohl sie ihren Einfluß auf den König nie mißbrauchte und selbst die Achtung der Königin genoß, hatte sie doch viel von der Rohheit des Dauphins, nachmaligen Königs Karl XI., zu leiden. Nachdem sie seit 1442 zu Loches in der Zurückgezogenheit gelebt, ließ sie die Königin wieder an den Hof kommen. Um dem König stets nahe zu sein, begab sie sich nach dem Schlosse Masmal-la-Belle, wo sie aber schon 1450 †. Sie hinterließ dem König drei Töchter.

Soresina, Stadt in der italienischen Provinz Cremona, an der Eisenbahn von Cremona nach Treviglio, hat mehre ansehnliche Kirchen, Fabrikation vorzüglicher Konfitüren und 8050 Einw.

Sorèze, Stadt im französischen Departement Tarn, hat ein Collége und 2856 Einwohner. In der Nähe die große Stalaktitengrotte **Lou-Traouc-del-Calet** und das schöne **Bassin von St. Féréol** zum Kanal du Midi.

Sorghum *Moench* (**Moorhirse**), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, charakterisirt durch die zu 2 und 3 stehenden zwitterigen und männlichen Aehrchen, jene sitzend, diese gestielt, die unbewehrten pergamentartigen Deckspelzen, die 3 Staubgefäße und die 2 Griffel mit federigen, gespreizten Narben, einjährige und ausdauernde Kräuter in allen Erdtheilen, worunter mehre als Getreide gebaut werden, so S. rubens *Moench*, S. rubens *Willd.*, einjährig, in der heißen Zone; S. saccharatum *Moench*, Holcus saccharatus *L.*, in Ostindien, Arabien, einjährig, mit zuckerstoffhaltigem Halme, woraus Zucker fabricirt werden kann, daher für solche Gegenden zum Anbau geeignet, wo die Zuckerrübe nicht mehr gedeiht; besonders aber S. vulgare *Pers.*, Holcus sorghum *L.*, **Durrhahirse** oder **Durrhagras**, **Mohar**, aus Ostindien stammend, in Südasien, Südeuropa und Nordafrika gebaut, einjährig, über mannshoch, mit 3 Fuß langen und über 2 Zoll breiten, über den Mittelnerv hin weißen Blättern und dicht gedrängtem Blüthenstand, und S. cernuum *Willd.*, einjährig und bis 15 Fuß hoch, mit kompaktem Blüthenstand, besonders in Bengalen und Südrußland, auch in Oberitalien gebaut. In Süddeutschland sind Versuche mit dem Anbau dieser Getreidepflanzen gemacht, aber wieder aufgegeben worden. Von S. aleppense *Pers.*, Holcus haleppensis *L.*, in Südeuropa, Asien und Amerika, dient die süßlich-schleimige Wurzel in Italien als Surrogat der Sassaparille.

Sorgues, Flecken im französischen Departement Vaucluse, am gleichnamigen Fluß, hat Fabriken in Papier, Seiden- und Baumwollwaaren, Krappmühlen, Weinbau und 4775 Einw.

Soria, spanische Provinz im östlichen Theile des Königreichs Altkastilien, zwischen den Provinzen Burgos, Logroño, Saragossa, Teruel, Cuença, Guadalaxara und Segovia, enthält einen Flächenraum von 320 spanischen □Leguas (180,3 geographischen □Meilen) mit 147,468 Einwohnern. Das Land umfaßt das Becken des oberen Duero, ist namentlich im Osten und Norden gebirgig, hat im Norden große Kiefernwaldungen, sonst Mangel an Bäumen, dafür aber sehr reichen Graswuchs auf den öden Hochflächen. Außer dem Duero sind die bedeutenderen Flüsse: der Tajo (an der Südgrenze), Rituerto, Cidacos und Ucero. Das Klima ist in den Thälern mild, auf den Gebirgen rauh. In dieser Provinz liegt zum Theil eine der fruchtbarsten Gegenden Spaniens, **la Rioja**, das übrige Land ist meist steinig und trocken. Die wichtigsten Produkte sind Schafe, Pferde, Maulesel, Getreide, Wein (geringe Qualität), Oel, Flachs und Hanf; das Mineralreich ist unbedeutend vertreten. Hauptbeschäftigung bildet Viehzucht, besonders Schafzucht (die besten Merinos von Altkastilien) weniger der Ackerbau. Handel und Industrie sind wegen schlechter Kommunikation im Innern und nach Außen ohne wesentliche Bedeutung und letztere nur durch etwas Weberei und Gerberei vertreten. Der südliche Theil der Provinz wird von der spanischen Ostbahn (Madrid-Saragossa) durchschnitten. Die gleichnamige **Hauptstadt**, rechts am Duero, über den eine schöne, hochgespannte Brücke führt, ist von steilen Felsen umringt, von zinnengekrönten Mauern umgeben und von einem hochgethürmten, aber theilweise in Ruinen liegenden Schloß (**Alcazar**) überragt, hat mehre Kirchen, ein Hospital, Findelhaus, Gerberei, Färberei, Wollhandel und 5004 Einwohner. Hier werden jährlich zwei besuchte Messen (im Juni und September) gehalten. Nördlich von der Stadt finden sich noch einige Ruinen des alten Numantia.

Soriano, Flecken in der päpstlichen Delegation Viterbo, nordöstlich vom **Monte Soriano** oder Cimino, mit 3500 Einwohnern; hat den Titel eines Fürstenthums.

Sorites (griech., **Kettenschluß**), abgekürzte Schlußreihe, in der die Ober- und Untersätze der einzelnen Syllogismen weggelassen und die letzteren zu Einem Schlußsatze verbunden sind. Sonst hieß auch das als **Acervus** (s. d.) bezeichnete Sophisma S.

Sorlingues, s. v. a. Scillyinseln (s. d.).

Sorö, dänische Amtsstadt auf Seeland, am gleichnamigen **See** und an der Eisenbahn von Kopenhagen nach Korsör, hat eine alte ansehnliche Klosterkirche und (1860) 1237 Einwohner. S. verdankt seinen Ursprung einem 1161 gestifteten Cistercienserkloster. König Friedrich II. verwandelte 1586 dasselbe in eine königliche Schule, Christian IV. aber 1623 in eine Ritterakademie. Diese ward 1665 wieder aufgehoben, 1747, von

Holberg reich dotirt, wieder hergestellt, ging gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abermals ein, ward 1823 als gelehrte Schule und als Akademie neu begründet und auch mit schönem neuen Akademiegebäude ausgestattet. Da die Akademie aber nicht gedieh, so ward sie 1849 aufgehoben, mit der Schule aber eine Erziehungsanstalt verbunden. Das Amt S. umfaßt den südwestlichen Theil von Seeland nebst den Inseln Agersö, Omö, Sprogö und mehren kleineren und ist 26⁹/₁₀ □Meilen groß, 1860 mit 79,945 Einwohnern.

Soroka (Soroki), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Bessarabien, rechts am Dnjestr, ist Sitz eines Zollamtes, hat 4 Kirchen, ein Kloster, eine Synagoge, lebhaften Handel und 5739 Einwohner, worunter viel Juden. In der Umgegend wird Salpeter gewonnen.

Sorrento, Stadt in der italienischen Provinz Neapel, in reizender Lage auf einer Halbinsel an der Südseite des Golfs von Neapel, von Myrten-, Oliven-, Orangen-, und Maulbeerhainen umgeben, ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, ein Seminar, eine Navigationsschule, Seidenmanufakturen, antike Tempelruinen, Bäder, Wasserbehälter (das wohlerhaltene Gebäude der Piscinae graecae), Gräber, römische Inschriften 2c., Weinbau und 6000 Einwohner. Die Frauen von S. sind wegen ihrer Schönheit berühmt. S. ist der Geburtsort Torquato Tasso's. Bei dem großen Ausbruch des Vesuv 79 n. Chr., welcher Herculanum und Pompeji verschüttete, wurde S. ebenfalls theilweise zerstört. In der Umgegend wird viel Tuff gefunden.

Sortiment (v. Franz.), Sammlung von Gegenständen derselben Gattung, aber von den verschiedensten Arten, besonders in gehöriger Abstufung der Güte; Sortimentshandel, s. Buchhandel.

Sosna, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Orel, mündet nach 30 Meilen langem Lauf in den Don.

Sosniza, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, an der Mündung der Ubeda in die Desna, hat 11 Kirchen und 5864 Einwohner.

Sosier, zwei Brüder, die in Rom zur Zeit des Augustus eine berühmte Buchhandlung hatten, besorgten wahrscheinlich den Vertrieb der Dichtungen des Horaz, der sie einige Male ehrend erwähnt; überhaupt ein angesehener Buchhändler.

Sosiphanes, gefeierter Tragiker aus Syrakus, zur Zeit des Königs Philipp und Alexanders des Großen, von dessen 73 Tragödien aber nur unbedeutende Fragmente (gesammelt in den „Poetae tragici" von Wagner, Breslau 1846, und Nauck, Leipz. 1856) auf uns gekommen sind.

Sositheus, berühmter Tragiker aus Alexandria in Troas, lebte um 280 v. Chr. in Athen und Alexandria in Aegypten und gilt als Wiederhersteller des Satyrspiels. Die Fragmente seiner Dramen finden sich in den Ausgaben der „Poetae tragici" von Wagner (Breslau 1848) und Nauck (Leipz. 1856).

Sospel (ital. Sospello), Stadt im französischen Departement Seealpen, nordöstlich von Nizza, in einem tiefen Thal an der Bevera, hat 5 Kirchen, ein kaiserliches Kolleg, Tuch- und Seidenmanufakturen, Handel mit Seide, Oel und Südfrüchten und 3936 Einwohner.

Sospiroso (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. klagend.

Sospita, Erretterin, Heilbringerin, Beiname der lanuvinischen Juno, in deren Tempel zu Rom die Konsuln beim Amtsantritt opferten; auch der Artemis, Athene und anderer Göttinnen.

Sostenuto (ital.), musikalische Bezeichnung, mit angehaltenen Tönen.

Soter (griech.), Erhalter, Retter, Name aller Stadt und Land beschützenden Götter, des Zeus, Helios, Apollo, Dionysus, Aeskulap, Hercules 2c.; auch Beiname vieler Könige und Kaiser, z. B. des Aurelian, Hadrian, Konstantin, des Ptolemäus Lagi, Antiochus I. u. a. m.

Soteriologie (v. Griech.), die Lehre von Christus als dem Erlöser (Soter).

Soto (Sotus), Dominico de, gelehrter katholischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geboren 1494, war Dominikaner und Beichtvater Kaiser Karls V., betheiligte sich 1545 am Koncil von Trient und lebte später zu Salamanca, wo er 1560 †. Unter seinen Schriften, meist theologischen u. philosophischen Inhalts, ward namentlich die „De justitia et jure" (Salamanca 1556) dadurch berühmt, daß sie dem Volk das Recht vindicirt, einen tyrannischen Fürsten abzusetzen. Auch bekämpfte S. als einer der Ersten den Negerhandel.

Sotto voce (ital.), musikalische Bezeichnung, mit gedämpfter Stimme, halber Stärke des Tons. Das S. v. wird bei Geigeninstrumenten durch Anstreichen der Saiten in der Nähe des Griffbrets hervorgebracht.

Sou (sol), französische Kupfermünze (während der Revolution aus Glockengut geprägt), früher die Basis der französischen Münzrechnung, 20 S.s = 1 Livre. Der S. d'argent war eine kleine Silbermünze, meist in Stücken von 2, 3 4, 5, 6, während der Revolution in Stücken von 15 und 30 S.s vorkommend. Jetzt heißt S. das ¹/₂₀-Franken- oder Fünfcentimenstück, eine Kupfermünze (s. de France).

Souakin (Suakin, Sauakin), Hauptstadt der gleichnamigen türkisch-ägyptischen, dem Generalgouvernement von Hedschas untergeordneten Provinz in Nubien, theilweise auf einer Insel an der Westküste des rothen Meeres, einer der wichtigsten Handels- und Seeplätze für die sogenannten Nillande und ein sehr bedeutender Sklavenmarkt, hat einen guten, sehr besuchten Hafen, einige Befestigungen, mehre Moscheen und Bazars und mit dem auf dem Festlande liegenden, zu S. gehörigen Marktplatze Gef zusammen über 8000 Einw. S. ist auch der Uebergangsort für die aus dem Sudan nach Mekka ziehenden Pilger.

Soubise, altes französisches Geschlecht, dessen Güter und Titel 1557 durch die Verheirathung der Erbtochter des Hauses, Cathérine de Parthenay, mit dem Vicomte René II. von Rohan auf das Geschlecht der Rohans übergingen. Merkwürdig sind die beiden aus dieser Ehe entsprossenen und als Kriegshäupter der Hugenotten berühmten Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und Benjamin von Rohan, Baron

von Frontenai, als Erbe seiner Mutter Herr von S., geboren 1589. Er focht schon unter Moritz von Oranien in den niederländischen Feldzügen und trat 1615 zur Partei des Prinzen Condé. In den Religionskriegen, die unter Ludwig XIII. 1621 wieder begannen, führte er das auf der Protestantenversammlung zu Rochelle ihm anvertraute Kommando in den Provinzen Poitou, Bretagne und Anjou mit vieler Umsicht und bewies besondere Tapferkeit bei der Vertheidigung von Saint-Jean-d'Angely, mußte aber 1622 vor der feindlichen Uebermacht nach Rochelle zurückweichen. Sein Versuch, König Jakob I. von England zur Unterstützung der protestantischen Sache zu bewegen, blieb ohne Erfolg. S. bemächtigte sich darauf der Inseln Ré und Oléron (Anfangs 1625), sowie in dem Hafen Blavet an der bretagnischen Küste der königlichen, aus 15 großen Schiffen bestehenden Flotte. Dagegen mißlang seine Expedition nach der Landschaft Medoc. Am 15. Sept. 1625 schlug ihn der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Insel Réu. vertrieb ihn aus Oléron. Gleichwohl wußte S. durch seine beredten Vorstellungen den Muth der Einwohner von Rochelle aufrecht zu erhalten und unternahm eine zweite Reise nach England, wo er Karl I. bewog, vom französischen Hofe die Erfüllung des Edikts von Nantes zu fordern. Die Folge davon war der Scheinfriede, den Richelieu am 6. April 1626 mit den Protestanten schloß und der S. Amnestie und die Würde eines Pairs und Herzogs verschaffte. Da aber Richelieu dessen ungeachtet Anstalten zur Belagerung von Rochelle traf, bewog er den englischen Hof, nacheinander drei ansehnliche Flotten der bedrängten Stadt zu Hülfe zu schicken; gleichwohl fiel das letzte Bollwerk der Hugenotten. Obschon in den Frieden vom 29. Juni 1629 eingeschlossen, blieb S. dennoch in England, um von hier aus die Sache der Protestanten zu fördern. Er starb zu London 1642, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Güter und Titel des Hauses S. erbte einer seiner Seitenverwandten, François von Rohan. Ein Nachkomme dieses letzteren war Charles von Rohan, Prinz von S., Pair und Marschall von Frankreich, geboren am 16. Juli 1715, begleitete Ludwig XV. als dessen Adjutant in den Feldzügen von 1744—48 und nöthigte 1746 Mecheln zur Kapitulation, in Folge dessen er 1748 zum Maréchal de camp und 1751 zum Gouverneur von Flandern und Hennegau ernannt wurde. Bei Eröffnung des siebenjährigen Kriegs mit dem Kommando über ein Corps von 24,000 Mann betraut, das jedoch von der französischen Hauptarmee unter dem Marschall d'Estrées abhängig sein sollte, eroberte er Wesel, besetzte Kleve und Geldern und drängte die Preußen auf die Hannoveraner zurück, trennte sich dann im Sommer 1757 vom Hauptheer und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um Sachsen von den Preußen zu säubern. In Gotha aber im September von Seidlitz beim Diner im Schloß überfallen, ergriff er eiligst die Flucht, und am 4. November erlitt er bei Roßbach eine schimpfliche Niederlage. Gleichwohl verlieh ihm Ludwig XV. das Portefeuille des Kriegsministers und sandte ihn 1758 mit dem Herzog von Broglio wieder auf den Kriegsschauplatz in Deutschland. Wiewohl zwischen Beiden fortwährende Eifersucht herrschte, errangen sie bei Lützelburg doch einen Sieg, in Folge dessen die Landgrafschaft Hessen in ihre Hände fiel. S. erhielt daher den Marschallsstab, während Broglio, der den größten Antheil am Sieg hatte, leer ausging. Im Feldzug von 1761 befehligten S. und Broglio zwei Corps am Rhein, ohne jedoch Namhaftes zu erreichen. Während der talentvolle Broglio nach der Niederlage bei Fillingshausen abberufen ward, behielt S. das Kommando bis zum Friedensschluß von 1763. Nach dem Tode der Pompadour fand er eine ebenso starke Stütze an der Dubarri. Als Ludwig XV. starb, war er der Einzige von den Hofleuten, welcher den Leichnam bis zu seiner Bestattung nicht verließ, welcher Zug der Ergebenheit Ludwig XVI. bewog, S. die Stelle im Ministerrathe zu lassen. Er starb am 4. Juli 1787 und mit ihm erlosch die Linie von Rohan-S.

Soubrette (franz.), Rollenfach der französischen und deutschen Bühne, eigentlich Zofe, Kammerjungfer, mit dem Nebenbegriff der List und Verschmitztheit, bezeichnet jetzt eine muntere jugendliche Mädchenrolle, ist aber wenig mehr im Gebrauch.

Souffleur (franz.), am Theater diejenige Person, welche, in einem in der Mitte des Prosceniums angebrachten, gewölbten Kasten (Soufleurkasten) sitzend, während der Vorstellung das Stück aus dem Buche oder Manuskript abliest, um dem Gedächtniß der Schauspieler zu Hülfe zu kommen.

Soufre (Sulphur-Island, Schwefelinsel), Insel des Lieukieuarchipels, nordöstlich von Formosa in Südostasien, enthält viel Schwefel.

Souffrière, s. v. a. Solfatara.

Souillac, Stadt im französischen Departement Lot, in einem fruchtbaren Thale, rechts an der Dordogne, über die eine steinerne Brücke führt, hat ein Handelsgericht, einen Flußhafen, ein Magazin der kaiserlichen Tabaksregie, Fabrikation von Gewehren, Instrumenten, Leinwand, Hüten ꝛc., Gerberei, Färberei, Schneidemühlen, Handel mit Wein, Leder, Salz, Vieh, Truthühnern, Pasteten ꝛc., Tabaksbau und 3127 Einwohner. In der Nähe Mineralquellen.

Soulié, Melchior Frédéric, französischer Novellist und Bühnendichter, geboren den 23. Dec. 1800 zu Foix, war eine Zeitlang Advokat, dann Steuerbeamter, später Dirigent einer Tischlerei und erhielt endlich eine Stelle als Unterbibliothekar auf dem Arsenal. Seine Tragödie „Romeo et Juliette" (1828) behandelt einen romantischen Stoff, doch in der Form des klassischen Drama's; schon 1829 aber warf er sich ganz in die Romantik, wie dies seine „Christine à Fontainebleau" beweist, und lieferte nun eine lange Reihe von Dramen und Melodramen, von denen einige, namentlich „Clotilde" (1831), bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effektreichen Anlage berechnet sind, außerordentlichen Beifall fanden. Von seinen, meist ebenfalls nur auf Erfolg beim großen Publikum berechneten historischen Romanen sind hervorzuheben: „Le vicomte de Beziers" (Paris 1834, 2 Bde.), „Le comte de Toulouse" (das. 1845) und „Romans historiques du Languedoc" (das.

1836—37, 4 Bde.). Am glücklichsten ist er in den Schilderungen moderner Sitten und des alltäglichen Lebens in zahlreichen, meist auch ins Deutsche übersetzten Romanen. S. † den 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris.

Soulouque, s. Faustin.

Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, französischer Marschall, geboren am 29. März 1769 zu St.-Amans-la-Bastide im Departement Tarn als Sohn eines Landmanns, trat 1785 als Gemeiner in das Regiment Royalinfanterie, ward 1791 Offizier, bald darauf Kapitän und zeichnete sich unter Custine und Hoche aus. Im Jahre 1794 zum Brigadegeneral ernannt, nahm er im folgenden Jahre an der Belagerung Luxemburgs Theil, focht 1796 in der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan und that sich bei Altenkirchen (4. Juni) und in den darauf folgenden Gefechten an der Lahn rühmlich hervor. Als Jourdan am Main vordrang, führte er die Avantgarde, ebenso 1797 beim Rheinübergang unter Hoche. Im Jahre 1799 befehligte er eine Brigade in der Avantgarde unter Lefebvre bei der Donauarmee und erwarb sich hierauf als Führer einer Division besonders in der Schlacht von Stockach (25. März) hohen Ruhm. Dafür zum Divisionsgeneral ernannt und zu der Armee in der Schweiz unter Masséna versetzt, unterwarf er die widerspenstigen kleinen Kantone, überfiel, während Masséna die Russen schlug, die Oesterreicher und verfolgte auch die russischen Heerestrümmer. Im Jahre 1800 übernahm er unter Masséna's Oberkommando den Befehl über den rechten Flügel der italienischen Armee und machte in einer Reihe von Gefechten im März und April den Feinden jeden Fuß breit Landes streitig, mußte sich aber endlich nach Genua zurückziehen, wo er, bei einem Ausfalle schwer verwundet, gefangen ward. Nach der Schlacht von Marengo in Freiheit gesetzt, erhielt er den Oberbefehl in Piemont, wo er mit kluger Mäßigung die ausbrechenden Aufstände zu dämpfen wußte. Dann erhielt er auf kurze Zeit ein Kommando in Neapel, wurde 1802 zum Generaloberst der Konsulargarde ernannt und befehligte von 1803 bis 1805 die Truppen im Lager von Boulogne. Bei Napoleons I. Thronbesteigung ward er zum Reichsmarschall erhoben. Im Feldzuge von 1805 führte er das 4. Armeecorps und trug wesentlich zum Sieg von Austerlitz bei. In der Schlacht von Jena befehligte er den rechten Flügel und schloß dann Magdeburg ein, übergab dessen Blokade jedoch später an Ney, um die Corps des Herzogs von Weimar und des Generals Blücher zu verfolgen. Dann wirkte er mit bei der Einnahme Lübecks (5. Nov.), sowie in der Schlacht von Pultusk (26. Dec.), erstürmte am 3. Februar 1807 die von 12 russischen Bataillonen vertheidigte Allerbrücke bei Bergfried, focht bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar) auf dem linken Flügel mit großer Bravour und besetzte am 16. Juni Königsberg. Nach dem tilsiter Frieden zum Herzog von Dalmatien ernannt, erhielt er 1808 das Kommando der Centralarmee in Spanien. Er schlug hier die Insurgenten mehrmals, bestand am 16. Juni 1809 gegen das britische Heer den blutigen Kampf bei Coruña, überschritt Anfangs März den Minho und trieb das britisch-portugiesische Heer bis Oporto zurück. An Jourdans Stelle zum Majorgeneral der spanischen Armee ernannt, schlug er den 12. Nov. 1809 die spanische Armee bei Ocaña, nahm im Feldzuge von 1810 Sevilla und trieb die Reste von jener nach Cadix. Im Feldzuge von 1811 eroberte er den 11. März Badajoz, wo er 9000 Gefangene machte, und lieferte am 16. Mai den Engländern und Portugiesen die Schlacht an der Albuera. Wiewohl er sich vor der Uebermacht zurückziehen mußte, so drang er doch im Juni wieder nach Badajoz vor und nöthigte Wellington zur Aufhebung der Belagerung dieser Stadt. Als König Joseph im August 1812 Madrid verließ, sah sich S. genöthigt, die Centralarmee mit den übrigen Corps zu vereinigen, wodurch Wellington nach Portugal gedrängt ward. Im Feldzuge von 1813 in Deutschland führte er kein bestimmtes Kommando, doch übernahm er in der Schlacht bei Lützen an Bessières' Stelle das Kommando über die Gardeinfanterie und befehligte bei Bautzen das Centrum. Nach der Schlacht bei Vittoria sendete ihn Napoleon mit unbeschränkter Vollmacht nach Bayonne, um Wellingtons weiterem Vordringen Schranken zu setzen. Wiewohl er dessen 100,000 Mann kaum 60,000 Mann, meist Rekruten, entgegenzusetzen hatte, drang er Ende Juli von Neuem in Spanien ein, ward aber bei Cubiry (27. Juli) mit großem Verlust zurückgeschlagen. Ein zweiter Versuch (Ende August) des Vordringens endete mit seiner Niederlage bei Irun. Am 8. Okt. überschritten die Verbündeten die Bidassoa und drängten S. unter steten Gefechten nach Bayonne zurück. Die von ihm in der mißlichsten Lage noch 2 Monate fortgesetzte Defensive würde allein hinreichen, seinen Feldherrnruhm zu begründen. Obwohl er am 27. Febr. 1814 die Schlacht bei Orthez verlor, so suchte er sich doch wieder den Pyrenäen zu nähern, wodurch zwar Bordeaux verloren ging, Wellington aber noch lange Zeit vom Eindringen ins Innere Frankreichs abgehalten ward, so daß ihm S. noch am 10. April mit kaum 20,000 Mann die blutige Schlacht von Toulouse liefern konnte. Erst am 12. räumte er Toulouse, setzte den Rückzug nach Castelnaudary fort und schloß, indem er sich zugleich dem König von Frankreich unterwarf, am 19. einen Waffenstillstand. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Gouverneur der 13. Militärdivision, am 3. December 1814 aber an General Duponts Stelle zum Kriegsminister ernannt und soll in dieser Stellung ultraroyalistische Gesinnung geheuchelt haben. Als Napoleon am 1. März bei Fréjus landete, sah sich S. durch das allgemein ausgesprochene Mißtrauen genöthigt, am 11. März abzudanken; er zog sich auf ein Landgut bei St. Cloud zurück, erschien erst nach mehrmaliger Aufforderung bei Napoleon und übernahm am 11. Mai die Stelle eines Majorgenerals. Er befand sich in den Schlachten von Ligny und Waterloo an Napoleons Seite, übernahm, als dieser in Laon die Armee verließ, das Oberkommando derselben und leitete den Rückzug bis Soissons. Auf Grund eines Befehls der provisorischen Regierung übergab er hier das Armeekommando an den Marschall Grouchy, nahm hierauf in Paris an den Berathungen über die weiter zu ergreifenden Maß-

regeln Antheil, sprach sich für die Unmöglichkeit einer Vertheidigung der Hauptstadt aus und folgte dann der Armee hinter die Loire. Durch die königliche Ordonnanz vom 12. Jan. 1816 aus Frankreich verbannt, ging er nach Düsseldorf und suchte sich in einem Mémoire gegen die Anklage des Verraths an Ludwig XVIII. zu vertheidigen. Im Jahre 1819 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr und ward seit 1821 wieder unter den Marschällen aufgeführt und 1827 zum Pair erhoben. Von Ludwig Philipp am 18. Nov. 1830 zum Kriegsminister ernannt, behauptete er sich, unter dem unaufhörlichen Wechsel der Ministerien, beinahe 4 Jahre auf seinem Posten und trug unstreitig am meisten zur Erhaltung und Befestigung des Julithrons bei. Nach Periers Tode erhielt er im Mai 1832 die Präsidentschaft im Kabinet, verstattete aber der persönlichen Politik des Königs einen überwiegenden Einfluß. Durch seine Reorganisation der Armee brachte er dieselbe in Kurzem von 200,000 auf 480,000 Mann. Da er sich in der Kammersitzung von 1834 zu Reduktionen im Budget hatte verstehen müssen, überließ er sein Portefeuille an Gérard. Im Mai 1839 übernahm er nach Molé's Sturz von Neuem das Präsidium im Kabinet zugleich mit dem Portefeuille des Auswärtigen; doch scheiterte dieses liberale Ministerium schon im Januar 1840 an der Dotationsfrage. Nach Thiers' Rücktritt ließ sich S. am 29. Okt. 1840 nochmals zur Uebernahme des Portefeuille's des Kriegs und der Präsidentschaft bewegen, legte aber 1846 ersteres und 1847 letztere nieder und ward zum Maréchal général de France ernannt. Er † den 26. Nov. 1851 auf seinem Schlosse zu St.-Amans. Seine werthvolle Gemäldesammlung, die er in den spanischen Feldzügen zusammengebracht, trug bei der Versteigerung fast $1^1/_2$ Millionen Francs ein. S. war ohne höhere Bildung, besaß aber um so mehr natürlichen Scharfblick, große Bravour und glühenden Ehrgeiz. Sein Sohn, Napoléon S., Herzog von Dalmatien, geboren 1801, diente unter der Restauration im Generalstabe und betrat 1830 die diplomatische Laufbahn. Er war erst französischer Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin und bekleidete seit 1844 dieselbe Stelle zu Berlin. Vor der Februarrevolution Mitglied der zweiten Kammer, trat er 1850 in die Legislative und verfocht hier die Sache der Orléans. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 trat er ins Privatleben zurück und † den 31. Dec. 1857. Des Marschalls Bruder, Pierre Bénoit S., geboren den 20. Juli 1770 zu St.-Amans, schwang sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ebenfalls zu höheren Chargen empor und † als Generallieutenant zu Trabes den 7. Mai 1843.

Soultz (Sulz), Stadt im französischen Departement Oberrhein, unweit der Straßburg-Baseler-Eisenbahn, hat Fabrikation von seidenen Bändern, Tuch, Kattun, Strumpfwaaren, Seife, Töpferwaaren, Oefen, Ziegeln, Potasche ꝛc., Leinwandbleichen, Gerberei, Färberei, Nagelschmieden und 3989 Einwohner.

Sourabaya (Surabaja), Hauptstadt der gleichnamigen niederländischen Residentie (105 □Meilen mit 1,120,000 Einw.) auf der Nordostküste der ostindischen Insel Java, an der Mündung des Kediri in die Meerenge von Madura, hat einen schönen, durch ein Fort und Batterien vertheidigten Hafen, einen Gouvernementspalast, eine reformirte Kirche, ein großes Hospital, Arsenal mit Kanonengießerei, eine Münze, Baumwollmanufakturen, Schiffswerfte, lebhaften Handel, schöne Spaziergänge und mit den umliegenden, unter der Gerichtsbarkeit der Stadt stehenden Ortschaften über 100,000 Einwohner.

Sourdeval (S. de la Barre), Marktflecken im französischen Departement Manche, rechts an der Sée, hat Fabrikation von Messern, Blech-, Kupfer- und Messingwaaren, Blasebälgen, Zinngeschirrmodellen, Springfedern, Schrauben, Blechleuchtern, Papier, Pergament und Schachteln, eine Kupferhütte, bedeutenden Pferdehandel und 4056 Einw.

Souroutou (Surutu), kleine Insel im indischen Archipel, westlich von Borneo, von der Insel Karamotta nur durch einen schmalen Kanal getrennt, bringt Holz und Büffel hervor.

Soutane (franz.), langer Leibrock mit engen Aermeln, den die katholischen Geistlichen tragen, wogegen die erst angehenden Kleriker die kürzere Soutanelle zu tragen pflegen.

Souterrain (franz.), ausgebauter Raum unter der Erde, Erd- oder Kellergeschoß.

Souterraine, la, Stadt im französischen Departement Creuse, Arrondissement Guérat, an der Sedelle und der Eisenbahn von Orléans nach Limoges, in einem tiefen Thal, hat Fabrikation von Leinwand, Tuch, Billards, Kerzen, Eisenwaaren und Nägeln, Handel mit Hanf und Garn und 3754 Einw.

Southampton, Grafschaft im südlichen England, s. v. a. Hampshire. Die jetzige gleichnamige Hauptstadt derselben (früher Winchester) liegt zwischen der Mündung des Itchen u. des Test auf einer Landzunge im Hintergrunde des Southamptonwater, einer $1^1/_4$ Meilen langen, für die größten Seeschiffe hinreichend tiefen Bucht des Kanals (la Manche), vor deren Eingange die Insel Wight liegt. Die Stadt hat sich bedeutend über die alten Stadtmauern ausgedehnt, von welchen noch 3 Thore stehen, die ziemlich lange Hauptstraße wird durch ein altes, mit 2 bronzenen Löwen verziertes Thor in 2 Theile geschieden, von denen der neuere, die Londonstraße, viele schöne Gebäude enthält, während der ältere durch den Handel sehr belebt ist. S. hat 29 Kirchen verschiedener Konfession, unter denen die St. Michaeliskirche mit einem schlanken Thurm, der den Seefahrern als Merkmal dient, die Allerheiligenkirche und die Kirche Holy-Rood die hervorragendsten sind, ferner ein Rathhaus, Theater, Gymnasium, eine Matrosenschule, ein Handwerkerinstitut, ein literarisch-wissenschaftliches Institut (beide mit Museum), ein Hospital und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, Kutschenfabrikation, Teppichweberei, Seidenmanufakturen, Brauereien, Zuckersiedereien, Schiffswerfte mit schönem Dock, einen Leuchtthurm, besuchte Seebäder und sehr lebhaften Handel, namentlich mit Wein, Getreide und Wolle. Der Hafen ist groß und sicher; das denselben schützende Kastell gewährt einen weiten Blick über die schöne Umgegend, die

ihrer Fruchtbarkeit und ihres milden Klima's wegen der Garten Englands genannt wird. S. ist der Haupthafen Englands für Frankreich und die Hauptstation der nach Havre, Spanien, dem Mittelmeer, dem Orient, Nordamerika und Westindien fahrenden Dampfschiffe und durch die Südwestbahn (London-S.) und die Linien nach Lewes, Bath und Dorchester mit dem großen Eisenbahnnetz Englands verbunden. Die Bevölkerung der Stadt ist in schnellem Wachsthum begriffen; sie betrug 1831 erst 19,324, 1861 aber 46,960 Seelen. S. wählt zwei Mitglieder ins Parlament. Unweit südöstlich von der Stadt, am östlichen Ufer der Bucht, sind die schönen Ruinen der alten Abtei Netlei. Auf dem westlichen Ufer liegt der bedeutende Wald Newforest, welchen Wilhelm der Eroberer nach Vernichtung von 36 Dörfern und Vertreibung ihrer Einwohner anlegte, um hier zu jagen.

Southcote, Johanna, Schwärmerin, die einige Zeit in London die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie gab sich für die in der Offenbarung Johannis (12, 11) erwähnte Braut des göttlichen Lamms aus, schrieb viel unverständliche Sachen und betrieb nebenbei einen gewinnreichen Handel mit Siegeln, welche die Kraft haben sollten, die ewige Seligkeit zu verleihen. Im Jahre 1814 behauptete sie, bereits über 60 Jahre alt, mit dem wahren Messias schwanger zu sein, und fand mit dieser Behauptung bei Tausenden Glauben, der selbst dadurch nicht bei allen Anhängern (Neuisraeliten, Sabbathianer) erschüttert ward, daß eine nach ihrem am 27. Dec. desselben Jahres erfolgten Tode angestellte ärztliche Untersuchung ergab, daß sie überhaupt nicht schwanger gewesen. Noch bis in die letzten Jahrzehnte lebten Familien zu Chatham in der Grafschaft Kent, welche ihre Anhänglichkeit an die S. durch das Tragen langer Bärte und einer sonderbaren Kleidung kund gaben und auf S.'s Wiederbelebung warteten. Vgl. Fairburn, The life of J. S., London 1814.

Southend, großes, blühendes Dorf in der englischen Grafschaft Essex, links an der Mündung der Themse, Sheerneß gegenüber, ist Endstation einer von London hierher führenden Eisenbahn und Landungsplatz der Dampfboote, hat ein vielbesuchtes Seebad mit Theater, Bibliothek, Konversationshaus 2c., Schiffbau, Brauerei und 3427 Einwohner.

Southey, Robert, englischer Dichter und Geschichtschreiber, geboren am 12. August 1774 zu Bristol, besuchte die Westminsterschule und studirte zu Oxford kurze Zeit Theologie. Im Jahre 1794 trat er zuerst mit einer Sammlung von Gedichten hervor, der er bald ein episches Gedicht „Joan of Arc" folgen ließ, das von Reichthum der Einbildungskraft, aber auch von jugendlicher Ueberspanntheit zeugt. Nachdem er 1795 sechs Monate zu Lissabon verweilt, studirte er in Gray's Inn noch die Rechte, besuchte während der Jahre 1800 und 1801 nochmals Spanien und Portugal und wurde darauf Sekretär des damaligen Kanzlers der Schatzkammer von Irland, Carry, in welcher Stellung er sich als Ultratory bekundete, besonders im „Quarterly Review". Im Jahre 1803 legte er sein Amt nieder und zog sich nach Greta bei Keswick in Cumberland zurück, wo er ganz literarischen Beschäftigungen lebte. Schon 1801 war sein episches Gedicht „Thalaba, the destroyer", eine arabische Dichtung, eines seiner besten Werke, erschienen; 1804 folgten die „Metrical tales", 1805 „Madoc" und 1810 „The curse of Kehama", eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung voll trefflicher Schilderungen. Im Jahre 1813 erhielt S. die Bestallung eines Hofpoeten (poet-laureate) und verherrlichte als solcher durch ein schwungreiches „Carmen triumphale" Wellingtons Siege, wie er auch Oden auf den Prinz-Regenten und die alliirten Monarchen schrieb. Die „Vision of judgment" (1821) ward von Byron, der darin das Haupt der satanischen Schule genannt war, schonungslos gegeißelt. S.'s letzte größere Gedichte waren „A tale of Paraguay" (1825) und „The pilgrim of Compostella" (1829); die unvollendete Erzählung „Oliver Newman" erschien erst nach seinem Tode (London 1846). Seit 1839 in Folge einer Lähmung bewußtlos, † S. am 22. März 1843. Seine poetischen Werke, die, außer den genannten Hauptdichtungen, ein Trauerspiel, „Wat Tyler", viele lyrische Gedichte 2c. enthalten, erschienen gesammelt London 1820, 14 Bde.; 1837, 1854, 10 Bde. Sie bekunden durchgängig Reichthum der Phantasie, Geist, Witz und Gefühl, aber auch Mangel an Ruhe und Besonnenheit. Weit bedeutender als seine Dichtungen sind S.'s Biographien, namentlich „Life of Nelson" (1813, 2 Bde.), „Lives of the British admirals" und „Life of Wesley" (1820). Auch viele prosaische Schriften hinterließ er, besonders historische, wie die „History of Brazil" (1810—19, 3 Bde.) und „History of the Peninsular war" (1823—28, 2 Bde.), religiöse, sociale, wie die „Colloquies on the progress of society" (1829), politische, wie die „Political essays", u. Umarbeitungen mittelalterlicher Romane, z. B. „Amadis of Gaul" (1803); „Palmerin of England" (1807) 2c. Gemischten Inhalts sind „The Doctor" (1812, 5 Bde.) und „Omniana" (2 Bde.). Auch gab er die „Select works of British poets from Chaucer to Johnson" (1836) mit kritischen Anmerkungen, die Dichtungen Kirke White's 2c. heraus. Seinen Briefwechsel veröffentlichte sein Sohn Charles Cuthbert S. (Lond. 1849—50, 6 Bde.). Seine Wittwe hat sich unter dem Namen Caroline Bowles als Dichterin bekannt gemacht.

Southland, eine der fünf Provinzen auf Tawai-Punamu, der südlichen Hauptinsel der britisch-australischen Kolonie Neuseeland, mit der Hauptstadt Invercargill.

Southwell, Stadt in der englischen Grafschaft Nottingham, durch eine Zweigbahn mit der Bahn von Nottingham nach Newark verbunden, hat eine schöne alte Kirche, Ruinen eines Palastes der Erzbischöfe von York, eine lateinische Schule, ein Theater, Gefängniß, Spitzenfabrikation, Seidenspinnerei, Strumpfwirkerei, Gerberei und 3095 Einw. Dabei eine Mineralquelle.

Southwold, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, an der Mündung des Blythe in die Nordsee, südlich von Yarmouth, hat einen Hafen, ein Rathhaus, Gefängniß, Segeltuchfabrikation, Seilerbahnen, Brauereien, Salzsiederei, bedeu-

tenden Fischfang, ein besuchtes Seebad und 2032 Einw. S. wurde 1659 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört. Auf der Rhede bei S. 1672 Seeschlacht zwischen der englischen Flotte unter dem Herzog von York (nachmaligem König Jakob II.) und der holländischen unter Ruyter.

Soutien (franz.), Unterstützung, Hülfe; Abtheilung Truppen, die anderen zur Hülfe aufgestellt sind, Reserve, Replis ꝛc.

Souverän und **Souveränetät** (v. Franz.), s. Staatshoheit.

Souvestre, Emile, französischer Roman- und Bühnendichter, geboren den 15. April 1806 zu Morlaix im Departement Finisterre, lebte seit 1836 zu Paris, machte sich zuerst durch Schilderungen der Bretagne, „Le Finisterre de 1836", „La Bretagne pittoresque" (1841) bekannt und lieferte dann eine große Anzahl Romane, Dramen u. Vaudevilles, welche ein reiches Talent bekunden. In seinen Romanen tritt die moralisirende Richtung fast zu stark hervor. Hervorzuheben sind davon: „Les derniers Bretons" (1837); „L'homme et l'argent" (1839); „Le mât de cocagne" (1843); „Les réprouvés et les élus" (1845); „Confessions d'un ouvrier" (1851); „Les derniers paysans" (1852); „Un philosophe sous les toits" und „Le mémorial de famille". Seine dramatischen Dichtungen bilden den Gegensatz zu Scribe's Stücken, indem sie nicht wie diese die reichen, sondern vorwiegend die besitzlosen Klassen als Hauptrepräsentanten der Moral darstellen. Unter S.'s Dramen sind hervorzuheben: „L'interdiction" (1838); „Pierre Landais" (1843); „Charlotte" (1845); „Le pasteur" (1849); „Un enfant de Paris" (1850); „Un mystère" (1851); unter seinen trefflichen kleinen Lustspielen und Vaudevilles „Henri Hamelin" (1838); „L'oncle Baptiste" (1842); „La Parisienne" (1844); „Le mousse" (1846); „Le chirurgien-major" (1848); „Un paysan d'aujourd'hui" (1851). Auch seine Gattin, Nanine S., machte sich als Romanschreiberin bekannt.

Souvigny, Stadt im französischen Departement Allier, an der Quesne und der Eisenbahn von Moulins nach Montluçon, hat eine alte gothische Kirche, die früher den Fürsten von Bourbon zum Begräbniß diente, Glasfabrikation und 2805 Einwohner.

Souza, Adèle, Marquise von Souza-Botelho, geborene Filleul, berühmte französische Schriftstellerin, geboren 1760 auf Longpré in der Normandie, heirathete 1784 den Grafen Flahault, floh, nachdem derselbe 1793 zu Arras unter Joseph Lebon guillotinirt worden, mit ihrem Sohne (dem nachherigen Adjutanten Napoleons I. und späteren General Flahault, geboren 1785) nach England und ward dort durch Mangel zur Schriftstellerei getrieben. Auf diese Weise entstand ihre „Adèle de Sénanges ou Lettres de Lord Sydenham" (Lond. 1794, 2 Bde.; 2. Ausg., Hamburg 1796 und öfter). In Hamburg, wohin sie sich 1796 begeben hatte, veröffentlichte sie ihren Roman „Emilie et Alphonse, ou le danger, de se fier à ses premières impressions" (Hamburg 1799, 3 Bde.; Paris 1805, 2 Bde.). Im Jahre 1798 nach Paris zurückgekehrt, heirathete sie 1802 daselbst den portugiesischen Gesandten Joze Maria de Souza-Botelho, der sich durch Herausgabe einer Prachtausgabe der „Lusiaden" (Paris 1817) um die Literatur seines Vaterlandes verdient gemacht hatte. Es erschienen darauf nach einander „Charles et Maria" (Paris 1802); „Eugène de Rathelin" (das. 1808, 2 Bde.), nächst der „Adèle" ihr vorzüglichstes Werk; „Mémoires de la famille du comte de Revel" (das. 1811, 3 Bde.); „Mademoiselle de Tournon" (das. 1820, 2 Bde.); „La comtesse de Fargy" (das. 1823, 4 Bde.); alle diese gesammelt in den „Oeuvres complètes" (das. 1811 bis 1822, 6, 8 und 12 Bde.) und ausgezeichnet durch Einfachheit der Erfindung und Zartheit des Gefühls. Ihr Drama „La duchesse de Guise" (Paris 1831) ist mehr ein Charakter- und Familiengemälde. Ihr letzter Roman ist „Etre et paraitre" (Paris 1832, 2 Bde.). Seit 1825 abermals verwittwet, † S. am 16. April 1836 zu Paris.

Sovereign, seit 1816 ausgeprägte britische Goldmünze, das Pfund Sterling vorstellend.

Sowaili (Suaheli), Volk in Ostafrika, auf der Küste vom Aequator bis Mozambique die vorherrschende Bevölkerung bildend und zum großen südafrikanischen Völker- u. Sprachstamm gehörig, bekennt sich zum Islam u. spricht das Kisuaheli, wovon Krapf (Tübingen 1850) eine Grammatik lieferte.

Sowerby, zwei an einander stoßende Städte (S.-Town und S.-Bridge) im Westriding der englischen Grafschaft York, an der Eisenbahn von Manchester über Rochdale nach Leeds, welche hier nach Halifax abzweigt; die erstere hat Wollmanufakturen und 3370 Einw., die letztere ein Handwerkerinstitut, Tuchfabrikation, eine Eisengießerei und 5382 Einw.

Sozomenus, Salamanes Hermias, Kirchenhistoriker, geboren um 400 n. Chr. zu Bethelia bei Gaza in Palästina, bildete sich auf der Rechtsschule zu Berytus in Phönicien und trat um 446 als Sachwalter in Konstantinopel auf. Er schrieb einen kurzen Abriß der Kirchengeschichte in 2 Büchern und in 9 Büchern eine Fortsetzung der Kirchengeschichte des Eusebius (von 323—439), zwar in elegantem Styl, doch mit befangener Kritik. Die beste Ausgabe ist die von Valesius (Paris 1668).

Spaa, Stadt in der belgischen Provinz Lüttich, Bezirk Verviers, in waldiger Gebirgsgegend, theils im Thale, theils auf einem Hügel gelegen, durch eine Zweigbahn nach Pepinster mit der Linie Verviers-Lüttich der belgischen Hauptbahn verbunden, hat ein Gymnasium, Fabrikation von lackirten Holzwaaren (Bois de Spa), Wollkratzen und Spindeln, Gerbereien, Eisenhämmer, Hohöfen und 5282 Einw. S. ist namentlich berühmt durch seine Mineralquellen, von denen die stärkste, der Pouhon, in der Stadt, 15 außerhalb derselben liegen; die berühmtesten der letzteren sind: Géronstère (3/4 Stunde entfernt), Souvenière (1/2 Stunde entfernt), die beiden Tonnelets (1/2 Stunde entfernt), Groesbeck, Barisart, Watroz, Rivesez, Desniez und Beque-Terre. Sie besitzen eine Temperatur von 7—8° R. und gehören zu den alkalisch-eisenhaltigen Säuerlingen, weshalb sie namentlich gegen Hypochondrie, Hysterie, Verschleimung, Magenleiden, Nervenschwäche empfohlen und jährlich von mehr als 10,000 Kurgästen vorzüglich aus den höheren

geſellſchaftlichen Kreiſen, insbeſondere aus England, beſucht werden. S. beſitzt daher auch viele prächtige Gebäude, mit allem Comfort eingerichtete Gaſthäuſer, glänzende Etabliſſements für Vergnügungen, ein Bade- u. Kurhaus, Vauxhall, Redoutenſaal, Theater, reizende Spaziergänge ꝛc. Auch iſt das Hazardſpiel in S. geſtattet. Das Waſſer des Pouhon wird unter dem Namen Spaawaſſer jährlich in mehr als 150,000 Flaſchen weithin verſendet und theils als Heilmittel, theils mit Wein und Zucker vermiſcht, ähnlich wie Selterswaſſer, als wohlſchmeckendes kühlendes Getränk genoſſen. Vergl. Schreiber, Geſchichte und Beſchreibung von Aachen mit Burtſcheid, S. und deren Umgebungen, Heidelberg 1824; Monheim, Die Heilquellen von Aachen, Burtſcheid und S., Leipzig 1829; Les délices de Spa et de ses environs, Brüſſel 1839.

Spaargebirge, granitiſcher Höhenzug auf dem rechten Elbufer bei Meißen in Sachſen, erhebt ſich bis 613 Fuß über den Meeresſpiegel. Hier wird der beſte meißner Wein gebaut.

Spaccaforno, Stadt in der italieniſchen Provinz Noto, im Südoſten der Inſel Sicilien, mit 8300 Einwohnern. In der Nähe das Troglodytenthal (Valle d'Iſpica) mit vielen oft 3 Stock über einander in den Fels gehauenen, theilweiſe ſehr ſchwer zugänglichen Höhlen, welche der urſprünglichen Bevölkerung wahrſcheinlich zu Wohnungen dienten. Unweit von S. auch die beiden kleinen Häfen San Maria und de la Marza mit Salzſchlämmereien.

Spadix (lat.), der Kolben, ein ährenförmiger Blüthenſtand, mit dicker, fleiſchiger oder markiger Spindel, welcher die Blüthen (oft ſehr gedrängt) aufſitzen oder etwas eingeſenkt ſind, wie bei Arum, Acorus, Calla.

Spado (lat.), ſ. v. a. Eunuch und Kaſtrat.

Spätgeburt, die vor Beginn des 11. Monats nach Beendigung der Ehe erfolgte Geburt eines Kindes und dieſes Kind ſelbſt. Ein ſolches Kind gilt nach römiſchem Recht nicht als ehelich; doch iſt dieſe Regel nur eine Praesumtio juris und läßt Gegenbeweis zu, der durch ärztliches Gutachten zu begründen ſein wird.

Spagnoletto, Maler, ſ. Ribera.

Spagnuolo, Maler, ſ. Crespi 3).

Spahis (Sipahis), Name der früher von den Inhabern der Kriegerlehne in der Türkei, den Timarioten u. Zaims, zu ſtellenden Reiter, welche einſt den Kern der Reiterei im türkiſchen Heere bildeten, aber nach Aufhebung jener Kriegerlehne und Einrichtung des türkiſchen Heerweſens auf europäiſchem Fuße einer regelmäßigen Reiterei Platz gemacht zu haben. Sie theilten ſich in zwei Corps, waren mit Säbel, Lanze, Dſcherid oder Wurfſpieß, ſpäter zum Theil auch mit Piſtolen und Flinten, zum Theil mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, bildeten aber, aller taktiſchen Ausbildung entbehrend, nur einen truppweiſe zuſammenhaltenden Reiterhaufen, der mit wilder Tapferkeit auf den Feind losſtürzte, aber, wenn der erſte Angriff nicht gelang, ſich meiſt in wilder Flucht auflöſte. Neuerlich heißt auch die in Algerien gebildete, von europäiſchen Offizieren geführte franzöſiſche Reiterei S., wiewohl dieſelbe ganz auf europäiſche Weiſe organiſirt iſt, zum Theil aus gebornen Franzoſen beſteht und nur in orientaliſcher Weiſe uniformirt iſt.

Spaichingen, Stadt im würtembergiſchen Schwarzwaldkreis, in dem ſchönen Spaichingerthal, an der Prim, Sitz eines Oberamts und Oberamtsgerichts, mit Seiden- und Baumwollſpinnerei, Viehzucht und 1800 Einw. In der Nähe der Dreifaltigkeitsberg (3144 F.) mit ſchöner Wallfahrtskirche und ausgedehnter Fernſicht.

Spalatin, Georg, Beförderer der Reformation, geboren 1484 zu Spalt im Bisthum Eichſtädt (daher ſein Name), beſuchte die Sebaldusſchule zu Nürnberg, lag ſeit 1499 zu Erfurt, gleichzeitig mit Luther, humaniſtiſch-philoſophiſchen Studien ob, ward 1502 Magiſter zu Wittenberg, ſtudirte dann zu Erfurt noch die Rechte u. Theologie, ward 1507 Pfarrer zu Hohenkirchen bei Gotha und 1509 Erzieher von Johann Friedrich, dem nachherigen Kurfürſten von Sachſen; ſpäter leitete er auch die Studien der braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Prinzen Otto und Erich zu Wittenberg. Im Jahre 1514 ernannte ihn Friedrich der Weiſe zu ſeinem Hofkaplan, dann zu ſeinem Geheimſchreiber, zum Bibliothekar an der wittenberger Univerſität und noch vor 1517 zum Kanonikus am Georgenſtift zu Altenburg. Er war ſeitdem der vertrauteſte Diener des Kurfürſten, den er faſt zu allen Reichstagen begleitete. Auch mit den Reformatoren, namentlich mit Luther, ſtand er in der innigſten Verbindung. Johann der Beſtändige ernannte ihn 1525 zum Ortspfarrer und Superintendenten von Altenburg. Im Jahre 1530 begleitete er den Kurfürſten zum augsburger Reichstage und 1532 Johann Friedrich zum Kurfürſtentage nach Schweinfurt, wo er die evangeliſche Lehre einführte. Von 1527—39 entwickelte er eine bedeutende Thätigkeit bei der Kirchenviſitation der ſächſiſchen Lande und 1537 ſetzte er zu Schmalkalden die bekannten Artikel mit auf. Er † am 16. Jan. 1545 in Altenburg. Er ſchrieb Biographien von Friedrich dem Weiſen und Johann dem Beſtändigen, „Chriſtliche Religionshändel oder Religionsſachen“, von Cyprian irrig „Annales reformationis“ (Leipzig 1718) genannt, und eine Geſchichte der Päpſte und Kaiſer des Reformationszeitalters. Eine kritiſche Ausgabe von S.s hiſtoriſchem Nachlaſſe und Briefen haben Neudecker und Preller (Bd. 1, Jena 1851) begonnen. Sein Leben beſchrieb Wagener (Altenburg 1830).

Spalato (Spalatro, ſlav. Split), öſterreichiſch-dalmatiſcher Kreis, grenzt gegen Nordweſten an den Kreis Zara, gegen Nordoſten an Bosnien, gegen Südoſten an den Kreis Raguſa und an das Meer, gegen Oſten an die Herzegowina, gegen Südweſten an den Kreis Zara und an das Meer und zählt auf 94,5 QM. 173,423 Einw. Die gleichnamige Hauptſtadt, an der ſüdweſtlichen Seite einer von den Kanälen von Salona u. Brazza beſpülten Halbinſel halbmondförmig im Grunde einer nach der Südſeite ſich öffnenden Meeresbucht gelegen, theilt ſich in die Altſtadt, die Neuſtadt und die Vorſtädte. Die Gaſſen der innern Stadt ſind enge und winkelig und ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer im italieniſchen Styl gebaut. Oeffentliche Plätze ſind der Dom-

platz (Piazza di Tempio), zugleich als Marktplatz dienend, und der Herrenplatz. Die Stadt ist reich an antiken Baudenkmalen. Den ganzen Raum der Altstadt nahm der umfangreiche Palast des Kaisers Diocletian ein, von dessen südlicher, gegen den Hafen gekehrter Fronte namentlich ein gegen 400 Fuß langer und 25 Fuß tiefer Portikus mit größtentheils noch vorhandenen, aber durch die Stadtmauer verbauten dorischen Säulen, sowie die Vorhalle und das Vestibulum erhalten sind. Der an das Vestibulum sich anschließende Jupitertempel ist in die Kathedrale des heiligen Drimus verwandelt worden und hat eine Rotunde von 42 Fuß Durchmesser und eine Kuppel von 85 Fuß Höhe. Der gegenüberstehende Aeskulaptempel dient jetzt als Taufkapelle (Chiesa S. Giovanni Battista), ist aber noch sehr gut erhalten. Außerdem sind noch die Trümmer der diokletianischen Wasserleitung bemerkenswerth. S. ist Sitz der Kreis- u. anderer Behörden, einer Handels- u. Gewerbekammer, eines Bischofs (bis 1807 Erzbischofs) und Kathedralkapitels und hat mehre Klöster, ein Diöcesanseminar, ein Obergymnasium, eine nautische Schule, eine Knaben- und Mädchenhaupt- und Unterrealschule, eine Kinderbewahranstalt, ein Civilkrankenhaus, ein Findelhaus, ein Landlazareth, ein Museum für Alterthümer und andere gemeinnützige Anstalten und 11,000 Einw. Auf der Ostseite der Stadt erhebt sich das Fort Grippi mit Pulvermagazin und befestigter Kaserne. Der Hafen ist jetzt verschlämmt und für größere Seeschiffe unzugänglich. Doch treibt die Stadt noch lebhaften Handel mit Hornvieh, Pferden, Schweinen, Südfrüchten, Rosoglio, Wachs rc. und dient auch als Stapelplatz für aus Italien nach der Türkei gehende Waaren. Am Fuße des Berges Marian sind zu Bädern benutzte kalte Schwefelquellen. S. war schon im Alterthum vorhanden. Hierher zog sich Diocletian nach seiner Abdankung zurück. Als 640 die benachbarte Stadt Salona von den Avaren zerstört worden war, suchten deren Einwohner Schutz innerhalb der Residenz Diocletians. So entstand eine kleine Stadt, welche anfangs Palatium, dann Spalatium (Salonae Palatium) hieß, woraus dann der Name S. entstand. Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts errichteten Festungswerke sind bis auf das Fort Grippi seit der französischen Herrschaft größtentheils abgetragen worden.

Spalding, Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, am schiffbaren Welland, über den zwei Brücken führen, Hauptort des „Holland“ genannten Distrikts des Fens, hat ein Stadthaus, Zuchthaus, eine lateinische Schule, ein Theater, Brauerei, Kutschenfabrikation, Ziegelei und 7032 Einw.

Spalding, 1) Johann Joachim, namhafter protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 1. Mai 1714 zu Tribsees in Schwedisch-Pommern, studirte zu Rostock und Greifswald, ward Sekretär bei dem schwedischen Gesandten in Berlin, 1740 Prediger zu Lassahn in Schwedisch-Pommern, 1757 erster Prediger zu Barth, 1764 Propst an der Nikolaikirche in Berlin und später auch Oberkonsistorialrath, in welcher Stellung er für religiöse Aufklärung wirkte, bis ihn 1788 das preußische Religionsedikt veranlaßte, seine Stelle niederzulegen. Er † am 26. März 1804 zu Berlin. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Bestimmung des Menschen“ (Greifsw. 1748); „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum“ (Leipzig 1761); „Religion eine Angelegenheit des Menschen“ (das. 1797) rc. Seine Autobiographie erschien Halle 1804.

2) Georg Ludwig, scharfsinniger und geistreicher Philolog, Sohn des Vorigen, geboren 1762, † als Professor am grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 7. Juli 1811. Er schrieb „Vindiciae philosophorum megaricorum“ (Halle 1792), gab die Rede des Demosthenes „In Midiam“ (Berlin 1794; neu bearbeitet von Buttmann, das. 1823) heraus und machte sich namentlich um die Kritik und Erklärung der Werke Quinctilians verdient. Vergl. Walch, Memoria Spaldingii“, Berl. 1822.

Spalier (Espalier, Baumgeländer), Lattenwerk, woran Bäume, besonders Obstbäume in die Breite gezogen und mit den Aesten und Zweigen angebunden werden; wird gewöhnlich an sonnigen Wänden angebracht.

Spallanzani, Lazaro, berühmter Naturforscher und Physiker, geboren am 10. Januar 1729 zu Scandiano im Herzogthum Modena, studirte zu Bologna die Naturwissenschaften, ward 1756 Professor der schönen Wissenschaften und der Philosophie zu Reggio und lehrte von 1770 an Naturgeschichte in Pavia. Von 1779—88 bereiste er mehrfach die Schweiz, Italien und den Orient. Er † am 17. Febr. 1799. Durch die Beschreibung seiner „Viaggi alle due Sicilie ed in alcune parti degli Apennini“ (Pavia 1792, 6 Bde.; deutsch, Leipzig 1795) hat er sich um die Naturkunde wesentliche Verdienste erworben. Seine Entdeckungen, Versuche u. Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die organische Reproduktion, die Zeugung, den Ursprung der Quellen, den Kreislauf des Blutes rc. sind noch jetzt von Wichtigkeit.

Spalme (franz.), Theer, Schiffspech; daher spalmiren, s. v. a. kalfatern.

Spalmadori (Kujum-Adassi), kleine türkische Inselgruppe in der gleichnamigen Meerenge zwischen der Insel Chios und der Westküste von Kleinasien.

Spalt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Verwaltungsdistrikt Schwabach, an der fränkischen Rezat, hat ein Filialinstitut der armen Schulschwestern, starken Hopfenbau und 1780 Einw. Geburtsort Spalatins.

Spaltung, s. Schisma.

Spandau, Stadt und Festung in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Osthavelland, am Einflusse der Spree in die Havel, Sitz eines Festungskommando's, Kreisgerichts und anderer Behörden, hat eine starke Citadelle, 4 evangelische Kirchen, darunter die sehenswerthe Nikolaikirche aus dem 16. Jahrhundert, und eine reformirte, eine Straf- und Besserungsanstalt für 750 schwere Verbrecher und eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder von Verbrechern, ein Militärlazareth, eine königliche Gewehr- und Pulverfabrik, Geschützgießerei und Bohranstalt, starke Maschinenspinnerei, Strumpfwirkerei, Schiffbau, Schifffahrt, besuchte Korn-

und Viehmärkte und 13,911 Einw. (ohne 2272 Mann Garnison). S., eine der ältesten Städte der Mittelmark, war früher lange Zeit Residenz der Kurfürsten von Brandenburg, wurde 1577 bis 1583 vom Grafen Rochus von Lynar befestigt, jedoch oft verändert. In den Jahren 1631—35 wurde es von Georg Wilhelm den Schweden eingeräumt, den 25. Oktober 1806 an die Franzosen übergeben. Am 26. April 1813 ergab es sich nach kurzer Blokade an den preußischen General von Thümen.

Spangenberg, Stadt in der ehemaligen kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Melsungen, an der Pfiefe, in rauher Gebirgsgegend, Sitz eines Justizamts, hat bedeutende Leinweberei und Tuchmanufakturen und 1837 Einw. Dabei das gleichnamige Bergschloß, früher ein nicht unbedeutender Waffenplatz, jetzt als Staatsgefängniß benutzt.

Spangenberg, 1) Cyriakus, Theolog und Chronikschreiber, geboren am 17. Juni 1528 zu Nordhausen, studirte zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon Theologie, wurde Rektor, dann Prediger in Eisleben und zuletzt Generaldekan in Mansfeld. Wegen seiner Anhanglichkeit an Flacius (s. d.) 1574 seines Amtes entsetzt, begab er sich nach Straßburg, ward darauf 1578 Pastor zu Schlitz in Hessen, mußte aber auch hier seiner Lehren wegen bald flüchtig werden und † am 10. Februar 1604 zu Straßburg. Außer theologischen Schriften verfaßte er „Adelsspiegel" (Schmalkalden 1591—94, 2 Bde.) und Chroniken von Henneberg, Holstein, Verden, Querfurt, Schaumburg, Sangerhausen und Mansfeld.

2) August Gottlieb, der zweite Stifter der evangelischen Brüderunität, geboren den 15. Juli 1704 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein, ward in A. H. Franke's Schule und auf der Universität Jena gebildet und 1732 Adjunkt der theologischen Fakultät zu Halle, sowie Inspektor des dasigen Waisenhauses. Später schloß er sich der Brüdergemeinde an, machte mehre Missionsreisen in Europa und Amerika, wurde 1762 nach Zinzendorfs Tode dessen Nachfolger als Bischof von Barby und † am 18. Sept. 1792 zu Berthelsdorf. Er schrieb unter Anderm das „Leben Zinzendorfs" (Barby 1772, 2 Bde.); außerdem „Idea fidei fratrum, oder kurzer Begriff der christlichen Lehre in der Brüdergemeinde" (das. 1779). Sein Leben beschrieb Ledderhose (Leipz. 1846).

3) Ernst Peter Johannes, gelehrter Jurist, geboren am 6. August 1784 zu Göttingen, studirte daselbst die Rechte, habilitirte sich 1806 dort, trat aber dann zur richterlichen Laufbahn über und ward 1811 Generaladvokat bei dem kaiserlichen Gerichtshofe zu Hamburg, 1814 Assessor bei der Justizkanzlei zu Zelle, 1816 Hof- und Kanzleirath an diesem Gerichtshofe, 1824 Oberappellationsgerichtsrath und 1831 Beisitzer des königlichen Geheimerathskollegiums zu Hannover, wo er den 18. Febr. 1833 †. Während der westphälischen Herrschaft schrieb er mehre auf das französische Recht bezügliche Werke, wie die „Institutiones juris civilis Napoleonei" (Göttingen 1808) und den „Kommentar über den Code Napoléon" (das. 1810—11, 3 Bde.). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften erwähnen wir die „Einleitung in das römische justinianische Rechtsbuch oder Corpus juris civilis Romani" (Hannover 1818); „Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters" (Halle 1822); „Die Lehre von dem Urkundenbeweise in Bezug auf alte Urkunden" (Heidelb. 1827, 2 Bde.). Von Struve's „Rechtlichen Bedenken" besorgte S. eine neue Ausgabe (Hannover 1827—28, 3 Bde.), wie er auch Hagemanns „Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit" mit dem neunten Bande (1831) fortsetzte. Noch sind zu erwähnen seine „Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des hannoverischen Staats bis zur Zeit der Usurpation erlassen sind" (Hannover 1819—24, 5 Bde.), sein „Kommentar zur Prozeßordnung für die Untergerichte des Königreichs Hannover" (das. 1829, 2 Bde.) und sein „Neues vaterländisches Archiv" (Lüneburg 1822, 21 Bde.).

Spanheim, 1) Ezechiel, namhafter Staatsmann und Rechtsgelehrter, geboren am 7. Dec. 1629 zu Genf, studirte hier und zu Leyden, wurde 1651 Professor der Beredtsamkeit in seiner Vaterstadt und Mitglied des großen Raths, später Erzieher der Söhne des Kurfürsten von der Pfalz, mit denen er Italien und Sicilien bereiste. Im Jahre 1665 wurde er Resident in Großbritannien und Holland und einige Jahre später trat er in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, ging als außerordentlicher Gesandter nach Paris, wo er 9 Jahre verweilte, und nahm, zum Staatsminister ernannt, Theil an den Friedensverhandlungen zu Ryswik. Im Jahre 1702 wurde er vom König Friedrich I. von Preußen als außerordentlicher Gesandter nach London geschickt, wo er am 7. Nov. 1710 †. S. besaß eine umfassende Gelehrsamkeit im Gebiete der Staaten- und Rechtsgeschichte und im Münzwesen des Alterthums. Seine Hauptwerke sind die „Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum" (beste Ausgabe, London und Amsterdam 1706—16, 2 Bde.) und die Schrift „Orbis romanus" (London 1704, Halle 1728). Wegen der sachlichen Erläuterungen sind seine Ausgaben des Julianus (Leipz. 1696) und des Callimachus (Utrecht 1697, 2 Bde.), sowie die französische Uebersetzung der „Imperatores" des Julianus (beste Ausgabe Amsterdam 1728) schätzenswerth. Auch lieferte er Kommentare zu mehren Komödien des Aristophanes (Amsterdam 1710).

2) Friedrich, Kirchenhistoriker, Bruder des Vorigen, geboren am 1. Mai 1632 zu Genf, studirte ebenfalls zu Leyden und erhielt nach Vollendung seiner Studien 1656 eine Professur der Theologie zu Heidelberg, 1670 zu Leyden, wo er am 18. Mai 1701 †. Er hat sich als Schriftsteller, namentlich im Fache der Kirchengeschichte, einen Namen erworben. Seine Werke erschienen, mit Ausnahme der in französischer Sprache geschriebenen, in 3 Bänden (Leyden 1701—3).

Spani, s. Clementi 1).

Spanien (span. España, franz. l'Espagne, lat. Hispania, bei den Alten auch Iberien, bei den Griechen Hesperien, d. i. Abendland, genannt), Königreich in Westeuropa, erstreckt sich von 36° 0' 40" bis 43° 46' 40" nördl. Br. und von 8° 17' 42" bis 20° 59' 56" östl. L. und grenzt gegen Norden an Frankreich, an die Republik Andorra und

an das biskayische oder kantabrische Meer, gegen Westen an das atlantische Meer und an Portugal, gegen Süden an das atlantische und mittelländische Meer, sowie zwischen beiden an die Meerenge und das englische Gebiet von Gibraltar, gegen Südosten an das mittelländische Meer. Der Flächeninhalt des Königreichs beträgt 8980,91, mit den dazu gehörigen europäischen Inseln (Balearen, kanarischen Inseln 2c.) 9200 □Meilen oder 16,356 Quadratleguas. Die pyrenäische Halbinsel, von der S. den bei weitem größten Theil einnimmt, bildet ein Stück Land von trapezoïdaler Form, welches so zu sagen zwischen Afrika und Europa eingeschoben ist, indem sich seine Südküste an der Meerenge von Gibraltar Afrika bis auf wenige Meilen nähert, während es im Norden durch die Pyrenäen vom übrigen Europa getrennt und abgeschlossen ist. Der nördlichste Punkt der Halbinsel ist das Kap de Vares in Galicien, der südlichste die Hermita de Santa Catalina bei Tarifa an der Meerenge von Gibraltar, der östlichste das Kap de Creuz in Katalonien, der westlichste das Kap da Roca bei Lissabon. Andere hervorragende Punkte der spanischen Küste sind die Ebromündung, das Kap San Martin, Kap Palos, Kap de Gata und Punta de Europa an der Ost- und Südküste, Kap Finisterre an der Westküste und Kap Peñas an der Nordküste. Der längste Durchmesser der Halbinsel, eine in der Richtung von Südwesten nach Nordosten vom Kap St. Vincent zum Kap Creuz gezogene Linie, mißt 162 geographische Meilen. Der nördlichste und südlichste Punkt sind in gerader Linie 118½, der westlichste und östlichste Punkt 152½ geographische Meilen von einander entfernt. Obschon die pyrenäische Halbinsel an der Küste wenig Einschnitte und Vorsprünge, also eine geringe Gliederung zeigt, so hat sie doch, weil sie fast ringsum vom Meere umgeben ist, eine beträchtliche Küstenentwickelung, deren Länge 492²⁄₃ Meilen beträgt, wovon 188⁶⁄₇ M. auf die Küste des Mittelmeeres und 303³⁄₄ M. auf die des atlantischen Meeres kommen. Die Ost- u. Südostküste ist 106⁷⁄₁₀, die Südküste 132, die großentheils Portugal angehörige Westküste 146¼, die Nordküste 107¼ M. lang. Letztere zeichnet sich vor allen übrigen Küsten durch Schroffheit und Unzugänglichkeit aus, indem hier die Gebirge fast überall dicht ans Meer heranrücken und mit 100 Fuß und darüber hohem zerrissenen Felsrand senkrecht in dasselbe abfallen. Zugänglich ist diese Küste nur an den Mündungen der Flüsse und der tief in das Land einschneidenden Rias oder Meeresarme, welche an die Fiorden Norwegens erinnern und namentlich an der Küste von Galicien häufig auftreten. Die bedeutendsten Rias sind von Osten nach Westen die Ria de Bilbao und R. de Santander an der kantabrischen, die R. de Avilès, R. de Pravia und R. de Rivadeo an der asturischen, die R. de Vivero, R. de Cariño, R. del Ferrol, R. de Betanzos, R. de la Coruña und R. de Camariñas an der galicischen Küste. Auch die Westküste ist, so weit sie spanisch ist, von tief einschneidenden Rias (R. de Corcubion, R. de Noya, R. de Arosa, R. de Pontevedra, R. de Vigo) zerrissen, welche von steilen Felswänden umgeben sind und in und vor denen zahlreiche kleine Inseln liegen. Doch ist diese Küste zugänglicher als die Nordküste, weil im Hintergrunde der Rias sich gewöhnlich Ebenen befinden. Die Süd- und Ostküste zeigt weite flache Meerbusen und dazwischen in felsige Vorgebirge endende Landvorsprünge, ist also gegliederter als die Nord- und Westküste und durch sichere Häfen zugänglich. Die Meerbusen oder Buchten an der spanischen Südküste sind von Westen nach Osten die Golfe von Cadix, Malaga und Almeria und die Bucht von Cartagena; an der Ostküste die Bai von Alicante und der Golf von Valencia. Die Südküste S.s ist bis zur Meerenge von Gibraltar meist flach und sandig und stellenweise von ausgedehnten Strandsümpfen (Marismas) eingefaßt. Von Kap Trafalgar (36° 9′ 10″ nördl. Br. und 11° 38′ 5″ östl. L.) bis zur Punta de Europa, dem südlichsten Vorsprunge des Felsens von Gibraltar, ist die Küste von schroffen Felsen umgürtet, aber durch kleine Buchten, sowie durch den Busen von Gibraltar mit einem der geräumigsten u. sichersten Häfen, die es gibt, zugänglich. Weiterhin ist die Küste anfangs niedrig und sandig, dann wieder felsig und schroff, indem die Gebirge bis an den Strand heranrücken. Von Almeria an bis zum Kap Palos ist die Küste von einer hohen, furchtbar zerklüfteten Felsenmauer umgürtet und nur durch den trefflichen Hafen von Cartagena zugänglich. Von Kap Palos bis Alicante ist sie dagegen meist flach und sandig, und gleich nördlich von dem genannten Kap ist als großer, mehre kleine Inseln enthaltender Strandsee das Mar menor zu bemerken. Von Alicante beginnt wieder eine Steilküste, welche sich mit geringen Unterbrechungen bis zum Kap S. Antonio (38° 49′ 50″ nördl. Br. u. 17° 49′ 15″ östl. L.) erstreckt. Dann ist die Küste bis jenseits des Ebrodelta, abgesehen von einigen felsigen Kaps (Kap de Oropesa, Peñiscola 2c.), niedrig und sandig und hat mehre Küstenseen, worunter die Albufera südlich von Valencia der bedeutendste ist. Das mit Lagunen und Sümpfen erfüllte Ebrodelta bildet eine ins Meer vorspringende niedrige Halbinsel. Gleich jenseits derselben wird die Küste hoch und steil, indem die Gebirge Kataloniens bis an das Meer herantreten, dann ist sie flach und sumpfig bis in die Gegend von Barcelona, wo sie durch die bis ans Meer reichenden Verzweigungen der Ostpyrenäen wieder steil und felsig und nur an den Mündungen der Flüsse zugänglich ist. Hier sind die Kaps Norfeo und Creuz die östlichsten Vorsprünge der Pyrenäen.

Was die Bodenbeschaffenheit anlangt, so besteht die pyrenäische Halbinsel zum größten Theil aus einem das Centrum derselben einnehmenden Plateau oder Tafelland von ebenfalls trapezoïdaler Gestalt, welches ungefähr ein Areal von 4200 □Meilen einnimmt u. ringsum von Gebirgen umwallt, auch von mehren Gebirgsmassen überragt ist. Das ganz zu S. gehörige centrale Tafelland besteht aus 2 großen Plateaux, einem höheren nördlichen und einem etwas niedrigeren südlichen. Ersteres umfaßt die ehemaligen Königreiche Leon und Altkastilien, letzteres Neukastilien, Estremadura und die nördliche Hälfte des Königreichs Murcia. Beide Plateaux sind durch einen hohen, von Ostnordosten nach Westsüdwesten sich er-

streckenden Gebirgszug als centrales Scheidegebirge größtentheils von einander geschieden. Nach Osten anschwellend, senken sie sich nach Westen, so daß die Hauptflüsse westlichen Lauf haben, im nördlichen Plateau der Duero, im südlichen der Tajo und Guadiana, zwischen welchen beiden Flüssen sich in der westlichen Hälfte des Plateau's das ziemlich bedeutende Gebirgssystem von Estremadura erhebt. Die Hochebene von Altkastilien und Leon hat eine mittlere Meereshöhe von 2560; die von Neukastilien und Estremadura eine solche von 2480 pariser Fuß. Die vier Abhänge des centralen Tafellandes zeigen sehr verschiedene Gestaltung. Der steil ins Meer abstürzende Nordabhang wird vom kantabrischen Gebirge, der westlichen Fortsetzung der Pyrenäen, gebildet und ist sehr schmal. Weit breiter ist der östliche oder iberische Abhang, welcher das Ebrobecken im Westen begrenzt. Derselbe fällt in mehren terrassenartigen Absätzen in die Tiefebene von Aragonien und zum Golf von Valencia ab und weist bloß stellenweise isolirte Gebirgsmassen auf. Eine ähnliche, wenn auch weniger deutlich ausgeprägte Terrassenbildung zeigt der südliche oder bätische Abhang, welcher bloß gegen Osten in den Provinzen Murcia und Alicante bis an die Küste des Mittelmeeres herantritt, im Uebrigen aber in die Tiefebene Niederandalusiens und zu den Küsten des atlantischen Meeres absinkt. Derselbe wird ganz von den welligen Bergen der Sierra Morena eingenommen, welche sich über die Hochebenen Neukastiliens und Estremadura's nur als niedrige Gebirgskette erhebt. Der westliche oder lusitanische Abhang ist der breiteste und eigenthümlichste, indem dessen von Osten nach Westen geneigte Fläche von vier Strombetten (Minho, Duero, Tajo u. Guadiana) durchfurcht ist, zwischen denen sich rauhe Bergterrassen erheben, welche als Endverzweigungen der Gebirgssysteme des Tafellandes zu betrachten sind. Es lassen sich demnach im pyrenäischen Halbinsellande 6 von einander fast unabhängige Gebirgssysteme unterscheiden, von denen ein einziges die Richtung von Norden nach Süden zeigt, während die übrigen mit größerer oder geringerer Abbiegung ihres westlichen Endes nach Süden von Ostnordosten nach Westsüdwesten ziehen, nämlich: das pyrenäische System, das iberische System oder das östliche Randgebirge des Tafellandes, das centrale System oder das kastilisch-leonesische Scheidegebirge, das Gebirgssystem von Estremadura oder das Scheidegebirge zwischen Tajo und Guadiana, das marianische System oder das südliche Randgebirge des Tafellandes und das bätische System oder die Bergterrasse von Granada. Die eingehendere Beschreibung dieser Gebirgssysteme findet sich in den Artikeln Pyrenäen, Kantabrisches Gebirge, Iberisches Gebirge, Sierra Morena, Sierra Nevada rc., sowie in den den alten spanischen Königreichen und Provinzen gewidmeten Artikeln. Zwischen dem iberischen und pyrenäischen Gebirgssystem breitet sich das ausgedehnte Ebrobassin oder das iberische Tiefland aus. Dasselbe erstreckt sich von Nordwesten nach Südosten, grenzt gegen Norden an das Plateau von Alava und Navarra, gegen Nordosten an die Terrasse von Hocharagonien, gegen Osten an das vom Segre durchfurchte Plateau der Segarra in Katalonien, gegen Südosten und Süden an die nordvalencianische Terrasse, gegen Südwesten und Westen an den terrassirten Abhang der Parameraskette von Molina und an die Idubedakette, mißt gegen 40 Meilen in der Länge und gegen 20 Meilen in der Breite und nimmt einen Flächenraum von ungefähr 30 □Meilen ein. Das iberische Tiefland zerfällt in eine nordwestliche kleinere und eine südöstliche größere Abtheilung, die, durch Höhenzüge von einander getrennt, bei Tudela in einander übergehen. Während das obere, etwa 70 □Meilen große Ebrobassin ein eigentliches Plateau bildet, dessen tiefste Punkte noch eine absolute Höhe von 1000 Fuß haben, trägt das untere Ebrobassin, wenigstens in seiner letzten Hälfte, wo es sich bedeutend erweitert, mehr den Charakter eines Tieflandes, dessen tiefste Punkte, z. B. die Salzseen von Bajaraloz, ungefähr 300 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres liegen. Beide Bassins enthalten neben höchst fruchtbaren Strecken auch weite öde Steppengebiete (s. Navarra und Aragonien). Zwischen dem bätischen u. marianischen Gebirgssystem breitet sich das bätische Tiefland oder das Bassin des Guadalquivir aus. Von Ostnordosten nach Westsüdwesten sich erstreckend, grenzt dasselbe gegen Norden u. Nordwesten an die Sierra Morena, gegen Südwesten an das atlantische Meer, gegen Süden an das nordwestliche und nördliche Randgebirge der Terrasse von Granada, gegen Osten an die Sierra de Cazorla und Sierra de Segura und mißt 44 Meilen in der Länge bei einer größten Breite von 12 M., nimmt eine Fläche von etwa 290 □Meilen ein und zerfällt in 2 Hauptabtheilungen, nämlich in das kleine Becken des oberen Guadalquivir und in das fünfmal so große Bassin des mittleren und unteren Guadalquivir. Während jenes ein entschiedenes Plateau ist, das sich bis 1500 Fuß über das Meer erhebt und nicht tiefer als bis 500 F. absinkt, bildet das letztere oder Niederandalusien ein Flachland, welches durch den Xenil in 2 ungleiche Stücke getheilt wird. Das westliche kleinere Stück, die Campiña de Cordova, bildet eine hügelige Fläche mit bis über 400 Fuß ansteigenden Punkten; das westliche größere, die Ebene von Sevilla, ein eigentliches Tiefland, dessen Boden sich nirgends über 250 F. über das Meer erhebt. Das Bassin des Ebro und das des Guadalquivir sind alte Meeresgolfe und daher mit brakischen mitteltertiären Ablagerungen erfüllt. Durch jenes werden die Pyrenäen (s. d.) mit ihrem Terrassenabfall nach Katalonien und Aragonien, durch dieses die aus krystallinischem Schiefergebirge und mannichfach metamorphosirtem Uebergangsgebirge zusammengesetzten Gebirgssysteme von Granada mit der Sierra Nevada in der Art vom Hauptkörper des spanischen Hochlandes getrennt, daß dieselben nur an ihren Enden mit ihm durch Berg- und Plateaulandschaften, aus sekundären Sedimenten zusammengesetzt, in Verbindung treten. Den ganzen Westen, auf den Grenzen gegen Portugal und von Andalusien bis Galicien hinauf, setzen ältere Sedimente der Uebergangszeit und krystal-

linische Schiefer und Massengesteine zusammen. Diese älteren Gesteine reichen in 4 Zügen, mit dem kantabrisch-asturischen Gebirge, dem kastilischen Scheidegebirge, dem Gebirge von Toledo und der Sierra Morena, weit nach Osten und Norden. Ein sehr verwickeltes System von Gebirgs- und Plateaulandschaften bildet von Biscaya bis Murcia hinab den Ostrand des Hochlandes. Innerhalb dieser Gebirge breiten sich dann die beiden großen und zahlreiche kleine Hochebenen aus, in der mittleren Tertiärzeit sämmtlich Seebecken, deren Ablagerungen ihren Boden bedecken, oft unter diluvialem Schuttland versteckt. Im Norden besteht das asturisch-kantabrische Gebirge ganz aus Urgestein. Bis zum Meridian von Oviedo bilden silurische Schiefer und Quarzite, östlicher devonisches Uebergangsgebirge, am Ostende bis Reynosa Kohlengebirge die Axe des Gebirgs; das letztere begleitet es westwärts im Süden und Norden, hier an 10,000 Fuß mächtig mit 80 Kohlenflötzen. Bis Oviedo reichen die jüngeren Sedimente zu beiden Seiten, sehr ausgedehnt die Kreide, deren Plateau ostwärts nach Biscaya sich erstreckt und dort die reichen Eisenlagerstätten führt, aber auch Jura und Trias. Längs der Küste bei Santander lagert über der Kreide Nummulitengebirge. Der zweite Zug, der das kastilische Scheidegebirge zusammensetzt, mit der aus Urgestein gebildeten Sierra Guadarrama, reicht bis Atienza, ebenfalls mit mächtig entwickeltem silurischen und devonischen Uebergangsgebirge. An seiner Südostecke liegt eine von Trias- und jüngeren Sedimenten umringte kleine Glimmerschieferinsel am Hiendelaencia, im Westen von Siguenza, mit reichen Silberminen. Dem vorigen an Höhe weit nachstehend breitet sich im Süden des Tajo das aus Uebergangsgebirge mit zahlreichen Inseln von krystallinischem Schiefergebirge und Granit zusammengesetzte Nordestremadura aus, dessen östliche Urgebirgskette die Sierra de Toledo ist. Nur von Serena und vom Südfuß der granitischen Sierra de Guadalupe bis Badajoz trennt es ein Tertiärbecken von dem ähnlich zusammengesetzten, wellenförmigen Hochland Südestremadura's, welches sich als Sierra Morena nach Osten fortsetzt, den Südrand des Hochlandes bildend. Auch hier herrschen die paläozoischen Sedimente, aus denen sich nur bei Pedroches ein bedeutendes Granitellipsoid erhebt. Die Sierra Morena besteht aus silurischem und devonischem Uebergangsgebirge und Kohlengebirge und enthält nördlich von Cordoba bauwürdige Kohlenflötze. Vom Ostende der Gebirge von Granada und der Sierra Morena bis Biscaya, auch am untersten Ebro herrschen dagegen die Sedimente der Trias (bunter Sandstein, Muschelkalk, Salz und Gyps und die bekannten Eisenkiesel [Hyacinthe von S. Compostella] führenden Keuper), Jura- und Kreidegebirge vor, u. nur untergeordnet tritt in Erhebungsaxen Uebergangsgebirge hervor, theilweise von Massen des Kreidekalks hoch überragt. Aus Uebergangsgebirge bestehen die Centralgesteine der Sierra de Molina, der Sierra de Daroca, von der sich das Uebergangsgebirge über die Sierra de Moncayo, an der Nordseite der Sierra de Urbion bis Burgos verfolgen läßt. Innerhalb dieser ältern und sekundären Gebirge und zwischen ihnen breiten sich die Hochebenen des innern S. aus mit ihren mitteltertiären Konglomeraten, gypsreichen Mergeln und Süßwasserkalken. Der mitteltertiäre Gypsboden, wie der salz- und gypsreiche Boden der Trias verleiht ausgedehnten Strichen des Innern ganz den Vegetationscharakter der Salzsteppen. Andere Striche werden unfruchtbar durch eisenschüssiges, diluviales, oft zu festen Konglomeraten verkittetes Schuttland. Marine Tertiärgebilde kennt man nur außerhalb dieses Hochlandes. So lagert über dem Kreidegebirge des Südfußes der Pyrenäen ausgedehnt und mächtig das Nummulitengebirge, dessen horizontale Konglomerate sich hoch zum bizarren Montserrat aufthürmen, auch den wichtigen Salzstock von Cordona umschließen. Auch die brakischen Ablagerungen des Ebrobeckens sind glauber- und kochsalzführend. Nur am Ostrand kennt man außer eocänen auch jüngere marine Tertiärablagerungen, denen auch die Schwefelablagerungen im Westen von Cadix angehören. Der auf devonischen Schiefer aufgelagerte Jurakalkfelsen von Gibraltar ist eher ein Stück Afrika's, mit dem er einst zusammenhing, als Europa's. S. ist reich an ältern Eruptivgesteinen, deren man selbst aus der Triaszeit kennt. Vulkanische Bildungen kommen im Innern nur in der Mancha um Ciudad Real und am Außenrand am Kap de Gata, bei Cartagena und um Olot in Katalonien vor. S. ist reich an Schätzen des Mineralreichs. Almaden mit seinen Quecksilbererzen gehört dem paläozoischen Gebiet an; in Guadalaxara liegen die Gruben von Alcaria. Der paläozoische Kalk der Sierra de Gador und von Cartagena, der Granit von Almazarron sind die Lagerstätten von silberreichem Bleiglanz, der Glimmerschiefer von Hiendelaencia in Guadalaxara die edler Silbergänge; im silurischen Uebergangsgebirge lagern die Kupfererze der Sierra de Daroca. An Eisen ist Biscaya unerschöpflich reich. Außer den erwähnten alten Kohlenflötzen trifft man auch bauwürdige Kohlen in der Kreide. Dazu kommt der Salz- und Gypsreichthum in der Trias und im Eocän, auch von miocänem Süßwassergyps, endlich auch Salpeter und in den vulkanischen Gegenden Alaun- und Seesalzgewinnung.

In hydrographischer Hinsicht zerfällt die pyrenäische Halbinsel in das Gebiet des atlantischen Meeres und das des Mittelmeeres. Dem letzteren gehört nur ihr östliches Dritttheil an. Die Wasserscheide zwischen beiden Gebieten beginnt auf den Parameras von Reynosa am Südrande der kantabrischen Kette, wo die Quellbäche des Ebro und des in den Duero sich ergießenden Pisuerga nicht eine Meile weit von einander entfernt auf einer vollkommen ebenen Fläche entspringen, und endigt an der Meerenge von Gibraltar, indem sie über den Kamm der Idubeda- und Parameraskette von Molina bis zur Muela de S. Juan läuft, dann das Plateau von Neukastilien schneidet und über die Sierra de Alcaraz und das Gebirge von Segura auf die Plateaux der Terrasse von Granada übergeht, deren westliches Randgebirge ihr letztes Stück bildet. Der westlichen Abdachung zum atlantischen Ocean

gehören an der Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir, der östlichen zum Mittelmeere der Ebro. Unter den zahlreichen Küstenflüssen zeichnen sich die der Nordküste dadurch aus, daß sie trotz ihrer unbedeutenden Länge in ihrem untersten Lauf schiffbar sind. Die beträchtlichsten sind von Osten nach Westen: Bidassoa, Orria, Deva, Nervion, Besaya, Nalon, Navia, Landrone, Mandeo und Allones. Die Flüsse der Westküste sind zwar länger, doch meist gar nicht schiffbar; die bedeutenderen sind der Tambre, Ulla und besonders der Minho (Mino). Die Südküste hat zwar viele Flüsse, doch nur einen einzigen im untersten Laufe schiffbaren, nämlich den Guadalete; außerdem verdienen noch der Odiel und Tinto Erwähnung. Zwischen der Meerenge von Gibraltar und dem Kap Palos münden: der Guadiaro, Guadalhorce, Guadalfeo, Rio de Adra, Rio de Almeria, Almanzora. Die lange Ostküste, an welcher zahlreiche Flüsse münden, hat nur 2 schiffbare aufzuweisen, den Segura und Llobregat. Nächst dem sind noch zu nennen der Xucar, Turia oder Guadalaviar, Millares (Mizares), Tordera, Ter und Fluvia. An stehenden größeren Gewässern ist die Halbinsel arm; größere Seen gibt es nur an der Süd- und Südostküste, nämlich die schon erwähnten Strandseen Albufera und Mar menor und die Laguna de la Janda in der Nähe der Meerenge von Gibraltar. Kleinere Seen sind die wegen ihrer mephitischen Ausdünstung berüchtigte Laguna de la Nava bei Palencia, die salzhaltige Laguna de Zoñar in der bätischen Steppe und die gleichfalls salzige Laguna de Gallocanta im Süden von Daroca am Ostabhange des Tafellandes. Sehr zahlreich sind die Mineralquellen; von 1500, die S. besitzt, sind aber erst 325 untersucht. Sie zerfallen hinsichtlich ihrer Temperatur in kalte, kühle, laue, warme und heiße; die kälteste ist die Fuente de Lapiorta in Guipuzcoa (15° R.), die heißeste die Fuente de Leon (56° R.) zu Caldas de Mombuy in Katalonien.

Die eigenthümliche Plastik des Landes hat eine große Verschiedenheit des Klima's zur Folge. Es lassen sich 3 klimatische Zonen unterscheiden, eine mitteleuropäische oder kältere gemäßigte, eine südeuropäische oder wärmere gemäßigte und eine afrikanische oder subtropische. Zur erstgenannten gehören die Nordküste des pyrenäischen Gebirgssystems mit Ausnahme der pyrenäischen Terrasse und der größeren südlichen Hälfte der Terrasse von Galicien, sowie die nördlichen Grenzen der altkastilischen Hochebene und das Plateau von Alava; zur afrikanischen Andalusien bis an die Sierra Morena, Granada, die südwestliche Hälfte von Murcia und der südlichste Theil von Valencia. Alles Uebrige begreift die südeuropäische Zone in sich. In der mitteleuropäischen Zone haben die Litoral- und tiefer gelegenen Gegenden ein sehr angenehmes Klima, indem die Temperatur selbst im heißesten Sommer nicht leicht über + 33° C. steigt und an den kältesten Wintertagen kaum unter — 3° sinkt, Frost und Schneefall nur vorübergehend sind u. letzterer unbedeutend ist. Die Atmosphäre ist meist feucht, besonders im Herbst und Frühling, wo ungemein häufige Regen, während des Sommers häufig von Gewittern begleitet, einzutreten pflegen. Die Thäler der Nordküste erfreuen sich so zu sagen eines ewigen Frühlings und gehören zu den gesündesten Gegenden Europa's. Ein ganz anderes Klima herrscht auf den hohen Parameras u. Hochflächen des altkastilischen Tafellandes; hier sind heftiger Frost und starker Schneefall schon im Spätherbste keine Seltenheit, und während des Winters ist durch Schneewasser oft wochenlang alle Kommunikation unterbrochen. Im Frühling bedecken kalte Nebel oft Tage lang das Land, und im Sommer herrscht glühende Hitze, die selten durch Regen ermäßigt wird und der daher die Vegetation schnell erliegt. Dabei sind in jeder Jahreszeit Stürme häufig. Aehnlich ist das Klima in den übrigen Gegenden des centralen Tafellandes, welche wegen ihres Vegetationscharakters zur südeuropäischen Zone zu rechnen sind. Erst die von Regengüssen begleiteten Aequinoktialstürme bringen dem Plateaulande angenehme Witterung; von Ende September bis November ist der Himmel fast stets unbewölkt, und die Fluren bedecken sich mit frischem Grün; doch oft schon im Oktober machen Frühfröste diesem zweiten Frühling ein Ende, und manchmal schon von Mitte November an starrt das Land von Frost bei trockener, eisiger Luft. Einen Gegensatz zu diesem der Gesundheit sehr nachtheiligen Klima bieten die innerhalb der südeuropäischen Zone gelegenen Küstenstriche dar, namentlich die Flußthäler Südgaliciens, wo ein gleichmäßiges, mildes Küstenklima herrscht, indem die mittlere Temperatur des Sommers ungefähr + 20°, die des Winters + 16° und die des Jahres ebenso viel beträgt und Frost und Schnee selten, Regen und Thau häufig sind. Die Ebenen und Thäler der Südost- und Ostküste haben im Allgemeinen ein dem des südlichen Frankreich entsprechendes, nur wärmeres Küstenklima, welches aber größerem und häufigerem Temperaturwechsel unterliegt als das der Westküste, was besonders von den Küstengegenden Kataloniens gilt, wo der Sommer sehr heiß, der Winter empfindlich kühl und zugleich sehr stürmisch zu sein pflegt. Die afrikanische Zone der Halbinsel ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihren Tiefebenen, Küstengegenden und tiefen Thälern Schnee und Frost fast unbekannte Erscheinungen sind, indem die Temperatur höchst selten bis — 3° sinkt. Die heißesten Gegenden sind die Südostküste bis Alicante und die angrenzenden Ebenen, Hügelgelände und Plateaux von Murcia und Ostgranada. Nächstdem besitzen die Ebenen des unteren Guadalquivirbeckens, Gibraltar und die Südküste von Granada das heißeste Klima. Weit gemäßigter sind die Umgebungen der Bai von Cadix und überhaupt die Küstengegenden Niederandalusiens. Der glühend heiße, alle Vegetation versengende Solano, der nordafrikanische Samum, sucht am häufigsten die südöstlichen Küstenstriche heim. Im Uebrigen ist das Klima in den niederen Gegenden der afrikanischen Zone ein angenehmes, warmes Küstenklima, indem die mittlere Temperatur des heißesten Monats nicht leicht über + 24,5°, die des kältesten Monats nicht leicht unter + 12° C. beträgt. Der eigentliche Frühling beginnt hier Ende Februar und dauert an der Küste bis Mitte Mai, im Inneren bis Anfang Juni. Während

des Sommers vertrocknet auch hier die Vegetation, wie auch die Aequinoktialregen einen zweiten Frühling hervorzaubern, welcher aber nicht schnell verfließt, wie im Plateaulande, sondern durch den minder blüthenreichen Winter, fast die angenehmste Jahreszeit jener Gegenden, in den eigentlichen Frühling übergeht. Die Ebenen und Küstengegenden der afrikanischen Zone haben folglich 8 Monate Frühling und 4 Monate Sommer. Was die eigentlichen Gebirgsgegenden anlangt, so lassen sich hier 5 Regionen unterscheiden: die untere oder warme (bis 2500 Fuß) mit einer mittleren Jahrestemperatur von + 27 — 17°; die Bergregion (von 2500 bis 5000 F.) mit einer mittleren Jahrestemperatur von + 16 — 9°; die subalpine Region (von 5000 bis 6500 F.) mit einer mittleren Jahrestemperatur von etwa + 8 — 4°; die alpine Region (von 6500 bis 8000 F.) mit einer mittleren Jahrestemperatur von + 3° — 0; die Schneeregion (von 8000 bis 11,000 F.) mit einer mittleren Jahrestemperatur von wahrscheinlich unter 0. In den Pyrenäen findet sich ewiger Schnee nur in der Central- und östlichen Kette, wo die Grenze desselben auf der spanischen Seite bei 8800 F. liegt. In der Sierra Nevada nimmt man die Schneelinie am Nordabhange bei 10,500, am Südabhange bei 10,900 F. an, daher hier bloß die höchsten Gipfel mit ewigem Schnee, und auch diese sparsam, bedeckt sind.

Die Verschiedenheit des Klima's und der Bodengestaltung hat eine große Mannichfaltigkeit der Flora und Fauna zur Folge. Hinsichtlich des Charakters der Vegetation zerfällt die Halbinsel in folgende 5 Vegetationsprovinzen: die nördliche oder mitteleuropäische mit mitteleuropäischer Flora (Eichen, Buchen, edle Kastanien, Erlen, Eschen, Ulmen, Espen, Birken und Ebereschen, Stachelginster [Ulex europaeus], Heiden und Farrnkräuter; Obst- und Wallnußbäume, Weizen-, Futterkräuter- und Gemüsebau, in den oberen Regionen Roggen-, Gerste- und Haferbau, Weinbau nur in günstigen Lagen); die peninsulare oder centrale (Alpen- und Pyrenäenpflanzen, Heiden mit Cystineen, Thymian und anderen Labiaten, Ginster, Centaureen, Disteln, Artemisien, hier und da ausgedehnte Nadelwälder, sowie Bestände von immergrünen Eichen [Quercus Ilex, Ballota und Suber] und Kastanien); die westliche oder atlantische, im nördlichen spanischen Theile mit vorwiegend mitteleuropäischer, im Süden mit bereits an Afrika erinnernder Vegetation (Oelbaum, Orange, Feigen- und Mandelbaum, Weinbau, Lorbeer, Cypresse, Agave, indianische Feige [Cactus Opuntia], Dattel- und Zwergpalme, Johannisbrodbaum, Waldungen von verschiedenen Kiefernarten [Pinus Pinea, P. Pinaster, P. halepensis], Cistusheiden mit Myrten, Pistacien und anderen immergrünen Sträuchern; in der Bergregion Eichen, auch immergrüne, Kastanien, Wachholder, Obst- und Gemüsebau, Alpentriften); die östliche oder mediterrane (Labiatenheiden und öde Steppen, Gehölze von immergrünen Eichen und von Kiefern, Oelbaum, Wein- und Weizenbau, Maulbeer-, Feigen- und Mandelbaum, Obst- [namentlich Pfirsich- und Aprikosen-] und Wallnußbäume, Mais, Hanf, Flachs, Gemüsebau; im Süden Orange, Johannisbrodbaum, Dattel- und Zwergpalme, Artischocken- und Melonenbau, in den sumpfigen Niederungen Reisbau); die südliche oder afrikanische, bis zur Höhe von cirka 2000 F., charakterisirt durch das Vorherrschen solcher Pflanzen, welche Nordafrika, Sicilien, Aegypten, Syrien, Kleinasien 2c. eigenthümlich sind und durch ausgebreitete Kultur subtropischer und tropischer Gewächse (Zuckerrohr, Baumwolle, Batate, Cochenillecactus 2c.), sowie durch das Vorkommen verwilderter tropischer und südafrikanischer Pflanzen (Ricinus communis, Aloe vulgaris und arborescens, Mesembryanthemumarten 2c.), höher hinauf durch die Vegetation der centralen und in den höchsten Regionen durch die der mitteleuropäischen Vegetationsprovinz. Nicht minder mannichfaltig und ausgezeichnet ist die Thierwelt, die außer Arten der unter entsprechender Breite gelegenen Länder Europa's und außer einer Menge der Halbinsel eigenthümlicher zahlreiche Vertreter der Fauna Afrika's, ja selbst des Orients und Innerasiens aufweist. Die europäische Zone, im Allgemeinen der mitteleuropäischen Vegetationsprovinz entsprechend, wird charakterisirt durch mitteleuropäische Thiere (Wolf, Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel, Fischotter, Maulwurf, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Wanderratte, Hausratte, Wasserratte, Haus- und Feldmaus, gemeiner Hase und Schneehase, Kaninchen, Gemse, Hirsch, Reh, Bär, Dachs, Wildschwein, Luchs, Wildkatze, Igel, in den Pyrenäen der Pyrenäenwolf und Pyrenäensteinbock; Bartgeier und Aasgeier, Auerhahn, Schnee-, Reb- und Rothhuhn; Eidechsen; Land- und Süßwasserschnecken, zahlreiche Insekten). Die mittlere oder südeuropäische Zone, die centrale westliche und östliche Vegetationsprovinz umfassend, weist ein buntes Gemisch europäischer und afrikanischer Thierformen (Pantherluchs, Genettkatze, Ichneumon, mehre südliche Geier-, Adler- und Falkenarten, Schrei- u. Klettervögel 2c., zahlreiche Schmetterlinge, Skorpione 2c.) auf. Die südliche oder afrikanische Zone zeigt viele ächt afrikanische Thierformen (außer den genannten der nordafrikanische Affe [Inuus ecaudatus] am Gibraltarfelsen, Dromedar, als Hausthier, afrikanische Vögel, Chamäleon 2c.) neben anderen nur im südlichsten Europa vorkommenden oder auch S. eigenthümlichen (spanischer Steinbock auf der Sierra Nevada heerdenweise lebend, spanischer Hase, Flamingo, Zugvögel, große Eidechsenarten 2c.).

Die Bevölkerung S.s belief sich 1860 auf dem Kontinent auf 15,752,607, mit den Balearen und kanarischen Inseln auf 16,302,625 Seelen. Nach der Stamm- und Sprachverschiedenheit theilt sie sich in die kastilianische, lemosinische (Katalonier, Valencianer und die Bewohner der Balearen), galicische und baskische. Zur kastilianischen Bevölkerung werden auch die Murcianer und Andalusier gerechnet, obwohl dieselben zum Theil arabischer Abstammung sind. Direkte Abkömmlinge der Mauren (Moriskos oder Modejares genannt) finden sich bloß in den Alpujarras und um Valencia. In den südlichen und mittleren Provinzen gibt es viele theils ansässige, theils nomadisirende Zigeuner. Im Jahre 1833 soll man 500,000 Basken, 60,000 Moriskos u. 45,000

Zigeuner gezählt haben. In den Gebirgen der Provinzen Salamanca und Zamora haben sich auch Reste der alten gothischen Bevölkerung erhalten. Die herrschende Sprache ist die kastilianische. In Guipuzcoa, Biscaya, Alava und einem Theil von Navarra wird baskisch, in Katalonien, Valencia u. auf den Balearen lemosinisch, ein dem Provençalischen verwandtes Idiom, gesprochen, und zwar theilt sich letzteres in einen katalonischen und valencianischen Dialekt. Besondere Dialekte der kastilianischen Sprache sind der galicische und der andalusische. Das beste Kastilianisch soll in Toledo gesprochen werden.

Da in S. die römisch-katholische Konfession die einzige gesetzlich sanktionirte Religion und die Ausübung aller anderen Religionskulte eigentlich verboten ist, so fehlen alle genaueren Angaben über die Anzahl der in S. lebenden Akatholiken. Eine Charakteristik, welche in ihren einzelnen Zügen auf alle Spanier passen soll, läßt sich wegen der provinziellen Verschiedenheiten nicht wohl geben. Im Allgemeinen sind aber die Spanier ein körperlich wohlgebildetes Volk, meist mittlerer Statur, hager, mit schwarzem Haar. Auch die Frauen zeichnen sich durch feurige Augen und anmuthiges Wesen aus, entwickeln sich sehr frühzeitig, altern aber auch bald. Der Spanier ist nüchtern, mäßig, muthig, voll Nationalstolz, aber auch rachgierig, bigott und träge. Nationalkleid der Männer ist der rundgeschnittene, den ganzen Körper umhüllende spanische Mantel oder die Capa; dasjenige der Frauen die Mantille, welche mit einem Kamm am Kopfe befestigt und über der Brust gekreuzt wird. Die vorherrschende Farbe der Kleidung ist die schwarze. Die Landleute tragen gewöhnlich eine kurze Jacke und kurze Beinkleider von grobem Tuch, Gamaschen, Lederschuhe, eine wollene Schärpe und einen spitzigen, breitkrämpigen, schwarzen Hut; die Frauen ein ärmelloses Tuchmieder, ein Busentuch, Kattunröcke. Die Tracht ändert übrigens in den verschiedenen Provinzen sehr ab. Die höheren Stände haben gegenwärtig meist die französische Mode angenommen. Die Wohnungen sind im Allgemeinen ärmlich und bieten wenig Bequemlichkeit; der Fußboden ist meist Estrich und mit Espartomatten belegt, die Wände sind ohne Schmuck, die Fenster ohne Vorhänge. Hauptvergnügen sind der Tanz, der mit Gesang oder Kastagnetten, Tambourin und Guitarre begleitet zu werden pflegt, und die Stiergefechte (s. d.).

Was die physische Kultur anlangt, so ist in S. der Betrieb der Landwirthschaft die Hauptquelle des Nationalreichthums. Die 15,966 OLeguas des spanischen Festlandes repäsentiren nach Landesmaß 76,860,245 Fanegadas = 49,494,600 Hektaren. Davon sind der Kultur unterworfen oder wenigstens ertragsfähig 41,175,348 Fanegadas, wovon 39,386,325 aus nicht bewässerten Ländereien (tierras de secano), 1,789,023 Fanegadas aus berieselten (tierras de regadio) bestehen. Von ersteren sind 18,880,539 Fanegadas zum Bau von Feld-, vornehmlich Halmfrüchten, 10,367,506 zu Wiesen und Weiden, 2,070,641 zum Weinbau, 1,257,046 zur Oelbaumzucht bestimmt u. 6,810,591 mit Wald bedeckt. Das bewässerte Terrain theilt sich in 1,370,080 Fanegadas Acker- u. Gartenland, 273,970 Fanegadas Futterland, 67,447 Fanegadas Weinland und 77,525 Fanegadas Oelbaumland. Am besten angebaut ist der Boden in den Provinzen Palencia, Pontevedra, Coruña, Valladolid u. Barcelona; am wenigsten in den Provinzen Oviedo, Huelva, Almeria und Santander. Die spanischen Staatsökonomen unterscheiden in S. 7 Kulturregionen, nämlich die Region des Zuckerrohrs, der Orangen, des Oelbaums, des Weinstocks, der Cerealien, der Wiesen und Triften, der Heide. Der Getreidebau ist zwar fast überall ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft, am bedeutendsten aber auf den Ebenen beider Kastilien, Leons und des Guadalquivirbeckens. Gebaut werden besonders Weizen (in 15 Arten), dann Roggen (besonders in den nördlichen Provinzen), Gerste, Hafer, Mais, Reis (bei Valencia), Hirse, Moorhirse und Buchweizen. Weit weniger beträchtlich ist der Kartoffelbau. Von Hülsenfrüchten werden Kichererbsen (Cicer arietinum), Bohnen, Buffund Saubohnen, Erbsen und Linsen bevorzugt und in nicht unerheblichen Quantitäten exportirt. Die vorherrschenden Futterkräuter sind Luzerne und Klee. Eigentliche Wiesen gibt es nur in den nördlichen Provinzen und in den höheren Gebirgsgegenden. Die Ebenen Estremadura's, Niederandalusiens, Aragoniens, Altkastiliens und Leons bieten unabsehbare Weidetriften dar, welche vornehmlich zur Zucht der Merino's dienen und nicht kultivirt werden dürfen. Der Gartenbau blüht am meisten in Valencia. Außer den gewöhnlichen Küchengewächsen werden kultivirt spanischer Pfeffer, der Liebesapfel (Lycopersicum esculentum) im Großen, die Wassermelone, die Schlangengurke, der Kalebassenkürbis, stellenweise die tropische Batate (Batatas edulis) und die Erdnuß (Cyperus esculentus). Die verbreitetsten Gartengewächse sind Kohl, Salat, Zwiebeln, Knoblauch, Gurken, Artischocken, Erdbeeren. Gemüse und Gartenfrüchte geben auch einen nicht unbedeutenden Exportartikel ab. Unter den technischen Gewächsen steht der Oelbaum obenan, der in der ganzen südlichen Hälfte der Halbinsel, am meisten aber in Niederandalusien kultivirt wird. Die jährliche Produktion von Oel berechnet sich im Durchschnitt zu 52,765,737 Arrobas im Werth von 111,289,995 Thaler. Außer Oliven werden auch Mandeln und Haselnüsse allgemein zur Oelbereitung verwendet, und es kommt auch das hieraus gewonnene Oel zur Ausfuhr. Andere geringere Oelpflanzen sind Mohn, Senf, Raps und Rübsen, Leindotter, Madia sativa, Arachis hypogaea, Sesamum indicum, Ricinus communis. Unter den Gewebepflanzen sind Hanf und Flachs die wichtigsten. An der Südküste wird auch die Baumwollstaude im Großen gebaut, in Valencia die Faser von Agave americana, überall in Central-, Ost- und Südspanien das wildwachsende Espartogras (Macrochloa tenacissima) zu Geweben benutzt. Von hoher Wichtigkeit ist die Kultur des Maulbeerbaums wegen der Seidenzucht. Unter den Färbepflanzen nehmen Krapp und Safran den ersten Rang ein. Hier und da wird Wau und Waid gebaut. An der Südküste breitet sich der Anbau des Zuckerrohrs immer mehr aus. Der Bau der Sodapflanzen hat dagegen sehr abgenommen. Unter den kultivirten

Arzneigewächsen sind das Süßholz, das in Niederandalusien auch wild wächst, der römische Kümmel (Cuminum Cyminum) und die Koloquinte die wichtigsten. Sehr ausgebreitet ist aber der Weinbau, dessen Produkte: Wein, Branntwein, Essig, Rosinen und frische Trauben zu den bedeutendsten Exportartikeln S.s gehören. Die eigentlichen Weingegenden sind Niederandalusien, Niederaragonien, Südnavarra, die Gegenden von Valdepeñas, Manzanares, Arjanda del Rey, Talavera de la Reyna in Neukastilien, das untere Duerothal, Biscaya, Orense, die Gegenden von Plasencia und die Serena in Estremadura, endlich Mallorca (vgl. Spanische Weine). Die Weinkelterei wird, wie der Anbau des Weinstocks, meist sehr nachlässig betrieben. Die Traubenkrankheit, welche die Weinproduktion neuerlich sehr verminderte, hat wieder abgenommen. Von großem Belang ist die Zucht von Fruchtbäumen, nämlich Obst- (Aepfel-, Birn-, Quitten-, Aprikosen-, Pfirsich-, Pflaumen- und Kirsch-) bäumen, Wallnußbäumen und Haselnußsträuchern, Südfrüchten (Orangen, Granaten, Feigen, Mandeln, Datteln, Johannisbrod, indianischen Feigen, Bananen), welche letztere, wie Wall- und Haselnüsse, einen wichtigen Ausfuhrartikel liefern. Zu den Hauptquellen des Nationalreichthums gehört die Viehzucht. Man zählte 1858 in S. (mit Einschluß der balearischen und kanarischen Inseln) 13,794,958 Schafe, 2,733,966 Ziegen, 1,380,861 Stück Rindvieh, 1,018,588 Schweine, 490,690 Esel, 415,978 Maulthiere und 269,243 Pferde. Die besten Pferde sind die andalusischen und unter diesen wieder die von Cordova, wo sich das größte königliche Gestüt befindet. Die Zahl der gezüchteten Pferde reicht aber für den Bedarf des Landes und der Armee nicht aus, daher noch viele Pferde aus dem Auslande bezogen werden. Bei den Stiergefechten sollen jährlich 3000 — 4000 Pferde umkommen, meist aber ausrangirte. Weit mehr Sorgfalt als auf die Zucht der Pferde wird auf die der Maulthiere und Esel verwendet, welche nicht nur die bevorzugtesten Hausthiere sind, sondern auch in Menge ausgeführt werden, da die in S. gezüchteten die besten sind, die es gibt. Die Rindviehzucht liefert nicht nur zahme Rinder, sondern auch die zu den Stiergefechten erforderlichen wilden, die auf einsamen, hochgelegenen Triften und in den Gebirgen, namentlich in Navarra, in der Sierra Guadarrama, Morena und am Guadalquivir gehegt werden. Diese wilden Stiere sind sehr gewandt und haben meist lange, spitze Hörner. Das zahme Rindvieh ist nicht sehr groß, aber stark und gut gebaut; das beste wird in den nördlichen Provinzen gezüchtet, wo auch allein Milch-, Butter- und Käsewirthschaft betrieben wird. Im Jahre 1858 wurden 8858 Stück Rindvieh im Werth von 6,137,570 Realen ausgeführt, 1859 sogar das Doppelte. Coruña allein exportirt jährlich im Durchschnitt 3000 Stück Rinder als Schlachtvieh nach London. In Central-, Südost- und Südspanien beschränkt sich die Rindviehzucht auf die Beschaffung von Zugochsen. Die spanische Schafzucht, einst die erste der Welt und Quelle ungeheurer Einkünfte, ist von der anderer Länder überflügelt worden und so sehr in Abnahme begriffen, daß die Zahl der Schafe seit 1830 von 23 Millionen auf die oben angegebene Zahl herabgesunken ist. Die Ursache hiervon ist nicht allein in dem Aufschwung der Schafzucht in anderen Ländern, denen S. keine erfolgreiche Konkurrenz mehr machen kann, sondern besonders auch darin zu suchen, daß die Regierung behufs der Hebung der Agrikultur Maßregeln ergriffen hat, welche die Schafzucht beeinträchtigen. Die feinen Schafe, die Merino's, wandern nämlich fortwährend umher, da von dem steten Aufenthalt in freier Luft und von der ununterbrochen fortgesetzten Grünfütterung die Länge und Feinheit der Wolle vornehmlich herrühren soll. Die Mehrzahl der aus 10,000 Stück bestehenden Merinoheerden gehört großen Grundbesitzern von Leon, Altkastilien und Niederandalusien. Den Sommer über weiden die Heerden in ihrer Heimat, im Oktober ziehen sie nach den Winterquartieren in Estremadura, von wo sie im April wieder nach den Sommerstationen wandern, wo im Mai die Wollschur Statt findet. Nun mußte nach dem seit Jahrhunderten bestehenden Gesetz der „Mesta", von den Grundbesitzern, durch deren Gebiet die Heerden ziehen, eine Schaftrift von 90 Schritten Breite zu beiden Seiten der Straße freigelassen werden; dieses den Ackerbau sehr belastende Gesetz ist aber durch die 1855 beschlossene Separation der Grundstücke faktisch aufgehoben, wie auch die Ablösung des Weiderechts der Merinosbesitzer auf den großentheils Kommunen gehörenden Ländereien Estremadura's im Werke ist. Der jährliche Wollertrag der spanischen Schafe wurde 1850 durchschnittlich auf 85, 1858 nur noch auf 41 Millionen Pfund (37,800,000 Pfd. feine und 3,500,000 Pfd. ordinäre Wolle) berechnet. Die Ausfuhr roher Schafwolle repräsentirte 1850 einen Werth von 37,420,155, 1858 von nur 18,262,240 Realen. Die Ziegenzucht ist besonders in den Gebirgsgegenden heimisch, hier aber ein Haupthinderniß des Gedeihens der Baumpflanzungen und Wälder. Ziegenkäse ist ein wichtiger Gegenstand des inneren Handels, während die Felle in Menge exportirt werden. Schweinezucht wird überall, im größten Maßstabe jedoch in Estremadura betrieben, wo sie durch große Eichenwaldungen begünstigt wird und Schinken und Würste, sowie Borsten einen nicht unbedeutenden Exportartikel abgeben. Schweine- und Ziegenhäute werden in S. allgemein zu Weinschläuchen, welche inwendig ausgepicht werden, verarbeitet. Beträchtliche Ausfuhr von Vieh findet nach Portugal und England Statt. Von Federvieh werden vornehmlich Hühner, in Estremadura und Andalusien auch Truthühner gezüchtet, und Eier kommen in großen Quantitäten, besonders aus Galicien zur Ausfuhr. Von geringem Belang ist die Bienenzucht, welche besonders in den an Cistusheiden reichen Gegenden der Sierra Morena und Estremadura's, auch hier aber auf sehr rohe Art, betrieben wird. Von hoher Wichtigkeit ist dagegen die Seidenzucht. In Valencia werden jährlich im Durchschnitt $1\frac{1}{2}$ Millionen, in Murcia $\frac{1}{2}$ Million, in Katalonien 200,000 Pfund rohe Seide producirt. Im Jahre 1858 repräsentirte die Ausfuhr an roher Seide einen Werth von 3,517,806 Realen. Die Cochenillezucht, 1820 in Südspanien eingeführt, wird jetzt um Malaga und Motril im

Großen betrieben, so daß 1858 137,519 Pfd. rohe Cochenille nach England verkauft werden konnten. Jagd und Fischerei sind in S. frei, doch wird erstere nicht besonders eifrig getrieben; das häufigste Haarwild sind Kaninchen, das häufigste Federwild Rebhühner. Der Fang von Thunfischen, Sardinen, Sardellen und Salmen und das Einräuchern derselben beschäftigt an den Küsten von Biscaya, Galicien, Andalusien, Valencia und Katalonien Tausende von Menschen und lieferte 1858 7,391,487 Arroben Fische zum Werth von 83,783,523 Realen, wovon 165,822 Arroben eingesalzener Fische exportirt wurden. Auch die Korallenfischerei, welche an der Küste von Andalusien und Nordafrika betrieben wird, hat sich in neuester Zeit sehr gehoben; 1858 betrug die Masse der gefischten Korallen 10,394 Pfd. zum Werth von 824,958 Realen. Austernfischerei wird an allen Küsten getrieben, aber nur für den inländischen Bedarf. Ueberhaupt werden in S. Unmassen von Seemuscheln und Landschnecken konsumirt. Im Innern von S. findet hier und da auch Blutegelzucht Statt. An Flußfischen sind die nördlichen Provinzen am reichsten. Die Waldwirthschaft steht in S. noch auf einer niedrigen Stufe. Der Holzboden nimmt zwar eine Fläche von 9987122,34 Hektaren, d. i. beinahe ⅕ der gesammten Oberfläche des Landes, ein, doch sind davon in Folge der Vernachlässigung der Kultur und der Verwüstung des Landes durch Hirten und Heerden und der planlosen Ausnutzung der Privat- und Staatsforsten nur 4385721,96 Hektaren (ungefähr 1400 □Leguas) oder 8,96 Proc. der ganzen Oberfläche wirklich mit Holz bestanden, und diese Bestände decken nicht einmal den inneren Bedarf an Nutz- und Bauholz. Nach Gesetz vom 19. Febr. 1859 soll von den Staats-, Kommunal- und Körperschaftsforsten ein Theil (3½ Millionen Hektaren) verkauft, der andere Theil (6½ Millionen Hektaren) aber regelmäßig bewirthschaftet werden. Zu diesem Zweck ist das Land neuerdings in 10 Forstdistrikte eingetheilt worden; auch besteht seit 1847 in Villaviciosa de Odon bei Madrid eine königliche Forstschule für 50 Alumnen. Erheblichen Gewinn bringen jetzt nur die Korkeichenwälder durch den Kork, den als Gerbmaterial geschätzten Bast und die aus den Aesten bereiteten trefflichen Kohlen. Von Kork wurden 1858 78,255 Arroben im Werth von 3,130,200 Realen ausgeführt, von Korkstöpseln 484,361 Tausende im Werth von 24,218,050 Realen. Nebenprodukte der Wälder sind Sumachrinde (als Gerbmaterial), Landanbalsam, eßbare Eicheln, Maronen, Beeren, Arzneikräuter ꝛc.

S. ist das an Metallen und Erzen reichste Land Europa's, daher war der Bergbau von Alters her eine Hauptquelle des Nationalreichthums und verspricht einen hohen Aufschwung zu nehmen, seitdem die Regierung dem Minenschwindel und dem Raubbau ein Ende gemacht hat. Im Jahre 1849 wurde das ganze Bergbauwesen der Aufsicht der königlichen Generaldirektion der Bergwerke zu Madrid unterstellt, und nach Gesetz vom 6. Juli 1859 wurde das Land in 17 Minendistrikte eingetheilt, von denen jeder unter einem königlichen Bergingenieur steht. In Madrid besteht ein Oberbergamt und seit 1833 eine königliche Bergschule zur Heranbildung von Bergingenieuren, zu Almaden und Oviedo praktische Schulen zur Heranbildung von Steigern. Laut dem Gesetz von 1859 hat sich der Staat der Ausbeutung der Quecksilbergruben von Almaden u. Almadenejos, der Kupferminen von Rio Tinto, der Bleibergwerke von Linares und Falset, der Galmeigruben von S. Juan de Alcaraz, der Schwefelgruben von Hellin und Benamaurel, der Graphit- und Bleibergwerke von Marbella, gewisser Eisengruben von Navarra und Asturien, sowie gewisser Steinkohlengruben Asturiens ausdrücklich für ewige Zeiten vorbehalten. Dem Staat gehören auch sämmtliche Salzbergwerke und Salinen (ausgenommen die in den baskischen Provinzen), da das Salz zu den Regalien gehört. Außer diesen königlichen zählte man 1859 12,077 meist von Aktiengesellschaften bebaute Privatbergwerke, darunter 4477 abgegrenzte und Grubenzins zahlende und 7062 nicht abgegrenzte und wohl noch nicht im eigentlichen Betrieb stehende. Unter den ersteren zählte man 2332 Silber-, 744 Blei-, 270 Kupfer-, 156 Galmei-, 72 Eisenkies-, 37 Alkohol- (Bleiglanz-), 31 Zink-, 26 Zinnober-, 23 Zinn-, 9 Mangan-, 6 Gold-, 5 Nickel-, 5 Kobalt-, 4 Antimon-, 2 Quecksilbergruben, 1 Arsenikkies-, 1 Schwefel- u. 1 Anthracitgrube; ferner 527 Steinkohlen-, 48 Braunkohlen-, 19 Asphaltgruben, 61 Torfstiche, 22 Steinsalzbergwerke, 57 Glaubersalz-, 13 Salmiak-, 3 Alaungruben, 1 Steinölgrube und 1 Topasbruch. Unter den noch nicht abgegrenzten Gruben sind 2692 Silber-, 2717 Blei-, 688 Kupfer-, 75 Zinn-, 53 Zink- und 928 Steinkohlengruben. Unter den Metallen finden sich Blei und Eisen in größter Menge. Die ergiebigsten Bleibergwerke sind die von Linares, der Sierrade Gador, der Sierra Almagrera u. der Sierra de Cartagena (1858: 65,047 Centner Erz, 39,814 Ctnr. Blei); die ergiebigsten Eisenbergwerke die der nördlichen Provinzen, namentlich die bei Somorostro in Biscaya. Die Menge des jährlich gewonnenen Eisens beträgt durchschnittlich höchstens 1 Million Centner. Berühmt sind die Zinnober- und Quecksilbergruben von Almaden, welche lange Zeit alljährlich im Durchschnitt 20,000 Centner Quecksilber im Werth von 20 Millionen Realen ertragen haben, jetzt aber unter der Konkurrenz der ebenso reichen Gruben von Neualmaden in Kalifornien leiden. Im Jahre 1858 betrug der Werth des Ausbringens 29,778,000 Realen, nach Abzug der Betriebskosten der Reingewinn 23,474,697 Realen (= 1,721,343 Thaler). Im Jahre 1858 wurden 16,054, 1859 15,990 Centner Quecksilber gewonnen. Sehr reich ist S. ferner an Kupfer; die dem Staat gehörigen Kupferbergwerke von Rio Tinto sind die reichsten der Welt. Im Jahre 1859 betrug die Ausbeute 21,704 Centner. Auch Zink findet sich in bedeutender Menge vor, doch datirt die Ausbeute der Zinkerze erst aus sehr junger Zeit. Die ergiebigsten Zinkgruben sind die bei Alcaraz in Guipuzcoa. Unter den edlen Metallen steht das Silber obenan; die reichsten Fundgruben desselben sind die des Jarosoganges in der Sierra Almagrera, die von Hiendelaencina und die von Farena bei Tarragona. Das meiste Gold wird in den 1850 bei Culera in

Katalonien entdeckten Arsenikgruben, eine kleine Quantität auch durch das Sammeln des Goldsandes im Flusse Sil gewonnen. Unter den übrigen Mineralien sind die Steinkohlen die wichtigsten. S. besitzt einen ungeheuren Kohlenreichthum, doch werden verhältnißmäßig erst wenig Flötze abgebaut, und die Steinkohlenproduktion reicht für den innern Bedarf noch nicht aus. Man schlägt die Gesammtgröße des kohlenhaltigen Terrains in S. auf 120 Quadratleguas und den gesammten Kohlenvorrath auf 2293 Mill. Tonnen an, und zwar sind die Steinkohlenflötze über die meisten Provinzen vertheilt. Die Ausbeute an Steinkohlen betrug 1858 2½ Mill. Centner, die Ausbeute an Braunkohlen 500 Ctnr. Die gesammte Kohlenproduktion repräsentirte 1858 ein Kapital von 7,607,500 Realen (= 537,882 Thlr.). Die Einfuhr von Kohlen betrug 1858 3½ Mill. Centner. Schwefel wird besonders in Murcia und Ostgranada, Glaubersalz zu Cerezo bei Burgos gewonnen. Der Bergbau im Allgemeinen ist am blühendsten in den Provinzen Almeria, Murcia, Oviedo, Jaen und Zamora. Metallschmelzhütten waren 1859 (ohne die Eisenschmelzhütten) 231 in Betrieb. An Salz ist S. nach Oesterreich das reichste Land Europa's. Es gibt Steinsalz und durch Verdunstung von salzhaltigem Wasser gewonnene Salze, namentlich Seesalz. Die bedeutendsten Steinsalzbergwerke sind die von Cardona und La Minglanilla. Der berühmte Steinsalzberg bei Cardona gehört dem herzoglichen Hause von Medinaceli. Als aber 1714 die spanische Regierung sämmtliche Salze für ein Regal erklärte, schloß sie mit dem damaligen Herzog von Medinaceli einen Vertrag ab, wonach sich der Herzog verpflichtete, der Regierung alles Salz, welches dieselbe für den Landeskonsum oder für den Export in Anspruch nehme, zu liefern, wogegen die Regierung dem Herzog jährlich bis 25,000 Realen zu vergüten versprach, was, da der damalige Bedarf auf 100,000 Centner veranschlagt ward, pro Centner 2½ Realen betrug. Der jetzige Herzog überläßt der Regierung den Centner zu 4 Realen, trägt aber die Arbeits- und Aufsichtskosten. Durch Verdunstung wird das meiste Salz in den salzigen Seen an der Küste von Murcia und in den salzigen Lagunen an der Bai von Cadix und an den Ufern des unteren Guadalquivir, sowie an denen der Insel Iviza gewonnen. Viele Salzseen, Salzquellen und Salzlager liegen noch unbenutzt da. Sudsalz wird in S. gar nicht bereitet, und es gibt daher nirgends Gradirhäuser und Salzsiedereien. Im Jahre 1858 zählte man im Ganzen 70 Salzwerke mit einem Gesammtertrag von 4,116,397 Centnern im Werth von 114,524,184 Realen (= 8,398,439 Thaler). Der gesammte Ertrag an Erzen, Mineralien und Salzen belief sich 1858 auf 12,599,000 Centner im Werth von 555,564,100 Realen (= 40,741,366 Thaler).

Die spanische Industrie nimmt zwar noch lange nicht den Platz ein, der ihr in Anbetracht der reichen Hülfsquellen u. der günstigen kommerciellen Lage des Landes gebührt; doch hat dieselbe in neuester Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen und droht in gewissen Zweigen, namentlich in der Papierfabrikation, der Baumwollspinnerei und Weberei, der Fabrikation von Leder-, Eisen- und Metallwaaren, der Industrie der übrigen europäischen Länder fühlbare Konkurrenz zu machen, was die von Jahr zu Jahr wachsende Ausfuhr spanischer Industrieerzeugnisse beweist. Die industriellsten Provinzen sind Gerona, Barcelona, Tarragona, Guipuzcoa und Biscaya, nächst diesen Valencia, Murcia, Almeria, Granada, Sevilla, Galicien, Asturien, Santander, Madrid und Ciudad Real. Die Hauptzweige der Industrie sind Spinnerei, Weberei, Färberei und Druckerei baumwollener, wollener, leinener und seidener Stoffe, Spitzenmanufaktur, Espartoflechterei, Fabrikation von Papier, Tapeten, Leder, Lederwaaren, Korkstöpseln, Seife, Chokolade, Metall-, Stahl- und Eisenwaaren, Gold- und Silberwaaren, Salpeter, Pulver und Tabak, Töpferei, Steingut- und Porzellanmanufaktur, Buch- und Steindruckerei, Fabrikation von Leuchtgas, Kerzen, Lakritzensaft, Konservir- und Schiffszwieback und Bierbrauerei. Von untergeordneter Bedeutung ist die Fabrikation von Chemikalien, Zündhölzchen, kurzen Waaren, Glaswaaren, musikalischen Instrumenten, Meubles, Wägen 2c. Katalonien ist Hauptsitz der Baumwollspinnerei und Spitzenklöppelei, wie auch Eisengießerei und Fabrikation von Papier, Korkstöpseln, Glas, Steingut und Vitriol dort in großer Ausdehnung betrieben wird. In den sehr industriereichen baskischen Provinzen sind die Bereitung von Schmiede- und Gußeisen, die Fabrikation von Eisen- u. Kupferwaaren, Ankern, Tauen, Schießgewehren, Kanonen, Munitionsstücken, Kurzwaaren, Papier, Tapeten, Leder, Lein-, Baumwoll- und Wollwaaren 2c. Hauptzweige der industriellen Thätigkeit. Valencia ist der Mittelpunkt der Seidenindustrie. Alcoy besitzt große Cigarrenpapierfabrikation. In Murcia und Almeria sind Erzschmelzen, Fabriken von Sodastein und Alaun, sowie Espartoflechtereien; in Malaga und Sevilla großartige Dampfeisengießereien, Fabriken für Baumwollzeuche, Leinwand und Seidengewebe, Zündhölzchen, chemische Präparate, Zucker, Porzellan 2c. Galicien und Asturien produciren Guß- und Schmiedeeisen, Stahl, Glas, Seife, Stearin, Chokolade, Leinwand und Baumwollzeuche. Das großartigste industrielle Etablissement Asturiens ist die königliche Eisen- und Kanonengießerei zu Trubia. In Altkastilien sind große Dampfmehlfabriken in Betrieb, welche große Quantitäten ihres Fabrikats nach dem Auslande absetzen. In Neukastilien bildet Madrid den Mittelpunkt der Industrie. Im Uebrigen sind die wichtigsten Etablissements die königliche Waffenfabrik zu Toledo, die königliche Zink- und Messingwaarenfabrik zu S. Juan de Alcaraz und die große königliche Salpeter- und Pulverfabrik zu Alcazar de S. Juan. Salpeter- und Pulverfabriken gibt es auch zu Saragossa und anderwärts in Niederaragonien. Buchdruckerei und Lithographie sind besonders in Madrid zu Hause. Die zahlreichen Bierbrauereien sind meist von Deutschen gegründet worden; gegenwärtig bestehen dergleichen in fast allen größeren Städten. Fabrikation und Verkauf des Tabaks ist in S. Monopol der Regierung. Königliche Fabriken, die zusammen 3000—4000 Arbeiter beschäftigen,

bestehen in Madrid, Santander, Gijon, Coruña, Sevilla und Valencia. Sie beziehen die Blätter theils aus den überseeischen Kolonien (Cuba, Portorico, Philippinen), theils aus Deutschland (Magdeburg, Baden, Pfalz). Doch werden daneben Massen von fremden Cigarren eingeschmuggelt. Im Jahre 1858 verkauften sämmtliche Tabaksverschleißläden der Regierung für 274,362,977 Realen (= 20,119,951 Thaler) Tabak. In ganz S. besteht schon seit geraumer Zeit Gewerbefreiheit. Es gibt daher keine Innungen und Zünfte, sondern bloß Vereinigungen (gremios) von Handwerkern und Gewerbtreibenden zu irgend einem gemeinsam besser als einzeln zu erreichenden Zwecke. Unter den Gewerben werden die Baukunst und das Maurerhandwerk, die Messer-, Hut-, Schuh- und Handschuhfabrikation, Goldstickerei u. a. m. mit größter Vollkommenheit betrieben. Zur Beförderung der Industrie und der Gewerbe dienen außer den Handelskammern (s. unten) die Gewerbvereine, welche sich in neuerer Zeit in verschiedenen Städten gebildet haben, die mit Prämienvertheilung verbundenen Ausstellungen von Landesprodukten und zahlreiche technische Unterrichtsanstalten.

S. hat eine für den **Handel**, namentlich den Welthandel, äußerst günstige Lage, und geraume Zeit war der spanische Handel einer der umfangreichsten der Welt. Wenn er in der Gegenwart kaum noch an das erinnert, was er einst gewesen, so sind daran weniger die äußeren und inneren Kriege Schuld, als vielmehr die Vernachlässigung der natürlichen Hülfsquellen des Landes vor dem Abfalle der amerikanischen Kolonien und das engherzige Prohibitivsystem während der Zeit des absoluten Königthums, welches dem Schmuggelhandel Thor und Thür öffnete. So kam es, daß 1828 der gesammte Importhandel einen Werth von nur 375,192,300, der Exporthandel sogar nur von 188,939,415 Realen repräsentirte. Mit dem Tode Ferdinands VII. 1833 endete zwar die absolute Herrschaft, doch gestattete der darauf folgende siebenjährige Bürgerkrieg und die an denselben sich anknüpfenden Unruhen keinen frischen Aufschwung des Handels. Dieser datirt erst seit Anfang der fünfziger Jahre und berechtigt zu der Erwartung, daß S. seinen früheren Platz unter den handeltreibenden Nationen einst wieder einnehmen werde. Im Jahre 1858 betrug der Werth des Imports 1,504,558,065, der des Exports 971,359,814 Realen, 1862 ersterer 1,679,312,703, letzterer 1,110,532,270 Realen. Derselbe vertheilte sich in folgender Weise auf die einzelnen Erdtheile:

	Einfuhr	Ausfuhr	
Handel mit Europa .	1,262,242,123	711,429,888	Realen.
Handel mit Afrika . .	4,366,485	25,021,000	„
Handel mit Amerika .	401,156,600	367,858,950	„
Handel mit Asien . .	11,547,495	6,227,402	„

Das Centrum des gesammten inneren Handels bildet Madrid. Nächstdem sind Valladolid, Palencia, Burgos, Oviedo, Vittoria, Saragossa und Granada die wichtigsten Plätze des Binnenhandels. Hauptgegenstände desselben sind Getreide und Mehlwaaren, Hülsen-, Gartenfrüchte und Gemüse, Wein, Branntwein, Essig, Oel, Süd- und andere Früchte, Kolonialwaaren, Fleisch und Fleischwaaren, Fische (besonders Stock- und Klippfisch), Gewebe (namentlich grobe Tuche und andere Wollzeuche), Hüte, Seife, Schuhwaaren, Handschuhe, Leder und Lederwaaren, Kurzwaaren, Messer, Eisenwaaren, Eis, Konditoreiwaaren, Holz, Kohlen, Salz ꝛc. Der Binnenhandel leidet sehr unter dem Druck der Konsumtionssteuer und ist außerdem noch mit der Gewerbe- und Handelssteuer belegt. In Betreff des äußeren Handels zerfällt S. in 4 Zollgebiete: 1) das Festland mit den Balearen; 2) die kanarischen Inseln; 3) Cuba mit Portorico und San Domingo; 4) die Philippinen. Jedes dieser Zollgebiete hat seinen besonderen Tarif; der gegenwärtige, im ersten Zollgebiet herrschende, datirt vom 5. Okt. 1849, ist aber seitdem vielfach modificirt, respektive ermäßigt worden. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Getreide und Hülsenfrüchte, Mehl, Eisen, Eisen-, Stahl- und Messingwaaren, Zinn, Materialwaaren, Wolle und Baumwolle, Hanf, Leinen-, Woll- und Seidengarn, Gewebe aller Art, Tabak, Vieh, Stockfische, Butter, Käse, Rum, Steinkohlen, Bauholz, Droguen, Chemikalien, Farben, Düngstoffe, Kurz- und Spielwaaren, Uhren, Meubles, Wägen, Waggons, wissenschaftliche und musikalische Instrumente, Glaswaaren, Porzellan, gegerbte Häute; die wichtigsten Ausfuhrartikel Wein, Rosinen, Reis, Hülsenfrüchte, Mehl, Brod und Schiffszwieback, Oel, Früchte aller Art, Safran, Süßholz, Vieh, Fleisch, Butter, Eier, Wolle, Cochenille, Holz, Holzkohlen, Kork und Korkstöpsel, Fische, Silberbarren, Blei, Zink, Alkohol, Eisen, Kupfer, Erze aller Art, Seide und Seidengewebe, Wolle, Baumwolle, Leinen, Seife, Leder, Papier, Chokolade, Lichte, Konserven, Liqueure, Spielkarten, Waffen, Espartofabrikate ꝛc. Die **Schifffahrt** S.s, durch die Lage des Landes ausnehmend begünstigt, sank in Folge der erwähnten Ursachen nicht weniger tief als der Handel. Die Zahl der Häfen an der spanischen Küste und den Balearen beträgt 117, wovon 56 auf die Küste des atlantischen Meeres, 60 auf die des Mittelmeeres kommen. Die wichtigsten von ersteren sind Bilbao, Santander, Gijon, Ferrol (Kriegshafen), Coruña, Vigo, Sevilla und Cadix; von letzteren Algeziras, Malaga, Almeria, Cartagena, Alicante, Grao de Valencia, Tarragona und Barcelona; auf den Balearen und Pithyusen Palma, Mahon und Iviza. Die Zahl der im Betrieb befindlichen Leuchtthürme belief sich 1859 auf 69; in demselben Jahre waren 13 neue im Bau begriffen und 31 lagen im Entwurf fertig vor; außerdem waren noch 45 andere projektirt. In dem Leuchtthurm auf Kap Machicaco in Biscaya besteht eine Schule für Leuchtthurmwächter. Die **Handelsmarine** S.s zählte 1863 1376 Segelschiffe von 253,820 Tonnen und 47 Dampfer von 22,624 Tonnen, zusammen 1423 Seeschiffe von 276,444 Tonnen. Hierzu kamen an Küstenfahrzeugen 3356 Segelschiffe von 102,390 Tonnen und 80 Dampfer von 16,436 Tonnen, zusammen 3436 Fahrzeuge von 118,826 Tonnen, total 4859 Schiffe von 395,270 Tonnen. Es liefen 1862 ein 10,784 Schiffe von 1,644,158 Tonnen, aus 9128 Schiffe von 1,453,670 Tonnen. Die Küstenfahrt von 1863 ergab 58,670 angekommene Schiffe von 2,900,259 Tonnen und 59,071

abgegangene Schiffe von 2,767,464 Tonnen. Die Binnenschiffahrt ist in S. von geringem Belang. Unter den Strömen ist nur ein einziger, welcher bei hohem Wasserstande streckenweise befahren werden kann, nämlich der Ebro, auf welchem flache Fahrzeuge dann bis Saragossa, wohl auch noch weiter hinauf gelangen können. Der Guadalquivir, Guadiana und Minho sind nur ein Stück von der Mündung an hinauf für größere Schiffe fahrbar und kommen daher bei der Binnenschifffahrt nicht in Betracht. Die übrigen Ströme sind, soweit sie S. angehören, so voller Sandbänke, Löcher und Strudel, daß sie sich gar nicht zur Schiffahrt eignen. Unter den Kanälen steht der unter Karl V. begonnene Kaiserkanal von Aragonien obenan, 18 Leguas lang, $10^1/_4$ Fuß tief und an der Oberfläche $74^1/_2$ Fuß breit, außer zur Schiffahrt auch zur Bewässerung dienend. Im 18. Jahrhundert wurden 3 schiffbare Kanäle hergestellt, worunter der 28 Leguas lange kastilianische der wichtigste ist, bei Alar del Rey aus dem Pisuerga ausgehend und unweit Simancas an demselben Flusse endigend. Der Manzanareskanal, sowie der St. Carloskanal, unterhalb Tortosa aus dem Ebro ausgehend u. mit dem Hafen bei Alfaques endigend, werden zur Schiffahrt wenig benutzt. Neuerlich hat eine Aktiengesellschaft die Kanalisirung des Ebro bis Saragossa unternommen und bereits größtentheils vollendet. Die Gesammtlänge aller schiffbaren Kanäle und Flüsse S.s betrug 1859 erst 693 Kilometer. Die erste Eisenbahn, von Barcelona nach Mataro (29 Kilometer), wurde den 28. Oktober 1848 dem Verkehr übergeben. Seitdem ist in dieser Branche viel geleistet worden, denn im Herbst 1861 hatten die im Betrieb befindlichen Eisenbahnen eine Länge von 1819,290 Kilometer, und bis Ende 1864 sollten noch weitere bedeutende Strecken vollendet sein. Auch auf den Straßenbau hat man in neuester Zeit große Summen verwendet, denn während es 1808 erst 2819 Kilometer fertige und 1114 Kilometer im Bau begriffene Straßen gab, belief sich Ende 1859 die Gesammtlänge der fertigen Straßen auf 12317,466 Kilometer, die der im Bau begriffenen auf 1585,170 Kilometer. Die Gesammtlänge der elektrischen Telegraphen betrug 1859 schon 6330,268 Kilometer. Das 1848 umgestaltete Postwesen steht unter der Generalpostdirektion zu Madrid, von welcher 36 Hauptpostadministrationen ressortiren. Direkte Dampfschiffsverbindungen bestehen zwischen den spanischen Häfen unter sich, sowie zwischen diesen und Marseille, Bordeaux, Gibraltar, Liverpool, London, Lissabon, Oporto, Havaña, Portorico, Teneriffa. Handelskammern, mit welchen meist Handelsschulen verbunden sind, und Handelsgerichte sind in Alicante, Barcelona, Bilbao, Burgos, Cadix, Coruña, Xerez, Madrid, Malaga, Murcia, Palma, Pampelona, San Lucar de Barrameda, San Sebastian, Santander, Sevilla, Tarragona, Valencia, Vigo und Saragossa. Banken bestanden 1859 11, nämlich in Madrid, Barcelona, Valencia, Saragossa, Malaga, Cadix, Sevilla, Valladolid, Coruña, Santander und Bilbao. Außerdem gab es 8 Kredit-, 3 Escompte-, 17 Assekuranz- und 47 industrielle Aktiengesellschaften und 18 dergleichen für öffentliche Arbeiten, zahlreiche Sparkassen, Leihhäuser, Börsen in allen großen Handelsplätzen ꝛc. Die berühmtesten Messen sind die von Talavera de la Reyna in Neukastilien, Palencia, Valladolid, Medina de Rioseco und Soria in Altkastilien, Puente de Reyna, Estrella und Corella in Navarra, Granollers und Tarrasa in Katalonien, Ronda und Puerto de Santa Maria in Andalusien; Hauptwollmärkte die von Cuença in Neukastilien und Bejar in Leon. Handels- und Schifffahrtsverträge hat S. mit Portugal, England, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Norwegen, Hamburg, Oesterreich, der Türkei, Venezuela, der argentinischen Konföderation, Peru und Chile geschlossen. Münzeinheit ist nach Gesetz vom 15. April 1848 und 3. Febr. 1854 der Real de vellon (= 2 Sgr. 2 Pf. preußisch). Die gangbaren Münzsorten sind gegenwärtig in Gold: die Unze (onza) = 320 Realen, die halbe Unze (media onza) = 160 Realen, der Isabellendoblon (doblon de Isabel) = 100 Realen, der Golddoblon (doblon de oro) = 80 Realen, der Goldthaler oder halbe Doblon (escudo de oro, medio doblon) = 40 Realen, der halbe Goldthaler (coronilla) = 20 Realen; in Silber: der Duro oder spanische Thaler (duro, peso fuerte), im Auslande Piaster genannt, welcher Name in S. ganz unbekannt ist, = 20 Realen, der halbe Duro (medio duro, escudo) = 10 Realen, die mexikanische oder Säulenpeseta (peseta columnada) = 5 Realen, die gemeine Peseta = 4 Realen, der Silberreal (real de plata) = 2 Realen 17 Maravedis, die halbe Peseta (dos reales, medio peseta) = 2 Realen, der gemeine Real (real de vellon) = 34 Maravedis; in Kupfer: der Cuarto oder Viertelreal = 0,25 Real, die Decima (décima de real) = 0,10 Real, die halbe Decima (media décima) = 0,05 Real. Die Goldmünzen haben innerhalb S. bloß den Nennwerth, keinen Kurs. In den Provinzen des ehemaligen Reichs Aragonien und in Navarra rechnet man im gewöhnlichen Verkehr noch nach den früheren Münzsorten, welche aber jetzt größtentheils imaginär sind. Papiergeld gibt es zweierlei: Vales reales, königliche Schatzscheine, und Banknoten (nicht unter 500 Realen). Im Jahre 1849 wurde die Einführung des französischen Maß- und Gewichtssystems beschlossen und am 1. Jan. 1855 dieser Beschluß in Ausführung gebracht. Von den früheren spanischen Längenmaßen, die noch vor Kurzem in Gebrauch waren, sind hervorzuheben: die spanische Elle zu 3 Fuß (pies) oder 4 Spannen (palmos) = 8359 Decimeter; 1 Fuß zu 12 Zoll (pulgadas) = 2,7863 Decimeter; 1 Zoll zu 12 Linien (lineas) = 1,935 Centimeter; die spanische Klafter (braza) = 2 Varas; die spanische Ruthe (estadal) = 4 Varas; die gesetzliche spanische Meile (legua legal) = 6646,16 Varas = 5555,5 Meter, 26 Leguas = 144 Kilometer; die gemeine Legua = 6666,66 Varas = 5572,7 Meter; die geographische Legua = 7595,61 Varas, $17^1/_2$ auf 1 Grad. Flächenmaße sind der spanische Scheffel Landes (fanegada) = 576 □Estadales = 64,395 Hektaren; die Aranzada = 400 □Estadales = 44,709 Hektaren; der □Estadal = 19 □Varas = 11,179 □Meter; die □Vara = 69,72 □Decimeter. Hohlmaße für

trockene Gegenstände: das spanische Malter (cahiz) = 12 Fanegas = 6,67 Hektoliter; der spanische Scheffel (fanega, ziemlich genau = 1 berliner Scheffel) zu 12 Celemines = 55,5017 Liter; der Celemin zu 4 Cuartillos = 4,6319 Liter; der Cuartillo zu 4 Ochavillos = 1,1579 Liter. Hohlmaß für Flüssigkeiten ist der spanische Eimer (moyo) zu 16 Krügen (cantaras) = 2,5819 Hektoliter; die Cantara zu 8 Azumbres = 16,1338 Liter; der Azumbre zu 4 Cuartillos = 2,017 Liter; der Cuartillo zu 4 Copas = 5,042 Deciliter; die Copa = 1,2605 Deciliter; die Bota Wein = 30 Cantaras; die Pipa Wein = 27 Cantaras; die Bota Oel = 38,5 Oelarroben; die Pipa Oel = 34,5 Oelarroben; die Oelarrobe = 12,563 Liter; die Weinarrobe = 1 Cantara. Körpermaße sind die Kubikvara (vara cubica) = 27 Kubikfuß; der Kubikfuß (pié cubico) = 1728 Kubikzoll; der Kubikzoll = 15,518 Kubikcentimeter. Handelsgewichte sind die Tonne (tonelada) zu 20 Centnern = 921 Kilogramm; der Centner (quintal) zu 4 Arroben = 46,05 Kilogramm; die Arrobe zu 25 Pfund = 11,5125 Kilogramm; das Pfund (libra) zu 5 Cuarterones oder 16 Unzen = 4,603 Hektogramm; die Unze (onza) zu 6 Adarmes = 28,76 Gramm; der Adarme zu 3 Tomines = 1,798 Gramm; der Tomin zu 12 Gran = 5,99 Decigramm; der Gran (grano) = 4,99 Centigramm. Der spanische Centner ist = 92,018 Zollvereinspfund, das spanische Handelspfund = $^4/_5$ Zollvereinspfund.

Was die geistige Kultur anlangt, so steht das spanische Volk trotz seiner geistigen Begabung wegen des mangelhaften Volksunterrichts noch auf einer tiefen Stufe; im Jahre 1850 konnten nur 1,898,288 Personen lesen und nur 1,221,001 schreiben. Das gesammte Unterrichtswesen zerfällt nach dem Gesetz vom 28. August 1850 in den Elementar-, den Sekundärunterricht, die Universitätsstudien, den Professional- und den höheren Unterricht. Für den Elementarunterricht bestanden 1859 22,060 (18,260 öffentliche und 3800 Privat-) Schulen. Die Hebung des Volksunterrichts läßt sich eine neuerlich in Madrid gegründete Gesellschaft angelegen sein. Zu den Sekundärunterrichtsanstalten gehören die seit 1845 anstatt der früheren lateinischen Schulen bestehenden Institute, königliche Gelehrtenschulen, welche aber den deutschen Gymnasien weit nachstehen, die Colegios, Privatvorbereitungsschulen zu den Universitäts- und Specialstudien, und die Priesterseminare. Universitäten hat S. 10: zu Madrid, Santiago, Barcelona, Granada, Sevilla, Valencia, Valladolid, Oviedo, Salamanca und Saragossa. Der Vortrag in den Kollegien richtet sich streng nach den vom Ministerium vorgeschriebenen Kompendien; auch herrscht durchgehends Kollegienzwang. Daher spielen die Universitäten in wissenschaftlicher Beziehung eine sehr untergeordnete Rolle. Professionalunterrichtsanstalten sind die Kunstschulen zu Barcelona, Granada, Malaga, Oviedo, Coruña, Cadix, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragossa; die Handelsschule zu Madrid; die Schifffahrtsschulen zu Barcelona, Mahon, Palma, Malaga, Gijon, Coruña, Rivadeo, Cadix, Cartagena, Alicante, Bilbao, Santander und S. Sebastian; die Baugewerken- und Feldmesserschulen zu Madrid, Barcelona, Sevilla, Cadix, Valencia und Valladolid; endlich die Veterinärschulen zu Madrid, Cordova, Leon und Saragossa. Zu den höheren Unterrichtsanstalten gehören die Centrallandwirthschaftsschulen zu Madrid und Aranjuez; die Forstlehranstalt zu Villaviciosa de Odon; die Industrieschulen zu Madrid, Barcelona, Gijon, Sevilla, Valencia u. Bergara; die Architektenschule zu Madrid; die Schule für Malerei, Bildhauerei u. Kupferstecherei zu Madrid; das königliche Konservatorium für Musik und Deklamation daselbst; die Notariatsschulen zu Madrid, Barcelona, Granada, Oviedo und Valladolid; die diplomatische Schule zu Madrid; endlich die Anstalten zur Bildung von Lehrern für den Elementar- u. höheren Unterricht. Hierzu kommen noch als Specialschulen die Schule für Wege-, Kanal- u. Hafenbauingenieure zu Madrid; die Bergschule daselbst; die Schule für Leuchtthurmdirigenten auf Kap Machicaco in Biscaya; das Taubstummen- und Blindeninstitut zu Madrid und als Militärbildungsanstalten die Akademie für Militäringenieure zu Guadalaxara, die Generalstabsschule zu Madrid, die Kadeten- und Artillerieschule zu Segovia, die Infanterieschule zu Toledo, die Kavallerieschule zu Alcala de Henares und die Marineschule zu S. Fernando bei Cadix. Zu den Beförderungsmitteln der intellektuellen Bildung gehören noch 8 Akademien, wovon 7 zu Madrid ihren Sitz haben, die öffentlichen Bibliotheken, von denen die Nationalbibliothek zu Madrid und die des Escorial die bedeutendsten sind; außerdem besitzen Bibliotheken die Akademien, die Universitäten, die Domkapitel und viele Städte. Die bedeutendsten historischen und Kunstsammlungen sind die königliche Rüstkammer, das königliche Münz- und Antiquitätenkabinet, das königliche Museum für Gemälde und Skulpturen, das Nationalmuseum für Gemälde u. das naturhistorische Museum, sämmtlich zu Madrid. Eine Kommission zur Erhaltung der historischen und artistischen Monumente besteht in Madrid. Botanische Gärten sind zu Madrid und Valencia; ein astronomisch-meteorologisches Observatorium besitzt Madrid. Zu den Bildungsanstalten werden in S. auch die Theater u. selbst die Stiergefechte gerechnet. Was die Presse betrifft, so ist dieselbe seit der Julirevolution von 1854 frei und nur in Bezug auf Religion und Kirche Beschränkungen unterworfen. Ungemein groß ist die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten; 1859 zählte man deren 1028, worin 455,290 Individuen mit einem Aufwand von 69 Millionen Realen (5 Mill. Thaler) verpflegt wurden. Dieselben zerfallen in 7 Landes- (4 zu Madrid), 329 Provinzial-, 654 Municipal- oder städtische Anstalten und 38 Privatanstalten. Unter den Provinzialanstalten waren 149 Findelhäuser mit 53,464 Kindern, 100 Waisenhäuser mit 39,939 Zöglingen, 17 Irrenhäuser mit 3129 Insassen und 63 Spitäler mit 79,351 Kranken. Unter den Municipalanstalten waren 547 Spitäler mit 74,876 Kranken, 107 Arbeitshäuser für Bettler mit 16,992 Insassen und 38 Privatanstalten und Vereine, durch welche 194,094 Individuen Unterstützung oder Verpflegung erhielten. Die Straf-

und Besserungsanstalten zerfallen in Zuchthäuser für männliche Verbrecher und Korrektionshäuser für weibliche Verbrecher. Die schwersten Verbrecher werden in den an die Stelle der ehemaligen Galeeren getretenen Zuchthäusern zu Ceuta, Alhucemas, Melilla und Peñon de Velez detinirt.

Die gegenwärtige Staatsverfassung des Königreichs S. ist eine konstitutionell-monarchische. Staatsgrundgesetz ist die mehrmals beseitigte, veränderte, namentlich durch Gesetz vom 18. Juni 1837 konservativer gestaltete und 1845, 1857 und 1864 in demselben Sinne revidirte Verfassung von 1812 (s. unten: Geschichte). Nach derselben ist die gesetzgebende Gewalt zwischen dem König und den Repräsentanten der Nation, welche von Alters her den Namen las Cortes führen, getheilt, während die vollziehende Gewalt allein dem König zusteht. Die Cortes zerfallen in 2 Kammern, den Senat und den Kongreß der Deputirten. Der Senat wird gebildet durch eine unbegrenzte Zahl vom König auf Lebenszeit ernannter Personen, welche entweder den höchsten Kategorien des Staats- und Kirchendienstes angehören, oder Granden, oder dreimalige Cortesmitglieder sein und zugleich eine Rente von 30,000 Realen aus Grundbesitz beziehen müssen. Außerdem kann der König Titulados von Kastilien mit einer Rente von 60,000 Realen und einmalige Cortesmitglieder, welche das letzte Jahr 8000 Realen direkte Steuern bezahlt haben, in den Senat schicken. Endlich sind die königlichen Prinzen, welche 25 Jahre alt sind, Mitglieder desselben. Der Kongreß der Deputirten besteht nach der Wahlreform vom Juli 1865 aus gegen 400 Deputirten (je 1 auf 40,000 Einw.). Wähler ist jeder, welcher 400 Realen an direkten Steuern zahlt und 25 Jahre alt ist; wählbar jeder geborene Spanier, welcher 25 Jahre alt ist, einen Grundbesitz von 12,000 Realen Werth inne hat oder jährlich 1000 Realen an direkten Abgaben zahlt. Die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. Im Fall einer Auflösung müssen innerhalb einer Frist von 3 Monaten neue Cortes berufen werden. Die Cortes, welche alljährlich jetzt gewöhnlich am 31. Oktober einberufen werden, haben das Recht der Gesetzesinitiative, der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung, sowie das Recht der Mitwirkung bei Einsetzung einer Regentschaft. Senatoren wie Deputirte sind für ihre Aeußerungen und Abstimmungen in der Kammer nicht verantwortlich. Die Grundzüge der Verfassung sind: Unverletzlichkeit u. Unverantwortlichkeit des Königs, Verantwortlichkeit der Minister, welche durch den Kongreß vor dem Senat in Anklagestand versetzt werden können; Regelung des Budgets durch die Cortes; Festsetzung der Kriegsmacht zu Land und zur See für jedes Jahr; Preßfreiheit, freies Vereins- und Petitionsrecht, Gleichheit vor dem Gesetze; Sicherheit der Person, Unverletzlichkeit der Wohnung, Verbot der Konfiskation &c. Bezüglich der Thronfolge bestimmt die Verfassung auf Grund der von Ferdinand VII. erlassenen pragmatischen Sanktion, daß dieselbe dem erstgebornen oder ältesten Kinde (gleichviel ob Prinz oder Prinzessin) des regierenden Königs oder dessen ältestem Bruder oder ältester Schwester zustehe. Im Fall der Minderjährigkeit des Königs oder der Königin, die bis zum vollendeten 14. Jahre dauert, übernimmt der Vater oder die Mutter oder der nächste Anverwandte, in Ermangelung von Verwandten aber eine von den Cortes ernannte Kommission die Regentschaft. Gegenwärtiges Oberhaupt der spanischen Monarchie ist die Königin Isabella II., Tochter Ferdinands VII., geboren am 10. Okt. 1830, vermählt am 10. Okt. 1846 mit dem Infanten Franz de Assisi Maria Ferdinand, geboren den 13. Mai 1822, Sohn des Infanten Franz de Paula, des Bruders Ferdinands VII. Die Staatsbürger theilen sich dem Stande nach in Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, welche Stände aber vor dem Gesetze gleich sind. Der Adel zerfällt in den hohen, der sich wieder in Grandes und Titulados theilt, und in den niederen der Hidalgos oder Fidalgos. Die „Grandeza“ wird gegenwärtig von der Königin theils als persönliche Auszeichnung, theils erblich ertheilt und führt das Prädikat „Excellenz“. Die Titulados sind Familien, welche von Alters her den stets nur auf den ältesten Sohn übergehenden Titel Herzog, Marquis, Graf, Visconde oder Baron führen. Der äußerst zahlreiche niedere Adel zerfällt in Ritter- und Briefadel. Ersterer ist zwar stolz auf die Reinheit seines Bluts, obwohl dasselbe mit maurischen und jüdischen Elementen vermischt ist; letzterer stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Weder der hohe noch der niedere Adel hat irgend welche politische Vorrechte. Das Prädikat „Don“, früher nur dem hohen Adel zustehend, wird jetzt jedem gebildeten Manne gegeben. Den geistlichen Stand bilden die Weltgeistlichen, welche sich in den hohen (Erzbischöfe und Bischöfe) und niederen Klerus theilen, die Ordensgeistlichen und Seminaristen, die Nonnen u. die barmherzigen Schwestern. Es gibt 9 Erzbischöfe (zu Toledo, Burgos, Santiago, Sevilla, Valladolid, Granada, Valencia, Tarragona und Saragossa) und 43 Bischöfe. Bischöfliche Jurisdiktion übt auch der Patriarch von Indien aus, indem derselbe Generalvikar des Heeres und der Flotte ist. Die Zahl der noch bestehenden Klöster und Ordenshäuser belief sich 1858 auf 906, worunter 865 Nonnenklöster mit 12,900 Nonnen, barmherzigen Schwestern und Ordensfrauen. Eigentliche Mönchsklöster bestehen nicht mehr, denn diese wurden bereits 1835 faktisch und 1841 gesetzlich aufgehoben und die Gebäude theils eingerissen, theils zu anderen Zwecken verwendet, theils mit den dazu gehörigen Liegenschaften verkauft. Wohl aber bestehen noch 41 Häuser, welche 8 verschiedenen religiösen Orden angehören und deshalb geblieben sind, weil sich diese Orden der Heranbildung von Missionären oder dem Jugendunterrichte oder der Krankenpflege widmen. Im Jahre 1859 gab es 719 solcher Ordensgeistlichen, während sich die Gesammtzahl des säkularen und regulären Klerus 1858 auf 43,661 Mitglieder belief. Zum Bürgerstande werden alle Verwaltungsbeamte (die höchsten ausgenommen), Professoren, Lehrer, Advokaten, Notare, Schreiber, Aerzte, Kaufleute und Gewerbtreibende gerechnet; zum Bauernstande außer den eigentlichen Bauern (labradores) sämmtliche dienende Personen auf dem

Lande und in den Städten, sowie alle Taglöhner, Fabrik- und Bergarbeiter, Hirten, Fischer und Matrosen. Die Bauern sind persönlich frei und theils Eigenthümer ihrer in der Regel kleinen Grundstücke, theils Erbpächter. Alle diese Stände schließen sich in S. weniger gegen einander ab als in anderen europäischen Ländern, und man findet daher dort weder engherzigen Kastengeist, noch jene Servilität, welche anderwärts die untersten Schichten der Bevölkerung häufig den höher stehenden gegenüber zeigen. Die Gemeindeverfassung datirt in ihrer jetzigen Form aus dem Jahre 1845 und ist, wie auch die Provinzialverwaltung, im Wesentlichen der französischen nachgebildet. Jede Gemeinde von mindestens 30 Mitgliedern hat ihren eignen Gemeinderath (ayuntamiento), welchem der Alcalde, der zugleich Friedensrichter ist, präsidirt. Die Alcalden werden von den Gemeinden alljährlich neu gewählt, aber von der Regierung bestätigt. Die Alcalden der Provinzialhauptstädte ernennt der König. Die Gemeinderäthe regeln die Vertheilung und Erhebung der Steuern, überwachen die Gemeindepolizei, den Elementarunterricht, die Armenpflege, den Wegebau, die Verwaltung der Gemeindegüter ꝛc. Die Alcalden bringen die Beschlüsse derselben zur Ausführung und sind dafür der Regierung verantwortlich.

An der Spitze der gesammten Staatsverwaltung steht der Ministerrath (consejo de ministros), dem der königliche Staatsrath (consejo de estato) zur Seite steht. Der Ministerrath besteht aus dem Ministerpräsidenten u. den Ministern des Auswärtigen, der Gnaden und Justiz, des Kriegs, der Marine, des Innern, der öffentlichen Wohlfahrt oder des Handels, der Erziehung und der öffentlichen Bauten, der Finanzen. Der Staatsrath besteht aus 33 Räthen, die vom König ernannt werden, und beräth in 6 den Ministerien entsprechenden Sektionen Regierungsmaßregeln. Behufs der kirchlichen Verwaltung ist das Land in 66 Diöcesen eingetheilt. Die Provinzialverwaltung ist in den 49 Provinzen Statthaltern (Gouverneuren), denen vom König ernannte Provinzialräthe zur Seite stehen, übertragen. Provinzialvertretungen, zu denen alle Bürger wählbar sind, welche 2000 Realen Besitz haben oder 500 Realen Steuern zahlen, vertheilen die Steuern, die Rekruten und votiren das Provinzialbudget. Die Gerichtsverfassung beruht auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens und Geschwornengerichten. Das neueste Strafgesetzbuch datirt von 1850. Römisches Recht und Landrecht bilden die Grundlage des Rechtswesens, in den baskischen Provinzen besondere Privilegien (fueros). Die unterste Instanz bilden die Alcalden der Gemeinden als Friedensrichter und Polizeimeister. Außerdem bestehen 498 Untergerichtsbezirke (partidos) mit je einem Untergerichtshof. Diese sind vertheilt unter 14 Ober- oder Appellationsgerichtshöfe (audiencias territoriales), zu Coruña, Oviedo, Valladolid, Burgos, Pampelona, Saragossa, Barcelona, Valencia, Albacete, Granada, Sevilla, Caceres, Madrid, für Majorca und die kanarischen Inseln. Die oberste Instanz bildet der höchste Gerichtshof zu Madrid. Außer diesen ordentlichen Gerichten bestehen noch geistliche und Militärgerichte, das Tribunal de hacienda publica in Steuersachen, Handelsgerichte, Berggerichte, Gerichte für das Post- u. Straßenwesen. Das spanische Civilgerichtsverfahren ist jetzt auch in den Kolonien Cuba und Portorico eingeführt. Die Kolonialverwaltung besteht für jede Kolonie aus einer Regierung mit dem Generalkapitän, dem obersten Militärkommandanten und einem Civilgouverneur, welcher letztere unmittelbar vom Hofe dependirt. Der Volksvertretung ist keine Betheiligung dabei eingeräumt. Der Budgetvoranschlag für das Jahr vom 1. Juli 1865 bis 30. Juni 1866 ergibt:

	in Thalern (escudos)
an Einnahmen:	
direkte Steuern	56,722,500
indirekte Steuern	55,434,000
Monopole und Stempel (Regie ꝛc.)	90,525,996
Domänen	10,681,467
Kolonien	3,734,870
Kriegsentschädigung	1,600,000
außerordentliche	56,237,696
Summa	274,936,029
an allgemeinen Ausgaben:	
königliches Haus	4,935,000
Cortes	309,412
Staatsschuld	45,822,124
Gerichtshöfe	1,505,157
Pensionen	15,732,916
Summa	68,304,609
an Ausgaben der einzelnen Ministerien:	
Conseilpräsident	1,065,280
Auswärtiges	1,709,864
Gnaden und Justiz	21,206,550
Krieg	42,046,005
Marine	11,672,958
Inneres	10,742,691
Fomento	10,799,231
Finanzen	50,806,112
Kolonien	163,236
Summa	150,190,982
Summe der ordentlichen Ausgaben	218,495,641
„ „ außerordentlichen „	56,237,696
Totalsumme der Ausgaben	274,733,337

Das Kolonialbudget ergab 1862:

	Piaster
Einnahmen	
Cuba	27,752,259
Portorico	2,964,248
Philippinen	10,156,870
aus dem wieder geräumten San Domingo	705,325
Summe	41,578,702
Ausgaben	
Cuba	20,946,272
Portorico	3,149,512
Philippinen	19,099,069
San Domingo	1,759,332
Summe	47,954,185
Deficit	6,375,483

Der Stand der Staatsschuld betrug am

1. März 1865	16,392,747,190 Realen,
wozu noch die letzte Emission der konsolidirten 3proc. Rente	1,340,000,000 „
Summe	17,732,747,190 Realen.

Das Heer wird aufgebracht und ergänzt durch Konskription und Stellvertretung; doch wird der Heeresbestand durch Verwilligung der Rekruten seitens der Cortes von diesen fixirt. Die militärpflichtige Mannschaft wird ausgeloost und in die Provinzdepots vertheilt. Sie bleibt regelmäßig 8 Jahre präsent und bildet das aktive Heer. Die nicht in dieses eingestellte waffenfähige Mannschaft bildet die sogenannte Provinzialmiliz, deren Cadres ständig sind, deren Mannschaft aber nur zeitweilig eingeübt wird. Stellvertretung

ist gestattet. Der Bestand des Heeres war nach kombinirten Angaben von 1862 und 1865 nach der regelmäßigen Formation: 1) Aktives Heer: Infanterie: 41 Linienregimenter à 2 Bataillone, 20 Jägerbataillone &c., (1862) 70,484 Mann. Reiterei: 4 Regimenter Kürassiere, 8 Regimenter Lanciers, 8 Regimenter Jäger à 5 Schwadronen, ein Instruktionscorps u. 4 Remonteschwadronen, 16,824 Mann. Artillerie: 6 Regimenter Fußartillerie à 6 Batterien, 5 Bataillone Positionsartillerie, 5 Kompagnien Handwerker, ein Regiment Bergartillerie, 5 Regimenter fahrende, ein Regiment reitende Artillerie, eine Remonteschwadron, 12,626 Mann. Genie: 2 Regimenter à 2 Bataillone, 4016, zusammen 103,950 Mann. Hierzu Generalität und Generalstab: 612 Mann, königliches Hellebardiercorps 283, Gensdarmerie 12,951, Carabinierscorps (Grenzwächter) 11,784, katalonisches Corps 516, zusammen 130,096 Mann. 2) Miliz: 80 Infanteriebataillone à 8 Kompagnien, 1862 40 Halbbrigaden à 2 Bataillone, 57,612 (Kriegsstärke 60,000) Mann. Miliz auf den kanarischen Inseln 6 Bataillone Infanterie, 17 Kompagnien Artillerie, 7329 Mann. Zusammen 195,037 Mann. 3) Kolonialtruppen, meist aus Eingebornen gebildet, 38,245 Mann.

Die Kriegsflotte hat sich in neuester Zeit bedeutend gehoben. Der Stand derselben war 1864: 21 Dampfer (Schiffe erster Klasse), nämlich: 6 Panzerfregatten, zusammen mit 200 Kanonen; 12 Schraubenfregatten, zusammen mit 532 Kanonen; 3 Raddampfer, zusammen mit 48 Kanonen; 27 Schraubendampfer, 10 Raddampfer, 9 Transportschiffe, 22 Segelschiffe, 3 Blockschiffe, Schiffe zweiter und dritter Klasse, zusammen mit 217 Kanonen; 18 Schraubenkanonenboote, zusammen mit 18 Kanonen; 5 Schulschiffe, 2 Linienschiffe à 86 u. 84 Kanonen, eine Fregatte à 42 Kanonen, 2 Korvetten à 30 Kanonen, zusammen 272 Kanonen; 3 Dampfer für Küstenvermessung, zusammen mit 11 Kanonen; im Ganzen 118 Kriegsschiffe mit 1298 Kanonen.

Die politische und administrative Eintheilung S.s ist folgende:

A. Europäische Besitzungen.

Alte Provinzen	Neue Provinzen	geogr. QM.	Bevölkerung 1864
Neukastilien (1,275,644 Einw.)	1. Madrid	140,6	489,234
	2. Toledo	262,6	336,249
	3. Guadalaxara	228,8	209,973
	4. Cuença	316,1	234,088
Mancha	5. Ciudad Real	368,4	256,906
Altkastilien (1,681,297 Einw.)	6. Burgos	265,5	349,714
	7. Logroño	91,4	180,677
	8. Santander	99,5	230,396
	9. Soria	180,8	154,278
	10. Segovia	127,5	150,740
	11. Avila	140,2	172,701
	12. Palencia	146,9	190,574
	13. Valladolid	148,0	252,217
Leon (878,194 Einw.)	14. Leon	289,8	343,437
	15. Zamora	194,8	256,336
	16. Salamanca	232,2	278,421
Asturien	17. Oviedo	192,8	571,835
Gallicien (1,880,592 Einw.)	18. Corunna	144,7	589,448
	19. Lugo	178,0	451,522
	20. Orense	128,7	383,240
	21. Pontevedra	81,7	456,212
Estremadura (715,899 Einw.)	22. Badajoz	408,3	416,905
	23. Caceres	376,6	298,994
Andalusien (3,116,256 Einw.)	24. Sevilla	248,9	490,368
	25. Cadiz	132,0	411,301
	26. Huelva	193,7	184,043
	27. Cordova	243,9	371,327
	28. Jaen	243,6	370,418
	29. Granada	232,1	468,123
	30. Almeria	155,2	338,649
	31. Malaga	132,7	478,036
Murcia (621,728 Einw.)	32. Murcia	210,4	407,500
	33. Albacete	280,6	214,228
Valencia (1,342,515 Einw.)	34. Valencia	204,5	647,286
	35. Alicante	98,6	412,514
	36. Castellon de la Plana	115,0	282,715
Aragonien (921,305 Einw.)	37. Saragossa	310,5	403,019
	38. Huesca	276,2	272,692
	39. Teruel	258,2	245,599
Katalonien (1,731,798 Einw.)	40. Barcelona	140,8	746,453
	41. Tarragona	115,2	336,746
	42. Lerida	224,4	329,122
	43. Gerona	106,8	319,477
Baskische Provinzen (758,310 Einw.)	44. Navarra	190,1	310,744
	45. Biscaya (Bilbao)	39,2	177,355
	46. Guipuzcoa	34,2	170,125
	47. Alava (Vittoria)	56,8	100,086
	Festland zusammen	8980,9	15,752,607
Inseln	48. Balearen	87,5	278,660
	49. Kanarische Inseln	132,0	256,408
Spanische Bevölkerung von Tetuan		—	14,950
	Inseln zusammen	219,5	550,018
Gesammte europäische Besitzungen		9200,4	16,302,625

B. Kolonien.

1. Amerika im Ganzen	1860	2504,50	1,832,062
Generalkapitanat Havanna (Cuba)	1860	2309	1,449,462
Portorico	1860	188,75	380,000
die spanischen Jungferninseln	1860	6,75	2600
2. Asien und Australien im Ganzen		2507,00	2,679,500
Generalkapitanat der Philippinen:			
a. Antheil an der Insel Manila		1450	1,822,200
b. Bissayerinseln		879	803,000
c. Babuyanen- und Baschiinseln		60	5000
d. Antheil an Magindanao		61	43,800
e. Marianen		57	5500
3. Afrika im Ganzen		24,50	17,071
die Presidios		1,50	11,481
Guineainseln		23	5590
Kolonien im Ganzen		5036,00	4,528,633.

Eine politische Haupteintheilung des Landes ist: 1) das rein konstitutionelle S., España uniforme; 2) das inkorporirte S., España assimilada (Aragonien und Balearen, mit Verschiedenheit in der Besteuerung und privatrechtlichen Bestimmungen); 3) España foreal, die baskischen Provinzen und Navarra mit eignem Provinzialrecht, ohne Milizpflicht, mit Selbsteinschätzung und Nichtanerkennung der Staatsmonopole.

S. hat eine Stadt (Madrid) mit 200—300,000, 3 Städte (Barcelona, Sevilla, Valencia) mit 100—200,000, 6 Städte (Malaga, Murcia, Cadix, Saragossa, Granada, Palma) mit 50—100,000, 19 Städte (Valladolid, Cordova, Xeres de la Frontera, Alicante, Santander, Coruña, Almeria, Oviedo, Reus, Antequera, Santiago, Burgos, Tortosa, Ecija, Jaen, Pampelona, Badajoz, Cartagena, Alcoy) mit 50—20,000 Einwohnern.

Das königliche Wappen besteht aus einem in 4 Felder abgetheilten Schilde mit einem Mittelschilde, welches durch das Wappen des Hauses Bourbon-Anjou, drei goldne Lilien im blauen Felde, gebildet wird. Das erste Quartier enthält die Wappen von Kastilien (3 goldne Thürme im rothen Felde) und Leon (ein gekrönter rother Löwe im silbernen Felde), und zwar doppelt, indem

es kreuzweise in Felder abgetheilt ist. Zwischen seinen beiden untersten Feldern befindet sich das Wappen von Granada, ein aufgesprungener Granatapfel im rothen Felde. Das zweite, der Quere nach gespaltene Quartier enthält die Wappen von Aragonien (4 rothe Pfähle im goldnen Felde) und des Königreichs beider Sicilien. Das dritte, ebenfalls getheilte Wappen zeigt oben das Wappen des Erzhauses Oesterreich, unten das der alten Herzöge von Burgund; das vierte Quartier aber das neuburgundische Wappen, unten das Wappen von Brabant. Das ganze Wappenschild ist mit der Kette des goldnen Vließes umgeben und mit der königlichen Krone bedeckt; als Schildhalter dienen zwei aufrechte Löwen. Als gewöhnliches Wappen dient bloß das Wappenschild von Kastilien und Leon mit den Wappen von Bourbon-Anjou im Mittelschilde. Die **Landesfarben** sind roth und gelb. Die **Flagge** ist in drei horizontale Streifen, zwei rothe und einen gelben (in der Mitte), getheilt, die königliche mit dem Wappen im Mittelstreifen versehen. S. hat 8 **Ritterorden**: den Orden des goldnen Vließes (toison de oro), 1431 von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, gestiftet; den Orden Karls III., vom König gleichen Namens 1773 gestiftet; den amerikanischen Orden Isabella's der Katholischen, von Ferdinand VII. 1815 gestiftet; den Damenorden der Königin Maria Luise, von der Gemahlin König Karls VI. 1792 gestiftet; den Militärorden von S. Fernando und Hermenegilde, 1815 von Ferdinand VII. gestiftet; den Militärorden von Calatrava, 1058 vom König Sancho III. von Kastilien gestiftet; den Militärorden von Alcantara, 1177 von Ferdinand II. von Kastilien gestiftet; den Orden von Monteras, 1319 vom König Alfons III. von Aragonien gestiftet. Außer diesen Orden bestehen noch mehre Ehrenzeichen für Militärs. Königliche Residenz ist Madrid. Den Mai pflegt der Hof nach altem Herkommen in Aranjuez, den Sommer in S. Ildefonso (la Granja), den Herbst im Escorial und Pardo zuzubringen.

Literatur: **Block**, L'Espagne en 1850, Par. 1851; **Cuendias**, S. und die Spanier, Brüssel 1851; **Minutoli**, S. und seine fortschreitende Entwicklung, Berlin 1852; **Lestgarens**, La situation économique et industrielle de l'Espagne en 1860, Par. 1860; **Carrasco**, Geografia general de España, Madrid 1861 ff.; Diccionario geografico-historico de España por la Real Academia de la historia, das. 1802—46, 8 Bde.; **Madoz**, Diccionario geografico-historico estadistico de España, das. 1846—50, 16 Bde.; **Bizaino**, Atlas geografico español, das. 1860. Reisewerke über S. lieferten: von Minutoli, Huber, Cook, Boissier, von Rochau, Willkomm, von Quandt, Stolz, Ziegler, Lorinser, Roßmäßler, Wachenhusen, Hackländer, von Wolzogen, von Thienen-Adlerflycht u. A.

Geschichte. Die Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel waren die Volksstämme der **Iberier**, von denen die ganze Halbinsel Iberien hieß. Mit ihnen verschmolzen die in vorhistorischer Zeit über die Pyrenäen her eingewanderten **Celten** nach langen Kämpfen zu dem Volke der **Celtiberier**. Um 600 v. Chr. siedelten sich **Phönicier** an der Küste an, von denen das Land den Namen Spanija (Kaninchenland) erhalten haben soll. Unter ihren Kolonien war Cadix (Gades) die berühmteste. Später landeten **Griechen**, unter deren Pflanzstätten Sagunt die bedeutendste war. Nach dem ersten punischen Kriege setzten sich die **Karthager** auf der Süd- und Ostküste der Halbinsel fest. Neukarthago (Cartagena) wurde ihre wichtigste Niederlassung. Da sie aber gegen den mit Rom geschlossenen Vertrag den Ebro überschritten, als Hannibal das mit Rom verbündete Sagunt eroberte, wurden sie in den zweiten punischen Krieg mit den Römern verwickelt, der, zum größeren Theil in S. geführt, mit der Vertreibung der Karthager aus der Halbinsel endete (206 v. Chr.). Die **Römer** suchten nun das ganze Land unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, was ihnen jedoch erst nach 200jährigen blutigen Kämpfen gelang. Nur die Basken behaupteten in ihren Gebirgen ihre Unabhängigkeit. Unter Augustus erhielt S. die Organisation einer römischen Provinz. Bald wurde es ein Hauptsitz römischer Kultur und eines der blühendsten Länder des römischen Weltreichs, dem es mehre seiner tüchtigsten Kaiser (Trajan, Hadrian, Antonin, Marc Aurel, Theodosius) und angesehene Schriftsteller (Seneca, Lucanus, Martial, Flavius, Quinctilian u. a.) gab. Frühzeitig gewann auch das Christenthum hier Anklang und breitete sich, trotz blutiger Verfolgungen, mehr und mehr aus, bis es durch Konstantin auch hier herrschende Religion ward. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts, als der innere Zerfall des römischen Reichs auch seinen äußerlichen mehr und mehr herbeiführte, drangen die germanischen Völkerschaften der Alanen, Vandalen und Sueven verwüstend in S. ein und setzten sich in Lusitanien, Andalusien und Galicien fest, während die Römer sich noch eine Zeitlang im östlichen Theile der Halbinsel behaupteten. Einige Jahre später erschienen die **Westgothen**, zuletzt Bundesgenossen der Römer, in S. Diese verdrängten bald die anderen deutschen Stämme, ihr König Eurich entriß auch den Römern den letzten Rest ihres Gebiets, und **Leuvigild** unterwarf nach gänzlicher Unterwerfung der Sueven 582 die ganze Halbinsel der westgothischen Herrschaft. Sein Sohn und Nachfolger Reccared I. trat mit seinem Volk vom arianischen zum katholischen Glauben über (586) und bahnte dadurch die Verschmelzung der Gothen mit den Römern zu Einem Volke an. Aber auch diesem westgothischen Reiche wurde nach fast 300jähriger Dauer ein Ende gemacht durch den Sieg der von Afrika herübergekommenen Araber bei Xeres de la Frontera (711). Nur in Asturien behauptete eine kleine Schaar der Westgothen unter Pelayo (718) die Unabhängigkeit, und auch in den baskischen Provinzen behielten westgothische Häuptlinge die Herrschaft. Das übrige S. aber wurde eine Provinz des Khalifats von Bagdad. Ja selbst über die Pyrenäen gingen die Araber, um auch das Reich der Franken in Gallien zu erobern, wurden aber 732 bei Poitiers von Karl Martell aufs Haupt geschlagen. Sie behaupteten sich zwar in S. noch lange Zeit, aber außer Asturien, Biscaya und Galicien verloren sie auch bald Navarra und Aragon. Während in diesen Provinzen das

Christenthum herrschend blieb, breitete sich der Islam über Portugal, Estremadura, Andalusien, Kastilien, Murcia, Granada und Valencia aus. Cordova wurde der Hauptsitz eines Khalifats, welches Abderrhaman, der letzte Omaijade, gründete, und das unter Abderrhamnn III. (912—960) die höchste Blüthe erreichte. Unter ihm war Cordova, damals Neuathen genannt, ein Sammelpunkt aller Pracht, des Luxus u. der Ueppigkeit, aller Genüsse der Kunst und Wissenschaften. Während so die unter arabischer Herrschaft stehende Bevölkerung S.s eine hohe Stufe monarchisch-staatlichen Glücks erstieg, herrschte in den unter christlichen Fürsten stehenden Provinzen noch mancherlei Verwirrung und Unordnung. Doch erhielt sich auch hier Muth und Rittersinn lebendig, während die Araber durch zunehmende Verfeinerung mehr und mehr verweichlichten. Seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts riß auch in ihrem Staat durch den Ehrgeiz der Emire und Wessire Anarchie ein. Abderrhamans Reich wurde getheilt. Neben dem Throne zu Cordova erhoben sich, mit demselben rivalisirend, andere in Valencia, Toledo, Sevilla, Saragossa. Diesen Zwiespalt benutzend, griffen die christlichen Spanier die Saracenen immer erfolgreicher an, drängten sie allmählig in den südlichen Theil der Halbinsel und entrissen ihnen endlich auch diesen.

Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts umfaßten die christlichen Reiche Leon, Kastilien, Aragonien und Navarra fast die Hälfte des Landes. Leon, das längere Zeit unter arabischer Herrschaft gestanden, wurde 923 mit dem 718 von Pelayo gegründeten Königreich Asturien verbunden, wozu auch Biscaya u. Galicien gehörten. Im Jahre 1035 wurde Leon in Folge der Vermählung der Erbin von Leon mit Ferdinand I., dem Sohne Sancho's des Großen, mit Kastilien vereinigt. Das aus Asturien und den baskischen Provinzen bestehende Katalonien, welches stets seine Unabhängigkeit von den Mauren behauptet hatte, wurde erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts einverleibt. Navarra war bereits um 850 von dem Grafen Inigo-Arista aus der Familie Bigorra zum Königreich erhoben worden. Ein Enkel von diesem, Sancho III., herrschte um 1000 mit Ruhm über das christliche S. Aber 1035 wurde das Reich unter seine Söhne vertheilt. Don Garcia bestieg den Thron von Navarra, Ferdinand I. erhielt Kastilien und Leon, Ramiro I. Aragon. Kastilien war den Saracenen im 10. Jahrhundert entrissen worden. Jahrhunderte hindurch dauerten die Kämpfe zwischen den Christen und Saracenen und zwischen den Christen untereinander. Hervorzuheben ist die Schlacht von Osma 998, in welcher der berühmte Almanzor von Pedro I., König von Aragon, eine große Niederlage erlitt, die Schlacht von Ourique, in welcher Alfons Heinrich fünf maurische Könige tödtete und von seinen Kriegern zum König von Portugal proklamirt wurde, u. die Schlacht bei Navas de Tolosa 1212, worin Alfons der Edle, König von Kastilien, und Peter II., König von Navarra, die Mauren aufs Haupt schlugen. Die von den spanischen Arabern aus Marokko zu Hülfe gerufenen Almoraviden u. Almohaden vermochten das siegreiche Vordringen der Christen nicht zu hemmen. Es verblieben den Mauren nur noch die Reiche Cordova und Granada, und auch diese mußten endlich die Oberhoheit Kastiliens anerkennen. Unter den christlichen Spaniern entstanden während ihrer im Ganzen siegreichen Kämpfe mit den Mauren mehre Ritterorden. Der große Cid war zu Ende des 11. Jahrhunderts der berühmteste Held der christlichen Spanier. Unter den Staaten derselben wurden die angesehensten und mächtigsten Kastilien und Aragon. Zu letzterem kam 1131 durch die Vermählung des Grafen Raimund mit der Erbtochter Aragons die Provinz Katalonien. Jaime oder Jakob I., ein Enkel Raimunds, fügte 1250 seinem Lande Murcia hinzu, u. dessen Sohn, Peter III., erwarb Sicilien. Auch die Inseln Majorca und Minorca wurden mit Aragon vereinigt. Unter Peter III. oder seinem Sohn Alfons VII. erweiterten die Cortes ihre Befugnisse. Sie waren zusammengesetzt aus den Gouverneuren der Provinzen, Großwürdenträgern des Hofs, der Geistlichkeit und den Deputirten, welche seit 1160 die 37 Hauptstädte sendeten. Sie traten alle Jahre zusammen und hatten das Recht der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, erlangten bald auch noch die sogenannten Unionsprivilegien, nach welchen der König ohne ihre Zustimmung keinen Rath ernennen durfte und sogar abgesetzt werden konnte, wenn er eines ihrer Mitglieder ohne richterlichen Spruch bestrafte. Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts war auch das Feudalsystem, nach welchem die Bischöfe, Herzöge und Barone über ihre an die Scholle gefesselten Vasallen frei schalten und walten konnten, in Abnahme gekommen, indem einerseits die königliche Macht ein Uebergewicht über die der Großen gewann, andererseits auch das Volk mehr Einfluß erhielt. Die Gemeinden erhielten in ihren Fueros oder Urcharten das Recht, ihre Magistrate selbst zu wählen oder die an den Staat zu zahlenden Summen unter sich selbst zu vertheilen; dagegen mußten sie sich den allgemeinen Landesgesetzen unterwerfen, gewisse Kontributionen entrichten und besonders zum Kriegsdienste beisteuern. Die neuen Privilegien der Cortes wurden zwar vom König Peter IV. (1336-81) aufgehoben, die alterthümlichen dagegen bestätigt. Dem Hofrichter, Justicia, wurde das Recht zuertheilt, in letzter Instanz alle Streitigkeiten der Cortes mit dem König zu entscheiden. Als das aragonische Königshaus zu Anfang des 15. Jahrhunderts ausstarb, beriefen 1412 die Cortes den Infanten Ferdinand von Kastilien zum König. Während seiner und seines Sohnes, Alfons' V., des Eroberers, von Neapel, Regierung (1416—56) erlangten die Cortes das Recht, daß ohne ihre Zustimmung der Justicia nicht mehr ernannt werden durfte. Ein Nachfolger Alfons', Ferdinand V., der Katholische (1479—1516), heirathete Isabella von Kastilien, erwarb Navarra u. andere Gebietstheile u. legte den Grund zur spanischen Monarchie. Bereits unter Ferdinand VI., dem Heiligen (1207 bis 1282), war auch Leon wieder mit Kastilien vereinigt und auch Cordova, Sevilla und Cadix in glücklichen Kämpfen gegen die Araber hinzu erobert worden. Ferdinands Sohn, Alfons X., der Weise (1282—84), war zwar in Kunst und

Wissenschaft hervorragend, erlitt aber durch die Araber Verluste. Nach seinem Tode entbrannten Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, wodurch die königliche Macht geschwächt und die des Adels und der Geistlichkeit gehoben wurde; die Ritterorden von Alcantara, Calatrava u. Santiago de Compostella erwarben damals umfangreiche Privilegien. Erst unter Alfons XI. (1324—50) erlangte das Land die Ruhe wieder; auch vernichtete er für immer durch seinen Sieg am Selado die Macht der Araber im südlichen S. Nach seinem Tode aber traten über ein Jahrhundert wieder anarchische Zustände ein. Peter der Grausame (1350—69) wurde von seinem Halbbruder Heinrich von Trastamare besiegt und getödtet. Unter dessen Nachfolgern schmälerten aber wieder Adel und Geistlichkeit die königliche Macht, bis Isabella (1474—1504) den Thron bestieg. Isabella blieb auch nach ihrer Vermählung mit Ferdinand von Aragon unabhängige Regentin ihres Landes; aber beide Gatten waren einig in dem Streben, die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu mindern, und der Kardinal Ximenes war ihnen dabei auf alle Weise behülflich. Das heilige Hermandad (s. d.) wurde zu diesem Zweck neu organisirt und verstärkt. Strenge, vom König ernannte Gerichtshöfe handhabten die Rechtspflege. Ferdinand legte sich auch das Recht bei, die Bischöfe zu ernennen u. erwarb die Großmeisterwürde der drei Ritterorden. Das Hauptmittel aber zu immer größerer Machterwerbung sah er in der Inquisition, durch die er nicht nur Juden und Mauren als Ketzer verfolgen, sondern auch den widerspenstigen Adel und Klerus im Zaume halten ließ. So verbanden sich in S. Königthum und Kirche zur Unterdrückung jeglicher Regung geistiger und politischer Freiheit, eine Verbindung, die ihre verderblichen Nachwirkungen noch jetzt verspüren läßt. Im Jahre 1492 eroberte Ferdinand Granada und vernichtete damit bis auf den letzten Rest die arabische Herrschaft in S. Die Entdeckung Amerika's erhob S. für einige Zeit zur leitenden Weltmacht. Von Ferdinand und Isabellens Kindern blieb nur eine Tochter, Johanna, am Leben, welche mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Philipp, dem Sohne des deutschen Kaisers Maximilian I., in Kastilien 1504 zur Regierung kam. Als aber Philipp jung starb und Johanna wahnsinnig wurde, erklärten die kastilischen Stände Ferdinand zum Vormund seines von ihm zum Universalerben eingesetzten Enkels Karl I., des nachmaligen deutschen Kaisers Karl V. Ferdinand vertrieb die Mauren und Juden, nahezu 3 Millionen gewerbfleißiger Menschen, aus seinen Staaten. Navarra vereinigte er mit seinem Reiche. Nach seinem Tode (1516) übernahm der Kardinal Ximenes die Regentschaft bis zur Majorität des jungen Königs Karl. Im Jahre 1517 trat dieser die Regierung an; außer S. beherrschte er Mailand, Sicilien, Sardinien, die Niederlande, die Franche-Comté und unermeßliche Länder in der neuen Welt, als Kaiser auch Deutschland. Da er aber seinen niederländischen Räthen zu viel Einfluß einräumte u. die Freiheiten des Volks mehrfach verletzte, so bildete sich schon 1519 während seiner Abwesenheit in Deutschland eine Junta in Kastilien unter der Leitung Juans de Padilla, welche die Wahrung der Rechte des Volks zum Zwecke hatte. Allein diese Bewegung wurde durch den Sieg des Adelsheeres bei Villolao (1521) und durch die Hinrichtung Padilla's bald wieder unterdrückt. Während nun im Innern des Reichs alles staatliche Leben mehr u. mehr erlosch, stieg die äußere Macht desselben zu einer noch nicht dagewesenen Höhe. Die 35jährige Verbindung S.s mit Deutschland gereichte aber beiden Ländern nur zum Nachtheil. S.s Blüthe welkte bald wieder dahin. Der Verfall begann mit dem Regierungsantritt Philipps II. (1556 bis 1598). Machtvergrößerung, Vertilgung der Ketzerei und Vernichtung aller Volksrechte waren die Ziele, die er unverwandt im Auge behielt, von denen er aber nur letzteres erreichte. Im Jahre 1580 vereinigte er auf kurze Zeit Portugal mit seiner Monarchie, verlor aber dafür die Niederlande, wie er auch in seinen Kriegen gegen England und die Barbareskenstaaten nicht glücklich war. In S. herrschte unter ihm finsterer Despotismus, der, im Verein mit einer alles geistige Streben argwöhnisch überwachenden u. mittelst der Inquisition unterdrückenden Hierarchie, das Land völligem Ruin entgegenführte. Vergeblich flossen dem Lande ungeheure Reichthümer aus Amerika zu, Philipps nutzlose Kriege und verkehrte Politik zerrütteten S. auch finanziell. Spanische Kunst und Literatur aber feierten ihr goldenes Zeitalter und spanische Sprache und Mode waren tonangebend in Europa, während der Staat mehr und mehr seinem Verfall entgegeneilte. Unter dem thaten- u. kraftlosen Philipp III. (1598—1621) lagen Ackerbau, Gewerbe und Handel völlig darnieder und die Staatseinkünfte wurden schmählich vergeudet. Die Moriskos, von Neuem verfolgt, verließen abermals zu Tausenden das Land. Des Königs Günstling, Graf Lerma, opferte des Landes Wohlfahrt hab- und ehrsüchtigen Zwecken. Unter Philipp IV. (1621—65) nahm der Verfall noch mehr überhand. Von den Jesuiten und dem Herzog von Olivarez, seinem Premierminister, beherrscht, machte er durch unglückliche Kriege und durch Bedrückungen, die Aufstände hervorriefen, den Zustand des Landes immer trauriger, die Flibustier entrissen ihm einen Theil der amerikanischen Kolonien, an Ludwig XIV. von Frankreich verlor er einen Theil der bisher noch spanischen Niederlande, 1628 eroberten die Holländer Brasilien, 1640 ging Portugal wieder verloren. Dem Nationalwohlstande wurde durch die Vertreibung des letzten Restes der Mauren ein empfindlicher Stoß versetzt. Nach dem pyrenäischen Frieden (1659) wurde außer einem Theil der Niederlande Roussillon, Perpignan, Conflans u. Monaco an Frankreich, Dünkirchen und Jamaica an England abgetreten. Unter Philipps IV. Sohn und Nachfolger, dem schwachen Karl II. (1668 bis 1700), sank die Monarchie zu einem völlig ohnmächtigen Staat herab, der schon um 1688 kaum noch 11 Millionen, zu Anfang des 18. Jahrhunderts nur noch 8 Millionen Einwohner zählte. Der kinderlose Karl II. setzte 1700 durch Testament Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, den Enkel Ludwigs XIV. und Urenkel Philipps III., zum Erben ein. So endete nach 126jähriger Regierung das Haus Habsburg-Oesterreich in S.

und das Haus Bourbon trat an seine Stelle. Philipp V. hielt am 14. April 1701 seinen Einzug in Madrid und bald darauf begann der lange und blutige **spanische Erbfolgekrieg**, indem Oesterreich, England und Holland sich verbanden, um den Erzherzog Karl auf S.s Thron zu setzen. Herzog Eugen schlug den General Fremont bei Carpi (7. Juli 1701), den Marschall Villeroi bei Chiari (1. Sept. 1701) und wieder bei Cremona (1. Febr. 1702). Philipp eilte hierauf selbst nach Italien, um dort mit Hülfe des Herzogs von Vendôme die Fortschritte der Verbündeten zu hemmen. In den Schlachten bei S. Vittoria (26. Juli 1702) und bei Luzzara (15. Aug.) zeigte er anerkennenswerthen persönlichen Muth. Aber zur See erlitt er große Verluste. Die vereinigte Flotte der Engländer, deren Königin Anna den Krieg eifrig betrieb, und der Holländer griff in der Bai von Vigo die französisch-spanische Escadre an, machte unsägliche Beute an Silber, Gold und Waaren und verbrannte und versenkte die spanischen Schiffe. In Italien trat der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, auf österreichische Seite, der Kurfürst von Bayern vereinigte sich zwar mit dem Marschall Villars und schlug anfangs die Oesterreicher, als aber Marlborough siegreich aus den Niederlanden vordrang und sich mit dem Prinzen Eugen vereinte, wurde das französisch-bayerische Heer unter Tallard und dem Kurfürsten in der Schlacht bei Höchstädt (13. Aug. 1704) völlig geschlagen. Der englische Admiral Rook überrumpelte das fast unbezwingliche Gibraltar und nahm es für seine Königin in Besitz. In der Seeschlacht bei Malaga erlitt die französische Flotte, wenn auch keine eigentliche Niederlage, doch sehr bedeutende Verluste. Gibraltar konnten die Spanier und Franzosen nicht wieder nehmen, ganz Katalonien aber unterwarf sich dem englischen Feldherrn Lord Peterborough und der Erzherzog Karl wurde hier zum König proklamirt. 30,000 Engländer, Holländer und Portugiesen rückten in Madrid ein, Philipp mußte aus der Hauptstadt entfliehen u. der Erzherzog wurde nun als Karl III. in Madrid zum König eingesetzt. Katalonien, Aragon und Valencia huldigten ihm, während Kastilien Philipp treu blieb. Am 25. April 1707 gewann zwar der Herzog von Oranien bei Almanza einen glänzenden Sieg über die Engländer und Portugiesen; aber Ludwig XIV., von zahlreichen Feinden bedrängt, suchte bald um Frieden nach, erhielt denselben aber nur unter der Bedingung zugesagt, daß er selbst zur Vertreibung seines Enkels aus S. Truppen marschiren lassen sollte. Da griff er von Neuem zu den Waffen. Allein Marlborough und Eugen siegten bei Malplaquet, Philipp verlor zwei Schlachten und mußte seine Hauptstadt zum zweiten Male verlassen, in die wieder Karl III. einzog. Bald darauf jedoch besiegte Vendôme den österreichischen Feldherrn Guido von Starhemberg und bahnte dadurch Philipp wieder den Weg zum spanischen Thron. Da nun nach dem Tode Kaiser Josephs I. die österreichischen Lande nebst der deutschen Kaiserkrone dem Erzherzog Karl zufielen, so zeigte sich England, das die Vergrößerung der Macht des Kaisers durch die Krone von S. nicht wünschte, nunmehr zum Frieden geneigt. Und so kam denn, nachdem Villars noch bei Denain einen Sieg gewonnen hatte, am 22. Mai 1713 der Friede zu Utrecht zu Stande, welcher nach der Eroberung Barcelona's durch Berwick durch den von Rastadt vom 8. März 1714 bestätigt ward. Europa erhielt durch denselben die lang entbehrte Ruhe wieder. Oesterreich erhielt die Niederlande, Mailand und Sardinien, Gibraltar verblieb bei England. Philipp V. kehrte in sein Land zurück u. entriß den Provinzen ihre alten Freiheiten. Der letzte Reichstag ward in Kastilien 1713, in Aragonien 1720 gehalten. Nur Biscaya u. Navarra behielten ihre alten Freiheiten. Dagegen förderte Philipp V. Handel, Gewerbe und Künste, gab weise Gesetze und milderte die Strenge der Inquisition. Nach 45jähriger Regierung starb er 1746. Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem gemüthskranken Ferdinand VI. (1746—59), kehrte die alte Indolenz zurück; aber dessen Bruder, der aufgeklärte Karl III. (1759—88), der von dem Thron der beiden Sicilien auf den S.s gelangte, führte zeitgemäße Reformen und Verbesserungen ein. Ackerbau, Kunstfleiß und Handel wurden befördert, Kolonien in der Sierra Morena angelegt, Heerstraßen und Kanäle gebaut. Die Inquisition wurde beschränkt und die Jesuiten wurden durch die pragmatische Sanktion vom 2. April 1767 aus allen spanischen Ländern mit Verlust ihrer Güter ausgewiesen. Zu seinem Nachtheil war zwar S. durch den 1761 abgeschlossenen bourbonischen Familienvertrag in den englisch-französischen Krieg verwickelt worden; auch waren die Unternehmungen gegen Algier 1778 und die Angriffe auf Gibraltar mißlungen. Allein die innere Verwaltung, an deren Spitze tüchtige Männer standen, hatte ihren geordneten Fortgang, so daß S. 1788 wieder 10,280,000 Einwohner zählte. Unter Karls III. Sohn und Nachfolger, Karl IV. (1788—1808), machte sich der Fortschritt zum Besseren anfangs auch noch bemerklich. Aber Godoy, Herzog von Alcudia, des Königs einflußreicher Günstling, brachte das Land bald ins Verderben. In dem Separatfrieden von Basel (22. Juli 1795) mit der französischen Republik verlor S. Hayti. Das hierauf mit Frankreich geschlossene Schutz- und Trutzbündniß von San Ildefonso (1796) verwickelte das Land in Krieg mit England, der im Frieden von Amiens (1802) den Verlust von Trinidad zur Folge hatte. Im Jahre 1804 wurde das schwer heimgesuchte, mit Schulden belastete Land in einen neuen Seekrieg mit England verwickelt u. sah bei Trafalgar (21. Okt. 1805) seine Seemacht völlig vernichtet. Napoleon, der dem Friedensfürsten Godoy nicht recht traute, versetzte spanische Truppen nach Dänemark und Toskana u. nöthigte Godoy zu dem Vertrag von Fontainebleau (27. Oktober 1807), in Folge dessen französische Truppen in S. einrückten. Haupt der Gegner Godoy's war der Prinz Ferdinand von Asturien, der sich ebenfalls um Napoleons Protektion bewarb, aber auf Betrieb der Königin und ihres Günstlings Godoy verhaftet wurde. Napoleon glaubte jetzt, die uneinige königliche Familie leicht beseitigen zu können, bemächtigte sich der spanischen Küsten und ließ Truppen bis in die Nähe von Madrid vorrücken. Der königlichen Familie wurde der Rath gegeben, sich nach Mexiko zurückzuziehen. Allein das Volk

verhinderte die Abreise, eine Insurrektion, der sich am 18. März 1808 auch die königlichen Garden anschlossen, stürzte den Friedensfürsten und bewog den König, den 19. März zu Gunsten des Prinzen von Asturien abzudanken. Bereits am 24. März hielt dieser als Ferdinand VII. seinen Einzug in Madrid; aber nun widerrief Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon seine Thronentsagung als erzwungen. Letzterer, die Rolle eines Vermittlers übernehmend, ließ Ferdinand nach Bayonne kommen und eröffnete ihm hier, die Familie der Bourbons müsse den Thron von S. aufgeben. Bereits am 5. und 6. Mai 1808 wurde denn auch von den schwachen, unter sich uneinigen spanischen Fürsten eine förmliche Cession unterzeichnet, worauf Joseph, König von Neapel, Napoleons Bruder, von diesem am 6. Juli im Beisein einer Junta von spanischen und amerikanischen Abgeordneten zu Bayonne zum König von S. ernannt wurde. Nachdem die Junta am 7. Juli die neu entworfene Verfassung beschworen hatte, hielt Joseph am 20. Juli seinen Einzug in Madrid. Karl IV. ließ sich mit dem jüngsten seiner Söhne anfangs in Compiegne, dann in Rom nieder, Ferdinand mit den beiden Infanten Don Carlos und Don Antonio in Valençay. Wenn nun aber Napoleon auch die königliche Familie auf diese Weise leicht beseitigt hatte, so stieß er doch bei der Nation auf unerwartete Hindernisse. Dieselbe fühlte tief die ihr zugefügte Schmach und erhob sich zu einer fast beispiellosen Widerstandskraft. Edle und unedle Elemente, Nationalstolz und wilder Fremdenhaß, patriotische Begeisterung und religiöser Fanatismus wirkten dabei mit. Bereits am 2. Mai, bei der ersten Kunde von Ferdinands Entführung nach Bayonne, war in Madrid ein furchtbarer Volksaufstand ausgebrochen, den die Franzosen erst nach vielem Blutvergießen zu unterdrücken vermochten. Aber nun griff der Aufstand auch in den Provinzen um sich. Asturien zuerst, dann die nächsten übrigen Provinzen griffen zu den Waffen. Es bildeten sich Provinzialjuntaen, die Guerrilla's bewaffneten sich in den Gebirgen, und alle Anhänger der Franzosen wurden für Feinde des Vaterlandes erklärt. Der Rückzug der Franzosen, die Umzingelung und Kapitulation Duponts bei Baylen (20. Juli 1808), die tapfere Vertheidigung Saragossa's und die Räumung Madrids durch Joseph vermehrten die allgemeine Begeisterung. Zugleich war Wellesley mit einem englischen Corps in Portugal gelandet und hatte die Franzosen zum Abzug gezwungen. In S. zwar behaupteten die Franzosen auf offenem Felde die Oberhand; sie siegten bei Medina del Rio Secco, bei Gamoral, Espinosa und Tudela, und Joseph zog am 1. December wieder in Madrid ein. Allein nun nahm der Krieg immer mehr den Charakter des furchtbarsten Volkskampfes an. Die Siege der Franzosen bei Coruña (16. Jan. 1809) und bei Medellin (28. Mai) führten keine Entscheidung herbei. König Joseph fing an, an der Festigkeit seines Throns zu verzweifeln. Portugal vermochten die Franzosen nicht wieder zu erobern, auch gelang es ihnen nicht, nach Cadix vorzudringen. Am 27. und 28. Juli siegte Wellington bei Talavera; doch mußten sich die Engländer, da neue französische Truppen heranzogen, wieder nach Portugal zurückziehen, und der spanische General Vanegas wurde bei Almonacid (11. Aug.) geschlagen; der englische General Wilson unterlag in den Engpässen bei Baros Ney gegenüber und Madrid ward gerettet. Allein diese Erfolge der Franzosen steigerten nur die fanatische Erbitterung der Spanier.

Die Centraljunta in Sevilla berief außerordentliche Cortes und ernannte eine Regentschaft. Aregaza drang mit 55,000 Mann über Toledo bis nach Ocaña, ward aber hier von Mortier (18. November 1809) gänzlich geschlagen. Dagegen thaten die Guerrillas unter ihren Führern Empecinado, Couvillas, Mina u. A. den Franzosen in Altkastilien, Aragonien, Navarra und Biscaya manchen Abbruch, wiewohl sie das Vordringen derselben im Süden nicht zu hindern vermochten. Im Februar 1810 waren die Franzosen Herren von Andalusien, Joseph zog in Sevilla ein, die Centraljunta war nach Cadix entflohen. Dieser Stadt vermochten sich die Franzosen zwar nicht zu bemächtigen; aber Masséna drang nach der Einnahme von Ciudad Rodrigo und Almeida im August in Portugal ein, wo er sich jedoch nur bis zum März 1811 behauptete. In demselben Jahre eroberte Suchet Tortosa und Tarragona, Soult die Grenzfestungen gegen Portugal, und Victor schlug ein englisches Corps unter Graham bei Chiclana (3. März). Im Jan. 1812 bemächtigte sich Suchet Valencia's. Dagegen eroberte Wellington im Januar 1812 Ciudad Rodrigo und am 7. April Badajoz und schlug die Franzosen unter Marmont bei Salamanca (22. Juli), worauf Joseph Madrid abermals verlassen und auch die Belagerung von Cadix aufgegeben werden mußte. Zwar mußte sich Wellington vor der Uebermacht der bedeutend verstärkten Franzosen wieder nach der portugiesischen Grenze zurückziehen, u. Madrid ward wieder von den Franzosen besetzt; aber Napoleons I. Niederlage in Rußland veränderte auch die Lage der Dinge in S. Soult ward zu Anfang des Jahres 1813 abberufen; Suchet räumte Valencia im Juli; schon am 27. Mai hatte Joseph Madrid wieder verlassen und sich mit der französischen Armee gegen Vittoria zurückgezogen. Hier wurde dieselbe von Wellington am 21. Juni gänzlich geschlagen. Die Franzosen zogen sich über die Pyrenäen zurück und Wellington rückte am 9. Juli in Frankreich ein. Aber Soult stellte dem Feinde bald wieder eine ansehnliche Macht entgegen, konnte jedoch nicht verhindern, daß Wellington am 31. August San Sebastian erstürmte. Als derselbe hierauf die Bidassoa überschritten, Pampelona eingenommen hatte und am 10. Nov. die französische Heereslinie an der Nivelle angriff, zog sich Soult nach Bayonne zurück. Bei Orthes von Wellington geschlagen (27. Februar 1814), nahm er bei Toulouse eine Stellung, wurde aber hier abermals von Wellington am 10. April 1814 besiegt. S.s Unabhängigkeit war nun gerettet. Die spanische Regentschaft, von England und Rußland anerkannt, hatte inzwischen die von den Cortes am 18. März 1812 entworfene neue Verfassung beschworen. Der am 13. December 1813 abgeschlossene Vertrag Napoleons I. mit Ferdinand VII. wurde von der spanischen Regierung nicht angenommen. Die

Cortes, die bereits am 15. Januar 1814 wieder in der Hauptstadt tagten, erließen am 3. Februar 1814 eine Einladung an Ferdinand VII., wonach dieser sich unverzüglich nach Madrid begeben und die Aufrechthaltung der Konstitution beschwören sollte. Ferdinand kam am 24. März in Gerona an. Nachdem er hier und dann in Saragossa verweilt hatte, kam er in Valencia mit dem Präsidenten der Regentschaft, dem Kardinal von Bourbon, seinem Oheim, zusammen, der ihm im Namen der Nation die Krone zurückgab, ohne ihn jedoch für die Verfassung der Cortes gewinnen zu können. Der General Elio trat mit einem Heere von 40,000 Mann auf die Seite des Königs, und 69 ehemalige Cortes überreichten unter seinem Schutze dem König eine Adresse, worin sie ihn ersuchten, die Verfassung nicht zu unterzeichnen und die Cortes aufzulösen. Wirklich verwarf Ferdinand von Valencia aus in einer Kundmachung vom 4. Mai 1814 die Konstitution und versprach Alles wieder in den früheren Stand zu setzen. Schon am 10. und 11. Mai wurden die Cortes durch Truppen auseinander gejagt und am 14. Mai 1814 zog der Monarch in Madrid ein unter dem Jubel des Volks, das über die von den Cortes neu eingeführte Steuer mißvergnügt war. Sofort wurden alle hervorragenden Liberalen verfolgt, die ausgezeichnetsten Männer standen auf der Proskriptionsliste und mußten in den Kerker wandern. Alle Papiere der Cortes und der Regentschaft wurden in Beschlag genommen. Zwar hatte der König in einem Manifeste (24. Mai) der Nation eine Verfassung in Aussicht gestellt; aber dies Versprechen blieb nicht nur unerfüllt, sondern es erfolgten auch die reaktionärsten Maßregeln. Jesuiten, Klöster und Inquisition wurden restituirt. Die geheime Polizei trieb ihr furchtbares Spiel und viele Patrioten retteten sich nur durch schnelle Flucht ins Ausland. Der Graf Toreno, Florez Estrada und Mina wurden abwesend zum Tode verurtheilt, Agustin Arguelles, der redliche Volksfreund Martinez de la Rosa, Calatrava u. A. in die Gefängnisse von Ceuta und Peniscola geworfen, aufgeklärte Geistliche mußten in den Bußgewölben einsamer Klöster schmachten und mehre ausgezeichnete Generäle hinter den Mauern fester Citadellen. Alle Offiziere bis zum Kapitän herab, welche Joseph gedient hatten, wurden trotz der ihnen verheißenen Amnestie mit Weib und Kind auf Lebenszeit verbannt, ebenso die Civilbeamten vom Staatsrath bis zum Kriegskommissär herab, so daß 1819 über 6000 Spanier in der Verbannung lebten und die Zahl aller ihrer bürgerlichen Rechte für verlustig erklärten, gefangenen oder vertriebenen Spanier sich auf 12,000 belief. Die Generäle Porlier und Lascy, die für eine Verfassung mit Volksvertretung ihre Stimme erhoben, büßten auf dem Blutgerüste. Guerrillas bildeten sich nun wieder hier und da. Auch das Volk wurde einer Regierung, unter der Verwirrung und Elend überhandnahm, abgeneigt. Servile und Liberale standen in den höheren Volksklassen einander feindlich gegenüber. In den Jahren 1814—19 lösten 25 Ministerien einander ab. Der König schenkte sein Vertrauen vorzugsweise dem Pater Cyrillo und dem Beichtvater Bencomo, denen auch der einsichtsvolle Finanzminister Garay weichen mußte. Während so im Inneren finsterer Despotismus herrschte, hatte die Regierung nach Außen kein Glück. Zwar erhielt S. durch den pariser Frieden von 1814 den an Frankreich abgetretenen Theil von San Domingo zurück; aber beide Florida's wurden in Folge eines mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossenen Traktats am 22. Februar 1819 für 5 Millionen Dollars an diese abgetreten. Die Rüstungen gegen die abgefallenen amerikanischen Kolonien gingen nur langsam von Statten und hatten keinen Erfolg. Die Kriegsflotte blieb in tiefem Verfall. Die Kaper der Insurgenten nahmen angesichts der spanischen Küste Handelsschiffe weg. Als nun Truppen nach Amerika eingeschifft werden sollten, brach plötzlich der von einer großen Zahl Mißvergnügter besonders im Heere schon vorher verabredete und auf den 1. Mai 1820 festgesetzte Aufstand aus. Vier Bataillone unter dem Oberstlieutenant Don Raphael Riego proklamirten am 1. Januar 1820 zu San Juan die Verfassung von 1812, bemächtigten sich zweier Forts, sowie der Stadt Isla de Leon und eroberten La Caracca. Bald zählte das Heer der Insurgenten 9000 Mann. Der Ingenieuroberst Quiroga trat an die Spitze desselben und verlangte vom König die Annahme der Verfassung. In Isla de Leon wurde eine provisorische Regierungsjunta errichtet und ein Aufruf an das spanische Volk erlassen. Riego zog in Andalusien umher, die Verfassung proklamirend, für die sich bald die nächsten Städte erklärten. Don Pedro Agar übernahm den Vorsitz in der Junta von Galicien; in Murcia ward am 29. Februar die Verfassung verkündigt, das Volk zerstörte den Palast der Inquisition. Gleichzeitig erhob sich die kantabrische Küste, darauf Aragon. In Navarra pflanzte Mina die Fahne des Nationalheers auf; in Pampelona setzte der Vicekönig Espeleta die Verfassung in Kraft. Madrid selbst gerieth in Bewegung. Als nun auch der General O'Donnell in Ocaña am 4. März die Verfassung ausrief und sich mit Riego vereinigte, als selbst General Freyre zum Nationalheere überging, verhieß der erschrockene König in einem Dekret vom 1. März schleunigste Abstellung aller Mißbräuche in der Staatsverwaltung und berief am 6. März die alten Cortes ein. Aber das Volk verlangte mit lautem Geschrei die Verfassung von 1812; da gab der König nach u. versprach durch Dekret vom 7. März die Verfassung zu beschwören. An demselben Tage ward eine allgemeine Amnestie für die wegen politischer Vergehen Verhafteten und Verbannten erlassen, und das Volk öffnete die Kerker der Inquisition. Am 9. März beschwor der König in die Hände einer errichteten provisorischen Junta die Konstitution und wiederholte auf dem Balkon des königlichen Palastes vor einer ungeheuren Volksmenge seinen Eid. In den Provinzen wurden Nationalgarden errichtet. Am 9. Juli 1820 eröffneten 233 Abgeordnete die erste Versammlung der Cortes. Espiga, Erzbischof von Sevilla, empfing als Präsident den Eid des Königs; General Quiroga wurde Vicepräsident. Ocoño und Toreno, zwei würdige, unlängst der Tortur der Inquisition entrissene Männer, wurden Minister. Die Inquisition war bereits durch Dekret

vom 9. März 1820 abgeschafft worden. In Valencia allein waren 1400 unglückliche Gefangene aus den finsteren Kerkern des Inquisitionsgebäudes an das Licht der Sonne hervorgezogen worden. Auch die Freiheit der Presse ward geregelt und die konstitutionellen Gerichtshöfe wurden durch Dekret vom 20. März wiederhergestellt. Majorate und Fideikommisse wurden aufgehoben, ebenso die Klöster, mit Ausnahme von 14. Auch eine Besteuerung der Geistlichkeit wurde angeordnet. Man rechnete damals, ohne die Nonnen, in S. 148,290 Geistliche aller Art, deren Güter einen Werth von 18 Milliarden 750 Millionen Realen betrugen. Endlich mußte der König in die Entlassung und Verbannung seiner Günstlinge willigen. Ein geheimer Groll schien seitdem in seinem Innern rege zu werden.

Nicht mit allen Schritten der Cortes war das Volk einverstanden, zumal sich der materielle Zustand zunächst nicht besserte und eine extreme Partei der Regierung und den Cortes selbst über den Kopf zu wachsen drohte. Schon bildeten sich Guerrillasbanden u. an der portugiesischen Grenze trat eine sogenannte „apostolische Junta" mit der ausgesprochenen Absicht auf, die absolute Königsgewalt, die mönchischen oder feudalen Institutionen wieder herzustellen. Bei der Eröffnung der zweiten Cortesversammlung am 1. März 1821 beschwerte sich der König selbst bitter über das Umsichgreifen des demokratischen Geistes. Am 15. April 1821 erklärten die Cortes in Folge eines Volksaufstandes ganz S. in Belagerungszustand. Der aus Amerika zurückgekehrte General Morillo wurde an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt. Am 21. September 1821 berief der König die außerordentlichen Cortes, die jedoch den inneren Frieden nicht herzustellen vermochten. Die Einführung einer direkten Steuer und der Verkauf der Nationalgüter halfen der Noth nicht ab; die Unterhandlungen mit den Kolonien hatten auch nicht den erwünschten Fortgang; letztere befestigten sich vielmehr in ihrer Unabhängigkeit. Während von der einen Seite die sogenannten Exaltados oder Descamisados, die Sansculotten jener Zeit, wegen der erlassenen Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse und der Klubs gegen die Regierung aufgebracht waren, drohte ihr auf der anderen Seite die rührige Agitation der sogenannten apostolischen Partei. In der dritten Sitzung der ordentlichen Cortes, vom 1. März 1823 bis 30. Juni 1824, hatte anfangs die gemäßigt-liberale Partei das Uebergewicht, und unter dem Minister des Auswärtigen Martinez de la Rosa schien die Ruhe und Ordnung im Innern allmählig wiederzukehren. Aber nun wurde der Friede von Außen her gestört. Schon früher hatte Frankreich an der Grenze unter dem Namen eines Gesundheitskordons eine Beobachtungsarmee aufgestellt und damit der apostolischen Partei einen Stützpunkt gegeben. Zwar wurden einzelne Banden der sogenannten Glaubenssoldaten überwältigt und zerstreut, und auch ein Versuch derselben Partei, durch die Garden den König aus seinem Palaste zu entführen (7. Juli 1821), scheiterte völlig. Aber im Norden, namentlich in Katalonien, Navarra und Biscaya, setzten die apostolischen Glaubensschaaren ihren Kampf gegen die Regierung fort. In Katalonien setzten die Anhänger des absoluten Systems in Seu de Urgel eine Regentschaft ein, die im Namen des „gefangenen" Königs Ferdinand VII. Alles in S. so wiederherstellen wollte, wie es vor dem 7. März 1820 bestanden hatte. Mina und andere konstitutionelle Generäle nöthigten jedoch diese Regentschaft, mit den Trümmern der geschlagenen Truppen des Glaubensheeres sich nach Frankreich zu flüchten (November 1822). Bei dieser Lage der Dinge hatte Ferdinand die außerordentlichen Cortes einberufen, die sich vom 7. Oktober 1822 bis zum 19. Februar 1823 hauptsächlich mit der Ausrüstung von Streitkräften oder auswärtigen Angelegenheiten beschäftigten. Mit dem römischen Stuhle war es bereits zu einem Bruch gekommen. Frankreich, das schon bisher der Glaubenspartei manchen Vorschub geleistet, sprach sich auf dem Kongreß zu Verona, der hauptsächlich wegen der spanischen Verhältnisse zusammengetreten war, im November 1822 für eine bewaffnete Intervention in S. aus. Die Höfe des Ostens stimmten ihm bei. Vergeblich suchte Großbritannien zu vermitteln. Die Gesandten von Frankreich, Oesterreich, Rußland und Preußen verließen am 9. Jan. 1823 den spanischen Hof, nachdem die geforderte Verfassungsänderung und Herstellung der königlichen Souveränetät von der spanischen Regierung und den Cortes verweigert worden war.

Gegen 100,000 Mann Franzosen, verbunden mit den beinahe 30,000 Mann starken Glaubenssoldaten, hatten sich mittlerweile bei Perpignan und Bayonne versammelt. Am 2. April erließ der Herzog von Angoulème als Oberbefehlshaber des französischen Invasionsheeres einen Aufruf an die spanische Nation, worin er erklärte, daß die Franzosen nur als Freunde kämen, um S. von der Revolution zu befreien. Am 7. April 1823 überschritt er mit seinem Heere die Bidassoa. Ende April rückte auch der Marschall Moncey in Katalonien ein, während die Glaubensarmee unter Quesada ebenfalls vordrang. Die Spanier leisteten nur in kleinen Gefechten einigen Widerstand; ihre Streitkräfte waren schlecht organisirt. Zu einem nationalen Kampfe, wie er 1808—12 geführt worden, fehlten die erforderlichen Elemente, die Erschlaffung der durch Parteigeist zerrissenen Nation war unverkennbar, die frühere Begeisterung für Freiheit und Verfassung verschwunden. Am 1. März waren die vierten ordentlichen Cortes eröffnet worden. Der König begab sich mit denselben nach Sevilla (11. April). Am 23. April hielten die Cortes daselbst die erste Sitzung. An demselben Tage erklärte der König den Krieg an Frankreich. Allein die Mittel zu energischer Führung desselben fehlten, die Aushebung von 30,000 Rekruten ging nur langsam oder gar nicht von Statten. Ohne die Besatzungen von 25,000 Mann hatte die Regierung 4 Armeecorps aufgestellt. Das erste von 20,000 Mann unter Ballesteros zog sich vor den Franzosen hinter den Ebro, das zweite, gleich starke unter Mina sollte Katalonien vertheidigen, das dritte von 18,000 Mann unter O'Donnell stand bei Madrid, das vierte von 10,000 Mann unter Morillo in Galicien und Asturien. Ballesteros zog sich nach einem unglücklichen Gefecht bei Lo-

grosso nach Valencia zurück. Bereits am 17. April nahm der Herzog von Angoulême sein Hauptquartier in Vittoria. Mina wurde vom Grafen Molitor in Katalonien abgeschnitten. Am 20. Mai besetzte Moncey Gerona, und bald waren Oberkatalonien, Biscaya, Aragonien, Kastilien und Asturien in den Händen der Franzosen. Nur in Unterkatalonien unterhielt Mina noch einen lebhaften Guerrillakrieg. Schon am 24. Mai zog der Herzog von Angoulême unter dem Jubel des Volks in Madrid ein. Eine von ihm eingesetzte Regentschaft begann sofort das Werk der Restauration. Der Krieg neigte sich rasch seinem Ende zu. Die Cortes in Sevilla versuchten zwar einen allgemeinen Guerrillakrieg zu entzünden, aber ihre durch Geldmangel erzwungenen Beschlüsse der Einziehung des Vermögens aller Spanier der Gegenpartei und eines gezwungenen Anlehens von 200 Millionen Realen, sowie die Ausprägung alles entbehrlichen Kirchensilbers regten den Volkshaß nur noch mehr gegen sie auf. Am 12. Juni reiste Ferdinand, von den Cortes gedrängt, von Sevilla ab und traf am 15. Juni in Cadix mit denselben ein. Hier setzten diese am 18. Juni ihre Sitzung fort, wurden aber von der königlichen Regentschaft in Madrid an demselben Tage für Hochverräther erklärt. Um diese Zeit unterhandelte Morillo in Galicien mit dem französischen General Bourck und unterwarf sich der Regentschaft in Madrid gegen das Versprechen der Amnestie. Quiroga schiffte sich nach Cadix ein. Die übrigen Untergeneräle folgten dem Beispiel Morillo's. Nur Mina führte noch mit 6900 Mann den Gebirgskrieg in Katalonien mit großem Geschick fort. Sarsfield dagegen unterwarf sich dem Marschall Moncey, und Ballesteros, am 28. Juli bei Campillo geschlagen, kapitulirte am 4. August mit Molitor. So gewannen die überspannten Royalisten (Manalos) fast überall die Oberhand, die nun ihrerseits die Liberalen auf das rücksichtsloseste verfolgten. Cadix, ihr letzter Zufluchtsort, ward von den Franzosen zu Wasser und zu Land eingeschlossen. Am 31. August erstürmten sie das Außenfort Trocadero, und nun übertrugen die am 6. Sept. berufenen außerordentlichen Cortes der Vertheidigungsjunta eine fast unbeschränkte Gewalt. Am 23. Sept. wurde Cadix bombardirt und theilweise in Brand gesteckt. Dem drohenden allgemeinen Sturm kamen die Cortes am 28. Sept. durch den Beschluß zuvor, dem König die absolute Gewalt wieder zu übergeben und ihn zu bitten, im französischen Lager günstige Bedingungen für sein Volk auszuwirken. Hierauf lösten sich die Cortes auf. Am 1. Okt. 1823 erschien der König, nachdem er durch neue Proklamationen das Volk in Cadix beruhigt hatte, im französischen Hauptquartier zu Puerto-Santa-Maria. Am 3. und 4. Okt. besetzten die Franzosen Cadix, von wo alle Kompromittirten, über 600 Köpfe stark, nach Gibraltar, England und Amerika entwichen. Des Königs erste Regierungshandlung war eine Proklamation, worin er alle Akte der konstitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Okt. 1823, „indem er während dieses Zeitraums seiner Freiheit beraubt gewesen sei", für null und nichtig erklärte, alle Beschlüsse der madrider Regentschaft genehmigte, den Herzog von Infantado zum Oberbefehlshaber der Armee und seinen gewesenen Beichtvater Victor Saez zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Nachdem er vom 5. bis 22. Okt. in Sevilla verweilt hatte, hielt er am 13. Nov. seinen feierlichen Einzug in Madrid. Die furchtbarste Reaktion ward eingeleitet. Mina, der in Katalonien den Krieg noch bis zum November fortgeführt, ging nach England. Riego, der am 25. Okt. gefangen worden war, wurde den 7. Nov. als Hochverräther gehängt. Mißliebige Geistliche wurden in Klöster von der strengsten Observanz eingesperrt; die Jesuiten erhielten alle Lehrkanzeln eingeräumt und selbst die Gebäude der Inquisition wurden wieder hergestellt. Gegen die Liberalen wurden ungestraft die abscheulichsten Excesse verübt. Vergebens hatte der Herzog von Angoulême zur Mäßigung gerathen, er verließ S. im November. Am 2. Dec. wurde zwar das Ministerium im gemäßigten Sinne geändert u. der Graf Ofalia an die Spitze gestellt; allein die priesterlich-absolutistische Partei behauptete doch ihren Einfluß. Der Kredit war gänzlich erschüttert, die Staatskasse leer, neue Steuern wurden nothwendig. Um die Ruhe zu erhalten, blieben 45,000 Mann Franzosen unter Bourmont im Lande. Am 1. Mai 1829 wurde ein Amnestiedekret erlassen, das aber den Verfolgungen der Liberalen keinen wesentlichen Einhalt that. Auch ward das gemäßigte Ministerium Ofalia bald wieder verdrängt, indem Zea-Bermudez an dessen Stelle trat. Ein Dekret vom 2. Aug. befahl allen gewesenen Freimaurern und Mitgliedern anderer geheimen Verbindungen, sich selbst anzuzeigen, wenn sie nicht als Hochverräther angesehen sein wollten. Durch eine Ordonnanz vom Ende Okt. 1824 wurde das Recht der Gemeinden, sich selbst ihre Vorsteher zu wählen, aufgehoben. Der Parteigeist rief selbst im Ministerium, am Hofe und in der königlichen Familie Spaltungen hervor. Die apostolische Junta war selbst dem König, weil er ihrer Meinung nach noch nicht streng genug verfuhr oder dem französischen Einflusse zu sehr nachgab, anstößig. Es bildete sich in diesem Kreise eine Partei, die auf die Erhebung seines Bruders Don Carlos, den man als blindes Werkzeug der apostolischen Faktion kannte, hinarbeitete. Am 10. Dec. schloß die Regierung einen neuen Vertrag ab, wonach 22,000 Franzosen noch ferner im Lande verbleiben sollten. Ordnung und Ruhe aber kehrten noch immer nicht zurück. Der Geldmangel in den öffentlichen Kassen nahm so überhand, daß 1825 die Staatsbeamten nicht einmal einen Theil ihrer monatlichen Besoldung erhalten konnten. Schon Ende 1824 hatte das Deficit in den Finanzen an 590 Millionen Realen betragen. Um die von Ultraabsolutisten verbreitete Beschuldigung zu widerlegen, daß die Regierung selbst aus Freimaurern oder Negros bestehe, wurde der Guerrillashäuptling General Don Juan Martin (Empecinado) hingerichtet. Gleiches Schicksal hatten am 9. September sieben in Granada entdeckte Freimaurer. Der apostolischen Partei war die Regierung indeß immer noch viel zu gemäßigt. Sie setzte das Gerücht in Umlauf, der König wolle zu Gunsten seines Bruders Don Carlos abdanken. General Bessières

stellte sich an die Spitze eines bewaffneten Haufens, um Karl V. als König zu proklamiren. Aber vom General d'Espagna geschlagen und gefangen, wurde er am 26. August 1825 zu Molina d'Aragon erschossen. Auch General Capape, der Aragonien zu Gunsten Karls V. insurgiren wollte, wurde zum Tode verurtheilt. Der Minister Zea-Bermudez, der eine allgemeine Amnestie u. andere zeitgemäße Maßregeln anzuordnen unternahm, wurde am 24. Okt. 1825 entlassen und durch den Herzog von Infantado ersetzt. Allein auch dieser, der Lauheit beschuldigt, sah sich schon am 18. August 1826 genöthigt wieder abzutreten, worauf der Ritter Salmon, von Zambrano als Kriegs- und von Ballesteros als Finanzminister unterstützt, an seine Stelle trat. Von seinen überseeischen Kolonien besaß S. nur noch Cuba und Portorico, das von Peru getrennte Callao und die Philippinen. Die Auswanderung der Reichen entzog dem Lande viel Geldmittel, dazu kamen Mißwachs und Theuerung. Als der Dey von Algier des nicht bezahlten Tributs wegen spanische Fahrzeuge kapern und die spanischen Küsten plündern ließ, konnte S. aus Geldmangel solche Schmach nicht einmal rächen. Im Jahre 1827 räumten die Franzosen die spanischen Festungen, 1828 auch Cadix. Im August 1827 fand in Katalonien abermals eine karlistische Schilderhebung Statt. Das Heer der Aufrührer wuchs schnell bis auf 14,000 Mann an. Der König selbst begab sich am 24. Sept. in die Provinzen zur Unterdrückung des Aufruhrs, die auch nach einigen Gefechten bewirkt wurde. Mehre hundert Insurgenten wurden hingerichtet, andere nach Ceuta deportirt, Tausende flüchteten in die Gebirge oder über die französische Grenze. Im August 1828 kehrte der König nach Madrid zurück. Die Finanznoth war jetzt größer als je. Die Staatsschuld war bis auf 400 Millionen Thaler gestiegen. Dabei drangen England und Frankreich auf Bezahlung ihrer Forderungen. Im Jahre 1828 gestattete die Regierung nothgedrungen auch den spanischen Handel nach den insurgirten Provinzen Amerika's, wenn auch nur unter fremder Flagge. Zur Förderung des Handels wurde Cadix zum Freihafen erklärt (27. Februar 1829). Am 10. December 1829 vermählte sich der an Geist und Körper schwache Ferdinand VII. nach drei kinderlosen Ehen mit der Prinzessin Maria Christine von Neapel, auf deren Antrieb er bereits am 29. März 1830 eine pragmatische Sanktion erließ, wonach, mit Aufhebung des salischen Gesetzes des Hauses Bourbon, aber im Einklang mit den altkastilianischen Rechten und mit der schon 1789 von Karl IV. geordneten Succession, auch der weiblichen Nachkommenschaft die Thronfolge gesichert ward. Bald darauf (10. Okt. 1830) gebar die Königin eine Tochter, Isabella, die sofort zur Prinzessin von Asturien und zur Kronerbin erklärt wurde. Eine von den Karlisten angezettelte Verschwörung gegen das Leben des Königs und der Königin wurde entdeckt u. vereitelt. Allgemeines Mißvergnügen erregte die Einführung eines neuen Finanz- und Steuersystems. Die dadurch veranlaßte Gährung in den Gemüthern wurde durch die französische Julirevolution von 1830 bedeutend verstärkt. Hie und da brachen Unruhen aus. Eine von spanischen Ausgewanderten zur Herstellung der konstitutionellen Regierung gegründete Junta, die von den amerikanischen Republiken mit Geld unterstützt wurde, sandte um die Mitte Oktober von der französischen Grenze aus bewaffnete Haufen Konstitutionellgesinnter, die von Mina u. A. geführt wurden, über die Pyrenäen. Doch wurden dieselben von den Generälen Juanito, Santos-Ladron und Espagna bald wieder zurückgetrieben. Auch der Landungsversuch des ehemaligen Kriegsministers Torrijo bei Malaga am 1. Dec. 1831 scheiterte. Torrijo wurde gefangen und erschossen. Im Sept. 1832 bewog zwar die absolutistische Partei den schwer erkrankten König zum Widerruf seiner pragmatischen Sanktion; allein bald darauf erklärte er diesen Widerruf für ungültig, bestätigte die pragmatische Sanktion und übergab der Königin die Regentschaft (Oktober). Nachdem am 20. Juni 1833 die nach Madrid berufenen Cortes Isabella als Thronerbin den Eid der Treue geleistet und die Miliz der königlichen Freiwilligen aufgelöst worden war, erkrankte der König gefährlich u. starb am 29. Sept. 1833. Die Königin Maria Christine, welche unter Mitwirkung eines noch vom König gebildeten Regentschaftsraths die Regierung übernommen hatte, sah sich genöthigt, gegenüber den Ansprüchen ihres Schwagers Don Carlos, der schon am 29. April 1833 gegen alle seine Ansprüche verletzenden Successionsakte feierlich protestirt hatte, sich mehr und mehr auf die Seite der Liberalen zu stützen. Die ganze Nation spaltete sich nun in zwei feindliche Lager. Das Königthum, unantastbar in Wesen und Form, wurde das Feldgeschrei der Einen, der Karlisten, die Freiheit und Verfassung das Losungswort der Anderen, der Christinos. Zu der karlistischen Partei gehörte hauptsächlich die Bevölkerung des platten Landes und der kleineren Städte in Navarra und den baskischen Provinzen, welche ihre aus uralten Zeiten stammenden besonderen Freiheiten gegen die mit Gleichmachung sie bedrohende Partei der Konstitutionellen zu behaupten suchte. So entstand eine Verbindung heterogener Elemente, die von vorn herein den Keim der Auflösung in sich trug. Zur liberalen Partei hielt die gebildetere Mittelklasse, die Mehrheit der Bürger aller größeren Städte, zumal der Seestädte. Ihr schlossen sich ferner an die in Folge der von der Regentin erlassenen Amnestien zurückgekehrten Spanier (etwa 50,000 an der Zahl). Auch einflußreiche Mitglieder des Beamtenstandes, sowie endlich das Heer hielt es mit den Christinos. Die Regentin hatte sämmtliche Güter des Don Carlos mit Beschlag belegt. Don Carlos ließ sich in einem Manifest als Karl V. zum König proklamiren. Bilbao und Vittoria waren von seiner Partei bereits im Okt. 1833 besetzt. Zwar nahmen die Generäle der Regentin diese Städte wieder; aber die Karlisten verstärkten sich bald und die Erhebung nahm unter trefflichen Führern, wie Zumalacarreguy, Javala, Merino u. A., denselben Charakter an wie einst der Befreiungskampf gegen die Franzosen. Im Gebirgskrieg errangen die Insurgenten, zumal unter Zumalacarreguy in Biscaya, zum Theil bedeutende Erfolge. Um sich nun der Liberalen in dem schweren

Kampfe gegen jene als Verbündeter zu versichern, entließ die Regentin am 16. Jan. 1834 Zea-Bermudez, den Vertreter eines gemäßigten Absolutismus, an dessen Stelle Martinez de la Rosa trat. Durch das Estatuto real vom 15. April wurde eine beschränkte konstitutionelle Verfassung mit zwei Kammern angeordnet. Auch schloß S. am 22. April mit England, Frankreich u. Portugal eine Quadrupelallianz, zunächst zur Aufrechthaltung des Konstitutionalismus den absolutistischen Bestrebungen des Don Carlos und des Dom Miguel in Portugal gegenüber. Letzterer wurde denn auch aus Portugal vertrieben und Don Carlos schiffte sich nach England ein, erschien jedoch schon im Juli von Neuem in Navarra und fand nun auch in Katalonien Anhang. Am 17. und 18. Juli kam es darüber in Madrid zu Pöbelexcessen gegen Mönche und Klöster. Die Regierung hob in Folge davon die Inquisition auf und verbannte die Jesuiten. Die auf den 23. Juli neu einberufenen Cortes genehmigten ein Dekret, welches Don Carlos und seine gesammte Descendenz vom Thron ausschloß. Aber in Biscaya behaupteten die Karlisten das Uebergewicht gegen die christinischen Generäle Mina und Valdes. In dem viertägigen Gefechte vom 21. — 24. April 1835 blieb Zumalacarreguy Sieger. Neue Niederlagen erlitten die Christinos bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai). Nun gestatteten England und Frankreich Werbungen für den Dienst der Regentin, englische und französische Kreuzer erschienen an der Küste und ein portugiesisches Hülfscorps rückte in S. ein. Am 25. Juni starb der tüchtigste Heerführer der Karlisten, Zumalacarreguy, in Folge einer Verwundung. Aber die christinische Armee, seit dem 5. Juli 1835 unter dem General Cordova, später durch ein englisches Soldheer von 10,000 Mann unter General Evans verstärkt, errang doch keine bedeutenden Erfolge. Inzwischen waren Bewegungen unter den Linientruppen zu Gunsten der Konstitution von 1812 eingetreten. Die Königin mußte mit den meuterischen Truppen kapituliren und den General Valdes zum Kriegsminister ernennen. Zugleich wurde Erweiterung der Preßfreiheit, Errichtung von Provinzialjunten behufs allgemeiner Bewaffnung, Aufhebung aller Mönchsorden &c. verheißen. Aber schon genügte das königliche Statut nicht mehr. In den größeren Städten von Katalonien und Aragonien wurden revolutionäre Junten errichtet. In Barcelona wurde am 5. August 1835 der von der Regierung mit 1800 Mann dahin geschickte General Bassa von den Aufrührern erschossen. Mehre Bataillone der Bürgermiliz in Madrid forderten am 15. Aug. die Konstitution von 1812. Allein General Toreno erklärte Madrid in Belagerungszustand, und ein am 2. Sept. 1835 erlassenes Manifest der Regentin verkündigte, daß das königliche Statut aufrecht erhalten u. jeder Widerstand dagegen als Aufruhr bestraft werden sollte. Zugleich wurden die Provinzialjunten für aufgelöst erklärt. Diese Verordnungen hatten jedoch keinen Erfolg. Der Graf las Navas stellte sich an die Spitze eines revolutionären Haufens von 3000 Mann und näherte sich drohend der Hauptstadt. Zwei Regimenter gingen zu ihm über. Maria Christine bereitete sich schon zur Flucht. Allein der Finanzminister Mendizabal rieth ihr zur Nachgiebigkeit. Am 15. Sept. 1835 wurde Toreno entlassen und bald darauf durch Mendizabal ersetzt, welcher allen Volkswünschen Gewährung verhieß. Las Navas leistete dem liberalen Ministerium Beistand. Durch ein Dekret der Regentin vom 28. Sept. wurden die Cortes auf den 16. Nov. einberufen, um das königliche Statut zu untersuchen und ein neues Wahlgesetz für die künftigen Cortes auf einer breiteren Grundlage zu entwerfen, sowie auch noch andere wichtige Punkte, besonders in Betreff des öffentlichen Kredits, zu berathen. Weiter wurden Nationalgarden in ganz S. errichtet und die meisten Mönchsklöster aufgehoben. Die exaltirte Partei, an deren Spitze der Minister stand, ließ am 4. und 5. Januar 1836 zu Barcelona von einer Pöbelhorde mehre hundert gefangene Karlisten, unter ihnen Oberst O'Donnell, grausam ermorden. In Folge dieser Greuel sah sich Mendizabal genöthigt, am 27. Januar 1836 die Cortes wieder aufzulösen. Am 22. März 1836 wurden dieselben wieder eröffnet und Mendizabal mußte am 13. Mai 1836 abtreten. Der anfangs zu den Exaltados, später aber zu den Moderados zählende Isturiz trat an seine Stelle. Die Cortes wurden schon am 22. Mai wieder aufgelöst. Bei den neuen Wahlen unterlag zwar die exaltirte Partei, aber am 25. Juli brach in Malaga ein Volksaufstand mit blutigen Greueln aus, und hier, wie in Cadix, Sevilla, Xeres, Cordova und Saragossa wurde die Konstitution von 1812 ausgerufen. Am 3. August 1836 that dasselbe auch ein Theil der Nationalgarde von Madrid, und nun erließ die Regentin am 5. August zu Ildefonso (la Granja) zwei Dekrete, durch welche die Nationalgarde von Madrid aufgelöst und die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt wurde. Der Minister, auf die Festigkeit des treu gesinnten Generals Quesada rechnend, erklärte, daß die Königin niemals die Konstitution von 1812 annehmen werde. Da empörte sich am Abend des 12. August 1836 eines der in Ildefonso liegenden Provinzialregimenter, zog, von dem Sergeanten Garzia geführt, nach dem Palaste la Granja, wo sich die Regentin aufhielt, fraternisirte mit dem größeren Theil des daselbst garnisonirenden Garderegiments und erzwang den Eingang. Garzia mit 12 Unteroffizieren und Gemeinen drang in das Schlafzimmer der Regentin und legte ihr die Frage vor, ob sie die Konstitution von 1812 annehmen wolle. Nach fünfstündiger Weigerung gab endlich die Königin nach und unterzeichnete ein Schreiben, welches den General Ramon beauftragte, die Soldaten die Konstitution von 1812 bis zum Zusammentritt der Cortes beschwören zu lassen. Am folgenden Tage wurde an Isturiz' Stelle Calatrava, einer der entschiedensten Revolutionsfreunde, zum Präsidenten des Ministeriums ernannt. Quesada und Isturiz flohen, ersterer wurde vom Pöbel ergriffen und ermordet. In einer Proklamation vom 22. August 1836 erklärte die Regentin, „sie habe sich bisher in der Stimmung der Nation getäuscht und sei jetzt überzeugt, daß die Konstitution von 1812 das Grundgesetz des Staates sein und bleiben müsse“. Am 24. Okt. 1836

wurden die konstitutionellen Cortes eröffnet, die jedoch wieder gemäßigten Grundsätzen huldigten. Ein von der exaltirten Partei veranstalteter Soldatenaufstand in Madrid (18. Nov. 1836) wurde unterdrückt. Auf die Annahme einer verbesserten Konstitution seitens der Cortes (27. April 1837) folgte am 18. Juni die Eidesleistung der Königin. Inzwischen hatten die Karlisten nach mehren Siegen über den christinischen Oberbefehlshaber Cordova im Frühjahr 1837 den Ebro überschritten und bedrohten nun selbst Madrid. Doch fehlte es bei den Karlisten an Einigkeit. Der ein bedeutendes kriegerisches Talent verrathende General Cabrera hatte sich zwar zum Herrn der Gebirgsgegenden zwischen Aragonien, Katalonien, Valencia u. Neukastilien gemacht, aber der Hauptschlag, welcher im Mai 1837 von der ganzen karlistischen Macht gegen Madrid unternommen ward, mißlang. Espartero zwang die wiederholt von ihm geschlagenen Karlisten zum Rückzug über den Ebro. Im karlistischen Lager zeigten sich Demoralisation und Entmuthigung. Espartero gewann immer mehr Terrain; bis zum Frühjahr 1839 brachte er die nördlichen Provinzen dem größeren Theil nach in seine Gewalt, wobei ihm die Zwistigkeiten im feindlichen Lager wohl zu Statten kamen. Hier standen die Priester und Höflinge, an ihrer Spitze die Prinzessin von Beira, des Don Carlos zweite Gemahlin, und der Bischof von Leon der nationalen Partei feindlich gegenüber. Unordnungen aller Art griffen Platz. Der im August 1838 zum Oberbefehlshaber ernannte Maroto ließ sogar am 20. Februar 1839 mehre Häupter der Hofcamarilla erschießen. Um sich vor seinen Gegnern, die ihn auf alle Weise zu stürzen suchten, sicher zu stellen, trat er im Juli mit Espartero in Unterhandlung, und am 31. August 1839 kam es zu Bergara zu einem Vertrag zwischen Espartero auf der einen und Maroto nebst 50 Karlistenchefs auf der anderen Seite, worauf 18 Bataillone und 5 Schwadronen der Karlisten die Waffen niederlegten und sich in ihre Heimat begaben. Nun zog sich Don Carlos ins Bastanthal zurück und betrat am 15. Sept. das französische Gebiet. Navarra und die baskischen Provinzen waren pacificirt; in Niederaragonien und Katalonien setzte zwar der zum Oberbefehlshaber des karlistischen Heeres ernannte Cabrera den Kampf noch eine Zeitlang fort, mußte aber endlich auch auf französisches Gebiet übergehen (6. Juli 1840). Im Spätsommer 1840 war ganz S. der Königin Isabella unterworfen.

Hatte sich nun aber auch die Regierung der Karlisten entledigt, so war sie doch selbst noch fortwährend in einem Zustand der Zerrüttung begriffen. Die Regentin war nicht geneigt, die Repräsentativverfassung zur Wahrheit werden zu lassen. Moderados u. Exaltados standen einander schroff gegenüber. Ein Ministerium folgte auf das andere, ohne daß Besserung eintrat. Die Reaktion gewann mehr und mehr Terrain. Im Frühjahr 1839 kam es in Valencia zu einem blutigen Aufstand, der nichts Geringeres als Auflösung der Cortes und Unabhängigkeit der Königreiche Aragonien, Valencia und Murcia bezweckte, zuletzt aber zu einem feigen Vergleich der Regierung mit den Insurgenten führte. Den am 1. Sept. 1839 eröffneten neuen Cortes legte die Regierung den Entwurf eines die althergebrachte Freiheit der spanischen Gemeinden gefährdenden Ayuntamientogesetzes vor, fand aber bei der Mehrzahl Widerstand, worauf sie am 18. November 1839 die Auflösung der Cortes verfügte. Am 18. Febr. 1840 wurden die neugewählten Cortes, in denen die Moderados die Oberhand hatten, eröffnet. Die Sitzungen waren sehr stürmisch, da die Progressisten das reaktionäre Gemeindegesetz entschieden ablehnten. Auch Espartero, der Generalissimus der spanischen Armee, widerrieth der Regentin die Sanktionirung desselben. Als dieselbe dennoch geschah (15. Juni), reichte er seine Entlassung ein und schickte sich am 18. Juli zur Abreise an. Sofort erhob sich das Volk und griff zu den Waffen. Die Regentin entschloß sich nun zur Errichtung eines neuen Ministeriums unter der Präsidentschaft Espartero's, verwarf jedoch das ihr von letzterem überreichte Programm. Auch ein anderes progressistisches Ministerium, an dessen Spitze Gonzalez treten sollte, kam nicht zu Stande. Nun ward am 28. August 1840 zu Valencia zur Bildung eines moderadistischen Kabinets geschritten. Auf die Kunde davon kam es zu einem ernstlichen Aufstand in Madrid. Nationalgarden und Linientruppen fraternisirten mit einander, bald waren 24,000 Mann versammelt u. eine „konstitutionelle Association", die in Kurzem 12,000 Mitglieder aus allen Ständen zählte, trat ins Leben. Am 2. Sept. 1840 bildete sich eine provisorische Regierungsjunta, welche am 5. Sept. ein Manifest an die Regentin im Sinne der von Espartero und Gonzalez eingegebenen Progamme übersandte und zugleich die neuen Cortes als eine Art konstituirende Versammlung mit speciellen Vollmachten versehen wissen wollte. Obschon nun viele Städte der Bewegung sich anschlossen, gedachte die Regentin dennoch mit militärischer Gewalt dagegen einzuschreiten. Der Herzog von Vittoria, Espartero, sollte den Aufstand unterdrücken. Aber dieser erließ am 7. Sept. 1840 ein Manifest, worin er die Erfüllung seiner früheren Begehren zur Bedingung seiner Mitwirkung für die Regierung machte. Die provisorische Junta der Hauptstadt forderte zugleich alle Provinzen zur Bildung einer Centraljunta für ganz S. auf. Nun ernannte die Regentin den Herzog von Vittoria zum Ministerpräsidenten, mit der Vollmacht, sich selbst ein Kabinet zu bilden. Espartero hielt darauf am 29. Sept. einen königlichen Einzug in Madrid und reiste nach einigen Tagen mit seinen Ministern nach Valencia ab, wo er mit gleichen Ehren empfangen wurde. Das Ministerium leistete der Regentin den Eid und überreichte ihr sein Progamm, mit der Forderung der Zurücknahme des Ayuntamientogesetzes, der Auflösung der Cortes und der Verabschiedung der Camarilla. Die Regentin aber dankte ab, beauftragte das Ministerium bis zur Versammlung der neuen Cortes mit der Regentschaft und schiffte sich am 14. Okt. 1840 nach Frankreich ein. Viele Häupter der Moderados nahmen gleichfalls ihre Zuflucht dahin. Von den am 19. März 1841 eröffneten Cortes wurde nach langen Debatten am 8. Mai Espartero

zum alleinigen Regenten gewählt, während Arguelles zum Vormund für die junge Königin Isabella ernannt wurde. Eine Protestation der Regentin dagegen wurde am 2. August von der Regierung entschieden zurückgewiesen. Espartero's Stellung war jedoch trotz seiner damaligen großen Popularität eine höchst schwierige. Die Intriguen der Regentin, der die französische Politik Vorschub leistete, die Partei der Moderados endlich, Spaltungen in seiner eigenen Partei störten sein auf das Beste des Landes gerichtetes Streben. Durch Anlage von Straßen und Kanälen, Hebung des Bergbaues, der Industrie und des Handels suchte er das materielle Wohl des Landes zu fördern. Aber sein Plan, das Prohibitivsystem zu mildern, ward von den begünstigten Fabrikanten als Hinneigung zu Englands Interessen verdächtigt und die Veräußerung der geistlichen Güter weckte die Opposition des Klerus und des römischen Stuhls. Auch ließ das Faktionsunwesen eine unbefangene Würdigung wahrhaften Verdienstes um das Wohl des Staats gar nicht aufkommen. So geschah es, daß Espartero's dritthalbjährige wohlgeführte Verwaltung durch Differenzen aller Art erschwert und durch immer neue Aufstände unterbrochen ward. Schon im Okt. 1841 fanden Militäraufstände Statt, wobei die frühere Regentin ihre Hand im Spiel hatte. O'Donnell führte einen Handstreich auf Pampelona aus. Diego Leon und Manuel de la Concha versuchten selbst die junge Königin aus ihrem Palast in Madrid zu entführen. Dieser Versuch scheiterte zwar völlig. Die Rädelsführer, darunter Diego Leon und Quiroga y Frias, wurden erschossen. Auch Empörungen in Barcelona, dem Hauptsitz der zur Republik sich hinneigenden Progressisten, wurden unterdrückt. Aber in den Cortes erhob sich Ende 1841 die progressistische Opposition unter Lopez, Cortina und Olozaga, welche im Mai 1842 den Sturz des Ministeriums Gonzalez herbeiführte. Ein neues Ministerium Rodil wurde nun gebildet. Da brach den 15. Nov. 1842 ein folgenreicher Aufstand zu Barcelona aus. Christinisches Geld und französische Intriguen hatten die Progressisten gegen den Regenten aufgereizt. Die Truppen mußten sich in die Forts zurückziehen und eine republikanische Junta ergriff die Zügel der Regierung. Espartero aber ließ am 3. Dec. die Stadt bombardiren und nöthigte sie dadurch zur Uebergabe. Sofort wurde die Nationalgarde aufgelöst; die Stadt verlor die Münze und die Tabaksfabrik, mußte die Citadelle auf ihre Kosten wiederherstellen und eine Kontribution von 3 Millionen Francs erlegen. Die Cortes hatte Espartero aufgelöst und auf den April 1843 neue einberufen. Diese nahmen jedoch eine der Regierung feindliche Haltung an, so daß Lopez, Kongreßmitglied für Barcelona, mit der Bildung eines progressistischen Ministeriums beauftragt ward, das am 10. Mai zu Stande kam. Dieses reichte jedoch schon nach einigen Tagen seine Entlassung ein, da der Regent die an ihn gestellte Forderung, mehre Männer seiner unmittelbaren Umgebung, sogenannte Ayacuchos (s. d.), namentlich die Generäle Linage (Sekretär und Faktotum Espartero's), Ferraz, Zurbano u. Seoane, von ihren bisherigen Posten zu entfernen, zurückwies. Schon am 20. Mai ward hierauf ein neues Ministerium unter Gomez Becerra gebildet, in welchem Mendizabal wieder die Finanzen übernahm. Die Nachricht von der Entlassung des Ministeriums Lopez setzte aber ganz S. in Flammen. Dazu kam noch die abermalige Auflösung der Cortes durch ein Dekret vom 26. Mai und die Einberufung einer neuen Versammlung auf den 26. August. Vergeblich ergriff das Ministerium Becerra Maßregeln, um sich die Volksgunst zu erwerben. Fast alle bedeutenderen Städte S.s erhoben sich gegen Espartero's Regierung. Nur Madrid, Saragossa und Cadix blieben ihm treu. Am 11. Juni brach der Aufstand in Valencia, am 12. und 13. in Barcelona, am 15. in Tarragona aus. Meistentheils gingen die Truppen zum Volke über. Aus Frankreich kamen die christinischen Generäle Narvaez, der Nebenbuhler und Erzfeind Espartero's, Concha, O'Donnell u. A. und stellten sich an die Spitze des Aufstandes. Am 19. Juni brach der Regent mit einem Theil der Truppen nach Valencia auf, von wo er an der Spitze des Corps von Zurbano und Seoane gegen Barcelona ziehen wollte. Die Junta dieser Stadt berief das Ministerium Lopez, das sich als provisorische Regierung daselbst konstituiren sollte. General Serrano, der bis zur Ankunft der übrigen Mitglieder sämmtliche Portefeuilles versah, erklärte den Regenten für abgesetzt und alle Spanier des ihm geleisteten Eides entbunden. Die Christinos kehrten nun haufenweise nach S. zurück, und die Generäle dieser Partei nahmen Besitz von Valencia, Cartagena und andern wichtigen Punkten. General Concha wurde von der provisorischen Regierung zum Oberkommandanten der Armee von Granada u. Sevilla ernannt. Auch in den baskischen Provinzen erklärten sich die Truppen gegen Espartero. Als dieser den 8. Juli Albacete, wo er sich fast drei Wochen lang aufgehalten, verließ, um sich nach dem südwestlichen Theil von S. zu wenden, fielen seine Truppen schaarenweise von ihm ab. Am 22. Juli trafen die Truppen von Narvaez und Seoane bei Torrejon zusammen, fraternisirten aber schon nach viertelstündigem Kampfe. Seoane wurde gefangen genommen, Zurbano entkam mit 2 Bataillonen. Schon am 24. Juli rückten die Truppen der Insurgenten in die Hauptstadt ein, wo sich alsbald das Ministerium Lopez konstituirte. Espartero, der Sevilla zehn Tage lang bombardirt hatte, zog mit 3—400 Mann seiner berittenen Eskorte am 26. Juli ab, flüchtete sich, von Concha verfolgt, auf einem Boot unter die Kanonen des englischen Linienschiffs „Malabar“ und begab sich nach England.

Aber sofort nach dem Sturze Espartero's und der Einsetzung des Ministeriums Lopez brach in Barcelona wieder eine neue Empörung aus, welche von den reinen Exaltados und den Republikanern ausging. Sie verlangten eine konstituirende Centraljunta, welche die für S. nöthig erscheinenden organischen Gesetze erlassen sollte. Reus, Tarragona, Gerona, später Saragossa und Figueras schlossen sich dieser Forderung an. Selbst in Sevilla und Granada fanden Aufstandsversuche Statt. In Galicien landete General

Iriarte, in Katalonien trat Amettler zu den Aufständischen über. Allein die Heereshaufen blieben vereinzelt, der General Prim schlug am 22. September bei San Andrea de Palomar die Barcelonesen, u. die Sache des Aufstandes wurde bald hoffnungslos. Im Okt. 1843 traten in Madrid die Cortes wieder zusammen. Eine große Zahl derselben gehörte dem sogenannten jungen Spanien an. Die Berathungen bezogen sich zunächst auf die Volljährigkeit der Königin. 193 Stimmen des Senats und der Abgeordnetenkammer entschieden sich dafür. Am 8. Nov. 1843 wurde dieselbe ausgesprochen. Das Ministerium Lopez, die bisherige provisorische Regierung, trat ab. Die Partei des jungen Spanien setzte hierauf, obschon die Moderados alle ihre Häupter in die Cortes gebracht hatten, die Ernennung Olozaga's, eines entschiedenen Progressisten, zum Präsidenten des neuen Ministeriums durch. Derselbe löste die Cortes, in welchen die ihm abgeneigten Moderados die Majorität hatten, mit Genehmigung der Königin bald wieder auf. Da wurde das Gerücht verbreitet, Olozaga habe die dreizehnjährige Königin zur Unterzeichnung des die Cortesauflösung anbefehlenden Dekrets gezwungen. Narvaez war der Urheber dieser Palastintrigue, deren Opfer Olozaga schließlich wurde. Als Maulthiertreiber verkleidet, flüchtete er vor seinen Feinden nach Portugal. In dem neu gebildeten Ministerium erhielt Gonzalez Bravo, ein früherer Radikaler, den Vorsitz; neben ihm fungirten zwei gemäßigte Progressisten, der Marquis von Pena-Florida und der General Portillo, und zwei Moderados, Mayans und General Mazarredo. Die Cortes wurden von diesem Ministerium auf unbestimmte Zeit vertagt. Man wollte offenbar ohne die Cortes regieren, die für nöthig erachteten Reformen durch Ordonnanzen einführen und schließlich für vollendete Thatsachen die Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung einholen. Das Ayuntamientogesetz, das 1840 die Vertreibung Christinens veranlaßt hatte, wurde wieder in Kraft gesetzt. Zwar erregte dasselbe große Unzufriedenheit. Aus vielen Städten gingen Proteste wider dasselbe ein, in Saragossa kam es zu einem Straßengefecht zwischen Nationalgarden und Soldaten, Madrid selbst gerieth in Bewegung. Allein das Ministerium, auf Narvaez und den Schrecken sich stützend, ließ sich dadurch nicht beirren. Auch als Bonet, Oberst des Zollmilitärs, am 28. Jan. 1844 im Dienste der progressistischen Partei sich in den Besitz von Alicante setzte, am 1. Februar Cartagena sich dieser Bewegung anschloß und auch Murcia von den bereits über 3000 Mann starken Aufständischen besetzt ward, ließ sich die Regierung dadurch nicht einschüchtern. Sie ließ sofort 4 Corps unter Pardo, Roncali, Cordova und Concha gegen Alicante und Cartagena vorrücken. Bonet, bei Patrel geschlagen, mußte sich nach Alicante zurückziehen. Alicante ergab sich am 6., Cartagena am 25. März. Bonet ward erschossen. Bravo ordnete hierauf die Auflösung der Nationalgarden im ganzen Königreich an, hob die Preßfreiheit wenigstens thatsächlich auf und befahl die Errichtung von Guardias civiles, einer Gensdarmerie nach französischem Muster. Offenen Widerstand erfuhr er bei diesen Maßregeln nicht. Die Parteien waren eingeschüchtert. Nun konnte man daran denken, die verwittwete Königin zurückzurufen, deren Entfernung 4 Jahre vorher der Wunsch des ganzen Landes gewesen war. Bereits am 23. März 1844 zog sie in Madrid ein und alsbald begann sie auch wieder ihr früheres Ränkespiel. Schon am 1. Mai erfolgte der Sturz des Ministeriums Gonzalez Bravo. An die Stelle desselben traten Narvaez als Kriegsminister und Präsident, der Marquis von Viluma für das Auswärtige, Pidal für das Innere, Mon für die Finanzen, General Armero für das Seewesen, Mayans, der allein aus dem früheren Kabinet blieb, für die Justiz. Alle, Viluma ausgenommen, zählten zu den gemäßigten Moderados, von denen man Ultramoderados und aufgeklärte Gemäßigte unterschied. Um die öffentliche Aufmerksamkeit von den inneren Angelegenheiten abzulenken, wurden kriegerische Maßregeln gegen Marokko vorbereitet wegen der Ermordung des spanischen Konsuls in Mazigan und anderer Beleidigungen. Schließlich wurde aber der Streit durch englische Vermittlung beigelegt, da es an Geld fehlte, um die Truppen mobil zu machen. Mit Rom und dem Klerus suchte man sich zu versöhnen. Die Verfolgungen der Progressisten aber dauerten fort. Zurbano's Versuch, eine progressistische Erhebung hervorzurufen, mißlang. Auch ein karlistischer Aufstand in den Gebirgen des Maestrazzo hatte keinen Erfolg gehabt. Im Juli trat Viluma zurück und im Oktober Martinez de la Rosa an seine Stelle. Sein Programm lautete: Errichtung eines Oberhauses mit auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, ein strenges Preßgesetz, ein Nationalgardengesetz, Tilgung des Grundsatzes der Volkssouveränetät aus der Verfassung. Die im Spätherbst 1844 zusammengetretenen Cortes zeigten sich der Regierung ganz gefügig. Die proponirte Verfassungsveränderung stieß in der Versammlung auf wenig Schwierigkeiten. Die Volkssouveränetät wurde beseitigt, den Cortes das Recht, sich alljährlich im December ohne besondere Berufung zu versammeln, entzogen, die Jury nur für nicht politische Verbrechen beibehalten. Der Senat sollte vom König auf Lebenszeit ernannt werden, König und Königin zu ihrer Vermählung nicht mehr der Einwilligung der Cortes bedürfen. Auch der durch Einführung eines hochgegriffenen Census gänzlich veränderte Wahlmodus wurde angenommen, ebenso die Errichtung eines Staatsraths, dessen Kompetenz sich auf die Berichterstattung über neue Gesetze an die Minister, auf die Berathung von Staatsverträgen mit andern Staaten, auf Entscheidung über Mißbräuche der Staatsgewalt u. a. erstrecken sollte. Die Rückgabe der noch nicht verkauften Kirchengüter an den Klerus wurde gleichfalls von den Cortes bestätigt. Progressistische Bewegungen in Madrid, Valencia und Vittoria, ebenso eine karlistische Verschwörung in Burgos und Katalonien wurden schnell unterdrückt. Zwar schöpften die Karlisten neue Hoffnungen, als Don Carlos seine Rechte auf den Grafen von Montemolin, seinen ältesten Sohn, übertrug und dieser nun ein Manifest an die Nation erließ. Doch hatte auch dieser Schritt keine weiteren Folgen. Zu Anfang des Jahres 1846 trat plötzlich Narvaez mit seinen Amtsgenossen ab,

einem Ministerium Miraflores Platz machend, ergriff aber gleich darauf wieder die Zügel und umgab sich nun mit lauter gewaltthätigen Männern, dem Absolutisten Pezuela, dem General Balbao, den Obersten Calonge und Ortega. Dies neue Ministerium vertagte die Cortes auf unbestimmte Zeit, schränkte die Presse noch mehr ein und ließ sogar eine Aufhebung der Verfassung befürchten. Da schritt plötzlich die Königin ein und berief Isturiz in das Kabinet, der sofort versöhnende Maßregeln ergriff, die Cortes wieder einberief und die Anhänger Narvaez' aus den höchsten Aemtern entfernte. Der bisher allmächtige Narvaez verließ S. und ging nach Paris. Ein Aufstand in Galicien konnte nur mit Mühe bewältigt werden. Als in Portugal das Ministerium Cabral gestürzt wurde, stellte Isturiz an der portugiesischen Grenze ein Beobachtungscorps auf, damit der Aufstand sich nicht nach S. verbreite. Die wichtigste Angelegenheit aber, die nun die spanische auswärtige Politik beschäftigte, war die Vermählung der Königin Isabella. Frankreich und England hatten sich dahin verständigt, daß die Königin zwar einen Bourbon, aber keinen aus dem Hause Orléans heirathen, ihre Schwester, die Infantin Luise, aber sich mit dem Herzog von Montpensier, dem jüngsten Sohn des Königs der Franzosen, vermählen sollte, jedoch nicht eher, als bis die Königin einen Leibeserben erhalten hätte. Da man aber Letzteres bezweifelte, so galt es, um dem Herzog von Montpensier die Anwartschaft auf den spanischen Thron zu sichern, einen kühnen Streich. Dieser geschah durch die plötzlich am 28. August deklarirte und am 10. Oktober vollzogene Doppelvermählung des Infanten Franz von Assis, ältesten Sohnes des Infanten Franz von Paula, des Bruders von Don Carlos, mit der Königin Isabella, seiner Base, und des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Luise. Wegen der letzteren Heirath wurde der König der Franzosen des Wortbruchs geziehen und auch Maria Christine hatte von ihrer Intrigue keinen Vortheil. Das Ministerium Isturiz mußte, nachdem Ende 1846 die Cortes wieder zusammengetreten waren, einem Kabinet unter dem Herzog von Sotomayor weichen. An vielen Orten entstanden Unruhen, in Oberkatalonien erhoben sich die Karlisten, die von London aus, wohin der Graf von Montemolin sich begeben hatte, Unterstützung erhielten. Die Königin Christine, die durch die Heirath Isabellens ihren Einfluß auf diese mehr und mehr verlor und in den Cortes wegen ihrer Finanzkünste zu Gunsten ihrer zahlreichen Nachkommenschaft heftig angegriffen wurde, begab sich im Februar 1847 nach Paris, um dort ihr Vermögen und ihre Person in Sicherheit zu bringen. Narvaez nahm einstweilen den Gesandtschaftsposten in Paris ein. In Madrid aber war die junge Königin ihres körperlich und geistig schwachen Gemahls überdrüssig geworden und hatte sich den General Serrano, einen Exaltado, zu ihrem Günstling erkoren. Am 28. März wurde ein neues, vorherrschend progressistisches Ministerium unter Pacheco's Vorsitz gebildet, welches ganz unter dem Einflusse des Hofes stand, den Serrano beherrschte, auch nachdem das Kabinet durch Salamanca (1. September) rekonstituirt worden war. Serrano setzte die Amnestirung Olozaga's, sowie die Zurückrufung Espartero's und die Ernennung desselben zum Senator durch. Aber die Herrschaft der Progressisten wurde schnell wieder gestürzt. Schon am 3. Oktober wurde das Ministerium Salamanca entlassen u. Narvaez, von Paris zurückgekehrt, trat an die Spitze eines neuen, moderadistischen, für welches Cordova, Ros de Olano und Sartorius, später noch Sotomayor, Bertran de Lis und Bravo Murillo eintraten. Serrano mußte als Generalkapitän nach Granada gehen. Maria Christine kehrte nun wieder nach Madrid zurück. Die Progressisten erlitten übrigens keine Verfolgungen.

Die bald nach diesem Ministerwechsel ausgebrochene pariser Februarrevolution drohte auch S. heftig zu erschüttern. Aber Narvaez trat allen revolutionären Gelüsten mit großer Energie entgegen. Schon Anfang März warf er in der Cortessitzung der Revolution den Handschuh hin mit den Worten: „Man habe bisher von der Kunst geschrieben, Revolutionen zu machen; die Regierung aber werde so handeln, daß man künftighin von der Kunst schreiben solle, Revolutionen zu unterdrücken.“ Am 21. März wurden die Cortes vertagt, nachdem sie Narvaez zur Erhebung der Steuern, zu einer Anleihe von 200 Mill. Realen und zur Aufrechthaltung der Ruhe mit allen erforderlichen Mitteln ermächtigt, also gewissermaßen mit der Diktatur bekleidet hatten. Ein progressistischer Aufstand in der Hauptstadt (am 26. März) wurde nach zehnstündigem Straßenkampf bewältigt und dann der Belagerungszustand für Stadt und Land verkündigt. Die Insurgenten wurden deportirt. Auch mit Olozaga sollte dies geschehen; aber er entwich nach England. Soldatenemeuten, die in Madrid und Sevilla ausbrachen, wurden mit blutiger Strenge unterdrückt. Mit dem republikanischen Frankreich stand Narvaez in gutem Einvernehmen, ebenso mit Oesterreich und Preußen, nur mit Lord Palmerston, der über den Sieg der Moderados mißvergnügt war, stand er auf gespanntem Fuße. Mitte Mai wurden sogar die beiderseitigen Gesandten abberufen, ohne daß jedoch ein weiterer Konflikt in Folge davon eintrat. Dem durch die römische Revolution bedrängten Papste sendete Narvaez ein spanisches Hülfscorps. Während so S.s Verhältnisse nach Außen hin sich günstig gestalteten, konsolidirten sich auch die Zustände im Innern mehr und mehr, so daß S. mitten in der Zerrüttung Europa's einer fast ungestörten Ruhe genoß. Einzelne demokratische Aufstandsversuche wurden sofort unterdrückt. Von Seiten der Karlisten begann zwar Cabrera im Sommer 1848 den Guerrillaskrieg in Katalonien wieder; aber nachdem im Frühjahr 1849 der Graf Montemolin, den Cabrera auf dem Kriegsschauplatz auftreten lassen wollte, von der französischen Polizei angehalten, Cabrera selbst von Concha (April 1849) auf französisches Gebiet zurückgedrängt und im Juni eine allgemeine Amnestie erlassen worden war, löste sich die karlistische Partei auf. Die Herabsetzung der Tarife, die Narvaez nunmehr eintreten ließ, wirkte fördernd auf den nationalen Wohlstand. Nach allen Seiten hin entwickelte das Kabinet Narvaez eine verdienstvolle Thätigkeit. Da wurde dasselbe plötzlich durch

Hofintriguen, durch pfäffische, vielleicht auch auswärtige Einwirkungen zum Rücktritt veranlaßt (19. Oktober). Ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Grafen Cleonard, eines Absolutisten, sonst meist aus unbekannten Männern, abgesehen von dem übelberüchtigten Balbao, gebildet, trat ins Leben, jedoch nur auf wenige Stunden, denn Madrid gerieth bei der Kunde davon in die höchste Gährung, u. alle höheren Beamten gaben ihre Entlassung ein. Narvaez wurde überall mit Akklamation begrüßt. Maria Christine trat auf seine Seite und bewirkte, daß er schon am Abend des 20. Oktober wieder an die Spitze der Geschäfte berufen ward. Er ließ alle Urheber des gegen ihn gerichteten Komplots verhaften. Balbao ward auf Ceuta, Fulgencia, der Beichtvater des Königs, nach Sevilla verwiesen. Die Majorität der Cortes war für ihn. Als aber die Linke eine lebhaftere Opposition begann, wurden die Cortes vertagt (Februar 1850). Ein neuer Versuch des Gemahls der Königin, das ihm verhaßte Ministerium zu beseitigen, ward von Narvaez im Frühjahr 1850 völlig vereitelt. Am 12. Juli wurde die Königin von einem todten Knaben entbunden.

Mit Louis Napoleon trat das madrider Kabinet in die intimsten Beziehungen; auch mit England wurde durch den König von Belgien eine Aussöhnung vermittelt (Mai 1850). Wenige Wochen später wurde Cuba durch amerikanische Freibeuterzüge bedroht, die jedoch einen kläglichen Ausgang nahmen. Das Zerwürfniß, das hierüber zwischen S. und der nordamerikanischen Union entstanden war, wurde bald wieder beigelegt. Auch ein beabsichtigter Krieg mit Marokko unterblieb. Während aber so nach Außen Friede war, sah sich Narvaez abermals von inneren Feinden bedroht. Die Königin-Mutter suchte die ihr lästig gewordene Macht des Premierministers zu brechen und geschmeidigere Männer an die Spitze des Staats zu stellen, die ihr zur Wiederherstellung unumschränkter Gewalt behülflich sein sollten. Narvaez, der sich seit dem Austritt Bravo Murillo's aus dem Ministerium auch der öffentlichen Sympathien mehr und mehr beraubt sah, forderte, um einer Demüthigung zu entgehen, selbst seine Entlassung. Sie ward ihm von Isabella, wenn auch nur ungern, gewährt. Am 11. Jan. 1851 verließ er Madrid und begab sich nach Frankreich. Bravo Murillo wurde Präsident des neuen Ministeriums; Bertran de Lis erhielt das Aeußere, Arteta das Innere, Romero die Justiz, Negrete Handel und Unterricht, Mirasol den Krieg, Bustillos die Marine. Verheißen wurden Ersparungen, Moralität der Verwaltung, Festhalten an der Verfassung, liberale Handhabung der Gesetze, schleunige Regulirung der Staatsschuld. Allein diese Verheißungen blieben unerfüllt; dagegen wurden absolutistische und klerikale Bestrebungen begünstigt und Palasteinflüssen Raum gegeben. Die Cortes wurden im April 1851 aufgelöst. Bei den neugewählten setzte das Ministerium seinen Schuldentilgungsplan durch. Im Oktober kam es auch zum definitiven Abschluß eines Konkordats mit dem römischen Stuhl. Nach dem Gelingen des Staatsstreichs in Frankreich vom 2. Dec. 1851 traten die Minister mit ihren reaktionären Tendenzen immer offener hervor. Die glückliche Entbindung der Königin von einer Prinzessin am 20. Dec. 1851 hatte lebhafte Freude bei der Nation erweckt, die sich zu royalistischer Begeisterung steigerte, als die Königin bei ihrem Kirchgang am 2. Febr. 1852 von einem wahrscheinlich geisteskranken Priester Merino meuchlerisch angefallen und leicht verwundet wurde. Das Ministerium glaubte nun um so eher gegen die Presse einschreiten, absolutistisch und klerikal gesinnte Persönlichkeiten begünstigen und napoleonischen Einflüssen sich hingeben zu dürfen. Lersundy, der an Mirasols Stelle das Portefeuille des Kriegs übernommen hatte, und Miraflores, der zur Verstärkung des Ministeriums herbeigezogen worden, schieden wegen der verfassungswidrigen Schritte des Ministeriums aus demselben wieder aus. Mit den Progressisten machten jetzt auch viele Moderados Opposition gegen das Ministerium. Am 1. Dec. 1852 wurden die Cortes wieder einberufen. Als diese Martinez de la Rosa zum Präsidenten wählten, wurden sie sofort wieder aufgelöst. Den neuen Cortes sollte ein Entwurf zu einer Revision der Verfassung vorgelegt werden, wonach der Senat aus erblichen und lebenslänglichen Pairs bestehen, die Zahl der Deputirten verringert, der Census erhöht, das Budget ein- für allemal bewilligt und nur unter Zustimmung der drei Faktoren der Gesetzgebung abgeändert werden sollte. Die Anhänger der durch diesen Entwurf bedrohten Verfassung schaarten sich um Narvaez, der inzwischen nach Madrid zurückgekehrt war, um seinen Sitz im Senat einzunehmen. Als nun derselbe die Weisung erhielt, sofort nach Wien abzureisen, angeblich um von den dortigen Militärarchiven Einsicht zu nehmen, wurden ihm von allen Seiten Ovationen bereitet und Sympathien zu erkennen gegeben, selbst von seinen früheren Gegnern, den Progressisten. Am 11. Dec. verließ er Madrid, nachdem er ein Manifest der gemäßigten Opposition an die Nation unterzeichnet hatte. Das Ministerium kam der öffentlichen Meinung gegenüber immer mehr ins Gedränge; Murillo vermochte sich bald nicht mehr zu halten. Maria Christine und ihre von ihr geleitete Tochter mußten die bisherigen Werkzeuge ihrer absolutistischen Politik fallen lassen (14. Dec. 1852), ohne jedoch ihre Pläne ganz aufzugeben. Das neue Ministerium (Roncali, Lara, Mirasol, Llorente, Aristizabal, Basey) genoß ebenfalls nicht das Vertrauen der Nation. Sein Programm vom 18. Dec. behandelte ausschließlich die Frage der Verfassungsrevision, die für nöthig erachtet, aber der freien Entscheidung des Landes überlassen war. Das am 5. Januar 1853 erlassene Preßgesetz gewährte der Presse einige Erleichterungen; doch wurde unmittelbar darauf die ganze madrider Oppositionspresse in Beschlag genommen. Narvaez, der von Bayonne aus die Königin um Erlaubniß zur Rückkehr gebeten hatte, erhielt am 8. Jan. 1854 den geschärften Befehl, sich sofort nach Wien zu begeben. Diese rücksichtslose Behandlung eines Mannes von solcher Bedeutung veranlaßte den Finanzminister Aristizabal zum Rücktritt. Ihn ersetzte Llorente, der Minister des Innern, und diesen Benavides. Ob nun schon das Ministerium mehr und mehr in die Fußstapfen des vor-

hergegangenen trat, gelang es ihm doch, in den am 1. März 1853 zusammengetretenen Cortes eine Majorität zu erhalten. Indeß wurde diese Versammlung eine der stürmischsten, die Madrid gesehen. Moderados und Progressisten vereinigten sich zur Opposition gegen das Kabinet. Die Verfassungsrevision, der neue Schuldentilgungsplan, das Verfahren gegen Narvaez, die Gewaltmaßregeln und Eingriffe in die Wahlfreiheit von Seiten des Ministeriums fanden den heftigsten Tadel. Im Senat wurde zugleich bittere Beschwerde darüber geführt, daß sich Maria Christine, ihr Gemahl und der Bankier Salamanca auf Kosten des Staats bereicherten. In Folge solcher Vorgänge vertagte das Ministerium Roncali die Cortes (8. April) u. trat selbst nach wenigen Tagen zurück. Lersundy bildete hierauf ein neues, welches jedoch ebenfalls wenig Zutrauen erweckte. Die Cortes wurden nicht wieder einberufen, obwohl das Budget nicht bewilligt war, und die konstitutionswidrigen Akte des vorigen Ministeriums aufrecht erhalten. Weder für noch gegen die Konstitution mit Entschiedenheit sich erklärend, konnte es sich nicht lange behaupten. Am 19. Sept. schon trat ein neues (Graf San Luis [Sartorius], Domenech, Blaser, Gerona, Calderon, Molins) ins Dasein, das, mehr konstitutionell gesinnt, sich auch des öffentlichen Vertrauens mehr erfreuen zu müssen schien. Im September wurde Narvaez von seiner Sendung nach Wien zurückberufen, doch noch nicht nach Madrid selbst. Die Cortes wurden am 19. Nov. eröffnet. Aus Rücksicht auf England wurden den Protestanten Friedhöfe und öffentliches Leichenbegängniß bewilligt. Ebenso zeigte sich das Kabinet nachgiebig gegen die nordamerikanische Union. Um die inneren Gegner zu versöhnen, nahm es am 24. Nov. die Revisionsprojekte der Kabinete Murillo und Roncali zurück. Allein die Mißstimmung derselben dauerte fort. Die heftigsten Gegner des Ministeriums waren die Generäle Ros de Olano und José de la Concha, der ehemalige Gouverneur von Cuba. Bei der Frage wegen der Eisenbahnkoncessionen erklärten sich die Cortes mit großer Majorität gegen die Regierung. Am 10. Dec. wurden sie deshalb vertagt und bald darauf mehre Mitglieder der Opposition im Senat, unter ihnen auch José de la Concha, ihrer Aemter entsetzt. Das Budget wurde durch königliches Dekret in Kraft gesetzt und die Presse beschränkt. Mehre hervorragende Militärs, die beiden Concha's, O'Donnell und Armero wurden, weil die Regierung bei ihren Angriffen auf die Verfassung Gewaltthätigkeiten von ihnen befürchtete, am 17. Jan. 1854 verbannt und aus den Armeelisten gestrichen. Durch Befreiung des inneren Getreidehandels von Abgaben und Zöllen, durch Ermäßigung der Salzpreise, Freigebung der Steinkohlenausfuhr und andere Koncessionen suchte das Ministerium zwar die Volksmassen für sich zu gewinnen, konnte aber damit doch die drohende Revolutionsgefahr nicht abwenden. Im Februar 1854 entstand in Saragossa ein Militäraufstand, am 20. März ein Arbeiteraufstand in Barcelona. O'Donnell und andere hohe Militärs und Beamte schürten das ausbrechende Feuer. Die Theuerung und die Ausschreibung einer Zwangsanleihe von 180 Millionen Realen am 19. Mai brachten auch die unteren Stände mehr und mehr gegen die Regierung auf. Am 28. Mai brach zu Madrid ein Militäraufstand aus, an dessen Spitze die Generäle O'Donnell, Dulce, Messina, Serrano und Ros de Olano standen. Der Kriegminister, General Blaser, zog in einem Gefecht mit den Aufständischen den Kürzeren. Am 1. Juli erließen die verschworenen Generäle eine Proklamation an das Volk, worin sie alle liberalen Parteien zum Kampf gegen das absolutistische Regiment und zur Herstellung der Verfassung von 1837 aufriefen. O'Donnell zog mit seinem 4000 Mann starken Corps nach Andalusien, wo er mehr Anhang fand. Der Aufstand verbreitete sich bald über die meisten Provinzen. Valladolid und Barcelona und viele andere größere Städte erklärten sich für denselben. In Saragossa bildete sich eine Junta del Gobierno von Aragonien, welche Espartero mit der Diktatur bekleidete, der auch sofort von Logroño herbeieilte. Die benachbarten Provinzen erkannten die Junta von Saragossa an, Blaser wurde bei Jaen geschlagen und floh nach Portugal. In Madrid entspann sich ein blutiger Kampf zwischen dem Volke und den königlichen Truppen. Inzwischen war das Ministerium San Luis abgetreten und ein neues Kabinet unter dem Vorsitz des Herzogs von Rivas hatte sich gebildet. Dasselbe stellte die Preßfreiheit wieder her und hob die Zwangsanleihe auf. Am 19. Juli forderte eine Deputation von Bürgern von den Ministern die Annahme des o'donnellschen Programms und die Proklamation der Verfassung von 1837. Während der Verhandlungen hierüber entspann sich der Kampf von Neuem. Eine Progressistendeputation drang in den Palast der Königin, die Abdankung der Minister und die Berufung Espartero's an die Spitze der Geschäfte verlangend. Durch Bewilligung dieser Forderung beschwichtigte die Königin den blutigen Kampf. Am 26. Juli folgte eine Amnestie für alle politischen Vergehen. Die abgesetzten Generäle O'Donnell, Concha, Serrano etc. wurden wieder in ihre Aemter eingesetzt. Bereits am 29. Juli zog Espartero unter dem Jubel des Volks in Madrid ein, ihm folgte an demselben Abend O'Donnell. Am 30. Juli ward Espartero als Ministerpräsident vereidigt, neben ihm trat O'Donnell als Kriegsminister, Alonso für die Justiz, Lujan für Handel, Unterricht und öffentliche Arbeiten, Santa Cruz für das Innere, Collado für die Finanzen, Salazar für die Marine, Pacheco für das Auswärtige ein. Espartero stellte mit Energie und Umsicht die Ordnung im Lande bald wieder her. Dekrete vom 1. August ließen die Provinzialjunten als berathende Körperschaften fortbestehen, entzogen ihnen dagegen das Recht, Steuern aufzuheben oder zu verändern, und stellten das Preßgesetz vom 17. Okt. 1837 wieder her. Durch Dekret vom 11. Aug. wurden die Cortes auf den 8. Nov. einberufen; doch sollten dieselben nur aus einer einzigen Versammlung, dem Kongreß, bestehen, die Zahl der Deputirten 349 betragen und die Wahlen nach dem Wahlgesetz von 1837 vorgenommen werden. Die Königin-Mutter, aus dem Reich verwiesen, reiste am 28. August nach Portugal ab. Ausbrüche des

Volkshasses gegen dieselbe konnten nur mit Gewalt verhütet werden. Durch die Junten, die sich meist auflösten, wurde die Ruhe nun nicht weiter gestört. Auch ein um diese Zeit erlassener Aufruf des Grafen Montemolin an die spanische Nation, worin er seine alten Ansprüche erneuerte, hatte keine weitere Wirkung. Nach der Eröffnung der Cortes am 8. Nov. legte Espartero seine Würde als Ministerpräsident nieder, wurde aber von den Cortes zu ihrem Präsidenten gewählt und trat schon am 30. Nov. wieder als Präsident in das Ministerium ein, das bis auf die neu eintretenden Luzuriaga (Aeußeres) u. Aguirre (Justiz) aus den bisherigen Mitgliedern bestand. Das Programm dieses Ministeriums lautete: Selbstständige Entwerfung der neuen Verfassung seitens der Cortes, Preßfreiheit mit Geschwornengerichten, Nationalgarden in den Hauptorten, Nichtbesteuerung unentbehrlicher Lebensmittel, ein stehendes Heer von 70,000 Mann. Die Cortes erließen hierauf ein Vertrauensvotum an das Ministerium und erklärten die weitere politische Gestaltung S.s für unzertrennlich vom Throne Isabella's und ihrer Dynastie. Ueberhaupt hielten sich die Cortes in anerkennenswerther Weise von jeder extremen Richtung fern. Mit dem Ministerium befanden sie sich nur hinsichtlich einer finanziellen Frage im Widerspruch. Im Innern beruhigt, beobachtete S. auch nach Außen hin eine würdige Haltung. Im orientalischen Krieg blieb es völlig neutral; hinsichtlich der Gerüchte von einem bevorstehenden Verkauf Cuba's an die nordamerikanische Union erklärte der Minister des Auswärtigen, der Verkauf jener Insel komme dem Verkauf der spanischen Ehre gleich.

Im Jahre 1855 hatte Espartero manche Schwierigkeiten zu überwinden. Schon im Jan. brachen Unruhen in Granada, Sevilla und in Madrid selbst aus, wie es schien, republikanischer Tendenz. Der Klerus, um drohenden Reformen zuvorzukommen, suchte das Volk gegen die Regierung aufzureizen. Auch die Karlisten fingen an, sich wieder zu regen. Der am 10. März in Triest erfolgte Tod des Don Carlos lähmte jedoch diese Bewegungen, dagegen traten während der Berathung des Verfassungsentwurfs wieder demokratische Tendenzen hervor. Eine Deputation der Milizen von Madrid verlangte am 27. März vom Ministerpräsidenten eine Modifikation des Ministeriums im demokratischen Sinne. Espartero wies diese Forderung entschieden zurück und erlangte von den Cortes die Annahme eines Gesetzentwurfs, wonach der Nationalgarde solche Berathungen über politische Fragen nicht gestattet sein sollten. Während so die Demokraten niedergehalten wurden, fand am 25. April gegen Hof und Klerus auch die Annahme des Gesetzes über den Verkauf der National- und Kirchengüter durch die Cortes Statt. Um allen revolutionären Bestrebungen einen Damm entgegenzusetzen, legte die Regierung den Cortes am 29. Mai einen Gesetzentwurf vor, wonach der Regierung gestattet sein sollte, die konstitutionellen Garantien in Nothfällen zeitweilig zu suspendiren, und erreichte schon am 30. Mai die Annahme desselben mit 124 gegen 40 Stimmen. Im Juni traten statt der bisherigen als neue Minister ein Bruil (Finanzen), Zabala (Auswärtiges), Fuente Andres (Justiz), Martinez (Staatsbauten 2c.), Huelves (Inneres). Nachdem am 11. Juni die Cortes sich dafür erklärt hatten, daß eine Anleihe von 230 Millionen Realen zu freiwilliger Subskription ausgeschrieben, wenn sie aber so binnen 30 Tagen nicht gedeckt wäre, zwangsweise aufgebracht werden sollte, vertagten sie sich bis zum 1. Okt. Letztere Maßregel erwies sich nicht als nöthig. Dem römischen Stuhl und dem Klerus gegenüber hatte die Regierung immer noch einen schweren Stand. Am 10. Aug. forderte der päpstliche Nuntius nach Ueberreichung einer Beschwerdeschrift über Beeinträchtigung der Interessen der römischen Kirche durch die spanische Regierung seine Pässe. In Folge davon erregte der Klerus, der selbst die Herbeiziehung social-demokratischer Elemente nicht scheute, am 3. Juli in Barcelona einen blutigen Aufstand, und Unruhen entstanden durch das ganze Königreich hin, die hier und da bis zum November währten.

Das Jahr 1856 führte zunächst eine Veränderung im Ministerium herbei, indem am 13. Januar Uria für die Justiz, Escosura für das Innere und Lujan für Staatsbauten in dasselbe eintraten. Im Februar übernahm noch Santa Cruz die Finanzen. Nachdem die Cortes den Verfassungsentwurf genehmigt hatten, dessen königliche Sanktion jedoch verweigert wurde, beschäftigten sie bis zu ihrer Vertagung (Anfang Juli) außer finanziellen Vorlagen insbesondere noch ein Preßgesetz u. ein Wahlgesetz für die Deputirtenkammer und den Senat. Während dessen waren aber an vielen Orten wieder Unruhen ausgebrochen, namentlich am 22. Juni zu Valladolid und bald darauf zu Salamanca. Angeblich durch die Theuerung veranlaßt, offenbarten sie mehr und mehr eine kommunistische Tendenz. Sie mochten von politischen Parteiführern angezettelt sein, um damit auf den Umsturz des gegenwärtigen Regiments hinzuarbeiten. Diese Ansicht hatte wenigstens Escosura, der Minister des Innern. In einer Denkschrift leitete er jene Unruhen von den Intriguen der verbündeten Christinos, Karlisten und der sogenannten Konservativen her und verlangte, daß die Cortes behufs der Proklamirung der neuen Verfassung sofort einberufen und die Jesuiten des Landes verwiesen werden sollten. O'Donnell forderte hierauf Escosura's Rücktritt, u. die Königin trat auf O'Donnells Seite. Die übrigen Minister aber dankten sämmtlich ab und jener bildete am 14. Juli ein neues Kabinet, worin er selbst außer dem Vorsitz den Krieg, Cantero die Finanzen, Rios Rosas das Innere, Collado die Staatsbauten 2c., Pastor Diaz das Auswärtige, Bayarri die Marine und Luzuriaga die Justiz übernahm. Bei der Kunde hiervon brach sofort ein Aufstand in Madrid aus. Der Präsident der Cortes, General Infante, kämpfte an der Spitze der Nationalgarde gegen die Regierungstruppen unter O'Donnell und Concha, die jedoch zuletzt den Sieg davontrugen. Die Hauptstadt unterwarf sich und die Nationalgarde ward entwaffnet. Ein Gleiches geschah auch in den anderen Städten, welche die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten. Selbst Saragossa, das sich zum äußersten Widerstand gerüstet, mußte

sich schon bis Ende August ergeben. Die Regierung, überall siegreich, versuchte nun die Auflösung aller Nationalmilizen und der konstituirenden Cortes. Das Kabinet bildete indeß nur den Uebergang zu einem Ministerium Narvaez. Als dieser am 5. Oktober in Madrid anlangte, löste sich das bisherige Kabinet auf. Sein letztes Werk war noch die Wiederherstellung der Konstitution von 1845 mit einigen neuen Zusätzen und die Sistirung des Verkaufs der Kirchengüter, die bis dahin bereits 300 Millionen Realen ergaben. In dem neuen Ministerium, welches Narvaez bildete, übernahm er selbst den Vorsitz ohne Portefeuille; die übrigen Minister waren: Pidal (Auswärtiges), Reojas (Justiz), Urbistando (Krieg), Nocedal (Inneres), Lersundy (Marine), Moyano (Staatsbauten 2c.), Barzanellana (Finanzen). Dies neue Ministerium machte dem Klerus immer größere Zugeständnisse. Ein Dekret vom 16. Oktober stellte das Konkordat mit dem Papst wieder her. Die Jesuiten wurden wieder zurückberufen, die strengen Preßverordnungen von 1844 und 1845 wieder eingeführt, die Zusatzakte zu der Verfassung von 1845 für ungültig erklärt. Zur Erleichterung der finanziellen Noth wurde mit dem Bankierhause Mirès in Paris eine Anleihe von 300 Millionen Realen abgeschlossen. Mit Mexiko währten die Differenzen noch fort, im Innern gährte es und dem Kabinet wuchs die Reaktion von Seiten der absolutistischen Partei am Hofe allmählig über den Kopf. So endete das Jahr 1856.

Im Jahre 1857 fehlte es wieder nicht an Aufständen, die jedoch sämmtlich bald unterdrückt wurden. Die Cortes wurden nach Wiedereinführung des Wahlgesetzes von 1846 auf den 1. Mai 1857 einberufen. Die Ueberwachung der Presse wurde verschärft. Das Budget für 1857 wies 1,803,300,000 Realen Ausgaben und 1,562,660,000 Realen Einnahmen auf; Anleihen und Abzüge von Beamtengehalten sollten das Deficit in der Einnahme decken. Im Juli brach wieder in Andalusien ein republikanischer Aufstand aus, welchen Narvaez jedoch schnell unterdrückte. Die Königin, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, ordnete an, daß keine Hinrichtung vollzogen werden sollte, ehe sie selbst die Akten eingesehen. Am 17. Juli gingen die Cortes auseinander. Sie waren mit der Regierung bemüht gewesen, die Ordnung durch Modifikation der Verfassung in konservativem Sinn zu befestigen. Mit der nordamerikanischen Union und noch mehr mit Mexiko befand sich die Regierung fortwährend in gespannten Verhältnissen. Am 17. Februar 1857 zeigte sie an, daß 30 spanische Kriegsschiffe in den Gewässern von Mexiko versammelt seien, um Genugthuung für vieles von dieser Republik erduldete Unrecht zu erzwingen. Am 4. Oktober gab das Kabinet Narvaez, dessen Fortbestand schon seit längerer Zeit zweifelhaft gewesen war, seine Entlassung ein, und am 28. Oktober bildete sich ein neues, in welchem der General Armero die Präsidentschaft und den Krieg, Martinz de la Rosa das Aeußere, Bermudez de Castro das Innere, Alex. Mon die Finanzen, Casans die Justiz, Salaverria die öffentlichen Arbeiten 2c., Bustillo die Marine übernahm. Am 28. Nov. gebar die Königin einen Prinzen.

Am 10. Jan. 1858 wurden die Cortes eröffnet. Das Programm des Ministeriums war liberal. Da aber die Cortes Bravo Murillo zu ihrem Präsidenten wählten, trat das Ministerium, welches durch Hofintriguen eingesetzt war, zurück und ein Kabinet Isturiz trat an seine Stelle. Aber auch dieses vermochte eine kompakte Majorität in den Cortes nicht zu erlangen. Schon am 30. Juni 1858 mußte es einem anderen weichen, an dessen Spitze die Königin den General O'Donnell als Ministerpräsidenten u. Kriegsminister berief. Während Posada Herrera als Minister des Innern und Quesada als Marineminister verblieben, traten in das neugebildete Kabinet ein Salaverria für die Finanzen, Negrete für die Justiz, Marquis de Corvera für die öffentlichen Arbeiten, Calderon Collantes für das Auswärtige. Ein so steter Ministerwechsel konnte dem Lande nicht eben förderlich sein. Mit Rom wurde der regelmäßige diplomatische Verkehr wieder hergestellt. Die Differenzen mit Mexiko blieben unausgeglichen. Das Kabinet O'Donnell vertrat eine Richtung, welche unter dem Namen der liberalen Union eine Verschmelzung der Parteien zu Stande bringen wollte. Auf den 1. Dec. 1858 wurden die neuen Cortes einberufen, in welchen eine große Majorität für das Ministerium war. An die Stelle des Ministers Quesada trat der General Mac-Crohon. Der Belagerungszustand, wo er noch Statt fand, wurde aufgehoben. Ein liberales Preßgesetz und materielle Verbesserungen wurden in Aussicht gestellt. In inneren Angelegenheiten nicht selten mit der Regierung und unter einander uneinig, waren die Cortes mit der auswärtigen Politik des Kabinets ganz einverstanden. Den Vereinigten Staaten gegenüber wurde der Verkauf Cuba's auf das entschiedenste abgelehnt. Während des italienischen Kriegs beobachtete S. bewaffnete Neutralität. Mit Rom kam es am 25. Aug. 1859 zu einem Vertrag, nach welchem die Kirche dem Staate alle ihre Besitzungen übertragen und dafür unübertragbare Rentenobligationen erhalten sollte. Am 1. April 1859 war ein Gesetz genehmigt worden, durch welches ein außerordentliches Budget von 2 Milliarden Realen für öffentliche Arbeiten und andere Werke von nationaler Bedeutung festgestellt wurde. Die im Okt. 1859 wieder zusammentretenden Cortes ermächtigten die Regierung zur Kriegserklärung an Marokko. Die Rifpiraten hatten nämlich im August 1859 die Stadt Ceuta überfallen und Marokko hatte jede Genugthuung verweigert. Ein Heer von 10,000 Mann unter O'Donnell setzte nach Afrika über, schlug die Angriffe der Marokkaner auf Ceuta zurück u. besiegte sie in mehren Treffen, am entscheidendsten im Thale Gualdras am 23. März 1860. In Folge davon kam es schon am 25. März zu Friedenspräliminarien und am 26. April zu einem definitiven Frieden zwischen S. und Marokko, in welchem letzteres sich zur Abtretung einiger Landstriche und zur Zahlung von 20 Millionen spanischen Thalern für Kriegskosten an S. verpflichtete.

Am 1. April 1860, als bereits der marokkanische Krieg beendet war, wurde ganz unvermutheter Weise eine karlistische Schilderhebung versucht.

Der General Ortega, Gouverneur der balearischen Inseln, landete am Abend des genannten Tages mit etwa 4000 Mann an der Mündung des Ebro bei San Carlos de la Rapita und bemächtigte sich sofort dieser Stadt. Bei ihm befanden sich der Prätendent Graf von Montemolin, dessen jüngster Bruder, der Infant Don Fernando, und der General Elio. Ortega hatte auf eine allgemeine Karlistenerhebung gerechnet, allein es fanden nur hier und da Bewegungen in diesem Sinne Statt. Ortega's eigene Soldaten fielen schon am 20. April von ihm ab. Er selbst wurde auf der Flucht in Calanda ergriffen, die beiden Prinzen verhaftete man am 21. April in Uldecona. Ortega wurde schon am 18. April nach kriegsgerichtlichem Ausspruch erschossen. Ein Gleiches geschah anderen karlistischen Parteigängern in Bilbao und Palencia. Die beiden Prinzen aber verzichteten durch eine am 23. April in Tortosa unterzeichnete Erklärung für immer auf alle Rechte an die spanische Krone und wurden hierauf über die spanische Grenze geleitet. Der ältere Bruder des Grafen von Montemolin, der Infant Don Juan, der bei diesem Aufstandsversuch nicht betheiligt gewesen war, protestirte jedoch gegen die Thronentsagung seiner Brüder und nahm nunmehr deren Rechte auf die spanische Krone für sich selbst in Anspruch. Aber auch seine beiden Brüder widerriefen gegen ihr ausdrückliches Versprechen nach Wiedererlangung der Freiheit ihre Verzichtserklärung. Der Infant Don Fernando starb am 2. Januar und der Graf von Montemolin zugleich mit seiner Gemahlin am 13. Januar 1861. Der Infant Don Juan aber trat in zahlreichen Manifesten als liberaler Prätendent auf und rief sogar das allgemeine Stimmrecht an, ohne jedoch Anhang und Anklang zu finden. Während nun die glückliche Beendigung des Krieges mit Marokko und die Vereitelung des ortega'schen Aufstandsversuchs die der Regierung im Allgemeinen günstige Stimmung erhielten und mehrten, nahmen dagegen die anfangs kundgegebenen Sympathien der spanischen Regierung und auch des spanischen Volks für die nationale Erhebung der Italiener mehr und mehr ab. Vergeblich erschöpfte S. alle diplomatischen Mittel zu Gunsten der bedrohten Herrscherhäuser von Parma und Neapel, sowie der weltlichen Besitzungen des Papstes. Im Oktober 1860 wurde sogar der spanische Gesandte von Turin abberufen. Zum Präsidenten des seit dem 1. September neu organisirten Staatsraths wurde Martinez de la Rosa ernannt. Die Marine hatte im Juli der Marquis de Sierra Bullones übernommen. Am 17. Oktober versuchte ein Bedienter, Namens Rodriguez, ein Attentat auf die Königin, welches jedoch weder Erfolg, noch politische Bedeutung hatte. Den im November von Neuem zusammengetretenen Cortes legte die Regierung mehre organische Gesetze vor, unter anderen einen Entwurf über die Organisation der Provinzen. Rios Rosas trat bei den Debatten hierüber als der erbittertste Gegner des Ministeriums auf.

Am 18. März 1861 proklamirte der bisherige Präsident der Republik San Domingo, Santana, die im Kongreß von San Domingo beschlossene Einverleibung dieser Republik in die spanische Monarchie. General Serrano ergriff von Cuba aus Besitz von der neuen Provinz. Am 20. Mai genehmigte die Königin mittelst Dekrets im Namen des spanischen Volks diese Annexion. Die Sklaverei blieb aufgehoben und Santana behielt die oberste Verwaltung der Kolonie. Die Großmächte erkannten die Einverleibung an, und das in Bürgerkrieg verwickelte Nordamerika konnte nicht dagegen einschreiten. Auch die Republik Hayti erklärte sich für einverstanden mit dieser Annexion, als am 6. Juli ein spanisches Geschwader bei Port-au-Prince erschien. Die mit Venezuela obwaltenden Streitigkeiten wurden gleichfalls beigelegt. Ein am 29. Juni in Loja unter Führung eines Roßarztes, Namens Perez, ausgebrochener Aufstand republikanischer und protestantischer Tendenz wurde rasch unterdrückt. Am 20. Nov. wurde, nachdem der marokkanische Prinz Muley-el-Abbas als Gesandter nach Madrid gekommen war und die wegen der Ausführung des Friedensvertrags mit Marokko entstandenen Schwierigkeiten in einer für S. günstigen Weise beseitigt hatte, ein vortheilhafter Handelsvertrag mit Marokko abgeschlossen. Mit der italienischen Regierung dagegen gerieth S. in einen abermaligen Konflikt wegen seiner Weigerung, die neapolitanischen Konsulararchive herauszugeben. Am 26. Nov. verließ deshalb der Baron Tecco, der Gesandte Victor Emanuels, Madrid. Am 18. Dec. übernahm der Marquis de la Veja de Armijo das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Anfangs November waren die Cortes wieder zusammengetreten. Vorlagen über konstitutionelle Reformen, Kanalbauten, Territorialkredit, Organisation der Handelstribunale und der industriellen Aktiengesellschaften wurden in Aussicht gestellt. Die Staatseinnahmen und Ausgaben für 1862 wurden auf 2021 Millionen Realen berechnet. Gegen die Republik Mexiko, deren Präsident, Juarez, S. vielfach beleidigt hatte, wurde endlich ein Geschwader ausgerüstet. S. forderte Genugthuung für die seinem Gesandten, dem bereits im Januar 1861 die Pässe zugestellt worden waren, zugefügte Beleidigung, Sicherstellung der spanischen Gläubiger der Republik oder sofortige Erlegung von 10 Millionen Realen, Bestrafung der mexikanischen Unterthanen, welche die Interessen spanischer Unterthanen beeinträchtigt hatten, und Entschädigung für die Wegnahme der Handelsfregatte Concepcion. Auch Frankreich und England verpflichteten sich durch einen Vertrag vom 15. Nov., gemeinschaftlich mit S. See- und Landtruppen nach den Küsten Mexiko's zu schicken zum Schutz der Personen und des Eigenthums ihrer Unterthanen, ohne jedoch dabei in die inneren Angelegenheiten der Republik sich irgendwie einmischen oder eine Gebietserlangung erzielen zu wollen. Ehe noch die Nachricht von dieser Konvention nach Cuba gelangt war, war von dort bereits eine spanische Expedition nach Mexiko abgegangen. Sie langte am 8. Dec. vor Vera-Cruz an; am 17. Dec. landeten die Spanier und besetzten die Stadt und das Fort San Juan d'Ulloa. Am 7. Jan. 1862 trafen auch die Geschwader der Franzosen und Engländer ein, sowie der Rest der spanischen unter General Prim. Die Spanier erlitten jedoch bei

ihrem übereilten Vorrücken gegen die Hauptstadt eine Niederlage. Am 19. Febr. kam es zu einem Vertrag zwischen den Kommissarien der Verbündeten und dem mexikanischen General Doblado zu Soledad, der von dem Präsidenten Juarez ratificirt wurde, dem zufolge Unterhandlungen zu Orizaba Statt haben und während der Dauer derselben die Truppen der alliirten Mächte die Städte Cordova, Orizaba und Tahuacan besetzt halten, im Fall der Unterbrechung dieser Unterhandlungen aber sich in ihre früheren Stellungen vor Vera-Cruz zurückziehen sollten. Die spanischen Truppen besetzten nun Orizaba. Aber die Verbündeten wurden bald uneinig unter einander. Am 9. April forderte Prim bei einer Zusammenkunft der Generäle zu Orizaba die Ausführung der Konvention von Soledad und die Entfernung der mexikanischen Emigrirten. Die Franzosen aber weigerten sich mit Juarez zu unterhandeln. Während nun der britisch-spanische Bevollmächtigte erklärte, daß kein Grund zu Feindseligkeiten gegen Mexiko vorliege, behauptete der französische, daß der Beginn derselben zum Schutz der Franzosen im Lande nöthig sei, und zeigte in einer Note diesen Entschluß der mexikanischen Regierung an. Die Engländer und Spanier dagegen benachrichtigten gleichfalls am 9. April Juarez von ihrem Entschluß sich zurückzuziehen, worauf der General Doblado als mexikanischer Minister erklärte, die Regierung sei bereit, ihre Forderungen zu befriedigen. Die spanischen und englischen Truppen schifften sich bald darauf ein, und nur die Franzosen setzten die Expedition gegen Mexiko fort. Die Cortes tadelten vielfach das Verhalten der spanischen Regierung in dieser Angelegenheit, ohne jedoch begründete Anklagen wider sie erheben zu können. Verträge schloß die spanische Regierung 1862 mehre ab, mit Frankreich am 7. Januar über das Konsularwesen, am 25. Februar über Regulirung der Schuld von 1823, am 14. April über Grenzregulirung, und mit der Türkei am 19. März einen Handelsvertrag, im Juli mit Portugal einen Postvertrag. Tetuan räumten die Spanier im April, nachdem Marokko die versprochene Entschädigungssumme gezahlt hatte. Die Cortes, die am 2. Juli geschlossen wurden, hatten außer diesen Verträgen noch verschiedene Gesetzentwürfe berathen, namentlich über die städtischen Behörden, die Generalräthe und das Präfekturwesen, auch ein Preßgesetz. Eine Amnestie für die Aufständischen von Loja wurde abgelehnt. Eine Unterbrechung in den Arbeiten der Cortes bewirkte der allgemein betrauerte Tod des Kammerpräsidenten Martinez de la Rosa, an dessen Stelle Mon zum Präsidenten gewählt wurde. General Prim traf erst einige Zeit nach dem Schluß der Cortes in Madrid ein, wodurch er Angriffen wegen der mexikanischen Angelegenheit entging. An die Stelle Mons, als Botschafters zu Paris, trat der General Concha, General Dulce aber wurde statt des Marschalls Serrano als Generalkapitän nach Cuba geschickt; Comyn ging als Gesandter nach Konstantinopel. Am 14. August sprach sich der Kaiser Napoleon III. gegen den neuernannten Gesandten General Concha bei dessen Antrittsaudienz in fast beleidigender Weise über die Beziehungen Frankreichs zu S. aus, was in S. große Sensation erregte, übrigens keine weiteren Folgen hatte. Nachdem am 1. December 1862 die Cortes mit einer Thronrede der Königin eröffnet worden waren, worin sich dieselbe dahin aussprach, daß die in den letzten 4 Jahren in Uebereinstimmung mit den Cortes von der Regierung befolgte Politik der Nation große Verbesserungen im Innern und Achtung bei den auswärtigen Nationen verschafft habe, wurde Tags darauf Ballesteros, der Kandidat der ministeriellen Partei, fast einstimmig zum Präsidenten der Deputirtenkammer gewählt. Die Opposition hatte sich der Abstimmung enthalten. S., unverkennbar in kräftiger innerer Entwickelung begriffen, mußte die Erhaltung des Friedens nach Außen hin lebhaft wünschen. Es hatte sich klüglich mit England von der mexikanischen Expedition zurückgezogen, als es sah, daß Frankreich besondere Pläne damit verband. Am 4. December legte das Ministerium den Cortes die auf diese Expedition bezüglichen Aktenstücke vor. Die am 9. hierüber im Senat begonnenen Debatten wurden erst am 29. December damit geschlossen, daß die Handlungsweise des Generals Prim, welcher am 9. April Mexiko auf seine Verantwortlichkeit hin mit seinen Truppen verlassen hatte, die Billigung einer bedeutenden Majorität erhielt. Dasselbe geschah auch am 8. Januar 1863 in der Deputirtenkammer. Ein Amendement Mons, das sich mißbilligend über das Verfahren Prims auszusprechen schien, wurde hier mit 149 gegen 73 Stimmen verworfen. Die im ministeriellen Sinne abgefaßte Antwortsadresse auf die Thronrede der Königin, in der der mexikanischen Frage zu Prims Gunsten Erwähnung geschah, wurde im Senat mit 95 gegen 22 Stimmen, in der Deputirtenkammer mit 166 gegen 77 Stimmen angenommen. Allein in Folge dieser Kundgebungen in der mexikanischen Angelegenheit trat eine solche Spannung mit Frankreich ein, daß das ganze Kabinet, mit alleiniger Ausnahme O'Donnells, seine Entlassung zu geben sich veranlaßt fand (15. Jan. 1863). O'Donnell, als Ministerpräsident, bildete nun ein neues Ministerium, in welchem General Serrano an der Stelle Calderon Collantes das Portefeuille des Auswärtigen übernahm. Am 7. Februar wurden die Cortes vertagt. Aber auch das Ministerium O'Donnell vermochte sich bald nicht mehr zu halten. Schon am 26. Februar mußte es einem Kabinet Miraflores weichen, welches sich Frankreich gegenüber gefügiger zeigte, aber der liberalen Partei desto weniger Zugeständnisse machen zu wollen schien, doch übergab dasselbe eine Depesche an Rußland zu Gunsten Polens (21. März). Am 10. April 1863 traten die Cortes wieder zusammen. In seinem denselben vorgelegten Programm zog Miraflores die Vorlagen seiner Vorgänger, welche Verfassungsveränderungen in liberalem Sinne verhießen, zurück. Von der Richtung dieses Ministeriums legte auch die Verurtheilung des Protestanten Matamoras und seiner Gesinnungsgenossen in Granada und Malaga ein trauriges Zeugniß ab (23. April). Dieselben wurden wegen Verbreitung der Bibel zu langwierigem Gefängniß verurtheilt, welche Strafe später von der

Königin in Verbannung umgewandelt wurde. Am 6. Mai wurden die Cortes vertagt und am 13. August durch königliches Dekret aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Die Abhaltung von Wahlversammlungen wurde durch eine ministerielle Verordnung vom 20. August sehr wesentlich beschränkt. Die demokratische Partei, die allgemeines Wahlrecht, Preßfreiheit und Decentralisirung der Verwaltung zu ihrem Feldgeschrei machte, enthielt sich der Theilnahme an den Wahlen. Von den wieder freundnachbarlich gewordenen Beziehungen Frankreichs zu S. zeugte ein Besuch der Kaiserin der Franzosen am Hofe von Madrid (18. Okt.). Am 4. November wurden die neuen Cortes mit einer Thronrede der Königin eröffnet. Der ministerielle Kandidat Rios y Rosas erhielt mit 160 Stimmen gegen 90 Stimmen, die sich für Mon erklärten, den Präsidentenstuhl (5. Nov.). Am 13. November wurden 48 neue Senatoren ernannt. Am 11. Januar 1864 wurde den Cortes der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes vorgelegt. Aber obgleich das Ministerium Miraflores bei der Neuwahl derselben seinen Einfluß möglichst geltend zu machen gesucht hatte, erklärten sie sich doch mit bedeutender Majorität gegen denselben, worauf das Ministerium seine Entlassung eingab (16. Jan.). Am folgenden Tag trat das neue Ministerium ins Leben, in welchem Arrazola das Präsidium, Benavides das Innere übernahm. Letzterer legte bereits am 22. Februar den Cortes ein modificirtes Wahlgesetz vor. Die Wahl der Kommission zur Prüfung dieses Gesetzes fiel jedoch keineswegs zu Gunsten des Ministeriums aus, so daß dasselbe schon am 29. Februar wieder abdankte. Hierauf wurde am 2. März ein Ministerium Mon gebildet. Dasselbe legte am 9. März dem Senat einen Gesetzentwurf behufs Aufhebung der Verfassungsveränderungen von 1858 vor. Der Senat erklärte sich mit 81 gegen 16 Stimmen für die vorgeschlagene Aufhebung und für die Wiederherstellung der Verfassung von 1845 in ihrer Reinheit (13. März). Dieselbe Erklärung erfolgte dann (15. April) auch von Seiten des Kongresses mit 187 gegen 17 Stimmen. Am 3. Mai hielt die Progressistenpartei ein großes Bankett in Madrid, welches der Regierung so mißliebig war, daß sie die Blätter, welche die dabei gehaltenen Reden in ihre Spalten aufgenommen hatten, gerichtlich verfolgen ließ. Am 24. Juni wurden die Cortes vertagt, am 13. August der dem Ministerium unbequem gewordene General Prim zeitweilig nach Oviedo verbannt. Aber das Ministerium Mon machte nun Bahn für ein Kabinet Narvaez. Am 13. September gab ersteres seine Entlassung und am 16. erfolgte die Bildung des letzteren. Schon am 23. September löste Narvaez die Cortes auf und ordnete Neuwahlen auf den 22. November an. Der Königin Christine wurde am 27. September die Rückkehr nach S. gestattet. Die Cortes-wahlen fielen nichtsdestoweniger in ihrer großen Mehrheit zu Gunsten des Ministeriums Narvaez aus. Dieses bot zwar am 14. December auf Anlaß der Frage wegen San Domingo der Königin seine Entlassung an, zog aber schon am 17. sein Gesuch wieder zurück. Während so die Regierung im Innern den Parteien gegenüber eine feste Haltung anzunehmen sich bestrebte, suchte sie auch nach Außen hin den Einfluß und die Macht S.s geltend zu machen. In San Domingo, das nur eine Intrigue in die Arme S.s zurückgeführt hatte, war bereits am 20. August 1863 ein Aufstand ausgebrochen. S. setzte Alles daran, um seine Autorität auf der Insel aufrecht zu erhalten. Am 22. Februar 1864 wurde General Gandara durch königliches Dekret statt des Generals Vargas zum Generalkapitän der Insel ernannt und mit dem Kommando über das Operationscorps betraut. Allein die Bevölkerung San Domingo's setzte allen Bemühungen S.s, seine Herrschaft über die Insel zu behaupten, einen so energischen Widerstand entgegen, daß sich der Regierung mehr und mehr die Ueberzeugung aufdrängte, daß mit allen Anstrengungen und Opfern an Geld und Mannschaft doch der ungestörte Besitz der Insel nicht erreicht werden könne, und daß es daher gerathener sein möchte, die ganze Erwerbung wieder aufzugeben. Noch am letzten Tage des Jahres 1864 mußte eine vom Ministerium berufene Kriegsjunta die Frage des völligen Wiederaufgebens von San Domingo in ernstliche Berathung ziehen. Doch nicht allein mit San Domingo, auch noch mit einer anderen seiner ehemaligen Kolonien, mit Peru, sah sich S. 1864 in Handel verwickelt. Um nämlich gewisse Schuldforderungen spanischer Unterthanen an die Republik zu unterstützen, schickte es einen diplomatischen Agenten Namens Mazarredo nach Lima. Da indeß S. die Republiken Amerika's, als vorher spanische Kolonien, noch nicht anerkannt hatte, gab es ihm nicht den Titel eines Gesandten, sondern wie gegenüber einer Kolonie den eines Kommissärs. Die peruanische Regierung aber wollte ihn als solchen nicht zulassen. Da nun auf diese Weise Unterhandlungen nicht gepflogen werden konnten, so begab sich der spanische Kommissär von Lima nach Callao und schiffte sich daselbst ein (12. April). Durch Zufall, wie es hieß, traf er nicht weit davon ein spanisches Geschwader, 2 Fregatten unter Admiral Pinzon. Am 14. April erschien dies Geschwader vor den Chinchainseln, welche durch ihre reichen Guanolager die Hauptquelle der peruanischen Finanzen bilden. Die peruanischen Behörden wurden von den Spaniern sofort aufgefordert, sich zu ergeben, was denn auch ohne Weiteres geschah. Die Inseln wurden hierauf von den Spaniern besetzt, und Admiral Pinzon und Kommissär Mazarredo erließen von dort aus am 7. Mai eine Erklärung, nach welcher sie die Besetzung der Inseln als eine vorläufige Repressalie gegen die peruanische Regierung angesehen wissen, sonst aber sich aller weiteren Feindseligkeiten enthalten, vielmehr mit ihrem Geschwader sich nur in der Defensive halten wollten. Diese Besetzung rief nicht allein in Peru, sondern auch in allen anderen ehemals spanischen Kolonien Südamerika's eine große Entrüstung gegen S. hervor, die sogar so weit ging, daß Mazarredo auf seiner Rückkehr nach S. in Panama insultirt wurde und nur mit Mühe (21. Mai) den gegen ihn gerichteten Verfolgungen entging. Peru stellte an S. das Verlangen, die Chinchainseln sofort wieder zu räumen; allein eine Cirkulardepesche des Ministers des Auswärtigen vom

24. Juni erklärte, daß S. dies Verlangen abgelehnt habe und daß die Inseln bis zu vollständiger Satisfaktionsleistung besetzt bleiben würden. Am 26. Okt. wurde Admiral Paceja an die Stelle des Admirals Pinzon zum Kommandanten der spanischen Streitkräfte in den Gewässern von Peru ernannt u. ging mit einer Art von Ultimatum dahin ab. Die Peruaner wollten sich zwar den spanischen Satisfaktionsforderungen nicht fügen, fühlten sich aber doch andererseits zu schwach, um es mit dem spanischen Geschwader aufzunehmen. So wurde denn bis zu Ende des Jahres die Lösung des Konflikts noch nicht gefunden und die Inseln blieben fortwährend von S. besetzt. Während des Jahres 1865 trat S. noch bei weitem mehr als bisher in den Vordergrund, und zwar sowohl bezüglich seiner inneren Zustände, als bezüglich seiner auswärtigen Politik. Was die inneren Zustände anlangt, so entsprach die im vorhergehenden Jahre nach mehren wenig befriedigenden Versuchen, sich mit Uebergangsministerien zu behelfen, erfolgte Bildung eines Ministeriums Narvaez der überwiegenden öffentlichen Meinung des Landes keineswegs und es gelang dieser auch allmählig, sich Geltung zu verschaffen. Am 26. Januar legte die Regierung den Cortes den sehr bedenklichen Zustand der Finanzen dar mit dem Verlangen, daß durch eine Vorauserhebung der Abgaben oder auf andere Art geholfen werde. Angesichts dieser traurigen Lage der Staatsfinanzen verzichtete die Königin am 20. Februar auf drei Viertheile ihres Patrimoniums, dessen Ertrag auf 600 Millionen Realen geschätzt wird. Kongreß und Senat beschlossen, ihr dafür besondere Dankadressen überreichen zu lassen. Zugleich versprach der Finanzminister den Cortes neue Prüfung des Budgets der verschiedenen Ministerien und bedeutende Einschränkungen. Im Uebrigen zeigte sich die Regierung zu Koncessionen gegen die öffentliche Meinung wenig geneigt. Die verlangte Anerkennung des Königreichs Italien wurde, wenn auch nicht geradezu verweigert, doch auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Die Frage, welche allen vorangehen müsse, erklärte der Staatsminister, sei die den heiligen Vater betreffende. So genehmigte denn auch am 10. Februar der Staatsrath die Veröffentlichung der berüchtigten päpstlichen Encyclica vom 8. Dec. 1864, nur mit Ausnahme derjenigen Stellen, welche den Rechten der spanischen Krone zuwiderlaufen. Am 14. März wurde den Cortes ein neues beschränkendes Preßgesetz vorgelegt. Sofort protestirten 22 madrider Zeitungen gegen diese Vorlage. In den Cortes zwar hatte das Ministerium Narvaez noch immer die Majorität für sich. So billigte die Kammer mit 166 gegen 70 Stimmen das Einschreiten der Regierung gegen die Theilnehmer an einem oppositionellen Bankett am 5 März. Ebenso genehmigte sie mit 143 gegen 79 Stimmen den Gesetzentwurf, wodurch der Regierung ein Vorschuß von 300 Millionen Realen zu Theil werden sollte. Allein die Kammermajorität vermochte das Ministerium der wachsenden Volksbewegung gegenüber auf die Dauer nicht zu halten. Bereits vom 7.—10. April fanden in Madrid bedeutende Unruhen Statt, in Folge der Absetzung des Rektors der Universität. Eine parlamentarische Untersuchung dieser Ereignisse wurde von der zweiten Kammer mit 154 gegen 104 Stimmen abgelehnt. Große Aufregung in Madrid und lebhafte Besorgnisse der Regierung erregte eine Militärverschwörung in Valencia, deren Ziel angeblich Beseitigung der Dynastie und Vereinigung S.s mit Portugal sein sollte. Sie wurde jedoch sofort nach ihrer Entdeckung den 10. Juni unterdrückt. Der im Auslande reisende General Prim, ein Haupt der Progressistenpartei, erhielt durch königliches Dekret die Aufforderung, augenblicklich nach Madrid zurückzukehren. Auch befahl der Minister des Innern durch Cirkular den Gouverneurs der Provinzen, sofort alle Casinos zu schließen und alle Versammlungen und Gesellschaften aufzulösen, die, unter welchen Namen es auch sei und welchen scheinbaren Zweck sie auch nur haben möchten, sich mit politischen Angelegenheiten beschäftigen und somit zur Störung der Ruhe beitragen könnten, ja nach Ermessen selbst Bälle zu verbieten. Zugleich verlangte die Regierung von den Cortes die Wiedereinführung der Censur und das Recht zur Beschlagnahme aller Zeitungen, die gegen Monarchie, Religion, öffentliche Ordnung 2c. schrieben. Allein alle diese reaktionären Maßregeln vermochten nicht zu verhindern, daß schon am 29. Juni das Ministerium Narvaez seine Entlassung nehmen mußte, um einem Ministerium O'Donnell Platz zu machen. In diesem neuen Ministerium, das der öffentlichen Meinung in entschieden liberaler Richtung zu genügen suchte, übernahm Bermudez de Castro die Leitung des Auswärtigen, Marschall Serrano ward zum Generalkapitän von Madrid ernannt. Ein königliches Dekret verkündete eine allgemeine Amnestie für Preßvergehen. Der an General Prim ergangene Befehl ward officiell zurückgenommen, der in Folge der Aprilereignisse aufgelöste Municipalrath von Madrid wieder eingesetzt, das Wahlrecht erweitert, der Presse eine freiere Bewegung gestattet, endlich, trotz aller Abmahnungen Oesterreichs, das Königreich Italien anerkannt (15. Juli). Auch mehre einflußreiche Personen am Hof, die längst das allgemeine Mißtrauen erregt hatten, wurden entfernt. So erhielt der Kardinal-Erzbischof von Burgos seine Entlassung als Erzieher des Prinzen von Asturien (12. Juli); so mußte sich P. Claret, der Beichtvater der Königin, in sein Missionshaus zu Vich und die Schwester Patrocinia in ihr Kloster zu Aranjuez zurückziehen (20. Juli). Das Ministerium O'Donnell trat diesmal in allen seinen Maßregeln mit Entschiedenheit und doch nicht ohne weise Mäßigung auf. Am 26. Juli wurde das Reglement publicirt, durch welches die Jury reorganisirt und derselben die Jurisdiktion in Preßsachen zurückgegeben wurde. Dem Klerus gegenüber behauptete die Regierung ebenfalls eine feste Haltung. Der Verkauf der Kirchengüter wurde wieder aufgenommen und mit Energie betrieben. Sämmtliche Bischöfe des Königreichs bis auf 2 hatten öffentlich gegen die Anerkennung des Königreichs Italien protestirt; allein dies hinderte die Regierung nicht, dem bisherigen neapolitanischen Gesandten zu erklären, daß seine Mission zu Ende sei (1. Aug.). Am 21. August wurde eine karlistische Demonstra-

tion in Ulcedona in Katalonien gegen die liberalen Maßregeln des Ministeriums O'Donnell versucht, die jedoch keine weitere Bedeutung hatte. An demselben Tage besuchte O'Donnell den Kaiser Napoleon III. im Lager von Chalons. Die Beziehungen zwischen den Regierungen S.s u. Frankreichs wurden nun so intim, daß der Kaiser Napoleon am 9. Sept. mit der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen von Biarritz aus die Königin in San Sebastian besuchte und diese den Besuch des französischen Kaiserpaars durch einen solchen in Biarritz erwiderte (11. Sept.). Dagegen blieb das Verhältniß S.s zu seinen ehemaligen Kolonien in Amerika fortwährend ein sehr gespanntes. Schon in den ersten Tagen des Januar 1865 mußte sich die Regierung dazu entschließen, auf die Einverleibung San Domingo's in die spanische Monarchie geradezu Verzicht zu leisten, da sie dieselbe nicht zu behaupten vermochte. Peru zwar gab endlich nach und schloß Frieden mit S., nachdem der spanische Admiral Paceja seine Flotte im Hafen von Callao in Schlachtordnung aufgestellt hatte (2. Febr.). Die Chinchainseln sollten an Peru zurückgegeben, dagegen ein spanischer Kommissär von Peru angenommen und S. für seine auf 3 Millionen Piaster festgestellten Expeditionsunkosten entschädigt, auch die alte rein spanische Schuld von Seiten Peru's anerkannt werden. Allein schon am 28. Febr. brach in Peru eine Revolution gegen die Regierung des dasigen Präsidenten Pezet aus, welche den kurz vorher mit S. abgeschlossenen Frieden wieder ganz in Frage stellte. Bald darauf wurde S. auch in Händel mit Chile, der blühendsten aller südamerikanischen Republiken, verwickelt. Am 20. Mai richtete der spanische Gesandte Tavira an die Regierung von Chile eine Note, in welcher 11 Beschwerdepunkte aufgeführt wurden, welche meist darauf hinausliefen, daß Chile für Peru und gegen S. mehr oder weniger Partei genommen habe. Der spanische Gesandte begnügte sich nun zwar mit den ihm von der chilenischen Regierung über seine Beschwerdepunkte gegebenen Erläuterungen; allein das Ministerium O'Donnell billigte das Verhalten des Gesandten nicht, rief denselben vielmehr ab und ertheilte dem Admiral Paceja den Befehl, wie gegen Peru, so nun auch gegen Chile nöthigenfalls mit Waffengewalt vorzugehen. Am 17. August erschien derselbe mit seinem Geschwader im Hafen von Valparaiso und übermachte der Regierung von Chile ein Ultimatum, des Inhalts, daß, wenn nicht binnen 4 Tagen eine befriedigende Erklärung betreffs der von S. gegen Chile erhobenen Beschwerden abgegeben und außerdem die spanische Flagge mit 21 Schüssen begrüßt würde, die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern als abgebrochen zu betrachten seien. Chile lehnte das Ultimatum ab. Nun erklärte Paceja, unbekümmert um den Protest des diplomatischen Corps in Chile gegen sein Verfahren, die sämmtlichen Häfen des Landes in Blokadezustand (24. Sept.), worauf die chilenische Nationalvertretung am 28. September mit einer Kriegserklärung an S. antwortete. Eine wirksame Blokade war übrigens den Spaniern mit nur 5 Kriegsschiffen gegenüber einer Küstenlänge von cirka 3000 Seemeilen nicht möglich, und die Chilenen wehrten sich nach Kräften. Am 2. Dec. gelang es ihnen sogar, ein spanisches Kriegsschiff zu nehmen, was den Admiral Paceja in solche Aufregung versetzte, daß er sich selbst das Leben nahm. Mittlerweile hatten die Aufständischen in Peru den Präsidenten Pezet vertrieben, Lima eingenommen, und unter der Diktatur des Obersten Prado erfolgte der Abbruch aller diplomatischen Beziehungen zu S. Am 5. December schlossen Chile und Peru eine förmliche Alliance gegen S., und es stand zu erwarten, daß sich noch mehre süd- und mittelamerikanische Republiken derselben anschließen würden. Während so die Beziehungen S.s zu den amerikanischen Republiken sich immer unfreundlicher gestalteten, wurde auch die Stellung der Parteien im Innern der Regierung gegenüber immer schroffer. Am 29. Okt. hielten die Progressisten eine Generalversammlung in Madrid, wobei General Prim drohende Aeußerungen gegen die Regierung fallen ließ. Am 5. Nov. fand ebenfalls in Madrid eine große Versammlung der demokratischen Partei Statt. Die Redner erklärten sich mit Entschiedenheit für Einführung des allgemeinen Stimmrechts, für Trennung von Staat und Kirche und für endliche Ordnung des Finanzwesens durch Sparsamkeit. Am 15. November erließ sogar das Centralwahlkomité der Moderados ein Manifest gegen die Regierung und die sogenannte liberale Union. Bei den am 1. December Statt findenden allgemeinen Corteswahlen zeigte sich große Theilnahmlosigkeit, indem sich die Mehrzahl der Demokraten, der Progressisten und selbst der Moderados der Wahl enthielt. Am 27. December wurden die Cortes mit einer Thronrede der Königin eröffnet. Allein obwohl die Königin, deren Beichtvater P. Claret seine Stelle wieder angetreten hatte, die inneren und auswärtigen Verhältnisse S.s als im Ganzen befriedigend bezeichnete und schließlich sich guten Hoffnungen für immer bessere Gestaltung derselben hingab, so griff doch eine allgemeine Unbehaglichkeit u. Unruhe Platz, die nichts Gutes ahnen ließ, zumal ein Theil der Armee keineswegs zuverlässig zu sein schien.

Die Thronrede, mit welcher die Cortes im December eröffnet wurden, beklagte die nothwendig gewordene Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Chile, versicherte, daß durch die Anerkennung des Königreichs Italien dem festen Entschluß der Regierung, über die Rechte des heiligen Stuhls zu wachen, kein Eintrag geschehen solle, betonte die Nothwendigkeit, behufs der Herstellung des Gleichgewichts im Budget einige Steuern zu erhöhen und die Ausgaben zu vermindern und verhieß schließlich die Einhaltung einer toleranten Politik ohne Schwäche. Am 2. Januar 1866 erhoben sich die Besatzungen von Aranjuez und Ocaña unter Führung des Generals Prim, eines der Häupter der iberischen Gesammtstaatspartei, gegen das Ministerium O'Donnell. Da indeß die Erhebung bei Heer und Volk keinen Anklang fand, so warfen sich die Aufständischen in die Gebirge von Toledo und traten von da nach Portugal über, wo sie internirt wurden. Obwohl die Ruhe weiter nicht gestört ward, so fanden doch in Madrid und Saragossa zahlreiche Verhaftungen Statt. Auch legte die Regierung den Cortes ein gegen die Preßfrei-

heit und die Vereine gerichtetes Gesetz vor. Zur energischen Führung des Kriegs gegen Chile, welches Kaperschiffe an die spanische Küste sandte, wurden eine Panzerfregatte und 4 Dampffregatten in die chilenischen Gewässer entsandt. Die Anerkennung des Königreichs Italien fand im Senat so wenig Beifall, daß der Antrag gestellt ward, dieselbe für null und nichtig zu erklären, welcher jedoch mit 165 gegen 63 Stimmen verworfen ward. In der Deputirtenkammer wurde eine Erklärung beantragt, welche darauf hinwies, daß die finanzielle Bedrängniß im steten Wachsen begriffen und der Ruin des Ackerbau's und der Industrie zu befürchten sei, wenn man nicht Ersparnisse im Betrag von 300 Millionen Realen durchführe. Anfangs Mai suchte das Ministerium bei den Cortes um die Ermächtigung nach, falls das Budget bis zum 30. Juni nicht bewilligt sein sollte, Steuern einzunehmen und zu verausgaben, Ersparnisse zu bewerkstelligen, Verträge mit gewissen Klassen von Staatsgläubigern abzuschließen, dreiprocentige Schuldscheine in erforderlicher Zahl auszugeben, um 60 Millionen in baarem Geld aufzubringen, und im Nothfall die Land- und Seemacht zu verstärken. Im Juni ertheilte die Kammer der Deputirten die verlangte Ermächtigung mit 160 gegen 96 Stimmen. In der Sierra Morena ausgebrochene Unruhen, sowie Militäraufstände, welche am 22. Juni zu Madrid und Gerona Statt fanden, wurden schnell unterdrückt. Die Anführer des madrider Aufstandes wurden standrechtlich verurtheilt und erschossen. Diese wiederholten Aufstände veranlaßten die Regierung bei den Cortes auf zeitweilige Aufhebung der konstitutionellen Garantien anzutragen, wozu beide Kammern ihre Genehmigung ertheilten. Die Forderung des Ministeriums aber, daß die Königin die Ernennung von 35 neuen Senatoren vornehme, führte im Juli dessen Sturz herbei. Das neue Ministerium, in welchem Narvaez den Vorsitz und das Portefeuille des Kriegs, Arvajola das der Justiz, Barzallana das der Finanzen, Gonzales Bravo das des Innern übernahm, vertagte die Cortes und gab bald seine reaktionäre Tendenz rücksichtslos kund. Anfangs August wurden die Statthalter der Provinzen durch ein Rundschreiben des Ministeriums aufgefordert, den Umtrieben der demokratischen Partei energisch entgegenzutreten. Königliche Verordnungen (Oktober) änderten die Gesetze über die Befugnisse der Verwaltungen der Städte und Provinzen ab, lösten die bestehenden Deputationen derselben auf, weil sie sich zu Werkzeugen der Revolutionspartei hergegeben haben sollten, und ordneten Neuwahlen für den 25. November an. Zugleich ward die Presse der strengsten Censur unterworfen und mehre liberale Blätter wurden ganz unterdrückt. Das Ministerium Narvaez erstrebte die vollständige Wiederaufnahme des altspanischen klerikalen, intoleranten Systems. Ein königliches Dekret vom 9. Oktober gestaltete das gesammte Erziehungswesen um, indem es an die Stelle der bisherigen Aufsichtsbehörde, welche aus hervorragenden Männern der Wissenschaft bestand, ein Kollegium setzte, welches mit Ausnahme dreier Gelehrten nur aus bekannten Reaktionären und Günstlingen des Hofes gebildet ward. Dabei wurde gegen jede liberale Regung mit rücksichtsloser Strenge eingeschritten und die Insel Fernando-Po, berüchtigt wegen ihres tödtlichen Klima's, mit ganzen Schaaren Deportirter bevölkert. Daß unter diesen Umständen die Ruhe nur durch die gewaltsamsten Maßregeln noch aufrecht erhalten werden kann, und daß sich über S. neue politische Stürme heraufziehen, die hauptsächlich noch durch die konservative Haltung der französischen Regierung zurückgehalten werden, leidet wohl keinen Zweifel.

Literatur. Bossi, Storia della Spagna antica e moderna, Mailand 1824 f., 8 Bde. (deutsch von Henning, Ronneburg 1825—26, 2 Bde.); Rabbe, Histoire abrégée d'Espagne, Par. 1824, 2 Bde. (deutsch, Dresden 1832); Guttenstein, Geschichte des spanischen Volks, Mannheim 1836 bis 1838, 2 Bde.; Lembke, Geschichte von S., Hamburg 1831, 1. Bd.; fortgesetzt von Schäfer, 2. und 3. Bd., 1844 und 1861; Lafuente, Historia general de España, Madrid 1850—63, 25 Bde.; Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte S.s, Göttingen 1850; Aschbach, Geschichte der Omajjaden in S., Frankfurt am Main 1829, 2 Bde.; 2. Aufl., Wien 1860; Derselbe, Geschichte S.s und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, Frankf. 1833; Prescott, History of Ferdinand and Isabella, London u. Boston 1838, 3 Bde.; 5. Aufl., London 1844 (deutsch, Leipzig 1842); Derselbe, History of the reign of Philipp II of Spain, Boston 1856 ff., 3 Bde. (deutsch, Leipzig 1856 ff., 3 Bde.); S. seit dem Sturze Espartero's bis zur Gegenwart, Leipz. 1853; Baumgarten, Geschichte S.s zur Zeit der französischen Revolution, Berl. 1861.

Spaniol, eine sehr feine, reizende Sorte spanischen Schnupftabaks, wird aus Havanablättern bereitet und mit einer rothen Erde gefärbt und kommt in ganzen Saronen oder auch in Gefäßen von Fayence, sowie in blechernen oder bleiernen Büchsen in den Handel.

Spanische Fliege, s. Kantharide.

Spanische Literatur. Die Anfänge der spanischen Nationalliteratur reichen in die Zeit der Vermischung der germanischen Völker, namentlich der Westgothen, mit den durch römischen Einfluß der Rohheit entrissenen Bewohnern Spaniens zurück. Die frühesten auf uns gekommenen Schriftdenkmale rühren aus dem 13. Jahrhundert her. Mit dieser Zeit beginnt die erste Periode der s.n L., die bis auf die Regierung Johanns II. von Kastilien (1406) reicht. Die s. L. erscheint in dieser Periode als volksthümlich-nationale mit vorherrschend epischer und didaktischer Richtung. Das älteste auf uns gekommene Werk der s.n L. ist das „Poema del Cid", eine Reimchronik, welche die Thaten und Abenteuer des Volkshelden Ruy Diaz, genannt Cid el Campeador († 1099), treuherzig, oft sehr malerisch, in ernst-tragischem Tone, jedoch nicht ohne Beimischung von Scherzen und ironischen Zügen beschreibt (s. Cid Campeador). Von der eigentlichen Volkspoesie haben sich weder die ursprünglichen Formen, noch überhaupt sehr alte Denkmäler erhalten können, da sie Jahrhunderte hindurch nur im Munde des Volks und in diesem stets sich verjüngend fortlebte und erst aufgezeichnet ward, als auch die

Kunstpoesie diese Lieder des Volks ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Diese älteste spanische Volkspoesie war übrigens lyrisch-epischen Charakters. Außer dem „Cid" gehören hierher die Heiligen- und Marienlegenden des Geistlichen Gonzalo von Berceo († um 1268), die Legende von der Maria Egipciaca und den heiligen 3 Königen (aus dem 13. Jahrhundert), die Bearbeitung der ritterlichen Irrfahrten Alexanders des Großen (Poema de Alexandro Magno) von Juan Lorenzo Segura, die Rittergedichte von den „Votos de pavon" (Pfauengelübde) von Apollonius von Tyrus (aus dem 13. Jahrhundert) und ein mehr chronikenartiges Gedicht von Conde Fernan Gonzalez aus dem 14. Jahrhundert. Diese Gedichte sind theils in einreimigen Alexandrinerstrophen, theils in den nationalen Grundrhythmen der Redondilien abgefaßt. Noch in das 14. Jahrhundert ist wohl auch die Abfassung der längeren, epenartigen Romanzen von Karl dem Großen und seinen Paladinen zu setzen. Hauptsächlich durch den Einfluß Alfons' X. oder des Weisen († 1284) von Kastilien begann sich frühzeitig eine gelehrt-didaktische Kunstpoesie zu entwickeln. Er ließ die Landesgesetze aus der lateinischen Sprache in die Landessprache übertragen, und auf seine Veranstaltung geschah die Abfassung einer Weltchronik und der Geschichte der Kreuzzüge („La gran conquista de Ultramar", Salamanca 1503), sowie einer Generalchronik von Spanien bis zum Tode seines Vaters, der „Crónica general" (Valladolid 1604), in der Landessprache. So wurde Alfons eigentlich der Schöpfer der spanischen Prosa, wie auch durch ihn die spanische Nationalliteratur eine mehr didaktische Richtung erhielt. Außer dem sogenannten „Libro de tas querellas" (Buch der Klage), von dem sich nur einige Bruchstücke erhalten haben, schreibt man ihm die Abfassung eines didaktischen Gedichts alchemistischen Inhalts, das „Libro del tesoro ó del candado", zu, das theils in Coplas de arte mayor, theils in achtsilbigen Versen geschrieben ist. Alfons' Beispiel wirkte ermunternd auf seine Nachfolger. Sein Sohn Sancho IV. el Bravo schrieb ein moralphilosophisches Werk, das Lebensregeln für seinen Sohn Ferdinand IV. enthält, und des letzteren Sohn Alfons XI. el Bueno gilt für den Verfasser einer Reimchronik in Redondilienstrophen, wie er auch mehre Werke in kastilischer Prosa, z. B. ein Adelsregister „Becerro", ein Jagdbuch „Libro de monteria" und mehre Chroniken abfassen ließ. Besonders merkwürdig ist des Infanten Don Juan Manuel († 1362) Apologensammlung in Prosa mit angehängten Sprüchen in Versen unter dem Titel „El conde Lucanor", eine zum Theil aus orientalischen Quellen geschöpfte Rahmenerzählung, in welcher dem Grafen Lucanor sein Rathgeber Patronio moralische und politische Rathschläge in Form von Novellen ertheilt (herausgegeben von Argote de Molina, Sevilla 1575 und Madrid 1642; von Keller, Stuttgart 1839; deutsch von Eichendorff, Berlin 1840). Bei weitem der bedeutendste Dichter des 14. Jahrhunderts war aber der Erzpriester von Hita, Juan Ruiz († um 1351), der seine lyrischen und didaktischen Gedichte, seine frommen und erotischen Lieder, Fabeln, Hirtenlieder ꝛc. in eine in Alexandrinerstrophen abgefaßte Rahmenerzählung zusammengestellt hat. Diese und die früher erwähnten Gedichte finden sich in Ochoa's vermehrtem Abdruck von Sanchez' „Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV" (Paris 1842). Ein didaktisches Gedicht mit eingewebten lyrischen Partien ist auch das Buch in Reimen über das Hofleben, „Rimado de palacio", des alten Chronisten und als Uebersetzer des Livius berühmten Petro Lopez de Ayala. Die am Ende dieser Periode vorherrschende didaktische Richtung macht sich noch geltend in den Gedichten des Rabbi Santo, eines Juden, der für den König Peter den Grausamen von Kastilien Rathschläge und Lebensregeln in Versen abfaßte, in dem Gedichte vom Todtentanz, „Danza general de la muerte", und in der spanischen Nachahmung der lateinischen „Rixa animae et corporis" ꝛc. Die Ausbildung der damaligen historischen Prosa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Nuñez de Villasons, die Prosachronik vom Cid, die Reisebeschreibung Ruy Gonzalez de Clavijo's u. m. A. Auch die Abfassung des Amadis (s. d.), des Ahnherrn der zahllosen spanischen Ritterromane, gehört dem Schlusse dieser Periode an.

In der zweiten Periode, die von der Regierung Johanns von Kastilien (1406—54) bis zum Schlusse des Mittelalters reicht, trat neben der didaktischen Richtung die lyrische in den Vordergrund. Eine höfische Kunstlyrik nach dem Muster der Troubadourpoesie, die in lemosinischer Mundart längst an den Höfen der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragon blühte, entwickelte sich in kastilischer Mundart erst am Hofe Johanns II., und zwar vorzugsweise als Konversationspoesie, die sich im engen Kreise höfischer Galanterie bewegt. Die Produkte derselben sind daher arm an Ideen, sehr monoton, und oft nur durch die Namensüberschriften von einander zu unterscheiden, die sie in den „Cancioneros" tragen. Hervorzuheben sind die Marqueses von Villena und Santillana, Juan de Mena, Rodrigo, Gomez und Jorge Manrique, Garzi Sanchez de Badajoz, Alonso de Cartagena, Alonso de Santa Maria, Diego Lopez de Haro, Diego de San Pedro, der auch zwei halb prosaische, halb metrische Liebesromane schrieb („Carcel de amor" und Question de amor"), und Fernan Perez de Guzman, Verfasser geistlicher Lieder, „Sentencias" (Lissabon 1541). Die Werke dieser Dichter sind gesammelt in dem berühmten Liederbuch „Cancionero general" (Valencia 1511, Toledo 1517 und öfter), woran sich das allgemeine Romanzenbuch („Romancero general", Madrid 1604 bis 1605) anschließt. Die Ausbildung der spanischen Prosa in diesem Zeitraum ist sehr bemerkenswerth. In den Geschichtswerken des genannten F. P. de Guzman, sowie in denen von Hernando del Pulgar u. A. zeigt sich schon ein Fortschritt vom Chronikenstyl zu pragmatischer Darstellung. Eine Sammlung von Geschichtswerken damaliger Zeit enthält die „Coleccion de crónicas" (Madrid 1779—87, 7 Bde.). Endlich fallen auch in diese Periode die ersten Anfänge des spanischen Drama's. Es entwickelte sich aus ländlichen Festspielen und den in Kirchen aufgeführten Mysterien, welche sich dann zu den Autos

sacramentales (s. Autos) gestalteten. Hierher gehören Juan de la Encinas' Schäferspiele und der so berühmt gewordene dramatische Roman „Celestina" von Fernando de Rojas (1500), der, eines der besten Erzeugnisse der s.n L., in viele Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Bülow, Leipz. 1843) u. vielfache Nachahmungen hervorrief.

Die dritte Periode, von Beginn des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, begreift die höchste Blüthe und den Verfall der s.n L., die beide mit der politischen Entwickelung der spanischen Monarchie gleichen Schritt halten. Altklassische und italienische Muster, die italienischen Versmaße, die Formen des Sonetts, der Ottava rime, der Terzinen, Canzonen 2c. fanden in Spanien Nachahmung, ohne daß jedoch die spanische Poesie, die eine durchaus volksthümliche Grundlage hatte, ihres nationalen Charakters verlustig ging. An italienische und altklassische Muster hielten sich Juan Boscan Almogaver aus Barcelona († um 1542), Garcilaso de la Vega aus Toledo († 1536) und Diego Hurtado de Mendoza. Die im kastilischen Dialekt schreibenden Portugiesen Sá de Miranda und Jorge de Montemayor führten den theils in Versen, theils in Prosa abgefaßten Schäferroman ein. Den größten Beifall aber fand Hernando de Herrera mit seinen rhythmisch vollendeten Oden und Sonetten. Die Verbindung altklassischer Korrektheit mit romantischer Schwärmerei gelang am vorzüglichsten Luis Ponce de Leon. Außerdem sind zu erwähnen: Hernando de Acuña († um 1580), welcher zwischen dem italienischen und dem Nationalstyl die rechte Mitte zu treffen wußte, Francisco de Rioja, Baltazar de Alcázar, Vicente Espinel, Verfasser einer dem Horaz nachgebildeten „Arte poetica Española", die beiden Figueroa, der Lieder- u. Madrigalendichter Guiterre de Cetina, der Idyllendichter Pedro de Padilla, Pedro Soto des Rojas, Cristoval de Mesa, Agustino de Tejada und Luis Barahona de Soto. Der bedeutendste Gegner der klassischen Korrektheit und der eifrigste Vertheidiger der altspanischen Naturpoesie war Cristoval de Castillejo, dessen Romanzen und erotische Volkslieder ächte Heimatlichkeit athmen, während seine Satiren zu sehr übertreiben. Die Brüder Luperno Leonardo und Bartholomé Bernardo de Argensola nahmen sich unmittelbar den Horaz zum Muster. Estévan Manuel de Villégas aus Nazera († 1669) dichtete seine „Eroticas" nach dem Vorbilde des Anacreon. Juan de Xauregui († 1650) übersetzte nicht nur den „Aminta" des Tasso und den „Pastor fido" des Guarini, sondern auch Lucans „Pharsalia". Andererseits suchte Gongora den Romanzenstyl in der Kunstpoesie einzubürgern, während er die Italiener (Marinisten) noch überbot und Neuheit und Erhabenheit des poetischen Styls durch abenteuerliche Verkünstelung des bildlichen Ausdrucks u. der Sprache erstrebte; so ward er das Haupt der ziemlich zahlreichen und bis in das 18. Jahrhundert fortdauernden Schule der Cultoristos und Conceptistos, deren an Ueberspannung kränkelnde Phantasie das Sinken des Nationalgeschmacks ankündigt. Mit dem neu belebten Nationalbewußtsein war auch bei den Kunstdichtern ein historisches oder ästhetisches Interesse an den alten Volksromanzen erwacht, die neu aufgezeichnet und gesammelt wurden. Auf diese Weise entstanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts die meisten Romanzensammlungen, die allerdings neben den ächten alten epischen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyrischer Produkte, Werke von Gelehrten und Kunstdichtern, enthalten. Unter der Unzahl nach dem Leisten der altklassischen und italienischen gemachten Epopöen erheben sich über die Mittelmäßigkeit höchstens Balbuena's „Bernardo", Virues' „Monserrate", Cueva's „Bética", des Padre Hojeda „Christiada", und nur Ercella's „Araucana" zeigt wahrhaft epischen Geist. Aus dem Kontrast zwischen diesen Bestrebungen ein Epos zu schaffen und den dazu ganz ungünstigen Zeitverhältnissen entstanden die ironisch-epischen Werke, die komischen Heldengedichte des Lope de Vega („Gatomaquia"), Villaviciosa („Mosquea") und Franc. de Quevedo.

Befruchtend wirkten die epischen Elemente der alten Volksromanzen in Verbindung mit der kunstmäßig ausgebildeten Lyrik auf die Entwickelung der Comedia, des nationalen Kunstdrama's, des eigentlich adäquaten Ausdrucks des poetischen Lebens der Nation. Dieses fand gleich anfangs in Bartholomé Torres Naharro, Gil Vicente und Lope de Rueda die Repräsentanten der Hauptrichtungen, die später eingeschlagen wurden, indem der erstgenannte mehr idealisirend, zu den phantasiereichen Schöpfungen der heroischen Verwickelungs- und Intriguenstücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) anregte, die beiden letzteren aber die Wirklichkeit treu zu kopiren suchen, wie die zahlreichen Verfasser der sogenannten Vor- und Zwischenstücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Saynetes und Comedias de figuron). Neben diesen Gattungen bestanden die geistlichen Schauspiele, aus denen zunächst das spanische Drama hervorgegangen ist, fort (s. Autos). Die Versuche von Gelehrten und Klassicisten, wie Boscan, Villalobos, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, Pedro Simon de Abril u. A., um die Mitte des 16. Jahrhunderts und mehrer Dichter der sevillaner Schule, wie Geronymo Bermudez († 1589), das Drama nach den Mustern des klassischen Alterthums umzugestalten, scheiterten an der Unempfänglichkeit der schaulustigen Menge für einen ihr unverständlichen Genuß. Die zahllosen Theaterdichter jener glänzendsten Periode des spanischen Drama's, die vom Ende des 16. bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts reicht, formiren sich in zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkt Lope de Vega und Calderon glänzen. Theils Vorläufer, theils Nachfolger des ersteren waren die beiden bereits als Epiker genannten Dichter Juan de la Cueva, der alterthümliche dramatische Formen zu popularisiren und die Bühne zu veredeln suchte, und Virues, dessen Tragödien (besonders „Semiramis" und „Cassandra") sich durch wahres tragisches Pathos und kraftvollen, ungezwungenen Dialog auszeichnen; ferner Cervantes de Saavedra, der jedoch auf diesem Felde dem Lope die Palme nicht streitig machen konnte, um auf einem anderen unerreicht zu bleiben; Guillen de Castro († 1631),

dessen „Cid“ Corneille's Vorbild war; Luis Velez de Guevara; Juan Perez de Montalvan; Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina; Juan Ruiz de Alarcon (um 1628), dessen „Tejedor de Segovia“ und „Ganar amigos“ unter die Meisterstücke der heroisch-romantischen Gattung gehören; Gaspar d'Avila u. A. m. Diese Dichter, ausgezeichnet durch reiche Erfindungsgabe und geniale Konception, sind die eigentlichen Schöpfer des spanischen Drama's, und zwar schufen sie dasselbe aus rein nationalen Elementen, voll volksthümlicher Begeisterung und frischer glühender Phantasie. Da bei Calderon zu dieser Originalität noch die künstlerische Reflexion und die sorgsamere Ausführung im Einzelnen hinzukam, so erreichte in ihm das spanische Drama den Gipfel der Vollendung. Die namhaftesten unter seinen Nachfolgern sind: Francisco de Rojas; Agustino Moreto, ausgezeichnet in komischen Scenen; M. Fragoso (um 1650); J. B. Diamante (um 1670); Antonio Hurtado de Mendoza; Juan de la Hoz († gegen Ende des 17. Jahrhunderts); Antonio de Solis, dessen eigentlichen Ruhm mehr seine Geschichtswerke begründet haben, und Agustino de Salazar y Torres († 1675). Aecht spanischen Geist athmen auch die schon der Verfallzeit der spanischen Poesie angehörigen Werke von Franc. Bances y Cándamo, Cañizares († um 1750) und Antonio de Zamora (um 1722), die besonders die Comedia de figuron ausbildeten. Des letzteren „Don Juan“ ist durch Mozarts Oper berühmt geworden. Vergl. von Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, Berlin 1845—48, 3 Bde.

Ein ähnliches Schicksal, wie die Dichtkunst in gebundener Rede, hatte die künstlerische Prosa in dieser Periode. Das Streben nach klassischer Koncision und Eleganz der Form machte sich zuerst bemerkbar bei den Historikern, die den alten Chronikenstyl aufgaben und in Bezug auf historische Kunst in pragmatischer Behandlung und schöner Form die Griechen und Römer sich zum Muster nahmen. Diese Tendenz zeigt sich schon in den Werken der Hofhistoriographen Karls V., Antonio de Guevara († 1548), Pedro Mejia († 1552) und J. G. Sepulveda († 1574), und noch mehr in Mendoza's „Historia de la guerra contra los moriscos“. Florian de Ocampo bearbeitete die älteste Geschichte Spaniens mit gewissenhafter Benutzung der Quellen in reiner Sprache. Ihn übertrafen in gründlicher Forschung und in rednerischem Ausdruck Ambrosio de Morales († 1590), Geronymo Zurita aus Saragossa († 1580), Historiograph von Aragon, in nüchtern didaktischer Sprache („Annales de la corona de Aragon“, Saragossa 1562, in 30 Büchern, von 710 bis 1516 reichend). Unter den Fortsetzungen seines Werkes ist die des Dichters B. L. Argensola die gelungenste. Juan da Sylva IV., Graf Portalegre († 1601), der Ergänzer des mendoza'schen Geschichtswerks, rechtfertigte die spanische Besitznahme Portugals mit reichhaltiger geschichtlicher und politischer Einsicht, nicht ohne rednerische Kunst. Außerdem sind zu erwähnen der auch als Dichter bekannt gewordene, mehr aber durch seine Geschichte des Aufstandes in Katalonien berühmte Fr. M. de Melo; Franc. de Moncada; der Marquis del Espinao, der die „Geschichte der Kriege in den Niederlanden von 1588—99“ beschrieb, Antonio de Herrera, unter dessen Werken die „Geschichte der Eroberung Westindiens“ das bedeutendste ist; Antonio de Solis, der die Eroberung Mexiko's durch Cortez in klassischer, geschmückter Sprache beschrieb. Der nationale Styl, veredelt durch klassische Muster, zeigt sich aber am vollendetsten in des Jesuiten Juan Mariana „Geschichte des Vaterlandes, von den ältesten Zeiten bis 1516“. Die Neigung zur Didaktik und Reflexion, die sich schon in der vorhergehenden Periode aussprach, fand in der ausgebildeteren Prosa einen geeigneteren Ausdruck, wie die moralisch-philosophischen Abhandlungen und Dialoge von Perez de Oliva zeigen. Ihm schlossen sich an A. J. Morales, Pedro de Valles, Franc. Cervantes de Salazar († 1546); die unter den Historikern genannten Prosaisten Guevara u. Mejia; der humoristische Staatsmann Saavedra y Fajarda, der Geheimschreiber Philipps II., Antonio Perez; der Denker Juan Huarte u. A. m. Ausgezeichnet durch Wärme und Originalität sind die Erbauungsschriften der „Dos Luises“, des Dichters Fr. Luis de Leon und des Kanzelredners Fr. Luis de Granada, der Schwester Santa Teresa de Jesus und der Dichter und Prosaisten S. Juan de la Cruz († 1591) und Pedro Malon de Chaide († um 1590). Mit dem Feuer humaner Begeisterung schilderte die Leiden der unterdrückten Menschheit in Amerika der edle Las Casas. Die Werke der Phantasie anlangend, so wurden die einer vorgeschrittenen Civilisation fast allein noch entsprechenden episch-prosaischen Formen des Romans u. der Novelle auch in Spanien fleißig kultivirt. Die boccaccische Novelle fand frühzeitig Eingang; ihre ersten Bearbeiter waren Juan Timoneda (um 1570) und Nuñez de Reinoso (um 1550). Im 16. Jahrhundert herrschten die Ritterromane vor, deren geschmacklose, das Wahrheitsgefühl verletzende Abenteuerlichkeit in den zahllosen Nachahmungen des „Amadis“ ꝛc. bald zur Karikatur ward. Dieser Kontrast zwischen Idee und Wirklichkeit in den Ritterromanen ward von Cervantes de Saavedra im „Don Quijote“ ironisch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muster spanischer Prosa gilt. Derselbe Cervantes wußte aber auch in seinen „Novelas Exemplares“ und seinen „Trabajos de Persiles y Sigismunda“ die Novelle und den Liebesroman meisterhaft zu kultiviren. Auch schrieb er in seiner „Galatea“ einen der besten Schäferromane, wie auch von Lope de Vega, Montalvo u. A. dieses Genre noch lange kultivirt wurde. Die vorzüglichsten Prosaschriftsteller wendeten sich aber der Schilderung der Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart zu, und zwar theils in kleineren Novellen, in welcher Gattung Cervantes den Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal („Novelas“, Paris 1846) u. A. folgten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muster des „Lazarillo de Tormes“ von Mendoza, wie in Mateo Alemans „Guzman de Alfarache“, in Quevedo's „Gran Tacaño“ und in Espinels „Marcos Obregon“. Eine dritte Reihe von Darstellungen des spanischen Lebens bilden die Erzählungen in

jenem burlesk-phantastischen Styl, der zuerst von Quevedo in seinem „Sueños“ aufgebracht, dann von L. V. de Guevara in seinem „Hinkenden Teufel“ („Diablo cojuelo“) aufgenommen u. zuletzt besonders von Saavedra y Fajardo in der „Republica literaria“ kultivirt wurde. Die Anfänge des historischen Romans reichen ebenfalls in diese Periode zurück mit der berühmt gewordenen, mit trefflichen Romanzen ausgestatteten „Historia de los guerras civiles de Granada“ von Gines Perez de Hita aus Murcia (um 1590) und der ebenso anziehenden „Historia de los Incas del Peru“ von Inca Garcilaso de la Vega aus Cusco in Amerika († 1620). Am Ende dieser Periode litt indessen auch die Prosa durch den Einfluß der Gongoristen und sank von ihrer Klassicität zu den Bizarrerien des Estilo culto herab; unter den Schriftstellern dieser Schule ist einer der geistreichsten, aber eifrigsten Förderer der unnatürlichen Manier der Jesuit Baltazar Gracian, von dessen Schriften besonders die Anweisung zur Kunst geistreich zu denken und zu schreiben („Agadeza y arte de ingenio“) zu erwähnen ist.

Die vierte Periode reicht von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Nachdem die s. L. lange Zeit in derselben Art von Marasmus gelegen, in den die ganze Nation seit dem Ende des 17. Jahrhunderts versunken war, kam um die Mitte des 18. Jahrh. mit der bourbonischen Dynastie ein neuer Geist, der modern-französische, über die Pyrenäen, der bei der Ausartung und Erschöpfung des alten Nationalgeschmacks als ein Regenerationsmittel bald Einfluß gewinnen mußte. Eingang verschaffte ihm namentlich Luzan, dem gegenüber als Verfechter der nationalen Richtung, freilich mehr theoretisch als praktisch, Garcia de la Huerta auftrat. Bald bildete sich wieder eine Dichterschule, nach ihrem Hauptsitz Salamanca die salmantinische genannt, deren Mitglieder gegen die Anforderungen des Zeitgeistes nicht blind, aber auch patriotisch genug waren, um neben den modernen fremden auch die einheimischen Muster zu berücksichtigen, besonders in Sprache und Form. An der Spitze der gemäßigten Reformatoren standen Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalo, Tomas de Iriarte, Samaniego, besonders aber Melendez Valdes, das eigentliche Haupt der salmantinischen Schule. Iglesias, Noroña, Cienfuegos, Arriazo u. Gallego nahmen neben den Franzosen auch die Italiener und Engländer zum Muster. Die Ereignisse des 19. Jahrhunderts, der Unabhängigkeitskrieg und die diesem folgenden Aufstände übten einerseits einen nachtheiligen Einfluß auf die Literatur, da die politischen Kämpfe und Debatten einen großen Theil der vorhandenen Talente verzehrten; andererseits wirkte aber der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die französische Usurpation auch in literarischer Hinsicht fördernd, u. der politische Antheil an der Regierung, den die Nation durch die inneren Umwälzungen errang, gab der Literatur wieder eine patriotischere und selbstständigere Haltung. Freilich macht sich die Zerrissenheit des spanischen Lebens auch in der neuern s. n L. bemerklich, so daß es fast mehr literarische Parteien als politische gibt, unter denen sich am heftigsten die beiden Fraktionen der Klassiker und Neuromantiker bekämpfen. Von den Schriftstellern, die der altspanischen klassischen Schule angehören, ist der bekannteste Manuel José Quintana, dessen berühmtes Trauerspiel „Pelayo“, 1805 zum ersten Male aufgeführt, sich noch immer auf der Bühne behauptet. Neben ihm verdienen besonders genannt zu werden Don José Somoza, Felix José Reinoso, Juan Maria Maury, Tomas José Gonzalez Carvajal († 1834), José Joaquim Mora und der fruchtbarste Bühnendichter der neuern s. n L., Manuel Breton de los Herreros, dessen erste (dreiaktige) Komödie „A la vejez, viruelas“ 1824 zur Aufführung kam, welcher dann über 200 andere Stücke, theils Originalwerke, theils Uebersetzungen oder Bearbeitungen französischer und italienischer Stücke, folgten. Antonio Gil y Zaratte, der lange Zeit dem strengsten Klassicismus mit Uebertreibung huldigte, ist in neuerer Zeit zur romantischen Schule übergegangen. Mit ihm wetteifert um den Ruhm, der erste Dramatiker Spaniens zu sein, Juan Eugenio Hartzenbusch, ein Dichter deutscher Abstammung. Vertreter der altklassischen Richtung sind noch Serafin Calderon, José de Castro y Orozco und Antonio Garcia Gutierrez. Eine zweite Klasse von Schriftstellern bilden diejenigen, welche den Geist moderner Dichtung in die altklassischen Formen aufgenommen haben. Hierher gehören Don Xavier de Burgos, Verfasser lobenswerther Lustspiele; Manuel de Arjona und Francisco de Castro, Odendichter; Juan Floran, der auch in französischer Sprache schrieb; Pablo de Jerica, dessen „Poesias“ besonders treffliche Fabeln, Epigramme und scherzhafte Erzählungen enthalten: Alberto Lista, Kritiker; Francisco Martinez de la Rosa, Verfasser gediegener Lustspiele; Eugenio de Tapia, Verfasser eines komischen Epos: „La Bruja, el Duende y la Inquisition“, worin die Inquisition von der komischen Seite aufgefaßt wird; Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, am ausgezeichnetsten in seinen historischen Romanzen. Ein ächtes Kind der Revolution, die er ironisirte, war Mariano José de Larra. Einer der populärsten Dichter der Gegenwart ist Don José Zorrilla, geboren 1827 zu Valladolid, geworden. Alle Schauer der Romantik finden sich in den Liedern und Romanzen des Don José de Espronceda und seines Nachahmers José Negrete, Grafen von Campo Alange († 1836). Antonio Maria Segovia hat viele Aehnlichkeit mit Larra, so sehr, daß seine ersten Schriften, die er unter dem Pseudonym „der Student“ herausgab, jenem Satiriker zugeschrieben wurden. Beißende, aber durch leichte Form ausgezeichnete Satiriker sind Sebastian de Minano und Villergas („Poesias“, 2. Aufl., Madr. 1848, und „Tesoro de los chises“, das. 1849). Henrique Gil bildet mit mehren Andern eine eigene Schule, die namentlich nach tadelloser Reinheit der Sprache strebt. Der elegische Ton, den er zum vorherrschenden macht, mildert sich bei seinem Genossen Ventura de la Vega zur Liebesklage. Nicomedes Pastor Diaz hat wenig, aber nur Ausgezeichnetes veröffentlicht. Pedro Madrazo, ein gelehrter Jurist, und die Dichterin Gertrudis de Avellaneda machen in der Reihe der Puristen den Beschluß. José Bermudez ist ein sehr beliebter Novellendichter; Ro-

man de Mesoneros y Romanos Romantiker, aber ein entschiedener Feind der neufranzösischen Hyperromantik und ihrer Ausschreitungen. Joaquin Francesco Pacheco, geboren 1808 in Ecija, veröffentlichte außer anderen Poesien 2 Dramen, „Alfredo“ und „Los Infantes de Lara“, worin romantische Stoffe in klassischer Form behandelt sind. Die Gedichte von Jacinto Salas y Quiroga fehlen in keiner modernen Bibliothek Spaniens. Die Form des Romans, geraume Zeit vernachlässigt, wird in der neueren Zeit, nachdem Engländer und Franzosen darin so Bedeutendes geleistet, aufs eifrigste bearbeitet. Auf Uebersetzungen und Nachahmungen französischer und englischer Produkte folgte eine wahre Fluth von Originalromanen, und es ist jetzt auch in Spanien dieses Epos der modernen Zeit das bevorzugteste Genre der Poesie. Im Fache des historischen und Ritterromans sind hervorzuheben die Arbeiten von Humara y Salamanca, Patricio de la Escosura, Martinez de la Rosa Espronceda, Larra, José de Vilalta, Serafin Calderon, Gertrudis de Avellaneda, Gregorio Romero y Larranaga, Santa-Ana und vor allen der pseudonyme Don Fernan Caballero, eine Dame deutscher Abstammung. In der Novelle nahm man sich mit Recht die Meisterwerke aus der Blüthezeit der s.n L. zum Muster. Treffliches enthält die „Coleccion de novelas origenales españolas“ (Madr. 1838). Aus dieser ansehnlichen Reihe von Namen, denen noch andere anzufügen wären, ergibt sich, daß der Zustand der schönen Literatur in Spanien kein unbefriedigender ist, obschon Sterne erster Größe, epochemachende Genies darunter vergeblich gesucht werden. Vgl. Bouterwek, Geschichte der spanischen Poesie und Beredtsamkeit, ins Spanische übersetzt, Madr. 1829; Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, 2. Aufl., Newyork und London 1863, 3 Bde.; deutsch mit Zusätzen von Julius und Wolf, Leipz. 1852, 2 Bde.; spanisch mit Zusätzen von Gayangos und Vedia, Madr. 1851—55, 3 Bde.; Amador de los Rios, Historia de la literatura española, das. 1862—63, Bd. 1 und 2.

Die wissenschaftliche Literatur konnte sich in Spanien nicht so glänzend entfalten wie die Nationalliteratur. Insbesondere konnte sich in den philosophischen Wissenschaften ein freier, selbstständiger Geist nie entwickeln, weil geistiger und weltlicher Despotismus höchstens ein scholastisches Wissen im Dienste der positiven Theologie und Jurisprudenz duldeten. Die Philosophie ist fast bis auf die neuesten Zeiten auf der niedrigsten Stufe, der scholastisch-empirischen, stehen geblieben; nur Dialektik, Logik und mittelalterlicher Aristotelismus wurden etwas kultivirt, da diese Disciplinen den Theologen als Waffe zur Vertheidigung ihrer dogmatischen Subtilitäten dienen mußten. Erst in der neuesten Zeit hat auch Spanien einen Philosophen im wahren Sinne des Wortes hervorgebracht, Jayme Balmes († 1849), der in seinem „Curso de filosofia elemental“ (Madr. 1847, 4 Bde.) mit schöner Darstellungsgabe wirklichen metaphysischen Tiefsinn verband. Die wissenschaftliche Theologie blieb in Folge dieser Unbekanntschaft mit philosophischer Spekulation starrer Dogmatismus im theoretischen, Kasuistik und Ascese im praktischen Theile. Das ganze Mittelalter hindurch blieb in der Theologie die scholastische Weisheit des Isidorus Hispalensis die erste Autorität. Im 15. und 16. Jahrhundert machten zwar die Kardinäle Torquemada, der Großinquisitor, und Ximenes, der Regent, Miene, das Bibelstudium zu fördern, u. sogar Philipp II. unterstützte die von einem Spanier, Arias Montanus, in Angriff genommene antwerpener Polyglotte; aber im grellen Kontrast zu dieser, wenn auch vornehmlich des literarischen Ruhms wegen entwickelten, doch immerhin verdienstlichen Thätigkeit steht es, wenn der Versuch, die Bibel dem Volke selbst zugänglich zu machen, sogar an einem so strenggläubigen Priester wie Luis de Leon durch die Inquisition mit Kerker bestraft ward, und gleich fruchtlos blieben die in diesem Sinne gemachten Bestrebungen des Frid. Furius († 1592). Nur in der mystischen Ascese und in der Homiletik hat die gläubige Begeisterung der Spanier Ausgezeichnetes geleistet. Hierher gehören u. A. die homiletischen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada und die mystisch-ascetischen des Karmelitermönchs Juan de la Cruz († 1591) und der heiligen Teresa de Jesus. Erst in den neueren Zeiten durften die trefflichen Bibelübersetzungen von Torres Amat, der auch eine „Historia ecclesiastica“ (Madr. 1806, 13 Bde.) herausgab, von Felipe Scio de San Miguel und Gonzalez Carvajal an die Oeffentlichkeit treten und in einzelnen kirchenhistorischen und kirchenrechtlichen Abhandlungen tolerantere Ansichten verbreitet werden, wie in den Schriften von J. L. Villenueva, Blanco White, José Maria Lavin und namentlich J. J. Romo. Ganz neuerlich wagte sich selbst eine „Historia de los protestantes etc.“ (Cad. 1851) ans Licht.

Auch im Fache der Rechtswissenschaft und der Politik ermangelte es an einer philosophischen Grundlage und an Freiheit der Diskussion. An Gesetzsammlungen und gesetzgeberischer Thätigkeit war in Spanien nie Mangel. Die ältesten Rechtsbücher, wie das „Fuero juzgo“, wozu der ausgezeichnete Rechtskundige Villadiego im 16. Jahrhundert einen Kommentar lieferte (Madr. 1815), reichen bis in die Zeit der Gothenherrschaft zurück. Dann sind besonders des Königs Alfons X. legislatorische Arbeiten zu nennen, die Gesetzsammlung „Leges de la siete partidas“ (neueste Ausgabe, Par. 1847) u. das „Fuero real“ (Madr. 1847); ferner die unter dem Namen „Recopilacion“ u. „Novisima Recopilacion“ bekannten Sammlungen vieler von den Königen und den Cortes erlassenen Gesetze. Das schon von Alfons dem Weisen zu Grund gelegte römische Recht wurde auch doktrinär bearbeitet, unter Andern von dem Humanisten José Finestres († 1777), von Gregorio Mayans († 1777) und von Juan Sala („Digesto romano-español“, neue Ausgabe, Madr. 1843 und 1844, 2 Bde.). In neuerer Zeit wurde in Folge der Einführung der Cortesverfassung besonders die Rechtsgeschichte fleißig bearbeitet. So erschien eine „Coleccion de Cortes de Leon y Castilla“ (Madr. 1836—43). Systematisch wurde das vaterländische Recht bearbeitet in neuester Zeit von Alvarez, Fernandez de la Rua, Ramon Sala

und Juan Sala. Die Gerichtsordnung erläuterte Sanchez in dem „Foro español" (Madr. 1834), der auch eine „Historia legal de España" (das. 1842) herausgab, und Fermin Verlanga Huerta („Procedimiento an materia criminal", das. 1842). Das Staats- u. Völkerrecht fand Darsteller in Juan Donoso Cortes, Andres Bello und Agustino Letamendi. Das administrative Recht betreffende Arbeiten lieferten Pedro Gomez de la Serna, Mariano Ortiz de Zuñiga u. A. Den Konstitutionalismus suchten wissenschaftlich zu rechtfertigen Tomas Bersr. Soler, Fern. Conradis u. A. m. Endlich sind auch Versuche über Rechtsphilosophie erschienen von dem Deputirten und Redner Alcala-Galiano und von Donoso Cortes. Einen ironischen Gegensatz zu dem von jeher in Spanien herrschenden schlechten Staatshaushalt bildet die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe betriebene theoretische Bearbeitung der kameralistischen und politischen Wissenschaften. Sempere gab eine eigene „Biblioteca española económico-politica" (Madr. 1801—21, 4 Bde.) heraus. Außer den im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen berühmt gewordenen Schriftstellern Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden letztern klassisches Ansehen erhalten haben, haben sich in neuester Zeit auf diesem Gebiete ausgezeichnet Canga-Arguelles und Florez Estrada, denen sich Evaristo San-Miguel, Valle Santoro, Don Luis Bordas, Ramon de la Sagra, Manuel de Marliani u. A. anreihen.

In der Medicin leisteten besonders die spanischen Araber u. Juden ihrer Zeit Bedeutendes. Unter den spanischen Christen fingen diese Wissenschaften erst seit dem letzten Jahrhundert an, Pfleger zu finden. Als verdiente Mediciner des 18. Jahrhunderts sind zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonella y Lacaba, Hernandes, Ortiz und Miguel Lopez; unter denen der neuesten Zeit Villalba, Guillermo, Sámpedro, Franc. Llorca y Ferrandiz, Nic. de Alfaro, Eduardo Chao, Antonio Fernandez Morejon, Verfasser einer „Historia bibliográfica de la medicina española" (Madr. 1842—43, 4 Bde.). Mehr noch als in der Medicin ward in den Naturwissenschaften geleistet. Diese wurden von Casal Molina, den Botanikern Cavanilles († 1804), der eine Flora von Spanien herausgab, und H. Ruiz, dem man eine Flora von Peru verdankt, sowie von dem durch seine Abhandlung über die Baumwollenpflanze berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reisenden Azara u. A. kultivirt, denen sich in neuerer Zeit anschließen die Botaniker Lagasca und Ruiz y Pavon, die europäischen Ruf haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die Mineralogen Alvarado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cisneros y Lanuza, Alonso Carillo Laso u. A. Im Februar 1847 ward zu Madrid eine Akademie der mathematischen und Naturwissenschaften gestiftet. In den mathematischen Wissenschaften haben die Spanier schon in älterer Zeit namhafte Schriftsteller aufzuweisen; von den neueren und neuesten sind zu nennen: José Mariano Vallejo, Navarrete, Alberto Lista, Jayme Simo, José Reguero Arguelles und Juan Cortazar. Zu den am meisten von den Spaniern bebauten wissenschaftlichen Gebieten gehören auch Geographie und Statistik. Aus früherer Zeit rührt Navarrete's trefflich geschriebene „Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles" her. Neueren Ursprungs sind die Schriften von Ponz, Tofiño, Lopez, Ulloa, Jorge Juan, Ancillon, Badia, Clavigo y Vierra, Minano („Diccionario geográfico de España", Madr. 1826—28, 11 Bde.), Verdejo Paez, Cean-Bermudez, Cortez y Lopez, Ramon de la Sagra, Fuster, Caballero und Serafin Calderon („Manual geográfico-administrativo de la monarquia española", das. 1844), Pascual Modoz („Diccionario geográfico, estadistico, historico de España y sus posesiones de ultramar", das. 1845 ff.) und das Prachtwerk „Recuerdos y bellezos de España" (Barcelona u. Madr. 1850). Am fleißigsten aber unter allen ist von den Spaniern das Fach der Geschichte und der historischen Wissenschaften bearbeitet worden, besonders der vaterländischen Geschichte und jener der von ihnen eroberten Länder. Die ältesten Geschichtswerke sind in lateinischer Sprache abgefaßt, wie z. B. die des Isidorus Hispalensis, Rodericus Toledanus und Lucas Tudensis. Seit der Zeit Alfons X. aber, dessen oben erwähnte „Crónica general" hier Epoche macht, folgte eine ganze Reihe von Chroniken in der Landessprache. Als die humanistische Kultur in Spanien sich Bahn brach, bemühte man sich nicht allein um gute Darstellung, sondern auch um pragmatische Auffassung, wiewohl die Spanier in der einzelnen Geschichtsforschung mehr guten Willen als Geschick bewiesen. Die hervorragendsten Werke dieser Art haben oben unter der Nationalliteratur Erwähnung gefunden. Als fleißige Materialiensammler sind noch zu nennen: Estévan de Garibay y Zamalloa († 1599), Ambrosio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. A. Im 18. Jahrhundert zeichnete sich Henrique Florez aus; im 19. der Orientalist Conde („Historia de la dominacion de los Arabes en España", Madrid 1820; deutsch von Rutschmann, Karlsruhe 1825), Ascargota („Historia de España", Madrid 1807, als Fortsetzung einer Uebersetzung von Anquetils Universalgeschichte, sowie Lista die von Ségur auf spanischen Boden verpflanzte). Besonderes Lob verdient die Thätigkeit der königlichen Akademie der Geschichte, die außer ihren „Memorias" (Madrid 1796—1836, 7 Bde.) mehre Quellenschriften herausgab. Am meisten wurde auch jetzt die vaterländische Geschichte bearbeitet, und zwar mit Kritik, wie von Masdeu, Alvarado de la Peña, G. de la Escosura. Ein brauchbares chronologisch genaues Handbuch lieferte Ortiz y Sanz („Compendio cronologico de la historia de España", 2. Ausg., mit Fortsetzung bis zum Tode Ferdinands VII., Madrid 1841, 9 Bde.). Daran schließen sich an die Arbeiten über die spanische Kulturgeschichte von Tapia und Fernim Gonzalo Moron und die zahlreichen Provinzial-, Städte- u. Lokalgeschichten von José Yuanguas y Miranda, Bofarull y Mascaro, José Hidalgo Morales, Agustino Azcona, Vicente Boix und Adolfo de Castro. Auch die Geschichte der ehemals spanischen Kolonien hat in neuester Zeit Bearbeiter

gefunden, z. B. an Torrente („Historia general de revolucion moderna hispano-americana“, Madr. 1829—30, 5 Bde.), José Maria Luis Mora („Mexico y sus revoluciones“, Par. 1836, 8 Bde.), Baralt y Ramon Diaz („Resumen de la historia de Venezuela“, das. 1851) und Pedro de Angelis („Coleccion de obras y documentos relativos á la historia de las provincias de Rio de la Plata“, Buenos-Ayres 1837, 6 Bde.). Von zahlreichen Geschichtswerken über einzelne Perioden oder ausgezeichnete Personen sind aus der neuesten Zeit anzuführen José Gonzalez Carvajals „La España de los Borbones“ (Madrid 1843), Evaristo de San Miguels „Historia de Felippe II“ (das. 1844), Joaquin Franc. Pacheco's „Historia de la regencia de la reina Cristana“ (das. 1841) und die „Galeria de hombres celebres contemporaneos“ von Pastor Diaz und F. Cárdenas (das. 1841). Aus der Unzahl von Geschichtswerken und Memoiren über die letzten spanischen Revolutionen und Bürgerkriege führen wir beispielsweise an: das Werk des Grafen Toreno, „Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España“ (Madr. 1835—37, 5 Bde.), die Memoiren des Marques de Milaflores (London 1834, das. 1844), das klassische Werk Maldonado's, „Historia politica y militar de la guerra de la independencia de España contra Napoleon Bonaparte desde 1808 á 1814“ (Madr. 1833, 3 Bde.), die Biographie Espartero's von José Sejundo Florez (das. 1843), die Memoiren der Generäle Juan van Halen, Llauder u. A. m.

Hinsichtlich der philologischen Disciplinen begnügte man sich meist, die Schriften des Alterthums oder des Orients in die Landessprache zu übersetzen. Im 15. Jahrhundert zeichnete sich durch Kenntniß des Hebräischen und Griechischen Alonso Tostado (Alfonsus Tostatus, † 1455) aus. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts fand auch die humanistische Richtung in Spanien Anhänger. Als sich aber der Humanismus mit reformatorischen Tendenzen verband, wurde jedes freiere kritische Studium in Spanien mit argwöhnischen Augen überwacht. Seitdem beschränkten sich die Arbeiten der spanischen Philologen meist auf Grammatik und Interpretation. Hervorzuheben sind Lebrija (Antonius Nebrissensis, † 1521) für lateinische und hebräische Grammatik, Fernan Nuñez, mit dem Beinamen el Comendador (Nonnius Pincianus, † 1522), für die griechische, Luis Vives († 1540), Verfasser eines encyklopädischen Werks „De disciplinis libri XX“, Chacon aus Toledo (Ciacconius, † 1581), Archäolog, Manuel Alvarez aus Madeira († 1582), Grammatiker, und der gelehrte Bischof von Tarragona, Antonio Agostino († 1586), namentlich aber Francisco Sanchez, genannt el Brocense, dessen lateinische Grammatik „Minerva“ seinen Ruf über ganz Europa verbreitete. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara und der Infant Don Gabriel durch ihr Beispiel regere Vorliebe für das Studium der altklassischen Literatur. Ihnen folgten der Numismatiker Velasquez und die Philologen Estala, Goya, Canga-Arguelles, Balbuena („Diccionario latino españa“, 7. Aufl., Paris 1832), Simon de Abril, Ortiz u. A. Auch die orientalische Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Casiri, Guseme, Rod. de Castro, Pablo Lozano y Casela, Pizzi, Banqueri, Cañes, Puigblanch, und in neuester Zeit die berühmt gewordenen Conde und Pascuel Gayangos. Treffliche Werke erschienen in neuester Zeit für lexikalische und grammatikalische Bearbeitung der spanischen Sprache, für Mustersammlungen und für Kritik der vaterländischen Klassiker.

Großen Einfluß auf Verbreitung der Wissenschaften üben endlich auch die in neuer u. neuester Zeit herausgegebenen scientifischen Journale und Encyklopädien aus. Von den Werken letzterer Art nennen wir die „Encyclopedia española del Siglo XIX“ (Madrid 1842 ff.), die „Biblioteca universal de instruccion“ (Barcelona 1842 ff.) und das von Juan Peñalver herausgegebene „Panlexicon“ (Madrid 1842). Von in Spanien selbst erscheinenden theils allgemein-, theils speciell-wissenschaftlichen Journalen sind zu nennen: die „Revista española“, fortgesetzt unter dem Titel: „Revista europea“ und „Revista de Madrid“ (seit 1831); das 1835 begonnene, aber bald wieder eingegangene „Criticon“ von dem berühmten Gallardo; die verschiedenen „Boletines“ für Bibliographie, Jurisprudenz und Gesetzgebung, Medicin, Chirurgie, Pharmacie &c. Vgl. Eichhorn, Geschichte der Literatur, Göttingen 1807, 2 Bde.

Spanische Mark, Land zwischen Frankreich und Spanien, das jetzige Katalonien, Navarra und einen Theil von Aragonien etwa bis zum Ebro umfassend, ward von Karl dem Großen 778 erobert und dann durch Grafen verwaltet. Die Hauptstadt war Barcelona.

Spanische Reiter (friesische Reiter), etwa 12 Fuß lange, 6—9 Zoll ins Gevierte starke Balken (Leib), durch welche kreuzweise an beiden Seiten zugespitzte Latten (Federn) gesteckt sind, welche so nahe an einander stehen müssen (etwa 6—8 Zoll entfernt), daß Niemand zwischen ihnen durchkriechen kann. Sie werden gegenwärtig hauptsächlich als Verschlußmittel von Eingängen, wie Gassen, Brücken, Schanzeingängen und dergleichen, verwendet und entweder so eingerichtet, daß sie an einem Ende um einen Zapfen, am anderen Ende aber auf einem daran befestigten Rade drehbar sind, oder wie ein Schlagbaum auf- und niedergelassen werden können. Ihre künstliche und zeitraubende Anfertigung macht bei Feldbefestigungen deren Anwendung mißlich, daher sie jetzt nur bei provisorischen Befestigungen u. in Festungen gebraucht werden.

Spanischer Erbfolgekrieg, s. Spanien (Geschichte).

Spanischer Pfeffer, Pflanzengattung, s. v. a. Capsicum *L.*

Spanische Sprache. Die s. S. gehört zu den romanischen Sprachen und ist demnach eine Tochtersprache des Lateinischen, die aber von den verschiedenen Völkern, die im Laufe der Jahrhunderte die pyrenäische Halbinsel beherrschten, viele Elemente in sich aufgenommen hat. Die Ureinwohner Spaniens, im Norden die Kantabrier, im Süden die Iberier, vermischten sich frühzeitig mit celtischen Stämmen, daher der Name Celtiberier. Ihre nationale Eigenthümlichkeit

und Sprache gingen in den römisch-germanischen Eroberungen und Einwanderungen fast gänzlich unter, und nur an den Pyrenäen bewahrten einige kantabrische Stämme Sitte und Sprache vor Vermischung mit fremden Elementen. Diese in den baskischen Provinzen fortlebenden Ueberreste der spanischen Volkssprache sind unter dem Namen der baskischen Sprache, von den Einheimischen Escuara genannt, bekannt (s. Basken). Neben der römischen Schriftsprache (Sermo urbanus), die zugleich mit der römischen Herrschaft in den übrigen Theilen Spaniens eindrang, bildete sich, wie in den übrigen romanisirten Ländern, aus der Lingua romana rustica, der römischen Volkssprache, eine nationale Umgangs- und Volkssprache mit eigenthümlichen Provinzialismen, die, als mit dem Verfall des römischen Rechts und nach dem Einfall der germanischen Völker auch die politische und literarische Verbindung mit Rom sich lockerte, nach und nach die allein übliche und allgemein verstandene wurde. Die den Römern in der Herrschaft folgenden Westgothen nahmen mit der römischen Sitte auch diese Sprache an und machten sie so sehr zu ihrer eigenen, daß sie nur die zur Bezeichnung der ihnen eigenthümlichen Staats- und Kriegsinstitutionen, Waffen &c. nöthigen Wörter aus ihrer Muttersprache beibehielten. Dieses also ganz aus römischen Elementen hervorgegangene und nur mit einem germanischen Wörtervorrath bereicherte spanische Romanzo erhielt einen neuen Zusatz durch die Araber, mit denen die spanischen Gothen fast 800 Jahre um den Besitz des Landes kampften. Aber auch diese trugen nur zur Bereicherung des Sprachstoffs, besonders in Bezug auf Industrie, Wissenschaften, Handel &c., bei und modificirten höchstens einigermaßen die Aussprache, ohne den organisch-etymologischen Bau der Sprache wesentlich zu verändern. Die ältesten Schriftdenkmale des Spanischen finden sich in Isidorus' „Origenes". Unter den spanischen Dialekten ward der kastilische am frühesten zur Schriftsprache ausgebildet, wie in dem „Poema del Cid" aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, in dem im 13. Jahrhundert übertragenen westgothischen Gesetzbuch „Forum judicum" (Fuero juzgo) &c., und wie die Kastilier den Kern der Nation ausmachten, ihre Literatur die volksthümlichste Entwickelung nahm, so wurde auch ihre Mundart die herrschende und endlich die fast ausschließende Schriftsprache in Spanien, so daß sie die eigentlich s. S. geworden ist. Dieselbe zählt 27 Buchstaben: a, b, c (sze), ch (tsche), d, e, f, g (chje), h, i, j, l, ll (ljell), m, n, ñ (njen), o, p, q, r, s, t, u, v, x, y, z; davon sind 6 Vokale (a, e, i, y, o und u) und 21 Konsonanten, unter denen sich 3 der s.n S. eigenthümliche Buchstaben befinden (ch, ll und ñ). Wie die Italiener die zu starke Aussprache der Römer milderten, so machten sie die Spanier noch rauher. Sie behielten fast alle rauhen Silben bei und vervielfältigten noch die Aspirationen auf x, j, g, h und f. Der schon ziemlich stark aspirirte Laut f im Lateinischen verwandelt sich im Spanischen in den noch stärker aspirirten Laut h (lat. fabulari, span. hablar, sprechen), an die Stelle des mouillirten l tritt das stark aspirirte j (lat. filius, span. hijo, Sohn), pl ward durch das mouillirte ll ersetzt (lat. planus, span. llano, eben) und für ct wird immer ch genommen (lat. factus, dictus, span. hecho, dicho, gemacht, gesagt). Die Vokale werden in der heutigen spanischen Schriftsprache ganz wie im Deutschen ausgesprochen. Hinsichtlich der Aussprache der Konsonanten finden nur bei einigen Eigenthümlichkeiten Statt. J ist, seitdem x nach dem neueren System der Orthographie seinen Kehllaut verloren hat, der Hauptkehlkonsonant der s.n S. geworden. Die s. S. schreibt jetzt allgemein Don Quijote, Mejico statt Don Quixote, Mexico. Gesetzgeber ward für die s. S. und Orthographie die Grammatik und das Wörterbuch der spanischen Akademie (zuerst 1771, dann in wiederholten Auflagen). Hülfsmittel zur Erlernung der s.n S. sind für Deutsche die Grammatiken von Keil (Gotha 1817; 2. Aufl., Leipzig 1837), Franceson (Berl. 1822, neueste Aufl. 1842), Fromm (Dresden 1826), Fuchs (Berlin 1837), Brinkmeier (Braunschweig 1844). Wörterbücher lieferten die spanische Akademie (Madrid 1726—39, 6 Bde.; 8. Ausg. 1837; nachgedruckt Paris 1838; Auszug, das. 1828); für Deutsche: Franceson (Leipzig 1833, 2 Bde.; 2. Aufl. 1846) und Seckendorff (Hamburg 1823, 3 Bde.). Den Versuch eines etymologischen Wörterbuchs machten Covarrubias (Madrid 1674) und Cabrera (das. 1837). Die Orthographie normirte die Akademie in einem besonderen „Tratado" (zuletzt Madrid 1815). Wichtige Beiträge zur Etymologie enthält Diez' „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen" (Bonn 1853). Treffliche Beiträge zu einer historischen Grammatik der s.n S. finden sich in Diez' „Grammatik der romanischen Sprachen".

Spanisches Rohr, s. Calamus.

Spanische Weine. Die in Spanien erzeugten Weine sind nach den verschiedenen Provinzen zwar von sehr verschiedener Qualität, aber im Allgemeinen süß, dick, stark und feurig, indem sie fast durchgängig aus ganz reifen Trauben gemacht, oder mit eingekochtem Most versetzt werden. Sie werden zwar durchs Liegen feiner, wohlschmeckender und gehörig klar, sind aber, mit Ausnahme weniger Sorten, nicht lange haltbar. Die bemerkenswerthesten Sorten sind: in Andalusien der von Rota, nördlich von Cadix, in Spanien Tintilla oder Tinto de Rosa genannt, liqueurartig, feurig, anfangs dunkelroth; der Paraxete und Abocado, weiße, bei Xeres de la Frontera erzeugte Weine; die bekannten Malagaweine von Malaga; der rothe Malvasier von der Insel Majorca; die weniger starken und gefärbten Weine der Mancha, welche mit dem mittleren Burgunder zu vergleichen sind; der Muskatwein von Fuencarval bei Madrid; der Alicantewein, Tinto genannt, von Valencia, dunkelroth von Farbe, süß und aromatisch, doch von etwas medicinartigem Geschmack. Zu den s.n W.n rechnet man auch die von den kanarischen Inseln Madeira und Teneriffa, sowie den Palmsekt. Die starken Sorten der s.n W. werden im deutschen Weinhandel gewöhnlich Sekt genannt. Man macht sie nach, indem man eine Abkochung von Rosinen oder Traubenzucker nebst Weingeist geringeren Weinen zusetzt.

Spanische Wicke, Pflanze, s. Lathyrus.

Spanishtown, 1) (Santiago-de-la-Vega), Hauptstadt der britisch-westindischen Insel (großen Antille) Jamaica, auf der Südküste, am Cobre, 2½ Stunden vom Meere entfernt gelegen, ist die Residenz des britischen Gouverneurs und des höchsten Gerichtshofs von Jamaica und hat 7000 Einwohner. — 2) (Puerto de España, Port of Spain), Hauptstadt der britisch-westindischen Insel (kleinen Antille) Trinidad, am Golf von Paria auf der nördlichen Westküste, in ungesunder Lage, Sitz der obersten Behörden und eines katholischen Bischofs, hat einen Hafen, eine anglikanische und eine katholische Kathedrale, einige Befestigungen und 12,000 Einwohner.

Spanner, Schmetterlingsfamilie, s. Schmetterlinge.

Spannung, in der Physik der Zustand eines elastischen Körpers, in welchem seine Theilchen durch eine von außen wirkende Kraft aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht sind und in dieselbe zurückkehren, sobald die Kraft aufhört zu wirken; s. Elasticität; z. B. die Sehne eines Bogens, die Saite eines Instruments 2c. Unter elektrischer S. versteht man den Zustand der Elektricität in einer geöffneten galvanischen Kette, wie überhaupt in jedem Leiter, in welchem sie sich in Ruhe befindet, im Gegensatz zum Zustande der Strömung, in den sie bei Schließung der Kette geräth; s. Elektricität. S. der Dämpfe ist das Streben derselben nach Ausdehnung, wodurch sie auf die sie umgebenden Körper einen Druck ausüben. Ueber S. im architektonischen Sinne s. Gewölbe.

Spanten, die Rippen des Schiffs (s. d.).

Sparadrax (neulat.), Fontanelldurchzug, auf beiden Seiten mit Wachs oder Pflastermasse überzogenes Zeuch, welches zum Verband künstlich erzeugter Geschwüre dient.

Sparganium *L.* (Igelkolbe), Pflanzengattung aus der Familie der Typhaceen, charakterisirt durch die kugelig-kopfigen, monöcischen Blüthen mit 3blätteriger hinfälliger Blüthenhülle und die trockene, sitzende Steinfrucht, ausdauernde, in Gräben und Teichen wachsende Pflanzen, von denen S. ramosum *Smith*, S. erectum *α L.* und S. simplex *Smith*, S. erectum *β L.*, in Europa, Sibirien, Nordamerika in sofern bemerkenswerth sind, als die Wurzel früher als Radix Sparganii gegen den Biß giftiger Schlangen angewendet wurde.

Spargel, s. Asparagus.

Spargelklee, s. v. a. Luzerne, s. Medicago.

Spargelsäure, s. Asparagin.

Spargelstein, s. Apatit.

Spargosis (griech.), das Strotzen; die Anspannung der weiblichen Brüste durch Milchüberfluß.

Sparkassen (Sparbanken), diejenigen Anstalten, in welche kleinere Geldsummen eingelegt und verzinst werden und deren Zweck darin besteht, unbemittelteren Personen einerseits Gelegenheit zu geben, ihr erübrigtes Geld sicher aufzubewahren, andererseits von diesen kleinen Summen Zinsen zu erhalten. Als die wesentlichsten Regeln für die Verwaltung einer für die ärmeren Stände bestimmten Sparkasse ergeben sich erfahrungsgemäß folgende: Das Minimum der Einlage muß niedrig bestimmt sein. Häufige Einzahlungstage sind nothwendig, damit das Ersparte nicht lange in dem unsicheren Besitze des Eigenthümers bleibe. Damit dem Zudrang der bemittelteren Stände vorgebeugt werde, muß ein Maximum festgesetzt werden, welches die Einlage eines Einzelnen nicht überschreiten darf. Die Verzinsung muß sich dem landesüblichen Zinsfuße so weit nähern, als die Deckung der Verwaltungskosten und die Ansammlung des Reservefonds irgend gestatten. Zur Zurückforderung sind ebenfalls häufige Tage zu bestimmen. Die Abrechnung geschieht am besten in kleinen Büchern, welche auf den Namen ausgestellt sind. Die übergebenen Gelder werden möglichst sicher ausgeliehen, namentlich an den Staat oder gegen hypothekarische Sicherheit. Der Reservefond darf nicht über das durch die Erfahrung nachgewiesene Bedürfniß steigen. Damit das eingezahlte Geld vollkommen sicher sei, ist es am zweckmäßigsten, daß Kommunal- oder Stadtbehörden dergleichen Anstalten gründen und durch ihre Beamten verwalten lassen. Vergl. Ducpétiaux, Des caisses d'épargnes, Brüssel 1831; Malchus, Die S. in Europa, Heidelberg 1838.

Sparks, Jared, nordamerikanischer Geschichtschreiber, geboren den 10. Mai 1789 zu Wellington im Staat Connecticut, wirkte eine Zeitlang als Prediger einer Unitariergemeinde zu Boston, redigirte von 1823—30 die Vierteljahrsschrift „North American review“, wendete sich dann ausschließlich historischen, namentlich biographischen Studien zu, ward 1839 zum Professor der Geschichte an der Harvarduniversität zu Cambridge im Staat Massachusetts ernannt und fungirte von 1849—52 als deren Präsident. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Life of John Ledyard“ (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829); „Diplomatic correspondence of the Americain revolution“ (Boston 1829—31, 12 Bde.); „Life of Governor Moris“ (das. 1832, 3 Bde.); „Life and writings of Washington“ (das. 1833—40, 12 Bde.; deutsch im Auszug von Raumer, Leipzig 1839, 2 Bde.); „Library of American biography“ (Newyork 1834—50, 24 Bde.) und „Correspondence of the Americain revolution“ (das. 1854, 4 Bde.). Auch gab er Franklins Werke heraus und führte dessen Selbstbiographie bis zu dessen Tode fort.

Sparrmannia *Thunb.*, Pflanzengattung aus er Familie der Tiliaceen, charakterisirt durch den 4blätterigen Kelch, die 4blätterige Korolle, die zahlreichen Staubgefäße, den fädlichen Griffel mit einfacher Narbe u. die 5kantige, 5fächerige, igelige Kapsel, Sträucher vom Kap, worunter S. africana *L.*, 6 — 8 Fuß hoch, mit doldenständigen, vor dem Aufblühen herabhängenden, weißen Blüthen, ein beliebter Zierstrauch ist, den man in fette, lockere, mit ⅓ Flußsand gemischte Dammerde pflanzt und im Glashause oder Zimmer bei 3—8° Wärme durchwintert. In Westindien wendet man die Blätter als schleimiges, reizminderndes Mittel innerlich bei Brustkrankheiten und äußerlich bei Augenentzündungen und dergleichen an.

Sparta (Lacedämon, auch Lakonien), die südöstlichste Landschaft des Peloponnes, Hauptsitz des dorischen Stammes und nächst Athen der

wichtigste Staat Griechenlands, grenzte im Norden an Argolis und Arkadien, im Westen an Messenien, im Osten an das myrtoische Meer und den argolischen, im Süden an den messenischen und lakonischen Meerbusen. Der Flächeninhalt des Landes betrug 87 QMeilen, die Einwohnerzahl zur Zeit der Blüthe 200,000 Seelen. Durchaus gebirgig, eignete sich das Land vorzugsweise zur Viehzucht; Ackerbau ward besonders in dem 20 QMeilen umfassenden Eurotasthal mit Erfolg betrieben. Das Hauptgebirge war der hohe und rauhe Taygetus (jetzt Gebirg der Mainoten oder St. Elias), der von der arkadischen Grenze längs der Westgrenze sich nach Süden hinabzog und im Vorgebirge Tänarum, der mittleren der 3 südlichen Landspitzen des Peloponnes, endigte. Im Osten zog sich von Parnon an der argolischen Grenze aus eine minder hohe und rauhe Gebirgskette, deren höchster Gipfel den Namen Zarex führte, bis zum Vorgebirg Malea, der östlichsten jener 3 Landspitzen, herab. Durch diese Gebirge führten wenige Engpässe ins innere Land. Der Hauptstrom war der Eurotas (jetzt Basilipotamo), der, von dem nördlichen Grenzgebirg herabkommend, das einzige größere Thal des Landes in südlicher Richtung durchströmte, bei Sparta vorbeifloß und im innersten Winkel des lakonischen Meerbusens mündete. Seine Nebenflüsse waren links der Oreus mit Gorgylus, rechts der Tiasa und Phellias. Als kleinere Küstenflüsse sind der Pamisus (jetzt Pirnatza), der in den messenischen Meerbusen mündete, der Naia, Scyras und Smenus, die auf der Westseite des lakonischen Meerbusens mündeten, zu nennen. Von Landseen wird bloß der See Nymbäum in der Nähe des Vorgebirgs Malea erwähnt. Die trefflichen Futterkräuter darbietenden Bergabhänge nährten zahlreiche Heerden, namentlich von Ziegen, und die Wälder bargen viel Wild. Unter den zahmen Thieren sind noch die großen lakonischen Jagdhunde und die Maulesel hervorzuheben. Das Land war häufigen Erdbeben ausgesetzt. Größere Städte gab es wenige, desto mehr Flecken und Dörfer. Die gleichnamige Hauptstadt lag auf den äußersten Abhängen des Taygetus und dicht am rechten Ufer des Eurotas, mit dem sich hier das Flüßchen Oenus und an der Südseite das Flüßchen Tiasa vereinigten. Auf mehren Hügeln liegend, bestand die Stadt aus mehren getrennten Quartieren, die zusammen einen Umfang von 48 Stadien oder etwas mehr als 2 Stunden hatten. Die Einwohnerzahl mag sich zur Zeit der Blüthe auf 60,000 belaufen haben. Früher hatte die Stadt gar keine Mauern, da die Bürger ihr als solche dienen sollten. Erst Nabis legte an einzelnen, leichter zugänglichen Punkten Befestigungen an. Die Stadt hatte auch keine eigentliche Akropolis, sondern diesen Namen führte nur einer der steilsten unter den Hügeln der Stadt, auf dessen Spitze der Tempel der Athene Poliuchos stand. Von den einzelnen Quartieren wird Pitane als das schönste genannt. Hier war die Agora mit den Versammlungsgebäuden der Gerusia und der Ephoren, der von der persischen Beute erbauten persischen Halle, und dem großen, aus weißem Marmor aufgeführten Theater, von welchem sich noch einige Ueberreste erhalten haben. Andere Plätze waren der Dromos, mit 2 Gymnasien und einer uralten Bildsäule des Hercules, und der Platanistas, ein mit Platanen bepflanzter Platz auf einer durch Kanäle gebildeten, durch 2 Brücken mit der Stadt verbundenen Insel. Von einem Amphitheater, das aber erst aus der späteren römischen Zeit herrührt, finden sich noch Ueberreste nordöstlich von der Agora. Die Stadt hatte außer den angeführten noch zahlreiche andere Tempel. Die Privathäuser waren, wenigstens in früherer Zeit, im Ganzen sehr unscheinbar, da nach Lycurgs Vorschrift zum Bau derselben nur Axt und Säge gebraucht werden sollten. Ueberreste alter Bäder finden sich nordwestlich und südöstlich vom Theater, Reste einer alten Brücke über den Eurotas an der heutigen Straße nach Argos und Tegea. Die unbedeutenden Ueberreste der Stadt, welche man früher irriger Weise in dem 1207 von Wilhelm von Villehardouin gegründeten Mistra zu finden glaubte, liegen fast eine Meile weiter nach Osten und heißen bei den Umwohnern Paläochori. Eine genaue Beschreibung mit Abbildungen geben Gell, Leake und Boblaye in ihren Werken über den Peloponnes. Vergl. Curtius, Peloponnesos, Lpz. 1852—53, 2 Bde. Das jetzige S., die Hauptstadt der griechischen Nomarchie Lakonien, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein Zollamt, eine hellenische und 3 Gemeindeschulen und 2024 Einwohner. Es wurde erst 1836 unweit des alten S. in gesunder Gegend weit und geräumig angelegt, nachdem das im Mittelalter an der Stelle des alten S. entstandene Städtchen Mistra wegen seiner ungesunden Lage von der Bevölkerung so ziemlich wieder verlassen worden war. Bei Mistra finden sich noch heute geringe Ueberreste der alten Stadt unter dem Namen Paläochori.

Geschichte. Die ersten Anfänge S.'s werden auf die Leleger zurückgeführt. Mit der Einwanderung der Achäer vom Norden her treten diese als Ackerbau und Viehzucht treibender Stamm in die Dunkelheit zurück, und jene verbreiten sich nach und nach über das ganze Land. Durch Verheirathung der Helena mit Menelaus ging der spartanische Thron an das Haus der Atriden über, welches in Orestes und Hermione, der Tochter des Menelaus, Argos und Lakonien vereinigte. Durch die Dorier (s. d.) wurde S. Hauptstadt des Landes. Nach der gewöhnlichen Sage fiel Laconica den beiden Söhnen des Aristodemus, Eurysthenes und Procles, zu, während nach der lacedämonischen Landessage Aristodemus selbst in S. einzog. Schon vor Lycurg entstand jene dreifache Gliederung der Bevölkerung in Heloten, Periöken und Spartiaten. Die Doppelherrschaft der Eurystheniden und Procliden, sowie das unbestimmte Rechtsverhältniß zwischen König und Volk hatten oft innere Unruhen zur Folge, und Staat und Königthum waren dem Untergang nahe, als Lycurg (s. Lycurgus) durch seine Verfassung der Begründer der späteren Größe S.'s wurde. Seine Gesetzgebung betraf vorzugsweise die Spartiaten, die Nachkommen der dorischen Eroberer, welche die einzigen Wahlbürger und Beherrscher des Landes waren. Sie waren in die 3 Phylen der Hylleer, Pamphylen und Dymanen und wahrscheinlich auch in eine

bestimmte Anzahl von Geschlechtern getheilt und ursprünglich an Rang u. Rechten einander gleich; erst in der späteren Zeit schieden sich höhere Klassen aus ihnen aus. Außer den Spartiaten gab es noch 2 untergeordnete Klassen der Bevölkerung, Periöken und Heloten. Die Periöken (Lacedämonier) waren persönlich frei, aber ohne Antheil am Stimmrecht in der Volksversammlung und an den Ehrenrechten, leisteten Zins an den Staat und wurden mit den Spartiaten zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgeboten. Die Heloten waren Leibeigene, aber nicht der einzelnen Spartiaten, denen sie stets nur vom Staat zum Dienst zugewiesen wurden, sondern des Staats und wurden hauptsächlich dazu verwandt, die Ländereien der Spartiaten zu bebauen und letztere im Kriege als Leichtbewaffnete zu begleiten. Zur Zeit der Blüthe S.'s zählte man ungefähr 40,000 Spartiaten, 120,000 Periöken und 200,000 Heloten. Ein besonderes Augenmerk richtete Lycurg darauf, daß Sinn und Sitte der Spartiaten durch geeignete Institutionen der Gesetzgebung gemäß gebildet und namentlich der Gehorsam gegen die staatliche Ordnung und die Ausdauer entwickelt werde. Daher die Vertheilung der Aecker in 9000 Loose, durch welche jedem Familienhaupt unter den Spartiaten ein bestimmter Grundbesitz zugewiesen wurde, über den er weder durch Kauf oder Verkauf, noch durch Schenkung oder Testament frei verfügen durfte; daher die öffentliche Erziehung, namentlich der Knaben und Jünglinge vom 7. bis zum 30. Jahr, die Uebung derselben in der Gymnastik, ihre Abhärtung und Gewöhnung an Gehorsam durch Unterordnung der Jüngeren unter die Aelteren; daher die Syssitia, die gemeinsame Mahlzeit der Vollbürger, die Beseitigung der edlen Metalle als Tauschmittel, die Beschränkung des Verkehrs mit dem Auslande. Die Verfassung erscheint im Allgemeinen nur als bestimmtere Feststellung der homerischen Zustände. An der Spitze des Staats stehen die 2 Könige. Ihnen zur Seite steht der Rath der Alten, die Gerusia, mit Einschluß der beiden Könige, die aber nur je 1 Stimme hatten, aus 30 Mitgliedern bestehend. Die Volksversammlung hatte nur die Anträge des Raths der Alten (später auch der Ephoren) entweder anzunehmen, oder zu verwerfen, nicht aber selbst Anträge zu stellen. Die Könige gelangten aus den beiden heraklidischen Geschlechtern des Eurysthenes und Procles nach Erbrecht und Erstgeburt zur Regierung. Durch Wohnung, Ländereien, ihnen zukommende Lieferungen von Opfervieh und Beute &c. vor allen andern Bürgern ausgezeichnet, erscheinen sie gleich den heroischen Fürsten als Oberpriester im Kult des lacedämonischen Zeus und, mit Zuziehung der Pythioi, als Besorger des Orakelwesens, als Feldherren, umgeben von einem Dienstgefolge (Damosia), und als Richter über die am wesentlichsten mit dem physischen Leben der Gesammtheit des Staats zusammenhängenden Rechtshändel, darum auch als Obervormünder. Aber ihre Macht, in älterer Zeit nicht genau begrenzt, war späterhin, namentlich nach dem Aufkommen der Ephoren (unter Theopompus), sehr beschränkt. Die Ephoren, fünf Männer aus der Mitte des Volks, jährlich im Herbstäquinoctium gewählt, waren vermuthlich uralte Gemeindevorsteher zum Rechtsprechen in Civilsachen und in dieser Wirksamkeit von Lycurg bestätigt; um die Zeit des ersten messenischen Krieges aber während der Abwesenheit der Könige und der Mehrzahl der Bürger wurden sie zu richtenden Stellvertretern der ersteren. Ihre Stellung als Volksvertreter trat darin am meisten hervor, daß ihnen die Könige den Verfassungseid leisten mußten. Ausgedehnter noch erscheint ihr Beruf als Vertreter des Gesetzes, wodurch sie eine Stellung über Königen und Volk zugleich als Gesetzwächter einnahmen, die nur ihren Nachfolgern zur Rechenschaft verpflichtet waren. Dazu gesellte sich die Leitung der öffentlichen Verhandlungen und besondere Theilnahme an dem, was sich auf auswärtige Verhältnisse bezog. Möglichste Gleichheit der Bürger und ausschließliches Interesse derselben für des Staats Macht und Ruhm hervorzubringen, war der Zweck der lykurgischen Gesetzgebung. Das Institut der Gütergleichheit bildete die materielle Grundlage für die ethischen Zwecke des Staats. Der Spartiate gehörte nicht sich, sondern dem Staate an; daher war das Leben fast ein durchaus öffentliches. Die Syssitien (s. oben), Jagden, Leibesübungen, Theilnahme an den Volksversammlungen, an Opfern und feierlichen Chören, Zuschauen bei den gymnastischen Spielen der Jugend und dergleichen füllten die Zeit des Tages aus. Gewerbe und Künste, Schifffahrt und Handel zu treiben galt eines Spartiaten für unwürdig. Bereicherung durch Handel war durch das Gesetz, bloß eiserner Münzen sich zu bedienen, ausgeschlossen. Auch die Erziehung war durchaus Sache des Staats, öffentlich und gemeinschaftlich und bildete ein künstlich gegliedertes System; ihr vorherrschender Zweck war körperliche Kräftigung und Abhärtung, selbst bei der weiblichen Jugend, Gewöhnung an streng militärischen Gehorsam. Durch Uebung in der Kürze des Ausdrucks gewann der junge Spartiate jene Intensität und Sammlung des Geistes, jene gedrungene und kernige Persönlichkeit, die ihn auszeichnete; durch Erlernung dorischer Nationallieder wurde Begeisterung für das Vaterland geweckt. Die dorische Lyrik in ihrer Vereinigung mit Orchestik und Gymnastik machte einen wesentlichen Theil der Erziehung aus. Hauptbestreben der ausgedehnten Polizeigewalt war Erhaltung des bestehenden Zustandes des öffentlichen Wesens. Damit nicht von außen Gefährliches sich einschleiche, durfte kein Spartaner ohne ausdrückliche Erlaubniß ins Ausland reisen; Fremde wurden nur eingelassen, wenn sie mit den Behörden zu verhandeln hatten, und durften nicht länger als nöthig verweilen. Der Staat wachte über Einfachheit in dem Bau und der Einrichtung der Häuser, über die Kleidung, über die Zucht der Frauen, selbst über die Musik. Die Knabenliebe stand unter öffentlicher Aufsicht. In Betreff des Personenrechts waren die zartesten Verhältnisse der Verfügung des Staates unterworfen. Zunächst war die Ehe geboten, und es fand öffentliche Anklage Statt gegen Die, welche gar nicht, welche spät oder welche unpassend sich verehelichten. Zur Auflösung des ethischen Elements der Ehe führte aber die Erlaubniß, daß

ein Bürger sich die Frau eines Anderen zeitweilig erbitten durfte, sowie die Einrichtung, daß ein älterer Mann seiner jungen Frau einen rüstigeren Mitbürger zuzuführen verpflichtet war. Mißgestaltete und schwächliche Kinder wurden, nachdem sie den Aeltesten des Geschlechts vorgezeigt worden waren, in den Schluchten des Taygetus ausgesetzt. Vom 7. Jahre an gehörte das Kind dem Staate dergestalt an, daß des Vaters besondere Sorge für dessen Erziehung der allgemeinen sich unterordnete. Jeder Vater hatte Gewalt über jedes anderen Vaters Kind und konnte es züchtigen. Ebenso war es mit der Gewalt über die Heloten, welche, wenn gleich den Besitzern von Grundstücken zugehörig, doch der Gesammtheit zur Züchtigung preis gegeben waren. Den Frauen gegenüber hatten die Familienväter S.'s wenig Recht, da das Gesetz strenge Geschlossenheit der Ehe nicht begünstigte. Das Sachenrecht anlangend, so war es Lycurgs Sorge gewesen, daß keine Ungleichheit des Besitzthums aufkommen, kein Bürger durch Reichthum sich über den anderen erheben möge, und so lange die lykurgische Verfassung bestand, ward dieses Verhältniß beibehalten, daß möglichst jeder Bürger Ein Grundstück, kein Bürger aber mehr als Ein Güterloos besäße u. daß keiner dasselbe veräußerte oder zerstückelte. Das Grundstück gehörte nicht dem einzelnen Bürger, sondern mit ihm der Familie. Der nächste Erbe war der älteste Sohn; in Ermangelung von Söhnen erbte auch die Tochter, wobei der Staat aber Sorge trug, daß eine Erbtochter nur einen Güterlosen zum Manne bekam. Das Strafrecht umfaßte das bürgerliche Leben in weiterer Ausdehnung als in anderen Staaten, weil das Leben nach seiner gesammten Gliederung und Bewegung dem Gesetz unterwürfig gemacht worden war. Für das höchste Verbrechen galt der Versuch, die bestehende Verfassung umzustürzen. Auch Entweichung aus dem Staate war ein todeswürdiges Verbrechen. Feigheit verwirkte schwere Ahndung; wer gezittert hatte oder flüchtig geworden war, war der Ehre verlustig und dazu thätlichen Herabwürdigungen und empfindlichen Entbehrungen bloßgestellt.

Der systematisch genährte lykurgische Geist führte den wiedergebornen Staat bald über seine Grenzen hinaus. Der erneuerte Kampf mit den alten Einwohnern hatte die völlige Unterwerfung derselben zur Folge. Durch Grenzstreitigkeiten entstanden die Kriege mit Messenien, die mit der Unterjochung dieses Landes endigten. Langwierige Kriege hatte S. mit Argos zu führen. Erst zu der Zeit des Crösus gewannen die Spartaner die Oberhand und zwangen Tegea zur Anerkennung ihrer Hegemonie, die sich damals bereits über den größten Theil des Peloponneses erstreckte. Durch den Sieg des Cleomenes bei Tiryns ward S.'s Uebergewicht im Peloponnes entschieden; nur Achaja und Argos entzogen sich noch seinem Einfluß. Auf Athen denselben auszudehnen, gelang S. durch Vertreibung der Pisistratiden nicht, vielmehr schuf es sich gerade hierdurch einen gefährlichen Gegner, sowie es 519 v. Chr. durch die Ueberweisung Platää's an Athen den ersten Grund zur Vergrößerung dieses Staats legte. Beim Beginn der Perserkriege schaarte sich ganz Griechenland um die Spartaner, und nach der Schlacht bei Mycale standen sie an der Spitze eines Bundes, der neben den meisten Staaten des Mutterlandes auch die Kolonien in sich begriff. Aber der weite Gesichtskreis, der sich S. damit eröffnete, vertrug sich nicht mit seiner auf strenge Abgeschlossenheit berechneten Verfassung. Im Perserkriege selbst hatte sich S. wenig Ruhm erworben; sein Glanzpunkt war die Aufopferung des Leonidas und seiner Dreihundert bei den Thermopylen. Als der Uebermuth des Pausanias den lange verhaltenen Groll der Bundesgenossen vor Byzanz zum Ausbruch brachte, mußte S. auf die Hegemonie zur See verzichten. An dem Kriege gegen Persien nahm es keinen weiteren Antheil, und im Innern gelähmt, konnte es den aufstrebenden Athenern das Gegengewicht nicht halten. Einen Aufstand der Arkadier und der mit diesen verbündeten Argiver dämpfte S. zwar glücklich, aber ein Aufstand der Messenier lähmte des Staats Kraft im Innern und zwang sogar, bei Athen Hülfe zu suchen. Als S. ein Hülfscorps, welches Cimon von Athen 463 zuführte, beschimpfte, entstand offener Bruch zwischen beiden Staaten. Athen verband sich mit Thessalien, Argos und Megara, und S. sah nun auch seine Landhegemonie beschränkt. Um so eifriger benutzte es die gestörte Ruhe in Doris, um sich wieder Einfluß im nördlichen Griechenland zu verschaffen. Noch während des dritten messenischen Krieges (457 v. Chr.) wurde den Doriern ein Hülfsheer gegen die Phocäer gesandt, welches auf seiner Rückkehr die Athener mit ihren Bundesgenossen bei Tanagra schlug. Um den Athenern im Norden ein Gegengewicht zu verschaffen, stellte S. das Principat Thebens her. Die Schlacht bei Oenophyta vernichtete aber den Einfluß der Spartaner wieder. Im Jahre 456 näherten sich Athen und S. einander wieder, u. 452 ward ein fünfzehnjähriger Waffenstillstand geschlossen. Im Jahre 447 machten die Spartaner trotzdem einen Einfall in Attica; aber Plistoanax, von Pericles bestochen, zog sich zurück, und 445 folgte ein dreißigjähriger Friede, in welchem beide Staaten sich den Besitz ihrer Hegemonie garantirten. Aber der tiefer liegende Gegensatz zwischen dem jonischen und dem dorischen, dem demokratischen und aristokratischen Element, sowie der Ehrgeiz beider Staaten ließ es zu keiner dauernden Versöhnung kommen, und im peloponnesischen Krieg fand der schroffe Gegensatz seinen Ausdruck. S. ging aus demselben mächtiger hervor, als es je zuvor gewesen war. Alle früheren Bundesgenossen Athens waren ihm zugefallen, aber es verstand gewonnenen Besitz nicht mit Mäßigung und Klugheit zu behaupten. Gewalt und Treulosigkeit waren die Grundsätze der Politik eines Lysander und Agesilaus. Ueberall wurden unter S.'s Aegide oligarchische Verfassungen eingerichtet. Ein Hauptziel der spartanischen Politik war die Wiedergewinnung der kleinasiatischen Küste, welche im peloponnesischen Kriege gegen Subsidien den Persern preis gegeben worden war. Deshalb unterstützten die Spartaner den jüngeren Cyrus gegen Artaxerxes. Als nach der Schlacht von Cunaxa Tissaphernes die kleinasiatische Küste von Neuem bedrohte, wurde 399 v. Chr. Thimbron,

dann Dercyllidas und zuletzt Agesilaus mit Heeresmacht dahin abgesandt. Aber die glänzenden Erfolge des letzteren vermochten nicht, die Stellung S.'s im Mutterlande zu sichern. Athen hatte seine Oligarchen verjagt; die Eifersucht des Königs Pausanias hatte die Gewaltschritte Lysanders gehemmt, und S. hatte in die Wiederherstellung der Demokratie in Athen willigen müssen. Ueberdies war die Stimmung in Griechenland den Spartanern wieder feindselig geworden; Athen, Theben, Korinth, Argos, Euböa, die opuntischen und ozolischen Lokrer, die Malier und Akarnanier verbündeten sich gegen S., und es entstand 394 v. Chr. der sogenannte korinthische oder erste böotische Krieg. In Folge des unglücklichen Treffens bei Haliartus, wo Lysander fiel, mußte Agesilaus zurückgerufen werden. Als 394 die persische Flotte unter Conon über Pisander bei Cnidus siegte, wurden die kleinasiatischen Harmosten vertrieben und die bedeutendsten Städte und Inseln fielen von S. ab. Trotz des Bundes mit Aegypten war dieses unfähig, sich zu Land und See zugleich zu behaupten; es trat deshalb in Unterhandlung mit Persien und beging an Griechenland einen neuen Verrath durch den antalcidischen Frieden. Es zwang hierauf Theben, seine Städte frei zu geben, Argos, seine Besatzung aus Korinth zurückzuziehen, und schaltete im Peloponnes als unumschränkter Herr. Agesipolis I. griff unter nichtigen Vorwänden das aufstrebende Mantinea an; in Phlius wurde die Demokratie erstickt und die Oligarchie eingesetzt (382 v. Chr.), der thracische Städtebund angegriffen, und Olynth, nach dreijährigem Kampfe erobert, erhielt spartanische Besatzung. Die Besetzung der Cadmea in Theben schwächte vollends die Hauptstaaten, Theben, Athen und Argos, und S. gebot nun im Peloponnes ohne Widerspruch, im Westen mit dem Tyrannen Dionysius, im Osten mit dem Perserkönig verbündet. Theben aber erkämpfte sich 379 seine Freiheit und die Hegemonie über Böotien wieder. In dem Kampf, den S. nunmehr gegen Athen und Theben unternahm, wurde es von Chabrias bei Naxus, von Timotheus in der Gegend von Leucas geschlagen. Im Jahre 371 wurde zu S. ein Friede auf Grundlage des antalcidischen eingegangen. Die hellenischen Staaten sollten frei sein und S. seine Harmosten zurückziehen; dagegen ließ es sich seine Hegemonie zu Lande bestätigen und trat die Suprematie zur See förmlich an Athen ab. Thebens Weigerung, die böotischen Städte frei zu geben, so lange S. mit Messenien nicht ein Gleiches thue, führte zu neuen Verwicklungen, und die Schlacht bei Leuctra erschütterte S.'s Macht für immer. Epaminondas verwüstete 369 Lacedämonien, entzog ihm seine Bundesgenossen, machte Messenien selbstständig und brachte so S. an den Rand des Verderbens. Vergebens suchte es sich durch Bündniß mit Persien zu kräftigen, und 366 schlossen seine wenigen Verbündeten einen Separatfrieden mit Theben. S. gab nun seine Hegemonie völlig auf. Nach der Schlacht bei Mantinea schlossen die griechischen Staaten unter persischer Vermittlung einen allgemeinen Frieden, an dem jedoch S. nicht Theil nahm. Die von Lycurg gegebene Verfassung war im Laufe der Zeit untergraben worden und der Verkehr mit dem üppigen Persien und dem asiatischen Griechenland hatte verderbend auf die einheimische Sitte eingewirkt. S. wurde eine der reichsten Städte Griechenlands. In Folge der immerwährenden Kriege sank aber die Zahl der männlichen Bevölkerung, und zur Zeit des Aristoteles stellte S. nicht viel über 1000 Hopliten. Wenn dieser Stand der Bevölkerung von selbst die Vermögensgleichheit aufheben mußte, so wurde diese Störung noch mehr gefördert durch das Gesetz des Ephoren Epitadeus, welches durch Schenkung oder Testament frei über das Ackerloos zu verfügen gestattete. Die Verfassung ging allmählig in eine völlige Oligarchie über; aber das herrschende Patriciat suchte hartnäckig seine Vorrechte zu behaupten. Im Innern krank und seiner Bundesgenossen beraubt, konnte sich S. seit der Schlacht bei Leuctra nie wieder zu seinem früheren Einfluß erheben. Im phocäischen Kriege nahm es, von den Amphiktyonen mit einer Geldbuße für die Besetzung der Cadmea belegt, Partei für die Phocäer und griff, wiewohl ohne Erfolg, Messenien an. Uebergriffe S.'s hatten zur Folge, daß die Nachbarstaaten ihre Blicke auf Philipp von Macedonien richteten. Nach der Schlacht bei Chäronea durchstreifte derselbe Lakonien bis an die Seeküste, zwang die Spartaner, die den Argivern, Megalopolitanern, Tegeaten und Messeniern entrissenen Ortschaften herauszugeben u. drängte sie in ihr voriges Gebiet zurück. Alexander dem Großen versagten sie die Heeresfolge und trugen noch vor dem Treffen bei Issus dem Darius Codomannus ein Bündniß an. Agis II. unterstützte die Perser gegen Kreta und suchte im Peloponnes dem macedonischen Bunde gegenüber eine spartanische Hegemonie aufzurichten, bis ihn (330 v. Chr.) Antipater bei Megalopolis schlug. Nach Alexanders Tode bewahrte S. seine Unabhängigkeit. Demetrius Poliorcetes griff nach dem Siege über Archidamas IV. bei Mantinea S. zwar an (286 v. Chr.), hob aber wegen des Thronwechsels in Macedonien plötzlich die Belagerung auf. Bei dem Ueberfall des Pyrrhus (272 v. Chr.) vereinigten alle Klassen der Bevölkerung ihre Kräfte zum Schutze der Stadt. In der Folge befehdete S. fortwährend die Nachfolger Alexanders und deren Schützlinge. Nach Außen noch selbstständig, ging S. im Innern immer mehr seinem gänzlichen Verfall entgegen. Die Könige und Geronten besaßen den Ephoren gegenüber fast kein Ansehen mehr. Die Spartiaten würdigten sich zu Miethlingen des Auslandes herab. Zur Zeit des Königs Agis III. war ihre Zahl auf 700 geschmolzen. Luxus und Schwelgerei griffen immer mehr um sich und die Syssitien wurden zur bloßen Form. Das weibliche Geschlecht litt an tiefer Entsittlichung. Die schwindende Volkszahl und die überhand nehmende Sitte der Mitgiften machte das Mißverhältniß im Besitze immer größer. Agis' III. Versuch, die lykurgische Verfassung wieder herzustellen, scheiterte. Cleomenes III. begann nach seinem ruhmreichen Krieg gegen die Achäer 226 seine Reformen mit dem Sturz der Ephoren und der Verbannung der oligarchischen Gegner. Ohne weiteres Hinderniß wurden die Schulden getilgt, die Bürgerschaft durch Aufnahme von Periöken auf 4000 gebracht, die

Ländereien unter sie neu vertheilt u. die lykurgische Zucht wieder eingeführt. Auch die Hegemonie im Peloponnes und in Griechenland wollte Cleomenes seinem Vaterlande wieder erkämpfen, und schon war er nach der Eroberung von Argos nahe daran, an die Spitze des achäischen Bundes zu treten, als Antigonus, von Aratus herbeigerufen, 222 v. Chr. in der Schlacht bei Sellasia die Macht des kaum verjüngten Staats brach. Cleomenes floh nach Aegypten. S. mußte sich an Antigonus ergeben, der sofort die letzten Reformen wieder aufhob und das Ephorat wieder herstellte. Der Staat trat dem achäischen Bunde bei, behielt aber im Uebrigen seine Unabhängigkeit. Die Mehrheit der Spartaner neigte sich aber im Geheimen den Aetolern zu, und der Zwiespalt der Ansichten führte zu blutigen Auftritten. Die macedonisch gesinnten Ephoren wurden schon 221 erschlagen und ein gewisser Lycurg mit Uebergehung der noch vorhandenen Herakliden zum König gewählt. Chilon suchte zwar 219 den Lycurg zu stürzen, wurde aber bald nach Asien verjagt. S. schloß sich nun offen an die Aetoler an und kämpfte mit ihnen in dem Bundesgenossenkriege gegen Philipp und die Achäer. In dem Usurpator Machanidas erhielt S. seinen ersten Tyrannen; er hob das Ephorat auf, trat als unumschränkter Herr auf und machte sich an der Spitze seiner Söldnerschaaren im Peloponnes furchtbar, doch fiel er schon 207 gegen Philopömen bei Mantinea. Die Regierung seines Nachfolgers, Nabis, war eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen und ein Gewebe von verrätherischer Politik. Zuerst auf Seiten der Römer, trat er im Anfang des römisch-macedonischen Krieges zu Philipp über, verband sich aber bald darauf wieder mit Flaminius gegen Philipp, trotzte dann den Römern und brachte S. im Frieden von 195 um die lakonischen Küstenstädte, das Gebiet der sogenannten Eleutherolakonen, über welche die Achäer die Schutzgerechtigkeit erhielten. Nach der Ermordung des Nabis durch die Aetoler (192 v. Chr.) gewann Philopömen S. wieder für den achäischen Bund, aber der alte Haß der Spartaner gegen die Achäer blieb. Eine Empörung 191 wurde durch Philopömen schnell gedämpft. Als S. 188 von Neuem abfiel und sich unter römischen Schutz stellte, rückte Philopömen vor S., ließ die Häupter der Empörung hinrichten, die Mauern niederreißen und die fremden Söldner und die von den Tyrannen unter die Bürger aufgenommenen Heloten entfernen. S. mußte nun achäische Einrichtungen annehmen. Rom sah zu, wie sich die Achäer und Spartaner gegenseitig durch ihre Streitigkeiten entkräfteten, bis der geeignete Zeitpunkt zum Eingreifen gekommen war. Nach der Vernichtung des achäischen Bundes und der Unterwerfung von ganz Griechenland theilte S. das ziemlich leidliche Loos der übrigen griechischen Staaten; ja es soll den Spartanern vor den Römern besondere Ehre zu Theil geworden sein: sie blieben frei und leisteten keine anderen als Freundschaftsdienste. Augustus erklärte die lacedämonischen Küstenorte aufs Neue für unabhängig von S. Mit Eurycles, dem Günstling des Augustus, schien die Zeit der Tyrannen wiederkehren zu wollen. Unter den Kaisern nach Augustus blieb den Lacedämoniern kaum noch ein Schatten von Freiheit. Unter Tiberius wurden ihre Rechtshändel nach Rom gezogen; Caracalla bildete sich in Rom zwei besondere Centurien von spartanischen Jünglingen. Die lykurgischen Einrichtungen bestanden noch bis ins 5. Jahrhundert fort; erst das Christenthum verdrängte die letzten Reste derselben. Vergl. Manso, Sparta, Leipzig 1800—5, 5 Bde.; Müller, Die Dorier, 2. Aufl., Breslau 1844, 2 Bde.; Lachmann, Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfall, 1836.

Spartacus, Anstifter des Sklavenkriegs und Führer in demselben, 73—71 v. Chr. Ein Thracier von Geburt, entlief er als Soldat, ward aber wieder ergriffen und in eine Fechtschule zu Capua aufgenommen, entfloh aber mit etwa 70 Genossen 73 auch aus dieser und brachte dem gegen ihn gesandten Cajus Claudius am Besuv eine Niederlage bei. Mit dem auf die Kunde hiervon auf 70,000 Mann angewachsenen Heere wollte S. nach Gallien ziehen, als Crixus sich von ihm trennte, der sofort von dem Konsul Gellius 72 am Berge Garganus in Apulien geschlagen wurde. Gellius und sein Kollege Cn. Lentulus wollten hierauf den S. einschließen, wurden aber zuerst einzeln und sodann Beide zugleich im Picenischen geschlagen. Als S., seinen Weg nach den Alpen fortsetzend, bei Mutina den Prokonsul L. Cassius Longinus besiegt hatte, drang sein Heer, dadurch übermüthig gemacht, auf die Rückkehr und bedrohte, 120,000 Mann stark, Rom. Der Prätor M. Licinius Crassus, der nun den Oberbefehl erhielt, drängte den S. aber nach Bruttium zurück und schloß ihn ein; S. brach zwar durch, ein Theil seines Heeres aber, von dem übrigen getrennt, ward geschlagen und aufgerieben. Nach Bruttium zurückgekehrt, schlug S. noch den Legaten L. Quintius und den Quästor Tremellius Scrofa und zog dann, von seinem Heere gezwungen, nach Lukanien, wo er in einem Treffen gegen Crassus nach tapferem Kampf unterlag. 60,000 Sklaven sollen darin gefallen u. 6000 Gefangene auf der Straße zwischen Capua und Rom gekreuzigt worden sein. Pompejus, von Spanien zurückgekehrt, vertilgte den letzten Rest der Sklaven.

Spartel (Kap S.), Vorgebirg in Marokko, nordwestlich von Tanger, bildet die Nordwestspitze von Afrika, 35° 48′ 30″ nördl. Br. und 11° 45′ 23″ östl. L. (von Ferro).

Spartianus, Aelius, der bedeutendste der Scriptores historiae Augustae, Freigelassener Diocletians, lebte gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. wahrscheinlich am kaiserlichen Hofe und schrieb die Biographien der Kaiser von Cäsar an bis Alexander Severus, von denen aber nur die des Hadrian, Verus, Julian, Severus, Pescennius Niger, Caracalla und Geta erhalten sind. In einigen Handschriften wird ihm noch das Leben der Antonia und des Avidius Cassius zugeschrieben.

Spartiaten, s. v. a. Spartaner, s. Sparta.

Spartium *L.* (Besenginster), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 2lippigen, 5zähnigen, scheidenartigen, trockenhäutigen Kelch, die mond-

delphischen Staubgefäße, den langen, zirkelförmig eingerollten, abwärts verdickten, an der inneren Seite flachen Griffel und die endständige, kleinköpfige Narbe, strauchartige Gewächse. S. junceum *L.*, Spartianthus junceus *Lk.*, spanischer Ginster, wohlriechende Pfriemen, in Süd- u. Mitteleuropa, an dürren und sonnigen Stellen, immergrün, mit großen, gelben, wohlriechenden Blumen in lockern Trauben, wird als Zierstrauch in mit Sand gemischte Dammerde gepflanzt, bei 1—5° Wärme durchwintert und durch Samen vermehrt. Alle Theile, besonders die blühenden Spitzen und die Samen, Herba et Semen Genistae hispanicae, besitzen einen ziemlich bitteren Geschmack u. wirken harntreibend, aber auch brechen- und purgirenerregend. Die biegsamen, zähen Zweige können wie die Binsen zu Flechtwerk benutzt werden. In mehren südeuropäischen Ländern werden auch die Fasern wie Hanf verwendet. Von S. scoparium *L.*, Pfriemen- oder Besenkraut, Stechpfriemen, Sarothamnus vulgaris *Wimm.*, Genista scoparia *Lam.*, in ganz Europa, an Bergabhängen und am Saume der Wälder, ruthenförmig mit grünen, 5kantigen Zweigen, kleinen Blättern (untere 3zählig, obere einfach), ansehnlichen gelben Blüthen in achselständigen Trauben und schwärzlichen Hülsen, waren die jungen Zweige, Blüthen und Samen, Herba, Flores et Semina Spartii s. Genistae, gegen Wassersucht, Flechtenausschläge, Albuminurie 2c. in Gebrauch. Die Blüthen dienen zum Gelbfärben, die Fasern als Hanf, und aus den jungen Zweigen werden Besen gebunden. Die Knospen werden in Belgien wie Kapern eingemacht.

Spartivento (Kap S., Punta della S., im Alterthum Herculis promontorium), Vorgebirg in der italienischen Provinz Reggio-Calabria (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I), die Südspitze des italienischen Festlandes im jonischen Meere; zwischen hier und Melito landete Garibaldi am 25. August 1862.

Spaßk, 1) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kasan, an der Besdna, unweit ihrer Mündung in die Wolga, mit 1579 Einwohnern. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Rjäsan, an der Oka, mit 4743 Einwohnern. — 3) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, an der Studenka, mit 4600 Einwohnern. In der Nähe die Eisenhütte Merduschewsk.

Spasma (Spasmus, griech.), Krampf, daher spasmodisch, spastisch, s. v. a. krampfhaft; spasmodische Mittel, krampfstillende Mittel.

Spath (Spat), Knochenauswuchs an der inneren Seite des Sprunggelenks bei Pferden, der sich als poröse Knochenauflagerung (Hyperostom) darstellt und Folge einer Knochenhautentzündung ist. Das Uebel äußert sich zuerst als Lahmgehen, wobei der leidende Schenkel schneller und etwas zuckend gehoben, weniger weit nach vorn und nicht so fest aufgesetzt wird. Dieser abnorme Gang wird bei fortgesetzter Bewegung weniger merklich und verliert sich zuletzt ganz, tritt aber, nachdem das Pferd einige Zeit ruhig gestanden, sofort wieder hervor, besonders im Trabe, daher das kranke Thier gern in Galopp übergeht, und zwar in der Weise, daß es den Galoppsprung mit dem kranken Schenkel macht. Nach und nach steigert sich das Lahmgehen; das Thier tritt bei beginnender Bewegung nur mit der Spitze des Hufs auf und hinkt oft die ersten Schritte auf 3 Beinen. Manchmal läßt dieses Lahmgehen nach Jahresfrist von selbst nach und hört wohl ganz auf, doch nicht ohne eine gewisse Steifigkeit im Sprunggelenk zu hinterlassen. Auch stellt es sich mitunter, besonders nach starker Anstrengung oder einem Fehltritt, plötzlich wieder ein. Der Knochenauswuchs entwickelt sich in der Regel erst einige Wochen nach Beginn des Lahmgehens. An der inneren Sprunggelenkfläche nahe dem Schienbein als kleine, kaum bemerkbare Erhöhung sitzend, nimmt er nach und nach an Umfang und Höhe zu, und zwar fühlt er sich, als mit dem Knochen in Verbindung stehend, hart an. Findet sich gar kein äußerlich sichtbarer Knochenauswuchs vor, so hat das Uebel an den Gelenkflächen seinen Anfang genommen. Bei längerer Dauer des Lahmgehens tritt oben am Schenkel in der Regel Schwund ein. Der S. entwickelt sich nur bei jungen Thieren zwischen dem 3. und 6. Jahre, selten später, und zwar besonders in Folge von Fehltritten und Verstauchungen des Sprunggelenks. Schwäche der Sprunggelenke disponirt dazu. Vollständige Heilung ist in sofern nicht möglich, als sich die zerstörte Gelenkfläche nicht wieder herstellen u. die vorhandene Knochenauflagerung nicht beseitigen läßt. Nur dem Lahmgehen kann abgeholfen werden, und zwar durch kühlendes Verfahren, Anwendung grauer Quecksilbersalbe, eines scharfen Pflasters oder des Brenneisens, wobei aber nach jeder Behandlung dem Thiere ununterbrochene, mehrwöchentliche Ruhe gegönnt werden muß.

Spatheisenstein, s. Eisenerze.

Spatien (v. Lat.), Ausschließungen, s. Buchdruckerkunst.

Spechte (Picus), Vögelfamilie aus der Ordnung der Klettervögel und der Abtheilung der Paarzeher, charakterisirt durch den geraden, starken, 4kantigen, vorn keilförmig zusammengedrückten Schnabel, die mit Borstenfedern besetzten Nasenlöcher, die wurmförmige, an der Spitze hornige und mit Widerhäkchen besetzte, weit vorstreckbare Zunge, die Kletterfüße mit getäfelten Läufen und den keilförmigen, kurzen, steifen Schwanz, welcher als Stütze beim Klettern (Kletterschwanz) dient, muntere, geschäftige und geschwätzige Vögel, oft mit buntem Gefieder, daher die Papageien unserer Wälder genannt. Die S.e sind sehr verbreitete, ungesellige, monogamische Stand- und Strichvögel, unzähmbar, leben von Insekten, erheben sich im Flug wenig über die Erde und klettern fortwährend an den Bäumen empor (nie abwärts), wobei sie mit dem starken Schnabel an die Rinde pochen, bis die Insektenlarven hervorkriechen, oder bis sie eine hohle, von Insekten angefressene Stelle finden, worauf sie die Rinde durchhämmern und ihre lange Zunge in das Bohrloch schnellen, um Käfer und Larven hervorzuholen (daher Zimmerer, Baumhacker, auch Rademacher genannt), weshalb sie als Insektenvertilger sehr nützlich sind. Sie nisten in Baumlöchern, legen 3—8 weiße Eier und schreien laut.

Namentlich bringen die Männchen während der Paarungszeit ein eigenthümlich schnarrendes oder trommelndes Geräusch hervor, indem sie sich an einen dürren Baumzweig hängen und schnell und heftig darauf hämmern. Die Gattung zählt über 70 Arten, worunter nur 8 Europäer. Der Schwarzspecht (P. martius L.), die größte europäische Art, 1½ Fuß groß, ist ganz schwarz, nur am Scheitel (Männchen) oder Genick (Weibchen) roth und findet sich in den Nadelwäldern Deutschlands, aber ziemlich selten. Der Grünspecht (P. viridis L.) ist grün, am Hinterkopf roth, mit rothem (Männchen) oder schwärzlichem (Weibchen) Backenstreif, 12½ Zoll groß, die verbreitetste Art, besonders in Eichenwäldern häufig vorkommend. Der Grauspecht ist ebenfalls grün, am Hinterkopf grau, am Scheitel roth (Männchen) oder grau (Weibchen), findet sich nicht minder häufig in den Laubwäldern Mittel- und Südeuropa's. Der große Buntspecht (P. major L.) hat ein schwarzes und weißes Gefieder, einen schwarzen Bürzel, weiß gebänderte Schwingen, einen vom Mundwinkel herabgehenden schwarzen Halsstreifen, einen rothen (Männchen) oder nebst dem Scheitel schwarzen (Weibchen) Hinterkopf, ist 9 Zoll groß und überall in Europa verbreitet. Der mittlere Bunt- oder Weißspecht (P. medius L.) unterscheidet sich vom vorigen fast nur durch den erst unterhalb des Ohres beginnenden schwarzen Halsstreifen und findet sich häufig in den Wäldern Deutschlands. Der weißrückige oder Elsterspecht (P. leuconotus Bchst.) ist am Hinterleib roth, am Bürzel weiß, am Scheitel roth (Männchen) oder schwarz (Weibchen), 10½ Zoll groß, bewohnt Nordeuropa und Sibirien und kommt selten nach Norddeutschland. Der kleine Buntspecht (P. minor L.) ist am Hinterleib weiß, am Unterrücken weiß und schwarz gebändert, am Scheitel roth (Männchen) oder weißlich (Weibchen), 5½ Zoll groß und findet sich häufig in Deutschland. Der dreizehige Buntspecht (P. tridactylus L.) zeichnet sich durch einen gelben (Männchen) oder weißen (Weibchen) Scheitel aus, hat nur 3 Zehen, ist 9—10 Zoll groß und in Nordeuropa und Sibirien einheimisch, von wo er selten nach Deutschland kommt. Von den zahlreichen, meist schön befiederten ausländischen Spechtarten ist besonders der Spechtkönig (P. principalis L.) als der größte Specht zu erwähnen. Er ist schwarz, nur am Bürzel und an den Schwungfedern etwas weiß und (Männchen) mit einem hochrothen Federbusch geziert und lebt im wärmeren Nordamerika. Die gemeinste Art ist hier der rothköpfige Specht (P. erythrocephalus L.).

Specialkarten, s. Landkarten.

Species (lat.), in der Naturbeschreibung s. v. a. Art (s. d.); in der Arithmetik (vier S.) Bezeichnung der vier einfachen oder Grundrechnungsarten Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division; auch s. v. a. Speciesthaler.

Speciesthaler (Species, harter Thaler), in neuerer Zeit in mehren Staaten, zuletzt noch in Oesterreich ausgeprägte Silbermünze, die ihren Namen von dem darauf befindlichen Brustbild (species) hat. Der österreichische S. war bis zur neuesten Münzkonvention die Einheit der österreichischen Münze, = 2 Konventionsgulden = 1 Thaler 12 Silbergroschen im 14-Thalerfuße; 10 österreichische S. = 1 kölnische Mark fein Silber. Früher wurden diese S. ⅚ fein oder 13⅓löthig ausgeprägt, seit 1851 aber, wie alle anderen österreichischen Silbermünzen, $^9/_{10}$ fein. Der dänische S. ist = 1 Thaler 15 Silbergroschen 5 Pfennige im 14-Thalerfuße; 9¼ Stück = 1 kölnische Mark fein Silber. Seit 1854 hat der Name S. für diese Stücke aufgehört, und sie sollen künftig die Aufschrift „2 Reichsthaler" tragen. In Norwegen ist der S. derselbe wie in Dänemark, zerfällt jedoch in 5 Ort oder Mark zu 14 Schilling. Ein schwedischer S. ist = 1 Thaler 16 Silbergroschen 2 Pfennige im 14-Thalerfuße; $9^1/_{10}$ Stück = 1 kölnische Mark fein Silber. Da es aber in Schweden sehr wenig Silbermünzen gibt und man sich vornehmlich des Papiergeldes bedient, so rechnet man 1 S. Silber = 2⅔ Thaler Bankzettel oder = 4 Reichsthaler Reichsschuldzettel. Der schwedische S. zerfällt in 48 Schillinge.

Specifisch (v. Lat.), in der Physik Grad oder Größe einer Eigenschaft, welche einem bestimmten Stoffe oder dem bestimmten Volumen eines solchen seiner Natur nach zukommt.

Specifisches Gewicht, s. Gewicht.

Specimen (lat.), Probe, Probearbeit.

Speck (lardum), das feste und derbe Fett, welches sich zwischen der Haut und dem Fleisch mancher Thiere, namentlich der Schweine, dann auch der Robben und Wallfische ansetzt und einen bedeutenden Handelsartikel bildet.

Speckbacher, einer der Anführer des tyroler Aufstandes von 1809, geboren den 13. Juli 1767 auf einem Hofe der Gemeinde Terfens, zwischen Innsbruck u. Hall, verbrachte seine Jugend theils als Wildschütz, theils als Landwirth. Einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, überfiel er am 12. April 1809, am Tage des Ausbruchs der Insurrektion, die bayerische Garnison zu Hall, nahm mit dem dortigen Kronenwirth Joseph Straub die von Innsbruck entkommene bayerische Kavallerie gefangen, focht hierauf in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Tyrol zum zweiten Male befreiten, bei der Blokade von Kufstein in den Treffen vom 4., 6. u. 7. August, einen zehnjährigen Sohn an der Seite, und in der Schlacht bei Innsbruck am 13., nach welcher der Marschall Lefebre Tyrol räumen mußte. Nachdem sich auch das salzburger Gebirgsland erhoben, erfocht S. am 16. Sept. bei Lofer und Luftenstein bedeutende Vortheile, ward aber am 16. Oktober bei Melleck geschlagen, wobei sein Sohn in Gefangenschaft fiel. S. floh darauf von Alp zu Alp, verbarg sich eine Zeitlang unter Schnee und Eis in einer Höhle und war dann 7 Wochen lang in seinem eigenen Stall verscharrt, bis er endlich im Mai 1810 über die Gebirge nach Wien gelangte. Hier erhielt er die Pension eines Obersten und den Auftrag, die für die Tyroler im temesvarer Banat neu gestiftete Kolonie einzurichten. Nach dem Ausbruche des Kriegs von 1813 wagte er sich wieder nach Tyrol und leistete hier, obwohl es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, treffliche Dienste, wofür er zum Major ernannt ward. Er † 1820 zu Hall.

Speckkrankheit, Form des chronischen Siech-

thums, welche stets sekundär nach gewissen andern Krankheiten auftritt und auf einer eigenthümlichen Entartung zahlreicher, besonders drüsiger Organe beruht. Die Krankheiten, in deren Folge die S. eintritt, sind fast stets solche, in denen langdauernde Eiterung an den Knochen oder Weichtheilen besteht. Hierher gehört namentlich der Knochenfraß, die verschwärende Tuberkulose der Lungen u. des Darmes, verschwärende Krebsgeschwülste der Haut und Darmschleimhaut, chronische syphilitische Geschwüre u. dergl. Gewöhnlich tritt die S. noch im Verlaufe der Eiterung ein, ja meist ist der Eiterherd noch im Fluß zur Zeit des Todes, welcher in Folge der S. eintritt. Die S. äußert sich als speckige Degeneration gewisser Organe. Am häufigsten entarten die Milz, die Leber und die Nieren, seltener die Lymphdrüsen, die Darmschleimhaut und andere Organe. Die betreffenden Organe erscheinen dabei vergrößert, blutarm, fester, haben einen eigenthümlichen matten Glanz, sind auf dünnen Schnitten stark durchscheinend und faulen sehr schwer. Die speckige oder amyloïde Substanz, welche in den genannten Organen entsteht, hat die Eigenschaft, sich bei Zusatz von Jod rothbraun und bei weiterem Zusatz von Schwefelsäure schmutzig-violett zu färben. Die Organe entarten aber nicht in ihrer Totalität speckig, sondern zunächst nur die feinen Arterien und Kapillaren, seltener auch die Venen derselben. Die Wand dieser Gefäße verdickt sich außerordentlich und wird dabei ganz homogen, während gleichzeitig das Lumen der Gefäße sich in hohem Grade verengert. Die Folge hiervon ist, daß einmal der Kreislauf des Blutes und also auch die Ernährung in diesen Organen schwer beeinträchtigt wird und daß andererseits die verdickten Gefäße auf das umgebende Parenchym drücken, dasselbe zur fettigen Entartung und zum Schwunde bringen. Die Folgen der gestörten Ernährung der Milz, Leber und Nieren äußern sich durch hochgradige Anämie und Wassersucht neben sonstiger Abmagerung, und in diesem Zustande gehen die Kranken nach verschieden langer Dauer der S. zu Grunde. Der Name S. ist von dem eigenthümlich speckigen Glanze der entarteten Organe hergenommen. Virchow hat früher den Namen cellulose Entartung, später den der amyloïden Entartung dafür gebraucht. Die speckige Substanz, in welche sich die Gefäßwände umwandeln, entspricht in chemischer Beziehung keineswegs dem Schweinespeck, sondern sie ist eine albuminöse Substanz und steht in Bezug auf ihren Stickstoffgehalt in der Mitte zwischen Eiweiß und Fett. Wie es scheint, ist die S. niemals heilbar, sobald sie so weit vorgeschritten ist, daß sie diagnosticirt werden kann. Die Aufgabe des Arztes kann also nur darin bestehen, daß er die primären Krankheiten, in deren Folge die S. eintritt, behandelt und beziehentlich die Eiterungen abzukürzen sucht. Vergl. Wagner, Allgemeine Pathologie, Leipzig 1865.

Speckstein (Steatit, Schmeerstein, briançoner od. spanische Kreide), Mineral aus der Ordnung der wasserhaltigen Geolithe, ein Talkthon, kommt derb, eingesprengt, traubig, in Pseudomorphosen nach Quarz-, Feldspath-, Flußspath-, Kalkspath-, Bitterspath- und anderen Formen vor, hat splitterigen, unebenen Bruch, 1—2 Härte und 2,6—2,7 Gewicht, ist weiß, grau, gelb, grün, roth, matt, mit glänzendem Strich, an den Kanten durchscheinend, fettig anzufühlen, etwas schreibend, im Wasser unveränderlich, schmilzt vor dem Löthrohr an dünnen Kanten, brennt sich so fest, daß er Glas ritzt, wird mit Kobaltsolution befeuchtet beim Glühen blaßroth, von Salzsäure nicht gelöst. Er ist wasserhaltige kieselsaure Bittererde und findet sich auf Gängen oder unmittelbar eingewachsen in Granit, Gneis, Basalt 2c., auch auf Lagern, in Sachsen, Böhmen, Schlesien, Mähren, Ungarn, Salzburg, Tyrol, England, Schweden, Nordamerika, bei Baireuth nesterweise im Thon unter der Dammerde. Man gebraucht ihn gepulvert oder mit Ochsengalle, Seife 2c. zu Kugeln geformt, um Fettflecken aus Zeuchen zu beseitigen, sowie zum Putzen der Tressen, Poliren des Gypses, Serpentins, Marmors u. mit Oel abgerieben zur Politur der Spiegelgläser u. Metallspiegel. Auch bedient man sich desselben, um die Friktion metallener Maschinentheile zu vermindern. In längliche Stücke gespalten, dient er zum Zeichnen. Auf der Drehbank läßt er sich leicht verarbeiten zu allerlei Bildwerken, Spielwaaren, auch zu Dintenzeugen und Pfeifenköpfen, welche meist noch gebrannt werden. Neuerlich werden namentlich auch sehr dauerhafte Gasbrenner daraus verfertigt. Auch gibt er sehr haltbare Schmelztiegel. Der ähnliche Seifenstein, aus Cornwallis, der aber wasserhaltige kieselsaure Bittererde und zu farblosem Glas schmelzbar ist, wird zur Porzellanfabrikation benutzt. Vergl. Agalmatolith.

Speckter, 1) Erwin, Maler, geboren den 18. Juli 1806 zu Hamburg, bildete sich in München unter Cornelius' Leitung u. widmete sich seit 1824 in Italien vorzugsweise der religiösen Malerei. Eines seiner früheren Gemälde stellt Christus und die Samariterin am Brunnen dar, ein späteres, wie jenes in Rom entstanden, den schlafenden Simon, wie ihn Delila der Haare beraubt, ausgezeichnet durch fleißige Durchbildung des Nackten, große Klarheit der Färbung und glückliche Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes. Auch seine Landschaften mit Staffage und Architekturbilder sind trefflich behandelt. S. † den 23. Nov. 1835. Aus seinem Nachlasse erschienen die „Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien" (Leipzig 1846, 2 Bde.).

2) Otto, Zeichner und Maler, geboren 1807 zu Hamburg, Bruder des Vorigen, widmete sich ebenfalls der Kunst und machte sich durch seine gemüthlich-naiven Thierfabeln in Bildern bekannt. Auch in der Arabeske und in der Landschaft hat er Vorzügliches geleistet und auch mehre Blätter nach berühmten Meistern lithographirt. Unter Anderem lieferte er 12 Radirungen für den „Gestiefelten Kater" (Leipz. 1844, 2. Aufl. 1858) und die Radirungen zu Hey's „50 Fabeln für Kinder" (neue Aufl., Hamb. 1852).

Spectabilis (lat.), s. v. a. respektabel, ansehnlich; daher Spektabilität, an einigen Universitäten Titel des Dekans der philosophischen Fakultät.

Spectrum (lat.), Gestalt, Bild; Gespenst; (s. oculare), Augentäuschung; auch eine begrenzte

Stelle im Raum oder auf einer Fläche, auf der sich irgend ein strahlendes, unwägbares Fluidum gleichsam ausbildet, Farben-, Sonnen-, Lichtspektrum ꝛc.

Specularia *Dec.* (Spiegelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, charakterisirt durch den 3-, 4- oder 5lappigen Kelch mit verlängerter, prismatisch-eckiger Röhre, die radfömige, 5lappige Korolle, die 5 freien Staubgefäße, die 3 Narben und die prismatische, 3fächerige Kapsel, Sommergewächse in Südeuropa, Westasien und Nordamerika, worunter S. Speculum *Dec.*, Campanula Speculum *L.*, Venusspiegel, unter dem Getreide in Südeuropa, mit schönen, violetten, rosenrothen oder weißen Blüthen, S. hybrida *Dec.*, Campanula spuria *Roem. et Schult.*, in Mitteleuropa, mit blaurosenrothen, zu 3 — 6 stehenden Blüthen, und S. pentagona *Dec.*, im Orient, mit endständigen, einzelnen, violetten und blauen, im Grunde weißen Blüthen, als Zierpflanzen vorkommen.

Speculum (lat.), Spiegel; Gesetzbuch im alten Deutschland, z. B. S. saxonicum, S. suevicum, s. Sachsenspiegel, Schwabenspiegel.

Spedalskhed (norweg., norwegischer Aussatz), s. Aussatz.

Spedition (v. Ital.), kaufmännisches Geschäft, wobei Jemand Waaren, welche aus irgend einem Grunde nicht direkt bis zu dem Orte ihrer Bestimmung gehen können, sondern an einem Zwischenort abgeladen werden, in Empfang nimmt, die Fracht bezahlt, die nöthigen Abgaben an Zöllen, Lagergeld und dergleichen berichtigt, die fernere Fracht besorgt und den Preis derselben akkordirt. Solcher Handel heißt Speditionshandel (s. Handel), dergleichen Waaren Speditionsgüter (Speditionswaaren), der sie begleitende Frachtbrief Speditionsbrief. In größeren Handelsstädten beschäftigen sich Handlungen allein mit diesem Geschäft (Speditionsgeschäft) und heißen alsdann Speditionshandlungen, der Principal derselben Spediteur. Für die Besorgung solcher Geschäfte wird eine mäßige Belohnung, Speditionsprovision (Speditionsgebühr), von dem Waarenempfänger bezahlt.

Spee, Friedrich von, trefflicher geistreicher Dichter, geboren aus dem adeligen Geschlecht der S. von Langenfeld 1591 oder 1595 zu Kaiserswerth am Rhein, trat 1610 oder 1615 in den Jesuitenorden und lehrte dann in Köln Philosophie und Moraltheologie. Im Auftrage seines Ordens ging er 1627 nach Franken, wo er die Obliegenheit hatte, die zum Tode verurtheilten vermeintlichen Hexen und Zauberer auf dem letzten Gange zu begleiten und durch seine „Cautio criminalis s. Liber de processu contra sagas“ zuerst den Hexenwahn im katholischen Deutschland nachdrücklich bekämpfte. Später wurde S. nach Westphalen gesendet, um für die Bekehrung der Protestanten zum römischen Katholicismus zu wirken. Er † den 7. Aug. 1635 zu Trier. Seine Sammlung geistlicher Lieder: „Trutznachtigall“ (Köln 1649; neue Ausgabe von Brentano, Berlin 1817), bekundete tiefe, mit der reinsten Menschenliebe gepaarte Frömmigkeit in einer für jene Zeit trefflichen Sprache; doch verliert sich die Innigkeit und Zartheit seiner Gefühle nicht selten in Spielereien. Weniger bedeutend ist sein in Prosa geschriebenes, aber mit schönen Liedern durchwebtes „Guldenes Tugentbuch“ (Köln 1647 und öfter; erneuert Koblenz 1829, 2 Bde.).

Speer, s. v. a. Spieß.

Speerkies (Binar-, Kamm-, Leber-, Strahl-, Wasserkies, prismatischer Eisenkies, Markasit), Mineral aus der Klasse der Kiese oder Pyritoide, eine mit dem Schwefelkies in seiner Zusammensetzung und seinem chemischen Verhalten völlig übereinstimmende Verbindung von 46,7 Eisen und 53,3 Schwefel, die an der Luft nur meist noch leichter vitriolescirt, ist wie jener so hart wie der Feldspath und etwas darüber, spröde, von unebenem Bruch, oft gleich gefärbt, unterscheidet sich aber von jenem wesentlich durch etwas geringeres specifisches Gewicht (4,6—4,9) und durch seine rhombischen Krystallformen, die bald tafel-, bald schmal säulenförmig, bald oblong-oktaëdrisch erscheinen. Sie sind ungemein häufig, oft vielfach zwillingsartig verwachsen, die Tafeln zum sogenannten Speer- (Spär-) kies, die Säulen zum Kammkies, so nach ihrem hahnenkammartigen Ansehen genannt. Außerdem kommt das Mineral häufig in kugeligen, traubigen, knolligen, strahlig-stängeligen, faserigen und fast dichten Zusammenhäufungen (Strahl- und Leberkies), auch derb, häufig in Afterkrystallen und als Versteinerungsmittel vor. Die Farbe ist graulich speisgelb, auch bunt angelaufen; der Strich dunkel grünlichgrau. Der S. findet sich häufig auf Erzgängen (Klausthal, Zellerfeld, Przibram in Böhmen, Freiberg, Derbyshire), im Braunkohlengebirge, so in Böhmen, Mähren, Hessen und an anderen Orten. Nicht selten kommt es mit Schwefelkies auf derselben Lagerstätte vor. Die Verwendung ist die des Schwefelkieses. Der S. bietet eins der ausgezeichnetsten Beispiele des Dimorphismus.

Speiche, s. Rad; in der Anatomie s. v. a. Radius.

Speichel (saliva), die im Munde sich fortwährend bildende Flüssigkeit, ist eine Mischung von Mundschleim und von den Absonderungen der drei Speicheldrüsenpaare, deren Ausführungsgänge sich nach der Mundhöhle hin öffnen. Der S. ist eine farblose, bald mehr wässerige, bald mehr zähflüssige Flüssigkeit ohne Geruch und Geschmack. Sie enthält kleine rundliche Speichelkörperchen, welche nichts Anderes als abgestoßene Epithelzellen der Speicheldrüsen sind, sowie Schleimkörperchen, welche von den ersteren sich in der Form nicht unterscheiden, aber aus den kleinen Schleimdrüsen der Mundhöhle stammen, und endlich Pflasterepithelzellen, welche von der Oberfläche der Mundschleimhaut abgefallen sind. Der S. hat fast immer eine alkalische Reaktion; sein Gehalt an festen Bestandtheilen beträgt durchschnittlich etwa ½ Procent. Unter den letzteren sind hervorzuheben der Speichelstoff (Ptyalin) u. das Rhodankalium. Der Speichelstoff ist eine noch nicht genau erkannte, an Alkali gebundene Fermentsubstanz. Das Rhodankalium (Schwefelcyankalium), welches in keinem anderweitigen Körperbestandtheile vorkommt, ist durch die rothe Farbe nachweisbar, welche bei Zusatz von neutraler

Eisenchloridlösung zum S. austritt. Die Drüsen, welche den S. abscheiden, sind die paarigen Ohrspeicheldrüsen (s. d.), die Unterkiefer- und Unterzungendrüsen (glandulae submaxillares et sublinguales). Alle diese Speicheldrüsen sind zusammengesetzte acinöse Drüsen. Die größte davon ist die Ohrspeicheldrüse, die kleinste die Unterzungendrüse. Der Ausführungsgang dieser letzteren, sowie die Unterkieferdrüse mündet am Boden der Mundhöhle in der Gegend des Zungenbändchens. Der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse dagegen öffnet sich, indem er die Wangenschleimhaut durchbohrt, entsprechend dem zweiten obern Backenzahn in die Mundhöhle. Auf die Sekretion des S.s innerhalb dieser Drüsen haben die Nerven einen äußerst wichtigen Einfluß, wie Ludwig durch Versuche erwiesen hat. Es gehen Fasern vom sympathischen Nerven und vom Gesichtsnerven (7. Hirnnervenpaar) zu den Speicheldrüsen. Reizung dieser Nerven bedingt auf direktem Wege eine sofortige stärkere Absonderung von S. Indirekt wird die Speichelabsonderung auch vom 5. Hirnnervenpaar (nervus trigeminus) angeregt. Wie groß die Menge des in einer bestimmten Zeit abgesonderten S.s sei, ist nicht genau anzugeben. Bidder und Schmidt schlagen die 24stündige Menge bei erwachsenen Menschen zu 3 Pfund an. Die Absonderung wird durch zahlreiche Einflüsse meist auf reflektorischem Wege hervorgerufen. Solche Ursachen der Speichelabsonderung sind zunächst Reizungen der Geschmacksnerven durch in die Mundhöhle eingeführte Geschmacksstoffe. Die Reizung wird hier von den Geschmacksnerven auf die Drüsenzweige der Gesichtsnerven reflektirt. Auch eine Reizung der Tastnerven der Mundhöhle durch scharfe, nicht eigentlich schmeckbare Substanzen ruft auf reflektorischem Wege erhöhte Speichelabsonderung hervor. Dasselbe gilt von Reizungen der Geruchsnerven und der Magennerven. Auch beim Kauen und Sprechen, sowie durch die dem Sprechakte voraufgehenden, mit Ekelgefühl verbundenen, heftigen Bewegungen der Mund- und Schlundmuskeln wird die Speichelabsonderung vermehrt. Endlich geschieht dies auch durch die Vorstellung von Speisen, besonders bei Hungernden, sowie krankhafter Weise durch gewisse Arzneimittel ꝛc. (s. Speichelfluß). Die physiologische Bedeutung des S.s besteht zunächst darin, daß derselbe die Mundhöhle befeuchtet, das Trockenwerden ihrer Wandungen verhütet und dadurch das Schmecken unterstützt, denn trockne Körper schmecken bekanntlich nicht. Sodann spielt der S. eine wichtige Rolle bei der Verdauung. Diese Rolle besteht darin, daß der S. diejenigen Substanzen der Nahrungsmittel auflöst, welche überhaupt in wässerigen Flüssigkeiten löslich sind; ferner darin, daß er sich mit den trocknen Speisen zu einem feuchten Brei vermischt und diese zum Abschlucken wie für die Magenverdauung geeigneter macht; endlich darin, daß er das unlösliche Stärkmehl der Nährstoffe in das isomere, aber lösliche Dextrin und in Traubenzucker umsetzt. Letzteres ist offenbar die wichtigste Verdauungsfunktion, welche der S. zu leisten hat. Diese umsetzende, fermentartige Wirkung des S.s beruht auf seinem Gehalt an Ptyalin. Mit Ausnahme des Stärkmehls erleiden die Nährstoffe keine chemische Umwandlung durch die Mundflüssigkeit.

Speichelfluß (salivatio, ptyalismus), krankhaft vermehrte Absonderung des Speichels, wobei derselbe nicht mehr unmerklich mit den Ingestis in den Magen gelangt, sondern theils zum Munde ausfließt, theils weggespuckt oder absichtlich für sich allein verschluckt wird. Der S. ist ein Symptom verschiedener Krankheiten; derselbe kommt bei allen Entzündungszuständen der Mundschleimhaut in mehr oder minder hohem Grade vor, ganz besonders aber nach übermäßiger Einführung von Quecksilber in den Organismus. Der S. ist eins der wichtigsten und dabei lästigsten Symptome der Quecksilbervergiftung (mercurialismus, hydrargyrosis). Alle Quecksilberpräparate, vorzugsweise aber das metallische Quecksilber, können diese Krankheit herbeiführen. Eine allgemeine Erkrankung des gesammten Organismus tritt vorzugsweise dann ein, wenn die Einführung des Quecksilbers in den Körper langsam und in vielen Wiederholungen geschieht. Am häufigsten werden solche Menschen von der Quecksilberkrankheit ergriffen, welche viel mit Quecksilberpräparaten umzugehen haben und in einer mit Quecksilberdämpfen geschwängerten Atmosphäre athmen (z. B. die Bergleute in Quecksilberminen, die Arbeiter in Spiegelfabriken). Auch die unvorsichtige und übermäßige Anwendung von Quecksilberpräparaten zu medicinischen Zwecken, mag sie nun äußerlich oder innerlich geschehen, namentlich die Einreibung von grauer Quecksilbersalbe bei der sogenannten Schmierkur, kann die Quecksilbervergiftung hervorrufen. Die Empfänglichkeit der einzelnen Individuen für das Quecksilber ist sehr verschieden, besonders scheinen Kinder sehr wenig dafür empfänglich zu sein. Manche Erwachsene können größere Quantitäten von Quecksilber in sich aufnehmen, ohne zu erkranken, während andere sehr schnell und heftig durch viel kleinere Mengen afficirt werden. Für alle diese individuellen Verschiedenheiten weiß man keinen Grund anzugeben. Schwächliche und schlecht genährte Menschen erkranken leichter und heftiger als gutgenährte und kräftige. Die Art, wie die Einwirkung des Quecksilbers auf den Körper zu Stande kommt, ist vollständig unbekannt. Oertlich angewendet wirkt es reizend, außerdem aber bringt es bei äußerer wie bei innerer Anwendung eine bald akute, bald chronische Allgemeinerkrankung des Organismus zu Stande. Eine akute Allgemeinstörung (Merkurialfieber) tritt fast nur bei rascher und reichlicher Einverleibung des Quecksilbers, wie z. B. bei der sogenannten Schmierkur, auf und dokumentirt sich durch Mattigkeit, Frösteln, rheumatische Schmerzen, große Neigung zu Schweißen u. flecken- und bläschenförmigen Hautausschlägen, beschleunigten Puls, Appetitlosigkeit, Leibschmerz, zuweilen Diarrhöe, hauptsächlich aber durch S. Der Verlauf dauert ein paar Tage bis zu einer Woche, selten länger. In anderen Fällen tritt eine schnell wachsende Blutarmuth und Schwäche ein. Das Gesicht erbleicht in auffallender Weise, es tritt Brustbeklemmung, Herzklopfen, höchste Kraftlosigkeit, Angstgefühl, Ohnmacht ꝛc. ein.

Das chronische Quecksilbersiechthum kann sich in der verschiedenartigsten Entwickelung von den leichtesten Graden bis zur vollendetsten Zerrüttung der ganzen Konstitution darstellen. Es gibt sich zu erkennen durch große Abmagerung und Schlaffheit aller Gewebe, durch erdfahle schmutzige Haut, Schwäche und Welkheit der Muskeln, fortdauernden S., Lockerung und Wulstung des Zahnfleisches, Geschwüre in der Mundhöhle, späterhin leichtes Bluten des Zahnfleisches, Ausfallen und Lockerwerden der Zähne, welche zugleich kariös werden, stinkenden Geruch aus dem Munde. Nebenher geht vollständige Appetitlosigkeit mit einer großen Empfindlichkeit des Magens. Es besteht Neigung zu reichlichen Schweißen, die Haare fallen aus, reißende und den Ort wechselnde Schmerzen treten an den verschiedensten Körperstellen auf. Auf der Haut zeigen sich verschiedene Ausschläge. Meist leidet bei längerer Dauer der Krankheit auch das Nervensystem sehr schwer. Oft stellt sich eine Art Hypochondrie mit Schlaflosigkeit und manchmal mit Hallucinationen und Delirien ein. Auch krampfartige Zufälle kommen vor, noch häufiger aber Glieder- und Gesichtsschmerzen. Das Zittern (Merkurialzittern) ist ein ganz gewöhnliches Symptom der chronischen Quecksilberkrankheit, entsteht meist allmählig und zeigt sich zuerst an Händen und Armen, dann an den Füßen, den Kau- und Halsmuskeln. Nach dem Zittern und oft auch nach vorausgegangenen Schmerzen stellt sich vollkommene oder unvollkommene Lähmung vorzüglich der Arme ein. Bei der akuten Form der Quecksilbervergiftung sind die Aussichten auf Heilung gut zu nennen, wenn der Kranke sofort aus dem Bereich des Quecksilbers kommt oder die Einverleibung desselben in den Körper sistirt wird. Das chronische Quecksilbersiechthum gibt dagegen eine schlechtere Prognose. Es kann zwar eine unvollständige Heilung eintreten, doch tritt gewöhnlich nach längerer Dauer der Krankheit unter höchster Kraftlosigkeit und Abmagerung, sowie unter Eintritt abendlicher Fieberbewegungen schließlich der Tod ein. Um die Quecksilberkrankheit zu verhüten, muß bei der arzneilichen Anwendung der Quecksilberpräparate die größte Vorsicht beobachtet werden; bei den ersten Zeichen beginnender Quecksilbergiftung muß die Anwendung des Quecksilbers sofort eingestellt werden. Für diejenigen, welche mit Quecksilber zu arbeiten haben und sich daher in einer mit Quecksilberdämpfen geschwängerten Atmosphäre aufhalten, sind noch besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Es muß nämlich bei solchen Beschäftigungen für eine ununterbrochene und kräftige Ventilation aller Räume gesorgt werden, welche letztere weit und hoch sein sollen und in denen die Temperatur möglichst niedrig erhalten werden muß. Die Quecksilberarbeiter müssen sich fleißig waschen und baden, sie dürfen ihre Nahrung nur nach vorhergegangener Reinigung der Hände und des Gesichts zu sich nehmen, sie müssen die Leibwäsche oft wechseln, sich vor Erkältungen, Diätfehlern und geschlechtlichen Excessen hüten. Bei eingetretener Allgemeinerkrankung muß die weitere Einverleibung des Quecksilbers vermieden werden. Wenn die Krankheit mäßige Grade nicht überschreitet, so kann sich die Behandlung auf Anwendung warmer Kleidung und warmer Luft, Regulirung der Diät, Sorge für offenen Stuhl beschränken. Bei stärkeren Zufällen sind warme Bäder, besonders Schwefelbäder, ferner Opiumpräparate und bei drohendem Verfall der Kräfte Wein und andere anregende Mittel anzuwenden, besonders aber ist der Kranke in einer gleichmäßig warmen Luft zu halten. Bei dem chronischen Quecksilbersiechthum ist eine nahrhafte Diät, namentlich Milchdiät passend. Auch etwas Wein, vorzüglich süßer, ist bei längerer Dauer der Krankheit anwendbar. Daneben ist für Wärme und reine Luft Sorge zu tragen und sind warme Bäder und bei sehr herabgekommenen Individuen Eisenpräparate zu reichen. Was den S. bei der Quecksilbervergiftung anbelangt, so hat man jetzt die früher geltende Ansicht aufgegeben, daß derselbe zum Gelingen einer Kur, welche man mit dem Quecksilber bezweckte, durchaus nicht nöthig, daß er vielmehr ein unangenehmer Begleiter derselben und daher möglichst fern zu halten ist. Das beste Mittel hierzu ist sorgfältigste Reinigung der Mundhöhle und der Zähne. Gegen alle Arten des S.es, gleichviel aus welchen Ursachen derselbe entstanden ist, erweist sich das Opium als nervenberuhigendes Mittel von bestem Erfolg.

Speichelstoff, s. v. a. Ptyalin.

Speicherinsel, s. Danzig.

Speier (Speyer), ehemaliges deutsches Bisthum, von der Pfalz, dem Herzogthum Würtemberg, dem Markgrafthum Baden-Durlach, den Grafschaften Leiningen und Hanau-Lichtenberg, den Fürstenthümern Zweibrücken und Veldenz und der Herrschaft Ochsenstein begrenzt, umfaßte 28 □Meilen mit 55,000 Einwohnern, hatte aber oft keinen eigenen Bischof, sondern diesen mit einem anderen Hochstift gemeinschaftlich. Der Bischof hatte ein Einkommen von 300,000 Gulden und im Reichsfürstenrathe auf der geistlichen Bank Sitz und Stimme, auf den oberrheinischen Kreistagen die zweite Stelle. Der fränkische König Dagobert I. soll zu Anfang des 7. Jahrhunderts das Bisthum S. neu errichtet und seinen Kaplan Athanasius als Bischof eingesetzt haben. Durch den Revolutionskrieg kamen 12 □Meilen am linken Rheinufer an Frankreich, später an Bayern, der Rest am rechten Ufer, mit der ehemaligen bischöflichen Residenz Bruchsal, 1802 an Baden. Vergl. Remling, Geschichte der Bischöfe zu S., Mainz 1852 ff., 2 Bde.

Speier (Speyer, Spira), Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Pfalz und ehemalige freie Reichsstadt, an der Mündung des Speierbachs in den Rhein (linkes Ufer), durch eine Zweigbahn nach Schifferstadt mit der pfälzischen Ludwigsbahn (Ludwigshafen-Bexbach) verbunden, ist Sitz der Kreisregierung, eines katholischen Bisthums mit Domkapitel, eines evangelischen Konsistoriums, eines Bezirksamts, Landgerichts und Hauptzollamts. Die Stadt hat breite, aber unregelmäßige Hauptstraßen und trotz ihres hohen Alters doch im Allgemeinen nur wenige alterthümliche Gebäude. Das merkwürdigste unter denselben ist der Dom, dessen Bau von Konrad II. dem Salier 1030 begonnen und 1061 unter Heinrich V., der 1064 noch die Afrakapelle hinzufügte, vollendet ward. Er ist im Rundbogenstyl von rothen

Sandsteinquadern ausgeführt, hat eine Länge von 223 Schritten, eine Breite von 80 Schritten und 4 Thürme. Der 12 Stufen über das Schiff sich erhebende Königschor enthält die Grabmäler von acht deutschen Kaisern (Konrad II., Heinrich III., IV. und V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht I.) und das der Beatrix, der zweiten Gemahlin Friedrichs I. (Barbarossa), und ihrer Tochter Agnes. Das Innere schmücken prachtvolle Fresken (32 große Kompositionen, 1845 bis 1854 von Schraudolph ausgeführt). In der Vorhalle (Kaiserhalle) sind seit 1858 die acht großen Standbilder der hier begrabenen Kaiser aufgestellt (von Fernkorn und Dietrich ausgeführt). Die untere Kirche (Krypta) stützen massive niedrige Säulen. In den Anlagen um den Dom ist die Antikenhalle mit einer Sammlung römischer, in der Pfalz gefundener Alterthümer und an der Südseite der Oelberg, eine bewunderungswürdig gemeißelte Steinmasse, die Leiden Christi darstellend, mit Blätterwerk und anderem Zierrath ausgeschmückt. Nachdem der Dom 1159 und 1289 durch Feuersbrünste gelitten, wurde er am 6. Mai 1540 von einem bedeutenderen Brande heimgesucht, aber binnen 18 Monaten wieder hergestellt. Die ärgste Zerstörung richteten indeß die Franzosen am 31. Mai 1689 an; eine Feuersbrunst zerstörte die drei westlichen Thürme und das Gebäude selbst bis auf die Umfassungsmauern; sogar die alten Kaisergräber wurden aufgerissen und die Gebeine umhergestreut. Erst in den Jahren 1772—84 ward der Dom wieder aufgebaut, aber schon 1794 von den Franzosen abermals demolirt und in ein Heumagazin verwandelt. Nachdem durch den König Maximilian I. seine Herstellung erfolgt war, konnte er am 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. Im Jahre 1858 wurden auch die westlichen Thürme mit dem Umbau und Neubau der Façade wieder ersetzt. Aus alter Zeit stammen noch: das Altpörtel (Alta porta), bereits 1246 erwähnt, jetzt Stadtthurm mit Uhr, und die Ueberreste des alten Kaiserpalastes Retscher, worin die evangelischen Stände 1529 auf dem Reichstage die Protestation übergaben. S. besitzt ferner noch 2 katholische und 2 evangelische Kirchen, ein Kloster der Dominikanerinnen mit Schule und Pensionat, ein Filialkloster der Schwestern vom allerheiligsten Erlöser, ein Lyceum, Gymnasium, eine lateinische Schule, ein Priester- und ein Schullehrerseminar, eine israelitische Schule, mehre andere Unterrichtsanstalten, eine Baumschule mit botanischem Garten, eine Bibliothek, Sternwarte, Antiquitätensammlung, ein Waisenhaus, Hospital, eine Strafanstalt für jugendliche Verbrecher, Buntpapier-, Tabaks-, Cigarren-, Zucker-, Bleizucker- und Essigfabrikation, große Brauereien, Gerbereien, einen Freihafen, lebhaften Handel und Schifffahrt, Wein- und Tabaksbau und 12,810 Einwohner (worunter über 7000 Evangelische). S. ist das römische Augusta Nemetum oder Nemetae und eine der ältesten Städte am Rhein; in der gallischen Zeit hieß es Noviomagus und seit dem 7. Jahrhundert Spira. Um 30 v. Chr. wurde die Stadt von den Römern erobert und befestigt. Von den Alemannen zu Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrhunderts mehrmals zerstört, ward sie von den Kaisern Konstantin und Julian wieder hergestellt, hatte aber im 5. Jahrhundert von den Einfällen der Vandalen und Hunnen wieder viel zu leiden. Im 6. Jahrhundert ging die Stadt an die Franken über. Die deutschen Kaiser hatten hier ein Palatium und erhoben die Stadt zur freien Reichsstadt. Sie ward von 1125 bis 1422 elfmal belagert, zählte aber im 14. Jahrhundert 27,000 Einw. Als Sitz des Reichskammergerichts, das 1513 nach S. kam und, nur zeitweilig verlegt, bis 1689 hier seinen Sitz hatte, erhielt die Stadt großen Ruf. Als Reichsstadt hatte sie unter den Reichsstädten der rheinischen Bank den 5. Platz, auch Sitz und Stimme auf den oberrheinischen Kreistagen. Unter den Reichstagen, welche zu S. gehalten wurden, ist besonders der von 1529 merkwürdig, weil von diesem der Name Protestanten datirt. Im Jahre 1632 wurde S. von den Schweden besetzt, von den Kaiserlichen aber wieder genommen, dann nochmals von den Schweden, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen besetzt. Durch Kapitulation wurde 1688 die Stadt wiederum an die Franzosen übergeben, die sie aber 1689, im Mai, beim Anrücken der Alliirten wieder räumen mußten. Zuvor aber wurden die Befestigungswerke der Stadt geschleift, diese der Archive u. Depositen beraubt u. hierauf verbrannt, den Einwohnern jedoch erlaubt, sich auf dem französischen Gebiete anzusiedeln. Die Stadt hat sich seitdem nie wieder zu dem alten Wohlstande erheben können. Von 1801 bis 1814 war S. die Hauptstadt des französischen Departements Donnersberg, wurde aber 1815 bayerisch. Vgl. Geißler, Der Kaiserdom zu S., Mainz 1828, 2 Bde.; Zeuß, Die freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung, Speier 1843; Remling, Der Speierer Dom, Mainz 1861.

Speierbach, Flüßchen im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, entspringt auf dem Oselkopf unweit Kaiserslautern, fließt östlich, nimmt den Hochspeierbach auf und fällt bei Speier in den Rhein. Hier im spanischen Erbfolgekrieg Sieg der Franzosen unter Tallard über die Alliirten unter dem Erbprinzen von Hessen, am 15. Nov. 1703.

Speierling, s. v. a. gemeine Eberesche, Sorbus Aucuparia *L.*, und Maulbeerbaum, Pyrus Aria *Ehrh.*

Speisebrei, s. Chymus.

Speisegesetze, die Gesetze der Israeliten über die ihnen nach der mosaischen Gesetzgebung und der Auslegung der Talmudisten als unrein verbotenen Speisen. Als unrein galten alle vierfüßigen Thiere, welche nicht wiederkäuen oder keine gespaltenen Hufe haben, Raubvögel, welche ihre Beute bei lebendigem Leibe verzehren, Fische, welche keine Schuppen haben, alle auf der Erde kriechenden und alle im Wasser lebenden Geschöpfe, welche nicht Fische sind, sowie die Milch unreiner Säugethiere und die Eier unreiner Vögel. Auch das Fleisch eines Ochsen, der, weil er in der Wildheit einen Menschen getödtet, zur Steinigung verurtheilt worden war, sowie irgend ein Glied eines noch lebenden Thieres durfte nicht gegessen oder sonst wie benutzt, auch keine Vermischung von Fleisch und Milch gekocht oder genossen werden. Von neu geerntetem Getreide durfte vor Ablauf des Tages, an welchem ein

Omen (Mäßchen) Gerste von derselben Ernte im Tempel geweiht worden, nichts genossen werden. Verboten war auch der Genuß von Trauben und anderen Fruchtgattungen, welche vermischt gepflanzt worden waren, von allen Früchten, welche ein Baum in den ersten 3 Jahren trug, von Wein, der den Götzenbildern als Opfer dargebracht worden war, und vom gesäuerten Brode während des Passahfestes. Alle diese S. waren bei den Talmudisten Gegenstand einer sehr komplicirten Kasuistik.

Speiseröhre (Schlund, oesophagus), häutiger, etwa fingerdicker, aber stark ausdehnbarer Kanal, durch welchen die Speisen in den Magen gelangen und dessen Wände platt auf einander liegen, wenn nicht gerade ein Bissen durch sein Lumen hindurchgeht. Das obere Ende dieses Kanals geht in den Schlundkopf (Pharynx, Rachen), das untere Ende in den Magen über. Der Anfang oder obere Theil der S. liegt hinter der Luftröhre, vor den Halswirbeln. Zwischen der Luftröhre und der Wirbelsäule tritt die S. in den Thorax ein, läuft neben der rechten Seite der absteigenden Brustaorta bis zum Zwerchfell und tritt durch einen Spalt des letzteren in der Höhe des neunten Brustwirbels in die Bauchhöhle ein, wo sie sich sofort zum Magen erweitert. Die S. besteht aus einer dem Innern des Kanals zunächst liegenden Schleimhaut und einer diese äußerlich umgebenden Muskelhaut. Beide Häute sind durch reichliches Zellgewebe verschiebbar mit einander verbunden. Die Schleimhaut der S. geht nach oben in die Rachen-, nach unten in die Magenschleimhaut ohne scharfe Grenze über. Sie ist mit einem geschichteten Pflasterepithel überzogen und arm an Schleimdrüsen. Die Muskelhaut besteht aus glatten Muskelfasern, unser Wille hat also keine Gewalt über dieselben. Die äußeren Muskelfasern verlaufen in der Längsrichtung, die inneren in cirkulärer Richtung um die S. Die Muskelschicht steht ebenfalls mit der des Pharynx und Magens in kontinuirlichem Zusammenhang. Der Oesophagus hat nur den Zweck, die Bissen von dem Schlundkopf in den Magen fortzuschieben, eine Bewegung, welche wir nicht in unserer Gewalt haben. Krankheiten des Oesophagus sind selten, meist mit Schlingbeschwerden u. Schmerzen im Rücken verbunden. Entzündungen der Schleimhaut treten ein bei Vergiftung mit ätzenden und scharfen Substanzen (Aetzkali, Schwefelsäure 2c.) u. beim Genuß sehr heißer Speisen. Die wichtigste Krankheit der S. ist der Krebs derselben, welcher zur Verengerung derselben führt, so daß die Patienten das Essen nicht bis in den Magen bringen können und einen ganz allmähligen Hungertod erleiden müssen.

Speisesaft, s. Chylus.

Speiskobalt (Smaltit, Smaltin, oktaëdrischer Kobaltkies), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt im regulären System, und zwar vorherrschend in Würfeln und Oktaëdern, seltener Granatoëdern und deren Kombination, außerdem kommt er gestrickt, seltener traubig, nierenförmig, häufig derb und eingesprengt vor. Der Bruch ist uneben, selten von lebhaftem Metallglanz, doch auf Rutschflächen stark glänzend (Kobaltspiegel). Die Farbe ist zinnweiß, aber auch grau, zuweilen blau angelaufen; der Strich graulichschwarz; die Härte zwischen Apatit- und Feldspathhärte; das specifische Gewicht etwas über oder unter 7. Im Arsenikkobalt, worin aber nicht selten Eisen, auch Nickel einen Antheil Kobalt ersetzt, steigt der Arsenikgehalt von 60 bis 79. Nur der arsenikreichste (Arsenikkobaltkies, Tesseralkies von Skutterud in Norwegen) liefert im Kölbchen erhitzt einen Arsenikspiegel. Der S. schmilzt vor dem Löthrohr leicht unter Verbreitung von Knoblauchgeruch und starkem Rauch von arseniger Säure zu einer spröden, grauen Metallkugel. In Salpetersalzsäure ist er vollständig löslich zu einer rothen, grünen oder gelblichen Auflösung. Er ist das Hauptkobalterz. Zu Skutterud und Snarum in Norwegen findet er sich mit Glanzkobalt in Begleitung vieler anderen Kiese, mit Hornblende, Tremolith, Salit, Anthophyllit in einem Erzlager im Gneisglimmerschiefergebirge, zu Schladming in Steiermark, Val Annivier in Wallis mit Kalkerzen auf Gängen im Glimmerschiefer, zu Dobschau in Ungarn im Gabbro, ebenso im krystallinischen Gebirge des Erzgebirgs, so zu Annaberg, Schneeberg, Johanngeorgenstadt und Joachimsthal zugleich mit Nickel und meist auch Wismuth auf den dortigen silberreichen Quarzgängen, zu Altenrath im rheinischen Schiefergebirge mit Nickel und Kupfer in Quarzgängen, im Zechsteingebirge des Thüringerwaldes (Saalfeld, Glücksbrunn 2c.), Hessens (Richelsdorf, Biber) mit Kupfernickel in Schwer- und Kalkspath führenden Gängen. Geröstet liefert er den Saflor, der zur Smaltefabrikation auf den Blaufarbenwerken, zur Glasmalerei und zur Herstellung von salpetersaurem Kobaltoxyd für die Porzellanmalerei benutzt wird.

Speke, John Canning, britischer Reisender, geboren um 1823 zu Jordans bei Ilchester in Somersetshire, stellte sich die Aufgabe, die Nilquellen aufzufinden, entdeckte Ende Juli 1858 nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten den Victoria Nyanza oder Ukerewe, unternahm 1860 mit Kapitän Grant von Zanzibar aus eine neue Reise nach demselben, auf der er den Ursprung des Nil aus diesem See feststellte, und traf im Februar 1863 wieder zu Gondokoro am oberen Nil ein. Die Resultate seiner Reisen sind niedergelegt im „Journal of the discovery of the source of the Nile“ (London 1863, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1864, 2 Bde.).

Spektakelstück, jedes mit Zügen, Tänzen, Gefechten 2c. ausgestattete Schauspiel, dessen Wirkung vorzüglich auf die Masse des halbgebildeten Publikums berechnet ist.

Spektralanalyse (v. Lat. und Griech.), Untersuchung des Spektrums einer Lichtquelle in der Absicht, die stoffliche Beschaffenheit derselben zu ergründen. Für die S. sind viele Apparate konstruirt worden, doch genügt meist die zuerst von Bunsen angegebene Zusammenstellung, bei welcher man das Spektrum vollständig und deutlich wahrnehmen und zugleich mit anderen Spektren oder einer bei allen Beobachtungen gleichmäßig angewandten Skala vergleichen kann. In dem bunsenschen Spektroskop ist ein Flintglasprisma mit brechender Kante von 60° so auf einem Stativ befestigt, daß seine Höhenaxe senkrecht steht. Gegen dasselbe sind 3 horizontale

Röhren gerichtet. Die erste Röhre ist an ihrem dem Prisma zugewendeten Ende mit einer Linse versehen, in deren Brennpunkt sich ein in einer Spalte angebrachter Spalt befindet; die durch diesen Spalt einfallenden zu analysirenden Lichtstrahlen treffen parallel der Axe des Rohrs das Prisma und werden somit gebrochen und zerstreut. Ein Theil derselben gelangt in das zweite Rohr, ein bewegliches astronomisches Fernrohr, und erzeugt hier ein Bild von der entsprechenden Partie des Spektrums, welches durch das Okular des Fernrohrs dem Auge scharf und vergrößert zugänglich gemacht wird. Bei allmähliger Bewegung des Fernrohrs dringen die anderen gebrochenen Strahlen in auseinander folgenden Gruppen in dasselbe ein u. die ihnen entsprechenden Theile des Spektrums werden so zur Anschauung gebracht. Damit man nun das Bild des Spektrums mit einer Skala vergleichen kann, ist das dritte Rohr an dem dem Prisma zugewendeten Ende ebenfalls mit einer Linse versehen, in deren Brennpunkt sich das verkleinerte photographische Bild einer Skala befindet. Wird diese Skala beleuchtet, so fallen die von derselben ausgesonderten Lichtstrahlen auf dieselbe Prismenfläche, gegen welche das Fernrohr gerichtet ist, und zwar unter demselben Winkel, welchen das Fernrohr mit dieser Fläche bildet. Mithin erscheint im Fernrohr an derselben Stelle ein Bild von einem Theil der Skala, an welcher sich das Bild der zu beobachtenden Partie des Spektrums befindet. Schon seit lange war es bekannt, daß die Farben, welche brennender Alkohol oder schwach leuchtende Gasflammen dadurch annehmen, daß chemisch verschiedene Substanzen in denselben verflüchtigt werden, in innigem Zusammenhang mit der chemischen Natur dieser verflüchtigten Körper stehen. Durch die Untersuchung des farbigen Lichts mit Hülfe der Spektroskope ist aber dieser Zusammenhang in der prägnantesten Weise bestätigt und die S. dadurch zur genauesten Methode der qualitativen chemischen Analyse ausgebildet worden. Feste glühende Körper, z. B. Platindrähte, geben kontinuirliche Spektra, während sich in den Spektren schwach leuchtender und gefärbter Flammen in verschiedener Gruppirung leuchtende Linien in mannichfacher Breite und Intensität auf dunklem oder schwächer leuchtendem Grunde zeigen. Früher schon war nachgewiesen worden, daß diese Linien in dem Spektrum elektrischer Funken zum Theil von den Metallen, zwischen welchen die Funken überspringen, zum Theil aber auch von der Gasart, in welcher die Funken erzeugt werden, abhängig seien, doch verdanken wir erst den Arbeiten von Kirchhoff und Bunsen weitere Ausbildung dieses Gegenstandes und die Anwendung der S. als chemischer Untersuchungsmethode. Sie fanden z. B., daß alle Flammen, welche die geringsten Mengen einer flüchtigen Natriumverbindung enthalten, in ihrem Spektrum eine gelbe Lichtlinie zeigen, die genau mit der dunklen fraunhoferschen Linie D im Sonnenspektrum zusammenfällt. Diese Reaktion ist so empfindlich, daß durch dieselbe noch $\frac{1}{3,000,000}$ Milligramm Natriumsalz nachgewiesen werden kann und das Aufrühren von Staub in einem Zimmer genügt, um sofort die Natronlinie im Spektrum einer in dem Zimmer befindlichen Flamme aufblitzen zu lassen. Von ähnlicher Empfindlichkeit ist die Reaktion des Lithiums, dessen Spektrum durch eine schwach gelbe u. eine intensiv rothe Linie charakterisirt ist. Kalisalze geben ein sehr ausgedehntes Spektrum mit einer Linie im Roth und einer anderen im Violett. Da die Empfindlichkeit der spektralanalytischen Reaktionen diejenige der gewöhnlichen Analyse bei weitem übertrifft, so gelang es, mittelst derselben nicht nur Spuren der bekannten Körper dort nachzuweisen, wo sie bisher übersehen worden waren, sondern man fand auch in sehr kurzer Zeit 4 neue Elemente, Rubidium, Cäsium, Thallium und Indium, indem man sich durch Spektrallinien leiten ließ, die mit den bisher bekannten Körpern offenbar in keinem Zusammenhang standen. Bei manchen Körpern genügt die Temperatur der Flamme nicht zur Erzeugung des Spektrums, man muß dann als Lichtquelle den Funken eines ruhmkorffschen Induktionsapparats anwenden und die Elektroden, zwischen welchen der Funke überspringt, mit einer leicht zersetzbaren Verbindung des betreffenden Körpers überziehen. Die Spektra gasförmiger Körper werden durch ähnliche Entladungen erzeugt, welche elektrisches Leuchten in einem Glasgefäß hervorrufen, in welchem die betreffenden Gase in sehr großer Verdünnung vorhanden sind. Die S. ist aber mit Vorsicht zu benutzen, denn in gewissen Fällen kann das Spektrum einer Substanz durch dasjenige einer zweiten ausgelöscht werden. Wichtig ist auch, daß jede Verbindung erster Ordnung, welche unzersetzt bis zu einer für die Lichtentwickelung hinreichenden Temperatur erhitzt werden kann, ein ihr eigenthümliches Spektrum zeigt. Kalium-, Natrium-, Lithium-, Zinkverbindungen zersetzen sich schon bei so niedrigem Hitzegrade, daß sie überhaupt nur die Metallspektren geben. Diese letzteren bestehen aus einzelnen scharfen Linien, während die der Verbindungen von Metallen mit Metalloïden breitere Helligkeiten zeigen, welche von beiden Seiten her successive zu einem innerhalb jeder hellen Stelle befindlichen Lichtmaximum anschwellen. Dieselben regelmäßigen Schattirungen zeigen auch die bei niedriger Temperatur erzeugten Spektra der reinen Metalloïde, doch liefern dieselben auch Spektra, welche aus bestimmten Linien bestehen, wenn sie bei der hohen Temperatur einer elektrischen Entladung beobachtet werden. Da nun die bei niedriger Temperatur erzeugten Spektra der Metalloïde große Aehnlichkeit haben mit den Spektren von Metallverbindungen erster Ordnung, so glaubt Mitscherlich die bisher für einfache Körper gehaltenen Elemente nicht mehr als solche betrachten zu können. Die wichtigsten Resultate hat die S. in ihrer Anwendung auf die Astronomie ergeben. Von fundamentaler Bedeutung ist der von Kirchhoff bewiesene Satz, daß das Verhältniß zwischen dem Emissions- und Absorptionsvermögen von Strahlen einer Gattung für alle Körper bei derselben Temperatur dasselbe ist. Mit Hülfe dieses Satzes erklärt sich die sogenannte Umkehrung der Flammenspektra. Läßt man nämlich durch eine Natriumflamme das Licht einer sehr intensiven

Lichtquelle gehen, welche für sich ein kontinuirliches Spektrum gibt, so wird das Spektrum der Natriumflamme umgekehrt und die helle gelbe Linie (s. oben) verwandelt sich in eine schwarze, die in dem kontinuirlichen Spektrum der hinteren Lichtquelle sichtbar wird. Die Natriumflamme absorbirt demnach alle Strahlen von der Brechbarkeit derer, welche sie selbst aussendet, für alle anderen Strahlen aber ist sie durchsichtig. Da nun das Sonnenspektrum eine große Anzahl schwarzer Linien zeigt und diese Linien aufs genaueste mit den hellen Linien der Spektren vieler unserer Elemente übereinstimmen, so ist der Schluß berechtigt, daß die Sonne ein glühender Körper ist, umgeben von einer Gashülle niedrigerer Temperatur, in welcher sich viele von den hier auf der Erde anzutreffenden Grundstoffen finden. Die Wahrscheinlichkeit z. B. für Eisen, dessen Spektrum über 60 Linien zeigt, beträgt weit mehr als 1 Trillion. Das Sonnenspektrum, wie es uns erscheint, ist nicht frei von Einflüssen unserer Atmosphäre, aber hierauf bezügliche Untersuchungen haben zur genauen Kenntniß derjenigen Linien geführt, welche die Atmosphäre erzeugt. Das Mondlicht bietet dasselbe Spektrum wie die Sonne, nur in geringerer Intensität, so daß auch hierdurch die Abwesenheit einer Atmosphäre auf dem Mond bewiesen ist. Die Spektra der Planeten bieten nichts Auffallendes. Jupiter dürfte eine dichte Atmosphäre haben, die theilweise von der unsrigen verschieden ist und in welcher wahrscheinlich der Wasserdampf vorherrscht. Beim Saturn scheint eine Verschiedenheit zwischen dem Ring und der Kugel Statt zu finden. Der Komet I 1864 hat ein den Metallspektren ähnliches Spektrum. Von den Fixsternen ist besonders Aldebaran (α Tauri) genau untersucht worden, auf ihm finden sich Natrium, Magnesium, Wasserstoff, Calcium, Eisen, Wismuth, Tellur, Antimon, Quecksilber, aber es fehlen ihm Stickstoff, Kobalt, Zinn, Blei, Kadmium, Barium, Lithium. Die Untersuchung vieler anderer Fixsterne deutet darauf hin, daß wir die letzteren wie unsere Sonne als große glühende Massen mit mehr oder weniger dichten Atmosphären betrachten müssen. Wesentlich verschieden sind dagegen die Nebelflecken. Die planetarischen Nebel, kleine Flecken von meist gleichförmiger Helligkeit, ohne bedeutende Verdichtung und oft durch eine schöne blaue Farbe ausgezeichnet, befinden sich offenbar im glühenden gasförmigen Zustande und zeigen 3 Linien, welche auf Stickstoff, Wasserstoff und vielleicht auf Barium deuten. Aehnlich verhält sich auch der große Orionnebel, aber die eigentlichen Sternhaufen, sowie der große Andromedanebel zeigen dieselben Spektra wie die weißen Fixsterne, nämlich kontinuirliche, durchzogen von vielen feinen dunkeln Linien.

Spekulation (v. Lat.), eigentlich jede genauere und tiefere Betrachtung eines Gegenstandes; in der Philosophie speciell das Streben nach Auflösung der Probleme, welche thatsächlich vorliegen, und der Widersprüche, welche in den Begriffen, mit denen wir die Welt der Erscheinungen auffassen, sich finden. Die Ausdrücke S. und spekulatives Wissen haben übrigens in den verschiedenen philosophischen Schulen eine verschiedene Bedeutung, indem man darunter bald ein streng begriffmäßiges (wissenschaftliches) Denken und Erkennen, bald die philosophische Feststellung der ersten Thatsachen des Erkennens überhaupt, bald ein von vernünftigem Reflektiren abweichendes visionäres Schauen überirdischer Dinge versteht. In letzterer Bedeutung nahmen die S. zuerst die Neuplatoniker auf, und neuerlich wurden besonders in Schellings Schule dahin zielende Lehren verkündigt. Die hegelsche Schule versteht unter S. dasjenige Denken, welches streng methodisch alle Gegensätze und Widersprüche in den Begriffen in höhere Einheiten aufzulösen sucht. Herbart stellt der spekulativen Philosophie die Aufgabe, die in der Erfahrung enthaltenen Widersprüche darzulegen und mittelst künstlicher Bearbeitung der Begriffe zu beseitigen. Im Handel ist S. das sorgfältige Achten auf solche Umstände, welche das Steigen oder Fallen einer Waare zur Folge haben.

Spello, Stadt in der italienischen Provinz (ehemaligen päpstlichen Delegation) Perugia, nordwestlich von Foligno, an der Eisenbahn von Foligno nach Jesi, hat 2 alte Kirchen (Dom und St. Andrea, beide mit Gemälden), viele Alterthümer (Porta Veneris, ein altes Thor, das Grabmal des Properz ꝛc.) und 4600 Einwohner; ward oft von Erdbeben heimgesucht.

Spelz (Spelt, Dinkel, Dinkelweizen, Triticum Spelta *L.*), Pflanzenart aus der Gattung Weizen, kenntlich an der zusammengedrückten Aehre, den 2samigen, selten 3samigen, locker übereinanderstehenden Aehrchen, dem sehr harten, abgestumpften, stark zusammengedrückten, mit mehren erhabenen Streifen versehenen Balg und den ovalen, rundlichen, abgestumpften, bei der Reife nicht aus den Spelzen fallenden Samen, eine besonders für Südeuropa, auch für Süddeutschland wichtige Getreideart, die ein vortreffliches Mehl liefert. Varietäten sind: der weiße Grannendinkel, Grannenspelt, Dinkelkorn, mit länglichen, bauchigen, graulichen, weißen, mehr mehligen als glasigen Samen, ohne Zweifel die Grundform der sämmtlichen Dinkelspielarten, wird in Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, meist zufällig gemischt, unter den ungegrannten Dinkelformen kultivirt; der rothe Grannendinkel, bis jetzt nur versuchsweise auf Feldern im südlichen Deutschland vorkommend; der blaue Grannendinkel, mit bläulicher Aehre, ist sehr empfindlich und eignet sich nicht für Deutschland; der weiße Dinkel, weißer Winterspelz, Winterkorn, findet sich hauptsächlich am Mittelrhein im Odenwalde, in Frankreich, in Würtemberg und in der Schweiz als dominirende Winterfrucht und bildet den Hauptartikel der süddeutschen Fruchtmärkte; der weiße Sommerdinkel, Sommerkorn, Sommerspelz, entsteht durch öfteres Aussäen aus der vorigen Varietät und wird in der Gegend von Ulm, in Würtemberg und hie und da in den Rheingegenden, jedoch meist nur aushülfsweise, kultivirt; der rothe Dinkel, Winterspelz, mit rothbräunlichen Aehren, ist am Bodensee, bei Zürich ꝛc. Hauptwinterfrucht. Als einer Weizenart ist dem Dinkel jeder Boden willkommen, der dem Weizen angemessen ist; er begnügt sich aber auch mit

einem Boden, der für diesen zu kraftlos, zu leicht oder zu trocken ist. Auf schwerem Boden gewährt der Dinkel mehr Stroh, auf leichterem, besonders kalkhaltigem Boden wird sein Korn besser, mehlreicher, die Hülse dünner. Jede Frucht, mit Ausnahme vielleicht des Weizens, mag auf ihn folgen, und da er ein verspätetes Säen verträgt, so mag er auch nach jeder anderen Frucht folgen. Die Saatzeit ist die des Weizens, gewöhnlich 8 Tage vor oder 8 Tage nach Michaelis. Besonderen Krankheiten ist der Dinkel nicht unterworfen, dem Brande weit weniger als der Weizen. Man schneidet ihn in der ersten Hälfte des August, wenn der Halm weiß ist, sollte auch die Aehre noch nicht ganz reif sein. Das Geschnittene reift in den Schwaden oder Gelagen bei gutem Wetter nach und die Güte des Korns gewinnt dabei. Er kann, so wie er vom Felde kommt, gedroschen werden und läßt sich auf dem Boden Jahre lang gut aufbewahren, weil sein Korn in der Hülse sitzen bleibt. Einen besonderen Werth hat der S. als Graupenfrucht.

Spencer, 1) George John, Graf von S., berühmter Bibliophile, geboren am 1. Sept. 1758, studirte zu Cambridge, bereiste einen großen Theil von Europa, trat dann ins Parlament und ward 1780 nach dem Tode seines Vaters Mitglied des Oberhauses. Einer Whigfamilie angehörend, stand er anfangs auf Seiten der Opposition. Im Jahre 1794 ward er zum ersten Lord der Admiralität ernannt, 1801 trat er mit Pitt zurück, wurde aber in Fox' und Grenville's Ministerium einige Zeit wieder als Staatssekretär des Innern angestellt. Seitdem betheiligte er sich nicht mehr an Staatsgeschäften und † den 10. Nov. 1834. Seine Bibliothek, zum größeren Theil, 45,000 Bände, auf seinem Stammsitz Althorp in Northamptonshire, einige Meilen von London, aufgestellt, ist besonders reich an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Klassiker, wie aus Dibdins „Bibliotheca Spenceriana" (Lond. 1814, 4 Bde.) zu ersehen ist. S.s reiche Gemäldesammlung ist in Dibdins „Aedes Althorpianae" (Lond. 1822, 6 Bde.) beschrieben.

2) John Charles, Graf von S., britischer Staatsmann, bekannter unter dem Namen Lord Althorp, ältester Sohn des Vorigen, geboren den 30. Mai 1782, erhielt nach Vollendung seiner Studien zu Cambridge 1803 einen Sitz im Unterhause und fungirte unter Fox' und Grenville's Verwaltung als einer der Lords des Schatzes. Auch er stand auf Seite der Whigs. Im Ministerium Grey (1830) erhielt er das Kanzleramt der Schatzkammer und galt in allen finanziellen und staatswirthschaftlichen Fragen als Autorität. Er war es auch, der am 2. Febr. 1833 dem Unterhause die irische Kirchenreformbill vorlegte, welche der Appropriationsklausel wegen im Kabinet selbst eine Spaltung hervorrief. Als er 1834 durch den Tod seines Vaters Mitglied des Oberhauses ward, mußte er sein Schatzkanzleramt niederlegen und widmete sich fortan landwirthschaftlicher Beschäftigung. Später trat er zu der Anti-Cornlawleague. Er † den 1. Oktober 1845 auf seinem Landgute Wiseton-Hall in Yorkshire. Titel und Güter gingen auf seinen Bruder Frederick, vierten Grafen von S., über. Derselbe trat in den Marinedienst, war vom Juli 1846 bis Sept. 1848 Lord-Oberkammerherr, avancirte 1852 der Anciennetät nach zum Contreadmiral und übernahm Anfangs 1854 als Nachfolger des Herzogs von Norfolk das Amt eines Lord-Steward; † den 27. Dec. 1857. Ihm folgte als Erbe sein ältester Sohn, John Poyetz, Graf Althorp, geboren den 27. Okt. 1835, seit 1857 Parlamentsmitglied.

Spener, Philipp Jakob, der Stifter des Pietismus, geboren am 13. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß, widmete sich zu Straßburg theologischen Studien, ward 1654 Führer der Prinzen Christian und Ernst Johann Karl von der Pfalz und hielt seit 1659 zu Basel, Genf, Freiburg, Tübingen und Lyon philosophische und historische Vorlesungen. In letzterer Stadt erweckte der Jesuit Menestrier S.s Interesse für die Heraldik, und Früchte seiner darauf bezüglichen Studien waren u. A. die „Insignium theoria" (1690), welches Werk in Deutschland die wissenschaftliche Behandlung der Heraldik begründete. Im Jahre 1663 ward S. Freiprediger zu Straßburg, 1666 Senior der Geistlichkeit in Frankfurt a. M. In dieser Stellung begann er, durchdrungen von dem Gefühl, daß man in Gefahr stehe, das christliche Leben über dem Buchstabenglauben zu verlieren, seit 1670 in seinem Hause mit Einzelnen aus der Gemeinde Versammlungen (collegia pietatis) zu halten, um in der Form gegenseitiger Mittheilung zwischen Lehrern und Gemeindegliedern den Zweck alles Predigens vollständiger zu erreichen. Seine reformatorischen Ansichten vom Kirchenthum sprach er in Schriften aus, namentlich in seinen „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" (Frankf. 1675; neu herausgegeben von Feldner, Dresden 1846) und in seiner „Allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen" (Frankf. 1680), wozu später noch seine „Theologischen Bedenken" (Halle 1700 ff., 4 Bde.) kamen. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden, konnte S. in diesem Lande, das seit der Annahme der Konkordienformel ein Hauptsitz der scholastischen Orthodoxie war, nur wenig wirken. Als er daher überdies wegen seiner Sittencensur des Hofes bei dem Kurfürsten Johann Georg III. in Ungnade fiel, ging er 1691 als Propst und Inspektor der Kirche zu St. Nikolai und Assessor des Konsistoriums nach Berlin, wo er seine Wirksamkeit unter fortdauernden Angriffen von Seiten der orthodoxen Lutheraner fortsetzte. Eine Pflanzschule erhielt die von ihm ausgegangene pietistische Richtung in der 1694 unter seinem Einfluß gestifteten Universität Halle. Einer seiner hervorragendsten Anhänger daselbst war der Stifter des Waisenhauses, A. H. Franke. Im Jahre 1695 ließ die theologische Fakultät zu Wittenberg durch den Professor Deutschmann 264 Abweichungen S.s von der Kirchenlehre zusammenstellen, und letzterem gelang es nicht, durch seine „Aufrichtige Uebereinstimmung mit der augsburgischen Konfession" die Gegner zu beschwichtigen. Selbst nach seinem Tode (5. Februar 1705) wurde der Streit in zahlreichen Schriften bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortgeführt. S. hat

unstreitig das große Verdienst, viele Theologen von dürrer Scholastik auf das praktisch-religiöse Streben hingewiesen zu haben. Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Gleichens „Annales ecclesiastici“ (Dresd. 1730, 2. Bd., S. 468ff.). Sein Leben beschrieben Hoßbach (Berlin 1828, 2 Bde.), Wildensohn (Leipzig 1842, 2 Bde.) und Schweder (das. 1853). Vergl. auch Thilo, S. als Katechet, Stuttg. 1847.

Spengler, Lazarus, Beförderer der Reformation und geistlicher Liederdichter, geboren den 13. März 1479 in Nürnberg, ward nach beendeten Rechtsstudien Rathsschreiber daselbst, that viel für Durchführung des Reformationswerks in seiner Vaterstadt u. ward von derselben zum Reichstag von Worms, sowie zu dem von Augsburg gesandt; † den 7. August 1534. Seine geistlichen Lieder sind in viele Gesangbücher übergegangen. Vergl. Mayer, Spengleriana, Nürnb. 1830.

Spenser, Edmund, berühmter englischer Dichter, geboren 1553 zu London, studirte im Pembrokekollegium zu Cambridge, ward 1580 Sekretär des Statthalters von Irland, Lords Grey, bewarb sich aber nach seiner Rückkehr nach England 1582 vergeblich um eine Stelle am Hofe und machte daher die Kabalen und Ränke an demselben zum Gegenstand eines Gedichts „Mother Hubbards tale“. Nachdem er 1586 ein Landgut in der Grafschaft Cork erhalten, zog er sich dahin zurück. Hier schrieb er den größten Theil seines Gedichts „The fairy Queen“, wovon die 6 ersten Bücher bis 1596 in Druck erschienen, die 6 letzten aber nur in Bruchstücken veröffentlicht wurden. Es ist ein Preis der 12 Tugenden, durch fruchtbare und glänzende Phantasie, Kraft der Darstellung, Mannichfaltigkeit der Charaktere und malerische Schilderungen ausgezeichnet. Das Versmaß, in dem es abgefaßt, ist die von ihm erfundene Spenserstanze, welche die italienische Stanze am Schluß noch um einen Hexameter vermehrt. Bei dem Aufstande der Iren von 1598 unter Lord Tyrone richtete sich die Volkswuth auch gegen S., der sich als Sheriff von Cork Bedrückungen erlaubt haben sollte, Schloß Kincolman, sein Wohnort, wurde überfallen, und S. und seine Familie entkamen mit Noth nach London, wo er am 16. Juni 1599 †. Seine Ueberreste wurden in der Westminsterabtei beigesetzt, wo ihm die Gräfin Dorset ein Monument errichtete. Außer dem Genannten lieferte er Sonette, Hymnen und allegorische Hirtengedichte von gewandter Sprache und harmonischem Versbau. In seiner „Elegy of Astrophel“ setzte er seinem Gönner Sidney ein Denkmal. S.s Werke wurden am besten herausgegeben von Todd (London 1805, 8 Bde.), Aikin (das. 1843, 5 Bde.; 1845), Mitford (das. 1852, 5 Bde.), Routledge (das. 1853) und Collier (das. 1861, 5 Bde.). Vergl. Warton, Observations on the Fairy Queen, London 1782; Craik, S. and his poetry, das. 1846, 3 Bde.

Speransky, Graf Michael, russischer Staatsmann und Publicist, geboren den 1. Jan. 1771 zu Tscherkutino im Gouvernement Wladimir, besuchte die geistliche Akademie zu Petersburg, wo er sich besonders mathematischen Studien widmete, fungirte von 1792—97 an eben dieser als Professor der Mathematik und Physik und ward 1801 von Kaiser Alexander I. zum Staatssekretär beim Reichsrathe ernannt. In dieser Stellung verfaßte er die wichtigsten Staatsschriften jener Periode, organisirte 1802 das Ministerium des Innern, sodann auch den Reichsrath neu und trat 1808 an die Spitze der Gesetzeskommission, welche ihm einen festeren Geschäftsgang verdankt. Im Jahre 1808 wurde er Kollege des Justizministers und Staatsrath und 1809 zum wirklichen geheimen Rath ernannt, 1812 aber auf Verdächtigungen hin zuerst nach Nishnei-Nowgorod, dann nach Perm in die Verbannung geschickt. Schon 1814 ward er aber in den Staatsdienst zurückberufen u. erhielt das Gouvernement der Provinz Pensa und 1819 das Generalgouvernement von Sibirien. In letzterer Stellung wirkte er besonders segensreich für das Schicksal der Verbannten und Angesiedelten, bis er im März 1821 zum Mitgliede des Reichsraths ernannt wurde. Kaiser Nikolaus beauftragte ihn mit der Sammlung des russischen Gesetzbuches. Dies veranlaßte ihn zu dem gediegenen „Précis de nations historiques sur la réformation du corps de lois russes etc.“ (Petersburg 1833). S. † zu Petersburg am 23. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand erhoben worden war.

Speratus, Paul, Beförderer der Reformation und geistlicher Liederdichter, geboren den 13. Dec. 1484 wahrscheinlich in Rottweil, studirte zu Paris und in Italien Theologie, neigte sich der Reformation zu und wirkte hierauf für deren Verbreitung nacheinander als Prediger zu Dinkelsbühl, Würzburg, Salzburg, Wien und Iglau. Im Jahre 1523 kam er nach Wittenberg, wo er Luther in seiner Sammlung deutscher geistlicher Lieder unterstützte, 1525 ward er Hofprediger beim Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg und 1529 Bischof von Pomesanien, in welcher Eigenschaft er sich um die Ordnung des evangelischen Kirchenwesens in Preußen verdient machte. Er † den 12. August 1551 zu Marienwerder. S. dichtete viele Kirchenlieder, u. A. „Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.“ Sein Leben beschrieben Wigand (Königsb. 1823) und Cosack (Braunschweig 1861).

Sperber (Accipiter), neuerlich aufgestellte Gattung von Tagraubvögeln, welche den Habichten sehr gleichen und sich von diesen vornehmlich durch die längeren und dünneren Läufe unterscheiden. Der Schnabel ist kurz und in der Mitte des Oberkieferrandes mit einem Zahn versehen, die Nasenlöcher sind länglich-oval, die Läufe hoch, dünn, glatt, geschildet und die Zehen sehr ungleich. Am bekanntesten ist der gemeine S. oder Finkenhabicht (A. nisus *L.*, Finkenstößer), 1 Fuß bis 1 Fuß 5 Zoll groß, mit gelben Füßen und gelber Wachshaut, oben blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten rosenroth, an Brust und Bauch auf weißem Grunde schmal wellenförmig gebändert, übrigens in der Färbung sehr variirend. Dieser Raubvogel ist in Deutschland ein allenthalben gemeiner Strich-, Stand- oder Zugvogel, welcher kleineren Vögeln, besonders Sperlingen sehr nachstellt. Früher, wie noch jetzt in Rußland, richtete man ihn zur Beize auf Wachteln und Rebhühner ab. Der Singsperber (A. musicus *Vaill.*) lebt in Afrika und

ist der einzige mit angenehmer Stimme begabte Raubvogel.

Spergula *L.* (Spergel, Spörgel, Spark, Knöterich), Pflanzengattung aus der Familie der Alsineen, charakterisirt durch den bis zum Grund herab getheilten, 4—5blätterigen Kelch, die kurz benagelten Blumenblätter auf drüsigem, mit dem Kelch verwachsenem Ringe und die seitlich in Zähnen aufspringende Kapsel. Man kultivirt zwei Arten: S. arvensis var. sativa, der gemeine Saatspergel, hat einen aufrechten, am Grunde verästelten, 1—1½ Fuß hohen Stengel, sehr schmale, in Quirlen stehende, 1 Zoll lange Blätter und an der Spitze gabelästige Blüthenstiele, von welchen der Mittelast ein Blümchen trägt und die Seitenäste sich mehrfach verzweigen; die Blümchen haben 5 grüne Kelchblätter, 5 weiße Kronenblätter, 10 Staubgefäße, einen 5griffeligen Fruchtknoten; die Samen sind klein, warzig und schwarz. S. arvensis var. maxima, der große Saatspergel, hat einen gegen 2 Fuß hohen Stengel und größeren Samen mit anfangs weißlichen, dann bräunlichen Warzen. Der Spergel wird als Futterpflanze auf sandigen Feldern gebaut und gedeiht auf bündigem Boden nicht; man baut ihn als Brachspergel, auf besserem Lande als Stoppelfrucht nach Roggen, theils zum Abweiden, theils zu Schnittfutter, Heu, oder zur Gewinnung von Samen. Die Bestellung ist einfach, doch muß leichter Boden gut gewalzt werden; die Saat fällt vom Frühjahr bis in den Spätsommer, jedoch nach der Frostperiode; zur Samenzucht nimmt man 5, als Futterpflanze bis 20 Pfund Samen pro Morgen und eggt denselben tüchtig ein; nach der Saat oder vorher düngt man mit Jauche. Die Pflanze reift schnell und kann in 8 Wochen schon geschnitten werden, was in der Blüthe geschieht; das Trocknen zu Heu geht nur langsam. Samenspergel wird zur Thauzeit gemäht und in Häufchen auf dem Felde abgetrocknet, dann gedroschen. Man erntet vom Morgen 2—4 Centner Samen und 8—12 Ctnr. Samenstroh, oder 30—60 Ctnr. Grünfutter oder 9—15 Ctnr. Heu. Die Körner sind geschroten ein gutes Pferdefutter, Stroh und Heu am besten für Rindvieh, besonders bei Milchwirthschaften geeignet, da Spergel der Milch und der Butter einen angenehmen Geschmack gibt; als Weidepflanze dient er am besten den Schafen. Der Nährwerth des Spergels ist ein sehr hoher, und man schätzt 100 Pfund Heu gleich 125 Pfund bestes Wiesenheu. Trotzdem ist der Anbau des Spergels immer ein nur beschränkter und selbst in der Region der Sandfelder, wo er die Stelle des Klee's vertreten muß, neuerdings durch die Lupine mehr verdrängt worden, da diese mehr Futter liefert und in Bezug auf Boden und Düngung noch genügsamer ist.

Sperling (Passer, Pyrgita *C.*, Spatz), Vögelgruppe aus der Gattung Finken, charakterisirt durch einen starken, dicken, kegelförmigen Schnabel mit schwach gebogener, abgerundeter Firste, kurze Füße mit schwachen Krallen, abgerundete kurze Flügel und einen kurzen, abgestutzten oder wenig ausgeschnittenen Schwanz. Am bekanntesten und verbreitetsten ist der Haussperling (P. domestica *L.*). Derselbe ist an den Wangen weiß, in der Ohrengegend blaßgrau, die Flügel sind mit einer gelblichweißen Querbinde gezeichnet, die größeren Federn rostfarbig gerandet, die Kehle ist schwarz, die Mitte des Scheitels graubraun. Das Weibchen ist am Kopf und an der Kehle grau und hat einen blaßgraugelben Streifen über dem Auge. Der Hausspatz ist ein 6½ Zoll großer Standvogel, welcher sich fast in ganz Europa, sowie in Asien und Nordafrika findet, ursprünglich aber nur auf einen kleinen Bezirk am Mittelmeere beschränkt gewesen zu sein scheint. Nach Gloger soll er erst mit dem Weizen- und Gerstenbau der römischen Kolonien nach Deutschland gekommen und von da mit dem Getreidebau nach Norwegen und Sibirien verbreitet worden sein. An der Lena erschien er 1710, am Obi 1735, im unangebauten Kamtschatka fehlt er noch jetzt. Er variirt in der Färbung sehr und kommt manchmal ganz schwarz vor. Er brütet jährlich dreimal und richtet auf Getreide- und Erbsenfeldern beträchtlichen Schaden an, nützt aber in Obstgärten durch Vertilgung schädlicher Insekten und der Eier derselben, die er aus den Blüthenknospen hervorholt, mehr als er schadet. Nach Bradley's Beobachtung sammelte ein einziges Sperlingspaar für seine Jungen etwa 3300 Raupen wöchentlich. Der Baum- oder Feldsperling (P. montana *L.*) ist in der Ohrengegend schwarz, an den Flügeln mit 2 rein weißen Querbinden gezeichnet, Kehle u. Zügel und ein mondförmiger Fleck an den Wangen sind schwarz. Er ist 6 Zoll groß und bewohnt fast ganz Europa, sowie Asien bis China und Japan und findet sich in Deutschland als Standvogel ebenso häufig als der Haussperling, aber mehr im Freien und nur im Winter in Städten und Dörfern. Der Steinsperling oder Graufink (P. petronia *L.*) hat graue Wangen und über den Augen einen weißlichen Streifen, an der Kehle einen gelben Fleck, einen schwarzbraunen Oberkopf, graue Schwanzfedern, die an der Innenfahne am Ende mit einem weißen Fleck gezeichnet sind, und im Uebrigen lerchenfarbiges Gefieder. Er ist 6—7 Zoll groß und bewohnt Südeuropa, von wo er einzeln und selten nach Deutschland kommt.

Sperlingsvögel (Passeres), s. v. a. Singvögel.

Spermatozoen (v. Griech.), Samenthierchen, Samenfäden, s. Same.

Spes, altrömische Personifikation der Hoffnung, ursprünglich als Naturgöttin verehrt, später häufig mit Venus verbunden erscheinend, in den Kaiserzeiten als Glücksgöttin ehelicher Eintracht wegen gehofften Ehesegens mit einem Füllhorn versehen und bald mit Fortuna, mit Virtus und Victoria, bald mit Nemesis verknüpft, ward dargestellt als ein schlankes Mädchen, auf den Zehen leicht hinschwebend, in der Rechten eine Lilie oder Granatblüthe oder Kornähren oder ein Gefäß tragend, mit breit über den Rücken herabfallenden Haaren, zur Seite die Krähe.

Spessart (Speßhart, schon im Nibelungenlied als Spechteshart, d. h. Spechtswald, genannt), Waldgebirge im westlichen Deutschland, liegt innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der fränkischen Saale und der Sinn bei Gmünd bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, und wird im Norden durch die Kinzig vom Vogelsgebirg und im Nordosten durch

die Sinn von der Rhön geschieden. Seine äußersten Verzweigungen erstrecken sich bis gegen Salmünster, Schlüchtern und Brückenau hin. Er gehört größtentheils zum bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, zum Theil auch zur kurhessischen Provinz Hanau. Er erscheint als waldiges Massengebirg mit abgerundeten, wenig über die Gesammthöhe sich erhebenden Kuppen. Der Hauptrücken zieht sich von Süden, Miltenberg gegenüber, 10 Meilen lang nach Norden bis zur Quelle der Aschaff in der Gegend von Schlüchtern und steigt zu einer Höhe von 1400 bis 1800 Fuß an. Hier ist der Engelsberg zu erwähnen, der auf seiner ziemlich steilen Höhe ein Kapuzinerkloster hat und eine schöne Umsicht darbietet, besonders aber der 1900 Fuß hohe Geiersberg, die höchste Erhebung des ganzen Gebirgs, nördlich vom Rohrbrunnerpaß, durch welchen die Straße von Aschaffenburg in südöstlicher Richtung nach Würzburg führt, während die bayerische Eisenbahn das Gebirg weiter nördlich von Aschaffenburg ostwärts nach Gmünd durchschneidet. Die Hauptmasse des S.s besteht, wie beim nahe gelegenen Odenwald, aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer mit aufgelagertem, rothem und geflecktem Sandstein. Die Bevölkerung, etwa 80,000 Seelen, drängt sich in die Thäler zusammen. An den unteren Abhängen bebaut, ist der S. auf den Höhen mit Eichen- und Buchenwald bedeckt. Das ganze vom Wald eingenommene Areal beträgt 32 QM. Die Eichen bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Im Ganzen bietet der östliche Theil höhere, steilere und rauhere Höhen dar als der westliche. Der äußere Saum längs des Mains, namentlich im Westen, wird als Vorspessart, das innere, aus dicht zusammenschließenden Bergen bestehende Waldgebirg, welches keine breite Bergebene aufweist, als Hochspessart, die plateauartige Absenkung gegen die Kinzig und Kahl hin, welche auch den sogenannten orber Reisig, mehre mit Eichengebüsch bedeckte Anhöhen, bis zur Stadt Orb umfaßt, als Hinterspessart bezeichnet. Im Hochspessart gedeihen von Ackerfrüchten nur Sommerfrüchte, im Vorspessart aber neben trefflichem Getreide und Gemüse auch guter Wein. Die Bewohner beschäftigen sich viel mit Verarbeitung des Holzes, namentlich zu Faßdauben. Auch treiben sie Bergbau auf Kobalt, Eisen und Kupfer. Eine ergiebige Saline ist zu Orb in Betrieb, Glashütten zu Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal. Als höchste Punkte sind außer den schon genannten noch anzuführen: die Hockenhöhe bei Schollbrunn, 1800 Fuß hoch, der Sandthurm, der gebrannte Berg und die Geishöhe, sämmtlich über 1600 Fuß hoch. Unter den zahlreichen Bächen des S.s sind die Sinn, Lohr, Hasenlohr, Elsava, Aschaff, Bieber und Kahl die ansehnlichsten und zur Kurzholzflößung geeignet, während der Main gute Gelegenheit zur Ausfuhr von Langholz darbietet. Der größere Theil des S.s ist in herrschaftlichem Besitz, der kleinere Gemeinde- und Privateigenthum. Vgl. Behlen, Der S., Leipz. 1823—27, 3 Bde.; Klauprecht, Forstliche Statistik des S.s, Aschaffenb. 1826.

Spes succedendi (lat.), die Hoffnung, Jemandem im Amte nachzufolgen; daher: cum spe succedendi Einem substituirt werden, s. v. a. die gewisse Anwartschaft der Nachfolge in dessen Amte bekommen.

Speusippus, griechischer Philosoph, Schwestersohn des Plato, geboren zwischen 395 und 393 v. Chr., ward von Plato zu einem seiner Testamentsvollstrecker bestimmt und trat nach dessen Tode (347 v. Chr.) an seine Stelle in der Akademie, zog sich aber nach 8 Jahren wieder zurück und machte seinem Leben freiwillig ein Ende (jedenfalls vor 334 v. Chr.). In seiner Lehre sich im Ganzen eng an Plato anschließend, soll er nur darin von ihm abgewichen sein, daß er zwei Kriterien der Wahrheit, eins für das Denkbare und eins für das sinnlich Wahrnehmbare, aufstellte. Seine zahlreichen Schriften sind sämmtlich verloren gegangen.

Spey, Fluß im östlichen Schottland, entspringt in der Grafschaft Inverneß aus einem kleinen gleichnamigen See auf dem Grampiangebirge, fließt nordöstlich durch ein wildromantisches, waldiges Thal in die Grafschaft Elgin, begrenzt diese zum Theil gegen die Grafschaft Banff und mündet nach einem Lauf von 22 Meilen bei Garmouth (Speymouth) in die Nordsee. Seine bedeutenderen Nebenflüsse sind Aven rechts und Dulnain links. Er tritt häufig über seine Ufer und wird erst kurz vor seiner Mündung schiffbar.

Speziale, Jacopo, ein verworfenes Werkzeug der Gewalt, geboren 1760 zu Borgetta bei Palermo, war der Sohn eines Bauern und sollte nach des Vaters Wunsche studiren. Durch kriechendes Wesen erlangte er einen kleinen Posten bei der Corte pretoriana zu Palermo und, als der Hof nach Sicilien geflüchtet war, die Gunst der Königin Karoline und galt bald für einen Todfeind der Franzosen. Vom Minister Acton zum Richter über die Anhänger der Revolution ernannt, wüthete er gegen dieselben mit Galgen u. Schwert, seinen Schlachtopfern nicht einmal das Recht der Vertheidigung gönnend. Seit 1799 Präsident der Staatsjunta, setzte er auch in dieser Stellung sein blutiges Henkeramt fort. Im Jahre 1806 flüchtete er mit dem Hof nach Palermo, wo er 1813 im Wahnsinn †.

Spezzia, 1) (la Spezia), Stadt in der italienischen Provinz Genua, im nordwestlichen Hintergrunde des prächtigen Golfs von S., welcher sich meilenweit in das Land hinein erstreckt und einer der bequemsten und sichersten Buchten von Europa bildet, von Olivenhainen umgeben, hat einen großen Handels- und Kriegshafen, zwischen zwei Felsenspitzen, deren jede ein Fort trägt, ein Marinearsenal, Seebäder, prächtige Villen und Gärten reicher Genuesen, schöne Spaziergänge am Meere und 10,000 Einw. Hier (im Fort Varignano) wurde Garibaldi nach seiner Verwundung am Aspromonte (30. August 1862) gefangen gehalten, bis ihn am 8. November 1862 der König Victor Emanuel amnestirte. Die Umgegend liefert treffliches Olivenöl; westlich von S., bei Vernazzo, wächst der berühmte Wein Cinque-Terre. Oestlich von S. liegen die Ruinen der alten Stadt Luna, nach welcher der Golf im Alterthum Portus Lunae hieß. — 2) (Spezia, Pezza, türkisch Sulidscha), eine zur griechischen

Nomarchie Argolis und Korinth gehörige Insel, an der Ostküste von Morea, am Eingange des Golfs von Nauplia, durch einen 1/3 Meile breiten Kanal von der Südspitze von Argolis getrennt, hat steinigen, wenig fruchtbaren Boden und 10,000 Einw., welche Handel und Schifffahrt treiben. Auf der Nordostküste liegt die gleichnamige Hauptstadt, mit guter Rhede und Hafen, mehren Kirchen, einem Kloster, Friedensgericht, einer hellenischen und einer Gemeindeschule, Lazareth, Zollamt und 8000 Einwohnern. Dabei die kleinere Insel Spezzia-Poulo (Spezzapula), im Alterthum Colonis, im Mittelalter Settepozzi genannt und denkwürdig durch den Sieg, den hier die Venetianer 1263 über die Griechen erfochten, und östlich Trikera, beide unbewohnt. S. hieß im Alterthum Tiparenus und war lange bloß Sitz von Seeräubern. Erst im französischen Revolutionskriege wurde die Schifffahrt bedeutender und die Insel zählte über 15,000 Einw. Im Aufstande der Griechen von 1821 stellte S. mit Hydra die meisten Schiffe und tüchtigsten Matrosen. Der blühende Handel der Insel ward aber während der Insurrektion größtentheils vernichtet und die Bevölkerung durch ein furchtbares Blutbad decimirt.

Sphacelus (lat., v. Griech.), Brand, kalter Brand, s. Brand.

Sphäre (v. Griech.), s. v. a. Kreis, Umkreis, daher Geschäftskreis, Wirkungskreis, Denkkreis; in der Geometrie Kugeloberfläche; in der Astronomie die Himmelskugel, besonders in Bezug auf ihre Stellung gegen verschiedene Orte der Erdkugel und des scheinbaren Himmelsgewölbes. Vergl. Globus.

Sphärenmusik, s. Harmonie der Sphären und Pythagoras.

Sphäristik (v. Griech.), Ballspiel (s. d.).

Sphärococcus (Kugelfruchtalge, Knopfalge), Algengattung, s. Algen.

Sphäroid (v. Griech.), ein Körper, dessen Durchschnitt mit jeder durch eine von drei auf einander senkrechten Axen gelegten Ebene eine Ellipse darstellt. Sind zwei jener Axen einander gleich, so erscheinen alle mit der Ebene derselben parallelen Durchschnitte als Kreise, alle durch die dritte Axe gelegten Durchschnitte aber als gleiche Ellipsen. Ein solches S. entsteht, wenn sich eine Ellipse um eine ihrer Axen dreht (Umdrehungs-, elliptisches S. oder Ellipsoïd). Die Erde kann wegen ihrer an den Polen abgeplatteten Gestalt als S. der letzteren Art betrachtet werden, doch ist sie nach den neueren Beobachtungen wahrscheinlich kein vollkommen regelmäßiges.

Sphäroïdaler Zustand. Erhitzt man eine etwas starkwandige Silber- oder Platinschale bis zum Rothglühen und läßt dann einige Wassertropfen hineinfallen, so breiten sich diese nicht aus, sondern ballen sich zu einem abgeplatteten Tropfen zusammen, der bald in lebhafte Bewegung geräth und, ohne zu sieden, langsam verdunstet. Entfernt man das Feuer, so daß sich das Gefäß langsam abkühlt, so tritt ein Augenblick ein, in welchem der Tropfen sich ausbreitet, unter explosionsartiger Dampfbildung auseinander geschleudert wird und fast augenblicklich verdampft. Dies Phänomen, welches als das des „leidenfrostischen Tropfens" in den Lehrbüchern bisher vereinzelt aufgeführt wurde, ist durch Boutigny studirt worden. Er nimmt an, daß sich die Materie in dem kreisenden Tropfen in einem eigenthümlichen Zustand befinde, und nennt denselben den sphäroïdalen. Der leidenfrostische Tropfen berührt das glühende Metall nicht, und da er sehr langsam verdunstet, so kann man nicht annehmen, daß er durch fortwährend neu gebildeten Dampf schwebend erhalten werde. Boutigny spricht von einer eigenthümlichen Repulsivkraft, die sich um so energischer äußert, je heißer das Metall ist. Nach Buff wird bei hoher Temperatur die Adhäsion des Wassers zur Gefäßwand so gering, daß sie von der Kohäsion der Wassertheilchen übertroffen wird. Nach den bekannten Kapillargesetzen muß dann die Benetzung aufhören und das Wasser Tropfengestalt annehmen. Wenn aber der Tropfen das Metall nicht berührt, so ist nicht weiter auffallend, daß er so langsam verdunstet. Das Wasser wird in diesem Fall fast nur durch strahlende Wärme erhitzt, und Boutigny hat nachgewiesen, daß dasselbe im sphäroïdalen Zustand die Wärmestrahlen fast vollständig reflektirt. Alle Körper können in den sphäroïdalen Zustand übergehen, aber die Temperatur, bei welcher dies geschieht, ist nach dem Siedepunkt verschieden. Bei Wasser tritt der sphäroïdale Zustand ein, wenn das Metall bis auf 171° erhitzt ist, Alkohol fordert nur 134°, Aether 61°. Die Temperatur des Tropfens ist konstant und von der Temperatur des Metalls unabhängig. Wasser zeigt stets 96 1/2°, Alkohol 75 1/20°, Aether 34 1/4°. Wasser von 100° in eine glühende Schale gebracht, kühlt im sphäroïdalen Zustande bis auf 96 1/2° ab. Im glühenden Platintiegel nimmt ein Gemisch von starrer Kohlensäure und Aether den sphäroïdalen Zustand an, u. wenn man Quecksilber darauf bringt, so gefriert dies in dem glühenden Tiegel. Die Verdampfung des leidenfrostischen Tropfens ist von der Temperatur des Metalls und von allen anderen Verhältnissen, die unter normalen Verhältnissen die Verdampfung beeinflussen, abhängig. Auch auf heißen Flüssigkeiten können andere Flüssigkeiten, die bei geringerer Temperatur sieden, in den sphäroïdalen Zustand übergehen, z. B. Wasser auf heißer Schwefelsäure. Diese eigenthümlichen Erscheinungen dienen zur Erklärung der bekannten Thatsache, daß man die befeuchtete Hand einige Augenblicke in geschmolzenes Eisen tauchen kann, ohne sich zu verbrennen. In neuester Zeit hat man Dampfkesselexplosionen durch das Eintreten des sphäroïdalen Zustandes erklären wollen. Ist zu wenig Wasser im Kessel, so soll eine Ueberhitzung der Kesselwände eintreten und das Wasser einen einzigen großen leidenfrostischen Tropfen bilden. Kühlen dann die Kesselwände ab, so tritt endlich Berührung des Wassers mit dem Metall und explosionsartige Dampfentwickelung ein. Vergl. Boutigny, Etudes sur les corps à l'état sphéroïdal, 3. Aufl., Par. 1857; deutsch von R. Arendt: Studien über die Körper im sphäroïdalen Zustande, Lpz. 1858.

Sphagneen (Sphagnaceae *Rchb.*, Torfmoose), Flechtenfamilie, große, weiche und schwammige Polster von grünlichweißer, bläulich graugrüner oder verblichen gelbgrüner, seltener (unter Wasser)

sattgrüner Farbe bildend. Der Stengel ist aufrecht, schlaff, im Wasser fluthend, mit wenigen aufrechten Hauptästen, aber zahlreichen, büschelig und seitlich gestellten, an den Enden verkürzten, aufrechten und kopfförmig zusammengedrängten Aestchen versehen, einige Zoll bis über fußlang. Die S. wachsen in stehenden und langsam fließenden Wassern, besonders in Torfgruben und Abzugsgräben, auch in Sümpfen, überziehen oft große Strecken von sumpfigem Boden und verwandeln sich allmählig in Torf. Auch kann man sie zum Ausstopfen von Polstern, Kissen ꝛc. gebrauchen.

Sphinx, Name kolossaler Steinbilder in Aegypten, gewöhnlich aus Granit oder Porphyr, mit dem Gesicht und der Brust eines Weibes, im Uebrigen von Löwengestalt, liegend, manchmal mit einem Bärtchen am Kinn, oder auch mit Widder- oder Sperberköpfen. Diese phantastischen Gebilde standen in Aegypten und im alten Griechenland gleichsam als Wächter am Eingang der Tempel und auch wohl in denselben. Das kolossalste ist die Memphissphinx. Kolonnen- und alleenweise aufgestellt, bildeten die S.e den Zugang zu den Tempelgebäuden. Diese S.e liegen auf Postamenten, haben Widderköpfe auf Löwenkörpern; die Vorderbeine sind vorwärts gestreckt, die Hinterbeine untergeschlagen; ein symbolischer Haarschmuck bedeckt Kopf, Rücken und Brust; unter dem Kopfe steht eine hermenartige Figur mit gekreuzten Armen und dem gehenkelten Kreuz in den Händen. Die Widderköpfe sollen sich auf Jupiter Ammon beziehen, dem der Tempel geweiht gewesen. Im Allgemeinen betrachtete man die S.e als die mystischen Hüter und Schutzgeister der Tempel und Todtenwohnungen. Mannichfaltiger nach Gestalt und Bedeutung erscheint die S. in Griechenland. Ursprünglich ein geflügelter Löwenkörper mit Kopf und Brust einer Jungfrau, wurde sie später von Dichtern und Künstlern in den abenteuerlichsten Gestalten dargestellt, z. B. als Jungfrau mit Brust, Füßen und Krallen eines Löwen, mit Schlangenschweif, Vogelflügeln, oder vorn Löwe, hinten Mensch, mit Geierkrallen und Adlerflügeln, und zwar nicht immer liegend, sondern auch in anderen Stellungen. Berühmt ist die jungfräuliche thebaische S. im böotischen Mythus, Tochter des Typhon und der Schlange Echidna, welche Jedem, der ihr nahte, das Räthsel aufgab: Welches Geschöpf geht am Morgen auf vier Füßen, am Mittag auf zweien, am Abend auf dreien? Wer es nicht lösen konnte, den verschlang sie. Oedipus deutete es richtig auf den Menschen, der als Kind auf Händen und Füßen krieche, als Erwachsener auf den Füßen gehe und als Greis sich durch einen Stab stütze. Hierauf stürzte sich die S. vom Berg herab, oder Oedipus tödtete sie. Der mannichfaltigen Gestaltungen der S.e bemächtigte sich schon früh die Kunst zu verschiedenen Darstellungen; häufig erscheinen die S.e auf Münzen mit der Leier oder der Amphora oder mit kreuzweise gelegten Fackeln. Auch an altchristlichen Kirchen kommen die S.e manchmal vor.

Sphragistik (v. Griech., Siegelkunde), Hülfswissenschaft der Diplomatik, welche die Siegel zum Gegenstande der Untersuchung macht, indem sie nicht allein die darauf enthaltenen Darstellungen ꝛc., sondern auch deren Material, Anfertigung, Art der Anbringung ꝛc. in Betracht zieht. Zu diesem Zwecke werden Siegelsammlungen angelegt, welche theils in Originalsiegeln, theils in Abdrücken bestehen. Die brauchbarsten Werke über S. sind: Heineccius, De sigillis veterum, Erfurt 1709, und Manni, Sopra sigilli antichi, Flor. 1739.

Sphygmograph (v. Griech., s. v. a. Pulsschreiber), Instrument, mit Hülfe dessen die Selbstregistrirung der arteriellen Pulsbewegungen bewirkt werden kann. Da die Pulsschläge sehr flüchtig vorübergehen, so kann der tastende Finger nicht alle Eigenschaften des einzelnen Pulsschlages wahrnehmen. Es ist daher der S. von großem Werth, weil sich durch denselben die Pulsbewegungen bleibend in Gestalt einer Kurve darstellen, an welcher sich alle Eigenthümlichkeiten der Pulsbewegung genau studiren lassen. Es sind verschiedene Formen des S.en in Anwendung, der erste S. wurde aber von Professor Vierordt in Tübingen angegeben. Die Instrumente kommen sämmtlich darauf hinaus, daß die abwechselnd sich ausdehnende und kontrahirende Arterie ein kleines Plättchen in Bewegung setzt, welches die ihm mitgetheilte Bewegung wiederum auf einen langen Hebelarm überträgt. Dieser Hebelarm schreibt die Bewegung der Arterienwand in vergrößertem Maßstabe auf einen Streifen Papier, welcher durch ein Uhrwerk in gleichmäßige Bewegung versetzt und vor der Spitze des Hebelarms vorbeigeführt wird. Auf dem Papier bilden sich die Pulsbewegungen in Gestalt einer je nach der Art des untersuchten Pulses mannichfach modificirten Wellenlinie ab. Kennt man die Geschwindigkeit, mit welcher das Papier an der Hebelspitze vorübergeht, so kann man die Dauer einer Pulswelle berechnen; außerdem kann man an der Kurve das allmählige An- und Absteigen der Pulswellen, ihre Aufeinanderfolge ꝛc. genau verfolgen. Für die ärztliche Praxis hat man den S. nur selten anzuwenden die Gelegenheit, dagegen ist er für physiologische Forschungen ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel. Es muß jedoch, um nicht zu falschen Resultaten zu gelangen, ein Umstand sorgfältig beachtet werden, nämlich daß der schreibende Hebelarm nicht zu lang wird, weil er sonst in Eigenschwingungen geräth, welche mit der Pulsbewegung als solcher nichts zu schaffen haben. Außer Vierordt haben auch Marey, Mach u. A. einen S.en angegeben. Der marey'sche S. ist sehr bequem anzuwenden, leidet aber an Eigenschwingungen und gibt daher keine ganz richtigen Bilder vom Pulse.

Spiauter, s. v. a. Zink.

Spica (lat.), Aehre; daher spicatus, ährig, in eine Aehre zusammengestellt.

Spiccato (ital.), deutlich, in der Musik gebräuchlich, um einen solchen Vortrag der Töne zu bezeichnen, wobei jeder derselben deutlich vernehmbar ist.

Spicke, Pflanzengattung, s. Lavandula.

Spiegel, Flächen, welche hinlänglich geebnet sind, um das auffallende Licht so zu reflektiren, daß dadurch Bilder erzeugt werden (vgl. Licht). Flüssigkeiten bilden in der Ruhe eine vollkommen

ebene Oberfläche und diese wirkt daher auch als guter S. Davon macht man Anwendung bei den künstlichen Horizonten, zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen, Sonnenhöfen 2c. Feste Körper lassen sich um so vollkommener poliren, je härter sie sind, und dem entsprechend erhält man die besten Metallspiegel aus Stahl oder harten Legirungen. Harte schwarze Glasmassen geben ebenfalls brauchbare S., doch verschlucken sie mehr Licht als die foliirten S., und die Helligkeit des Spiegelbildes hängt davon ab, daß möglichst wenig von dem auffallenden Licht in den S. eindringe oder durch ihn hindurchgehe. Außerdem wird die Helligkeit des Bildes durch das Licht geschwächt, welches, von hinten in den S. fallend, ins Auge gelangt. Deshalb mattirt oder schwärzt man die hintere Glasfläche und benutzt solche S. zu optischen Apparaten und zum Zeichnen, indem namentlich kleine konvexe S. sehr nette, zum Kopiren gut geeignete verkleinerte Bilder der Landschaften zeigen. Durchsichtige, von 2 ebenen Flächen begrenzte Körper geben 2 Spiegelbilder, indem nicht nur die vordere Fläche einen Theil des auffallenden Lichts reflektirt, sondern auch die hintere einen Theil von dem eingedrungenen. Bei geschwärzten Glasplatten ist das Bild von der hinteren Fläche sehr matt und bei mattirtem Glas fällt es ganz weg. Die mit Zinnamalgam belegten S. geben ebenfalls 2 Bilder und sind daher für die meisten optischen Apparate nicht geeignet. Im gewöhnlichen Leben sind sie aber am häufigsten im Gebrauch, und das zweite Bild stört nicht, da es von dem weit helleren der Metallflächen ganz verdunkelt wird. Die von der vorderen Fläche eines Glasspiegels erzeugten Bilder zeigen von der Farbe des spiegelnden Körpers nichts, weil sie eben nicht in die Materie eingedrungen sind. Dagegen nehmen die von der hinteren Fläche reflektirten Bilder die Farbe der Körper an, und auch die von der vorderen zurückgeworfenen erhalten in einem desto höheren Grade einige Färbung, je mehr von dem farbigen Licht entweder von der hinteren Fläche aus oder von dem, welches durch den Körper fällt, ins Auge gelangt. Absolut glatte Flächen lassen sich nicht herstellen, auch bei der feinsten Politur bleiben Rauhigkeiten übrig, und deshalb bewirkt jeder S. eine Lichtverminderung. Mittelmäßige Glasspiegel verschlucken 0,4816 und die besten noch 0,3494 des auffallenden Lichts.

Die Darstellung der mit Zinnamalgam belegten Glasspiegel ist sehr einfach. Auf einem horizontalen, mit einer geschliffenen Schiefer- oder Marmorplatte bedeckten Tisch breitet man ein Blatt Stanniol, dessen Größe die des anzufertigenden S.s etwas übertrifft, sorgfältig aus, reibt es mit einer weichen Bürste eben, befeuchtet es gleichmäßig mit Quecksilber und gießt dann von letzterem eine 3 Linien hohe Schicht auf den mit einem Rande versehenen Tisch. Nun schiebt man die geschliffene Glasplatte (s. Glas), welche sehr sorgfältig gereinigt sein muß, so über die Zinnfolie, daß ihr Rand stets in das Quecksilber taucht, und hebt nach kurzer Zeit die eine Seite des Tisches (mit Hülfe eines Mechanismus), damit das überschüssige Quecksilber abtropft und die Glasplatte sich auf die Zinnamalgamschicht niedersenkt. Dann bedeckt man die Scheibe mit wollenem Zeuch und beschwert sie allmählig mit Gewichten, indem man zu gleicher Zeit den Tisch stärker und stärker neigt. Nach etwa 24 Stunden kann man die fertigen S. aufrecht stellen und nach 4 Wochen fließt kein Quecksilber mehr ab. Viele Nachtheile dieser Methode haben Veranlassung zur Darstellung von Silber- und Platinspiegeln gegeben, welche aus Glasplatten mit einer auf nassem Wege erzeugten äußerst dünnen Metallschicht bestehen. Zur Versilberung des Glases sind sehr viele Vorschriften gegeben worden. Alle beruhen darauf, daß eine Silberlösung mit einem reducirend wirkenden Körper vermischt in Berührung mit dem Glase gebracht wird, so daß sich das ausscheidende metallische Silber auf das Glas niederschlagen kann. Martin bereitet eine Lösung von salpetersäurem Silberoxyd mit Ammoniak und Aetznatron, setzt eine Lösung von invertirtem Zucker hinzu und bringt die gut gereinigte Glasplatte auf der Oberfläche der Flüssigkeit an. Sie ist in wenigen Minuten versilbert und wird dann getrocknet. Zum Schutz des Silbers kann man dies mit einer weingeistigen Lösung von Dammarfirniß überziehen. Die Silberspiegel zeichnen sich durch großen Glanz und durch ihre blendend weiße Farbe aus, doch erfordern sie wie die Quecksilberspiegel eine tadellose Beschaffenheit des Glases und vollständigen Parallelismus der beiden Glasflächen. Um dies zu vermeiden, stellt man jetzt Platinspiegel mit direkter Reflexion dar und bedarf dazu eines nur auf Einer Seite geschliffenen Glases. Dasselbe wird ähnlich wie bei den Silberspiegeln mit einer Platinlösung, die eine reducirende Substanz (Lavendelöl) enthält, überzogen und, nachdem die Ausscheidung des Metalls erfolgt ist, in der Muffel erhitzt, so daß das Platin einbrennt. Solche S. sind sehr billig und von der unzweifelhaftesten Dauerhaftigkeit. Das Platin läuft durch Gase nicht an und liegt in so dünner Schicht auf dem Glase, daß dieses bei durchgehendem Tageslicht durchsichtig bleibt. Schwarz stellt diese S. mit dem Glanzplatin der Porzellanfabriken dar, welches man durch Vermischen von Platinchlorid mit dem sogenannten Wismuthlüstre leicht erhält, und welches sowohl an Porzellan wie an Glas fest haftet. Diese S. sind schön, haben aber immer eine düstere Färbung, die man durch Uebergehen des Platinüberzugs mit einer schwachen Schicht sogenannten Glanzgoldes verbessern kann.

Die großen S. der Alten waren entweder beweglich zum Hin- und Herrücken, oder an der Wand aufgehängt. Viel gewöhnlicher waren aber Handspiegel, namentlich für die Toilette der Damen, von ovaler, runder oder eckiger Form, welche die Sklavinnen ihren Herrinnen vorhielten. Das Material war in der Regel Metall; unerwiesen ist es, daß schon in Sidon gläserne S. verfertigt worden wären. Die Hebräer und die Aegypter hatten S. von Kupfer; Penelope bei Homer hatte angeblich einen von Gold. Früh zeichnete sich Brundusium durch bedeutende Spiegelfabriken aus, wo man die S. aus einer Mischung von Zinn und Erz machte. Der römische Luxus zog aber bald S. von Silberplatten vor,

unter die noch Goldplatten gelegt wurden, weil so die Gegenstände deutlicher hervorzutreten schienen. Selbst goldene, mit Edelsteinen besetzte S. brauchte man, außerdem gab es eiserne ꝛc.; auf die Rückseite waren mythologische Figuren gravirt. Man bediente sich aber der S. nicht nur bei der Toilette, sondern auch zu allerlei abergläubischen Zwecken, wie man z. B. von Erdspiegeln fabelte, worin man die Zukunft oder sehr entfernte Gegenstände, Schätze ꝛc. unter der Erde sehen wollte. Erst im 2. Jahrhundert gedenkt Alexander Aphrodisius und im 7. Jahrhundert Isidor von Sevilla bestimmt der Glasspiegel, ebenso Antonius von Padua, Vincenz von Beauvais, Raimundus Lullus im 13. Jahrhundert. Damals schmolz man das Glas, warf gepulvertes Harz oder Colophonium hinein und setzte dann Blei und Spießglanz der Mischung zu, um dem Glase seine Durchsichtigkeit zu nehmen und es schwarz zu machen. Im 13. Jahrhundert erfanden die Venetianer die geblasenen S. und im 14. Jahrhundert die Spiegelsolie und das Amalgamiren; doch waren ihre ersten S. klein u. schmal (15 Zoll hoch). Im Jahre 1688 erfand der Franzose Abr. Thewart die gegossenen S.

Spiegel, Friedrich, namhafter Orientalist, geboren den 11. Juli 1820 in Kitzingen bei Würzburg, widmete sich zu Erlangen, Leipzig und Bonn orientalischen Sprachstudien, durchforschte sodann von 1842—47 die Bibliotheken zu Kopenhagen, London und Oxford und folgte 1849 einem Ruf als Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Erlangen. Seine literarische Thätigkeit ist hauptsächlich auf die indischen und iranischen Sprachen und Literaturen gerichtet. Durch seine Ausgabe des „Kammavâkya" (Bonn 1841) und die „Anecdota Palica" (Leipzig 1845) begründete er das Studium der Paliliteratur in Deutschland. Seine „Chrestomathia Persica" (Leipz. 1846) ist ein sehr brauchbares Hülfsmittel zu Erlernung des Neupersischen; seine „Grammatik der Parsisprache" (das. 1841) die erste derartige Behandlung der bis dahin unter dem Namen Päzend bekannten Sprache. Sein Hauptwerk ist aber die Ausgabe und Uebersetzung des „Zendavesta" in Text und Pehlewiparaphrase (Leipzig 1853—63, 3 Bde.) und die deutsche Uebersetzung desselben (das. 1852—59, 2 Bde.). Von seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: „Einleitung in die heiligen Schriften der Parsen" (Leipz. 1856 bis 1860, 2 Bde.), „Die altpersischen Keilinschriften" (das. 1862) und „Eran, das Land zwischen Indus und Tigris" (Berlin 1863).

Spiegelsextant, Instrument, dessen man sich zur Messung sowohl cölestrischer, als terrestrischer Winkel, namentlich zur See, wo man keinen festen Stand hat, bedient. Es besteht aus einem Kreissektor von 60 oder etwas mehr Graden, um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade dreht. Diese trägt an dem einen Ende einen Spiegel, welcher senkrecht auf der Ebene des Kreises steht und durch dessen Mittelpunkt geht. Ein anderer, kleinerer Spiegel steht gleichfalls senkrecht auf der Ebene des Kreises und ist zugleich so an dem Sextanten befestigt, daß er mit dem großen Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung weist. Die obere Hälfte des letzteren Spiegels ist nicht mit Amalgam belegt, so daß der Strahl von dem einen der beiden Gegenstände, den man ins Auge fassen will, durch den durchsichtigen Theil des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dabei angebrachte kleine Fernrohr, statt dessen für nahe Gegenstände eine bloße Röhre ohne Gläser gebraucht wird, gelangt. Hat man nun die Ebene des S.en in die durch die beiden Gegenstände, deren Winkel gemessen werden soll, gelegte Ebene gebracht, so dreht man die den großen Spiegel tragende Alhidade so lange um den Mittelpunkt des S.en, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel fallen, von welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem ebenfalls in das Auge des Beobachters zurückgeworfen werden. Doch muß während dieser Drehung der Alhidade das durch den unbelegten Theil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegenstandes immer nahe der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Decken nun beide Bilder im Fernrohre einander genau, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel mit einander bilden, oder der Bogen, welchen die Alhidade durchlaufen, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide Gegenstände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des S.en ist in 120, also halbe Grade eingetheilt, und diese wieder in je 6 Theile von 10 Minuten, während ein angebrachter Nonius Theile von 10—30 Sekunden noch zu messen verstattet; daher gibt der unmittelbar abgelesene Bogen sogleich den gesuchten Winkel. Bei Beobachtungen der Sonne schützt man das Auge durch gefärbte Gläser. Der Halbmesser des S.en beträgt 5—13 Zoll; kleinere heißen Dosensextanten und werden in der Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem dem Seefahrer unentbehrlichen Instrument verdankt man Newton; Hadley aber brachte den ersten S.en wirklich zu Stande, daher er auch als dessen Erfinder gilt. Der mayer-borda'sche Spiegelkreis besteht aus einem ganzen, nach denselben Gesetzen wie bei dem beschriebenen mit Spiegeln versehenen ganzen Kreis.

Spieker, Christian Wilhelm, protestantischer Theolog, geboren am 7. April 1780 zu Brandenburg, studirte zu Halle, ward 1805 Feldprediger bei dem Infanterieregiment von Renouard, privatisirte nach der Schlacht bei Jena einige Jahre in Dessau, ward 1809 Diakonus u. Professor der Theologie in Frankfurt an der Oder, begleitete 1813 u. 1814 die kurmärkische Landwehr als Geistlicher und ward 1818 zum Superintendenten und Oberpfarrer zu Frankfurt an der Oder ernannt, wo er den 10. Mai 1858 †. Außer mehren Jugendschriften schrieb er eine „Geschichte Luthers und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung" (Bd. 1, Berlin 1818), „Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg" (das. 1839, 3 Bde.), „Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg" (Bd. 1, 1847) u. „Geschichte des augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555" (Schleiz 1854); auch gab er die „Confessio Augustana, confutatio pontifica et apologia confessionis" (Berlin 1830) heraus. Unter seinen Erbauungsschriften sind hervorzuheben: „Morgenandachten" (Berlin 1849,

6 Bde.), „Abendandachten" (das. 1846, 2 Bde.), „Abendmahl des Herrn" (7. Aufl., das. 1848), „Stunden der Andacht für erwachsene Töchter der gebildeten Stände" (6. Aufl., Leipzig 1849) und „Der christliche Glaube, ein Konfirmationsbuch für die reifere Jugend" (2. Aufl., Berlin 1849). Noch gab er mehre Predigtsammlungen und eine „Geschichte der Stadt Frankfurt" (Berlin 1853) heraus.

Spiekeroog (Spicker-Oog), Insel in der Nordsee, an der Küste von Ostfriesland, gehört zur (seitherigen, 1866 mit Preußen vereinigten) hannöverischen Landdrostei Aurich, Amt Esens, ist ½ Meile lang, hat hohe Dünen, Seebäder, Schafzucht, Fischerei, Schifffahrt und 181 Einwohner. Im Jahre 1812 wurde S. von 28 Schwarzburgern unter dem Lieutenant von Soden gegen 150 Engländer siegreich vertheidigt, so daß sich letztere nach großem Verluste zurückziehen mußten.

Spiel, die freie und anstrengungslose Beschäftigung des Geistes oder Körpers zur Erholung und Unterhaltung, also ohne ernsten Zweck. Die S.e lassen sich im Allgemeinen eintheilen in körperliche und in Verstandesspiele, bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird. Erstere finden besonders in der Kindheit und Jugend Statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei. Dahin gehören, außer den gymnastischen Uebungen, die besonders bei den Alten beliebten Kampfspiele, ferner das Ballspiel, Billardspiel, Kegelspiel ꝛc. Die Verstandesspiele, wozu die meisten Kartenspiele, vorzüglich aber das Schachspiel gehören, bilden manche Fähigkeiten des Verstandes, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufall und belohnen im Fall des Gewinnens den Ehrtrieb.

Spielart (Abart, Varietät), bei Naturkörpern ein solches Individuum einer Art, welches sich durch irgend ein unwesentliches, bei der Fortpflanzung sich nicht erhaltendes Merkmal von den übrigen Individuen derselben Art unterscheidet, wie z. B. abnorm gefärbte ꝛc. Individuen. Werden solche S.en in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, so daß ihre Merkmale konstant werden, so entstehen Unterarten oder Racen. Der Begriff der Art und S. und der Unterschied zwischen beiden ist jedoch schwierig festzustellen, und es ist in dieser Beziehung noch Manches streitig.

Spielberg, s. Brünn.

Spielkarten, geglättete Blättchen, auf deren einer Seite allerhand bunte Figuren gezeichnet sind, während die andere ohne Figuren, nur gleichförmig mit Wellenlinien, bunten Sternen oder gleichen Punkten bemalt ist. Die älteste Spielkarte ist die italienische oder Trapolirkarte (carta di Trapola), genannt nach dem Spiel, welches damit gespielt wird. Die 4 Farben werden hier durch Becher (cupi), Pfennige (denari), Schwerter (spadi) und Stäbe (bastoni) bezeichnet. Die Stelle der Damen vertreten Reiter (caval). Aus dieser Karte bildete sich die heutige Tarokkarte von 78 Blättern. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts kam die jetzt gewöhnliche französische Karte von 52 Blättern (Whistkarte) auf, welche aus 4 Farben besteht, nämlich 2 schwarzen: Trèfle (engl. club, Klee), und Pique (engl. spade, Lanze), und 2 rothen: Coeur (engl. heart, Herz) und Carreau (engl. diamond, Pfeilspitze, Bolzen). Zu jeder Farbe gehören 13 Blätter, nämlich: As, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei und Zwei. Fehlen die Sechs bis Zwei und ist daher das ganze Kartenspiel nur 32 Blätter stark, so heißt das Spiel eine Piketkarte; sind die Acht, Neun und Zehn herausgenommen und ist das Spiel also 40 Blätter stark, so heißt es eine L'Hombrekarte, weil zu diesen Spielen nur so viel Karten nöthig sind. Dieselben Blätter wie die Piketkarte, nur von anderer Form und meist von gröberem Papier, enthält die deutsche Karte, mit der Solo, Skat ꝛc. gespielt werden. Die Blätter in ihr heißen Daus, König, Ober, Unter, Zehn, Neun, Acht, Sieben (Spitze). Als Zugabe zu ihr sind in manchen Spielen noch 4 Sechsen vorhanden; auch haben die 4 Farben andere, aber den französischen korrespondirende Namen und Bezeichnungen, nämlich: Eicheln (eine Eichel), Grün (ein Blatt, auch Spaten oder Schüppen genannt), Roth (ein Herz) und Schellen (eine Schelle). Sonst gab es und es gibt noch jetzt eine fünfte Farbe, Blau, in der deutschen Karte, die dann 40 Blätter hatte.

Die Kartenspiele, deren Zahl sich ins Unübersehbare vermehrt hat, sind theils Hazardspiele, wie Pharao, theils sogenannte Kommerzspiele. Bei letzteren entscheidet entweder die Zahl der Stiche, oder die Zahl der Augen, oder auch sogenannte Sequenzen. Das älteste deutsche Kartenspiel ist wahrscheinlich das Landsknechtspiel, von dem wohl das Piket eine Nachahmung ist. Die verbreitetsten Kartenspiele sind das aus Spanien stammende L'Hombre und das englische Whist, ferner Solo, Skat (vom altfranzösischen escarter, ital. scartare, d. h. eine Karte aus dem Spiel herauslegen), Boston, Mariage ꝛc. Die S. dienen ferner zu Kartenkünsten, wovon die interessantesten auf gewissen Kunstgriffen (Volteschlagen) beruhen. Endlich ist das Kartenschlagen oder Kartenlegen, die Kunst der Kartomantie, noch gegenwärtig eines der beliebtesten Mittel, besonders der Frauen aus den niederen Volksschichten, um den Schleier der Zukunft zu lüften. Zuerst lehrte dasselbe Francesco Marcolini aus Forli in einem Buche „Sorti" (Venedig 1540) betitelt. Neuerlich behandelte es der Kupferstichhändler Aliette unter dem Pseudonym Etteila im „Cours théoretique et pratique du livre de Thott" (Paris 1790). Die berühmteste Kartenschlägerin der Neuzeit war die Lenormand (s. d.). Ueber den Ursprung des Kartenspiels ist viel gestritten worden, ohne daß etwas Bestimmtes bis jetzt hat nachgewiesen werden können. Meist wird Frankreich als das ursprüngliche Vaterland der S. angegeben. Menestrier läßt sie 1392 vom Maler Jacquemin Gringonneur zur Erheiterung des an Melancholie leidenden Königs Karl VI. erfunden sein. Das von dem genannten Maler gemalte Kartenspiel wird noch auf der pariser Bibliothek aufbewahrt und ist das älteste, welches man kennt. Man hatte aber schon weit früher S., u. schon um 1300 sollen die Karten-

macher in Deutschland Innungen gebildet haben. Das Kartenspiel sollte ursprünglich 4 Kompagnien Soldaten repräsentiren, deren jede aus 8 Gemeinen (Zwei bis Neun), einem Buben (valet), Stallmeister (ecuyer), einer Königin (dame) und einem König (roi) bestand. Das As stellte die Fahne vor, und danach unterschied man die 4 Kompagnien. Später ward der Ecuyer in einen Gemeinen verwandelt, welcher die 10. Nummer erhielt. Nach den alten Chroniken soll der Piquekönig David (Karl VII.), der Coeurkönig Karl den Großen repräsentiren. Der Carreau- und Trèflekönig sollen nach Einigen Vertreter zweier alten Könige von Frankreich sein; gewöhnlich wurden sie jedoch als Cäsar und Alexander bezeichnet. Argine (Trèfledame) ist ein Anagramm aus Regina und repräsentirt die Königin Maria von Anjou, die Gemahlin Karls VII.; Rachel (Carreaudame) ist die berühmte Agnes Sorel; in der Pallas (Piquedame) findet man Johanna d'Arc wieder; Judith endlich (Coeurdame) ist die Kaiserin desselben Namens, die Gemahlin Ludwigs des Frommen. Lahire (Coeurbube) ist der bekannte Feldherr Karls VII., Hector (Carreaubube) ist Hector von Galaudun, ein anderer berühmter Kriegsmann aus derselben Zeit; Ogier (Piquebube) erinnert an den Helden aus den Sagen Karls des Großen, und Lancelot an den nicht minder berühmten Neffen des Königs Artus. König Karl IX. von Frankreich nannte die Könige Augustus, Konstantin, Salomo und Chlodowig; die Damen Chlotilde, Elisabeth, Penthesilea u. Dido. Unter Ludwig IX. hießen die Könige Cäsar, Ninus, Cyrus und Alexander; die Damen Pompeja, Semiramis, Roxane und Helena; die Buben Roger, Renaud und Roland, wozu der Trèflebube unter dem Namen des angeblichen Erfinders und Verbesserers der S. (Nic. Pepin) kam. Zur Zeit der Revolution traten, abgesehen von anderen Neuerungsversuchen, an die Stelle der Könige Voltaire, Lafontaine, Rousseau und Molière; die vier Damen bezeichneten die vier republikanischen Tugenden, die vier Buben vier Republikaner. Aber diese Namen, sowie die neuen Kartenbilder, welche unter Andern der Maler David erfand, vermochten die alten nicht zu verdrängen. Andere haben Deutschland die Ehre zuerkannt, die S. erfunden zu haben. Gewiß ist, daß sie sehr frühzeitig nach Deutschland kamen, wo ein Bischof von Würzburg 1321 seinen Geistlichen das Kartenspiel verbot und wo eigenthümliche Bilder, wie Däuser, Könige, Ober und Unter, in der Karte erscheinen. Der Eichelober erhielt den Namen Wenzel von St. Wenzeslaus, der Grünober den Namen Baste von St. Sebastian. Erst später wurden in einigen Spielen die sämmtlichen Ober (in manchen Gegenden die Unter) Wenzel genannt. Schon die Bekleidung der Bilder der deutschen Karte deutet auf das 14. Jahrhundert als Zeit ihrer Einführung hin. Einige (z. B. Hommel, Oblectamenta juris feudalis) behaupten, daß man durch die deutschen Karten die deutsche Lehnsverfassung, durch das Daus das Reich selbst, durch den König den Kaiser, durch die Ober die Kurfürsten und durch die Unter die andern Reichsstände, durch die Zehnen, Neunen, Achten und Sieben die Plebejer habe darstellen wollen. Die ältesten S. waren gemalt; andere aus dem 15. Jahrhundert sind in Kupfer gestochen. Vorzüglich bediente man sich aber, zuerst in Deutschland, zur Herstellung der S. des wohlfeilen Holzschnitts. Kartenmacher und Kartenmaler werden bereits 1402 zu Ulm, 1418 zu Augsburg, 1433—38 zu Nürnberg erwähnt. Deutschland sandte schon vor 1474 S. nach Italien, Sicilien und selbst über das Meer. Die nürnberger Kartenmacher bezeichneten bis 1518 ihre Karten mit †, wofür der Magistrat eine X zu setzen befahl, die sich noch unter der Rothsieben vieler deutschen Karten findet. Vgl. Leber, „Etudes historiques sur les cartes à jouer" (Paris 1842) und „Jeux des cartes tarots et des cartes numérales" (das. 1844); Chatto, „Facts and speculations on the origin and history of playing cards" (London 1848).

Spieluhr, Uhr, welche so eingerichtet ist, daß sie ein oder mehre musikalische Stücke spielt. Man hat 3 Hauptarten von S.en: Harfen-, Flöten- und Glockenspieluhren. Zu Harfenspieluhren sind am häufigsten große Wanduhren eingerichtet. Das Spieluhrwerk besteht bei diesen aus mehren Rädern und Getrieben und wird durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt. Außerdem gehören dazu eine Harfe von Drehsaiten, Hämmer, welche auf die Saiten schlagen, und eine Walze, welche die Hämmer nach Erforderniß des Musikstückes mittelst kleiner daran befestigter Metallstifte in Bewegung setzt. Bei den Flötenspieluhren ist statt der Harfe ein Flötenwerk angebracht, bestehend aus hölzernen Pfeifen, welche auf einer kleinen Windlade stehen, u. einem Blasebalg u. 2 Schöpfbälgen. Hier berühren Stifte der Walze sogenannte Taugenten, woran sich aber statt des Hammers Stecher befinden, d. i. messingene Drähte, welche, wenn sie niedergedrückt werden, das Ventil in der Windlade öffnen. Einfacher sind die Glockenspieluhren, die früher nicht selten an Thurmuhren angebracht wurden und darin bestehen, daß kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer in bestimmter Abwechselung taktmäßig an in einer Reihe oder im Kreise aufgehängte Glocken von bestimmter Stimmung anschlagen. In neuerer Zeit sind die sogenannten Carillons oder Stahlspielwerke sehr gebräuchlich. Hier besteht das Spielwerk aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlfedern von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Walze geschnellt werden. Es läßt sich daher in einen kleinen Raum, wie in Dosen, selbst in Petschafte und Ringe, zusammendrängen. Befindet sich ein solches oder auch ein anderes Spielwerk in einer Uhr, so ist dasselbe von dem Gang- und Schlagwerk derselben ganz unabhängig, indem es selbstständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben wird, und es findet eine Verbindung zwischen beiden nur in der Weise Statt, daß das Uhrwerk in bestimmten Zeiten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft frei macht, worauf letzteres sofort zu spielen beginnt u. damit fortfährt, bis es durch die Arretirung wieder zum Stillstehen gebracht wird.

Spielwaaren, Arbeiten aus verschiedenen Stoffen, Zinn, Blei, Messing, Elfenbein, Knochen, Holz, Pappe, Papiermaché rc. zur Unterhaltung und Beschäftigung der Kinder, gegenwärtig Gegenstand eines bedeutenden Industriezweiges, der

namentlich in Nürnberg, auf dem Schwarzwalde, im sächsischen Erzgebirge u. im thüringer Walde, in Tyrol und in der Schweiz, in Wien und Berlin vertreten ist und dessen Produkte sich hier und da zu einem gewissen Kunstwerth erheben, wie z. B. die tyroler geschnitzten Thiere und menschlichen Figuren. Behufs der fabrikmäßigen Verfertigung solcher Waaren, die stückweise einen sehr geringen Geldwerth repräsentiren, wird oft ein sehr sinnreiches Verfahren angewendet.

Spieß, Waffe, besteht aus einem langen, spitzigen Eisen (Spießeisen) an einem langen Schafte; Unterarten davon sind: der Speer, die Lanze, die Hellebarde, der Sponton.

Spieß, Christian Heinrich, einer der fruchtbarsten deutschen Romanschriftsteller, geboren 1755 zu Freiberg in Sachsen, war längere Zeit Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft und wurde darauf als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betdiekau in Böhmen angestellt, wo er am 17. August 1799 †. Anfangs schrieb er Schauspiele. Später lieferte er besonders Romane, jede Messe einige Bände, die wohl noch jetzt, besonders in den niederen Schichten der Gesellschaft Leser finden. Obgleich S. ein großer Reichthum der Erfindung nicht abzusprechen ist, so war doch sein Talent ein durchaus unausgebildetes, daher seine Produkte an einer großen Unbehülflichkeit in der Anordnung und selbst in der sprachlichen Darstellung leiden, abgesehen davon, daß sie sich ganz dem verderbten Geschmack jener Zeit anbequemen.

Spießbürger, ehemals arme Bürger, welche, nur mit Spießen bewaffnet, Kriegsdienste leisteten; daher jetzt in verächtlichem Sinn ein geringer Bürger, besonders der noch sehr an alten Gewohnheiten hängt.

Spießer, s. v. a. einjähriger Hirsch.

Spießglanz, s. v. a. Antimon.

Spießruthenlaufen, s. Gassenlaufen.

Spiköl (Spicköl), s. Lavendelöl.

Spilanthes *Jacq.* (Fleckblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den kegelförmigen, spreuigen Blüthenboden, die gleiche Hülle, den sehr kurzen Strahl und die zusammengedrückten Samen mit 2 ungleichen Grannen, krautartige Gewächse in heißen Ländern. S. oleracea *Jacq.*, Bidens fervida *Lam.*, Parakresse, einjährige Pflanze in Südamerika, in Europa hier und da als Zierpflanze in Gärten sich vorfindend, wirkt antiskorbutisch und wird besonders in Tinkturform gegen Zahnschmerzen gebraucht.

Spill, eine starke, eichene, achteckige Welle, welche vorn quer über die Breite des Schiffs auf eisernen Wellen so in Lagern liegt, daß sie leicht um ihre Axe beweglich ist, dient besonders zum Lichten des Ankers, überhaupt zur Bewegung schwerer Lasten.

Spillgelder, s. Nadelgeld.

Spillmagen, s. v. a. Kognaten, s. Verwandtschaft.

Spina (lat.), Dorn.

Spina bifida (lat.), Rückgratsspalte, eine stets angeborene Krankheit, welche darauf beruht, daß die Bögen der Wirbelkörper wegen Wassersucht des fötalen Rückenmarks sich nicht schließen können, so daß eine Spalte an der hinteren Seite der Wirbelsäule an Stelle der Dornfortsätze angetroffen wird. Gewöhnlich stülpen sich die mit Wasser erfüllten Rückenmarkshäute durch die Spalte nach außen vor und bilden eine meist kugelige Geschwulst, durchschnittlich von der Größe eines Apfels, welche von bläulichrother dünner Haut überzogen ist. Der Sitz dieser Geschwulst ist am häufigsten die Kreuzbein- und Lendengegend. Die mit S. b. behafteten Kinder sterben oft schon in den ersten Wochen des Lebens in Folge einer Entzündung der Rückenmarkshäute, welche von der Geschwulst her auf letztere fortschreitet. Manchmal erreichen Kinder mit dieser Deformität das zweite oder dritte Lebensjahr, ja es kommt, wenn auch nur selten, eine vollständige Heilung zu Stande, wenn nämlich das Wasser aus der Geschwulst durch Anstechen der letzteren entfernt wird, der Sack der Geschwulst allmählig verödet und nachträglich die anfangs gespaltenen Bögen der Wirbel sich schließen.

Spinacia *L.* (Spinat), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen, männliche, 2häusige, mit 4theiligem Perigon und 4 auf dem Grunde desselben eingefügten Staubgefäßen, weibliche mit 2- bis 3spaltigem Perigon und 4 Griffeln, wovon S. oleracea *L.*, mit länglich-eiförmigen oder an der Basis beiderseits spießförmig-zweizahnigen Blättern, in 2 Abarten vorkommt: S. spinosa *Moench*, Winterspinat, mit 3eckigen Blättern und stacheligen Samen, und S. inermis *Moench*, Sommerspinat, mit etwas abgerundeten Blättern und wehrlosen, runden Samen. Die Pflanze ist einjährig und findet sich kultivirt in den Gemüsegärten Süd- und Mitteleuropa's. Um das ganze Jahr hindurch Spinat zu haben, säet man alle Monate von März an bis Ende Oktobers. Doch pflegt man ihn meist im Herbst und Frühjahr zu benutzen, wenn es an anderen frischen Gemüsen fehlt. Er erfordert eine sehr lockere, gut gedüngte Erde und häufiges Begießen und gibt ein wohlschmeckendes und leicht verdauliches Gemüse, welches als gelindes Abführmittel Empfehlung verdient. Zur Samenzucht wählt man am besten ein überwintertes Beet. Der Same bleibt 3 Jahre keimfähig. Das Mehl der Samen soll ein nahrhaftes Brod geben.

Spina dorsi (lat.), s. v. a. Rückgrat, bezeichnet ursprünglich nur die von den Dornfortsätzen der Wirbel herrührende kammartige Erhabenheit, welche in der Mittellinie des Nackens, des Rückens und der Lendengegend herabläuft; sodann bedeutet es in der Anatomie geradezu s. v. a. Wirbelsäule. Das in der Höhle der Wirbelsäule liegende Rückenmark heißt deshalb Medulla spinalis, die Krankheiten des Rückenmarks dem entsprechend Spinalkrankheiten, ihre Symptome Spinalsymptome rc. Als Spinalirritation bezeichnet man einen krankhaften Zustand, welchen man sich von einer abnormen Reizung des Rückenmarks abhängig denkt, s. Rückenschmerz.

Spinalis (lat.), was auf das Rückgrat Bezug hat; daher spinalis medulla, das Rückenmark; Spinalsystem, das Rückenmark mit den von ihm ausgehenden Nerven.

Spinat, Pflanzengattung, s. Spinacia; eng-

lischer S., s. v. a. Rumex Patientia; neuseeländischer S., s. v. a. Tetragonia expansa.

Spina ventosa (lat.), Winddorn, s. Osteoporose.

Spindel, s. Spinnen.

Spindelbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Evonymus *L.*

Spindler, Karl, deutscher Romanschriftsteller, geboren den 16. Okt. 1796 zu Breslau, erhielt seine Erziehung zu Straßburg, wo sein Vater als Tonkünstler lebte, studirte daselbst die Rechte und ging, nachdem er einige Zeit in französischen Militärdiensten gestanden hatte, zum Theater über, bei dem er über 10 Jahre blieb. Später lebte er in Hanau, Stuttgart, München und zuletzt in Baden-Baden. Er † den 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Unter seinen Werken (Stuttg. 1831—54, 102 Bde.) sind die bedeutendsten: „Der Bastard" (Zürich 1826, 3 Bde.; 2. Aufl. 1829), eine Sittenschilderung aus der Zeit Kaiser Rudolfs II.; „Der Jude" (Stuttg. 1827, 4 Bde.), der deutsche Sitten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schildert; „Der Jesuit" (das. 1829, 3 Bde.) und „Der Invalide" (das. 1831, 5 Bde.). Durch zu massenhafte Produktion hinderte er die höhere Ausbildung seines ausgezeichneten Erzählungstalents und seine späteren Arbeiten fanden nur geringen Beifall. Seit 1829 gab er eine „Damenzeitung", seit 1830 das Taschenbuch „Vergißmeinnicht", seit 1845 ein „Volkstaschenbuch" heraus.

Spinell, Edelstein aus der Ordnung der wasserfreien Amphoterolithe, umfaßt Aluminate oder Verbindungen der Thonerde mit Oxyden: Bittererde, Eisenoxydul, Zinkoxyd, worin auch ein Antheil der Thonerde durch Chrom- und Eisenoxyd vertreten sein kann. Sie krystallisiren im regulären, oft zwillingsartig verwachsenen Oktaëder, an dem nicht selten die Kanten durch das Granatoëder abgestumpft sind. Die Krystalle sind ein- oder aufgewachsen, oft lose, auch in abgerollten Körnern; der Bruch ist muschelig. Die Härte ist die des Topases; das specifische Gewicht 5,6—4,6. Der S. ist durchsichtig bis undurchsichtig, glasglänzend, selten farblos und dann dem Diamant ähnlich, aber von weniger Härte u. Glanz; meist gefärbt: roth, blau, grün, schwarz, mit meist weißem Strich, unschmelzbar, zum Theil aber erhitzt die Farbe verändernd. Säuren, außer Schwefelsäure, greifen den S. nicht an. Man unterscheidet folgende Varietäten: Der edle S. ist durchsichtig bis durchscheinend, roth, selten gelb, weiß oder wasserhell. Durch Glühen wird der rothe erst grün, dann farblos. Es ist Bittererdealuminat mit 72 Procent Bittererde u. geringem Chromoxydgehalt. Der dunkel-rosen- u. ponceaurothe heißt Rubinspinell, der blaß-rosenrothe Rubinbalais, der cochenillrothe Almandinspinell, der hyacinthrothe bis gelbe Rubicell; noch wird ein blasser Estryspinell und dunkel-blutrother Goutte de sang unterschieden. Reine und lebhaft gefärbte Steine von über 4 Karat besitzen den halben Werth der Diamanten. Diese Edelsteine kommen aus dem Edelsteinsand von Ceylon, Pegu, Mysore in Indien, von Meronitz in Böhmen, Brasilien, Victoria in Australien; außerdem aus körnigem Kalk von Massachusetts, Newyork, Newjersey. Der blaue S. ist spaltbar nach dem Oktaëder, von geringer Durchscheinenheit, chromfrei, aber Eisenoxydul enthaltend. Er findet sich zu Åker in Södermanland (Schweden), im körnigen Kalk von Nordamerika (Franklin in Newjersey u. an anderen Orten). Der Pleonast oder Ceylanit, schwarzer S., höchstens an den Kanten durchscheinend, liefert ein dunkles Pulver, Bittererdeeisenoxydaluminat, und verändert vor dem Löthrohr die Farbe nicht. Er findet sich im Edelsteinsand der Iserwiese am Riesengebirge, im Granit von Budischau in Mähren, im Kalcit eingewachsen, neben und im Syenit des Monzoni in Südtyrol, in Drusen von Auswürflingen der Somma am Vesuv, lose auf Ceylon; in Nordamerika (Amity in Newyork). Der Chlorospinell ist grasgrün, mit gelblichweißem Strich, liefert mit Borax grünes Glas. Beim Glühen vorübergehend bräunlichgrün werdend ist S., worin ein Theil der Thonerde durch Eisenoxyd vertreten ist. Fundort ist Slatoust am Ural. Der Gahnit (Automolith), Zinkspinell, ist eine Verbindung von Thonerde und Eisenoxyd mit Zinkoxyd, worin ein Theil des letzteren durch Bittererde vertreten sein kann. Er ist vom höchsten specifischen Gewicht bis 4,6, auch fettartigem Glasglanz, von dunkel-lauchgrüner bis schwärzlichgrüner Farbe. Fundorte sind Falun in Schweden, Franklin in Newyork. Eisenoxydhaltig, als schwärzlichgrüner Kreittonit, findet er sich zu Bodenmais in Bayern.

Spinett (clavichordium, épinette), mit Drahtsaiten bezogenes Tasteninstrument von der Form eines länglichen, an einem Ende schmal zugehenden Kästchens, in welchem die Saiten schräg von der rechten zur linken Seite gezogen sind, die Tastatur aber an der vorderen Seite liegt, ist von J. A. Stein erfunden, aber durch das Fortepiano verdrängt worden. Auch ist S. ein älterer Name des Flügelpianoforte.

Spinnen (Araneae), Ordnung der Spinnenthiere, durch ihre eigenthümliche Lebensweise und ihren Kunsttrieb merkwürdige Geschöpfe. Der Körper der eigentlichen S. besteht aus zwei Abtheilungen, aus der einfachen ungegliederten, gewöhnlich härteren Kopfbrust und dem rundlichen oder länglichen, selten mit Höckern oder Auswüchsen versehenen, kurzgestielten Hinterleib, an dessen hinterem Ende um die Afteröffnung die Spinnwarzen sitzen. Die 6 oder 8 einfachen Augen stehen vorn am Rande der Kopfbrust in einer Gruppe zusammen, sind nicht immer gleich groß und bieten durch ihre Stellung treffliche Charaktere zur Unterscheidung der Gattungen dar. Vorn am löffel- oder plattenförmigen Unterkiefer sind die langen Taster eingelenkt, welche, gewöhnlich fünfgliederig, die Stelle der fehlenden Fühler vertreten und deren Endglied beim Männchen dicker und ausgehöhlt und nach Menge's genauerer Untersuchung dazu bestimmt ist, aus der am Grunde des Hinterleibes unten in der Nähe des Anheftungsstiels befindlichen Oeffnung der Samengänge den Samen aufzunehmen und dem Weibchen mitzutheilen. Bei einigen Gattungen sind diese Taster zu einem rudimentären Fußpaar mit Klaue und Sohle an der unteren Fläche umgewandelt. Von den Tastern nach innen zu liegen die Kieferfühler, die hier zu

eigenthümlichen Waffen umgewandelt sind, indem sie nämlich aus einem außerordentlich dicken, angeschwollenen Wurzelgliede mit einer Giftdrüse und aus einem scharfen, hakenförmigen Endglied, einer Art von Klaue, bestehen, die gewöhnlich nach innen, selten nur nach unten eingeschlagen wird und an ihrer Spitze von dem Kanal der Giftdrüse durchbohrt ist. Die Beine sind an den ausgewachsenen S. stets siebengliederig, an Länge meist verschieden und mit Krallen ausgerüstet, welche auf der Innenseite meist mit Borstenreihen oder Kämmen zur besseren Handhabung des Fadens besetzt sind. Die S. athmen entweder durch Lungensäcke, oder durch Tracheen. Einen höchst merkwürdigen Apparat besitzen sie an den Spinnwarzen, deren sich meist drei, selten zwei Paare um den After befinden. Sie haben die Gestalt stumpfer, oben abgerundeter Kegel, deren jeder oben ein von einem Borstenkranze umgebenes nacktes Feld trägt, auf welchem erst die eigentlichen Spinnröhrchen stehen, an Zahl 100 — 400 u. darüber. Aus jedem dieser Spinnröhrchen tritt beim Spinnen ein zäher, glasheller Stoff, welcher an der Luft augenblicklich zu einem sehr feinen Faden verhärtet. Diese zahlreichen Fäden, welche so fein sind, daß erst mehre tausend die Dicke eines Menschenhaares erreichen, werden mittelst der Fußklauen zu einem einzigen vereinigt und dienen vornehmlich zum Weben der Fangnetze und Wohnungen, bei den meisten Gattungen zugleich zum Ueberspinnen der Beute und der Eierhaufen, sowie zur Herstellung einer schützenden Umgebung für die ausgekrochenen Jungen. Manche S. pflegen auch aus ihren Spinnwarzen lange Fäden in die Luft zu senden und mittelst derselben in der Luft umherzuschweben. Auch pflegen manche S., auf einem Stock ins Wasser gesetzt, mit emporgerichtetem Hinterleibe viele Fuß lange Fäden in verschiedenen Richtungen in die Luft zu schießen und, wenn ein solcher Faden von der Luft getragen wird, daran hinaufzuklettern und so fortzufliegen. Auf diese Weise können sich auch die S. zwischen zwei von einander entfernten Gegenständen eine Brücke bauen und ihr Netz dann an den Verbindungsfäden aufhängen (vgl. Altweibersommer). Die Gewebe der S. sind übrigens sehr verschieden, bald aus koncentrischen, über ausgespannte Strahlen laufenden Kreisen gebildet, bald seidenartigen Röhren gleichend, bald kegel- oder glockenförmig, bald kleine, enge Säckchen bildend, bald das Innere von Erdlöchern oder Felsenspalten auskleidend, bald aus langen, einzelnen, unverbundenen Fäden bestehend. Man hat das Gewebe der S., besonders das die Eier umgebende, zur Weberei zu brauchen versucht, jedoch ohne Erfolg. Der Spinnfäden bedient man sich wegen ihrer Feinheit besonders zu Mikrometern. Die S. leben außer der Paarungszeit getrennt. Selbst bei der Paarung muß sich das Männchen dem größeren und stärkeren Weibchen vorsichtig nähern und sich nach vollbrachtem Werk schnell entfernen, um nicht vom Weibchen aufgefressen zu werden. Die meisten S. pflanzen sich durch Eier fort und haben gleich anfangs, nachdem sie aus den Eiern geschlüpft sind, ihre spätere Gestalt. Sie häuten sich, bis sie erwachsen und fortpflanzungsfähig sind, 5—6mal, und so lange Häutungen Statt finden, erzeugen sich auch verlorene Gliedmaßen wieder. Fäden können auch schon die jungen S., aber nur unregelmäßige Netze daraus bilden. Die S. leben einsiedlerisch an den verschiedensten Orten, die meisten auf dem Lande, einige Gattungen ausschließlich im Wasser; mehre S. können sogar auf dem Wasser laufen und Argyroneta aquatica (s. unten) baut sogar ihre glockige, durchsichtige Wohnung unter dem Wasser. Die S. nähren sich vom Raube lebender Insekten, vornehmlich von Zweiflüglern, welche sie mit ihrem Oberkiefer entströmendem Gifte tödten und dann aussaugen. Sie können sehr viel fressen, aber auch lange hungern; ihre Freßsucht schont selbst ihres Gleichen nicht, besonders wenn sie zusammen eingesperrt sind. Die im Freien lebenden S. sterben meist zu Anfang des Winters; nur einige größere Arten leben mehre Jahre. Die überwinternden S. sind meist Weibchen und noch nicht fortpflanzungsfähige Junge. Die größeren ausländischen Arten mögen im heißen Klima durch ihr Gift wohl selbst dem Menschen gefährlich werden können; der Biß der europäischen S. ist dagegen nur für Insekten tödtlich; selbst der Biß der Tarantel verursacht Menschen höchstens eine unbedeutende Entzündung. Verfolgt und verzehrt werden die S. besonders von Affen, Vögeln, Eidechsen, Fröschen, Kröten, Fangheuschrecken und Schlupfwespen. Die Kreuz- und Winkelspinnen gelten als Wetterpropheten, indem sie, wenn gutes Wetter bevorsteht, ihre Netze ausbessern sollen, was aber nicht immer zutrifft. Man theilt die S. ein in Vierlungler (Tetrapneumones), mit vier Luftlöchern am Grunde des Hinterleibes, welche entweder alle vier zur Lunge führen, oder die zwei vorderen zu Lungen und die zwei hinteren zu Luftröhren, vier Spinnwarzen und starken Beinen und Oberkiefern, in wärmeren Ländern einheimisch, und in Zweilungler (Dipneumones), mit zwei Lungensäcken und zwei Luftlöchern, sechs Spinnwarzen und meist dünnen Beinen. Zu jenen gehören die größten S., von denen einige mit den Beinen 7—8 Zoll spannen, wie die bekannte Busch- oder Vogelspinne (s. d.); zu diesen alle bei uns lebenden, ächten S. Dieselben zerfallen in die Familien der Jagd- od. herumschweifenden S. (Vagabundae), die kein Gewebe machen, sondern nur Fäden ziehen; und zu denen auch die Tarantel (s. d.) gehört, und der Weber oder ansässigen S. (Sedentariae). Zu letzteren gehören: die Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica *Walck.*, Aranea domestica *L.*), deren gereinigtes Gewebe früher gegen Wechselfieber gebraucht ward, jetzt aber nur noch als blutstillendes Mittel Anwendung findet; die Wasserspinne (Argyroneta aquatica *L.*), welche in stehenden Gewässern, den Hinterleib in eine Luftblase gehüllt, untertaucht und in einem dichten, wasserleeren, mit der Oeffnung nach unten gekehrten Gewebe von der Größe eines halben Taubenei's wohnt und von hier aus ihre Fangfäden an den Wasserpflanzen ausspannt; die Weberspinne (Theridium *Walck.*), kleine, im Herbst häufig auf ihren Fäden in der Luft herumschiffende Spinne; die Malmignatte (Latrodectus tredecim-guttatus *F.*), pechschwarz mit

13 blutrothen Flecken, in Italien, deren Biß bedenkliche Zufälle hervorbringen soll, und die Kreuzspinne (s. d.).

Spinnen, durch Zusammendrehen mehr oder weniger kurzer Fasern einen Faden von beliebiger Länge bilden. Man unterscheidet beim S. das Ausziehen des Materials oder die Anordnung der Fasern zu einem Faden, das Zusammendrehen, wodurch die aneinander gereihten Fasern vereinigt werden, und das Aufwickeln des Gesponnenen. Das Ausziehen geschieht bald mit der Hand, bald mittelst einer mechanischen Vorrichtung. Beim Drehen bekommen die Fasern eine Lage nach Art von Schraubenlinien, und zwar wie bei einem rechten Schraubengewinde (nur zu Tuch und tuchartigen Wollstoffen, sowie bei Seilerwaaren kommt auch entgegengesetzt gedrehtes Gespinnst in Anwendung). Zum Drehen und Aufwickeln dient eine Spindel, die auf verschiedene Weise in Bewegung gesetzt wird. Hiernach unterscheidet man das S. mit der Handspindel, auf dem Rade und auf Maschinen. Das älteste Spinngeräth, die Handspindel, wird nur noch in einigen Gegenden (Böhmen u. Schlesien) zum S. des Flachses benutzt. Sie besteht aus einem 0,3 Meter langen u. gedrehten Holz, welches in etwa 0,08 Meter Entfernung vom unteren Ende 15 Millimeter dick ist und sich von hier aus nach beiden Seiten hin zu einer Spitze verjüngt. Ein wenig unter der dicksten Stelle befindet sich ein schwerer, zinnerner Ring (Wirtel). Das Spinnmaterial wird an einen hölzernen Stock (Rocken) gebunden, welchen die Spinnerin neben sich aufstellt oder in den Gürtel steckt. Beim S. zieht die linke Hand die Fasern an, die Spindel ist am Ende des Fadens befestigt und wird am oberen schlanken Ende zwischen die Finger gefaßt und rasch um ihre Axe gedreht, wobei die Bewegung durch den Umschwung des schweren Ringes mehr Kraft und Dauer erhält. Während nun die Spindel herabhängt und fortwährend rotirt, verlängert sich der Faden, bis er endlich so lang geworden ist (nicht über 1,3 Meter), daß er aufgewickelt werden muß. Ist dies geschehen, so wird er an der Spitze der Spindel mit einer einfachen Schlinge befestigt und die Arbeit beginnt von Neuem. Die Spindel arbeitet sehr langsam, aber sie kann einen sehr schönen Faden liefern, dessen Feinheit nur durch die Güte des Materials und die Geschicklichkeit der Spinnerin beschränkt ist. Das Spinnrad besteht aus einem hölzernen Rade (Trift) von 0,3 — 0,5 Meter Durchmesser, welches mittelst eines an seiner kurbelförmigen, eisernen Axe eingehangenen Stabes (Knecht) durch den Tritt in Umdrehung versetzt. Neben (Bockräder) oder über (Galgenräder) dem Rade befindet sich die Spindel. Diese rotirt um ihre Axe und bildet an einem Ende ein kurzes, geräumiges Rohr, in welches der Faden eintritt, um es durch schräg gebohrte seitliche Oeffnungen wieder zu verlassen. Er geht dann auf ein gabelförmiges, auf der Spindel befestigtes Holzstück (Flügel, Gabel) und wird von kleinen Häkchen, die auf den mit der Spindel parallel laufenden Flügeln der Gabel befestigt sind, bald auf diese, bald auf jene Stelle der Spule geleitet. Letztere sitzt lose auf der Spindel. Das Spinnmaterial befindet sich auf einem senkrechten Stabe (Wocken, Rocken) und wird mit den Fingern in Fadenform ausgezogen. Eine endlose Schnur schlingt sich um das Rad und zugleich um eine Rolle der Spindel, so daß die Bewegung des Rades auf die Spindel übertragen wird. Die Spule ist dagegen festgeklemmt und bliebe bei der Bewegung der Spindel in Ruhe, wenn sie nicht durch den Faden, den sie von der Spindel erhält, in Rotation versetzt würde. Da der Faden aber nicht unnachgiebig straff angespannt ist, so bleibt die Spule in ihrer Bewegung etwas hinter der Spindel zurück. Macht letztere z. B. in einem gewissen Zeitraum 1000 Umdrehungen und beträgt die Länge des in dieser Zeit gebildeten und der Spindel zugeführten Fadens 1,25 Meter, der Umfang der Spule 0,125 M., so macht die Spule 990 Umdrehungen, und vermöge der 10 Umdrehungen, um welche sie hinter der Spindel zurückbleibt, wickelt letztere den Faden zehnmal (also 1,25 M.) herum. Diese 1,25 M. Faden erhalten 1000 Drehungen, deren mithin 8 auf 1 Centimeter fallen. Das Spinnrad übertrifft die Handspindel ganz entschieden in der Schnelligkeit der Arbeit, auch liefert es leichter einen stark gedrehten Faden. Dagegen macht es die Aufgabe, welche dem Faden im Spindelwerk obliegt, nämlich die Uebertragung der Bewegung auf die Spule, unmöglich, sehr feine Fäden zu spinnen. Zwar können auch feinste Batistgarne auf dem Rade gesponnen werden, doch erfordert dies besondere Einrichtungen, die für die allgemeinere Anwendung viel zu kostspielig sind. Spinnräder mit doppelter Spule, die also gleichzeitig zwei Fäden spinnen, bieten nicht viele Vortheile, denn da nun der einzelne Faden nur von Einer Hand gebildet werden soll, so muß man länger arbeiten und dies um so mehr, je vollständiger bei feinerem Gespinnst schon durch einen Faden die Aufmerksamkeit absorbirt wird. Für grobes Garn (6000—8000 M. auf 1 Pfund) und selbst noch für etwas feineres (10,000 — 20,000 M. auf 1 Pfd.) sind die Doppelräder recht empfehlenswerth. Spinnmaschinen liefern zu gleicher Zeit 30 — 500 und mehr Fäden und werden durch Wasser- und Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Sie sind nicht im Stande, aus dem Spinnmaterial unmittelbar und in einer einzigen Operation den Faden zu bilden, sondern erfordern stets eine stufenweise Behandlung. Mindestens sind zwei Operationen und zwei Maschinen nothwendig. Man erzeugt beim Vorspinnen einen groben und lockeren, sehr wenig oder gar nicht gedrehten Faden (Vorgespinnst, Vorgarn), welcher bei der zweiten Operation (Feinspinnen) in die Länge gezogen, mithin verfeinert und zugleich gedreht wird (Garn). Gewöhnlich gehen dem Vorspinnen noch andere Arbeiten voraus, welche die Fadengestalt des Materials vorbereiten, und wenn trotzdem das Maschinengarn billiger hergestellt werden kann als Handgarn, so liegt das nur daran, daß sich Arbeitszeit und Arbeitskosten auf eine große Anzahl gleichzeitig erzeugter Fäden vertheilen. Die größere Gleichmäßigkeit des Maschinengarns erklärt sich aus der mit mathematischer Regelmäßigkeit vor sich gehenden Bewegung des Mechanismus, welche aus dem gehörig vorbereiteten Material den Faden sich regelmäßig

entwickeln läßt, und ferner daraus, daß bei den Maschinen die Bewegungen des Ausziehens und Drehens in organischem Zusammenhang stehen und mithin im einzelnen Fall eine bestimmte Länge des Fadens stets die nämliche Anzahl Drehungen empfängt. Bei der Handspinnerei kann die Gleichmäßigkeit im Ausziehen des Fadens nur durch ungewöhnliche Uebung und Sorgfalt erreicht werden, und da die Drehung vom Ausziehen unabhängig erfolgt, so entbehren beide Bewegungen sehr oft des wünschenswerthen Einklangs. Baumwolle, Flachs und Wolle erfordern nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit eigenthümliche Vorrichtungen und Behandlung. Ueber die Maschinenspinnerei der Baumwolle ist bereits im Artikel Baumwolle das Nöthige mitgetheilt worden, und wir beschreiben hier besonders das Verspinnen des Flachses, indem wir bezüglich der Verarbeitung der Wolle auf den Artikel Wolle verweisen. Der Flachs, welcher auf Maschinen gesponnen werden soll, muß äußerst sorgfältig ausgehechelt sein. Bei der Handspinnerei kann der Finger etwaige Unreinigkeiten des Materials leicht bewältigen, aber der Mechanismus, welcher immer gleichmäßig arbeitet, erfordert auch ein stets gleichmäßiges Material. Im höchsten Maße gilt dies für das Werg, welches nach sorgfältigster Vorbereitung ein viel schöneres und feineres Garn als bei der Handspinnerei liefert. Diese höhere Verwerthbarkeit des Wergs wiegt die durch vielfältiges Hecheln vermehrte Kostspieligkeit des Flachses auf und bietet der Maschinenspinnerei einen großen und unentbehrlichen Vortheil. Dem Verspinnen gehen bei der Flachsverarbeitung zwei Operationen voraus. Man bildet zuerst ein Band von parallel liegenden und gerade ausgestreckten Fasern, welches die Grundlage des künftigen Fadens darstellt, und duplirt u. streckt sodann solche Bänder, um sie zu verfeinern und die Fasern darin auf das gleichmäßigste zu vertheilen. Zur Bildung der Bänder wird der Flachs zunächst der An- oder Auflegemaschine übergeben. Man legt ihn auf ein über zwei horizontale Walzen gespanntes endloses Zuführtuch, so daß er eine Breite von etwa 0,12 Meter einnimmt, die dünnen Enden der Risten gehörig über einander greifen und keine dünnen Stellen bleiben. Durch das Fortrücken des Tuchs gelangt der Flachs zwischen zwei glatte gußeiserne Walzen (Einziehwalzen) und wird, nachdem er diese passirt hat, von einer endlosen Kette feiner Hecheln aufgenommen, welche ihn in ihrer Bewegung etwas schneller fortziehen, als er ihnen aus den Einziehwalzen zukommt, und ihn daher ein wenig strecken. Eine viel stärkere Streckung erleidet der Flachs gleich darauf durch die beiden Streckwalzen, welche ihn aus den Hecheln herausziehen. Ihnen folgen noch zwei Paar Walzen, deren letztes (Abzugwalzen) den Flachs in Gestalt eines etwa 50 M. breiten Bandes in eine Blechkanne fallen läßt. Unter dem nun folgenden Dupliren und Strecken ist ein fortgesetztes Ausziehen der Bänder zu verstehen, wobei man 2 — 12 derselben zusammenlegt, so daß sie sich beim Durchgang durch die Maschine zu einem einzigen Bande vereinigen. Diese Operation wird zweimal, und zwar auf zwei übereinstimmend gebauten Maschinen ausgeführt. Dieselben haben drei Einführungswalzen, von welchen die dritte mitten über dem Zwischenraum der beiden ersten angebracht ist. Das Band geht aus den Blechkannen zuerst unter die erstere untere Walze hinein, dann zwischen dieser und der oberen Walze heraus, umfaßt die letzte auf der oberen Hälfte ihres Umkreises und läuft zwischen derselben und der zweiten unteren wieder hinab, setzt dann seinen Weg unter dieser Walze fort und gelangt auf die Hecheln, welche feiner als bei der ersten Operation sind. Das durch die Ablieferungswalzen endlich austretende Band ist nur noch etwa 25 Millimeter breit. Die Vorspinnmaschine ist den Streckmaschinen ähnlich, hat aber noch feinere Hecheln und statt der noch den Streckwalzen nachfolgenden Walzenpaare senkrecht stehende Spindeln, welche denen bei den Waterspinnmaschinen (s. unten) im Princip gleichen. Die Bänder werden einzeln oder duplirt über einen Einziehtisch zwischen die drei glatten eisernen Einführungswalzen geleitet, gelangen dann wieder durch Hecheln zwischen zwei Streckwalzen und endlich nach der vor oder unter der letzteren stehenden Spindel. Die Peripheriegeschwindigkeit der Hechelwalze ist auch hier ein wenig größer als die der Einführungswalzen und die Peripheriegeschwindigkeit der Streckwalzen viel größer als jene der Hecheln. Die Spule bleibt in ihrer Bewegung gegen die Spindel zurück und wickelt dadurch den Faden auf, der, um auf der Feinspinnmaschine die fernere Streckung ertragen zu können, höchstens $1\frac{1}{4}$ Drehung auf 25 Millimeter Länge besitzen darf.

Nachdem wir die Darstellung des Vorgespinnstes speciell für den Flachs beschrieben haben, sollen im Folgenden über die zum Feinspinnen dienenden Maschinen allgemeine Andeutungen gegeben werden. Um den Faden zu verfeinern, kann man ihn an einer Stelle festhalten und an einer andern mehr oder weniger entfernten Stelle anfassen und ausziehen. Hierzu dient die Presse, welche aus zwei horizontalen Balken besteht, die sich wie die Backen einer Zange öffnen und schließen können. Das Vorgespinnst ist durch die Presse geleitet und an der Spindel befestigt. Entfernen sich nun die geöffnete Presse und die Spindel von einander, so wird eine gewisse Quantität Vorgespinnst durch die Presse gezogen, bis sich die letztere schließt, und wenn dann die Bewegung fortdauert, so wird das zwischen Presse und Spindel befindliche Vorgespinnst gestreckt. Bei den Cylindermaschinen ist die Presse durch zwei übereinander liegende Walzen ersetzt, die, so lange sie rotiren, das Vorgespinnst passiren lassen, es aber zangenartig festhalten, sobald sie still stehen. Auch hier bewegt sich die Spindel auf ihrem Wagen von den Walzen fort. Bei andern Maschinen wird nicht ein großes Stück Vorgespinnst auf einmal gestreckt, vielmehr hat dieses successive auf den nach einander folgenden Stellen die Ausdehnung und Verfeinerung zu erleiden. Hiermit entsteht der Vortheil, daß die Streckung sehr beträchtlich sein kann, ohne daß ein Abreißen oder eine merkliche Ungleichheit in der Dicke des entstehenden Fadens eintritt. Man benutzt zu diesem Zweck Walzenpaare, welche um mehr als die Länge der im Vorgespinnst enthaltenen längsten Fasern von

einander entfernt sind, und von denen die hinteren sich schneller bewegen als die vorderen. Durch letztere tritt das Vorgespinst ein und wird mithin auf seinem Wege zu dem zweiten Walzenpaar gestreckt. Gewöhnlich ist noch ein drittes Walzenpaar vorhanden, welches ebenfalls eine Streckung des Fadens hervorbringt. Die untere Walze eines jeden Paars ist in der Regel von Eisen und mit Längenkerben versehen (Riffelwalze), die obere besteht aus Eisen oder Holz und ist mit Leder bekleidet. Die untere Walze allein erhält durch ein Räderwerk ihre Bewegung, während die obere, welche manchmal bedeutend größer ist und auf die unmittelbar der Druck einer Feder oder eines Gewichts wirkt, nur vermöge der Reibung ihres Umkreises an der Riffelwalze mit herumgeht. Auch im Bau der Spindeln weichen die Spinnmaschinen bedeutend von einander ab. Manche haben Stahlspindeln, die fast senkrecht stehen und auf welche der Faden unmittelbar aufgewickelt wird, andere haben Spindeln mit einer lose darauf steckenden Spule und einen Flügel ähnlich der Spindel des Trittrades, wobei der Spindel selbstständige Drehung ertheilt u. von dieser die Spule mit geringerer Geschwindigkeit nachgezogen wird. Auch diese Spindeln stehen in der Regel senkrecht, und zur gleichmäßigen Vertheilung des Gespinnstes auf der Spule wird letztere längs der Spindel auf und nieder geschoben. Durch endlose Schnüre, welche um rotirende Trommeln oder Walzen gehen, werden die Spindeln in sehr schnelle Umdrehung versetzt. Bei allen Spinnmaschinen wird der Faden während des Ausziehens gedreht, aber nicht alle wickeln den Faden während des Ausziehens auf. Die Spindel ohne Spule kann nicht anders als periodisch, die Spindel mit Spule nicht anders als kontinuirlich spinnen. Außerdem ist ersichtlich, daß die periodisch wirkenden Ausziehmechanismen nicht mit kontinuirlich spinnenden Spindeln kombinirt werden können. Hiernach ergibt sich folgende Uebersicht der vier Gattungen von Spinnmaschinen:

Presse zum Ausziehen; Spindeln ohne Spule: Jennymaschine,
Verziehwalzen (1 Paar); Spindeln ohne Spule: Cylindermaschine,
Streckwalzen (2, 3, 4 Paar); Spindeln ohne Spule: Mulemaschine,
Dsgl. ; Spindeln mit Spule: Watermaschine.

Bei der Jenny entfernen sich also während des Ausziehens Presse und Spindeln von einander u. nähern sich wieder, um den ausgezogenen Faden aufzuwickeln. Die Jenny wird kaum noch einzeln zum S. der Streichwolle (gekrempelte Schafwolle) angewandt; sie ist längst durch Cylindermaschinen verdrängt. Bei der Mulemaschine entfernen sich die auf einem Wagen befindlichen Spindeln von den Streckwalzen während ihrer Rotation, jedoch so, daß sie die Fäden noch etwas strecken. Zum Aufwickeln kehren die Spindeln zu den Walzen zurück. Auf Mulemaschinen wird das meiste Baumwollgarn und ein Theil des Kammwollgarns (Gespinnst aus gekämmter Schafwolle), namentlich Einschußgarn, welches ziemlich schwache Drehung empfängt, gesponnen. Auf die Watermaschine (Drosselstuhl), welche kontinuirlich arbeitet, und bei welcher der Faden, weil er die Spule nach sich ziehen muß, wie beim Trittrade einer ziemlichen Spannung ausgesetzt ist, können nur feste Fäden, nämlich solche aus langfaserigem Material oder die eine starke Drehung haben, auch nicht vom höchsten Grade der Feinheit sind, gesponnen werden. Die Watermaschine dient deshalb zum S. der am härtesten gedrehten harten Baumwollgarne, der Kettengarne aus Kammwolle und aller Gespinnste aus Flachs, Hanf und Hede.

Was nun speciell die Flachsspinnerei betrifft, so werden hier beim Feinspinnen zwei wesentlich verschiedene Methoden befolgt, nach beiden aber Watermaschinen angewandt. Nach der ersten Methode bleiben die Flachsfasern unversehrt und die Streckwalzen liegen 0,5 Meter von einander entfernt, so daß nie dieselben Fasern von zwei Paaren zugleich erfaßt werden können. Der Flachs wird entweder trocken oder naß versponnen. Im letzteren Fall bringt man fortwährend kaltes Wasser auf die Druckwalze (die in diesem Fall aus Buchsbaum besteht), oder läßt die messingene Riffelwalze in Wasser tauchen. Auf diesen Maschinen können Gespinnste nicht feiner als Nr. 50 englisch gesponnen werden. Die trocken gesponnenen Garne zeigen auffallende Ungleichheiten des Fadens, sind dabei weich und schlaff anzufühlen und rauh und wollig von Ansehen; die naß gesponnenen sind gleichförmiger, glatter, runder, dichter und härter. Nach der zweiten Methode, welche gegenwärtig die gebräuchlichere ist, wird das Vorgespinnst durch heißes Wasser geleitet, bevor es zwischen die Streckwalzen tritt. Letztere liegen nahe an einander, die Paare wirken daher gleichzeitig auf dieselben Fäden und zertheilen sie in ihre Elementarfäserchen. Diese Methode liefert feinere, gleichförmigere u. glattere Garne, weil die Fäserchen mittelst des erweichten Pflanzenleims zusammengeklebt werden. Die Glätte ist daher trügerisch, die aus solchen Garnen gewebten und gebleichten Leinen tragen sich baumwollartig rauh und zeigen oft auch schon vor dem Gebrauch eine auffallende, an Baumwolle erinnernde Weichheit. Die nach der ersten Methode und besonders die trocken gesponnenen Garne sind fester und elastischer und deshalb vorzugsweise geeignet, auf Kraftstühlen verwebt zu werden.

Spinnenthiere, s. v. a. Arachniden.

Spinner, s. Schmetterlinge.

Spinnmaschine, s. Spinnen.

Spinnrad, s. Spinnen.

Spinnstoffe, Fasern, die sich zur Verarbeitung auf Gespinnst eignen, stammen meist aus dem Pflanzenreich. Von thierischen S.n sind nur erwähnenswerth Schafwolle, Kaschmirwolle von der tübetanischen Ziege, Kämelhaar (Kämelwolle, Angorawolle, Mohair) von der Angora- oder Kämelziege, Kameelhaar vom Kameel, Alpakawolle, Vicunnawolle, Pferdehaare und Seide. Von den vegetabilischen S.n sitzt an den Samen die Baumwolle und aus der Fruchthülle stammt die Kokosnußfaser, die meisten aber sind Stengelfasern. Hierher gehören Flachs, Hanf, Jute, chinesisches Gras (Tschuma) von den chinesischen und ostindischen Nesselarten Boehmeria nivea und heterophylla; Ramée, Callooen, Calmoi von der ostindischen Boehmeria utilis; Rheahanf (Kankhura- oder Kallnihanf) von der ostindischen Urtica tenacissima; Nesselhanf von Urtica dioica; Bombayhanf (Palungar, Hibiscushanf, Umbaree, in-

discher Hanf, Bastardjute, Ambaree) von Hibiscus cannabinus; Sunn (Sunnhanf, Janapam, Sana-Janupa, Ghore Sunn, ostindischer, brauner Hanf, Madrashanf) von der ostindischen Crotolaria juncea; Mudar, zu den feinsten Gespinnsten geeignet, von der ostindischen Asclepias (Galotropis) gigantea; Sidahanf von der bengalischen, in den Gegenden an der unteren Rhone akklimatisirten Sida rhomboidea; Getee, starke seidenglänzende Faser von der ostindischen Marsdenia tenacissima; Dhunnehee von Sesbanea aculeata, widersteht dem Wasser und eignet sich besonders zu Seilerarbeiten; Moorva (Reyanda Marool) von Sanseveria ceylonica, sehr feste Faser, zu feineren Zwirnen u. Schnüren sehr geeignet, kommt aus Bengalen, von der chinesischen Küste, Java u. Ceylon; Bokharafaser, von der neuschottischen Melilotus leucantha major, steht zwischen Flachs und Hanf, läßt sich gut bleichen und spinnen; Putwa, Maralfaser von der ostindischen Bauhinia racemosa. Von Blattfasern sind erwähnenswerth Manilahanf (Pinas- oder Pisangfaser), neuseeländischer Flachs von Phormium tenax; Aloëhanf (Agavefaser, Pitta, Pite, Gayal, Nar, Magneyfaser) von westindischen, peruanischen u. ostindischen Agavearten; Ananasfaser (Pinna, Talli-Nanas), zarte, feine, feste, glänzende Faser, die vielfach zur Herstellung feiner Gewebe benutzt wird; Yuccahanf von Yucca gloriosa; Pandanusfaser, lange zähe Fasern von dem ostindischen Pandanus odoratissimus; Piassava (Pikabahanf), zu Seilerwaaren geeignet, von der guineischen Palme Attalia funifera; Gomotuh (Egoo, Anou, künstliches Pferdehaar), borstenartige schwarze Fasern von der Blattscheide der Gomotuhpalme Arenga saccharifera; Psens (vegetabilisches Roßhaar) von der ostindischen Chamaerops Ritchiana; Kitul, schwarze Faser von der Caryota urens auf Ceylon, wird in England zu Stricken und Matten verwendet; Crolls splinter, feste, aber grobe Faser aus Afrika, etwas weicher als Kokosfaser, wird in Hamburg zu Futtermatten verarbeitet.

Zur Unterscheidung der einzelnen Fasern gibt es viele Mittel, doch ist es immer schwierig, seltener vorkommende Fasern bestimmt nachzuweisen. Thierische und pflanzliche Fasern lassen sich leicht unterscheiden, weil sie aus ganz verschiedenen Stoffen bestehen, auch ist Baumwolle mit Flachs und Hanf wegen der großen anatomischen Verschiedenheit unter dem Mikroskop nicht zu verwechseln. Wenn aber, wie es bei den meisten übrigen Fasern der Fall ist, anatomischer Bau und stoffliche Zusammensetzung im Wesentlichen übereinstimmen, dann ist es oft sehr schwer, ein Unterscheidungsmerkmal aufzufinden. Pflanzenfasern brennen leicht, entwickeln einen schwach brenzlich säuerlichen Geruch und hinterlassen wenig Asche; Thierfasern brennen nur in unmittelbarer Nähe der Flamme, verlöschen, wenn man sie daraus entfernt, hinterlassen schwarze, glänzende, aufgeblähte, schwer verbrennliche Kohle und entwickeln Geruch nach verbranntem Horn. Aetzkalilauge von 6—7° B. (8 Proc. Alkaligehalt) löst thierische Faser (Seide schwer) und läßt vegetabilische unverändert. Salpetersäure von 36° B. färbt Wolle und Seide beim Kochen gelb, Leinen- und Baumwollfasern bleiben weiß, Aloëhanf wird rosenroth, Manilahanf lebhaft roth, neuseeländischer Flachs intensiv blutroth. Kocht man mit salpetersaurem Quecksilberoxydul 15 — 20 Minuten, so färben sich die thierischen Fasern lebhaft roth, während die vegetabilischen weiß bleiben. In einer gesättigten und mit 6 Theilen Wasser verdünnten Lösung von Pikrinsäure färben sich Wolle und Seide bei gewöhnlicher Temperatur in 6 — 10 Minuten hochgelb, während Baumwolle und Flachs weiß bleiben. Wollene und seidene bedruckte Waaren werden durch die Pikrinsäure nuancirt. Wolle und Haare (nicht Seide und vegetabilische Fasern) färben sich beim Liegen in einer kalten Lösung, die durch Kochen von 15procentiger Kalilauge mit $^1/_{100}$ Bleiglätte bereitet worden war, schwarz. Ueber die Prüfung von Leinwand auf Baumwolle s. Leinwand. Um Baumwolle in Wolle nachzuweisen, taucht man das Gewebe in eine Lösung von 1 Theil Alloxantin in 10 Theile Wasser, drückt es aus, hält es über ein Gefäß mit Ammoniakflüssigkeit, wäscht und trocknet es. Nur die Wolle ist dann karmoisinroth gefärbt. Seide und Baumwolle lassen sich dadurch unterscheiden, daß sich letztere leicht in koncentrirter Salzsäure, Seide dagegen in koncentrirter Salpetersäure löst. Nickeloxydulammoniak löst Seide zu einer bräunlichen Flüssigkeit, Baumwolle nicht. Kupferoxydammoniak löst ebenfalls Seide, aber auch Baumwolle, schwierig Wolle, Haare fast gar nicht. Aus der blauen Lösung fällt Salzsäure die Baumwolle in weißen Flocken, aber nicht die Seide. Aus der Nickeloxydulammoniaklösung wird auch die Seide wieder gefällt. Flachs- und Hanffaser lösen sich in Kupferoxydammoniak sehr langsam und werden durch Säuren wieder gefällt. Zur Prüfung eines Gewebes mit diesem Reagens behandelt man etwa 2 Quadratcentimeter des Gewebes mit 10—12 Kubikcentimeter der Lösung 4—5 Minuten lang mittelst eines Glasstäbchens. Seide löst sich in dieser Zeit vollständig. Schwarze Seide bedarf etwas mehr Flüssigkeit und längere Zeit, auch hinterläßt sie einige Flocken, die in verdünnter Salzsäure löslich sind. Die Lösung wird abgegossen und mit Salpetersäure vermischt, bis sie sauer reagirt. Ein entstehender Niederschlag zeigt Baumwolle an. Läßt man etwas mehr von dem Reagens 10 — 15 Minuten auf das Gewebe wirken, so löst sich die Baumwolle ebenfalls vollständig und nur Wolle bleibt zurück. Auf diese Weise kann man gefärbte und ungefärbte Gewebe prüfen. Bei allen Untersuchungen von Gespinnsten und Geweben thut man gut, zunächst die Appretur vollständig zu entfernen und die Fäden aufzulockern.

Spinnwebenhaut (arachnoidea), bindegewebige, gefäßlose, äußerst zarte, aber dichte Haut, welche das Gehirn und Rückenmark (arachnoidea cerebralis und spinalis) umgibt und zwischen die harte und weiche Hirn- und Rückenmarkshaut eingeschaltet ist. Die Entzündungen, namentlich auch die Tuberkulose der S. rufen sehr schwere Symptome hervor und enden in den meisten Fällen tödtlich. Vgl. Gehirn, Rückenmarkshäute 2c.

Spinola, Ambrosio, Marchese de los Balbazes, spanischer General, geboren 1569 zu Genua, zeichnete sich seit 1599 mehrfach in den

Diensten König Philipps II. von Spanien aus und unterstützte mit einem Corps von 9000 Mann alter italienischer und spanischer Truppen, nach Art der früheren Condottieren, den Erzherzog Albrecht von Oesterreich bei der Belagerung von Ostende (1602—4). Hierauf zum Generallieutenant und Kommandirenden aller in den Niederlanden kämpfenden spanischen Truppen ernannt, stand er seit 1605 dem Prinzen Moritz von Oranien in Flandern gegenüber; doch vermochte keiner einen wesentlichen Vortheil über den andern zu erlangen. Im Jahre 1620 von Spanien zur Unterstützung des Kaisers Ferdinand gegen die protestantischen Reichsfürsten abgesandt, drang er im August an der Spitze von 23,000 Mann in die Pfalz ein u. eroberte fast alle Städte des Hundsrücks, ward aber 1621 in die Niederlande berufen, wo er wieder Moritz gegenüberstand. Durch Entlassung der meuterischen italienischen Truppen geschwächt, konnte er den Krieg trotz der Eroberung Jülichs (1622) nur lau fortsetzen und erst im Sommer 1624 die Belagerung von Breda unternehmen, welchen Platz er am 5. Juni 1625 endlich zur Uebergabe zwang. Seitdem kränkelnd, mußte er den Oberbefehl niederlegen. Nur noch einmal trat er 1629 in Italien auf, indem er in dem Streit um das Erbe des Markgrafen von Mantua die Franzosen aus Montferrat vertrieb und sie in Casale einschloß. Er † am 25. Sept. 1630 zu Mailand.

Spinoza, Baruch oder Benedikt, einer der wenigen Denker ersten Ranges, welche die gesammte Geschichte aufzuweisen hat, wurde den 24. November 1632 zu Amsterdam von jüdischen Aeltern portugiesischen Ursprungs geboren und erhielt eine auf die künftige Bekleidung des Rabbinats abzielende Vorbildung. Sein ebenso tiefes als scharfsinniges Denken bekundete sich früh und brachte ihn schon während der Zeit des Unterrichts in eine gewisse Spannung mit dem Geist der Synagoge. Latein lernte er bei einem Arzte zu Amsterdam, Namens van den Ende, welcher seinen Schülern bisweilen freiere philosophische Ansichten radikaler Natur mittheilte. Die Hauptwendung im Leben des S. wurde durch das Verfahren der Synagoge veranlaßt. Nachdem man ihn zuerst durch beträchtliche Anerbietungen zu gewinnen und so zu einem Licht der jüdischen Geistlichkeit zu machen versucht hatte, stieß man ihn, als diese Bestrebungen an dem großen Sinn des Denkers gescheitert waren, in der härtesten Form aus der religiösen Gemeinschaft aus. Er protestirte vergeblich gegen dieses Verfahren und lebte dann bis an seinen Tod außerhalb jeglicher Religionsgenossenschaft. Auf Veranlassung seiner fanatischen Gegner, deren Haß selbst zum Attentat auf sein Leben führte, von den Behörden von Amsterdam ausgewiesen, hielt er sich in verschiedenen Orten auf und blieb schließlich dauernd im Haag. Bei allen Gelegenheiten bekundete er grundsätzlich eine Verachtung materieller Güter. Nachdem er auf seine Erbschaftsstücke zu Gunsten seiner Schwestern verzichtet und nur ein Bett zurückbehalten hatte, beschaffte er sich seine Existenzmittel zunächst durch Schleifen optischer Gläser. Anerbietungen seiner Freunde wies er wiederholt zurück und verstand sich einem seiner intimsten Freunde, Simon van Vries, gegenüber an Stelle der ihm zugedachten vollständigen Erbeinsetzung nur zur Annahme einer kleinen Pension. Eine Professur, die ihm von dem pfälzischen Kurfürsten angeboten wurde, lehnte er ab, indem er sich über die in Aussicht gestellte Lehrfreiheit und deren Maß etwas zweifelnd äußerte. Er blieb stets unverheirathet und führte ein fast ausschließlich der philosophischen Betrachtung gewidmetes Leben, beschäftigte sich indessen auch hin und wieder mit naturwissenschaftlichen Beobachtungen, die ihm vermöge seiner praktisch optischen Thätigkeit nahe lagen. Er † den 20. Febr. 1677 an der Lungenschwindsucht. Ueber die innere Entwickelung des Gedankenkreises S.'s weiß man wenig. Einerseits ist die talmudistische Vorschulung und andererseits hauptsächlich das Studium der cartesianischen Schriften in Anschlag zu bringen. Die erste Jugendarbeit S.'s war eine noch verhältnißmäßig unselbstständige Darstellung der cartesianischen Principien. Alsdann folgte der „Theologisch-politische Traktat", und zwar anonym (1670). Das epochemachende Hauptwerk, die „Ethik" (Ethica), wurde erst nach dem Tode S.'s von seinem Freunde, dem Arzte Ludwig Mayer, herausgegeben. Zwei unvollendete, ebenfalls nachgelassene Schriften, nämlich der „Politische Traktat" und die Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes (de intellectus emendatione), kamen noch hinzu. In dieser ganzen Gruppe von verhältnißmäßig wenig umfangreichen und sehr gedrängten Schriften sind nur zwei zugleich bedeutende und vollständige Arbeiten, nämlich der erwähnte „Tractatus theologo-politicus" und die „Ethica". Von diesen beiden Werken ist für die philosophische Spekulation eigentlich nur die Ethik von entscheidender Bedeutung und von höchster Originalität. Dieselbe ist ein System von Einsichten, welches die Gemüthsruhe und das befriedigende Gleichgewicht in der Anschauung von Natur- und Menschenleben zum Zweck hat. S. sucht die Aussöhnung mit der Beschaffenheit der Welt und des menschlichen Schicksals nicht in einem praktischen Verhalten, sondern in einer beschaulichen Weisheit. Die Anordnung der Ideen soll ausschließlich genügen, Befriedigung hervorzubringen. Es wird dahin gestrebt, alles im Lichte der Ewigkeit zu betrachten, und das besondere Schicksal des Einzelnen gleichsam in dem Weltschicksal unterzutauchen. Diese Ergebung in den als unabänderlich und mit Naturnothwendigkeit abspielend betrachteten Lauf der Dinge ist der Grundzug der spinozistischen Weltansicht. S. ist im letzten Grunde beinahe Theosoph zu nennen, und der Vorwurf des Atheismus hat nur Sinn vom Standpunkt ganz bestimmt gearteter Gestaltungen des Gottesglaubens. Gegenwärtig bezeichnet man die spinozistische Anschauungsweise häufig als pantheistisch; doch ist es nicht möglich, durch solche allgemeine und selbst sehr vage Rubriken die Eigenthümlichkeit der spinozistischen Weltanschauung zu kennzeichnen. Die Ethik des großen Denkers ist nach langer Vernachlässigung erst in diesem Jahrhundert wieder etwas, und zwar sehr einseitig im Kreise der schellingschen Philosophie studirt worden. Andere haben sich vorwiegend vom Stand-

punkt einer beschränkten Theologie an dieselbe gemacht, und so ist sie noch jetzt ihrem eigentlichen Gehalt nach nur äußerst oberflächlich berücksichtigt. Die gewöhnliche geschichtsphilosophische Ueberlieferung hält sich an die logischen Hauptkategorien, durch welche S. Natur und Welt zu denken suchte. Er überkam von Cartesius den Gegensatz von ausgedehntem und denkendem Sein und vereinigte ihn in den Begriff der Substanz, d. h. desjenigen, was durch sich selbst ist und auch durch sich selbst begriffen wird, also einer Ursache, die Ursache ihrer selbst ist. Alles ist ewige, unendliche Substanz. Was an ihr gedacht wird, ist Attribut. Uebrigens existiren nur Modi oder Arten und Weisen der Substanz. Diese Kategorien, auf die man oft das höchste Gewicht legt, haben gerade am wenigsten Werth, sowie überhaupt der Cartesianismus u. die ihm anklebende Schulsprache das weniger bedeutende Element in S.'s Schöpfungen sind. Das Bleibende seiner Leistung ist, so weit sich bis jetzt absehen läßt, seine Lehre von den Affekten, oder vielmehr seine Methode, die menschlichen Leidenschaften im Geist einer ächten Naturanschauung zu betrachten, sie als eine Art mechanisches Spiel zu zergliedern u. so die Aufstellung von Gesetzen über die Gemüthsbewegungen zu ermöglichen. Die Einzelnheiten des Gedankenkreises S.'s sind, ganz abgesehen von dem Gesammtsystem, von großem Werthe, und es ist nur zu bedauern, daß die Einkleidung der Ethik in die starre Darstellungsform der antiken Mathematik das Verständniß erschwert und auch ästhetisch unangenehm berührt. Wo S. ohne diese Form schrieb, oder wo er sich von derselben, wie in den Scholien der Ethik, theilweise emancipirte, entfaltete er die Größe und Kühnheit seiner Anschauungsweise am glänzendsten. Der „theologisch-politische Traktat" ist glücklicherweise nicht jenem Zwang der geometrischen Gliederung unterworfen. Er ist ausdrücklich zu dem Zweck geschrieben, die Ungefährlichkeit der freien Ansichtsäußerung für den Staat zu erweisen. Für die engere Philosophie sind die in einem Kapitel desselben enthaltenen naturrechtlichen, ein wenig an die Ideen des Engländers Hobbes anklingenden Auseinandersetzungen von Wichtigkeit. S. geht von dem Gedanken aus, daß das Recht eines Wesens, gleichviel ob Mensch oder Thier, ursprünglich nur durch seine Macht begrenzt sei, und gelangt alsdann zur eigentlichen Rechtsordnung erst durch die Idee, daß die Macht durch Vereinigung oder Association, d. h. überhaupt durch die Ausbildung einer gesellschaftlichen Daseinsform gesteigert werden und mithin auch das ursprüngliche Recht nur in dieser Richtung erweitert und vervollkommnet werden könne. Jedes Wesen strebt nun aber, einem Fundamentalsatz der Ethik zufolge, nach der mit Empfindung der Befriedigung verbundenen Steigerung seiner selbst. Es geht hiermit zu einem Zustande höherer Vollkommenheit über, der mit dem Gefühl der Lust oder Freudigkeit verbunden ist. Ganz analog strebt nun auch die Einzelmacht nach Vervollkommnung ihrer selbst als Glied einer gesellschaftlichen Ordnung, und so entsteht das Recht, welches über die bloße Naturmacht und deren Gravitation hinausgreift. So einseitig diese Theorie ist, so muß es doch als ebenso einseitig bezeichnet werden, wenn man in neuerer Zeit dem S. den plumpen Gedanken einer völligen Einerleiheit von Macht und Recht untergeschoben hat. Eine der Grundanschauungen S.'s ist die Betrachtung der Natur und der Menschenwelt als eines Systems der wirkenden Kausalität im Gegensatz der Berücksichtigung von Zwecken und Absichten. Dieser Gesichtspunkt beherrscht auch seine, die hobbesschen Ideen an Tiefe und Kühnheit weit hinter sich lassende Lehre vom Recht. Er fragt ganz einfach danach, wie die Rechtsordnung entstanden sei, indem sich Wirkung an Wirkung reihte, und wie so die ursprüngliche Isolirung und Verbindungslosigkeit der Menschen in gestaltete gesellschaftliche Zusammenhänge durch bloße Naturnothwendigkeit übergeführt worden sei. Ueber die Verwerfung der Zweckbetrachtung vergl. Teleologie. Selbst wenn das Nachforschen nach Zwecken und Absichten berechtigt ist, so hat doch die reine Kausalitätsbetrachtung stets eine selbstständige Bedeutung, und man kann sie und die ihr huldigende Anschauungsweise S.'s daher im Wesentlichen nur einseitig, aber nicht unwahr nennen. S. zeichnet sich gerade dadurch besonders aus, daß er die Natur und das menschliche Dasein als ein einziges, einheitliches und nach ewigen Gesetzen in der Form wirkender Ursächlichkeit bestimmtes System ansieht und alle Nothwendigkeiten dieses Systems als ursprüngliche Bestimmungen der Wesenheit der Substanz betrachtet. Was geschieht, ereignet sich aus der Natur der zu Grunde liegenden Wesenheit, und diese selbst kann nicht anders sein, als sie eben ist. Bei dieser absoluten Nothwendigkeit bleibt S. als bei seiner letzten Instanz stehen, und es ist mithin eine Unvereinbarkeit, bei der er sich beruhigt. Jegliche Nothwendigkeit ist ihrem Begriff nach bedingt und daher kann es keine letzte Nothwendigkeit geben. Von dieser Seite oder wenigstens in ähnlicher Richtung ist S. neuerdings von Schopenhauer kritisirt worden, der besonderen Anstoß an dem Grundbegriff einer Ursache nahm, die sich selbst Ursache sein soll, d. h. an der berühmten Vorstellung der causa sui. Die Abhandlung über die Emendation des Verstandes ist eine unvollendete Erkenntnißtheorie, die einzelne vortreffliche Ueberlegungen und Untersuchungen enthält und berechtigt ist, in die Reihe der verschiedenen erkenntnißtheoretischen Arbeiten der neueren Zeit ebenbürtig einzutreten. Der im Verhältniß zu den übrigen Schriften ziemlich beträchtliche Briefwechsel S.'s ist oft belehrender als die systematischen Werke. Gelegentliche Aeußerungen, in denen er seinen Freunden über unverstandene Punkte seines Systems Aufschluß gibt, orientiren uns nicht selten über die äußersten Grenzen und Verlegenheiten seines Denkens. So führt er z. B. in einer solchen gelegentlichen Aeußerung die Unmöglichkeit, die Unendlichkeit des Raumes zu fassen, auf die Verfassung unserer Phantasie zurück, und streift so an eine subjektivistische Erklärungsart, wie sie später von Kant in einer anderen Richtung in epochemachender Weise gehandhabt wurde. Eine neuere vollständige Ausgabe der Werke S.'s wurde von Paulus veran-

staltet (Jena 1802, 2 Bde.). Weniger gut ausgestattet und ohne die Biographie des Colerus ist die Ausgabe von Bruder (Leipzig 1844). Eine deutsche Uebersetzung, die in einzelnen Theilen brauchbar ist, lieferte B. Auerbach (Stuttg. 1841, 5 Bde.). Neuerdings haben die Holländer antiquarische Forschungen angestellt und ist auch das Manuskript einer Schrift „De deo et homine" aufgefunden, herausgegeben von Böhmer, welches dem S. zugeschrieben wird und als eine ältere Bearbeitung der Ethik anzusehen sein würde. Vgl. Sigwart, Der Spinozismus, historisch und philosophisch erläutert, Tübingen 1839; Thomas, S. als Metaphysiker, Königsberg 1840; Saintes, Histoire de la vie et des écrits de Spinoza, Paris 1842; Trendelenburg, Beiträge zur Geschichte der Philosophie, Berlin 1858, 2 Bde.

Spione, besoldete Kundschafter, welche man beauftragt, über die Kriegsrüstungen des Gegners, über die Vereinigungspunkte seiner Truppen, über Verpflegungsanstalten, wo möglich auch über die Absichten des feindlichen Feldherrn und dergleichen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen oder Beobachtungen anzustellen. Das Geschäft des Spionirens ist ebenso schwierig als gefahrvoll, da ein ertappter Spion in der Regel mit dem Tode bestraft wird.

Spira, Johannes de S. (Johann von Speier), wahrscheinlich einer der deutschen Buchdrucker, die nach der Eroberung von Mainz 1462 auswanderten und die Buchdruckerkunst weiter verbreiteten. Er war der erste Typograph zu Venedig. Seine ersten Werke sind die „Epistolae" Cicero's u. Plinius' „Historia naturalis" (Venedig 1469). Seine Ausgabe des Tacitus, zugleich die erste dieses Schriftstellers, ist das erste mit arabischen Blattziffern bezeichnete Buch. Nach seinem 1470 zu Venedig erfolgten Tode führte sein Bruder Wendelin de S. die Officin bis 1477 fort.

Spiräa *L.* (Spierstaude), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die 5 Blumenblätter und die 2—4samige Fruchtkapsel, Sträucher oder Stauden in den gemäßigten Ländern, mit einfachen und fiederigen Blättern und weißen, bisweilen rosenrothen Blüthen in schönen Sträußern, in zahlreichen Arten, worunter Zierpflanzen und Arzneigewächse. Von S. filipendula *L.*, Filipendelwedel, Erdeicheln, Haarstrang, ausdauernd, auf trockenen Wiesen und Rainen in Europa, mit einem 2 Fuß hohen Stengel, unterbrochen-fiederschnittigen Blättern, sprossenden Trugdolden und langen, fadenförmigen Wurzeln, an deren Ende kleine erbsengroße Knollen hängen, sind Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Herba s. Folia et Flores Filipendulae, als stärkendes, eröffnendes Mittel vorzüglich bei Krankheiten der Urinwerkzeuge, Blennorhöen und dergleichen in Gebrauch und wurden neuerlich auch gegen Wasserscheu empfohlen. Von S. ulmaria *L.*, Krampf- oder Wurmkraut, Geißbart, Wiesenkönigin, ausdauernd, auf feuchten Wiesen, an Bächen, durch ganz Europa und Nordasien, mit eckigem, 2—4 Fuß hohem Stengel, unterbrochen-gefiederten, unten weißfilzigen Blättern und Blüthen an sprossenden Rispen, als Zierpflanze mit schönen, starkgefüllten Blüthen, sind Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Herba et Flores ulmariae, vorzüglich als gelind-adstringirend, gegen Blutflüsse, Diarrhöen xc. in Gebrauch, während die Blüthen gegen Spulwürmer gute Dienste leisten. Auch von S. aruncus *L.*, Waldgeißbart, Geißwedel, mit dreifachgefiederten Blättern und 2häusigen Blüthen in rispenförmigen Aehren, ausdauernd, an feuchten Stellen in Bergwäldern, fast durch ganz Europa, waren früher Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Folia et Flores Barbae caprae, als gelindzusammenziehende und fieberwidrige Mittel officinell.

Spirale (v. Lat., Spiral- oder Schneckenlinie), krumme Linie, welche ins Unendliche fortgesetzte Umläufe um einen festen Punkt macht. Die einfachste u. am häufigsten vorkommende S. ist die des Archimedes. Dieselbe entsteht aus einem gegebenen Kreise in der Weise, daß sich ein Halbmesser desselben dreht und auf demselben oder einem Punkte seiner Verlängerung sich so bewegt, daß sein Abstand vom Mittelpunkt stets dem vom Halbmesser beschriebenen Winkel proportional und dem Halbmesser gleich ist, sobald dieser eine Umdrehung vollendet hat. Nach 2, 3, 4 xc. Umdrehungen ist der Abstand des beschreibenden Punktes vom Mittelpunkt der doppelten, drei-, vier- xc. fachen Länge des Halbmessers gleich. Andere S.n sind die Fermats, die logarithmische, hyperbolische, reciproke (die umgekehrte archimedische) und parabolische. Eine auf der gekrümmten Oberfläche eines Cylinders gezogene S. heißt eine cylindrische, z. B. die Schraubenlinie, eine auf der gekrümmten Kegeloberfläche eine konische, eine auf der Kugeloberfläche eine sphärische.

Spiralfeder, s. Uhr.

Spiralgefäße, s. Pflanze.

Spirato (ital.), in der Handelssprache s. v. a. im verflossenen Monat oder Jahr.

Spirdingsee, Landsee in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Sensburg und Johannisburg, 1,86 □Meilen groß, führt seine Gewässer durch den Pissek (Pysz) zum Narew ab, ist tief und fischreich und enthält 4 Inseln. Auf einer derselben (Teufelswerder) liegt das eingegangene, seit 1843 wieder befestigte Fort Lyck.

Spirige Säure (Spiraldehyd, salicylige Säure), stickstofffreie chemische Verbindung, welche man neben einem Kohlenwasserstoff und einer Art Stearopten beim Destilliren der Blüthen von Spiraea ulmaria erhält. Auch Kraut und Wurzelstock der Spiraea ulmaria, digitata, filipendula und lobata liefern Spiräaöl. Dagegen enthält das Kraut der strauchartigen Spiräen Spiraea aruncus u. sorbifolia Amygdalin und liefert bei der Destillation Bittermandelöl. Auffallend ist, daß auch Crepis foetida (Familie der Syngenesisten) Spiräaöl gibt. Dasselbe wird ferner erzeugt, wenn man Salicin mit Schwefelsäure und chromsaurem Kali destillirt und wenn man Chinasäure der trockenen Destillation unterwirft. Wahrscheinlich ist es in den Spiräablüthen aus Salicin hervorgegangen, da die Knospen, nachdem man sie zuerst mit Wasser destillirt hat, von Neuem

das Oel liefern, wenn sie mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure behandelt werden. Das Spiräaöl ist gelblich, stark aromatisch, dem Bittermandelöl ähnlich riechend, vom specifischen Gewicht 1,17, erstarrt bei — 20°, siedet bei 196,5°, ist in Wasser etwas, in Alkohol und Aether leicht löslich, gibt beim Erhitzen mit Kalihydrat Wasserstoff und spiroylsaures Kali. Seine Lösung färbt Eisenoxydsalze roth. Es wirkt reizend auf die Schleimhäute und geht unverändert in den Harn über. Es röthet und bleicht Lackmus und bildet eine Reihe meist krystallinischer Salze, die den Salzen der Benzoësäure isomer sind, Eisenoxydsalze stark violett färben und beim Uebergießen mit stärkeren Säuren den Geruch nach Spiräaöl entwickeln. Manche, wie das Silbersalz, bräunen sich schnell an der Luft und hauchen einen rosenähnlichen Geruch aus. Nur die Alkalisalze sind in Wasser löslich. Die Umsetzungsweisen des Spiräaöls sind meist sehr analog denen des Bittermandelöls, mit Salzbildern gibt es gerade wie letzteres Substitute, welche aber den Charakter von Säuren haben. Chlorspiroyl (Chlorsalicyl) krystallisirt in farblosen Tafeln, ist nicht in Wasser, wohl aber in Alkohol, Aether und wässerigen Alkalien löslich, riecht widrig, schmeckt pfefferartig und bildet eine Reihe von Salzen. Durch Aufnahme von 2 Atomen Sauerstoff geht die s. S. in Spiroylsäure (Salicoylsäure) über. Diese nähert sich in ihren Eigenschaften am meisten der Benzoësäure, krystallisirt in geruchlosen Prismen, schmeckt süßlich, hintennach stechend, schmilzt bei 158°, sublimirt bei 200°, ist in kaltem Wasser schwer löslich und zerfällt bei der trockenen Destillation ihrer Salze in Kohlensäure und Phenylsäure. Die Spiroylsäure ist zweibasisch, sie liefert mit Salzsäure und chlorsaurem Kali röthliches Chloranil, mit kochender Salpetersäure Nitrosalicoylsäure und mit kochender rauchender Salpetersäure Pikrinsäure. Sie färbt Eisenoxydsalze intensiv violett, ihr Kalksalz bildet große Oktaëder, ihre Ammoniak-, Kali- und Barytsalze seidenglänzende Nadeln. Destillirt man die Spiroylsäure mit Methylalkohol (Holzgeist) und Schwefelsäure, so entsteht ein saurer Aether (Methylspiroylsäure), welcher sich in der Natur fertig gebildet im Oel der Gaultheria procumbens (Newjersey) findet und auch durch Destillation von Lindenrinde, sowie von den Blüthen der Monotropa hypopitis gewonnen wird. Das Oel der Gaultheria ist beinahe farblos, von 1,18 specifischem Gewicht und siedet bei 122°, es wird als Oil of wintergreen zu Zwecken der Parfümerie in den Handel gebracht und zerfällt beim Kochen mit Kalilauge in Spiroylsäure und Methylalkohol.

Spiritualen (v. Lat.), Sittenaufseher in den Priesterseminarien; dann Partei der strengeren Franciskaner, welche 1294 als besonderer Orden der Cölestinereremiten anerkannt ward, aber nach Annullirung dieser Anerkennung 1302 sich mit den ketzerischen Begharden verband.

Spiritualis (lat.), geistig, dem Materiellen entgegengesetzt, daher Spiritualia, geistige oder geistliche Angelegenheiten, Glaubenssachen.

Spiritualismus (v. Lat.), dasjenige metaphysisch-psychologische System, welches die menschliche Seele für ein rein geistiges oder absolut immaterielles Wesen erklärt.

Spiritualisten (v. Lat.), in Nordamerika Name der Anhänger der Klopfgeisterei (s. Tischrücken), welche annehmen, daß die Seelen der Abgeschiedenen noch mit der Welt in Beziehung stehen und vermittelst eines sogenannten Mediums mit den Menschen in Gespräch und Verbindung treten können. Sie bilden eine Art Sekte, die an $1\frac{1}{2}$ Millionen Mitglieder zählt und 1863 bereits eine besondere Literatur von 500 Schriften und 30 Zeitschriften besaß. Vgl. Capron, Modern spiritualism, Boston 1855.

Spirituoso (ital.), musikalische Bezeichnung, mit Geist und Feuer.

Spiritus (lat.), das Wehen des Windes, die bewegte Luft; der Athem, Hauch und, weil dieser als das Belebende (Geistige) des Körpers oder als das erzeugende (Lebens-) Princip desselben gedacht wurde, alles Feine, Dünnflüssige, Flüchtige, was zugleich auf den Organismus anregend, belebend einwirkt, daher auch der flüchtige Theil des Weins (Weingeist, vergl. Alkohol). In der Grammatik der griechischen Sprache bezeichnet S. den starken oder scharfen und den gelinden oder schwachen Hauch (spiritus asper und spiritus lenis), der über jeden Vokal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im ersten Fall durch das Zeichen ʽ, im zweiten durch ʼ ausgedrückt wird.

Spiritus familiaris (lat.), Schutzgeist eines Hauses oder einer Familie.

Spiritus vini (lat.), s. v. a. Weingeist, s. Alkohol.

Spirometer (v. Griech., Athemmesser), ein von Hutchinson angegebener Apparat, welcher dazu dient, das Luftquantum zu bestimmen, welches beim Athmen in die Lungen aufgenommen wird. Der S. ist eine Art Gasometer. Er besteht aus einem mit einem Boden versehenen und oben offenen cylindrischen Blechgefäß, in welchem ein etwas kleinerer, unten offener und oben geschlossener Blechcylinder steckt. Der Apparat wird mit Wasser gefüllt. Ueber dem Wasserspiegel mündet eine in der Axe der Cylinder liegende Röhre, welche vom Boden des äußeren Blechcylinders aufsteigt, und deren unteres Ende in eine mit einem Mundstück versehene elastische Röhre übergeht. Athmet man nun die Luft in die elastische Röhre aus, so wird die Luft über dem Wasserspiegel den inneren Blechcylinder emporheben müssen. Damit die Ausathmungsluft nicht das Gewicht des Blechcylinders zu überwinden hat, wird der letztere durch Gewichte äquilibrirt, welche durch Fäden, die über Rollen laufen, dem Cylinder in jeder Lage das Gleichgewicht halten. Die Menge der in den Cylinder eingetriebenen Ausathmungsluft wird an einer Skala abgelesen. Der erwachsene Mensch athmet in der Körperruhe, wenn er nicht auf sich achtet, mit jedem Athemzug etwa 500 Kubikcentimeter Luft aus und natürlich auch ebenso viel ein. Athmet man möglichst tief ein und unmittelbar darauf wiederum möglichst vollständig aus, so befördert man etwa 3200 Kubikcentimeter Luft aus der Lunge nach außen, wobei aber immer noch cirka 1200 Kubikcentimeter in den Lungen zurückbleiben. Wenn nun ein Theil der Lunge durch krankhafte Prozesse (z. B. Lungen-

tuberkulose) luftleer geworden ist, oder wenn die Lungenbläschen die in ihnen enthaltene Luft nicht genügend auspressen können (Lungenemphysem), so wird das Maximum der Ausathmungsluft ein geringeres werden, als es im Normalzustand ist. Man wird also umgekehrt aus einer Verringerung der Ausathmungsluft auf krankhafte Veränderungen in der Lunge zurückschließen dürfen. Doch sind die Resultate in letzterer Beziehung ziemlich trügerisch, weil eine gewisse Uebung dazu gehört, die Lungen erst möglichst voll zu nehmen und dann wieder möglichst zu entleeren. Man wird also die Athmungsgröße leicht zu gering veranschlagen. Man wird die volle Athmungsgröße auch mit dem S. nicht bestimmen können, wenn der zu Untersuchende dazu nicht den guten Willen und das Geschick mitbringt. Aus diesem Grund hat das S. für die ärztliche Praxis keine bleibende Bedeutung gewinnen können, wohl aber gibt es für physiologische Zwecke in den Händen guter Beobachter ein werthvolles Instrument ab.

Spissitas (lat.), die Verdickung flüssiger Stoffe, z. B. des Blutes.

Spital (v. Lat.), s. v. a. Hospital.

Spithead, s. Portsmouth.

Spitta, Karl Johann Philipp, geistlicher Liederdichter, geboren den 1. Aug. 1801 zu Hannover, studirte zu Göttingen Theologie, ward 1830 Garnisonspfarrer in Hameln, 1837 Parrer in Wichold bei Hoya, 1847 Superintendent zu Wittingen in der Landdrostei Lüneburg, 1853 Superintendent zu Peine in der Landdrostei Hildesheim und im Juli 1859 Superintendent in Burgdorf, wo er den 26. September desselben Jahres †. Außer einzelnen Predigten veröffentlichte er „Psalter und Harfe" (Leipzig 1833, 27. Aufl. 1864), eine Sammlung geistlicher Lieder, die durch Vollendung der Form und Wohllaut, Innigkeit und wahrhaft christliches Gepräge die besten derartigen Produkte der Neuzeit sind. Doch sind sie größtentheils nicht zum kirchlichen Gebrauch, sondern für die häusliche Erbauung bestimmt. Viele derselben sind von Becker, K. E. Hering, Mühling, Roda und Koch komponirt worden; anderen liegen ältere Kirchenmelodien zu Grunde. Vgl. Münkel, K. J. Ph. Spitta, ein Lebensbild, Leipzig 1861.

Spittler, Ludwig Timotheus, Freiherr von, berühmter Geschichtschreiber und Publicist, geboren am 10. Nov. 1752 zu Stuttgart, widmete sich in Tübingen u. Göttingen theologischen und historischen Studien, ward 1778 Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen und 1779 Professor der Philosophie zu Göttingen, wo er sich als Lehrer der Geschichte großen Ruf erwarb, kehrte aber 1797 als Präsident der Oberstudiendirektion und wirklicher Geheimerath in sein Vaterland zurück; 1806 ward er auch zum Kurator der Universität Tübingen u. Minister ernannt und zugleich in den Freiherrenstand erhoben. Er † den 14. März 1810. Von seinen Schriften sind zu bemerken: „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor" (Halle 1778); „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Göttingen 1782, 5. Ausg. 1813); „Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen" (das. 1783); „Geschichte Würtembergs" (das. 1783); „Geschichte des Fürstenthums Hannover" (1786); „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (Berlin 1793, 2 Bde.; 3. Aufl., von Sartorius, 1823); „Geschichte der dänischen Revolution 1660" (Berlin 1796). Seine geistreich skizzirten „Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums" wurden mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamburg 1824—28; vervollständigt von Paulus, Heidelb. 1826) und seine „Geschichte der Kreuzzüge" und die „Geschichte der Hierarchen von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation" von K. Müller (Hamb. 1827—28) herausgegeben. Viele Abhandlungen S.s befinden sich im „Göttingenschen historischen Magazin", das er mit Meiners herausgab. Seine sämmtlichen Werke gab sein Schwiegersohn, K. von Wächter, (Stuttgart 1827—37, 15 Bde.) heraus. S. verband mit ernster Quellenforschung philosophischen Geist und lichtvolle Darstellung bei sinnreicher Kürze, hellen politischen Blick und Sicherheit des Urtheils. Vgl. Planck, Ueber S. als Historiker, Göttingen 1811.

Spitzbergen (früher Neuland oder König Jakobs Neuland, von den Grönlandsfahrern auch Ostgrönland genannt), eine bald zu Europa, bald zu Nordamerika gerechnete Inselgruppe im nördlichen Eismeer, nordöstlich von Grönland, erstreckt sich von 76° 30′ bis 80° 40′ nördl. Br. und von 27° 40′ bis 43° 40′ östl. L. (von Ferro), ist somit das nördlichste bekannte Land der Erde und besteht aus 3 größeren Inseln (dem eigentlichen Spitzbergen, Nordostland und der Edgesinsel) und mehren kleineren Eilanden, welche einen Gesammtflächenraum von ungefähr 1400 □Meilen einnehmen. Ein wildes, stürmisches Meer umfluthet diese Inselgruppe, die im Sommer von Eisschollen umgeben, im Winter von festen, oft mehre hundert Fuß hohe Wände bildenden Eismassen eingeschlossen ist. Die Hauptinseln sind hoch, steigen mit steilen Ufern aus dem Meer auf und erheben sich in einzelnen Bergen, die in scharfe Spitzen auslaufen (daher der Name der Gruppe), bis zu 4000 Fuß. Die Hauptgebirgsart ist Granit, von Vulkanen oder vulkanischen Produkten findet sich nichts vor. Das Klima ist rauh und kalt, aber im Verhältniß zu den arktischen Ländern Nordamerika's immerhin noch mild, was dem Einfluß des Golfstroms zuzuschreiben ist; die mittlere Jahrestemperatur beträgt unter 78° nördl. Br. — 7° R. (ist also um mehre Grad milder als in Nordamerika unter 74°); für die verhältnißmäßige Milde der Winter spricht auch, daß das Rennthier auf S. überwintern kann. Die Vegetation ist äußerst gering, da die Erdrinde nur während weniger Wochen im Sommer, wo die Sonne nicht untergeht, von Eis und Schnee frei ist; von baumartigen Gewächsen finden sich nur Zwergbirken und Zwergweiden, welche aber bloß einige Zoll hoch werden, außerdem einige Arten Schilfe, Moose und Flechten. Fließende Wasser gibt es nur zur Zeit der Schneeschmelze. Von Landsäugethieren kommen vor: das Rennthier (sehr zahlreich), der Eisbär, der arktische Fuchs und eine Art Lemming; dagegen sind die Küsten reich an Wallrossen und Robben und im Westen finden sich viele Wallfische. Auch gibt es einige Landvögel u. mehre Arten Wasservögel; von Insek-

ten findet sich nur eine Art von Blattlaus. Das Mineralreich bietet Granit (reich an edeln Granaten), Glimmerschiefer, Marmor u. Steinkohlen. Eingeborne oder auch nur ansässige Bevölkerung hat keine der Inseln, doch halten sich bisweilen einzelne russische Jäger mehre Jahre lang auf denselben auf, und während der Sommermonate werden sie von Wallfischfängern besucht, wenn auch nicht mehr so zahlreich wie im 17. und 18. Jahrhundert, wo die Gruppe der Sammelplatz aller Wallfischfänger war u. an den Küsten vielfach blutige Kämpfe um das alleinige Privilegium des Wallfisch- und Robbenfangs zwischen Engländern, Holländern, Dänen und Franzosen geführt wurden, bis durch Uebereinkunft gewisse Baien und Sunde den verschiedenen Nationen zugetheilt wurden. Keine der seefahrenden Nationen besitzt dauernde Niederlassungen auf den Inseln und auch keine macht Anspruch auf den Besitz der Gruppe. Die Hauptinsel, vorzugsweise S. genannt, wird durch die Weide-Bai im Norden und das Weide-Jans-Water (Stor-Fjord) im Süden in 2 ziemlich gleich große Halbinseln (Westspitzbergen und Neufriesland) geschieden. Die Nord- und Südküste ist Tiefland und hat mehre Baien mit Ankerplätzen. Die Westküste, welche die Hauptstationen der Wallfischfänger hat, ist ebenfalls reich an Baien und guten Ankerplätzen, hat meist hohe, steil zum Meer abfallende Berge und nur hier und da einen schmalen Küstensaum. Das Innere und die Ostküste sind noch gar nicht erforscht. Von den Vorgebirgen ist das Südkap oder Kap Lookout das bekannteste. Nordöstlich von der Hauptinsel und von dieser durch die Waygatz- oder Henlopenstraße getrennt liegt die Insel Nordostland mit der Brunswickbai; sie ist klimatisch noch ungünstiger gestellt als jene, auch noch unzugänglicher und daher noch weniger bekannt als sie. Die Edgesinsel (Südostinsel, Stans-Foreland), von der Hauptinsel nördlich durch den Walter Thymens Fjord, westlich durch das Weide-Jans-Water getrennt, ist ebenfalls wenig bekannt und wird von Wallfischfängern fast gar nicht mehr besucht. Von den zahlreichen kleineren Inseln sind die bedeutendsten: die Sieben Inseln im Norden, Prince-Charles-Foreland im Westen und die sogenannten Tausend Inseln (in der That aber noch nicht 100) im Süden. S. wurde nach Einigen 1533 von dem Engländer Sir Hugh Willoughby, nach Anderen 1594 von den Holländern Barentz, Heemskerke und Cornelis Ryp entdeckt. Näher erforscht wurden die Inseln in neuerer Zeit besonders von William Scoresby (1817—18), Parry (1827), Lamont (1859) und O. Torell, dem Führer von schwedischen Expeditionen (1857, 1858 und 1861). Vgl. Löwenigh, Reise nach S., Aachen 1830; Parry, Tour voyages to the North Pole, Lond. 1833, 5 Bde.; Robert, Briefe aus dem hohen Norden, die französisch-skandinavische Expedition nach S. betreffend, Hamburg 1840.

Spitzen (franz. dentelles, points, engl. lace), bandartige gemusterte Streifen aus Leinenzwirn, Baumwollengarn, Wolle, Seide, Gold- und Silbergespinnst, werden auf verschiedene Weise hergestellt. Zu den gewirkten oder Maschinenspitzen gehören die auf dem Webstuhl angefertigten Webspitzen oder Weblanten, welche jetzt kaum noch vorkommen, ferner auf dem Strumpf-, dem Petinet- und Posamentirstuhl erzeugte Fabrikate und die auf der Bobbinetmaschine gewirkten S. von Wolle oder Seide. Die geklöppelten S. werden wie Netze durch Verschlingung verschiedener feiner gezwirnter Fäden gefertigt. Letztere sind auf die Klöppel, kleine hölzerne Kegel, welche oben nur mit einem Knopf, unten mit einem Rande versehen sind, gewickelt, und von diesen Klöppeln braucht man zu den feinsten S. über 200. Das Muster ist auf einem Papierstreif mit Nadeln ausgestochen und wird der Länge nach auf ein gepolstertes Kissen befestigt. Der Zwirn ist an Nadeln befestigt, die auf dem Kissen stecken, die Arbeiterin bildet nun eine zweite Reihe Nadeln, um welche die nächsten Maschen durch Verschlingen oder Verknüpfen gebildet werden. Das Klöppeln ist eine sehr mühsame Arbeit und wird in Deutschland besonders auf dem sächsischen Erzgebirge betrieben. Annaberg, Schneeberg, Wiesenberg, Schwarzenberg, Grünhayn liefern die schönsten S., die den brabantern wohl kaum nachstehen. Die Bobbinetmaschine hat das Klöppeln zurückgedrängt, so daß jetzt hauptsächlich nur noch seidene Blonden und sehr feine große blumige Muster, welche die Bobbinetmaschine in gleicher Zeit nicht liefern kann, ferner starke leinene S. (Bettspitzen) und Spitzenmuster, die man auf Maschinenspitzengrund aufnäht (Applikationsspitzenwaare), gefertigt werden. Genähte S. haben geklöppelten, gewirkten oder genähten Grund, und das Dessin ist aus freier Hand mit der Nadel künstlich ausgenäht oder gestickt. Diese S. werden besonders in Mailand, Venedig, Frankreich und Belgien gefertigt. Die feinsten S. sind die brabanter. Man fertigt sie in Brüssel, Antwerpen, Mecheln und Gent aus dem feinsten, zweimal gebleichten, gezwirnten und nochmals gebleichten Flachsgarn und gibt ihnen sehr geschmackvolle Muster und große Festigkeit. In letzterer Beziehung werden sie noch von den valencienner S. übertroffen, die indeß weniger fein, weiß und glänzend und mit weniger reichen Mustern versehen sind. Points de France sind feine oder ordinäre Sorten weißer Zwirnspitzen, welche zu Argenton gemacht und wegen ihrer Dauerhaftigkeit geschätzt werden. Englische S. nach Art der brabanter, aber im Allgemeinen geringer, kommen besonders von Dorset, Buckingham, Northampton &c. Seit dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts machte sich die Maschine in der Spitzenindustrie geltend, und jetzt kommt kaum der vierte Theil der gesammten europäischen Spitzenproduktion auf die Handarbeit. Da die Maschinen indeß nur die ordinären und mittleren Sorten liefern können und diese durch ihre Billigkeit sich einen größeren Konsumtionskreis errangen, so hat sich trotz der Einführung der Maschinen die Handarbeit mit alleiniger Ausnahme des böhmischen und sächsischen Erzgebirges keineswegs vermindert, sondern in einigen Gegenden Frankreichs und Belgiens sogar vermehrt. Auf dem Erzgebirge fehlte es an Organisation der Arbeitskräfte, während der Hang am Althergebrachten alle Neuerungen,

in denen Frankreich und Belgien vorangingen, ausschloß. Man fertigte nur geklöppelte S., die von der Bobbinetmaschine sehr bald und billiger nachgemacht wurden, so daß die Handarbeit nicht mehr konkurriren konnte und die Löhne mehr und mehr sanken. Für kunstvollere, feinere S., welche einige Fabrikanten arbeiten ließen, fehlte in Deutschland der Markt, und die Ausfuhr nach Frankreich und Rußland, wo auch die theuersten S. Käufer finden, war durch ungünstige Zollverhältnisse sehr benachtheiligt. Erst in den letzten 10 Jahren hat sich die Industrie im Erzgebirge wieder gehoben. Es existiren dort 25 Klöppelschulen, die Zahl der Arbeiterinnen beträgt 20,000 und ebenso viel Personen betreiben das Klöppeln nebenbei und zeitweilig. Im böhmischen Erzgebirge kann die Zahl der Arbeiterinnen ebenfalls auf 20,000 geschätzt werden. Die Haupthandels- und Fabrikplätze sind jetzt Schneeberg, Eibenstock und Annaberg. Obgleich immer noch die geklöppelten S. das überwiegende Fabrikat bilden, so fertigt man doch auch nicht wenig genähte S. Letztere werden seit 1855 auch im hirschberger Kreise in Schlesien von 1200 Arbeiterinnen gefertigt. Man macht besonders brüsseler und valencienner, die ihren Markt in Paris finden. In beiden Flandern, Brabant und Antwerpen gibt es 120—125,000 Arbeiterinnen u. ihr Fabrikat hat einen Werth von 40,000,000 Francs. In der Schweiz hat sich die Spitzenklöppelei u. Spitzennäherei hauptsächlich in den Kantonen Bern, Schwyz, Thurgau, Waadt, Neuenburg und Genf eingebürgert. Die gesammte europäische Spitzenmanufaktur soll 800,000 Menschen beschäftigen und einen Werth von 112,000,000 Gulden repräsentiren. Hiervon kommen auf die mit Nadeln und Klöppeln gefertigten S. 60,000,000 Gulden und 600,000 Arbeiter und auf die Erzeugnisse des Bobbinetstuhls 52,000,000 Gulden und 200,000 Arbeiter, während sich, wie oben erwähnt, das Produktionsquantum wie 1:3 stellt. Die Zahl der Bobbinetstühle soll in Europa 4500, die der Kettenstühle 450 betragen und diese befinden sich größtentheils in England.

Spitzkugeln, Geschosse, welche die Form einer Halbkugel oder eines kurzen Cylinders mit darauf gesetztem Kegel von gleicher Grundfläche haben, und mit denen sowohl sicherer, als auf weitere Entfernung hin geschossen werden kann als mit den gewöhnlichen runden Kugeln.

Spitzmaus (Sorex), Säugethiergattung aus der Ordnung der Fleischfresser und der Abtheilung der Insektenfresser, charakterisirt durch die rüsselartig verlängerte Schnauze, oben und unten 2 Vorderzähne (die oberen mit 2 Spitzen, die unteren gezähnelt und vorwärts geneigt), die kleine, mit einem Deckel zum Schließen des Ohrs beim Untertauchen versehene Ohrmuschel u. den langen behaarten Schwanz. Es gehören hierher mäuseähnliche, meist nächtliche, in Erdlöchern von Insekten, Würmern und todten Mäusen lebende Thiere, deren zahlreiche Arten im Einzelnen noch nicht genau bestimmt sind. Sie fressen nie Pflanzen und richten daher keinen Schaden an, sind vielmehr durch Vertilgung schädlichen Gewürms nützlich. Hunde und Katzen fressen sie wegen der aus einer Drüse an der Seite des Rumpfes sich absondernden, bisam- oder urinartig riechenden Feuchtigkeit nicht, sondern beißen sie nur todt. Doch sind die Spitzmäuse durchaus nicht giftig, und es ist eine Fabel, daß sie Pferden in den Leib kröchen. Sie sind äußerst gefräßig und bedürfen täglich an Nahrung fast so viel, als sie selbst wiegen, daher sie beständig nach Nahrung umherschnuppern. Sie sind über die ganze Erde, mit Ausnahme der Australländer, verbreitet. In Europa sind 6 Arten einheimisch, nämlich: die Wasserspitzmaus (S. fodiens *Pall.*), mit braunen Zahnspitzen, reihenweise stehenden steifen Schwimmborstenhaaren an den Zehen und einem Kiel langer Haare unten am Schwanz, schwarzbraun, unten weißlich, fast 3 Zoll lang mit 2 Zoll langem Schwanz, häufig an Gewässern fast allenthalben in Europa; die gemeine S. (S. vulgaris *L.*), mit braunen Zahnspitzen, ohne Schwimmborsten an den Zehen und am Schwanz, der kürzer als der Rumpf und kurz behaart ist, 2½ Zoll lang, allenthalben häufig sich findend; die Zwergspitzmaus (S. pygmaeus *Pall.*, S. exilis *L.*), der vorigen ähnlich, aber kleiner, das kleinste bekannte Säugethier, 1 Zoll 10 Linien lang mit 1 Zoll 3 Linien langem, borstigem geringelten Schwanz, in Sibirien häufig, in Deutschland in Schlesien, Mecklenburg ꝛc.; die Hausspitzmaus (S. araneus *L.*), mit weißen Zahnspitzen, rostbraun, unten weißlich, 2½ Zoll lang mit 1½ Z. langem Schwanz, 14 Rippen, gemein in Deutschland und Südeuropa; die weißzähnige S. (S. leucodon *Herm.*), dunkelröthlichbraun, unten weiß, welche beide Färbungen scharf geschieden sind, 3 Zoll lang mit 1 Zoll langem Schwanz, allenthalben in Deutschland, Frankreich ꝛc.

Spitzpocken (Wasser- oder Windpocken, Schafpocken, varicellae), eine Kinderkrankheit, welche von einem Theil der Aerzte als eine selbstständige Krankheit, von einem andern Theil als die mildeste Form der ächten Menschenpocken angesehen wird. Neuere Erfahrungen sprechen dafür, daß die S. mit den ächten Pocken gar nichts zu thun haben, sondern eine besondere Krankheitsform darstellen. Die S. befallen sowohl solche Kinder, welche schon geimpft sind, als auch solche, welche noch nicht geimpft wurden. Kinder, welche die S. überstanden, bevor sie geimpft worden, sind dadurch nicht vor den ächten Pocken gesichert. Die S. sind eine leichte, aber ansteckende Krankheit. Sie pflegen in kleineren oder größeren Epidemien aufzutreten, welche zuweilen Pockenepidemien begleiten, denselben vorhergehen oder auf dieselben folgen, in andern Fällen aber auch neben Masern- und Scharlachepidemien herrschen. Nicht selten beobachtet man jedoch auch, daß die S. in ganz vereinzelten Fällen auftreten. Sie sind charakterisirt durch einen Hautausschlag. Dieser beginnt unter der Form kleiner rother, getrennt stehender Flecken, welche sich nach wenigen Stunden in linsen- bis erbsengroße wasserhelle Bläschen verwandeln. Die Bläschen besitzen weder die nabelförmige Vertiefung, noch den fächrigen Bau der Pockenpusteln. Ihr Inhalt wird nach einiger Zeit trübe, fast niemals aber eigentlich eiterig. Aus den Bläschen bilden sich durch Eintrocknen flache Schorfe, welche nach wenigen Tagen abfallen, ohne Narben zu hinterlassen. Dem Aus-

bruch der S. gehen gewöhnlich keine Symptome voraus, welche die bevorstehende Krankheit ankündigten. Nur selten stellt sich einige Tage vor dem Ausschlag leichtes Fieber, allgemeines Unwohlsein, Verstimmung, Appetitlosigkeit und Kopfschmerz ein. Die S. breiten sich ganz unregelmäßig über den Körper aus, am reichlichsten sind sie gewöhnlich auf dem Rücken und auf der Brust, während das Gesicht in den meisten Fällen verschont bleibt. Jedes Bläschen ist schon nach 6 bis 12 Stunden vollständig entwickelt; am zweiten Tage trübt sich sein Inhalt, am vierten trocknet er bereits ein. Da es nur selten bei einem einzigen Ausbruche bleibt, vielmehr gewöhnlich mehre Tage hindurch neue Bläschen aufschießen, so zieht sich die Krankheit oft 14 Tage und noch länger hin und man trifft in den späteren Perioden der Krankheit neben eingetrockneten Bläschen solche, welche ganz frisch entstanden sind. Nur selten bilden sich auf der Schleimhaut des Mundes und des Gaumens einzelne Bläschen, welche kleine, schnell heilende Geschwüre hinterlassen. Das Allgemeinbefinden der Kinder während der S. ist völlig ungetrübt. Eine besondere ärztliche Behandlung der S. ist überflüssig, da die Krankheit weder mit Gefahren, noch mit besonderen Beschwerden verbunden ist und in allen Fällen nach 8—14tägigem Bestehen mit Genesung endigt. Nur muß man während der Dauer des Ausschlags die kleinen Patienten sorgfältig vor nachtheiligen Einflüssen bewahren, sie im Zimmer halten, vor Erkältung schützen und die Diät reguliren.

Spitzsäule, s. v. a. Obelisk.

Spix, Johann Baptist von, Naturforscher und Reisender, geboren den 9. Februar 1781 zu Höchstadt an der Aisch in Bayern, studirte in den Seminarien zu Bamberg und Würzburg erst Theologie, wandte sich dann zur Medicin und bereiste seit 1808 auf Kosten der bayerischen Regierung Frankreich, Italien und die Schweiz, worauf er Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften und 1811 Konservator der zootomischen Sammlungen derselben wurde. Im Jahre 1817 ward er mit Martius mit einer wissenschaftlichen Expedition nach Brasilien beauftragt, welches Beide in verschiedenen Richtungen durchforschten. Kränklich kehrte er 1820 nach Europa zurück und † zu München den 13. März 1826. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme der Zoologie seit Aristoteles“ (Nürnberg 1811); „Cephalogenesis“ (München 1815); „Reise nach Brasilien“, fortgesetzt von Fr. von Martius (das. 1823—31, 3 Bde., mit Karten und Kupfern) und mehre Prachtwerke über Affen, Fledermäuse, Reptilien und Vögel, die er in Brasilien gesammelt hatte, 1824—25 mit anderen Zoologen vollendet.

Splanchnica (sc. remedia, lat.), Mittel gegen Krankheiten der Eingeweide, besonders der des Unterleibes.

Splanchnologie (v. Griech.), Eingeweidelehre, derjenige Theil der systematischen Anatomie, welcher sich mit Beschreibung der Gestalt, der Lage, der gegenseitigen Verbindung und dem feineren Bau der Eingeweide beschäftigt. Eingeweide sind allerdings dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zu Folge nur diejenigen Organe, welche sich in den großen Körperhöhlen eingeschlossen befinden. Die Anatomie faßt aber diesen Begriff nicht so eng, sondern zieht in das Bereich der S. auch noch die Sinnesorgane, die äußere Haut und gewisse peripherische Gebilde mit hinein. Auf der andern Seite schließt aber die S. das Herz und das Gehirn, obgleich sie Eingeweide sind, von ihrer Betrachtung aus, da diese beiden Organe die Vereinigungs-, beziehentlich Ausgangspunkte der Gefäße und Nerven sind, welche den Gegenstand besonderer anatomischer Disciplinen, nämlich der Gefäß- und Nervenlehre, abgeben. Aehnliches gilt auch von den Lymphdrüsen, welche der Gefäßlehre zugetheilt sind. Die S. behandelt demnach die Sinnesorgane, die Organe der Verdauung und Respiration, endlich die Harn- und Geschlechtswerkzeuge. Die S. ist zweifellos von allen anatomischen Disciplinen diejenige, welche am frühesten kultivirt wurde, wenn auch nur gelegentlich beim Schlachten der Thiere, bei Opfern und ähnlichen Gelegenheiten. Gleichwohl hat die S. viel später als andere Gebiete der Anatomie eine gewisse Stufe der Ausbildung erhalten, denn bis über die Zeit des Mittelalters hinaus war die S. eigentlich weiter nichts als die Lehre von der gegenseitigen Lage der Eingeweide in den großen Leibeshöhlen. Erst mit Beginn des 15. Jahrhunderts gewann sie einen wissenschaftlichen Anstrich und hat sich seitdem immer mehr vervollkommnet. Namentlich hat das gegenwärtige Jahrhundert das Verdienst, mit Hülfe des Mikroskops und vielfacher vollkommnerer Untersuchungsmethoden auch den feineren Bau der Eingeweide und der Sinnesorgane so weit ergründet zu haben, daß die S. gegenwärtig nicht bloß den Ansprüchen der Chirurgie, sondern ganz besonders auch denjenigen der Physiologie gerecht zu werden vermag. Vgl. Anatomie.

Spleen (engl.), Benennung einer gewissen, zum Theil körperlichen, mehr jedoch geistigen Krankheit, welche viele Aehnlichkeit mit der Hypochondrie und einer unbestimmten Art Melancholie hat, oft zum Selbstmorde führt und gewöhnlich als englische Nationalkrankheit bezeichnet wird. Esquirol findet die Ursachen derselben zur Zeit der Pubertät in einer unbestimmten, im Grunde geschlechtlichen, unbefriedigten Sehnsucht, beim reiferen Alter in Aufgeben einer geregelten Thätigkeit, in Uebersättigung mit Vergnügungen, Mißbrauch geistiger Getränke, Ausschweifungen ꝛc. Die Behandlung des S. muß zuerst die körperlichen Verhältnisse berücksichtigen, hinsichtlich deren sich meist Verdauungsstörungen vorfinden, und die geistige Verstimmung durch zweckmäßige psychische Behandlung, besonders durch geregelte Thätigkeit zu heben suchen.

Splen (griech.), die Milz.

Splenalgie (v. Griech.), Milzschmerz, Milzstechen.

Splenologie (v. Griech.), die Lehre von der Milz.

Splint, s. Holz.

Splügen (Splügenpaß, romanisch Speluga), Bergpaß der lepontinischen Alpen, auf der Grenze des schweizerischen Kantons Graubünden und der italienischen Provinz Sondrio (Veltlin).

Ueber denselben führt die berühmte Splügenstraße, eine Hauptverbindungsstraße zwischen Deutschland und Italien; dieselbe ist zum Theil in Felsen gehauen, beginnt bei dem Dorfe S. am Hinterrhein und führt in 2 Stunden zwischen dem Surethorn (östlich) und dem 10,086 Fuß hohen Tambo- oder Schneehorn (westlich) in 16 Windungen zur Paßhöhe von 6510 Fuß und von da in das Thal des Liva (Val Giacomo) hinab nach Chiavenna. Der S., schon den Römern bekannt, war bis 1818 nur ein Saumpfad; über denselben führte vom 27. Nov. bis 4. Dec. 1800 Macdonald die französische Reservearmee, erlitt aber dabei sehr große Verluste. Die gegenwärtige Kunststraße wurde unter Franz I. 1818—23 von Carlo Donegani erbaut; dieselbe kann selbst von größeren Lastwägen ohne Vorspann befahren werden. Im Jahre 1834 litt sie durch einen Wolkenbruch so sehr, daß sie theilweise ganz neu wieder hergestellt werden mußte. In der Nähe der Paßhöhe ist ein Bruch von Alabaster und weißem Marmor. Das gleichnamige Dorf, links am Hinterrhein und am nördlichen Beginn der Straße ist der Hauptort des Bezirks Hinterrhein im Kanton Graubünden, hat ein eidgenössisches Zollbureau, lebhaften Verkehr, große Waarenniederlagen und 512 Einwohner. Bei demselben fängt auch die Straße über den Bernhardin an.

Spohn, Friedrich August Wilhelm, um die Entzifferung der Hieroglyphen verdienter Philolog, geboren den 16. Mai 1792 zu Dortmund, erhielt seine Vorbildung zu Schulpforta, studirte dann zu Wittenberg Philologie und ward 1817 Professor der Philosophie, 1819 auch der griechischen und lateinischen Sprache zu Leipzig, wo er den 17. Jan. 1824 †. Sein Grab schmückt eine Säule mit Hieroglyphen. Von seinen Arbeiten ist namentlich die Schrift „De lingua et literis veterum Aegyptiorum" (Leipz. 1825) hervorzuheben.

Spohr, Ludwig, vorzüglicher Violinvirtuos und begabter Komponist, wurde am 5. April 1784 zu Braunschweig geboren, zeigte früh musikalisches Talent, so daß er schon in seinem fünften Jahre gelegentlich in den musikalischen Abendunterhaltungen mit seiner Mutter Duette singen konnte. Gleichzeitig übte er auch schon die Violine mit größtem Eifer. Ein Franzose, Namens Dufour, der um 1791 als Emigrant nach Seesen kam — dahin war mittlerweile S.s Vater als Physikus befördert worden —, vermochte, da er selbst ein tüchtiger Geiger war, die Aeltern um so leichter zu bereden, den Knaben sich ganz der Musik widmen zu lassen, als Vater und Mutter die Tonkunst mit Vorliebe betrieben. So wurde denn S. mit seinem zwölften Jahre nach Braunschweig geschickt, um bei gleichzeitigem Gymnasialunterricht sich auch in der Musik weiter zu bilden. Kunisch und dann Koncertmeister Maucourt lehrten ihm Violine, und der Organist Hartung unterwies ihn in der Theorie. Durch Hartungs Kränklichkeit jedoch wurde der Unterricht in der letzteren schon nach wenigen Monaten wieder sistirt. Nach S.s eigener Versicherung war dies die einzige Unterweisung, die ihm in Harmonielehre und Kontrapunkt je zu Theil geworden. Die bedeutenden Kenntnisse, welche S. gerade auf diesem Gebiete besaß, waren sonach hauptsächlich auf autodidaktischem Wege gewonnen. Fünfzehn Jahre alt wurde S. vom Herzog von Braunschweig zum Kammermusikus ernannt und erhielt zugleich das Versprechen, daß der Herzog ihn zu vollkommenster Ausbildung späterhin noch irgend einem großen Meister übergeben werde. Die Wahl fiel auf Franz Eck, als er eben im Begriff war, eine Kunstreise nach Rußland anzutreten. S. begleitete ihn und kehrte, nachdem er so über ein Jahr von Braunschweig abwesend gewesen, erst im Juli 1803 wieder zurück. S.s Ruf als ausgezeichneter Violinvirtuos verbreitete sich nun in Folge einiger Kunstreisen so rasch, daß er schon 1805 die Koncertmeisterstelle in Gotha erhielt. In dieser Stellung verblieb er, nachdem er sich im unmittelbar folgenden Jahre mit der Harfen- und Klaviervirtuosin Dorette Scheidler verehelicht hatte, unter Abrechnung mehrer mit seiner Gattin unternommenen und vom schönsten Erfolg gekrönten Kunstreisen bis 1813. S. hatte damals gerade in Wien koncertirt und war im Begriff abzureisen, als ihm vom Grafen Palffy unter glänzenden Bedingungen die Orchesterdirektion des Theaters an der Wien angetragen wurde. Er nahm deshalb seine Entlassung aus den gothaischen Diensten und trat im Mai desselben Jahres sein neues Amt an. Allein verschiedene Differenzen mit Palffy verleideten dem Künstler seine neue Stellung nur allzu bald, und schon mit Ende des zweiten Jahres lösten deshalb beide Theile den ursprünglich auf 3 Jahre lautenden Kontrakt auf. S. lebte nun bis zum Herbste 1817 theils in Schlesien beim Fürsten Karolath, in Gotha, in Gandersheim, wo jetzt seine Aeltern wohnten, und in Aachen und Kleve, theils auf Kunstreisen, die sich dies Mal auch auf die Schweiz, Italien und Holland erstreckten. Während der letztgenannten wurde ihm die Kapellmeisterstelle am Theater zu Frankfurt am Main angetragen. Im Winter 1817 trat er in diese neue Stellung ein, führte 1818 seine während des wiener Aufenthalts komponirte Oper „Faust" auf und 1819 „Zemire und Azor". Beide Werke fanden großen Beifall, dennoch legte S. schon im September des nämlichen Jahres in Folge von Zerwürfnissen mit der mehr praktisch als künstlerisch gesinnten Theaterverwaltung sein Amt wieder nieder und begab sich nach einer Kunstreise durch Deutschland, Belgien nach Paris und 1820 zur Saison nach London. Nach viermonatlichem Aufenthalt kehrte er ruhmgekrönt zurück und lebte nun mit Ausnahme einiger kleineren Ausflüge theils in Gandersheim, theils in Dresden. Hier war es, wo er im Winter 1821 die Berufung als Hofkapellmeister nach Kassel erhielt. Mit Beginn des nächsten Jahres trat er in sein neues Amt. Größere Virtuosenreisen unternahm er von nun an nicht mehr (auswärts betheiligte er sich nur noch als Direktor von Musikfesten und dergleichen), hingegen entfaltete er die ersprießlichste Thätigkeit zur Hebung der musikalischen Zustände Kassels, in sofern er nicht allein das Orchester zu einer bisher nicht gekannten Höhe hob und außerdem noch einen Gesangverein für Oratorienmusik gründete. Er war auch der erste

von allen deutschen Kapellmeistern, der Richard Wagners „Fliegenden Holländer" zur Aufführung brachte. Nicht minder bedeutend war seine Thätigkeit als Lehrer und Komponist. Als das wichtigste der hierher gehörigen Werke ist die Oper „Jessonda" zu bezeichnen, welche, 1822 komponirt, 1823 zum ersten Male aufgeführt wurde und bis heute auf dem Repertoire aller besseren Operninstitute geblieben ist. Im Jahre 1847 feierte S. sein 25jähriges Jubiläum als Hofkapellmeister; er wurde hierbei vom Kurfürsten zum Generalmusikdirektor ernannt und erhielt von der Stadt Kassel das Ehrenbürgerrecht. Späterhin würde er von den Launen seines „allergnädigsten Herrn" nicht wenig auszustehen gehabt haben, hätte er sich über diese Plackereien nicht mit souveräner Verachtung hinweggesetzt. Im Jahre 1857 endlich wurde S. pensionirt, doch nicht einmal mit der vollen Summe, worauf er hätte Anspruch machen können. Noch in demselben Jahre begann er mehr und mehr in Lethargie zu versinken, bis er am 23. Oktober 1859 †. S. entfaltete eine Vielseitigkeit, der zufolge er fast auf allen Gebieten der Tonkunst thätig war. In rein formeller Beziehung gebührt Allem, was er geschrieben, das Prädikat höchster Vollendung; hinsichtlich des Inhalts jedoch macht sich, da S. aus seiner Subjektivität nicht herauszutreten vermochte, eine kaum zu verkennende Monotonie geltend. Jener eigenthümliche, namentlich für Beethoven charakteristische Reiz, der in Vereinigung des scheinbar Fremdartigen liegt, ist bei S. nicht zu finden. Er liebt es, den von ihm fast ausschließlich kultivirten Gefühlen der Wehmuth und süßen Sehnsucht ruhig nachzuhängen, bis endlich die Thränen der Wonne den harmlosen Gemüthsprozeß zum erwünschten Ende führen. Dies bedingt auch das specifisch Musikalische spohrscher Musik. Die einzelnen Themata bilden selten einen Kontrast zu einander und die Klangfarben sind meist gebrochener Art. Unbestreitbare Vorzüge hingegen sind das konsequente Vermeiden jeder Trivialität und der große harmonische Reichthum. Daß übrigens auch die Harmonie ein an Manier streifendes, völlig subjektives Gepräge trägt, ist nicht zu leugnen; daher die so häufig angewandte Chromatik und Enharmonik und die zuweilen bis zum Uebermaße künstliche Führung der Mittelstimmen. Speciell als Violinspieler ist S. als der Gründer der specifisch deutschen Schule anzuerkennen. Ausführliches über das Leben des Meisters gibt S.s „Selbstbiographie" (Kassel und Göttingen 1860). Ein Katalog seiner gedruckten Werke erschien bei Karl Luckhardt in Kassel.

Spoleto, Stadt in der italienischen Provinz Perugia (Umbrien), früher Hauptstadt einer gleichnamigen päpstlichen Delegation (55,31 □M. mit 135,000 Einw.), an der Eisenbahn von Rom nach Foligno und Ancona, in reizender Lage am Fuße eines Felsenbergs in einem Thal an der reißenden Mareggia, über die eine alte hohe Brücke aus der Römerzeit und eine kühne Wasserleitung (Ponte della Torre) 970 Fuß lang über eine 335 F. tiefe Kluft führt. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale mit schönen Fresken, 22 andere Kirchen (darunter die Kirche del Redentore, sonst ein Tempel der Concordia), ein Felsenschloß, mehre Klöster und Einsiedeleien, zahlreiche ansehnliche Paläste, 2 Kollegien, viele Alterthümer (Ruinen mehrer Tempel, eines Theaters und eines vom König Theoderich erbauten Palastes, die Porto della Fuga und Porto d'Annibale, Reste von cyklopischen Mauern rc.), Fabrikation von Wollzeuchen und Hüten, Getreide-, Wein- und Oelbau, Getreide-, Wein- und Oelhandel und 16,000 Einw. S. hieß im Alterthum Spoletium und war eine der ansehnlichsten Städte Umbriens, die 240 v. Chr. eine römische Kolonie mit den Rechten eines Municipiums ward und sich standhaft gegen Hannibals Angriffe vertheidigte. Von den Gothen zerstört, ward sie von Narses wieder aufgebaut und zur Zeit der longobardischen Herrschaft in Italien von Feroald (Faroald) erobert. Das so entstehende Herzogthum S. war dem König der Longobarden lehnspflichtig und umfaßte am Ende des 9. Jahrhunderts den nördlichen Theil der jetzigen Provinz Abruzzo und das daran stoßende Südoststück des Kirchenstaates. Wenn noch von einem zweiten Herzogthum S. die Rede ist, so versteht man darunter das Herzogthum oder die Mark Camerino, die seit den sächsischen und fränkischen Kaisern die östliche Hälfte des Herzogthums S. ausmachte und später die Mark Fermo hieß. Die Herzöge von S. nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. wurde S. mit Toskana vereinigt. Später ward aus der Mark Camerino die Mark Fermo und aus S. die Mark Ancona gebildet, deren Grafen zuweilen auch über das ganze Herzogthum S. herrschten. Seit dem 13. Jahrhundert gehört das Herzogthum nebst der Mark Fermo zu dem Kirchenstaat. Im Jahre 1810 bis 1814 war die Stadt S. Hauptstadt des französisch-italienischen Departements Trasimeno. Am 17. December 1860 wurde das Herzogthum S. mit ganz Umbrien von Sardinien annektirt und seit dem 17. März 1861 bildet es einen integrirenden Theil des Königreichs Italien.

Spolien (spolia), die dem Feinde von den römischen Soldaten in der Schlacht entrissene Beute an Waffen, Schmuck rc., welche Tempel und das Vestibulum des Hauses, namentlich der siegenden Feldherren und Triumphatoren, schmückten und stets an dem Hause blieben, auch wenn es den Besitzer wechselte. S. opima, die Rüstung des getödteten feindlichen Feldherrn, und zwar wenn dieselbe von einem römischen Feldherrn selbst, nach Anderen, wenn sie auch von Soldaten erbeutet ward, doch vor anderen S. Im Kirchenwesen sind S. Güter geistlicher ohne Testament verstorbener Personen, die der apostolischen Kammer anheim fielen.

Spondeus, ein aus 2 langen Silben (— —) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Dactylus abwechselnd im Hexameter angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Hexameter machen aber nur dann Wirkung, wenn sie durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens malerisch ausdrücken sollen. Auch dürfen dann

nicht die Worte und Versfüße zusammenfallen, wie in dem bekannten Verse des Ennius: Sparsis hastis longis campus splendet et horret. Zuweilen tritt auch an der 5. Stelle des Hexameters, dem letzten vollständigen Fuß, den jede Versart möglichst rein zu erhalten sucht, statt des regelmäßigen Dactylus ein S. ein, und zwar ebenfalls, um dem Ganzen einen ernsten und feierlichen Ton zu geben. Ein solcher Hexameter wird dann Spondiacus oder Spondaicus genannt.

Spondias *L.* (Mombinpflaume), Pflanzengattung aus der Familie der Cassuvieen, charakterisirt durch Zwitter- und getrennte Blüthen mit kleinem, gefärbtem, 5spaltigem Kelch, 5 Blumenblättern, 10 Staubgefäßen und die rundliche, beerenartige Pflaume mit 5 verwachsenen einsamigen Nüssen, Bäume in heißen Ländern, mit ungeraden Fiederblättern, weißen und rothen Blüthen in Rispen und pflaumenähnlichen Früchten. Hervorzuheben sind: S. dulcis *Forst.*, S. cytherea *Lam.*, ein auf den australischen Inseln häufig kultivirter Baum, 50 Fuß hoch, mit schattiger Krone, dessen Früchte ein sehr wohlschmeckendes Obst sind; S. lutea *L.*, S. Myrobalanus *L.*, ein 40 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, mit schattiger Krone und grauer Rinde und gelblichen oder röthlichen Früchten, die als Heilmittel bei Durchfällen und Blutflüssen gebraucht werden; S. mangifera *Pers.*, ein Baum auf Malabar und Koromandel in Sandboden, mit wohlschmeckenden Früchten, die in Ostindien sowohl roh, als auf verschiedene Weise zubereitet genossen werden, während der aus der Rinde des Stammes nach vorher gemachten Einschnitten in großer Quantität hervorfließende gelbrothe, klare, harzigschleimige, bittere Saft, der an der Luft erhärtet, als Amraharz zu tonischen Räucherungen verwendet wird; S. purpurea *Mill.*, S. Mombin *L.*, ein 15—20 Fuß hoher Baum in Westindien und im heißen Südamerika, mit purpurrothen, gelbrothen oder gelben Früchten, die häufig genossen, auch zu Mus verwendet werden; S. tuberosa *Arrud.*, ein Baum in Brasilien, der an der Wurzel große knorrige Wülste hat, die reichlich einen wässerigen Saft enthalten, weshalb man sie auf Reisen den Maulthieren als durststillend gibt.

Spondylolithen (v. Griech.), versteinerte Fischwirbel.

Spondylus (lat.), Wirbelknochen.

Spongosis (griech.), Schwammbildung, Entstehung von schwammigen Gewächsen, Gliedschwamm.

Sponheim, früher reichsunmittelbare Grafschaft im oberrheinischen Kreise, zwischen dem Rhein, der Nahe und der Mosel, zerfiel in die vordere und hintere Grafschaft. Nach dem Aussterben der Grafen von S. (1437) erhielt nach langen, bis ins 18. Jahrhundert dauernden Streitigkeiten Baden von der ersteren $^3/_5$ und Kurpfalz $^2/_5$. Im Jahre 1801 kam die ganze Grafschaft an Frankreich, 1814 an Preußen, das sie 1817 an Oldenburg abtrat, wo sie einen Bestandtheil des Fürstenthums Birkenfeld bildet.

Sponsa (lat.), Braut.

Sponsalien (sponsalia, Verlöbnisse), die Verträge, welche der Schließung einer Ehe vorauszugehen pflegen. Dieselben können nur von dazu berechtigten und befähigten Personen endgültig abgeschlossen werden. Verlöbnisse zwischen minderjährigen Personen sind auch ohne Einwilligung des Vormunds gültig, sobald die betreffenden Personen das mannbare Alter erreicht haben, wie auch Verlöbnisse noch unter väterlicher Gewalt stehender Söhne und Töchter bei Einwilligung des Vaters gültig sind. Betrug, Gewalt oder Nöthigung durch Furcht machen die S. ungültig. Zur Verbindlichkeit der S. ist gegenseitige Einwilligung erforderlich, u. zwar kann dieselbe sowohl mündlich als schriftlich, sowie durch Handlungen kund gegeben werden. Außerdem sind durch Herkommen oft gewisse Ceremonien und sonstige Bedingungen vorgeschrieben, ohne deren Beobachtung S. nicht gültig sind. Die unter Beobachtung dieser Bestimmungen vollzogenen Verlöbnisse heißen öffentliche (s. publica), die ohne Beobachtung derselben eingegangenen heimliche (s. clandestina), welche letzteren in einigen Ländern und Gegenden bloß ungültig und nicht strafbar, in andern aber strafbar und dabei gültig sind. Oeffentliche Verlöbnisse haben die Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe mit der betreffenden Person zur Folge, und es kann der sich weigernde Theil nach gemeinem Rechte dazu gerichtlich gezwungen werden. Neuerlich ist jedoch diese Zwangsklage als einer christlichen Ehe unwürdig in mehren deutschen Staaten für unstatthaft erklärt worden.

Sponsio (lat.), feierliches Angelöbniß, Versprechen einer Leistung, feierlich übernommene Bürgschaft.

Sponsus (lat.), Bräutigam.

Spontaneität (v. Lat.), Selbstthätigkeit, das Vermögen, von selbst u. nicht durch besondere Anregung thätig zu sein. Gegensatz Receptivität.

Spontini, Ludovico Gasparo Pacifico, berühmter Opernkomponist, wurde am 14. Nov. 1774 zu Majolati bei Jesi (einem Städtchen in der Mark Ancona) geboren. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, durfte er sich der Musik erst widmen, nachdem sein großes Talent und die entschiedene Vorliebe für die Kunst kaum mehr eine andere Wahl zuließen. So kam er, von verschiedenen Lehrern vorbereitet, 1791 nach Neapel an das Konservatorium „della pietà dei Turchini", wo er von Sala und Tritta im Kontrapunkt unterrichtet wurde. Er machte so reißende Fortschritte, daß er schon nach kurzer Zeit an genannter Anstalt als „Maestrino" (d. i. Repetitor) verwendet wurde. Ein Theaterdirektor aus Rom, Namens Sismondi, welcher 1796 nach Neapel kam, hörte dort Einiges von S.'s Kompositionen und überredete ihn, mit nach Rom zu kommen und dort für das Theater Argentina eine Oper zu schreiben. S. ging auf den Vorschlag ein; er entfernte sich heimlich von Neapel, und in kurzer Zeit war seine erste Oper, „I Puntigli delle donne", vollendet, welche von den Römern mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Nun schrieb er für verschiedene italienische Theater eine Reihe von Opern, die sich jedoch von dem damals in Italien landläufigen Styl in nichts unterschieden. Trotz des Rufes, dessen er sich in seinem Vaterlande erfreute, entschloß er sich 1803 nach Paris zu gehen.

In der ersten Zeit jedoch konnte er hier durchaus keine Anerkennung finden, ja er erlebte sogar große Niederlagen, bis er endlich mit der einaktigen Oper „Milton" (Dec. 1804) Erfolg hatte. S. hatte sich mittlerweile den Styl Glucks zum Vorbilde genommen und schrieb in dieser Richtung seine „Vestalin". (Der von Jouy verfaßte Text war für Cherubini bestimmt, wurde jedoch von diesem zurückgewiesen.) Am 15. Dec. 1807 kam die Oper zur Aufführung; der Erfolg war ein vollständiger Sieg, und das Nationalinstitut erkannte dem Meister den von Napoleon I. gestifteten Preis von 10,000 Francs zu. Die 1809 folgende Oper „Ferdinand Cortes" hatte gleichfalls den besten Erfolg. Im nächsten Jahre erhielt S., nachdem er schon 1805 Direktor der Kammermusik der Kaiserin Josephine geworden war, die Direktion des italienischen Theaters im Odeon, woselbst er zum ersten Male in Paris Mozarts „Don Juan" zur Aufführung brachte. Intriguen verleideten ihm jedoch bald genug dieses Amt; er legte es deshalb nach zwei Jahren wieder nieder. Mit dem Sturz des Kaiserreichs verlor S. auch seine Stellung bei Hofe, und somit war er lediglich auf sein Talent und seine Arbeiten für die Bühne angewiesen. Sein nächstes großes Werk, „Olympia", wurde im December 1819 zum ersten Male gegeben, fand jedoch nicht den entschiedenen Beifall wie die beiden vorhergehenden Opern. S. folgte daher um so lieber dem Rufe des Königs von Preußen, welcher ihn (1820) als Generalmusikdirektor nach Berlin berief. Für die Uebung des Orchesters machte sich hier S. sehr verdient, allein die drei „Hofopern", welche er hier noch schrieb („Nurmahal", „Alcidor" und „Agnes von Hohenstaufen"), blieben hinter seinen drei vorhergegangenen Werken weit zurück. Vielfach durch eignes Verschulden schuf sich S. eine große Anzahl von Feinden, und die hieraus sich entspinnenden literarischen Fehden bilden gewissermaßen eine eigne Literatur. S. sah sich deshalb, nachdem er zuvor noch in einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung verwickelt worden war, 1842 veranlaßt, sein Amt niederzulegen und nach Paris überzusiedeln. Im Jahre 1850 machte er eine Reise nach Italien u. † am 24. Januar 1851 in seinem Geburtsorte. S. repräsentirt in seiner Musik den vom vorchristlichen Cäsarismus geborgten Glanz des Kaiserreichs, deshalb mußten auch seine Opern den Boden verlieren, nachdem Napoleon I. gestürzt war. Eine tiefer dringende dramatische Individualisirung ist nur in Ausnahmefällen zu finden, dafür aber desto mehr äußerer Glanz, nicht zu motivirende, zuweilen bis zu unkünstlerischem Lärm sich steigernde Orchestereffekte und hohles Pathos. Das werthvollste von allen Werken S.'s wird immer „Die Vestalin" bleiben.

Sponton (esponton, franz.), eine Halbpike nach Art der Hellebarde, welche ehedem von den Offizieren der Infanterie geführt wurde.

Sporaden (v. Griech., d. i. die zerstreut Liegenden), Inselgruppe im ägäischen Meere, und zwar im Gegensatz zu den Cykladen diejenigen Inseln, welche im Norden, Osten und Süden um dieselben zerstreut an der Küste von Kleinasien liegen. Sie zerfallen in die Nordsporaden (Skiatho, Skopelo, Selidromi, Pelerissa, Skyro und mehre kleinere), die Ostsporaden (Sousam-Adassi, Nikaria, Patino, Kalamina, Lero, Stanchio nebst vielen kleineren) und die Südsporaden (Thera oder Santorin, Amorgos, Astypaläa oder Stampalia, Jos oder Nio und mehre kleinere). Sämmtliche Inseln sind vulkanischen Ursprungs u. mit Bergen bedeckt, die sich durch ihre schroffen Formen auszeichnen; vielen fehlt die Bewässerung; die bewässerten zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit aus. Die alten Griechen bezeichneten als S. im engeren Sinne nur die in dem ikarischen Meere von Rhodus bis Chios gelegenen Inseln, nämlich Rhodus, Carpathus, Casus, Chalcia, Syme, Telos, Nisyrus, Syrenä, Cos, Calymnus, Lebinthus, Lerus, Lepsia, Patmos, Icaria, Samos und Chios; im weiteren Sinne aber auch die mehr nördlich liegenden: Phyra, Lesbos und Tenedos, wogegen sie Samothrace, Lemnos und Imbros mit zu den S. rechneten. Bei der Trennung Griechenlands von der Türkei blieben nur die zunächst der Küste von Kleinasien liegenden Ostsporaden bei letzterem Lande (zum Ejalet Dschesairi gehörend), während die Nordsporaden und Südsporaden an Griechenland fielen, wo erstere zur Nomarchie Euböa, letztere zur Nomarchie der Cykladen gehören.

Sporadisch (v. Griech.), zerstreut, in der Medicin von Krankheiten gebraucht, welche nur einzelne Individuen ergreifen, im Gegensatz zur Epidemie; auch sonst s. v. a. vereinzelt vorhanden.

Sporen (Keimkörner, sporae), bei den kryptogamischen Pflanzen die zur Fortpflanzung dienenden, den Samen der Phanerogamen zu vergleichenden Körper, welche nach dem Hervortreten aus der Mutterpflanze längere und kürzere Zeit im Zustand der Ruhe verharren, um sich dann später, wenn die dazu nöthigen Bedingungen vorhanden sind, zu einer neuen Pflanze zu entwickeln. Die S. bestehen immer nur aus Einer Zelle und können deshalb keinen Keim der künftigen Pflanze enthalten, wie sie auch in ihrer Bildung weniger an die Samen als an die Pollenkörnchen der Phanerogamen erinnern. Sie erscheinen meist staubförmig und sind entweder vereinigt in einer fruchtähnlichen Hülle, dem Keimkornbeutel (sporangium), oder zerstreut. Trotz der Kleinheit der einzelnen Körnchen behalten sie doch lange, selbst Jahre hindurch ihre Keimkraft. Vergl. Algen, Farrenkräuter, Laubmoose, Lebermoose und Pilze.

Sport (engl.), Spiel, Unterhaltung, insbesondere eine solche Belustigung, die im Freien vor sich geht, Jagd, Fischerei, Wettrennen 2c., wofür der Engländer eine eigenthümliche Liebhaberei hat.

Sporteln (v. lat. sportula, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik Denen, welche bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen sein konnten, ihren Antheil Speisen ins Haus schickte, welche Gabe später in Geld verwandelt wurde), die durch irgend eine gerichtliche Procedur erwachsenden Unkosten, welche nach einer gesetzlich festgestellten Norm, der sogenannten Sporteltaxe, berechnet werden.

S. P. Q. R., Abkürzung für Senatus populusque romanus (s. d.).

Sprache. Im physiologischen Sinn ist die S. eine Kombination einzelner Geräusche, welche

während des Durchströmens der Ausathmungsluft durch die Mund- und Nasenlöcher gebildet werden. Diese Geräusche nennen wir Laute (s. d.), die Organe aber, welche zu ihrer Entstehung erforderlich sind, Sprachwerkzeuge. Aktive Sprachwerkzeuge sind der Schlundkopf, der Gaumen, die Zunge, die Lippen; passiv sind beim Sprechen betheiligt die Mund- und Nasenhöhle, die Zähne 2c. Die Aufgabe der Physiologie in Bezug auf die S. beschränkt sich herkömmlicherweise auf den Mechanismus des Sprechens oder auf die Lautbildung, worüber das Nähere unter Laute nachzusehen ist. Wir unterscheiden die laute oder Tonsprache von der heimlichen, leisen oder Flüstersprache. Die Tonsprache, deren wir uns gewöhnlich bedienen, zumal wenn wir uns auf weitere Entfernungen verständlich machen wollen, ist eine Verbindung der Laute mit Kehlkopftönen (s. Stimme). Bei der Tonsprache ist also die zur Tonbildung nöthige Stimmritzenenge und Stimmbänderspannung ein unumgängliches Erforderniß. Sämmtliche Laute können aber auch ohne gleichzeitige Tonbildung hervorgebracht und zu Wörtern verbunden ausgesprochen werden, und dies geschieht eben bei der Flüstersprache. Einzelne Laute können überhaupt nie mit Kehlkopftönen verbunden werden und bleiben auch bei der lauten S. stumm, andere sind nur schwer mit der Stimme zu verbinden. Die tonlose S. tritt ein bei mangelnder Elasticität (Schwingungsfähigkeit) der Stimmbänder, z. B. in manchen Kehlkopfskrankheiten (Heiserkeit), und außerdem bei einer gewissen Weite der Stimmritze, wobei die Stimmbänder erschlaffen müssen und nicht mehr in tönende Schwingungen versetzt werden können. Wir vermeiden die Intonirung absichtlich beim leisen Sprechen. Letzterer Ausdruck bezeichnet allerdings das Wesen der Sache nicht hinlänglich, denn wir können ja ziemlich laut tonlos reden, lauter selbst als bei den leiseren Arten der Tonsprache. Das laute tonlose Sprechen vermeiden wir allerdings, weil es für uns anstrengend und unangenehm ist. Die tonlosen Sprachlaute können wir übrigens auch während der Einathmung hervorbringen, ja wir vermögen während der Einathmung selbst Töne, wenn auch nicht solche von angenehmem Klang, zu erzeugen. Deshalb kann auch die Tonsprache einzelne kurze Worte, einzelne Ausrufe während der Einathmung hervorbringen. Sehr gut und ziemlich anhaltend gelingt dagegen die Flüstersprache im Verlauf des Einathmens; deshalb können wir flüsternd reden, ohne durch die Einathmung unterbrochen zu werden. Die S. benutzt übrigens nicht alle Laute, welche durch die Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden können. Manchen S.en fehlen sonst ganz gebräuchliche Laute, z. B. b, r, l; in anderen S.en kommen unbequeme Inspirations- oder selbst einige schwer hervorzubringende Schnalzlaute vor. Das Kind erlernt die Fähigkeit des Sprechens, also die Lautbildung, ohne eigentlichen Unterricht, lediglich durch Nachahmung der Sprechenden infolge langer Uebung, wobei es von den einfacheren zu den schwierigeren Sprachlauten übergeht. Das Gehör dient ihm dabei als einzige, aber sichere Kontrole der richtigen Ausführung seiner Aufgabe, ohne daß es, gleich den Erwachsenen, der specielleren Stellung seiner Mundtheile bewußt ist. Anders verhält es sich bei Taubgeborenen; sollen diese eine verständliche Tonsprache erlernen, so müssen sie durch systematischen Unterricht mit der Mechanik des Sprechens bekannt gemacht werden.

Die Frage über den Ursprung der S. wurde auf die verschiedenste Weise zu lösen versucht. Am vorherrschendsten war lange Zeit die theologische Ansicht, daß die S. ein unmittelbares Geschenk des Schöpfers sei, wobei man zugleich zu einer Ursprache, aus der alle S.n entstanden seien, seine Zuflucht nahm, und als solche die hebräische S. als S. Gottes u. der ersten Menschen annahm. Andere fanden die Veranlassung zur S. nach Rousseau's Vorgang in einer bloßen Konvention der Gesellschaft. Diese u. andere jetzt allgemein aufgegebene Annahmen beruhen, abgesehen von anderen Gründen, welche gegen sie sprechen, auf der unhaltbaren Voraussetzung, daß erst ein fertiges Vorstellen und Denken vorhanden gewesen und zu diesem dann die S. auf willkürliche und äußerliche Weise hinzugekommen sei. Ist nun auch das Dunkel, welches über dem Ursprung der S. ruht, schwerlich zu erhellen, so ist man doch zu der Annahme berechtigt, daß die S. dem menschlichen Organismus als wesentliche und nothwendige Verrichtung angehöre, und daß ihre Entstehung und Fortbildung mit der Entstehung und Fortbildung des Vorstellungs- und Gedankenvorraths in Wechselwirkung stehe. Die ersten Anfänge der S. sind die Wurzeln, die sich in unseren modernen S.n nur durch wissenschaftliche Analyse auffinden lassen, aber nicht, wie oft behauptet worden, bloße wissenschaftliche Abstraktionen, sondern ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht worden sind. Zur Lösung des Problems, welche innere geistige Phase diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede entspreche, sind zwei Theorien aufgestellt worden, welche Max Müller als onomatopöische (Bau-wau-) und interjektionale (Pap-pah-) Theorie bezeichnet. Der ersteren zufolge sind die Wurzeln Nachahmungen von Lauten, der zweiten zufolge sind sie unwillkürliche Interjektionen. Nach der ersteren Theorie wird angenommen, daß der noch stumme Mensch auf die Stimme der Thiere, den Donner des Gewitters, das Brausen des Meeres, das Säuseln des Laubes, das Gemurmel des Baches 2c. horchte und diese Töne nachzuahmen versuchte; indem er dann seine den Naturtönen nachgebildeten Laute für die Bezeichnung der Gegenstände, von welchen jene Töne ausgingen, brauchbar fand, verfolgte er diesen Gedanken weiter und arbeitete sich die S. aus. Diese Ansicht ist besonders von Herder geschickt durchgeführt worden. Nach der zweiten Theorie sollen die Empfindungslaute die natürlichen und wirklichen Anfänge der menschlichen Rede u. alles Uebrige nach dem in ihnen enthaltenen Muster ausgearbeitet worden sein. Aber die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der S. uns dargebotene Theorie steht beiden Ansichten schroff gegenüber. Jede Wurzel drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus und jedes Wort enthält eine prädikative Wurzel in sich, nach welcher der Gegenstand, auf den es bezogen wurde, uns kenntlich wird. Die Entwickelung und

Gestaltung des ganzen Vorstellungskreises verbindet sich aber aufs innigste mit der Ausbildung der S., und beide gehen mit einander parallel, weshalb die S. nicht bloß Ausdruck des geistigen Lebens, sondern auch Förderungsmittel desselben ist. Die mannichfaltigen Modifikationen, welche der ursprüngliche Sprachstoff in Bezug auf Redetheile, Flexion und Satzbildung in den einzelnen S.n erfahren hat, bezeichnen eine Gliederung des Vorstellungskreises, welche sich aus der Auffassung der Außenwelt und der inneren geistigen Thätigkeit zusammensetzt, und bieten sehr charakteristische Merkmale dar, welche für die Sprachforschung bei der Klassifikation der S.n maßgebend gewesen sind.

Die Gesammtheit der durch Aehnlichkeit des Wortschatzes und des Sprachbaues unter einander verwandten S.n wird als Sprachstamm bezeichnet. Nach ihrer Entstehung und ihren Verwandtschaftsverhältnissen theilt man die S.n ein in Stamm- oder Muttersprachen u. Töchtersprachen, welche letztere von jenen abstammen. Mehre von einer gemeinsamen Stammsprache ausgehende S.n heißen nach ihrem Verhältniß zu einander Schwestersprachen, wie die romanischen S.n als Töchtersprachen der lateinischen. Mundarten oder Dialekte bilden nicht selten vermittelnde Glieder zwischen verschiedenen S.n, wie z. B. das Plattdeutsche zwischen dem Hochdeutschen und Englischen einer- und Holländischen andererseits, das Piemontesische zwischen dem Italienischen und Französischen. Dadurch, daß Völker mit einander in Verbindung treten, wird sehr oft die S. des einen Volkes aus der des andern mit Wörtern und Wendungen bereichert. Man nennt dies Sprachmischung, oder, besonders wenn es absichtlich und ohne Noth geschieht, Sprachmengerei. Unvermischte S.n gibt es wenige und nur bei solchen Völkern, die in keine Berührung mit andern mächtigeren und gebildeteren getreten sind. Außerdem theilt man die S.n ein in todte, wie die altgriechische und lateinische, und in lebende, wie die französische und deutsche, je nachdem das Volk, dem sie angehört, entweder untergegangen oder noch vorhanden ist. Eine solche todte S. heißt eine gelehrte S., richtiger eine Gelehrtensprache, wenn sie der gelehrten Welt als Hülfsmittel und Organ dient, wie die beiden klassischen S.n. Man spricht auch von einer alten und neuen S. desselben Landes und versteht unter jener diejenige, welche von den ältesten Bewohnern des Landes gesprochen wurde und noch wenig Bildung und Beimischung von Außen erfahren hatte, und welche man, wie bei den Griechen, auch wohl die S. der Götter nannte; unter der neuen S. dagegen diejenige, welche sich zur Zeit des Steigens und der Blüthe der Kultur eines Volks gebildet hat, wie z. B. die griechische zur Zeit, wo Athen an der Spitze Griechenlands stand, oder die nach der Restauration eines Volks noch oder wieder, wiewohl mit Veränderungen, gesprochen wird, wie das Neugriechische. Die alte S. bleibt oft die S. für den religiösen Kultus, z. B. in Rom die etruscische, in der griechischen Kirche die slavonische, bei den ägyptischen Christen die koptische rc.; die neuere wird in der Schrift gebraucht und von den gebildeten Ständen gesprochen. Die ausgebildete S. eines Volks, in sofern sie in Schriften gebraucht wird, heißt Bücher- oder Schriftsprache zum Unterschied von der S. im gesellschaftlichen Umgang (Konversations-, Umgangs-, Volkssprache), wo auch gebildete Personen sich durch den Gebrauch gerechtfertigte Abweichungen von den strengen Grundsätzen der Sprachlehre erlauben. Beide unterliegen bei lebenden S.n Veränderungen mit dem Wechsel der Zeit und des Geschmacks. In jenen werden diese Abänderungen gewöhnlich durch klassische Schriftsteller der neuesten Zeit eingeführt u. gehen dann häufig in die S. des gemeinen Lebens über. Sprachgebrauch (usus) ist die in einer S. herrschende Art und Weise, Wörter und Wendungen zur Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen zu gebrauchen. Vom gemeinen Sprachgebrauch, welcher sich in der Konversation vorfindet, unterscheidet man den wissenschaftlichen Sprachgebrauch, welcher entsteht, wenn Wörter in ihren gewöhnlichen Bedeutungen zu unbestimmt, nicht recht passend, nicht bezeichnend genug sind und man dieselben auch in anderer Bedeutung gebraucht. Thun dies bloß Einzelne, so ist dies ein individueller Sprachgebrauch; wird aber der neue Gebrauch für die Wissenschaft allgemein, so entsteht dadurch die sogenannte Kunstsprache. Der oft wiederholte Versuch, eine allen Nationen der Erde zugängliche Allgemeinsprache (Universalsprache, philosophische S.) herzustellen, hat sich bis jetzt als unausführbar erwiesen (s. Pasigraphie).

In Hinsicht auf den inneren Bau der S.n hat die neuere Sprachforschung als einen wesentlichen Unterschied den zwischen isolirenden, agglutinirenden und flektirenden zur Geltung gebracht. Er gründet sich auf die verschiedene Art und Weise, auf welche die Beziehungen und Verhältnisse der Begriffe ausgedrückt werden. Die isolirenden (beisetzenden) S.n stellen Stoff- und Formwörter unvermittelt neben einander; die agglutirenden (anfügenden) hängen dieselben nur lose an einander und kommen nicht über Wortzusammensetzung hinaus; die flektirenden (anbildenden) verbinden das Stoffelement mit dem Formelement, indem sie die Bezeichnung des letzteren am Stoffwort selbst mittelst Veränderung desselben bewerkstelligen. Soll z. B. der Begriff „Mann" in der Form der Mehrzahl ausgedrückt werden, so sagen die isolirenden S.n „Mann Vielheit", die agglutinirenden „Mann viel", die flektirenden „Männer". Ob in vorhistorischer Zeit irgend eine S. aus einer isolirenden zu einer agglutinirenden und weiter zu einer flektirenden sich entwickelt habe, ist nicht auszumachen; in historischer Zeit ist eine solche Entwickelung nirgends nachweisbar. Die chinesische S. erscheint in allen Denkmälern als isolirende, die ägyptische als agglutinirende, die indogermanischen als flektirende. Die flektirenden S.n bezeichnet man als synthetische, wenn sie, wie das Sanskrit, das Griechische und Lateinische, die grammatischen Verhältnisse durch wirkliche Wortformen bezeichnen und daher Biegungsendungen und Flexionsformen in größerer Menge und Man-

nichfaltigkeit besitzen, als analytische dagegen, wenn sie diese Wortformen meist in ihre Bestandtheile auflösen, indem sie die Beziehung durch selbstständige Formwörter neben dem Stoffworte ausdrücken oder doch die mangelhaft gewordenen Wortformen durch genauer bestimmende oder umschreibende Hülfswörter (Artikel, Pronomina, Hülfsverben und Präpositionen) ergänzen. Unter den neueren europäischen S.n haben diejenigen, welche aus der Entartung älterer Stammsprachen unter Einwirkung fremdartiger Bestandtheile entstanden sind, wie die romanischen, vorwiegend analytischen Bau, während die germanischen S.n eine Mittelstellung zwischen diesen und den synthetischen alten S.n einnehmen.

Die Kenntniß der S.n oder die Sprachenkunde hat man für die Erforschung der Abstammung und der Verwandtschaft der Völker als unentbehrliches Hülfsmittel längst anerkannt. Aber auch abgesehen von dieser Wichtigkeit für die historische Ethnographie hat sie noch einen selbstständigeren Werth, indem sie die Grundlage der wahren Sprachwissenschaft ist; sie muß dies sein, wenn jene sich nicht in allgemeine Abstraktionen verlieren, sondern ihren Stoff, der ein in sinnlicher Form gegebener ist, mit wirklich philosophischem Geiste durchdringen, nicht logische Denkformen aufstellen, sondern die vorliegenden Ausdrucksformen ihrem inneren Wesen und ihrer Bedeutung nach erkennen, ihre Beziehungen und Verhältnisse erforschen und nachweisen will, auf welche mannichfache Arten es dem menschlichen Geiste gelungen ist, seine Gedanken und Vorstellungen in der S. kund zu thun. Auf diese Weise bildet die Sprachenkunde, in sofern die S. eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur, ein Theil derselben ist, selbst ein Glied der Naturgeschichte des Menschen. In dieser Beziehung beschäftigt sie sich mit den S.n an sich, in lexikalischer und grammatischer Hinsicht. Daß sie auch das Mittel für die Kenntniß der etwaigen Literaturen bietet, erscheint hier untergeordnet. So werthvoll auch das Vorhandensein einer Literatur in einer S. ist, in sofern sie theils den Weg bietet, mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit nach allen Seiten hin in die S. einzudringen, theils allein durch sie, wenn sie eine längere Zeit bestanden hat, die Möglichkeit gegeben wird, die Stadien des Entwickelungsganges kennen zu lernen, den die S., welcher sie angehört, genommen hat, so sind doch literaturlose S.n ungebildeter Völker für sie von nicht geringerer Wichtigkeit. Bei den letztern sind wir namentlich theils auf die Wörtersammlungen und Berichte der Reisenden gewiesen, theils hat der Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion durch Entsendung katholischer und protestantischer Missionäre und durch Veranstaltung von Bibelübersetzungen auch für die Sprachenkunde reiche Früchte getragen. Wörter dieser Völker aus verschiedenen Werken sammelte Megiser in seinem „Thesaurus polyglottus" (1608). Ihm folgte Court de Gebelin, der zugleich in seinem Werke „Le monde primitif analysé" (Par. 1773—84, 9 Bde.) die Idee einer Ursprache aufstellte. Die Kaiserin Katharina wollte diese Bestrebungen weiter ausführen und gab ihren Gesandten bei den verschiedenen Völkern Asiens und Europa's Auftrag, gewisse Wörter, meist Theile des menschlichen Körpers, Nahrungsmittel, Naturgegenstände ꝛc. bezeichnend, einzusammeln. Nach dieser Sammlung und anderen Hülfsmitteln stellte Pallas ein vergleichendes Wörterbuch (der europäischen und asiatischen S.n) zusammen unter dem Titel „Slowar seu linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (Petersb. 1787—89, 2 Bde.; Auszug daraus von von Arndt, herausgegeben von Klüber, Frankfurt a. M. 1827). Die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen für Sprachenkunde gehören aber der neueren Zeit an, und in ihr ist vornehmlich die Feststellung der vergleichenden Sprachwissenschaft das folgenreichste Werk, dessen Begründer, Bopp (s. d.) u. Jakob Grimm (s. d.), der deutschen Nation angehören, wie denn auch das Hauptwerk für die Wissenschaft allgemeiner Sprachforschung W. von Humboldts (s. d.) Schrift ist: „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" (Berlin 1836—40, 3 Bde.). So thätig aber auch theils deutsche, theils ausländische Gelehrte, namentlich Franzosen u. Engländer, auf diesem Felde gewesen sind, so weite Fortschritte namentlich das Studium der orientalischen S.n in neuerer Zeit gemacht hat, so sind doch nur wenige der großen Sprachstämme der Erde genau erforscht. Vor Allem ist dies bei den indoeuropäischen und den semitischen und nächst ihnen bei andern orientalischen S.n der Fall; dagegen stehen wir selbst bei vielen asiatischen, noch mehr bei fast allen afrikanischen und amerikanischen S.n erst bei den Anfängen der Erkenntniß. Vgl. Monboddo, On the origin and progress of language, Edinburg 1775, 6 Bde.; deutsch im Auszug von Schmidt, Riga 1784, 2 Bde.; Herder, Ueber den Ursprung der S., Berl. 1772; 2. Aufl., das. 1789; Bergier, Eléments primitifs des langues, neue Aufl. von Proudhon, Par. 1837; J. Grimm, Ueber den Ursprung der S., Berlin 1851, 4. Aufl. 1858; Renan, De l'origine du language, Par. 1848, 2. Aufl. 1858; Steinthal, Der Ursprung der S. im Zusammenhang mit den letzten Fragen des Wissens, Berl. 1852, 2. Aufl. 1858; Derselbe, Grammatik, Logik und Psychologie, das. 1855; Kelle, Gedanken über den Ursprung der S., in Herings „Archiv" 1856; Lazarus, Geist und S., in dessen „Leben der Seele", das. 1857, Bd. 2; Hermann, Philosophische Grammatik, Leipzig 1858; Hornay, Ursprung und Entwickelung der S., Berl. 1858; Max Müller, Lectures on the science of language, London 1862; deutsch von Böttger, Leipzig 1863; Adelung, Mithridates oder allgemeine Sprachkunde (fortgesetzt von Vater, Berlin 1806—17, 4 Bde.); Klaproth, Asia polyglotta, Par. 1823; Balbi, Atlas ethnographique du globe, das. 1826; Prichard, Researches into the physical history of mankind, London 1826 und öfter; deutsch von Wagner u. Will, Lpz. 1840—48, 4 Bde.; Vater, Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller S.n der Erde, 2. Aufl., gänzlich umgearbeitet von Jülg, Berl. 1847; Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Grie-

chischen ꝛc., Berlin 1833—49, 5 Abtheilungen, 2. Aufl. 1856; Pott, Etymologische Forschungen, Lemgo 1833—36, 2 Bde.; 2. Aufl. 1859 ff., 3 Bde.; Schleicher, Kompendium der vergleichenden Grammatik des indogermanischen Sprachstammes, Weimar 1861—62, 2 Bde.

Sprachfehler sind dadurch bedingt, daß entweder die eigentlichen Sprachwerkzeuge mangel- oder fehlerhaft gebildet sind, oder dadurch, daß aus Mangel an Gehör, an Intelligenz oder Willenskraft, oder aus mangelhafter und unzweckmäßiger Stimmgebung die Fähigkeit, die an sich normalen Artikulationsorgane gehörig zu gebrauchen, fehlt oder von der Norm abweicht. Von dem eigentlichen S. trennt man gewöhnlich die Sprachlosigkeit ab, jedoch lassen sich beide nicht genügend aus einander halten, da letztere oft nur einen höheren Grad eines S.s darstellt. Die S. im engeren Sinne fallen mehr oder weniger unter die Kategorie des Stotterns (s. d.). Sprachlosigkeit oder Stummheit (Alalie) ist ein krankhafter Zustand, welcher aus verschiedenen Ursachen entspringt. Sprachlosigkeit ist nämlich vorhanden, wenn entweder die artikulirenden Sprachorgane sehr verstümmelt sind, oder wenn von Geburt oder früher Kindheit an das Gehörorgan seiner Perceptionsfähigkeit beraubt ist, oder wenn der Mensch kein Sprachbedürfniß hat, oder endlich, wenn er die Freiheit des Willens über sein Sprachorgan verloren hat. Ist die eine oder andere dieser Bedingungen nur unvollkommen vorhanden, so ist natürlich auch die Sprachlosigkeit keine absolute. Im Allgemeinen nennen wir einen Menschen sprachlos, wenn er seine Begehrungen und Gedanken in hörbarer Weise Andern genügend mitzutheilen außer Stande ist, auch wenn er sonst eine Anzahl von Tönen und Geräuschen hervorbringen oder einzelne Silben artikuliren kann. Die Sprachlosigkeit in Folge fehlerhafter Bildung der Sprachwerkzeuge ist nur selten eine vollständige. Wenn z. B. die Zunge fehlt oder sehr verkürzt ist, so wird zwar die Bildung vieler, aber nicht aller Sprachlaute unmöglich, jedenfalls kann aber dabei nur eine so unvollkommene Sprache Statt finden, daß dieselbe für den menschlichen Verkehr nicht ausreicht. Außer mangelhafter Bildung der Zunge können auch noch große, in der Nähe der Zunge liegende Geschwülste, Verstümmelung des Kehldeckels, Wunden der Luftröhre ꝛc. das Sprachvermögen mehr oder weniger aufheben. Sprachlosigkeit entsteht ferner bei sonst normaler Bildung der Sprachwerkzeuge durch Lähmung der beim Sprechen betheiligten Muskeln. Eine solche Lähmung kann von den verschiedensten Erkrankungen des Gehirns abhängig sein und die Sprachlosigkeit daher als Symptom der betreffenden Gehirnkrankheiten auftreten. Sobald der krankhafte Zustand des Gehirns gehoben ist, stellt sich dann auch wieder die Sprache ein. Hierher gehört auch die in Folge angeborenen oder später erworbenen Blödsinns, des Cretinismus und anderer Formen der mangelhaften Gehirnentwickelung auftretende Sprachlosigkeit. Dergleichen Individuen lernen erst spät und nur unvollkommen ihre Sprachorgane gebrauchen, verlernen oft sogar das, was sie sich von Sprachvermögen in den ersten Lebensjahren aneigneten, zum Theil wieder, immer aber wird mit dem größeren oder geringeren Mangel ihrer Vorstellungen und Bestrebungen auch die Entwickelung und Aeußerung ihres Sprachvermögens eine mehr oder minder mangelhafte sein. Sehr häufig fehlt den Blödsinnigen die Sprache ganz. Bei angeborenem Blödsinn ist oft jede noch so einfache Artikulation unmöglich, so daß der Ausdruck der Empfindungen nur durch einfache, thierische Naturlaute bewirkt wird. In gelinderen Fällen ist die Sprache undeutlich, lallend und stammelnd. Eine weitere Form der Sprachlosigkeit ist die Taubstummheit (s. d.). Endlich kommt, wenn auch selten, als höchster Grad des Stotterns eine fast vollkommene Sprachunfähigkeit vor. Dieser Zustand entfremdet die davon Befallenen fast ebenso vollständig vom Verkehr mit ihren Mitmenschen als die Taubstummheit und ist wohl niemals vollständig heilbar. Doch kommt es vor, daß ein solches von früher Kindheit an scheinbar sprachlos gewesenes Individuum plötzlich in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung ohne Hinderniß zu reden anfängt, wenn es auch später wieder in seinen alten Fehler zurückfällt. Die Sprachlosigkeit ist nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen heilbar. Mangelhafte Bildung der Sprachwerkzeuge kann in einzelnen Fällen durch operative Hülfe, z. B. plastische Operationen, ausgeglichen und damit die Sprachlosigkeit beseitigt werden. Die auf Lähmung der beim Sprechen betheiligten Muskeln beruhenden Formen der Sprachlosigkeit vergehen nur, wenn die Gehirnerkrankungen, durch die sie bedingt waren, ausgeglichen werden. Die Behandlung der als Folge von Idiotismus oder von unheilbarer Taubheit auftretenden Sprachlosigkeit ist mehr Sache der Pädagogik als der ärztlichen Praxis.

Sprachgewölbe, Gewölbe, die so gebaut sind, daß Dasjenige, was an einem Ende leise gesprochen wird, am anderen leicht gehört werden kann, obgleich in der Mitte nichts vernommen wird. Sie müssen Gurte haben und elliptisch gebaut sein, weil Ellipsen die Eigenschaft haben, alle Schallstrahlen, welche von dem einen Brennpunkte ausgehen, nach dem anderen zurückzuwerfen und dort zu vereinigen. Die pariser Sternwarte, die Kuppel der Paulskirche in London, das Ohr des Dionys haben oder sind solche S.

Sprachlehre, s. v. a. Grammatik.

Sprachreinigung, die Ausscheidung fremdartiger, im weiteren Sinne auch fehlerhafter Beimischungen aus einer Sprache und die Ersetzung derselben durch einheimische und regelrecht gebildete Wörter und Wortverbindungen. Das hierauf gerichtete Streben ist an sich löblich, doch muß dabei mit Vorsicht, gründlicher Sprachkenntniß, gesundem Urtheil und geläutertem Geschmacke zu Werke gegangen werden, da es leicht in Uebertreibung (Purismus) ausartet. Alles Fremdartige nämlich dient, wenn es vor der Entwickelung einer Sprache zur Schriftsprache aufgenommen ward, zur Bereicherung derselben und erhält dadurch Bürgerrecht, daß es sich in Bau, Klang und Endung den schon vorhandenen Bildungen völlig angepaßt hat. Wörter, wie Fenster, Natur, Nase, Wein, Pforte ꝛc., lassen sofort den fremden Ursprung erkennen; seit frühester Zeit eingebürgert,

haben sich dieselben aber mit den Urstoffen der Sprache verschwistert und gleiche Rechte mit diesen erworben, so daß es mehr als lächerlich sein würde, z. B. statt „Nase“ nach dem Vorschlag einiger Deutschthümler „Gesichtserker“ zu setzen. Gleiches gilt von den in vielen lebenden Sprachen existirenden technischen u. wissenschaftlichen Bezeichnungen, die, mit einheimischen vertauscht, häufig unverständlich oder unzugänglich und unbestimmt sind, oder gar umschrieben werden müssen, wenn es auch bei einigen allerdings (wie im Deutschen bei „Zeitwort“ für „Verbum“, „Fall“ für „Casus“ 2c.) ohne Bedenken geschehen kann. Ihren triftigen Grund hat dagegen die S., wenn aus bloßer Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit, oder nur einer übertriebenen, fehlerhaften Neigung zum Ausländischen ohne alle Noth Fremdwörter eingeschwärzt werden, vielleicht gar mit der Einbildung, daß man sich so zierlicher und edler ausdrücke. Einen solchen Kampf hatte namentlich die deutsche Sprache zu führen seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, als der Verkehr mit den Franzosen zunahm und der Deutsche die größere Freiheit und Gewandtheit derselben auch durch Nachäffung ihrer Sprache sich anzueignen und dadurch gleichsam zum gebildeten Weltmann sich zu stempeln suchte. Energisch trat diesem Unwesen zuerst Martin Opitz in seinem Buche „Von der teutschen Poeterei“ entgegen; weiter noch ging Philipp von Zesen theils mit einer Schrift „Rosenmond“, theils durch die Stiftung eines besonderen Vereins, der unter dem Namen der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ von 1643 bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in Hamburg bestand. Aehnliche Zwecke verfolgte die „Fruchtbringende Gesellschaft“ zu Weimar seit 1617, der „Blumenorden an der Pegnitz“ zu Nürnberg seit 1644, der „Schwanenorden an der Elbe“ seit 1660 und die „Deutsche Gesellschaft“ zu Leipzig seit 1696. Größeren Erfolg aber als diese Verbindungen, die von abgeschmackt puristischen Bestrebungen sich nicht ganz frei erhielten, hatten die Bemühungen einzelner für die Sache begeisterter Männer, namentlich Leibniz', der, obschon er nur selten in deutscher Sprache schrieb, dennoch dieselbe in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1717) und seiner „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand u. ihre Sprache besser zu üben“ (herausgegeben von Grotefend, Hannover 1846) als die geeignetste für die Darstellung einer wahren Philosophie erklärte. Noch aber fehlten Werke, die mit dem Streben nach reiner und edler Form auch gediegenen Inhalt verbanden. Sobald solche nach Speners und Thomasius' Vorgang auf dem religiösen und wissenschaftlichen Gebiet erschienen, erhob sich auch die Sprache aus ihrer tiefen Erniedrigung u. gedieh durch große Schriftsteller noch vor dem Ende des 18. Jahrhunderts zu hoher Vollendung. Nicht ohne Verdienst waren dabei auch die ausdrücklich auf S. gerichteten Bemühungen Campe's und Kolbe's, während Wolke sich in übertriebenen Purismus verirrte. In der neuesten Zeit haben sich besonders durch die flüchtige Darstellungsweise der Journale, die Terminologie der Schulphilosophie und die in den höheren Kreisen der Gesellschaft übliche Sprache der Konversation eben sowohl eine Menge jedenfalls entbehrlicher Fremdwörter, als sprachwidrige Wortbildungen und Redensarten eingeschlichen, welche wieder auszumerzen die Aufgabe der eigentlichen Sprachgelehrten sowohl als der Schriftsteller und Dichter der Gegenwart ist.

Sprachrohr, Vorrichtung zur Verstärkung des Schalls gesprochener Worte, besteht in einer Röhre, in welcher die Schallstrahlen aufgenommen und zusammengehalten werden, so daß sie sich nicht sofort vom Munde weg nach allen Seiten zerstreuen können. Die zweckmäßigste Form der Röhre ist die eines abgestumpften Kegels, an dessen engerem Ende ein großes, die Lippen des Sprechenden bedeckendes Mundstück angebracht ist, während sich am andern Ende ein sogenanntes Schallstück von der Form eines trompetenartigen Fortsatzes befindet, durch welches die Fortpflanzung des Schalls bedeutend befördert wird. Als Material zu einem solchen S. nimmt man gewöhnlich Weißblech, seltener Kupferblech, sowie auch Pappe. Je größer dasselbe ist, desto lauter und weiter vernehmbar ist das hineingesprochene Wort. In England hat man S.e bis zu 24 Fuß Länge verfertigt. Auf Schiffen bedient man sich meist solcher von 4—6 Fuß Länge bei einer Stärke von 2 Zoll an dem obern und von 6—10 Zoll an dem untern Ende. Eine starke Mannsstimme wird sich durch ein S. von 18—24 Fuß Länge wohl nicht weiter als etwa 18,000 Fuß vernehmlich machen lassen; mit einem 4—6 Fuß langen aber kann man auf eine Entfernung von höchstens 5—6000 Fuß verstanden werden. Erfunden ward das S. von dem Engländer Sir Sam. Morland, welcher 1670 die ersten verfertigte, und zwar aus Glas, dann aus Kupfer. Die Theorie des S.s bearbeitete namentlich Lambert.

Spree, der bedeutendste unter den Nebenflüssen der Havel in der Mark Brandenburg, entspringt bei dem Vorwerk Ebersbach in der sächsischen Oberlausitz, unweit der böhmischen Grenze in drei Quellen, die bei Taubenheim sich vereinigen, durchfließt die sächsische Oberlausitz, theilt sich hinter Bautzen in zwei Arme und tritt bei Hoyerswerda auf preußisches Gebiet über, wo bei Spreewitz die beiden Arme wieder zusammenfließen. Die S. fließt dann vor Spremberg und Kottbus vorbei, wendet sich unterhalb dieser Stadt westlich, theilt sich in viele Arme und bildet den Spreewald (s. d.). Oberhalb Lübben vereinigen sich diese Arme wieder, worauf die S. eine nordöstliche Richtung nimmt und sich unterhalb Lübben abermals in mehre Arme theilt, die sich bei Schlebzig wieder vereinigen. Sie wird bei Kossenblatt für kleinere Fahrzeuge schiffbar, durchfließt den Schwielung- und Müggelsee, bildet bei Berlin eine Insel, auf der der Haupttheil dieser Stadt, Köln an der S., gebaut ist, und mündet unterhalb Spandau links in die Havel, nachdem sie einen Lauf von 47 Meilen, wovon 20 schiffbar sind, zurückgelegt hat. Ihre Hauptzuflüsse sind: die Locknitz, Stinitz, Dahme, Pankew (Panke), Malx und Berste. Das ganze Flußgebiet der S. beträgt 172 □Meilen. Durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroserkanal ist sie mit der Oder verbunden. Die S. hat alle Eigenthümlichkeiten eines Niederungsflusses, theilt sich öfters, erwei-

tert sich zu Seen, deren auch in ihrer Nähe viele sind, und hat flache, oft sandige und waldige, oft wiesenreiche Ufer, selten abschüssigere Thalseiten, wie bei Fürstenwalde. Sie ist sehr fischreich.

Spreewald, bruchige Niederung an der Spree in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, in den Kreisen Kottbus, Kalau und Lübben, ist 7 Meilen lang bei einer größten Breite von 1½ Meilen u. zerfällt in den oberen und unteren S. Von der Spree in zahlreichen netzförmig verbundenen Armen durchflossen ist die Niederung oft überschwemmt. Ein Theil des sumpfigen Bodens ist durch Kanäle entwässert und in Felder und Wiesen umgewandelt worden, während der andere, mit Wald bestandene Theil nur auf Kähnen zugänglich ist. Die Einwohner, größtentheils Wenden, wohnen in 7 Dörfern und vereinzelt in Kolonien und treiben außer beträchtlicher Viehzucht und Fischerei besonders Gemüsebau, dessen Produkte nach Dresden und Berlin verfahren werden.

Spremberg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, auf einer Spreeinsel gelegen, mit Schloß, einer evangelischen und 2 katholischen Kirchen, Strumpfwirkerei, Zeuchdruckerei, Tabaksfabrikation und 6974 Einw.

Sprengel, 1) Kurt, namhafter deutscher medicinischer Schriftsteller und Botaniker, geboren den 3. August 1766 zu Boldekow bei Anklam, studirte zu Halle anfangs Theologie, später Medicin und Naturwissenschaften, ward 1789 daselbst Professor der Medicin, 1797 auch der Botanik und † hier den 15. März 1833. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Pragmatische Geschichte der Arzneikunde" (Halle 1792—1803, 5 Bde.; 3. Aufl. 1823—28, 5 Bde.; 1. Bd. von Rosenbaum, Leipz. 1846); „Handbuch der Pathologie (das. 1795 bis 1797, 3 Bde.; 3. Aufl. 1814—20, 3 Bde.); „Institutiones medicae" (das. 1800—16, 6 Bde.; 2. Aufl., 2.—5. Bd., 1819); „Historia rei herbariae" (Amsterdam 1807—8, 2 Bde.); „Geschichte der Botanik" (Altona und Leipzig 1817—18, 2 Bde.); „Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde" (Leipzig 1819—22, 3 Bde.). Seine „Opuscula academica" gab Rosenbaum heraus (Leipzig 1844). Auch S.s Oheim, Christian Konrad S., geboren 1750, starb 1816 als Rektor zu Spandau, erwarb sich als Botaniker einen Namen.

2) Karl, namhafter landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren 1787 zu Schillerslage bei Hannover, besuchte das thaersche Institut zu Zelle und zu Möglin und war seit 1808 als Oekonom in Sachsen und Schlesien thätig. Im Jahre 1817 bereiste er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, errichtete 1819 eine Flachsfabrik, für die er mehre Maschinen erfand, studirte 1821—24 in Göttingen Naturwissenschaften und habilitirte sich 1830 als Privatdocent der Oekonomie und Chemie. Im Jahre 1831 folgte er einem Ruf als Professor der Landwirthschaft an das Carolinum in Braunschweig und 1839 als Generalsekretär der ökonomischen Gesellschaft in Pommern, wo er zu Regenwalde eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt gründete. Er hat sich namentlich um Erweiterung der Bodenkunde und Düngerlehre, auch durch Erfindung mehrer landwirthschaftlichen Maschinen u. Ackerbaugeräthe verdient gemacht; er † den 19. April 1839. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Chemie für Landwirthe" (Braunschweig 1831—32), „Die Lehre vom Boden" (2. Aufl., Leipzig 1844), „Die Lehre vom Dünger" (2. Aufl., das. 1845) und „Die Lehre von den Urbarmachungen" (2. Aufl., das. 1845).

Sprengen, Körper durch die Gewalt explodirender Stoffe zertrümmern. Am häufigsten werden Gesteine mit Pulver oder Sprengöl (s. d.) gesprengt. Man bohrt zu diesem Zweck cylindrische Röhren, ähnlich den Gewehrläufen, und 12—24 Zoll, selbst 30 Zoll tief bei ¾—1 Zoll und mehr Durchmesser, ins Gestein, füllt dieselben zu ¼— höchstens ⅓ ihrer Tiefe mit einer Patrone von ¼—⅕ Pfund Pulver (welches mit ¼ Volumen trockner Sägespäne vermischt werden kann), setzt einen Kupferdraht ein, der aus der Oeffnung des Bohrlochs hervorragt, und füllt letzteres nun erst mit einem Wergpfropf und dann mit Sand oder gut getrocknetem Lehm. Schließlich zieht man den Kupferdraht heraus und setzt in das nun offene Zündloch ein Zündröhrchen, welches aus Papier, Schilfrohr oder Strohhalmen bestehen kann und mit einem aus Branntwein und Mehlpulver angemachten Brei bestrichen wird. Die Zündung geschieht durch einen Schwefelfaden oder Schwamm. In besonderen Fällen entzündet man die Patrone auch durch den elektrischen Funken. Es muß auffallend erscheinen, daß bei der Explosion nicht die Füllung des Bohrlochs mit losem Sand fortgeschleudert wird, daß diese vielmehr so viel Widerstand bietet, um die härtesten Felsen zersprengen zu können. Eine Erklärung dieser paradoxen Erscheinung hat Prechtl gegeben, indem er dieselbe auf das Gesetz des Stoßes halbelastischer Körper zurückführte. Nimmt man die Sandkörner als gleich groß an und daß die untere Schicht bei der Explosion mit einer Geschwindigkeit von 2000 Fuß in einer Sekunde gestoßen werde, so würde die obere Schicht, wenn 60 Sandkörner über einander liegen, mit einer Geschwindigkeit von $\frac{1}{10,000}$ Fuß in einer Sekunde fortfliegen, was als Ruhe gelten kann. Die Bewegung der einzelnen Schichten wächst nach unten in einer geometrischen Progression, und die unteren Schichten müssen daher stark zusammengedrückt sein, während die obere locker liegt. Statt des Sprengpulvers oder Sprengöls wendet man auch Schießbaumwolle an, welche in Bergwerken ohne genügende Ventilation den Vortheil bietet, daß sie keine erstickenden Gase entwickelt. Zum S. der Brücken bringt man das Pulver in geeigneten Gefäßen unter dem Belag oder bei steinernen unter dem Schlußstein der Gewölbe an. Ueber das S. mit Minen s. Mine. Ueber Sprenggeschosse s. Bombe, Granaten und Shrapnel. Eisdecken sprengt man mit Patronen aus Holz oder gefirnißter Leinwand, die mit Granatzündern oder bickfordschen Zündern versehen sind. Genaue Anleitung zu diesem S. s. Zeitschr. des Architekten- und Ingenieurvereins für Hannover, 1866, S. 49.

Sprenger, Aloys, gelehrter Orientalist, geboren den 3. September 1813 zu Nassereut in

Tyrol, studirte, auf dem Gymnasium zu Innsbruck vorbereitet, zu Wien neben Medicin und Naturwissenschaften besonders orientalische Sprachen, ging 1836 nach London, wo er als Hülfsarbeiter des Grafen von Münster an dessen großem Werke über die Geschichte der Kriegswissenschaften bei den mohammedanischen Völkern fungirte, 1843 nach Kalkutta und ward hier 1845 zum Vorsteher des Kollegiums in Delhi, einer Art mohammedanischer Hochschule, ernannt. In dieser Stellung ließ er viele Unterrichtsschriften aus europäischen Sprachen ins Hindostani übertragen und errichtete eine lithographische Presse, aus der unter Anderem eine Art Pfennigmagazin, „Kiran es-sadain", hervorging. Im Jahre 1848 wurde S. nach Lucknow geschickt, um einen Katalog der dortigen königlichen Bibliothek anzufertigen, wovon der erste Band 1854 in Kalkutta erschien; 1850 ward er zum Examinator am Kollegium zu Fort William, zum Dolmetscher der Regierung und zum Sekretär der asiatischen Gesellschaft von Bengalen ernannt. Im Jahre 1857 kehrte er nach Europa zurück und lebt seitdem meist in Heidelberg und Bonn. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: „Masudi's meadow's of gold, translated from the Arabic" (Bd. 1, Lond. 1849); „Otby's history of Mahmud of Ghaznah, in Arabic" (Delhi 1847); „An elementary grammar of the English language, explained in Urdu" (das. 1845); „Selections from Arabic authors" (Bd. 1, das. 1845); „Life of Mohammed" (Allahabad 1851) und „Das Leben und die Lehre Mohammeds" (Berlin 1861—64, 3 Bde.).

Sprengöl (nobelsches, Nitroglycerin), stickstoffhaltige chemische Verbindung, bildet sich, wenn man Glycerin in eine Mischung von Salpetersäure (von 1,3 specifischem Gewicht) mit koncentrirter Schwefelsäure fließen läßt. Mit Wasser abgeschieden und gewaschen, ist das Oel farblos, löst sich in 180 Theilen Wasser, sehr leicht in Alkohol und Aether, schmeckt süß und erzeugt, in geringer Menge auf die Zunge gebracht, unerträgliches Kopfweh. Es explodirt bei 180° C. und, was wichtiger ist, wenn es in allen seinen Theilen einem starken Stoß oder Druck ausgesetzt wird, während es nach keiner Seite hin auszuweichen vermag. Bestreicht man daher einen Amboß mit S., so explodirt unter den Schlägen des Hammers immer nur diejenige Partie, welche direkt von der Hammerfläche getroffen wird, das übrige S. bleibt unzersetzt. Auf Holz und durch Reibung kann man die Explosion nicht hervorbringen. Blechflaschen, die nicht vollständig mit S. gefüllt und in Holzkisten verpackt sind, kann man aus ziemlich beträchtlicher Höhe auf Felsboden herabwerfen, ohne daß Explosion erfolgt. Man benutzt das S. beim Bergbau und zum Sprengen der Steine, und zwar soll es dem Pulver gegenüber manche Vortheile darbieten. Um die Sprengungen auszuführen, versieht man eine dicht geleimte Papierhülse mit einem Mittelboden, füllt die eine Seite mit S. und verschließt sie mit einem Pfropfen, in die andere Seite bringt man etwas Pulver und eine Zündschnur und verstopft die Oeffnung mit Papier. Die so hergerichtete Patrone wird in das Bohrloch gesteckt, mit Sand bedeckt und auf gewöhnliche Weise durch die Zündschnur entzündet. Der Druck der Pulvergase bringt das S. zum Explodiren. Wo die Umstände es gestatten, kann man die Papierhülse ersparen und das Oel direkt ins Bohrloch gießen. Wie energisch das S. wirkt, zeigt ein Versuch, bei welchem ein 250 Centner schwerer Eisenblock mit 5 Loth S. in 3 Theile zersprengt wurde, deren Trennungsflächen einen Flächeninhalt von mehr als 10 □Fuß boten und mithin einen Widerstand von 15 Millionen Pfund repräsentirten. Das Nitroglycerin erstarrt in der Kälte, es kann entzündet werden und brennt mit matter zischender Flamme, ohne Rauch und ohne Explosion, wenn es nicht in festen Gefäßen auf 180° erhitzt wird. Es bietet mithin wenig Gefahr, und die Unglücksfälle, welche damit vorgekommen sind, lassen sich meist auf grobe Unvorsichtigkeiten zurückführen. Nobel hat jetzt versucht, das S. in wasserfreiem Holzgeist zu lösen und es in dieser Form, in welcher es auf keine Weise zur Explosion gebracht werden kann, zu versenden. Will man eine solche Lösung zum Sprengen benutzen, so braucht man sie nur mit Wasser zu verdünnen, indem sich dann das Nitroglycerin unverändert abscheidet. Beachtenswerth ist noch die Benutzung des S.s zu Signalen, da es in der Luft mit einem sehr weit hörbaren, donnerähnlichen Knall explodirt, wenn es in einer passend zugerichteten Patrone mit einer Rakete aufsteigt.

Sprengwerk, Zimmerwerksverband, dessen man sich bei Bedachung größerer freier Räume, sowie bei Brückenbauten bedient, die keine Unterstützung durch Pfeiler zulassen. Das S. hat mit dem Hängewerk (s. d.) gleichen Zweck; während aber bei diesem die Balken in der Mitte oder in mehren anderen Stellen von oben gehalten werden, damit sie sich nicht krümmen, wird beim S. diese Unterstützung unten angebracht, indem man schräge Stützen, welche nicht ausweichen können, zwischen den festzulegenden und den zu unterstützenden Punkten befestigt. Ob bei einem zu überspannenden Raume ein S. oder ein Hängewerk anzubringen sei, richtet sich nach den Umständen. Wo die untere Ansicht der Balkenlage in Betracht kommt, wie bei Zimmerdecken ꝛc., wird man daher dem Hängewerk den Vorzug geben, wo dagegen die Balkenlage oben frei sein muß, wie bei Brücken ꝛc., dem S., wiewohl auch hier Hängewerke an den beiden Enden und der Mitte der Brückenbalken angebracht werden können, welche dann aber verkleidet werden müssen, während die Brückenbahn zwischen denselben für den Uebergang frei bleibt. Eines der bedeutendsten S.e ist die Rheinbrücke bei Schaffhausen.

Sprichwort (proverbium, Parömie), Satz, welcher eine Regel der Klugheit oder des sittlichen Verhaltens oder auch eine Erfahrung des praktischen Lebens in kurzer, bündiger, konkret anschaulicher Form ausspricht und in den Volksmund übergegangen ist. Durch die konkret anschauliche Form unterscheidet sich das S. von dem Denkspruch (s. d.) oder der Sentenz, welcher eine sittliche Lehre oder Wahrheit zwar ebenfalls in kurzer, bündiger, aber mehr abstrakter Weise gibt. Das S. hat die meiste Verwandtschaft mit der Parabel und Fabel, aus denen es nicht selten entstanden ist. Man vergleiche z. B. den Sinnspruch: „Ueber-

fluß schafft Ueberdruß" mit dem S.: „Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Körnlein bitter." Aus dem Volksmunde hervorgegangen und in demselben gäng und gebe geworden, enthalten die Sprichwörter nicht nur einen reichen Schatz von Lebenserfahrung und Lebensweisheit eines Volks, sondern sie sind auch in kulturhistorischer Hinsicht lehrreich und wichtig, indem sie über die Anschauungs- u. Denkweise, die Sitten u. Gebräuche eines Volks Aufschluß geben und selbst über die Wirkung einzelner historischen Ereignisse Licht verbreiten. Sprichwörter sind bei allen Völkern in Gebrauch, und zwar hat jedes Volk seine eigenthümlichen, obwohl manche räumlich und zeitlich weit verbreitet sind. Sie finden sich weit häufiger in den Schriftwerken der alten als in denen der neueren Völker, denn je mehr ein Volk sich noch zu einer naiven Auffassung der Lebensverhältnisse hinneigt, desto mehr liebt es, seine Lebenserfahrung und Lebensweisheit in die Form von Sprichwörtern zu kleiden, u. die Weisesten aller Nationen in der ersten Periode des erwachenden Nachdenkens und Beobachtungsgeistes haben sich dieser Sitte gern anbequemt. Sammlungen griechischer Sprichwörter wurden früh veranstaltet, erhalten haben sich aber nur diejenigen späterer Grammatiker, die als Parömiographen (s. d.) bezeichnet zu werden pflegen. Eine große, aber ungeordnete Menge griechischer und lateinischer Sprichwörter, Denksprüche u. ähnlicher Ausdrücke gab Erasmus in seinem „Adagia" betitelten Buche, welches an fünfzigmal theils vollständig (zuerst Par. 1500, zuletzt Frankf. 1670, am besten im 2. Band seiner „Opera", Leyden 1703), theils in einer von Paulus Manutius nach den Vorschriften der römischen Censur bearbeiteten Ausgabe, theils mit mancherlei anderen Veränderungen gedruckt und ebenso häufig excerpirt worden ist. Von Neuem behandelten die griechischen und römischen Sprichwörter Zell („Ueber die Sprichwörter der alten Griechen und Römer", in den „Ferienschriften", Freiburg 1826—33, 3 Bde.), Leutsch und Schneidewin (in ihrer Ausgabe der „Parömiographen" (Göttingen 1839), Goßmann („Lateinische Sprichwörter in alphabetischer Ordnung und mit freier Uebersetzung", Landau 1844) und Becker („Das S. in nationaler Bedeutung", Wittenb. 1851). Sammlungen deutscher Sprichwörter erschienen seit Anfang des 16. Jahrhunderts zahlreich; hervorzuheben sind die von Tunnicius (1514 und öfter), Agricola (zuerst 1529), Franck (1541), Egenolff (zuerst 1548), Eyering (1601), Petri (1605), Zinkgref (zuerst 1626), Lehmann (zuerst 1630), Sailer („Die Weisheit auf der Gasse", Augsburg 1810), Körte (1837), Eiselein (1840), Simrock (1846), Wander („Deutsches Sprichwörterlexikon" (Lpz. 1863 ff.). Vergl. Hoffmann, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte, Lpz. 1844; Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen, das. 1852. Allgemeine, über alle Literaturen sich erstreckende Verzeichnisse von Sprichwörtersammlungen gaben Nopitsch („Literatur der Sprichwörter", Nürnb. 1822, das. 1833) und Duplessis („Bibliographie parémiologique", Paris 1847). Vergl. auch Wackernagel, Die epische Poesie (im „Schweizerischen Museum", Bd. 1 und 2, Frauenfeld 1837—38).

Spriet, Segelstange auf kleinen Schiffen, die das viereckige Segel diagonal ausspannt.

Springbrunnen, Vorrichtung zum Emportreiben eines oder mehrer freien Wasserstrahlen. Leitet man aus einem hochgelegenen Reservoir das Wasser in Röhren nach einem tiefer liegenden Ort und läßt es hier aus einer passenden Oeffnung ausströmen, so springt ein Strahl empor, welcher nach dem Gesetz der kommunicirenden Röhren die Höhe des Wasserspiegels im Reservoir erreichen würde, wenn nicht durch Reibung ein Kraftverlust entstünde. Finden sich die hier künstlich geschaffenen Bedingungen in der Natur, so entstehen die natürlichen S. (s. auch Artesischer Brunnen unter Brunnen). Die Steighöhe des Wasserstrahls hängt bei einer guten Anordnung der Rohrleitung auch noch hauptsächlich von der Sprungöffnung ab. Die senkrecht emporspringenden Wasserstrahlen steigen (unter nicht sehr kleinem Druck) aus kurzen, konischen, konoidischen und innen gehörig abgerundeten, cylindrischen Ansatzröhren bei gleichem Querschnitt und gleichem inneren Druck höher als die aus Mündungen in der sogenannten dünnen Wand ausfließenden kontrahirten Wasserstrahlen. Der Widerstand der Luft ist bei schwächeren Strahlen ein verhältnißmäßig größerer als bei dickeren Strahlen, und unter übrigens gleichen Umständen wächst daher die Steighöhe bei gleicher Druckhöhe mit der Dicke des Strahls oder der Weite der Mündung. Große Steighöhen erfordern deshalb neben großer Druckhöhe auch große Strahlendicke. Wasserstrahlen von kreisförmigem Querschnitt springen unter gleichen Verhältnissen höher als solche mit quadratischem oder anders geformtem Querschnitt. Nicht allein der Luftwiderstand, sondern auch das zurückfallende Wasser hemmt den aufsteigenden Strahl; neigt man daher einen senkrechten Strahl, so daß das zurückfallende Wasser seitlich fortgeht, so erreicht der Strahl sofort eine größere Höhe. Künstliche S. kann man durch Wasser und Windmühlen, Dampfmaschinen &c. betreiben. Dieselben setzen Pumpen in Bewegung, durch welche das Wasser in hochliegende Reservoirs geschafft wird, oder sie treiben das Wasser in Windkessel, aus welchen es die komprimirte Luft in die Höhe treibt. Vgl. Heronsball und Hydraulischer Widder.

Springe, Stadt in der (seitherigen, 1866 mit Preußen vereinigten) hannöverischen Landdrostei Hannover, Fürstenthum Kalenberg, am Ursprung der Haller (daher auch Hallerspringe genannt) und am Fuße des Ebersberges, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat Fußteppich- und Wattefabrikation, mehre Dampfmühlen, Steinbrüche, Holzhandel und 2140 Einwohner.

Springen, Marktflecken im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Heidenheim, an der Brenz, mit 1400 Einw. In der Nähe das königliche Jagdschloß Königsbronn, ehemals Cistercienserkloster, mit königlichem Schmelz- und Hammerwerk.

Springen, eigenthümliche Art der Fortbewegung des Körpers, unterscheidet sich vom Laufen dadurch, daß der Körper beim S. längere Zeit frei in der Luft schwebt als beim Laufen. Das S. ist bald ein Sprunglauf (s. Laufen),

bald besteht es in einem einzigen Sprung. Der Körper erhält beim S. durch die kräftige Zusammenziehung der Wadenmuskeln eine Wurfbewegung, vermittelst deren er bald bei geringer Erhebung über den Boden eine weite Wegstrecke (Weitsprung), bald bei starker Erhebung über den Boden eine kurze Wegstrecke zurücklegt (Hochsprung). Zwischen beiden Arten des S.s sind alle denkbaren Uebergänge möglich, stets aber beschreibt der Schwerpunkt des Körpers dabei eine parabolische Linie entsprechend einem geworfenen, beziehentlich fallenden Körper. Gewöhnlich geht dem S. der Eillauf voran, weil dadurch der Körper schon eine gewisse Schnelligkeit der Bewegung erhält, welche ihm dann beim S. zu Statten kommt. Ebenso werden die beim S. hauptsächlich betheiligten Wadenmuskeln durch eine Wurfbewegung der Arme unterstützt. Vergl. Valentin, Lehrb. d. Physiol., II.

Springer, Anton Heinrich, einer der bedeutendsten Kunsthistoriker der Gegenwart, geboren am 13. Juli 1825 zu Prag, besuchte die Schule des Prämonstratenserklosters Strahow und widmete sich sodann auf der Universität seiner Vaterstadt, sowie zu München und Berlin den Studien der Philosophie und der Kunst. Nachdem er 1846 kurze Zeit die Stelle eines Lehrers der Kunstgeschichte an der prager Akademie bekleidet, ging er nach Italien, wo ihn das Studium der antiken und noch mehr der neueren Meisterwerke ein Jahr lang fesselte, und ließ sich sodann in Tübingen nieder, wo er sich an der Redaktion der „Jahrbücher der Gegenwart“ betheiligte und seine erste Schrift, „Die hegelsche Geschichtsanschauung“, erscheinen ließ. Die Bewegungen des Jahres 1848 riefen ihn nach Prag zurück. S. betheiligte sich an denselben für die föderative Verfassung des Kaiserstaats und galt als ein Wortführer der Rechte des Reichstags in der Presse. Noch im Herbst des Jahres habilitirte er sich zu Prag für das Fach der neueren Geschichte, doch zogen ihm seine freisinnigen Vorlesungen, die dann als „Geschichte des Revolutionszeitalters“ (Prag 1849) im Druck erschienen, die Ungunst der Regierung in dem Grade zu, daß er freiwillig seine Stelle niederlegte und eine längere Reise zu kunsthistorischen Studien durch die Niederlande, Frankreich und England unternahm. Von London aus durch seine politischen Freunde zurückgerufen, trat S. an die Spitze der Union, deren Programm die Anhänger des Nationalitätsprincips aus verschiedenen Nationen des Kaiserstaats unterschrieben hatten, doch ward der Verein von der Regierung bald unterdrückt. Mehre Anträge, in den serbischen Staatsdienst zu treten, wies S. zurück, doch arbeitete er während des orientalischen Kriegs zahlreiche Druckschriften im Auftrag der serbischen Regierung aus. Im Herbst 1852 habilitirte er sich in Bonn als Privatdocent der Kunstgeschichte, und 1859 ward er zum Professor derselben ernannt. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Oesterreich nach der Revolution“ (Prag 1850); „Die Judenfrage in Prag“ (das. 1850); „Oesterreich, Deutschland und Preußen“ (das. 1851) und „Südslawische Denkschrift“ (das. 1854); „Kulturhistorische Briefe“ (das. 1852—57); „Die Baukunst des christlichen Mittelalters“ (Bonn 1854); „Handbuch der Kunstgeschichte“ (Stuttgart 1855); „Paris im 13. Jahrhundert“ (Bonn 1856); „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert“ (Leipzig 1858); „Geschichte Oesterreichs seit dem wiener Frieden“ (das. 1863—64, 2 Bde.). S.s Kunstanschauung, wenngleich zunächst durch die hegelsche Philosophie vermittelt, hat sich von dem beschränkenden Einfluß dieser Schule loszumachen gewußt. Was ihn beschäftigt, ist weniger die antike Kunst als die Schöpfungen des Mittelalters und der neueren und neuesten Zeit, besonders die Periode der klassischen italienischen Kunst, an der sich sein Geschmack vornehmlich gebildet zu haben scheint. Seine Vorträge und Schriften fesseln durch geistreichen und beredten Styl.

Springfield, 1) Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Illinois und Gerichtssitz der Grafschaft Sangamon, $1\frac{1}{2}$ Stunden südlich vom Sangamonflusse, Knotenpunkt der westlichen Centralbahn, der Chicago-Mississippibahn und mehrer davon ausgehenden Zweigbahnen, hat ein schönes Kapitol (Staatenhaus), ein Gerichtshaus (Grafschaftshaus), ein Vereinigte-Staatenlandamt, eine Staatsuniversität, 3 Banken und 9600 Einwohner. S. wird wegen seiner reizenden Lage die Flower City (d. i. Blumenstadt) genannt. In der Umgegend finden sich große Prairien und reiche Steinkohlenlager. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Hampden im nordamerikanischen Staate Massachusetts, am Connecticut, Kreuzungspunkt der Massachusettswestbahn mit der Connecticutthalbahn und der New-Haven-Hartford-Springfieldbahn, hat ein Gerichtshaus, ein Gefängniß, 13 Kirchen, ein Arsenal, Maschinenwerkstätten, Gewehr- und Papierfabrikation, Eisenwerke, 5 Banken und 15,200 Einwohner. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Clarke im nordamerikanischen Staate Ohio, an der Mündung des Lagonda Creek in den Mad River, Knotenpunkt von 6 Eisenbahnen, Sitz des lutherischen Wittenbergcollege, hat 10 Kirchen, ein Seminar, 2 öffentliche Bibliotheken, 2 Banken, Woll- und Baumwollmanufakturen, Papierfabrikation, Eisenwerke und 7200 Einwohner. Die Umgegend ist höchst fruchtbar und trefflich angebaut.

Springfluth, s. Ebbe und Fluth.

Springhase, s. v. a. Känguruh.

Springmaus (Dipus *Gmel.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Haselmäuse, charakterisirt durch die sehr kurzen 5zehigen Vorderfüße und die sehr langen und dünnen 3—5zehigen Hinterfüße, den langen, am Grunde kurz behaarten Schwanz mit zweizeiliger Endquaste, nächtliche Thiere, welche sich Höhlen graben, sich nach Art der Mäuse von Wurzeln und Früchten nähren und meist das gemäßigte Asien und Afrika bewohnen. Sie hüpfen auf den Hinterfüßen, die kleinen Vorderfüße an den Körper anziehend und den Schwanz als Stütze und Steuerruder gebrauchend. Unter 16 Arten sind zwei Europäer, nämlich der Jerboa (D. sagitta *Gm.*), braungelb, unten weiß, mit 3zehigen Hinterfüßen, Ohren von halber Kopflänge, 6 Zoll lang, mit $6\frac{1}{2}$ Zoll langem Schwanz, in den Gegenden zwischen der Wolga und dem Don; der Alkdaga oder Alagtaga (D. jaculus *Gm.*), graugelb, mit 5zehigen Hinterfüßen, weiß gespitzten Ohren,

welche länger als der Kopf sind, 7 Zoll lang, mit 1½mal so langem Schwanz, in Südrußland, springt so schnell, daß ein Pferd kaum nachkommen kann.

Spring-Rice, Thomas, Baron Monteagle von Brandon, britischer Staatsmann, geboren 1790 in Irland, studirte zu Cambridge und erhielt 1816 einen Sitz im Unterhause, wo er auf der Seite der Whigs stand. Als diese 1830 unter Grey ans Staatsruder kamen, ward er zum Unterstaatssekretär des Innern, dann zum Sekretär des Schatzes befördert und gelangte nach Stanley's Rücktritt 1834 als Staatssekretär der Kolonien ins Ministerium, welches jedoch schon im November zurücktreten mußte. Bei der Bildung des neuen Whigministeriums 1835 übernahm S. die Finanzverwaltung, bewies sich aber nicht befähigt für dieselbe. Als er im August 1839 aus dieser Stellung schied, erhielt er die Peerswürde mit dem Titel eines Lord Monteagle und das Amt eines Kontroleurs der Schatzkammer, doch hat er seitdem im öffentlichen Leben keine hervorragendere Rolle mehr gespielt.

Sprit, s. v. a. Spiritus.

Sprödigkeit, Eigenschaft der Körper, der zufolge sie durch Hinwegnahme geringer Theilchen in mehr oder weniger Stücke zerspringen, wie die sogenannten Glastropfen durch Abbrechen ihrer Spitze, die bologneser Fläschchen durch den kleinsten mittelst eines Feuersteins erzeugten Riß 2c.

Sprosser, s. Nachtigall.

Sprottau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, an der Mündung der Sprotta in den Bober und an der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn, mit einer evangelischen und 2 katholischen Kirchen, Tuch- und Tabaksfabrikation, Lein- und Baumwollweberei, Strumpfwirkerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und 5316 Einwohnern.

Sprotte (Breitling, Clupea sprattus *C.*), Fischart aus der Gattung Häring, dem gemeinen Häring ähnlich, aber nur 4—5 Zoll lang und auf dem einfarbigen Kiemendeckel strahlig gestreift und mit 16 strahligen Rücken- und 28 strahligen Afterflossen, am Bauchkiel mit scharfen Schuppen, silberglänzend, oben bläulich, zur Laichzeit mit goldglänzenden Seitenstreifen, findet sich in der Nord- und Ostsee gewöhnlich in der Tiefe des Meeres, kommt aber im Herbst an die Küsten, um zu laichen, und wird dann in Menge gefangen, eingesalzen und geräuchert. Geschätzt sind in Deutschland besonders die kieler S.n (Flückhäringe, Flundern). An den englischen Küsten ist der Fang der S.n so ergiebig, daß sie in manchen Gegenden zur Winterszeit die Hauptnahrung der niederen Volksklasse ausmachen und sogar scheffelweise zur Düngung, besonders des Hopfens, verkauft werden.

Spruch, Urtheil des Richters in einer streitigen Sache; kurzer, nachdrücklicher, eine Lehre enthaltender Satz; besonders eine kurze Stelle aus der Bibel, in welcher der Beweis eines Dogma oder einer moralischen Lehre liegt. Daher Spruchbuch, ein Buch, in welchem solche Sprüche zum Unterricht zusammengestellt sind.

Spruchkollegien, s. v. a. Schöppenstühle, s. Schöppen.

Sprudelsteine, Absätze oder Niederschläge aus aufbrodelnden Quellen, bei denen außer den gewöhnlichen Formen der Sinterablagerungen sich auch die der Erbsensteine (Pisolithe, Oolithe, Roggensteine) durch Umänderung kleiner fester Körperchen bildet, indem diese: Sandkörner, Sinterstückchen, Muscheltrümmer, vom Sprudel in die Höhe gerissen werden und der Sinter sich in koncentrisch-schaligen Schichten um sie absetzt. Sind es kalkführende heiße Quellen, wie der Sprudel von Karlsbad, so bestehen sie aus Aragonit. Auch die Eisenoolithe und das Bohnerz früherer Zeiten sind sichtlich solche Absätze heißer Sprudel.

Sprüche Salomo's (Proverbia), Titel einer Gnomensammlung des Alten Testaments, welche aus 3 durch besondere Ueberschriften bezeichneten Haupttheilen und einigen Anhängen besteht. Der erste Theil (Kap. 1—9) ist eine zusammenhängende, mit einzelnen Gnomen durchwebte Empfehlung der Weisheit, wobei die Einkleidung so gewählt ist, daß ein Vater sich an den Sohn wendet. Der zweite (Kap. 10—24), „Denksprüche Salomo's“ überschrieben, enthält einzelne ohne strengen inneren Zusammenhang aneinander gereihte Gnomen, welche sich auf die verschiedenartigsten Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens beziehen. Der dritte (Kap. 25—29), mit einer besonderen Aufschrift, wonach diese Sammlung unter Hiskias' Regierung durch Gelehrte des Hofs veranstaltet worden sein soll, enthält ebenfalls Sentenzen, aber tiefsinnigerer und räthselhafterer Art als die vorigen. Zu diesen 3 Haupttheilen kommen am Schlusse noch 2 Anhänge, deren erster (Kap. 30) die Aussprüche eines Weisen, Namens Argur, Bitten, Lebensregeln, moralische Reflexionen 2c., und deren zweiter (Kap. 31) Vorschriften für einen König Lamuel enthält und die Tugenden einer guten Hausfrau vorführt. Nach Analogie anderer Spruchsammlungen sind diese Gnomen wohl nicht sämmtlich von Salomo, dessen Namen sie tragen, wirklich verfaßt, sondern sie werden nur auf ihn, als einen in diesem Fach ausgezeichneten Weisen, als auf einen Kollektivnamen zurückgeführt. Die Schreibart des Buchs ist bündig und rein. Die Moralprincipien darin sind zwar in sofern nicht ganz lauter, als die Tugend mehr als Klugheitsregel und aus eudämonistischen Gründen empfohlen, das Laster aber nur als Thorheit, die zu physischem und geistigem Verderben führe, geschildert wird, doch ist das Ganze in einem sehr würdigen Tone gehalten. Kommentirt wurden die S. von Umbreit (Heidelberg 1826) und Gramberg (Leipzig 1828).

Sprüchwörter, s. Sprichwort.

Spruner, Karl von, deutscher Geschichtsforscher und Geograph, geboren 1803 in Stuttgart, ward seit 1814 im Kadetencorps zu München gebildet und 1825 zum Lieutenant ernannt. Als erstes Produkt seiner historischen u. geographischen Studien veröffentlichte er „Bayerns Gaue“ (Bamberg 1831) und die „Gaukarte des Herzogthums Ostfranken“ (das. 1835). Sein Hauptwerk ist der große „Historisch-geographische Handatlas“ in 3 Abtheilungen (Gotha 1837—52, 118 Blätter; 2. Aufl. 1853—55), auf Grund der sorgfältigsten Detailforschung sehr sauber ausgeführt. Auch

gab er einen trefflichen „Historischen Atlas von Bayern" (Gotha 1838, 7 Blätter) und mit Hänle mehre sehr zuverlässige Reisehandbücher der Main- und unterfränkischen Gebirgsgegenden heraus. Die mit Hänle begonnenen „Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten" (Heft 1—3, Gotha 1846—48) gediehen der Ungunst der Zeitverhältnisse wegen nicht zur Vollendung. S. ward 1851 als Hauptmann in den Generalstab versetzt und 1855 zum Oberstlieutenant befördert. Seit 1852 ist er Mitglied der münchener Akademie. In der neueren Zeit war er im Auftrag des Königs mit historischen und kartographischen Arbeiten beschäftigt, unter denen namentlich eine sehr umfassende historische Karte von Bayern, eine große historisch-komparative Karte von Europa und eine aus archivalischen Quellen geschöpfte Kriegsgeschichte von Bayern hervorzuheben sind. Auch ward ihm der Unterricht in der Militärgeographie in den höheren Klassen des Kadetencorps übertragen. Zur weiteren Verbreitung der Ergebnisse seiner Studien dienen seine kürzere Bearbeitung des großen „Historischen Handatlas" und sein „Allgemeiner historischer Schulatlas", sowie sein „Leitfaden zur Geschichte von Bayern" (2. Aufl., Bamberg 1853).

Sprungbein (astragalus, talus), würfelförmiger mit 3 Gelenkflächen versehener Knochen der Fußwurzel, vermittelst dessen der Fuß mit dem Unterschenkel artikulirt. Die beiden Knöchel nehmen wie eine Gabel das S. zwischen sich, so daß letzteres und somit der ganze Fuß in der Gabel nur um eine feste Axe sich drehen kann, wobei der Fuß gebeugt und gestreckt wird. Das S. ruht auf dem Fersenbein, nach vorn stößt es an das Kahnbein (os naviculare). Das Gelenk, durch welches das S. an die Knochen des Unterschenkels befestigt ist, heißt das Sprunggelenk (articulatio talo-cruralis). Es wird, abgesehen von der weiten Kapselmembran, hauptsächlich durch 2 starke straffe Seitenbänder zusammengehalten, welche von den beiden Knöcheln zur inneren und äußeren Seite des S.s herabgehen.

Spulen und **Spulmaschine**, s. Weben.

Spulrad, s. Weben.

Spulwurm, s. Eingeweidewürmer.

Spuma (lat.), Schaum, Seife.

Spurensteine, s. Petrefakten.

Spurinna, 1) Vestricius, römischer Feldherr und Dichter in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., focht siegreich gegen die Germanen am Rhein, zog sich aber später vom öffentlichen Leben zurück. Die Fragmente seiner lyrischen Poesien, deren Anmuth die Alten rühmten, sammelte Art (Frankfurt 1840). — 2) Haruspex und Wahrsager, welcher Cäsar vor dem ihm so verhängnißvollen 15. März warnte.

Spurius (lat.), Kind, dessen Vater nicht bekannt ist.

Spurzheim, Kaspar, phrenologischer Schriftsteller, geboren den 31. Dec. 1776 zu Longwich bei Trier, widmete sich zuerst dem Studium der Theologie, dann zu Wien als Schüler Galls dem der Medicin u. wirkte hierauf in London und Paris namentlich für Verbreitung von Galls physiognomischen Lehren. Er † den 10. Nov. 1832 zu Boston. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „The physiognomical system of D. Gall and S." (2. Aufl., Lond. 1815); „Outlines of the physiognomical system" (das. 1815); „On insanity" (das. 1817); „A view of the elementary principles of education" (Edinburg 1821, Boston 1832); „Sur la folie" (Par. 1818; deutsch, Hamb. 1819); „Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme" (Straßb. 1820; deutsch, Würzb. 1822).

Sputum (lat.), das Ausgespieene, Speichel.

S. q. (lat.), auf Recepten abbrevirt, s. v. a. sufficiens quantitas, d. i. hinreichende Menge.

Square (engl.), Viereck, besonders ein viereckiger oder runder, von Häusern umgebener, durch ein eisernes Gitter abgeschlossener und mit Rasen und Baumgruppen versehener Platz in englischen Städten.

Squatters (engl.), in den nordamerikanischen Freistaaten solche Ansiedler, welche sich auf einem Stück wüsten Landes ansiedeln, ohne es durch Kauf erworben zu haben. Diese Praxis hat viel zum raschen Anbau jener Staaten beigetragen, indem unbemittelte Leute weit im Innern in Gegenden, wohin die Kolonisation auf dem gewöhnlichen Wege erst spät gedrungen sein würde, Niederlassungen gründeten. Dies anerkennend, suchte man dergleichen Ansiedler durch sogenannte Preemtionsgesetze in dem Besitz der von ihnen eigenmächtig okkupirten Ländereien zu schützen. Schon 1808 erging in Massachusetts ein Gesetz, nach welchem das Eigenthumsrecht auf ein Grundstück schon durch Okkupation während einer Periode von 40 Jahren erworben werden sollte, und durch spätere Kongreßbeschlüsse ward den S. das Recht ertheilt, von ihnen okkupirte Staatsländereien, ohne Rücksicht auf den inzwischen gestiegenen Werth derselben, zum Minimalpreise von 1¼ Dollars für den Acre zu erwerben. Nachdem 1830 dies Gesetz für eine bestimmte Anzahl von Jahren auf das ganze Unionsgebiet ausgedehnt worden, kam endlich am 4. Sept. 1841 das noch gültige Preemtionsgesetz zu Stande, wodurch die S. allenthalben in den Vereinigten Staaten die Befugniß erhielten, durch Erlegung jenes Minimalpreises sich einen gesetzlichen Rechtstitel auf die von ihnen bebauten Grundstücke zu erwerben, wobei nur die Beschränkung Statt finden soll, daß kein Kolonist mehr als 160 Acres auf einmal ankaufen oder auf die zu Schul- und anderen gemeinnützigen Zwecken bestimmten Ländereien Anspruch machen darf.

Squier, Ephraim Georg, nordamerikanischer Reisender und Alterthumsforscher, geboren den 17. Juni 1821 zu Bethlehem im Staate Newyork, ward Ingenieur und 1848 zum Geschäftsträger der Union in Guatemala und Nicaragua ernannt, trat hier den Versuchen der Engländer, die Grenzen ihres Schutzgebiets an der Moskitoküste zu erweitern, mit Energie entgegen und trug durch seine Forschungen viel zur Bereicherung unserer Kenntniß von der Erdenge von Panama bei. Unter seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „The ancient monuments of the Mississippi Valley" (Wash. 1848), „Sketches of travels in Nicaragua" (Newyork 1851), „Nicaragua, its people, scenery and monuments" (Newyork und London 1852, 2 Bde.), „Antiquities of the state of New-York" (Buffalo 1851), „Notes on Central America"

(Newyork 1852) und „The states of Central America" (das. 1857).

Squillace, Stadt in der italienischen Provinz Catanzaro (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II), unweit des gleichnamigen Golfs des jonischen Meeres, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 16 andere Kirchen, ein geistliches Seminar und 3600 Einw.; wurde durch das Erdbeben von 1783 sehr beschädigt.

S. r. (s. rat.), Abkürzung für salva ratificatione, mit Vorbehalt der Genehmigung, Bestätigung; (s. rem.) für salva remissione, mit Vorbehalt der Rücksendung; für sub rubro, unter der Rubrik.

S. R. E., Abbreviatur für Sancta romana ecclesia, die heilige römische Kirche.

S. R. I., Abbreviatur für Sacri Romani Imperii, d. i. des heiligen römischen Reichs, in Verbindung mit Titeln, z. B. S. R. I. Archimareschallus.

S. S., Abkürzung für Sacro-sanctus und Sanctissimus; für Sacra Scriptura, die heilige Schrift; für Sua Sanctitas, Seine Heiligkeit, d. i. der Papst.

St., Sta., Abbreviatur für Sanctus oder Saint, heilig.

S. T., Abbreviatur für Salvo titulo (s. d.), mit Vorbehalt des Titels.

Staal, Marguerite Jeanne Cordier, Baronin von, durch Geist und Bildung ausgezeichnete Französin, geboren 1693 zu Paris, trat als Kammerjungfer in die Dienste der Herzogin von Maine zu Sceaux, machte sich durch ihre Verse und Pläne zu Theaterstücken den Prinzen und vielen geistreichen Männern des Hofs bekannt und ward schließlich die Tonangeberin in den Salons von Paris. Während der Regentschaft theilte sie 2 Jahre lang die Gefangenschaft der 1718 in Ungnade gefallenen Herzogin in der Bastille und nach ihrer Befreiung verheirathete sie sich an den Maréchal de camp, Baron von S. Sie † am 15. Juni 1750 zu Gennevilliers bei Paris. Ihre „Mémoires" (Paris 1755, 3 Bde.), die Jahre von 1715—20 umfassend, sowie ihre Briefe an den Marquis von Silly und an d'Héricourt zeichnen sich durch Gewandtheit der Schreibart aus. Ihre „Oeuvres complètes" erschienen Paris 1821, 2 Bde.

Staar (Sturnus), Vögelgattung aus der Ordnung der Singvögel und der Familie der Rabenvögel, charakterisirt durch den verlängert-kegelförmigen, geraden, an der Spitze stumpfen und flachgedrückten Schnabel, den am Grunde eine hervorragende Ecke bildenden Unterkieferrand, die an der Schnabelwurzel seitlich stehenden, halbgeschlossenen Nasenlöcher, die mit dem Lauf gleich lange Mittelzehe und die mittellangen Flügel. Die einzige europäische Art ist der gemeine S. (S. vulgaris *L.*). Derselbe ist schwarz mit grünem und purpurviolettem Schiller und weißlich gefleckt, in der Jugend graubraun mit weißer Kehle, 8½—9 Zoll lang. Er findet sich in der ganzen alten Welt bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, bei uns als gewöhnlicher Zugvogel vom Februar oder März an bis in den Oktober und November, und hält sich am liebsten in Laubwäldern in der Nähe von Aeckern u. Wiesen auf, die er des Morgens früh schaarenweise besucht, um Regenwürmer, Engerlinge, Heuschrecken u. andere Insekten aufzusuchen; besonders gern hält er sich auch unter Schaf- und Kuhheerden auf und liest dem Vieh die lästigen Mücken und Zecken vom Rücken ab. Er nistet in hohle Bäume u. Mauerlöcher, wie auch in Kästen, die man zu diesem Behuf an den Bäumen anbringt. In der Gefangenschaft wird er leicht zahm, macht dann die Stimmen anderer Thiere nach, miaut z. B. wie eine Katze oder quakt wie ein Frosch, und lernt selbst Melodien nachsingen u. Wörter nachsprechen, wie er auch durch seine komischen Manieren, namentlich durch die Gewohnheit, mit dem Schnabel Oeffnungen, Ritzen u. Ecken auszumessen, ergötzt.

Staar, die Beschränkung oder gänzliche Aufhebung des Sehvermögens, sofern dieselbe auf einer Erkrankung der nervösen Gebilde des Auges (schwarzer S.) oder auf einer Trübung der Krystalllinse (grauer S.) beruht. Der sogenannte grüne S. oder das Glaukom (s. d.) ist von verschiedenartigen anatomischen Störungen abhängig und kann daher nur noch als Kollektivbegriff für diejenigen Fälle von Beschränkung oder Vernichtung des Sehvermögens angesehen werden, bei welchen der Augengrund eine meergrüne Farbe besitzt. Als falschen S. endlich hat man diejenige Beschränkung des Sehvermögens bezeichnet, bei welcher die Pupille durch ein graues Häutchen verschlossen ist, so daß das Licht, ähnlich wie beim grauen S., nicht in den Augengrund gelangen kann. Im Folgenden sollen nur der schwarze oder graue S. besprochen werden.

Beim schwarzen S. (anaesthesia optica, gutta serena) unterscheidet man zwei Grade, nämlich Schwäche des Sehvermögens, Amblyopie, und gänzliches Aufgehobensein desselben, Amaurosis. Die Amblyopie geht gewöhnlich der Amaurose voran und bildet das erste Stadium des schwarzen S.s. Die Amaurose ist so viel als Lähmung, Funktionsunfähigkeit des Sehnerven, Amblyopie nur ein niederer oder höherer Grad von Schwäche der Funktion desselben. Der schwarze S. beruht entweder auf einer Erkrankung der Netzhaut des Auges, so daß diese nicht mehr fähig ist, Lichteindrücke aufzunehmen, oder bei gesunder Netzhaut darauf, daß der Sehnerv in seinem Verlauf zum Gehirn erkrankt ist und also die Lichteindrücke nicht fortleiten kann, oder endlich darauf, daß diejenigen Gehirnpartien erkrankt sind, von denen der Sehnerv entspringt und vermöge deren die Erregungszustände der Netzhaut uns zum Bewußtsein kommen. Liegt die Ursache des schwarzen S.s im Auge selbst, so nennt man die Amaurose eine peripherische, liegt sie aber im Verlauf des Sehnerven oder im Gehirn, so nennt man die Amaurose eine centrale. Die Krankheitsprozesse, welche am häufigsten eine Lähmung des optisch-nervösen Apparats und damit den schwarzen S. herbeiführen, sind Kongestionen, Blutungen und Wasseransammlungen im Inneren des Auges, ferner Entzündungen der Netzhaut und der unter dieser liegenden Aderhaut des Auges, sodann gewisse Krankheiten, bei denen man eine fehlerhafte Mischung des Blutes annehmen muß (Gicht, Syphilis, Rheumatismus, Zuckerharnruhr ꝛc.),

endlich Geschwülste und Gewebsentartungen des Auges und seiner unmittelbaren Nachbarschaft, sowie die mannichfaltigsten Krankheiten des großen Gehirns. In den meisten Fällen hat die Amblyopie einen langsamen Verlauf; sie entsteht unmerklich, nimmt ganz allmählig zu und geht schließlich in vollständige Erblindung über, doch kommt es auch vor, daß sie auf einer gewissen Stufe der Entwickelung stehen bleibt oder selbst rückgängig wird. In seltenen Fällen bildet sich die Amaurose in sehr kurzer Zeit aus oder tritt selbst plötzlich nach Art eines Schlaganfalls auf, namentlich dann, wenn sich die Netzhaut durch einen Bluterguß oder durch ein Entzündungsprodukt von der Gefäßhaut des Auges abgelöst hat, oder wenn Blutergüsse, schnell wachsende Geschwülste und dergleichen den Ursprung des Sehnerven im Gehirn zerstört haben. Diese Fälle von schnell entstandener Amaurose beschränken sich öfter auf Ein Auge als die langsam entstehenden Fälle, bei denen meist beide Augen gleichmäßig ergriffen sind. Der schwarze S. kommt bei beiden Geschlechtern und in jedem Alter vor, doch ist er bei Männern häufiger als bei Weibern, und in dem Alter von 20 — 40 Jahren häufiger als im Greisenalter, hier aber häufiger als im Kindesalter. Leute mit brauner Iris sollen öfter davon betroffen werden als solche mit blauer oder grauer Iris. Die objektiven Symptome des schwarzen S.s sind zuweilen sehr wenig ausgeprägt, die subjektiven Symptome dagegen sind um so wichtiger. Die Pupille pflegt erweitert und wenig beweglich oder auch ganz starr zu sein, selbst wenn starkes Licht in das Auge fällt. Das Auge nimmt einen konstanten Refraktionszustand an, welcher für ferne Objekte paßt. Die Sehaxen sinken in ihren ursprünglichen Parallelismus zurück, sie stehen für gewöhnlich gerade nach vorn oder etwas nach oben und ändern diese Richtung nur mit Mühe und Unsicherheit. Der Kranke hat daher einen stieren, nichtssagenden Blick, er büßt überhaupt mehr oder weniger die Herrschaft des Willens über die Bewegungen des Auges ein. Die Augenlider sind in der Regel weit geöffnet, der Augenlidschlag ist träge. Die Bewegungen eines Amblyopischen sind unsicher, seine Haltung ist ängstlich. Der vollkommen Erblindete gewinnt aber nach und nach wieder eine festere Haltung. Das wichtigste Symptom der Amblyopie ist Schwachsichtigkeit und Stumpfsichtigkeit. Der Amblyopische sieht weniger hell, deutlich und scharf als früher, alle Gegenstände erscheinen ihm wie in Rauch und Nebel eingehüllt. Helle Objekte sieht er besser als dunkle, nahe besser als entfernte, weil erstere mehr Licht in das Auge schicken als letztere. Jeder Versuch, kleinere Objekte deutlich zu sehen und anhaltend zu fixiren, kostet Anstrengung, das Auge geräth dabei in Unruhe, die Gegenstände scheinen zu schwanken und sich zu verwirren, den Kranken ergreift das Gefühl des Schwindels. Das Auge ermüdet sehr schnell, bei zunehmender Ermüdung werden die Objekte immer undeutlicher und entschwinden zuletzt der Wahrnehmung gänzlich. Gewöhnlich leiden die vom schwarzen S. ergriffenen Personen an sogenannten Skotomen oder fliegenden Mücken, selbst dann, wenn die Empfänglichkeit der Netzhaut für äußeres Licht bereits vollkommen erloschen ist. Später hören alle subjektiven Symptome auf und alle Arten des unrichtigen Sehens gehen in völlige Blindheit über, wobei höchstens noch manche vom Gehirn ausgehende subjektive Gesichtstäuschungen längere Zeit fortdauern. Die meisten Fälle von schwarzem S. sind unheilbar oder sehr schwer zu heilen, doch darf man sie nicht von vorn herein für unbedingt unheilbar erklären. Die Heilbarkeit richtet sich nach der Dauer der Krankheit und nach der Natur ihrer Ursache. Ein frisch entstandener Fall gibt eine bessere Prognose als ein solcher, der schon lange Zeit bestanden hat. In Bezug auf die Ursache ist die Prognose um so ungünstiger, je wichtiger der Organtheil ist, in welchem die Ursachen ihren Sitz haben, je bedeutender die organischen Veränderungen der Gewebe sind, welche bereits durch jene Ursachen im Auge und im Gehirn veranlaßt worden sind, und je schwieriger endlich die ursächlichen Momente zu beseitigen sind. Der schwarze S., welcher in Folge einer Entzündung des Auges oder von Zerstörungen des Gehirns auftritt, gibt die geringste Aussicht auf Heilung. Am ehesten lassen diejenigen Fälle eine Heilung zu, welche durch konstitutionelle und dyskrasische Leiden, durch Fieber, Hysterie ꝛc., bedingt sind. Auch diejenige Amaurose, welche durch übermäßigen Gebrauch narkotischer Mittel (z. B. übermäßigen Genuß starker Cigarren) entstanden ist, zeigt sich ebenfalls oft heilbar. Ohne Zuthun des Arztes verschwindet zuweilen eine Amblyopie, indem plötzlich eine vorher unterdrückte, krankhafte oder normale Thätigkeit wieder eintritt. Hierher gehören Hautausschläge, Eiterflüsse aus den Ohren, starkes Nasenbluten, Hämorrhoidalflüsse, die Menstruation ꝛc. Wird die Amaurose geheilt, so bleibt doch meist Amblyopie zurück. Oft wird nur das eine Auge geheilt, das andere nicht; oder der schwarze S. heilt nur auf einer Stelle der Netzhaut; der Kranke muß dann die Gegenstände, welche er sehen will, dem gesunden Theil der Netzhaut gerade gegenüber stellen. Völlige Heilung beider Augen ist selten. Zuweilen ist der schwarze S. nur das Symptom einer tieferen Gehirnstörung, welche später zu Lähmungen, Gedächtnißschwäche und Blödsinn führt. Die Behandlung hat sich vor allen Dingen gegen die Ursache des Leidens zu richten und muß diese zu heben suchen, was allerdings nicht allzu oft gelingt. Sodann muß man versuchen, die normale Nervenempfindlichkeit wieder herzustellen, wobei bald besänftigende und ableitende, bald stärkende und erregende Mittel am Platze sind. Dabei muß die Gesundheit und Kräftigung des ganzen Körpers durch eine angemessene Lebensordnung befördert werden. Die Verrichtungen des Auges müssen sorgfältig überwacht, Anstrengungen desselben durchaus vermieden werden, jedoch darf man das Auge nicht in vollständiger Unthätigkeit verharren lassen.

Der graue S. (cataracta, gutta opaca) besteht in einer Trübung im Bereiche des Linsensystems, d. h. der Linse selbst oder ihrer Kapsel, beziehentlich beider, wodurch den Lichtstrahlen der Durchgang zu der lichtempfindenden Netzhaut verwehrt wird und ein höherer oder geringerer Grad von Blindheit entsteht. Zuerst zeigt sich dicht hinter der

Pupille eine Trübung, deren Ausdehnung meist genau der Abnahme des Sehvermögens entspricht. Diese ist anfangs sehr unbedeutend, der Kranke glaubt Schmutz oder Staub im Auge zu haben; allmählig nimmt sie zu, der Kranke sieht wie durch ein trübes Glas, durch Nebel oder Rauch. Was gerade vor dem Auge liegt, sieht er undeutlicher, als was schief vor ihm liegt. Gemäßigtes Licht erleichtert das Sehen, weil die Pupille hierbei relativ weit ist und das Licht durch die noch ungetrübten Randpartien der Linse in das Auge gelangen kann. Nach und nach wird der vor dem Auge schwebende Nebel dichter, dem Kranken ist es, als sehe er durch eine Hornplatte und die Gegenstände erscheinen ihm wie dunkle Schatten. Die Pupille bewegt sich meist frei, nur bei sehr großem S. verliert die Iris an Beweglichkeit und wird nach vorn gedrängt. Selten entwickelt sich die Krankheit in wenig Tagen, meist bedarf sie zu ihrer Ausbildung Monate und Jahre. Gewöhnlich beginnt sie auf Einem Auge und ergreift später auch das andere. Nur S.e nach äußerer Verletzung beschränken sich auf Ein Auge. In wenigen Fällen geschieht es, daß der S. auf einer niederen Entwickelungsstufe stehen bleibt; zuweilen zeigt die Linse nur eine leichte Trübung, welche das Gesicht mäßig beeinträchtigt, ohne zuzunehmen. Nach dem Sitze der Trübung unterscheidet man den Kapselstaar und den Linsenstaar. Der Kapselstaar kommt viel seltener vor und erscheint als eine unsymmetrische, grauweiße, undurchscheinende Trübung nahe hinter der Iris. Der Linsenstaar befällt am häufigsten alte Leute in Folge des Sinkens der Ernährungsthätigkeit, entwickelt sich gewöhnlich sehr langsam und bedingt meist keine vollständige Blindheit. Der Linsenstaar ist bald ein Kernstaar, bald ein Rindenstaar, bald ist sowohl Kern als Rinde getrübt (totaler S.). Unter Kernstaar versteht man eine Trübung der Linse, die sich auf den Linsenkern oder einen Theil derselben erstreckt. Der Rindenstaar, bei welchem nur die äußeren Schichten der Linse betroffen werden, stellt entweder von Anfang an eine gleichmäßige, über die ganze Rinde ausgebreitete und allmählig zunehmende Trübung dar, oder er beginnt am Rande (Aequator der Linse) und schreitet in den Rindenschichten allmählig gegen das Centrum (den Pol) der Linse zu. Nach der Konsistenz der getrübten Linsenmasse theilt man die Linsenstaare ein in harte und weiche S.e. Der harte S. ist von dunkler, bräunlicher Farbe, betrifft meist den Kern der Linse; das Gesicht ist dabei meist nur beschränkt, nicht aufgehoben, der Kranke bemerkt bei erweiterter Pupille, z. B. in der Dämmerung, ziemlich deutlich die Gegenstände. Die Linse ist beim harten S. oft knorpelartig fest oder selbst in eine kalkartige oder steinige Masse umgewandelt. Beim weichen S., welcher unter allen Staarformen am häufigsten vorkommt, zeigt die Linse eine verminderte Konsistenz, ja sie kann selbst in eine flüssige, schleimige oder milchige Masse (Milchstaar) umgewandelt sein, in welcher höchstens noch der festere Linsenkern herumschwimmt. Das Gesicht ist beim weichen S. bis auf eine schwache Spur von Lichtempfindung aufgehoben. In Bezug auf die Art des Zusammenhangs der getrübten Linse mit ihrer Umgebung unterscheidet man den Balgstaar, wo die Linse sammt ihrer Kapsel durch eine Exsudatmasse gleichsam eingekapselt erscheint, ferner den Zitter- oder Schwimmstaar, wo die Linse sich ganz aus ihrem Zusammenhang mit der Kapsel gelöst hat und in letzterer frei herumschwimmt. Wird die Flüssigkeit in der Kapsel aufgesogen, so entsteht der Hülsenstaar. Hinsichtlich der Entwickelungsstufe nennt man den S. reif, wenn die Entartung des Linsensystems denjenigen Grad erreicht hat, auf welchem sie sodann verharrt, dagegen unreif, wenn die Entartung noch im Fortschreiten begriffen ist. Die Farbe des S.s zeigt viele, meist seine Konsistenz verrathende Nuancen von Milchweiß, Grau, Braun, Grün bis Schwarz. Die Disposition zum grauen S. ist bei dem männlichen Geschlecht größer als bei dem weiblichen; Leute mit blauer oder grauer Iris werden viel häufiger davon betroffen als solche mit brauner Iris. Selten ist der graue S. angeboren, sehr selten stellt er sich vor dem 7. Lebensjahre ein; von dieser Zeit an bis zum 60.—70. Lebensjahre wird er allmählig immer häufiger. Die Ursachen des grauen S.s sind mangelhafte Ernährung der Linse, weshalb er hauptsächlich im Alter vorzukommen pflegt, ferner dyskrasische Zustände (Gicht, Syphilis, Harnruhr 2c.), Unterdrückung von Hautausschlägen, chronischen Geschwüren, habituellen Schweißen, chronische Entzündungen des Auges 2c. Der graue S. kombinirt sich nicht selten mit anderen Augenkrankheiten, namentlich mit Amaurose; es fehlt dann alle Lichtempfindung. Die Natur allein ist mit Ausnahme sehr seltener Fälle nicht im Stande, den grauen S. zu heilen, auch von Medikamenten darf man keine Heilung erwarten. Das sicherste Mittel, das Sehvermögen wieder herzustellen, ist die Staaroperation, deren Zweck darin besteht, durch Beseitigung der kranken Linse den Lichtstrahlen den Eintritt in das Innere des Auges wieder zu eröffnen. Dies kann auf dreifachem Wege erreicht werden: entweder indem man die getrübte Linse gänzlich und mit einem Male aus dem Auge entfernt (Extraktion des S.s); oder durch Lagenveränderung der Linse, indem man sie aus der Sehaxe entfernt und an einen solchen Ort schiebt, wo sie dem Einfallen der Lichtstrahlen kein Hinderniß in den Weg legt, ohne sie aus dem Auge zu schaffen (Depression des S.s); oder durch Zerstückeln und Zerschneiden, wodurch man den S. in einen solchen Zustand versetzt, daß er aufgesaugt werden und also von selbst verschwinden kann. Jede dieser drei Grundmethoden kann auf mehrfache Weise ausgeführt werden, und so kommt es, daß eine ganze Anzahl von Methoden der Staaroperation in Anwendung sind. Die vollkommenste Operationsmethode ist die Extraktion, da der Erfolg derselben unbezweifelt der schnellste und sicherste ist. Aber auch im günstigsten Fall ist diese Operation nicht im Stande, das Gesicht so vollkommen wieder herzustellen, wie es vor der Erkrankung war, denn es fehlt ja im Auge die Linse, ohne welche sich keine scharfen Bilder auf der Netzhaut bilden können, und mit der Linse fehlt auch das Akkommodationsvermögen für verschiedene Entfernungen. Die verloren

gegangene Krystalllinse ersetzt man daher durch künstliche Glaslinsen von bikonvexer Gestalt, durch eine sogenannte Staarbrille, mit deren Hülfe der Kranke dann wieder die Gegenstände in scharfen Umrissen sehen kann. Da aber der Operirte auch das Akkommodationsvermögen verloren hat, so muß er hinfort Brillen von verschiedener Brechungskraft gebrauchen, je nachdem er nahe oder ferne Gegenstände sehen will. Nach der Staaroperation tritt zuweilen von Neuem wieder eine Trübung in der hinteren Augenkammer ein, welchen man Nachstaar nennt und wodurch das Sehvermögen wieder beschränkt oder ganz aufgehoben wird. Der Nachstaar entsteht dadurch, daß die dislocirte Linse oder einzelne Stücke derselben wieder hinter die Pupille treten, oder daß die zurückgebliebene Kapsel durch Exsudatmassen sich trübt, oder dadurch, daß an Stelle der Linse eine undurchsichtige narbenartige Gewebsmasse entsteht. Gegen diesen Nachstaar ist die Kunst so gut wie ohnmächtig.

Staat. Da der Mensch vereinzelt trauriger Verkümmerung verfallen würde, so ist ihm das Zusammenleben mit seines Gleichen Nothwendigkeit. In der Familie und in den gesellschaftlichen Kreisen, worein Umstände oder Wahl ihn stellen, findet er Unterstützung in der Erhaltung des Daseins, Förderung im Streben nach Besitz und Genuß, nach Bildung und Gesittung. Zur Sicherung und Ergänzung dieser Verbindungen aber bedarf es der Einordnung in eine umfassendere, organisirte Gemeinschaft, in den S., den man als das selbstständige, mit einem Gesammtwillen ausgestattete Gemeinwesen zur Leitung und Förderung der Gesammtinteressen seiner Glieder bezeichnen kann. Der Mensch widerstrebt nicht, wie Rousseau meint, der Gesellschaft, sondern er ist, nach des Aristoteles Ausdruck, ein politisches Wesen. Nicht überall herrscht über Wesen und Aufgabe des S.s die gleiche Auffassung; dieselbe wechselt nach den jeweiligen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen, nach natürlichen Anlagen, Bildung und Gesittung des Volks.

In dem geschichtlichen Verlauf tritt uns zuerst der Patriarchalstaat entgegen, zu welchem der aus der Familie durch fortgesetzte Abzweigung der Kinder erwachsene Stamm sich erhebt, sobald er ein bestimmtes Gebiet bleibend einnimmt und einer dauernden Ordnung unter gemeinsamer Gewalt sich unterwirft. Die öffentlichen Einrichtungen sind hier den Lebensverhältnissen entsprechend, höchst einfach; der Fürst ist der Richter im Frieden, der Führer im Krieg, er übt seine Gewalt wie ein Hausvater, ohne bestimmte Formen und Schranken. Im Orient ist, als wegen der Größe des Gebiets, wegen der dichteren und gemischteren Bevölkerung, der gestiegenen Kultur eine ausgedehntere Thätigkeit des S.s, eine künstliche Verwaltung nöthig wurde, in Folge des Mangels an Selbst- und Rechtsgefühl, an sittlicher Thatkraft aus der Patriarchie die Despotie (Gewaltherrschaft) entstanden. Hier ist der Wille des Herrschers, wie er sich auch äußere, das einzige Gesetz: ihm gegenüber haben die Unterthanen kein Recht. In Wirklichkeit aber ist die Macht des Herrschers oft sehr gering, da es den Beamten leicht gelingt, seiner Aufsicht und Botmäßigkeit sich zu entziehen; die Unterthanen aber haben daher unter doppelter Willkür zu leiden. In Europa hat diese Staatsform nur im türkischen Reich sich behaupten können. Neben der Despotie, zuweilen in Verbindung mit ihr, kommt im Orient die Theokratie vor. Sie beruht auf dem Glauben, daß die staatlichen wie die andern menschlichen Angelegenheiten unmittelbar von einer göttlichen Macht geleitet werden, welche entweder im Herrscher selbst verkörpert sei, oder diesen bezeichne oder durch Orakel, Inspiration oder durch eine gotterleuchtete Priesterschaft ihren Willen kund thue. Die Erhaltung des reinen Glaubens ist daher Gebot der Selbsterhaltung; Erziehung, Bildung, Wissenschaft, Volksanschauung müssen hiernach geleitet werden. Wohl mag die Theokratie das Volk auf diejenige Stufe der Gesittung erheben, welche dem herrschenden Glauben entspricht; allein sie muß jeden Fortschritt bekämpfen, von dem sie diesen gefährdet glaubt, und artet daher leicht in unerträgliche Tyrannei aus. In Europa hat zwar das Papstthum eine die ganze Christenheit umfassende Theokratie aufzurichten versucht; allein so tief diese Bestrebung in die Geschichte des Mittelalters eingegriffen hat, zur Durchführung ist dieselbe nie gelangt, und die geistlichen Herrschaften, welche auf beschränkten Gebieten errichtet wurden, sind mehr von ihrer Umgebung bestimmt worden, als daß sie erheblichen Einfluß geäußert hätten.

Die Auffassung des klassischen Alterthums vom S. wird durch des Aristoteles Ausspruch bezeichnet, der S. sei eine Vereinigung von Geschlechtern und Gemeinden zu vollkommenem, in sich befriedigendem Leben. In Griechenland beschränkt sich der Umfang des S.s auf die Stadt und die nächste Landschaft, daher die enge Gemeinschaft der Bürger, welche in dem Gemeinwesen aufgehen, diesem all ihr Thun und Streben widmen, nach dessen Anforderungen ihr Privatleben bis in die Familie hinein richten. Dafür nehmen die Bürger hinwieder an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgedehnten Antheil, Freiheit heißt Mitregieren; daher ist die reine Demokratie hier die angemessenste Staatsform. Für solche Hingabe an den S. ist Haussklaverei die nothwendige Voraussetzung, daher an ihrer Nothwendigkeit u. Berechtigung im Alterthum nie gezweifelt worden ist. Der römische S. beruht auf gleicher Grundanschauung, indessen kommt hier der Einzelne zu größerer Selbstständigkeit. In dem zum Weltreich erweiterten S. verliert das Volk auch den Schein der Theilnahme an der Regierung, welche lediglich vom Kaiser durch ständige Beamte in regelmäßiger Gliederung geführt wurde; aber zugleich erweitert sich der Kreis der Bürger, und das Privatrecht erlangt eine selbstständige, reiche Entwickelung. In der lockeren Staatsverbindung, in welcher die Germanen in die Geschichte eintreten, findet sich ein geordnetes Zusammenwirken von Fürst und Volk, eine auf gleichmäßige Theilnahme der Volksgenossen gestützte Rechtsordnung. Als aber germanische Reiche auf den Trümmern des römischen sich erhoben, konnten weder die einfachen einheimischen, noch die vorgefundenen römischen Einrichtungen beibehalten werden. Die gesteigerte Macht der fürstlichen Eroberer

und der Unabhängigkeitssinn des Volks fanden ihre Vereinigung in dem Lehnwesen, im Patrimonialstaat, in dessen Formen auch die staatlichen Einrichtungen der deutschen Heimat übergingen. Diese Staatsgattung beruht theils auf dem Verhältniß des Grundherrn zu seinen Vasallen, theils auf der freiwilligen Unterordnung unter einen Mächtigeren, um dessen Schutz zu erlangen. Die Regierungsrechte werden als Zubehör des Grundeigenthums, als Privatrechte betrachtet und können wie solche durch Privatrechtsgeschäfte erworben und veräußert werden; wesentliche Bestandtheile derselben gehen in Privatbesitz über. Der Fürst führt die Regierung als seine eigene Angelegenheit meist mit eigenen Mitteln; die Hofdiener sind zugleich Staatsbeamte. Die Thätigkeit des S.s besteht fast allein im Rechtsschutz nach Innen und Außen; um ihn zu Weiterem zu berechtigen und zu verpflichten, bedarf es besonderen Abkommens zwischen Fürst und Unterthanen; die Befriedigung wichtiger Bedürfnisse bleibt den Gemeinden oder der Privatvereinigung überlassen. Die Einheit der Staatsgewalt und des Staatsgebiets wird durchbrochen, das Volk in Stände mit ganz verschiedenen Rechten und Pflichten gespalten. Das Sinken des Lehnadels, das Aufkommen des städtischen Bürgerthums, die Anforderungen des entwickelten Gewerbs- und Handelsbetriebs, die wieder erweckte Kenntniß des antiken S.s, die Reformation führten mit dem Ende des Mittelalters eine Umgestaltung des S.s herbei. Zunächst war damit eine außerordentliche Steigerung der fürstlichen Gewalt verbunden. Einerseits dehnte sich die Thätigkeit des S.s auf eine Reihe neuer Gegenstände aus; andererseits wurden fast überall die Beschränkungen durch ständische Rechte vermindert oder ganz beseitigt. In der so begründeten absoluten Monarchie erhob sich leicht das persönliche Belieben des Fürsten zum Gesetz, die Befriedigung seiner Neigungen zum Zweck des S.s, wie dies Ludwigs XIV. Wort bezeichnet: „Ich bin der Staat." Anderwärts wurde der Beruf des Fürsten, für das Wohl des S.s und der Unterthanen zu sorgen, streng im Auge behalten, wie denn Friedrich II. von Preußen den Fürsten für den ersten Beamten des S.s erklärte; aber hier dehnte die wohlwollende Staatsfürsorge, indem sie im Sinne eines Thomasius die Beglückung des Volks erstrebte, sich leicht zu einer beengenden und lästigen Bevormundung aus, welche Selbstständigkeit und Thatkraft lähmte. Gegen die eine wie gegen die andere Richtung erhob sich eine Gegenströmung. Einerseits wurde die Lehre aufgestellt, die Staatsverbindung beruhe lediglich auf freiem Vertrag, die Staatsgewalt sei vom Volke übertragen, woraus dann Locke, Algernon, Sidney und Rousseau die Widerruflichkeit des Auftrags, die Souveränetät des Volks, Andere (Hobbes) freilich die fürstliche Allgewalt ableiteten. Andererseits wollte man den S. lediglich auf den Rechtsschutz beschränken (Kant, Wilhelm v. Humboldt) und die neue Volkswirthschaftslehre (Quesnay und Adam Smith) erklärte die Einmischung des S.s in die wirthschaftlichen Verhältnisse für überflüssig und nachtheilig. Die nordamerikanische und die französische Revolution aber machten die Souveränetät des Volks, die allgemeinen gleichen Menschenrechte zur Grundlage und zugleich zu ihrem Ausgangspunkt, wie zu ihrem Ziele, wobei die letztere freilich die Staatsallmacht nicht schwächte, sondern steigerte. Diesen Angriffen auf das Bestehende gegenüber suchte man nach neuer Begründung der fürstlichen Gewalt. Die Einen (Stahl, wie im 17. Jahrhundert Filmer) führten sie auf göttliche Einführung zurück, Andere, welche gewissermaßen den mittelalterlichen S. als mustergültig hinstellten, auf die Macht (K. L. v. Haller), oder auf angebliches Eigenthum am Staatsgebiet, oder auf eine Naturnothwendigkeit (Adam Müller). Oder man hob wiederum die umfassendere Bedeutung des S.s hervor. Als dessen Zweck bezeichnet z. B. Hegel die Verwirklichung des Sittengesetzes, de Maistre, Stahl die Begründung des Reichs Gottes auf Erden, und der Socialismus (St.-Simon, Fourier, Louis Blanc, Lassalle) die Organisation der Arbeit. Im Gegensatz zu den einen wie zu den anderen Auffassungen endlich stellte die historische Schule den S. als die Organisation des Volks hin und stützte ihn auf die im Volke lebende Rechtsüberzeugung. In den Völkern selbst erwachte der Trieb der Unabhängigkeit von fremder Herrschaft, u. die Staatskunst nahm, theils von dem gleichen Geiste beseelt, theils die Zeitstimmung benutzend, die seit der Reformation aufgegebenen Bestrebungen auf, große Nationalstaaten zu gründen.

Als das Ziel des Strebens der Gegenwart kann der Rechtsstaat bezeichnet werden. Er beruht auf der Anerkennung des durch das Christenthum zur Erkenntniß und Geltung gebrachten selbstständigen und gleichen Werths des einzelnen Menschen. Er kann weder Verhältnisse dulden, welche die Einen der Willkür des Andern unterwerfen, wie Sklaverei, Hörigkeit, Leibeigenschaft, noch darf er selbst die persönliche Freiheit weiter beschränken, als die eigne Erhaltung und ein geordnetes Zusammenleben erfordern; daher denn freie Wahl des Aufenthalts und Berufs, freie wissenschaftliche Forschung und Lehre, freie Gedankenäußerung, freies Vereinsrecht gefordert werden. Der Rechtsstaat dient lediglich den irdischen Zwecken den Menschen: er überläßt die religiösen Beziehungen der Kirche, welcher er die mit der Einheit des S.s verträgliche Selbstständigkeit und wenn nöthig äußere Unterstützung einräumt. Er gewährt Allen den gleichen Rechtsschutz und gleichmäßige Förderung in Verfolgung erlaubter Lebenszwecke; er erstreckt daher seine Thätigkeit auf den Schutz von Eigenthum und Gesundheit, auf die Förderung der Erwerbsthätigkeit und der Bildung; diese Thätigkeit tritt aber nur ein, wenn es sich um allgemeine Zwecke handelt und wo die Kräfte der Einzelnen nicht ausreichen. Die Eigenschaften der Staatsgewalt, welche aus dem Wesen des S.s sich ergeben, kommen im Rechtsstaat zur vollen Geltung.

Die Staatsgewalt ist einheitlich, ausschließend und untheilbar; sie duldet keinen S. im S. Sie erstreckt sich daher einmal über das ganze Staatsgebiet, so daß dasselbe, mit Ausschluß jeder fremden Gewalt und jeder Ausnahme ihrer Hoheit, und wer sich darauf aufhält, den Gesetzen und Anordnungen des S.s unterworfen

ist (Territorialprincip). Andererseits ist eine Theilung der Staatsgewalt, wie sie Montesquieu angenommen, in die von einander unabhängige, gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt mit dem Wesen des S.s unverträglich und müßte, wenn überhaupt durchführbar, zur beständigen Anarchie führen. Die Ausdehnung des Gebiets und die Thätigkeit des S.s machen zwar zahlreiche Beamte in fest gegliederter Ordnung nöthig, denen zum Theil, wie den Richtern, selbstständige Entscheidung und unabhängige Stellung zukommt; allein sie handeln nicht aus eigenem Recht, sondern überall im Auftrag und Namen der Staatsgewalt und bleiben deren Oberaufsicht unterworfen. Die Uebung obrigkeitlicher Gewalt kraft eines Privatrechts (Patrimonialgerichtsbarkeit) ist mit dem Wesen des Rechtsstaats unvereinbar. Dagegen ist zulässig und wünschenswerth, die Centralisation der Regierungsthätigkeit, wie sie am meisten in Frankreich herrscht, zu beschränken und die Selbstverwaltung zu erweitern. Der Inhaber der Staatsgewalt (Staatsoberhaupt) ist unverantwortlich, weil der Natur der Sache nach weder ein Höherer, dem gegenüber die Verantwortlichkeit bestände, noch eine Macht vorhanden sein kann, welche gegen Denjenigen einschreiten könnte, der über die gesammte Macht des S.s verfügt. Die Staatsgewalt hat einen dauernden, vom jeweiligen Inhaber unabhängigen Bestand, daher der Nachfolger die Regierungshandlungen des Vorgängers in demselben Umfang wie dieser selbst anerkennen muß. Die Befugnisse der Staatsgewalt sind nicht, wie im Mittelalter, auf Verträge mit den Unterthanen und auf Privatrechtstitel begründet und dadurch beschränkt, sondern sie folgen dem Zweck des S.s und haben in diesem Maß und Grenze. Das Privatrecht des Einzelnen bildet keine unbedingte Schranke; es kann zu öffentlichen Zwecken aufgehoben werden (Staatsnothrecht, Expropriation), und es ist nur der Anspruch auf Entschädigung begründet. In soweit aber der S. selbst Inhaber von Privatrechten ist und solche geltend macht (als Fiscus), steht er den Privaten völlig gleich und ist der Gerichtsbarkeit der gewöhnlichen Gerichte unterworfen. Zur Erreichung des Staatszwecks kann die Staatsgewalt von Allen den gleichen Gehorsam fordern, keinen unbeschränkten, sondern wie er durch die im Zweck begründeten Gesetze und Einrichtungen des S.s bestimmt ist. Der Staatsgewalt sind ferner die erforderlichen Mittel zu gewähren, theils persönliche Dienste (Militärdienste), theils Geldmittel, soweit nicht etwa das eigene Staatsvermögen ausreichendes Einkommen gewährt. Alle haben hier nach dem Grundsatz der Gleichheit im Verhältniß zur Leistungsfähigkeit zu leisten; Bevorzugung und Ueberbürdung Einzelner oder ganzer Gesellschaftsklassen sind gleichmäßig unstatthaft. Wie aber die Belastung gleichmäßig ist, so haben Alle nach ihrer Befähigung gleichmäßige Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten, gleichen Zutritt zu den Aemtern. Es verträgt sich mit dem Wesen des Rechtsstaats die monarchische Staatsform gleich wohl wie die republikanische. In der Republik (s. d.) ist die Aristokratie nicht ausgeschlossen, indessen liegt, wegen der Gleichheit der bürgerlichen Rechte, die Demokratie, und zwar die repräsentative, mehr im Wesen des Rechtsstaats. Die Monarchie ist auch im Rechtsstaat als absolute, unbeschränkte Einherrschaft möglich, wonach der Fürst die Staatsgewalt ohne äußere Beschränkung und ohne Theilnahme des Volks ausübt; auch hier ist es Pflicht des Fürsten, frei von Willkür, lediglich dem Staatszweck gemäß, zu regieren, allein diese Pflicht ist lediglich in sein Gewissen gestellt. Weit angemessener ist dem Wesen des Rechtsstaats die beschränkte Monarchie. Hier ist der Fürst in der Ausübung der wichtigsten Rechte der Staatsgewalt, insbesondere bei Gesetzgebung und Besteuerung, an die Zustimmung von Vertretern des Volks gebunden, welche, aus Wahlen hervorgegangen, entweder dessen einzelne Stände und Klassen (ständische Monarchie), oder angemessener dasselbe in seiner Gesammtheit zu vertreten haben (konstitutionelle Monarchie). Die nothwendige Uebereinstimmung zwischen Fürst und Volksvertretung wird aber dadurch herbeigeführt, daß der erstere seine Minister im Sinne der letzteren wählt (parlamentarische Regierung, s. Parlamentarisch).

Staatenbund, dauernde völkerrechtliche Verbindung mehrer Staaten zu bleibenden Zwecken. Der S. unterscheidet sich zunächst vom Bündniß (Alliance), wozu zwei oder mehre Staaten vorübergehend zusammentreten. Hier handelt es sich um einzelne gemeinsame, meist vorübergehende Interessen oder Maßregeln, während der S. auf dauernden, allgemeinen Verhältnissen beruht. Er wird dadurch veranlaßt, daß die einzelnen Staaten zu schwach sind, um ihre Unabhängigkeit dauernd zu behaupten, und bezweckt die Herstellung einer Gesammtkraft, welche den Schutz des einzelnen sichert. In der Regel kommt Gleichheit oder Verwandtschaft der Nationalität oder die eine oder andere sonstige gemeinschaftliche Anstalt hinzu. Vielleicht ist auch ein ständiges Organ zur Wahrnehmung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten vorhanden. Dem einzelnen Staat bleibt aber seine volle Souveränetät, daher der Oberbefehl über seine Streitmacht, welche nur vorübergehend zu einem Bundesheer unter einem dazu gewählten Feldherrn vereinigt wird, sowie das Recht des diplomatischen Verkehrs und der Verträge mit dritten Staaten. Solche Staaten, welche nicht nur zur Unterhaltung einer ausreichenden Streitmacht, sondern auch für alle anderen Staatsanstalten zu klein sind, deren Gedeihen durch ein großes Gebiet oder eine zahlreiche Bevölkerung bedingt ist, wie Hochschulen, oberste Gerichte, Posten, Eisenbahnen, Zollsystem, sind genöthigt, zu einem Bundesstaat sich zu vereinigen, in welchem eine oberste, der Staatsgewalt entsprechende Bundesgewalt errichtet wird, um die gemeinsamen Angelegenheiten in größerer oder geringerer Unabhängigkeit von dem Willen der einzelnen Staatsgewalten zu leiten; in soweit ist alsdann die Souveränetät der letzteren beschränkt, oder es sind die Hoheitsrechte, welche die Bundesgewalt ausübt, von jener abgelöst. Die schweizerische Eidgenossenschaft bis 1848, der deutsche Bund seit 1815 bildeten einen Staatenbund, wogegen die Schweiz seit 1848, die Nordamerikanischen Vereinigten Staaten seit 1787

Bundesstaaten sind. Es ergibt sich aus der Natur der Sache und wird durch die Geschichte bestätigt, daß Staatenverbindungen der einen wie der anderen Art die erforderliche Kraft und zugleich die den Einzelstaaten belassene Selbstständigkeit nur dann dauernd bewahren, wenn die Einzelstaaten in ihrer inneren Organisation und in ihren Machtverhältnissen nicht sehr bedeutende Verschiedenheit zeigen; auch bietet die Einordnung von monarchischen Staaten in solche Staatenverbindungen ihre besonderen Schwierigkeiten. Tritt zu den letzteren noch eine große Verschiedenheit der Macht, so wird entweder Zwiespalt die Erreichung des Zwecks und den Bestand des Bundes gefährden, oder der übermächtige Staat die allzu schwachen Genossen allmählig von sich abhängig, zu Vasallenstaaten machen. Mit den Staatenverbindungen der gedachten Art verwandt ist die Vereinigung mehrer Staaten, sei es lediglich unter der Person eines Herrschers (Personalunion — Schweden und Norwegen seit 1814), sei es unter einer obersten Staatsleitung und Regierung, unter Beibehaltung der Selbstständigkeit in gewissen Grenzen, besonders in der Rechtsgesetzgebung und inneren Verwaltung (Oesterreich nach dem Grundgesetz von 1849).

Staatenflandern (Staatsflandern), Theil der niederländischen Provinz Zeeland, begreift den im Süden an die belgischen Provinzen Ost- und Westflandern grenzenden, auf dem linken Ufer der Scheldemündung gelegenen schmalen Streifen Landes nebst den umliegenden Inseln; gehörte früher zur Grafschaft Flandern und wurde 1648 im westphälischen Frieden von Spanien an die vereinigten niederländischen Provinzen abgetreten, für welche sein Besitz in sofern von großer Wichtigkeit war, als er ihnen die Herrschaft über die Scheldemündungen sicherte. Die bedeutendsten Städte S.s sind Sluys, Hulst und Axel.

Staateninsel (Staten Island), Insel an der Küste des nordamerikanischen Staats Newjersey, 2,8 QM. groß, wird durch einen schmalen Meeresarm (Staten-Island-Sound) vom festen Land getrennt und bildet die Grafschaft Richmond des Staats Newyork mit 16,000 Einwohnern. Hauptstadt ist Richmond.

Staatenland, die östlichste Insel der Feuerlandgruppe in Südamerika, durch die Straße le Maire von der Hauptinsel getrennt, 7½ Meilen lang, über 2 Meilen breit, reich an allerhand Seethieren, hat eine britische Niederlassung für den Wallfischfang.

Staatsadreßbuch (Staatsadreßkalender, Staatshandbuch), im Allgemeinen ein gedrucktes Namensverzeichniß der Staatsbeamten, das entweder mehre Staaten umfassen, wie Hassels „Allgemeines europäisches Staats- und Adreßhandbuch für 1816", der „Genealogisch-historisch-statistische Almanach" seit 1823, 2c., oder sich auf einen einzelnen Staat beschränken kann; im engeren Sinn die amtlich abgefaßte Uebersicht des Staats- und Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden unter Hinzufügung genealogischer und statistischer Notizen. Wahrscheinlich ist der französische „Almanach royal" der Vorläufer der Staatsadreßbücher. Derselbe wurde 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet und gefiel Ludwig XIV. so wohl, daß er sich den Almanach dediciren ließ, der seitdem den Beinamen „royal" bekam. Im 18. Jahrhundert erschienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, selbst in den kleinsten europäischen Staaten, sowie in den verschiedenen Gebieten des deutschen Reichs. Die ersten darunter waren das „Namensregister für die vereinigten Niederlande", 1700, der „Preußisch-brandenburgische Staatskalender", seit 1704, der „Regensburger Komitialkalender", seit 1720, der „Kursächsische Staatskalender", seit 1728, der englische „Royal calendar", seit 1730, 2c. Wissenschaftliche Bedeutung erhalten dergleichen Bücher erst dann, wenn sie so trefflich eingerichtet sind wie der „Almanach royal", der „Royal calendar", der „East-India calendar", der „Mecklenburg-schwerinische Staatskalender", der sachsen-weimarische u. a. Vgl. Schwarzkopf, Ueber Staats- und Adreßkalender, Berl. 1792.

Staatsanlehen, s. Staatsschulden.

Staatsanwalt, Beamter, welchem die Verfolgung von Verbrechen und die Vertretung öffentlicher Interessen vor Gericht obliegt. In ihrer heutigen Bedeutung wurde die Staatsanwaltschaft durch die Gesetzgebung Napoleons I geschaffen. Danach ist in Unterordnung unter den Justizminister bei dem Kassationshof ein Generalstaatsprokurator, bei dem Appellhof ein Generalprokurator (avocat général) und bei jedem Gericht erster Instanz ein Prokurator mit den erforderlichen Gehülfen angestellt; die Staatsanwälte sind so wenig wie Verwaltungsbeamte unabsetzbar. Ihre Aufgabe besteht einmal in der Verfolgung von Verbrechen; sie haben die Beweise zu sammeln, wozu sie sich der Organe der gerichtlichen Polizei bedienen, die Voruntersuchung bei Gericht zu beantragen, deren Verlauf zu überwachen, sachdienliche Anträge zu stellen, die förmliche Anklage zu erheben und in der Hauptverhandlung zu begründen. Ohne Antrag des S.s kann das Gericht keine Untersuchung einleiten, wohl aber kann es gegen dessen Willen die eingeleitete Untersuchung fortsetzen. Der S. soll auf die Ermittelung der vollen Wahrheit, daher auch auf Entdeckung der Unschuld hinwirken. Er hat sodann die Vollstreckung des Urtheils zu betreiben. In bürgerlichen Rechtssachen tritt der S. als „Wächter der Gesetze" auf (dans l'intérêt de loi). Er kann theils als Nebenpartei (partie jointe) in jedem Prozeß, so oft es nöthig scheint, sich vernehmen lassen oder vom Gerichtshof zur Aeußerung veranlaßt werden, und muß in gewissen Sachen (worin der Staat, öffentliche Anstalten, Gemeinden, Bevormundete Partei oder Abwesende interessirt sind, bei Syndikatsklagen, wenn Ehefrauen ohne Ehemänner oder über die Mitgift verhandeln, und in anderen dergleichen Fällen) vor dem Urtheil gehört werden; theils handelt er als Hauptpartei, so bei Berichtigung der Civilstandsregister, bei Stellung unter Zustandsvormundschaft, bei Mißbrauch der väterlichen Gewalt, oder um in gewissen Fällen Nichtigkeit der Ehe zu erwirken. Endlich wird die Oberaufsicht über die Gerichte und Notare und die Justizverwaltung durch Vermittelung der Staatsanwälte geführt, welche regelmäßig über die Gerichte zu berichten

und die erforderlichen Disciplinaranträge zu stellen haben.

Mit dem öffentlichen mündlichen Strafverfahren ist die Staatsanwaltschaft nach Deutschland verpflanzt worden, im Strafverfahren in wesentlich gleicher Weise wie in Frankreich. Meist ist ihre Thätigkeit hierauf beschränkt. In der hannöverischen Civilprozeßordnung vom 8. November 1850 und in der preußischen Gesetzgebung aber ist ihr das Recht oder die Pflicht eingeräumt, in Civilrechtsstreitigkeiten, ähnlich wie in Frankreich, von den Akten Kenntniß zu nehmen und sich zu äußern. In dem bayerischen Gerichtsverfassungsgesetz vom 10. November 1861 wurde die 1848 eingeführte Ueberwachung der Gerichte durch die Staatsanwaltschaft auf die Gegenstände der nicht streitigen Rechtspflege beschränkt. In England, wo jeder Bürger auch wegen solcher Verbrechen, die ihn selbst nicht betreffen, Anklage erheben kann, gibt es Staatsanwälte wie auf dem Festland nicht; der Attorney general und der Solicitor general haben nur bei solchen Verbrechen Anklage zu erheben, welche unmittelbar gegen den Staat gerichtet sind. Dagegen findet sich die Staatsanwaltschaft im schottischen Strafverfahren, in den nordamerikanischen Staaten, in Italien, den Niederlanden, in Belgien, in den meisten Kantonen der Schweiz. Es ist ein großer Fortschritt gegen das frühere Untersuchungsverfahren, wenn der Richter nicht zugleich Ankläger ist, und die festländischen Gewohnheiten und Rechtsansichten erfordern, daß öffentliche Beamte wegen Verbrechen von Amtswegen Anklage erheben. Die Staatsanwaltschaft ist daher im Strafverfahren nicht zu entbehren. Auch in Civilsachen ist da, wo der Staat mittelbar betheiligt ist, oder wo es an einer Parteivertretung fehlt, die Betheiligung der Staatsanwaltschaft zweckmäßig, damit auch hier das Richteramt von der Vertretung einer Partei getrennt erhalten werde. In anderen Sachen aber läßt sich die Zuziehung der Staatsanwaltschaft nicht rechtfertigen, da hier die Parteien, nöthigenfalls mit rechtskundigem Beistand versehen, ihre Rechte selbst wahrzunehmen im Stande sind und zur richtigen Anwendung der Gesetze, welche man durch die Staatsanwaltschaft sichern will, die Gerichte bestellt sind und befähigt sein müssen. Auch sonst sind gegen die französische Einrichtung und gegen deren Nachahmung sehr gewichtige Angriffe erhoben worden. Die Abhängigkeit der Staatsanwälte von der Regierung räumt der letzteren einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Rechtspflege ein, sowohl im Ganzen wie hinsichtlich der Behandlung des einzelnen Falls; es ist in Frankreich zwar vom Kassationshof anerkannt, daß die Staatsanwälte hinsichtlich der Anklageerhebung vom Justizminister unabhängig seien, aber diese theoretische Unabhängigkeit ist ohne Belang gegenüber der thatsächlichen Unabhängigkeit ihrer Stellung. Es kann nicht fehlen und die Erfahrung hat gezeigt, daß besonders in politisch bewegten Zeiten dieser Einfluß der Regierung gemißbraucht wird, theils zur Erhebung ungerechtfertigter Anklagen, namentlich wegen angeblicher politischer und Preßvergehen, theils zur ungerechtfertigten Nachsicht gegen die Anhänger der Regierung in und außer dem Staatsdienst. Hierunter muß das öffentliche Rechtsgefühl leiden, namentlich wenn bei häufigem Wechsel der Parteien in der Regierung im Auftrag der Regierung heute angegriffen wird, was gestern vertheidigt wurde. Man fordert daher Zulassung der Privatanklage, wenigstens dann, wenn der S. die Verfolgung zurückweist, oder größere Unabhängigkeit der Staatsanwälte, und bekämpft die Ansicht, daß Zweckmäßigkeitsrücksichten darüber zu entscheiden haben, ob eine Handlung strafrechtlich verfolgt werden soll oder nicht. Hauptsächlich aber bekämpft man die Zurücksetzung der Vertheidigung im Strafverfahren gegen die Staatsanwaltschaft und die Verwendung der letzteren zur Beaufsichtigung der Gerichte und Besorgung der Justizverwaltung, wodurch geradezu die Unabhängigkeit der Gerichte untergraben wird.

Staatsarzneikunde (medicina publica, medicina politico-forensis), die Wissenschaft von der Anwendung der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften zur Erreichung von Staatszwecken, zerfällt in die gerichtliche Medicin (medicina forensis), s. d., und die medicinische Polizei (politia medica), s. Medicinalpolizei. Vgl. Pappenheim, Handbuch der S., 1859.

Staatsbankerott. Unordnung im Staatshaushalt und Ueberschuldung hat öfters zum S. geführt. Bald hat man die Schulden mit verschlechterter Münze oder mit werthlosem Papiergeld getilgt, bald die Verzinsung eingestellt oder den Zinsfuß eigenmächtig reducirt, bald die Schuld geradezu für erloschen erklärt. Man machte zur Beschönigung wohl geltend, daß ein S. das Nationalvermögen nicht vermindere, da den Steuerpflichtigen zu Gute komme, was die Kapitalisten verlieren, und die Schmälerung des Einkommens der letzteren müßige Zehrer in thätige Arbeiter verwandele; daß der Verlust der Ausländer als ein Gewinn für das Volksvermögen zu betrachten sei; daß auch der Nachtheil für den Staatskredit nicht hoch anzuschlagen sei, da, wie die tägliche Erfahrung lehre, die Regierungen, nachdem sie kaum von Bankerotten sich erholt, die größten Summen wieder geborgt erhielten. Aber der Unbefangene erkennt auf den ersten Blick, daß hier bloß Scheingründe aufgeführt sind, das Rechtswidrige unter dem Deckmantel der Nützlichkeit zu verbergen, und auch die letztere läßt sich für den S. nicht geltend machen, da der Volkswohlstand und damit die Steuerkraft wesentlich auf gesicherten Rechtszuständen und geregelten Besitzverhältnissen beruhen, ein S. aber diese in unzähligen Fällen in ganz unberechenbarer Weise zerrüttet.

Staatsbürger, Jeder, der einer Staatsgewalt unterworfen ist, in sofern er damit zugleich Rechte gegen den Staat auf Schutz und Förderung hat. In einem engeren Sinn aber nennt man Diejenigen S., welche selbstthätig in der durch die Verfassung bezeichneten Weise an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen. Zu den Rechten des S.s in diesem Sinn gehört die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern, das aktive und passive Wahlrecht zu Volksvertretung und in der Gemeinde, die Fähigkeit Geschworner zu sein. Indessen kann die Ausübung dieser Rechte in vollem

Umfang noch an gewisse Bedingungen geknüpft sein, z. B. an die Niederlassung in einer Gemeinde, vom Steuerzahlen. Das Staatsbürgerrecht in diesem Sinn kann durch richterliches Urtheil wegen Verbrechen und durch Konkurs ganz oder vorübergehend entzogen werden. Die Staatsangehörigkeit erlischt durch Auswanderung. Den Rechten des S.s stehen gewisse Pflichten theils rechtlicher, theils sittlicher Natur gegenüber, insbesondere die Pflicht zum verfassungsmäßigen Gehorsam, zur Steuerzahlung, zum Militärdienst, zu sonstigen allgemeinen Dienstleistungen. In der Regel gehört man nur Einem Staat als S. an; es ist indessen möglich, solcher gleichzeitig in mehren Staaten zu sein. Bei vorübergehendem Aufenthalt im fremden Staat ist man zwar dessen Gesetzen und Behörden Gehorsam schuldig, tritt aber nicht zu demselben in das Verhältniß der Staatsangehörigkeit.

Staatsdienst, nicht jeder Dienst, der dem Staate geleistet wird, sondern nur ein solcher, der auf einem besonderen, von der Staatsgewalt ausgehenden Auftrag beruht und den Beauftragten zur Verwaltung bestimmter Staatsangelegenheiten anweist. Mit Recht schließt man daher vom S. aus: jeden Dienst, worin nur die Erfüllung einer allgemeinen Bürgerpflicht liegt; jeden Dienst, der, wenn auch zu seiner Ausübung eine Bevollmächtigung oder Bestätigung durch die Staatsgewalt erforderlich ist, doch nicht Staatsangelegenheiten, sondern nur Privatinteressen von Individuen oder Korporationen im Staate oder solcher Anstalten betrifft und zu verwalten hat, welche dem Staate bloß mittelbar angehören, in sich aber auf eigenem Princip ruhen (namentlich also Privat- und Hofdiener des Fürsten, Korporations- und Gemeindediener, die Diener der Kirche und Alle, welche, wie Aerzte u. Advokaten ꝛc., nur die ihnen vom Publikum anvertrauten Angelegenheiten besorgen); endlich jeden Dienst, der, wenn auch auf öffentliche Zwecke gerichtet, doch nicht vom Inhaber der Staatsgewalt übertragen wird (Mitglieder der Ständeversammlung, Geschworne). Der S. stellt sich als ein Lebensberuf dar, welchen zu ergreifen Jedem freisteht. Die Befähigung zum S. wird in der Regel, nach dem festländischen System, durch Prüfungen nachgewiesen, ohne daß doch diese zureichende Gewähr für Urtheilskraft, Thätigkeit u. vor Allem für Charakter bieten könnten. Die Berufung zum S. geschieht durch das Staatsoberhaupt, in der Regel auf gutachtliche Vorschläge der vorgesetzten Behörden. Bevorzugungen einzelner Stände oder Personen sollen nicht Statt finden, es kann aber aus der Befähigung zum S. ein Recht auf Anstellung noch nicht abgeleitet werden. Die Beschäftigung mit dem öffentlichen Dienst ist in der Regel eine ausschließliche, neben welcher andere regelmäßige Erwerbsgeschäfte nicht betrieben werden können und dürfen. Daher muß aber auch der Unterhalt durch ausreichende Besoldung und für den Fall unverschuldeter Dienstuntüchtigkeit durch Gewährung eines Ruhegehalts gesichert werden. In der Regel darf der Staat den Beamten nicht ohne Weiteres entfernen, sofern er nicht durch Vergehen oder durch ihm zuzurechnende Dienstunfähigkeit die Entfernung verschuldet. Ebenso wenig kann der Beamte seinen Dienst ohne Weiteres verlassen. Indessen ist es weder recht, noch klug, Jemanden wider Willen dauernd im S. festzuhalten. Der Beamte ist dem Staatsoberhaupt Gehorsam schuldig und für seine Handlungen verantwortlich. Der Gehorsam ist aber kein blinder, sondern ein verfassungsmäßiger, der Befehl muß von der zuständigen Behörde und in der gesetzmäßigen Form ergangen sein und in den Bereich des Dienstes fallen, um Gehorsam beanspruchen zu können; auch darf nichts gefordert werden, was dem allgemeinen Sitten- und dem Rechtsgesetz entgegen ist. In gewissem Bereich ist auch wohl der Beamte lediglich an gesetzliche Vorschrift und an die eigene Ueberzeugung verwiesen. Eine eigenthümliche Stellung nehmen die Richter (s. d.) und die Minister ein, welche letztere mit ihrer Verantwortlichkeit die Handlungen des Fürsten decken. Von zweckmäßiger Organisation und Besetzung des S.es hängt wesentlich der Erfolg der Staatsthätigkeit ab. Es muß daran liegen, die Staatsbeamten nicht allein geschickt und thätig, sondern auch so unabhängig und charakterfest zu erhalten, daß sie weder gefügige Werkzeuge einer ungesetzlichen Regierung, noch in schwierigen Zeiten unzuverlässig werden. Uebrigens ist es bedenklich, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten lediglich in die Hände der Staatsdiener (Bureaukratie) zu legen. Die allgemeinsten Principien des Staatsdienstrechts sind gewöhnlich in den Verfassungen aufgeführt, zum Theil besteht darüber auch eine Staatsdienstpragmatik. Vgl. auch Staatsverwaltung.

Staatseinnahme, s. Finanz.

Staatsgefangene, Gefangene, welche nicht wegen eines begangenen Verbrechens durch gerichtliches Urtheil der Freiheit beraubt sind, sondern die man, weil es das Interesse des Staats oder Fürstenhauses fordert, eingekerkert hat.

Staatsgerichtshof, derjenige Gerichtshof eines Landes, welcher über die gegen einen Minister erhobene Anklage auf Verfassungsverletzung zu richten hat. In England ist die Peerskammer der S., während in anderen, namentlich den deutschen konstitutionellen Ländern, entweder das oberste Gericht des Landes die Funktionen des S.s auszuüben hat, oder, wie namentlich in Sachsen und Würtemberg, dazu ein besonderer Gerichtshof niedergesetzt wird, und zwar auf die Weise, daß Krone und Stände gleichmäßig dessen Besetzung bewirken.

Staatsgrundgesetz, s. Staatsverfassung.

Staatsgewalt, s. Staat.

Staatshandbuch, s. Staatsadreßbuch.

Staatshaushalt, s. Finanz.

Staatshoheit (Souveränetät), die jedem Staate als solchem zukommende Unabhängigkeit u. Machtfülle, vermöge deren er selbst sich die Gesetze seines Handelns gibt und an fremden Staaten nur die gleiche Unabhängigkeit zu achten hat. Die S. ist mit dem Dasein des Staates selbst gegeben, ohne daß es der völkerrechtlichen Anerkennung bedarf; vielmehr kann und muß jeder Staat die Achtung seiner S. von andern Staaten fordern. Die Eingehung von Verträgen, die Verbindlichkeit der letzteren ist durch die S. nicht

ausgeschlossen, da ja der Staat in jenen nur seinem eigenen Willen Ausdruck und Folge gibt. Ebenso wenig steht die S. den verfassungsmäßigen Rechten der Stände oder der Volksvertretung auf Mitwirkung bei der Staatsregierung entgegen. Die deutschen Fürsten legten sich zwar schon früher Souveränetät bei, und der preßburger Friede (1805) bestimmte, daß die Könige von Bayern und Würtemberg so souverän sein sollten wie Oesterreich und Preußen; indessen erlangten sie erst mit der Auflösung des Reichs (1806) die volle S. Thatsächliche Verhältnisse haben zur Bildung halbsouveräner Staaten geführt, welche in gewisser Beziehung der Oberhoheit (Suzeränetät) eines andern unterworfen sind, in welchem Verhältniß z. B. die Donaufürstenthümer und Aegypten zur Pforte stehen.

Staatshoheitsrechte, s. v. a. Regalien.

Staatskunst, s. Politik.

Staatspapiere, von den Staatsregierungen ausgestellte Schuldscheine über eine Staatsschuld (Staatsschuldscheine, Staatsobligationen). Der hohe Betrag, zu welchem die Staaten von Zeit zu Zeit sich genöthigt sehen, Darlehen aufzunehmen, und der Umstand, daß sie dem Gläubigen ein Kündigungsrecht nicht leicht zugestehen können, machen es nöthig, möglichst Viele bei den Darlehnsaufnahmen zu betheiligen und dem einzelnen Gläubiger durch die Erleichterung der Uebertragung der Forderung die Möglichkeit der Verfügung über sein Kapital zu bieten. Zu dem Ende wird bei Staatsanlehen die unter den Privaten übliche Form der Schuldscheine in der Regel verlassen und die aufzunehmende Summe in eine große Anzahl von Theilbeträgen von bequemer gleicher Höhe, etwa mit einigen Abstufungen zerlegt. Hierüber werden alsdann gleichlautende gedruckte Schuldscheine ausgefertigt und von der Staatskasse oder von den das Geschäft vermittelnden Bankiers gegen Einzahlung des Betrags, auf den sie lauten oder der sich nach dem angenommenen Kurs berechnet, hinausgegeben. In der Regel lauten die Schuldscheine auf den Inhaber als Gläubiger und sind dann nur nach den Nummern, die sie tragen, zu unterscheiden (Inhaberpapiere, au porteur), sie können aber meist auf Verlangen auch auf eine bestimmte Person gestellt (inskribirt) werden. Um die Erhebung der Zinsen zu erleichtern, werden der Obligation auf eine gewisse Reihe von Jahren für die fällig gewordenen Zinsen besondere Anweisungen (Zinsabschnitte, Coupons) beigefügt, gegen welche die Staatskasse die fällig gewordenen Zinsen, auf die sie lauten, dem Inhaber auszahlt. Nach Ablauf der Zeit, auf welche Zinsabschnitte ausgegeben waren, werden neue gegen Vorzeigung des S.s oder einer ihr beigegebenen Anweisung (Zinsleiste, Talon) hinausgegeben. Wenn der Staat einen Theil des Anlehens, sei es nach dem zum Voraus gestellten Bedingungen und nach verabredetem Tilgungsplan, sei es nach freiem Belieben zurückzahlen will, so pflegen diejenigen Schuldscheine, deren Rückzahlung erfolgen soll, durchs Loos bestimmt und öffentlich aufgerufen zu werden; nach der zur Einlösung festgestellten Frist hört deren Verzinsung auf, und nach einer bestimmten Verjährungszeit erlischt die Schuld selbst. Bei den Prämien- oder Lotterieanleihen werden in der Regel die Zinsen nicht fortlaufend, von Jahr zu Jahr, sondern erst mit dem Kapital selbst, zugleich aber auf einige Obligationen Gewinnste (Prämien) bezahlt; ein zum Voraus festgestellter Tilgungsplan bestimmt, wie die Obligationen, welche in jedem Jahr zur Rückzahlung kommen sollen, so den Zinszuwachs und Zahl und Betrag der Gewinne; die Obligationen (Partialloose, Prämienloose) werden zu dem Behuf in Serien getheilt. Das Loos bestimmt, welche Serie überhaupt zur Rückzahlung gelangen soll und auf welche Obligationen darin Gewinnste entfallen. Da dem Gläubiger in der Regel Kündigungsrecht nicht zusteht, so ist die Veräußerung der S.e, welche die Forderung repräsentiren, der einzige Weg, um zu beliebiger Zeit das darin angelegte Kapital behufs anderer Verwendung zurückzuziehen. Dieser Umstand auf der einen und der Wunsch Vieler, Kapitalien auf eine so bequeme Weise wie in S. zinstragend anzulegen, auf der andern Seite machen einen regelmäßigen Umsatz in S., einen Handel damit, zur Nothwendigkeit. Indem so die S. zu einer Waare werden, erlangen sie einen Marktpreis (Kurs). Auf dessen Höhe wirkt nun der Kredit des betreffenden Staats und die Höhe der Zinsen im Vergleich zu dem bei verwandten Kapitalanlagen, z. B. beim Ankauf von Papieren anderer Staaten, von andern Inhaberpapieren oder beim Diskontiren von Wechseln zu erlangenden Zinsfuß sehr stark ein, so daß die S. solcher Staaten, welche deren bei erschüttertem Kredit in großen Mengen in Umlauf haben, oft sehr raschen und starken Kursschwankungen unterliegen. Diese Schwankungen haben hinwieder die Spekulation vorzugsweise dem Staatspapierhandel zugewendet und demselben insbesondere seit dem pariser Frieden eine sehr große Ausdehnung gegeben. Die Börsen sind die Orte, wo der regelmäßige Umsatz der S. sich vollzieht und deren Kurs sich festhält. Ueber den Börsenverkehr s. Börse. In ähnlicher Form wie von den Staaten werden auch von Städten, Kreisen, Aktiengesellschaften rc. Schuldscheine ausgegeben und sind mit den Aktien ebenso wie die S., mit denen sie unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung Effekten (Fonds, Stocks) zusammengefaßt werden, Gegenstand des Papierhandels. In Frankreich war es üblich, statt des Kapitals bloß Renten zu verschreiben, deren Ablösung jedoch mit dem Betrag, welcher dem gesetzlichen Zinsfuß entspricht, zulässig war und zuweilen ausgeführt wurde; das große Buch der Staatsschuld nach dem Gesetz vom 24. August 1793 erwähnt demgemäß keine Kapitalsumme, und man ist noch jetzt dort gewohnt, bei den Staatsschulden nicht an geborgte Kapitalien, sondern an schuldig gewordene Renten zu denken und davon zu sprechen. Auch in England werden zuweilen Renten verschrieben. Vergl. Bender, Verkehr mit S.n, 2. Ausg. 1830; Thöl, Ueber den Verkehr mit S.n, 1835.

Staatsrath, Rath, welcher die wichtigsten Staatsangelegenheiten in Berathung nimmt und die Grundsätze für deren weitere Behandlung feststellt. Durch das Vertrauen des Fürsten aus

hochgestellten und erfahrenen Personen berufen, hat er die Aufgabe, Einheit in die Maßregeln der einzelnen großen Verwaltungszweige zu bringen und demnach theils die Organisation der Staatsverwaltung im Ganzen, theils die Grundlagen der Gesetzgebung, theils die auswärtigen Verhältnisse zu berathen. Die Befugniß der Beschlußfassung und Vollziehung kommt dem S. nicht zu, es müßten ihm denn gewisse Zweige der Administrativjustiz zugewiesen sein. In der absoluten Monarchie eine Art Ersatz der Volksvertretung, pflegt er, wenn eine solche eingeführt wird und an Einfluß gewinnt, im gleichen Maße an Bedeutung zu verlieren. Je größere Rechte der Volksvertretung eingeräumt sind, desto enger begrenzt wird der Wirkungskreis des S.s sein, und umgekehrt.

Staatsrecht, der Inbegriff der Rechtsnormen für die Verfassung des Staats. Das S. ist, in sofern es sich um seine thatsächliche Anwendung handelt (positives S.), aus der Verfassung und Gesetzgebung des Staats und aus der in demselben als Gewohnheit herrschenden Rechtsüberzeugung abzuleiten; es bedarf aber theils der vernünftigen Begründung der Grundbegriffe und Grundlehren des S.s, theils ist es zulässig und nothwendig, nicht allein aus jenen Rechtsquellen Analogien abzuleiten, sondern auch aus dem Wesen und Zweck des Staats, wie sie bei Volk und Regierung zur herrschenden Ueberzeugung geworden sind, Schlüsse zu ziehen. Dagegen kann den Lehren, welche man aus einer vergleichenden Betrachtung der in den verschiedenen Staaten vorkommenden staatsrechtlichen Normen, oder welche die Philosophie aus ihrer Auffassung von dem Wesen und Zweck des Staats entwickelt (philosophisches, allgemeines S.), falls diese Auffassung der zeitweilig herrschenden Rechtsüberzeugung nicht entspricht, eine thatsächliche Anwendbarkeit nicht zugesprochen werden. Wohl aber ist es möglich und häufig vorgekommen, daß solche Lehren zur allgemeinen Ueberzeugung und mittelbar für die Rechtsbildung bestimmend werden. In Deutschland war früher das Reichsstaatsrecht und dann das Bundesrecht von dem S. der einzelnen Staaten zu unterscheiden, welche letzteren übrigens theils in gewissen Bestimmungen der Bundesakte, theils in der älteren Rechtsentwickelung und in der daraus und aus gemeinschaftlichen Zuständen und Anschauungen erwachsenen Gewohnheit und Rechtsüberzeugung eine gemeinsame Grundlage der Rechtsbildung hatten. Zu den ersten Schriften über deutsches S. gaben die Streitigkeiten über die Verleihung der Kaiserwürde seitens des Papstes unter Ludwig dem Bayer Veranlassung; im Zeitalter der Reformation fehlte es nicht an Stoff und Anregung zu staatsrechtlichen Untersuchungen und Streitschriften, doch vermochte man sich nur allmählig von der Autorität des römischen Rechts los zu machen; gegen dessen Anwendung trat besonders von Chemnitz (pseudonym Hippolithus a Lapide, 1640) auf, während gleichzeitig Conring eine bessere, die Geschichte berücksichtigende Methode zur Geltung brachte. Von Seckendorf (1655) war der erste Bearbeiter des deutschen Territorialstaatsrechts. Die zahlreichen staatsrechtlichen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, unter denen besonders Pufendorf, Leibniz, Cocceji und Thomasius zu nennen sind, übertraf J. J. Moser († 1785) durch die ungemeine Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit seiner zahlreichen, alle Zweige des S.s behandelnden Schriften, und Pütter († 1807) durch seine wissenschaftliche, historisch-praktische Methode. Die neue Gestaltung des S.s, welche 1815 zum Abschluß kam, fand in Klübers „Oeffentlichem Rechte des deutschen Bundes" eine umfassende Bearbeitung. Eichhorns „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (zuerst 1808) hatte eine ebenso umfassende wie gründliche, gesonderte Bearbeitung der Geschichte des deutschen S.s geliefert und dadurch auf eine getrennte systematische Darstellung des praktischen S.s hingewirkt. Eine solche gab Schmid (1821), indem er zugleich die politischen Fragen von den rechtlichen trennte. Neue Systeme des deutschen S.s sind von Jordan, Maurenbrecher, Zöpfl, Weiß, Zachariä, Schulze verfaßt worden, während das S. einzelner Staaten an R. Mohl (Würtemberg), Pözl (Bayern), Milhauser (Sachsen), H. Simon und L. von Rönne (Preußen 1856, 2. Aufl. 1864) tüchtige Bearbeiter fand. Vergl. Staat und Staatswissenschaften.

Staatsschatz, im Allgemeinen s. v. a. Staatskasse (s. Fiscus), im Besondern aber der Vorrath an Geld und werthvollen Gegenständen, welcher außer den Mitteln für den laufenden Bedarf vom Staate für außergewöhnliche Bedürfnisse, besonders für den Fall eines Kriegs bereit und gewöhnlich unter besonderer Verwaltung gehalten wird. Gegen die Ansammlung eines S.es läßt sich anführen, daß dadurch ein bedeutendes Kapital der produktiven Verwendung entzogen wird, für dieselbe aber, daß die Regierung für plötzlich entstehende große Bedürfnisse, auf den Fall eines Krieges ꝛc. die nöthigen Geldmittel in Bereitschaft haben müsse, welche freilich bei sonst gutem Staatshaushalt in der Regel leicht durch ein Anlehen aufgebracht werden können. Daß durch einen S. die Regierung größere Selbstständigkeit der Volksvertretung gegenüber erlangt, wird je nach dem Parteistandpunkt von den Einen für, von den Andern gegen den S. angeführt. Gegenwärtig hat nur noch Preußen einen S. von Bedeutung. Uebrigens verbietet der jetzige Finanzzustand der meisten Staaten und die hohen Schuldenlasten derselben die Aufhäufung großer Summen von selbst, wie auf der anderen Seite der überfeinerte Kulturzustand Mittel an die Hand gibt, sich durch Anleihen und andere Mittel im Nothfall Geld zu verschaffen.

Staatsschulden. Die Unzulänglichkeit ihrer Einnahmen haben kurzsichtige Regierungen früher häufig durch harte Gewaltmaßregeln oder betrügerische Kunstgriffe (Plusmacherei) zu ergänzen gesucht. Diese ebenso unrechtlichen wie unzulänglichen und verderblichen Mittel haben die geordneteren Verhältnisse der Neuzeit meist unmöglich gemacht. Dagegen haben die Regierungen in den S. ein ausgiebiges Mittel zu außerordentlichen Anstrengungen gefunden, sich aber auch durch die Leichtigkeit seiner Beschaffung nicht selten zu Ausgaben verleiten lassen, welche

eine dauernde Zerrüttung des Staatshaushalts und eine nachhaltige Schwächung des Volkswohlstandes zur Folge hatten. Gefällige Schriftsteller haben zwar, da der Staatsschuld eine gleich hohe Forderung der Staatsbürger entgegenstehe, die Ausgaben, welche mit S. gedeckt werden, für gar keinen wirklichen Aufwand erklärt. Allein diese Annahme ist trügerisch: wenn das Vermögen der Staatsbürger und das des Staats das Volksvermögen bilden und der Staat jenem eine gewisse Summe entnimmt und verwendet, so wird um ebenso viel das Volksvermögen offenbar vermindert, und es ändert in soweit nichts an der Sache, ob der Staat jene Summe durch Steuern oder durch eine Anleihe erhoben hat. Andere Schriftsteller haben die S. ausnahmslos für unzulässig und für um so verwerflicher erklärt, je mehr sie es den Regierungen erleichtern, von den Grundsätzen der Sparsamkeit abzuweichen, die sie für die leitenden im Staatshaushalt erklären. Allein der Staat ist, soll er anders seiner Aufgabe genügen, zuweilen zu außergewöhnlichen Ausgaben genöthigt; wenn die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit derselben zugegeben ist, kommt, abgesehen von Veräußerung des Staatsguts, nur in Frage, ob die Mittel zweckmäßiger durch Steuererhöhungen oder durch S. zu beschaffen sind. Die erheblichen außergewöhnlichen Mittel nun, welche zuweilen, z. B. zur Kriegsrüstung, nothwendig werden, in so kurzer Zeit, wie erforderlich, durch Steuern zu beschaffen, würde häufig sehr schwierig sein oder wenigstens erhebliche Störungen in der Volkswirthschaft herbeiführen. Viele nämlich würden die auf sie entfallende Quote gar nicht aufzubringen vermögen, da ihre laufenden Einnahmen, außer denen ihnen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, einen entsprechenden Ueberschuß über die nothwendigen Lebensbedürfnisse überhaupt nicht ergeben. Andere würden zur Schmälerung ihres Betriebskapitals und damit zur Einschränkung der Erwerbsthätigkeit, der Produktion greifen müssen. Gelingt es dagegen, ein Anlehen im Ausland aufzunehmen, so bleibt die Volkswirthschaft zunächst vor jeder Störung bewahrt, ja es werden, wenn jenes werbend (produktiv) angelegt wird, z. B. im Eisenbahnbau, derselben sogar neue Kapitalien zugeführt. Allerdings gehen die Zinsen ins Ausland; allein dieser Abfluß wird dadurch ausgeglichen und überwogen, daß die Volkswirthschaft nun mehr erzeugt, als wenn der Kapitalzufluß nicht Statt gefunden hätte und Kapitalentziehung und Störung der Erwerbsthätigkeit nicht vermieden worden wären. Dagegen können Störungen der Volkswirthschaft dadurch herbeigeführt werden, daß bei Erschütterungen des Staatskredits viele Ausländer ihre Staatspapiere im Inland zum Verkauf anbieten, was einen starken Begehr und Abfluß an Geld veranlaßt. Daß durch auswärtige Anlehen viele einflußreiche Ausländer an dem Geschick des Staats lebhaft betheiligt werden (Süddeutsche an Oesterreich), kann bald vortheilhaft, bald aber auch nachtheilig, die Veranlassung zur Einmischung des Auslandes werden.

Bei Aufnahme eines Anlehens im Inland werden darin zunächst diejenigen Kapitalien angelegt, welche gerade keine produktive Verwendung haben, vielleicht aber durch die Ereignisse, welche das Anlehen nöthig machen (Krieg), verfüglich werden. So lange solche Kapitalien das Anlehen decken, tritt eine Störung in der gewohnten wirthschaftlichen Thätigkeit nicht ein. Ist aber der Betrag der verfüglichen Kapitalien vergleichsweise so gering, daß das Anlehen zur Zurückziehung von solchen veranlaßt, die werbend (produktiv) angelegt sind, so wird die Erwerbsthätigkeit beschränkt, die Volkswirthschaft gestört, worunter namentlich die arbeitenden Klassen zu leiden haben, was freilich sich weniger bemerkbar macht, als Klagen über erhöhte Steuern, welche wenigstens zum Theil durch größere Sparsamkeit, insbesondere der Wohlhabenderen, ohne Kapitalverminderung aufgebracht werden würden. Es ist in diesem Fall daher fraglich, ob durch ein Anlehen oder durch Steuererhöhungen die Volkswirthschaft mehr gestört, die Einzelnen empfindlicher getroffen werden. Ob in Wirklichkeit das Anlehen durch auswärtige oder durch verfügliche inländische Kapitalien beschafft werden könne, oder ob es der inländischen Erwerbsthätigkeit Kapitalien entziehe, und ob im letzteren Fall eine Steuererhöhung vorzuziehen sei, das läßt sich nur nach sorgfältiger Prüfung der thatsächlichen Umstände, insbesondere des Geld- und Kapitalmarkts bestimmen. Es darf aber hierbei nicht vergessen werden, daß jedes Anlehen wegen der Zinsen auch eine Erhöhung der laufenden Staatsausgaben zur Folge hat, und daß eine sehr hoch angeschwollene Staatsschuld Viele, welche darin ihre Kapitalien angelegt haben, zu müßigen Zehrern macht, zu dem verderblichen Börsenspiel Veranlassung gibt und die Aufnahme neuer Anlehen im Nothfall schwierig macht; indessen kommt weniger die Höhe der S. an sich, als ihr Verhältniß zum Volksvermögen u. zum Staatseinkommen in Betracht, wie z. B. für England seine ungleich größere Staatsschuld viel weniger drückend und gefährlich ist, als für Oesterreichs Volk und Staat eine weit kleinere. In vielen Fällen ist hiernach die Aufnahme von S. zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben zulässig, und man kann dagegen auch nicht anführen, daß es ungerecht sei, die Zukunft mit den Ausgaben der Gegenwart zu belasten; denn einestheils werden durch nothwendige und zweckmäßige außerordentliche Ausgaben oft Vortheile erzielt, die auch der Zukunft zu Gute kommen, z. B. durch Krieg Sicherheit vor feindlichen Angriffen; und andererseits würde die Zukunft auch unter solchen Steuern zu leiden haben, welche das produktiv angelegte Kapital oder nur dessen gewöhnlichen Zuwachs mindern. Die ordentlichen, regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben hingegen müssen stets durch die laufenden, regelmäßig wiederkehrenden Einnahmen gedeckt werden; sind letztere nicht zureichend, so müssen sie erhöht oder die ersteren eingeschränkt werden. Die Deckung regelmäßiger Ausgaben durch S. müßte zu lawinenartigem Anschwellen der letzteren und zu völliger Zerrüttung des Staatshaushalts (Oesterreich, Kirchenstaat) führen. Für jene dürfen nur in soweit S. aufgenommen werden, als für augenblickliche Ausgaben erst spätere Einnahmen verfüglich sind; sobald letztere eingehen,

muß die aufgenommene Kassenschuld (schwebende Schuld, dette flottante) abgetragen werden, nicht selten aber wachsen solche Schulden zu bleibenden (fundirten) an. S. werden in der Regel in der Form der freiwilligen Anleihe aufgenommen, sei es nun bei einem oder einigen wenigen Gläubigern, oder, wie in der Neuzeit gewöhnlich, unter Betheiligung einer großen Anzahl von Kapitalisten. Im letzteren Fall bedient man sich der Vermittelung von Bankiers, welche das Kapital gegen Empfang von Staatsschuldscheinen vorstrecken und diese auf eigne Rechnung weiter umsetzen, oder für Rechnung des Staats gegen Provision den Vertrieb der Staatsschuldscheine besorgen. In neuerer Zeit hat man indessen häufig mit Umgehung solcher Vermittelung Staatsanleihen in der Art aufgenommen, daß man öffentlich zur Betheiligung aufforderte und die Staatsschuldscheine unmittelbar an Diejenigen hingab, welche ihr Kapital dauernd darin anzulegen beabsichtigen. Diese Maßregel erspart allerdings dem Staat die Kosten der Vermittelung, verspricht aber nur dann Erfolg, wenn festbegründeter Kredit oder besonders günstige Bedingungen, oder die Vaterlandsliebe und das bereite Vermögen der Staatsbürger eine große Betheiligung sichern. Wo man sich an die Opferwilligkeit der letzteren wendet, spricht man wohl von Nationalanleihen, während Nationalschuld gleichbedeutend mit S. ist. Bei augenblicklich erschüttertem Vertrauen haben die Regierungen sich zuweilen zu Zwangsanlehen genöthigt gesehen, wobei den Einzelnen befohlen wird, eine gewisse Summe dem Staat vorzustrecken. Nimmt man hierbei die Leistungsfähigkeit zum Maßstab, so ist das Zwangsanlehen eine außerordentliche Steuer mit Aussicht auf Wiedererstattung. Weniger noch als solche Maßregeln läßt es sich rechtfertigen, wenn der Staat Verbindlichkeiten aus anderen Rechtsgeschäften unerfüllt läßt oder seinen Gläubigern statt der Zahlung Staatsschuldscheine aufnöthigt. Ein solches Verfahren geht gegen Treue und Glauben und macht für den Staat alle ferneren Rechtsgeschäfte schwierig und theuer. Endlich hat man auch zur Ausgabe von Papiergeld (s. d.) gegriffen, welches in sofern eine S. darstellt, als der Staat entweder dessen Einlösung, oder doch dessen Annahme an Zahlungsstatt verspricht; die Ausgabe solcher Werthzeichen ist aber nur innerhalb bestimmter Grenzen möglich, deren Ueberschreitung die Ordnung im Verkehr stört u. die Geltung des Papiergeldes selbst einschränkt und zuletzt ganz aufhebt (Assignaten). Während die Staatsregierungen für den bürgerlichen Verkehr die Zinsbeschränkungen (Wuchergesetze) aufrecht erhielten, haben sie längst den Gesetzen des Kapitalmarkts sich fügen und für ihre Anleihen Zinsen bewilligen müssen, welche das gesetzliche Maß weit überschritten; oder sie haben, indem sie den gesetzlichen oder einen noch niedrigeren Zinsfuß dem Schein und Namen nach beibehielten, höhere Summen verschrieben, als sie erhielten, die Schuldscheine unterm Nennwerth (unter Pari) hingegeben, wobei allerdings die Aussicht auf steigenden Kurs den Gläubiger zu niedrigerem Zinsfuß bestimmen kann, dem Staat aber die Gelegenheit zur Zinsreduktion verloren geht. Eine solche Herabsetzung des Zinsfußes ist aber bei günstigem Stande des Kapitalmarkts an sich möglich und gerechtfertigt, wenn der Staat das Kündigungsrecht sich vorbehalten hat und den Gläubigern freie Wahl zwischen Rückzahlung und niederem Zinse läßt. Die S. auf einmal zu tilgen, wird nur selten möglich und wegen der Störungen des Kapitalmarkts nicht einmal räthlich sein. Eben deshalb kann der Staat auch dem Gläubiger ein Kündigungsrecht in der Regel nicht einräumen. Allmählige Tilgung dagegen führt der Erwerbsthätigkeit wieder Kapitalien zu, vermindert die laufende Zinsenlast, erhöht den Kredit und erleichtert die Beschaffung neuer Anlehen. Regelmäßig mit gleichem Jahresaufwand fortgesetzt, muß solche in einem bestimmten Zeitraum zur gänzlichen Abtragung der S. führen. Um dies Ziel zu erreichen, hat man für die Tilgung entweder ein bestimmtes Kapital (Tilgungsfond), dessen Abwurf dazu verwendet werden soll, oder eine jährliche gleiche Summe aus der Staatskasse nebst dem Zinsersparniß angewiesen. In dem langen Zeitraume, auf welchen solche Tilgungspläne berechnet sind, tritt, sollen sie nicht bedeutende Mittel in Anspruch nehmen, nicht selten die Nothwendigkeit ein, neue Schulden zu lästigeren Bedingungen als die alten zu machen. Es ist daher, vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt aus, nicht zweckmäßig, sich an solche regelmäßige Tilgung etwa vertragsmäßig zu binden; gleichwohl mag ein Tilgungssystem da am Platze sein, wo die Finanzverwaltung ohne Zwang zur Tilgung auch bei verfüglichen Einnahmeüberschüssen nicht schreiten würde. Die regelmäßige Tilgung durch Lotterie- oder Prämienanleihen, durch Zeit- oder Leibrenten oder Tontinen hat außer jenem noch den weiteren Nachtheil, daß dadurch theils der Spielsucht, theils dem müßigen Aufbrauch des Vermögens Vorschub geleistet wird. Am zweckmäßigsten ist es, wenn der Staat das Kündigungsrecht sich vorbehält und je nach den Umständen die Tilgung vornimmt oder einstellt.

Die pünktlichste und gewissenhafteste Einhaltung der eingegangenen Verpflichtungen ist nicht nur ein Gebot des Rechts, sondern auch der Klugheit: die Leichtigkeit, Anlehen unter günstigen Bedingungen aufzunehmen, beruht wesentlich auf dem Staatskredit, auf dem Vertrauen, der Staat habe dazu den guten festen Willen und die Mittel. Um jene zu sichern, ist die Verwaltung der S. häufig besonderen, vom Finanzministerium unabhängigen Behörden (Staatsschuldentilgungskommissionen) übertragen worden. Besondere Sicherheitsleistungen dagegen (Verpfändungen von Domänen und dergleichen) pflegen das Zeichen eines erschütterten Staatskredits zu sein und sind nicht geeignet, denselben zu erhöhen. S. Staatspapiere; vgl. Nebenius, Der öffentliche Kredit, 2. Aufl. 1829, Bd. 1; Dietzel, System der Staatsanlehen, 1855; v. Hock, Die öffentlichen Abgaben und Schulden, 1866; Wagner, Ordnung des österreichischen Staatshaushalts, 1863.

Staatsstreich, s. Coup.

Staatsumwälzung, s. Revolution.

Staatsverbrechen, alle Verbrechen, welche

direkt und zunächst an dem Staate selbst begangen werden, also die sogenannten Majestätsverbrechen und Hochverrath, Verbrechen der beleidigten Majestät, Landesverrath und staatsgefährliche Handlungen; dann verbrecherische Hemmungen der Staatsgewalt in ihren einzelnen Zweigen: Landfriedensbruch, Landzwang, Selbsthülfe, Aufruhr, Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit 2c.; ferner Verleitung zur Desertion, Befreiung von Gefangenen, die Münzverbrechen und die verbrecherischen Hemmungen und Störungen der geordneten Aemterverfassung im Staate: verbrecherische Erschleichung oder Verleihung eines Staatsamtes, Bestechung, Mißbrauch der Amtsgewalt, Amtspflichtverletzungen.

Staatsverfassung, die Grundzüge der Bestimmungen, welche den Zweck eines Staats, die dazu bestehenden Einrichtungen, Form, Grenzen u. Inhaber der Staatsgewalt und deren Verhältnisse zu den Staatsbürgern bezeichnen und regeln. Hat jeder Staat eine S., so schreibt man eine solche doch vorzugsweise denjenigen zu, in welchen der Inhaber der Staatsgewalt durch solche, von seinem Willen unabhängige Bestimmungen beschränkt und bei den wichtigsten Handlungen, bei Gesetzgebung und Besteuerung an die Zustimmung von Vertretern der Staatsbürger gebunden ist, sei es, daß diese nur für einzelne bevorrechtete Klassen bestellt (ständische Verfassung), oder daß sie zur Vertretung des ganzen Volks berufen sind (Repräsentativsystem). Das letztere System gewährt, wenn es von der festgewurzelten Rechtsüberzeugung des Volks getragen und von dem Ganzen der Staatseinrichtungen gestützt wird, nicht allein der gesetzmäßigen Freiheit des Einzelnen eine größere Sicherheit, als in der absoluten Monarchie möglich ist, sondern es stellt auch die Uebereinstimmung der Regierungsmaßregeln im Ganzen mit dem Willen und Interesse des Volks in Aussicht. Indessen liegt auch die Gefahr dauernden Zwiespalts zwischen Regierung und Volksvertretung nahe, wodurch die Kräfte des Staats gelähmt, jeder Fortschritt gehemmt wird. Diese Gefahr ist in dem parlamentarischen (s. d.) System beseitigt. Seit der Gründung der nordamerikanischen Union ist es üblich geworden, besonders beim Abschluß großer politischer Bewegungen die Grundzüge der öffentlichen Einrichtungen eines Staats in einer Urkunde (Verfassung, Konstitution, Charte) zusammen zu fassen, wobei die verschiedenen Staaten von einander nicht nur die Form, sondern auch viele wesentliche sachliche Bestimmungen als Ausdruck des gleichen Strebens nach Betheiligung der Staatsbürger an der Regierung und nach Sicherung ihrer Freiheitsrechte entlehnt haben. Ob eine solche Verfassung einseitig von einem bis dahin absoluten Monarchen erlassen (oktroyirt) oder mit einer Volksvertretung vereinbart oder der Fürst auf Grund einer von der letzteren festgestellten berufen ist (Belgien, Rumänien), ist für die Rechtsgültigkeit der einmal eingeführten ohne Bedeutung. S. Staat.

Staatsverwaltung (Administration), der Organismus des Staatsdienstes, also die Einrichtung der zur Handhabung der Staatsgewalt nöthigen Behörden u. deren gesammte Thätigkeit. Die S. ist entweder kollegialisch organisirt, wobei Beamte in Kollegien (s. d.) nach Stimmenmehrheit verfügen, oder bureaukratisch, wo Einer den Ausschlag gibt und die übrigen Beamten als Gehülfen benutzt. Der Entstehung der größeren Staaten aus einzelnen, auf Grund verschiedener Rechtstitel und oft in abweichender Form beherrschten Landschaften entsprach die früher übliche Provinzialverwaltung, wobei unmittelbar unterm Fürsten an der Spitze jeder Landschaft eine Behörde stand, die alle Regierungsfunktionen in sich vereinigte. Die neuere Staatsauffassung hingegen verlangt die Centralverwaltung, welche mit gleichen Befugnissen und nach gleichen Grundsätzen ihre Thätigkeit über den ganzen Staat erstreckt, aber eine Theilung der Thätigkeit nach Fächern nothwendig macht. Gegen die übertriebene, die Selbstständigkeit unterdrückende Centralisation aber macht sich ein Gegenstreben nach Decentralisation und Selbstverwaltung geltend, welche den Gemeinden, Kreisen, Provinzen, unbeschadet der Staatseinheit und Rechtsgleichheit, selbstständige Verwaltung der lokalen Angelegenheiten und der Bevölkerung Theilnahme daran durch Gemeindevertretung, Kreis- und Provinzialstände gewähren soll. Die S. muß der Staatsverfassung genau angepaßt sein, ihr Verfahren sich streng innerhalb der gesetzlichen Vorschriften halten; es kann jedoch nicht lediglich das Gesetz zur Richtschnur nehmen, sondern es ist nach den Grundsätzen der Zweckmäßigkeit, welche Wissenschaft und Erfahrung an die Hand geben, frei gestaltend zu regeln. Eine unerläßliche Bedingung für eine gute, im Vertrauen der Staatsangehörigen wurzelnde S. ist Oeffentlichkeit und strenge Verantwortlichkeit der Beamten. Die Geheimregierung hat, wo sie immer Statt gefunden, den Kredit des Staats nach innen und außen untergraben. Die S. im engeren Sinne begreift die Thätigkeit der Regierung in Absicht auf die möglichst beste Benutzung und Erhaltung der Kräfte des Staats und steht der Rechtspflege gegenüber. Die bei den Oberbehörden fast allenthalben bestehende Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung wird heutzutage auch für die Unterbehörden allgemein gefordert, und zwar mit gutem Grund. Die Geschäfte der Verwaltung vertragen sich nicht mit denen der Rechtspflege, nicht bloß wegen der Verschiedenartigkeit der dazu erforderlichen, in einer und derselben Person selten vereinigten Kenntnisse, sondern auch wegen der wesentlichen Verschiedenheit der Principien. Vergl. Politik, Polizei.

Staatswirthschaftslehre, s. Volkswirthschaftslehre.

Staatswissenschaften. Die Wissenschaften vom Staat sind theils erzählende und beschreibende (historische), theils erörternde (dogmatische). Zu den ersteren gehören die Statistik od. Staatenkunde, welche dermalige Zustände und Einrichtungen schildert, u. die Staatengeschichte. Die letzteren behandeln theils Zweck, Wesen u. Eigenschaften des Staats im Allgemeinen (allgemeine Staatslehre), theils seine rechtlichen Beziehungen (öffentliches Recht), und zwar sowohl diejenigen unter den Staaten selbst (Völker-

recht), als diejenigen zwischen der Staatsgewalt und den Staatsangehörigen (Staatsrecht), wobei entweder von allgemeinen Wahrheiten (philosophisches Staatsrecht) oder von den kraft besonderer Satzung bestehenden Rechtsnormen ausgegangen wird (positives Völker- und Staatsrecht); theils fassen sie die Sittenlehre in Bezug auf den Staat ins Auge (Staatssittenlehre); theils erforschen sie die Mittel zur Erreichung der Staatszwecke (Politik, Staatskunst). Letztere Wissenschaft beschäftigt sich in Beziehung auf die inneren Verhältnisse theils mit der Verfassung, theils mit der Verwaltung, und hier wieder mit der Rechtspflege (Justizpolitik), der Polizei (Polizeiwissenschaft, Volkswirthschaftspflege, Volksbildung) und mit dem Staatshaushalt (Finanzwissenschaft); in Beziehung auf die äußeren Verhältnisse behandelt sie die Regeln u. die Kunst des auswärtigen Staatenverkehrs (Diplomatie, Politik im engeren Sinn) und die Lehre von der Waffenrüstung. Vielfach wird die Volkswirthschaftslehre, mit der Finanzwissenschaft und der Volkswirthschaftspolitik unter der Bezeichnung Staatswirthschaftslehre, politische Oekonomie zusammen gefaßt, zu den S. gezählt; allein ein Theil ihrer Lehren gehört zu den Wissenschaften von den einzelnen Menschen und ihren Beziehungen unter einander, ein Theil zu den Gesellschaftswissenschaften, welche man in neuerer Zeit als einen besonderen, den S. logisch koordinirten Wissenschaftskreis zu unterscheiden begonnen hat.

Stab (scipio), im Alterthum Auszeichnung für ältere Personen oder Könige (s. Scepter); außerdem war der S. in besonderer Form auch den Hirten beigelegt (Hirtenstab), welchen später in der christlichen Kirche der Bischof symbolisch als Hirt der Gemeinde trug (Bischofsstab). Den S. als Mittel bei Zaubereien (Zauberstab) führte schon Moses und in der griechischen Mythe Hermes, der mit Hülfe desselben die Augen der Menschen einschläferte. Auch ist der S. Zeichen der richterlichen und oberherrschaftlichen Gewalt. In Frankreich, der Schweiz und Deutschland ist S. (aune) Name eines Ellenmaßes, das zwar in Frankreich gesetzlich abgeschafft, im Ausland aber für französische Schnittwaaren noch häufig im Gebrauch ist. Es beträgt $526^5/_6$ pariser Linien oder 1,188 Mètre. In Berlin rechnet man den S. zu $1^3/_4$ Ellen, in Frankfurt a. M. zu $2^1/_6$ Ellen ꝛc. In Tyrol ist S. ein Bergwerksmaß von 395 pariser Linien Länge.

Stab, die nicht zu dem Kompagnie- oder Eskadronverbande, sondern zu dem Kommando eines Bataillons, Regiments, einer Brigade oder einer Division gehörigen Personen. Der S. eines Bataillons wie der eines Regiments besteht aus dem Oberstab, d. h. aus den Offizieren und im Offizierrang stehenden Beamten, einem Stabsoffizier als Kommandeur, oft einem zweiten Stabsoffizier, dem Adjutanten, dem Rechnungsführer, und aus dem Unterstab, d. h. den nur Unteroffiziersrang habenden Personen, dem Bataillons- od. Regimentsschreiber, dem Bataillons- oder Regimentstambour, bei der Kavallerie dem Stabstrompeter, bei der leichten Infanterie dem Stabshornisten, den Hautboisten des Bataillons oder Regiments. Auf ähnliche Weise sind die Stäbe der Brigaden, Divisionen und der Armeecorps zusammengesetzt, nur daß die Kommandeure Generäle sind und mehre Adjutanten, Galopins, Verpflegungsbeamte, Kriegskommissare, einen Auditeur, Feldwebel ꝛc., auch bei manchen Armeen eine Stabswache bei sich haben. S. Generalstab.

Stabat mater (lat., d. i. Mutter [Jesu] stand [am Kreuze]), geistlicher Gesangtext in lateinischen Terzinen, welcher als sogenannte Sequenz (s. d.) in der katholischen Kirche, besonders an den Festen der sieben Schmerzen Mariä, gesungen wurde. Nach Einigen soll Papst Johann XXII. oder einer der Gregore der Verfasser desselben sein; wahrscheinlich aber rührt er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacoponus genannt, her, der 1306 starb. Der Text hat viele Abänderungen erfahren und ist oft ins Deutsche übersetzt worden, z. B. von Mohnike, Fr. Thiersch u. A. Von Kompositionen sind die berühmtesten die von Palestrina (achtstimmiger Gesang), Pergolesi (zweistimmig mit Begleitung) und Astorga, unter den Neueren von Jos. Haydn (mit Orchester), Winter, Neukomm u. A. Vergl. Lisco, S. m., Hymnus auf die Schmerzen der Maria, Berlin 1843.

Stabeisen, s. Eisen.

Staberle, stehende Figur der wiener Lokalposse, welche einen ächten wiener Bürger (einen Parapluimacher) des Mittelstandes darstellt, und zwar wie er sich in fremdartigen Verhältnissen zwar ungelenk benimmt, aber durch Mutterwitz sich immer zu helfen weiß.

Stabiä, alte Stadt in Kampanien, zwischen Pompeji und Surrentum, unweit des Berges Lactarius, im Bundesgenossenkriege von Sulla zerstört, aber als kleiner Flecken wieder hergestellt, jedoch bei dem großen Ausbruch des Vesuvs mit Pompeji und Herculanum zugleich verschüttet. Bei ihr fand auch damals der ältere Plinius seinen Tod. Jetzt liegt hier Castell a Mare di Stabia, wo man in neuester Zeit die mit Asche und vulkanischen Gebilden bedeckten Gebäude der alten Stadt ebenfalls auszugraben angefangen hat.

Stabilität (v. Lat.), das Feststehen, Verbleiben, im Gegensatz des Beweglichen, Veränderlichen, namentlich in der Politik die starre Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, im Gegensatz zu der Bewegungspartei; davon: Stabilisten, die Anhänger des Bestehenden in der Politik.

Stablo, s. v. a. Stavelot.

Stabreim, s. Alliteration.

Stabroek, 1) Marktflecken in der belgischen Provinz und im Bezirk Antwerpen, mit Cichorienfabrikation, Getreidehandel und 2900 Einw. — 2) (Georgetown), Hauptstadt der englischen Kolonie Demerary (Britisch-Guyana) in Südamerika, unweit der Mündung des Demeraryflusses in den atlantischen Ocean, ist gut gebaut und von vielen Kanälen durchschnitten, hat ein Gouvernementspalais, mehre gute Schulen, 2 Banken, ein Theaterhospital, einen botanischen Garten, große Marinemagazine, einen Hafen, lebhaften Handel und 23,000 Einw., worunter 19,000 Farbige.

Stabsoffiziere, die höheren Offiziere, Obersten, Oberstlieutenants und Majore, welche den Subalternoffizieren vorgesetzt, den Generälen zunächst untergeordnet sind.

Stabthierchen (Bacillaria), s. v. a. Diatomeen.

Staccato (ital., abbrev. Stacc.), musikalische Bezeichnung, abgestoßen, deutet an, daß die Töne kurz angegeben und streng von einander geschieden werden sollen.

Stachelberg, frequentes Bad im schweizerischen Kanton Glarus, am Fuße des gleichnamigen Berges und unweit des Dorfes Linththal, in höchst romantischer Lage, mit einer zwar spärlich fließenden, aber höchst wirksamen Schwefelquelle und trefflichen Badeanstalten.

Stachelschweinaussatz, s. Schuppenkrankheit.

Stachelschweine (Hystrix *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere, charakterisirt durch die stumpfe Schnauze mit gespaltener Oberlippe, die abgerundeten Ohren, den oben ganz mit langen, runden, sehr spitzigen, hornartigen Stacheln besetzten Körper, die 4zehigen, mit großen Grabkrallen ausgerüsteten Vorder- und die 5zehigen Hinterfüße und den kurzen stacheligen Schwanz. Das gemeine Stachelschwein (H. cristata *L.*) hat am Nacken eine aus langen Borstenhaaren bestehende Mähne, am Rücken schwarzbraune, weiß geringelte, bis 15 Zoll lange, am Schwanze kürzere, nach hinten gerichtete, am Ende offene Stacheln. Die Länge des Körpers beträgt 2 Fuß und darüber, die des Schwanzes 4 Zoll. Dieses Thier bewohnt Südeuropa, namentlich Italien und Spanien, Afrika und das südliche Asien. Es ist langsam, harmlos, furchtsam und träge und kommt des Nachts aus seiner Höhle hervor, um Früchte und sonstige Pflanzennahrung zu suchen. Am Kap richtet es oft in Gärten beträchtlichen Schaden an. Wenn es gereizt wird, läßt es einen grunzenden Ton hören, sträubt die Stacheln und rasselt mit denselben, wobei manchmal einzelne ausfallen, was zu der Fabel Veranlassung gegeben hat, daß es die Stacheln fortschießen könne. Es wird leicht fett und hat sehr schmackhaftes Fleisch, welches (z. B. in Rom) auf den Markt kommt. Die Stacheln dienen zu Malerpinselstielen, Zahnstochern, Federhaltern 2c. Der Saustein, ein seltener Bezoar, soll der Gallenstein dieses Thieres sein u. ward früher als Heilmittel und Amulet theuer verkauft. Zwei andere Arten (H. hirsutirostris *Brandt*), am hinteren Körpertheil mit weißen Stacheln, und H. brevispinosus *Schinz*, mit nur 2½—3 Zoll langen Stacheln, finden sich in Nordasien und Indien.

Stachel- und Johannisbeerstrauch (Ribes *L.*), Pflanzengattung aus der durch sie repräsentirten Familie der Grossularieen (Ribesiaceen), charakterisirt durch den krugförmigen Kelch, die 5 kleinen, am Rande des Kelchschlundes aufrecht stehenden Blumenblätter, die 5 Staubgefäße, den unterständigen Fruchtknoten, den mit 2—4 Narben gekrönten Griffel u. die vielsamige Beere, Sträucher in der nördlichen gemäßigten Zone, mit und ohne Stacheln, mit zerstreuten, lappigen Blättern und meist grünlichweißen Blüthen in kleinen Trauben. Bekannte Obststräucher sind der Johannis- und Stachelbeerstrauch. Die gemeine Johannisbeere (R. rubrum *L.*, R. vulgaris *Lam.*, Grossularia rubra *Mill.*) ist ein Strauch von 5—6 Fuß Höhe und darüber, welcher in den Wäldern des südlichen und mittleren Europa wild vorkommt und in Gärten häufig kultivirt wird. Die Zweige sind anfangs etwas behaart, die Blätter rundlich, 5lappig, grob gesägt, auf der Unterseite etwas behaart; die Blüthentrauben nickend, nach dem Verblühen hängend, etwas behaart oder kahl, die Deckblätter halb so lang als die Blüthenstiele, die Blumenblätter klein, gestutzt und etwas ausgerandet, die Beeren kugelig, durchscheinend, hochroth, in Folge der Kultur auch fleischfarbig, weißlich oder gelblich, von angenehm säuerlichem Geschmack. Sie werden roh und eingemacht gegessen; auch werden kühlende, Galle abführende Getränke für Fieberkranke, sowie schmackhafter Wein und Essig daraus bereitet. Man kultivirt den Strauch in mehren, nicht wesentlich verschiedenen Sorten, von denen die große rothe und die große weiße holländische, die weiß und roth gestreifte, die fleischfarbene Champagner- und die Kirschjohannisbeere die bekanntesten sind. Die schwarze Johannisbeere (R. nigrum *L.*, Gicht-, Ahl- oder Wanzenbeere) unterscheidet sich von der vorigen Art durch größere, drüsige, spitziger gelappte Blätter, flaumige, hängende Blüthentrauben, rothe Blüthenkelche u. schwarze, erbsengroße Beeren. Der 6—7 Fuß hohe Strauch findet sich in Mittel- und Nordeuropa in feuchten Wäldern und an den Ufern der Flüsse und Bäche. Aeste, Blätter und Beeren haben einen penetranten, wanzenartigen, doch nicht gerade widrigen Geruch, letztere einen eigenthümlich balsamisch-säuerlichen Geschmack. Officinell sind die Stengel, Blätter und Beeren, Stipites, Folia et Baccae Ribis nigri, als harn- und schweißtreibend bei Wassersucht, Gicht 2c. wirksam. Die Blätter, in Alkohol gelegt, geben den sehr guten, schwarzen Johannisbeerliqueur, die Beeren, mit Essig übergossen an der Sonne gegohren, einen sehr gesunden Saft. Auch diese Art wird in verschiedenen Sorten in Gärten kultivirt. Die Alpenjohannisbeere (R. alpinum *L.*, Straußbeere), ein 3—4 Fuß hoher Strauch in den Wäldern des nördlichen Europa's und Sibiriens, hat kleinere Blätter als die gemeine Johannisbeere u. dunkelrothe, fad süßlich schmeckende Beeren. Die gemeine Stachelbeere (R. grossularia *L.*, Grossularia uva *Scop.*) ist ein sehr ästiger, 2—5 Fuß hoher Strauch in den Wäldern und Gebüschen Europa's und Nordasiens. Die Zweige sind jung weißgrau, unter den Blättern mit 3-, auch 2theiligen Stacheln bewehrt, die Blätter 3lappig, auf bewimperten, zottigen Stielen stehend, die Blüthenstiele lang, sich ungleich theilend, die Kelchabschnitte zurückgebogen, violett, fast 4kantig, die Blumenblätter aufrecht, rundlich, außen behaart, die Beeren mit drüsigen Borsten besetzt, am wilden Strauch grünlich oder gelblich und nur erbsengroß, am kultivirten auch röthlich oder roth und größer. Die glatte oder Heckenstachelbeere (R. uva crispa *L.*) unterscheidet sich von der vorigen Art durch die größeren, glänzend grünen Blätter und die weit größeren länglichrunden, glatten, mit einzelnen Stachelhaaren besetzten

Beeren; die rothe Stachelbeere (R. reclinatum *L.*) durch die mit wenigen Stacheln besetzten, gegen das Ende hin weit übergebogenen Zweige, die glänzend grasgrünen Blätter u. die eirunden, dunkelrothen, oft beinahe schwarzen, sparsam behaarten und sehr süßen Beeren. Diese 3 Arten sind die Stammpflanzen der zahlreichen (an 400, nach Andern an 900) Abarten, welche in den Gärten kultivirt werden, aber hinsichtlich der Form, Größe und Farbe so in einander übergehen, daß sie kaum genau zu unterscheiden und auch noch nicht klassificirt sind, und nach der Farbe in rothe, grüne, gelbe und weiße, nach der Beschaffenheit der Schale in glatte, wollige und behaarte, nach der Form in runde, rundliche, elliptische, längliche, eiförmige und birnförmige unterschieden werden. Namentlich haben die Engländer das Verdienst, sie durch sorgfältige Kultur und Samenzucht zu der Vollkommenheit gebracht zu haben, in der wir sie jetzt besitzen. Reif sind die Früchte ein sehr beliebtes Obst, unreif dienen sie zu Konfitüren und Kompots. Auch wird mussirender Wein, Branntwein u. Essig daraus bereitet. Sowohl die Johannis- als die Stachelbeere kommt in jedem Boden fort, am besten aber in gut bearbeitetem, gehörig gedüngtem, etwas schwerem Gartenboden. Die Vermehrung geschieht durch Ablösen und Umpflanzen der an alten Sträuchern zahlreich hervorkommenden Wurzelausläufer, durch Ableger, die man in der Erde fixirt, und Stecklinge, die man im ersten Frühling an jungen Schossen macht, indem man ihnen etwas altes Holz läßt. Die Zucht aus Samen ist zwar umständlich, ergibt aber oft neue Sorten, namentlich Stachelbeersorten in Folge künstlicher Befruchtung. Ziersträucher sind R. sanguineum *Pursh* (R. atrosanguineum *Hort.*), mannshoch, mit schwärzlichen Zweigen, stumpf 3lappigen, unterseits leicht weißfilzigen Blättern und tief blutrothen Blüthen in schlaffen, behaarten Trauben, und R. aureum *Pursh*, mit 3- bis 5lappigen Blättern und gelben Blüthen in großen überhängenden Trauben, beide aus Nordamerika stammend.

Stachys *L.* (Ziest), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch die nahe beisammen, unter der Oberlippe parallel stehenden, nach dem Verblühen zusammengedrehten und nach außen zurückgebogenen Staubgefäße, die konkave Oberlippe, die 3lappige Unterlippe, die mit einem Haarring versehene Röhre und die abgerundet-stumpfen Nüsse, meist ausdauernde Kräuter in gemäßigten Klimaten, mit 4eckigem, wolligem und haarigem Stengel, breiten Blättern und Blüthen in unterbrochenen Wirbeln. Von S. germanica *L.*, Feldandorn, mit eirund-herzförmigen, gekerbten, wollig-filzigen Blättern u. ährenförmigen, reichblüthigen Blüthenquirlen, an steinigen Bergabhängen, Brachfeldern, war früher das Kraut, Herba Stachydis vel Marrubii agrestis, gegen stockende Menstruation in Anwendung. Von S. palustris *L.*, Sumpf- oder brauner Wasserziest, mit lanzettlichen, spitzigen, gekerbt-gesägten Blättern und rosenrothen Blüthen, gemein auf feuchten Aeckern an Sümpfen, Bach- und Flußufern, war das Kraut, Herba Stachydis aquaticae, früher innerlich bei Stockungen im Unterleibe, sowie gegen Wechselfieber äußerlich als Wundmittel angewandt. Die knollige Wurzel ist fleischig mehlig u. wohlschmeckend, weshalb die Pflanze in England kultivirt wird. Von S. recta *L.*, Berufkraut, Gliedkraut, mit rauhen, lanzettlichen, spitzigen, stumpf-gesägten, runzligen Blättern und kurzgestielten, gelblichweißen Blüthen, auf sonnigen Anhöhen und Feldrainen, ward früher das Kraut, Herba Sideritis, gegen Hysterie, Epilepsie, veraltete Katarrhe 2c. gebraucht, wie sich auch der Aberglaube desselben gegen das sogenannte Beschreien der Kinder und des Hausviehes bediente, woher der Name Berufkraut. Von S. sylvatica *L.*, Waldziest, Waldandorn, mit eirund-herzförmigen, zugespitzten Blättern und bräunlich-purpurrothen Blüthen, in Laubwäldern und Gebüschen, mit unangenehmem, dem Steinöl nicht unähnlichem Geruch, wurde das Kraut als Herba Galeopsidis sylvaticae bei Drüsengeschwülsten, Skropheln, Koliken, sowie als harntreibendes und die Menstruation beförderndes Mittel und bei Unterleibsschmerzen angewendet. Wie Hanf behandelt liefert die Pflanze Garn; die Blätter färben gelb. Mehre Arten werden auch als Zierpflanzen kultivirt, so S. coccinea *Jacq.*, mit großen, scharlachrothen Blüthen, S. scordifolia *Willd.*, mit purpurvioletten Blüthen, u. a. m.

Stackelberg, Otto Magnus, Freiherr von, verdienstvoller Archäolog und Künstler, geboren den 25. Juli 1787 zu Reval, erhielt seine Erziehung im halle'schen Pädagogium, studirte zu Göttingen, machte hierauf eine Kunstreise durch Südfrankreich, Oberitalien u. sein eigenes Vaterland, ging 1808, um die Malerei auch praktisch zu erlernen, nach Dresden und dann in Begleitung des Professors Tölken nach Rom und unternahm von da aus 1810—14 mit Brönstedt u. A. eine Expedition nach Griechenland, den sporadischen und cykladischen Inseln und Kleinasien, wo er u. A. die äginetischen Statuen und die Reste des Apollotempels zu Bassä auffand. Während der Ausgrabung des letzteren zeichnete er unter Anderem die landschaftliche Umgebung mit den Ruinen und nach seiner Rückkehr in Rom auch die Reliefs; seine Zeichnungen sind seinem Werke über den Apollotempel zu Bassä (Rom 1826) beigefügt. Eine andere Frucht dieser Reise sind die „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne“ (Rom 1825). Von Rom aus unternahm er später Reisen nach Großgriechenland, Sicilien u. Etrurien, wo neben den antiken Ueberresten jetzt auch die mittelalterliche Kunst seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Im Jahre 1827 entdeckte er die etrurischen Hypogäen von Corneto. Er trug viel zur Gründung des archäologischen Instituts in Rom bei. Von 1828—29 bereiste er Frankreich, England und die Niederlande; später lebte er zu Mannheim, Dresden und Petersburg, wo er den 23. März 1837 †. Noch sind von seinen Arbeiten hervorzuheben: „La Grèce, vues pittoresques et topographiques“ (Paris 1830, 2 Bde.), „Trachten und Gebräuche der Neugriechen“ (Berl. 1831—35, 2 Abth.) und „Gräber der Griechen in Bildwerken und Vasengemälden“ (Bd. 1, das. 1835).

Stade, hannöverische Landdrostei, seit 1866 mit dem Königreich Preußen vereinigt, grenzt gegen

Norden an das hamburgische Amt Ritzebüttel und die Nordsee, gegen Nordosten an Holstein (durch die Elbe davon getrennt), gegen Osten und Südosten an die Landdrostei Lüneburg, gegen Südwesten an die Landdrostei Hannover, gegen Westen an das Gebiet der freien Stadt Bremen, an Oldenburg (durch die Weser davon getrennt) und die Nordsee, besteht aus den Herzogthümern Bremen und Verden und dem Land Hadeln und zählt auf 119,16 □Meilen 296,626 Einw. Das Land wird außer den genannten beiden großen Grenzflüssen noch von der Geeste, Lune, Hamme, Oste, Schwinge und mehren kleineren Flüssen bewässert, ist durchaus eben und hat viel fruchtbaren Marschboden, aber auch große Heiden und Torfmoore, welche letztere indeß seit neuerer Zeit großentheils urbar gemacht worden sind. Die gleichnamige Hauptstadt der Landdrostei und des Herzogthums Bremen liegt an der Schwinge, ½ Meile südwestlich von deren Mündung in die Elbe und mit dieser durch einen Kanal verbunden, ist Festung, seit 1816 verstärkt, mit detachirtem Fort an der Mündung der Schwinge (schwinger Schanze) und hat 6 Vorstädte. Die Stadt ist der Sitz des Landdrosten und der übrigen Provinzialoberbehörden, eines Obergerichts, eines Konsistoriums und einer Generalsuperintendentur u. hat 3 Kirchen, welche sämmtlich zu säkularisirten Klöstern gehören, ein Gymnasium, Schullehrerseminar, eine Gewerbschule, ein Strafarbeitshaus, Taubstummeninstitut, eine Stückgießerei, Fabriken für Tabak, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen, Hüte und Pianofortes, Bierbrauereien, Schiffbau, Fischerei, Schifffahrt, lebhaften Handel und 8269 Einwohner. S. ist sehr alt und erhielt frühzeitig Grafen, die sich Markgrafen von Nordsachsen nannten. Rudolf II. ward von seinem Bruder, dem damaligen Propst und nachmaligen Erzbischof von Bremen, Hartwig, beerbt, der die Grafschaft dem Erzbisthum Bremen überwies. Im Jahre 1114 riß sie Heinrich der Löwe an sich, doch ward sie 1180 nach seiner Aechtung dem Erzbisthum zurückgegeben. Mit Hartwig starb 1168 das Geschlecht der Grafen von S. aus. Im Jahre 1207 wurde S., obwohl es freie Reichs- und Hansestadt war, von der Hansa des drückenden, bei Brunshausen auf der Elbe erhobenen und durch die schwinger Schanze gedeckten Elbzolles wegen zerstört, 1648 im westphälischen Frieden Schweden zuerkannt und zur Hauptstadt des Fürstenthums Bremen gemacht. Im Jahre 1676 durch Reichstruppen belagert, ward es durch den nimwegener Frieden Schweden wieder zugesichert. Im Jahre 1712 von den Dänen erobert, kam es 1719 nebst dem Bisthum Bremen an Hannover. Im Jahre 1807 ward es Westphalen einverleibt, 1810 von Napoleon I. in Besitz genommen, 1813 aber von den Alliirten an Hannover zurückgegeben und von diesem wieder zur Festung gemacht und 1816 neu befestigt. Hannover erkannte die 1691 vereinbarte Fixation des stader Elbzolls nicht an und erhöhte denselben bedeutend, bis derselbe endlich durch Vertrag vom 22. Juni 1861 zur Ablösung kam, wofür Hannover die Summe von 3,100,000 Thalern ausgezahlt erhielt (s. Elbe). Vergl. Soetbeer, Des stader Elbzolls Ursprung, Fortgang und Bestand, Hamburg 1839; Belästigung durch den stader Zoll, Hamburg 1856. Am 18. Juni 1866 wurde die Festung S. von den Preußen ohne Kampf genommen und dort bedeutendes Kriegsmaterial erbeutet; bei der nach dem Frieden Preußens mit Oesterreich folgenden Regelung der Verhältnisse Norddeutschlands fiel die ganze Landdrostei S. mit dem übrigen Hannover an Preußen.

Stadion, uraltes Adelsgeschlecht, dessen Stammschloß Stadion ob Küblis in Graubünden jetzt als Ruine liegt u. das sich später in Schwaben an der Donau niederließ. Die bemerkenswerthesten Sprößlinge desselben sind: Christoph von S., Bischof von Augsburg, ein Freund Maximilians I. u. Ferdinands, aber auch Melanchthons, mit dem er in Verkehr wegen der Reformation der Kirche und Wiedervereinigung der beiden christlichen Kirchen stand; starb 1543. Johann Kaspar von S., Hochmeister des deutschen Ordens, österreichischer Kriegspräsident und Feldzeugmeister, zeichnete sich besonders 1634 in der Schlacht bei Nördlingen aus. Johann Philipp von S., Staatsminister von Kurmainz, geboren 1652, war die Seele aller Reichsgeschäfte und noch in hohem Alter Botschafter bei der Wahl Karls VI. und Gesandter des rheinischen Kreises beim utrechter und badener Friedenskongreß. Mit ihm ward das Geschlecht 1705 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er starb 1741 und ward durch seine beiden Söhne der Stifter der jetzt noch blühenden fridericianischen und philippinischen Linie. Ersterer gehörte an Johann Philipp Karl Joseph, Graf von S., geboren am 18. Juni 1763. Derselbe fungirte 1788 als österreichischer Gesandter zu Stockholm, 1790 bis 1792 zu London, trug 1797 nicht wenig dazu bei, die durch das Theilungsgeschäft zwischen Oesterreich und Preußen entstandene Spannung zu heben, betrieb, seit 1804 Botschafter in Petersburg, eifrig das Zusammentreten der dritten Koalition und folgte 1805 dem Kaiser Alexander I. zur Armee. Nach dem preßburger Frieden mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten betraut, erstrebte er vor Allem eine festere Grundlage und eine solche Ergänzung der Streitkräfte, welche die nöthige Vorübung in Friedenszeiten möglich machte, ohne die bürgerlichen Verhältnisse zu stören und das Staatsvermögen zu erschöpfen. Der unglückliche Ausgang des auf sein Anrathen unternommenen Kriegs von 1809 nöthigte ihn, dem Grafen Metternich im Ministerium Platz zu machen, doch ward er schon 1812 wieder nach Wien gerufen und erhielt nach der Schlacht bei Lützen als Vermittler eine Sendung zu Alexander I. und Friedrich Wilhelm. Nach dem Frieden mußte er sich abermals dem schwierigen Auftrage der Herstellung der Finanzen unterziehen. Während er das Papiergeld ganz aus dem Umlauf zu ziehen, dasselbe in eine verzinsliche Staatsschuld umzuwandeln und die Münzcirkulation wieder herzustellen suchte, war er gleichzeitig bemüht, u. A. durch Errichtung einer Nationalbank und eines Tilgungsfonds dem Handelsverkehr eine leichte Geldcirkulation zuzuwenden und den Staatskredit zu befestigen. Die Ausgaben des Staats wurden beschränkt und genau bestimmt, und die Steuerverfassung nach vernünftigen Grundsätzen geregelt.

Er starb zu Baden bei Wien am 18. Mai 1824. Franz Seraph, Graf von S., zweiter Sohn des Vorigen, geboren den 27. Juli 1806, trat früh in den Staatsdienst ein und zeichnete sich namentlich als Administrativbeamter aus. In Triest und Galizien, wo er 1846 an die Spitze der Verwaltung trat, sicherte er sich ein dankbares Andenken. Nach Niederwerfung der wiener Revolution trat er mit Schwarzenberg und Bach ins Ministerium vom 21. November und vertrat hier die freisinnigere Richtung. Schon im Mai 1849 aber mußte er wegen eines Körperleidens zurücktreten; er starb in Geisteszerrüttung den 8. Juni 1853. Sein Bruder Rudolf, Graf von S., geboren den 23. Februar 1808, ist jetzt das Haupt der fridericianischen Linie, und die philippinische wird repräsentirt durch Friedrich, Grafen von S., geboren den 13. Dec. 1817, erblichen Reichsrath der Krone Bayern. Sein Großoheim, Philipp, Graf von S., geboren den 9. Mai 1799, ist österreichischer Feldzeugmeister und Kommandant des 5. Armeecorps.

Stadium (v. Griech.), bei den Alten Längenmaß einer Strecke von 600 griechischen u. 625 römischen Fuß, also = 126 römische Schritte, so daß 40 Stadien ungefähr einer deutschen Meile entsprechen. Ursprünglich bezeichnete das Wort die für den Wettlauf bestimmte Rennbahn von der angegebenen Länge, namentlich die zu Olympia, nach der die anderen eingerichtet wurden. Die Konstruktion des S.s erkennt man deutlich aus den noch vorhandenen Ruinen, namentlich aus denen zu Ephesus. Die Länge desselben beträgt 746, die Breite 132 Fuß, ohne das umgebende Mauerwerk. An der Vorderseite sind rechts und links die Eingänge, eine 7 Fuß breite Mauer begrenzt hier die Bahn. Die eine lange Seite mit einem Theil des die Bahn hinten schließenden Halbkreises bestand auch zu Ephesus, wie an anderen Orten, aus einer natürlichen Erhebung, auf welcher Sitze für die Zuschauer angebracht waren. Hier war nun das 7 Fuß hohe, unten an dieser Anhöhe hinlaufende Podium aus Mauersteinen aufgeführt. Die andere lange Seite mit der anderen Hälfte des die Bahn schließenden Halbkreises bestand aus gewölbtem Mauerwerk, mit 25 aufsteigenden Stufen zum Sitzen, deren höchste Reihe behufs des Umgangs eine breitere Basis hatte. Der Raum zum Wettlauf betrug 600 Fuß. Der Zwischenraum von dem Ziele der Bahn bis an den Halbkreis war für die anderweitigen Wettkämpfe bestimmt, z. B. für Ring- und Faustkampf. Am Halbkreise hatten die Kampfrichter ihre Sitze. An der vorderen Seite, jenem Ablaufsstand entgegengesetzt, befand sich der Ablaufsstand der Wettläufer. In der späteren Zeit wurden die Stadien behufs anderer Zwecke bisweilen umgestaltet; namentlich wurden hier auch Thierhetzen veranstaltet, und man brachte daher mit dem S. einen amphitheatralischen Bau in Verbindung. Bei den Römern kamen die Stadien erst später, zu Cäsars Zeit, auf.

Stadler, Maximilian, Abbé, berühmter Kirchenkomponist, geboren den 4. August 1748 zu Melk in Unterösterreich, kam als Chorknabe in die Cistercienserabtei Lilienfeld, besuchte das wiener Jesuitenkollegium, trat dann in das Benediktinerstift seines Geburtsortes und ward 1786 zum Kommendatärabt in Lilienfeld, drei Jahre später zu Kremsmünster ernannt. Später zum Kanonikus befördert, lebte er seit 1791, eine mehrjährige Wirksamkeit als Pfarrer abgerechnet, in Wien, im Verkehr mit Mozart und Haydn. Er † daselbst den 8. November 1833. Unter zahlreichen kleineren Kompositionen sind besonders seine Oratorien „Die Befreiung Jerusalems“, ein großes Requiem, Klopstocks „Frühlingsfeier“, mehre Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte hervorzuheben.

Stadt, Gemeinheit, deren Erwerbszweige vornehmlich Industrie und Handel sind und die unter der Aufsicht einer eignen Kommunalobrigkeit, des Stadtmagistrats, steht und hinsichtlich ihrer baulichen Anlage ein geschlossenes Ganzes bildet. Die ersten Städte wurden unter den milderen Himmelsstrichen Asiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens gegründet. Besonders legten die Aegypter und Phönicier Städte an, von denen sich mehre bald zu einem hohen Grad von Wohlstand und Reichthum erhoben. In Italien zeichneten sich durch Gründung von Städten namentlich die Etrusker aus, die darin die Römer zu Nachfolgern hatten. Unter den Städten des Mittelalters schwangen sich zunächst die lombardischen Städte, die sich zu Republiken ausgebildet hatten, insbesondere Mailand, welches an ihrer Spitze stand, zu hoher Macht empor und vereinigten sich zu einem Städtebund. Später aber kamen sie, obgleich noch wohlhabend und blühend, größtentheils unter die Herrschaft einzelner Familien und verloren nach und nach ihre republikanische Verfassung. Die ersten Städte in Deutschland verdankten den Römern ihre Entstehung, indem aus den seit der Zeit des Kaisers Augustus besonders am Rhein gegründeten römischen Lagern und Kastellen Städte erwuchsen, z. B. Augusta Vindelicorum (Augsburg), Colonia Agrippina (Köln), Drusomagum oder Augusta Drusi (Memmingen) und andere. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten zuerst die Römer, um 70 n. Chr., Städte u. Flecken, die aber durch die Alemannen größtentheils zerstört und erst später unter der Herrschaft der Franken wieder hergestellt wurden. Anfangs zeigten die Deutschen wenig Neigung zum Stadtleben; erst Karl der Große fing an, zunächst nur feste Plätze in Deutschland anzulegen. Dann entstanden im Laufe des 9. Jahrhunderts, besonders in Folge der Ausbreitung des Christenthums, zahlreiche Städte, und zwar meist um Kirchen, wo sich schon früh ein lebhafter Verkehr entwickelte. König Heinrich I. erweiterte die Zahl der Städte in Norddeutschland beträchtlich, indem er in Niedersachsen und Thüringen zum Schutze gegen die einfallenden Slaven und Ungarn neue Burgen anlegen ließ. So entstanden Meißen, Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt u. a., während zugleich andere offene Orte mit Mauern umgeben wurden. Das größte Verdienst Heinrichs um das Städtewesen lag aber darin, daß er den Einwohnern der neuen Städte, die aus dem Stande der Hörigen hervorgingen, bis auf einen gewissen Grad die Rechtsfähigkeit ertheilte und ihnen dadurch eine würdigere Stellung gab. Er verlegte Volksversammlungen und sonstige Feierlichkeiten

in die Städte und verlieh ihnen auch das wichtige Münzrecht, wodurch der Handels- und Gewerbsverkehr in ihnen bedeutend gefördert ward und sie sich nach und nach zu Mittelpunkten des gesammten Staatslebens emporschwangen. Häufig gelang es den Bischöfen, die gerichtsherrliche Gewalt in den Städten zu erwerben, worin ihnen später, vom 12. und 13. Jahrhundert an, auch die Fürsten folgten. Dagegen blieben einzelne Städte unter der unmittelbaren Gerichtsherrlichkeit des Kaisers und hießen darum Reichsstädte (civitates regales), während die übrigen bischöfliche oder fürstliche Städte (civitates praefectoriales) genannt wurden. Zur Ausübung der Gerichtsherrlichkeit, mit welcher außer dem Polizeirecht auch die peinliche Rechtspflege oder der Blutbann verbunden war, ernannte der Gerichtsherr, also entweder der Kaiser oder der Bischof oder Fürst, einen Vogt, der auch die Verwaltung der Güter und Einkünfte der Gemeinde besorgte. Als durch das Aufblühen der Gewerbe und des Handels, sowie durch die wohlthätigen Wechselwirkungen beider der Wohlstand der Städte sich mehrte, trachteten sie vor Allem denselben dazu zu benutzen, um durch Loskaufung von drückenden Verpflichtungen größere Freiheit und Selbstständigkeit zu erlangen und die Rechte des Gerichtsherrn auf Handhabung der Polizei, des Marktrechts, der bürgerlichen Rechtspflege und des Blutbannes nach und nach käuflich zu erwerben. Wo dies gelang, wurde die erworbene obrigkeitliche oder richterliche Gewalt im Namen der S. durch erwählte Beamte ausgeübt. So entstanden die Municipalverfassungen der Städte. Da aber die Gerichtsherren der Städte zur Abtretung eines Theils ihrer Schutzherrlichkeit nur im Fall einer Geldnoth zu bewegen waren, eine solche aber bei den Bischöfen und Fürsten weit seltener eintrat als beim Kaiser, so konnten Städte, die unter unmittelbarer Gerichtsherrlichkeit des Kaisers standen, leichter zu größerer Freiheit und Selbstständigkeit gelangen als die bischöflichen und fürstlichen, und deshalb suchten die städtischen Gemeinwesen sehr eifrig die Reichsfreiheit zu erringen. Zu ihrem Nachtheil verstanden es jedoch die Kaiser nicht, die Macht der Städte im Großen um sich zu vereinigen, und letztere, die bei dem zunehmenden Verfall des Reichs sich auf die kaiserliche Macht nicht mehr verlassen konnten, mußten daran denken, ihren bedrohten Handel und Gewerbsbetrieb mit eigener Kraft zu schützen. So entstanden die Städtebünde zur gegenseitigen Vertheidigung. Schon 1226 war eine Einigung mehrer fränkischen Städte wider den Erzbischof von Mainz geschlossen worden. Später nahm der Associationsgeist unter den Bürgern eine noch bestimmtere Richtung, indem sich die Städte nicht bloß bei einer besondern Veranlassung und für einen einzelnen Zweck, sondern ein- für allemal zu Schutz und Trutz an einander anschlossen. Im Jahre 1247 ward das erste große Bündniß unter mehr als 60 oberdeutschen Städten geschlossen. Da die Verbindung sogleich die heilsamsten Folgen hatte, so ward sie immer besser geordnet, bis sie endlich 1254, 1255 und 1256 ihre innere Gliederung und Vollendung erhielt. Während sich aber die bürgerlichen Gemeinwesen in gewisser Beziehung zum Mittelpunkte des öffentlichen Lebens erhoben hatten, entbehrten der Handwerkerstand alles Einflusses auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Wo auch eine Gemeinde durch kaiserliche oder fürstliche Rechtsbriefe die Gerichtsbarkeit, Polizeigewalt, das Marktrecht, den Blutbann ꝛc. erworben hatten, immer erfolgte die Ausübung solcher Befugnisse ausschließend durch Beamte, die nur durch die Geschlechter und aus deren Mitte ernannt werden konnten. Ebenso verwalteten die adeligen Familien alle Gefälle der S. und verfügten frei über Einnahme und Ausgabe, ohne den Handwerkern Rechenschaft abzulegen. Allmählig aber bereitete sich im Stillen in den städtischen Verfassungen eine Veränderung vor, die für die Zukunft der Nation von der größten Bedeutung war. Das Beispiel Heinrichs V., der die Hörigkeit der Handwerker in der Stadt Speyer aufhob und ihnen zwar nicht gleiche Rechte mit den Geschlechtern, doch Rechtsfähigkeit verlieh, fand in andern Städten theils durch ausdrückliche Verordnungen, theils durch Uebung Nachahmung, wodurch die Entwickelung der bürgerlichen Gemeinden einen ungleich größeren Spielraum erhielt. Der Hansabund im Norden Deutschlands und der Sieg des Bürgerthums in der Schweiz trugen nicht wenig zur Ausprägung der neuen Richtung bei. Der Sieg der Bürger in Hagenau, Speyer, Straßburg, Mainz, Zürich, Schaffhausen, Ulm, Donauwörth, Kempten, Biberach, Schwäbisch-Hall, Winterthur, Konstanz und Lindau wirkte so ermunternd auf die übrigen deutschen Städte, daß, trotz einzelner Unfälle, allenthalben die Bürger zur Erringung der Freiheit sich erhoben. Das ganze Regiment der Städte wurde oft nach den Zünften gebildet und eingetheilt, so daß auch Nichtgewerbsleute in sie eintreten mußten. Auch bildete sich jetzt ein sogenannter äußerer oder weiterer Rath zur Kontrole des jetzt sogenannten innern oder engern Raths, während früher die ganze Volksgemeinde allein diese Kontrole übte. Die Reichsstädte und fast ebenso die landesherrlichen Städte erwarben sich nach und nach eine fast vollständige Selbstregierungsgewalt, zuerst mit Konkurrenz, dann mit Ausschluß oder endlich mit gewaltsamer Vertreibung der kaiserlichen und landesherrlichen Beamten. Zur Vertheidigung ihrer errungenen selbstständigen Stellung, sowie zum Schutze ihres Handels erneuerten die oberdeutschen Städte ihre alten Bündnisse oder schlossen neue, die auch die Befestigung der bürgerlichen Freiheit zum Zweck hatten. In einem Vertrag 1377 zu Rothenburg an der Tauber bestätigte der Kaiser den Bund der Reichsstädte und ertheilte ihnen ausdrücklich das Recht, ihre Freiheit männiglich mit den Waffen zu vertheidigen. Graf Eberhard von Würtemberg erkannte die Gefahr, die aus einer solchen Vereinigung den Fürsten und dem Adel erwachsen mußte, u. stellte dem Bunde der Städte einen Bund der Rittergesellschaften entgegen. Bald brach der Kampf zwischen Städten und Adel in Franken und Schwaben, in Bayern und am Rhein zugleich los, der Mittelpunkt desselben aber lag in Schwaben, wo der gefährlichste Feind des Städtebundes, Graf Eberhard von Würtemberg, der Verfechter des Herrenthums war. Die Nie-

derlage der Städter bei Döffingen entschied über das Geschick Deutschlands. Mißtrauen u. Muthlosigkeit kamen unter die Eidgenossen. Vereinzelt gebrochen, gaben die Städte jeden Gedanken an Widerstand auf und erkauften am Ende den Frieden von den Fürsten um große Geldsummen. Kaiser Wenzel vollendete die Unterdrückung des Bürgerthums, indem er auf einem Reichstage zu Eger 1389 den Städten bei Verlust ihrer Freiheit gebot, ihre Bünde, weil sie gegen Gott, den Kaiser, das Reich und das Recht seien, aufzugeben. Eine neue Einigung der reichsunmittelbaren Gemeinden in Schwaben und Franken 1446, die 31 (nach Andern 72) Städte umfaßte, löste sich nach mehren erlittenen Niederlagen wieder auf. Hatten die Städte aber auch jetzt ihr entscheidendes politisches Uebergewicht verloren, so gewannen sie dagegen im Innern an Reichthum und Glanz. Umsonst suchten daher Franz von Sickingen und der edle Hutten die Interessen der Landbewohner und der Städter zu versöhnen und beide zum gemeinsamen Handeln gegen die Feinde der Reichseinheit, die Fürsten, zu bewegen. Die Städter hatten ihren eigenen Ursprung längst vergessen und betrachteten die Bauern mit eben der Verachtung, mit welcher sie selbst von dem Adel betrachtet worden waren. Zudem fürchteten sie die Gütervertheilung, die allerdings bei den Bewegungen der Bauern im Reformationszeitalter eine Rolle spielte. So scheiterte auch dieser Anstoß, durch die Vereinigung des gemeinen Mannes mit den Städten die bürgerliche Freiheit in Deutschland herzustellen, wie es in den Landschaften der Schweiz eben durch eine solche Vereinigung geschehen war. Nach der Niederlage der Bauern wurden auch die Städte in ihrer politischen Position immer mehr zurückgedrängt, und der Umschwung, den die Handelspolitik durch die damalige Weltlage erfuhr, schnitt ihnen sogar die Hauptquellen des Wohlstandes ab. Verheerend schritt der dreißigjährige Krieg über die deutschen Gauen, und unter seiner blutigen Geißel erstarb die Blüthe der einst so mächtigen Städte. Viele Reichsstädte verloren ihre Reichsunmittelbarkeit und wurden Landstädte der Fürsten, und selbst der Hansabund, der sein Dasein durch alle Stürme der Zeit dadurch zu retten gewußt, daß er sein engherziges Sonderinteresse über die Wohlfahrt des Gesammtvaterlandes gesetzt, ging seinem wohlverdienten Untergang entgegen. Zur Zeit des Beginns der französischen Revolution gab es nur noch 51 Reichsstädte, die noch vor und nach der Auflösung des deutschen Reichs sämmtlich bis auf 4 ihre Selbstständigkeit verloren. Inzwischen waren auch die Residenzstädte der Fürsten zur Blüthe gekommen, die sich um so schneller und glänzender entwickelte, je entschiedener die Fürstengewalt der Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland wurde. Vergl. Gaupp, Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter, Jena 1824; Kortüm, Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde, Zürich 1827—30, 3 Bde.; Hüllmann, Städtewesen im Mittelalter, Bonn 1825—29, 4 Bde.

Stadt am Hof, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Mündung des Regen in die Donau (linkes Ufer), Regensburg gegenüber, mit welchem es durch eine steinerne Brücke verbunden ist, und dessen Vorstadt es gleichsam bildet, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein Armenhaus, Waisenhaus, Spital, Gewehrfabrikation, Brauerei, Schifffahrt, Speditionshandel und 2260 Einwohner.

Stadtberge, Stadt, s. Marsberg.

Stadthagen, Stadt im Fürstenthum Schaumburg-Lippe, an der Eisenbahn von Minden nach Hannover, Sitz eines Amts, mit fürstlichem Schloß und Erbbegräbniß, 2 Kirchen, einer Stadt- und einer Töchterschule, Waisenhaus, Salpetersiederei, Mineralquelle und 2249 Einwohnern. S. ist der Geburtsort des berühmten Geographen Büsching. In der Nähe Steinkohlenbergwerke.

Stadt Lauringen, s. Lauringen.

Stadtlohn, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Ahaus, mit Gerichtskommission, 2 katholischen Kirchen, Fabrikation von Steingut, Thonpfeifen, Stärke, Lein- und Baumwollzeuchen, bedeutenden Bleichen, Töpferei, Handel mit Leinwand und Faßdauben, und 2432 Einwohnern. Hier den 6. August 1623 Sieg der Kaiserlichen unter Tilly über Herzog Christian von Braunschweig und im August 1638 der Kaiserlichen unter Hatzfeld über die Schweden unter King.

Stadtrath, die oberste städtische Behörde, welcher die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten obliegt, unter dem Vorsitz eines Bürgermeisters in der Regel aus einem Syndikus, Stadtschreiber und den Stadtverordneten (Rathsherren, Senatoren) besteht und durch die Wahl der gesammten Bürgerschaft, unter Vorbehalt der Genehmigung von Seiten der Regierung, gebildet zu werden pflegt.

Stadtrecht, ursprünglich das kaiserliche oder landesherrliche Privilegium, wodurch eine Gemeinde zur Stadt erhoben ward; dann Inbegriff der in einer Stadt gültigen Rechtsinstitute. Solche S.e entstanden in Deutschland seit dem 10. Jahrhundert, und es wurden dadurch die Rechte des Königs oder sonstigen Landesherrn, die Gerechtsame des Raths und der städtischen Beamten, das Gerichtswesen und die Rechtspflege, das Straf-, Ehe-, Eigenthums- und Erbrecht, die Rechtsverhältnisse der Kaufleute, Handwerkszünfte, auch der Fremden, Juden 2c. normirt. Oft ward das Recht einer Stadt mehr oder minder vollständig von anderen recipirt; so wurden in Westphalen Mutterstädte von S.en Münster, Rüthen, Dortmund, Soest u. a. An diese reihen sich als minder hervorragend Büren, Hagen, Hamm, Unna u. a. Das soester Recht ward selbst nach Lübeck verpflanzt. Zwischen Weser und Elbe bildeten Goslar, Braunschweig, Lüneburg und Uelzen Mittelpunkte, für das nordöstliche Deutschland Magdeburg und Lübeck. Das lübische Recht gewann die Küstenstriche von Schleswig ab bis zu den östlichsten deutschen Ansiedelungen, das magdeburgische die Binnenlande bis nach Böhmen, Schlesien und Polen hinein und verbreitete sich als kulmer Recht über ganz Preußen. Doch fanden auch mancherlei Mischungen Statt, indem einzelne Städte bald lübisches, bald magdeburger

Recht nach einander annahmen, andere ihr Recht aus verschiedenen Bestandtheilen zusammensetzten. In Thüringen wurden maßgebend Erfurt, Nordhausen u. Eisenach; in Ostfranken Aachen, Worms, Würzburg, Bamberg, Frankfurt a. M. und Köln, dessen Recht tief in die schwäbischen und burgundischen Lande eindrang und unter anderen in Freiburg im Uechtlande, Bern, Murten, Thun 2c. Aufnahme fand. Unter den alemannischen und schwäbischen Städten erhoben sich namentlich Straßburg, Hagenau und Colmar, und diesseits des Rheins Ueberlingen und Ulm, von den bayerischen Städten aber Regensburg und Nürnberg, weiter östlich Eger zu Mittelpunkten. In Folge der Umgestaltung der Territorialverhältnisse, sowie der Rechtsbegriffe machten sich Umänderungen der S.e nothwendig, und so entstanden im Laufe des 15., 16. und 17. Jahrhunderts an vielen Orten verbesserte S.e, sogenannte „Reformationen", wobei aber unter Einwirkung der Rechtsgelehrten mehr und mehr römisches Recht eingemischt ward, bis zuletzt die alten S.e zugleich mit der eigenen Gerichtsbarkeit und der Autonomie der Städte bis auf dürftige Reste dem Alles unterdrückenden Absolutismus der Landesherren erlagen. Vergl. Gaupp, Deutsche S.e des Mittelalters, Breslau 1851—52, 2 Bde.; Gengler, Deutsche S.e des Mittelalters, Erlangen 1852.

Stadtsteinach, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, an der Steinach und unweit der Eisenbahn von Hof nach Bamberg, Sitz eines Bezirksamts, Landgerichts und Bergamts, hat eine sehenswerthe Pfarrkirche, Hohofen, Draht- und Zainhammer, Serpentin- und Drahtschleife, Eisensteingruben und 1430 Einw. Dabei die Burg Nordeck.

Städelsches Institut, s. Frankfurt a. M.

Stäfa, Marktflecken im schweizerischen Kanton Zürich, am östlichen Ufer des Zürichersee's, mit Sekundärschule, Baumwoll- und Seidenweberei, Weinbau und 3700 Einwohnern.

Stägemann, Friedrich August von, preußischer Staatsmann und Dichter, geboren am 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark, studirte zu Halle die Rechte und ward 1806 geheimer Oberfinanzrath, 1807 vortragender Rath bei dem nachmaligen Staatskanzler von Hardenberg und nach dem tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatkommission, unter dem Ministerium Stein vortragender Rath, 1809 Staatsrath, in welcher Stellung S. Hardenberg nach Paris, London und zum wiener Kongreß begleitete. Im Jahre 1819 übernahm er die Redaktion der „Staatszeitung", gab dieselbe aber später wieder auf. Er † den 17. Dec. 1840 zu Berlin. Seine vaterländischen Gedichte, gesammelt als „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berlin 1828), zum Theil in kunstvoller Odenform abgefaßt, haben in den Befreiungskriegen viel zur Begeisterung der Gemüther beigetragen. Sehr sinnig und zart sind die unter dem Titel „Erinnerungen an Elisabeth" (Berlin 1835) dem Andenken seiner Gattin gewidmeten Sonette.

Staël-Holstein, Anne Louise Germaine, Baronin von, berühmte Schriftstellerin, Tochter des französischen Ministers Necker, geboren den 22. April 1766 zu Paris, entwickelte frühzeitig ein glückliches Talent zu schriftstellerischer Thätigkeit und erregte zuerst Aufsehen durch ihre „Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau" (1788), die eine glühende Freiheitsliebe bekundeten. Nicht lange vorher hatte sie, mehr dem Wunsch der Mutter als ihrer Neigung folgend, dem schwedischen Gesandten in Paris, Freiherrn von Staël-Holstein, ihre Hand gereicht. Die Revolution gab ihrem Geiste eine vorherrschende Richtung für die neue Gestaltung der politischen Ansichten. Auch nach der Flucht ihres Vaters blieb sie mit ihrer Familie zu Paris, entriß der Schreckensregierung mehre Todesopfer und theilte dem Minister Montmorin einen Plan zur Flucht der königlichen Familie mit, der aber nicht benutzt ward. Nur mit Mühe entging sie selbst am 2. Sept. der Wuth des Volks und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters, Coppet in der Schweiz, an. Nach kurzem Aufenthalt daselbst begab sie sich nach England, wo sie ihre Schrift zu Gunsten Marie Antoinette's: „Réflexions sur le procès de la reine" (Paris 1793), entwarf. Als Schweden 1793 die französische Republik anerkannt hatte, kehrte sie mit ihrem Gatten nach Paris zurück. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Direktoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand, der 1796 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre Empfehlung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Um jene Zeit entstanden ihre Schriften: „Réflexions sur la paix, adressées à Mr. Pitt et aux Français" (Paris 1794), „Réflexions sur la paix intérieure" (das. 1795) und „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations" (Lausanne und Paris 1796, 3. Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem Reichthum tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollständige Ausführung des vorgelegten Gegenstandes gibt. Wiewohl sie 1796 die Verbindung mit ihrem Manne, der in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, gelöst, begleitete sie denselben doch 1798, als er krank der Pflege bedurfte, nach der Schweiz, wo er am 9. Mai 1802 starb. S. kehrte hierauf nach Paris zurück, lernte dort Bonaparte kennen und erwirkte von demselben die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten. Da aber Necker in seiner Schrift „Dernières vues de politique et des finances" (1802) Bonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen, auf eine dem Gewalthaber unangenehme Weise berührt hatte, so wurde die Tochter auf 40 Stunden im Umkreis von Paris verbannt. Sie ging nach Coppet, lebte aber meist auf Reisen, und nur einmal war sie seitdem (1806) auf einige Tage heimlich in Paris. Ihr schriftstellerischer Ruf hatte sich inzwischen in weiteren Kreisen verbreitet durch ihre Schrift „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales" (Paris 1800, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1804), die aber vielen Widerspruch erfuhr, und durch den Roman „Delphine" (Paris 1803, 6 Bde., und öfter; deutsch, Leipzig 1847, 3 Bde.), eine Schilderung ihrer eigenen Jugend. Im Jahre 1803

machte sie ihre erste Reise nach Deutschland, wo sie längere Zeit in Weimar und Berlin verweilte. Nach ihres Vaters Tode (April 1804) schrieb sie einen trefflichen Aufsatz über dessen häusliches Leben, den sie der Sammlung seines Nachlasses („Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille", 1805) vorsetzte. Im folgenden Jahre bereiste sie Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war „Corinne ou l'Italie" (Paris 1807, 2 Bde.; neue Aufl. 1855; deutsch von Schlegel, Berlin 1807; neue Aufl. 1822), das glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind. Im Jahre 1810 ging sie nach Wien, um Stoff zu dem Werke zu sammeln, dessen Plan sie schon auf ihrer ersten Reise durch Deutschland entworfen hatte, „De l'Allemagne", einem Gemälde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philosophie, doch ward die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary sogleich vernichtet und gegen die Verfasserin von Napoleon I. ein neues Verbannungsdekret erlassen, das sich auf ganz Frankreich erstreckte. Erst zu Ende 1813 erschien das Werk (3 Bde.) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig. So reich dieses Werk an geistvollen Gedanken ist und so achtenswerth durch die Wärme, womit es den Franzosen deutsche Art und Kunst empfiehlt, so enthält es doch auch viele schiefe Ansichten und zeigt einen auffallenden Mangel an Uebereinstimmung in den Grundsätzen. S. lebte in der nächsten Zeit wieder zu Coppet, wo sie sich insgeheim mit einem jungen Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, verheirathete. Von der französischen Polizei fort und fort verfolgt, begab sie sich im Frühjahr 1812 nach Moskau und Petersburg und von da nach Stockholm, wo ihr jüngster Sohn, Albert, im Duell blieb. Hier erschienen ihre „Réflexions sur le suicide" (Stockholm 1812), mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden. Im Anfang des folgenden Jahres ging sie nach England und nach Napoleons I. Sturze kehrte sie nach langer Verbannung, deren Ereignisse sie in „Dix années d'exile" (Leipzig 1822; deutsch Leipzig und Karlsruhe 1822) theilweise erzählt, nach Paris zurück. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beschleunigen. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba zog sie sich nach Coppet zurück. Während der hundert Tage verweilte sie in der Schweiz; Napoleons I. Einladung, an dem neuen Verfassungswerk Theil zu nehmen, wies sie zurück. Nach der zweiten Restauration erhielt sie durch Einschreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von 2,000,000 Francs, die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen hatte, und lebte fortan in einem glücklichen häuslichen Kreise und im engen Verkehr mit literarischen und politischen Freunden in Paris, bis zu ihrer letzten Krankheit mit Ausarbeitung der trefflichen „Considérations sur les principaux évènements de la révolution française" (Paris 1819, 3 Bde.; Leipzig 1819, 3 Bde.; deutsch, Heidelberg 1816, 6 Bde.; neue Aufl. 1825) und der Revision ihrer früheren Schriften beschäftigt. Seit Anfang 1817 kränkelnd, † sie den 14. Juli dieses Jahres zu Paris. Eine Ausgabe ihrer Werke veranstaltete ihr ältester Sohn (Straßb. und Par. 1820—21, 18 Bde.), mit einer biographischen Notiz über Madame Necker de Saussure. Vergl. Allard, Lettres sur les ouvrages de Mad. de S., Paris 1824. Ihr ältester Sohn, Auguste Louis, Baron von S., geboren den 31. August 1790, Verfasser einer „Notice sur Mad. Necker" (Paris 1820) und interessanter „Lettres sur l'Angleterre" (das. 1826), † den 19. Nov. 1827 zu Coppet. Ihre Tochter, Albertine, war seit 1816 mit dem Herzog von Broglio vermählt.

Stämpfli, Jakob, einer der Hauptführer der schweizerischen Radikalen, geboren 1820 zu Schüpfen im Kanton Bern, widmete sich zu Bern, hauptsächlich unter Snells Leitung, juristischen Studien und ward 1843 Advokat. Er betheiligte sich an den Freischaarenzügen und trat 1845 als Redakteur der „Berner Zeitung", des Organs der radikalen Partei, in Opposition zu der gemäßigt-liberalen Fraktion, welche damals am Ruder war. In dem auf seinen Betrieb berufenen Verfassungsrath führte er neben Ochsenbein die Hauptstimme. Im Juli 1846 in den Regierungsrath berufen, übernahm er die Leitung der Finanzen und führte direkte Besteuerung, Aufhebung aller Feudallasten und Centralisation des Armenwesens durch. Nachdem er bei der Tagsatzung, welche das Einschreiten gegen den Sonderbund beschloß, als dritter Gesandter Berns fungirt, bekleidete er im darauf folgenden Feldzug das Amt eines eidgenössischen Kriegszahlmeisters. Da er sich aus finanziellen Gründen gegen die neue Bundesverfassung von 1848 erklärte, verlor er viel von seiner Popularität; seine Wahl in den Nationalrath ging zwar durch, bei der Wahl in den Bundesrath aber ward ihm Ochsenbein vorgezogen. Im folgenden Jahre ward S. Regierungspräsident des Kantons Bern, verlor diese Stellung aber schon 1850 beim Sturz der radikalen Partei wieder. Als 1854 die Aussöhnung der beiden Parteien und die Bildung einer vermittelnden, die er angestrebt hatte, zu Stande kam, trat er wieder in die Regierung des Kantons und später in den Bundesrath ein und ward 1855 Vicepräsident, sowie 1856 u. 1862 Präsident desselben. Im Jahre 1863 schied er aus dem Bundesrath.

Ständchen, s. Serenade.

Stände, die verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft, welche theils als abgeschlossene Kasten sich forterben, theils auf der Verschiedenheit menschlicher Beschäftigung beruhen. Auf dem ersteren Eintheilungsgrund beruht die Unterscheidung in Adelige und Nichtadelige; auf dem anderen die Eintheilung der Nichtadeligen in Bürger- und Bauernstand, in Gelehrte, Handwerker, Kaufleute, Kapitalisten, Gewerbtreibende, Ackerbauer ꝛc. Die Standesunterschiede haben jetzt auf die Rechtsverhältnisse wenig Einfluß, und

insbesondere haben die auf der Geburt beruhenden Standesbevorzugungen ihre Bedeutung verloren, während dagegen die Standesunterschiede, welche auf der Gleichartigkeit der Interessen und der Beschäftigung beruhen, sich kaum jemals entfernen lassen werden. Vgl. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der S.e in Deutschland, 2. Aufl., Berlin 1830, 3 Bde. Auch ist S. s. v. a. Landstände.

Ständeversammlung, s. v. a. Landtag.

Stärke (Stärkmehl, Kraftmehl, Satzmehl, lat. amylum, franz. amidon, fécule, engl. starch), stickstofffreier Pflanzenstoff, welcher von den meisten Gewächsen im Protoplasma ihrer Parenchymzellen in festen Körnern gebildet wird. In größter Quantität findet sich die S. in den Organen angehäuft, welche bestimmt sind, als Reservenahrungsbehälter für weiterhin sich entwickelnde Sprossungen zu dienen: den Brutknospen (Zwiebeln, Knollen rc.) der mannichfaltigsten Art, in Samen, in Pollenkörnern, in manchen Sporen. Feinkörniges Amylum findet sich ferner sehr allgemein in der nächsten Nachbarschaft der Vegetationspunkte der Stengel, Blätter und Wurzeln aller Gefäßpflanzen, insbesondere in allen Wurzelhauben und dient hier offenbar als Material zum Wachsthum der Membranen der neu sich bildenden Zellen. Wo Fette als Reservenahrung abgelagert sind, da tritt während der Verwendung derselben zu weiterem Wachsthum mehr oder minder massenhaft, aber sehr allgemein die Bildung von Amylum ein. Auffallend ist, daß auch viele zur Abstoßung von der lebenden Pflanze bestimmte Organe reichlich u. regelmäßig S. enthalten. Neu entstehende Amylumkörnchen treten als unmeßbar kleine, punktförmige Körner im Protoplasma auf, entwickeln sich zunächst zu Kugeln und werden dann linsen-, ei-, oder abgeplattet eiförmig, cylindrisch, auch unregelmäßig gestaltet, selbst lappig. Frei liegende Amylumkörner sind stets von gerundeten Flächen begrenzt, füllen die Körner dagegen eine Zelle völlig aus, so platten sie sich durch gegenseitigen Druck ab und werden polyëdrisch, z. B. im Endosperm am Mais. Amylumkörner von beträchtlicherer Größe zeigen sehr gewöhnlich einen geschichteten Bau, sie bestehen aus Lagen von verschiedener Dichtigkeit, von denen die dichtesten den geringsten, die minder dichten aber den größten Wassergehalt besitzen. Ausnahmslos sind minder dichte Schichten zwischen dichteren eingeschlossen und das Schichtencentrum des Korns bildet eine wasserhaltigere Masse, den Kern, welcher central oder excentrisch liegt. Es ist jetzt zweifellos, daß die lamellöse Struktur der Amylumkörner nicht in der successiven Auflagerung verschieden lichtbrechender Schichten auf die Flächen schon vorhandener Schichten ihren Grund hat, sondern daß die Körner lediglich durch Intussusception wachsen. Die S. ist übereinstimmend mit der Cellulose aus Kohlenstoff und den Elementen des Wassers nach der Formel $C_{12}H_{10}O_{10}$ zusammengesetzt, sie enthält nur äußerst geringe Mengen fremder Substanzen und hinterläßt nach dem Verbrennen nur Spuren von Asche. Sie ist in den gewöhnlichen Lösungsmitteln und auch in Kupferoxydammoniak unlöslich, durch heißes Wasser, sowie viele Lösungen und chemische Agentien erleiden die Körner eine Volumsvermehrung und Quellung (Kleisterbildung; eingetrockneter Kleister quillt nicht wieder in Wasser auf, aber es ist zweifelhaft, ob in Folge chemischer oder physikalischer Modifikation der Substanz). Die charakteristische Reaktion der S. ist die blaue Färbung, welche sie bei Zutritt von Jod annimmt. Dieselbe beruht höchst wahrscheinlich mehr auf physikalischen als auf chemischen Verhältnissen und tritt nur bei Gegenwart von Wasser ein. Oft schon beim Stehen an der Luft und jedenfalls beim Erhitzen entweicht das Jod und die S. entfärbt sich. Digerirt man S. bei 40—50° mit Speichel, so geht unter beträchtlicher Volumsverminderung die mit Jod sich bläuende Substanz in Lösung und es bleibt von jedem Kern ein System sehr zarter in einander geschachtelter Membranen zurück, deren Anordnung derjenigen der dichteren Schichten des Kerns entspricht. Diese Membranen bestehen aus einer Substanz, welche der Cellulose sehr ähnlich ist (daher Amylocellulose) und sich von der durch den Speichel gelösten Granulose hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie durch Jod nicht direkt gebläut wird. Man muß annehmen, daß sich an jeder Stelle des Stärkekerns diese beiden Substanzen in inniger Mischung vorfinden, doch waltet in den dichteren die Amylocellulose und in den minder dichten die Granulose vor. Koncentrirte Mineralsäuren lösen in der Kälte beträchtliche Mengen S., ebenso verdünnte Mineralsäuren, Essigsäure, Alkalien, Chlorzink in höherer Temperatur und selbst kochendes Wasser bei längerer Einwirkung. In der Mehrzahl dieser Fälle wird das Amylum zuerst als solches gelöst, aber in späteren Stadien erfolgt der Uebergang in Dextrin und Zucker. Die Stärkelösungen drehen die Polarisationsebene ungemein stark. Die häufigste Umwandlung, welche die S. erfährt, ist die angedeutete in Stärkegummi (Dextrin) und Stärkezucker (Traubenzucker). Sie kann durch alle Agentien herbeigeführt werden, welche die S. verflüssigen, so durch koncentrirte Säuren in der Kälte, durch verdünnte Mineralsäuren, durch viele organische Säuren beim längeren Erhitzen, durch Malz, ja selbst durch bloßes Kochen mit Wasser. Von besonderer Wichtigkeit ist diejenige Art dieser Umwandlung, welche durch pflanzliche (z. B. bei der Keimung), oder thierische Fermente (z. B. bei der Verdauung) erfolgt. Koncentrirte Salpetersäure verwandelt die S. in Nitroamylum (Xyloïdin), eine explosive Substanz, welche durch Wasser aus der Säure gefällt wird, in Alkohol, Aether und verdünntem Kali unlöslich, in starker und verdünnter Salpetersäure, in Essigsäure und Chlorwasserstoff aber löslich ist. Trockene S. verwandelt sich bei 160° in Dextrin, bei 230° entsteht Pyrodextrin, eine braune, poröse, in Wasser leicht lösliche und durch Baryt fällbare (Unterschied von Dextrin) Substanz, die sich in der Brodrinde und im gerösteten Malz und Kaffee findet.

Die meiste S. des Handels wird aus Weizen und Kartoffeln dargestellt. Der Weizen wird nach vollkommener Reinigung in Wasser eingeweicht, bis sich die Körner mit den Fingern zerdrücken lassen, und dann zwischen eisernen Walzen zerquetscht. Mit Wasser verdünnt, überläßt man

die Masse der Gährung. Es tritt zuerst alkoholische Gährung ein und dann bildet sich Essigsäure. Diese löst den zähen Weizenkleber, welcher die Abscheidung der S. erschweren würde, oder lockert ihn doch so sehr, daß er später leicht von der S. getrennt werden kann. Zu diesem Zweck dient eine siebartig durchlöcherte Waschtrommel, welche sich um ihre Axe dreht, und in der die gegohrene Masse etwa 1 Stunde unter fortwährendem Zufluß von Wasser behandelt wird. Letzteres führt die S. mit sich fort und gelangt in große Bottiche, in welchen es mit einem Rührwerk durchgearbeitet wird. Ueberläßt man es dann einige Tage der Ruhe, so setzen sich die festen Bestandtheile ab, die schwere S. bildet die untere Schicht und auf ihr lagern sich Hülsen und zerstörter Kleber. Man zapft das Wasser ab, entfernt auch möglichst die obere Schicht und läßt neues Wasser in den Bottich fließen. Mit diesem wird die S. wieder aufgerührt, worauf die Milch durch Haarsiebe in kleinere Absetzgefäße gegossen wird. Hat sie sich in diesen wieder abgelagert, so wird das Wasser und die obere unreine Schicht entfernt und die S. mit Tüchern bedeckt. Diese saugen das Wasser auf, so daß man die S. ausstechen und in Ruhe auf den Trockenboden bringen kann. Ist sie genügend getrocknet, so schabt man die obere unreine Schicht (Schabestärke) ab und zerbricht die reine S. in längliche Stücke (Schäfchen). In neuerer Zeit wird die S. vor dem Trocknen gepreßt oder durch Luftpumpen oder Centrifugen des größten Theils ihres Wassers beraubt. Die unreinen in den Absetzbottichen gewonnenen Schichten, welche noch S. enthalten, sowie die Schabestärke werden durch geeignete Behandlung vom Kleber befreit, doch verbraucht man die Schabestärke auch zum Verdicken von Farben für Kattundruckereien, zur Bereitung von Stärkekleister, Stärkegummi und Stärkezucker. Das Gährungsverfahren ist das älteste und wird noch jetzt am häufigsten angewandt, doch hat man sich bemüht, die Gährung zu vermeiden, um den Kleber unzersetzt zu erhalten. Man hat den eingeweichten Weizen zerquetscht und die Masse durch Kneten von S. zu befreien gesucht. Nach dieser Methode gelangt man schneller zum Ziel und der Kleber liefert ein treffliches Viehfutter, allein die S. trennt sich sehr schwer vom Kleber und wird von kleinen Theilchen des letzteren leicht verunreinigt. Am besten gelingt die Abscheidung mit Hülfe von aufrechtstehenden Mühlsteinen, welche sich auf einer runden Fläche wälzend drehen und den Weizen unter Zufluß von Wasser kneten. Die stärkehaltige milchige Flüssigkeit fließt durch Siebe ab. Zur Gewinnung der S. aus Kartoffeln werden letztere gewaschen und zerrieben. Der Brei fällt von der Reibmaschine auf das obere Ende einer langen schmalen Siebfläche und schiebt sich nach und nach dem unteren Ende zu, während Wasser in dünnen Strahlen auf das fortwährend gerüttelte Sieb geleitet wird. Von dem Siebe fällt der Brei zwischen zwei steinerne Walzen, die ihn noch feiner zerreiben und in eine Siebtrommel leiten, in welchen er vollständig ausgewaschen wird. Noch kräftiger wirken Apparate, in denen der Brei auf Siebflächen oder in Siebtrommeln mit Bürsten bearbeitet wird. Die auf die eine oder andere Weise abgeschiedene S. gelangt mit dem Wasser in Absetzbottiche und wird in diesen wie die Weizenstärke durch Absetzenlassen und Aufrühren mit reinem Wasser gewaschen. Das Trocknen geschieht in der angegebenen Weise, während aber die Weizenstärke, theils ihrer Feinkörnigkeit und theils wohl auch eines gewissen Gehalts an Kleber halber sich zusammenzieht und feste Stücke bildet, zerfällt die großkörnige Kartoffelstärke beim Trocknen zu feinem Pulver. Lufttrockene Weizenstärke enthält etwa 12 Proc., Kartoffelstärke 16—18 Proc. Wasser. Man benutzt die Weizenstärke namentlich zur Appretur und zum Kleister, weil Kartoffelstärke zu durchscheinend ist und ihr Kleister nicht genug bindet. Kartoffelstärke dient meist zur Darstellung von Stärkegummi, Stärkezucker und zu Zwecken der Konditorei und Hauswirthschaft. Weizenstärke ist von der S. der übrigen Getreidearten nicht leicht zu unterscheiden, die Körner sind theils mittelgroß, theils sehr klein, ohne Zwischenstufen, die größeren sind meist kreisrund und stets flach, Schichtung und Centralpunkt sind undeutlich. Beim Reis- und Maisstärkmehl bestehen die einzelnen Körner aus zahlreichen Theilkörnchen. Man bereitet sie namentlich in England und Schottland. Der ungeschälte Reis wird mit schwacher Aetzlauge (nach einem andern Verfahren mit verdünnter Salzsäure) macerirt, gewaschen, zerquetscht und gebürstet. Die S. wird mit der alkalischen Flüssigkeit nochmals macerirt, dann wieder gesiebt, gewaschen und getrocknet. Aus der alkalischen Lauge fällt man den Kleber mit Säuren. Er dient zum Viehfutter. Reisstärke bildet beim Erhitzen mit Wasser einen zarten gleichmäßigen Schleim und wird deshalb besonders zum Appretiren empfohlen, Maisstärke dient als Kraftmehl zur Bereitung von Suppen. Was bei uns als Kraftmehl in den Handel kommt, ist Weizenstärke. Aus Roßkastanien hat man ebenfalls S. dargestellt, auch ist empfohlen worden, unreifes abgefallenes Obst in dieser Weise zu verwerthen. Ueber andere Stärkesorten vergl. Arrowroot, Tapioca, Sago, Flechtenstärke. S. muß rein weiß, geruchlos und geschmacklos sein, beim Verbrennen darf sie höchstens 1 Proc. Asche hinterlassen. Verfälschungen theurer Stärkesorten mit billigeren oder mit Mehl erkennt man unter dem Mikroskop.

Stärkegummi, s. v. a. Dextrin.

Stärkende Mittel (tonische Mittel, tonica, roborantia), diejenigen Mittel, welche bei Schwächezuständen die Thätigkeit und Ausdauer des Muskelsystems und anderer Organe steigern. Die hierher gehörenden Mittel sind entweder diätetisch-psychische: einfache, nüchterne, nicht erschlaffende Lebensweise, Arbeit, Speise und Trank, Schlaf, naturgemäßes Leben überhaupt, Abhärtung, namentlich der Haut, durch leichte Kleidung, Frühaufstehen, Waschungen und Bäder, frische Luft, Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Landaufenthalt, Sorge für Gemüthsruhe 2c., oder pharmaceutische, die namentlich bei allgemeiner und örtlicher Erschlaffung, Blutmangel, Blutzersetzung, schlechter Ernährung am Platze sind. Hier stehen obenan die Eisenmittel, denen sich die Mineralsäuren, China und die bitteren Mittel anreihen.

Stärkesyrup, s. Traubenzucker.

Stärkezucker, s. v. a. Traubenzucker.

Stärkmehl, s. Stärke.

Stäudlin, Karl Friedrich, protestantischer Theolog, geboren den 25. Juli 1761 zu Stuttgart, studirte zu Tübingen und ward 1790 zum Professor der Theologie in Göttingen, 1803 auch zum Konsistorialrath ernannt; † hier den 5. Juli 1826. S. hat sich besonders um die Kirchengeschichte große Verdienste erworben. Früher Rationalist, neigte er sich später entschieden dem Supernaturalismus zu. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte" (Gött. 1801, 3. Aufl. 1822); „Lehrbuch der Moral" (das. 1815, 3. Aufl. 1825); „Universalgeschichte der christlichen Kirche" (Hannover 1806; 5. Aufl., von Holzhausen bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, das. 1833) und „Geschichte der Moralphilosophie" (das. 1822). Auch gab er mehre kritische Journale heraus. Vgl. Hemsen, Zur Erinnerung an K. F. S., Göttingen 1826.

Stafette (franz. estafette), ein außerordentlicher reitender Bote, welcher von einer Station zur anderen geschickt wird, um Briefe so schnell als möglich weiter zu befördern; auch ein auf diese Art fortgeschickter Brief.

Staffa, Insel an der Westküste von Schottland, aus der zur schottischen Grafschaft Argyle gehörigen südlichen Gruppe der Hebriden, westlich von der Insel Mull, $^1/_4$ Meile lang, kahl, felsig und unbewohnt, nur von Fischern und Reisenden besucht; die buchtigen Küsten sind rings von steilen Basaltfelsen umgeben. Die Insel enthält namentlich an der Südseite prächtige Säulenreihen und Grotten, unter denen besonders die Fingalshöhle (s. d.) berühmt ist.

Staffage (franz.), einzelne Figuren oder ganze Gruppen von Menschen und Thieren, welche im Vordergrunde einer Landschaft oder eines Architekturbildes zur Belebung der Darstellung angebracht werden. Hält die S., wie bei Ph. Wouvermann, der Landschaft völlig das Gleichgewicht, so wird sie zum Genrebild.

Staffelei, Gestell, dessen sich der Maler beim Anfertigen seiner Bilder zum Aufstellen derselben bedient. Es hat an der Rückseite eine bewegliche Stütze, zum Behuf einer willkürlich schrägen Stellung, und ein bewegliches Querholz an der Vorderseite, zum Höher- und Niedrigerstellen des Bildes. Daher Staffeleigemälde, mittelgroße Gemälde, welche auf der S. verfertigt werden, Gegensatz von Wand- und Deckengemälden.

Staffelstein, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, an der Lauter, unweit ihrer Mündung in den Main, und an der Eisenbahn von Hof nach Bamberg, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein Spital, Wein- und Hopfenbau und 1400 Einwohner. Dabei der Staffelberg (Staffelstein), berühmt wegen seiner schönen Fernsicht und vieler Versteinerungen; unweit davon auch die berühmte Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen (s. d.) u. Kloster (Schloß) Banz.

Stafford (Staffordshire), Grafschaft im westlichen Theil des mittleren England, zwischen den Grafschaften Derby, Warwick, Worcester, Salop und Chester, umfaßt 53,7 □Meilen mit (1861) 746,943 Einw. Das Land ist im Norden durch die Moorlandhills, die sich bis zu 1100 Fuß erheben, etwas gebirgig, im Uebrigen eine fruchtbare, trefflich angebaute wellige Ebene; im Osten liegt der Needwoodforest, ein Heidedistrikt. Die bedeutendsten Flüsse sind der Trent und der Sow, die wichtigsten Produkte sind Getreide, Steinkohlen, Eisen, Kupfer und Töpferthon. Ackerbau und Industrie beschäftigen beinahe zu gleichen Theilen die Bevölkerung, und letztere ist namentlich durch Metalle, besonders Eisen- und Stahlwaaren, Töpferei (Wedgewoodgeschirr), Wolle, Leder, Seide und Leinwand vertreten. Die Grafschaft wird von dem großen Eisenbahnnetz zwischen London, Birmingham, Liverpool und Manchester bedeckt und von dem Grand-Trunkkanal, dem Liverpool-Birminghamkanal und dem Stafford-Worcestershirekanal durchschnitten. Die volkreichste und bedeutendste Stadt der Grafschaft ist Wolverhampton. Die gleichnamige Hauptstadt, am Sow, unweit von dessen Mündung in den Trent und am Stafford-Worcesterkanal gelegen, ist einer der Knotenpunkte des obengenannten Eisenbahnnetzes, hat eine Grafschaftshalle, ein neues Rathhaus, Hospital, Irrenhaus, Zuchthaus, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek, Gerberei, Schuhmacherei, Messerfabrikation und 12,532 Einw. Dabei die Ruinen eines im Parlamentskriege zerstörten Schlosses. Die Stadt S. gibt der herzoglichen Familie von Sutherland den Marquistitel, der Familie Jerningham den Baronstitel und wählt 2 Mitglieder ins Unterhaus.

Stag, Tau von verhältnißmäßiger Stärke, welches um die oberste Spitze (Top) der Masten geschlungen und vorwärts unten fest ist, um den Mast in aufrechter Stellung zu erhalten. Jeder Theil des Mastes hat sein besonderes S., das nach demselben seine Benennung erhält.

Stagirus (Stagira), Stadt im alten Macedonien auf der Halbinsel Chalcidice, am Anfang der Erdzunge, an deren äußerster Spitze der Athos liegt, berühmt als Geburtsort des Aristoteles, der davon der Stagirite heißt. Jetzt Stavro, mit einigen Ueberresten der alten Stadt.

Stagnation (v. Lat.), Versumpfung, Stockung, besonders von in den Gefäßen stockendem Blut oder auch anderen Säften des Körpers, namentlich Galle, deren Bewegung gehemmt ist.

Stagnelius, Erik Johann, schwedischer Dichter, geboren den 14. Okt. 1793 zu Kalmar, studirte in Lund und Upsala und erhielt dann eine Anstellung in der königlichen Kanzlei. Seine Muße widmete er philosophischen Studien, namentlich suchte er Schellings Identitätslehre mit gnostischer Mystik zu verschmelzen. Finster und verschlossen, dabei maßlos ausschweifend, verfiel er in periodischen Wahnsinn und † den 23. April 1823. Seinen literarischen Ruf gründete er 1817 durch das epische Gedicht „Wladimir der Große", das von der schwedischen Akademie gekrönt wurde. Sein Dichtergenie zeigten aber erst seine Gedichte „Die Lilien in Saron" und „Die Bacchantinnen" u. die dramatische Poesie „Die Märtyrer" (deutsch von Clarus, Regensb. 1853) u. „Der Ritterthurm". Seine epischen Gedichte sind die schwächsten unter seinen poetischen Erzeugnissen, und von seinen

Tragödien eignet sich keine zur theatralischen Aufführung. S. selbst besorgte eine Ausgabe seiner Gedichte. Hammarsköld gab seine „Gesammelten Schriften" (Stockholm 1824—26, 3 Bde.; 3. Aufl. 1836, 1851—52, 2 Bde.) heraus. Eine deutsche Uebersetzung der Werke S.' lieferte Kannegießer (Leipzig 1853, 6 Bde.).

Stagnone, Inselgruppe an der Westküste von Sicilien, nördlich von Marsala, gehört zur italienischen Provinz Trapani und hat mehre Salinen. Die bedeutendsten Inseln sind Burrone und Cernisi.

Stahl (franz. acier, engl. steel), Eisen, dessen Gehalt an Kohlenstoff 0,66 — 1,55 Proc. beträgt und mithin geringer als der des Roheisens (1,75 bis 6 Proc.) und größer als der des Schmiedeeisens (0,016 — 0,5 Proc.) ist. Der S. vereinigt in sich die nützlichen Eigenschaften des Roh- und Schmiedeeisens und ist eben dadurch ein so äußerst schätzbares Material für die Gewerbe. S. kann direkt aus Eisenerzen bereitet werden und wird auf diese Weise noch heute in Südfrankreich, Spanien und Korsika gewonnen. Gewöhnlich geben aber Roheisen oder Schmiedeeisen das Rohmaterial zur Stahlerzeugung ab. Entkohlt man Roheisen nicht so stark, wie zur Bereitung von Schmiedeeisen nothwendig ist, so entsteht Roh-, Frisch- oder Schmelzstahl, verbindet man dagegen Schmiedeeisen mit Kohlenstoff, so erhält man Cäment- oder Brennstahl. Der Frischstahl ist von ungleichförmiger Beschaffenheit und konnte lange Zeit nur durch mechanische Bearbeitung homogen und zu feineren Arbeiten tauglich gemacht werden (raffinirter S., Gärbstahl). Man lernte ihn aber schmelzen und erhielt so zuerst den Gußstahl. Die Eisenerze enthalten mancherlei fremde Stoffe, welche zum Theil ins Roheisen übergehen und dessen Güte beeinträchtigen; durch weitere Bearbeitung können sie allmählig abgeschieden werden und im Stabeisen sind sie fast ganz verschwunden. Da nun auch die Beschaffenheit des S.s von diesen Beimengungen abhängig ist, so darf man von vornherein durch Verarbeitung des Schmiedeeisens auf S. ein reineres und besseres Material erwarten als durch Verarbeitung des Roheisens. In neuerer Zeit haben sich jedoch vielerlei Anwendungen des S.s hervorgethan, zu welchen sehr große Massen desselben von relativ niedrigen Preisen erforderlich sind, während dabei zum Theil die größte Reinheit und Güte als minder nothwendig sich darstellte. Hierdurch hat die Stahlfabrikation einen großen Umschwung erlitten, und man strebt nach wohlfeiler Produktion solchen S.s, der wegen größerer Festigkeit und geringerer Abnutzbarkeit vortheilhaft als Ersatz des Schmiedeeisens und der Bronze zu großen Gegenständen (Schienen, Radkränzen, Scheibenrädern der Eisenbahnfuhrwerke, Wellbäumen für Dampfschiffe, Thurmglocken, Kanonen 2c.) benutzt werden kann, keineswegs aber zu feineren Arbeiten ohne Weiteres eine gleiche Brauchbarkeit zu besitzen braucht.

Die verschiedenen Methoden der Stahlbereitung lassen sich in folgender Weise übersichtlich zusammenstellen. A. S. direkt aus Eisenerzen: 1) durch Reduktion der Erze im Holzkohlenfeuer eines Gebläseherdes, wobei der S. als ungeschmolzener Klumpen hervorgeht (natürlicher S.); 2) durch Glühen der Erze mit Kohle ohne Schmelzung (Cämentstahl aus Erzen); 3) durch Schmelzen der Erze mit Kohle in Tiegeln, wobei der S. als flüssige Masse erhalten wird (Gußstahl aus Erzen). B. S. aus Roheisen: 4) durch Frischen in Herden mittelst Holzkohlenfeuerung (Schmelz-, Frisch- oder Rohstahl); 5) durch Frischen in Flammöfen bei Steinkohlen- oder Gasfeuerung (Puddelstahl); 6) durch Einleiten von Strömen atmosphärischer Luft ins Innere des flüssigen Roheisens (Bessemerstahl); 7) durch Glühen des Roheisens mit entkohlenden Substanzen ohne Schmelzung (Glühstahl); 8) durch Schmelzen des Roheisens mit entkohlenden Substanzen (Gußstahl aus Roheisen). C. S. aus Schmiedeeisen: 9) durch Glühen mit Kohle oder kohlenstoffreichen Substanzen ohne Schmelzung (gewöhnlicher Cämentstahl); 10) durch Schmelzen mit Kohle oder kohlenstoffhaltigen Substanzen (Gußstahl aus Schmiedeeisen). D. S., entstehend durch Verfeinerung aus bereits fertigem S.: 11) durch Glühen unter Luftausschluß; 12) durch Gärben, d. h. Schweißen oder Ausstrecken (Gärbstahl); 13) durch Schmelzen (Gußstahl nach der ursprünglichen Herstellungsweise). Alle diese Methoden mit Ausnahme von 1, 4, 9, 12 und 13, gehören den letzten 25 Jahren an.

Beim Frischprozeß wird Roheisen eingeschmolzen und durch anhaltende Einwirkung eines Stroms atmosphärischer Luft auf seine Oberfläche mehr oder weniger des Kohlenstoffs beraubt. Zusatz von eisenoxydhaltiger Schlacke oder Eisenhammerschlag befördert die Verbrennung des Kohlenstoffs. Zugleich wird aber auch Eisen oxydirt und dies geht neben oxydirtem Mangan, Kiesel, Calcium und Aluminium in die Schlacke. Bei der Herdfrischerei wird dieser Prozeß in einem schmiedeessenartigen Herd mit Holzkohlenfeuer ausgeführt. Das Roheisen schmilzt und wird dann dickflüssig und zuletzt teigartig und kommt nun als fertiger Roh- oder Schmelzstahl unter den Hammer. Der Puddelprozeß, bei welchem Steinkohlen auf einem besonderen Herd gebrannt werden, die Feuerluft allein über das Eisen streicht, der Sauerstoff nicht durch Gebläse wie beim Herdfrischen, sondern nur durch den Zug herbeigeführt wird und eisenoxydhaltige Schlacken in großer Menge zur Hülfe genommen werden, liefert in kürzerer Zeit eine bedeutendere Ausbeute. Die erfolgreiche Anwendung dieses schon 1784 erfundenen Verfahrens zu Bereitung von Schmiedeeisen auf die Stahlfabrikation datirt erst von 1850, hat aber seitdem große Verbesserungen erfahren. Der Puddelstahl fällt zwar ziemlich ungleich aus, doch hat man es einigermaßen in der Gewalt, ein härteres oder weicheres Produkt zu erzielen, und gewinnt auch ein neues, zu vielen Verwendungen sehr nützliches Material, das Feinkorneisen, welches in Kohlenstoffgehalt und Eigenschaften die Mitte zwischen weichem Schmiedeeisen und gutem S. hält. Cäment- oder Brennstahl, welcher in England seit wenigstens 150 Jahren dargestellt wird, erhält man auf die Weise, daß man große Kästen aus feuerfestem Material mit abwechselnden Schichten von Schmiedeeisen und Cämentirpulver füllt, mit Lehm bedeckt und 5—10 Tage im Flamm-

ofen glüht. Als Brennmaterial dient Stein- und Braunkohle oder Gas aus Hohöfen oder besonderen Generatoren. Als Cämentirpulver dient gröblich zerstoßene Holzkohle, bisweilen mit 10 Proc. Holzasche gemischt. Das Stahlfrischen erfordert Roheisen von bestimmter Beschaffenheit und bleibt daher auf einige Hauptbezirke beschränkt (Steiermark, Kärnthen, Krain, Westphalen, die Rheingegend an der Sieg, Mosel und Saar, Thüringen, Frankreich an der Isère). Roheisen, woraus gutes, zu Cämentstahl taugliches Schmiedeeisen erzeugt werden kann, ist häufiger, die Cämentstahlfabrikation ist billiger als die von Schmelzstahl, und außerdem ist der letztere kaum so gleichartig als der Cämentstahl. Es kann daher nicht auffallen, wenn die Schmelzstahlfabrikation immer mehr verdrängt wird. Holzkohleneisen liefert den besten Cämentstahl, doch ist auch das bessere gepuddelte Eisen mit Erfolg angewandt worden. Verbesserungen des Cämentirprozesses laufen hauptsächlich auf Zusammensetzung eigenthümlicher Cämentirpulver hinaus. Man weiß noch nicht, ob der Kohlenstoff direkt ans Eisen tritt, ob Cyanbildung günstig ist, oder ob zuerst ein kohlenstoffhaltiges Gas erzeugt wird, welches sich mit dem Eisen zersetzt. Zahlreiche Versuche sind gemacht worden, die Cämentation durch solche Gase zu bewirken, und da sich in der Hitze aus den Gasen Kohlenstoff ausscheidet, so bildet sich auch in der Regel vollkommener Cämentstahl. Schmiedbarer Eisenguß, Glühstahl, wird durch Adouciren, Tempern oder Weichmachen, d. h. dadurch gewonnen, daß man aus Roheisen gegossene Schienen oder dünne Stäbe in pulverige Metalloxyde (Braunstein, Eisenoxyd, Zinkoxyd) einpackt und wenigstens einige Tage glüht. Hierbei verarmt das Eisen allmählig an Kohlenstoff und diese Umwandlung dringt wie die entgegengesetzte bei der Cämentirung allmählig von außen nach innen. Der Kohlenstoff verbrennt auf Kosten der Metalloxyde, beim Glühen des Roheisens mit Soda (nach Eaton) werden Kohlenoxyd und Natrium gebildet, die sich verflüchtigen. Der Glühstahl ist jedenfalls von untergeordneter Beschaffenheit und könnte sich hauptsächlich durch die geringe Kostspieligkeit seiner Herstellung empfehlen. Gefrischter Cäment- und Gußstahl besitzen ungleiche Mischung, der Kohlenstoff ist in ihnen nicht gleichmäßig vertheilt und daher nimmt das Metall beim Härten eine Beschaffenheit an, die es zu vielen Zwecken untauglich macht. Diese Ungleichheiten sollen durch das Raffiniren entfernt werden. Man legt zu diesem Zweck 6 — 8 Stahlschienen zusammen, schweißt dies Packet (Garbe) zusammen und streckt es aus. Biegt man den erhaltenen Stab zusammen und schweißt ihn nochmals aus, so entsteht zweimal raffinirter S. Beim Gärbeprozeß findet aber wahrscheinlich nicht nur eine mechanische Mischung, sondern auch eine chemische Ausgleichung zwischen den in der Glühhitze sich berührenden verschiedenen Stahlsorten Statt. Eine solche Ausgleichung kann nun auch in einem einzigen, aber nicht homogenen Stahlstück Statt finden, wenn man es bei Ausschluß der Luft glüht. Hierbei fällt der beim Gärben eintretende Materialverlust von 15 — 30 Proc. fort und man kann geringere Brennmaterialien verwenden. In dieser Richtung angestellte Versuche, den S. durch einfaches Glühen unter Luftabschluß zu raffiniren, lassen für dieses Verfahren eine bedeutende Zukunft erwarten. Gußstahl wurde 1740 zuerst von Huntsman durch Schmelzen von Cämentstahl erhalten. Letzterer liefert auch jetzt noch das beste Produkt, doch verarbeitet man jetzt auch sehr viel Schmelzstahl, Puddelstahl und Glühstahl. Das Material muß sorgfältig ausgewählt werden und wird für die härtesten Gußstahlsorten mit etwas Kohlenpulver, für die weichsten hingegen mit einem kleinen Antheil Schmiedeeisen zusammengeschmolzen. Man wählt hierzu feuerfeste Tiegel, die 25—40, höchstens 60 Pfund S. fassen, stellt deren 2 in einen Ofen und gießt nach 3 — 6 Stunden den dünnflüssigen S. in gußeiserne oder Sandformen, um ihn später unter dem Hammer oder durch Walzen weiter zu verarbeiten. Sehr große Gußstücke werden aus mehren Tiegeln zusammengegossen, die dann reihenweise in einem Flammofen mit Steinkohlenfeuer aufgestellt sind. Nach vielen Bemühungen ist es auch gelungen, Quantitäten bis zu 60 Centner ohne Tiegel in dem muldenartig vertieften Herde eines Flammofens unter einer Schlackendecke zu schmelzen. Collint bereitet Gußstahl aus Feinkorneisen, welches er mit kohligen Substanzen in Tiegeln schmilzt, Andere wenden direkt Schmiedeeisen an und schmelzen dies mit Substanzen, die Kohle abgeben können, in Tiegeln. Auf diese Weise wird auch der ächte orientalische, indische und persische Damaststahl (Wootz) dargestellt. Will man dem Schmiedeeisen Kohlenstoff durch Roheisen zuführen, so muß man ein sehr kohlenstoffreiches und im Uebrigen sehr reines Roheisen, am besten das Spiegeleisen wählen. Man hat indeß auch aus Roheisen allein (höchstens mit einem geringen Zusatz von Schmiedeeisen) S. geschmolzen, indem man sauerstoffhaltige Substanzen hinzufügte, welche den Kohlenstoff oxydirten. Als solche Zuschläge eignen sich sehr reine Eisenerze, deren Metall dann ebenfalls zu S. wird. Howells Homogenstahl, Homogenmetall, ein kohlenstoffarmer, daher keiner guten Härtung fähiger, aber äußerst zäher und geschmeidiger S., von dem z. B. zu Dampfkesselblechen vortheilhafter Gebrauch gemacht wird, wurde zuerst unter Anwendung von Eisenhammerschlag aus geringen Eisensorten hergestellt. Uchatius schmilzt 100 Theile fein gekörntes Roheisen in Tiegeln mit 25 Th. Spatheisenstein und $1\frac{1}{2}$ Th. Braunstein, zu weicheren Stahlsorten außerdem mit $12\frac{1}{2}$—20 Theilen Schmiedeeisen. Das Produkt verdient in manchen Beziehungen sehr viel Beifall, kommt indeß höchstens den mittleren Qualitäten des gewöhnlichen aus Cämentstahl gegossenen Gußstahls gleich. Man arbeitet nach dieser Methode zur Erzeugung von Massengußstahl, welcher nicht für feinere Werkzeuge, sondern zu schweren ungehärteten Artikeln Anwendung findet. Wenn beim Frischen die Luft als oxydirendes Agens wirkt, so beschränkt sich ihr Einfluß doch nur auf die Oberfläche des Metalls, und da S. schwerer schmelzbar ist als Roheisen, so gewinnt man den S. als teigartigen Klumpen von geringer Homogenität. Bessemer treibt dagegen große Quantitäten atmosphärischer

Luft durch das Innere einer sehr heiß geschmolzenen Roheisenmasse, erreicht damit, daß alle Eisentheile schnell und reichlich mit Sauerstoff gespeist werden, und vollendet so die Entkohlung in kurzer Zeit. Dabei findet durch das Verbrennen des Kohlenstoffs, des Siliciums, Mangans und der Erdmetalle im Eisen eine so beträchtliche Wärmeentwickelung Statt, daß der S. selbst ohne äußere Erhitzung flüssig bleibt und sofort in Formen gegossen werden kann. Dieses neue Verfahren, welches die glänzendsten Resultate ergeben hat, wurde zuerst 1857 in Sheffield in regelmäßigem Betriebe angewandt, gelangte in demselben Jahre nach Schweden und in neuester Zeit nach Frankreich, Deutschland und Belgien. Der Bessemerapparat besteht aus einer eiförmigen eisernen Retorte, die mit feuerfestem Thonbeschlag ausgefüttert ist, mit 2 in der Richtung ihrer Queraxe liegenden Zapfen im Gleichgewicht hängt und durch Räderwerk um diese Zapfen gedreht werden kann. Ein mächtiges Cylindergebläse treibt einen Luftstrom durch den Boden der Retorte und dient zunächst dazu, letztere durch ein in derselben angeschürtes Kohksfeuer zur Weißgluth anzuwärmen. Ist dies erreicht, so wird das Brennmaterial ausgeschüttet und die Retorte mit 60 Centner geschmolzenem grauen Roheisen beschickt, durch welches nun die eingeblasene Luft strömt. Nachdem die Verbrennung 15 Minuten gedauert (der Abbrand beträgt 14—20 Procent vom Roheisen), wird eine Quantität geschmolzenes weißes Spiegeleisen zugesetzt, die Retorte etwas geschaukelt und dann die Mischung durch Neigung des Apparats in einen großen Kessel ausgegossen, um aus diesem in die Formen abgelassen zu werden. Bessemerstahl soll im Allgemeinen wenig Elasticität besitzen, keiner brauchbaren Härtung fähig sein, daher weder zu Federn, noch zu Schneidwerkzeugen taugen. Seine Billigkeit und beträchtliche Festigkeit machen ihn dagegen zu Dampfkesselblechen, Wellen, Wagenaxen, Eisenbahnschienen, Radkränzen, Kanonen sehr geeignet. Durch Umschmelzen oder Raffiniren kann der Bessemerstahl jedenfalls so weit vervollkommnet werden, daß er gute Rasirmesser liefert. Die direkte Darstellung von S. aus Erzen ist, abgesehen von den älteren, aber nur ausnahmsweise vorkommenden Methoden, kaum aus dem Stadium des Versuchs herausgekommen. Sie beruht darauf, die zerkleinerten oxydischen Eisenerze durch Glühen mit Kohle oder kohlenstoffreichen Substanzen ihres Sauerstoffs zu berauben und zugleich eine gewisse Menge Kohlenstoff an das desoxydirte Eisen treten zu lassen (also zu cämentiren), worauf dann das Schmelzen — mit oder ohne Zusatz kohliger Materien — erfolgen kann, um Gußstahl zu bilden. Die praktische Unmöglichkeit, einerseits genügend reine Eisenerze in der für die große Fabrikation erforderlichen Menge herbeizuschaffen und andererseits den Kohlenstoffgehalt der cämentirten Erze gehörig zu regeln, stellt dem Anschein nach unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Mehrfach hat man versucht, den S. mit kleinen Mengen anderer Metalle zu verbinden und ihn dadurch zu verbessern. Ein Zusatz von Braunstein, Kochsalz und Thon wirkt günstig auf das Stahlfrischen, ohne daß in dem so bereiteten S. ein Mangangehalt nachzuweisen ist. Dennoch hat man dem Gußstahl direkt Mangan zugesetzt, und in England soll es allgemein üblich sein, den S. mit Braunstein und Kohlenpulver zu schmelzen. Nickel soll die Härte und Tauglichkeit des S.s zu den feinsten Schneidwerkzeugen erhöhen. S. mit 1—1½ Procent Chrom ist gut schmiedbar u. gibt treffliche Messerklingen. Titanstahl mit nur $^1/_{25}$ bis höchstens $^3/_4$ Procent Titan soll eine besondere Härte zeigen, auch Wolframstahl mit 1—3 Proc. Wolfram zeichnet sich durch große Festigkeit aus, bekommt aber beim Härten leicht Sprünge. Fischers gelber S. soll eine Legirung aus 3 Theilen S. und 1 Th. Kupfer gewesen sein. Silberstahl mit höchstens $^1/_5$ Proc. Silber soll die vorzüglichsten Messer liefern, doch ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht der geringe Silberzusatz, sondern das wiederholte Umschmelzen den S. verbessert. Der schon erwähnte Wootz oder indische S., der sich durch Härte u. verhältnißmäßig große Zähigkeit auszeichnet, ist von verschiedener Zusammensetzung und enthält in 100 Theilen bis 9,4 Th. Nickel, 0,1 Wolfram, 0,22 Mangan, öfters etwas Silicium. Man hat ihn durch Zusammenschmelzen von weichem Stabeisen mit Kohle, Wolfram, Nickel- und Manganverbindungen nachzuahmen gesucht, aber alle diese und ähnliche Bemühungen, den S. durch Zusatz geringer Mengen fremder Stoffe zu verbessern, sind ohne bleibenden Erfolg gewesen.

Die Textur des S.s ist bei lichtgrauweißer Farbe und nicht sehr starkem Glanz körnig, und zwar um so feiner und gleichartiger, je besser der S. ist. Bei gleicher Behandlung deutet ein größeres lichteres Korn immer auf weichen S. Bei demselben S. erscheint das Korn um so feiner, zu je feineren Dimensionen er ausgereckt ist und bei je niedrigerer Temperatur er gehärtet wurde. Das specifische Gewicht des S.s schwankt von 7,5 bis 8,0. Gehärteter S. ist specifisch leichter als weicher S. Die Härte des ungehärteten S.s wächst mit dem Kohlenstoffgehalt. Zu den kohlenstoffärmsten, weichsten Sorten gehören der Bessemerstahl und mancher Puddelstahl, zu den kohlenstoffreicheren namentlich Herdstahl und aus solchem wie aus Cämentstahl hergestellter Gußstahl. Die absolute Festigkeit ist weit größer als die des Stabeisens, auch die rückwirkende ist sehr groß, und die relative variirt hauptsächlich nach dem Grade des Härtens. Fremde Beimengungen, wie Phosphor, Schwefel, Silicium, ein Kohlenstoffgehalt über 1,25 Proc., und zu große Härte vermindern die Festigkeit, während mechanische Bearbeitung den S. um so gleichartiger und fester macht, je wiederholter sie ohne Verbrennung an Kohlenstoff Statt findet. S. schweißt früher wie Stabeisen, die Schweißbarkeit nimmt mit dem Kohlenstoffgehalt ab, während die Härte wächst. Ueber rosenrothe oder safrangelbe Hitze hinaus verbrennt der S., wird mürbe, bröcklig und nimmt Stabeisennatur an. Beim Glühen mit Kohle verwandelt er sich mit Beibehaltung seiner körnigen Textur in ein mürbes, roheisenartiges Produkt. S. schmilzt bei etwa 1850° C. Die Güsse fallen häufig blasig aus und müssen dann durch Schmieden oder Walzen bei der

erforderlichen Temperatur gedichtet werden. Kühlt man glühenden weichen S. in einer kalten Flüssigkeit rasch ab, so erhält er eine glatte metallisch glänzende Oberfläche, auf dem Bruch eine sehr feinkörnige Textur mit etwas lichterer Farbe und stärkerem Schimmer und wird ungleich härter. Bei zu hoher Temperatur gehärtet wird der S. grobkörnig und weiß. Die zum Härten erforderliche Temperatur nimmt mit steigender Qualität des S.s ab, so daß sie für Rohstahl am höchsten, für Guß- und Cämentstahl am niedrigsten ist. Härte und Elasticität bedingen die Qualität des S.s und diese tritt im Maximo bei jeder Stahlsorte hervor, wenn dieselbe bei einer ihrer Natur entsprechenden Temperatur erhitzt und in einem passenden Härtemittel abgekühlt wird. Durch stufenweises Erhitzen (Anlassen, Nachlassen) nimmt die Härte und Sprödigkeit des glasharten S.s wieder ab, und bis zum Glühen erhitzt, dann aber langsam erkaltet, wird er wieder so weich, als er vor der Härtung war. Man hat es deshalb in seiner Gewalt, den aus S. verfertigten Gegenständen jeden beliebigen Grad von Härte, welcher zwischen der natürlichen Weichheit und der Glashärte liegt, zu geben. Als Anhaltepunkt dienen hierbei die Anlauffarben, welche ihren Grund in einer schwarzen fortschreitenden Oxydation der Oberfläche haben. Dieselben stehen in keiner unmittelbaren Beziehung mit der Härte des S.s, sie erscheinen auch bei Schmiedeeisen und Gußeisen und sind nur eine Folge der steigenden Hitze. Zuerst erscheint Blaßgelb, Hafergelb und Strohgelb, dann Goldgelb, Dunkelgelb, Morgenroth, Purpurroth, Violett, Dunkelblau, Hellblau, Meergrün. Dann wird der S. wieder weiß oder hellgrau und einen Augenblick später kommen die Hauptfarben in derselben Ordnung zum zweiten Mal, jedoch nur auf sehr kurze Zeit wieder; endlich geräth der S. ins Glühen und wird ganz weich. Man benutzt beim Nachlassen lediglich die erste Farbenreihe als Erkennungszeichen. Die gelbe Farbe in ihren verschiedenen Abstufungen wird meist denjenigen Werkzeugen gegeben, welche zur Bearbeitung der Metalle dienen, chirurgischen Instrumenten, Federmessern &c. Die purpurrothe, violette oder dunkelblaue Farbe bezeichnet einen Härtegrad, bei welchem der S. sich schon einigermaßen gut feilen läßt und eine ausgezeichnete Biegsamkeit und Elasticität (Federhärte) besitzt: man gibt sie daher Uhrfedern, Holzsägen &c. Sobald beim Anlassen die gewünschte Farbe erreicht ist, taucht man den S. schnell in Wasser. Das Erhitzen geschieht im offenen Feuer, im glühenden Sande, auf Eisenplatten oder auf Metalllegirungen, deren Schmelzpunkt bei derjenigen Temperatur liegt, bei welcher die gewünschte Anlauffarbe erscheint. Uebrigens erlangen verschiedene Stahlsorten eine gleiche Härte bei verschiedenen Hitzegraden, so daß die Anlauffarben immer nur für eine bestimmte Stahlsorte gelten.

Die Stahlfabrikation Englands, welche immer noch ihr Uebergewicht behauptet, ist in und bei Sheffield koncentrirt und stützt sich noch jetzt wesentlich auf die Einfuhr des schwedischen Holzkohleneisens. Daneben wird in immer steigender Menge englisches, durch Puddeln gewonnenes Stabeisen benutzt. Man fertigt meist Cämentstahl, von dem der größte Theil geschmolzen und nur wenig durch Gärben raffinirt wird. Stahlpuddeln hat bis jetzt sehr wenig Eingang gefunden, doch wird viel Bessemerstahl und Homogenmetall angefertigt. Die französische Fabrikation erreicht die englische lange nicht, ist aber in beständigem Wachsen begriffen. Man fertigt besonders Cäment- und Gußstahl und bringt auch den Puddelprozeß in großem Umfang zur Anwendung. Der Hauptsitz der französischen Schmelzstahlgewinnung ist das Iseredepartement, der weiße Cämentstahl wird in der Loiregegend und in den Departements Tarn und Arriège gefertigt, Puddelwerke finden sich im Elsaß und in den Departements Tarn, Loire, Charente &c. Belgien fabricirt seit 1850 Puddelstahl und aus diesem Gußstahl. In Deutschland wird S. fast nur in Preußen fabricirt, und durch Aufkommen des Puddelstahls und des weichen Massen- oder Maschinengußstahls hat sich dieser Industriezweig in den letzten Jahren ungemein rasch gehoben. Der Gußstahl wird theils aus Puddelstahl (wahrscheinlich unter Zusatz von Schmiedeeisen), theils aus Stabeisen durch Schmelzen mit Roheisen oder Kohlenzusatz, jetzt auch schon nach Bessemers Methode dargestellt und findet ausgedehnten Verbrauch zu Kanonen, Schienen &c. Die preußische Stahlfabrikation koncentrirt sich auf Westphalen und die Rheinprovinz. Die östlichen Provinzen haben nur sehr wenig davon aufzuweisen. Das kruppsche Gußstahlwerk zu Essen übertrifft alle ähnlichen Fabriken der Welt in der Herstellung großer und ganz homogener Stahlmassen, während das Stahlwerk zu Bochum durch Façonguß und besonders durch seine Stahlglocken sich auszeichnet. Oesterreich nahm früher den ersten Platz in der Stahlfabrikation ein und versorgte mit Waffen und Schneidwerkzeugen aus Steiermark und Kärnthen fast die ganze Welt. Der hier verfertigte S. war Schmelzstahl, welcher aus Roheisen in Herden bei Holzkohlenfeuer gefrischt und zum Theil durch Gärben verfeinert wurde. Der Puddelstahl, die Konkurrenz und die steigenden Preise der Holzkohle haben die österreichische Industrie gedrückt, die Gußstahlfabrikation entwickelte sich langsam, die Darstellung des Puddelstahls betrug in der letzten Zeit ein Drittel der Gesammtproduktion. Bessemerstahl wird auf mehren Werken bereitet. Schweden producirt hauptsächlich Cämentstahl (wozu sich sein vortreffliches Stabeisen so gut eignet), in neuester Zeit Bessemerstahl, sehr wenig Schmelz- und Puddelstahl. Der Sitz der italienischen Stahlfabrikation ist fast ausschließlich in der Lombardei, und der S. von Brescia hat von lange her guten Ruf. Der größte Theil des S.s besteht in Roh- und Schmelzstahl, Puddelstahl wird zu Castro in der Provinz Bergamo mit Gasfeuerung erzeugt. Die jährliche Stahlerzeugung kann man annähernd und in abgerundeten Summen folgendermaßen schätzen: England 1,425,000 Zollcentner, Frankreich 600,000, Belgien 80,000, Preußen 665,000, übrige Zollvereinsstaaten 35,000, Oesterreich 425,000, Schweden 130,000, Rußland 100,000, Italien 15,000, Spanien 10,000, mithin in ganz Europa 3,485,000 Zollcentner.

Stahl, 1) Georg Ernst, ausgezeichneter

Chemiker und Mediciner, geboren am 21. Okt. 1660 zu Ansbach, studirte in Jena, wurde 1687 Hofarzt des Herzogs von Weimar, 1694 Professor der Medicin an der Universität zu Halle, 1716 Leibarzt des Königs von Preußen; † am 14. Mai 1734 zu Berlin. S. hat zuerst eine Theorie der Chemie aufgestellt, welche bis auf Lavoisier allgemeine Geltung behielt und auf der Annahme des Phlogiston beruht. Auch entdeckte er viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren und ertheilte zuerst der Chemie die wissenschaftliche Form, doch war sein Styl verworren und unkorrekt. Sein Hauptwerk sind die „Experimenta et observationes chemicae" (Berl. 1731). In der Medicin machte sich S. bekannt als Gegner Hoffmanns durch seine Lehre vom psychischen Einflusse (s. Medicin). In dieser Beziehung ist sein Hauptwerk die „Theoria medica vera" (Halle 1707; neueste Ausgabe von Choulant, Leipz. 1831 bis 1833, 3 Bde.; deutsch von Ideler, Berl. 1832 bis 1833, 3 Bde.). Seine „Opera physico-medica derelicta" gab Hartmann heraus (1. Bd., Berlin 1829).

2) Julius Friedrich, hervorragender Schriftsteller im Fache des Staatsrechts und Kammerredner, geboren den 16. Jan. 1802 zu München von jüdischen Aeltern, trat 1819 in Erlangen zur protestantischen Kirche über, studirte in Würzburg, Heidelberg und Erlangen Rechtswissenschaft und habilitirte sich im Herbst 1827 als Privatdocent in München. In demselben Jahre erschien seine erste größere Schrift: „Ueber das ältere römische Klagrecht" (München 1827). Bald darauf zog ihn Schelling an sich und machte ihn durch seinen anregenden Umgang für rechtsphilosophische Ideen und für ein Gebiet des Denkens empfänglich, worin er sich durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" (Heidelb. 1830—37, 2 Bde.; 3. Aufl. 1854 ff.) mehr den Namen einer Kuriosität als den einer Autorität auf wissenschaftlichem Gebiete zu verschaffen wußte. S. bemühte sich in diesem Werke in sophistisch-geistreicher Weise, die modernen Begriffe von Recht und Staat aus der biblischen Offenbarungslehre genetisch abzuleiten und die christliche Dogmatik mit der Rechtsphilosophie zu einem logisch geordneten Ganzen zu verbinden. Im Jahre 1832 ward er zum außerordentlichen Professor in Erlangen, im November zum ordentlichen Professor für Rechtsphilosophie, Staatsrecht und Pandekten in Würzburg ernannt. Später kehrte er nach Erlangen zurück und lehrte hier Kirchenrecht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie. Im Jahre 1838 ward er durch die Wahl seiner Mitbürger auch zur ständischen Wirksamkeit berufen. Sein Werk „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" (Erlangen 1840; 2. Aufl., Berlin 1863) ist eine Apologie des Episkopalsystems. Noch in demselben Jahre, 1840, ward er als Professor der Rechtsphilosophie, des Staatsrechts und des Kirchenrechts nach Berlin berufen. Als Abgeordneter trat er hier zum ersten Male 1849, sowie in dem sogenannten Volkshause des erfurter Parlaments auf, wo er als Vertreter seiner Richtung vom entschiedensten Einfluß sein mußte, zumal er durch seine Verbindungen mit den höchsten Personen in Preußen als einer der Leiter der preußischen Politik betrachtet werden konnte. Die „Neue preußische Zeitung" mit ihrem „Zuschauer" ward das Organ der stahl-gerlachischen Partei. Im Jahre 1852 ward S. auch zum Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths zu Berlin, lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus ernannt. Er † den 10. August 1861 zu Brückenau. S. erkennt ein Vernunftrecht, Naturrecht gar nicht an, Recht ist für ihn nur das positive, geschichtlich entstandene. Das Rechtsgesetz, welches das Recht nicht etwa schafft oder feststellt, sondern dasselbe nur als etwas schon Vorhandenes aufnimmt, besteht bloß in dem sittlichen Gebote, dieses Recht zu beobachten. Jede Verbesserung darf nur Ein Princip haben, den christlichen Glauben. In dieser Begründung seiner Fundamentaltheorie ist S. eigenthümlich, in seinen staatsrechtlichen Deduktionen schließt er sich dem System des christlich-germanischen Staats an, nur daß er schroffer und konsequenter ist als die Eifrigsten der historisch-politischen Schule. Aber er nimmt sein Privatrecht in das Staatsrecht mit hinüber; nach den geschriebenen Satzungen des Privatrechts soll die Staatenordnung sich richten. Nach dem Privatrecht beweist er auch sein Legitimationsprincip, nur der Besitz, welcher dem Prätor als ein berechtigter erscheinen würde, ist der legitime; was diesen Maßstab nicht aushält, ist ungesetzlich, revolutionär. In der Religion gibt es für S. nur Gläubige und Ketzer. Der Glaube an das Mysterium, das die Vernunft nun und nimmermehr zerlegen darf, macht allein den Christen. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Ueber Kirchenzucht" (Berl. 1845, 2. Aufl. 1858); „Ueber das monarchische Princip" (Heidelberg 1845); „Der christliche Staat" (Berl. 1847, 2. Aufl. 1858); „Ueber Revolution und konstitutionelle Monarchie" (das. 1848, 2. Aufl. 1849); „Was ist Revolution?" (1.—3. Aufl., das. 1853) und besonders „Der Protestantismus als politisches Princip" (das. 1853, neue Aufl. 1854); „Wider Bunsen" (gegen dessen „Zeichen der Zeit", das. 1856); „Die lutherische Kirche und die Union" (das. 1859, 2. Aufl. 1860); „Katholische Widerlegungen" (das. 1854). Nach seinem Tode erschienen noch „Siebenzehn parlamentarische Reden" (Berl. 1862).

Stahlblau, dunkelblaue Farbe, ähnlich dem angelaufenen Stahl, besonders wenn die Farbe einen Goldglanz hat oder etwas in das Grüne und Braune schimmert.

Stahlstich (Siderographie), die Vervielfältigung von Bildwerken mittelst geschnittener Stahltafeln, 1820 von dem Engländer Charles Heath erfunden. Das Verfahren dabei ist folgendes. Stahlblöcke oder Platten werden dekarbonisirt, d. h. des Kohlenstoffs beraubt, und dadurch bis zu dem Grade erweicht, daß sie sich beim Stich der Figuren noch besser behandeln lassen als Kupfer. Das Verfahren beim Stich ist dasselbe wie auf Kupfer, nur bedient man sich auf Stahl seltener und mit weniger Vortheil der kalten Nadel. Nach dem Stiche wird durch ein chemisches Verfahren die Platte wieder gehärtet. Um den Stich auf andere Platten zu übertragen, schiebt man einen gleichfalls dekarbonisirten

Cylinder von Stahl in die Uebertragungspresse (transferpress) und fährt damit über die eingeschnittenen Figuren der wieder gehärteten Stahlplatte hin. Die Einschnitte der Platte drücken sich hierbei dem Cylinder erhaben auf, und zwar wird es durch eine schwingende Bewegung der Presse und der Peripherie des Cylinders ermöglicht, daß sich immer eine neue Oberfläche zur Aufnahme des Stahlschnitts darbietet. Nachdem darauf der Cylinder ebenfalls gehärtet worden ist, drückt man damit auf neue dekarbonisirte Stahlplatten das ursprüngliche Bild der Originalplatte auf und druckt diese wie gewöhnlich ab. Auf diese Weise kann das Bild ins Unendliche vervielfältigt werden, so daß der 10,000. Abdruck nicht den geringsten Unterschied vom ersten zeigt. Dennoch ist für Kunstwerke höherer Gattung der Kupferstich in Geltung geblieben, da er größere Kraft, Sicherheit und Weichheit in der Linienführung gestattet, wogegen der S. besonders für solche Werke angewendet wird, welche einen starken Absatz versprechen, wie für Illustrationen, Veduten u. dergl. Der erste Stahlstecher in Deutschland war Professor Frommel in Karlsruhe; gegenwärtig ist in der Regel jeder Kupferstecher zugleich auch Stahlstecher. Vgl. Kupferstechkunst.

Stahr, Adolf Wilhelm Theodor, namhafter Schriftsteller, geboren am 22. Okt. 1805 zu Prenzlau, widmete sich zu Halle den klassischen Studien, ward 1826 Lehrer am Pädagogium zu Halle und 1836 Konrektor am Gymnasium zu Oldenburg. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf die Geschichte, Kritik und Erklärung der Schriften des Aristoteles. Hierher gehören seine „Aristotelia" (Halle 1830—32, 2 Bde.); ferner „Aristoteles bei den Römern" (Leipzig 1834); die Bearbeitung der aristotelischen „Politik" (Lieferung 1—3, das. 1836—38); „Aristoteles und die Wirkung der Tragödie" (Oldenb. 1859). Außerdem machte er eine Handschrift von Goethe's „Iphigenie", die er in der Bibliothek zu Oldenburg entdeckt hatte, mit einem trefflichen Vorworte bekannt. Aus seinem Interesse für das Theater ging seine „Oldenburgische Theaterschau" (Oldenb. 1845, 2 Bde.) hervor. Reisefrüchte waren: „Ein Jahr in Italien" (Oldenb. 1847—50, 3 Bde.; 2. Aufl. 1853); „Herbstmonate in Italien" (das. 1860); „Zwei Monate in Paris" (das. 1851, 2 Bde.). Außer zahlreichen kritischen Aufsätzen veröffentlichte er noch: „Die Republikaner in Neapel" (Berl. 1844, 3 Bde.); „Charakteristik Immermanns" (Hamb. 1842); „Weimar und Jena" (das. 1852, 2 Bde.); „Die preußische Revolution" (das. 1850, 2 Bde.; 2. Aufl. 1852). Im Jahre 1852 wegen Kränklichkeit pensionirt, begab er sich nach Berlin, wo er 1854 die Romanschriftstellerin Fanny Lewald heirathete. Hier veröffentlichte er: „Torso oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten" (Braunschw. 1854, 5 Bde.); „Nach fünf Jahren" (Pariser Studien, Oldenb. 1857, 2 Bde.); „Lessing, sein Leben und seine Werke" (das. 1859, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862); „Fichte, ein Lebensbild" (das. 1862) und „Tiberius" (Berl. 1863).

Stainer (Steiner), Jakob, berühmter Saiteninstrumentenmacher, geboren um 1620 zu Absom bei Hall in Tyrol, war ein Schüler von Amati zu Cremona; † im Wahnsinn um 1680. Seine Geigen zeichnen sich durch eine besondere Bauart und einen ganz vorzüglichen Ton aus und werden von Kennern wohl mit 300 Dukaten bezahlt. Auch sein Bruder, Marcus S., war Instrumentenmacher zu Lautra in Oesterreich.

Staines, Stadt in der englischen Grafschaft Middlesex, südwestlich von London, links an der Themse und an der englischen Südwestbahn (Linie London-Windsor), hat eine große Brücke, ein wissenschaftliches Institut, Brauerei, Getreidehandel und 2584 Einwohner.

Stair, 1) John Dalrymple, Graf von S., britischer Staatsmann und Heerführer, geboren 1673 zu Edinburg, ward gleich seinem Vater, John Dalrymple, und Großvater, James Dalrymple, früh in das oranische und antistuartische Interesse verflochten und diente dann von 1702—9 unter Marlborough in den Niederlanden und Deutschland. Georg I. übertrug ihm den Oberbefehl über die schottischen Truppen. Als Gesandter zu Paris erlangte S. nach Ludwigs XIV. Tode bei dem Regenten so viel Einfluß, daß er den bourbonischen Familienbund zwischen Frankreich und Spanien sprengte und Frankreich vermochte, die Stuarts preiszugeben und sich mit den Seemächten zu verbinden. Im Jahre 1730 ward er zum Großadmiral von Schottland und 1741 zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber der englischen Armee in Flandern, sowie auch zum Gesandten bei den Generalstaaten ernannt. Es gelang ihm, diese ins Interesse der Kaiserin Maria Theresia zu ziehen, worauf er mit seinem Heere bis Aschaffenburg vordrang und am 27. Juni 1743 die Franzosen unter Noailles bei Dettingen schlug, dann aber wegen Einmischung der Minister und Diplomaten die Armee verließ. In Folge davon fiel er am Hofe in Ungnade, bis der jakobitische Aufstand in Schottland (1745) ihn an die Spitze des in England aufgestellten Heeres rief. Er † 1747.

2) John Hamilton-Dalrymple, achter Graf von S., geboren den 15. Juni 1771, aus einer Seitenlinie, diente seit 1790 in der britischen Armee, focht mit Auszeichnung in Holland und Flandern 1784 und 1795 und nahm 1807 an der Expedition nach Kopenhagen Theil, worauf er zum Generalmajor befördert ward. Im Jahre 1832 ward er ins Parlament gewählt; 1840 folgte er seinem Vetter John William Henry als Graf von S. u. im April 1841 ward er als Lord Oxenfoord zum Peer erhoben. In den Jahren 1840—41 und zum zweiten Male 1846—52 verwaltete er das Amt eines Großsiegelbewahrers für Schottland. Er † auf Oxenfoord-Castle den 10. Jan. 1852. Ihm folgte sein Bruder North Dalrymple, geboren 1782, als neunter Graf von S.; dessen Sohn, John Viscount Dalrymple, geboren den 1. April 1819, ist Parlamentsmitglied.

Stake (engl., Stakhacke), eine Ruderstange, unten mit einem eisernen Haken u. einem Stachel.

Stalaktit (v. Griech.), ein von der Decke eines Gewölbes abwärts sich bildender Tropfstein (s. d.). Vergl. Sinter.

Staley-Bridge, Fabrikstadt an der Eisenbahn von Manchester über Huddersfield nach Leeds, liegt zu beiden Ufern des Tame und gehört daher theils zur Grafschaft Chester, theils zu Lancashire, hat ein Handwerkerinstitut, große Baumwollmanufakturen, Maschinenwerkstätten, Gießereien und 24,921 Einwohner.

Stallbaum, Gottfried, ausgezeichneter Humanist und Schulmann, geboren am 25. Sept. 1793 zu Zaasch bei Delitzsch, studirte zu Leipzig Philologie, ward 1817 Lehrer am Pädagogium zu Halle, 1820 an der Thomasschule zu Leipzig und 1835 Rektor dieser Anstalt. In dieser Stellung schrieb er: „Ueber den innern Zusammenhang musikalischer Bildung der Jugend mit dem Gesammtzwecke des Gymnasiums“ (Leipz. 1842) und „Das Griechische und Lateinische in unserem Gymnasium und dessen wissenschaftliche Bedeutung für die Gegenwart“ (das. 1846). Seit 1840 wirkte er auch als außerordentlicher Professor an der Universität. Außer einem korrekten Abdruck des Kommentars zu Homer von Eustathius (Leipz. 1825—30, 5 Bde.), einer verbesserten Ausgabe der ruddimanischen „Institutiones grammaticae latinae“ (das. 1823, 2 Bde.) u. des westerhovenschen Terentius (das. 1830—31, 6 Bde.) lieferte er eine Reihe von tüchtigen Bearbeitungen einzelner Dialoge des Plato, besonders des „Philebus“ (das. 1820, neue Aufl. 1826), des „Euthyphro“ (das. 1823), des „Meno“ (das. 1827), der vielfach vermehrten wolfschen Ausgabe des „Symposium“ (das. 1828), die große kritische Gesammtausgabe (das 1821—25, 12 Bde.), insbesondere die durch gründliche, geistreiche Erläuterung und durch treffliche Einleitung ausgezeichnete Bearbeitung der platonischen Schriften in der gothaischen „Bibliotheca graeca“ (Gotha und Erfurt 1827 fg., 9 Bde.), wovon mehre Dialoge wiederholte Auflagen erlebt haben. Unabhängig davon ist die große Ausgabe des „Parmenides“ (Gotha und Erfurt 1839).

Stallupönen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, 1½ Meilen von der russischen Grenze, mit Bierbrauerei, Gerberei, Ziegelbrennerei, Vieh- und Leinwandhandel u. 3468 Einw.

Staltica (sc. remedia, lat.), zusammenziehende, blutstillende, auch wildes Fleisch wegätzende Mittel.

Stambul, türkischer Name für Konstantinopel.

Stamen (lat.), Staubgefäß, s. Pflanze.

Stamford, Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, am schiffbaren Welland und an der Eisenbahn von Peterborough nach Leicester, hat mehre schöne Kirchen, ein Rathhaus, eine lateinische Schule, ein literarisch-wissenschaftliches Institut mit Museum, ein Krankenhaus, Versorgungshaus, öffentliche Badeanstalten, große Brauereien, Fabriken von Ackerbaugeräthschaften, lebhaften Handel mit Getreide, Malz und Steinkohlen und 8047 Einw. S. wählt zwei Mitglieder ins Unterhaus. Hier 449 Sieg der Sachsen unter Hengist und Horsa über die Pikten und Skoten.

Stamm, bei Bäumen der holzige Oberstocktheil zwischen den Aesten und der Wurzel (s. Baum); in der Sprachlehre Theil des Wortes, welcher nach Ausscheidung aller Ableitungs- und Biegungsformen übrig bleibt; Menschen oder Familien und Geschlechter, welche ihre Abkunft von Einem Aelternpaare (Stammältern) in ununterbrochener Reihe abzuleiten vermögen; Theil einer Truppe, welcher bei der Fahne bleibt, während die anderen in die Heimat entlassen und durch Rekruten ersetzt werden.

Stammbaum, Verzeichniß der Personen, die von einander abstammen, meist als Baum mit Zweigen dargestellt, in welchen letzteren Schilder mit den Namen dieser Personen angebracht sind. Vgl. Genealogie und Verwandtschaft.

Stammbuch, s. Album.

Stammeln, s. Stottern und Stammeln.

Stammgüter (bona stemmaticia, Erbgüter), unbewegliche Güter, welche von Blutsfreunden durch Erbgang, Zuwendung auf den Todesfall, oder auch wohl als Absonderungsgegenstand für Kinder erworben worden sind und ohne Zustimmung der zur Zeit nächsten Intestaterben, außer im Falle wirklicher Noth, weder durch Veräußerung unter Lebenden, noch auf den Todesfall den genannten Erben entzogen werden dürfen, widrigenfalls diesen innerhalb Jahr und Tag seit der Veräußerung die Befugniß zusteht, die letztere zu entkräften und das Erbgut sogleich oder nach dem Tode der Veräußerer zu vindiciren, sofern ihnen nicht ein bloßes Näherrecht eingeräumt wird. S. im engeren Sinn sind die Güter des hohen und niederen Adels, bei denen sich nicht durch fideikommissarische Bestimmung, sondern durch altes Herkommen das Recht der nächsten Erben in der Art erhalten hat, daß den Söhnen ein Revokationsrecht, den zur Zeit der Veräußerung lebenden Agnaten aber ein Retrakt eingeräumt wird. Dabei ist es eine auf observanzmäßige Verzichte der Töchter oder Landesgesetze gegründete Eigenthümlichkeit dieser S., daß sie ausschließlich auf männliche Erben übergehen, so daß also bei Ermangelung männlicher Descendenten, sofern nicht die Agnaten ihre Ansprüche geltend machen, die Stammgutseigenschaft erlischt.

Stammmelodie, diejenige Gesangsweise eines Kirchenliedes, welche ursprünglich auf einen Text oder ein Kirchenlied gemacht worden ist. Dergleichen S.n heißen auch Urmelodien und werden in den Choral- und Gesangbüchern mit den Anfangsworten jenes älteren Urliedes angeführt. Die Mehrzahl der gangbaren Melodien unserer Kirchenlieder stammt aus dem 16. und 17. Jahrhundert, doch sind von den wenigsten die Komponisten bekannt. Vgl. Choral.

Stammrolle, das von den Gemeindevorstehern zu führende Verzeichniß aller im militärpflichtigen Alter stehenden männlichen Einwohner eines Orts, wird jährlich nach Bezirken zusammengestellt und ans Ministerium des Innern abgegeben, welches danach die Rekrutenaushebung vornehmen läßt. Auch bezeichnet S. manchmal die Liste der Mannschaften einer Kompagnie oder Eskadron.

Stammtafel, im Allgemeinen jedes Geschlechtsregister, jede genealogische Tafel, daher auch Stammbaum. Man unterscheidet jetzt: eigentliche Stamm- oder Geschlechtstafeln (tabulae stemmatographicae), in absteigender Form,

d. h. vom Vater auf den Sohn rc. gehend und alle Seitenlinien einschließend, die älteste Art aller genealogischen Tafeln; **Ahnentafeln** (tabulae progonologicae), welche die Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie enthalten; **synchronistische** S.n, in denen die Geschlechtstafeln mehrer Familien neben einander aufgestellt werden, und **historische** S.n, welche neben der eigentlichen Geschlechtstafel noch historische Daten enthalten. Wesentlich verschieden von der S. ist die **Stammliste**, die bloß die stammführenden Familienväter, d. i. die Reihenfolge aller dieselbe Familie fortpflanzenden männlichen Glieder, aufführt.

Stampalia (Istampalia), Insel im ägäischen Meere südöstlich von der Insel Amorgos, gehört geographisch zu den Cykladen, politisch aber zum türkischen Ejalet Dschesair, steht daher in administrativer Hinsicht unter dem Generalgouverneur von Rhodus, in kirchlicher unter dem Bischof von Leros. Die Insel hat $2\frac{1}{2}$ Q.M. Flächenraum und besteht aus zwei gebirgigen Hälften, die durch einen schmalen Isthmus verbunden sind, hat einzelne fruchtbare Ebenen und mehre treffliche Häfen und zeigt Spuren von Niederlassungen aus dem späteren griechisch-römischen Alterthum und den ersten christlichen Zeiten. Auf der westlichen Hälfte liegt die gleichnamige **Stadt** (Astypaläa) mit einem mittelalterlichen Bergschloß und 1500 Einw. Im Alterthum hieß die Insel **Astypaläa** oder **Astropalia**. In der Nähe die unbewohnte Eilandgruppe **Konkunili**.

Stampfmühle (Stampfwerk), Maschine, um durch Stoßen ein Natur- und Kunstprodukt weiter zu bearbeiten, zu zerkleinern, gewisse Theile davon zu trennen, oder verschiedene Theile innig zu vermengen, oder einen Gegenstand dichter zu machen und zugleich dadurch zu glätten. Sie ist daher entweder ein für sich bestehendes Werk, oder ein Theil einer andern Anstalt. Der innern Einrichtung nach hat man zwei Arten von S.n. Bei der einen Art wird das Stoßen durch senkrechte Stempel (Stampfen) bewirkt, welche von einer Daumenwelle, die in Vertiefungen oder Zapfen der Stempel eingreift, gehoben werden und deren Tröge auf einem **Stampfgerüst** stehen; bei der andern Art durch große Hämmer, deren Stiele durch die Daumenwelle niedergedrückt werden, um so den eigentlichen Hammer zu heben. Zu der ersteren Art gehören die Oel-, Pulver-, Lohmühlen, Pochwerke, Räpé-, Flachs-, Hirse-, Gypsmühlen rc.; zu der zweiten Hammerwerke, Walk-, Papier- und Drehmühlen.

Stanchio (Stanko, Istankoi, Ko), Insel aus der Gruppe der südlichsten Sporaden, im ägäischen Meere an der Südwestspitze von Kleinasien, von dieser nur durch den schmalen gleichnamigen **Kanal** getrennt, gehört zum türkischen Ejalet Dschesair, hat $4\frac{1}{2}$ Q.M. Flächenraum, ist eben und sehr fruchtbar, liefert Südfrüchte, Gemüse, trefflichen Wein, Arzneipflanzen, Wetzsteine und Salz und hat 10,000 Einw., meist Griechen. Die Insel, im Alterthum **Cos**, war eine dorische Kolonie und ist die Geburtsstätte des Arztes Hippocrates und des Malers Apelles. Die gleichnamige **Stadt**, an einer kleinen Bucht auf der Nordküste, ist Sitz eines griechischen Bischofs und eines türkischen Pascha's, hat eine Citadelle, einen schlechten Hafen, einigen Handel und 3000 Einw. Am 8. April 1846 wurde die Stadt durch eine große Pulverexplosion theilweise zerstört.

Stand, s. **Stände**.

Standarte (Estandarte, v. Franz.), ursprünglich das kaiserliche Reichsbanner, jetzt die Fahne der Kavallerie, unterscheidet sich von der eigentlichen Fahne durch ihr kleineres Tuch u. ihren, mit Vorrichtungen zum Tragen zu Pferde versehenen Schaft, dessen unteres Ende in einem am rechten Steigbügel befestigten Lanzenschuh ruht. Früher führte jede Kompagnie, gegenwärtig in der Regel nur jedes Regiment eine S.

Standeserhöhung, die Versetzung aus dem bürgerlichen Stande in den Adelsstand, oder die Erhebung von einer niedrigeren Adelsstufe zu einer höheren. Die Ertheilung des Adels war sonst ein Vorrecht der Kaiser und der Reichsvikare, so lange sie diesen Posten verwalteten, wird aber jetzt von jedem Souverän ausgeübt.

Standesherren, im Sinne der deutschen Bundesakte bevorrechtete Landeigenthümer vom Herrenstande, vormals deutsche, fast durchgehends reichsständische Landesherren von fürstlichem oder gräflichem Stande, welche bei Auflösung des deutschen Reichsverbands oder später der Staatshoheit deutscher Souveräne unter bestimmten Bedingungen untergeordnet worden sind. Zur Zeit des Reichs mit persönlicher und dinglicher Reichsunmittelbarkeit und mit reichsverfassungsmäßiger Landeshoheit ausgestattet, nunmehr aber in bevorrechteten Privatstand versetzt, sind sie jetzt deutschen Souveränen untergeordnet. Wesentlich verschieden von diesen S., deren Rechtszustand durch die deutsche Bundesakte und die wiener Schlußakte bedingt ist, sind diejenigen S., welche schon vor 1806 als ansehnlich bevorrechtete Grundeigenthümer in verschiedenen deutschen Ländern bestanden, wie in Schlesien und in der Ober- und Niederlausitz, sowie diejenigen, welche nach Auflösung des deutschen Reichsverbands in etlichen Bundesstaaten Standesherrlichkeit durch landesherrliche Verleihung erlangt haben. Um den vormals reichsunmittelbaren mediatisirten Häusern einen in allen Bundesstaaten gleichförmigen Rechtszustand zu verschaffen, bestimmte die deutsche Bundesakte (§. 6 u. 14), daß alle vormals reichsunmittelbaren, fürstlichen und gräflichen Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten und daß ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit verbleiben solle; daß die Häupter dieser Häuser die ersten S. in den Staaten, zu welchen sie gehören, sein, und daß ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert bleiben sollten, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genusse herrührten und nicht zu der Staatsgewalt oder den höheren Regierungsrechten gehörten. Außerdem ist in fast allen deutschen Bundesstaaten, in denen es S. gibt, wie in Preußen, Bayern, Würtemberg, Hannover, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau und Hohenzollern, jenes Verhältniß durch Standesherrlichkeitsedikte noch besonders geordnet worden. Ueberdies setzte die Bundesversammlung durch zwei in ihrem engeren Rath gefaßte Beschlüsse

1825 fest, daß den vormals reichsständischen Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit angemessener Rang und Titel und den Fürsten das Prädikat „Durchlaucht", den Häusern der gräflichen Familien aber das Prädikat „Erlaucht" ertheilt werde. Die preußische Monarchie zählt 17 mediatisirte S., nämlich: Aremberg, Croy, Rheina-Wolbeck, Bentheim-Rheda oder Bentheim-Tecklenburg, Bentheim-Bentheim, Salm-Horstmar, Salm-Salm, Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Solms-Braunfels, Solms-Lich und Hohensolms, Wied, Thurn und Taxis, Walmoden-Gimborn, den Freiherrn von Boyneburg wegen der Herrschaft Gehmen im Regierungsbezirk Münster, den Freiherrn von Grote wegen der Herrschaft Schauen in der Provinz Sachsen und den Freiherrn von Stein wegen der Herrschaften Kappenberg und Scheda. Zusammen besitzen die vor 1806 reichsunmittelbaren preußischen S. ein Areal von 150½ QMeilen mit ungefähr 400,000 Einwohnern. Nach der Verordnung von 1820 gehören diese S. zu dem hohen Adel in Deutschland und behalten das Recht der Ebenbürtigkeit, sowie ihre Domänen und ihre Familienverträge, haben einen privilegirten Gerichtsstand und sind frei von der Militärpflicht, sowie von der Personal- u. Grundsteuer. Sie haben die niederen und oberen Gerichts-, Orts-, Polizei- und Konsistorialrechte, jedoch unter Aufsicht des Staats. Auch können sie Majorate stiften. Außer diesen mediatisirten S. gibt es in der preußischen Monarchie, namentlich in Schlesien, Sachsen und in der Lausitz, noch 28 andere bevorrechtete S., nämlich die Besitzer der Fürstenthümer, freien Standes- und Minderherrschaften in Schlesien, sowie der alten Standesherrschaften in der Niederlausitz und in der Provinz Sachsen. Unter diesen ist besonders das Haus Stolberg zu bemerken. In den preußischen Provinzialständen hatten die preußischen S. Kuriatstimmen und bildeten den ersten Stand; auf dem vereinigten Landtag von 1847 erhielten sie ihren Sitz in der Herrenkurie. Die österreichische Monarchie zählt sehr viele ehemals reichsunmittelbare Geschlechter; allein ihre Güter selbst waren ebenso wenig reichsunmittelbar wie die Receßherrschaften des Hauses Schönburg und der Grafen Solms in Sachsen. Der Kaiser von Oesterreich hat jedoch den vom Bundestage 1825 gefaßten Beschluß auch in der österreichischen Monarchie in Wirksamkeit gesetzt und den jedesmaligen S. der mediatisirten Fürstenfamilien (zusammen 47) den Titel „Durchlaucht und Durchlauchtig Hochgeborener Fürst" beigelegt. Davon sind folgende 14: Auersberg, Colloredo-Mansfeld, Dietrichstein, Esterhazy, Kaunitz-Rietberg, Khevenhüller, Lobkowitz, Metternich, Rosenberg, Schwarzenberg, Schönborn, Starhemberg, Trauttmannsdorf und Windischgrätz in der österreichischen Monarchie, 33 aber außerhalb derselben seßhaft. In Bayern genießen die Mitglieder der vormaligen unmittelbaren Reichsritterschaft nach der Verordnung vom 31. December 1806 nur die allgemeinen persönlichen Rechte und Vorzüge des Adels in der Monarchie überhaupt; die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren aber haben in allen sie betreffenden Real- und Personalklagen ein privilegirtes Forum, und in peinlichen Fällen steht den Häuptern der mediatisirten Häuser das Recht einer Austrägalinstanz zu. Ferner besitzen sie die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit, nebst der unteren Polizei; doch können die königlichen Hofgerichte Visitationen in den Mediatjustizkanzleien vornehmen. Sie genießen die Zollfreiheit von allen zu ihrem Hausbedarf erforderlichen Konsumtibilien &c. Zur Entschädigung für die Grund- und Dominikalsteuer ist ihnen ein Drittheil der Steuer als beständige Rente zugesichert. Auch wurde ihnen 1812 erlaubt, unter königlicher Genehmigung neue Majorate zu errichten. Die besonderen Vorzüge standesherrlicher Stammgüter sind erbliche Nationalrepräsentantschaft in der ersten Kammer, befreiter Gerichtsstand und eigenes Herrschaftsgericht. Nach der königlichen Erklärung vom November 1817 ist das herzogliche Haus Leuchtenberg das erste unter den fürstlichen Häusern Bayerns. Die übrigen S. sind: Esterhazy von Galantha von der Linie Forchtenstein, Fugger-Babenhausen, Hohenlohe-Schillingsfürst, Leiningen, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg in seinen beiden Aesten, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Oettingen-Oettingen, Oettingen-Wallerstein, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Castell (in zwei Linien getheilt, deren Häupter gemeinschaftlich die Grafschaft Castell besitzen), Erbach, Fugger-Glött, Fugger-Kirchheim, Fugger-Nordendorf, Fugger-Kirchberg, Giech, Orttenburg (wegen der Grafschaft Orttenburg-Tambach, die 1805 gegen die Grafschaft Orttenburg ausgetauscht wurde), Pappenheim, Rechteren-Limpurg (wegen der Herrschaft Speckfeld), Schönborn-Wiesentheid und Stadion in der philippinischen Linie. In Würtemberg gibt es 35 ehemals reichsunmittelbare S., deren Rechtszustand die königliche Erklärung vom 28. Dec. 1821 feststellte, nachdem bereits 1819 die staatsrechtlichen Verhältnisse des Hauses Thurn und Taxis bestimmt worden waren. Auch wurde 1825 die königliche Erklärung auf den altlandsässigen Adel des Königreichs, gegen Verzichtleistung auf die Patrimonialgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Forstgerichtsbarkeit, ausgedehnt. Sämmtliche Vertreter der standesherrlichen Gemeinschaften, auf deren Besitzungen vormals eine Reichs- und Kreistagsstimme ruhte, haben Sitz in der ersten Kammer der Reichsstände. Dazu gehören: Dietrichstein (wegen der Herrschaft Neu-Ravensburg im Donaukreise, die aber 1830 an die Krone verkauft wurde), Fürstenberg, Hohenlohe-Bartenstein-Jaxtberg, Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Hohenlohe-Oehringen, Hohenlohe-Kirchberg, Hohenlohe-Bartenstein, Hohenlohe-Langenburg, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg mit seinen beiden Majoratsästen, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (wegen der Grafschaft Löwenstein), Oettingen-Oettingen, Oettingen-Wallerstein, Salm-Reifferscheidt-Krautheim, Schwarzenberg, Solms-Braunfels, Thurn und Taxis, Waldburg-Wolfegg-Waldsee, Waldburg-Zeil-Trauchburg, Waldburg-Zeil-Wurzach, die ruprechtische Linie Windischgrätz, Erdödy (wegen der ehemals dem Hause Asprement gehörenden Grafschaft Baindt, die nach dessen Erlöschen 1817 durch Heirath an das Haus Erdödy kam und dann an Würtemberg

überlassen wurde, mit dem Vorbehalt des Ranges und der Rechte als S. für die Familie des bisherigen Besitzers), Isenburg-Meerholz, Königsegg-Aulendorf (wegen der Herrschaft Aulendorf), Neipperg (wegen Schwaigern), Plettenberg (wegen der Grafschaft Mietingen), Limburg (wegen des Antheils an den Grafschaften Limburg, Gaildorf und Sontheim), Quadt (wegen der Grafschaft Isny), Rechberg und Rothenlöwen, Roth-Wartenberg (wegen Roth), Schäsberg (wegen der Grafschaft Tannheim), Stadion in der fridericianischen Linie, Sternberg, und zwar der ältere Ast der böhmischen Linie (wegen der Herrschaft Weißenau und Schussenried), Törring und Tengling (wegen der Grafschaft Guttenzell), Waldbott-Bassenheim (wegen der Grafschaft Heggbach) und Waldeck (wegen des Antheils an der Grafschaft Limpurg). Der Fürst von Metternich, der wegen des Fürstenthums Ochsenhausen und Winneburg früher Standesherr in Würtemberg war, ist, nachdem er 1825 die Standesherrschaft an die Krone Würtemberg verkauft, aus der Reihe der S. herausgetreten. Im ehemaligen Königreich Hannover sind 3 S.: Aremberg, Bentheim-Bentheim u. Rheina-Wolbeck. In Baden gibt es 8 S., die 66³/₄ QMeilen Areal mit 187,000 Einw. besitzen. Nach dem Edikt vom 16. April 1819 behielten sie das Recht der Ebenbürtigkeit, wie vor der Mediatisirung, und unumschränkte Freiheit, in jedem befreundeten Staate zu leben und Kriegsdienste zu nehmen; in peinlichen Fällen erkennt über die Häupter dieser Geschlechter und deren Gattinnen eine Austrägalinstanz. Sie hatten das Recht der Landstandschaft bis 1848, wo sie es durch die neuen Verfassungsbestimmungen verloren. Sie haben in bürgerlichen und peinlichen Sachen die erste und, wenn ihr Gebiet 20,000 Seelen enthält, auch die zweite Instanz, sowie die Ortspolizei, aber keine Steuerprivilegien. Diese S. sind: Fürstenberg, Leiningen-Hardenberg-Dachsburg, Leiningen-Billigheim, Leiningen-Neudenau, von der Leyen, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Salm-Krautheim, welches letzteren Hauses staatsrechtliche Verhältnisse durch die Verordnung vom 2. Nov. 1825 festgesetzt wurden. Im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen sind 4 S.: Isenburg-Birstein, Isenburg-Büdingen in Wächtersbach u. Isenburg-Büdingen in Meerholz, deren Standesherrschaften seit 1817 rücksichtlich der Verwaltung der Polizei-, Finanz- u. Militärsachen in 4 Hoheitsämter eingetheilt sind, u. Solms-Rödelheim. Das Großherzogthum Hessen zählt 19 S., nämlich: Isenburg-Birstein, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Solms-Braunfels, Solms-Lich und Hohensolms, Solms-Rödelheim, Solms-Laubach, Solms-Wildenfels, Erbach-Erbach, Erbach-Schönberg, Erbach-Fürstenau, Isenburg-Büdingen, Isenburg-Büdingen in Meerholz, Isenburg-Büdingen in Wächtersbach, Alt-Leiningen-Westerburg-Schönborn, Stolberg-Wernigerode, Stolberg-Roßla, die Freiherren von Riedesel wegen ihrer Grundherrschaft von 7¹/₂ QM. mit 22,000 Einw. u. der Graf von Görtz wegen der Herrschaft Schlitz. Im ehemaligen Herzogthum Nassau, wo die S. als erbliche Mitglieder auf der Herrenbank saßen, gibt es deren 5: Erzherzog Stephan von Oesterreich, Sohn u. Erbe der Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, als Besitzer der Grafschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg, von der Leyen, Wied, Waldbott-Bassenheim und Neu-Leiningen-Westerburg. Das Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen umfaßt 3 standesherrliche Bezirke (7 QMeilen mit 15,000 Einwohnern). Die S. sind: Fürstenberg, Thurn und Taxis und der Freiherr von Späth als Besitzer der reichsritterschaftlichen Herrschaften Gamertingen und Hettingen. Das Großherzogthum Oldenburg hatte früher an dem Reichsgrafen von Bentinck einen S., der aber 1825 zufolge Vertrags mit dem Herzog von Oldenburg die Rechte als Halbsouverän erhielt.

Standon, Stadt in der englischen Grafschaft Hertford, am Rib, hat ein römisch-katholisches Priesterseminar, eine Papiermühle u. 2245 Einw.

Standrecht, Militärgericht, welches in Fällen offenbarer Empörung die Aufruhrsverbrechen auf der Stelle untersucht und bestraft, namentlich im Kriege Uebertretungen der Kriegsgesetze und solche Verbrechen auf der Stelle untersucht und aburtheilt, wo jeder Verzug nachtheilig auf die Disciplin und den Geist der Truppen wirken könnte. Es gehören hierher hauptsächlich Desertion, Meuterei, Verrätherei und Diebstahl. Bei Empörungen verfällt dem S. Jeder ohne Unterschied, der nach Verkündigung des S.s einer damit bedrohten That überwiesen wird. Das Urtheil bedarf, selbst wenn es auf Tod lautet, nicht der Bestätigung von Seiten des Landesherrn, sondern nur des Oberbefehlshabers und wird sofort vollzogen. Die Berufung der Richter und die Art ihres Verfahrens ist der beim Kriegsgericht (s. d.) ähnlich; doch erkennt das S. nur in untergeordneten, weniger wichtigen Fällen.

Standrede, kurze Rede, besonders welche aus dem Stegreif gehalten wird, als Erwiederung und Dank auf eine erzeigte Ehre, entweder durch die Ausbringung eines Vivats, oder eines Toastes.

Standvögel, s. Vögel.

Stangenkunst, s. Kunstgestänge.

Stanhope, 1) James, erster Graf von S., berühmter englischer Staatsmann, aus der Familie der Grafen von Chesterfield abstammend, geboren 1673, diente unter Wilhelm III. in Flandern mit Auszeichnung und erwarb sich den Rang eines Obersten. Unter der Regierung der Königin Anna ward er Mitglied des Parlaments und erhielt sodann einen Gesandtschaftsposten bei den Generalstaaten. Im spanischen Erbfolgekriege diente er als Brigadier unter dem Oberbefehl des Generals Peterborough in Spanien. Im Jahre 1708 Generalmajor, eroberte er Port Mahon und die Insel Minorca; 1709 zum Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Spanien befördert, errang er einige Vortheile bei Almenara (27. Juli 1810) und bei Saragossa (20. Aug.), wurde aber den 9. Dec. in Brihunga gefangen und erst 1712 ausgewechselt. König Georg I. ernannte S. 1714 zum Mitglied des geheimen Raths. Im Jahre 1716 begleitete S. den König nach Hannover und entwarf mit dem Abbé Dubois, Abgesandten Frankreichs, die Präliminarien zu der Tripelallianz, welche den 4. Jan. 1717 im Haag zwischen England, Frankreich und

den Generalstaaten abgeschlossen wurde. Im folgenden Jahre wurde er zum ersten Lord des Schatzes, Kanzler der Schatzkammer und Peer von Großbritannien unter dem Titel Baron S. von Elvasten u. Viscount S. von Mahon ernannt. Im Jahre 1718 vermittelte er als erster Staatssekretär mit Dubois die berühmte Quadrupelallianz und wurde hierauf zum Lordoberrichter ernannt. Er † am 4. Febr. 1721 zu London.

2) Charles, Graf von S., englischer Staatsmann, geboren den 3. August 1753 zu Genf, löste im Alter von 18 Jahren eine Preisaufgabe der Akademie zu Stockholm über die Pendelschwingungen, trat 1780 ins Parlament, wo er die Reihe der Oppositionsmänner verstärkte, und nach seines Vaters Tode 1786 ins Oberhaus, wo er bald mit Pitt in Opposition kam. Die Ideen der französischen Revolution hatten in ihm einen begeisterten Vertreter. Als die Habeascorpusakte suspendirt ward, blieb er aus dem Parlament weg und erschien erst 1800 wieder. Er † am 1. Dec. 1816. S. erfand eine seinen Namen tragende Druckerpresse, verbesserte die Stereotypie und schrieb mehre in die Mathematik und Mechanik einschlagende Abhandlungen, die sich in den „Philosophical transactions“ finden.

3) Philipp Henry, vierter Graf von S., ältester Sohn und Erbe des Vorigen, geboren am 7. Dec. 1781, schloß sich in der Politik ganz an seinen Oheim, den Minister Pitt, an, namentlich nachdem er 1816 ins Oberhaus gelangt war. Auch durch sein Interesse für den Findling Kaspar Hauser (s. d.) machte er sich bekannt. Die 1846 von Peel beschlossene Aufhebung der Korngesetze fand an ihm einen erbitterten Gegner. Er † den 2. März 1855. Als fünfter Graf von S. folgte ihm sein einziger Sohn, Philipp Henry, der als Geschichtschreiber bekannte Viscount Mahon (s. d.).

4) Lady Esther S., durch ihre Sonderbarkeiten bekannt gewordene Schwester des Vorigen, geboren den 12. März 1776 zu London. Von der Natur mit imposantem Aeußeren, scharfem Verstand und geistiger Energie ausgerüstet, erhielt sie keine geregelte Erziehung. Später leitete sie das Hauswesen ihres unverheiratheten Oheims Pitt; auch führte sie dessen Briefwechsel und schrieb mehre diplomatische Noten für ihn. Nach Pitts Tode (1806) zog sie sich mit einem geringen mütterlichen Erbtheil und einer Staatspension von 1200 Pfund Sterling nach Wales zurück und faßte hier Pläne zu neuem einflußreichen Wirken. Nach mehrjährigen Wanderungen in Griechenland und der Türkei seit 1810 faßte sie den Entschluß, sich in Syrien eine neue Heimat zu gründen, litt aber bei der Ueberfahrt Schiffbruch und kehrte hierauf nach England zurück. Hier verkaufte sie den Rest ihrer Güter und ging abermals nach Syrien. Der Glanz, den sie um sich zu verbreiten wußte, und ihr mysteriöses Wesen machten dort großen Eindruck. Der Emir Beschir wies ihr ein ehemaliges griechisches Kloster, Mar-Elias, zum Aufenthalt an. Später errichtete sie sich zu Dschihun unweit Seyde, an einem der wildesten Punkte des Libanon, eine Wohnung. Die Syrer pflegten sie Königin von Tadmor, Zauberin von Dschihun und Sibylle des Libanon zu nennen und glaubten sie durch Verbindung mit der Geisterwelt im Besitz großer Schätze. Bei Ibrahim Pascha's Einfall in Syrien spornte sie die Drusen zum Widerstand an und wußte jenem solchen Respekt einzuflößen, daß derselbe sie um Neutralität bat. Ein Haupthebel ihres Einflusses war aber ihre großartige Wohlthätigkeit, bis sie später völlig verarmte. Innerlich gebrochen, siechte S. langsam dahin und † im tiefsten Elende, nur von einigen treuen Arabern umgeben, den 23. Juni 1839. Man setzte sie in der Gruft zu Mar-Elias bei. Ihr Arzt veröffentlichte „Memoirs of the lady Esther S.“ (London 1845, 3 Bde.; deutsch, Stuttgart 1846, 3 Bde.).

Stanhopea *Hook.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, epiphytische Gewächse mit sehr schönen Blüthen, von denen S. grandiflora *Lindl.*, auf Trinidad, mit 3 Zoll langen, eine Linie breiten Blüthenblättern und $2^1/_2$ Zoll langer, weißer, roth punktirter Lippe; S. insignis *Hook.*, Epidendrum grandiflorum *H.* et *B.*, in Südamerika, mit prachtvollen, über 4 Zoll im Durchmesser haltenden, wohlriechenden weißen und hellgelben, roth gefleckten Blüthen, und S. tigrina *Batem*, in Xalapa in Mexiko, mit hängendem Schaft und 3—5 sehr großen, stark nach Vanille riechenden, auf gelbem Grunde dunkelpurpurroth getigerten und marmorirten Blüthen, schöne Zierpflanzen sind.

Stanislaus (Stanislaw, Stanislas), 1) Heiliger, geboren 1030 zu Szczepanow in Galizien, studirte zu Gnesen und Paris Theologie und kanonisches Recht und wurde 1071 Bischof von Krakau, aber wegen seiner Rüge der Ausschweifungen des damaligen polnischen Königs Boleslaw des Kühnen 1079 in der Michaelskirche zu Krakau während der Messe zusammengehauen. Seine Gebeine ruhen in der Kathedrale zu Krakau. Von Papst Innocenz IV. wurde S. 1248 als Schutzpatron Polens heilig gesprochen. Seine Gedächtnißtag ist der 7. Mai.

2) Könige von Polen: a) S. I., Leszczynski, geboren am 20. Oktober 1677 zu Lemberg, Sohn Raphael Leszczynski's, Starosten von Freistadt und Woiwoden von Posen. Herangewachsen ward er zum Starosten und Landboten und nach seines Vaters Tode vom König August II. zum Woiwoden von Posen und General von Großpolen ernannt. Dessen ungeachtet betheiligte er sich an der Konföderation, die auf Betrieb Karls XII. von Schweden August II. absetzte, und ward hierauf durch des ersteren Einfluß den 12. Juni 1704 zum König von Polen erhoben und am 7. Okt. 1705 nebst seiner Gemahlin Katharina Opalinska gekrönt. Er vermochte sich jedoch nur bis zur Schlacht von Poltawa, 1709, in Polen zu halten, floh darauf nach Stettin und schiffte 1711 nach Schweden über. Im Jahre 1712 kam er mit einem Heere zurück und stieß zur Armee des Generals Steenbock. Bereit, auf die Krone zu verzichten, unternahm er 1713, um Karls Zustimmung zu erhalten, eine Reise nach Jassy, ward aber vom Hospodar der Moldau nach Bender geschickt und erst 1714 gegen das Versprechen, das türkische Gebiet meiden zu wollen, freigegeben. Karl XII. trat ihm, bis er ihm den polnischen Thron wieder erkämpft hätte, das Fürstenthum Zweibrücken ab. Hier unternahm ein

sächsischer Offizier, wahrscheinlich vom Feldmarschall Grafen Flemming veranlaßt, einen Mordanfall auf ihn, doch ward derselbe vereitelt. Nach dem Tode Karls XII. 1718 mußte er in seinem Fürstenthum dem Pfalzgrafen Gustav Samuel weichen und ging 1720 nach Frankreich, wo er seinen Aufenthalt erst in Weißenburg, dann in Bergzabern, und nachdem sich König Ludwig XV. mit seiner Tochter Maria Leszczynska vermählt, in Chamlord bei Meudon nahm. Nach Augusts II. Tode 1733 machte S. seine Ansprüche auf die polnische Krone von Neuem geltend, worin ihn Frankreich u. Schweden unterstützen wollten, und während ein ihm gleichender Chevalier de Thienge sich unter seinem Namen zu Brest auf einer Flotte nach Danzig einschiffte, reiste S. nach Warschau und ward dort den 11. Sept. zum zweiten Male einstimmig zum König gewählt. Allein Rußland und Oesterreich zwangen den Polen den Kurfürsten von Sachsen, August III., zum König auf und S. floh vor einem russischen und sächsischen Heer nach Danzig, und als er die Uebergabe der Festung an die sie belagernden Russen nahe sah, nach Marienwerder. Durch den wiener Frieden (3. Oktober 1735, ratificirt 1738) ward endlich festgesetzt, daß S. auf die polnische Krone Verzicht leisten, aber den Titel eines Königs beibehalten und die Herzogthümer Lothringen und Bar vom Herzog Franz von Lothringen abgetreten erhalten solle, die nach dem einstigen Absterben S.' an Frankreich fallen sollten. Mit einer Pension von 2 Millionen Franken, gegen die er sogleich die Revenuen seiner Herzogthümer an Frankreich abtrat, residirte er zu Luneville und erwarb sich durch Wohlthätigkeit und Förderung der Wissenschaften und Künste die Liebe seiner Unterthanen. Er † an den Folgen einiger am Kaminfeuer erhaltenen Brandwunden den 23. Febr. 1766. Seine Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel „Oeuvres du philosophe bienfaisant" (Paris 1765, 4 Bde.). Vergl. Aubert, Leben S. Leszczynski's, deutsch Leipz. 1775. — b) S. II. August, der letzte König von Polen, Sohn des Grafen Stanislaus Poniatowski u. der Fürstin Konstantia Czartoryiska, geboren am 7. Januar 1732 zu Wolczyn, erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat zuerst 1752 auf dem Reichstage als Landbote auf und erregte durch seine Rednergabe Aufmerksamkeit. August III. sandte ihn an die Kaiserin Elisabeth nach Petersburg, wo er sich die Gunst der Großfürstin, nachherigen Kaiserin Katharina, erwarb. Nach Augusts Tode brachte es diese durch ihren Einfluß dahin, daß S. am 7. Sept. zum König von Polen gewählt und am 25. Nov. in Warschau gekrönt wurde. Der nöthigen Energie ermangelnd, um den unabhängigen Adel zu zügeln und sich der schlauen russischen Politik zu entziehen, ward er bald mißliebig. Ja am 3. Nov. 1771 ward er von Verschworenen aus Warschau entführt, doch auf seine beredten Vorstellungen wieder zurückgeführt. Die Annahme der Konstitution vom 3. Mai 1791 gab ihm zwar die Achtung seiner Nation wieder, doch verscherzte er dieselbe wieder durch seinen Beitritt zur neuen Konföderation von Targowice. Sein Widerspruch gegen die zweite Theilung Polens hatte zur Folge, daß Katharina ihn nach der Einnahme Warschau's durch Suwarow nach Grodno bringen ließ, wo er den dritten Theilungsvertrag unterzeichnen und am 25. Nov. 1795 dem Throne entsagen mußte. Er erhielt von Oesterreich, Rußland und Preußen 200,000 Dukaten Pension, die er anfangs in Grodno verzehrte. Paul I. berief ihn gleich nach dem Tode Katharina's nach Petersburg, wo er am 12. Februar 1798 unvermählt †. Vergl. Mémoires secrets inédits de Stanislas II Auguste, Leipz. 1862.

Stanislausorden, polnischer Verdienstorden, gestiftet am 7. Mai 1765 von König Stanislaus II. zu Ehren seines Schutzpatrons, des heiligen Stanislaus. Kaiser Alexander I. erneuerte ihn und theilte ihn in 4 Klassen, seit 1831 gehört er zu den Orden des russischen Reichs und folgt auf die erste Klasse des St.-Annenordens. Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges roth emaillirtes Kreuz, mit runden Knöpfchen auf allen Spitzen. In der Mitte vorn steht auf weißem Grunde der heilige Stanislaus von einem Lorbeerkranze umgeben und auf der Umseite auf weißem Grunde S. S. (Sanctus Stanislaus). An einem rothen Bande mit weißen Rändern trägt es die 1. Klasse von der linken Schulter nach der rechten Hüfte und auf der linken Brust einen silbernen Stern. Die 2. Klasse trägt es mit demselben Stern um den Hals, die letzte im Knopfloche.

Stanislawow, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (99,5 QM. mit 294,583 Einw.) in Galizien, an der Bistriza, hat mehre griechisch-katholische Kirchen, eine römisch-katholische und eine armenische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Kreishauptschule, Handel und 13,000 Einwohner.

Stankkugeln, Kugeln mit einem Brandsatz, der mit Federn, Hornspänen, Thierfüßen und Asa foetida vermengt ist, in Leinwandsäcke gestopft, dienen zur Vertreibung des Feindes aus Minengängen.

Stanley, Lord, früherer Titel des britischen Staatsmannes Grafen Derby.

Stanniol (Zinnfolie), sehr dünnes Zinnblech, wird aus reinem Zinn oder einer Zinnlegirung mit 1—2 Procent Kupfer (wodurch die Folie an Festigkeit gewinnt) durch Schlagen und Walzen hergestellt. Man gießt das Metall in dünne Platten und walzt diese, oder erzeugt direkt durch den Guß Blätter, von denen 1 Quadratmeter nur etwa 700 Gramm wiegt. Im ersteren Fall bleibt den Hämmern mehr Arbeit; im letzteren legt man etwa 300 Blätter auf einander und schlägt sie durch sechsstündiges oder längeres Bearbeiten mit einem hölzernen Handhammer oder unter einem Vertikalhammer dünn. Der S. dient hauptsächlich zum Belegen der Spiegel und muß für die größeren Sorten in sehr großen Blättern dargestellt werden. Diese erhalten eine Dicke von 0,5 Millimeter, während der S. für kleine Spiegel nur 0,038 Millimeter dick ist. Der S. zum Einwickeln von Seife, Chokolade ꝛc. ist 0,15 bis 0,0077 Millimeter dick. Auch bleihaltige Zinnfolie wird vielfach dargestellt, und zwar entweder aus Legirungen oder aus Bleiplatten, die mit Zinn übergossen wurden. Um farbige glänzende Zinnfolie zu bereiten, wird der S. durch Abreiben mit Baumwolle und feinem Kreide-

pulver gereinigt, mit Gelatinelösung überzogen, mit Berberis-, Lackmus-, Orseille- oder Safranabkochung gefärbt und nach dem Trocknen mit Weingeistfirniß oder Kollodium überzogen.

Stannum (lat.), Zinn.

Stanowoi-Chrebet, Gebirge in Sibirien (s. d.).

Stans (Stanz), Marktflecken im schweizerischen Kanton Unterwalden, Hauptort des Bezirks Nidwalden, am nördlichen Fuße des 5847 Fuß hohen Stanserhorns, hat eine Kirche mit vielen Denkmälern, ein Kapuziner- und ein Nonnenkloster, ein Theater, Spital, Zeughaus mit Arnolds von Winkelried Panzerhemd, einen Brunnen mit dessen Bildsäule und nahe bei dem Orte dessen Wohnung, ferner Gewehr- u. Wachskerzenfabrikation, Färberei und Gerberei und 1900 Einw. In einem Nebengebäude des Nonnenklosters legte Pestalozzi 1798 eine Erziehungsanstalt für arme Kinder an, die aber bald wieder einging. Hier am 9. Sept. 1798 Gefecht zwischen den Nidwaldern u. den Franzosen unter Schauenburg; die letzteren plünderten nach der Einnahme den Ort. Im Jahre 1807 wurde den dabei gefallenen Nidwaldern ein Denkmal errichtet.

Stante pede (lat.), stehenden Fußes, auf der Stelle, sogleich, flugs, stracks.

Stanze (v. Ital.), Stück Stahl, in welches vertieft eine Figur gearbeitet ist, um dieselbe auf Metallblech zu drücken. Die Figuren der S.n werden mit dem Grabstichel gegraben, od. mit Stanzenbunzen eingetrieben, welche entsprechende erhabene Figuren am unteren Ende haben. Beim Abdrücken der S. wird das Metallblech, wenn es dünn ist, auf eine Bleiplatte gelegt und die S. mit dem schweren Stanzenhammer darauf geschlagen, oder man legt das Blech auf die S., setzt einen Stanzenstempel mit entsprechender erhabener Figur darauf und treibt diesen mit dem Stanzenhammer. Dies geschieht besonders bei den Flachstanzen der Gürtler.

Stanze (v. Ital.), ursprünglich jede Strophenabtheilung eines längeren oder kürzeren Gedichtes, oft auch ein ganzes lyrisches Gedicht von einer Strophe, besonders aber die Oktave oder Ottava rima, die man auch die S. des Boccaccio genannt hat, zum Unterschied von der sicilischen oder Siciliane, die einen fortlaufenden Reimwechsel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet. Ueber die erstere s. Ottava rima. Eine eigene S. schuf sich Wieland, die zwar den achtzeiligen Bau mit der italienischen gemeinsam hat, aber in der Kürze und Länge der Verse, sowie im Reime sich völlig frei bewegt. Die sogenannte Spenserstanze wurde zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von dem Engländer Edw. Spenser in „Fairy Queen", später von Byron im „Childe Harold" gebraucht, in Deutschland aber nur von Uebersetzern, z. B. von Zedlitz, nicht ohne Glück nachgebildet. Sie besteht aus einer verschobenen Oktave mit angehängten Alexandrinern, deren Reime nach Belieben klingend oder stumpf sind und die Stellung behaupten, daß die 4 ersten Verse abwechselnd, der fünfte und siebente wieder mit dem vierten, der sechste, achte und neunte aber zusammen reimen.

Stanzmaschine, s. v. a. Nuthenstoßmaschine.

Stapel, ein Haufen, eine Menge Dinge, besonders wenn sie in einer gewissen Ordnung aufgesetzt sind; besonders eine Quantität gewisser trockener Waaren, welche auf einander geschichtet sind, z. B. Holz, Tücher 2c., besonders Häute; Jahrmarkt, Messe, daher Stapelplatz, Ort oder Hafen mit Waarenniederlagen; vergl. Stapelgerechtigkeit; Gerüst auf dem Schiffswerft, auf welches ein auszubesserndes Schiff gelegt, oder auf dem ein neu zu erbauendes gefertigt wird, daher man von einem solchen, wenn es zum ersten Male ins Wasser gelassen wird, technisch sagt: es laufe vom S.; im Woll- und Baumwollhandel das Vließ, der Faden.

Stapelgerechtigkeit (Stapelrecht, Stapelfreiheit, jus stapulae), ein in älteren Zeiten gewissen Städten bewilligtes Recht, welchem zufolge gewisse oder auch alle Waaren, welche auf Straßen versandt wurden, an denen ein Stapelplatz belegen war, in diesen abgeladen und daselbst eine gewisse Zeit (Stapelzeit) über zum Verkauf ausgestellt werden mußten, ehe man sie weiter bringen durfte. Die S. ist durch die wiener Kongreßakte von 1815 in allen Staaten, welche derselben beigetreten sind, aufgehoben worden.

Stapelia *L.* (Aaspflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, charakterisirt durch die fleischige, radförmige, 5- oder 10spaltige Korolle, die Befruchtungssäule mit doppelter, verschieden gestalteter Krone, die an der Basis sitzenden Pollenmassen und die fast cylindrischen Balgkapseln mit geschwänzten Samen, fleischige, ausdauernde, kraut- oder strauchartige Pflanzen, fast ohne Blätter, meist in Südafrika einheimisch, mit dunkel gefärbten, sammetartigen Blumen, welche widerlich wie Aas riechen, so daß die Aasfliegen ihre Eier darauf legen. Der Sonderbarkeit wegen kommen sie in Gewächshäusern vor, wo sie bei 6—10° Wärme durchwintert und durch die wurzelnden Aeste und Stengel vermehrt werden.

Stapelplatz, s. v. a. Stapelstadt; s. Stapel.

Stapelrecht, s. v. a. Stapelgerechtigkeit.

Staphylea *L.* (Pimpernuß), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, gefärbten Kelch, die 5blätterige Korolle und die 2—3 aufgeblasenen Kapseln mit 1—2 oder mehren steinharten Samen, baumartige Sträucher, meist auf der nördlichen Erdhälfte, mit weißen Blüthen in Achselrispen, worunter S. pinnata *L.*, Klappernuß, Blasennuß, am bekanntesten ist. Dies ist ein Strauch oder Bäumchen von 10—18 Fuß Höhe, mit 5—7zählig-gefiederten Blättern mit linealen Nebenblättern, in der Mitte gegliederten Blüthenstielen, weißen, oft rosenroth überlaufenen, aufrecht-zusammenschließenden Blüthen und großen, fast kugeligen, hellbraunen, glänzenden Samen mit kreisrundem, weißlichem Nabel. In Gebirgswäldern des südlichen und stellenweise des mittleren Europa vorkommend, wird das Bäumchen oft als Zierstrauch in Gartenanlagen angepflanzt. Das weiße, feste Holz dient zu Drechslerarbeiten; die Samenkerne sind eßbar, wirken etwas purgirend und geben ein gutes Oel; die Blüthenknöpfe werden in manchen Gegenden wie Kapern eingemacht und genossen. Auch S. trifolia *L.*, in

Virginien, mit zierlichen, weißen Blüthen in 4—5 Zoll langen, herabhängenden Trauben, kommt häufig als Zierstrauch in deutschen Gärten vor.

Stapß, Friedrich, bekannt durch seinen Mordversuch gegen den Kaiser Napoleon I., geboren am 17. März 1792 zu Naumburg, erlernte die Kaufmannschaft und kam dann nach Leipzig in Kondition. Ein erbitterter Gegner Napoleons, in dem er den Grund alles Unglücks in Deutschland erkannte, beschloß er, denselben zu ermorden, und reiste zu diesem Zweck am 13. Oktober 1809 nach Schönbrunn, wo jener Heerschau hielt. Rapp, dem das Benehmen S.', der den Kaiser zu sprechen verlangte, verdächtig vorkam, ließ ihn aber festnehmen und man fand bei ihm unter Anderem ein großes Küchenmesser. S. gestand unerschrocken seine Absicht und antwortete auf die Frage des Kaisers: „Wenn ich Sie nun begnadige, wie werden Sie mir es danken?" mit den Worten „Ich werde darum nicht minder Sie tödten". Er ward hierauf am 17. Okt. erschossen.

Staraja-Russa, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, Kreis Demians, südlich vom Ilmensee, an der Polista, war früher Hauptstadt eines eigenen, gleichnamigen Kreises und Hauptort der nördlichen Militärkolonien, hat einen kaiserlichen Palast, 12 Kirchen, einen steinernen Kaufhof, eine Saline mit Soolbad und 9453 Einw. In der Umgegend wird viel Flachs gebaut. S. ist sehr alt und war früher oft Residenz von Großfürsten.

Stargard, 1) (S. an der Linde), Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, Herzogthum Strelitz, Sitz eines Domanialamtes, eines Amts und eines Stadtgerichts, hat ein stattliches Rathhaus, eine Stadtschule, Hospital, Armenhaus, Tuchfabrikation, Leinen- und Baumwollweberei und 1902 Einw. Dabei auf steiler Anhöhe die alte Burg S. (ehemalige Residenz der Herren von S.) mit hohem Wartthurm. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, am linken Ufer der Ihna, mit Stettin und der preußischen Ostbahn durch eine Eisenbahn verbunden, hat ein sehenswerthes Rathhaus aus dem 16. Jahrhundert, 4 evangelische Kirchen, worunter die Marienkirche aus dem 14. Jahrhundert die hervorragendste ist, ein Gymnasium, eine Schule für Feldmesser, Lein- und Wollweberei, Strumpfwirkerei, Gerberei, Watte- und Tabaksfabrikation, Branntweinbrennerei, Ziegelei und Kalkbrennerei, Torfstecherei, Leinwand-, Vieh- und Pferdemärkte und 16,692 Einwohner (ohne 1284 Mann Militär). S. war früher die Hauptstadt Hinterpommerns. — 3) (Stargardt), Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, an der Ferse, mit evangelischer und katholischer Kirche, Synagoge, Krankenhaus, Woll- und Leinweberei, Gerberei, Strumpfwirkerei, Färberei, Tabaksfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Viehmärkten und 5442 Einw. (ohne 338 Mann Militär). S., 1339 erbaut, war lange Zeit Sitz der Landtage von Pomerellen. Vom deutschen Orden 1461, von den Polen 1462 und öfters erobert, kam S. 1655 in die Gewalt der Schweden.

Starhemberg, österreichisches, theils fürstliches, theils gräfliches Geschlecht, stammt von den alten Markgrafen von Steiermark und blüht noch in einer Hauptlinie, der rüdigerschen, und zwei Unterlinien, der paulinischen, jetzt vertreten durch Camillo, Fürsten von S., Mitglied des österreichischen Herrenhauses, geboren den 9. Sept. 1804, und der gundaccarschen, repräsentirt durch Stephan, Grafen von S., geboren im Juli 1817. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Ernst Rüdiger, Graf von S., geboren 1635 zu Grätz in Steiermark, diente unter Montecuculi und machte sich besonders als Kommandant von Wien durch die erfolgreiche Vertheidigung der Stadt gegen die Türken, vom 9. Juli bis 11. Sept. 1683, berühmt. Kaiser Leopold verlieh ihm hierfür den Feldmarschallsstab, die Würde eines Staats- und Konferenzministers und das Recht, den Stephansthurm in seinem Wappen zu führen. S. folgte dann dem König Johann Sobieski als Kommandirender der Infanterie nach Ungarn, ward aber bei Ofen so schwer verwundet, daß er sein Kommando niederlegen mußte, und lebte fortan als Präsident des Hofkriegsraths zu Wien, vorzugsweise mit der Organisation des österreichischen Heeres beschäftigt. Er † am 4. Jan. 1701.

2) Guido, Graf von S., geboren 1657, fungirte während der Belagerung Wiens 1683 mit Auszeichnung als Adjutant des Vorigen, seines Vetters, folgte nach dem Entsatz Wiens dem Heere nach Ungarn und that sich auch dort vielfach, u. A. 1686 bei der Belagerung von Ofen, 1687 bei Mohacz und bei der Erstürmung Belgrads (6. September 1688), der Vertheidigung von Esek und in den Schlachten bei Salankemen (19. Aug. 1691) und Zenta (11. Sept. 1697) hervor. Nach dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs ging er mit dem Prinzen Eugen nach Italien, führte hier 1703 an Eugens Stelle den Oberbefehl u. wußte die versuchte Vereinigung der Franzosen und Bayern in Tyrol zu verhindern. Später ward er zur Bekämpfung der ungarischen Insurrektion verwendet; 1708 übernahm er als Feldmarschall das Kommando der in Spanien kämpfenden österreichischen Armee und führte trotz der geringen ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte den kleinen Krieg glücklich. Im Jahre 1710 zog er nach den Siegen bei Almenara und Saragossa in Madrid ein, ward aber durch Mangel und die Theilnahmlosigkeit des spanischen Volks an der Sache Karls bald zum Rückzuge nach Barcelona genöthigt. Als Karl nach Josephs Tode in die österreichischen Erblande zurückgekehrt war, blieb S. als Vicekönig in Barcelona zurück, konnte sich aber aus Mangel an Unterstützung daselbst nicht halten und ließ sich in Folge des Neutralitätstraktats vom 14. Mai 1713 mit den Resten seiner Truppen auf englischen Schiffen nach Genua übersetzen. Er lebte seitdem in Wien. Während des Türkenkriegs von 1716—18 übernahm er in Abwesenheit des Prinzen Eugen das Präsidium des Hofkriegsraths. Er † am 7. März 1737 als Gouverneur von Slavonien. Sein Leben beschrieb Arneth (Wien 1853).

Staritza, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, am Einfluß der Staritza

in die Wolga, hat 6 Kirchen, ein Kloster, starken Getreide- und Hanfhandel nach Petersburg, große Jahrmärkte und 5166 Einwohner.

Stark, 1) Johann Friedrich, lutherischer ascetischer Schriftsteller, geboren den 10. Okt. 1680 zu Hildesheim, wirkte als Prediger nach einander zu Genf, Sachsenhausen und Frankfurt a. M., wo er den 17. Juli 1756 als Konsistorialrath †. Außer vielen geistlichen Liedern (Nürnb. 1750 und Frankf. 1768) veröffentlichte er u. A.: „Gebetbuch" (1728; 20. Aufl., Frankf. 1833) und „Morgen- u. Abendandachten" (1745; neue Aufl., Stuttg. 1853).

2) Johann August, Freiherr von S., bekannt als Kryptokatholik, geboren am 29. Okt. 1741 zu Schwerin, studirte zu Göttingen Theologie und orientalische Sprachen, war dann Lehrer in Petersburg, besuchte 1765 England u. Frankreich, ward in Paris Interpret der morgenländischen Handschriften an der königlichen Bibliothek und 1766 Konrektor in Wismar. Im Jahre 1769 übernahm er nach einer zweiten Reise nach Petersburg in maurerischen Angelegenheiten eine Professur der morgenländischen Sprachen zu Königsberg und wurde hier 1770 Hofprediger, 1772 zugleich ordentlicher Professor der Theologie und 1776 Oberhofprediger, 1777 Professor am Gymnasium zu Mitau und 1781 Oberhofprediger und Konsistorialrath zu Darmstadt. Im Jahre 1786 beschuldigte ihn die „Berliner Monatsschrift" öffentlich, daß er Kryptokatholik, Priester und Jesuit sei, und S. vermochte sich in der Schrift „Ueber Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften ꝛc." (Frankf. 1782, 2 Bde.; „Nachtrag" 1788) nicht vollständig zu rechtfertigen, und sein anonym erschienenes „Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten" (das. 1809, 7. Aufl. 1828) mußte jenem Verdacht nur neue Nahrung geben. Gleichwohl blieb er in seinem Amte und ward sogar vom Großherzog von Hessen 1811 in den Freiherrenstand erhoben; er † am 3. März 1816. Nach seinem Tode soll man in seinem Hause ein zum Messehalten eingerichtetes Zimmer gefunden haben, und es ward ermittelt, daß er schon am 8. Febr. 1766 zu Paris förmlich zur katholischen Kirche übergetreten war. Vgl. Bahrdt, Beleuchtung des starkschen Apologismus, Leipzig 1790.

Starke, Gotthelf Wilhelm Christoph, namhafter praktischer Theolog und Kanzelredner, geboren am 9. Dec. 1762 zu Bernburg, studirte zu Halle, ward 1798 Oberprediger zu Bernburg und 1808 Hofprediger zu Ballenstedt, wo er am 27. Okt. 1830 †. Seine „Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen" (4 Samml., Berl. 1793—98; 3. Aufl., Braunschweig 1827, 5 Bde.) gelten als Musterstücke der prosaischen Idylle.

Starkenburg, die südöstlichste Provinz des Großherzogthums Hessen, liegt zwischen dem Rhein, Main und Neckar, wird von der Provinz Rheinhessen, den neu erworbenen preußischen Gebieten (respektive Nassau, Frankfurt und Kurhessen), dem bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken u. dem badischen Unterrheinkreis begrenzt u. hat einen Flächenraum von 54,47 QMeilen mit 322,744 meist protestantischen Einwohnern. Den südöstlichen Theil des Landes nimmt der Odenwald ein, über den der römische Pfahlgraben vom Main aus bei Obernberg gegen Süden lief, und an dessen westlichem Abhang sich jetzt die Bergstraße hinzieht. Der westliche und nördliche Theil nach dem Rhein und Main zu ist eben und großentheils sehr fruchtbar. Im Ganzen gehört die Provinz zu den wärmsten, schönsten und bestbebauten Gegenden Deutschlands, hat reichen Obst- und Weinbau, ansehnliche Waldungen, schöne Wiesen, starke Viehzucht und mannichfache Industrie und wird von der Main-Neckarbahn (Linie Frankfurt-Mannheim-Heidelberg), der Main-Rheinbahn (Mainz-Darmstadt-Aschaffenburg) und der Linie Mainz-Frankfurt (linkes Mainufer) der hessischen Ludwigsbahn durchschnitten. Sie ist eingetheilt in die 10 Kreise Darmstadt, Dieburg, Offenbach, Großgerau, Bensheim, Heppenheim, Lindenfels, Erbach, Neustadt und Wimpfen und hat Darmstadt zur Hauptstadt.

Starnberg (Starenberg), Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, 6½ Stunden südwestlich von München, mit königlichem Schloß und Rentamt, am Nordende des starnberger oder Würmsee's unweit des Austritts der zur Ammer abfließenden Würm aus demselben. Der See liegt 1782 Fuß über dem Meere, ist 5½ Stunden lang, bis 1½ Stunden breit, 140 Klafter tief und hat 13 Stunden im Umfang. Er ist reich an trefflichen Fischen (Lachsen, Wallern, Karpfen, Hechten ꝛc.). Seine amphitheatralisch aufsteigenden Ufer sind mit Dörfern, Landhäusern, Schlössern, Kirchen und Gasthäusern besetzt. Bemerkenswerth sind, außer dem von 1541—85 erbauten Bergschlosse Starnberg, das königliche Jagdschloß Berg, das dem Herzog Max gehörige Schloß Possenhofen, in dessen Nähe die liebliche Insel Wörth liegt, das Leonischlößchen, das Bad Schäftlarn im Nordosten, das Bad Petersbrunn, am Ausfluß der Würm, mit Parkanlagen, sowie das Schloß Lautstetten am Beginn des romantischen Mühlthals, wo die Reismühle, in welche die Sage Karls des Großen Geburt verlegt, und auf der Höhe die Ruinen der Karlsburg liegen. Der See wird von Dampfschiffen befahren.

Starobielsk (Starobelsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, am Aidar, hat eine Kathedrale, 3 andere Kirchen, lebhaften Handel und 8164 Einwohner.

Starobradzi (Starowerzi), s. Raskolniken.

Starodub, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, an der Babinza, hat einige Befestigungen, mehre Kirchen, ein Kloster der Raskolniken, eine Glockengießerei, Gerberei, Handel mit Getreide, Flachs, Hanf, Matten, Seilerwaaren, Wachs, Branntwein ꝛc. und 12,474 Einwohner.

Staro-Konstantinow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, am Slutsch, hat mehre Kirchen, verschiedene Fabriken, lebhaften Handel und 11,688 Einwohner, darunter viel Juden. S. brannte am 14. Juni 1844 großentheils nieder.

Starosten (capitanei), in Polen Edelleute, Land-

würdenträger, die vom König eines der königlichen Güter durch Schenkung, Verkauf oder Verpfändung, oder auch durch Verleihung auf Lebenszeit in Lehn erhalten hatten. Dergleichen Starosteien durfte der König auch beim Absterben des zeitigen Inhabers nicht einziehen. Während einige S. die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise hatten und über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entschieden (Starosteigerichte), genossen andere bloß die Einkünfte der ihnen verliehenen Güter.

Starrkrampf (tetanus u. trismus), ein Zustand, welcher auf krankhaft gesteigerter, vom Rückenmark ausgehender Erregung der Bewegungsnerven beruht. Die Empfindungsnerven sind beim S. nur in beschränkter und mittelbarer Weise betheiligt. Der S. betrifft am häufigsten Verwundete (traumatischer Tetanus). Von den Wunden sind namentlich Zerreißungen, Schuß- und Stichwunden und solche, bei welchen fremde Körper in der Wunde zurückgeblieben sind, anzuführen. Doch bei weitem nicht alle solche Wunden führen zum S., es ist dazu vielmehr noch eine Gelegenheitsursache erforderlich und diese ist am häufigsten schneller Temperaturwechsel (Erkältung). In anderen Fällen kommt der S. ohne eine vorhergegangene Verwundung bloß nach heftiger Erkältung vor (rheumatischer Tetanus). Der traumatische S. ist viel häufiger als der rheumatische. Außerdem hat man noch einen S. der neugebornen Kinder (tetanus neonatorum) aufgestellt, welcher aber wohl meist unter den Wundstarrkrampf zu rechnen ist. Der S. der Neugebornen tritt nur am ersten bis fünften Tage nach dem Abfallen der Nabelschnur auf. Endlich wird auch durch Vergiftung mit Strychnin- und Brucinpräparaten ein krankhafter Zustand herbeigeführt (tetanus toxicus), welcher ganz und gar dem Wundstarrkrampf gleicht. Der traumatische und der rheumatische S. sind weit häufiger bei Männern als bei Frauen. Kräftige Konstitutionen sind der Krankheit mehr ausgesetzt als schwächliche. In den Tropenländern ist die Krankheit häufiger als bei uns. Gewisse Racen, namentlich die Neger, scheinen in den Tropen leichter an S. zu erkranken als die Europäer. Der S. ist charakterisirt durch anhaltende tonische Krämpfe, welche hauptsächlich die Muskeln des Rumpfes (des Rückens) und die Kaumuskeln befallen und sich in einzelnen Anfällen zu einer furchtbaren Höhe steigern. Gewöhnlich gehen dem S. Vorboten voraus, welche in leichtem fieberhaften Allgemeinbefinden, Schmerzen und Steifigkeit im Nacken bestehen. Bricht die Krankheit selbst aus, so wird fast immer zuerst der Kopf durch starre Kontraktionen der Rückenmuskeln fixirt und rückwärts gezogen; tonische Krämpfe der Kaumuskeln pressen die Kiefer fest auf einander (Mundsperre, trismus), gleichzeitig wird das Schlingen durch Krämpfe des Schlundkopfs erschwert oder ganz verhindert. Vom Nacken aus verbreitet sich der Krampf über die Rückenmuskeln, der ganze Körper wird dadurch bogenförmig rückwärts gekrümmt. Aber auch die Bauch- und Brustmuskeln betheiligen sich an dem S., deshalb ist der Unterleib eingezogen und brethart. Seltener werden auch die Muskeln der Extremitäten vom Krampf ergriffen. Haben die Nacken- und Rückenmuskeln beim S. das Uebergewicht, so daß der Körper sich bogenförmig nach rückwärts krümmt, so nennt man den S. Opisthotonus; sind aber die Muskeln an der vordern Hals- und Rumpfseite im Uebergewicht, so spricht man von Emprosthotonus; ziehen endlich die Muskeln einer Seite sich krampfhaft zusammen, so heißt der S. auch Pleurothotonus. Ueberwiegt keiner dieser Muskelzüge den andern, so daß der steife Körper gerade ausgestreckt ist, so nennt man den Zustand Orthotonus. Von allen diesen Formen ist der Opisthotonus bei weitem der häufigste. Die kontrahirten Muskeln bleiben während des ganzen Verlaufs der Krankheit gespannt, von Zeit zu Zeit aber treten Anfälle auf, in welchen der Krampf den höchsten Grad erreicht. Die Muskeln sind dabei hart wie Stein und der Sitz furchtbarer Schmerzen, welche denjenigen beim Wadenkrampf ähnlich sind. Durch die Zusammenziehung der Schläfen- und Kaumuskeln, durch das Runzeln der Stirn, durch die von den zusammengekniffenen Zähnen zurückgezogenen Lippen bekommt der Anblick eines an S. leidenden Menschen etwas furchtbar Grauenhaftes. Im Beginn der Krankheit treten die Anfälle nicht ganz von selbst auf, werden aber durch die unbedeutendsten Veranlassungen hervorgerufen. Eine leise Berührung der Haut, ein Luftzug, welcher den Kranken trifft, die Erschütterung des Bettes, jedes Geräusch, jede Bewegung, welche der Kranke ausführen will, Kau- und Schlingversuche, selbst die Vorstellung davon reichen hin, um eine neue Steigerung des S.s hervorzurufen. Das Unvermögen zu schlucken und der Krampfausbruch bei jedem Versuche zu trinken geben dem S. große Aehnlichkeit mit der Hundswuth (Wasserscheu). Die Anfälle sind von wechselnder Dauer, anfänglich sind sie nur kurz, auf der Höhe der Krankheit können sie eine Viertelstunde, ja selbst eine ganze Stunde andauern. Die Krankheit ist um so entsetzlicher, als der Kranke meist bis zum Tode das volle Bewußtsein behält. Auch die meisten übrigen Funktionen erleiden nur geringe Störung. Die Haut ist heiß und meist mit starkem Schweiß bedeckt, die Kranken leiden Hunger und Durst, weil sie nicht schlingen können, der Schlaf fehlt, die Athmung ist erschwert, die Brust wie in einen Schraubstock gespannt. Die gestörte Respiration und die Erstickungszufälle sind es auch, welche den Kranken meist schon nach wenigen Tagen hinwegraffen. Zieht sich die Krankheit längere Zeit, manchmal mehre Wochen lang hin, so sterben die Patienten in der Regel in Folge der gehemmten Nahrungszufuhr den Hungertod. Sehr selten geht der S. in Genesung über. Die Anfälle werden immer schwächer und schwächer, aber die Rekonvalescenz ist eine sehr langsame und es vergehen Monate, ehe die Muskeln ihre krankhafte Spannung gänzlich verloren haben. Der S. der Neugebornen zeigt nur unwesentliche Abweichungen von der gegebenen Schilderung und endet ebenfalls fast immer und nach kurzer Zeit mit dem Tode. Was die Behandlung des S.s anbetrifft, so hat man früher beim Wundstarrkrampf die Durchschneidung etwa verletzter Nervenstämme, ja selbst die Amputation eines ganzen Gliedes

vorgenommen, in der Meinung, mit der Ursache der Verletzung auch die Krankheit selbst zu heben. Doch ist man jetzt von diesen Operationen als nutzlos zurückgekommen. Dagegen haben sich beim traumatischen wie rheumatischen S. warme und reizende Bäder, russische Dampfbäder als vorzüglich bewährt, wenn sie auch nur vorübergehende Linderung, nicht immer Heilung zu bewirken vermochten. Oertliche Blutentziehungen im Verlaufe des Rückgrats sind von zweifelhaftem Werthe. Die betäubenden Mittel (Morphium, Opium) sind schon wegen der Schmerzen gar nicht zu entbehren, müssen aber in großen Dosen gegeben werden. Wenn der Kranke nicht schlucken kann, so muß man diese Mittel in gelöstem Zustande unter die Haut einspritzen. Außerdem hat man, um die Schmerzen und Krämpfe zu mildern, einen ausgedehnten Gebrauch von Chloroformeinathmungen gemacht. Da wir dem S. gegenüber fast ohnmächtig sind, so ist es besonders wichtig, daß man für ein ganz ruhiges Zimmer, für gleichmäßig warme und etwas feuchte Luft sorge und den Kranken vor zu grellem Lichte schütze.

Starrsucht (Katalepsie), eine eigenthümliche Krankheit der Bewegungsnerven, beziehentlich deren Centralorgane, welche in einzelnen Anfällen auftritt. Während eines kataleptischen Anfalls verharren die Glieder in der Stellung, in welche sie der Kranke vor dem Anfall durch seinen Willen gebracht hat, oder in der Stellung, in welche sie während des Anfalls durch fremde Hand gebracht werden. Sie sinken weder durch ihre eigene Schwere herab, noch können sie durch den Willen des Kranken in eine andere Stellung gebracht werden. Es ist wahrscheinlich, daß bei der S. alle Bewegungsnerven sich in einem Zustande mittlerer Erregung befinden und daß in Folge dessen alle Muskeln bis zu dem Grade kontrahirt sind, daß sie der Schwere der Glieder Widerstand zu leisten vermögen. Die Antagonisten halten sich vermöge ihres gleichmäßigen Kontraktionszustandes hierbei vollständig das Gleichgewicht. Jener mittlere Erregungszustand der Bewegungsnerven wird jedenfalls vom Rückenmark eingeleitet, doch besteht sicherlich gleichzeitig auch ein abnormer Zustand des Gehirns. Denn in den einen Fällen von S. ist das Bewußtsein während des Anfalls vollständig aufgehoben und es kommen daher keine Bewegungsbestrebungen zu Stande; in denjenigen Fällen aber, in welchen das Bewußtsein erhalten bleibt, wollen die Kranken zwar sich bewegen, aber sie vermögen es nicht. Welcher Art der abnorme Zustand des Gehirns und Rückenmarks bei der S. sei, ist völlig unbekannt. Kataleptische Erscheinungen sind bei gewissen Geisteskranken, bei Hysterischen und neben manchen Krampfformen nichts ganz Seltenes. Sehr selten dagegen wird die S. als ein selbstständiges Leiden bei sonst gesunden Individuen beobachtet. Kinder und jugendliche Individuen scheinen noch am leichtesten davon betroffen zu werden. Gelegenheitsursachen zum Ausbruch der S. sind namentlich starke Gemüthsbewegungen. Als Vorboten der Anfälle von S. sind Kopfschmerz, Schwindel, Ohrenklingen, unruhiger Schlaf, große Reizbarkeit ꝛc. zu nennen. Der Anfall selbst tritt plötzlich ein; die Kranken bleiben unbeweglich wie eine Statue in der Stellung oder Lage, in welcher sie sich gerade befinden, wenn sie der Anfall überrascht. Die Glieder zeigen dabei eine wachsartige Biegsamkeit und behalten lange Zeit hindurch die Stellung, die man ihnen gibt. Entweder ist während des Anfalls das Bewußtsein und damit die Empfindlichkeit gegen äußere Reize vollständig aufgehoben, oder das Bewußtsein ist vorhanden, äußere Reize werden empfunden, aber die Kranken sind nicht im Stande, durch Worte oder Bewegungen Zeichen ihres Bewußtseins zu geben. Die Athmungsbewegungen, der Herz- und Pulsschlag sind zuweilen so schwach, daß man sie kaum wahrnimmt. Harn- und Stuhlentleerung sind gewöhnlich angehalten. Ein solcher Anfall dauert meist nur wenige Minuten, selten mehre Stunden oder Tage. Die Kranken gähnen und seufzen, wenn der Anfall vorübergeht, und machen ganz den Eindruck eines Menschen, der aus einem tiefen Schlaf erwacht. Geht der Anfall schnell vorüber u. ist während desselben das Bewußtsein erloschen gewesen, so wissen die Kranken oft gar nicht, daß etwas Ungewöhnliches mit ihnen vorgegangen ist. In andern Fällen bleiben die Kranken nach dem Anfall für kurze Zeit angegriffen, schwindlich und klagen über Eingenommenheit des Kopfes. Oft tritt nur Ein Anfall ein, selten folgen sich in kurzen oder langen Zwischenräumen mehre Anfälle. Das Befinden zwischen denselben ist ungetrübt, wenn nicht gleichzeitig andere Krankheitszustände vorhanden sind. Die S. geht fast immer nach längerem oder kürzerem Bestande in Genesung über. Dauern die Anfälle nur wenige Minuten oder Stunden, so beobachte man den Kranken nur, ohne einen direkten Eingriff in den Gang des Anfalls vorzunehmen. Dauert der Anfall länger an, so kann es nöthig werden, dem Kranken künstlich (durch die Schlundsonde) Nahrung einzuführen. Zwischen den Anfällen muß man das etwa nachweisbare Grundleiden je nach Art des individuellen Falls zu bekämpfen suchen.

Staszow (Staschow), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Radom, Kreis Sandomir, südöstlich von Kielce, links am Czarna, hat eine Synagoge, Fabrikation von Gewehren, Thonpfeifen und Papier, Strumpfweberei, Wollweberei, Eisen- und Kupferhämmer u. 5521 Einw.

Stasis (griech.), Stillstand oder Stockung des Bluts in den Gefäßröhren, ist eine Theilerscheinung vieler entzündlichen Vorgänge und folgt auf die der Entzündung vorausgehende Blutüberfüllung des betreffenden Organs oder Gewebes. Die S. kann aber auch längere oder kürzere Zeit bestehen, ohne daß es zu Ernährungsstörungen und zu Entzündung des betroffenen Theils kommt. Früher hat man das Wesen der Entzündung oft in der S. allein finden wollen. Vergl. Pitha und Billroth, Allgemeine Chirurgie, I, S. 106 ff.

Stassart, Goswin Joseph Augustin, Baron von, belgischer Staatsmann, geboren am 2. Sept. 1780 zu Mecheln, studirte die Rechte zu Paris, wurde daselbst 1804 Auditeur im Staatsrath, erhielt 1805 eine Intendantur in Tyrol und kam 1807 in derselben Eigenschaft zur großen französischen Armee in Preußen. Im Jahre 1810

ward er Präfekt des Vauclusedepartements und 1811 des der Maasmündungen. Nach dem Sturze Napoleons I. schloß er sich dem Hause Oesterreich, nach Napoleons Rückkehr von Elba aber wieder an diesen an. Nach der zweiten Restauration lebte er auf seinem Landgute bei Namur, bis ihn die Stadt Namur 1822 in die zweite Kammer sandte, wo er zur Opposition gehörte. Nach dem Ausbruch der Revolution in Brüssel im September 1830 war er unter den Abgeordneten der südlichen Provinzen, welche der Einberufung der Kammer nach dem Haag Folge leisteten. Als aber die belgische Revolution mehr Konsistenz gewonnen, begab er sich nach Belgien zurück, wo er in den Kongreß gewählt und Mitglied der provisorischen Regierung, sowie dann des Senats wurde. In dieser Stellung bekleidete er sieben Sessionen hindurch das Amt eines Präsidenten, während er von der Regierung 1834 auch zum Gouverneur von Brabant ernannt wurde, verlor aber 1838 diese beiden Würden, da er als Großmeister der belgischen Freimaurerei mit dem dieselbe befehdenden Episkopat offen gebrochen hatte. Im Jahre 1840 ward er für kurze Zeit Gesandter zu Turin. Im folgenden Jahre legte er seine Würde als Großmeister der belgischen Freimaurerei nieder. Er † den 16. Okt. 1854 in Brüssel. Seine Schriften (Denkschriften, Reden, Kritiken &c., namentlich aber treffliche Fabeln) erschienen gesammelt Brüssel 1854.

Staßfurt, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Kalbe, an der Bode, durch eine Zweigbahn mit der magdeburg-leipziger Bahn verbunden, mit bedeutendem Steinsalzbergwerk u. Saline, welche jährlich 40,000 Centner Salz liefert, Rübenzuckerfabrikation, starker Leinweberei und 3612 Einw.

Staszyc, Xawery Stanislaw, polnischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren 1755 zu Pila, studirte zu Leipzig, Göttingen und Paris Naturwissenschaften, bereiste sodann die Alpen, Pyrenäen und Karpathen und ward bei der Gründung des Herzogthums Warschau vom König von Sachsen zum Staatsrath und 1808 zum Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften ernannt. Nachdem Polen russische Provinz geworden, vom Kaiser Alexander I. zum Generaldirektor des Komité's für die öffentliche Erziehung befördert, gründete S. viele Schulen, erhob die Universität Warschau zu ihrer Blüthe und förderte den Wege- und Brückenbau. Im Jahre 1824 trat er zurück und † den 20. Januar 1826. Sein bedeutendes Vermögen hatte er den Lehranstalten Warschau's vermacht. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „O ziemiorodztwie gér dawnéj Sarmacyi a poznléj Polski“ (Warschau 1805), eine Geognosie Polens, „Uwagi nad zyciem Jana Zamojskiego“ (das. 1806) und „Przestrogi dla Polski teraznlejszych Europy zwiazków iz preuc natury wypadaiace“ (das. 1792, 2 Bde.).

Statarisch (v. Lat.), stehend, verweilend; daher statarische Lektüre, Lektüre, bei der das Einzelne genau erklärt wird.

Stater, altgriechische Silbermünze, das Didrachmon, 12 Obolen enthaltend, 2 Drachmen oder 14,55 französische Grammes schwer, die gangbarste Silbermünze des äginetischen Münzfußes. Geringer war der korinthische S., der 10 Obolen enthielt. In Asien gab es einen goldenen S. von 2 Golddrachmen, etwa 8,38 französische Grammes wiegend, an Werth = 20 attischen Silberdrachmen, da das Gold im Werthe zehnmal höher geachtet ward als das Silber.

Statice *L.* (Strandnelke), Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, charakterisirt durch den einblätterigen, glocken- und trichterförmigen Kelch mit häutigem Rande, die meist 5blätterige Korolle und die einsamige, vom häutigen Kelch umschlossene Schlauchfrucht, Kräuter oder Halbsträucher mit dicker Wurzel und zahlreichen, schmalen Wurzelblättern, meist in Sandboden am Meeresstrande. Von S. Limonium *L.*, S. maritima *Lam.*, Limonium vulgare *Mill.*, Seelavendel, am Seestrande, im Binnenlande nur hier und da auf Salzboden, mit 1—2 Fuß hohem Schaft mit zahlreichen blauen Blüthen, waren früher Wurzel und Blätter, Radix et Folia Behen rubri s. Limonii, als kräftig adstringirendes Mittel vorzüglich gegen Durchfall und Blutflüsse, die Samen in Wein gegen Ruhr in Gebrauch. Schöne Zierpflanzen sind S. macrophylla *Link*, S. arborea *Brouss.*, beide mit weißen Blüthen, S. purpurata *L.*, mit purpurrothen Blüthen, u. a. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung und Samen.

Statik (v. Griech.), Theil der Mechanik (s. d.) S. des Landbau's, die Lehre von den gegenseitigen Beziehungen des Ertrags, der Erschöpfung und Befruchtung des zum Fruchtbau dienenden Bodens, ist erst in neuester Zeit in systematische Form gebracht, beruht aber großentheils noch auf Hypothese.

Statisches Moment, s. Hebel.

Stationes (lat.), Wachtposten der Soldaten in und außer dem Lager; Orte, wo Reisende übernachteten oder die Pferde wechselten (Station); in der alten christlichen Kirche die beiden Fastentage Mittwoch (wo die Juden den Plan zu Jesu Tod gemacht haben sollten) und Freitag (wo Jesus starb). Weil später an diesen Tagen Umgänge Statt fanden und man an gewissen Orten Halt machte, so hießen S. auch solche in der Regel mit Kreuzen bezeichnete Orte, wo die Prozession stehen blieb und betete.

Statist (v. Lat.), Jemand, der eine stumme Person, einen Bedienten, Soldaten, einen aus dem Volke u. dergl. auf dem Theater vorstellt, wozu nicht viel mehr als ordentliches Gehen und Stehen erforderlich ist, wogegen der Komparse bei Gruppirungen und Evolutionen im Geiste des Stücks handeln und beweglicher sein muß.

Statistik (entweder vom lat. status, Zustand, oder von dem seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland gebräuchlichen Worte statista, Staatsmann), Staatenkunde, d. i. die Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen politisch abgegrenzten Landes vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit, wobei das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt wird. Die Betrachtung der S. ist auf den von den Staatskräften hervorgebrachten Zustand gerichtet, damit die Art und die Summe derselben ermessen werden könne. Um aber die Wirksamkeit

der Staatskräfte bemessen zu können und die Gesetze ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen, müssen frühere mit späteren, ältere mit jüngeren Zuständen verglichen, muß die Gegenwart aus der Vergangenheit, d. h. aus der Geschichte, erklärt werden. Wie es mit Rücksicht auf den das Objekt der Auffassung bildenden politischen Bereich lokale, provinziale und universale S.en gibt, so lassen sich auch in qualitativer Beziehung allgemeine und besondere S.en unterscheiden, indem entweder alle in einer gewissen politischen Sphäre zusammenwirkenden Kräfte dargestellt werden (allgemeine Kulturstatistik), oder nur besondere Arten der Staatskräfte, wie etwa in einer S. der materiellen Kultur, des Unterrichts, der Literatur, der Staatsverfassungen ꝛc. Die Gegenstände der S. sind zunächst die allgemeinen Verhältnisse von Land und Volk, ohne daß diese vorerst noch in ihrer lebendigen Wechselwirkung aufgefaßt werden. Wie sie nun die Lage, Größe und Grenzen, sodann die klimatischen, orographischen und hydrographischen Verhältnisse in ihrer Bedeutung als Staatskräfte zu betrachten hat, so ist ihr auch nicht bloß die absolute und relative Größe der Bevölkerung von Wichtigkeit, sondern zugleich ihre gesetzmäßige Bewegung in Zunahme oder Abnahme, sowie die Vertheilung derselben an die Geschlechter, Altersklassen, Berufsarten, an Städte oder Dörfer ꝛc. Aus der steten lebendigen Wechselwirkung von Natur und Menschen, oder im politischen Sinne von Land und Volk erzeugt sich die gesammte materielle Kultur, nicht bloß die eigentliche Landwirthschaft oder sogenannte Urproduktion, sondern auch Industrie und Handel. Einer S. der materiellen Kultur ist es aber nicht bloß um die Masse und die Art der jährlichen Erzeugnisse eines Staats, sondern auch um die ganze Gliederung und fortschreitende und rückschreitende Bewegung der materiellen Produktion, sowie um die Vertheilung des Einkommens im Staate zu thun. Die S. der intellektuellen Kultur hat es mit dem Stande und der Bewegung der Religionen, mit der ästhetischen und wissenschaftlichen Produktion, sowie mit den Mitteln zur Verbreitung der Erzeugnisse des Geistes durch Unterricht und Literatur und mit der Wirksamkeit dieser Mittel des geistigen Verkehrs zu thun. Für die S. der moralischen Kultur, die vom Charakter der Nationen und seinen Veränderungen, von der Bewegung und dem Stande der Sitte und der Sittlichkeit handelt, ist die in neuerer Zeit sorgfältiger bearbeitete S. der Kriminalrechtspflege zwar nur ein Moment, aber von besonderer Wichtigkeit, da in ihr die Zustände und Mißstände der Gesellschaft wie in einem gedrängten Auszuge auf das deutlichste hervortreten. Endlich ist es die höhere Aufgabe einer S. der Staatsverfassung, Gesetzgebung und Verwaltung, nicht bloß den momentan vorhandenen status quo aufzufassen, sondern den gesetzmäßigen Verlauf der ganzen politischen Produktion und ihr Eingreifen in die Zustände der Gesellschaft deutlich zu machen. Die S. der Staatsverfassung beschäftigt sich mit dem Charakter der Regierungsform, sowie mit dem Verhältniß der Kirche zum Staate. Die S. der Verwaltung des Staats gibt eine Uebersicht über sämmtliche weltliche und geistliche Behörden. In Bezug auf das äußere Staatsleben hat die S. die Stellung der einzelnen Staaten im europäischen Staatensystem als Macht ersten, zweiten, dritten oder vierten Ranges, bei Föderativstaaten, wie Deutschland, der Schweiz und Nordamerika, das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit festzustellen.

Obgleich die S. sich erst in neuerer Zeit zu einer selbstständigen Wissenschaft gestaltet hat, so war doch die Erfassung und Zusammenstellung statistischer Momente auch dem Alterthum und Mittelalter nicht fremd. So findet sich statistisches Material bei den Griechen in den Schriften des Herodot, Aristoteles, Eratosthenes, Strabo und Pausanias, bei den Römern in denen des Tacitus und Plinius des Jüngeren. Aus dem Mittelalter sind des Aeneas Sylvius Schriften als Quellen für S. zu nennen. Vorläufer einer wissenschaftlichen Behandlung der S. sind die Italiener Sansovino und Botero; der Franzose d'Avity; die Deutschen Conring, Oldenburger, Bosa, Gastel und von Zech; die Engländer Petty, King und Davenant; die Niederländer de Luca und Everh. Otto. Eine wissenschaftlich systematische Behandlung erfuhr die S. durch Achenwall, während sie durch Schlözer reicheren Inhalt erhielt. Die hervorragendsten Statistiker der Neuzeit sind in Deutschland: André, Berghaus, Lüder, von Malchus, Fallati, Schubert, J. G. Hoffmann, Dieterici, Hanssen, Becher, von Czörnig, Engel und Roscher; in Frankreich: Charles Dupin, Bruzen de la Martinière, Bignon, Ballois, Deferrière, de Férussac, Moreau de Jonnès und Dufau; in Belgien: Quetelet und Heuschling; in England: Porter, Colquhoun, M'Culloch und Mac Gregor; in Italien: Balbi, Quadri und Gioja. Als Hauptwerke sind hervorzuheben: Mone, Die Theorie der S., Heidelberg 1824; von Reden, Die jetzige Aufgabe der S. in Beziehung auf Staatsverwaltung, 2. Aufl., Wien 1857; Fallati, Einleitung in die Wissenschaft der S., Tübingen 1843; Stein, System der S., Populationistik und Volkswirthschaftslehre, Stuttgart und Tübingen 1852; Jonak, Theorie der S. in Grundzügen; Wien 1856; Knies, Die S. als selbstständige Wissenschaft, Kassel 1850; Brachelli, Deutsche Staatskunde, das. 1857 f., 2 Bde.; Kolb, Handbuch der vergleichenden S., 3. Aufl., Leipzig 1862; Wappäus, Allgemeine Bevölkerungsstatistik, das. 1862, 2 Bde.; Block, „Puissance comparée des divers Etats de l'Europe, Paris 1862. Für die tabellarische Behandlung der S. haben nach Gaspari, Nandel, F. L. Brunn, Ockhart, Römer und Bötticher neuerlich Ehrmann, Höck, Hassel und von Sydow Anerkennenswerthes geleistet. Von lexikalisch-statistischen Werken, deren Reihe mit dem großen zedlerschen „Universallexikon" beginnt, sind die encyklopädischen Werke von Bruzen de la Martinière, Hübner, Jäger, Winkopp, Ehrmann, Galetti, Stein, Hassel, Ersch und Gruber, sowie K. A. Müllers „Statistisches Jahrbuch" (Jahrg. 1 und 2, Leipzig 1845—46) hervorzuheben. Der Ansammlung statistischen Materials gewidmet sind die Zeitschriften von Crome und Jaup, Canzler, Häberlin, Posselt und

Murhard, André, Berghaus, Müller, von Reden, Hübner u. A., sowie die von den Franzosen Ballois, Deserrière und de Férussac und von dem Schweden Gräberg von Hemsö ꝛc.

In der neueren Zeit sind die statistischen Bureaux in Aufnahme gekommen, in welche die tabellarischen Erhebungen über das statistische Material zusammenfließen, u. denen dann die Zusammenstellung und Publikation derselben u. der sich daraus ergebenden Resultate obliegt. Für England bieten die Mittheilungen, welche das Parlament regelmäßig über alle Theile der öffentlichen Verwaltung empfängt, dann die jährlichen Uebersichten, welche der Kanzler der Schatzkammer über den gesammten Staatshaushalt gibt, die vierteljährlichen Veröffentlichungen des Handelsamts über Handel und Schifffahrt, die jährlichen Berichte über den Ertrag der indirekten Abgaben, über die Bewegung der Bevölkerung, sowie die Kriminalstatistiken, die Berichte über Verwaltung des Armenwesens, die Protokolle des Erziehungsraths ꝛc. reiches statistisches Material dar. In Frankreich veröffentlichen die obersten Verwaltungsbehörden jährlich Uebersichten über die Gegenstände ihres Geschäftszweigs (compte rendu). In Belgien publicirt die statistische Centralkommission zu Brüssel seit 1843 jährlich ein Bulletin und andere Arbeiten. In den Niederlanden, wo schon früher Berichte und Tabellen über einzelne Zweige der Staatsverwaltung veröffentlicht wurden, erscheint seit 1852 ein besonderes statistisches Jahrbuch, herausgegeben vom Ministerium des Innern. Für die Staaten des deutschen Zollvereins sind die jährlich über den Waarenverkehr und Zollertrag innerhalb desselben erscheinenden Uebersichten von Wichtigkeit. In Oesterreich erscheinen jährlich Tabellen zur dortigen S. und sonstige statistische Mittheilungen. Ebenso veröffentlicht Preußen seit 1848 regelmäßig Mittheilungen des statistischen Bureau's in Berlin, welche das gesammte Volks- und Staatsleben umfassen. Gleiches geschieht im Königreich Sachsen seit 1851 durch das dortige statistische Bureau; in Würtemberg schon seit 1818 durch Jahrbücher und Oberamtsbeschreibungen; in Bayern durch die Veröffentlichungen des königlich statistischen Bureau's; in Bremen und Hamburg durch die tabellarischen Uebersichten des dortigen Handels ꝛc.; in den thüringischen Staaten durch die Mittheilungen des statistischen Bureau's in Jena ꝛc. Statistische Notizen geben endlich auch der gothaische genealogische Hofkalender, der preußische Justiz-, Bau- und Militärkalender, der königlich sächsische Berg- und der altenburgische Geschichts- und Hauskalender ꝛc. Einen besonderen Zweig der allgemeinen S. bildet die kirchliche S., welche Nachweise über die in einem Lande befindliche Zahl der Christen nach ihren verschiedenen Konfessionen, der Kirchen, der Geistlichen, über Kultus, kirchliche Sitte, kirchliches Budget, Kirchenverfassung ꝛc. gibt. Dieselbe ward nach Kasche, ihrem Begründer, vornehmlich bearbeitet neuerlich von Wiggers (Kirchliche S., Hamburg 1842 f., 2 Bde.), Weltsch (Handbuch der kirchlichen Geographie und S. von den Zeiten der Apostel bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts, Berlin 1846, 2 Bde.), P. Karl von St. Aloys (Statistisches Jahrbuch der katholischen Kirche, Regensburg 1860) u. A.

Statius, Publius Papinius, römischer Dichter, geboren um 61 n. Chr. zu Neapel, ward in Rom gebildet, erwarb sich hier als Dichter und Improvisator die Gunst des Kaisers Domitian und siegte in mehren dichterischen Wettkämpfen. Später zog er sich auf sein Landgut bei Neapel zurück, wo er um 96 †. Von seinen Dichtungen, die vielfach an Schwulst und Dunkelheit des Ausdrucks leiden, besitzen wir noch „Silvae“, Ergüsse augenblicklicher Stimmungen; „Thebais“, ein Epos in 12 Gesängen, den Kampf der Sieben gegen Theben, und das Epos „Achilleis“ (unvollendet), die Begebenheiten des Achilles vor dem trojanischen Kriege schildernd. Am besten wurden sie herausgegeben von Gronov (Amsterd. 1653), Dübner (Paris 1837, 2 Bde.) und Queck (Leipzig 1854, 2 Bde.).

Stator (lat.), Beiname des Jupiter, dem als solchem Romulus einen Tempel gelobte, wenn er die vor den Sabinern fliehenden Römer zum Stehen brächte. Andere leiten den Namen davon her, weil er das Bestehende erhalte.

Stat pro ratione voluntas (lat.), vor der Vernunft gilt der Wille, Sprüchwort.

Statthalter, Derjenige, welcher die Stelle des Landesherrn oder der höchsten Obrigkeit in einem Lande oder einer Provinz vertritt; (stadhouder) ehemals in den vereinigten Niederlanden Derjenige, in dessen Händen ein Theil der obersten Staatsgewalt ruhte und der besonders im Kriege das oberste Kommando hatte, s. Niederlande, Geschichte.

Statue (statua), Standbild, Bildsäule, im Allgemeinen die durch Kunst in irgend einer, besonders harten Masse ausgebildete volle Gestalt, besonders des Menschen. Da die S. durch die reine Form wirkt, so ist ihr die Farbe etwas sehr Außerwesentliches. In Bezug auf die Erfindung der Idee unterscheidet man Ideal- und Porträtstatuen. Die Idealstatue steht in der Erfindung am höchsten, wenn sie, wie im griechischen Alterthum, höhere göttliche Wesen zur Darstellung bringt. Die Porträtstatue ist in der Skulptur dasselbe, was in der Malerei das Porträt ist. In Griechenland gab es in der frühesten Zeit wohl nur Götterstatuen; in der letzten Zeit der griechischen Selbstständigkeit und noch mehr beim Verfall der römischen Republik, als Schmeichelei und knechtische Gesinnung überhand nahmen, wurden dagegen in großer Menge Porträtstatuen gefertigt. Kolossale Dimensionen wurden durch den Zweck der Aufstellung bedingt. Den Begriff der Erhabenheit durch räumliche Ausdehnung anzudeuten, war aber dem griechischen Geschmack fern, und erst die verfallende Kunst, die sich ägyptisch-asiatischen Begriffen anbequemte, suchte auf diese Weise durch Zusammenstellungen eine größere Wirkung hervorzubringen. In Hinsicht ihrer äußeren Stellung unterscheiden schon die Alten stehende, sitzende, Reiterstatuen und fahrende S.n. Die nackten S.n bezeichnet man oft als griechische, die bekleideten als römische, die als Säulen dienenden als persische S.n. Bald schritt man zur Darstellung ganzer Gruppen fort, die man Symplegmata nannte. Die Alten verzierten oft die

Giebel der Tempel mit S.n. Die erhaltenen antiken S.n sind abgebildet und erklärt in den Sammlungen von Caraleriis (Rom 1585) und Perreri (das. 1638). Später machten sich Fabretti, Bartoli, Bellori, Berger, Montfaucon, Caylus u. A. in dieser Beziehung verdient. Vgl. Bildhauerkunst.

Statutarisch (v. Lat.), was zufolge Statuten gesetzmäßig ist, daher: st.e Portion, der festgesetzte Erbtheil, den eine Wittwe von der Verlassenschaft des Mannes erhält, nach sächsischen Rechten, wenn Kinder da sind, der 4., außerdem aber der 3. Theil des Gesammtvermögens.

Statuten (v. Lat.), Gesetze, Grundgesetze, insbesondere die Stiftungs- oder Grundgesetze einer Gesellschaft oder Korporation. Zur Gültigkeit eines Statuts verlangt man nach römischem Rechte, daß alle Mitglieder zur Abstimmung berufen, zwei Dritttheile wirklich erschienen sind und von diesen der Beschluß durch Mehrheit der Stimmen gefaßt worden ist. Sollen die S. auch für Andere, welche nicht zur Gesellschaft gehören, verbindlich sein, so ist ihre Bestätigung von Seiten des Staats unbedingt nothwendig. So haben öffentliche Anstalten, z. B. Domkapitel, Universitäten, Gemeinden, nicht das Recht, sich selbst S. zu geben. Ueber die früheren S. der Städte s. Stadtrecht.

Staubbach, Wasserfall im schweizerischen Kanton Bern, im Lauterbrunnenthal, stürzt 925 Fuß vom Felsen hinab, so daß sich seine Wassermasse in Staubregen auflöst.

Staubfaden, s. Pflanze.

Staubgefäß, s. Pflanze.

Staude (suffrutex), Halbstrauch, eine Pflanze, deren Stamm und Hauptäste ausdauern und verholzen, während die jüngeren Zweige im Winter alljährlich eingehen.

Staudenmaier, Franz Anton, katholischer Theolog, geboren am 11. September 1800 zu Donzdorf in Würtemberg, studirte im Wilhelmsstift zu Tübingen, trat 1826 in das Priesterseminar zu Rottenburg, folgte 1830 einem Ruf als Professor der katholischen Theologie nach Gießen und 1837 nach Freiburg im Breisgau, wo er 1843 auch zum Domkapitular ernannt wurde. Er † den 19. Januar 1856. Von seinen Schriften, in denen er eine Versöhnung der neueren Philosophie mit dem Christenthum erstrebte, sind hervorzuheben: „Der Geist des Christenthums" (Mainz 1835, 2 Bde.; 6. Aufl. 1859), „Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift" (Bd. 1, Mainz 1840), „Darstellung und Kritik des hegelschen Systems" (das. 1844), „Die christliche Dogmatik" (Freiburg 1844 fg., 4 Bde.), „Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwickelung" (Bd. 1, das. 1846) und „Die Grundfragen der Gegenwart" (das. 1850).

Staufen, Stadt im badischen Oberrheinkreis, in einer der schönsten Gegenden des Breisgau, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Kloster, eine Taubstummenanstalt, ein Hospital, Tuchmacherei, Gerberei, Säge-, Schleif-, Walk- und andere Mühlen, Handel, trefflichen Weinbau und 1742 Einwohner. Dabei die Ruinen des Bergschlosses S.; in der Nähe auch mehre andere Schloßruinen. Ort und Herrschaft gehörten ehemals der Abtei St. Blasien und kamen 1805 bei deren Säkularisation an Baden. Hier am 24. Sept. 1848 Gefecht zwischen badischen Truppen und den struve'schen Freischärlern.

Stauffacher, Werner, s. Schweiz, Geschichte.

Staunton, 1) Sir George Leonhard, berühmter Reisender, geboren 1740 zu Galway in Irland, ging 1762 als Arzt nach Westindien, dann nach Ostindien und begleitete 1792—94 Macartney auf seiner Gesandtschaftsreise nach China, die er in „An authentic account of an embassy from the King of Great-Britain to the emperor of China" (London 1791, 2 Bde.; deutsch, Zürich 1798) beschrieb. Er † den 14. Januar 1801 zu London.

2) Sir George Thomas, ebenfalls berühmter Reisender, Sohn des Vorigen, geboren in London am 26. Mai 1781, begleitete seinen Vater 1792 nach China, studirte dann in Cambridge, wurde 1799 bei der Faktorei der ostindischen Gesellschaft in Kanton angestellt und leistete bei den von 1814—17 zwischen England und China gepflogenen Verhandlungen wichtige Dienste. Im letzten Jahre kehrte er nach London zurück und widmete sich hier literarischen Arbeiten, namentlich der Uebersetzung aus dem Chinesischen, u. A. des Kriminalcodex des chinesischen Reichs (London 1810; französisch, Paris 1812, 2 Bde.). Auch war er bis 1852 Mitglied des Unterhauses; er † den 10. August 1859 zu London.

Staupe, Krankheit der Hunde, s. Hunde.

Staupenschlag (fustigatio), die früher gewöhnlich mit der Landesverweisung verbundene Strafe der Auspeitschung, wobei der Delinquent vom Henker durch die Straßen geführt und auf den entblößten Rücken gepeitscht wurde, wodurch erstere Strafe einen entehrenden Charakter erhielt.

Staupitz, Johann von, Gönner und Freund Luthers, geboren zu Meißen, studirte auf mehren Universitäten, zuletzt zu Tübingen Theologie, ward Prior im Augustinerkloster daselbst, 1502 Professor zu Wittenberg und 1503 Generalvikar des Augustinerordens für Deutschland. In dieser Eigenschaft lernte er 1505 Luther in Erfurt kennen, tröstete denselben bei seinen Glaubenszweifeln und veranlaßte 1508 seine Berufung nach Wittenberg. Zu Augsburg sprach er 1518 dafür, daß Luther nicht ungehört verdammt werde, zog sich aber dann aus Scheu vor den Kämpfen, die er nahen sah, nachdem er das Generalvikariat niedergelegt hatte, nach Salzburg zurück, ward dort Hofprediger des Erzbischofs und 1522 Abt des dortigen Benediktinerklosters. Er † den 28. December 1524. Seine hinterlassenen Schriften „De amore dei" und „De fide christiana" haben einen mystisch-evangelischen Anstrich.

Staurodulie (v. Griech.), Anbetung des Kreuzes.

Staurolaträ (Kreuzanbeter), religiöse Sekte in Armenien, im 6. oder 7. Jahrhundert, sollen Anhänger des Jacobus Syrus gewesen sein.

Staurolith (prismatoïdischer Granat), Mineral aus der Ordnung der wasserfreien Amphoterolithe, krystallisirt rhombisch in einer kürzeren oder längeren Säule von 128° 42′, die durch Abstumpfung der scharfen Seitenkante sechsseitig ist, u. ist nach letzterer spaltbar. Die Krystalle sind sehr häufig recht- oder schiefwinkelig in der

Form des gewöhnlichen oder Andreaskreuzes verwachsen. Das Mineral ist von Quarzhärte und etwas darüber und hat im Mittel 3,5 specifisches Gewicht. Es ist durchscheinend bis undurchsichtig, glasglänzend, bräunlichroth, auch schwärzlichbraun, im Thonerdeeisenoxydulsilikat mit 27 bis 40 Proc. Kieselsäure. Für sich unschmelzbar, schmilzt es als feines Pulver mit Soda unter Aufbrausen zu gelblicher Schlacke. Von Salzsäure wird es nicht angegriffen. Krystalle finden sich eingewachsen im Glimmerschiefer am St. Gotthard, am Patscherkofel und Schneeberg in Tyrol, in Böhmen (Krottensee), in Mähren, der Bretagne, bei S. Jago di Compostella in Galicien und an anderen Orten; auch im Gneis (Mähren).

Stauung, die Art und Weise, wie die eingenommenen Güter an Bord untergebracht werden. Es existiren darüber feste Regeln, die durch den Bau des Schiffes bedingt werden und genau zu befolgen sind, widrigenfalls der Schiffer für denjenigen Schaden, der die Güter in einer unzweckmäßigen S. trifft, aufzukommen hat. S. heißt auch die Zurückhaltung fließender Gewässer durch Schleußen, Dämme ꝛc.

Stavanger, Hauptstadt des gleichnamigen Amtes (166,04 □Meilen mit 91,539 Einw.) im norwegischen Stift Christiansand, am Stavangerfjord (Bukkefjord), an der Südwestküste Norwegens, eine der ältesten und bedeutendsten Städte des Landes, ist auf felsigen Boden erbaut und hat enge, unregelmäßige Straßen und Gassen, 2 durch Batterien vertheidigte Häfen, 3 Vorstädte (Bärket, Bläjenborg u. St. Peders Gjärde), eine Domkirche, starken Häringsfang u. Häringshandel und 11,717 Einw.

Stavelot (Stablo), Stadt in der belgischen Provinz Lüttich, Bezirk Verviers, in einem tiefen Thale an der Amblève, hat ein Gymnasium, Gerberei, Wollmanufakturen, Leimsiedereien und 3688 Einw. Dabei einige Mineralquellen. S. war bis 1801 die Hauptstadt eines gleichnamigen deutschen Reichsfürstenthums, zu welchem auch Malmedy gehörte, und dessen Oberhaupt der jeweilige gefürstete Abt des altberühmten, 651 gegründeten Benediktinerstifts S. war; dasselbe ging im Revolutionskriege unter.

Stavenhagen, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Herzogthum Güstrow oder wendischer Kreis, an der Eisenbahn von Bützow nach Neubrandenburg, Sitz eines Domanialamts und eines vereinigten Kriminalpatrimonialgerichts, hat ein ansehnliches Amthaus mit großem Garten, eine Bürger- und Gewerbschule, starke Leinweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und 2348 Einw.

Stavoren (Staveren), Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, Bezirk Sneek, an der Zuidersee, hat einen versandeten Hafen und 571 Einw. S. ist die älteste Stadt Frieslands, war ehemals groß und mächtig durch Handel und Schifffahrt und Residenz der friesischen Könige, ist jetzt aber durch Ueberströmung und Versandung ihres Hafens ein ganz unbedeutender Ort.

Stawropol (d. i. Kreuzstadt), 1) russisches Gouvernement im Kaukasus, hieß bis 1847 Provinz Kaukasien oder Ciskaukasien, bildet einen Theil des Czaarthums Astrachan, liegt zwischen den Ländern der tschernomorischen und donischen Kosaken, dem Gouvernement Astrachan, dem kaspischen Meere und den Kaukasusländern Daghestan und Wladikawkas und hat einen Flächenraum von 1890,51 □Meilen mit 562,317 Einw. Das Land ist im Norden Steppe, im Süden gebirgig; die bedeutendsten Flüsse sind: Kuban, Terek, Kuma und Manytsch. Die Temperatur ist im Allgemeinen mild. Hauptnahrungszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; die Industrie ist erst im Beginnen. Die Einwohner sind Russen, Kosaken, Armenier, Zigeuner, Tataren, Kaukasier, Kalmücken, Truchmenen und fremde Kolonisten. Das Gouvernement wird eingetheilt in die 3 Kreise S., Kisljar und Pjatigosk. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt, an der Atschla und an der großen Heerstraße von Rußland nach dem Kaukasus, ist Sitz eines Civilgouverneurs und eines Kreisgerichts, hat ein großes Kaufhaus, eine Kreisschule und mehre andere Unterrichtsanstalten, ein Hospital, eine Quarantäne, Magazine, Seifensiederei, Gerberei, lebhaften Handel, 2 sehr besuchte Jahrmärkte und 17,740 Einw. In der Nähe mehre Mineralquellen. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Samara, an einem Arme der Wolga, hat einige Befestigungen, 5 Kirchen, eine Schule für getaufte Kalmücken, Fischerei, Obstbau, etwas Handel und 3960 Einw.

Stearin, stickstofffreie chemische Verbindung, welche sich als wesentlicher Bestandtheil neben Palmitin und Oleïn in fast allen natürlichen Fetten, in größter Menge in den festen Thierfetten, namentlich in denen der Wiederkäuer findet. Es kann künstlich dargestellt werden, wobei sich dann 3 Aequivalente Stearinsäure unter Ausscheidung von 6 Aequivalenten Wasser mit 1 Aequivalent Glycerin vereinigen. Das natürlich vorkommende S. ist mithin ein Triglycerid. Das Monoglycerid (Monostearin) entsteht durch Erhitzen von gleichen Theilen Stearinsäure und Glycerin auf 200°. Es bildet weiße Nadeln, die bei 61° schmelzen, sich im Vacuum ohne Zersetzung verflüchtigen und im Aether wenig löslich sind. Distearin durch langes Erhitzen von gleichen Theilen Stearinsäure und Glycerin auf 100° bildet Blättchen, die bei 58° schmelzen. Das Tristearin entsteht beim Erhitzen von Monostearin mit 18fachem Gewicht Stearinsäure auf 270°. Seine Abscheidung aus natürlichen Fetten beruht auf seiner Schwerlöslichkeit in Aether. Es bildet perlmutterglänzende Blättchen, ist geruch- und geschmacklos, löst sich in der 16fachen Menge siedenden Alkohols von 0,79 specifischem Gewicht, auch in warmem Aether und tritt in 3 isomeren Zuständen auf, die sich durch verschiedene Schmelzpunkte (52, 64 und 69,7°) charakterisiren. Durch Verseifung kann man aus dem S. die Stearinsäure gewinnen. Die aus der Hammeltalgseife mit Salzsäure abgeschiedene Stearinsäure wird mit Wasser gewaschen, in wenig heißem Alkohol gelöst, umkrystallisirt, ausgepreßt und aus immer größeren Mengen Weingeist umkrystallisirt, bis sie bei 69,2° schmilzt. Sie ist farb- und geruchlos, krystallisirt in Blättchen, ist unlöslich in Wasser, in kaltem Weingeist wenig, in heißem Alkohol und Aether leicht löslich. Bei

großer Vorsicht kann sie theilweise destillirt werden, doch entstehen auch Kohlensäure, Wasser, Stearon, Kohlenwasserstoffe und niedere Fettsäuren, wie Essigsäure, Buttersäure ꝛc. Letztere bilden sich auch (Kaprylsäure ꝛc.) neben Klee-, Kork- u. Bernsteinsäure beim Kochen der Stearinsäure mit Salpetersäure. Die stearinsauren Alkalien sind in Wasser löslich, zersetzen sich aber in verdünnter Lösung in basisches auflösliches und saures unauflösliches Salz. Stearinsäureäthyläther bildet geruchlose Nadeln, die bei 34° schmelzen. Wenn man Stearinsäure mit immer größeren Antheilen von Palmitinsäure mischt, so nimmt der Schmelzpunkt immer mehr ab und sinkt selbst unter 62°. Anfangs wird auch das Gemisch weniger krystallinisch, ist man aber bei einem Schmelzpunkt von 56° angelangt, so erstarrt es schon blätterig krystallinisch und der Schmelzpunkt steigt wieder. Bei 60° sind dann die Nadeln am deutlichsten. Dies Gemisch hat man lange für eine eigenthümliche Säure, die Margarinsäure (s. d.), gehalten.

Die Stearinsäure, gewöhnlich gemengt mit Palmitinsäure, ist ein wichtiges Material zur Darstellung von Kerzen und wird zu diesem Zweck größtentheils aus Rinder- und Hammeltalg dargestellt. Man schmilzt Talg mit Wasser, setzt Kalkmilch (15 Theile gebrannten Kalk auf 100 Theile Talg) hinzu und erhitzt unter Umrühren 7—8 Stunden lang. Von der gebildeten krümligen Kalkseife wird die glycerinhaltige Flüssigkeit abgelassen. Die Seife wird dann zwischen geriffelten Walzen gepulvert und mit 25,2 Theilen englischer Schwefelsäure zersetzt. Dies geschieht in einem mit Blei ausgefütterten Gefäß, in welches man Dampf leitet. In einem ähnlichen Gefäß wird die abgeschiedene geschmolzene Stearinsäure mit Schwefelsäure von 12° B. und dann mit reinem heißen Wasser gewaschen. Dann füllt man sie in flache, länglich viereckige Weißblechgefäße, die etwa 3 Liter fassen, und läßt sie erkalten. Die dunkeln Brode enthalten noch die Oelsäure, werden deshalb in Haartücher geschlagen und unter hydraulischen Pressen gepreßt, dann eingeschmolzen, wieder in flache Brode geformt und nun zur völligen Abscheidung der Oelsäure in einer liegenden hydraulischen Presse warm gepreßt. Zu diesem Zweck sind die gußeisernen Preßplatten hohl und lassen sich durch Dampf auf 40° C. erwärmen. Aus der abfließenden Oelsäure krystallisiren bei niederer Temperatur Stearinsäure und Palmitinsäure, die man durch Pressen verwerthet. Die aus der warmen Presse erhaltenen Kuchen kann man am Licht bleichen, wäscht sie dann im geschmolzenen Zustande mit Schwefelsäure von 3° B. und wiederholt mit kalkfreiem Wasser, klärt sie mit etwas Eiweiß (auf 100 Pfd. Fettsäure 1 Ei) und gießt sie in Brode oder verarbeitet sie direkt auf Kerzen (s. d.). Die Ausbeute an fetten Säuren aus dem geläuterten Talg schwankt zwischen 92 und 97 Proc., höchstens 98 Proc., und die Ausbeute an starren fetten Säuren zwischen 42 bis 49 Proc. Diese Methode, welche auch heute noch hier und da angewendet wird, ist durch die erforderliche Menge Schwefelsäure ziemlich kostspielig, zumal auch durch den sich abscheidenden Gyps viel Kalkseife eingehüllt und niedergeschlagen wird. Man hat sich deshalb bemüht, die Kalkmenge zu erniedrigen, und es ist in der That gelungen, mit 2 — 3 Proc. Kalk, 1 Proc. Natron und 50 Proc. Wasser bei einem Druck von 8 Atmosphären und einer Temperatur von 172° C. auszureichen. Die Zersetzung ist in 8 Stunden, und wenn man rührt in 4—5 Stunden vollendet. Die Glyceride können auch durch koncentrirte Schwefelsäure in Fettsäuren und Glycerin zerlegt werden. Es bilden sich hierbei gepaarte Verbindungen, Fettschwefelsäure und Glycerinschwefelsäure, die bei Zutritt von Wasser in ihre Bestandtheile zerfallen. Auf diese Weise bereitet man Stearinsäure aus Fetten geringerer Qualität, die sich zur Darstellung von Kerzenmaterial nach der ersten Methode nicht gebrauchen lassen würden. Man verarbeitet z. B. Fette aus den Seifenwassern zum Entschweißen der Wolle, Knochenfett, Küchenfettabfälle, Olivenölabsatz, Darmfett, Thranrückstände, Palmöl, aber auch vegetabilisches Wachs und andere Fette. Dieselben werden in einem mit Dampf von 110 bis 115° C. zu erhitzenden Kessel mit $5^1/_2$ — 13 Proc. englischer Schwefelsäure übergossen und 12 bis 18 Stunden unter Umrühren erhitzt. Einige Fabriken streben nach Verminderung der Säure und erhöhen dafür die Temperatur, andere arbeiten nur bei 55—58° C. und wenden gegen 22 Proc. Säure an. Zeigt eine Probe genügende Einwirkung der Säure an, so läßt man die Mischung in Kufen abfließen, setzt heißes Wasser hinzu und leitet Dampf hinein. Die genügend gewaschene Fettmasse zeigt ziemlich erhöhte Schmelzpunkte. Knochenfett u. Küchenabfälle schmelzen bei 24° C., nach der Behandlung mit Säure bei 36° C. und nach dem Waschen bei 38° C. Palmöl gibt die Zahlen 30, 38 und 44° C. Diese Fettmasse wird nun aus Blasen, die von außen erhitzt werden können, mit Hülfe von überhitzten Wasserdämpfen destillirt. Die Temperatur, bei welcher man arbeitet, beträgt 250 — 300° C. Der Apparat wirkt kontinuirlich und wird nach 4 Tagen gereinigt. Je nach der Natur des Fetts lassen sich größere oder geringere Mengen Fettsäuren verflüchtigen, immer aber bleiben 5 — 7 Proc. Rückstand in Form einer braunen asphaltähnlichen Masse, die auf Leuchtgas, Wagenfett und geringe Seifen verarbeitet werden kann. Die beim Destilliren von Zeit zu Zeit aufgefangenen Produkte zeigen verschiedene Schmelzpunkte, und zwar steigen die letzteren bei Küchenfett und Rinderfett mit der Dauer der Operation, während sie bei Palmöl immer mehr sinken. Die Schmelztemperaturen der ersteren steigen von 40 — 45° C., die des letzteren sinken von 54,5 — 39,5° C. Die Produkte, welche einen hinlänglich hohen Schmelzpunkt haben, werden direkt auf Kerzen verarbeitet, die leicht schmelzbaren aber werden erst kalt, dann warm gepreßt. Die Ausbeute an Destillationsprodukten beträgt bei Fett aus den Wollentschweißungsprozessen 47—55 Proc., bei Olivenölabfällen 47—50 Proc., bei Palmöl 75—80 Proc., bei Oelsäure aus den Stearinsäurefabriken 25 bis 30 Proc. Eine dritte Methode der Stearinsäuregewinnung gründet sich auf Zersetzung der Fette durch Wasser bei einer Temperatur von 320° C. und unter solchem Druck, daß sich das Wasser

nicht in Dampf verwandeln kann. Diese Methode eignet sich besonders zur Verarbeitung des Palmöls, welches sich überhaupt leicht verseift. Sie erfordert kostspielige Apparate und ist deshalb in der Weise abgeändert worden, daß nur Temperaturen von 190—220°, also ein Druck von 12 bis 23 Atmosphären in Anwendung kommt. Die Zersetzung ist dann in etwa 24 Stunden vollendet. Man hat auch überhitzten Dampf angewendet und ist dadurch der Unannehmlichkeit des Arbeitens bei so hohem Druck überhoben. Die schönsten Fabrikate liefert die Zersetzung der Fette durch Kalkverseifung. Die Kerzen werden sehr hart, weiß und durchscheinend, die Zersetzung mit Schwefelsäure liefert geringere Kerzen und die hierbei gewonnene Oelsäure kann nicht in Elaïdinsäure verwandelt werden, die aus derselben dargestellten Kaliseifen lösen sich nicht in alkalischer Lauge und riechen scharf und unangenehm, auch geht bei dieser Methode das Glycerin verloren. Die dritte Methode liefert ähnliche Produkte.

Stearopten, s. Aetherische Oele.

Steatit, s. v. a. Speckstein.

Steatom (Speckgeschwulst), früher jede krankhafte Geschwulst von festerer Konsistenz und speckigem Aussehen auf der Schnittfläche, gleichviel welchen anatomischen Bau und welche Entstehungsweise sie zeigte. Das S. war in den meisten Fällen eine gutartige Geschwulst, doch sind sicher auch viele bösartige, krebsige Neubildungen unter diesem Namen gegangen. Gegenwärtig hat man die Kategorie der S.e als solche ganz aufgegeben und dieselben je nach ihrem feineren Bau untergebracht unter den Bindegewebsneubildungen, Fibroïden, Fettgeschwülsten, den festen Sarkomen, Krebsen 2c. Vgl. Virchow, Krankhafte Geschwülste, I, S. 365.

Steben (Unter-S.), Dorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Naila, Sitz eines Bergamts, hat sehr ergiebige Eisensteingruben, Baumwoll- und Leinweberei, eine schon seit dem 15. Jahrhundert bekannte Mineralquelle mit Badeanstalt und 860 Einw. Unweit davon das kleinere Dorf Ober-S., ebenfalls mit Eisensteingruben.

Stechapfel, Pflanzengattung, s. v. a. Datura *L.*

Stechdorn, s. v. a. Schlehe, Prunus spinosa *L.*; s. v. a. Ilex aquifolium *L.*; s. v. a. Rhamnus cathartica *L.*

Stecheiche, s. v. a. Stechpalme, Ilex aquifolium *L.*

Stechginster, s. v. a. Ulex europaeus *L.*

Stechheber, s. Heber.

Stechpalme, s. v. a. Ilex aquifolium *L.*

Stechwinde, Pflanzengattung, s. v. a. Smilax *L.*

Steckborn, Stadt im schweizerischen Kanton Thurgau, auf einer Erdzunge im Untersee, mit Schloß am See, Weinbau, Handel u. 2000 Einw.

Steckbrief, öffentliche Bekanntmachung einer Justiz- oder Polizeibehörde, welche jetzt meist in die verbreitetsten Zeitungen der Umgegend inserirt wird, und wodurch alle anderen Behörden, in deren Bezirk sich eine namentlich bezeichnete Person betreffen läßt, ersucht werden, dieselbe verhaften zu lassen und an die dies begehrende Behörde auszuliefern. Der S. muß eine Beschreibung der Person des Verfolgten (Signalement), eine Anzeige der That und eine Angabe, ob er derselben verdächtig oder geständig sei, und die Unterschrift der Behörde, die den S. ausstellt, mit Angabe des Namens Dessen, der den S. vertritt, enthalten. Ist der Verfolgte verhaftet, so wird er von der verhaftenden Behörde vorläufig verhört und dann meist ausgeliefert, wenn dies nicht die Gesetze eines Staats für einzelne Fälle anders bestimmen. Ist ein S. durch Habhaftwerden eines Gefangenen oder durch Anerkenntniß seiner Unschuld unnöthig geworden, so erfolgt dessen Widerrufung (Steckbriefserledigung) auf demselben Wege, wie er erlassen ist.

Steckfluß, s. Stickfluß.

Steckling, ein mit Blättern und Knospen versehener Pflanzentheil, welchen man von der Mutterpflanze abschneidet und in die Erde steckt, um ihn sich bewurzeln zu lassen (Vermehrung durch S.e).

Steckmuschel (Pinna *L.*), Muschelgattung aus der Familie der Ungleichmuskler, charakterisirt durch das hinten klaffende, dreiseitige, dünnschalige Gehäuse, dessen obere Schalenschicht mit senkrechten Fasern versehen ist, und den ganz gespaltenen Mantel ohne besondere Afterröhre. Diese Muscheln stecken mit dem spitzen Ende im Schlamm oder sitzen mittelst der erwähnten Fasern (Byssus) an Meerkörpern fest. Die größte Art ist die schuppige S. (P. squamosa *Gm.*), grauröthlich, nach oben eiförmig abgerundet, mit undeutlichen Längsfurchen und kurzen, abgestutzten, hohlen Schuppen, 2½ Fuß groß, im südlichen Ocean und im mittelländischen Meere. Die edle S. (P. nobilis *L.*) ist horngrau, nach oben röthlich, mit zahlreichen Längsfurchen, die durch gedrängte, aufrecht zurückgebogene Schuppen stachelig sind, ½—1 Fuß groß und findet sich im mittelländischen und atlantischen Meere. Beide Arten werden namentlich im Busen von Tarent gefischt. Den 4—10 Zoll langen goldbraunen Bart verspinnt man mit Seide und fertigt feine und haltbare Handschuhe, Geldbeutel 2c. daraus. Vergl. Byssus.

Stecknadeln, s. Nadeln.

Stecknitz, Fluß im Herzogthum Lauenburg, entspringt aus dem Möllnsee und fließt in die Trave, ist kanalisirt und mit der schiffbar gemachten, in die Elbe mündenden Delvenau oder Delvenow in Verbindung gesetzt, so daß nun die ganze Schiffahrtsstrecke zwischen der Elbe und Trave S. heißt.

Stedingerland, fruchtbarer Landstrich in den oldenburger Weserbrüchen, Kreis Delmenhorst, berühmt durch seine freiheitliebenden u. tapferen Bewohner, die Stedinger (Stettländer, Staginger). Seinen Namen soll das Land von den vielen Stegen erhalten haben, deren es noch heute viele daselbst gibt. Richtiger leitet man aber wohl den Namen von Stede, Stätte, oder Stade (Gestade) ab, da die am jenseitigen (rechten) Weserufer im Herzogthum Bremen gelegene hannöverische Provinz Osterstade, welche einen Theil des alten S.es ausmachte, davon benannt worden ist. In alten Zeiten umfaßte der Stedinggau außer dem jetzigen S. die vormaligen 4 Marschvogteien Moorrieh, Oldenbrook, Strückhausen und Hammelwarden, die Vogtei Wüstenlande (die Stedinger-Wüste

oder Wösting genannt), das jenseits der Weser gelegene Osterstade und wahrscheinlich auch den damals schon vorhandenen Theil des nachmaligen Vogteidistrikts Schwey. Die Weser schied es in Ost-Stedingen (Stedingia orientalis), das jetzige Osterstade, und West-Stedingen (Stedingia occidentalis), den im jetzigen Oldenburg gelegenen Theil, der wiederum in Nord-Stedingen (den nördlich der Hunte liegenden Theil) und das eigentliche West-Stedingen (das jetzige S.) eingetheilt wurde. Zur Zeit seiner größten Ausdehnung betrug das S. wenigstens achtmal so viel als das jetzige S. Es liegt zwischen der Ochtum, Weser und Hunte, wird von mehren kleinen Flüssen, der Berne, Hörspe und Ollen (von letzterer der ganzen Länge nach), durchströmt und ist an zwei Seiten von der Geest umgeben. Der Boden, dessen obere Lage von dem fetten Wasserschlamm gebildet worden, ist fruchtbar, und der Landstrich unter allen Marschdistrikten Oldenburgs der gesundeste, wegen seiner niedrigen Lage bedarf er aber der Eindeichung. Unter den ersten Bewohnern waren viele Friesen oder Rüstringer. Diese gelangten, im Genusse bedeutender Privilegien und bei der Nähe von Bremen, wohin sie ihre Produkte mit Leichtigkeit absetzen konnten, bald zu großem Wohlstande. Der mannichfachen Uebergriffe der von oldenburgischen Grafen und bremischen Erzbischöfen auf ihren Burgen im S. eingesetzten Burgmänner endlich müde, griffen sie zu Ende des 12. Jahrhunderts zu den Waffen, nahmen mehre Burgen mit Gewalt und vertrieben ihre Zwingherren. Durch diese Erfolge übermüthig gemacht und sich durch die Anlegung eines tiefen Grabens von der Ochtum bis an die Linow oder Lindow und ihre Bundesgenossenschaft mit den Rüstringern und dem Herzog von Lüneburg völlig sicher glaubend, verweigerten nun die Stedinger den geistlichen und weltlichen Herren Zins, Tribut und Zehnten, was neue, langwierige und blutige Kämpfe mit den Erzbischöfen von Bremen und den oldenburger Grafen veranlaßte. Da erstere alle Geistlichen und Mönche aus dem Lande zogen, richteten sich die Stedinger selbst einen Gottesdienst ein. Dies ward dann vom Erzbischof wieder zu einem Gegenstand der Klage bei Papst Gregor IX. benutzt, worin er die Stedinger als manichäische Ketzer bezeichnete. Der Papst ließ hierauf einen Kreuzzug gegen sie predigen und wußte auch den Kaiser Friedrich II. zur Achtserklärung gegen sie zu bewegen. Bald ward unter Anführung des Herzogs Heinrich von Brabant, der Grafen von Holland, von der Mark, von Kleve und von Oldenburg und Anderer ein Heer von 40,000 Mann auf die Beine gebracht, welches theils zu Land, theils auf der Weser 1234 gegen die zwischen der Alten-Esch und Ochtum 11,000 Mann stark in Schlachtordnung stehenden Stedinger anrückte. Letztere wurden am 27. Mai (26. Juni) nach tapferem Widerstande in die Flucht geschlagen. Tausende kamen um, und gegen die Gefangenen ward schrecklich gewüthet und das Land verwüstet. Die Sieger theilten sich darauf in dasselbe, der größte Theil fiel dem Erzbischof von Bremen und den Grafen von Oldenburg zu, doch überließen sie das Erworbene meist den Besiegten oder neuen Kolonisten wieder zu Meierrecht. Wiewohl die Stedinger auch später noch genannt werden, so war doch ihre Freiheit auf immer dahin. Im Jahre 1446 gab ihnen der Erzbischof Nikolaus von Bremen, geborener Graf von Oldenburg, ein besonderes Landrecht. Im dreißigjährigen Kriege litt das S. viel von Durchzügen und Einquartierungen verschiedener Kriegsvölker, vorzüglich des mansfeldischen und verschiedener kaiserlicher Corps. Nach dem dreißigjährigen Kriege mußte es zu den schwedischen Satisfaktionsgeldern von jedem 100 Thaler der zu Geld angesetzten Ländereien 1 Rthlr. 12 Ggr. zahlen. Vgl. Scharling, De Stedingis, Kopenhagen 1828.

Steele, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duisburg, an der Ruhr, mit katholischer Kirche u. 3728 Einw.

Steele, Sir Richard, englischer Schriftsteller, geboren 1675 zu Dublin, studirte zu Oxford, ging dann zur Armee und betrat daneben die schriftstellerische Laufbahn, theils mit Lustspielen, u. A. „Funeral, or grief à la mode“ (1701), „The tender husband“ (1703), „The conscious lovers“ (1722), die mit Beifall aufgenommen wurden, theils als Redakteur der Zeitschriften „Tatler“, „Spectator“ (mit Addison) u. „Guardian“, die allerhand Skizzen, Erzählungen, moralische Betrachtungen in musterhaft reiner und eleganter Sprache enthielten. Im Jahre 1710 erhielt er eine Anstellung beim Stempelamte, von Georg I. die Stelle eines Oberstallmeisters zu Hamptoncourt. Auch trat er für Boroughbridge in Yorkshire ins Parlament. Im Jahre 1717 ward er Kommissar der in Schottland eingezogenen Güter. Er † 1729 auf seinem Landgute Llangunnor bei Caermarthen. Seine Lustspiele erschienen 1761, seine Briefe 1787.

Steen, Jan van, berühmter holländischer Maler, geboren 1636 zu Leyden, war Schüler Brouwers und dann J. van Goyens, malte als Besitzer einer Schenke vornehmlich Wirthshausscenen und übertraf hierin an Geist, Humor und Erfindungsgabe alle anderen holländischen Genremaler. An derbem Witz stehen ihm selbst Ostade und Teniers nach, in Wahrheit, Helldunkel und Vollendung kommt er in seinen besten Werken dem Metsu nahe. Besonders geschätzt sind seine Bilder von klarer, warmer Färbung. Zu den berühmtesten gehören das St. Nikolausfest und der Bäcker im Museum zu Amsterdam, die Familie des Meisters u. die Darstellung des menschlichen Lebens vom Kinde bis zum Greise in der königlichen Gallerie im Haag, die Tanz- und Zechgesellschaft im Louvre zu Paris, die Bauernschlägerei in der Glyptothek zu München und die Bauernhochzeit im Belvedere zu Wien. Auch ätzte er einige Blätter. Er † 1689. Die Kunstgeschichte nennt noch einen anderen Maler Jan S., der, später lebend, zu Alkmaar in demselben Genre sich ausgezeichnet haben soll.

Steenbergen, Stadt in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, nördlich von Bergen-op-Zoom, an einem mit der Volkerak verbundenen Kanal, hat eine römisch-katholische und eine reformirte Kirche, einen Hafen, starke Krapp-, besonders Garancinfabrikation und 6269 Einwohner. S. war früher Festung.

Steenhamera *Reichb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die walzige Blumenkronenröhre mit tellerförmigem, ausgeschweift 5lappigem Saum und die freien, am Grunde abgestutzten glatten Nüßchen. Von S. maritima *Rchb.*, Pulmonaria maritima *L.*, Lithospermum maritimum *Lehm.*, mit gestrecktem Stengel und doldentraubigen Blüthen, ausdauernd, am Meeresstrande des nördlichen Europa, Asien u. Amerika, werden die Blätter in Norwegen und auf Island, mit Honig und Fenchel gemischt, mit Vortheil gegen Husten gebraucht.

Steenwijk, Stadt in der niederländischen Provinz Overyssel, Bezirk Zwolle, nördlich von Zwolle, an der wapserveener Aa, welche die Stadt durch den steenwijker Diep mit der Zuidersee verbindet, ist Sitz eines Kantonalgerichts, hat mehre Kirchen, eine Synagoge, lebhafte Industrie und Handel und 4091 Einw. S. war früher Festung und ist namentlich bekannt durch die Belagerung von 1580 und die Einnahme durch die Spanier 1582. ¾ Stunde nordwestlich davon liegt der Flecken Steenwijkerwold mit starker Besenbinderei und 5593 Einwohnern.

Steenwijk, 1) Hendrik, der Aeltere, Architekturmaler, geboren 1550 zu Steenwijk, war Schüler von Hans Fredemann de Vries und lieferte besonders treffliche innere Ansichten gothischer Kirchen, geräumiger Säle, Gefängnisse rc. Er † 1604 zu Frankfurt a. M.

2) Hendrik, der Jüngere, Sohn des Vorigen, geboren 1589 in Amsterdam, ebenfalls Architekturmaler, malte innere Ansichten von Kirchen und Palästen mit gleicher Meisterschaft wie sein Vater, nur weniger dunkel. Die Figuren, womit er seine Interioren schmückte, malten andere Künstler, wie J. Breughel, Th. van Thulden u. A. Er lebte meist am Hofe von England, wo er um 1642 †.

Steeple-chase (engl.), Kirchthurmrennen, englisches Wettrennen, wo man einen Kirchthurm oder einen ähnlichen hervorragenden Gegenstand zum Ziel setzt und dann querfeldein auf denselben zujagt, indem man mit dem Pferd über Hecken und Zäune setzt und durch Bäche und Flüsse schwimmt.

Steffens, Henrich, Philosoph, Naturforscher und Dichter, geboren am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen. Sein Vater war ein Deutscher, seine Mutter eine Dänin. Er widmete sich zu Kopenhagen naturwissenschaftlichen Studien, bereiste dann Norwegen, eröffnete 1796 zu Kiel naturwissenschaftliche Vorlesungen, wandte sich aber schon im folgenden Jahre nach Jena, wo er Schelling kennen lernte und ein Anhänger von dessen Naturphilosophie wurde. Im Jahre 1800 ging er nach Freiberg, wo er Werners Gunst gewann und „Geognostisch-geologische Aufsätze“ (Hamburg 1810) ausarbeitete, die er später in seinem „Handbuch der Oryktognosie“ (1811—19, 3 Bde.) weiter ausführte. Nach seiner Rückkehr nach Dänemark 1802 hielt er Vorlesungen an der kopenhagener Universität; 1804 ging er als Professor nach Halle, wo er die „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft“ (Berlin 1806) herausgab, und 1811 nach Breslau. Im Jahre 1813 trat er in die Reihen der Freiwilligen ein und machte die Freiheitskriege bis zur ersten Einnahme von Paris mit. Nach dem Frieden kehrte er zu seinem akademischen Lehrerberuf nach Breslau zurück, von wo er 1831 an die Universität zu Berlin berufen ward. Er † hier den 13. Febr. 1845. Er war einer der Hauptvertreter der spekulativen Richtung der Naturforschung, betheiligte sich aber auch lebhaft an anderen Fragen der Zeit, wie er z. B. in Breslau eifrig die Sache der Altlutheraner verfocht. Von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten ist noch die „Anthropologie“ (Bresl. 1822, 2 Bde.) hervorzuheben; von seinen übrigen: „Karikaturen des Heiligsten“ (Leipzig 1819 — 21, 2 Bde.), „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“ (Breslau 1824, neue Aufl. 1831) und „Novellen“ (das. 1837 — 38, 16 Bdchn.). Eine Selbstbiographie schrieb er unter dem Titel „Was ich erlebte“ (Breslau 1840—45, 10 Bde.; 2. Aufl. 1844—46). Nach seinem Tode erschienen „Nachgelassene Schriften“ (Berlin 1846).

Steganographie (v. Griech.), Geheimschrift.

Stegnosis (griech.), Verengerung oder auch Verschließung von Gefäßen oder Kanälen, wodurch die Absonderung verhindert wird; daher stegnotische Mittel (stegnotica), zusammenziehende oder blutstillende Mittel.

Steier (Steyer), Hauptstadt des Traunkreises im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, in einem reizenden Thal am Einfluß des gleichnamigen Flusses in die Ens gelegen, hat 9 Vorstädte, 5 Thore, 3 Plätze, 9 Kirchen und Kapellen, darunter die nach dem Muster der Stephanskirche in Wien 1443 erbaute Stadtpfarrkirche mit mächtigem Thurm aus Quadersteinen, einer großen Orgel, schönen Altarblättern und Glasmalereien, ein Bergamtsgebäude, ein gräflich lambergisches Schloß mit schöner Kapelle, eine Haupt-, Unterreal- und Handelsschule, ein Institut der barmherzigen Schwestern, ein Krankenhaus und 10,752 Einwohner. S. ist berühmt durch seine Eisenindustrie und seinen bedeutenden Handel mit Eisenwaaren. Es bestehen daselbst eine Maschinen- und eine Drahtfabrik, 2 Fabriken für Gewehrbestandtheile, eine Pfannenschmiede, mehre Hammerwerke, Sensenschmieden, Nägel- u. Feilenfabriken rc., ferner eine lithographische Anstalt, 3 Papierfabriken rc. S. war ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Steier, die früher zu Steiermark gehörte, bis Herzog Ottokar VI. sein Herzogthum dem Herzog Leopold von Oesterreich überließ, der dieselbe zum Lande ob der Ens schlug. S. ist Geburtsort des Dichters Blumauer. Am 25. Dec. 1800 ward hier ein Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen.

Steiermark (Steyermark), österreichisches Herzogthum, grenzt nördlich an das Erzherzogthum Oesterreich, östlich an Ungarn und Kroatien, westlich an Kärnthen und südlich an Krain und hat einen Flächenraum von 407,94 QMeilen. Das Land liegt im Bereich der Ostalpen und ist ein ziemlich hochliegendes Gebirgsland, reich an erhabenen Naturschönheiten. Es wird von den 3 Ketten der norischen Alpen durchzogen. In Nord- oder Obersteiermark zieht sich zwischen der Mur und Ens in nordöstlicher Richtung die Central- oder Hauptkette hin, die mit den radstädter

Tauern aus Salzburg herübertritt und deren höchste Spitzen der Hochgolling (8802 Fuß), das Schöneck, der Plachkogel, die Eiskarspitze, die rottenmanner Tauern mit dem Bösstein (7523 F.) und die höllenthaler Alpen, der Erzberg (4700 F.), die Griesmauer, der Hochschwab (7000 F.), die Hochalpe, die veitscher Alpe mit dem Wildkamm oder Predigerstuhl (6081 F.), die Wild-, Schnee- und Raxalpe mit der Heukuppe (6167 F.) sind. Die eigentliche Tauernkette endet in diesem mittleren Hauptzug mit den seckauer Alpen und den rottenmanner Tauern; die Fortsetzung der Tauern aber bildet die sogenannten steierschen Alpen. Der nordwestliche Theil des Landes links von der Ens wird von der nördlichen Kette der norischen Alpen durchzogen, in welcher sich auf der Grenze gegen das Salzburgische als höchste Höhe des Landes der Thor- oder Dachstein mit seinen 2 Gipfeln (9235 und 9063 Fuß) erhebt, während weiter nach Osten der Gejadstein mit dem todten Gebirge, der Krippenstein, Sarstein, Saudling, Grimming (7224 F.), Scheibelstein (6620 F.) u. a. zu bemerken sind. Zur südlichen Kette der norischen Alpen, die zwischen Mur und Möll mit der hohen Tauernkette zusammenhängt und von der Mur durchbrochen wird, gehören die Stangalpe (7140 Fuß), der Eisenhut, die murauer, Kuh-, judenburger oder seethaler Alpen, Stub- und Kleinalpen. Seitenzweige derselben sind die Schwamberger- und Koralpen, der Speckkogel (6106 Fuß) u. a. m. Der südliche Theil des Landes zwischen Drau und Sau wird von den karnischen Alpen erfüllt, in deren Hauptzug sich hier das Bachergebirge mit der großen Kuppe (Welka Kappa, 4736 Fuß) erhebt, während an der Grenze von Krain die Rinka (7866 F.) und die Oistrizza (7227 F.) zu bemerken sind. Der südöstliche Theil des Landes ist Hügelland. Ebenen von größerem Umfang gibt es nicht, $^9/_{10}$ der Oberfläche sind bergig. Hauptflüsse sind die Mur mit der Mürz, die Drau (Drave), die Sau (Save) mit der Saun und Sotla und die Ens mit der Salza. Die Traun tritt bald nach Oberösterreich, die Raab mit der Lafnitz bald nach Ungarn über. Größere Seen fehlen, wohl aber gibt es zahlreiche kleinere (Altenausseer-, Grundel-, Alm-, Töplitz-, Leopoldsteinersee u. a.). Das Klima ist nach Höhe und Gebirgsrichtung verschieden, im Norden ziemlich rauh, im Süden mild; während in Bruck an der Mur die mittlere Jahreswärme $6^1/_3$° beträgt, steigt sie in Grätz zu $7^4/_5$° R. S. zählte 1857 1,010,076 Einwohner, nämlich der Nation nach 640,806 Deutsche und 369,246 Südslaven, dem Religionsbekenntniß nach 1,004,919 römische Katholiken und 5112 Protestanten, neben wenigen griechischen Katholiken, Griechischnichtunirten und Israeliten. S. ist ungeachtet seiner gebirgigen Beschaffenheit eines der am besten angebauten Länder Oesterreichs. Hauptprodukte der landwirthschaftlichen Kultur sind Wein (Luttenberg, Radkersburg, Gonnowitz), Obst (zur Ciderbereitung), Hafer, Roggen, Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Heidekorn, Flachs, Hanf, Mohn, Hopfen und Weberkarden. Außer den gewöhnlichen Waldbäumen findet sich hier die Zirbelnußkiefer und der Rotheibenbaum, sowie der Nuß-, edle Kastanien- und Maulbeerbaum. Die Viehzucht ist von großer Bedeutung; man zieht besonders treffliches Hornvieh und Pferde; auch Schweine-, Geflügel- und Bienenzucht machen einen wichtigen Nahrungszweig aus. Die Flüsse und Seen sind reich an trefflichen Fischarten (Forellen, Salmlinge). Auf den Hochgebirgen trifft man noch Gemsen; doch ist die Jagd von geringem Belang. Die Seidenzucht macht rasche Fortschritte. Den größten Reichthum aber besitzt S. in seinen nutzbaren Mineralien. Am wichtigsten ist die Produktion von Roheisen, welche bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückreicht und durch die unübertreffliche Güte ihres Produkts Weltruf erlangt hat. Im Jahre 1855 wurden 1,314,294 Centner Roheisen und 36,307 Ctnr. Gußeisen gewonnen. Am berühmtesten sind die Eisenbergwerke am Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz. Aerarialwerke auf Eisen bestehen ferner zu Hieflau, Eisenerz, Mariazell, Neuberg und St. Stephan; Privatwerke zu Veitsch, Fröschnitz, Turnau, Niederalps, Vordernberg, Radwerk, Lietzen, Turrach, Seethal, Raßwald und Edelsbach. Im Ganzen gibt es in S. 22 Eisensteinbergwerke, 13 Bergwerke auf Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zink, 1 Quecksilber- (Zölz), 1 Kobalt- und Nickel- (Schladming), 1 Chromeisensteinbergwerk (Kraubat), 134 Steinkohlen- (das bedeutendste zu Hrastowetz bei Cilly), 2 Anthracit- und 2 Graphitbergwerke. In der Wallchen bei Oeblarn werden Gold, Silber und Kupfer, zu Drauwald bei Semschnig Silber u. Blei, bei Kallwang Kupfer, unweit Laak im Bezirk Tüffer Bleiglanz, bei Parschlug im brucker Kreise, sowie zu Steieregg Alaun gewonnen. Die ergiebigsten Braunkohlengruben sind zu Frohnsdorf, Urgenthal, Donawitz, Eisbach, Bärnbach, Puchbach, Tüchern, Doll. Sehr belangreich ist die Salzproduktion S.s, welche 1855 2530 Centner Steinsalz und 265,110 Ctnr. Sudsalz betrug. Andere mineralische Produkte sind Farb- und Walkererde, Töpferthon, schöne Marmorarten, Mühl-, Bau- und Schleifsteine. Unter 60 Mineralquellen sind die salinisch-alkalische Stahlwasserquelle zu Rohitsch, der dem selterser ähnliche Johannisbrunnen bei Schloß Gleichenberg unweit Feldbach, die schwefelsauren alkalischen Quellen zu Neuhaus und Tüffer, die alkalischen zu Sauerbrunnen und Sulzleiten und die Stahlwasserquelle zu Einöd hervorzuheben. Die industrielle Thätigkeit besteht hauptsächlich in der Produktion von Eisen- und Stahlwaaren, welche 1854 811,246 Centner betrug. Berühmt ist insbesondere die Sensen-, Sichel- und Strohmesserfabrikation S.s. Außerdem bestehen eine Messing- und Messingwaarenfabrik zu Frauenthal im Kreise Grätz, Salpeter- und Vitriolsiedereien, Pulverstampfen, Glas- und Steingutfabriken, ferner eine Baumwollspinnerei, Musselin-, Kattun- und Zitzmanufakturen, Leinwand- und Kattundruckereien, Seiden- u. Wollzeuchmanufakturen, Tuchfabriken, eine Zuckerraffinerie und eine große ärarische Tabaksfabrik (zu Fürstenfeld). Endlich werden in S. noch Leder-, feine Tischler- und Horndrechslerwaaren in Menge fabricirt. Mit allen diesen Erzeugnissen, sowie mit Rohprodukten treibt S. einen lebhaften Ausfuhrhandel, neben welchem noch ein wichtiger, durch die Südbahn

bedeutend geförderter Durchgangshandel Statt findet. Für die geistige Kultur sorgen die Universität zu Grätz, 2 Akademien, 2 theologische Lehranstalten und Klöster, 5 Gymnasien, 13 Special-, 9 Haupt- und eine hinreichende Anzahl Trivial- und andere Schulen. Außerdem bestehen das Johanneum zu Grätz mit mehren Lehrstühlen und trefflichen Sammlungen, eine montanistische Lehranstalt, ein Taubstummeninstitut und mehre gemeinnützige Vereine. Früher war S. politisch in die Kreise Grätz, Bruck, Judenburg, Marburg und Cilly eingetheilt. Seit dem 13. August 1849 zerfällt es in 3 Kreise: Gratz oder Mittelsteiermark mit den Bezirkshauptmannschaften Grätz, Waitz, Hartberg, Feldbach, Radkersburg, Leibnitz und Staintz; Bruck oder Obersteiermark mit den Bezirkshauptmannschaften Bruck, Leoben, Judenburg, Lietzen, Murau und Irdning; Marburg mit den Bezirkshauptmannschaften Marburg, Windischgrätz, Cilly, Luttenberg, Pettau und Rann. Jedem Kreise steht ein Gerichtshof erster Instanz und eine Finanzdirektion vor. In kirchlicher Beziehung zerfällt S. in 3 Diöcesen: Seckau, Leoben und Lavant. Berghauptmannschaften bestehen in Leoben und Cilly. An der Spitze der Landesverwaltung steht die Statthalterei zu Grätz. Hauptstadt ist Grätz. Das Wappen ist ein mit dem Herzogshute bedeckter grüner Schild, darin ein silberner Panther mit vierfachem Schwanz und aus Nase, Rachen und Ohren kommendem Feuer. Vgl. Göth, Das Herzogthum S., geographisch-statistisch-topographisch dargestellt, Wien und Grätz 1840 ff.; Kobl, Reise in S. und dem bayerischen Hochlande, Dresden und Leipzig 1842.

Geschichte. Unter der Herrschaft der Römer, während welcher die celtischen Taurisker das Land bewohnten, gehörte der östliche Theil S.s zu Pannonien, der westliche zu Noricum. Schon damals war das Land wegen seines Eisens und seiner Viehzucht bekannt; später erblühte im oberen Theil desselben auch städtischer Gewerbfleiß, besonders in Celeja (Cilly) und Petovio (Pettau). Während der Völkerwanderung besetzten oder durchzogen Westgothen, Hunnen, Ostgothen, Rugier, Heruler, Longobarden, Franken und Avaren nach einander das Land. Seit 595 nahmen Slaven (Winden, weshalb früher die Gegend die windische Mark hieß) erst den unteren Theil, nach Besiegung der Avaren auch den oberen Theil desselben in Besitz. Karl der Große eroberte 791 das Land und vertheilte es unter mehre Grafen. Unter seinen Nachfolgern hatte es durch feindliche Einfälle, namentlich der Magyaren, sehr zu leiden. Den beträchtlichsten Theil gegen Westen und Norden hatten die Markgrafen von Carantanien (s. Kärnthen), den am linken Ensufer gelegenen Landstrich die Herzöge von Bayern inne; das Land jenseit der Donau stand unter dem Markgrafen von Unterpannonien und die am linken Donauufer liegende Gegend unter dem von Oberpannonien. Unter den Großen des Landes nahmen bald die Grafen von Traungau (Trungau) oder Styre (Steier) eine hervorragende Stellung ein. Ottokar I. ward 983 wegen seiner gegen die Ungarn bewiesenen Tapferkeit als Markgraf gegen diese eingesetzt; starb 991. Sein Sohn, Ottokar II., der um 979 die Burg Steier, von der das Land den Namen erhielt, erbaut haben soll, vergrößerte S. durch die Unterwerfung benachbarter Grafen; starb 1038. Ottokar III. schlug 1044 die Ungarn bei Pettau u. erweiterte die Grenzen gegen Osten; starb 1083. Sein Sohn, Ottokar IV., erhielt als Anhänger Heinrichs V. das untere S. Ihm folgte 1122 sein Sohn Leopold I., der Starke, und diesem 1129 sein Bruder, Ottokar V., welcher unter Anderem die Mark Kärnthen (den jetzigen cillyer Kreis) an sein Haus brachte und 1169 starb. Sein Sohn, Ottokar VI., erhielt vom Kaiser Friedrich I. die herzogliche Würde. Ohne männliche Nachkommen, schloß er 1186 mit dem Herzog Leopold V. von Oesterreich einen Erbfolgevertrag, zufolge dessen der letztere, als Leopold II., aus dem Geschlecht der Babenberger nach Ottokars Tode 1192 das Herzogthum S. mit seinen Ländern vereinigte. Leopolds II. (V.) Söhne, Friedrich und Leopold III. (VI.), theilten 1194 das Land, doch kam dasselbe schon 1198 mit Friedrichs Tod ganz in Leopolds Hand. Diesem folgte Friedrich der Streitbare. Da er sehr willkürlich regierte, führten die Steiermärker Klage bei dem Kaiser Friedrich II. und erhielten von demselben ihre in Ottokars Testament erhaltenen Freiheiten von Neuem bestätigt. Dieser Freiheitsbrief und Ottokars Testament gaben der steiermärkischen Landhandfeste ihr Entstehen. Nach dem Tode des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, 1246, folgte das für S. so verderbliche Zwischenreich, in welchem das Herzogthum von den weiblichen Verwandten des verstorbenen Friedrich und dem Kaiser beansprucht, von Salzburg, Bayern und Ungarn mit Krieg überzogen und endlich von König Bela IV. besetzt wurde. Doch die Bedrückungen der Statthalter Bela's brachten es dahin, daß der Adel den Böhmenkönig Ottokar II. Przemysl 1253 zum Herzog von S. berief. Dieser besiegte die Ungarn 1260 auf dem Marchfelde und ward 1262 vom deutschen König Richard mit Oesterreich und S. belehnt, aber 1267 vom König Rudolf von Habsburg dieser Lehen verlustig erklärt. Ottokar fiel 1278 im Kampf gegen den Kaiser, worauf letzterer seinen ältesten Sohn, Albrecht I., als Statthalter und 1282 als erblichen Landesherrn mit S. belehnte. Fortan blieb das Herzogthum im Besitz des Hauses Habsburg. Bei der nach Albrechts II. Tode 1379 zwischen dessen Söhnen Albrecht III. und Leopold IV. vorgenommenen Theilung ward die Landstrecke an der Traun, Steier und unteren Ens abgerissen. Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts litt S. viel durch die Einfälle der Türken und Magyaren. Als 1457 die gefürsteten Grafen von Cilly ausstarben, vereinigte Friedrich IV. auf Grund früherer Verträge deren Besitzungen mit S. Maximilian I. und Ferdinand I. hatten wiederholt Aufstände der windischen Bauern zu bekämpfen und von 1528—32 ward der Südosten durch die Verheerungen der Türken schwer heimgesucht. Noch schwerer aber lastete auf dem Lande die religiöse Verfolgungssucht, deren sich Ferdinands Nachfolger schuldig machten. Die Lehren der deutschen Reformatoren hatten nämlich schon seit 1530 in S. Eingang gefunden, und 1547 bean-

sprchte der Landeshauptmann, Freiherr Johann Ungnad, auf dem Reichstag zu Augsburg freie Religionsübung, doch konnte dieselbe erst auf den Landtagen zu Bruck 1575 und 1578 dem Herzog Karl II., dem jüngsten Sohne Kaiser Ferdinands I., welchem bei der Ländertheilung 1564 Innerösterreich zu Theil geworden war, abgenöthigt werden. Um dem Umsichgreifen der neuen Lehre zu steuern, rief Herzog Karl 1570 die Jesuiten zu Hülfe und stiftete 1573 die hohe Schule zu Grätz. Sein Sohn Ferdinand II., der 1595 selbstständig die Regierung übernahm, erklärte den Freiheitsbrief seines Vaters Karl II. für aufgehoben und befahl den Ständen, ihre protestantischen Lehrer und Prediger binnen 14 Tagen zu entlassen, und am 28. September 1598 erging an diese selbst der gemessene Befehl, noch an demselben Tage Grätz, binnen 8 Tagen aber die sämmtlichen Erblande bei Lebensstrafe zu räumen. Eine hierauf eingesetzte katholische Gegenreformationskommission befahl allen protestantischen Bürgern, entweder zur katholischen Religion überzutreten, oder ihre Habe zu verkaufen und mit dem gelösten Gelde, nach Abzug eines Zehntels hiervon, gleichfalls das Land zu räumen. Viele Protestanten schwuren damals ihr Bekenntniß ab; 30,000 aber, meist den reichsten und angesehensten Familien angehörig, verließen die Heimat, u. nur in den unzugängigen Bergen der oberen S. erhielt sich im Stillen in einzelnen Bauernfamilien der evangelische Glaube, daher sich dort, nachdem Joseph II. 1781 Glaubensfreiheit proklamirt hatte, einige protestantische Gemeinden konstituirten. Die ständischen Rechte wurden seit jener Gegenreformation immer mehr beschränkt. Ferdinand erbte 1619 auch die übrigen österreichischen Lande und S. blieb seitdem ein Theil derselben. Seit Karl VI. (1728) nahm kein Landesfürst mehr die Huldigung an und seit 1730 bestätigte keiner die Landhandfeste mehr. Vergl. Muchar, Geschichte des Herzogthums S., Grätz 1844—46, 3 Bde., und von Gebler, Geschichte des Herzogthums S., das. 1862.

Steigbügel, metallener Halbring mit Platte (Sohle) unter demselben, der an den Steigriemen, Strippen von starkem Leder, zu beiden Seiten des Sattels, herabhängt und dazu dient, daß der Reiter, wenn er auf das Pferd steigt, den linken Fuß in den S. setzt und sich so, einen Halt findend, auf das Pferd schwingt, auch, wenn er zu Pferde sitzt, die Füße in die S. stellt, um sich dadurch sicherer im Gleichgewicht zu erhalten. Bei den Türken und mehren asiatischen Völkern ist die Sohle so groß, daß die ganze Fußsohle darauf ruhen kann. Man hat in der neueren Zeit S. erfunden, die sich, falls der Reiter vom Pferde fällt und im S. hängen bleibt, von selbst öffnen. Die Alten kannten die S. nicht. Noch zur Zeit Karls des Großen findet man keine Erwähnung von S.n, die erst zur Zeit Otto's I. aufgekommen zu sein scheinen.

Steigentesch, August, Freiherr von, deutscher Lustspieldichter, geboren am 12. Januar 1774 zu Hildesheim, trat 1789 in österreichische Kriegsdienste, verließ dieselben zwar 1809 als Oberstlieutenant, trat aber 1813 wieder ein und ward Generaladjutant des Fürsten Schwarzenberg. Im folgenden Jahre erhielt er eine Mission nach Norwegen, um mit den Abgeordneten der vier Großmächte dieses Reich dem König von Schweden zu übergeben, und 1815 eine Mission nach der Schweiz, um die Kantone zur Theilnahme an dem erneuten Kampf aufzufordern. Im Jahre 1818 ward er zum k. k. wirklichen geheimen Rath und 1820 zum Gesandten am sardinischen Hof und später an dem zu Kopenhagen ernannt. Er † am 30. Dec. 1826. In zahlreichen Lustspielen schilderte er die kleinen Schwächen und Thorheiten des Lebens aufs treffendste. Seine französische Bildung gibt sich in seinen zum Theil etwas frivolen Romanen kund. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen Darmst. 1819—20, 6 Bde.

Steiger, Leute, welche die Aufsicht über die Bergleute in der Grube sowohl, als auch über Tag führen, stehen in dem Dienst der Gewerkschaften, und ihre Annahme steht nach der an jedem Orte bestehenden Verfassung entweder den Bergämtern, oder den Gewerken, jedoch mit Vorwissen und Zustimmung des Bergamts, zu.

Steigerwald, ein auf der fränkischen Terrasse ziemlich isolirt liegendes, mit reichen Nadelholzwaldungen bedecktes Gebirge im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, längs der Grenze von Mittel- und Oberfranken in dem westlich von Bamberg befindlichen Mainwinkel zwischen Eltmann und Kitzingen. Es bedeckt 8 □Meilen, erhebt sich in seiner höchsten Spitze, dem Schwanberg oder Schwabenberg, bis zu 2200 Fuß, gibt den Flüssen Aurach und Ebrach den Ursprung und fällt steil zum Main ab.

Stein, in der gewöhnlichen Ausdrucksweise im Allgemeinen jeder nicht metallische Mineralkörper, sei er ungemengt (Mineral) oder gemengt (Gestein), sobald er nur so viel Kohärenz der Theilchen besitzt, daß er eine selbstständige Gestalt, die nur gewaltsam verändert werden kann, behauptet, also fest, für sich unschmelzbar und unentzündlich ist, sich weder im Wasser, wie die Salze, noch in Oelen, wie die Erdharze, auflöst, auch sich nicht, wie die Metalle, unter dem Hammer dehnen und strecken läßt.

Stein, in medicinischer Bedeutung s. Steinkrankheit.

Stein, Gewicht in deutschen und angrenzenden Ländern, besonders für Wolle, Flachs, Hanf und Federn, in Preußen, Sachsen, Oesterreich, Bayern = $^1/_5$, in Baden = $^1/_{10}$, in England (stone) $^1/_8$, in Polen (kamilé) $^1/_4$ Centner ꝛc., in Holland (steen) = 3 neue Pfund oder Kilogramm, in Schweden = 32 Pfund oder Kilogramm, in Hamburg, Altona, Lübeck, Bremen, Oldenburg und Mecklenburg für Flachs = 20, für Wolle und Federn = 10 Pfund.

Stein, 1) Charlotte von S., durch ihre Beziehungen zu Goethe bekannt geworden, geboren 1742 zu Weimar, Tochter des Hofmarschalls von Schardt daselbst, vermählte sich als Hofdame der Herzogin Amalia 1764 mit dem herzoglichen Stallmeister Friedrich von Stein. Eine schwärmerische Verehrerin von Goethe, lernte sie denselben im November 1775 zuerst persönlich kennen und wurde, wiewohl bereits Mutter von sieben Kindern, von ihm bald glühend geliebt. Der zwischen

Beiden geführte Briefwechsel (herausgegeben von Schöll, Stuttg, 1848, 3 Bde.) bildet eine wichtige Quelle für die Kenntniß von des Dichters Leben.

2) Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom und zum S., berühmter deutscher Staatsmann, geboren am 25. Oktober 1757 aus einem alten reichsfreiherrlichen Geschlechte zu Nassau an der Lahn, verlebte seine Jugend auf dem Stammsitze seiner Familie zu Nassau, widmete sich von 1773—77 zu Göttingen dem Studium der Rechte u. der Staatswirthschaft, arbeitete dann ein Jahr beim Reichskammergericht in Wetzlar, unternahm hierauf eine Reise durch einen Theil von Europa und erhielt 1780 eine Anstellung als Bergrath in Wetter in der Grafschaft Mark. Schon nach zwei Jahren ward er zum Oberbergrath befördert, und im Februar 1784 erhielt er die Oberleitung der westphälischen Bergämter. Im Jahre 1793 erfolgte seine Ernennung zum Kammerdirektor in Hamm, 1795 zum Präsidenten der märkischen Kriegs- und Domänenkammer und im folgenden Jahre zum Oberpräsidenten aller westphälischen Kammern, in welcher Stellung er sich die größten Verdienste namentlich um den Chausseebau u. die Forsten, sowie um die Hebung der Gewerbthätigkeit und Belebung des Handels erwarb. Um dem Bauernstand aufzuhelfen, zerschlug er mehre Domänen u. überließ sie kleineren Landwirthen. Im Okt. 1804 als Minister des Accise-, Zoll-, Salz-, Fabriken- und Kommerzialwesens nach Berlin berufen, bewirkte er die Aufhebung sämmtlicher binnenländischen Zölle im Inneren von Preußen, führte eine einfachere Verwaltung in den seiner Leitung unterstellten Branchen ein und schuf als Erleichterungsmittel für den Handel und Verkehr Papiergeld. Als er im Januar 1807 seinen Eintritt in das neue Ministerium von der Umgestaltung der obersten Verwaltungsstellen und insbesondere von der Beseitigung des Kabinetsschreiberregiments abhängig machte, erhielt er vom König in ungnädigster Weise den Abschied. Nach dem tilsiter Frieden (Juli 1807) berief ihn derselbe jedoch wieder zu sich, um ihm als erstem Minister das große Werk der Neugestaltung des Staats zu übertragen. S.s Plan war: das Volk wieder für die Theilnahme am Staate und seinen Zwecken zu beleben, an der Leitung desselben zu betheiligen, die bisher unterdrückten Stände von den aus dem Mittelalter überkommenen Lasten und Fesseln zu befreien und ein allgemeines freies Staatsbürgerthum zu gründen. Die Weise, wie er diese Reform anstrebte, zeugt ebenso von seinem ächt deutschen Geiste, als von tiefer, staatsmännischer Einsicht. Zuerst suchte S. einen dauerhaften Grund in der gesetzlichen Ordnung der Gemeinden und Städte, sowie der Provinzialverwaltung zu legen, worauf dann das Gebäude einer Verfassung mit Volksvertretung sich ausbauen sollte. Im September 1807 übernahm S. sein neues Amt, und am 9. Okt. erschien bereits das Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse des Grundeigenthümers betreffend. Ein anderes Gesetz überließ den Domanialbauern ihr Land zu unumschränktem Grundeigenthum. Seine Städteordnung vom 19. November 1808 bildet noch jetzt die Grundlage der Rechtsverhältnisse der preußischen Städte. Damit das so in seinen Verhältnissen und Rechten sittlich und geistig gehobene Volk auch das Bewußtsein seiner Kraft und Muth zur Abwerfung des Fremdenjochs gewinne, unternahm S. darauf mit Scharnhorst die Herstellung einer volksthümlichen Wehrverfassung. Aber kaum ein Jahr hatte S. als Minister gewaltet, als er durch einen Machtbefehl Napoleons I., dem ein aufgefangener Brief S.s an den Fürsten von Wittgenstein seine Begünstigung des Tugendbunds verrathen hatte, aus Preußen verwiesen wurde. Ehe er sein Vaterland verließ, legte er die Grundsätze seiner Staatsverwaltung in einem Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde nieder, das unter der Bezeichnung „S.s politisches Testament" weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Von der westphälischen Regierung gerichtlich verfolgt und seiner Güter beraubt, begab er sich nach Oesterreich, wo er abwechselnd in Brünn, Troppau und zuletzt dauernd in Prag lebte. In steter Verbindung mit den einflußreichsten Männern in Preußens Kabinet und Heere, sammelte er hier einen Kreis gleichgesinnter Männer um sich, in welchem Deutschlands Wiedergeburt mit Wort und That angestrebt ward. Als zu befürchten stand, daß seine Auslieferung gefordert werden möchte, folgte er der Einladung des Kaisers Alexander I. nach Petersburg. Auch von dort aus aber wußte er durch seinen Einfluß auf den Kaiser, sowie durch seine ausgedehnten Korrespondenzen und die Konstituirung einer russisch-deutschen Legion die spätere nationale Erhebung gegen Napoleon I. vorzubereiten. Nach der Katastrophe von 1812 kehrte er mit dem Kaiser nach Deutschland zurück und ward zum Vorsitzenden eines russisch-preußischen Verwaltungsrathes für die deutschen Angelegenheiten ernannt, doch sah er sich in seiner Thätigkeit in dieser Stellung vielfach beengt. Als nach dem Sieg bei Leipzig am 21. Oktober 1813 eine Centralkommission für die Verwaltung aller durch die Truppen der Verbündeten besetzten Länder angeordnet worden war, übernahm S. die Präsidentschaft derselben und erwarb sich trotz der ihm von den einzelnen Regierungen in den Weg gelegten Hindernisse durch tüchtige Verwaltung im Inneren und Aufstellung zahlreicher Heerhaufen gegen den äußeren Feind hohe Verdienste um das Gesammtvaterland. Die Centralverwaltung folgte dem Heere der Verbündeten bis nach Paris. Von dort kehrte S. im Juni 1814 nach Berlin zurück, um sich im September 1814 nach Wien zu den Verhandlungen des Kongresses zu begeben. Hier blieb er aber nur wenige Tage, da er die Reaktion bereits ihr Werk beginnen sah, und zog sich ins Privatleben zurück. Den Sommer brachte er meist auf seinen Gütern in Nassau, den Winter in Frankfurt am Main zu, wo sich im Januar 1819 unter seinem Vorsitz die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte konstituirte. Ihr Werk ist die Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica", für welche S. selbst viel gesammelt hat. Mit der nassauischen Regierung in mancherlei Mißhelligkeiten gerathen, siedelte er später auf sein Gut Kappenberg in Westphalen über. Nach der Einführung der Provinzialstände in Preußen

1823 ward er für den westphälischen Landtag zum Deputirten erwählt und vom König zum Landtagsmarschall ernannt. Auf demselben hatte er die Genugthuung, die von ihm 1808 in Preußen eingeführte Städteordnung auf Westphalen übertragen und zugleich eine wohlthätige Selbstständigkeit der Landgemeinden gesetzlich begründen zu helfen. Auch die Verhandlungen des dritten westphälischen Landtags von 1830 auf 1831, sowie der evangelischen Provinzialsynode Westphalens leitete er. Im Jahre 1827 ernannte ihn sein König zum Mitglied des Staatsraths. S. † am 29. Juni 1831 zu Kappenberg, als der Letzte seines Geschlechts, nur von drei Töchtern überlebt. Vgl. Perz, Das Leben des Ministers Freiherrn von S., Berlin 1849—55, 6 Bde.; Derselbe, Denkschriften des Freiherrn von S., das. 1848; Briefe des Freiherrn von S. an den Freiherrn von Gagern, Stuttgart 1833; Stern, S. und sein Zeitalter, Leipzig 1855; Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von S., Berlin 1858.

3) Lorenz, Rechtsgelehrter und Publicist, geboren den 15. November 1813 zu Eckernförde, studirte in Kiel und Jena Philosophie und Rechtswissenschaft, habilitirte sich sodann daselbst als Privatdocent und ward 1846 zum Professor ernannt. Als sich die Differenz der Herzogthümer mit Dänemark zur Tagesfrage gestaltete, verfocht er in der deutschen Presse das Recht der Herzogthümer und nahm auch Theil an der Schrift der neun kieler Professoren über diese Angelegenheit, weshalb er 1852 von der dänischen Regierung entlassen ward. Im Jahre 1855 folgte er einem Ruf als Professor der politischen Oekonomie nach Wien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage" (Leipz. 1840—51, 3 Bde.); „Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich" (das. 1844); „System der Staatswissenschaften" (das. 1854); „Gesellschaftslehre" (Stuttg. 1856); „Lehrbuch der Volkswirthschaft" (Wien 1858) und „Lehrbuch der Finanzwirthschaft" (Leipzig 1860).

Steinach, Marktflecken im sachsen-meiningischen Verwaltungsamtsbezirk Sonneberg, im freundlichen Thale der Steinach, eines Nebenflusses der Rodach, hat Schachtel-, Holzwaaren- und Griffelfabrikation, Bierbrauerei, Märmelmühlen, Wetzsteinbrüche, Eisengruben und 3040 Einw. Unweit nördlich davon das große, zur Gemeinde Sonntagshammer gehörige herzogliche Eisenhüttenwerk Obersteinach. In der Umgegend und ebenfalls im Steinachthal sind auch noch mehre andere Eisenwerke.

Stein am Anger, Stadt im ungarischen Komitat Eisenburg, Sitz der Komitatsbehörden, eines Bischofs, Domkapitels u. eines bischöflichen Konsistoriums, hat eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein katholisches Obergymnasium, eine Hauptschule, ein bischöfliches Seminar, eine Residenz der Prämonstratenser, einen Konvent der Franciskaner, eine Kathedralkirche, die schönste in Ungarn, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in modernem Styl erbaut, mit werthvollen Fresken und Altargemälden, einen bischöflichen Palast, ein Komitatshaus, ein altes befestigtes Schloß und 5853 Einw. In der Umgegend Ueberreste der römischen Stadt Savaria.

Stein am Rhein, Stadt im schweizerischen Kanton Schaffhausen, rechts am Ausfluß des Rheins aus dem Untersee (Bodensee), hat eine hölzerne Brücke über den Rhein, eine alte Stiftskirche, vormalige Benediktinerabtei, Schifffahrt, Handel, Weinbau und 1500 Einw. Dabei das Schloß Hohenklingen.

Steinau, 1) (S. an der Straße), Stadt in der seither kurhessischen (1866 mit Preußen vereinigten) Provinz Hanau, Kreis Schlüchtern, an der Kinzig, Sitz eines Justizamts, hat ein Schloß, eine Papiermühle, starke Töpferei, Bierbrauerei, Brennerei und 2231 Einw. Geburtsort der Gebrüder Grimm. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, am gleichnamigen Fluß, der in die Oder mündet, mit evangelischer und katholischer Kirche, Schullehrerseminar, starker Garn- und Wollspinnerei, Leinweberei, Töpferei, Ziegelbrennerei, Handel und Schifffahrt und 3237 Einw. Hier 1633 Sieg Wallensteins über die Schweden u. Sachsen.

Steinbach, 1) Stadt im badischen Mittelrheinkreis, Bezirksamt Bühl, an der badischen Staatseisenbahn, hat trefflichen Weinbau (Affenthaler) und 2054 Einw. Geburtsort Erwins von Steinbach, des Erbauers des straßburger Münsters; ihm wurde 1844 auf einem nahe gelegenen Hügel ein Denkmal errichtet. — 2) Marktflecken im sachsen-meiningischen Verwaltungsamtsbezirk Salzungen, am östlichen Abhange des altensteiner Berges, hat einen Eisen- und einen Zainhammer, Eisenwaaren-, besonders Messerfabrikation und 1330 Einwohner.

Steinbach, Erwin von, s. Erwin von Steinbach.

Steinbach-Hallenberg, Marktflecken in der seither kurhessischen (1866 mit Preußen vereinigten) Herrschaft Schmalkalden, im engen, schönen Thal der Schwarza, Sitz eines Justizamtes, hat eine Handwerksschule, mehre Eisen- und Zainhämmer, Schmelzöfen, viele Schlosser, Huf- und Nagelschmiede und 2643 Einwohner. Dabei die Ruine Burg-Hallenberg.

Steinbeere, s. v. a. Preißelbeere.

Steinberger, s. Rheinweine.

Steinblume, s. v. a. *Parnassia palustris L.*

Steinbock (europäischer S., *Capra Ibex L.*), Säugethierart aus der Gattung Ziege, die sich besonders durch im Querschnitt fast rechtwinklig-vierseitige, mit starken Querwülsten versehene, rückwärts gekrümmte, nach oben aus einander tretende, beim Männchen $2\frac{3}{4}$—$3\frac{1}{2}$ Fuß, beim Weibchen nur $\frac{1}{2}$ F. lange und 15—30 Pfund schwere Hörner auszeichnet. Der S. ist $4\frac{1}{2}$—5 F. lang und 2—3 F. hoch und wird $1\frac{1}{2}$—2 Centner schwer. Der Körper ist gedrungen und stark, der Hals von mittlerer Länge, der Kopf verhältnißmäßig klein, aber an der Stirn stark gewölbt; die Beine sind kräftig und von mittlerer Höhe. Die Behaarung ist rauh und dicht, im Winter länger, gröber, krauser und matter, im Sommer kürzer, feiner und glänzender; während der rauhen Jahreszeit ist sie mit einer dichten Grundwolle durchmengt, die mit zunehmender Wärme ausfällt. Am Unterkiefer sind die Haare

beim alten Männchen etwas verlängert, ohne jedoch einen eigentlichen Bart zu bilden. Im Sommer herrscht die röthlichgraue, im Winter die fahlgelblich graue Farbe vor. Längs der Mitte des Rückens verläuft ein schwach abgesetzter, hellbrauner Streifen; Stirn, Scheitel, Nase, Rücken und Kehle sind dunkelbraun; die Mitte des Unterleibs ist weiß. Der S. ist, wie die Gemse, ein wahres Alpenthier, das sich früher in der ganzen schweizer und tyroler Alpenregion, jetzt aber nur noch in der Kette des Monterosa auf den unzugänglichsten Felsen bis zur Schneeregion 9000 F. hoch in Rudeln von 10—18 Stück findet. Er steigt, wie die Gemse, nur dann in die Waldregion herab, wenn die Alpenkräuter, seine Nahrung, von Schnee bedeckt sind. Alle seine Bewegungen sind rasch und leicht; er klettert mit außerordentlicher Gewandtheit und weiß an den steilsten Felsenwänden Fuß zu fassen; auch springt er mit größter Sicherheit und verfehlt nie sein Ziel. Bereits im 15. Jahrhundert waren die Steinböcke in der Schweiz selten. In den österreichischen Alpen wurde seit 1706 kein S. erlegt. Das Fleisch gilt für wohlschmeckend. Die wenigen Exemplare, welche geschossen werden, kommen aber fast nur in die zoologischen Sammlungen und stehen hoch im Preise. Die Steinböcke paaren sich gern mit den Ziegen, ihren Gattungsverwandten. Als europäische Steinbockarten führt man noch auf Capra pyrenaica, auf den Pyrenäen, C. hispanica, auf der Sierra Nevada, und C. caucasica, auf dem Kaukasus. C. sibirica findet sich in Sibirien.

Steinbock, das 10. Zeichen des Thierkreises (♑), das man aber vom Sternbild unterscheiden muß, welches in der Ekliptik den Raum von 28° ♑ bis 23° ♒ einnimmt. Nach der Fabel ist dies Sternbild Pan, der mit Zeus gegen die Titanen focht, nach Anderen die Ziege Amalthea, mit deren Milch die Nymphen den Zeus in seiner Kindheit ernährten.

Steinbrech, Pflanzengattung, s. v. a. *Saxifraga L.*

Steinbrück, Eduard, ausgezeichneter Historienmaler, geboren 1802 zu Magdeburg, widmete sich unter Wach in Berlin der Kunst, wandte sich 1829 nach Düsseldorf, wo er einer der eifrigsten Jünger der dortigen Schule ward, ließ sich aber 1846 zu Berlin nieder. Er kultivirte mit Vorliebe das romantisch-lyrische Genre und zählt in diesem zu den ersten Meistern der Gegenwart. Seine Gemälde zeichnen sich ebensowohl durch Korrektheit der Zeichnung, als durch weiches sauberes Kolorit aus und wirken durch eine gewisse träumerische Stimmung, die über sie verbreitet ist, ganz analog der romantischen Dichtung. Am bekanntesten sind: Genoveva, Rothkäppchen, Nymphe der Düssel, Fischerfrau am Strande, Undine, Elfen auf dem Teich (nach Tiecks Märchen). Auch antike Stoffe behandelte er im Geiste der Romantik, z. B. die horchende Thisbe. Von seinen religiösen Kompositionen sind das Gastmahl nach der neutestamentlichen Parabel, ein Altarbild in der Jakobikirche zu Magdeburg, und die Madonna mit dem Kinde und zwei Engel hervorzuheben. Ein Bild von ergreifender Wirkung sind die magdeburgischen Jungfrauen während der Plünderung der Stadt sich von den Wällen herabstürzend. Einige seiner Bilder sind auch durch Stich und Lithographie bekannt.

Steinbutt, s. Scholle.

Stein der Weisen, s. Alchemie.

Steindruck, s. Lithographie.

Steinernes Meer, mit Felsblöcken bedeckte Hochebene der salzburger Alpen, südlich vom Watzmann, mit der 8364 Fuß hohen Schönfelsspitze.

Steinfurt, vormalige reichsunmittelbare Grafschaft im westphälischen Kreise, jetzt zum preußischen Regierungsbezirk Münster gehörig standesherrliche Besitzung der Grafen von Bentheim-Steinfurt, die seit dem 15. Jahrhundert beim Hause Bentheim ist. Die gleichnamige Kreisstadt (Burgsteinfurt) daselbst, an der Aa, hat 2 evangelische und eine katholische Kirche, ein Schloß mit Park, ein Gymnasium, höhere Bürgerschule, Baumwollspinnerei, Leinenzeuch- und Tabaksfabrikation, Zeuchdruckerei, Färberei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und 3173 Einw.

Steingut, s. Thonwaaren.

Steinhäuser, Karl, namhafter Bildhauer, geboren den 3. Juli 1813 zu Bremen, bildete sich an der berliner Akademie, besonders unter Rauchs Leitung, lebte seit 1836 längere Zeit zu Rom und wirkt seit 1863 als Direktor der Bildhauerakademie zu Karlsruhe. Mehre seiner zahlreichen Statuen zählen zu den vorzüglichsten neuen deutschen plastischen Kunstwerken, so die von Olbers und Schmidt, sowie dem heiligen Ansgar in Bremen, Hahnemann in Leipzig, Goethe mit der Psyche in Weimar. Auch viele Grabmonumente, Reliefs und Porträtbüsten lieferte er.

Steinheil, Karl August, ausgezeichneter Physiker, geboren den 12. Okt. 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß, besuchte das Lyceum in München, studirte zu Erlangen die Rechte, hierauf zu Göttingen und Königsberg Astronomie und ward 1832 Professor der Physik und Mathematik an der Universität München und Konservator der mathematischen Sammlungen Bayerns. Im Jahre 1849 trat er als Vorstand des Departements für Telegraphie im Handelsministerium in österreichische Dienste, 1851 folgte er einem Ruf der schweizer Regierung zur Einrichtung des Telegraphenwesens in diesem Lande, und 1852 kehrte er als Ministerialrath und technischer Beirath im Handelsministerium nach München zurück; auch gründete er daselbst eine optisch-astronomische Anstalt, aus welcher ausgezeichnete Instrumente hervorgehen. S. gilt als der wissenschaftliche Begründer der elektromagnetischen Telegraphie, erfand die galvanischen Uhren, konstruirte einen sinnreichen Pyroskop, fertigte das erste Daguerreotypbild in Deutschland und vervollständigte und begründete die Gesetze der Galvanoplastik. Auch bei der Feststellung der bayerischen Maße und Gewichte und durch Verbesserung der Bier- und Spirituswagen erwarb er sich Verdienste.

Steinheim, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Höxter, an der Emmer, mit Gerichtskommission, katholischer Kirche, Leinweberei und Färberei und 2335 Einw.

Steinhirse, Pflanzengattung, s. v. a. Lithospermum officinale *L.* Schwarze S., s. v. a. Lithospermum arvense *L.*

Steinhude, Marktflecken im schaumburg-lippe'schen Amt Hagenburg, am gleichnamigen See, hat Fischerei, Leinweberei und 1200 Einw.

Steinhuder Meer, Binnensee, liegt theils in schaumburg-lippe'schem, theils in preußisch-hannöverischem Gebiet, ist eine Meile lang, ³/₄ Meile breit und sehr fischreich; aus ihm führt ein Kanal nach Nienburg in die Weser. In ihm liegt das 1765 vom Grafen Wilhelm von der Lippe als Musterfestung angelegte kleine Fort Wilhelmsstein. Die Umgebung des s. M.es hat viel Moor.

Steinigtwolmsdorf, Pfarrdorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, Gerichtsamt Schirgiswalde, hat eine große Schäferei, starke Leinweberei und Fabrikhandel, Töpferei und 1962 Einw.; ist namentlich ein Hauptplatz für Zwillichweberei.

Steinigung (lapidatio), Tödtung mit Steinwürfen, gesetzliche Strafe bei den Römern, Juden und Macedoniern; besonders aber Akt der Volksjustiz, wo der officielle Rechtsgang zu langsam oder unsicher erschien.

Steinklee, Pflanzengattung, s. v. a. Melilotus.

Steinkohl, s. v. a. Lapsana communis *L.*

Steinkohle (Schwarzkohle, franz. houille, engl. common coal), Mineral aus der Klasse der Anthracite, umfaßt die aus urweltlicher Pflanzensubstanz hervorgegangenen schwarzen, seltener braunen, mit Flamme u. unter Verbreitung eines eigenthümlichen bituminösen Geruchs verbrennenden Mineralien, welche einen schwarzen, selten gelblichbraunen (Bogheadkohle), glänzenden Strich besitzen und kochende Kalilauge kaum oder gar nicht gelblich und bräunlich färben. Dadurch unterscheidet sie sich von dem Anthracit einerseits, von der Braunkohle andererseits; doch ist gegen beide die Grenze nicht scharf. Geognostisch rechnet man alle fossilen Kohlen bis zur Kreide einschließlich den S.n zu. Die S. ist amorph, im Bruch muschelig, eben, uneben, auch faserig. Sie ist bald der Schichtung parallel schiefrig, oft mit abwechselnden Lagen verschiedenartiger Varietäten (Schieferkohle), bald schief auf die Schichtung, dünnblätterig (Blätterkohle), bald parallelepipedisch, bald in unregelmäßig keilförmige Stücke (Grobkohle) zerfallend, bald faserig abgesondert (Faserkohle), bald erdig zusammengehäuft (Rußkohle). Die Härte ist zwischen Steinsalz- und Kalkspathhärte (2—2¹/₂). Sie ist wenig spröde bis milde, von 1,2—1,7 specifischem Gewicht, undurchsichtig, selten in dünnen Splittern durchscheinend, glas- oder fettglänzend, wenn faserig auch seidenglänzend, schimmernd, matt, schwarz oder graulich, auch bräunlichschwarz, selten braun, auf Klüften oft bunt angelaufen, oft auch mit halbmetallischem Glanz. Die S. ist eine Verbindung von Kohlenstoff mit Wasserstoff, Sauerstoff und geringen Mengen von Schwefel und Stickstoff; häufig enthält sie erdige Beimengungen, die beim Verbrennen als Asche zurückbleiben. In reinen S.n sinkt deren Menge bis unter ¹/₂ Procent. Außerdem enthält sie häufig Schwefelkies in Knollen, Schnüren u. Trümmern, auch aufs feinste durch die Kohle vertheilt, in welchem Fall leicht Selbstentzündung derselben Statt findet; auch andere Schwefelmetalle, Kalkspath, Gyps, Hornstein finden sich ihr beigemengt (Schwülen). Die chemische Zusammensetzung der Kohle, abgesehen von diesen zufälligen Beimengungen, ist äußerst verschieden. Die Analysen von 97 Steinkohlensorten aus Großbritannien und Irland durch Playfair ergeben: Kohlenstoff zwischen 90,94 und 71,08, im Mittel aller Analysen 80,4, Wasserstoff zwischen 3,46 und 6,01, im Mittel 5,19, Sauerstoff zwischen 0,39 und 18,6, Stickstoff von Spuren bis 2,16, im Mittel 1,2, Schwefel endlich zwischen 0,06 und 5,07, im Mittel 1,24 und Asche zwischen 0,2 und 14,4, im Mittel 5,03 Proc. Die Analysen von 67 preußischen Kohlensorten durch Heinz ergeben im Mittel: 79,59 Kohlenstoff, 4,44 Wasserstoff, 6,58 Sauerstoff mit Einschluß von Sauerstoff und Schwefel und 9,4 Asche. Die Asche besteht vorherrschend aus kieselsaurer Thonerde, Eisenoxyd, mit etwas Kalk- und Bittererde, Alkalien, Schwefelsäure, zuweilen mit Spuren von Phosphorsäure, stets ist sie aber alkaliarm. Die große Verschiedenheit der S. bedingt ihr sehr verschiedenartiges sonstiges Verhalten und ihre verschiedene Verwendbarkeit zu technischen Zwecken. Sämmtliche Kohlen sind unlöslich und nur ein Theil gibt an Schwefelkohlenstoff, auch Aether und Alkohol einige Procente eines dunklen Harzes (Bitumen) ab. Beim Erhitzen schmelzen die einen schon vor ihrer Zersetzung, backen daher auch als Grus zusammen und hinterlassen einen porösen Kohlenstoff (Kohks), die sogenannten fetten Kohlen (Backkohlen); andere schmelzen schwieriger, ihr Pulver sintert nur zusammen und ihre Kohks sind dicht (Sinterkohlen); endlich zerfällt auch ein Theil beim Erhitzen, schmilzt nicht und hinterläßt daher sandige Kohks (Sandkohle). Die letzteren nennt man mager; sie lassen sich nicht verkohksen. Fängt man die beim Erhitzen entweichenden Gase und Dämpfe auf, so erhält man von Gasen: Gruben- u. Leuchtgas, freien Wasserstoff, Kohlensäure, Kohlenoxyd, Stickstoff, Schwefelwasserstoff, die zur Beleuchtung und Heizung dienen. Die Dämpfe verdichten sich zum Theil zu einer wasserhaltigen Flüssigkeit, welche stets von Essigsäure frei ist u. Ammoniaksalze enthält, u. zu einer öligen, dicken dunklen Flüssigkeit, den sogenannten Theer (s. d.). Die bei den verschiedenen Kohlen sehr verschiedene Menge brennbarer Gase und Dämpfe bedingt die Größe und Helligkeit der Flamme; man unterscheidet demnach Flammkohlen, die mit langer oder kurzer Flamme verbrennen. Beide kommen unter Back-, Sinter- u. Sandkohlen vor. Die kurzflammigen sind kohlenstoffreicher u. wasserstoffärmer. Von großer Wichtigkeit für die Eigenschaften der S. ist dabei das relative Verhältniß von Sauerstoff und Wasserstoff zu einander. Berechnet man die Menge des Wasserstoffs, die der vorhandene Sauerstoff nöthig hat, um Wasser zu bilden, so bleibt stets ein Antheil Wasserstoff als freier übrig. Scheerer berechnet die mittlere Zusammensetzung der Kohle, wenn er die Menge des hygroskopischen Wassers und der Asche durchschnittlich zu je 5 Procent annimmt, in folgender Weise:

Backkohle 78 Kohlenst., 4 freier Wasserst., 8 Wasser, chemisch gebunden,
Sinterkohle 75 „ 4 „ „ 11 „ „ „
Sandkohle 69 „ 3 „ „ 18 „ „ „

Man unterscheidet viele Varietäten der S.n, deren Charakterisirung schwierig und deren Unterscheidung theilweise auch werthlos ist. Wie man sie nach ihrer Struktur in Schiefer-, Blätter-, Grob- und Rußkohle theilen kann und eintheilt, ist oben schon erwähnt. Außerdem kann man sie nach ihrem Glanz mit Quenstedt eintheilen in Glanzkohlen, von sammtschwarzer Farbe, starkem Glanz, muscheligem Bruch, größerer Sprödigkeit, Pechkohlen, von pechartigem, mattem Glanz und geringerer Sprödigkeit (hierher gehört auch der Gagat, s. d.), und Cannelkohle, mit geringem Schimmer oder matt, mit meist muscheligem, ins Ebene verlaufendem Bruch, von größter Zähigkeit, sich schon an der Lichtflamme (candle) entzündend und die aschenärmste Kohle. Außerdem ist noch zu unterscheiden die Faserkohle, die sich schon an den Anthracit chemisch anschließt u. sich außer ihrer Struktur durch Weichheit auszeichnet und absärbt wie die erdige Rußkohle. In England unterscheidet man außer Anthracit (s. d.) Kirschen- oder Weichkohle, die glänzendste, zerbrechlichste und daher viel Grus liefernde, leicht entzündlichste und rasch mit starker gelber Flamme verbrennende S., nicht schmelzend, in den oberen Flötzen Staffords, Lancashire's, Schottlands; Backkohle, Sinter- und Backkohlen im Sinne Karstens, von etwas geringerem Glanz, fettartig bis sammtartig, von grauschwarzer Farbe und mäßiger Festigkeit, wie die Kohle von Newcastle; Splint- oder harte Kohle, harzglänzend, schwarz bis braunschwarz, schiefrig, schwerer entzündbar als die vorige, aber dann schönes klares Licht und große Hitze gebend (Sandkohle zu Glasgow, sehr geschätzt); Cannel-, Pech-, Parrolkohle (Gagat), von fester und gleichmäßiger Beschaffenheit, schimmernd, zuweilen ins Harzglänzende übergehend; die eigenthümliche, nur zu Bathgate in Linlithgowshire in Schottland vorkommende Boghead- od. Torbanhillkohle (Bituminit), deren Eigenthümlichkeit zu weitläufigen Prozessen vor den Gerichtshöfen zu Edinburg und Frankfurt a. M. Anlaß gegeben hat, indem die ersten Autoritäten als Sachverständige zur Entscheidung der Frage, ob sie auch wirkliche S. sei, zugezogen wurden. Sie ist die beste Gaskohle, denn während die Tonne (20 Centner) der besten Cannelkohle nur 11—12,000 Kubikfuß Gas liefert, gibt sie 13,000 bis 15,000 Kubikfuß, u. zwar bei bedeutend niedrigerer Temperatur. Sie ist in den oberen Stufen des Flötzes braun mit gelblichbraunem Strich, in den unteren schwarz mit olivenbräunlich-schwarzem Pulver, schmutzt nicht, haftet an der Zunge und riecht angefeuchtet nach Thon. Sie ist hart und zähe, hat das höchste specifische Gewicht und liefert etwa 67 Proc. flüchtige Bestandtheile. Auch ist sie die wasserreichste Kohle (9 Proc.), erweicht beim Erhitzen nicht und hinterläßt dichte Kohls.

Die S., die noch von Voigt für Schieferthon durchdrungen von Erdharz gehalten wurde und deren anorganische Bildung noch Fuchs vertheidigte, ist nach den mikroskopischen Untersuchungen Huttons, Withams, Göpperts u. A. vegetabilischen Ursprungs; nicht allein, daß einzelne ganze Baumstämme in Pechkohle, daß die Rinde von Kalamiten und anderen Pflanzen in die schönste Glanzkohle umgeändert sich finden, sondern es ist durch obige Forscher auch in der dichtesten Kohle noch vegetabilische Struktur nachgewiesen worden; die Faserkohle ist nach Göppert Araucarienholz. In jeder Kohle, aus der man durch Säuren die Kalkerde zuvor ausgezogen hat, findet man nach vorsichtigem Einäschern noch Kieselskelete pflanzlicher Gewebe (Göppert).

Liebig erklärt die Bildung der S. aus Pflanzensubstanz durch einen langsamen, lange andauernden Verwesungsprozeß derselben auf Kosten des Wassers unter Luftausschluß durch durchfeuchtete Sedimente. Hierbei müssen sich, wie in unsern Sümpfen, Sumpfgas (Grubengas) und Kohlensäure bilden, die beide so häufig im Kohlengebirge vorkommen. Der mächtige Druck der auf ihr lastenden Sedimente erklärt sowohl die Dichtigkeit der S., als auch die große Pressung jener vom Kohlengebirge umschlossenen Gase, der sogenannten schlagenden Wetter oder feurigen Schwaden und der sogenannten stickenden Wetter, von denen die ersteren, mit atmosphärischer Luft gemengt und entzündet, oft zu so schauerlichen Unglücksfällen Anlaß geben, wie ganz neuerlich (Dec. 1866) zu Barnsley in Westyorkshire in England. Die S. kommt in ganzen Flötzen vor, eingeschlossen zwischen Schieferthonen und Sandsteinen, welche häufig Pflanzenabdrücke führen, die, wenn gleich seltener, auch in der S. selbst sich finden; außerdem in Schmitzen und Nestern, in Form einzelner Holzstämme rc., und zwar von dem devonischen Uebergangsgebirge an aufwärts durch alle Formationen bis in die Kreide; am mächtigsten und verbreitetsten aber im eigentlichen Steinkohlengebirge (s. d.), außerdem im Rothliegenden, in der Trias (Lettenkohle Deutschlands, in der Dammudahgruppe Indiens, den Lunzerschichten der Nordostalpen), im Lias (Grestenerschichten der Nordostalpen, Fünfkirchen in Ungarn, Steyerdorf im Banat, Bornholm, wahrscheinlich Richmond in Virginien), auf verschiedenen Horizonten der Oolithgruppe (Scarborough in Yorkshire, Brora in Schottland, Kaukasus, Indien, Neuseeland), in der Wäldergruppe an der unteren Weser (Obernkirchen), in der oberen Kreide der Alpen von Niederösterreich. Ueberall, wo die Steinkohlenflötze ausgedehnter sind, finden wir sie in der Regel mit den sie begleitenden Sedimenten in großen Mulden (Kohlenbecken) gelagert, die oft durch spätere Störungen in kleinere Mulden getheilt sind. In der Regel sinkt mit dem Alter auch der Kohlenstoffgehalt und mit ihm auch der Brennwerth der Kohle; nur die Liaskohle Oesterreichs macht nach C. v. Hauer eine Ausnahme, wohl durch größeren Wasserstoffgehalt.

Die S. ist der mächtigste Hebel zur Förderung der Industrie und des Verkehrs, sie bildet die natürliche Unterlage des Wohlstandes großer Bezirke, ja ganzer Länder und Völker. Ihre Hauptverwendung ist die als Brennmaterial, dann die als Beleuchtungsmaterial für Gasbeleuchtung, wobei die oben erwähnten, nutzbaren Nebenprodukte noch gewonnen werden können. Die Backkohlen eignen sich dabei zum Haus-

brand, als Schmiedekohlen u. bis auf ihre Abfälle zum Verkohksen, auch zur Gasbereitung, doch sind hierzu die Cannelkohle und Bogheadkohle, die nicht schmelzen und sich nicht aufblähen, geeigneter. Dagegen sind sie für Rostfeuerung, weil sie die Roste verstopfen und beim Verbrennen daher aufgestört werden müssen, nicht brauchbar. Die Sinterkohlen sind überall am Orte, wo man eine langsame, aber lang andauernde Hitze braucht, sie eignen sich zu Rostfeuerung, ihre dichten Kohks für den Hohofenbetrieb. Die Sandkohlen sind am wenigsten geschätzt, weil sie eine sehr hohe Hitze zum Verbrennen brauchen; da sie aber dann eine sehr hohe Temperatur geben, verwendet man sie mit Vortheil für den Hohofenbetrieb mit heißem Wind unter starker Pressung.

Steinkohlengebirge (carboniferous system), so genannt, weil sich in ihm der größte Reichthum von Steinkohle abgelagert findet, das wichtigste Glied des paläozoischen Gebirgs, welches bei ununterbrochener Folge der Formationen das devonische Uebergangsgebirge bedeckt, selbst aber vom Rothliegenden bedeckt wird. Oft ruht es aber auch auf dem verschiedensten älteren Gebirge und wird ebenso häufig auch von dem verschiedensten jüngeren, dann meist ungleichförmig überlagert. Naumann theilt seine Ablagerungen in paralische oder pelagische, welche sich um die Küsten der alten Festländer und Inseln gebildet haben, wie in England, Irland, Westphalen, Schlesien, Rußland, Nordamerika, und überall mit Meeresablagerungen beginnen, u. in limnische oder lakustre Ablagerungen über Binnenlandschaften, wie die des inneren Frankreichs und Deutschlands (Sachsen, Böhmen). In den ersteren beginnt überall das S. mit einer mehr oder minder mächtigen Kalkablagerung (Bergkalk, Kohlenkalk, mountainlimestone), überlagert und vertreten zum Theil durch die Kulmablagerungen, die sich theilweise auch im Binnenland finden; darüber setzt zuerst der Millstonegrit (flötzbarer Sandstein), der dann das eigentliche Kohlengebirge im engeren Sinne (coal measures, terrain houillier), dessen obere flötzarme Abtheilung zum Todtliegenden hinüberführt.

Der Berg- oder Kohlenkalk führt ersteren Namen, weil er das hohe centrale Bergland Nordenglands, das ringsum vom produktiven Kohlengebirge umgeben ist, zusammensetzt; oder er wird aus meist dunkeln bis schwarzen, dichten, oft als Marmor verarbeitbaren Kalken zusammengesetzt, seltener aus weißen, wie zum Theil in Rußland, wo er selbst kreideartiges Ansehen hat; mitunter auch aus Dolomit. Er ist oft höhlenreich; fast überall reich an Versteinerungen, vornehmlich Krinoïdeen, Brachiopoden, Korallen, Seeigeln, Cephalopoden 2c. Auch Fischreste, insbesondere große Flossenstacheln u. Zähne von Knorpelfischen sind häufig. Im südwestlichsten England und östlichsten Westphalen verschwindet der Bergkalk ganz in und unter dem Kulm, einem Komplex schwarzer Schieferthone, Plattenkalke, Kieselschiefer und Grauwacken. Seine wichtigsten Glieder sind in Deutschland verschieden gefärbte Kieselschiefer und eine mehr oder weniger entwickelte Grauwacke, in welcher sich schon Kohlenflötze finden, so die limnischen mageren Flötze von Hainichen in Sachsen, anthracitische im Schwarzwald u. in den Vogesen. Die ganze untere Abtheilung des Kohlengebirgs ist außerdem wichtig durch ihre Erzführung, durch Blei- und Zinkerze in Belgien und Rheinpreußen, Bleierze in England und Schottland, silberführende Bleierze am Harz, Blei und Eisen in Nordamerika, wo im Kohlenkalk auch das Salzgebirge auftritt und das Entstehen zahlreicher Salzquellen bewirkt. Das dritte Glied, der Millstonegrit, findet sich in Westphalen, am Niederrhein und in Belgien bei Namur, in England, in Nordamerika, überall als ein weißer oder grauer quarzitischer, oft an Quarzgeröllen reicher Sandstein, der meist feuerfeste Bausteine u., wo er grobkörniger ist, Mühlsteine liefert. Das wichtigste Glied ist das vierte, das produktive Kohlengebirge; seine Zusammensetzung ist äußerst einförmig, ein ewiger Wechsel von Schieferthonen und Sandsteinen. Erstere sind meist grau, aber auch schwarz und im Hangenden der Kohlenflötze oft mit Pflanzenabdrücken so angefüllt, daß man sie Kräuterschiefer nennt. Im Liegenden der Kohlenflötze finden sich meist feuerfeste Thone. Mengt sich dem Schieferthon kohlige Substanz bei, so wird er zum Brandschiefer. Nach oben werden die thonigen Gesteine oft roth, dies gilt auch von den meist grauen, auch weißen, gelben, mehr oder weniger thonigen und glimmerhaltigen Quarzsandsteinen. Konglomerate finden sich oft an der Basis des Kohlengebirgs, so besonders in den Ablagerungen des Binnenlandes (Grundkonglomerate). Diesen Gesteinen sind die Kohlenflötze eingelagert, die in verschiedenster Mächtigkeit auftreten. Bei 24 Zoll Mächtigkeit werden sie schon bauwürdig. Die mächtigen werden oft durch schwache Zwischenschichten von Schiefer getheilt. Wie groß die Menge des Brennstoffs ist, die hier in ihnen abgelagert ist, dafür liefern uns die genaueren Erforschungen der rheinländischen Kohlenfelder den Beweis; in den westphälischen kennt man 70 Flötze mit 2108 Zoll Kohle, von denen 50 Flötze mit 1818 Zoll bauwürdig sind. Die unteren führen magere, die oberen fette Kohlen. Im saarbrücker Kohlengebirge, das 1620 Lachter Mächtigkeit besitzt, kennt man 77 bauwürdige und 87 unter 2 Fuß mächtige, nicht bauwürdige Flötze, in Summa mit 338½ F. Kohle, von denen 239½ F. abbaufähig sind. Außer jenen drei Gesteinen treten nicht selten Eisenstein, und zwar thoniger Sphärosiderit, nicht allein in einzelnen Nieren, sondern in ganzen Flötzen, insbesondere in der unteren Etage auf, so in Westphalen, in England und an anderen Orten. Süßwasserbecken sind selten. Die Thierwelt ist im Ganzen nicht reich vertreten; in Coalbrookdale fand man die ersten Reste von Käfern, in der Kohle von Saarbrücken die von Schaben und Termiten, in Böhmen den ersten Skorpion, zu Coalbrookdale kleine Molukkenkrebse (Limulus) und Cypris, zu Lebach bei Saarbrücken zahlreiche ganoïdische Fische und bepanzerte froschähnliche Reptilien aus der ausgestorbenen Familie der Labyrinthodonten. Um so größer ist der Reichthum an Pflanzen. Mächtige Stämme von zum Theil riesigen, schachthalmähnlichen Kalamiten liegen im Sandstein und stehen zum Theil

auch aufrecht an ihm, ebenso die ungegliederten, bis 3 Fuß dicken, oben gabelig sich verästelnden Stämme von Sigillarien, außen bedeckt von den mit einander abwechselnden, in Längsreihen gestellten Narben der grasartigen Blätter; aufrechte Stämme derselben kommen in den verschiedensten Kohlensorten vor, so zu Bolton in England, Saarbrücken, Neuschottland und an anderen Orten; an den Steilküsten der Fundybai in Nova Scotia beobachtete R. Brown 18 Reihen solcher längeren oder kürzeren, senkrecht die Schichten durchschneidenden Baumstumpfe, von denen das Innere ausgefault und mit Sand erfüllt ist. Manche derselben kann man bis auf ein Kohlenlager hinab verfolgen, den alten Boden, in dem sie standen; keiner reicht in ein höheres Kohlenflötz hinein. In wenigen Fällen werden die Stämme auch in Verbindung gesehen mit ihren Wurzeln, die bis in den unterliegenden Thon reichen, wo sie die fleischigen, mit den Kerben der abgefallenen Würzelchen besetzten, gabelig verästelten Stigmarien (Variolarien) bilden, die zu den verbreitetsten Pflanzenresten der Kohlengruppe gehören und fast überall im Unterthon der Flötze gefunden werden. Baumartige Farren, zu denen man früher die Sigillarien gestellt, sind minder häufig; um so häufiger die krautartigen, deren Wedel oft ganze Schieferthonschichten erfüllen. Man kennt über 250 Arten, wovon 80 Arten allein dem Geschlecht Pecopteris angehören. Häufig sind noch kraut- und baumartige Bärlappen oder Lycopodiaceen, die man auch mit Fruchtständen gefunden hat; wichtig sind vor Allem die riesigen, bei 100 Fuß langen, gabelig verästelten Lepidodendren mit ihren schmalen, spiralig auf rhomboidischen Blattkissen stehenden Blättern. Ungemein häufig sind dann noch die durch knotigen Stengel und wirtelständige Blätter an die Schachthalme sich anschließenden Asterophylliten (mit am Grunde freien) und Annularien (mit am Grunde verwachsenen, schmalen Blättern) und die Sphenophyllen (mit der lebenden Marsilea ähnlichen keilförmigen, ganzen oder dichten eingeschnittenen Blättern). Diese kryptogamischen Gefäßpflanzen Pflanzen, die ein feuchtwarmes Klima zu ihrer zum Theil riesigen Entwicklung bedurften, herrschen vor. Mit ihnen finden sich schon die Gymnospermen unter den Phanerogamen, Hölzer von Pinus (Pinites), vor allen von Araucarien, auch schon einzelne Cycadeen, denen auch die häufige, früher zu den Palmen gezählte Nöggerathia sich anschließen mag. Von Angiospermen sind bis jetzt nur Monokotyledonenreste, darunter ächte Palmen nachgewiesen worden. Diesen Pflanzen verdankt die Steinkohle (s. d.) offenbar ihren Ursprung. In neuester Zeit hat Mohr dieselbe aus Ansammlungen von Tangen (Fucus) hergeleitet, weil er in vielen Steinkohlen einen Jodgehalt entdeckt hat, doch steht eine solche Entstehung für die meisten Kohlenflötze im Widerspruch mit der Flora, die sie begleitet, und mit den Resultaten der mikroskopischen Untersuchungen der Kohlen selbst. Ob nicht ein Theil der tieferen, an Meeresküsten gebildeten Flötze, in denen man in Oberschlesien, bei Werden und bei Coalbrookdale die Reste zum Theil zahlreicher, mariner Schalthiere der Berglalke zum großen Theil in neuen Formen entdeckt hat, aus solchen Fucusbänken hervorgegangen seien, mag die Folgezeit lehren. Es erhebt sich aber nun die Frage, sind die Flötze Produkte von Anschwemmungen, oder sind sie ähnliche Gebilde in Sumpfniederungen wie die jetzigen Torfmoore, wie die Moorablagerungen im Dismalswamp in Nordcarolina, oder die Ablagerungen in den Cypressenmarschen des Mississippidelta's. Für Letzteres spricht sowohl die große Mächtigkeit und Reinheit, als auch die große Ausdehnung vieler Flötze, die sich über viele Quadratmeilen in großer Gleichförmigkeit ausbreiten. Dies Alles schließt aber jeden Gedanken an ein Zusammenschwemmen aus. Ueber die Zeit, die ein einziges solcher Flötze zu seiner Bildung bedurfte, schwindelt man, wenn man die Rechnung zu Grunde legen wollte, welche die Jahresproduktion unserer Wälder an Pflanzensubstanz als Einheit annimmt; denn ein ganzer Buchenhochwald würde noch nicht mehr als das Material zur Bildung einer Kohlenschicht von 600 Millimeter liefern. Die Vegetation war aber offenbar, wenn auch in ihren Formen einförmiger als die jetzige, doch viel üppiger und aus leichter verweslichen Pflanzen zusammengesetzt. Die Anwesenheit luftathmender Wesen, die man erst später entdeckte, widerspricht der früheren Annahme, die aus einem größeren Reichthum an Kohlensäure in der Luft die Fülle der Vegetation erklären wollte, welche zu dieser Zeit Festländer und Inseln, wenigstens in ihren Niederungen, an den Küsten wie im Binnenlande, bedeckte. Eine große Schwierigkeit ergibt sich dann noch aus der vielfachen Wiederholung von Flötzen in einem Schichtenkomplex von Tausenden von Fußen. Lyell erklärt sie aus periodischen Stockungen des Landes. Die Form der Lagerung des Kohlengebirges ist schon ursprünglich die muldenförmige, in all den Fällen, wo es in geschlossenen Mulden oder an deren Rändern sich bildete, daher der Name Kohlenbecken. Oft sind die großen Mulden durch Faltung in Specialmulden getheilt, so das westphälische und die von Witten, Bochum, Essen und Duisburg. Sprünge und Verwerfungen, oft von sehr bedeutender Höhe, sind häufig. Von Eruptivgesteinen kommen im Kohlengebirge Porphyre, insbesondere sogenannte Melaphyre und Trapp vor, die nicht allein in Gängen das Gebirge durchsetzen, sondern auch in ausgedehnten Zwischenlagern, vorzüglich in der oberen Abtheilung vorkommen, welche auf gleichzeitige Bildung schließen lassen. Sehr bedeutende Lager derselben erschweren oft den Bergbaubetrieb. Nach Barrubs Uebersicht der Steinkohlenindustrie 1864 betrug der Flächeninhalt der Kohlenfelder in Hektaren und die jährliche Produktion in Tonnen à 20 Centner: in Nordamerika 30,000,000 Hektaren und 20 Mill. Tonnen, in Großbritannien und Irland 1,570,000 Hekt. und 86 Mill. Tonnen, in Frankreich 350,000 Hekt. u. 10 Mill. Tonnen, in Preußen u. Sachsen 300,000 Hekt. und 12 Mill. Tonnen, in Belgien 150,000 Hekt. und 10 Mill. Tonnen, in Spanien 150,000 Hekt. und 400,000 Tonnen, in Oesterreich, Böhmen 150,000 Hekt. und 2½ Mill. Tonnen. Außerdem besteht Steinkohlenbergbau in Rußland, Indien, China und Neusüdwales. Im Allgemeinen nimmt man an, daß vom Areal Eng-

lands 1/20, Belgiens 1/24, Frankreichs 1/200 Kohlenfeld ist. Die Vereinigten Staaten besitzen 196,000 engl. □Meilen, England 5400 □Meilen. Jevons berechnete den ganzen Steinkohlenvorrath Großbritanniens bei 4000 Fuß Tiefe (doch geht der Bergbau gegenwärtig nicht unter 2500 Fuß nieder) auf 801 Mill. Tonnen, die bei einem jährlichen Verbrauch von 80 Mill. Tonnen (1860) 1000 Jahre reichen würden und bei einer jährlichen Zunahme des Verbrauchs von 3½ Proc. doch erst im Jahre 1960 aufgebraucht sein würden; doch macht der gesteigerte Verbrauch und die Kohlenverschwendung den Blick in die Zukunft besorgt. Die Steinkohle ist weit über die Erde verbreitet, wie die geologischen Beschreibungen der einzelnen Länder beweisen. Aus der reichen Literatur über Steinkohle ist als neuestes und umfassendstes Werk hervorzuheben: Geinitz, Fleck und Hartig, Die Steinkohlen Deutschlands und anderer Länder Europa's, München 1865.

Steinkohlentheer, s. Theer.

Steinla, Moritz, eigentlich Müller von S., ausgezeichneter Kupferstecher, geboren 1791 zu Steinla bei Hildesheim, bildete sich an der Akademie in Dresden, dann in Florenz unter Morghens und in Mailand unter Longhi's Leitung. In Florenz vollendete er seinen ebenso durch Zartheit als Kraft und meisterhafte Ausführung ausgezeichneten Stich nach Tizians Christus mit dem Zinsgroschen. Hierauf stach er das ebenfalls in Dresden befindliche Bild von Fra Bartolommeo und den Kindermord nach Raphaels Zeichnung, ferner die Madonna nach Holbein, welches ihm von der pariser Akademie die große goldene Preismedaille erwarb. Spätere Meisterwerke S.'s sind die sixtinische Madonna mit dem Fisch, beide nach Raphael. Er † den 21. Sept. 1858 als Professor an der Akademie zu Dresden.

Steinle, Johann Eduard, einer der ausgezeichnetsten Vertreter der neueren religiösen Malerschule in Deutschland, geboren 1810 in Wien, begann daselbst seine Studien an der k. k. Akademie und entschied sich bald für die von Overbeck in Rom angebahnte Richtung, welche er seit 1837 in München und dann in Rom verfolgte. Ein Gemälde von 1839, trefflich in Auffassung, Färbung und Durchführung, stellt das Ringen Jakobs mit dem Engel dar. Ebenso meisterhaft sind seine Madonna mit dem Kinde und einem die Laute spielenden Engel, sein Heiland unter der Kelter, durch den Stich Kellers bekannt, und seine Jeanne d'Arc zu Pferde. Im Jahre 1838 führte er in der Kapelle des bethmann-hollwegschen Schlosses Rheineck Fresken aus. Dann begann er im Domchore zu Köln Freskogemälde, die Engelchöre auf Goldgrund darstellend, Schöpfungen von großartiger Wirkung. Im Auftrag des städelschen Instituts in Frankfurt malte er seit 1844 für den Kaisersaal daselbst das Urtheil Salomo's. Seit 1850 Professor der Historienmalerei an dem genannten Institut, lieferte er eine bedeutende Anzahl von Staffeleibildern, darunter auch Porträte, alle im Geiste des 16. Jahrhunderts aufgefaßt, sowie eine Menge trefflicher Zeichnungen, welche durch den Stich und die Lithographie in weiten Kreisen bekannt geworden sind.

Steinmark. Unter diesem Namen faßt man verschiedene amorphe wasserhaltige Thonerdeverbindungen zusammen, welche derb auf Gängen und eingesprengt auf Gängen und in krystallinischen Gesteinen, in Mandelsteinen, Grauwacke &c. vorkommen, einen ebenen und muscheligen, feinerdigen Bruch besitzen, sich schon mit dem Fingernagel ritzen lassen, sich mehr oder weniger fettig anfühlen, matt, auf dem Strich glänzend, undurchsichtig gelblich und röthlichweiß, gelb, roth sind, an der Zunge hängen und im Wasser unverändert bleiben. Sie stimmen zum Theil mit dem Kaolin in ihrer Zusammensetzung und sind wie dieser wohl das Produkt der Zersetzung von Silikaten. Rochlitz u. der Schneckenstein in Sachsen sind ausgezeichnete Fundorte des vielverbreiteten S.s.

Steinmasse, Mischungen, welche man als Surrogat natürlicher Steine benutzt. Abgesehen von den durch Brennen von Thon hergestellten Steinen (s. Mauersteine), werden die künstlichen Steine gegossen. Sehr häufig benutzt man in dieser Weise den Cäment und formt daraus Platten, Wannen, Figuren, Ornamente, Röhren, Bottiche für Brennereien, Brauereien, Färbereien, Kuh- und Pferdekrippen &c. Der Cäment verträgt bei der Verwendung zu solchen Arbeiten einen Zusatz von Sand oder Granittrümmern, und man erhält z. B. einen künstlichen Tuffstein aus 1½ Theilen hydraulischem Kalk, 2½ Theilen gemahlenen Austerschalen, 1½ Theilen Torf- und Steinkohlenasche und 5 Theilen Wasser. Gypssteine werden aus Gyps, welcher ebenfalls Zusatz von Sand verträgt, gegossen. Auch die Lehmsteine und Kalksandziegel sind hier zu erwähnen. Die vorzüglichste S. scheint aber Ransome dargestellt zu haben. Er mischt in seiner Fabrik zu Ipswich Sand mit einer geringen Quantität fein gepulverter Kreide und rührt denselben in einer Maschine mit Natronwasserglas vom specifischen Gewicht 1,7 an, und zwar so, daß auf 8 Volumen des trockenen Gemenges 1 Volumen Flüssigkeit verwendet wird. Die Masse wird in Formen gegossen und erhärtet bald so weit, daß die Steine aus der Form genommen werden können. Man stellt sie auf einen Rahmen über einem mit gesättigter Chlorcalciumlösung gefüllten Bottich, begießt sie mit der Lösung und legt sie 3 Stunden ganz hinein. Hierbei entsteht nun Kalksilikat und Chlornatrium, welches letztere durch ein Wasserbad entfernt werden muß. Diese Steine werden für solides Mauerwerk, Trottoirplatten und zu Ornamenten sehr viel benutzt u. können vom Steinmetz u. Bildhauer bearbeitet werden. Direkte Versuche ergaben, daß diese künstlichen Steine an absoluter und relativer Festigkeit natürliche Sandsteine übertreffen, an rückwirkender Festigkeit aber denselben gleich sind.

Steinmetz, von, preußischer General, geboren 1797, trat 1813 als Lieutenant in die preußische Armee u. erwarb sich im Befreiungskriege das eiserne Kreuz. Im J. 1835 war er Hauptmann im Kaiser-Franz-Grenadierregiment, befehligte dann eine Zeitlang das düsseldorfer Gardelandwehrbataillon u. später ein Bataillon Gardereserve in Spandau. Während des Barrikadenkampfes in Berlin am 18. März 1848 befehligte er 2 Bataillone des zweiten Infanterieregiments, mit denen er auch nach Schleswig ging. Nach dem Waffenstillstand von

Malmö ward er zum Kommandeur des berliner Kadetenhauses, dann zum Brigadekommandeur bei der Garde ernannt und erhielt später den Oberbefehl über das fünfte Armeecorps. Mit diesem rückte er im Juni 1866 in Böhmen ein, warf die Oesterreicher bei Nachod und Skalitz und bahnte dadurch der Armee des Kronprinzen den Weg, worauf sein Corps die Reserve bildete.

Steinöl, s. Erdöl.

Steinoperationen, s. Steinschnitt.

Steinpappe, s. Pappe.

Steinsalz (Kochsalz, hexaëdrisches S.), Mineral aus der Ordnung der Haloidsalze, krystallisirt regulär, im Würfel, selten kombinirt mit dem Pyramidenwürfel und Oktaëder, kommt aber meist in blätterigen großkörnigen bis feinkörnigen Zusammenhäufungen, auch faserig vor. Es ist vollkommen spaltbar nach dem Würfel, bei muscheligem Querbruch, durchsichtig oder durchscheinend, glasglänzend, wasserhell, weiß, häufig roth, grau, auch grün u. blau, von zweiter Härtestufe, nur wenig spröde und von 2,1—2,2 specifischem Gewicht, auflöslich, von rein salzigem Geschmack, oft chemisch fast reines Chlornatrium mit sehr geringen Beimengungen von noch nicht 1—2 Procent. Nur das sekundär gebildete S. enthält mehr Chlorcalcium, Chlormagnesium, auch Chlorkalium und schwefelsaure Salze; Spuren von Jod sind häufig, auch Brom ist nachgewiesen. Das in Vulkanen sublimirte S. ist an Chlorkalium reich. Bei Gehalt an Chlorcalcium und Chlormagnesium zerfließt es an der Luft. Das ins Wasser geworfen Geräusch verursachende Knistersalz von Wieliczka enthält nach H. Rose verdichtetes Kohlenwasserstoffgas. Das S. färbt die Löthrohr- und Spiritusflamme gelb. Es kommt in Salzstöcken und -Lagern in den verschiedensten Formationen vom silurischen Gebirge bis in das jüngere Tertiärgebirge, außerdem aber auch oft in sehr kleinen Mengen in im Meer gebildeten Sedimenten vertheilt vor (z. B. im Kreidegebirge Westphalens), durchdringt alte Meeresböden oft in der Art, daß es in der trockenen Jahreszeit an der Oberfläche ausblüht (Salzwüsten und Steppen), sublimirt in den Klüften vulkanischer Krater und von Lavaströmen (häufig am Vesuv). Aufgelöst ist es im Meerwasser, aber auch in zahlreichen Landseen und in Salz- oder Soolquellen enthalten. S. findet sich in allen Erdtheilen, kommt aber nur in sedimentären Formationen, aber aller Zeiten vor und fehlt daher, wo der Boden aus krystallinischen oder Schiefergesteinen besteht. Es ist weit verbreitet in der silurischen Onondagagruppe von Newyork, im unteren marinen Kohlengebirge Nordamerika's, von Virginien bis Indiana, in der Zechsteingruppe im Süden und Osten des Ural und Thüringens (Staßfurt), im Röth über dem bunten Sandstein (Schönebeck), im unteren Muschelkalk der Nordalpen, im mittleren Muschelkalk Schwabens, der Schweiz und Thüringens, im Keuper von Salins im französischen Jura, Lothringen (Vic), des Moseldepartements, Englands, im Eocän im Süden der Pyrenäen (Cordona), im jüngeren Tertiärgebirge im Süden und Norden der Karpathen (Marmarosch, Wieliczka, Bochnia, Ostgalizien, Bukowina, Moldau, Walachei), von Armenien bis Farsistan 2c. Selten, nur in regenarmen Gegenden tritt es als Fels in Salzbergen zu Tage, wie zu Cordona in Spanien, in Algerien, in Russisch-Armenien am Araxes, in Peru an den Ufern des Huallaga. Ueberall ist es mit Anhydrit, Gyps, Thonen und Mergeln, welchen es oft eingesprengt ist (Haselgebirge), mit Dolomit und Rauhwacken verbunden und bildet mit ihnen das sogenannte Salzgebirge. Thon- und Gypslager, die das S. bedecken und umschließen, bilden eine schützende Umhüllung. Erst in der Tiefe findet man meist das reine S., hier oft in einer Mächtigkeit von mehren hundert Fuß. Der Hauptmasse nach ist es körnig, darin liegen dann oft große blätterige Massen, während das faserige S. ähnlich wie der Fasergyps in Adern den Salzthon durchsetzt. Außer anderen löslichen Salzen, von denen Jod- und Brommetalle nur in äußerst geringer Menge, natürliches Glaubersalz u. Bittersalz dagegen häufig im Haselgebirge sind, finden sich in diesem Anhydrit, Polyhalit, so in den alpinen Salzstöcken. Selten sind dagegen Glauberit, Apatit, Cölestin, Bitter- und Magnesitspath, Kupferkies, Auripigment, Realgar, Flußspath (Hall in Tyrol), Boracit und andere borsaure Verbindungen. In dem jüngeren tertiären Salzgebirge kommen, wie zu Wieliczka und in Armenien, außer marinen Konchylien auch Pflanzenreste, zu Wieliczka Pinuszapfen und Holz vor. Auffallend ist der Reichthum vieler Salzgebirge an Bitumen, d. h. an Kohlenwasserstoffarten, wie Erdöl und Sumpfgas, wahrscheinlich herrührend von den Verwesungsprodukten, den auch jetzt in Salzseen u. Tümpeln oft zahlreichen kleinen Thieren, Krustaceen, Infusorien. In alten Salzwerken regenerirt sich oft das Salz durch Auflösen und Wiederverdunsten des Wassers, und man findet dann oft Reste aus älterer und neuerer Zeit, selbst Werkzeuge aus der vorhistorischen Bronze- und Steinzeit, so zu Rhonasseck in der Marmarosch, zu Hallstadt in Oberösterreich. Ueber die Bildung der Steinsalzstöcke sind die Ansichten ebenso verschieden wie über die des Gypses; man hat sie als auf Spalten emporgedrungene Eruptivbildungen angesehen, durch Sublimation in Solfataren, auch durch Einwirkung von Chlorwasserstoff auf Natrongesteine, wie höchst wahrscheinlich das S. der Vulkane sich gebildet hat, entstehen lassen; das Wahrscheinlichste bleibt aber, daß sie durch Verdunstung in Becken, worin Meerwasser zurückblieb, entstanden sind. Noch jetzt bilden sich solche Ablagerungen, wahrscheinlich hier aber sekundär aus Soolquellen, die dem permischen System entstammen, im Eltonsee in den Salzsteppen Südrußlands, im Osten der Wolga; dort bilden sich noch jährlich solche Absätze zur trockenen Zeit, die sich nicht wieder völlig auflösen; ein Bohrversuch hat da mehr als 100 übereinander folgende Schichten von S. in der Tiefe nachgewiesen. Vgl. Salz.

Steinsame, Pflanzengattung, s. v. a. Lithospermum *L.*

Steinschneidekunst (Lithoglyphik), die Kunst, Gegenstände auf Edel- und Halbedelsteinen reliefartig erhaben oder vertieft in dieselben eingegraben darzustellen, sowie überhaupt die Kunst, Edel- und Halbedelsteine zu bearbeiten,

d. h. ihnen durch Schleifen die verlangte Gestalt zu geben und sie zu poliren. Ersteres geschieht auf der Schleifmaschine, Letzteres auf bleiernen und hölzernen Scheiben, erst mit Schmirgel und Bimsstein, dann mit Tripel und Wasser. Einige geringere Edelsteine werden rundirt, d. h. es wird ihnen eine runde Gestalt gegeben. Zu diesem Zwecke wird erst die ganze Fläche facettirt, und dann werden die Kanten abgenommen, indem man die Schleifscheibe abwechselnd rechts und links gehen läßt. Die Wappenschneider, welche vertiefte oder erhabene Figuren auf die Edelsteine schneiden, bedienen sich dazu der Dreh- oder Schleifmaschine. Diese ist ein viereckiger Tisch, unter dem ein Schnurrad angebracht ist, dessen Spille an der einen Seite einen Krummzapfen hat, woran der Arbeiter das Rad mittelst eines Fußtritts und Riemens herumdreht. Ueber dem Tische ist eine stählerne Docke, welche oben einen Einschnitt hat, so daß zwei Wände in der Entfernung von einem Zoll entstehen, zwischen welchen ein kleines Messingrad steckt; durch ein Loch in der Mitte des Tisches geht die Schnur des Schnurrades über dieses Messingrad, an dessen Spille eine vierkantige Hülse befindlich ist, an welche die verschiedenen Steinzeiger, kleine eiserne Stifte, womit die Figuren in den Stein geschnitten werden, gesteckt werden. Die Steinzeiger sind vorn entweder spitzig, oder mit einer Scheibe oder mit einem mehr oder minder erhabenen Knopfe von verschiedener Größe versehen. Mit dem Schneidezeiger werden die Umrisse der Figuren eingeschnitten, mit dem Flachzeiger ebene, mit dem Bolzenzeiger krumme Vertiefungen ausgehöhlt, mit dem Flachperl (Flachzeiger) flachere, mit dem Rundperl größere Vertiefungen ausgehöhlt, mit dem Spitzzeiger Punkte gemacht. Uebrigens geschieht das Schneiden nicht sowohl durch das Eisen, als durch den mit Wasser aufgestrichenen Schmirgel. Damit man die Figur auf die Steine zeichnen kann, werden die Steine erst matt geschliffen, auch die weißen Steine mit Lampenruß geschwärzt. Die Tafelschneider, welche besonders aus Achat Dosen, Stockknöpfe und Stücke zu allerlei Verzierungen verfertigen, schneiden die Steine mittelst Steinsägen, und das Schleifen geschieht auf hölzernen Scheiben mittelst Schmirgel. Ueber die S. der Alten s. Gemmen. Nachdem die S. mit dem Untergang des römischen Reichs gänzlich in Verfall gekommen war, tauchte sie im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien durch die dahin geflüchteten Griechen wieder auf. Die Mediceer erwarben sich ein großes Verdienst um ihr Wiederaufblühen, besonders Lorenzo de Medici zu Florenz, der so schön in Karneol schnitt, daß man ihn Giovanni delle Carneole nannte und ihn für den Wiederhersteller der Kunst in Italien hielt. In Deutschland finden sich die ersten Steinschneider zu Straßburg und Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert. Der älteste bekannte Künstler dieser Art ist Daniel Engelhard († 1552) zu Nürnberg, dem Lucas Kilian folgte. Alle früheren übertraf jedoch F. Natter (geboren 1705), der nebst Pichler und Marchant für den eigentlichen Wiederhersteller dieser Kunst gilt. Nicht minder gerühmt werden Facius und Hecker, sowie in der neuesten Zeit K. Fischer und Calandrelli in Berlin. In Italien sind in neuerer Zeit besonders Berini und Putinati in Mailand und Cervara und Giromelli in Rom berühmt. Auch Frankreich und England haben viele ausgezeichnete Steinschneider aufzuweisen. Vgl. Frischholz, Lehrbuch der S., München 1820.

Steinschnitt (Blasensteinschnitt, Lithotomie), die kunstmäßige Eröffnung der Blase oder ihres Halses an irgend einer Stelle und in einem solchen Umfange, daß ein darin befindlicher Harnstein (s. Harnsteine) entfernt werden kann. Diese Operation soll so bald als möglich unternommen werden, weil sich sonst der Stein mehr und mehr vergrößert und erstere um so schwieriger und gefährlicher macht. Bei bedeutender Entartung der Harnwerkzeuge, Zehrfieber, sehr gesunkenem Kräftezustand und außerordentlicher Größe des Steins darf der S. nicht unternommen, bei geringeren, vorübergehenden Affektionen muß er verschoben werden. Ist aber der Steinkranke sonst gesund, so bedarf es weiter keiner besonderen Vorbereitung, als daß man ihn weniger Nahrungsmittel, als er gewohnt ist, genießen, mehre lauwarme Bäder nehmen läßt und in den zwei letzten Tagen vor der Operation Klystiere gibt. Es gibt 6 verschiedene Methoden des S.s beim Manne. Der S. mit der kleinen Geräthschaft (apparatus parvus, hypocystestomia), auch die Methode des Celsus genannt, weil sie dieser zuerst beschrieben, besteht darin, daß man am Damme und am Blasenhalse einen Einschnitt nach dem Stein zu macht und denselben mit dem Steinlöffel heraushebt. Diese Methode, welche bis ins 16. Jahrhundert die einzige blieb, hat den Mangel, daß es sehr schwierig, oft unmöglich ist, den Stein in den Blasenhals zu drücken, ohne daß man diesen dadurch quetscht, und daß, da man ohne Leitungssonde operirt, leicht wichtige Theile, wie die Harnröhre, der Harnleiter &c., verletzt werden können. Der S. mit der großen Geräthschaft (apparatus magnus), so genannt von der Menge der dabei nöthigen Apparate und von Johannes de Romains im 16. Jahrhundert erfunden, besteht darin, daß zuerst eine gefurchte Leitungssonde in die Blase gebracht, in dem Perinäum die Harnröhre an ihrem schwammigen Theile durch einen Einschnitt geöffnet und der Blasenhals mittelst besonderer Instrumente in dem Grade erweitert wird, daß der Stein herausgenommen werden kann. Diese Methode hat zwar unbestreitbar Vorzüge vor der ersteren, doch ist dabei ebenfalls heftige Zerreißung und Quetschung leicht möglich und außerdem die Ausziehung des Steins mit bedeutenden Beschwerden für den Kranken verbunden. Der hohe Apparat oder Bauchblasenschnitt (apparatus altus, epicystestomia), zuerst von Franco 1561 verrichtet, besteht in der Eröffnung der Blase zwischen dem oberen Rande der Schambeine und der Falte des die Blase überziehenden Bauchfells. Ueble Umstände während dieser Operation und nach derselben sind besonders eine sehr zusammengezogene Blase, Verletzung des Peritonäums, Erguß des Harns in die Bauchhöhle, heftige Entzündung des Bauchfells, Infiltration des Harns in das Zellgewebe, Abscesse, Brand. Der Seitenstein-

schnitt (sectio lateralis, cystotracheotomia), zu Ende des 17. Jahrhunderts durch den Bruder Jacques Beaulieu in Aufnahme gebracht und gegenwärtig die am meisten übliche Methode, charakterisirt sich im Allgemeinen dadurch, daß im Peritonäum ein Einschnitt gemacht wird, welcher sich von der linken Seite der Naht des Hodensacks gegen das Sitzbein herzieht, darauf der häutige Theil der Harnröhre geöffnet und der Blasenhals, die Prostata und selbst ein Theil des Blasenkörpers eingeschnitten wird. Die Gefahr der Blutung, die Schwierigkeit der Ausziehung des Steins, die Verletzung des Mastdarms und andere Zufälle mit ihren Folgen, welche häufig mit dieser Operation verbunden sind, haben zur Methode des S.s durch den Mastdarm (lithotomia recto-vesicalis) geführt. Dieselbe ward von L. Hoffmann vorgeschlagen und besteht darin, daß ein Bistouri durch den Mastdarm eingeführt, die vordere Wand des Mastdarms und der äußere Sphincter des Afters und dann auf der eingeführten Steinsonde der Blasenhals und die Prostata eingeschnitten und der Stein durch die Zange entfernt wird. Geringere Lebensgefahr, nicht gefährliche Blutung, Möglichkeit der Entfernung großer Steine gelten als Vorzüge, das Zurückbleiben einer Koth- und Urinfistel und Impotenz als Nachtheile dieser Methode. Der S. in den Körper der Blase vom Peritonäum aus ist wenig in Anwendung gekommen. Man bringt dabei in die mit Flüssigkeit angefüllte Blase einen gefurchten Troikar ein und erweitert die Wunde durch ein auf der Furche eingeleitetes Messer und Gorgeret. Beim Weibe wird der Schnitt entweder unterhalb des Schooßbogens mit Einschneidung der Harnröhre und des Blasenhalses, oder unterhalb der Schooßfuge ohne Verletzung der Harnröhre geführt, oder es wird die Harnblase von der Scheide aus oder endlich oberhalb des Schooßbogens wie beim Mann geöffnet. Große Harnsteine finden sich beim Weibe selten, weil wegen der beträchtlichen Weite der Harnröhre selbst größere von selbst ausgeleert werden und oft eine bloße Ausdehnung der Harnröhre genügt.

Denselben Zweck wie mit dem S. sucht man mit der Steinzermalmung (Steinzertrümmerung, Lithotritie, Lithotripsie) zu erreichen. Hierbei werden mittelst in die Harnblase eingebrachter Werkzeuge die Steine zerstückelt, so daß sie mit dem Urin abgehen. Dieses Verfahren, schon früher vorgeschlagen, wurde von Gruithuisen (1813), Amussat (1821) und Leroy d'Etiolles (1823) durch Erfindung passender Instrumente in Aufnahme gebracht. Hauptmethoden sind die Perforation oder Anbohrung des Steins mittelst eines in die Harnröhre einzuführenden, aus drei in einander passenden Theilen bestehenden Instruments, nämlich einem äußeren silbernen, einer inneren, in diesen eingeschobenen, vorn stählernen Röhre (Litholabon, Steinfasser), die vorn mit 3—4 elastischen gekrümmten Armen zum Fassen des Steins versehen ist, und einem in diesen eingebrachten stählernen Schaft mit gezähnter Krone zum Anbohren des Steins (Lithotritor); die lithoklastische Methode, welche bloß zerdrückend wirkt und bei nicht großen Steinen angewendet wird, und die Perkussion, die durch Stoß und Druck wirkt, indem man mit einem zweiarmigen Instrument, welches geschlossen in die Harnröhre eingeführt, durch Zurückziehen des einen Arms geöffnet und dann wieder geschlossen wird, den Stein faßt und zu zerdrücken sucht. Die Lithotritie ist zwar nicht so verletzend wie der S., wirkt aber doch oft auf gefährliche Art reizend und befreit den Kranken meist erst nach mehren Operationsversuchen von seinem Uebel, während dies bei dem S. mit Einem Male geschieht.

Steinwein, s. Frankenweine.

Steiß, der obere Theil des hinteren Rumpfendes bei den Wirbelthieren, namentlich dann, wenn derselbe, wie bei den Nagethieren und ganz besonders bei den Vögeln, über den After hinausragt.

Steißfuß (Podiceps *Lath.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel, charakterisirt durch die gespaltenen Schwimmfüße mit seitlich nicht getheilten Lappen u. den fehlenden Schwanz, in allen Zonen, meist auf Flüssen und Seen von Fischen, Insekten und Vegetabilien lebende Vögel in 20 Arten, von denen 5 in Europa und im Winter auch auf Gewässern Deutschlands vorkommen. Der kleine S. oder Flußtaucher ist oben dunkelbraun, unten schwärzlich aschgrau, an den Seiten des Halses kastanienbraun und 10 Zoll lang. Er findet sich in Europa, Asien und Amerika bis zum 60.° nördl. Br. und in Deutschland vom März bis Oktober häufig an Gewässern. Der Ohrentaucher oder geöhrte S. (P. auritus *L.*), mit schwach aufwärts gebogenem Schnabel, und der gehörnte S. (P. cornutus *Lath.*), mit schwach abwärts gebogenem Schnabel, beide mit weißem und schwarzem Gefieder, letzterer mit einem breiten, rostgelben, sich hinten in einen Federbusch endigenden Augenstreif, leben in den gemäßigten und nördlichen Gegenden der nördlichen Erdhälfte und finden sich vom März bis Oktober vereinzelt auch in Deutschland. Der Haubentaucher (P. cristatus *L.*), am Kopf mit rostfarbigem, nach hinten braunem Federkragen und mit in einen doppelten Federbusch endigender Haube, 20 Zoll lang, ist vom März bis Oktober in Deutschland, besonders aber auf den schweizer Seen nicht selten. Die Häute dieser Vögel kommen als Grebenhäute in den Handel und dienen zu Muffen, Verbrämungen 2c.

Stella (lat.), der Stern.

Stellaria *L.* (Sternkraut, Sternmiere), Pflanzengattung aus der Familie der Alsineen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch, die 2spaltigen oder 2theiligen Blumenblätter, die 10 Staubgefäße, die 3 Griffel u. die 6klappige Kapsel, kleine einjährige oder ausdauernde Kräuter mit weißen Blüthen in allen Klimaten, doch meist auf der nördlichen Erdhälfte. Unter 11 deutschen Arten sind zu nennen: S. Holostea *L.*, Augentrostgras, Jungferngras, in Laubwäldern, an Waldrändern und Zäunen in ganz Europa, ausdauernd, mit aufsteigendem, vierkantigem Stengel, sitzenden, lanzettlichen, langzugespitzten, am Rande und auf dem Kiele scharfen Blättern, ward früher als Herba graminis floridi ähnlich wie die folgende Art angewendet. S. media *Vill.*, Alsine media *L.*, Sternmiere, Vogelmiere,

Hühnerdarm, sehr gemein auf Feldern, in Gärten, auf Schutthaufen &c., oftlästiges Unkraut, einjährig, mit aufsteigendem, vielästigem Stengel und eiförmigen, kurz zugespitzten Blättern, ward früher als Herba Alsines vel Morsus gallinae, als kühlendes, gelind eröffnendes, sowie als Wundmittel angewendet. Viele Vögel lieben die frischen Knospen und Samen, und Stubenvögeln ist der Genuß derselben heilsam.

Stellionat (crimen stellionatus), jede Verletzung und Unterdrückung der Wahrheit, insbesondere jede zur Gewinnung unrechtmäßiger Vortheile unternommene Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit, geschieht gewöhnlich durch Täuschung, d. h. durch vorsetzliche Erweckung einer unrichtigen Vorstellung bei Anderen. Der Name ist von der Behendigkeit der Eidechse (stellio) im Entschlüpfen hergenommen.

Stellmacher, zünftige Handwerker, die das Holzwerk an allerlei Wägen, Kutschen und Schlitten verfertigen. An manchen Orten fertigen die Radmacher die Räder allein.

Stellung, s. Attitude.

Stellvertretung, die in manchen Staaten dem Militärpflichtigen gesetzlich gestattete Beschaffung eines Anderen, der für ihn in den Heerdienst tritt. Früher, wie jetzt wohl noch hier und da, hatte der erstere sich mit seinem Ersatzmann selbst abzufinden; jetzt aber übernimmt meist der Staat gegen Zahlung einer bestimmten Geldsumme das Beschaffen der Stellvertreter, wobei er vorzugsweise ausgediente tüchtige Soldaten, die wieder eintreten wollen, zu berücksichtigen pflegt.

Stelze, bekanntes Spielwerk der Kinder; dann Stäbe, welche ungefähr eine Elle hoch und oben so breit sind, daß sie an die Fußsohle festgeschnallt oder gebunden werden können, und deren sich die Equilibristen bedienen, um den Stelzentanz auszuführen. Beide Arten von S.n sind in Marschländern (wie in der Bretagne, den pontinischen Sümpfen), besonders bei Hirten gebräuchlich, um sumpfige oder überschwemmte Stellen zu durchgehen. S.n brauchten schon die Alten auf dem Theater; diese bestanden aber aus Stangen, die unten Gabeln hatten, und wurden von Denen gebraucht, welche ziegenfüßige Pane darstellten (Grallatores).

Stempel, Werkzeug, welches auf der einen Fläche mit erhabenen oder vertieften Figuren oder Buchstaben versehen ist, um mittelst aufgetragener Farbe diese Figur abzudrücken, oder mittelst eines sehr starken Drucks diese Figuren in eine etwas weichere Masse einzudrücken, wie namentlich die S. zur Verfertigung der Münzen und Medaillen; auch das mit einem solchen Werkzeuge aufgedrückte Zeichen, welches als Merkmal der erprobten Güte einer Waare, des Ursprungs (von woher) oder einer bezahlten Abgabe dient.

Stempel (Pistill), s. Pflanze.

Stempelpapier, gestempeltes Papier, worauf alle Rechtsgeschäfte betreffenden Verhandlungen geschrieben werden müssen und wofür eine gewisse Abgabe, deren Höhe im Stempel aufgedrückt ist, zu entrichten ist. Zuerst soll diese Art Besteuerung in Holland eingeführt worden sein, und zwar zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Nach und nach ward sie fast in allen Ländern üblich und macht in einigen, wie in England, einen beträchtlichen Theil der Staatsrevenuen aus. Man besteuert damit den bürgerlichen Verkehr, indem gerichtliche und außergerichtliche Kontrakte, Quittungen, Wechsel, die Bestallungen der Staatsdiener, Adelsdiplome, Koncessionsscheine zu bürgerlichen Gewerben, gerichtliche Eingaben, kirchliche Atteste, Kalender, Spielkarten, besonders auch Zeitungen auf S. geschrieben oder mit dem Stempel versehen sein müssen, welche Art Besteuerung in sofern wenig drückend ist, als sie in kleinen Summen erhoben wird und keine Rückstände gestattet, indem der Staat das S. nur gegen baare Zahlung abzulassen pflegt. Drückend wird sie nur, wenn der Preis des S.s zu hoch ist. Bei gerichtlichen Verhandlungen hat das S. für das Publikum die Wirkung von Gerichtssporteln, nur mit dem Unterschiede, daß es voraus bezahlt werden muß. Die Einführung des S.s in Nordamerika veranlaßte nächst der Theeakte 1775 die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Stempelschneidekunst, die Kunst, allerlei Figuren und Buchstaben in Stempel von Metall je nach Erforderniß des Abdrucks vertieft oder erhaben darzustellen. Zu den Stempelschneidern gehören daher auch die Petschaftstecher und die Schriftschneider; doch findet die eigentliche Anwendung der S. besonders für Münzen und Medaillen Statt. Die Stempel für Münzen werden in weichen Stahl geschnitten und nach dem Schnitte gehärtet. Buchstaben werden mit gewöhnlichen Bunzen hineingeschlagen.

Stempelzeichen (Kontremarke), Zeichen, welches in die Münzen eingeschlagen wird, um anzuzeigen, daß eine bisher ungültige Münze Geltung erhält, oder daß der Werth einer bisher kursirenden Münze verändert worden ist. Das S. besteht entweder in einem Zeichen ohne Schrift, z. B. dem verkleinerten Porträt des Regenten, oder aus Schrift, welche meist abbrevirt und als Monogramm erscheint, oder aus beiden zugleich. Dergleichen S. finden sich schon auf den Münzen der alten Griechen und Römer. In Frankreich wurden bei jedem Regierungswechsel die Münzen gestempelt. Rußland setzte seine Stempel mit dem heiligen Georg auf viele Thaler des deutschen Reichs, besonders auf die von 1655. In neuerer Zeit sind in Spanien die Silbermünzen des Königs Joseph meist mit einem S. versehen worden.

Stenay, Stadt im französischen Departement Maas, an der Maas, hat Fabrikation von Leder, Papier und Ziegeln, Hohöfen, Eisenhütten und 2817 Einwohner; wurde 1654 von den Franzosen erobert; hier am 1. September 1792 Sieg der Oesterreicher unter Clairfayt über die Franzosen.

Stenbock, Magnus, Graf, schwedischer Feldmarschall, geboren den 12. Mai 1664 zu Stockholm, studirte zu Upsala, trat dann in holländische Dienste und focht von 1688 an unter dem Markgrafen von Baden und dem Grafen Waldeck mit Auszeichnung am Rhein. Nachdem er 1697 als Oberst eines deutschen Regiments in die Dienste seines Vaterlandes getreten, begleitete er Karl XII. auf dessen meisten Feldzügen und wirkte namentlich bei Narwa bedeutend zum Siege mit. Im Jahre 1707 wurde er zum Statthalter von Schonen

ernannt, als Friedrich IV. von Dänemark 1709 in Schonen landete, von der Regentschaft diesem entgegengestellt, siegte S. bei Helsingborg und im December 1712 bei Gadebusch, wendete sich hierauf nach Holstein, wo er Altona in Asche legen ließ, mußte sich aber den 6. Mai 1713 bei Tönningen von den dänischen, russischen und sächsischen Truppen eingeschlossen mit 12,000 Mann kriegsgefangen ergeben und ward nach Kopenhagen gebracht, wo er den 23. Februar 1717 im Kerker †. Seine „Mémoires" erschienen Frankfurt 1745.

Stendal, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Uchte und der magdeburg-wittenberg-hamburger Eisenbahn, frühere Hauptstadt der Altmark, hat 5 evangelische Kirchen, darunter den seit 1480 erbauten Dom mit Glasmalereien und die Marienkirche, eine Synagoge, ein Schloß Kaiser Heinrichs I., ein Denkmal des hier geborenen Archäologen Winckelmann, ein Gymnasium, Streichgarnmaschinenspinnerei, bedeutende Gerberei, Wollzeuch-, Lein- und Baumwollweberei, Zeuchdruckerei, Färberei, Ofen- und Tabaksfabrikation, Leimsiederei, Bierbrauerei, Tabaksbau, Vieh- und Pferdemärkte und 8604 Einw. (ohne 521 Mann Militär). S. ward bei der 1258 bewirkten Theilung der Mark Brandenburg Sitz der ältern (stendalschen) Linie des Hauses Askanien, welche, von Johann I. gestiftet, 1320 mit Heinrich dem Jüngern erlosch.

Stenge, auf großen Schiffen der erste Aufsatz des Mastes über dem Mars, s. Mast.

Stengel, s. Pflanze.

Stenographie (v. Griech., Kurz-, Schnell- oder Geschwindschreibekunst, auch Redezeichenkunst genannt), die Kunst, die Worte in derselben Zeit, in welcher sie ausgesprochen werden, so aufzuzeichnen, daß jeder dieser Kunst Kundige sie geläufig zu lesen vermag. Die Vollkommenheit eines stenographischen Systems hängt wesentlich von einem auf feste allgemeine Regeln begründeten, von allen willkürlichen Abweichungen freien Schriftsystem ab, welches dem Zwecke der Klarheit einer vollkommenen Schriftsprache ebenso sehr als dem Zwecke der kürzesten und gedrängtesten Bezeichnung genügt und daher dem Stenographen den freiesten Spielraum von der kühnsten Abbreviatur bis zur genauesten buchstäblichen Wortdarstellung herab einräumt, von einem Schriftsystem, nach welchem die zuverlässige Wiederentwickelung jeder Kürzung durch eine bestimmte Regel oder durch die einfachen Denkgesetze verbürgt ist. Schon die Alten bedienten sich einer Schnellschrift, die, besonders von den Römern ausgebildet, in den sogenannten tironischen Noten bis in das Mittelalter fortdauerte. Diese Schnellschrift aber gerieth endlich in Vergessenheit. Erst als in der neueren Zeit in mehren europäischen Staaten ein höheres, öffentliches und staatliches Leben in den Staatsgesellschaften sich entwickelte, erhob sich auch die Geschwindschreibekunst wieder, und namentlich in England legte man zuerst Hand an ihre Pflege und Veredelung. Dann folgte Frankreich Englands Beispiel, und endlich fand auch in Deutschland die S. Eingang.

Die stenographische Literatur der Engländer beginnt unter Elisabeth, und es trat vom Ende des 16. bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts eine große Reihe von Systemen auf, so das Mavors, welcher die Schrift auf die größte Einfachheit der Züge, nämlich auf die in verschiedener Neigung angewendete geometrische gerade und die nach horizontalen oder vertikalen Durchschnitten getheilte Kreislinie zurückführte. Seinen Ideen folgte neben Andern Taylor 1780 im „Universal system of stenography" (5. Ausg., London 1814). Aber erst Isaak Pitmann, ein Volksschullehrer in Bath, bemühte sich seit 1837 mit Erfolg in seinem „Manual of phonography" (8. Ausg. 1849), sowohl größere Genauigkeit, wie auch noch größere Kürze in die Schnellschrift zu bringen. Sein System brach sich bald in weiten Kreisen Bahn, und schon ist eine große Anzahl von Reportern in England ausgebildet, welche nach diesem System schreiben. Es beruht auf rein phonetischen Grundlagen und gliedert sich in drei Stufen: für Anfänger, Geübtere und Fachstenographen. Die französische S. hat als Grundlage das englische System von Taylor, das von Bertin bearbeitet wurde, wie es auch in Belgien, Spanien, Italien als Grundlage diente. In Deutschland dauerte es längere Zeit, ehe die S. in Aufnahme kam, da man nicht das Bedürfniß dazu fühlte, wie in England und Frankreich. Als jedoch landständische Verfassungen eingeführt wurden, stellte sich auch die Nothwendigkeit einer schnelleren S. heraus und man knüpfte zunächst ebenfalls an das englisch-französische System an, so Mosengeil (1796), Horstig (1797), Leichtlen, Nowack. Diese Uebertragungen entsprachen aber ihrem Zwecke wenig, besonders weil die deutsche Sprache durch die vielen Konsonantenhäufungen, durch die ungleich öfter eintretende Wesentlichkeit des Vokals, durch den Reichthum ihrer Begriffsmodifikationen und Zusammensetzungen, sowie durch die häufige Einmengung fremder Ausdrücke aus den verschiedensten Sprachen nicht so leicht zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg stellt. Alle Versuche wichen vor den Systemen von Gabelsberger und Stolze. Das Gabelsbergers, das ältere, leichter erlernbare, leichter anzuwendende, innerlich begründetere, ist das verbreitetste (in ganz Deutschland, den verschiedensprachigen österreichischen Ländern, in Griechenland, Finnland, Dänemark), es zählt zur Zeit mindestens 20,000 Anhänger und wird durch etwa 250 Vereine, 30 Zeitschriften und eine reiche Literatur vertreten. Ihm zunächst steht das stolze'sche System, welches besonders in Preußen, einigen norddeutschen Ländern und seit 1865 auch in Ungarn gepflegt und angewandt wird. Diese beiden Systeme haben das mit einander gemein, daß sie einfache, leicht zu verbindende Zeichen für das Alphabet aufstellen, die Vokale meist gleich in den Konsonanten mit ausdrücken und sich, jedes nach seiner Art, dem Bau der Wörter anschließen. Die größte Schwierigkeit im stolze'schen System bilden die Fremdwörter, welche schwerlich Jemand ohne Kenntnisse verschiedener Sprachen je richtig schreiben lernen wird. Beide Systeme halten sich mehr an den Laut der Wörter als an die jetzt gerade gebräuchliche sogenannte Rechtschreibung; sie kümmern sich außerdem wenig um die Setzung der Interpunktionen, wo deren Weglassung nicht etwa zu Doppelsinn führt. Der hauptsächlichste

Unterschied liegt da, wo es sich um die höchste praktische Leistung der Stenographen handelt: hier wendet Gabelsberger zur Erzielung der nöthigen Kürze ein eigenthümliches, auf Kenntniß der Sprache und Verständniß der Manier begründetes, nicht mechanisch auswendig zu lernendes, sondern mit Verstand zu fassendes und zu benutzendes Verfahren (Satzkürzung) an, während Stolze dem Gedächtniß des Stenographen eine allzu große Menge feststehender Abkürzungen (Sigel) einprägen muß. Was nun eben die praktische Anwendung bei Landtagen, Vereins- und Versammlungsverhandlungen betrifft, so hat sich das System Gabelsbergers in Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Koburg, Gotha, beiden Hessen, Frankfurt a. M., Hannover, Holstein, sowie in Griechenland, Finnland u. Ungarn bewährt, und zwar bei deutscher, französischer, italienischer, böhmischer, griechischer, schwedischer und ungarischer Sprache. Gleiches gilt von dem System Stolze's bei dessen Anwendung zu Berlin, Dessau, in Ungarn rc. Die Buchstaben des gabelsbergerschen Systems zeichnen sich durch Flüchtigkeit, Verbindungsfähigkeit, Schönheit vor allen anderen aus, ihnen zunächst folgen wiederum die stolze'schen Zeichen, die meist von Gabelsberger entlehnt sind, aber durch unzweckmäßige Benutzung von Licht und Schatten der Sehkraft bedeutend mehr zumuthen. Die Zahl der Abkürzungen (Sigel) beträgt bei Gabelsberger kaum 100, bei Stolze über 1000, abgesehen noch von den „Specialsigeln" für den Praktiker. Die Ziffern für runde Zahlen werden in beiden Systemen auf eigenthümliche Art gekürzt; Gabelsberger behält dabei die gewöhnlichen Ziffern, Stolze hat besondere, umständlichere aufgestellt. Die oben erwähnte Satzkürzung bei Gabelsberger ist so anzuwenden, daß diejenigen Wörter im Satze, welche sich durchaus von selbst verstehen, nur ganz kurz durch einen oder zwei Buchstaben angedeutet werden; man schreibt z. B. „Der Keller ward durch die Ueberschwemmung mit Wasser ange—. Angeblich haben die Phönicier durch Zufall die Bereitung des Glases er—. Die Cholera hat im J. 1866 viele Orte stark heimge—. Dem Feinde wurden in dieser Schlacht mehre Kanonen abge—. Endlich ist Deutschland aus langem Schlafe aufge—. Man wagte, die heiligsten Dinge lächerlich zu —." Man sieht, wie leicht solche Abkürzungen, die übrigens nur der wirkliche Praktiker bei großer Eile anwendet, zu lesen sind. Es gilt aber die Vorschrift für sie, daß sie sich stets mit voller Sicherheit deuten lassen müssen. Allerdings kommt bei ihrer Anwendung viel auf die Bildung und Gewandtheit des Schreibers an. Das stolze'sche System hat von dieser auf den Geist der Sprache wie des Stenographen berechneten Kürzungsmethode nur einzelne Spuren. Ein wesentlicher Nachtheil der stolze'schen S. gegen die gabelsbergersche ist noch, daß bei Stolze die Schrift nicht auf Einer, sondern der Vokaldeutung halber auf 3 verschiedenen Linien übereinander sich bewegt, ein Princip, das natürlich die Schönheit und Schnelligkeit beeinträchtigt, öfters auch das Lesen erschwert und doch bei längeren Wörtern nicht ebenmäßig anwendbar ist. Die Herstellung beweglicher Lettern zum Drucken der S. ist für beide Systeme in der Staatsdruckerei zu Wien erfolgt; von einer praktischen Verwendung der stolze'schen Typen hat noch nichts verlautet, während die gabelsbergerschen, neuerdings durch K. Faulmann verbessert, seit mehren Jahren zum Druck einer Zeitschrift gebraucht werden. Literatur der gabelsbergerschen Schule: Gabelsberger, Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder S., München 1834 (selten); 2. veränderte Aufl. 1850; Derselbe, Neue Vervollkommnungen der S., 1843; Wigard, Lehrbuch rc., Dessau 1853. Nach des Erfinders Tode vereinte man sich über verschiedene Aenderungen am System; in dieser neuen Gestalt liegt es vor in: Rätzsch, Lehrbuch der deutschen S., Dresden 1860 und öfter; Albrecht, Lehrbuch nach Ahns Methode, 14. Aufl., Altona 1867. Werke der stolze'schen Schule: W. Stolze, Ausführlicher Lehrgang der S., Berl.; Winter, Stenographische Fibel, 4. Aufl., Leipzig. Neben diesen beiden, eifrig um den Vorrang streitenden Systemen wird es nur einer ganz vorzüglichen Erfindung gelingen, sich Anhänger zu erobern; vielerlei Anstrengungen sind daher in dieser Beziehung vergebens geblieben. Hier und da, besonders in Berlin, hat das neue System von Arends (Leitfaden, 3. Aufl., Berlin) Wurzeln geschlagen; es nennt sich selbst „rationelle S.", bezeichnender wäre der Name „willkürliche" oder „häßliche" Schrift.

Stenosis (Stenoma, griech.), Verengerung.

Stenostomia (griech.), Verengerung des Mundes; Mundklemme.

Stentando (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. zögernd, zurückhaltend; stentato, wehmüthig; in der Malerei gezwungen, steif.

Stentor, Thracier oder Arkader, bei Homer als der Mann mit der eisernen Stimme erwähnt, dessen Ruf so laut tönte als der 50 anderer Männer.

Stenzel, Gustav Adolf Harald, deutscher Geschichtsforscher, geboren den 21. März 1792 zu Zerbst, studirte zu Leipzig Theologie, wandte sich aber bald ausschließlich der Geschichte zu, habilitirte sich, nachdem er als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg von 1813 mitgemacht, zu Leipzig, 1817 zu Berlin, folgte 1820 einem Ruf als Professor der Geschichte zu Breslau und ward im folgenden Jahre Archivar des schlesischen Provinzialarchivs. Im Jahre 1848 war er Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, später Mitglied der preußischen zweiten Kammer. Er † den 2. Jan. 1854. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (Leipz. 1827 bis 1828, 2 Bde.), „Geschichte Preußens" (Hamb. 1830—37, 2 Bde.) und „Geschichte Schlesiens" (Bd. 1, Breslau 1853). Auch besorgte er die Herausgabe der „Scriptores rerum silesiacarum" (Bresl. 1823—40, 2 Bde.).

Stepenitz, Fluß in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, hat einen Lauf von 6 Meilen, wird, nachdem er die Dömnitz aufgenommen, zum Holzflößen tauglich und mündet bei Wittenberg in die Elbe.

Stephan, 1) Name von 10 Päpsten: a) S. I., ein Römer, folgte 253 Lucius als Bischof zu Rom und entschied den Streit über die Ketzertaufe dahin,

daß auch eine solche gültig sei; er † 257, nach der Sage als Märtyrer, und ward später kanonisirt. Sein Tag ist der 2. August. — b) S. II., gewählt den 27. März 752, † schon 4 Tage nach der Wahl und wird daher von Manchen nicht gezählt. — c) S. II., bestieg den päpstlichen Stuhl 752. Als er den Kaiser Constantinus Copronymus gegen den Longobardenkönig Aistulf, welcher das Exarchat eroberte, vergebens um Schutz angefleht hatte, rief er die Hülfe des von ihm gesalbten Königs der Franken, Pipin, an und erhielt dann von demselben das wiedereroberte Exarchat nebst Pentapolis geschenkt, wodurch der Grund zum Kirchenstaat gelegt wurde. S. † 757. — d) S. III., ein Sicilianer, folgte auf Paul I. nach Absetzung des Gegenpapstes Konstantin 768 und bestimmte, daß Keiner, der nicht durch alle niederen Stufen der Geistlichkeit bis zur Würde eines Kardinaldiakonus gestiegen sei, auf den päpstlichen Stuhl erhoben werden sollte. Von dem Longobardenkönig Desiderius bedrängt, suchte er bei den Frankenkönigen Karl und Karlmann Hülfe. Er † 772. — e) S. IV., erst Diakonus zu Rom, Nachfolger Leo's III. 816, krönte den Kaiser Ludwig; † 817. — f) S. V., Römer, folgte auf Hadrian III. 885, krönte den Herzog Guido von Spoleto zum König von Italien und römischen Kaiser; † 891. — g) S. VI., bestieg 896 den römischen Stuhl, ging im Kampfe um die Krone Italiens zu Guido's Partei über und ließ den ausgegrabenen Leichnam seines Vorgängers, des Formosus, in die Tiber werfen, ward aber selbst schon 897 im Kerker erdrosselt. — h) S. VII., Römer, Nachfolger Leo's VI. seit 929, stand ganz unter dem Weiberregiment der Theodora und Marozia; † 931. — i) S. VIII., Verwandter des Kaisers Otto, folgte 939 Leo VII., ward aber von den Römern gefangen gesetzt u. † 942. — k) S. IX., hieß früher Friedrich und war Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, ward vom Papst als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, blieb dann als Mönch in Monte Casino, ward Kardinal und nach Victors II. Tode 1057 zum Papst gewählt. Als solcher stand er ganz unter dem Einflusse Hildebrands. Er † bereits im folgenden Jahre zu Florenz.

2) S. von Blois, König von England, s. England, Geschichte.

3) S. Bathori, König von Polen, s. Polen (Geschichte).

4) König von Ungarn, s. Stephanus 1) c).

Stephan, Martin, Stifter einer nach ihm benannten Sekte, geboren den 13. Aug. 1777 zu Stramberg in Mähren, folgte früh der pietistischen Richtung, ward 1816 Pfarrer der kleinen böhmischen Gemeinde zu Dresden und sammelte in dieser Stellung eine immer wachsende Anzahl Gleichgesinnter um sich. Auch im Muldethale und im Altenburgischen machte er auf jährlichen Reisen Propaganda für den Pietismus. Seine Veranstaltung von nächtlichen Erbauungs- und Erholungsstunden, sowie sein immer zelotischer und ordnungswidriger sich gestaltendes Gebahren veranlaßte endlich die Einleitung einer Untersuchung gegen ihn, er entzog sich jedoch derselben Ende Okt. 1838 durch die Flucht nach Bremen und schiffte sich dort mit 700 seiner Anhänger nach Amerika ein, wo er bereits zu Wittenberg am Mississippi Ländereien hatte ankaufen lassen. Er ließ sich dort zum Bischof ernennen, ward aber schon am 30. Mai 1839 wegen Unzucht und Veruntreuung von seiner Gemeinde abgesetzt und über den Mississippi nach Illinois gebracht, wo er den 21. Febr. 1846 †. Ueber S. und seine Sekte schrieben u. A. von Poling (Dresden 1840) und Vehse (das. 1840).

Stephani, Heinrich, verdienter Pädagog, geboren den 1. April 1761 zu Gmünd im Würzburgischen, studirte zu Erlangen, ward 1808 bayerischer Kirchen- und Schulrath und 1818 zum Dekan in Gunzenhausen ernannt, legte aber 1834, wegen seines Wirkens für Volksaufklärung von vielen Seiten angefeindet, sein Amt nieder und † den 24. Dec. 1830 zu Gorkau in Schlesien. Er veröffentlichte eine Reihe von Schriften über den Leseunterricht, in dem er eine bessere Methode begründete, und den Rechenunterricht.

Stephanie, Louise Adrienne Napoleone, Großherzogin von Baden, Tochter des Grafen Claude de Beauharnais und Nichte der Kaiserin Josephine, geboren den 28. August 1789, ward 1806 von Napoleon I. adoptirt, zur Fille de France und kaiserlichen Hoheit erklärt und mit Karl Ludwig Friedrich, Erbgroßherzog von Baden, vermählt. Seit 1811 wirkliche Großherzogin, aber seit 1818 verwittwet, residirte sie in Mannheim und † den 29. Jan. 1860 zu Nizza, drei Töchter hinterlassend.

Stephansorden (Orden des heiligen apostolischen Königs Stephan), österreichischer Civilorden, gestiftet von der Kaiserin Maria Theresia am 5. Mai 1764, umfaßt Großkreuze, Kommandeure und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges, grünemaillirtes, in der Mitte mit rundem rothen Schild versehenes Kreuz, mit der Inschrift: Publicum meritorum praemium.

Stephanus, 1) Name dreier Heiligen der römisch-katholischen Kirche: a) Einer der sieben ersten Diakonen der Christengemeinde zu Jerusalem, ward als eifriger Verkündiger des Evangeliums auf Anstiften der jüdischen Gesetzeslehrer vom fanatischen Pöbel als Gotteslästerer 36 oder 37 gesteinigt. Sein Gedächtnißtag ist der 26. December. — b) S. v. a. Stephan 1) a). — c) S. v. a. Stephan I., König von Ungarn, 997—1038, führte in Ungarn die christliche Religion ein. Sein Gedächtnißtag ist der 2. September; s. Ungarn, Geschichte.

2) S. von Byzanz, griechischer Geograph, gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., Verfasser eines Werks „Ethnica" oder „De urbibus", eines geographischen Wörterbuchs, das uns aber nur noch in einem Auszug des Grammatikers Hermolaus aus dem 6. Jahrhundert erhalten ist. Die besten Ausgaben lieferten Westermann (Leipz. 1839) und Meineke (Berl. 1849).

Stephanus (eigentlich Estienne, Etienne), berühmte Buchdrucker- und Gelehrtenfamilie in Paris, deren namhafteste Sprößlinge folgende sind:

1) Robertus, geboren 1503 zu Paris, studirte die alten Sprachen und übernahm 1526 zu Paris die von seinem Vater Heinrich gegründete Druckerei, aus welcher außer mehren gramma-

tischen Werken und Schulbüchern viele griechische und römische Klassiker, von S. meist mit Vorreden und Noten bereichert, eine lateinische Bibel (1532) und mehre Ausgaben des Neuen Testaments hervorgingen. Wegen dieser seiner Bestrebungen, die Wissenschaft und die Reformation zu fördern, von der Sorbonne und dem Klerus, trotzdem ihn König Franz I. zum Typographus regius ernannt hatte, vielfach angefochten, siedelte S. 1550 nach Genf über, wo er zur reformirten Kirche übertrat und vorzüglich in deren Interesse typographisch wirkte; † den 7. Sept. 1559. Sein trefflicher „Thesaurus linguae latinae" erschien 1534 u. öfter. Sein Druckerzeichen war ein von einer Schlange umwundener Oelzweig, auch die Oliva Stephanorum, ein veredelter Oelbaum, dessen wilde Zweige zur Erde fallen. Vgl. Crapelet, Robert Etienne et le roi François, Paris 1839.

2) Charles, Bruder des Vorigen, geboren 1504, studirte Medicin, übernahm 1550 die bis dahin von Robert geleitete väterliche Druckerei als Typographus regius und druckte u. A. einige hebräische Texte und ein „Dictionnaire historique" (1546 u. öfter). Er † 1564.

3) Henricus, Sohn von S. 1), geboren 1528 zu Paris, studirte besonders das Griechische und unterstützte schon früh seinen Vater bei der Herausgabe des Neuen Testaments. Nachdem er eine wissenschaftliche Reise durch Italien und England gemacht, wirkte er an seines Vaters Seite zu Genf, dann eine Zeitlang allein in Venedig und Rom, wo er einen Theil des Diodorus Siculus entdeckte. Im Jahre 1557 gründete er im Genusse einer Pension von dem augsburger Patricierhause Fugger (daher er sich Fuggerorum typographus nannte) ein selbstständiges Geschäft in Paris, übernahm aber 1559 die väterliche Officin zu Genf. Mehre seiner Werke zogen ihm wegen allzu freier Ansichten Verfolgungen von Seiten der genfer Behörden zu. Er † 1598 auf einer Reise zu Lyon. Außer vielen Ausgaben griechischer Klassiker lieferte er den schon (von seinem Vater begonnenen) „Thesaurus linguae graecae" (1572; neu bearbeitet von Hase und Dindorf, Bd. 1—8, Par. 1836—62).

4) Paulus, Sohn des Vorigen, geboren 1566, übernahm seit 1598 das väterliche Geschäft, mußte aber 1605, politischer Umtriebe verdächtig, aus Genf fliehen und † 1627. Die Druckerei ward unter seinem Namen bis 1626 fortgesetzt, wo sie an die Gebrüder Chouet überging.

5) Anton, geboren 1592, wirkte seit 1613 als Typographus regius zu Paris und druckte besonders für die Oratorianer, so den Chrysostomus, die Septuaginta u. a. m.; † erblindet 1674 im Hôtel Dieu zu Paris. Vergl. Mailaire, Vitae Stephanorum (1730), und Renouard, Annales de l'imprimerie des Estiennes (Par. 1837, 2 Bde.; 2. Aufl. 1843).

Stephenson, 1) George, der Hauptbegründer des Eisenbahnsystems, geboren den 9. Juni 1781 in Wylam bei Newcastle als Sohn eines Kohlenarbeiters, arbeitete sich von einem gewöhnlichen Maschinisten zum Direktor der großen Kohlenwerke des Lords Ravensworth bei Darlington empor und baute 1814 die erste Lokomotive für das Kohlenwerk Killingworth. Im Jahre 1824 gründete er in Newcastle eine Maschinenfabrik, und im folgenden Jahre wurde nach seinem Princip die erste Eisenbahn zur Beförderung von Personen zwischen Stockton und Darlington angelegt. Die Erbauung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn 1829 begründete seinen Ruf für immer. Von da an leitete er den Bau der bedeutendsten Eisenbahnen in England, oder baute Maschinen für dieselben und wurde zu gleichem Zweck nach Belgien, Holland, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien berufen. Er † am 12. August 1848 zu Taptonhouse bei Chesterfield als Eigenthümer mehrer Kohlenwerke und der großen Eisenwerke von Clayroß. Seine Statue ward auf der großen Eisenbahnbrücke über den Tyne aufgestellt.

2) Robert, berühmter Baumeister, Sohn des Vorigen, geboren den 16. Dec. 1803 zu Wilmington, studirte zu Edinburg, unterstützte seinen Vater bei dessen Unternehmungen, leitete den Bau mehrer Eisenbahnlinien, verbesserte die Lokomotive und erfand u. A. die sogenannten Tubular- oder Röhrenbrücken. Eine Riesenbrücke dieser Art baute er von 1847—50 über den Menaikanal, die bekannte Britanniabrücke. Sein Werk ist auch die Brücke über den Tyne bei Newcastle, sowie eine ähnliche bei Montreal in Canada. Das großartigste Denkmal seiner Thätigkeit ist aber die von ihm entworfene Victoriabrücke über den St.-Lorenz in Canada. S. † den 12. Okt. 1859. Er schrieb „Bemerkungen über atmosphärische Eisenbahnen" (deutsch von Weber, Berlin 1845).

Steppe (v. Russ.), eigentlich dürres, flaches Feld, dann im geographischen Sinne weite Ebene, welche nicht mit Bäumen, sondern nur mit Gras und Kräutern bewachsen ist, auch wegen Mangels an Bewässerung keinen Anbau gestattet, daher keine seßhafte Bevölkerung hat und überhaupt mehr oder weniger einer Einöde gleicht. Einen eigenthümlichen Charakter erhalten solche S.n ebensowohl durch ihre geognostische Beschaffenheit, als durch ihr Klima. Hervorzuheben sind unter anderen besonders die S.n des russischen Reichs und Innerasiens, die Heiden Norddeutschlands, die Landes im südwestlichen Frankreich, die Pußten in Ungarn, die Savannen und Prärien Nordamerika's, die Llanos und Pampas Südamerika's, die Wüsten in Afrika ꝛc. Vergl. A. von Humboldt, Ueber die S.n und Wüsten (in den „Ansichten der Natur", Bd. 1, 3. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1849).

Sterbekassen, Lebensversicherungsanstalten im kleinsten Maßstab für die ärmeren Klassen. Der Versicherte zahlt einen periodischen Beitrag und erhält dafür entweder bei dem Tode einer bestimmten Person oder überhaupt beim Eintritt eines Sterbefalls in seiner Familie eine Geldsumme zur Bestreitung der Begräbnißkosten ꝛc.

Sterbelehn, diejenige Art Lehnwaare (s. Laudemium), welche bei einem durch den Tod herbeigeführten Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Beliehenen entrichtet werden mußte.

Sterblichkeit (Mortalität), die Eigenschaft aller lebenden Wesen, der zufolge sie nach längerer oder kürzerer Zeit dem Tode verfallen; dann insbesondere das numerische Verhältniß der Todes-

fälle, welche unter einer gewissen Anzahl von Menschen in einem bestimmten Zeitraum vorkommen, zu der Gesammtzahl der Lebenden. Die Feststellung dieses Verhältnisses ist nicht nur in physiologischer, sondern auch in medicinalpolizeilicher Hinsicht von hoher Wichtigkeit, und da zahlreiche Institute der Gegenwart, wie Lebensversicherungen, Sterbekassen, Rentenanstalten rc., behufs ihrer sicheren Begründung der Kenntniß der Gesetze, welchen die S. einer bestimmt umgrenzten Bevölkerung unterliegt, nicht entbehren können, so ist die Ermittelung jenes Verhältnisses auch von staats- und volkswirthschaftlicher Bedeutung. Die Grundlage für die darauf bezüglichen Berechnungen geben die **Sterblichkeits-** oder **Mortalitätstabellen** ab, d. h. tabellarische Aufzeichnungen, welche die Zahl der Geborenen und Gestorbenen, die durchschnittliche Lebensdauer und die Zahl der ein bestimmtes Alter Erreichenden für einen bestimmt abgegrenzten Bevölkerungskreis enthalten. Nach einer schon von den alten Römern aufgestellten Wahrscheinlichkeitsberechnung ergibt sich für Personen von 0—20 Jahren noch ein weiteres Leben von 30, für Personen von 20—25 Jahren ein solches von 28, für Personen von 25—30 Jahren ein solches von 25, für Personen von 30—35 Jahren ein solches von 20, für Personen von 40—45 Jahren ein solches von 18, für Personen von 45—50 Jahren ein solches von 13, für Personen von 50—55 Jahren ein solches von 9, für Personen von 55—60 Jahren ein solches von 7 Jahren rc. Bekanntlich rechnet man auf ein Jahrhundert 3 Generationen, indem von einer bestimmten Anzahl Individuen von allen Altersklassen nach etwa $33^1/_3$ Jahren mindestens die Hälfte gestorben ist. Die **absolute Größe der S.** ist die Menge der Todesfälle in einem bestimmten Lebensjahre unter Menschen, die in einem und demselben Jahre geboren sind. Das erste Resultat, welches sich aus den darüber aufgestellten Tabellen ergibt, ist, daß das Maximum der absoluten S. in das erste Lebensjahr, das Minimum in das höchst mögliche Alter fällt, in sofern auf einen hundertjährigen Greis gegen 2000 in erstem Jahre stehende Kinder kommen. Daß wenige solcher Greise sterben, kommt daher, daß wenige Menschen ein solches Alter erreichen; die große S. der Kinder unter einem Jahr beruht zum Theil darauf, daß von ihnen mehr Individuen als von irgend einem anderen Lebensalter vorhanden sind, indem sie ungefähr $^1/_{33}$ der gesammten Bevölkerung ausmachen; doch übersteigt ihre S. bei weitem das Verhältniß ihrer Zahl, so daß das Leben in der ersten Zeit nach der Geburt unleugbar am meisten gefährdet ist. In Hinsicht auf die absolute S. aber zerfällt das Leben in 3 Zeiträume: im ersten, der von der Geburt bis gegen die Zeit der Pubertät hin reicht, sinkt die S. von ihrem Maximum auf ihr erstes Minimum herab; im zweiten, der vom Eintritt der Pubertät bis zum Anfang des Urgroßalters reicht, steigt die S. bis zu ihrem zweiten, niedrigeren Maximum; im dritten endlich oder im Urgroßalter sinkt sie wieder zu ihrem zweiten und eigentlichen Minimum. Anfang und Ende des zweiten Zeitraums fielen in Frankreich in das 11. und 69., in den Niederlanden in das 11. und 72., im Waadtlande um das 14. und 59., in Paris um das 14. und 72., in London um das 15. und 57., in Breslau um das 17. und 53. oder um das 14. und 57., durchschnittlich in das 16. und 69. Jahr. Von einer Million Menschen sterben durchschnittlich in den ersten 16 Jahren 459,271, in den folgenden 53 Jahren oder in einem zweiten Zeitraum 405,411 und in den erreichbaren letzten 40 Jahren 135,318. Die Abnahme der S. (im ersten und dritten Zeitraum) schreitet schneller vor als die Zunahme derselben (im zweiten Zeitraum); in den ersten Lebensjahren ist die Progression der Abnahme am stärksten. Die S. ist aber überall in einzelnen Lebensjahren größer oder kleiner, als sie nach Verhältniß der S. in den vorhergehenden und nachfolgenden Lebensjahren sein sollte. In Betreff der einzelnen Jahre, welche sich durch größere oder geringere S. auszeichnen, stimmen die Tabellen der einzelnen Länder und Orte nicht überein, daher sich keine allgemeine Regel für die Nutation der S. aufstellen läßt; dieselbe scheint aber mehr durch örtliche und zeitliche Besonderheiten bestimmt zu werden, indem sie in umgekehrtem Verhältniß zur Größe der Bevölkerung steht, also z. B. in Breslau größer als in London und Paris, in den Niederlanden größer als in Frankreich, im Waadtlande größer als in den Niederlanden ist. Die **Proportion** der S. ist in den verschiedenen Lebensaltern verschieden; von einer gleichen Anzahl Menschen desselben Alters sterben in einer gegebenen Zeit mehr oder weniger nach Maßgabe des Alters, in welchem sie stehen. Dies ist **relative Größe** der S. Diese ist natürlich am größten im höchsten Alter, welches der Mensch erreicht, wie z. B. unter einer Million Menschen nur einer das 110. Jahr erreicht, aber auch während desselben stirbt. Wie aber in den höchst vorhergehenden Jahren die S. unter den Greisen bedeutend ist, so ist sie, wie bemerkt, auch in den ersten Lebensjahren ungemein groß, indem z. B. von 4 neugeborenen Kindern eins im ersten Jahre stirbt, während für Greise diese Proportion erst um das 90. Jahr eintritt. In Hinsicht auf die relative S. zerfällt also das Leben in 2 Zeiträume: der erste, in welchem die S. anfangs am größten ist und dann sinkt, reicht von der Geburt bis zum 11.—16. Jahre, indem das Minimum der S. in Frankreich und in der preußischen Provinz Brandenburg in das 11., in den Niederlanden und Paris in das 12., im Waadtlande in das 13., in London in das 14. oder 15., in Breslau in das 14. oder 16., im Durchschnitt aber in das 14. Jahr fiel. Von da an erstreckt sich der zweite Zeitraum mit ununterbrochen zunehmender S. durch das ganze übrige Leben. Hinsichtlich der Schnelligkeit der Progression ist aber zu bemerken, daß dieser zweite Zeitraum sich in 2 ungleiche Abschnitte theilt; im ersten derselben oder vom 15. bis zum 70. Jahre nimmt die S. schnell zu, so daß die Summe der Lebenden, unter welchen Einer stirbt, mit jedem Jahr wenigstens um eine ganze Zahl abnimmt; im zweiten oder vom 70. Jahre an nimmt dagegen die S. langsamer zu oder die Summe der Lebenden, unter welchen Einer stirbt, jährlich nur um einen Bruch ab. In den 56 Jahren vom 15. bis zum 70. Jahre sinkt jene Summe von 147,51 auf 13,65, so daß auf jedes Jahr 2,39

kommt, während sie in den 40 Jahren vom 71. bis zum 110. Lebensjahre von 13,65 bis auf 1,00, also jährlich um 0,31 abnimmt. Noch schneller als im ersten Abschnitt dieses Zeitraums schreitet die Veränderung der Sterblichkeitsverhältnisse im ersten Zeitraum fort, in sofern sich in diesem die S. so schnell vermindert, daß die Summe der Lebenden, unter welchen Einer stirbt, binnen 14 Tagen von 3,97 auf 147,51 steigt, also jährlich um 10,25 zunimmt. Hieraus ergibt sich das einfache Resultat, daß das Leben vor der Pubertät den raschesten Gang nimmt, am schnellsten seine Verhältnisse ändert und dem Wechsel am meisten unterworfen ist; daß es ferner während der bestehenden Zeugungskraft und im Anfang des höheren Alters ein mittleres Tempo annimmt und im Greisenalter sich langsamer ändert, sich mehr gleich bleibt und beharrlicher wird. Die Abnahme der S. schreitet aber in den ersten 6 Jahren des ersten Zeitraums nicht so schnell fort als in den folgenden 8 Jahren; im Durchschnitt nimmt die Summe der Lebenden, unter welchen jährlich Einer stirbt, im 2. bis 6. Jahre um 40,45, also jährlich um 8,81 zu, dagegen vom 7. bis 14. um 103,09, also jährlich um 12,88 zu. Am schnellsten nahm die S. ab in Frankreich im 7., in den Niederlanden, in London und Breslau im 8., im Waadtland, in der Provinz Brandenburg und in London im 10., in Paris und in Breslau im 12., in London im 14., im Durchschnitt im 10. Jahre. Die ersten 9 Jahre des zweiten Zeitraums (vom 15. bis zum 23. Jahre) gehen der vollen Reife voran und zeichnen sich durch die schnellste Zunahme der S. aus, indem die Summe der Lebenden, unter welchen Einer stirbt, um 64,58, also jährlich um 7,17 abnimmt, während sie in den folgenden 46 Jahren (bis zum 70.) um 69,28, also jährlich um 1,50 abnimmt. Was die Nutationen in dem eben angegebenen Gange der S. anlangt, so üben die sogenannten Entwickelungskrankheiten keinen merklichen Einfluß aus, d. h. es ist auf den verschiedenen Uebergangspunkten von einem Lebensalter in das andere die S. nicht größer als im Verlauf eines entschiedenen Lebensalters selbst. Im ersten Lebensjahre ist zwar die S. sehr groß, aber in der Weise, daß sie zu Anfang desselben am größten ist und dann mit jedem Monat sich vermindert, so daß also z. B. das Zahnen keinen Antheil daran haben kann, da zu der Zeit des Eintretens desselben die S. geringer ist als früher. Ebenso wenig übt der Zahnwechsel einen Einfluß aus, denn im 7. oder 8. Jahre nimmt die S. bedeutend ab. Um die Zeit des Eintritts der Pubertät, vom 15. Jahre an, nimmt zwar die S. zu, allein das Verhältniß bleibt immer noch weit günstiger, als es in den zwanziger und dreißiger Jahren ist. Zu der Zeit des Erlöschens der Zeugungskraft findet weder eine schnellere Zunahme der S. als in den vorhergehenden Jahren, noch eine größere S. als in den folgenden Jahren Statt. Hiernach erweist sich auch die Annahme von klimakterischen oder Stufenjahren, in welchen das Leben durch bedeutende Veränderungen seiner Richtung mehr als in anderen gefährdet sein sollte als in den Mortalitätstabellen, nicht begründet. Vgl. Burdach, Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft, Bd. 3; Casper, Die wahrscheinliche Lebensdauer der Menschen, Berl. 1835; Moser, Die Gesetze der Lebensdauer, das. 1839.

Sterculia *L.* (Stinkbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Geraniaceen, charakterisirt durch den 5lappigen, fast lederartigen Kelch, die fehlende Korolle und das glockige, 5—6zähnige Nektarium, welches die an dem Säulchen des gestielten Fruchtknotens angewachsenen Staubgefäße trägt, Bäume mit einfachen und lappigen Wechselblättern und filzigen Blüthen in Rispen, sämmtlich in heißen Ländern. S. acuminata *Pal., Beauv.* ist ein mittelmäßig großer Baum in Guinea und im Innern Afrika's, mit langgestielten, zugespitzten Blättern, röthlichgelben Blüthen und großen, röthlichen, fleischigen Samen, welche in Afrika als Kola- oder Gurunüsse ein sehr gewöhnliches Kaumittel abgeben, das die Verdauung stärkt, das Zahnfleisch befestigt u. die Zähne weiß macht. In Sierra Leone dienen sie wie Geld statt der Kauris. S. foetida *L.*, Stinkmalve, ist ein großer Baum in Ostindien und auf den Molukken, mit großen, gefingerten Blättern und dunkelkarminrothen, orangegelb gescheckten, sehr stark und unangenehm, dem Menschenkoth ähnlich riechenden Blüthen, wovon die jüngeren schleimigen Blätter nach Art der Malvenblätter, aber auch als schweiß- und harntreibendes Mittel gegen Wassersucht, Rheumatismus ꝛc. angewendet, die haselnußgroßen Samen aber geröstet gegessen werden und ein gutes Oel liefern.

Stereochromie (v. Griech.), eine 1846 in München von Professor Schlotthauer und Oberbergrath Fuchs erfundene Art Malerei, welche jetzt angewendet zu werden pflegt, wo es sich darum handelt, Wandflächen unmittelbar mit Gemälden, nach Art der Freskomalerei, zu bedecken. Es wird dabei ein eigener Malgrund hergerichtet, der bei Gemälden auf Leinwand in einer leichten Bindung, womit selbige gesättigt wird, bei Wänden von Stein oder Mörtel aus einem wenige Linien dicken Bewurf besteht, der mit der Steinunterlage zu einer mechanisch völlig untrennbaren Masse sich verbindet. Auf diesem Grunde wird mit eigens präparirten Wasserfarben gemalt, und da diese sich mit dem Grunde unauflöslich vereinigen und die Bildfläche schließlich durch Aufspritzen von Wasserglas steinhart gemacht wird, so daß nun Farben, Grund und Stein ein innigst zusammenhängendes Ganzes ausmachen, so widerstehen die Farben in dieser innigen Verschmelzung mit dem Grunde nicht nur ziemlich gewaltsamen mechanischen Berührungen, sondern auch dem wechselnden Einflusse des Frostes wie der Hitze, ja selbst Säuren und Alkalien. Die S. eignet sich daher trefflich zur monumentalen Malerei. In größerem Umfang ward sie zuerst von Kaulbach bei seinen großen Gemälden im Treppenhause des neuen Museums in Berlin angewandt. Auch sind die Gemälde in der neuen Schloßkapelle daselbst stereochromatisch ausgeführt.

Stereometrie (v. Griech.), der Theil der Geometrie, welcher die Körper messen lehrt, also der Inbegriff aller jener geometrischen Konstruktionen, die sich ohne perspektivische Hülfsmittel nicht in einer Ebene zeichnen lassen, sondern im Raum liegen, somit in 3 Dimensionen sich ausdehnen.

Man theilt die S. in elementare (niedere) und höhere und versteht unter letzterer die Lehre von der Berechnung des Inhalts und der Oberfläche der Körper, in sofern hierzu Sätze der höheren Mathematik, zunächst trigonometrische und analytische benutzt werden. Die niedere S. begreift außer den stereometrischen Grundlehren, wobei besonders auch die Lage der Ebene im Raum Berücksichtigung findet, die Inhaltsbestimmung der sogenannten regulären Körper, des Hexaëders, Tetraëders, Oktaëders, Dodekaëders, des Ikosaëders u. des Polyëders, die Lehre von dem Prisma, dem Cylinder, dem Kegel, der Pyramide und der Kugel.

Stereoskop (v. Griech.), optisches Instrument, welches dazu dient, durch Kombination zweier Bilder desselben Gegenstandes eine vollkommen plastische Erscheinung hervorzubringen. Beim Betrachten naher Gegenstände bietet das Sehen mit zwei Augen ein wesentliches Mittel zur richtigen Schätzung der Entfernungen. Mit dem rechten Auge sehen wir einen nahen Gegenstand auf einen andern Punkt des Hintergrundes projicirt als mit dem linken, und dieser Unterschied wird um so bedeutender, je näher der Gegenstand rückt. Richten wir beide Augen auf einen nicht allzu weit entfernten Punkt, so machen die beiden Augenaxen einen Winkel (Gesichtswinkel) mit einander, der um so kleiner wird, je weiter sich der Gegenstand entfernt. Die Größe dieses Winkels gibt uns daher ein Maß für die Entfernung der Gegenstände. Wir unterscheiden also beim Sehen mit zwei Augen deutlich, welche Punkte mehr vortreten und welche mehr zurückliegen. Dazu kommt noch, daß wir nahe Gegenstände mit dem rechten Auge etwas mehr von der einen, mit dem linken Auge etwas mehr von der andern Seite sehen und daß gerade die Kombination dieser etwas ungleichen Bilder zu einem Totaleindruck wesentlich dazu beiträgt, die flächenhafte Anschauung des einzelnen Auges zu einer körperlichen, zu einer plastischen zu erheben. Eine auf einer Fläche ausgeführte Zeichnung oder ein Gemälde kann immer nur die Anschauung eines einzelnen Auges wiedergeben; bietet man aber jedem Auge das passend gezeichnete Bild eines Gegenstandes dar, so werden sich beide Bilder zu einem einzigen Totaleindruck vereinigen. Damit nun aber die beiden Bilder, welche dem rechten und linken Auge entsprechen, nicht übereinandergreifen, sich theilweise decken und Verwirrung erregen, bedarf man eines besonderen Instruments und dies ist das S. Ein solches wurde zuerst von Wheatstone angegeben. Dasselbe besteht aus 2 rechtwinklig gegeneinander geneigten Spiegeln, deren Ebene vertikal steht. Der Beobachter bringt seine Augen den Spiegeln so nahe wie möglich, das rechte Auge dem rechten, das linke dem linken Spiegel. Seitlich von den Spiegeln sind 2 vorschiebbare Bretchen angebracht, welche die umgekehrten perspektivischen Zeichnungen eines Objekts aufnehmen. Durch Vermittlung dieser Spiegel werden nun die Bilder gegen die Augen reflektirt, und wenn man sich die Richtungsstrahlen der Bilder durch die Spiegel hindurch verlängert denkt, so fallen die beiden Spiegelbilder zusammen, und man glaubt an dem Schneidungspunkt einen Körper zu erblicken. Brewster hat die Spiegel dieses Instruments durch linsenartig gebogene Prismen ersetzt, und diese S.e sind jetzt allgemein im Gebrauch. Eine Sammellinse von etwa 6 Zoll Brennweite ist durchschnitten und die beiden Hälften sind, mit ihren scharfen Kanten gegeneinander gerichtet, in einem Gestell befestigt, und am Boden desselben wird das Blatt, welches die beiden Zeichnungen (gewöhnlich photographische Bilder, s. Photographie) enthält, eingeschoben. Durch die Anwendung der Linsenstücke ist es zunächst möglich, die Bilder dem Auge näher zu bringen, dann aber wirken sie auch wie Prismen, indem die Linsenhälfte vor dem rechten Auge das Bild etwas nach dem linken schiebt, während das Bild der mit dem linken Auge betrachteten Zeichnung etwas nach rechts gerückt erscheint. Auf diese Weise wird das vollständige Zusammenfallen der beiden Bilder begünstigt. Dies Zusammenfallen ist natürlich von der Brechungskraft der Gläser, sowie von dem Abstand der Bilder untereinander abhängig. In der Regel tritt es ohne Anstrengung der Augen ein, wenn die Entfernung je zweier übereinstimmender Punkte der beiden Bilder doppelt so groß ist, als die Abweichung beträgt, die durch ein halbes Linsenglas hervorgebracht wird. Zu diesem Zweck bestimmt man zuerst die Entfernung, in welcher durch seine Vermittelung das Bild am deutlichsten wahrgenommen wird, und beobachtet gleichzeitig, wie weit das Bild abgelenkt wird. Kennt man die Größe der Ablenkung, so entfernt man die beiden sich entsprechenden Punkte des Bildes doppelt so weit von einander, als diese Ablenkung beträgt. Bringt man die Zeichnungen in einer günstigen Stellung vor das Auge und verhindert nur, daß das eine Auge die fürs andere bestimmte Zeichnung sehen kann, so sind gar keine weiteren optischen Mittel mehr nöthig, um die Bilder zur Deckung zu bringen. Darum genügt zwischen den Bildern eine senkrechte Scheidewand, deren Höhe je nach der Weite des deutlichen Sehens größer oder kleiner sein muß. Selbstverständlich kann man die Stereoskopbilder auch koloriren, will man sie aber in eigenthümlicher Beleuchtung erscheinen lassen, so wendet man farbige Papierschirme an, wie sie Klein in der „Deutschen illustrirten Gewerbezeitung“ 1866 beschrieben hat. Die Bedeutung der S.e, nachdem sie durch die Photographie eine so wesentliche Förderung gefunden haben, ist bekannt, man benutzt sie aber auch zur Veranschaulichung trigonometrischer und stereometrischer Lehrsätze und zum Studium der Gesetze des binokularen Sehens. Dove demonstrirte mit Hülfe des S.s die Entstehung des Glanzes. Ist nämlich die Fläche einer Zeichnung blau und die entsprechende der anderen gelb angestrichen, so sieht man sie, wenn man sie im S. durch ein violettes Glas betrachtet, metallisch glänzend. Weiß und Schwarz führen zu einem noch lebhafteren Bilde der Art. Auch zur Unterscheidung ächter Werthpapiere von unächten hat Dove das S. benutzt. Betrachtet man nämlich die zu vergleichenden Papiere in dem Instrument, so werden sofort die kleinsten Unterschiede bemerkbar. Die einzelnen Zeichen, die nicht genau mit dem Original übereinstimmen,

decken sich nicht und befinden sich anscheinend in verschiedenen Ebenen. Es wurde schon erwähnt, daß der Gesichtswinkel sehr klein wird, wenn wir beide Augen auf einen weit entfernten Punkt richten. Darum vermindern sich die Vortheile des Sehens mit zwei Augen in dem Maße, als die zu beschauenden Gegenstände weiter weg liegen, und verschwinden bereits völlig beim Betrachten einer landschaftlichen Ferne. Die Augen liegen zu nahe, als daß sich einem jeden derselben ein merklich verschiedenes Bild darstellen könnte. Helmholtz hat deshalb das Telestereoskop konstruirt, welches dem Beschauer zwei sich deckende Bilder einer Landschaft darbietet, gleich als ob das eine Auge von dem anderen mehre Fuß abstände. Das Instrument besteht aus 4 Planspiegeln, welche senkrecht in einem hölzernen Kasten und unter 45° gegen die längsten Kanten desselben geneigt befestigt sind. Das von dem fernen Objekt kommende Licht fällt auf die 2 äußeren großen Spiegel, wird von diesen rechtwinklig auf die beiden inneren reflektirt und gelangt, nachdem es auch von den kleinen inneren Spiegeln rechtwinklig reflektirt wurde, in die Augen des Beobachters. Zuvor passirt es noch zweckmäßiger Weise 2 ganz schwache Konkavgläser von 30—40 Zoll Brennweite, weil die meisten Augen sehr entfernte Objekte nicht ganz deutlich zu sehen pflegen. Jedes Auge erblickt in den kleinen Spiegeln das von den großen Spiegeln reflektirte Bild der Landschaft in einer solchen perspektivischen Projektion, wie sie von den beiden großen Spiegeln aus erscheint. Will man das Bild vergrößern, so kann man die Lichtstrahlen, ehe sie in die Augen gelangen, auch noch durch kleine Fernröhre gehen lassen. Wie man mikroskopische Bilder körperhaft erscheinen lassen kann, ist unter Mikroskop angegeben worden. Mit Dove's Monostereoskop läßt sich durch eine einzige Projektion die Erscheinung des Reliefs herbeiführen, wenn die Projektion für das rechte und die für das linke Auge in Bezug auf rechts und links gerade umgekehrte Verhältnisse besitzen. Das Monostereoskop besteht aus einem einzigen gleichschenkligen rechtwinkligen Prisma, welches gegen eine horizontal liegende Zeichnung so gerichtet ist, daß die Hypotenusenfläche desselben vertikal und seine Brechungsebene horizontal liegt. In diesem Fall wirkt das Prisma auf die von der Projektion ausgehenden Lichtstrahlen so ein, daß ihre rechte Seite auf die linke und die linke auf die rechte versetzt wird. Bringt man nun z. B. das rechte Auge in die Richtung der ausfallenden Strahlen und betrachtet man durch dieses die Zeichnung, die für das linke Auge berechnet ist, so wird sie in eine solche für das rechte verwandelt. Blickt dann gleichzeitig das linke freie Auge auf die Projektion, so sind die Umstände ganz dieselben, als hätte man jedem einzelnen die passende Projektion desselben Körpers vorgelegt. Richtet man 2 gleichschenklige rechtwinklige Prismen so, daß sie ihre Hypotenusenflächen einander zukehren, so erhält man das Pseudoskop, bei welchem in jedem Auge ein umgekehrtes Bild einer Zeichnung oder eines Objekts hervorgebracht wird. Beide Bilder fallen zusammen, aber die näheren Punkte derselben liegen entfernter und die entfernteren näher. Es entstehen scheinbare Veränderungen, welche die Objekte rücksichtlich ihrer Größe und Gestalt nur unter gewissen Umständen darbieten, wenn die Vorstellung ihrer Entfernung eine Abänderung erleidet. Erhabene Gegenstände erscheinen bisweilen vertieft und vertiefte erhaben, aus einer Büste wird eine Hohlmaske und aus letzterer eine Büste.

Stereotomie (v. Griech.), derjenige Theil der höheren Stereometrie, der von den Durchschnitten der Oberfläche der Körper handelt, welche einander ganz oder zum Theil durchdringen. Ihre Darstellungen werden durch die beschreibende Geometrie oder Projektionslehre zur Anschauung gebracht, und namentlich tritt sie in dem sogenannten Steinschnitt in die Praxis ein, obschon sie auch in anderen Zweigen der Technik, namentlich im Maschinenwesen, vielfache Anwendung findet. Unter S. versteht man daher im Allgemeinen auch den Steinschnitt, wie derselbe besonders bei Gewölbkonstruktionen Anwendung findet.

Stereotypie (v. Griech.), das Verfahren, mittelst dessen die aus beweglichen Lettern bestehenden Formen eines Druckwerks zu stehenden, bleibenden, gemacht werden. Obwohl das wesentlichste Verdienst der Erfindung der Buchdruckerkunst gerade darin bestand, die beweglichen Lettern geschaffen zu haben, so stellte sich doch bei größerem Verbrauch eines Buches gar bald der Wunsch heraus, das einmal mit Zeitaufwand und Kosten Zusammengesetzte für fernere Auflagen aufbewahren zu können. Es standen hierfür nur zwei Mittel zu Gebote: entweder der Abdruck einer größeren Anzahl von Exemplaren, oder die Anschaffung so vieler Lettern, daß das ganze Werk im Satz stehen bleiben konnte; in beiden Fällen aber war das Anlagekapital so groß, daß nur bei ganz gesichertem Absatz, z. B. Bibeln, Gesang- u. Schulbüchern, mit Aussicht auf Erfolg Gebrauch davon gemacht werden konnte. Der stehende Satz wurde denn auch vielfach bis in die neueste Zeit angewandt. Es handelte sich aber noch darum, die mancherlei Uebelstände zu beseitigen, welche mit dem Aufbewahren der Formen verbunden und für die wirkliche Korrektheit des Satzes gefahrdrohend waren, da eine aus vielen tausend Lettern bestehende Form gar leicht ganz oder theilweise in Unordnung gerathen kann. Das einfachste Schutzmittel war, die Lettern am Fuße durch Zusammenschmelzen vor dem Auseinanderfallen zu schützen, und Firmin Didots Ausgabe von Callets Logarithmen bestand nur aus solchen Formen; er nannte dieselbe Stereotypausgabe, welcher Name in Gebrauch blieb, obwohl Andere ihre Versuche als Polytypie, Homotypie und Monotypie bezeichneten. Die Geschichte der Erfindung der eigentlichen S., d. h. des Gusses von soliden dünnen Platten, die man heutzutage S. nennt, ist um so schwerer zu verfolgen, als die meisten der dabei Betheiligten ein Interesse hatten, ihr Verfahren in das tiefste Geheimniß zu hüllen. Nach einem von der holländischen Regierung veranlaßten Bericht des Barons Westreenen von Tillandt soll der deutsch-reformirte Prediger Joh. Müller zu Leyden († 1710) der erste Erfinder der S. gewesen sein, und sein Sohn

W. Müller, der Buchdrucker war, schon zu Ende des 17. u. zu Anfang des 18. Jahrh. damit gedruckt haben; es werden ein 1701 erschienenes kleines Gebetbuch von Havermans als erstes Erzeugniß, ferner ein syrisches Neues Testament nebst Lexikon u. andere erst nach Joh. Müllers Tode erschienene Bibeln und Neue Testamente erwähnt, die aus gegossenen Platten bestanden haben sollen; aber nachdem W. Müller gestorben (1716), wurde dessen Druckerei versteigert, und Samuel Luchtmans, für dessen Rechnung W. Müller diese Werke gedruckt hatte, nahm die Formen an sich; ein Enkel Luchtmans' nun sagt in einem Briefe vom 24. Juni 1801 an Renouard in Paris, daß die Formen einer holländischen Bibel wie die eines Neuen Testaments in griechischer Sprache, die er noch besitze, wie die anderen theils verkauften, theils eingeschmolzenen Formen aus gewöhnlichen, am Fuße verschmolzenen Lettern bestanden hätten und durch van der Mey Anfangs 1800 auf Kosten S. Luchtmans' hergestellt worden seien. Von gegossenen Platten war also damals noch keine Rede. Nach Lottin (Catalogue des Imprimeurs de Paris, S. 87) und Camus (Histoire et procédés du polytypage et de la stéréotypie, 1802) haben die Franzosen mehr Anspruch auf die Erfindung des Plattengusses; wenigstens hat man in Messing gegossene Platten eines bei Valleyre in Paris gedruckten Calendarium gefunden, von denen eine die Jahreszahl 1750 trägt. Wahrscheinlich aber gebührt dem Goldschmied Ged in Edinburg das Verdienst der ersten Erfindung der S. Dieser begann seine Versuche schon um 1725 und vereinigte sich vier Jahre später mit dem Buchdrucker Fenner und den Gebrüdern James in London, von welch letzteren der eine Bruder Schriftgießer war. Diese von der Universität zu Cambridge mit Privilegien versehene Gesellschaft hatte aber mit dem Widerwillen der Setzer zu kämpfen, welche in der neuen Erfindung eine Beeinträchtigung ihres Erwerbes fürchteten und allerhand Schabernack mit dem zu stereotypirenden Satze trieben, so daß die höchst fehlerhaften Ausgaben einer Bibel und mehrer Gebetbücher verboten wurden. Ged ging nach Edinburg zurück, ließ dort einen seiner Söhne das Setzen erlernen und, gewitzigt durch seine Erfahrungen in London, mit Einwilligung des Lehrherrn, in Abwesenheit der übrigen Arbeiter Sallusts Werke setzen, die er zu Hause stereotypirte (1739). Aber Geds Erfindung kann keine große Ausbreitung gefunden haben, denn als um 1780 Alex. Tilloch in Glasgow, unterstützt von dem Universitätsbuchdrucker Foulis, einen Virgil in S. herausgab, kannte er die Arbeiten Geds noch nicht. Und selbst Tillochs Erfindung kam wegen äußerer Verhältnisse erst später durch Lord Stanhope's Mitwirkung zur Ausbeute. Inzwischen wurden in Frankreich während der Revolution neue Anstrengungen gemacht, das Problem des Plattengusses zu lösen, wobei es sich überdies darum handelte, zu den mancherlei Werthpapieren jener Zeit eine größere Anzahl vollkommen identischer Platten zu erhalten. Man hatte aber, wie es scheint, mit den bis dahin bekannt gewordenen Versuchen kein befriedigendes Resultat erreicht und wandte sich hauptsächlich der Verbesserung des altbekannten Abklatschens, dem sogenannten Clichiren, der Polytypie, zu, wobei man Fallwerke anwandte, welche so kräftig wirkten, daß sogar die Kellergewölbe eines Hauses darunter litten. Bei diesem Clichiren wird der Letternsatz in einen Rahmen gespannt, mit dem Gesicht nach unten an dem Fallwerk befestigt und mit aller durch bedeutende Gewichte vermehrten Kraft in flüssiges, dem Erstarren nahes Metall eingeschlagen; die hierdurch erhaltene vertiefte Form wurde, nachdem die Ränder justirt, in derselben Weise wieder in eine erhabene verwandelt. Nur zu leicht litten aber die aus der gewöhnlichen Komposition bestehenden Lettern hierbei Schaden, abgesehen davon, daß lange nicht alle Matern gelangen; man wandte daher zu den Lettern eine härtere, zu den Matern eine weichere und zu den Clichés eine leichtflüssigere (daccetsche) Legirung an; je größer die Platten aber sein mußten, desto schwieriger und unbefriedigender blieb das Resultat. Um alle hierbei auftretenden Schwierigkeiten zu beseitigen, wurden sogar vertieft in Kupfer eingeschlagene Lettern zusammengesetzt und als Matrizen zum Clichiren benutzt; so verfuhr namentlich Herhan, der mit Gatteau und Firmin Didot in Paris gemeinsam operirte. Jedenfalls hatten die von ihnen erzielten Resultate den Erfolg, die Vortheile der Stereotypausgaben in Bezug auf Billigkeit und Korrektheit mehr hervorzuheben u. die Konkurrenz anzuspornen; sonst aber kam nur Franz Ign. Jos. Hoffmann der eigentlichen S., wie Ged und Tilloch, näher. Eine von Müller nach Hoffmanns Methode stereotypirte Platte findet sich im „Journal für Buchdruckerkunst", 1835, Nr. 7, abgedruckt; sie trägt das Datum des 1. Aug. 1787. Die Matrizen sollen der Hauptsache nach aus Gyps und Thonerde bestanden haben. Unter den Polytypisten jener Zeit verdient noch Carez in Toul genannt zu werden, der viele und gut clichirte Werke herausgab. Eigentlich praktisch und expeditiv wurde die S. aber erst durch Lord Stanhope, welcher, wie oben angedeutet, von Tilloch in das Geheimniß eingeweiht, die rationellsten Werkzeuge zu einem geregelten Betrieb erfand. Das fehlerfreie Abformen des Schriftsatzes in Gyps, welches sonst große Schwierigkeiten hatte, wurde theils dadurch erleichtert, daß Stanhope die gewöhnlich viel niedrigeren, im Druck weiß bleibenden Zwischenräume, die sogenannten Ausschließungen, durch hohe ersetzte, theils dadurch, daß er den eisernen Rahmen, in welchem die Gypsmatrize gewonnen wurde, durch gleichförmigen Hebeldruck von der Form abhob. Später versah man den Gypsrahmen an allen 4 Ecken mit Schrauben und bewirkte so die Trennung der Matrize vom Original noch sicherer. Der Gyps selbst wird als dünnflüssiger Brei über die Form gegossen und mit Bürste oder Pinsel gehörig eingearbeitet, weil er sonst leicht von dem Oel, womit die Schrift eingerieben sein muß, abgestoßen wird, wodurch kleine Erhöhungen, die sogenannten Perlen, in den Vertiefungen der Buchstaben entstehen. Bei richtiger Mischung erstarrt der Gyps in 15—20 Minuten. Zum Trocknen der Gypsformen dient ein geräumiger, von Ziegelsteinen erbauter Ofen, dessen Basis eine starke eiserne Platte bildet, unter der

sich die Feuerung befindet, während der innere Raum durch zwei Lagen eiserner Stangen in drei Etagen getheilt wird. In der obersten, wo die Wärme am höchsten steigt, werden die nassen Gypsformen untergebracht; die bereits trocknen in der mittleren, und unmittelbar vor dem Guß erhitzt man diese so wie die Gießpfannen noch auf der eisernen Platte. Der Guß selbst geschieht in viereckigen, sargähnlichen, eisernen, verschlossenen Pfannen, so daß die Gypsform von allen Seiten von Metall umschlossen wird. Auf den Boden der Pfanne wird zuerst eine abgedrehte Eisenplatte, der sogenannte Schwimmer, gelegt, hierauf die Gypsform mit der Bildfläche nach unten und nun der ebenfalls abgedrehte Pfannendeckel, welcher an allen vier Ecken abgestumpft ist, um dem Metall den Einlauf zu gestatten. Das Ganze wird durch einen Bügel geschlossen, der mit einer Krahnenstange in Verbindung zu bringen ist und hierdurch in den mit mehren Centnern flüssigen Metalls versehenen Schmelzkessel versenkt werden kann. War die Gypsmater absolut trocken, so ist der Guß sofort geschehen; wo nicht, so tritt ein Brodeln ein wie bei kochenden Kartoffeln, und erst, wenn Alles ruhig ist, kann die Pfanne aufgewunden und auf das Kühlfaß abgesetzt werden, welches zur Beschleunigung der Abkühlung mit nassem Kies angefüllt ist. Nach dem völligen Erstarren des Metalls wird der Deckel entfernt, die Pfanne durch Umstürzen ihres Inhalts entledigt, und an dessen Oberfläche zeigt sich nun die durch den Schwimmer gegen den Deckel emporgehobene Rückseite der Gypsplatte; mit Hammer und Meißel werden die umgebenden Metallränder abgesprengt, wobei der Gyps frei und die Stereotypieplatte auf dem Schwimmer liegend sichtbar wird. Je nachdem der Gyps beim Trocknen sich gezogen hatte, muß die Stereotypieplatte dann gerichtet, auf der Rückseite wieder abgeebnet und an den Rändern auf das genau erforderliche Maß bestoßen werden. Andere befolgen eine abweichende Methode beim Guß, indem sie die Gypsmater mit dem Gesicht nach oben einlegen, wodurch erlangt wird, daß alle Unreinigkeiten im Metall sich auf der Rückseite der Platte absetzen; dann aber muß die Pfanne tiefer und der Deckel so konstruirt sein, daß er nach unten vertieft eingreift, um innerhalb der Pfanne über dem Niveau der Stereotypieplatte noch eine Nachdruck gebende Metallmenge zu haben. Stanhope's Manier, auch die englische oder versenkte genannt, ist noch heute in Bezug auf Schärfe der Abgüsse unübertroffen. Sie wurde von zwei Amerikanern, John und Will. Watts, 1819 auf dem Kontinent zuerst in der Universitätsdruckerei in Ofen, 1822 bei Karl Tauchnitz in Leipzig, Brönner in Frankfurt a. M., Meißner in Hamburg und Enschede in Haarlem eingeführt, verbreitete sich dann aber gar bald in alle Schriftgießereien und eine Menge Verlagsbuchdruckereien. Je nach der Geschicklichkeit der Arbeiter konnte aber das Springen der Gypsformen nicht gänzlich verhütet werden, und dies sowohl, als die hohen Einrichtungskosten riefen Vereinfachungsbestrebungen hervor. Daulé in Paris erfand um 1830 den sogenannten Flaschenguß. Die Gypsmater bleibt hierbei in dem nach innen mit einem Vorstoß versehenen Rahmen, welcher hinlänglich groß ist, um neben zwei Kolumnen noch einen Nachdruck gebenden Anguß zu gewähren. Nach dem Trocknen bringt man diesen Matrizenrahmen in die Gießflasche, welche aus zwei abgeebneten Eisenplatten besteht, von denen die der Bildfläche zugekehrte überdies noch mit Papier beklebt ist, um das Metall beim Eingießen weniger abzuschrecken. Beide Platten sind unten durch ein Charnier verbunden und während des Gusses durch einen Schraubenbügel zusammen gehalten. Der Guß geschieht mittelst eines großen Löffels, welcher hinlänglich Metall faßt; daher spricht man auch wohl von Löffelguß. Bauerkeller in Karlsruhe und Paris suchte das Springen der Gypsmatern dadurch zu beseitigen, daß er eine Mischung von aufgelöstem Papier und Gyps anwandte; diese Masse ist selbst in dünnerer Lage nicht so spröde als Gyps allein und gestattet größere Dimensionen. Auch hierbei wird der Flaschenguß angewandt. Kronheim in London erzielte ähnliche Resultate. Der Erfinder der Lithographie, Senefelder, empfahl einen steifen, aus Mehl und Salz zusammengekneteten Teig als Matrizenstoff. Alle diese Methoden kamen bald so in Aufnahme, daß die Erfindung der Papierstereotypie durch Genoux (um 1833) längere Zeit unbeachtet blieb, bis Daulé sich ihr zuwandte und einen geeigneten Trockenofen dafür erfand. Hier vertritt ein aus 6—8 Blättern feinen Seidenpapiers zusammengeklebter „Flan" den Gyps. Das weiche Papier und der aus Stärke und Kreide oder Magnesia bestehende Kleister, welcher zwischen die einzelnen Blätter gebracht wird, bilden eine so gefüge plastische Masse, daß das gleichförmige Klopfen mit einer egalen Bürste genügt, um einen hinlänglich tiefen Anschluß des Flan an die Lettern zu erzielen. Die hierdurch erzielte Mater bleibt auf der Form und wandert mit dieser in die einer Kopirpresse ähnliche Schraubenpresse, unter welcher ein mäßiges Feuer brennt, um die Form so weit zu erhitzen, daß die auf ihr befindliche Mater in 15—20 Minuten zum Guß trocken ist; um das Verdunsten der Feuchtigkeit zu erleichtern, bedeckt man die Mater mit einer doppelten Lage Druckpapier von je 12 Bogen und legt zwischen diese ein Stück Tuch oder Flanell. Die solchergestalt zwischen zwei egalen erhitzten Eisenplatten zum Trocknen gebrachte Mater kann weder schwinden, noch sich werfen; sie bleibt, wofern sie wirklich trocken war, ganz plan und wird ebenfalls in einer Gießflasche abgegossen, nachdem sie durch zwei ihre Dicke bestimmende eiserne Winkel eingerahmt ist. Hohe Ausschließungen sind hier entbehrlich, wohl aber muß jede Seite mit einem schrifthohen Rande versehen sein, welcher in der Mater die Basis für den eben gedachten Doppelwinkel bildet. Die Papierstereotypie ist in der neuesten Zeit das wesentlichste Mittel zur schnelleren Beförderung von Zeitungen geworden, indem sie nicht nur einen raschen, sichern und mehrmaligen Abguß von gewöhnlichen, sondern auch von gebogenen Formen gestattet, wie sie bei größeren Auflagen von Tageblättern angewandt werden. (S. Schnellpresse). Für den Techniker ist in Bezug auf die Gypsstereotypie besonders Meyers „Handbuch der S." (Braunschweig

1838) zu empfehlen. Die Papierstereotypie hat Archimovitz (Karlsruhe 1862) ausführlicher beschrieben. Außerdem enthält das von Meyer 1834 begründete „Journal für Buchdruckerkunst" zahlreiche Beiträge zur Kenntniß der S.

Sterkoranisten (v. lat. stercus, Darmkoth), Diejenigen, welche behaupten, daß, wenn man im Abendmahl das Fleisch und Blut Christi erhalte, es auch im Magen verdaut werde und durch die natürlichen Oeffnungen als Unrath abgehen müsse. Diese Meinung, welche schon früher, aber weniger grell ausgesprochen worden war, erregte im 9. Jahrhundert die sterkoranistischen Streitigkeiten, besonders durch Heribald, Bischof von Auxerre. Doch kam der Name der S. erst im 11. Jahrhundert vor.

Sterlet, Fisch, s. Stör.

Sterling, im Mittelalter englische Silbermünze, welche um 1190 aufkam, jetzt englische Währung, die in dem in Gold ausgeprägten Sovereign ihre Einheit findet. 31,94 Sovereigns gehen auf die feine Vereinsmark, und der Werth des Pfundes ist darnach cirka 6 Thaler 27 Silbergroschen 9 Pfennige. Das Pfund S. zerfällt in 20 Schilling à 12 Pence. Der Ursprung des Namens S. ist von den Osterlingen (easterlings) abzuleiten, unter welchem Namen die Normannen diejenigen deutschen Stämme verstanden, die den Dänen nahe wohnten. Ein damaliger Penny Easterling wog 24 Gran, 240 machten ein Pound Easterling = 12 Unzen aus, aus dem das neuere Pfund S. entstand.

Sterling, John, englischer Dichter, geboren den 20. Juli 1806 zu Kaimes-Castle auf der Insel Bute, studirte zu Glasgow und Cambridge und wandte sich dann nach London, wo er mit einem Freunde die Wochenschrift „Athenaeum" erwarb, die aber bald wieder einging. Von einer behufs der Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Westindien unternommenen Reise zurückgekehrt, ließ er sich zum Geistlichen ordiniren und erhielt 1834 ein Pfarrverweseramt zu Hurstmonceaux, gab dasselbe aber schon nach einigen Monaten wieder auf und lebte fortan, stets leidend, meist auf Reisen, ohne dabei seine literarische Thätigkeit zu unterbrechen. Außer zahlreichen Beiträgen zum „Blackwood's magazine" und zu der „London and Westminster review" veröffentlichte er „Poems" (1839), „The lection" (1841), ein satirisches Gedicht, und das Trauerspiel „Strafford" (1843). Er † den 18. Sept. 1844 zu Ventnor. Seine „Essays and tales" wurden mit einer biographischen Skizze von Hare (1848) herausgegeben. Sein Leben beschrieb Carlyle (Lond. 1851).

Sterlitamak, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, am Einfluß der Sterla in die Belaja, hat 2 Kirchen, ein Kreisgericht, großes Salzmagazin, bedeutende Gerbereien, Handel mit Manufakturwaaren und 7420 Einwohner.

Stern, leuchtender Himmelskörper, s. Fixsterne, Planeten; heraldische Figur, Symbol des Glücks und des Ruhms; das Hintertheil des Schiffes.

Sternalgie (v. Griech.), Brustschmerz.

Sternanis, Pflanzengattung, s. Illicium.

Sternberg, 1) Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Olmütz, Sitz eines Bezirksamts, hat 6 Vorstädte, 2 Kirchen, ein Krankenhaus, starke Leinweberei als Hauptsitz dieses Industriezweigs in Mähren, Fabrikation von Baumwollzeuchen, Tuchweberei, Strumpfwirkerei, Liqueurfabrikation, starken Obst-, besonders Kirschenbau, Handel u. 12,700 Einw. An der Stelle der jetzigen Stadt schlug Jaroslaw von Sternberg am 21. Juni 1241 die Mongolen und erhielt dafür vom König Wenzel I. von Böhmen eine Strecke Landes als Herrschaft, wo er die Veste S. errichtete und zur Stadt S. den Grund legte. Die Herrschaft blieb bis 1409 bei der Familie des ersten Besitzers; seit Ende des 17. Jahrhunderts gehört sie dem Hause Lichtenstein. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an der Eilanz, mit Papiermühle, Alaunwerk, starkem Hopfenbau, Ziegelei und 1942 Einw. Hier den 5. Juli 1758 Gefecht zwischen den Russen und Preußen. — 3) Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Kreis Mecklenburg, an einem See, mit 2 evangelischen Kirchen, schönem Rathhaus, 3 schönen Thoren, einer Bürger- und Gewerbschule, Cigarren-, Schirm- und Senffabrikation und 2569 Einw. S. ist abwechselnd mit Malchin Sitz der mecklenburgischen Stände.

Sternberg, altes freiherrliches, später reichsgräfliches Geschlecht aus Franken, das in Oesterreich, Böhmen und Mähren begütert ist und 1663 von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben ward. Die böhmische Linie theilte sich Anfang des 18. Jahrhunderts in eine ältere und jüngere. Jene erwarb durch Heirath 1762 die reichsunmittelbaren in der Eifel gelegenen Herrschaften der Grafen Manderscheid mit Sitz und Stimme im westphälischen Grafenkollegium, nannte sich seitdem S.-Manderscheid und ward für den Verlust jener Besitzungen im lüneviller Frieden mit den vormaligen Abteien Schussenried und Weißenau entschädigt, die jetzt eine Standesherrschaft unter würtembergischer Oberhoheit bilden. Die Linie starb 1843 im Mannsstamme aus. Die jüngere Linie, S.-Serowitz, in Böhmen begütert, hat zum Haupt den Reichsgrafen Jaroslaw von S., geboren den 12. Februar 1809, erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsraths. Aus dieser Linie stammte auch Kaspar Maria von S., geboren den 6. Jan. 1761, starb den 20. Dec. 1838 als Präsident des böhmischen Nationalmuseums zu Prag, dem er seine sämmtlichen reichen naturwissenschaftlichen Sammlungen, darunter eine nach geognostischen Zeitperioden geordnete Petrefaktensammlung vermachte. Man verdankt ihm die ersten tüchtigen Arbeiten über gewisse Gruppen vorweltlicher Pflanzen, und durch seinen „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" (Prag 1825) ist er der Begründer dieses Zweiges der Botanik geworden.

Sternberg, Alexander, Freiherr von Ungern-, s. Ungern-Sternberg.

Sternbilder, die Gruppen, in welche die Astronomen die Fixsterne zum Behuf leichterer Uebersicht und Bezeichnung geordnet haben. Schon die Aegypter kannten und übten diese Art der Bezeichnung der Gestirne und nannten wenigstens

die des Thierkreises zum Theil mit den jetzigen Namen. Von ihnen entlehnten sie die Griechen, welche den Bildern besonders mythologische Bezeichnungen unterlegten. Die Römer behielten die griechischen Namen der S. bei, und von ihnen sind dieselben verändert auf uns gekommen. Die 48 alten oder ptolemäischen S., welche sich schon im „Almagest" finden, sind: die 12 S. des Thierkreises (s. d.); die 22 S. der nördlichen Halbkugel: großer und kleiner Bär, Drache, Cepheus, Cassiopeja, Andromeda, Perseus mit dem Medusenhaupte, Pegasus, kleines Pferd, nördlicher Triangel, Fuhrmann mit der Ziege, Bootes, nördliche Krone, Ophiuchus od. Schlangenträger, Schlange, Hercules, Adler, Pfeil, Geier mit der Leier, Schwan und Delphin; die 15 S. der südlichen Halbkugel: Orion, Wallfisch, Eridanus, Hase, großer Hund, kleiner Hund, Hydra, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, südlicher Fisch, Schiff Argo, südliche Krone. Die Dichter des Alterthums wußten diese S. sehr sinnreich mit Mythen und Sagen zu verknüpfen. Später, ungewiß wann, wurden hinzugefügt die Haare der Berenice und Antinous. Hevelius stellte aus anderen Sternen noch folgende 12 S. zusammen: Sobieski's Schild, Einhorn, Kamelopard, astronomischer Sextant, Jagdhunde, kleiner Löwe, Luchs, Fuchs mit der Gans, Eidechse, kleiner Triangel, Cerberus und Berg Mänalus. Auf der nördlichen Halbkugel sind von Verschiedenen in der neueren Zeit noch als S. vorgeschlagen: Rennthier, Einsiedler, Messier oder Erntehüter, poniatowski'scher Stier, Friedrichs Ehre, brandenburgisches Scepter, Harfe Georgs, Herschels Teleskop, Buchdruckerwerkstätte, Elektrisirmaschine, Log mit der Leine, Setzwage, Luftballon, Mauerquadrant, Taube, Kreuz, Herz Karls II., jedoch sind diese Namen nicht allgemein anerkannt, und einige, wie das von der Universität Leipzig 1811 aufgestellte Napoleonsgestirn, wurden gar nicht aufgenommen. Im 16. Jahrhundert kamen nach Amerika's Entdeckung auf der südlichen Halbkugel noch hinzu: Indianer, Kranich, Phönix, Fliege, südlicher Triangel, Paradiesvogel, Pfau, amerikanische Gans, kleine Wasserschlange, Schwertfisch, fliegender Fisch und Chamäleon. Diesen fügte Halley 1675 bei seinem Aufenthalt auf Helena die Karlseiche, Reyer 1679 das südliche Kreuz und die Taube Noahs, wie auch am südlichen Himmel die große und kleine Wolke hinzu. Lacaille endlich vermehrte bei seinem Aufenthalt auf dem Kap der guten Hoffnung 1750 die S. noch mit folgenden: Bildhauerwerkstatt, chemischer Ofen, Pendeluhr, rautenförmiges Netz, Grabstichel, Staffelei, Seekompaß, Seeoktant, Luftpumpe, Zirkel, Lineal und Winkelmaß, Teleskop, Mikroskop und Tafelberg. Manche von diesen haben indeß keine allgemeine Annahme gefunden.

Sterndeutekunst, s. Astrologie.

Sterne, s. Fixsterne, Planeten, Kometen.

Sterne, Lawrence, berühmter humoristischer Schriftsteller, geboren den 24. November 1713 zu Clonmel in Irland, widmete sich zu Cambridge theologischen Studien und ward 1720 Pfarrer zu Sutton, siedelte 1760 nach London über, bereiste dann Frankreich und Italien und † den 18. März 1768 zu London. Sein Hauptwerk, „Tristram Shandy" (London 1759—66, 6 Bde.), ist ein buntes Durcheinander, aber ungemein reich an ächt komischen, mit rührenden Zügen untermischten Schilderungen von Scenen aus dem häuslichen Leben und meisterhaften Charakterschilderungen. Auch in seinem „Sentimental journey through France and Italy" (London 1765 und öfter) zeigt S. klassischen Humor. Vergl. Ferriar, Illustrations of S., London 1798.

Sternkammer, s. v. a. Camera stellata.

Sternkarten, Abbildungen des Himmels mit allen Sternbildern und den größeren einzelnen Sternen auf einer Fläche. Zwei Planiglobien stellen gewöhnlich den ganzen Himmel vor. Auch gibt es Karten über einzelne Theile des Himmels. Der älteste erwähnenswerthe Atlas ist Johann Bayers „Uranometria" (Augsb. 1603, 51 Blätter), dem ein Katalog von 1706 Sternen beigegeben ist. Von späteren sind hervorzuheben: Schillers Atlas (1627) in 55 Blättern, worin an die Stelle der alten Sternbilder die Apostel, Propheten und Heiligen gesetzt waren; Hevelius' „Firmamentum Sobiescianum", 54 Blätter, worin 1900 Sterne eingetragen sind; Flamsteeds großer Sternatlas (28 Blätter, London 1729; kleinere Ausgabe von Fortin, Par. 1776; neue Aufl., das. 1796), welcher 2919 Sterne in 56 Sternbildern enthält und von Bode in Berlin 1782 in verbesserter Ausgabe in 34 Blättern erschien; Bode's „Uranographie" (1801, 20 Blätter); Hardings Sternatlas (27 Blätter), der die zu beiden Seiten des Aequators bis zu 30 Grad Abstand stehenden Sterne bis zur achten und neunten Größe angibt. Mehr für den Unterricht sind bestimmt die Himmelsatlanten von Goldbach (Weim. 1799), Meigen (Düsseldorf 1823) und Riedig (Leipzig 1831), sowie der Atlas des gestirnten Himmels von Littrow in 18 Blättern (Stuttg. 1839). Aus der neuesten Zeit sind hauptsächlich der treffliche Atlas von Argelander („Uranographie", Berl. 1843) und die S. von Schwinck (5 Blätter, 1843) zu nennen. Die speciellsten und genauesten S. sind diejenigen, welche auf Kosten der berliner Akademie in Folge der von derselben 1825 an die Astronomen erlassenen Aufforderung, daß jeder derselben 15 Grad der Rektascension erforschen und bearbeiten sollte, herausgegeben werden. Sie enthalten die Fixsterne bis zur zehnten Größe, von 15 Grad südlicher bis 15 Grad nördlicher Deklination. Dieses umfassende Werk wird bearbeitet von Argelander, Bremiker, Harding, Göbel, Hussey, Inghirami, d'Arrest, Boguslawski, Fellöcker, Hencke, Knorre, Morstadt, Bluffen, Steinheil und Wolfers. Die S. von Hinds in London enthalten die meisten bis 3 Grad nördlich und südlich von der Ekliptik befindlichen Sterne bis zur zehnten Größe.

Sternkataloge, Verzeichnisse von Fixsternen, mit Angabe ihres Orts am Himmel. Der älteste, von Hipparch um 150 v. Chr. entworfen, enthält 1022 Sterne und ist in dem „Almagest" des Ptolemäus enthalten. Später fertigten Ulugh-Beigh, Tycho de Brahe, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und Hevelius aus eigenen Beobachtungen solche Verzeichnisse an. Einen noch vollständigeren Katalog lieferte Flamsteed nach 33jährigen Beobachtungen; derselbe enthält 3000

Sterne und wurde zuerst von Halley 1712, zum zweiten Male, verbessert und vermehrt, 1725 herausgegeben. Tob. Mayer lieferte einen Katalog von 998 Sternen des Thierkreises. Piazzi fertigte für das Jahr 1800 ein Verzeichniß von 6748 Sternen (1803), das er später (1814) auf 7646 Sterne vermehrte. Weit vollständiger ist das Verzeichniß Bode's (Berlin 1801), welches 17,240 Sterne, Nebelflecken und Sternhaufen enthält. Von Rümker in Hamburg erschien 1843 — 52 nach eigenen Beobachtungen ein Katalog unter dem Titel „Mittlere Oerter von 12,000 Fixsternen für den Anfang von 1836". Durch Herausgabe eines noch vollständigeren Katalogs machte sich die astronomische Gesellschaft in London verdient. Noch sind der „Fixsternkatalog" Weiße's in Krakau (Petersburg 1846), welcher 31,900 Sterne enthält, sowie das Verzeichniß von Sternen in der Nähe der Ekliptik, die Cooper und Graham zu Markret-Castle in Irland beobachteten und wovon der 1851 erschienene erste Band 14,888 Sterne enthält, zu nennen.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppen, bekannte Himmelserscheinungen, die sich in heiteren Nächten als Lichter zeigen, welche plötzlich aufglimmen, scheinbar von irgend einem Stern ausgehend, und nachdem sie einen lichten, in der Regel wenig gekrümmten Streifen hinter sich zurückgelassen, ebenso plötzlich wieder erlöschen. Die Farbe der S. ist meist weiß, seltener gelb oder gelbroth oder grünlich. Auch zeigen sie sich mitunter ohne zurückbleibenden Streifen. Ihre Zahl ist zu verschiedenen Zeiten des Jahres sehr verschieden. Während in manchen Nächten, besonders zu Anfang Februars in der Stunde kaum eine gesehen wird, werden sie zu anderen Zeiten innerhalb desselben Zeitraums zu Hunderten beobachtet. Vornehmlich sind es die ersten Tage des August, in Sonderheit der 10. August, im Kalender der Tag des heiligen Laurentius, die sich durch zahlreiche Sternschnuppenfälle auszeichnen, weshalb schon in alten Chroniken der „feurigen Thränen des heiligen Laurentius" gedacht wird. Außerdem fallen besonders in den Nächten vom 12.—14. November zahlreiche S.; minder häufig, doch immer noch häufig genug, zeigt sich das Phänomen vom 18. — 20. April, vom 26. — 30. Juli, vom 9. bis 12. December rc. Mit größerer oder geringerer Regelmäßigkeit periodisch wiederkehrende Sternschnuppenfälle pflegt man periodische, vereinzelt erscheinende sporadische zu nennen. Die Bahnen der ersteren zeigen einen größeren Parallelismus als die der letzteren, welche nicht selten nach verschiedenen Richtungen gehen. Man hat öfter ungewöhnlich reiche Sternschnuppenfälle beobachtet; in der Nacht vom 12. zum 13. Nov. 1833 fielen an mehren Orten in Nord- und Südamerika die S. in solcher Dichtigkeit, daß man die Zahl der binnen 9 Stunden gefallenen auf 240,000 schätzte. Sie pflegen von gewissen mehr oder weniger bestimmten Punkten des Himmels auszugehen, u. als ein in dieser Beziehung wichtiges Sternbild wird besonders das des Perseus genannt, neben welchem aber auch noch andere Sternbilder, als: Löwe, Cassiopeja, Drache u. a. m., als Ausgangspunkte von S. erkannt worden sind. Dieser als Radiation bezeichneten Erscheinung hat man neuerlich ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und es hat sich ergeben, daß jene Punkte ungefähr diejenigen sind, nach welchen die Bewegung der Erde gerade gerichtet ist. Die Höhe der S., welche schwierig zu bestimmen ist, scheint zwischen 1 und 40 Meilen zu schwanken, doch sollen einzelne selbst über 60 Meilen Höhe gehabt haben. Aus dem Umstand, daß Olbers in Bremen in der Nacht vom 12. zum 13. Nov. 1838 trotz eines den Himmel mit blutrothem Licht überziehenden Nordlichts S. mit weißem Licht fallen sah, folgt, daß diese S. in niedrigeren Regionen gefallen sein müssen, als das Nordlicht erschien. In Betreff der Geschwindigkeit der S. wird als Minimum $3\frac{1}{2}$ Meilen für die Sekunde angenommen; doch sind S. beobachtet worden, die mit einer Geschwindigkeit von $11\frac{1}{2}$ und $23\frac{3}{4}$ Meilen in der Sekunde sich bewegten. Einzelne erglänzen in einem Licht, welches das des Jupiter und der Venus übertrifft, während andere kaum sichtbar sind, weshalb sie von sehr verschiedener Größe sein müssen. Eine den S. jedenfalls verwandte Erscheinung sind die Feuerkugeln, welche sowohl bei Tag als auch bei Nacht beobachtet worden sind. Nicht selten fallen aus ihnen unter heftigen Detonationen größere oder kleinere Steine zur Erde herab, welche man als Meteorsteine (s. Meteoriten) zu bezeichnen pflegt. Beide Erscheinungen sind höchst wahrscheinlich kosmischen Ursprungs, und man hat über sie bereits bestimmte Hypothesen aufgestellt. Nach der jetzt vorherrschenden Ansicht umkreisen außer den Planeten und Asteroïden noch zahlreiche kleinere Weltkörper die Sonne, und zwar in einem zwischen der Venus- und Marsbahn befindlichen Raum. Während viele derselben vereinzelt die Sonne umkreisen, bilden andere zahllose Schwärme um letztere. Wenn die Erde diese „Sternschnuppenströme" durchschneidet, so werden diese kleinen Weltkörper, die vielleicht von der Sonne empfangenes Licht reflektiren oder in der Atmosphäre in Folge der wegen ihrer außerordentlich schnellen Schwingung Statt findenden Reibung leuchtend werden, von der Erde aus gesehen, verschwinden aber für diese wieder, sobald sie aus ihrem Bereich gekommen sind. Die vereinzelt die Sonne umkreisenden Weltkörper dieser Art bilden die sporadischen, die in ganzen Schwärmen oder Strömen die Sonne umkreisenden die periodischen S. Am besten ist die Existenz zweier Sternschnuppenströme erwiesen, eines August- und eines Novemberstroms, und man hat die Lage der von ihnen durchlaufenen Bahnen zu bestimmen versucht. Diese Bahnen sind übrigens sehr elliptisch, und ihre Ebenen weichen von der Ebene der Erdbahn beträchtlich ab, daher sie mit der Ekliptik Knoten bilden. Aus älteren und neueren Beobachtungen schloß der amerikanische Astronom Newton, daß der Novemberstrom eine Bahn um die Sonne beschreibe, welche gegen die Erdbahn um 17° geneigt sei, daß aber die Richtung der Erdbewegung entgegengesetzt sei. Die Umlaufszeit des Stroms beträgt nach ihm 354,621 Tage, so daß derselbe alle Jahre um etwa 11 Tage früher durch die Erdbahn geht als im vorhergehenden. Da er hiernach alle 34 Jahre nahe 34 Umläufe

macht, so würden wir alle 33 Jahre das Schauspiel eines reichen Sternschnuppenfalls genießen, doch ist damit nicht ausgeschlossen, daß auch in 2 auf einander folgenden Jahren S. in außergewöhnlicher Zahl fallen können, da der Schwarm wahrscheinlich von einer solchen Ausdehnung ist, daß die Erde in 2 oder mehr auf einander folgenden Jahren Theile von ihm treffen kann. Ein centraler Durchgang ereignet sich nach Newton erst alle 133 Jahre, und zwar sagte er den nächsten auf den Morgen des 14. November 1866 voraus. Diese Vorausbestimmung ist eingetroffen, nur stieß die Erde einige Stunden früher, als Newton vorausgesagt, mit dem Schwarm zusammen. Zur Zeit der reichsten Entfaltung der glänzenden Erscheinung, welche in Berlin kurz vor 2 Uhr Nachts Statt fand, zeigten sich nach sorgfältiger Schätzung gegen 20 Meteore in der Sekunde, und es fielen eine Stunde lang in der Minute durchschnittlich 450 S., was für die Stunde 27,000 ergeben würde. Alle kamen aus der Gegend des großen Löwen, aus der Gegend, nach welcher sich die Erde gerade hinbewegte. Es wurden im Strom auch schöne Feuerkugeln gesehen, welche beim Platzen den Anblick eines gekräuselten Rauchringes darboten.

Sternwarte (Observatorium), ein zu astronomischen Beobachtungen bestimmtes Gebäude. Soll ein solches seinen Zweck erfüllen, so muß es auf einem freien Platze außerhalb einer Stadt liegen, da sonst nicht nur die aufsteigenden Dünste und der Straßenstaub die Beobachtung erschweren, sondern durch das Wagengerassel auch die Instrumente erschüttert werden würden, was der Genauigkeit der Beobachtung bedeutend Eintrag thut. Auch gibt man dergleichen Gebäuden nur mittlere Höhe, da sie so den Schwankungen weniger unterliegen als bei großer Höhe. Zu den zu Beobachtungen dienenden Instrumenten gehören vornehmlich Meridiankreise, Passageninstrumente, Aequatoreale, Theodoliten, Heliometer, große Refraktoren oder Teleskope, die auf Stativen ruhen, ꝛc. Unentbehrlich zur Berechnung sind auch genau gehende Uhren und Chronometer. Unter den neueren S.n sind die berühmtesten die zu Paris, von 1664—72 errichtet, die zu Greenwich, 1672 errichtet, die zu Palermo, 1789 von Piazzi errichtet, die zu Dorpat von 1812, die zu Berlin, neu gebaut 1832—35, und die großartige russische Centralsternwarte auf dem Pulkowaberge, 1833—39 errichtet. Wenig mehr als historisches Interesse wegen dort gemachter Entdeckungen haben die S.n auf dem Seeberge bei Gotha, die zu Königsberg, die von Schumacher zu Altona, die von Olbers in Bremen, die von Schröter in Lilienthal bei Bremen, die von Herschel in Slough bei Windsor ꝛc. Größere öffentliche Observatorien befinden sich gegenwärtig zu Amsterdam, Athen, Bologna, Bonn, Brüssel, Cambridge, Christiania, Coimbra, Dublin, Durham, Edinburg, Florenz, Genua, Göttingen, Hamburg, Helsingfors, Kasan, Kopenhagen, Krakau, Kremsmünster, Leipzig, Leyden, Lissabon, Mailand, Marseille, Modena, Moskau, München, Neapel, Nismes, Oxford, Padua, Parma, Pisa, Rom, Stockholm, Toulouse, Turin, Upsala, Utrecht, Warschau, Wien, Wilna ꝛc., während die zu Breslau, Halle, Kiew, Marburg, Mannheim, Nikolajew, Ofen, Prag, Riga, Speier, Tübingen entweder ruhen, oder ganz eingegangen sind. Von Privatsternwarten verdienen Erwöhnung die zu Bilk bei Düsseldorf, die von Schwabe in Dessau, die von Bishop in London, die zu Markret-Castle in Irland und die zu Senftenberg in Böhmen. Namhafte außereuropäische S.n sind die zu Batavia, Trivanderam in Ostindien, in der Kapstadt in Südafrika, in Cincinnati, Cambridge u. Washington in Nordamerika, San-Jago in Chile (seit 1852), Paramata in Neusüdwales. In Thätigkeit sind gegenwärtig auf der ganzen Erde etwa 70 S.n, abgesehen von den kleinen Privatsternwarten.

Sternwürmer (Holothuriden, Holothurien oder Seewalzen), Ordnung der Strahlthiere, charakterisirt durch den meist wurmförmig verlängerten, walzigen oder halbwalzigen Leib, an dem sich zuweilen kein Unterschied zwischen Rücken- und Bauchseite bemerken läßt, die lederartige, glatte oder geringelte Haut, deren Gewebe zahlreiche kleine, verschiedengestaltete Kalkkörperchen enthält, die am Bauche oder allenthalben befindlichen kurzen Fortsätze oder Füßchen, mittelst deren sich diese Thiere fortschieben, und den mit einziehbaren, gefransten Fühlern umkränzten Mund, der bei manchen zum Festsaugen dient. Sie leben in der Nähe der Küsten und entwickeln sich aus einer weichen Larve (Aurikularie), welche allmählig eine walzen- oder wurmförmige Gestalt annimmt, woraus dann durch Metamorphose die Holothurie hervorgeht. Mehre Arten geben unter dem Namen Trepang in China als Nahrungsmittel einen nicht unwichtigen Handelsartikel ab. Dies gilt namentlich von der eßbaren Seegurke (Holothuria edulis *Lesson*), die 1/2—1 Fuß lang und 2—4 Zoll dick, walzig, runzelig, braun, schwarz punktirt ist, mit 6—8 schildförmigen Fühlern am Munde und zerstreut am Bauche stehenden Füßchen. Sie findet sich in Menge an der Nordküste von Neuholland und zwischen den Molukken im indischen Ocean, wo sie von Mollusken und Seegewächsen auf dem Meeresgrunde lebt, und wird nebst verwandten Arten durch Taucher, meist des Nachts bei Fackelschein mittelst dünner Bambusrohre, gefischt (jährlich an 8000 Centner), aufgeschlitzt, getrocknet, geräuchert und mit Gewürz zubereitet als Leckerei genossen. In Makassar unterscheidet man über 30 Sorten Trepang, die, in Bündel verpackt, besonders an die Chinesen abgesetzt werden.

Sternzeit, die Zeitmessung, welche durch Beobachtung der Kulmination der Sterne, also durch die scheinbare tägliche Umdrehung des Himmels regulirt wird. Die Einheit derselben ist der Sterntag, d. h. die Zeit, welche zwischen zwei je auf einander folgenden Kulminationen oder Durchgängen eines und desselben Fixsterns durch den Meridian vergeht. Die Erde durchläuft die 360° ihrer Bahn in ungefähr 365 Tagen; da sie also täglich in derselben etwa $^{360}/_{365}$°, d. h. etwa 1° fortschreitet, so muß sie auch um etwa 1° täglich ihre Stellung zu den Fixsternen ändern, und zwar scheint sie sich, weil die Richtung ihrer fortschreitenden Bewegung auch die ihrer Rotation ist, in Beziehung auf den Horizont täglich 1° von Westen nach Osten zu bewegen. Daher kann die Zeit

zwischen zwei auf einander folgenden gleichnamigen Kulminationen eines Fixsternes und zwischen zwei eben solchen Kulminationen der Sonne unmöglich von gleicher Länge, d. h. es kann der Sterntag nicht gleich dem wahren Sonnentage sein, sondern es ist letzterer um die Zeit länger als ersterer, welche die Erde nöthig hat, um bei ihrer Rotation den Ort jedes Punktes ihrer Oberfläche um 1° zu verschieben, was in 4 Minuten S. geschieht. Der Sterntag ist also ungefähr 4 Minuten (genauer 3 Minuten 55½ Sekunden) kürzer als ein Sonnentag, wonach also auch die Stunden, Minuten und Sekunden des Sterntags etwas kürzer sein müssen als die des Sonnentags (1 Stunde um 10 Sekunden, 1 Minute um ⅙ Sekunde). Die Astronomen bedienen sich besonderer die S. anzeigender Uhren zur Bestimmung der Rektascension der Sterne, indem die nach einer solchen Uhr bestimmte Zeit der Kulmination eines Sternes seiner Rektascension gleich ist.

Sterzing, Stadt im österreichisch-tyroler Kreis Brixen, an der Eisack und der Brennerstraße, mit gothischer Pfarrkirche, Deutschordenshause (1263 gestiftet), Kapuzinerkloster, starker Wollweberei und 1300 Einwohnern. Südöstlich davon das sterzinger Moos.

Stesichorus, griechischer Dichter aus Himerä auf Sicilien, blühte um 630 v. Chr. und † erblindet 556 zu Catana. Seine Poesien, von denen im Alterthum 26 Bücher vorhanden waren, gehörten der lyrischen Gattung an, indem er epische Stoffe in solcher sich der chorischen Darstellung anschließenden Form behandelte, und waren im dorischen Dialekt verfaßt. Die vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt unter Anderem in Schneidewins „Delectus poesis Graecorum elegiacae etc." (Abth. 3, Göttingen 1839) und Bergks „Poetae Lyrici Graeci" (Leipzig 1843; 2. Aufl., 1853—54, 2 Bde.), auch von Kleine (Berlin 1828).

Stethoskop (v. Griech.), s. Auskultation.

Stetig, fest, unbeweglich; ununterbrochen, fortdauernd. Eine s.e Größe nennt man eine solche Größe, deren einzelne Theile nicht streng von einander gesondert werden können, sondern in einander fließen, bei denen also die Zahl der Theile sich nicht genau angeben läßt, daher ihre Theilbarkeit bis ins Unendliche denkbar ist.

Stetigkeit, s. v. a. Kontinuität.

Stettin, Hauptstadt der preußischen Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbezirks, wichtiger Handelsplatz und Festung ersten Rangs, am linken Ufer der Oder u. an der berlin-stettin-posener Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und den Vorstädten, von denen nur die mittelst 3 Brücken mit der eigentlichen Stadt verbundene Vorstadt Lastadie am rechten Ufer der Oder liegt. Die zwei größeren Brücken sind die 398 Fuß lange Langebrücke und die 407 F. lange Baumbrücke, welche letztere mit 7 ganzen und 2 halben Bastionen, vor denen Ravelins und Kontregarden liegen, und durch eine zweite Umwallung befestigt ist. Zwischen der Stadt und der Citadelle (Fort Preußen) wurde in den vierziger Jahren ein neuer Stadttheil angelegt und die Kommunikation zwischen beiden befestigt, die bisherigen dortigen Werke der Stadt dagegen weggerissen. Außer dem genannten Fort Preußen sind noch die detaschirten Forts Wilhelm und Leopold vorhanden. Die Stadt hat 5 Hauptthore, 4 Plätze, nämlich den anklamer oder Königs- (auch weißen Parade-) platz, mit einer von Schadow gearbeiteten, 1793 aufgestellten Marmorstatue Friedrichs des Großen, den neuen Paradeplatz mit der von Drake modellirten und 1849 errichteten Statue Friedrich Wilhelms III., den Roßmarkt mit Springbrunnen und den Heumarkt mit dem neuen Markt, zwischen welchen das alte Rathhaus steht, 5 Kirchen, eine katholische Kapelle, ein Gymnasium, eine Real- und höhere Bürgerschule, Provinzialgewerbschule, ein Schullehrerseminar, eine Zeichenschule, eine Steuermanns- und Schiffsbauschule, eine Hebammenlehranstalt, ansehnliche Stiftungen für Arme und Hülfsbedürftige, ein Zucht- und Arbeitshaus, mehre See- und Stromversicherungsanstalten, eine Gesellschaft für pommerische Geschichte u. Alterthumskunde mit Antiquitätensammlung, einen Kunstverein ꝛc. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth 5 evangelische Kirchen, darunter die Jakobikirche aus dem 13. Jahrhundert u. die Peters- u. Paulskirche (die älteste christliche Kirche Pommerns, 1124 erbaut, 1816 und 1817 restaurirt), eine katholische, eine deutsch- und eine französisch-reformirte Kirche; ferner das Schloß (1575 erbaut), sonst die Residenz der Herzöge von Pommern, jetzt Sitz der Landschaftsbehörden mit einem Museum nordischer Alterthümer, das Gouvernementshaus, Landschaftshaus mit Bibliothek, das Rathhaus (1245 erbaut), Schauspielhaus, Zeughaus, die Börse, das Bürgerhospital, das Königs- oder das Berlinerthor ꝛc. S. ist der Sitz des Oberpräsidiums der Provinz, der Regierung und des Appellationsgerichts, eines Kreisgerichts, des Generalkommando's des 2. Armeecorps, eines Konsistoriums, Provinzialschul- und Medicinalkollegiums und anderer Behörden. Die Stadt ist die wichtigste Fabrikstadt Pommerns; sie hat mehre Maschinenwerkstätten, 2 Zuckerraffinerien, 5 chemische Fabriken, eine Kraftdüngerfabrik, eine Schiffspech- und Pinasinfabrik, Dachpappefabriken, eine Fabrik für pharmaceutische Kartonnagen, bedeutende Portlandcämentproduktion, Mühlsteinfabriken, eine Salpeterfabrik, Rumfabriken, eine Glasfabrik, zahlreiche Mahl- und Oelmühlen, Branntweinbrennereien, Schiffswerften, Ankerschmieden, mehre Segeltuch-, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Hut-, Seife- und Lichtefabriken und (1864) 70,759 Einwohner (ohne 5706 Mann Militär). Der 12—16 Fuß tiefe Fluß dient als Hafen. Im Jahre 1860 kamen an 1430 und gingen ab 1502 Seeschiffe. Der Import vom Auslande ergab einen Werth von 26,478,178, der Export einen solchen von 22,375,467 Thalern, ungerechnet einer Holzausfuhr im Werth von 1,673,460 Thalern. Die Rhederei umfaßte am 1. Januar 1860 196 Schiffe mit 28,973 Lasten. Diesem lebhaften Verkehr dienen zahlreiche Institute. 19 auswärtige Konsuln haben hier ihren Sitz. Sehr besucht sind die dortigen Wollmärkte. S., das seit der Zeit der sächsischen Kaiser unter dem Namen Stedyn vorkommt, verdankt seinen Ursprung den Sedinern, einem

slavischen Volke, nach denen es anfangs Sedinum und dann Stettinum genannt worden sein soll. Es war mehrmals der Sitz pommerscher Herzöge. Im Jahre 1360 trat es dem Hansabunde bei. Im Jahre 1522 wurde die Reformation daselbst eingeführt. Am 10. Juli 1630 wurde S. Gustav Adolf eingeräumt, der große Verbesserungen an der Befestigung vornahm. Im Jahre 1639 ward die Stadt vergeblich von den Kaiserlichen belagert. Im westphälischen Frieden nebst Pommern an Schweden abgetreten, ward sie Ende des Jahres 1677 von dem Kurfürsten von Brandenburg durch Kapitulation eingenommen, aber schon 1679 an Schweden zurückgegeben. Eine abermalige Belagerung hatte sie 1713 im nordischen Kriege von den verbündeten Preußen, Sachsen und Russen auszuhalten, mußte kapituliren und ward darauf von den Preußen besetzt. Im Frieden von Stockholm 1720 ward S. nebst Vorpommern an Preußen abgetreten, welches dafür 2 Millionen Thaler an Schweden zahlte. Unter der preußischen Herrschaft gelangte die Stadt bald zu hoher Blüthe. Nach der Katastrophe von 1806 ward die Festung ohne Widerstand den Franzosen übergeben, die sie bis zum 5. Dec. 1813 besetzt hielten.

Steuben, 1) Friedrich Wilhelm von S., namhafter Militär, geboren den 15. Nov. 1730 zu Magdeburg, diente mehre Jahre unter Friedrich dem Großen, dessen Flügeladjutant er ward, dann seit 1777 den Vereinigten Staaten, stieg dort zum Generalinspektor auf und zeichnete sich besonders vor Yorktown aus; † den 18. Nov. 1794 zu Steubenville am Ohio bei Utica. Sein Leben beschrieb Kapp (deutsch, Berlin 1858).

2) Karl, Freiherr von S., gefeierter Künstler der modernen französischen Malerschule, geboren 1791 zu Mannheim, bildete sich zu Paris unter David, R. Lefèvre und Baron Gros aus. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: Peter der Große in einem Sturm auf dem Ladogasee (1813), Scenen nach deutschen Dichtern, so der Schwur auf dem Rütli, Tell, den Nachen von sich stoßend, Merkur und Argus (1822), Peter der Große als Kind, durch seine Mutter vor den aufständischen Strelitzen gerettet, Napoleons I. Rückkehr von Elba und Napoleons I. Tod; historische Porträte und Schlachtenbilder, darunter die Schlachten von Tours, Poitiers und Waterloo, in der historischen Gallerie zu Versailles; allegorische und historische Darstellungen in Fresko im Saale des Staatsraths und des Museums zu Paris. Seine Porträte zeichnen sich durch Wahrheit, Kraft und feine Pinselführung aus. Obwohl S. zuweilen in Manierismus verfällt, so machen doch seine Gemälde durch den Reichthum der Phantasie und die lebenvolle Darstellung einen ungemeinen Eindruck. S. † im November 1856 zu Paris.

Steuerbewilligung und **Steuerverweigerung**. In Staaten mit repräsentativer Verfassung ist es das wichtigste Recht der Volksvertretung, daß der Voranschlag für den Staatshaushalt (Etat, Budget) nur durch Vereinbarung zwischen ihr und der Regierung festgestellt und ohne ihre Zustimmung die Staatsregierung weder Ausgaben leisten, noch Einnahmen aus der direkten oder indirekten Besteuerung machen darf. Die Volksvertretung besitzt darin das Mittel, nicht allein die Staatsausgaben und die dazu von den Staatsbürgern zu leistenden Beiträge im richtigen Verhältniß zu den verfolgten Zwecken und zu dem Leistungsvermögen der Staatsbürger zu erhalten, sondern auch alle Zweige der Staatsverwaltung ihrer Prüfung zu unterziehen. In der Regel werden Ausgaben und Einnahmen nur auf eine bestimmte kurze Zeit (Finanzperiode, Etatsjahr) bewilligt; nach der preußischen Verfassung aber sind die einmal verwilligten Abgaben bis zu anderweiter Vereinbarung fort zu erheben. Daß die Volksvertretung einzelne Ausgaben und Einnahmen, welche sie für unnöthig oder unzweckmäßig hält, verweigern kann, ist außer Zweifel. Oft wird aber im Allgemeinen Steuerverweigerungsrecht behauptet, sei es in dem Sinne, daß die Volksvertretung die Forterhebung der einmal verwilligten Einnahmen untersagen dürfe, sei es in dem, daß sie bei Feststellung des Voranschlags alle Ausgaben und Einnahmen verweigern könne, wodurch die Regierung zur Nachgiebigkeit und die Minister zum Rücktritt genöthigt werden würden. Daß zur Steuerverweigerung im ersteren Sinn eine Berechtigung nicht bestehe, ist außer Zweifel, da die Volksvertretung ein bestehendes Gesetz nicht einseitig aufheben kann. Aber auch die Steuerverweigerung im letzteren Sinne wird, wenn man auch nach einzelnen Verfassungen die formelle Berechtigung dazu annehmen könnte, kaum je ausgeübt werden dürfen. Weder Regierung, noch Volksvertretung können den Staat von seinen laufenden rechtlichen Verbindlichkeiten entbinden und deren Erfüllung unmöglich machen, oder den Bestand des Staats und den Fortgang seiner unerläßlichen Thätigkeit in Frage stellen. Dagegen kann nicht bestritten werden, daß Volksvertretung und Staatsbürger einem Verfassungsbruch seitens der Regierung neben andern Mitteln auch durch Verweigerung der Steuern entgegenzutreten berechtigt sind.

Steuerbord (tribord), Seite des Schiffes, welche, wenn man von dem Hintertheil nach vorn sieht, rechts liegt, dem Backbord (s. d.) entgegengesetzt. Jene Hälfte der Schiffsmannschaft, welche das Steuerbordsquart hat, wird Steuerbordswache genannt.

Steuerbuch, s. v. a. Kataster.

Steuermann, s. Steuerruder.

Steuern (Abgaben). Die Staaten der Neuzeit vermögen den Aufwand, welchen ihre gesteigerte Thätigkeit erfordert, nur theilweise aus dem Ertrag ihres Vermögens und ihren Gewerbsanstalten zu bestreiten. Der Rest muß von den Staatsbürgern durch Auflagen (S. im weiteren Sinne) aufgebracht werden, welche theils als Gebühren bei einzelnen Handlungen der Behörden von Denjenigen, welche dazu Anlaß geben, theils vermöge allgemeiner Verpflichtung von allen Staatsbürgern als Beitrag zum Gesammtaufwand erhoben werden. Diese letzteren Beiträge (S. im engeren Sinne) theilt man wieder in Schatzungen (S. im engsten Sinne), welche vom Einzelnen nach Maßgabe seines Vermögens oder Einkommens erhoben werden, und in Aufwandssteuer (Verbrauchs-, Verkehrs-, Konsumtionssteuer), welche man gelegentlich einer Ausgabe zu entrichten hat, so

daß, wenn diese unterlassen wird, auch die Steuerpflicht wegfällt. Nach der Erhebungsart theilt man die S. in direkte, welche wie alle Schatzungen und einzeln unmittelbar von Demjenigen erhoben werden, den sie treffen sollen, und in indirekte, Aufwandssteuern, welche vom Verkäufer einer Waare vorgeschossen u. in deren Preis wieder eingezogen werden; zu den letzteren gehören die wichtigsten Aufwandssteuern, die man daher wohl auch durchgehends indirekte nennt. Zuweilen gibt die Veranlassung der S. den Namen (Kriegssteuer, Prinzessinnensteuer).

Die Schatzungen werden entweder von dem Einkommen des Steuerpflichtigen je nach dessen verschiedenen Quellen als Grundsteuer vom Ertrag des Grundes und Bodens, als Häusersteuer von dem Abwurf von Gebäuden, als Zins- oder Kapitalsteuer von dem Zinsabwurf ausgeliehener Kapitalien, als Gewerbsteuer von dem Ertrag gewerblicher Unternehmungen, als Lohnsteuer vom Arbeitslohn und daneben als Einkommensteuer von dem gesammten Einkommen, oder sie werden als Vermögenssteuer nach dem Stamm des Vermögens od. einzelner Theile desselben umgelegt. Die Personalsteuer, welche von jedem Selbstständigen gefordert wird, kann als Einkommensteuer angesehen werden, da ihr doch die Voraussetzung eines Einkommens zu Grunde liegt.

Von der Aufwandssteuer, in deren Vervielfältigung man besonders erfinderisch gewesen ist, wird ein Theil von Denjenigen, die sie treffen sollen, unmittelbar erhoben; dahin gehören die Wohnungssteuer, welche nach den bewohnten Räumen oder nach dem Miethgeld umgelegt wird, die Thür- und Fenstersteuer, die Hunde-, Bedienten-, Kutschensteuer, die Mobiliarsteuer, nach dem Werth des Hausraths, u. a. m. Meist Luxussteuern, geben sie nur da nennenswerthe Erträge, wo großer Reichthum verbreitet ist. Ein Theil wird als Aufschlag, Accise, von gewissen Waaren im Innern des Landes, sei es bei ihrer Erzeugung, sei es beim Umsatz oder Verbrauch erhoben; als Besteuerungsgegenstände dienen hauptsächlich Fleisch und Mehl, Salz, Wein, Bier, Branntwein, Tabak, Spielkarten, Papier, Kalender, Zeitungen, Rübenzucker 2c. Die Erhebungsweise ist sehr mannichfaltig u. gibt der Steuer zuweilen den Namen (Thoraccise, Blasenzins, Malzsteuer). Ein Theil endlich, die Zölle (s. d.), Mauthen, wird von gewissen Waaren beim Uebergang über die Landesgrenze erhoben, wobei zuweilen der Zweck, den im Inland erzeugten Waaren einen lohnenden Absatz zu sichern, nebenbei oder vorzugsweise verfolgt wird (Schutzzölle, im Gegensatz zu Finanzzöllen). Uebrigens bezeichnet häufig dasselbe Wort in verschiedenen Staaten ganz verschiedene Abgaben.

Zu regelmäßigen Steuerleistungen, an Schatzungen und Aufwandssteuer, können die Staatsbürger nicht weiter herangezogen werden, als ihr Einkommen, und zwar nach Abzug des nothwendigen Lebensunterhalts, des reinen Einkommens, zureicht. Ueberschreitungen dieser Grenze würden den Staatsbürgern unerträgliche Entbehrungen auferlegen, oder das Vermögen und damit die Mittel schmälern und allmählig ganz entziehen, um ein Einkommen zu erwerben und den Steueranforderungen zu entsprechen. Die gleich hohe Besteuerung der Einzelnen würde häufig zu solchen Ueberschreitungen führen; sie würde aber auch der Gerechtigkeit widerstreiten. Da vielmehr die Einzelnen am Bestehen des Staats das gleiche Interesse haben, Verschiedenheiten sich wenigstens der Abschätzung entziehen, so müssen sie gleichmäßig an den Lasten für denselben tragen; die Gleichmäßigkeit der Belastung aber wird nur erzielt, wenn die S. nach Verhältniß des reinen Einkommens umgelegt werden, so daß von jedem Einkommen der gleiche Antheil (Procentsatz), oder nach einer vielfach versuchten, jedoch noch nicht zu allgemeiner Anerkennung gelangten Ansicht vom höheren Einkommen ein größerer Antheil (höherer Procentsatz) als Progressivsteuer erhoben wird. Ohne Zweifel gestattet die gleichmäßige Besteuerung nach Verhältniß des reinen Einkommens auch die größte Erhöhung der S. bei den geringsten Störungen der Volkswirthschaft, indem dabei eine Ueberbürdung der Einen im Vergleich zu Andern vermieden und die Gleichmäßigkeit der Bedingungen des Erwerbs und Verbrauchs nicht gestört wird. Viele der bestehenden S. entsprechen nun jenem Grundsatz nicht; dies gilt besonders von den Aufwandssteuern auf Lebensbedürfnisse oder Genußmittel, welche Allen gleich unentbehrlich sind, oder deren Verbrauch mit dem reinen Einkommen sich nicht steigert. Bei der Mahlsteuer von 10 Procent vom Werth zahlt man z. B. bei einem Verbrauch von 100 Thalern eine Steuer von 2 Proc. eines Einkommens von 500 Thlrn., von 1 Proc. bei einem Einkommen von 1000 Thlrn. Außerdem spricht gegen manche S., daß sie einen solchen Aufwand beschränken, welcher gerade Förderung verdient, z. B. von Papier, Kalendern, Zeitungen als Volksbildungsmitteln, oder daß ein großer Theil des Ertrags von den Erhebungskosten verschlungen oder daß durch die Art der Veranschlagung und Erhebung Verkehr und Produktion belästigt oder zu Hinterziehung Anreiz geboten oder ein lästiges und entsittlichendes Beobachten u. Eindringen in Geheimnisse nöthig wird. In der That werden viele der bestehenden S. allgemein als ungeeignet erkannt und lediglich durch die Macht der Gewohnheit, durch das Geldbedürfniß der Staatskasse und durch die Schwierigkeit einer Neubesteuerung erhalten. Dagegen halten Viele, im Anschluß an das bestehende Besteuerungsverfahren, die gleichzeitige Anwendung der auf die verschiedenen Einkommenquellen gelegten Schatzungen und gewisser Aufwandssteuern für zweckmäßig, um dem Ziel der gleichmäßigen Besteuerung nahe zu kommen. Für die Aufwandssteuer wird insbesondere angeführt, daß manche Ausgaben ein ziemlich sicheres Zeichen eines gewissen reinen Einkommens sind, daß man durch Unterlassung des Aufwands sich den S. entziehen könne, und daß die letzteren, weil in einer Summe mit dem Preis entrichtet, dem Zahler weniger zum Bewußtsein kommen, weniger empfunden werden. Allein die letzteren Umstände sprechen gegen die Aufwandssteuer, da eben jedes Einkommen zur Steuer gleichmäßig herangezogen werden, ein Entziehen unmöglich sein soll, und da das verständige Interesse an den öffentlichen

Angelegenheiten, welches eine Grundbedingung einer freieren politischen Entwickelung ist, durch die Kenntniß der Leistungen an den Staat sehr gefördert wird. Was aber die Schatzungen betrifft, so glauben Manche das Ziel einfacher, mit weniger Kosten und mit größerer Sicherheit durch eine einzige allgemeine Einkommensteuer erreichen zu können, welche an die Stelle der einzelnen Schatzungen bei vollständiger Beseitigung aller Aufwandssteuern zu treten hätte.

Der Auflegung einer Steuer muß die Bestimmung der aufzubringenden Summe und eine genaue Ermittelung der Umstände vorausgehen, welche auf den Ertrag schließen lassen. Bei den Schatzungen erfolgt die Voranlegung theils auf Grund der eignen Angaben des Steuerpflichtigen (Fassionen), vorbehaltlich näherer Prüfung ihrer Richtigkeit, theils nach den Ermittelungen, welche durch besondere Steuerkommissionen, häufig unter Betheiligung von Steuerpflichtigen angestellt werden. Die Steuerpflichtigen werden mit dem Beitragsmaßstab nach gewissen Einheiten genau in Steuerkatastern verzeichnet und diese von Zeit zu Zeit ergänzt und berichtigt. Ist eine Schatzung einmal veranlagt, so bedarf es, um die Steuersumme, welche dadurch aufgebracht werden soll, zu erniedrigen oder zu erhöhen, nur einer entsprechenden Veränderung des Betrags, welcher auf die Einheit gezahlt werden soll (z. B. einer Vermehrung oder Verminderung der Steuertermine). Aufwandssteuern dagegen, deren Betrag an sich unsicherer ist als der der Schatzungen, können nicht mit gleicher Leichtigkeit erhöht werden, da eine Erhöhung des Steuerfußes eine Verminderung des besteuerten Aufwands zur Folge zu haben pflegt. Vergl. Murhard, Theorie und Politik der Besteuerung, Göttingen 1833; Hoffmann, Lehre von den S. mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat, Berlin 1840; von Prittwitz, Theorie der S. und Zölle mit besonderer Beziehung auf Preußen und den Zollverein, Stuttgart 1842.

Steuerruder, breites, am Hintertheil des Schiffes befestigtes u. in Angeln bewegliches Holz, mittelst dessen dem Schiffe jede beliebige Seitenwendung gegeben wird, indem, wenn es rechts gedreht wird, das Schiff sich links wendet, und umgekehrt. Es besteht aus 3 Theilen: der Pfoste, dem hinteren stärkeren Theil, dem Klick, und der Hacke, dem vorderen breiten Theil. Die Pfoste hat oben am Kopf ein viereckiges Loch für die Ruderpinne, d. i. einen Hebel von Eichenholz, der in das Schiff hineingeht und womit das S. gedreht wird, was bei breiten Flußkähnen und kleinen Kauffahrteischiffen mit den Händen oder mittelst der Rudertaljen, einfacher Flaschenzüge auf jeder Seite des S.s, auf größeren Schiffen, wo es größerer Kraft zur Bewegung bedarf, mittelst eines Steuerrads hinter dem Besahnmast geschieht. Der Schiffsbeamte, der die Leitung des Schiffs nach dem von dem Kapitän bestimmten Kurs besorgt, heißt Steuermann. Sind 2 Steuerleute vorhanden, so heißt der zweite Untersteuermann. Wenn ein Lootse (s. d.) an Bord des Schiffs genommen wird, so verrichtet dieser den Dienst des Steuermanns. Die Kenntnisse, welche dem Steuermann auf der Fahrt über das Meer unentbehrlich sind, um jeden Moment den Lauf des Schiffs bestimmen zu können, machen die Steuermannskunst (Nautik) aus und sind theils theoretische (mathematische und astronomische), theils praktische. Der Steuermann muß ein genaues Journal führen.

Steuerverein, der Separatzollverein, den Hannover, welches wegen der hohen Tarifsätze zögerte, dem preußisch-deutschen Zollverein beizutreten, am 1. Mai 1834 mit Braunschweig und Schaumburg-Lippe schloß und dem am 7. Mai 1836 auch Oldenburg beitrat. Braunschweig schied von demselben wieder aus, um am 1. Mai 1842 dem Zollverein beizutreten, und auf Grund des Vertrags vom 7. September 1851 wurde der ganze S. am 1. Januar 1854 dem Zollverein einverleibt.

Steven, Stücke Holz, welche vorn und hinten ein Schiff der Länge nach begrenzen. Das Vordersteven ist gekrümmt, bestimmt die vordere Gestalt des Schiffs, steigt von dem Kiel bis zu dem Bugspriet auf u. trägt dieses. Das Hinter- oder Achtersteven ist gerade, erhebt sich auf dem hinteren Ende des Kiels und trägt das Steuerruder. Jedes Schiff wird von dem Hintersteven zu zimmern angefangen.

Steward (engl.), Haushofmeister, Ordner, Rent-, Proviantmeister.

Stewart, Dugald, schottischer Philosoph, geboren am 22. Nov. 1753 zu Edinburg, erhielt 1775 die Professur der Mathematik, 1780 die der Moralphilosophie daselbst und †, 1810 in den Ruhestand versetzt, am 11. Juni 1828 zu Edinburg. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Elements of the philosophy of the human mind" (Edinburg 1792—1827, 3 Bde.); „Outlines of moral philosophy" (das. 1793, neue Aufl. 1818); „Philosophy of the active and moral powers" (das. 1828). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Hamilton (Edinburg 1854 f.).

Stewarton, Stadt in der schottischen Grafschaft Ayr, am Amock Water, hat starke Leinwand-, Teppich-, Spindel- und Stahlwaarenfabrikation und 3145 Einwohner.

Steyer, s. Steier.

Steyermark, s. Steiermark.

Sthenelus, 1) Sohn des Capaneus und der Evadne, einer der Epigonen, machte als Freund und Wagenlenker des Diomedes den Krieg von Troja mit und war unter den Helden, die in das hölzerne Roß stiegen. — 2) Sohn des Perseus und der Andromeda, zeugte mit Nicippe, der Tochter des Pelops, den Eurystheus, die Alcinoe und Medusa, vertrieb den Amphitryon aus Argos und herrschte über Mycene und Tiryns, wurde von Hyllus erschlagen.

Stichomantie (v. Griech.), Wahrsagung aus Zeilen oder Versen, die schon im Alterthum im Orient und Occident übliche Wahrsagung durch Loosen, um dadurch Aufschlüsse über die Zukunft zu erhalten. Bei den Römern bestand die S. darin, daß man Dichter nachschlug, oder Stellen aus Dichtern auf Stäbchen oder Zettel niederschrieb, diese dann in einer Urne mengte und aus dem zufällig gezogenen Loose Gutes oder Schlimmes voraussagte. Vorzugsweise benutzte man dazu die Verse der sibyllinischen Bücher oder des

Virgilius. Berühmt waren schon in frühester Zeit die auf ähnliche Weise eingerichteten Orakel oder Sortes zu Cäre und Präneste. In der christlichen Welt benutzte man die heilige Schrift für einen ähnlichen Zweck, indem man diejenigen Stellen, die man entweder zufällig aufschlug, oder die man mit der Spitze einer Nadel, welche man aufs Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagenen Bibel steckte, bezeichnet hatte, für bedeutsam hielt. Diese Art von S. wurde unter den Herrnhutern und Methodisten sehr gewöhnlich.

Stichometrie (v. Griech.), bei den Alten übliches Abmessen oder Zählen der Zeilen in den Handschriften, um bei Nichtkenntniß von Paragraphen und Kapiteln den Umfang einer Schrift ungefähr zu bestimmen. Auf diese Weise verfuhr man zuerst bei Katalogisirung der alexandrinischen Bibliothek, dann auch bei den herkulanischen Papyrusrollen, wo man die Zeilen gewöhnlich am Schlusse der Handschrift bemerkte. So sollen die Werke des Demosthenes 60,000 solcher Stichoi oder Zeilen enthalten haben. In gleicher Weise pflegte man auch bei den Dichtern die Zeilen oder Verse zu zählen. Vgl. Ritschl, Die alexandrinischen Bibliotheken, Berlin 1838.

Stichwort (Schlagwort), diejenige Rede eines Darstellers, nach deren Beendigung ein anderer die seinige anzufangen, die Bühne zu betreten oder irgend Etwas auszuführen hat, welches Letztere sich auch auf den Inspicienten, Theatermeister, Musikdirektor 2c. bezieht. In den Rollen sind diese Reden zu deutlicherer Wahrnehmung roth unterstrichen.

Stickereien, weibliche Handarbeiten verschiedener Art. Die mit Wolle od. Stickseide auf Stramin und nach hierzu besonders angefertigten Mustern ausgeführten Flach- od. Plattstickereien sind ebenso einfach und leicht anzufertigen, wie die Erhabenstickereien von Buchstaben, Namen, Wappen, Blumen 2c. auf Batist, Musselin, Mull, Tüll, Kaschmir, Seide, Atlas mühsam sind u. zum Theil große Kunstfertigkeit erfordern. In industrieller Hinsicht werden diese Kunststickereien durch die Weißstickereien oder Broderien weit übertroffen. Letztere bilden einen wichtigen Handelsartikel, welcher Ballkleider, Unterröcke, Schürzen, Hauben, Kragen, Aermel, Manschetten, Hemden, Einsätze 2c. umfaßt. Die Stoffe, auf welchen gestickt wird, sind die feineren Baumwollzeuche, Mull, Jaconet, Nansoc, Batist und feine Leinwand, leinene Batiste 2c. Hinsichtlich der Art der Stickerei unterscheidet man das Bogen (die Einfassung der äußeren Kanten und Ränder), das Tambouriren (vermittelst der Häkelnadel), den Langstich mit schrägen langen Stichen und den Plattstich mit kurzen geraden Stichen, sowie hohle, auch englische, durchbrochene und volle (erst unterstochene und dadurch erhaben ausfallende) französische Stickerei. Die Muster, deren Darstellung durch die Dessinateurs wieder einen besonderen Industriezweig bildet, werden theils mit Holzformen aufgedruckt, theils mit Schablonen, die durch die einfache Stechmaschine angefertigt werden, aufgetragen, wozu man sich blauer pulvriger Farbstoffe bedient. Die Weißstickerei blüht besonders in Frankreich, England und in der Schweiz. In Deutschland wird sie im sächsischen Voigtlande und namentlich in Plauen und den angrenzenden Gegenden des Erzgebirges und des bayerischen Oberfrankens betrieben. Bei weitem die meisten S. werden mit der Hand gefertigt, denn wenn auch die in neuester Zeit sehr vervollkommneten Stickmaschinen eine sehr schöne und gleichmäßige Arbeit liefern, so sind sie doch immer nur für einfache Muster anwendbar und nur für solche Waare rentabel, von welcher in demselben Muster größere Massen konsumirt werden, weil die Ausführung eines jeden besonderen Musters auch eine besondere umständliche und kostspielige Vorrichtung an der Maschine bedingt.

Stickfluß (Steckfluß), s. Lungenödem.

Stickstoff, chemisches Element, findet sich in der Atmosphäre, ferner weit verbreitet in chemischer Verbindung mit Sauerstoff in Salpetrigsäure- und Salpetersäuresalzen, mit Wasserstoff als Ammoniak, mit Kohlenstoff in Cyanverbindungen und außerdem in vielen thierischen und pflanzlichen Stoffen, namentlich in den wichtigen Proteïnkörpern. Man kann S. aus atmosphärischer Luft abscheiden, indem man den Sauerstoff derselben durch Phosphor, durch glühendes Kupfer, durch Eisenoxydulhydrat, durch alkalische Lösung von Pyrogallussäure oder durch ammoniakalische Lösung von Kupferchlorür absorbiren läßt. S. wird aus Ammoniak abgeschieden, wenn man Chlor hineinleitet, indem zugleich Chlorwasserstoff entsteht; am vortheilhaftesten erhält man ihn aber aus salpetrigsaurem Ammoniak, welches beim Erhitzen in S. und Wasser zerfällt. Man kann dazu eine koncentrirte Lösung von salpetrigsaurem Kali mit Salmiak gemischt anwenden. Gleiche Theile Salmiak und rothes chromsaures Kali geben beim Erhitzen S., Chlorkalium und Chromoxyd. Das Stickstoffgas ist farb-, geruch- und geschmacklos und konnte noch nicht zur Flüssigkeit verdichtet werden. Das specifische Gewicht ist = 0,97137 (atmosphärische Luft = 1) oder 14,025 (Wasserstoff = 1). Das Aequivalent des S.s ist 14 (Wasserstoff = 1), 100 Volumen Wasser absorbiren bei 0° 2,035 Vol., bei 15° C. 1,478 Vol. S., brennende Körper erlöschen und Thiere ersticken im S. Derselbe erscheint als ein sehr indifferenter Körper, verbindet sich bei gewöhnlicher Temperatur nur mit Ozon, und selbst in der Hitze nur mit wenigen Körpern, z. B. mit einigen Metallen und mit Kiesel. Die meisten Stickstoffverbindungen werden daher auf indirektem Wege oder unter Mitwirkung des prädisponirenden Vereinigungsstrebens anderer Elemente erhalten. So geben manche Metalloxyde mit Ammoniak Wasser und Stickstoffmetall, Titansäure mit Kohle und S. gibt unter Verbrennung der Kohle Stickstofftitan, und Cyan entsteht aus Kohle und S. nur dann, wenn ein Element vorhanden ist, mit dem es sich verbinden kann. Die Stickstoffverbindungen sind zum Theil sehr fest, andere aber sind sehr locker und explodiren heftig. Man kennt 5 Oxydationsstufen des S.s: das Stickstoffoxydul (NO), das Stickstoffoxyd (NO_2), salpetrige Säure (NO_3), Untersalpetersäure (NO_4) und Salpetersäure (NO_5).

Die Salpetersäure findet sich in der Natur an Basen gebunden (s. Salpeter); läßt

man elektrische Funken durch ein Gemisch von Sauerstoff und S. gehen, so zeigen sich röthliche Dämpfe von Untersalpetersäure; ist eine Base zugegen, so entstehen Salpetrigsäure- und Salpetersäuresalze; bei Gegenwart von Wasser bleibt zuletzt nur Salpetersäure übrig. Hierbei wirkt offenbar das durch den elektrischen Funken erzeugte Ozon, und wo solches auch auf anderem Wege entstanden ist, wird es die Bildung von Salpetersäure in der Natur überall veranlassen können, denn Sauerstoff, S., Feuchtigkeit und Basen (letztere wenigstens als Ammoniak in der Luft) finden sich überall. Beim Verbrennen von Wasserstoff wird Salpetersäure, daneben aber auch Ammoniak gebildet. Salpetrigsaures Ammoniak entsteht bei der Verbrennung von Holzkohlen, Holz, Leuchtgas rc. Noch leichter als der freie S. wird der S. des Ammoniaks durch aktiven Sauerstoff und in Folge der Oxydation anderer Elemente oxydirt. So entstehen salpetrigsaure Salze bei der Verwesung organischer Stoffe, weil dabei Kohlenstoff und Wasserstoff zu Kohlensäure und Wasser verbrennen. Dies geschieht, wenn gleichzeitig alkalische Basen oder deren Kohlensäuresalze zugegen sind, und man hat deshalb auch die letzteren als Veranlassung der Salpetersäurebildung betrachtet. Man stützte sich darauf, daß Salpetersäure gebildet wird, wenn man ammoniakhaltige Luft bei 100° C. über Kreide leitete, die mit Kalilauge getränkt war. Der Humus würde als Quelle für Ammoniak, und weil er solches aus der Luft absorbirt, sowie in Folge der durch ihn veranlaßten Ozonbildung die Oxydation des Ammoniaks immerhin befördern. Endlich entsteht auch ganz allgemein salpetrigsaures Ammoniak beim Verdunsten des Wassers, und so kann es nicht auffallen, daß Salpetersäuresalze sich sehr häufig in den jüngsten Schichten der Erde und im Brunnenwasser finden. Künstlich kann man Untersalpetersäure erzeugen, wenn man ammoniakhaltige Luft bei 300° C. über Platinschwamm, oder Ammoniakgas über erhitztes Mangansuperoxyd leitet, ferner bei der Destillation von rothem chromsauren Kali mit schwefelsaurem Ammoniak u. Schwefelsäure rc. Wasserfreie Salpetersäure wird aus salpetersaurem Silberoxyd durch Chlor abgeschieden; sie bildet farblose, glänzende Säulen, schmilzt bei 30° und siedet unter theilweiser Zersetzung bei 50°, auch bei gewöhnlicher Temperatur findet nach einiger Zeit Zersetzung Statt. Auch das Salpetersäurehydrat ist sehr unbeständig, und man stellt deshalb gewöhnlich nur Lösungen desselben in Wasser dar. Dies geschieht mit Hülfe des Kali- oder Chilesalpeters und der Schwefelsäure. Es entstehen dabei schwefelsaures Kali oder Natron und Salpetersäure destillirt über. Destillirt man 2 Aequivalente salpetersaures Kali und 2 Aequivalente Schwefelsäurehydrat, so geht 1 Aequivalent Salpetersäurehydrat über und es bleiben 1 Aequivalent salpetersaures und 1 Aequivalent zweifachschwefelsaures Kali übrig. Bei höherer Temperatur entstehen 2 Aequivalente schwefelsaures Kali, aber das dann frei werdende 1 Aequivalent Salpetersäurehydrat zersetzt sich in Untersalpetersäure, Sauerstoff und Wasser. Diese Zersetzung wird umgangen, wenn man von vornherein 1 Aequivalent Salpeter mit 2 Aequivalenten Schwefelsäurehydrat destillirt, ganz frei von Untersalpetersäure ist aber das Destillat doch nicht und erscheint deshalb gelb oder roth gefärbt. Zersetzt man Kalisalpeter mit englischer Schwefelsäure, so liefern 100 Theile desselben 65—66 Theile hoch koncentrirte Salpetersäure von cirka 93 Proc. Gehalt. Bei Anwendung chlorhaltiger Materialien sind die ersten Theile des Destillats ebenfalls chlorhaltig. Leitet man Kohlensäure durch die mäßig warme Salpetersäure, so wird die Untersalpetersäure entfernt. Die höchst koncentrirte Salpetersäure (od. das Hydrat) ist farblos, erstarrt bei —40°, siedet bei 86° C., raucht stark an der Luft, wird durch Licht und Wärme in Untersalpetersäure, Sauerstoff und Wasser zersetzt und läßt sich deshalb nicht unzersetzt destilliren. Destillirt man gleiche Aequivalente Salpeter und Schwefelsäure, so erhält man die rothe rauchende Salpetersäure, welche beim Verdünnen mit Wasser erst grün, dann blau und schließlich farblos wird. Das Salpetrigsäurehydrat ist nämlich blau und so entsteht zuerst die Mischfarbe. Beim Verdünnen wird Wärme frei und dadurch zerfällt die salpetrige Säure in Stickoxyd und Salpetersäurehydrat. Die rothe rauchende Säure entwickelt daher beim schnellen Verdünnen rothe Dämpfe. Die farblos gewordene verdünnte Salpetersäure enthält noch salpetrige Säure und färbt Jodkaliumkleister blau. Man befreit sie davon durch Destillation über Braunstein oder Harnstoff. Ueber den Gehalt einer Salpetersäure an wasserfreier Säure belehrt das specifische Gewicht. Folgende Zahlen gelten für die Temperatur von 16,5° C.

Specifisches Gewicht.	Wasserfreie Säure.	Specifisches Gewicht.	Wasserfreie Säure.
1,500	79,7	1,240	32,7
1,488	75,7	1,221	30,8
1,470	70,9	1,183	25,5
1,460	68,5	1,146	20,7
1,450	66,1	1,129	18,3
1,428	60,6	1,105	16,4
1,368	50,2	1,088	13,7
1,300	40,4	1,071	10,6
1,264	35,9	1,027	4,0

Im Großen bereitet man die Salpetersäure aus gereinigtem Chilesalpeter, von welchem 4½ Theile dieselbe Ausbeute geben wie 5 Theile Kalisalpeter. Man destillirt denselben mit Schwefelsäure (1,75 specifisches Gewicht) aus gußeisernen Cylindern oder Destillirblasen und benutzt als Vorlagen mit einander verbundene thönerne Ballons, in welche Wasser oder verdünnte Säure gegossen wird, um die Untersalpetersäure zu zersetzen. Bemerkenswerth ist die Methode, Manganchlorür mit salpetersaurem Natron zu zersetzen. Bei 230° entweichen Dämpfe von Salpetersäure, Untersalpetersäure und Sauerstoff, die man in einen Condensator leitet, worin sich Wasser befindet. Der Rückstand wird ausgelaugt und gibt dann ein Manganoxyd, welches sich zur Chlorbereitung eignet. Um aus der rohen Säure des Handels reine Salpetersäure zu erhalten, destillirt man sie mit etwas Salpetersäure, feuert anfangs schwach und wechselt die Vorlage, wenn das Destillat chlorfrei wird. Die Salpetersäure ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel, meist gibt sie 3 Aequivalente Sauerstoff ab

und entwickelt dann Stickoxyd, welches an der Luft rothe Dämpfe bildet. Die meisten Metalle werden von Salpetersäure oxydirt, Gold und Platin bleiben darin unverändert, während Silber gelöst wird. Hierauf gründet sich die Trennung des Goldes vom Silber durch Salpetersäure (Scheidewasser). Auch Metalloïde, wie Schwefel, Phosphor, Jod, werden durch Salpetersäure oxydirt, Schwefelmetalle werden in Schwefelsäuresalze verwandelt. Manche Metalle reduciren die Salpetersäure in der Wärme zu S., Silber entwickelt aus kalter Salpetersäure kein Gas, weil die Säure weniger als 3 Aequivalente Sauerstoff abgibt. Zink zersetzt gleichzeitig das Wasser und die Säure, und es entsteht salpetersaures Zinkoxyd und salpetersaures Ammoniak, letzteres aus dem S. der Säure und dem Wasserstoff des Wassers. Organische Körper werden von Salpetersäure heftig angegriffen und bisweilen bilden sich Nitrokörper (s. d.). Die Salpetersäure findet ausgedehnteste Verwendung. Man benutzt sie namentlich zur Bereitung der Schwefelsäure, der Phosphorsäure, der Schießbaumwolle, des Nitroglycerins (Sprengöl), bei analytischen Arbeiten als Lösungsmittel, ferner zum Aetzen der Kupferstichplatten, zum Gelbbrennen von Messing und Bronze, zum Bruniren von Eisen, zum Aetzen in der Färberei rc. Auf der Haut erzeugt die Salpetersäure gelbe Flecken. Zur Entfernung derselben reibt man sie mit Schwefelammonium, dann mit Natronlauge und zuletzt mit Sand. Die Salpetersäure ist einbasisch, saure Salze kennt man nicht, wohl aber zahlreiche basische, Verbindungen der neutralen Salze mit Basenhydraten. Auch Doppelsalze der Salpetersäure gibt es nicht. Alle neutralen Salpetersäuresalze sind in Wasser löslich, die von Kali, Ammoniak, Natron, Baryt, Blei rc. sind wasserfrei, die der Magnesiagruppe enthalten stets Wasser, die basischen Salze sind meist unlöslich. Kein einziges Salpetersäuresalz erträgt Glühhitze, beim Erhitzen mit brennbaren Körpern bewirken sie lebhafte Verbrennung (Verpuffung).

Stickstoffoxydul, ein farbloses Gas, welches in der Natur nicht vorkommt, entsteht neben Wasser beim Erhitzen von salpetersaurem Ammoniak, riecht und schmeckt schwach süßlich, hat ein specifisches Gewicht von 1,527 (Luft = 1), 100 Vol. Wasser von 0° absorbiren 130,5, bei 15° 77,8 Vol. des Gases. Es kann eingeathmet werden, unterhält lebhaft den Athmungsprozeß und erzeugt anfangs Heiterkeit, Berauschung (Lustgas), dann aber heftige Nervenerregung, selbst Raserei. Brennende Körper erlöschen im Stickstoffoxydul nicht, ein glimmender Span entzündet sich sogar darin und verbrennt mit lebhaftem Glanze, mit Wasserstoff erzeugt das Gas Knallgas. Bei 0° und unter einem Druck von 30 Atmosphären verdichtet es sich zu einer farblosen Flüssigkeit, die beim Verdunsten stärkere Kälte als flüssige Kohlensäure erzeugt, bei — 88° siedet und bei 100° erstarrt. Beim Verdampfen eines Gemisches von flüssigem Stickstoffoxydul mit Schwefelkohlenstoff im Vacuum soll die Temperatur auf — 140° C. gefallen sein. Wegen seiner berauschenden Wirkung ist das Stickstoffoxydul als Heilmittel benutzt worden. **Stickstoffoxyd**, ein farbloses Gas, welches sich bei der Einwirkung vieler oxydirbarer Körper auf Salpetersäure entwickelt, kann rein erhalten werden, wenn man Kupfer mit Salpetersäure von 1,2 specifischem Gewicht übergießt und Wärmeentwicklung vermeidet, oder wenn man schweflige Säure in erwärmte verdünnte Salpetersäure leitet. Das Gas hat das specifische Gewicht 1,039 (Luft = 1), 100 Volumen Wasser lösen davon 5 Volumen, es färbt sich an der Luft roth, indem sich Untersalpetersäure bildet, Kohle und Schwefel verlöschen darin, brennender Phosphor aber brennt mit erhöhter Lebhaftigkeit weiter; mit Wasserstoff gemischt explodirt es nicht, sondern verbrennt mit grünlicher Flamme, mit Schwefelkohlenstoffdampf gemischt und entzündet verbrennt es mit großem Glanz. Zink, Eisen, Schwefelleber und schweflige Säure verwandeln das Stickstoffoxyd in Stickstoffoxydul, Kalium und glühendes Kupfer reduciren es vollständig, Wasserstoff im Entstehungsmoment und bei Gegenwart von glühendem Platinschwamm bildet Wasser und Ammoniak. Eisenvitriol absorbirt das Stickoxyd und färbt sich dabei dunkel, fast schwarz, beim Erhitzen entweicht das Gas, ohne das schwefelsaure Eisenoxydul zu verändern. Eisenchlorür verhält sich ebenso. Salpetersäure von 1,15 specifischem Gewicht wird von Stickoxyd nicht gefärbt, solche von 1,25 wird blau, von 1,35 grün, solche von 1,45 gelb und noch stärkere gelbroth gefärbt. **Untersalpetersäure** entsteht als gelbrother Dampf beim Zusammentreffen von Stickoxyd mit Sauerstoff, bei — 20° C. kann derselbe zu einer Flüssigkeit verdichtet werden, und wenn keine Feuchtigkeit zugegen ist, so entstehen Krystalle. Man erhält die Verbindung auch beim Erhitzen des salpetersauren Bleioxyds und der rauchenden Salpetersäure. Der braunrothe Dampf, welcher in der Wärme ganz undurchsichtig ist, wird in der Kälte blässer und die flüssige Säure ist unter 0° C. blaßgelb. Sie ist äußerst ätzend und färbt die Haut gelb, glühende Kohlen und erhitzter Phosphor verbrennen in ihrem Dampf, sie wirkt heftig oxydirend, bildet mit Schwefelsäure eine krystallisirte Verbindung und zersetzt sich mit Wasser zu Salpetersäure und salpetriger Säure. Ebenso wie Wasser wirken Basen und deshalb gibt es keine Salze der Untersalpetersäure. Stickstoffoxyd verwandelt die flüssige Untersalpetersäure in salpetrige Säure. **Salpetrige Säure** entsteht neben Salpetersäure als Anhydrit, wenn man flüssige Untersalpetersäure vorsichtig mit Wasser mischt. Hierbei bilden sich zwei nicht mischbare Flüssigkeiten, die bei der Destillation flüssige, indigblaue, salpetrige Säure liefern. Beim Versuch, sie zu rektificiren, zerfällt letztere in Untersalpetersäure und Stickstoffoxyd. Die salpetrige Säure siedet unter 0°, vielleicht schon unter — 10° und zersetzt sich dabei, während die Temperatur steigt, in Stickstoffoxyd und Untersalpetersäure. Sie stößt braunrothe Dämpfe aus und löst sich in eiskaltem Wasser. Diese Lösung zersetzt sich bei gelindem Erwärmen in Salpetersäure und Stickstoffoxyd. Am beständigsten ist die blaue Lösung der salpetrigen Säure in Salpetersäure von gewisser Koncentration, weil Stickoxyd mit Salpetersäure salpetrige Säure bildet. Die Salze der salpetrigen Säure sind meist in Wasser,

viele auch in Weingeist löslich, sie entstehen häufig in der Natur (besonders das Ammoniaksalz, s. oben) und werden zu Salpetersäuresalzen oxydirt. Aus letzteren können sie durch Reduktion sehr leicht gebildet werden. Die salpetrige Säure ist einbasisch, saure Salze kennt man nicht, wohl aber basische, die meist unlöslich sind, und viele Doppelsalze. Sie können keine hohe Temperatur ertragen und zerfallen meist auch beim Kochen ihrer Lösung, indem Stickoxyd entweicht und Salpetersäuresalz entsteht. Schwefelsäure entwickelt aus den Salzen Untersalpetersäuredämpfe, sie färben Eisenoxydul dunkel, desoxydiren Chromsäure und verpuffen beim Erhitzen mit brennbaren Körpern.

Stief . . ., nur in Zusammensetzungen gebräuchlich, um das Verwandtschaftsverhältniß zu bezeichnen, welches in auswärts und abwärts gehender Linie durch eine zweite Verheirathung begründet worden ist; so Stiefvater, Stiefmutter, Stiefkinder. Stiefgeschwister sind diejenigen, welche nur den Vater oder die Mutter gemeinschaftlich haben. Andere nennen solche Geschwister Halbgeschwister und verstehen dagegen unter Stiefgeschwistern solche Kinder, welche durch eine zweite Heirath der Aeltern zusammengebracht worden sind. Solche Geschwister sind gar nicht verwandt und werden auch weder von dem kanonischen, noch von dem Civilrecht als Verwandte betrachtet, können daher auch einander heirathen. Die eigentliche Stiefverwandtschaft wird von dem kanonischen Recht als wirkliche Verwandtschaft betrachtet, begründet daher auch gleiche Hindernisse. Im Civilrecht ist dies nicht der Fall; Stiefgeschwister beerben einander erst dann ab intestato, wenn keine vollbürtigen Geschwister vorhanden sind; in auf- und abwärts steigender Linie der Stiefverwandtschaft findet gar kein Erbe Statt.

Stiefmütterchen, s. v. a. Viola tricolor *L.*

Stiefmutter, Stiefschwester, Stiefvater rc., s. Stief....

Stieglitz, s. Finke.

Stieglitz, 1) Christian Ludwig, Schriftsteller im Fache der Baukunst, geboren am 12. Dec. 1756 in Leipzig, studirte die Rechte, beschäftigte sich aber mit Vorliebe mit Zeichnen und der Baukunst, ward 1792 zum Rathsmitglied in seiner Vaterstadt erwählt, 1804 zum Baumeister und 1823 zum Prokonsul ernannt und † den 17. Juli 1836. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Encyklopädie der Baukunst der Alten" (Leipzig 1792—98, 5 Bde., mit 118 Kupfertafeln), „Archäologie der Baukunst, der Griechen und Römer" (Weimar 1801, 2 Bde.), „Zeichnungen aus der schönen Baukunst" (Leipzig 1801, 2. Aufl. 1805), „Ueber altdeutsche Baukunst" (das. 1820), „Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst" (das. 1834, 2 Bde.), namentlich aber die „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthum bis in die neuern Zeiten" (Nürnberg 1827; 2. Aufl., 3. Abtheilung, das. 1836). Sein Sohn Christian Ludwig von S., geboren 1803 zu Leipzig, † den 31. Oktober 1854 als Appellationsgerichtsrath zu Dresden, hat mehre historisch-juristische Arbeiten veröffentlicht.

2) Johann, berühmter Mediciner, geboren am 10. März 1767 zu Arolsen von israelitischen Aeltern, widmete sich in Berlin den philosophischen, dann in Göttingen den medicinischen Wissenschaften, ward nach seinem Uebertritt zur protestantischen Kirche 1802 zum Hofarzt zu Hannover ernannt und † daselbst als Obermedicinalrath am 31. Oktober 1840. Er leistete vornehmlich auf dem Gebiete der Pathologie Verdienstliches, unter Anderm in seinen „Pathologischen Untersuchungen" (Hannover 1832, 2 Bde.). Vgl. Holscher, Nekrolog des Dr. S., Hannover 1844.

3) Ludwig, Baron von S., Gründer des berühmten Handels- und Wechselhauses seines Namens in Petersburg, Bruder des Vorigen, geboren 1778 zu Arolsen, ging früh nach Rußland, erwarb sich dort durch sein kommercielles Genie und seine rastlose Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen, übte auf Rußlands Handel und Industrie einen weitgreifenden förderlichen Einfluß aus und war an allen größern Kredit- und Finanzoperationen der russischen Regierung betheiligt. Seiner Bemühung hauptsächlich verdankt Rußland u. A. die Einführung der Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Lübeck. Dabei war sein Haus in Petersburg der Sammelplatz der geistreichsten Notabilitäten. Der Kaiser ernannte ihn 1825 zum Reichsbaron. S. † zu Petersburg am 18. März 1843. Sein Sohn, Alexander von S., führte das Geschäft fort, liquidirte aber 1863. Auch Ludwigs Bruder, Nikolai von S., geboren 1772, erwarb sich in Rußland durch Handelsunternehmungen ein ansehnliches Vermögen und † als Hofrath und Direktor der Schuldentilgungskommission in Petersburg.

4) Heinrich, deutscher Dichter, geboren 1803 zu Arolsen, widmete sich zu Göttingen und Leipzig philosophischen Studien, erhielt 1828 in Berlin die Stelle eines Gymnasiallehrers und Custos an der königlichen Bibliothek und verheirathete sich in demselben Jahre mit Charlotte Sophie, geborenen Willhöft (geboren 1806 in Hamburg). Ein Gemüthsleiden veranlaßte ihn jedoch bald, seine Stellen niederzulegen; eine Reise nach Petersburg hatte nicht den gewünschten Erfolg der Heilung. Seine Gattin nährte unbewußt seinen Trübsinn, indem sie seine dichterischen Fähigkeiten noch viel mehr überschätzte als er selbst, gab sich aber dann am 29. Dec. 1834 selbst den Tod in der Hoffnung, daß ihr Gatte durch tiefen Schmerz seinem stumpfsinnigen Hinbrüten entrissen werden könne (vgl. Mundt, Charlotte S., ein Denkmal, Berlin 1835). S. ward aber dadurch nicht aufgerichtet, sondern seine dichterische Produktivität vollends gebrochen. Er lebte fortan meist zu Venedig, von da aus Reisen durch Italien unternehmend, und † dort am 24. August 1849 an der Cholera. Seine bedeutendsten dichterischen Arbeiten sind: „Bilder des Orients" (Leipzig 1831 bis 1833, 4 Bde.), mit der gelungenen dramatischen Arbeit „Sultan Selim der Dritte". Ihnen schließen sich „Die Stimmen der Zeit" (2. Aufl., Leipzig 1834) würdig an. Das „Dionysosfest" ist eine durch manche gelungenen Einzelnheiten ausgezeichnete, im Ganzen aber verfehlte Dichtung. Von seinen späteren Leistungen sind noch die „Bergesgrüße aus dem salzburger, tyroler und bayerischen Gebirge" (München 1839) hervorzuheben. Vergl. H. S., Eine Selbstbiographie,

vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von Curtze, Gotha 1865.

Stieler, Adolf, um die Geographie verdienter Gelehrter, geboren am 26. Febr. 1775 zu Gotha, widmete sich zu Jena und Göttingen den Rechtsstudien, erhielt 1797 eine Anstellung beim Ministerialdepartement zu Gotha, ward 1813 zum Legationsrath und 1829 zum geheimen Regierungsrath befördert und † am 13. März 1836. S. hat sich um die Geographie besonders durch gründliche und geschmackvolle Behandlung des Kartenwesens verdient gemacht. Sein Hauptwerk ist der „Handatlas“ in 75 Blättern, den er unter Mitwirkung von Reichard (Gotha 1817 bis 1823) herausgab und der seit 1855 von Petermann u. A. neu bearbeitet erscheint. Auch sein „Schulatlas“ und seine „Karte von Deutschland“ in 25 Sektionen, bei welcher letzteren namentlich Berghaus mit betheiligt war und die ein Meisterwerk von Genauigkeit und Eleganz ist, fanden weite Verbreitung.

2) Karl Joseph, namhafter Porträtmaler, geboren den 1. Nov. 1781 zu Mainz, bildete sich als Autodidakt zum Pastell- und Miniaturmaler, widmete sich dann seit 1805 als Schüler Fügers zu Wien der Oelmalerei und eröffnete sich hier eine glänzende Bahn. Sein Ruf führte ihn von da nach Ungarn und Polen, wo ihm die Bestellungen massenweise zuströmten, dann nach Paris, wo er 2 Jahre verweilte. Nach einem Besuch Roms, wo er das jetzt in der münchener Leonhardskirche befindliche große Altarblatt malte, ließ er sich 1812 in München nieder. Im Jahre 1816 nach Wien gerufen, um Kaiser Franz lebensgroß zu malen, verweilte er dort bis 1820, kehrte aber dann nach München zurück, von wo ihn in der Folge bis zu seinem am 9. April 1858 erfolgten Ableben nur Einladungen an verschiedene deutsche Höfe zur Aufnahme von Porträten für kurze Zeit wegriefen. Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: ein Bildniß Goethe's (1828, das beste, welches wir haben, in der neuen Pinakothek zu München), Beethovens, der Familie des Königs Max von Bayern und die berühmte Schönheitsgallerie im königlichen Schloß zu München.

Stier, zweites Zeichen des Thierkreises (♉); Sternbild daselbst, geht in der Ekliptik von 18° ♉ bis 22° II, nördlich vom Perseus und Fuhrmann, südlich vom Eridanus und Orion, enthält nach Flamsteed 142 Sterne, darunter die Plejaden und Hyaden, und soll den Stier bedeuten, in den Jupiter sich verwandelte, als er die Europa entführte; poniatowski'scher S., vom Abt Porzobut zu Wilna zu Ende des 18. Jahrhunderts als ein eigenes Sternbild aus Sternen gebildet, die zwischen der östlichen Schulter des Ophiuchus und dem Adler sich befinden und größtentheils zum Ophiuchus gehören.

Stiergefechte, Kämpfe von Menschen mit Stieren, ein Lieblingsvergnügen der Spanier, das durch diese auch in Südamerika und Mexiko Eingang gefunden hat. In Madrid werden den Sommer über regelmäßig zweimal in der Woche auf Rechnung des allgemeinen Hospitals S. veranstaltet. Der Schauplatz derselben ist das Coliseo de los Toreros, ein Circus, um den sich stufenweise Sitze erheben, über welchen für das gewähltere Publikum Logen befindlich sind. Die Fechter zu Pferde heißen Toreadores, die zu Fuß Toreros. Sie treiben ihr Geschäft gewerbsmäßig u. werden gut honorirt. In feierlichem Zuge pflegen sie auf dem Kampfplatz zu erscheinen, voran die Picadores (Piqueurs), in altspanischer Rittertracht und mit einer Lanze bewaffnet, dann die Chulos, zu Fuß, mit Bändern reich geschmückt und einer langen, seidenen, sehr hellen Schärpe in der Hand, zuletzt die Matadores oder Hauptfechter, fein angethan, mit einem entblößten Schwert in der rechten und der Muleta, einem kleinen Stabe mit einem Stück glänzenden Seidenzeuchs, in der linken Hand. Den ersten Angriff des aus dem Behälter gelassenen Stiers nehmen die Picadores auf, suchen denselben durch gelinde Lanzenstiche in die Schultern zu reizen und retten sich, von demselben ernstlich bedroht, durch die Flucht. Hierauf treten die Chulos hervor, werfen dem Stier ihre Schärpen über den Kopf und retten sich in der Noth durch einen Sprung über die Breterwand, welche den Circus umgibt, während zugleich ein anderer Picador den Stier von seiner Beute ab- auf sich hinzulenken sucht. Beginnt der Stier in Folge der immer wiederholten Angriffe zu ermüden, so ziehen sich die Picadores zurück, die Chulos aber greifen zu den Banderillas, kleinen, 2 Fuß langen, ausgehöhlten, mit Schwärmern angefüllten Stäben, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind, mittelst deren sie am Stier angehängt werden. Ist Letzteres geglückt und entzünden sich die in den Stäben befindlichen Schwärmer, so rennt der Stier wüthend im Circus umher. Jetzt erst tritt der Matador hervor, um ihm den Todesstoß zu geben, indem er ihn durch die vorgehaltene Muleta zum Angriff reizt. Während der Stier unter dem linken Arm durchrennt, sucht ihm der Matador das Schwert in die Brust zu stoßen. An einem Tage werden auf diese Art oft 8—10 Stiere abgeschlachtet. Die ältesten geschichtlichen Spuren von S. in Spanien reichen nicht über das 11. Jahrhundert hinaus. Der Cid wird als einer der Ersten genannt, die sich darin Ruhm erwarben. Karl V. soll sich persönlich an S.n betheiligt haben. Auch Philipp III. und IV. liebten die S. leidenschaftlich, und der letztere trat dabei oft als handelnde Person auf. Unter der Regierung Karls II. erreichten diese Feste den Höhepunkt ihres Glanzes. Doch waren sie noch immer vornehmlich eine Belustigung des Adels und des Hofs, zu welcher das Volk nur als Gast zugelassen wurde. Philipp V. war ein entschiedener Gegner der S., die von jetzt an in Verfall geriethen, in dem Sinne, daß die Theilnahme daran ein besoldetes Handwerk wurde. Als gymnastische Kunst dagegen wurden die S. erst seit dieser Zeit ausgebildet. Karl III. verbot die S., die aber darum nicht minder und sogar mit gesteigerter Leidenschaft gefeiert wurden. Ferdinand VII. brachte sie wieder in Blüthe und stiftete sogar eine hohe Schule der Tauromachie in Sevilla. Gegenwärtig ist die Lust der Spanier an den S.n noch so groß als je.

Stier von Uri, im Mittelalter der Anführer der Männer von Uri und Unterwalden im Kriege, so benannt, weil er seine Mannen nicht, wie die

andern Schweizerführer, durch die Trompete, sondern durch das Blasen eines Auerochsenhorns zusammenrief oder zusammenrufen ließ.

Stift (das S., Mehrzahl die Stifter), jede mit Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestattete, zu kirchlichen Zwecken bestimmte Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Liegenschaften. Die ältesten Anstalten dieser Art sind die Klöster, nach deren Vorgang sich seit Augustin das kanonische Leben der Geistlichen an Kathedralen und Kollegiatstiftskirchen gestaltete. Im Gegensatz zu den mit den Kathedralkirchen verbundenen Erz- u. Hochstiftern mit je einem Erzbischof oder Bischof an der Spitze hießen die Kollegiatkirchen, bei welchen kein Bischof angestellt war, Kollegiatstifter. Die Mitglieder derselben wohnten in Einem Gebäude zusammen und wurden von dem Ertrag eines Theils der Stiftsgüter und Zehnten unterhalten. Als Kollegium erwarben sie die Rechte eines geistlichen Senats, der dem Dekan berathend zur Seite stand. So bildeten sich die Domkapitel, deren Glieder, die Canonici, sich Kapitularen, Dom- oder Stiftsherren nannten. In Folge des häufigen Eintritts Adeliger entzogen sich dieselben schon im 11. Jahrhundert der Verpflichtung des Zusammenwohnens (Klausur), verzehrten ihre Präbenden einzeln in besonderen Amtswohnungen und setzten immer mehr ihre kirchlichen Pflichten hintan. Doch behaupteten sie nach wie vor die Würde geistlicher Personen und bildeten ein durch Recht und Einkünfte ausgezeichnetes Kollegium. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Kapitularen zu entscheiden, bei Erledigung eines Bischofssitzes (Sedisvakanz) die provisorische Verwaltung der Diöces zu führen, den neuen Bischof aus ihrer Mitte zu wählen und ihn durch förmliche Konstitutionen zur Bestätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verfügten Säkularisation hatten die deutschen Erz- oder Hochstifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, Konstanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, sowie einige Propsteien (Ellwangen, Berchtesgaden ꝛc.) und gefürstete Abteien (Fulda, Korvei, Kempten ꝛc.) Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstag, daher sie auch reichsunmittelbare S.er hießen und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden. In anderen Ländern waren die S.er niemals zu so hoher Macht gelangt. Auch in den bei der Reformation protestantisch gewordenen Ländern blieben meist die S.er und die Domkapitel, jedoch ohne einen Bischof und Landeshoheit, und ihre Einkünfte wurden als Sinekuren vergeben. Nur das ganz protestantische Bisthum Lübeck und das aus gemischten Kapitularen bestehende Kapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Katholik und ein evangelischer Prinz aus dem Hause Hannover sein sollte, behielten Reichsunmittelbarkeit und Bischofswahl. Jetzt sind alle S.er mittelbar, d. h. der Hoheit des betreffenden Landesherrn unterworfen. Bei den unmittelbaren Hoch- und Erzstiftern mußten die Domherren ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen, und ihre Wahl war außerdem noch von Familienverbindungen oder einer bedeutenden Einkaufssumme abhängig. Während diese adeligen Kapitularen sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbehielten, wurden die geistlichen Funktionen den regulären Chorherren auferlegt, woher sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (canonici seculares), welches die eigentlichen Kapitularen sind, von den regulirten Chorherren (canonici regulares) schreibt. Die säkularisirten und protestantisch gewordenen S.er behielten häufig ihre eigene Verfassung u. Verwaltung, hatten daher eine Stiftsregierung mit einem Stiftskanzler u. Landstände (Stiftsstände), welche sich auf den Stiftstagen versammelten und einen Stiftsdirektor an ihrer Spitze hatten. Außer den Erz-, Hoch- und Kollegiatstiftern gibt es auch noch weibliche S.er, und zwar geistliche und weltliche. Erstere entstanden durch eine Vereinigung regulirter Chorfrauen u. glichen den Klöstern; bei den freien weltlichen S.ern dagegen legen die Kanonissinnen nur das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen ihre Obern ab, können jedoch heirathen, wenn sie auf ihre Pfründe verzichten, und haben die Freiheit, die ihnen vom S. zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen. Nur die Pröpstin und Vorsteherin nebst einer geringen Zahl Kanonissinnen pflegt sich im Stiftsgebäude aufzuhalten. Auch die Pfründen dieser S.er wußte der stiftsfähige Adel ausschließlich für seine Töchter zu erlangen, doch hängt häufig die Aufnahme auch von einer Einkaufssumme ab. Die Kanonissinnen dieser „freien weltadeligen Damenstifter" werden jetzt gewöhnlich Stiftsdamen und Stiftsfrauen genannt.

Stifter, Adalbert, deutscher Dichter und Schriftsteller, geboren den 23. Okt. 1806 zu Oberplan im südlichen Böhmen, studirte zu Wien die Rechte, daneben Philosophie und Naturwissenschaften, ward Lehrer des Fürsten Richard Metternich und 1849 zum Schulrath für das Volksschulwesen Oberösterreichs ernannt. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz zu Linz. Seine Dichtungen und Novellen erschienen gesammelt unter den Titeln „Studien" (Pesth 1844—51, 6 Bde.) und „Bunte Steine" (das. 1852, 2 Bde.). S.s Arbeiten gehören zu dem Zartesten und Sinnigsten, was die neue erzählende Poesie in Deutschland hervorgebracht hat, und zwar besteht ihre Bedeutung vornehmlich in einer bis ins Feinste durchgeführten Charakteristik. Die Sprache ist die des gewähltesten Geschmacks und der vollendetsten Bildung und doch durchaus natürlich. Originell sind die Naturschilderungen, in denen der Dichter auch die kleinsten Einzelnheiten zu einem ebenso harmonischen als poetischen Gemälde zusammenzufügen versteht.

Stiftshütte (Bundeshütte), das zeltartige Heiligthum, welches Moses auf dem Zuge der Israeliten durch die Wüste zum Gottesdienste anfertigen ließ. Es ward später in Kanaan an verschiedenen Orten, zuletzt unter David in Jerusalem aufgestellt und darin bis zur Erbauung des Tempels durch Salomo der Opferkultus verrichtet. Die S. war 30 Ellen lang,

10 Ellen breit und 10 Ellen hoch. Ihre Wände bestanden aus 48 übergoldeten Bretern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zusammengehalten wurden. Ueber diesen Wänden hing ein einfacher Teppich. Die vordere, zum Eingang dienende Seite war mit einem an 5 Säulen befestigten Vorhang verhängt. Das Innere theilte ein anderer Vorhang in eine vordere Abtheilung, das Heilige, worin der Tisch mit den Schaubroden, der goldene Leuchter und der Räucheraltar, und in eine hintere Abtheilung, das Allerheiligste, worin die Bundeslade stand. Das Ganze war mit einem für das Volk bestimmten Vorhof umgeben. Salomo ließ nach Erbauung des Tempels die Ueberreste der S. in diesem aufstellen. Vgl. Bähr, Symbolik des mosaischen Kultus, Heidelb. 1837—39, 2 Bde.; Friederich, Symbolik der mosaischen S., Leipzig 1841; Graf, De templo silonensi, Meißen 1855.

Stiftung, Anstalt, welche zu einem gemeinnützigen, wohlthätigen, frommen oder wenigstens erlaubten Zwecke von Einem oder Mehren mit den nöthigen Mitteln ausgestattet ist, wie z. B. Stipendien, Armenhäuser, Gedächtnißfeiern, Messen ꝛc. Fromme oder milde S.en (piae causae) heißen insbesondere diejenigen, welche einen religiösen oder wohlthätigen Zweck verfolgen. Sie bedürfen einer besonderen landesherrlichen Bestätigung nicht, doch hat der Staat unstreitig das Recht, S.en aufzuheben, welche er aus irgend einem Grunde für nachtheilig hält. Milde S.en genießen in den meisten Ländern die besonderen Rechte der Minderjährigen und ein privilegirtes Pfandrecht an den Gütern ihrer Verwalter.

Stigel, Johann, lateinischer Dichter, geboren den 13. Mai 1515 in oder bei Gotha, studirte zu Leipzig und Wittenberg, wo er Luthers und Melanchthons Freundschaft genoß, Humaniora, ward 1542 zu Regensburg vom Kaiser als Dichter gekrönt und 1545 als Professor an die Universität Jena gerufen, die er bei ihrer Inauguration 1558 mit der Weihrede eröffnete; er † den 11. Febr. 1562. Unter seinen Schriften sind die „Carmina" (Jena 1660 ff., 4 Bde.) hervorzuheben. Vgl. Göttling, Vita Joh. Stigelii, Jena 1858.

Stiglmayer, Johann Baptist, berühmter Erzgießer, Bildhauer und Medailleur, geboren am 18. Okt. 1791 zu Fürstenfeldbruck bei München, kam zu einem Goldschmied in München in die Lehre, ward auf Verwenden des Münzdirektors Leprieur, dessen Aufmerksamkeit er in der Sonntagsschule auf sich gezogen hatte, 1810 in die Akademie der bildenden Künste aufgenommen, 1814 als Münzgraveur angestellt und 1819 nach Italien gesandt, um die Technik des Erzgusses im Großen kennen zu lernen. Hier gründete er seinen Ruf als Erzgießer durch den Guß der Büste des späteren Königs Ludwig I. von Bayern nach Thorwaldsens Modell und derjenigen des Bildhauers Haller. Im Jahre 1822 ins Vaterland zurückgekehrt, schnitt er Stempel zu Kurrentmünzen und Medaillen und ward dann zum Inspektor der königlichen Erzgießerei ernannt. Das erste Werk, welches er lieferte, war der 14 Fuß hohe Kandelaber für das vom Grafen von Schönborn in Gaibach errichtete Konstitutionsdenkmal, das zweite größere der zum Andenken an die in Rußland gefallenen Bayern auf dem Karolinenplatze in München errichtete 100 Fuß hohe Obelisk. Für die Glyptothek und die Walhalla lieferte er Bronzethore nach Zeichnungen L. v. Klenze's. Das Denkmal des Königs Maximilian I. im Bade Kreuth ist nach einem Entwurf von S. ausgeführt. Im Jahre 1835 goß er das Monument des Königs Maximilian I. auf dem Maximiliansplatze in München nach Rauchs Modell, im folgenden Jahre die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian auf dem wittelsbacher Platze daselbst, nach Thorwaldsens Modell. Im Jahre 1836 begann er den Guß der 12 kolossalen Standbilder der Fürsten des Hauses Wittelsbach im Thronsaale der Residenz, nach Schwanthalers Modellen. Nach Thorwaldsens Modell goß er ferner die Statue Schillers, welche 1839 auf dem Schloßplatze zu Stuttgart aufgestellt wurde; nach Schwanthaler die Standbilder Jean Pauls in Baireuth, Mozarts in Salzburg, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg in Erlangen, des Großherzogs Ludwig von Hessen-Darmstadt in Darmstadt. Das kolossalste Werk der münchner Gießerei, dessen Guß S. aber nur vorbereitete, war die Bavaria in München, nach Schwanthalers Modell. Sein letztes Werk war der Guß der Goethestatue in Frankfurt a. M. Er † den 2. März 1844.

Stigma (griech.), eigentlich der mit einem spitzigen Werkzeug gemachte Stich, dann bei den Römern das wegen eines begangenen Verbrechens, namentlich diebischen oder entlaufenen Sklaven eingeätzte oder eingebrannte Zeichen (Brandmarkung), das in der Regel aus gewissen Buchstaben bestand.

Stil, s. Styl.

Stilbit (Heulandit, Blätterzeolith, prismatoïdischer Kuphonspath), Mineral aus der Ordnung der wasserhaltigen Geolithe, ein Zeolith, krystallisirt monoklinisch oder zwei- und eingliederig, in unsymmetrischen, rhomboïdischen oder sechsseitigen dünnen oder dicken, meist aufgewachsenen Tafeln, außerdem in strahlig-blüthigen Zusammenhäufungen, ist vollkommen spaltbar nach der Tafelfläche, spröde ꝛc., von Flußspathhärte, 2,2 specifischem Gewicht, durchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, wasserhell, weiß, häufig ziegel- und fleischroth, auch braun, glasglänzend, auf dem blätterigen Bruch perlmutterglänzend. Er besteht aus wasserhaltiger kieselsaurer Kalkthonerde. Vor dem Löthrohr erhitzt blättert und bläht er sich auf und schmilzt zu weißer Emaille. Mit Salzsäure behandelt, scheidet sich die Kieselsäure als schleimiges Pulver ab, ohne zu gelatiniren. Der S. kommt am häufigsten in basaltischen und anderen Mandelsteinen vor, so auf Island, den Faröer, Skye, im Fassathal (rother S.); seltener auf Erzgängen, wie zu Andreasberg am Harz und Kongsberg in Norwegen, und auf Erzlagern, wie zu Arendal in Norwegen.

Stilet, Waffe mit kürzerer und schwächerer Klinge als der Dolch, wird in verschiedenen Formen fabricirt und in sogenannten Degenstöcken geführt.

Stilfserjoch (Monte Stelvio, Wormser Joch), Gebirgsrücken der rhätischen Alpen auf der Grenze des tyroler Kreises Brixen und der italienischen Provinz Sondrio, nordwestlich vom

Orteles, mit der höchsten fahrbaren Kunststraße Europa's. Diese führt vom Flecken Stilfs oder Stelvio in Tyrol in 48 Windungen bis zur Paßhöhe von 8662 pariser Fuß, von dort herab in 38 Windungen in das Braugliothal und von da weiter durch mehre Gallerien in das Thal von Worms (Bormio) in der italienischen Provinz Sondrio. Unter Kaiser Franz I. von dem Oberingenieur Carlo Donegani und den Ingenieuren Francesco Dominici und Philipp Ferrenti 1820 bis 1825 mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten angelegt, ward sie 1825—34 von Bormio bis Lecco am Comersee weiter geführt und dient zunächst zur Verbindung des Vintschgau's oder des oberen Etschthals in Tyrol mit dem Veltlin oder oberen Addathal in Italien und also zur direkten Verbindung Innsbrucks mit Mailand. Auf der Höhe von 8100 Fuß liegt die Cantoniera Sta. Maria, zugleich Post- und Mauthamt. Auf dem S. fand am 28. Juni 1848 ein Gefecht zwischen den Oesterreichern und den mailänder Freischaaren Statt, ebenso auch im Juni und Juli 1866 zwischen den Oesterreichern und dem italienischen Freiwilligencorps unter Garibaldi.

Stilicho, weströmischer Staatsmann, Sohn eines im römischen Heere dienenden Vandalen, schwang sich durch Muth, Einsicht und Treue unter Kaiser Theodosius zu den höchsten Stellen empor und ward von diesem zu seinem Schwiegersohn, sowie bei der Theilung des Reichs 395 zum Vormund des elfjährigen Honorius, welchem das weströmische Reich zufiel, erwählt. S. ließ seinen Nebenbuhler Rufinus ermorden, bekämpfte 396 die Gothen unter Alarich in Griechenland, besiegte 398 den afrikanischen Aufstand unter Gildo, zwang den in Italien eingefallenen Gothenkönig, die Belagerung von Asta, wohin sich der Kaiser geflüchtet, aufzuheben, und schlug ihn dann bei Polenza (Pollentia) am Tanaro in Ligurien (6. April 403), sowie bei Verona, und zwang so Alarich, Italien gänzlich zu räumen. Einen großen Zug deutscher Völker, der unter Radagais Italien bedrohte, schloß S. durch geschickte Manöver bei Fesulä in den Apenninen ein und zersprengte ihn. Von da an aber verließ ihn das Glück. Britannien erkannte den Constantius als Cäsar an, und S. konnte nichts thun, Honorius, seinem Mündel und Schwiegersohn, diese Provinz zu erhalten. Alarich, den er zum Bundesgenossen erworben, erschien von Neuem drohend an den Grenzen Italiens. Diese Umstände benutzte sein Gegner Olympius, ihn beim Kaiser der Gelüste nach der Krone zu bezüchtigen. Honorius ließ ihn daher nach Ravenna locken und dort 408 nebst seinem Sohn Eucherius hinrichten. Vgl. Rosenstein, in „Forschungen zur deutschen Geschichte" (Bd. 3, Göttingen 1863).

Stilke, namhafter Historienmaler aus der düsseldorfer Schule, geboren 1805 zu Berlin, bildete sich erst auf der Akademie daselbst (namentlich unter Kolbe's Leitung), folgte 1822 Cornelius nach München, wo er sich vorzugsweise der Freskomalerei widmete, verweilte von 1828—31 in Rom und ließ sich sodann in Düsseldorf nieder. Im Jahre 1849 kehrte er nach Berlin zurück und † hier den 22. Sept. 1860. Unter seinen Arbeiten sind hervorzuheben: die im Auftrag des Königs von Preußen 1843—47 für Schloß Stolzenfels ausgeführten Fresken; Richard III. die Söhne Eduards ihrer Mutter entreißend, auch durch den Stich bekannt geworden; der Sieg der Gothen über die Hunnen, im königlichen Schloß zu Berlin; Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht von der Harzburg; Tristan und Isolde in der Verbannung; Judith und Holofernes beim Festmahl; ein Gemälde im Kuppelsaal des neuen Museums in Berlin, in sogenannter Neufreskomanier ausgeführt; zehn lebensgroße Gruppen am Plafond des Hoftheaters zu Dessau; eine reiche Anzahl historischer Kompositionen behufs Illustrirung des mecklenburgischen Gesetzbuchs (die sinnigen Arabesken und Randverzierungen zu dieser Illustration rühren von S.'s Gattin her). Sämmtliche Gemälde verrathen mehr oder weniger das Gepräge der älteren düsseldorfer Schule.

Stillen der Kinder, die Ernährung der Kinder in den ersten Lebensmonaten durch die Mutter- oder Ammenmilch. Für das neugeborene Kind, den Säugling, ist die Milch seiner Mutter die natürlichste und in jeder Hinsicht beste, gesündeste Nahrung. Andererseits ist das S. ihrer Kinder für die Mutter nicht bloß eine natürliche Pflicht, sondern die Erfüllung dieser Pflicht ist auch für die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit, zumal während des Wochenbettes erforderlich. Sowie das Kind vielfach Noth leidet, wenn es der Muttermilch entbehren muß, so läuft auch die Mutter manche Gefahr, wenn sie das S. ihres Kindes unterläßt. Es sollte daher diese Pflicht nimmermehr aus unbedeutenden und oft leichtfertigen Gründen, z. B. aus Bequemlichkeit, aus Rücksichten für die Etikette oder aus der ungerechtfertigten und irrthümlichen Sorge für die Erhaltung körperlicher Schönheit vernachlässigt werden. Außer der Muttermilch bedarf das Kind keiner andern Nahrung. Bleibt die Mutter gesund und wird die Milchabsonderung nicht gestört, so genügt die Mutterbrust dem Kinde bis zu der Zeit, wo mit dem Durchbruch der Zähne sich der Trieb nach festen Nahrungsmitteln äußert. Mit dem ersten Anlegen des Kindes darf man nicht warten, bis die Brüste reichlichere und wirkliche Milch geben. Gerade durch das Saugen des Kindes wird bekanntlich die Milchabsonderung am besten befördert, und das sogenannte Milchwasser oder Colostrum, welches vom Kinde zuerst verschluckt wird, ist diesem sehr zuträglich, indem dadurch der Abgang des sogenannten Kindspechs aus dem Darm begünstigt wird. Um dem Säugling das Saugen zu erleichtern, muß die Mutter die volle gespannte Brust zunächst der Warze etwas zusammendrücken, nöthigenfalls die Milch im Anfang, wenn das Kind nicht saugen will, auspressen, überhaupt aber dem Kinde durch einfache Kunstgriffe nachzuhelfen wissen. Schon in den ersten 24 Stunden nach der Geburt, am besten sobald das Kind ordentlich aufgewacht ist, legt man dasselbe an die Brust und wiederholt dies etwa alle 3 Stunden, im Allgemeinen um so häufiger, je jünger und schwächlicher das Kind ist, und läßt es dann um so weniger auf einmal trinken. Sonst aber läßt man es saugen, bis es satt ist, d. h. bis es zu trinken aufhört, oder bis es, wie dies gewöhnlich geschieht, einschläft. Man

läßt das Kind nun so lange schlafen, bis es von selbst aufwacht, und gibt ihm dann wieder die Brust. Ist das Kind einige Monate alt geworden, so braucht ihm die Brust nur in größeren Zwischenräumen gereicht zu werden und es pflegt dann um so größere Portionen auf einmal zu trinken. Wegen der nachtheiligen Wirkung auf die Milchabsonderung und somit auch auf den Säugling darf dieser niemals gleich nach einem heftigen Gemüthsaffekt, Zorn oder Aerger, der Mutter an die Brust gelegt werden, denn man kennt zu viele Fälle, wo Kinder unter solchen Umständen plötzlich erkrankt und selbst gestorben sind. Nach jedesmaligem Trinken muß der Mund des Säuglings mit einem zarten, in Wasser eingetauchten Leinwandläppchen sorgfältig gereinigt werden. Es ist dies das sicherste Mittel gegen Schwämmchenbildung auf der kindlichen Mundschleimhaut, sowie gegen das Wundwerden der Brustwarzen. Außer Milch sollten gesunde und kräftige Kinder vor dem 5.—6. Monat gar keine andere Nahrung erhalten, so lange die Mutter oder Amme Milch in gehöriger Menge und Beschaffenheit liefert, wenn das Kind immer satt bekommt und dabei gedeiht. Mit der Entwickelung der Zähne kommt auch die Zeit heran, wo dem Kinde noch andere Nahrungsmittel als Milch gereicht werden müssen, und jetzt, wenn das Kind die Mutterbrust beißen kann, soll dieses von derselben entwöhnt werden, gewöhnlich etwa nach Vollendung des ersten Lebensjahres, oft aber auch erst später. Dieses Entwöhnen ist für die Kinder immer ein sehr unangenehmes und oft nicht ungefährliches Ereigniß, um so mehr, als dasselbe in die kritische Periode des Zahnens zu fallen pflegt. Je schwächlicher und kränklicher daher das Kind, je schlechter es genährt ist, um so später ist dasselbe zu entwöhnen, desgleichen bei bestehendem Verdacht auf erbliche Anlage zu gewissen Krankheiten. Hier fahre man wo möglich mit dem S. über das erste Zahnen hinaus fort. Ueberhaupt warte man mit dem Entwöhnen eine Zeit ab, wo das Kind ganz gesund ist, und nehme es wo möglich erst im Frühjahr oder Sommer vor. Nur bei dringenden Rücksichten für die Gesundheit der Mutter darf das Entwöhnen früher als sonst Statt finden. Immer sollte das Kind schon vorher mit Vorsicht und allmählig an eine andere Nahrung, z. B. an dünnen Milchbrei, Suppen mit Zwieback, Arrowroot u. dergl., gewöhnt werden. Man bricht dann mit dem S. die Nacht über ab, läßt das Kind bloß den Tag über noch einige Male an der Brust trinken und nach ein paar Tagen gar nicht mehr, denn die Muttermilch wird mit ihrem allmähligen Versiegen auch ungeeignet zur Ernährung des Kindes. Dem von der Mutterbrust entwöhnten Kinde gibt man täglich 4—5mal einen dünnen Brei, welcher aus feinem Weizenmehl, fein gestoßenem Zwieback und Milch mit einem geringen Zusatz von Zucker besteht. Nebenher gibt man dem Kinde gute, bloß erwärmte, aber nicht abgekochte Kuhmilch, unter Umständen mäßig verdünnt, zu trinken. Wird das Kind stärker, so reicht man ihm Kalbfleisch- und Hühnerfleischbrühe und später auch andere Fleischbrühsuppen mit Gries, Reis u. dergl., die aber durchgeseiht und einem dünnen Brei ähnlich sein müssen, bis man endlich nach dem Zahndurchbruche zu festeren Nahrungsmitteln übergeht. Oft aber ist das S. des Kindes durch seine eigene Mutter nicht ausführbar. Entweder verträgt die Mutter das S. nicht, z. B. bei großer Schwäche der Konstitution, bei übermäßiger Reizbarkeit des Nervensystems, oder bei wirklichen Krankheiten der verschiedensten Art, bei abnormer Beschaffenheit der Brustwarzen, Krankheiten der Brustdrüsen 2c. Oder die Menge und Qualität der abgesonderten Milch ist für den Säugling ungenügend, oder die Mutter leidet an bösartigen und möglicherweise erblichen oder ansteckenden Krankheiten (Schwindsucht, Krebs, Lustseuche, Flechten), und dann muß das S. durch die Mutter schon aus Rücksicht für die Gesundheit des Kindes unterbleiben. In diesen und ähnlichen Fällen, oder wenn die Mutter nicht stillen *will*, ist die Ammenmilch der beste Ersatz für die Muttermilch (s. *Amme*). Kann das Kind wegen besonderer Umstände weder durch Mutter-, noch durch Ammenmilch genährt werden, so muß man zur künstlichen Auffütterung der Kinder schreiten (s. *Auffütterung des Kindes* und *Milch*).

Stiller Freitag, s. v. a. Charfreitag.

Stilles Meer (*großer Ocean*), das ungeheure Meer, das sich zwischen den östlichen Küsten Asiens und den ostindischen Inseln und den westlichen Küsten von Amerika, wie zwischen den beiden Polarmeeren in der Breite von Asien und Neuholland bis nach Amerika 1200—1500 deutsche Meilen und in der Länge von Neuholland bis zu den kurilischen Inseln 1500 deutsche Meilen weit erstreckt und einen Flächenraum von mehr als 2 Millionen Meilen umfaßt. Das stille Meer geht im Süden in das südliche Polarmeer über, im Norden ist es durch die kurilischen und aleutischen Inseln und eine Strecke Nordamerika's von dem nördlichen Polar- oder Nordmeere getrennt. Es umspült kein einziges größeres Festland, sondern nur eine Menge meist kleiner Inseln, die mit Neuholland, Neuguinea 2c. zusammen als der fünfte Erdtheil mit dem Namen Australien bezeichnet werden. Der von Magelhaens herrührende Name st. M. paßt nur für den von den beiden Wendekreisen eingeschlossenen Theil dieses größten aller Oceane, wo Stürme allerdings selten sind, während der nördliche und südliche Theil desselben von Stürmen sehr oft heimgesucht wird. Passender ist daher der ebenfalls sehr gebräuchliche Name großer Ocean. Vgl. *Südsee*.

Stillfried-Rattowitz, *Rudolf*, *Graf von*, preußischer Geschichtsforscher, geboren den 14. August 1804 aus einem alten, ursprünglich böhmischen, jetzt auch in Schlesien verzweigten Geschlecht, ward 1858 zu Lissabon zum Granden erster Klasse mit dem Titel eines Grafen von Alcantara ernannt. Er ist preußischer geheimer Rath, Oberceremonienmeister, Vorstand des Heroldsamt u. Hausarchivs und hat sich u. A. durch folgende Arbeiten bekannt gemacht: „Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern" (Berl. 1838 ff.); „Geschichte der Burggrafen von Nürnberg" (Görlitz 1843); „Monumenta Zollerana" (Berlin 1843—62, 7 Bde.); „Preußens Monarchen" (Lithographie mit Text, das. 1860).

Stilling, s. Jung 2).

Stillingia *L.* (Talgbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, charakterisirt durch die monöcischen Blüthen u. Aehren, an denen oben die der Staubblüthen gehäuft stehen, woraus S. sebifera *Michx.*, Sapium sebiferum *Mirb.*, in China und Ostindien, an Ufern, auch in Westindien häufig angepflanzt, ein kleiner Baum mit langen, biegsamen Aesten und weißlicher Rinde ist, dessen Samenkapseln mit talgartigem Fett umgeben sind. Die Chinesen stoßen sie daher, kochen sie in Wasser, wobei das Fett obenauf schwimmt, das dann wie Talg verhärtet, schneeweiß und zu Kerzen brauchbar ist.

Stillleben (riposo), die Darstellung lebloser (holländisch stiller) Gegenstände, wie todter Thiere, Geschirre und Hausgeräthe, auch wohl Früchte und Blumen. Diese S. gehören der untersten Gattung der Malerei an und haben nur dann höheren Kunstwerth, wenn diese dargestellten Gegenstände, z. B. eine wohlaufgeputzte Küche (Küchenstück), eine Jagdbeute, eine Künstlerstube &c., durch Beleuchtung und Anordnung zu einem interessanten Ganzen verbunden sind, oder wenn dem Ganzen durch eigenthümliche Zusammenstellung zugleich eine geistige Bedeutung und damit dem an sich Todten poetisches Leben verliehen ist. Darin, daß die S. auf den fehlenden Menschen hinweisen, liegt ihre so zu sagen elegische Wirkung. Als namhafte Künstler in dieser Gattung gelten die Niederländer van Alst, Joh. Fyt, Franz Snyders, David Koning, Jan Weenix, Melchior Hondekoeter, Wilhelm Kalf und van Streek. Unter den Neueren sind Hoguet, Chabel, Holthausen, Looschen, Elise Wagner, Th. Kummer, H. Weiß u. A. zu nennen.

Stilo, Stadt in der italienischen Provinz Catanzaro (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II), rechts am Stilaro, der unweit davon in das jonische Meer mündet, in einer an Oliven u. Wein reichen Gegend, hat Eisenwaarenfabrikation, Seidenzucht und 3500 Einwohner. In der Nähe sind Eisengruben. Das südöstlich davon gelegene Kap Stilo schließt südlich den Golf von Squillace.

Stilpon, griechischer Philosoph, aus Megara, blühte um 300 v. Chr. u. hob, durch Ernst u. Reinheit seiner Ethik, in welcher er ein Vorläufer der Stoiker war, hochgeachtet, die megarische Schule zu großem Ansehen. Von seinen Schriften hat sich nichts erhalten.

Stimme (vox), im physiologischen Sinne der Inbegriff der Töne, welche im thierischen Organismus beim Durchgange des Athems durch den Kehlkopf willkürlich erzeugt werden, daher sich die S. nur bei solchen Thieren entwickeln kann, in welchen die Respirationsorgane ausgebildet und Lunge und Kehlkopf wirklich vorhanden sind. Die menschliche S. besteht aus Tönen von musikalischem Werth. Das Organ, durch welches wir diese Töne hervorbringen, das Stimmorgan, ist der Kehlkopf (s. d.). Das menschliche Stimmorgan ist ein in jeder Hinsicht viel vollkommnerer Apparat als die kunstvollsten mechanischen Apparate zur Tonerzeugung. Es ist ausgestattet mit den mannichfachsten Mitteln zur Veränderung der Höhe, Qualität und Stärke der Töne, sowie auch mit so zuverlässigen Kompensationseinrichtungen, wie sie der starre Mechanismus unserer musikalischen Instrumente nicht entfernt gestattet, und doch ist die Hervorbringung der S. nur Eine der Verrichtungen der betreffenden Organe, welche namentlich auch beim Sprechen und Athmen eine wichtige Rolle spielen. Nach den Untersuchungen von Joh. Müller ist das menschliche Stimmorgan ein Zungenwerk mit membranösen Zungen (den Stimmbändern) und kann also erst zum Tönen gebracht werden, wenn sich die Zungen spannen. Es zerfällt in 3 Theile, nämlich in das Windrohr, in die schwingende und tonangebende Zunge und in das Ansatzrohr. Als Windrohr dienen beim menschlichen Stimmorgan die Bronchien und die Luftröhre, als Zungen die beiden unteren Stimmbänder, und das Ansatzrohr wird gebildet von allen Theilen des Respirationstraktes, welche über den unteren Stimmbändern liegen, also von den oberen Theilen des Kehlkopfs (den morgagni'schen Taschen und den sogenannten obern Stimmbändern) und von der Schlund-, Mund- und Nasenhöhle. Der Vorgang bei der Stimmbildung, welche auf regelmäßigen periodischen Explosionen der durch die enge Stimmritze tretenden Luft beruht, ist nun folgender. Die Luftröhre leitet die unter einem gewissen Druck stehende Ausathmungsluft gegen die mehr oder weniger gespannten und also schwingungsfähigen Stimmbänder, die jedoch für sich keine oder nur ganz schwache Töne geben. Die beiden unteren Stimmbänder treten von den Seiten her einander entgegen und verwandeln die zwischen ihnen liegende Stimmritze in eine feine Spalte, welche dem Luftaustritt ein gewisses Hinderniß entgegensetzt. Dadurch wird eine zu schnelle Entleerung des in den Lungen vorhandenen Luftvorraths verhindert, und es wird möglich, einmal den Ton längere Zeit hindurch auszuhalten und das andere Mal die Luft des Windrohrs durch den Druck der Ausathmungsmuskeln in eine bestimmte Spannung zu versetzen. Der Luftstoß drängt die Stimmbänder in die Höhe und etwas auseinander; sofort aber schwingen die Bänder zurück und die Stimmritze wird dadurch wieder verengert. Dieses Schwingen der Stimmbänder mit abwechselnder minimaler Verengerung und Erweiterung der Stimmritze wiederholt sich oft und in rhythmischer Weise, d. h. die Schwingungen der Bänder dauern gleichmäßig lange (sind isochron). Deshalb entweicht auch die stärker gespannte Luft des Windrohrs nicht gleichmäßig in das Ansatzrohr, sondern in schnellen periodischen Stößen oder Explosionen, deren Häufigkeit von den Schwingungszahlen der Stimmbänder abhängt. Die Stöße versetzen die minder gespannte Luft des Ansatzrohrs in regelmäßige, stehende, also tönende Schwingungen. Jeder einzelne Theil des Stimmorgans hat nun bei der Stimmbildung gewisse besondere Leistungen zu übernehmen. Was zunächst das Windrohr anbelangt, so ist zur Hervorbringung selbst der schwächsten Töne eine gewisse Stärke des Anblasens nöthig, d. h. es muß die Luft im Windrohr eine gewisse Spannung haben, welche wir ihr durch Zusammendrücken des Brustkorbes geben. Bei großer Kraftlosigkeit der Athmungsmuskeln geht daher die S. verloren.

Der Druck der Ausathmungsluft kann innerhalb sehr weiter Grenzen von uns willkürlich regulirt werden. Wird in das Windrohr eine Oeffnung gemacht (z. B. bei Halswunden, bei dem Luftröhrenschnitt), durch welche der Luftstrom direkt nach außen entweichen kann, so hört die S. sofort auf, weil die Spannung der Luft im Windrohr zur Stimmbildung ungenügend wird. Uebrigens dienen die Wandungen der Luftröhre und der Bronchien, sowie die in ihnen eingeschlossenen Luftmassen als Resonanzapparate, denn sie verstärken durch ihr Mitschwingen die Töne. Menschen mit entwickeltem Brustkorb haben darum eine kräftige S.; der Brustkorb selbst wird durch die S. in Schwingungen versetzt, welche die auf den Brustkorb aufgelegte Hand wahrzunehmen vermag (Stimmvibration des Thorax). Versuche, welche am ausgeschnittenen Kehlkopf angestellt wurden, haben ergeben, daß die Länge des Windrohrs von keinem Einfluß auf die Tonhöhe ist. Hierdurch unterscheidet sich das menschliche Stimmorgan von künstlichen Zungenwerken. Was ferner die Zunge des Stimmorgans, also die (unteren) Stimmbänder anbetrifft, welche durch ihre freien Ränder die Stimmritze bilden, so entstehen selbst beim heftigsten und schnellsten Ausathmen keine Töne, welche der S. irgend wie vergleichbar wären, sondern nur blasende oder keuchende Geräusche in Folge der Reibung der Luft im Kehlkopf und an anderen Stellen der Luftwege. Tonbildung dagegen ist immer nur dann möglich, wenn der Luftstrom regelmäßig unterbrochen wird durch die schwingenden Stimmbänder. Aus diesem Grunde muß daher eine feine Stimmritze vorhanden sein, wenn es zur Tonbildung kommen soll, denn die weite Stimmritze gibt kein hinreichendes Hemmniß für den Luftstrom ab. Diese Stimmritze wird ausschließlich durch die unteren Stimmbänder gebildet, denn wenn man am todten Kehlkopf die unteren Stimmbänder abträgt, so bekommt man mittelst der oberen Stimmbänder allein keine Töne mehr. Bei höheren Tönen nähern sich zwar auch die oberen Bänder einander, doch nie in dem Grade, daß dadurch ein zur Tonbildung hinreichendes Lufthinderniß gebildet würde. Entfernt man aber am todten Kehlkopf die oberen Bänder, so erlangt man durch die unteren Bänder immer noch mit Leichtigkeit Töne, nur von etwas anderem Klange als bei unversehrtem Kehlkopfe. Ebenso wenig wird durch Verstümmelung der oberen Bänder die Tonhöhe verändert. Die unteren Bänder sind demnach unentbehrlich zur Tonerzeugung und sie allein verdienen daher den Namen der Stimmbänder. Die Bildung der engen Stimmritze wird dadurch bewirkt, daß die Gießkannenknorpel an einander rücken und dadurch den freien Rand der Stimmbänder einander nähern. Mit zunehmender Tonhöhe wird die Stimmritze enger und kürzer. Ganz unentbehrlich für die Stimmbildung ist die gehörige Spannung und Elasticität der Stimmbänder. Ist der Schleimüberzug derselben entzündlich geschwollen, mit zähem und dickem Schleim belegt, oder sind die Stimmbänder durch andere krankhafte Prozesse, Neubildungen rc. verdickt, so sind sie unfähig, in gehöriger Weise zu schwingen. Die Tongebung ist dann mehr oder weniger gehindert, die Töne werden rauh, unangenehmer und tiefer, in höherem Grade tritt völlige Stimmlosigkeit ein. Außerdem ist zum Hervorbringen eines Tones von bestimmter Höhe erforderlich, daß die Länge und Spannung der Stimmbänder unverändert bleibt. Die Insertionspunkte der Stimmbänder, vorn der Schildknorpel, hinten die Gießkannenknorpel, dürfen also ihre gegenseitige Lage nicht verändern. Die Bildung und Oeffnung der Stimmritze ist an die Ortsbewegungen gebunden, welche die beiden Gießkannenknorpel ausführen. Durch das Auseinanderrücken letzterer wird die Stimmritze gebildet (geschlossen), durch die Rückwärtsbewegung derselben werden die Stimmbänder gespannt, und umgekehrt. Die Tonhöhe ist abhängig von der Länge und der Spannung der Stimmbänder. Die Länge der Stimmbänder ist von großem Einfluß auf die Stimmlage in der Art, daß mit langen Stimmbändern (beim Manne) eine tiefe, mit kurzen Stimmbändern (beim Kinde und Weibe) eine hohe Stimmlage verbunden ist. Die kürzern Stimmbänder des Weibes und Kindes sind zugleich auch schmäler als die des erwachsenen Mannes. Für jedes einzelne Stimmorgan ist die Spannung der Bänder das Hauptveränderungsmittel der Tonhöhe: je größer die Spannung, um so höher der betreffende Ton. Am todten Kehlkopfe konnte Joh. Müller durch allmählig steigende Spannung der Stimmbänder nahezu den ganzen Umfang der Menschenstimme wieder erhalten. Bei zu starker Spannung geht die Stimmbildung verloren, sowie anderntheils eine gewisse Spannung nöthig ist, wenn überhaupt ein Ton entstehen soll. Die Spannung der Stimmbänder wird im Leben durch zwei Vorgänge herbeigeführt, entweder durch Verkürzung der Muskelfasern, welche im Stimmbande selbst liegen (musculus thyreo-arytaenoideus), oder durch Verlängerung der Stimmbänder, indem ihr hinterer Insertionspunkt sich von dem vorderen entfernt. Für alle die Formveränderungen, welche mit der Stimmritze bei der Tonbildung vor sich gehen, sind besondere kleine Muskeln am Kehlkopf angebracht. Die Verengerung, beziehentlich der Verschluß der Stimmritze geschieht durch die Musculi arytaenoidei obliqui und den Musculus arytaenoideus transversus, welche die beiden Gießkannenknorpel und somit auch die freien Stimmbandränder an einander führen. Die Erweiterung, beziehentlich Eröffnung der Stimmritze geschieht durch die Musculi crico-arytaenoidei postici, welche die Gießkannenknorpel sammt den Stimmbändern nach auswärts ziehen und letztere dabei erschlaffen machen. Gespannt werden die Stimmbänder durch die Musculi crico-thyreoidei, welche den vordern Insertionspunkt der Stimmbänder nach vorn, und durch die Musculi crico-arytaenoidei postici, welche den hintern Insertionspunkt nach hinten ziehen, vorausgesetzt, daß die Stimmritze vorher geschlossen ist. Die im Stimmbande selbst liegenden Muskelfasern vermehren die so herbeigeführte Spannung der Stimmbänder. Entspannt werden die Stimmbänder dagegen durch das Nachlassen der Aktion der oben genannten Spannmuskeln, sowie aktiv durch die Zusammenziehung der Musculi crico-arytaenoidei laterales. Die Tonhöhe steigt jedoch nicht

bloß mit zunehmender Spannung der Stimmbänder, sondern auch mit zunehmender Stärke des Luftstroms, welcher durch die Stimmritze geht. Eine und dieselbe Tonhöhe ist also erreichbar entweder durch stärkere Bänderspannung bei zugleich ruhigem Ausathmungsstrom, oder mittelst schwächerer Spannung der Bänder bei stärkerem Luftstrom. Im erstern Fall hat der Ton einen angenehmeren Klang, aber beide Faktoren sind wichtige Kompensationsmittel der Tonhöhe. Auch erklärt sich hieraus, daß die höchsten Töne niemals schwach, die niedrigsten niemals sehr stark gegeben werden können. Obschon während des Ausathmens mit Abnahme des Luftvorraths auch die Kraft des Anblasens abnimmt, so kann der Ton trotzdem auf gleicher Höhe erhalten werden, durch zunehmende Spannung der Stimmbänder. Das Ansatzrohr der musikalischen Zungenwerke wird am menschlichen Stimmorgan mit mannichfachen, der S. zu Gute kommenden Modifikationen durch diejenigen Abschnitte der Luftwege vertreten, welche oberhalb der untern Stimmbänder liegen, also durch die Rachen-, Mund- und Nasenhöhle. Dieses Ansatzrohr verändert zwar nicht wesentlich die Tonhöhe, wohl aber den Klang und besonders die Stärke des Tons. Zuhalten der Nase, Schließen oder Oeffnen des Mundes z. B. verändert in der That niemals die Höhe, wohl aber den Klang und die Stärke der Töne. Ein Verschluß der Nase ändert, wenn der Ausathmungsstrom schwach und der Mund weit geöffnet ist, den Klang der Töne verhältnißmäßig nur wenig, bei starkem Luftstrom aber wird der Klang näselnd, indem die Wände der Nasenhöhle die Schallwellen nicht bloß reflektiren, sondern auch selbst in stärkere, den Klang modificirende Schwingungen gerathen. Zunehmende Räumlichkeit der Mund- und Nasenhöhle begünstigt, umfängliche Verknöcherung der Kehlkopfsknorpel vermindert die Tonstärke. Nach dem Umfang der menschlichen S. unterscheidet man den **Sopran** oder die höhere Weiberstimme, den **Alt** oder die tiefere Weiberstimme, den **Tenor** oder die hohe Männerstimme und den **Baß** oder die tiefe Männerstimme. Der Sopran liegt ungefähr eine Oktave höher als der Tenor, der Alt um ebenso viel höher als der Baß. Zwischen dem tiefsten Baß- und dem höchsten Sopranton liegen etwas über 3½ Oktaven. Rechnet man die S.n von seltener Tiefe und Höhe dazu, so beträgt der ganze Umfang der Menschenstimme sogar 5 Oktaven. Eine gute Einzelstimme umfaßt 2 Oktaven (und etwas darüber) musikalisch verwendbarer Töne. Stimmen von größerem Umfang sind nicht so selten, ja selbst ein Gebiet von 3½ Oktaven wurde schon beobachtet. Der Baß erreicht ausnahmsweise f_1, Kinderstimmen und der Weibersopran manchmal f_3, ja selbst a_3. Nur wenige Töne, nämlich von c_1—f_1 sind allen Stimmlagen gemein. Die Menschenstimme zeigt unendlich viele individuelle Modifikationen oder Klangarten. Hierfür sind außer der Regelmäßigkeit, d. h. der gleichen Dauer, der Schwingungen der Stimmbänder, wodurch die Reinheit der S. vorzugsweise bedingt wird, namentlich die Theile des Ansatzrohrs, deren Form, Größe, Elasticität &c. maßgebend. Abgesehen von den individuellen Klangarten unterscheidet man 2 Hauptregister von Tönen: Brusttöne und Falsettöne. Der Klang der ersteren ist voll und stark, die auf die Brust gelegte Hand fühlt deutliche Vibrationen. Die Falset- oder Fisteltöne dagegen sind weicher. Die Mechanik des Falsets ist noch nicht festgestellt. Nach Johann Müller und Merkel schwingen beim Falset die Stimmbänder nicht in ihrer ganzen Breite, sondern nur mit ihren freien Rändern. Vergl. **Müller**, Ueber die Kompensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgan, Berl. 1839; **Liscovius**, Physiologie der menschlichen S.

In der Musik ist S. jede für sich bestehende Reihenfolge von Tönen in einem Tonstücke. Hat das Tonstück nur Eine solche Tonreihe, so heißt es **einstimmig**, gehen in demselben mehre Tonreihen gleichzeitig neben einander her, so heißt es **mehrstimmig**, und zwar **zwei-**, **drei-**, **vier-**, **vielstimmig**, je nachdem es zwei, drei, vier oder mehr als vier S.n sind. Diese S.n unterscheidet man nach verschiedenen Rücksichten. In Rücksicht auf das Organ hat man zunächst **Singstimmen** und **Instrumentalstimmen**; letztere gehören entweder dem Orchester an, oder selbstständigen Instrumenten, z. B. der Orgel u. dem Pianoforte. In Beziehung auf die allgemeine Tonlage spricht man von **hohen** und **tiefen** S.n, von denen erstere unter den Singstimmen die Diskant- und Tenortöne, letztere die Alt- und Baßtöne enthalten; doch können Alt und Tenor jenen gegenüber als **mittlere** S.n betrachtet werden. Unter den Instrumentalstimmen gehören zu den hohen die Piccolflöten, Flöten, Oboen, Violinen; zu den tiefen Kontrabaß, Violoncell, Fagott, Baßposaune; zu den mittleren Klarinetten, Bassethörner, Bratsche, Trompeten, erstes Horn. Nach ihrem Verhältniß zu einander theilt man die S.n eines Tonstücks in **Ober-**, **Mittel-** u. **Unterstimmen**. Oberstimme ist die ihrer Lage nach höchste, Unterstimme die ihrer Lage nach tiefste. Mittelstimmen heißen alle zwischen beiden liegenden Tonreihen, von denen jedoch nur bei mehr als zweistimmigen Tonstücken die Rede sein kann. Bei dieser Unterscheidung kommt auf die absolute Tonhöhe der S. nichts an; die zweite Flöte oder Violine, obgleich sie an sich zu den hohen S.n gehört, kann Unterstimme, ein Singbaß oder das Violoncell &c. Oberstimme sein. Endlich unterscheidet man nach ihrem Antheil an der Komposition **Realstimmen** von bloßen **Füllstimmen**, **Haupt-** und **Nebenstimmen**, **Solo-** od. **Principalstimmen** von **Ripien-** oder **begleitenden** S.n &c.

Stimmfehler (vitia vocis), organische oder funktionelle Affektionen des Kehlkopfes und des oberhalb desselben gelegenen Theils des Respirationsorgans, bei welchen entweder die Erzeugung der tongebenden Schwingungen der Stimmbänder mehr oder weniger aufgehoben, oder die willkürliche Modificirung derselben unmöglich gemacht worden, oder die Klangfarbe der im Kehlkopf erzeugten Töne eine abnorme geworden ist. Die technischen Stimm- und Gesangsfehler, falsche Gewohnheiten im Gebrauch des Stimmorgans pflegt man nicht zu den S.n zu rechnen. Die wichtigsten S. sind die **Heiserkeit** (s. d.), das

Unvermögen, helle, reine, sonore Töne hervorzubringen, und die Stimmlosigkeit (s. Aphonie), bei welcher der Patient bloß noch flüstern, aber gar nicht mit Stimme sprechen und natürlicherweise auch durchaus keinen Ton singen kann. Ein weiterer S. ist das Ueberschnappen der Stimme (Hyperphonia), welches beim männlichen Geschlecht häufiger vorkommt als beim weiblichen. Hierbei schlagen die Töne der Stimme leicht aus dem tiefen oder Brustregister in das hohe oder Falsetregister um und gehen nach einigen Verweilen in letzterem wieder in ersteres zurück. Merkel leitet das Ueberschnappen ab von einer abwechselnd übermäßigen Spannung und übermäßigen Erschlaffung des in den Stimmbändern liegenden u. diese anspannenden Musculus thyreo-arytaenoideus. Am häufigsten beobachtet man das Ueberschnappen während der Zeit der Mutation der Stimme (s. Mutation), doch kommt es auch als bleibender Fehler bei Erwachsenen vor.

Stimmgabel, ein von Scharn erfundenes, aus Stahl gabelartig zweizinkig gearbeitetes, unten mit einem Stiel von gleicher Masse versehenes Instrument, das, wenn seine beiden Zinken durch Anschlagen in Vibration gesetzt werden, einen Ton hell und klar angibt. Dasselbe ist in den meisten Fällen auf den Ton a, seltener auf c gestimmt und dient zur Fixirung und Bewahrung einer absolut gleichen Tonhöhe der Orchesterinstrumente, des Pianoforte &c.

Stimmorgane, s. Stimme.

Stimmritzenkrampf, s. Asthma der Kinder.

Stimmung, die nach einem festgesetzten Stimmtone (gewöhnlich dem eingestrichenen a) angenommene und aus dem Höhen- oder Tiefenverhältnisse dieses Tones sich mathematisch entwickelnde Uebereinstimmung der Oktaven und übrigen Intervalle eines Instruments, oder die gleichförmige Uebereinstimmung aller Instrumente eines Orchesters hinsichtlich ihrer mathematischen Tonverhältnisse. In älteren Zeiten hatte man verschiedene S.n für verschiedene Instrumente, die einen waren in den Chorton, die andern in den Kammerton (s. d.) gestimmt. In der neueren Zeit bediente man sich allgemein des Kammertones. Indessen war nicht nur die Tonhöhe des letzteren an verschiedenen Orten eine verschiedene, so daß man von einer pariser, wiener, berliner, petersburger S. &c. spricht, sondern es hat sich außerdem in den letzten anderthalb Jahrhunderten ein stetiges Hinauftreiben der S. herausgestellt. Zu Lully's Zeiten war dieselbe fast anderthalb Töne tiefer als jetzt, seit Händel und Gluck ist sie um einen ganzen Ton gestiegen, seit Mozart um einen halben. Nach der pariser S. von 1774 zeigt das eingestrichene a 820 Schwingungen in der Sekunde; nach der älteren Mozartstimmung 843; nach der pariser S. von 1829 860; nach der wiener und berliner S. von etwa 1850 932. Um diesem fortdauernden Emportreiben des Kammertones Einhalt zu thun und die Einführung einer allgemein gültigen S. anzubahnen, wurde 1858 zu Paris auf Anlaß Napoleons III. durch eine Kommission von Sachverständigen ein neuer Kammerton (diapason normal) festgestellt, welcher zunächst für Frankreich die normale, fortan unabänderlich fest zu haltende Tonhöhe bestimmte. Dieselbe ergibt 870 Schwingungen u. wurde bereits auch von mehren deutschen Bühnen, z. B. der wiener, dresdner und berliner, angenommen.

Stimulantia (lat., sc. remedia), reizende Mittel, s. Analeptika.

Stinkkalk, **Stinkspath**, s. Kalkspath.

Stinkthier (Mephitis, Skunk), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder, dem Dachse ähnliche nächtliche Thiere, nur mit längerem, buschigem und meist zweitheilig behaartem Schwanze und langer, straffer, dunkel gefärbter, weiß gestreifter Behaarung. Sie haben oben 4 oder 3, unten 5 Backenzähne, gehen fast auf den Sohlen (Halbsohlengänger), leben in selbstgegrabenen Höhlen oder in Felsspalten und geben einen unerträglichen, erstickenden Gestank von sich. Der Stinkapparat besteht aus zwei großen, dicht vor dem Schließmuskel des Afters im Mastdarm mündenden Drüsen, welche eine stinkende Flüssigkeit absondern, die das gereizte Thier nach Willkür mit Hülfe des damit benetzten Schwanzes seinen Feinden auf 5 Fuß Weite entgegenspritzen kann. Ein Tropfen dieser Flüssigkeit soll im Auge schlimme Leiden, selbst Blindheit bewirken. Ist das Thier in ruhigem Zustande, so ist von dem Gestank nichts zu bemerken. In Amerika benutzt man die stinkende Flüssigkeit gegen Kopfschmerzen und Hysterie. Die S.e können nicht klettern und nähren sich von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Reptilien, Insekten, auch von Wurzeln. Das Fleisch ist nach Entfernung der Drüsen eßbar. Lichtenstein hat 17 Arten bestimmt, welche nur in Amerika leben. Am bekanntesten ist das nordamerikanische S. oder Chinga (M. Chinga *Tiedm.*, Viverra mephitis *L.*), ohne den 6 Zoll langen Schwanz etwa 15 Zoll lang, schwarz, mit einem breiten weißen, hinter den Schultern sich theilenden Längsstreifen. Sehr ähnlich ist das mexikanische S. (M. mesoleuca *Licht.*), mit ungetheilt über den Rücken laufendem Längsstreifen.

Stint (Osmerus), Fischgattung aus der Ordnung der Bauchflosser und der Familie der Lachse oder Salme, mit der Maulbildung der Lachse, aber kleinen Oberkieferzähnen, großen Gaumenzähnen, 8strahliger Kiemenhaut und ungeflecktem Körper. Der gemeine S. oder Alander (O. eperlanus *L.*), forellenförmig, mit leicht abfallenden silberfarbenen Schuppen bekleidet, oben grau, an den Seiten blaugrün, silberglänzend, am Bauch röthlich, schmal, fast durchsichtig, mit langer 17strahliger Afterflosse, bis 5 Zoll lang, findet sich in Landseen, vorzüglich in Preußen, und in den in diese einmündenden Flüssen häufig, hat zwar einen unangenehmen Geruch (Stinksalm), aber wohlschmeckendes Fleisch und wird daher in Menge gefangen und zu Markte gebracht. Der Meerstint (O. eperlano-marinus) gleicht dem vorigen und ist vielleicht nur eine im Meere lebende Varietät desselben. Er erreicht eine Länge von 1 Fuß und findet sich häufig in der Nord- und Ostsee, von wo er im Frühjahr in die Flußmündungen, namentlich in die Elbe kommt. Seines ebenfalls schmackhaften Fleisches wegen wird er in Menge gefangen und eingesalzen versandt.

Stipa *L.* (Pfriemengras), Pflanzengattung

aus der Familie der Gramineen, zierliche ausdauernde Gräser in allen Ländern, von denen mehre als Zierpflanzen kultivirt werden; S. pennata *L.*, **Federgras**, **Marienflachs**; S. tenacissima *L.*, **Spartgras**, in Spanien und Nordafrika, wird in Spanien zur Verfertigung von Seilen, Matten und Körben benutzt.

Stipendium (v. Lat.), Geldunterstützung, welche Studirende auf eine bestimmte Zeit erhalten. Die Stipendien werden entweder ganz im Allgemeinen für Studirende, oder für ein besonderes Fachstudium, oder mit Berücksichtigung eines bestimmten Landes, Ortes, eines Standes (Adelsstipendien), oder der Familienherkunft (Familienstipendien) vergeben, und zwar nach Maßgabe specieller Verfügungen der Stifter, wo solche vorhanden sind. Die sogenannten **Reisestipendien** werden jungen Gelehrten oder Künstlern nach Vollendung ihrer Studien zu weiterer Ausbildung auf Reisen verliehen.

Stipes (lat.), Stiel, jeder stielartige Träger, der nicht Blattstiel oder Blüthenstiel ist.

Stipula (lat.), das Nebenblatt oder Afterblatt, ein blattartiges Organ, welches am Grunde eines Blattes oder Blattstiels (immer in der Zweizahl) vorkommt, häufig einen gleichen Bau wie die eigentlichen Blätter besitzt, aber meist eine von dieser verschiedene Gestalt und eine andere Vertheilung der Nerven zeigt.

Stipulation (v. Lat.), vertragsmäßige Festsetzung zwischen zwei oder mehren Personen.

Stirling (**Stirlingshire**), Grafschaft im südlichen Schottland, grenzt an die Grafschaften Clackmannan, Perth, Dumbarton, Lanark und Linlithgow und den Forthbusen der Nordsee und hat einen Flächenraum von 23,8 □Meilen mit (1861) 91,296 Einwohnern. Der Nordwesten der Grafschaft ist ein kahles Gebirgsland, dessen höchster Gipfel, Ben Lomond, eine Höhe von 3192 Fuß erreicht. Ein ziemlich ebener Strich trennt dieses Bergland von den Campsie-Fells in der Mitte der Grafschaft. Der östliche Theil ist eben mit fruchtbarem Ackerland. Die bedeutendsten Flüsse sind der Forth, Carron und Enrick (mit schönem Wasserfall). Die Grafschaft enthält großen Mineralreichthum, besonders an Steinkohlen und Eisen, auch Silber, Kupfer und Blei. Hauptnahrungszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Bergbau, sowie Industrie in Wolle, Baumwolle und Lein. Der Osten der Grafschaft wird von dem Eisenbahnnetz zwischen Edinburg, Glasgow und Perth, der Südosten derselben von dem Forth-Clydekanal durchzogen, welcher die Nordsee mit dem irischen Meere verbindet. Geschichtlich merkwürdig ist diese Grafschaft als der Schauplatz heftiger Kämpfe der Römer mit den Kaledoniern, gegen welche jene den berühmten Römerwall (Piktenwall) zwischen dem Forthbusen und dem Clydebusen errichteten. Die gleichnamige **Hauptstadt**, rechts am Forth (mit Brücke über denselben) und an der Eisenbahn von Edinburg und Glasgow nach Perth, liegt in einer fruchtbaren Ebene am Abhang eines steilen Hügels, auf dem ein altes Schloß (**Stirling Castle**, ehemals Residenz mehrer schottischen Könige) mit Arsenal und Kasernen liegt. Die Stadt hat meist enge, unregelmäßige Straßen, eine alte gothische und mehre andere Kirchen, ein Stadthaus, Gefängniß, Athenäum, landwirthschaftliches Museum, Armen-, Kranken- und Versorgungshaus, eine Industrieschule, Fabrikation von Baumwoll- und Wollwaaren, besonders von Teppichen und gewürfelten Zeuchen für die Bergschotten, Gerberei, Brennerei, Brauerei, lebhaften Handel und 10,271 Einwohner. Kleine Seeschiffe legen an den Kais an. Dabei die Felsenhöhle Torwood.

Stirn, s. **Schädel**.

Stirps (lat.), Stamm.

Stoa (griech.), bei den alten Griechen eine öffentliche Säulenhalle oder Gallerie, die man, wie bei den Römern den Portikus, zu Aufzeichnung und Bekanntmachung von Gesetzen, zu Gerichtssitzungen und zu anderen Zwecken benutzte. Insbesondere hieß so die mit Gemälden reich verzierte Pöcile in Athen, die dem Philosophen Zeno bei seinen Vorträgen und Unterredungen als Hörsaal diente, wovon die von ihm herrührende Philosophie **Stoicismus** und seine Anhänger **Stoiker** (s. d.) heißen.

Stobäus, **Johannes**, griechischer Dichter und Schriftsteller um 500 n. Chr., aus Stobi in Macedonien gebürtig, Verfasser eines Werkes, welches Auszüge aus jetzt meist verlorenen Werken von ungefähr 500 griechischen Dichtern und anderen Schriftstellern enthält. Das Ganze ist in 2 Theile abgetheilt: „Eclogae physicae et ethicae“ (herausgegeben am besten von Gaisford, Oxford 1850, 2 Bde.), „Anthologium“ oder „Florilegium“, auch „Sermones“ (herausgegeben von Dindorf, Leipzig 1823, 4 Bde.).

Stochasmus (v. Griech.), Wahrscheinlichkeitsberechnung. Daher **Stochastik**, Lehre von der Wahrscheinlichkeit.

Stockach, Stadt im badischen Seekreis, am gleichnamigen **Flüßchen**, das unweit davon in den Bodensee fällt, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat Runkelrübenzuckerfabrikation, lebhaften Handel, eine Schwefelquelle mit Badeanstalt und 1914 Einwohner. S. war früher durch seine Lage an der Kreuzung von 8 Hauptstraßen aus der Schweiz, Schwaben und dem Breisgau ein bedeutender Ort und Hauptstadt der Landgrafschaft Nellenburg-Thengen, mit welcher es 1645 an Oesterreich, 1805 an Würtemberg und 1810 an Baden überging. Hier am 25. März 1799 Sieg des Erzherzogs Karl über die Franzosen unter Jourdan.

Stockerau, Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis unter Manhartsberg, an einem Donauarm gelegen und durch eine 3 Meilen lange Zweigbahn mit Wien verbunden, Sitz eines Bezirksamts, hat eine Haupt- und Unterrealschule, 2 Spitäler, ein Schloß, eine schöne Pfarrkirche, St. Stephan, mit hohem, zierlichem Thurme, Fabrikation von Kerzen, Seife, Parfümeriewaaren, Filz und Filzwaaren, Decken, Rüböl, lebhaften Handel mit Getreide und Holz und 3900 Einwohner.

Stockfisch (**Kabeljau**, Gadus morrhua *L.*), die größte und ökonomisch wichtigste Art Schellfische, ist am Rücken braungelb gewässert, an den Seiten heller, am Bauch gelblichweiß und hat gleichlange Kiefern, wovon die untere vorn mit einem Bartfaden versehen ist, 3 Rückenflossen und außer den

paarigen Brust- und an der Kehle unter dem verhältnißmäßig großen Kopf stehenden Bauchflossen 2 Afterflossen und eine abgerundete Schwanzflosse. Der weite Rachen ist mit Hechelzähnen bewaffnet. Die Länge beträgt 2—4 Fuß, die Schwere 12 bis 30 Pfd. und darüber. Der S. findet sich in allen Meeren der nördlichen Halbkugel, am häufigsten an den Küsten von Norwegen, Island, den Orkneyinseln u. Neufundland. Er ist ein gieriger Raubfisch, der sich gewöhnlich in bedeutender Tiefe aufhält, den Schwärmen der Häringe und Sardellen folgt, unter denen er große Verwüstungen anrichtet, aber auch von Dintenfischen, Krustenthieren, Holothurien 2c. sich nährt. Er ist ein geselliger Fisch, nähert sich zur Laichzeit in ungeheuren Schwärmen den Küsten und besucht vorzugsweise gern gewisse bis 100 Faden tiefe Bänke, unter denen an der amerikanischen Küste die Bänke von Neufundland, an der europäischen die Gründe des Westfjords bei der Gruppe von Lofoten die ergiebigsten Fischplätze sind. Hier versammeln sich zur Zeit des Fangs, welcher im europäischen Norden vom Februar bis April, bei Neufundland vom Mai bis August dauert, Tausende von Booten. An der Küste von Neufundland bedient man sich beim Fang fast ausschließlich langer Leinen, woran 10—20 mit Ködern (wozu besonders Kapeline, Mallotus villosus, u. Dintenfische, Sepia loligo, 2c. dienen) besetzte Angelhaken hängen, in Norwegen auch mit Vortheil großer Netze. Der Fischfang erstreckt sich an der Küste von Neufundland über einen Raum von 300 englischen Meilen. Die S.e steigen selbst in die Flüsse hinauf, einmal von Tausenden von Kapelinen, das andere Mal von Dintenfischen begleitet. Sie ziehen je nach der Temperatur und Nahrung bald nach Süden, bald nach Norden; die Jungen aber schwärmen den ganzen Sommer hindurch in allen Baien umher. Man bereitet die gefangenen Fische auf dreierlei Art zu. Durch das Trocknen derselben an der Luft auf Stäben, in sogenannten Windhäusern, erhält man den S., durch Einsalzen den **Laberdan**, durch Einsalzen und Trocknen den **Klippfisch**. Jedoch führen, auf die angegebene Art zubereitet, auch andere Fische, wie der gemeine Schellfisch, der Dorsch, Wittling 2c., jene Namen. Der S. heißt **Rundfisch**, wenn er vom Hals bis zum After, **Platt-** oder **Flachfisch** aber, wenn er bis zur Schwanzflosse aufgeschnitten ist. Bei Neufundland wird auch die Zunge eingesalzen u. unter dem Namen Kabeljauzunge als Delikatesse versendet. Die Köpfe werden frisch verspeist, die Gräten gedörrt und als Viehfutter oder zur Heizung benutzt. Auf den Lofoten werden Köpfe, Knochen, Gräten und Flossen getrocknet, gemahlen und mit den ebenfalls getrockneten Eingeweiden zu einem trefflichen Guano verarbeitet, der dem südamerikanischen nicht nachstehen soll. Die Leber wird abgesondert in Fässer geworfen, wo schon in Folge des Drucks und der Wärme das Oel, der sogenannte **Leberthran** (s. d.), ausläuft. Aus den Blasen bereitet man Fischleim (ichthyocolla), welcher in langen, bandförmig aufgerollten Streifen im Handel vorkommt. Den eingesalzenen Rogen und das eingesalzene Eingeweide benutzt man in Holland, Frankreich und Spanien zum Fang der Sardellen und Anchovis. Außer den vielen Millionen, welche gefangen werden, dienen die S.e auch verschiedenen Raubfischen und anderen Thieren zur Nahrung.

Stockfleth, Niels Joachim Christian Bibe, Apostel der Lappländer, geboren den 11. Januar 1787 zu Christiania, stand erst in schleswigischen und norwegischen Militärdiensten, studirte dann Theologie in Christiania und ward 1825 Prediger zu Vadsöe in Ostfinnmarken, in der Nähe des Nordkaps. Hier, sowie in Lebesby, ebenfalls in Ostfinnmarken, wohin er dann übersiedelte, war sein Streben auf Herstellung einer volksthümlichen lappländischen Literatur gerichtet. Es erschienen von ihm in lappländischer Sprache eine Fibel, eine Uebersetzung von Luthers „Kleinem Katechismus", Uebersetzungen der Evangelien, eine lappländische Grammatik (1840) u. A. m. Im Jahre 1839 von der Regierung seines Predigerdienstes enthoben, um ungestörter seinen Studien obliegen zu können, veröffentlichte er seitdem „Lappisk Sproglaere" (Christiania 1850), „Norsk lappisk Ordbog" (das. 1850), eine Untersuchung „Om de finske Sprogforholde i Finmarkens og Nordlandenes Amter" (das. 1851) u. A. m.

Stockholm, Län in Schweden, begreift den östlichen Theil von Upland (Roslagen) und den nordöstlichen Theil von Södermanland (Södertörn) und ist zu fast ⁴⁄₅ des Umfangs von der Ostsee und dem Mälar, die eine zahllose Menge von Buchten und Busen bilden und ebenso zahllose Inseln und Scheeren enthalten, umgeben, grenzt gegen Westen an die Läns Upsala und Nyköping und hat einen Flächenraum von 134,235 □Meilen mit 121,737 Einwohner. Die Küstenlandschaften zeigen im Allgemeinen die Beschaffenheit der Scheeren und sind bergig und bewaldet, Roslagen mehr als Södertörn, während weiter im Innern des Landes offene Ebenen mit Seen, Sümpfen und Wäldern und größere oder kleinere Bodenerhebungen abwechseln. An der westlichen Grenze, gegen den Upsalalän hin, beginnt die große upländische Ebene. Von der uralten Kultur Uplands zeugen unter Anderem zahlreiche Runensteine. Der Boden ist trotz bedeutender Sandberge im Ganzen fruchtbar und der Anbau des Landes vorzüglich. Man baut besonders Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Flachs 2c. Die Waldungen bestehen aus Fichten und Kiefern; die Buche kommt des rauhen Klima's wegen nur an geschützten Stellen fort. Außer dem Ackerbau sind Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht, Fischerei, Bergbau und Eisenhüttenbetrieb, Ziegel- und Kalkbrennerei Hauptnahrungszweige der Einwohner.

Stockholm, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Schweden, liegt am Ausfluß des Mälar in die Ostsee (Salzsee genannt), welche einen insel- und scheerenreichen Busen bildet, daher die Einfahrt schwierig ist. Die einzelnen Theile der Stadt sind: **Staden**, die eigentliche Stadt, in der Mitte des Ganzen auf einer Insel gelegen, mit engen, unregelmäßigen Gassen, mit den dazu gehörigen beiden kleineren Inseln **Riddarholm** und **Helgeandsholm** (Ritter- und Heiligengeistsinsel); **Södermalm** (d. i. südliche Vorstadt) im Süden, groß und regelmäßig gebaut,

aber sehr uneben, und durch 2 Zugbrücken, welche über die Schleuße zwischen dem Mälar- und dem Salzsee führen, mit der eigentlichen Stadt verbunden; Norrmalm (d. i. nördliche Vorstadt), im Norden, durch die aus gewaltigen Granitquadern erbaute, über den Helgeandsholm und die beiden Arme des Nordstromes zwischen dem Mälar- und der Salzsee führende, 380 Fuß lange, 64 Fuß breite, neunbogige Nordbrücke mit der Stadt und durch eine, 1861 vollendete, lange eiserne Brücke mit dem Skeppsholm (Schiffsinsel) verbunden, von wo eine hölzerne Brücke nach dem Kastellholm führt, welche beide Inseln die Etablissements der Marine enthalten; Kungsholm (Königsinsel), im Norden des Norrmalm, durch 2 hölzerne Brücken damit verbunden und die Anstalten für die Gesundheitspflege enthaltend; Ladugårdslandet (Meiereiland), im Nordosten von Norrmalm, aber damit zusammenhängend und die Kasernen enthaltend. Hierzu kommt noch die mit dem vorigen Stadttheil zusammenhängende Thiergartenstadt. Außerdem liegen bei Södermalm im Mälar, durch Brücken damit verbunden, die beiden Inseln Långholmen, mit Straf- u. Besserungsanstalt, und Reimersholmen. Die Stadt hat 32 Plätze, 302 Straßen und Gassen und umfaßt einen Flächenraum von 10608,88 magdeburger Morgen. Die eigentliche Stadt ist an der Salzsee und am Mälar mit einem Kai von Granit umgeben, welcher sich auch jenseits der Nordbrücke am Norrmalm noch eine gute Strecke fortsetzt und den Hafen begrenzt. An der Salzsee zieht sich eine breite Straße, die Schiffbrücke, hin, an der Westseite mit ansehnlichen Häusern besetzt, unter welchen die Bank, das Pack- oder Zollhaus und das Antiquitätenmuseum die hervorragendsten sind. Am Fuße des mit einem hohen Obelisk von Granit gezierten Schloßbergs steht hier auf einer künstlich geschaffenen Anhöhe die Statue Gustavs III., sowie am südlichen Ende auf einem freien Platze zwischen dem Mälarsee u. der Salzsee die Reiterstatue Karls XIV. Johanns. Plätze am Mälar sind: der mit der Statue Gustav Wasa's geschmückte Ritterhausplatz, an welchem das Rathhaus und das Ritterhaus stehen, und von wo man über eine Brücke auf den Riddarholm gelangt, welcher außer der als Pantheon und Königsgruft benutzten Riddarholmskirche, deren 302 Fuß hoher Thurm von Gußeisen 1839 aufgeführt ist, mit fast lauter öffentlichen Gebäuden (Haus der Reichsstände, Hofgericht ꝛc.) besetzt und mit der Statue des Birger Jarl († 1266), des Gründers der Stadt, geziert ist. Für den täglichen Verkehr bestimmt sind die Plätze Mönchbrücke, Fleischmarkt und Kornhafen. Die Plätze der inneren Stadt sind insgesammt klein; bemerkenswerth ist nur der große Markt wegen des stockholmer Blutbades vom 8. November 1520, mit dem schönen Börsengebäude. Unter den Plätzen auf Södermalm ist der Adolf-Frederiksplatz der größte. Auf dem Norrmalm sind gleich an der Nordbrücke der Gustav-Adolfsplatz, mit der Reiterstatue des Helden geziert und mit Palästen, worunter das königliche Theater, besetzt, dann der Brunkebergsplatz, der Heumarkt und der Platz Karls XIII., an 3 Seiten von Lindenalleen eingefaßt, an der vierten von der Salzsee begrenzt und mit der Statue des genannten Königs geziert; dicht dabei im Osten auf Blasiholm der erst neuerlich der See abgewonnene Berzeliusplatz, mit der Statue des berühmten Chemikers, sowie in der Nähe auf Ladugårdslandet der Norrmalmsplatz und der Ladugårdslandsplatz zu bemerken. Die eigentliche Stadt hat nur an der Westseite einige breite und regelmäßige Straßen, unter denen die große und kleine Neugasse (Stora und Lila Nygatan) die schönsten sind. Die schönsten Straßen hat Norrmalm, darunter die Regierungs- und Königinstraße (Drottninggata). Auf Ladugårdslandet ist die große Straße (Storgata) und auf Södermalm sind die Gothen- (Göth-) und Hornsstraße die längsten und schönsten. Die Häuser sind meist massiv von Stein erbaut; nur in den entlegensten Theilen der Vorstädte finden sich schlechte hölzerne Häuser, die aber mehr und mehr verschwinden, da jeder Neubau von Stein aufgeführt werden muß. Unter den Kirchen ist keine von besonderer architektonischer Bedeutung. Unter den weltlichen Gebäuden nimmt das königliche Schloß den ersten Rang ein. Es liegt auf einer Anhöhe am nördlichen Ende der eigentlichen Stadt, nach dem Brand des älteren Schlosses „Drei Kronen" 1697 — 1754 nach Nic. Tessins Plänen im edelsten neuitalienischen Styl aufgeführt und eines der schönsten Schlösser Europa's, bildet ein Viereck von 418½ Fuß Länge und 391½ Fuß Breite, mit 4 niedrigeren Flügeln an den Ecken und 2 halbrunden, freistehenden Flügelgebäuden an der Westseite. Das Schloß enthält eine schöne Kapelle, den Reichssaal, in welchem der Reichstag eröffnet und geschlossen wird, eine Bibliothek, eine Statuen- u. Gemäldegallerie und andere Sammlungen, für die jetzt ein besonderes Museum aufgeführt wird. Unter den Gebäuden der eigentlichen Stadt sind außer den schon erwähnten noch zu nennen der Palast des Oberstatthalters; in Södermalm die engeströmsche Bibliothek, der Bahnhof u. a.; in Norrmalm der Palast des Prinzen Oskar, die Malerakademie, die Gewerbschule, das Observatorium, das neue Museum u. a.; auf Kungsholm die Krankenhäuser und außerhalb der Stadt das neue Irrenhaus auf dem Konradsberg, die Artillerieschule Marienberg u. a. Die Stadt besitzt eine treffliche Wasserleitung seit 1861. Promenaden sind das Stromparterre, der Humle- (Hopfen-) garten, besonders aber der Thiergarten, im Osten der Stadt mit Villen, Wirthshäusern, Theater, Cirkus, dem königlichen Lustschloß Rosendal ꝛc. und mehre königliche Parks mit Lustschlössern. Im Westen dicht bei der Stadt liegt das Schloß Karlberg, jetzt Kriegsakademie, mit Park; daneben die Porzellanfabrik Rörstrand; am Ende von Norrmalm das königliche Lustschloß Haga mit Park, weiter Ulriksdal, u. 1½ Meilen von der Stadt entfernt auf der Mälarinsel Lofö Drottningholm, das schönste der königlichen Lustschlösser, mit herrlichen Parkanlagen. Die schönste Ansicht der Stadt und Umgegend gewährt der Garten Mosebacke (Mosesberg) auf Södermalm. S. ist Sitz der sämmtlichen höchsten Reichskollegien und Regierungsdepartements. Von wissenschaftlichen Anstalten hat die Stadt eine Akademie der Wissenschaften mit Sternwarte, naturhistorischen, ethnographischen

und anderen Sammlungen, sowie Akademien der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Alterthumskunde, der freien Künste, der Musik, der Kriegswissenschaften, des Landbau's (mit Versuchsfeld). S. besitzt zahlreiche öffentliche Lehranstalten, darunter 2 gelehrte Schulen, 53 Bürger- und Volksschulen und 5 Kleinkinderschulen. Fachschulen sind außer der genannten Artillerieschule und Kriegsakademie das karolinsche medicinisch-chirurgische Institut, das von Linz gestiftete gymnastische Centralinstitut, ein technologisches Institut, eine Handwerksschule, eine Navigationsschule, Veterinärschule, ein pharmaceutisches und Forstinstitut. Von Wohlthätigkeitsanstalten sind das große und das Freimaurerwaisenhaus, die murbeksche Erziehungsanstalt für arme Mädchen, ein großes Entbindungshaus auf Kungsholm, ein Taubstummen- und Blindeninstitut, das genannte Irrenhaus auf Konradsberg und mehre Hospitäler und Lazarethe zu bemerken. Die Bevölkerung der Stadt betrug 1860 116,972 Seelen. Die Industrie ist lebhaft. Die meisten Gewerbe werden fabrikmäßig betrieben; außerdem gibt es 11 Zuckerraffinerien, 29 Tabaksfabriken, 21 Seiden- und Bandfabriken, 14 mechanische Werkstätten, 9 Stearin- und Talgfabriken, 5 Lein- und Baumwollzeuchwebereien, 11 Lederfabriken, 2 Eisengießereien. Der Handel, der durch die Lage der Stadt und gute Häfen sehr begünstigt wird, ist zwar noch sehr lebhaft, doch hat S. in dieser Beziehung keine so hervorragende Stellung mehr unter den schwedischen Städten wie früher, da andere Städte Schwedens, namentlich Gothenburg, mit S. mit Erfolg rivalisiren. Drei Wasserwege führen durch die Scheeren zur Stadt: im Norden bei Furusund, im Osten bei Sandhamm und im Süden bei Landsort an Dolarö vorbei. Da aber diese Wege lang und schwierig sind und der Hafen jährlich 5 Monate lang durch Eis gesperrt ist, so ist die Anlage eines äußeren Hafens bei dem Gut Nynäs, etwa 7 Meilen von der Stadt, projektirt, welcher durch eine cirka 5 Meilen lange Zweigbahn mit S. in Verbindung gesetzt werden soll. Die Stadt besaß 1862 eine Handelsflotte von 112 Segelschiffen von 14,519 Lasten und 40 Dampfschiffe von 2561 Pferdekräften. Der Werth der Einfuhr betrug $35\frac{1}{2}$, der der Ausfuhr über 14, die Zolleinnahme über 5,2 Millionen Reichsthaler. Als Beförderungsmittel des Handels sind zu nennen die Reichsbank, die stockholmer Privatbank, die Börse, die Seeassekuranz 2c. Der Ton im Umgang nähert sich bei den höheren Ständen dem französischen. Die Stadt S. ist wahrscheinlich aus einem Fischerdorf entstanden, das auf einer der zahlreichen Inseln lag. Als 1187 die Esthen in Schweden einfielen, erbaute der König Knut Eriksson, um die Räuber abzuhalten, an der Stelle, wo jetzt S. liegt, ein Schloß, um welches sich nach und nach ein Flecken bildete, den König Birger zur Stadt erhob. Im Jahre 1339 wurde S. von der Königin Margarethe von Dänemark belagert und auf Befehl des gefangenen Königs Albert übergeben, dann aber auf 3 Jahre den Hansestädten eingeräumt. In der Nähe erfochten am 14. Oktober 1471 die Schweden unter Sten Sture jenen glänzenden Sieg über die Dänen, der der dänischen Herrschaft über Schweden ein Ende machte. Ein abermaliger Sieg ward hier 1497 von den Schweden über die Dänen erfochten. Christian II. belagerte die Stadt 1518 vergebens, nahm sie aber 1520 nach einer neuen Belagerung durch Vertrag ein, worauf das berüchtigte stockholmer Blutbad (s. Skandinavische Halbinsel, Königreich Schweden, Geschichte) erfolgte. In S. wurde 1720 der Friede zwischen Schweden, Preußen, Dänemark und Polen abgeschlossen. Vgl. Frisch, S., Berlin 1860.

Stockport, wichtige Fabrikstadt in England, am Einfluß des Thame in den Mersey (5 Brücken und großartiger Eisenbahnviadukt), $1\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Manchester, größeren Theils zur Grafschaft Chester, kleineren Theils zur Grafschaft Lancaster gehörig, liegt in romantischer Gegend an den Abhängen eines Felsens, ist daher eng und unregelmäßig gebaut, hat einen großen Marktplatz mit eisengedeckter Markthalle, 34 Kirchen und Bethäuser, eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, Krankenhaus, Theater, öffentliche Bibliothek, großartige Baumwollindustrie in allen ihren Zweigen, ferner Fabriken von Hüten, Seidenwaaren, Garn, Bürsten, Maschinen, Eisen- und Messingwaaren, Weberschiffen, lebhaften Handel und 54,681 Einwohner. S. ist einer der Knotenpunkte des Eisenbahnnetzes zwischen London, Birmingham, Manchester, Liverpool, Leeds, York und Hull und steht durch den Stockportkanal mit den Flüssen Dee, Ribble, Trent und Severn in Verbindung. Die Stadt wählt 2 Mitglieder in das Parlament.

Stocks (engl.), s. v. a. Aktien, insbesondere auch Staatsobligationen; Stockholder, der Eigenthümer solcher Papiere; Stock exchange (Stockbörse), in London die besondere Börse, auf welcher der Verkehr in S. sich bewegt; Stockbrokers, die hier beschäftigten Mäkler; Stockjobbers, die in S. spekulirenden Börsenspieler, die in der Regel Käufe und Verkäufe auf Lieferung, meist bloße Differenzgeschäfte, schließen, daher dergleichen Geschäfte als Stockjobberei (stockjobbery) bezeichnet zu werden pflegen; vgl. Börse.

Stockstadt, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Verwaltungsdistrikt Aschaffenburg, am Einfluß der Gersprenz in den Main und an der Eisenbahn von Aschaffenburg nach Darmstadt, welche hier auf einer steinernen Brücke über den Main führt, hat römische Alterthümer, Weinbau u. 1250 Einw.

Stockton upon Tees, Hafenstadt in der englischen Grafschaft Durham, links am Tees, $3\frac{1}{2}$ Stunden oberhalb seiner Mündung in die Nordsee, einer der Knotenpunkte des Eisenbahnnetzes zwischen Newcastle, Durham, York und Leeds, eine der schönsten Städte des nördlichen Englands, hat breite, regelmäßige Straßen, ein ansehnliches Rathhaus, 9 Kirchen, ein kleines Theater, Handwerkerinstitut, mehre Hospitäler, bedeutende Segeltuch-, Damast-, Drillich- und Leinweberei, Fabrikation von Tauwerk, Messing- und Eisengeräthen, Maschinenbauanstalten, Schiffswerfte, Brauerei, lebhaften Küstenhandel mit Steinkohlen, Blei, Alaun, Getreide, Butter, Käse, Fischen 2c. und zählt 13,357 Einwohner. In der Umgegend sind reiche Steinkohlenlager.

Stöber, Daniel Ehrenfried, deutscher Dichter, der sich besonders um Erhaltung deutscher Sitte und Sprache im Elsaß verdient gemacht hat, geboren den 9. März 1779 zu Straßburg, studirte zu Erlangen die Rechte und ließ sich sodann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder; † daselbst den 28. Dec. 1835. Außer „Gedichten" (3. Aufl., Stuttgart 1821) erschienen von ihm u. A. eine Sammlung prosaischer Schriften (Straßburg 1835 — 36, 4 Bde.) und „Das Leben Oberlins" (das. 1831). Auch seine Söhne, August, geboren den 9. Juli 1808 zu Straßburg, seit 1841 Professor am Kollegium in Mülhausen, und Adolf, geboren zu Straßburg den 7. Juli 1810, seit 1840 Pfarrer zu Mülhausen, haben in Dichtungen und Volksschriften die Sagen ihrer Heimat behandelt.

Stoechades Insulae (lat.), alter Name der hyèrischen Inseln.

Stoecharium (lat.), weißer Chorrock der höheren Geistlichkeit der griechischen Kirche.

Stöchiometrie (v. Griech.), chemische Proportions- oder Atomenlehre, die Lehre von den Gewichts- und Raumverhältnissen, nach welchen sich ungleichartige Materien zu neuen gleichartigen Körpern chemisch verbinden, wissenschaftlich zuerst von J. B. Richter gegen Ende des 18. Jahrhunderts und seitdem vielfach bearbeitet, unter Anderen von Meineke, Bischof, Döbereiner, Gay-Lussac, Berzelius, Liebig, Dumas, Laurent, Gerhardt u. A. Vgl. Meißner, Chemische Aequivalenten- und Atomenlehre, Wien 1834, 2 Bde.; Frickhinger, Katechismus der S., 2. Aufl., Nördlingen 1853; Schweigger, Ueber stöchiometrische Reihen, Halle 1853.

Stöckhardt, 1) Julius Adolf, ausgezeichneter Chemiker, geboren den 4. Januar 1809 zu Röhrsdorf bei Meißen, widmete sich zu Berlin der Pharmaceutik, besuchte dann England und Frankreich, ward 1839 Lehrer der Chemie und Physik an der Gewerbschule in Chemnitz und 1847 Professor der Agrikulturchemie an der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharandt. Früherhin besonders der gewerblichen Chemie, namentlich in Bezug auf Farbefabrikation beflissen, wandte er sich seitdem vornehmlich der Agrikulturchemie zu und erwarb sich namhafte Verdienste um Hebung der Landwirthschaft. Hervorzuheben sind von seinen Arbeiten: „Ueber Farben u. Giftfarben" (2. Aufl., Leipz. 1841); „Schule der Chemie" (12. Aufl., das. 1861), „Chemische Feldpredigten für deutsche Landwirthe" (4. Aufl., das. 1857), das „Guanobüchlein" (4. Aufl., das. 1854), „Der chemische Ackersmann" (das. 1855 ff.).

2) Ernst Theodor, ausgezeichneter landwirthschaftlicher Schriftsteller und Lehrer, geboren den 4. Januar 1816 zu Bautzen, wandte sich vom Studium der Theologie der Landwirthschaft zu, errichtete auf dem Rittergute Brösa bei Bautzen eine Lehranstalt für dieselbe, ward 1850 zum Professor der landwirthschaftlichen Disciplinen an der höheren Gewerbschule zu Chemnitz ernannt und wirkt seit 1861 zu Jena als Professor der Landwirthschaft und Direktor einer landwirthschaftlichen Lehranstalt. Seine literarischen Arbeiten finden sich meist in Zeitschriften, namentlich in der von ihm 1855 gegründeten „Zeitschrift für deutsche Landwirthe" und der „Landwirthschaftlichen Zeitung für Thüringen".

Stör (Acipenser), Fischgattung aus der Ordnung der Bedecktkiemer (Knorpelfische), charakterisirt durch die 5 Längsreihen großer Knochenschilder an den Seiten des Körpers, den gepanzerten, vierkantig-kegelförmigen Kopf, das zahnlose kleine, unten an der Schnauze stehende, vorstreckbare Maul, die Bartfäden unter der Schnauze, das hinter den Schläfen befindliche Spritzloch, die deutlichen Kiemendeckel, Eine Rückenflosse und die sehr große Schwimmblase. Sie steigen in ungeheuren Mengen aus den Meeren in die großen Flüsse, oft sehr weit hinauf. Ihr Fleisch ist schmackhaft, ihr Rogen liefert Kaviar (s. d.) und ihre Schwimmblase die Hausenblase (s. d.). Der gemeine S. (A. Sturio *L.*) hat einen kurzen, abgerundeten Rüssel von etwa $^1/_{12}$ der Körperlänge, am Leibe 5 Reihen starker, gekielter Schilder mit kleineren sternförmigen Knochenkernen dazwischen, ist blaugrau, oben dunkelblau, unten braungefleckt, 6—18 Fuß lang und 100—1000 Pfd. schwer. Er findet sich in allen europäischen Meeren, besonders in der Nord- und Ostsee, von wo er in den Rhein bis Straßburg, die Elbe bis Magdeburg, die Weser bis Hameln, die Oder bis Breslau 2c. hinaufsteigt. Aus dem schwarzen Meere geht er die Donau bis Ulm hinauf. Das Fleisch wird frisch, marinirt und gedörrt in den Handel gebracht. Große Exemplare geben an 100 Pfd. Kaviar. In Rußland, besonders in der Wolga, werden jährlich etwa 4 Millionen Pfund S.e gefangen. Auch der Esther (A. Gueldenstadii *Br.* et *R.*, russ. Osseter), mit kegelförmig abgestutztem, etwa $^1/_{20}$ der Körperlänge betragendem Rüssel, graubraun, am After rothgelb, 5 Fuß lang, im Baikalsee und dem kaspischen und schwarzen Meer und den darein mündenden Flüssen, hat ein schmackhaftes Fleisch und liefert Kaviar und Hausenblase. Der Serlet oder kleine S. (A. Ruthenus *L.*), mit pfriemenförmigem Rüssel von $^1/_{12}$ der Körperlänge, mit hakenförmigen Kielen versehenen, am Rücken und an der Seite dachziegelig stehenden Schildern, kaum 2 Fuß lang, obenher gelblichbraun, am Bauche weiß, findet sich im kaspischen und schwarzen Meere und in der Donau und anderen Flüssen, seltener in der Ostsee, und hat ebenfalls wohlschmeckendes Fleisch. Ueber den ebenfalls hierher gehörigen Hausen s. d.

Stör, 1) Fluß in Holstein, entspringt im Kirchspiel Neumünster, nimmt die Schwale und andere kleine Flüßchen auf und mündet unterhalb Glückstadt bei Störort in die Elbe, rechts. — 2) (Stuhr), Fluß in Mecklenburg-Schwerin, kommt aus dem schweriner See und mündet in die Elbe.

Stoffwechsel, die Gesammtheit aller derjenigen physikalischen und chemischen Vorgänge im Organismus, durch welche derselbe als solcher erhalten wird und in welchen das Leben besteht. Solche Vorgänge bedingen das Leben sowohl des thierischen als des pflanzlichen Organismus, und man bezeichnet daher die Kette der Vorgänge beim thierischen S. mit dem Namen der vegetativen Prozesse, weil der S. dasjenige ist, was die Pflanze mit dem Thiere, was also überhaupt die Organis-

men gegenüber den nichtorganisirten Naturkörpern miteinander gemeinsam haben. Man setzt den vegetativen Prozessen des thierischen Organismus die sogenannten animalen Prozesse gegenüber, welche dem Thiere ausschließlich, nicht auch der Pflanze zukommen, und welche in den eigenthümlichen, durch die Nerven vermittelten Vorgängen der Empfindung, Bewegung und der Seelenthätigkeiten bestehen. Kein Organismus kann selbstständig für sich bestehen, die Existenz jedes Thieres und jeder Pflanze ist an einen steten Wechselverkehr mit der Außenwelt, und zwar mit bestimmten Stoffen derselben gebunden. Der Organismus lebt, indem er fortwährend Stoffe mit der Außenwelt aufnimmt und andere Stoffe wieder an dieselbe abgibt. In Bezug auf den S. unterscheiden sich aber die Pflanzen sehr wesentlich von den Thieren, und zwar in der Weise, daß die Pflanze ihre Stoffe zumeist aus anorganischen Körpern (binären chemischen Verbindungen) entnimmt, welche sie in ihre Elemente gewissermaßen zu zerlegen und in sich zu höheren zusammengesetzten organischen Körpern (tertiären ꝛc. Verbindungen) umzubilden vermag. Das Thier dagegen nimmt hauptsächlich organische, von anderen thierischen und pflanzlichen Körpern abstammende Stoffe in sich auf und wandelt diese in eigene Leibessubstanz um, während die anorganischen Stoffe, die es aufnimmt, meist als solche wieder aus dem Thierkörper entfernt werden und keine besondere Umwandlung oder Zerlegung erleiden. Die Pflanze ist also gewissermaßen direkt oder indirekt die Vermittlerin zwischen dem Leben des Thierkörpers und der anorganischen Natur. Der S. im thierischen Organismus bildet eine sehr komplicirte Reihe von Vorgängen, deren einer immer den anderen bedingt und umgekehrt von ihm bedingt wird. Die Reihe aller dieser Prozesse ordnet sich etwa folgendermaßen an. Es werden gewisse Stoffe in den thierischen Körper durch die Lungen und den Darm aufgenommen. Diese Stoffe (Nährstoffe) sind in der atmosphärischen Luft, in den Speisen und Getränken aller Art enthalten. Die Nahrungsstoffe werden aufgesaugt, der Blutmasse einverleibt und erleiden in derselben oder bei der Auffaugung gewisse Modifikationen, indem auch sie durch ihre Aufnahme die Zusammensetzung des Blutes verändern. Das Blut wird allen den verschiedenen Organen und Geweben durch die Blutgefäße zugeführt und ernährt alle einzelnen Körpertheile, d. h. es gibt diejenigen Stoffe an dieselben ab, welche sie bedürfen, wenn sie gehörigerweise funktioniren sollen, und nimmt umgekehrt die bei der Funktion verbrauchten, abgenutzten Stoffe aus den Geweben wieder in sich auf. Diese letzteren, unbrauchbaren, in das Blut wieder zurückgelangten Stoffe werden nun alsbald aus dem Körper ausgeschieden, theils durch den Harn, theils durch die Ausathmungsluft, den Schweiß, Koth ꝛc. Die Physiologie des S.s umfaßt also die Lehre von der Auffaugung, der Ernährung, von den Aus- und Abscheidungen. Da diese Gegenstände schon anderweitig erörtert worden sind (s. Athmen, Ernährung, Nahrungsmittel, Absonderung, Harn ꝛc.), so bleibt hier nur die Aufgabe, eine Bilanz des gesammten thierischen Haushaltes aufzustellen, seine Einnahmen mit den Ausgaben zu vergleichen und die Wege zu betrachten, welche die einzelnen Stoffe innerhalb des Körpers von ihrer Aufnahme an bis zu ihrer Ausscheidung zurücklegen. Die Einnahmen des thierischen Körpers bestehen in dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft, welchen wir beim Athmen durch die Lungen in das Blut aufnehmen, und aus den Speisen und Getränken, deren für die Ernährung brauchbare Stoffe sammt dem meisten Wasser durch den Magen und Darm aufgesogen werden und in die Blutmasse gelangen. Was die Qualität der Nahrungsmittel anbelangt, so bedarf der Mensch zu seiner regelmäßigen Ernährung außer Wasser u. gewissen anorganischen Bestandtheilen (Salzen) mindestens noch je einen Repräsentanten aus der Gruppe der Eiweißkörper und der sogenannten Respirationsmittel (also ein Kohlenhydrat oder ein Fett). Diese verschiedenen Formen der Nahrungszufuhr haben eine sehr verschiedene Bedeutung für den S. Die Eiweißkörper dienen zum Ersatz der verloren gegangenen stickstoffhaltigen Körperbestandtheile, vorzugsweise zur Ernährung der Muskulatur, des Nervensystems und der Zellenparenchyme, während die Kohlenhydrate und Fette vorzugsweise zur Wärmebildung verwendet werden, das Wasser aber als allgemeines Auflösungsmittel der am S. betheiligten Substanzen fungirt. Der erwachsene Mensch ist gut genährt, wenn er bei mäßig bewegter Lebensweise täglich etwa einnimmt: 120 Gramm Eiweißkörper, 90 Gramm Fette und 330 Gramm Stärkmehl, in welcher Zufuhr das Verhältniß der stickstoffhaltigen zur stickstofflosen Substanz sich also wie $1:3^1/_2$ verhält. Diese Nahrungsmittel enthalten bereits genügende Mengen von anorganischen Bestandtheilen, denn den üblichen Kochsalzzusatz benutzen wir mehr als Würzung der Speisen, auch wird er sofort nach der Einfuhr unverändert wieder ausgeschieden. Die mittlere tägliche Wasserzufuhr beläuft sich auf etwa 2700—2800 Gramm. Mithin beträgt die Summe der täglichen Ersatzstoffe etwa $3^1/_3$ Kilogramm = $6^1/_3$—$6^1/_2$ Pfund, d. h. ungefähr $^1/_{20}$ des gesammten Körpergewichts. Durch die atmosphärische Luft nehmen wir in derselben Zeit etwa 750 Gramm = $1^1/_2$ Pfund Sauerstoff in uns auf. Da nun das Körpergewicht des gesunden erwachsenen Menschen im Allgemeinen als konstant betrachtet werden darf, so müssen bei ihm die durchschnittlichen täglichen Zufuhren genau die durchschnittlichen Abgaben decken. Die Stoffe, welche wir ausscheiden und die also die Ausgaben des Haushaltes bilden, sind Wasser, anorganische Salze, Kohlensäure und Harnstoff; die übrigen Ausscheidungsstoffe, wie Harnsäure, Hautfett ꝛc., sind so unbedeutend, daß sie bei der Bilanz des thierischen Haushaltes nicht weiter in das Gewicht fallen. Vergleicht man die genannten Ausscheidungsstoffe mit den Nährstoffen, so fällt sofort auf, daß die organischen Ersatzstoffe als chemische Körper von komplicirter Zusammensetzung in den Organismus aufgenommen werden, um diesen in Form sehr weniger, größtentheils anorganischer, einfacher Verbindungen wieder zu verlassen. Nur die Salze verändern sich während ihrer Wanderung durch den Körper nicht wesentlich, und

auch nahezu alles ausgeschiedene Wasser ist schon als solches in den Zufuhren enthalten gewesen. Ein gut beköstigter, gesunder Mensch verliert in 24 Stunden bei mäßig bewegter Lebensweise durch die Athmung 1230, durch die Hautausdünstung 670, durch den Urin 1766, durch den Koth 172 Gramm an seinem Körpergewicht, eine Ausgabe, welche die Summe der Einnahme unter gleichen äußern Verhältnissen annähernd deckt. Die Athmung scheidet demnach etwa 32, die Hautausdünstung 17, der Harn $46^1/_2$, der Koth $4^1/_2$ Procent der gesammten Exkretionsmasse aus. Und zwar scheidet die Athmung aus Wasser (330 Gramm) und Kohlensäure (1230 Gramm), die Hautausdünstung ebenfalls Wasser (660 Gramm) und Kohlensäure (9,8 Gramm), der Urin Wasser (1700), Harnstoff (40) und Salze (26 Gramm), der Koth Wasser (128 Gramm) und 53 Gramm andere meist organische Substanzen. Daraus ergibt sich, daß von den in den Körper aufgenommenen Substanzen das Wasser zu fast $^5/_6$ durch den Harn, der Kohlenstoff fast vollständig als Kohlensäure durch die Athmung, der Stickstoff und die Salze ebenfalls beinahe vollständig durch den Harn, der eingeathmete Sauerstoff aber an Kohlenstoff gebunden als Kohlensäure durch die Athmung wieder ausgeschieden wird. Ueber die Umwandlung der Aufnahmestoffe in Körpersubstanz s. Verdauung.

Die Statik des S.s darf aber nicht stehen bleiben bei der Bilanz der Einnahmen und Ausgaben, denn dafür, daß der Körper so viel Stoff zu seinen Zwecken verbraucht, einführt und wieder ausführt, muß er auch etwas leisten, und diese Leistungen, diese Kraftausgaben lassen sich, soweit sie sich außerhalb des Organismus zur Geltung bringen und nicht bloß dem Lebensprozeß des eigenen Organismus selbst dienen, immer auf zwei Hauptformen zurückführen, nämlich auf Wärme und mechanische Arbeit. Die abgegebene Wärmemenge sammt dem Maße der Arbeit machen also zusammen den Nutzeffekt der Nahrungsmittel für den Organismus aus, und man kann demnach mit Recht von einem mechanischen Aequivalent der Nahrungsmittel sprechen. Die Bilanz zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Körpers, wie wir sie oben gegeben haben, bezieht sich auf den Durchschnittsmenschen, der weder ungewöhnlichen äußern Einflüssen ausgesetzt ist, noch von einzelnen Funktionen, namentlich der Muskelthätigkeit, einen einseitigen Gebrauch oder Nichtgebrauch macht. Derselbe vollbringt ein bestimmtes Mittelmaß der Leistungen, d. h. von innern Bewegungen, von nach außen übertragener mechanischer Arbeit und von Wärmeeinheiten. Für die beiden letzteren Verausgabungen verlangt er ein bestimmtes Aequivalent an Zufuhren. Dafür ist er aber auch im Stande, diese Leistungen Tag für Tag in derselben Größe zu wiederholen, ohne daß sein Körpergewicht oder die proportionale Menge der Einzelbestandtheile seines Körpers wesentliche Veränderungen erleiden. Dieses Durchschnittsverhältniß kann aber bedeutend abgeändert werden, und zwar entweder durch Veränderung der Zufuhren; dann ändern sich natürlich auch die Leistungen, ja unter Umständen sogar der Körper selbst; oder durch Veränderung der Leistungen, welche nun wiederum eine entsprechende Modifikation der Zufuhren erheischt. Wenn die Zufuhren steigen, so sind zwei Erfolge möglich. Entweder nehmen die Verausgabungen in äquivalenter Weise zu, der Körper leistet jetzt mehr (an mechanischer Arbeit und Wärmebildung), aber er verändert sein Gewicht nicht. Oder die Verausgabungen steigen nicht oder doch nicht in gleichem Grade mit der Zufuhr; dann vermehrt sich das Körpergewicht, es wird mehr Stoff angesetzt. Werden die Zufuhren mäßig gemindert, so zehrt der Körper, in soweit das Bedürfniß nicht von außen her gedeckt wird, auf eigene Kosten, er verliert allmählig an Gewicht. Mit Abnahme der Körpermasse sinken auch die Umsetzungen, überhaupt die Leistungen; es muß aber ein Punkt kommen, wo die geminderten Zufuhren hinreichen, die nunmehrigen Verausgabungen zu decken. Auf diesem neuen Beharrungszustand bleibt der mager gewordene Körper stehen, und zwar, wenn die Zufuhren nur eine mäßige Herabsetzung erfahren haben, im Zustand relativer Gesundheit. Werden endlich die Zufuhren bedeutend geschmälert oder gänzlich aufgehoben, so magert der Körper ab, um so schneller, je beträchtlicher die Nahrungsentziehung; er wird immer leistungsunfähiger und geht endlich dem Hungertod entgegen. Der Gesammtstoffwechsel bewegt sich auch im normalen Zustand innerhalb einer bedeutenden Breite, das Körpergewicht wechselt nicht unbeträchtlich. Damit gehen aber auch Schwankungen der Funktionen Hand in Hand, doch gibt es genügende Ausgleichungsmittel, welche das Bestehen des Organismus sichern und ihn den jedesmaligen Verhältnissen anpassen. Eines der wichtigsten Ausgleichungsmittel besteht darin, daß der schlechtgenährte Körper wenig, der reichbeköstigte viel verausgabt. Auch die Individualität ist von dem verschiedensten und mannichfachsten Einfluß auf den S. Der Einfluß des Körperzustandes auf die Intensität und Richtung des S.s tritt besonders hervor in gewissen Krankheiten, wo der S. manchmal ganz sein gewohntes Gleis verlassen hat, z. B. in der Zuckerharnruhr (s. d.). Besonders interessante Beispiele hierfür bieten die heftigeren Fiebergrade. Beim Unterleibstyphus z. B. kann die tägliche Harnstoffmenge auf fast das Doppelte steigen, obschon der Kranke sich nicht bewegt und die stickstoffhaltige Zufuhr so gut wie vollständig abgeschnitten ist, er sich also unter Bedingungen befindet, unter welchen der normale Körper nur sehr wenig Harnstoff bilden würde. So verschieden auch der S. sich gestalten mag in Folge äußerer Verhältnisse oder im Individuum selbst liegender Ursachen, so handelt es sich doch dabei im Wesentlichen immer um dieselben Vorgänge, und zwar sogar unter den abweichendsten Bedingungen der Ernährung. Das hungernde Thier so gut wie das wohlgenährte scheidet Harnstoff, Kohlensäure und Wasser aus. Das Thier mag ausschließlich von Fleischnahrung oder von Pflanzenkost leben, der Organismus mag gesund oder schwer erkrankt sein, er mag gemästet, oder gehörig genährt, unzureichend beköstigt oder im Verhungern begriffen sein, er lebt zunächst immer nur auf Kosten seiner eigenen Bestandtheile. Der

S. wird somit zunächst ausschließlich bestimmt durch den jedesmaligen Zustand der Gewebe, Organe und Säfte des Körpers, und die uns noch unbekannten vitalen Energien der Gewebe und Organe geben bei der Bestimmung des Stoffumsatzes, der Anbildung wie der Rückbildung, sowohl in Bezug auf Qualität als Quantität, den Hauptausschlag. Vgl. Nahrungsmittel.

Stoicismus, Lehre, Wesen und Sinn der Stoiker (s. d.); streng moralisches oder vielmehr finsteres, freudenloses Leben.

Stoiker, griechische Philosophenschule, welche sich gleichzeitig mit dem Epikureismus entwickelte und ihren Namen von dem Orte Stoa hat, wo der Gründer derselben, Zeno aus Cyttium auf Cyprus, in Athen zu lehren pflegte (340—260 v. Chr.). Zeno's Lehrbegriff ward zum Theil im Kampfe mit der jüngeren Akademie durch seine nächsten Schüler und Anhänger, Cleanthes aus Assus in Troas, Chrysippus aus Soli in Cilicien (280—210 v. Chr.), bestimmter ausgebildet, während Andere, wie Ariston aus Chios und Heryllus aus Karthago, sich ihm vorzugsweise nur in der Strenge der sittlichen Denkart angeschlossen zu haben scheinen. Ein allgemeines Merkmal der stoischen Lehre liegt trotz der vielen zum Theil spitzfindigen und von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichenden Bestimmungen in dem Bemühen, die Philosophie in einer einfachen und gemeinverständlichen Form und mit vorherrschender Rücksicht auf das praktische Leben zu entwickeln, daher die eigentliche Bedeutung derselben auch in ihrer Ethik zu suchen ist, welcher sie zwar die Physik beiordnen, weil diese die allgemeinsten Grundbestimmungen für jene darbiete, die Logik aber unterordnen, so daß diese ihnen mehr für ein Werkzeug als für einen Theil der Philosophie gilt. In der Logik, die ihnen als Wissenschaft von den Unterscheidungszeichen des Wahren und Falschen galt und Erkenntnißtheorie nebst Grammatik und Rhetorik enthielt, ward die Erfahrung als Grundlage aller Erkenntniß statuirt, in sofern alle Vorstellungen in einem Leiden der Seele durch den Eindruck des Vorgestellten bestehen sollen. In Uebereinstimmung hiermit geht auch ihre Physik von dem Satze aus, daß Alles, was Ursache sei, Körper sei. Der Begriff des Körpers ist ihnen aber nicht durch die Ausdehnung im Raum und die Undurchdringlichkeit bestimmt, sondern wesentlich durch den Begriff des Thuns und des Leidens. Diesem Gegensatze zwischen Thun und Leiden gemäß unterscheiden sie die Materie als das qualitätslose Leidende und Gott als das thätige und bildende Princip, so jedoch, daß nicht das eine wirklich getrennt von dem anderen existire, sondern die wirkliche Kraft in dem Stoffe selbst vorhanden sei. Gott ist das immanente Princip, das ewige, vernünftige, Alles durchdringende und harmonisch zusammenhaltende Gesetz der Welt; diese in ihren einzelnen Erscheinungen die Darstellung und der Ausdruck jeder Urkraft in ihrem Wirken. Sowie daher die Welt vernünftig und göttlich ist, so hat auch jeder einzelne Theil seinen besonderen Antheil an der allgemeinen Vernunft. Diese bestimmte schon Zeno, sich an die Naturlehre des Heraklit anschließend, als ein denkendes, lebendiges Feuer, welches sich in stetigen Uebergängen und nach einem bestimmten unausweichlichen Gesetze in die Elemente und die daraus entstehenden besonderen Bildungen verwandele, um nach periodischem Kreislaufe wieder in die ursprüngliche Einheit zurückzukehren (Weltverbrennung). In genauem Zusammenhang mit der Physik der S. steht auch die Formel, in welcher sie den obersten Grundsatz der Ethik aussprechen, indem sie für den höchsten Endzweck die Uebereinstimmung mit der Natur erklärten. Ihr Bestreben, den Begriff der sittlichen Würde möglichst rein zu erhalten, zeigt sich nicht nur in dem Satze, daß alles Unsittliche (specifisch, wenn auch nicht dem Grade nach) gleich sei, sowie in der Ausschließung jedes Mittleren zwischen dem Guten und Bösen und in der näheren Bestimmung des sittlich Erlaubten und Gleichgültigen, sondern auch in der Schilderung des Weisen, dessen bis zur Paradoxie gesteigerte Merkmale (vollkommene Unempfindlichkeit gegen Alles, was nicht zur Tugend gehört, und untadelhafte Reinheit selbst bei unsittlichen Handlungen) sich zum Theil daraus erklären, daß sie die Unabhängigkeit der sittlichen Gesinnung, deren personificirtes Ideal der Weise ist, von der äußerlich erscheinenden Handlung und deren zufälligen Umständen so scharf als möglich hervorheben wollten.

Einer selbstständigen Fortbildung war das System an sich nicht fähig und konnte diese in einer Zeit, welcher die philosophische Produktivität überhaupt abging, nicht erhalten. Was bei den späteren S.n zu finden, ist entweder ein einfaches Festhalten an dem Ueberlieferten neben bloß formalen Aenderungen und literarischer Bearbeitung, oder eine beginnende Zersetzung des Systems in Eklekticismus, Synkretismus und Popularphilosophie. Ein bedeutender Schritt zur theilweisen Umbildung der stoischen Lehre, zugleich aber auch zu ihrer weiten Verbreitung geschah durch Panätius und Posidonius. Jener bezeichnet vorzugsweise die immer mehr hervortretende Tendenz zur Popularisirung des Systems, dieser die Neigung zum Eklekticismus und zu gelehrter Behandlung der Philosophie; Beide aber sind besonders wichtig dadurch, daß sie vorzüglich zur Verpflanzung der stoischen Lehre nach Rom beitrugen und dieser selbst denjenigen Charakter gaben, der sie dazu geschickt machte. Die stoische Philosophie hat auf manche Seiten des römischen Geistes und Lebens mittelbaren u. unmittelbaren Einfluß geübt, aber auch vom römischen Geiste bedeutende Rückwirkungen erfahren, indem sie aus den Schranken des Systems herausgetreten ist, die spekulativen Elemente mehr und mehr ausgeschieden, ihre Schroffheiten abgestreift und einen räsonnirenden, paränetischen, zum Theil frommerbaulichen Charakter angenommen und in fortgehender, innerer Zersetzung sich zur Popularphilosophie umgestaltet hat. Unter dem Despotismus der Cäsaren erhielt der Stoicismus einen politischen Charakter, denn zu ihm flüchteten sich größtentheils die Oppositionsmänner; er wurde politisch anrüchig und seine Anhänger wurden verfolgt, bis er mit Marcus Aurelius Antoninus auf den Kaiserthron kam und kaiserliche Fürsorge demselben noch einmal große Geltung und zahl-

reichen Anhang erwarb. Nach der Zeit der Antonine verschwindet er völlig aus der Geschichte durch Vollendung seiner innerlichen Zersetzung; die noch vorhandenen philosophischen Elemente desselben verlieren sich in den Neuplatonismus, dem sich schon die letzten S., besonders Antonin, sehr stark genähert hatten, oder gehen auf in dem allgemeinen philosophischen und religiösen Synkretismus, in welchem die antike Weltanschauung sich auflöste. Zum Christenthum hat sich der Stoicismus positiv und negativ verhalten, eine Verwandtschaft beider ist vielfach bemerkt und häufig überschätzt worden.

Stoische Philosophie, s. Stoiker.

Stoke upon Trent, Parlamentsdistrikt (parlamentary-borough) in der englischen Grafschaft Stafford, bildet einen großen, sich 2 deutsche Meilen in die Länge und 1 deutsche Meile in die Breite erstreckenden Komplex von Ortschaften, insgesammt The Potteries (d. i. Töpferorte) genannt, welche vom Trent und der hier nach Nord-Stafford abzweigenden london-liverpooler Eisenbahn durchschnitten werden, große Porzellan-, Steingut- und Töpferwaarenfabriken haben, insgesammt 101,207 Einwohner zählen und 2 Mitglieder in das Unterhaus wählen. Die Umgegend hat reiche Steinkohlen-, Marmor- und Thonlager. Die bedeutendsten Ortschaften sind: S., Burslem, Hanley, Lane-End und Turnstall-Court. Der gleichnamige Hauptort hat einen großartigen Bahnhof mit den bronzenen Statuen Wedgwoods und Mintons, ein schönes Stadthaus, zahlreiche Fabriken der genannten Art und 11,390 Einw.

Stola (lat.), langes, faltiges, bis auf die Knöchel herabreichendes Kleid der Matronen, mit spitzigen Aermeln und mit Fransen besetzt, ward auch vom Pontifex maximus und von den späteren Geistlichen zum Zeichen, daß sie dieses Priesters Gewalt mit der ihrigen vereinigten, getragen; jetzt Festgewand der katholischen Geistlichen, bei denen es jedoch nur aus einer langen breiten Binde von weißer Seide oder Silberstoff besteht, die, mit drei Kreuzen am Ende versehen, bei den Priestern über beide Schultern und die Brust kreuzweise, bei den Diakonen bloß über die linke Schulter nach der rechten Seite zu in Form eines Ordensbandes herabhängt. Sie ist zur Vornahme des Hochamts durchaus unentbehrlich und bei den Prälaten mit Perlen und Stickereien, an den Enden häufig auch mit Glöckchen verziert. Unter den Protestanten haben die Geistlichen der englisch-bischöflichen Kirche die S. beibehalten.

Stolberg (Stollberg), ehemalige Grafschaft am südlichen Fuße des Harzes im nördlichen Thüringen, deren Gebiet, 5³/₄ □Meilen groß, seitdem die Landeshoheit auf Preußen übergegangen ist (seit 1815), 2 Standesherrschaften, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, bildet. Die gleichnamige (S. am Harz) Haupt- und Residenzstadt der Standesherrschaft Stolberg-Stolberg hat 3 evangelische Kirchen, ein Residenzschloß der Grafen von Stolberg mit Bibliothek, Pulver-, Schrot- und Zündhütchenfabrikation, ein Eisen- und Kupferbergwerk und 2725 Einwohner.

Stolberg, altadeliges Geschlecht aus Thüringen, das bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht und dessen Stammland die Grafschaft Stolberg in Thüringen ist. Schon 1412 in den Reichsgrafenstand erhoben, vermehrte es seinen Besitz durch Erwerbung der Grafschaften Hohenstein, Wernigerode, Königstein, wovon jetzt nur noch Gedern und Ortenberg dem Hause angehören, Wertheim und Rochefort in Belgien, sowie des hennebergischen Fleckens Schwarza. Von den beiden Linien, in welche sich das Geschlecht früher theilte, der Harz- und der Rheinlinie, erlosch erstere 1631. Letztere theilte sich 1638 in die Linien: S.-Wernigerode, S.-S. und S.-Roßla. Die erste hat außer der Grafschaft Wernigerode mit Schwarza im Harz noch große Besitzungen in Schlesien, dem Großherzogthum Hessen und Hannover und wird gegenwärtig durch Graf Otto von S., geboren den 30. Okt. 1837, repräsentirt. Dieser Linie gehörten an: Graf Ferdinand von S., geboren den 18. Oktober 1775, starb den 20. Mai 1854 zu Peterwaldau als preußischer Geheimerath, und Graf Anton von S., geboren den 23. Oktober 1785, starb den 11. Juli 1854, der bis 1840 Oberpräsident der Provinz Sachsen und von 1842—48 zweiter Chef des Ministeriums des königlichen Hauses war. Seine Söhne, Graf Friedrich von S., geboren den 17. Jan. 1804, u. Graf Eberhard von S., geboren den 11. Mai 1810, sind lebenslängliche Mitglieder des preußischen Herrenhauses, letzterer seit Aug. 1866 Präsident desselben. Die Linie S.-S., die ein Areal von 3¹/₄ □Meilen besitzt, blüht in dem Hauptaste, repräsentirt durch den Grafen Alfred von S., geboren den 23. Nov. 1820, preußischen Standesherrn, u. einem Nebenaste, dessen Chef derzeit Graf Günther von S., geboren den 22. November 1820, ist. Ein Oheim desselben war Graf Joseph von S., geboren den 12. August 1804, starb den 5. April 1859 zu Mecheln, bekannt durch die Stiftung des Bonifaciusvereins (s. d.) Der Stifter dieses Nebenastes war Graf Christian Günther von S., starb den 22. Juni 1765 als dänischer Geheimerath, der Vater vom Grafen Christian von S. (s. d.) und Grafen Friedrich Leopold S. (s. d.). Die Linie Stolberg-Roßla, deren Besitzungen in Preußen, dem Großherzogthum Hessen und Anhalt-Bernburg 5¹/₂ □Meilen beträgt, wird gegenwärtig durch Graf Karl von S., Standesherrn in Preußen und Hessen, geboren den 1. Aug. 1822, vertreten.

Stolberg, 1) Christian, Graf zu S., der Aeltere, deutscher Dichter, der Linie Stolberg-Stolberg angehörig, geboren zu Hamburg am 15. Okt. 1748, Sohn des Grafen Christian Günther, dänischen Geheimeraths, studirte 1769—74 zu Göttingen, wo er mit zu dem dortigen Dichterbunde gehörte, erhielt 1777 die Amtmannsstelle zu Tremsbüttel in Holstein und vermählte sich hier mit der in vielen seiner Gedichte gefeierten Luise, Wittwe des Hofjägermeisters von Gramm, einer gebornen Gräfin von Reventlow. Nach 23jähriger musterhafter Verwaltung seines Amtes legte er dasselbe (1800) nieder und lebte fortan den Seinen und den Musen auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen. Er † am 18. Januar 1821. Seine Muse charakterisirt mehr Anmuth als hochfliegende Begeisterung. Seine kleineren Gedichte (Elegien, Lieder, Balladen &c.) sind mit

denen seines Bruders zuerst 1779 in Leipzig (neue Aufl. 1822) erschienen; ebenso die „Schauspiele mit Chören" (Leipzig 1787), von denen ihm „Belsazar" und „Otanes" angehören. Beiden Brüdern gemeinsam sind auch die „Vaterländischen Gedichte" (Hamburg 1815), in welchen sie freilich an die neue Zeit einen veralteten Maßstab legten. Christoph lieferte außerdem „Gedichte aus dem Griechischen" (Hamburg 1782) und eine Uebersetzung des Sophocles (Leipzig 1787, 2 Bde.) in fünffüßigen Jamben, die für ihre Zeit nicht ohne Werth waren. Seine sämmtlichen poetischen Arbeiten befinden sich in der Ausgabe der „Werke der Brüder S." (Hamburg 1821—26, 22 Bde.).

2) Friedrich Leopold, Graf zu S., jüngerer Bruder des Vorigen, berühmt als Dichter und Schriftsteller, geboren am 7. November 1850 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt, gehörte in Göttingen, wo er von 1769 an studirte, gleichfalls zu dem erwähnten Dichterbunde. Nach Beendigung der Universitätsstudien wurde er als königlicher Kammerjunker dem dänischen Hofe attachirt und bekleidete später (1777) den Posten eines lübecker Chargé d'affaires bei der dänischen Regierung. Vermählt (1782) mit der mehrfach von ihm besungenen Agnes, einer Gräfin von Witzleben, lebte er mehre Jahre ganz seinem häuslichen Glücke und den Musen. Nach dem Tode seiner Gattin bekleidete er den Gesandtschaftsposten in Berlin u. schritt hier 1790 zu einer zweiten Vermählung, mit der Gräfin Sophie von Redern. Von Berlin begab er sich 1791 mit dem Charakter eines Präsidenten der fürstbischöflichen Regierung nach Eutin, wo er mit Voß den alten Bund der Freundschaft neu knüpfte und durch ihn wieder zu literarischer Thätigkeit angespornt wurde. Nach einer Reise durch die Schweiz und Italien legte er 1800 seine sämmtlichen Aemter nieder, zog nach Münster und trat mit Weib und Kindern (die älteste, später dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählte Tochter ausgenommen) zur römisch-katholischen Kirche über. Von S.s alten Freunden machten namentlich Voß und Jacobi ihrem Unwillen über den Abtrünnigen durch den Druck, ersterer auf ebenso derbe und bittere als letzterer auf eine würdevolle Weise Luft. Vgl. Schott, Voß und S., oder der Kampf des Zeitalters 2c., Stuttgart 1820. S.s literarische Thätigkeit beschränkte sich seitdem fast ausschließlich auf seine „Geschichte der Religion Jesu Christi" (15 Bde., Hamburg 1811—18, nebst Register, 1824; fortgesetzt von Fr. von Kerz, Bd. 19—45, Mainz 1825—46), die durchgehend von der geistigen Befangenheit ihres Urhebers zeugt, und ascetische Produkte, die aber kein Blättlein mehr in den Lorbeerkranz S.s flechten konnten. „Gedichte", „Schauspiele mit Chören" und „Vaterländische Gedichte" gab er mit seinem Bruder gemeinsam heraus. Als Dichter ist S. durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen und Satiren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaiker durch seinen Roman „Die Insel" (1788) und durch seine etwas weitschweifige „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien" (1794), als Uebersetzer durch die Iliade, Plato's auserlesene Geschichte, vier Tragödien des Aeschylus und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit und Erhabenheit der Gedanken und Bilder. In seinen früheren Gedichten spricht sich überall das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft, Freiheit und alles Edle aus. Seine „Jamben" (Leipzig 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile seiner Zeit. Sein „Leben Alfreds des Großen" (Münster 1818) zeichnet sich durch seine einleitende Darstellung der angelsächsischen Geschichte und Gründlichkeit aus, leidet aber an religiöser Befangenheit. S. † auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück am 5. December 1819; kurz zuvor hatte er „Ein Büchlein von der Liebe" geschrieben. Seine Werke füllen den größten Theil der angeführten „Werke der Brüder S." Vgl. Nicolovius, F. L., Graf zu S., Mainz 1846, mehr apologetische Parteischrift als Lebensbeschreibung, und Menge, Graf F. L. S. und seine Zeitgenossen, Gotha 1863, 2 Bde.

Stolgebühren (jura stolae), die Gebühren, welche die Geistlichen für kirchliche Handlungen, namentlich Taufen, Trauungen und Begräbnisse, beziehen. Eigentlich sollten diese Handlungen unentgeltlich verrichtet werden, doch waren von Anfang freiwillige Gaben (Oblationen) zugelassen, und diese sind nach und nach in Ermangelung eines anderen besseren Ersatzes zur regelmäßigen Observanz geworden. Schon zu Ende des 5. Jahrhunderts war eine Taxe für alle geistlichen Verrichtungen vorhanden; doch floß das von den Laien dafür in den Opferstock der Kirche gelegte Geld noch im 6. Jahrhundert der Kirchenkasse zu, den davon den Pfarrern ihren Antheil gab. Gegen die Habsucht der Geistlichen bei der Einforderung der S. mußten Synoden öfters gesetzlich einschreiten, und die Synode zu Konstantinopel 692 hob sogar alle Taxen auf u. gestattete nur die Annahme freiwilliger Gaben. Da aber bereits seit dem 6. Jahrhundert jeder Parochus befugt war, die S. für sich allein einzunehmen, die dadurch zu einem Parochialrechte geworden waren, so konnten jene Taxen um so leichter wieder Eingang finden. Aber im 16. Jahrhundert wurden die S., die man als zufällige Einnahmen jetzt Accidenzien zu nennen pflegt, ein durch die Behörden bestätigtes Recht, und hin und wieder waren selbst fremde Konfessionsverwandte, wenn sie innerhalb der betreffenden Pfarrei wohnten, zur Zahlung derselben an den Pfarrer verbunden, was sich auf besondere Staatsgesetze gründete, wodurch eine Kirche zur herrschenden gemacht und deren Geistlichen allein öffentliche Glaubwürdigkeit für ihre Kirchenbücher verliehen worden war.

Stollberg (Stolberg), 1) Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk u. Kreis Aachen, 3/4 Meilen östlich von Aachen, an der Vichte, einem Nebenflüßchen der Inde, hat eine katholische Kirche, ein Kloster der Schwestern vom armen Kinde Jesu, mehre Streich- u. Kammgarnmaschinenspinnereien, Drahtziehereien, Fabriken für Tuch-, Leder-, Messing-, Eisen- und Blechwaaren, Nägel, Kratzen, Maschinen, chemische Produkte, mehre Kupferhämmer, Zinkschmelz- und Glashütten, Bierbrauereien, ergiebige Steinkohlen-, sowie Galmei-, Kupfer-, Eisen- und Blei-

gruben und 7889 Einw. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Sitz eines Gerichtsamts, hat ein Schloß (Hoheneck) mit Arbeitshaus, eine chemische Fabrik, starke Strumpfwirkerei, Tuch-, Piqué-, Woll- u. Baumwollfabrikation, Gerberei, Schieferbrüche, Farberdegruben und 5263 Einwohner.

Stolle, Ludwig Ferdinand, deutscher Belletrist, geboren den 29. Sept. 1806 zu Dresden, studirte zu Leipzig die Rechte und Staatswissenschaften, widmete sich aber dann zu Grimma und Dresden der Literatur. Seine Werke (Lpz. 1847, 25 Bde.; Familienausgabe unter dem Titel „Des Dorfbarbiers ausgewählte Schriften", das. 1853 bis 1855, 24 Bde., nebst 2 Suppl., das. 1856; 2. Aufl. 1857 f.) enthalten historische Romane, z. B. „1813", „Elba und Waterloo", „Napoleon in Aegypten", komische Romane und viele kleinere Erzählungen. Auch „Lyrische Gedichte" (3. Aufl., Grimma) hat S. veröffentlicht, und von 1844—63 redigirte er das humoristisch-politische Volksblatt „Der illustrirte Dorfbarbier". Seit 1853 gab er demselben das illustrirte Familienblatt „Die Gartenlaube" bei, das dann selbstständig erschien und ungemeine Verbreitung fand.

Stollen, s. Bergbau.

Stolpe, 1) Küstenfluß in Hinterpommern, entspringt aus dem Stolpersee im Regierungsbezirk Danzig, nimmt die Butow und Schottow auf, wird für kleine Fahrzeuge bald schiffbar und mündet nach einem Laufe von 20 Meilen unterhalb der Stadt S. bei Stolpemünde in die Ostsee. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, am gleichnamigen Flusse, hat ein altes Schloß, 3 evangelische Kirchen (darunter die Marienkirche mit schönem hohen Thurme und die im 13. Jahrhundert erbaute Schloßkirche), eine Kapelle, ein evangelisches Fräuleinstift, eine höhere Bürgerschule, ein Invalidenhaus, bedeutende Tuchmanufaktur, Leinweberei, Bernsteinverarbeitung, Hut-, Band-, Stärke- und Tabaksfabrikation, einen Kupferhammer, Fischerei, Handel, Schifffahrt, besuchte Wollmärkte und 13,922 Einw. (ohne 532 Mann Soldaten).

Stolpemünde, Flecken in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Stolpe, an der Mündung der Stolpe, mit Seehafen, Schifffahrtsvorbereitungsschule, lebhaftem Handel und 1118 Einwohnern.

Stolpen, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, an der Wesenitz, auf einem steilen Basaltberge, Sitz eines Gerichtsamts, hat ein dreithürmiges altes Schloß, in welchem die Gräfin Cosel (Geliebte August des Starken) von 1716 bis zu ihrem 1765 erfolgten Tode gefangen saß, eine königliche Stammschäferei, ein Monument des Königs Friedrich August, Leinweberei, Strumpfwirkerei und 1408 Einwohner.

Stolz, das Gefühl persönlicher Vorzüge und die damit verbundene Aeußerung im Handeln. Der S. ist edel, wenn sich dieses Gefühl auf Vorzüge, die in dem allgemeinen Sittengesetze begründet sind, bezieht und den Menschen bestimmt, nichts zu thun, was ihn derselben wieder verlustig macht oder seine moralische Natur entwürdigt; werden die wirklich vorhandenen Vorzüge jedoch überschätzt, oder ist das auf eingebildete Vorzüge gegründete Benehmen mit einem Geringschätzung Anderer ausdrückenden Betragen verbunden, so heißt dies Hochmuth, und in sofern sich derselbe vorzüglich durch äußern Prunk und auffallendes Gepränge sichtbar macht, Hoffahrt.

Stolze, Heinrich August Wilhelm, namhafter Stenograph, geboren den 20. Mai 1798 in Berlin, besuchte das joachimsthalsche Gymnasium daselbst, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten, nahm aber beschränkter Vermögensverhältnisse wegen eine Anstellung im Bureau der berliner Feuerversicherungsanstalt an und beschäftigte sich nebenbei mit Privatunterricht in Sprachen und Geschichte. Seit 1820 machte er besonders die Stenographie zum Gegenstand seines Studiums und gründete seine Methode derselben, bei welcher es ihm nicht allein auf Kürze und Geläufigkeit, sondern auch auf Vollständigkeit, Unzweideutigkeit und Leichtfaßlichkeit ankam, auf K. F. Beckers Laut- u. Wortbildungslehre. Er veröffentlichte: „Ausführlicher Lehrgang" (Berl. 1852, 4. Aufl. 1861) und „Anleitung zur deutschen Stenographie" (15. Aufl., das. 1863). Seit 1850 Vorsteher des stenographischen Bureau's der zweiten preußischen Kammer, † S. den 8. Jan. 1867.

Stolzenau, Marktflecken in der ehemals hannöverischen (seit 1866 mit Preußen vereinigten) Landdrostei Hannover, Grafschaft Hoya, an der Weser, Sitz eines Amts, hat Garnspinnerei, Leinweberei, Seifenfabrikation, Tabaksbau, Fischfang (besonders Lachse), Schifffahrt und 1525 Einw.

Stolzenfels, Bergschloß in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, am linken Rheinufer, bei dem Dorfe Kapellen, ¾ Meile oberhalb Koblenz, war, um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut, im Mittelalter häufig die Residenz der Erzbischöfe von Trier. Im Jahre 1689 ward sie von den Franzosen in Trümmer gelegt. Unter Benutzung derselben ward das Schloß 1836—42 mit einem Kostenaufwand von 350,000 Thalern nach Schinkels Plan im mittelalterlichen Styl in großartiger Art neu aufgeführt. Seitdem durch neue Anbauten noch erweitert, erhielt es namentlich durch die 1845 im reinsten altdeutschen Styl vollendete Schloßkirche mit 2 schlanken Spitzthürmen eine wesentliche Verschönerung. Das Innere des Gebäudes ist mit Freskogemälden reich geschmückt, namentlich der kleinere Rittersaal mit trefflichen Darstellungen von H. Stilke, und enthält Antiquitäten 2c. Von den Thürmen und Zinnen des Schlosses aus eröffnen sich die herrlichsten Prospekte über den Rhein.

Stoma (griech.), Mund, Mündung.

Stomacace (v. Griech.), s. v. a. Mundfäule, s. Skorbut.

Stomachica (sc. remedia, lat.), Magenmittel, besonders magenstärkende Mittel.

Stomachus (lat.), der Magen; auch der Magenmund; die Speiseröhre.

Stone, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, am Trent, Grand-Trunkkanal und der london-liverpooler Eisenbahn, hat eine lateinische Schule, ein Handwerkerinstitut, bedeutende Schuhmacherei, Gerberei und 4509 Einwohner.

Stonehaven, Hauptstadt der englischen Grafschaft Kincardine, an der Mündung des Cowie und Carron in die Nordsee und an der schottischen Nordosteisenbahn, hat einen Hafen, ein Stadthaus, Gefängniß, eine Freischule, Segeltuch- und Thonpfeifenfabrikation, Lachsfang, Handel, Schifffahrt und 3009 Einwohner.

Stonehenge (engl., d. i. hängende Steine), merkwürdige Ueberreste wahrscheinlich eines Druidentempels in der englischen Grafschaft Wilts, 2 Stunden nördlich von Salisbury unweit des Fleckens Amresbury, bestehend aus zahlreichen roh bearbeiteten Pfeilern von 18—20 Fuß Höhe, 6—7 F. Breite und $2^1/_2$—3 F. Dicke.

Stoney-Stratford (Stony-Stratford), Stadt in der englischen Grafschaft Buckingham, am Ouse und Grand-Junctionkanal und unweit der Eisenbahn von London nach Birmingham, hat Spitzenklöppelei, Viehhandel und 2005 Einw.

Stoppine (ital.), Werglunte, Zündschnur; am Perkussionsgewehr der Kegel, auf welchem das Zündhütchen aufsitzt.

Stonington, Stadt im nordamerikanischen Staate Connecticut, Grafschaft Newlondon, am Long Island Sound des atlantischen Oceans, Endpunkt der Providence-Stoningtoneisenbahn, hat einen sehr guten, durch Dämme geschützten Hafen, Leuchtthurm, Seebäder, Handel, tägliche Dampfschiffverbindung mit Newyork und Boston, Fischerei und 6000 Einwohner.

Storaxbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Styrax *L.*

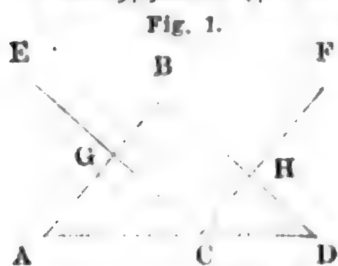
Storch (Ciconia), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Reiher, charakterisirt durch den langen, geraden, ziemlich dicken, nach vorn verschmälerten, in gleicher Linie mit der Stirn verlaufenden Schnabel ohne Nasenfurchengrube und die nicht gezähnelte Kralle der Mittelzehe, über die ganze Erde verbreitete Vögel, welche keine Stimme haben, nur mit dem Schnabel klappern und ihre Nahrung aus dem Thierreich nehmen. In Europa gibt es nur 2 Arten, den weißen und den schwarzen S. Der weiße S. (C. alba *Bechst.*, Ardea Ciconia *L.*) ist weiß mit schwarzem Schwanz und schwarzen Schwungfedern und $3^1/_4$—$3^3/_4$ Fuß lang. Der 6 Zoll lange Schnabel und die Füße sind bei den Alten roth, bei den Jungen heller und mit Schwärzlich gemischt. Der S. bewohnt die Sümpfe und Wasser darbietenden Ebenen Europa's, Asiens u. Afrika's, fehlt nur im höheren Norden und ist auch in England selten, in Norddeutschland, wo er gewöhnlich um Mitte März erscheint, um nach Mitte August wieder wegzuziehen, dagegen sehr häufig. Er baut sein Nest am liebsten auf die Dächer der Häuser in Städten und Dörfern, und zwar aus groben Reisern, und weiß es sehr geschickt zu befestigen, so daß es den Stürmen trotzt. Das wiederkehrende Paar bezieht stets das alte Nest wieder, u. es gibt Storchnester, die über 100 Jahre alt sind, indem nach dem Absterben des alten Paars stets ein neues einzieht. Der S. ist allenthalben ein gern gesehener Gast, der mitunter selbst abergläubische Achtung genießt, indem sein Nest das Haus gegen Blitz und Feuersgefahr schützen soll. Auch bei den mohammedanischen Völkern wird er sehr respektirt, weil er zur Verminderung schädlicher Reptilien viel beiträgt. Er nährt sich von Fröschen, Schlangen, selbst giftigen, Eidechsen, nackten Schnecken, Regenwürmern, Mäusen, Maulwürfen, mancherlei Insekten und macht sich dadurch sehr nützlich, verschlingt aber auch viele kleine Nestvögel, die er im Grase antrifft. Das Weibchen legt 2—5 weiße Eier und brütet sie gemeinschaftlich mit dem Männchen innerhalb 3 Wochen aus. Man kann die Jungen leicht zähmen, so daß sie auf dem Hofe unter dem andern Geflügel herumlaufen und selbst ihre Wanderung vergessen. Den Winter bringen unsere Störche in verschiedenen Gegenden Afrika's, namentlich in Aegypten, zu, und höchst wahrscheinlich brüten sie dort abermals. Ihr Flug geht schwimmend u. mit wenigen, in langen Zwischenräumen auf einander folgenden Flügelschwingungen vor sich, ist aber sehr schnell. Sie schlafen auf Einem Beine, stecken den Schnabel dabei in die Halsfedern, putzen sich gern und halten sich sehr reinlich. Der schwarze S. (C. nigra *Bechst.*, Ardea nigra *L.*) ist schwärzlich, im Alter mit grünem und Purpurschiller, an Brust und Bauch weiß. Seine Länge beträgt 3 Fuß, der wie die Füße rothe Schnabel mißt 6 Zoll. Sein eigentliches Vaterland ist Rußland und Sibirien bis an die Lena, von wo er des Winters nach Süden zieht, bisweilen auch nach Deutschland kommt, wo er auf Bäumen nistet. Er hat die Lebensweise des vorigen, ist aber weit scheuer. Eine besondere Abtheilung bilden die Riesenstörche oder Marabu's, die sich durch den dreikantigen Schnabel, den nackten Kopf und Hals und die Größe von den anderen Störchen unterscheiden und nur in der heißen Zone leben. Hierher gehört der Marabu (C. Marabu *Tem.*, Adjutant). Derselbe ist dunkelaschgrau, mit schwarzblauen Schwingen und schwarzblauem Schwanz, weißer Unterseite u. an der Mitte des Halses mit wurstförmigem Hautsacke versehen. Er wird 5—7 Fuß hoch, spannt im Fluge 14 F. u. hat 3 F. hohe Füße. Am Bürzel ist er mit langen, seidenartigen Federn geschmückt, welche als Marabufedern zum Kopfputz der Frauen verwendet werden, aber sehr hoch im Preise stehen. Diese Federn sind sehr fein zerschlissen und so leicht, daß eine 12 Zoll lange und 7 Zoll breite Feder nur 8 Gran wiegt. Von Farbe sind sie bläulichgrau oder rein weiß. In der Umgegend von Kalkutta werden die Marabu's, wie bei uns die Gänse, heerdenweise aufgezogen, gehen auch in den Straßen der genannten Stadt ungestört umher, weil es bei Strafe verboten ist, sie zu tödten, da auch sie viele lästige Reptilien und Insekten vertilgen. Unächte Marabufedern werden meist von Pfauen, Störchen und mehren ausländischen Vögeln genommen. Der Argala-Kropfstorch oder Riesenstorch (C. Argala *Tem.*) ist ebenfalls 6—7 Fuß hoch und findet sich auf dem indischen Festlande, wo er sich in den Städten und den Dörfern einfindet und wie der Marabu nützt und geachtet wird. Auch er liefert schöne Marabufedern zum Damenputz.

Storch, Ludwig, einer derjenigen Dichter, welche in Deutschland das Feuer der Vaterlandsliebe und Freisinnigkeit schürten, als es noch nicht Mode war, nationale und liberale Politik zu spielen. Am 14. April 1803 in Ruhla bei Eisenach geboren, ward er für den Kaufmannsstand be-

stimmt, betrat aber aus innerem Drange die wissenschaftliche Laufbahn, die er in Gotha und Nordhausen vorbereitete und in Göttingen und Leipzig vollendete. Nach Leipzig war der Student bereits verehelicht gekommen; Noth und Beruf halfen wohl zusammen, ihm die Ausbeutung seines poetischen Talents dem Studium der Theologie vorziehen zu lassen. Von jetzt an ward S. einer der fleißigsten und gelesensten Roman- und Novellendichter, und er verdiente diese Bevorzugung vor dem Heere der Leihbibliothekenversorger, weil seinen Arbeiten nie weder der wohlgewählte geschichtliche Hintergrund, noch eine würdige Tendenz und edle Haltung der Durchführung und Sprache fehlte. Der brave Kern und warme Schlag seines Herzens fühlte sich aus jeder seiner Dichtungen heraus. Sein äußeres Leben war dabei ein vielfach bewegtes. Zweimal, einmal in der wagelustigen Jugend, das andere Mal in der sorgenvollen Manneszeit, versuchte er durch buchhändlerische Spekulationen in Gotha seiner Familie eine sicher fließende Einnahmequelle zu eröffnen, beide Male zu seinem großen Schaden, und ein noch später (1850) in Nordhausen begründeter Kindergarten erlag dem Verbot der preußischen Regierung. Auch sein Wohnsitz war ein wechselnder, obwohl Thüringen, das von ihm so schön u. oft besungene, immer die stärkste Anziehungskraft behielt. Er lebte erst in Leipzig und Gotha, dann in Stuttgart und wieder in Leipzig und in Gotha, u. als ihn hier mancherlei Gehässigkeit drückte, in Nordhausen, hierauf in der Waldstille von Georgenthal, in Waltershausen und in Franken, hier erst bei Baireuth, dann in Stettfeld a. M., dann sogar in Ungarn und später in rastlosem Umhertreiben bald im Süden, wie in Regensburg, bald im Norden, wie in Hamburg, Lübeck, Wandsbeck, endlich wieder in Thüringen, in Freiburg an der Unstrut und zuletzt wieder in Franken, vornehmlich in und um Würzburg. Von seinen Schriften hat Ernst Keil in Leipzig eine Gesammtausgabe besorgt, deren Ertrag dem Dichter ausschließlich zu Gute kommt (Leipzig 1853 ff., 31 Bde.), ebenso von seinen gesammelten Gedichten (1853). Sein größtes Werk ist „Ein deutscher Leinweber" (Leipzig 1846—50, 9 Bde.), zu seinen beliebtesten Dichtungen gehören: „Der Freiknecht" (1829), „Die Freibeuter" (1832), „Der Jakobsstern" (1836), „Die Heideschenke" (1837), „Max von Eigl" (1844) und „Leute von gestern (1853). Geschätzt ist ferner sein „Wanderbuch durch den Thüringerwald". Auch in politischer Journalistik („Thüringer Bote" und mit L. Köhler „Deutscher Volksbote") versuchte er sich, jedoch bei seinem für jene Zeit noch sehr gewagten Freimuth ohne Erfolg im damaligen Publikum.

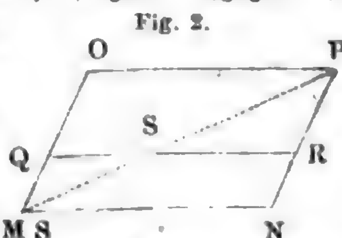
Storchschnabel (Pantograph, früher Affe), Instrument zur Uebertragung von Zeichnungen in verkleinertem oder auch vergrößertem Maßstabe, beruht auf der Lehre von der Aehnlichkeit der Figuren u. wird nach verschiedenen Systemen konstruirt.

Fig. 1.



In seiner einfachsten Konstruktion (Fig. 1) besteht es aus 4 einander gleichen und parallelen Linealen AB, BD, EC und CF, welche in den Durchschnittspunkten B, C, G, H durch Stifte an einander befestigt und um diese beweglich sind. Bei A ist das ganze Instrument um einen Stift beweglich, der am Tische befestigt ist, bei D befindet sich ein Griffel, der auf den Linien des Originals hinbewegt wird; bei C ein Stift, welcher die Kopie im verkleinerten Maßstabe zeichnet; bei B ein Fuß, auf welchem das Instrument ruht. Soll eine vergrößerte Kopie gezeichnet werden, so wird der Zeichenstift bei D, der Griffel für das Original bei C angebracht. Griffel, Stift u. Fuß müssen natürlich von gleicher Höhe sein. Die Zusammenfügung der Lineale ist der Art, daß AG = GC = BH und GB = CH HD ist. Daraus folgt, daß, mag man dieselben zusammenschieben oder ausziehen, wie man will, immer GBCH ein Parallelogramm, Winkel ADC = ABD, Dreieck AGC und ABD einander ähnlich sind und die Punkte A, C und D immer in gerader Linie bleiben. Demnach bleibt das Verhältniß AC : AD stets gleich dem durch die Verbindung der Lineale gegebenen festen Verhältnisse von AG : AB. Wird nun D auf dem Umfang einer Figur hinbewegt, so bildet die Linie AD in ihren verschiedenen Lagen lauter von dem festen Punkte A ausgehende Strahlen, die sämmtlich in C in demselben Verhältnisse von AG : AB getheilt werden; mithin steht auch der von C durchlaufene Weg in demselben Verhältnisse zu dem von D durchlaufenen. Ganz dasselbe ist es, wenn C auf dem Original hinläuft und D eine vergrößerte Kopie zeichnet. Von der Genauigkeit der Dimensionen des Instruments, von der Vermeidung eines todten Ganges in Gewinden und Stiften hängt natürlich die Genauigkeit der Kopie ab, die übrigens im verkleinerten Maßstabe immer größer sein wird als im vergrößerten. Um mit demselben Instrument die Kopien in verschiedenen Verhältnissen fertigen zu können, sind die Lineale mit genauer Eintheilung versehen und die Zapfen bei G und H auf Hülsen angebracht, die sich an den Linealen hin- und herschieben und mittelst der Eintheilung in einem gegebenen Verhältnisse befestigen lassen. Eine neuere, etwas abweichende Einrichtung des S.s ist folgende (Figur 2).

Fig. 2.



Man fügt zu den 4 in einem steten Parallelogramm MNOP um Gewinde beweglichen Linealen noch ein fünftes, ebenfalls bewegliches, QR, welches MN parallel bleibt und in S den Zeichenstift enthält. Dann bleibt S stets in der Diagonale MP und zeichnet u. durchläuft, wenn M der feste Punkt ist u. P auf dem Original sich hinbewegt, einen Weg, der dem von P durchlaufenen ebenfalls ähnlich ist, und zwar im Verhältnisse von MS : MP = MQ : MO. Die Lineale MO und QR müssen beide eine genaue Eintheilung haben, und QR muß an MO, S auf QR verschiebbar sein, damit man das Verhältniß MQ : MO beliebig nehmen und S in demselben Verhältnisse stellen kann. Diese Einrichtung ist für die Genauigkeit jedenfalls vortheilhafter, weil die Schwere des

Instruments ziemlich gleichmäßig auf beiden Seiten der zeichnenden Stifte ruht, während sie bei der ersten gänzlich auf einer Seite liegt.

Storchschnabel, Pflanzengattung, s. v. a. Geranium *L.*

Storkow, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Beeskow-Storkow, am Dolgensee, aus welchem hier ein schiffbarer Kanal (storkowscher Kanal) zur Dahme führt, mit großer Schäferei, starker Tuchmacherei und Leinweberei und 2097 Einwohnern.

Storm, Theodor, deutscher Dichter und Novellist, geboren den 14. Okt. 1817 zu Husum, lebte daselbst als Advokat, verlor aber 1853 als Deutschgesinnter sein Amt und ward hierauf erst als Gerichtsassessor zu Potsdam, dann als Landrichter zu Heiligenstadt angestellt. Er veröffentlichte treffliche Novellen, u. A. „Ein grünes Blatt" (3. Aufl., Berl. 1861) u. „In der Sommermondnacht" (das. 1860), und „Gedichte" (Kiel 1853; 3. Aufl., Berl. 1857) und gab heraus „Deutsche Liebeslieder" seit J. Ch. Günther (das. 1859).

Stormarn, Landschaft in Holstein, im südlichen Theil des Herzogthums, bildet ein Dreieck, welches im Norden durch die Stör von dem eigentlichen Holstein, im Osten durch die Trave von Wagrien und durch die Bille von Sachsen-Lauenburg und im Südwesten durch die Elbe von Hannover geschieden wird. Die Landschaft besteht aus der Grafschaft Rantzau, der Herrschaft Pinneberg mit der Stadt Altona und den Aemtern Tritau, Reinbeck, Tremsbüttel und Steinburg, sowie mehren Städten, worunter Glückstadt. Die Landschaft, stets mit Holstein denselben Fürsten unterthan, war in der ältesten Zeit eine Grafschaft, ward aber mit Holstein von Kaiser Friedrich III. 1474 zu einem Herzogthum erhoben.

Stornaway, Hafenstadt auf der schottischen Hebrideninsel Lewis, an der Ostküste, mit schöner Kirche, 2 Schulen, frequentem Hafen, Härings- und Stockfischfang und 2587 Einw.

Storniren (v. Ital.), im Hauptbuch einen begangenen Schreib- und Rechnungsfehler verbessern, welches aber nicht durch Ausstreichen, noch weniger durch Radiren, sondern nur durch Ab- oder Zuschreiben geschehen darf. Dieses Verfahren heißt Storno; im Haben wird eine solche Post mit pr. Storno, im Sollen mit An Storno eingetragen.

Storsjö (Storsee), See im schwedischen Jämtlandlän, enthält mehre Inseln und steht durch den Ragunda mit der Indalself in Verbindung.

Storthing, die reichsständische Versammlung von Norwegen, s. Skandinavische Halbinsel, Königreich Norwegen.

Story, Joseph, nordamerikanischer Staatsmann und Rechtsgelehrter, geboren den 18. Sept. 1779 zu Marblehead bei Boston, ward als Advokat in seiner Vaterstadt 1806 in das Unterhaus in Massachusetts gewählt, 1811 zum Richter an dem alljährlich sich in Washington zur Kongreßzeit versammelnden Bundesgerichtshof berufen und zugleich zum Professor der Rechte an der Hochschule zu Cambridge bei Boston ernannt. Als solcher hatte er über Naturrecht, Völkerrecht, See- und Handelsrecht, Billigkeitsrecht und Staatsrecht der Vereinigten Staaten zu lesen und verfaßte über fast alle diese Disciplinen Lehrbücher, die auch in England für klassisch gelten. Das für Deutschland bedeutendste unter diesen Werken sind die „Commentaries on the constitution of the United-States" (Boston 1833, 3 Bde.; deutsch im Auszuge, Lpz. 1838). Nach diesen sind hervorzuheben seine „Miscellaneous writings, literary, critical, juridical and political" (Boston 1835). S. † den 10. Sept. 1845 zu Cambridge.

Stosch, Philipp, Baron von, namhafter Kunstkenner, geboren den 22. März 1691 zu Küstrin, widmete sich theologischen u. humanistischen Studien und suchte dann auf großen Reisen seine Kenntniß der alten Kunstdenkmäler, deren Studium später die Hauptaufgabe seines Lebens blieb, auszubilden. Vorzugsweise forschte er nach geschnittenen Steinen und erwarb sich in Beurtheilung derselben eine große Sicherheit. Später lebte er als englischer Agent in Rom und seit 1731 in Florenz, wo er bis zu seinem den 7. Nov. 1757 erfolgten Tode einen ungemein reichen Schatz von Kunstsachen aller Art, Landkarten, Kupferstichen, Zeichnungen (324 Folianten, jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien), Bronzen, Münzen, besonders aber geschnittenen Steinen ansammelte. Den danach zusammengestellten Katalog gab Winckelmann unter dem Titel „Description des pierres gravées du feu Baron de S." (Flor. 1760) heraus; S. selbst hatte schon früher die Schrift „Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae" (Amsterdam 1724) veröffentlicht. Friedrich II. kaufte 1770 S.' Hauptsammlung, mit Ausnahme der etrurischen Gemmen, die nach Neapel verkauft waren, der Prinz von Wales die Sammlung von Abgüssen neuerer Münzen. Eine überaus reiche Sammlung Schwefelabgüsse alter Steine wurden Tassia's Eigenthum. Eine gute Auswahl von Gemmen aus dem stoschschen Kabinet, welche das Merkwürdigste der alten Mythologie zusammenfassen, nebst Anmerkungen und Erläuterungen findet sich in Schlichtegrolls „Dactyliotheca Stoschiana" (Nürnb. 1797—1805, 2 Bde.).

Stoß, das Zusammentreffen eines in Bewegung befindlichen Körpers mit einem anderen ebenfalls in Bewegung oder in Ruhe befindlichen Körper. In Beziehung auf die Richtung, in welcher beide Körper zusammentreffen, macht man folgende Unterschiede. Man nennt den S. central, wenn die Richtung, in welcher er erfolgt, mit der Verbindungslinie der Schwerpunkte beider Körper zusammenfällt; ist diese Bedingung nicht erfüllt, so nennt man ihn excentrisch. Ferner nennt man den S. gerade, wenn die Richtung, in welcher er erfolgt, auf der Berührungsfläche beider Körper senkrecht steht, ist dies nicht der Fall, so nennt man ihn schief. Die Wirkungen des S.es können sehr verschiedenartig sein (Formveränderung, Zertrümmerung 2c.); in Beziehung auf die Bewegungen, welche die Körper nach dem S. haben werden, können sie aber nur abhängig sein von den den Körpern vor dem S. innewohnenden Bewegungsgrößen und von dem Grade der Elasticität der Körper. Stoßen zwei unelastische Körper, die sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten in derselben Richtung fortbewegen, zusammen, so findet zunächst eine gegenseitige Zusammendrückung Statt, welche beendet

ist, wenn die Geschwindigkeit beider Körper, die nun gleichsam nur Einen Körper bilden, die gleiche geworden ist. Die Größe der Endgeschwindigkeit ergibt sich, wenn man die Summe der Bewegungsgrößen durch die Summe der Massen dividirt. Bei gleichen Massen bewegen sich also die Körper nach dem S. mit einer Geschwindigkeit, welche der halben Summe ihrer ursprünglichen Geschwindigkeiten gleich ist. Jeder S. unelastischer Körper ist aber mit einem Verlust an lebendiger Kraft verbunden, welche auf die Veränderung der Formen beider Körper verwendet wird. Bewegen sich beide Körper in entgegengesetzten Richtungen, so ist ihre Bewegungsgröße nach dem S. gleich der Differenz der Bewegungsgrößen, welche die Körper einzeln vor dem S. besaßen. Die Körper bewegen sich also mit dem halben Unterschied ihrer ursprünglichen Geschwindigkeiten in der Richtung der größeren Geschwindigkeit fort. Beim geraden centralen S. elastischer Körper findet zunächst ebenfalls eine gegenseitige Zusammendrückung Statt, bis die Geschwindigkeit beider Körper die gleiche geworden ist. Von diesem Augenblick an dehnen sich die Körper wieder aus und entfernen sich von einander. Sind sie vollkommen elastisch und ist durch den Druck, S., die Elasticitätsgrenze nicht überschritten worden, so springt jeder Körper mit einer Kraft zurück, welche dem vorher erlittenen Drucke gleich ist, indem er seine ursprüngliche Gestalt vollkommen wieder annimmt. Sind die Massen beider Körper einander gleich, so werden sie nach dem S. ihre ursprünglichen Geschwindigkeiten vertauscht haben, jede wird sich mit derjenigen Geschwindigkeit bewegen, welche der andere vor dem S. besaß. Ein Kraftverlust findet nicht Statt, da eine bleibende Formveränderung nicht herbeigeführt wird. Die auf das Zusammendrücken der Körper verwendete Wirkungsgröße wird durch die dem Körper innewohnende Elasticität wiedererzeugt.

Stoß, Veit, altdeutscher Bildhauer, besonders Holzschnitzer, auch Maler und Kupferstecher, neben Adam Krafft und Peter Vischer einer der bedeutendsten nürnberger plastischen Künstler, geboren 1490 zu Nürnberg, † daselbst erblindet 1542. Sein bekanntestes Werk ist der englische Gruß in der Lorenzkirche zu Nürnberg, ein anderes nicht weniger treffliches ein großes Krucifix nebst Maria und Johannes auf einem Altar in der Sebalduskirche daselbst.

Stoßheber, s. Heber.

Stoßvogel, s. v. a. gemeiner Habicht, Falco palumbarius *L.*

Stottern und **Stammeln**, Bezeichnung der fehlerhaften Sprachweisen, regelwidrigen Lautbildungen und Lautverbindungen, welche nicht auf einem Mangel in dem anatomischen Bau der Sprachorgane, sondern lediglich auf mangelhafter Beherrschung derselben durch den Willen beruhen. Dieser Fehler ist namentlich bei jüngeren Individuen sehr häufig. Er tritt zurück oder verschwindet, wenn das stotternde Individuum für sich allein spricht, wenn es singt, mit Pathos deklamirt ꝛc. Sobald aber diese den Stotternden unbefangen machenden Einflüsse wegfallen, so tritt ein Mißverhältniß zwischen den Bewegungen ein, welche zur Lautbildung, und denjenigen, welche zur Ausathmung dienen. Der Stotternde verweilt nämlich bei seinen Sprechversuchen unwillkürlich auf der jeweiligen Artikulation der Sprachorgane zu lange und vermag den Vokal derselben nicht unmittelbar anzufügen, so daß der exspiratorische Fluß der Sprache durch die zur Lautbildung erforderlichen Muskelaktionen nicht momentan, wie beim normalen Sprechen, sondern anhaltend unterbrochen wird. Merkel bezeichnet daher das Stottern einfach als einen Sprachfunktionsfehler, der darin besteht, daß die Muskelkontraktionen, die wir zum Zweck der Lautbildung vornehmen, nicht von den Ausathmungsbewegungen überwunden werden können, wie es eigentlich geschehen sollte. Dieses Mißverhältniß in der Wirkungsweise der Muskeln hängt ab von dem gestörten Nerveneinfluß, durch welchen sich der Wille auf die betreffenden Muskelgruppen geltend macht. Das Mißverhältniß beruht wahrscheinlich zum großen Theil auf einem angebornen Moment, welches wir nicht näher kennen, zum Theil aber sicher auch in einer falschen Erziehung u. Gewöhnung der beiden genannten Muskelgruppen. Ist der Fehler des Stotterns einmal in der Kindheit entstanden, so wächst er von der Zeit an, wo sich das Gemüth mehr entwickelt und wo das Gefühl der Angst und Scham mächtig wird, bis zu einem gewissen Grade, der oft wahrhaft entsetzlich ist, ohne daß jedoch die Fähigkeit, jenes Mißverhältniß durch Ruhe und Willenskraft zu beseitigen, jemals ganz verloren geht. Das Stottern äußert sich bei verschiedenen Subjekten verschieden, je nach der Individualität, dem Bildungsgrad und der Gemüthsstimmung der betreffenden Person. Die Hauptverschiedenheiten im Stottern entstehen durch die Art u. Weise, wie sich die daran Leidenden beim Sprechen zu helfen suchen. Manche Stotternde trennen den Konsonanten geradezu vom Vokal, der dazu gehört, ganz ab, und suchen dann möglichst schnell die anfangs tonlose Exspiration zu vokalisiren, andere suchen durch gewisse Mitbewegungen den Vokal herbeizuführen, noch andere wiederholen die vorhergehende Silbe mehrmals, um so eine Art Anlauf zu gewinnen, oder sie bringen die gewünschte Silbe nur unvollkommen hervor und wiederholen sie in dieser Form gleichfalls mehre Male, in der Hoffnung, sie werde endlich in vollkommnerer Weise hervorkommen, oder sie schieben da, wo sie es für nöthig halten, einen Hülfslaut ein, der die Kombination herstellen soll. Es gibt aber auch Individuen (besonders Mädchen), welchen die Artikulation der reinen Vokale mehr Schwierigkeiten macht als die der Konsonanten, während die Mehrzahl der Stotternden mehr bei den Sprachlauten, die in der hinteren oder vorderen Mundgegend erzeugt werden, zu stottern pflegt. Die Beseitigung des Stotterns erfordert immer längere Zeit und Geduld, zumal wenn das Uebel schon lange gedauert hat und der Stotternde über die erste Jugend hinaus ist. Der Stotternde muß tief einathmen, mit voller Lunge und mit enger Stimmritze ausathmen lernen; die gewaltsame Aktion der lautbildenden Organe muß mechanisch verhindert und der Fluß der Rede durch rhythmische Hülfsmittel herbeigeführt und erhalten werden. Zu

diesem Zwecke müssen besondere sprachgymnastische Uebungen unter der Leitung eines mit der Natur des Stotterns vertrauten Lehrers angestellt werden. Abgesehen von dem eigentlichen Stottern gibt es auch noch eine Unfähigkeit, gewisse Sprachlaute zu bilden; diese Sprachfehler pflegt man als Stammeln zu bezeichnen. Die Fehler, welche man hierzu rechnen muß, sind fast so zahlreich, als es verschiedene Buchstaben gibt. Sie sind entweder die Folge einer angebornen oder erworbenen Abnormität eines Artikulationsorgans (Geschwulst der Zunge, der Mandeln, Gaumendefekte, Hasenscharte u. dergleichen), oder die Folge fehlerhafter oder mangelnder Uebung und Gewöhnung. Endlich gibt es auch ein Stammeln, welches auf einer fehlerhaften Verbindung der Silben zu Wörtern u. der Wörter unter einander, in gestörtem Redefluß, in undeutlicher und schlechter Aussprache überhaupt besteht. Diese Art des Stammelns gibt sich im Allgemeinen dadurch zu erkennen, daß zwar alle Laute für sich richtig ausgesprochen werden können, daß die Kranken auch ohne Anstoß zu singen und deklamiren vermögen, daß dagegen beim gewöhnlichen konversationellen Sprechen aus einer gewissen Befangenheit, Hastigkeit oder Aengstlichkeit der normale Fluß und Rhythmus der Rede dergestalt gestört wird, daß manche Silbe und noch mehr Vokale verschluckt, unterdrückt, apostrophirt, andere Vokale und Silben oder selbst ganze Wörter auf der andern Seite aber auch mehrmals, und zwar in großer Schnelligkeit wiederholt werden, bis endlich das nächste Wort glücklich herausgebracht ist. Bei Kindern, namentlich bei Mädchen von 9—10 Jahren, kommt ein ähnlicher Sprachfehler oft als Symptom des kleinen Veitstanzes vor und verschwindet auch wieder mit diesem Leiden. Gebildetere Personen, welche in der Jugend an einem solchen Fehler litten, lernen zuweilen allmählig den Fluß der Rede dadurch herstellen, daß sie beliebige fremdartige Töne, Silben oder selbst Worte (in welchen besonders der Laut ng und gn vorwaltet) stellenweise ihrer Rede beimischen und damit die Pausen und Unterbrechungen ausfüllen, welche sonst entstehen würden. Vgl. Merkel, Anthropophonik, Leipz. 1856.

Stour, der Name von vier Flüssen in England: 1) entspringt in der Grafschaft Dorset und mündet in der Grafschaft Southampton in den Avon; 2) in der Grafschaft Essex, fällt bei Harwich in die Nordsee; 3) in der Grafschaft Kent, fällt unterhalb Sandwich in die Nordsee; 4) in der Grafschaft Worcester, mündet in den Severn; er wird vom Staffordshire-Worcesterkanal begleitet.

Stourbridge, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, westlich von Birmingham, am Stour und der Eisenbahn von Gloucester nach Wolverhampton, hat 7 Kirchen, eine Markthalle, lateinische Schule, wichtige Fabrikation von Glas und Glaswaaren, Wollzeuchen und Schmelztiegeln, Eisenwerke und 8166 Einw. In der Nähe sind ergiebige Eisen- und Steinkohlengruben.

Stourdza, moldanische Bojarenfamilie, die ihren Ursprung von den im 15. Jahrhundert nach der Moldau eingewanderten Turzos ableitet. Gregor S. war unter dem Fürsten Kallimachi Kanzler der Moldau und leitete die Abfassung des 1817 erschienenen moldauischen Gesetzbuchs. Johann S. war von 1822—28 Hospodar der Moldau (s. Walachei, Geschichte). Auch sein Sohn Michael S., geboren den 14. April 1795, bekleidete seit 1834 diese Würde, machte sich aber so verhaßt, daß er am 1. Mai 1849 der Herrschaft entsagen mußte; er lebt seitdem zu Paris. Sein zweiter Sohn, Gregor S., geboren 1821, steht als Muklis Pascha in ottomanischem Staatsdienst. Alexander S., geboren 1788, Sohn eines moldauischen Bojaren, der als politisch Kompromittirter 1792 nach Rußland auswanderte, erhielt seine Bildung in Deutschland und suchte sich nach seiner Rückkehr nach Rußland der dortigen Regierung als loyaler Publicist bemerklich zu machen. Seine Schrift „Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche“ (deutsch, Leipzig 1817) erwarb ihm die Würde eines russischen Staatsraths. Auf dem Kongreß zu Aachen schrieb er im Auftrag seines Kaisers ein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne“ (deutsch in den „Politischen Annalen“ 1819), worin er unter anderen ungerechten Urtheilen über Deutschland namentlich die deutschen Universitäten als Pflanzschulen revolutionären Geistes und des Atheismus hinstellte. Die bedeutendsten Gegenschriften sind „Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne“ (Aachen 1818) und von Krug in „Anti-Sturdza“ (Leipzig 1819). S. zog sich 1819 nach Dresden zurück, wo er sich mit einer Tochter Hufelands verheirathete, und 1820 auf seine Güter in der Ukraine, und lebte später zu Odessa, sich der Einrichtung und Leitung wohlthätiger Anstalten, unter Anderem eines Diakonissenvereins, widmend. Er † den 13. (23. Juni) 1854 zu Mansyr in Bessarabien. Von seinen übrigen Schriften ist hervorzuheben „La Grèce en 1821“ (Leipzig 1822).

Stourport, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, südwestlich von Birmingham, an der Mündung des Stour in den Severn und an der Eisenbahn von Gloucester nach Wolverhampton, hat lebhaften Handel mit Getreide, Obst und Steinkohlen und 2900 Einwohner.

Stowe, Dorf in der englischen Grafschaft Buckingham, $1\frac{1}{2}$ Stunden nordwestlich von der Stadt Buckingham, mit prächtigem Palast, großartigem Park und trefflichem Gestüt, war bis 1848 Landsitz des Herzogs von Buckingham, bei dessen damals erfolgtem Bankerott Gestüt, Mobiliar, Bibliothek, Gemäldesammlung u. sonstige Kunstschätze versteigert, der Palast selbst aber, da er als Familienmajorat nicht veräußert werden durfte, zum Besten der Gläubiger vermiethet wurde. Der Park enthält großartige Wasserkünste, einen 70 Fuß hohen Obelisk, eine 170 Fuß hohe, dem Andenken Cobhams geweihte Säule, eine Menge Tempel, darunter einen mit Büsten berühmter Engländer, 2c.

Stowe, Harriet Beecher-, s. Beecher 2).

Stowmarket, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, nordwestlich von Ipswich, am Gipping (Orwell) u. an der Eisenbahn von London nach Norwich, hat Fabriken in Leinen- und Hanfzeuch, Segeltuch und Tauwerk, Eisengießerei, Gerstenhandel und 3531 Einwohner.

Stoy, Karl Volkmar, namhafter Pädagog, geboren den 22. Januar 1815 in Pegau, studirte

zu Leipzig und Göttingen Theologie, ward 1839 Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Weinheim an der Bergstraße und ging 1842 nach Jena, wo er sich als Privatdocent der Philosophie habilitirte und ein pädagogisches Seminar, sowie eine Erziehungsanstalt gründete. Im Jahre 1845 ward er zum Professor der Philosophie, 1857 auch zum Schulrath ernannt; 1865 folgte er einem Ruf an die Universität zu Heidelberg. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Schule u. Leben" (Jena 1844 ff.), „Hauspädagogik" (Leipzig 1855) und „Encyklopädie der Pädagogik" (das. 1861).

Strabane, Stadt in der irländischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, am Foyle (hier Mourne genannt), hat einen Gerichtshof, ein Zucht- und Arbeitshaus, Leinweberei und 4146 Einwohner. Gegenüber liegt Lifford.

Strabismus (v. Griech.), s. Schielen.

Strabo, griechischer Geograph, geboren um 66 v. Chr. zu Amasia in Kappadocien aus einer griechischen Familie, widmete sich erst rhetorischen und geschichtlichen Studien, später der Erdkunde und unternahm ausgedehnte Reisen vom schwarzen Meere bis Aethiopien und von Armenien bis nach Sardinien. Kleinasien und einen Theil von Hellas durchreiste er in verschiedenen Richtungen, 29 v. Chr. kam er nach Italien, wo er sich in Rom längere Zeit aufhielt; 24 v. Chr. finden wir ihn in Aegypten, das er mit Aelius Gallus bis zu seinen südlichen Grenzpunkten durchzog. Sein Werk „Geographica" (17 Bücher) verfolgt zunächst populäre Zwecke und berücksichtigt namentlich die Sitten und Gebräuche, Geschichte, Verfassung, Gesetzgebung und Kultus der verschiedenen Länder. Die Sprache ist einfach, klar und verständlich. Herausgegeben ward es unter Anderen von Siebenkees, Tzschucke und Friedemann (mit lateinischer Uebersetzung und Noten, Leipzig 1796—1818, 7 Bde.), Korais (Paris 1815—19, 4 Bde.), am besten von Kramer (Berlin 1844 bis 1852, 3 Bde.), von Müller und Dübner (Paris 1853—56, 2 Bde.) und Meineke (Leipzig 1852 bis 1853, 3 Bde.). Uebersetzungen lieferten Groskurd (Berlin 1831—34, 4 Bde.) und Forbiger (Stuttgart 1857 ff.).

Stracchino (ital.), fetter Käse, der besonders in der Landschaft Gorgonzala in der Lombardei bereitet wird.

Strachwitz, Mauritz Karl Wilhelm Anton, Graf von, deutscher Dichter, geboren den 13. März 1822 aus einem alten aus Schlesien stammenden Dynastengeschlecht, das 1798 in den preußischen Grafenstand erhoben ward, war der Besitzer von Schebetau in Mähren, machte sich unter Anderem durch „Gedichte" (4. Aufl., Bresl. 1858) und „Lieder eines Erwachenden" (5. Aufl., das. 1854) bekannt und † den 11. December 1847 zu Wien.

Strack, Johann Heinrich, namhafter Architekt, geboren 1806 zu Bückeburg, bildete sich unter Schinkel in Berlin, besuchte 1834 Italien und wurde 1841 zum Professor an der königlichen Akademie in Berlin ernannt. Er gilt für einen der geistreichsten und feinsten Vertreter der Schule Schinkels. Von seinen zahlreichen Plänen zu Kirchen, Palästen und Wohnhäusern rc. wurden mehre durch das „Architektonische Album des preußischen Architektenvereins" (Potsd. 1837 ff.) bekannt, an dessen Redaktion S. Theil hat. Mit Meyerheim gab er ein Werk über die „Architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg" (mit Text von Kugler, Berl. 1834 ff.) heraus. Von seinem gründlichen Studium der antiken Architektur zeugt seine Schrift „Ueber das Theatergebäude der alten Griechen" (Potsdam 1843). Ausgeführt wurden nach seinen Entwürfen das Schloß Frederiksborg des Königs von Dänemark, der innere Ausbau der Schlösser Babertsberg und des großherzoglichen Residenzschlosses in Berlin, die im gothischen Styl erbaute Petrikirche in Berlin, die Villa Borsigs in Moabit sammt Fabrikgebäuden, Treibhaus rc., die durch Säulenhallen verbundenen, zu Ateliers bestimmten Häuser am Exercirplatz in Berlin u. a. m.

Stradella, Stadt in der italienischen Provinz Pavia, Bezirk Voghera, südöstlich von Pavia, am Aversa, unweit seiner Mündung in den Po, und an der Eisenbahn von Alessandria nach Piacenza, hat Tuch- und Seidenmanufakturen, Gerbereien und 6000 Einwohner.

Stradella, Alessandro, berühmter Violinspieler und Komponist, geboren 1645 zu Neapel, wo er auch seine Bildung erhielt, ging dann nach Venedig und von da nach Rom. Er hatte dahin eine vornehme Venetianerin entführt, und der Vormund sandte ihm 2 Banditen mit dem Auftrag nach, ihn zu ermorden. Diese wurden jedoch durch S.'s Oratorium „San Giovanni Battista", bei dessen Aufführung sie ihn erdolchen wollten, so ergriffen, daß sie ihre Absicht aufgaben, ja S. den Racheplan seines Gegners verriethen. S. ging nun nach Neapel, schrieb hier mehre Werke und folgte dann einem Ruf nach Genua, um für den Karneval 1678 die Oper „La Forza dell' amor paterno" zu schreiben. Auf dem Rückwege von der Vorstellung derselben 1678 ward er von neugedungenen Mördern erstochen. Von seinen Werken sind außer den genannten nur noch wenige bekannt geworden, einzelne Gesänge, Kantaten, Duette, Terzette und einige Madrigale für 4 und 5 Stimmen, die aber zu dem Besten gehören, was zu seiner Zeit komponirt wurde. Seine Lebensgeschichte hat den Stoff zu der Oper Flotows, „Alessandro Stradella" (1845), geliefert.

Strähne, s. Garn.

Strafänderung (condonatio). Dem Strafrichter ist unter Umständen gestattet, statt der für ein gewisses Verbrechen gesetzlich angedrohten Strafe eine andere, geringere (Strafminderung), z. B. wegen jugendlichen Alters des Thäters, oder schwerere (Straferhöhung, Strafschärfung), z. B. wegen Rückfalls, auszusprechen, oder eine andere Strafart zu wählen, z. B. statt der Geldstrafe bei Unvermögenheit des Thäters eine Freiheitsstrafe. Das Staatsoberhaupt kann erkannte Strafen im Gnadenwege herabsetzen oder ganz aufheben.

Strafamt, das Amt oder die Obliegenheit eines Menschen, Andere zu strafen, besonders das Recht und die Obliegenheit der Geistlichen, die ihrer Seelsorge Anbefohlenen nicht bloß zu belehren und zu trösten, sondern auch unchristliche Gesinnungen, Handlungen und Einrichtungen zu tadeln, es geschehe dies nun im Allgemeinen und

öffentlich, oder bei einzelnen Personen und wegen einzelner Vergehungen privatim. Bei den Katholiken gibt das S. nicht bloß die Befugniß zur Admonition, sondern zur Auferlegung bestimmter Bußübungen.

Strafanstalten, s. Gefängnißwesen.

Strafbills, diejenigen der englischen Ausnahmegesetze, welche von der Krone im Verein mit dem Parlament gegen besondere öffentliche Verbrechen und aufrührerische Zustände erlassen werden. Sie waren besonders in der Zeit nach Vertreibung der Stuarts häufig, kürzten zwar das Gerichtsverfahren ab, stellten aber auch ganze Provinzen unter das Martialgesetz. In neuerer Zeit hat man die gegen die drohenden politischen Bewegungen in Irland erlassenen Ausnahmegesetze häufig mit dem Namen S. bezeichnet, obschon jedes dieser Gesetze seinen besonderen Namen trägt.

Strafe, der Nachtheil, welcher für Verletzung eines Gebots zugefügt wird. Die Betrachtung der S. gehört theils der Philosophie an, welche sie als eine in der Weltordnung begründete oder von der Vernunft geforderte Folge der Unsittlichkeit und des Unrechts betrachtet, theils der Erziehungslehre, welche ihren bessernden Erfolg im Auge hat, theils der Rechts- und Staatswissenschaft, von welchem letzteren Gesichtspunkt aus sie hier allein besprochen werden soll.

Im Rechts- und Staatsleben kommt die S. in sehr verschiedenen Beziehungen und Bedeutungen vor. Einmal tritt die S. als eine gesetzlich bestimmte Folge von Rechtsverletzungen ein, und zwar theils als öffentliche, theils als Privatstrafe. Die öffentlichen Rechtsstrafen sind Gegenstand eines besonders ausgebildeten Zweigs der Rechtswissenschaft, des sogenannten Strafrechts oder Kriminalrechts, dessen Aufgabe es ist, theils Zweck und Berechtigung der S. an sich zu begründen, theils die einzelnen Arten der S. zu bestimmen, theils die Grundsätze und die Fälle ihrer Anwendung festzusetzen, mithin die einzelnen Gattungen strafbarer Handlungen, den Begriff der einzelnen Verbrechen festzustellen, worüber der Artikel Kriminalrecht zu vergleichen ist. Als öffentliche Rechtsstrafen kommen in Anwendung die Entziehung des Lebens (Todesstrafe, s. d.), die wohl aus der sinnlichen Wiedervergeltung hervorgegangenen, in Zufügung eines körperlichen Schmerzes oder in Verstümmelung bestehenden Leibes- oder Körperstrafen, in deren Vervielfältigung u. grausamen Schärfung (Ausschneiden der Zunge, Abhauen der Hand, des Fußes, Staupenschlag ꝛc.) die Vorzeit höchst erfinderisch war, während die Gegenwart sie als ebenso ungerecht wie unzweckmäßig erkannt und größtentheils beseitigt hat, ferner die der Verachtung einen sinnlichen Ausdruck gebenden entwürdigenden Ehrenstrafen (Pranger, Brandmarken ꝛc.), welche die Neuzeit gleichfalls meist aufgehoben hat, sodann die Freiheitsstrafen in den verschiedenen Abstufungen des einfachen oder geschärften Gefängnisses, des Arbeits- und des Zuchthauses (Kerker), die Handarbeitsstrafe statt einfachen Gefängnisses und die Geldstrafe. Neben diesen S.n, zum Theil als deren Folgen, kommen noch vor: Konfiskation der zum Verbrechen angewendeten Mittel oder des erreichten Gewinns, früher auch wohl des ganzen Vermögens, Entziehung des Staatsbürgerrechts oder der öffentlichen Ehrenrechte und Verlust öffentlicher Aemter und der Befugniß zum Gewerbebetrieb, in Folge der verlorenen Achtung, bezüglich als Vorbeugungsmittel gegen Wiederholung des Verbrechens, Stellung unter polizeiliche Aufsicht, gegen Solche angewendet, deren Verderbtheit wiederholte Verbrechen befürchten läßt; Landesverweisung, welche früher sehr häufig angewendet wurde, jetzt aber nur gegen Ausländer verhängt werden kann; Verstrickung (Anweisung eines Aufenthaltsorts), heut zu Tag kaum noch in Gebrauch. Die S.n sind im Gesetz entweder in einer bestimmten Höhe angedroht, oder es ist dem Richter ein Spielraum zwischen einem höchsten und niedrigsten im Gesetz bestimmten Strafsatz oder die Wahl zwischen verschiedenen Strafarten gelassen; dagegen wird in den neuen Strafgesetzbüchern die S. nie mehr ganz ins Belieben des Richters gestellt (arbiträre S.n). Die Privatstrafen werden in den Wissenschaften des bürgerlichen Rechts abgehandelt. Der Nachtheil, welcher den Einen trifft, besteht in der Leistung eines Vermögenswerths oder in dem Verlust eines Rechts an den Anderen, für welchen die S. zur Berechtigung wird. Im älteren Recht wurden viele Rechtsverletzungen lediglich durch Privatstrafen geahndet, welche jetzt der öffentlichen Bestrafung unterliegen; jetzt ist der Kreis der Privatstrafen ein sehr beschränkter; dahin gehört z. B. der Verlust des Eigenthums durch unerlaubte Selbsthülfe. An die Rechtsstrafen reihen sich die Polizeistrafen an, welche nicht für Verletzungen von Rechten, für Störungen der Rechtsordnung, sondern für die Uebertretung von Gesetzen, die aus Gründen der Zweckmäßigkeit ein bestimmtes Handeln verbieten oder gebieten, angedroht und vollzogen werden. Ihr Zweck ist, zu einem gewissen, im öffentlichen Interesse gelegenen Verhalten zu nöthigen, das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten, den Gehorsam gegen dieselben zu erzwingen. Dahin gehören die S.n für Uebertretungen der Bauordnung, für unvorsichtiges Umgehen mit feuergefährlichen oder der Gesundheit nachtheiligen Gegenständen, für unbefugten Gewerbebetrieb und dergleichen. Eine mit Polizeistrafe bedrohte Handlung, z. B. Schießen auf der Straße, kann übrigens durch ihre Wirkung (Verwundung eines Menschen) oder durch die gehegte Absicht, zu tödten oder zu verwunden, zugleich zur Rechtsverletzung werden, welche mit Kriminalstrafe zu ahnden ist. Die Grenze zwischen Polizei- und Kriminalstrafen ist keine feststehende, indem eine und dieselbe Handlung nach der Rechtsanschauung für eine Rechtsverletzung gehalten wird oder nicht. Zuweilen bezeichnet man als Polizeistrafen, indem man nur auf die Größe der S. oder auf die Behörde sieht, welche sie ausspricht, die geringeren S.n, welche von den Verwaltungsbehörden nach manchen Gesetzgebungen erkannt werden können. Einen ähnlichen Zweck wie die Polizeistrafen verfolgen die Zwangsstrafen; während aber jene zum Voraus durch eine allgemeine Vorschrift (Gesetz) angedroht sind, wird die Zwangsstrafe von der

zuständigen Behörde dem Einzelnen besonders angedroht, um ihn zu einem gewissen Thun oder Unterlassen, zu welchem er allgemein verpflichtet ist oder angehalten werden kann, zu nöthigen, z. B. zur Einlegung eines den Einsturz drohenden Hauses, zur Räumung einer Straße. Auf den besonderen Verhältnissen des öffentlichen Dienstes beruhen die Disciplinarstrafen, welche sowohl gegen Staatsdiener, als auch gegen Andere, welche ein öffentliches Amt bekleiden oder eine öffentliche Dienstleistung zu verrichten haben, wegen Pflichtvernachlässigung oder Ungehorsam erkannt werden. Als Strafmittel dienen Verweis in verschiedenen Formen und unter verschiedenen Namen, Geld- und Gefängnißstrafen, zeitweilige oder gänzliche Entfernung aus dem Dienst. Die gelinderen Strafen ist in der Regel der Vorgesetzte auszusprechen befugt, während die Verurtheilung in die schwereren Disciplinarstrafen häufig den Gerichten vorbehalten ist. Häufig bezeichnet man als Disciplinarstrafen auch diejenigen, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung verfügt werden. Theils den Charakter der Zwangs-, theils den der Polizeistrafen haben die S.n, welche im bürgerlichen und Strafprozeß und bei sonstigen Verhandlungen vor öffentlichen Behörden zur Erhaltung eines geregelten Verfahrens vorkommen, z. B. die S.n für Nichtbefolgung einer Vorladung, für Vernachlässigung der vorgeschriebenen Form von Eingaben ꝛc. Die Nachtheile hingegen, welche in der Sache selbst durch Versäumnisse eintreten, z. B. der Verlust eines Rechtsmittels, werden nur uneigentlich S.n genannt, da hier nicht Gebote und Verbote verletzt sind, die aufrecht zu erhalten wären, sondern gewisse Handlungen nur in bestimmten Fristen und Formen zulässig, in anderer Form und zu anderer Zeit aber nicht mehr gestattet sind. Die durch die Art der Strafmittel wie durch die Weise der Verhängung mannichfach ausgezeichneten Militärstrafen gehören theils den Kriminal-, theils den Disciplinarstrafen an. In gewissen Verhältnissen räumen die Gesetze auch Privatpersonen eine Strafbefugniß ein, z. B. den Aeltern, Dienst- und Lehrherren, oder sie gestatten, daß Privatpersonen sich vertragsmäßig Strafen (Konventional-, Vertragsstrafen) unterwerfen.

Strafford, Thomas Wentworth, Graf von, englischer Staatsmann, geboren am 13. April 1593 als Sprößling einer alten Familie der Grafschaft York, trat 1621 ins Unterhaus, wo er der Politik Jakobs I. und Karls I. Opposition machte. Im Jahre 1628 brachte er die berühmte Petition of rights (s. d.) zu Stande. Der politische Fanatismus aber, dem sich nach diesem Siege die puritanische Opposition überließ, fand an ihm einen entschiedenen Gegner, ja er trat mit dem Hofe in Verbindung und erhielt die Peerswürde. Nach Buckinghams Ermordung nahm ihn der König 1628 in den Geheimrath auf und gab ihm das Gouvernement der Nordprovinzen. Wentworth war jetzt neben dem Bischof Laud die festeste Stütze Karls I. und bestärkte denselben in der Verletzung der Nationalfreiheiten. Im Jahre 1632 als Statthalter nach Irland gesandt, machte er sich dort durch despotisches Betragen ebenso verhaßt wie in England. Als 1638 die Revolution in Schottland zuerst das Haupt erhob, drang er dem irischen Parlament die Bewilligung reichlicher Subsidien für die Unterdrückung der Bewegung ab und ward hierfür von Karl I. zum Grafen von Strafford und Lordlieutenant von Irland erhoben. Kaum war er aber nach England zurückgekehrt, um dort an die Spitze der königlichen Truppen in Yorkshire zu treten, als das irische Parlament über diese Behandlung Beschwerde führte, was seine Auflösung zur Folge hatte. Im November 1640 erhob das Haus der Gemeinen gegen ihn und Laud die Anklage, den König zum Kriege gegen das Volk und zur Verletzung der öffentlichen Rechte aufgereizt zu haben. S. vertheidigte sich sehr geschickt, und schon wollten ihn die Lords freisprechen, als das Gerücht von einer Verschwörung unter den Truppen zu Gunsten des Hofes zu seiner Verurtheilung drängte. Als darauf der König die Unterzeichnung des Todesurtheils verweigerte und die Bewegung wuchs, schrieb S. eigenhändig an jenen und bot sich als Opfer an, um das Reich vor größerer Zerrüttung zu bewahren. Da unterzeichnete der Monarch am 8. Mai 1641 das Todesurtheil, und S.s Haupt fiel am 12. Mai 1641 unter dem Beil des Henkers als das erste Opfer der Revolution. Nach der Restauration Karls II. wurde seine „Ehre wiederhergestellt"; sein ältester Sohn erhielt den Titel und die Peerswürde des Vaters. Radcliffe beschrieb sein Leben. Vgl. Lally-Tolendal, Vie du Comte de Strafford, London 1795, 2 Bde.; Paris 1814.

Strafkolonien, s. Deportation.

Strafkompagnie, eine in einigen Armeen gebräuchliche Strafabtheilung militärischer Verbrecher, welche nach dem Maße ihres Vergehens zu einer Detention auf bestimmte Zeit verurtheilt sind, mit öffentlichen und anderen angemessenen, auch harten Arbeiten, besonders beim Festungsbau, angestrengt beschäftigt, besonders eingekleidet und bei gänzlicher Freiheitsbeschränkung in strenger Zucht und Aufsicht gehalten werden, nach beendigter Strafzeit aber gewöhnlich wieder in die Truppen zurücktreten.

Strafrecht, s. Kriminalrecht.

Strafrechtstheorie, s. Kriminalrecht.

Strafurtheil (Straferkenntniß), die in einem Kriminalprozeß ertheilte richterliche Entscheidung, theilt sich in Haupt- oder Endurtheile (sententiae definitivae) und Zwischenurtheile (s. interlocutoriae). Die ersteren sind Entscheidungen in der Hauptsache, durch die ein Strafprozeß ganz zu Ende gebracht wird; die andern werden gegeben, bevor die Untersuchung das zur Fällung eines Endurtheils nöthige Resultat ergeben hat. Die Endurtheile sind ihrem Inhalte nach entweder freisprechend oder verurtheilend. In dem neuerlich zur Geltung gekommenen Anklageprozeß findet in allen Fällen, wo ein kondemnatorisches Urtheil nicht erlassen wird, völlige Freisprechung Statt, wenn auch erheblicher Verdacht auf dem Angeschuldigten haften bleiben sollte. Der Freigesprochene wird auch von der Tragung der Kosten freigesprochen, der Verurtheilte aber auch dazu kondemnirt. Die Zwischenurtheile beziehen sich theils auf Prä-

judicialpunkte, z. B. wenn Kompetenz des Gerichts oder Zulässigkeit der Untersuchung bestritten wird, theils auf einen während derselben vorgekommenen Incidenzpunkt, z. B. über Perhorrescenz, Untersuchungshaft 2c., theils auf das Resultat der Untersuchung, in welchem Falle das Zwischenurtheil entweder dahin geht, daß die Untersuchung noch vervollständigt werden soll, oder das Resultat für nicht genügend erklärt, um ein Enderkenntniß darauf zu gründen.

Strahlenbrechung, die Veränderung der Richtung, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Uebergang aus einem Mittel in ein anderes erleiden (s. Licht). Tritt der Lichtstrahl aus einem dünneren Medium in ein dichteres über, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen. Dies findet z. B. Statt, wenn das Licht der Gestirne in unsere Atmosphäre tritt, und wir sehen daher die Gestirne nicht nach der Richtung hin, wo sie sich wirklich befinden und wo wir sie sehen würden, wenn die Atmosphäre fehlte. Diese Veränderung des scheinbaren Orts der Gestirne nennt man die astronomische S. oder Refraktion. Sie vermindert alle Zenithdistanzen, d. h. wir sehen alle Gestirne in einer größeren Höhe, als wir sie ohne Refraktion sehen würden. Für Sterne im Zenith des Beobachters ist die Refraktion = 0, weil in diesem Fall die Lichtstrahlen senkrecht auf die Luftschichten fallen und daher ungebrochen hindurchgehen. Am größten ist die Refraktion für Sterne, die im Horizont erscheinen, denn die von den Sternen ausgehenden Lichtstrahlen fallen um so schiefer auf die Luftschichten und werden daher auch um so stärker von der anfänglichen Richtung abgelenkt, je näher die Sterne dem Horizont stehen. Da die S. lediglich durch die Dichtigkeit der Atmosphäre bedingt ist, so ist sie auch von dem Stand des Barometers und Thermometers abhängig. Für einen Barometerstand von 760 Millimeter und eine Temperatur von 10° C. ist der Brechungsexponent der Luft 1,00028. Setzt man diesen Werth voraus, so ist der Winkel, um welchen die wahre Zenithdistanz größer ist als die scheinbare, 5,1" bei 5°, 10,3" bei 10°, 48,9" bei 40°, 1' 40,6" bei 60°, 2' 38,8" bei 70°, 5' 19,8" bei 80°, 9' 54,3" bei 85°, 14' 28,1" bei 87°, 24' 21,2" bei 89° und 33' 46,3" bei 90°. Die S. ist Ursache, daß die Gestirne für jeden Ort früher auf- und später unterzugehen scheinen, als sie in der That durch den Horizont dieses Ortes gehen. Dies hat zunächst eine Verlängerung des Tages zur Folge (bei uns um 4 Minuten), die vorzüglich in der Polarzone beträchtlich ist, indem dort die Sonne mehre Tage, ja Wochen über dem Horizont gesehen wird, wenn sie gleich unter ihm steht. Die S. ist auch der Grund, warum Sonne und Mond nahe am Horizont stark abgeplattet erscheinen. Ist die Sonne eben ganz aufgegangen, so daß ihr unterer Rand den Horizont berührt, so wird derselbe durch die Horizontalrefraktion um 33' erhöht, während der obere Rand nur um 28' erhöht wird, so daß der höchste und tiefste Punkt der Sonne um 5' einander genähert werden, indeß der horizontale Durchmesser (cirka 32') ungeändert bleibt. Die von einem Gegenstand in der Atmosphäre ausgehenden Lichtstrahlen durchlaufen auch Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit und werden abgelenkt. Man spricht daher auch von terrestrischer S., welche indeß viel geringer als die astronomische ist und nur bei geodätischen Messungen berücksichtigt wird. Sie wächst mit der Entfernung und ist in Sekunden ausgedrückt = 0,005 multiplicirt in die Anzahl Toisen, die zwischen dem Beobachter und dem Objekt enthalten ist.

Strahlthiere (Radiata), Thierklasse, welche lauter Bauchthiere mit weichem, nacktem oder von kalkiger oder lederartiger Hülle bedecktem, in regelmäßige Strahlen auslaufendem oder mit vielen Fühlfäden und Fangarmen versehenem Leibe und fast ausschließlich strahlenförmigen, koncentrisch um den Mund geordneten Organen enthält. Mit Ausnahme der Süßwasserpolypen leben alle S. im Meere, meist von thierischen Stoffen. Die meisten schwimmen frei umher, manche sitzen auch fest. Viele Arten sind weit verbreitet, wie z. B. mehre Seeigel und Seesterne in allen Meeren vorkommen. Sie pflanzen sich nur durch Eier oder Keimsäcke fort, die Holothurien auch durch Knospen und durch freiwillige Selbsttheilung. Sie machen eine sehr merkwürdige Metamorphose durch u. zeigen außerordentliches Reproduktionsvermögen. Viele leuchten im Dunkeln und manche prangen mit den schönsten Farben. Einige sind mit Nesselorganen zur Vertheidigung und zum Einfangen ihrer Beute versehen, womit sie nesseln, d. h. auf der Haut Brennen und Entzündung erregen. Man hat schon über 2000 Arten S. bestimmt. Sie zerfallen in die drei Ordnungen der Holothurien (Seewalzen oder Sternwürmer, Holothuridea), der Stachel- oder Igelhäuter (Echinodermata, s. Seeigel) und der Quallen (Seenesseln oder Medusen, Acalepha).

Strakonitz, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pisek, an der Watawa, welche hier die Wolinka aufnimmt, hat ein herrschaftliches Schloß, eine Dekanatskirche, 3 andere Kirchen, ein Spital, eine Haupt- und Unterrealschule, Faßfabrikation, Haarflechterei und 4590 Einw.

Stralsund, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußischen Provinz Pommern, am stralsunder Bodden, ist ganz vom Meer umgeben und hängt nur durch 3 Brücken (Knieper-, Triebseer- und Frankendamm) mit dem Festlande zusammen, hat als eine Festung zweiten Ranges mehre Bastions und Ravelins, ist aber mehr durch die Natur als durch die Kunst befestigt. Dicht vor dem Hafen liegt die befestigte Insel Dänholm mit einem Kriegshafen (1848 für Kanonenboote eingerichtet). Die Stadt hat eigenthümliche, oft mit stattlichen Giebeln versehene Häuser, 2 öffentliche Plätze (alten und neuen Markt), 3 Land- und 7 Wasserthore, 6 Kirchen (5 evangelische und eine katholische), unter denen die Marienkirche aus dem 14. Jahrhundert, die Nikolaikirche aus dem 13. Jahrhundert und die Jakobikirche mit werthvollen Gemälden von Tischbein hervorzuheben sind, ein 1316 erbautes Rathhaus mit Museum für Alterthümer und Kunstgegenstände, ein Gymnasium mit Bibliothek und Münzkabinet, eine Real-, Navigations- und Provinzialgewerbschule und mehre andere Schulen, eine Soldatenkindererziehungsanstalt, ein Waisenhaus, eine ständische

Anstalt für unheilbare Irre und Sieche, ein Provinzialarmen- und Arbeitshaus, Militärlazareth, ein Fräuleinstift, ein Theater, eine Seebadanstalt und ein Depot der Kriegsmarine. S. ist Sitz der Regierung, einer Kommandantur, eines Gewerberaths, einer Prüfungskommission für Seeschiffbauer, Seeschiffer, Steuerleute und Lootsen und anderer Behörden u. hat eine mannichfaltige, wenn auch gerade nicht sehr bedeutende Gewerb- und Fabrikthätigkeit, deren Haupterzeugnisse Chemikalien, Spielkarten, Eisen- und Blechwaaren, Papier, Watte, Korkstöpsel, Möbel, Spiegel, Maschinen, Runkelrübenzucker, Tabak, Oel und Stärke sind. Auch werden daselbst Woll-, Lein- u. Bandweberei, Streichgarnmaschinenspinnerei, Strumpfwirkerei, Zeuchdruckerei, Bleicherei, Bierbrauerei und Schiffbau betrieben und frequente Woll-, Roß- und Viehmärkte abgehalten. Der Handel ist sehr ansehnlich und der Hafen wird jährlich durchschnittlich von 300 Schiffen besucht. An Schiffen besaß die Stadt 1860 146 Seeschiffe (darunter einen Dampfer) von 18,210 Lasten und 12 Küstenfahrzeuge von 160 Lasten. Die Stadt zählte 1864 26,693 Einw. (ohne 2236 Mann Militär). Auf dem Knieperkirchhofe befindet sich das Grab Ferdinands von Schill, wo er ohne seinen Kopf, den die Holländer nach Leyden sandten, beigesetzt worden ist. S. wurde 1209 von Jaromir I., Fürsten von Rügen, gegründet, blühte trotz mehrmaliger Zerstörung schnell auf, wurde Mitglied des Hansabundes und galt im 14. Jahrhundert als dessen bedeutendste Stadt nach Lübeck. Auch erlangte es eine ziemlich selbstständige Stellung den pommerschen Herzögen gegenüber. Im Jahre 1429 belagerten die Dänen die Stadt, erlitten aber auf der kleinen, vor der Stadt gelegenen Insel Strela eine Niederlage, woher jene Insel den Namen Dänholm erhalten hat. Im Jahre 1628 schloß S. ein Bündniß mit Gustav Adolf von Schweden und wurde von Wallenstein, der sich rühmte, die Stadt erobern zu wollen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre, belagert. Die Belagerung dauerte vom 23. Mai bis 4. August, an welchem Tage Wallenstein mit einem Verlust von 12,000 Mann unverrichteter Sache abziehen mußte. Im westphälischen Frieden 1648 wurde S. an Schweden abgetreten. Im Jahre 1678 mußte es sich nach einem heftigen Bombardement dem großen Kurfürsten ergeben, kam aber schon 1679 durch den Frieden von St. Germain an Schweden zurück. Im Jahre 1680 wurde ein großer Theil der Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört. Im nordischen Kriege wurde die Stadt 1715 von den vereinigten Preußen, Sachsen und Dänen belagert und am 22. December von den Schweden durch Kapitulation geräumt, aber ihnen schon 1720 zurückgegeben. Im Juli 1807 kamen die Franzosen durch Kapitulation in den Besitz der Stadt und ließen die Festungswerke schleifen. Im Jahre 1809 wurde die Stadt von den Dänen und Franzosen erstürmt, wobei Schill fiel. Durch den kieler Frieden von 1814 kam S. nebst ganz Schwedisch-Pommern an Dänemark und von diesem durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen. Die Stadt hat eine ziemlich selbstständige Verwaltung, kirchliches Patronatsrecht und ein eigenes Konsistorium. Die städtische Gerichtsbarkeit ward 1849 aufgehoben. Vgl. Mohnike und Zober, Stralsundische Chroniken, Stralsund 1833—43, 2 Bde.; Kruse, Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt S., das. 1846—48, 2 Bde.; Fabricius, Der Stadt S. Verfassung und Verwaltung, das. 1831.

Stralziren (v. Ital.), beim Aufhören einer Handelsgesellschaft Schulden und Forderungen ins Reine bringen. Daher Stralzirung (stralcio), die Beendigung einer Handlung oder Handlungsgesellschaft nebst allen dahin einschlagenden Geschäften.

Stramberg, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Neutitschein, mit Tuch- und Leinweberei und 2331 Einw. Dabei der Berg Kotancz mit merkwürdiger Höhle.

Stramin, gazeartiges Gewebe, welches als Grund zu Stickereien benutzt wird.

Strand, s. Küste.

Strandgut, die Waaren gestrandeter Schiffe, welche an das Land getrieben werden, s. Bergen.

Strandrecht (Grundruherecht), die aus der früheren Rechtlosigkeit der Fremden hervorgegangene Befugniß zur Aneignung derjenigen Güter und Sachen, welche auf gestrandeten Schiffen gefunden werden. Trotz des entgegenstehenden römischen Rechts u. der Gegenwirkung der Kirche war das S. in so allgemeiner Geltung, daß in den Kirchengebeten die Bitte um einen gesegneten Strand, d. h. um zahlreiche Schiffbrüche, vorkam. In Deutschland wurde das S. durch Reichsgesetze und durch die humaneren Rechtsanschauungen der Neuzeit abgeschafft, u. dagegen allgemein die sittliche Verpflichtung anerkannt, den Schiffbrüchigen Beistand zu gewähren. Es besteht nur noch ein Anspruch auf Bergelohn, d. h. auf eine Vergütung für Sicherung von Schiff und Ladung, welche von der Mannschaft verlassen worden sind, die in der Regel den dritten Theil des Werths der geborgenen Gegenstände nicht übersteigen soll, und auf Hülfslohn, für Diejenigen, mit deren Hülfe in anderen Fällen Schiff und Ladung aus Seegefahr gerettet worden sind. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch Art. 742 bis 756. Ein von Kapitän und Mannschaft mit der Absicht, das Eigenthum daran aufzugeben, verlassenes Schiff fällt wie andere derelinquirte Sachen Demjenigen zu, der davon Besitz nimmt.

Strange, Robert, berühmter Kupferstecher, geboren den 14. Juli 1721 auf der orkadischen Insel Pomona, erlernte zu Edinburg die Kupferstechkunst, reiste 1759 nach Italien, lebte dann mehre Jahre in Paris und zuletzt zu London, wo er den 5. Juli 1772 †. Er lieferte zahlreiche Blätter nach italienischen Meistern, besonders nach Tizian, fast alle im kühnsten und besten Styl. In der Klarheit und Bestimmtheit seines Grabstichels ist S. nur von Wenigen übertroffen. Vergl. Dennistoun, Memoirs of Sir R. S., London 1856, 2 Bde.

Strangford, Stadt in der irländischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, am Ausfluß des gleichnamigen See's in die Nordsee, hat einen Hafen, Getreidehandel und 1000 Einwohner.

Stranguliren, Jemanden erwürgen, indem man ihm einen Strick oder eine Schnur um den

Hals legt und damit die Luftröhre zuzieht, jedoch ohne den Hinzurichtenden dabei in die Höhe zu ziehen. Das S. ist bei den Türken die gewöhnliche Todesstrafe und geschieht meist bei den Vornehmen mittelst einer ihnen überschickten seidenen Schnur.

Strangurie (v. Griech., Harnzwang), der häufige oder immer anhaltende heftige Drang zum Harnen, wobei die Ausleerung des Urins unter schmerzhaftem Schneiden und Pressen in der Blasengegend oder unter förmlichem Blasenkrampf nur sehr sparsam und tropfenweise von Statten geht. Der Zustand der S. wird durch die Entleerung des Urins nur wenig und für kurze Dauer erleichtert. Die S. hängt besonders von scharfer, reizender Beschaffenheit des Harns ab, daher vom Mißbrauch scharfer harntreibender Mittel, vom Genuß zu jungen Bieres rc. Stets ist die S. als Symptom eines Reizungszustandes, einer mehr oder weniger heftigen Entzündung der Blasenschleimhaut aufzufassen. Wenn die Entzündung der Blase keine tieferen anatomischen Veränderungen gesetzt hat und nur von reizender Beschaffenheit des Harns abhängig ist, so wird der Genuß von viel (warmem) Wasser und die dadurch bedingte Verdünnung des Urins ausreichen, um die S. zu heben.

Stranraer (Stranrawer), Stadt in der schottischen Grafschaft Wigton, am südlichen Ende des Loch Ryan des Clydegolfs, hat einen trefflichen Hafen, ein Armenhaus, eine Besserungsanstalt, Gerberei, Leinen- und Baumwollweberei, Nägelfabrikation, Austern- und Häringsfischerei, Handel und 3980 Einwohner.

Strasburg, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), mit einer evangelischen und katholischen Kirche, 2 Klöstern, einer höheren Bürgerschule, Schloßruinen, Tuchfabrikation, Gerberei, Kürschnerei, Bierbrauerei und 5038 Einwohnern. — 2) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Prenzlau, mit Gerichtskommission, einer evangelischen und französisch-reformirten Kirche, Streichgarnspinnerei, Gerberei, Fabrikation von Thonwaaren, Krapp- und Tabaksbau und 5034 Einwohnern.

Straß, s. Edelsteine.

Straßburg (franz. Strasbourg), Hauptstadt des französischen Departements Niederrhein, ehemals freie deutsche Reichsstadt und Hauptort des Elsaß, liegt in einer schönen und fruchtbaren Ebene, $^1/_2$ Stunde vom Rhein entfernt, am Zusammenfluß der schiffbaren Ill u. Breusch, welche die Stadt durchfließen, und wovon die erstere 1 Stunde unterhalb derselben in den Rhein fällt und an ihren Ufern zum Theil schöne Kais hat. S. hat gegen $1^1/_2$ Meilen im Umfang, 270 Straßen und Gäßchen und 60 größere u. kleinere Brücken, größtentheils unregelmäßige, enge Straßen und daher ein ziemlich alterthümliches Ansehen. Die Stadt ist eine starke Festung und liegt so, daß die breiten Seiten gegen Norden u. Süden gewendet, die schmale östliche aber gegen den Rhein gekehrt ist. An Armen des Rheins liegt die Citadelle, ein bastionirtes vaubansches Fünfeck mit 5 Ravelins und 2 Hornwerken. Die Stadt selbst ist durch Bastionen nach altdeutscher Manier und mehre detachirte Forts gedeckt. Auch hat sie zwischen den Armen der Ill ein verschanztes Lager. Sie hat 2 Brücken über den Rhein, und zwar eine ältere Schiffbrücke (zur Hälfte zu Baden gehörig) und eine von 1858—61 erbaute Gitterbrücke zur Verbindung mit der Zweigbahn Appenweier-Kehl der badischen Staatsbahn; dieselbe hat 2 Eisenbahngeleise, ruht auf 2 Land- und 4 Strompfeilern und ist 748 Fuß lang und 38 F. breit; die Mittelbrücke ist fest, die beiden Landpfeiler haben Drehbrücken. Ferner hat S. 14 Plätze (Broglio, 1740, Contades, 1764 hergestellt, nach den Erbauern genannt, großen Parade- oder Franciskanerplatz rc.) und 7 Thore. Ein Meisterwerk altdeutscher Baukunst ist der Dom, Münster genannt, zum großen Theil ein Werk Erwins von Steinbach. Der schlanke durchbrochene Thurm erhebt sich 438 pariser Fuß hoch u. wird nur von der Pyramide des Cheops (456 F.) an Höhe übertroffen. Der Dom selbst ist 355 Fuß lang und 132 F. breit, hat 3 hohe Schiffe mit farbigen Glasfenstern u. eine große Orgel mit 224 Pfeifen, deren größte, aus Zinn, 341 Pfund wiegt. Die Façade ist mit Bildhauerwerken, Arabesken, einer schönen Fensterrose rc. geziert, und 3 Portale, wovon das mittlere das Hauptportal ist, führen in das Innere der Kirche. Von der Plattform hat man eine herrliche Aussicht. Wo sich der andere Thurm erheben sollte, steht ein einstöckiges Häuschen mit Restauration. Zu den interessantesten Merkwürdigkeiten gehört die Münsteruhr im südlichen Arme des Kreuzschiffs. Dieselbe wurde anstatt der 1352 angefangenen Dreikönigsuhr nach einem Plane des Professors A. Herlinus 1547 von Konrad Dasypodius und Isaak Habrecht begonnen u. 1580 vollendet, versagte aber bald ihren Dienst und konnte trotz mehrfacher Versuche Jahrhunderte hindurch nicht wieder in Gang gebracht werden, bis es endlich Schwilgué in den Jahren 1838—42 gelang, sie wieder herzustellen. Sie ist eins der größten Kunstwerke und enthält unser Sonnensystem nebst dessen Konstellationen und ein Planiglobienuhrensystem, darüber eine Menge Figuren, besonders die der 4 Jahreszeiten und der 12 Apostel, welche letztere um 12 Uhr mit dem Glockenschlag einen Rundgang um den sogenannten Heiland machen, während dessen ein auf einem Seitenthürmchen stehender Hahn kräht. Der Thurm ward sehr oft vom Blitz getroffen, zuletzt im August 1833, wo er beträchtlichen Schaden litt. Im Jahre 1015 begann der Bischof Werner von Habsburg den Bau des jetzigen Münsters, an dem 262 Jahre gearbeitet wurde, ehe nur der Bau des Thurmes begann. Erwin von Steinbach entwarf den Plan zu letzterem und begann ihn 1277, starb aber vor der Vollendung, 1318. Sein Sohn Johannes führte den Bau bis an die Plattform weiter, vielfach unterstützt von seiner Schwester Sabine, von welcher namentlich die Verzierungen des südlichen Seitenportals herrühren sollen. Erst 1365 wurde der Thurm von Hans Hülz aus Köln vollendet, an die Kirche aber 1439 die letzte Hand gelegt. Der zweite Thurm gedieh nur bis zum Giebel des Portals. Vgl. Dasypodius, Heron mathematicus (die astronomische Münsteruhr), Straßb. 1580; Die Abbildungen des Münsters, nach Günthers

Zeichnungen gestochen von Oberhirt, das. 1827; Schreiber, Das Münster in S., Freiburg 1828; das von Schnell gezeichnete und gestochene Blatt, Das Münster in S., das. 1828; Strobel, Das Münster in S., Straßb. 1845; Schneegans, Straßburger Münstersagen, St.-Gallen 1852. Unter den protestantischen Kirchen ist namentlich die Thomaskirche zu erwähnen, welche das prächtige marmorne Denkmal des Marschalls Moritz von Sachsen, ein Meisterwerk Pigalle's, und eine schöne silbermannsche Orgel enthält. Die Stadt hat im Ganzen 7 katholische, eine reformirte und 7 lutherische Kirchen. Hervorragende Gebäude sind das kaiserliche Schloß, ehemals bischöfliche Residenz, das Rathhaus, das Präfekturgebäude, der Justizpalast, das neue Theater, das Zeughaus, die Stückgießerei, die Kasernen, die Fruchthalle, das Bürgerhospital, das Militärhospital mit 1800 Betten, das Findelhaus, das Gebäude der Akademie mit großem Naturalienkabinet, anatomischen Kabineten, 2 Bibliotheken und einer Sternwarte, die Münze, die Börse rc. Auf dem Paradeplatz (place d'armes), wo zur Zeit der Revolution der Freiheitsbaum stand, steht jetzt Klebers ehernes Standbild; auf dem Gutenbergsplatz die 1840 errichtete Statue Gutenbergs; auf einer Rheininsel das Denkmal des Generals Desaix. In S. bestand seit 1621 eine Universität, die zur Zeit der Revolution einging. Im Jahre 1803 wurde eine protestantische Akademie mit Lehrstühlen für Theologie, Philologie, Philosophie und Geschichte errichtet, welche den Titel Seminar erhielt, als 1808 die kaiserliche Akademie mit einer juristischen, medicinischen, allgemein wissenschaftlichen (Naturwissenschaft und Mathematik) und philosophischen Fakultät wieder hergestellt ward. Im Jahre 1819 kam eine aus mehren Professoren des Seminars gebildete protestantisch-theologische Fakultät, später noch eine pharmaceutische hinzu, so daß S. gegenwärtig neben Paris die einzige vollständige Universität in Frankreich besitzt. An sonstigen Unterrichtsanstalten besitzt S. ein 1538 gegründetes protestantisches Gymnasium, ein kaiserliches Lyceum und ein katholisches kleines Seminar. Auch befindet sich hier eine der 5 großen Arzneischulen (écoles de médecine) Frankreichs. Außerdem hat S. eine Artillerie-, eine Hebammenschule, eine Unterrichtsanstalt für Militärärzte, mit dem Militärhospital verbunden, eine Normalschule für katholische und protestantische Landschullehrer mit Musterschule des gegenseitigen Unterrichts, ein anatomisches Theater, einen botanischen Garten, ein Observatorium, eine Gesellschaft für Ackerbau, eine Bibelgesellschaft, Missionsgesellschaft, mehre Bibliotheken, darunter die Stadtbibliothek u. die vormalige Universitätsbibliothek, jetzt die des Seminars, über 160,000 Bände zählend, seit 1834 in dem eigens dazu eingerichteten Chor der Predigerkirche aufgestellt, Sammlungen von Gemälden, Alterthümern, physikalischen Instrumenten, Naturalien, Modellen rc. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind das Bürgerhospital mit 250 Betten nebst Klinikum für 60 Betten, das Militärhospital, das Waisenhaus für 200 Kinder und 300 außer dem Haus Unterstützung erhaltende, das Findelhaus, die Arbeitsschule für gewerblustige Arme, die Gesellschaft für mütterliche Liebe rc. zu nennen. S. ist Sitz eines Bischofs, eines Oberkonsistoriums der Kirchen augsburgischer Konfession in ganz Frankreich, der Präfektur des Departements Niederrhein, der sechsten Militärdivision, eines Gerichtshofs, eines Handelsgerichts, eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Handelskammer und einer Gewerbekammer und hat (1861) einschließlich des Militärs 82,014 Einwohner, zur größeren Hälfte Katholiken, zur kleineren Hälfte Protestanten und ungefähr 1600 Juden. S. hat herrliche Promenaden und Umgebungen, z. B. die Wälle, die Promenade Broglio (Roßmarkt), den Komödienplatz, den Contades rc., das Dorf Ruprechtsau, mit Landhäusern, Orangeriegarten, Tuch- u. Wachstuchfabrik, u. 3000 Einw. S. spielt nicht nur in der älteren Handelsgeschichte Deutschlands eine bedeutende Rolle, sondern zeichnet sich auch jetzt noch durch die lebhafte Industrie seiner Bewohner, beträchtlichen Eigen- und wichtigen Speditionshandel aus. Außer einer Kanonengießerei u. einer Tabaksfabrik, zahlreichen Gerbereien, Maroquin-, Handschuh- und Kutschenfabriken hat die Stadt bedeutende Fabriken in Tuch, Baumwolle, Segeltuch, Seilerwaaren, besonders für die Marine, Leinwand, Strohhüten, Nadeln, Lichten, Stärke, Spielkarten, Seife, chemischen Waaren, Porzellan, Fayence, Gewehren, Gold-, Silber- u. Metallwaaren, ferner Bierbrauereien, Oelmühlen, Wachsbleichen, mechanische Werkstätten rc., mit deren Erzeugnissen, sowie mit elsasser Weinen, Hanf, Krapp, Saflor, Anis, Potasche, Oel, Getreide, Kolonialwaaren rc. ein lebhafter Handel getrieben wird. Die vortheilhafte Lage als Grenzort des Reichs, am Zusammentreffen großer Heerstraßen und seine Verbindung einerseits durch den Rhein- und Rhonekanal mit dem südlichen Frankreich, andererseits durch die Rheindampfschifffahrt mit den rheinischen Handelsstädten, wozu in der neuesten Zeit noch 4 Eisenbahnen (Elsaßbahn: Straßburg-Basel mit Verzweigung nach Lyon; Straßburg-Nancy-Paris; Straßburg-Weißenburg zum Anschluß an die pfälzische Maximiliansbahn und über die Rheinbrücke nach Kehl, zum Anschluß über Appenweier an die badische Staatsbahn Mannheim-Basel) gekommen sind, macht S. zu einem wichtigen Speditionsplatz zwischen Deutschland, der Schweiz u. Frankreich. Die früher berühmten 2 Messen (Johannis- und Weihnachtsmesse) sind jetzt von keiner Bedeutung mehr. Unter den Römern war S. unter dem Namen Argentoratum ein Hauptwaffenplatz. Im 4. Jahrhundert ward S. durch die Alemannen, im 5. durch die Sueven und besonders durch Attila zerstört und blieb seitdem lange Zeit wüst, so daß sich selbst der Name Argentoratum verlor, bis unter Chlodowigs Sohn sich wieder Ansiedler einfanden, die die Stadt nach den hier zusammenstoßenden Straßen Strateburgum und später S. nannten. Von jeher eine kaiserliche Stadt, ward S. nachher Reichsstadt, und zwar eine der zwei ausschreibenden. Ehemals hatte der reichsstädtische Adel die Regierung, später ging dieselbe an die Bürgerlichen über. In S. machte Gutenberg von 1420—40 seine ersten Versuche der Buchdruckerkunst, obschon die Erfindung selbst erst später zu

Mainz gemacht wurde. Die Stadt nahm die Reformation an und war ein Glied des schmalkaldischen Bundes. Ludwig XIV. von Frankreich ließ 1681 S. mitten im Frieden durch den General Montclas besetzen und sich als Oberherrn huldigen, wobei er der Stadt Schutz ihrer bisherigen Privilegien, Rechte, ihrer Verfassung und Religionsfreiheit versprach. Durch Vauban wurden darauf die Festungswerke verstärkt, auch die Citadelle errichtet. Im Frieden von Ryswik 1697 ward die Stadt an Frankreich förmlich abgetreten. Ihr Wohlstand hat sich seitdem unstreitig vermehrt, denn damals zählte sie kaum halb so viel Einwohner als jetzt. In der französischen Revolution floß in S. viel Blut u. unter Eulogius Schneider (s. d.) war eine permanente Guillotine auf dem dortigen Markte in Thätigkeit. Hier versuchte Ludwig Napoleon den 30. Oktober 1836, sich durch gewonnene Truppen zum Kaiser erklären zu lassen. Vgl. Silbermann, Lokalgeschichte der Stadt S., Straßb. 1775; Friese, Vaterländische Geschichte der Stadt S., das. 1791 bis 1795, 4 Bde.; Hermann, Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de S., das. 1819, 2 Bde.; Fargès-Mericourt, Description de la ville de S., das. 1841; Karte der Umgegend von S., Berlin 1845; Pläne der Stadt und Festung S., das. 1856.

Das Bisthum oder Hochstift S., zu beiden Seiten des Rheins, stand unter dem Erzstift Mainz und erkannte zwar, seitdem die Stadt S. und das Elsaß an Frankreich gekommen waren, mit seinem jenseits des Rhein liegenden Gebiete französische Landeshoheit an, war aber zugleich wegen seiner diesseits des Stroms gelegenen Aemter Oberkirch und Ettenheim deutsches Reichsland. Das Areal des Hochstifts umfaßte 23 QMeilen mit 30,000 Einwohnern und 350,000 Gulden Einkünften. Die französischen Besitzungen des Hochstifts wurden gleich zu Anfang der Revolution eingezogen; der in Schwaben gelegene Theil derselben (3 QMeilen mit 5000 Einwohnern und 35,000 Gulden Einkünften) aber ward 1803 als Fürstenthum Ettenheim dem Kurfürsten von Baden überlassen und 1806 mit dem badischen Kinzigkreise vereinigt.

Straßenbau (Chausséebau). Eine Chaussée oder Kunststraße ist ein nach bestimmten, aus Theorie und Erfahrung abgeleiteten Regeln gebauter, dauerhafter Weg, auf dem man Lasten mit möglichst geringem Kraft- und Zeitaufwand fortzuschaffen im Stande ist. Eine gute Chaussée muß möglichst gerade und eben, fest und dauerhaft sein. Behufs der Ermittelung der Linie, in deren Richtung der den Endpunkten nach bestimmte Bau nicht allein in technischer und ökonomischer Hinsicht möglichst vortheilhaft auszuführen ist, sondern auch etwaigen merkantilischen und militärischen Anforderungen entspricht, wird der Straßenzug erst im Allgemeinen angegeben und dann das Terrain, welches derselbe durchschneidet, auf eine halbe Meile rechts und links von demselben genau aufgenommen, kartirt und nivellirt. In diese mit den nöthigen Profilen versehene Karte wird die zu bauende Straße eingezeichnet, wobei man von einem Orte zum andern möglichst gerade Richtung beibehält und nur dann von derselben abweicht, wenn es nicht möglich ist, durch Fort- oder Herbeiführung von Erdreich (Erdbewegung) oder sonstige künstliche Mittel die Steigung des Planums bis auf 3:100 oder höchstens 5:100 zu vermindern. In Gegenden, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, muß die Straße so hoch geführt werden, daß sie nicht überschwemmt wird, wie auch der zu diesem Behuf zu errichtende Damm vor Durchbrüchen durch geeignete Brücken- und sonstige Strombauten sicher gestellt werden muß. Ist die Richtung bis ins Detail genau bestimmt, so werden die nöthigen Straßenprofile aufgenommen, die Erdbewegungen berechnet und die erforderlichen sonstigen Bauten, als Brücken, Durchlässe, Terrassirungen, Strebemauern, Viadukte &c., bestimmt und veranschlagt. Was die Breite der Straße betrifft, so kommen hier die Fahrbahn, die Fußwege (Bankets) und die Gräben in Betracht. Die beiden ersten Breiten sind verschieden je nach dem besonderen Zweck und der Frequenz der Straße. Bei Hauptstraßen müssen auf der Fahrbahn zwei beladene Frachtwägen einander bequem ausweichen können, wozu eine Breite von 20—24 Fuß ausreichend ist. Für minder frequente Straßen, die nur von gewöhnlichem Fuhrwerk befahren werden, wie für die sogenannten Vicinalstraßen genügt eine geringere Breite. Die Fußwege zu beiden Seiten der Fahrbahn, die zugleich als Raum für den zur Instanderhaltung der Straße nöthigen Vorrath an Material dienen, sollten an Hauptstraßen nicht unter 5 Fuß breit sein, und eine noch größere Breite ist ein wesentlicher Gewinn sowohl für die Bequemlichkeit, als für die Schönheit der Straße. In den deutschen Ländern wechseln die Bestimmungen für die Breite zwischen 20 bis 30 F. Zu beiden Seiten erhält die Chaussée Gräben, welche an der Sohle 1—2 F. breit sind und eine Böschung von 1—$1\frac{1}{2}$ F. erhalten, wenn keine Strebemauern angelegt werden. Die übrigen Maße im Querdurchschnitt der Straße sind folgende: die Dicke der Stein- und Kieslage soll in der Mitte wenigstens 18 Zoll, am Rande wenigstens 12 Zoll, und die Wölbung ihrer Oberfläche (Pfeil, sinus) zur Beförderung des Wasserabflusses cirka $\frac{1}{48}$—$\frac{1}{32}$ ihrer Breite betragen. Nach Umpfenbach genügt eine Abdachung (2 geneigte Ebenen) von $\frac{1}{40}$—$\frac{1}{30}$ oder eine Wölbung (Kreisbogen) von $\frac{1}{30}$ bis $\frac{1}{50}$ der Straßenbreite. Damit das Wasser aus den Fahrgeleisen abfließe, muß die Straße ein Längengefälle erhalten, wenn dasselbe nicht schon durch die Neigung des Planums gegeben ist, und zwar von 2—$2\frac{1}{2}$ Zoll auf 100 laufende F. Nachdem so die ganze Anlage der Straße im Voraus bis ins Einzelne genau bestimmt ist, schreitet man zur Arbeit selbst, indem man auf der ganzen Länge der Straße die Erdarbeiten, wobei man entgegenstehende Felsen &c. durch Sprengung beseitigt, in Angriff nimmt und das Planum der Straße herstellt. Dasselbe muß, damit die Aufschüttungen &c. sich setzen können und dadurch die nöthige Konsistenz erhalten, einen Winter hindurch ruhen, worauf man zur Anlegung des Oberbaues schreitet. Mit dem Planum zugleich werden die nöthigen Bauten, Brücken, Durchlässe &c. ausgeführt. Wo Sümpfe durchschnitten werden müssen, werden entweder Steine versenkt,

um dem Planum die nöthige Festigkeit zu geben, oder Viadukte über auf Pfahlroste gegründete Pfeiler geführt. Auf das vollendete Planum werden zur Begrenzung der herzustellenden Fahrbahn auf beiden Seiten derselben größere Steine, die sogenannten Bordsteine (Leistensteine), gesetzt. Die Fahrbahn selbst aber stellt man zwischen ihnen auf die Weise her, daß man 3 Schichten von Steinen auf das Planum bringt. Die unterste Schicht, die Packlage, bis 6 Zoll hoch, wird aus geeigneten (lagerhaften) Steinen gepflastert, jedoch so, daß die Oberfläche dieses Grundpflasters die Unebenheiten behält, die sich aus der Form der gebrochenen, oben nicht zugerichteten Steine von selbst ergeben, weil dadurch die feste Verbindung des Grundpflasters mit der darauf zu bringenden Deck- oder Schüttlage befördert wird. Diese besteht aus klein zerschlagenen Steinen, die etwa 3—4 Zoll hoch und dicht aufgeführt werden. Auf diese Decklage wird eine zweite Schicht aufgetragen, welche am besten aus den härtesten Steinen, Basalt, Quarz, Granit, auch Eisenschlacken, hartem Tuff rc., wo solche zu haben sind, besteht. Damit die Straße ein gleichmäßiges Profil und gleichmäßige Stärke erhalte, müssen diese letzten Decksteine nach einer Schablone aufgeschüttet werden, welche die Stärke der Steinbahn in konsolidirtem Zustande angibt, so daß also die Schüttung etwa ³/₄ Zoll höher gemacht wird. Endlich wird eine 3 Zoll starke Schicht Flußkies aufgebracht, und zwar in mehren etwa ½ Zoll starken Lagen nacheinander, die mit voll belasteter Walze mehrmals überfahren werden. Wo es an Steinen mangelt, legt man Kiesstraßen an, und zwar auf ähnliche Weise wie mit Steinen, nur daß man sich dabei kleineren Materials bedient, das gröbere zu unterst und das feinere in mehren Schichten darüber bringt und die oberste Schicht, bei deren Auftragen man der Straße ihre Form und Wölbung gibt, behufs besserer Bindung mit etwas Lehm versetzt. Diese Kieschausséen lassen sich wohlfeil herstellen, befahren sich auch gut, erfordern aber oft Reparaturen. Bei der macadamischen Bauart (nach ihrem Erfinder Mac-Adam so genannt) werden gleichmäßige, 1—1½ Zoll große Steinstücke auf das trockne Planum, welches kein Pflaster erhält, in dünnen Lagen nach und nach schichtenweise aufgetragen, so daß sie eine 10 Zoll hohe Lage bilden, welche dann bei feuchter Witterung tüchtig überwalzt wird. Diese Bauart hat aber den Nachtheil, daß die aufgeschütteten Steine zum Theil in den Untergrund gefahren werden und also für die Ausfüllung der Geleise verloren gehen. Noch ist der in Holland gebräuchlichen Klinkerchausséen zu erwähnen, welche aus hartgebrannten Steinen gefertigt werden, die man auf ein Planum von gehöriger Festigkeit auf die hohe Kante, als Rollschicht, im Verbande mit Sand versetzt. Sie erhalten ebenfalls eine flache Wölbung, sind zwar in der Anlage ziemlich kostspielig, erfordern aber wenig Reparaturen, die überdies leicht zu bewerkstelligen sind. Die Bepflanzung der Chausséen mit Baumreihen geschieht nicht nur, um bei Nacht und im Winter bei hohem Schnee die Richtung derselben anzugeben, sondern auch des freundlicheren Anblicks und des Schattens wegen. Doch dürfen die Bäume keine zu großen Kronen haben, da sie dann die Straßen zu sehr beschatten und das Abtrocknen derselben hindern. Was die sogenannten Vicinalstraßen betrifft, so ist deren Zweck im Wesentlichen von dem der Hauptstraßen nicht verschieden, daher auch ihre Bauart im Wesentlichen dieselbe ist. Die Steigung von höchstens 6:100 soll hier nur im höchsten Nothfall überschritten werden. Die Breite der Steinlage sollte nie unter 14 F., die der Fußwege wenigstens 3 F. betragen. Da diese Straßen in der Regel nicht von sehr schwerem Fuhrwerke befahren werden, so können ihre Steinlagen etwas schwächer sein, dürfen aber auch bei den härtesten Steinen nie weniger als 1 Fuß, bei weniger harten nicht unter 15 Zoll betragen. Alle Kunststraßen bedürfen fortwährender Reparatur oder Unterhaltung, deren Zweck dahin geht, das ursprüngliche Profil zu erhalten.

Kunststraßen legte man schon in den ältesten Zeiten an. Die Spuren der Römerstraßen, welche sich durch den ganzen Umfang des römischen Reichs zerstreut vorfinden, haben bei den neueren S. zum Vorbild gedient. Diese römischen Kunststraßen, über die uns Plinius und Vitruv das Nähere mittheilen, erhielten zuerst ein Substrat von einer Art Béton, welches einer achtzölligen Steinplattenschicht (statumen) als Unterlage diente. Auf letztere kam eine neue, ebenfalls achtzöllige Schicht in Mörtel versetzter Steine (rudus), welche wieder durch eine dreizöllige Bétonschicht (nucleus) bedeckt wurde, auf welche dann das eigentliche Planum (summum dorsum) gepflastert oder mit Kies aufgeschüttet wurde. An den Seiten erhielt der Straßendamm dann Böschungen oder (bisweilen mit Stufen versehene) Strebemauern. Augustus, Vespasian, Trajan und Hadrian haben Bauten der Art anlegen lassen, die uns jetzt fast unglaublich erscheinen. Nachdem diese Straßen nach dem Umsturz des Reichs in Verfall gerathen, ließ Karl der Große die alten Kunststraßen wieder ausbessern und neue anlegen. Im eigentlichen Deutschland reichen die ersten Spuren eines geregelten S.'s nicht über das 13. Jahrhundert zurück. Doch waren alle diese Straßenbauten noch höchst mangelhaft, und erst in der neueren Zeit ist der Chausséebau zu der Vollendung gediehen, in der wir ihn jetzt sehen. Der S., in welchem sich namentlich Preußen gegenwärtig sehr auszeichnet, ist vollkommen systematisirt, u. es wird darin sehr viel geleistet, obgleich nicht zu leugnen ist, daß das sich immer mehr ausbreitende Eisenbahnnetz die Kunststraßen immer mehr in den Hintergrund drängen wird. Vgl. Umpfenbach, Theorie des Neubaues, der Herstellung und Unterhaltung der Chausséen, Berlin 1830; Wedeke, Theoretisch-praktisches Handbuch des Chausséebaues rc., Quedlinburg und Leipz. 1835.

Straßenbeleuchtung, die Veranstaltung, daß die Straßen, Gassen und öffentlichen Plätze einer Stadt Abends und Nachts, wenigstens vor Mitternacht, erleuchtet werden. S. durch Laternen kannte man schon im Alterthum zu Rom, Antiochia rc., wenigstens in den Hauptstraßen und auf öffentlichen Plätzen. In Paris wurde 1524, 1526 und 1553 den Einwohnern befohlen, von 9 Uhr Abends an die Straßen durch Lichter an

den Fenstern der Sicherheit wegen zu erleuchten. Schon im Nov. 1558 brannten die ersten, an den Häusern oder auf Pfählen angebrachten Laternen, und 1667 war die Stadt in solcher Weise vollständig erleuchtet. Diesem Beispiel folgten London 1668, Amsterdam 1669, Berlin 1679, Wien 1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Basel 1721 und im Laufe des 18. Jahrhunderts bei weitem die Mehrzahl der größeren Städte, namentlich in Deutschland. Erst im 19. Jahrhundert fing man an, die Lampen mit Reverbèren zu versehen und sie in der Mitte der Straßen aufzuhängen. Den bedeutendsten Fortschritt hat die S. durch die Erfindung der Gasbeleuchtung (s. d.) gemacht.

Straßenraub, s. Raub.

Straßnitz (Strasznitz), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Hradisch, an der March, über die hier eine Kettenbrücke führt, mit einem Piaristenkollegium, Untergymnasium, Hauptschule, altem Schloß, 2 Kirchen, Synagoge, trefflichem Wein- und starkem Getreidebau und 4700 Einwohnern.

Strategie (v. Griech.), die Lehre von der Heerführung, d. i. vom Gebrauch der Märsche, Stellungen, Schlachten, Gefechte und Belagerungen zur Erreichung des kriegerischen Zwecks. Die S. zerfällt in einen höheren und einen niederen Theil. Während es die höhere S. mit dem Entwerfen des ganzen Kriegsplans zu thun und über dessen folgerechte Ausführung zu wachen hat, soll die niedere S. dem ganzen kriegerischen Akt diejenige Richtung geben und die Zielpunkte (Objekte) bestimmen, welche dem Zwecke des Krieges am meisten entsprechen. Sie macht daher die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und Operationen, sie bestimmt, wann und wo entscheidende Schläge erfolgen, welche Festungen belagert oder nur eingeschlossen werden, oder wann Pausen in der kriegerischen Thätigkeit eintreten sollen, und muß demnach ganz allein vom Feldherrn ausgehen. Hauptgrundsätze der S. sind: alle vorhandenen Streitkräfte mit der höchsten Anstrengung aufzubieten; seine Macht da, wo die Hauptschläge geschehen sollen, so viel als möglich zu koncentriren; keine Zeit zu verlieren, sondern so schnell als möglich ans Werk zu gehen; die errungenen Erfolge mit allem Nachdruck zu benutzen und auch mitten im Siegeslauf an die Möglichkeit denken, geschlagen zu werden und deshalb auf Sicherung des Rückzuges stets bedacht sein. Obwohl hiernach die Hauptgrundsätze der S. sehr einfach sind, so ist doch das Kriegführen selbst ein sehr schwieriges Werk. Die hauptsächlichsten Ursachen dieser Schwierigkeit sind: Ungewißheit über die Stärke, den Stand und die Maßregeln des Feindes; Zweifel an der Richtigkeit der darüber erhaltenen Nachrichten und daraus entspringende Unentschlossenheit; Schwierigkeiten und Zeitversäumnisse der Unterbefehlshaber bei sehr anstrengenden oder gewagten Unternehmungen; Mangel an Präcision in den Wirkungen, die dadurch hervorgebracht werden sollen, weil die Dauer der Ausführung nie berechnet werden kann. Ueberhaupt sind die sinnlich wahrnehmbaren Vorstellungen, welche man in der Ausführung erhält, lebendiger als die, welche man sich früher durch reife Ueberlegung verschafft hat. Sie sind aber nur der erste Anschein der Dinge, und dieser trifft selten mit dem Wesen genau zusammen. Man ist also in Gefahr, die reife Ueberlegung dem ersten Anschein zu opfern. Hieraus wird klar, daß die Hauptschwierigkeit des Kriegführens darin besteht, den Grundsätzen in der Ausführung treu zu bleiben, wenn auch der anfängliche Erfolg nicht ganz befriedigend sein sollte. Vgl. Erzherzog Karl, Grundsätze der S., erläutert durch die Darstellungen des Feldzugs von 1796 in Deutschland, Wien 1814, 3 Bde.; Valentini, Die Lehre vom Kriege, Berlin 1821 — 23, 4 Bde.; Jomini, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre, Paris 1830; Clausewitz' hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung, Berlin 1832—37, 10 Bde.; Willisen, Theorie des großen Kriegs, das. 1832—37, 3 Bde.

Stratford upon Avon, Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, südwestlich von Warwick, rechts am Avon, über den eine Brücke von 14 Bögen führt, an einem Arme des Worcester-Birminghamkanals und an einer Zweigbahn des Eisenbahnnetzes zwischen London und Birmingham, hat ein kleines Theater, Getreide- und Malzhandel und 3672 Einw. S. ist namentlich denkwürdig als Geburtsort John Stratfords, Erzbischofs von Canterbury und Reichskanzlers unter Eduard III., besonders aber als Geburts- und Sterbeort von Shakspeare, dessen unansehnliches Geburtshaus, vom Shakspeareverein angekauft, eine Tafel mit der Inschrift trägt: „The immortal Shakespeare was born in this house"; auch sein Sterbebett wird noch gezeigt. Im Chor der schönen Stadtkirche befindet sich das Grab und Denkmal des Dichters; vor dem Stadthaus steht eine Statue desselben. Im Jahre 1863 war S. der Mittelpunkt der Shakspearefeier in England.

Stratford-Canning, s. Redcliffe.

Stratifikation (v. Lat.), in der Geognosie die Schichtung der Gebirgsarten.

Stratocumulus (lat.), s. Wolken.

Stratokratie (v. Griech.), Soldatenherrschaft, wie in belagerten Städten.

Stratum (lat.), Schicht; strata, besonders Häute oder hautartige Gebilde, die schichtenweise über einander liegen.

Strato Lampsacenus, griechischer Philosoph von Lampsacus, Schüler und Nachfolger des Aristoteles, blühte um 270 v. Chr. und ist einer der ersten Begründer einer auf bloßen Materialismus hinauslaufenden Psychologie. Vergl. Nauwerk, De Stratone Lampsaceno, Berl. 1836.

Stratonice, Tochter des Demetrius Poliorcetes und Gemahlin des Königs Seleucus Nicator von Syrien, verliebte sich in ihren Stiefsohn Antiochus Soter, dem sie der Vater auch abtrat. Sie erbaute dem Zeus und der Atergatis einen prächtigen Tempel.

Straubing, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, an der (überbrückten) Donau und der Eisenbahn von Regensburg nach Passau, in einer weiten und fruchtbaren Thalebene, ist Sitz eines Bezirksamts, Bezirksgerichts u. Landgerichts, sowie des Schwurgerichts für Nieder-

bayern. Die Stadt ist gut gebaut, hat ein Schloß, 7 Kirchen (darunter die 1419—1512 erbaute gothische St. Jakobskirche mit schönen Oelgemälden, die 1430 erbaute gothische Karmeliter-, jetzt Gymnasialkirche mit dem Grabmal Herzog Albrechts II., die 1436 erbaute Begräbnißkapelle der Agnes Bernauer), einen schönen Marktplatz mit Dreifaltigkeitssäule, ein Gymnasium, eine lateinische, landwirthschaftliche und Gewerbschule, ein Schullehrerseminar, 4 Klöster, mehre Hospitäler u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, Seidenbandweberei, Gerberei, Brauerei, lebhaften Getreide- und Viehhandel und 10,730 Einwohner. S. ist der Geburtsort Fraunhofers, dessen gegossenes Denkmal vor seinem Geburtshause ausgestellt ist. Die Stadt soll erst um 1208 von Ludwig von Bayern gegründet worden sein. Bei der Theilung Niederbayerns (1353) wurde eine Linie Bayern-Straubing von Wilhelm und Albrecht begründet, welche 1425 mit Johann I. ausstarb, worauf wegen S. ein Streit entstand. Im Jahre 1436 wurde hier Agnes Bernauer, die unglückliche Geliebte Albrechts von Bayern, von der Donaubrücke in den Strom gestürzt.

Strausberg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, am Straussee, mit Landarmen- und Rettungshaus, Streichgarnmaschinenspinnerei, Tuchmanufaktur, besuchten Vieh- und Pferdemärkten und 5085 Einwohnern.

Strauß (Struthio), Vögelgattung aus der Ordnung der Laufvögel und der Familie der straußartigen Vögel, deren einzige Art: der gemeine S., S. Camelus *L.*, der S. der alten Welt, ist. Er wird charakterisirt durch den sehr kräftigen Körperbau, den langen, fast nackten Hals, den verhältnißmäßig kleinen, platten Kopf, den mittellangen, stumpfen, vorn abgerundeten, an der Spitze platten, geraden Schnabel mit biegsamen Kinnladen und offen stehenden, länglichen, ungefähr in der Mitte befindlichen Nasenlöchern, die großen, glänzenden Augen, deren oberes Lid bewimpert ist, die unbedeckten, innen mit hornartigen Gebilden besetzten Ohren, die hohen, starken, nur an den Schenkeln mit einigen Borsten besetzten, nackten Beine mit groß geschuppten Läufen und 2 Zehen, von denen die innere mit einem großen, stumpfen Nagel bewehrt ist, die ziemlich großen, zum Fliegen aber untauglichen, mit doppelten Sporen versehenen Flügel, welche anstatt der Schwingen schlaffe, weiche, hängende Federn enthalten, den ziemlich langen, aus ähnlichen Federn bestehenden Schwanz, das ziemlich dichte, ebenfalls aus schlaffen, gekräuselten Federn gebildete Gefieder, das flache Brustbein und die an der Mitte der Brust befindliche, unbefiederte hornige Schwiele. Männchen und Weibchen zeigen verschiedene Färbung, indem bei jenem alle kleinen Federn des Rumpfes kohlschwarz, die langen Flügel- und Schwanzfedern aber blendend weiß, der nackte Hals hochroth, die Schenkel fleischfarben, bei diesem dagegen das Kleingefieder braungrau, nur auf den Flügeln und in der Schwanzgegend schwärzlich, Schwingen und Steuerfedern unrein weiß sind. Die jungen Vögel bekommen nach Ablegung des Nestkleides ein dem des Weibchens ähnliches Gefieder. Die Höhe des erwachsenen männlichen S.es beträgt reichlich 8, die Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende mindestens 6 F., das Gewicht ungefähr 1½ Centner. Er läuft sehr schnell und überholt wohl selbst ein Rennpferd. Bei sehr eiligem Laufe breitet er seine Flügel aus, wie wenn er den Trieb zu fliegen hätte. Sein Gesicht ist außerordentlich scharf, und auch Gehör und Geruch sind ziemlich fein. Seine Hauptnahrung bilden Vegetabilien, Gras und Körner, doch liest er auch Kerbthiere und kleine Wirbelthiere vom Boden auf. Merkwürdig ist die Gier, mit welcher er Steine, Stücke Metall und andere dergleichen ganz ungenießbare Gegenstände verschlingt. Er bewohnt die Steppen und Wüsten Afrika's, besonders das Innere, wo man ihn in ganzen Heerden antrifft. Man hält ihn auch gezähmt auf Höfen. Es ist der einzige Vogel, welcher sichtbar urinirt und eine Urinblase hat. Der S. legt in der Regel 17—18 Eier, deren eines etwa 3 Pfund schwer ist. Oft thun sich mehre S.e gemeinschaftlich zusammen, so daß man Nester mit mehr als 40 Eiern findet. Während des Brütens vertheidigen sie ihr Nest mit vielem Muthe. Sie leben in Polygamie: auf einen Hahn 4—6 Hennen. Man benutzt das Fett und Fleisch, welch letzteres aber nur von jungen Vögeln schmackhaft ist. Besonders aber wird der schönen Schwanz- und Flügelfedern wegen eifrig Jagd auf die S.e gemacht. Geschickte Straußjäger sind besonders die Beduinen, die ihn auf schnellen Pferden verfolgen, bis er ermüdet, und ihn dann mit einem Knüttel todtschlagen. Ehedem waren die Straußeierschalen (testae ovorum Struthionis) officinell; sie enthalten größtentheils nur kohlensauren Kalk, wie die übrigen Vogeleier, und sind jetzt ganz obsolet. Eine eigene Gattung bilden die amerikanischen S.e oder Nandus (Struthio Rhea *L.*). Ihr Körperbau stimmt im Wesentlichen mit dem des afrikanischen S.es überein; nur sind die Flügelfedern kürzer und die Füße dreizehig. Man kennt gegenwärtig 3 Arten. Der Nandu (R. americana *Mochr.*, Struthio rhea *L.*) ist am Oberkopfe, Nacken und an der Vorderbrust schwarz, an der Halsmitte gelb, an der Kehle, den Backen und obern Halsseiten bleigrau, am Rücken, an den Brustseiten und Flügeln bräunlich aschgrau und an den übrigen Theilen schuppig weiß. Seine Höhe beträgt 5 Fuß und darüber. Der Zwergnandu (R. Darwinii *Gould.*) ist kleiner und hat ein licht bräunlichgraues, helles schattirtes Gefieder. Der langschnäblige Nandu (R. macrorhyncha *Gould.*) kennzeichnet sich durch die dunkelbraune, am Unterhalse schwarze, am Oberhalse weißgraue Färbung. Die Nandus bewohnen die Steppenländer Südamerika's, besonders das Pampasgebiet zwischen dem atlantischen Ocean und den Cordilleren, sind ebenfalls treffliche Läufer und nähren sich von Vegetabilien und Kerbthieren. Die Federn dienen zu Fliegenwedeln, Sonnenschirmen, weniger zum Putze.

Strauß, 1) Gerhard Friedrich Albrecht, namhafter Theolog, geboren am 24. Sept. 1786 zu Iserlohn, studirte in Halle und Heidelberg, ward 1809 Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthum Berg, 1814 in Elberfeld und 1822 als Hof- und Domprediger und Professor nach Berlin berufen, wo er 1836 zum Oberhofprediger und Oberkon-

sistorialrath ernannt ward. Seit 1859 in den Ruhestand versetzt, † er den 19. Juli 1863. Außer vielen Predigtsammlungen, die ihn als ausgezeichneten Homileten bekunden, veröffentlichte er: „Glockentöne, oder Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Predigers“ (Elberfeld 1812—20, 3 Bdchn.; 7. Aufl., Leipzig 1840), „Die Taufe im Jordan“ (Elberfeld 1822), „Helons Wallfahrt nach Jerusalem“ (das. 1820—23, 4 Bde.) und „Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange“ (Berl. 1850). Sein Sohn, Friedrich Adolf, geboren den 1. Juni 1817 zu Elberfeld, wurde Hülfsprediger an der Hof- u. Domkirche und, nachdem er das Morgenland bereist hatte, Divisionsprediger u. 1860 Professor u. Garnisonprediger zu Berlin. Er schrieb u. A.: „Sinai und Golgatha. Reise ins Morgenland“ (Berlin 1847, 8. Aufl. 1860), „Länder und Sitten der heiligen Schrift“ (mit seinem Bruder Otto S., Divisionsprediger in Posen, Stuttgart 1861 f.), „Liturgische Andachten“ (Berlin 1850, 3. Aufl. 1856) und die „Liturgie des evangelischen Hauptgottesdienstes“ (das. 1853). Exegetischen Inhalts sind seine „Vaticinia Zephanjae“ (Berlin 1843).

2) Johann, berühmter Tanzkomponist, wurde zu Wien am 14. März 1804 geboren. Ursprünglich zum Buchbinder bestimmt, wandte er sich bald dem Violinspiel zu und trat mit seinem 19. Jahre in das lannersche Orchester ein, worin er bis 1824 thätig war. Dann errichtete er ein selbstständiges Orchester, und in kurzer Zeit gelang es ihm, mit Lanner auf gleicher Höhe hinsichtlich der Gunst des Publikums zu stehen. Der Ort, wo er seine Triumphe vorzugsweise erntete, war der „Sperl“. Später machte er mit seinem Orchester auch Kunstreisen durch Deutschland, Belgien, Frankreich und England, und allenthalben ward ihm enthusiastischer Beifall zu Theil. S. † als k. k. Hofballmusikdirektor am 25. Sept. 1849 zu Wien. S. ist erfindungsreich in der Melodie und genial im Rhythmus, musikalisch in der Harmonie, jedoch gelangt er über das Gewöhnliche selten hinaus und wird hierin sowohl, als in Allem, was feinere musikalische Durchbildung anlangt, von Lanner weit überholt. Seine Werke belaufen sich auf 249 Opuszahlen. Sein Sohn, Johann, steht in Wien einem trefflichen Orchester vor und hat ebenfalls im Genre der Tanzmusik Vieles komponirt.

3) David Friedrich, berühmter kritischer Theolog, geboren am 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg in Würtemberg, bildete sich in dem theologischen Seminar zu Blaubeuren und in dem theologischen Stift zu Tübingen, ward 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn, ging aber noch ein halbes Jahr nach Berlin, um Hegel und Schleiermacher zu hören. Im Jahre 1832 wurde er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, hielt aber zugleich philosophische Vorlesungen an der Universität. Bis dahin in der gelehrten Welt fast unbekannt, erregte er durch seine erste größere Schrift: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ (Tübingen 1835, 2 Bde.; 4. Aufl. 1840), ein fast beispielloses Aufsehen. S. machte in demselben den Versuch, den gesammten Inhalt der evangelischen Geschichte in das Gebiet des Mythus zu verweisen, sie als einen Inbegriff von Mythen darzustellen, die in den christlichen Gemeinden des 1. und 2. Jahrhunderts großentheils nach Maßgabe des alttestamentlich jüdischen Messiasbildes und jüdischer Erwartungen entstanden seien. Die Gegenschriften gegen dies Werk bilden eine eigene Literatur, in der kaum ein theologischer und philosophischer Mann von Bedeutung fehlt. Seine Antworten auf dieselben erschienen als „Streitschriften“ (Tübingen 1837). Für die persönlichen Verhältnisse des Verfassers hatte die Offenheit seines Auftretens die Folge, daß er noch 1835 von seiner Repetentenstelle entfernt und als Lehrer an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzt wurde, welche Stelle von ihm jedoch schon im folgenden Jahre mit dem Privatstand vertauscht wurde. Aus dem letzteren ist er, erst in Stuttgart, dann in Heilbronn wohnend, bis heute nicht herausgetreten. Früchte dieser Muße waren neben den neuen Ausgaben des „Leben Jesu“ die Charakteristik Daubs und Schleiermachers, welche mit anderen Aufsätzen in den „Charakteristiken und Kritiken“ (Leipzig 1839) erschien, und die Abhandlung „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“, mit der „Charakteristik Justinus Kerners“ unter dem Titel „Zwei friedliche Blätter“ (Altona 1839) zusammengedruckt. Von friedlicher Stimmung sind auch die in der 3. Auflage des „Leben Jesu“ (1838) der positiven Theologie, namentlich hinsichtlich der Authentie des Evangeliums Johannis gemachten Zugeständnisse eingegeben, und schon die 4. Auflage nahm sie sämmtlich zurück. Im Jahre 1839 erhielt er, durch den Betrieb des Bürgermeisters Hirzel, einen Ruf als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte nach Zürich, doch erregte diese Berufung im Kanton so lebhaften Widerspruch, daß er noch vor Antretung seiner Stelle mit 1000 Franken Pension in den Ruhestand versetzt ward. Sein zweites Hauptwerk ist „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt“ (Tübingen 1841, 2 Bde.), worin die Kritik der einzelnen Dogmen wieder nur eine auflösende war, ohne daß an ein Wiederaufbauen des Zerstörten irgendwie gedacht wurde. Es folgten zunächst einige kleine ästhetische und biographische Artikel in den „Jahrbüchern der Gegenwart“, dann das Schriftchen „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige“ (Mannheim 1847), eine satirische Parallele zwischen der Restauration des Heidenthums durch Julian und der Restauration der protestantischen Orthodoxie durch den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Im Jahre 1848 von seiner Vaterstadt als Kandidat für das deutsche Parlament aufgestellt, unterlag er dem Mißtrauen, welches die pietistische Partei unter dem Landvolke des Bezirks gegen ihn wach zu rufen wußte. Die Reden, welche er theils bei dieser Gelegenheit, theils vorher in verschiedenen Wahlversammlungen gehalten hatte, erschienen unter dem Titel „Sechs theologisch-politische Volksreden“ (Stuttgart 1848). Zum Abgeordneten der Stadt Ludwigsburg für den würtembergischen Landtag gewählt, zeigte S. wider Erwarten eine konservative politische Haltung, die ihm von seinen Wählern sogar ein Mißtrauens-

votum zuzog, in dessen Folge er im December 1848 sein Mandat niederlegte. Noch erschienen von ihm die durch Gediegenheit der Forschung und klare, schöne Darstellung ausgezeichneten biographischen Arbeiten: „Schubarts Leben in seinen Briefen“ (Berlin 1849, 2 Bde.), „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart“ (Mannheim 1851), „Leben und Schriften Nicodemus Frischlins“ (Frankfurt 1855), „Ulrich von Hutten“ (Leipzig 1858, 2 Bde.), nebst der Uebersetzung von dessen „Gesprächen“ (das. 1860), „Hermann Samuel Reimarus“ (das. 1862) und „Kleine Schriften biographischen, literatur- und kunstgeschichtlichen Inhalts“ (das. 1862). Eine neue „für das Volk bearbeitete“ Ausgabe seines „Leben Jesu“ (Leipzig 1864) ward in mehre europäische Sprachen übersetzt. Ein Theil der hierauf gegen ihn erneuten Angriffe wies er in der Schrift zurück: „Die Halben (namentlich Schenkel in Heidelberg) und die Ganzen“ (Hengstenberg in Berlin). S. war mit der bekannten Sängerin Schebest verheirathet, ward aber von ihr geschieden.

Strebepfeiler, s. Pfeiler.

Streckbett, orthopädische Vorrichtung, besteht in einer Bettstelle mit Matratze, woran sich Apparate befinden, mittelst deren der verkrümmte Körper mittelst Zugs (an Kopf, Hals, Becken, Füßen), auch wohl mittelst Drucks (z. B. von der Seite her) eine Zeitlang in der Richtung erhalten wird, welche er behufs der Beseitigung gewisser Krümmungen oder Streckung gewisser verkürzter Muskeln oder Sehnen ꝛc. einnehmen soll. In der neueren Orthopädie (s. d.) bedient man sich solcher Vorrichtungen weniger gern, weil sie dem Gesammtwohlbefinden Eintrag thun.

Streckfuß, Adolf Friedrich Karl, deutscher Schriftsteller, besonders als Uebersetzer ausgezeichnet, geboren am 20. Sept. 1779 zu Gera, studirte zu Leipzig die Rechte, arbeitete darauf einige Zeit im Justizamte zu Dresden, fungirte 1801 — 3 als Hofmeister zu Triest, privatisirte dann zu Wien und ließ sich 1806 zu Zeitz als Advokat nieder. Im Jahre 1812 ward er geheimer Sekretär zu Dresden, 1815 Regierungsrath zu Merseburg, 1819 Oberregierungsrath zu Berlin und 1840 Mitglied des Staatsraths; er † daselbst den 26. Juli 1844. S. hat sich als Dichter und Erzähler, noch mehr aber als Uebersetzer von Ariosto's „Rasendem Roland“ (Halle 1818 — 20, 5 Bde.; 2. Aufl. 1840), von Tasso's „Befreitem Jerusalem“ (Leipzig 1822, 2 Bde.; 4. Aufl. 1847) und Dante's „Göttlicher Komödie“ (Halle 1824 — 26, 3 Bde.; 5. Aufl. 1856) einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur erworben. Seine kleineren Gedichte erschienen zuerst in Wien 1805 und dann in Leipzig 1823; „Neuere Dichtungen“ zu Halle 1834. Sammlungen seiner „Erzählungen“ erschienen zu Dresden 1813 und Berlin 1830. Als Uebersetzer hat S. Gries mit Glück nachgeeifert, besonders im „Tasso“. Auch an politischen Zeitfragen hat er sich literarisch betheiligt.

Streckwerk, s. v. a. Walzwerk.

Strehla, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, links an der Elbe, Sitz eines Gerichtsamts, hat ein altes Schloß, eine chemische Fabrik, Töpferei, Tischlerei, Handel, Schifffahrt, eine Elbfähre und 2229 Einwohner. Hier rückten am Abend des 15. Juni 1866 die Preußen zuerst in das Königreich Sachsen ein.

Strehlen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Ohlau, mit evangelischer und katholischer Kirche, Baumwoll- und Leinweberei, Tabaksfabrikation, Gerberei, Ziegelbrennerei, Granitbrüchen, lebhaften Woll- und Viehmärkten und 5513 Einw. (ohne 339 Mann Militär). Hier den 24. Dec. 1806 Treffen zwischen den Bayern und Preußen.

Strehlenau, Nikolaus, s. Niembsch von Strehlenau.

Strehlitz (Groß-S.), Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, hat eine evangelische und 2 katholische Kirchen, Leinweberei, Branntweinbrennerei, starke Eisenwaarenfabrikation, ein Gestüt, Kalksteinbrüche und 3335 Einw.

Streitaxt, Streithammer und **Streitkolben**, Name verschiedener mittelalterlicher Handwaffen, mit denen man den Harnisch des Gegners, namentlich auch dessen Helm zu zerschlagen suchte, um ihn dann selbst niederzustrecken. Alle drei Waffen hatten einen kurzen, höchstens eine Elle langen Stiel, der unten mit einem Griff, wohl auch mit einer Kette zum Befestigen an der Hand versehen war. Die eigentliche Waffe war bei der Streitaxt ein beilförmiges Eisen auf der einen und eine etwas nach unten gebogene starke vierkantige Spitze auf der andern Seite, zwischen denen oft noch eine gerade, zum Zustoßen geeignete Spitze hervorragte; beim Streithammer ein schwerer, bald eckiger, bald rund geformter Hammer; beim Streitkolben ein starker eiserner, eiförmig gestalteter Kopf, der entweder, sternförmig ausgeschnitten, in seinem Umfang mehre Schneiden hatte, oder mit kurzen, dicken, eisernen Stacheln besetzt war (Morgenstern).

Streitberg, Dorf im bayerischen Kreis Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Ebermannstadt, an der Wiesent, mit Burgruine, Marmorbruch, Mineralbad und Molkenkuranstalt u. 410 Einw.

Streitwagen, zweiräderiger, gewöhnlich mit zwei Pferden bespannter Wagen mit starken Rädern und weitem Geleise zum Gebrauch im Kampf. Auf einem solchen Wagen befanden sich zwei Personen, der Wagenlenker und der Kämpfer. Im trojanischen Kriege fochten die Heroen auf solchen S., die nach der Ausbildung der Reiterei außer Gebrauch kamen. Noch zu Cäsars Zeit bedienten sich ihrer die Britannier. Bei den Römern kamen S. nur bei den Gladiatorenkämpfen vor.

Strelitz, s. Neustrelitz.

Strelitzen (russ. Strjelzi, d. i. Schützen), die erste Leibwache der Czaren, ward von Czar Iwan Wasiljewitsch dem Schrecklichen in der Mitte des 16. Jahrhunderts errichtet und machte, zuweilen 40—50,000 Mann stark, als solche anfangs die ganze stehende Infanterie Rußlands aus. Mit ihnen erkämpften jener Czar und dessen Nachfolger die großen Siege, die Rußlands Macht gründeten. Sie waren aber eine wilde, zuchtlose Soldateska, achteten weder Gesetze noch Disciplin und empörten sich bei dem geringsten Anlasse. Peter der Große suchte daher die Macht der S. nach und nach zu schwächen, indem er ihnen ein Vorrecht

nach dem andern entzog, bis er es ohne Gefahr unternehmen durfte, sie nach wiederholten Empörungen ganz aufzulösen. Zur Beobachtung Polens an die lithauische Grenze postirt, empörten sie sich im September 1697, durch die herrschsüchtige Prinzessin Sophia aufgereizt, gegen den Czaren und gedachten schon die Prinzessin Sophia auf den Thron zu setzen, wurden aber von dem Czaren 1698 aufgelöst und durch ein unter ihnen angerichtetes Blutbad decimirt. Die überlebenden S. wurden nach Asien verwiesen und nur wenige als Provinzialmilizen und Schützen im Reiche vertheilt. Zwei schwache Regimenter, die man hatte fortbestehen lassen, wurden in Folge abermaliger Auflehnung in Astrachan 1705 ebenfalls vernichtet. Die Familie Orlow leitet ihren Ursprung von einem S. ab, der in dem Augenblick, wo er in Moskau das Blutgerüst besteigen sollte, von Peter begnadigt wurde.

Strelitzia *Ait.*, Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, charakterisirt durch die gemeinschaftliche, horizontale, nachenförmige Blüthenscheide, den 3blätterigen Kelch, die 3blätterige Korolle, die 5 kurzen Staubgefäße, den fadenförmigen Griffel mit 3 Narben und die 3fächerige Kapsel, ausdauernde krautartige Pflanzen mit 3blätterigem Kelch u. 3blätteriger Korolle, wovon S. angustifolia *Dryand.* und S. reginae *Dryand.*, mit gelben und blauen Blüthen, und andere Arten als Prachtzierpflanzen in Gewächshäusern sich finden, wo sie 10—15° Wärme und in der Jugend zur Beschleunigung des Wachsthums ein warmes Lohbeet verlangen.

Strengnäs, Stadt im schwedischen Län Nyköping, am Mälarsee, mit Hafen und 1583 Einw.

Strepitoso (ital.), musikalische Bezeichnung, lärmend, rauschend.

Stretto (ital.), musikalische Bezeichnung, kurz, geschwind.

Streu, s. Mist.

Streukügelchen, kleine Kügelchen von Zucker, deren sich die Homöopathie zur Verabreichung der kleinsten Dosen ihrer Arzneien bedient. Man befeuchtet eine gewisse Anzahl derselben mit einigen Tropfen Wasser, worin das potenzirte Heilmittel aufgelöst enthalten ist, überstreut sie mit gepulvertem Milchzucker und verwahrt sie bis zum Gebrauch in wohl verschlossenen Fläschchen.

Stricker, der (Strickare), ein mittelhochdeutscher Dichter des 13. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen nur bekannt ist, daß er in Oesterreich um 1240 lebte. Man hat von ihm werthvolle Versuche in dem epischen Dichtkreise der damaligen Zeit, wie: „Karls des Großen Zug nach Spanien", eine neue Bearbeitung des „Rolandsliedes" (herausgegeben von Bartsch, Quedlinburg 1857) und „Daniel von Blumental" aus dem Sagenkreis von Artus, noch ungedruckt. Vornehmlich aber hat er sich in der launigen Gattung durch Zusammenreihung einer Menge einzelner, später auf Till Eulenspiegel übertragener Schwänke im „Pfaff Amis" (herausgegeben von Mailáth und Koffinger, Pesth 1817, später auch von Benecke im zweiten Theil seiner „Beiträge", Göttingen 1832, übersetzt von Berlit, 1851) ausgezeichnet, sowie in kleinen epischen Gedichten und Erzählungen, Gleichnissen, Fabeln, die man damals unter dem Namen Beispiele (mehre herausgegeben von Hahn, Quedlinb. und Leipz. 1839) zusammenfaßte. Sie sind die ältesten in der deutschen Literatur. Vgl. Docen, Altdeutsches Museum, Thl. I, S. 209.

Strickland, 1) Agnes, englische Geschichtschreiberin, geboren um 1808 zu Reydonhell in Suffolk, schrieb unter Anderem „Historic scenes" (neue Auflage, Lond. 1852), „Lives of the queens of England" (das. 1840—48, 12 Bde.; 2. Aufl., das. 1854, 8 Bde.), „Letters of Mary, queen of Scots" (das. 1845, 2 Bde.), „Lives of the queens of Scotland and English princesses connected with the royal succession of Great-Britain" (das. 1850 bis 1854, 8 Bde.) und „Lives of the Bachelor kings of England" (das. 1861), und bearbeitete für die Jugend „Tales of illustration British children". Ihre Arbeiten zeichnen sich durch fleißiges Quellenstudium, übersichtliche Anordnung des Materials und anziehende Darstellung aus. Ihre Schwester Jane S. veröffentlichte „Three eras of roman history" (London 1854).

2) Hugh Edwin, ausgezeichneter englischer Geolog, Verwandter der Vorigen, geboren den 2. März 1811 zu Righton in Yorkshire, studirte in Oxford und begleitete 1835 den Obersten Hamilton auf dessen Reise in den Orient, wo er die Gegenden am Bosporus, um Smyrna und die Insel Zante in geologischer Hinsicht untersuchte. Eine Frucht dieser Reise war die „Bibliographia zoologiae et geologiae" (London 1847 bis 1854) und die Untersuchung über „The dodo and its kindred" (das. 1848). Auch unterstützte er Murchison in den Vorarbeiten zu dem „Silurian system" und lieferte viele Abhandlungen in wissenschaftliche Journale. Er verunglückte den 14. Sept. 1853 auf der Eisenbahn.

Strickmaschine, mechanische Vorrichtung für den Hausgebrauch zur Anfertigung von Strickwaaren. Von den zahlreichen, besonders amerikanischen Konstruktionen scheint die von Dalton („Deutsche Illustrirte Gewerbezeitung" 1866, Nr. 6) am meisten empfehlenswerth zu sein. Sie liefert glatte und façonnirte Arbeit und soll in einer Minute 10,000 Maschen machen. Ferse und Vorderspitze von Strümpfen muß man mit der Hand anstricken. Auch die Maschine von Gosche verdient Beachtung; sie liefert in einer Minute 4600 Maschen. In Deutschland werden ebenfalls S.n gebaut, die indeß mehr für Geschäfte als für den Gebrauch im Hause sind.

Strick van Linschoten, Baron von, niederländischer Dichter, geboren 1769 zu Utrecht, fungirte 1795—1801 als holländischer Gesandter zu Stuttgart und lebte dann seit 1814 als Gegner der Oranier in freiwilliger Verbannung, meist in Mannheim; † den 25. Juli 1819 auf einer Reise zu Bologna. Er war ein witziger, in der Form sehr gewandter Dichter und hat auch mehre philosophische und historische Schriften veröffentlicht.

Stricte (lat.), genau, streng, pünktlich.

Strictissime (lat.), aufs genaueste.

Stricto jure (lat.), nach strengem Rechte.

Stricto sensu (lat.), im engeren, strictissimo sensu, im engsten, strengsten Sinn.

Striegau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, am

striegauer Wasser, einem Nebenfluß der Weistritz, u. an der breslau-schweidnitz-freiburger Eisenbahn, in der Nähe der bis 1129 Fuß hohen striegauer Berge, hat eine evangelische und eine katholische Kirche, ein Archipresbyteriat, Strafgefängniß, ehemaliges Mönchs- und Nonnenkloster, Band-, Baumwoll- und Leinweberei, Tuchmacherei, Leder- und Runkelrübenzuckerfabrikation, Ziegelbrennerei, Vieh- und Getreidehandel und 8106 Einw. Am St.-Georgenberge findet man eine graubräunliche Boluserde (striegauer Erde), die früher officinell war, jetzt aber nur noch zum Malen und Färben dient.

Strigel, Victorin, namhafter lutherischer Theolog, geboren den 26. Dec. 1524 zu Kaufbeuern, bildete sich zu Wittenberg unter Melanchthons Leitung und wurde 1548 als Professor der Theologie zu Jena angestellt. Hier trotz seiner Hinneigung zur streng-lutherischen Lehre in den synergistischen Streit (s. Synergismus) verwickelt, ward er 1559 vier Monate lang in Gotha in Haft gehalten und erst nach dem Sturz der flacianischen Partei im Mai 1562 wieder in sein Amt eingesetzt. Da der Streit aber alsbald wieder entbrannte, ging er noch in demselben Jahre als Professor nach Leipzig und von da 1567, wegen calvinischer Meinungen wiederum verdrängt, nach Heidelberg, wo er zum Calvinismus förmlich übergetreten sein soll und den 26. Juni 1569 †. Sein Hauptwerk sind die „Loci theologici“ (Neustadt a. d. H. 1581—84, 4 Bde.). Sein Leben beschrieb Otto (Jena 1843).

Strignendo (ital.), musikalische Bezeichnung, pressend, in beschleunigtem Takt.

Strike (engl.), in England Arbeitseinstellung in Masse, zu der sich die Fabrikarbeiter zu dem Zwecke verbinden, um dadurch Erhöhung des Lohns, Verminderung der Arbeitsstunden und andere Vortheile zu erzwingen.

Striktur (v. Lat.), die auf einzelne Stellen beschränkte und unnachgiebige, organische Verengerung eines mit einer Schleimhaut ausgekleideten Kanals. Solche S.n kommen vor an der Speiseröhre, am Magen und Darm, in der Harnröhre und an andern Orten. Sie entstehen bald dadurch, daß die Schleimhaut des betreffenden Kanals an einer mehr oder weniger umschriebenen Stelle in ein festes Narbengewebe umgewandelt wird, welches sich zusammenzieht, schrumpft und nun wie ein fester um den Kanal herumgelegter Ring diesen bleibend zusammenschnürt. Oder sie beruhen auf der Einlagerung von Krebsmasse in das Schleimhautgewebe, wodurch sich dieses beträchtlich verdickt, unnachgiebig wird und den Kanal auf verschieden große, meist 1—6 Zoll lange, selten größere Strecken verengert. Die S.n der Speiseröhre beruhen meist auf Krebseinlagerung, seltener auf Narbenbildung in Folge von Verbrennungen oder Einführung von ätzenden und scharfen Substanzen (Vergiftung mit Schwefelsäure, Aetzkali). Die S.n des Magens sind bedingt entweder durch Magenkrebs oder durch die sich stark zusammenziehenden Narben, welche nach einem Magengeschwür zurückbleiben. Aehnliches gilt von den S.n des Darms, welche außerdem auch noch in Folge der Verschwärung der Schleimhaut beim Ruhrprozesse entstehen können. Die S.n der Harnröhre, welche überwiegend beim männlichen Geschlechte vorkommen, sind fast immer die Folge einer Tripperentzündung. Die Folgen der S.n bestehen darin, daß der betreffende Kanal mehr oder weniger unwegsam wird, daß die Massen, welche durch den Kanal hindurchgehen sollen, an der S. aufgehalten und unter Umständen in umgekehrter Richtung wieder entleert werden. Daher ist bei der S. der Speiseröhre das Schlingen erschwert, die Speisen werden meist sofort wieder ausgewürgt. Bei S.n des Magens wird der Speisebrei, welcher nicht in den Zwölffingerdarm gelangen kann, durch Erbrechen wieder nach außen entleert. Bei S.n des Darms tritt Stuhlverhaltung, einfaches oder Kothbrechen, bei S. der Harnröhre erschwertes Harnen, Ablenkung des dünnen Harnstrahls, tropfenweises Abgehen des Urins 2c. ein. Natürlich werden in allen diesen Fällen auch noch subjektive Symptome der S. vorhanden sein, wie Schmerz, Gefühl von Druck in der betreffenden Gegend 2c. Die Behandlung der S.n kann nur da eine direkte sein, wo wir sie mit unsern mechanischen Hülfsmitteln erreichen können, wie in der Speiseröhre und der Harnröhre, während die S.n des Magens und Darms an sich keiner Behandlung zugängig sind. Krebsige S.n geben unter allen Umständen eine schlechte Prognose, die narbigen S.n im Allgemeinen eine bessere, doch sind auch sie sehr schwierig und oft nur unvollkommen zu beseitigen. Der hierzu eingeschlagene Weg besteht darin, daß man durch Einführung von glatten cylinderförmigen Körpern den verengerten Kanal allmählig zu erweitern sucht, indem man Cylinder von immer zunehmender Dicke anwendet. Bei S. der Speiseröhre verwendet man hierzu die sogenannte Schlundsonde, an welcher man olivenförmige Köpfe aus Elfenbein von verschiedener Dicke anschraubt; bei S.n der Harnröhre starre oder elastische Sonden und Bougies aus verschiedenen Substanzen. Erreicht man hiermit den beabsichtigten Zweck nicht, und ruft die S. eine gefährliche Harnverhaltung hervor, so muß man den Harn auf operativem Wege entfernen, entweder durch den Blasenstich, oder durch den Harnröhrenschnitt (hinter der S.). Der künstliche Abweg für den Harn muß so lange offen gehalten werden, bis es gelungen ist, von vorn oder von hinten her der S. beizukommen und den normalen Weg für den Harn wieder zu eröffnen.

Strinnholm, Andreas Magnus, schwedischer Geschichtsforscher, geboren am 25. Nov. 1786 in der Provinz Westerbotten, studirte zu Upsala und gründete dann in Stockholm eine Buchdruckerei, die er jedoch bald nachher an einen Kompagnon überließ, als er die Ausarbeitung der „Svenska Folkets Historia under Konungara af Wasaätten“ (Stockholm 1819—23, 3 Bde.) unternahm, die er aber mit der Erbvereinigung von Westeräs 1544 abbrach. Nachdem S. darauf eine Zeit hindurch am statistischen Archiv zu Stockholm beschäftigt gewesen, begann er eine vollständige Geschichte Schwedens nach den Quellen zu bearbeiten, die unter dem Titel „Svenska Folkets Historia från äldsta till närvarande Tider“ (Stockholm 1834—52, Bd. 1 und 2; deutsch von

ch unter dem Titel „Die Wikingszüge, Staatsassung und Sitten der alten Skandinavier", nburg 1839—41, 2 Bde.) zu erscheinen begann. erste Theil dieses Werks ward von der schwe- jen Akademie mit dem höchsten Preise gekrönt. iter schrieb er noch „Sveriges historia i samman- g" (Stockholm 1857—60, 3 Bde.). S. ward 5 Mitglied der königlichen Akademie der senschaften.

triseiando (ital.), musikalische Bezeichnung, eifend, einen Ton in den anderen hinüberend.

Strivali (Strofaden, Strophano), kleine uppe von 4 griechischen Inseln im jonischen ere, an der Westküste von Morea, südlich von ite; 3 davon sind nur Felsen; die größte, amphano, ist fruchtbar an Wein, Obst, dfrüchten, Getreide 2c. und hat ein Kloster.

Strobel, Adam Walther, verdienter Gehtschreiber, geboren den 23. Februar 1792 zu aßburg, studirte daselbst Theologie, wirkte von 1—30 an der Pfarrschule der Kirche Alt-Stankt- r, ward dann Lehrer am Gymnasium daselbst † den 28. Juli 1850. Sein Hauptwerk ist „Geschichte des Elsaß" (Straßburg 1841—52, Bde.), die von Engelhardt fortgesetzt ward. h besorgte er die Herausgabe der „Straßger Chronik" Closners (Stuttgart 1841), der ke Sebast. Brants (Leipzig 1839) u. a., und ffentlichte „Mittheilungen aus der alten Liter des nördlichen Frankreich" (Straßb. 1834) „Französische Volksdichter" (Baden 1846, de.).

Ströbeck, Dorf in der preußischen Provinz chsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis berstadt, mit 898 Einwohnern, die als geschickte achspieler berühmt sind; s. Schachspiel.

Strömöe, dänische Insel, die größte der öer (s. d.).

Strömung, s. Meer.

Stroganow, angesehene russische, jetzt gräfliche nilie, hat zum Ahnherrn Anikita S., der zu e des 15. Jahrhunderts große Salinen und nwerke im Ural besaß und dessen drei Söhne, kow, Grigorij und Ssenne, sich durch Erungen und großartige Einrichtungen im Berg- Salzwesen bekannt machten und sich zur Zeit ans Wasiljewitsch des Grausamen zwischen Kama u. nördlichen Dwina ansiedelten. In- Ssenne den Kosakenhetman zum Schutz seiner tzungen herbeirief, trug er mittelbar zur Erobe- g Sibiriens bei. Iwan Wasiljewitsch verlieh Brüdern bedeutende Vorrechte und Handels- opole, dieselben brachten den ganzen Handel iriens an sich und wurden Besitzer von mehr 100 Städten, Kolonien und Hüttenwerken, u später noch Goldwäschen kamen. Im Polenze Anfangs des 17. Jahrhunderts rüsteten die ein eigenes Armeecorps aus und wurden die er Rußlands, wofür sie der Czar mit der Beiß belohnte, ihre eigene Soldateska zu haben freie Jurisdiktion über ihre Untergebenen zu n. Peter der Große nahm jedoch den 6. Mai den Repräsentanten der Familie, den Brü- Alexander, Nikolaus und Sergei die sämmtlichen Vorrechte ihrer Ahnen und eh ihnen hierfür bloß den Baronstitel. Gregorij Alexandrowitsch S., geboren 1770, russischer Diplomat und 1826 in den Grafenstand erhoben, rettete 1821 als russischer Gesandter in Konstantinopel durch sein energisches Auftreten vielen tausend Griechen das Leben; starb den 19. Januar 1857. Sein ältester Sohn, Graf Karl Sergei S., geboren 1795, Kavalleriegeneral, bis 1835 Gouverneur von Riga und Minsk, dann bis 1847 Kurator des Universitätsbezirks von Moskau, erwarb sich als Besitzer eines Theils der von seinen Vorfahren angelegten Salz- und Hüttenwerke Verdienste um Hebung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften und machte sich auch als russischer Alterthumskenner bekannt. Sein Bruder Graf Alexander S. war 1839—41 Minister des Innern und ward 1855 zum Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien ernannt und 1856 mit der Wiederherstellung von Sebastopol beauftragt. Sein Sohn Grigorij S., ehemaliger Gardeoberst und seit September 1856 kaiserlicher Statthalter, ist angeblich mit der verwittweten Herzogin von Leuchtenberg morganatisch vermählt.

Stroh, alle von ihren Früchten entledigten Halme, Ranken und Stengel gereifter Halm- und Hülsenfrüchte. Das S. ist in der Landwirthschaft von hohem Belang. Es macht nicht allein als Streu die Grundlage des Mistes, sondern auch einen Theil der Viehnahrung für den Winter aus. S. von Getreide, welches sehr dicht gestanden hat, wodurch alles Unkraut unterdrückt worden ist, und welches zur vollständigen Reife gelangt ist, hat den geringsten Futterwerth, indem in demselben nur wenige oder gar keine Körner verbleiben, auch die Aehren, sowie die Blätter der Halme beim Dreschen zum Theil abgeschlagen werden. Die technische Bearbeitung des S.s ist in manchen Gegenden ein bedeutender Zweig der Industrie. Das S. besteht aus Fasern, die durch eine harzähnliche Materie mit einander verbunden sind, welche in Alkalien auflöslich ist. Die davon befreiten Fasern sind weich und flockig wie die des Hanfes, lassen sich von Flüssigkeiten durchdringen, zu einem Brei umschaffen und wieder zu dünnen Blättern vereinigen. Unter dem Getreidestroh ist das Roggenstroh an harzigem Stoff am reichsten, daher am schwersten davon zu befreien und am härtesten. Weizen- und Gerstenstroh sind weicher, am weichsten das Haferstroh. Das von seinem harzigen Stoff befreite S. ist zu verschiedenen Zwecken tauglich, so zur Verfertigung von Stricken, Polstern, Papier 2c. Die technische Verwendung des S.s geschieht namentlich zu Strohhüten (s. Strohflechterei), zu Strohdecken, den gewöhnlichsten Schutzmitteln für Mistbeete, Gewächshäuser 2c. gegen die Kälte, zu Strohdächern und Dachschindeln, zu niedlichen Arbeiten, als Dosen, Kästchen, Dessins 2c.

Strohblume, Pflanzengattung, s. v. a. *Xeranthemum L.*

Strohblumen, s. v. a. Immortellen (s. d.); auch künstliche Blumen, aus gespaltenem Stroh, wie sie auf Damenhüten getragen werden.

Strohfiedel, musikalisches Instrument, welches aus 16—20 nach der Tonleiter abgestimmten Stäbchen von sorgfältig getrocknetem Tannenholz besteht, die auf zwei gedrehten Strohseilen befestigt

sind und mit zwei hölzernen Schlägeln wie das Hackbret geschlagen werden. Obgleich schon seit dem 15. Jahrhundert bekannt, ward dieses einfache, aber nicht unangenehm klingende Instrument erst in neuerer Zeit vervollkommnet und zu Koncertvorträgen angewandt. Namentlich zeichnete sich Jwan Gusikow († 1837) als Virtuos auf diesem von ihm Holzharmonika genannten Instrument aus.

Strohflechterei, die Kunst, aus Stroh verschiedene Gegenstände, wie Hüte, Kappen, Arbeitstaschen, Schuhe, Cigarrentaschen, feine geflochtene Tressen rc., anzufertigen. Das zu diesen Arbeiten verwendete Stroh stammt meist vom begrannten weißen Sommerweizen (Triticum aestivum), welcher sehr dicht gesäet und vor dem Reifen der Körner mit den Wurzeln ausgerissen wird. Nach dem Trocknen werden dann Wurzeln und Aehren entfernt und das Stroh wird gereinigt und gebleicht. Dies Material verarbeitet man in ganzen Halmen zu den feinsten Waaren, gröberes Stroh wird gespalten und liefert billigere Waaren. Das beste geschmeidigste Stroh liefert Toskana, wo die S. ihren Anfang in der Gemeinde Signa nahm und sich bald über die Bezirke Brozzi, Petriolo, Campi und Prato ausbreitete. Im Jahre 1818 waren gegen 40,000 Arbeiterinnen mit dem Strohflechten beschäftigt, und in der nächsten Zeit wuchs ihre Zahl auf 80,000. Der Markt für diese Arbeiten war die leipziger Messe, bis später Engländer in Florenz selbst ihren Bedarf kauften und sich auch der Markt in Newyork eröffnete. Der damalige hohe Preis der Stroharbeiten veranlaßte fremde Spekulanten, das Rohmaterial aus Toskana zu beziehen, um es im eigenen Lande verarbeiten zu lassen. Diese Versuche brachten über Toskana große Noth, verfehlten aber ihren Zweck, und seit 1827 erhob sich die italienische Industrie von Neuem und führte viele Verbesserungen ein. Dahin gehören besonders die aus 10 Halmen geflochtenen Tressen und die aus Stroh, Seide und Pferdehaar zusammengesetzten Tressen von Fiesole. Nach von Hecht in Straßburg haben die Schweiz, Belgien, England und Deutschland das Verdienst, die italienische Fabrikationsweise, nach welcher die Hüte beinahe immer die nämliche Form besaßen, so abgeändert zu haben, daß man den Ansprüchen der jeweiligen Mode gerecht werden konnte. Die Italiener arbeiten mit Flechten oder Bändern mit 13 Enden, die, um die Naht zu verdecken, an den Rändern spiralförmig in einander geschlungen wurden. Nach der neuen Methode wurden aus gespaltenem Stroh Tressen von verschiedener Breite geflochten, und anstatt die Ränder in einander greifen zu lassen, setzt man eine Flechte über die andere und befestigt sie mittelst einer Naht. Das Anschmiegen an die Mode hatte den Erfolg, daß sich der Verbrauch alsbald vervierfachte. Frankreich war den anderen Ländern in der Anwendung von gespaltenem Stroh nicht gefolgt, war aber die Wiege der neuen Mode und verwendete in seinen Fabriken große Quantitäten ausländischer Flechten. Bis dahin hatte man nur Hüte für Frauen und Mädchen angefertigt, 1832 erschienen die ersten Herrenhüte als brasilianische Hüte auf den französischen Märkten. Dieselben waren nicht genäht, sondern bestanden wie unsere Panamahüte ganz aus Einem Stück, indem 400 — 1200 Hälmchen oder Fäserchen künstlich mit einander verschlungen waren. Sie wurden in Frankreich bald aus dem eingeführten Rohmaterial nachgeahmt und werden jetzt in großer Menge in den Provinzen Niederrhein, Meurthe und Mosel angefertigt. Sie sind indeß in Folge eigenthümlicher Zollsätze nur im Inlande verkäuflich und dennoch machen sie ungefähr den fünften Theil des Gesammtkonsums von Strohhüten aus. Unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen konnten sich in Würtemberg, im badischen Schwarzwald, in Bayern und Preußen ebenfalls Strohhutfabriken bilden, obwohl ihre Fabrikate den französischen nachstehen. Die Ausfuhr von Flechten, Hüten und anderen Strohwaaren aus Deutschland übersteigt die Einfuhr nicht, im Gegentheil ist die deutsche Produktion für den inländischen Konsum nicht ausreichend, so daß besonders Italien zur Deckung des Bedarfs beitragen muß. Auch eignet sich das deutsche Stroh nicht zu feineren Arbeiten und die Fabrikanten müssen das Rohmaterial daher vom Auslande beziehen. Die Hauptorte für die Fabrikation von Tressen und Strohhüten sind der badische und würtembergische Schwarzwald. Diese Hüte haben eine eigenthümliche Form und werden größtentheils zum Gebrauch für Landleute in Frankreich eingeführt. Die bedeutendsten deutschen Fabriken von Brasilhüten befinden sich in Würtemberg, Rheinbayern und Rheinpreußen; allein ihre Gesammtproduktion erreicht nur ungefähr den vierten Theil der französischen. Frankreich setzt den Ueberschuß seiner Produkte vorzüglich nach Nord- und Südamerika und in seine Kolonien ab.

Strom, s. v. a. Fluß, besonders ein größerer, welcher sich unmittelbar ins Meer ergießt.

Stroma, Insel an der Nordostspitze von Schottland, im Pentland-Frith, südlich von den Orkneyinseln, gehört zur schottischen Grafschaft Caithneß, hat gegen 100 Einwohner. An der Nordküste der Strudel Swalchie of Stroma.

Strombeck, 1) Friedrich Karl von S., Rechtsgelehrter u. Uebersetzer von alten Klassikern, geboren am 16. Sept. 1771 zu Braunschweig, studirte zu Helmstädt und zu Göttingen die Rechte, bereiste dann Italien, ward Beisitzer des Hofgerichts in Wolfenbüttel, 1799 Hof- und Abteirath im Stift Gandersheim, dann Präsident des Appellationsgerichts in Celle und kurz vor Auflösung des Königreichs Westphalen Staatsrath. Im Jahre 1812 in den Freiherrenstand erhoben, zog er sich nach Wolfenbüttel zurück, ward aber 1817 zum Rath und 1843 zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Wolfenbüttel ernannt; † daselbst den 17. August 1848. Außer trefflichen Uebersetzungen alter Klassiker, u. A. des Tacitus, veröffentlichte er „Deutscher Fürstenspiegel" (Braunschweig 1824) und „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (das. 1833 — 40, 8 Bde.).

2) Friedrich Heinrich von S., Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, geboren am 2. Oktober 1773 zu Braunschweig, wurde 1801 zum Rath bei der Regierung von Posen, später

in westphälischen Diensten zum Richter bei dem Distriktsgericht zu Helmstädt, 1814 zum Oberlandsgerichtsrath zu Halberstadt ernannt, wo er den 30. März 1832 †. Er schrieb unter Anderem „Handbuch des westphälischen Civilprozesses" (Hannover 1810—12, 3 Bde.), „Zusätze zum 20. Titel des zweiten Theils des Allgemeinen Landrechts" (Berlin 1816, 4. Aufl. 1826), „Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts" (3. Aufl., Leipzig 1829, 3 Bde.) und „Provinzialrechte aller zum preußischen Staate gehörenden Länder" (mit Anderen herausgegeben, das. 1827 f.).

Stromboli (sonst Strongyle), die nordöstlichste der liparischen Inseln im tyrrhenischen Meere, fast rund, besteht aus einem kegelförmigen Schlackenberg von 3016 Fuß Höhe, dessen Krater beständig raucht, aber ohne eigentlichen Ausbruch; hat 1500 Einwohner, welche Getreide, Wein, Südfrüchte und Baumwolle bauen und Schwefel und Bimsstein sammeln. Dabei die kleinere Insel Strombolino.

Stromenge, die Stelle eines Stromes, wo das Bett durch Felsen so verengt wird, daß dadurch das Wasser mehr Tiefe und einen schnellen Zug bekommt.

Stromeyer, Georg Friedrich Ludwig, verdienter Chirurg, geboren am 6. März 1804 zu Hannover, widmete sich dem Studium der Heilkunde, ward 1838 Professor der Chirurgie zu Erlangen, 1841 zu München und 1842 zu Freiburg und 1848 als Professor und Generalstabsarzt der schleswig-holsteinischen Armee nach Kiel berufen. Im April 1854 kehrte er als Generalstabsarzt der königlichen hannöverischen Armee in seine Vaterstadt zurück. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben „Beiträge zur operativen Orthopädik" (Hannover 1838), „Das Korektom" (Augsburg 1842), „Handbuch der Chirurgie" (Freiburg 1844 bis 1846) und „Maximen der Kriegsheilkunst" (Hannover 1855, 2 Bde.; 2. Aufl. 1861).

Stromfreiheit, der freie Gebrauch eines Stromes zur Schifffahrt von seinem Anfangspunkt bis zu seinem Ausfluß. Zu dem Landgebiet eines Staats gehören nach völkerrechtlichen Begriffen als integrirende Theile auch die Flüsse, Ströme und Seen innerhalb der Staatsgrenzen, und die Staaten, innerhalb deren Grenzen dieselben liegen, sind demnach befugt, die Schifffahrt auf denselben, soweit das Fahrwasser von ihnen beherrscht wird, entweder ganz zu untersagen, oder bestimmten Beschränkungen, Zöllen, Stapelgerechtigkeiten zu unterwerfen. Im deutschen Reiche waren die schiffbaren Flüsse innerhalb desselben ursprünglich Gemeingut der Nation, und die Reichsgesetze verboten auf das nachdrücklichste deren Belastung mit neuen Zöllen. Allein seitdem die Souveränetät der Einzelstaaten sich mehr und mehr geltend machte, belasteten die Uferstaaten die deutschen Ströme nach und nach mit einer Menge der schwersten Zölle und Verkehrsbeschränkungen, die durch die Hemmung des Verkehrs ebenso nachtheilig für den Nationalwohlstand als vortheilhaft für die Kassen der einzelnen Souveräne waren. Erst Napoleon I. gab den Anstoß zur Wegräumung der alten Schranken und mittelalterlichen Mißbräuche. In den tilsiter Frieden nahm er die Bestimmung auf, daß keiner der Uferstaaten der Weichsel die Schifffahrt auf diesem Strom durch Verbote, Zölle und andere Hemmnisse beschränken dürfe. Der wiener Kongreß nahm dann als allgemeinen Grundsatz an, daß die Schifffahrt auf den Flüssen, welche mehre Staatsgebiete durchströmen, ganz frei sein solle; insbesondere wurde die Schifffahrt auf dem Rhein, Main, Neckar, der Mosel, Maas und Schelde zu regeln versucht. In neuerer Zeit haben die Uferstaaten des Rhein, der Weser und Elbe durch besondere Verträge sich über die Freiheit der Schifffahrt derselben geeinigt. Vergl. insbesondere Elbe und Rhein.

Stromneß, Flecken auf der Südwestspitze der Orkneyinsel Pomona oder Mainland, an der Nordküste von Schottland, hat einen guten Hafen, 3 Kirchen, eine Bibliothek, ein naturhistorisches Museum, Strohflechterei, Fischerei, Küstenhandel und 1795 Einwohner. Unweit davon eine dem Stonehenge (s. d.) ähnliche Ruine eines uralten Bauwerks.

Stronsay (Stronsa), eine der nördlichen Orkneyinseln an der Nordküste von Schottland, mit tief eingerissenen Küsten, 2 Häfen (Linga-Sound und Papay-Sound), Mineralquellen, Kelpbrennerei und 1200 Einwohnern. Dabei die kleinere Insel Papay-Stronsay.

Strontianerde u. Strontiansalze, s. Strontium.

Strontium, Metall der Strontianerde, findet sich in der Natur als Schwefelsäuresalz (Cölestin) und als Kohlensäuresalz (Strontianit), spurenweise in vielen Mineralwässern und fast stets als Begleiter der Bariumverbindungen. Man erhält es durch Elektrolyse aus geschmolzenem Chlorstrontium, es ist hell, messinggelb, dehnbar, vom specifischen Gewicht 2,5, es verbrennt an der Luft erhitzt mit glänzendem Licht zu Oxyd u. zersetzt das Wasser schon bei gewöhnlicher Temperatur. Die Strontiumverbindungen sind mit den entsprechenden Bariumverbindungen isomorph. Das Oxyd (Strontianerde) entsteht beim Glühen des Kohlensäuresalzes u. wirkt nicht giftig, das Hydrat krystallisirt mit 8 Aequivalent Wasser. Aus den Salzen fällt nur koncentrirte Natronlauge das Hydrat, Ammoniak erzeugt keinen Niederschlag. Schwefelsäure fällt das Sulfat, ist aber die Lösung nicht koncentrirt und enthält sie viel freie Säure, so entsteht der Niederschlag erst nach einiger Zeit. Wurde eine neutrale Lösung mit schwefelsaurem Natron ausgefällt, so erzeugt kohlensaures Natron im Filtrat noch einen Niederschlag. Gyps erzeugt in Strontiansalzen einen Niederschlag (Sulfat), der sich auf Zusatz von Kochsalzlösung langsam löst. Die meisten Strontiumsalze färben die Löthrohrflamme roth. Die Verbindungen des S. mit Schwefel gleichen im Allgemeinen den entsprechenden Bariumverbindungen und lassen sich auf analoge Weise darstellen. Chlorstrontium krystallisirt in Nadeln mit 6 Aequivalent Krystallwasser, löst sich leicht in Wasser und in 116 Theilen kaltem Alkohol. Letztere Lösung brennt roth. Wasserfreies Chlorstrontium bildet eine durchsichtige glasartige Masse. Kieselfluorstrontium unterscheidet sich durch seine Leichtlöslichkeit vom Bariumsalz. Schwefelsaurer Strontian löst sich in 6895 Th. kaltem und 11000 Th.

schwefelsäurehaltigem Wasser. Die Lösung dient als Reagens auf Baryt. Reichlicher lösen ihn Salpetersäure, Salzsäure oder Essigsäure, Metaphosphorsäure verhindert seine Fällung. Kohlensaure Kalilösung verwandelt ihn schon bei gewöhnlicher Temperatur in das Kohlensäuresalz. Kohlensaurer Strontian löst sich in 18000 Th. Wasser, reichlicher in kohlensäurehaltigem Wasser und ziemlich leicht in Lösungen von Salmiak und salpetersaurem Ammoniak. Kalte Lösungen von schwefelsauren Alkalien verwandeln ihn nicht in Sulfat. Salpetersaurer Strontian krystallisirt aus heißen Lösungen wasserfrei (in der Kälte mit 4 Aeq. Wasser), löst sich in 5 Th. kaltem Wasser und in $\frac{1}{2}$ Th. kochendem Wasser. Man benutzt ihn für Darstellung von Rothfeuer. Chlorsaurer Strontian krystallisirt wasserfrei, wird an der Luft feucht und löst sich leicht in Wasser, nicht in Alkohol.

Strophe (griech.), in der Poesie, insbesondere der lyrischen, die Verbindung mehrer Verse zu einem metrischen Ganzen, in sofern gleichbedeutend mit Stanze (s. d.). S.n hießen ursprünglich die Chorgesänge auf dem Theater, die sich in S., Antistrophe und Epode gliederten. Die lyrische Poesie behielt diese Benennungen bei, wie in den pindarischen Oden, wo man indeß auch statt S. und Antistrophe die Ausdrücke Ode und Antode gebrauchte. Andere lyrische Gedichte des Alterthums kennen die Epode und Antistrophe nicht, sondern bestehen aus S.n mit regelmäßig wiederkehrendem Metrum. Die Alten theilten die S.n nach der Anzahl ihrer Verse in zwei-, drei- und vierzeilige, in Distichen, Tristichen und Tetradistichen, und nach ihren Erfindern u. andern Merkmalen in alcäische, sapphische, choriambische &c. Die einzelnen Verse der S.n hießen Kola und bildeten ein anderes Eintheilungsmerkmal. S.n, deren Verse ein gleiches Metrum hatten, galten zusammen nur als ein Kolon und hießen Monokola; solche, in denen zwei, drei und vier Versarten wechselten, Dikola, z. B. das sapphische Metrum, Trikola, z. B. das alcäische Metrum, und Tetrakola. In der neueren Poesie betrachtet man neben dem regelmäßig wiederkehrenden Versmaß besonders den Reim als Princip bei der Strophenbildung. Auch bildet hier jede S. hinsichtlich des Gedankens ein gewisses in sich abgeschlossenes Ganzes, was in der antiken Poesie nicht der Fall ist. Eine eigenthümliche S. enthält das Nibelungenlied.

Stroud, Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, am Zusammenfluß des Frome und Slade und am Stroudkanal, einem Zweig des Themse-Savernekanals, sowie an der Zweigbahn Gloucester-Swindon, welche die London-Bristolbahn mit der Bristol-Birminghambahn verbindet und in S. nach Herford abzweigt, hat starke Tuch-, Kasimir- u. Garnfabrikation, Scharlachfärberei und 9090 Einwohner und einschließlich des Wahlbezirks (welcher zwei Mitglieder in das Unterhaus wählt) 35,517 Einwohner.

Strozzi, Bernardo, Maler, genannt il Cappuccino und il Prete Genovese, geboren 1581 zu Genua, Schüler von C. Corte und dann von P. Sorri, wirkte zu Venedig als Maler und Kriegsbaumeister. Er schlug einen dem des Caravaggio verwandten Weg ein und lieferte Werke eigenthümlichen Gepräges, welche als Muster einer kecken Pinselführung und des sogenannten brillanten Kolorits gelten können. Seine Bildnisse sind meist halbe Figuren oder Kniestücke. In den Palästen zu Genua, auch in Venedig, sowie in anderen Städten Italiens und in den Gallerien zu Wien, Petersburg und Dresden findet man Bilder von ihm. S. † 1644.

Strudel, ein Wasserwirbel oder eine Stelle, an der sich das Wasser kreis- oder spiralförmig nach unten der Tiefe zu dreht, wobei sich bisweilen in der Mitte eine trichterförmige Vertiefung bildet. Solche S. finden sich besonders im Meer, mitunter auch in Flüssen, und sind für die Schifffahrt mehr oder weniger gefährlich. Sie entstehen in der Regel durch entgegengesetzte Strömungen oder durch das Anstoßen an verborgene Klippen. Der bedeutendste unter den jetzt bekannten S.n ist der Malstrom an der norwegischen Küste. Andere finden sich zwischen den Färöerinseln, im bottnischen Meerbusen, im Sunde und anderwärts. Bei den Alten waren die Scylla und Charybdis in der Meerenge von Sicilien als S. besonders gefürchtet. Ein auch schon bei den Alten berühmter S. ist der chalcidische in der Meerenge Euripus, welche die Insel Euböa von Böotien und Attica trennt.

Struensee, 1) Johann Friedrich, Graf von S., dänischer Minister, geboren am 5. August 1737 zu Halle, Sohn Adam S.'s, des Verfassers des alten halle'schen Gesangbuches, Predigers an der Ulrichskirche daselbst, dann zu Altona, studirte in seiner Vaterstadt Medicin, ward 1759 Stadtphysikus zu Altona und 1768 Leibarzt und Begleiter des jungen Königs Christian VII. von Dänemark auf dessen Reise durch Deutschland, Frankreich und England. Schnell erwarb er sich die Gunst des Königs und ward 1770 auch mit der Erziehung des Kronprinzen beauftragt und zum Konferenzrath und Lektor des Königs und der Königin Karoline Mathilde (s. Karoline 1)] ernannt. Auch in der Gunst der letztern, die ihm erst abgeneigt gewesen, stieg er immer höher. Die von ihrem Gatten mit Gleichgültigkeit behandelte Königin fand bald Interesse an seinem Umgang und glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, mit dessen Hülfe sie die ihr abgeneigte dänische Adelsaristokratie stürzen könnte. Nachdem S. ein besseres Einvernehmen zwischen dem König und der Königin hergestellt, wußte er die bisherigen Günstlinge und Minister vom Hofe zu entfernen, zuerst den Grafen von Holk, an dessen Stelle sein Freund Brandt als königlicher Gesellschafter eintrat, dann auch den verdienten Minister Grafen Bernstorff, und Ende 1770 hob er den ganzen Staatsrath auf. Die Königin und S. herrschten nun unumschränkt, indem sie den schwachen König von den Staatsgeschäften fern hielten. Es ward ein neues Ministerium gebildet, S. selbst aber im Juli 1771 zum Kabinetsminister ernannt. Sein Bruder, Karl August S., übernahm die Finanzen. Abweichend von der bisher verfolgten Politik, suchte S. Dänemark von dem Einflusse Rußlands frei zu machen und dafür mit dem stammverwandten Schweden eine enge Verbindung herzustellen. Dabei war seine ganze innere

Verwaltung darauf gerichtet, Wohlstand, Selbstständigkeit und Aufklärung zu begründen. Die Finanzen wurden geordnet, die Abgaben verringert, viele der Industrie und Handel hemmenden Fesseln gelöst, Bildungsanstalten gegründet, die strengen Strafgesetze gemildert und alle Branchen der Verwaltung nach Principien geordnet, doch ging S. dabei mit zurücksichtsloser Eile zu Werke und ward daher bald als Tyrann verschrieen, insbesondere von der orthodoxen Geistlichkeit. Dazu ward sein Verhältniß zu der Königin verdächtigt, namentlich als diese 1771 eine Tochter gebar. Der britische Gesandte, Lord Keith, sah die Katastrophe herannahen und bot S. auf Weisung Georgs III. ein Asyl in England an; aber S. blieb. An der Spitze der ihm feindlichen Partei stand die herrschsüchtige Stiefmutter Christians VII., Juliane Marie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, und an sie schlossen sich besonders fünf Männer an, darunter der Kabinetssekretär Guldberg und der General Rantzau-Aschberg. In der Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772 drangen diese Verschwornen in das Schlafzimmer des Königs und zwangen denselben zur Unterzeichnung des Befehls zur Verhaftung der Königin, S.'s und Brandts. S. ward in Ketten auf die Citadelle gebracht und eines Anschlags gegen die Person des Königs, um ihn zur Abdikation zu zwingen, des strafbaren Umgangs mit der Königin, einer gesundheituntergrabenden Methode bei Erziehung des Kronprinzen, der Anmaßung und des Mißbrauchs der höchsten Gewalt angeklagt. Auf das Geständniß eines verbrecherischen Umgangs mit der Königin, das S. durch Androhung der Folter abgepreßt worden sein soll, begab sich eine zweite Kommission zur Königin nach Kronenburg, um aus dieser ein gleiches Geständniß herauszulocken, aber erst, als man ihr bemerkte, daß, wenn sie S. Lügen strafe, dieser als Verleumder königlicher Majestät eines schmählichen Todes sterben müsse, unterschrieb sie widerstrebend eine das Bekenntniß ihrer Schuld enthaltende Schrift mit ihrem Namen. Die königliche Ehe ward hierauf getrennt, S. aber „eines großen todeswürdigen Verbrechens wegen" zum Schaffot verurtheilt, und zwar sollte ihm erst die rechte Hand und dann der Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt, aufs Rad gelegt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden. Ebenso lautete das Urtheil gegen Brandt, als Genossen S.'s. Nachdem der König, nicht ohne Mitwirken des russischen Gesandten, das Urtheil bestätigt hatte, erfolgte den 28. April 1772 die Exekution. Beide Verurtheilte fielen dem Hasse der von ihnen schwer beleidigten Adelsaristokratie zum Opfer. Insbesondere war das Verfahren gegen Enevold Brandt, der nie an Regierungsgeschäften sich betheiligt hatte, ein reiner Justizmord. Dieser, ein Sprößling einer alten Adelsfamilie, war früher, weil er in einem Briefe an den König den unwürdigen Charakter des Günstlings Holk enthüllt hatte, vom Hofe nach Altona verwiesen worden. Hier lernte ihn S. kennen und bewirkte 1770, daß er an den Hof zurückgerufen wurde, um Holks Stelle einzunehmen. Christian VII., der schon damals kindisches Wesen zeigte und Die, welche seine Person umgaben, oft zwang, mit ihm zu ringen, soll ihn bei einer solchen Gelegenheit einst übel mitgenommen haben und in der Hitze des Kampfs von ihm in den Finger gebissen worden sein. Obwohl ihm der König dies längst verziehen hatte, gründeten doch die Richter auf diesen längst vergessenen Vorfall ein Todesurtheil. Von den übrigen zehn Personen, die in den Kongreß verwickelt waren, wurden sieben freigesprochen und drei des Landes verwiesen, darunter auch S.'s Bruder, den Friedrich II. als preußischen Unterthan drohend reklamirte. Michael Beer und Heinrich Laube machten S.'s Schicksal zum Gegenstand gleichnamiger Trauerspiele. Bouterwek lieferte einen seiner Zeit anerkannten Roman. Vergl. Höst, Der Graf S. und dessen Ministerium, Kopenhagen 1824, deutsch, das. 1826; Hitzig und Häring, Der neue Pitaval, 3. Bd.; Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen Karoline Mathilde von Dänemark und die Grafen S. und Brandt, Jena 1864.

2) Karl Gustav von S. und Karlsbach, Bruder des Vorigen, geboren am 18. Aug. 1735 zu Halle, studirte daselbst nächst der Theologie besonders noch Mathematik und Philosophie und erhielt 1757 eine Professur an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier benutzte er seine Muße, die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst zu studiren, und gab „Anfangsgründe der Artillerie" (3. Aufl., Leipz. 1788) heraus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit Friedrichs II. auf sich, der ihm mehre junge Offiziere zusendete, um dieselben für den Dienst zu bilden. Eine weitere Frucht seiner Studien waren die „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" (Leipz. 1771—74, 3 Bde.; 2. Aufl. 1786), das erste bessere Werk in diesem Fache in Deutschland. Auf Veranlassung seines Bruders ging er 1769 nach Kopenhagen, wo er eine Anstellung als dänischer Justizrath und Mitglied des Finanzkollegiums erhielt. Bei dem Sturze seines Bruders wurde auch er verhaftet, doch konnte ihm nichts Erhebliches vorgeworfen wurde, und zudem ward er von Friedrich dem Großen als preußischer Unterthan reklamirt, so daß man ihn frei in sein Vaterland entlassen mußte. S. widmete sich darauf auf seinem Gute Alzenau bei Haynau in Schlesien den Wissenschaften. Er übersetzte Pinto's „Staatswissenschaftliche Aufsätze" (1776), die später vermehrt (Leipz. 1800, 3 Bde.) erschienen. Im Jahre 1782 wurde er als Oberfinanzrath und als Direktor der Seehandlung nach Berlin berufen, 1789 unter Hinzufügung des Namens von Karlsbach geadelt und 1791 zum Staatsminister und Chef des Accise- und Zolldepartements ernannt. Er † am 17. Okt. 1804.

3) Gustav Karl Otto von S., Romanschriftsteller, geboren den 13. Dec. 1803 zu Greifenberg in Pommern, studirte zu Bonn und Berlin die Rechte, ward 1834 Regierungsrath in Koblenz und 1847 Oberregierungsrath in Berlin. Er war 1862 Mitglied des aufgelösten Abgeordnetenhauses u. gehörte zur liberalen Fraktion Grabow. S. schrieb unter dem Pseudonym Gustav vom See viele treffliche Novellen und Romane, z. B. „Herz und Welt" (Leipzig 1862, 3 Bde.) und „Wogen des Lebens" (das. 1863, 3 Bde.).

Struktur (lat. structura), die Art und Weise

der äußeren und inneren Zusammenfügung eines zu einem Ganzen aus einzelnen, verschiedenartigen Theilen verbundenen Körpers.

Strumpfwaaren (Wirkerwaaren), Strümpfe, Beinkleider, Jacken, Handschuhe rc., welche nach Art der Handstrickerei, also nicht wie die Gewebe durch Verflechten verschiedener Fadensysteme, sondern durch Verschlingung eines einzigen fortlaufenden Fadens auf Maschinen dargestellt werden. Dies geschieht nach verschiedenen Methoden. Man arbeitete zuerst breite Maschenwaare, gab derselben durch das sogenannte Mindern der Grenzseiten oder durch Ausschneiden den erforderlichen Schnitt und nähte dann die Grenzseiten zusammen. Hiernach theilt man die S. in reguläre und geschnittene ein. Nun kann man aber auch von vornherein cylindrische Schläuche herstellen und diesen durch Zuschneiden, Ausschneiden, Wiederzunähen und schließlich durch starkes feuchtes Ausformen die entsprechende Gestalt geben. Durch Kombination verschiedener Maschinen kann man endlich auch eine zusammengesetzte, theils rund, theils breit gearbeitete und genähte Waare erzeugen. Die besten S. sind die regulären, weil bei ihnen die Maschen nicht zerschnitten sind und die Nähte so gemacht werden können, daß sie nicht drücken. Die geschnittene Waare bedingt bedeutenden Materialverlust und hat dicke wulstige Nähte. Letztere treten auch bei den in Schläuchen gewirkten Waaren auf, wenn sie façonnirt werden müssen. Vermeidet man hierbei die Nähte, so muß man ihnen ihre Form durch gewaltsames feuchtes Ausformen geben, und diese verschwindet dann, sobald die Appretur entfernt ist. Die Maschinen zur Strumpfwirkerei sind äußerst komplicirt und arbeiten mit Nadeln und Häkchen, um welche sich der Faden schlingt. Die der ersten Methode entsprechenden S. werden auf dem Coulirstuhl oder auf dem Kettenstuhl dargestellt, während man die Schläuche auf dem Rundstuhl fertigt. Diese ursprünglichen Maschinen sind nun vielfach verbessert worden, und besonders ist der heinig-uhle'sche Strumpfstuhl erwähnenswerth, mit welchem bei Herstellung der regulären Strümpfe eine größere Leistung ohne größere Anstrengung des Arbeiters zu erzielen ist als beim gewöhnlichen Coulirstuhl. Eine besondere Art des Abnehmens ermöglicht die Herstellung von Fußspitzen und Fersen aus Einem Stück, die nicht wie bisher bei Herstellung der regulären Waare aus 2 Theilen bestehen, die der Arbeiter durch Verketteln der letzten Maschenreihen vereinigen muß. Der Stuhl liefert in 1 Minute 12,000 Maschen und arbeitet in Wolle, Baumwolle, Seide und Leinen. Abweichend von dem heinig-uhle'schen Stuhl beginnt die Strumpfmaschine von Eisenstuck die Waare an ihrer engsten Stelle (Strümpfe z. B. an der Fußspitze) und erweitert sie, je nach Façon, durch Aufnahme von Maschen. Das Façonniren der Waare im Stuhl geschieht selbstthätig durch eine Jacquardvorrichtung, welche am Stuhl angebracht ist, so daß ein Stück Waare genau so ausfällt wie das andere. Diese Erfindung löst also das Problem, elastische Schlauchwaare rundgeschlossen u. doch zugleich in richtiger Form mit selbstthätigen, durch irgend welchen Motor betriebenen Maschinen darzustellen. Strümpfe arbeitet die eisenstuckſche Maschine ohne Fersen. Dieselben müssen auf irgend einem Hand- oder breiten Maschinenstuhl aufgestoßen und angearbeitet werden. Die gewöhnliche Schnelligkeit, die während des Façonnirens keine Unterbrechung erleidet, ist 30 Reihen in der Minute. Man kann die Stühle zum Handbetriebe einrichten, hängt sie aber am besten an eine Dampfmaschinentransmission. Strumpfwaaren werden wohl in fast allen Staaten Europa's gefertigt, Gegenstand der Industrie und des Exports bilden sie indeß nur in England, Sachsen, Thüringen und Frankreich. In England, als dem ältesten Sitz der Strumpfwirkerei, hat dieselbe einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt, doch ist sie auch in Sachsen so ausgebildet, daß man hier die englische Konkurrenz nicht zu scheuen braucht. Die sächsische Strumpfwirkerei ist erst seit etwa 40 Jahren zu der jetzigen Bedeutung herangewachsen, obgleich schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Strumpfwirkerhandwerk im Erzgebirge sich zum fabrikmäßig betriebenen Gewerbe ausbildete. Seit den zwanziger Jahren entwickelte sich der Export und Sachsen konkurrirte erfolgreich auf allen überseeischen Märkten, wo man die billigere, wenn auch geringere sächsische Waare vorzog. Leider dachte man zu wenig daran, Verbesserungen einzuführen, und so gewann England von Neuem mehr und mehr Terrain, zumal es mit verbesserten Maschinen billiger produciren konnte. Die ersten Rundstühle wurden in Sachsen 1851 aufgestellt, und damit ist der Industriezweig in eine neue Phase eingetreten, indem die Fabrikation nach und nach zur Maschinenarbeit übergeht. Eine ganz besondere Fertigkeit hat Sachsen in der Herstellung baumwollener, wollener, seidener und leinener Handschuhe erreicht. Der Betrieb der Industrie ist hier so eingerichtet, daß die Arbeiter, welche meist im Besitz eines Strumpfstuhls sind, das nöthige Garn von den Faktoren (d. h. Mittelspersonen, welche die Ansammlung der Waare von den einzelnen Arbeitern und die Weiterbeförderung an die Kaufleute besorgen) erhalten und auch die gefertigte rohe Waare an diese abliefern. Die Faktoren, welche ihr Geschäft auf eigne Rechnung treiben, lassen dann die Waare appretiren oder liefern sie auch noch an die Kaufleute ab. Frankreich hat zwar eine umfangreiche Strumpfwaarenindustrie, allein es arbeitet größtentheils nur für den inländischen Konsum und für seine Kolonien; auch steht es England und Sachsen in Qualität und Preisen nach; nur in hochfeinen Qualitäten seidener Strümpfe, brochirt und mit Stickereien gearbeitet, ist es von keiner andern Nation bis jetzt erreicht worden.

Strumza (Stromza), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Rumelien, Sandschak Kostendil, Sitz eines griechischen Bischofs, mit altem Schloß, mehren Moscheen und 4000 Einwohnern; war im 14. Jahrhundert die Hauptstadt eines eignen Lehnstaats erst des byzantinischen Reichs, dann Serbiens.

Struve, 1) Heinrich Christoph Gottfried von S., russischer Diplomat, geboren den 10. Jan. 1772 zu Regensburg, wo sein Vater als

russischer Geschäftsträger beim Reichstag seinen Wohnsitz hatte, studirte zu Erlangen und Bonn Staats- und Naturwissenschaften, fungirte seit 1796 als Legationssekretär bei verschiedenen russischen Gesandtschaften, ward 1815 erster Geschäftsträger in Hamburg, dann Ministerpräsident und 1843 außerordentlicher Gesandter bei den Hansestädten. Im Jahre 1850 in den Ruhestand versetzt, † er den 9. Januar 1851 in Hamburg. Er erwarb sich durch seine „Mineralogischen Beiträge" (Gotha 1807) und die „Beiträge zur Mineralogie und Geologie des nördlichen Amerika" (Hamb. 1822) einen Namen.

2) Friedrich Georg Wilhelm, berühmter Astronom, geboren den 15. April 1793 zu Altona, studirte zu Altona erst Philologie, dann Astronomie, ward 1813 Observator und 1820 Direktor der Sternwarte zu Dorpat, 1839 der zu Pulkowa. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Observationes Dorpatenses" (Dorp. 1817—39, 8 Bde.), „Catalogus novus stellarum duplicum" (das. 1827), „Stellarum duplicum mensurae micrometricae" (Petersburg 1831) und „Stellarum fixarum, imprimis compositarum positiones mediae" (das. 1852). Auch organisirte er die sämmtlichen russischen Sternwarten und leitete 1822—52 eine umfassende Breitengradmessung in den russischen Ostseeprovinzen bis zum Nordkap durch 380 geographische Meilen, sowie die Ausführung eines Nivellements zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere und geographische Ortsbestimmungen in Sibirien u. in der europäischen und asiatischen Türkei. Sein Sohn, Otto Wilhelm von S., geboren den 7. Mai 1819 zu Dorpat, russischer Staatsrath, zweiter Astronom der pulkowaer Sternwarte, berathender Astronom des kaiserlichen Generalstabs, leitete die von diesem angeordneten umfassenden astronomisch-geographischen Arbeiten, bestimmte die Präcessionskonstante neu, entdeckte einen Uranustrabanten und lieferte in die Mémoires der petersburger Akademie genaue Beobachtungen von Kometen und Doppelsternen.

3) Gustav von S., republikanischer Agitator und Schriftsteller, geboren den 11. Okt. 1805 in Livland, studirte die Rechte in Deutschland und ward dann oldenburgischer Gesandtschaftssekretär zu Frankfurt a. M., ging aber bald als Advokat nach Mannheim. Seine Muße widmete er phrenologischen Studien, als deren Früchte eine „Geschichte der Phrenologie" (Heidelberg 1843) und ein „Handbuch der Phrenologie" (Lpz. 1845) erschienen. Auch redigirte er das „Mannheimer Journal" und ward in Folge der oppositionellen Haltung dieses Blattes wiederholt zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Als 1846 das Blatt eingehen mußte, gründete er den „Deutschen Zuschauer". Nach der pariser Februarrevolution brachte er die der badischen Kammer vorgelegte, die bekannten Volksforderungen betreffende Petition in Gang, und im April 1848 machte er im badischen Seekreis mit Hecker den Versuch zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand, ohne sich jedoch an der militärischen Leitung dieses Unternehmens weiter zu betheiligen. Nach der Zerstreuung seiner Schaar bei Freiburg den 23. April floh er über Frankreich in die Schweiz, wo er mit K. Heinzen einen „Plan zur Revolutionirung und Republikanisirung Deutschlands" veröffentlichte. Ein bewaffneter Einfall, den er am 21. Sept. mit anderen politischen Flüchtlingen auf badisches Gebiet machte, mißglückte wieder, und er selbst ward nach dem Treffen bei Staufen am 25. Sept. im Amtsbezirk Säckingen verhaftet und vom Schwurgericht zu Freiburg am 30. März 1849 wegen versuchten Hochverraths zu 5½ Jahren Einzelhaft verurtheilt und zu deren Abbüßung nach Bruchsal abgeliefert. In Folge der badischen Volkserhebung schon am 24. Mai wieder frei geworden, gerirte er sich wieder als Hauptführer der republikanischen Partei, ging nach dem Einrücken der preußischen Truppen in die Rheinpfalz am 17. Juni nach Heidelberg in Mieroslawski's Hauptquartier und floh nach dem Scheitern des badischen Aufstandes in die Schweiz. Nach 2 Monaten von da ausgewiesen, ging er über England im April 1851 nach Newyork und nahm dort seine journalistische Thätigkeit wieder auf, die sich namentlich auf Bearbeitung einer „Allgemeinen Weltgeschichte" im radikalen Sinn (Newyork 1853 bis 1860, 9 Bde., und Koburg 1866, 8. Abdruck) koncentrirte. Im nordamerikanischen Bürgerkrieg machte er als Offizier in einem newyorker Regiment die Feldzüge von 1861 und 1862 mit, kehrte aber im Sommer 1863 nach Europa zurück und lebte seitdem abwechselnd in Koburg, in der Schweiz und am Rhein wieder publicistischen Bestrebungen, theils politischer, theils historischer Natur. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „Politische Briefe" (Mannheim 1846); „System der Staatswissenschaften" (Frankf. 1847 bis 1848, 4 Bde.); „Das öffentliche Recht des deutschen Bundes" (Mannh. 1846, 2 Bde.); „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden" (Bern 1849); „Das Revolutionszeitalter" (Newyork 1860); „Diesseits und jenseits des Oceans" (Koburg 1864). Seine Frau, Amalie S., geborne Düsar, die sich an den republikanischen Unternehmungen ihres Mannes eifrig betheiligte und, gleichzeitig mit diesem arretirt, bis zum 16. April 1849 in Haft blieb, schrieb „Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen" (Hamb. 1850) u. „Historische Zeitbilder" (Bremen 1850, 3 Bde.). Sie † im Februar 1862 zu Newyork.

Stry, 1) österreichisch-galizischer Fluß, entspringt am Nordostabhang der Karpathen, durchfließt die Kreise Stry und Sambor und mündet nach 23 Meilen langem, vielfach gewundenem Lauf in den Dnjestr. — 2) Kreisstadt in Galizien, links am Stry, in gut angebauter Gegend, von Wällen und Teichen umgeben, hat eine römisch-katholische und griechisch-katholische Kirche, ein Schloß, eine Haupt- und Unterrealschule und 9184 Einwohner.

Stry, Abraham van, Maler, geboren am 31. Dec. 1753 zu Dortrecht, malte Porträte in Oel und Scenen aus dem täglichen Leben im Geschmacke G. Metzu's und P. de Hooge's, sowie mit Vieh staffirte Landschaften in der Weise des A. Cuyp. Werke von ihm finden sich in den ansehnlichsten holländischen und belgischen Kabineten. Er veranlaßte die Gründung der Gesellschaft Pictura in Dortrecht, deren Präsident er ward. Er † den 7. März 1826.

Strychnin, stickstoffhaltige chemische Verbin-

dung, findet sich in den Krähenaugen, Ignatiusbohnen, im Schlangenholz, in der falschen Angosturarinde und wahrscheinlich auch in den Pfeilgiften der ostindischen Eingebornen, im Upas Tienté und vielleicht auch im Woorаregift. Man erhält es durch wiederholtes Extrahiren der entfetteten Krähenaugen mit Alkohol, Fällen des Auszugs mit Bleizucker und Maceriren des eingeengten Filtrats mit Magnesia. Der ausgewaschene Niederschlag wird getrocknet und mit Alkohol von 0,83 extrahirt, aus welchem beim Verdunsten S. krystallisirt, während Brucin in Lösung bleibt. Das S. bildet Säulen oder Oktaëder, reagirt alkalisch, schmeckt bitter, ist in kochendem Wasser, absolutem Alkohol, Aether und ätzenden Alkalien unlöslich, zersetzt sich beim Erhitzen ohne zu schmelzen, wird mit Kalihydrat roth und gibt Leukolin, färbt sich mit Salpetersäure nicht roth, mit koncentrirter Schwefelsäure und chromsaurem Kali aber prachtvoll violett und mit Bleisuperoxyd und Schwefelsäure dunkelblau. Goldchlorid gibt mit höchst verdünnten Lösungen gelbe Trübung. Die Salze des S.s krystallisiren, lösen sich leicht in Wasser und schmecken bitter. Das S. ist eins der tödtlichsten Gifte und wirkt hauptsächlich auf das Rückenmark. Es widersteht lange der Fäulniß und kann daher leicht in Leichnamen nachgewiesen werden. In der Medicin wird es besonders gegen Lähmungen angewandt. Höchst beachtenswerth ist sein Verhalten gegen Phenylsäure. Versetzt man nämlich eine Lösung von salzsaurem S. mit diesem Körper, so erhält man eine Emulsion, in welcher sich alles S. befindet, u. die demnach äußerst schwach wirkt. Während 0,0015 Gramm des Salzes ein Kaninchen tödten, bringen 0,002 Gramm desselben in Emulsion unter die Haut gespritzt nach 15 Minuten nur einige schwache Symptome hervor.

Strychnos *L.* (Brechnuß, Krähenaugenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, charakterisirt durch den kleinen 5lappigen Kelch, die röhrige, 5theilige Blumenkrone mit 5 Staubgefäßen, den dicken Griffel mit kopfiger Narbe und die einfächerige Beere mit holziger Schale, Bäume und Sträucher in heißen Ländern, mit rippigen Gegenblättern, kleinen Blumen in Afterdolden und rundlichen, rindigen Beeren voll wässerigen Muses, worunter mehre Arznei- und Giftpflanzen. S. colubrina *L.*, Schlangenholzbaum, ein Schlingstrauch in Ostindien und auf den Molukken, mit dickem Stamm und langen, schlanken Aesten, in allen seinen Theilen giftig, liefert das ächte Schlangenholz, S. colubrinum, das in Ostindien als ein unfehlbares Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen gilt und auch gegen Wechselfieber angewendet wird. S. nux vomica *L.*, Krähenaugenbaum, gemeiner Brechnußbaum, ist ein Baum in Ostindien, mit dichter Krone, ovalen, 5rippigen Blättern und grünlichweißen Blüthen in Endtrauben, wovon die Samen als Krähenaugen, Brechnüsse, Nuces vomicae, Semen Strychni Nucis vomicae, officinell sind. Sie gehören zu den stärksten Giften des Gewächsreichs, indem sie 2 giftige Alkaloïde, das Strychnin und Brucin, enthalten. Man wendet sie vorzüglich bei Lähmungen der Glieder, namentlich der unteren Extremitäten, bei Krampfkrankheiten, Veitstanz, Epilepsie ꝛc., in Ostindien auch gegen Wasserscheu an. Auch gebraucht man daselbst die äußerst bittere Wurzel und die Rinde bei Wechselfiebern und Bißwunden giftiger Schlangen. S. Tieute *Lechen.* ist ein verdrehter Kletterstrauch in den fast undurchdringlichen Urwäldern auf Java, aus dem die Javaner durch Kochen der Wurzelrinde, Eindicken derselben und durch Beimischung verschiedener Gewürze eins der furchtbarsten Pflanzengifte, das Upas Tieuté, Tschettik, Antschar, gewinnen, womit sie ihre Pfeile und Waffen vergiften. Von S. toxicaria *Schomb.*, in den Wäldern am Orinoco und auf dem Canocougebirge, in der Nähe des Aequators, bereiten die Indianer am Orinoco das Woorare- oder Uraregift.

Strymon, Fluß im alten Macedonien, entsprang auf dem Scomus bei Pantalia, durchfloß den See Prasias und mündete bei Amphipolis in den strymonischen Meerbusen, nachdem er wenige Meilen vor seiner Mündung schiffbar geworden. Jetzt Struma, türkisch Karasu.

Strzelno, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Inowraclaw, mit evangelischer u. katholischer Kirche, Synagoge, Nonnenkloster, Leinweberei, Wollfabrikation, Vieh- und Pferdemärkten und 3247 Einwohnern.

S. T. T. L., Abbreviatur auf Grabmälern für sit tibi terra levis, sei dir die Erde leicht.

Stuart, altes Geschlecht in Schottland, das diesem Reich u. England eine Reihe von Königen gegeben hat. Es soll von einem Zweige der englisch-normannischen Familie Fitz-Alan abstammen, der sich in Schottland niederließ und schon im 12. Jahrhundert die erbliche Würde des Reichshofmeisters (steward, daher der Name S.) erwarb. Walter S. heirathete um 1315 Majoria, die Tochter des schottischen Königs Robert I. Bruce, auf deren Nachkommen nach dem Erlöschen des königlichen Mannsstammes durch ein Erbfolgestatut die Thronfolge in Schottland überging. Als Roberts I. Sohn, David II., 1370 ohne männliche Erben starb, bestieg demnach Walter S.s Sohn als Robert II. den Thron von Schottland u. ward so der Gründer der Dynastie, die nach dem Ableben der Königin Elisabeth von England mit Jakob VI. (I.), dem Sohne der Maria Stuart, (1603) auch die Krone dieses Reichs erhielt. Ueber ihre Geschichte s. Schottland (Geschichte) und England (Geschichte), sowie die betreffenden biographischen Artikel. Von einem Seitenzweige der S. stammen die Grafen von Lennox und von Buchan her, von denen die ersteren in Folge der Vermählung des Matthias S., Grafen von Lennox, mit der Margarethe Douglas, einer Enkelin Heinrichs VIII. von England, auch auf den englischen Thron Ansprüche erwarben. Der Sohn dieser Ehe war Heinrich Darnley, der Gemahl der Maria Stuart (s. d.) u. Vater König Jakobs I. von England. Als mit dessen Enkel, Jakob II. (s. d.), der Mannsstamm der S. aus England vertrieben war, beschäftigten die S. die öffentliche Aufmerksamkeit nur noch durch ihre fruchtlosen Versuche, die verlorenen Reiche wieder zu erlangen. Diese nahm theils Prinz Jakob Eduard, der Prätendent, der sich Jakob III. nannte und

1766 starb, theils dessen ältester Sohn, **Karl Eduard**, auf. Derselbe lebte nach der Schlacht bei Culloden, die seinen Unternehmungen in Schottland ein Ziel setzte, als Graf von Albany in Italien und starb kinderlos 1788. Er war mit einer Prinzessin von Stolberg († 1824) vermählt. Sein einziger Bruder, **Heinrich Benedikt**, der 1747 die Kardinalswürde erhalten hatte, lebte zuletzt von einem Jahrgelde, welches ihm vom britischen Hofe gezahlt wurde, zu Venedig und starb den 13. Juli 1807 zu Frascati, nachdem er seine Ansprüche auf den britischen Thron auf Karl Emanuel IV. von Sardinien vererbt hatte. König Georg IV. ließ ihm in der Peterskirche zu Rom von Canova ein Denkmal errichten. Seine Familienpapiere kaufte die britische Regierung an und ließ sie veröffentlichen („Stuart papers", London 1847). Von Nebenzweigen des stuartischen Stammes leben noch zahlreiche Glieder in Schottland, England und Irland. Vgl. Vaughan, Memorials of the Stuart dynasty, Lond. 1831, 2 Bde.

Stuart de Rothesay, **Charles**, Lord, britischer Diplomat, geboren den 2. Januar 1779, ward 1808 als Legationsrath nach Spanien gesandt und 1810 zum englischen Bevollmächtigten bei der provisorischen Regierung zu Lissabon ernannt und fungirte sodann als Botschafter von 1815—20 und 1828—30 zu Paris und von 1840 bis 1844 zu Petersburg. Im Jahre 1824 brachte er in Rio Janeiro den Vertrag zu Stande, durch den die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal bestätigt ward, und ging dann 1828 als Botschafter nach Paris. Er † den 7. November 1845 auf seinem Landsitz Highcliff in Hampshire.

Stuart, Lord Dudley, zweiter Gemahl der Christine Egypta, einer Tochter des Lucian Bonaparte, Fürsten von Canino, s. Bonaparte.

Stubbenkammer, s. Rügen.

Stucco (ital.), s. Stuck.

Stuck (ital. stucco, s. v. a. aus Alabaster gebrannter Gyps), jede feinere Mörtelkomposition, deren man sich in der Baukunst sowohl zum Ueberzug der Wände, als zur Verfertigung der Gesimse und übrigen Reliefverzierungen bedient. Der wesentliche Bestandtheil des S.s ist Gyps, welcher je nach Bedarf verschiedene Zusätze von Kalk, Sand, Ziegelmehl, Marmorstaub, Leim ꝛc. erhält. Schon die alten Griechen wandten eine Art S. als Ueberzug bei nicht in Marmor aufgeführten Bauten an. Die eigentliche Stukkaturarbeit zur Verzierung hieß bei den Römern Opus Albarium oder Coronarium und ward von ihnen vielfach an Decken und Wänden, meist bemalt oder vergoldet, angewandt. Nachdem die Kunst lange vergessen gewesen, soll sie zuerst von Margaritone um 1300 wieder aufgefunden worden sein. Vervollkommnet ward sie namentlich durch den Maler Nanni von Udine zur Zeit Raphaels, wie die nach diesem genannten Logen im Vatikan zeigen. Recht in Aufnahme kam aber die Stukkaturarbeit in Deutschland und anderwärts erst mit Anfang des 18. Jahrhunderts mit dem Rococostyl. Zur Stukkaturarbeit muß das feinste Material genommen werden. Die Masse wird in weichem Zustande aufgetragen und erst, wenn sie etwas hart u. zähe geworden, mit den Fingern und dem Bossireisen in beliebige Formen gebracht. Auch werden oft die Verzierungen, Rosetten ꝛc. einzeln gebildet u. dann gehörigen Orts befestigt. Gute Stukkaturarbeit trotzt jeder Witterung. Eine Art S. ist auch der sogenannte **Gypsmarmor**, mit welchem man Säulen ꝛc. bekleidet, um ihnen ein marmorartiges Ansehen zu geben. Vgl. Heusinger von Waldegg, Der Gypsbrenner, Gypsgießer und Gypsbaumeister, Leipzig 1863.

Studer, **Bernhard**, namhafter Geolog, geboren den 21. August 1794 in Büren an der Aar, widmete sich naturwissenschaftlichen Studien und machte, seit 1825 Professor der Geologie zu Bern, die Geologie der Alpen zum Hauptgegenstand seines Studiums. Auch Italien, Großbritannien und Tyrol bereiste er. Außer Berichten im „Bulletin de la société géologique" veröffentlichte er „Geologie der westlichen Schweizeralpen" (Bern 1834), „Lehrbuch der mathematischen Geographie" (das. 1836, 2. Aufl. 1842), „Lehrbuch der physikalischen Geographie" (das. 1844—47, 2 Bde.), „Geologie der Schweiz" (das. 1851—53, 2 Bde.) und „Geschichte der physikalischen Geographie der Schweiz" (Zürich 1863). Auch bearbeitete er mit Escher von der Linth die treffliche „Carte géologique de la Suisse" (1853).

Studiosus (lat.), s. v. a. Student.

Studium (lat.), das eifrige Behandeln irgend einer Sache; besonders die ernste Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften; auch Vorarbeit für ein bestimmtes Kunstwerk, daher Studien, Zeichnungen und Modelle zur Darstellung einzelner Gegenstände oder Theile von solchen.

Stübchen, Maß für Flüssigkeiten im nördlichen Deutschland; in Braunschweig $^1/_4$ Ohm oder $^1/_{60}$ Oxhoft = 4 Quartier = $3^3/_{11}$ preußische Quart = $3^3/_4$ Litres; in Hamburg und Holstein etwa $3^1/_4$ preußische Quart; in Bremen 4 Quart haltend = $^1/_{45}$ Ohm = $3^2/_9$ Litres = 2,813 preußische Quart; in Mecklenburg = $^1/_{40}$ Ohm = 3,62 Litres = 3,162 preußische Quart; in Lübeck = 3,6375 Litres = 3,177 preußische Quart.

Stüber (holländ. stuiver), frühere Rechnungs- und Scheidemünze in den Niederlanden (20 S. = 1 Gulden, also 1 S. = 5 Cents), in Ostfriesland, den niederrheinisch-preußischen Provinzen (60 S. = 1 Thaler Kurant) und in den dänisch-westindischen Kolonien.

Stücke in Esther, s. Esther.

Stückfaß, großes Faß, wird in Frankfurt a. M. eigentlich zu 8, meist aber zu $8^1/_4$ Ohm (s. d.), in Dänemark zu $7^1/_2$ Ohm, in Leipzig zu 4, in Nürnberg zu 15—$15^1/_2$ Eimer Visirmaß gerechnet.

Stückgießerei (Geschützgießerei), s. Kanone.

Stühlingen, Stadt im badischen Seekreis, Bezirksamt Bonndorf, an der Wutach, Hauptstadt der dem Fürsten von Fürstenberg gehörigen gleichnamigen Standesherrschaft (mit dem Titel einer Landgrafschaft), Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, hat ein altes Bergschloß (Hohenlupfen), ein ehemaliges Kapuzinerkloster und 1243 Einwohner. Im Jahre 1849 wurden hier römische Mauern mit Mosaikboden gefunden.

Stüler, **August**, berühmter Architekt, geboren 1802, gehörte zu Schinkels begabtesten Schülern

und zeichnet sich namentlich in der Ornamentik durch schöpferische Phantasie aus. Außer den „Vorlegeblättern für Möbeltischler“, welche er mit Strack in 4 Heften (1835 ff.) herausgab, sind unter seinen früheren architektonischen Entwürfen die im „Album“ des preußischen Architektenvereins (Potsdam 1837 ff.) erschienenen hervorzuheben; von seinen Entwürfen die für das neue Rathhaus in Perleberg in mittelalterlich italienischem Styl, zum Wiederaufbau des Winterpalais in Petersburg, zum Umbau der berliner Börse, zu den Schloßbauten in Boitzenburg, Basedow, Arendsee, Dalwitz und zur katholischen Kirche in Reda. Eine seiner großartigsten Schöpfungen ist das neue Museum in Berlin. Auch der Kuppelbau auf dem Triumphbogen des Hauptportals des königlichen Schlosses ist sein Werk. Andere Bauten von ihm sind: die Börse zu Frankfurt a. M. (1844), die Matthäuskirche im Thiergarten, die neue Kirche der Georgengemeinde und die Jakobskirche in Berlin, eine Menge Prachtanlagen im Garten von Sanssouci, die Friedenskirche und die Nikolaikirche zu Potsdam und das großherzogliche Schloß zu Schwerin. Endlich lieferte er eine Menge dekorativer Zeichnungen für Gußwerke, Porzellangefäße, Silberarbeiten 2c. S. † den 18. März 1865 zu Berlin als Oberbaurath und Mitglied der Oberbaudirektion.

Stülpnagel, Friedrich von, namhafter Kartograph, geboren den 13. März 1787, widmete sich, nachdem er als preußischer Hauptmann an den Feldzügen von 1813—15 Theil genommen, der Kartographie und lieferte zahlreiche Arbeiten für die geographische Anstalt von Perthes in Gotha.

Stürmer, Bartholomäus, Graf von, österreichischer Diplomat, geboren den 26. Dec. 1787 zu Konstantinopel, wo sein Vater, Ignaz, Freiherr von S., österreichischer Staats- und Konferenzrath, damals Internuntius war, ward, nachdem er seit 1811 als österreichischer Legationssekretär fungirt, 1826 österreichischer Kommissär auf der Insel St. Helena, 1818 Generalkonsul bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 1820 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Rio Janeiro, von wo er schon nach 5 Monaten bei dem Ausbruch der dortigen Revolution mit dem König das Land verlassen mußte. Fortan lebte er in Geschäften des österreichischen Hofes abwechselnd in London, Paris und Wien, bis er 1834 zum Internuntius in Konstantinopel ernannt wurde. Hier wirkte er bis zum 23. Mai 1850, wo er nach Oesterreich zurückkehrte. Er war 1842 in den Grafenstand erhoben worden. Sein Bruder, Freiherr Karl von S., geboren den 3. Mai 1792, starb den 26. Sept. 1853 als Festungskommandant zu Peschiera und österreichischer Feldmarschalllieutenant.

Stützpunkt, der Punkt, an den sich irgend Etwas, z. B. ein Hebel, stützt oder lehnt; im Militärwesen (Pivot) der stehenbleibende Punkt, um den sich eine schwenkende Abtheilung bewegt, oder auch ein Punkt in der Aufstellungslinie, welcher den schwächeren Theilen derselben größere Widerstandsfähigkeit verleihen soll.

Stüve, Johann Karl Bertram, hannöverischer Staatsmann, geboren den 4. Mai 1798 in Osnabrück, ließ sich 1821 daselbst als Advokat nieder und war namentlich seit 1831 auf dem Landtage thätig, und zwar in freisinniger, doch selbstständiger Auffassung der Principien. Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August und nach der durch denselben verfügten Vertagung des Landtags veröffentlichte S. eine „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes“ und betheiligte sich auch an den Schritten des osnabrücker Magistrats behufs der Aufrechterhaltung der bisherigen Verfassung bei den allgemeinen Ständen und bei der Bundesversammlung. In den Stürmen des Jahres 1848 bildete S. ein neues Ministerium, dessen Programm auf Beseitigung der privilegirten Landesvertretung, Reform der Administration und Justiz, Selbstständigmachung der Gemeinden, Freigebung der Presse, Einrichtung von Schwurgerichten 2c. lautete. Dagegen war er in der deutschen Sache der Bildung eines deutschen Bundesstaats unter preußischer Leitung abhold und redete der Verbindung mit Oesterreich, sowie dem Föderalismus das Wort. Im Oktober 1850 legte er sein Portefeuille nieder, blieb aber als Bürgermeister seiner Vaterstadt ein hervorragendes Mitglied der Ständeversammlung, bis ihm als städtischer Beamter der Urlaub verweigert wurde.

Stufenjahre, s. Klimakterische Jahre.

Stuhl, bekanntes Stubengeräth; früher Bezeichnung gewisser hoher Gerichtsbarkeiten, z. B. Schöppenstuhl; in Siebenbürgen Gerichtsbezirk oder Amt; in den hallischen Salinen Maß für die Soole, nämlich $^1/_{32}$ der gesammten Füllung = 4 Quart (Kupe) oder 48 Pfannen oder 162 Eimer.

Stuhlgericht, s. v. a. Femgericht.

Stuhlverstopfung, s. Obstruktion.

Stuhlweißenburg, ungarisches Komitat, Distrikt jenseit der Donau, begrenzt von den Komitaten Pesth-Pilis-Solt, Tolna, Veszprim und Komorn, mit einem Areal von 74,7 QMeilen und 181,415 Einwohnern, bildet in ihrem südlichen größten Theil eine wellenförmige Ebene, während sie im Norden von der verteser Bergreihe, in der sich der vulkanartige Csokaberg erhebt, und von einem Theil des Bakonyerwaldes durchzogen wird. Hauptfluß ist die Donau, welche die östliche Grenze des Komitats bildet. Der große Sumpf Sarret, bis in das veszprimer Komitat reichend, hat, nachdem der Abfluß seiner Gewässer durch den 92,800 Klafter langen Sarvizkanal bewerkstelligt worden, an Ausdehnung bedeutend abgenommen. Die Milde des Klima's befördert eine üppige Vegetation auf dem ungemein fruchtbaren Boden. Die Hauptprodukte sind Getreide, besonders Weizen, Mais, treffliche Weine, Obst aller Art im Ueberflusse, Tabak, Alles zur Ausfuhr. Die fetten Weiden kommen der Viehzucht trefflich zu Statten, und es blüht ebenso die Hornvieh- und veredelte Schafzucht als die Pferde- und Borstenviehzucht. Der Norden ist reich an großen Waldungen, die Gewässer an Fischen, Krebsen und Schildkröten, und die Sümpfe und Seen sind Aufenthaltsort von unzähligem Geflügel. Die Berge liefern Marmor und Bausteine und geben einigen mineralischen Quellen ihr Dasein; auch werden hier mehre römische Alterthümer gefunden. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Ungarn;

zu diesen gesellen sich viele Deutsche mit einigen Slaven und Raizen, welche letztere vorzüglich den Handel in Händen haben. Die gleichnamige (Székes-Fejervar, slavonisch Bialigrad, lateinisch Alba regia) Haupt- u. königliche Freistadt daselbst liegt auf einer Ebene mit morastigem Boden in der Nähe des Sumpfes Sarret, hat 2 Vorstädte, ein katholisches Gymnasium, ein bischöfliches Seminar, eine katholische Hauptschule, ein Militärknabenerziehungshaus und ein ungarisches Theater, ist Sitz eines Bischofs und eines Stuhlgerichts. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben die reiche Kathedralkirche zur heiligen Jungfrau, vom heiligen Stephan erbaut, die alte, aber schöne Johanniskirche, das schöne Komitatshaus, die bischöfliche Residenz und der Palast des Grafen Schmidegg 2c. Die Einwohner, Ungarn und Deutsche, 20,000 an der Zahl, unterhalten Tuch-, Flanell-, Korduan-, Seife- und Messerfabriken und gewinnen Soda aus den Sümpfen. S. soll zur Römerzeit Floriana geheißen haben. Von Stephan dem Heiligen zur Krönungsstadt erhoben, war es seitdem meist Residenz und Begräbnißstätte der ungarischen Könige, bis erstere zur Zeit Königs Bela IV. nach Ofen verlegt wurde. Am 19. Nov. 1490 wurde die Stadt von dem römischen König Maximilian im Sturm erobert, aber nicht behauptet. Im Jahre 1541 erhob Ferdinand I. S. zu einer königlichen Freistadt, aber schon 1543 fiel die Stadt den Türken durch Kapitulation in die Hände. In Folge der hier am 3. November 1593 und 6. Sept. 1601 von den Kaiserlichen über die Türken erfochtenen Siege kam die Stadt wieder in den Besitz der ersteren, aber schon 1602 durch Meuterei der Besatzung wieder in die Gewalt der Türken, die sie erst 1688 verließen. Das hier befindliche Bisthum wurde 1776 durch Maria Theresia errichtet. Der letzte hier gekrönte König war Ferdinand I. (3. November 1527).

Stuhlzwang (tenesmus), das schmerzhafte Drängen zum Stuhl, wobei aber nur geringe Kothmassen entleert werden, oder welches auch gänzlich erfolglos bleibt. Der S. beruht auf einer krampfhaften Zusammenziehung der Muskulatur des Dickdarms und des Afterschließmuskels und ist ein häufiges Symptom schwerer Entzündungen des Darms (zumal des Dickdarms), namentlich auch der Ruhr. Der S. hört entweder mit erfolgtem Stuhl auf oder überdauert diesen Zeitpunkt noch um eine Weile. Oft ist gleichzeitig ein brennendes u. zusammenschnürendes, schmerzhaftes Gefühl am After vorhanden. Der S. kann sehr hohe Grade erreichen und ein äußerst quälendes Symptom darstellen. In Folge des heftigen Drängens entsteht bisweilen ein Mastdarmvorfall, welcher durch die krampfhafte Zusammenschnürung des Afterschließmuskels eingeklemmt werden und seinerseits die heftigsten Beschwerden verursachen kann. Vgl. Ruhr.

Stuhm, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, von Seen umgeben, hat eine evangelische und katholische Kirche, Synagoge, ein altes Schloß, Leinweberei, Torfgräberei, Pferdemärkte und 2008 Einw.

Stuhr, Peter Feddersen, deutscher Geschichtsforscher, geboren den 28. Mai 1787 zu Flensburg, ließ sich nach beendetem akademischen Studium 1810 in Heidelberg nieder und machte sich durch seine Polemik gegen Niebuhr in der Schrift „Ueber den Untergang der Naturstaaten“ (Berlin 1817) bekannt. Nachdem er den Feldzug von 1813 in der hanseatischen Legion und den von 1815 in der preußischen Landwehr, dann im 6. Uhlanenregiment mitgemacht, erhielt er eine Anstellung als Sekretär bei der Militärstudienkommission in Berlin und 1826 eine außerordentliche Professur daselbst. Er † zu Berlin den 13. März 1851. Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: „Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients“ (Berlin 1836—38, 2 Bde.), „Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon“ (Lemgo 1832), „Der siebenjährige Krieg“ (Hamb. 1842, 2 Bde.) u. A. m.

Stummheit (Alalie, mutitas), Unvermögen, artikulirte Laute hervorzubringen, ist die Folge entweder von Fehlern im Gehirn, Nervenzerrüttung (Epilepsie), Zerstörung der Sprachwerkzeuge, oder von Taubheit, in welchem Fall sie Taubstummheit (s. d.) genannt wird.

Stunde, der 24. Theil eines Tages, der wieder in 60 Minuten à 60 Sekunden getheilt wird. Die meisten civilisirten Völker fangen die erste S. des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritt der Mitternacht an zu zählen, zählen aber nur bis 12 und beginnen zu Mittag wieder von vorn, so daß der Tag in zweimal 12 Stunden zerfällt. In einem großen Theil Italiens aber beginnt man die S.n erst eine Stunde vor Sonnenuntergang zu zählen und zählt bis 24 fort. Ebenso pflegen die Astronomen zu zählen, und zwar von Mittag an. Viele Völker aber kennen die Eintheilung des Tages in S.n gar nicht, bei andern sind die S.n des eigentlichen Tages bald größer, bald kleiner als die S.n der Nacht.

Stundenwinkel, der Winkel, den ein Deklinationskreis mit dem ersten Mittagskreise am Pol bildet, ist gleich dem Bogen des Aequators, der zwischen dem Deklinationskreis und dem Meridian liegt.

Stundung, s. Konkurs; vgl. Moratorium.

Stuntz, Joseph Hartmann, namhafter Musiker, geboren den 23. Juli 1793 zu Arlesheim in Baselland, erhielt seine musikalische Ausbildung namentlich durch von Winter zu München u. Salieri in Wien, ward 1816 Maestro bei der italienischen Oper und nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien erster Kapellmeister zu München, wo er den 18. Juni 1854 †. Außer Opern komponirte er viele Kirchenmusiken, Festspiele, Lieder 2c.

Stupor (lat.), Gefühllosigkeit, Taubsein der Glieder, Betäubung. S. artuum, s. v. a. Einschlafen der Glieder.

Stuprator, Stuprum (lat.), s. Unzuchtsverbrechen.

Sture, altadeliges Geschlecht in Schweden, das 1716 erlosch. Sten S., der Aeltere, Reichsvorsteher von Schweden, Sohn Gustavs Amundssohn S. und Schwestersohn des Königs Karl VIII., ward von Karl Knutson in seinem Testament zum Reichsvorsteher vorgeschlagen und zu Arboga

am 1. Mai 1471 dazu erwählt. Als solcher errichtete er 1476 die Universität zu Upsala, führte die Buchdruckerei in Schweden ein und behauptete sich glücklich gegen den von seiner Gegenpartei begünstigten König Johann von Dänemark. Er starb 1504 zu Jonköping, wahrscheinlich an Gift. Ein Seitenverwandter von ihm, Svante Nilsson S., folgte ihm am 21. Jan. 1504 als Reichsvorsteher. Derselbe setzte den Krieg gegen die Dänen fort, belagerte Kalmar, welches dieselben besetzt hielten, und schlug Johann zu wiederholten Malen, starb aber schon am 2. Januar 1512 zu Westeräs, worauf sein jüngerer Sohn, Sten S., der Jüngere, am 23. Juli 1512 zum Reichsverweser erwählt wurde. Er fiel 1520 in der Schlacht bei Jönköping gegen Christian von Dänemark verwundet in Gefangenschaft und starb auf dem Wege nach Stockholm den 9. Februar desselben Jahres.

Sturm, s. Wind. Im Kriegswesen heftiger Angriff einer Truppe, besonders das gewaltsame Eindringen in einen festen Ort; s. Festungskrieg.

Sturm, 1) Heiliger der katholischen Kirche, geboren um 710 in Bayern, entfaltete als Gehülfe des Bonifacius von Fritzlar, dann von Hersfeld aus große missionarische Thätigkeit und gründete 744 das Kloster Fulda. Als Abt desselben begleitete er Karl den Großen auf dessen Zügen gegen die Sachsen, deren Apostel er ward, und † den 17. December 779 auf der Eresburg. Sein Leben beschrieb Schwarz (Fulda 1858).

2) Johannes von S., verdienter Schulmann, geboren 1507 zu Schleiden, studirte zu Leyden und Löwen, ward 1530 Rektor in Straßburg und brachte das Gymnasium zu solcher Blüthe, daß Maximilian II. es 1566 in eine Akademie verwandelte. Als eifriger Reformator mit den Lutheranern in Streitigkeiten verwickelt, verlor er 1582 seine Stelle und † zu Straßburg den 3. März 1589. Kaiser Karl V. schenkte ihm den Reichsadel. Vergl. Schmidt, La vie et les travaux de J. S., Straßb. 1855.

3) Christoph Christian, ascetischer Schriftsteller und geistlicher Liederdichter, geboren am 25. Januar 1740 zu Augsburg, studirte in Halle Theologie, ward 1767 Prediger in Halle, 1769 zu Magdeburg und 1778 an der Petrikirche zu Hamburg, wo er am 26. August 1786 †. Seine Erbauungsschriften zeichnen sich durch Popularität, Gedankenreichthum, Wärme der Empfindung und geläuterte Religionsansicht aus.

4) Jakob, Kupferstecher und Naturhistoriker, geboren 1771 zu Nürnberg, † daselbst den 28. November 1848, hat sich besonders durch zwei Kupferwerke bekannt gemacht: „Deutschlands Flora" (Nürnberg 1799—1855, 96 Hefte) und „Deutschlands Fauna" (das. 1797—1856, 5 Bde.), beide fortgesetzt von seinem Sohne Johann Wilhelm S.

5) Julius Karl Reinhold, namhafter deutscher Liederdichter, geboren den 21. Juli 1816, widmete sich zu Jena dem Studium der Theologie und ward 1851 Pfarrer zu Göschwitz bei Schleiz und 1857 in Köstritz. Von seinen Dichtungen sind hervorzuheben: „Gedichte" (Leipz. 1850, 3. Aufl. 1862); „Fromme Lieder" (das. 1852, 5. Aufl. 1863); „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe" (das. 1854); „Neue fromme Lieder" (das. 1858) und „Für das Haus" (das. 1862). Unter dem Namen Julius Stern veröffentlichte er eine Märchensammlung „Das rothe Buch" (Leipz. 1855).

Sturmbock, Sturmbrücke, Sturmdach, Sturmhaken, s. Aries und Kriegsmaschinen.

Sturmfluth, Springfluth, welche durch dazu kommenden Sturm, der in gerader Richtung gegen das Land und gegen Flußmündungen weht, zu bedeutender Höhe getrieben wird und oft große Ueberschwemmungen verursacht. Besonders leiden die Nordseeküsten, Ostfriesland, das Oldenburgische, das Bremensche, Holstein und Schleswig, auch die Küsten der Ostsee, namentlich des finnischen Meerbusens, hauptsächlich Kronstadt und Petersburg von S.en.

Sturmhaube (Sturmhut), s. Helm.

Sturmhut, Pflanzengattung, s. v. a. Eisenhut, Aconitum *L.*

Sturm von Sturmeck, Jakob, namhafter Kirchenreformator, geboren 1489 in Straßburg, studirte zu Freiburg, wirkte, 1526 als Stadtmeister an die Spitze der Regierung seiner Vaterstadt gestellt, viel für Einführung der Reformation daselbst, sowie dann für Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, gründete in Straßburg ein Gymnasium und führte bis 1552 fast alle politischen und religiösen Missionen dieser Stadt aus. Er † den 30. Okt. 1553.

Sturmvögel (Procellariae), Vögelfamilie aus der Ordnung der Schwimmvögel, charakterisirt durch die in vorstehende Röhren sich öffnenden Nasenlöcher (daher der Name Röhrennasen), den verschieden gebildeten, aber stets vorn hakenförmig herabgebogenen Schnabel und die fehlende Hinterzehe, Seevögel, welche oft mehre hundert Meilen weit über das Meer fliegen und sich meist bei Annäherung von Stürmen in der Nähe der Schiffe zeigen, sich auch auf diesen niederlassen. Die Gattung Sturmvogel (Procellaria), mit Schnabel von Kopflänge u. oben auf dem Schnabel in einer durch eine dünne Scheidewand getrennten Röhre auslaufenden Nasenlöchern, ist neuerlich in zwei Untergattungen getheilt worden, nämlich: Sturmläufer (Thalassidroma *Vig.*), mit häutigen Nasenlöchern, deren Oeffnungen parallel sind und ein gemeinsames Rohr bilden, schwärzlichem Gefieder und langen, mit einem die Hinterzehe andeutenden Sporn versehenen Beinen, halbnächtliche Vögel, welche selbst beim heftigsten Sturm über die steigenden und fallenden Meereswogen halb fliegend hinweglaufen, um Weichthiere zu fangen, und als deren Vertreter besonders die Sturmschwalbe (Th. pelagica *L.*, St.-Petersvogel) zu nennen ist, der kleinste Wasservogel, oben dunkelschwarz, unten grauschwarz mit weißem Bürzel und Querband über die Flügel, 5½ Zoll lang und voll Thran, im atlantischen Meere bei starkem Sturm auf den Schiffen und nach Nordweststürmen häufig zwischen der Eider- und Elbmündung erscheinend, und Mövensturmvogel (Procellaria *L.*), mit hornigen Nasenlöchern, deren Oeffnungen konvergiren, wozu der arktische oder Eissturmvogel (P. glacialis *L.*) gehört. Derselbe ist weiß, mit aschgrauem Mantel, gelbem Schnabel

und gelben Beinen und 16—20 Zoll lang. Im Norden, besonders um Island und an der Baffinsbai häufig, erscheinen diese Vögel selten an der deutschen Küste. Sie nähren sich von Mollusken, Quallen, Fischen, sogar von dem faulenden Fleisch der Wallfische und Seehunde, sind sehr gefräßig und, wiewohl das Weibchen immer nur Ein Ei legt, doch in solcher Menge vorhanden, daß in Island jährlich mehr als 20,000 Junge gefangen und als Wintervorrath eingesalzen werden. Der Riesensturmvogel (P. gigantea *Lath.*), von der Größe einer Gans, mit $4^1/_2$ Zoll langem Schnabel, oben schwarz, unten weiß, lebt in der Südsee und um das Kap. Die Gattung Sturmtaucher (Puffinus *Ray*), mit in 2 gesonderten Löchern und wenig am Rande hervorragenden Nasenlöchern, enthält sehr geschickte Taucher, welche selbst auf den sturmbewegten Wellen schwimmen und tauchen und nur zur Brütezeit auf dem Lande leben, indem sie ihr Ei in selbstgegrabene Löcher oder Felsspalten legen. Hierher gehört der nordische oder arktische Sturmtaucher (P. arcticus *Fab.*, Procellaria puffinus *Gm.*), oben braun, unten weiß, 13 Zoll lang, in den nördlichen Meeren, selten an den deutschen Küsten, auf den Orkneyinseln, wo er im März eintrifft, um im August südwärts zu ziehen, wird der Federn wegen aufgesucht. Zu den S.n gehört auch die Gattung Albatros (s. d.).

Sturz, Helfreich Peter, deutscher Schriftsteller, geboren am 16. Febr. 1736 zu Darmstadt, studirte zu Göttingen die Rechte und Aesthetik, erhielt 1763 eine Anstellung zu Kopenhagen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, 1770 bei dem Generalpostdirektorium, ward 1773 Regierungsrath und zwei Jahre hernach Etatsrath zu Oldenburg und † am 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. war einer der geschmackvollsten deutschen Prosaiker, wie seine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff" (1777) und seine „Briefe eines Reisenden aus England ꝛc." im „Deutschen Museum" (1777) bekunden.

Stuttgart, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Würtemberg, liegt in einer kesselförmigen Erweiterung des Nesenbachthals, das $^1/_2$ Stunde von der Stadt in das Neckarthal ausläuft, von Weinbergen und Gärten rings umgeben. Die Stadt bestand ursprünglich aus der von Mauern (seit 1660 beseitigt) umgebenen Altstadt und 3 Vorstädten (Eßlinger-, Liebfrauen- und reiche Vorstadt), ist aber schon lange zu einem Ganzen vereinigt und wird durch die 60 Fuß breite und 3500 Fuß lange Königs- und die sich an diese anschließende Marienstraße in die obere und untere Stadt getheilt, von denen letztere eng und winkelig ist, erstere aber breite Straßen und stattliche Häuser enthält. Außer den genannten Straßen sind noch die Neckar-, Friedrichs-, Kronen- und neue Hauptstädterstraße, sowie die Planie, eine mit Alleen bepflanzte Straße, von Plätzen der alte und neue Schloßplatz, der Dorotheen-, Charlotten-, St.-Bernhards-, Wilhelms-, Post-, Markt- und Hospitalsplatz hervorzuheben. Die hervorragendsten Gebäude sind das neue Residenzschloß, 1746—1807 erbaut, mit 365 Zimmern und Sälen und schönen Fresken von Gegenbaur; das durch die Planie mit diesem in Verbindung stehende alte Schloß, ein alterthümliches, mit Eckthürmen versehenes Gebäude; das Theater, 1846—47 erbaut, mit 4 ehernen Statuen von Braun; die sogenannte Akademie, ein Nebengebäude des Schlosses, früher Sitz der Karlsschule, jetzt mehrer Behörden, auch die Hofkirche enthaltend; das 1839 aus Quadersteinen erbaute Reithaus; der 840 Fuß lange und 245 Fuß breite Marstall; der 1840 im italienischen Styl erbaute Wilhelmspalast; das 270 Fuß lange Kronprinzenpalais, 1846—50 im römischen Palaststyl aufgeführt, mit prachtvoll ausgestatteter Hauskapelle; das Ständehaus; das Museum der bildenden Künste, 1838—43 im italienischen Palaststyl erbaut; der Königsbau, 1855—60 aufgeführt, mit großartigen Kolonnaden, Börse, mehren Sälen, Restaurationen ꝛc.; das Rathhaus mit alten Gemälden, 1456 erbaut; die Gebäude der königlichen Bibliothek, des Staatsarchivs und der Naturaliensammlungen; das Kanzleigebäude; der umfangreiche Hauptbahnhof; die 2 Kasernen; das Katharinenhospital; die polytechnische Schule u. a. m. Von den gottesdienstlichen Gebäuden (6 evangelischen, einer reformirten, einer katholischen Kirche und einer Synagoge) sind hervorzuheben die Stiftskirche, 1436—90 erbaut, mit 2 ungleichen Thürmen, von denen der höhere 200 Fuß hoch, zahlreichen architektonischen u. plastischen Kunstwerken (einem figurenreichen Apostelportal), Standbildern und Grabdenkmälern; die Leonhardskirche, 1474—94 im gothischen Styl erbaut, mit schönem schlanken Thurm, guten Glasgemälden und einem steinernen Oelberg von großem Kunstwerth; die Spitalkirche aus dem 15. Jahrhundert, mit schön geschnitzten Chorstühlen und dem Grabdenkmal Reuchlins; die katholische Kirche mit schönen Gemälden und die 1860 im maurischen Styl aufgeführte Synagoge. Auf dem Schloßplatz erhebt sich die 101 Fuß hohe Jubiläumssäule, 1841 zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Wilhelm I. errichtet und am Sockel mit Figurengruppen umgeben; der innere Schloßhof ist seit 1859 mit dem bronzenen Reiterstandbild des Grafen Eberhard im Bart, der Schillerplatz aber seit 1839 mit dem von Thorwaldsen modellirten und von Stiglmayer in Erz gegossenen Standbild Schillers geziert. An Lehranstalten besitzt S. ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine höhere Töchterschule (Katharinenstift), Volksschulen in hinreichender Anzahl, eine Baugewerbs- und Sonntagsgewerbsschule, eine gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule, eine polytechnische Schule, Kriegsschule, Artillerieoffizierschule, Kunst-, Musik- und Thierarzneischule, eine Blinden- und Armenschule und mehre Kleinkinderschulen. Unter den Sammlungen für Kunst und Wissenschaft stehen die königliche obenan, bestehend aus der königlichen Bibliothek von 380,600 Bänden, Gemälde-, Skulpturen-, Antiken-, Münzen- und Naturaliensammlung. Außerdem gehören hierher die Gemäldesammlung des Kunstvereins, die mit der Centralstelle für Handel und Gewerbe verbundenen Sammlungen, die Präparatensammlung der Thierarzneischule, das pathologische Museum des Katharinenhospitals, das ploucquetsche zoolo-

gische Museum, Werners zoologischer Garten, endlich die königliche Sternwarte und der botanische Garten. Von Wohlthätigkeits- und sonstigen gemeinnützigen Anstalten sind zu nennen das Katharinenhospital (1861 mit 1761 Kranken), das Bürgerhospital, die Bürgerversorgungsanstalt, das Militärhospital, 3 Krankenhäuser, die Diakonissenanstalt, die Olgaheilanstalt, der Verein für entlassene Sträflinge und andere dergleichen Vereine, die Sparkasse, die Lebensversicherungs- und Ersparnißbank ꝛc. S. zählt (1864) 69,084 Einwohner. Im Jahre 1861 zählte man 54,701 Evangelische, 5563 Katholiken, 847 Israeliten und 203 Bekenner anderer Religionen. Die industrielle Thätigkeit der Bewohner ist nicht unbedeutend; Hauptgegenstände derselben sind Wollwaaren, Baumwoll- und Wollzeuche, Teppiche, Leder, Papier, Posamentier- u. Kautschukwaaren, Filz- und Strohhüte, Möbel, Parfümerien und Toilettegegenstände, Gold- und Silberwaaren, Metallbuchstaben, musikalische, mechanische und optische Instrumente, Pianoforte's, Gewehre, Maschinen, Tabak und Cigarren, Siegellack, Chemikalien, Kaffeesurrogate, Chokolade, Liqueure, Essig, Senf, Nudeln, Zucker ꝛc. Auch sind bedeutende Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, mehre Glockengießereien, eine Schnellbleichanstalt ꝛc. in Betrieb. Der ziemlich rege Handelsverkehr bringt besonders Wollwaaren und literarische Produkte in Umlauf. Es wird hier eine Tuch- und eine süddeutsche Buchhändlermesse abgehalten, und die Stadt selbst zählt 76 Buch- und Kunsthandlungen, zahlreiche Buchdruckereien, Schrift- und Stereotypengießereien und lithographische Anstalten. Der Beförderung des Verkehrs dienen die königliche Hofbank, der Kapitalistenverein, die allgemeine Rentenanstalt, die würtembergische Handelsgesellschaft, eine Handels- und Gewerbekammer, eine Handwerkerbank, eine Industriebörse, eine Feuer- u. Hagelversicherungsanstalt. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit den wichtigsten Punkten Centraleuropa's. Schöne Promenaden sind die großartigen Parkanlagen um das neue Schloß, der Silberberg beim Museum, die Planie und die Wilhelmssteige. Urkundlich kommt S. zuerst 1229 vor. Vom Grafen Eberhard dem Erlauchten 1320 zur Residenz erhoben, wurde es von dessen Nachfolgern, besonders vom Grafen Ulrich 1436 erweitert und verschönert, auch 1482 zur Hauptstadt der sämmtlichen würtembergischen Lande gemacht. In den Jahren 1546 und 1547 hatte die Stadt von den Spaniern, 1634 und in den folgenden Jahren von den Kaiserlichen, 1688, 1693 und 1707 von den Franzosen viel zu leiden. Die Verlegung der Residenz nach Ludwigsburg durch Eberhard Ludwig schadete der Stadt nicht viel, mehr aber, daß Herzog Karl 1764 abermals dahin ging und über 10 Jahre daselbst blieb. Bis 1822 stand S. unter einer eigenen Regierung, seitdem ist Stadt und Bezirk mit dem Neckarkreis vereinigt und bildet ein eigenes Oberamt unter dem Namen einer Stadtdirektion. Im Jahre 1849 hielt der Rest der deutschen Nationalversammlung, das sogenannte Rumpfsparlament, in S. seine Sitzungen. Vgl. *Bühren*, S. und seine Umgebungen, Stuttgart 1835; *Zoller*, S. und Umgebungen, das. 1840; *Hartmann*, S.s Gegenwart, das. 1847.

Styl (v. Griech., *Stil*, v. lat. stilus, Griffel, *Schreibart*), sowohl im Allgemeinen der richtige sprachliche Ausdruck, als im Besonderen die charakteristische Art und Weise desselben. Da der S. als die durch das Ganze der schriftlichen Darstellung herrschende Art, den Gegenstand aufzufassen und auszudrücken, nicht nur von dem Inhalt und der Bedeutung des Gegenstandes, sondern auch von dem Charakter und der Bildung des Menschen abhängig ist, so hat eigentlich jeder Schriftsteller seinen eigenen S., was Buffon meint, wenn er sagt: „Der S. ist der Mensch selbst". Die erste Forderung, die man an jede Art des S.s macht, ist *Deutlichkeit* und *Klarheit*, d. h. die Gedanken des Schriftstellers müssen so ausgedrückt sein, daß sie von dem Leser vollkommen und ohne Mühe verstanden und begriffen werden. Die Deutlichkeit verlangt aber Reinheit der Sprache, oder Vermeidung aller Wörter und Ausdrücke, die das Bürgerrecht in der Sprache nicht erlangt haben, z. B. aller Provinzialismen, ausländischer, ohne Noth neugeschaffener, veralteter Wörter; Richtigkeit oder treue Beobachtung der durch die Grammatik bestimmten Gesetze; Eigenthümlichkeit, wonach man das den darzustellenden Begriff in seinem Umfang und seiner Bedeutung bezeichnende Wort wählt; Präcision oder Bestimmtheit, wonach alles Ueberflüssige entfernt und nicht mehr oder weniger gegeben wird, als was zur genauen Darstellung des Gedankens erforderlich ist. Alle diese Eigenschaften machen die *Korrektheit* des S.s aus. Die Unterscheidung von drei Schreib- oder *Stylarten*, einer *niederen* der gewöhnlichen Prosa, einer *mittleren* der Beredtsamkeit und einer *höheren* der Poesie, von welchen die erstere besonders das Vorstellungsvermögen, die dritte das Gefühlsvermögen, die zweite aber beide Vermögen gleich mächtig in Anspruch nehmen soll, beruht auf einer psychologischen Abstraktion und ist in sofern nicht streng festzuhalten, weil der Antheil jener verschiedenen Seelenthätigkeiten sich nicht so scharf trennen läßt. Die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt und denen die schriftliche Mittheilung dient, hat mehre stylistische Gattungen mit gewissen feststehenden Formen hervorgerufen. So hat man einen *philosophischen*, einen *didaktischen* (*dogmatischen*), *historischen*, einen *Geschäfts-* und *Briefstyl*, in der poetischen Schreibart einen *epischen*, *lyrischen* u. *dramatischen* S. Die Theorie des S.s oder *Stylistik* ist die geordnete Zusammenstellung aller Regeln des guten S.s oder der üblichen Art, sich schriftlich auszudrücken. In der *Kunst* versteht man unter S. einmal die in einem Kunstwerke zur Darstellung gebrachte Normalidee der Schönheit, wie sie bei einem Volke oder in einer gewissen Zeit für die verschiedenen Kunstformen als maßgebend angesehen ward, theils die individuelle Darstellungsweise eines Künstlers, welche in seinen Werken stets wiederkehrt, also s. v. a. Manier. Endlich heißt auch S. die verschiedene Rechnungsart nach dem julianischen und gregorianischen Kalender. Man unterscheidet einen *alten* S. (stilus vetus),

nach dem julianischen, u. einen neuen S. (stilus novus), nach dem gregorianischen Kalender. Jener ist bei den Russen noch gebräuchlich. Beide unterscheiden sich um 12 Tage; daher datirt man gewöhnlich 12./24. Januar, d. i. am 12. Januar nach dem alten u. am 24. Jan. nach dem neuen S.

Styliten (v. Griech., Säulenheilige), s. Simeon 3).

Stylobaten (v. Griech.), die einzelnen, aus fortlaufenden Postamenten (Stereobaten) entstandenen Fußgestelle der Säulen.

Stylus (lat.), Griffel, s. Pflanze.

Stymphaliden, in der griechischen Mythe Raubvögel mit ehernen Flügeln und Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten, Töchter der Nymphe Stymphale, hausten am stymphalischen See in Arkadien in solcher Menge, daß sie das Land verheerten, und wurden von Hercules verscheucht.

Styptische Mittel (styptica), s. v. a. Blutstillende Mittel, s. Blutung.

Styrax *L.* (Storaxbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch den freien, fast glockigen, 5—7zähnigen Kelch, die trichterige, meist 5theilige Blumenkrone mit meist 10 Staubgefäßen und die trockene Steinfrucht, Bäume mit sternförmigen Haaren und Blüthen in Trauben, worunter S. officinalis *L.*, ein Strauch oder Baum von 15—25 Fuß Höhe, mit wechselständigen, ganzrandigen, oberseits kahlen, unterseits sternhaarig-filzigen, weißlichgrauen Blättern, wohlriechenden, weißen, außen filzigen Blüthen und kugeligen, grünlichen, filzigen Steinfrüchten, im Orient und im südlichen Europa einheimisch ist und das unter dem Namen Storax oder S., Resina Storacis, Judenweihrauch, bekannte Harz liefert, das in flüssiger und fester Gestalt in mehren Sorten in den Handel kommt. Ehemals officinell, wird dasselbe jetzt nur noch zu Räucherkerzen und Räucherpulver gebraucht.

Styx, in der griechischen Mythe die Tochter des Oceanus und der Tethys, Nymphe des gleichnamigen Flusses in der Unterwelt, wohnte im Eingange des Hades in einer Felsengrotte und gebar von Pallas, dem Sohne des Crius, den Zelos (Eifer) und Kratos (Kraft), die Nike (Sieg) und Bia (Gewalt), mit denen sie dem Zeus im Kampfe gegen die Titanen zu Hülfe kam. Als Fluß ist S. das Wasser, das als ein Arm des Oceanus unter die Erde fließt und dann die Unterwelt neunmal durchströmt; soll einer der Götter schwören, so holt Iris von diesem Wasser, und gießt der Gott falsch schwörend die Schale aus, so büßt er ein großes Jahr.

Suabedissen, David Theodor August, philosophischer Schriftsteller, geboren den 14. April 1773 zu Melsungen, bekleidete nach einander Lehrerstellen zu Hanau, Lübeck und Kassel, ward 1812 Instruktor des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen und 1822 Professor der Philosophie in Marburg, wo er den 14. Mai 1835 †. Außer mehren pädagogischen Schriften veröffentlichte er „Die Betrachtung des Menschen“ (Kassel 1815 bis 1816, 3 Bde., und Leipzig 1818), „Grundzüge der Lehre von dem Menschen“ (das. 1829), „Von dem Begriff der Psychologie“ (das. 1829), „Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre“ (das. 1831) und „Die Grundzüge der Metaphysik“ (das. 1835).

Suada (Suadela, bei den Griechen Peitho), bei den Römern Göttin der Ueberredung oder Ueberzeugung; dann überhaupt Beredungs- oder Ueberzeugungsgabe, auch angenehm fließender Vortrag.

Suarez, Franz, berühmter katholischer Theolog, geboren den 5. Januar 1548 zu Granada, wirkte als Professor nach einander zu Alcala, Salamanca und Coimbra, wo er den 25. Sept. 1617 †, und veröffentlichte unter vielen anderen scholastischen und theologischen Werken (Lyon und Mainz 1630, 23 Bde.; Venedig 1740) eine „Defensio fidei catholicae“ (1613), gegen die kirchlichen Maßnahmen Jakobs I. von England gerichtet. Vgl. Werner, F. S. und die Scholastik der letzten Jahrhunderte, Regensburg 1861, 2 Bde.

Sua sponte (lat.), freiwillig.

Subaltern (v. Lat.), untergeordnet, in niederen Graden stehend, besonders von Offizieren (Subalternoffizieren), die nicht Stabsoffiziere sind, und Subalternbeamte, Beamte, die nicht wenigstens wirkliche Räthe sind, oder in deren Rang stehen.

Sub colore juris (lat.), unter dem Schein des Rechts.

Sub conditione (lat.), unter der Bedingung.

Subdiakonus, in der abendländischen Kirche seit dem 3. Jahrhundert Gehülfe der Diakonen; in der protestantischen Kirche der zweite Hülfsprediger an einer Kirche.

Sub divo (sub dio, sub Jove, lat.), unter freiem Himmel.

Subhastation (v. Lat.), öffentliche gerichtliche Versteigerung irgend eines Gegenstandes, vom Lateinischen sub hasta, d. h. unter dem Spieße, weil bei den Römern an dem zu dergleichen Versteigerungen bestimmten Orte ein Spieß aufgepflanzt zu werden pflegte, erfolgt entweder auf Antrag des Eigenthümers (freiwillige), oder auf gerichtliche Anordnung (nothwendige), insbesondere um mit dem Erlös den Gläubiger zu befriedigen.

Sub hodierno die (lat.), unter heutigem Tage.

Subiaco (im Alterthum Sublaqueum), Stadt im Kirchenstaat, Comarca di Roma, östlich von Rom, unweit des Teverone höchst malerisch in den simbrivinischen Bergen gelegen, mit schöner Kirche, päpstlichem Schloß, mehren Klöstern, Trümmern aus der Römerzeit (Villa Nero's), vortrefflichen Forellen und Krebsen und 6000 Einwohnern. Von hier ist das Mönchthum des Abendlandes ausgegangen; St. Benedikt gründete hier und in der Umgegend zwölf Klöster. In S. errichteten die deutschen Buchdrucker Sweynheim und Pannartz im 15. Jahrhundert die erste Buchdruckerpresse in Italien. Unweit davon das berühmte Benediktinerkloster Sacro Speco mit schöner Kirche und Statue des St. Benedikt.

Subito (lat.), plötzlich; in der Musik s. v. a. geschwind.

Subjekt (v. Lat.), jeder Begriff, der in der Voraussetzung gedacht wird, daß ihm ein anderer, das Prädikat, in einem Urtheil als Merkmal beigelegt oder abgesprochen werde; dann der Vor-

63*

stellende im Gegensatz zu dem Vorgestellten oder dem Objekt; daher das, was dem ersteren zukommt, subjektiv, das, was dem letzteren zukommt, objektiv genannt wird. Vgl. Objekt. In der Musik heißt S. das Thema einer Fuge (s. d.).

Sublimat, ätzendes, s. v. a. Quecksilberchlorid.

Sublimation (v. Lat.), chemische Operation, welche zum Zweck hat, flüchtige Körper von nicht flüchtigen zu trennen. Von der Destillation (s. d.) unterscheidet sich die S. nur dadurch, daß ihr Produkt, das Sublimat, fest u. nicht flüssig ist. Die zur S. dienenden Apparate bestehen aus einem Theil, in welchem der zu sublimirende Körper erhitzt wird, u. einem anderen, geräumigeren, in welchem sich die Dämpfe verdichten. Bisweilen (Kalomelbereitung) genügt ein einziges Gefäß, z. B. ein Glaskolben, dessen Boden in einem Sandbade erhitzt wird. Das Sublimat setzt sich dann an den oberen Wandungen des Kolbens ab. In anderen Fällen (Schwefelblumenbereitung) benutzt man kessel- oder blasenartige Gefäße zum Erhitzen und geräumige Kammern zur Verdichtung der Dämpfe. Auch ist es bei der S. mancher Substanzen (Benzoësäure, Pyrogallussäure) praktisch, sie auf einer Metallplatte oder in einer flachen Schale zu erhitzen und die Dämpfe in einem Hut von Papier, den man auf die Platte oder Schale setzt, aufzufangen. Manche Sublimate bilden feste Kuchen (Zinnober, Quecksilberchlorür u. -Chlorid, kohlensaures Ammoniak, Salmiak), andere bilden Kügelchen (Schwefelblumen) oder isolirte kleinere oder größere Krystalle (Benzoësäure, Pyrogallussäure, Jod), alle aber zeichnen sich meist durch große Reinheit aus.

Subluxation (v. Lat.), unvollständige Verrenkung, nennt man eine solche Verrenkung, wobei die Gelenkflächen nicht gänzlich von einander gewichen sind, sondern sich noch theilweise berühren. Die Betrachtung der S.en läßt sich nicht von derjenigen der vollkommenen Verrenkung (s. d.) trennen. Zur S. muß man auch rechnen die Verstauchung oder Verdrehung der Gelenke, wo zwar die Gelenkflächen zum Theil von einander gewichen waren, deren normale Lage sich aber durch die Elasticität der Muskeln u. Bänder wieder hergestellt hat. Die Verstauchung tritt in verschiedenen Graden auf, je nachdem die Weichtheile um das Gelenk herum einzeln oder sämmtlich stark ausgedehnt oder gar zerrissen sind. Beim leichtesten Grad findet nur leichter Schmerz und langsame Anschwellung der Weichtheile Statt, in höheren Graden plötzlicher u. heftiger Schmerz, Anschwellung und Blutunterlaufung; in den höchsten Graden gesellt sich hierzu auch noch eine abnorme Beweglichkeit des Gelenks nach allen Richtungen.

Subordination (v. Lat.), Unterordnung, Dienstunterwürfigkeit, Dienstgehorsam; beim Militär die Pflicht des Untergebenen, jedem Befehl seines Vorgesetzten sich ohne Widerrede zu fügen, die Grundlage aller Disciplin und Mannszucht. Sie fordert, daß der Untergebene seine eigene Ansicht der des Vorgesetzten unterordne, wenn jene auch die bessere sein sollte, und zwar liegt dies ebensowohl dem General als dem Gemeinen ob, womit aber keineswegs einem maschinenmäßigen oder gar sklavischen Gehorsam das Wort geredet wird, in sofern nämlich die S. sich auf das Bewußtsein ihrer unerläßlichen Nothwendigkeit gründen soll. Subordinationsvergehen (Insubordination) werden beim Militär weit strenger bestraft als beim Civil. In der Logik ist S. der Begriffe dasjenige Verhältniß derselben, vermöge dessen ein Begriff zur Sphäre eines anderen ihm übergeordneten gehört.

Suboxyd, s. Oxyde.

Sub poena (lat.), unter Androhung einer Strafe.

Sub praetextu (lat.), unter dem Vorwande.

Sub rosa (lat.), unter der Rose, d. h. im Vertrauen, insgeheim.

Subsidien (v. Lat.), ursprünglich bei den Römern das dritte Treffen der Schlachtordnung, welches den beiden ersten Treffen im Nothfall zu Hülfe zu kommen hatte, später überhaupt die Reserve in der Schlachtordnung; jetzt Gelder, die, im Fall eines Krieges, vermöge eines besonderen Traktats (Subsidientraktats) ein Staat dem anderen zahlt, sei es, um selbst nicht durch den Krieg beunruhigt zu werden, oder, was der gewöhnliche Fall ist, zur Stellung, Anwerbung einer bestimmten Anzahl von Truppen. Besonders haben England und Holland zu verschiedenen Zeiten wiederholt dergleichen Traktate abgeschlossen und in Folge derselben große Summen gezahlt; England insbesondere in den napoleonischen Kriegen an die Staaten, welche gegen Napoleon I. Krieg führten. In England werden mit dem Ausdruck Subsidiengelder (grants, Bewilligungen) auch diejenigen Gelder bezeichnet, welche vom Parlament jährlich für die Land- und Seemacht bewilligt werden. Subsidia charitativa waren eine Beisteuer, die unter Kaiser Karl V. von der reichsunmittelbaren Ritterschaft dem Kaiser bewilligt, von derselben von ihren Unterthanen erhoben und dann dem Kaiser zur Disposition gestellt wurde.

Subskription (v. Lat.), die Verpflichtung durch Namensunterschrift zur Theilnahme an einem Unternehmen, oder zur Annahme einer Waare, besonders einer literarischen Arbeit oder eines Kunstwerkes. Die Subskription, welche den Zweck hat, ein buchhändlerisches Unternehmen einigermaßen sicher zu stellen, bewirkt rechtliche Verbindlichkeit, wenn auch von dem anderen Theil alle Versprechungen sowohl hinsichtlich der Zeit der Lieferung als auch der Beschaffenheit des zu liefernden Gegenstandes eingehalten werden. Dafür wird dem Subskribenten ein Preis, Subskriptionspreis, gestellt, der niedriger ist als der spätere Verkaufspreis.

Substantivum (lat.), Haupt- oder Dingwort, Wort, welches den Begriff eines selbstständigen Gegenstandes enthält, bezeichnet einmal in der Natur wirklich vorhandene, in die Sinne fallende Gegenstände oder Individuen (concreta) und ist dann entweder ein Nomen proprium, Eigenname, Bezeichnung von einzig vorhandenen Gegenständen, als Namen von Städten, Ländern, Personen 2c., oder ein Nomen appellativum (nomen commune), Gattungs- oder Gemeinname, Bezeichnung von Gegenständen, die gewisse Merkmale mit anderen Gegenständen gemein haben,

also vielfach vorhanden sind, z. B. König, Land, Stadt. Zu den Appellativen gehören die Collectiva, Sammelwörter, die einen aus mehren einzelnen Theilen zu einem Ganzen verbundenen Begriff bezeichnen (z. B. Sand, Volk, Legion), und die Materialia, Stoffwörter, die einen Gegenstand nur in Rücksicht auf das, woraus er besteht, bezeichnen, wobei die einzelnen gleichartigen Theile den Namen des Ganzen führen, wie Korn, Mehl, Gold, Holz. Dann bezeichnet das S. aber auch bloße Merkmale und Eigenschaften wirklicher Dinge, auch einzelner Zustände, die als selbstständig und unabhängig von den Dingen, woran sie gedacht werden, erscheinen (abstracta), z. B. Tugend, Liebe, Hoffnung. Andere Eintheilungen beziehen sich auf die Deklination und das Geschlecht der Wörter. Manche Substantiva sind nur im Singular gebräuchlich, besonders die Nomina propria abstracta, collectiva, materialia, andere nur im Plural (pluralia tantum).

Substanz (v. Lat.), in der Philosophie das unbekannte Seiende, welches als beharrlich und bleibend gegenüber allem Wechsel der Erscheinung gedacht wird und dem Vielen und Mannichfaltigen die Einheit gibt. Hinsichtlich der Bestimmung des Wesens dieser S. gehen die philosophischen Systeme auseinander. Ob es eine Vielheit von S.en gebe (Monaden des Leibniz, reale Wesen Herbarts), oder ob nur Eine anzunehmen sei (S. des Spinoza, s. d.), darüber hat in der Philosophie von allem Anfang an Streit geherrscht, und derselbe ist bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden. Herbart hat unter den neueren Philosophen den Widerspruch, der in der Annahme Einer S. mit vielen, ja entgegengesetzten Merkmalen liegt, am schärfsten hervorgehoben. Ihm ist S. das Princip der erscheinenden Einheit bei der Verbindung von mannichfaltigen Merkmalen; Substantialität daher ein Prädikat, welches jedem realen Wesen in der Zusammenfassung mit anderen zukommen kann.

Substitut (v. Lat.), ein Amts- oder Stellvertreter; Beigesetzter, Nachgeordneter im Amte eines Aelteren, besonders bei Prediger- und Schullehrerstellen.

Substitution (v. Lat.), die Einsetzung eines Stellvertreters im Allgemeinen. Im juristischen Sinne besonders Einsetzung eines zweiten Erben, für den Fall, daß der erste nicht Erbe wird. Die Substitutio vulgaris ist die Einsetzung eines zweiten Erben, für den Fall, daß der erst ernannte nicht Erbe wird, sei es, daß er vor dem Testator stirbt, oder die Erbschaft nicht annimmt. Die Substitutio pupillaris ist ein Vorrecht der väterlichen Gewalt, dem zufolge der Vater seinem unmündigen Kinde (impubes) einen Erben ernennen darf, für den Fall, daß dieses nach ihm noch unmündig versterben sollte. Sie ist also ein Testament, welches der Vater anstatt des Kindes macht. Die Quasipupillarsubstitution (substitutio quasi pupillaris s. exemplaris) erlaubt allen Ascendenten, einem blödsinnigen Kinde einen Substituten zu ernennen, für den Fall, daß das Kind im Blödsinn verstirbt, jedoch nur in Betreff des Vermögens, welches der Blödsinnige von dem Ascendenten hat, nicht seines anderweiten. Dabei gilt der Grundsatz, daß, wenn der Blödsinnige selbst Kinder hat oder Geschwister, die ebenfalls von dem substituirenden Ascendenten abstammen, kein Fremder substituirt werden darf, sondern nur diese Kinder oder Geschwister des Blödsinnigen.

Substrat (v. Lat.), Unterlage, Grundlage, Schicht; der vorliegende Fall; in der Logik s. v. a. Substanz, als Unterlage der Accidenzen.

Subsumtion (v. Lat.), Voraussetzung; Folgerung, Zurückführung; Anwendung des Besonderen auf etwas Allgemeines; in der Logik der Untersatz des Schlusses (s. d.).

Subtraktion (v. Lat.), diejenige der sogenannten vier Species oder einfachen Rechnungsarten, welche zu zwei gegebenen Zahlen oder Größen, dem Minuendus und dem Subtrahendus, eine dritte finden lehrt, die, zu dem Subtrahendus addirt den Minuendus gibt. Diese dritte Zahl heißt Differenz oder der Unterschied, indem sie angibt, um wie viel der Minuendus größer ist als der Subtrahendus. Die Probe der Richtigkeit der S. geschieht durch ihre entgegengesetzte Addition, indem die Addition die Differenz und der Subtrahendus den Minuendus ergibt. Das Zeichen der Subtraktion ist — und heißt weniger oder minus. Soll z. B. 4 von 12 abgezogen werden, so wird dies so bezeichnet: 12 — 4.

Sub una specie (lat.), unter einerlei Gestalt, nämlich nur des Brodes, wie die Katholiken das Abendmahl genießen; dagegen Sub utraque specie, unter beiderlei Gestalt, s. Hussiten und Hussitenkriege.

Succession (v. Lat.), s. Erbfolge.

Succinum (lat.), s. v. a. Bernstein (s. d.).

Succubus (lat.), böser Geist, der des Nachts in weiblicher Gestalt (daher auch succuba) umhergehen und die Männer zu verführen suchen sollte; vgl. Incubus und Alp.

Succus (lat.), Saft, ein allgemeiner Ausdruck für jede in der Substanz der Pflanze enthaltene oder auf die Oberfläche derselben hervorgetretene tropfbare Flüssigkeit.

Suchenwirt, Peter, der berühmteste Wappendichter des 14. Jahrhunderts, im Oesterreichischen geboren, begleitete 1377 den Herzog Albrecht III. von Oesterreich auf seinem Kriegszuge nach Preußen, lebte später in Wien und † nach 1394. Unter seinen zahlreichen Dichtungen (herausgegeben von Primisser, Wien 1827) behauptet die poetische Erzählung „Von Herzog Albrechts Ritterschaft" (Ritterzug) den ersten Platz.

Sucher, ein kleines Fernrohr mit großem Gesichtsfelde, welches mit einem großen Fernrohr so verbunden ist, daß beide Axen genau parallel sind, und dazu dient, um Gegenstände am Himmel aufzufinden, die man mit dem großen Fernrohr beobachten will. Zum Aufsuchen von Gegenständen eignet sich nämlich ein stark vergrößerndes Fernrohr darum nicht, weil es immer ein sehr kleines Gesichtsfeld hat. Ist der S. richtig gestellt, so muß jeder in demselben in der Mitte erscheinende Gegenstand auch in der Mitte des Feldes des großen Fernrohrs erscheinen.

Suchet, Louis Gabriel, Herzog von Albufera, französischer Marschall und Pair, geboren den 2. März 1770 zu Lyon, trat 1792 als Freiwilliger in die lyoner Nationalgarde, focht 1794 und 1795 in Italien unter Laharpe und

erwarb sich 1797 auf dem Schlachtfelde den Grad eines Brigadechefs. Im Jahre 1798 focht er in der Schweiz, dann als Divisionsgeneral unter Joubert, Moreau und Championnet in Italien. Im Jahre 1799 kommandirte er den linken Flügel in dem westlichen Küstengebiet Genua's (Riviera di Ponente), vertheidigte gegen die ihm mehrfach überlegenen Oesterreicher 38 Tage lang jeden Fuß breit der Küstenstrecke bis zum Var, focht während des April 1800 in den Schluchten der Apenninen, bei Settepani und S. Giacome und zog sich erst vor der Uebermacht des Generals Melas den 12. Mai über den Var zurück. Masséna mußte zwar hierauf Genua räumen, doch besetzte es S. am 22. Juni wieder, befehligte bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Dec. das Centrum und entschied den Sieg bei Puzzola. Nach dem Frieden von Luneville wurde S. zum Generalinspektor der Infanterie ernannt und befehligte 1804 eine Division im Lager von Boulogne. In den Feldzügen von 1805, 1806 u. 1807 zeichnete sich seine Division, die erste des fünften Corps unter Lannes, vielfach aus. Nach dem Frieden von Tilsit befehligte S. das fünfte Corps in Schlesien und führte gegen Ende 1808 dasselbe nach Spanien. Nach Saragossa's Fall übernahm er im April 1809 das Kommando der Armee von Aragonien, siegte bei Mavia, Belchite und Lerida und eroberte Tortosa und Tarragona, womit er sich den Marschallsstab erwarb. Im Jahre 1812 schlug er Blake abermals bei Sagont und eroberte am 9. Jan. Valencia, wofür er den Herzogstitel erhielt. Nachdem er Anfangs 1814 die Pyrenäen überschritten, erklärte er aus seinem Hauptquartier Narbonne am 14. April die Anerkennung Ludwigs XVIII. und schloß einen Waffenstillstand mit Wellington. Bei der Rückkehr Napoleons I. von Elba ließ er sich jedoch von demselben das Kommando der Alpenarmee übertragen, drang am 14. Juni in Savoyen ein, ward aber von den Oesterreichern zurückgeworfen. Bei Ludwigs XVIII. Rückkehr verlor er die Pairswürde, erhielt dieselbe aber 1819 zurück. Er † am 3. Jan. 1826 zu Marseille. Seine „Mémoires sur les campagnes en Espagne depuis 1808 jusqu'en 1814" (2. Aufl., Paris 1834, 2 Bde.) veröffentlichte sein Stabschef St.-Cyr-Nuguas. S.s Sohn, Napoléon S., geboren den 23. Mai 1813, erhielt ebenfalls die Pairie und trat im Februar 1852 in den gesetzgebenden Körper.

Sucht, jede Krankheit, besonders eine sehr ansteckende und gefährliche, z. B. die fallende S., s. v. a. Epilepsie.

Suchum-Kalé (Sukhum Kaleh, Soghum-Kala, d. i. Wurstschloß), Stadt und Festung im Lande der Abchasen im russisch-transkaukasischen Gouvernement Kutais, an einer Bai der Ostküste des schwarzen Meeres, hat einen guten Hafen, Handel und 3000 Einw. In der Umgegend liegen noch zahlreiche kleine russische Seefestungen mit Häfen. S. wurde 1810 von den Russen erobert, mit ansehnlichen Magazinen und schönem Bazar ausgestattet, am 24. April 1854 aber bei Annäherung einer englisch-französischen Flottille von den Russen eiligst geräumt und theilweise zerstört und von den Abchasen, die die türkische Flagge aufpflanzten, geplündert. Im Sept. 1855 landete Omer Pascha mit einem türkischen Corps und begann von hier aus die Operationen gegen Tiflis. Im Mai 1855 wurde S. von den Türken geräumt und im August 1856 wieder von den Russen besetzt. Im August 1866 fand in Folge der direkten Steuererhebung hier ein Aufstand Statt und die Stadt wurde von den Abchasen theilweise in Brand gesteckt.

Suckow, Karl Adolf, als Novellendichter unter dem Pseudonym Posgaru bekannt, geboren am 27. Mai 1802 zu Münsterberg in Schlesien, studirte in Breslau Philosophie und Theologie, ward 1831 Prediger an der Hofkirche zu Breslau, 1834 auch Professor der Theologie an der Universität; † den 1. April 1847. Er veröffentlichte mehre theologische Schriften und geistvolle Novellen, u. A. „Liebesgeschichten" (Breslau 1829) und „Germanos" (das. 1830), die beide dann unter dem Titel „Novellen" (das. 1833, 3 Bde.) erschienen, und „Idus" in der „Urania" (Leipzig 1833).

Sucre, Antonio José de, Präsident von Bolivia, geboren 1793 zu Cumana in Venezuela, trat 1810 in die südamerikanische patriotische Armee, diente 1814—17 im Generalstab u. dann unter Bolivar gegen Neugranada, brachte den Spaniern mehre Niederlagen bei und entschied als Oberbefehlshaber der republikanischen Truppen durch den Sieg bei Ayacucho am 9. Dec. 1824 die Befreiung Südamerika's vom spanischen Joche. Er erhielt hierfür durch den Kongreß von Bolivia den Titel Großmarschall von Ayacucho und ward 1825 von der Republik Bolivia zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt, legte aber in Folge von inneren Unruhen am 1. Aug. 1828 diese Würde nieder und ward im Juni 1830 bei Pasto unweit Cartagena, wo er für den aus Bogota vertriebenen Bolivar zu wirken suchte, meuchlings erschossen.

Suczawa, 1) Fluß in Galizien, entspringt in den Karpathen, bildet zum Theil die Grenze gegen die Moldau, nimmt rechts die Suczawicza auf und mündet in den Sereth. — 2) Stadt daselbst, Bukowina, unweit des gleichnamigen Flusses, über den hier eine bedeckte Brücke führt, und an der Grenze der Moldau, hat eine alte Kathedrale, mehre griechische Kirchen, eine Synagoge, bedeutende Saffian- und Korduanfabrikation und 6000 Einwohner, war früher die Hauptstadt der Bukowina.

Sudân (Nigritien, Nigerland), im weiteren Sinne der Theil des Binnenlandes von Nordafrika, welcher im Norden von der Sahara begrenzt wird, im Süden bis an den Aequator, im Westen bis an den Fuß der inneren Bergländer von Senegambien und Guinea und im Osten bis an die zwischen Darfur und Kordofan liegende Wüste und bis an den Fuß der abessinischen Gebirge reicht und etwa 16 Breiten- und 36—40 Längengrade umfaßt. S. begreift hiernach außer dem langen und breiten Thal des mittleren Nigerlaufs auch die östlich von letzterem unter gleichen Breitengraden gelegenen, sowie die im Süden bis an den Aequator sich erstreckenden Länder. Der Name S. (d. i. Land der Schwarzen) ist noch heute bei den arabischen Bewohnern arabischen Ursprungs in der angegebenen Bedeutung

in Gebrauch, doch werden unter demselben, wie unter dem gleichbedeutenden Namen Afun, oft auch andere benachbarte, von Negern bewohnte Länder mit begriffen. In der ägyptischen Geschäftssprache heißt insbesondere Nubien Sudânland (Beled es Sudân). Die arabische Bevölkerung des Nigerlandes versteht dagegen unter S. jetzt gewöhnlich nur die Landstriche westlich von Bornu bis Timbuktu, also ganz besonders die ausgedehnte Landschaft Haussa und schließt das Reich Bornu, sowie Kordofan, Darfur und Uaday, selbst Timbuktu davon aus. S. oder das Nigerland in dem angegebenen weiteren Sinne umfaßt als größere Staaten die Reiche und Landschaften Bambarra, Dschinni, Haussa, Bornu, Mandura, BagHermi, Uaday (Waday), Darfur, das Land der nördlichen Galla, Borgu u. a. m., die meist noch sehr wenig bekannt sind. Hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit, des Klima's, der Produkte und der Bevölkerung S.s sind die obengenannten Artikel, sowie Artikel Afrika zu vergleichen.

Sudbury, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, westlich von Ipswich, links am Stour, über den eine schöne Brücke führt, durch eine Zweigbahn nach Stanway mit der London-Norwichbahn verbunden, hat Seidenweberei, Flaggentuchfabrikation, eine Kornbörse, Ruinen eines Augustinerklosters und 2032 Einwohner.

Sudeten (sudetisches Gebirgssystem), im weiteren Sinne geographische Bezeichnung einer Anzahl nach Form und geognostischer Beschaffenheit sehr verschiedener Gebirgszüge und Gebirgsgruppen, die sich vom Elbdurchbruche an in südöstlicher Richtung bis zu der Einsenkung erstrecken, welche das deutsche Bergland von den Karpathen trennt. Die Längenaxe dieser Gebirgsmasse beträgt 46, die Breite 8—12 Meilen. Die Kuppen und Hochkämme ragen zum Theil über die obere Grenze der Nadelholzregion (3800 F.) hinaus und zeigen hinsichtlich der Form der Gipfel und der Thalränder wie des Pflanzenwuchses alpinen Charakter, während das hügelige Vorland gut kultivirt ist. Das südlichste und ausgedehnteste Glied dieses Gebirgssystems ist das mährische Gesenke, in seiner höchsten Erhebung schlesisch-mährisches Gebirge oder S. im engeren Sinne genannt. Durch die erwähnten, nur 869 Fuß hohen, von der Beczwa und Oder durchströmten Einsenkung vollständig von dem Karpathensystem getrennt, hat dieses fast ganz zu Oesterreich gehörige Gebirge im Altvater (4820 F.), Kopernikusstein (4514 F.), Hochschar (4281 F.) und in den Hirschwiesen (4140 F.) seine höchsten Spitzen. Vom Altvater breiten sich die allmählig abfallenden Züge nach Süden und Südosten, Norden und Nordosten gegen die Thäler der Oder und Oppa strahlenartig aus, indem die nördlichen, nach Preußen hineinreichenden Verzweigungen in der Bischofskuppe noch 2730 F. hoch ansteigen, aber bald unter 1000 F. herabsinken und sich in das Tiesland der obern Oder verflachen, deren Spiegel bei Kosel 524 F. über dem Meere liegt. Nordwestlich vom Kopernikusstein streicht ein Querzug nach Nordosten, der Hundsrücken, der nur eine kurze Strecke über 3000 F. hoch ist und steil gegen das Neissethal bei Neisse abfällt. In der Längenaxe der Gebirgsmasse nach Nordwesten streicht das reichensteiner Gebirge, zum Theil die Grenze zwischen Preußisch- und Oesterreichisch-Schlesien bildend, mit dem Bauersberg (2778 F.), dem königsheimer Spitzberg (2374 F.), dem Heidelberg (2382 F.) bis zu dem Warthaberg (1906 F.), wo das Durchbruchthal der glatzer Neisse (800—900 F.) diesen Gebirgszug begrenzt, von welchem Seitenäste südwestlich gegen den glatzer Thalkessel, nordwestlich gegen den mittleren Lauf der glatzer Neisse abfallen. Von dem Knotenpunkte des Hundsrücken nach Südwesten zieht längs der böhmisch-schlesischen Grenze das glatzer Schneegebirge mit den Saalwiesen (3410 F.), den schwarzen Bädern (3300 F.), dem schwarzen Berg (3862 F.), dem großen oder spieglitzer Schneeberg (4536 F.), dem kleinen Schneeberg (4045 F.), der dürren Kuppe (4188 F.) und dem Klapperstein (3633 F.). Während dies Gebirge gegen Westen zum Theil schroff gegen den glatzer Thalkessel abfällt, verzweigt es sich nach Mähren um die Quellen der March und steht nach Südwesten, unter 2000 F. absinkend, durch bewaldetes Plateauland mit dem böhmisch-mährischen Terrassenlande in Verbindung. Von dem südlichen Ende der Grafschaft Glatz zieht sich das habelschwerdter Gebirge mit dem schwarzen Berg (2844 F.) und dem Heidelberg (3117 F.) nach Nordwesten, und, von diesem durch das Thal der Erlitz geschieden, laufen die böhmischen Kämme mit dem kronstädter Kopf (3347 F.), dem deschnayer Kopf (3619 F.) und der hohen Mense (3391 F.) fast parallel. Nördlich von letztgenannter Kuppe trennt ein tief einschneidender Paß die an ihrem Nordende durch die sumpfige Hochfläche der Seefelder (2500 F.) verbundenen habelschwerdter und böhmischen Kämme, zusammen auch Erlitzgebirge genannt, von dem 4 Meilen langen u. 1—2 Meilen breiten, ringsum scharf begrenzten Sandsteinplateau, der Heuscheuer, auf dessen bewaldeter 2300 F. hohen Fläche sich die Kuppen der großen (2936 F.) und der kleinen Heuscheuer (2827 F.) und des Spiegelbergs (2901 F.) erheben. Weiter nach Nordwesten, auf österreichischem Gebiete, liegt ein anderes zerklüftetes, schluchtenreiches Sandsteinplateau, das adersbacher Gebirge. Von dem Durchbruch der Neisse bei Wartha aber gegen Nordwesten erstreckt sich in der Längenaxe des südlichen Sudetenzugs das Eulengebirge mit dem Sonnenkopf (3073 F.) und der hohen Eule (3190 F.) bis an die Weistritz, und aus dem nördlichen Vorlande desselben steigt die vulkanische Masse des Zobtenbergs bis 2324 F. empor. Westlich von der Weistritz an den Quellen der Katzbach vorbei breitet sich eine Berglandschaft aus, von deren einzelnen Gruppen das schweidnitzer Gebirge mit dem Dürrenberg (3011 F.), Heidelberg (3030 F.) und Spitzberg (2867 F.), der Sattelwald mit dem Sattelberg (2576 F.), das katzbacher Gebirge mit der hohen Kulge (2362 F.) zu nennen sind. Der bedeutend niedergedrückte und verbreiterte Hauptkamm zieht sich nach Nordwesten im Ueberschar- oder schömberger Gebirge bis an die Boberquelle fort und steigt im Spitzberg bis

zu 2792 F. an. Dann folgen von Süden nach Norden sich an einander reihend das Rabengebirge, der schmiedeberger Kamm mit dem Forstberge (3893 F.) und der landshuter Kamm mit dem Friesenstein (2586 F.), sämmtlich mit breiten, dicht bewaldeten, abgerundeten Kuppen. Am nördlichen Ende des letztgenannten Kammes erheben sich die isolirten Falkensteine (2092 F.). Da, wo das Rabengebirge und der schmiedeberger Kamm bei den Grenzbauden zusammentreffen, beginnt das Riesengebirge (s. d.), an das sich das Isergebirge (s. d.) anschließt. Das südwestliche Ende des ganzen Gebirgssystems bildet auf böhmischem Gebiete die Gruppe des Jeschken (3087 F.), welche sich nach Nordwesten in dem lausitzer Gebirge mit der Lausche (2556 F.) längs der böhmisch-sächsischen Grenze fortsetzt. Von diesem, als dem letzten Gliede des ganzen Gebirgssystems, treten einzelne Vorhöhen, darunter die vulkanische Landskrone (1376 F.) bei Görlitz, auf preußisches Gebiet über.

Sudra's, die vierte und unterste der indischen Kasten, welche die verschiedenen Handwerker, Taglöhner, Bedienten, auch Künstler bis zu den Tänzerinnen herab, Zauberer und Wahrsager und überhaupt den großen Haufen des indischen Volks begreift. Die ganze Kaste theilt sich in die rechte und linke Hand, die wiederum in verschiedene Klassen zerfallen. Uebrigens werden die S. keineswegs als unrein angesehen und sind daher von den Parias (s. d.) wohl zu unterscheiden. Vom Studium der Weda's sind sie ausgeschlossen, doch gibt es für sie andere Religions- u. Sittenbücher, welche verständlicher sind, so daß ihre geistige Bildung durch jene Ausschließung nicht leidet. Wie jedes Mitglied der höheren Stände darf sich der Sudra dem Einsiedlerstande widmen und kann dadurch große Heiligkeit erlangen.

Sudsha, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, am gleichnamigen Fluß, hat Salpetersiederei, Branntweinbrennerei, Gemüsebau und 4060 Einw. In der Nähe Sandsteinbrüche.

Sue, Eugène, französischer Romandichter, geboren den 10. Dec. 1804 zu Paris, machte als Militärarzt 1823 den Feldzug nach Spanien, dann mehre Fahrten nach Amerika und Westindien mit, besuchte 1827 Griechenland und nahm an der Schlacht bei Navarino Theil. Hierauf trat er aus dem Militärdienst, um zur Malerei überzugehen, veröffentlichte aber auf Zureden von Freunden eine Romandichtung, „Kernock le pirate“ (Paris 1830), ward durch den günstigen Erfolg des Buchs veranlaßt, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, und wurde mit Corbière der Begründer des Seeromans in Frankreich. Nachdem er noch eine Reihe Werke in diesem Genre und eine „Histoire de la marine française sous Louis XIV“ (Par. 1835—37, 5 Bde.) veröffentlicht, wandte er sich dem historischen Roman u. endlich dem sogenannten Sittenroman zu, wobei er sich jedoch besonders in greller Ausmalung sittlichen Verderbnisses gefiel. Eine ernstere Richtung verfolgen seine in zahllosen Uebersetzungen verbreiteten „Mystères de Paris“ (Par. 1842—43, 8 Bde.). Der Erfolg dieses Produkts führte den Verfasser dem socialen Roman zu. Hierher gehören: „Le Juif errant“ (1845), „Martin, l'enfant trouvé“ (1846), „Les sept péchés capitaux“ (1847), „Les mystères du peuple“ (1849), „Miss Mary“ (1850), „Ferdinand Duplessis“ (1851) und „La famille Jouffroy“ (1854). Von der demokratisch-socialistischen Partei in Paris zum Abgeordneten in die gesetzgebende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich hier zur Ultrabergpartei, ward aber in Folge der Decemberereignisse von 1851 aus Frankreich verbannt, lebte seitdem in Piemont und † am 3. August 1857 zu Annecy. Auch als dramatischer Dichter für die Boulevardstheater hatte er sich versucht, doch ohne besonderes Glück.

Süchteln, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, unweit der Niers, hat eine evangelische und katholische Kirche, starke Band- und Seidenweberei, Strumpfwirkerei, Seidenfärberei, Zeuchdruckerei und 7763 Einwohner.

Suecia, neulateinischer Name für Schweden.

Süd, s. Weltgegenden.

Südamerika, die südliche Halbinsel des amerikanischen Festlandes, bildet ein fast rechtwinkeliges Dreieck, dessen Hypotenuse, fast mit dem Meridian von 53° westl. L. zusammenfallend, nördlich in der Galinasspitze unter 12° 20′ nördl. Br. und südlich im Kap Forward fast unter 54° südl. Br. endigt, während die beiden Katheten im Kap San Roque unter 17° 30′ westl. L. und 5° südl. Br. zusammenstoßen. Durch die Landenge von Panama mit Nordamerika verbunden, wird S. an seiner etwa 1000 Meilen langen Westküste von dem großen Ocean, an der Nordost- und Südostküste aber vom atlantischen Ocean bespült. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 321,000 □Meilen, die gesammte Küstenentwickelung aber, da statt einer eigentlichen maritimen Gliederung nur Einbiegungen der Küste und geringe Einschnitte derselben vorhanden sind, nur ungefähr 3400 Meilen, wovon 2150 M. auf den atlantischen u. 1250 M. auf den großen Ocean kommen. Die Bodengestaltung wird im Allgemeinen durch die Cordilleras de los Andes und 3 isolirte Gebirgsglieder bestimmt, nämlich die Sierra Nevada de Sta. Marta, das brasilische Gebirgsland und das Hochland von Guyana. Die Cordilleras durchziehen als ununterbrochenes Kettengebirge ganz S. vom Kap Forward an der Magellanstraße bis an die Landenge von Panama in einer Länge von 980 Meilen, und zwar immer in der Nähe der Westküste, von der sie sich höchstens 15 M. entfernen, und mit der sie parallel laufen (s. Cordilleren). Eine Fortsetzung des nordöstlichen Armes der Cordilleras ist das Gebirge von Venezuela, welches durch 2 parallele, unter 51° 30′ westl. L. sich von der Ostcordillera von Neugranada (Sierra Nevada de Merida) abzweigende Bergketten gebildet wird. Einen Flächenraum von etwa 1100 □Meilen bedeckend und in der Silla de Caracas bis zu 8100 Fuß Höhe ansteigend, zieht sich das Gebirge noch an der Nordküste S.'s hin, ungemein steil zum Meer abfallend, während es sich nach Süden hin zu der Ebene des Orinoco, durch die es vom Hochland von Guyana getrennt wird, sanft abdacht. Die Sierra Nevada de Sta. Marta ist eine kleine isolirte Hochgebirgs-

gruppe zwischen der Mündung des Magdalenenflusses und dem Ausfluß des Maracaibosee's, die nur cirka 100 □Meilen Flächeninhalt hat, aber aus dem umliegenden Tieflande steil zu Gipfeln von 18,000 Fuß Höhe ansteigt. Durch weite Ebenen von den Cordilleras getrennt, erhebt sich das brasilische Gebirgsland zwischen 10° und 30° südl. Br. und 20—40° östl. L. Cirka 18,000 □Meilen Fläche bedeckend, erstreckt es sich von der Küste aus weit ins Innere, und zwar als eine Hochebene von 1000 bis 2000 Fuß absoluter Erhebung, welche von mehren, mit der Küste mehr oder weniger parallel streichenden, unter sich durch Querketten in mehrfacher Verbindung stehenden Gebirgsketten durchzogen wird. An der Küste erhebt sich die Serra do Mar (Seegebirge) 4000 Fuß hoch, westlicher die Hauptkette Serra do Espinhaço, in welcher der Itambé und Itakolumi sich 5—6000 F. hoch erheben. Jenseits dieser Höhen senkt sich das Land in eine weite, steinige, von wasserreichen Thälern durchzogene Hochebene, welche im Westen durch waldige und sumpfige Niederungen und durch ein reichlich bewässertes Hügelland von dem Hochlande der Cordilleras geschieden ist. Zwischen dem Aequator und 8° nördl. Br. und 35—50° westl. L. endlich erstreckt sich das Gebirge von Guyana oder das Parimegebirge, durch die große Marañonniederung vom brasilischen Berglande getrennt und nördlich und westlich vom Orinoco und dessen Ebene begrenzt. Einen Flächenraum von 11,500 □Meilen einnehmend, besteht es ebenfalls aus einem System paralleler von Ostsüdosten nach Westnordwesten streichender und durch enge Längenthäler von einander getrennter Ketten, die, nach dem Innern zu an Höhe zunehmend, hier eine mittlere Höhe von 4800 F. erreichen und im Pic Duida bis zu 7800 F. ansteigen. Zwischen den genannten Gebirgserhebungen breiten sich weite Tieflande aus, welche einen Flächenraum von 246,000 □Meilen einnehmen u. sich auf der Ostseite der Cordilleras von der Mündung des Orinoco am nordöstlichen Ende der Cordilleras bis zur Südspitze des Erdtheils erstrecken. Sie zerfallen, den großen Flußsystemen S.'s entsprechend, in 3 Haupttheile. Im Norden breitet sich das Tiefland des Orinoco mit einem Flächenraum von 16,000 □M. links von diesem Flusse zwischen der Küstenkette von Venezuela und dem Parimegebirge aus. In ihrem südwestlichen Theil geht diese Tiefebene unmittelbar in die des Marañon über, von dieser durch eine kaum bemerkbare Wasserscheide nur unvollständig getrennt (s. Orinoco). Das Tiefland des Marañon nimmt den 145,000 □M. umfassenden Raum zwischen dem Hochlande von Guyana und dem Gebirgslande von Brasilien im Süden, zwischen den Cordilleras im Westen und dem atlantischen Ocean im Osten ein und wird in seinem südöstlichsten Theil nur durch eine von dem westlichen Theile des brasilischen Gebirgslandes nach den Cordilleras sich hinziehende plateauartige Anschwellung des Bodens von der Tiefebene des la Plata geschieden. Letztere erstreckt sich von der eben bezeichneten Wasserscheide zwischen den Cordilleras und dem südlichen Theil des brasilischen Gebirgslandes bis zum atlantischen Ocean im Südosten und umfaßt einen Flächenraum von 76,000 □Meilen, die sich an dieses Tiefland anschließende, bis zur Südspitze S.'s reichende patagonische Steppe mit eingerechnet. Abgesonderte kleinere Tiefebenen sind die am Ausflusse des Magdalenenstroms gelegene und die Sierra Nevada de Sta. Marta umgebende, 6800 □M., und die im Nordosten des Hochlandes von Guyana als ein schmaler Küstenstrich sich längs des atlantischen Oceans hinziehende, 2200 □M. groß. Außer den 3 Hauptflüssen S.'s, dem Orinoco, Marañon und la Plata, sind von Gewässern noch anzuführen der Magdalenenstrom, welcher, auf dem brasilischen Gebirge entspringend, in nordöstlich gerichtetem, 186 Meilen langem Lauf dem karaibischen Meere zuströmt; der San-Francisco, der seine Quellen ebenfalls im brasilischen Gebirge hat und in nordöstlicher und östlicher Richtung bei einer Stromentwickelung von 277 Meilen in den atlantischen Ocean mündet; endlich der Rio Colorado und Rio Negro, welche beide auf dem Ostabhang der Cordillere von Chile entspringen und die patagonische Ebene in südöstlicher Richtung durchströmen, um in den atlantischen Ocean zu münden. Auf der ganzen Westseite der Cordilleras findet sich kein irgend bedeutender Fluß. Von Seen, deren S. weit weniger als Nordamerika besitzt, sind nur der Titicaca- und Maracaibosee erwähnenswerth. Unter den Inseln an der Küste S.'s sind die bedeutendsten: Feuerland, durch die magellanische Straße vom Festlande getrennt, die Falklandinseln oder Malouinen und die Gallopagos unter dem Aequator, westlich von Quito. Die einzelnen Staaten S.'s, bis auf einen einzigen lauter Republiken, folgen von Norden nach Süden in folgender Reihe: die kolumbischen Republiken Neugranada, Venezuela und Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, Laplatastaaten, Uruguay (Montevideo), Paraguay u. das Kaiserthum Brasilien. Europäischer Kolonialbesitz ist nur Guyana. Weiteres s. Amerika.

Südaustralien, Kolonie von, s. Australien.

Südbrabant, belgische Provinz, s. Brabant.

Südcarolina (Southcarolina), einer der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, im Norden von Nordcarolina, im Südosten von dem atlantischen Meer, im Südwesten und Westen von Georgia begrenzt, liegt zwischen 32° 4' und 35° 10' nördl. Br. und zwischen 78° 24' und 83° 20' westl. L. von Greenwich und hat einen Flächengehalt von 1152 □Meilen. Der Bodengestaltung nach zerfällt das Gebiet in 3 scharf geschiedene Theile: Unter-, Mittel- und Oberland. Das erstere, das sich von der See aus etwa 80 Meilen weit landeinwärts erstreckt, ist niedrige Sandebene, die sich nur an der Küste allmählig zu 200 Fuß Höhe erhebt und größtentheils aus Pine Barrens, unterbrochen von Sümpfen und Savannen, besteht. Das Mittelland, in der Breite von 30—40 Meilen, besteht hauptsächlich aus Sandhügeln, die 100—150 Fuß hoch nach Nordcarolina hinüberstreichen, aber nur in der Nähe der Flüsse nutzbaren Boden darbieten. Im Innern besteht der Boden aus Sand, Thon und Kies und eignet sich vorzüglich gut zum Anbau der Baumwolle und des Indigo. Das Oberland, im Westen, ist ein ziemlich steil aufsteigendes romantisches Hochland, aus dem sich gegen die

Westgrenze des Staats die Berge der Blue Ridge bis zur Höhe von fast 5000 Fuß erheben. Granit und Gneis sind daselbst vorherrschend, und der Boden besteht theils aus fruchtbarer Dammerde, theils aus zähem Thon und Mergel. Die Hauptflüsse sind Waccannaw, Pedee, Black River, Santee, Cooper, Ashley, Stono, Edisto, Ascheppo, Cambachee, Coosaw, Broad und Savannah, der Grenzfluß gegen Georgia. An Mineralien ist S. nicht reich; zwar erstreckt sich die Goldregion auch über diesen Staat, doch ist die Ausbeute ganz unbedeutend; Steinkohlen fehlen gänzlich; auch Eisen kommt nicht in bemerkenswerther Quantität und Qualität vor. Das Klima ist in einzelnen Theilen des Unter- und Mittellandes während des Sommers heiß und sehr ungesund; an der Küste tritt schon nicht selten das gelbe Fieber auf; das Oberland erfreut sich dagegen eines angenehmen und gesunden Klima's. Die Hauptprodukte des Staats sind die der Landwirthschaft. Dieselbe theilt sich in Plantagen- und Ackerbau ab, von denen der letztere nur dem Hochlande angehört. In den Niederungen und Ebenen, wo lediglich Plantagenbau betrieben wird, sind die Hauptprodukte Reis und Baumwolle, neuerdings auch Zuckerrohr als Handelswaaren, und Mais, süße Batanen ꝛc. zur Konsumtion; die Indigokultur, die früher so beträchtlich war, hat in demselben Verhältnisse abgenommen, als die Kultur der Baumwolle gestiegen ist. Im Mittel- und Hochlande baut man Weizen u. andere Cerealien, Mais, Tabak, Baumwolle und Kartoffeln. Flachs und Hanf werden in einigen Theilen des Landes ebenfalls in großen Quantitäten gebaut, wie auch Sesam zum Oelschlagen. Kirschen gedeihen vortrefflich; alle übrigen Obstsorten arten aus. Die Viehzucht ist in schlechtem Zustande, und die Wiesen und Weiden haben Mangel an guten Grasarten. Nur Schweine zieht man in Ueberfluß. An großen Waldungen fehlt es nicht; in den Niederungen des Ostens wächst unter Anderem der rothe Ahorn, der carolinische Lorbeer, die Magnolie, die Kohlpalme und der amerikanische Oelbaum; im schön bewaldeten Hochlande findet man Linden, Birken, Buchen, Kastanien und Eichen. Die Industrie steht gegen die der nördlichen Staaten sehr zurück; am meisten ist noch die Baumwollmanufaktur vertreten; außerdem sind Mahl-, Oel-, Walk- und Sägemühlen, einige Eisenwerke, Nagelfabriken, Pulvermühlen, Branntweinbrennereien fast die einzigen Zeichen der gewerblichen Thätigkeit. Von größerer Wichtigkeit ist der Handel, wiewohl sich derselbe fast ausschließlich auf die Ausfuhr der Landesprodukte (besonders Baumwolle und Reis) beschränkt. Große eigne Märkte hat der Staat nicht, wie das bedeutende Uebergewicht seiner Ausfuhr (1859: 17,972,580 Dollars) über die Einfuhr (1859: 1,438,535 Doll.) beweist. Der Staat besitzt ein gut organisirtes Eisenbahnnetz, dessen Hauptknotenpunkt Charleston ist; 1860 waren 168 deutsche Meilen Eisenbahnen in Betrieb, wovon 53 auf die Southcarolinabahn kamen. Von Kanälen ist der Santeekanal zur Verbindung des Santeeriver mit dem Cooperriver der längste (5 Meilen). An höheren Unterrichtsanstalten besitzt der Staat das Southcarolinacollege in Charleston, das Charlestoncollege daselbst, 3 theologische Seminare, das mit dem Southcarolinacollege verbundene College der Presbyterianer in Columbia, das College der Lutheraner in Lexington, das Medicalcollege in Charleston und eine Militärschule daselbst. Das Volksschulwesen steht gegen das der nördlichen Staaten sehr zurück. Im Jahre 1850 zählte man 202 Mittelschulen (academies) und 724 Volksschulen mit über 25,000 Schülern und Schülerinnen; groß ist die Anzahl der Privatschulen. An Wohlthätigkeitsanstalten unterhält der Staat ein Irrenhaus in Columbia, ein Taubstummen- und Blindeninstitut in Cedar Springs im Distrikt Spartanburg und ein Waisenhaus in Charleston. Die Bevölkerung betrug 1860 703,312 Seelen (worunter 402,541 Sklaven). Die weiße Bevölkerung ist überwiegend anglo-amerikanischer Abstammung, zum bei weitem kleineren Theil schottischer, irischer, englischer, deutscher u. französischer Abkunft. Die Verfassung ist die älteste der Vereinigten Staaten und eine der am wenigsten demokratischen. Sie wurde 1775 angenommen, 1790 revidirt und seitdem im Wesentlichen nicht verändert. An der Spitze der Exekutivgewalt steht ein vom Senat und Repräsentantenhaus auf 2 Jahre gewählter Gouverneur mit beschränktem Veto und Begnadigungsrecht. Nach Ablauf seiner Amtszeit ist er innerhalb der nächstfolgenden 4 Jahre nicht wieder wählbar. Als administrative Staatsbeamte stehen dem Gouverneur ein Staatssekretär, 2 Schatzmeister, ein Generalkontroleur ꝛc. zur Seite. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen einer Generalassembly, welche aus einem Senat von 46 Mitgliedern und einem Repräsentantenhause von 124 Mitgliedern besteht. Die Senatoren werden auf 4 Jahre, die Repräsentanten auf 2 Jahre gewählt; von jenen scheidet alle 2 Jahre die Hälfte aus. Wahlrecht hat jeder freie männliche Einwohner, welcher das 21. Jahr erreicht hat, ein Freigut von 50 Acres besitzt oder im letzten Jahr vor der Wahl eine Staatssteuer von 3 Schilling bezahlt hat. Die Generalassembly tritt jedes Jahr im November in Columbia zusammen; zu Abänderung der Verfassung kann durch $^2/_3$ Majorität beider Häuser eine Volkskonvention berufen werden. Der Staat sendet 2 Senatoren zum Kongreß nach Washington und 6 Mitglieder in das Repräsentantenhaus und hat 8 Stimmen bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten. S. ist der einzige Staat, in welchem die Wahlmänner für die Präsidentenwahl von der Generalassembly und nicht vom Volke gewählt werden. Für die Rechtspflege bestehen ein Appellationsgericht, ein Kassationshof und Distrikts- und Civilgerichte. Sämmtliche Richter werden von beiden Häusern der Generalassembly durch Ballot erwählt, und zwar auf Lebensdauer. Die Finanzen waren vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs in sehr gutem Zustand. Im Jahre 1860 betrug die gesammte Staatsschuld 6,192,743 Dollars und das produktive Eigenthum des Staats 5,654,622 Dollars. Die Staatseinkünfte für 1859 betrugen 958,307 Doll., die Ausgaben 908,698 Doll. Im Jahre 1860 bestanden 20 Banken mit nahe an 15 Mill. Doll. Kapital. Einen Schulfond besitzt

der Staat nicht. Dem Bekenntniß nach bilden Methodisten, Baptisten und Presbyterianer die Mehrzahl der Bevölkerung. Der Staat wird nicht, wie die übrigen Unionsstaaten, in Counties, sondern in 29 Distrikte eingetheilt. Politische Hauptstadt desselben ist Columbia, die bevölkertste Stadt und Haupthafen Charleston. Die erste Niederlassung der Engländer in S. erfolgte 1670 in Port-Royal. Im Jahre 1671 siedelte dieselbe in die Gegend von Charleston über, das aber erst 1680 gegründet ward. Im Jahre 1690 kam eine Kolonie französischer Refugiés hinzu, von denen ein großer Theil der wohlhabenderen Einwohner abstammt. Im Jahre 1701 ward die englische Kirche als Staatskirche eingeführt. Im Jahre 1712 erhoben sich die Kolonisten hier, wie in Nordcarolina gegen die Verwaltung der Grundeigenthümer u. gaben sich eine Verfassung, welches Verfahren das britische Conseil 1720 sanktionirte, worauf 1729 das Parlament den Grundherren das Land abkaufte. Damals ward dieses in Nordcarolina und S. getheilt. Am Freiheitskriege nahm man eifrigen Antheil. Am 23. Mai 1788 ward die Unionsverfassung angenommen.

Südermanlandslän, s. Nyköpings- oder Södermanlands-Län.

Südholland, niederländische Provinz, s. Holland.

Südliche Krone, Sternbild an der südlichen Halbkugel des Himmels, erscheint in Aegypten und andern dem Aequator nahe liegenden Gegenden am Horizont und war darum auch schon bei den Alten bekannt, ist aber für die nördlich gelegenen Völker unsichtbar.

Südlicher Kontinent, s. Südpolarländer.

Südliches Dreieck, Sternbild der südlichen Hemisphäre, zwischen dem Paradiesvogel, dem Altar, dem Lineal und Winkelmaß, dem Zirkel und Centaur, nahe an der Milchstraße, enthält einen Stern zweiter, zwei dritter Größe.

Südliches Eismeer (Südpolarmeer, Antarktisches Meer), derjenige Theil des großen Weltmeeres, welcher den Südpool umgibt. Es schließt sich unter 66° 30′ südl. Br. an das stille Meer (Südsee), den atlantischen Ocean und das indische Meer an und ist wegen der großen Eisanhäufungen nur zum kleinsten Theil zu befahren, daher auch sehr wenig bekannt. Nach den neuesten Entdeckungen vermuthet man in demselben ein großes Festland (antarktisches Polarland).

Südlicht, s. Nordlicht.

Südpolarländer (antarktische Länder), alle diejenigen Länder und Inseln, welche innerhalb oder in der Nähe des südlichen Polarkreises liegen. Man nimmt jetzt aus mehrfachen Gründen das Vorhandensein eines großen Festlandes oder antarktischen Kontinents im Süden an, dessen Ausdehnung freilich noch ganz unbekannt ist. Der am weitesten nach Norden hervortretende halbinselartige Bestandtheil desselben scheint das südsüdöstlich von der Südspitze Amerika's gelegene Trinity- oder Dreieinigkeitsland und Palmersland zu sein, das, 1821 von Powell und Palmer entdeckt, fast bis 62° südl. Br. reicht und weiter südlich in der Breite des Polarkreises Grahamsland genannt wird. Die Fortsetzung desselben scheint das östlich der tief einschneidenden Bucht des Kanals Orléans 1838 von Dumont d'Urville entdeckte Louis-Philippsland und Joinvillesland zu sein. Von der Inselgruppe Neusüdschottland ist dieser Theil des antarktischen Kontinents durch die Brandfieldsstraße geschieden. Südwestlich davon liegen unter 70° südl. Br. und 53° westl. L. die Alexandersinsel und unter derselben Breite und 73° westl. L. die Petersinsel, beide 1821 von Bellingshausen entdeckt und wahrscheinlich nur südwestliche Fortsetzung der oben erwähnten Halbinsel und ebenfalls zum fraglichen Kontinent gehörig. Weiter westlich fehlt uns noch die nähere Kenntniß der hier wahrscheinlich weit nach Süden zurücktretenden Küste des letzteren, die erst unter 162° westl. L. wieder gesehen worden ist, von wo sie sich, ziemlich in der Richtung des Polarkreises, bis 225° westl. L. hinzieht und den Namen Wilkesland führt. Die Kenntniß derselben danken wir vornehmlich Dumont d'Urville und Sir James Clark Roß, indem jener zwischen 66° und 67° südl. Br. und 200° und 206° westl. L. 1840 ein ausgedehntes Land auffand, welches er Adélieland oder Adelaïdenland nannte, dieser aber östlich davon zwischen 72° und 79° südl. Br. 1841—42 eine von ihm Victorialand oder Südvictoria genannte Küste auf eine Strecke von 100 Meilen beschiffte. Er fand hier unter 193° westl. L. und 77° südl. Br. einen 11,600 Fuß hohen Vulkan, welchen er Erebus nannte, und einen anderen erloschenen, 10,200 Fuß hohen, von ihm mit dem Namen Terror belegten. Weiter westlich von Wilkesland, zwischen 280° und 300° westl. L. und 67° südl. Br., liegt Kempsland, sowie das 1831 von Biscoe entdeckte Enderbysland, beides wahrscheinlich ebenfalls Theile des Südpolarkontinents. Außerdem werden unter dem Namen S. noch mehre Inseln mitbegriffen. Die bedeutendsten von diesen sind: das 1675 von Laroche entdeckte und später von Cook genauer untersuchte, 20 Meilen lange und 2—3 Meilen breite Südgeorgien, eine stets mit Schnee bedeckte, vegetationslose, von zahlreichen Seevögeln und an der Küste auch von Seesäugethieren bewohnte, aber der Landsäugethiere ganz entbehrende Insel; südöstlich davon das 1775 von Cook entdeckte und 1819 von Bellingshausen untersuchte Sandwichsland unter 58° — 60° südl. Br. und 10° westl. L., aus 5 größeren und kleineren Inseln bestehend; die 1822 von Weddel besuchten, zwischen 60° und 61° südl. Br. und 44° und 46° westl. L. gelegenen südlichen Orkaden oder Powellsinseln und endlich die schon 1599 von Dirk Gerritz gesehene und 1819 von Smith aufgefundene Inselgruppe von Neusüdshetland, eine um 64° südl. Br. und 43° westl. L. gelegene Gruppe von 5, wie die eben genannten, vegetationslosen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Felseninseln.

Südpreußen, ehemalige Provinz des Königreichs Preußen, bestand aus dem 1793 und 1796 zu Preußen geschlagenen Theile Großpolens, grenzte an Schlesien, West- und Neuostpreußen und Galizien, hatte einen Flächeninhalt von 1000 □Meilen mit 1,335,000 Einwohnern und zerfiel in die 3 Kammerdepartements Posen, Kalisch und Warschau. Durch den Frieden von

Tilsit (1807) wurde es ein Theil des neugebildeten Herzogthums Warschau, nach dessen Auflösung Preußen 1815 das jetzige Großherzogthum Posen zurückerhielt, der übrige größere Theil aber zu Rußland kam und seitdem den Haupttheil des neu errichteten Königreichs Polen ausmachte.

Südsee (Australocean), s. v. a. stilles Meer oder großer Ocean; dann insbesondere der Theil desselben zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem südlichen Eismeere, welcher nur wenige Inseln enthält und wie der nördliche Theil zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem nördlichen Eismeere, die sogenannte Nordsee, eine veränderliche Windrichtung, unter Vorherrschen der Westwinde, zeigt, während der Theil des großen Oceans zwischen beiden Wendekreisen, die sogenannte Mittelsee oder das eigentliche stille Meer, zahlreiche Inselgruppen, namentlich auch eine Menge kleiner Koralleninseln einschließt und Ostpassatwinde hat. Geraume Zeit galt die Durchschiffung dieses weiten Meeres für ein großes Wagestück, obwohl Magellan, der es 1521 zuerst durchfuhr, es im Vergleich zu dem stürmischen Meere an der Südspitze Amerika's so ruhig gefunden hatte, daß er ihm den Namen stilles Meer (mar pacifico) gab. Seit Cooks Entdeckungsreisen steht der große Ocean in besserem Ruf und ist jetzt eines der befahrensten Meere, welches zu gefahrloser Beschiffung nur Kenntniß seiner Strömungen verlangt. Die bedeutendste unter letzteren ist die große Aequatorial- oder Westströmung in der Mittelsee, welche in Verbindung mit dem daselbst beständig ebenfalls westwärts wehenden Passatwinde die Schifffahrt nach Westen ebenso sehr erleichtert, als die nach Osten erschwert. Im nördlichen Theile des großen Oceans herrschen verschiedene, vornehmlich ostwärts gerichtete Strömungen, während an der amerikanischen Küste eine südlich gerichtete, zuletzt in die Aequatorialströmung übergehende auftritt. Im südlichen Theile des großen Oceans herrschen nord- und nordostwärts gerichtete Strömungen vor, welche unter dem Namen der Südpolarströmung zusammengefaßt werden und zuletzt sich ebenfalls mit der Aequatorialströmung vereinigen. Merkwürdigerweise zeigen sich in den zwischen den karolinischen Inseln im Norden, Neuguinea, Neubritannien und den Salomonsinseln im Süden, den Philippinen im Westen und den Marshalls- und Gilbertsinseln im Osten gelegenen karolinischen Meere und dem zwischen Neuholland im Westen, Neuseeland, Neukaledonien und den neuen Hebriden im Osten, den Salomonsinseln und der Louisiade im Norden sich ausdehnenden Korallenmeere weder die regelmäßigen Passatwinde, noch die Aequatorialströmung, sondern bereits die indischen Moussons und in Folge davon wechselnde Strömungen. Vergl. Burney, Geschichte der Reisen in das stille Meer bis 1764, London 1817, 5 Bde.; Dillon, Voyage aux iles de la mer du Sud en 1827 et 1828, Paris 1830, 2 Bde.; Rovings in the Pacific, London 1851, 2 Bde.

Sünde, jede mit Freiheit geschehende Abweichung von dem erkannten göttlichen Gesetze. Nach der Lehre des Neuen Testaments ist S. Störung des religiösen Lebens, Feindschaft wider Gott mit verschiedenen Graden der Schuld, bestehend im bösen Gelüste. Obwohl Paulus als Anfang der allgemeinen Sündhaftigkeit den Sündenfall Adams voraussetzt, so leitet er doch zugleich die S. jedes Einzelnen aus seiner Freiheit durch Sinnlichkeit, Selbstsucht und verschuldete Unwissenheit ab. Von den Kirchenvätern ward die S. vornehmlich religiös aufgefaßt als Entfernung von Gott, ihr historischer Anfang in Adams Fall, ihr moralischer Anfang in einem Widerstreben des irdischen (fleischlichen) Princips wider den Geist. Die Kirchenlehre unterscheidet Erbsünde (s. d.), die allen Menschen von Adam her angeborne S., nach Andern die in der sinnlichen Natur des Menschen vorhandene Trägheit zum Guten und Geneigtheit zum Bösen, und die aus freier That hervorgegangene Thatsünde (peccatum actuale); rücksichtlich der Form, unter welcher das Gesetz auftritt, Begehungssünde (p. commissionis), die Uebertretung des Verbotes, und Unterlassungssünde (p. omissionis), die Unterlassung dessen, was das Gebot fordert; rücksichtlich der Handlung selbst innere S.n (peccata interna), unerlaubte Gedanken und Entschließungen, und äußere S.n (p. externa), unerlaubte Reden und Thaten; unbedingte S.n (p. absoluta), wenn die Handlung nach ihrer ganzen Natur dem Moralgesetz widerstreitet, u. bedingte S.n (p. hypothetica), Handlungen, die erst durch hinzukommende Umstände zu S.n werden; rücksichtlich des Objekts S.n gegen Gott, gegen uns selbst und gegen Andere; nach dem Grade der in ihr liegenden Verkehrtheit vorsätzliche oder Bosheitssünden (peccata voluntaria), die unmittelbar aus einer sittlich bösen Gesinnung hervorgehenden Handlungen, und unvorsätzliche oder Schwachheits-, Uebereilungssünden (p. involuntaria, ex infirmitate, temeritate oriunda). Noch spricht man von Gewohnheitssünden, Fehlern, die aus dem gedankenlosen Dahinleben in der sittlichen Verkehrtheit hervorgehen, Schooßsünden, Fehlern, zu denen sich der Mensch besonders hinneigt, und heimlichen S.n (widernatürlichen Ausschweifungen des Geschlechtstriebes). Unter der Matth. 12,31 f. erwähnten unvergeblichen S. wider den heiligen Geist verstand man bald die dort erwähnte Lästerung Jesu, bald die absolut verderbte Gesinnung, die das Gute um seiner selbst willen haßt, bald die Blasphemie der Religion und die Uebertretung ihrer Gebote gegen die eigene bessere Ueberzeugung. Darauf beruht die Eintheilung der S.n in vergebliche oder büßliche (peccata remissibilia s. veniabilia) und unvergebliche oder Todsünden (p. irremissibilia s. mortalia). Die Frage, wie sich das Dasein der S. mit der Vollkommenheit des Schöpfers vereinigen lasse, fällt mit der Frage über den Ursprung des physischen und moralischen Uebels zusammen, und ihre Lösung fällt der Theodicee anheim. Vergl. Tholuck, Die Lehre von der S., Hamburg 1823, 8. Aufl. 1862; Müller, Die christliche Lehre von der S., 3. Aufl., Berlin 1849, 2 Bde.

Sündenfall, die erste Sünde, die nach dem mosaischen Bericht Adam (s. d.) und Eva begingen. Ueber ihre Folgen s. Erbsünde.

Sündenvergebung (remissio s. condonatio peccatorum), die von Gott ausgehende Hinwegnahme des Strafübels und die Wiederherstellung des durch die Sünde gestörten Verhältnisses des Menschen zu Gott. Folge der S. ist die Rechtfertigung (s. d.). Vergl. Absolution.

Sündfluth, die nach mosaischem Bericht (1. Mos. 6) zur Zeit Noahs (s. d.) von Gott zur Vernichtung der sündigen Menschen verhängte Ueberschwemmung der ganzen Erde. Die Benennung ist aber nicht von Sünde, sondern von dem altdeutschen Worte Sintfluot, d. i. große Fluth, abzuleiten, wie denn Luther stets Sind- oder Sintfluth schrieb. Fast alle Völker kennen in ihrer Sagengeschichte eine Ueberfluthung der Erde, doch sprechen die geologischen Untersuchungen gegen die Annahme einer Allgemeinheit derselben.

Süntel, Theil des Wesergebirgs, östlich von der Weser auf der Grenze zwischen Hannover und der vormaligen kurhessischen Grafschaft Schaumburg, südlich vom Deister und vom westlich gegenüberliegenden Osterwalde nur durch das Thal der Hamel getrennt; im weiteren Sinne die Höhenzüge, welche von da bis Hausberge die Weser begleiten, im engeren Sinne aber nur der bis Hessen-Oldendorf reichende Theil derselben, ein hufeisenförmig gekrümmter Bergrücken, der steil nach außen, sanft dagegen in das innere Thal abfällt. Der große S. bei Pötzen ist 1371 Fuß, der kleine S. bei Hamelspring nur 726 Fuß hoch. Das weiter westlich ziehende Gebirge bildet die fast ununterbrochene, 4 Meilen lange Weserkette.

Süßholz, Pflanzengattung, s. v. a. Glycyrrhiza *L.* Wildes S., s. v. a. Astragalus glycyphyllus *L.*

Suessiones, tapferes und mächtiges Volk in Gallia belgica, das über 50,000 Bewaffnete stellte und dessen König Divitiacus vor Cäsars Zeiten der mächtigste unter den Fürsten Galliens war, bewohnte einen ausgedehnten und fruchtbaren Landstrich östlich neben den Bellovaci, südlich neben den Veromandui, westlich neben den Remi und nördlich neben den Silvanectes und besaß 12 Städte, unter welchen Noviodunum, später Augusta Suessonum (Soissons), die Hauptstadt war.

Süßkraut, s. v. a. Heracleum Spondylium *L.*

Süß Oppenheimer, berüchtigter würtembergischer Finanzminister, ein Jude, 1692 zu Heidelberg geboren, widmete sich dem Handelsstande und trat durch verschiedene Geldgeschäfte mit dem Herzog Karl Alexander von Würtemberg in Verbindung, der ihm erst die Direktion des Münzwesens übertrug und ihn endlich bis zum geheimen Finanzrath und Kabinetsminister erhob. Als solcher besetzte S. alle Stellen mit seinen Kreaturen, verschlechterte die Münzen, errichtete ein Salz-, Wein- und Tabaksmonopol, verkaufte um große Summen Privilegien, zog eine große Menge Juden ins Land und drückte das Volk mit Abgaben aller Art. Durch dies Alles zog er den allgemeinen Haß auf sich, und kaum war der Herzog gestorben (12. März 1737), als er verhaftet, vor ein Gericht gestellt und als Staatsverbrecher in seinem Staatsgewande den 4. Februar 1738 aufgehängt ward. Hauff machte sein Leben zum Gegenstand einer anziehenden Novelle unter dem Titel „Jud Süß".

Süßran (Sysran), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Simbirsk, am Einfluß der Süssranka in die Wolga, ist mit Pallisaden umgeben, hat 2 Kathedralen, 8 andere Kirchen, ein Kloster, Leder- und Seifenfabrikation, Handel, Schifffahrt und 24,132 Einw.

Süßwasserformationen, jene Ablagerungen, welche aus ihren organischen Resten schließen lassen, daß sie aus Süßwasser sich niederschlugen. Die meisten S. sind sehr neuer Entstehung, doch finden sich dergleichen auch schon in der Kohlengruppe (s. d.).

Suetonius, Cajus S. Tranquillus, römischer Geschichtschreiber, lebte um 70—121 n. Chr., widmete sich zu Rom rhetorischen und grammatischen Studien, trat dann daselbst als gerichtlicher Redner auf und ward unter Trajan zum Tribun, unter Hadrian zum Magister epistolarum ernannt, verlor aber diese Stelle wieder, angeblich wegen eines zu vertraulichen Benehmens gegen die Kaiserin. In die Zeit seiner Zurückgezogenheit vom Hofe fällt die Abfassung der „Vitae VII Imperatorum", reichhaltiger, durch viele Anekdoten gewürzter, parteiloser, auf fleißiger und verständiger Quellenbenutzung beruhender Berichte in ungekünstelter u. klarer Sprache. Außerdem besitzen wir unter S.' Namen eine Schrift „De illustribus grammaticis", die ein Theil eines größeren Werkes gewesen zu sein scheint. Eine andere Schrift, „De claris rhetoribus", ist minder vollständig erhalten. Endlich tragen den Namen des S. noch einige Biographien der römischen Dichter Terentius, Horatius, Lucanus, Juvenalis und Persius, sowie eine Biographie des Plinius, die jedoch in ihrer jetzigen Gestalt schwerlich Werke des S. selbst sind. Die „Vitae" wurden herausgegeben von Burmann (Amsterdam 1735, 2 Bde.), Oudendorp (Leyden 1751), Ernesti (Leipz. 1748, 2. Aufl. 1772), Wolf (das. 1802, 4 Bde.), Baumgarten-Crusius (das. 1816—18, 3 Bde.), Hase (Paris 1828) und Roth (Leipz. 1858) und übersetzt von Eichhoff (2. Aufl., Frankfurt 1821, 2 Bde.), Strombeck (Braunschw. 1834), Richardt (Stuttg. 1855 ff.) und Stahr (das. 1859—60, 2 Bde.). Die übrigen Schriften gaben heraus Troß (Hamburg 1841), Osann (Gießen 1854) und Reifferscheidt (Leipz. 1860).

Sueven (Suevi), Name eines altgermanischen Völkervereins, später eines einzelnen Volks. Cäsar begreift unter demselben die hinter den Ubiern und Sigambrern wohnenden Germanen, die nachher als Katten hervortreten, und berichtet, daß sie sich bei seinem Rheinübergang weit zurück, nach dem Walde Bacenis, zurückgezogen hätten. Sie sollen keine festen Wohnsitze gehabt, sondern alljährlich zum Theil auf kriegerische Unternehmen ausgezogen sein. Tacitus nennt das ganze östliche Germanien von der Donau bis zur Ostsee Suevia. Die Hermunduren gelten ihm als das vorderste, die Semnonen als das angesehenste unter den suevischen Völkern. Der Markomanne Marbod vereinigte suevische Völker unter seinem Scepter, und noch später zu Marc Aurels Zeiten werden Markomannen und Quaden als S. bezeichnet. Nachdem aber der Gesammtname S.

verschwunden, treten unter ihm einzelne Völker auf. So werden unter den Germanen, die 406 in das von römischen Truppen entblößte Gallien einbrachen, auch S. genannt; 409 drangen sie dann mit den Vandalen und Alanen über die Pyrenäen nach Spanien vor und breiteten sich unter Rechila nach Süden über Lusitanien und Bätica aus. Rechila's Sohn, Rechiar, verlor 456 gegen den westgothischen König Theoderich II. Sieg und Leben, sein Nachfolger Remismund aber breitete seine Herrschaft wieder über das nördliche Lusitanien aus. Erst um 561 wird ihrer wieder erwähnt; es trat damals ihr König Theodemir od. Ariamir vom Arianismus zum Katholicismus über. Dessen Sohn, Theodemir II., leistete dem Hermenegild, dem Sohne des Westgothenkönigs Leovigild, Hülfe gegen diesen, ward aber von ihm besiegt und gleichzeitig, 585, das suevische Reich dem westgothischen einverleibt. In Deutschland hat sich der Name S. in dem der Schwaben (s. d.) erhalten.

Suez (Sues), Stadt in Mittelägypten, am nördlichen Ende des Golfs von S., des nördlichsten Meerbusens des rothen Meeres, welcher in nordwestlicher Richtung zwischen Aegypten und dem peträischen Arabien einschneidet, und an der Südseite der 16 Meilen breiten, zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere gelegenen Landenge von S., welche Afrika mit Asien verbindet und jetzt zur Herstellung des Suezkanals durchstochen wird. Die Stadt S. ist durch eine Eisenbahn über Kairo mit Alexandria verbunden (wodurch eine Verbindung des rothen Meeres mit dem Mittelmeere hergestellt ist) und Stationsort der Ueberlandpost, hat einen Hafen, wichtigen Transitohandel, regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Bombay und gegen 12,000 Einwohner. S. war ehemals als Hauptniederlage indischer und europäischer Waaren eine blühende Handelsstadt, gerieth aber nach der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und in Folge des Aufgebens des alten Handelswegs von Europa über Aegypten nach Ostindien in Verfall, aus dem es sich erst jetzt nach Einführung der Dampfschifffahrt u. Wiederaufnahme jenes alten Handelsweges zu erheben anfängt. Der dortige Hafen ist zwar schlecht, aber gleichwohl der Punkt, über welchen der europäisch-ägyptisch-ostindische Verkehr gehen muß, und sieht erst einer bedeutenden Zukunft entgegen, wenn der jetzt noch im Bau begriffene Suezkanal vollendet sein wird. Die Kanalisirung des Isthmus von S. war schon ein Projekt des grauen Alterthums, und bereits im 14. Jahrhundert v. Chr. wurde die Anlage eines vom Nil nach dem Timsahsee und von da nach dem rothen Meer führenden Kanals von dem alten ägyptischen König Ramses II. (1394—1328 v. Chr.), dem Sesostris der Griechen, in Angriff genommen, gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. von Necho II., dem Sohn Psammetichs I., sowie zu Anfang des 5. Jahrhunderts von dem persischen König Darius Hystaspes fortgeführt und in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. von Ptolemäus Philadelphus vollendet und auch für größere Schiffe fahrbar gemacht; dieser Kanal, in der letzten wilden Zeit der Ptolemäer zu Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. gänzlich in Verfall gekommen, wurde zu Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. vom Kaiser Trajan wieder hergestellt, verbessert und theilweise umgelegt, dann nochmals vom Khalifen Omar um 640 restaurirt, scheint darauf bis ins 8. Jahrhundert benutzt und dann durch Versandung und Vernachlässigung unbrauchbar geworden zu sein. Jahrhunderte lang war nun die direkte Verbindung beider Meere unterbrochen. Als Aegypten unter türkische Herrschaft gekommen war, beschäftigten sich mehre Sultane, besonders Mustapha III. (1754—74) mit der Wiederherstellung des intermarinen Kanals, ohne jedoch zur Ausführung zu schreiten. Auch Bonaparte ergriff während des ägyptischen Feldzugs von 1799 das Projekt wieder und ernannte eine Kommission zur Nivellirung des Isthmus und Untersuchung des Niveau's beider Meere, welche sich indeß gegen die Ausführbarkeit desselben aussprach, da die Niveauverschiedenheit beider Meere zu groß sei. Diese Niveauverschiedenheit galt nun lange Zeit als eine unbestreitbare Thatsache, bis sie endlich 1841 durch barometrische Messungen englischer Offiziere als ein Irrthum nachgewiesen wurde. In Folge davon trat 1846 eine Gesellschaft von englischen, französischen und österreichischen Bankiers zusammen, in deren Auftrag die Ingenieurs Stephenson, Talabot und Negrelli 1847 das ganze Terrain abermals untersuchten und die Niveaugleichheit beider Meere bestätigten. Die englische Regierung war jedoch aus politischen Gründen und weil sie das Monopol des ostindischen Handels durch den Kanal zu verlieren fürchtete, dem Unternehmen abhold u. agitirte daher dagegen, begünstigte aber die Anlage einer Eisenbahn über den Isthmus. Endlich nahm der Vicekönig von Aegypten, Muhammed Said, das namentlich von Frankreich begünstigte Kanalunternehmen wieder auf und berief 1854 zu diesem Zwecke den französischen Ingenieur Ferdinand de Lesseps, welcher denn auch am 30. November 1854 einen Firman zur Koncession des Kanalbau's und zur Bildung einer Aktiengesellschaft erhielt. Diese Gesellschaft trat unter dem Namen Compagnie universelle du canal maritime de S. zusammen und erhielt ein Privilegium auf 99 Jahre, nach welcher Zeit der Kanal an Aegypten fällt. Als Gesellschaftskapital wurden 200 Millionen Franken erfordert (400,000 Aktien à 500 Franken). Nachdem durch die lebhafte Unterstützung des Unternehmens von Seiten der französischen und österreichischen Regierung, trotz der Gegenbestrebungen Englands, diese Summe zusammengebracht worden war, wurde 1858 der Bau unter Lesseps in Angriff genommen. Der Kanal soll 100 Metres breit und 8 Metres tief, 21$^1/_2$ deutsche Meilen lang und für Schiffe bis zu 2000 Tonnen Gehalt fahrbar werden. Der Timsahsee und die Bittersee[n] sollen Bassins bilden und zugleich zu Binnenhäfen eingerichtet werden. Der Hafen von S. selbst soll sich in eine weite, sichere und jederzeit zugängliche Rhede öffnen. Vergl. Lesseps, Percement de l'Isthme de Suez, Par. 1855, 2 Bde.; Brockhaus, Unsere Zeit, 1. Bd., Leipzig 1857; Szarvady, Der Suezkanal, das. 1859.

Sufficit (lat.), es genügt, reicht hin.

Suffite, s. v. a. Soffite.

uffixum (lat.), Wort, welches einem andern Nachsilbe angehängt wird.

uffocatio (lat.), Erstickung.

uffolk, Grafschaft im südöstlichen England, ;t an die Grafschaften Norfolk, Cambridge Esser und an die Nordsee und hat einen ;enraum von 69 □Meilen mit (1861) 337,070)ohnern. Das Land ist im Allgemeinen nförmig und meist sandig und verflacht sich der Küste, wo Strecken von Marschland vor-;en; diese ist daher ohne Vorgebirge und auch bedeutende Buchten. Die bedeutendsten e sind der Stour (Grenzfluß gegen Esser), ell (im oberen Laufe Gipping genannt), Deben, ı, Blyth, Wawenay (Grenzfluß gegen Nor- und Ouse mit dem schiffbaren Lark. Haupt-äftigung ist Ackerbau und Viehzucht, beide ı auf hoher Stufe. Man hält hier eine Race ungehörnten Kühen, welche ungemein viel) geben; die in der Grafschaft gezogenen)e stehen im Rufe besonderer Kraft und Aus-c; das Suffolkschaf gibt kurze, aber sehr feine e. Die Industrie ist ohne wesentliche Bedeu- und beschränkt sich auf einige Seiden-, - und Baumwollmanufakturen, Fabrika- von thönernen Waaren und Seesalzberei-. Fernere Erwerbszweige sind noch Garten- Obstbau und Fischerei. Die Grafschaft ist ezeichnet durch wohl angelegte und trefflich tene Landstraßen und wird von der Eisen- von London nach Norwich (mit Verzweigung Newmarket) durchschnitten. Hauptstadt ist vich.

uffragan (v. Lat.), jedes zu Sitz und Stimme ragium) berechtigte Mitglied eines Kollegiums Geistlichen, mag dies eine Synode von Bischö-unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern : einem Bischof, oder ein Ordenskapitel unter n Provinzial, oder endlich ein Konvent unter n Abt sein, vorzugsweise jedoch der einem ischof untergeordnete Bischof (Suffragan-)of). Auch heißen so seit dem 13. Jahrhun- die aus dem Orient vertriebenen Bischöfe,)e den reichen Bischöfen des Abendlandes als rii in pontificalibus dienten.

uffragium (lat.), die Stimme, die der rö-)e Bürger in den Komitien (s. d.), oder als ter in Kriminalprozessen (judicia publica) ab-auch die Abstimmung im Ganzen und das mrecht selbst, eines der politischen Rechte des schen Bürgers. Nachdem die Abstimmung e Zeit mündlich (s. apertum) geschehen war,)e erst im 7. Jahrhundert der Stadt durch :e Gesetze die schriftliche Abstimmung (s. taci-eingeführt, und zwar zuerst durch die Lex inia 139 v. Chr. bei Magistratswahlen, 131) die Lex Papiria bei Gesetzvorschlägen, 137) die Lex Cassia bei Gerichten, mit Ausnahme Hochverraths (perduellio), und 107 durch die Caelia auch für diesen.

ûfismus (Ssufismus, Sofismus), der licismus der mohammedanischen Mönchs-n in Indien und Persien, nach welchem der isch ein Ausfluß (eine Emanation) Gottes ist zur Wiedervereinigung mit demselben zurück-t. Seine Anhänger heißen Sûfi, d. i. Wollbekleideten, da sie nur wollene Kleidung tragen. Die Sûfi unterscheiden drei Stationen in ihren Orden: die der Methode, auf welcher der Moslem die vorgeschriebenen Reinigungen und Gebete äußerlich vollbringt, die der Erkenntniß, auf der er erkennt, daß alle äußerliche Religionsübung keinen wahren Werth hat und sich vielmehr dem Studium der heiligen sûfistischen Schriften und beschaulichem Versenken in die Gottheit widmet, endlich die der Gewißheit, auf welcher er sich als eins mit Gottheit weiß und daher über alle Ascese erhaben ist. Als Stifter des S., der namentlich in Kleinasien und Persien, auch in Indien, wo er fast ganz mit dem Vedantasystem zusammenfiel, Ausbreitung fand, wird Said-Abul-Chair um 820 n. Chr. genannt, für seinen bedeutendsten Vertreter gilt der persische Dichter Dschelal-ed-din Attar. Die Lehre und Geschichte des S. findet sich in Hammer-Purgstalls Ausgabe des „Gülschen-i-zas" (Pesth 1838), in Sylvestre de Sacy's „Analyse der Schriften des Dschami", in Tholucks „Sûfismus" (Berl. 1821) u. „Blüthensammlung der morgenländischen Mystik" (das. 1825) und in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" 1862, Bd. XVI.

Suger, französischer Staatsmann, geboren 1081, seit 1122 Abt zu St. Denys, hatte unter Ludwig VI. und VII. bedeutenden Einfluß auf das Staatswesen und † den 12. Jan. 1151. Er schrieb unter Anderem: „Vita Ludovici VI" und „De rebus in sua administratione gestis". Sein Leben beschrieb Combes (Paris 1853).

Suggestivfragen, verfängliche Fragen, solche vom Richter an den Angeklagten gerichtete Fragen, worein die von letzterem anzugebenden Thatsachen schon hineingelegt werden, so daß eine bejahende Antwort von selbst erfolgen soll, sind in Bezug auf den Zweck des Geständnisses verwerflich und heben die Beweiskraft des letzteren oft geradezu auf.

Sugillation (v. Lat.), der Austritt von Blut in die Gewebe nach Zerreißung kleinerer Gefäße. Das ausgetretene Blut nennt man Sugillat. Man pflegt besonders solche Blutergüsse als S. zu bezeichnen, welche nicht zu klein und durch eine von außen her auf den Körper einwirkende Gewalt (Stoß, Schlag 2c.) bedingt worden sind.

Suhl (Suhla), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleusingen, an der Südwestseite des Thüringerwaldes im Thale der Lauter, Sitz eines Kreisgerichts, früher auch eines Bergamts, welches aber 1838 nach Großkamsdorf im Kreise Neustadt verlegt worden ist, hat 2 evangelische Kirchen, eine Bürgerschule und 8748 Einw. Hauptnahrungszweig derselben ist gegenwärtig Eisenwaaren- und Gewehrfabrikation. Das auf Blauöfen producirte Roheisen wird auf Eisen-, Blech-, Stahl- und Rohrhämmern weiter verarbeitet. Das hier fabricirte Blech wird seiner Festigkeit und Zähigkeit wegen sehr geschätzt. Am berühmtesten ist aber die suhler Gewehrfabrikation, welche europäischen Ruf hat und in manchen Jahren über 20,000 Infanteriegewehre und außerdem Karabiner, Jägerbüchsen, Säbel, Hirschfänger 2c. für die preußische Armee u. für andere europäische u. selbst außereuropäische Länder lieferte. Nachdem 1851 die königliche Gewehrfabrik, welche 400 Ar-

beiter beschäftigte, nach Sömmerda verlegt worden ist, werden hier noch Infanteriegewehre für andere Armeen auf Bestellung, sowie treffliche Jagd- und Luxusgewehre, Eisen- und Stahlwaaren der verschiedensten Art, Sensen, Schaufeln, Grabscheite, Feuerzangen, Zuckerschneiden, Messer und Gabeln ꝛc. verfertigt. Auch gibt es hier Stempel- und Steinschneider und in den umliegenden Orten zahlreiche Nagelschmiede. Andere Gewerbe sind Lein- und Barchentweberei, welche gegen 500 Stühle beschäftigen, früher aber weit blühender waren als jetzt; ferner Färberei, Zeuchdruckerei, Gerberei, Fabrikation von Papier, Chemikalien ꝛc. Die Eisenbergwerke, welche früher hier im Betrieb waren, sind eingegangen, und auch die ziemlich reichhaltigen Salzquellen werden nicht mehr benutzt. S. wird zuerst 1330 und 1349 urkundlich erwähnt, doch nur als Dorf, welches Berthold VII. von Henneberg von den Dynasten von Frankenstein käuflich erwarb. Im Jahre 1527 erhielt es Stadtrecht, 1544 mit dem ganzen henneberger Land die Reformation. Nach dem Aussterben der henneberger Grafen fiel S. an Kursachsen (1583). Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel durch Plünderung und Brand zu leiden, erholte sich aber bald wieder. Im Jahre 1815 kam sie an Preußen. Die Gewehrfabrikation entstand gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch die Harnischmacher und Panzerer, welche Rüstungen und Schwerter für die Ritter lieferten. Die Innung der Gewehrfabrikanten datirt von 1563 und erlangte bald europäischen Ruf. Vgl. Werther, Sieben Bücher der Chronik der Stadt S., Suhl 1846—47, 2 Bde.

Suhlingen (Sulingen), Marktflecken im ehemaligen hannöverischen (seit 1866 zu Preußen gehörigen) Landdrosteibezirk Hannover, Grafschaft Hoya, Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts, hat lebhafte Sensenfabrikation und 1447 Einw. Hier am 3. Juni 1803 Konvention zwischen Franzosen und Hannoveranern, in Folge deren sich das hannöverische Heer hinter die Elbe zurückzog.

Suhm, 1) Ulrich Friedrich von S., Freund Friedrichs des Großen, geboren am 29. April 1691 in Dresden, studirte in Genf, kam 1720 als kursächsischer Gesandter an den berliner Hof, trat hier mit dem damaligen Kronprinzen, dem nachherigen König Friedrich II., in enge Verbindung und stand mit demselben auch nach seinem Abgang von Berlin (1730) noch in philosophischem Briefwechsel, der nach dem Tode des Königs unter dem Titel „Correspondance familiaire de Frédéric II avec U. F. de S." (2 Bde.) erschien. Im Jahre 1737 ward S. Gesandter am russischen Hofe; er † im November 1740.

2) Peter Friedrich von S., dänischer Geschichtschreiber, geboren den 18. Oktober 1728 zu Kopenhagen, † den 7. Sept. 1798 als dänischer Kammerherr und hat sich unter Anderem durch die „Geschichte von Dänemark" (Kopenhagen 1782 bis 1812, 11 Bde.) bekannt gemacht. Seine „Samlede Skrifter" erschienen Kopenhagen 1788 bis 1799 in 16 Bänden.

Suicidium (lat.), Selbstmord.

Suidas, griechischer Grammatiker und Lexikograph im 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr., verfaßte ein „Lexicon" betiteltes Realwörterbuch, welches eine Kompilation aus älteren Wörterbüchern, Scholien und grammatischen Schriften ist, aber nicht bloß Worterklärungen, sondern auch sachliche, besonders biographische Nachrichten über die Schriftsteller des Alterthums, zum Theil mit Auszügen aus ihren Werken, gibt. Es ward herausgegeben unter Andern von Gaisford (Oxford 1834, 2 Bde.), Bernhardy (Halle 1834 bis 1835, 2 Bde.) und Bekker (Berl. 1854).

Suidbert (Swibert), Missionär der Friesen und Brukterer, ein Angelsachse, begründete auf einer Rheininsel bei Kaiserswerth ein Kloster, in dem er 713 †. Sein Leben beschrieb Bouterwek (Elberfeld 1859).

Sui juris (lat.), sein eigener Herr, mündig.

Suite (franz.), Folge, Gefolge, besonders Gefolge von Militärpersonen, Generaladjutanten, Generalstabsoffizieren ꝛc., welche den Landesherrn, Feldherrn, oder einen kommandirenden General bei Dienstvorfällen begleiten.

Sujet (franz.), s. v. a. Subjekt; Gegenstand, besonders Stoff einer Rede, eines Gedichts ꝛc.

Sukkade (v. Lat.), s. v. a. Citronat.

Sulamith (hebr.), nach Einigen die Vollkommene, nach Andern die Friedfertige, die Braut im hohen Lied Salomonis.

Sulema, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Perm, Kreis Jekaterinburg, treibt viele Hüttenwerke und fällt in die Tschussowaja. Daran liegt der Flecken Sulemskaja Pristan mit 1500 Einw., von wo aus die in Sibirien geschmolzenen Metalle nach Rußland verschifft werden.

Sulina, Donaumündung, s. Donau.

Sulioten, albanesischer Volksstamm im Süden des Paschaliks Janina, dem alten Epirus, leitet seinen Ursprung von einer Anzahl Familien ab, welche im 17. Jahrhundert vor dem türkischen Druck in den Gebirgen von Suli in der Nähe der Stadt Parga eine Zuflucht suchten. Sie bekennen sich zur griechisch-katholischen Kirche und sprechen als Muttersprache die griechische, zugleich aber auch das Albanesische. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit Ali Pascha's von Janina, bestanden sie schon aus 560 Familien und bewohnten gegen 70 Ortschaften, und zwar unter einer Verfassung, die, auf der Einfachheit ihrer Sitten und Gebräuche und den persönlichen Tugenden der Tapferkeit und Vaterlandsliebe beruhend, vollkommene Gleichheit der Rechte statuirte. Neben Viehzucht und etwas Ackerbau war ihr Hauptgewerbe das der Klephten und Armatolen, worin sie sich besonders durch List und Ausdauer hervorthaten, und besonders galten ihre Angriffe den benachbarten Türken, gegen deren Uebermacht sie bei einem einfachen, aber ausharrenden Vertheidigungssystem geraume Zeit Stand hielten. Sie unterlagen erst 1803 und verließen nun ihre bisherigen Wohnsitze, indem sie erst nach Parga, dann, durch die Drohungen und Intriguen Ali Pascha's auch von da vertrieben, nach den jonischen Inseln sich wandten. Hier traten sie in den Militärdienst der verschiedenen Mächte (Rußlands, Frankreichs, Englands), welche damals nach einander diese Inseln besaßen. Vom Lord-Oberkommissar Maitland 1814 verabschiedet, fanden sie längere Zeit auf der

Insel Korfu ein Asyl. Ali Pascha, 1820 in Janina von den Türken unter Khurschid Pascha eingeschlossen und von den Albanesen verlassen, suchte nun selbst bei den S. Hülfe und räumte ihnen die Festung Kiagha ein. Die S. folgten seiner Einladung, geriethen aber durch den Uebertritt der albanesischen Häuptlinge zu Khurschid Pascha und den unglücklichen Ausfall des im Sommer 1822 von Griechenland aus zu ihrer Unterstützung unternommenen Feldzugs in große Bedrängniß und mußten im September jenes Jahres, auf Vermittelung des englischen Konsuls in Prevesa, ihre Veste Suli den Türken einräumen. Gegen 3000 S. wurden damals auf englischen Schiffen nach Cephalonia gebracht, während sich die Uebrigen in die Gebirge zerstreuten. Viele von ihnen betheiligten sich tapfer an dem griechischen Freiheitskampfe und gelangten in Griechenland später zu Ansehen und Würden, so die Botzaris und Tzavellas. Vergl. Perräbos, Geschichte von Suli und Parga, neugriechisch, Venedig 1815, 2 Bde., englisch, London 1823; Lüdemann, Der Suliotenkrieg, Leipz. 1825.

Sulkowski, eine aus Polen stammende Fürstenfamilie in Posen und Oesterreichisch-Schlesien, blüht in den beiden Linien von Reissen u. von Bielitz. Ersterer gehörte an Anton Paul, Fürst S., geboren den 31. December 1785, der nach Poniatowski's Tod einige Zeit die Reste der polnischen Armee kommandirte und dann Generaladjutant des Kaisers Alexander I. ward; † den 13. April 1836. Ihm folgte sein Sohn, August Anton, Fürst S., geboren den 13. December 1820 im Ordinat Reissen und in der Grafschaft Lissa. Herzog von Bielitz ist gegenwärtig Ludwig S., geboren den 14. März 1814.

Sulla, 1) Lucius Cornelius Felix, römischer Diktator, geboren 138 v. Chr. als der Sprößling einer der Gens Cornelia angehörigen Familie. Nach einer zügellos verlebten Jugend erhielt er 107 die Quästur und wurde beauftragt, dem Konsul C. Marius Reiterei für den jugurthinischen Krieg nachzuführen. Obwohl noch ohne Kriegserfahrung, wirkte er doch zu dem Siege, der bei Cirta über Jugurtha und Bocchus, König von Mauritanien, erfochten wurde, rühmlich mit und bewog sodann durch seine Gewandtheit im Unterhandeln den Bocchus zur Auslieferung Jugurtha's. Als Marius 104 zum Konsul erwählt wurde, um gegen die Cimbern und Teutonen zu ziehen, wählte er den S. zu seinem Legaten. Bald darauf zu dem Heere des in Oberitalien stehenden Konsuls Lutatius Catulus versetzt, unternahm S. glückliche Streifzüge gegen die Alpenvölker. Im Jahre 93 bekleidete er die Prätur und im folgenden Jahre ging er als Proprätor nach Cilicien. Im kurz darauf ausbrechenden marsischen Kriege befehligten S. und Marius Abtheilungen des römischen Heeres und ersterer mit solcher Auszeichnung, daß er auf Betrieb der Optimaten, die in ihm ihren Führer sahen, zum Konsul für 88 gewählt wurde. Dann fiel ihm durch das Loos als Provinz Asien und damit der Krieg gegen Mithridates zu. Kaum aber war er zu dem Heer abgegangen, das Nola belagerte, als Gesandte nachkamen, die das Heer für Marius forderten, der inzwischen durch Intriguen seine Ernennung zum Oberbefehlshaber durchgesetzt hatte. Die Soldaten steinigten indessen die Abgeordneten, und S. rückte hierauf unter dem Vorgeben, den Staat von seinen Tyrannen zu befreien, mit 6 Legionen gegen Rom und nahm es im Sturm ein. Er begnügte sich für dies Mal, Marius, Sulpicius und 10 andere seiner gefährlichsten Gegner zu ächten, ließ sich von den neugewählten Konsuln Cinna und Octavius das eidliche Versprechen geben, nichts gegen die jetzige Ordnung der Dinge zu unternehmen und schiffte sich darauf nach Griechenland ein, um zuerst hier den Mithridates zu bekämpfen. Nachdem er bei Dyrrhachium gelandet, zog er die römischen Truppen, die in Griechenland standen, an sich u. wandte sich gegen Athen, das Archelaus, der Feldherr des Mithridates, zu seinem Waffenplatze gemacht hatte. Nach einer hartnäckigen Belagerung wurde die Stadt Athen am 1. März 86 mit Sturm genommen und geplündert. Obwohl auch in den folgenden Kämpfen stets siegreich, schloß er doch, durch die von Rom aus drohenden Gefahren bestimmt, Frieden mit Mithridates. Dort nämlich hatten Cinna und der zurückgekehrte Marius unter einem furchtbaren Blutbade S.'s Anordnungen aufgehoben, sein Haus zerstört, sein Vermögen eingezogen, ihn selbst für einen Feind des Vaterlandes erklärt und sich für 86 zu Konsuln ernannt; Marius starb aber schon 17 Tage nach der Uebernahme seines Amtes. Sein Nachfolger, L. Valerius Flaccus, erhielt die Provinz Asien und den Oberbefehl gegen Mithridates. Die Marianer hofften dadurch S. von Rom fern zu halten. Allein nachdem Flaccus in Nicomedia ermordet worden war (85 v. Chr.) und Fimbria den Krieg gegen Mithridates in Asien aufgenommen hatte, leitete dieser Unterhandlungen mit S. ein und genehmigte alle Forderungen desselben. Ehe aber S. gegen Italien zog, verübte er in den asiatischen Städten ungeheure Erpressungen, um seine Soldaten zu entschädigen, und übergab die Provinz Asien und die Legionen des Fimbria seinem Legaten Murena. Im Frühjahr 83 landete er mit ungefähr 40,000 Mann zu Brundusium. Nachdem er in der Nähe von Capua den Konsul Norbanus besiegt und das Heer des andern Konsuls, Scipio, zum Uebergang verlockt hatte, schlug er 82 den jungen Marius bei Sacriportus und besetzte darauf Rom. Auch über ein Heer von Samnitern und Lukanern, das gegen die schwach besetzte Stadt zog, erfocht er am 1. Nov. 82 vor dem collinischen Thore einen entscheidenden Sieg; noch am dritten Tage nach der Schlacht ließ er einige tausend Gefangene und nach der bald darauf erfolgten Einnahme von Präneste noch gegen 12,000 Samniter und Pränestier niederhauen. Um sich aber seinen Sieg zu sichern, führte er das System der Proskriptionen ein. Eine Schreckensherrschaft ohne Gleichen begann; S.s Rachgier wüthete furchtbar und schrankenlos, und zwar nicht bloß in Rom. Die eingezogenen Güter verschleuderte er an Günstlinge und Anhänger. In die italienischen Städte versetzte er seine Krieger und in Rom bildete er sich eine Art Schutzwache aus 10,000 Sklaven, die Freiheit und Bürgerrecht erhielten und nach ihm Cornelier genannt wurden. Inzwischen hatte er sich zum Diktator

ernennen lassen, und zwar auf so lange, als es ihm beliebte. Doch gestattete er, daß neben ihm auch Konsuln gewählt wurden; er selbst war im Jahre 80 Konsul und Diktator zugleich. Wegen seiner Siege im mithridatischen Krieg hielt er hierauf einen glänzenden Triumph, und nach demselben nahm er den Beinamen des Glücklichen (Felix) an. Nachdem er hierauf durch Gesetze eine dauernde Herrschaft der Optimaten zu begründen gesucht, legte er 79 die Diktatur nieder und zog sich auf sein Landgut bei Puteoli zurück, wo er theils literarisch sich beschäftigte, theils Jagd- und Fischfang trieb, theils am Weine, an Buhlerinnen, Schauspielern und Tänzern sich ergötzte. Schon im nächsten Jahre (78 v. Chr.) † er, 60 Jahre alt, an der Läusesucht. Seine Leiche wurde, wie er selbst angeordnet hatte, auf dem Marsfelde zu Rom verbrannt. Von den von ihm gegebenen Gesetzen (leges Corneliae) blieben diejenigen, welche Schutz der öffentlichen Sicherheit bezweckten, in Geltung, während die übrigen, welche die Verfassung im Sinne der Optimaten in reaktionärer Weise geändert hatten, nach seinem Tode wieder abgeschafft wurden. S. schrieb in lateinischer Sprache Denkwürdigkeiten seines Lebens, deren letztes Buch sein Freigelassener Epicadus vollendet und die Plutarch in seiner Biographie des S. benutzt hat. Sein Leben beschrieben außerdem Zachariä (Heidelb. 1834) und Lau (Hamburg 1855).

2) Faustus Cornelius S., Sohn des Vorigen, geboren um 88 v. Chr., stand nach dem Tode seines Vaters noch unter Vormundschaft des L. Lucullus, diente dann unter Pompejus in Asien und war der Erste, der 63 die Mauern des Tempels von Jerusalem erstieg. Im Jahre 54 bekleidete er die Quästur. Im Bürgerkriege war er ein Anhänger des Pompejus, seines Schwiegervaters. Nach der Schlacht bei Pharsalus floh er nach Afrika; nach der Schlacht bei Thapsus (46 v. Chr.) fiel er in Cäsars Hände und ward von dessen Soldaten ermordet.

3) Publius Cornelius S., Brudersohn des Diktators S., ward 66 v. Chr. für das Konsulat vorgeschlagen, aber, bevor er es antrat, wegen Ambitus verurtheilt. Schon der ersten catilinarischen Verschwörung nicht fremd, ward er 62 auch als Theilnehmer der zweiten angeklagt, doch von Hortensius und Cicero vertheidigt und freigesprochen. Im Bürgerkriege war er Legat Cäsars und befehligte bei Pharsalus den rechten Flügel. Er † 45 v. Chr.

Sully, Maximilian von Béthune, Baron von Rosny, Herzog von S., ausgezeichneter französischer Staatsmann, geboren am 13. Dec. 1560 zu Rosny, ward in der reformirten Kirche erzogen und zugleich mit dem Kronprinzen von Navarra unterrichtet. Der Bluthochzeit entging er dadurch, daß er sich im Collège de Bourgogne verbarg. Er nahm hierauf mit Auszeichnung an den Feldzügen des jungen Königs von Navarra Theil u. entschied die Siege bei Coutras (1587) u. bei Ivry (1590) mit. Von Heinrich sich gekränkt fühlend, zog er sich hierauf auf sein Gut Rosny zurück und widmete sich hier der Landwirthschaft. Als ihm aber wichtige Papiere über die Pläne der Ligue in die Hände fielen, eilte er damit zum König und rieth demselben zur Beendigung des Bürgerkrieges und zum Rücktritt in die katholische Kirche, während er selbst Protestant blieb. Durch Unterhandlungen unterwarf er die ganze Normandie. Im Jahre 1597 an die Spitze der Finanzen gestellt, tilgte er binnen 18 Jahren eine Staatsschuld von 200 Millionen, ordnete und vereinfachte das Steuerwesen und begünstigte den Ackerbau. Seit 1601 auch Großmeister der Artillerie und Oberaufseher über alle Befestigungen des Landes, stellte er in Kurzem die öffentliche Ruhe wieder her, namentlich durch Vernichtung vieler Räuberbanden. Auf Heinrichs Zuge nach Savoyen (1600) eroberte S. die für unüberwindlich gehaltenen Festungen Montmelian u. Bourg. Nach dem Frieden übernahm er unter dem Titel eines erblichen Kapitäns der Häfen, Flüsse und Kanäle das Departement der öffentlichen Bauten und leistete in dieser Stellung viel für Verbesserung der Kommunikationsmittel des Landes. Zugleich leitete er auch die auswärtigen Verhandlungen. Im Jahre 1604 wurde er zum Gouverneur von Poitou ernannt und erhielt sein Gut Sully an der Loire zum erblichen Herzogthum erklärt. Nach der Ermordung Heinrichs (14. Mai 1610) ward er seiner Stellung am Hofe entbunden und von diesem verwiesen, doch bediente sich auch Ludwig XIII. öfter seines Raths und ernannte ihn 1634 zum Marschall, worauf S. seinen Posten als Großmeister der Artillerie niederlegte; er † den 21. Dec. 1641. Wichtig für die Geschichte seiner Zeit sind seine in Styl und Form ungenießbaren „Mémoires“ (Amsterdam 1634, 2 Bde.; 2 Supplementbände 1662), die von Abbé l'Ecluse (das. 1845, 8 Bde.) modernisirt wurden.

Sully-sur-Loire, Stadt im französischen Departement Loiret, an der Loire, südöstlich von Orléans, hat ein schönes Schloß, eine Stiftskirche, Holzhandel und 2600 Einwohner.

Sulmona (Solmona, im Alterthum Sulmo), Stadt in der italienischen Provinz Aquila (ehemaligen neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II), südwestlich von Chieti, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 22 andere Kirchen, mehre Klöster, ein königliches Kollegium, Hospital, Saiten- und Papierfabrikation, Weinbau, 12,200 Einw. und den Titel eines der Familie Borghese gehörigen Fürstenthums. S. ist der Geburtsort Ovids, dessen Bildsäule auf dem Markte steht.

Sulphur (lat.), s. v. a. Schwefel.

Sulphurete, nach Berzelius die Verbindungen des Schwefels mit den elektropositiven Metallen.

Sulpicia, römische Dichterin, lebte unter Domitian, Nerva und Trajan, Gattin des Calenus, Verfasserin von lyrischen, besonders erotischen Gedichten, wovon noch ein Fragment in den Scholien zu Juvenal (VI, 537) erhalten ist. Außerdem haben wir von ihr noch ein Distichon und eine „Satira de edicto Domitiani quo philosophos urbe exegit“ oder „De corrupto reipublicae statu“, ein Gedicht von 70 Versen, das aber keine Satire, sondern eine in ziemlich frostigem Tone gehaltene Betrachtung der traurigen Lage der Gelehrten und der schlimmen Zeit überhaupt ist. Es ist meist den Ausgaben des Juvenal und Persius beigefügt, besser in den „Poetae latini minores“ von Burmann, Bd. 2, und Wernsdorf,

Bd. 3; einzeln von Gurlitt (Hamb. 1819) und Düntzer (Braunschw. 1846) herausgegeben. Eine andere S. aus dem Zeitalter des Augustus wird öfter in den Elegien des Tibullus redend eingeführt und gilt deshalb Manchen für die Verfasserin derselben.

Sulpicius, angesehenes römisches Geschlecht, aus mehren Familien mit verschiedenen Beinamen bestehend. Publius S. Galba Maximus führte um 200 v. Chr. als Konsul glücklich gegen Philipp von Macedonien Krieg. Servius S. Galba erlitt 151 v. Chr. als Prätor eine Niederlage in Lusitanien, ließ dagegen im folgenden Jahre viele tausend Lusitanier niederhauen, nachdem er sie unter der Vorspiegelung, ihnen im bätischen Spanien Ländereien anzuweisen, an sich gelockt hatte. Unter den Wenigen, die damals entkamen, war Viriathus (s. d.). Wegen dieses Frevels von L. Scribonius Libo und dem alten Cato 149 angeklagt, wandte er durch seine Beredtsamkeit die Verurtheilung von sich ab. Im Jahre 144 bekleidete er das Konsulat. Sein gleichnamiger Enkel, Mitverschworner gegen Cäsar, war Großvater des Kaisers Galba. Servius S. Rufus, geboren 124 v. Chr., wird von Cicero, seinem Zeitgenossen, als Redner gerühmt, zeichnete sich 89 v. Chr. im Bundesgenossenkriege durch die Unterwerfung der Marruciner auch als Feldherr aus und wurde für das Jahr 88 zum Volkstribun erwählt. Als solcher war er Cäsars Gegner, als sich dieser gegen das Gesetz um das Konsulat bewarb. Sein Gesetzesvorschlag, die mit dem Bürgerrecht ausgestatteten Bundesgenossen in alle Tribus zu vertheilen, fand auf Seiten der von den Konsuln Sulla und Q. Pompejus Rufus geführten Optimatenpartei den heftigsten Widerstand und ward nur unter Blutvergießen durchgesetzt. Nachdem die Konsuln aus der Stadt entwichen waren, schloß sich S. an Marius an und stellte den Antrag, denselben, obwohl er damals kein Amt bekleidete, an Sulla's Statt mit dem Oberbefehl gegen Mithridates zu betrauen. Doch kehrte Sulla mit dem Heere in die Stadt zurück und bemächtigte sich des Oberbefehls mit Gewalt. S., mit zwölf Anderen geächtet, ward auf seiner Villa entdeckt und getödtet. Der Sklave, der ihn verrathen, ward zwar freigelassen, aber darauf vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Sultan (arab.), d. h. Herr, Mächtiger, gewöhnlicher Titel mohammedanischer Herrscher im Orient, besonders des osmanischen Reichs. Auch den Frauen der S.e wird der Titel Sultanin beigelegt, in der Türkei aber nur der wirklichen Gemahlin des S.s, sowie seinen Töchtern, die Kanüm-Sultaninnen, d. i. Frauen von Geblüt, heißen. Die Mutter des Großherrn heißt Sultâne-Valide.

Suluinseln (Sulong- oder Soulong-, bei den Spaniern Jolo-, bei den Niederländern Soolooinseln), Archipel kleiner gebirgiger, aber fruchtbarer Eilande im ostindischen Archipelagus, die in einer Reihe von der Nordostspitze von Borneo bis zur Südwestspitze von Magindanao sich hinziehen. Der Archipel hat eine Länge von ungefähr 60 und eine Breite von ungefähr 12 Meilen und enthält über 150 in 4 Gruppen vertheilte Inseln, die zusammen einen Flächeninhalt von 84 □Meilen und etwa 200,000 Einwohner haben. Die Hauptinsel ist Sulu. Alle Inseln sind niedrig, und mehre haben gute Häfen. Das Klima ist zwar heiß, doch wird die Hitze durch die Seeluft gemäßigt. Der Boden ist fruchtbar. Hauptprodukte sind Reis, süße Bataten, Baumwolle, Sandelholz, Zimmet, Pfeffer, Indigo, Ambra, den der Westmousson an die Küste treibt, rc. Von Thieren gibt es Pferde, Ziegen, Schafe, Wildschweine und Elephanten, auf die man Jagd macht. Die Bewohner gehören der malayischen Race an, sind kriegerisch, grausam und treulos und bekennen sich zum Islam, was sie aber nur durch Beobachtung einiger Gebräuche kund geben. Die Regierungsform ist monarchisch, mit einer Art von Volksvertretung. Im Jahre 1845 schloß der französische Admiral Cecile einen Vertrag wegen Abtretung der an der Südwestspitze von Magindanao gelegenen, durch ihre Lage kommerciell und strategisch wichtigen Insel Bassilan ab, der aber von der französischen Regierung, um nicht auch in diesen Meeren die Eifersucht der Engländer rege zu machen, nicht vollzogen wurde. Im Jahre 1851 unternahm der Gouverneur von Manila, General Urbistondo, einen Vernichtungskrieg gegen die S. als Hauptschlupfwinkel der Seeräuber, zerstörte mehre Forts und verleibte den ganzen Archipel sammt Palawan dem spanischen Generalkapitanat der Philippinen ein.

Sulz, 1) Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, am Neckar, Sitz eines Oberamts, Oberamtsgerichts und eines Salinenamts, hat eine Saline, Sool- und Stahlbäder, Baumwollspinnerei, Tuchmacherei, Gerberei, Bierbrauerei, sehr besuchte Wollmärkte und 2200 Einwohner. — 2) S. v. a. Soultz.

Sulza (Stadtsulza), Stadt im sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Weimar II., Justizamt Apolda, an der Ilm und der thüringer Eisenbahn, hat ein Soolbad, Mineralquellen und Wellenbäder mit Badeanstalt und 1321 Einw. Dabei die Saline Ober- oder Neusulza, welche jedoch zum sachsen-meiningischen Verwaltungsamtsbezirk Kamburg gehört.

Sulzbach, 1) Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, am gleichnamigen Nebenfluß der Vilz u. an der Eisenbahn von Nürnberg nach Regensburg, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, zerfällt in die obere und untere Stadt, hat 3 Simultankirchen, ein Bergschloß, eine lateinische Schule, ein Spital, eine typographische Anstalt, ansehnlichen Hopfenbau und 3120 Einwohner. In der Nähe die Wallfahrtskirche Annaberg und Eisensteingruben. Das ehemalige gleichnamige deutsche Fürstenthum, dessen Hauptstadt S. war, und das 19 □Meilen mit 32,000 Einwohnern umfaßte, stand früher unter eigenen Dynasten, nach deren Aussterben im 13. Jahrhundert es an Bayern kam. Mit der Oberpfalz kam es an Pfalz und war meist im Besitz der Linie Pfalz-Neuburg, die von 1410—48 den Namen Neuburg-S. führte. Bei der Theilung des Hauses Pfalz in die kur- und pfalzgräflichen Linien kam S. an den zweibrückener Stamm. Eine abermalige Theilung erhob es wieder zu einem selbstständigen Fürstenthum unter dem Pfalzgrafen August,

dessen Nachfolger Christian August 1655 zur katholischen Religion übertrat. Bei dessen Familienstamm blieb nun S., bis derselbe 1742 mit Karl Theodor die Kur erbte (s. Pfalz, Geschichte), worauf es alle Schicksale der Pfalz und Bayerns theilte. — 2) (S. an der Murr), Marktflecken im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Backnang, an der Murr, gehört zur Grafschaft Löwenstein und hat ein Schloß, Holzwaarenverfertigung, Holzhandel und 1600 Einwohner.

Sulzburg, Stadt im badischen Oberrheinkreis, Bezirksamt Müllheim, am Sulzbach, hat ein altes Schloß, Warmquellen mit Badeanstalt, Weinbau und 1244 Einwohner. Geburtsort des Historikers Schöpflin.

Sulzer, Johann Georg, Aesthetiker, geboren am 5. Okt. 1720 zu Winterthur, erhielt seine Bildung zu Zürich und ging 1742 nach Berlin, wo er mit Euler und Maupertuis in nähere Verbindung trat und 1747 die Professur der Mathematik am joachimsthaler Gymnasium, 1763 an der neugestifteten Ritterakademie erhielt, auch ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Durch Kränklichkeit 1773 genöthigt, seine Professur niederzulegen, † er den 27. Febr. 1779. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ (neueste Ausgabe, Leipzig 1792 bis 1794, 4 Bde.), zu welchem Blankenburg literarische „Zusätze“ (das. 1796—98, 3 Bde.) und Dyk und Schulz „Nachträge“ (das. 1792—1808, 3 Bde.) lieferten. S. suchte darin die wolffsche Philosophie mit den Ansichten der Franzosen und Engländer eklektisch in Uebereinstimmung zu bringen. Seine „Selbstbiographie“ wurde von Nicolai und Merian (Berl. 1809) herausgegeben.

Sumach, Pflanzengattung, s. v. a. Rhus *L.*

Sumarakow, Alexander, russischer Dichter, geboren den 14. Nov. 1727 zu Moskau, versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, besonders in der Satire und gilt als Schöpfer des russischen Drama's, in sofern er zuerst nationale Lust- und Trauerspiele lieferte. Er wurde von der Kaiserin Elisabeth zum Brigadegeneral, von der Kaiserin Katharina zum Staatsrath erhoben und † 1790. Ein Verwandter von ihm, Peter S., schrieb eine „Geschichte Katharina's der Großen und ihres Zeitalters“ (Moskau 1832, 2 Bde.).

Sumatra, die größte der Sundainseln, eine von Nordwesten nach Südosten gestreckte lange Insel, liegt, vom Aequator fast gleich getheilt, von 5° 45′ nördl. Br. bis 5° 55′ südl. Br. und von 118° 20′ bis 128° 45′ östl. L., hat in der angegebenen Richtung eine Länge von 236, während die Breite in der nördlichen Hälfte etwa 35 Meilen und in der südlichen etwa 50 Meilen beträgt, und einen Flächeninhalt von 8550 □Meilen. Sie ist umgeben vom Meerbusen von Bengalen, den Straßen von Malakka, Bangka und Sunda und vom indischen Ocean und wird durch die Sundastraße von Java getrennt. Was die Bodenbeschaffenheit der Insel anlangt, so zieht sich längs des indischen Oceans Hochland hin, während an der den Binnenmeeren zugewendeten Seite sich Tiefland ausbreitet. Das Gebirge besteht aus plutonischem oder wohl vorwiegend aus trachytischem und basaltischem Gestein und bildet mehre Parallelketten mit weiten und hohen Thalflächen dazwischen. Die Ausläufer dieser Gebirgsketten bilden 3 Landspitzen am Südostende der Insel, zwischen denen im Osten die Lampong- und im Westen die Kaiserbucht in das Land hineintritt. Der südwestliche Rand des Hochlandes zieht sich von der Südost- nach der Nordwestspitze in weiten, schwachgewölbten Schwellungen, in Rücken und Kuppenreihen von 1500—6000 Fuß Höhe nahe am Meere hin, an vielen Stellen unmittelbar aus demselben emporsteigend. Als Buchten sind hier nur die Benkulen-, Padang- und Tapanulibucht zu bemerken. Ueber die Gebirgsketten erheben sich theils erloschene, theils noch thätige Vulkane, worunter der Kaiserspik (6000 F.), der Pujong (6500 F.), der Gunong-Dempo (etwa 10,000 F.), der Pik von Indrapura (11,500 F.) die höchsten sind. Das Innere, besonders des südöstlichen Theils ist von europäischen Reisenden noch wenig besucht worden und daher noch sehr unbekannt. Das Tiefland besteht großentheils aus Flußanschwellungen, welche noch fortdauern, daher weite Strecken versumpft sind und am flachen Strande sich Untiefen ½—2½ Meilen ins Meer hinein erstrecken. In der Südhälfte ist das Tiefland 12—24, in der nördlichen durchschnittlich 35 Meilen breit. Die Insel ist reich bewässert. Auf der Südwestseite mündet als bedeutendster Fluß der Singkel, neben ihm der Lumut; an der Nordostseite der tief aus dem Hochlande kommende Indragiri, der Palembang, Siak u. a. m. Unter mehren Seen ist der Sinkara der größte. Das Klima wird durch den hier von Nordwesten und Südosten wehenden Monsun bedingt. Die Wärme hält sich bei der wärmsten Tageszeit im Tieflande zwischen 22—24° im Schatten und sinkt Abends auf 17—19°, im Hochlande beträgt sie am Tage 19°, in der Nacht 11 bis 12°. Ermäßigt wird die Wärme durch die Seewinde, welche von 10 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Abends an der Südwestküste sich bemerklich machen. Die Vegetation ist außerordentlich reich. Die südwestliche Gebirgskette bildet ein ununterbrochenes Waldgebiet; der sumpfige Strand ist mit Mangrovebäumen und Kasuarinen, und die Deltagebiete der Nordostküste sind mit Palmen dicht bestanden. Auf den Hochflächen wird Reis in Menge gebaut. Eigenthümliche Gewächse der Insel sind: Pfeffer, eine Art Kampherbaum (Dryobanalops camphora), der Benzoëbaum (Styrax Benzoin), Eben-, Tiek-, Sandel-, Aloë- oder Adlerholz, eine Fichtenart, ein baumartiges Lycopodium, Sambinur genannt, von tannenähnlicher Gestalt, Seidenbaumwolle (Bombyx Ceiba). Hinsichtlich der Thierwelt hat S. weit mehr Gemeinsames mit Borneo als mit Java; so fehlen hier einige Arten der javanischen Vierhänder und Flatterthiere, dagegen treten hier zahlreiche andere Arten auf, welche sich dort nicht finden, namentlich der Orangutang. Die großen Raubthiere sind durch den Königstiger und Panther vertreten. Auch der sumatraische Hund wird als ein großes und schönes Thier beschrieben, und der sumatraische Elephant ist als eigne Art von dem indischen verschieden. Dasselbe gilt vom Tapir und von einem zweihörnigen Nashorn. Die der Insel eigenthümlichen Vögel zeichnen sich durch prachtvolles Gefieder aus. An Metallen findet sich, u. zwar

reichlich, Gold, Kupfer, Zinn und Eisen, welches ausgezeichneten Stahl gibt. Das Vorhandensein von Steinkohlen ist noch zweifelhaft. Die Gesammtzahl der Einwohner ist noch unbekannt. Die Bevölkerung des niederländischen Gebiets wurde 1857 auf 2,162,387 Köpfe angegeben, worunter 1781 Europäer. Die Eingebornen theilen sich in 2 Stämme, in Malayen und Batta. Erstere sind die Bewohner des Hochlandes von S. Sie bekennen sich zum Islam, aber in abgeschwächter Gestalt. Man zählte ihrer 1840 1,116,500 Köpfe. Ihre Sprache ist die gewöhnliche Verkehrssprache im ganzen indischen Archipel. Sie sind gegen 5 Fuß groß, von brauner Hautfarbe, haben ein rundliches Gesicht, hervortretende Backenknochen, breite Unterkiefer, eine platte Nase mit breiten Flügeln, einen großen breiten Mund mit wulstigen dicken Lippen, grobes schwarzes Haar und einen platten viereckigen Hinterkopf. Reisende schildern sie als leidenschaftlich, wenig zuverlässig, träge, rachsüchtig und hinterlistig. Sie treiben Ackerbau, besonders aber Schifffahrt mit Seeräuberei. Diebstahl und Menschenraub haben für sie nichts Bedenkliches. Ihre industrielle Thätigkeit beschränkt sich auf das Weben baumwollener Kleiderstoffe und Arbeiten in Gold, wobei sie sich sehr einfacher Geräthe bedienen. Auch wissen sie gute Luntengewehre zu verfertigen. Ihr Gemeinwesen ist sehr zersplittert. Die Batta bewohnen die Nordhälfte der Insel von einer Küste zur andern. Sie haben eine lichtbräunliche Gesichtsfarbe, nahezu kaukasische Gesichtsbildung, einen zugerundeten Hinterkopf, wenig hervortretende Backenknochen, einen proportionirten Mund und feines braunes oder schwarzes Haar, sind 5 Fuß groß und von kräftigem, untersetztem Körperbau. Sie werden als freigebig und gutmüthig, aber auch als leidenschaftlich und trunksüchtig geschildert. Sie sprechen eine eigne Sprache, die aber viele Worte mit der malayischen und javanischen gemein hat. Ihre Religion besteht lediglich im Glauben an böse Geister (Begu), deren sie so viele annehmen, als es Krankheiten und Landplagen gibt. Ihr Gemeinwesen ist ebenfalls sehr zersplittert; jede Ortschaft steht unter einem Häuptling (Radscha), welcher aber nur das ausführen darf, was von allen Mitgliedern der Dorfgemeinde berathen und von der Mehrzahl genehmigt worden ist. Nur in Kriegszeiten hat der Radscha größere Gewalt. Die Batta bauen Reis, Mais, Gemüse, Tabak, Baumwolle u. Färbepflanzen, alles nur zu eignem Gebrauch. Kunstfertigkeit zeigen sie in der Bearbeitung des Elfenbeins und der Riesenmuschel zu Armringen, in der Holzschnitzerei &c. Im südöstlichen Theile der Insel wohnen, abgeschieden von der übrigen Bevölkerung, die Orang Kubu, als besonderer Stamm, in den Wäldern und längs der Flüsse ohne feste Wohnsitze. Von Produkten des Ackerbau's kommen zur Ausfuhr Reis, Kaffee, Tabak, Cassia, Pfeffer, Muskatnuß, Indigo, Sago, Baumwolle, Kautschuk, Kampher, Ricinusöl, Wachs, eßbare Vogelnester, Elfenbein, Nutz- und Färbehölzer.

Die Insel besteht aus einem unabhängigen und einem den Niederländern unterworfenen Theil. Jener zerfällt in das Reich Atschin (s. d.), am Nordwestende der Insel, mit der gleichnamigen Hauptstadt (s. Atschin), u. das Reich Siak, auf der Nordostseite der Insel, welches das ganze Gebiet zwischen 5° 16' nördl. Br. bis 0° 30' südl. Br. und zwischen 115° 10' bis 120° 30' östl. L. umfaßt und von Malayen, Batta und Orang Kubu bewohnt wird, über deren Zahl aber jede Angabe fehlt. Das niederländische Gebiet zerfällt in das Gouvernement von Westsumatra, welches die Battaländer und die vor der Südwestseite gelegenen Inseln: Barckens Eiland (Hog-Island, Pulo Babi), die Gruppen Pulo Banjak und Nako-Nako, Nias, die Gruppen Batu (auf den Karten fälschlich als Eine große Insel Mintao oder Minton bezeichnet) und Mantawei (Matawi) und die Insel Engano umfaßt, und in die Residentien Adscherbangis längs der Südwestküste, der Binnenlande von Padang, der Lamponländer und Palembang. S. ward den Europäern durch den Portugiesen Lopez de Seguiro 1509 zuerst bekannt. Die Portugiesen errichteten daselbst Handelsfaktoreien, wurden aber zu Ende des 16. Jahrhunderts von den Holländern verdrängt, die zuerst 1620 auf der Insel festen Fuß faßten. Neben dem Sultan von Bantam auf Java hatte damals der Herrscher von Atschin die meiste Macht auf S. Zwischen 1659 und 1662 gelang es den Niederländern, die Südwestküste ihrer Schutzherrschaft zu unterwerfen, u. 1664 bemächtigten sie sich Indrapura's, Salida's u. mehrer anderen Plätze, 1666 auch Padangs. Sie schlossen mit dem Malayensultan von Menangkabu einen Vertrag ab, wonach sie diesem die Ausübung der Hoheit über ihr Küstengebiet unter der Bedingung zugestanden, daß er ihre auf dieses Gebiet erworbenen Rechte anerkannte u. dem von ihnen eingesetzten Häuptling von Padang die Würde eines Statthalters ertheilte. Während aber die Niederländer den nördlichen Theil der Westküste in Beschlag nahmen, hatten sich weiter im Süden seit 1685 die Engländer zu Benkulen festgesetzt, und zwischen beiden regte sich bald lebhafte Eifersucht. Diese meinte der von Bantam unabhängig gewordene Sultan von Palembang, Nadam Udian, benutzen zu können, um die Niederländer aus seinem Gebiete zu vertreiben; er büßte aber sein Vorhaben mit dem Verluste seines Staats und seiner Freiheit (1803), und der ganze südliche Theil der Ostküste fiel ebenfalls unter niederländische Herrschaft, wie kurz vorher das Lamponggebiet nach Beseitigung des Bantamherrschers auf Java. Die Niederländer und Engländer schlossen 1824 einen Vertrag, wonach diese gegen Einräumung der niederländischen Besitzungen auf der Halbinsel Malakka auf ihre Niederlassungen auf S., Java &c. zu Gunsten der Niederländer verzichteten. Im Jahre 1835 unterwarfen sich letztere auch die Fürsten von Dschambi, und in einem Kriege gegen die Atschinesen erweiterten sie ihren Besitz an der Westküste, wie sie auch das malayische Oberland des Reiches Menangkabu und zugleich einen Theil der Battaländer unter ihre Botmäßigkeit brachten. Es bestehen seitdem neben ihrem Reiche nur noch die beiden genannten, sehr in Verfall befindlichen Reiche Atschin und Siak; auch ist ein Theil der Korintjier und Batta im Innern noch unabhängig. Die Niederländer verfahren auch hier nach dem

Grundsatz, das Gemeinwesen der Urbewohner so viel möglich unangetastet und die einheimischen Dynastien unter Oberaufsicht ihrer Residenten fortbestehen zu lassen. Die Besitzungen der Niederländer auf S. nebst den zugehörigen Inseln Riow, Bangka und Billiton umfaßten 1863 cirka 7200 QMeilen mit 1,898,000 Einwohnern.

Sumba (Tschindana, Sandelholzinsel, Sandalwood Island), ostindische Insel des Sundaarchipels, südlich von Flores, hat 108 QMeilen, ist bergig und waldig, aber im Allgemeinen sehr fruchtbar und bringt namentlich Sandelholz und Baumwolle, sowie Pferde, Büffel, Schweine und Fasanen hervor. Die Bevölkerung, auf 400,000 Köpfe geschätzt, ist malayischer Race und war früher den Niederländern unterworfen, machte sich aber 1830 unabhängig.

Sumbawa, ostindische Insel im Sundaarchipel, 40 Meilen lang, von 5 bis zu 16 Meilen breit und 370 QMeilen groß, mit gebirgigem und vulkanischem Boden, gut bewässert und sehr fruchtbar, liefert namentlich Sandelholz, Baumwolle, Tabak, Mais und Reis, sowie Rindvieh, gute, aber kleine Pferde, Hirsche, Schweine und Salanganennester; etwas Goldstaub und in großer Menge Schwefel, Bimsstein und Salpeter. Die Bevölkerung, auf 70—80,000 Köpfe geschätzt, ist malayischer Race und bekennt sich zum Islam. Die Insel war früher in 6 Reiche vertheilt, nämlich Bima, Sumbawa, Dompo, Tambora, Sangar und Papekat, deren jedes einen eignen Radscha hatte. Ehemals waren diese Fürsten unabhängig, aber in einem Kriege mit dem König von Makassar wurden sie von diesem besiegt und ihm zinsbar, und nachdem der holländische Admiral Speelmann 1667 die Makassaren überwunden hatte, traten sie in ein gleiches Verhältniß zur holländisch-ostindischen Kompagnie, welche sie später als Bundesgenossen anerkannte und Verträge mit ihnen schloß. Jetzt sind die Fürstenthümer Tambora, Sangar und Papekat gänzlich verschwunden und es bestehen nur noch Sumbawa (der westliche Theil der Insel), Bima (der östliche Theil derselben) und Dompo (westlich von Bima), die von den Holländern vollständig abhängig sind. Der Sitz des niederländischen Residenten ist Bima. Die Insel ist namentlich bekannt geworden durch den furchtbaren Ausbruch des ehemals 14,000 Fuß hohen Vulkans Tambora am 5.—11. April 1815, welcher dabei zusammenstürzte (so daß er jetzt nur noch 8800 F. Höhe hat) und einen großen Theil des umliegenden Landes mit Asche und Lava bedeckt. Dabei kamen sehr viele Menschen um, andere starben bei der in Folge davon ausbrechenden Hungersnoth und Pest, viele wanderten aus. Vor dem Ausbruch soll die Insel 800,000 Einwohner gehabt haben.

Summa (lat.), s. v. a. Summe; kurzer Abriß der Wissenschaften, worin bloß die obersten Grundsätze derselben nebst den ersten Folgerungen aufgestellt sind.

Summarien (v. Lat.), Hauptinhaltsanzeigen, daher summarisch, dem Hauptinhalt nach zusammengefaßt.

Summarischer Prozeß (außerordentlicher Prozeß). In manchen Fällen verlangt das Interesse des Staats namentlich wegen zu vermeidender Selbsthülfe und Gewaltthätigkeit, oder auch das Interesse des Einzelnen wegen drohender Gefahr eines schwer oder gar nicht zu ersetzenden Schadens eine möglichst schnelle Behandlung des Rechtsstreits. Dies der summarische Prozeß, der besonders durch den deutschen Gerichtsgebrauch und die deutsche Reichsgesetzgebung ausgebildet worden ist. Im Einzelnen ist die summarische Behandlung eines Rechtsstreits weder in Ansehung des Prozeßsubjekts (Gericht, Parteien, Anwälte ꝛc.), noch des allgemeinen Gegenstandes, auch weder in Ansehung der Mittel sein Recht zu verfolgen (Klagen und Einreden) an sich, noch in Ansehung der Nothwendigkeit die Förmlichkeiten zu beobachten, oder der Art die Hülfe zu vollstrecken, vom ordentlichen Prozeß verschieden; die Verschiedenheit vom ordentlichen Prozeß beruht auf folgenden Punkten: im summarischen Prozeß sind manche dilatorische Einreden unzulässig, welche nicht das Wesentliche des Prozesses betreffen; dann ist hier eine mündliche Instruktion des Rechtsstreits zu Protokoll üblich; ferner verbindet man auch den Beweis öfter mit dem ersten Verfahren und vermeidet die nicht unbedingt gebotenen Förmlichkeiten des Prozesses; endlich sucht man die Verzögerung des Rechtsstreits durch zu lange und öftere Fristen zu verhindern u. die Möglichkeit der Hülfsvollstreckung zu beschleunigen. Nach der Verschiedenheit der Verfahrungsweise wird der summarische Prozeß eingetheilt in den bestimmten und unbestimmten, je nachdem das Gesetz eine bestimmte Verfahrungsart vorschreibt, oder die zweckmäßige Beschleunigung des Verfahrens dem richterlichen Ermessen überläßt. Die einzelnen Arten des bestimmt summarischen Prozesses sind der Mandatsprozeß, bei welchem auf die Klage ohne Gehör des Beklagten an diesen der Befehl ergeht, den Kläger klaglos zu stellen, sei es unter Vorbehalt der Einreden (bedingter Mandatsprozeß), sei es auf Grund öffentlicher Urkunden oder wenn ein unersetzlicher Schaden zu befürchten, ohne diesen Vorbehalt, wobei gleichwohl dem Beklagten nachgelassen bleibt, den Befehl als erschlichen und rechtswidrig anzufechten (unbedingter Mandatsprozeß); der Arrestprozeß, wobei wegen befürchteter Vereitelung oder Erschwerung der Rechtsverfolgung vor dem Urtheil Beschlag auf die Person oder das Vermögen des Beklagten gelegt wird; der Exekutivprozeß, wobei vollständiger Urkundenbeweis mit der Klage verbunden wird und alle Einreden ausgeschlossen sind, welche nicht gleichfalls durch Urkunden vollständig bewiesen werden können; der Wechselprozeß, welcher auf Grund eines Wechsels in beschleunigter Weise erhoben wird; der Adhäsionsprozeß, worin die Civilansprüche aus einem Verbrechen im Kriminalverfahren geltend gemacht werden. Ueberdies gehört noch der Konkursprozeß (s. Konkurs) zu den bestimmten summarischen Prozeßarten. Beim unbestimmten summarischen Prozeß ist besonders ein mündlicher, oder nicht förmlich abgefaßter Vortrag der Parteien genügend; Ladungen erfolgen auch wohl nur mündlich, die Fristen sind kürzer, man bindet sich nicht, ehe man erkennt, an die bestimmte Zahl der Sätze, sobald die Sache nur hinreichend aufgeklärt ist; förmliche Publikation der nicht im Ter-

min selbst abgefaßten Erkenntnisse ist selten üblich, und besonders werden im Beweisverfahren die für den Zweck des Beweises gleichgültigen Förmlichkeiten vernachlässigt, in sofern man sich mit einer Bescheinigung begnügt. Die Fälle, wo der unbestimmte summarische Prozeß Statt hat, sind besonders Provokationen, Besitzstreitigkeiten, Rechnungsdifferenzen, sogenannte Bagatellsachen, d. h. Rechtsstreitigkeiten, deren Objekt geringen Werth hat, Alimentensachen, Streitigkeiten zwischen Gesinde und Herren, Baustreitigkeiten, Ehestreitigkeiten, Streitigkeiten der Aeltern und Kinder über Familienangelegenheiten, Klagen der Schiffbrüchigen rc. Die neueren Prozeßgesetzgebungen, welche überhaupt das Verfahren bedeutend abkürzen und von überflüssigen Formalitäten befreien, kennen in der Regel den unbestimmt summarischen Prozeß nicht, behalten aber in der Regel das Mandatsverfahren, den Exekutiv- u. Wechselprozeß, sowie den Konkursprozeß bei und gestatten bei Gefahr in Verzug die vorläufige Beschlagnahme und andere Sicherheitsmaßregeln, sowie auch die Geltendmachung des Civilanspruchs im Strafverfahren.

Summe (v. Lat.), in der Arithmetik die Größe, welche mehren zusammengenommenen gleich ist, also das Resultat der Addition. Die zu addirenden Größen heißen Summanden. Haben dieselben entgegengesetzte Vorzeichen, so ist die Addition mit der Subtraktion zu verbinden und heißt algebraische Addition, sowie die S., im Gegensatz der arithmetischen, eine algebraische S., wie z. B. $+8-4-3+12$ als algebraische S. weder $+27$, noch -27, sondern $+13$ ergibt. Die S. einer Reihe ist daher eine Größe, welche allen Gliedern der Reihe zusammengenommen gleich ist. So ist z. B. 25 die S. der arithmetischen Reihe 1, 3, 5, 7, 9. Dies ist bei solchen Reihen der Fall, wo die Anzahl der Glieder bestimmt und geschlossen ist. Bei unendlichen Reihen, d. h. bei ohne Ende fortlaufender Anzahl der Glieder, läßt sich die S. derselben nicht bestimmt angeben, und man versteht dann unter der S. einer solchen Reihe diejenige Größe, welcher sich die wirkliche S. einer bestimmten Anzahl von Gliedern desto mehr nähert, je größer diese Anzahl von Gliedern genommen wird. Summenformel oder summarisches Glied einer Reihe nennt man denjenigen algebraischen Ausdruck, der die S. einer unbestimmten Anzahl von Gliedern einer Reihe in allgemeinen Zeichen (Buchstaben) ausgedrückt enthält und, sowie man für dieselben bestimmte Werthe setzt, die S. einer bestimmten Anzahl von Gliedern unmittelbar bestimmt.

Summisten (summistae), Scholastiker, die ihre systematischen Darstellungen der Theologie Summa (summa theologiae) nannten, wie Abälard, Alexander von Hales, Alb. Magnus, Thom. Aquinas.

Summitates (lat.), pharmaceutische Bezeichnung der blühenden Stengelspitzen der Gewächse; auch der ganzen oberen Theile der Pflanzen, also der Stengel mit Blättern und Blüthen zugleich.

Summum bonum (lat.), das höchste Gut.

Summum jus summa injuria (lat.), römisches Rechtssprüchwort, das höchste Recht (d. i. das Recht, wenn es auf die Spitze getrieben wird) ist die höchste Ungerechtigkeit.

Sumpf, Ansammlung von Wasser über weichem Erdreich oder einem Morast, sowie der Ort, wo es steht. Der S. unterscheidet sich vom Morast hauptsächlich dadurch, daß er durch den Einfluß der Witterung nie austrocknet; auch ist das Sumpfwasser von ganz besonderer Art, schwer, trübe, mit animalischen und vegetabilischen Substanzen chemisch verbunden. Am häufigsten findet man Sümpfe an den Ufern solcher Flüsse, welche mit geringem Gefäll große Ebenen durchlaufen, ferner auf großen, wenig geneigten und waldbedeckten Ebenen, wo das Quell- und Regenwasser keinen genügenden Abfluß hat. Die Vegetation der Sümpfe ist verschieden, indem sie sich danach richtet, ob das Wasser oder die Erde vorherrschend ist; in Sümpfen von großer Ausdehnung findet man sogar große Strecken mit Wald bedeckt, wie z. B. an Rußlands westlicher Grenze. Dessen ungeachtet sind Sümpfe höchst selten zu passiren, selbst nicht bei hartem Frost, weil das Sumpfwasser nicht gefriert. Auch sind die Ausdünstungen der Sümpfe oft der Gesundheit sehr nachtheilig, wovon die Ursache in den verwesenden vegetabilischen und animalischen Stoffen liegt. Vgl. Bruch, Moor und Morast.

Sumpffieber, diejenigen schweren Formen des Wechselfiebers, welche in Sumpfgegenden endemisch vorkommen und durch das sogenannte Malariagift bedingt werden. S. Malaria und Wechselfieber.

Sumpfgas, s. v. a. Methylwasserstoff.

Sumpfluft, s. Malaria.

Sumpfvögel, s. Watvögel.

Sumtus (sumptus, lat.), Aufwand, Kosten.

Sumy, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, an der Mündung der Suma in den Psiol, hat Wälle und Gräben, 10 Kirchen, Branntweinbrennerei, Getreide- und Pferdehandel und 11,277 Einwohner.

Sund (Oeresund), Meerenge zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Landschaft Schonen, die gewöhnliche Durchfahrt aus der Nordsee in die Ostsee, ist 9 Meilen lang und an der schmalsten Stelle zwischen Helsingborg und Helsingör ungefähr $^1/_2$ Meile breit und wird von der dänischen Festung Kronborg auf Seeland beherrscht. Von Alters her erhob Dänemark bei Helsingör von allen vorüberfahrenden Schiffen einen Zoll, den Sundzoll, wozu es das Recht aus dem Umstand herleitete, daß es früher beide Ufer des S.es besessen und daher die Meerenge unter seiner Botmäßigkeit gestanden habe. Durch Verträge ward die Berechtigung Dänemarks zu dieser Zollerhebung von den anderen Seemächten anerkannt. Im Frieden zu Brömsebro 1645 ward zwar den schwedischen Schiffen die Zollfreiheit im S. und in den beiden Belten zugestanden, aber im Frieden zu Frederiksborg (1720) mußte Schweden wieder darauf verzichten und wurde nun mit Holland, England und Frankreich, welche Mächte sich durch besondere Verträge mit Dänemark 1645, 1661 und 1663 eine Ermäßigung des Zolls ausbedungen hatten, auf gleiche Linie gestellt. Die gleichen ermäßigten Zollansätze sicherten sich auch andere Staaten durch Verträge, so Neapel 1748, Spanien 1757, Rußland 1782, Norwegen 1814, Hamburg und Preußen 1818, die Vereinigten

Staaten 1826, Brasilien 1828. Völlig befreit vom Sundzoll waren früher die 6 Hansestädte Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg, sowie Stettin, Kolberg u. Kammin. Der Sundzoll zerfiel in die Schiffsabgabe, welche unter verschiedenen Titeln durchschnittlich mindestens 12 Speciesthaler betrug, und den Waarenzoll, der 1—1½ Proc. betrug. Außerdem gaben die Usancen Vorwand zu allerlei Plackereien, willkürlichen Schätzungen u. höheren Besteuerungen. Die dadurch hervorgerufenen Belästigungen des Handels veranlaßten mehre Male Verhandlungen mit Dänemark, namentlich seit 1839, und am 13. August 1841 ward der Vertrag von London und Helsingör auf 10 Jahre abgeschlossen, worin zwar die meisten, im alten Tarif von 1645 nicht genannten Waaren auf den Zollsatz von 1 Proc. gebracht, aber mehre der wichtigsten Artikel (Rohzucker, Roheisen, Salz aus gewissen Ländern 2c.) mit höheren Zöllen belegt, auch die willkürlichen Sporteln nicht beseitigt wurden. Am 6. Juli 1846 schloß auch Preußen einen Vertrag mit Dänemark, welchem zufolge die Tarifbestimmungen von London und Helsingör auch auf die preußischen Schiffe übertragen wurden. Als 1851 jener Vertrag ablief, wurden in den Parlamenten Englands und Schwedens Anträge gestellt, welche auf Ablösung des Sundzolls mittelst Kapitalzahlung hinzielten; allein weder die englische, noch die schwedische Regierung, damals in gutem Einvernehmen mit Dänemark, gingen darauf ein, um das durch den schleswigschen Krieg in finanzielle Bedrängniß gerathene Dänemark nicht noch mehr zu benachtheiligen. Daher ward der Vertrag von 1841 erneuert. Ein entscheidender Schritt ward erst 1855 von Seiten der Vereinigten Staaten gethan, indem diese am 12. April desselben Jahres ihren mit Dänemark bestehenden Vertrag kündigten und erklärten, den Sundzoll nicht mehr zu zahlen, weil Dänemark zu dessen Erhebung nur in soweit befugt sei, als ein bestehender Vertrag dazu berechtige. Die dänische Regierung lud darauf unter dem 1. Oktober 1855 alle bei dieser Zollfrage betheiligten Nationen ein, im November in Kopenhagen eine Versammlung durch Bevollmächtigte zu beschicken und hier die Sundzollfrage endgültig zu lösen, sei es durch Feststellung eines Tarifs, oder durch Ablösung des Zolls mittelst Kapitalzahlung. Am 3. Nov. erwiederte darauf die Unionsregierung, daß sie weder eine vertragsmäßige, noch völkerrechtliche Verpflichtung zu Entrichtung des Sundzolls anerkenne. Dänemark hatte in einer besonderen Denkschrift den Plan, das nutzbare Zollrecht in ein Kapital zu verwandeln, dargelegt. Der Sundzoll hatte danach 1851, 1852 und 1853 durchschnittlich jährlich 2,100,000 dänische Reichsthaler eingetragen, wovon 29,74 Proc. auf Rußland, 12,59 Proc. auf Preußen, 3,59 Proc. auf Frankreich, 29,69 Proc. auf Großbritannien, 2,06 Proc. auf die nordamerikanische Union kamen. Die betheiligten Regierungen sollten nun ein Kapital zusammenschießen, dessen Zinsen zu 4 Proc. die gleiche Einnahme ergäben, nämlich 52,500,000 Thaler. Die Konferenz trat am 4. Jan. 1856 zu Kopenhagen zusammen und war von den Bevollmächtigten Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preußens, Rußlands, Spaniens, der Niederlande, Schwedens und Norwegens, der Hansestädte, Oldenburgs und Mecklenburgs beschickt. Am 9. Mai 1856 unterzeichneten die Bevollmächtigten Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Oldenburgs ein Protokoll, wonach die Sund- und Beltzölle in Wegfall kommen und an Dänemark 35 Millionen dänische Reichsthaler zur Entschädigung gezahlt werden sollten. Die Anfangs 1857 wieder eröffneten Konferenzen führten endlich am 14. Mai desselben Jahres zu einem Vertrag, wonach sich Dänemark verpflichtete, die bisher unter dem Namen von Sund- und Beltzoll 2c. von den durch den S. oder die Belte fahrenden Schiffen und deren Ladungen erhobenen Abgaben vom 1. April 1857 an nicht mehr zu erheben, die nöthigen Leuchtfeuer und sonstigen Schifffahrtsanstalten in gehörigem Zustand zu erhalten und den Durchgangszoll auf 16 Schilling dänisch für 5 dänische Centner herabzusetzen. Dagegen verpflichteten sich die anderen Staaten, an Dänemark eine Entschädigungssumme von 30,476,325 dänischen Reichsthalern zu zahlen, wovon auf England 10,126,355, Rußland 9,739,193, Preußen 4,440,027, Schweden 1,590,503, Norwegen 667,225, die Niederlande 1,408,060, Frankreich 1,219,003, Mecklenburg 373,633, Belgien 301,455, Bremen 218,585, Hannover 123,387, Hamburg 107,012, Lübeck 102,996, Oesterreich 29,434, Oldenburg 28,127 dänische Reichsthaler kamen. Der Vertrag trat mit dem 1. April 1857 ins Leben. Mit Portugal und Brasilien, deren Flaggen im S. selten erscheinen, sowie mit der nordamerikanischen Union und anderen am Vertrag nicht betheiligten Staaten behielt sich Dänemark besondere Vereinbarung vor. So sind gegenwärtig die Wasserstraßen zwischen der Nord- und Ostsee frei und die Belastungen des Handels, die seit Jahrhunderten gegründeten Anlaß zu Beschwerden gaben, für immer beseitigt.

Sundainseln (Sundaarchipel, genannt nach der Sundastraße, einer Meerenge zwischen Sumatra und Java), ostindischer Archipel zwischen dem chinesischen Meer und dem ostindischen Ocean, erstreckt sich vom Südwesten der hinterindischen Halbinsel Malakka bis zu den Molukken und dem Nordwesten Australiens. Sie werden in die großen und kleinen S. getheilt. Zu den großen gehören Sumatra, Java, Borneo und Celebes; die wichtigsten der kleinen (insgesammt 39) sind Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Sumba, Sabrao oder Adenara, Solor, Lomblem, Ombay und Timor; der Flächenraum derselben wird auf 1900 □Meilen geschätzt. Die Inseln sind großentheils gebirgig und vulkanisch und theilen in physikalischer, klimatischer und produktiver Beziehung die Beschaffenheit der Molukken; die Eingeborenen gehören der malayischen Race an. Der größte Theil der S. steht entweder ganz oder theilweise unter mittelbarer oder unmittelbarer Herrschaft der Niederländer; nur den nordöstlichen Theil von Timor, sowie Solor und einige kleinere Inseln beanspruchen die Portugiesen. Die den Niederländern unterworfenen kleinen S. zerfallen in die beiden Residentschaften Timor und Lombok. Vergl. Schankweiler, Reise nach den S., Barmen 1846.

Sundalself, norwegischer Fluß, entsteht als Drivaelf aus einem See am Fuß des Snähättan im Dovrefjeld, südlich im Söndre-Throndhjemsamt, fließt anfangs östlich, dann nördlich, dann südwestlich und nordwestlich in das Romsdalsamt, wo er in die Südostspitze des Tingvoldfjord mündet.

Sundasee (Meer von Java), der Theil der südasiatischen Gewässer, welcher sich zwischen Sumatra, Java und Borneo erstreckt.

Sundastraße (Sundakanal), ostindische Meerenge zwischen den Inseln Sumatra und Java, verbindet den indischen Ocean mit der Sundasee, ist 30 Meilen lang und am südwestlichen Eingang 25 Meilen breit; in ihr liegen die Prinzen- oder Pantanginseln. Die Holländer behaupten den Besitz dieses Kanals und beherrschen denselben durch Bantam auf Java und Lampong auf Sumatra.

Sunderland, Hafenplatz und Parlamentswahlbezirk in der englischen Grafschaft Durham, zu beiden Seiten der Mündung des Wear in die Nordsee, umfaßt die Kirchspiele und Boroughs S. (auf dem rechten, südlichen Ufer des Flusses, mit 78,211 Einwohnern), Bishop-Wearmouth, Bishop-Wearmouth-Pans, Monk-Wearmouth, Monk-Wearmouth-Share und Southwick (diese theilweise auf dem linken, nördlichen Ufer), welche insgesammt eine Stadt mit 85,797 Einwohnern bilden. Die neueren Theile der Stadt sind meist geschmackvoll gebaut, die Altstadt aber, besonders nach dem Hafen zu, eng und winkelig; zur Verbindung der beiden Flußufer dient eine schöne eiserne Brücke von 236 Fuß Spannung, 100 Fuß Brücken- und 33 Fuß Bogenhöhe. Der Eingang zum Hafen wird durch 2 Dämme (von 1950 und 1770 Fuß Länge) mit Batterien geschützt und hat einen Leuchtthurm. Die Gesammtstadt hat 61 Kirchen, 2 Synagogen, ein Krankenhaus, Versorgungshaus, eine Börse, Kasernen, ein Athenäum mit Museum, ein Lyceum, ein Theater und eine 1862 errichtete Bildsäule des hier (in Bishop-Wearmouth) geborenen Generals Havelock, ferner Fabrikation von Hüten, Glas, irdenen Waaren, Segeltuch, Messing- und Eisengeräthschaften 2c., Gerberei, Brauerei, Sägemühlen, Schiffswerfte, große Docks, Vitriolwerke und nächst London, Liverpool und Newcastle die stärkste Rhederei in ganz England und wählt 2 Mitglieder in das Parlament. S. ist durch zahlreiche Eisenbahnen über Newcastle, Durham 2c., die bis in die am Meeresufer angelegten Docks führen, mit dem großen Eisenbahnnetz des nordöstlichen England verbunden. In der Umgegend sind reiche Steinkohlenlager, Steinbrüche, eine stark besuchte Stahlquelle und das Vorgebirge Sunderlandspoint.

Sundewitt, schleswigscher Landstrich am kleinen Belt, 2¾ □Meilen groß, reicht, im Norden von einem flachen, zum großen Theil bewaldeten Hügelzug begrenzt, von dem Städtchen Gravenstein bis an den Alssund, der S. von der Insel Alsen scheidet, und südöstlich halbinselartig in die Ostsee hinein, während südwestlich der Nübel-Nörr, eine Bucht nordöstlich von dem flensburger Fjord, die Halbinsel Brooker und Benning Bond, eine Bucht der Ostsee, die Grenze bilden. Das S. bildet eine wellenförmige Ebene mit fettem, sehr ergiebigem, aber mit wenig Sorgfalt angebautem Boden. Drei Hauptstraßen und zahlreiche, vielfach sich windende Verbindungswege durchschneiden das Land, welches mit sogenannten „Knicks", d. i. Feldumfassungen, niedrigen Dämmen, Wällen, Hecken, Gehölzen 2c., reich ausgestattet ist. Daher eignet sich S. trefflich zum kleinen Krieg, und die Dänen suchten es in den Kämpfen von 1848—50 möglichst festzuhalten.

Sundgau, ehemalige französische Landschaft, im Elsaß (Oberelsaß), ward im westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten.

Sunium, Südspitze von Attica, mit berühmtem Tempel der Athene, wovon noch einige Säulen stehen, daher das Vorgebirge jetzt Capo Colonni heißt, war mit Mauern umgeben, welche diese Landspitze zu einer Art Festung machten und sich bis zum gleichnamigen Hafen an der Westküste des Vorgebirges hinabzogen. Hier lag auch der gleichnamige Flecken mit reichen Silberminen.

Sunna (arab.), Sitte, Brauch, Regel, insbesondere die Regel Mohammeds, welche, für alle Bekenner des Islam theils als verpflichtende Vorschrift, theils als Empfehlung geltend, einzelne Aussprüche und Handlungen des Propheten enthält und anfangs mündlich überliefert ward; daher auch Hadis, d. i. Ueberlieferung, genannt. Später mehrfach gesichtet u. in besonderen Büchern niedergelegt, bildet die S. jetzt neben dem Koran die hauptsächlichste Religionsquelle für den rechtgläubigen Moslem. Die berühmteste unter den sechs anerkanntesten Sammlungen des Hadis ist die von El-Bochari um 840 n. Chr. unter dem Titel „Eldschâmi essachich", d. i. der wahrhafte Sammler, veranstaltete, 7275 Ueberlieferungen enthaltend, welche Bochari aus einer Anzahl von 600,000 als die am meisten beglaubigten ausgewählt hatte. Einen Auszug aus ihnen gab Hammer-Purgstall.

Sunniten, diejenigen Mohammedaner, welche neben dem Koran die Sunna (s. d.) als Religionsquelle annehmen und die ersten Khalifen, Abubekr, Omar und Othman, als rechtmäßige Nachfolger Mohammeds anerkennen (während die Schiiten [s. d.] diese Würde nur Ali und dessen Nachkommen beilegen), also die orthodoxen Moslemin. Zu ihnen gehören fast sämmtliche Moslemin in Afrika, Aegypten, Syrien, der Türkei, Arabien und der Tatarei. Auch sie zerfallen wieder in verschiedene Ritus, s. Mohammedanische Religion.

Suovetaurilia (lat.), das große Sühnopfer am Schlusse des Lustrum in Rom, wobei auf dem Marsfelde ein Schwein, ein Rind und ein Schaf geschlachtet wurden.

Supercilium (lat.), die Augenbraue.

Supercargo, s. Cargo.

Supererogationes (opera supererogationis, lat.), s. Gute Werke.

Superflua non nocent (lat., das Ueberflüssige schadet nicht), besser zu viel, als zu wenig.

Superfoecundatio (lat., Ueberfruchtung, und superfoetatio oder Ueberschwängerung), die abermalige Befruchtung und Schwängerung einer Person, welche bereits empfangen hat. Beide

unterscheiden sich nur durch die Zwischenzeit, welche zwischen der ersten und zweiten Empfängniß liegt. Erfolgt nämlich die zweite Befruchtung kurze Zeit nach der ersten, wenn die hinfällige Haut an der Innenfläche der Gebärmutter noch nicht gebildet und das zuerst befruchtete Ei noch nicht in die Gebärmutterhöhle gelangt ist, so nennt man dies Ueberfruchtung. Dagegen versteht man unter Ueberschwängerung denjenigen Vorgang, wo nach bereits erfolgtem Eintritte des befruchteten Eies in die Gebärmutterhöhle und nach bereits gebildeter Decidua daselbst eine zweite Empfängniß Statt haben soll. Einige halten diese Unterscheidung für unnöthig und gebrauchen beide Worte als synonym. Ueberfruchtung kommt bei Thieren erwiesenermaßen vor, beim Menschen ist sie wohl möglich und denkbar, aber noch nicht durch sichere Thatsachen erwiesen. Ueberschwängerung ist aber beim Menschen nur in den sehr seltenen Fällen denkbar, wenn eine doppelte Gebärmutter vorhanden ist, doch ist auch für diesen Fall das Vorkommen der Ueberschwängerung noch nicht sicher beobachtet worden.

Superintendent (v. Lat.), in evangelischen, besonders lutherischen Landeskirchen der erste Geistliche einer Ephorie, bildet gewöhnlich mit der betreffenden weltlichen Unterbehörde das Kirchen- und Schulenamt, welches Lehre, Wirksamkeit und Wandel der Geistlichen und Schullehrer, sowie die Verwaltung der Kirchenärarien &c. zu überwachen hat. Der erste S. einer Provinz oder eines kleinen Landes heißt Generalsuperintendent. In Bayern und Baden wird der S. Dekan genannt.

Superior (lat.), der Obere, Vorsteher, besonders in Klöstern, Kollegien, Pater superior; in manchen Abteien ein eigener Titel für die dritte Rangstufe; Abt, Prior.

Superlativ (v. Lat.), bei der Komparation der Adjektive der dritte Grad der Steigerung, welcher einen Begriff unter mehren am meisten hervorhebt. Zuweilen unterscheidet man davon noch den Ampliativ, wenn ein sehr hoher Grad von dem höchsten noch unterschieden werden soll. Der Form nach stimmt derselbe in mehren Sprachen mit dem S. überein.

Supernaturalismus (Supranaturalismus, v. Lat.), im Allgemeinen der Glaube an ein über die Natur Erhabenes, dieselbe Beherrschendes, also der Glaube an das Göttliche und Gott als ein seinem Wesen nach von der Natur Verschiedenes; dann insbesondere der Glaube an eine unmittelbare, von den Naturgesetzen abweichende Offenbarung Gottes. Der S. hat sich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise geltend gemacht. Der antike S. zeigt sich darin, daß er jede großartigere Wirksamkeit mit Uebergehung der natürlichen Mittelursachen unmittelbar auf Gott bezieht. Er bildet keinen wahren Gegensatz zu der natürlichen Auffassung der Dinge, denn die Mittelursachen sind für die verständige Beurtheilung keineswegs ausgeschlossen, sondern bloß für das religiöse Gefühl zurückgestellt, mußte aber mit der Ausbildung der verständigen Weltanschauung mehr und mehr weichen. Der dogmatische S., hauptsächlich durch Augustin begründet, ward am konsequentesten in der lutherischen Dogmatik durchgeführt. Danach ist durch die Erbsünde alle moralische Kraft im Menschen vernichtet und die Vernunft unfähig, in Sachen der Religion (in rebus spiritualibus) zu entscheiden; nur zur Erfüllung der bürgerlichen Gerechtigkeit (justitia civilis) reicht sie hin. Verwandt mit diesem dogmatischen S. ist der moderne S. Derselbe behauptet zwar nicht eine gänzliche Unzulänglichkeit der Vernunft, aber die Hauptsache ist ihm im Christenthum die übernatürliche Offenbarung. Zunächst sucht er die Möglichkeit einer solchen darzuthun, und zwar eine logische, insofern der Begriff einer übernatürlichen Offenbarung nicht an einem inneren Widerspruch leide; eine metaphysische, in sofern diese nicht mit dem metaphysischen Verhältniß zwischen Gott und der Welt streite, und eine moralische, in sofern sie weder der Idee Gottes, noch der sittlichen Bestimmung des Menschen zuwider sei. Auf dem so gewonnenen Standpunkte der Möglichkeit hat der S. ferner die relative Nothwendigkeit, d. h. ein gewisses Bedürfniß einer übernatürlichen Offenbarung zu behaupten gesucht, und zwar mit folgenden Gründen. Die Vernunft erhält im Wechsel der philosophischen Systeme nicht die Sicherheit, welcher der Mensch bedarf; Wenige erheben sich zur Klarheit der Vernunft, sie bedürfen also einer höheren Autorität; die Offenbarung ist ein angemessenes Mittel zur religiösen Erziehung der Menschheit, die Weisheit und Güte Gottes wird dieses nicht versagt haben; die bloße Vernunft hat nie vermocht, eine Kirche zu gründen. Die namhaftesten Vertreter dieses modernen S. sind Döderlein, Reinhard, Scholl, Knapp, Hahn, Steudel, Beck. Vergl. Rationalismus.

Supernumerarius (lat.), ein Ueberzähliger, über die gewöhnliche (Beamten-) Zahl Angestellter.

Supination (v. Lat.), diejenige Bewegung am Unterarm, wobei die Hand bei unveränderter Lage des Oberarms aus ihrer natürlichen Lage heraus so gedreht wird, daß der Handteller nach vorn und der Daumen nach außen sieht. Die S. ist die entgegengesetzte Bewegung von der Pronation (s. d.). Beide Bewegungen werden so ausgeführt, daß sich die Speiche am feststehenden Ellenbogenbein um ihre Längsaxe dreht und dabei die Hand mit herumwendet, welche am untern Ende der Speiche befestigt ist. Eine ähnliche, aber viel weniger ausgiebige Bewegung kommt auch am Fuße vor, doch sind hier die Knochen des Unterschenkels nicht an der Bewegung betheiligt, sondern diese erfolgt durch geringe Verschiebungen in dem Fußgelenke und in den kleineren Gelenken der Fußwurzelknochen.

Supinatoren (v. Lat.), die Muskeln, welche die Bewegung der Hand nach auswärts bewirken.

Supinum (v. Lat.), in der lateinischen Sprache eine besondere Form des Zeitworts, eigentlich ein Verbalsubstantiv der vierten Deklination, wovon jedoch nur der Akkusativ und Ablativ gebräuchlich sind, jener, um die im Verbum ausgedrückte Thätigkeit als Zweck einer Bewegung, dieser, um den Ausgangspunkt einer Bewegung oder eine Rücksicht zu bezeichnen.

Suplinburg, s. Supplingenburg.

Suppenanstalten, Wohlthätigkeitsanstalten, in

:nen arme Leute mit nahrhafter Suppe entweder nentgeltlich, oder gegen geringe Entschädigung :rsorgt werden. Die S. traten besonders 1813 1d in dem Hungerjahre 1816—17 ins Leben, e Idee derselben wurde aber schon gegen das nde des vorigen Jahrhunderts von Rumford 1sgesprochen.

Supplantalia (lat.), Mittel, welche auf die ußsohlen, gewöhnlich in Form eines Brei-nschlags und als Pflaster ꝛc., angewendet wer-n, meist reizend ableitende.

Supplement (v. Lat.), Nachtrag, Ergänzung, sonders Nachtrag zu einem Buche, welcher das 1sgelassene oder später noch Hinzugekommene thält. In der Mathematik heißt S. (Supple-entarbogen) eines Kreisbogens oder Winkels 1 anderer, der mit jenem den halben Umkreis 3macht, also = 180° ist. Ein Supplemen-r- oder Polardreieck ist ein sphärisches reieck in Bezug auf ein anderes, wenn die Win-punkte des einen die Pole der Seiten des andern reiecks sind. In solchen Dreiecken sind die Seiten 3 einen S.e der Winkel des andern.

Supplicationes (lat.), bei den Römern entliche, gewöhnlich mit einem Lectisternium d.) verbundene Betfeste, wobei in feierlicher ozession die Tempel der Götter besucht und an :se Gebete gerichtet zu werden pflegten, theils 1 ihre Hülfe bei wichtigen Unternehmungen, ils um ihre Gnade bei öffentlichen Kalamitäten erflehen, theils um ihnen für gewährtes Glück danken. Von dem Senat beschlossen und durch Decemviri sacris faciundis angesagt, wurden se Feste hinsichtlich des Einzelnen von den ntifices geordnet.

Supplicium (lat.), Todesstrafe.

Supplik (v. Lat.), s. Bittschrift.

Supplingenburg (Suplinburg), Pfarrdorf braunschweigischen Kreis Helmstädt, Kreis nigslutter, an der Schunter, hat 2 Kirchen und) Einwohner. Das alte Schloß S. ist das ammhaus der Grafen von S., die schon zur it Karls des Großen als eins der angesehensten ysischen Dynastengeschlechter erwähnt werden. 1 Sprößling desselben war der Kaiser Lothar, lcher die Grafschaft dem Tempelherrenorden machte. Die Komthurei S. gehörte zur Johan-erballei Sonnenburg in der Mark.

Supporte (v. Lat.), die täglichen oder monat-en Zinsen, welche Bankiers ihren Handels-1nden, mit denen sie offene Rechnung halten, echnen, worüber sie halbjährlich oder am Jah-schluß eine besondere Rechnung auswerfen.

Supposition (v. Lat.), die Annahme, Voraus-ung; Unterschiebung, z. B. eines Testaments, es Kindes ꝛc.

Suppurantia (suppuratoria, lat.), Eiterung ppuratio) fördernde Mittel.

Supralapsarii (lat.), s. Infralapsarii.

Supremat (v. Lat.), der Primat (s. d.) des pstes. Suprematеid (oath of suprematy) 3 in England der von allen Parlamentsmit-:dern abzuleistende Eid, worin der Krone die rste Kirchengewalt zugesprochen, der katholische iube und der Primat des Papstes verleugnet) die alleinige Berechtigung der protestantischen ronfolge ausgesprochen ward. Von Hein-rich VIII. eingeführt und unter Georg I. 1715 durch Parlamentsbeschluß bestätigt, ward er 1791 wieder aufgehoben.

Sur (Zor, Tor), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Beirut (Saida), am mittelländischen Meere, nördlich von Acre, auf einer Landzunge der syri-schen Küste, hat einige Befestigungen, einen großen-theils versandeten Hafen, viele Ruinen (Ueberreste des alten Tyrus, s. d.), etwas Handel und 4000 Einwohner.

Sura, Fluß im östlichen europäischen Rußland, entspringt im Gouvernement Saratow, durchfließt in vorherrschend nördlicher Richtung die Gouver-nements Pensa und Simbirsk und fällt an der Grenze des Gouvernements Nishnei-Nowgorod bei Wassil Sursk nach einem Lauf von 140 Meilen rechts in die Wolga; er ist sehr fischreich und bei Hochwasser, namentlich im Frühjahr, von Pensa an schiffbar und wird besonders viel von Flößen befahren. An seinen Ufern große Eichenwälder und viele Hanffelder.

Surabaya, Stadt, s. Sourabaya.

Surakarta, ein von Holland abhängiger Va-sallenstaat im Innern der großen Sundainsel Java, 70 □Meilen groß mit 687,000 Einwohnern. Das Land ist gebirgig, mit mehren Vulkanen, reich bewässert und sehr fruchtbar und steht unter einem eingeborenen Fürsten oder Susuhunan (auch Kaiser von Matarem genannt), welchem eine Art Reichsverweser beigeordnet ist, der unter dem niederländischen Residenten steht. Die gleich-namige Hauptstadt ist der Sitz des Susuhunan und des niederländischen Residenten, hat ein Fort mit niederländischer Besatzung, einen fürst-lichen Palast, lebhafte Industrie und Handel und 110,000 Einwohner.

Surash, 1) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, am Iput, hat Land-handel, besuchte Jahrmärkte und 2945 Ein-wohner. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, an der Mündung der Kasplia in die Düna, hat ein Kreisgericht, eine Kreisschule und 1900 Einwohner.

Surate, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (77 □Meilen mit 500,000 Einwohnern) in der indobritischen Präsidentschaft Bombay, in einer fruchtbaren Ebene, links am Tapti, 2 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Golf von Cam-bay, die einen Hafen bildet (bei Swally), der als Hafen von S. gilt. S. ist der Sitz eines britischen Gouverneurs, eines pensionirten Nabob und eines Gerichtshofs; die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, aber enge, krumme und düstere Straßen, 12 Thore, ein Fort, mehre Paläste, mehre christ-liche Kirchen, viele Moscheen und Pagoden, große Bazars, ein großes Thierhospital (worin alte, kranke Thiere gepflegt werden, weil die Hindu's keine Thiere tödten), Missionsanstalten, Fabriken von Seiden- und Baumwollzeuchen, Shawls, Schmucksachen, Elfenbeinwaaren ꝛc. und sehr leb-haften Handel. Früher war S. viel bedeutender und das Hauptemporium des indischen Welt-handels; es befanden sich daselbst eine französische und seit 1616 auch eine holländische Faktorei, welche letztere 1782 von den Briten genommen wurde. Durch mehrmalige Verheerung, Seuchen und die Verlegung der Präsidentschaft und aller

öffentlichen Anstalten nach dem mehr und mehr emporblühenden Bombay hat die Stadt in neuerer Zeit große Einbuße erlitten, und während sie 1796 noch gegen 800,000 Einwohner hatte, ist jetzt ihre Bevölkerung auf 135,000 gesunken.

Surdität (v. Lat.), s. v. a. Taubheit.

Sure (Soure, Sauer), Fluß, entspringt auf den Ardennen in der belgischen Provinz Luxemburg, fließt östlich durch das Großherzogthum Luxemburg, dann südlich, bildet im unteren Laufe die Grenze zwischen Luxemburg und der preußischen Rheinprovinz, nimmt die Our, Alzette und Prüm auf und mündet nach 12 Meilen bei Wasserbillig in die Mosel.

Suren, Bezeichnung der Kapitel im Koran (s. d.).

Surênes (Surennes), Flecken im französischen Departement Seine, links an der Seine, über welche eine Brücke nach dem gegenüber liegenden boulogner Hölzchen führt, und am Fuß des Mont Valerien, hat Buntpapierfabriken, Töpfereien, Wollzeuchfärbereien, Weinbau und 2000 Einwohner. Hier früher Abtei, in welcher Heinrich IV. katholisch wurde.

Surinam (Niederländisch-Guyana), niederländische Kolonie im nordöstlichen Südamerika, begreift den mittleren Theil von Guyana, zwischen den Flüssen Corentyn und Marony, grenzt nördlich an den atlantischen Ocean, östlich an Französisch-Guyana, südlich an Brasilien und westlich an Britisch-Guyana und umfaßt einen Flächenraum von 2812 □Meilen mit (1861) 52,176 Einwohnern, worunter 16,805 Freie, 35,371 Negersklaven; die Uebrigen sind Buschneger (entlaufene Negersklaven und deren Nachkommen) und Indianer. Das Land ist im Innern dicht mit Urwald bedeckt, im Süden gebirgig, an der Küste höchst fruchtbar, aber des heißen Klima's, zahlreicher Sümpfe und häufiger Ueberschwemmungen wegen sehr ungesund. Der Hauptfluß ist der Surinam, welcher unweit der brasilianischen Grenze entspringt, die Kolonie von Norden nach Süden durchströmt und bei Paramaribo in den atlantischen Ocean mündet. Hauptprodukte sind die des Plantagenbau's: Zucker, Kaffee, Kakao und Baumwolle. Der Handel mit diesen Artikeln ist von großer Bedeutung. Die Kolonie ist großentheils Eigenthum von Privatpersonen, namentlich reicher amsterdamer Kaufleute und wird von einem Direktorium in Amsterdam verwaltet. Der niederländische Gouverneur in Paramaribo nebst dem Kommandanten und einigen anderen Personen bilden den Kriminalgerichtshof; über Civilfälle entscheidet ein eigener Gerichtshof. Die Kolonie wird eingetheilt in das Gebiet der Hauptstadt Paramaribo und 8 Distrikte. Die ersten Ansiedler waren Engländer (1634) und Franzosen (1640), die aber des ungesunden Klima's wegen die Gegend bald wieder verließen. Im Jahre 1644 ließen sich holländische Juden dort nieder, die von den Portugiesen aus Bahia vertrieben worden waren; 1650 gründeten die Engländer eine größere Niederlassung und legten 1666 ein Fort an. Doch schon 1667 eroberten die Niederländer die Kolonie und brachten sie bald zu hoher Blüthe. Im Jahre 1712 besetzten die Franzosen das Land, das nun wieder verwilderte. Im Jahre 1799 begab sich die Kolonie in den Schutz Englands, kam aber durch den Frieden von Amiens 1802 wieder an die batavische Republik. Nach dem bald darauf wieder ausbrechenden Kriege zwischen England und Frankreich von ersterem abermals besetzt, wurde sie endlich 1815 dem Königreich der Niederlande definitiv überwiesen, bei welchem sie bis jetzt ungestört geblieben ist. Anfangs stand S. unter dem niederländischen Generalgouverneur von Westindien, erhielt aber 1845 einen eigenen Gouverneur.

Surlet de Chokier, Erasmus Louis, Baron, Regent von Belgien 1831, geboren am 27. Nov. 1769 zu Lüttich, war unter der französischen Regierung Maire zu Ginglom bei St.-Trond, 1800 — 12 Mitglied des großen Raths, dann des gesetzgebenden Körpers und nach der Bildung des neuen Königreichs der Niederlande durch königliche Wahl Mitglied der zweiten Kammer. Im Jahre 1818 durch die Regierung entlassen, ward er in der Provinz Limburg wieder gewählt und gehörte von 1828—30 zu den hervorragendsten Mitgliedern der Opposition. Nach dem Ausbruch der belgischen Revolution begab er sich mit den übrigen Abgeordneten der südlichen Provinzen nach dem Haag, bestand jedoch auf Trennung beider Länder hinsichtlich der Verwaltung. Er verließ den Haag in den ersten Tagen des Oktober und ward am 5. desselben Monats von dem Prinzen von Oranien zum Mitgliede seines in Antwerpen gebildeten Raths ernannt, lehnte aber ab. Vom Bezirk Hasselt zum Abgeordneten des Nationalkongresses ernannt, ward er im November 1830 Präsident desselben und, als der Herzog von Nemours die Krone ausschlug, am 26. Februar 1831 provisorischer Regent von Belgien. Nachdem der Prinz Leopold am 21. Juli 1831 seinen Einzug in Brüssel gehalten, legte S. seine Gewalt in die Hände des Präsidenten des Kongresses nieder; derselbe ließ auf seine Regentschaft eine Denkmünze prägen und setzte ihm ein lebenslängliches Jahrgeld von 10,000 Gulden aus. S. lebte seitdem zurückgezogen in Ginglom und † am 7. August 1839.

Surrey, Grafschaft im südöstlichen England, zwischen den Grafschaften Middlesex, Kent, Sussex, Southampton und Berks, hat 36 □Meilen mit 831,093 Einwohnern, wovon 579,748 auf die zu London gehörigen Gemeinden Southwark und Lambeth kommen. Die Grafschaft ist zum größten Theil fruchtbares Hügelland, theilweise aber auch sandig und heidig; der Süden wird von den Kreidehügeln „the Downs" durchzogen, der Norden von der Themse bewässert, welche hier den Wey und Mole aufnimmt. Die Eisenbahnen von London nach Southampton und Reigate (Brighton und Dover) nebst ihren Verzweigungen unter einander, sowie mehre Kanäle durchschneiden die Grafschaft. Hauptprodukte sind Getreide, Gemüse, Hopfen und Obst. Ackerbau bildet den wesentlichsten Erwerbszweig der nicht zu London gehörigen Einwohner der Grafschaft. Hauptstadt ist Guilford.

Surrey, Henry Howard, Earl of, englischer Dichter, geboren 1516 zu Kenninghall in Suffolk, ältester Sohn des Herzogs von Norfolk, trat 1540 in den Kriegsdienst und befehligte bereits

1544 das englische Heer als Feldmarschall auf dem Zuge nach Boulogne, ward aber dann des Hochverraths angeklagt und am 21. Januar 1547 enthauptet. S. war seit Chaucer der erste bedeutendere Dichter der Engländer. Seine Gedichte, (London 1557, 1717) neuerdings von Bell (London 1854) herausgegeben, sind selbstständige Nachahmungen Petrarca's. Meist lyrische Poesien, zeichnen sie sich durch Zartheit, Anmuth, Wärme und edle Sprache aus. S. führte das Sonett und die ungereimten Jamben in die englische Sprache ein.

Surrogat (v. Lat.), in der Medicin ein Mittel, welches die Eigenschaften und Kräfte eines anderen, theureren besitzt oder besitzen soll und wegen seiner größeren Wohlfeilheit statt jenes empfohlen und angewandt wird. So z. B. gibt es ein ganzes Heer von Chinasurrogaten, von denen aber die meisten den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen haben. Auch in Bezug auf Nahrungsmittel ist das Wort sehr gebräuchlich, wie bekanntlich Runkelrüben, Cichorien, Möhren, Eicheln ꝛc. als S.e des Kaffee's, Runkelrübenzucker als S. des indischen Zuckers ꝛc. gelten.

Sursee, Stadt im schweizerischen Kanton Luzern, an der Suhr, dem Sempachersee und der Eisenbahn von Luzern nach Aarburg, hat ein alterthümliches Rathhaus, Kapuzinerkloster, Spital und 1630 Einwohner. Dabei die Kapelle Mariazell mit schöner Aussicht.

Sursum (lat.) aufwärts, empor! S. corda! empor die Herzen! im katholischen Kult Aufforderung an das Volk, welches darauf antwortet: Habemus ad dominum, d. i. wir haben sie zu dem Herrn (gerichtet).

Surtur, in der altnordischen Mythologie ein Riese, welcher, mit glühendem Schwerte bewaffnet, in Muspelheim (s. Niflheim) als unversöhnlicher Feind der Asen herrscht. Surturbrand heißt ein in Irland gefundenes Fossil, welches für versteinertes Holz gehalten wird und woraus man Kohlen (die sogenannte holzige Braunkohle) brennt.

Surutu, kleine ostindische Insel aus der Carimatagruppe an der südlichen Westküste von Borneo, gebirgig und gut bewässert.

Surville, Clotilde, Pseudonym für den Verfasser 1803 erschienener sehr anziehender Gedichte meist lyrischen Inhalts, zuerst einer Dame de S. (geboren 1405 zu Vallon in Languedoc) beigelegt, aber wohl von Jos. Etienne de S. herrührend, der 1798 als heimlich zurückkehrender Emigrant erschossen wurde.

Survilliers, Graf von, der von Joseph Bonaparte nach 1815 angenommene Name.

Susa, Hauptstadt der altpersischen Provinz Susiana, Winterresidenz der persischen Könige, lag mitten im Lande zwischen den Flüssen Choaspes (jetzt Kercha oder Kerah) und Euläus (jetzt Dscherrahi), war in Gestalt eines Rechtecks von 120 Stadien Umfang erbaut und hatte keine Mauern, wohl aber eine stark befestigte Burg, welche den königlichen Palast und eine Hauptschatzkammer der persischen Könige enthielt. Als Erbauer der Burg und Vergrößerer der Stadt gilt Darius. In ihr feierten Alexander und seine Feldherren ihre Vermählung mit Perserinnen. Unstreitig rühren die Ruinen von Sus oder Schus am Kerah vom alten S. her. Man sieht dort die Trümmer einer großartigen Brücke, eines Prachtpalastes und eines aus Blöcken weißen Marmors errichteten Denkmals, Grab Daniels genannt.

Susa, Hauptstadt der ehemaligen italienischen Markgrafschaft gleichen Namens, dann einer sardinischen Provinz, jetzt eines Bezirks der italienischen Provinz Turin, an der Dora Riparia, dem Fuße der Roche Melon, der Mont-Cenisstraße und der Victor-Emanuel-Eisenbahn (Linie Turin-S.), welche von hier aus weiter durch den Col de Fréjus (den berühmten Mont-Cenistunnel) nach Modane zum Anschluß an die Bahn nach Chambéry und Lyon weiter gebaut wird. S. ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale (mit Statue der Gräfin Adelheid von S. aus dem 11 Jahrhundert), einige Klöster, meist enge und krumme Straßen, aber einige schöne Plätze, Gerberei, Baumwollspinnerei, Obst- und Weinbau und 8000 Einwohner. Hier beginnt der Paß über den Mont-Cenis. Dabei die Forts Sta. Maria und la Brunette, welche die Pässe nach Frankreich und Savoyen deckten, 1796 aber von den Franzosen zerstört wurden; letzteres ist wieder hergestellt. Die Stadt war früher bedeutender als jetzt. Im Alterthum hieß sie Segusio, stand vor der Herrschaft der Römer unter dem Geschlecht der Cottier und kam unter Augustus an Rom; sie hat noch viele römische Alterthümer, namentlich einen wohlerhaltenen, zu Ehren des Augustus errichteten Triumphbogen.

Susanna, Hebräerin zu Babylon, die nach dem apokryphischen Buche „Historie von der S. und Daniel“ durch Daniel von der gegen sie erhobenen Anklage des Ehebruchs freigesprochen wurde. Das Buch ist ursprünglich griechisch geschrieben.

Susdal, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, an der Kamanka, ist Sitz eines Bischofs, hat einen alten befestigten, aber halb verfallenen Kreml, ein bischöfliches Palais, mehre Kirchen und Klöster, einen Kaufhof, Tuchmacherei, Leinweberei, lebhaften Handel und 6524 Einwohner. S. ist sehr alt und soll schon vor dem heiligen Wladimir, der hier 997 das Christenthum verkündet haben soll, bestanden haben; dann war es lange Zeit Hauptstadt eines eigenen Fürstenthums.

Suso (Seuße, Säußen), Heinrich, Mystiker, geboren den 21. März 1300 in Konstanz aus dem Geschlecht der Herren von Berg, studirte in Köln Theologie und widmete sich nach dem Tode seiner Mutter, nach der er sich nun nannte, in einem Kloster zu Konstanz einem streng ascetischen Leben mit schweren Kasteiungen, durchzog seit 1340 als Bußprediger Schwaben, die Schweiz, das Elsaß und die Rheinlande und † den 25. Jan. 1365 in einem Dominikanerkloster zu Ulm, in dessen Kreuzgange er auch begraben liegt. Er hinterließ mehre Schriften, darunter als sein Hauptwerk ein lange Zeit fast abergläubisch verehrtes „Buch von der ewigen Weisheit“. Als solche bezeichnete er nämlich ein mit allen Reizen der Phantasie ausgestattetes Ideal, welches er bald mit Gott, bald mit Christus, bald mit Maria identificirte und zu seiner Geliebten erkor, die ihm hinwieder den

Geheimnamen Amandus gab, wie er häufig in alten Handschriften und Drucken heißt. Seine Mystik zeigt weder reformatorische Tendenzen, noch selbstständige Spekulation, doch kann er wegen des Vorwiegens des poetischen, oft bis zum Phantastisch-Romantischen sich versteigenden Elements als „Minnesinger in Prosa und auf geistlichem Gebiete" bezeichnet werden. Seine Werke, von denen er selbst eine revidirte Sammlung veranstaltete (Augsburg 1482 und 1512; neuhochdeutsch von Diepenbrock, neue Aufl., Regensb. 1838) wurde in verschiedene Sprachen übersetzt. Vergl. Schmidt, Der Mystiker Heinrich S., in den „Theologischen Studien und Kritiken", 1843.

Suspension (v. Lat.), s. Amtssuspension.

Suspensiv (v. Lat.), aufschiebend, daher s.e Rechtsmittel, solche, welche die Rechtskraft eines Urtheils aufheben oder verzögern.

Suspensorium (lat.), Verbandstück, vorzüglich zum in die Höhe Halten eines Theiles bestimmte Tragbinde.

Susquehanna, der Hauptstrom des nordamerikanischen Staats Pennsylvanien, entsteht aus zwei Quellflüssen, von denen der östliche oder nördliche (Ost-S., bisweilen auch vorzugsweise schon S. genannt) aus dem Otsegosee im südöstlichen Theil des Staats Newyork kommt, während der westliche (West-S.) auf dem Westabhange des Alleghanygebirges in der Grafschaft Cambria des Staats Pennsylvanien entspringt. Nach der Vereinigung beider (bei Sunbury in der Grafschaft Northumberland) strömt der bereits eine halbe Stunde breite Fluß südlich, dann südöstlich und fällt bei Havre de Grace im Staate Maryland in die Chesapeakebai (Susquehannabai) des atlantischen Oceans. Seine Ufer sind fast durchgehends hoch und sehr waldig. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Shamokin, Stoney, Mahantango, Juniata, Charlottenfluß (Alleghotani), Peltow und Clark. Der Fluß hat mehre Wasserfälle und Stromschnellen, richtet oft große Ueberschwemmungen an, wird aber im Sommer oft ziemlich seicht und hat daher ungeachtet seines 97 Meilen langen Stromlaufs als Wasserstraße nur eine geringe Bedeutung; erst 15 Meilen oberhalb seiner Mündung wird er unbedingt schiffbar.

Sussex, 1) Reich der Südsachsen (Suthseaxes), eins der angelsächsischen Königreiche in England, lag im südlichen Theil Britanniens zwischen Kent und Wessex und ward 491 von Ella gestiftet. — 2) Grafschaft im südöstlichen England, zwischen den Grafschaften Kent, Surrey und Southampton und dem Kanal (la Manche) mit 69 □Meilen und 363,725 Einwohnern. Die Küste ist theilweise steil und felsig und hat die beiden Vorgebirge Beachy-Head und Selsea-Hill, vor derselben liegen zahlreiche Sandbänke (Goodwins). Das Land ist im Süden durch die Kreidehügel (Downs, mit dem 883 Fuß hohen Butser Hill) etwas gebirgig, im Allgemeinen fruchtbar und hat namentlich im nördlichen Innern schöne Eichenwaldungen, die früher noch weit bedeutender waren, jetzt aber noch viel treffliches Schiffbauholz liefern. Die wichtigsten Flüsse sind: Arun, Adour, Ouse und Rother. Hauptprodukte sind Getreide, Hopfen, Holz, schönes Rindvieh und Schafe, Kalkstein, Kreide, Eisen und Steinkohlen; Haupterwerbszweige Ackerbau und Viehzucht, dann auch Fischerei, Bergbau und Handel. Die Industrie ist ohne wesentliche Bedeutung. Die Grafschaft wird von den Eisenbahnen von London nach Brighton und Lewes und von dort nach Southampton und Canterbury durchschnitten. Hauptstadt ist Chichester, die wichtigste Stadt der Grafschaft aber Brighton. Diese Grafschaft ist namentlich durch ihre Alterthümer merkwürdig; man findet in derselben noch 11 Römerlager. Sie war der Landungsplatz der meisten Völker, welche England heimsuchten; auch Wilhelm der Eroberer verließ hier sein Schiff, und hier war es, wo er die berühmte Schlacht von Hastings lieferte, welche ihn zum Herrn des Reichs machte. Einer der Feldobersten seines Heeres erhielt von ihm die ganze Grafschaft zu Lehn. Als die Familie des Grafen von Sussex ausstarb (1801), machte König Georg die Provinz zu einem Herzogthum, das dem sechsten Sohne Georgs III., dem Prinzen August Friedrich, gegeben wurde.

Sussex, August Frederik, Herzog von, sechster Sohn Georgs III. von England, geboren am 27. Januar 1773, studirte mehre Jahre in Göttingen, hielt sich dann 4 Jahre in Rom auf und heirathete daselbst im April 1793 Auguste Murray, die Tochter des katholischen Grafen von Dunmore in Schottland. Wiewohl er dabei seinen Familienrechten entsagt hatte, erklärte doch Georg III. die Ehe für ungültig, da sich kein im britischen Reiche lebender Sprößling Georgs II. ohne die Erlaubniß des Königs vermählen darf. Nachdem sich S. 1801 von seiner Gemahlin, die ihm 2 Kinder geboren, getrennt hatte, hielt er sich an verschiedenen italienischen und deutschen Höfen, auch zu Lissabon auf und wurde 1801 zum Peer von England mit dem Titel eines Grafen von Inverneß und Baron Arklow ernannt. Im Parlament hielt er sich meist zur Oppositionspartei und sprach für Gleichstellung der irischen Katholiken mit den Protestanten, für die Emancipationsbill, für die Abschaffung des Sklavenhandels, für die Parlamentsreform ꝛc. Obgleich auf den Genuß seiner Apanage beschränkt, sammelte er doch eine besonders an Ausgaben und Uebersetzungen der Bibel, sowie an Handschriften sehr reichhaltige Bibliothek, welche Th. Jos. Pettigrew (Lond. 1827, 2 Bde.) beschrieben hat. Auch fungirte er eine Zeitlang als Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er 1831 Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, die 1840 zur Herzogin von Inverneß erhoben wurde. Er † am 21. April 1843 im Kensingtonpalast. Seine Kinder von Auguste Murray führen den Namen Este.

Sutherland, die nordwestlichste Grafschaft von Schottland, grenzt im Norden und Westen an den atlantischen Ocean, im Süden an die Grafschaft Roß, im Südosten an die Nordsee, im Osten an die Grafschaft Caithneß und hat einen Flächenraum von 88,75 □Meilen mit (1861) 25,246 Einwohnern. Das Land ist mit Ausnahme eines kleinen Gebiets an der Ostküste durchaus rauh und gebirgig und erhebt sich unweit der Westküste

im Ben More von Assynt bis 3235 Fuß, im Ben Hope 3039 F., Ben Hee 2862 F.; das Innere ist ein von tief eingeschnittenen Thälern durchzogenes Tafelland, auf welchem vereinzelte Berge zu bedeutender Höhe ansteigen (z. B. Ben Klibreck 3158 Fuß); auf vielen Höhen liegt fast das ganze Jahr hindurch Schnee. Die bedeutendsten Flüsse sind Shin, Holadale, Strathy, Naver, Helmsdale und Brora; keiner derselben ist jedoch schiffbar. Von den zahlreichen Landseen sind der Loch Shin, Loch Naver und Loch Loyal die größten. Das Klima ist rauh und nebelig, der Boden, mit Ausnahme kleiner Küstenstrecken fast nirgends zum Ackerbau geeignet, enthält große Heiden und viel Waldungen; gebaut wird fast nur Hafer, Gerste, Kartoffeln und Flachs. Von mehr Bedeutung ist die Viehzucht (Rindvieh, Schafe und Ponies), Holzkultur, Jagd (auf Wild, Seehunde und Seevögel), Fischerei, Bergbau (auf Galmei, Blei, Kupfer und Schiefer) und der Handel, namentlich mit den Erzeugnissen der Viehzucht u. mit Fischen. Die Industrie ist nicht vertreten; die Einwohner bereiten nur etwas Leinwand zu ihrem eigenen Bedarf. Hauptort ist der Hafenflecken Dornoch an der Südostküste mit 647 Einwohnern.

Sutherland, eins der ältesten schottischen Geschlechter, der Sage nach von dem durch Macbeth ermordeten Allan, Than von S., abstammend, dessen Sohn, William, vom König Malcolm III. zum Grafen von S. ernannt wurde. Durch Vermählung kam der Titel 1514 an die Familie Gardon und von dieser 1766 an Viscount Trentham, nachherigen Georg Granville Leveson-Gower, Herzog von S., der durch den Tod seines Vaters, des Marquis von Stafford, dessen Titel und bedeutendes Vermögen erbte. Sein Nachfolger in der Peerie ist jetzt George Granville William, Marquis von Stafford, geboren den 19. Dec. 1828, seit 1861 Mitglied des Oberhauses.

Su-tschen-fu, eine der Hauptstädte der chinesischen Provinz Kiang-su, östlich von Nanking, am Kaiserkanal, auf Inseln erbaut und von vielen Kanälen durchschnitten, ist von hohen Mauern umgeben, hat viele Pagoden und Denkmäler, Baumwoll- u. Seidenmanufakturen, Fabrikation von Stickereien, Gerberei, sehr bedeutenden Handel und 600,000 Einwohner. Die Bewohner von S. gelten für die gebildetsten, sowie die Frauen von S. für die schönsten von ganz China.

Sutton-Coldfield, Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, nördlich von Birmingham, in öder Gegend, hat ein Rathhaus, eine lateinische Schule, Fabrikation von Stahlwaaren und Gewehren, Strumpfwirkerei u. 4662 Einw. In der Nähe Steinkohlenlager und der große Suttonpark.

Sutura (lat.), s. Naht der Knochen.

Sutzos, 1) Michael, 1821 Hospodar der Moldau, mußte noch in demselben Jahr wegen Theilnahme am griechischen Aufstand fliehen und ward in Oesterreich längere Zeit in Haft gehalten. Wieder frei, begab er sich nach Griechenland, ging 1830 als außerordentlicher Gesandter Kapodistrias' nach Paris und lebte später als Privatmann zu Athen.

2) Alexander, fruchtbarer neugriechischer Dichter und Schriftsteller, Neffe von Alexander S., welcher von 1818—21 Hospodar der Walachei war, geboren 1802 in Konstantinopel, bildete sich seit 1820 in Paris und ging dann nach Griechenland, wo er während des Freiheitskampfs als politischer Dichter auftrat. Auch schrieb er eine „Histoire de la révolution grecque“ (Paris 1829). Im Jahre 1831 mußte er wegen einer Sammlung lyrischer und komischer Poesien, die zum Theil gegen die Regierung Kapodistrias' gerichtet waren, nach Hydra fliehen. Einige Jahre nach Otto's Thronbesteigung ging er zur Opposition über und trat in dem Gedicht „Der Umherirrende“ (Athen 1839), seinem bedeutendsten Werke, gegen die bayerische Herrschaft in Griechenland auf. Im Jahre 1850 erschienen von seinem auf 12 Gesänge berechneten epischen Gedichte „Hellas im Kampf mit den Türken“ 4 Gesänge mit Scholien, ein zwar in der Form minder gefälliges, aber wahrhaft poetisches Produkt. Auch eine satirische und politische Zeitschrift gab er heraus.

3) Panagiotis, ebenfalls neugriechischer Dichter und Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren 1806 zu Konstantinopel, bildete sich zu Paris, Padua und Verona und lebte seit 1823 eine Zeitlang zu Kronstadt in Siebenbürgen und dann in Griechenland. Er schrieb mehre lyrische und historische Dramen, Romane, Gedichte und redigirte nach einander mehre politische Zeitschriften im Sinne der nationalen Partei. Auch versuchte er die Wiederherstellung der altgriechischen, dem heutigen Griechenland verständlichen Sprache.

Suwalki (Suwalken), Hauptstadt des russisch-polnischen Gouvernements Augustowo, unweit des wigrischen See's, Sitz eines Gouverneurs, eines römisch-katholischen Bischofs und eines Civilgerichts, hat Branntweinbrennerei, Viehhandel, lebhaften Grenzverkehr mit Preußen und 12,573 Einw. S. wurde vom König Sigmund August angelegt.

Suworow (Suwarow), Alexei Wasiljewitsch, Graf von S.-Rymnikskj, Fürst Italijskj, berühmter russischer Feldherr, geboren den 13. (25.) Nov. 1729 in Finnland aus einer ursprünglich schwedischen Familie, begann bald nach Ausbruch des siebenjährigen Kriegs seine kriegerische Laufbahn und focht mit Auszeichnung bei Zorndorf und Kunersdorf und vor Kolberg. Nach dem Frieden von Katharina II. zum Obersten des astrachanschen Grenadierregiments ernannt, befehligte er beim Ausbruch der polnischen Insurrektion 1768 den Sturm auf Krakau, drang siegreich bis Lublin vor und kehrte nach der ersten Theilung Polens als Generalmajor nach Petersburg zurück. Der Ausbruch des Türkenkriegs (1773) führte S. anfangs an den Kaukasus, später an den Balkan, doch kam er nur, um den schwierigen Rückzug hinter die Donau decken zu helfen. Mit der Beförderung zum Generallieutenant erhielt er 1780 zugleich Befehl, gegen die aufständischen Völker am Kaukasus zu marschiren, und unterwarf dort die Lesghier nach blutigen Kämpfen, wofür er zum General der Infanterie und Gouverneur jener Provinzen ernannt wurde. Im Jahre 1787 siegte er über die Türken bei Kinburn und im folgenden Jahre mit den Oesterreichern unter dem Prinzen von Sachsen-Koburg bei Fokschani und 1789 am

Rymnik, wofür er den Beinamen Rymnikski erhielt und zum deutschen und russischen Reichsgrafen erhoben wurde. Am 22. Dec. 1790 erstürmte er die Festung Ismail, wobei 24,000 Türken niedergemacht worden sein sollen. Nach Abschluß des Friedens wurde S. zum Gouverneur von Jekaterinoslaw, der Krim und der am Ausflusse des Dnjestr eroberten Provinzen ernannt und blieb einige Jahre in Cherson, wo er die Küstenvertheidigung organisirte. Den polnischen Aufstand von 1794 beendigte er rasch durch die Erstürmung von Praga und die Besetzung von Warschau, wofür er zum Generalfeldmarschall befördert wurde. Der Siegesbericht an die Kaiserin enthielt nur die drei Worte: „Hurrah! Praga! Suwarow." Die Antwort lautete: „Bravo! Feldmarschall! Katharina." Nach dem Frieden zog sich S. auf sein Landgut Kantschanskl im Gouvernement Nowgorod zurück, bis ihm 1799 Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen übertrug, welche mit den Oesterreichern vereint in Italien gegen die Franzosen fechten sollten. Er schlug dieselben bei Cassano, an der Trebbia und bei Novi, eroberte Alessandria und warf binnen 5 Monaten den Feind aus ganz Oberitalien. Der König Karl Emanuel ernannte ihn hierfür zum Prinzen von Sardinien, Granden des Reichs, sowie zum Großfeldmarschall der piemontesischen Armee. Von Oesterreich dagegen erhielt er den Befehl, mit den Russen über die Alpen in die Schweiz zu marschiren, damit Andere die Früchte seiner Siege in Italien ernten könnten. Sein Zug über die Alpen war mit unbeschreiblichen Anstrengungen verknüpft und kostete ihm den dritten Theil seines Heeres, den größten Theil der Pferde, alle Lastthiere nebst Geschütz und Gepäck. Als er endlich das vordere Rheinthal betrat, fand er die Verbündeten inzwischen von Masséna bei Zürich, von Soult an der Linth, von Molitor bei Mollis geschlagen. Er trat daher, die erst später anlangende Zustimmung seines Kaisers voraussetzend, den Rückmarsch nach Schwaben u. von da, inzwischen zum Generalissimus aller russischen Armeen ernannt, im Jan. 1800 nach Rußland an. Noch während des Rückzugs aber fiel er in Ungnade, angeblich da er die kaiserliche Bestimmung, der Generalissimus solle stets einen General der Reihe nach zum General du jour ernennen und diesem die Ausfertigung und Vollziehung der Dienstbefehle übertragen, unbeachtet gelassen hatte, und erhielt in einem Armeebefehl Tadel ausgesprochen. Krank kam er am 2. Mai 1801 in Petersburg an und † daselbst den 18. Mai. Alexander I. ließ ihm im kaiserlichen Garten zu Petersburg eine kolossale Statue setzen. Vgl. Anthing, Kriegsgeschichte des Grafen S., Gotha 1796—99, 3 Bde.; von Schmitt, S.s Leben und Heerzüge, Wilna 1833—34, 2 Bde.; von Fuchs, S.s Korrespondenz über die russisch-österreichische Campagne von 1799, Glogau 1835, 2 Bde. Die beste Biographie S.s lieferte Polewoi, deutsch, Mitau 1853. S.s Sohn, Arkadij Alexiewitsch, geboren 1783, that sich im Feldzuge von 1807 hervor, ward Generallieutenant, befehligte eine Division der Donauarmee unter Kutusow und ertrank 1811 im Rymnik, wo sein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte. Dessen Sohn, Alexander Arkadjewitsch S.-Rymnikski, Fürst Italijski, geboren 1805, russischer Diplomat und Militär, ist Mitglied des Reichsraths und seit 1861 Generalmilitärgouverneur von Petersburg.

Suzanne, Stadt im französischen Departement Mayenne, am Erve und an der Eisenbahn von Le Mans nach Rennes, hat eine Burgruine, Papierfabrikation, Kalkbrennerei und 1749 Einwohner.

Suze, la, Stadt im französischen Departement Sarthe, Arrondissement Le Mans, an der Sarthe und der Eisenbahn von Le Mans nach Angers, hat Gerberei, Wollzeuch- und Töpferwaarenfabrikation und 2368 Einwohner.

Suzeränität (v. Franz.), Oberhoheit, Oberlehnsherrlichkeit, der Inbegriff derjenigen Rechte, welche der Beherrscher eines souveränen Staats über andere halbsouveräne Staaten, namentlich der türkische Sultan über Serbien und die Donaufürstenthümer ausübt.

S. v., Abkürzung für sub voce, unter dem Wort; für salva venia.

Svanberg, Jöns, schwedischer Mathematiker, geboren am 6. Juli 1771 zu Nedersalix in Westerbotten, studirte zu Upsala Mathematik, ward 1796 zum Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Stockholm ernannt, unternahm 1801—3 mit Oefverbom eine Reise nach Lappland, um einen Bogen des Meridians zu messen, und folgte 1811 einem Ruf als Professor der Mathematik nach Upsala. Im Jahre 1842 in Ruhestand versetzt, † er den 15. Januar 1851 zu Stockholm. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Die Grundformeln der Phoronomie analytisch dargestellt" (1813); „Theorie der Planeten und Kometen" (1829) und die in den Schriften der Gesellschaft zu Upsala enthaltenen „Disquisitiones analyticae in theoriam refractionum astronomicarum" und „Nouvelles considérations sur la résolution des équations algébraiques". Von seinen Söhnen hat sich Lars Frederik S., geboren den 13. Mai 1805 zu Stockholm, seit 1858 Professor zu Upsala, als Chemiker, und Adolf Ferdinand S., geboren den 23. Oktober 1806, † den 27. September 1857 als Professor zu Upsala, als Physiker bekannt gemacht; Gustav S., geboren den 22. Januar 1802 in Wermland, Professor der Astronomie zu Upsala, hat sich um die Astronomie und die Lehre vom Magnetismus Verdienste erworben.

S. v. v., Abkürzung für sit venia voci (oder verbo), es sei erlaubt, dies Wort zu brauchen.

Swammerdam, Jan, Naturforscher, geboren am 12. Februar 1637 zu Amsterdam, studirte zu Leyden und Paris und ließ sich dann in Amsterdam nieder, wo er sich ausschließlich anatomischen und zoologischen Studien widmete. Er vervollkommnete die Kunst der Injektion und der mikroskopischen Untersuchung und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften, verfiel aber später pietistischer Schwärmerei und † zu Amsterdam am 15. Februar 1685. Von seinen Schriften ist die „Biblia naturae s. historia insectorum in certas classes redacta" (Leyden 1737—38, 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1752) hervorzuheben.

Swanevelt, Hermann von, berühmter holländischer Landschaftsmaler, geboren 1618 zu Woerden, hatte erst G. Dow zum Lehrer und

bildete sich dann zu Rom hauptsächlich nach Claude Lorrain weiter aus. Er lebte dort so zurückgezogen, daß er den Namen des Einsiedlers (l'Eremita) erhielt, und † daselbst 1690. Werke von ihm besitzen das Musée royal zu Paris, das Luthonhouse in London, die Gallerie in Dresden, die Pinakothek in München, das Museum zu Berlin, die Gallerie zu Wien. Auch sind von S. treffliche Radirungen vorhanden.

Swansea, Stadt in der Grafschaft Glamorgan im englischen Fürstenthum Wales, an der gleichnamigen Bai des Bristolkanals (atlantischer Ocean), an der Mündung des Tawe und an der Eisenbahn von Cardiff nach Caermarthen und Pembroke, hat mehre sehenswerthe Kirchen, ein Gerichtshaus, Zuchthaus, eine lateinische Schule, ein Schullehrerseminar, Taubstummeninstitut, einen Hafen mit schönen Docks, ferner Schiffswerfte, Gerbereien, Brauereien, Fabrikation von Tuch, Metall- und Porzellanwaaren, Eisen-, Kupfer- und Zinkgießereien, besuchte Seebäder und 41,606 Einwohner. In der Umgegend ergiebige Steinkohlen- und Eisengruben und eine Mineralquelle.

Sweaborg, Stadt im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, Gouvernement Nyland, eine der stärksten Festungen und wichtigsten Waffenplätze Rußlands, sowie Stationsort für die russische Skärenflotte, liegt auf 7 durch Brücken mit einander verbundenen Felseninseln, den nyländischen Skären, $^{5}/_{4}$ Meile südlich von Helsingfors, dessen Hafen sie deckt. Die Festungsmauern bestehen aus Felsenwänden, die noch durch ungeheure Felsenblöcke verstärkt sind, welche man aus einander gesprengt und terrassenförmig als Mauern über einander gethürmt und insgesammt mit 2000 Feuerschlünden armirt hat. Die 7 Inseln, auf welchen die Festung liegt, sind folgende: Wargöe, die Hauptinsel, mit der Hauptfestung, Schloß, Kommandantenhaus, Zeughaus, Hauptwache, bombenfesten Magazinen, einem Monument des Grafen Ehrenswärd und 2 in Felsen gesprengten Schiffsdocks; Stora Oester Swartöe, ebenfalls sehr stark befestigt, mit den Werften und Magazinen für die Skärenflotte; Gustavsswärd, eine kleine Insel, zwischen der und Bakholm die einzige schmale Einfahrt in den Hafen führt, welcher 70—80 Linienschiffe fassen kann; Lilla Oester Swartöe und Wästra Swartöe, mit Kasernen und Hospital; Langkören und Bakholm. Die Stadt hat eine Kirche, eine Garnisonsschule, eine Marineequipage und (in Friedenszeiten) eine Garnison von 5—6000 Mann; die übrigen Bewohner sind Handwerker, Schiffbauer und Kaufleute, welche der Bürgerschaft von Helsingfors beigezählt werden. Die Festung S. ward seit 1749 von dem schwedischen Feldmarschall Grafen Ehrenswärd mit einem Aufwand von mehr als 3 Millionen Thalern erbaut. Hier 1790 Sieg des Königs Gustav III. von Schweden über die Russen. Sie ging am 7. April 1808 durch Kapitulation des von den Russen bestochenen schwedischen Kommandanten, Admirals Cronstadt, in russischen Besitz über, nachdem sie seit dem 17. März von dem russischen Admiral Suchtelen blokirt und beschossen worden war. Der Friede zu Frederiksham den 17. September 1809 bestätigte Rußland im Besitz dieses wichtigen Bollwerks. Während des Krimkriegs wurde S. im Juni und Juli 1854 von der englisch-französischen Ostseeflotte nur rekognoscirt, aber nicht angegriffen, dagegen vom 8.—11. August 1855 von derselben bombardirt.

Swedenborg (eigentlich Swedborg), Emanuel von, schwedischer Gelehrter und Theosoph, geboren den 29. Jan. 1688 zu Stockholm, Sohn Jesper Swedbergs, Bischofs von Westgothland, studirte zu Upsala Theologie u. Philosophie, Mathematik u. Naturwissenschaften, bereiste dann 1710 bis 1714 England, Holland, Frankreich u. Deutschland und ward 1716 Assessor des Bergwerkskollegiums zu Stockholm, in welcher Stellung er sich durch mechanische Erfindungen hervorthat. Zur Belagerung von Friedrichshall schaffte er 1718 zwei Galeeren und fünf große Boote mittelst Rollen 5 Stunden weit über Berg und Thal. Dies, sowie seine Schriften über Algebra, Werth der Münzen, Planetenlauf, Ebbe und Fluth 2c. erwarben ihm die Gunst der Regierung, und die Königin Ulrike adelte ihn 1719 unter dem Namen S. In dem folgenden Jahre bereiste er die schwedischen, sächsischen und später auch die böhmischen und österreichischen Bergwerke. Seine „Opera philosophica et mineralogica" (1734, 3 Bde., mit 155 Kupferstichen) enthalten ein System der Natur, dessen Grundlage die Idee eines nothwendigen mechanischen und organischen Zusammenhangs aller Dinge ist. Nach neuen Reisen (1736 bis 1740) durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und England wendete er sein Natursystem in der „Oeconomia regni animalis" (Lond. 1740—41) und dem „Regnum animale" (Bd. 1 und 2, Haag 1744; Bd. 3, London 1745) auch auf die belebte Schöpfung, namentlich den Menschen an. Er ordnet darin die Naturreiche nach Reihen und Stufen zu einer Harmonie, die er konstabilirt nennt und in deren jeder aus dem Einfachsten eine Wirkung sich durch die ganze Reihe verbreitet. Verwandten Inhalts sind die Schriften „De cultu et amore Dei" (Lond. 1740, 2 Bde.) und „Principia rerum naturalium". Aus der körperlichen Natur verirrte er sich in die Geisterwelt, mit welcher er sich in Rapport glaubte. Er hatte häufige Visionen, in denen er, wie er vorgab, eine klare Anschauung vom Geisterreiche, namentlich hinsichtlich dessen Zusammenhangs mit der Menschenwelt, und göttliche Offenbarungen erhielt. Nachdem er 1747 sein Amt bei dem Bergwerkskollegium niedergelegt, beschäftigte er sich ausschließlich mit der Ausbildung und Darstellung seines theologischen Systems. Abwechselnd in Schweden und England lebend, suchte er seiner Kirche Glieder zu werben. Er † den 29. März 1772 zu London. S. war von edlem Gemüth, hellem und klarem Geist, untadelhaftem Leben und bescheidenem Wesen im Umgang. Unter seinen theologischen Schriften sind hervorzuheben: „Arcana coelestia" (London 1749—56, 8 Bde.; von Tafel neu herausgegeben, Tüb. 1833—42, 13 Bde.; deutsch, das. 1842 ff.); „De coelo et inferno" (Lond. 1758; deutsch von Tafel, Tüb. 1830); „De nova Hierosolyma et ejus doctrina" (Lond. 1858; deutsch von Hofacker, Tüb. 1830); „Apocalypsis explicata" (deutsch von Tafel, Tüb. 1824—31, 4 Bde.); „Vera christiana

religio" (London 1771; deutsch von Tafel, Tübingen 1855—59, 4 Bde.). Seine Lehre ist im Wesentlichen folgende: Gott ist ein substantielles Wesen in menschlicher Form. Vater, Sohn und Geist sind bloß Wesenstheile des Einen Gottes. Die Welt ist aus der Substanz der göttlichen Liebe durch die göttliche Weisheit geschaffen worden; von dem Niederen aufsteigend, kommt im Menschen das Abbild des Unendlichen zur Erscheinung. Die Engel sind zur Verklärung gelangte Menschen. Die Welt bedurfte wegen des in ihr zum Uebergewicht gelangten Bösen einer Erlösung. Sie zu vollbringen, nahm Gott in Christus menschliche Gestalt an, denn nur so konnte er die Folgen der Sünde tragen. Während in den vier Evangelien der buchstäbliche oder natürliche Sinn der Träger eines geistigen und himmlischen ist, haben die Schriften der Apostel bloß den ersteren, ebenso die Kirchenlehre; S.s Lehre aber ist aus dem letzteren deducirt. Durch den Tod wird die unvergängliche Substanz aus der verweslichen Materie herausgelöst. Das in der Schrift erwähnte letzte Gericht ist bereits 1757 in der Geisterwelt gehalten und von ihm, S., selbst wahrgenommen worden. Die Wiederkunft Christi hat sich mit der Gründung der Neuen Kirche durch S., am 19. Juni 1770, ereignet. S. fand schon bei Lebzeiten viele Anhänger (Swedenborgianer), die seine Idee der Neuen Kirche oder des Neuen Jerusalems (New Jerusalem church) zu realisiren suchten, in Schweden besonders durch Beyer, Rote selbst in den höchsten Kreisen, namentlich durch die Uebersetzung von S.s Schriften. Eigentlich gesonderte Gemeinden der Neuen Kirche gab es zwar in Schweden nie, doch traten die Swedenborgianer 1796 dort zu der noch bestehenden Gesellschaft Fide et charitate zusammen. Die weiteste Verbreitung fand die Lehre S.s in England, wo auch die Neue Kirche ins Leben trat, besonders in Manchester durch John Clowes († 1831), der 1782 die swedenborgsche Traktatengesellschaft zur Herausgabe der Schriften S.s gründete. In London konstituirte sich zu diesem Zweck 1782 die philanthropische Gesellschaft, an deren Stelle 1810 die londoner Druckgesellschaft trat. Hier bildete sich auch 1788 zu Great Eastcheap die erste öffentliche Gemeinde mit eignem Geistlichen, Kultus und repräsentativer Verfassung. Jetzt mag es in Großbritannien 50 Gemeinden der Neuen Kirche geben; dieselben treten jährlich zu einer Synode zusammen, deren Organ „The intellectual repository and New Jerusalem magazine" ist. Auch in Nordamerika gibt es zahlreiche organisirte Gemeinden der Swedenborgianer; sie vereinen sich ebenfalls zu jährlichen Synoden, und zwar die in den östlichen Staaten zu Boston, in den südlichen zu Philadelphia, in den westlichen zu Cincinnati, und stehen mit der englischen Synode in Verbindung. Ihre Organe sind die „Minutes" u. „Journals of proceedings". Auf dem europäischen Kontinent hat der Swedenborgianismus sich nur sporadisch verbreitet, so in Polen, Rußland, Frankreich und in Süddeutschland, besonders durch Oetinger, den Universitätsbibliothekar Tafel in Tübingen (der seit 1850 eine „Wochenschrift für die Erneuerung der Kirche" herausgibt) u. den Prokurator Hofacker. Gottesdienstliche Zusammenkünfte finden Sonntags und mehrmals in der Woche Statt; die Hauptbestandtheile des Kultus sind Gesang, Antiphonien, Vorlesung u. Erklärung von Abschnitten aus der Bibel, die alle 4 Jahre ganz erklärt werden muß. Das Abendmahl findet jährlich viermal Statt. Zur Taufe kommen die männlichen Individuen mit dem 18., die weiblichen mit dem 15. Jahre. Die Amtstracht der Geistlichen ist ein weißer Talar. Vgl. Oetinger, S.s irdische und himmlische Philosophie, Frankfurt und Leipzig 1765; Seuffert, Grundzüge des christlichen Glaubens, nach dem Lehrbegriffe der Neuen Kirche, Schweinfurt 1833; Richer, La nouvelle Jérusalem, Par. 1832—35, 8 Bde.; Tafel, Sammlung von Urkunden über S.s Leben und Charakter, Tübingen 1839—42, 3 Bändchen; Derselbe, Abriß von S.s Leben, das. 1845; Schaarschmidt, S., Elberfeld 1865.

Swendborg (Swenburg, Svendborg), Hafen- und Amtsstadt an der Südostküste der dänischen Insel Fünen, hat 2 Kirchen, Handel, Schifffahrt und Schiffbau, Gerberei und 5537 Einwohner. Die Stadt ist sehr alt und wird schon 986 genannt.

Swenigorod, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, an der Mündung der Schernowka in die Moskwa, hat verfallende Festungswerke, 3 Kirchen, eine Kreisschule, ein Kreisgericht, Seidenmanufakturen u. 2377 Einw.

Swenigorodka, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, am Tikitsch, hat mehre Fabriken, Handel und 11,775 Einw.

Swiäsk (Swijashk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kasan, auf einem hohen Berge an der Swiaja, hat 2 Kirchen (darunter eine vom Czar Iwan Wasiljewitsch II. erbaute Kathedrale), ein Kloster, Fischerei, Kornhandel und 1400 Einw. In der Nähe Ueberreste einer alten Tatarenstadt Aksak Temko.

Swieten, Gerard van S., berühmter Arzt, geboren am 7. Mai 1700 zu Leyden, studirte daselbst, ward Professor der Medicin an der dortigen Universität, 1745 Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, Vorsteher der k. k. Bibliothek und Präsident der medicinischen Fakultät zu Wien, sowie Direktor des Medicinalwesens in der Monarchie und † am 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Er schrieb: „Commentarii in H. Boerhaavii Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis" (Leyden 1741—92, 5 Bde.; neue Ausg., Tübingen 1790, 8 Bde.).

Swietenia *L.* (Mahagonibaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cedreleen, charakterisirt durch den 5lappigen, abfälligen Kelch, die 5 eiförmigen, stumpf gespitzten Blumenblätter, die 8—10 Antheren, deren Staubfäden zu einer oben gezahnten Röhre verwachsen sind, den allmählig in einen Griffel mit schildständiger Narbe übergehenden länglichen Fruchtknoten und die holzige, eiförmige, in 5 Klappen von unten aufspringende 5fächerige Kapsel mit zahlreichen, geflügelten Samen, große Bäume in West- und Ostindien, sowie in Senegambien, mit paarig gefiederten Blättern u. rispigen, in den Blattachseln stehenden Blüthentrauben. Technisch wichtig ist S. Mahagoni, der gemeine Mahagonibaum, ein

großer, 80—100 F. hoher Baum mit weit ausgebreitetem, dicht belaubtem Wipfel, 3—5paarig gefiederten Blättern, eirund-lanzettlichen, zugespitzten, lederigen Blättchen, kleinen weißlichgelben Blüthen u. braunen, faustgroßen Samenkapseln. Dieser in Westindien u. auf der Landenge von Panama auf felsigem Boden wachsende Baum liefert das wegen seiner Polirurfähigkeit, Härte und Dauer als Fournierholz sehr geschätzte Mahagoniholz. Im Handel unterscheidet man dasselbe theils nach dem Vaterlande, theils nach dem Ansehen. Am geschätztesten ist das aus Jamaica, welches aber in Folge schonungslosen Fällens der Bäume jetzt nur noch geringe Quantitäten liefert; das meiste kommt von den Küsten der Hondurasbai; dasselbe ist, weil auf feuchtem Boden gewachsen, zwar weicher, gröber als das von Jamaica und fast schwammig, nimmt aber wegen seiner Porosität den Leim vorzüglich gut an. Härter und schöner gefärbt ist das Mahagoniholz von Hayti u. Cuba. Nach dem äußeren Ansehen unterscheidet man glattes, geadertes, gewässertes, gemasertes und geflecktes Mahagoniholz. Blöcke von ausgezeichneter Schönheit und Größe werden oft mit enormen Preisen bezahlt. Da das Mahagoniholz nicht von Würmern angegriffen wird u. im Wasser von ungewöhnlicher Dauer ist, so ist es auch zum Schiffbau sehr geeignet. Die bitter adstringirende Rinde, Cortex Mahagoni, wird in Jamaica gegen Wechselfieber und Durchfälle angewendet und dient auch zur Verfälschung der Chinarinde. Nach Einschnitten liefert der Baum ein Gummi, das als Acajougummi in den Handel kommt. Von S. febrifuga *Roxb.*, Soymida febrifuga *Juss.*, **Rothholzbaum**, in Ostindien, wird die Rinde, Cortex Soymidae, in der Heimat als Ersatzmittel der Chinarinde benutzt und neuerlich auch nach Europa gebracht.

Swift, Jonathan, berühmter politischer Satiriker der Engländer, geboren den 30. Nov. 1667 zu Dublin, studirte auf dem Trinitycollege daselbst, erhielt dann zu Irland die Priesterweihen und bekleidete dort nach einander verschiedene geistliche Aemter. Nachdem er schon 1701 mit dem Pamphlet „A discourse of the contests and dissensions between the nobles and commons of Athens and Rome“ als politischer Schriftsteller aufgetreten, veröffentlichte er 1704 anonym sein „Märchen von der Tonne“ („Tale of a tub“), eines der geistreichsten, zugleich der kühnsten Bücher, welche bisher über Religionsstreitigkeiten erschienen waren. Bisher Freund der Whigs, ging er 1710 zu den Tories über und vertrat deren Interessen vorzüglich in der berühmten Zeitschrift „Examiner“. Nachdem er 1713 das Dekanat zu St. Patrick erhalten hatte, verheirathete er sich 1716 heimlich mit Miß Esther Johnson, der berühmten „Stella“, mit der er schon seit 1701 in vertrautem Verhältnisse gelebt hatte, setzte aber dabei noch ein anderes Liebesverhältniß mit Miß van Homrigh, die er als „Vanessa“ in einem Gedicht feierte, fort. Im Verein mit Pope ließ er 1727 3 Bände „Miscellanies“ erscheinen. Das vollendetste seiner Produkte aber sind die in demselben Jahre erschienenen „Güllivers Travels“, eine politische Satire. Er † den 19. Okt. 1745 im Wahnsinn und ward in der Kathedrale von St. Patrick begraben. Seine „History of the four last years of Queen Anne“ erschienen erst nach seinem Tode. Seine Werke wurden unter Anderen von Walter Scott mit Biographie (London 1814, 19 Bde.) und Roscoe (das. 1844, 2 Bde.) herausgegeben. Vergl. Sheridan, The life of S., Dublin 1787; deutsch, Hannover 1795; Letters, written by J. S. and several of his friends, London 1766, 3 Bde.

Swinden, Jan Hendrik van, berühmter Mathematiker, geboren am 8. Juni 1746 im Haag, studirte zu Leyden und ward 1769 Professor der Philosophie und der Naturwissenschaften zu Franecker, 1785 am Athenäum zu Amsterdam, hier 1797 zugleich Präsident der neuerrichteten Medicinalkommission. Als Mitglied der 1798 zu Paris über ein neues Maß- und Gewichtssystem berathenden Kommission trug er viel zur Einführung des Decimalsystems in den Niederlanden bei. Darauf ward er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums der batavischen Republik und 1817 zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst ernannt. Auch als Mitglied des Comité central van den Waterstaat erwarb er sich Verdienste. Die Navigationsschule und das Blindeninstitut zu Amsterdam verdanken ihm ihre Einrichtung. Er † den 9. März 1823. Seine Abhandlungen über die Magnetnadel, das Nordlicht, das Thermometer, die Elektricität ꝛc. sind noch jetzt von Werth.

Swine, einer von den 3 Ausflüssen des stettiner Haffs, in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Usedom-Wollin, geht bei dem Dorf Lebbin aus dem Haff, trennt die Inseln Usedom und Wollin, fließt bei der Stadt Swinemünde, woselbst sie den Hafen der Stadt bildet, vorbei und in die Ostsee.

Swinemünde, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Usedom-Wollin, auf der Insel Usedom an der Mündung der Swine in die Ostsee, mit Schifffahrtskommission, Lootsenzunft, Leuchtthurm, Hafen, der als Vorhafen Stettins gilt, Seebad und 6452 Einwohnern (ohne 861 Mann Militär). Die Stadt wurde erst 1740—46 an der Stelle des Dorfes Westswine angelegt und hat mit ihren ungepflasterten Straßen und einstöckigen Häusern ein mehr ländliches als städtisches Aussehen.

Swir (Swire), schiffbarer Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, ein Abfluß des Onegasee's, fließt in südwestlicher Richtung an den Städten Wosnessenskoe und Ladeinoje Pole vorüber in den Ladogasee, ist sehr fischreich und gehört zu dem großen Wassersystem, welches die Newa mit der Wolga und somit die Ostsee mit dem kaspischen Meer verbindet, indem er zunächst das Verbindungsglied des tichwinschen Kanalsystems mit dem Marienkanalsystem bildet. Der unter Katharina II. und Alexander I. ausgeführte Swirkanal führt aus dem S. in den Fluß Säß und dient zur Vermeidung der gefährlichen Fahrt aus der Mündung des S. über den Ladogasee hinweg nach der Mündung des Säß.

Swoboda, Wenzel Aloys, böhmischer Dichter und Schriftsteller, geboren den 8. December 1781 zu Nawanow, studirte zu Prag und ward später Professor am kleinseiter Gymnasium daselbst; †

den 8. Januar 1849. Er übersetzte die Dramen des Seneca (Bd. 1, Prag 1817) und die „Königinhofer Handschrift" (das. 1829) ins Deutsche und veröffentlichte unter Anderem ferner „Muster redender Künste aus römischen Klassikern" (das. 1820—29, 3 Bde.), „Allgemeine Theorie der Tonkunst" (das. 1826) u. „Harmonielehre" (das. 1828).

Syagrius, letzter römischer Herrscher in Gallien, Sohn des Aegidius, der anfangs Statthalter, seit 461 aber unabhängiger Beherrscher eines Landstrichs im nordwestlichen Gallien mit der Hauptstadt Soissons gewesen war, erbte nach des Vaters Tode 476 jenes Gebiet als Patrimonialgut, erweiterte dasselbe und beherrschte es, bis er 486 von dem Frankenkönig Chlodowig besiegt und hingerichtet wurde.

Sybaris, berühmte, von Achäern und Trözenern um 720 v. Chr. gegründete griechische Pflanzstadt in der Landschaft Lukanien am tarentinischen Meerbusen, gelangte durch ihren blühenden Handel bald zu bedeutender Macht und Größe. Zu ihrem Gebiet gehörten zur Zeit ihrer Blüthe 25 Städte, so daß sie gegen die Crotoniaten 300,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Zahl ihrer Bürger soll 100,000 betragen haben. In Folge ihres großen Reichthums aber ergaben sich die Sybariten einem so üppigen und weichlichen Leben, daß das Sybaritenleben sprüchwörtlich wurde. Nachdem die Stadt 510 v. Chr. von den Crotoniaten zerstört worden war, legten 443 v. Chr. die Reste der vertriebenen Sybariten, durch neue Kolonisten aus Griechenland verstärkt, in der Nähe der zerstörten Stadt eine neue an, die sie nach der nahen Quelle Thurias Thurii oder Thurium nannten. Auch diese gelangte unter einer von Charondas eingerichteten demokratischen Verfassung schnell zu großer Blüthe. Hannibal ließ die Stadt 204 v. Chr. plündern und 3500 Einw. nach Croton abführen. Später erscheint sie als Municipium. Im 6. Jahrhundert war sie nur noch eine offene Stadt. Geringe Ueberreste finden sich nordöstlich vom heutigen Terra nuova.

Sybel, namhafter Geschichtschreiber, geboren den 2. December 1817 zu Düsseldorf, Sohn des als Wortführer der liberalen Partei in der parlamentarischen Geschichte Preußens bekannten, 1857 verstorbenen geheimen Regierungsraths von S., besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich dann zu Berlin, namentlich von Ranke angeregt, geschichtlichen Studien, habilitirte sich 1839 als Privatdocent der Geschichte zu Bonn und machte sich durch seine durch geistvolle Darstellung wie kritische Schärfe ausgezeichnete „Geschichte des ersten Kreuzzugs" (1841) auch in weiteren Kreisen bekannt. Spätere Abhandlungen über „Den zweiten Kreuzzug", „Das Königreich Jerusalem" und „Die Sagen der Kreuzzüge" führten jene Untersuchungen weiter. Seit 1842 Professor der Geschichte zu Bonn, folgte S. 1845 einem Ruf nach Marburg und schrieb hier über „Die Entstehung des deutschen Königthums". Fortan seine Aufmerksamkeit der neueren und neuesten Geschichte zuwendend, veröffentlichte er als vorläufige Frucht dieser Studien zwei Aufsätze: „Burke und die französische Revolution" und „Burke und Irland", beide von ernstem liberalkonservativen Geist getragen. Als Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung 1848 und 1849 gehörte er zur konstitutionellen Partei; 1850 von der hessischen Kammer in das erfurter Staatenhaus gesandt, sprach er dort als Berichterstatter in der Verfassungsfrage für die unveränderte Annahme der Unionsverfassung. In seiner „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95" (Marburg 1853—58, 3 Bde.; 2. Aufl., Düsseldorf 1859 bis 1860), wofür er vieles bis dahin unbekanntes Material aufgefunden, hat S. mit der Ordnung der Gruppirung eine Feinheit der Zeichnung vereint, wie man sie bis dahin nur bei Ranke zu finden gewohnt war; was ihn noch vor diesem auszeichnet, ist die Größe des sittlichen Urtheils, das nicht mehr vor der technischen Erwägung in den Hintergrund tritt. Im Jahre 1856 folgte er einem Ruf an die Universität München, gründete dort ein historisches Seminar und „Die historische Zeitschrift", ward 1857 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1858 insbesondere Sekretär der Kommission derselben für Quellenkunde. Im Jahre 1861 übernahm er die Professur der Geschichte zu Bonn; 1862 von Krefeld in die preußische Kammer gewählt, gehörte er hier bis 1865, wo ihn Gesundheitsrücksichten bestimmten, sein Mandat niederzulegen, zu den hervorragendsten Mitgliedern des linken Centrums. Noch sind von seinen Arbeiten hervorzuheben: „Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I." (München 1860), „Prinz Eugen von Savoyen" (das. 1861), „Die deutsche Nation u. das Kaiserreich" (Düsseldorf 1862) und „Kleine historische Schriften" (München 1863).

Sydenham, eine der südlichen, zur Grafschaft Kent gehörigen Vorstädte von London, berühmt durch den 1852—54 daselbst wiederaufgerichteten Glaspalast, der 1851 für die Weltindustrieausstellung im Hydepark erbaut worden war. Das Schiff des Gebäudes ist gewölbt und hat 3 Transsepte, wovon der mittlere 194 Fuß hoch und mit einem Bogendache von 120 Fuß Spannung bedeckt ist. Der räumliche Inhalt Links am Hauptschiff ziehen sich historische Kunsthallen hin, welche die treuesten Kopien von ägyptischen, assyrischen, griechischen, römischen, byzantinischen, maurischen, mittelalterlichen, italienischen, Renaissance- und neueren Bauten und Bildwerken, sowie von den berühmtesten Skulpturen alter und neuer Zeit und eine reiche Sammlung von Porträten berühmter Männer aller Zeiten in Gypsabgüssen enthalten. Rechts ziehen sich die der Industrie gewidmeten Hallen hin. Außerdem sind auf den Gallerien, deren es im Haupttranssept 5 übereinander gibt, noch 140,000 □Fuß zum „Völkerbazar" der „Weltmesse" vermiethet worden. Im gewölbten, 1608 Fuß langen Hauptschiff sind botanische, zoologische u. ethnographische Gruppen vertheilt, welche die verschiedenen Zonen, Klimate, Völker u. Racen repräsentiren. Namentlich ist hier auch das geologische und geognostische Fach, sowohl wissenschaftlich als praktisch in Hinsicht auf Bergbau 2c., in interessantester und instruktivster Weise vertreten. Die nöthige Wärme, insbesondere für die Gewächse, wird aus dem Paxtontunnel mittelst eines 50 englische Meilen langen Röhrensystems im ganzen Gebäude verbreitet. Im Haupttranssept springt eine große

Fontäne inmitten einer reichen Blumenwelt und der schönsten Kolossalstatuen, worunter die berühmten Sonnenrosse des Praxiteles aus dem Vatikan ꝛc.; den nördlichen Transsept aber füllen 2 ungeheure Memnonsstatuen von 90 Fuß Höhe und 12 kolossale Sphinxe, 20 Fuß und 10 Fuß hoch. Durch das Hauptschiff hin winden sich riesige Schlingpflanzen an Säulen empor, und überall erheben Palmen ihre reichen Kronen, während die Zwischenräume von einer Menge Reiterstatuen, Gruppen und Büsten ausgefüllt werden. An beiden Enden befinden sich große Flügel, welche in Glasthürme für die Wasserkünste und den sich selbst verzehrenden Rauch endigen. S. selbst ist in Folge des starken Besuchs des Palastes eine schöne Stadt mit Villen, Tavernen und Hôtels geworden. Am 30. Dec. 1866 wurde der nördliche Theil des Schiffs mit seinem reichen Inhalt von tropischen Gewächsen und Nachbildungen alter Bauwerke und Skulpturen durch eine Feuersbrunst zerstört.

Sydenham, Thomas, berühmter Arzt, geboren 1624 zu Winford-Eagle in Dorsetshire in England, ließ sich als praktischer Arzt in London nieder und erwarb sich namentlich durch erfolgreiche Behandlung der Pocken und der 1655 und 1656 England heimsuchenden Pest Ruf. Er † den 29. December 1689. Gesammelt erschienen seine „Opera" London 1685, zuletzt Leipzig 1827 und in deutscher Uebersetzung Wien 1786—87, 2 Bde. Vgl. Jahn, S., Eisenach 1840.

Sydow, Rudolf von, preußischer Diplomat, geboren 1800, fungirte nacheinander als Legationssekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Brüssel, als Legationsrath bei derselben am deutschen Bunde u. zugleich als preußischer Ministerresident bei der freien Stadt Frankfurt, 1845—48 als preußischer Gesandter zu Bern, ward 1853 Regierungspräsident in Sigmaringen und im März 1859 Gesandter zu Kassel, welchen Posten er jedoch 1862 bei dem Konflikt zwischen dem König von Preußen und dem Kurfürsten verließ. Am 8. Jan. 1863 zum preußischen Bundestagsgesandten ernannt, hatte er auf diesem Posten am 14. April 1864 von Savigny zum Nachfolger.

Syene, s. Assuan.

Syenit, fälschlich von Werner für den Syenites von Syene des Plinius gehalten, welcher rother Granit ist; da der ächte S. aber am Sinai vorkommt, hat man die Umwandelung des Namens in Sinait vorgeschlagen. Man verstand darunter früher jedes krystallinisch-körnige Gemenge von Feldspath und Hornblende, in welchem ersterer vorherrscht; G. Rose hat aber den Namen auf diejenigen Gemenge beschränkt, in welchen der Feldspath vorherrschend Orthoklas ist u. der zwillingsstreifige Oligoklas ganz fehlt oder nur untergeordnet vorkommt; der Quarz fehlt im ächten S. meist vollständig. Der meist im Gemenge vorwiegende Orthoklas ist roth, meist fleischroth, auch grauröthlich, dann oft blau labradorisirend, selten weiß; die Hornblende schwärzlichgrün bis schwarz; das Gemenge meist grob- oder mittelkörnig, selten feinkörnig, dann in Aphanit verlaufend, mit Grünstein zu verwechseln. Kommen größere Orthoklaskrystalle darin vor, so geht das feinkörnige Gestein in quarzfreien Orthoklasporphyr über (Südnorwegen). Durch Ausscheidung großer Orthoklaskrystalle in Form der karlsbader Zwillinge wird er porphyrartig. Oft führt der S. zugleich dunkeln Magnesiaglimmer, bei dessen Austreten die Hornblende zurücktritt; fehlt letztere ganz, so hat man das Gemenge von Orthoklas, Oligoklas und grünem Magnesiaglimmer Glimmersyenit genannt. Mengen sich dagegen Quarzkörner bei, so entstehen der Syenitgranit oder Hornblendegranit, völlige Uebergänge in den ächten Granit bildend. Durch lagenweise Anordnung der Hornblendesäulen und Glimmerblöcke entsteht ein gneisartiges Gestein. Unter den accessorischen Bestandtheilen sind der gelbe und braune Titanit, Granat, Orthit, Epidot in Adern und Nestern, Magneteisen und Schwefelkies hervorzuheben, von denen das Magneteisen zuweilen in größeren oder kleineren Lagern sich anhäuft. Zu den interessantesten Beimengungen gehören Zirkon und Eläolith im sogenannten Zirkonsyenit, einem der mineralienreichsten Gesteine; im Südnorwegischen (Friedrichswärn, Laurvig) kannte schon Hausmann nicht weniger als 50 verschiedene Mineralien und sind bis jetzt nicht weniger als 34 Silikatmineralien zum Theil von großer Seltenheit, mit 31 verschiedenen Elementen, entdeckt worden, darunter außer Zirkon- auch Cer-, Lanthan-, Thor-, Ytter-, Tantal-, Titanverbindungen. Der Kieselerdegehalt schwankt zwischen 56 u. 62 Proc., im Zirkonsyenit steigt er bis 66. Das specifische Gewicht sinkt von 2,9 auf 2,75 mit dem steigenden Kieselerdegehalt. Der S. verhält sich bei der Verwitterung dem Granit ähnlich, er zerfällt zuerst in Grus und liefert zuletzt einen etwas eisenhaltigen Thonboden. Er ist ein massiges Gestein von meist unregelmäßiger Absonderung, das in größeren und kleineren Stöcken, die in ihrer Ausdehnung aber meist hinter dem Granit zurückstehen, und gangförmig auftritt, die dunkeln Berge oft mit rauhen Felsen besetzt, auf den Höhen wie der Granit auch mit Felsmooren bedeckt (Odenwald). Er ist sehr verschiedenen Alters; man trifft ihn im Gebiet des krystallinischen Schiefergebirgs selbst von Granitgängen durchsetzt, im Uebergangsgebirge, aus dessen Umbildung ihn G. Bischoff entstehen läßt, selbst im Gebiet der alpinen Triaskalke (Monzoni und Predazzo) und des Lias der Insel Skye. Wo er mit Kalk in Berührung kommt, ist dieser krystallinisch-körnig geworden. Solche Grenzgesteine sind dann die Fundstätte zahlreicher Silikate, so in Tyrol und Norwegen. Auch in seiner Verbreitung steht er hinter dem Granit zurück. Man kennt ihn ausgezeichnet in den Vogesen, im Odenwald, Thüringerwald, in Sachsen (plauenscher Grund, Meißen), in Schlesien, Mähren, Ungarn, den Alpen, in England, Schottland, auf den Western Islands, in Norwegen, Finnland, Grönland und an anderen Orten. Man benutzt ihn ähnlich wie den Granit; seine Schönheit macht ihn auch zu architektonischer Verwendung geeignet; auch die Alten haben ihn schon verarbeitet, so zum Obelisken des Augustus auf dem Marsfeld zu Rom.

Sykomore, s. v. a. gemeiner Ahorn, Acer Pseudoplatanus *L.*; auch s. v. a. Maulbeerfeigenbaum, s. Feige.

Sykophanten (v. Griech.), in Athen Diejenigen, welche ein Gewerbe daraus machten, durch Androhung von Klagen, Verleumdungen und Chikanen aller Art die Begüterten zu brandschatzen. Die Benennung soll daher rühren, daß einst zur Zeit einer Hungersnoth die heiligen Feigenbäume geplündert und davon die Angeber der Verbrecher S. genannt worden seien.

Sylbe (v. Griech., lat. syllaba, Silbe), die Gesammtheit der Laute, welche wie mit einem Schlage, also durch gleichzeitige Bewegung der Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden. S.n können ein- und mehrlautig sein. Besteht eine S. aus Einem Laut, so muß dieser ein Stimmlaut sein. Besteht sie, wie z. B. Rad, Hund, hat, mit rc., aus mehren Lauten, so heißt der, mit welchem sie beginnt, Anlaut, der aber, mit dem sie endet, Auslaut. Man unterscheidet Stammsylben, in denen der Begriff des Wortes liegt, und welche daher auch allein stehend gebraucht werden können, und Nebensylben, welche nicht den Inhalt oder Begriff des Wortes ausmachen und daher nie allein stehen. Stehen sie vor der Stammsylbe, so heißen sie Vor-, im entgegengesetzten Fall Nachsylben oder Endungen. Diese Endungen sind entweder Ableitungsendungen, durch welche von Begriffswörtern andere Begriffswörter gebildet werden, oder Biegungsendungen, durch welche die Beziehungen der Begriffe, als Zahl, Person, Zeit, Aussageweise rc., bezeichnet werden, oder unbedeutsame Endungen, die keine bestimmte Bedeutung haben. In Bezug auf die Zeitdauer, welche zum Aussprechen einer S. erfordert (Quantität) wird, theilt man sie in lange und kurze, doch gibt es auch solche, deren Quantität nicht fest bestimmt ist, sondern nach verschiedenen Rücksichten verschieden sein kann. Sylbenmaß ist die Bestimmung der Sylben nach ihrer Quantität und die darauf sich gründende Anordnung derselben zu Versfüßen und dieser zu Versen, s. Metrik.

Sylbenräthsel, s. v. a. Charade, vgl. Räthsel.

Syllabarium (lat.), ABCbuch.

Syllepsis (griech.), grammatisch-syntaktische Figur, durch welche ein Attribut oder Prädikat auf zwei oder mehre Subjekte bezogen wird, die in Bezug auf Person, Numerus und Genus verschieden sind.

Syllogismus (v. Griech.), s. v. a. Schluß; Syllogistik, die Lehre von den Schlüssen, der wichtigste Theil der Logik.

Sylphen (v. Griech., Sylvani), im polytheistisch-pantheistischen System des Paracelsus Elementargeister (s. d.), deren Wohnort die Luft war, und die zum Dienst der Menschen bereit waren. Ein solcher war Oberon (s. d.). Sylphiden heißen die weiblichen Luftgeister.

Sylt, schleswigsche Insel in der Nordsee, $1\frac{1}{2}$—3 Meilen von der schleswigschen Küste entfernt, ist von Süden nach Norden zwischen Albue- und Hornum-Odde etwa 5 Meilen lang und $\frac{1}{8}$ bis $1\frac{1}{2}$ M. breit. In der Mitte ragt gegen Südosten die große Halbinsel Morsum in den Kanal Westerhavet, deren östliches Kap Naes-Odde ist. Der nördliche Theil der Insel heißt List, der südliche Rantum. Die Westseite erhebt sich zu 100 Fuß hohen Sandbergen, die aber durch den Andrang der Meeresfluth mehr und mehr abgespült werden, während sich die Ostseite der Insel durch Anschwemmung von ergiebigem Marschboden nach und nach erweitert. Doch soll die Insel in den letzten 200 Jahren im Ganzen $\frac{2}{3}$ ihres Areals verloren haben. Auf der Insel liegen die Orte List, Kämpen, Westerland, Keitum, Morsum und Rantum, wovon Keitum mit seinen ansehnlichen Häusern und 1000 Einw. einem Flecken gleicht. Die Insel hat 2870 Einw. friesischer Abkunft. Bei Westerland ist neuerlich ein Seebad eingerichtet worden. Vgl. Hansen, Die nordfriesische Insel S., Leipzig 1859.

Sylva (lat.), s. v. a. Silva.

Sylvanerz, s. v. a. Weißtellur (s. d.).

Sylvester, Name von 3 Päpsten: 1) S. I., Papst 314—335, bekehrte den kranken Kaiser Konstantin den Großen zum Christenthum und soll von ihm das sogenannte Patrimonium Petri zum Geschenk erhalten haben. Er † den 31. Dec. 335 und wird in der römisch- wie in der griechisch-katholischen Kirche als Heiliger verehrt. Sein Sterbetag heißt nach ihm Sylvestertag (Sylvesterabend).

2) S. II., Papst 999—1003, hieß eigentlich Gerbert und war aus niederem Stande in der Auvergne geboren. Er studirte zu Barcelona und bei den Arabern in Sevilla und Cordova, bereiste Italien, Deutschland und Frankreich und lehrte dann in Rheims Mathematik, Philosophie und klassische Literatur. Im Jahre 968 zum Abt in Bobbio ernannt, ward er später Erzbischof von Rheims und dann von Ravenna und bestieg 999 durch Vermittelung Kaiser Otto's III., dessen Lehrer er gewesen, den päpstlichen Thron, † jedoch schon 1003. Er soll besonders in der Philosophie und Mathematik bedeutende Kenntnisse besessen haben und kam durch seine physikalischen und chemischen Erfindungen und Kunstfertigkeiten in den Ruf eines Schwarzkünstlers. Er suchte die Schulen zu heben. Gedruckt sind von ihm bloß Briefe und einiges Andere.

3) S. III., Gegenpapst Benedikts IX., wird in der römischen Kirche in der Reihe der Päpste nicht mitgezählt.

Sylvinsäure, s. Terpentin.

Symblepharon (griech.), die Verwachsung des Augenlids mit dem Augapfel.

Symbol (v. Griech., lat. symbolum), Erkennungs- oder Merkzeichen, z. B. dasjenige, wodurch sich Gastfreunde einander zu erkennen gaben, wie z. B. ein zerbrochener Ring, von welchem jeder eine Hälfte erhielt, oder das man als Unterpfand eines Vertrags oder einer übernommenen Verbindlichkeit gab und einlöste; Tafel mit dem Losungswort bei den Soldaten, daher die Parole selbst und überhaupt jedes verabredete Zeichen, woran man Jemanden oder Etwas erkennt; Sinnbild als äußeres Zeichen einer Handlung oder Gesinnung; Denkspruch als Norm des eigenen Verhaltens; Zeichen oder Wort, welches die Wahrheit einer Aussage oder Lehre bestätigt; im heidnischen Kultus für den Geheimdienst gewähltes höheres Sinnbild, besonders Formel u. Merkwort, woran sich die in die Mysterien Eingeweihten erkannten; daher in der christlichen Kirche

s. v. a. Sakrament und insbesondere die sinnlichen Zeichen, welche bei den Sakramenten gebraucht werden (Wasser, Brod, Wein); endlich Glaubensbekenntniß, als Erkennungszeichen der zu einer Kirche oder Religionspartei Gehörigen, s. Symbolische Bücher.

Symbolik (v. Griech.), Lehre von den religiösen Symbolen der alten Völker. Während die Mythologie Thaten erzählt, wodurch sich die göttlichen Wesen geoffenbart haben, stellt die S. Gegenstände dar, durch welche jene Thaten, mit ihnen in Zusammenhang gesetzt, dem Sinn veranschaulicht werden. Je nach den verschiedenen äußeren Zeichen, an welche sich Gefühle und Gedanken knüpften und durch sie ausgesprochen werden sollten, ist die S. Kultsymbolik, welche die äußeren Handlungen darstellt, in sofern sie die Gefühle gegen das Göttliche sichtbar darstellen (Kultus), oder Festsymbolik, welche die einzelnen Zeichen, Gebräuche rc., die in Beziehung auf die verschiedenen Eigenschaften der an den Festen verehrten Götter standen, erklärt, oder Thiersymbolik, welche theils den Ursprung und den Sinn der Heiligung gewisser Thiere verschiedenen Göttern zeigt, theils auch die Darstellung mancher Götter in Thiergestalt nachweist. Gewöhnlich wird die S. nicht von der Mythologie getrennt. Vergl. Creuzer, S. und Mythologie der alten Völker, Leipzig 1810—12, 4 Bde.; 3. Aufl. 1837—44. Da auch die christliche Kirche ihre Symbole hat, wodurch sie das Unsichtbare in Zeichen oder künstlerischen Gestaltungen veranschaulicht, so gibt es noch eine christliche S.; vgl. Münter, Sinnbilder der alten Christen, Altenb. 1825, u. Piper, S. der christlichen Kunst, Weimar 1847. Ferner versteht man unter S. oder symbolischer Theologie denjenigen Theil der theologischen Gesammtwissenschaft, welcher sich mit den kirchlichen Bekenntnißschriften und deren Entstehung, Einrichtung und Geltung und mit dem Lehrinhalt derselben unter beständiger Vergleichung der Lehrbegriffe der verschiedenen Kirchen u. Konfessionen und unter Darstellung der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen kirchlichen Lehrbegriffs beschäftigt. Je nachdem bei der Aufstellung u. Beleuchtung dieser Gegensätze das rein historische oder das dogmatisch-polemische Interesse vorwaltet, ist die S. ein integrirender Theil der Dogmengeschichte, oder sie fällt mit der komparativen Dogmatik und der Polemik zusammen. Eine S. aller christlichen Kirchenparteien lieferten: Marheinecke (Heidelberg 1810—14, 3 Bde.), Winer (Leipzig 1824, 2. Aufl. 1837), Köllner (Hamburg 1837—40, 2 Bde.), Guericke (Lpz. 1839, 2. Aufl. 1846), Matthes (das. 1854), Baier (Greifsw. 1854), Hofmann (Leipzig 1857), der katholische Theolog Möhler (Mainz 1832, 6. Aufl. 1844).

Symbolische Bücher, Schriften, durch welche eine Kirche den von ihr anerkannten Glauben entweder an und für sich, oder im Gegensatz gegen die urkundlichen Lehren anderer Kirchen bezeugt. Schon in der ältesten Kirche suchte man die wichtigsten Lehren des Evangeliums in kurze Sätze zusammenzufassen, um besonders den zum Christenthum Uebertretenden einen kurzen bestimmten Inbegriff der christlichen Lehre vorzuhalten und sie hiernach auf die Taufe vorzubereiten. In diesen Taufbekenntnissen war die Grundlage zu den späteren ausführlichen Bekenntnissen, einmüthigen Zeugnissen der Bischöfe und Gemeinden von ihrer Auffassung der evangelischen Wahrheit, gegeben, durch die man in die Kirche eingedrungene Irrlehren bekämpfen u. das Auftauchen von neuen verhindern wollte. Schon diesen Glaubensbekenntnissen, namentlich dem Taufbekenntniß, legte man den aus der Mysteriensprache entlehnten Namen Symbol (s. d.) bei, da ja auch die Taufe als ein Mysterium galt. Die theologischen Streitigkeiten des 4. und der folgenden Jahrhunderte mußten die Zahl der Symbole noch erhöhen, und indem die Gemeinden einzelner Provinzen oder Länder dann in nähere Verbindung mit einander traten, legte man diesen ein bestimmtes Bekenntniß (Symbol) zu Grunde. So vielfachen Widerspruch diese Symbole auch von Seiten Einzelner und ganzer Parteien fanden, so verschafften ihnen doch die weltliche Macht der Kaiser und das Ansehen der Koncilien eine besondere Autorität, und jeder Widerspruch gegen sie war verpönt. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts suchten zwar, an dem Grundsatz festhaltend, daß die heilige Schrift die alleinige Quelle des christlichen Glaubens und der christlichen Erkenntniß sei, alles Irrthümliche zu beseitigen, was durch die Tradition Geltung erlangt hatte, allein es machte sich doch bald wiederum das Bedürfniß geltend, ein gemeinsames Bekenntniß des evangelischen Glaubens vor der Welt abzulegen und die Unterscheidungslehren, welche zur Trennung von der römischen Kirche geführt hatten, klar und bestimmt hinzustellen, ja man verlangte namentlich von den zur evangelischen Kirche Uebertretenden das Unterschreiben der s.n B. und namentlich der augsburgischen Konfession. In den nach Luthers Tod entstandenen theologischen Streitigkeiten gewann dieses Unterschreiben eine noch größere Bedeutung, indem man dadurch von Seiten der Landesfürsten die Einheit u. Reinheit der Lehre zu sichern suchte, und wurde allmählig insbesondere für die Geistlichen obligatorisch, namentlich seit 1580 beim Erscheinen der Konkordienformel von den protestantischen Fürsten und Ständen bestimmt ausgesprochen worden war, daß bei der darin enthaltenen Lehre, deren Uebereinstimmung mit der Lehre der Schrift vorausgesetzt wurde, allenthalben beharrt und alle etwaigen Streitigkeiten danach entschieden werden sollten. Weniger berührte diese Frage nach der Stellung und Geltung der s.n B. die reformirte Kirche, da in dieser bei ihren mehr praktischen Tendenzen und dem Mangel eines allen Kirchen gemeinschaftlichen symbolischen Codex die Veranlassung zu dogmatischen Streitigkeiten seltener vorlag. Auch in der lutherischen Kirche tauchte schon im 17. Jahrhundert der Gedanke auf, daß die Bezeichnung der s.n B. als einer Lehrnorm und die Verpflichtung auf sie eine unevangelische Beschränkung der Glaubens- und Gewissensfreiheit sei; Spener regte die Frage an, ob man die Geistlichen auf sie verpflichten solle, „weil“ (quia) oder „in wiefern“ (quatenus) sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten, u. es hat sich diese Meinungsverschiedenheit bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Der Grundsatz, daß sich die Geistlichen streng an die Lehrformen der s.n B.

zu halten hätten (Symbolzwang), wird in der Gegenwart hauptsächlich von der in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ Hengstenbergs vertretenen Richtung geltend gemacht, und zwar deshalb, weil auf den s.n B.n, namentlich auf der augsburgischen Konfession die politisch-rechtliche Anerkennung der Protestanten in Deutschland beruhe und ohne ein gemeinschaftliches öffentliches Bekenntniß eine die Gemüther der Gemeinden verwirrende Lehrwillkür einreißen müsse. Die Gegner des Symbolzwangs machen geltend, daß derselbe die Glaubens- und Gewissensfreiheit beschränke und den Fortschritt in der Wissenschaft beeinträchtige, sowie daß die s.n B. sich widersprechende und auf unrichtiger Schriftauslegung beruhende Lehrsätze enthielten, und wollen daher den Geistlichen höchstens eine gewissenhafte Berücksichtigung der s.n B. zur Pflicht gemacht wissen. Fast bei allen kirchlichen Streitigkeiten der neueren Zeit in Preußen, Bayern, Mecklenburg, Hannover und Rheinbayern stand die Frage über die Geltung der s.n B. mit im Vordergrund, da die eben berührten beiden divergirenden Anschauungen in allen Landeskirchen vertreten sind. Im Allgemeinen neigen sich jetzt die obersten Kirchenbehörden in Betreff der Geltung der s.n B. der milderen Auffassung zu, und die meisten haben die Verpflichtung der Geistlichen auf sie gemildert. Ueber die s.n B. der verschiedenen christlichen Religionsparteien s. Glaubensbekenntniß. Deutsche Ausgaben der s.n B. der lutherischen Kirche lieferten Schöpf (1826), Köthe (1830), Detzer (1830), Bodemann (1843); lateinische Hase (1827, 2. Aufl. 1837), Meyer (1830) u. Franke (1847); lateinisch-deutsche Walch (1750) und Müller (1848); der reformirten Kirche Augusti (1837), Niemeyer (1840), Böckel (1847), Bodemann (1844) und Heppe (1860); der katholischen Kirche: Danz (1836), Streitwolf u. Klener (1837); der griechischen Kirche: Kimmel (1838).

Symbololatrie (v. Griech.), die übertriebene Verehrung von dem, was nur als Zeichen und Symbol Bedeutung hat, wie der Götter- und Heiligenbilder, besonders auch der symbolischen Bücher (s. d.).

Symmachie (v. Griech.), Schutz- und Trutzbündniß, von den griechischen Staaten unter einander geschlossen, und zwar so, daß ein mächtigerer (z. B. Athen) die Hegemonie hatte. Es waren freie Verbindungen, auf eine bestimmte Zeit eingegangen, nach deren Ablauf das Bündniß von selbst aufhörte, wenn es nicht wieder erneuert wurde.

Symmachus, 1) von Geburt ein Samaritaner, zu Ende des 2. Jahrhunderts, wurde Jude, später Christ und hielt sich zu den Ebioniten. Er verfaßte eine griechische Uebersetzung des Alten Testaments, die im Polyglottenwerk vor der des Theodotion steht, aber jünger als diese ist.

2) Quintus Aurelius, römischer Redner, bekleidete 384 n. Chr. die Stadtpräfektur und 391 das Konsulat in Rom. Von seinen Reden sind nur noch Fragmente (gesammelt in Mai's „Scriptorum veterum nova collectio“, Bd. 1, Th. 4), dagegen seine für die Geschichte jener Zeit wichtigen „Epistolae“ (herausgegeben von Scioppius, Mainz 1608, und Pareus, Frankf., 3. Aufl. 1651) vollständig erhalten.

3) Cölius, Papst seit 498, aus Sardinien gebürtig, ließ 502 auf einer Synode zu Rom jede Einmischung von Laien in die Angelegenheiten der römischen Kirche verpönen u. † den 19. Juli 514.

Symmetrie (v. Griech.), das Ebenmaß oder die Uebereinstimmung bei der Anordnung der Theile eines Ganzen in Hinsicht auf Maß und Zahl. Die S. zeigt sich besonders darin, daß sich das Ganze in 2 hinsichtlich der Anordnung des Einzelnen übereinstimmende Hälften theilen läßt. S. in diesem Sinne zeigt in der anorganischen Natur die Krystallform, im Pflanzenreich namentlich die Bildung der Blüthen und Früchte, vorzugsweise aber der Körper der höheren Thierklassen, bei welchem im normalen Zustande die gleichen oder ähnlichen Theile an jeder Hälfte dieselbe Stelle einnehmen. Die Wahrnehmung dieser S. oder ebenmäßigen Anordnung der gleichartigen Theile wird durch Hervorhebung eines Mittel- oder Augenpunktes unterstützt und erleichtert. Doch ist diese strenge S. keineswegs bei allen Kunstwerken zu beobachten, da sie oft den Eindruck des Steifen, Unnatürlichen und Gezwungenen hervorbringen würde, wie in der Stellung und Gruppirung der Figuren in der Malerei und Plastik, bei Anordnung theatralischer Scenen 2c. Insbesondere muß sie auch in der Landschaftsmalerei ganz bei Seite gelassen werden. Am meisten eignet sie sich für die Architektur, indem das mangelnde symmetrische Verhältniß der einzelnen Theile eines Bauwerks einen mehr oder weniger störenden Eindruck hervorbringt. In der Gartenkunst, wo früher ebenfalls symmetrische Anordnung üblich war, ist dieser Zwang durch Aufkommen der sogenannten englischen Anlagen, welche die Natur nachzuahmen suchen, meist beseitigt worden. Vom meßbaren Räumlichen ist der Ausdruck S. auch auf zeitliche Verhältnisse übertragen worden, doch ist hier der Ausdruck Eurythmie zutreffender; vgl. Rhythmus. In der Mathematik ist S. die Uebereinstimmung der Theile eines Ganzen unter einander. Symmetrisch ist z. B. jeder Kreis, jede Ellipse, jede Parabel und Hyperbel gebildet, auch jedes gleichseitige Dreieck, Viereck 2c. Symmetrische Funktionen mehrer unbestimmten Größen, z. B. a, b, c, sind algebraische Ausdrücke, worin jene Größen alle auf ganz gleiche Art vorkommen, so daß man sie beliebig mit einander vertauschen kann, ohne daß dadurch der Ausdruck geändert wird, z. B. $(a + b)$, $(a + c)$, $(b + c)$.

Symmikta (griech.), eigentlich Vermischtes, Titel für Sammlungen von allerhand Aufsätzen und Abhandlungen, ähnlich den Adversarien, Kollektaneen und Miscellaneen. Zu den frühesten und bekanntesten Schriften unter diesem Titel gehören die „Symmicta“ des Leo Allatius im 17. Jahrhundert.

Sympathetisch (v. Griech.), gleiche oder ähnliche Empfindungen habend oder hervorbringend; auf einen entfernten Gegenstand einen Einfluß oder Wirkung habend, ohne daß die Art, wie dies geschieht, oder das Mittel, wodurch es geschieht, leicht bemerkbar oder erklärbar wäre. Unter sympathetischen Kuren versteht man diejenigen Heilungen von Krankheiten, die nicht durch die Einwirkung von Arznei- oder andern allgemein

bekannten Heilmitteln, sondern durch eine geheimnißvolle Kraft solcher Körper geschehen, die mit dem Kranken bald in eine unmittelbare Berührung kommen, bald, u. dies am häufigsten, auch nicht. Als die hier wirksame Kraft nahm man eine Sympathie des Menschen- oder Thierkörpers mit Geistern, Sternen, andern Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen an, wofür jedoch die Wissenschaft die Beweise schuldig bleibt. Die Wirksamkeit aller sympathetischen Mittel ist nicht nur nicht erwiesen, sondern auch im höchsten Grade unwahrscheinlich, da sie durchaus nach keinen bekannten Principien erklärt werden kann. Obgleich die Fälle nicht eben selten sind, wo sympathetische Mittel ganz fruchtlos angewandt wurden, so ist der Glaube an die Heilkraft derselben im Volke doch noch überaus verbreitet und wird durch häufige Erzählungen von gelungenen Kuren unterhalten, und allerdings geben die nicht minder unerklärbaren und wenigstens theilweise kaum wegzuleugnenden Erscheinungen des thierischen Magnetismus einen starken Vorwand für den Glauben auch an andere unbegreifliche Erscheinungen aus diesem Gebiet. Die Wirksamkeit s.r K. scheint vornehmlich darauf zu beruhen, daß in dem Kranken der feste Glaube erweckt werde, daß das Mittel helfen werde, denn durch diesen wird die Hoffnung auf Genesung und dadurch die Naturheilkraft angeregt, durch welche dann die Krankheit überwunden wird, wenn dies überhaupt möglich ist. Am leichtesten wird dies bei Krankheiten geschehen, die im Nervensystem oder im Seelenleben ihren Sitz haben. Die Art der Ausführung s.r K. ist eine sehr verschiedene und geschieht theils durch äußere Mittel, theils durch Beachtung der Konstellationen, theils durch Handlungen, die man an gewissen Gegenständen vornimmt, um auf den entfernten Kranken dadurch zu wirken. Andere Mittel werden durch Streichen, Händeauflegen, Besprechungen und Gebete angewendet. Vgl. Thierischer Magnetismus.

Sympathetische Dinte, s. Dinte.

Sympathie (v. Griech.), eigentlich Mitempfindung, der durch unmittelbare Gefühlswahrnehmungen oder durch Beachtung von Wirkungen erkannte, hinsichtlich seines ursächlichen Verhaltens aber nicht zu erklärende Zusammenhang, in welchem Einzelnwesen in der Natur mit einander stehen. In der Physiologie versteht man unter S. (consensus) die Eigenschaft eines Organismus, vermöge deren durch die gesteigerte oder herabgestimmte Thätigkeit eines Organs auch die eines andern gesteigert oder herabgestimmt wird. Dies beruht auf der engen Verbindung der Theile eines Organismus zu einem lebendigen Ganzen. Als Verbindungsglied zwischen dem Organ, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem anderen, auf welches sie sich sympathisch (konsensuell) verbreitet, fungirt bald das Nerven-, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe. Das Nervensystem wirkt namentlich durch physische Vermittelung oder Reflex; das Gefäßsystem durch Ueberführung der Säfte von einem Organ zum anderen; das Zellgewebe aber durch nachbarliche Verbreitung (Durchsickern, Weiterwandern, Kontiguität). Manche Erscheinungen der S. sind noch nicht ganz aufgeklärt. Auch im gesunden Zustande schon zeigt sich S., wie z. B. Leber, Speicheldrüsen, Pancreas 2c. zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit absondern, der Reiz des Lichts auf das Auge Niesen, das Kitzeln Lachen erregt 2c. Häufiger aber werden die Erscheinungen der S. in Krankheiten beobachtet. Im psychischen Leben versteht man unter S. eine ohne bemerkbaren äußeren Grund, meist plötzlich hervortretende Zuneigung, durch die zwei Personen, wie durch eine Art von Instinkt, freundlich von einander angezogen werden.

Sympathikus (v. Griech., sympathischer Nerv), ein Komplex von Ganglien und Nervenfasern, welcher bezüglich seiner anatomischen Anordnung wie seiner physiologischen Bedeutung in einem gewissen Gegensatz zu dem Gehirn u. Rückenmark, sowie zu den von diesen ausgehenden Nerven steht. Die letzteren, das sogenannte Cerebrospinalnervensystem, stehen den willkürlichen Bewegungen, den Empfindungen, den Seelenthätigkeiten, also überhaupt den eigentlich animalischen Prozessen vor. Der S. dagegen ist unabhängig von dem Einfluß unseres Willens, seine Thätigkeiten kommen uns nicht unmittelbar zur Empfindung und zum Bewußtsein, dagegen regulirt er die sogenannten vegetativen Prozesse, die Ernährung, Absonderung, Blutvertheilung 2c., hauptsächlich wohl dadurch, daß er die glatten Muskelfasern an den Gefäß- und Schleimhautröhren zur Zusammenziehung bringt. An dem Cerebrospinalsystem gibt es nur Ein Centrum, das Gehirn und Rückenmark, alle Nervenfäden strahlen von diesem wie die Aeste von dem Stamm eines Baumes aus. An dem S. dagegen gibt es viele sehr kleine Centra, welche in der Gestalt von Nervenknoten, Ganglien, auftreten, vielfach unter einander und mit dem Cerebrospinalsystem verbunden sind und nach allen Richtungen hin ihre Nervenfasern centrifugal abtreten lassen. Als Centraltheil des S. kann man gewissermaßen 2 Ganglienketten ansehen, welche zu beiden Seiten der Wirbelsäule in Gestalt eines mit Knoten durchflochtenen Stranges herablaufen. Diese Ganglienketten, die sogenannten Grenzstränge des S., liegen symmetrisch zur Wirbelsäule, dicht an der seitlichen und vorderen Fläche derselben, vor den Querfortsätzen der Wirbel, und strahlen nach allen Seiten hin Zweige (Nervenfasern) aus, welche sich zu Geflechten vereinigen. An der Ganglienkette unterscheidet man einen Kopf-, Hals-, Brust-, Bauch- und Beckentheil. Der Kopftheil besteht aus sehr zarten Nervenstämmchen, welche meist im Verlauf der großen Blutgefäße liegen und mit diesen zusammen in und an den Kopf treten, sich vielfach mit den Fasern des Cerebrospinalsystems vermischen, zum Theil in deren Bahnen laufen und mit denselben zusammen eine Anzahl von Nervenknoten zusammensetzen. Solche Knoten sind das Ganglion ciliare in der Augenhöhle (für das Auge), das Ganglion oticum (für das Ohr) am Grund des Keilbeins, das Ganglion sphenopalatinum 2c. Der Halstheil des S. besteht aus 3 (oft auch nur aus 2) großen Knoten, welche durch Nervenstämme mit einander in Verbindung stehen. Von den Halsganglien, welche übrigens mit vielen Gehirn-

u. Rückenmarksnerven Fasern austauschen, gehen die besonders wichtigen Herznerven ab. Der Brusttheil des S. bildet 11 oder 12 unter einander verbundene Ganglien, die an der Vereinigungsstelle der Rippen mit den Wirbeln liegen, nach oben mit dem Halstheil, nach unten, indem sie durch das Zwerchfell in die Bauchhöhle treten, mit dem Lendentheil des S. zusammenhängen. Der Brusttheil gibt Fäden ab, welche die Aorta und die Speiseröhre umspinnen und zusammen mit dem herumschweifenden Nerven in die Lunge eintreten. Außerdem stammen aber aus dem Brusttheil mehre große Nervenstämme, die sich zu den Baucheingeweiden begeben. Der Lenden- oder Bauchtheil des S. besteht aus 5 Ganglien, welche ganz den Brustganglien entsprechen. Die von ihnen ausgehenden Nerven schließen sich hauptsächlich den großen Gefäßen, der Aorta und unteren Hohlvene an. Der Beckentheil des S., mit 4—5 Knoten, liegt an der vordern Fläche des Kreuzbeins und ist die direkte Fortsetzung des Lendentheils. Die Grenzstränge laufen vor dem Kreuzbein konvergirend herab und fließen in dem unpaarigen Steißbeinknoten zusammen. Die von den Kreuz- und Steißbeinknoten ausgehenden Nerven stellen die Verbindung mit den Sakralnerven des Rückenmarks her, begleiten die Aeste der Arteria hypogastrica und betheiligen sich an der Bildung der Nervengeflechte im Becken (z. B. um die Harnblase herum ꝛc.). Ueber die Endigung der sympathischen Nervenfasern sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Die meisten Fasern scheinen ihr Ende in den glatten Muskelfasern zu erreichen, welche in der Wandung der Blut- und Lymphgefäße, in und um die Schleimhautkanäle herum liegen, andere Fasern stehen wahrscheinlich mit den Parenchymzellen der Drüsen in unmittelbarem Zusammenhang. Die Physiologie des S. ist trotz zahlreicher neuerer Forschungen noch in großes Dunkel gehüllt. Auf unsere physiologischen Anschauungen ist in dieser Richtung der Streit nicht ohne Einfluß geblieben, welcher darüber geführt worden ist, ob der S. als selbstständiges, vom Cerebrospinalsystem funktionell unabhängiges System, oder nur als ein Zweigsystem zu betrachten sei, welches vom Gehirn und Rückenmark abhängig wäre. Neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß der S. in gewisser Beziehung selbstständig, in anderen Beziehungen aber von dem Einfluß des Gehirns und Rückenmarks abhängig ist. Im Allgemeinen ist es als feststehend anzusehen, daß der S. die unwillkürlichen Bewegungen (des Herzens, des Magens und Darms, der Pupille ꝛc.) vermittelt, und daß er auf gewisse Vorgänge des Stoffwechsels, auf die Ernährung und Absonderung, einen entschiedenen Einfluß ausübt. Dagegen ist dem S. höchst wahrscheinlich ein selbstständiges Empfindungsvermögen abzusprechen; er vermittelt Empfindungen nur durch seinen anatomischen Zusammenhang mit den Empfindungsherden des Cerebrospinalsystems. Was die motorischen Verrichtungen des S. anbelangt, so steht es außer Zweifel, daß er in seinen Nervenzellen selbstständige motorische Erregungsapparate besitzt, durch welche er auch ohne Beihülfe des Hirns und Rückenmarks Zusammenziehungen der organischen Muskelfasern erzeugen kann, sowie es andererseits fest steht, daß auch vom Hirn und Rückenmark aus motorische Erregungen in der Bahn des S. hervorgerufen werden können. Die motorischen sympathischen Fasern werden niemals durch unsern Willen angeregt. Die Bewegungen, welche sie vermitteln, sind entweder automatische, oder reflektorische, d. h. die Fasern werden entweder unmittelbar von ihren Nervenzellen aus angeregt, oder mittelbar dadurch, daß eine von der Peripherie stammende Erregung auf die Nervenzellen und erst von diesen aus auf die mit letzteren in Zusammenhang stehenden Fasern übertragen wird. Höchst wichtig ist der Einfluß, welchen die sympathischen Nervenfasern auf die glatten Muskelfasern in den Gefäßwandungen haben. Reizt man den sympathischen Nerven, welcher sich zu den Muskelfasern einer Arterie begibt, so tritt eine Verengerung des Gefäßes und seiner Aeste, verminderter Blutzufluß zu dem betreffenden Theil, Kälte und Bläffe des letzteren ein. Lähmt man aber den Nerven dadurch, daß man ihn durchschneidet, so erweitern sich die betreffenden Gefäße, der Körpertheil wird heiß und geröthet. Diejenigen sympathischen Fasern, welche die Weite des Gefäßes verändern können, nennt man vasomotorische Nerven. Tritt eine solche theilweise Lähmung des S. in bereits geschwächten Individuen ein, so stirbt der betreffende Körpertheil sogar brandig ab, oder atrophirt doch wenigstens in hohem Grade. Der Einfluß, welchen der S. auf die Ernährung der Gewebe und auf die Sekretion der Drüsen ausübt, ist wahrscheinlich in vielen Fällen unmittelbar auf die Gewebe oder auf das secernirende Drüsenparenchym gerichtet und hängt nicht immer mit dem jeweiligen Füllungszustand der Gefäße zusammen. In sofern die sympathischen Fasern die Ernährung der Gewebe modificiren, werden sie auch als trophische oder Ernährungsnerven bezeichnet. Doch verdienen auch andere, dem Cerebrospinalsystem angehörende Nerven diese Bezeichnung.

Sympheropol, s. Simferopol.

Symphonie (Sinfonie, v. Griech.), ein in Sonatenform (s. Sonate) geschriebenes Werk für großes Orchester. Bei den Alten und auch noch im Mittelalter bezeichnete man mit diesem Ausdruck zunächst nur einen konsonirenden Zusammenklang. Im 16. Jahrhundert nannte man überhaupt jedes mehrstimmige Tonstück S., bis endlich im Beginn des 17. Jahrhunderts die Bezeichnung nur für Instrumentalstücke üblich wurde. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts bezeichnete man mit S. eine bestimmte Instrumentalform, die sich zuerst in den Bühnenwerken der neapolitanischen Schule findet, und deren Erfinder Alessandro Scarlatti sein soll. Ursprünglich als Einleitungssatz für die Oper bestimmt, in welcher Eigenschaft sie die in Italien eingewanderte französische Ouverture verdrängte, wurde diese Form allmählig auch auf das Gebiet der Kammermusik übertragen und war so keineswegs ohne bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der Sonatenform. Sie bestand aus drei zusammengehörigen Theilen: einem kurzen, kräftigen, nicht überschnellen Satze in gerader Taktart, einem langsamen, in ungeradem Takte

geschriebenen und meist schwächer instrumentirten Mittelsatz und einem lebhaften, meist fugirten Schlußallegro. Wie sich vom 18. Jahrhundert bis herab auf Beethoven die unserer jetzigen S. eigenthümliche Form weiter entwickelte, ist unter Sonate dargethan.

Symphorien, St. (St. S.-de-Lay), Stadt im französischen Departement Loire, unweit der Eisenbahn von Roanne nach St. Etienne, hat bedeutende Fabrikation von Musselin, Kattun und sogenannten Beaujolaisartikeln und 4652 Einwohner.

Symphysis (Synchondrosis, griech., Knorpelfuge), diejenige Art der Verbindung zweier Knochen unter einander, wobei die dick überknorpelten Knochenflächen durch straffes faseriges Gewebe in der Art zusammengehalten werden, daß die Beweglichkeit beider Knochen gegen einander eine sehr geringe wird. Solche S. finden wir namentlich am Becken, wo die beiden Beckenknochen sowohl unter sich (durch die Schambeinfuge), als auch mit dem Kreuzbein (durch die s. sacroiliaca) zu einem fast unbeweglichen Knochenringe sich vereinigt darstellen. Auch an der Wirbelsäule sind die einzelnen Wirbelkörper unter sich durch S. vereinigt, jedoch sind hier die faserknorpligen, zwischen die Wirbelkörper eingelagerten Massen so weich und verhältnißmäßig so reichlich entwickelt, daß die Wirbelsäule als Ganzes die ausgiebigsten Bewegungen ausführen kann. Im Innern der faserknorpligen Massen, aus welchen die S. besteht, findet sich oft ein höhlenartiger, mit einer Art von Gelenkschmiere erfüllter Spalt, welcher als Analogon einer Gelenkhöhle angesehen werden kann. Luschka hat deshalb die S. auch als Halbgelenke bezeichnet. In der Schwangerschaft quellen die S. am Becken auf, werden saftiger und nachgiebiger, so daß ein von innen her auf die Beckenknochen wirkender Druck die Knochen etwas auseinanderdrängen und den Kanal des kleinen Beckens ein wenig erweitern kann. Dieses Verhältniß ist bei dem Geburtsvorgange nicht ohne Bedeutung.

Symphytum *L.* (Schwarzwurzel, Beinwurz, Beinwell), Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die röhrige, cylindrische, am Schlunde bauchig erweiterte, inwendig mit 5 pfriemenförmigen Zähnen geschlossene, am Rande 5lappige Korolle, die einfache, stumpfe Narbe und die 4 eiförmigen, freien, an der Basis ausgehöhlten Nüßchen, ausdauernde Kräuter mit starken Wurzeln, meist in Osteuropa, in Sibirien und auf dem Kaukasus. Von S. asperrimum *Bieb.*, S. echinatum *Ledeb.*, auf dem Kaukasus an Bächen, mit schönen, himmelblauen und purpurröthlichen Blüthen in gipfelständigen Trauben, ist das Kraut als treffliches Viehfutter empfohlen worden. Von S. officinale *L.*, Schwarzwurz, mit spindeliger, ästiger, außen schwarzer Wurzel, aufrechten, 1—3 Fuß hohem, ästigem, steifhaarigem Stengel, runzeligen, rauhhaarigen Blättern und gelblichweißen, auch violettrothen Blüthen in gipfelständigen Trauben, auf feuchten Wiesen, an Ufern der Flüsse und Bäche, im größten Theil von Europa, waren Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Herba et Flores Symphyti, officinell; jetzt ist nur noch die Wurzel, welche viel Schleim enthält, gegen Blutspucken, Durchfall, sowie äußerlich zu Umschlägen bei Knochenbrüchen (daher der Name) in Gebrauch. Die jungen Sprossen sollen wie Spargel eßbar sein. Die Wurzel dient zum Rothfärben.

Symplegaden (Insulae Cyaneae), zwei kleine Felseneilande an der Mündung des thracischen Bosporus in den Pontus Euxinus, die dem Mythus zufolge früher fortwährend aneinanderstießen und alle dazwischen hinsegelnden Schiffe zertrümmerten, bis sie seit der Argonautenfahrt auf des Orpheus Saitenspiel unbeweglich stehen blieben. Jetzt Urek-Jaki.

Symploce (v. Griech.), Verflechtung, Verknüpfung, rhetorische Figur, bei welcher auf mehre hintereinander folgende Fragen dieselbe Antwort erfolgt, z. B. Was ist der Thoren höchstes Gut? Geld! Was verlockt selbst den Weisen? Geld! Was schreit die ganze Welt? Geld!

Symposion (griech.), s. v. a. Mahlzeit; auch Titel zweier Dialoge des Plato und Xenophon.

Symptom (v. Griech.), ein Zufall, Anzeichen bei einer Krankheit, s. Semiotik.

Symptomatologie (v. Griech.), Lehre von den Krankheitssymptomen, s. Semiotik.

Synagoge (griech.), Versammlungsort der Juden zu gottesdienstlichen Zwecken. Sie entstanden wahrscheinlich während des Exils, wo die Juden vom gesetzlichen Heiligthum getrennt lebten. Zur Zeit Jesu bestand in jeder mäßigen Stadt Palästina's, sowie in den von Juden bewohnten syrischen, kleinasiatischen und griechischen Städten wenigstens Eine S.; größere Städte hatten deren mehre, und in Jerusalem selbst sollen sich 480 befunden haben. Die bedeutendste war die Tempelsynagoge. Man versammelte sich dort (die Weiber in getrennten Sitzen) an den Sabbathen und Festtagen (später auch am 2. und 5. Tage jeder Woche) zum gemeinschaftlichen Gebet und zum Anhören der biblischen Abschnitte. Nach dem (regelmäßig von einem Priester gesprochenen) Segen, worauf die Gemeinde Amen sagte, wurde letztere entlassen. In den S.n wurden auch gewisse Strafen, namentlich die Geißelung abtrünniger Juden vollzogen. Später waren die S.n öfter Lokale der Schulen, für Kinder sowohl als für Erwachsene, und erhielten daher auch den Namen Schulen. Seit dem 5. Jahrhundert fanden hinsichtlich der Anlegung und der Anzahl derselben vielfache beschränkende Gesetze Statt. Die wesentlichsten Bestandtheile jedes jüdischen Bethauses sind dem Eingang gegenüber die die Gesetzrollen enthaltende heilige Lade (Oron, Aron), der Repräsentant der ehemaligen Bundeslade, daneben ein Leuchter mit sieben Armen; in der Mitte die Almemor oder Bimah genannte Estrade, auf welcher die Vorlesungen und andere gottesdienstliche Handlungen geschehen. Den Frauen sind abgesonderte Seitengallerien angewiesen. Täglich, früh und Abends, ist Betzeit; zur Abhaltung der öffentlichen Andacht sind mindestens zehn Erwachsene erforderlich. Die Gebete, meist in hebräischer Sprache, werden theils leise, theils laut verrichtet; bisweilen wechseln die Gemeinde und der Vorbeter ab. Die biblischen Lektionen verrichtet der Vorbeter oder ein

Vorleser; Vorträge an Sabbathen und Festtagen hält der Rabbiner oder ein Prediger; aber auch den Laien ist dies unbenommen. Die Vorsteher werden nicht besoldet. S. in anderem Sinne heißt zuweilen auch die Judenheit, als Gegensatz zur Christenheit (ecclesia). Die große S. (kenesoth hagdolah) wird der Verein von 120 Gesetzlehrern genannt, der von Esra bis auf den Hohenpriester Simeon bestand und manche religiöse Einrichtungen getroffen haben soll.

Synalöphe (v. Griech.), Verschmelzung, die Vereinigung zweier Silben, entweder durch die Krasis (s. d.), oder durch die Elision (s. d.).

Synanachrosis (griech.), die Krankheitsansteckung durch Berührung.

Synanthereen, Pflanzenfamilie, s. v. a. Kompositen.

Synaresis (Synizesis, griech.), die Zusammenziehung zweier Vokale in Eine Silbe.

Synarthrosis (griech.), s. Symphysis.

Synaxaria (griech.), in der griechischen Kirche die ausführlichen Lebensbeschreibungen der Märtyrer (lat. passionalia) und Heiligen (lat. legenda), die bei den religiösen Versammlungen (Synaxis) vorgelesen wurden.

Syncelli (v. Griech.), Mönche, welche zusammen in einer Zelle wohnen; in der griechischen Kirche seit dem 4. Jahrhundert Geistliche, die von den Bischöfen zur Aushülfe in ihre Wohnungen aufgenommen sind, also Hausgeistliche. Der Oberste derselben heißt Protosyncellus.

Synchondrosis (griech.), s. Symphysis.

Synchronismus (v. Griech.), Gleichzeitigkeit, in der Geschichte das Zusammentreffen verschiedener Begebenheiten in einem und demselben Zeitpunkte. Synchronistische Geschichtserzählung nennt man daher diejenige, in welcher die Begebenheiten unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern neben einander fortschreitend dargestellt werden. Zum Studium der Geschichte dienen synchronistische Tabellen, d. i. Verzeichnisse, in denen in neben einander stehenden Kolumnen die Hauptfakta der Geschichte verschiedener Völker angegeben sind.

Synchysis (griech.), Zusammengießung, Verwirrung, grammatische Figur, wobei die natürliche Ordnung der Konstruktion verkehrt ist.

Syncope (v. Griech.), grammatisch-phonetische Figur, im Gegensatz zur Epenthesis die Ausstoßung eines Vokals zwischen zwei Konsonanten in der Mitte eines Worts, wie seclum statt saeculum, ew'ger statt ewiger 2c.

Syndesmologie (v. Griech., Bänderlehre), derjenige Abschnitt der systematischen Anatomie, welcher sich mit Beschreibung der Bänder, d. h. derjenigen fibrösen Gebilde befaßt, durch welche die Knochen unter einander vereinigt werden. Vergl. Henle, Handbuch der Bänderlehre des Menschen, Braunschweig 1856.

Syndesmus (v. Griech.), Gelenkband.

Syndikus (v. Griech.), der von einer Gemeinde zu Besorgung ihrer Rechtsgeschäfte aufgestellte Bevollmächtigte. Die dem S. zu ertheilende Vollmacht heißt Syndikat (instrumentum syndicatus).

Synedrium (v. Griech.), das höchste Nationalgericht der Juden, s. Sanhedrin.

Synekdoche (griech.), rhetorische Figur, bei welcher ein einzelner Theil statt des Ganzen, ein einzelnes Ding oder Wesen oder eine Art statt des Gattungsbegriffs und umgekehrt, z. B. Thür statt Haus, Dolch statt Waffen, oder Haus statt Fenster, Gestirn statt Sonne, gesetzt oder Singular und Plural mit einander vertauscht werden.

Synepheben (v. Griech.), Jugendgenossen.

Synergismus (v. Griech.), die kirchliche Ansicht, daß der Mensch seine Besserung nicht allein von den göttlichen Gnadenwirkungen erwarten dürfe, sondern dazu mitwirken müsse. Schon Pelagius behauptete dies gegen Augustinus, der auf Grund seiner Erbsündenlehre alle Mitwirkung von Seiten des Menschen zu seiner Besserung und Seligkeit verwarf. Luther folgte der augustinischen Ansicht, Melanchthon aber milderte sie, indem er den Antheil der menschlichen Willenskraft wenigstens in die erhaltene Fähigkeit setzte, unter göttlicher Gnadenwirkung zum Guten angeregt zu werden, ohne daß er jedoch dabei ein Verdienst des Menschen statuirte. Dieselbe Vorstellung war ins leipziger Interim übergegangen, und mehre Theologen, V. Strigel, G. Meier, Crell 2c., begünstigten dieselbe. Erst seitdem Pfeffinger in seiner Schrift „De libero arbitrio" sich für dieselbe erklärt hatte, begann Professor Flacius zu Jena den sogenannten synergistischen Streit. Die wittenberger Theologen nahmen für Pfeffinger Partei, während die jenenser, an ihrer Spitze Flacius, sich gegen ihn erhoben. In ihrem Sinne erließ der herzogliche Hof (1559) eine officielle Widerlegung des S. Als sich in Jena selbst Vertheidiger desselben in Victor Strigel und Hügel erhoben, wurden beide 1559 gefangen gesetzt, zwar wieder frei gegeben, aber nicht wieder in ihre Aemter eingesetzt. In der dreizehntägigen Disputation zu Weimar zwischen Flacius und Musäus einerseits und Strigel und Hügel andererseits behauptete Flacius, der ganze Mensch sei Erbsünde. Deshalb und weil Strigel in seiner Deklarationsschrift über den freien Willen den Herzog befriedigt hatte, ward er 1562 wieder eingesetzt, dagegen 40 dem Flacius anhängende Prediger abgesetzt. Auch auf dem Konvent zu Altenburg vom 20 Okt. 1568 bis 9. März 1569 konnten sich die herzoglichen Theologen mit den kursächsischen nicht vereinigen, und die Ruhe ward erst wieder einigermaßen gesichert, als unter Herzog Johann Wilhelm von Weimar durch die „Declaratio Vimariensis" und eine allgemeine Kirchenvisitation die Ueberreste eben sowohl des strigelianischen S., als des flacianischen Manichäismus unterdrückt wurden. Die Konkordienformel verdammte den S. in ihrem 3. Artikel.

Synesis (griech.), grammatische Figur, wo die Redetheile ohne Rücksicht auf ihre grammatische Form bloß dem Sinne nach mit einander verbunden sind. Die S. kann aber eine doppelte sein, je nachdem das Substantivum, von welchem sein Prädikat oder Pronomen in Genere, Numero oder in beiden zugleich grammatisch abweicht, sich wirklich im Satze findet (s. explicata), oder aus einem vorhergehenden Begriffe zu abstrahiren ist (s. implicata).

Synesius, neuplatonischer Philosoph, auch als Redner und Dichter bekannt, geboren 375 n. Chr.

zu Cyrene, studirte zu Alexandria die neuplatonische Philosophie und wirkte sodann in seiner Vaterstadt als Rhetor. Nachdem er um 408 zur christlichen Kirche übergetreten, ward er 410 Bischof zu Ptolemais, † aber schon 412. Seine philosophischen Ansichten, die er auch als Christ beibehielt, legte er in Reden, Briefen, Hymnen und anderen Schriften nieder. Er verräth darin mannichfaltige Kenntnisse, große Belesenheit und Scharfsinn und gute gewählte Diktion. Die beste Gesammtausgabe seiner Werke ist von Petavius (Paris 1631, zuletzt 1640); eine neue kritische Ausgabe erschien Bd. 1, Landshut 1850. Vgl. Clausen, De Synesio philosopho, Kopenhagen 1831; Kolbe, Der Bischof S., Berlin 1850.

Synezeugmenon (griech.), syntaktische Figur, wo zu mehren Subjekten oder Objekten nur Ein Verbum gesetzt wird, das nur für das paßt, bei dem es steht, während für das andere ein anderes Verbum vorausgesetzt werden muß.

Syngenesia (v. Griech.), 19. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, durch mit einander zu einer Röhre verwachsenen Antheren charakterisirt, der natürlichen Familie der Kompositen entsprechend. Daher Syngenesisten, Pflanzen der 19. linné'schen Klasse, s. v. a. Kopfblüthler, Kompositen (s. d.).

Synkratie (v. Griech., d. i. Mitherrschaft), im Gegensatz zur Autokratie diejenige Art der Staatsverfassung, wo das Volk durch Vertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt, namentlich desjenigen Zweiges derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteuerung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt.

Synkretismus (griech.), im Allgemeinen die Vermischung verschiedenartiger Philosopheme und Religionen; dann insbesondere das Bestreben Derjenigen, welche den Frieden unter streitenden Religionsparteien durch Verflachung der Gegensätze u. durch Aufhebung der vorzüglichsten Unterscheidungslehren wiederherzustellen suchen. Der Ausdruck ward zuerst im 16. Jahrhundert auf Johann Franz Pico von Mirandola, Bessarion u. A. angewendet, welche beim Wiederaufblühen der klassischen Studien, als Plato's Philosophie mit Vorliebe gepflegt und dem herrschenden Aristotelismus entgegengestellt wurde, beide Philosopheme zu vereinigen strebten. In der evangelischen Kirche wurden vorzugsweise Calixtus und dessen Anhänger Synkretisten genannt, weil sie neben der heiligen Schrift die Tradition der ersten christlichen Jahrhunderte als untergeordnete Erkenntnißquelle der Lehre Jesu gelten lassen wollten und das apostolische Symbolum zur Bestimmung der Grundlehren des Christenthums und zur Herstellung des Friedens unter den verschiedenen Kirchenparteien für hinreichend hielten. In allgemeineren Gebrauch kam der Name S. besonders seit dem Religionsgespräch zu Thorn 1645. Der synkretistische Streit erschütterte die protestantische Kirche lange Zeit, und eine volle Aussöhnung der Gegner kam nie zu Stande. Der Name S. wird von den Kretern abgeleitet, welche oft untereinander in Streit geriethen, sich aber, wenn ein Feind von Außen drohte, sofort zu seiner Bekämpfung vereinigten.

Synneurose (Syndesmose, v. Griech.), durch sehnige Häute bewirkte Knochenverbindung.

Synocha (v. Griech.), anhaltendes, gleichmäßig fortdauerndes und bis zur Entscheidung selbst steigendes, besonders entzündliches Fieber (s. d.).

Synodalverfassung, s. Presbyterial- und Synodalverfassung.

Synode (v. Griech.), Versammlung in kirchlichen Angelegenheiten, also s. v. a. Koncilium (s. d.). Diöcesansynode (synodus dioecesalis) heißt eine S., welche ein Bischof mit den ihm untergebenen Pfarrern, Provinzialsynode (synodus provincialis) eine solche, welche ein Erzbischof mit seinen Bischöfen abhält, Nationalsynode oder allgemeine S. (synodus universalis oder nationalis) eine solche, zu der die gesammte Geistlichkeit eines Landes unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten zusammentritt, um streitige, die Kirchenlehre oder Liturgie oder überhaupt kirchliche Angelegenheiten betreffende Fragen zu erledigen. In der protestantischen Kirche heißen S.n die durch die Presbyterialverfassung bedingten kirchlichen Zusammenkünfte, welche einen Theil der Kirchengewalt ausüben. Ueber den heiligen Synod s. Russische Kirche.

Synodisch (v. Griech.), astronomische Bezeichnung der Umlaufszeit eines Planeten um die Sonne in Beziehung auf die Beobachtung beider von der Erde aus, oder der zwischen zwei auf einander folgenden entsprechenden Konjunktionen (oder zwischen zwei Oppositionen) desselben Planeten liegende Zeitraum. Die synodische Umlaufszeit des Mondes oder der synodische Monat ist der zwischen zwei auf einander folgenden Neu- oder Vollmonden liegende Zeitraum.

Synonymen (v. Griech.), Wörter, welche unter sich sinnverwandt sind oder auch wohl im Wesentlichen gleiche Bedeutung haben. Meist stehen die durch solche Wörter ausgedrückten Begriffe als Unterarten unter einem höheren u. man gebraucht sie als gleichbedeutend, indem man hier einzelne Merkmale nicht achtet, dort dieselben sich hinzudenkt. Im Interesse der Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks hat man aber das Bedürfniß gefühlt, die Bedeutung der S. festzustellen, wodurch die Wissenschaft der Synonymik entstanden ist, die vorzüglich auf einer richtigen Auffassung der Etymologie und des Sprachgeistes überhaupt beruht. Schon die alten griechischen Grammatiker Pollux, Ammonius u. A. machten Versuche im Sammeln und Erläutern der S.; doch ist man erst in neuerer Zeit zu einem mehr befriedigenden Resultat gelangt. Namentlich sind die S. der lateinischen Sprache von Dumesnil, Ernesti, Ramshorn, Döderlein, Habicht, Schmalfeld und Schultz und die der deutschen Sprache von Eberhard und Maaß sorgfältig behandelt worden.

Synonymie (v. Griech.), Sinnverwandtschaft der Wörter; rhetorische Figur, nach welcher eine Häufung von Synonymen zur nachdrücklichen Hervorhebung des Gedankens angewendet wird, wie in den Worten des Cicero von Catilina geschieht: abiit, excessit, evasit, erupit.

Synopse (v. Griech.), Uebersicht, Zusammenstellung verschiedener denselben Gegenstand betreffender Schriften, z. B. S. der Evangelien,

die Zusammenstellung derjenigen Theile der Evangelien, worin dasselbe in mehr oder minder ähnlicher Weise erzählt ist, umfaßt gewöhnlich nur die drei ersten Evangelien, deren Verfasser man daher vorzugsweise Synoptiker nennt. In neuerer Zeit lieferten S.n Griesbach, Paulus, De Wette, Lücke, Plank und Matthäi.

Synostosis (griech.), Knochenverbindung durch Knochensubstanz, Knochenverwachsung.

Synovia (v. Griech.), Gelenkschmiere, s. Gelenk.

Synovialbänder (Synovialhäute, Synovialkapseln), geschlossene seröse Häute, die theils Gelenke bilden, theils in ihnen liegen und Gelenkschmiere absondern.

Syntagma (griech.), eigentlich Zusammengeordnetes, besonders eine Sammlung mehrer Schriften oder Aufsätze verwandten Inhalts, dann überhaupt eine Zusammenstellung verschiedener Bemerkungen, z. B. grammatischer und kritischer, besonders in sofern darin gelehrter Sammlerfleiß sichtbar ist. So besitzen wir namentlich von den holländischen Philologen der früheren Jahrhunderte eine große Anzahl solcher Schriften unter dem Titel „Syntagma criticum" oder „Syntagma philologicum" rc.

Syntax (v. Griech.), die Lehre von der Verbindung der Wörter zu Sätzen, also Satzlehre, bildet neben der Formenlehre als erstem den zweiten Haupttheil der Grammatik. Obwohl sich über die naturgemäße Ordnung der Worte, wie sie das innere oder logische Verhältniß der in die Rede aufgenommenen Vorstellungen verlangt, allgemeine Grundsätze aufstellen lassen, deren Inbegriff die allgemeine S. bilden würde, so macht doch der eigenthümliche Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen für eine jede derselben eine besondere S. nöthig, die wiederum in zwei Haupttheile, die Rektionslehre und die Topik oder Lehre von der Wortfolge, zerfällt. Unter Syntaxis ornata verstand man eine Sammlung von Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, die man aus den Schriften der besten lateinischen Klassiker zusammengestellt hatte.

Synthema (griech.), Alles, was auf Verabredung oder Uebereinkunft beruht; eine in verabredeten Zeichen bestehende Schrift; daher Synthematographie, die Kunst, mit solchen Zeichen (Ziffern) in die Ferne zu korrespondiren.

Synthesis (griech., Synthese), Zusammenstellung, Verknüpfung, im Gegensatz zur Analysis, d. i. Zerlegung, Trennung, insbesondere die Verbindung von Vorstellungen und Begriffen unter einander, wie sie unwillkürlich in der Auffassung der sinnlichen Erscheinungen Statt findet, in sofern hierbei die Mannichfaltigkeit der wahrgenommenen Merkmale in den Vorstellungen von den Dingen und ihrem Zusammenhang in Eins zusammenfließt. Hiernach versteht man unter einer synthetischen Erklärung eine solche, bei welcher sich der Begriff aus dem zusammenfassenden Denken ergibt, indem seine Merkmale vorher bekannt sind und auch die Art ihrer Verknüpfung nicht zweifelhaft ist. Ein synthetisches Urtheil ist ein solches, dessen Prädikat nicht mit dem Subjektsbegriff schon gegeben ist, wie z. B. in dem Urtheil: Alle Körper nehmen einen Raum ein, sondern als eine neue Bestimmung zu jenem hinzutritt, wie in dem Urtheil: Jeder Veränderung liegt eine Ursache zu Grunde. Ist dabei das Urtheil von der Erfahrung abhängig, so nennt man es Synthesis a posteriori; im entgegengesetzten Falle Synthesis a priori. Analog ist die Unterscheidung der synthetisch (progressiv) und analytisch (regressiv) gebildeten Schlußreihen, in sofern man entweder von gewissen Prämissen aus fortschreitende Folgerungen zieht, oder rückwärts zu den letzten Gründen zu gelangen sucht. Unter der synthetischen Methode versteht man daher diejenige, bei welcher man, von den Principien ausgehend, die Folgerungen entwickelt, unter der analytischen Methode aber diejenige, bei welcher man die Principien erst aus den Thatsachen abzuleiten sucht.

Syntonin (v. Griech.), Muskelfaserstoff, s. Fleisch.

Synusiasten (v. Griech.), Diejenigen, welche eine Vermischung beider Naturen in Christus annahmen; s. Apollinaris und Eutyches.

Syphax, König der Massäsylier im westlichen Numidien, ward im zweiten punischen Kriege von Scipio 207 v. Chr. als Bundesgenosse der Römer gewonnen, aber bald darauf dadurch, daß Hasdrubal ihm seine dem Masinissa (s. d.) verlobte Tochter Sophonisbe zur Gattin gab, wieder auf die Seite der Karthager gezogen und griff, als Scipio von Sicilien nach Afrika übergesetzt war, mit Hasdrubal Scipio's Lager an. Der Angriff ward aber abgeschlagen und S. von Lälius und Masinissa in seinem eigenen Lande 203 überwunden und gefangen. Er soll Scipio's Triumph verherrlicht haben und starb in Rom im Gefängniß, nach Livius vor jenem Triumph.

Syphilis (griech., lues, Lustseuche), die wichtigste der venerischen Krankheiten, theils wegen ihres häufigen Vorkommens, theils wegen ihrer allgemeinen Verbreitung über den ganzen Körper. Die Aerzte sind zu verschiedenen Zeiten durchaus nicht gleicher Ansicht darüber gewesen, welche krankhafte Zustände und Erscheinungen unter dem Namen der S. zusammenzufassen seien. In den letztvergangenen Jahren hat die Lehre von der S. eine ganz neue Gestalt bekommen, indem man zu der Einsicht gelangte, daß der sogenannte weiche Schanker (s. Schanker) nicht mit unter die Kategorie der S. falle, sondern zusammen mit dem akuten schmerzhaften Bubo (s. Bubo) von der S. ganz abgetrennt und als besondere Krankheit aufgefaßt werden müsse. So ist es gekommen, daß man gegenwärtig unter S. nur diejenigen Krankheitszustände versteht, welche man sonst als konstitutionelle S., als allgemeine Lues zu bezeichnen pflegte. Die S. ist eben stets eine konstitutionelle, eine allgemeine, über den ganzen Körper verbreitete, und zwar eine rein kontagiöse, ansteckende Krankheit. Das Krankheitsgift oder der Ansteckungsstoff erzeugt sich in dem mit S. behafteten Körper immer von Neuem, und die Uebertragung dieses reproducirten Giftes auf ein anderes Individuum ist die einzige Art und Weise, auf welche sich die S. verbreitet. Das syphilitische Gift ist uns seinem Wesen nach unbekannt, denn man hat es noch nicht isolirt darstellen und seine chemischen und physikalischen Eigenschaften prüfen können. Aber wir wissen, daß es fester

Natur ist, daß es nicht in die Atmosphäre übergeht, welche einen syphilitischen Kranken umgibt. Das Gift ist aber nicht bloß an die Absonderung der syphilitischen Geschwüre gebunden, sondern es ist gleichzeitig auch im Blute des Kranken enthalten. In den Speichel und Harn dagegen, sowie in krankhafte Exsudate, welche von der S. unabhängig sind, scheint es nicht überzugehen. Daher kommt es, daß die S. durch die Kuhpockenimpfung nur dann auf bis dahin gesunde Kinder übertragen wird, wenn die Lymphe, welche man von einem syphilitischen Kinde entnahm, mit Blut vermengt war, während durch reine, nicht mit Blut vermischte Lymphe die S. nicht übertragen wird. Ob die S. auch durch die Muttermilch auf das Kind übertragen werde, ist noch nicht festgestellt, doch hat man nicht nöthig, eine solche Uebertragungsweise anzunehmen, weil die Ansteckung der Säuglinge auch dadurch geschehen kann, daß an den Brustwarzen der Säugenden sich blutende Schrunden befinden. Nicht also die Milch, sondern das Blut der syphilitischen Mutter oder Amme würde dann das Kind inficiren. Die S. kommt auch erblich und angeboren vor; der Grund zur angeborenen S. wird durch die Zeugung oder während der Schwangerschaft gelegt (s. unten). Die Disposition für die S. ist allgemein verbreitet. Daß erwachsene, gesunde und kräftige Personen häufiger als Kinder und Greise, Männer häufiger als Weiber an S. erkranken, beruht darauf, daß jene sich häufiger als diese der Gefahr der Ansteckung aussetzen. Zarte Haut, Dünnheit der Epidermis, Abschilferungen der letzteren an den Genitalien vermehren die Ansteckungsgefahr, welche bei Subjekten mit derber, widerstandsfähiger Epidermis geringer ist. Die einmalige Durchseuchung des Körpers mit dem syphilitischen Gift schützt den Körper vollkommen vor jeder neuen Ansteckung. Das syphilitische Gift verhält sich also in dieser Beziehung ganz ähnlich wie das Pockengift etc. (s. Pocken). Impft man ein Individuum, welches syphilitisch ist oder früher gewesen ist, mit dem Sekret eines syphilitischen Geschwürs von einer anderen Person, so entsteht an der Impfungsstelle kein Geschwür. Sollte sich aber bei einem bereits Syphilitischen ein Geschwür an der Impfstelle entwickeln, so kann man sicher sein, daß dieses Geschwür sowohl als dasjenige, von welchem abgeimpft wurde, kein syphilitisches, sondern ein Schankergeschwür ist. Denn gegen die Ansteckung mit Schankergift verleiht die vorausgegangene Durchseuchung des Körpers mit syphilitischem Gift keinen Schutz, ebenso wenig wie ein an Schanker Leidender vor der syphilitischen Ansteckung geschützt ist. Hat sich ein Mensch der Ansteckung mit syphilitischem Gift ausgesetzt, so dauert es 3—4 Wochen, ehe sich die erfolgte Ansteckung durch irgend welche Symptome bemerklich macht. An der Stelle, auf welche der Ansteckungsstoff übertragen wurde, entsteht nicht, wie beim Schanker, ein Bläschen oder eine Pustel, aus denen sich ein Geschwür entwickelt, sondern es bildet sich ein harter Knoten von verschiedener Ausdehnung und verschiedener Dicke, etwa von der Größe einer Linse oder einer Bohne. Dieser Knoten ist dadurch bedingt, daß eine Masse neugebildeter Zellen und Kerne zwischen die normalen Gewebselemente eingelagert wird. Ueber dem derben Knoten liegt anfangs ein normales Oberhäutchen, welches sich jedoch bald abschilfert; die Oberfläche der Verhärtung wird dadurch erst glatt und glänzend, schmutzig geröthet, dann aber feucht, rauh und sondert eine spärliche dünne Flüssigkeit ab: sie verschwärt. Durch die Verschwärung der syphilitischen Verhärtung kommt es also zur Bildung eines (primären) syphilitischen Geschwürs (der früher sogenannte harte Schanker). Der häufigste Sitz der primären syphilitischen Verhärtung und des primären syphilitischen Geschwürs ist an den Genitalien, doch kommen dieselben auch an der Brustwarze, an den Mundwinkeln, der Zunge und an den Fingern vor. Ueberhaupt kann jede beliebige Körperstelle einmal der Sitz eines primären syphilitischen Geschwürs werden, wenn zufällig das Gift daselbst eingewirkt hat. Das primäre syphilitische Geschwür unterscheidet sich vom (weichen) Schanker dadurch, daß es nicht den speckigen Grund und die zernagten Ränder des letzteren, noch die für den Schanker charakteristische Tendenz zeigt, um sich zu fressen. Auch ist das syphilitische Geschwür nicht schmerzhaft, wie der Schanker, sondern meist sehr indolent. Meist kommt das syphilitische Geschwür vereinzelt vor und hinterläßt nur selten beim Heilen eine Narbe, was beim Schanker die Regel ist. Ist man zweifelhaft, ob man einen Schanker oder ein syphilitisches Geschwür vor sich habe, so macht man eine Impfung mit dem Geschwürssekret an einer gesunden Hautstelle des erkrankten Individuums. Entwickelt sich in der Impfstelle ein Geschwür, so ist das erstere Geschwür sicher kein syphilitisches, sondern ein Schanker. Ein Schanker kann aber in ein syphilitisches Geschwür übergehen, indem er sich nach einiger Zeit verhärtet (indurirter Schanker). In diesem Falle muß man annehmen, daß auf dieselben Hautstellen sowohl Schankergift als auch syphilitisches Gift eingewirkt hat. Weil aber das Schankergift sehr schnell, nämlich schon nach 2—3 Tagen, ein Geschwür bewirkt, während das syphilitische Gift erst 3—4 Wochen nach der Einwirkung zur Induration führt, so wird es etwa 3 Wochen dauern, bevor die syphilitische Verhärtung in dem Schankergeschwür bemerkt wird. Letzteres bekommt aber durch die Verhärtung nun die volle Dignität eines primären syphilitischen Geschwürs. Das primäre syphilitische Geschwür erscheint bald als Flächengeschwür mit plattenartiger Induration des Grundes, bald als erhabenes Geschwür (ulcus elevatum), dessen Grund über das Niveau der umgebenden Haut hervorragt, bald endlich als wallartiges Geschwür, welches nicht bloß einen indurirten Grund, sondern auch harte, wallartig aufgeworfene Ränder besitzt, so daß es in der Mitte tiefer ist als an der Peripherie. Alle Formen des syphilitischen Geschwürs können unter Umständen phagedänisch werden, d. h. einem schnell um sich greifenden, brandigen Zerstörungsprozeß anheimfallen. Tritt die syphilitische Induration zu einem Schankergeschwür hinzu, weil beide Gifte auf dieselbe Stelle eingewirkt haben, so entsteht eine Art wallförmigen Geschwürs (huntersches Geschwür), d. h. der Rand des Schankers wandelt sich zu

einem harten und schwieligen Walle um, worauf dann auch im Grunde des Schankers die Induration bemerklich wird. Die Dauer des primären syphilitischen Geschwürs oder der primären syphilitischen Induration ist verschieden, meist aber vergeht ein Vierteljahr und längere Zeit, ehe die indurirte Stelle ihre normale Beschaffenheit wieder erlangt hat. Auffallend ist es, daß die Induration sehr oft zu verschwinden beginnt, wenn sekundäre syphilitische Erscheinungen auftreten. Wenige Tage nach dem Bestehen einer primären syphilitischen Induration tritt ganz regelmäßig eine schmerzlose oder nur sehr wenig schmerzhafte Anschwellung der benachbarten Lymphdrüsen ein. Solche geschwollene, schmerzlose Drüsen nennt man indolente Bubonen, gegenüber den schmerzhaften akuten Bubonen, welche dem Schanker angehören und sich an denselben anschließen. Stets vergrößern sich mehre bei einander liegende Lymphdrüsen, aber meist nur mäßig, so daß die einzelne Drüse selten über den Umfang einer Bohne oder Mandel hinaus wächst. In seltenen Fällen vereitern die indolenten Bubonen, die Haut über der Geschwulst röthet sich, letztere selbst wird schmerzhaft, aber es dauert lange, ehe die Schmelzung der Geschwulst eintritt. Bricht der eitrige Inhalt nun von selbst durch, oder wird der Absceß künstlich geöffnet, so bleiben lange Zeit buchtige und fistulöse Geschwüre zurück. Die Zurückbildung der indolenten Bubonen geht sehr langsam vor sich, immer vergehen darüber mehre Monate und oft dauert es Jahre, ehe die letzte Spur der Anschwellung verschwindet. Die indolenten Bubonen finden sich am häufigsten in der Leistengegend, weil das primäre Geschwür gewöhnlich an den Genitalien sitzt. Bei primärer Affektion des Mundes schwellen die Unterkieferdrüsen, bei solcher der Finger die Drüsen am Ellenbogen und in der Achselhöhle. Indessen bleibt es nicht bei dieser örtlichen Drüsenanschwellung, sondern einige Wochen nach dem Entstehen der indolenten Bubonen bemerkt man bei aufmerksamer Untersuchung zahlreiche, geschwollene Lymphdrüsen, welche weit ab von der Einwirkungsstelle des Giftes und von den indolenten Bubonen an den verschiedensten Regionen des Körpers liegen. Namentlich schwellen die Lymphdrüsen des Nackens, die Achseldrüsen, die Leistendrüsen der andern, bisher gesunden Seite, die Ellenbogen- u. Unterkieferdrüsen an. Die so geschwollenen Drüsen erreichen die Größe einer Erbse bis einer Bohne und sind stets vollkommen schmerzlos. Diese Anschwellungen bestehen oft viele Jahre hindurch, und so lange sie bestehen, darf die S. nicht als erloschen betrachtet werden. Eine weitere Erscheinung der allgemeinen syphilitischen Ansteckung sind die Kondylome oder Feigwarzen, welche nur selten bei S. fehlen und zu denjenigen Zeichen der S. gehören, welche zuerst nach der allgemeinen Lymphdrüsenschwellung aufzutreten pflegen. Indessen sind nur die breiten, von dünner Epidermis überzogenen, meist oberflächlich verschwärenden und nässenden Kondylome syphilitischen Ursprungs, während die spitzen, hahnenkamm- und beerenförmigen Kondylome mit S. nichts zu thun haben, sondern meist durch örtliche Einwirkung des Tripperschleimes entstehen. Die breiten, weichen Kondylome kommen sowohl auf der äußern Haut, als auch auf Schleimhäuten vor und beruhen auf einer zelligen Infiltration des Hautgewebes. Sie finden sich am häufigsten zwischen den Hinterbacken, bei Frauen an den großen Schamlippen, bei Männern am Hodensack und Penis. Seltener kommen sie an den Mundwinkeln, zwischen den Zehen und an andern Orten vor. Durch Zerklüftung der Kondylome entstehen manchmal hartnäckige, schmerzhafte Geschwüre, oder es bilden sich in der Umgebung derselben Risse und Schrunden, welche sehr schmerzhaft sind und sehr langsam heilen. Die auf der Schleimhaut des Mundes u. Rachens vorkommenden syphilitischen Kondylome nennt man auch Schleimpapeln (plaques muqueux); sie stellen eine rundliche, platte, weißliche Anschwellung der Schleimhaut dar, welche, wenn sie von den Zähnen oder anderweitig irritirt werden, zu schmerzhaften, schwer heilenden Geschwüren sich umwandeln können. Im ferneren Verlaufe der S. treten verschiedene Hautausschläge (Syphiliden) auf, welche an und für sich nicht immer als syphilitischen Ursprungs sich dokumentiren, sich aber doch meist durch eine kupferrothe Färbung auszeichnen und selten reine einfache Ausschlagsformen darstellen, sondern gleichzeitig aus Flecken, Knötchen, Bläschen, Pusteln rc. bestehen. Die syphilitischen Hautausschläge verursachen höchst selten das Gefühl von Brennen und Jucken; sie treten in der Kälte deutlicher hervor als in der Wärme. Im einzelnen Falle vermag nur der umsichtige, alle Verhältnisse in Betracht ziehende Arzt zu entscheiden, ob ein bestimmter Ausschlag syphilitisch ist oder nicht. Die häufigste Form der syphilitischen Hauterkrankung ist ein rothfleckiger Ausschlag, die Roseola syphilitica, welche in Gestalt von halblinsengroßen, runden, gerötheten Flecken auf der Haut des Gesichts, am Rumpfe und an den Extremitäten auftritt. Dem Ausbruche der syphilitischen Roseola geht häufig ein kurzes fieberhaftes Allgemeinleiden voraus. Nach längerem Bestehen bekommen die Flecke ein schmutzig braunrothes Ansehen und verschwinden endlich mit schwach kleienförmiger Abschilferung der Oberhaut. Eine andere Ausschlagsform ist der Lichen syphiliticus, bestehend aus kupferrothen, nicht juckenden Knötchen, die vereinzelt oder in Gruppen auftreten und an den verschiedensten Körperstellen vorkommen. Die Psoriasis syphilitica (Schuppenausschlag) besteht in einer reichlichen kleienartigen Abschilferung der Epidermis und geht stets aus der syphilitischen Roseola oder dem Lichen hervor. Die Psoriasis syphilitica hat die Eigenthümlichkeit, daß sie die Kniee und Ellenbogen (wo die nicht syphilitische Psoriasis am häufigsten vorkommt) immer verschont und dagegen sehr gern an den Handtellern und an der Fußsohle sich zeigt, die von nicht syphilitischen Schuppenausschlägen verschont bleiben. Das pustulöse, aus Eiterbläschen bestehende Syphilid (ecthyma syphiliticum) befällt namentlich den behaarten Kopf u. das Gesicht. Aus den beim Kämmen der Haare rc. zerkratzten Pusteln entstehen zuweilen tiefe Geschwüre mit gerötheten Hofe, welche äußerst hartnäckig sind. Seltener als die genannten Hautausschläge kommen die blasen-

und bläschenförmigen Syphiliden vor. Die Blasen hinterlassen nach ihrem Zerplatzen oder Eintrocknen einen Schorf, unter welchem sich ein Geschwür entwickelt (Schmutzflechte, rupia syphilitica). Große, ganze Gliedmaßen überziehende Blasen kommen bei neugebornen Kindern als Zeichen angeborner S. häufig, bei Erwachsenen um so seltener vor (pemphigus syphiliticus). Sehr bösartig sind die syphilitischen Hautknoten (tubercula syphilitica), welche in der Größe einer Erbse oder Bohne in der Haut auftreten und namentlich dem spätern Verlauf der S. angehören. Solche Hautknoten, über welchen die Haut eine kupferrothe Farbe zeigt, kommen im Gesicht, namentlich an der Stirn vor u. führen dann den Namen der Corona Veneris. Sie können sich aber auch auf der Schleimhaut der Mund-, Rachen- und Nasenhöhle, sowie an der Haut aller andern Körpertheile zeigen. Die Knoten haben einen ähnlichen Verlauf wie die Lupusknoten. Bald verschwinden sie ohne Verschwärung von selbst wieder, die Haut über ihnen sinkt ein und erscheint als bräunliche Narbe; bald gehen die Knoten in Vereiterung und Zerfall über, brechen auf und hinterlassen bösartige, um sich fressende Geschwüre, durch welche große Partien des Gesichts gänzlich zerstört werden und verloren gehen können. Die Haare fallen bei Syphilitischen sehr häufig aus. War jedoch die Kopfhaut nicht der Sitz von Exanthemen, durch welche die Haarbälge zerstört wurden, so stellt sich der Haarwuchs nach dem Erlöschen der S. wieder her. Die syphilitischen Ausschläge der Kopfhaut zerstören dagegen in der Regel die Haarsäcke und führen zu dauernder Kahlköpfigkeit. Auch die Nägel erleiden bei Syphilitischen zuweilen Veränderungen. Bald entartet der Nagel, wird unförmlich, rissig und hornartig, bald aber, nämlich bei Verschwärungen des Nagelbettes, wird er gänzlich abgestoßen. Nächst der äußern Haut sind es die Schleimhäute, welche am häufigsten der Sitz syphilitischer Erkrankungen werden. Bei weitem am häufigsten erkrankt die Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle, der Nasenhöhle und des Kehlkopfs. Diese Erkrankung stellt sich bald nur als einfacher Katarrh dar, welcher sich von andern gutartigen katarrhalischen Zuständen nicht mit Sicherheit unterscheiden läßt, welcher aber doch durch seine Hartnäckigkeit und durch das gleichzeitige Vorhandensein anderer syphilitischer Symptome meist als syphilitisch zu erkennen ist. Bald erscheint die syphilitische Schleimhauterkrankung in der Form der Schleimhautkondylome (s. oben) und der Schleimhautgeschwüre. Die syphilitischen Knoten der Schleimhäute und die aus denselben hervorgehenden, umfangreichen und tiefgreifenden Zerstörungen treten erst im spätern Verlauf der S. auf und gehören zu den sogenannten tertiären Symptomen (s. unten) der konstitutionellen S. Nicht selten entsteht unter dem Einfluß der syphilitischen Infektion eine eigenthümliche, sehr akut verlaufende und höchst gefährliche Entzündung des innern Auges (iritis syphilitica). Ein häufiges Symptom der eingewurzelten S. sind die Knochenschmerzen ohne objektiv wahrnehmbare Veränderungen der Knochen. Die Schmerzen (dolores osteocopi) sind anfangs mäßig und von unbestimmter Natur, später werden sie heftiger und bleiben auf einzelne Stellen beschränkt, namentlich auf die nahe unter der Haut gelegenen Knochen, wie das Schienbein und die Schädelknochen. Sie vermehren sich bei Druck auf die Knochen, lassen am Tage nach und steigern sich bei Nacht. In schweren Fällen von inveterirter S. bilden sich nicht selten unter heftigen, bohrenden, in der Nacht zu unerträglicher Höhe sich steigernden Schmerzen eigenthümliche Anschwellungen am Knochen, welche man als Gummata bezeichnet, wenn sie sich weicher und teigartig anfühlen, als Tophi dagegen, wenn sie eine beträchtlichere Härte besitzen. Diese Anschwellungen sind die Folgen einer Knochenhautentzündung. Sie finden sich vorzugsweise am Schädeldach, am Schienbein, am Brustbein u. an anderen dicht unter der Haut gelegenen Knochen. Die Gummata sowohl wie die Tophi können wiederum allmählig verschwinden, oder sie können vereitern, aufbrechen und schwerheilende Geschwüre und Fistelgänge zurücklassen. Auch Verschwärung und brandiges Absterben des Knochens selbst wird bei schweren Fällen von S. nicht selten in den spätern Perioden der Krankheit beobachtet. Die syphilitische Caries und Nekrose kommen ebenfalls ungleich häufiger an den Knochen des Gesichts und Schädels als an den Knochen des Rumpfes und der Glieder vor. Besonders sind es die Knochen der Nase und des harten Gaumens, welche der syphilitischen Verschwärung anheimfallen und wodurch das Gesicht oft in furchtbarer Weise verunstaltet und in großer Ausdehnung zerstört wird. Hier beginnt der Prozeß mit einer Erkrankung der Nasenschleimhaut, welche allmählig bis auf den Knochen vordringt und sich durch einen stinkenden Ausfluß aus der Nase zu erkennen gibt (ozaena syphilitica). Die Nase verliert durch die Verschwärung der sie stützenden Knochen ihren Halt, der Rücken u. die Wurzel der Nase sinken ein und platten sich ab, während sich die Nasenspitze auswärts richtet. Geht der Verschwärungsprozeß von der Nasenhöhle aus auch auf die Gaumenknochen über, so kann eine Kommunikationsöffnung zwischen Mund- und Nasenhöhle hergestellt werden, welche der Sprache einen näselnden Klang gibt und das Eindringen der Speisen und Getränke in die Nasenhöhle gestattet. Bei inveterirter S. bilden sich endlich auch in verschiedenen innern Organen bald mehr knotige, bald in das normale Gewebe infiltrirte Neubildungen, welche den Hauttuberkeln, dem Tophus und Gumma entsprechen und für welche der Name des Syphiloms eingeführt worden ist. Solche Syphilome hat man namentlich in der Leber, Milz, Lunge und in dem Gehirn, aber auch in dem Unterhautgewebe und den Muskeln und an andern Orten angetroffen.

Nach dieser Aufzählung der verschiedenen Krankheitszustände, welche unter die Kategorie der S. gehören, ist es noch nöthig, ein Bild von dem Gesammtverlauf der fraglichen Krankheit zu geben. In dieser Beziehung muß zunächst auf den wichtigen Umstand hingewiesen werden, daß die Ansteckung mit syphilitischem Gift zeitweilig handgreifliche Symptome hervorruft, während zu andern Zeiten außer den angeschwollenen Lymphdrüsen keine Zeichen das Fortbestehen der S. verrathen.

Nach der Heilung des primären Geschwürs verstreichen immer einige Wochen, ehe sich Kondylome, Hautausschläge und andere Folgen der syphilitischen Ansteckung bemerklich machen, und nachdem diese verschwunden sind, tritt in der Regel wiederum eine von Krankheitserscheinungen freie Zeit ein, bis eine zweite Reihe syphilitischer Affektionen das scheinbare Wohlbefinden unterbricht. Für diesen sich im Verlauf der Krankheit öfter wiederholenden Wechsel fehlt es an einer genügenden Erklärung. Die freien Intervalle und die Dauer der einzelnen Symptome sind bei verschiedenen Individuen verschieden lang. Bei einer kräftigen Konstitution und bei üppiger Lebensweise scheinen die auf das primäre Geschwür folgenden Symptome früher einzutreten und sich in kürzern Intervallen zu wiederholen als bei den entgegengesetzten Verhältnissen. Auch ist die Art der Behandlung der S. von großem Einfluß auf die Dauer der Symptome wie der symptomsfreien Zwischenräume. Bei einer nicht merkuriellen Behandlung (s. unten) verbirgt sich die S. niemals auf mehre Monate oder Jahre, vielmehr treten die sekundären Symptome und deren Recidive spätestens 6 Wochen nach der Heilung eines indurirten Geschwürs oder nach der Beseitigung der zuletzt vorhandenen Symptome auf. Die ersten sekundären Erscheinungen treten frühestens 7 Wochen nach erfolgter Ansteckung und nicht leicht später als ein Vierteljahr nach diesem Zeitpunkt ein. Die Zeichen der S. pflegen in einer gewissen zeitlichen Reihenfolge und in einer bestimmten Gruppirung zu einander aufzutreten. Wer z. B. so eben von einer syphilitischen Induration geheilt worden ist, wird nächstdem von Kondylomen, von der syphilitischen Roseola und einem syphilitischen Rachenkatarrh heimgesucht werden, während er vor syphilitischen Hautknoten und Knochenleiden vorläufig noch sicher ist. Hat aber Jemand schon seit Jahren wiederholte Rückfälle der S. gehabt, so ist er vor der Roseola und vor Kondylomen sicher, dafür jedoch in Gefahr, von syphilitischen Knochenleiden, von zerstörenden Hauterkrankungen befallen zu werden. Diejenige Gruppe von Affektionen, welche mit einander kombinirt den ersten Platz in der Reihenfolge der syphilitischen Erscheinungen einnehmen, hat man **sekundäre** Affektionen (beziehentlich sekundäre Symptome der S.) genannt, während man diejenigen Erkrankungsformen, welche, ebenfalls häufig mit einander kombinirt, erst im späteren Verlauf der S. zu folgen pflegen, als **tertiäre** Affektionen (tertiäre Symptome der S.) bezeichnet. Zu den sekundären Affektionen rechnet man gewöhnlich die indolenten Bubonen, die Kondylome, die Hautausschläge mit Ausnahme der verschwärenden Hautknoten, ferner die syphilitische Iritis und die oberflächlichen Schleimhautgeschwüre; zu den tertiären Affektionen dagegen die Erkrankungen der Knochen, die Gummigeschwülste der Haut, des Unterhautzellgewebes, der Knochenhaut, die syphilitischen Erkrankungen der Muskeln und der innern Organe. Die Eintheilung in sekundäre und tertiäre Affektionen läßt sich zwar nicht streng durchführen, aber sie hat einen gewissen praktischen, selbst therapeutischen Werth. Die sekundären Affektionen beschränken sich auf die oberflächlichen Gebilde des Körpers und haben einen weniger zerstörenden Charakter als die tertiären Affektionen. Der Vorwurf, welchen man dem Quecksilbergebrauch bei S. macht, daß dieser den Eintritt tertiärer Symptome beschleunige oder gar das Zustandekommen derselben allein verschulde, ist in dieser Form unbegründet, es liegt ihm aber die Erfahrung zu Grunde, daß, wenn die S. nicht getilgt, die Konstitution des Kranken aber durch übermäßigen und unvorsichtigen Quecksilbergebrauch zerrüttet worden ist, häufiger bösartige Formen der Haut- und Knochenkrankheiten auftreten, als in den Fällen, wo die S. in einem noch ungeschwächten Körper haust. Die Zeit, in welcher die einzelnen Symptome auf einander folgen, ist sehr verschieden und hängt namentlich auch von der Art der Behandlung ab, so daß sich darüber keine allgemeinen Angaben machen lassen. Was das Allgemeinbefinden bei S. anbetrifft, so bleibt dasselbe eine gewisse Zeit hindurch ohne merkliche Störung, mit Ausnahme der leichten Fiebererscheinungen, welche dem Eintritt der ersten sekundären Symptome vorauszugehen oder diese zu begleiten pflegen. Treten aber immer neue Rückfälle der S. ein, ist die Nachtruhe durch Knochenschmerzen gestört, oder konsumiren langwierige Eiterungen die Kräfte, finden endlich gleichzeitig angreifende Quecksilberkuren Statt, so tritt allmählig ein allgemeiner Schwächezustand mit Abmagerung und fahler, schmutziger Hautfarbe, eine syphilitische Kachexie ein, in welcher die Kranken nach meist sehr langer Zeit durch eine hinzutretende anderweitige Krankheit hinweggerafft werden. An der S. selbst geht ein Kranker wohl nie zu Grunde, wohl aber an Zuständen, welche die unmittelbare Folge der S. sind, so namentlich an speckiger Entartung der großen Bauchdrüsen.

Was die Behandlung der S. anbetrifft, so hat man sich von jeher darüber gestritten, ob man die Quecksilberpräparate dazu in Gebrauch ziehen soll oder nicht. Nachdem man das Gebiet der S. durch Ausschluß des Schankers bestimmter abgegrenzt und das primäre syphilitische Geschwür als erstes Symptom der allgemeinen syphilitischen Infektion erkannt hat, muß natürlich jede Behandlung wesentlich gegen die konstitutionelle Erkrankung gerichtet werden, mit welcher die einzelnen Lokalerscheinungen von selbst verschwinden. Der Einfluß des syphilitischen Giftes auf den Körper wird erfahrungsgemäß am sichersten durch die Quecksilber- u. Jodpräparate paralysirt, die Krankheit dadurch zeitweilig oder für immer zum Schweigen gebracht und die einzelnen syphilitischen Affektionen gehen unter der Besserung der Gesammtkonstitution auch ohne örtliche Mittel von selbst zurück. Doch dient die Anwendung örtlicher Mittel bei vielen örtlichen syphilitischen Affektionen zur Unterstützung und Beschleunigung der Kur. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß die sekundären Affektionen zweckmäßig mit Quecksilber, die tertiären aber durch Jodpräparate behandelt werden; doch erleidet diese Regel manche Ausnahme. Ueber die Art der Anwendung der genannten Mittel im einzelnen Falle kann nur der Arzt entscheiden. Der syphilitische Kranke muß nicht bloß während einer Kur, sondern unter allen Um-

ständen seinem Körper besondere Schonung und Sorgfalt widmen, namentlich muß er sich vor Erkältungen, Diätfehlern, Excessen aller Art hüten. Das primäre syphilitische Geschwür durch Aetzmittel oder anderweitig zu zerstören ist völlig nutzlos. Dagegen muß das Geschwür sehr reinlich gehalten werden; oberflächliches Betupfen mit Höllenstein, Ausstreuen von rothem Präcipitat, Anwendung von milden oder reizenden Verbandwässern können die Heilung unterstützen. Bei gleichzeitiger innerlicher Anwendung des Quecksilbers (in der Form der Sublimatpillen, der Kalomelpulver ꝛc.) oder bei Einreibung von grauer Quecksilbersalbe in die Haut heilt das primäre syphilitische Geschwür schneller als ohne diese Mittel. Zwar heilt das primäre syphilitische Geschwür auch ohne eine merkurielle Behandlung, aber bei letzterer tritt die Heilung nicht bloß schneller ein, sondern die sekundären Symptome treten auch seltener und allemal später auf, als ohne Anwendung des Quecksilbers. Uebrigens führt die vernünftige Darreichung des Quecksilbers durchaus nicht so leicht zu nachtheiligen Folgen, wie vielfach behauptet worden ist. Entziehungs- und Hungerkuren, die methodische Anwendung abführender Salze und des zittmannschen Dekokts ohne gleichzeitige Anwendung des Quecksilbers bringen den Körper nur herunter, schützen ihn aber nicht entfernt in dem Grade wie das Quecksilber vor syphilitischen Recidiven. Jodpräparate sind gegen die primäre syphilitische Affektion völlig nutzlos, werden aber gegen gewisse sekundäre u. namentlich tertiäre Symptome mit dem besten Erfolg angewendet, zumal in Fällen, wo das Quecksilber seine Dienste bereits versagt hatte. Die S. erlischt übrigens auch bei merkurieller Behandlung nicht plötzlich, sondern verliert sich meist ganz allmählig. Man darf auf das allmählige Erlöschen der Krankheit hoffen, wenn die zuletzt aufgetretenen Symptome gutartiger sind als die früheren Symptome. S. Schmierkur und Quecksilber.

In den letzten Jahren ist vielfach eine neue Methode, die S. zu vertilgen, in Gebrauch gezogen worden, nämlich die sogenannte Syphilisation, von welcher Auzias, Turenne, Sperino, Böck u. A. behaupten, daß sie den Körper gegen neue syphilitische Infektion schützen soll. Das Verfahren bei der Syphilisation besteht darin, daß man auf der Haut eines mit konstitutioneller S. behafteten Individuums so lange (durch Impfung mit Schankergift) Schankerpusteln hervorruft, bis diese Impfungen endlich erfolglos bleiben. Diese Methode muß schon jetzt durchaus verworfen werden, denn es hat sich herausgestellt, daß in einzelnen Fällen mehre Hundert von geimpften Schankern nicht ausreichten, um Schutz gegen neue Impfungen mit Schankergift zu gewähren, und auch bei solchen Individuen, wo die Impfungen schließlich erfolglos bleiben, hat man keineswegs immer eine Heilung der bestehenden konstitutionellen S. beobachtet. Die Syphilisation hat deshalb auch nur sehr wenige, in Deutschland aber gar keine Anhänger gefunden.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die vererbte, angeborne S. (s. congenita, hereditaria). Hierzu gehören nicht die Fälle, wo ein Kind während der Geburt durch syphilitische Geschwüre an den Genitalien der Mutter oder beim Saugen von Geschwüren an der Brustwarze angesteckt wird, denn diese Fälle verhalten sich nicht wesentlich anders als die gemeine S. der Erwachsenen, auch in Bezug auf die Art der Ansteckung. Sondern man versteht unter vererbter S. diejenigen Formen der S. neugeborner Kinder, zu welcher die konstitutionelle S. des Vaters zur Zeit der Zeugung oder der Mutter zur Zeit der Schwangerschaft schon im Embryo den Grund gelegt hat. Die Art und Weise, wie die Krankheit von den Aeltern auf die Kinder übergeht, ist in völliges Dunkel gehüllt, aber die Thatsache dieser Uebertragung steht unerschütterlich fest. Frauen, welche zur Zeit der Konception bereits an sekundärer S. leiden, oder auch erst während der Schwangerschaft syphilitisch wurden, bringen fast immer unreife todte Früchte durch Abortus oder Frühgeburt zur Welt. In andern Fällen wird das Kind zwar ausgetragen, stirbt aber bei oder kurz nach der Geburt ab. Nur selten wird das Kind einer syphilitischen Mutter längere Zeit am Leben erhalten. In diesem Falle sind entweder schon gleich bei der Geburt Symptome der S. an dem Kinde vorhanden, oder die S. ist noch latent und die Symptome derselben treten erst nach Wochen oder Monaten hervor. Die meisten der Kinder mit angeborner S., welche am Leben bleiben, haben die Krankheit von dem zur Zeit der Zeugung syphilitischen Vater geerbt. Es ist höchst wunderbar, aber sicher konstatirt, daß die S. vom Vater auf das Kind übergehen kann, ohne daß die Mutter syphilitisch inficirt ist, oder von dem kranken Kinde, welches sie in ihrem Schooße birgt, inficirt wird. Auch die von einem syphilitischen Vater herstammende vererbte S. verräth sich in manchen Fällen gleich bei der Geburt durch deutliche Zeichen, während in andern Fällen erst später charakteristische Störungen auftreten.

Die Symptome der angebornen S. bestehen hauptsächlich in Affektionen der Haut und der Schleimhäute, nur selten werden auch die Knochen ergriffen, wenn sich die Krankheit, ohne getilgt zu werden, oder ehe ihr die Kinder erliegen, lange hinschleppt. Die Fälle, in welchen die Kinder bereits mit den Zeichen der S. geboren, oder in den ersten Tagen nach der Geburt von derselben befallen werden, sind weit bösartiger als die, in welchen die Krankheit wochenlang latent bleibt. Im ersteren Falle erscheint der kindliche Körper mit großen Blasen bedeckt (s. Pemphigus) u. die Kinder gehen daran stets sehr schnell zu Grunde. Bleibt aber die angeborne S. in den ersten Wochen latent, so erscheinen die Kinder kurz nach der Geburt ganz gesund, aber nach 4—5 Wochen bemerkt man, daß sie unruhig werden, abmagern und eine auffallend schmutzige Hautfarbe bekommen. Die Haut wird welk, trocken und spröde, die Oberhaut der Handteller und Fußsohlen schuppt sich in großen Stücken ab. Den Kindern wird das Saugen schwer, weil die Nasenschleimhaut angeschwollen und die Nase beständig mit dünnem Schleim erfüllt ist. Die Kinder schnarchen und schnüffeln deshalb auch fortwährend. Hierzu gesellt sich ein rothfleckiger, auch knötchen- und schuppenförmiger Hautausschlag, welcher meist

von der Gesäßgegend ausgeht. Am Munde und After entstehen Risse und Schrunden, welche beim Saugen und beim Stuhlgange heftige Schmerzen verursachen. Auch breite Kondylome und flache nässende Geschwüre um die Genitalien, am After und an der Innenfläche der Oberschenkel zeigen sich. Selten greift die angeborne S. auf die Knochen über; es werden dann vorzugsweise die Nasenknochen, und zwar manchmal schon im ersten Lebensjahre zerstört und die Nase sinkt ein. In andern, ebenfalls seltenen Fällen wird die angeborne S. in der ersten Kindheit übersehen oder in Folge der dagegen eingeleiteten Behandlung latent, und gegen die Zeit der Pubertät bricht die S. unter der bösartigen Form der verschwärenden Hautknoten u. Knochenerkrankungen aus. Gegen den Pemphigus syphiliticus gibt es kein Heilmittel; die damit behafteten Kinder gehen stets rasch zu Grunde. Dagegen hat die Behandlung der angebornen, aber anfangs latent gebliebenen S. günstige Erfolge aufzuweisen. Gewöhnlich gibt man den Kindern kleine Dosen Kalomel oder macht Einreibungen von Quecksilbersalbe in die Haut. Dabei muß man die Kräfte des Kindes durch Zufuhr einer möglichst zweckmäßigen Nahrung (Muttermilch) aufrecht erhalten. Dem syphilitischen Kinde eine Amme zu geben, ist nicht räthlich, weil letztere der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt ist. Die Erfahrung, daß ein an angeborner S. leidendes Kind selten seine Mutter, häufig aber seine Amme ansteckt, erklärt sich daraus, daß die Mutter eines solchen Kindes in der Regel bereits syphilitisch ist und deshalb gegen eine neue Ansteckung geschützt ist.

Die S. hat mehr als vielleicht irgend eine andere Krankheit eine Geschichte. Sie erregte zuerst am Ende des 15. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Aerzte, sei es, daß diese Krankheit erst damals entstand, was nicht sehr wahrscheinlich ist, sei es, daß sie in Folge der damaligen Zeitverhältnisse zu seuchenartiger Verbreitung gelangte. Die Krankheit hieß damals Franzosenübel (morbus gallicus, in Frankreich la grosse vérole) und richtete bei den damaligen Sitten und der Unkenntniß über ihre zweckmäßige Behandlung furchtbares Unglück an. Der Name S. ist zuerst von dem Italiener Fracastor (1521) gebraucht worden. Um dieselbe Zeit tauchte auch schon der Streit über die Zweckmäßigkeit der Quecksilberkuren bei S. auf, welcher Streit unter vielfachen Schwankungen sich bis heute fortgesetzt hat. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam man zu der Ansicht, daß der Tripper von der S. ausgeschlossen werden müsse, weil er nichts mit ihr gemein habe. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wurde die Lehre von der S. durch Ricord gänzlich umgestaltet, doch ist auch seine Lehre wieder gestürzt worden und an ihre Stelle sind ganz allmählig die Anschauungen getreten, wie sie in diesem Artikel niedergelegt sind. Uebrigens steht fest, daß die S. trotz ihrer allgemeinen Verbreitung gegenwärtig im Allgemeinen nicht mehr in so bösartiger Weise auftritt wie früher.

Syra, Eparchie der griechischen Nomarchie der Cykladen, umfaßt die Inseln Syra, Mykoni, Keos, Kythnos, Seriphos und mehre kleine Eilande. Die Hauptinsel Syra, bei den Alten Syros, ist die wichtigste der Cykladen, liegt fast mitten im Archipel und hat 2 □Meilen Flächenraum. Sie ist gebirgig, hat bis 1400 Fuß hohe Berge, tiefe Thäler und wenig ebene Stellen. Vor dem Freiheitskriege zählte sie nur 6000 Einwohner, jetzt aber hat sie durch zahlreiche Einwanderungen aus Chios, Ipsara und Kandia eine Bevölkerung von 42,000 Seelen gewonnen. Ehemals durch ihren Reichthum an Getreide und Wein, sowie durch ihre schönen Weideplätze berühmt, ist sie jetzt wegen ihres Wassermangels nur noch wenig fruchtbar und erzeugt fast nur noch Wein und Obst, während das Mineralreich Eisen und Marmor bietet; eine um so größere Bedeutung hat sie dagegen in neuerer Zeit durch den merkantilischen Unternehmungsgeist ihrer Bewohner erhalten. Der Handel ist vorwiegend Kommissions- und Speditionshandel und versorgt fast ausschließlich die sämmtlichen Inseln des Archipels mit ihren Bedürfnissen. Die gleichnamige Hauptstadt (Neusyra, Neustadt-Syra, auch Hermupolis genannt), an der Ostküste der Insel gelegen, ganz neu gebaut, hat ein durchaus europäisches Ansehen, schöne Häuser, meist aus weißem Marmor, die an dem steilen röthlichen Felsen amphitheatralisch aufsteigen; sie ist eine der schönsten und blühendsten Handelsstädte von ganz Griechenland, Sitz eines griechischen Erzbischofs, eines römisch-katholischen Bischofs für die ausschließlich das nahe dabei auf einem hohen und steilen Felsenhügel gelegene Altsyra (Altstadt-Syra) bewohnenden Katholiken, des Nomarchen und eines Handelsgerichts, sowie Stationsort der Dampfschiffe zwischen Europa und dem Orient, hat einen trefflichen, sehr besuchten Hafen mit schönen Hafengebäuden und Werften, mehre Kirchen, ein Gymnasium und 18,511 Einw. Die Stadt wurde 1824 durch griechische Einwanderer von Chios und Ipsara gegründet.

Syrakus (Syracusä), im Alterthum die größte und reichste Stadt Siciliens, von Doriern unter Anführung des Archias am südlichen Theile der Ostküste 735 v. Chr. gegründet, und zwar auf der hart vor der Küste gelegenen Insel Ortygia, von wo sich die Stadt aber bald auch über das Festland ausbreitete. Zur Zeit ihrer größten Ausdehnung bestand sie aus 5 Haupttheilen: nämlich: der Insel (Nasos) Ortygia mit der Quelle Arethusa, den Tempeln der Artemis und Athene, den großen Getreidemagazinen, die im Nothfall als Festung dienen konnten, dem von Hiero erbauten Palast und der von Dionysius erbauten Akropolis; der von Ortygia durch einen schmalen Kanal getrennten Insel Achradina, dem Haupttheil und Mittelpunkt der Stadt mit dem von Säulengängen umgebenen Forum, dem Prytaneum, der Kurie, dem Tempel des olympischen Zeus, einem Theater *rc.*; Tyche, dem an den nördlichen Theil von Achradina anstoßenden, volkreichsten Theil der Stadt; Neapolis, auf der Südwestseite, mit dem Haupttheater, dem größten in ganz Sicilien, und mehren Tempeln, der Ceres, Proserpina *rc.*; Epipolä, einer die ganze Stadt beherrschenden Höhe, nordwestlich neben Tyche und Neapolis, welche Dionysius I. mit einer starken Mauer umgeben ließ und mit in den Bereich der die Stadt umgebenden Befesti-

gungen zog, wodurch S. zu einer der stärksten Festungen der alten Welt wurde. Die Epipolä enthielten an ihrer Westseite große Steinbrüche (Latomien) und darüber auf der höchsten Spitze der Höhe Euryalus das Kastell Labdalon. In dieser Ausdehnung hatte S. einen Umfang von 180 Stadien oder $4^{1}/_{2}$ deutschen Meilen, welcher selbst den von Rom noch weit übertraf. Dabei hatte die Stadt 2 treffliche, durch tiefe Buchten gebildete Häfen, die nächst der Betriebsamkeit der Einwohner hauptsächlich ihre Blüthe förderten. Der kleinere Hafen im Nordosten der Nasos war von Arsenalen und Schiffswerften umgeben; der größere Hafen oder die Bucht zwischen der Nasos und Achradina im Norden und dem Vorgebirge Plemmyrium im Südosten, südwestlich neben dem kleineren und nur durch einen Ortygia und Achradina verbindenden Damm von diesem getrennt, hatte 80 Stadien im Umfang und konnte mit Ketten gesperrt werden. Die Bevölkerung der Stadt mag zur Zeit ihrer höchsten Blüthe an 500,000 Seelen betragen haben.

S. war eine dorische Niederlassung, um 730 v. Chr. unter Archias gegründet. Wiewohl der Zeit nach die zweite griechische auf Sicilien gegründete Kolonie, wurde sie doch bald durch Betriebsamkeit und Handel dem Rang nach die erste. Sie hatte eine aristokratische Verfassung. Die Gamoren hatten die Regierung in den Händen, zuerst mit einem König an der Spitze, später ohne einen solchen. Aus den Gamoren, wahrscheinlich den ursprünglichen Kolonisten, wurden die Magistrate und Mitglieder des hohen Raths gewählt, die das Volk in ihren Versammlungen leiteten. Im Jahre 491 v. Chr. gründete das Volk eine Demokratie, die aber der Ordnung völlig ermangelte. So ward es Gelon (s. d.) leicht, die Gamoren nach S. zurückzuführen und sich dann selbst 485 der Herrschaft zu bemächtigen. Unter ihm erreichte S. seine höchste Blüthe, seine Flotten beherrschten die umliegenden Meere und die meisten Städte Siciliens standen unter seinem Einfluß. Auf Gelon folgte sein Bruder, Hiero I. (477—467), und auf diesen der dritte Bruder, Thrasybulus, der aber schon 466 vertrieben ward. An die Stelle der Tyrannis trat jetzt eine demokratische Verfassung. Ueber die Bestimmung, daß die Magistrate bloß aus den alten Bürgern genommen werden sollten, brachen jedoch bürgerliche Unruhen aus, die damit endigten, daß die neuen Bürger ausgeschieden und ihnen Messana als Niederlassung angewiesen wurde. Zur Sicherstellung der Demokratie ward eine dem athenischen Ostracismus ähnliche Maßregel in dem Petalismus eingeführt, doch ward derselbe als die Ochlokratie nur befördernd bald wieder aufgehoben. Die inneren Unruhen benutzend, suchten sich mehre von S. abhängige sicilische Städte frei zu machen und suchten zu diesem Zwecke Unterstützung bei den Athenern nach. Diese, schon längst eifersüchtig auf die mächtige Handelsstadt, sandten auch 415 eine Armee nach Sicilien, doch ward diese von den Syrakusanern mit spartanischer Hülfe vernichtet. Unter dem Einflusse des Volksvorstehers Diocles wurde darauf eine neue, völlig demokratische Verfassung eingeführt, deren erste Bestimmung die Wahl der Magistrate durch das Loos war. Zugleich wurden geschriebene sehr strenge Gesetze gegeben. Der gleichwohl überhand nehmenden Zügellosigkeit zu steuern, übertrug das Volk dem tapferen Dionysius I. (s. d.) das Oberkommando über die Armee, bahnte ihm aber dadurch den Weg zur Tyrannis. Er baute die Burg zwischen der Insel und der Stadt und erhöhte den Bestand der Kriegsschiffe auf 300. Die wohlbefestigte Regierung übernahm nach ihm sein Sohn Dionysius II., ein Wollüstling, gegen den sich sein Verwandter Dion vergeblich erhob. Endlich nöthigte ihn 343 Timoleon, seine Herrschaft niederzulegen. Timoleon zerstörte die Burg, stellte die demokratische Verfassung wieder her und zog durch Häuser- und Äckervertheilung an 40,000 neue Ansiedler in die entvölkerte Stadt. Die nach seinem Tode entstandenen Unruhen benutzte Agathocles (s. d.), um sich unter der Verheißung einer reinen Demokratie zum Tyrannen aufzuwerfen (317). Seine strenge und gewaltthätige Regierung erhielt wenigstens Ruhe im Innern, wodurch es noch möglich wurde, daß sich S. gegen die in Sicilien immer weiter fortschreitenden und S. schon belagernden Karthager halten konnte. Nach Agathocles' Tode (289) warf sich Mänon, der Mörder jenes, zum Herrscher auf, ward aber von Hicetas vertrieben, der sich 3 Jahre lang behauptete. Als er gegen die Agrigentiner zu Felde zog, stritten in der Stadt Thynion und Sostratus um die Herrschaft. Zur Stillung dieser Unruhen riefen die Syrakusaner den damals in Italien Krieg führenden Pyrrhus (277) herbei, der S. von den Karthagern befreite und seinen Sohn zum König von Sicilien einsetzte. Nach seinem Weggang wählten aber (275) die Syrakusaner Hiero II. zu ihrem Feldherrn und, nachdem er die Unruhen gedämpft und die Stadt von Miethsoldaten befreit hatte, 268 zum König. Hiero stand den Römern im ersten und zweiten punischen Kriege mit Erfolg bei. Sein Enkel und Nachfolger (seit 215) Hieronymus trat dagegen im zweiten punischen Kriege auf die Seite der Karthager und beschleunigte dadurch seinen Sturz (214). Darauf folgte Anarchie, während welcher in Folge der Umtriebe karthagisch gesinnter Prätoren der Krieg mit Rom unvermeidlich ward. Der Konsul Marcellus segelte 214 v. Chr. nach Sicilien, nahm nach seiner Vereinigung mit Appius Leontium mit Sturm und ließ hierauf von der See- und Landseite zugleich angreifen. Trotz der Zerwürfnisse im Innern hielt die Stadt, durch des Archimedes sinnreiche Maschinen unterstützt, eine dreijährige Belagerung aus und ward erst im August 212 erobert und zum Theil zerstört. Seitdem ward Sicilien römische Provinz. Der alte Glanz der Stadt verschwand für immer und die Bevölkerung nahm immer mehr ab. Vergebens suchte sie Augustus durch eine Kolonie zu heben. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. ward S. von deutschen Völkerschaften, die zur See ankamen, besonders von den Vandalen, 884 aber von den Saracenen geplündert. Kaiser Friedrich I. schenkte 1194 die Stadt den Genuesen, die ihm gegen Tankred beigestanden hatten; doch befreiten sich die Syrakusaner mit Hülfe der Pisaner bald wieder. S. kam hierauf unter spanische Herr-

schaft und ward Residenz des Statthalters. In Folge einer Seeschlacht, die bei S. 1718 zwischen den Engländern und Spaniern geschlagen wurde, mußten die letzteren die Stadt den Oesterreichern einräumen, bekamen aber 1755 die Insel wieder. In den Jahren 1100, 1542, 1693 und 1735 litt S. bedeutend durch Erdbeben. Die neue Stadt (Siragossa, Siragosa, Siracusa) liegt auf der mit Sicilien durch einen Damm verbundenen Insel Ortygia in reizender Lage unweit des alten S., ist Hauptstadt der italienischen Provinz Noto und Sitz eines Bischofs, hat beträchtliche Befestigungen, aber enge u. unansehnliche Straßen mit nur wenigen schönen Gebäuden, zahlreiche Kirchen, unter denen namentlich die Kathedrale der Santa Lucia mit 24 antiken dorischen Säulen, ehemals ein Tempel der Minerva, die Kirche des heiligen Johannes (San Giovanni), eine der ältesten christlichen Kirchen, und die Krypta di San Marziano (unter beiden sind Katakomben) zu erwähnen sind, ferner mehre Klöster, einige schöne Paläste mit prächtigen Gärten, besonders der Garten Landolina mit dem Grab des Grafen August von Platen, ein Museum mit Alterthümern, eine Münzensammlung, Bibliothek, ein Seminar, ein Kollegium, einen ziemlich versandeten Hafen, der nur noch für kleine Fahrzeuge zugänglich ist und dessen Eingang von dem Kastell Maniace vertheidigt wird, mehre Kasernen, einige Hospitäler, Hammerwerke, Gerberei, eine Pulvermühle, Oel- und Weinbau, Weinhandel und 17,900 Einw. Das Belvedere am Fort Labdalon gewährt eine prachtvolle Aussicht und ist der Wohnort eines großen Theils des sicilianischen Adels. Aus dem Alterthum sind noch die Ruinen eines Amphitheaters, eines Theaters (des größten der alten Welt, mit 46 Sitzreihen), eines Tempels des olympischen Zeus und eines Tempels der Diana, die Grotte Nymphäum, mehre Grabmäler, die Katakomben und die berühmten Latomien oder Steinbrüche mit dem Ohr des Dionysius, einer Sförmigen Felsengrotte von 58 Fuß Höhe, 17 Fuß Weite und 210 Fuß Tiefe, welche nach oben in einen schmalen Kanal endigt und einen außerordentlich starken Widerhall hat, vorhanden. Vgl. Arnold, Geschichte von S., Gotha 1816; Cavallari, Zur Topographie von S., Göttingen 1845.

Syrien (Soristan), asiatisch-türkisches Land, erstreckt sich in seiner weitesten Ausdehnung von 30 bis 37° 30′ nördl. Br. und von 51° 24′ bis 60° östl. L., wird im Norden von Kleinasien und Armenien, im Osten vom Euphrat, im Süden von Arabien und im Westen vom Mittelmeer begrenzt und hat einen Flächeninhalt von etwa 6500 QM. Längs des Mittelmeeres zieht sich ein schmaler Küstenrand mit einigen Vorgebirgen (Ras Chanzir, Ras el Abiad rc.) hin; jenseits der Bucht von Akko, die im Süden durch das Kap Karmel abgeschlossen wird, breitet sich der Küstensaum allmählig zur Ebene aus, die, in ihrem nördlichen Theile als Ebene Saron, im südlichen als Ebene Sefela bezeichnet, zuletzt in Sandwüsten übergeht. Den nordwestlichen Eckpfeiler des syrischen Gebirgslandes bildet der Gebirgsstock Dschebel Akrah oder Okrah (s. v. a. nackter Berg), der Mons Casius der Alten, der Hor der Hebräer, 5000 F. hoch, mit kahlem Gipfel, aber dicht bewaldeten Abhängen. Oestlich von ihm erhebt sich der Dschebel Nasairijeh oder Ansarijeh, nach der gleichnamigen Sekte benannt, der Bargylos der Alten, mit meistflachem, selten über 1000 F. hohem Rücken. Obwohl als nördlicher Libanon bezeichnet, steht er mit diesem nicht in unmittelbarem Zusammenhang, sondern wird durch das 3—4 Stunden breite Thal des Nahr el Kebir, Dschuniaebene genannt, von ihm getrennt. Der Libanon (s. d.) zieht sich von 33° 20′ bis 34° 35′ nördl. Br., im Allgemeinen 4—5 Meilen breit, in geringer Entfernung von der Küste hin und sendet gegen diese einige zum Theil bis ans Meer vortretende Ausläufer aus. Von Westen her steigt er stufenförmig zu der Kammhöhe von 7700 F. auf, über welche nur vereinzelte Gipfel bis über 9—10,000 F. emporragen. Südlich vom Libanon, durch das Thal des Leontes von ihm geschieden, lagert das Hochland von Galiläa, 20 Stunden lang und 10 Stunden breit, mit stufenweiser Senkung gegen Süden zur Tiefebene Esdrelon oder Jesreel. Im Osten erheben sich, im Zusammenhang mit dem eben genannten Hochlande, plateauartige Massen. Im Süden breitet sich das südliche Tafelland von Palästina aus, von welchem sich nach Nordwesten die im gleichnamigen Kap das Meer erreichende Bergkette des Karmel abzweigt. Das südliche Tafelland, im Allgemeinen 1500 F. über dem Meeresspiegel liegend, bildet, cirka 6 Meilen breit, eine zusammenhängende, weder durch ein Querthal unterbrochene, noch von bedeutenden Längenthälern durchfurchte Masse, welche sich nach Westen stufenförmig zur Ebene abdacht, gegen Osten aber gegen die südliche Fortsetzung des Bekaaspaltes scharf abfällt und im Süden in das Wüstenland der Halbinsel Sinai übergeht. Das westliche Hochland des Libanon und Palästina's ist nämlich durch einen mächtigen Spalt von verschiedener Breite von dem östlichen Hochlande geschieden. Derselbe wird östlich vom Libanon als Bekaa (Cölesyrien), östlich von Palästina als el Ghor bezeichnet. Das Bekaa ist im Süden durch den vom Antilibanon zum Hochlande von Galiläa hinüberstreichenden niedrigen Höhenzug Merdsch Adschun, die Wasserscheide zwischen dem Jordan und dem Leontes, geschlossen. Das Ghor (Aulon) ist weit tiefer eingeschnitten als das Bekaa, denn der Spiegel des See's von Galiläa liegt 535, der des todten Meeres 598, nach anderen Messungen sogar 1231 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres. Der Antilibanon (s. d.) zieht sich östlich vom Bekaa parallel mit dem Libanon von Nordosten nach Südwesten und steht durch den Merdsch Adschun mit dem Hochlande von Galiläa in Verbindung. Seine mittlere Höhe beträgt 4000 Fuß, doch erhebt sich der Hermon (Dschebel el Schekif), die Hauptmasse des ganzen Gebirgszugs, bis zu 10,000 Fuß. Der westliche Abfall gegen das Bekaa ist steil, der östliche terrassenförmig. Im Osten des Antilibanon breitet sich zunächst eine fruchtbare Ebene, das Merdsch (Wiese), aus; südlich davon das ebene, nur am westlichen Rande durch eine Höhenkette und im Osten durch einzelne Höhen, wie durch einige enge Einschnitte unterbrochene, allmählig gegen Osten aufsteigende baumlose Tafelland Hauran (s. d.), von kegel-

förmigen Erhebungen vulkanischen Ursprungs überragt, wie die oberste Schicht des Tafellandes selbst aus zersetzter Lava besteht. Letzteres wird im Osten durch den von Norden nach Süden ziehenden, ebenfalls vulkanischen Dschebel Hauran begrenzt, doch setzt sich jenseits desselben das vulkanische Gebiet in dem Trachon der Alten in nordöstlicher Richtung noch weiter fort, durch zahlreiche Kegel mit Kratern (Chism) und breite Lavaströme charakterisirt. Im Osten und Süden von diesem Gebiet breitet sich die Harra, eine wellige, mit basaltischem Gestein bedeckte Ebene, und jenseits dieser das Hamad als weite Steppe aus. Zwischen dem See Genezareth und dem todten Meer lagert das Hochland Adschlun, das, nicht vulkanischen Ursprungs und gegen das Ghor hin von zahlreichen Querthälern (Wadi) durchzogen, gegen Osten stufenweise, nördlich aber zu dem bewaldeten Dschebel Adschlun aufsteigt. Der größte Fluß S.s ist der Euphrat; da er aber nur Grenzfluß, und zwar im Bereich eines Wüsten- und Steppengebiets ist, so ist er für das Land von keiner Bedeutung. Dem Meere sendet S. nur unschiffbare Flüsse zu. Im Bekaathal entspringen an der in dessen Mitte austretenden, kaum bemerkbaren Wasserscheide 2 Flüsse, der Aasi (Orontes) mit nördlichem, und der Litany (Leontes) mit südlichem Lauf. Ersterer durchfließt den See Kades (Bahr el Kuds), nimmt von Norden her den Abfluß des See's von Antakia (Antiochia) auf u. mündet ins Mittelmeer. Letzterer durchfließt ein enges Felsbett im Libanon, ist an einer Stelle durch eine natürliche Felsbrücke überwölbt und ergießt sich ebenfalls ins Mittelmeer. Zwischen den Mündungen dieser beiden Flüsse erreichen nur unbedeutende Gewässer das Meer, Nahr, wenn sie nicht zeitweilig eintrocknen, im letzteren Fall Wadi genannt. Die am Ostabfall des Libanon entspringenden Flüsse ergießen sich in Landseen, welche keinen Abfluß haben. Der berühmteste und bedeutendste derselben ist der Jordan, welcher an der westlichen Seite des Hermon entspringt, die Seen el Huleh und Genezareth (s. d.) durchfließt und in das todte Meer (s. d.) mündet. S., obwohl innerhalb der asiatischen Regenzone liegend, hat doch im Allgemeinen ein sehr trockenes, in den niedrigen Gegenden selbst heißes, dem arabischen sehr ähnliches Klima. Dürre und Vegetationsarmuth charakterisiren daher Hoch- und Tiefebenen. Nur wo bei höherer Lage reichliche Bewässerung Statt findet oder die Seeluft die Hitze mäßigt, wie in den Stufenlandschaften des Libanon, ist die Vegetation reicher, und zwar im Allgemeinen von subtropischem Charakter. Hier finden sich Wälder von immer grünen und anderen Bäumen, Grasflächen und mit Mais, Reis, Weizen und Gerste bestellte Felder, die aber keinen besonders hohen Ertrag geben. Weit besser als unser Obst gedeihen der Oelbaum, der Weinstock, der Feigenbaum, die Dattelpalme, welche jedoch nur im Süden reife Früchte bringt, die Pistacie, der Granatbaum, der Aprikosenbaum, die Sykomore und Koloquinte, die schon in den ältesten Zeiten als S. eigenthümlich erwähnt werden. An sie schließen sich die Baumwollenstaude, die Durrahirse, der Sesam, der Maulbeerbaum, die Orange und Citrone, die Banane, das Zuckerrohr und die Kolokasie und seit der Entdeckung Amerika's die Opuntie, Skamonee u. der Tabak an. Der Boden lohnt im Allgemeinen die schwere Arbeit, die er verlangt; doch befindet sich ein großer Theil des besten Kulturlandes in sehr vernachlässigtem Zustande. Dessen ungeachtet übersteigt die Produktion den innern Konsum beträchtlich, und es findet nicht unbedeutende Ausfuhr Statt. Hauptgegenstände der letzteren sind Seide (Cocons und Gespinnst, kein Gewebe), Olivenöl, Sesamöl, Weizen und Gerste, Baumwolle, Pistacien, getrocknete Aprikosen, Orangen, Granaten u. andere Früchte, Tabak, Skammoniumharz. Die Thierwelt ist nicht besonders reich. Das Kameel spielt hier dieselbe Rolle wie in Arabien. Die Gebirgseinöden sind die Heimat der Gazelle, des wilden Büffels, des Bären, der Hyäne, des Wolfs, Schakals und anderer Raubthiere, unter denen selbst Panther und Löwen nicht ganz fehlen. Reiher, Schwäne, Gänse, Enten, Flamingo's, Löffelgänse beleben Flüsse und Seen; Fasanen und Pfauen nisten in den Gebüschen. Sonst bietet das Thierreich in den Landseen und Flüssen eine Menge Fische, dann Schildkröten und andere Reptilien, darunter auch giftige, Zugheuschrecken, die man verspeist, Skorpione, Seidenraupen, verschiedene Schnecken und Muscheln, darunter die Purpurschnecke und Perlmuschel, 2c. Hauptbestandtheil des Gebirgs ist Kalk, Bergkalk im Libanon, Kreide im Antilibanon und Jurakalk in Palästina. Der Bergkalk im Libanon, welchem Kohlensandstein mit Steinkohlenflötzen aufgelagert ist, führt Eisensteinlager. Der Jurakalk Palästina's ist stellenweise durch vulkanisches Gestein unterbrochen, besonders im Gebiet des Jordan und des todten Meeres, wo heiße Quellen, Lager von Erdharz und Schwefel 2c. das Walten vulkanischer Kräfte bezeugen. Von nutzbaren Mineralien ist besonders das Salz zu erwähnen, welches auch als Ausfuhrartikel dient. Ueber die Kopfzahl der Bevölkerung liegt durchaus keine sichere Angabe vor. Der Abstammung nach sind die Bewohner Nachkommen der alten Syrer, Israeliten, Araber, Türken, Griechen und Armenier. Nach dem Religionsbekenntniß scheiden sie sich in Mohammedaner, Christen und Juden. Neben den eigentlichen Moslemin bestehen die aus dem Islam hervorgegangenen oder demselben sich nähernden Religionsgemeinschaften der Drusen, der Nasairijeh, der Ismaeliten und der Metawileh; neben den übrigen morgenländischen Christenparteien noch die besondere der Maroniten (s. d.), und neben den eigentlichen Juden gibt es eine kleine Anzahl Samariter in der Gegend von Nablus. Gemeinsame Landessprache ist das Arabische geworden. Die Drusen (s. d.), auf 60,000 Köpfe geschätzt, stammen zum Theil von den alten Syrern, zum Theil von eingewanderten Araberstämmen ab. Die Nasairijeh (s. Nossairier), auch Ischakiten genannt, welche auf dem nach ihnen genannten Dschebel Nasairijeh ihre Sitze haben, werden mit den Ismaeliten als Batenier oder Anhänger einer innerlichen Lehre, d. h. als solche bezeichnet, welche dem Wortinhalt des Korans einen geheimen, mystischen oder allegorischen Sinn unterlegen und denselben nach Belieben deuten, und

werden daher von den rechtgläubigen Moslemin zu den Immami oder Glaubenslosen gezählt. Aus den Aliten um 891 hervorgegangen, verehren sie Ali als Mensch gewordene Gottheit. Ihre Anzahl wird auf wenigstens 200,000 Köpfe geschätzt. Die Ismaeliten (s. d.) oder Ismaelijeh, ebenfalls aus den Aliten hervorgegangen, verehren Mohamed ben Ismael als Verkörperung Ali's und als ihr unsichtbares Oberhaupt. Ihre Anzahl ist nicht bekannt. Die Metawileh, eine Abart der Schiiten, verehren ebenfalls in Ali die menschgewordene Gottheit und wohnen südlich von den Drusen im Libanon und im Hochlande Galiläa's zwischen Saida und Tyrus in ziemlich rohem und wildem Zustande. Ihre Kopfzahl ist nicht bekannt. Die Maroniten (s. d.), Nachkommen der Monotheleten, sind syrischer Abstammung und ungefähr 220,000 Köpfe stark. In den Städten sind Griechen und Franken als Handelsleute und in den katholischen Klöstern europäische Mönche angesiedelt. In politischer Beziehung bildet S. unter dem Namen Soristan oder Scham eine Provinz des türkischen Reichs u. zerfällt als solche in die Ejalete Haleb (Aleppo), Dischmeschk und (Damascus) und Beirut oder Saida. Vgl. Türkisches Reich.

Geschichte. Die Urbewohner S.s, sämmtlich Semiten, zerfielen in mehre Stämme, von denen der der Aramäer (s. Aramäa) oder der eigentlichen Syrer der bedeutendste war. Als 2000 Jahre v. Chr. Abraham unter ihnen umherzog, waren sie schon ein städtebewohnendes Volk. Das Land zerfiel damals in einzelne Städte mit Gebieten unter besonderen Oberhäuptern. Schon im frühesten Alterthum werden Damascus, Hamath, Hems oder Emesa, Zoba u. a. erwähnt. Ein altes wichtiges Emporium war die Palmenstadt Tadmor oder Palmyra; nicht minder berühmt als Mittelpunkt des Sonnenkultus Baalbeck oder Heliopolis. Etwas späteren Ursprungs war Antiochia. Eine größere Rolle in der Weltgeschichte als die eigentlichen Syrer spielten die Phönicier und Israeliten. Die eigentlichen Syrer vermochten sich oft fremder Unterdrücker nicht zu erwehren; insbesondere machte David ihr Land zu einer Provinz des jüdischen Reichs. Bei der Theilung desselben rissen sie sich wieder los, indem ein ehemaliger Sklave, Namens Reson, sich der Stadt Damascus bemächtigte und ein eigenes Reich gründete, welchem nach und nach die Häuptlinge der übrigen Städte tributpflichtig wurden. Nach mannichfachen Schicksalen ward es von Tiglat Pilesar zu einer Provinz des assyrischen Reichs gemacht und theilte seitdem den Wechsel der Herrschaften, die in Vorderasien auf einander folgten. S. war nach einander eine Provinz von Babylonien, Medien, Persien, Macedonien, bis es endlich durch die Seleuciden wieder zu einem selbstständigen Reich erhoben ward. Der Gründer dieser Dynastie, Seleucus Nicator (301 bis 280), dehnte die Grenzen seines Reichs nach Osten bis zum Oxus und Indus aus und machte S. zum Mittelpunkte desselben. Durch Erneuerung und Gründung vieler griechischen Städte (Seleucia am Tigris, Seleucia am Orontes, Antiochia u. a.) suchte er seinem Reich, welches 72 Satrapien umfaßte, einen griechisch-macedonischen Charakter zu geben. Aber seinen Nachfolgern fehlte zum Zusammenhalten dieses Reichs die nöthige Kraft und Energie (s. Seleucus u. Antiochus). Schon um 150 v. Chr. beschränkten die Parther das Reich auf das eigentliche S., und auch dieses ward 85 großentheils dem armenischen König Tigranes unterwürfig, bis es 64 bis auf einige kleine Theile dem römischen Reich einverleibt ward. Im 4. Jahrhundert n. Chr. trennte Konstantin der Große Commagene und Cyrrhestica vom übrigen S. und machte daraus eine eigene Provinz, Namens Euphratensis; das übrige Land aber ward später von Theodosius dem Jüngeren in Syria prima und S. secunda eingetheilt, von welchen ersteres die Seeküste und die nördlicheren Lande von Antiochia bis gegen den Euphrat hin umfaßte, letzteres aber die Gegenden am südlichen Laufe des Orontes in sich begriff. Die östlicheren Theile S.s am Euphrat und nach der Wüste hin hatten sich schon weit früher den Arabern und Parthern unterworfen. Unter Justinian wurden die wichtigsten Städte S.s von den Persern genommen, darunter Antiochia. Dann brachen die Araber verwüstend ins Land ein. Erst unter der Herrschaft der arabischen Khalifen hob sich S. wieder, namentlich durch die neueröffnete Schifffahrt auf dem Euphrat. Doch ward das Land den Khalifen bald von rebellischen Statthaltern und diesen wieder durch die turkomanische Miliz entrissen. Auch durch die Kreuzzüge litt das Land sehr. Saladin, Sultan von Aegypten, nahm S. den Kreuzfahrern wieder, und unter seinen Nachfolgern kam es an die Mamluken. Schwer litt es dann durch die Einfälle der Mongolen unter Dschingiskhan. Im Jahre 1517 eroberte der Osmanensultan Selim I. S., und fortan bildete es eine türkische Provinz. Doch empörten sich die dortigen Pascha's häufig gegen die Pforte. Bei der Expedition der Franzosen nach Aegypten 1798 war es auch auf S.s Eroberung abgesehen; doch scheiterte die Sache an dem Widerstande von St.-Jean d'Acre. Zu Anfang der dreißiger Jahre kam S. unter die Herrschaft Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, nach dessen Sturz 1840 aber kehrte es unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte zurück. Der unaufhörliche Wechsel der Herrscher, verheerende Kriege und die Barbarei der mohammedanischen Gewalthaber haben Land und Volk völlig ruinirt, so daß es jetzt wenig mehr als eine schwach bevölkerte, sterile Einöde voll Ruinen ist. In neuerer Zeit hat S. namentlich durch die Kämpfe der Drusen (s. d.) und Maroniten (s. d.) die Aufmerksamkeit Europa's wieder auf sich gezogen; in Folge der blutigen Verfolgungen, denen besonders im Juni 1858 die Maroniten wie die christliche Bevölkerung von S. überhaupt ausgesetzt waren, besetzten 1860 französische Truppen eine Zeitlang das Land. Vergl. Baugnot, Mémoire sur le régime des terres dans les principautés fondées en Syrie par les Francs à la suite des croisades, Paris 1854.

Syringa *L.* (Syringe, Flieder), Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen, charakterisirt durch den 4zähnigen Kelch, die Korolle mit 4spaltigem Saum und die 2fächerige Kapsel mit kahnförmigen Klappen, Sträucher mit gestielten,

entgegengesetzten, glatten, ganzrandigen Blättern und schönen, wohlriechenden Blüthen in reichen, straußförmigen Endrispen. S. chinensis *L.*, S. dubia *Pers.*, in China, gegen 6—10 Fuß hoch, hat eirunde oder ei-lanzettförmige, langgespitzte Blätter und rothe oder röthlich lillafarbige, sehr wohlriechende Blüthen in großen, oft 1 Fuß langen, dichten Rispen und findet sich als Zierstrauch in deutschen Gärten. S. persica *L.*, S. capitata *Gmel.*, in Persien, ist ein buschiger, 4—6 Fuß hoher Strauch mit dünnen, schlanken, überhängenden Aesten, schmalen, lanzettförmigen, spitzigen, glatten Blättern und hellrothen, lillafarbigen oder weißen Blüthen, die etwas kleiner sind als die der vorigen Art, u. wird ebenfalls als Zierstrauch in Gärten gezogen. S. vulgaris *L.*, spanischer oder türkischer Holler, Lilak, ursprünglich in Persien einheimisch, wurde unter Ferdinand I. nach Wien gebracht und findet sich jetzt in Deutschland hier und da verwildert. Die Blätter des 10—15 F. hohen Strauchs sind herzförmig, langgespitzt, die Blüthen blaß-violett, in verschiedenen Nüancen oder auch weiß und wohlriechend. Früher waren die Fruchtkapseln als Semen Lilac als bitter adstringirendes Mittel officinell, und in neuerer Zeit soll der Extrakt der unreifen Früchte mit Erfolg gegen Wechselfieber angewandt worden sein. Aus der Rinde und den Samenkapseln wird ein Bitterstoff, Lilacin, aus den Blättern Syringin dargestellt, die aber bis jetzt noch keine Anwendung gefunden haben. Das ziemlich feste, bei älteren Stämmen schön geflammte Holz wird von Tischlern und Drechslern benutzt. Die Vermehrung dieser Ziersträucher geschieht durch Ableger und Sprößlinge, sowie durch Samen.

Syrinx, arkadische Nymphe, die Tochter des Flußgottes Ladon, rief, von Pan verfolgt, die Tellus um Hülfe an und ward in ein Schilfrohr verwandelt, dem der Wind süßklagende Töne entlockte. Pan schnitt von dem Schilf an Größe abnehmende Röhrchen und bildete hieraus eine Pfeife. Diese S. oder Pansflöte ward später vervollkommnet und ein Lieblingsinstrument der Hirten, in Deutschland unter dem Namen Papagenopfeife ein Spielwerk der Kinder.

Syrische Christen, s. v. a. Nestorianer.

Syrische Sprache, Schrift und Literatur. Die syrische Sprache ist ein Zweig des Aramäischen (s. Aramäische Sprache). Nachdem sie im ersten Jahrtausend n. Chr. ihre Blüthezeit gehabt, ward sie seitdem durch die stammverwandte arabische Sprache mehr und mehr verdrängt und ist jetzt, abgesehen von dem verderbten Volksdialekt der Nestorianer in Kurdistan (bearbeitet von Stoddart, Bost. 1855), welcher auf sie zurückzuführen ist, nur noch Schrift- u. Gelehrtensprache. Die besten Grammatiken derselben lieferten Hoffmann (Halle 1827) u. Uhlemann (2. Aufl., Berl. 1857), Wörterbücher Castellus (herausgeg. von Michaelis, Göttingen 1788) u. Bernstein (Berl. 1857 ff.), mit Glossarien versehene Chrestomathien Kirsch und Bernstein (Leipz. 1832, 2 Bde.), Oberleitner (Wien 1826) und Rödiger (Halle 1838). Aus den einheimischen Wörterbüchern des Bar-Ali und Bar-Bahul theilten Gesenius (Leipz. 1834) und Bernstein (Breslau 1842) Proben mit. Die Schrift der Syrer, die etwas Eckiges und Steifes hat, war in ihrer ältesten Gestalt, dem sogenannten Estrangelo, in Vorderasien einst sehr verbreitet, wie denn aus ihr die kufische Schrift der Araber, die Zend- und Pehlewischrift der Sassaniden, die uigurische der Türken, sowie die mongolische und die Mandschuschrift hervorgegangen sind. Von der ältesten syrischen Literatur ist nichts bekannt. Die erhaltenen Schriftdenkmale rühren aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. her und sind meist christlich-theologischen Inhalts. Doch fanden damals auch die Geschichte und Philosophie, sowie die Naturwissenschaften unter den Syrern Pflege, in welchen Fächern diese im 8. und 9. Jahrhundert Lehrer der Araber wurden, wie sie überhaupt als Vermittler der Kultur einen großen Einfluß in Vorderasien ausgeübt haben. Der letzte klassische Schriftsteller der Syrer ist Bar-Hebräus († 1286), jakobitischer Weihbischof zu Maraga. Das älteste noch vorhandene Denkmal der christlich-syrischen Literatur ist die Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, die sogenannte Peschito (s. d.). Andere griechische Uebersetzungen der Bibel sind bis jetzt nur zum Theil bekannt geworden. Der berühmteste rechtgläubige Theolog der syrischen Christen ist Ephraem Syrus (s. d.) im 4. Jahrhundert. Für die Kirchengeschichte sind die „Acta martyrum orientalium et occidentalium" (herausgegeben von Assemani, Rom 1748, 2 Bde.) von Interesse. Unter den historischen Werken ist namentlich die Chronik des Bar-Hebräus (herausgegeben von Bruns und Kirsch, Leipz. 1789, 2 Bde.) zu erwähnen. Die Poesie der Syrer ist lediglich kirchlicher und liturgischer Art und entbehrt alles wahrhaft dichterischen Geistes. Der älteste Hymnendichter ist der Gnostiker Bardesanes (s. d.), und neben ihm ist noch Ephraem Syrus zu nennen, dessen Hymnen und poetische Reden in Auswahl von Hahn und Sieffert (Leipz. 1825) herausgegeben worden sind. Die reichsten Sammlungen syrischer Handschriften besitzen Rom (vgl. Assemani, Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana, Rom 1719—28, 3 Bde.), Paris und das britische Museum zu London (vgl. Rosen, Catalogus codicum manuscriptorum syriacorum, herausgegeben von Forshell, Lond. 1838), welches in neuerer Zeit besonders durch Tattam reichen Zuwachs aus ägyptischen Klöstern gewonnen hat. Vgl. Wenrich, De auctorum Graecorum versionibus et commentariis syriacis etc., Leipzig 1842.

Syrische Wüste, s. Syrien.

Syrjänen, Volk in den russischen Gouvernements Wologda, Perm und Tobolsk, gehört zu den östlichen Finnen und steht auf einer Uebergangsstufe zwischen den permanent nomadisirenden Samojeden und den bloß ackerbauenden Finnen. Die südwestlichen S. wurden schon im 14. Jahrhundert, die nordöstlichen aber erst unter der Kaiserin Elisabeth zum Christenthum bekehrt. In Sitte und Lebensart haben sie sich seitdem so sehr den Russen genähert, daß sie kaum noch als besonderes Volk zu betrachten sein würden, wenn sie nicht noch eine eigene Sprache sprächen. Die Grammatik dieser syrjänischen Sprache ist von Gabelentz, Castrén und Wiedemann bearbeitet worden. Die S. nennen sich selbst **Komi** oder **Komi-Murt.**

Syrmien, sonst eigenes Herzogthum in Slavonien, benannt nach der römischen Stadt Sirmium (s. d.) an der Save, stand erst unter den ungarischen Königen, dann lange Zeit unter der Herrschaft der Türken, nach deren Vertreibung 1688 von Kaiser Leopold I. das italienische Haus Odescalchi damit beliehen ward. Später vom Kaiser zurückgekauft, kam es an das Haus Albani. Es begriff den östlichen Theil der von der Drau, Sau und Donau umflossenen sogenannten syrmischen Halbinsel oder das spätere syrmische Komitat u. den Bezirk des peterwardeiner Grenzregiments mit der Hauptstadt Semlin. Das Land gehört zu den gesegnetsten Gegenden der österreichischen Monarchie. Die Bergkette Fruschka Gora durchzieht S. der Länge nach von Westen nach Osten und sendet rechts und links Seitenzweige aus. Das Land producirt vornehmlich trefflichen Wein und Pflaumen, die zur Bereitung des Slibowitzka verwendet werden. Das spätere Komitat S. des Königreichs Slavonien umfaßte nur den nördlichen Theil des alten Herzogthums und zählte auf 43 □Meilen 138,000 Einwohner, größtentheils Serben. Hauptort war Bukavar an der Buka. Nachdem dies Komitat 1849 aufgelöst worden, kamen die Bezirke Ruma und Illok an die neugebildete serbische Woiwodschaft, der westliche, bei Slavonien verbliebene Gebietstheil aber an das eszeker Komitat.

Syrte, Name zweier Busen des mittelländischen Meeres an der nordafrikanischen Küste. Die große S., auch Golf von Sydra genannt, zwischen der Landschaft Tripolis und dem Plateau von Barca, bildet den am weitesten nach Süden einbiegenden Theil des Mittelmeeres; die kleine S., auch Golf von Kabes genannt, liegt südlich von der Bai von Tunis zwischen den Landschaften Tunis und Tripolis. Beide S.n sind durch Untiefen und Sandbänke der Schifffahrt gefährlich u. waren schon im Alterthum verrufen.

Syrup (Sirop), koncentrirte Zuckerlösung, welche neben Rohrzucker mehr oder weniger Traubenzucker und Schleimzucker, sowie andere Stoffe enthält. Man gewinnt S. als Nebenprodukt bei der Zuckerfabrikation (s. Zucker), bereitet eine Traubenzuckerlösung, die als Stärkesyrup in den Handel kommt, aus Stärkmehl (s. Traubenzucker), kocht Obst- und wohl auch Rübensaft ein, bis er die gehörige Konsistenz besitzt (Obstsyrup), und bereitet zu medicinischen Zwecken S. aus Pflanzenabkochungen, Emulsionen und dergleichen, indem man in denselben genügende Mengen Rohrzucker auflöst. So entstehen der Althäsyrup (Eibischsaft), Mannasaft, Veilchensyrup &c. Der einfache S. der Apotheken ist eine Auflösung von 36 Theilen Rohrzucker in 20 Th. Wasser. Ueber die Bereitung von Himbeersyrup, Kirschsyrup (Himbeersaft, Kirschsaft) s. Fruchtsyrupe.

Syrus, römischer Mimendichter, s. Publius Syrus.

Syssitien (v. Griech.), die gemeinschaftlichen öffentlichen Mahlzeiten, wie sie namentlich in Sparta und Kreta gehalten wurden; s. Sparta.

Systaticae literae (lat.), Zeugnisse, die jeder Geistliche und Mönch von seinen Obern mitnehmen muß, sobald er sich in einen fremden Sprengel begibt. Gewöhnlich stellt sie der Bischof aus.

System (v. Griech.), jedes unter Beobachtung einer gewissen regelrechten Ordnung aus Theilen zusammengesetzte Ganze. In diesem Sinne redet man von einem Nervensystem, in sofern die Verbindung der Nerven deren Zusammenwirken zu den Zwecken des thierischen Lebens bedingt, von einem Tonsystem oder der Reihenfolge der Töne nach bestimmten Intervallen, von einem Planetensystem, das durch die Abhängigkeit der Bewegung der einzelnen Planeten von einem Centralkörper, der Sonne, zu Stande kommt, ferner von Eisenbahn-, Verwaltungs-, Ackerbausystemen &c. Insbesondere aber versteht man unter S. ein geordnetes Ganze von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die vollendete Form aller wissenschaftlichen Darstellung, welche dadurch gewonnen wird, daß alle Begriffe aus einem höchsten als ihrem Princip hergeleitet und entwickelt werden, wobei sich das Verfahren nach der Art, wie ein Ganzes wissenschaftlicher Erkenntnisse überhaupt zu Stande kommt, verschiedenartig modificirt. Die unterste Form systematischer Darstellung oder Systematik ist die Klassifikation, in sofern dieselbe lediglich die Verhältnisse logischer Ueber- und Unterordnung zu berücksichtigen hat, wobei der Zusammenhang des Mannichfaltigen mehr ein äußerlicher ist. Diese Systematik gestaltet sich nicht allein nach der verschiedenen Natur und Erkenntnißquelle der einzelnen Wissenschaften verschieden, sondern es machen sich auch innerhalb des Gebietes einer einzelnen Wissenschaft im Laufe der Zeit Veränderungen nöthig, je nachdem man bei Ableitung und Begründung des Details bald von diesem, bald von jenem Standpunkte ausgeht, wodurch nicht nur die Form, sondern auch der Inhalt der Wissenschaft verschiedene Modifikationen erleiden muß. Die Darlegung der allgemeinen Formen des systematischen Verfahrens ist Aufgabe der Logik, während deren nähere Anwendung auf besondere Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß der einzelnen Wissenschaft überlassen bleibt.

Systole (griech.), in der Prosodie die Verkürzung einer an sich langen Silbe durch die Aussprache, welche regelmäßig in der Thesis oder Senkung des Versfußes unmittelbar vor der folgenden Hebung eintritt, wie in dem Hexameter des Virgilius: „Obstupui steteruntque comae vox faucibus haesit", wo „stĕtĕrunt" statt „stētērunt" gesprochen werden muß. Entgegengesetzt ist die Diastole (s. d.). In der Physiologie versteht man unter S. den Moment, wo das Herz und die Arterien durch ihre Zusammenziehung am meisten verengert sind und das Blut aus ihnen fortgetrieben wird.

Syzygien (v. Griech.), diejenigen Stellungen der Planeten, wo sie mit der Erde in der nämlichen auf die Ekliptik senkrechten Ebene stehen; vorzüglich aber die Orte des Neu- und Vollmondes in der Ekliptik, wenn der Mond zu diesen Zeiten entweder einerlei Länge mit der Sonne, oder eine um 180 Grad von der letzten verschiedene Länge hat. Die S., welche demnach mitten zwischen die Quadraturen fallen, sind wichtig für die Epakten und die Bestimmung der Sonnen-

und Mondfinsternisse. In der Metrik ist S. gleichbedeutend mit Dipodie.

Syzygium *Gaertn.* (Mützenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den Kelch mit verkehrt-eiförmiger Röhre u. fast ganzem od. ausgeschweift-gelapptem Rande, 4—5 rundliche, haubenförmig verwachsene und gleichsam einen häutigen, sich rund umher trennenden und abfallenden Deckel darstellende Kronblätter, Bäume und Sträucher in den tropischen Gegenden Asiens und Afrika's. S. caryophyllaeum *Gaertn.*, Myrtus caryophyllata *L.*, ist ein großer Baum auf Ceylon mit glänzenden Blättern und kleinen, röthlichweißen Blüthen, dessen gewürzhaft riechende und schmeckende Rinde, die unter dem Namen Nelkenzimmt, Cortex Cassiae caryophyllatae, aus Ostindien nach Europa kam und auf Ceylon als Gewürz und Heilmittel gebraucht wird.

Szabolcs, Komitat des großwardeiner Distrikts in Ungarn, zählt auf 55,18 □Meilen 146,248 Einw., größtentheils Ungarn, auch Walachen. Der Boden bildet eine im Osten bewaldete, im Westen und Nordwesten aber längs dem Laufe der Theiß mit Sodaseen und Morästen angefüllte, doch überaus fruchtbare Ebene. Der Hauptfluß ist die Theiß mit der Szamos. Produkte sind Getreide aller Art, besonders Korn und Weizen, Obst, Tabak, Melonen etc. Rindvieh- und Schafzucht wird durch die fetten Weiden außerordentlich begünstigt und im Großen betrieben. Nicht weniger erheblich ist die Schweinezucht. Auch Fische und Wild, namentlich Federwild, gibt es in Menge. Das Komitat hat seinen Namen von einem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schlosse bei dem Dorfe Szabolcs an der Theiß, unweit Tokay, und hat zum Hauptort Debreczin.

Szalad (Zala), Komitat des ödenburger Distrikts in Ungarn, zählt auf 74,81 □M. 225,385 meist katholische Einwohner. Verzweigungen der steiermärkischen Voralpen bedecken den einen Theil des Landes, während der andere eine wellenförmige Ebene bildet. Außer dem Plattensee, der zur Hälfte zu diesem Komitat gehört, bewässern dasselbe noch die Drau, Mur und die Salza, welche in das südliche Ende des Plattensee's mündet, und viele Bäche. Der Boden ist gut angebaut und sehr fruchtbar. Hauptprodukte sind Getreide, besonders Weizen, Wein und Tabak. Die ausgedehnten Waldungen sind reich an Hoch- und Federwild. Die Hornvieh-, Schaf-, Pferde- und Schweinezucht ist von großer Bedeutung, und der Fischfang, besonders im Plattensee, außerordentlich ergiebig. Hauptort ist der Marktflecken Szalad-Egerszegh.

Szalay, Ladislaus von, ungarischer Publicist u. Staatsmann, geboren den 18. April 1813 zu Ofen, widmete sich von 1824—26 zu Stuhlweißenburg u. Pesth philosophischen u. juridischen Studien, begann 1833 die advokatorische Praxis, erwarb sich durch die Schrift „Das Strafverfahren mit besonderer Rücksicht auf die Strafgerichte" (Pesth 1840) die Mitgliedschaft in der vom Reichstage zu Ausarbeitung eines Strafcodex niedergesetzten Kommission u. betheiligte sich seit 1844 theils als Redakteur, theils als Mitarbeiter am „Pesti Hirlap". Seine Abhandlungen, worin er namentlich für administrative Centralisation und Reform des Komitatswesens seine Stimme erhob, erschienen gesammelt als „Publicistai dolgozatok" (Pesth 1847, 2 Bde.). Sein „Statusferfiek' könyve" (Pesth 1847—52) enthält Lebens- und Charakterschilderungen bedeutender reformatorischer Staatsmänner. Von der ungarischen Regierung 1848 zu ihrem Gesandten bei der deutschen Centralgewalt in Frankfurt ernannt, ging er dann in derselben Eigenschaft nach London, ward aber hier nicht anerkannt, begab sich darauf in die Schweiz und kehrte später nach Pesth zurück, wo er den 22. Juli 1864 †. Sein Hauptwerk ist die „Magyarország története" („Geschichte Ungarns", Leipzig 1850 bis 1860, 6 Bde.).

Szamos (Samos, Szamosch), Fluß in Siebenbürgen und Ungarn, entspringt in Siebenbürgen aus 2 Quellen (große und kleine S.), bildet in Ungarn bei Szathmar eine Insel und mündet bei Ocsva-Apathi links in die Theiß.

Szarvas, Marktflecken im bekeser Komitat in Ungarn, am Körös, mit Gericht für Adelige, lutherischer Kirche und Nationalschule, landwirthschaftlicher Anstalt, Industrieschule, großen Jahrmärkten und 14,500 Einwohnern.

Szathmar, Komitat des großwardeiner Distrikts in Ungarn, zählt auf 107 □Meilen 249,000 Einwohner, größtentheils Ungarn. Der Boden ist im Süden u. Osten gebirgig, der übrige Theil eben und zum Theil sumpfig. Die Theiß bespült einen Theil der nördlichen Grenze und nimmt die Szamos, die den großen Ecsedermorast durchfließende Kraszna und den Tur auf. Der Boden ist in der Ebene sehr fruchtbar. Hauptprodukte sind Weizen, Mais, Obst, Flachs, Hanf, Tabak, Kastanien und an den Bergabhängen Wein. In den gebirgigen Gegenden blüht Rindvieh-, Schaf-, Schweine- und Bienenzucht, und Honig u. Wachs machen einen bedeutenden Handelsartikel aus. In den großen Waldungen gibt es Wild, auf den Sümpfen Federwildpret, in den Flüssen, besonders in der Szamos, einen Ueberfluß an Fischen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer und Antimonium, auch Mineralwässer; auch sind Glashütten und Sägemühlen in Betrieb. Der gleichnamige Hauptort (Száthmar-Némethy) besteht eigentlich aus 2 Marktflecken, die durch die Szamos getrennt werden, S. und Némethy, ist der Sitz eines römisch-katholischen Bischofs, mit Kathedralkapitel und Konsistorium, eines Stuhlgerichts und anderer Behörden und hat eine Kathedrale, ein Obergymnasium, eine bischöfliche Schullehrerbildungsanstalt, eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein bischöfliches Seminar, eine Hauptschule, einen Konvent der barmherzigen Brüder, ein Institut der barmherzigen Schwestern, Fischerei, Slibowitzbereitung, Weinhandel und 14,288 Einwohner. In der Nähe sind Salzgruben.

Szczebrszyn (Schtschebrsheschin), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, Kreis Zamosc, am Wieprz, hat eine Gouvernementsschule, Tuchfabrikation, Handel, besuchte Jahrmärkte und 4010 Einw., worunter viel Juden.

Szczekociny (Schtschekoziny), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, an der Pilica, hat eine schöne alte Domkirche, Wachs-

und Talgkerzen- und Seifenfabrikation, Getreidehandel und 1220 Einw. Hier am 12. (24.) Juni 1794 Schlacht zwischen den Polen unter Kosciuszko und der russisch-preußischen Armee.

Szczuczin (Schtschutschin), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement und Kreis Augustowo, an der Wysa, unweit der preußischen Grenze, hat ein altes Schloß, 2 Kirchen, ein Piaristenkollegium mit Lehr- und Erziehungsanstalt, ein Kloster, eine Synagoge, Teppich-, Leinwand-, Hut- und Kammfabrikation, lebhaften Grenzverkehr, besuchte Jahrmärkte und 3000 Einw., worunter viel Juden.

Széchenyi, Stephan, Graf von, ungarischer Staatsmann, geboren am 21. Sept. 1792 zu Wien, Sohn des durch Stiftung des ungarischen Nationalmuseums bekannten Grafen Franz von S. († den 20. Dec. 1820), diente erst beim Insurrektionsheere gegen die Franzosen, machte dann in der regulären Armee die wichtigsten Feldzüge des europäischen Völkerkrieges mit, schied aber 1825 aus dem Militärdienst, um sich der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen seines Vaterlandes zu widmen. Verdienste erwarb er sich namentlich durch seine Mitwirkung zu Errichtung einer ungarischen Akademie, der er 60,000 Gulden Konventionsmünze überwies, durch seine Verwendungen 1832 zu Errichtung eines ungarischen Centralschauspielhauses und Konservatoriums der Musik und durch seine gleichzeitigen Bemühungen um Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pesth und Ofen, sowie 1834 als Kommissar für die oberste Leitung der hydraulischen Arbeiten am eisernen Thore und die Regulirung des Theißbettes. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 ward er zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt, sah sich aber, die Wiedergeburt Ungarns vornehmlich von der Aristokratie erwartend und ein entschiedener Gegner Kossuths, von der demokratischen Partei bald in den Hintergrund gedrängt. Der Schmerz über den Bruch mit Oesterreich und die Proklamation der Republik im Oktober 1848 hatten für ihn eine Geisteskrankheit zur Folge, und er ward in die Irrenanstalt nach Döbling gebracht, wo er auch nach seiner scheinbaren Genesung blieb. Er erschoß sich in der Nacht auf den 9. April 1860, nachdem kurz zuvor eine Haussuchung bei ihm Statt gefunden hatte. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Hitel“ („Ueber den Kredit“, deutsch, Leipzig 1830) und „Vilag“ („Licht, oder auffallende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrthümer u. Vorurtheile“, deutsch, Pesth 1832), die ihm den Beinamen „Vater der Reform“ erwarben.

Szegedin, königliche Freistadt und Hauptort des csongrader Komitats in Ungarn, rechts an der Theiß, über die eine Schiffbrücke führt, an der Einmündung der Maros, an der pesth-temeswarer Eisenbahn, von Sümpfen umgeben, besteht aus der eigentlichen Stadt u. 5 Vorstädten, ist Sitz der Komitats- und anderer Behörden, hat ein Minoriten- und Franciskanerkloster, Piaristenkollegium, ein Obergymnasium, eine Haupt- und Unterrealschule, ein bürgerliches Spital, ein schönes Stadthaus, Theater, Salzmagazin, starke Seifen- und Soda-, auch Tabaksfabrikation, Handel mit Getreide und Holz, Hausenfang, sehr frequente Jahrmärkte, eine Hauptschiffswerfte für die Theiß und 62,546 Einw. S., sehr alt, schon zu Matthias Corvinus' Zeiten eine der berühmtesten Städte im Lande, fiel nach der Schlacht bei Mohacz in Solimans II. Gewalt, welcher den Platz stärker befestigen ließ. Im Jahre 1686 wurden die Türken in der Nähe der Stadt geschlagen und mußten den Platz den Kaiserlichen auf Kapitulation überlassen. Hier den 3. August 1849 Sieg Haynau's über die ungarischen Insurgenten.

Szekler (ungar. Szekelzek), ungarischer Volksstamm, welcher die östlichen und nordöstlichen Gegenden Siebenbürgens bewohnt und wahrscheinlich seit der ersten Einwanderung der Hunnen diese Sitze inne hat, indem zufällig hierher verschlagene Haufen jenes Volks hier zurückblieben. Die S. haben den Urtypus des Magyarenthums noch getreuer bewahrt als die Ungarn. Ihre alte Freiheit behauptend, galten sie bis zur Revolution von 1848 alle als adelig, hatten freies Jagd- und Weiderecht, leisteten keine Frohndienste und wurden nur von ihren eigenen Richtern gerichtet. Wiewohl sie allezeit schlagfertige treffliche Grenzwächter abgeben, so sträubten sie sich doch lange gegen den geregelten Militärdienst und wurden erst nach Unterdrückung eines Aufstandes dazu vermocht, ein Husarenregiment und 2 Infanterieregimenter zum regelmäßigen Dienst zu stellen. Sie waren 1848 und 1849 die tapfersten Verfechter des Magyarenthums in Siebenbürgen, und an ihrer Spitze vornehmlich erfocht Bem seine Siege. In Folge der Reorganisation Ungarns und Siebenbürgens verloren sie ihre besondere Verfassung und damit ihre Vorrechte und wurden den übrigen Landesbewohnern gleichgestellt. Das Land der S. war eins der Gebiete, in welche Siebenbürgen früher in Rücksicht der Nationalität zerfiel. Es ist im Norden und Osten gebirgig und waldig, im Süden und Westen aber sehr fruchtbar und hatte an 650,000 Bewohner, deren hauptsächlichste Nahrungsquelle Ackerbau u. Viehzucht war. Gegenwärtig bildet das Land der S. mit Ausnahme des aranyoser Stuhls und Hinzufügung eines Theils des oberalbenser und des thorenburger und mehrer Ortschaften des kokelburger Komitats den Kreis Maros-Vasarhely.

Szekszard (Sexard), Flecken in der tolnaer Gespanschaft in Ungarn, am Flusse Sarviz, Haupt- und Kongregationsort des tolnaer Komitats, hat eine katholische Kirche, eine katholische Hauptschule und 10,013 ungarische und deutsche Einw. Hier wird der treffliche rothe szekszarder Wein gebaut.

Szemere, Bartholomäus, ungarischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren den 24. August 1812 zu Vatta im borsoder Komitat, studirte zu Preßburg, prakticirte darauf im borsoder Komitat als Advokat, ward 1842 zum Oberstuhlrichter, 1846 zum Vicegespan in Borsod und von demselben Komitat als Deputirter in den Reichstag gewählt. Er bewies sich hier als eins der thätigsten Mitglieder der Partei des Fortschritts und bearbeitete als Reichstagssekretär eine Reihe der wichtigsten Gesetzentwürfe. Im März 1848 im Ministerium Batthyanyi mit dem Portefeuille des Innern betraut, entschied er sich mit

Kossuth für entschiedene Revolution, übernahm nach dem Rücktritt des Ministeriums mit jenem die provisorische Leitung der Landesangelegenheiten und trat auch in den Landesvertheidigungsausschuß ein. Im December 1848 als Reichskommissär nach Oberungarn delegirt, bildete er hier ein Guerrillacorps zur Abwehr des eingefallenen schlickschen Corps. Nach der Unabhängigkeitserklärung (14. April 1849) übernahm er das Präsidium des neuen Kabinets und floh, nachdem Görgei die Waffen gestreckt, über Konstantinopel nach Paris. Hier veröffentlichte er die vornehmlich gegen Kossuth gerichteten Charakteristiken „Ludwig Batthyanyi, A. Görgei und L. Kossuth" (Hamburg 1851).

Szigeth (Szihoty, Sigeth), 1) Hauptort des ungarischen Komitats Marmaros im kaschauer Distrikt, am Zusammenflusse der Theiß und Iza, Sitz der Komitats- und anderer Behörden, hat ein Piaristenkollegium, ein katholisches und reformirtes Untergymnasium, eine Hauptschule, eine Synagoge, ein Hospital und 6400 Einwohner. — 2) (Szigethvár, Grenz-Szigeth), Marktflecken im ungarischen Komitat Schümegh, in sumpfiger Gegend am Almas, Sitz eines Stuhlgerichts, hat noch Mauern und Gräben, mehre Kirchen, ein Franciskanerkloster, 2 Runkelrübenzuckerfabriken und 4189 Einw. Geschichtlich denkwürdig ist der Ort durch die tapfere Vertheidigung vom 4. Aug. bis 7. Sept. 1566 durch Niklas Zriny (s. d.) gegen die Türken unter Soliman. Nachdem der Platz am 8. Sept. von den Türken erstürmt worden, ward er 1664 von Zriny dem Jüngeren vergeblich belagert und erst 1689 vom Markgrafen von Baden den Türken für immer entrissen.

Szigligeti, Joseph, ungarischer Dramatiker, geboren 1814 zu Großwardein, bildete sich zu Pesth zum Ingenieur aus, betrat aber 1834 zu Ofen die Bühne und ward dann Sekretär und Regisseur bei dem zu Pesth errichteten ungarischen Nationaltheater. Seine „Rozsa" („Rose") und seine „Vándor szinészek" („Wandernde Schauspieler") wurden von der ungarischen Akademie mit dem Preise gekrönt. Seine historischen Dramen zeichnen sich durch spannende Handlung und treue Sitten- und Charakterschilderung aus. Als Volksdichter hat S. das magyarische Volksleben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten trefflich geschildert. Mehre seiner hierher gehörigen Dramen, wie „Szökött katona" („Der Deserteur"), „Két pisztoly" („Zwei Pistolen"), „Zsidó" („Der Jude"), „Csikós" („Der Csikos") ꝛc., fanden selbst auf deutschen Bühnen Beifall. Seine Stücke bilden fast ausschließlich das Repertoire der Provinzialtheater und wandernden Schauspielertruppen Ungarns.

Szilagy-Somlyo, Stadt im siebenbürgischen Komitat Kraszna, hat eine schöne katholische Kirche, ein Minoritenkloster, eine Hauptschule, ein altes Felsenschloß, eine Mineralquelle, Weinbau und 4000 Einw. Die Stadt war 1749—60 Hauptstadt eines gleichnamigen Komitats (72,14 □Meilen mit 177,697 Einw.).

Szistowa, s. v. a. Sistowa.

Szolnok (Solnok), Marktflecken im ungarischen Komitat Heves, an der Theiß, über welche hier eine große hölzerne Brücke führt, und an der pesth-szolnoker Eisenbahn, hat einen Franciskanerkonvent, eine Hauptschule, ein Krankenhaus, eine Maschinenfabrik, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Schildkrötenfang, Handel mit Obst, Salz u. Holz und 14,000 Einw.; war früher ein sehr fester Platz und von 1849—60 Hauptort eines Komitats (51,97 □Meilen mit 109,329 Einw.).

Szuto (Siza), Name einer der drei Religionen in Japan, die im Wesentlichen auf den Lehren des Confucius beruht.

Szydlow (Schidlow), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom, südlich von Radom, hat Holz- und Fischhandel u. 4000 Einw.

Szydlowiec (Schidlowietz), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom, südwestlich von Radom, hat lebhaften Handel mit Getreide, Eisen, Mühl- und Schleifsteinen und Holz und 4000 Einw., worunter viel Juden. In der Nähe Eisenerzgruben.

T.

T, t, T, t, im griechischen, lateinischen und in den romanischen Alphabeten der 19., im deutschen Alphabet der 20. Buchstabe, einer der stummen Zungenlaute, im Griechischen und Hebräischen Tau genannt. Das im Griechischen sich vorfindende aspirirte ϑ (th) hat sich im Lateinischen verloren, wie auch das Hochdeutsche dasselbe nicht kennt. Das th vieler hochdeutschen Worte ist aus dem Niederdeutschen hereingekommen, aber weder durch die Aussprache, noch etymologisch zu rechtfertigen, daher Grimm und andere Sprachforscher auf möglichste Beseitigung desselben, wenigstens im Inlaut und Auslaut dringen. Als Zahlzeichen bedeutet im Griechischen τ' 300, ‚τ 300,000; im Lateinischen T 160, T̄ 160,000; in der Rubricirung t s. v. a. 19tens; in der buchhändlerischen Preisnotirung T 19 Thaler, t 19 Groschen. Als Abkürzung bedeutet T. den römischen Vornamen Titus; auf neueren französischen Münzen die Münzstätte Nantes; bei bibliographischen Angaben s. v. a. Titel; im Handel s. v. a. Tara; bei Büchercitaten T. s. v. a. Tomus (Band), oder Testament, letzteres jedoch nur in der Verbindung A. T. und N. T. (Altes, Neues Testament).

T. a., Abbreviatur für Testantibus actis, wie die Akten bezeugen.

Taasinge (Thorsenge), dänische Insel, südöstlich von Fünen, 1½ □Meilen groß, mit 444 Einwohnern, welche Ackerbau, Viehzucht und Fischerei betreiben. Hier der Flecken Trönse.

Tabago (engl. Tobago), britisch-westindische

Insel, nächst Trinidad die südlichste und nächst Barbados die östlichste der kleinen Antillen, von Trinidad durch einen 6 Meilen breiten Kanal getrennt, zählt auf 4,8 QMeilen 15,410 Einw., meist Farbige und Neger, die jedoch sämmtlich frei sind und sich zum Christenthum bekennen. Die Insel hat mehre schöne Hafenbuchten, mäßige Hügel, die mit fruchtbaren, wohlbewässerten Thälern wechseln, und heißes, für Europäer ungesundes Klima, leidet aber weniger von Stürmen als die übrigen westindischen Inseln. Hauptprodukte sind: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo und Rum; ferner baut man Wein, Kokos, Bataten, Südfrüchte, Zimmt, Piment, Pfeffer, Getreide und Gemüse; auch finden sich Tamarinden-, Mahagoni-, Eisenholz- und Brodbäume. Bei den guten Weiden ist die Viehzucht ansehnlich (besonders Rindvieh, Pferde, Esel und Schafe); auch gibt es viele Kaninchen, Gürtel- und Beutelthiere, Schildkröten und Fische. Mit den Produkten der Insel wird ein bedeutender Handel, namentlich nach Großbritannien getrieben; T. erhält dagegen Getreide, Mehl, Fleisch, Bauholz, Breter &c. Die Insel steht unter einem unmittelbar von der britischen Krone abhängigen Gouverneur und ist in 7 Quartiere eingetheilt. Die Hauptstadt Scarborough liegt auf der Südostküste im Hintergrunde einer Bai, hat einige Befestigungen, einen guten Hafen und 3000 Einw. Unter den übrigen Ankerplätzen der Insel ist Rockly der beste. Nordöstlich von T. liegt die Insel Kleintabago, 1 Stunde lang, 1/4 Stunde breit. Von T. soll der Tabak den Namen erhalten haben. Die Insel T. wurde 1498 von Columbus entdeckt. Im Jahre 1632 gründeten die Niederländer hier eine Kolonie, wurden aber durch die Spanier vertrieben, was sie jedoch nicht hinderte, 1654 sich von Neuem anzusiedeln, worauf sie wieder durch eine deutsche Kolonie beeinträchtigt wurden, die 1655 der Herzog von Kurland dahin führte. Doch mußte sich diese bald den Holländern unterwerfen, deren Niederlassung wiederum von den Spaniern zerstört wurde. Im Jahre 1677 nahmen die Franzosen die Insel in Besitz und führten die meisten Einwohner weg, so daß sie fast verödete. Im Jahre 1763 wurde sie an die Engländer abgetreten, aber von diesen 1783 wieder an Frankreich überlassen. Die Briten eroberten die Insel 1793 wieder, gaben sie zwar 1802 zurück, nahmen sie aber 1803 von Neuem in Besitz und wurden darin im pariser Frieden 1814 bestätigt.

Tabak (Nicotiana *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch die trichterförmige Blumenkrone mit faltigem, 5lappigem Saum, den bleibenden Kelch, die kopfige Narbe und die 2—4fächrige, vielsamige Kapsel, meist klebrige, einjährige Staudengewächse aus Amerika, mit großen, weichen, abwechselnden Blättern und schönen Blüthen in Rispen. Man hat 56 Arten beschrieben, darunter in ökonomischer und merkantilischer Beziehung sehr wichtige Gewächse. Die verbreitetsten sind folgende: der virginische oder gemeine T. (Nicotiana tabacum *L.*), hat länglich-lanzettliche, zugespitzte Blätter, deren Blattadern von der Mittelrippe im spitzen Winkel verlaufen, und verlängerte, walzig-glockige, oben aufgeblasene, rothe Blüthen in weit ausgebreiteten Rispen. Die besten Varietäten sind: der Hängetabak, mit ungestielten, hängenden Blättern, der weißrippige T., mit etwas breiteren, aufrecht stehenden Blättern, der gemeine, der dickrippige, der blasigblättrige, der breitblättrige Virginier und der Baumkanaster, mit gestielten, lanzettlichen u. lang zugespitzten Blättern. Der Marylandtabak (N. macrophylla *Spreng.*, N. latissima *Mill.*, N. gigantea *Ledeb.*) hat eiförmige, spitze Blätter, deren Blattadern von der Mittelrippe fast rechtwinklig auslaufen, und deren herzförmig zulaufende Basis geöhrt ist, rothe, in gedrängter Rispe stehende Blüthen mit 5 kurz zugespitzten Zipfeln. Die bekanntesten Varietäten sind: der ungarische T., mit weit von einander stehenden Blättern; der amersforter T., mit dichtstehenden Blättern; der großblättrige T. und der Schaufel- oder straßburger T., mit dicht und aufrecht stehenden Blättern; der geflügelte T., mit eiförmigen Blättern; der podolische T., der chinesische T. und der türkische T., mit ganz herzförmigen Blättern. Der Bauerntabak, Veilchentabak (N. rustica), hat gestielte, eirunde, stumpfe Blätter und grünlichgelbe Blüthen in gedrängter Rispe, mit stumpfen Zipfeln und einer von Grund an bauchigen, am Schlunde eingeschnürten Röhre. Man unterscheidet großblättrige und kleinblättrige Varietäten. Der T. liebt feuchte Wärme und verträgt weder Frost, noch Dürre und am wenigsten Nässe; am besten sagt ihm ein Klima mit 10—20° mittlerer Temperatur zu. In trocknen Jahren (Bodenarten) wird er aromatischer als in feuchten, und in nassen verliert er fast alles Arom; er reift in 80—140 Tagen, geht aber noch bis zum 58.° nördl. Br. Im Boden verlangt er Ueberschuß an organischer und löslicher mineralischer Nahrung, unter dieser hauptsächlich Kali; nach anderen Untersuchungen ist das sogenannte Knöllern des T.s durch den Mangel an Kali bedingt. Der Boden muß ferner tiefgründig, rein, frisch und gut gelockert sein; je milder und leichter der Boden, um so besser wird der T. („Rauchgut"), je schwerer, um so weniger brauchbar zum Rauchen („Karotten" oder „Schwergut"). Zum T. muß man reichlichst mit kräftigem und rasch wirkendem Dünger bestellen, frischen und sehr ammoniakreichen Mist aber vermeiden, da man sonst nur ein zu Schnupftabak sich eignendes Gut erhält. Stark verrotteter Rindviehmist, Geflügelmist, Guano, Hornspäne, Knochenmehl, Kalisalze, gut vergohrene Menschenexkremente und vor Allem kräftigster Kompost im Gemisch mit Asche, Kalk und Gyps sagen ihm am besten zu, Pferde- und Schafmist ist zu vermeiden. Den Dünger gibt man gern frühzeitig im Herbst oder läßt den T. nach reich gedüngten Früchten folgen; in beiden Fällen gibt man vor dem Auspflanzen eine zweite, schwächere Düngung. Die Tabaksfelder werden vor Winter tief gelockert, dann im Frühjahr sorgsamst gepflügt und geeggt, zum zweiten Male gedüngt, wieder gut gepflügt, geeggt und gewalzt und vor dem Auspflanzen nochmals gut mit Pflug, Egge und Walze bearbeitet, um ein möglichst gleichmäßiges, klares, gereinigtes

Feld zu erhalten. Die Wahl der Saaten ist durch Klima und Boden bedingt. In Europa muß der T. in besonderen Treibbeeten vorgezogen und bei genügender Wärme gepflanzt werden. Die Treibbeete, **Tabakskutschen**, haben eine Umfassung von Stein oder Holz, werden in geschützter Lage angebracht, mit guter Erde gefüllt und mit Rahmen von Papier oder Shirting bedeckt. Die Aussaat geschieht Mitte März, mit oder ohne vorheriges Ankeimen; die jungen Pflänzchen bedürfen der sorgsamsten Pflege, besonders fleißigen Sammelns des Ungeziefers (Würmer, Werre, Schnecken ꝛc.), was bei Nacht mittelst Laternen geschieht. Man hält die Pflänzchen mäßig feucht, schützt sie vor jeder rauhen Luft und jätet sehr fleißig; hat man nicht reihenweise gesäet, so verpflanzt man zu geeigneter Zeit auf größere Pflanzbeete in Reihen („Piquiren"). Im Juni kommen die Pflanzen auf das Feld, welches ganz klar vorgerichtet sein muß; man versetzt bei feuchter Witterung, am liebsten Mittags und Abends genau auf die vorher mit dem Marqueur bezeichneten Stellen; auf den Morgen kommen bis 17,000 Pflanzen, je 2—2½ Fuß entfernt von einander. Die weitere Pflege erstreckt sich auf öfteres Behacken, Jäten und Behäufeln, wobei man sorgsamst die Blätter vor Bedeckung mit Erde zu schützen sucht, weil solche Stellen später fleckig und durchlöchert werden. Sind die Blätter 9—10 Zoll lang, so beraubt man die Pflanzen der Seitentriebe („Diebe"), ebenso nach entwickelter Blüthe der Spitze mit allen Blüthen („Köpfen"), wodurch man kräftigere Blätter erzielt; die dann in den Blattwinkeln wieder ausbrechenden Triebe („Geize") müssen ebenso stets ausgebrochen werden, schließlich auch die untersten Blätter. Die Ernte geschieht, wenn die Blätter sich gelb färben und herabhängen, entweder durch Abschneiden der ganzen Pflanze, oder besser durch Ausbrechen der Blätter nach der Reife; die 4 untersten kleinen Blätter geben das geringere **Sandgut**, die 4 folgenden **Erdgut** und die obersten **Bestgut**. Man reiht die Blätter, sorgsam sortirt, auf Stäbe von 1 Zoll Stärke und 7 Fuß Länge („Spillen"), indem man sie an der Mittelrippe schlitzt, und hängt die besetzten Stäbe in luftigen Trockenräumen auf, wo die völlige Abtrocknung sorgsam überwacht wird. Man erntet vom Morgen 6—20 Centner gute, ½—2 Ctnr. schlechte Blätter, 1—3 Ctnr. Abfall und 16—20 Ctnr. Stengel, die nur Brennwerth haben oder untergeackert werden. Der T. wird leicht gefährdet durch Frost, naßkalte Witterung und Nässe, durch Windbruch, durch Hagel, welcher die Blätter durchlöchert und dadurch zu Deckblättern unbrauchbar macht, durch den Rost, welcher in braunen Flecken auf den Blättern erscheint und diese allmählig völlig absterben und zerreiblich werden läßt, ferner durch Schnecken, Maulwürfe, Mäuse, die Raupe von der Flöhkrauteule, Mamestra (Noctua) persicariae *L.*, und die des Gamma (Noctua gamma). Die Kultur des T.s ist sehr kostspielig und erfordert viel Handarbeit, wirft dagegen aber auch oft hohe Reinerträge ab und ist immer lohnend, so lange der Preis pro Centner nicht unter 6 Thaler herabgeht. Der T. nützt auch noch dadurch, daß er vortreffliche Vorfrucht für Weizen ist.

Seither hat sich die Kultur des T.s, welcher nächst Salz der allgemeinste Verbrauchsartikel ist, über die meisten Theile der bewohnten Erde ausgebreitet. Dazu trägt wohl auch wesentlich der Umstand bei, daß die Tabakspflanze in hohem Grade kulturfähig und nicht weichlich ist und unter allen Pflanzen am besten große Unterschiede in Bezug auf Temperatur und Lage des Standortes verträgt. Sie kann vom Aequator bis zum 50.° nördl. und südl. Br. ohne Schwierigkeit gezogen werden, wenngleich sie am gedeihlichsten innerhalb der ersten 35° zu jeder Seite des Aequators wächst und namentlich zwischen dem 15. und 35.° die feinsten Sorten liefert. Die verschiedenen **Tabakssorten** werden nach ihrer Verwendung eingetheilt in **Karottengut** zu Schnupftabak, **Schneidegut** zu Rauchtabak, **Cigarrentabak** und **Spinngut** zu Kau- und Rollentabak. Zu Karottengut werden nur fette, schwere Qualitäten verwendet, welche viel fettige Bestandtheile enthalten und in denen das Nikotin vorherrschend ist. Zu Schneidegut nimmt man die leichteren und ganz leichten Qualitäten, die schon in Blättern vollständig ausfermentirt sind. Von den Cigarrentabaken verlangt man, daß sie fehlerfrei brennen, die zu Deckblatt bestimmten Sorten müssen gut von Blatt, dünn von Rippen und von passender Farbe sein, sie dürfen in der Fermentation sich nicht zu stark erhitzen, da sie sonst an Kohäsion verlieren. Zu Spinngut dienen besondere Qualitäten und müssen die Blätter ganz sein und die erforderliche Farbe haben. Nach den **Produktionsländern** unterscheidet man überseeische und europäische T.e. Die Hauptmärkte für erstere sind London, Liverpool, Hamburg, Bremen, Amsterdam und Rotterdam. Die wichtigsten Sorten sind folgende: A. Amerikanische T.e. 1) **Marylandtabak**, wird größtentheils zu Schneidegut verwendet, da er zu Cigarren nicht fein genug ist, Bay- und Ohiotabak, von gewürzhaftem, rauchähnlichem Geruch, geben Schneidegut und gehen nach Rußland, Schweden und Holland. 2) **Virginischer T.**, von welchem der beste am Jamesfluß bei Richmond wächst, liefert Karottengut zu dem feinsten Schnupftabak und mittlere Rauchtabake. 3) **Kentuckytabak** liefert gleichfalls Karotten- und Schneidegut, namentlich aber auch schönes Cigarrendeckblatt und zu Cigarreninlage und Umblatt geeignete Waare. Sehr beliebt ist Kentuckydeckblatt- und Spinngut. Abarten von Kentucky sind Maysville-, Missouri- und Mason-Countytabak zu Cigarrendeckblatt und Umblatt. 4) **Havaña** (Cabaños) wächst auf den besten Lagen der Insel Cuba. Der feinste wird Tabaco de la Vuelta Abajo genannt und liefert die besten Cigarren. Nächstdem gibt das beste Material 5) der **Cubatabak**, welcher ebenfalls auf Cuba, meist auf den Hügeln in der Umgegend von Trinidad de Cuba, Rusto Principe, Sagua de las grandes wächst. Nach Scherzer nimmt der Tabaksbau auf der Insel einen Flächenraum von 11,370 spanischen Caballerias (7½ C. = 1 □Kilometer) im Werth von 7,851,000 Pesos ein und liefert jährlich über 61 Millionen Pfund T., die durch 113,700 Sklaven gewonnen werden. Man baut nur eine Tabakssorte, deren Blätter nach Farbe und Geäder sor-

tirt werden. Es gibt auf der Insel 600 Cigarrenfabriken mit 20,000 Arbeitern, die 200—250 Millionen Cigarren jährlich fertigen. 6) Domingotabak liefert nach Cabaños, Cuba und Columbia das beste Cigarrendeckblatt und wird nur ausnahmsweise als Schneidegut für mittlere Rauchtabake benutzt. 7) Seedleaf, ein in Connecticut, Pennsylvanien und Ohio aus Cubasamen gezogener T., wird vorzugsweise zu Cigarren verarbeitet und dient als Ersatz für südamerikanische und westindische Sorten, wenn diese zu hoch im Preise stehen. 8) Floridatabak liefert ein schönfarbiges, zartes großes u. meist geflecktes Blatt, welches als vorzügliches Deckblatt für Mittelcigarren geschätzt ist. 9) Portoricotabak gibt nächst Varinas das feinste Schneidegut zu Rauchtabak. 10) Varinas (Canaster), wächst in Venezuela, liefert das vorzüglichste Schneidegut und somit den feinsten Rauchtabak. Zur Cigarrenfabrikation fehlt es ihm an geeignetem Blatt, auch würde er für die meisten Raucher in der Cigarre zu leicht sein. 11) Columbia Ambalema wird in der Provinz Cundinamarca in Neugranada gebaut und ist die beliebteste Sorte zur Cigarrenfabrikation. Er zeichnet sich durch milden, angenehmen Geschmack und durch ziemlich feinen Geruch im Brennen vor den meisten übrigen T.en aus, brennt in der Regel tadellos und wird deshalb mit Havaña- oder Cubainlage zu sehr feinen Cigarren verarbeitet, gibt aber auch mit geringerer Inlage gute Mittelcigarren. 12) Giron Columbia wächst in der Provinz Santander in Neugranada u. wird seines schönen großen Blattes halber als Deckblatt zu Cigarren verarbeitet. 13) Carmen Columbia wächst in der Provinz Bolivar in Neugranada, ist dem Ambalema sehr ähnlich und wird wie dieser benutzt. 14) Palmyra, aus der Provinz Cauca in Neugranada, ist dem Giron sehr ähnlich und liefert Deckblatt und Umblatt. 15) Upata und Cumanacoa aus Venezuela sind von Qualität geringer und im Brennen nicht so zuverlässig wie die columbischen T.e, werden aber gleichfalls in der Cigarrenfabrikation verwendet. 16) Brasiltabak aus Brasilien, besitzt nach Havaña u. Cuba die beste Qualität zur Cigarrenfabrikation und wird daher in großen Massen zu Deckblatt, Umblatt und Inlage benutzt. In der Rauch- und Schnupftabaksfabrikation findet er wenig Verwendung. 17) Esmeralda aus Ecuador ist oft schön von Blatt und Form, aber nicht ganz sicher im Brennen, liefert Deckblatt. 18) Laguayra aus Venezuela gibt Deckblatt und Umblatt. 19) Mexikanischer T. wird gleichfalls zur Cigarrenfabrikation verwendet, aber wie auch Nr. 17 und 18 nur in verhältnißmäßig geringen Quantitäten importirt. B. Asiatische T.e. 20) Javatabak wird hauptsächlich auf Cigarren verarbeitet, weniger auf Schneidegut zu Rauchtabak, zeichnet sich durch einen eigenthümlichen gewürzhaften Geruch und guten Geschmack auf der Zunge aus und liefert sehr schönes, sowohl geflecktes als fein braunes Deckblatt. 21) Manilatabak wird nur in der Cigarrenfabrikation verwendet, brennt sehr gut und besitzt einen eigenthümlichen milden, lieblichen Geruch und Geschmack. Der Manilatabak ist für den europäischen Markt weniger bedeutend wie für den asiatischen, indem er namentlich in ganz Indien und auf den indischen Inseln des malayischen Archipels fast ausschließlich geraucht wird. Nach einer fünfjährigen Durchschnittsberechnung werden außer der durch die Kolonialregierung gleichsam als Abgabe an Spanien gesendeten Quantität (8000 Centner) jährlich an 900—1000 Millionen Stück Cigarren und an 100,000 Ctnr. Tabakblätter auf den Mark gebracht. Die Regierung kauft die ganze Ernte von den Pflanzern um einen festgesetzten Preis und läßt sodann auf eigne Rechnung in 3 Fabriken durch 17—20,000 meist weibliche Arbeiter die Cigarren fabriciren, wozu sonst Niemand die Befugniß hat. Die in Europa vielfach verbreitete Meinung, in Manila werde zur Fabrikation der Cigarren Opium verwendet, ist nach Scherzer falsch. 22) Akyab und Coringo, beide aus dem englischen Ostindien, haben ebenso wie chinesischer und japanesischer T. noch keine bestimmte Verwendung in der Fabrikation gefunden. C. 23) Algierischer T., aus der Provinz Algier, Oran und Bona, hat für den Handel gar keine Wichtigkeit, da der größte Theil desselben zu festen Preisen an die Regierung verkauft werden muß. D. Europäische T.e. 24) Türkischer T. wird in neuerer Zeit viel stärker begehrt und häufig dem amerikanischen vorgezogen. Er kommt in ganzen Blättern und geschnitten in den Handel. Den besten gewinnt man bei Salonichi und Larissa. Der hochgelbe feine Giobek und der gelbe leichte Sultansky sind die gesuchtesten Sorten. Der braune Samson, kräftiger in Qualität, der feinbraune Bafra und der schwarze illyrische sind billigere Sorten. 25) Deutscher T. Von allen Sorten ist der pfälzer oder mannheimer aus der Gegend um Worms und Speyer der bekannteste; er erfreut sich eines immer mehr steigenden Ruhms und starken Absatzes im Auslande u. geht nach Oesterreich, Spanien, England und in fertigen Cigarren selbst nach Amerika. 26) Holländischer T., von Amersfort, Nybeck und Mastricht, ist schwer u. dient besonders zur Schnupftabaksfabrikation. 27) Ungarischer T., zeichnet sich durch gute Farben und Geruch aus; der fünfkirchner ist der beste. 28) Französischer T. aus dem Elsaß ist wenig aromatisch, aber sehr narkotisch und gibt Schnupftabak.

Die zum Rauchen bestimmten Tabaksorten werden entweder auf einer Tabakschneidmaschine zu Krautabak geschnitten, oder auf der Spinnmühle in Rollen- oder Stangentabak verwandelt, oder sie werden zu Cigarren (s. d.) verarbeitet. Zur Schnupftabaksfabrikation werden die Blätter entrippt und in die Sauce getaucht. Letztere besteht z. B. aus 8—9 Pfund gutem Rothwein, 25—30 Pfd. Wasser u. 8—9 Pfd. gereinigtem Weinstein. Soll der Schnupftabak schwarz werden, so wendet man die Sauce heiß an. Die getränkten Blätter werden in Haufen gelegt und der Gährung überlassen. Dann siebt man gepulverte Soda (wohl auch Kochsalz) auf die Blätter und zerkleinert sie durch Schneiden, Stampfen 2c. Die Zusammensetzung der Sauce ist Geheimniß der Fabrik und oft sehr komplicirt.

zur Darstellung der Karotten werden aus den gebeizten Blättern länglich-eiförmige, sehr stark gepreßte Körper von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Fuß Länge hergestellt; dieselben läßt man in einem passenden Raum schwitzen und fermentiren und dann Monate, selbst Jahre lang lagern. Durch Zerreiben auf einem Reibeisen oder auf einer besonderen Maschine erhält man aus den Karotten den Rappé. Die zahlreichen Sorten des Schnupftabaks, welche nach mehr od. minder abweichenden Methoden dargestellt werden, zerfallen in alkalische (auch neutrale oder pariser genannt) u. saure. Die ersteren sind, obgleich stärker und pikanter, doch minder nachtheilig als die letzteren, sie sind dunkelbraun bis schwarz, die sauren lichtgelb bis lichtbraun. Gegenwärtig ist der ächte pariser durch die vorzüglichen augsburger, frankfurter und offenbacher Fabrikate fast vollständig bei uns verdrängt. Eine besondere Sorte von staubförmigem starken Schnupftabak ist der Spaniol. Man bewahrt den Schnupftabak in Gläsern oder Kruken oder stampft ihn in kleine dichte Fässer. Das Verpacken in Blei oder Bleizinnlegirungen ist gefährlich, da der T. dadurch bleihaltig wird. Kautabak wird ähnlich wie der Schnupftabak mit Hülfe eigenthümlicher gewürziger Beizen hergestellt. Man erhält ihn in kleinen, einige Loth schweren Röllchen von ganz dünnem Gespinnst (Lady Twist) oder in kleine Zöpfe geflochten (Negro Heads). Die frischen Tabaksblätter enthalten, wie alle Pflanzentheile, Proteïnkörper, welche beim Rauchen die regelmäßige Verbrennung hindern und widerliche Gerüche (Kneller) entwickeln würden. Zur Entfernung derselben dient eine Gährung (Schwitzen), welcher man die frischen getrockneten Blätter unterwirft, indem man sie feucht auf einander schichtet. Der wichtigste Bestandtheil des T.s ist das Nikotin (s. d.), von welchem gute Tabakssorten nur 2—4 Procent, die französischen und deutschen aber 8—9 Proc. enthalten. Schlösing fand in trocknen entrippten Blättern von Lot in Frankreich 7,96 Proc., aus dem Elsaß 3,21, aus Virginien 6,87, aus Kentucky 6,09, aus Maryland 2,29, aus Havaña weniger als 2 Proc. Nach Liecke wird durch das Schwitzen der Nikotingehalt des T.s vermindert und als Nikotin bloßgelegt. Kohlende T.e enthalten in der Regel mehr Nikotin als nicht kohlende. Das Kohlen verschwindet bei fortgesetztem Schwitzen und in gleichem Maß nimmt der Nikotingehalt ab. Trockner Schnupftabak enthält etwa 2 Proc. Nikotin. Das Nikotianin (s. d.) findet sich besonders in den Sorten, welche man zu Schnupftabak verarbeitet, und trägt jedenfalls zur Entwicklung des Aroma's bedeutend bei. Außerdem findet man in den Blättern Aepfelsäure, Citronen- und Oxalsäure, sie hinterlassen beim Verbrennen 17—24 Proc. alkalisch reagirende Asche, welche hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk und Kalisalzen besteht. Der Tabaksrauch enthält die gewöhnlichen Verbrennungsprodukte, Kohlensäure, Wasserdampf u. Ammoniak. Dann aber auch Produkte der trocknen Destillation, Theeröle, Kohlenwasserstoffe, Schwefelwasserstoff, Cyanwasserstoff (vielleicht etwas Anilin, aber kein Kreosot) und unzersetztes Nikotin und Nikotianin.

Die Tabaksproduktion vertheilt sich bezüglich der Länder, in welchen die Tabakspflanze kultivirt wird, in folgender Weise: Insel Cuba 610,000 Centner, Portorico 70,000, Vereinigte Staaten 2,000,000, Mittelamerika 100,000, Philippinen 200,000, Ostindien 100,000, Rußland 150,000, Dänemark 2000, Holland 60,000, Belgien 10,000, Deutschland 500,000, Oesterreich 800,000, Sardinien 3000, Kirchenstaat 15,000, Neapel 15,000, Schweiz 3000, Walachei 12,000, zusammen 4,650,000 Centner. Man kann annehmen, daß in allen übrigen Ländern gleichfalls 5 Millionen Centner Tabak gewonnen werden, so daß die Gesammtproduktion cirka 10 Millionen Centner beträgt. Im Zollverein hat der Tabaksbau in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, 1863 waren 84,000, 1864 90,000 Morgen mit T. bebaut. Der Ertrag an trocknen Blättern war 1863 682,000 Centner, davon kamen auf Preußen 27,580, auf Bayern 18,850, auf Baden 29,468, auf Großh. Hessen 3844, auf Hannover 2144 Ctnr. Die Tabakskonsumtion beträgt in den Vereinigten Staaten 800,000, in Oesterreich 750,000, im Zollverein 500,000, in Frankreich 450,000, in Großbritannien 300,000, in Spanien 200,000, in Belgien 45,000, in Holland 30,000, in Schweden und Norwegen 225,000, in Italien 20,000, in Dänemark 10,500, in Rußland 10,000 Centner. Im Verhältniß zur Bevölkerungszahl beträgt der Verbrauch in Großbritannien 1 Pfund (wegen der hohen Steuer), in Frankreich $1\frac{1}{10}$ Pfd. (wovon $\frac{3}{8}$ als Schnupftabak verbraucht werden), in Oesterreich 2 Pfd., in Deutschland $2\frac{3}{5}$ Pfd., in Nordamerika 4 Pfd., in Belgien $4\frac{3}{4}$ Pfd., in Dänemark $4\frac{1}{2}$ Pfd. und in Neusüdwales, wo der T. steuerfrei ist, angeblich 14 Pfd. pro Kopf oder Einwohner.

T. wird häufig verfälscht, und man hat in demselben bereits Blätter von Rhabarber, von der Buche, dem Nußbaum, von Moosen, sowie Klee, Malzkeime, Zuckerrübenrückstände, Lakritzen, Rosinen, Katechu, Ocker, Sand, Salpeter, Salz, Salmiak gefunden. Doch sucht man zuweilen auch aus Liebhaberei oder Armuth den T. durch andere narkotische Mittel zu ersetzen. So werden in Tübet und am Himalaya Rhabarberblätter, im Kapland Hanfblätter zum Rauchen benutzt. Schnupftabak wird in Indien durch die gepulverten Blätter des glockenblüthigen Rhododendron, in Nordamerika durch den braunen Staub, welcher an den Blattstielen der Calmien und des Rhododendron haftet, ersetzt. Columbus und die Mannschaften seiner Expedition waren die ersten Europäer, welche das Tabakrauchen bei den Indianern wahrnahmen. Das Wort T. gehört der alten Sprache von Hayti oder St. Domingo an, ist aber nicht der Ausdruck für das Kraut, sondern für das Rauchwerkzeug. Der von Columbus auf Hispaniola zurückgelassene Eremit, Romano Pane, beschrieb zuerst die Tabakspflanze. Cortez sah die Mexikaner den T. theils in Form von Cigarren, theils aus verzierten Schilfrohren rauchen. In Nordamerika fand man in den ältesten Altar- und Grabeshügeln Thonpfeifen. Der französische Gesandte in Lissabon, Jean Nicot, erhielt 1560 Tabakssamen und säete ihn aus. Mit den erhaltenen Blättern machte er glückliche Kuren bei äußerlichen Krankheiten und

nach ihm erhielt die Pflanze den Namen Nicotiana. Nicot schickte Tabakssamen nach Frankreich, an Katharina von Medici, aber noch früher soll das Kraut in Spanien bekannt geworden sein. Nach Deutschland kam der T. 1565. Franz II., König von Frankreich, schnupfte auf Anrathen seiner Aerzte Tabakspulver als Heilmittel gegen Kopfschmerz, dies wurde nachgeahmt, und zur Zeit Ludwigs XIV. wurde am französischen Hofe von Männern und Weibern T. geschnupft. Im Jahre 1624 erließ Urban VIII. eine Bulle gegen das Tabakschnupfen in der Kirche. In Spanien und Portugal wurde zuerst T. geraucht, 1586 kam die Sitte durch Matrosen nach England und verbreitete sich sehr schnell. Bemühungen Jakobs I., das Tabakrauchen einzuschränken, hatten den entgegengesetzten Erfolg. Das Tabakschnupfen kam in England durch Hofleute Karls II. in Gebrauch. Um dieselbe Zeit wurde auch das Tabakkauen von Seeleuten, welche sich dadurch vor dem Skorbut zu bewahren glaubten, betrieben. In Paris wurde das Tabakrauchen unter Ludwig XIII. bekannt, es erfolgte ein Verbot gegen den öffentlichen Verkauf, aber Ludwig XIV. hob es wieder auf, und seit dieser Zeit breitete sich das Tabakrauchen schnell aus. Im Jahre 1674 machte Colbert den T. zum Staatsmonopol, 1789 gab ihn die Republik wieder frei, und 1811 machte ihn das Kaiserreich von Neuem zum Monopol. Durch englische Hülfstruppen, welche 1620 nach Böhmen marschirten, wurde das Rauchen in Deutschland bekannt. Zwei Jahre später brachten englische und holländische Hülfstruppen das Rauchen nach der Rheinpfalz; die weiteste Verbreitung fand es durch die Heere des dreißigjährigen Krieges. Nach dem Kriege wurden viele nutzlose Verbote dagegen erlassen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts lernte man in Deutschland das Schnupfen von den Franzosen. Vergl. Tiedemann, Geschichte des T.s, Frankf. 1854; Babo und Hoffacker, Der T. und sein Anbau, Karlsruhe 1852; Reichenbach, Die Pflanzen im Dienste der Menschheit, I., Berlin 1866; Pinkert, Der T., Anleitung zur Kultur, Behandlung und Benutzung als einträgliche Fabrikpflanze, das. 1860.

Tabakskollegium, Abendgesellschaft, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen fast täglich Abends um 5 Uhr zu Berlin, Potsdam oder Wusterhausen um sich versammelte, und zu der Minister, Stabsoffiziere, durchreisende Standespersonen und Gelehrte, auch wohl ehrbare Handwerker und Bürger gezogen wurden; ständiges Mitglied war auch der Schullehrer von Wusterhausen. Alles Ceremoniel war verbannt. Man rauchte (aus kurzen thönernen Pfeifen), und Die, welche nicht rauchten, mußten die Pfeifen wenigstens in den Mund nehmen. Dazu ward Bier, Butterbrod und Käse aufgetragen. Die Unterhaltung bezog sich auf Lektüre von Zeitungen, Bemerkungen über Politik und Kriegsgeschichten und Besprechung von Tagesneuigkeiten; auch wurden mancherlei Späße, bisweilen sehr derber Art, getrieben, namentlich mit dem Professor Gundling (s. d.). Von Spielen war nur Schach- und Damenspiel gestattet. Der Einfluß, den in diesen Abendgesellschaften namentlich fremde Gesandten auf den König ausübten, machte dieselben selbst für die preußische Geschichte wichtig. Als einst die Mitglieder der Gesellschaft in Anwesenheit des Königs sich beim Eintritt des Kronprinzen gegen die eingeführte Ordnung von ihren Sitzen erhoben, gerieth der König darüber dermaßen in Zorn, daß er den Tabaksgenossen das Schloß verbot, womit das T. sein Ende nahm. Eine Schilderung desselben liefert die Biographie Gundlings in Oettingers „Narren-Almanach“ für 1846 und eine dramatische Darstellung Gutzkows „Zopf und Schwert“ (Dramatische Werke, 3. Bd., Leipz. 1844).

Tabakspfeife, Instrument, womit man Tabak raucht. Es gibt 2 Hauptgattungen von T.n, solche, welche aus Einem Stück bestehen, und solche, welche aus mehren beweglichen Stücken zusammengesetzt sind. Jenes sind die thönernen oder irdenen Pfeifen, mit deren Rauchröhre der Kopf (Verbrennungsraum für den Tabak) Eins ist; letztere sind die T.n mit Spitze (Mundstück aus Horn, Elfenbein oder Bernstein), Rohr aus Holz (steife), Guttapertscha, biegsamen Geflechten (elastische), Saftsack und Kopf (von Holzmaser, Meerschaum, Porzellan, Thon 2c.). Die irdenen oder thönernen T.n werden in besondern Fabriken aus einem feuerfesten, weißen, eisenfreien, seltener farbigen (gelben oder rothen) Thon (Pfeifenthon) gefertigt (s. Thonwaaren). Die in Ungarn, Serbien, den Ländern der unteren Donau gebräuchlichen Thonpfeifen werden aus rothen, gelben und schwarzen Pfeifenerden in eigenthümlichen Formen mit niedrigem, breitem Kopfe gefertigt. Wie für die sogenannten holländischen irdenen Pfeifen Gouda der Hauptsitz der Fabrikation ist, so ist er für die Donauländer Debreczin. Die Produktion der gouda'er, kölner 2c. Brennereien wurde ehedem auf 60 Millionen jährlich veranschlagt, hat aber in neuerer Zeit sehr abgenommen. Viele Pfeifenköpfe werden auch aus Meerschaum (s. d.) und Maserholz (ulmer Köpfe) geschnitten. Am bedeutendsten ist aber die Fabrikation der Pfeifenköpfe von Porzellan, deren Hauptsitz der Thüringerwald ist. Ganz abweichend von den europäischen sind die Rauchvorrichtungen der Orientalen (Türken, Perser 2c.). Diese pflegen aus sehr langen, mitunter elastischen Pfeifen zu rauchen, damit der Rauch kalt in den Mund gelange. Oft leiten sie auch den Rauch durch Wasser (Narghile), wodurch der Tabak abgekühlt und wohlschmeckender werden soll. Eine besondere Art Pfeifen sind die Cigarrenpfeifchen, mit so kleinem und engem Kopfe, daß man eben nur eine Cigarre hineinstecken kann; man hat dergleichen auch von Glas, Silber, Meerschaum 2c.

Tabakssamenöl, fettes Oel aus den Samen der Tabakspflanze, wird durch Pressen gewonnen (die Samen enthalten davon 18 Proc.) und zum Brennen benutzt; es ist klar, grünlichgelb, geruchlos, fade schmeckend, wird bei — 15° noch nicht fest und hat bei + 15° ein specifisches Gewicht von 0,9232.

Tabarca, kleine, zur französisch-algierischen Provinz Konstantine gehörige Insel vor der Mündung des Saine in das mittelländische Meer, nur 1200 Fuß von der Küste Nordafrika's entfernt, namentlich der Korallenfischerei wegen besucht; gehörte früher den Genuesen und bis

1830 zu Tunis. Die gleichnamige Stadt daselbst, auf einem nach dem Lande zu steil abfallenden Felsen, mit dem Festlande durch einen Damm verbunden, hat einen Hafen, war ehemals stark bevölkert, wurde aber 1740 von den Tunesen zerstört und ist jetzt fast ganz verödet.

Tabarieh, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Saïda (Beirut), am westlichen Ufer des gleichnamigen See's (Genezareth), Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein verfallenes Kastell, warme Heilquellen und 2000 Einwohner, darunter viel Juden. Die Umgegend ist vulkanisch und wurde mehrfach von Erdbeben heimgesucht, namentlich 1838, wo die Stadt sehr litt. T. ist das alte Tiberias.

Tabasco, Küstendepartement im südöstlichen Mexiko, zwischen den Departements Yucatan, Chiapas, Oaxaca und Veracruz und dem mexikanischen Meerbusen, hat einen Flächenraum von 2170 mexikanischen QLeguas (687 geographischen QMeilen) mit 70,600 Einwohnern. Das Land ist im Süden durch Verzweigungen der Cordilleren gebirgig, die jedoch die Höhe von 3000 Fuß nicht überschreiten, im Uebrigen aber, namentlich nach der Küste zu flach, von vielen kleinen Flüssen und Bächen bewässert, während der Regenzeit theilweise überschwemmt und hat weder Vorgebirge, noch Hafenbuchten. Die bedeutenderen Flüsse sind der Rio Tabasco (früher Comitlan, später Grijalva genannt), der im Departement Chiapas entspringt, dieses theilweise von T. trennt und bei Vigia in 2 Armen in den mexikanischen Meerbusen mündet, Usumasinta (für kleine Fahrzeuge schiffbar) und Talilja. Die beiden Lagunen de Terminos und Santa Anna stehen mit dem Meere in Verbindung. Das Klima ist vollständig tropisch und gilt als das für Europäer ungesündeste in ganz Mexiko; nur in den südlichen, höher gelegenen Gegenden ist es gesünder. Der Boden ist höchst fruchtbar, aber nur in den Küstengegenden gut angebaut. Hauptprodukte sind Zuckerrohr, Kakao, Kaffee, Piment, Indigo, Baumwolle, Pfeffer, Vanille, Tabak, Mais, Maniok, Bananen, zahlreiche Nutz- und Farbehölzer rc. Die europäischen Hausthiere (Rindvieh, Schweine, Ziegen, Schafe) sind zum Theil verwildert, außerdem finden sich hier Jaguare, Tapire, Stinkthiere, Armadille, Affen, Alligatoren, Fasanen, Papageien, Kolibris, Seevögel, Moskitos (besonders in den Küstengegenden), Sandflöhe, Bienen, Cochenille, Fische rc. Metallreichthum wird vermuthet, aber noch nicht ausgebeutet. Die Industrie beschränkt sich auf die zur Ausfuhr nothwendige erste Bearbeitung der Rohprodukte; Fabriken gibt es nicht. Die Einwohner sind theils Weiße und Mestizen, theils Indianer von verschiedenen aztekischen Stämmen; sittliche und geistige Bildung steht im ganzen Lande auf einer sehr niedrigen Stufe. Die gleichnamige Hauptstadt (Villa de San Juan Bautista de T., oder Villa Hermosa, d. i. schöne Stadt) liegt am linken Ufer des Rio Tabasco, 14 Meilen oberhalb seiner Mündung, hat einen leidlichen Hafen, 2 Kirchen, ein Seezollamt und 4—5000 Einw. Die Stadt hieß früher Victoria, weil Cortez hier seinen ersten Sieg über die Indianer erfocht. Im Sept. 1840 litt sie durch eine große Feuersbrunst und im Okt. 1846 durch das Bombardement einer nordamerikanischen Flottille.

Tabatinga, Stadt in der brasilianischen Provinz Amazonas, an der peruanischen Grenze und am Einfluß des Javary in den Amazonenstrom, hat lebhaften Handel und ist erst in der neuesten Zeit als Dampfschiffstation auf dem obern Amazonenstrom wichtig geworden. Vgl. Avé-Lallemant, T. am Amazonenstrom, Hamb. 1863.

Tabellen (v. Lat.), übersichtlich, gewöhnlich nach einzelnen Gesichtspunkten in Rubriken geordnete Zusammenstellungen des Gesammtinhalts irgend eines Lehrstoffes, gewissermaßen das Gerippe, an welches sich eine ausführlichere Darstellung des Gegenstandes anschließt. In der neueren Zeit spielen die statistischen T. eine große Rolle, indem die ganze Organisation unseres modernen Verwaltungssystems hauptsächlich auf die Anfertigung von T. gegründet ist, woraus die Zustände der Staatsangehörigen im Allgemeinen und insbesondere die Stufe ihres Wohlstandes zur Kenntniß der höchsten Behörden gebracht werden sollen.

Taberistan (Tabaristan), Provinz im nördlichen Persien, zwischen Masenderan, Khorassan und Irak-Adschemi, mit einem Flächenraum von ungefähr 300 QMeilen, ist durch den Alburs gebirgig, hat schönes, die Viehzucht begünstigendes Weideland, mehre Pässe (Kharwar, Sawadschi, Guduk, 6000 Fuß hoch), zahlreiche kleine Flüsse und angenehmes Klima. Hauptprodukte sind Rindvieh, Schafe, Ziegen, sowie Antilopen, Hirsche, wilde Schweine; das Mineralreich liefert besonders Schwefel. Die theils ansässigen, theils nomadisirenden Einwohner bekennen sich zum Islam und beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Hauptorte sind Demawend u. Dameghan. T. mit der Landschaft Kumis umfaßt theilweise das alte Parthien.

Tabernaculum (lat., Tabernakel), s. v. a. Sakramentshäuschen. In der lateinischen Bibelübersetzung heißt T. die Stiftshütte der Israeliten, daher die Methodisten auch ihre Bethäuser Tabernakel nennen.

Tabes (lat.), Auszehrung, Schwindsucht.

Tableau (franz.), Gemälde; Schilderung, Entwurf; Tableaux vivants, s. Lebende Bilder.

Tabor, bewaldeter Berg in Palästina, erhebt sich 2 Stunden südlich von Nazareth 1750 Fuß hoch, kegelförmig mitten in einer Ebene und trägt auf seinem Gipfel Ruinen aus der Zeit der Kreuzzüge. Nach der Tradition soll der T. der Berg der Verklärung Christi sein.

Tabor, Hauptstadt des gleichnamigen österreichisch-böhmischen Kreises (84,17 QMeilen mit 334,548 Einw.), an der Luschnitz, hat eine Dekanatskirche, eine Haupt- und Unterrealschule, Tuchfabrikation, Streichgarnspinnerei, Potaschesiederei, eine Mineralquelle und 5255 Einw. T. ward 1420 von den Hussiten unter Ziska angelegt und befestigt. Nach der Stadt nannten sich, im Gegensatz zu den Calixtinern, die strenggläubigen Hussiten Taboriten (s. Hussiten und Hussitenkriege).

Tabourets (Taborets, v. Franz.), buntgemustertes, glänzendes Wollzeug, das zu Möbeln, in manchen Gegenden, namentlich in der Schweiz, auch zu Röcken der Bauernweiber verwendet wird.

Tabris, s. v. a. Tauris.

Tabu (Tabou), bei den Südseeinsulanern Heiligkeit oder Unverletzlichkeit einer Sache oder eines Ortes; s. Australien.

Tabula rasa (lat.), eigentlich abgekratzte, leere Schreibtafel, auf welcher das mit dem Griffel in den Wachsüberzug derselben Eingegrabene durch Umkehrung des Griffels wieder vertilgt worden; daher sprüchwörtlich T. r. machen, s. v. a. Alles aufzehren, aufarbeiten, vollständig beendigen.

Tabulat (v. Lat.), ein getäfelter Boden in Zimmern; ein gedielter Gang in Klöstern oder klosterähnlichen Gebäuden.

Tabulatur (v. Lat.), in der Musik Name derjenigen Notationen, worin die einzelnen Töne durch Buchstaben oder Ziffern bezeichnet werden. Die deutsche T. (auch Orgeltabulatur genannt) war hauptsächlich für Orgel und Clavicembalo im Gebrauch, ausnahmsweise auch für Flöten, Geigen rc. Die Töne wurden mit Buchstaben bezeichnet, und zwar so, daß die tiefste Oktave aus großen Buchstaben bestand, die nächstfolgende aus kleinen, die dritte ebenfalls aus kleinen, worüber sich ein Strich befand, und die vierte ebenso, nur mit zwei Strichen. Die Erhöhung eines Tons wurde durch ein den Buchstaben angehängtes Häkchen bezeichnet, die Erniedrigung aber dadurch, daß man in der eben beschriebenen Art den nächst tiefer liegenden Ton erhöhte, also z. B. statt „es“ dis, statt „as“ gis rc. schrieb. Die Dauer der Töne wurde durch über den Buchstaben stehende Zeichen angegeben: für die „Brevis“, welche zwei ganzen Noten entspricht, hatte man einen Punkt, für die ganze Note einen Strich, für die halbe Note (der jetzt üblichen Bezeichnung der Achtel entsprechend) einen einmal geschwänzten Strich, für das Viertel einen zweimal geschwänzten rc. Die italienische Lautentabulatur zeigt ein aus sechs Parallellinien bestehendes System, deren jede eine der auf dem Griffbret befindlichen, in bestimmten Intervallen gestimmten Saiten repräsentirt, und zwar bezeichnete die tiefste Saite die oberste Linie und so fort bis zur untersten Linie, auf welcher die höchste Saite notirt wurde. 0 bezeichnete hierbei die leere Saite, 1 den ersten Bund, 2 den zweiten Bund rc. Auch hier und bei der noch anzuführenden Notation bediente man sich der schon erwähnten Geltungszeichen. Die neuere Lautentabulatur unterscheidet sich von der italienischen nur dadurch, daß man naturgemäß die unterste Linie für die tiefste Saite annahm rc. und statt der Zahlen sich der Buchstaben bediente: so steht a für die leere Saite, b für den ersten Bund, c für den zweiten und so fort. Ueber die T. der Meistersänger s. Meistergesang.

Tabulet (v. Lat.), Kasten aus dünnen Bretern, worin wandernde Krämer (Tabuletkrämer, Reffkrämer) ihre Waaren herumtragen.

Tacazze (Atbara, der Astaboras der Alten), großer Fluß im nordöstlichen Afrika, der letzte Nebenfluß des blauen Nil und einer der bedeutendsten des Nil überhaupt, entspringt unter dem Namen Goang auf den Hochgebirgen Abessiniens, unweit des Tsanasee's, durchfließt in nördlicher Richtung die abessinische Landschaft Tigre, das Land der Schangallas und Obernubien und mündet unter 17½° nördl. Br., etwa 40 Meilen unterhalb der Vereinigung des Bahr el Azrek mit dem Bahr el Abiad und 35 Meilen oberhalb Chartum. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind der Gandowa, Mehen Abo, Basalam und Setit.

Tace! (lat.), schweige!

Tachus, König von Aegypten 363—361 v. Chr., kämpfte gegen die Perser, floh aber selbst zu ihnen, als 361 Nectanebis als Gegenkönig gegen ihn auftrat.

Tachygraphie (v. Griech.), Geschwindschreibekunst, s. v. a. Stenographie.

Tacitus, Publius Cornelius, berühmter römischer Geschichtschreiber, geboren um 54 n. Chr. zu Interamna in Umbrien aus einer plebejischen Seitenlinie des Geschlechts der Cornelier, beschäftigte sich früh mit der Poesie, dem Studium der Rechtswissenschaft und der Beredtsamkeit und trat um 73 oder 74 in den Kriegsdienst, ward dann Quästor und 88 Prätor und Mitglied des Quindecimviralkollegiums, schied aber 89 aus dem Staatsdienst aus und brachte die nächste Zeit bis 93 auf Reisen zu, die er vielleicht in Gemeinschaft mit Agricola nach Britannien, auch wohl nach Deutschland unternahm. Erst unter Nerva trat er wieder in den Staatsdienst und ward 97 zum Konsul ernannt. Er galt für einen der ausgezeichnetsten Redner seiner Zeit. Noch 99 finden wir ihn in öffentlicher Thätigkeit. Wahrscheinlich † er nach 117. Er war ein Schwiegersohn des Konsuls Cn. Julius Agricola. Der „Dialogus de oratoribus s. de causis corruptae eloquentiae“ gehört in seine Jünglingsjahre, wenn die Autorschaft nicht dem Quintilian oder Plinius dem Jüngeren zuzuweisen ist. Die „Vita Agricolae“, deren Abfassung in die Jahre 97 oder 98 fällt, ist ein Muster biographischer Darstellung. Die Schrift „Germania s. de situ ac moribus Germaniae“, etwa in derselben Zeit abgefaßt, gibt eine geographische und politische Beschreibung des alten Germanien, so weit dasselbe den Römern bekannt war. Späterer Abfassung sind die beiden größeren Geschichtswerke. Die „Historiarum libri“ enthalten eine Geschichte seiner Zeit von Galba's Thronbesteigung bis zu Domitians Tode, doch ist nur ein Fragment, die 4 ersten Bücher und den Anfang des 5. umfassend, übrig, welches nicht viel mehr als den Zeitraum eines Jahres begreift. Die „Annales“, der behandelten Zeit nach den Historien vorausliegend, jedoch in der Abfassung ihnen folgend, begreifen die Geschichte vom Tode des Augustus bis zu dem des Nero, also einen Zeitraum von 52 Jahren, und endigen da, wo die Historien beginnen. Auch ihnen fehlt ein Theil des 5., des 7.—10., der Anfang des 11. u. der Schluß des letzten, 16., Buches. T. bezweckt nicht eine ausführliche Darstellung aller Ereignisse, sondern eine Darstellung des eigentlichen politischen Lebens, wie sich dasselbe unter den Kaisern im römischen Staat gestaltete. In beiden Werken tritt die Grundansicht von des Reichs Würde und Größe, von der Nothwendigkeit des Kaiserthums bei der Lage des Staats und dem Charakter einer entartenden Zeit überall hervor. Beide Werke können ein vollendetes,

in Anlage und Ausführung völlig dramatisches Kunstwerk genannt werden. Im Einzelnen zeigt T. philosophisches Talent, tiefen psychologischen Blick und Kenntniß des menschlichen Herzens. Daher ist er in der Charakterschilderung Meister. Dabei zeigt er sich als unversöhnlichen Feind jeder Gemeinheit und Heuchelei. An warmer Anhänglichkeit an Allem, was zu Roms Verherrlichung dienen kann, hohem Gefühl für die Tugend, Tiefe der Auffassung, Scharfsinn, umfassender Kenntniß, großartiger Gediegenheit übertrifft er alle seine Vorgänger in der Historiographie. In seiner Weltauffassung waltet das sittliche Element vor dem religiösen vor. Erhabenheit, verbunden mit außerordentlicher Kürze und Gedrängtheit, charakterisiren die Sprache des T., die oft zum vollen Ausdruck seines Gedankenreichthums nicht hinreicht. Nicht ganz frei ist sie von oratorischem Glanz, sowie von Einmischung fremdartiger, namentlich griechischer Konstruktionen, eigenthümlicher, neuer Ausdrücke und Wendungen und dergleichen, worin sich schon das allmählige Sinken der Latinität von der Reinheit des augusteischen Zeitalters kundgibt. Die erste, aber noch unvollständige Ausgabe erschien Venedig 1470. Unter den spätern sind hervorzuheben die von Becker (Leipzig 1831, 2 Bde.), Ritter (Bonn 1834—36, 2 Bde.; Leipzig 1848, 4 Bde.), Orelli (Zürich 1846 bis 1848, 2 Bde.), Nipperdey (Leipzig 1851—52, 2 Bde.) und Haase (Paris 1863). Auch gibt es eine große Anzahl von guten Ausgaben einzelner Schriften des T., so des „Agricola" von Walch (Berlin 1828), Wex (Braunschweig 1852) und Kritz (Berlin 1859), der „Germania" von Gerlach und Wackernagel (Basel 1835—37, 2 Bde.), Maßmann (Quedlinburg 1847), Haupt (Berlin 1855), Kritz (das. 1860) und Mosler (Leipzig 1862); des „Dialogus de oratoribus" von Dronke (Kobl. 1828, 2. Aufl. 1840) und Orelli (Zürich 1830 und 1846). Unter den deutschen Uebersetzungen sind die von Gutmann (Stuttgart 1829—30, 5 Bde.), Bötticher (Berlin 1831—34, 4 Bde.) und Roth (1854 ff.) hervorzuheben. Auch lieferte Bötticher ein „Lexicon Taciteum" (Berlin 1830). Vergl. Hoffmeister, Die Weltanschauung des T., Essen 1831; Bötticher, De vita, scriptis et stilo Taciti, Berlin 1834, und Guhan, Tacite et son siècle, Paris 1862, 2 Bde.

Tacitus, Marcus Claudius, römischer Kaiser, geboren 200 n. Chr. aus der Familie des Historikers Tacitus, dessen Werke er in allen Bibliotheken aufzustellen und zehnmal jährlich auf Staatskosten abzuschreiben befahl, ward 275 Princeps senatus und, durch Tüchtigkeit und Reichthum hervorragend, nach Kaiser Aurelians Tod am 25. Sept. desselben Jahres gegen seinen Willen zum Kaiser erhoben. Er suchte das Ansehen des Senats wieder herzustellen u. opferte sein Vermögen den Bedürfnissen des Staats. Im Anfang des folgenden Jahres ward er zu Tyana in Kleinasien von den Soldaten, die er beleidigt hatte, erschlagen. Ihm folgte sein Bruder Florianus T., der nach 3 Monaten dasselbe Schicksal hatte.

Tacna (San Pedro de T.), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in dem peruanischen Departement Moquegua, in den Andes, an der Straße von Potosi nach Arequipa, einige Meilen vom Meer entfernt, hat lebhaften Handel und 7000 Einwohner. Nördlich davon der Andespaß Gualillas, 13,900 Fuß hoch.

Tacoary (Taguary), Fluß in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso, entspringt an der Grenze der Provinz Goyaz, hat viele Krümmungen, bildet mehre Wasserfälle und mündet in den Paraguay links.

Tacora (Chipicani), Vulkan der Cordilleren in der südamerikanischen Republik Bolivia; an demselben liegt auf einer Höhe von 13,900 Fuß das gleichnamige Dorf, der höchste bewohnte Ort der Erde.

Tacunga, Stadt im Departement Quito der südamerikanischen Republik Ecuador, am Fuß des Cotopaxi, 7158 Fuß über dem Meer gelegen, hat mehre Klöster, ein College mit physikalischem und chemischem Laboratorium, eine Pulverfabrik und 16,000 Einwohner.

Tadcaster, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, am Wharf, über den eine schöne Brücke führt, und an einer der Zweigbahnen zwischen York und Leeds, südwestlich von York gelegen, hat eine lateinische Schule, ein Versorgungshaus und 2327 Einwohner.

Tadmor, s. Palmyra.

Tadolini, Adamo, berühmter Bildhauer zu Bologna, geboren 1789, bildete sich auf der Kunstschule seiner Vaterstadt vornehmlich unter Demaria, dann zu Ferrara und Rom und erhielt 1811 die Professur in Bologna. Zu Rom führte er bei Gelegenheit einer von Canova eröffneten Preisbewerbung binnen vier Wochen das Gypsmodell der sterbende Ajax aus. Unter Canova's Leitung fertigte er die Gruppe Venus und Mars, eine kolossale Statue der Religion, das Modell zu der Reiterstatue Karls VI. in Neapel, den großen Sarkophag für die letzten Stuarts und die Statuen Washingtons und Pius' VI., dann selbstständig unter Anderem die Gruppe Venus und Amor, für den Prinzen Ercolani; Ganymed, der den Adler tränkt, für den Fürsten Esterhazy; das Grabmal des Kardinals Lante, für die Stadt Bologna, und eine große Anzahl Büsten, die seltene Treue und Vollendung zeigen. Zu seinen kirchlichen Hauptwerken gehört die Statue des heiligen Franz von Sales, in der Peterskirche zu Rom. T.'s Gattin lieferte unter Anderem treffliche Kameen.

Tadschiainseln, ostindische Inselgruppe in der Tominibai an der Ostküste von Celebes, besteht aus den gleichnamigen Hauptinseln und zahlreichen kleineren Inseln, hat viele Schildkröten, ist stark bewaldet, unbewohnt, wird aber wegen der Fischerei häufig besucht.

Tadschurra, 1) Stadt an der Küste von Adel im Land der Somaulis im östlichen Afrika, liegt an der Bai von Zaila des Meerbusens von Aden, treibt lebhaften Handel mit Arabien und Abessinien und hat 6000 Einwohner. — 2) Stadt in Tripolis, am mittelländischen Meer, östlich von der Stadt Tripolis, fabricirt Wollzeuche und Palmfasermatten und hat 3000 Einwohner.

Tael (tale, tail, engl.), Rechnungsmünze und Gewicht in China und Ostindien; in China als Geld = 2 Thaler preußisch Kurant,

also 7 T. = 1 kölnische Mark fein, 72 T. = 100 spanische Piaster; als Gewicht = 580 englische Troygrän oder 37,5833 französische Gramm; 16 T. = 0,6048 Kilogramm = 1,2096 deutsche Zollpfund = 1,2931 preußische Pfund; in Japan 1 T. = 28 Silbergroschen 1/2 Pfennig preußisch Kurant oder 1 Gulden 38 1/2 Kreuzer; in Ostindien als Gewicht von verschiedenem Gehalt.

Täfelwerk, Bekleidung der Wände, auch der Decken in Zimmern und Sälen, mit Bretern, gewöhnlich von hartem Holz, zumal wenn dieselbe mit architektonischer Verzierung versehen ist, wird in der Regel braun gebeizt, oder mit einer braunen oder auch weißen, hellgrauen oder blaßgrünen Oelfarbe angestrichen oder lackirt, das Gesims bisweilen vergoldet.

Täglichsbeck, Thomas, namhafter Violinist und Komponist, geboren 1799 in Ansbach, wirkte seit 1817 als Kapellmeister am Isarthortheater in München und von 1827—57 als Hofkapellmeister zu Hechingen und privatisirte hierauf erst in Dresden, dann in München. Er hat sich namentlich durch seine Liedersammlungen bekannt gemacht.

Tänarum, Vorgebirge der peloponnesischen Landschaft Laconica, mit einem alten Tempel des Poseidon und einem Eingang zur Unterwelt, welchen Hercules benutzte, als er den Cerberus heraufholte; jetzt Kap Matapan.

Tänzer, religiöse Schwärmer im 14. Jahrhundert am Niederrhein, auch Johannistänzer genannt, weil sie ihren Tanz zu Ehren des St. Johannes aufführten. Sie überließen sich dabei halbnackt und bekränzt einer wilden Tanzwuth und wollten dabei Visionen haben. Umsonst wandte der Klerus den Exorcismus gegen sie an, erst das Lesen von Messen für sie in der Kapelle des St. Veit zu Straßburg (daher auch Veitstänzer genannt) soll sie kurirt haben. Vergl. Hecker, Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter, Berlin 1832.

Täschelkraut, s. v. a. Capsella bursa pastoris.

Täschner, zünftige Handwerker, die allerlei Lederarbeiten, Felleisen, Taschen 2c. verfertigen, Koffer und Stühle mit Leder überziehen; meist mit den Beutlern verbunden.

Tafalla, Stadt in der spanischen Provinz Pampelona (Navarra), in sehr gesunder Lage am Cidacos, südlich von Pampelona an der Straße nach Saragossa, hat ein altes königliches Schloß, 2 Kirchen, ein Spital, Wein-, Oel- und Obstbau und 5215 Einwohner. Früher war T. Festung und Sitz einer Universität und hatte mehre Klöster.

Tafelbai, große Bai an der Südwestküste des Kaplandes im südlichsten Afrika, ist offen und daher für die Schifffahrt gefährlich; daran liegt die Kapstadt, und hinter dieser erhebt sich der Tafelberg 3582 Fuß hoch, welcher oben eine 1/2 Stunde breite vollständige Ebene hat.

Tafelberg, 1) s. Tafelbai. — 2) (Mount Wellington), Berg auf der Insel Tasmania (Vandiemensland), westlich von Hobarttown, 3964 Fuß hoch.

Tafelfichte, die höchste Spitze des Isergebirgs (s. d.), im preußischen Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, 3680 Fuß hoch.

Tafelgüter (bona mensalia), Güter, welche zum Unterhalt des landesherrlichen Hofs, besonders in den ehemaligen geistlichen Staaten bestimmt waren, Tafellehen genannt, wenn sie in Lehngütern bestehen.

Tafelrunde, nach der Heldensage Kreis von Helden, die zu des britischen Königs Artus Hofhaltung gehörten und von ihm um eine runde Tafel, um die Gleichheit der an ihr Sitzenden zu bezeichnen, an seinen Hoffesten versammelt wurden. Weiteres s. Arthur.

Tafft (Taffet), leinwandartig gewebter Seidenstoff, welcher stets nur aus feiner gekochter Seide, meist schwarz, aber von verschiedener Dichtigkeit hergestellt wird. Hiernach unterscheidet man Futtertafft, Zendeltafft, Avignon, Armoisin, Ermesine 2c. Als doppelten T., englischen T., Lustrin erhält man die schwereren Sorten. Der Grot ist der schwerste T. Halbseidener T. mit Schuß von Baumwolle und Kette von Seide heißt Bastzench. Man benutzt den T. zu Kleidern, Schürzen, Futter 2c.

Tafia, s. v. a. Rum.

Tafilelt (Tafilalet, Tafilet), Provinz im Südosten des afrikanischen Reichs Marokko, jenseits des Atlas, an die Wüste grenzend, ist ziemlich eben, hat salzigen Boden und wird vom Ziz und anderen (wahrscheinlich Steppen-) Flüssen bewässert, an deren Ufern man Getreide, Südfrüchte, Indigo, Datteln 2c. baut, auch schöne Pferde, Maulesel, Esel, Rindvieh, Schafe zieht und ergiebige Antimon-, Kupfer-, Blei- und Silbergruben ausbeutet. Die Einwohner (angeblich 650,000), Schillukhs, verfertigen Wollzeuche, Leder, Schuhe, Matten 2c. und treiben bedeutenden Handel nach Sudan. Die gleichnamige Hauptstadt, am Ziz, besteht aus einer Gruppe von Dörfern und Kastellen, die eine Mauer einschließt, um den genannten Steppenfluß, hat 10,000 Einwohner, welche gute Maroquins (auch Tafilets), Seidenzeuche, Teppiche und dergleichen fertigen und Handel mit Indigo, Antimon, Blei, Datteln 2c. treiben. Von hier aus gehen Karawanen, deren Sammelplatz T. ist, nach Timbuktu und verschiedenen Oasen in der Sahara.

Tafna, Küstenfluß im nordwestlichsten Theil des französischen Algerien, Provinz Oran, historisch bekannt durch die Kämpfe zwischen Franzosen und Kabylen am 26. und 28. Januar 1836. An der T. schlossen die Franzosen am 30. Mai 1837 Frieden mit Abd-el-Kader.

Tag, die Zeit, welche zwischen dem Aufgang und dem nächstfolgenden Untergang der Sonne liegt. Dieser natürliche T. ist nach dem jedesmaligen Stand der Sonne am Himmel und der geographischen Breite des Beobachtungsortes verschieden. Unter dem Aequator ist derselbe stets 12 Stunden lang; zwischen dem Aequator und den Polen ist dagegen die Tageslänge veränderlich. Zweimal im Jahr, zur Zeit der Nachtgleichen (21. März und 23. Sept.), wo die Sonne im Aequator steht, hat auch für diese Regionen der T. 12 Stunden. Vom 21. März bis zum 23. Sept. aber, wo die Sonne eine nördliche Abweichung vom Aequator hat, sind für die nördliche Halbkugel der Erde die T.e länger als 12 Stunden, die Nächte dagegen kürzer; vom 23. Sept. bis zum 21. März findet für dieselbe Halbkugel das umgekehrte Verhältniß Statt: die Nächte sind

länger als 12 Stunden, die T.e kürzer. Auf der südlichen Halbkugel der Erde tritt derselbe Wechsel der Tageslänge ein, aber in umgekehrter Zeitfolge: hier fallen die langen T.e in die Zeit vom 23. Sept. bis zum 21. März, die kurzen in die übrige Hälfte des Jahres. Die längsten und kürzesten T.e fallen auf die Zeiten der Sonnenwenden, wo die Sonne in dem nördlichen oder in dem südlichen Wendekreise steht: den 21. Juni und den 21. Dec. Dann dauert z. B. für Leipzig und annähernd für das ganze mittlere Deutschland der längste Tag 16 Stunden 22′ 45″ 20‴, der kürzeste 7 Stunden 27′ 14″ 40‴. Unter den Polarkreisen fällt zur Zeit der entsprechenden Sonnenwende der Untergang des Mittelpunkts der Sonne einmal ganz aus, d. h. am längsten T.e geht die Sonne gar nicht unter, am kürzesten gar nicht auf. Für die Orte innerhalb der Polarkreise dauert dieser beständige T. desto länger, je näher sie dem Pol liegen. Für einen Ort unter 70° nördl. Br. (nördliches Lappland) fängt der längste T. den 20. Mai an und dauert ununterbrochen bis zum 19. Juli, also über 2 Monate hindurch; diesem entspricht aber auch eine ebenso lange Nacht. Unter den Polen endlich ist die Dauer des längsten T.es ein volles Halbjahr, für den Nordpol die Zeit vom 21. März bis 23. Sept., für den Südpol die Periode vom 23. Sept. bis 21. März. Ueber den Sonnentag und Sterntag s. Sonnenzeit und Sternzeit. Der bürgerliche T. wird in zweimal 12 Stunden oder — wie noch in mehren Theilen von Italien — in 24 Stunden getheilt. Die genauere Bestimmung seiner Dauer, sowie die Eintheilung in 24 gleiche Stunden à 60 Minuten à 60 Sekunden ist erst die Folge des allgemeinen Gebrauchs von Räderuhren. Die Juden, Römer und Griechen theilten den natürlichen T. in 12 Stunden, ebenso die Nacht, in Folge dessen aber die Stunden in den verschiedenen Jahreszeiten von ungleicher Länge waren. T. heißt auch eine im Voraus bestimmte Versammlung, z. B. Landtag, Reichstag, Fürstentag 2c.

Tagal (Tegal), Hauptstadt der gleichnamigen niederländischen Residentschaft (53 □Meilen mit 360,000 Einwohnern) im Norden der ostindischen Insel Java, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Javasee, hat einen Hafen, ein Fort, Handel und 20,000 Einwohner.

Tagblindheit (Nachtsehen, coecitas diurna), Mangel des Gesichts, der darin besteht, daß die Kranken bei Tage und besonders gegen Mittag schwachsichtig oder blind sind, mag sie nun Licht oder Dämmerung umgeben, während sie des Nachts, vorzüglich gegen Mitternacht, bei Kerzen- oder bei Mondlicht am besten sehen. Die Krankheit befällt fast immer beide Augen zu gleicher Zeit. Die wahre T. ist eine rein periodische Krankheit und hängt nicht von dem Grade des Lichts ab, wie dies bei der symptomatischen T. der Fall ist. Beide Arten der T. beruhen auf einem Reizungszustande der Retina, so daß dieselbe helles Licht nicht verträgt. Als Ursachen der T. werden genannt verschiedene Krankheiten des Auges und des Körpers überhaupt, ferner Entwöhnung vom Licht, erbliche Anlage und endemische Einflüsse. So kommt die T. häufiger im hohen Norden vor, weil dort der ewige Schnee blendet und die Sonne im Sommer stets am Horizont steht. Die Prognose hängt von den Ursachen ab. Die als reines Lokalleiden der Netzhaut auftretende T. pflegt in 2—3 Monaten zu verschwinden, macht aber bisweilen, selbst zu bestimmten Jahreszeiten, Rückfälle. Die durch Entwöhnung vom Licht entstandene T. geht bei falscher Behandlung des Auges leicht in vollkommene Blindheit über. Außer der Beseitigung der Ursachen hat die ärztliche Behandlung namentlich darauf zu sehen, daß der Kranke seine Augen längere Zeit hindurch vollkommen ruhen lasse und daß er sie erst ganz allmählig dem Lichtreiz wieder aussetze. In nordischen Ländern ist der Gebrauch einer Schneebrille als schützendes Mittel zu empfehlen.

Taganrog (Taganrok), befestigte See- und Hafenstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Landzunge am asowschen Meere in fruchtbarer Gegend, 4 Meilen westlich von der Mündung des Don sehr hoch und gesund gelegen, ist nächst Odessa die blühendste Handelsstadt des südlichen Rußland und der Hauptstapelplatz für den Don, Donetz und die Wolga, sowie für die sibirischen Produkte. Die Stadt hat eine Citadelle, 10 Kirchen, ein griechisches Kloster (Jerusalemkloster), viele prächtige Häuser, einen schönen Kai, ein Handelsgymnasium, eine Kreisschule, mehre Privatunterrichtsanstalten, ein Theater, Seehospital, eine Börse, Quarantäneanstalt, ein Zollhaus, einen großen Bazar, ein Handelsgericht, Admiralität, Schiffswerfte, Fabriken in Leder, Wachstuch, Lichten, Seife, Tauen, Maccaroni 2c., Branntweinbrennerei, starke Fischerei und 13,958 Einwohner, darunter viele Griechen und Armenier. T. ist Hauptstadt eines eigenen Stadtgouvernements (29 □Meilen mit 80,000 Einwohnern), dessen Gouverneur unmittelbar unter dem Kaiser steht und die Militär-, Hafen- und Stadtpolizei, Quarantäne, Zölle 2c. verwaltet. T. wurde 1698 von Peter dem Großen nach der Einnahme von Asow angelegt, hieß anfangs Troizkaja, wurde aber 1711 in Folge des Friedens am Pruth wieder zerstört und verlassen, indeß 1769 unter der Kaiserin Katharina II. wieder hergestellt, 1784 stark befestigt und dann namentlich von Alexander I. noch vergrößert. Hier starb am 19. November (1. December) 1825 der Kaiser Alexander I. auf einer Reise nach der Krim. Ein Katafalk in der Kirche des Jerusalemklosters bezeichnet die Stelle, wo die Leiche des Kaisers ausgestellt war, zu dessen Andenken auch 1831 noch ein Monument (kolossale Bronzestatue) auf dem freien Platze vor dem Kloster errichtet und sein Haus in eine Kapelle umgewandelt wurde. T. wurde am 22. Mai 1855 von einer englisch-französischen Flottille bombardirt und theilweise zerstört. Vor dem Bombardement zählte die Stadt über 20,000 Einwohner.

Tagesbefehl, die gewöhnlich schriftlich gegebene, vom Oberbefehlshaber eines Truppencorps ausgehende Anordnung dessen, was im Laufe des Tages bei dem Truppentheil geschehen soll, umfaßt Bestimmungen über Märsche, einzunehmende Stellungen, auszuführende Schanzarbeiten, Verpflegung und Disciplin und wird gewöhnlich mit der Parole zugleich ausgegeben.

Tagesordnung, bei parlamentarischen Versammlungen die Vertheilung der Geschäfte auf die einzelnen Tagessitzungen; daher zur T. übergehen, auf einen außerordentlichen, nicht auf der T. stehenden Gegenstand, Antrag ꝛc. nicht näher eingehen.

Tagfahrt, s. v. a. Gerichtstermin.

Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Tagil, s. Nishnij-Tagilsk.

Tagkreis, ein mit dem Aequator paralleler Kreis, in welchem ein Gestirn während der täglichen scheinbaren Rotation des Himmelsgewölbes täglich seinen Umlauf vollendet.

Tagliacozzo, Stadt in der italienischen Provinz Aquila (ehemaligen neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II), nordwestlich vom See Fucino, mit dem Titel eines Fürstenthums, hat 4 Kirchen, einen königlichen Palast, 2 Hospitäler und 6000 Einwohner. Hier am 23. August 1268 Schlacht zwischen Karl von Anjou und Konradin (s. d.) von Schwaben, in welcher letzterer besiegt und gefangen genommen wurde.

Tagliamento, Fluß in Venetien, Provinz Udine, entspringt am Berge San Mauro, fließt anfangs östlich, wendet sich dann südlich, ist von Latisana an für Barken schiffbar, trocknet aber oft aus und mündet nach einem Laufe von $19\frac{1}{2}$ deutschen Meilen ins adriatische Meer.

Taglioni, berühmte Tänzerfamilie, aus der zuerst Philipp T., geboren 1777 in Mailand, einen Namen gewann, wirkte nacheinander als Balletmeister beim Theater in Stockholm, wo er statt des Rococokostüms in den anakreontischen Ballets das antike einführte, in Kassel, Warschau und zuletzt in Italien und verfaßte viele Ballets. Seine Tochter, Maria T., geboren 1804 in Stockholm, in Frankreich erzogen, wirkte seit 1827 an der großen Oper zu Paris und seit 1832 zu Berlin und erhielt dann noch mehre Engagements in Deutschland, Frankreich, Italien, England und Rußland. Seit 1832 mit dem Grafen Gilbert de Voisins verheirathet, zog sie sich nach Italien zurück. Ihr Bruder, Paul T., geboren 1808 in Wien, erhielt zu Berlin ein lebenslängliches Engagement und verheirathete sich hier mit der ersten Tänzerin, Amalie Galster, die seitdem auf der berliner Bühne, sowie auf Kunstreisen nach Paris, London, Stockholm ꝛc., selbst nach Amerika die Triumphe des Gatten theilte. Paul T. ist auch als Komponist von Ballets ausgezeichnet; seine bekanntesten Stücke sind: „Undine“, „Don Quixote“, „Der Seeräuber“, „Thea oder die Blumenfee“, „Coralie“, „Das Lager der Amazonen“, „Satanella“ ꝛc. Seine Tochter, Maria T., debütirte 1847 zu London mit Glück, war längere Zeit beim königlichen Ballet zu Berlin engagirt und vermählte sich 1866 mit dem Fürsten Windischgrätz.

Tagolanda (Tagulanda), ostindische Insel an der Nordostspitze von Celebes, den Niederländern gehörig, hat 5 Meilen im Umfang, ist reich an ostindischen Produkten und stark bevölkert.

Tagsatzung, bis zur Feststellung der neuen schweizerischen Bundesverfassung vom Jahre 1848 die Zusammenkunft der Abgeordneten der verschiedenen Schweizerkantone zu Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten, fand bald hier, bald da, am häufigsten in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau und Frauenfeld Statt, bis die Bundesakte vom 7. August 1815 Zürich, Bern und Luzern zu Versammlungsorten bestimmte. Durch die Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 ward die T. beseitigt. S. Schweiz, Gesch.

Tahiti (Taïti, Otaheiti), die größte und wichtigste der Societätsinseln, besteht aus zwei durch eine schmale Landenge (Terrawu) zusammenhängenden Halbinseln, Taiti-iti oder Tiarabu (Kleintahiti) und Taiti-nui oder Opureonu (Großtahiti), und hat einen Flächeninhalt von $20\frac{1}{2}$ QMeilen. Die Insel ist von einem Korallenriff umgeben, welches mehre Oeffnungen zum Einlaufen der Schiffe, sowie mehre Baien und Buchten mit guten Ankerplätzen hat. Das Land ist vulkanisch u. steigt von der Küste gegen die Mitte hin im Orohewa oder Tobreonu 8000 Fuß an. Die zahlreichen Bäche, welche sich von den Bergen ergießen, bilden in ihrem oberen Lauf schöne Kaskaden, schwellen in der Regenzeit oft zu reißenden Flüssen an, werden dagegen in der trockenen Jahreszeit sehr seicht. In einigen Kratern erloschener Vulkane haben sich Seen gebildet. Der Boden in den Thälern ist fruchtbare Dammerde; in den Gebirgen Thon und Mergel, auf Sandstein aufliegend. Vom Fuße der Berge bis zum Strande umgibt die ganze Insel eine schmale Niederung, auf welcher die Wohnungen zerstreut liegen. Auf der kleineren Halbinsel Tairabu ist an der Nordküste der Hafen Aitapeha bemerkenswerth, wo Cook auf der ersten und dritten Reise landete. Klima u. Produkte sind die der Societätsinseln (s. d.). Die Zahl der Einwohner, die Georg Forster, Cooks Begleiter, wohl zu hoch, nämlich auf 120,000 Köpfe schätzte, ist in Folge innerer Kämpfe und der eingedrungenen europäischen Kultur sehr gesunken und mag höchstens 10,000 Köpfe betragen. Sie sind jetzt größtentheils Christen und haben Schulen und Kirchen. Ihre Wohnungen sind einfache Hütten; nur die Häuser der Missionäre sind auf europäische Art eingerichtet. Die vom König Pomare III. gegebene repräsentative Verfassung ist durch die französische Okkupation (s. unten) außer Geltung gesetzt worden.

Die Insel soll zuerst von dem spanischen Seefahrer Quiros 1606 entdeckt und Sagittaria genannt worden sein; die erste genauere Kunde verdanken wir dem englischen Schiffskapitän Samuel Wallis, welcher die Insel 1767 besuchte und Georgs-III.-Insel nannte. Im April 1768 wurde sie von Bougainville besucht, der sie wegen der Sittenlosigkeit der Weiber Nouvelle Cythère (Neucythere) nannte. Cook, der sie 1769 mit Forster zum ersten Male genauer untersuchte, gab dem ganzen Archipel den Namen Gesellschaftsinseln. Seitdem ist der Archipel von vielen Seefahrern (Wilson, Turnbull, Bellinghausen, Duperrey, Kotzebue, Beechey, Dumont d'Urville u. A.) besucht und beschrieben worden. Der gesellschaftliche Zustand T.'s wurde besonders durch die Ankunft der englischen Missionäre umgewandelt, von denen die ersten, durch die londoner Missionsgesellschaft abgeschickt, am 7. März 1797 ans Land stiegen. König der Insel war damals Pomare I. (d. i. Nacht des Hustens). Derselbe nahm die Missionäre günstig auf und versprach ihnen, daß

der Kindermord und die Menschenopfer abgestellt werden sollten, hielt aber so wenig Wort, daß er später seine eigenen Kinder ermorden ließ. Besser wurden die Aussichten, als Pomare II. 1803 den Thron bestieg. Derselbe trat 1812 zum Christenthum über, aber erst nachdem die heidnisch gebliebenen Bewohner im Kampf gegen die zum Christenthum Bekehrten unterlegen waren, faßte das Christenthum festere Wurzeln. Ueberall wurden die Götterbilder zerstört und erhoben sich Kirchen und Kapellen. Die Vielweiberei und Kindermord, früher an der Tagesordnung, hörten auf; die Schulen füllten sich, und außer einer 1819 erbauten großen Kirche zählte man 1822 auf T. schon 66 Kirchen und Kapellen. Da Pomare II. am 30. Nov. 1821 einen erst 18 Monate alten Sohn, Pomare III., hinterließ, nahmen die Missionäre, damit die Fortschritte der Bildung nicht gefährdet würden, selbst das Staatsruder in die Hand. Als 1824 Pomare III. als König anerkannt wurde, erhielt T. eine Art von Konstitution, indem an der Stelle der bisherigen absoluten Monarchie eine Repräsentativverfassung eingeführt wurde. Der junge König starb aber schon am 11. Januar 1827, worauf die sechszehnjährige Schwester des Königs, Aimata (Amatea), als Pomare Wahine I. auf den Thron erhoben ward. Die Wirsamkeit der englischen Missionäre ward gestört, als, durch einen belgischen Kaufmann, Moerenhout, der sich 1829 auf T. niedergelassen und sich unter den einheimischen Häuptlingen eine Menge von Verbindungen zu verschaffen gewußt hatte, veranlaßt, französisch-katholische Missionäre auf T. Fuß zu gewinnen suchten. Die Königin ließ die letzteren gewaltsam vertreiben, worauf die französische Regierung sich für beleidigt erklärte und den Kapitän Dupetit-Thouars beauftragte, Genugthuung und zugleich Entschädigung für die vertriebenen Missionäre zu verlangen. Die Königin mußte nachgeben und außerdem einen Vertrag unterzeichnen, in welchem sie die Franzosen den am meisten begünstigten Ausländern gleichzustellen versprach. Die nächste Folge war die Ansiedelung katholischer Priester auf der Insel. Auf Moerenhouts Veranlassung baten 1841 einige Häuptlinge die französische Regierung um Uebernahme des Protektorats über die Insel. Obwohl die Königin dagegen protestirte und die Häuptlinge später selbst ihren Antrag widerriefen, stützte sich die französische Regierung bei ihren Okkupationsplänen auf denselben. Am 1. Sept. 1842 erschien Dupetit-Thouars mit der Fregatte „Reine Blanche" wieder vor Papiti, führte Beschwerde, daß die Königin die bestehenden Verträge verletzt habe, und verlangte als Ersatz für angebliche Verluste der katholischen Glaubensboten die Summe von 10,000 spanischen Piastern. Gleichzeitig lud er 4 Häuptlinge zum Diner auf sein Schiff ein und entließ sie dann nicht eher wieder, als bis sie eine Akte unterzeichnet hatten, worin im Namen der Königin und mehrer Häuptlinge Frankreichs Protektorat erbeten ward. Durch Dupetit-Thouars Drohungen eingeschüchtert, gab auch die Königin nach und unterzeichnete die Akte. Trotzdem setzte Dupetit-Thouars darauf eine provisorische Regierung ein, zu deren Mitgliedern zwei französische Seeoffiziere und Moerenhout ernannt wurden. In England wurden diese Vorgänge mit Recht für demüthigend angesehen. Der britische Konsul auf T., Pritchard, ehemaliger Missionär, befand sich gerade in London, wohin er gereist war, um im Auftrag der Königin Pomare die Regierung zu ersuchen, das Protektorat über T. und die dazu gehörigen Inseln zu übernehmen. Zwar lehnte die Regierung dies ab, verhieß aber, die Inseln stets zu schützen. Pritchard reiste mit diesem Versprechen und mit Geldmitteln für die Mission wieder zurück. Als er in T. eintraf, war Dupetit-Thouars bereits wieder abgesegelt. Während Pritchards Abwesenheit hatte dessen Stellvertreter, Wilson, in Uebereinstimmung mit der Königin Pomare und den Häuptlingen die französische Okkupation für nichtig erklärt. Auf Pritchards Ersuchen kam nun der britische Commodore Toup Nicholas mit der „Vindictive" nach T. und ließ die französische Flagge wieder abnehmen. Aber die englische Regierung ließ ihn im Stich. Als der Marquis von Landsdowne am 20. März 1843 den englischen Premier Lord Aberdeen wegen der französischen Okkupation interpellirte, erwiederte dieser, er halte durch dieselbe weder die politischen, noch die Handelsinteressen Englands für benachtheiligt. Am 1. Nov. 1843 vollzog Dupetit-Thouars die Besitznahme der Insel. Kapitän Bruat ward als französischer Bevollmächtigter bei der Königin Pomare installirt und übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, so daß der Königin nur die Verwaltung des Inneren verblieb. Dupetit-Thouars ging aber noch weiter; er bestritt die fernere Souveränetät der Königin, und als diese nicht auf dieselbe verzichten wollte, proklamirte er ihre Absetzung. Den Konsul Pritchard, welcher die Sache der Königin vertrat, nahm er gefangen und führte ihn auf einem französischen Schiffe fort. Die Folge dieser Gewaltthätigkeit war ein allgemeiner Aufstand auf T. Erst jetzt erklärte die englische Regierung Frankreichs Vorgehen für beleidigend für sie, und das französische Gouvernement mußte nachgeben, um ernstlichen Konflikten vorzubeugen. Es rief den Kapitän Bruat und Dupetit-Thouars ab und setzte Pritchard auf freien Fuß, wogegen England versprach, demselben das Konsulat auf T. nicht wieder übertragen zu wollen. Auch der Königin Pomare leistete Frankreich Genugthuung, dementirte die Schritte seiner Beamten, restituirte ihre Souveränetät und verzichtete vorläufig auf das Protektorat. Inzwischen dauerte auf T. der Kampf gegen die Franzosen fort, und letztere zogen in manchen Gefechten den Kürzeren. Schließlich aber blieben sie Sieger, und es ward nun den Tahitiern nicht nur das französische Protektorat von Neuem aufgedrungen, sondern auch die völlige Unterwerfung der Insel in Angriff genommen und mit der Besitznahme des Forts Fataoa so gut als vollendet. Im Jahre 1850 wurden von dem französischen Gouverneur Bonard strenge Hafengesetze für Papiti und Tannoa auf T. erlassen und Küstenhandel, Lootsen- und Zollwesen geregelt. Am Eingang des Hafens von Papiti ward das Fort Urania angelegt, auch ein Arsenal erbaut und mit Geschütz von größtem Kaliber versehen, wie überhaupt in

allen Anordnungen Frankreichs die Absicht sich offenbarte, die Insel als Militärstation zu befestigen. Die Einwohner sind jetzt völlig unterworfen und wehrlos gemacht. Der Code Napoléon gilt als Gesetzbuch, die Richter werden aus den Civil- und Militärbeamten genommen, und der Gouverneur Pagé pflegte (1853) zu sagen, das Gesetz sei er. Für die Beförderung des Handels geschah gar nichts, und bei verschiedenen Gelegenheiten ward gegen die Kapitäne fremder Schiffe, welche auf T. nach erlittener Havarie Schutz und Hülfe suchten, mit rücksichtsloser Härte verfahren. Die protestantischen Missionen, denen die Insel ihre Civilisation verdankt, gehen bei der Bevorzugung der katholischen ihrem Verfall entgegen. In Folge davon greift Entsittlichung wieder mehr und mehr um sich, und auch der Fleiß der Eingebornen, namentlich hinsichtlich des Ackerbau's, läßt nach. Während die Insel 1839 105 Tonnen Zucker producirte, liegt der Anbau desselben gegenwärtig so sehr darnieder, daß die Einfuhr von Zucker sehr erheblich ist. Auch Kokosnußöl und Arrowroot, wovon 1839 55 und 50 Tonnen erzeugt wurden, liefert jetzt die Insel nur noch in geringer Menge. Zugenommen hat nur die Ausfuhr von Orangen, besonders nach Kalifornien. Die Insel könnte bei der ungemeinen Ergiebigkeit des Bodens Millionen abwerfen, wenn die Verwaltung zweckmäßig organisirt wäre.

Taillandier, St.-René, französischer Schriftsteller, geboren den 16. December 1817 zu Paris, studirte daselbst und zu Heidelberg die Rechte, daneben Philosophie und schöne Literatur, ward 1841 Professor an der Faculté des lettres zu Straßburg und 1843 Professor der französischen Literatur zu Montpellier. Er lieferte seitdem in der „Revue des deux mondes" eine Reihe von Artikeln über deutsche Literatur, welche deren Bekanntwerden jenseits des Rhein sehr befördert haben. Daran schließen sich: „Histoire de la jeune Allemagne" (Paris 1848) und „Etudes sur la révolution en Allemagne" (das. 1853, 2 Bde.).

Tain, 1) Stadt im französischen Departement Drôme, links an der Rhône u. an der Eisenbahn von Lyon nach Avignon, ist mit der gegenüberliegenden Stadt Tournon durch eine Hängebrücke verbunden, hat Seidenspinnerei, römische Alterthümer, trefflichen Weinbau (Côte-rôtie und Eremitage) und 2782 Einwohner. — 2) Hauptstadt der schottischen Grafschaft Roß (welche bisweilen auch Tain genannt wird), am Dornoch Firth, einem Busen der Nordsee, hat eine lateinische Schule, ein Gefängniß, bedeutende Eisengießerei, Wollenfabrikation, Färberei, Gerberei, Handel, einen Hafen und 2319 Einwohner.

Tajo (in Portugal Tejo, bei den Alten Tagus genannt), einer der Hauptflüsse der pyrenäischen Halbinsel, entspringt auf der Grenze von Neukastilien und Aragonien in der Sierra Albarracin am Westabhang des 400 Fuß hohen Kegelbergs der Muela de San-Juan, aus der Quelle Fuente de Abrega, fließt anfangs in nordwestlicher Richtung, wendet sich dann nach Westen und Südwesten, in welcher Richtung er bis Aranjuez die öde kastilische Steppe durchströmt, oft stagnirend und von wild zerrissenen, nackten Mergel-, Thon- und Gypshügeln eingefaßt. Bei Toledo durchbricht er einen Granitvorsprung der Montes de Toledo, fließt dann bis unterhalb Talavera de la Reyna in einer ebenen Gegend, um dann abermals ein mehre Meilen langes Durchbruchsthal zwischen den Felswänden der Sierra de Veneruelo im Norden und der Sierra de la Mohecla im Süden zu bilden. Von da an durchfurcht er das Plateau von Estremadura bis Alcantara, wo er durch einen nach Süden vorspringenden Zweig der Sierra de Gata abermals auf eine kurze Strecke eingeengt wird. Nach seinem Eintritt in Portugal erweitert sich sein Bett beträchtlich, doch wird er erst unterhalb Abrantes für größere Fahrzeuge schiffbar. Bis Santarem machen sich Ebbe und Fluth bemerklich, und von da an trägt er große Flußschiffe und Dampfboote, während Seeschiffe nicht über Villafranca hinauf gehen. Unterhalb Santarem bei Salvaterra theilt sich der Fluß in zwei Hauptarme, den neuen T. und den Mar del Pedro; an der Mündung aber bildet er eine bassinartige Bucht von 2 Meilen Breite, welche einen der sichersten und geräumigsten Häfen der Erde bildet und unterhalb Lissabon sich in den atlantischen Ocean öffnet. Das ungleiche Gefäll des Flusses erschwert seine Schiffbarmachung ungemein, und er eignet sich daher nicht zu einer Verkehrsstraße. Sein Lauf ist 120 Meilen lang, wovon auf Spanien 78, auf Portugal 32 kommen. Sein Stromgebiet beträgt 1360 □Meilen. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind in Spanien: Xarama, Guadarrama, Alberche, Tietar, Alagon rechts, Guadarranque, Solor links; in Portugal: Elga, Zezere, rechts, Sever, Sorraya (Zatas) und Cunha links.

Takelage (Takelwerk), alles Tauwerk, das zum Halten der Masten und zum Regieren der Segel gehört, ferner die Segel, Blöcke und alles sogenannte Rundholz, als Masten, Stengen, Raaen ꝛc. Vergl. Tauwerk.

Takt (ital. tatto, misura, franz. mésure), die nach bestimmten Verhältnissen abgemessene Bewegung der Töne und Tonverbindungen in der Zeit. Der T. zerfällt in Takttheile, die hinsichtlich der Zahl je nach der Taktordnung verschieden sind, immer aber dazu dienen, die verschiedenen Töne, Tonfiguren ꝛc. nach der Zeit zu messen. Die nächste Unterabtheilung der Takttheile sind die Taktglieder, wie z. B. im Zweivierteltakt die Viertelnoten Takttheile, die Achtelnoten Taktglieder sind. Der Anzahl der Takttheile nach unterscheidet man zunächst eine zweitheilige und eine dreitheilige (gerade und ungerade) Taktordnung. Beide sind einfache Taktordnungen. Durch Zusammenziehung von je 2 Abschnitten der zweitheiligen entsteht die viertheilige, durch Zusammenziehung von je 2 Abschnitten der dreitheiligen die sechstheilige Taktordnung. Werden je 3 Abschnitte der dreitheiligen Ordnung zusammengezogen, so entsteht die neuntheilige und durch Zusammenziehung von 4 Abschnitten der dreitheiligen die zwölftheilige Taktordnung. Sämmtliche Taktordnungen von der viertheiligen an heißen zusammengesetzter T. Durch den Accent erhalten die Takttheile verschiedenen inneren Werth. Hier-

nach unterscheidet man *gute* oder *schwere* Takttheile, welche den Accent haben (Thesis, Niederschlag), und *schlechte* oder *leichte* Takttheile, welche den Accent nicht haben (Arsis, Aufschlag). Aus der obigen Entwickelung der Taktordnungen ergibt sich, daß in der zweitheiligen und dreitheiligen der 1., in der viertheiligen der 1. und 3. Takttheil, in der sechstheiligen das 1. und 4., in der neuntheiligen das 1., 4. und 7. und in der zwölftheiligen das 1., 4., 7. und 10. Taktglied den Accent haben muß, wobei jedoch nicht außer Augen zu lassen ist, daß immer der 1. Takttheil, der Niederschlag, am meisten hervortritt, und wiederum, z. B. in der zwölftheiligen Ordnung, das 7. Taktglied oder der 3. Takttheil etwas mehr als das 10. Taktglied oder der 4. Takttheil accentuirt wird. In der zweitheiligen Ordnung nennen wir: den *Zweizweiteltakt* (kleinen Allabrevetakt), dessen 2 Takttheile halbe Noten sind und der durch $^2/_2$ bezeichnet wird; den *Zweivierteltakt*, der Viertel zu Takttheilen hat und mit $^2/_4$ bezeichnet wird, und den *Zweiachteltakt* ($^2/_8$). Die dreitheilige Ordnung enthält den *Dreizweitel-* ($^3/_2$), den *Dreiviertel-* ($^3/_4$) und den *Dreiachteltakt* ($^3/_8$). Diese haben, wie schon der Nenner des Bruchs angibt, je halbe Taktnoten, Viertel und Achtel zu Takttheilen. Der viertheiligen Taktordnung gehören der *Vierzweiteltakt* (großer Allabrevetakt), bezeichnet durch $^2/_1$, 2, 2, der *Viervierteltakt*, bezeichnet durch $^4/_4$, gewöhnlicher aber durch C, und der *Vierachteltakt*, bezeichnet durch $^4/_8$, an. In der sechstheiligen Ordnung sind der *Sechsviertel-* ($^6/_4$), *Sechsachtel-* ($^6/_8$) und der *Sechssechszehnteltakt* ($^6/_{16}$) zu bemerken. Die neuntheilige Ordnung enthält den *Neunachteltakt*, bezeichnet durch $^9/_8$, die zwölftheilige den *Zwölfachteltakt*, bezeichnet durch $^{12}/_8$, und den *Zwölfsechszehnteltakt*, bezeichnet durch $^{12}/_{16}$. Die jedesmalige *Taktart* wird mit den betreffenden Zeichen oder Ziffern, Taktzeichen genannt, am Anfang des Tonstücks bemerkt. Die Taktarten mit einer geraden Anzahl von Takttheilen oder rhythmischen Accenten nennt man *gerade*, die mit einer ungeraden Anzahl von Takttheilen aber *ungerade* Taktarten (Tripeltaktarten). Die geraden Taktarten entsprechen im Allgemeinen mehr den ruhigeren, die ungeraden den bewegteren Gefühlsmomenten. Die Alten hatten den T. in unserem Sinn nicht, sondern ihren Rhythmus, der sich nach den Gesetzen der Metrik richtete. Zur Angebung des T.s bedient man sich des *Taktirstocks*. Die durch den T. im Rhythmus gebildeten Abschnitte scheidet man durch die *Taktstriche*. Für den Erfinder des neueren Taktwesens gilt Franco von Köln. Unter T. versteht man auch die Eigenschaft eines gebildeten Menschen, gleichsam instinktmäßig, ohne durch Reflexion vorher geleitet zu werden, das Schickliche zu erkennen und demgemäß zu handeln.

Taktik (v. Griech., *Aufstellungslehre*), die Lehre von der zweckmäßigsten Verwendung der verschiedenen Truppengattungen in kleinern und größern Abtheilungen zur Erreichung gewisser strategischer Zwecke. Die T. zerfällt in einen niedern Theil, *Elementartaktik*, welcher die Ausbildung der Truppen im Einzelnen bis zur Stärke eines Bataillons, einer Schwadron oder einer Batterie behandelt und die *Logistik*, die Berechnung der zur Ausführung einer Bewegung nöthigen Zeit, mit in sich begreift, u. in einen höhern Theil, die eigentliche T. oder die der verbundenen Waffen bis zur Stärke eines Corps oder einer Armee. In sofern sich für Aufstellung, Bewegung der Truppen und für das Gefecht allgemeine Normen aufstellen lassen, spricht man von einer *reinen* oder *formellen* T., im Gegensatz zu der *angewandten* oder *intellektuellen* T., welche die Anwendung dieser allgemeinen Regeln unter bestimmten gegebenen Verhältnissen im Felde lehrt und daher von den Märschen, der Lagerung, den Rekognoscirungen, Gefechten, Schlachten und vom kleinen Kriege, auch von dem Sicherheits- und Kundschaftsdienste u. den Quartieren handelt. Vgl. v. *Brandt*, Grundzüge der T. der drei Waffen, Berlin 1859; von *Berneck*, Elemente der T. aller Waffen, das. 1858; W. *Rüstow*, Allgemeine T., Zürich 1858; *Tönitz*, T. der Infanterie u. Kavallerie, Adorf 1859; von *Quistorp*, Grundzüge der T., Berl. 1860; von *Griesheim*, Vorlesungen über die T., Berl. 1860.

Taktmesser (*Metrometer*, *Metronom*), eine Maschine, die den Grad der rhythmischen Bewegung oder des Zeitmaßes, des Taktes, in sofern er gleichbedeutend mit Tempo genommen wird, d. i. die Zeitwährung der Takttheile oder auch der Taktglieder, angibt. Zu allgemeinerer Anerkennung als die früheren Versuche Pelletiers, Harrisons, Bürja's, Stöckels u. A. gelangte der T. Mälzls in Wien. Derselbe besteht aus einem pyramidenförmigen Gestell, in welchem sich das Zapfenlager für ein Pendel befindet; die Pendelstange ist über dem Drehungspunkt nach oben verlängert, und hier ist ein durch die Reibung festgehaltenes hülsenförmiges Gewicht längs einer Skale verschiebbar; je höher letzteres gestellt wird, desto langsamer werden die Pendelschläge. Der Komponist hat nun, um sein Tempo (Zeitmaß) für ein Tonstück festzustellen, nur anzugeben, auf welchen Grad das Pendel gestellt werden soll, um die Dauer des Takttheiles, Taktgliedes, bei schnellerer Bewegung auch des halben oder ganzen Taktes zu bestimmen. Weber empfiehlt das einfache Fadenpendel als T. Da ein solches bekanntlich desto geschwinder schwingt, je kürzer es ist, und um so langsamer, je länger es ist, so braucht man nur am Anfang eines Tonstücks die Länge des Pendels anzugeben, dessen Schläge den Takttheilen des Tonstücks entsprechen, z. B. Allegro 8″ rheinisch $^2/_4$, d. h. in dem Allegro sollen die Takttheile (hier Viertel) so geschwind genommen werden wie die Schwingungen eines 8 rheinische Zoll langen Pendels. Die Pendelschwingung bedeutet hier einen Takttheil.

Talahassee (*Tallahassee*), Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Florida und Gerichtssitz der Grafschaft Leon, in fruchtbarer Gegend auf einer Anhöhe, hat ein Staatenhaus, Staatsgefängniß, Vereinigten-Staaten-Landamt und 2000 Einwohner. Die Stadt wurde erst 1824 angelegt und ist durch eine Eisenbahn mit

dem unweit südlich davon am mexikanischen Meerbusen gelegenen Hafenplatz St. Marks verbunden.

Talanti (Talanta), Stadt in der griechischen Nomarchie Phthiotis und Phokis, Hauptstadt der Eparchie Lokris, unweit des gleichnamigen Golfs in der gleichnamigen Meerenge, welche das griechische Festland von der Insel Negroponte (Euböa) scheidet, ist Sitz eines Bischofs, hat ein festes Schloß, ein Friedensgericht, 2 Schulen, Handel und 3000 Einwohner. Gegenüber liegt die kleine Insel Talantonisi (im Alterthum Alatante).

Talar (v. Lat.), das lange, bis auf die Fersen gehende Amtskleid der Geistlichen; überhaupt jedes lange Festkleid.

Talavera de la Reyna, Stadt in der spanischen Provinz Toledo, westlich von Toledo, in einer fruchtbaren, trefflich angebauten und von Olivenwaldungen umgebenen Ebene, rechts am Tajo, über den eine Brücke von 25 Bögen führt, hat 8 Kirchen (darunter eine Kollegiatkirche mit 3 schönen gothischen Schiffen und die schöne Kuppelkirche der Virgen del Prado mit einem wunderthätigen Marienbild), 14 Klöster, 7 Thore, 4 Hospitäler, enge, krumme Straßen, aber viele schöne Gebäude, zahlreiche Ueberreste von römischen und arabischen Bauten, wichtige Töpferei, Fabrikation von Tressen, Gold- und Silberwaaren, Tuch, Hüten, Seife ꝛc. und 9235 Einwohner. Früher hatte die Stadt auch wichtige Seidenindustrie, welche jetzt aber ganz aufgehört hat. T. ist der Geburtsort des Historikers Mariana. Berühmt ist das hier nach Ostern zu Ehren der heiligen Jungfrau del Prado gefeierte vielbesuchte Volksfest Las Mondas de Talavera, sowie vor Weihnachten das Kinderpfeifenfest bei den Barfüßermönchen. Im August wird hier eine achttägige Messe gehalten. T. ist das alte Talabriga, kommt im Mittelalter als westgothischer Bischofssitz unter dem Namen Elbora vor und wurde von den Arabern Thalabriga genannt. Im Jahre 914 wurde es von Ordogno II., König von Oviedo, den Arabern abgenommen, geplündert und geschleift. Hier 949 Sieg der Christen über die Araber und am 27. und 28. August 1809 Schlacht zwischen den Franzosen unter König Joseph und den verbündeten Engländern und Spaniern unter dem Herzog von Wellington; beide Theile schrieben sich den Sieg zu.

Talbot, John, berühmter englischer Feldherr, geboren um 1373 zu Blechmore in der Grafschaft Shrop, trat 1410 in das Parlament und mußte seine Opposition gegen das Haus Lancaster 1413 bei dem Regierungsantritt Heinrichs V. im Tower büßen, ward aber dann zum Lordlieutenant von Irland ernannt. Im Jahre 1417 machte er unter dem Grafen von Exeter die Expedition nach Frankreich mit, eroberte 1428 Alençon, Pontoise und im folgenden Jahre Laval, ward aber bald darauf bei Palay gefangen, doch sogleich wieder freigegeben. Später zum Oberbefehlshaber im französischen Krieg ernannt, schlug er die Franzosen bei Brunes in der Normandie, nahm Pontoise und belagerte, obschon vergeblich, Dieppe. Heinrich V. ernannte ihn 1442 zum Grafen von Shrewsbury, übertrug ihm 1444 nochmals die Statthalterschaft von Irland, ernannte ihn zum Seneschall des Königreichs und 1446 zum Grafen von Waterford und Wexford. Im Jahre 1449 ging er abermals als Oberbefehlshaber nach Frankreich, erlitt aber bei Rouen eine entscheidende Niederlage und mußte sich zur Bekräftigung der eingegangenen Kapitulation als Geißel stellen. Im Jahre 1452 zum Gouverneur von Guienne ernannt, welche Provinz den Engländern noch gehörte, aber von Karl VII. besetzt war, eroberte er eine Menge Städte, namentlich Bordeaux, fiel aber am 17. Juli 1453 mit seinem Sohn bei Castillon. T.s Familie nimmt noch gegenwärtig eine hervorragende Stelle in der britischen Aristokratie ein.

Talent (talentum, griechisch Talanton), bei den Griechen die höchste Einheit für Gewicht und Geld, vorzüglich Silbergeld, war eingetheilt in 60 Minen à 100 Drachmen à 6 Obolen. Der Werth des T.s war zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Staaten verschieden. Das gewöhnlichste T. war das von Solon eingeführte kleine attische, welches stets gemeint ist, wenn T. ohne weiteren Zusatz genannt wird, und im Gegensatze steht zu dem großen attischen, welches vor Solons Zeit üblich und mit dem euböischen, durch die Ansiedelungen der Chalcidier namentlich im Westen verbreiteten T.e identisch war. Dasselbe hielt dem Gewicht nach 26,2 französische Kilogramm = 56 preußische oder $46\frac{3}{4}$ wiener Pfund, als Geldsumme etwa 1500 Thaler preußisch Kurant. Das italische T. von 100 römischen Pfund oder 60 Minen zu $1\frac{2}{3}$ römischen Pfund war $1\frac{1}{4}$ des vorigen.

Talent (v. Griech.), ausgezeichnete geistige oder auch körperliche Befähigung. In diesem Sinne spricht man von mathematischem, philosophischem, künstlerischem ꝛc., aber auch technischem, mechanischem ꝛc. Der innere Grund der Verschiedenartigkeit der einzelnen T.e ist, wie Alles, was unter den allgemeinen Begriff der Anlage (s. d.) fällt, eines der tiefsten Probleme der Psychologie, insbesondere ist die Entscheidung darüber schwierig, was beim T. angelernt und anerzogen und was ursprüngliches, angebornes Naturell ist. Der Unterschied des T.s von Genie ist mit Genauigkeit schwer festzustellen, weil sich das T. in seinen höchsten Entfaltungen dem Genie bis auf einen unmerklichen Abstand nähert. Im Allgemeinen kann man indeß sagen, daß das Genie das T. überrage, daß jenes etwas Höheres sei als dieses. Namentlich ist dem Genie die schöpferische Ursprünglichkeit, mit der es sich seine eigene Bahn bricht und neue Wirkungskreise aufthut, daher unter günstigen Umständen der Kunst und Wissenschaft ganz neue Gebiete öffnet, als Eigenthum zu vindiciren, während sich das T. an das Gegebene hält, das Vorhandene seinem Zwecke gemäß zu benutzen und umzuformen weiß, aber weniger aus sich selbst producirt und auch weniger seinen eigenen Weg geht. Vergl. Genie.

Talfourd, Sir Thomas Noon, englischer Dichter, geboren den 26. Jan. 1795 zu Reading, widmete sich der juristischen Laufbahn, vertrat 1834 bis 1843 Reading im Parlament u. machte sich hier durch das Einbringen und die Vertheidigung der Copyright bill bekannt. Noch berühmter ward er

durch seine Trauerspiele, die sich nach dem Muster des klassischen Drama's durch Einheit der Handlung, Klarheit der Form und Eleganz der Diktion auszeichnen. Sein erstes Drama „Jon", zugleich sein bestes, kam 1836 zuerst zur Aufführung, es erschien mit zwei andern, „The Athenian captive" und „Glencoe", London 1844. Ein viertes, „The Castilian", ward erst nach seinem Tode veröffentlich. Außerdem veröffentlichte er eine Anzahl politischer und belletristischer Broschüren und „Vacation rambles and thoughts, recollections of three continental tours" (London 1845, 2 Bde., 3. Aufl. 1853). Im Jahre 1849 ward T. zum Richter am Court of Common Pleas ernannt. Er † den 20. März 1854 zu Stafford.

Talg (Unschlitt, Inselt), festes thierisches Fett, von welchem man nach der Abstammung mehre Sorten unterscheidet. Rindstalg (Ochsentalg, Nierentalg) ist weiß oder blaßgelb, von schwachem Geruch und mildem Geschmack, specifischem Gewicht 0,821, löst sich in der 40fachen Menge von siedendem Alkohol u. schmilzt bei 37° C. Er besteht aus 3 Theilen erst bei 44° C. schmelzendem, festem Fett (Palmitin, Stearin) u. 1 Theil flüssigem Fett (Oleïn, Talgöl). Letzteres erhält man durch Abpressen bei 30°, es wird in der Wollenspinnerei und zur Darstellung feiner Seifen benutzt. Hammeltalg ist härter und weißer als Rindstalg, in der Kälte spröde und brüchig, schmilzt zwischen 38 und 41° C., wird von Alkohol nur schwierig gelöst und wird leicht ranzig. In der Wärme kann man ebenfalls flüssiges Fett abpressen. Ziegentalg ist sehr hart und weiß, aber von unangenehmem Bocksgeruch; Pferdetalg ist weich und schlecht, über Hirschtalg s. d. Im Allgemeinen ist der T. an den Nieren stets fester als der vom Netz oder Gekröse, T. von Ochsen weicher als der von Kühen und Stieren, T. von jungem Vieh weicher und weißer als der von altem Vieh, T. von Vieh, welches im Sommer geschlachtet wurde, oder Krankheiten erlag, weicher, als der von im Winter geschlachtetem; T. von Vieh, welches mit festen Nähr- und Futterstoffen gefüttert wurde, härter und besser als von dem, welches mehr flüssige Nahrung erhalten hatte. Zur Gewinnung des T.s kocht man das zerschnittene Fett mit Wasser und preßt schließlich das Zellgewebe aus. Arbeitet man mit großen Quantitäten, so gibt man anfangs nur wenig Wasser zu, nach dessen Verdampfung dann die Temperatur steigt. Das flüssige Fett wird alsbald abgeschöpft, weil die letzten Partien sich bräunen. Gegen Ende des Schmelzens setzt man per Centner T. 3 Quart Wasser und 8 Loth Schwefelsäure zu, wodurch die Trennung des Fetts vom Zellgewebe begünstigt wird. Zur Läuterung wird der T. mit 5 Procent Wasser oder Salzlösung 1 Stunde lang bei schwachem Feuer oder mit Dampf geschmolzen und dann der Ruhe überlassen. Manche Unreinigkeiten können dann abgeschöpft werden, andere sammeln sich im Wasser am Boden. Da sich beim Ausschmelzen großer Talgmengen besonders aus älterem Fett sehr üble Gerüche entwickeln, so müssen in Fabriken, die in Städten liegen, eigenthümliche Vorrichtungen getroffen werden, um die Nachbarschaft nicht zu belästigen. D'Arcet verschließt deshalb den Schmelzkessel hermetisch und leitet die sich entwickelnden Gase entweder direkt in die Esse, oder mittelst eines Knierohrs unter den Rost in die Feuerung. Zum Umrühren der Schmelzmasse muß ein besonderer Rührapparat angebracht werden. Leichter werden die übelriechenden Gase vermieden, wenn man die Schmelzung mit Dampf und Schwefelsäure ausführt. Man leitet den Dampf direkt in den Apparat, und zwar unter einem zweiten durchlöcherten Boden, und kocht bei einem Druck von 20 Pfd. 5—6 Stunden lang. Sehr einfach ist der hierzu taugliche Apparat von Wilson, welchen Perutz („Die Industrie der Fette und Oele", Berlin 1866) beschreibt. Das Schmelzen mit Zusatz von etwas Aetznatron scheint nicht vortheilhaft zu sein. Man benutzt den T. zur Darstellung von Talg- und Stearinkerzen (s. Kerzen), von Seife ꝛc. Im Handel unterscheidet man mehre Sorten. Deutscher T. wird von den Fleischern gewöhnlich direkt an die Seifensieder verkauft; holländischer T. ist sehr rein, der polnische wird weniger geschätzt, der russische, welcher am häufigsten in den Handel kommt, ist gesucht, aber von sehr verschiedener Qualität. Südamerikanischer T. ist billig und von geringer Güte. Ueber Pflanzentalg s. Wachs.

Talgbaum, mehre festes Pflanzenfett liefernde Pflanzen, namentlich: Stillingia sebifera, Tetranthera Roxburghii, Croton sebiferum, Vateria indica, Myrica serifera.

Talgdrüsen (folliculi sebacei), die kleinen, in der Haut liegenden Drüsen, welche den sogenannten Hauttalg absondern (s. Haar, Haut). Es sind kleine, länglich ovale, entweder einfache, oder mit mehren Ausbuchtungen versehene Säckchen, welche nur in den obern Schichten der Lederhaut liegen. Die T. sind über die ganze Haut, mit Ausnahme des Handtellers und der Fußsohle, verbreitet, kommen aber vorzugsweise häufig und stark entwickelt in der Gegend der natürlichen Oeffnungen, um Mund, Nase, After ꝛc. vor. Wo keine Haare hervorsprossen, öffnen sie sich unmittelbar auf die Hautoberfläche; wo Haare vorhanden sind, münden sie einzeln oder zu zweien und dreien in den obern Theil des Haarbalges ein. Im Allgemeinen sitzen die T. dicht an den Haarbälgen, als deren seitliche Anhänge sie erscheinen. Der Ausführungsgang der Drüse öffnet sich meist sehr hoch oben in den Haarbalg, so daß die Stelle, wo das Haar aus der Haut hervorsproßt, zugleich auch das Ende des Drüsenganges ist. Die T. sind allseitig von einem feinen Gefäßnetz umgeben; die Höhlung der Drüsen ist ausgefüllt mit Zellen, welche sich im Grunde der Drüsen fortwährend neu erzeugen. Der Inhalt der Drüsenzellen wandelt sich allmählig in eine fettige Substanz um, die Zellen selbst werden losgestoßen und durch neue ersetzt, die abgestoßenen Zellen rücken immer weiter nach der Ausmündungsstelle der Drüse auf der Hautoberfläche vor. Durch das endliche Zerfallen der verfetteten Zellen wird der Hauttalg frei. Viele Krankheiten der Haut beruhen im Wesentlichen auf Erkrankungen der T. durch Verstopfung des Ausführungsganges der T., und durch übermäßige Ansammlung des Hauttalges in denselben entstehen die Mitesser (s. d.).

Solche verstopfte T. entzünden sich gern und es bilden sich röthliche Knötchen, welche oft in Eiterbläschen übergehen (Finnen, unreiner Teint). Auf einer Entzündung und Vereiterung der Haarbälge beruht auch die Bartfinne (s. Bart), auf chronischer Entzündung der T. im Gesicht mit Erweiterung der umliegenden Blutgefäße und Verdickung der Haut in der Umgebung der kranken T. die sogenannte Kupferrose (s. Kupferausschlag).

Talglichte, s. Kerzen.

Talgsäure (Stearinsäure), s. Stearin.

Talgstoff (reiner Talg), s. v. a. Stearin.

Talion (talio), Vergeltung einer Handlung durch eine eben solche. Daher Jus talionis, das Recht der Wiedervergeltung; Poena talionis, die Strafe der Vergeltung, die in den ältern germanischen Rechten, sowie bei den Griechen und Römern üblich war. Auch die Theorie des absoluten Strafrechts beruht ihrem Princip nach auf dem Jus talionis.

Talisman, Bild von Metall oder Stein, welchem die Kraft inne wohnen soll, bei Denen, die es tragen, außerordentliche Wirkungen, als Schutz gegen Krankheit und andere Zauberei, sowie überhaupt Glück, hervorzubringen. Namen und Sache stammen ohne Zweifel aus dem Orient, wahrscheinlich aus Indien, von wo der Gebrauch der T.e zu den Persern, Hebräern, Arabern überging. Gleichbedeutende Namen sind Abraxas, Stoicheia und Teraphim. Neuerlich nimmt man an, daß der T. von Stein, das Amulet (s. d.) dagegen von Zeuch, Papier ꝛc. sein müsse. Jenen Namen leitet man von einem Gebirge Talisman her, welches nach dem Glauben der Perser von Geistern bewohnt werde, und dessen Gestein wegen der demselben inwohnenden magischen Kraft sich besonders zu T.en eigne. Da der Islam das Anrufen dämonischer Kräfte verbietet, so bedienen sich die Bekenner desselben nur solcher T.e, worauf Koransprüche eingegraben sind.

Talk (Steatit), Mineral aus der Klasse der Geolithe, das nur sehr selten in sechsseitigen Tafeln krystallisirt, meist derb in krummblättrigen, körnigblättrigen und schuppigen Zusammenhäufungen, schiefrig und dicht vorkommt, auch in Afterkrystallen nach Andalusit und anderen Mineralien. Er ist höchst vollkommen spaltbar nach der Endfläche, sehr weich (Härte 1), sehr milde, von sehr fettigem Anfühlen, biegsam, durchscheinend, in sehr dünnen Blättchen durchsichtig, perlmutter- oder fettglänzend, silberweiß, grünlichweiß, apfelgrün, ölgrün, aber auch grau, selbst blau. Er ist kieselsaure Thonerde mit etwa 62 Proc. Kieselerdegehalt, der nur in thonerdereicheren Varietäten bis 51 Proc. herabgeht, stets mit geringem Eisenoxydulgehalt, wasserfrei und wasserhaltig (bis 7 Proc.); vor dem Löthrohr unschmelzbar, aber beim Glühen stark leuchtend und sich aufblätternd. Mit Kobaltsolution geglüht, färbt er sich fleischroth. Von Säuren wird er nicht angegriffen. Er kommt ausgezeichnet in den Alpen vor, so bei Gastein im Zillerthal, bei Kraubat und im Bachergebirge in Steiermark, Gloggnitz in Niederösterreich, bei Andermatt am St. Gotthard, Briançon im Departement Oberalpen, Fenestrelles in Piemont, Chamouny, in Böhmen (Maronitz, Preßnitz), Norwegen, am Ural, in Nordamerika und in vielen anderen Gegenden, in Talk-, Glimmer- und Chloritschiefer, in Serpentin, auf Klüften in Porphyr, auf den nordischen Erzlagerhütten ꝛc. Man benutzt ihn mit Oel gemengt zum Schmieren von Maschinen, zum Glätten von Leder, Papier, als vorzügliche Unterlage für Schminke ꝛc. Der Speckstein (s. d.) ist ihm in vielen Beziehungen so ähnlich, daß man beide in Eine Mineralgenus vereinigt hat.

Talkerde, s. v. a. Magnesia.

Talkschiefer (stéaschiste), schiefriger Talk von unreinen weißen, gelblichweißen, grünlichgrauen und lichtgrünen bis ölgrünen Farben, von fettigem Glanz und großer Weichheit beim Anfühlen. Er kommt dünn- und dickschiefrig, als reines Talkgestein, aber auch mit Quarz, sowie mit Quarz und Feldspath gemengt vor. Er bildet Uebergänge in Thon-, Chloritschiefer und Protogyn. Von Mineralien findet man in ihm: Glimmer, Chlorit, Magneteisen, Strahlstein, Cyanit, Staurolith, Turmalin, Granat, Asbest, Magnesit oder Talk-, Bitterspath, Schwefelkies. Er ist meist dem Glimmerschiefergebirge untergeordnet, in dem er dann oft mit Chloritschiefern, Hornblendegesteinen, oft auch in Verbindung mit Serpentin auftritt. Mit Chlorit, Asbest ꝛc. innig gemengt, bildet er ein dichtes Gestein, den sogenannten Topfstein (Lavezstein), so genannt nach seiner auf Feuerbeständigkeit und leichte Bearbeitbarkeit sich gründenden Verwendung. Im Ganzen von beschränkter Verbreitung tritt der T. auf als Glied der grünen Schiefer in den Alpen, so im Montblanc- u. Monte-Rosagebirge, in Graubünden und Oberitalien, in den Tauern und am Bachergebirge, im Apennin, in Schweden, sehr ausgedehnt im Ural, in Nordamerika, in Brasilien, hier die Lagerstätte der Topase, des Euklases, sehr beschränkt im Fichtelgebirge, als Topfstein in Graubünden, bei Chiavenna (lapis comensis). Wegen seiner Feuerfestigkeit benutzt man nicht nur den Topfstein zu Töpfen, zu feuerfesten Mauersteinen, sondern auch den gewöhnlichen T. zu Gestellsteinen; bei seiner Unverwetterbarkeit liefert er unergiebigen Boden.

Tallart, Camille, Graf von T., Herzog von Hostun, Marschall von Frankreich, General Ludwigs XIV., geboren 1652 in der Dauphiné, focht zuerst unter dem großen Condé in den Niederlanden, dann 1674 und 1675 unter Turenne im Elsaß und seit 1678 als Maréchal de camp am Rhein. Im Jahre 1690 überschritt er, um den Rheingau zu plündern, den Rhein auf dem Eise. Im spanischen Erbfolgekrieg kommandirte er 1702 ein Corps am Rhein unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourgogne. Im Jahre 1703 erhielt er den Marschallsstab, eroberte Breisach, belagerte Landau und schlug den zum Entsatz herbeirückenden Prinzen von Hessen, worauf sich das ganze Elsaß den Franzosen ergab. Im folgenden Jahre führte er dem Kurfürsten von Bayern 35,000 Mann Hülfstruppen zu, um mit ihm gemeinschaftlich in Oesterreich einzudringen, verlor aber die Schlacht bei Höchstädt und fiel in englische Gefangenschaft. In derselben soll er am englischen Hofe viel zum Sturze Marlboroughs und zur Gewinnung der Königin Anna für die französischen Interessen beigetragen haben. Noch

während seiner Gefangenschaft erhielt er das Gouvernement der Franche-Comté und nach seiner Befreiung (1712) den Herzogstitel, sowie 1715 die Pairswürde. Seitdem lebte er den Wissenschaften und der Staatskunst. In seinem Testament ernannte ihn Ludwig XIV. zum Mitglied des Regentschaftsrathes, allein der Herzog von Orléans vollzog als Regent diese Bestimmung nicht. Im Jahre 1724 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Präsidenten. Von Ludwig XV. 1726 zum Staatsminister ernannt, † er am 20. März 1728.

Talleyrand, altes französisches Geschlecht, stammt von einem Zweig der Grafen de la Marche, der sich in die Linien Périgord, welche 1400 erlosch, und T. theilte. Die jetzt noch blühenden drei Linien der T. stammen ab von Daniel Marie Anne, Marquis von T., Fürsten von Chalais, welcher 1745 bei der Belagerung von Tournay blieb und 5 Söhne hinterließ. Der Stifter der ersten Linie war Gabriel Marie von T., welcher von Ludwig XV. den Titel eines Grafen von Périgord zurückerhielt. Sein Enkel, Augustin Marie Élie Charles von T., geboren den 10. Januar 1788, diente unter Napoleon I., ward unter den Bourbons zum Obersten befördert und erbte nach seines Vaters Tode dessen Titel und Pairswürde. Der Stifter der zweiten Linie der T. war Charles Daniel von T., starb 1788. Jetziger Chef derselben ist Edmond, Herzog von T.-Périgord, geboren den 2. August 1787. Dessen ältester Sohn, Louis, geboren den 12. März 1811, ist seit dem Tode seiner Mutter, der Herzogin von Kurland († den 19. September 1862), Herzog von Sagan; sein zweiter, Alexandre Edmond, geboren den 15. Dec. 1813, durch Cession seines Vaters Herzog von Dino. Diesem war der Titel von seinem Oheim, dem Diplomaten T.-Périgord (s. unten), abgetreten worden. Der Gründer der dritten Linie war Louis Marie Anne, 1788 französischer Gesandter zu Neapel; dessen vierter Bruder, Alexandre Angélique, geboren den 16. Oktober 1736, widmete sich dem geistlichen Stande, ward 1777 Erzbischof von Rheims und mußte 1791 auswandern, begleitete als Beichtvater den nachmaligen König Ludwig XVIII. nach Mitau und später nach England. Nach der Restauration wurde er zum Pair, 1817 zum Erzbischof von Paris und Kardinal erhoben. In dieser Stellung übte er großen Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, starb jedoch schon den 20. November 1821. Chef der dritten Linie ist jetzt Erneste, Graf von T.-Périgord, geboren den 17. März 1807. Dessen Vetter, Charles Angélique, geboren den 8. November 1821, ist seit November 1862 französischer Gesandter in Berlin.

Talleyrand-Périgord, Charles Maurice, Fürst von, Pair von Frankreich und unter Napoleon I. Fürst von Benevent, berühmter Diplomat, geboren den 13. Februar 1754 zu Paris, wurde, obschon erstgeborner Sohn, wegen einer Fußlähmung zum geistlichen Stande bestimmt und im Collége Harcourt und im Seminar St. Sulpice erzogen. Im Jahre 1780 ward er zum Generalagenten des Klerus in Frankreich und 1788 zum Bischof von Autun ernannt. Als Mitglied der Generalstaaten warf er sich als Wortführer der Reformpartei auf und stimmte am 19. Juni 1789 für die Vereinigung des geistlichen Standes mit dem dritten. In der Nationalversammlung, deren Präsident er am 16. Februar 1790 ward, trug er auf feste Besoldung der Geistlichkeit, Abschaffung der Zehnten, Verkauf der geistlichen Güter und Einführung gleichen Maßes und Gewichtes in ganz Frankreich an, betheiligte sich überhaupt bei allen Finanzfragen und entwarf einen freisinnigen Unterrichtsplan. Nach der Erstürmung der Bastille hielt er beim Bundesfeste am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde das Hochamt am Altar des Vaterlandes, leistete als einer der Ersten den Eid auf die Konstitution und weihte die ersten konstitutionellen Priester. In Folge davon vom Papst Pius VI. 1791 mit dem Bann belegt, legte er sein Bisthum nieder. Nach dem Schlusse der konstituirenden Versammlung ward er vom Hof nach England gesandt, um dem Kriege mit dieser Macht vorzubeugen, dort aber vom Minister Pitt zurückgewiesen. Bei seiner Rückkehr am 11. August 1792 vom Volke verfolgt, da man bei der Erstürmung der Tuilerien Papiere gefunden, die ihn kompromittirten, entfloh er nach Nordamerika, wo er Handelsgeschäfte trieb. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er zurück und bewirkte am 4. September 1795 im Nationalkonvent die Aufhebung des gegen ihn erlassenen Anklagedekrets. Nach dem Staatsstreiche vom 16. Juli 1797 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen, trat aber bald wieder zurück. Er richtete jetzt sein Augenmerk auf Bonaparte und half diesem nach seiner Rückkehr von Italien die Revolution vom 18. Brumaire vollbringen. Von Neuem übernahm er nun das Portefeuille des Auswärtigen und war seit dieser Zeit Napoleons diplomatischer Rathgeber, insbesondere bei allen völkerrechtlichen Verhandlungen. Die Friedensunterhandlungen von Luneville, Amiens, Preßburg, Posen und Tilsit leitete er vornehmlich; auch das Konkordat, durch welches 1802 der Katholicismus in Frankreich wieder hergestellt ward, war größtentheils sein Werk. Zum Dank dafür entband ihn Papst Pius VII. der geistlichen Weihen und ertheilte seiner Civilehe mit Madame Grant die kirchliche Legitimation. Nach Errichtung des Kaiserthrones ernannte ihn Napoleon zum Großkämmmerer von Frankreich und 1806 zum souveränen Fürsten von Benevent. Als sich Napoleon nach dem Abschlusse des posener Vertrags mit Sachsen zu einem Bündnisse mit Rußland hinneigte, drang T. in den Kaiser, im Bündnisse mit England und Oesterreich einen festen allgemeinen Frieden herzustellen, fiel aber in Folge dessen, sowie wegen seiner eigenmächtigen Fortführung der Unterhandlungen mit dem englischen Kabinet in Ungnade und verlor nach dem Frieden von Tilsit seinen Ministerposten. Zwar ernannte ihn Napoleon im August 1807 zum Vicegroßwahlherrn (vicegrand-électeur) u. nahm ihn mit nach Bayonne und Erfurt, allein durch die Wendung der Ereignisse in Spanien ward der Zwiespalt zwischen Napoleon und T. immer größer, und 1808 zog sich T. auf sein Landgut Valençay zurück. Nach der Katastrophe

in Rußland trat er in geheime Unterhandlungen mit den Bourbons und betrieb nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich bei diesen die Restauration jener, während er als Großwahlherr die Regentschaft der Kaiserin zu stützen schien. Kaiser Alexander I. nahm in seinem Hause in der Straße St. Florentin zu Paris sein Absteigequartier. Als Ludwig XVIII. die Regierung angetreten, ward T. zum Fürsten, Pair, Oberkammerherrn und Minister des Auswärtigen ernannt. Die glänzendsten Triumphe diplomatischer Kunst feierte er auf dem Kongresse zu Wien, wo er sich durch das von ihm erfundene Princip der Legitimität zum Mittelpunkte aller Verhandlungen machte. Mit außerordentlicher Gewandtheit verwirrte er die Interessen und ermüdete den Kongreß, um ihn desto sicherer zu beherrschen und für Frankreich die möglichst größten Vortheile zu erlangen. Schon hatte er am 5. Januar 1815 Oesterreich und England für ein geheimes Bündniß mit Frankreich gegen Rußland und Preußen gewonnen, als Napoleons Rückkehr diesen Umtrieben ein Ende machte. Ein Versuch Napoleons, T. wieder für sich zu gewinnen, mißlang, und als jener darauf den Fürsten in die Acht erklärte, rächte sich dieser dadurch, daß er den nachträglichen Beitritt Frankreichs zum Vertrag von Chaumont bewirkte und seinerseits die Aechtung Napoleons bei den Verbündeten aufs eifrigste betrieb. Nach den hundert Tagen übernahm T. aufs Neue das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zugleich mit der Präsidentschaft im Ministerium. Da es ihm aber dies Mal nicht gelang, Rußland und Preußen zu überlisten, legte er sein Ministerium nieder, unter dem Vorgeben, daß er als guter Franzose die Verträge vom 20. Nov. 1815 nicht unterzeichnen könne. Der König beider Sicilien schenkte ihm 1816 das Fürstenthum Dino, doch übertrug T. den Titel eines Herzogs von Dino schon 1827 auf seinen Neffen. T.s große diplomatische Laufbahn war hiermit abgeschlossen. In der Pairskammer stimmte er oft mit der Opposition. Nach Karls X. Thronbesteigung zog er sich nach Valençay zurück. So leicht sich S. in geselliger Unterhaltung bewegte, so besaß er doch das Talent nicht, wichtige Dinge aus dem Stegreif gründlich zu besprechen. Uebrigens sprach er auch oft aus, daß der Mensch die Sprache nur habe, um das zu verschweigen, was er denke. Sehr bequem, verstand er vortrefflich die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen. Egoist im höchsten Grade, war er, von der Sucht nach Gold abgesehen, fast ohne alle Leidenschaften, verstand es aber vortrefflich, Anderer Leidenschaften für sich auszubeuten. So besaß er namentlich eine Anzahl von Freundinnen, die, theils durch Bigotterie und Royalismus, theils durch Freigeisterei und Republikanismus sich auszeichnend, mit der größten Ergebenheit für ihn wirkten. Nach der Julirevolution zog ihn Ludwig Philipp vor Uebernahme der Krone zu Rathe und erhielt die Antwort: „Il faut accepter". Auch ließ er sich zu erneuerter diplomatischer Thätigkeit bewegen, als es sich um die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens handelte. In diesem Sinne wirkte er 1830 als Botschafter zu London, bewirkte den Beitritt Oesterreichs und Preußens zu den Konferenzen über Griechenland und brachte auch die Vereinigung über die belgisch-holländischen Angelegenheiten zu Stande, welcher König Leopold seinen Thron verdankte. Die Unterzeichnung der Quadrupelallianz, durch welche zunächst im europäischen Westen das konstitutionelle Princip aufrecht erhalten werden sollte, war sein letztes diplomatisches Werk. Er lebte fortan zurückgezogen in Valençay, wo er am 17. Mai 1838 †. Sein auf 18 Millionen Franken sich belaufendes Vermögen vermachte er größtentheils seiner Nichte, der Herzogin von Dino; die von ihm hinterlassenen Memoiren sollen laut Testament erst 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden.

Tallien, Jean Lambert, französischer Revolutionsmann, geboren 1769 zu Paris, gab beim Ausbruch der Revolution die advokatorische Laufbahn auf und ward am 10. August 1792 zum Generalsekretär des neugebildeten revolutionären Gemeinderathes ernannt. Vom Departement der Seine und Oise in den Nationalkonvent gewählt, gesellte er sich zu der Bergpartei und drang auf die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs ohne Aufschub und Appellation an das Volk. Am Tage der Hinrichtung Ludwigs wählte ihn der Konvent zum Präsidenten. Im April 1793 ging er als Konventsdeputirter mit Carra nach den aufrührerischen westlichen Departements und veranlaßte dort zahlreiche Hinrichtungen. Durch seine stürmische Beredtsamkeit trug er viel zum Siege des Berges über die Girondisten bei. Vom Konvent nach Bordeaux gesandt, um die der Guillotine Entflohenen ausfindig zu machen, ließ er sich dort durch die Frau von Fontenay, Tochter des spanischen Bankiers Cabarrus, die er im Gefängniß kennen lernte und zu der er eine glühende Neigung faßte, zu milderen Maßregeln bestimmen. Als Robespierre seine Geliebte von Neuem verhaften ließ, verband sich T. mit Dantons Anhängern zu seinem Sturze, den er auch am 9. Thermidor 1794 durchsetzte. Hierauf zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses gewählt, hob er das Revolutionstribunal auf, schloß den Jakobinerklub und suchte überhaupt der Schreckensherrschaft zu steuern. Nach der Auflösung des Konvents (26. Oktober 1795) trat er in den Rath der Fünfhundert; 1798 schloß er sich der Expedition Bonaparte's nach Aegypten an. Er erhielt dort eine Stelle bei der Verwaltung der Nationaldomänen u. gab ein Journal „Décade égyptienne" heraus. Nach Bonaparte's Rückkehr zog er sich Menou's Mißfallen zu und wurde von diesem nach Frankreich zurückgeschickt, fiel aber in englische Gefangenschaft und ward nach London gebracht. Nach seiner Rückkehr nach Paris erhielt er den Posten eines französischen Konsuls zu Alicante, lebte später, auf einem Auge erblindet, zu Paris von einem Gnadengehalt, das ihm Napoleon I. bewilligte, und † den 20. Nov. 1820.

Tallochlor (Flechtengrün), der dem Chlorophyll entsprechende Farbstoff der Flechten, bildet eine schön grüne, wachsartig klebende Substanz, gibt mit Bleioxyd eine unlösliche Verbindung und ist in Chlorwasserstoffsäure fast unlöslich.

Talma, François Josephe, berühmter tragischer Schauspieler der Franzosen, geboren den

13. Januar 1763 zu Paris, begann seine öffentliche theatralische Laufbahn auf dem Théâtre français als Seïde im „Mahomet" von Voltaire. Ausgezeichnetes Talent, feurige Beredtsamkeit, biegsames Organ, hohe geistige Bildung und ein sehr vortheilhaftes Aeußeres erhoben ihn als tragischen Schauspieler auf eine hohe Stufe. Die Wahrheit seiner Darstellungen, die Natürlichkeit des Spiels und die Treue, mit der er sich zuerst des geschichtlichen Kostüms statt des modernen französischen bediente, begründete eine neue Epoche in der französischen dramatischen Kunst. Seine Hauptrollen waren Seïde, Orest, Vendôme, Hamlet, Regulus, Karl IX., Sylla rc. Napoleon I. hatte ihn oft unter seiner Umgebung, so 1808 zu Erfurt und 1813 zu Dresden. T. † den 19. Okt. 1826 in Paris. Seine „Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtral" (Paris 1815) zeugen von tiefer Einsicht in das Wesen der Schauspielkunst. Auch gab er Lekains „Mémoires" heraus. Seine Gattin, **Karoline Vanhove**, war ebenfalls eine der ersten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Vergl. **Moreau**, Mémoires historiques et littéraires sur F. J. T., Par. 1826.

Talmigold, s. **Messing**.

Talmud (**Thalmud**, d. i. Lehre, Erlerntes), die Hauptquelle des rabbinischen Judenthums, eine Sammlung pharisäischer Satzungen und Ueberlieferungen, besonders in Beziehung auf religiöses und bürgerliches Recht, die den Vorträgen jüdischer Gelehrten der hohen Schule in Babylon und Palästina entlehnt sind. Der T. zerfällt in zwei Theile, die Mischna und Gemara. Die **Mischna** (d. i. Wiederholung, nämlich des Gesetzes), die durch Tradition fortgepflanzten Satzungen, welche als ungeschriebenes Gesetz Mosis galten, enthaltend, ward um 218 n. Chr. von Jehuda Hakkadosch zusammengestellt. Später wurde ihr die Baraithoth (Extravaganzen) einverleibt, eine andere, von dem Rabbi Chanina nach Jehuda veranstaltete Sammlung von mündlich überlieferten Gesetzen und Gebräuchen. Die **Gemara** (d. h. das Vollendete, da sie als die vollständigste Zusammenstellung aller Traditionen galt) enthält die rabbinischen Erklärungen der Mischna und ward vom Rabbi Jochanan in Tiberias im 3. Jahrhundert begründet. Weil für jerusalemische Juden bestimmt, hieß sie **jerusalemischer** oder **hierosolymitanischer T.** Später kam dazu eine neue Sammlung von babylonischen Rabbinern, der **babylonische T.**, begonnen um 420 vom Rabbi Sora und vollendet um 500 durch Rabbi Jose. Er ist weit ausführlicher, enthält auch Supplemente (**Thosaphoth**) und genießt bei den Juden gleiches Ansehen mit der heiligen Schrift. Nur die Sekte der Karaiten (s. d.) verwirft den T. Die Mischna ist hebräisch, die Gemara aramäisch geschrieben. Gedruckt ward erstere zuerst Neapel 1492; die ersten Kommentare dazu lieferten Maimonides und Bartenora; ein Wörterbuch Hartmann (Rotterdam 1825 f.); eine lateinische Uebersetzung Surenhusius (Amsterd. 1698—1703, 3 Bde.); eine deutsche Rabe (Onolzb. 1760—62, 3 Bde.), mit hebräischen Buchstaben (Berlin 1834). Die Gemara erschien in Druck Venedig 1520 ff., Wien [1]822, Prag 1830, Berlin 1844 (mit deutscher Uebersetzung von Pinner, unvollendet). Ein von Moses Maimonides im 12. Jahrhundert veranstalteter Auszug aus dem T., Jad Chazakha, d. i. starke Hand, enthält nach Ausscheidung aller mythischen Erzählungen nur die jüdischen Gesetze, und zwar systematisch geordnet. Vergl. **Pinner**, Kompendium des T., Berl. 1831, und **Kittseer**, Inhalt des T. und seine Autorität, das. 1857.

Talon (franz.), bei Staatspapieren der Papierstreifen, von welchem die Coupons abgeschnitten werden, und der gewöhnlich die Bedingungen der Zinszahlungen und das bei deren Einforderung zu beobachtende Verfahren enthält.

Talvj, Pseudonym für Therese A. L., geborne von Jakob, verehelichte Robinson, s. **Robinson 3**).

Taman, s. v. a. Fanagoria.

• **Tamarindus** *L.* (**Tamarinde**), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen (Cassieen), charakterisirt durch den kreiselförmigen Kelch mit 4theiligem, abfälligem Saum, die 5 im Schlunde des Kelchrohrs befestigten, kurz genagelten Blumenblätter, die 7 am Grunde der Fäden verwachsenen Staubgefäße, von denen nur die 3 längeren fruchtbar sind, und die starke Hülse, ursprünglich in Ostindien einheimische, gegenwärtig in allen wärmeren Ländern, besonders im nördlichen Afrika, Westindien und Südamerika angepflanzte Bäume. Die **indische Tamarinde** (T. indica *L.*) hat gefiederte Blätter, weißlichgelbe, rothgestreifte, wohlriechende, in herabhängenden Trauben vereinigte Blüthen und fingerdicke, gegen 6 Zoll lange braune Hülsen, welche zwischen den Häuten ihrer Schalen ein angenehm weinsäuerlich schmeckendes, schwarzröthliches Mark (pulpa Tamarindorum) enthalten, welches in den Tabaksfabriken als Bestandtheil der Saucen gebraucht wird, aber auch als kühlendes und gelindabführendes Mittel medicinische Anwendung findet. Es kommt als schwarzbraune, durch Samen und Fruchtschalen verunreinigte Klumpen aus Ostindien, der Levante und Westindien in den Handel. Nicht selten finden sich Beimengungen von Kupfer, da das Mark in kupfernen Gefäßen gekocht wird. Es enthält Apfel-, Wein- und Citronensäure, doppeltweinsaures Kali und viel Zucker, unterscheidet sich aber in seiner Wirkung nicht wesentlich von dem viel billigeren Pflaumenmus. Das feste Holz wird von Würmern nicht angegriffen und daher vielfach benutzt.

Tamarix *L.* (**Tamariske**), Pflanzengattung aus der Familie der Aizoïdeen, woraus besonders folgende Arten bemerkenswerth sind: T. (Myricaria *Desv.*) germanica *L.*, ein Strauch mit ruthenförmigen, zahlreichen Aesten, kleinen cypressenartigen, graugrünen Blättern und blaßröthlichen Blüthen, ist am Rhein, an der Donau, in der Schweiz rc. einheimisch. Die Rinde war sonst als Cortex Tamarisci germanici officinell und gegen Unterleibskrankheiten, Flechten rc. in Gebrauch. T. gallica *L.* ist ein Strauch an den Ufern des mittelländischen Meeres, sowie im nördlichen Afrika und Kleinasien, dem vorigen ähnlich, mit punktirten bläulichgrünen Blättern u. röthlichen, in Rispen stehenden Blüthen. Die bitterlich und zusammenziehend schmeckende Rinde, sowie die Blätter waren sonst als Cortex et Folia Tamarisci

gallici gegen Blutspeien in Gebrauch. Die salzreiche Asche wird zum Gerben benutzt. Aus den Blättern einer Spielart: T. gallica mannifera *Ehrenb.*, schwitzt in Folge des Stichs einer Schildlaus eine zähe, süße Substanz aus, welche Zucker und Schleim enthält, von den Mönchen am Sinai gesammelt und für das Manna der Israeliten ausgegeben wird.

Tamatave, Stadt auf der Ostküste der afrikanischen Insel Madagaskar, mit Hafen, Fort und ungefähr 2000 Einwohnern; ist der wichtigste Seeplatz der Insel und war früher Hauptplatz für den Sklavenhandel.

Tamaulipas, das nördlichste der östlichen Küstendepartements von Mexiko, früher unter dem Namen Neusantander Kolonie der spanischen Intendanz San-Luis-Potosi, grenzt im Norden an Texas (durch den Rio Grande del Norte davon getrennt), im Osten an den mexikanischen Meerbusen, im Süden an die Departements Veracruz und San-Luis-Potosi, im Westen an die Departements San-Luis-Potosi und Neuleon und hat einen Flächenraum von 3807 mexikanischen Quadratleguas (ungefähr 1200 geographischen QMeilen) mit 109,673 Einw., meist Mestizen. Das Land bildet einen langen Küstenstrich längs des mexikanischen Meerbusens, mit geringen Erhebungen und flachen Küsten, und ist durch zahlreiche Lagunen (Santander, Madre, Morales, Tampico) und schmale Sanddünen mit einigen engen, seichten Einfahrten vom Meere getrennt. Hauptflüsse sind: Rio Grande (Bravo) del Norte, Tigre (Bernando), Nuees Santander u. Tampico. Das Klima ist im Innern größtentheils gemäßigt und gesund, an der Küste aber heiß und ungesund. Der Boden eignet sich namentlich zur Viehzucht, die auch stark betrieben wird (Pferde, Maulthiere, Rindvieh, Ziegen und Schweine). Der Ackerbau ist noch sehr vernachlässigt und liefert etwas Getreide, Baumwolle, Reis und Zuckerrohr. Die Industrie ist fast gar nicht vertreten; der Bergbau (auf Gold, Silber und Kupfer), welcher früher von großer Bedeutung war, wird jetzt nur noch wenig betrieben; an der Küste wird Seesalz gewonnen. Der Eigenhandel ist unbedeutend, von großer Wichtigkeit dagegen die Vermittelung des Transports der überseeischen Einfuhr (aus Europa und den Vereinigten Staaten) von Manufakturwaaren durch die 3 Haupthäfen des Departements nach den nördlichen und Binnendepartements von Mexiko. Die Hauptstadt Victoria oder Nuevo-Santander, 1748 gegründet, liegt unweit des Rio Santander. Wichtiger sind die Hafen- und Seestädte Matamoras und Tampico (s. d.).

Tambach, Marktflecken im sachsen-gothaischen Justizamt Georgenthal, an der Apfelstedt und im Thüringerwalde, hat eine Gewerbschule, einen Zain- und einen Drahthammer, Holzwaarenfabrikation, Papier-, Loh-, Schneide-, Getreide-, Oel- und Knochenmühlen, Holzhandel und 2058 Einw. Die ganze Umgebung ist reich an romantischen Naturschönheiten.

Tambora, Vulkan auf der kleinen Sundainsel Sumbawa, früher 14,000 Fuß hoch, der höchste Berg des indischen Archipels, bekannt durch seinen furchtbaren Ausbruch vom 5. bis 11. Aug. 1815, wobei der Berg bis auf 8780 F. zusammenstürzte und mehre tausend Menschen umkamen.

Tambour (franz.), Trommelschläger; im Festungsbau eine kleine, aus Pallisaden bestehende Befestigung, welche bei der Feldbefestigung zur Deckung von Häusern und Gehöften, sowie bei Brückenköpfen und zur Sicherung von Postirungen, bei der permanenten Befestigung aber als Reduit im Graben, im Ravelin, in den Waffenplätzen des gedeckten Wegs 2c. angelegt zu werden pflegt.

Tambourin (franz., Handpauke), ein mit einer Haut überspannter metallener oder hölzerner Reif, der ringsum mit kleinen Schellen oder Glöckchen besetzt ist. Der Reif wird in der linken Hand in verschiedenen Wendungen herumgedreht und mit dem Daumen der rechten Hand auf dem Fell im Kreise umher gefahren, oder zur Markirung des Rhythmus mit der Faust auf dasselbe geschlagen, wodurch abwechselnd Läufer, Triller, gezogene und geschlagene Baßtöne, verbunden mit Schellengeklingel, hervorgebracht werden. Das größere T. hat insbesondere den Namen Tambour de basque, von Biscaya, wo man es zu Volksliedern und Nationaltänzen spielt. Wie bei den Spaniern ist das T. auch bei den Ungarn, Orientalen 2c. zu Nationaltänzen gebräuchlich. Steibelt komponirte mehre Musikstücke für Pianoforte mit Begleitung des T., Bacchanales genannt.

Tambourinstickerei, Stickerei in baumwollenem und seidenem Zeuch, welches auf einen Rahmen gespannt wird, mittelst der Tambourirnadel, einer Nadel ohne Oehr mit einem Häkchen an der Spitze.

Tambow, Gouvernement im europäischen Rußland, zu Großrußland gehörig, zwischen den Gouvernements Wladimir, Nishnij-Nowgorod, Pensa, Saratow, Woronesh, Orel, Tula und Rjäsan, mit 1202,08 QMeilen und (1861) 1,956,860 Einwohnern, größtentheils Groß- und Kleinrussen, außerdem Tataren, Mordwinen und Zigeunern. Das Land ist meist eben und fruchtbar, hat einige Steppen und namentlich im Norden große Waldungen. Hauptflüsse sind die Oka mit Mokschna und Zna im Norden und der Don und Worona im Süden; auch gibt es einige kleine Seen. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt und mild. T. gehört zu den fruchtbarsten Gouvernements von Rußland, hat treffliches Ackerland und schöne Wiesen und Weiden. Ackerbau und Viehzucht bilden daher die wichtigsten Erwerbsquellen. Hauptprodukte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Oelgewächse und Hanf; Rindvieh, Pferde, Schweine und Schafe. Die Waldungen liefern viel Holz, namentlich Schiffbauholz für die Marine. Das Mineralreich bietet Eisen, Kalk, Thon, Salpeter und Schwefel. Die Industrie beschäftigt sich mit Tuch, Leder, Leinwand, Papier, Glas, Seife, Leim, Kerzen und Eisenwaaren. Der Handel erstreckt sich namentlich auf die Produkte des Ackerbau's und der Viehzucht. Haupthandelsplätze sind Tambow, Morschans und Koslow. Das Gouvernement bildete früher einen Theil der Statthalterschaft Woronesh und wird in 12 Kreise eingetheilt. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Zna, ist Sitz eines Civilgouverneurs, der Gouvernementsbehörden und eines Bischofs, ziemlich

gut gebaut, hat 13 Kirchen, 2 Klöster, ein Gymnasium, Priesterseminar, eine Militärschule, ein Adelskollegium, Zucht- u. Arbeitshaus, Hospital, Manufakturen für Tuch und Tauwerk, Talgschmelzerei, eine kaiserliche Alaun- und Vitriolsiederei, Handel und 33,729 Einw.

Tame, Name von drei Flüssen in England; der eine vereinigt sich bei Dorchester in der Grafschaft Oxford mit der Isis und bildet die Themse, der andere fällt in der Grafschaft Chester in den Mersey, der dritte in der Grafschaft Stafford in den Trent.

Tamega (Tamaga), Fluß im Nordwesten der pyrenäischen Halbinsel, entspringt in der spanischen Provinz Galicien, auf der Sierra de S. Mamed, fließt südsüdwestlich durch die portugiesischen Provinzen Traz os Montes und Minho, durchbricht die südliche Hälfte der nordportugiesischen Bergterrasse und fällt nach einem Lauf von 19 Meilen bei Albuzalema rechts in den Duero.

Tamer, Fluß im südwestlichen England, entspringt in einem Moor im nördlichen Theil der Grafschaft Cornwall, fließt südlich, bildet die Grenze gegen die Grafschaft Devon und fällt nach einem Lauf von 13 Meilen unterhalb Saltash in den Plymouthsound des Kanals (la Manche). Er wird bei Launceston schiffbar, von wo auch ein Kanal aus ihm nach Budehaven an der Nordküste von Cornwall führt. Nach ihm führte die Stadt Plymouth zur Zeit der Angelsachsen den Namen Tamerworth.

Tamerlan, s. Timur.

Tamina, wilder Gebirgsfluß im schweizerischen Kanton St.-Gallen, Bezirk Sargans, entspringt am Sardonagletscher, fließt anfangs östlich, dann nördlich, bildet bei Pfeffers (s. d.) den berühmten schauerlichen Taminaschlund und mündet bei Ragatz links in den Rhein.

Tamise (flämisch Temsche), Marktflecken in der belgischen Provinz Ostflandern, Bezirk St. Nicolas, links an der Schelde, hat eine Schiffbrücke, Flachs- und Baumwollspinnerei, Segeltuch- und Holzschuhfabrikation, Gerbereien, Brauereien, Salzsiederei, Handel und 8188 Einw.

Tammersfors, Stadt im russischen Großfürstenthum Finnland, Gouvernement Abo-Björneborg, am Näsisee, hat einen besuchten Markt und 5417 Einw.

Tampico, 1) Rio T., Fluß im östlichen Mexiko, bildet sich im Departement Tamaulipas aus der Vereinigung der aus dem Departement San-Luis-Potosi kommenden Rios Monteuczoma (Tula) und Panuco, fließt östlich, trennt theilweise Tamaulipas von San-Luis-Potosi und Veracruz und fällt in den mexikanischen Meerbusen, wo er die gleichnamige Lagune bildet, welche theils zu dem Departement Tamaulipas, theils zu dem Departement Veracruz gehört. — 2) T. de Tamaulipas (Santa Anna de Tamaulipas), Hafenstadt im mexikanischen Departement Tamaulipas, am Rio Tampico und unweit der Lagune Tampico, nächst Veracruz der wichtigste Handelsplatz von ganz Mexiko, regelmäßig gebaut, hat Fischerei, Salzschlämmerei und 10,000 Einw. Der Eingang zum Hafen wird durch eine Barre erschwert; auch ist die Rhede nicht sicher gegen Nord- u. Nordostwinde. Ueberdies leidet die Stadt Mangel an Trinkwasser. T. wurde 1824 anstatt des ungesunden und für die Schifffahrt weniger günstig gelegenen ältern T. [s. d. 3)] angelegt und hob sich bald durch den Handel, während das Fort Ulloa noch den Spaniern gehörte. Im Jahre 1829 nahmen letztere die Stadt weg, in der Hoffnung, von hier aus ganz Mexiko wieder zu erobern, mußten sie aber bald wieder aufgeben. Im Jahre 1838 wurde die Stadt von den föderalistischen Insurgenten besetzt und am 30. Nov. desselben Jahres von den Regierungstruppen vergeblich angegriffen. Im Kriege der Vereinigten Staaten gegen Mexiko ergab sich T. am 14. November 1846 an den nordamerikanischen Commodore Perry. — 3) Pueblo viejo de T., Stadt im mexikanischen Departement Veracruz, am östlichen Ufer der Lagune Tampico, war früher bedeutend, wurde jedoch nach der Gründung von Tampico 2) großentheils verlassen und hat jetzt nur noch 2000 Einwohner welche Salzschlämmerei und Fischfang treiben.

Tampon (franz.), Pfropf; in der Chirurgie Charpieballen, Charpiepfropf.

Tamtam, beckenförmiges Schlaginstrument von starkem, durchdringendem Ton, wird im Orchester bei starken Effektstellen und auf der Bühne zum Geläute, Feuersturm ꝛc. angewendet. Es wird mit einem Schlägel geschlagen, dessen Knopf mit Leder überzogen ist. Die ächten T.s sind aus einer besondern Metallmischung verfertigt und kommen aus China und Persien.

Tamulen (Tamil), indisches Volk, das den ganzen Süden der vorderindischen Halbinsel bewohnt und sich in einen westlichen malabarischen Zweig und einen vorzugsweise als T. bezeichneten an der Küste Koromandel theilt und unter allen Völkern Dekans dasjenige ist, welches die von Nordindien her überkommene Bildung am eigenthümlichsten sich angeeignet und entwickelt hat. Die tamulische Sprache, deren Bau sehr einfach und grammatisch durchsichtig ist, zerfällt in eine höhere, in den Werken der Poesie angewendete (Sentamil), und eine niedere, dem gewöhnlichen Leben angehörige (Kodun-tamil). Ein einheimische Grammatik, „Nan-nûl" (d. i. gute Regel) betitelt, erschien zu Madras 1830. Außerdem behandelte beide tamulische Idiome grammatisch Beschi (Madras 1813, Pondichery 1843) und Rhenius (Madras 1830). Ein Wörterbuch gab Rottler (Madras 1830, 2 Bde.) heraus. Die tamulische Literatur, die in ihren ältesten Denkmälern bis ungefähr 1000 n. Chr. hinaufreicht, umfaßt ziemlich alle Zweige nordindischer Wissenschaft, hat aber besonders interessante gnomische Dichtungen aufzuweisen, worunter die Sprüche (Kural) des Tiruvalluver (Madras 1830 und öfter; zum Theil übersetzt von Cämerer, Nürnberg 1803, Ellis, Madras 1817, Drew, das. 1840, Ariel, Par. 1852) hervorragen. Im Besitz einer sehr reichen Sammlung literarischer Denkmäler der T. ist die evangelisch-lutherische Missionsanstalt in Leipzig, deren Schätze Graul in der „Bibliotheca Tamulica" (Bd. 1, Leipz. 1854) zu bearbeiten begonnen hat. Vergl. Graul, Reise nach Ostindien, Leipz. 1853 f.

Tamus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Asparagineen, mit der einzigen Art T. commu-

nis *L.*, schwarze Zaunrübe, einer in Südeuropa und England einheimischen windenden Pflanze mit gestielten, herzförmigen, glatten Blättern, kleinen grünlichen Blüthen, rothen Beeren und scharfer Wurzel, die sonst als Radix Tami s. Bryoniae nigrae officinell war und als drastisches Mittel gebraucht wurde.

Tamworth, Stadt in den englischen Grafschaften Stafford und Warwick, an beiden Ufern des Tame und an der Birmingham-Derbyverbindungsbahn, die hier von der London-Chesterbahn gekreuzt wird, hat ein Stadthaus, eine lateinische Schule, ein Versorgungshaus, eine öffentliche Bibliothek, Woll- und Baumwollmanufakturen, Fabrikation von Ziegeln, irdenen Röhren, Gummiwaaren und Nippsachen, Gerberei, Brauerei und 4326 (Wahlbezirk 10,192) Einwohner; wählt zwei Mitglieder in das Unterhaus. T. ist der Geburtsort Sir Robert Peels, dem hier 1852 eine Bronzestatue errichtet wurde.

Tana (Tanaelf), Fluß in Norwegen, entsteht aus dem Zusammenfluß des Enaraelf und des Karesjoki, bildet im obern Lauf die Grenze zwischen dem russischen Finnland und dem norwegischen Finnmarkensamt, fließt in nordöstlicher Richtung und mündet nach einem Lauf von 35 Meilen in den Tanafjord im nördlichen Eismeer.

Tanacetum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den ziegeldachlichen, halbkugeligen Hauptkelch, die zwitterigen, röhrigen, 5zähnigen, walzlichen Blüthen des Mittelfelds und die fädlichen, 3zähnigen, weiblichen oder ebenfalls zwitterigen randständigen Blüthen, die kantig gestreifte Achene und den nackten Fruchtboden, von deren Arten in Deutschland nur T. vulgare *L.*, Rainfarrn, an Flußufern, Acker- und Wegerändern ꝛc. wächst. Die Pflanze hat gefiederte, dunkelgrüne, glatte Blätter und in dichten Doldentrauben stehende goldgelbe, 2—4 Linien breite Scheibchen bildende Blüthen. Alle Theile, besonders die Blüthen, riechen beim Zerreiben stark aromatisch unangenehm. Durch Destillation gewinnt man aus Blättern und Blüthen ein gelbes ätherisches Oel, welches, sowie die Pflanze selbst, als kräftiges Anthelminticum officinell ist, jedoch wenig angewendet wird.

Tanagra, Stadt in Böotien, am linken Ufer des Asopus auf einer steilen Anhöhe. Im Jahre 458 v. Chr. siegten hier die Athener über die Spartaner, worauf die Stadt 457 von jenen unter Myronides erobert und geschleift, später jedoch wieder hergestellt ward.

Tanais, alter Name des Don.

Tanaquil, Gattin des Tarquinius Priscus (s. d.).

Tananariva (Tanarivo), Hauptstadt der afrikanischen Insel Madagaskar, im Innern auf einer Hochebene und an einem See, aus vielen zusammenhängenden Dörfern gebildet, mit einem Palast des Königs Hovas; soll gegen 80,000 Einwohner haben.

Tanaro, Fluß in Oberitalien, entspringt in der Provinz Porto Maurizio auf den Seealpen, durchfließt in nördlicher und nordöstlicher Richtung die Provinzen Coni, Turin und Alessandria und mündet nach einem Lauf von 31 Meilen unterhalb Bassignana rechts in den Po; seine Nebenflüsse sind Belbo und Bormida von rechts, Pesio, Stura, Traversa und Versa von links. Danach wurde im ersten französischen Kaiserreich das Departement T. genannt, welches den südöstlichen Theil von Piemont mit 47 □Meilen mit 311,000 Einw. umfaßte und Asti zur Hauptstadt hatte.

Tancred, 1) T. von Hauteville, normännischer Ritter im 11. Jahrhundert, zog mit seinen 12 Söhnen, unter denen der berühmte Robert Guiscard, auf Abenteuer aus, kam um 1036 zur See nach Unteritalien, trat in griechischen Sold, kämpfte gegen die Saracenen und erhielt dafür Apulien zu Lehn. Bald jedoch entzweite er sich mit den Griechen, bezwang sie 1041, machte sich das ganze neapolitanische Gebiet zinsbar und theilte es für seine 12 Söhne in 12 einzelne Grafschaften. Er ist Stammvater der Grafen und Herzöge von Apulien und der normannischen Könige von Neapel.

2) Berühmter Kreuzfahrer, des Vorigen Enkel, von dessen Tochter Emma aus ihrer Ehe mit dem Markgrafen Otto dem Guten, geboren 1078, begleitete 1096 seinen Vetter Bohemund von Tarent nach Palästina, landete aber zunächst mit ihm in Epirus, durchzog Macedonien und rettete das Heer bei den Nachstellungen der Griechen mehr als einmal vom Untergange. Als Bohemund dem griechischen Kaiser Alexis den Lehnseid schwur, trennte sich T. unwillig vom Heere und ging allein nach Palästina, wo er mit Gottfried von Bouillon ein Freundschaftsbündniß schloß. Durch hohe Tapferkeit zeichnete er sich bei der Belagerung von Nicäa aus, und in der Schlacht bei Doryläum, in der sein Bruder fiel, rettete er das Kreuzheer vom Untergange. Nach Nicäa's Eroberung führte er das Heer weiter, kam durch Vertrag in den Besitz der Stadt Tarsus, über deren Besitz er sich mit Balduin entzweite, und eroberte Menistra, zeichnete sich vor Antiochia aus, erstürmte bei der Eroberung von Jerusalem zuerst mit den Seinen die Mauern und pflanzte sein Panier auf der Moschee Omars auf. Bei Askalon siegte er über Saladin, den Sultan von Aegypten, und erhielt hierfür das Fürstenthum Tiberias. Nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon suchte er die Wahl zum König von Jerusalem auf seinen Vetter Bohemund zu lenken und ward deshalb von Balduin als Empörer vorgeladen. T. achtete jedoch dessen nicht, zog vielmehr gegen die Saracenen, die inzwischen Bohemund gefangen genommen hatten, vertheidigte u. verwaltete dessen Fürstenthum Antiochia und gab es ihm dann zurück. Als Bohemund 1103 nach Europa zurückging, übernahm T. wiederum die Verwaltung des Fürstenthums und hielt sich unter den schwierigsten Verhältnissen in seiner Stellung. Wie er früher während Bohemunds Gefangenschaft Laodicea erobert hatte, so jetzt Artesia. Auch machte er einen Zug nach Mesopotamien und half 1109 Tripolis belagern und erobern. Darauf hielt er in Antiochia eine harte Belagerung durch die Saracenen aus und zwang sogar den Sultan zur Rückkehr über den Euphrat. Er † hier 1112. Vermählt war er mit Cäcilia, einer natürlichen Tochter des Königs Philipp von Frankreich. Wenn schon T.s Ruhm

in der Geschichte begründet ist, so ist derselbe doch ganz vorzüglich erhöht worden durch Tasso's „Befreites Jerusalem", in welcher Epopöe T. ganz als Held erscheint. Vergl. Raoul von Caen, Les gestes de Tancrède, u. Delabarre, Histoire de Tancrède, Paris 1822.

3) König von Sicilien, natürlicher Sohn des Herzogs Roger und Enkel des Königs Roger von Sicilien, ward nach Wilhelm des Gütigen Tode 1189 von den Sicilianern zum König gewählt u. vertheidigte den Thron mit Glück gegen Kaiser Heinrich VI. Nach seinem Tode, 1194, mußte jedoch sein unmündiger Sohn Wilhelm III. Kaiser Friedrich II. als König von Sicilien anerkennen.

Tanfana (Tamfana), Göttin der Marser, hatte einen Tempel zwischen der Ems und Lippe, den Germanicus 14 n. Chr. zerstörte. Nach Andern führte der Hain und das Heiligthum selbst diesen Namen.

Tang, eigentlich Name einer Pflanzenfamilie aus der Klasse der Algen (s. d.); dann auch Gesammtname der letzteren.

Tanga, Hafenstadt auf der Küste von Zanguebar im südöstlichen Afrika, der Insel Pemba gegenüber, treibt lebhaften Handel mit Baumwollstoffen, Kupfer- und Eisendraht, Glasperlen, Elfenbein und Sklaven und hat 5000 Einw.

Tanganyika (Ujiji, Udschidschi), großer Binnensee im Innern von Südafrika, zwischen 3—8° südl. Br. und 29—30° östl. L. von Greenw., 1800 Fuß über dem Meere, enthält süßes Wasser, nimmt von Osten her den Malagarasifluß auf und hat viele Fische, Flußpferde und Krokodile. In demselben liegen mehre Inseln, wovon die Mirimainseln, Kivira, Kabizia, Kasenge und Ubmari die bedeutendsten. Seine Uferländer sind stark bevölkert. Er wurde 1858 von Burton und Speke entdeckt.

Tangente (v. Lat., Berührungslinie), eine unbegrenzte Gerade, welche mit einer krummen Linie oder einem gewissen Stück einer solchen nur Einen Punkt, den Berührungspunkt, gemeinschaftlich hat u. ganz auf einer Seite der Krummen oder des betreffenden Stückes derselben liegt. Ist die krumme Linie von der Art, daß sie von einer Geraden nur in zwei Punkten geschnitten werden kann, wie dies bei den Kegelschnitten mit Einschluß des Kreises der Fall ist, so kann die ganze krumme Linie von einer Geraden nur in Einem Punkte berührt werden, und durch jeden Punkt der Krummen gibt es auch nur Eine Berührende. An einen Punkt des Kreisumfangs zieht man eine Berührende, wenn man in demselben auf dem zugehörigen Halbmesser ein Loth errichtet; an einen Punkt der übrigen Kegelschnitte, wenn man durch denselben eine Parallele legt mit denjenigen (einander stets parallelen) Sehnen, welche von dem durch jenen Punkt gehenden Durchmesser halbirt werden. In der Trigonometrie bezeichnet T. eine der Winkelfunktionen. Zieht man nämlich nach einer Berührenden an den Kreis vom Kreismittelpunkte aus verschiedene Linien, so schneiden diese auf der Berührenden verschiedene Stücke ab, deren Länge von der Größe des Winkels abhängig ist, den diese Linien mit dem nach dem Berührungspunkte gezogenen Radius einschließen. Die absolute Zahl nun, welche das Verhältniß jener Stücke der Berührenden zum unveränderlichen Radius ausdrückt und aus der Messung derselben durch den Radius hervorgeht, heißt die T. des zugehörigen Winkels am Mittelpunkte oder des entsprechenden Bogens der Peripherie. Der ursprüngliche Begriff des Berührens ist hier ganz Nebensache geworden, da die Konstruktion stets auf rechtwinkelige Dreiecke führt und folglich auch ohne Kreis dargestellt werden kann. Von den Eigenschaften dieser T.n in Beziehung zu den Winkeln und den übrigen Winkelfunktionen handelt die Goniometrie. Die Logarithmen der T.n, welche gewöhnlich statt der T.n selbst in den trigonometrischen Tafeln stehen, nennt man auch künstliche T.n.

Tangentialkraft, s. v. a. Centrifugalkraft, s. Centralbewegung.

Tanger (bei den Eingebornen Tandscha oder Tandja), befestigte Seestadt in der marokkanischen Provinz Hasbat, am westlichen Eingang der Straße von Gibraltar und an einer einen guten Hafen bildenden Bucht, amphitheatralisch am Abhang eines kahlen Kalkgebirges erbaut, hat meist unregelmäßige, enge, krumme und steil aufsteigende Straßen, niedrige Häuser mit flachen Dächern, eine schöne Moschee, ein Franciskanerkloster mit Kapelle, dem einzigen christlichen Gotteshaus im ganzen Reiche, mehre Synagogen und Häuser europäischer Agenten, eine alte theilweise verfallene Citadelle (Kasbah), aber bedeutende Befestigungen am Hafen. Dieser ist zwar klein, von geringer Tiefe und den heftigen Nordostwinden sehr ausgesetzt, die Rhede aber schön und ziemlich geräumig und die beste an der ganzen marokkanischen Küste, doch versandet dieselbe gegen Süden von Jahr zu Jahr mehr. Auch auf der Küste werfen die Wogen fortwährend Sand an, so daß die Ruinen des alten Tingis schon fast ganz verschwunden sind. Dessen ungeachtet ist T. der bedeutendste Seehandelsplatz Marokko's und unterhält namentlich einen sehr lebhaften Verkehr mit Gibraltar, das von hier seinen Bedarf an Schlachtvieh, Gemüsen, Früchten :c. hauptsächlich bezieht. Der Handel befindet sich meist in den Händen christlicher und jüdischer Kaufleute; die eigentlichen Bewohner sind meist arm und treiben nur wenig Handel. Die Gesammtbevölkerung wird auf 6000 Seelen geschätzt. T. ist sehr alt, hieß bei den Römern Tingis und ward unter Kaiser Claudius römische Kolonie und Hauptstadt der Provinz Tingitana oder des westlichen Mauritaniens. Von den Westgothen im 5. Jahrhundert den Römern abgenommen, kam es im 8. Jahrhundert an die Araber. Die Portugiesen brachten es 1471 in ihre Gewalt. Im Jahre 1662 ward es als Brautschatz der portugiesischen Infantin bei deren Vermählung mit Karl II. von England an letzteres abgetreten, aber wegen der kostspieligen Unterhaltung 1684 geschleift und aufgegeben, worauf es die Mauren wieder in Besitz nahmen. Im Jahre 1743 fiel es an Marokko. Im Jahre 1790 ward es von einer spanischen, am 6. August 1844 von einer französischen Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirt, worauf am 10. November daselbst der Friede zwischen Frankreich u. Marokko abgeschlossen ward.

Tangermünde, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Stendal, am Einfluß der Tanger in die Elbe, hat ein altes Schloß, Residenz mehrer brandenburgischen Kurfürsten und Markgrafen, ein altgothisches Rathhaus, Fabrikation von Tuch, Schrot, Pulver, Drahtsieben, Oel, Zuckerraffinerie, Schifffahrt, Schiffbau, Fischerei, Korn- und Holzhandel und 4846 Einw. In der Nähe die Tangerhütte, ein Eisenwerk, welches gute Gußwaaren liefert. Am 1. Juli 1631 ward die Stadt von Gustav Adolf erobert, und am 20. Oktober 1806 hatten hier die retirirenden Preußen Gefechte mit den Franzosen zu bestehen.

Tanhäuser, nach einer alten deutschen Volkssage, welche durch einen Minnesänger weiter ausgebildet worden ist, ein Ritter aus den Rheinlanden, der in Begleitung eines Dienstmannes, des getreuen Eckard, nach Osten auf Abenteuer auszog. In der Gegend des Hörselberges bei Eisenach hörte er wunderbare Klänge und ihnen folgend gerieth er in den Venusberg, wo Venus ihn als Gemahl empfing. Nachdem er mit ihr längere Zeit in Freude und Lust gelebt, regte sich sein Gewissen, und er beschwor Frau Venus, ihn zu entlassen, damit er wegen seines Abfalls von Gott vom Papst Verzeihung erflehen könne. Die Göttin willigte endlich ein, unter der Bedingung, daß T. zurückkehre, wenn der Papst ihm die Vergebung versage. T. wallfahrtete nun nach Rom und warf sich reuevoll dem Papst zu Füßen; dieser aber bedeutete ihn, daß er Gottes Huld so wenig erlangen könne, als der dürre Stab, den er gerade in der Hand hielt, zu grünen vermöge. T. kehrte darauf betrübt in den Venusberg zurück. Als aber am dritten Tage der Stab zu grünen begann, sandte der Papst Boten in alle Lande, die jedoch den Ritter nirgends fanden. Der getreue Eckard aber hält vor dem Berge Wache, Jedermann warnend vor den Zauberklängen, die sich noch immer von Zeit zu Zeit hören lassen. Uebrigens gibt es mehre Modifikationen dieser Sage. Das noch im Entlibuch erhaltene, einst in Deutschland weit verbreitete Volkslied vom T. findet sich am besten in Uhlands „Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern“ (Stuttgart 1845). Tieck im „Phantasus“ (1. Bd., Berlin 1812) u. Duller in Dörings „Phantasiegemälden“ haben die Sage zu anziehenden Erzählungen, Richard Wagner zu einer romantischen Oper verarbeitet. Vergl. Gräße, Die Sage vom Ritter T., Dresden 1846.

Tanhäuser (Tanhuser), Minnesänger, lebte um 1264 am Hofe des Herzogs Friedrich II. des Streitbaren von Oesterreich, dann an dem Otto's II. von Bayern, führte aber zum Theil auch ein Wanderleben, wie er auch einen Kreuzzug mitgemacht hat. Seine Gedichte, hauptsächlich die Freuden des Maies, der Tafel, des Tanzes und die Gunst schöner Frauen besingend, zeichnen sich durch Munterkeit, nicht aber durch Geschmack aus. Namentlich verdarb er die poetische Diktion durch die von ihm weiter als von seinen Zeitgenossen getriebene französirende Sprachmengerei. Eine seiner Weisen erhielt sich bei den Meistersängern, die überhaupt sein Andenken in Ehren hielten. Seine Gedichte finden sich theils im 2. Theile der „Minnesinger“ von Hagen (Leipzig 1838), theils im 6. Bande von Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ (das. 1848).

Tanjore (Tandschore), Distrikt der indobritischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik, am bengalischen Meerbusen, umfaßt das höchst fruchtbare Delta des Cavery und zählt auf 178 □Meilen 1,680,000 Einwohner, meist Hindu's, welche die tamulische Sprache reden und sich mit Landbau und Weberei beschäftigen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund; die große Fruchtbarkeit beruht namentlich auf den regelmäßig eintretenden Ueberschwemmungen durch den Cavery. Das alte Brahmanenwesen besteht hier noch in seinem vollen Glanze; in jedem Dorfe findet man Pagoden, welche theilweise die Hindutempel am Ganges und Indus an Pracht übertreffen. Der Distrikt T., welcher früher einen größeren Umfang hatte, bildete seit 1678 ein unabhängiges Fürstenthum unter einer Mahrattendynastie, wurde 1799 britischer Schutzstaat und 1855, als der Radscha Sibodschi ohne Erben starb, dem unmittelbaren britischen Gebiet einverleibt. Die gleichnamige Hauptstadt, am größten Arme des Cavery gelegen, ist ein Sitz altindischer Gelehrsamkeit, hat einen prachtvollen Palast (ehemals Residenz des Radscha), 2 Forts, eine lutherische Kirche, eine braminische Hochschule mit Druckerei, Missionsschule und Waisenhaus, mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, bedeutende Seiden- und Baumwollweberei, lebhaften Handel und 80,000 Einw. Unter zahlreichen anderen Pagoden ist die berühmte Pagode von T., ein großer und reich verzierter Pyramidentempel, die schönste in ganz Indien; sie ist aus Quadern erbaut ohne äußere Verzierung und Kuppel. Das Innere wird künstlich erleuchtet. In demselben steht das kolossale Bild Schiwens und des Stieres Nundi.

Tann, Stadt in dem früher zum bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg gehörigen, 1866 an Preußen abgetretenen Verwaltungsbezirk Gersfeld, an der Ulster, ist mit Mauern umgeben, hat 3 Schlösser, eine katholische Pfarrkirche, ein Spital, Zeuch- und Leinweberei und 1150 Einwohner. Dabei der Engelsberg mit prächtiger Aussicht. Die Stadt gehört der freiherrlichen Familie von der Tann und war früher Sitz eines Herrschaftsgerichts.

Tann, Freiherr Ludwig von der, bayerischer Generallieutenant, geboren den 18. Juli 1815, trat früh in die Armee, bereiste als Adjutant des damaligen Kronprinzen Max Griechenland und eilte 1848 beim Ausbruch des Kriegs in Schleswig-Holstein dahin, wo er in Kurzem in das Freischaarenwesen Ordnung zu bringen wußte und mehre glänzende Waffenthaten verrichtete. Im folgenden Jahre nahm er wieder Antheil an dem schleswig-holsteinschen Feldzug als Chef des Generalstabs der unter dem Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg stehenden Division und trat im Juli 1850 in die schleswig-holsteinsche Armee als Oberst und Generalstabschef des Generals Willisen. Noch vor Beendigung des Kriegs nach Bayern zurückgekehrt, ward er dort bald darauf zum Oberstlieutenant, dann zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Königs ernannt. In dem unglücklichen bayerischen Feldzuge im Sommer 1866 ward ihm hauptsächlich die

Versäumung rechtzeitiger Leistung der von den bei Langensalza eingeschlossenen Hannoveranern erbetenen Hülfe, sowie der Verlust des Treffens bei Kissingen durch Unterlassung der Besetzung des dortigen Finsterbergs zur Last gelegt.

Tanna, 1) Stadt im Fürstenthum Reuß jüngere Linie, Verwaltungsbezirk Schleiz, südöstlich von Schleiz, hat eine schöne Pfarrkirche, wichtige Gerberei, Weberei, Torfgräberei und 1713 Einw. In der Nacht vom 17. zum 18. Dec. 1857 litt es durch eine große Feuersbrunst. — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (179 Q.M. mit 880,000 Einwohnern) in der indobritischen Präsidentschaft Bombay auf der Ostseite der Insel Salsette, ist durch eine Eisenbahn mit Bombay verbunden, hat Missionsanstalten und 9000 Einwohner. — 3) Die südlichste und wichtigste Insel des zum südwestlichen Polynesien gehörigen Heiligengeistarchipels (neue Hebriden), 20 Meilen im Umfang, waldig und gebirgig, aber gut bewässert und fruchtbar an Zuckerrohr, Bataten, Feigen und Yams, hat einen thätigen Vulkan und liefert Schwefel. Die Insel wird von Australnegerstämmen bewohnt, an deren Wildheit vielfache Versuche protestantischer Missionäre, unter ihnen das Christenthum zu verbreiten, stets gescheitert sind.

Tannahill, Robert, schottischer Dichter, geboren den 3. Juni 1774 zu Paisley, trieb die Weberei und dichtete daneben Lieder, die durch seines Freundes Smith Kompositionen bald volksthümlich wurden. Auch gab er „Poems and songs" (1807) heraus. Später verfiel er in Schwermuth und zuletzt in Wahnsinn, und in diesem nahm er sich den 17. Mai 1810 selbst das Leben. Ins Deutsche übersetzt sind seine Lieder von Heintze im 2. Bande des „Caledon" und theilweise von Fiedler im 2. Bande der „Schottischen Liederdichtung". Eine Sammlung seiner Werke nebst Biographie erschien Glasgow 1838, neue Auflage 1851.

Tanne (Fichte), Unterabtheilung der Koniferengattung Pinus, welche alle diejenigen Arten begreift, die sich durch kürzere, einzeln oder kammförmig stehende Blätter (Nadeln) und große cylindrische aufrechte oder hängende Zapfen von ihren Gattungsverwandten (s. Kiefer und Lärchenbaum) unterscheiden, und ebenfalls wichtige Forstpflanzen enthält. Die gemeine Fichte oder Rothtanne (Pinus Abies *L.*, P. excelsa *Lam.*, Abies excelsa *Dec.*, P. picea *Duroi*, Harzfichte, Pechtanne), unter den deutschen Nadelholzarten die gemeinste, wird oft 100, aber auch 160—180 Fuß hoch, 3 Fuß und darüber im Durchmesser stark und über 200 Jahre alt und ist mit ihren stufenweise sich verkürzenden, fast rechtwinkelig vom Stamme abstehenden Astquirlen und ihrem konisch auslaufenden Schaft einer unserer schönsten Waldbäume. Die Rinde ist braun und schuppig rissig. Die Wurzeln breiten sich weit aus, dringen aber, da eine eigentliche Pfahlwurzel fehlt, nicht viel über 2 Fuß in die Erde ein. Das Holz ist weich, grob-langfaserig, elastisch, gelblichweiß, etwas roströthlich gestreift, wenn es auf Bergen trocken gewachsen ist, röthlich und mit feinen Jahrringen, wenn in niedriger Lage und gutem Boden gewachsen, weißer und mit gröberen Jahrringen. Die Nadeln sind $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Zoll lang, steif, stumpf vierkantig, hellgrün, an der kurzen Stachelspitze gelblich, an kurzem Stiele spiralförmig um den Zweig herumstehend, die auf der unteren Seite nach beiden Seiten gebogen und fest anliegend. Sie dauern 5—6 Jahre. Die Blüthen erscheinen Ende Mai; die männlichen bilden an den Enden der Zweige gelbliche Kätzchen, unten mit geschupptem Kelch u. zweifächerigen Antheren, die weiblichen braunrothe, aufrechtstehende Zapfen, die sehr schnell wachsen, sich abwärts senken, im Oktober reif und dann 5—6 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, walzenförmig, oben spitz zulaufend, rostbraun oder rostgelb sind. Die Schuppen sind rundlich-eiförmig, an der Spitze abgeschnitten, meist mit einem kleinen Ausschnitt. Hinter jeder sitzen zwei Samenkörner, welche schief-herzförmig, schwarzbraun und mit stumpf-eirunden, gelbgrauen, fast durchsichtigen Flügeln versehen sind. Sie werden im folgenden Mai, da sich durch die Einwirkung der Wärme und des Regens die Schuppen öffnen, durch den Wind umhergestreut, worauf die Zapfen nach und nach abfallen. Um den Samen zu sammeln, dörrt man die Zapfen an der Sonne, oder in besonderen Darrstuben, wo sich die Schuppen schon bei geringer Wärme öffnen und die Samen herausfallen. Ein Scheffel Zapfen gibt nach Hartig $2\frac{3}{4}$ Pfund geflügelten und $1\frac{1}{2}$ Pfund ungeflügelten Samen. Letzterer bleibt gut aufbewahrt 3—4 Jahre keimfähig. Die Rothtanne findet sich in den Gebirgen Mittel- und Nordeuropa's, sowie Nordasiens bis zum 60.° nördl. Br. und bis zu 4500, in den Alpen manchmal bis 6000 Fuß Meereshöhe, oft die Baumgrenze bildend. In südlichen und warmen Ländern fehlt sie ganz. In feuchtem, mit zu viel Dammerde gemengtem Boden wächst sie in der Jugend zwar rasch empor, so daß sie in 40 Jahren ein Baum von 70—80 Fuß Höhe u. $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser wird, stirbt aber bald in Folge der Rothfäule ab. Da alle 5—7 Jahre ein reichliches Samenjahr einzutreten pflegt, so verjüngen sich die Fichtenwaldungen von selbst; außerdem wird dies durch Aussaat bewirkt. Pflanzen erzieht man in Baumschulen, die in der Nähe der zur Anpflanzung bestimmten Plätze angelegt werden. Der Same keimt in 4—5 Wochen gewöhnlich in 9 strahlenförmig gestellten Samennadeln, in deren Mitte ein $\frac{1}{2}$ Zoll hoher Trieb von vielen kleinen Nadeln hervorkommt, der im 2. Jahre größer wird, worauf im 3. ein oder zwei Nebenästchen erscheinen, im 4. und 5. aber die Zweige sich schon quirlförmig um das Stämmchen herumstellen. Sind diese 6—8 Zoll hoch, so lassen sie sich am leichtesten versetzen. Man kann aber auch noch Pflänzlinge von 1—$1\frac{1}{2}$ Fuß und höher versetzen, die dann 3—4 Fuß weit von einander in Verband zu stehen kommen. Im ersten und zweiten Jahre sehen diese gewöhnlich gelblich aus und wachsen nicht, später aber übertreffen sie oft die Saatpflanzen im Wachsthum. Die Hauptfeinde der Tannenwaldungen sind die Raupe des Fichtenspinners (Nonnenraupe, Phalaena bombyx monacha *L.*, Liparis monacha *L.*), welche die Nadeln abfrißt, und der gemeine Borkenkäfer (Bostrichus typographus), welcher, wie auch die Larve, die Safthaut zerstört und dadurch die

sogenannte Wurmtrockniß verursacht. Auch Eichhörnchen, Kernbeißer und Kreuzschnäbel thun im Winter Schaden, indem sie die vorderen Reiser der Fichten, woran sich männliche Blüthenknospen befinden, abreißen, um dann diese auszufressen. Hauptkrankheit der Fichte ist die Rothfäule, welche durch zu feuchten und fetten Boden veranlaßt wird. Ausflüsse des Harzes verursachen manchmal Auszehrung, ebenso Sturmwinde, indem sie die Wurzeln lösen. Bei 60jährigem Abtriebe erhält man 30 Proc. Nutz-, 40 Proc. Scheit-, 30 Proc. geringes Holz; bei 80jährigem Abtriebe 35 Proc. Nutz-, 45 Proc. Scheit- und 20 Proc. geringes Holz; bei 100jährigem Abtriebe 40 Proc. Nutz-, 45 Proc. Scheit- und 15 Proc. geringes Holz; bei 120jährigem Abtrieb 45 Proc. Nutz-, 43 Proc. Scheit- und 12 Proc. geringes Holz. Als Brennholz leistet das Fichtenholz wenig; alt verhält es sich zu dem der Rothbuche hinsichtlich seiner Heizkraft wie 79 zu 100. Doch gibt es treffliche, besonders beim Hüttenwesen brauchbare Kohlen. Namentlich aber dient es als Bau- und Nutzholz. An Bergen gewachsen ist es fester und dauerhafter als das von Ebenen und Gründen, welches leicht schwammig wird und bald fault. Eine starke Nutzung ist die des Harzes durch Harzscharren, wobei man eine 2—5 Fuß lange, ein paar Zoll breite Wunde in den Stamm macht, so daß das Harz ausfließt und verhärtet. Nach Thiersch sollen 2 Morgen einen Reingewinn von fast 2 Thalern durch Harznutzung geben. Doch leidet das Holz dadurch sehr, indem es als Bauholz mürbe wird und als Brennholz an Heizkraft verliert. Die Rinde ist ein gewöhnliches Gerbmittel ꝛc. In Schweden und Norwegen genießen die armen Leute die markige süße Splintlage. Das Harz gibt Pech, Kienruß und Terpentin, wie das der Kiefer (s. d.). Das freiwillig ausfließende und zu kleinen Körnern erhärtete ist der gemeine **Weihrauch** oder **Waldrauch** (Olibanum s. Thus sylvestre s. vulgare). Aus den jungen Zapfen läßt sich Oel gewinnen. Die jungen Sprossen haben einen harzigen, nicht unangenehmen Geruch und harzig-bitteren Geschmack und werden in Abkochung bei Schwäche der Verdauung, Wassersucht, Rheumatismen, veralteten syphilitischen Uebeln innerlich und äußerlich, sowie zu Bädern (**Fichtennadelbädern**) angewandt. Der Blüthenstaub wird bisweilen zur Verfälschung des Hexenmehls (Semen Lycopodii) gebraucht. Die **Balsamtanne** (P. balsamea *L.*, Abies balsamifera *Michx.*, **Balsam-, Gummifichte**) hat den Wuchs der Weißtanne, eine aschgraue, glatte, nur an alten Stämmen etwas schuppenförmig aufgesprungene Rinde und weißes, fein- und langfaseriges, ziemlich festes, elastisches und harziges Holz. Sie unterscheidet sich von der Weißtanne durch den balsamischen Geruch und durch die dicht um den Zweig herumstehenden kurzen, dicken, scharfgespitzten und meist gekrümmten Nadeln. Die Zapfen sind 2—3 Zoll lang, aufrechtstehend, ziemlich dick und von sammtgrünschwärzlicher Farbe. Die Schuppen sind gestielt, nierenförmig, an der äußern Fläche fein behaart und sammtartig; das anhängende Deckblatt ist keilig, oben breiter, fast viereckig, vorn mit halblanzettlicher Spitze, außerdem zerfressen. Die Samen sind mit ziemlich großen, dreieckigen, glänzendschwarzen Flügeln versehen. Die Schuppen fallen gleichzeitig mit den ihnen anhaftenden Deckblättern und Samen ab. Der Gehalt an Balsam ist so stark, daß ein Baum jährlich mehre 100 Flaschen abgeben soll. Der Baum wächst in Nordamerika bis Canada und findet sich bei uns in Parkanlagen. Die **canadische T.** (P. canadensis *L.*, Abies canadensis *Poir.*, **Schierlings-, Hemlockstanne**) zeichnet sich durch den hängenden Wuchs der keine regelmäßigen Quirle bildenden Jahreszweige, durch die aus Wülsten entstehenden ungleichen Nebenzweige und die einzelnstehenden Nadeln aus. Sie wird 50—60, auch wohl 80—100 Fuß hoch und 2—3 Fuß stark und hat fein-langfaseriges, hartes, zähes, weißliches, wenig harziges Holz. Die Nadeln sind lineal, etwas breit gedrückt, stumpf zugespitzt, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf der Unterfläche mit einer etwas erhabenen Mittelrippe und mit zwei bläulichen Längsstreifen versehen und zweizeilig gewendet; die Zapfen 1 Zoll lang, oval, mit anliegenden abgerundeten Schuppen besetzt, hinter denen zwei kleine, länglich-eiförmige, eckige, hellbraune, schmal geflügelte Samenkörner sitzen. Sie wächst ebenfalls in Nordamerika bis Canada und liefert ebenfalls Canadabalsam. Die **Weiß-** oder **Edeltanne** (P. picea *L.*, P. Abies *Duroi*, Abies vulgaris *Poir.*, Picea vulgaris *Link*, **gemeine T.**, **Silbertanne**) ist der höchste, stärkste und dauerhafteste unserer Nadelholzbäume, indem sie bis 150 Fuß und darüber hoch, 6—12 Fuß im Durchmesser stark und 200, ja gegen 300 Jahre alt wird. Nach Forstbüchern haben einzelne solcher T.n 20—28 Klaftern Holz gegeben. Sie ästet sich hoch hinauf rein aus, treibt aber meist keine so pyramidenförmige Krone wie die Rothtanne, sondern mehr eine walzenförmige, oben stumpf zugespitzte. Die Pfahlwurzel ist in der Regel kurz; die Seitenwurzeln aber breiten sich weit aus. Die Rinde ist glatt, aschgrau, nur an alten Stämmen blätterig aufgerissen. Das Holz ist weiß, lang-feinfaserig, leicht und elastisch, nicht sehr harzreich. Die Nadeln stehen zwar spiralig, wenden sich aber nach beiden Seiten hin, so daß sie kammförmig zu stehen scheinen. Sie sind an der Einfügung etwas gedreht und dünner, dann lineal, breitgedrückt, an der Spitze gekerbt, auf der Oberfläche gefurcht und glänzend dunkelgrün, auf der Unterfläche heller, mit drei etwas erhabenen Streifen und zwei bläulichweißen Strichen dazwischen versehen und etwa 1 Zoll lang. Die Blüthen erscheinen im Mai; die männlichen als eirunde in den Achseln der Nadeln vorjähriger Zweige stehende Kätzchen mit kleinen rothen zurückgebogenen Schuppen, woran inwendig kammartige Staubbeutel sitzen; die weiblichen als 1 Zoll lange, eirunde, braunrothe Zäpfchen mit herzförmigen Schuppen und langen, schmal zugespitzten Deckschuppen, die auch noch an den 6—8 Zoll langen, aufrecht stehenden, cylindrischen, nach der Spitze zu etwas verdünnten Zapfen sichtbar sind. Ende September oder Anfangs Oktober haben die Zapfen reifen Samen und lassen mit demselben die dreieckigen, oben abgerundeten Schuppen fallen, so daß die Spindeln derselben wie dürre

Reiser auf den Zweigen stehen bleiben. Die zu zwei hinter jeder Schuppe sitzenden Samenkörner sind groß, fast dreieckig oder keilförmig, zusammengedrückt, glänzend kaffeebraun und mit breiten, oben schief abgeschnittenen, rostgelben, brüchigen Flügeln versehen. Ein Scheffel solcher Schuppen und Samen liefert 2¾ Pfund geflügelten und 2 Pfund ungeflügelten Samen. Sie sind voll balsamischen Harzsaftes, halten sich bei sorgfältiger Aufbewahrung ein paar Jahre, verderben aber leicht, daher es räthlich ist, sie im nächsten Frühjahr auszusäen. Die Edeltanne wächst in den Ländern Mitteleuropa's zwischen 27—52° nördl. Br. auf fast allen Gebirgen, geht aber nicht über 58° nördl. Br. hinaus. Sie ist bei weitem nicht so allgemein verbreitet als die Fichte und Kiefer und findet sich auch nicht massenhaft zusammenstehend. Sie liebt einen humusreichen, tiefgründigen Boden und gedeiht am besten auf Basalt, auch auf Granit, Gneis und Thonschiefer. Extreme von Feuchtigkeit und Trockenheit sind dem Baum schädlich. Im Freien läßt sich die Aussaat selten anwenden. Auch die in Saatkampen gezogenen 5—8jährigen Pflänzlinge bedürfen lange Schatten und Schutz. Die jungen Saatpflanzen erscheinen 3—4 Wochen nach der Aussaat mit 4—8 Kotyledonen und erreichen im ersten Jahre etwa die Höhe eines Zolls; im zweiten Jahre wachsen sie ebenso viel, und so fort bis zum 5. Jahre, wo sich auch Seitenzweige entwickeln; erst vom 8. Jahre an wachsen sie schneller und beginnen Zweigwirtel zu entwickeln; im 14.—15. Jahre sind sie 5—6 Fuß hoch; bis zum 100. Jahre etwa beträgt das jährliche Wachsthum cirka 1 F.; dann nimmt es wieder ab. Feinde sind die erwähnte Nonnenraupe und die des Nadelwicklers (Phalaena Tortrix piceana); doch wird die Edeltanne bei weitem nicht so sehr von Insekten heimgesucht wie die Rothtanne. Die gewöhnliche Abtriebszeit der Weißtanne ist die 120jährige; unter besonderen Umständen kann man sie auch auf 140 Jahre verschieben. Ausgewachsen, also etwa 120 Jahre alt, gibt die Weißtanne gutes Bauholz ab. Außerdem eignet es sich besonders zu Schachteln, Siebrändern, Spielwaaren ꝛc. Als Brenn- und Kohlholz steht es dem Fichtenholz nach. Aus den Blasen und Beulen an der Rinde wird durch Einschneiden wohlriechender **Terpentin**, aus den um Johanni gebrochenen jungen, zerhackten und mit Wasser gekochten Zapfen **Terpentinöl**, aus den Samen ein anderes wohlriechendes balsamisches Oel gewonnen. Neuerlich sehr in Aufnahme gekommene Bäume für Parkanlagen sind Pinus (Abies) Pinsapo *Bois*, aus Spanien, und P. Normanniana *Stev.*, aus Vorderasien, beide durch schönen Wuchs ausgezeichnet.

Tannin, s. v. a. Galläpfelgerbsäure.

Tannroda, Stadt im sachsen-weimarischen Verwaltungsbezirk Weimar I, Justizamt Berka, an der Ilm, hat ein großherzogliches Schloß, eine Burgruine, Sandsteinbrüche und 972 Einw.

Tansimat (**Tanjimat**, Pluralform des arabischen tansim), s. v. a. Anordnungen im Allgemeinen; im Besonderen die auf den Hattischerif (s. d.) von Gülhane sich gründenden organischen Gesetze, welche als Norm für die Regierung des türkischen Reichs vom Sultan Abd-ul-Medschid 1844 publicirt worden sind. Sie betreffen das Reichsbehördenwesen, die Administration und Finanzverwaltung, die Justiz und die Armee, insbesondere auch die Stellung der christlichen Unterthanen der Pforte, wurden aber nur hinsichtlich des Heeres mit einigem Ernste durchgeführt. In Folge der Reformverpflichtungen, welche die Pforte beim letzten Kriege mit Rußland ihren europäischen Bundesgenossen gegenüber eingehen mußte, erließ der Sultan am 7. Sept. 1854 eine neue Verordnung, in welcher nicht allein die vollständige Durchführung der T. befohlen, sondern zu diesem Behuf auch eine besondere Kommission niedergesetzt ward. S. **Türkisches Reich**.

Tantah (**Tanta**), Stadt in Unterägypten in der Mitte des Nildelta's und an der Eisenbahn von Alexandria nach Suez, ist gut gebaut, hat das prächtige Grab des wunderthätigen heiligen Scheikh Ahmed el Bedawi, zu dem stark gewallfahrtet wird, eine berühmte Messe u. 10,000 Einw.

Tantal, chemisch einfacher Körper, findet sich in der Natur im Tantalit von Finnland und im Yttrotantalit und gehört zu den seltensten Metallen. Es verbrennt beim Erhitzen an der Luft zu Tantalsäure, wird weder von Salzsäure, noch Salpetersäure, noch Königswasser, auch nicht von koncentrirter Schwefelsäure angegriffen, löst sich aber in einem Gemisch von Chlor- und Fluorwasserstoffsäure, wird beim Schmelzen mit Kalihydrat oxydirt und gibt beim Erhitzen in Chlor flüchtiges **Tantalchlorid**. Letzteres ist gelb und wird durch Wasser zersetzt, indem sich **Tantalsäurehydrat** abscheidet. Das Hydrat gibt beim Glühen weiße Tantalsäure, die sich in schmelzendem sauren schwefelsauren Kali löst und mit schmelzendem Kalihydrat tantalsaures Kali bildet. Außer letzterem kennt man nur noch das Natronsalz genauer, aber es ist schwierig, auch diese beiden Salze von konstanter Zusammensetzung zu erhalten, weil sich die Tantalsäure wie die Kieselsäure in sehr verschiedenen Verhältnissen mit Basen verbindet.

Tantalus, mythischer König von Sipylus in Phrygien, Sohn des Zeus und der Pluto, Vater des Pelops und der Niobe, Großvater des Atreus und Thyestes, durfte als Liebling des Zeus zuweilen an den Göttermahlen Theil nehmen. Dadurch übermüthig geworden, lud er selbst die Götter ein, setzte ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen, das Fleisch seines eigenen Sohnes Pelops vor. Zur Strafe für diesen Frevel stürzten ihn die Götter in die Unterwelt, und hier mußte er fortwährend den qualvollsten Hunger und Durst leiden. Er stand in einem Teiche, während Bäume ihre fruchtbeladenen Zweige über ihn nieder neigten; aber so oft er davon pflücken oder aus dem Teiche trinken wollte, wichen Früchte und Wasser zurück. Nach Andern soll er des Zeus geheime Rathschlüsse ausgeplaudert, oder Nektar und Ambrosia vom Göttertische entwendet haben.

Tante (franz.), Verwandtschaftsbezeichnung für die Schwester des Vaters oder der Mutter; die Gattin des Vaters- oder Mutterbruders. So ähnlich **Großtante**, Schwester des Groß-

vaters oder der Großmutter, oder Gattin des Großonkels.

Tantième (franz.), Antheil an dem Gewinn irgend eines Unternehmens, der Jemandem für seine Betheiligung dabei bestimmt wird; daher Tantièmevorstellungen beim Theater solche, von deren Einnahme ein festgesetzter Theil dem Dichter überwiesen wird.

Tanz, der Ausdruck eines innern Zustandes durch wechselnde Bewegung des Körpers überhaupt und insbesondere der Füße nach einer gewissen Ordnung, einem Rhythmus. Das Tanzen wird zur schönen Kunst (Tanzkunst), wenn der Darstellung die Fertigkeit, Biegsamkeit und Grazie und der wohlgefällige Rhythmus in der Anordnung und dem Wechsel der Bewegungen nicht fehlen, die nothwendig sind, um die verschiedensten Gefühlszustände, Stimmungen, Situationen in möglichst vollendeter Form mit Freiheit zur Anschauung zu bringen. Die Tanzkunst gehört demnach unter die mimischen Künste; wie aber bei der Pantomime die Bewegungen der Füße untergeordnet sind den Bewegungen und Geberden des übrigen Körpers, so finden im T. umgekehrt die die Bewegungen der Füße gewissermaßen eine Begleitung (Akkompagnement) in den Bewegungen des übrigen Körpers. Man theilt den T. in den gesellschaftlichen u. theatralischen. Der gesellschaftliche T. hat das gemeinschaftliche Vergnügen, die Unterhaltung zum Zweck und besteht darin, daß zwei oder mehre Personen nach der dazu bestimmten Musik eine Anzahl zusammengesetzter Schritte machen und diese in beliebiger Zahl wiederholen. Hierher gehört auch der Nationaltanz, der als Ausdruck nationaler Eigenthümlichkeiten ein besonderes Interesse hat. Beim theatralischen T., der von künstlerisch gebildeten Tänzern aufgeführt wird, unterscheidet man gewöhnlich die grotesken Tänze, die mehr Ausdruck der Kraft als der Grazie, ungewöhnliche Sprünge und Geberden erfordern; die komischen Tänze, die, ebenfalls lebhaft, sich mitunter bis zum Muthwillen steigern, und die halben Charaktere, die eine Intrigue, eine Liebesaffaire darstellen und besonders Zierlichkeit und Geschmack verlangen; hierzu kommt noch das Ballet (s. d.). Schon in den frühesten Zeiten des Alterthums nahm der T. eine wichtige Stelle ein, und zwar nicht bloß als Mittel zur gesellschaftlichen Unterhaltung oder zum Vergnügen, sondern auch zur Verherrlichung öffentlicher Feste und als Theil des Kultus. Namentlich konnte in Asien der sinnliche Götterdienst des T.es nicht entbehren. Am meisten wurde aber die Kunst des T.es (Orchestik) bei den Griechen ausgebildet, bei denen sie auch das ganze Geberdenspiel mit in sich schloß und in der innigsten Vereinigung mit Gesang, Poesie und Schauspielkunst stand. Die Römer überkamen Tänze von den Griechen; eigentliche Nationaltänze hatten sie kaum. Die Histrionen (Ludier) tanzten auf den Theatern nach dem Flötenspiel, ohne dabei zu singen, und suchten durch Geberden Ernsthaftes auf lächerliche Weise nachzuahmen. Von der altrömischen Bühne ging der T. auf die italienischen Volkstheater über. Die neuere Tanzkunst ist von den Italienern u. Franzosen ausgegangen. Die Gesellschaftstänze haben mehrfache Wandlungen durchgemacht. Anfangs wurde bei diesen sogenannten niedrigen Tänzen (danses basses) weder gesprungen, noch gehüpft, sondern man bewegte sich nur in feierlichem Schritt. Diese Tanzweise fand in Frankreich unter Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. Eingang. Unter Katharina von Medici erhielten die Damen üppigere Kleidung, kurze Röcke 2c. und die Tänze selbst wurden lebhafter. Auch verband man Maskeraden mit Bällen und tanzte die Nationaltänze der Provinzen. Unter Ludwig XIV. legte Beauchamp den Grund zu dem künstlichen theatralischen T. der Franzosen, den später besonders Noverre ausbildete. In der neueren Zeit machten sich besonders die Familien Vestris und Taglioni (s. d.) im Kunsttanzen berühmt; außerdem sind als hervorragende Tänzerinnen zu nennen Therese und Fanny Elßler, Cerrito, Grest und Grahn, als Tänzer A. Leon und K. Müller. Geraume Zeit leistete das Ballet der großen Oper zu Paris das Höchste in dieser Kunst, bis ihm in der neueren Zeit das Ballet des berliner Opernhauses ebenbürtig zur Seite trat. Was die Nationaltänze der Völker und Volksstämme neuerer Zeit anlangt, so gehört Deutschland besonders der Walzer an, von dem der Steyerer, Schwäbische, Ländler und Zweitritt Variationen sind. England hat die Anglaise, Schottland die Ecossaise, Polen die Polonaise, die Masurek 2c., Frankreich die Menuet und Française, Spanien die Sarabande und den Fandango, Italien die Tarantella, den Saltarello 2c., von denen mehre zeitweilig eine fast unbedingte Herrschaft als Gesellschaftstänze ausübten. Da der T. eine ungewöhnliche, heftigere Bewegung des Körpers ist, so muß er eine beschleunigte Respiration und Bewegung des Blutes und mehr Schweiß zur Folge haben. Auch Schwindel und andere Erscheinungen, die von Nervenaffektionen abstammen, können durch die Tänze, bei denen man sich anhaltend und nur im Kreise herumdreht, wie z. B. beim Walzer 2c., erzeugt werden. Manche Menschen müssen sich daher des Tanzens ganz enthalten, oder wenigstens die höchste Vorsicht dabei anwenden, so z. B. Schwindsüchtige, an organischen Krankheiten, Blutspucken 2c. Leidende, Schwangere, Säugende. Dagegen kann der T. nicht bloß unschädlich, sondern sogar nützlich werden, wenn er bei sonst nicht gestörter Gesundheit nicht übertrieben und nicht zu lang ausgedehnt wird und man überhaupt die Regeln befolgt, die die Diätetik bei jeder lebhafteren Bewegung als nutzenbringend und zweckmäßig gilt. Vergl. Bourdelot, Histoire de la danse sacrée et profane, ses progrès et ses révolutions depuis son origine etc., Paris 1724; Cahussac, Traité de la danse ancienne et moderne, das. 1753, 3 Bde.

Tanzmusik, Musik bei Gesellschaftstänzen. Haupteigenschaften einer guten T. sind: gut gruppirte Rhythmen, leicht eingängliche, fließende, ungesuchte, gefällige und dabei pikante Melodien mit reizender Harmonie und interessanter Instrumentation. In der Komposition der höheren theatralischen T. oder des Ballets haben besonders Benda, Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Clementi, Righini, Müller, Wranitzky,

Boieldieu, Spontini u. A. Ausgezeichnetes geleistet, während die Musik für gesellschaftliche Tänze in unserer Zeit in Deutschland durch Strauß und Lanner, denen sich Labitzki beigesellt, Epoche gemacht hat. In Frankreich steht an der Stelle der erstgenannten Walzerkönige Musard.

Taormina, Stadt in der italienischen Provinz Messina, unweit der gleichnamigen Bai an der Ostküste der Insel Sicilien, ist befestigt, hat ein altes maurisches Kastell, 5 Klöster, mehre Kirchen, ein Hospital, Wein- und Olivenbau, Wein- und Hanfhandel und 2900 Einwohner. Hier Ueberreste der alten Römerstadt Tauromenium, darunter ein prächtiges, noch gut erhaltenes Theater, eine Naumachie, Wasserleitung, Tempel, Gräber ꝛc. Auf einem Felsen in der Nähe liegt das maurische Schloß Mola, sonst Staatsgefängniß, daselbst auch Marmorbrüche. T., 736 v. Chr. unter dem Namen Naxos von den Chalcidiern gegründet, Mutterstadt von Catana und Leontini, wurde 403 von Dionysius von Syrakus zerstört, seit 396 aber auf dem nahen Berge Taurus wieder aufgebaut und Tauromenium genannt. Im Jahre 358 durch die Reste der alten Einwohner von Naxos mehr bevölkert, schwang es sich bald zu einer blühenden Handelsstadt empor, die Timoleon im Kriege gegen die Karthager unterstützte. Unter der Herrschaft der Römer hatte es im Sklavenkriege viel zu leiden; im Bürgerkriege zwischen Octavian und Sextus Pompejus wurde es von Octavian 36 v. Chr. erobert und eine römische Kolonie hierher gesandt, gerieth aber seitdem in Verfall, galt indeß später noch als ein strategisch wichtiger Punkt und wurde sowohl von den Mauren wie von den Normannen mehrfach befestigt.

Tapajoz (Tapayoso), großer Fluß in Brasilien, entspringt aus mehren Quellflüssen in der Provinz Matto-Grosso, wird bald schiffbar, fließt nordöstlich in die Provinz Para und fällt dort nach einem Laufe von ziemlich 200 Meilen bei Santarem rechts in den Amazonenstrom. Unter seinen zahlreichen Zuflüssen sind der Caranaguinha, Oreguatos, Arinos, Tres-Barras und Negro die bedeutendsten.

Tapeten (Papiertapeten), gemustertes Papier zum Bekleiden der Wände. Man benutzt zur Darstellung der T. meist Maschinenpapier von Mittel- oder ordinärer Sorte, u. zwar in Stücken (Rollen) von 8,5—9 Meter Länge und 0,5—0,6 Meter Breite. Englische T. sind 11 Meter lang. Das Papier wird zunächst grundirt. Hierbei trägt ein Arbeiter die Farbe mit 2 Bürsten auf, und 2 Knaben verbreiten sie mit anderen Bürsten gleichförmig über die ganze Tapete, welche auf einem Tische liegt. Bei Anwendung flüssiger Farben werden die T. vor dem Grundiren geleimt. Zum Trocknen hängt man die Stücke über Latten, welche in geringer Entfernung unterhalb der Zimmerdecke befestigt sind. Da das Papier durch das Befeuchten rauh geworden ist, so muß es nun geglättet werden, und dies geschieht mit Hülfe einer polirten messingenen Walze, die mittelst einer eisernen Gabel an einer von der Decke herabhängenden Stange befestigt ist. Man legt die Tapete mit der Farbe nach unten auf einen glatten, mit Leder überzogenen Tisch und führt die Walze quer darüber hin. Statt dieser Vorrichtung benutzt man auch eine Glättmaschine mit 2 Walzen, welche aber ebenso wenig wie erstere der Tapete Glanz verleiht. Um diesen zu erhalten (Glanztapeten, satinirte T.), versetzt man die Grundfarbe nicht mit Kreide oder Bleiweiß, sondern mit Gyps, legt die getrocknete Tapete mit der Farbe nach oben auf den Tisch und satinirt sie, während man Talk aufstreut, mit einer flachen kurzborstigen Bürste, die wie die Walze befestigt ist. Auch hier benutzt man eine Satinirmaschine, welche mit walzenförmiger Bürste versehen ist. Farbenstreifen, die sich nicht berühren, werden auf der grundirten Tapete mit Hülfe eines Farbekastens hervorgebracht, der mit seiner Länge gänzlich über die Breite des Papiers reicht, im Boden schmale Oeffnungen zum Ausfluß der Farben enthält und mit angemessener Geschwindigkeit nach der Länge der Tapete fortgeschoben wird, wobei er die letztere nicht völlig berührt, sondern nur äußerst nahe über derselben hingeht. Zum Ausdrucken der Muster dienen entweder Holzformen, die auf einem Kissen mit der Farbe versehen und dann mittelst eines Hebels auf die Tapete gedrückt werden, oder Maschinen, welche Walzen mit erhabenen oder vertieften Dessins enthalten. Beim Arbeiten mit Holzformen muß man deren so viele besitzen, als Farben auf der Tapete angebracht werden sollen; auf der Walzenmaschine werden die Farben in unmittelbarer Folge während Eines Durchgangs der Tapete mittelst ebenso vieler Walzen aufgetragen. Die velutirten oder Sammettapeten sind ganz oder theilweise mit Scherwolle bedeckt, die zu diesem Zweck auf einer der Kaffeemühle ähnlichen Vorrichtung noch feiner gemahlen und wohl auch besonders gefärbt wird. Die Stelle der T., welche mit Wolle bedeckt werden soll, wird mit zähem Leinölfirniß bedruckt und dann in einem Kasten mit dem Pulver bestreut. Statt der Wolle wendet man jetzt auch Papierganzzeug aus den Papierfabriken an, indem man dasselbe färbt, trocknet und wieder zerreibt. Gold und Silber wird entweder in Blättern aufgeklebt, oder als Bronzepulver wie Farbe aufgedruckt. Sehr geschmackvoll sind die Granits brillants, welche das Muster von Granit in verschiedenen Farben nachahmen und mit Glas- oder Glimmerflitterchen bestreut sind. Holztapeten zeigen die Maserung verschiedener Holzarten und sind wie gewöhnlich grundirt, dann mit der Zeichnung versehen und zum Schluß mit Weingeistfirniß überzogen. Nach einer neueren und besseren Methode gibt man einen Oelgrund, so daß die T. geschmeidig werden und keinen Lack weiter bedürfen. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie naß abgewaschen werden können. Auch glanzlose Holztapeten mit wasserdichtem Ueberzug werden jetzt dargestellt. Ueber gewebte T. s. Teppiche.

Tapferkeit, die Tugend, welche uns befähigt, erkannten Gefahren mit Entschlossenheit, Muth und Ausdauer, wo es die Pflicht fordert, entgegenzutreten und die gegenüberstehenden Hindernisse thatkräftig zu bekämpfen. Die Griechen rechneten sie unter die vier Kardinaltugenden, und die Römer fanden in der T. den Kulminationspunkt aller männlichen Tugenden und bezeich-

neten sie daher geradezu als virtus, d. h. Mannhaftigkeit.

Tapia, Don Eugenio de, spanischer Schriftsteller, geboren 1785 zu Avila in Altkastilien, studirte zu Toledo und Valladolid, ließ sich zu Madrid als Advokat nieder und redigirte während des Unabhängigkeitskampfes mehre patriotische Blätter. Unter der konstitutionellen Regierung (1820) ward er Direktor der Staatsdruckerei und Deputirter der Cortes, deshalb aber nach der Restauration 1823 proskribirt. Im Jahre 1830 zurückgekehrt, wurde er zum Mitglied der Gesetzgebungskommission, sowie zum Generaldirektor der Studien und Mitglied der Akademie ernannt. Er schrieb außer „Poesias liricas, satiricas y dramaticas" (Madrid 1821, 2 Bde.; 2. Aufl. 1832), „Febrero novisimo, y atros tratados de jurisprudencia" (15 Bde.) u. A. m. eine treffliche „Historia de la civilisacion española" (das. 1840, 4 Bde.).

Tapiau, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Wehlau, an der Deime und dem Pregel, hat ein altes Schloß des deutschen Ordens, jetzt als Landarmenhaus dienend, Streichgarnmaschinenspinnerei, Woll- und Leinweberei und 3051 Einwohner.

Tapioca, s. Manihot.

Tapir (Tapirus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Vielhufer, charakterisirt durch den schmächtigen Kopf, die in einen kurzen Rüssel verlängerte Nase, 6 Schneidezähne und einen Eckzahn in jedem Kiefer, 7 Backenzähne in der oberen und 6 in der unteren Kinnlade, den schlanken Hals, die mittelhohen kräftigen Beine, vorn mit 4, hinten mit 3 Zehen, den Stummelschwanz und die kurze, aber dichte Behaarung, friedliche Thiere, welche familienweise in den dichten Wäldern Asiens und Amerika's leben, gut schwimmen und tauchen und sich leicht zähmen lassen. Der gemeine T. (T. americanus *L.*, Anta, Danta, Maipuri), das größte einheimische Säugethier Amerika's, 6½ Fuß lang und am Widerrist 3½ Fuß hoch, vom Kopfe bis zum Widerrist mit kurzhaariger Mähne, sonst fast nackt, einfarbig braun, mit 3 Zoll langem Rüssel und starkem Hals, häufig an den südamerikanischen Gewässern, richtet manchmal in den Zuckerrohrpflanzungen großen Schaden an und wird deshalb, wie auch seines schmackhaften Fleisches und seines Felles wegen verfolgt, doch auch gezähmt im Hause gehalten. Der indische T. (T. indicus *Cuv.*, Schabrackentapir, Maiba) zeigt eine eigenthümliche Färbung des Haarkleides, indem Kopf, Hals und Vorderleib bis hinter die Schulterblätter, Beine und ein 9 Zoll langer Streif an der Mitte des Unterleibes tief schwarz, alle übrigen Theile aber graulichweiß sind. Dieses 7—8 F. lange und 3½ F. hohe Thier findet sich in den Wäldern Malakka's und Sumatra's, welche es selten verläßt. Fossile Arten sind: T. priscus *Kaup*, von Eppelsheim; T. arvernensis *Cr.*, tertiär vom Puy de Dôme, u. a. m.

Taprobane, alter Name der Insel Ceylon.

Tara, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tobolsk (Westsibirien), an der Mündung der Tara in den Irtysch, hat mehre Kirchen, eine tatarische Schule, Gerberei, Handel mit den Kalmücken und Bucharen und 5086 Einwohner.

Tara (ital.), Abgang, das Gewicht der beim Transport der Waaren gebrauchten Umhüllung (Kiste, Faß ꝛc.). Der Gewichtsabzug für diese T. gibt das reine oder Nettogewicht für die Waare selbst. Bei Waaren, die über See bezogen werden, wird gewöhnlich der Betrag des Brutto berechnet und als Gewichtsvergütung für die T. ein- für allemal ein herkömmlich (durch Usanz) festgesetztes Procent als Abzug an der Kaufsumme verstattet. Auch im Vereinszolltarif ist fast bei allen Gegenständen eine solche Vergütung festgestellt, und zwar so, daß die in jenem hinter jedem der betreffenden Artikel, je nach Verschiedenheit der Verpackungsweise, angegebene T. vom Bruttogewichte vorher in Abzug gebracht und die zu erlegende Abgabe von dem so gefundenen Nettogewicht berechnet und erhoben wird. Tariren heißt das Abwägen der Waarenumhüllung zum Behuf der Taraermittelung.

Tarablus (Tarabolos, Tripoli), Stadt in Syrien, Hauptstadt des gleichnamigen Liwa im asiatisch-türkischen Ejalet Saida (Beirut) am Fuße des Libanon und unweit des Mittelmeeres, hat starke, mit Thürmen versehene Mauern, ein altes Kastell, enge, aber reinliche Straßen, eine Vorstadt (Mariana) am Meere, mehre Moscheen, einige christliche Kirchen und Klöster, reiche Bazars, Ruinen aus dem Alterthum, Seiden- und Baumwollmanufakturen, Handel mit Seide, wohlriechenden Wässern, Badeschwämmen ꝛc. und 20,000 Einwohner. T. ist das alte Tripolis.

Tarantel (Lycosa tarantula *Rossi*, ital. Tarantola), Spinnenart aus der Gattung Wolf- oder Luchsspinne, braungrau oder hellbraun, am Bruststück mit weißem Längsbande und weiß gesäumt, am Hinterleib oben mit schwarzem, weiß gesäumtem Dreieck und weißen Querlinien, unterhalb safrangelb, mit schwarzem Querbande, 1 bis 1½ Zoll lang, ist in Südeuropa, namentlich Unteritalien (Taranto), einheimisch, wo sie in Erdlöchern lebt. Ihr Biß ist wenig schädlich, indem er nur etwas Entzündung und Jucken veranlaßt, und wird daher nicht mehr gefürchtet als bei uns der Stich der Bienen. Daß die von der T. Gebissenen unwillkürlich tanzen müßten, ist eine Fabel. Der Taranteltanz (Tarantismus), der nicht vom Bisse dieser Spinne herrührt, wird für eine Art von Milzsucht gehalten, welche namentlich in Tarent die Weiber befallen soll, aber auch behufs der Bettelei erkünstelt wird. Nicht zu verwechseln ist damit die Tarantella, ein beliebter Nationaltanz der italienischen Mädchen niederer Klasse, der zum Tambourin getanzt zu werden pflegt und im Rufe stand, die Wirkung des Tarantelstichs aufzuheben.

Tarantella, s. Tarantel.

Taranto (Tarent), Stadt in der italienischen Provinz Lecce (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Otranto), nördlich am gleichnamigen großen Golf des jonischen Meeres, zwischen 2 Buchten, auf einer mit dem Festland durch 2 steinerne Brücken verbundenen Insel, ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Citadelle und einige andere Befestigungen, einen kleinen versandeten Hafen, eine Kathedrale, viele andere Kirchen und

Klöster (mehre davon auf dem Unterbau alter Tempel), Ruinen eines Amphitheaters und andere Bauten aus dem Alterthum, ein geistliches Seminar, einige andere Schulen, ein Seehospital, Lazareth, Waisenhaus, Findelhaus, Leinen- und Baumwollweberei, Strumpfwirkerei, Oel- und Getreidehandel, Fischerei und 20,000 Einwohner. Vor T. liegen die Inseln San Paolo und San Petro und in der Nähe 2 kleine Salzseen, deren größerer Theil im Sommer austrocknet und ein feines Salz zurückläßt. Von T. soll die Tarantelspinne ihren Namen haben. T. ist das Tarentum der Alten. Dies soll von Taras, einem alten Heros, gegründet worden sein und ward dann eine der mächtigsten griechischen Pflanzstädte in Unteritalien, die eine Art von Direktorium über die anderen großgriechischen Städte führte. In Folge des Reichthums riß Ueppigkeit und maßloser Luxus ein. Im Jahre 272 v. Chr. ward die Stadt von den Römern erobert. Sie behielt zwar ihre Verfassung, bekam aber römische Besatzung. Im zweiten punischen Kriege ward sie 211 von Hannibal erobert; die Römer behaupteten sich indeß in der Burg und bemächtigten sich von da aus der Stadt wieder. Diese ward damals geplündert und zum Theil zerstört, u. gegen 30,000 Einw. wurden in die Sklaverei verkauft. Im Jahre 23 v. Chr. ward sie mit römischen Bürgern bevölkert und blühte seitdem wieder auf. Das dortige Erzbisthum soll 378 gegründet worden sein. Im Mittelalter stand die Stadt erst unter den byzantinischen Kaisern, ward dann von den Saracenen erobert und endlich dem Königreich beider Sicilien einverleibt und mit diesem 1861 dem Königreich Italien. T. ist die Vaterstadt des Musikers Giovanni Paisiello. Der französische Marschall Macdonald (s. d.) wurde von Napoleon I. zum Herzog von Tarent ernannt.

Tarare, Stadt im französischen Departement Rhône, an der Tartine, hat beträchtliche Musselinweberei, Fabrikation von Shawls und Seidenplüsch, Gerberei, Töpferei, lebhaften Handel und 14,569 Einwohner. Zwei Stunden westlich davon der erzreiche Mont Tarare, 4500 Fuß hoch, der höchste Berg des Departements.

Tarascon, 1) T.-sur-Ariège, Stadt im französischen Departement Ariège, in reizender Lage am Ariège, hat starke Fabrikation von Eisenwaaren und Leder, beträchtlichen Handel mit Eisenwaaren, die es aus der Umgegend in Entrepôt übernimmt, u. 1502 Einwohner. — 2) T.-sur-Rhône, Stadt im französischen Departement Rhônemündungen, links an der Rhône und an der Eisenbahn von Lyon nach Marseille, ist mit dem gegenüberliegenden Beaucaire durch eine Brücke verbunden, Sitz eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts, hat alte, mit Thürmen flankirte Ringmauern, ein festes Schloß, ehemals Residenz der Grafen von Provence, mehre schöne Kirchen (darunter namentlich Ste. Marthe), ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital, wichtige Fabrikation von Woll-, Seiden-, Baumwoll- und Leinenzeuchen, Kupfer-, Blech- und Zinnwaaren, lebhaften Handel mit diesen Artikeln, Schiffbau und 13,489 Einwohner. Die Stadt hieß schon im Alterthum T., war im Mittelalter sehr blühend, verlor aber in Folge eines Aufruhrs 1816 ihre Gerechtsame als Arrondissementsstadt.

Taraxacum *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den ziegeldachlichen Hauptkelch mit Außenkelch, die vielreihigen Blüthen, die zusammengedrückte, nach oben plötzlich in einen fädlichen Schnabel zusammengezogene Achene mit Haarkrone und den nackten Fruchtboden. Am bekanntesten ist T. officinale *Wigg.* (Leontodon Taraxacum *L.*), gemeiner Löwenzahn, Butterblume, Pfaffenröhrlein, sehr gemein an Wegen, auf Wiesen ꝛc., mit einfachem, einblumigem, milchendem, hohlem, aus der Wurzel kommendem Schaft, gelben, aus lauter Zungenblümchen bestehenden Blumen und buchtigen, schrotsägeförmigen, glatten Wurzelblättern. Die ganze Pflanze enthält einen süßlich-bitteren Milchsaft, aus welchem das Taraxacin oder Löwenzahnbitter dargestellt wird. Sie galt früher als specifisch wirksam gegen Leberentzündung und Gelbsucht und wird jetzt vornehmlich noch gegen Stockungen im Unterleibe als mild lösendes Mittel angewandt. Der frisch ausgepreßte Saft ward früher bei leichten Augenentzündungen gebraucht. Das junge Kraut gibt einen angenehm schmeckenden Salat; die Blüthenknospen in Essig eingemacht dienen statt der Kapern, die Wurzeln als Kaffeesurrogat.

Tarazona, 1) Stadt in der spanischen Provinz Saragossa (Aragonien), am Queiles, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, Tuchweberei, Weinbau, Weinhandel und 8261 Einwohner. — 2) Stadt in der spanischen Provinz Cuença (Neukastilien), unweit des Jucar, hat Baumwollweberei, Safranbau und 6800 Einw.

Tarbes, Hauptstadt des französischen Departements Oberpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Bigorre, links am Adour und an der Eisenbahn von Bayonne nach Toulouse, Sitz der Departementsbehörden, eines Bischofs, eines Gerichtshofs und eines Handelsgerichts, hat eine schöne, auf den Ruinen der alten Burg Bigorra erbaute Kathedrale und mehre andere Kirchen, eine schöne Brücke über den Adour, ein imposantes Präfekturgebäude, ein Lyceum, ein Lehrerseminar, eine Zeichenschule, Bibliothek, ein Theater, Hospital, Fabrikation von Papier, seidenen Tüchern, Leder, Stahlwaaren, Oel ꝛc., Glockengießerei, Färberei, Handel mit Landesprodukten und Vieh und 14,768 Einwohner. Die Stadt hieß unter römischer Herrschaft Tarba und gehörte zur Aquitania tertia, dann zur Novempopulania. Mehrmals von den Gothen, Mauren und Normannen zerstört, blühte sie als Hauptstadt der Grafschaft Bigorre wieder auf, war bis 1370 in der Gewalt der Engländer und litt später sehr durch die Hugenottenkriege.

Tardieu, berühmte Kupferstecherfamilie. Nicolas Henri T., geboren 1674 zu Paris, Schüler Audrans, lieferte zahlreiche Blätter verschiedenen Inhalts und arbeitete für die bedeutendsten Prachtwerke seiner Zeit; starb 1749. Sein Sohn, Jacques Nicolas T., genannt Cochin, geboren 1718, starb 1795 als Hofkupferstecher des Kurfürsten von Köln. Von seinen Neffen lieferte Pierre Alexandre T., geboren 1756 zu Paris,

Schüler von J. J. Wille, starb 1843, sehr schätzbare Portraits und historische Blätter, während Jean Baptiste Pierre T., geboren 1746 zu Paris, starb 1816, und Antoine François T., geboren 1757 zu Paris, starb 1822, ausgezeichnete Landkartenstecher waren. Des letzteren Sohn, Pierre T., geboren 1784 zu Paris, stach Karten zu Werken Humboldts, v. Buchs, Brøndsteds, Ségurs u. A. Ambroise T., geboren 1790 zu Paris, starb 1837, stach Landkarten, Portraits und Architekturstücke und gab auch einige größere Kupferwerke heraus, wie „Atlas de géographie ancienne" (Paris 1818); „Atlas du voyage du jeune Anacharsis" (1821); „Atlas universal de géographie ancienne et moderne" (1829), „Iconographie universelle" (1820) ꝛc. Einer anderen Familie gehörte François T. an, Geistlicher aus Tarascon in der Provence, erfand das Violoncello, auf dem er selbst Meister war, und starb gegen 1780.

Tarentum (Tarent), s. Taranto.

Targowiza (Torgowitza), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, Kreis Uman, an der Siniusca, hat 2 Kirchen, lebhaften Handel und 2000 Einwohner, darunter viel Juden. Hier den 14. Mai 1792 Konföderation des polnischen Adels gegen die Konstitution von 1791; s. Polen, Geschichte.

Targum (chaldäisch, Plural Targumim), Name der aramäischen oder chaldäischen Uebersetzungen des Alten Testaments, deren schon in der vorchristlichen Zeit vorhanden gewesen sein mögen, während die noch vorhandenen jüngeren Ursprungs sind. Sie sind wichtig für Sprach-, Bibel- und Religionskunde und sind meist in die rabbinischen und in die Polyglottenbibeln aufgenommen worden.

Tarif (v. Arab., neulat. tarifa), Preiskurant, besonders Verzeichniß von Handelsgütern, wovon Zollabgaben entrichtet werden müssen (Zolltarif); auch Tafel über Vergleichung und Verhältniß der Münzen (Münztarif), sowie Verzeichniß der Chausséeabgaben (Chausséetarif).

Tarifa, befestigte Stadt in der spanischen Provinz Cadix (Andalusien), an der Straße von Gibraltar, hat eine Citadelle, 4 Kirchen, 2 kleine Häfen, Fischerei und 5949 Einwohner; ist die südlichste Ortschaft Europa's. T. wurde am 30. December 1811 von den Franzosen erfolglos bestürmt. Die davor liegende Insel (Isla de T.) ist ebenfalls befestigt und mit der Stadt durch eine Brücke verbunden. Die südlichste Spitze derselben (Kap T.) ist zugleich der südlichste Punkt von ganz Europa (36° 0' 40" nördl. Br. und 12° 3' 7" östl. L. von Ferro) und trägt einen Leuchtthurm.

Tarija (San Bernardo de T.), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1487 □Meilen mit 88,900 Einwohnern) in der südamerikanischen Republik Bolivia, hat 5680 Einwohner.

Tarku, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Khanats des Gouvernements Derbent in der russischen Provinz Kaukasisch-kaspisches Küstenland, Residenz des den Russen unterworfenen Khans oder Schamchals von T., hat eine Citadelle, Aquädukte, Begräbnißplätze tatarischer Fürsten, mehre Medscheds (kleine Moscheen) und 10,000 Einwohner. Zwischen der Stadt und dem ¾ Meile entfernten kaspischen Meere liegt der Salzsee Turkali, aus dem das Baisalz geschlämmt wird.

Tarma, Stadt im Departement Junin (früher Tarma) der südamerikanischen Republik Peru, mit 6000 Einwohnern. In der Nähe Silber- und Quecksilbergruben.

Tarn, Fluß im südlichen Frankreich, entspringt im Armeswald, am Fuß des Lozèregebirges, 3½ Stunden nordöstlich von Florac im Departement Lozère, durchfließt in vorherrschend westlicher Richtung dieses Departement und die Departements Aveiron, Tarn, Obergaronne und Tarn-Garonne, wo er nach einem Lauf von 48 Meilen (wovon ziemlich 20 Meilen schiffbar) unterhalb Moissac rechts in die Garonne mündet. Nebenflüsse sind rechts der Aveiron, links die Dourbie, Rance und der Agout. Der T. bildet oberhalb Alby einen 56 Fuß hohen Wasserfall (Saut du Sabot), wird bei Gaillac im Departement Tarn schiffbar und gibt den beiden Departements Tarn und Tarn-Garonne den Namen.

Das Departement T., aus einem Theil des Oberlanguedoc gebildet, grenzt im Norden an das Departement Aveiron, im Osten an Aveiron und Hérault, im Süden an Aude u. Obergaronne, im Westen an Obergaronne und Tarn-Garonne und hat einen Flächenraum von 574,559 Hektaren (104,71 geographischen □M.) mit (1861) 353,633 Einwohnern, meist römisch-katholisch (ungefähr 44,000 Reformirte). Das Land, welches zum Strombecken der Garonne gehört, ist ziemlich gebirgig, namentlich im Süden und Osten, wo sich die Montagnes Noires mit ihrer nördlichen Abzweigung, den Monts St. Felix, hinziehen; die Berge sind reich bewaldet, die Thäler und Ebenen fruchtbar und erzeugen Getreide in großer Menge zur Ausfuhr. Der Hauptfluß ist der Tarn, welcher alle Gewässer des Departements (Rance, Agout, Aveiron u. a.) aufnimmt. Das Klima ist mild und gesund, im Sommer sehr heiß. Von der Oberfläche kommen 320,962 Hektaren auf Aecker, 42,472 auf Wiesen, 31,390 auf Weinberge, 84,063 auf Wälder, 58,820 auf Heiden und Weiden. Hauptprodukte sind: Getreide, Gemüse, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs, Hanf, Anis, Koriander, Safran, Obst, Wein, Bauholz, Rindvieh, Schafe, Schweine, Gänse, Eisen, Steinkohlen, Marmor und Gyps; auch hat das Departement mehre Mineralquellen. Die wesentlichsten Erwerbsquellen der Bewohner sind Ackerbau und Viehzucht, Weinbau (besonders bei Gaillac), ferner Seidenzucht und Bergbau. Die Industrie ist namentlich durch Tuch und andere Wollstoffe, Baumwolle, Seide, Leder, Glas, Papier und Eisenwaaren vertreten; der ziemlich lebhafte Handel vertreibt die Natur- und Kunstprodukte des Landes. Das Departement wird eingetheilt in die 4 Arrondissements Alby, Castres, Gaillac und Lavaur; Hauptstadt ist Alby.

Das Departement Tarn-Garonne besteht aus Theilen der ehemaligen Provinzen Guienne und Languedoc, und zwar aus den Landschaften Quercy, Agénois, Lomagne und Basse Marche du Rouergue, wurde aber erst 1808 aus Theilen der angrenzenden Departements gebildet. Es grenzt im Osten an das Departement Lot, im

Nordosten an Aveiron, im Osten an Tarn, im Süden an Obergaronne, im Südwesten an Gers, im Nordwesten an Lot-Garonne und hat einen Flächenraum von 372,016 Hektaren (67,8 geographischen QMeilen) mit (1861) 232,551 Einw., meist römisch-katholisch (ungefähr 36,000 Reformirte). Das Land liegt im Strombecken der Garonne und ist eine Hochebene, durchschnittlich 1200 Fuß über dem Meere liegend, mit tief eingeschnittenen, höchst fruchtbaren Flußthälern und nur wenigen Hügelreihen. Die Hauptflüsse sind die Garonne, Tarn, Aveiron, Tescou, Lère und Gimone, von denen nur die beiden ersteren schiffbar sind. Das Klima ist im Allgemeinen mild, im Sommer beim Wehen des Südostwinds (Autan) sehr heiß; auch bringt die Nähe der Pyrenäen häufig heftige Gewitterstürme mit Hagelwetter. Von der Oberfläche kommen 227,993 Hektaren auf Aecker, 19,113 auf Wiesen, 37,817 auf Weinberge, 48,984 auf Wälder, 18,689 auf Heiden und Weiden. Die wichtigsten Produkte sind Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse, Tabak, Obst, Südfrüchte, Wein, Holz, treffliche Pferde, Maulesel, Schweine, viel Geflügel, Steinkohlen, Eisen, Marmor, Bausteine und etwas Goldsand. Haupterwerbsquelle ist Ackerbau und Viehzucht (namentlich Pferdezucht). Die Industrie beschäftigt sich mit Woll- und Baumwollstoffen, Seide, Papier, Leder, Fayence, Eisen und Branntwein, nimmt aber nur eine untergeordnete Stellung ein; von größerer Bedeutung ist der Handel mit den Landesprodukten, für welche Bordeaux der Hafen und Montauban der Hauptstapelplatz ist. Die Eisenbahn von Bordeaux nach Toulouse durchschneidet das Departement und zweigt in demselben nach Villefranche ab. Es zerfällt in die 3 Arrondissements Montauban, Castel-Sarrasin u. Moissac; Hauptstadt ist Montauban.

Tarnogrod (Tarnograd), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, Kreis Zamosc, an der galizischen Grenze, hat starke Leinweberei und 4317 Einwohner, worunter viele Juden. Der Ort ist geschichtlich merkwürdig durch den hier 1715 geschlossenen Adelsbund gegen die sächsische Armee. Ende Juni 1856 große Feuersbrunst.

Tarnopol, Hauptstadt eines österreichisch-galizischen Kreises (67,16 QMeilen mit 241,983 Einwohnern), am Flusse Sereth, hat ein Obergymnasium, eine katholische und israelitische Haupt- und Mädchenschule, ein Armenspital, eine städtische Krankenanstalt, ein israelitisches Krankenhaus; Wachs- u. Honigsiedereien, frequente Viehmärkte, lebhaften Handel und 17,210 Einwohner (worunter 8660 Juden).

Tarnow, Hauptstadt eines österreichisch-galizischen Kreises (69,70 QMeilen mit 253,118 Einwohnern), am Dunajec, unweit der Mündung der Biala in denselben, Sitz eines römisch-katholischen Bischofs und Domkapitels, hat eine schöne alte Domkirche mit sehenswerthen Grabmälern, eine theologische Lehranstalt, ein bischöfliches Seminar, ein Obergymnasium, eine Unterreal- und Kreishauptschule, ein Bernhardinerkloster, ein Spital und 8459 Einwohner.

Tarnow, Fanny, deutsche Romanschriftstellerin, geboren den 17. December 1770 zu Güstrow, litt in ihrer Jugend an Taubheit, ging dann als Erzieherin nach Rügen und lebte seit 1806 nach einander zu Petersburg, Dresden, Weißenfels und Dessau, wo sie den 4. Juli 1862 †. Ihre Schriften bekunden die Erfahrungen eines bewegten Lebens und zeichnen sich durch gewandte Darstellung aus. Eine „Auswahl“ erschien Leipzig 1830 in 15 Bänden; ihr folgten „Gesammelte Erzählungen“ (das. 1840—42, 4 Bde.) und der Roman „Zwei Jahre in Petersburg“ (das. 1833, 2. Aufl. 1848).

Tarnowitz, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, an einem Zufluß der Malapane, Sitz des Oberbergamts, hat eine katholische und evangelische Kirche, eine Synagoge, Fabriken für Cämentkalk, Pulver, Schrot, Zündhütchen, Tuch, Färberei, Leinweberei, Bierbrauerei u. 5544 Einwohner. Die Stadt ist Hauptsitz des oberschlesischen Bergbaus und baut besonders auf Steinkohlen, Eisen und Galmei, silberhaltiges Blei rc. In der Umgegend viele Bergwerksetablissements. Der Kreis Beuthen wird von dem bis zu 1070 Fuß Höhe ansteigenden tarnowitzer Plateau durchzogen.

Tarok, Kartenspiel, auch Großtarok genannt, eines der interessantesten, aber auch schwierigsten Kartenspiele, wird von 3 Personen mit 78 Karten, nämlich 52 Blättern der französischen Karte, 4 Cavalls oder Reitern und 22 T.s oder Trümpfen, gespielt.

Tarpejischer Fels, anfangs Name des ganzen kapitolinischen Hügels in Rom, später bloß der südlichen Spitze desselben, angeblich nach der Tarpeja, Tochter des Spurius Tarpejus, der das Kastell auf dem Berg im Sabinerkrieg befehligte, benannt. Dieselbe hatte den Sabinern ein Thor geöffnet und sich als Preis ihres Verraths das erbeten, was die Sabiner am linken Arm trügen, und darunter die Ringe oder Armspangen verstanden. Die Sabiner verstanden jedoch darunter die Schilde und bedeckten sie mit denselben. Sie wurde an jenem Ort begraben. In den älteren Zeiten der Republik und dann wieder zur Kaiserzeit wurden von dem tarpejischen Felsen Verbrecher und Vaterlandsverräther herabgestürzt. Noch jetzt zeigt man unter dem Namen des tarpejischen Felsens einen nicht sehr hohen Felsen beim Kapitol.

Tarquinii, Stadt im südlichen Etrurien, eine der blühendsten unter den dortigen 12 Bundesstädten, von Pelasgern gegründet, lag auf einem Hügel am Flusse Marta an einer von da nach Rom führenden Straße. Durch die Kriege mit Rom, welche der vertriebene Tarquinius von da aus unternahm, kam der Ort sehr herab. Obwohl die Römer eine Kolonie daselbst anlegten, so erlangte die Stadt doch die frühere Blüthe nicht wieder. Von der eigentlichen Stadt finden sich noch wenige Ueberreste, wohl aber ist in dem gegenüberliegenden Hügel, auf dem Corneto liegt, die Nekropole oder Begräbnißstätte erhalten. Vergl. Stackelberg und Thürmer, Aelteste Denkmäler der Malerei oder Wandgemälde aus den Hypogäen von T., Stuttgart 1827; Abeken, Mittelitalien nach seinen Denkmalen, das. 1843.

Tarquinius Priscus, Lucius, fünfter römischer König, Sohn des Korinthiers Dema-

ratus und einer Tarquinierin, geboren zu Tarquinii, vermochte daselbst als Sohn eines Fremdlings keine Ehrenstelle zu erlangen und wanderte deshalb auf den Rath seiner mit der Gabe der Weissagung ausgestatteten Gemahlin Tanaquil mit seinen bedeutenden Reichthümern nach Rom aus. Hier verstand er sich beim Volk sehr beliebt zu machen, ward Anführer der Reiterei, und als der alte König Ancus Marcius bei seinem Tode (616 v. Chr.) ihn zum Vormund seiner beiden Söhne ernannte, gelang es ihm, den Thron für sich zu usurpiren. Er vollendete die Unterwerfung Latiums, besiegte die Sabiner und verwendete die gewonnene Beute zur Ausführung großer Bauten. Dahin gehören vor allen die großen Abzugskanäle (cloaca maxima), die Trockenlegung des Forums und Einrichtung desselben zu Volksversammlungen, die Anlage des Circus maximus, der Beginn einer Stadtmauer und des kapitolinischen Tempels. Der 3. Stammtribus, den Luceres, gewährte er die Aufnahme in den Senat, indem er aus ihnen als Patres minorum gentium 100 neue Senatoren den früheren 200 hinzufügte. Da seine Absicht, 3 neue Tribus, wahrscheinlich aus den Plebejern, zu bilden, an dem Widerstand der Patricier scheiterte, begnügte er sich, die Zahl der Ritter, die dadurch auf 1200 stieg, zu verdoppeln, ohne den 3 alten Centurien neue unter besonderen Namen hinzuzufügen, indem er den Zuwachs als Ramnes, Titienses und Luceres secundi den früheren anschloß. T. P. wurde von den Söhnen des Ancus, denen er den Thron entzogen, 578 ermordet, sein Tod aber durch die Klugheit der Tanaquil so lange verhehlt, bis es seinem Schwiegersohn, Servius Tullius, gelungen war, sich die Nachfolge zu sichern.

Tarquinius Superbus, Lucius, Roms siebenter und letzter König, Sohn des Tarquinius Priscus, Gemahl der jüngeren Tochter des sechsten römischen Königs, Servius Tullius, während sein Bruder Arnus mit dessen älterer Tochter, Tullia, vermählt war. Beide Gemahlinnen begegneten sich im Streben nach der höchsten Gewalt. Tullia tödtete daher ihren Gemahl Arnus und ihre Schwester und heirathete selbst den Lucius. Der Vater wollte aus Gram die Königswürde niederlegen und eine konsularische Gewalt einrichten, da stellte sich Lucius Tarquinius an die Spitze einer Verschwörung, stieß den greisen Servius die steinernen Stufen hinab und ließ ihn von seinen Knechten ermorden. Jauchzend fuhr die rasende Tullia über des Vaters Leichnam und begrüßte ihren Gemahl als König. So die in späteren Zeiten durch den Königshaß ausgebildete Sage. T. S. konnte zwar die von Servius zu Gunsten der Plebejer getroffenen Staatseinrichtungen nicht geradezu wieder aufheben, drückte jedoch faktisch diesen Stand wieder herab, namentlich durch Frohndienste bei den Bauten, Kriegsdienste und Steuern. Auch die Patricier entfremdete er sich durch sein Willkürregiment. Dagegen hob er Roms Macht dadurch, daß er für dasselbe im Bunde der freien Lateiner, in welchen Rom unter Servius Tullius eingetreten war, eine Art Vorortschaft erlangte. Die schon lange heimlich genährte Flamme des Aufruhrs brach endlich hervor, als sein Sohn Sextus die Lucretia entehrt hatte. Dem König, der gerade Ardea belagerte, wurde, als er mit seinen Söhnen auf die Nachricht davon herbeieilte, der Eintritt in die Stadt verweigert, und an die Spitze des Staats traten mit Herstellung der servianischen Verfassung 2 Konsuln, Junius Brutus [s. Brutus 1)] u. Lucius Tarquinius Collatinus, Gemahl der Lucretia und Verwandter des T. S. Vergebens suchte dieser hierauf mit Hülfe der Tarquinier, die beim Walde Arsia geschlagen wurden, des Königs Porsenna (s. d.) von Clusium, neuerlich der Lateiner, die am See Regillus gegen die Römer unterlagen, den Thron wieder zu erobern. In letzter Schlacht fielen auch seine Söhne Titus und Arnus; T. S. selbst † als Flüchtling 495 zu Cumä. Sextus Tarquinius begab sich später nach Gabii, wo er noch eine Zeitlang als Fürst geherrscht haben, später aber ermordet worden sein soll.

Tarragona, Provinz im nordöstlichen Spanien, den südlichsten Theil des Fürstenthums Katalonien umfassend, grenzt an Lerida, Barcelona, das Mittelmeer, Valencia und Aragonien und hat einen Flächenraum von 201,8 spanischen □Leguas (115,2 geographischen □Meilen) mit 320,593 Einwohnern. Das Land ist theilweise gebirgig, wird vom unteren Lauf des Ebro bewässert und bringt Getreide, Oel, Seide, viel Wein und Südfrüchte, Erze, Steinkohlen und Salz, enthält auch einige Mineralquellen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf einer 760 Fuß hohen Anhöhe an der Mündung des überbrückten Francoli ins mittelländische Meer, am Rande des Campo de T. und an der spanischen Küstenbahn (Valencia-Tarragona), die hier nach Reus abzweigt. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, welcher den Titel Fürst von T. führt, zerfällt in die obere, unregelmäßig gebaute, von starken Festungswerken umgebene Altstadt und die untere, regelmäßig angelegte, durch das Fuerte Real vertheidigte Neustadt. Im Westen, auf einem Hügel, liegt das Fort Olivo, welches die ganze Stadt beherrscht, am Hafen das Fort Francoli. Die Stadt hat eine prächtige, 1120 erbaute gothische Kathedrale, eine der schönsten Kirchen der pyrenäischen Halbinsel, viele andere Kirchen, 4 Nonnenklöster, ein Instituto, ein Seminar, eine Normalschule, eine Akademie der schönen Künste, ein Alterthumsmuseum, 2 Spitäler, 2 Waisenhäuser, ein Zucht- und ein Korrektionshaus, ein Theater und einen guten, vielbesuchten Hafen. Von Alterthümern aus der Römerzeit finden sich noch die schöne Wasserleitung Puente de las Ferreras von 876 Fuß Länge und 83 Fuß Höhe, Ruinen eines Amphitheaters, eines Palastes des Kaisers Augustus und eines des angeblich hier geborenen Pontius Pilatus, ein Theil der alten Stadtmauern, viele Inschriften, der schöne Triumphbogen Orco de Sura und 1½ Stunden von der Stadt das unter dem Namen des Thurms der Scipionen bekannte Grabmal, welches die Asche der Scipionen enthalten soll. Die Industrie beschränkt sich auf Seidenweberei u. Garnspinnerei, von großer Bedeutung sind dagegen Handel und Schifffahrt. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 18,023 Einwohner. Die Stadt T. wurde nach Einigen von den Phöniciern, nach Anderen von den Massiliern erbaut und Tarkon genannt,

nachmals zerstört, erst durch die Römer wieder aufgebaut und nun Tarraco genannt. Sie war die Hauptstadt des tarraconensischen Spaniens. Während der Völkerwanderung hatte sie unter den Einfällen der Sueven, Vandalen und Gothen viel zu leiden. Im Jahre 714 wurde sie von den Mauren nach dreijähriger Belagerung erobert u. gänzlich verwüstet, über drei Jahrhunderte später (1038) aber von den Grafen von Barcelona wieder aufgebaut. Das nach 1038 gegründete Bisthum ward 1154 zum Erzbisthum erhoben. Im Jahre 1119 wurde die Stadt von Alfons I. von Aragonien den Arabern abgenommen, 1641 von den Franzosen belagert, jedoch entsetzt. Am 28. Aug. 1811 eroberte sie der französische General Suchet mit Sturm. Im Aug. 1813 ward sie von den Engländern belagert, und da Suchet sie nicht länger behaupten konnte, ließ er die Festungswerke am 8. Aug. 1813 sprengen, wobei die Stadt sehr litt. Im Jahre 1833 ward T. Hauptstadt einer Provinz.

Tarrancon, Stadt in der spanischen Provinz Cuença (Neukastilien), am Rianzares, Knotenpunkt der Straßen von Madrid, Valencia und Cuença, hat ein prächtiges Schloß des Herzogs von Rianzares, lebhaften Handel und 4397 Einwohner. Unweit davon auf einem Hügel die Nostra Señora de Rianzares mit wunderthätigem Marienbild.

Tarrasa, Stadt in der spanischen Provinz Barcelona (Katalonien), an der spanischen Ostbahn (Linie Saragossa-Barcelona), hat Tuch-, Flanell- und Baumwollfabriken, zwei große Jahrmärkte und 8721 Einwohner.

Tarsus, große und volkreiche Stadt Ciliciens, im römischen Zeitalter Hauptstadt der Provinz Cilicia, am Flusse Cydnus gelegen, war geraume Zeit Sitz eigener, unter persischer Hoheit stehender Könige, gelangte aber besonders zu Ansehen, als sich unter den Seleuciden viele Griechen hier niederließen, welche einen schwunghaften Handel trieben. Die dortige Philosophenschule blühte besonders unter den ersten römischen Kaisern. Hier war der Apostel Paulus geboren. In einer ihrer Vorstädte lag Julianus Apostata begraben. Später sank der Wohlstand der Stadt, besonders durch die Einfälle barbarischer Völker, doch behauptete sie das ganze Mittelalter hindurch ein gewisses Ansehen. Das jetzige Tarso (Tirsus) ist Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks im Ejalet Itschil, rechts am Karasu und unweit der Meeresküste, hat ein Schloß, viele Moscheen und Bäder und 30,000 Einw., welche lebhaften Handel mit Baumwolle, Kupfer, Galläpfeln &c. treiben.

Tartane, kleines leichtes Fahrzeug, nur mit einem großen und einem Fockmast, einem viereckigen Hauptsegel und sonst dreieckigen Segeln, außerdem mit 8—10 Rudern auf jeder Seite versehen, im mittelländischen Meer theils zum Küstenhandel, theils zur Fischerei gebraucht.

Tartaren, **Volk**, s. Tataren.

Tartarus, bei Homer tiefer Abgrund unter der Erde, so weit unter dem Hades, als der Himmel über der Erde ist, durch eherne Pforten geschlossen; später die ganze Unterwelt oder derjenige Theil derselben, wo die Verdammten ihre Qualen leiden, im Gegensatz zu den elysischen Gefilden, dem Aufenthaltsort der Seligen. Synonyme sind Hades, Orcus, Erebus. Personificirt ist T. der Sohn des Aether und der Gäa und von dieser Vater des Typhöus.

Tartarus (lat.), s. v. a. Weinstein; Tartarus depuratus s. Cremor Tartari, s. v. a. gereinigter Weinstein.

Tartarus ammoniatus (lat.), auflöslicher Weinstein, Doppelsalz von weinsaurem Kali mit weinsaurem Ammoniak, s. Weinsäure.

Tartarus boraxatus (lat.), Arzneimittel, wird durch Verdampfen einer Lösung von Weinstein und Borax erhalten und bildet ein weißes amorphes Pulver, welches sauer und bitterlich schmeckt und an der Luft zerfließt. Er löst sich leicht in Wasser und dient, wie fast alle weinsauren Alkalien, als kühlend auflösendes Arzneimittel.

Tartarus emeticus (t. antimonialis s. stibiatus, lat.), s. v. a. Brechweinstein (s. d.).

Tartarus martialis (lat.), Eisenweinstein, s. Eisenpräparate.

Tartarus natronatus (natro-kali tartaricum, lat.), Doppelsalz von weinsaurem Kali mit weinsaurem Natron, s. Weinsäure.

Tartarus tartarisatus (lat.), s. v. a. neutrales weinsaures Kali, s. Weinsäure.

Tartas, Stadt im französischen Departement Landes, an der Midouze, unweit oberhalb ihrer Mündung in den Adour und an der Eisenbahn von Bordeaux nach Bayonne, hat Safranbau, Handel und 3084 Einwohner.

Tartini, Giuseppe, einer der größten Violinspieler des vorigen Jahrhunderts, am 12. April 1692 zu Pisano in Istrien geboren, ward von seinen Aeltern zum Geistlichen bestimmt, begab sich aber 1710 nach Padua, um Jurisprudenz zu studiren, mußte, weil er sich heimlich mit einer Verwandten des Bischofs von Padua, des Kardinals Georg Cornaro, vermählt hatte, von da fliehen und fand in einem Minoritenkloster zu Assisi Aufnahme, wo er sich mit Eifer dem Violinspiel und der Theorie der Tonkunst widmete. Nach 2 Jahren durfte er nach Padua zurückkehren. Bald darauf (1714) begab er sich nach Venedig, wo er den berühmten Violinisten Veracini hörte, und dann nach Ancona. Er fand hinsichtlich der Bogenführung Grundprincipien auf, die noch gegenwärtig in den Violinschulen italienischer und französischer Meister gelten. Im Jahre 1721 wurde er bei der Kirche S. Antonio zu Padua als Solospieler und Chef des Orchesters angestellt und 2 Jahre später nach Prag berufen, um bei den Festlichkeiten gelegentlich der Krönung des Kaisers Karl VI. mitzuwirken. Nachdem er hierauf noch 3 Jahre im Dienste des kunstsinnigen Grafen Kinsky zugebracht hatte, kehrte er wieder nach Padua zurück, wo er sich der Komposition und dem Unterricht widmete. Im Jahre 1728 errichtete er seine berühmte Violinschule, aus der viele treffliche Künstler hervorgingen. Er † am 16. Febr. 1770. Von seinen zahlreichen, durch Schwung und Korrektheit sich auszeichnenden Violinkompositionen erschienen neun Sammlungen.

Tartsche, ursprünglich slavischer Name der kleinen Schilde, deren sich die Reiterei bediente,

am häufigsten bei den Morgenländern, aber auch bei den Rittern und Reisigen des Mittelalters in Gebrauch. Dieselben waren meist rund (Rundtartschen), bisweilen viereckig und mit verschiedenartig ausgebogenen Rändern versehen. Außerdem gab es noch Sturm- und Setztartschen, die von Fußsoldaten benutzt wurden; letztere waren mit einem Stachel versehen, um in dem Boden befestigt als Schutzwehr gegen die Bogenschützen zu dienen.

Tarudant (Taredant), Hauptstadt der marokkanischen Provinz Suse, südwestlich von Marokko, hat Fabrikation von Metallwaaren, Baumwollzeuchen, Leder und Salpeter und 20,000 Einw.

Taschaninseln (Kaninchen- oder Haseninseln), Inselgruppe im ägäischen Meer, an der nördlichen Westküste von Kleinasien, zwischen Tenedos und Imbro gelegen, gehört zum türkischen Ejalet Dschesair, ist bergig, waldig und reich an Hasen und Kaninchen; sonst Lagussä.

Taschenbücher, jährlich erscheinende Bücher in kleinem Format, welche früher einen Kalender, genealogische Nachrichten und allerhand gemeinnützige Mittheilungen enthielten, nach und nach aber immer mehr belletristischen, besonders novellistischen Inhalt aufnahmen und sich endlich mit wenigen Ausnahmen auf letzteren allein beschränkten, als charakteristisches Merkmal aber fast sämmtlich eine Zugabe an Kupferstichen (von Chodowiecki zuerst aufgebracht) enthielten. Eine ehrenwerthe literarische Stellung nahm unter diesen Produkten fast nur die „Urania“ (Leipzig 1810—38; neue Folge, 1839—48) ein. Späterhin fing man auch an, für die ernsteren Wissenschaften jährliche T. herauszugeben; hierher gehören besonders Fr. von Raumers „Historisches Taschenbuch“ (seit 1830), Prutz' „Literarhistorisches Taschenbuch“ (1843—48) u. a. Auch gibt es T. für Botaniker, Jäger, für das Bühnenwesen &c.

Taschenspieler, Personen, welche verschiedenartige, auf den ersten Anblick an das Wunderbare grenzende Kunststücke verrichten. Letztere beruhen auf einer Täuschung des Zuschauers, die der Künstler hauptsächlich durch große Gewandtheit in seinen Körperbewegungen, namentlich Fingerfertigkeit, durch Ablenken der Aufmerksamkeit des Zuschauers auf Nebendinge, durch Einverständniß mit einigen Gehülfen und Zuschauern, durch geschickte Benutzung der Chemie und Experimentalphysik, endlich durch blendende Beleuchtung eines glänzenden Apparats bewirkt. Früher pflegten derartige Künstler alle zu ihren Stücken nöthigen Vorbereitungen in einer großen Tasche (Gaukeltasche) mit sich herumzutragen (daher der Name T.). Das Vaterland der T. ist Aegypten. Schon in der Zeit zwischen dem trojanischen und dem persischen Kriege zogen ägyptische Gaukler in Griechenland umher; ebenso finden wir sie in Italien, wo sie unter dem Namen Praestigiatores oder Pilarii (Ballspieler) oder Saccularii (Taschenkünstler) in Städten und Dörfern umherzogen. Im Mittelalter standen die T. im Ruf der Zauberei; der berühmte Doktor Faust war einer der geschicktesten dieser Zunft. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeichneten sich Pinetti, Eckartshausen und vor allen Philadelphia, in der neuesten Zeit Bosco, Professor Döbler, Becker, Frickel als geschickte T. aus. Eine Menge der interessantesten Taschenspielerkünste findet man in: Martius, Unterricht in der natürlichen Magie, umgearbeitet von Wiegleb, fortgesetzt von Rosenthal, Berlin 1786 — 1805, 20 Bde.

Taschkent (Taschkund), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Khanats Khokand im westlichen Turkestan, früher Hauptstadt des gleichnamigen selbstständigen Khanats, welches Anfang des 19. Jahrhunderts in Abhängigkeit von Khokand kam, liegt in einer durch künstliche Bewässerung fruchtbar gemachten Gegend unweit der Mündung des Tschirtschik in den Sir Darja, ist befestigt, hat ein Schloß des Khans, einen Bazar, eine Münze, mehre Moscheen und alte Tempel, Baumwoll- und Seidenmanufakturen, Eisenschmelzerei, Kanonengießerei, eine Pulvermühle, Handel und 40,000 Einw. T. ist eine wichtige Karawanenstation und war häufig die Residenz Timurs. Im Jahre 1854 wurde die Stadt von den Russen erobert.

Tasman, Abel, holländischer Seefahrer, unternahm 1642—43 im Auftrag von van Diemen, dem Gouverneur von Batavia, eine Entdeckungsreise nach dem Südpol, auf welcher er die nach diesem benannte Insel, einen Theil von Neuseeland, die Dreikönigs- und Prinz-Wilhelmsinseln entdeckte. Seinen Namen tragen noch jetzt eine Halbinsel auf der Ostküste von Vandiemensland und die Insel vor dem Kap Pilar auf jener Halbinsel.

Tasmania, seit 1855 der officielle Name für die australische Insel und britische Kolonie Vandiemensland (s. d.).

Tasso, 1) Bernardo, italienischer Dichter, aus altadeligem Geschlecht stammend, geboren 1493 zu Bergamo, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seiner Aeltern bei seinem Oheim Luigi T., Bischof von Recanati, eine sorgfältige Erziehung und studirte dann zu Padua. Nachdem er in Rom, Ferrara u. Venedig, wo er sich bereits als Dichter einen Namen machte, in verschiedenen Stellungen thätig gewesen, trat er 1531 in die Dienste des Fürsten Ferrante Sanseverino von Salerno als Geheimschreiber, begleitete ihn auf Karls V. Zuge nach Tunis, ging dann in Geschäften des Fürsten nach Spanien, heirathete nach seiner Rückkehr nach Salerno 1539 die geistvolle Porzia de' Rossi und lebte mit ihr in Zurückgezogenheit zu Sorrento bis 1547. Als aber der Fürst von Salerno wegen seines Widerstandes gegen die Einführung der Inquisition zu Neapel von Karl V. seiner Güter beraubt wurde, traf auch T. die Ungnade des Kaisers. Nachdem er, eine andere Zuflucht suchend, sich an verschiedenen Orten aufgehalten, kam er 1556, von Allem entblößt, nach Ravenna, von wo ihn der Herzog von Urbino nach Pesaro berief. Im Jahre 1563 ward er erster Sekretär des Herzogs Wilhelm von Mantua; † 1569 als Gouverneur von Ostiglia. Sein Hauptwerk ist „L'Amadigi“ (Vened. 1560), ein romantisches Epos in 100 Gesängen nach spanischen Originalen, ein bedeutendes Talent verrathend, das nur durch den höheren Ruhm seines Sohnes verdunkelt wurde. Ein anderes größeres Gedicht „Floridante“ ward von seinem Sohn vollendet. Seine Briefe (herausgegeben von Seghezzi, Pad. 1733

bis 1751, 3 Bde.; deutsch von Jagemann) sind für die politische und Litaraturgeschichte seiner Zeit wichtig.

2) **Torquato**, Sohn des Vorigen, sowohl durch seinen Dichterruhm, als seine Schicksale bekannter geworden als der Vater, geboren 1544 zu Sorrento, genoß seine erste Erziehung in Neapel unter den Jesuiten, dann bei dem wechselnden Aufenthalt seines Vaters an verschiedenen Orten, endlich in Pesaro gemeinschaftlich mit dem Sohn des Herzogs von Urbino und studirte seit seinem 13. Jahre zu Padua die Rechte, gab sich aber seiner Lieblingsneigung, der Poesie, hin und veröffentlichte, 17 Jahre alt, ein episches Gedicht „Rinaldo“. Da dasselbe Beifall fand, so gab er das Studium der Jurisprudenz auf und widmete sich zu Bologna philosophischen und literarischen Studien. Er begann hier den schon früher gemachten Entwurf zu einem epischen Gedicht von der Befreiung Jerusalms auszuführen. Indessen verließ er in Folge einer Kränkung Bologna bald wieder und ging nach Modena und von da wieder nach Padua, wo inzwischen Scipione Gonzaga eine Akademie gestiftet hatte, an deren Spitze er T. zu sehen wünschte. Während er hier fleißig Philosophie, namentlich platonische, studirte, arbeitete er zugleich an seinem Gedicht. Im Jahre 1565 berief ihn der Kardinal Lodovico von Este nach Ferrara und ernannte ihn zum Hofkavalier, damit er den glänzenden Festen beiwohnen könnte, die zur Vermählung des Herzogs Alfons II. mit einer Erzherzogin von Oesterreich veranstaltet wurden. Der Dichter ward hier mit großer Achtung aufgenommen, namentlich schenkten ihm die Schwestern des Herzogs, Lucrezia, die nachmalige Herzogin von Urbino, u. Leonore, ihre Gunst; auch der Herzog zeichnete ihn aus und munterte ihn zur Vollendung seines Epos auf. Im Jahre 1571 reiste er nach Vollendung der ersten 8 Gesänge mit dem Kardinal nach Frankreich, wo er am Hofe Karls IX. die huldvollste Aufnahme fand. Aus unbekanntem Grund nach Rom zurückgekehrt, trat er bald darauf in die Dienste des Herzogs Alfons von Ferrara. Hier schrieb er das Schäferspiel „Aminta“, welches sofort in Scene gesetzt ward. Nachdem er mehre Monate in dem reizend gelegenen Castel durante bei seiner Gönnerin, der Herzogin von Urbino, verweilt hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, wo er sein Epos im Frühling 1575 unter dem Titel „Goffredo“ vollendete. Der Herzog behandelte ihn seitdem mit verdoppelter Auszeichnung, und die Herzogin von Urbino, die wieder bei ihrem Bruder lebte, wünschte den Dichter stets um sich zu sehen, so daß er im November 1575 kaum die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom erhielt, um dort sein Gedicht nochmals einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. In Rom wurde T. dem Kardinal Ferdinand von Medici, nachmaligem Großherzog von Toskana, vorgestellt und von diesem aufgefordert, in seine Dienste zu treten, was T. jedoch aus Rücksichten der Dankbarkeit gegen das Haus Este ablehnte. Obwohl ihm nach seiner Rückkehr nach Ferrara die schöne Leonore Sanvitale, Gemahlin des Grafen von Scandiano, ihre Gunst schenkte, und der Herzog ihm das eben erledigte Amt eines Historiographen verlieh, ging seine von Natur ernste Gemüthsstimmung in krankhafte Reizbarkeit über. Ueberall glaubte er sich von Neidern und Feinden umgeben, und in dieser Gemüthsverfassung zog er 1577 eines Abends den Degen in den Zimmern der Herzogin von Urbino gegen einen ihrer Diener, worauf der Herzog ihn verhaften ließ. Bald wieder in Freiheit gesetzt, unterwarf er sich einer ärztlichen Behandlung, ward aber aus unbekanntem Grunde in das Franciskanerkloster zu Ferrara gebracht. Er ertrug die Gefangenschaft nur wenige Tage und entfloh am 20. Juli 1577 mit Zurücklassung seiner Papiere. Obwohl in Turin ehrenvoll aufgenommen, entwich er doch heimlich nach Rom und von da nach seinem Geburtsorte Sorrento zu seiner Schwester Cornelia, welche daselbst im Wittwenstand lebte. Von hier schrieb er an den Herzog und seine Schwester, erhielt aber keine Antwort. Trotzdem ging er nach Ferrara und ward hier wohlwollend aufgenommen, allein die Herausgabe seiner Manuskripte verweigerte ihm Alfons, da er ihn noch immer als einen Gemüthskranken betrachtete, in dessen Händen sie vielleicht vor Vernichtung nicht sicher wären. Zum zweiten Male floh daher T. aus Ferrara und wandte sich zum Herzog von Urbino und dann nach Turin. Hier fand er bei Filippo d'Este wohlwollende Aufnahme u. schrieb außer verschiedenen anderen Produktionen in Poesie und Prosa die zwei „Dialoghi della nobilità e della dignità“, welche zeigen, daß seine Geisteskräfte nur zu Zeiten in einem Zustande der Verwirrung waren In einem solchen aber entschloß er sich zu einer nochmaligen Rückkehr nach Ferrara, sah sich jedoch in der Hoffnung, die frühere Gunst des Herzogs wieder zu erlangen, getäuscht; von dem Fürsten nicht vorgelassen und von den Hofleuten verachtet ergoß er sich in lauten Schmähungen gegen Fürsten und Hof. Als dies dem Herzog hinterbracht wurde, ließ er ihn (März 1579) als einen Rasenden in das St.-Annenhospital bringen. Hier verlebte T. zuerst 2 Jahre in engem Gewahrsam in einem Zustande zwischen Gesund- und Kranksein. Oft hatte er ruhige Augenblicke, in denen er sich auf das schönste bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen aussprach. Am meisten Kummer machte ihm die Nachricht, daß sein Gedicht in höchst verstümmelter Gestalt zu Venedig erschienen sei, unter dem Titel „La Gerusalemme liberata“. Nach Ablauf jener 2 Jahre erhielt T eine bessere Wohnung und etwas mehr Freiheit, durfte Besuche empfangen und von Zeit zu Zeit ausgehen; darauf aber traten wieder verschärfte Maßregeln ein. Zu dieser Zeit veröffentlichten Salviati und de' Rossi, Mitglieder der Accademia della Crusca, eine schonungslose Kritik der „Gerusalemme liberata“, welche T. von seinem Gefängniß aus mit Würde und Mäßigung zurückwies. Inzwischen bot er alles Mögliche auf, seine Freiheit wieder zu erhalten. Er schrieb an Papst Gregor XIII., an den Kaiser Rudolf II., an fast alle Fürsten Italiens um Verwendung; Alle thaten ihr Möglichstes, der Herzog aber blieb unerbittlich. Erst als sich T.'s Zustand mehr und mehr verschlimmerte, ließ er endlich 1586 nach mehr als siebenjähriger Gefangenschaft den Dichter frei. Des Herzogs Schwager, Vincenzo Gonzaga,

brachte ihn nach Mantua, allein die dortige Luft war T. schädlich, u. er erhielt daher die Erlaubniß, nach Bergamo zu gehen, wo im Kreise seiner Verwandten und Freunde sein Gesundheitszustand sich in so weit besserte, daß er den „Floridante“ seines Vaters und sein bereits in Ferrara begonnenes Trauerspiel „Torrismondo“ umarbeiten und vollenden konnte. Nach dem Tode des Herzogs von Mantua begab er sich 1588 nach Monte Oliveto, wo er Ruhe zu finden hoffte. Da sich aber die Anfälle von Schwermuth erneuerten, so begab er sich nach Rom, wo er bei Sixtus V. wohlwollende Aufnahme fand, und von da mit dem Großherzog von Toskana nach Florenz. Allein die traurigen Erinnerungen an sein Hofleben verleideten ihm den Aufenthalt daselbst so, daß er bald nachher nach Neapel zu einem Freunde Manso, der ihn bereits in Monte Oliveto richtig zu behandeln gelernt hatte, ging, um bei ihm sich mit der Verbesserung und theilweisen Umarbeitung seiner Gedichte zu beschäftigen. Eine Frucht dieser Arbeiten ist die Verwandlung seiner „Gerusalemme liberata“ in eine „Gerusalemme conquistata“ (1593) und das Gedicht „Le sette giornate del mondo creato“. Inzwischen hatte Klemens VIII. den päpstlichen Thron bestiegen, und sein Neffe, der Kardinal di San Giorgio, ein Freund von Kunst u. Wissenschaft, versammelte die ausgezeichnetsten Männer Italiens um sich. Auch T. wurde von ihm nach Rom berufen und hatte sich hier von Seiten des Papstes und seines Verwandten der glänzendsten Aufnahme zu erfreuen. Intriguen vertrieben ihn jedoch bald wieder von da, und erst, als der Kardinal di San Giorgio, der T. in Rom zu fesseln wünschte, seinem Onkel vorschlug, T. in feierlicher Weise auf dem Kapitol zum Dichter zu krönen, kehrte dieser zurück. Aber bald darauf fiel er in ein hitziges Fieber und † im Kloster San Onofrio auf dem Janiculus, wohin er sich hatte bringen lassen, am 25. April 1595, wie es heißt, am Tage vor dem zu seiner Dichterkrönung festgesetzten. Er ward in der Kirche des genannten Klosters bestattet. Der Kardinal Bevilacqua von Ferrara errichtete ihm ein Denkmal, ein größeres ist ihm in neuerer Zeit gesetzt worden. T. gehört nach F. Schlegels Urtheil im Ganzen zu den Dichtern, die mehr nur sich selbst und ihr schönstes Gefühl darzustellen als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen und sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem großen Epos, welches die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon schildert, sind solche, die auch einzeln oder als Episoden in jedem anderen Werke schön sein würden und nicht wesentlich zum Gegenstand gehören. In seinen lyrischen Gedichten (Rime) ist eine Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel „Aminta“ erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt. T. ist ganz Gefühlsdichter und wie Ariosto ganz malerisch. Ueber seine Sprache ist ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volke mehr als Ariosto ist. Eine ausführliche Charakteristik T.'s als epischen Dichters findet sich in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur“ (Sept. und Okt. 1851). Unter einer Menge von Ausgaben von T.'s Werken ist die von Rosini (Pisa 1820 f., 30 Bde.) die vollständigste u. die mailänder der „Opere scelte“ (1823 f., 5 Bde.) die brauchbarste. Der „Rinaldo“ erschien zuerst Venedig 1562; die „Gerusalemme liberata“ verbessert zuerst Parma 1581. Die besten deutschen Uebersetzungen von letzterem Gedicht sind die von Gries (11. Aufl., Lpz. 1862, 2 Bde.) und Streckfuß (4. Aufl., das. 1847, 2 Bde.). „Auserlesene lyrische Gedichte“ übersetzte K. Förster (2. Aufl., Lpz. 1844). T.'s Biographie schrieb sein Freund Giamb. Manso (Neapel 1619), vollständiger Serassi (Rom 1785). Vergl. „T.'s Leben“ von Streckfuß, vor dessen Uebersetzung. Vgl. Rosini, Saggio sugli amori di Torquato T. e sulle cause della sua prigionia, Pisa 1832. Unächt sind die von dem Conte M. Alberti herausgegebenen „Manoscritti inedite di Torquato T.“ (Lucca 1837 f.). Vgl. Ranke, Zur Geschichte der italienischen Poesie, Berl. 1837.

Tassoni, Alessandro, italienischer Dichter, geboren 1565 zu Modena, studirte zu Bologna und Ferrara die Rechte, ward 1597 zu Rom Sekretär des Kardinals Colonna, den er dann nach Spanien begleitete, trat 1613 in spanische Dienste, dann in die des Kardinals Ludovisi und lebte später am Hofe des Herzogs von Modena, wo er 1635 †. T. hat zuerst in Italien in das komische Epos die Verbindung des satirischen Scherzes mit der romantischen Erzählung eingeführt. Von seinen Dichtungen ist das burlesk-epische Gedicht „La secchia rapita“ (Par. 1622; deutsch von Kritz, Leipzig 1842) hervorzuheben. Außerdem schrieb er „Considerazioni sopra il Petrarca“ (Rom 1609) und „Pensieri diversi“ (Vened. 1627). Eine Auswahl seiner Briefe veröffentlichte Zamba (Vened. 1827).

Taste (clavis), der Theil eines musikalischen Schlaginstruments, der beim Niederdrücken mit dem Finger sich hinten wie ein Hebel in die Höhe hebt und in Folge davon entweder durch den Schlag eines Hammers (wie beim Pianoforte), oder durch Oeffnen eines Ventils, wie bei der Orgel &c., die Saite, Pfeife oder Zunge zum Ertönen bringt. Sämmtliche zu einem Instrument gehörige T.n nennt man Tastatur oder auch Klaviatur.

Tastsinn (Gefühlssinn), derjenige Sinn, welcher über die ganze äußere Körperoberfläche verbreitet ist und uns über die in unserer unmittelbarsten Nähe befindlichen Dinge Auskunft gibt. Der T. verschafft uns zweierlei ganz verschiedene Empfindungen von specifischer Natur, nämlich die Empfindungen des Drucks und der Temperatur. Gehen die Druck- und Temperatureinflüsse über eine gewisse Grenze hinaus, so entsteht eine ganz neue Empfindungsform, nämlich der Schmerz. So viel man weiß, werden alle die genannten Empfindungen durch dieselben Nerven und Nervenendapparate uns zum Bewußtsein gebracht, über das Centralorgan derselben im Gehirn aber ist uns gar nichts bekannt. Außer der äußeren Haut ist auch die Schleimhaut der Mundhöhle, der vordere Eingang und Boden der Nasenhöhle, des Schlundkopfs und des Mastdarmendes mit T., d. h. mit dem Vermögen objektiver Druck-

und Temperaturwahrnehmungen, versehen. Die äußere Haut und die genannten Schleimhautpartien sind folglich das Organ des T.s, das **Tastorgan**. An allen jenen Stellen der Schleimhaut finden sich ebenso wie in der äußeren Haut die sogenannten **Tastwärzchen** oder Hautwärzchen (s. Haut), welche zum Theil die sensibeln Nervenenden, nämlich die meißnerschen **Tastkörperchen** (s. Haut), u. die von W. Krause entdeckten Endkolben sensibler Nerven enthalten. Wahrscheinlich sind an der Haut besondere Vorrichtungen vorhanden, um den Endausbreitungen der sensibeln Nerven die Druck- und Temperaturwirkungen zuzuleiten. Welches diese Vorrichtungen seien, ist allerdings noch unbekannt, man muß sie jedoch voraussetzen, weil Reizung der dem Druck- und Temperatursinn dienenden Nerven in ihrem Verlauf durch objektiven Druck oder objektive Temperatur keine entsprechenden Empfindungen, sondern Schmerzen hervorruft und weil nach Zerstörung einer Hautstelle die Temperaturwahrnehmung daselbst unmöglich ist. Da wir die Empfindungen, welche uns Druck- und Temperatureinflüsse verursachen, ohne Ausnahme in die betreffenden Körpertheile verlegen (von welchen her sie dem Gehirn zugeleitet wurden und uns hier zum Bewußtsein kamen), so unterscheiden wir auch zwei, im Uebrigen völlig gleiche Eindrücke, welche zwei verschiedene Hautstellen betreffen, als räumlich gesonderte. Die Organe des T.s sind also mit **Raumsinn** oder **Ortssinn** begabt. Außerdem fassen wir zwei auf das Tastorgan nach einander oder mit einander wirkende Einflüsse als zeitlich gesonderte oder als gleichzeitige auf. Man kann daher ebenso gut von einem **Zeitsinn** des Tastorgans, wie z. B. von einem Zeitsinn des Ohrs sprechen. Der Raumsinn zeigt an den einzelnen Körperstellen sehr verschiedene Grade von Schärfe. Nach E. H. Webers Angabe ermittelt man dieselbe am besten mit dem **Tastzirkel**, einem gewöhnlichen Zirkel, dessen Spitzen aber nicht so fein sein dürfen, daß sie die Haut verletzen. Die Spitzen des Zirkels setzt man auf irgend eine Hautstelle und bestimmt nun durch Versuche (bei geschlossenen Augen des zu Prüfenden) den kleinsten Abstand der Spitzen, bei welchem noch eine zweifache Berührung wahrgenommen wird. Der mit dem feinsten Raumsinn begabte Körpertheil ist die Zungenspitze. Hier beträgt der kleinste Abstand, bei welchem 2 Punkte noch als getrennt wahrgenommen werden $^1/_2$ Linie. An der ebenfalls noch feinfühligen Beugefläche des letzten Fingerglieds beträgt der Abstand bereits 1 Linie (der Raumsinn ist hier also nur halb so fein als an der Zungenspitze), an dem rothen Theil der Lippen, sowie an der Beugefläche des zweiten Fingerglieds 2 Linien, an der Nasenspitze 3 Linien, u. s. f. Am wenigsten scharf ist der Ortssinn der Haut in der Mitte des Oberarms und Oberschenkels, sowie an dem Rücken, denn hier muß der Abstand der Zirkelspitzen wenigstens 16 bis 30 Linien betragen, wenn letztere als räumlich getrennt wahrgenommen werden sollen. Fortgesetzte Uebung erhöht die Feinheit des Raumsinns, und zwar an sonst minder bevorzugten Stellen verhältnißmäßig mehr als an den seiner tastenden Hauptpartien. Besonders entwickelt ist der Raumsinn des Blinden. Dagegen nimmt der Raumsinn ab in Folge starker Dehnungen der Haut, z. B. der Haut des Bauches bei Schwangeren. Um die Gestalt der Gegenstände, deren gegenseitige Entfernungen 2c. zu beurtheilen, gebrauchen wir 2 verschiedene Hülfsmittel. Entweder kommt der Gegenstand in Berührung mit einer größeren Hautfläche und setzt gewissermaßen einen Abdruck auf derselben. Da uns nun die gegenseitigen Lagen und Abstände der berührten Hautstellen genau bekannt sind, so beurtheilen wir daraus unmittelbar die Größe und Gestalt der Gegenstände selbst. Oder wir betasten der Reihe nach immer neue Punkte des Gegenstandes mit denselben Stellen der Haut, wobei wir natürlich gewisse Bewegungen ausführen müssen. Aus der Größe und der Richtung der von uns hierbei vollführten Bewegungen schließen wir sodann auf die Größe und Gestalt des betasteten Gegenstandes. Hinter den Leistungen des Auges steht der T. in dieser Beziehung allerdings weit zurück. Wie schon erwähnt, haben wir die Tastempfindungen da, wo die betreffenden Nerven von den Tastobjekten selbst erregt werden, also an der Oberfläche des Körpers. Unter Umständen jedoch verlegen wir die Tastempfindungen nach außen, und zwar entweder in nervenlose Theile, welche mit der tastenden Fläche verbunden sind, oder sogar an das Ende eines mit der Haut in Berührung kommenden fremden Körpers. Die Haare z. B. leiten Bewegungen, welche ihnen mitgetheilt werden, bis zu den empfindenden Hautstellen, aus denen sie hervorwachsen, wir verlegen aber die dadurch bedingten Empfindungen in die an sich unempfindlichen Haare. Aehnlich verhält es sich mit den Nägeln und den Zahnkronen. Stemmt man einen Bleistift vermittelst eines Fingers, der auf das obere Ende des Bleistifts gelegt wird, gegen den Tisch, so entstehen, namentlich wenn der Finger Bewegungen vollführt, 2 Empfindungen, und zwar die eine da, wo der Finger den Bleistift berührt, die zweite am unteren Ende des Bleistifts; wir fühlen also mit vollkommener Deutlichkeit den Tisch selbst. Der Druck, welchen äußere Objekte auf uns ausüben, wird entweder unmittelbar geschätzt mittelst specifischer Tastempfindungen (Druckempfindungen), oder mittelbar dadurch, daß eine von uns gegen den drückenden Körper ausgeführte willkürliche Bewegung uns zum Bewußtsein kommt. Im letzteren Fall erschließen wir nämlich die Größe des Drucks oder Gewichts sowohl aus den begleitenden Muskelgefühlen, als auch aus der Schätzung des Kraftmaßes, des aufzuwendenden Willensimpulses, welchen wir nöthig haben, um dem Objekt Widerstand zu leisten oder um es zu heben. Die nämlichen Hülfsmittel dienen zur Wahrnehmung von Druckunterschieden (**Drucksinn**). Die Leistungen des Drucksinns hat E. H. Weber durch Versuche bestimmt, welche darin bestanden, daß je 2 Gewichte von wechselnder Schwere nach einander auf die durch eine Unterlage gestützte Hand gelegt und der durch das erste Gewicht ausgeübte Druck mit dem durch das zweite Gewicht ausgeübten verglichen werden. Nach E. H. Weber ist man im Stande, noch zwei Gewichte von einander zu unterscheiden, deren

Schwere sich wie 40 : 41 verhält, vorausgesetzt, daß die Gewichte weder zu schwer, noch zu leicht sind. Zunahme eines auf der Hand lastenden Drucks wird leichter wahrgenommen als Abnahme desselben. Der Drucksinn zeigt in den verschiedenen Bezirken der Haut geringere Unterschiede seiner Feinheit als der Raumsinn. Die Leistungen des Drucksinns sind geringer als die des Muskelgefühls; durch das letztere schätzen wir die Druckempfindungen, indem wir die Gewichte auf die Hand legen und zugleich Bewegungen mit der Hand ausführen. Bei gewissen Rückenmarkskrankheiten kann der Drucksinn in der Haut vollständig vernichtet sein, in den darunter liegenden Muskeln dagegen ungeschwächt fortbestehen. Ein solcher Kranker, welcher mittelst der Armmuskeln ein 30-Lothgewicht von einem 32-Lothgewicht unterscheiden konnte, war bei geschlossenen Augen nicht im Stande, ein auf die Hand gelegtes 5-Pfundgewicht zu bemerken.

Die zweite Art von specifischen Empfindungen, welche uns der T. ermittelt, sind die Temperaturempfindungen (Temperatursinn). Wir haben nur innerhalb ziemlich enger Grenzen wirkliche Temperaturempfindungen. Denn es verursacht uns z. B. das Wasser bei 55° C. keine eigentliche Wärmeempfindung, sondern ein leises Brennen, während es schon bei einigen Graden unter Null nicht eigentlich mehr als kalt empfunden wird, sondern uns Schmerzen verursacht. Temperaturempfindungen entstehen unter zweierlei Bedingungen, nämlich durch Temperaturveränderungen der Haut oder durch Wärmetransmission derselben. Kommt ein Körper, welcher dieselbe Temperatur besitzt wie die Haut, mit dieser in Berührung, so erscheint er uns weder kalt noch warm. Letzteres ist aber sofort der Fall, wenn jener Körper unsere Haut durch Zuleitung von Wärme höher temperirt oder wenn er sie durch Wärmeentziehung abkühlt. Beides muß übrigens mit einer gewissen Geschwindigkeit erfolgen; während dieser Aenderungen empfinden wir Kälte oder Wärme. Bleibt die Temperatur der Haut konstant, so haben wir keine oder nur sehr schwache Wärmeempfindungen; die verschieden temperirte Haut der Wangen, Hände und Füße z. B. erweckt in uns keine Temperaturempfindungen. Sind aber die bei konstanter Temperatur der Haut in einer bestimmten Zeit nach außen abgegebenen oder von da aufgenommenen Wärmemengen verhältnißmäßig bedeutend, so haben wir das Gefühl anhaltender Kälte oder anhaltender Hitze. Objektive Temperaturempfindungen entstehen somit nicht bloß bei Veränderungen der Hauttemperatur, sondern auch beim Durchgang bedeutender Wärmemengen durch die konstant temperirt bleibende Haut. Nach E. H. Weber vermögen wir zwischen 14° und 29° R. noch Temperaturunterschiede von $^1/_5$—$^1/_6$°, jedoch nur bei sehr großer Aufmerksamkeit, zu erkennen. Am bevorzugtesten sind in dieser Beziehung die Zungenspitze, die Gesichtshaut, die Finger. Die einzelnen Hautstellen unterscheiden sich übrigens in der Feinheit des Temperatursinnes bei weitem nicht in dem Grade wie bezüglich des Raumsinns. Die Fähigkeit für Temperaturwahrnehmungen wird durch verschiedene Umstände vorübergehend beeinträchtigt, so z. B. schon durch Eintauchen der Hand in Wasser von einigen 50°, durch Schmerzen verschiedener Art und dergleichen. Ist eine Hautstelle durch Eintauchen in niedrig temperirtes Wasser (z. B. von 10°) abgekühlt worden, so empfindet man beim Einbringen derselben in Wasser von z. B. 16° einige Sekunden hindurch Wärme, so lange nämlich, als die Hauttemperatur von 10 auf 16° steigt. Dann erst folgt anhaltendes Kältegefühl. Die jeweilige Temperatur der Haut veranlaßt also falsche Beurtheilungen der objektiven Temperatur. Schnelle Temperaturveränderungen der Haut bedingen lebhaftere Empfindungen. Kalte Körper, welche die Wärme gut leiten, wie Metalle, halten wir deshalb (weil sie der Haut die Wärme schnell entziehen) für viel kälter als andere gleichkalte, welche schlechte Wärmeleiter sind, wie z. B. Holz, Stroh ꝛc. Die Hand empfindet das gleiche Gefühl des Brennens bei Luft von 120°, bei Holz von 80° u. bei Quecksilber von 50°, weil die Luft langsamer als das Holz, dieses langsamer als das Quecksilber die Wärme an den Körper abgibt. Kleine Hautstrecken verursachen schwächere Temperatureindrücke als größere. Taucht man z. B. einen Finger der linken Hand in Wasser von 32° R., die ganze rechte Hand dagegen in solches von 28°, so erscheint uns letzteres gleichwohl wärmer als das erstere, während der Unterschied sofort den wirklichen Verhältnissen entspricht, wenn man beide Hände ganz eintaucht. Die Fundamentalarbeit über den T. verdanken wir E. H. Weber: Ueber Tastsinn und Gemeingefühl, in Wagners „Handwörterbuch der Physiologie“.

Tastu, Amable, französische Dichterin, geboren den 31. August 1795 zu Metz, geborne Voiart, seit 1816 Gattin des Buchhändlers Joseph Tastu, der den 22. Jan. 1849 als Bibliothekar von St. Geneviève zu Paris starb, veröffentlichte zuerst Gedichte in Musenalmanachen, dann „Poésies“ (Paris 1836; vermehrte Aufl. 1838, 1841, 3 Bde.) und „Poésies nouvelles“ (das. 1834). Sie weiß insbesondere dem Leben im häuslichen Kreise zarte poetische Beziehungen abzugewinnen; weniger gelingen ihr Gedichte von höherem Schwunge. Daher stehen ihre „Chroniques de France“ (Paris 1829), welche epische Dichtungen enthalten, hinter ihren lyrischen Ergüssen zurück. Später versuchte sie sich noch in verschiedenen Richtungen, auch in der Prosa, z. B. als Jugendschriftstellerin in der „Education matérielle“ (Paris 1836 und öfter, 4 Bde.). Im Jahre 1839 gewann sie mit ihrer Lobrede auf Frau von Sevigné den Preis der Akademie. Auch schrieb sie eine gedrängte „Histoire de la littérature allemande“ (Paris 1842).

Tatar-Bazar (Tatar-Bazardschik, d. i. Tatarenmarkt), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Edirné (Adrianopel), an der Maritza, hat Bäder, Reisbau, Handel und 10,000 Einw.

Tatarei (unrichtig Tartarei), im Mittelalter Name des mittleren Asiens, dessen gegen Westen heranstürmende Horden man unter dem Gesammtnamen der Tataren begriff. Später begriff man unter der kleinen oder europäischen T. die ehemaligen, jetzt europäisch-russischen Khanate Krim, Astrachan und Kasan, im engeren Sinne aber insbesondere die Krim und die Gegenden

am unteren Dnjepr und Don. Die große oder asiatische (freie) T., das weite Gebiet zwischen dem kaspischen Meer, Sibirien, der Wüste Gobi, Afghanistan und Persien umfassend, seit dem 13. Jahrhundert von ihrem Beherrscher, dem Sohne Dschingiskhans, auch Dschagatai genannt, kommt jetzt in den geographischen Werken theils unter dem allgemeinen Namen Turkestan, theils unter dem Namen der einzelnen dazu gehörigen Gebiete vor. Daneben sind auch noch die Namen chinesische oder hohe T. für den östlichen und freie T. für den westlichen Theil in Gebrauch, obgleich die dortige Bevölkerung keine tatarische ist.

Tataren, ursprünglich Name mongolischer Stämme (s. Mongolei), der aber in Folge des politischen Uebergewichts, welches diese Völker nach Dschingiskhan in Asien besaßen, auf alle Stämme übertragen ward, welche unter mongolischer Herrschaft standen. In linguistischen Werken wird tatarisch gegenwärtig in 2 verschiedenen Bedeutungen gebraucht, nämlich entweder, in Uebereinstimmung mit den Schriftstellern des Mittelalters, als Gesammtbezeichnung aller von den Nomadenstämmen Asiens gesprochenen Sprachen, oder als specielle Bezeichnung derjenigen Abtheilung der turanischen Sprachen, von denen die turkische das ausgebildetste Idiom ist. In letzterem Falle wird der Name T. jetzt fast allgemein von dem türkischen Zweig des ural-altaischen Stammes gebraucht, wie auch die zu diesem Zweige gehörigen Völker selbst den Namen vielfach angenommen haben. Diese tatarischen Völker, die sich in den nördlichen Küstenländern des kaspischen und schwarzen Meeres angesiedelt hatten, waren unter den Namen Komanen, Petschenegen und Bulgaren bekannt, als sie von den unter Dschingiskhans Sohn eindringenden Mongolenschaaren unterjocht wurden. Derselbe gründete das kaptschakische Reich, welches sich vom Dnjestr bis zur Jemba und der Kirgisensteppe ausdehnte und auch Rußland 2 Jahrhunderte lang in sich begriff. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts löste sich dies Reich des Khans der goldenen Horde, wie er genannt ward, auf, u. auf seinen Trümmern entstanden verschiedene kleinere Königreiche, unter denen die Krim, Kasan und Astrachan die wichtigsten waren. Da die Fürsten dieser Reiche Nachkommen Dschingiskhans sein wollten, so durften sie sich auch mongolische oder tatarische Herrscher nennen, und von ihnen erhielten dann auch ihre Heere oder Unterthanen, obwohl diese türkischer Abstammung waren, den Namen T., wie auch ihre Sprachen fortwährend als tatarische bezeichnet wurden, obwohl sie später dem russischen Scepter unterworfen wurden und die Herrschaft der mongolischen oder tatarischen Khane aufhörte. Die Erinnerung an ihren nicht tatarischen Ursprung lebt auch unter den sogenannten Tataren von Kasan und Astrachan fort, indem sie ihre Sprache Turki oder Turk nennen und Tatar als Schimpfnamen, etwa gleichbedeutend mit Räuber betrachten, wobei die dunkle Erinnerung an die einstige Unterjochung und Knechtung ihrer Vorfahren durch die Mongolen oder T. mitspielen mag. Die Umbildung des Namens T. in „Tartaren“ soll von König Ludwig XI. von Frankreich herrühren, der denselben von „Tartarus“, d. i. Unterwelt, Hölle, ableitete und damit die T. als der Unterwelt Entstiegene bezeichnen wollte. Ueber die tatarischen Sprachstämme s. Turan.

Tatianus, christlicher Apologet des 2. Jahrhunderts, aus Assyrien oder Mesopotamien gebürtig, war Rhetor in Rom, wurde durch Justinus Martyr zum Christenthum bekehrt, wandte sich dualistischen gnostischen Lehren zu und erwarb sich namentlich durch eine ascetisch-rigorose Sittenlehre Anhänger. Erhalten ist von ihm eine „Oratio ad Graecos“ (herausgegeben von Worth, Orf. 1700) und eine „Harmonia evangeliorum“. Vergl. Daniel, T., der Apologet, Halle 1837.

Tatihou, kleine befestigte Insel im Kanal (la Manche) an der Ostküste des französischen Departements Manche, dem Fort La Hogue gegenüber, gehört zum Arrondissement Cherbourg und deckt die Rhede von La Hogue.

Tatistschew, Dmitri Pawlowitsch, namhafter russischer Staatsmann, geboren 1769, war anfangs Gesandter in Neapel und Sardinien, dann seit 1815 in Madrid, wo er einen bestimmenden Einfluß auf die Politik des spanischen Hofes ausübte. In Folge der Revolution von 1820 abberufen, ging er bald darauf als Botschafter nach Wien, wo er eine lange Reihe von Jahren die Interessen Rußlands förderte. Im Jahre 1841 in den Ruhestand versetzt, blieb er Mitglied des russischen Reichsraths. Er † zu Wien den 30. Sept. 1845.

Tatius, Titus, nach der Sage König der Sabiner, von Cures, zog wegen des von den Römern an den Sabinerinnen begangenen Raubes gegen Romulus, besetzte den quirinalischen und dann den kapitolinischen Berg und beherrschte nach erfolgter Aussöhnung gemeinsam mit Romulus den Doppelstaat der Römer und Quiriten, in welchem die zweite Tribus nach ihm Tatienses oder Titienses genannt ward, bis er bei einem feierlichen Opfer zu Lavinium von Laurentern, die er beleidigt hatte, erschlagen ward. Sein Grab, bei dem alljährlich Todtenopfer gebracht wurden, ward auf dem aventinischen Berge gezeigt.

Tatowiren (Tätowiren), die Haut des Körpers mit allerlei Figuren verzieren. Dies geschieht, indem man mit spitzen Instrumenten Punkte oder leichte Einschnitte verschiedener Art in die Haut macht und diese mit Farben, Pulver oder bloß Seewasser einreibt, wodurch nach der Vernarbung die eingezeichneten Figuren unverlöschlich werden. Diese Sitte kommt schon im Alterthum bei einzelnen Völkern, namentlich Thraciern, vor, besteht gegenwärtig aber vornehmlich bei den Südseeinsulanern und mehren andern indianischen Völkerschaften. Die Figuren dienen in ihren verschiedenen Formen zugleich zur Unterscheidung der einzelnen Stämme, der Familien und des Ranges, zum Andenken an merkwürdige Ereignisse u. zum Zeichen geschlossener Bündnisse.

Tatra, der höchste Theil der Karpathen (s. d.).

Tatra-Füred, Badeort, s. v. a. Schmeks.

Tatu, s. v. a. Gürtelthier.

Tau, s. Tauwerk.

Tauben (Columbae), Vögelordnung, welche die

gleichnamige Familie (Columbinae) begreift, nach Andern Familie oder Gattung aus der Ordnung der Hühnervögel, wird charakterisirt durch den mit mehr oder weniger gewölbter Kuppe, an der Wurzel mit weicher Haut, worin die mit einer knotpeligen, bauchigen Schuppe bedeckten Nasenlöcher liegen, versehenen Schnabel mit nicht übergreifenden Kieferschneiden, die in gleicher Höhe mit den vorderen eingelenkte Hinterzehe, die kurzen Läufe, die langen und spitzen Flügel und den leichten und schnellen Flug. Die hierher gehörigen Vögel nähren sich von Sämereien und Körnern, nisten meist kunstlos auf Bäumen jährlich zweimal (gezähmt 3—5mal), leben streng monogamisch und atzen ihre anfangs blinden Jungen mit einem in ihrem Kropfe zubereiteten Futterbrei, später mit Körnern. Männchen u. Weibchen sind äußerlich nicht verschieden und brüten abwechselnd. Sie nützen durch ihr Fleisch und ihren Mist, welcher an 80 Proc. Stickstoff enthält (Columbine). Die T., als Ordnung betrachtet, bilden das Uebergangsglied von den Sperlings- zu den Hühnervögeln und, wie bemerkt, nur Eine Familie, welche früher auch nur Eine Gattung enthielt, jetzt aber in mehr als 20 Gattungen zerfällt. Von den bekannten 126 Arten leben 6 in Europa, 4 in Deutschland, letztere als Zugvögel, welche im März und April ankommen und im September wieder fortziehen. Die T. bilden zwei Gruppen, eigentliche T., mit kurzen Läufen und langen Flügeln, und Hühnertauben, mit längeren Läufen und kürzeren Flügeln. Zur ersteren gehören folgende Arten: Die Ringel- oder große Holztaube (*Columba palumbus L.*), an Kopf u. Kehle dunkelaschgrau, am Oberkörper graublau, an Hals und Brust heller aschgrau, mit grünlichem und purpurfarbenem Glanze, am Halse auf jeder Seite mit weißem Querfleck, am Bauch hell weißgrau, mit weißen obern Flügeldeckfedern u. am Außenrande weißen Schwungfedern, die größte europäische Art, 16½—17 Zoll lang, lebt in Süd- und Mitteleuropa, des Winters in Nordafrika, nistet in Nadelwaldungen, nährt sich von Nadelholzsamen, besonders Fichtensamen, weshalb sie in Nadelholzaussaaten manchmal Schaden stiftet, verschmäht aber auch andere Sämereien, Getreide 2c. nicht. Die kleine Holz- oder Hohltaube (*C. oenas L.*), am Kopf aschblau, am Hals grün- und purpurschimmernd, an der Brust rothgrau, am Bauch hell aschgrau, röthlich überlaufen, ohne Weiß an Flügeldeck- und Schwungfedern, wenig über 1 Fuß lang, hat mit der vorigen gleichen Aufenthalt, findet sich häufig in den deutschen Wäldern, nistet gern in hohlen Bäumen u. nährt sich von Sämereien. Die Haus- oder Feldtaube (*C. livea Briss.*, wilde Taube), schiefergrau, um den Hals mit grünem Schillerglanz, mit doppelter schwarzer Binde auf den Flügeln, am Rückenende weiß, bewohnt die felsigen Küsten Südeuropa's, Britanniens und des südlichen Norwegen, wo sie an höhlenreichen Orten oft sehr zahlreich ist, und wird von den meisten Ornithologen für die Stammmutter unserer zahmen Feldtauben gehalten. Von den zahlreichen (über 100) Spielarten der letzteren nennen wir: die gemeine Haustaube (*C. livea domestica*), bunt, mit weißem Bürzel; die Trommeltaube (*C. livea dasypus*), mit bis auf die Zehen befiederten Füßen; die Haubentaube (*C. livea cristata*), ebenso, aber mit einer Federhaube; die Schleier- oder Perückentaube (*C. livea cuculata*), mit aufgerichtet nach vorn stehenden Scheitelfedern; die türkische Taube (*C. livea turcica*), mit rother, warziger Wachshaut am Schnabel u. an den Augen und gelbem Schnabel; die Brieftaube (*C. livea tabellaria*), ebenso, aber mit weißer Wachshaut und mit nackten Augenlidern; die Kropftaube (*C. livea gutturosa*), dadurch ausgezeichnet, daß sie den Kropf bedeutend aufblähen kann; die Purzeltaube (*C. livea gyratrix*, Tümmler), die sich im Fluge zu überschlagen pflegt, eine der kleinsten T. Alle diese und andere Spielarten werden in Taubenschlägen gehalten und mit Sämereien verschiedener Art, die sie sich auf dem Feld und im Walde auch selbst aufsuchen, am besten mit glatten, runden, als Erbsen, Linsen, Wicken 2c., auch Gerste, Weizen 2c. gefüttert. Den meisten Nutzen gewähren sie durch ihr Fleisch, welches besonders von Jungen gesund und schmackhaft und als Kost für Kranke geeignet ist. Ueber ihre Verwendung als Brieftauben s. Taubenpost. Die Turteltaube (*C. turtus L.*), an der Stirn weißlich, am Scheitel und an einem Theile des Oberhalses hellblau, am Oberleib braungrau, auf jeder Seite des Halses mit einem schwarzen Fleck mit 3—4 weißen Querstreifen, mit rost- oder rosenroth eingefaßten schwärzlichen Deckfedern der Flügel, an der Brust blaß rosenroth, am Bauch weiß, die kleinste europäische Art, gegen 11 Zoll lang, findet sich in Europa, Asien und Afrika, bewohnt in Deutschland hauptsächlich die Fichten- und Kiefernwälder, nistet auf Bäumen u. wird häufig in den Häusern gehalten, wo sie selbst in der Stube nistet. Die Lachtaube (*C. risoria L.*), blaß röthlichweiß, mit weißem Bauch und einem halbmondförmigen schwarzen Fleck am Hinterhalse, 12 Zoll lang, bewohnt Afrika, das wärmere Asien, auch die Türkei und wird bei uns häufig in der Stube gehalten, wo man sie mit Weizen, Brodkrumen, Mohn, Hirse, Rübsamen 2c. füttert. Das Männchen läßt häufig einen lachenden Ton hören, daher der Name. Von den zahlreichen ausländischen T. ist besonders die Wandertaube (*C. migratoria L.*) hervorzuheben. Sie ist blaugrau, schwarz gefleckt, unten bis auf den weißen Bauch rostfarbig; die mittlern Federn des langen, keilförmigen Schwanzes sind schwärzlich, die seitlichen mit weißer Spitze. Diese Taube ist 14—16 Zoll lang und die geselligste von allen. Sie findet sich fast in ganz Amerika und soll auch einige Male in England geschossen worden sein. Merkwürdig sind ihre Wanderungen im Herbst und Frühjahr, die sie aber nicht sowohl wegen klimatischer Einflüsse, als vielmehr wegen Mangels an Nahrung unternimmt. Die Wandertauben durchziehen dann die Vereinigten Staaten von Nordosten nach Südwesten in ungeheurer Menge, so daß sie oft die Saaten meilenweit verwüsten. Audubon berechnet den wöchentlichen Bedarf eines ganzen Zugs solcher T. auf 1,712,000 Scheffel Sämereien. Nach Audubon zählt ein Zug manchmal über 20 Millionen und nimmt einen Raum von 8—10 englischen Meilen ein. Ihre gemeinsamen Brüteplätze ziehen sich oft bei einer Breite

von 4—5 englischen Meilen 50 Meilen weit durch die Wälder, so daß sich auf manchen Bäumen dann 50—100 Nester befinden, jedes aber nur mit Einem Jungen. Sie werden dann in Masse getödtet und als Wintervorrath eingemacht. Noch sind hervorzuheben die indische Gewürztaube (C. aromatica *Tem.*), gelblichgrün gefiedert, auf allen ostindischen Inseln einheimisch, wo sie sich besonders von Feigen nähren soll, und die Muskatentaube (C. oceanica *Tem.*), auf den Gewürzinseln, wo sie sich von den Früchten des Muskatnußbaums nährt und die Samenkerne unverdaut wieder von sich gibt, wodurch sie früher zum großen Verdruß der Holländer zur Verbreitung dieses Baums viel beigetragen hat. Von der Gruppe der Hühnertauben, die in Europa nicht vertreten ist, möchte die Hahnentaube (C. carunculata *Tem.*), in Afrika, durch die nackten Stellen und Fleischlappen des Kopfes den Hühnern ähnelnd, und die Kronentaube (C. coronata *L.*), auf den Molukken, mit einem fächerförmigen, senkrechten, großen Federbusche auf dem Kopf und 3 Fuß lang, zu erwähnen sein.

Taubenpost, die Verwendung von Tauben (Brieftauben) zur Beförderung von Briefen. Schon im Alterthum bediente man sich der Tauben zu diesem Zweck, namentlich im Orient. In neuerer Zeit wurden T.en besonders von Bankiers in großen Handelsplätzen unterhalten, um die Kursdifferenzen schnell weiter zu befördern. Die Erfindung und Vervollkommnung des elektromagnetischen Telegraphen hat aber dieselben größtentheils wieder verdrängt. Sie waren in sofern auch umständlich, als man die Brieftauben erst von dem Orte, wohin die Nachricht bestimmt war, herbeischaffen und der größeren Sicherheit wegen mehre Tauben mit derselben Nachricht absenden mußte. Der mit Wachs getränkte Brief ward ihnen unter den Flügeln befestigt. Eine Brieftaube legt in einer Stunde 25 Meilen zurück.

Tauber, Fluß im südwestlichen Deutschland, entspringt aus dem Taubersee, beim Dorfe Michelbach dicht an der bayerischen Grenze, fließt sofort nordöstlich in den bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, wendet sich dann aber nordwestlich wieder nach Würtemberg zurück, durchfließt dieses in einem nach Süden gewandten Bogen, tritt dann, wieder nordwestliche Richtung annehmend, bei Mergentheim in den badischen Unterrheinkreis ein und mündet hier nach einem 18 Meilen langen Laufe bei Wertheim links in den Main. Die T. ist nicht schiffbar; ihr bedeutendster Zufluß ist die Umpfer. Das Tauberthal ist meist tief und bringt vorzüglichen Wein (Tauberwein, dem Neckarwein ähnlich) namentlich im badischen Antheil hervor; dasselbe begreift den zum badischen Unterrheinkreis gehörigen fürstlich löwenstein-wertheimschen Taubergau. Nach der T. wurde der ehemalige badische Main- und Tauberkreis genannt, welcher den nordöstlichen Theil des jetzigen Unterrheinkreises umfaßte.

Tauber, Joseph Sami, namhafter österreichischer Dichter, geboren den 12. August 1822 zu Wien, wo er auch gegenwärtig lebt, machte sich durch „Gedichte“ (Lpz. 1847), ein Liederheft „Für Musik“, den Roman „Die letzten Juden“ (das. 1853, 2 Bde.; 2. Aufl. 1859), die Epigrammensammlung „Quinten“ (das. 1864) und die Uebersetzungen vieler jüdischen gottesdienstlichen Lieder ins Deutsche bekannt.

Tauber-Bischofsheim, s. Bischofsheim 1).

Taubert, Wilhelm, Klaviervirtuos und Komponist, geboren am 23. März 1811 zu Berlin, zeigte schon in früher Jugend vorzügliches musikalisches Talent, hatte Neithardt und Berger zu Lehrern im Klavierspiel, bezog in seinem 16. Jahre die berliner Universität, wo er philosophische Kollegien hörte, zugleich aber auch Harmonie- u. Kompositionslehre unter der Anleitung Bernhard Kleins studirte, und wirkte dann hauptsächlich als Musiklehrer, Componisteur und Klaviervirtuos, in welch letzterer Eigenschaft er auch mehre mit Erfolg gekrönte Koncertreisen unternahm. Im Jahre 1831 übernahm er die Leitung der berliner Hofkoncerte, u. 1841 ward er als Kapellmeister bei der königlichen Oper angestellt. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der musikalischen Komposition und leistete in allen Gediegenes, jedoch gelang ihm vornehmlich das Zarte, Naive, unter Umständen auch das Burleske und Komische, und seine besten Kompositionen sind daher vorzugsweise Lieder und kleinere Charakterstücke für das Pianoforte. Geringeren Erfolg hatten seine Opern: „Die Kirmes“ (Text von E. Devrient), „Der Zigeuner“, „Marquis und Dieb“, „Blaubart“ und „Macbeth“. Die Anzahl seiner Werke beläuft sich auf nahezu 150. Zu erwähnen sind noch seine Koncertouverture zu „Tausend und eine Nacht“, sowie die Musik zu Euripides' „Medea“ und Shakspeare's „Sturm“. Er rief im Winter 1842 die Sinfoniesoiréen der berliner Hofkapelle ins Leben, deren Direktion er anfangs mit Mendelssohn und Henning theilte, dann aber allein übernahm.

Taubheit (surditas), die höheren und höchsten Grade der Schwerhörigkeit (s. d., wo auch die Ursachen 2c. der T. besprochen sind). Fälle von absoluter T. sind selten und beruhen immer auf vollständiger Lähmung beider Gehörnerven, welche freilich sehr verschiedene Gründe haben kann. Vergl. Taubstummheit.

Taubmann, Friedrich, ausgezeichneter Gelehrter seiner Zeit, geboren 1565 zu Wonsees bei Baireuth, ward 1595 Professor der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften zu Wittenberg und † daselbst den 24. März 1613. Er that viel für Belebung der humanistischen Studien und bekämpfte mit den Waffen des Ernstes und Spottes die Verirrungen seiner Zeit. Man hat eine Sammlung seiner witzigen Einfälle und Aussprüche unter dem Titel „Taubmanniana“ (Frankf. und Leipzig 1713, zuletzt von Oertel, München 1831), die manche Zuthaten enthält. T. schrieb „Dissertatio de lingua latina“ (Wittenb. 1614) und bearbeitete den Virgil (das. 1618) und Plautus (das. 1605, 3. Aufl. 1621). Vergl. Ebert, Leben u. Verdienst T.s, Eisenberg 1814.

Taubnessel, Pflanzengattung, s. Lamium.

Taubstummenanstalten und Taubstummenunterricht. Die für Erziehung und Unterricht der Taubstummen bestimmten Anstalten sind die Erzeugnisse der seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervortretenden Humanitäts- und Wohl-

thätigkeitsbestrebungen. Damals traten dergleichen Anstalten zuerst ins Leben, und zwar durch die menschenfreundliche Thätigkeit zweier Männer, des Abbé Charles Michel de l'Epée, welcher 1760 eine solche auf eigene Kosten gründete, die erst 1791 zu einer Staatsanstalt erhoben ward, und Sam. Heinicke's, welcher den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen 1778 zu Errichtung einer öffentlichen Taubstummenanstalt in Leipzig veranlaßte. Seit jener Zeit haben es Staaten und andere Gemeinwesen für ihre Pflicht gehalten, für Erziehung und Unterricht der Taubstummen in besonderen Anstalten Sorge zu tragen. Trotz zahlreicher und großentheils gut ausgestatteter Anstalten dieser Art ist aber dem Bedürfniß bei weitem nicht Genüge geleistet, denn man hat berechnet, daß nur etwa der 30. Theil der auf der ganzen Erde lebenden bildungsfähigen (also im Alter von 5—15 Jahren stehenden) Taubstummen, in Deutschland allein ungefähr der 6. Theil, in ganz Europa der 12. Theil geordneten Unterricht erhält. Die Unterweisung eines taubstummen Kindes muß übrigens schon im älterlichen Hause beginnen, damit dasselbe auf den Besuch der Taubstummenanstalt vorbereitet werde. Auch möchte es räthlich sein, taubstumme Kinder, ehe sie in einer solchen Aufnahme finden können, die Ortsschule wenigstens in solchen Stunden besuchen zu lassen, worin es auf Aneignung technischer Fertigkeiten abgesehen ist, nicht allein um sie an den hierauf bezüglichen Uebungen Theil nehmen, sondern um sie auch des bildenden Umgangs mit vollsinnigen Kindern genießen zu lassen.

Der Taubstummenunterricht hat zunächst den Zweck, den Taubstummen dahin zu bringen, daß er Andere verstehe und sich ihnen verständlich machen könne, woran sich dann die Weckung und Uebung der geistigen Kräfte derselben, die Mittheilung der nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten anknüpft. Es handelt sich hierbei vor Allem um die Mittel, wodurch Lehrer und Schüler sich gegenseitig verständlich machen können, und deren Aneignung. Diese Mittel sind die Zeichen- und die Buchstabensprache. Zu der erstern gehören: die natürliche Zeichen- u. Geberdensprache, auf welche sich alle Menschen, besonders aber die Taubstummen, von Hause aus verstehen und die das unentbehrliche Verständigungsmittel für den anfänglichen Verkehr der zu unterrichtenden Taubstummen mit dem Lehrer und unter einander ist; die künstliche oder methodische Zeichen- oder Geberdensprache, die, fast in jeder Anstalt verschieden modificirt, schwer zu erlernen ist, den Taubstummen von dem Bemühen um Verständniß der geistigen Mienensprache abzieht und außerhalb der Anstalt fast gar nicht gebraucht werden kann. Buchstabensprachen sind die Finger- oder Handsprache, bei der die Buchstaben des Alphabets durch Finger- und Handbewegungen dargestellt werden (s. Geberdensprache); die Lippensprache, d. i. die Kunst, durch aufmerksames Beobachten der Bewegungen der Lippen, der Zunge und zum Theil auch der Gesichtszüge den Sprechenden zu verstehen und sich Andern auf dieselbe Weise verständlich zu machen, welche sich zwar der Taubstumme anfangs schwer aneignet, aber, wenn dies geschehen ist, vermöge seines sehr ausgebildeten Gesichtssinnes zu hoher Vollkommenheit bringt; die Schriftsprache und die Ton- oder Lautsprache. Zu letzterer den Taubstummen zu befähigen, muß als die höchste Aufgabe, nicht bloß als Mittel des Taubstummenunterrichts betrachtet werden, denn hat der Taubstumme dieselbe einmal erlernt, so ist jeder weitere Unterricht, jede geistige und intellektuelle Förderung desselben ungemein erleichtert. Obwohl der Taubstumme selbst begreiflicherweise die Lautsprache nicht verstehen lernt, so wird er doch befähigt, sie zu gebrauchen, und dadurch in den Stand gesetzt, im bürgerlichen Verkehr sich mitzutheilen und überhaupt zu bewegen. Was die Benutzung der angeführten Unterrichtsmittel selbst betrifft, so machen sich hier besonders zwei auseinander gehende Ansichten geltend. Nach der einen wird lautes Sprechen als das wichtigste Mittel zur Bildung der Taubstummen, nach der andern dagegen die Geberdensprache als die eigentliche Sprache der Taubstummen angesehen und bevorzugt. Erstere, namentlich von Pedro de Ponce, Bonet, Pereire, Amman, Raphel, Wallis, Holder, Heinicke und Graser vertreten, wird in deutschen Anstalten befolgt; letztere, besonders von de l'Epée, Sicard und Guyot vertheidigt, ist in den französischen, spanischen, portugiesischen, italienischen, russischen, polnischen, holländischen, belgischen, sowie auch in vielen englischen und nordamerikanischen Anstalten zur Norm erhoben. Ammans Methode, nach welcher die Taubstummen dadurch zum Sprechen gebracht werden, daß man sie dazu anhält, auf die bei jedem Laute sich verändernde Stellung der Sprachorgane und Mundtheile genau zu achten, sie mit dem Gesicht aufzufassen und vor dem Spiegel nachzuahmen, ist besonders von Heinicke weiter ausgebildet worden. In neuerer Zeit scheint man sich auch in Frankreich mehr und mehr von der Wichtigkeit des Sprechenlehrens für den Erfolg des ganzen Taubstummenunterrichts zu überzeugen, und es sind von Seiten der Staatsbehörde mehre darauf bezügliche Verfügungen ergangen. Als erster Taubstummenlehrer ist Pedro de Ponce, ein spanischer Mönch zu Sahagun, anzusehen, der 1570 vier Taubstummen Unterricht ertheilte. Vgl. Schmalz, Ueber die Taubstummen und ihre Bildung, Dresden und Leipz. 1848; Derselbe, Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten und des Taubstummenunterrichts, Dresden 1830.

Taubstummheit (aphonia surdorum, surdomutitas), Stummheit durch Taubheit bedingt, ist entweder angeboren, oder während der Kindheit vor der Zeit entstanden, in welcher die Kinder gewöhnlich sprechen lernen, nämlich vom $1\frac{1}{2}$—2., bis zum 6. oder 7. Jahre. Die Stimmwerkzeuge sind in der Regel von Natur aus vollkommen bei taubstummen Individuen, und diese sind nur deswegen stumm, weil sie taub sind, oder, mit andern Worten, sie sind unfähig, sich einer Sprache zu bedienen, da sie deren Töne und Laute nie vernommen, oder wieder verlernt haben und mithin keinen Versuch machen können, dieselben nachzuahmen. Allerdings bleiben die Stimme und die

Sprachorgane wegen ihres unterbliebenen Gebrauches zum Sprechen in ihrer Ausbildung zurück; die Zunge ist dick, schwerbeweglich, nur zum Kauen und Hinabschlucken geeignet; der kleine, nicht hervorspringende Kehlkopf läßt nur zeitweise unwillkürliche und unangenehm klingende Laute vernehmen; die Stimme ist rauh, unartikulirt, näselnd und pfeifend, oder springt plötzlich aus dem Basse in den Sopran über; die Silben werden schwierig oder gar nicht ausgesprochen, und die Artikulation ist mangelhaft. Da Taubstumme auf die Eindrücke des Gefühls und Tastsinns mehr zu achten genöthigt sind als die Vollsinnigen, so bringen sie es oft darin zu einem hohen Grad von Ausbildung, was ihnen zu einigem Ersatze des mangelnden Gehörs dient. Ihre gesunden Sinne, Gesicht und Gefühl, schärfen sich auf unglaubliche Weise, und sie wissen aus dem Mienenspiel der mit ihnen Sprechenden Vieles zu entnehmen. Nicht alle Taubstumme sind aber völlig gehörlos. Itard theilt sie in 3 Klassen, je nachdem sie erstens wohl die menschliche Stimme beim gewöhnlichen Sprechen, aber nicht die Sprache selbst hören, welche letztere ihnen als ein Gemenge undeutlicher und verworrener Schalle vorkommt, oder zweitens nur lärmende Geräusche, als Händeklatschen, Glockengeläute, den Donner, Schießgewehre 2c., hören, oder endlich drittens ganz gehörlos sind. Diese verschiedenen Grade der Gehörfähigkeit kommen indeß nur hinsichtlich der Schwierigkeiten des Unterrichts in Betracht, im Uebrigen und in Rücksicht auf die Folgen nicht, indem sowohl die Kinder der ersten Klasse, als der dritten zur Stummheit verdammt sind. In gebirgigen Gegenden kommt T. verhältnißmäßig häufiger vor als in den mehr ebenen, denn während sie sich hier wie 1 zu 1300—1500 verhält, so ist das Verhältniß in der cretinreichen Schweiz wie 1 zu 175. In Sardinien, im Schwarzwalde, in Savoyen, in den Kantonen Bern, Wallis und Aargau kommt sie nach den vorhandenen Zählungen am häufigsten vor. Man rechnet in Europa unter 240 Millionen Menschen 179,088 Taubstumme; in der Schweiz allein unter 935,972 Einwohnern 3406 Taubstumme; auf der ganzen Erde cirka 643,871.

Taucha, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Parthe, 2 Stunden nordöstlich von Leipzig, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat ein Schloß, starke Marktschuhmacherei, Kürschnerei, Fabrikation von Strohgeflechten, Posamentier-, Tischler- und Schlosserwaaren, Bierbrauerei und 2588 Einwohner. T. war bis ins 15. Jahrhundert eine wichtige Handelsstadt, gehört seit 1569 dem Rath der Stadt Leipzig und hat noch jetzt im September einen stark besuchten Jahrmarkt, welcher als Volksfest für Leipzig gilt.

Taucherapparate, Vorrichtungen, mittelst welcher man längere Zeit unter Wasser verweilen kann. Da die geschicktesten Taucher kaum länger als eine Minute in der Tiefe verharren und Fälle, in welchen ein Taucher 2 Minuten unter Wasser bleibt, zu den seltenen Ausnahmen gehören, so hat man sich bemüht, Mittel zu finden, um das Athmen unter Wasser möglich zu machen. Hermetisch anschließende Helme, welche den ganzen Kopf des Tauchers bedecken, gewähren nur geringe Hülfe, da die in ihnen enthaltene Luft sehr schnell ihres Sauerstoffs so weit beraubt wird, daß sie nicht länger eingeathmet werden kann. Geräumige Glocken, welche mit einem Seil in die Tiefe gelassen werden, bergen für den in ihnen sitzenden Taucher mehr Luft, aber auch diese ist bald verbraucht, denn sie wird schon in einer Tiefe von 10 Meter auf ihr halbes Volumen zusammengepreßt und dabei füllt sich in entsprechendem Maß die Glocke. Für längeren Aufenthalt unter Wasser wurden daher die Apparate erst geeignet, als man sie durch Röhren mit Pumpwerken in Verbindung setzte, welche sie fortwährend mit frischer Luft versorgten. Die Pumpe preßt ununterbrochen Luft in die Glocke, so daß diese ganz wasserleer wird und große Luftblasen an ihrem unteren Rande entweichen. Auf der Mosel arbeitet ein Taucherschacht, welcher zum Absprengen der das Flußbett verengenden Felsen bestimmt ist. Der Apparat besteht aus einem aufrechtstehenden Cylinder aus Eisenblech und ist unten offen und oben geschlossen. Er schwebt zwischen zwei Schiffskörpern und kann an einem Seil bis auf den Grund versenkt werden. Der obere Theil des Cylinders, welcher dann immer noch aus dem Wasser hervorragt, ist mit Glasscheiben versehen, um den Arbeitern Licht zuzuführen. Eine Dampfmaschine preßt Luft in den Cylinder, so daß das Wasser vollständig daraus entfernt wird. Durch eine besondere Kammer treten alsdann die Arbeiter in den Cylinder und steigen auf einer Leiter hinunter. Sind die Sprenglöcher gebohrt und geladen, so steigen die Arbeiter wieder in die Höhe, man läßt Wasser in den Schacht eintreten, bis die abzusprengenden Felsen 2—3 Fuß hoch damit bedeckt sind, und führt dann die Sprengung aus. Mit Hülfe der Maschine kann man das eingetretene Wasser wieder entfernen, so daß die Bruchsteine sofort beseitigt werden können. Dieser Apparat ist auch zum Ausführen von Bauwerken unter Wasser sehr geeignet. Der in den Cylinder eintretende Arbeiter empfindet einen momentanen Schmerz, welcher durch die komprimirte Luft hervorgebracht wird. Versenkt man sich aber mit der Taucherglocke in bedeutendere Tiefen, so wird in Folge des vergrößerten Druckes der Schmerz heftiger und anhaltender und kann beunruhigende Symptome herbeiführen. Der gewöhnliche Taucherapparat, bestehend aus einem wasserdichten Anzug und einem Helm, der mit der Pumpe verbunden ist, kann durch den plötzlich auf den Taucher einwirkenden Luftdruck geradezu gefährlich werden. Beim Niedersinken enthält die Lunge des Tauchers Luft von gewöhnlicher Spannung und wird daher durch die eingeathmete komprimirte Luft zusammengedrückt. Steigt dagegen der Taucher auf, so nimmt der äußere Druck sehr schnell ab und nun ist die Lunge der Gefahr ausgesetzt, durch die in ihr enthaltene dichtere Luft zerrissen zu werden. Sehr wichtig ist daher der neue Apparat von Rouquairol (Archiv für Seewesen, 1865), welcher den Taucher fortwährend mit Luft versorgt, deren Dichtigkeit der Tiefe, in welcher er sich befindet, entspricht. Der Taucher nimmt einen aus zwei Kammern bestehenden und mit komprimirter Luft gefüllten Apparat mit sich in die Tiefe. Indem er aber sinkt, funktioniren in dem Apparat ein

Kolben und ein Ventil, welche einerseits von dem Wasserdruck, andererseits von dem Luftdruck in der Lunge abhängig sind. Die eine Kammer enthält stets Luft von derselben Dichtigkeit wie die Luft in der Lunge und steht durch ein Rohr mit dem Munde in Verbindung. Die Nase wird mit einem Klemmer geschlossen, die ausgeathmete Luft durch ein Ventil entfernt. Mit diesem Apparat kann sich der Taucher während mehr als $^1/_4$ Stunde frei und ohne Beschwerden in der Tiefe bewegen, und da sein Körper durch keinen weiteren Apparat belästigt ist, so vermag er auch anstrengende Arbeiten unter Wasser auszuführen.

T. sind schon von Aristoteles beschrieben worden, 1538 versenkten sich im Beisein Kaiser Karls V. zwei Griechen in einem umgekehrten Kessel, Roger Baco beschreibt die Taucherglocke ausführlich und Sinclair erzählt, daß 1655 bei Mull versunkene Kanonen mit Hülfe der Glocke hervorgeholt worden seien. Die wesentlichste Verbesserung erfuhr die Taucherglocke durch Halley, aber Smeaton war der Erste, welcher der unter Wasser befindlichen Glocke mit Hülfe einer Druckpumpe Luft zuführte. Mit seinem Apparat sind in England viele Wasserbauten ausgeführt worden.

Tauchnitz, Karl Christoph Traugott, namhafter Buchdrucker und Buchhändler, geboren den 29. Okt. 1761 zu Großpardau bei Grimma, gründete 1796 zu Leipzig eine Druckerei, mit der er 1798 eine Verlagsbuchhandlung, 1800 eine Schriftgießerei verband und die er allmählig zu einer der größten typographischen Officinen Deutschlands erweiterte. Im Jahre 1809 erschienen die ersten Bände seiner Sammlung der klassischen Autoren, welche durch Eleganz und Wohlfeilheit eine mehr als europäische Verbreitung gefunden hat. Nachdem er 1816 eine Stereotypengießerei, die erste in Deutschland, errichtet, stereotypirte er seine Klassiker, sowie seit 1819 mehre Bibelausgaben für eigenen Verlag und auswärtige Bibelgesellschaften. Berühmt ist auch der von ihm in der Ursprache gedruckte Koran (1834). Auch Noten, z. B. Mozarts „Don Juan", stereotypirte er. Er † den 14. Januar 1836 in Leipzig. Sein Sohn, Karl Christian Philipp T., setzt das Geschäft in derselben Ausdehnung fort und vollendete unter Anderem 1840 zum vierten Jubiläum der Buchdruckerkunst die umgearbeitete Ausgabe der hebräischen Konkordanz von Buxtorf. Ein Neffe von diesem, Christian Bernhard T., geboren den 23. Aug. 1816, seit 1860 von dem Herzog von Koburg in den erblichen Freiherrenstand erhoben, begründete 1837 ebenfalls eine Buchhandlung und Buchdruckerei, aus welcher u. A. eine „Collection of British authors" (seit 1842 über 300 Bde.) hervorging.

Tauenzien (Tauentzien), Bogus law Friedrich Emanuel, Graf T. von Wittenberg, ausgezeichneter preußischer Feldherr, geboren den 15. Sept. 1760 zu Potsdam, Sohn des im siebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Vertheidigers von Breslau, Boguslaw Friedrich von T. (geboren 1714 im Lauenburgschen, † den 20. März 1791), trat in seinem 16. Jahre in Kriegsdienste, nahm an dem Feldzuge von 1793 Theil, ward 1795 Oberst und 1801 Generalmajor. Als solcher befehligte er 1806 ein vom Fürsten Hohenlohe bis Saalburg vorgeschobenes Beobachtungscorps, wurde zwar vom Marschall Soult nach Schleiz zurückgedrängt, bewerkstelligte aber dann trotz des unglücklichen Gefechtes vom 9. Okt. seinen Rückzug auf die Hauptarmee. Bei Jena befehligte er die Avantgarde des hohenlohe'schen Corps und kapitulirte dann am 28. Okt. bei Prenzlau. Nach dem Frieden zu Tilsit erhielt er als Generallieutenant das Kommando der brandenburgischen Brigade und betheiligte sich an der Reorganisation der Armee. Im Jahre 1813 zum Militärgouverneur zwischen der Oder und Weichsel ernannt, leitete er die Belagerung von Stettin bis zum Waffenstillstand. Nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten kommandirte er das 4. preußische Armeecorps, welches in der Schlacht bei Großbeeren (23. August) den linken Flügel bildete. Bei Blankenfelde in zwei Treffen aufgestellt, wies er sechsmal den Angriff Bertrands zurück und trug dadurch wesentlich zum Siege bei. Ebenso ruhmvoll vertheidigte er zu Anfang der Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.) seine Stellung bei Jüterbogk und vereitelte dadurch die Vereinigung des von Wittenberg herkommenden Marschalls Ney mit dem gegen Berlin operirenden Corps der französischen Armee. Als nach der Schlacht bei Dennewitz die Nordarmee sich der Elbe näherte, deckte T. ihren linken Flügel und überschritt dann am 5. Okt. bei Roßlau den Fluß. Als am 11. Okt. die Nordarmee und die schlesische vereint über die Saale gingen, um Napoleon auszuweichen, ward sein Corps zur Deckung des Uebergangs über die Elbe bei Dessau zurückgelassen. Zwei französische Corps zwangen ihn jedoch, sich bis in die Nähe von Potsdam zurückzuziehen. Nach der Schlacht bei Leipzig zwang er Torgau zur Kapitulation (26. Dec.) und nahm Wittenberg in der Nacht vom 13.—14. Januar 1814 mit Sturm, wodurch er sich das Ehrenprädikat „von Wittenberg" erwarb. Auch Magdeburg fiel nach engerer Einschließung am 24. Mai. Im Feldzuge des folgenden Jahres erhielt T. das Kommando des 6. Armeecorps, doch war, als er den französischen Boden betrat, der Krieg durch die Schlacht bei Waterloo bereits entschieden. Nach dem Frieden erhielt T. den Oberbefehl über das 3. Armeecorps. Er † als Kommandant von Berlin den 20. Febr. 1824.

Tauern, Name der Haupt- und Centralkette der norischen Alpen, bildet die Fortsetzung der Centralalpen Tyrols und reicht vom Dreiherrnspitz gegen Osten längs der Südseite des Salzthals bis zu den Quellen der Mur und Ens. Ihre höchsten Gipfel erheben sich bis zu 11,000 und 12,000 Fuß, während die Kammeinschnitte 6 — 7000 Fuß Meereshöhe haben. Hierher gehören in der Reihenfolge von Westen nach Osten der sulzbacher Kees oder Venediger (11,349 Fuß), der Großglockner (12,158 F.), das große Wiesbachhorn oder Krummhorn (11,013 F.), der Hochnarr (10,032 F.), das Hochkar (10,347 F.), der Ankogel (10,014 F.) und die Hafnerspitz (9425 F.). Weiter ostwärts schließen sich die steierischen Alpen an, die sich an den Quellen der Mur und Ens in zwei von der Mur geschiedene Ketten theilen, wovon die südlichere, höhere in ihrem westlichen, noch bis über 8000 Fuß ansteigenden Theil

auch noch den Namen T. führt. Hier erheben sich der radstadter T., der Hochgolling (8804 Fuß), die rottenmanner T. mit dem Kieseck (8232 F.), der Gamskogel (6649 F.), der Bösenstein (7523 F.) ꝛc. Kunststraßen führen von Radstadt über den radstadter Tauernpaß (4950 Fuß) nach St.-Michael und von Lietzen über Trieben, den rottenmanner Tauernpaß (etwa 5000 Fuß) nach Judenburg. Die centrale Hauptkette der T. besteht aus krystallinischen Schiefern (Gneis, Glimmerschiefer, Talk- und Chloritschiefer) mit eingelagertem körnigen Kalkstein und Serpentin, hier und da auch von Granit durchsetzt. In den tiefen Parallelthälern zu beiden Seiten tritt die Grauwackenformation auf.

Taufe (baptismus), das Sakrament, durch welches der Täufling nach vorhergegangener Ablegung des christlichen Glaubensbekenntnisses und nach einer dreimaligen Besprengung auf den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wird. Heilige Waschungen findet man fast bei allen alten orientalischen Völkern, und Spuren von feierlicher Lustration neben der Beschneidung (s. Proselyten) auch bei den Juden schon in den ältesten Zeiten. Die körperliche Reinheit galt als das Symbol der inneren Reinheit. Durch die Wassertaufe weihete schon Johannes der Täufer Alle, welche Buße thun wollten, für das bald zu eröffnende Gottesreich, und auch Jesus empfing diese T. im Jordan. Letzterer befahl seinen Jüngern vor seinem Scheiden, hinauszugehen in alle Welt und zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und den Täufling zu lehren, seine Gebote zu halten. Die Apostel geben dem Taufakt nicht nur eine rein sittliche Ausdeutung, sondern bezeichnen die T. auch als ein Bad der Wiedergeburt und setzen sie selbst mit dem Tode Christi in Parallele. Dabei dachten sie nicht an eine unmittelbare Wirkung der T. zur Sündenvergebung und Geistesmittheilung, vielmehr sahen sie in ihr nur eine symbolische Bestätigung der Buße und somit der Aufnahme in die heilige Gemeinschaft Christi mit ihren Verheißungen und Verpflichtungen. Der Hang zum Mysteriösen ließ jedoch schon seit dem 2. Jahrhundert die Christen eine tiefgreifende mirakulöse Wirkung in der T. finden. Man erwartete von ihr innerliche Reinigung, Sündenvergebung, Geistesmittheilung ꝛc. Die Sündenvergebung bezog man auf die Vergebung der Sünden vor der T., daher die Verschiebung der T. bis ans Lebensende (procrastinatio baptismi) sehr häufig war. Erst Augustin aber gab durch seine Lehre von der Erbsünde der T. eine dogmatische Unterlage und bewies ihre absolute Nothwendigkeit. Mit ihr ist nun verbunden der Erlaß aller Sünden, der Erbsünde und der Thatsünden. Die Erbsünde wird durch sie ganz ausgetilgt, die Fleischeslust bleibt zwar noch in dem Getauften, hat jedoch den Charakter der Sünde nicht. Die Wiederholung der T. war eine große Streitfrage namentlich in Bezug auf die Ketzer. Während die von Ketzern verrichtete T. (Ketzertaufe) bis nach der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts für ungültig galt, sprach sich die Kirche später dahin aus, daß der Ketzer beim Uebertritt zur orthodoxen Kirche nicht wiederum zu taufen sei. Wie es nur Eine Geburt gäbe, so gäbe es auch nur Eine T. Jetzt steht als Ansicht der katholischen Kirche fest, daß Alle, welche auf die Trinität getauft sind, nicht wieder getauft werden dürfen. Nach den protestantischen symbolischen Büchern wird durch die T. Vergebung der Sünde und die Gnadengabe des heiligen Geistes gewährt, nur soll man diese Wirkung nicht in dem Wasser, welches auch nach der Konsekration der Substanz Wasser bleibt, sondern in dem damit sich verbindenden Wort Gottes suchen. Auch wird auf Seiten des Täuflings zur sakramentirlichen Wirkung Glaube vorausgesetzt. Die T. muß geschehen im Namen der Trinität. Das dabei übliche Kreuzeszeichen, sowie die Handauflegung gelten als indifferent. Der Zweck der T. ist ein doppelter, einmal die Gnade der Wiedergeburt, dann die Aufnahme in die Christengemeinschaft. Eine rechtmäßig geschehene T. kann an demselben Individuum nicht wiederholt werden. Auch der reformirten Kirche ist die T. ein Gnadenmittel; was die Zeichen abbilden, wirkt innerlich der heilige Geist. Sofern die Reformatoren die T. als nothwendig zur Seligkeit ansahen, indem durch sie die Erbsünde getilgt wird, mußten sie auch die Kindertaufe beibehalten. Neuerlich hat man mehr auf die Nützlichkeit derselben hingewiesen und sich auf das Beispiel Christi, der die Kinder zu sich rief, sie segnete und ihnen das Himmelreich aufschloß (Marc. 10, 13—16), auf das allgemeine Bedürfniß der Erlösung, auf die Verpflichtung der Aeltern und Taufzeugen in der T., die christliche Erziehung der Kinder zu fördern ꝛc., berufen. Dagegen ist bemerkt worden, daß kein Befehl Christi und der Apostel für die Kindertaufe vorliegt, daß die Kinder zum Glauben und zum Gelübde, die zum Wesen der T. gehören, nicht befähigt sind, und daß eine übernatürliche Wirkung der T. keine Begründung in der Schriftlehre hat. Andere verwarfen dagegen die Kindertaufe gänzlich, so die Wiedertäufer (Anabaptisten), welche eine Wiederholung der T. an den Erwachsenen statuirten. Auch die socinianischen Unitarier halten die Kindertaufe für unnütz, ob sie gleich dieselbe dulden. Ihnen, sowie den Arminianern ist die T. überhaupt kein Sakrament, sondern ein Initiationsritus, eine Verpflichtung für die an Christus Glaubenden. Auch die Quäker verwerfen die Kindertaufe und betonen dagegen die Geistestaufe. Endlich weisen auch die Baptisten Englands und Nordamerika's die Kindertaufe zurück. Die T. soll regelmäßig von dem ordinirten Geistlichen verrichtet werden. Nur in Nothfällen lassen alle Kirchen eine Laientaufe (Nothtaufe) zu, doch ist dieselbe nachher vom Geistlichen zu bestätigen. Bei der Administration der T. ist in der katholischen und protestantischen Kirche nur die Applikation reinen Wassers an den Täufling unter wörtlicher Beziehung auf die 3 Personen der Trinität für wesentlich geachtet worden. Die Applikation des Wassers kann Untertauchung (immersio) oder Besprengung (adspersio oder infusio) sein. Der erstere Taufmodus ist in der apostolischen wie in der urchristlichen Kirche üblich gewesen und findet

noch jetzt in der morgenländischen Statt. Erst seit dem 14. Jahrhundert, auf dem Koncil zu Ravenna 1311, wurde die Besprengung (wahrscheinlich aus Gesundheitsrücksichten) erlaubt. Nur die anglikanische Kirche pflegt jetzt noch gesunde Kinder in das Taufwasser einzutauchen. In der griechischen, besonders russischen Kirche erfolgt die T. gleich nach der Geburt des Kindes. Der Exorcismus (s. d.) ist in der protestantischen Kirche meist abgeschafft worden. Nach katholischen und protestantischen Kirchengesetzen soll die T. regelmäßig in der Kirche an dem Taufstein verrichtet werden. Seit dem 2. Jahrhundert verrichtete nur der Bischof die T., daher sie in den Kathedralkirchen vorgenommen wurde, welche besondere Taufkapellen (Baptisterien) hatten. Als die Kindertaufe aufkam, wurden in den Diöcesen einzelne Taufkirchen dazu bestimmt. Nachdem aber auch den Pfarrern die Verrichtung der T. zugewiesen worden, brachte man in jeder Kirche Taufsteine an. Später wurden Haustaufen üblich, mehr noch bei den Protestanten als bei den Katholiken. In der reformirten Kirche werden letztere nicht geduldet. Tauffähig sind nur menschlich gebildete lebendige Kinder. Bei der T. findet nach Luc. 1, 59 wie bei der jüdischen Beschneidung eine Namengebung Statt. Ueber die Taufzeugen s. Pathen. Die T. erscheint nach jetziger Rechtsordnung als nothwendige Handlung. Sie kann daher gegen den Willen der Aeltern erfolgen, und es kann dafür eine Frist auferlegt werden. Ueber die T. selbst muß der Geistliche ein Register führen (Kirchenbuch, Taufbuch); die formellen Extrakte daraus (Taufzeugnisse) gelten als öffentliche Urkunden. Vergl. Höfling, Das Sakrament der T., Erlangen 1846 — 48.

Taufgesinnte, s. v. a. Wiedertäufer.

Taufname (Vorname), der Name, der dem Christen bei der Taufe (s. d.) beigelegt wird. Bei den Juden und Mohammedanern pflegt die Namengebung bei der Beschneidung Statt zu finden. Die Kirche forderte von der ältesten Zeit her passende, durch ihre Geschichte und Zwecke geweihte, oder doch die letzteren nicht verleugnende T.n. Nach dem Aufkommen bleibender Geschlechtsnamen setzte man die T.n als Vornamen vor dieselben, und mit der Sitte, mehre Pathen zu stellen, kamen auch mehre T.n auf. Vergl. Dolz, Die Mode der T.n, Leipzig 1825; Beleze, Dictionnaire des noms de baptême, Paris 1863. Vergl. auch Name.

Tauler, Johann, einer der hervorragendsten deutschen Mystiker, geboren 1290 zu Straßburg, trat, einem bedeutenden Erbe entsagend, in den Dominikanerorden und widmete sich dann zu Paris theologischen Studien. In der scholastischen Theologie keine Befriedigung findend, wandte er sich mit Vorliebe der mystischen Spekulation zu und widmete sich zu Straßburg und seit 1338 zu Basel der Predigt und Seelsorge, selbst während eines vom Bischof von Basel verkündeten Interdikts und unter den Schrecken des schwarzen Todes. Deshalb dann verbannt, wandte er sich nach Köln, lehrte aber später nach Straßburg zurück und † daselbst den 16. Juni 1361. Seine Predigten (Leipzig 1498) und Erbauungsschriften, unter denen die „Nachfolge des armen Lebens Christi“ (Köln 1548) den ersten Rang einnimmt, zeichnen sich durch lebendige und anschauliche Darstellung und treffende, populäre Schrifterklärung aus. Ob die unter seinem Namen erhaltenen geistlichen Lieder ihm wirklich angehören, ist zweifelhaft. Er bediente sich in Predigten und sonstigen Schriften stets der deutschen Sprache. Schlosser lieferte eine gute neuhochdeutsche Bearbeitung der „Predigten“ (Frankf. 1826, 3 Bde.) und der „Nachfolge des armen Lebens Christi“ (das. 1833). Vgl. Schmidt, Johann T. von Straßburg, Hamburg 1841.

Taulignan, Stadt im französischen Departement Drôme, hat Fabrikation von Seidenwaaren und Fayence, Handel damit und mit Wein, Oel, Leder und Trüffeln und 2190 Einwohner.

Taumago, Insel des Santa-Cruzarchipels im südwestlichen Polynesien, hat Kokospalmen und Zuckerrohr.

Taunton, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, am Tone und an der Eisenbahn von Bristol nach Exeter und Plymouth, hat eine alte schöne gothische Kirche, ein Gerichtshaus, eine Markthalle, ein Museum mit Bibliothek, eine lateinische Schule, ein Seminar der Wesleyaner, ein Handwerkerinstitut, ein Krankenhaus und andere milde Stiftungen, Seidenfabrikation, Maschinenbau, Viehhandel und 14,667 Einwohner. T. wählt 2 Mitglieder in das Parlament. — 2) Zweite Hauptstadt der Grafschaft Bristol im nordamerikanischen Staat Massachusetts, am gleichnamigen Fluß, welcher 5 Meilen unterhalb in die Narragansetbai des atlantischen Oceans mündet, und an der Eisenbahn von Boston nach New-Bedford, hat 11 Kirchen, ein Gefängniß, einen schönen Gottesacker, Fabrikation von Leder, Papier und Eisenwaaren, Maschinenbau und 15,380 Einwohner.

Taunus (auch die Höhe genannt), ein zum niederrheinischen Gebirge gehöriger Gebirgszug im westlichen Deutschland, hauptsächlich im (ehemaligen, seit 1866 mit dem Königreich Preußen vereinigten) Herzogthum Nassau, breitet sich mit seinen Nebenzweigen und Vorbergen über den südlichen Theil dieses Herzogthums, zwischen dem Main, Rhein und der Lahn, aus und ist ein in seiner gesammten Ausdehnung wohl 24 Stunden langes, mit Wald bedecktes Gebirge, welches meist in der Gegend von Wetzlar aus dem Lahnthal ansteigt und, anfangs als ein mäßig hoher Bergrücken, die Westseite der Wetterau begrenzt, dann in südwestlicher Richtung sich durch die Landgrafschaft Hessen-Homburg und das Herzogthum Nassau, über Oberursel, Kronberg, Königstein und Eppstein nach Schlangenbad fortzieht, sich von da, durch ein kleines Nebenthal unterbrochen, unter dem Namen des Rheingaugebirges fortsetzt und bei Rüdesheim und Lorch am Rhein endigt, nach Süden in den Rheingau abfallend. Doch begleiten von da Vorberge des T. den Rhein noch weiter und erstrecken sich bis an die untere Lahn. Die Hauptkette des T. läuft ziemlich lang parallel mit dem Main und Rhein, doch von dem ersteren meist in einer Entfernung von 4 Stunden; dem Rhein naht sie sich aber immer mehr, bis zuletzt ihre Vorberge das rechte Ufer desselben bilden. Auf der Südseite ist der Abfall des Gebirgs ziem-

lich steil, noch steiler aber auf der Westseite von Bingen bis Lahnstein, wo er mit seinen obst- und rebenreichen, von Burgruinen gekrönten Höhen einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Auf der Nordseite fällt das Gebirge weniger steil ab, doch treten felsige Verzweigungen desselben bis hart an die Lahn vor. Der wenig geschlossene Hauptkamm des Gebirgs hat eine mittlere Höhe von 1500 Fuß, über welche sich seine Gipfel in Gestalt abgerundeter Kuppen und abgestumpfter Kegel noch um 900 — 1200 Fuß erheben. Die höchsten liegen im nordwestlichen Theil des Gebirgs. Der höchste Punkt ist der große Feldberg (s. d., 2708 Fuß) bei Königstein. Südwestlich von diesem erhebt sich der kleine Feldberg (2547 Fuß), von diesem südlich der Altkönig (2429 Fuß) mit einem kolossalen Steinwall. Im mittleren Theil der Kette sind zu bemerken der Rossert (1520 Fuß), der Stauffen (1285 F.), der Trompeter (1483 F.) und die Platte nördlich von Wiesbaden (1511 F.); weiter nach Südwesten die hohe Wurzel (1781 F.), die kalte Herberge (1720 F.), die hallgarder Hange. Die höchste Spitze des Rheingangebirgs ist der Rabenkopf (1720 Fuß), der südwestlichste Ausläufer der Niederwald (1015 F.) zwischen Niederrhein und Asmannshausen. Die Hauptmasse des Gebirgs besteht aus Thonschiefer, der hier und da in Talkschiefer übergeht und auf den Höhen von Quarz überlagert wird, der hier und da riffartige Bildungen zeigt. Nach Norden schließen sich Grauwackenbildungen an. Auch wird das Gebirge hier und da, besonders zwischen Wiesbaden und Naurod, von Basalt durchsetzt. Bergbau findet auf dem T. nicht Statt, indem die kupfererzhaltigen Gänge bei Naurod und Königstein, sowie die Schwefelkieslager bei Wildsachsen unweit Eppstein den Abbau nicht lohnen. Die Waldungen bestehen an den Abhängen meist aus Buchen, auf den Hochflächen aus Fichten. Ueberall, wo der Boden sich dazu eignet, ist das Gebirge wohl angebaut, und an den südlichen Abhängen finden sich herrliche Weinpflanzungen, welche die edelsten Rheinweinsorten liefern, Obsthaine, Kastanienwäldchen und selbst Mandelbäume. Von den zahlreichen Gewässern des T. fließt die Use östlich der Wetter, die Schwarze südlich dem Main, die Wisper westlich dem Rhein zu, während die mit längerem Lauf, wie die Aar, Ems und Weil, nach Norden zur Lahn abfließen. Der T. ist besonders durch die Menge seiner Mineralquellen berühmt, deren mehr als 40 bekannt und größtentheils benutzt sind, und von denen mehre zu den berühmtesten Deutschlands gehören (Wiesbaden, Schwalbach, Selters, Homburg, Schlangenbad, Soden, Ems ꝛc.). Der südliche Abhang des T. wird von der 1840 eröffneten Taunuseisenbahn begleitet, welche von Frankfurt a. M. aus auf dem rechten Mainufer nach Kastell (Mainz gegenüber) und von da nach Biebrich und Wiesbaden führt.

Tauposee, See auf Eaheinomauwe, der Nordinsel von Neuseeland, hat 14 □Meilen Flächenraum und zahlreiche Schwefelquellen.

Taurien, das südlichste Gouvernement des europäischen Rußland, begreift die Halbinsel Krim (s. d.) mit der Halbinsel Kertsch und dem Stadtgouvernement von Kertsch-Jenikalé und die von der Krim durch das todte Meer getrennte und bloß durch die schmale Landenge von Perekop damit zusammenhängende, vom unteren Dnjepr ostwärts bis zum Küstenfluß Berda reichende nogaische Steppe und hat einen Flächenraum von 1161,12 □Meilen mit (1861) 546,781 Einwohnern. Ueber die natürliche Beschaffenheit der Krim s. d. Die nogaische Steppe ist größtentheils öde, wasser- und holzarm, mit holzigem, zum Ackerbau sich nicht eignendem Boden, aber mit weiten Grasflächen, welche die Viehzucht begünstigen. Das Klima ist im Allgemeinen mild. Hauptbeschäftigung der Bewohner des Gouvernements ist Ackerbau und Viehzucht; die wichtigsten Produkte sind: Getreide, Gemüse, Flachs, Hanf, Obst und verschiedene Handelsgewächse, treffliche Pferde, schönes Rindvieh, feinwollige Schafe, Kameele, Ziegen ꝛc. Bienenzucht und Fischerei sind ebenfalls ergiebige Erwerbsquellen. Jagdbares Wild ist selten. Das Mineralreich liefert besonders Salz, Marmor und andere Nutzsteine, Salpeter und etwas Steinkohlen; Metalle sind wenig vertreten, doch werden einige Edelsteine gefunden; auch gibt es mehre Naphtha- und Schwefelquellen. Die Bodenkultur macht in diesem Gouvernement, das zur Zeit der russischen Okkupation (1783) noch theilweise eine Wüste war, immer mehr Fortschritte. Die Industrie ist noch ohne wesentliche Bedeutung; man fertigt Leder, einige Woll- und Baumwollgewebe, Metall- und Thonwaaren, Kaviar, Fischleim. Von größerer Wichtigkeit ist der Handel, welcher namentlich die Landesprodukte, besonders Salz, Getreide und Häute vertreibt; eingeführt werden vorzugsweise Manufakturwaaren. Die Haupthandelsplätze sind: Simferopol, Sebastopol, Kertsch, Koslow und Kaffa. Die Einwohner sind Tataren, Russen, Nogaier, Griechen, Armenier, Juden, Zigeuner und auch viele deutsche Kolonisten. Das Gouvernement zerfällt in 8 Kreise, von denen Melitopol, Berdiansk und Aleschki in der nogaischen Steppe, Perekop auf dem Isthmus, Simferopol, Eupatoria, Jalta und Feodosia in der Krim liegen, und das Stadtgouvernement von Kertsch-Jenikalé, ebenfalls in der Krim. Hauptstadt ist Simferopol. In den Jahren 1854—56 war die Krim der Schauplatz des Kriegs zwischen Rußland und den mit der Türkei allirten Westmächten (Frankreich und England), welcher mit der Landung bei Eupatoria, am 14. September 1854, begann und mit der Einnahme von Sebastopol, am 8. Sept. 1855, endigte (s. Rußland, Geschichte). Vergl. Murawiew-Apostol, Reise durch T. 1820, deutsch von Oertel, Berlin 1825; Ismailar, Reise durch das südliche Rußland, Petersb. 1802, neue Aufl. 1832; Kost, Reisen in Südrußland, Dresden und Leipzig 1841, 2 Bde.; Demidow, Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, deutsch, Breslau 1854, 2 Bde.

Taurin, stickstoff- und schwefelhaltige chemische Verbindung, entsteht bei der Zersetzung der Galle durch Gährung oder durch Kochen mit Säuren und schließt den ganzen Schwefelgehalt der Galle ein. In frischer Galle findet es sich gepaart mit Cholsäure, frei kommt es in der Ochsenniere und der Ochsenlunge, in den Muskeln der Cephalopoden u. Acephalen und in verschiedenen Organen

der Knorpelfische vor. Es bildet sich, wenn man isäthionsaures Ammoniak auf 230° C. erhitzt, wobei dies Salz 11 Proc. Wasser verliert. Um reines T. zu gewinnen, kocht man vom Schleim befreite Ochsengalle mit starker Salzsäure, wobei sich eine braune harzige Masse (Choloidinsäure) abscheidet; durch Eindampfen der sauren Flüssigkeit werden Taurinkrystalle neben Kochsalz gewonnen, welche man mechanisch trennt und durch Umkrystallisiren reinigt. Das T. bildet große farblose Säulen, die zwischen den Zähnen krachen; es ist geruchlos, schmeckt etwas kühlend, löst sich in 16 Theilen kaltem Wasser, sehr wenig in Alkohol, wird weder durch koncentrirte Schwefelsäure, noch Salpetersäure zerstört und durch Metallsalze und Gerbsäure nicht gefällt. Beim Erwärmen mit Kalilauge wird nur Ammoniak, Essigsäure und schweflige Säure gebildet. Diese Stoffe bilden sich auch bei fortschreitender Fäulniß der Galle, doch wird die Essigsäure weiter zu Kohlensäure zersetzt, und aus der schwefligen Säure bildet sich Schwefelsäure. In Folge der eigenthümlichen Zersetzung durch Kali hat man das T. als schwefligsaures Aldehydammoniak betrachtet, wenn man aber schweflige Säure in Aldehydammoniak leitet, so erhält man einen Körper, der mit T. nur isomer ist und sich zu ihm so verhält wie das cyansaure Ammoniak zum Harnstoff.

Tauris (Tebris, Täbris), Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan, in einer baumlosen Ebene am Adschi, ist im Allgemeinen schlecht gebaut, hat einige Befestigungen, eine Citadelle mit Zeughaus, ein großes Schloß, zahlreiche Moscheen, reiche Bazars, große Karawanserais, Bäder, lebhafte Industrie, besonders Fabrikation von seidenen und baumwollenen Zeuchen, Teppichen und Lederwaaren, eine Kanonengießerei, Pulvermühle, bedeutenden Handel und gegen 100,000 Einwohner. Zahlreiche Trümmer zeugen von der früheren Größe und Bedeutung der Stadt, die noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über 500,000 Einwohner zählte, aber durch schlechte Regierung, verheerende Kriege und wiederholte Erdbeben so herabgekommen war, daß sich ihre Bevölkerung gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch auf 50,000 Seelen belief. Ihren erneuerten Wohlstand verdankt sie namentlich dem designirten Thronfolger Abbas Mirza, der sie zur Residenz wählte, sowie dem starken Transitoverkehr zwischen Europa einer- und Persien und dem inneren Asien andererseits. T. wurde 790 von Zobeide, der Gemahlin des Khalifen Harun-al-Raschid, gegründet. Am 6. Aug. 1605 hier Sieg der Perser über die Türken; 1725 wurde die Stadt von den Türken erobert; bis 1828 war sie die Residenz des Kronprinzen Abbas Mirza, wurde aber im Oktober 1827 von den Russen besetzt, worauf hier am 2. November der Friede zwischen Rußland und Persien zu Stande kam, in welchem letzteres das Khanat Eriwan an ersteres abtrat. Am 23. Sept. 1854 litt die Stadt wieder durch ein Erdbeben.

Taurische Halbinsel, s. v. a. Krim, s. Taurien.

Taurisci, celtischer Volksstamm, der das heutige Ober- und Niederösterreich bewohnte. Er stand lange unter königlicher Herrschaft und mit den Römern in Handelsverbindungen, ward aber 13 v. Chr. durch P. Silius und Drusus der römischen Herrschaft unterworfen.

Taurocholsäure, s. Galle.

Tauroggen (russisch Tawrogi), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Wilna, Kreis Rossiena, an der Jura, einem Zufluß der Memel, eine Meile von der preußischen Grenze, hat eine lutherische Kirche, ein Grenzzollamt und 2450 Einwohner. T. war sonst die Hauptstadt einer Herrschaft mit einer Stadt und 34 Dörfern, kam 1680 durch Verheirathung an Preußen und 1795 durch Vertrag an Rußland. Hier unterzeichnete am 21. Juni 1807 der Kaiser Alexander I. den dem Frieden von Tilsit vorausgehenden Waffenstillstand. In der Mühle des unweit der Stadt liegenden Dorfes Poscherau (Posarum) schloß am 30. December 1812 der preußische General York mit dem russischen General Diebitsch die denkwürdige Waffenstillstands- und Neutralitätskonvention, gewöhnlich Konvention von T. genannt.

Tauromenium, s. Taormina.

Taurus, das südliche Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien, zieht vom Euphrat westwärts bis an das ägäische Meer und bildet einen ununterbrochenen, großentheils mit Wald bedeckten Gebirgszug, der gegen Süden in kurzen Absätzen oder plötzlich und steil zum Meere abfällt, gegen Norden aber sich sanft zu niedrigeren Ebenen abdacht. Das jetzt wie im Alterthum unwegsame Gebirge erreicht in dem östlichen Theil der alten Landschaft Cilicien in seinen Gipfeln eine Höhe von 10—12,000 Fuß (der höchste Gipfel ist der Ardschisch, der Argäus der Alten, 12,309 Fuß hoch), weiter westlich von 7—9000 Fuß. Der wichtigste Paß ist Gülek-Boghas, die cilicischen Pässe der Alten, durch die die große Heer- und Karawanenstraße von Kleinasien nach Syrien führt. Westlich davon führt das Gebirge jetzt den Namen Bulghar-dagh, östlich Ala-dagh. Hier wird es von zwei Flüssen durchbrochen, dem Seihun (Sarus) und Dschihan (Pyramus), welche beide in das mittelländische Meer münden. Letzterer trennt den T. von dem im Alterthum Amanus genannten Gebirgszug, welcher, jetzt Dschebel-Nur, Durdun und Giaur-dagh genannt, die Verbindung des T. mit dem syrisch-palästinensischen Gebirgslande vermittelt. Meist unbedeutend, aber zahlreich sind die übrigen Flüsse, welche vom T. ins mittelländische Meer abfließen, wie der Tarsus-Tschai (Cydnus), Gök-Su (Calycadnus) oder Selef, Kapri-Su (Eurymedon), Ak-Su (Cestrus), Kodscha-Tschai oder Etschen (Xanthus) u. a. Weit wasserärmer ist die Nordseite des Gebirges, wo mehre bedeutende, meist salzhaltige Seen liegen. Oestlich von dem erwähnten Hauptpaß zweigt sich als mächtiger Seitenarm der Antitaurus ab, der, anfangs gegen Norden, dann gegen Nordosten ziehend, sich dem Euphrat nähert und zwischen diesem und dem Kisil-Irmak (Halys) die Wasserscheide bildet. T. ist auch Kollektivbezeichnung der weiteren östlichen Fortsetzungen des eigentlichen T., und zwar nicht nur der armenischen Kette, welche bei den Alten unter dem T. mitbegriffen wird, sondern auch der nördlichen Randgebirge

Irans, des Elburz mit dem Demavend und des Paropamisus bis zum Hindukuh oder Himalaya.

Tauschhandel, s. Barattiren.

Tausend, Einheit der dritten höheren Ordnung im dekadischen Zahlensystem. An manchen Orten unterscheidet man das kleine T. = 1000 und das große T. = 1200. Auch bedeutet T. eine sehr große Anzahl in Redensarten, wie: tausendmal, tausend Dank &c.

Tausendfüßer (Myriapoda), Krustaceenfamilie aus der Ordnung der Ringelkrebse, wird charakterisirt durch den vom Leibe getrennten Kopf, den langgestreckten, schmalen, deutlich geringelten Körper, der an jedem der zahlreichen Ringel mit 1 oder 2 Fußpaaren versehen ist, 2 Fühler, 4, 8 oder zahlreich gehäufte einfache Augen u. die zum Beißen eingerichteten Mundtheile. Die T. athmen, wie die Insekten, durch Luftröhren, welche zwischen den Körperringeln in Luftlöcher ausgehen, bilden daher das Verbindungsglied zwischen Insekten und Krustaceen und werden von manchen Zoologen als besondere Klasse aufgeführt. Sie leben an dunkeln, feuchten Orten auf dem Lande vom Raube. Die Zahl der Ringel und Füße nimmt mit den Häutungen zu; auch ersetzen sich verlorene Gliedmaßen wieder. Es gehört hierher die Gattung Skolopender (Scolopendra), aus der der indische Skolopender (S. morsitans *L.*), mit 21 Fußpaaren, 8 Zoll lang, im tropischen Amerika, wegen seines schmerzhaften, doch für Menschen nicht tödtlichen Bisses, der Riesenskolopender (S. gigantea *L.*), mit 17 Fußpaaren, 1½ Fuß lang, daselbst, aber wegen seines mitunter tödtlichen Bisses gefürchtet wird. Bei uns findet sich der gemeine Viel- oder Tausendfuß (Julus terrestris *L.*), schwarzgrau, auf dem Rücken mit zwei gelblichen Längsstreifen und mit 64—90 Fußpaaren, 1—1½ Zoll lang, häufig unter Moos und Steinen.

Tausendgüldenkraut, Pflanzengattung, s. Erythräa.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausend und eine Nacht, berühmte Sammlung morgenländischer Märchen und Erzählungen, welche lebendiger als alle Reiseberichte die geistige Welt und Eigenthümlichkeit des Orients vergegenwärtigen. Ueber den Ursprung der Sammlung ist viel gestritten worden; man hat sie für indischen, persischen, arabischen Ursprungs gehalten; jedenfalls haben alle diese Länder ihre Beiträge dazu geliefert, und der Inhalt der einzelnen Erzählungen bietet noch immer das sicherste Kriterium für den Boden, dem sie zuzuweisen sind. Die phantasiereichsten, am meisten auf dem Gebiete der Zauberei sich bewegenden gehören Indien, dem Stammlande der Sagen, an, die zarten Erzählungen der Liebe und anmuthigen Schilderungen des Naturlebens weisen auf Persien hin, die kräftigen anschaulichen Bilder des Lebens, die geistvollen Anekdoten, überhaupt alle, welche schon mehr auf dem Gebiete der Geschichte sich bewegen und namentlich an historische Personen sich anlehnen, sind arabischen Ursprungs. Der ursprüngliche Stamm, an den sich nach und nach immer mehr anreihte, mag ein persisches Original gewesen sein, vielleicht die „Hesâr efschâne", d. h. die 1000 Märchen des Rasti. Bereits im 8. Jahrhundert unter dem Khalifen Mansur wurden Märchen aus dem Persischen übersetzt, namentlich legte Dschehestâvi im 9. Jahrhundert eine Sammlung von Märchen der Inder, Perser, Araber und anderer Völker an, die er „1000 Nächte" nannte, aber nur auf 400 brachte. Auch bedeutet die 1001 nicht eine bestimmte Anzahl, sondern etwa „sehr viel und immer noch eine". Erst spätere Sammler mögen den gesammelten Stoff gerade auf 1001 Nächte vertheilt haben. Die Redaktion, nach welcher die Sammlung in den meisten nach Europa gekommenen Handschriften enthalten ist, stammt aus Aegypten. Ausgaben des Originals haben wir nach einer tunesischen Handschrift von Habicht und Fleischer (Breslau 1825 ff., 12 Bde.), dann die in Bulak gedruckte (1835, 2 Bde.) und von Macnaghten (Kalk. 1839, 4 Bde.). In Europa ward die Sammlung zuerst bekannt gemacht von A. Galland in „Les mille et une nuits" (Paris 1704—8, 12 Bde.), in den verschiedenen Auflagen vermehrt von Caussin de Perceval, Gautier, Destains, Scott u. A. Die vollständigste deutsche Uebersetzung der gallandschen Bearbeitung ist die von Habicht und von der Hagen (Bresl. 1824, 15 Bde., u. öfter). Neue, selbstständig nach dem Original gearbeitete Uebersetzungen lieferten Weil (Stuttgart 1837, 4 Bde.) und Lane (Lond. 1839, 3 Bde.). Mannichfache Nachbildungen wurden durch Gallands Werk veranlaßt, so gaben Petit de la Croix und Lesage die Bearbeitung eines persischen Märchenwerkes „Faradsch bâd el-schidda" (d. i. Freud auf Leid) unter dem Titel „Mille et un jours" (Par. 1710, 5 Bde.; deutsch von v. der Hagen, mit vielen Zusätzen, Prenzlau 1836, 11 Bde.). Aehnliche Produkte sind: „Les mille et une heures" (Amst. 1733, 2 Bde.), „Les mille et une quart d'heure" (Haag 1715—17, 3 Bde.) u. a. m.

Tauß, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pilsen, Sitz eines Bezirksamtes mit Dechanteikirche, Konvent der Eremiten von St. Augustin, Haupt- und Unterrealschule, Spital, Zündrequisitenfabrik, Baumwollmanufaktur, Gerberei, Bierbrauerei und 7400 Einwohnern.

Tautacismus (v. Griech.), ein Fehler der Rede, wenn mehre nachstehende Wörter oder Silben mit demselben Buchstaben anfangen; auch jede Häufung gleichlautender Worte oder Silben.

Tautochronisch (v. Griech.), gleichzeitig, von Erscheinungen, welche für alle Beobachter zu einer und derselben Zeit eintreten oder in gleich langen Zeiten erfolgen.

Tautologie (v. Griech.), Bezeichnung eines Gedankens durch mehre gleichbedeutende Ausdrücke. In sofern die T. ganz dasselbe noch einmal, wenn auch mit anderen Worten, sagt, unterscheidet sie sich vom Pleonasmus (s. d.), welcher nur mehr, als zur Deutlichkeit und Bestimmtheit erforderlich ist, ausdrückt.

Tauwerk, alle auf einem Schiffe vorkommenden Seile. Nach der Beschaffenheit der Taue unterscheidet man Lienen (Leinen), die dünnsten, Trossen, stärkere, die wenigstens aus 18 Garnen bestehen, Kabel, die stärksten. Alle Trossen sind nur einmal zusammengedreht. Nach seiner Verwendung theilt man das T. in laufendes und stehendes; ersteres wird auf- und

abgerollt oder läuft durch Blöcke über Rollen, letzteres dient zur Befestigung der Masten ꝛc. und bleibt ausgespannt an demselben Platze.

Tavannes, Gaspard de Saulex de, französischer Marschall, geboren 1509 zu Dijon, kam als Page an den französischen Hof, widmete sich dann der militärischen Laufbahn und trug, seit 1567 Marschall, viel zur Entflammung der Wuth der Mörder in der Bartholomäusnacht bei; † 1573 auf dem Schlosse Suilly bei Autun. Auch seine Söhne, Guillaume de Saulex de T. und Jean de Saulex, Vicomte de T., spielten in den damaligen Religionskriegen eine hervorragende Rolle.

Taverna, Stadt in der italienischen Provinz Catanzaro (ehemaligen neapolitanischen Provinz Calabria ult. II), am Alli, hat mehre Kirchen mit schönen Gemälden und 3500 Einwohner; litt viel durch das Erdbeben von 1783.

Tavira, Stadt in der portugiesischen Provinz Algarve, an der Südküste und zu beiden Seiten des Rio Sequa, welcher unweit davon in den atlantischen Ocean fällt, in einer reichen, fruchtbaren, trefflich angebauten Ebene, ist gut gebaut, mit verfallenen Mauern umgeben, hat eine steinerne Brücke mit einem finsteren maurischen Kastell, welcher die beiden Stadttheile verbindet, 2 Kollegiatkirchen, 4 Klöster, ein Armenhaus, ein Spital, eine warme Mineralquelle, einen Hafen, Sardellen- und Thunfischfang, Handel und 9000 Einwohner.

Tavistock, Stadt in der englischen Grafschaft Devonshire, am Tavy, nördlich von Plymouth und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, hat eine lateinische Schule, ein Institut mit Mineraliensammlung, eine Bibliothek, 2 große Eisengießereien, Tuchfabrikation, (früher bedeutenden) Bergbau auf Kupfer und Blei, Schieferbrüche und 8857 Einwohner. T. ist der Geburtsort von Franz Drake, wählt zwei Mitglieder in das Unterhaus und gibt dem Herzog von Bedford den Marquistitel.

Tavolara, Insel an der nördlichen Ostküste der Insel Sardinien, gehört zur italienischen Provinz Sassari, ist unbewohnt, hat viele wilde Ziegen und hatte sonst Perlenfischerei.

Tawai (T.-Punamu, jetzt officiell New Munster, Neumünster), die südliche und größere der beiden Hauptinseln der britisch-australischen Kolonie Neuseeland (s. d.).

Tawastehus, Gouvernement im russischen Großfürstenthum Finnland, zwischen den Gouvernements Nyland, St. Michel, Wasa und Abo-Björneborg, hat einen Flächenraum von 328,3 ☐Meilen mit (1862) 166,663 Einwohnern, fast ausschließlich lutherischer Konfession. Das Land ist theilweise gebirgig, im Allgemeinen fruchtbar und reich bewaldet und hat viele Seen und Flüsse (Kymmene, Kuma u. a.). Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischfang und etwas Industrie. Die gleichnamige Hauptstadt (finnisch Hämenlaupungi), an einem See, Sitz des Gouverneurs, ist ziemlich regelmäßig gebaut, wurde 1778 auf den gesünderen Platz verlegt, den sie jetzt einnimmt, während sie früher, seit ihrer Erbauung 1650, etwas weiter nördlich, zunächst der alten Veste T., von welcher die Stadt den Namen erhielt, lag, hat einen besuchten Jahrmarkt und 2610 Einwohner.

Taxation (v. Lat.), Schätzung oder Werthbestimmung einer zum Verkauf oder zum Austausch oder zur Uebergabe bestimmten Sache, geschieht entweder öffentlich auf Anordnung einer Justiz- oder anderen Staatsbehörde, oder auf Veranlassung von Privatpersonen, durch Taxatoren, Sachverständige, welche entweder von den Parteien in gleicher Anzahl vorgeschlagen oder gemeinschaftlich gewählt, oder von der Behörde ernannt werden. Am häufigsten kommen T.en bei landwirthschaftlichen Gegenständen vor, z. B. bei Pachtübergabe, Separationen, Gemeinheitstheilungen, Erbauseinandersetzungen, Konsensen ꝛc.

Taxe (v. Lat.), Preisansatz, namentlich der für die gewöhnlichsten Lebensmittel von Seiten der Polizeibehörden festgestellte, welcher die Uebervortheilung der Käufer durch die Verkäufer verhüten soll. Die T.n sollen Preise setzen, bei denen die Verkäufer bestehen können und andererseits auch das Publikum nicht gedrückt wird. Da sie aber auf den Kostenpreis der fraglichen Objekte, zugleich mit Rücksicht auf den für das betreffende Gewerbe erforderlichen Kapital- und sonstigen Aufwand begründet sein müssen und diese Verhältnisse, besonders die Momente, aus denen sich der eigentliche Kostenpreis bildet, oft wechseln, so kann sich bei Festsetzung der T.n die Staatsbehörde leicht in ein unauflösliches Gewirre von falschen Berechnungen verlieren, bei dem sie ebensowohl den Producenten als den Konsumenten Unrecht thut. Sind die T.n zu hoch und das Angebot bleibt gering, so sind sie drückend für das Publikum; ist aber das Angebot stark, so sind die T.n zwecklos, denn die Konkurrenz drückt die Preise doch unter die T. herab. Das ganze Taxwesen ist überflüssig, sobald freie Konkurrenz besteht, wo dann der Verkehr selbst, das natürliche Verhältniß von Nachfrage und Angebot, die T. bestimmt und die Producenten ihre Waaren so wohlfeil lassen müssen, als sie nur irgend können.

Taxidermie (v. Griech.), s. Ausstopfen.

Taxis (griech.), das Zurückbringen eines Unterleibsbruches, wobei man die Darmschlingen oder die sonst im Bruchsack liegenden Organe in ihre normale Lage oder doch in die Bauchhöhle zurückzuschieben sucht. S. Bruch.

Taxus *L.* (Eibenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, charakterisirt durch die diöcischen Blüthen (die männlichen kätzchenartig mit schildförmigen, unterseits mit einfächerigen Staubkronen koncentrisch besetzten Schuppen; die weiblichen einzeln auf einer aus zusammengewachsenen, fleischigen Schuppen bestehenden, anfangs ganz kleinen ringförmigen Hülle sitzend) und den in eine nußartige Schale eingeschlossenen, fast ganz in der zu einem ungetheilten, saftigen Becher umgewandelten Hülle verborgenen, eine Scheinbeere darstellenden Samen. T. baccata ist ein Baum im mittleren und südlichen Europa in Bergwäldern, der in Deutschland hier und da angepflanzt und, da er den Schnitt auch gut verträgt, ehedem mehr als jetzt zur Bildung dichter Hecken, Pyramiden ꝛc. in Gärten benutzt wird. Sich selbst überlassen, wird

er 30—40 Fuß hoch und 500 Jahre alt und darüber. Er hat sehr hartes, röthlich geflammtes, zu allerhand feiner Schnitzarbeit taugliches, gebeizt ganz dem Ebenholz gleichendes, höchst dauerhaftes Holz. Der Saft aus Rinde und Blättern, sowie deren Absud ist giftig, und letzterer wird bisweilen als Emmenagogum und Abortivum benutzt. Das süßliche Fleisch der Beeren ist ohne Nachtheil genossen worden.

Tay, Fluß in der schottischen Grafschaft Perth, der bedeutendste und schönste Fluß Schottlands, hat einen größeren Wasserreichthum als selbst die Themse. Er entspringt unweit der Grenze von Argyle, fließt nordöstlich durch den See Loch Tay, dann südöstlich, zuletzt südlich und mündet durch den Meerbusen Frith of Tay (Taymouth) in die Nordsee. Der T. ist besonders in seinem oberen Lauf sehr reißend und bildet bei Mones einen schönen Wasserfall. Seeschiffe können auf ihm mit der Fluth bis nach Perth fahren. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Tumel, die Isla und der Earn.

Taya, österreichischer Fluß, entsteht aus zwei weit von einander entspringenden Flüssen, der mährischen und der deutschen T., im Kreis Iglau, die sich bei Raps vereinigen, nimmt die Pulka, Schwarza und andere Nebenflüsse auf und fällt nach einem Lauf von etwa 26 Meilen bei Hohenau unterhalb Landshut in die March; ist sehr fischreich.

Tayabas, Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz im Südosten der Philippineninsel Manila im indischen Archipel, hat sehr ungesundes Klima und 18,000 Einwohner.

Taygetus, hohes und rauhes Gebirge, das sich als Grenze zwischen Laconica und Messenien im Peloponnesus von der Grenze Arkadiens zum Vorgebirge Tänarum hinabzog. Seine höchsten, mit Schnee bedeckten Spitzen waren der Taletus und Evoras. Das Gebirge heißt noch jetzt T., auch Pentadaktylon.

Taylor, 1) John, englischer Philolog und Kritiker, geboren 1703 zu Shrewsbury, studirte in Cambridge, ward zuerst Bibliothekar daselbst, später Archidiakonus zu Buckingham und Kanzler der Diöces Lincoln, zugleich Kanonikus an der Paulskirche zu London und † den 4. April 1766. Verdienstlich sind seine Ausgaben der attischen Redner, namentlich des Lysias (London 1739), Demosthenes, Aeschines, Dinarch und Demades (Cambridge 1748—57, 3 Bde.), des „Marmor Sandvicense" (das. 1743), sowie seine „Elements of law" (das. 1755, 1769).

2) Thomas, englischer Gelehrter, geboren den 15. Mai 1758 zu London, widmete sich dem Studium der griechischen Sprache und der Mathematik, ward dann aus Mangel an Subsistenzmitteln Kommis in einem Banquierhaus, hierauf, nachdem er sich durch seine Uebersetzung des Plato (London 1804, 5 Bde.) und Aristoteles (das. 1810, 9 Bde.) bekannt gemacht, Sekretär der Gesellschaft zur Ermunterung der Künste, der Architektur und des Handels, † den 1. Nov. 1835 zu Walworth. Auch einige andere Klassiker hat er übersetzt.

3) Zachary, General und Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geboren den 24. Sept. 1784 in Orange-County im Staat Virginien, verlebte seine Jugend in Kentucky, wohin seine Aeltern als Farmer übersiedelten, ward 1808 Lieutenant in einem Infanterieregiment, avancirte 1812, nachdem er mit 50 Mann im Fort Harrison am Wabashfluß den 5. Sept. 1812 die Angriffe zahlreicher Indianerschaaren mit Erfolg zurückgeschlagen, zum Major und 1832 zum Oberst des 6. Infanterieregiments, an dessen Spitze er im Blackhawkkriege unter Scott focht. Auch an dem Feldzug gegen die Indianer in Florida 1836 nahm er mit Auszeichnung Theil, und im December 1837 erfocht er an der Spitze der ersten Brigade der Armee des Südens über 700 von dem berüchtigten Häuptling Alligator geführte Indianer einen blutigen Sieg am See Okitschobi. Nachdem er das Oberkommando in Florida noch bis 1840 geführt, erhielt er das Kommando im ersten, die Staaten Louisiana, Mississippi und Alabama umfassenden Militärdepartement, 1845 aber den Oberbefehl über die nach Texas bestimmte Okkupationsarmee. Er nahm nach einer Reihe kleiner Gefechte Monterey (1. Okt.) und rückte bis Saltillo vor, mußte dann zwar wegen Mangels an Mitteln zur Kriegführung seine Operationen auf längere Zeit einstellen, erfocht aber am 22. und 23. Februar 1847 mit seinen 6000 Mann über Santa Anna's 21,000 Mann einen entscheidenden Sieg u. schlug im April noch ein anderes Corps Mexikaner bei Tula. Diese Erfolge hatten ihm solche Popularität erworben, daß er von dem Whigkonvent in Philadelphia als Kandidat für die Präsidentschaft aufgestellt und am 7. November 1848 mit bedeutender Majorität gewählt ward. Aber vierzigjährige Kriegsstrapazen hatten seine Gesundheit untergraben, und er † schon am 9. Juli 1850 zu Washington.

4) Bayard, nordamerikanischer Tourist, Schriftsteller und Dichter, geboren den 11. Jan. 1825 zu Kennet Square in Pennsylvanien, widmete sich der Literatur und den schönen Wissenschaften, lebte seit 1844 mehre Jahre in Europa, dann zu Newyork als Mitredakteur an der „Newyork Tribune", ging 1848 nach Kalifornien, bereiste 1850 den Orient und hat sich dann wieder zu Newyork niedergelassen. Er veröffentlichte „Views a foot, or Europe seen with knapsack and staff" (Philadelphia 1846); „Rhymes of travel ballads and other poems" (das. 1848); „Eldorado" (3. Aufl., Newyork 1850, 2 Bde.); „Poems and ballads" (das. 1850); „A book of romances, lyrics and songs" (Boston 1852). Sammlungen seiner Arbeiten erschienen als „Travels" (Boston 1855, 5 Bdchn.) und „Works" (das. 1856, 6 Bde.).

Taylors Lehrsatz (theorema Taylorianum), analytische Formel, durch welche die aus den Veränderungen der veränderlichen Größen entspringenden Veränderungen einer Funktion in eine nach ganzen positiven Potenzen jener Veränderungen fortschreitende Reihe entwickelt werden können. Der Erfinder desselben ist Brook Taylor († 1731), ein auch durch seine Untersuchungen über die Kapillarität, Schallvibrationen, Strahlenbrechung 2c. bekannter englischer Mathematiker. Der Lehrsatz ist besonders für die Analysis von Wichtigkeit.

Tazette, s. Narcissus.

Teakbaum (Tikbaum), s. Tectona.

Teano (Tiano), Stadt in der italienischen Provinz Caserta (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro), am östlichen Abhang des Vulkans von Roccamonsina, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein Hospital, eine Mineralquelle, Oel- und Getreidehandel und 8000 Einwohner. T. ist das alte Teanum Sidicinum.

Tech, Küstenfluß im französischen Departement Ostpyrenäen, entspringt an der spanischen Grenze auf den Pyrenäen, fließt nordöstlich und fällt nördlich von Argeles in das mittelländische Meer.

Technik (v. Griech.), Inbegriff der Regeln, nach denen bei Ausübung einer Kunst verfahren wird, z. B. T. der Malerei. Daher Techniker, Kunstverständiger, Einer, der mit der inneren Einrichtung, dem Zweck und der Wirksamkeit praktischer Anstalten vertraut ist, wie z. B. Werkführer von chemischen und anderen Fabriken, Münzmeister &c.; technisch, alles auf Gewerbe oder auf den materiellen Theil der Künste Bezügliche; technische Ausdrücke (termini technici), Kunstausdrücke, die in einzelnen Gebieten der Künste, Gewerbe oder auch der Wissenschaften in eigenthümlicher Bedeutung gebräuchlichen Ausdrücke; technische Anstalten, s. v. a. polytechnische Schulen, s. Polytechnik.

Technologie (v. Griech.), die systematische, auf ihre rationelle Grundlage zurückgeführte Theorie oder Erkenntniß aller gewerblichen Verrichtungen. Unter letztere ist jede Beschäftigung zu rechnen, welche die Befriedigung unserer physischen Bedürfnisse durch Erzeugung der dazu erforderlichen Gegenstände zum Zweck hat. Die T. schließt also alle solche Zweige menschlicher Thätigkeit von ihrem Kreise aus, deren Hervorbringungen ausschließlich zur Befriedigung des Schönheitsgefühls oder anderer geistiger Fähigkeiten bestimmt sind (z. B. Malerei, höhere Bildhauerkunst). Von den zahlreichen Naturprodukten finden sich nur wenige so, wie man sie gerade braucht, und es ist daher die wahre Aufgabe der Gewerbe, die rohen Naturstoffe durch Arbeit so umzugestalten, daß sie den Bedürfnissen des Lebens entsprechen. Dies kann nun geschehen durch hauptsächliche Anwendung physikalischer oder chemischer Gesetze. Im ersten Fall wird man nur die Form, im zweiten auch die stoffliche Beschaffenheit der Körper ändern. Nach dieser Rücksicht zerfallen die sämmtlichen Gewerbe in mechanische und chemische, wodurch auch 2 Hauptabtheilungen der T. entstehen. Die mechanische T. beschäftigt sich z. B. mit der Umwandlung des Eisens in Blech und Draht, mit der Bereitung des Holzes durch Sägen, Hobeln, Biegen, Pressen &c.; die chemische T. dagegen findet ihren Gegenstand u. A. in der Darstellung von Bleiweiß aus Blei, von Branntwein aus Korn, von Leder aus Haut &c. Oefters ist die Bereitung eines Materials theils chemisch, theils mechanisch (wie das Schmelzen des Sandes mit Potasche, Soda, Kalk und die dann folgende Umwandlung der Glasmasse in Gefäße oder Platten). Solche Gewerbe gehören in der einen Beziehung der chemischen, in der andern der mechanischen T. an. In der wissenschaftlichen Behandlung des Gewerbewesens kann man verschiedene Richtungen verfolgen. Für Diejenigen, welchen es genügt, die Gewerbe nur als ein in der Aufeinanderfolge ihrer eigenthümlichen Operationen getreues Bild, ohne weitere Nachweise der Gründe ihres Erfolgs vor Augen zu haben, hat man die Gewerbe mit ihrem Verfahren der Wirklichkeit getreu geschildert (empirische T.). Denjenigen aber, welche neben der Kenntniß der praktischen Ausführung vorzugsweise Einsicht in die leitenden wissenschaftlichen Erscheinungen und Gesetze wünschen, welche neben der Sache die Erklärung verlangen, ist die rationelle Darstellung die allein angemessene. Endlich kann der Gang der Behandlung der Art sein, daß sie der Reihe nach den Gang der Operationen, welche zur Hervorbringung eines gewissen Produkts dienen, verfolgt (specielle T.) und dabei ihre Abschnitte bildet a) nach den Urstoffen (Wollfabrikation, Metallarbeiten, Holzarbeiten) oder b) nach den Produkten (Tuchfabrikation, Garnspinnerei, Drahtzieherei, Blechfabrikation) oder c) nach den in der Gesellschaft eingeführten Trennungen der Gewerbsbetriebe (Schmiedehandwerk, Schlosserhandwerk, Leinweberei, Damastweberei &c.). Die allgemeine oder vergleichende T. betrachtet die Mittel (d. h. die Verfahrungsarten, Werkzeuge und Maschinen) an sich und nicht sowohl in Beziehung zu ihrer Aufeinanderfolge bei einer bestimmten Fabrikation, als im Vergleich mit andern Mitteln, welche denselben oder einen ähnlichen Erfolg beabsichtigen. So werden z. B. alle Mittel zum Festhalten der Arbeitsstücke, zum Zertheilen, zum Durchbrechen &c. zusammengestellt, jedes Einzelne wird nach dem Grade seiner Anwendbarkeit u. Zweckmäßigkeit, nach seinen eigenthümlichen Vorzügen und Hindernissen gewürdigt. Die Literatur der T. ist außerordentlich reichhaltig. Als Hauptwerk gilt: Prechtl, Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der T., der technischen Chemie und des Maschinenwesens, Stuttgart 1829—55, 20 Bde.; dasselbe, Supplemente, herausgegeben von Karmarsch, das. 1857—65 ff. Sehr wichtig sind ferner: Wagner, Theorie und Praxis der Gewerbe, Hand- und Lehrbuch der T., Leipz. 1857 bis 1862, 5 Bde.; Karmarsch und Heeren, Technisches Wörterbuch oder Handbuch der Gewerbskunde in alphabetischer Ordnung, 2. Aufl., Prag 1854—57, 3 Bde.; Karmarsch, Handbuch der mechanischen T., 4. Aufl., Hannover 1866, 2 Bde.; Kronauer, Atlas für mechanische T., auf Grundlage von Karmarsch' „Handbuch", mit Erklärungen, das. 1862; Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik, 4. Aufl., Braunschweig 1865 ff.; Muspratt-Stohmann, Encyklopädisches Handbuch der technischen Chemie, 2. Aufl., Braunschw. 1865 ff., 4 Bde.; Knapp, Lehrbuch der chemischen T., 3. Aufl., das. 1865 ff., 3 Bde.; Bolley, Handbuch der chemischen T., das. 1862 ff., 8 Bde.; Wagner, Die chemische T., dargestellt nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Theorie und Praxis der Gewerbe, 6. Aufl., Leipzig 1866; Otto, Die landwirthschaftlichen Gewerbe, 6. Aufl., Braunschweig 1865 ff., 2 Bde.; Schubarth, Handbuch der technischen Chemie und chemischen T., 4. Ausgabe, Berlin 1851, 3 Bde.; Gottlieb, Vollständiges Taschenbuch der chemischen T. zur schnellen

Uebersicht bearbeitet, Leipz. 1852; Payen, Gewerbschemie, deutsch von Fehling, 2. Aufl., Stuttg. 1852. Die wichtigsten Zeitschriften sind: Wagner, Jahresbericht über die Fortschritte der chemischen T., Leipz. seit 1855; Elsner, Chemisch-technische Mittheilungen, Berlin jährlich seit 1846; Jakobsen, Chemisch-technisches Repertorium, das. halbjährlich seit 1862; Grothe, Jahrbuch über die Fortschritte der mechanischen Technik, das. jährlich seit 1861; Dinglers Polytechnisches Journal, Stuttg. und Augsburg; Polytechnisches Centralblatt, herausgegeben von Schnedermann und Büttcher, Leipzig; Deutsche Industriezeitung, herausgegeben von Binder, Chemnitz; Wiecks Deutsche Gewerbezeitung, herausgegeben von Dammer, Berlin; Schweizer polytechnische Zeitschrift, herausgegeben von Bolley; Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbsfleißes in Preußen, Redakteur Altgeld; Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für Bayern, Redakteur Kaiser, München; Mittheilungen des Gewerbevereins für Hannover, Redakteure Heeren u. Rühlmann, Hannoversche Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Redakteure Grashof, Werner, List, Ludewig, Berlin; Der Civilingenieur, herausgegeben von Bornemann; Kronaner, Zeichnungen der ausgeführten Maschinenwerkzeuge und Apparate, Zürich 1845 ff.; Polytechnisches Notizblatt, herausgegeben von Böttger, Mainz; Verhandlungen u. Mittheilungen des niederösterreichischen Gewerbevereins, Redakteur Warnecke, Wien; Le Génie industriel par Armengaud frères, Paris; Publication industrielle des machines, outils etc. par Armengaud aîné, das.; Bulletin de la Soc. d'Encouragement, das.; Bulletin de la Soc. ind. de Mulhouse, Mülhausen; The Mechanics Magazine, Journal of Engineering, Agricultural Machinery, Manufactures and Shipbuilding, London; The practical Mechanics Journal, das.; Scientific American, Newyork.

Technopaignia (v. Griech., epigrammata figurata, Bilderreime), Gedichte, deren Verse so eingerichtet sind, daß sie zusammen die Gestalt der Gegenstände haben, welche sie behandeln, z. B. eines Altars, Eies 2c.

Teck, im Mittelalter kleines Herzogthum in Schwaben, welches von der gleichnamigen Burg auf dem ebenfalls gleichnamigen Berg im würtembergischen Donaukreis den Namen führte. Dieselbe kam 1019 an das Haus Habsburg. Kaiser Friedrich I. gestattete dem Grafen Albrecht II. von T., den Titel eines Herzogs von T. und Calw zu führen. Der Mannsstamm der Herzöge von T. erlosch 1439, und 1493 erkannte Kaiser Maximilian auf dem Reichstag zu Worms das Herzogthum nebst dessen Titel und Wappen Würtemberg zu.

Tecklenburg, ehemalige Grafschaft im westphälischen Kreis, zwischen den Bisthümern Osnabrück und Münster, mit 6 QMeilen Flächenraum und 18,000 Einwohnern, kam nach dem Aussterben der Grafen von T. 1556 nebst der damit verbundenen Reichs- und Kreisstimme an die Grafen von Bentheim. Die gräfliche Linie Bentheim-Tecklenburg (seit 1609) trat 1699 das Schloß und $^3/_4$ der Grafschaft T. an die Grafen von Solms-Braunfels ab. Diese verkauften T. 1707 an die Krone Preußen, die auch die übrigen Theile der Grafschaft durch Vergleich mit dem Grafen von Bentheim-Tecklenburg erwarb, jedoch 1729 dem Grafen den Titel und das Wappen von T. zugestand, nebst dem Successionsrecht, wenn Preußen in männlicher und weiblicher Linie aussterben sollte, wogegen auch Preußen im Fall des Aussterbens Bentheim-Tecklenburgs in die dem Hause Bentheim gehörige Grafschaft Hohenlimburg succediren sollte. Jetzt gehört die Grafschaft zum gleichnamigen Kreis in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster. Die gleichnamige Hauptstadt desselben, am Teutoburgerwald, hat ein Land- und Stadtgericht, eine evangelische Pfarrei, ein Armenhaus, eine Schloßruine, Leinweberei, Spinnerei und 1250 Einw.

Tectona *L. fil.* (Tik- od. Teakbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5—6spaltigen Kelch, die radförmige Blumenkrone mit 5—6theiligem Saum und die korkige, vom aufgeblasenen Kelche umgebene Steinfrucht. T. grandis *L. fil.*, Theca grandis *Lam.*, ein schlanker hoher Baum in den Wäldern Ostindiens, Ceylons und Java's, mit ausgebreiteten Aesten, ovalen Blättern, weißen 5—6spaltigen Blüthen in großen Rispen und haselnußgroßen, vierfächerigen Steinfrüchten, liefert im Alter von 60—80 Jahren das beste Holz für den Schiffbau. Das Holz schadet dem Eisen nicht, wirft sich nicht, ist kieselreich, außerordentlich dauerhaft und kann grün verwendet werden. Teakstangen sind selbst in Indien unverwüstlich. Die größten Teakwälder kommen in den gebirgigen Theilen von Malabar, Birma und Siam vor, sie waren eine der Hauptursachen für die Besitznahme von Tenasserim durch die Engländer u. werden wohl auch die Veranlassung zur allmähligen Erschließung der nördlich von Siam u. Birma gelegenen Laosländer werden. Die regelmäßige Beschaffung einer zureichenden Menge Teakholz ist für die englische Marine so wichtig geworden, daß wahrscheinlich demnächst die Gründung eines Vicekonsulats in Chang-mai, der Hauptstadt von Süd-Laos, bevorsteht. Malabar ausgenommen, liefert Java das beste Teak, jenes wird für Kiele, dieses für Planken vorgezogen. Der ausgewachsene Teakbaum ist einer der mächtigsten Waldbäume, der in Mittel- und Ostjava große Wälder bildet u. keine andern Bäume neben sich duldet, die ihm auch gern den Platz überlassen, da ihm der schlechteste Boden genügt. Eine Abkochung der bitterlich-herb schmeckenden Blätter ist bei den Malayen ein häufig gegen Cholera gebrauchtes Mittel. Auch bereitet man einen Syrup daraus, welcher gegen Schwämmchen bei Kindern sich heilsam erweist. Die Blätter färben Seiden- und Baumwollstoffe schön purpurroth.

Tedekempt (Tekedemt), Stadt in der französisch-algierischen Provinz Oran, östlich von Mascara, war eine Zeitlang Residenz Abd-el-Kaders, wurde 1841 von den Franzosen erobert und theilweise zerstört. Dabei die Ruinen einer alten Stadt, die vom 8.—10. Jahrhundert wahrscheinlich der Sitz der Dynastie der Rusteniden war.

Te Deum laudamus (lat.), gewöhnlich bloß Te Deum, s. v. a. Ambrosianischer Lobgesang.

Tees, Fluß im nördlichen England, entspringt

am Croßfell in der Grafschaft Westmoreland, fließt in einem nach Süden gewandten Bogen östlich durch das romantische Teesdale, bildet die Grenze zwischen den Grafschaften Durham und York und mündet nach einem Lauf von 19 Meilen in den Teesbusen der Nordsee.

Teetotalismus (v. Irischen), nach dem Mäßigkeitssystem des Paters Mathew die gänzliche Enthaltsamkeit von allen geistigen berauschenden Getränken. Die Irländer erklären das Wort tee für ein altirisches, das „ganz und gar" bedeutet; die Engländer schreiben gewöhnlich unrichtig teatotalism, wonach teatotaller einen „Blosstheetrinker" bezeichnen würde. S. Mathew.

Tegea, Stadt im alten Arkadien, mit eigenem Gebiete (Tegeatis), welches südlich an Sparta grenzte, hatte früher eigene Könige und war später die bedeutendste Stadt Arkadiens, welche die benachbarten Städte, besonders Mantinea, fortwährend befehdete. Dadurch zog sich T. die Feindschaft Sparta's zu und schloß sich deshalb an den achäischen Bund an. Von Cleomenes II. erobert, ward es nach dessen Niederlage bei Sellasia von den Macedoniern besetzt. In der Römerzeit war es ohne Bedeutung. Später wurde es von den Slaven zerstört und hieß Nikli. Ruinen finden sich südlich von Tripolizza, unter dem Namen Palao Episcopi. Bei T. stand ein berühmter Tempel der Athene, von Scopas 394 v. Chr. gebaut, mit dreifacher Säulenreihe und reichen Schätzen und Kunstwerken.

Tegel, bläulichgrüner mergeliger Thon im wiener Becken mit untergeordneten Schichten von Mergel, sandigem Kalkstein, Sand, Konglomerat und Geschieben (Schotter), bildet eins der mittleren der danach benannten Glieder der die obersten und einen Theil der mittleren Tertiärgebilde umfassenden Tegelformation und ruht auf dem Muschelsandstein, während er selbst das Liegende für den sogenannten jüngeren Grobkalk abgibt.

Tegernsee, See im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Verwaltungsdistrikt Miesbach, in reizender Gegend, auf zwei Seiten von Waldgebirgen umgeben, 4¾ Stunden im Umfange, 1½ Stunden lang, ½ Stunde breit, bis zu 300 Fuß tief, ist sehr fischreich, nimmt mehre kleine Flüsse auf und ergießt sein Wasser durch den Mangfall in den Inn. Am T. bricht man Marmor und sammelt ein feines Bergöl (St. Quirinsöl), welches der Sage nach aus dem Leichnam des heiligen Quirin fließt und gegen Verstopfung und Ohrenschmerzen gebraucht wird. Das gleichnamige Pfarrdorf, an der Ostseite des See's, durch eine Zweigbahn nach Holzkirchen mit der münchen-salzburger Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Landgerichts und eines Forstamts, hat ein schönes Lustschloß (jetzt Eigenthum des Prinzen Karl von Bayern) mit prächtigen Gärten und Gemäldesammlung, eine sehenswerthe Kirche mit trefflichen Deckengemälden und Gedenktafeln und 930 Einw. Das Schloß T. war sonst eine gefürstete Benediktinerabtei, die zur Zeit Pipins 736 von den Agilofingern gegründet, später von den Ungarn zerstört, 970 wieder hergestellt und 1804 aufgehoben wurde. Der König Maximilian Joseph schenkte Schloß und Herrschaft an seine Gemahlin Karoline. Der König Maximilian II. hielt sich häufig dort auf und that viel für seine Verschönerung. Dabei der Paraplniberg, 2180 Fuß hoch, mit prächtiger Fernsicht. Am nördlichen Ende des See's liegt der Musterökonomiehof Kaltenbrunn und am südlichen Ende das besuchte Bad Kreuth mit Molkenkuranstalt, eisenhaltiger Schwefelquelle und Marmorbrüchen. Vergl. Krempelhuber, Der T. und seine Umgebungen, München 1853, 3. Aufl. 1862.

Tegnér, Esaias, einer der gefeiertesten schwedischen Dichter, geboren den 13. Nov. 1782 zu Kirkerud in Wermeland, ward als Knabe an einem Kontor beschäftigt, fand aber hier Gelegenheit zu weiterer Bildung, die er mit solchem Erfolg benutzte, daß er schon 1799 die Universität Lund beziehen konnte, wo er sich theologischen und philologischen Studien widmete. Durch zwei lateinische Abhandlungen über Anacreon und die äsopische Fabel empfahl er sich so sehr, daß ihm in Lund der Lehrstuhl der Aesthetik und bald auch das Notariat in der philosophischen Fakultät anvertraut ward. Im Jahre 1805 ward er Adjunkt der Aesthetik und Vicebibliothekar bei der Universitätsbibliothek, 1812 aber Professor der griechischen Sprache daselbst. Nachdem er 1818 Mitglied der Akademie geworden und die theologische Doktorwürde erhalten hatte, erfolgte 1824 seine Ernennung zum Bischof von Weriö, wodurch seine dichterische Thätigkeit zwar nicht ganz aufhörte, aber doch beschränkt ward. Gegen das Ende seines Lebens an zeitweiliger Geistesstörung leidend, † er zu Weriö den 2. Nov. 1846. Seine ersten größeren poetischen Produkte waren außer lyrischen Ergüssen „Aurel" und „Die Nachtmahlskinder", denen die von der Akademie mit dem großen Preis gekrönte „Svea" folgte. Ein bereits in Lund begonnenes großes Gedicht „Helgonabacken" kam nicht zur Vollendung. Den meisten Ruhm erwarb ihm seine „Frithjofssaga" (Stockh. 1825), die fast in alle lebenden Sprachen Europa's übersetzt worden ist, ins Deutsche unter Andern von Amalie von Helwig (Stuttgart 1826, 1853), Mayerhoff (Berl. 1835), Mohnike (Stralsund 1826, 5. Aufl. 1842; Taschenausgabe, 5. Aufl., Leipz. 1854) und Viehoff (Hildburghausen 1865). T.s sämmtliche Werke wurden von seinem Schwiegersohne Böttiger gesammelt (Stockholm 1847—50, 7 Bde.). Eine Uebersetzung der „Sämmtlichen Gedichte T.s nebst Lebensschilderung" lieferte Mohnike (Leipz. 1840). T. schlug in seinen Poesien frei und unabhängig seinen eigenen Weg ein, ebenso fern sich haltend von der blinden Nachahmungssucht der Franzosen wie von der neueren Schule, welche nach dem Vorbilde Atterboms die deutsche Dichtkunst als alleiniges Muster der Nachahmung aufstellte. Seine bilderreiche, bewegliche, leicht erregbare Phantasie, seine reiche Witzesader, sein lebendiges poetisches Gefühl ließ sich in keine Fesseln schlagen. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer schönen, ächt dichterischen Sprache und rhythmischer Vollendung, machen T.s Gedichte zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Poesie. Seine kleineren Gedichte sind entweder Gelegenheitsgedichte voll schöner Gedanken, männlicher Gesinnung

und religiöser Weihe, oder Naturschilderungen voll Gemüthlichkeit und Sinn für das Idyllische. Seine eigentlich religiösen Gedichte sind frei von priesterlicher Ostentation wie von Frömmelei. Großen Beifall fanden auch seine „Schulreden", von denen Mohnike einige ins Deutsche übersetzt hat (Stralsund 1833). Derselbe lieferte auch eine Uebersetzung von T.s „Reden" (Stralsund und Leipz. 1829). Am 22. Juni 1853 ward in Lund T.s kolossale Statue, zu welcher das ganze Land beigesteuert hatte, feierlich enthüllt. Vergl. Böttiger, T.s Leben, deutsch von Wilken, Berlin 1847.

Tegucicalpa, Hauptstadt des gleichnamigen Departements (60,000 Einw.) im centralamerikanischen Staate Honduras, hat eine 1847 gestiftete Universitätsakademie und 12,000 Einw.

Teheran (Tehran, mit dem heiligen Namen Dar-el-Khelafeh), Hauptstadt der persischen Provinz Irak-Adschemi, seit 1798 Residenz des Schah und Hauptstadt des ganzen persischen Reiches, liegt in einer baumlosen Hochebene, 2 Meilen südlich vom Abhange des Elburz und 19 Meilen südlich vom kaspischen Meere, hat über eine Meile im Umfange, meist unansehnliche Häuser und enge, unregelmäßige Straßen und ist mit einer Mauer umgeben, die mit 6 durch Thürme geschützten Thoren versehen ist. Auf der Nordseite liegt der große befestigte prächtige Palast des Schah mit schönen Gärten. Die Stadt hat 11 Moscheen, eine 1850 gegründete Gelehrtenschule mit Bibliothek, mehre theologische Hochschulen, 17 mohammedanische Schulen, große Bazars, zahlreiche Karawanserais und Bäder, Fabrikation von Eisenwaaren, Teppichweberei, Seiden- und Baumwollmanufakturen. Im Winter, wo der Hof in T. ist, beträgt die Zahl der Einwohner gegen 120,000. Im Sommer siedelt wegen der unerträglichen Hitze und der dann hier herrschenden Fieber ein großer Theil der Bevölkerung nach der weiter nördlich dicht am Fuß des Elburz gelegenen, gesünderen Landschaft Schimran über. Die Stadt ist für den europäischen Verkehr, der vornehmlich auf der Straße von Trapezunt über Kasbin und Tauris hierher Statt findet, wie als Sitz des Hofs, der Großen des Reichs und der fremden Gesandten von Wichtigkeit. Die Sommerresidenz des Schah ist die Stadt Sultanabad, 35 Meilen nordwestlich von T. In der Nähe von T. liegen die königlichen Lustschlösser Negoristan (mit schönen Gärten) und Tacht-Kadschar (d. i. Thron des Kadschar), ein kühner, von Feth-Ali ausgeführter, terrassenförmiger Bau, sowie die Trümmer von Rey, dem alten Rhagä, das schon zur Zeit Alexanders des Großen berühmt und später als Residenz mohammedanischer Fürsten (auch Geburtsort des Khalifen Harun-al-Raschid) eine der bedeutendsten Städte Asiens war, zu Anfang des 13. Jahrhunderts aber durch Dschingiskhan zerstört wurde. In T. wurde am 4. Sept. 1746 der Friede zwischen Persien und der Türkei geschlossen, 1798 die Stadt vom Schah Mohammed-Aga-Khan zur Residenz erhoben. Hier im September 1833 Aufstand gegen die Polizei.

Tehuacan (T. de las Granadas), Stadt im mexikanischen Departement Puebla, unweit der Grenze von Oaxaca, in einer sandigen, aber nicht unfruchtbaren Ebene, hat 6000 Einwohner und war ehemals ein besuchter heiliger Ort der Azteken.

Tehuantepec, Stadt im mexikanischen Departement Oaxaca, 3 Meilen westlich von einer zwar geräumigen, aber für große Schiffe zu seichten Bucht des stillen Oceans, in wohlbewässerter, fruchtbarer Gegend, besteht aus mehren zwischen Hügeln zerstreut liegenden Ortschaften mit insgesammt 20,000 meist farbigen Einwohnern, welche Indigo bauen, Salz bereiten, Cochenille- und Seidenzucht, sowie verschiedene Industriezweige und lebhaften Handel treiben. Der nordamerikanische Kontinent hat hier seine schmalste Stelle: der erwähnten Bucht, einem Theil des Golfs von T. auf der Südseite von Mexiko, gegenüber liegt auf der Nordseite der Golf von Goazalcualco des mexikanischen Meerbusens und zwischen beiden der nur 28,2 Meilen breite Isthmus von T., auf welchen die Cordilleren eine Einsenkung bis zu 1100 Fuß bilden, die das Hochland von Guatemala von dem Plateau des Anahuac trennt. Diese Stelle veranlaßte schon frühzeitig das Projekt einer Verbindungsstraße zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean. Nachdem schon Cortez 1520 und Gomara 1551 einen Kanalbau vorgeschlagen, ließ der Vicekönig Bucareli 1771 Vermessungen zu diesem Zweck anstellen. Ein Gleiches geschah 1825 im Auftrag der mexikanischen Regierung. Am 25. Februar 1842 erhielt endlich der Mexikaner José Garay von seiner Regierung ein Privilegium zur Herstellung eines Kanals oder einer Eisenbahn über den Isthmus, verkaufte aber dasselbe 1846 an die Engländer Manning und Mackintosh, die nun 1848 den Kanalbau wirklich in Angriff nahmen, indeß ihre Rechte 1850 an eine in Neworleans gebildete nordamerikanische Gesellschaft für 3 Millionen Dollars veräußerten. Letztere gab den Kanalbau als zu schwierig wieder auf, begann zwar dafür den Bau einer Eisenbahn von 29,37 Meilen Länge von Manatitlan (am mexikanischen Meerbusen) an nach dem großen und sicheren Hafen von Ventosa (am stillen Ocean), 3 Meilen südlich von T., mußte aber, da englischerseits dem Unternehmen entgegen gearbeitet wurde, die Arbeiten 1851 wieder einstellen. Nach langen Unterhandlungen kam endlich 1853 zwischen den Regierungen von England und Nordamerika ein Tehuantepecvertrag auf 50 Jahre zum Abschluß, wonach beide Mächte das Unternehmen zu schützen und zu befördern versprachen und in Folge dessen dann auch die Arbeiten wieder in Angriff genommen wurden.

Teich, größere Ansammlung von Wasser, welche durch natürliche oder künstliche Ufer eingeschlossen ist und durch gewisse Vorrichtungen abgelassen und gespannt (angefüllt) werden kann. Die T.e dienen vorzüglich zur Zucht von Fischen, außerdem zur Bewegung von Rädern und Maschinenwerken und zur Bereithaltung eines Wasservoraths. Die Teichfischerei (s. Fischerei) hat in Folge der Vervollkommnung der Bodenkultur an Ausdehnung sehr verloren und dem einträglicheren Feld- und Wiesenbau weichen müssen. Am ausgedehntesten wird sie noch in der Oberlausitz, im Voigtlande, im Altenburgischen, Thüringischen,

Halberstädtischen, in Bayern und Holstein, und zwar vornehmlich auf Karpfen betrieben. Große T.e kann man bald zur Fischerei, bald auch zum Feld- und Wiesenbau anwenden (Teichwirthschaft). Man legt zu dem Ende den T. im Herbst trocken, ackert den Grund um und bestellt ihn im ersten Jahr mit Hafer und Gerste, im zweiten mit Hackfrüchten, im dritten mit Roggen, Weizen und Gerste. Nach dem dritten Jahre wird der T. wieder zur Fischerei benutzt und nach 6 Jahren das Besäen wiederholt.

Teichrose, s. v. a. Nymphaea alba *L.*; s. v. a. Nuphar luteum *Sm.*, Nymphaea lutea *L.*

Teignmouth, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, links an der breiten Mündung des Teign in den Kanal (la Manche) und an der Eisenbahn von Exeter nach Plymouth, theilt sich in East- und Westteignmouth, welches letztere die Hafenstadt ist, hat eine merkwürdige, 1671 Fuß lange, auf 34 Bögen ruhende Brücke über den Teign (die längste Strombrücke in England), einen guten Hafen, eine schöne Seepromenade, besuchte Seebäder, Marmorschleifereien, Fischerei, lebhaften Handel mit Töpferthon und Aepfelwein, Schifffahrt und 6022 Einw.

Teimer, Martin, Freiherr von Wiltau, geboren 1778 zu Schlanders im Vintschgau, studirte zu Innsbruck, trat dann in die österreichische Landwehr, schloß sich 1809 an Hofer an und leitete mit Schneider und Hormayr den ersten Aufstand so gut, daß sich ihm am 13. April 5000 Bayern und Franzosen bei Wiltau ergeben mußten. Er ward hierfür vom Kaiser zum Freiherrn von Wiltau erhoben und erhielt ein Gut zu Steiermark, auf dem er fortan lebte.

Teinitz, s. Bischof-Teinitz.

Teint (franz.), Gesichts- oder Hautfarbe; auch die Haut selbst.

Teja (Teza), Hauptstadt der marokkanischen Provinz Hiaina, am gleichnamigen Flusse, östlich von Fez, ist gut gebaut, hat eine schöne Moschee, lebhaften Getreidehandel nach dem Binnenlande und nach Algier und zählt 12,000 Einw.; Versammlungsort der Karawanen nach Algier.

Tejo, Fluß, s. Tajo.

Tejuco (Tejuco, S. Antonio de T.), Stadt in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, Comarca Serro Frio, Hauptstadt des Diamantendistrikts und Sitz der Diamantenjunta, hat eine Pfarrkirche, mehre Kapellen, ein Krankenhaus, ein Kloster und 6000 Einwohner, worunter viele Neger, die sich mit Aufsuchen von Diamanten beschäftigen. In der Umgegend Gold- und Diamantenwäschereien.

Tekmarsis (griech.), das Schließen aus Kennzeichen; besonders in der Heilkunde Muthmaßung über verborgene Krankheitsursachen.

Tekrur, Name der östlichen Hälfte Sudans vom Niger bis Kordofan, bei den dortigen Eingeborenen gebräuchlich.

Tektonik (v. Griech.), die Kunst, in Holz zu arbeiten, besonders aber die Kunst, Schnitzwerk und Zierrathen auf hölzernen Geräthschaften anzubringen und mit Gold, Silber, Elfenbein rc. auszulegen.

Tektur (v. Lat.), Decke, Umschlag eines Aktenpackets oder anderer Papiere; auf militärischen Karten ein auf dem Hauptblatt befestigtes kleines Blatt, auf dem ein Gegenstand gezeichnet ist, der in der Wirklichkeit einen andern verdeckt und mit dessen Hülfe die nach u. nach veränderte Schlachtordnung bezeichnet wird.

Telamon, in der griechischen Mythologie Sohn des Aeacus und Endeïs, Bruder des Peleus, war Theilnehmer an der calydonischen Jagd und Genosse der Argonauten. Wegen des an dem Halbbruder Phocus verübten Mordes von Aeacus verbannt, wanderte er von Aegina nach Salamis aus, wo ihn Cychreus zum Schwiegersohn erkor und ihm bei seinem Tode die Herrschaft hinterließ. Später heirathete er die Periböa, die Mutter des Alcothous, die ihm den Ajax gebar. Er begleitete Hercules nach Troja, wo er nach der Einnahme der Stadt die Tochter des Laomedon, Hesione, zum Geschenk erhielt, die ihm den Teucrus gebar. Auch war er Gefährte des Hercules im Zuge gegen die Amazonen.

Teleangiektasie (v. Griech., Kapillargefäßgeschwulst, erektile Geschwulst, Gefäßmaal), dunkelrothe, an- und abschwellbare Geschwulst von verschiedener Größe u. plattkugeliger oder lappiger Oberfläche. Sie besteht fast nur aus sehr kleinen Blutgefäßen, welche die verschiedenste Anordnung zeigen und vielfach unregelmäßig erweitert sind. Auf der Oberfläche der Geschwulst kommen nicht selten einzelne starre Haare zum Vorschein, auch liegen manchmal vergrößerte Schweißdrüsen zwischen den Gefäßen. Die T. kommt fast stets angeboren vor (sogenanntes Feuermaal), nimmt aber schon in der ersten Zeit nach der Geburt an Umfang meist rasch zu. Sie kann die Größe einer Wallnuß, ja selbst einer Faust erreichen. Am häufigsten kommt die T. in der Haut, namentlich in der des Kopfes und Halses, seltener in der Haut des Nackens, des Oberarms rc., sehr selten in inneren Organen vor. Gewöhnlich tritt sie einfach, manchmal aber mehrfach auf einem Körper auf. Schneidet man solche Geschwülste vollständig aus, so kehren sie nicht wieder; überläßt man aber die Geschwülste ihrem Wachsthum, oder schneidet man sie nicht vollständig aus, so führen sie durch ihre fortschreitende Vergrößerung die schrecklichste Entstellung, beziehentlich selbst den Tod herbei. Außer durch Ausschneiden kann man die T. auch durch Abbinden beseitigen, was in der Weise geschieht, daß man ein paar starke Nadeln kreuzweise am Boden der Geschwulst durch die Haut hindurchsticht und einen Faden unter den vierfach hervorstehenden Nadelenden um die Basis der Geschwulst herumlegt. Durch immer stärkeres Anziehen des Fadens stirbt die Geschwulst ab und wird endlich als trockner Schorf losgestoßen. Das frühzeitige Ausschneiden der T. verdient vor allen andern Operationsmethoden den Vorzug, wegen der größeren Sicherheit und wegen der guten Narbe, welche dabei entsteht.

Telegonus, in der griechischen Mythe Sohn des Odysseus und der Circe, ward, als er auf Geheiß seiner Mutter den Vater suchte, durch einen Sturm nach Ithaca verschlagen. Von Hunger getrieben, raubte er auf den Feldern des Odysseus u. wurde von diesem ergriffen, erstach ihn aber mit der Lanze. Auf Geheiß der Athene ging

er darauf mit Telemachus und Penelope zu Circe zurück und vermählte sich dort mit Penelope, die ihm den Italus gebar. Er soll Präneste und Tusculum gegründet haben.

Telegraph, jede Vorrichtung, durch welche zwischen bestimmten Standpunkten Nachrichten mittelst verabredeter Zeichen in möglichst kurzer Zeit befördert werden. Die Mittel, welche man hierzu anwandte, sind der Schall, das Licht und die Elektricität. Die Wirkung des Schalls wird schon bei mäßiger Entfernung bedeutend geschwächt, so daß zur Fortpflanzung eines akustischen Signals auf weite Entfernungen viele Zwischenstationen nöthig sind. Dazu kommt, daß starke Luftströmungen die Fortpflanzung der Schallwellen stören, so daß man niemals ganz sicher ist, ob z. B. ein Kanonenschuß auf der nächsten Station auch wirklich gehört worden ist. Die akustischen T.en sind deshalb jetzt nicht mehr in Gebrauch und nur beim Betrieb der Eisenbahnen, bei der Schifffahrt 2c. werden Pfeifen, Knallpräparate, Blasinstrumente und Kanonen angewandt, um auf nicht sehr weite Entfernungen ein Signal zu geben. Optische T.en sind schon im Alterthum angewandt worden; nach Aeschylus erfuhr Clytämnestra die Eroberung von Troja durch Feuerzeichen auf den Bergen noch in derselben Nacht, obwohl eine Strecke von 70 Meilen dazwischen lag. Aehnliche Alarmfeuer waren bei den Feldzügen Hannibals, insbesondere bei den Schotten, aber auch bei den germanischen und anderen Völkerschaften gewöhnliche Mittel der Telegraphie, worüber sich unter andern bei Polybius, J. Africanus und sonstigen Schriftstellern Nachrichten finden. Cleoxenes und Democrit (450 v. Chr.) sollen Buchstabensysteme aufgestellt haben, bei welchen jeder Buchstabe durch 2 Zahlen, welche man mit Fackeln oder Fahnen angab, telegraphirt wurde. Polybius (196 v. Chr.) ließ diese Feuerzeichen durch Röhren beobachten, welche in gewissen Stellungen fixirt waren. Eine weitere Ausbildung erhielt der optische T. erst durch die Gebrüder Chappe, welche dem Nationalkonvent 1793 ihre Idee vorlegten. Dieselbe bestand in der Anwendung von 8 Balken, welche an einem weithin sichtbaren Ort so an einem Gestell befestigt waren, daß sie, in vielfachen Kombinationen zusammengestellt, eine große Zahl bestimmter Zeichen geben konnten. Zwischen Paris und Lille telegraphirte man mit diesem Apparat, unter Benutzung von 20 Stationen, in 2 Minuten, und seitdem verbreitete sich derselbe sehr schnell. England baute alsbald eine Linie London-Portsmouth, mit 20 Stationen, und Preußen 1832 eine Linie Berlin-Koblenz mit 70 Stationen und 222 Mann Bedienung.

Chappe's T. ist seitdem nicht wesentlich verbessert worden, man hat nur die Balken in anderer Weise beweglich gemacht und wohl auch neue Zeichen, wie Dreiecke und runde Scheiben, eingeführt. Für die Nachttelegraphie führte man Flammen ein, die entweder in bestimmten Konstellationen aufblitzten, oder gewisse Figuren beleuchteten. Auch farbige Flammen sind vielfach versucht worden. Die Hauptgrundsätze der optischen Telegraphie sind folgende: 1) Die Sichtlichkeit eines beleuchteten Körpers nimmt ab direkt wie die Quadratwurzel der Stärke seiner Beleuchtung und seiner Fläche. 2) Dieselbe Fläche in länglicher Form sieht man weiter als in runder oder quadratischer. 3) Alle Farben beleuchteter Körper verschwinden unter gewissen Beleuchtungen, deshalb ist nur die Form, nicht die Farbe der Signale brauchbar. 4) Alle Signalzeichen müssen sich gegen den Himmel projiciren. 5) Hervorragungen, selbst sehr geringer Dimensionen an geradlinigen schmalen Körpern erkennt man, so lange letztere sichtbar sind. 6) Bei mittlerem Zustand der Atmosphäre und bedecktem Himmel ist ein gegen den Horizont projicirter Körper von 6 Fuß Länge und 1 Fuß Breite auf 1 Myriameter Entfernung mit bloßem Auge sichtbar. 7) Wenn die Sichtbarkeit einer weißen Flamme = 1 ist, so ist die einer rothen von gleicher Intensität = $^1/_2$, die einer grünen = $^1/_5$ und die einer blauen = $^1/_7$. 8) Flammen gleicher Farbe rinnen in ein Bild zusammen, wenn ihre Distanz nicht mehr als $^1/_{1000}$ der Sehweite beträgt. 9) Flammen verschiedener Farben lassen sich, besonders wenn die Farben komplementäre sind, in jeder Entfernung unterscheiden, in der die am schwächsten leuchtende noch sichtbar ist. 10) Weißes Licht allein sollte zu Signalen auf große Entfernungen hin nie angewandt werden, da es bei gewissen atmosphärischen Zuständen roth, orange und grün erscheinen kann. 11) Bewegung eines Lichts ist bei Nacht so lange unsichtbar, als nicht ein ruhendes sich in der Nähe befindet. Die optische Telegraphie leidet besonders unter der Trübung der Atmosphäre und der Unmöglichkeit, die nächste Station zur Beobachtung anzurufen. Letzteres suchte man auf verschiedene Weise, z. B. durch kommunicirende, mit Wasser gefüllte Röhren und durch den in langen Leitungen fortgeführten Luftdruck zu erreichen, aber diese Mittel erwiesen sich meist zu kostspielig. Jetzt benutzt man optische T.en ebenso wie die akustischen nur noch zu Signalen auf kleinere Entfernungen, bei Eisenbahnen und bei der Schifffahrt, hat sie aber auch zu diesen Zwecken sehr weit ausgebildet. S. M. M. v. Weber, Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen, Weimar 1867.

Die elektrische Telegraphie beruht auf der schnellen Fortpflanzung der Elektricität in metallischen Leitern. Schon 1746 gaben Winkler in Leipzig und Lennier in Paris Zeichen durch Flaschenentladungen bis auf 12,000 Fuß Entfernung. Andere wußten den Funken in einer Weise zu verwerthen, welche der noch jetzt gebräuchlichen ziemlich nahe kommt. Die größte Schwierigkeit bot dagegen die Natur der Reibungselektricität, und man wandte sich unverweilt dem Galvanismus zu, als in diesem eine viel geeignetere Kraftform entdeckt worden war. Sömmering benutzte 1808 die durch die volta'sche Säule bewirkte Wasserzersetzung zum Telegraphiren, indem er 35 Drähte zu ebenso vielen Wassergefäßen der entfernten Station leitete und bald durch dieses, bald durch jenes Drahtpaar das Wasser in 2 Gefäßen zersetzte. Die aufsteigenden Gasbläschen gaben also jedesmal 2 Zeichen, deren Reihenfolge dadurch bestimmt war, daß immer der Buchstabe des Wasserstoffbläschens voranging. Wegen der großen Kosten, der vielen Drähte und der

Unmöglichkeit, dieselben auf längere Zeit und in einer größern Stärke gehörig isolirt zu halten, konnte an eine Anwendung dieses T.en im Großen nicht gedacht werden. Die dritte Phase des elektrischen T.en beginnt mit der Entdeckung des Elektromagnetismus durch Oerstedt. Ampère, Ritchie, Davy und Alexander konstruirten alsbald Apparate, bei denen mehre Multiplikatoren thätig waren, aber Schilling von Cannstadt gelang es zuerst, die Vorrichtung so zu vereinfachen, daß sie einer praktischen Ausführung fähig gewesen wäre. Er wandte nämlich nur einen einzigen Multiplikator mit einer Nadel, überhaupt also nur 2 Leitungsdrähte an und konnte nun durch geeignete Kombination von mehren, bald links, bald rechts erfolgenden Nadelablenkungen alle erforderlichen Zeichen hervorbringen. Eine neue Epoche trat für die elektromagnetische Telegraphie ein, als Gauß und Weber 1833 einen vereinfachten Apparat mit nur 2 Leitungsdrähten zum ersten Mal im Großen zur Ausführung brachten und anstatt der bisher üblichen hydrogalvanischen Ströme die Induktionsströme anwandten. Nach diesem Princip baute Steinheil in München 1837 einen T.en, wandte als Erreger des Induktionsstroms eine magnetoelektrische Maschine von Clarke an und fixirte zugleich die Zeichen in Form einer Schrift. Letztere wurde durch 2 Magnete hervorgebracht, welche sich in Folge des Induktionsstroms bewegten und dabei auf einem durch ein Uhrwerk verrückbaren Papierstreifen Punkte zeichneten. Aus diesen Vorrichtungen bestand der zwischen der königlichen Akademie zu München und der Sternwarte zu Bogenhausen ausgeführte T. Die glänzendste Entdeckung Steinheils aber bestand darin, die Erde zur Zurückleitung des Stroms zu benutzen, wodurch die nothwendige Drahtlänge auf die Hälfte reducirt wird. Verbindet man nämlich die beiden Pole einer galvanischen Batterie durch einen Draht, so geht der galvanische Strom vom + Pol der Batterie durch den Draht zum — Pol. Hierbei findet er einen Widerstand, der von der Natur des Drahts, seiner Länge und seiner Dicke abhängig ist. Je dicker der Draht ist, um so geringer ist der Widerstand. Dies gilt auch für jeden andern Körper, und wenn man auf eine Strecke der Leitung einen schlechteren Leiter als Metalldraht einschaltet, so findet der Strom doch keinen stärkeren Widerstand als vorher, wenn man nur dem schlechteren Leiter einen entsprechend größeren Querschnitt gegeben hat. Steinheil leitete nun vom — Pol der Batterie den Draht in die Erde und verband ihn hier metallisch mit einer großen Metallplatte. Ebenso führte er das Ende des vom + Pol ausgehenden Drahtes auf der entfernten Station in die Erde und verband es hier mit einer zweiten Metallplatte, die der ersteren gerade gegenüberstand. Alsdann erwies sich die Leitung gerade so gut geschlossen, als wenn ein zweiter Draht von der entfernten Station zum — Pol der Batterie zurückgeleitet worden wäre. Der Engländer Cooke, welcher in Heidelberg den schillingschen Apparat gesehen hatte, verband sich 1837 mit Wheatstone und Beide nahmen ein Patent auf eine Verbesserung des T.en, in Folge dessen der erste Draht $^5/_4$ Meilen längs der birminghamer Eisenbahn ausgespannt wurde. Sie arbeiteten zuerst mit 5 Magnetnadeln, adoptirten dann aber das gaußische System und stellten die Signale durch Kombination der zwei Ausschläge von einer oder höchstens von 2 Magnetnadeln dar. Zugleich gelang es Wheatstone, von einer entfernten Station aus ein Läutewerk in Bewegung zu setzen; seine Alarmvorrichtungen sind noch gegenwärtig in Gebrauch und beruhen auf dem von Morse zuerst angewandten Princip des temporären Magnetismus, das seitdem die Grundlage für die weitere Ausbildung der elektrischen Telegraphie geworden ist. Wheatstone fand sehr bald, daß die anziehende Kraft des durch den Strom auf der entfernten Station erzeugten Elektromagneten zu schwach war, um einen etwas schweren Hammer mit Sicherheit zu bewegen u. um deutliche Glockenschläge hervorzubringen. Dagegen konnte den Elektromagneten sehr leicht ein Uhrschlagewerk in Bewegung setzen, indem es einen als Hemmung dienenden, kleinen eisernen Anker anzog. Dies Princip ist für die ganze Telegraphie der neueren Zeit von der größten Bedeutung. Die Verbindung der elektromagnetischen Kraft mit der irgend einen Mechanismus treibenden Gewicht- oder Federkraft macht es nämlich möglich, von irgend einem Punkte aus in der größten Entfernung alle mechanischen Kräfte in Bewegung zu setzen und Wirkungen der größten u. mannichfaltigsten Art hervorzubringen. Die Läutewerke fanden schnell vielseitige Anwendung, zumal sie sehr geeignet waren, die Aufmerksamkeit der Telegraphisten zu erregen; allein es zeigte sich, daß bei sehr langen telegraphischen Drahtleitungen der Elektromagnet doch zu schwach blieb, um den Sperrer aus den Zähnen des Uhrwerks auszulösen. Wheatstone verband deshalb die Drähte des Elektromagneten durch kurze Drähte mit einer kleinen, neben dem Wecker aufgestellten, nicht geschlossenen Batterie. Den von der entfernten Station kommenden geschwächten Hauptstrom (der Leitungsbatterie) verwandte er bloß dazu, um auf der andern Station eine in einem Multiplikator befindliche leichte Magnetnadel abzulenken und eben hierdurch die neben dem Wecker aufgestellte Batterie (Lokalbatterie) zu schließen. Dieser Apparat, der Uebertrager oder das Relais, macht es möglich, mit einer mäßigen Stromkraft unter geeigneten Umständen auf 100 und mehr Meilen, trotz eines enormen Widerstandes, einer mangelhaft isolirten Leitung und der heftigen Einwirkungen von Sturm, Regen, Schnee und Gewittern ohne Zwischenstationen mit Sicherheit zu telegraphiren. Das wheatstone'sche Relais eignet sich wegen der langsamen und schwingenden Bewegung der die Lokalbatterie schließenden Magnetnadel nicht zur Bewegung eines Zeichengebers und man hat daher in die Leitungsbatterie einen kleinen, sehr empfindlichen Elektromagneten eingeschaltet, durch dessen Ankerzug der Kontakt für die zweite, örtliche Batterie geschlossen wurde. Wurde der Strom der Leitungsbatterie unterbrochen, so wurde unter Einwirkung einer Abreißfeder der Kontakt wieder aufgehoben und damit auch die Lokalbatterie geöffnet.

Im Jahre 1840 beginnt wieder eine neue Epoche für die Telegraphie, da es Wheatstone gelungen

war, einem Elektromagneten in großer Entfernung direkt ohne Relais die magnetische Kraft zu ertheilen und den Zeigertelegraphen zu vollenden, bei welchem ein Zeiger durch das Zusammenwirken einer elektromagnetischen Kraft und einer Gewichtskraft vor einer Scheibe rund getrieben wird und nach Belieben vor dem einen oder dem andern der am Rande verzeichneten Buchstaben und Ziffern angehalten werden kann. Nach der ohmschen Theorie der galvanischen Kette hängt die Wirkungskraft eines Elektromagneten von drei Elementen ab, sie steht in geradem Verhältniß zu der elektromotorischen Kraft, in umgekehrtem Verhältniß zu dem Widerstand des Stromes und wieder in geradem Verhältniß zu der Anzahl der Drahtwindungen, welche das Eisen des Elektromagneten umgeben. Vergrößert man die Zahl der Drahtwindungen, so wird also der Elektromagnet sinken, doch vergrößert sich auch der äußere Widerstand. Letzterer ist nun aber bei der meilenlangen Telegraphenleitung schon so groß, daß der neu hinzukommende Widerstand als wirkungslos angesehen werden kann. Der Strom wird mithin nur sehr wenig geschwächt, aber der Elektromagnet wird sehr verstärkt. Der Zeigertelegraph besitzt ein Zahnrad, auf dessen verlängerter Axe sich ein Zeiger befindet. Das Rad strebt in Folge der Zugkraft eines Gewichtes, sich beständig zu drehen, aber es ist wie bei einer Uhr ein Echappement angebracht, welches hier nicht durch ein Pendel, sondern durch einen Elektromagneten regiert wird. Durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der Batterie auf der entfernten Station kann man also den Zeiger auf der Empfangsstation beliebig rotiren und jedesmal auf dem Buchstaben länger verweilen lassen, welchen man telegraphiren will. Das Herstellen und Unterbrechen des Stromes mit der Hand hat aber viele Unzuträglichkeiten und deshalb hat der Zeigertelegraph von Siemens und Halske den Vorzug, weil bei ihm diese Arbeit durch einen besonderen, im Apparat liegenden Mechanismus, die Selbstunterbrechung, ausgeführt wird. Der Wunsch, die mit den hydrogalvanischen Batterien verknüpften Uebelstände zu vermindern, führte Stöhrer für die sächsisch-bayerische Staatseisenbahn (1847) und Siemens und Halske für bayerische Bahnen zur Konstruktion von magnetoelektrischen Zeigertelegraphen. Der Induktor oder Stromgeber des siemensschen Apparats beruht darauf, daß bei jeder raschen Bewegung einer geschlossenen Drahtspirale gegen einen Magneten in der Spirale ein Induktionsstrom entsteht, dessen Dauer äußerst kurz und dessen Richtung von der Richtung der Bewegung und der Polarität des inducirenden Magnetpols abhängig ist. Im Jahre 1837 gelang es Morse, einem Amerikaner, mit einem Apparat zu telegraphiren, welcher die übermittelten Worte in Zeichen, die aus Punkten und Strichen bestanden, auf Papier einprägte. Der Apparat war verhältnißmäßig einfach und ist in einer durch Europäer vielfach verbesserten Gestalt jetzt am meisten in Gebrauch. Er besteht im Wesentlichen außer den Batterien und dem Leitungsdraht aus 2 Theilen: dem Schreibapparat und dem Schlüssel. Ersterer enthält einen aufrecht stehenden Elektromagneten, dessen Schenkel mit vielen Windungen eines feinen gut isolirten Kupferdrahtes umwickelt sind und mit ihren Enden aus den Drahtrollen etwas hervorragen. Ueber denselben befindet sich an dem einen Ende eines zweiarmigen Hebels der eiserne Anker, das andere Ende dieses Hebels trägt einen stählernen Stift, welcher bei jedem Niedergange des Ankers gegen einen Papierstreifen gedrückt wird, den ein Uhrwerk mit gleichförmiger Geschwindigkeit an ihm vorbeizieht. So oft ein Strom durch die Drahtwindungen des Elektromagneten geleitet wird, zieht dieser den Anker an und preßt mithin den Stift gegen das Papier; wird der Strom aber unterbrochen, so verliert der Elektromagnet seine Anziehungskraft und eine Abreißfeder zieht den Stift wieder herab. Der Anker schlägt übrigens, bevor er noch den Elektromagneten erreicht, auf eine Schraube, weil nach vorgängiger vollkommener Berührung zwischen dem Anker und dem Elektromagneten letzterer den Elektromagnetismus nicht vollständig wieder fahren läßt, vielmehr einen Rest davon zurückhält, der dann Störungen mancherlei Art veranlaßt. Der Schlüssel oder Taster ist ein zweiarmiger Hebel aus Messing, welcher, je nachdem man ihn mit seinem isolirenden Griff hebt oder senkt, die Batterie öffnet oder schließt. Denkt man sich eine telegraphische Verbindung von zwei Stationen ohne Relais, wo also jede Station ihre Batterie, ihren Taster, Schreibapparat und ihre Erdplatte besitzt, so wird in der offenen Stellung beider Taster kein Strom cirkuliren, da das eine Polende einer jeden Batterie an der Stelle, wo der Taster geöffnet ist, keine Weiterleitung findet. Im Ruhezustande sind also beide Batterien offen. Wird aber auf der einen Station der Taster gedrückt, so wird dadurch die hier befindliche Batterie geschlossen und sie sendet nun ihren Strom durch die Leitung nach der andern Station, wo er den geöffneten Taster passirt, den Elektromagneten umkreist, zur Erdplatte geht und durch die Erde zur ersten Station zurückkehrt. Die Erdplatte nimmt ihn hier auf und führt ihn nach Umkreisung des Elektromagneten zur Batterie zurück. Es werden also die Elektromagneten beider Stationen umkreist und ziehen ihre Anker an. Ein zwanzigmaliges rasches wiederholtes Drücken des Schlüssels auf der einen Station bringt also ein wiederholtes Aufschlagen des Ankers auf die Scheibe (s. oben) zu Wege und dieses sehr vernehmbare Hämmern gilt der andern Station als Signal für den Anfang einer kommenden Depesche. Sie setzt daher das Uhrwerk in Bewegung, so daß sich der Papierstreifen fortbewegt. Drückt die Spitze auf diesen nur einen Moment, so entsteht ein Punkt, dagegen bildet sich ein Strich, wenn der Druck der Spitze anhält. Und ob das eine oder das andere Statt findet, entscheidet das Verhalten des Telegraphisten, ob er nur momentan oder anhaltend auf seinen Schlüssel drückt. Das Ende der Depesche wird wieder durch Aufeinanderfolge von 20 Punkten angezeigt. Auf der absendenden Station löst der Telegraphist sein Uhrwerk nicht aus, es klappert daher nur der Hebel seines Schreibstifts, ohne daß die Depesche sich aufzeichnet. Weil der

Stift mit bedeutender Kraft in die Höhe geschnellt, der Anker des Elektromagneten also kräftig angezogen werden muß, reicht man bei großen Entfernungen der Stationen nicht mit dem einfachen Apparat aus und schaltet daher noch das Relais ein. Morse's Apparat besitzt vor dem Zeigertelegraphen viele Vorzüge, er entwickelt unter der Hand eines geübten Telegraphisten 100 Zeichen (mit automatischem Zeichenwecker mehr als 200) in derselben Zeit (1 Minute), in welcher der Zeigertelegraph deren 40 liefert. Ferner ist bei ihm die Richtigkeit aller späteren Zeichen von der Richtigkeit der vorhergehenden unabhängig; halten dagegen bei dem Zeigertelegraphen die Zeiger beider Stationen bei einem einzigen Buchstaben nicht gleichen Gang, so werden von da an alle andern Buchstaben falsch und die Depesche geräth in Unordnung. Beim Zeigertelegraphen muß der Empfänger die Depesche buchstabenweise auffassen und zugleich niederschreiben, er muß seine Aufmerksamkeit zwischen dem Apparat und seiner Schrift theilen, beim morse'schen Apparat hat er nur das Uhrwerk in Bewegung zu setzen und erhält dann die Depesche in Form einer Schrift.

Die neuere Zeit hat sich die Aufgabe gestellt, auf einem und demselben Apparat gleichzeitig zwei Depeschen zu befördern, und zwar entweder beide in derselben Richtung (telegraphisches Doppelsprechen), oder in entgegengesetzter Richtung (telegraphisches Gegensprechen). Das Gegensprechen hielt man lange für unmöglich, da man annahm, daß zwei Ströme, die gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung denselben Draht durchlaufen, sich aufheben müßten. Andere beriefen sich darauf, daß Licht- und Schallwellen unbehindert durcheinandergehen und zwischen Elektricität, Licht und Schall vielfache Uebereinstimmung Statt findet. Diese Angelegenheit scheint noch nicht erledigt zu sein, doch ist es inzwischen sehr gut gelungen, die Doppel- und Gegentelegraphie ins Werk zu setzen, und in Holland arbeitet ein Gegensprechapparat seit 7 Jahren zwischen Amsterdam und Rotterdam. Große Verbreitung hat die Doppeltelegraphie aber deshalb nicht gefunden, weil sie dem eigentlichen Betriebe durchaus nicht so große Vortheile zu gewähren vermag, als man vielfach annimmt. Die erste Lösung des Gegensprechens stammt von Gintl (1853); das Erscheinen der von einer Station ausgehenden Zeichen auf dem Empfangsapparat dieser Station ist durch Anwendung einer Ausgleichungsbatterie verhütet. Wichtiger erscheinen die Typendrucktelegraphen, welche die Depesche auf der Empfangsstation so mit Lettern auf Papier drucken, daß sie von Jedermann sofort gelesen werden kann. Bei diesen Apparaten ist die Aufgabe zu lösen, den zu telegraphirenden Buchstaben an die Stelle zu bringen, wo er auf das Papier gedruckt werden soll, den Druck auszuführen, die Typen zu schwärzen und das Papier zu verschieben. Die beiden letzteren Aufgaben sind durch gewöhnliche mechanische Hülfsmittel leicht zu lösen. Die Typen selbst befinden sich bei allen Apparaten an einer oder mehren Scheiben oder auf einer breiteren Letternwalze und gelangen bei der Umdrehung und zum Theil nach der Verschiebung derselben an den bestimmten Ort. Das Einstellen des zu telegraphirenden Buchstaben kann erfolgen durch zwei gleichgehende Uhrwerke, von denen das eine auf der telegraphirenden Station einen Zeiger auf einem Zifferblatt, das andere auf der Empfangsstation das Typenrad gleichmäßig fortbewegt. Die Zuverlässigkeit des Telegraphirens ist hier an den dauernd übereinstimmenden Gang der beiden Uhrwerke geknüpft. Man kann dieselben durch die Unterbrechung eines elektrischen Stromes loslassen und nachdem sie das Typenrad eingestellt haben, durch einen jetzt cirkulirenden Strom arretiren, wobei dann zugleich der Druckapparat in Thätigkeit gesetzt wird. Bei dem T. en von Hughes löst nach der durch die Uhrwerke bewirkten Einstellung ein kurzer Strom eine Welle aus und bewirkt dadurch das Aufdrucken. Das zu bedruckende Papier wird entweder als Blatt auf einem Cylinder befestigt und als Telegramm in Schraubenlinien auf dasselbe gedruckt, oder man bedient sich eines schmalen Streifens, auf welchem das Telegramm nur Eine Zeile bildet (Hughes). Die Typentelegraphen arbeiten sämmtlich langsam, der von Hughes gibt 151 Buchstaben in der Minute, und zwar gehört er zu den vollkommensten und leistungsfähigsten. Er war in Frankreich vielfach in Gebrauch, ist jedoch auf einige Zeit wieder außer Betrieb gesetzt, weil man sich der starken Abnutzung und häufigen Unordnung halber gezwungen sieht, zunächst eine genügende Anzahl von Apparaten zur Auswechslung in Vorrath anzufertigen. Diese Uebelstände und die Schwierigkeiten, welche sich bei der wechselnden direkten Verbindung entfernter Stationen herausstellen, haben die Verbreitung der Typendrucktelegraphen sehr behindert. Den ersten derartigen Apparat soll Vail in Nordamerika (1837) konstruirt haben.

Schriftzüge des Originaltelegramms, beliebige Zeichnungen 2c. wiederzugeben, ist Aufgabe des Kopirtelegraphen. Wird der zu telegraphirende Zug auf einem die Elektricität leitenden Stoff, z. B. auf einem Stanniolblatt, mit einem nicht leitenden Stoff, z. B. mit Harzfirniß, geschrieben, u. führt man, nachdem das Stanniolblatt mit dem einen Pol einer elektrischen Batterie verbunden worden ist, mit einem von dem andern Pol ausgehenden Draht über die beschriebene Oberfläche, so wird die Batterie in derselben Weise abwechselnd geöffnet und geschlossen, wie der fortschreitende Draht auf den Zug oder auf das bloße Stanniol zu liegen kommt. Schaltet man nun in den Schließungskreis der Batterie einen Empfangsapparat ein, in welchem ein Schreibstift genau gleichzeitig und durchaus in der nämlichen Weise über ein Papier hingleitet wie jener Draht auf dem Stanniol, und bewirkt man, daß dieser Schreibstift stets ein Zeichen auf das Papier macht, so oft und so lange die Batterie entweder geschlossen oder offen ist, so muß auf dem Papier eine getreue Nachbildung des Zuges auf dem Stanniol entstehen, wenn man nur dafür Sorge trägt, daß der Draht alle oder doch möglichst viele Punkte des Originalzuges trifft, z. B. in möglichst eng an einander liegenden geraden Linien

über das Stanniolblatt geführt wird. Das Schreiben des Schreibstifts kann entweder durch elektrochemische oder durch elektromagnetische Wirkung veranlaßt werden. Der Erfinder der Kopirtelegraphen ist der Engländer Bakewell (1847). Casselli trat mit seinem Pantelegraphen 1858 hervor. Dieser ist jedenfalls der vollkommenste unter den ähnlichen Apparaten. Das metallisirte Papier mit der Depesche wird bei ihm zwischen 2 Metallwalzen gebracht, welche sich durch ein Uhrwerk im entgegengesetzten Sinne umdrehen, und während das Papier gleichmäßig um einen Bruchtheil eines Millimeters fortrückt, läuft eine Platinspitze in gerader Linie quer über seine Oberfläche. Gleichzeitig rückt auf der Empfangsstation ein chemisch vorbereitetes Papier zwischen 2 ähnlichen Metallwalzen um einen gleichen Millimeterbruchtheil fort und es läuft über dasselbe gleichfalls eine Eisen- oder Stahlspitze hin und läßt eine getreue Nachbildung der Züge des Originaltelegramms erscheinen. Der Pantelegraph arbeitet in vielfach verbesserter Gestalt seit 1865 auf der paris-lyoner Eisenbahn. Er wird von Manchen weit über den morse'schen T.en gestellt, doch ist er offenbar noch nicht so vervollkommnet, daß er sich für den Weltbetrieb eignete. Er erfordert das ungestörte Zusammenwirken einer großen Anzahl einzelner Theile, gibt leider keine hörbaren Zeichen und wenn er Irrthümer durch Beamte ausschließt, so läßt er auch keine Korrekturen zu und macht das Eingreifen von Beamten bei Störungen unmöglich. Der Pantelegraph liefert, wenn zwei Depeschen von je 120 Quadratcentimetern Größe auf einmal telegraphirt werden können, 400 Worte in 20 Minuten.

* Die Telegraphenleitungen erfordern eine gute Isolirung des Drahtes. Um diese zu erreichen, benutzt man glockenförmige Träger von Porzellan oder gußeiserne Glocken mit Isolatoren von Horngummi und befestigt dieselben an den hölzernen oder eisernen Telegraphenstangen. Bei unterirdischen Leitungen wird der Draht mit Gutta Pertscha umgeben, doch bringt man in der Regel außerdem noch eine Schicht getheerten Hanfgarns an und umhüllt den T.en schließlich mit verzinkten Eisendrähten, die so fest aneinanderschließen, daß sie ein dichtes Gewölbe um die Gutta Pertscha bilden. Beim Legen werden die Seile mit einer Mischung von Asphalt und Mineraltheer bestrichen. Bei uns findet man meist oberirdische Leitungen, aber in England sind die unterirdischen viel mehr im Gebrauch, und wo man sie in Deutschland der örtlichen Verhältnisse halber anwenden mußte, haben sie sich gut bewährt. Aehnlich wie die beschriebenen Telegraphenseile für unterirdische Leitungen auf dem Festland sind auch die Seile oder Kabel für unterseeische Leitungen konstruirt. In Einzelheiten weichen dieselben vielfach von einander ab, immer aber besteht der Leiter aus Kupferdraht, und zwar entweder aus einem oder aus mehren Drähten. Dieselben sind gut isolirt und erhalten eine schwere Umhüllung, damit sie am Boden des Meeres festliegen und nicht von den Strömungen beeinflußt werden. Die Festigkeit der Kabel muß so groß sein, daß sie ihr eigenes Gewicht vom Bord des Schiffes bis zum Grunde des Meeres sicher tragen können. Das atlantische Kabel, welches Europa mit Amerika verbindet, hat als Leiter eine Kupferlitze aus 7 Drähten, welche 300 Pfund per Seemeile wiegt. Die Litze ist mit Chattertonsmasse, einer Mischung aus Gutta Pertscha, Holztheer und Harz, umgeben und wird durch 4 Lagen Gutta Pertscha, die mit 4 Lagen von Chattertonsmasse abwechseln, isolirt. Das Gewicht der isolirenden Masse beträgt 400 Pfund per Seemeile. Die äußerste Hülle besteht aus 10 starken schwach verzinkten Eisendrähten, von welchen jeder mit 5 Litzen Manilagarn umgeben ist. Diese Drähte umgeben den Kern, der zuvor ein Polster von Hanf, welcher mit einer präservirenden Mischung getränkt wurde, erhielt. Das ganze Kabel wiegt 31 Centner per Seemeile an der Luft und $14^3/_4$ Centner im Wasser, der Durchmesser beträgt $1^1/_8$ Zoll, die Bruchfestigkeit 162 Centner. Ein Telegraphentau, welches im Wasser oder im feuchten Erdreich liegt, bildet gleichsam eine leydener Flasche und ladet sich wie eine solche, wenn es mit dem einen Pol einer Batterie verbunden wird. Der Strom, welcher in dem Seil fortschreitet, wirkt auf die äußere (Eisen- oder Erde- oder Wasser-) Hülle vertheilend und bindet dort die entgegengesetzte Elektricität. Durch die rückwirkende Kraft der letzteren wird dann die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Stroms im Kabel selbst erheblich vermindert. Die statische Ladung des Kabels ist nicht an allen Punkten gleich stark, sondern an dem mit der Batterie verbundenen Ende am stärksten und an allen übrigen Punkten um so schwächer, je weiter diese von der Batterie entfernt sind. Wird das eine Ende des Kabels, welches anfänglich mit der Batterie verbunden war, nach der Ladung mit der Erde oder dem Wasser in Verbindung gebracht, so fließt die bis dahin in dem Draht gebundene Elektricität zur Erde ab, um sich mit der entgegengesetzten der Hülle auszugleichen. Dies ist der sogenannte Rückstrom, welcher beim Telegraphiren mit unterseeischen Kabeln störend wirkt und besondere Einrichtungen erforderlich macht. Die erste unterseeische Leitung wurde 1849 von Walker in England ausgeführt u. 1850 die Verbindung von Dover mit Calais hergestellt. Die Verbindung von Europa mit Amerika, und zwar zwischen der Foilhommerumbai an der irischen Küste u. Hearts Content Bay (Neufundland) gelang nach mehren vergeblichen Versuchen endgültig am 27. Juli 1866. Vgl. Schellen, Der elektromagnetische T., 3. Aufl., Braunschw. 1861; Rother, Der Telegraphenbau, Berlin 1865; Zetsche, Die Kopirtelegraphen, die Typendrucktelegraphen und die Doppeltelegraphie, Leipzig 1865; The Atlantic Telegraph, its history etc., from authentic sources, London 1866.

Teleki, Ladislaus, Graf, ungarischer Patriot, geboren den 11. Febr. 1811 zu Pesth, studirte die Rechte u. Staatswissenschaften, ward 1839 Mitglied des siebenbürgischen Landtags, trat 1843 als Magnat in das Oberhaus des ungarischen Reichstags u. stellte sich mit an die Spitze der Magnatenopposition. Im Sept. 1848 ward er vom ungarischen Ministerium nach Paris gesandt, um bei dem drohenden Ausbruch eines Kampfes zwischen Ungarn und Oesterreich dort die ungarischen In-

teressen zu vertreten. Da er nach der Niederwerfung der ungarischen Insurrektion im Namen Ungarns gegen die Maßregeln Oesterreichs protestirte, ward er in contumaciam verurtheilt und in effigie gehängt. Er lebte seitdem abwechselnd in Paris und Genf in Verkehr mit den ungarischen Emigranten und wirkte nach Ausbruch des italienischen Kriegs 1859 zu Turin im Interesse der ungarischen Nationalpartei. Im Dec. 1860 ward er zu Dresden verhaftet und nach Wien ausgeliefert, dort aber begnadigt. Im April 1861 auf den ungarischen Landtag gewählt, galt er für einen Führer der Linken, gerieth aber bei seiner politischen Richtung mit dem bei seiner Begnadigung gegebenen Versprechen in Konflikt und erschoß sich in Verzweiflung darüber den 7. (8.) Mai 1861 zu Pesth.

Telemachus, in der griechischen Mythe Sohn des Odysseus und der Penelope, war bei der Abreise des Vaters zum trojanischen Krieg noch ein Kind. Herangewachsen, erhielt er von Athene den Rath, bei Nestor in Pylus u. Menelaus in Sparta Erkundigungen über den Vater einzuziehen. Am letzten Orte erfuhr er, daß derselbe noch lebe. Nach Hause zurückgekehrt, traf er bei dem Sauhirten Eumäus seinen von Athene in einen Bettler verwandelten Vater. Dieser entdeckte sich ihm, und T. stand hierauf dem Vater bei Ermordung der Freier bei. Nach nachhomerischen Sagen vermählte er sich dann mit Polycaste, der Tochter des Nestor, oder mit der Nausicaa, der Tochter des Alcinous, oder mit der Circe, die ihm den Lituus und die Roma, die nachmalige Gemahlin des Aeneas, gebar. Auch soll er, von Odysseus aus Ithaca verbannt, Clusium gegründet haben. T. ist Inhalt des berühmten Romans von Fénélon: „Les aventures de Télémaque“.

Teleologie (v. Griech.), Lehre von den Zwecken, ist diejenige Vorstellungsart der Dinge, d. h. der Natur und der socialen Welt, der zufolge die einzelnen Erscheinungen, Existenzen und Vorgänge auf die in ihnen enthaltenen oder doch vorausgesetzten zweckmäßigen Beziehungen hin betrachtet werden. Seit Beginn der neueren Geschichtsperiode und in dem Maße, als die soliden und strengen Wissenschaften emporkamen, wurde alle T., d. h. alles Suchen nach Zweckmäßigkeiten, für unfruchtbar, ja dem Fortschritt des Wissens hinderlich angesehen. Spinoza bezeichnete die Zwecke, die man in der Natur angetroffen haben wollte, als menschliche Hineindichtungen, traf jedoch mit dieser Rüge nur die Voraussetzung und Einbildung bewußter Absichten. Bacon gab dem wissenschaftlichen Widerwillen gegen die T. dadurch Ausdruck, daß er die Zweckbetrachtung im Gegensatz zu der fördernden Erforschung der wirkenden Ursachen eine gottgeweihte Jungfrau nannte, die nichts gebären könne. Noch Kant richtete einen Abschnitt seiner „Kritik der Urtheilskraft“ gegen die Gültigkeit der Zweckvorstellungen. Neuerdings hat man in Anknüpfung an Aristoteles, in dessen Philosophie die den Naturdingen innewohnenden Zwecke eine große Rolle spielen, die Wiederherstellung einer Art von T. versucht. Jedoch beschränkt sich das Haltbare dieser Bestrebungen ganz ausschließlich auf die Anerkennung von Zwecken, die von keinem Bewußtsein begleitet, also nicht als Absichten gedacht werden. In dieser Hinsicht ist der Zweck schon im Instinkt und im unbewußten Triebe anzutreffen, und eine solche T. ist für gewisse positive Wissenschaften, wie z. B. für die Physiologie, nicht zu entbehren. Eine ganz unhaltbare T. ergeht sich noch immer in der Geschichte und Geschichtsphilosophie. Die T. der socialen Welt ist nicht ihrem Princip, wohl aber ihrer speciellen Gestaltung nach bis jetzt völlig unhaltbar gewesen. Es muß erlaubt sein, den reinen Begriff des Zweckes, der ein unentbehrlicher Fundamentalbegriff des Verstandes ist, überall zu bethätigen. Allein die wirkliche T. ist bisher in überwiegendem Maß eine bloße Voraussetzung, Einbildung und Hineindichtung von Zwecken in die Natur und in das Menschenleben gewesen und die erforderlichen Beweise fast immer schuldig geblieben. Sie krankt außerdem an einem schon bei Aristoteles vorherrschenden Fehler, nämlich an der Vernachlässigung der Unzweckmäßigkeiten, die ebenso gut wie die Zweckmäßigkeiten berücksichtigt sein wollen.

Telephon (v. Griech.), Apparat zur Fortpflanzung von Tönen mit Hülfe des galvanischen Stroms. Ein hölzerner Hohlwürfel ist in seiner oberen Fläche mit einer kreisförmigen Oeffnung versehen, welche durch eine darüber gespannte zarte elastische Membran verschlossen ist. Auf die Mitte der Membran ist ein kleines Platinplättchen aufgekittet, von welchem ein schmaler Metallstreif zu einer Klemmschraube führt. Auf das Plättchen trifft ein Platinstift, welcher mit einer andern Klemmschraube in Verbindung steht und das Plättchen gerade berührt, wenn die Membran ruht. Außerdem besitzt der Apparat eine Schallöffnung. Ein zweiter Apparat besteht aus einer Magnetisirungsspirale, in welcher ein Stahldraht steckt, der mit zwei Stegen auf einem Resonanzboden befestigt ist. Ein mit einem zweiten Resonanzboden versehener Deckel kann noch über die Spirale geklappt werden. Eine galvanische Batterie wird mit beiden Apparaten so verbunden, daß der Strom bei der einen Klemmschraube des ersten Apparats ein-, bei der zweiten austritt, dann die Magnetisirungsspirale durchläuft und zur Batterie zurückkehrt. Sobald nun die Schallwellen eines kräftigen Tons durch die Schallöffnung in den Hohlwürfel eintreten, beginnt die elastische Membran zu vibriren. Jede eintretende Verdichtungswelle hebt die Membran, wenn aber die letztere sich senkt, so wird zwischen dem Platinplättchen und dem Stift der Strom unterbrochen. Hierbei hört man an dem in der Spirale steckenden Draht, und zwar in Folge der Magnetisirung desselben ein eigenthümlich knarrendes Geräusch, außerdem werden aber die in die Schallöffnung gelangten Töne deutlich wahrnehmbar reproducirt, und zwar ist dies nach Reis, der diesen Apparat konstruirt, für alle Töne zwischen F und $\bar{f}$ der Fall. Da nun der Reproduktionsapparat beliebig weit von dem ersten Apparat entfernt aufgestellt werden kann, so ist ein Mittel gegeben, Töne in ähnlicher Weise wie Zeichen bei der Telegraphie fortzupflanzen.

Telephus, in der griechischen Mythe ein Arkadier, Sohn des Hercules und der Auge, ward von seiner Mutter ausgesetzt, aber von einer Hirsch-

kuh gesäugt und von dem König Corythus erzogen. Herangewachsen fragte er das Orakel zu Delphi nach seiner Mutter. Dies gebot ihm, zum König Theutras nach Mysien zu reisen. Dort fand er die Mutter und ward Schwiegersohn und Nachfolger des Königs Argiope. Als auf dem Zuge gegen Troja die Hellenen Mysien angriffen, besiegte sie T., ward aber dabei von Achilles verwundet. Da das Orakel aussprach, daß ihn nur Der heilen könnte, der ihn verwundet habe, reiste er hierauf zu Achilles, ward von diesem durch den Rost seines Speers wieder hergestellt und zeigte hierauf den Griechen den Weg zur Eroberung Troja's. Er fand einen Heroendienst in Pergamus und auf dem Parthenion in Arkadien.

Teleskop (v. Griech.), s. v. a. Fernrohr; südliches Sternbild, s. v. a. astronomisches Fernrohr.

Telesphor (v. Griech.), der Vollender, in der griechischen Mythologie der Gott der Genesung, gewöhnlicher Begleiter des Aeskulap und der Hygiea, neben denen er als kleiner Knabe erscheint.

Tel est notre plaisir (franz.), das ist unser Gefallen, so gefällt es uns; der gewöhnliche Schluß in Reskripten und Befehlen der Könige von Frankreich vor der Revolution an ihre Beamten.

Telgte, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk und Kreis Münster, an der Ems, hat eine katholische Kirche mit wunderthätigem Marienbild, zu dem stark gewallfahrtet wird, eine Synagoge, Streichgarnmaschinen- und Zwirnspinnerei, Strumpfwirkerei, Zeuchdruckerei, starke Bierbrauerei, Jahrmärkte und 2153 Einw.

Tell, Wilhelm, der besonders durch Schillers Dichtung verherrlichte Held der Schweizer, nach der Sage ein Landmann aus Bürgeln im Kanton Uri, Schwiegersohn Walther Fürsts von Uri und Mitglied des zur Wahrung der alten Reichsfreiheit der Waldstädte am 7. November 1307 auf dem Rütli geschlossenen Geheimbundes. Als er am 18. Nov. dem von dem Landvogt Geßler zu Altorf als Zeichen der österreichischen Hoheit aufgesteckten Hute die befohlene Reverenz nicht erwies, ward ihm als berühmtem Armbrustschützen bei Lebensstrafe auferlegt, einen Apfel von dem Haupte seines Söhnleins zu schießen. Widerstrebend that T. den Schuß und traf den Apfel. Als er aber auf die Frage des Vogts nach dem Zweck des zweiten Pfeils in dem Köcher antwortete, daß derselbe, wenn er sein Kind getroffen, für den Vogt bestimmt gewesen, befahl dieser ihn gefesselt nach Küßnacht überzuführen und dort in den Thurm zu werfen. Auf dem Waldstädtersee aber brachte ein Sturm das Fahrzeug in Gefahr, und T. ward seiner Fesseln entledigt, um dasselbe zu lenken. Geschickt wußte er das Schiff gegen das Ufer, wo der Axenberg sich erhebt, zu treiben, sprang dort vom Bord auf eine hervorragende Felsplatte, welche noch jetzt die Tellsplatte heißt, eilte darauf über das Gebirge nach Küßnacht zu, erwartete den Vogt in einem Hohlwege, hohle Gasse genannt, und erschoß ihn aus sicherem Versteck mit der Armbrust. Von T.s weiteren Lebensschicksalen wird nur noch berichtet, daß er 1315 in der Schlacht bei Morgarten mitgefochten und 1354 in dem Schächenbach beim Versuch der Rettung eines Kindes den Tod gefunden habe. Gegen die historische Wahrheit der Geschichte T.s wird besonders der Umstand geltend gemacht, daß die Existenz des Vogts Geßler durch urkundliche Data sehr in Frage gestellt und T. selbst bei den älteren schweizerischen Chronisten, wie Johannes von Winterthur u. Justinger von Bern, die fast Zeitgenossen T.s waren, in deren Bericht von der Erhebung der Waldstädte nicht erwähnt wird. In unsicheren Umrissen gibt die Geschichte T.s zuerst Melchior Ruß, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die gewöhnliche Darstellung, aus der auch Schiller geschöpft hat, gibt zuerst Tschudi im 16. Jahrhundert. Die an T.s Geschichte erinnernden Monumente, namentlich die Kapelle auf der Tellsplatte, auch die Volkslieder auf T. rühren sämmtlich aus weit späterer Zeit her. Dürfte auch seine Existenz nicht in Zweifel zu ziehen sein, so ist doch seine Lebensgeschichte wohl sehr ausgeschmückt worden. Vgl. Ideler, Die Sage vom Schusse des T., Berlin 1836; Häusser, Die Sage vom T., Heidelberg 1840; Hisely, Recherches critiques sur l'histoire de Tell, Lausanne 1843; Liebenau, Die Tellsage, Aarau 1864.

Teller, Wilhelm Abraham, namhafter Theolog, geboren den 9. Januar 1734 zu Leipzig, ward 1755 Katechet an der Peterskirche daselbst, 1762 Professor der Theologie und Generalsuperintendent zu Helmstädt, 1767 Oberkonsistorialrath und Propst und Pastor primarius an der Peterskirche zu Berlin. Seit 1786 Mitglied der Akademie, † er den 9. Dec. 1804. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Das rationalistische Lehrbuch des christlichen Glaubens" (Halle 1764) und das „Wörterbuch des Neuen Testaments" (Berlin 1772, 6. Aufl. 1805).

Tellez, Gabriel, berühmter dramatischer Dichter Spaniens, geboren 1585 zu Madrid, trat 1620 in das Kloster der barmherzigen Brüder daselbst, bekleidete die wichtigsten Stellen seines Ordens, wurde 1645 Prior des Klosters Soria und † 1648. Seine dramatischen Werke erschienen unter dem Pseudonym Tirso de Molina. Nach Lope de Vega, dessen Freund und Schüler er war, und Calderon ist T. der größte und fruchtbarste dramatische Dichter der Spanier. In den „Cigarrales de Toledo", einer 1621 von ihm veranstalteten Sammlung von Novellen und Komödien, gibt er selbst die Zahl seiner Dramen auf 300 an. Dieselben zeichnen sich weniger durch Künstlichkeit des Plans, Oekonomie der Anlage und Einheit der Handlung, als durch Mannichfaltigkeit der Situationen, Lebendigkeit der Charakteristik, Farbenschmelz der Bilder, Fülle des Witzes und Glanz der Diktion aus. Auffallend ist seine stete Lobpreisung der Frauen und seine unaufhörliche, aber äußerst feine Verspottung der Hofschranzen, sowie des Klerus. Seine Lustspiele sind zum Theil noch immer Lieblingsstücke der spanischen Nation. Eine Auswahl veranstaltete Hartzenbusch im „Teatro escogido" (Madrid 1839—42, 12 Bde.); noch später erschien eine 60 Komödien u. eine unvollständige Lebensbeschreibung enthaltende Gesammtausgabe (das. 1844—46, 10 Bde.).

Tellkampf, Adolf, verdienter Schulmann, geboren den 23. Mai 1798 zu Hannover, nahm als Offizier eines hannöverischen Feldbataillons am Kriege gegen Frankreich Theil, studirte dann

zu Göttingen Mathematik, ward 1824 Lehrer derselben zu Hannover und 1835 Direktor der Realschule daselbst, hat sich u. A. durch eine „Vorschule der Mathematik“ (5. Aufl., Berl. 1856), „Physikalische Studien“ (Hannover 1854) und einige poetische Arbeiten, wie „Irmgard“ (das. 1852, 3. Aufl. 1856) bekannt gemacht. Sein Sohn, Georg Friedrich Heinrich T., geboren den 27. August 1831, Eisenbahningenieur zu Hannover, veröffentlichte mehre geschätzte Beiträge zur Bauwissenschaft.

Tellur, sehr seltenes Metall, welches, gegenwärtig selten, gediegen zu Zalathna in Siebenbürgen auf Quarzgängen im Karpathensandstein, von Gold und Schwefelkies begleitet, vorkommt. Es krystallisirt rhomboëdrisch, mit vollkommen blätterigem Bruch nach der sechsseitigen Säule, ist aber meist derb, kleinkörnig, zinnweiß, von geringer Härte (unter Kalkspath) und von 1,6—6,3 specifischem Gewicht. Vor dem Löthrohr erhitzt verbrennt es mit bläulicher, grün umsäumter Farbe u. liefert einen weißen Rauch von telluriger Säure. Im Glasröhrchen erhitzt liefert es daher, wie auch seine Verbindungen, ein weißes Sublimat der weniger flüchtigen tellurigen Säure, welches bei beginnender Glühhitze zu dunkelgelben durchsichtigen Tröpfchen schmilzt. Unter seine Verbindungen (Telluride) gehört ein sehr reiches Gold- und Silbererz Siebenbürgens, das Schrifterz (Sylvanit, Weißtellur), mit an 27 Procent Gold und 11 Procent Silber. Es krystallisirt in sehr komplicirten rhombischen Krystallen, mit deutlichem blätterigen Bruch; meist sind aber flach tafelförmige Krystalle bandartig, oder nadelförmige Krystalle so auf einer Ebene an einandergereiht, daß sie sich unter Winkeln von 60° kreuzen und dadurch schriftartige Zeichnungen bilden (Schrifterz, aurum graphicum). Die Härte geht bis zu der des Steinsalzes; das specifische Gewicht ist 7,9—8,3. Das Mineral ist licht stahlgrau bis silberweiß, milde, in Königswasser unter Chlorsilberausscheidung auflöslich, vor dem Löthrohr schmelzbar, einen flüchtigen Beschlag liefernd und mit Soda zu silberhaltigem Goldkorn leicht reducirbar. Es kommt am häufigsten mit Schwefelkies, Fahlerz, Gold, auch Blättererz auf Gängen im Porphyr zu Offenbanya vor. Blättertellur (Nagyagit, Gelberz Klaproths), krystallisirt selten in tetragonalen Tafeln, findet sich meist in dünnen biegsamen Blättern, ist vollkommen spaltbar nach der Gradendsfläche, sehr milde, von wenig über Talkhärte und 6,8 — 7,5 specifischem Gewicht. Die Farbe ist schwärzlich bleigrau. Es ist Tellurschwefel-Bleigold, mit 6—9 Procent Gold. Vor dem Löthrohr ist es sehr leicht schmelzbar, verbrennt mit blauer Flamme, beschlägt die Kohle gelb und hinterläßt ein Goldkorn. Es findet sich im Mangan- u. Braunspath mit Fahlerz, Blende, Gold auf Klüften im Porphyr und Sandsteinkonglomerat zu Nagyag, selten auf den Goldgängen zu Offenbanya. Tellurwismuth (Tetradymit), in kleinen Rhomboëdern krystallisirendes und körnig blätteriges, in dünnen Blättchen biegsames, sehr vollkommen nach der Gradendsfläche spaltbares, bleigraues, sehr wenig glänzendes oder mattes Erz, von sehr geringer Härte und 7—5 specifischem Gewicht, ist vor dem Löthrohr leicht schmelzbar, beschlägt die Kohle weiß und gelb und liefert ein sprödes Metallkorn, welches sich vollständig verflüchtigen läßt. Es kommt in Virginien rein, als Schwefeltellurwismuth ebenda, zu Deutsch-Pilsen in Ungarn, in Siebenbürgen, Zschubkau, Cumberland in England u. als Schwefel-, Selen-, Tellurwismuth in Brasilien vor. Tellursilber (Petzit), ein etwas geschmeidiges rhomboëdrisches, meist körniges Erz, dessen schwärzlich blaugraue Farbe ins Stahlgraue sticht, härter als Steinsalz bis kalkspathhart, von 8,3—8,8 specifischem Gewicht, ist ein reiches Silbererz auf dem Altai, in Siebenbürgen u. Ungarn, mit an 62 Procent Silber. Tellursilbergold, vom vorigen durch Goldgehalt unterschieden, enthält 47 Procent Silber und 18 Proc. Gold, von Nagyag. Das körnige, würfelig spaltbare, gelblich zinnweiße Tellurblei (Altait) kommt auf dem Altai vor, Telluroder (Tellurit), natürliche tellurige Säure, zu Zalathna in kleinen, strahligfaserigen, kugeligen Zusammenhäufungen von gelblich- und grauweißer Farbe.

Das reine T. ist silberweiß, sehr glänzend, krystallisirt leicht, ist mit Arsen und Antimon isomorph, sehr spröde, leitet Wärme und Elektricität schlecht, wird mit Wolle gerieben etwas elektrisch, schmilzt ebenso leicht wie Antimon und läßt sich destilliren. An der Luft erhitzt, verbrennt es mit blauer Flamme zu telluriger Säure. Es löst sich in heißer Kalilauge zu Tellurkalium und tellurigsaurem Kali, beim Erkalten zersetzt sich die Lösung und alles T. scheidet sich ab. Das T. ist etwas löslich in erwärmter Schwefelsäure, heiße Schwefelsäure und Salpetersäure oxydiren es zu telluriger Säure, schmelzender Salpeter zu Tellursäure. Die tellurige Säure verhält sich gegen starke Basen wie eine schwache Säure, gegen starke Säuren aber wie eine schwache Base. Das Hydrat ist weiß, erdig, schmeckt bitter, röthet Ladmus, löst sich etwas in Wasser, leichter in Säuren u. Alkalien und verwandelt sich leicht in die wasserfreie Säure. Diese krystallisirt, ist sehr schwer löslich und ihre Lösung reagirt nicht sauer. Die Alkalisalze der tellurigen Säure sind leicht löslich, die Erdmetallsalze schwer und die Metallsalze unlöslich. Tellursäure bildet große Krystalle, schmeckt metallisch, löst sich leicht in Wasser, reagirt schwach sauer. Von ihren Salzen sind nur die der Alkalien in Wasser löslich, mehre Salze existiren in einer löslichen und einer unlöslichen Modifikation. Mit Chlor bildet das T. nicht flüchtiges weißes, zerfließliches Superchlorür und schwarzes, erdiges, flüchtiges, durch Wasser zersetzbares Chlorid. Tellurwasserstoffgas gleicht dem Schwefelwasserstoffgas und verhält sich wie dieses. Mit den Alkalimetallen bildet das T. in Wasser lösliche Verbindungen (Tellurete und Telluride), Tellurosalze sind aber nicht darstellbar.

Tellurerze, s. Tellur.

Tellurisch (v. Lat.), was sich auf die Erde bezieht, von dieser abstammt; daher tellurische Einflüsse, Einwirkung der Erde auf den menschlichen Körper als Krankheitsursachen &c.

Tellurismus (v. Lat.), s. v. a. Thierischer Magnetismus.

Tellurium (v. Lat.), Maschine zur Versinnlichung der bei dem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne eintretenden Erscheinungen, soll besonders den beständigen Parallelismus der Erdaxe und den dadurch bedingten Wechsel der Jahreszeiten anschaulich machen.

Tellus (lat.), die Erde im kosmologischen Sinne, daher gleichbedeutend mit der Göttin Gäa (s. d.).

Telmessus (Telmissus), kleinasiatische Hafenstadt in Lycien, am innersten Winkel des nach ihr benannten telmessischen Meerbusens, war schon vor der persischen Herrschaft blühend, ergab sich dann freiwillig an Alexander den Großen und blieb frei bis zur Römerzeit, wo es dem pergamenischen Reiche einverleibt wurde.

Teltow, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am gleichnamigen Fluß, hat eine Kirche mit schönem gothischen Thurm, Lein- und Baumwollweberei, vorzüglichen Rübenbau (teltower Rüben), Handel und 1683 Einwohner.

Teltsch, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Iglau, an der Taya, hat ein altes Schloß Rostein mit Kapelle, Rüstkammer, Theater, Park und Fasanerie, eine gothische Dekanatskirche aus dem 14. Jahrhundert, 5 andere Kirchen, eine Synagoge, eine Haupt- u. Unterrealschule, Tuch- und Wollzeuchfabrikation, Leinwandbleicherei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Vieh- und Wollmärkte und 4020 Einwohner.

Temes (Temesch, bei den Alten Tibiscus), Fluß in Ungarn, entspringt in dem banater Gebirge unfern der siebenbürgischen Grenze, fließt erst nach Südwesten, wendet sich dann über Karansebes nach Norden, meist in einem engen Gebirgsthal hinströmend, tritt unterhalb Lugos in die ungarische Tiefebene, fließt hier in einem großen, gegen Süden geöffneten Bogen in südwestlicher Hauptrichtung, aber mit zahlreichen Krümmungen und mündet unterhalb Pancsova, nordöstlich von Belgrad, in die Donau. Ihr Lauf beträgt 58 Meilen bei einer größten Breite von 200 Fuß. Anfangs wird sie bloß zum Holzflößen, später auch zur Schifffahrt benutzt. Sie nimmt links die Bogonicz und Berzawa, rechts die Bistra und Bega auf und speist den Begakanal, der eine kürzere Verbindung mit der Theiß herstellt, mittelst eines bei Kosztil beginnenden Zwischenkanals. Nach der T. war das temeser Banat benannt (s. Banat). Das Komitat T., zwischen den Komitaten Torontal, Arad, Krasso u. der banater Militärgrenze gelegen, nimmt die Mitte des ehemaligen Banats ein, hat 108 QMeilen Flächengehalt mit 294,110 Einw. und Temesvar zur Hauptstadt.

Temesvar (Temeswar), Hauptstadt des Komitats Temes, königliche Freistadt und starke Festung, an der Temes, dem Begakanal und der südöstlichen Staatsbahn, in sumpfiger Gegend, ungesund gelegen, aber regelmäßig gebaut, besteht aus der inneren Stadt oder Festung, die von dreifachen Mauern und Wassergräben umgeben ist, gerade, breite und gut gepflasterte Straßen, 3 durch Blockhäuser geschützte Thore hat, und aus 4 Vorstädten, von welchen Josephstadt die schönste ist. Die Stadt ist Sitz der Komitats- und Bezirksbehörden, eines Festungskommando's, des csanader römisch-katholischen Bischofs mit Domkapitel und Konsistorium, eines griechisch-nichtunirten Bischofs mit Diöcesankonsistorium. Hervorragende Gebäude sind die römisch-katholische u. die nichtunirte Kathedrale, mehre andere Kirchen, die Synagoge, das alte Schloß des Johann Hunyades (jetzt Zeughaus), das große Komitatshaus, die bischöflichen Residenzen, eine große Kaserne ꝛc. Von Bildungs- und sonstigen gemeinnützigen Anstalten bestehen hier ein Kollegium der Piaristen, ein Konvent der barmherzigen Brüder, ein Institut der Schulschwestern, eine römisch-katholische theologische Lehranstalt, ein desgleichen bischöfliches Seminar, ein Obergymnasium, eine Hauptschule, ein Bürgerspital, 2 Kinderbewahranstalten, ein Theater, eine landwirthschaftliche Gesellschaft, eine Nationalbank ꝛc. Die Bevölkerung, der Nationalität nach Deutsche, Serben, Rumänen und Magyaren, zählt 22,507 Seelen, meist Katholiken neben 5300 nichtunirten Griechen, 900 Protestanten und 1900 Israeliten. Der Gewerbsbetrieb, vornehmlich in Gerberei, Tuchfabrikation, Weberei, Seidenspinnerei, Liqueur- und Rosogliofabrikation ꝛc. bestehend, ist nicht unbedeutend, bedeutender der Handel, besonders mit Kolonialwaaren, der durch den Begakanal befördert wird. T. ist das Zambara der Römer. Unter der Herrschaft der Awaren hieß es Begney; unter der der Ungarn war es Sitz eigener Grafen und unter dem ungarischen König Karl Robert schon eine so blühende Stadt, daß derselbe 1316 sein Hoflager hierher verlegte. Im Jahre 1443 erbaute Hunyades das Schloß daselbst. Im Jahre 1514 wurden vor den Thoren der Stadt die aufrührerischen Bauern unter Georg Dosa geschlagen. Im Jahre 1551 zum zweiten Male von den Türken vergeblich belagert, ward T. erst im folgenden Jahre von diesen erobert, nachdem sich Stephan Lossontzy mit einer Besatzung von 2210 Mann gegen eine Uebermacht von 160,000 Mann heldenmüthig vertheidigt hatte. Während er kapitulirte, ward er mit dem Rest seiner Mannschaft niedergehauen. Im Jahre 1596 vom siebenbürgischen Fürsten Sigmund, 1696 von Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen, ohne Erfolg belagert, ward die Stadt erst 1716 durch den Prinzen Eugen vom türkischen Joche befreit. Erst damals wurde die jetzige Festung angelegt, zu diesem Behuf die alte Stadt größtentheils niedergerissen und nach einem neuen Plan aufgebaut. Im Jahre 1781 ward T. zur königlichen Freistadt erhoben. Im Jahre 1849 ward es vom ungarischen Insurgentengeneral Grafen Vecsey seit dem 25. April belagert, aber durch den Sieg Haynau's über Bem und Dembinski (9. August) entsetzt. Zur Erinnerung daran legte Kaiser Franz Joseph I. am 15. Juni 1852 den Grundstein zu einem Monument. Vgl. Preyer, Monographie der königlichen Freistadt T., Temesvar 1853.

Temir-chan-Schura, Festung im nördlichen Theil der russischen Kaukasusprovinz Daghestan, am Abhang des Kaukasus, Hauptbollwerk gegen die Bergvölker, namentlich gegen die Lesghier, hat ein Arsenal, mehre Kasernen, eine Geschützgießerei und 1200 Einwohner.

Temme, Jodocus, deutscher Rechtsgelehrter u. belletrischer Schriftsteller, geboren den 22. Okt. 1799 zu Lette in Westphalen, studirte zu Münster und Göttingen die Rechte, besuchte dann als Erzieher eines Prinzen von Bentheim-Tecklenburg noch Heidelberg, Bonn und Marburg, bekleidete seit 1832 verschiedene richterliche Aemter, ward 1839 zweiter Direktor des Kriminalgerichts zu Berlin, 1844 Direktor des Stadt- und Landgerichts daselbst u. 1848 Oberlandesgerichtsdirektor zu Münster. Er saß in der preußischen wie in der deutschen Nationalversammlung auf der äußersten Linken und ward 1849 wegen seiner Theilnahme an den stuttgarter Beschlüssen in einen Hochverrathsprozeß verwickelt, zwar nach neunmonatlicher Haft vom Schwurgericht freigesprochen, aber auf dem Wege des Disciplinarverfahrens aus dem Staatsdienste entlassen. Vgl. „Die Prozesse gegen J. T." (Braunschweig 1851). Von 1851—52 besorgte er die Redaktion der „Neuen Oderzeitung" in Breslau und folgte dann einem Ruf an die Hochschule zu Zürich. Von seinen juristischen Werken sind hervorzuheben: „Lehrbuch des preußischen Civilrechts" (2. Aufl., Berlin 1846); „Archiv für die strafrechtlichen Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe Deutschlands" (Erlangen 1854); „Lehrbuch des preußischen Strafrechts" (Berlin 1853); „Lehrbuch des schweizerischen Strafrechts" (Aarau 1855). Daneben trat er mit Glück als Novellist auf, besonders im Fach der Kriminalnovelle.

Temnikow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, an der Mokscha, hat 6 Kirchen, Segeltuchfabrikation, Handel und 6102 Einwohner.

Tempe, von den alten Dichtern vielfach gefeiertes, 100—2000 Schritte breites, eine Meile langes, romantisches, vom Peneus durchströmtes Felsenthal zwischen dem Ossa und dem Olympus in Thessalien. Wo der Peneus das Gebirge durchbricht, rücken die Berge sehr nahe zusammen, weiterhin öffnet sich das Thal, so daß der Fluß in Windungen sanft hindurchströmt; aber in der Nähe des Meeres bilden die Felsen eine enge, wilde Schlucht, um dann ganz am Meere wieder weiter auseinander zu treten. Das Thal war einer der wichtigsten Pässe Nordgriechenlands. Als Xerxes den Paß besetzt fand, bahnte er sich eine eigene Straße über den Kamm des Gebirgs. Später kam das Tempethal in die Gewalt Philipps von Macedonien, der am Eingang Kastelle errichten ließ, die nach ihm wieder verfielen, von den Römern aber im Kampfe gegen Perseus von Macedonien wieder hergestellt wurden. Noch jetzt sind Trümmer eines Kastells auf dem rechten Peneusufer vorhanden. Nach diesem Thale benannten die Römer wohl jedes romantische Thal T., vorzugsweise aber ein Thal im Sabinerlande, bei Reate, durch welches der Fluß Velinus sich schlängelte. Vergl. Kriegk, Das thessalische T. in geographischer und antiquarischer Hinsicht, Leipzig 1855.

Tempel (v. lat. templum), ein der Gottheit geweihtes, zu ihrer Verehrung bestimmtes Gebäude. Die meisten und großartigsten T. finden sich im Alterthum bei den Aegyptern, dann bei den Griechen und Römern. Da die T. bestimmt waren, nur die Götterbilder und den Opferaltar, sowie die fungirenden Priester, nicht aber das ganze Volk aufzunehmen, so war ihr Umfang gewöhnlich nicht groß. Umfangreicher waren nur die T. der Schutz- und Nationalgottheiten, sowie diejenigen, in denen Schatzkammern, wie in dem der Athene Polias in Athen, oder die besonders reich waren, z. B. die des Zeus zu Olympia und der Artemis zu Ephesus. Das eigentliche Tempelhaus oder die Zelle (cella) der eckigen T. war gewöhnlich noch einmal so lang als breit. Meist aus Mauersteinen erbaut, lag sie um einige Stufen höher als der Portikus. Im Innern der Zelle stand die Bildsäule oder das Bild der Gottheit, der der T. gewidmet war, auf einem Postament an der Mauer, dem Eingang gegenüber. Vor dem Götterbild stand der Altar, ein Rauch- und Betaltar, theils rund, theils viereckig. Die inneren Wände der Zellen waren in den meisten T.n mit Malereien geschmückt, welche gewöhnlich Bezug auf den Gott des T.s hatten. Die Decken waren von Holz, besonders Cedernholz, selten von Stein; gewöhnlich gerade, später bisweilen auch gewölbt und mit Bildnereien, Gemälden, metallenen Ueberzügen versehen. Die Fußböden bestanden anfangs aus Steinplatten, später aus Mosaik. Die Säulen des Portikus schmückte man mit Schilden aus der feindlichen Beute oder mit Statuen berühmter Männer. Weiteres s. Baukunst. Stufen hatten nur die T., die nicht auf hohen Orten lagen, und zwar bei den Griechen stets rings herum. Der Platz um den T., soweit er der Gottheit geweiht war, hieß Peribolus (vestibulum). Mit einer Mauer umgeben, enthielt er Altäre, Statuen, Monumente aller Art. Die Hebräer, denen der Glaube an die Allgegenwart ihres einigen, geistigen Gottes noch nicht gehörig zum Bewußtsein gekommen war, konnten sich nur Eine Stätte seiner Verehrung denken. Ihr Nationalheiligthum war der T. zu Jerusalem. Der erste T. (salomonischer T.), von Salomo seit 1012 v. Chr. auf dem Berge Moriah mit Hülfe phönicischer Meister errichtet, war ein steinernes Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an 3 Seiten mit Seitenzimmern umschlossen, welche, in 3 Stockwerken über einander liegend, zur Bewahrung der Schätze und Geräthschaften des T.s dienten, an der vordern Seite aber mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geziert, welche von zwei ehernen Säulen, Jachin und Boas (d. i. Festigkeit und Stärke), getragen ward. Das Innere enthielt einen 40 Ellen langen Vorderraum, das Heilige, worin die goldenen Leuchter, der Schaubrodtisch und der Räucheraltar standen, und einen durch einen Vorhang davon geschiedenen Hinterraum von 20 Ellen Länge, das Allerheiligste, mit der Bundeslade. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligste (Adyton) auch am Boden und an der Decke mit Holzwerk getäfelt. Letzteres stand nur dem Hohenpriester, das Heilige nur den Priestern offen. Das Tempelgebäude war von einem inneren Vorhof der Priester mit dem Brandopferaltar, dem Reinigungsbecken und anderen Geräthschaften umgeben, und dieser durch Säulengänge mit ehernen Thoren von dem für das Volk bestimmten und von einer Mauer umschlossenen

äußeren geschieden. Ueber ihn schrieben Hirt (Berl. 1809), Meyer (das. 1830), Keil (Dorp. 1839) und Bähr (Karlsr. 1848). Dieser T. ward 586 v. Chr. durch Nebukadnezar zerstört. An seiner Stelle erhob sich nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft der zweite, nach Serubabel genannte T., der wahrscheinlich, wie auf der Stätte, so auch nach dem Plane des ersten errichtet und 516 v. Chr. vollendet wurde, diesem aber an Größe u. Pracht nachstand. Durch Antiochus Epiphanes 169 v. Chr. entweiht, ward er von Judas Makkabi wieder hergestellt und befestigt. Unter Herodes dem Großen begann seit 21 v. Chr. eine gänzliche Umgestaltung des T.s im griechischen Styl (daher herodianischer T.), die des Tempelhauses ward in $1^1/_2$ Jahren, die der Vorhöfe in 8 Jahren vollendet. Dieser ganze Tempelbau war nach Josephus eine Stadie lang und eine Stadie breit. Die Anlage war terrassenförmig, ein Vorhof lag höher als der andere, der T. selbst am höchsten. Der äußerste eingeschlossene Raum lief um den ganzen T. und hatte mehre Thore. Doppelhallen mit Cederndächern und 25 Ellen hohen Säulen umgaben ihn auf 3 Seiten, nach Süden zu befand sich eine dreifache Halle. Wenige Stufen höher lief als Grenze für die Heiden ein steinernes Gitter 3 Ellen hoch herum. Ueber 14 Stufen gelangte man zu einer Fläche von 10 Ellen Breite, dann auf die Mauer des eigentlichen Vorhofs, welche 40 Ellen hoch war. Auf der Ostseite trat man zunächst in den Vorhof der Frauen, der durch eine Wand vom Vorhof der Männer geschieden war. Aus diesem führte, um 15 Stufen erhöht, der Haupteingang in den Vorhof der Israeliten. Die Thüren waren Doppelthüren, 30 Ellen hoch, 15 breit, mit Gold und Silber bedeckt. Das Ostthor, aus korinthischem Erz, zeichnete sich als Hauptthor durch größere Höhe (50 Ellen Höhe, 40 Ellen Breite), sowie durch größern Schmuck aus. Den Priestervorhof schied ein steinernes, eine Elle hohes Geländer von dem Vorhof der Israeliten. Der steinerne Priestervorhof umgab den ganzen T. Der innere Vorhof der Priester war auf der Nord- und Südseite von Zellen begrenzt, die zu verschiedenem Gebrauch dienten. Der T., der 12 Stufen höher lag als der Vorhof der Israeliten, war aus weißen Marmorblöcken errichtet und reich vergoldet. Seine Breite betrug vorn von außen 100 Ellen, im Uebrigen nur 60 Ellen, so daß die Vorhalle auf jeder Seite einen Vorsprung von 20 Ellen hatte; seine Länge ebenfalls 100 Ellen. Die Halle hatte eine Länge von 50, eine Breite von 20 und eine Höhe von 90 Ellen, das Heilige eine Länge von 40, eine Breite von 20, eine Höhe von 60 Ellen, das Allerheiligste aber eine Länge und Breite von 20 und eine Höhe von 60 Ellen. Doch differiren diese Angaben des Josephus mit denen des Talmud. Die Höhe wird von beiden zu 100 Ellen angegeben. An der Halle des T.s war ein Thor, 70 Ellen hoch, 25 Ellen breit, unverschlossen. Vor der Halle im Priestervorhof stand zunächst das Handfaß, dann der große Brandopferaltar. Das Heilige hatte einen Eingang mit zwei vergoldeten Thürflügeln, die 55 Ellen hoch und 16 Ellen breit waren. Er stand offen oder war durch einen buntgewirkten babylonischen Teppich aus Byssus verhängt. Geräthschaften des Heiligen waren der siebenarmige Leuchter, der Schaubrodtisch, der Räucheraltar. Das Allerheiligste, von dem Heiligen durch einen Vorhang geschieden, war leer, da die Bundeslade schon bei der ersten Zerstörung zu Grunde gegangen war. Der T. stand mit der Unterstadt unmittelbar, mit der Oberstadt (Zion) durch eine Brücke in Verbindung und wurde von der Burg Ankonia beherrscht, welche an der nordwestlichen Ecke des Tempelberges lag, und von der ein unterirdischer Gang in den T. führte. Im jüdisch-römischen Kriege, 70 n. Chr., war der T. die letzte Schutzwehr der Juden gegen die Feinde. Ein römischer Soldat warf Feuer in die Nebengebäude an der Nordseite, und das ganze Prachtwerk ging in Flammen auf. Kaiser Julian begann 363 die Wiedererrichtung des T.s, doch soll sie durch unterirdisches Feuer vereitelt worden sein. Seit 644 steht auf der Tempelstätte eine Moschee.

Tempelburg, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Neustettin, zwischen dem Drazig- und Templinsee, hat eine evangelische und 2 katholische Kirchen, eine Tabaksfabrik, Leinweberei, Tuchmacherei, Ziegelbrennerei und 4065 Einw.; wurde im 13. Jahrhundert von Tempelherren angelegt.

Tempelherren (Templer, Tempelbrüder, Fratres militiae templi, Templarii), geistlicher Ritterorden, entstand zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina, indem 1118 mit Hugo von Payens und Gottfried von St.-Omers sieben andere französische Ritter zu einer Gesellschaft zusammentraten, um die Pilgerstraßen zwischen Joppe und Jerusalem von saracenischen Räubern zu säubern. Sie legten in die Hände des Patriarchen von Jerusalem die Gelübde der Kirche ab, erwählten zu ihrem Oberhaupt (magister militiae) Hugo von Payens, erhielten vom König Balduin II. einen Theil seiner auf dem Platze des ehemaligen salomonischen Tempels erbauten Residenz und zur Beherbergung armer Pilger von den Kanonikern des heiligen Grabes mehre Gebäude in der Nähe und nannten sich daher T. oder Templer. Ihre Kleidung bestand in einem weißen leinenen Mantel mit einem achteckigen blutrothen Kreuz und in einem weißen leinenen Gürtel, ihr Ordenssiegel zeigte zwei Reiter (einen Templer und einen hülflosen Pilger) auf Einem Pferde. Papst Honorius II. ertheilte dem Orden 1127 die Bestätigung und erweiterte seinen Zweck dahin, daß ihm unter kanonischer Disciplin und mönchischer Ascese Kampf gegen die Ungläubigen zu Vertheidigung des heiligen Grabes zur Pflicht gemacht ward. Bernhard von Clairvaux entwarf die erste Ordensregel, welche den späteren Ordensstatuten (72 Artikel) zu Grunde lag. Hugo von Payens ward hierauf auf einer Rundreise durch das Abendland neue Besitzungen und Mitglieder und kehrte sodann mit 300 Rittern in den Orient zurück. Während sich der aristokratische Theil des Ordens dem Kampfe gegen die Ungläubigen widmete, beschäftigte sich eine Anzahl von Brüdern mit dem Pilgerschutze und der Pilgerpflege; aber erst bei der Revision der Statuten in der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die Ordensmitglieder förmlich in Ritter und dienende Brüder getheilt.

Erstere mußten aus Rittergeschlecht und ehrlicher Abkunft, unbescholten und frei von anderen Gelübden sein, die dienenden Brüder waren bürgerlicher Abkunft und zerfielen in Waffenbrüder, Handwerksbrüder und Affiliirte. An der Spitze des Ordens stand der Großmeister, der fürstlichen Rang hatte, unter ihm die Großprioren, welche den Provinzen vorstanden, dann die Baillifs, Prioren oder Komthure. Außerdem werden als höchste Würdenträger genannt der Seneschall als Stellvertreter des Großmeisters, der Marschall als Kriegsoberster, der Schatzmeister, der Drapier, der für Kleidung sorgte, und der Turkopolier, der die leichte Reiterei oder die Knappen anführte. Wiewohl die Großmeister bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts sehr eigenmächtig verfuhren, so war die Verfassung des Ordens doch eigentlich eine aristokratische, in sofern die höchste Gewalt bei dem aus den Ordensobern und einigen berufenen Rittern zusammengesetzten Generalkapitel war, dessen Stelle jedoch meist das Kapitel zu Jerusalem einnahm. Ueberdies besorgte jedes größere Ordenshaus, an welches sich kleinere anschlossen, seine Angelegenheiten in einem eigenen Kapitel. Der Großmeister hatte zur Seite das Generalkapitel oder an dessen Stelle den Konvent zu Jerusalem und durfte nur mit dessen Zustimmung über Krieg und Frieden, Käufe und Veräußerungen 2c. beschließen. In den Provinzen des Ordens hatten die Vorsteher der einzelnen Landschaften ähnliche Kapitel zur Seite. Ueber die Verhandlungen in den Kapiteln mußte Stillschweigen beobachtet werden. Die Gunst der Päpste und sein Eifer für fromme Zwecke machten den Orden bald sehr angesehen und ausgedehnt. Um 1360 zählte er an 20,000 Ritter und besaß 9000 Komthureien, Balleien, Tempelhöfe 2c. mit liegendem Besitz, der zehntfrei war. Unter den Nachfolgern Hugo's von Payens († 1136) in der Großmeisterwürde sind hervorzuheben: Bernhard von Tremelay, der 1153 bei einem Angriff auf Askalon fiel, Odo de St.-Amand († 1179), der viel für die Erweiterung der Macht des Ordens that, Wilhelm de Beaujeu, unter dem Akkon, das letzte Bollwerk der Christen in Palästina, in die Hände der Saracenen fiel, und Gaudini, unter dem sich der Orden im Mai 1291 nach Cypern zurückzog. Schon im 12. Jahrhundert waren Klagen über Anmaßlichkeit, Treulosigkeit und Ausschweifungen der T. laut geworden. Oft standen sie mit den Saracenen im geheimen Bunde; den Kaiser Friedrich II. wollten sie auf seinem Kreuzzuge an dieselben verrathen; mit den Johannitern lebten sie in beständigem, oft blutigem Streit, und von den Bischöfen wurden sie, weil deren Aufsicht entzogen, ohnedies gehaßt. Dazu waren die Fürsten schon lange auf die Macht des Ordens eifersüchtig und, besonders Philipp IV. von Frankreich, nach seinen Gütern lüstern. Letzterer benutzte daher die Beschuldigungen, die gegen die T. im Umlauf waren, darauf eine Anklage des Ordens zu begründen. Die geheimnißvollen Gebräuche bei der Aufnahme, die spätere Großmeister eingeführt hatten, waren eine Hauptanklage. Es ging darüber das Gerücht, daß der Aufzunehmende das Götzenbild Baffomet (Baphomet) anbeten müßte. Ferner wurden die T. der Verleugnung Christi, der Verspottung des Abendmahls, unnatürlicher Wollust, des Abfalls zum Islam 2c. beschuldigt. Nun hat zwar der Orden in der That die Sache des Christenthums seiner Selbstsucht oft aufgeopfert; auch mögen einzelne Ritter unnatürlichen Lastern gefröhnt und einzelne Komthureien morgenländisches Zauberwesen aufgenommen haben; aber vollständige Beweise für dies Alles lagen nicht vor, und es waren meist abtrünnige oder ausgestoßene Brüder, die diese Beschuldigungen vorbrachten. Am 13. Okt. 1307 wurden die T. in Frankreich mit ihrem Großmeister Jakob von Molay, den Philipp von Cypern 1306 nach Paris zu locken gewußt hatte, verhaftet, die Verhaftung aber geheim gehalten. Gleichzeitig begann die Einziehung ihrer Güter. Man erpreßte von den Rittern durch die Folter Geständnisse, die dann als unverwerfliche Beweise der Strafbarkeit aller Mitglieder angesehen wurden. Der Prozeß dauerte bis zum 5. Juni 1311. Noch vor dem Schluß der Akten ließ Philipp 54 Ritter verbrennen (den 12. Mai 1310), denen die Folter kein Geständniß abgezwungen hatte. Klemens V. hob den Orden durch eine Bulle vom 2. Mai 1312 auf, ohne jedoch ein Verdammungsurtheil zu wagen. Der Großmeister wurde mit dem achtzigjährigen Großprior Guido von der Normandie u. mehren anderen Rittern auf einer Insel der Seine zu Paris am 11. (19.) März 1314 auf des Königs Befehl, weil er Geständnisse, die als die seinigen bekannt waren, öffentlich zurückgenommen, bei langsamem Feuer verbrannt. Die Güter der T. sollten nach der erwähnten Bulle Klemens' V. den andern Ritterorden zufallen, in Frankreich jedoch, in Kastilien und einem Theil von England wurden sie von der Krone eingezogen, in Aragonien und Portugal wurden sie dem Orden von Calatrava geschenkt, in Deutschland den Johannitern und deutschen Rittern. In Böhmen, wohin sich T. schon 1232 zurückgezogen hatten, erfolgte die Auflösung des Ordens nur allmählig, viele Mitglieder desselben traten in den Johanniterorden. In Deutschland bestanden sie bis 1319 fort, und in Portugal bestand der Orden unter dem Namen Christusorden, in Schottland unter dem Namen Ritter von der Distel fort. In der Mitte des 18. Jahrhunderts bemühten sich die Jesuiten, das auftauchende Freimaurerwesen mit dem alten Templerorden in Verbindung zu bringen, um den Bund in katholisch-hierarchischem Sinne zu lenken. Der Sitz dieses Systems war besonders das Jesuitenkollegium Clermont in Paris. Von Clermont ging auch der neue Templerorden in Frankreich aus, dessen Haupttendenzen die Bewahrung des ritterlichen Geistes und das Bekenntniß eines aufgeklärten, in der Zeitphilosophie wurzelnden Deismus waren, und dem die ersten Personen des Hofes und der pariser Noblesse beitraten. Nachdem derselbe während der Revolution sich aufgelöst hatte, sammelte in den letzten Jahren das Direktorium seine Trümmer wieder, und man suchte nun dem Bunde eine politische Richtung zu geben. Napoleon I. begünstigte ihn als ein Adelsinstitut. Die Restauration sah den aufgeklärte Tendenzen verfolgenden Bund zwar mit argwöhnischen Augen

an, doch bestand derselbe fort. Die Philhellenenvereine fanden in ihm eifrige Theilnehmer. Nach der Julirevolution trat er sogar in Paris wieder öffentlich hervor, und zwar mit kommunistischen Tendenzen, und seine Mitglieder nannten sich Chrétiens catholiques primitifs. Nach ihrer Lehre ist eine Uroffenbarung, in griechischen und ägyptischen Mysterien fortgepflanzt, aus diesen von Moses geschöpft, von Jesus erneut, dem Johannes, als dem Haupt der Kirche, und seinen Nachfolgern, den Großmeistern des Tempels, übertragen worden. Diese sollen nach der Aufhebung des Templerordens in ununterbrochener Reihe fortbestanden haben und der Nachfolger Molay's Larmenius gewesen sein, der die Geheimnisse des Ordens weiter vererbt hätte. Der Orden besaß ein nach jener Lehre eingerichtetes „Johannisevangelium", das möglicherweise aus dem 14. Jahrhundert stammen kann. Außerdem verwarf er Alles in der Bibel, was gegen die Vernunft streitet, hatte mit dem Katholicismus die prunkvolle Hierarchie gemein und trat mit der Absicht hervor, die katholische Kirche zu stürzen. Die Mitglieder trugen eine weiße wollene Tunika mit rothem Kreuze auf der Brust, einen ähnlichen Mantel und Schwerter. Ein Theil der geheimen Schriften des Ordens wurde in dem „Leviticon" (Paris 1831) herausgegeben. Der Orden erlosch 1837. Vgl. Dupuy, Histoire de la condamnation des Templiers, Paris 1650 und öfter; Moldenhawer, Prozeß gegen den Orden der T. 2c., Hamburg 1792; Wilcke, Geschichte des Tempelherrenordens, Leipz. 1826—35, 3 Bde.; 2. Aufl., Halle 1850; Michelet, Procès des Templiers, Paris 1841; Havemann, Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens, Stuttgart 1847.

Tempera (ital.), eigentlich jede Flüssigkeit, mit welcher der Maler die trockenen Farben vermischt, um sie mittelst des Pinsels auftragen zu können; dann insbesondere jene im Mittelalter gebräuchliche Art der Malerei, wobei die Farben mit verdünntem Eigelb und Leim von gekochten Pergamentschnitzeln vermischt wurden (peinture en détrempe). Noch die altkölnische Schule hat mit dieser Malerei ein schönes, hier und da glühendes Kolorit erzielt. Erst die von van Eyck erfundene oder doch wesentlich verbesserte Oelmalerei verdrängte die T. um die Mitte des 15. Jahrhunderts allmählig aus allen deutschen Malerschulen. In Italien hielt sie sich etwas länger, bis auch hier seit 1500 die Oelmalerei allgemeine Anwendung fand.

Temperament (v. Lat.), ursprünglich ein gewisser specifischer Wärmegrad (Temperatur) des Körpers. Man glaubte früher, daß dieser specifische Wärmegrad abhängig sei von der Mischung der Säfte, und stellte daher so viel T.e auf, als man Kardinalsäfte des Körpers annahm. Diese Kardinalsäfte sind das rothe Arterienblut, die schwarze Galle, die gelbe Galle oder der Schleim und die Lymphe. Je nach dem Vorherrschen des einen oder andern Saftes im Körper hat der Mensch ein sanguinisches, melancholisches, cholerisches oder lymphatisches (phlegmatisches) T. Das sanguinische T. hieß auch das warme, das melancholische das kalte, das cholerische das trockne, das phlegmatische auch das feuchte T. Obgleich sich dieser Ideengang keineswegs auf positive Thatsachen gründen läßt und als eine zusammenhängende Reihe von Irrthümern erscheint, so hat sich doch das Wort T. in der Umgangssprache erhalten, weil man das Bedürfniß fühlte, für gewisse Zustände und Erscheinungen am Körper, deren Wesen und innere Bedingungen nicht klar vor uns liegen (wie für andere unbestimmte Begriffe), ein möglichst dunkles und unbestimmtes Wort zur Hand haben. Die wissenschaftliche Medicin macht in Deutschland wenigstens keinen Gebrauch mehr von dem Worte und dem Begriffe T., wohl aber geschieht dies noch in Frankreich. Um so mehr findet das Wort T. von Seiten der Laien Verwendung. Man hat die T.e folgendermaßen charakterisirt. Das sanguinische, warme T. ist mit Körperfülle, weicher zarter Haut, angenehmer frischer Gesichtsfarbe, starker Füllung der Blutgefäße verbunden. Die körperlichen wie geistigen Funktionen sind leicht anzuregen, die Individuen von sanguinischem T. sind reizbar und empfindlich, meist heiter und fröhlich, aber veränderlich in ihrer Stimmung. Sie sind geneigt zu Vollblütigkeit und entzündlichen Affektionen aller Art. Das melancholische oder kalte T. ist gekennzeichnet durch festen, straffen Körperbau, größere oder geringere Magerkeit, durch dicke, trockne, kühle Haut, die mit dunkeln Haaren besetzt ist. In allen Bewegungen und Handlungen zeigt sich eine große Langsamkeit, die aber von großer Ausdauer begleitet ist. Die melancholischen Individuen sind ernst, mehr zu trüber Stimmung geneigt, verfallen verhältnißmäßig oft in Geisteskrankheiten. Sie leiden an Neigung zu Stockung des venösen Blutes im Unterleibe. Das cholerische oder trockne T. steht zwischen dem sanguinischen und melancholischen gleichsam in der Mitte. Es zeichnet sich durch einen leichteren und beweglicheren Körperbau, durch weniger braune und behaarte Haut und eine lebhaftere Gesichtsfarbe aus, als diese dem melancholischen T. zukommen. Die cholerischen Individuen sind beweglich, erhalten leicht ein wildes Aussehen, sind zum Zorn gereizt und leiden häufig an Krankheiten des gallenbereitenden Organs, der Leber. Die Kennzeichen des phlegmatischen, feuchten T.s sind ein schlaffer, weicher Körperbau, weiche, weiße Haut, die wenig Haare zeigt, blondes Kopfhaar, hervorstehende Augen, gleichgültige Gesichtszüge, die geistigen und körperlichen Funktionen gehen träge von Statten, die phlegmatischen Individuen neigen zu Fettbildung, Wassersucht und dergleichen chronischen Krankheiten. Man hat diese T.e auch unter einander kombinirt zu einem melancholisch-phlegmatischen 2c. T., womit der Willkür in der Anwendung dieses ohnehin unbestimmten Begriffs vollkommene Freiheit gegeben wurde. Auch ein nervöses T. hat man aufgestellt, welches sich durch Muskelschwäche und große Nervenreizbarkeit kennzeichnen soll. Vgl. Dirksen, die Lehre von den T.en, Nürnberg 1804.

Temperantia (sc. remedia, lat.), Mittel, welche gegen vorwaltende Schärfe und Säure, sowie gegen Aufregung im Blutgefäßsystem gerichtet sind, z. B. kohlensaure Magnesia, Weinstein, Salpeter.

Temperatur (v. Lat.), die fühlbare Wärme eines Körpers, im Gegensatz zu der latenten und specifischen Wärme (s. d.), oder der Zustand, den diese fühlbare und daher vom Thermometer angezeigte Wärme an dem Körper selbst bewirkt. Unter der mittleren T. eines Orts versteht man die durchschnittliche T., die sich als Mittel aus mehre Jahre hindurch täglich zu bestimmten Stunden gemachten Beobachtungen ergibt und sich nach der Höhe des Orts über der Meeresfläche, seiner Polhöhe und nach sonstigen lokalen Verhältnissen richtet. Die niedrigste T., welche jemals von einem Thermometer in der Luft angezeigt worden ist, beträgt —40° R., die höchste außerhalb der direkt auffallenden Sonnenstrahlen beobachtete 36,2°. In der Musik spricht man von einer T. der Stimmung und unterscheidet mathematische T. und gleichschwebende T. Unter jener versteht man diejenige Stimmung eines Instruments, welche vom Grundton aus alle Intervalle bis zur Oktave in der Dur- und Molltonart in vollkommener Reinheit (d. h. nach der eigentlichen mathematischen Größe, welche ein Intervall als solches hat) darstellt. Gleichschwebende T. ist dagegen die Stimmung, welche von jedem beliebigen Tone bis zu seiner Oktave alle gleichnamigen Intervalle, abgesehen von ihrer Reinheit, auch in ein gleiches geometrisches Verhältniß setzt, so daß von den 13 halben Tönen einer Oktave der 1. sich zum 2., wie dieser sich zum 3. ꝛc., auch der 1. zum 3., wie der 2. zum 4. ꝛc., ebenso der 1. zum 4., wie der 2. zum 5., der 3. zum 6., ihren Schwingungszahlen nach geometrisch verhält. Erzielt ward diese T. dadurch, daß den einen Intervallen zu ihrer Reinheit noch etwas zu- (überrein, überschwebend), den andern von ihrer Reinheit etwas abgesetzt wird (unterschwebend). Auf dieser gleichschwebenden T. beruht die Reinheit der Harmonien, sowie die ganze Einrichtung unseres Tonsystems; die mathematische ist in der Praxis ganz unmöglich.

Temperatursinn, s. Tastsinn.

Tempesta oder **Cavalier Tempesta** (d. h. Ritter Sturm), Beiname des durch seine Seestücke berühmten holländischen Malers Peter Molyn (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt), der, 1637 in Haarlem geboren, besonders in Rom einen Namen gewann. Er †, des Mords seiner Gattin angeklagt, 1701 zu Mailand im Gefängniß. Seine Seebilder geben die empörte Natur in höchster Treue wieder.

Tempio, Stadt in der italienischen Provinz Sassari im nördlichen Theil der Insel Sardinien, hat ein Kollegiatstift, Piaristenkollegium, Weinbau und 8600 Einwohner.

Tempiren, in der Artillerie die Brennzeit des Zünders für Hohlgeschosse nach ihrer Flugzeit so bestimmen, daß die Entzündung der Sprengladung unmittelbar nach dem Aufschlage des Geschosses erfolgt, geschieht sowohl durch die Wahl eines langsamer oder schneller verbrennenden Zündersatzes, als durch die größere oder geringere Länge der Brandröhren. Es ist dabei zu beachten, daß langsame Sätze nicht immer sicher zünden, schnelle dagegen bei großen Flugzeiten zu lange Zünder erfordern.

Temple (le temple), ehemals ein großes Gebäude in Paris, welches als Gefängniß Ludwigs XVI. und seiner Familie geschichtlich denkwürdig ist. Es war ursprünglich ein Ordenshaus der Tempelherren und 1222 erbaut. Nach Aufhebung des Ordens ließ es sich Philipp der Schöne 1312 zur Residenz einrichten, überließ es jedoch bald den Johanniterrittern. Nach Aufhebung der Orden in der Revolution ward es in ein Staatsgefängniß verwandelt. Im Jahre 1816 stiftete die Prinzessin von Bourbon-Condé darin ein Nonnenkloster, bei welcher Gelegenheit das Zimmer, worin Ludwig XVI. gefangen gesessen, zu einem Betsaal eingerichtet ward. Jetzt führen noch von dem Gebäude eine Straße, ein Boulevard und eine Vorstadt den Namen.

Temple, Sir William, ausgezeichneter englischer Staatsmann und politischer Schriftsteller, geboren 1628 zu London, studirte in Cambridge, ward nach der Restauration 1660 Mitglied der irischen Konvention, 1661 des irischen Parlaments und 1662 zu einem der königlichen Kommissäre desselben ernannt. Seit 1665 englischer Resident in Brüssel, schloß er 1667 im Haag mit Holland und Schweden die Tripleallianz und vermittelte dann als außerordentlicher Gesandter in Aachen den am 2. Mai 1668 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Frieden, worauf er zum ordentlichen Gesandten im Haag ernannt wurde. Nachdem er mehre Jahre zurückgezogen auf seinem Gut Sheen bei Richmond in Surrey gelebt, ging er 1673 abermals nach dem Haag und bahnte dort den nimwegener Frieden von 1676 an. Im Jahre 1679 kehrte er nach England zurück und trat in den von Karl II. berufenen Staatsrath, sowie für die Universität Cambridge ins Parlament, zog sich aber, mit der königlichen Politik unzufrieden, 1682 nach Sheen zurück, wo er den 27. Jan. 1699 †. Seine durch Form und Inhalt ausgezeichneten „Works“ erschienen London 1750 und 1844 in 2 Bänden. Swift gab seine „Memoirs“ (London 1709, 2 Bde.) und „Letters“ (das. 1702, 2 Bde.) heraus. Sein Leben beschrieben Luden (Göttingen 1808) und Courtenay (Lond. 1836, 2 Bde.).

Templer, s. v. a. Tempelherren.

Templin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am gleichnamigen See, mit Tuchmacherei, Strumpfwirkerei, Branntweinbrennerei, Leim-, Waid- und Potaschesiederei, Holzhandel, Schifffahrt und 4160 Einwohnern. Hier beginnt der Templinerkanal, der 1745 aus dem lebanischen See durch mehre Seen und die faule Havel in die eigentliche Havel geführt wurde. Seine Länge beträgt 4¾ Meilen.

Tempo (ital.), in der Musik das Zeitmaß, der Grad der Schnelligkeit, in welchem ein Tonstück, gemäß dem Charakter und Inhalt desselben, vorgetragen werden soll. Während die Notengeltung die Länge und Kürze der Töne und Pausen nur relativ festsetzt, bestimmt die Angabe des T. den absoluten Werth der Note, indem dadurch gesagt ist, den wievielsten Theil einer Sekunde ꝛc. eine Taktnote, Viertel ꝛc. einnehmen soll. Man hat dafür zweierlei Bezeichnungsarten, eine mathematisch präcise durch den Taktmesser (s. d.) und

eine ungefähre durch eine ziemlich große Anzahl technischer Ausdrücke, die das Treffen des rechten Zeitmaßes mehr dem richtigen Gefühl und dem Geschmack überlassen u. deren Bedeutung sich traditionsweise in der musikalischen Welt erhalten hat. Die verschiedenen Abstufungen des T. lassen sich auf fünf zurückführen, deren untergeordnete Grade wieder in einander überführen. Diese fünf Hauptgrade sind das sehr langsame T., bezeichnet durch Largo assai, Largo, Grave, Adagio, Lento ꝛc.; das mäßig langsame T.: Larghetto, Andante, Andantino, Sostenuto; das mittlere T.: Andante con moto, Allegretto, Moderato; das lebhafte T.: Allegro, con brio, animato, vivace; das sehr schnelle T.: Allegro assai, Presto, Prestissimo ꝛc.

Temporalien (bona temporalia, praebendae temporales), alle mit der Verwaltung eines bestimmten kirchlichen Amts verbundenen Einkünfte an Geld, Naturalien und sonstigen Gefällen, im Gegensatz zu den Spiritualien, den eigentlichen geistlichen Funktionen. Vergl. Pfründe, Präbende.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis (lat.), die Zeiten ändern sich und wir verändern uns in ihnen, zum Sprüchwort gewordener Hexameter, wofür häufig auch bloß Tempora mutantur gesagt wird.

Tempus (lat., Plur. tempora), im Allgemeinen die dem Begriffe der Thätigkeit nothwendig anhaftende Zeitbeziehung, welche im Verbum unmittelbar ihren Ausdruck mit finden muß, da jede Lebensäußerung oder Thätigkeit an die Zeit gebunden ist, dann jeder einzelne Ausdruck einer Zeitbeziehung am Verbum. Der Zeitbegriff drängt sich dem Betrachter einer Thätigkeit in doppelter Weise auf, nämlich in Beziehung auf die Thätigkeit selbst, in welchem Falle wir nur vollendete (actio perfecta) u. unvollendete (actio infecta) Handlung unterscheiden können, und in Beziehung auf den Betrachter, für welchen die Handlung eine vergangene, gegenwärtige oder zukünftige ist. Die indogermanischen Sprachen unterscheiden durchgehends drei Haupttempora, Praeteritum, Praesens, Futurum, welche einfach das Zeitverhältniß des Ereignisses zu dem Sprechenden ausdrücken und daher Tempora absoluta heißen; als drittes, etwas ferner liegendes Moment in der Betrachtung des Zeitbegriffes ziehen sie aber die Zeitbeziehung der Begebenheiten unter einander mit herein, wodurch in ihnen die unvollendete und vollendete Handlung nicht mehr absolut, sondern relativ als Gleichzeitigkeit oder Ungleichzeitigkeit erscheint. Danach würden zu jenen drei Tempora absoluta noch je zwei Tempora relativa kommen. Da indeß ihre Unterscheidung theilweise unnöthig ist, so hat man nur der absoluten Vergangenheit als relative Formen das T. der Gleichzeitigkeit (Imperfectum) und der Ungleichzeitigkeit (Plusquamperfectum) und der absoluten Zukunft nur das T. der Ungleichzeitigkeit (Futurum exactum) beigefügt. Hie und da hat sich das Bedürfniß fühlbar gemacht, Scheidungen eintreten zu lassen, namentlich in Bezug auf die Vergangenheit. So hat das Griechische seinen Aorist hinzugefügt, zum Ausdruck des einfachen vergangenen Zeitmoments, ohne Rücksicht auf absolute oder relative Dauer. Außer jener Eintheilung der Zeitformen in Tempora absoluta und relativa, welche die Betrachtung der Zeitbeziehung ergeben hat, theilt man in syntaktischer Beziehung die T. in Haupttempora (t. absoluta) und historische T. (t. historica), eine Unterscheidung, welche für die Consecutio temporum, d. h. für die Bestimmung der in abhängigen Sätzen anzuwendenden Zeiten, namentlich im Lateinischen von Bedeutung ist. In Bezug auf die Bildung der Zeitformen unterscheidet man Stamm- und abgeleitete Zeiten (t. primitiva und derivata), in den formenreichen alten Sprachen besonders wichtig, und einfache u. zusammengesetzte Zeiten (t. simplicia und composita), d. h. Zeiten, die durch einfache Ableitung mit Endungen oder Veränderungen am Stamme, oder solche, die durch Hülfszeitwörter gebildet werden, für die neueren Sprachen von größerer Bedeutung als für die klassischen, da die letzteren bei ihrer organischen Durchbildung der Hülfszeitwörter weniger bedurften.

Temulentia (lat.), Trunkenheit.

Tenaille (franz.), eigentlich Zange; in der Fortifikation ein vor dem Ravelin liegendes Werk mit einem ausspringenden Winkel, daher auch tenaillirte Befestigung, Zangenwerk, die Art der Befestigung, wo die Form des Hauptwalles bloß aus einer gebrochenen Linie mit abwechselnd ausspringenden u. eingehenden Winkeln besteht und aller Bastionen entbehrt. Namentlich ward das System von Montalembert ausgebildet. Auch Carnot gründete sein neues Befestigungssystem darauf. Vgl. Kriegsbaukunst. Tenaillons (Brillen, Lunetten) sind Deckwerke in Form eines ausspringenden Winkels mit ungleich langen Schenkeln, welche zuweilen vor den Façen der Ravelins angelegt werden. Die kürzeren Façen der Tenaillons liegen in der Verlängerung der Ravelinfaçen, während die längeren zur Deckung der letzteren gegen Fernschüsse dienen.

Tenasserim, Provinz in Britisch-Birmanien, 1370 □Meilen mit 219,221 Einw., ein schmaler Küstenstrich im Norden der hinterindischen Halbinsel Malakka, im Osten an Siam grenzend, im Westen vom bengalischen Meerbusen bespült, vom gleichnamigen Fluß bewässert. Das Land wurde 1826 von den Briten den Birmanen abgenommen und 1862 zu dem neugebildeten Gouvernement Britisch-Birmanien geschlagen. Die gleichnamige Stadt am Fluß T. war früher Hauptstadt der Provinz Mergui, ist aber jetzt ziemlich verfallen.

Tenby (Tenbigh, Tenbygh), Stadt an der Südküste des englischen Fürstenthums Wales, Grafschaft Pembroke, an der Caermarthenbai, durch eine Zweigbahn mit der Eisenbahn von Caermarthen nach Pembroke verbunden, hat einen Hafen, ein literarisches Institut, ein besuchtes Seebad, Eisenwerke, Steinkohlengruben, Austernfischerei, Küstenhandel und 2989 Einw. T. war früher stark befestigt.

Tence, Stadt im französischen Departement Oberloire, am Lignon, hat Spitzen- und Papierfabrikation und 5537 Einwohner.

Tencin, Claudine Alexandrine Guérin de, französische Schriftstellerin, geboren 1681 zu

Grenoble, entfloh 1714 aus dem Kloster nach Paris, gewann dort durch ihre Schönheit u. ihren Geist mächtige Freunde, mischte sich in Staats- und Liebesintriguen, ging nach einander mit d'Argenson, Bolingbroke, Marschall Uxelles, dem Spekulanten Law u. A. Verbindungen ein und wußte dieselben geschickt zu ihrem und ihrer Familie Vortheil zu benutzen. Eins ihrer Kinder war der berühmte d'Alembert. Eine bedeutende Rolle spielte sie in den Streitigkeiten der Jansenisten, deren heftige Gegnerin sie war. Später, 1726, mußte sie auf einige Zeit in die Bastille wandern, als in einem Duell, zu dem sie Veranlassung gegeben, einer ihrer zahlreichen Liebhaber getödtet wurde. Dann machte sie ihren Salon zum Vereinigungspunkt der literarischen u. feinen pariser Welt. Ihre Romane, unter denen die „Mémoires du comte de Comminges" der bedeutendste sind, tragen ganz das dem Gesellschaftston des 18. Jahrhunderts eigenthümliche Gepräge. Ihre „Oeuvres" wurden öfters, u. A. von Jay und Etienne (Paris 1825, 5 Bde.), herausgegeben.

Tencterer (Tenchterer), germanische Völkerschaft, die längs des Rhenus hinab wohnte und im Süden an die Sigambrer, später, als diese verdrängt worden waren, an die Katten, im Osten an die Tubanten, im Nordosten an die Marser, im Norden an die Usipeter stieß und sich durch treffliche Reiterei auszeichnete.

Tendelty, Hauptstadt des Staates Darfur im nordöstlichen Inneren von Afrika, ein wichtiger Punkt für den Karawanenverkehr, hat 2 Moscheen und 6000 Einwohner.

Tendenz (v. Lat.), die Absicht, in der man Etwas thut; daher Tendenzstücke, dramatische Stücke, namentlich Lustspiele, die nicht bloß auf die eigentlich dramatische Wirkung berechnet sind, sondern noch andere Interessen verfolgen.

Tender (engl.), das einem Linienschiff zur Ueberbringung von Befehlen 2c. beigegebene Begleitungsschiff; dann der der Lokomotive angehängte Vorrathswagen für Kohlen und Wasser.

Tenedos, griechische Insel im ägäischen Meere, an der Küste Kleinasiens, der alten Landschaft Troas gegenüber, hieß erst Leucophrys und soll der Sage nach von einem König Tenes (s. d.), der eine Kolonie hierher geführt hätte, ihren Namen erhalten haben. Berühmt war die Insel im Alterthum durch ihre Töpferwaaren wie durch ihren Wein. Sie stand abwechselnd unter der Herrschaft der Perser, Griechen und Römer. Jetzt Tenedo oder Bogdscha-Adassi genannt, gehört sie zum türkischen Ejalet Dschesair und bildet den Schlüssel zu dem 3 Meilen entfernten Westeingang in die Dardanellenstraße, weshalb sie von den Türken befestigt worden ist. Die Insel ist 2½ Stunden lang, 1 Stunde breit, ziemlich gebirgig, zwar wasserarm, aber doch fruchtbar und gesund, liefert besonders trefflichen Muskatwein, röthlichen Marmor und viele Fische und hat gegen 7000 Einwohner, Griechen und Türken. Die gleichnamige Stadt (Tinedo), auf der Nordostseite der Insel, im Alterthum mit 2 Häfen und einem Tempel des Apollo Smintheus, ist Sitz eines Kaimakans und eines griechischen Bischofs, hat einen Hafen, eine Citadelle, ein Fort, Fischerei und 2000 Einw. Im Mittelalter diente T. lange Seeräubern zum Aufenthalt und war seit 1342 in den Händen der Türken. Im Jahre 1656 wurde es von den Venetianern erobert, die es jedoch schon 1657 wieder räumen mußten. Am 21. März 1807 erfochten hier die Russen unter Siniavin über die Türken unter Seid-Ali-Pascha und am 10. Nov. 1822 die Ipsarioten unter Kanaris und Kyriakos über die Türken unter dem Kapudan-Pascha einen Seesieg. Im Sept. 1853 litt die Insel durch ein Erdbeben.

Tenerani, Pietro, berühmter italienischer Bildhauer, geboren 1796 zu Torano bei Carrara, bildete sich unter Canova in Rom und schloß sich dann an Thorwaldsen an, unter dessen Schülern er den ersten Rang einnahm, indem er zugleich mit vieler Selbstständigkeit arbeitete, ist Professor der Skulptur an der Akademie von S. Luca. Seine Werke sind zahlreich und mannichfaltig, da er sich mit gleichem Erfolg auf dem Gebiete der Mythe wie auf dem der christlichen Kunst bewegt. Frühere Werke T.'s sind Psyche mit der Büchse der Pandora, im Palast Lenzoni zu Florenz, und eine liegende Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht. Ein von ihm modellirter Christus am Kreuz ward 1823 für die Kirche San Stefano zu Pisa in Silber getrieben. Im Jahre 1841 vollendete er das Modell für die in Messina aufgestellte kolossale Statue des Königs Ferdinand II. von Neapel. Sein vorzüglichstes Werk ist das 1842 vollendete Marmorrelief der Kreuzabnahme in der Kapelle Torlonia im Lateran. Auch lieferte er zahlreiche Porträtbüsten. Sein Sohn, Giambattista, steht ihm als tüchtiger Gehülfe zur Seite.

Teneriffa (Tenerifa), Insel an der Nordwestküste von Afrika, die größte, reichste und bevölkertste der den Spaniern gehörigen kanarischen Inseln, zwischen Canaria, Gomera und Palma, mit einem Flächenraum von 41,4 QMeilen. Die Insel ist sehr gebirgig und zeigt überall vulkanische Spuren. Die Küsten sind fast ohne Buchten, fallen steil zum Meere ab und bilden viele Vorgebirge; das Landen ist daher ziemlich schwierig. Im nordöstlichen Theil ist der Boden ziemlich dürr und steril, sonst aber, und namentlich im Südwesten, trefflich bewässert und äußerst fruchtbar mit reicher Tropenvegetation. Die Küste ist reich an Dattel- und Kokospalmen, höher hinauf wachsen Bananen, Drachenbäume und Pisang; die Abhänge der Höhen sind mit Reben bepflanzt, die den berühmten Kanariensekt oder Malvasier liefern. Orangen, Myrten und Cypressen umgeben die Kapellen, welche auf den meisten isolirten Hügeln errichtet sind. Im südwestlichen Theil der Insel erhebt sich der berühmte Pik von T. (Pico de Teyde, Pik von Aya-Dyrma), der sich 11,424 Fuß hoch erhebt und in einer Entfernung von 25 Meilen gesehen wird. Ein Ausbruch dieses Vulkans von der Spitze aus ist nicht bekannt, wiewohl ein Krater vorhanden ist: dagegen haben seit Mitte des 16. Jahrhunderts mehre Ausbrüche an den Seiten des Piks Statt gefunden, von welchen der am 5. Mai 1706 die Stadt Guarachico zerstörte. Im Sommer 1798 strömte er wieder über drei Monate lang Lava aus und schleuderte Felsstücke und Schlacken empor. Seitdem ist kein Ausbruch erfolgt. Am

Fuß zeigt der Berg eine reiche Vegetation, höher hinauf nur Gestrüpp und Pfriemkräuter und ganz oben nur Lava, Bimsstein und vulkanische Asche, weshalb seine Besteigung sehr schwierig ist. In seinem oberen Theil hat er eine Höhle (die Eishöhle, Cueva del hielo) und Spalten (las Narices), aus denen heiße Dämpfe hervordringen. Die Spitze bildet der auf einem Felsenwall sich ungefähr noch um 1000 Fuß erhebende Piton (Pan de azucar, der Zuckerhut). Der Gipfel ist vom November bis April mit Schnee bedeckt; man überblickt von demselben eine Fläche von 5700 QMeilen. Das Klima von T. ist mild und gesund; die Regenzeit dauert vom November bis März, doch nicht ununterbrochen. Hauptprodukte sind: Weizen, Mais, Obst, Gemüse, Wein, Baumwolle, Zuckerrohr, Pferde, Maulthiere, Esel, Kameele, Wild, Kaninchen, zahmes und wildes Geflügel, Bienen ꝛc. Die Bevölkerung beläuft sich auf 88,000 Einw., Nachkommen von Spaniern u. Normannen. Die Ureinwohner, Guanchen, sind ausgestorben. Die Insel wird eingetheilt in die 3 Bezirke Santa Cruz, Orotava und Laguna. Hauptstadt ist Santa Cruz de las Palmas. In der Nähe der Stadt Guiamar finden sich Begräbnisse mumificirter Guanchen.

Tenesmus (v. Lat.), das Gefühl von Spannung, von Krampf und schmerzhaftem Drängen, welches bei gewissen Krankheiten des Dickdarms in der Aftergegend und bei Krankheiten der Harnblase in der Tiefe des Beckens beobachtet wird. S. Stuhlzwang und Strangurie.

Teniers, 1) David, der Aeltere, genannt il Bassano, berühmter Maler aus der niederländischen Schule, geboren 1582 zu Antwerpen, war Schüler von Rubens, ging dann nach Rom und † 1649 in seiner Vaterstadt. Er malte biblische, historische und mythologische Darstellungen, Dorffeste, Tabagien ꝛc. Seine Bilder sind fleißig gemalt und von warmer Färbung. Obigen Beinamen erhielt er, weil er Giacomo da Ponte Bassano aufs täuschendste nachzuahmen verstand.

2) David, der Jüngere, Sohn des Vorigen, geboren 1610 zu Antwerpen, war Schüler seines Vaters, bildete sich dann besonders nach Rubens u. ward später Direktor der Akademie zu Antwerpen. Er ist der ausgezeichnetste Genremaler der flamändischen Schule. Seine Wirthshaus- u. Wachtstubenscenen sind von unvergleichlichem Humor. Doch wußte er auch ernstere Gegenstände mit ergreifender Poesie zu behandeln. Weniger gelangen ihm Thier- und Seestücke, sowie Sujets aus der heiligen Geschichte. Seine frühesten Werke sind von kräftigem, warmem und frischem Kolorit, in seiner mittleren Periode liebte er einen hellen, klaren, aber warmen Ton, zuletzt aber ahmte er Brouwer nach und lieferte Bilder von schwerem Ton. Er besaß ein außerordentliches Talent, andere Maler aufs täuschendste nachzuahmen. T. † den 11. Februar 1685 zu Brüssel.

Tennemann, Wilhelm Gottlieb, Philosoph, geboren den 7. December 1761 zu Kleinbrembach bei Weimar, studirte zu Erfurt und Jena Philosophie, namentlich die kantische, habilitirte sich 1788 an letzter Universität, folgte 1804 einem Ruf nach Marburg und † dort den 30. Sept. 1819. Sein Hauptwerk ist die nicht ganz vollendete „Geschichte der Philosophie“ (Bd. 1—11, Leipz. 1798—1819; Bd. 1, 2. Aufl., von Wendt, 1828), woraus der „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ (das. 1812; 5. Aufl., von Wendt, 1828) ein Auszug ist.

Tennes (Tenes), in der griechischen Mythe Sohn des Cycnus, des Königs von Colonä in Troas, und der Proclia, oder Sohn des Apollo, Bruder der Hemithea, ward von seiner Stiefmutter Philonome einer sträflichen Liebe zu ihr beschuldigt und hierauf von Cycnus nebst seiner Schwester in einem Kasten ins Meer ausgesetzt. Letzterer landete an der Insel Leucophrys, die T. nach sich Tenedos benannte, und ward König daselbst, aber von Achilles auf dessen Zug nach Troja erschlagen. Später erhielt er Heroendienst.

Tennessee, nordamerikanischer Binnenstaat in den Vereinigten Staaten, bildete früher den westlichen Theil Nordcarolina's, liegt zwischen 35° bis 36° 35′ nördl. Br. und zwischen 81° 37′—90° 28′ westl. L., grenzt gegen Norden an Kentucky und Virginia, gegen Osten an Nordcarolina (durch das Alleghanygebirge davon geschieden), gegen Süden an Georgia, Alabama und Mississippi und gegen Westen an Arkansas und Missouri (davon durch den Mississippi geschieden) und umfaßt einen Flächenraum von 2145 QMeilen. Im Osten ziehen sich die Alleghanies hin, die in diesem Staate vornehmlich in zwei von Südwesten nach Nordosten gerichteten Hauptzügen auftreten, von denen der östlichere, der höhere, verschiedene Lokalnamen (Stone-, Bald-, Smoky- und Unika-mountains) führt, jedoch auch wohl unter der allgemeinen Bezeichnung des Kitatinnyzugs zusammengefaßt wird. Er erhebt sich in einzelnen Theilen bis zu 3000 Fuß über seine Grundfläche, die aber selbst schon ungefähr 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die westliche Kette durchzieht unter dem Namen des Cumberlandzugs von Nordnordosten nach Südsüdwesten den Staat fast in der Mitte und theilt ihn in einen westlichen ebenen und einen östlichen gebirgigen Theil. Der Cumberlandzug selbst, der westlichste sämmtlicher Parallelzüge der Alleghanies und der niedrigste derselben, bildet indeß mehr ein bis zu 2000 Fuß ansteigendes Hügelland, das in der Mitte des Staats eine Breite von 40—50 Meilen hat, als eine eigentliche Gebirgskette. Der Boden ist trefflich bewässert. Der Tennessee, der Hauptstrom des Landes, welcher dem Staate seinen Namen gibt, entspringt in Nordcarolina, auf der Ostseite der Cumberlandberge, fließt anfangs westlich, durchströmt dann in einem großen, nach Süden gerichteten Bogen den Staat und nimmt in demselben den Holston, Clinch, French-Broad und Hiwassee auf. Er tritt dann nach Alabama über, wo er den See Muschelshoals (Muschelbänke) mit vielen Inseln bildet, wendet sich nordwestlich, durchströmt dann von Neuem den Staat T. und fließt in nördlicher Richtung dem Ohio zu. Er hat einen Lauf von 217 Meilen, ist für Boote etwa zur Hälfte und an 60 Meilen weit für Dampfboote fahrbar. Der Mississippi, welcher die westliche Grenze bildet, empfängt aus dem Staate nur unbedeutende Flüsse, von denen der Obion, Forked, Deer und Wolf mit Booten befahren werden können. Ein anderer Hauptfluß

ist der Cumberland, der aus Kentucky kommt, den nördlichen Theil des Landes, südlich gebogen, durchfließt und in den Ohio mündet. Das Klima ist verhältnißmäßig sehr mild und angenehm und mit Ausnahme einiger Niederungen mit stagnirendem Wasser gesund. Ungeachtet der südlichen Lage des Landes fällt im Winter regelmäßig Schnee, der aber nicht lange liegen bleibt. Die Bodenbeschaffenheit ist durchgängig sehr gut, besonders in dem fast ganz aus Alluvialboden bestehenden westlichen, sowie zum Theil auch in dem mittleren Theile des Staats. In den gebirgigen und hügeligen Gegenden finden sich noch große Waldungen, im Osten mit Juniperus-, Cupressus- und Pinusarten, welche Theer und Terpentin liefern, und im Uebrigen mit den Waldbäumen der Mittelregion der Vereinigten Staaten, namentlich auch Zuckerahorn. Von nutzbaren Mineralien kommen Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohlen und etwas Gold vor, doch ist die Ausbeute von wenig Belang. Die Hauptprodukte des Staats sind landwirthschaftliche Erzeugnisse, besonders Mais, Tabak und Baumwolle, welche letztere besonders im Süden und Westen gebaut wird. In den unebenen Gegenden findet bedeutende Viehzucht Statt, vornehmlich auch zum Export nach den südlichen Staaten. Die Industrie ist noch von geringer Bedeutung; Eisenwerke, Salpeterhütten, Branntweinbrennereien, Vitriolwerke, Baumwoll- und Hanfspinnereien sind die vorzüglichsten Manufakturen des Landes. Ahornzucker wird in Menge gewonnen. Der Handel ist im Aufschwung begriffen. Hauptausfuhrartikel sind: Tabak, Baumwolle, Mais, Eisen, Salpeter, Rindvieh, Pferde, gesalzenes Fleisch, Speck, Butter und Talg. Alle Kolonialprodukte bezieht T. von Neworleans, Mannfakturwaaren dagegen theils durch Kentucky von Pittsburg, theils von Richmond, Baltimore ꝛc. Die Bevölkerung betrug 1860 1,109,801 Seelen, darunter 275,719 Sklaven. Dem Religionsbekenntnisse nach bilden die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer die Mehrzahl. Höhere Unterrichtsanstalten hat der Staat 8, nämlich: das East-Tennesseecollege zu Knoxville, das Washingtoncollege, die Universität von Nashville, das Jacksoncollege zu Columbia, das Tusculumcollege in der Nähe von Greenville, die Cumberlanduniversität zu Lebanon, das Franklincollege bei Nashville und das Unionscollege zu Murfreesborough. Außerdem gibt es noch ein theologisches Seminar der Presbyterianer zu Marysville, eine Rechtsschule zu Lebanon und eine medicinische Schule zu Nashville, beide mit den dortigen Universitäten verbunden. Mittelschulen (academies) bestehen in den meisten Towns und Ortschaften; hinsichtlich des Volksschulwesens aber steht der Staat noch sehr gegen die nördlichen Staaten zurück. Eine Irrenanstalt und ein Blindeninstitut bestehen zu Nashville, eine Taubstummenschule zu Knoxville. Die gegenwärtige Verfassung ist die 1834 amendirte erste Konstitution des Staats von 1796. Nach derselben haben Wahlrecht alle freien weißen männlichen, 21 Jahre alten Einwohner, die in der County, in der sie stimmen wollen, die der Wahl vorangegangenen 6 Monate gewohnt haben. Der Gouverneur wird durch die Majorität des Volks auf 2 Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus einem Senat und einem Repräsentantenhause. Die Mitglieder des letzteren, der Zahl nach auf 99 (jetzt 75) beschränkt, müssen 3 Jahre lang im Staat und ein Jahr lang vor der Wahl in ihrer County gewohnt haben. Die Senatoren, der Zahl nach $^1/_3$ der Repräsentanten, werden wie diese auf 2 Jahre gewählt. Die richterliche Gewalt ist einem Obergericht, einem Kanzleigericht und 14 Bezirksgerichten übertragen. Außerdem bestehen noch ein besonderes Kriminalgericht zu Nashville und ein Kriminal- und Handelsgericht zu Memphis. Die Finanzen sind in gutem Zustande. Im Jahre 1860 belief sich die fundirte Schuld auf 3,844,607 Dollars, die besondere auf 12,799,000 Doll., das produktive Eigenthum des Staats auf 3,292,717 Doll., der Schulfond auf 584,060 Doll. Die Staatseinkünfte für die Finanzperiode 1857—59 betrugen 1,848,095 Doll., die gesammten Staatsausgaben 1,704,287 Doll. Der Staat hat noch kein ausgebildetes Eisenbahnsystem, obgleich 1860 bereits nahe an 200 deutsche Meilen Eisenbahnen vollendet waren. Zum Kongreß der Vereinigten Staaten sendet T. jetzt 2 Senatoren und 10 Repräsentanten. Die politische Hauptstadt ist Nashville. Eingetheilt ist der Staat in den Ost-, Mittel- und Westdistrikt, welche zusammen 79 Counties enthalten. Das Gebiet des Staats T. war ursprünglich in dem 1664 vom König Karl II. für Nordcarolina ertheilten Freibrief mit eingeschlossen; doch fanden bis 1757 keine Ansiedlungen jenseits der Alleghanies Statt. Im Jahre 1784 trat Nordcarolina das Gebiet von T. an die Vereinigten Staaten ab, widerrief jedoch diese Akte, worauf die Bevölkerung sich als State of Frankland (Franklinia) für unabhängig erklärte und eine eigene Regierung ernannte, dadurch aber mit Nordcarolina in Kollision gerieth. Im Jahre 1790 trat letzterer Staat das Gebiet definitiv an die Bundesregierung ab, welche eine Territorialregierung unter dem Namen Territory Southwest of the Ohio River daselbst errichtete. Im Jahre 1796 wurde T. als 16. Staat in die Union aufgenommen. Im Jahre 1834 wurde die Verfassung amendirt. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs 1862 erklärte er sich nur vorübergehend und theilweise für die konföderirten Staaten, war aber 1862 und 1863 mehrfach der Schauplatz blutiger Kämpfe.

Tennstädt, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langensalza, an der Schambach, mit 3 evangelischen Kirchen, Gerichtskommission, Papierfabrikation, starker Woll- und Leinweberei, Salpeterhütte, Schwefelbad und 3020 Einw.

Tennyson, Alfred von, namhafter englischer Dichter, geboren 1810 zu Somersby in Lincolnshire, studirte in Cambridge und trat 1830 mit einer Sammlung Gedichte hervor, an der aber Gesuchtheit in Bildern und Sprache und Unbestimmtheit in der Zeichnung der Charaktere getadelt ward, begründete 1842 seinen Dichterruhm durch „Poems“ (11. Aufl. 1855) und ward 1850 von der Königin Victoria zum Poeta laureatus ernannt. Von seinen Dichtungen ist noch hervorzuheben: „The princess, a medley“ (1849). T.s poetische

Richtung ist vorwiegend kontemplativ, weniger aufs Große und Erhabene gerichtet. Meisterhaft sind besonders seine Schilderungen des Naturlebens. Hohe Kunst zeigt er in Behandlung der englischen Sprache. Eine Anzahl seiner besten Gedichte hat Freiligrath in den „Englischen Gedichten aus neuerer Zeit" (Stuttg. 1846) übertragen; eine Uebersetzung der „Poems" gab Herzberg (Dessau 1854). Im Januar 1866 ward T. in den Adelsstand erhoben.

Tenor (ital. tenore, franz. taille), die hohe männliche Gesangsstimme, welche sich zum Baß verhält wie der Diskant zum Alt. Er ist die zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reiferen Alter angehören, und hat gewöhnlich den Umfang vom kleinen d bis f oder g der eingestrichenen Oktave, erweitert sich aber für ausgezeichnetere Stimmen bald nach der Höhe, bald nach der Tiefe zu. Man unterscheidet einen hohen T. und einen tiefen; den Tonbereich des ersteren rechnet man von e oder f in der kleinen bis b, c (d) der zweigestrichenen Oktave, den des letzteren vom kleinen c bis zum eingestrichenen g. Der T. hat seine Brust- und seine Kopfstimme, und die Ausbildung der letzteren und die Ausgleichung und kunstgerechte Verbindung beider ist eine Hauptaufgabe für die Studien des Tenoristen. Im vierstimmigen gewöhnlichen (gemischten) Chor liegt der T. zwischen Alt und Baß und bildet also die zweite Mittelstimme, beim vierstimmigen Männergesang theilt er sich in den ersten und zweiten T. und ist als erster Oberstimme, als zweiter erste Mittelstimme, wie er auch als melodieführende Solostimme oder als Ober-, Mittel-, Unterstimme in Duetten, Terzetten 2c. in mannichfaltigster Weise verwendet werden kann. Gute Tenorstimmen sind selten und obendrein von minderer Dauer als jede andere Stimme, daher dieselben der sorgfältigsten Pflege bedürfen.

Tenos, Insel, s. Tino.

Tenotomie (v. Griech.), Sehnendurchschneidung), Operation, welche sehr häufig ausgeführt wird, um Kontrakturen und Schiefstellungen von Gliedern zu beseitigen, welche durch die Verkürzung eines Muskels oder einer Sehne bedingt waren (z. B. beim Klumpfuße). Nach erfolgter T. bringt man den nun frei und locker gewordenen Körpertheil in seine natürliche Lage und erhält ihn in dieser durch einen festen Verband, bis durch Zwischenlagerung von neuer Sehnenmasse zwischen die Enden der durchschnittenen Sehne Heilung und damit Verlängerung dieser Sehne eingetreten ist. Die Operationen zur Heilung des Schiefhalses, des Klumpfußes, die Schieloperationen 2c. sind nichts Anderes als T.en. Wo es irgend möglich ist, führt man die T. subkutan (unter der Haut) aus, d. h. man sticht die Haut nur in der Ausdehnung ein, um das Tenotom (das zum Durchschneiden der Sehne bestimmte Messer) unter die Sehne zu bringen, ohne eine weitere Verletzung der Haut herbeizuführen. Die subkutane T. hat den Vorzug der schnelleren und sichereren Heilung für sich.

Tension (v. Lat.), Spannung, erhöhte Aeußerung der Expansionskraft.

Tentacula (lat.), die Fühlwerkzeuge der Insekten und Weichthiere.

Tentamen (v. Lat.), s. v. a. Examen, jedoch gewöhnlich eine nur vorläufige, versuchsweise angestellte, daher minder eingehende Prüfung, die als solche hie und da dem eigentlichen Examen vorausgeschickt zu werden pflegt.

Teokallis (mexikan., d. i. Haus Gottes), Name der pyramidenförmigen mexikanischen Tempelbauten; s. Amerikanische Alterthümer.

Teos, Stadt in Jonien, Samos gegenüber, war von Athamas gegründet, von Minyern bevölkert, trieb bedeutenden Handel, sogar bis nach Aegypten hin. T. war Geburtsort des Dichters Anacreon.

Tephillim (Thephillim), schmale schwarze lederne Riemen, welche die Juden beim Beten um Kopf und linken Arm zu binden pflegen, und zwar so, daß zwei lederne Kästchen, in denen Zettel mit den Stellen 2. Mos. 13, 1—10; 2. Mos. 13, 11—16; 5. Mos. 6, 5—9; 5. Mos. 11, 13—21 beschrieben liegen, auf die Stirn und dem Herzen gegenüber zu liegen kommen. Die Sitte hat ihren Grund in 5. Mos. 6, 8.

Tepl, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, rechts an der Tepel, hat eine Dechanteikirche, ein Spital, Lein- und Wollweberei und 2192 Einw. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt das gleichnamige Prämonstratenserchorherrenstift, mit Bibliothek, Gemäldesammlung, Naturaliensammlung 2c. und theologischer Lehranstalt. Der gleichnamige Fluß (Tepel) entspringt an der Grenze des Kreises Elbogen, durchfließt Karlsbad und mündet dabei in die Eger.

Teplitz, 1) (Töplitz), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leitmeritz, in einer reizenden, zwischen dem Erzgebirge und dem böhmischen Mittelgebirge sich ausbreitenden Ebene 618 Fuß über dem Meere, am Ende einer Zweigbahn der sächsisch-böhmischen Eisenbahn, Sitz eines Bezirksamts, hat ein Schloß des Fürsten Clary mit schönem Park und Theater, eine Dechanteikirche, evangelische Kirche (1862 erbaut), ein kaiserliches Militärspital, ein österreichisches, sächsisches und preußisches Militärbadeinstitut, eine Bronzewaarenfabrik und 2 Fabriken für Chemikalien und mit dem Dorfe Schönau 6854 Einwohner. Die gegenwärtig benutzten Heilquellen von T. (die Hauptquelle oder der Sprudel, 39° R., die städtische Frauen- und Weiberbadquelle, 38° R., die fürstliche Frauenzimmerquelle, 37° R., die Sandbadquelle, 35° R., und die in vielen Ausgängen zu Tage kommende und deshalb in die Trinkquelle, 21° R., die Augenquelle, 20° R. und Badquelle, 21° R., zerfallende Gartenquelle) werden zu den alkalisch-salinischen Mineralwässern gezählt, doch beträgt ihr Gehalt an kohlensauren Alkali- und Erdsalzen kaum 3 Gran neben fast 2 Gran anderen Bestandtheilen; auch enthalten die Quellen nicht viel freie Kohlensäure, daher sie richtiger den indifferenten Quellen zugewiesen werden, unter denen sie aber den ersten Rang einnehmen. Die Bestandtheile der einzelnen Quellen sind nicht wesentlich verschieden. Sie werden fast nur zum Baden gebraucht, haben aber einen wohlverdienten Ruf und werden besonders gegen chronische Gicht und Rheumatismus, sowie gegen Lähmungen, welche die Wirkung von Exsudat-

resten sind, und gegen Hautkrankheiten (nässende Flechten ꝛc.) mit Erfolg gebraucht. Sehr reizbaren, zu Kongestionen geneigten Personen ist der Gebrauch der heißen Quellen (über 32° R.) nicht anzurathen. Die Trinkquelle eignet sich zum inneren Gebrauch als gelind auflösendes Mittel bei Verdauungsbeschwerden, Verschleimungen, Hämorrhoidalbeschwerden, Schleimflüssen der Harnblase ꝛc. Als Versammlungsorte der Badegesellschaft dienen der Schloßgarten, der Gartensalon, die Meierei, die Königshöhe (nach Friedrich Wilhelm III. von Preußen so genannt, dem hier den 3. Aug. 1841 ein Denkmal gesetzt worden ist), der Kurgarten, die Schlackenburg (eine aus Sandstein und Glasziegeltrümmern erbaute Burgruine mit Restauration), Belvedere, Stephanshöhe, Mont de Ligne, Turner Park, Fasanerie, der Schloßberg. In der Umgegend sind als interessante Punkte zu nennen Probstau, die Schweizermühle, Mariaschein, Wilhelmshöhe, Rosenburg, Heinrichsruhe, Eichwald, Doppelburg, Dux, Osseg mit der Riesenburg, Bilin, der Milleschauer oder Donnersberg u. a. m. Die Quellen von T. sollen der Sage nach schon 762 entdeckt worden sein, und zwar durch Schweine. Urkundlich wird der Stadt erst im 12., der Bäder erst im 16. Jahrhundert gedacht. Um 1630 gehörte Stadt und Schloß dem Herrn von Kinsky, der mit in Wallensteins Sturz verwickelt ward. Darauf belieh der Kaiser Ferdinand II. den Generalfeldmarschall Grafen von Aldringen damit, und als 1664 der Mannsstamm dieses Geschlechts erlosch, kam es an die Clary's. Im September und Oktober 1813 war T. das Hauptquartier der drei alliirten Monarchen, welche am 9. September hier die Allianztraktate gegen Napoleon I. abschlossen. Im September 1835 hatten die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen, im Herbst 1849 der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen und Sachsen und am 24. Juli 1860 der Kaiser von Oesterreich und der Prinzregent von Preußen eine Zusammenkunft in T. Vom 29. bis 31. Aug. 1862 wurde das 1100jährige Jubelfest der Thermen gefeiert und dabei ein Denkmal enthüllt. Vergl. Küttenbrugg, Die Thermalquellen zu T., Prag 1844; Dietrich, Der Kur- und Badeort T., Meißen 1851; die Schriften von Berthold über die einzelnen Quellen (Meißen 1855 ff.); Dinter, Die Heilquelle von T., Dresden 1858; Arno, Fremdenführer durch T. und seine Umgebungen, Meißen 1855; Seiche, Das Verhalten des Kurgastes zu T.-Schönau, Teplitz 1859. — 2) Dorf im ungarischen Komitat Trencsin, an der Teplitzka, mit 500 Einwohnern, berühmter Badeort mit den wirksamsten und stärksten Schwefelquellen Ungarns, die besonders an Schwefelkalk reich und schon seit 400 Jahren bekannt sind, einem großartigen Badehause ꝛc.

Teppiche, gemusterte Gewebe zum Belegen der Fußböden und zum Behängen der Wände (Tapeten), werden entweder in abgepaßten Stücken oder mit fortlaufenden Mustern dargestellt und bestehen aus einfachem oder doppeltem Gewebe oder aus sammtartigem Stoff. Zu den einfachsten T.n gehören die kuhhaarenen Fußdeckenzeuche mit Kette und Einschuß von zweifach gezwirnten Fäden von sehr dickem Garn, welches aus ungekratzten und ungekämmten Kuhhaaren gewöhnlich auf Spinnrädern gesponnen wurde. Sie sind gewöhnlich karrirt und wenig dauerhaft. Am nächsten stehen ihnen die tyroler T. mit Einschuß von Kuhhaar- oder Ziegenhaargarn oder wollenem Streichgarn (aus Gerberwolle) und mit Kette von grobem Leinengarn. Eigenthümliche Musterung zeigen die britischen T., deren Kette aus dünnerem zweifädigen Kammwollgarn besteht. Der Einschuß ist zweierlei, nämlich ein dünner aus einem einfachen oder einem zweifädig gezwirnten Leinengarnfaden und ein dicker aus 8—24 nicht gezwirnten Leinen- oder Baumwollgarnfäden. Durch das ganze Gewebe wechseln stetig ein dünner und ein dicker Schuß mit einander ab; letzterer bildet starke Rippen, zwischen welchen man den Lauf des dünnen Schusses nur bei näherer Ansicht bemerkt. Die Kette ist farbig gestreift und das Muster, Blumen, Arabesken ꝛc., erscheint auf der einen Seite farbig auf schwarzem Grunde, auf der anderen Seite schwarz auf farbigem Grunde. Die schwachen Kettenfäden liegen allein auf der Oberfläche und haben alle Abnutzung zu tragen, so daß sich diese T. leicht durchtreten. Einfacher und leichter, aber ähnlich gewebt sind die englischen Treppenläufer. Auch bei ihnen bedeckt die Kette den Einschuß vollständig und letzterer wird nur durch die Rippen, welche er bildet, bemerkbar. Man fertigt aus diesem Gewebe auch Reisesäcke, Taschen ꝛc. Die doppelten oder kidderminster T. haben in der Regel eine Kette von zweifädig gezwirntem Kammgarn und Einschuß von einfach grobem Streichgarn. Wohlfeilere Sorten werden mit gezwirnter baumwollener Kette angefertigt. Der dicke Schuß bedeckt die Kette sehr stark und seine Farben treten besonders hervor. Die dreifachen oder schottischen T. bestehen aus einem dreifachen Gewebe, wodurch eine größere Mannichfaltigkeit der Farben erzielt wird und die Farbenstreifen an Kette und Einschlag, welche sonst der Freiheit der Kolorirung sehr im Wege stehen, weniger störend werden. Der vermehrte Aufwand an Kette und Schuß macht diese T. zwar theurer, aber durch die dreifache Lage des Gewebes werden sie dicker und gewinnen daher an Dauerhaftigkeit und warmhaltender Kraft. Von den sammtartigen T.n sind die schönsten, aber auch kostspieligsten die türkischen oder Savannerieteppiche, welche man jetzt selten antrifft. Sie sind der Perlenstickerei oder Mosaik zu vergleichen, indem die Sammtnoppen nach Anweisung der Patrone einzeln an die Kettenfäden angeknüpft werden. Kette und Flor bestehen aus gezwirntem Kammwollgarn, der Einschuß, welcher auf der rechten Seite nicht sichtbar ist, aus Hanf- oder Leinenzwirn. Von den gewöhnlichen Sammtteppichen unterscheidet man ausgezogene oder brüsseler T., mit kurzem und ungeschnittenem Sammtflor, geschnittene oder Velour-, Plüschteppiche, in England Wilton- oder Axminsterteppiche genannt, mit längerem, aufgeschnittenem Flor. Die Muster entstehen in beiden Fällen gewöhnlich dadurch, daß der die ganze rechte Seite bedeckende Flor verschiedene in Muster angeordnete Farben darbietet. Man wendet wohl auch

stellenweise gefärbte oder bedruckte Florketten an od. druckt das Muster auf die fertigen T. auf. Die **Gobelins-** oder **niederländer Tapeten** haben leinwandartiges Gewebe, die Muster, bildliche Darstellungen, welche alle Freiheit der Zeichnung, allen Farbenreichthum u. fast den Effekt von Gemälden darbieten, entstehen durch die Farbenabwechselungen im Eintrage, welcher theils aus gezwirntem feinen Kammwollgarn, theils aus Seide gebildet und so dicht angeschlagen ist, daß er die aus Leinen- oder Kammwollzwirn bestehende Kette gänzlich verdeckt. Man webt diese Tapeten auf einem einfachen breiten Stuhl, an dem 4 Personen zugleich arbeiten, zieht die Einschußfäden mittelst kleiner Spulen ein und führt das Anschlagen mittelst eines Kammes aus, der ebenfalls in der Hand gehalten wird. Zu erwähnen sind hier noch die **Wachstuchdecken**, welche häufig die Stelle von T.n vertreten müssen, und die **Kokosdecken**, welche aus den Fasern der Kokosnüsse verfertigt werden. In der Teppichfabrikation steht in Bezug auf künstlerische Leistung und große Verbreitung Frankreich, hinsichtlich der Masse der Produktion und des Verbrauchs England obenan, aber auch Belgien und Deutschland liefern viel und vortreffliches Fabrikat, welches dem französischen zum Theil gar nicht nachsteht. Die orientalischen, türkischen und indischen T. haben in Europa ihre Bedeutung verloren und sind ganz aus dem Handel verschwunden.

Ter, Fluß in der spanischen Provinz Gerona (Katalonien), entspringt auf den östlichen Pyrenäen, fließt anfangs südlich, dann östlich und mündet nach einem Lauf von 21 Meilen unterhalb Gerona, den Inseln las Medas gegenüber, in das mittelländische Meer.

Teramo, Provinz des Königreichs Italien, entspricht der ehemaligen neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I und hat jetzt 58,45 QM. Flächenraum mit (1862) 230,061 Einwohnern. Die gleichnamige **Hauptstadt**, am Tordino, ist Bischofssitz, hat einige Befestigungen, eine schöne Kathedrale, einen botanischen Garten, Ueberreste alter Bäder, Tempel, Aquädukte und eines Amphitheaters, Fabrikation von Wollzeuchen, Strohhüten, Thonwaaren und Cremor tartari und 8600 Einwohner; ist das alte **Interamna Livinas** (in Latium).

Teratolith (**Eisensteinmark**, **sächsische Wundererde**, terra miraculosa Saxoniae, wegen der ihr ehemals zugeschriebenen bedeutenden Heilkräfte), thonsteinartiger Ceramit, derb, mit im Großen muscheligem, im Kleinen unebenem, feinkörnigem Bruch, von 2,5 Härte, 2,49—2,5 Gewicht, lavendel- und pflaumenblau mit weißen und rothen oder andern Flecken, auch perlgrau, matt, undurchsichtig, mager und fast rauh anzufühlen, etwas an der Zunge hängend, vor dem Löthrohr unschmelzbar. Er besteht nach Schüler aus 41,66 Kieselerde, 22,85 Thonerde, 12,98 Eisenoxyd, 2,55 Talkerde, 0,93 Kali, 1,68 Manganoxyd, 14,20 Wasser und findet sich als schwaches Lager mit Mandelstein unter den Steinkohlenflötzen von Planitz bei Zwickau.

Teratologie (v. Griech.), die Lehre von den Mißbildungen (s. d.). Die T. hat erst in der jüngsten Zeit den Rang und den Werth einer wahren Wissenschaft dadurch erlangt, daß sie sich auf den Boden der Entwickelungsgeschichte des thierischen Organismus gestellt und die Mißbildungen als die Folge der einen oder andern Abweichung von dem normalen Entwickelungsgange zu betrachten gelernt hat.

Terbium, chemisches Element, dessen Oxyd sich neben Yttererde und Erbinerde im Gadolinit findet, ist noch wenig untersucht, scheint farblos zu sein und bildet Salze, die süß und zusammenziehend schmecken und in fester Form eine röthliche Färbung zeigen.

Terburg, **Gerhard**, berühmter niederländischer Maler, geboren 1608 in Zwoll, arbeitete zuerst in Haarlem und begab sich dann nach Italien. Im Jahre 1648 malte er zu Münster die zum westphälischen Friedensschluß versammelten Gesandten auf einem großen Bilde (jetzt im Besitz des Grafen Demidow), dann wirkte er nach einander zu Madrid, London und Paris; † 1681 zu Deventer. T. ist als der Schöpfer der sogenannten Konversationsmalerei zu betrachten und zugleich der vorzüglichste Meister der Gattung. Selten entnahm er seinen Stoff dem Treiben der niederen Kreise. An Delikatesse der Ausführung steht er keinem seiner Zeitgenossen nach, und in einem gewissen zarten Schmelz übertrifft er alle. Bilder T.s finden sich in mehren Gallerien Englands, in Dresden, Amsterdam, Paris, München, Wien 2c. Viele sind durch Stiche und Lithographien bekannt.

Terceira, Insel, s. **Azoren**.

Terceira, **Antonio Jose de Souza, Herzog von, Graf von Villaflor**, portugiesischer Marschall und Pair, geboren den 10. März 1792 zu Lissabon, stieg im Kriege gegen Napoleon I. bis zum Stabsoffizier, ging 1817 als Kommandant eines Regiments nach Brasilien, wo er Gouverneur der Provinz Para, dann der von Bahia ward, kehrte 1823 mit König Johann VI. nach Europa zurück und ward 1826 von der Regentin Isabella zum Marescal de campo ernannt und gegen den Parteigänger Dom Miguels, Marquis de Chaves, gesendet. Er schlug denselben und ward hierauf zum Obergeneral der Nordarmee und Gouverneur der Provinz Alemtejo erhoben. Als 1828 Dom Miguel die Regentschaft übernahm, mußte sich T. als eifriger Chartist vor dem Pöbel auf ein englisches Kriegsschiff flüchten und ging nach London. Dort bereitete er die Expedition nach Terceira vor, bemächtigte sich im Juni 1829 dieser Insel, 1830 auch der Azoren, ward von Dom Pedro mit dem Oberbefehl der dort gesammelten Truppen betraut und landete im Juni 1832 in Oporto. Am 20. Juni 1833 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Algarbien und ward zum Herzog von Terceira ernannt. Er besetzte die Seestädte Faro und Tavira, schlug im Juli mit nur 1500 Mann ein 6000 Mann starkes miguelistisches Heer bei Almada und besetzte am 24. Juli Lissabon. Im März 1834 von Dom Pedro mit dem Oberbefehl in Oporto betraut, reinigte er die nördlichen Provinzen völlig von den Miguelisten. Als einer der eifrigsten Verfechter der Charte Dom Pedro's wurde er im April 1836 an die Spitze des Ministeriums

berufen, mußte aber der Ungunst der Ultra's weichen. Erst 1842 und 1843 nach Herstellung der Charte trat er wieder ans Ruder, ohne sich indeß lange behaupten zu können. Mit Saldanha leitete er im Oktober 1846 die Kontrerevolution im monarchischen Sinne, ward aber bei dem Versuche, Oporto zu beruhigen, von den Insurgenten gefangen genommen und erst im Juni 1847 wieder freigegeben. Im März 1850 ward er zum Kommandanten der ersten Armeedivision in Lissabon u. im März 1859 wieder zum Präsidenten des Kabinets ernannt, † aber schon den 26 April 1860. Vgl. Portugal, Geschichte.

Tercerons (span.), Abkömmlinge von einem Europäer und einer Mulattin.

Terebinthaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist 3—5-, selten 7spaltig, regelmäßig, bleibend, seltener abfallend; die Blumenblätter sind in gleicher Anzahl mit den Kelchabtheilungen vorhanden, selten fehlend, u. zwar stehen sie auf dem Kelch, od. auf einem Torus u. liegen in der Knospe klappig od. dachziegelig über einander; die Staubgefäße, deren es entweder so viel wie Blumenblätter od. doppelt so viel sind, sind an denselben Stellen wie die Blumenblätter angeheftet; die Staubfäden sind frei, bisweilen am Grunde unter sich oder mit den Blumenblättern verwachsen, die Antheren 2fächerig, nach innen der Länge nach aufspringend. Im Grunde des Kelchs befindet sich gewöhnlich ein scheiben-, ring- oder napfförmiger Torus; gewöhnlich ist nur Ein Fruchtknoten vorhanden, bisweilen auch mehre, von denen sich jedoch nur einer zur Frucht ausbildet; 3, selten 4 Griffel tragen eben so viele Narben; die Frucht ist meist eine Steinfrucht, selten trocken. Die Familie begreift Bäume und Sträucher mit abwechselnden, einfachen, 3zähnigen oder gefiederten Blättern ohne Nebenblätter und kleinen, oft durch Fehlschlagen eingeschlechtigen Blüthen in dichten, end- oder achselständigen Rispen. Sie enthalten einen schleimigen, gummösen, harzig-balsamischen oder scharfen Saft, wodurch mehre zu Giftgewächsen werden. Man zählt gegen 60 Arten, welche dem tropischen Amerika, sowie Afrika und Indien angehören.

Terebinthe, s. v. a. Terpentinpistacie, s. Pistacia.

Terebrateln (Terebratulae), fossile Brachiopodengattung, welche schon in den ältesten Sedimentgesteinen vorkommt, dann aber ganze Schichten des Muschelkalks bildet und am zahlreichsten in der Juragruppe erscheint und Leitmuscheln abgibt.

Terek, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Ciskaukasien oder Stawropol, entspringt auf den Tscherkbergen unweit des 15,510 Fuß hohen Kasbek, durchströmt in engem, tiefem Thale das Hochgebirge mit nordwestlich gerichtetem Lauf, erreicht bei Jekaterinograd die Ebene, wendet sich dann nach Osten, zuletzt gegen Nordosten und mündet nach 67 Meilen langem Lauf in das kaspische Meer. Bei Kisljar theilt er sich in 3 Hauptarme und bildet nun ein großes, sumpf- und wiesenreiches Delta, das von tatarischen und kalmückischen Nomaden bewohnt wird. In seinem obern Lauf reißend und voller Stromschnellen, in seinem unteren zu seicht, ist der T. nirgends schiffbar. Zwischen dem T. und der Kuma breitet sich die sogenannte terek'sche Steppe aus, ein steriles Terrain mit dürrem salzhaltigen Boden. Terek'sche Linie oder terek'sche Straße heißt eine Reihe kleiner Festungen, welche, von den Russen zur Sicherung des Landes und des Handels gegen die Ueberfälle der Gebirgsvölker errichtet, von Mosdok aufwärts bis an die Pforte Dariel reichen. Dazu gehören Grigoriopol, von Jägern und Kosaken besetzt, und besonders Wladikaukas, mit großen Kasernen, großem Hospital 2c.

Terentia, Cicero's erste Gattin. Unverbürgt ist die Nachricht, daß sie sich, von Cicero 46 v. Chr. entlassen, mit Sallust und nachher mit Messala Corvinus verheirathet habe. Sie † 103 (nach Andern 117) Jahre alt.

Terentianus Maurus, lateinischer Grammatiker, aus Afrika gebürtig, lebte wahrscheinlich zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr., ist Verfasser eines Gedichts „De literis, syllabis, pedibus et metris", das bei den Alten in hohem Ansehen stand und am besten von Santen und Lennep (Utrecht 1823) und von Lachmann (Berlin 1836) bearbeitet wurde.

Terentius, Publius, mit dem Beinamen Afer, der Afrikaner, römischer Lustspieldichter, geboren um 194 v. Chr. zu Karthago, kam in früher Jugend als Sklave in das Haus des römischen Senators Publius T. Lucanus, welcher ihm eine sorgfältige Erziehung geben ließ und später die Freiheit schenkte. T. ward der Lieblingsdichter der höheren Stände und Freund der bedeutendsten Männer seiner Zeit, namentlich des Scipio Africanus. Im Jahre 160 unternahm er eine Reise nach Griechenland, um Materialien zu neuen Lustspielen zu sammeln, † aber 155, wahrscheinlich durch Schiffbruch. Wir besitzen von T. noch 6 Komödien: „Andria", nach Menander, ein vorzügliches Stück in Bezug auf Plan und Anlage des Ganzen, sowie auf Charakterzeichnung und Ausführung im Einzelnen; „Hecyra", nach Apollodor und Menander; „Heautontimorumenos", „Eunuchus", beide nach Menander; „Phormio", nach Apollodor; „Adelphi", nach Menander und Diphilus. Alle diese Stücke gehören zur Comoedia palliata und schließen sich eng an die griechischen Muster an. Der Plan derselben ist in der Regel einfach, aber kunstgemäß durchgeführt; habsüchtige Buhlerinnen, verschmitzte Sklaven, liederliche Söhne und geizige Väter sind die Charaktere, welche in der Regel mit viel psychologischer Wahrheit gezeichnet sind. Klugheitsregeln und Sittensprüche finden sich häufig eingestreut. Vor Allem aber zeichnen sich diese Komödien durch Reinheit, ja selbst Zierlichkeit und Feinheit der Sprache, lebhaften Fluß der Rede und gefällige und lebendige Darstellung aus, daher sie namentlich im Mittelalter in den Schulen viel gelesen wurden. Molière hat sie für das französische Theater, Hildebrand von Einsiedel (Leipzig 1810, 2 Bde.) für das deutsche bearbeitet. Die besten Ausgaben sind die von Erasmus (Basel 1532), Westerhof (Haag 1726, 2 Bde.; verbessert und vermehrt von Stallbaum, Leipzig 1830—31, 6 Bde.), Reinhold (Pasewalk 1838—39,

2 Bde.), Klotz (Leipz. 1838—40, mit den Scholien des Donatus und Eugraphius) und Fleckeisen (das. 1857). Deutsche Uebersetzungen lieferten unter Andern Benfey (Tübingen 1837 und 1854, 6 Bde.), Jakob (Berlin 1845), Herbst (Stuttgart 1855) und Donner (Leipz. 1864, 2 Bde.). Vergl. Ritschl, Parerga zu Plautus u. T., Leipz. 1845.

Terentius Varro, s. Varro.

Tergeste, Stadt in Istria, Triest (s. d.).

Tergiversatio (lat.), eigentlich Ausfluchtmacherei, bei den Römern das Imstichlassen der Sache von Seiten des Klägers. Die Folge davon war, daß der Angeklagte aus der Liste der Angeklagten gestrichen ward, der Kläger dieselbe Klage nicht wieder anbringen durfte und ihn überdies noch eine Strafe traf.

Terlizzi, Stadt in der italienischen Provinz Bari (ehemaligen neapolitanischen Provinz Terra di Bari), ist Bischofssitz, hat eine Barfüßerkirche mit Gemälden von Tizian, Palast Pau mit Gemäldegallerie, lebhafte Industrie und Handel, Wein- und Mandelbau und 16,800 Einw.

Terglou (Triglaw), östlicher Grenzgebirgsstock der karnischen Alpen, 9131 Fuß hoch.

Termen (v. Lat.), die Grenz- und Marksteine der alten Griechen und Römer, viereckige, nach unten schmäler werdende Pfeiler oben mit menschlichem Brustbild.

Termin (v. lat. terminus, Grenze), im Rechtswesen eine bestimmte Zeit, zu welcher eine gerichtliche Handlung vorgenommen werden muß, daher bald ein zu einer bestimmten Verhandlung festgesetzter Tag, bald ein Zeitabschnitt, vor dessen Ablauf eine Handlung vorzunehmen ist. Wer den T. versäumt, hat als ungehorsam (contumax) gewisse Rechtsnachtheile zu gewärtigen, von welchen er in der Vorladung in Kenntniß gesetzt wird. Versäumen beide Theile den T., so trifft die Strafe des Ungehorsams keinen von beiden, sondern der T. wird anderweit anberaumt, wenn nicht etwa das Gericht in Abwesenheit der Parteien handeln, z. B. die Zeugen vereiden und vernehmen kann. Vergl. Citation.

Terminalia *L.* (Katappenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, charakterisirt durch die polygamischen Blüthen, den inwendig behaarten Kelch mit glockigem, 5spaltigem, abfälligem Rande, die fehlende Korolle und die einsamige Steinfrucht, Bäume und Sträucher in heißen Ländern, mit großen, abwechselnden Blättern und Blüthen in rispenförmigen Aehren. T. angustifolia *Jacq.*, falscher Benzoëbaum, in Ostindien 30—40 Fuß, in unsern Gewächshäusern nur 8—12 Fuß hoch, mit weißen Blumen, liefert ein der Benzoë ähnliches Harz, welches auch in gleicher Weise angewendet werden kann. Von T. Catappa *L.*, einem Baum von ansehnlicher Höhe in Ostindien, mit weißen Blumen und lineaiisch-länglichem, weißem Samen von angenehmem, haselnußähnlichem Geschmack, wird die außen glatte und graue, innen röthliche Rinde als adstringirendes Mittel angewendet, während die Blätter bei galligen Krankheiten gebraucht werden. Aehnliche Eigenschaften hat T. Chebula *Retz.*

Termini (T. Imerese), Stadt in der italienischen Provinz Palermo, auf der Nordküste der Insel Sicilien, an der Mündung des gleichnamigen Flusses ins tyrrhenische Meer, hat eine Kathedrale, ein Kastell, einen Hafen, warme Mineralquellen (37° R.) mit Badeanstalten, lebhaften Handel mit Getreide, Mandeln, Weinstein, spanischen Fliegen ꝛc., Fischerei und 25,780 Einw. T. ist das alte Thermä (Colonia Augusta Himearcorum Thermitensium).

Terministischer Streit, Streit über die Ausdehnung der von Gott dem Sünder gestatteten Gnadenzeit, hervorgerufen 1698 durch die vom Diakonus Böse in Sorau aufgestellte und von leipziger Professoren unterstützte Behauptung, daß die göttliche Gnade jedem Menschen zu seiner Besserung nur bis zu einem gewissen Termin offen stehe, während die wittenberger und rostocker Theologen sie bis zum Tode reichen ließen. Der Streit währte über ein Decennium.

Terminologie (v. Lat. und Griech.), Inbegriff der sämmtlichen in einer Wissenschaft oder bei einem Geschäft in Bezug auf die darin vorkommenden Gegenstände gebrauchten Kunstwörter und Redensarten (termini technici); auch die Lehre von solchen Kunstwörtern und ihre Erklärung.

Terminus, römischer Grenzgott, dem zu Ehren Numa Pompilius bei Umgrenzung des Eigenthums auf dem kapitolinischen Hügel einen Altar errichtet und das Fest der Terminalien (23. Febr.) eingeführt haben soll, an denen auf der Grenze des alten römischen Stadtgebietes zwischen dem fünften und sechsten Meilenstein geopfert wurde.

Terminus (lat.), im logischen Sinne s. v. a. Begriff, in sofern zwei Begriffe, zu einem Urtheil verbunden, als Grenz- und Endpunkte des Urtheils erscheinen; daher T. major, der Oberbegriff, d. h. der weitere, umfassendere; T. minor, der (engere) Unterbegriff. Beide heißen Termini judicii. In den Schlüssen kommt oft noch ein dritter T. hinzu, der in Ansehung seines Umfangs die Mitte zwischen jenen hält und auch ihre Verbindung im Schlusse vermittelt (t. medius). S. Schluß.

Terminus technicus (lat.), Kunstausdruck, s. Technik.

Termite (Termites, weiße Ameise, Holzlaus), Insektengattung aus der Ordnung der Neuropteren und der Familie der Nagekerfe, charakterisirt durch die gleichgroßen Flügel ohne Queradern, die perlschnurartigen Fühler, welche kürzer als der Leib sind, und die viergliederigen Tarsen. Eine der größten Arten ist T. bellicosus *Smeath.*, T. fatalis *F.*, braun mit blaßbräunlichen, außen ziegelroth gerandeten Flügeln, ausgebildet 7—8 Linien lang, in Ostindien und im Innern Afrika's, T. destructor *F.*, rothbraun, lebt in Bäumen in Südamerika, wird von den Indianern gegessen. T. lucifugus *Latr.* u. T. flavicollis *F.* sind aus den tropischen Gegenden durch Zierpflanzen nach Südfrankreich gekommen und richten daselbst in Holzmagazinen und an Oelbäumen Schaden an. Die T.n finden sich ursprünglich nur in den Tropenländern, leben im Dunkeln gesellig wie die Ameisen und zerstören als Larven, wegen ihrer weißlichgelben Färbung weiße Ameisen genannt, alle vegetabilischen und animalischen Stoffe. Sie errichten in baumlosen Gegenden aus Lehm und

Sand, die sie mit ihrem Speichel vermischen, zuckerhutförmige Erdbauten, die oft 12—15 Fuß hoch sind und am Fuße 50—60 Fuß Umfang haben. Dieselben laufen oben meist in mehre Spitzen aus und sind so hart, daß sie selbst tropischen Regengüssen widerstehen und nur mit Hacken und Brecheisen zerstört werden können. Die amerikanischen T.n, namentlich einige brasilianische Arten, bauen aus morschen Holzstückchen runde, kugelige Nester von der Form eines Kürbisses an Bäumen und am Gebälk alter Gebäude. Die Bewohner der Termitenbaue bestehen aus geflügelten Männchen und deren Puppen, aus größeren ungeflügelten Weibchen und aus ungeflügelten, den Larven ähnlichen kleineren und größeren Geschlechtslosen. Nach neueren Beobachtungen sind Männchen und Weibchen geflügelt und schwärmen zur Paarungszeit gleich den Ameisen. Die T.n werden in den Tropenländern in sofern sehr lästig, als sie in die Häuser eindringen und Holzgeräthe und jene selbst so aushöhlen, daß nur leicht zerbrechliche Gerüste stehen bleiben. Fabelhaft klingt es, wenn sie selbst Geld und Munition aufgefressen und den Wein und Genever aus den Flaschen ausgesoffen haben sollen. In der That aber können sie ganze Häuser zerstören, wie sie 1814 den Palast des Generalgouverneurs von Kalkutta durch Zernagen des Holzwerks zum Zusammenbrechen gebracht haben. Die T.n dienen nicht nur vielen Säugethieren und Vögeln zur Nahrung, sondern werden in Afrika geröstet auch von den Menschen gegessen.

Termoli, Stadt in der italienischen Provinz Campo basso (ehemaligen neapolitanischen Provinz Molise), am adriatischen Meer u. an der italienischen Ostküsteneisenbahn (Linie Ancona-Foggia), hat den Titel eines Herzogthums, ist Bischofssitz, hat einen Hafen, Handel, Fischerei und 6000 Einw.

Ternate, Insel im Molukkenarchipel, an der Westküste von Dschilolo, hat einen Vulkan, reiche Tropenvegetation und bildet den Mittelpunkt eines malayischen Staats, der die umliegenden Inseln und Theile der Ostküste von Celebes umfaßt und den Niederländern untergeordnet ist. S. Molukken.

Ternaux, Guillaume Louis, Baron, Hauptbegründer der neuern französischen Industrie, geboren 1763 zu Sedan, übernahm 1778 das Handelsgeschäft seines Vaters, wählte später Paris zu seinem Aufenthalt, begründete aber nach und nach über das ganze Land, ja selbst im Auslande Fabriken, machte mehre wichtige Erfindungen in der Mechanik und führte die Spinnmaschinen und zur Erzeugung bessern Rohstoffes die sächsischen Widder und Kaschmirziegen in Frankreich ein. Nachdem er 1789 die Revolution mit Enthusiasmus begrüßt, bekundete er sich später als Freund der konstitutionellen Monarchie und mußte deshalb emigriren. Nach seiner Rückkehr um 1796 ward er in die Handelskammer zu Paris gewählt. Nach der ersten Restauration wandte er sich den Bourbonen zu und ging daher 1815 während der hundert Tage mit Ludwig XVIII. nach Gent. Nach der zweiten Restauration ward er Oberst der Nationalgarde, Mitglied des Seinedepartementsrathes, des Comité national, des Municipalrathes, der Kommission für Regulirung der neuen Finanzordnung, endlich Deputirter für das Seinedepartement. An der Julirevolution betheiligte er sich als einer der 221 Unterzeichner der berühmten Adresse. Er † den 2. April 1833 zu St. Ouen.

Terne (Ternion, v. Lat.), jede Zusammenstellung je dreier Dinge aus einer größern Anzahl, oder jede Komplexion (Kombination oder Variation) dritter Klasse aus irgend viel Elementen; insbesondere beim Lottospiel jede Zusammenstellung von 3 Nummern unter den überhaupt vorhandenen 90.

Terneuzen (Neuzen), befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Goes, auf Staatenflandern, an der Westerschelde, hat ein bombenfestes Arsenal und Kaserne, 2 Pulvermagazine, ein Laboratorium, einen geräumigen Hafen und 3113 Einw. Von hier führt ein 1825 bis 1827 erbauter Kanal südwärts bis Gent.

Terni, Stadt in der italienischen Provinz Perugia, früher zur päpstlichen Delegation Spoleto gehörig, zwischen zwei Armen der Nera, in einem wohlangebauten, von wilden Gebirgen umgebenen Thale, an der Eisenbahn von Rom nach Foligno, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, ein Kollegium, Trümmer alter Bäder, Tempel und eines Amphitheaters und 9715 Einwohner. T. ist der Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus. In der Nähe ist ein 200 Fuß hoher Wasserfall des Velino (Cadut'a delle Marmore), eine der großartigsten Kaskaden Europa's. Es ist dies ein Werk des Römers Curius Dentatus, der hier den Marmorfels durchschneiden ließ, um dem Velino freien Abfluß in die Nera zu verschaffen und dadurch dessen Verheerungen vorzubeugen. Papst Klemens VIII. ließ 1596 unter Fontana's Leitung den alten Kanal des Curius wieder eröffnen und erweitern. Vergl. Carrara, Cadutta del Velino, 1779. T. war eine Kolonie der Lateiner und hieß Interamna (in Umbrien) wegen seiner Lage zwischen zwei Armen der Nera (Nar). Bei T. wurden am 27. November 1798 die Neapolitaner von den Franzosen geschlagen.

Terpander, griechischer Lyriker, geboren um 650 v. Chr. zu Methymna auf Lesbos oder zu Antissa, war viermal Sieger in den pythischen Spielen und soll der Erfinder der siebensaitigen Cither gewesen sein. Seine Melodien, die lesbischen genannt, dienten selbst den späteren Zeiten noch zum Muster. Von seinen Schriften, Proömien zu homerischen Rhapsodien, Skolien &c. in dorischem Dialekt, sind nur Fragmente erhalten, gesammelt von Bergk in den „Poetae lyrici graeci" (2. Aufl., Leipz. 1853).

Terpentin, balsamartige Masse, welche aus Koniferen gewonnen wird (s. Fichtenharz). Im Handel unterscheidet man mehre Sorten. Deutscher T. von Pinus sylvestris, nigra, rotundifolia und Picea vulgaris ist gelblichweiß, halbflüssig, zäh und klebrig, von widrig balsamischem Geruch u. etwas bitterem Geschmack, enthält Abietinsäure, Anhydrid, Sylvinsäure, indifferentes Harz, Terpentinöl u. Wasser. Französischer T. oder T. von Bordeaux von P. maritima ist weiß, dick, schmeckt widrig, scharf und bitter, enthält Pimarsäure und 12—25 Proc. ätherisches Oel. Straß-

burger T. von Abies pectinata ist klar, dünnflüssig, gelb, von citronenartigem Geruch, scharfem u. bitterem Geschmack, enthält 34 Proc. ätherisches Oel. *Venetianischer* T. von Larix europaea ist farblos oder gelb, fadenziehend, klar, von schwachem Citronengeruch, schmeckt sehr bitter und gibt 25 Proc. Oel. *Ungarischer* T. von P. pumilio ist blaßgelb, dünnflüssig, klar, riecht würzig, schmeckt erwärmend. *Karpathischer* T. von P. Cembra ist klar, farblos, dünnflüssig, von Wachholdergeruch u. scharfem bitteren Geschmack. *Canadischer* T. von Abies balsamea und canadensis ist farblos oder gelblich, glasklar, sehr zähe, riecht angenehm, schmeckt scharf, gibt 16—19 Proc. ätherisches Oel. *Amerikanischer* T. von P. palustris und Taeda ist gelblichweiß, trübe, durchscheinend, riecht würzig, schmeckt stechend und bitter, gibt 17 Proc. Oel. Trocknet T. an der Luft ein, so hinterbleibt das *Fichtenharz* (s. d.), bei der Destillation mit Wasser geht Terpentinöl über und es hinterbleibt ein Gemisch von Harz mit Harzsäuren (*gekochter* T., Glaspech). Man hat im T. mehre Harzsäuren unterschieden, besonders Pimarsäure (s. d.), Sylvinsäure und Pininsäure. Die Pininsäure bildet farblose Blättchen, ist in Alkohol, Aether u. Essigsäure löslich, schmilzt bei 140° und nachdem sie wieder erstarrt ist, schon bei 100°. In ätherischer Lösung treibt sie die Kohlensäure aus. Ihre Alkalisalze sind farblos, krystallinisch, in Wasser löslich, die übrigen Salze sind meist amorph und in Wasser unlöslich, dagegen lösen sich die meisten Salze in Weingeist. Pininsäure ist amorph und ihr Magnesiasalz in Weingeist unlöslich. Durch Schmelzen wird sie braun und in Colopholsäure verwandelt. Man benutzt den T. als Zusatz zu Firnissen und Lacken, welche er zäher macht, außerdem dient er zur Darstellung des Terpentinöls, des Glaspechs, zu Kitten, zur Siegellackfabrikation, zur Bereitung von Schuhwichse ꝛc.

Terpentinbaum, s. v. a. Pistacia Terebinthus *L.*, s. *Pistacia*.

Terpentinöl, ätherisches Oel, welches aus Terpentin oder Zweigen, Nadeln, Früchten verschiedener Koniferen durch Destillation mit Wasser gewonnen und durch Rektifikation über Kalk oder Chlorcalcium gereinigt wird; es ist farblos, riecht stark balsamisch, schmeckt brennend, siedet bei 160°, erzeugt beim Stehen an der Luft leicht etwas Harz und Ameisensäure und wird durch letztere sauer. Es löst Schwefel, Phosphor, Kautschuk, Harz, wird durch Chlor, besonders aber durch ein Gemenge von Salpeter- und Schwefelsäure so heftig angegriffen, daß es sich häufig entzündet. Bei der Destillation mit Chlorkalk entstehen Kohlensäure und Chloroform. Jod löst sich im T. mit grüner Farbe, Schwefelsäure mischt sich damit unter Erwärmung. Nach Berthelot ist das französische T. ein Gemenge von links und rechts drehenden Kohlenwasserstoffen nach der Formel $C_{20}H_{16}$. Die links drehenden sind zahlreich vorhanden, sieden bei 161° und bilden die Hauptmenge, auf sie beziehen sich die Eigenschaften des T.s; das specifische Gewicht desselben bei 15° C. ist 0,865. Die rechts drehenden sieden bei 250° und sind nur in geringer Menge vorhanden. Auch eine geringe Menge sauerstoffhaltiger Oele ist vorhanden. Die komplexe Beschaffenheit ist eine Folge der Einwirkung der Wärme und der Säuren auf das ursprüngliche Oel. Nur eine Destillation der vorher neutralisirten natürlichen Terpentine im Vacuum bei 100° C. liefert unverändertes Oel. Erhitzt man solches reines T. in verschlossenen Gefäßen auf 250° C., so wird es in zwei isomere Modifikationen übergeführt, die sich an der Luft schnell verharzen. Das T. ist fast unlöslich in Wasser, 1 Vol. löst sich in 4 Vol. Weingeist von 0,83, aber erst in 12 Vol. von 0,86 spec. Gewicht mit absolutem Alkohol ist es in allen Verhältnissen mischbar, ebenso mit Aether, Aceton, ätherischen und fetten Oelen, Benzin, Chloroform, Schwefelkohlenstoff. An der Luft verschluckt das T. sehr viel Sauerstoff, dabei wird es ozonisirt, dünnflüssig, reagirt sauer und wirkt oxydirend, es verwandelt dann schweflige Säure in Schwefelsäure, oxydirt Arsenflecke (nicht Antimonflecke), enthält Indigo, Schwefelblei ꝛc. Mit Wasser bildet das T. 4 Hydrate. Eins derselben, der *Terpentinkampher* (*Terpin*), entsteht, wenn man 4 Vol. frisch rektificirtes Oel mit 3 Vol. Alkohol und 1 Vol. Salpetersäure eine Woche stehen läßt. Es bildet sublimirbare, chemisch und optisch neutrale Krystalle, die sich in fast allen neutralen Lösungsmitteln lösen, mit Eisessig nach Orangenöl riechenden *Essigsäure-Terpinäther* und beim Erhitzen mit verdünnten Säuren nach Hyacinthen riechendes *Terpinöl*. Mit Salzsäuregas gibt das T. zwei isomere Verbindungen; die feste ist der *künstliche Kampher*, ein Gemisch isomerer Verbindungen, die sich nur durch ihr Rotationsvermögen unterscheiden, so daß der Kampher bald rechts, bald links dreht. Er sublimirt, ist wie Wachs knetbar, schmilzt bei 115°, riecht wie gemeiner Kampher, an T. erinnernd, schmeckt gewürzhaft, löst sich in Weingeist und verbrennt mit grüngesäumter Flamme unter Salzsäureentwickelung (s. *Kampher*). Die flüssige Verbindung bleibt nach der Krystallisation des künstlichen Kamphers in der Mutterlauge, sie verbrennt unter Entwicklung eines benzoëartigen Geruches. Wird T. mit Salpetersäure gesättigt und destillirt, so entsteht ein rothes Oel von Bittermandelölgeruch. Mit Kohlensäure und Wasserdampf durch eine schwachrothglühende Röhre geleitet, gibt das T. Cymen, mit Chlorsäure liefert es ein nach römischem Kümmelöl riechendes Oel und Ameisensäure. Bei anhaltendem Kochen mit Salpetersäure entstehen saure Harze u. mehre Säuren.

Die aus verschiedenen Terpentinen oder Pflanzen erhaltenen T.e zeigen mannichfach verschiedene Eigenschaften. Im Handel unterscheidet man mehre Sorten. *Kienöl, deutsches* T., aus deutschem T. durch Dampfdestillation oder durch Destillation des bei der Theerschwelerei abfallenden weißen Theer's gewonnen, ist wasserhell, wird an der Luft rasch gelb und braun, riecht sehr stark unangenehm und kann durch stundenlanges Schütteln mit 2 Procent Schwefelsäure, Neutralisiren mit Kreide und Destilliren schwach riechend erhalten werden. *Französisches* T., aus französischem T. abdestillirt, von reinem Harzgeruch, ist dünnflüssig, verdampft zwischen den Fingern, ohne sie klebrig zu machen, hat ein specifisches Gewicht von 0,62, darf beim Schütteln von 10 Gran mit 8 Tropfen Ammoniak denselben nicht anneh-

men, eine entstehende Emulsion würde auf Terpentin oder Colophonin deuten. Das englische oder nordamerikanische T., aus amerikanischem Terpentin destillirt, gleicht dem französischen, besteht aber der Hauptsache nach aus einem rechtsdrehenden Kohlenwasserstoff, dem Australen, welcher bei 161° siedet und bei 15° ein specifisches Gewicht von 0,865 besitzt. Krummholzöl, Templinöl, Tannzapfenöl, aus den Zapfen der Weißtanne, zeigt Citronen- u. Melissengeruch, 0,862 specifisches Gewicht bei 12°, siedet bei 172° und wirkt linksdrehend. Aus frischen, von den Nadeln befreiten harzfreien jungen Zweigen der Pinus Abies am Harz durch Destillation mit Wasser gewonnenes Oel war dünnflüssig, farblos, roch nach den Pflanzentheilen, siedete bei 167° und gab über Kalium destillirt ein nach Citronen und Apfelsinen riechendes Oel, über Kalihydrat destillirt ein Oel vom Geruch des gewöhnlichen T.s. Fichtennadelöl aus Rudolstadt zeigte bei 14° 0,8573 specifisches Gewicht, Kiefernnadelöl dagegen 0,8687. Oel aus straßburger Terpentin riecht angenehm citronenartig, Oel aus P. Mughus orangenblüthenartig. T. muß man in kühlen dunkeln Räumen in gut verschlossenen Gefäßen vorsichtig aufbewahren, da es sehr brennbar ist. Verharztes Oel reinigt man durch Destillation über Kalkmilch. Man benutzt es sehr viel in der Technik, namentlich zu Firnissen, früher auch als Leuchtmaterial (s. Kamphin). Auf den menschlichen Organismus wirkt es als Reizmittel besonders auf das Harnsystem und ertheilt dem Harn einen veilchenartigen Geruch.

Terpsichore (d. i. die Tanzfrohe), eine der 9 Musen, der bei der spätern Vertheilung der Musenämter die Tanzkunst und der Chorgesang zugetheilt war.

Terracina (Tarracina), Stadt in der päpstlichen Delegation Velletri, in herrlicher Lage am gleichnamigen Golf des tyrrhenischen Meeres, am südöstlichen Ende der pontinischen Sümpfe, nahe an der Grenze der italienischen Provinz Caserta, ist Sitz eines Bischofs, hat einige Befestigungen, eine byzantinische Kathedrale (auf dem Unterbau eines Apollotempels), ein Schloß (Rocca di S. Angelo), einen Hafen, Fischerei, Landbau, Handel und 4650 Einw. Die Umgegend ist wegen vieler Räubereien berüchtigt. T. ist das alte Anxur und noch reich an römischen Alterthümern (Ruinen eines Jupitertempels, appische Straße ꝛc.). Auf dem Marktplatz befindet sich eine Tafel mit Inschrift zur Verherrlichung des Theoderich.

Terra cotta (ital.), d. i. gebrannte Erde, jetzt allgemeiner Name für alle alten Ueberreste der Kunst aus gebrannter Thonerde. Wie in Griechenland, so erlangte auch in Etrurien die Plastik in Thon schon in sehr alter Zeit eine bedeutende Ausbildung. Die über ganz Italien verbreiteten Officinae figulinae lieferten nicht nur einfarbige und bunte Vasen mit erhabenen Verzierungen, sondern auch runde Bildwerke und Reliefs, Tempelfriese und Giebelbilder aus gebranntem Thon. Der Eifer für Sammlung der Ueberreste in T. c. ist namentlich durch den Grafen Caylus angeregt worden. Bedeutendes haben nach ihm H. Charles Townley, dessen Sammlung sich jetzt im britischen Museum befindet, u. Seroux d'Agincourt, welcher die seinige der Vaticana hinterließ, zusammengebracht. Man unterscheidet lufttrockene Arbeiten, einfach gebrannte, gebrannte mit aufgesetzten, aber nicht fixirten Farben, gefirnißte mit eingebrannten Farben, gemischte mit theils aufgesetzten, theils eingebrannten Farben und endlich Arbeiten mit reicher Vergoldung. Vgl. Bassiriliovi volsei in T. c., Rom 1785; Description of the collection of ancient Terracottas in the British Museum, London 1810; Seroux d'Agincourt, Recueil de fragments de sculpture antique en terre cotte, Paris 1814. Vgl. Thonwaaren.

Terra di Lavoro, ehemalige neapolitanische Provinz, s. Lavoro; entspricht der jetzigen italienischen Provinz Caserta.

Terra di Siena (ital.), s. Bolus.

Terra d'Otranto, ehemalige neapolitanische Provinz, s. Otranto; entspricht der jetzigen italienischen Provinz Lecce.

Terra Firma (lat.), festes Land, im Gegensatze der Inseln, eine Benennung, welche man zwei verschiedenen Landstrichen gegeben hat. In Italien nennt man T. F. oder il dominio Veneto alle Landschaften auf dem festen Land Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetianische Lombardei, die treviser Mark (Trevisano), das Herzogthum Friaul und Istrien. Dann verstand man unter T. F. (im Spanischen Tierra Firma) den nördlichen Theil von Südamerika und im engeren Sinne die Landenge bis nach Panama hin, zwischen dem Meerbusen von Darien und der Bai von Panama.

Terrain (franz.), Theil der Erdoberfläche, namentlich als Schauplatz kriegerischer Thätigkeit. Der Inbegriff alles dessen, was die Eigenthümlichkeit eines T. ausmacht, heißt Terrainbeschaffenheit. Man unterscheidet in ihr die Terraintheile (Land und Wasser im Allgemeinen, dann im Besonderen die einzelnen Land- und Wasserstrecken, Höhenzüge, Hügel, Ebenen, Thäler, Schluchten, Flüsse, Bäche, Seen, Teiche, Brüche, Moräste, Sümpfe) u. Terraingegenstände (Gärten, Weinberge, Gehölze und Waldungen, Gebäude, künstliche Verbindungen zu Wasser und zu Lande ꝛc.). Wird ein größeres T. von solchen Terraintheilen, welche die Bewegungen von Truppen entweder sehr erschweren, oder ganz hindern, durchzogen, so nennt man die dadurch unter einander abgegrenzten Bezirke Terrainabschnitte, von welchen man die Abschnitte im T. (Bodenabschnitte) zu unterscheiden hat, in sofern mit letzterem Namen gewöhnlich schwer zu überschreitende Gewässer und Gründe, welche die größern Vertheidigungslinien andeuten, bezeichnet werden. Nach allgemeinen Rücksichten werden folgende Hauptterrainarten unterschieden: die offene freie Ebene, welche weder Aussicht, noch Bewegung hindert; die offene, aber koupirte Ebene; die (durch Getreidefelder, Baumgärten, Gehölz und Dörfer) bedeckte Ebene; das hügelige und wellenförmige T., welches sowohl offen, als bedeckt und von Gräben, Bächen, Hecken, Mauern durchschnitten sein kann; das Gebirgsland, welches theils waldig,

theils kahl sein kann; das wechselnde T., wenn keine der vorher angeführten Terrainbeschaffenheiten vorherrschend ist. Die Terrainlehre ist die wissenschaftliche Behandlung alles dessen, was von der Erdoberfläche in Bezug auf Kriegszwecke in Betracht kommt. Sie wird gewöhnlich in die reine und angewandte eingetheilt. Erstere behandelt die Klassifikation des T. und die Terrainformen in ihrem Zusammenhang und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und nimmt ihren Stoff besonders aus der Orographie, Hydrographie und Topographie; letztere gibt Anleitung zur Untersuchung des T., zur Darstellung des T. mittelst Karten, Plänen ꝛc. und zur Benutzung des T., womit sie wesentlich in das Gebiet der Taktik und Strategie eingreift. Vgl. Gomez, Terrainlehre, Wien 1827, 11 Bde.; Reichlin-Meldegg, Ueber Terraingestaltung, München 1826; Reinhardt, Terrainlehre, 1827; O'Etzel, Terrainlehre, 2. Aufl., das. 1853; Pz., Praktische Anleitung zur Rekognoscirung und Beschreibung des T., Adorf 1840.

Terranova (Terra nuova), Stadt in der italienischen Provinz Caltanisetta, auf der Südküste der Insel Sicilien, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in das mittelländische Meer, hat ein festes Schloß, mehre schöne Kirchen, Baumwoll- u. Seidenmanufakturen, einen guten Hafen, Handel mit Getreide, Mandeln, Soda, Schwefel ꝛc. und 10,000 Einwohner. T. wurde von Kaiser Friedrich II. nahe an der Stelle des alten Gela erbaut und hat den Titel eines Herzogthums. Nahe dabei das Barfüßerkloster Beata franca.

Terrasse (v. Franz.), treppenförmige Absätze zur Kultivirung von Bergabhängen. Jede T. bildet eine breite und hohe Stufe, welche sich in horizontaler Richtung über den ganzen Abhang ausdehnt. Die obere Seite der Stufe ist eine nur wenig nach vorn geneigte Fläche; die vordere Seite (Dossirung) eine nicht ganz senkrecht absteigende Wand und muß, wenn sie nicht aus natürlichen Fels- oder feststehenden Gebirgsschichten besteht, durch eine Vormauer aus rohen Steinen, deren Fugen man entweder wirklich mit Mörtel verbindet, oder bloß mit Moos ausstopft, oder wenigstens durch eine Rasenverkleidung verwahrt werden.

Terrassirte Werke, terrassenförmig angelegte Befestigungen, kommen hauptsächlich bei Bergbefestigungen vor. Der Wallgang der hinteren Befestigung ist hierbei stets beträchtlich höher als derjenige der vorliegenden angelegt, so daß man über letztere hinwegfeuern kann, ohne die Besatzung derselben zu beschädigen.

Terrasson (Terasson), Stadt im französischen Departement Dordogne, an der Vezère und der Eisenbahn von Perigueux nach Brives, hat Stahlwaarenfabrikation, Gerberei, Färberei, Trüffelmärkte und 3233 Einwohner.

Terre neuve, französischer Name für Neufundland.

Territion (v. Lat.), früher, als die Folter noch üblich war, das Erschrecken eines muthmaßlichen Verbrechers durch Drohungen, durch Vorzeigen der Folterwerkzeuge, wodurch der Inquirent das Geständniß erzwingen wollte, jetzt abgeschafft, als unverträglich mit aller gesunden Rechtsansicht.

Territorialhoheit, die Gesammtheit der Befugnisse, welche der Staatsgewalt in Bezug auf das Staatsgebiet zukommen; im deutschen Reich s. v. a. Landeshoheit, im Gegensatz zu der Reichshoheit.

Territorialprincip (v. Lat.), Rechtsgrundsatz, wonach der Erwerb eines Territoriums auch den Erwerb der Souveränetät und Regierungsgewalt in sich schließt.

Territorialsystem (v. Lat. u. Griech.), diejenige kirchenrechtliche Theorie, nach welcher das höchste Episkopat der Landesherren keine selbstständige Würde, sondern nur ein Ausfluß der Landeshoheit sein soll. Die Kirche wird danach als bloße Staatsanstalt betrachtet und dem Fürsten das Recht ertheilt, die nur als Staatsdiener geltenden Diener der Kirche ein- und abzusetzen und Liturgie und Glauben nach seinen individuellen Ansichten zu regeln, sofern er nur dabei nicht gegen die Vorschriften des Christenthums handle. Die Landesfürsten sollen aber in dieses ihr natürliches Recht über die Kirche eingetreten sein durch den Akt der Lossagung vom Papste. Das T. beruht demnach auf dem Grundsatze: Cujus regio, ejus religio, d. h. wem im Lande die höchste Macht zusteht, dem gebührt auch die Regierung des Kirchenwesens. Es entstand als Uebertreibung des Episkopalsystems (s. d.) durch Pufendorf und Chr. Thomasius vor der Mitte des 17. Jahrhunderts mit der Entwickelung des Staatsrechts u. der Erhebung des staatlichen Elements über das kirchliche und fand in Folge des westphälischen Friedens oft eine drückende Anwendung. Konsequent verfolgt führt es zum Cäsareopapat oder weltlichen Papstthum und ward in dieser Weise besonders von Hobbes in den Schriften „De cive“ und „Leviathan“ entwickelt. Eine wissenschaftliche Begründung erhielt es in Deutschland durch Pufendorf in der Schrift „De habitu religionis ad vitam civilem“ (Bremen 1687). Im Gegensatz dazu stellte Chr. Matth. Pfaff das Kollegialsystem (s. d.) auf. Beide Systeme übten Einfluß auf die Kirchenverwaltung aus. Neuerlich ist das T. besonders von der spekulativ-philosophischen Richtung vertheidigt worden, indem man die Kirche nur als religiöse Bestimmtheit des Staats hinstellte.

Territorium (v. Lat.), im Mittelalter Amtsbezirk eines mit Verwaltung der kaiserlichen Hoheitsrechte betrauten Vasallen; dann, nachdem dergleichen Beamte zu Landesherren geworden waren, s. v. a. Staatsgebiet. In der nordamerikanischen Union versteht man darunter einen solchen Staatskörper, der noch nicht 60,000 Einwohner hat und zum Kongreß zwar einen Deputirten, aber ohne Stimme zu senden berechtigt ist. Sobald ein solches T. die festgesetzte Einwohnerzahl erreicht hat, tritt es mit allen Rechten in die Reihe der Unionsstaaten ein.

Terrorismus (v. Lat.), Schreckenssystem, politisches System, das den öffentlichen Gehorsam nicht durch Ausübung volksthümlicher und darum sittlich geheiligter Gesetze, sondern durch Furcht und Schrecken, durch blutige Härte und Willkür erzwingen will. Berüchtigt ist besonders das französische T. zur Zeit der ersten Revolution. Die

damaligen Gewalthaber hießen Terroristen, Schreckensmänner; s. Frankreich, Geschichte.

Ter-Schelling, Insel in der Nordsee, zwischen den Inseln Vlieland und Ameland vor dem Eingang der Zuidersee gelegen, gehört zum Bezirk Hoorn der holländischen Provinz Nordholland, hat ziemlich 2 □Meilen Flächenraum, gutes Acker- und Weideland und 3171 Einwohner.

Tertiärgebirge (terrain de sediment supérieur, Molassengebirge, Grobkalk-, Tegel- und Subapenninengebirge), Gesammtname der vielgestaltigen Sedimente, welche jünger als das Kreidegebirge und älter als das Zeitalter des Menschen sind. Nach unten ist die Grenze scharf, nach oben aber schwierig zu ziehen, und die Jetztzeit erscheint fast nur als Schluß dieser tertiären Ablagerungen. Sie zeigen eine außerordentlich große Mannichfaltigkeit und eine meist viel lokalere Entwickelung, als wir sie in den älteren Formationen finden; nur die ältesten Bildungen in größeren zusammenhängenden Meeren zeigen auf größere Erstreckung auch eine größere Uebereinstimmung sowohl in ihrer Petrefaktenführung, als in ihrer Gesteinsbeschaffenheit. Es sind zum Theil marine, zum Theil brakische Ablagerungen in Strommündungen (fluvio-marine), theils Bildungen auf dem Festland, in Seen, Strömen, Morästen, von Quellen. Oft nehmen Sedimente gleichzeitiger vulkanischer, basaltischer wie trachytischer Tuffe und Konglomerate einen wesentlichen Antheil an ihnen. Vielfach sind die Ablagerungen noch loser unverkütteter Gesteine, Sand, Kies, Gerölle ɩc., loses Schuttland ɩc., oder nur lose verkütteter (von der dadurch bedingten Weichheit vieler Sandsteine stammt der Name Molasse); viele sind aber auch in dem Grad gebunden, daß sie treffliche Bausteine, Mühlsteine und dergleichen liefern. Vielfach wichtig werden sie durch Führung von Kohlen, Gyps, Steinsalz und Eisenerzen. Die sie von älteren und jüngeren Bildungen unterscheidenden Merkmale liegen in ihren organischen Einschlüssen, die sich, je mehr man in ihnen von den älteren zu den jüngeren aufsteigt, um so mehr an die Pflanzen und Thiere der Jetztzeit anschließen. Charakteristisch ist das Auftreten der Säugethiere, von denen man in den älteren Formationen (Jura) nur Beutelthierreste kennt, auch aus den übrigen Ordnungen, anfänglich in meist noch generisch von den jetzt lebenden verschiedenen Formen. Durch die folgenreiche Entdeckung der Säugethierfauna der Gypsbrüche am Montmartre bei Paris durch Cuvier wurde überhaupt diese wichtige Gruppe der Ablagerungen erkannt, bestimmt und, weil jünger als die sogenannten sekundären Ablagerungen, von Cuvier und Brongniart mit dem Namen tertiäre belegt. Anfänglich herrschen die Formen der Pachydermen unter den großen Pflanzenfressern vor, erst später kommen die Wiederkäuer dazu. Auch von Vögeln kennt man fremdartige Formen, zuletzt noch erscheinen die Riesenvögel auf Neuseeland (Dinornis). Von Amphibien sind alle lebenden Ordnungen vertreten, aber die eigenthümlichen riesigen, fremdartigen Formen, die noch in der Kreidezeit herrschen, sind verschwunden; Krokodile und dergleichen lebten noch in der mittleren Tertiärzeit auf deutschem Boden. Reich sind die Fische vertreten, zum großen Theil noch in lebenden Geschlechtern unserer und wärmerer Zonen, merkwürdige Formen der älteren Tertiärzeit aber sind gegenwärtig verschwunden. Von der Insektenfauna kennen wir insbesondere viele Waldinsekten, darunter zahlreiche Ameisen und Termiten. Von Krebsen treten hier die kurzschwänzigen Dekapoden zuerst auf. Die Molluskenfauna schließt sich an die lebende an, wenige Geschlechter sind ausgestorben, die für die frühere Zeit so charakteristischen Cephalopoden u. Brachiopoden treten hinter die übrigen Ordnungen zurück; auch nicht ein Ammonit und Belemnit reicht aus der Kreidezeit herüber. Ebenso treten die Krinoïdeen unter den Stachelhäutern nur noch einzeln auf. Korallenriffe kennt man auf europäischem Boden nur im ältesten und mittleren T. Auch in der Flora herrscht die größere Mannichfaltigkeit der Jetztzeit, wir finden da, wenn auch nicht bis zum Schluß, Palmen, immergrüne Laubhölzer, cypressenähnliche Nadelhölzer, australische Proteaceen ɩc. neben den Geschlechtern der jetzigen Flora. Tertiärbildungen sind über alle Erdräume verbreitet; sie bilden die Unterlage der jüngsten Sedimente der meisten Tiefebenen, nehmen aber auch noch an der Zusammensetzung großer Gebirge, wie an der der Alpen Theil. Man theilt sie in die Ablagerungen verschiedener Becken ein, die durch Festland getrennten Meeresbuchten und Meeren entsprechen. So unterscheidet man in Europa das Becken von Paris, welches mit dem von England, Belgien u. Norddeutschland zusammenhing, das der Touraine, der Gironde, das mittelmeerisch-französische, das subalpine, welches durch die Schweiz und Süddeutschland reichte, das ungarisch-siebenbürgische, das mainzer Becken, das subapenninische, das oberschlesisch-galizische, das südrussische, welches mit dem kaspischen zusammenhing, und zahlreiche andere. Vielfache Niveauveränderungen haben in dieser Zeit Statt gefunden, und daher kommt es, daß wir nur in wenigen die fortlaufende Reihe der Glieder des T.s von den ältesten bis zu den jüngsten finden, daß in den einen die älteren, in andern die jüngeren Glieder fehlen, daß oft ein wiederholter Wechsel von marinen, brakischen und Süßwasserablagerungen beobachtet wird (zuerst im pariser Becken). In demselben Becken haben sich dabei oft gleichzeitig verschiedene Sedimente am Rande, sowie entfernter von ihm und wo Ströme einmündeten, abgelagert. Im pariser Becken beginnt das T. mit Süßwasserkalk und Braunkohlen führendem Thon (plastischem Thon), dann folgen die Nummuliten führenden marinen Sande von Soissons, diesen der konchylienreiche marine Grobkalk von Paris, diesem der mittlere marine Sand und Sandstein von Beauchamps. Darüber lagert dichter kieseliger Kalk (Meullière) und endlich der Süßwassergyps von Montmartre. Diesem folgt wieder eine marine Ablagerung, der Sand von Fontainebleau. Lyell hat das T. in verschiedene Abtheilungen gebracht, die sich durch die zunehmende Menge noch gegenwärtig lebender Konchylien unterscheiden. Er theilt die tertiären Sedimente in die eocänen, worin die ersten, freilich zweifelhaften, noch lebenden Species auftreten, die Ablagerungen aus der

Zeit der Morgenröthe unserer Jetztzeit, in die miocänen u. pliocänen, von denen die ersteren weniger, die letzteren mehr noch lebende Formen beherbergen, u. in die pleistocänen, die neuesten, wo nur wenige fremde Formen sich zwischen den noch lebenden finden. Beyrich hat zwischen Eocän u. Miocän noch das Oligocän mit nur wenigen lebenden Formen eingeschoben. Bronn war durch seine Untersuchungen auf ähnliche Resultate wie Lyell gekommen. Zum Eocän rechnet man die Ablagerungen von Paris bis zum Gyps von Montmartre, den Londonthon, Bagshotsand und Bartonthon des ganz marinen londoner Beckens, die Schichten von Wight zum Theil, das T. von Belgien zum Theil und die von Spanien durch die Alpenketten, Apenninen und Karpathen, Ungarn, die griechische Halbinsel, Aegypten, Asien von Kleinasien bis nach Indien ziehenden Nummulitengebirge; zum Oligocän: die obern Schichten von Wight (Hampsteadschichten), von Ostbelgien (Tongrien, die marinen und brakischen Schichten des mainzer Beckens), die untere Süßwassermolasse der Schweiz, die kohlenreichen Cerithien- u. Cyrenenschichten von Oberbayern, die Hornerschichten in Oesterreich, die ältern Kohlen in Untersteiermark ꝛc. Gleichzeitig damit ist ein großer Theil des mitteldeutschen Braunkohlengebirges, der Süßwasserkalke und Mergel der Auvergne u. a. Miocän sind ein Theil der Crays von Ostengland, die Faluns der Touraine, ein großer Theil der Ablagerungen im südwestlichen und südöstlichen Frankreich, die Meeresmolasse der Schweiz, Schwabens, Südbayerns, der Schlier Oberösterreichs, die Ablagerungen des wiener, ungarischen, podolischen u. südrussischen Beckens, viele Süßwasserablagerungen in Schwaben, jüngere Braunkohlen Mitteldeutschlands. Pliocän sind die subapenninen Ablagerungen, der obere Cray. Zum älteren Pleistocän gehören die Hippopotamus führenden Ablagerungen des Arnothals; zum jüngeren Pleistocän endlich die Diluvial- und Glacialbildungen. Vergl. Braunkohlenformation, Diluvium, Nummulitengebirge.

Tertiarier (v. Lat.), Laien, die an allen Vorrechten und Gnaden eines Ordens Antheil haben, aber in der Welt bleiben u. sich verheirathen dürfen. Dergleichen Orden (Bußorden, dritte Orden) gibt es nach der Regel des heiligen Franciscus und des heiligen Augustin. Als ihr Ursprung wird eine Predigt des heiligen Franciscus 1221 zu Carnerio bei Assisi bezeichnet, die solchen Eindruck machte, daß ganze Schaaren von Männern und Frauen Aufnahme in Klöster verlangten, daselbst Buße zu thun. Ihrem Wunsche zu genügen, schuf Franciscus einen Orden von Halbmönchen u. Halbnonnen u. gab ihnen eine Regel in 20 Kapiteln, nach welcher sie durch Vermeidung von leichtsinnigen Eiden, Zänkerei, des Besuchs von Schauspielen, üppigen Lebens ꝛc. den Klosterleuten im Leben ähnlich werden könnten, ohne ihren irdischen Beruf und ihre Verbindungen mit der Welt zu verlassen. Ihre Kleidung war ein aschgrauer Rock, mit einem Strick umgürtet, die der Schwestern ein weißer Schleier. Honorius III. und Gregor IX. billigten und Nikolaus IV. bestätigte 1289 die von Franciscus gegebene Regel. Die T. breiteten sich ungemein aus; Ansprüche auf die Verdienste des Klosterlebens zu erwerben, ohne hinter Klostermauern verbannt zu sein, lockte an. Selbst Kaiser Karl IV. und König Ludwig IX. von Frankreich und viele andere fürstliche Personen gehörten dem Orden an. Bald fand sich die Staatsgewalt veranlaßt, dem Wachsthum desselben durch Verbot des Beitritts zu steuern. Ende des 13. Jahrhunderts legte eine Anzahl von T.n, denen die bestehende Form zu wenig heilig erschien, die Ordensgelübde ab und wurden Religiosen, wodurch die regulirten T. (regulirter Bußorden) entstanden. Dieselben theilten sich mit der Zeit in eine Menge von Korporationen, von denen die in Deutschland und England seit der Reformation sämmtlich verschwunden sind. Auch verschiedene Orden der regulirten Klosterfrauen vom Bußorden tauchten auf. Die sich hauptsächlich der Spitalpflege widmenden hießen Hospitalbrüder und Hospitalschwestern. Die Regel Augustins beobachten u. A. die Brüder der christlichen Liebe, gestiftet 1540 in Spanien von Johann von Gott und von Paul IV. in einen wirklichen Klosterorden umgewandelt; die Brüder der christlichen Liebe unserer lieben Frauen, gestiftet Ende des 13. Jahrhunderts von einem Herrn von Joinville in Frankreich; ferner zahlreiche Orden, welche die Besserung von Unkeuschen und dergleichen bezwecken.

Tertie (v. Lat.), der 60. Theil einer Sekunde sowohl in Bezug auf die Winkel- und Kreisbogen-, als auch die Zeiteintheilung, wird durch 3 der Zahl oben beigesetzte Striche bezeichnet, z. B. 4° 9′ 25″ 10‴ = 4 Grad 9 Minuten 25 Sekunden 10 T.n.

Tertiogenitur (v. Lat.), das dem Drittgebornen oder dessen Linie nach der Bestimmung einiger Hausgesetze zustehende Recht auf die Regierung einzelner Staaten oder den Besitz von Fideikommissen. T. fand Statt in der bourbonisch-spanischen Dynastie, in sofern dem zweitgebornen Infanten, Karl, Sicilien, dem drittgebornen Parma als T. zugesichert wurde, sowie in dem habsburg-lothringischen Hause, dessen Primogenitur die österreichische Monarchie, die Sekundogenitur Toskana, die T. Modena war. Größtentheils beschränken sich übrigens die Hausgesetze auf die Primo- und Sekundogenitur.

Tertium comparationis (lat.), das Dritte der Vergleichung, nämlich der Vergleichungspunkt, auf welchen die verglichenen Dinge gemeinschaftlich bezogen werden.

Tertium non datur (lat.), ein Drittes gibt es nicht, Formel zur Bezeichnung, daß zwei Urtheile einander kontradiktorisch entgegenstehen, ein dritter Fall also außer den beiden angegebenen nicht möglich ist.

Tertullianus, Quintus Septimius Florens, lateinischer Kirchenvater, geboren 150 in Karthago, war daselbst als Rechtsgelehrter und Rhetor thätig und trat erst um 185 zum Christenthum über. Er war ein Mann von strenger Denkungsart, heftigem Charakter und reicher, oft wilder Phantasie und ward von seiner ascetisch-finsteren Gemüthsrichtung der Sekte der Mon-

tanisten (s. d.) zugeführt. Er † 220. Seine Schriften, apologetischen (Apologeticus adversus gentes), moralischen und disciplinarischen Inhalts, reich an Gedanken, aber vielfach dunkel und in dem rauhen afrikanischen Styl abgefaßt, wurden neuerdings von Leopold (Lpz. 1839—41, 4 Bde.) und Oehler (das. 1853, 3 Bde.) herausgegeben. Vergl. Hesselberg, T.' Leben und Schriften, Dorp. 1848.

Teruel (Terruel), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im südlichen Theil des Königreichs Aragonien (459 spanische □Leguas [258,2 geographische □Meilen] mit 238,628 Einw.), malerisch gelegen auf einem steilen Hügel an der Mündung der Albambra in den Guadalaviar (Tura), von Mauern umgeben und unregelmäßig gebaut, ist Bischofssitz, hat 7 Thore, 7 Kirchen (darunter eine gothische Kathedrale), mehre ehemalige Klöster, ein Priesterseminar (früher Jesuitenkollegium), ein Instituto, einen im 17. Jahrhundert erbauten, aus 2 übereinanderstehenden Bogenreihen bestehenden Aquädukt (Los Arcos), Lederfabrikation, lebhaften Speditionshandel und 9509 Einw. Dabei eine Mineralquelle von 22° R. mit Badeanstalt. T. hieß im Alterthum Turdeto, ist celtiberischen Ursprungs und verdankt seine jetzige Größe und Bauart den Mauren.

Ter-Veere (Veere), befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Middelburg, auf der Ostküste der Insel Walcheren an der Osterschelde, hat eine Rhede (veerische Gad), Fischerei, Schifffahrt, Handel und 923 Einw.

Tervueren, Marktflecken in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Löwen, war früher Sommerresidenz der Herzöge von Brabant, hat ein schönes Schloß mit Park, welches unter der holländischen Regierung dem Prinzen von Oranien gehörte, seit 1853 aber dem belgischen Thronerben zur Verfügung gestellt ist, und zählt 2150 Einwohner.

Terz (v. Lat.), der dritte Ton von einem angenommenen Ton an, also ein Intervall von 3 Stufen, kommt als große, kleine und verminderte T. vor, wovon erstere veränderliche Konsonanzen sind, letztere aber eine Dissonanz ist. Die große T., die aus zwei sogenannten ganzen Tönen (z. B. c — e, g — h rc.) besteht, hat das mathematische Verhältniß 4:5; die kleine T., das charakteristische Merkmal des Mollgeschlechts (wie jene das der Durtonart), besteht aus einem ganzen und großen halben Ton (z. B. e — g), daher ihr reines Verhältniß 5:6 ist; die verminderte T., welche aus zwei großen halben Tönen besteht (z. B. cis — es), hat das reine Verhältniß von 225:256. Die T. bildet in der Harmonie das Vermittelungsintervall der beiden festen Töne des Dreiklangs, nämlich des Grundtons und der Quinte, daher ihr Name Mediante.

Terzerol (v. Ital.), s. Pistole.

Terzett (ital. terzetto), ein Tonstück für 3 koncertirende Stimmen, insbesondere Singstimmen, meist Sopran, Tenor und Baß, während dergleichen Stücke für Instrumente Trios (s. d.) genannt werden.

Terzine (ital.), ursprünglich italienische Strophe, aus 3 elfsilbigen Versen (im Deutschen fünffüßige Jamben) bestehend, mit übergreifenden Reimen, so daß stets der 1. und 3. Vers jeder folgenden Strophe mit dem 2. der vorhergehenden reimt, angeblich von Dante erfunden. Auch ein ganzes in solchen Strophen abgefaßtes Gedicht heißt T.

Teschen, mittelbares Fürstenthum im österreichischen Schlesien, besteht aus dem größten Theil des früheren teschener Kreises, der mit dem dazu gehörigen Fürstenthum Bielitz und den Minderstandesherrschaften Freistadt, Friedeck, Deutsch-Leuthen, Oderberg, Reichwaldau und Roy auf $34^1/_2$ □Meilen etwa 215,000 Einw. zählte, 1849 aber in die jetzigen Bezirkshauptmannschaften Teschen (18,35 □Meilen mit 76,378 Einw.), Bielitz und Friedeck aufgelöst ward. T. gehörte ursprünglich den oberschlesischen Herzögen und stand seit 1298 unter böhmischer Oberhoheit. Als 1625 der Mannsstamm der Herzöge von T. erlosch, verblieb das Fürstenthum bei der Krone Böhmen, bis Kaiser Karl VI. dasselbe 1722 dem Herzog Leopold Joseph Karl von Lothringen übergab, dem sein Sohn Franz Stephan, nachmaliger römischer Kaiser Franz I., 1729 im Besitz folgte. Nach diesem besaß dasselbe seit 1766 unter dem Titel eines Herzogs von Sachsen-Teschen der mit der Tochter des Kaisers Franz I. vermählte Prinz Albert von Sachsen, welcher es bei seinem Tode 1822 an den Erzherzog Karl vererbte, von dem es an dessen ältesten Sohn Albrecht überging. Die gleichnamige Hauptstadt T. (slav. Tiessin), am nördlichen Fuße der Beskiden, rechts an der Olsa, Sitz eines Kreisgerichts und eines Bezirksgerichts, hat 2 Vorstädte, 5 Kirchen, darunter die sehenswerthe katholische Dekanatskirche, die Kirche der Barmherzigen, die in Folge des altranstädter Vertrags von 1707 erbaute evangelische Gnadenkirche, eine alte gothische Schloßkapelle, ein altes Bergschloß, ein katholisches und evangelisches Obergymnasium, jenes mit Konvikt, dieses mit Alumneum, eine Haupt- und Unterrealschule, eine Handelsschule, 2 Klöster, ein Museum, 2 Spitäler, ein Waisenhaus und ein Theater, ein großartiges Brauhaus, Tuch-, Kasimir- und Leinwandweberei und Gerberei, sowie Fabriken für Gewehre, Bleizucker und Liqueur, Bierbrauerei, lebhaften Wein- und Transithandel und 8142 Einw. Historisch merkwürdig ist die Stadt durch den hier am 13. Mai 1779 zwischen Maria Theresia und Friedrich II. abgeschlossenen Frieden, welcher dem bayerischen Erbfolgekrieg ein Ende machte. Nach demselben ward die aus unebenbürtiger Ehe entsprungene Linie Birkenfeld nach dem Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken-Birkenfeld für successionsfähig erklärt. Oesterreich erkannte den freien Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Recht der Erstgeburt an. Der Herzog von Mecklenburg erhielt für seine in Folge einer vom Kaiser Maximilian 1502 seinem Hause ertheilten Anwartschaft auf die Landgrafschaft Leuchtenberg erhobenen Ansprüche das Privilegium de non appellando. Kurpfalz kam in Besitz des ganzen Kurfürstenthums Bayern und erhielt Mindelheim, während es das 40 □Meilen betragende Innviertel an Oesterreich überließ. Kursachsen ward für seine Allodialerbschaftsansprüche mit 6 Millionen Gulden und mit der

bisher von Böhmen behaupteten Souveränetät über die Grafen von Schönburg abgefunden. Der Friede ward 1780 vom Reich bestätigt und von Rußland und Frankreich garantirt.

Tessera (lat.), Tafel, ein Stein zum Stimmen in den Versammlungen; auch Würfel zum Spielen.

Tessin (ital. Ticino, im Alterthum Ticinus), Fluß in der Schweiz und Oberitalien, entspringt an der Nordgrenze des nach ihm benannten schweizerischen Kantons T. unweit des Hospizes auf dem St. Gotthard in drei Quellen, nimmt die Abflüsse mehrer kleinen Alpenseen auf, stürzt, in ein enges Felsenbett eingeschlossen, in fast ununterbrochenem Fall durch das Tremolathal und durch die tiefe, wilde Schlucht des Platifer, durchfließt den Kanton Tessin erst in südöstlicher, dann in südwestlicher Richtung, nimmt den Piotino, Blegno, die Moesa und Marobbia auf und fällt bei Magadino in den Lago Maggiore, bis zu welchem er ein Gefälle von 5830 Fuß hat. An der Südostspitze dieses See's, bei Seste Calende, verläßt er denselben wieder und tritt, nun schiffbar geworden, auf italienisches Gebiet über, wo er in südöstlicher Stromrichtung die Grenze zwischen den Provinzen Novara und Alessandria einer- und Mailand andrerseits (bis 1859 zwischen Piemont und der Lombardei) bildet, an Pavia vorüberfließt und unweit unterhalb dieser Stadt, bei Belvedere, links in den Po mündet. Der T. richtet im Frühjahr, besonders in seinem oberen Lauf, wo er die Gotthardstraße begleitet, durch sein Austreten oft bedeutende Verheerungen an. Er ist sehr fischreich. Bei Seste Calende sendet er einen seiner Arme als Kanal nach Mailand ab. An den Ufern des T. erfochten am 4. Juni 1859 die vereinigten Franzosen und Piemontesen den Sieg von Magenta über die Oesterreicher.

Tessin (Ticino), der südlichste Kanton der Schweiz, liegt auf dem Südabhange der hohen Alpenkette, im Norden von Wallis, Uri und Graubünden, im Osten von Graubünden und Italien, im Süden und Westen von Italien begrenzt, und hat einen Flächengehalt von 51,29 □Meilen mit (1860) 116,343 Einwohnern. Der Kanton ist ein höchst malerisches Alpenland. Er wird im Osten und Nordosten vom Centralstock der St.-Gotthardkette, im Osten und Südosten von Zweigen der Adulakette umschlossen, welche ihre Arme durch den ganzen Kanton entsenden. Daher der große Reichthum desselben an vielverzweigten Thälern, welche fast alle nach Süden hinabsteigen und sich meist in das vom Tessin, dem Hauptfluß des Landes, durchflossene Livinerthal (Val Leventina) öffnen. Dieses, das Hauptthal, läuft bei Poleggio in die Riviera von Bellinzona aus. Parallel mit derselben läuft das Val Maggia, das zweitgrößte Thal, und zwischen beiden das Verzascathal. Die Flüsse gehören fast sämmtlich dem Pogebiet an. Außer dem Tessin ist die Maggia zu nennen, die durch das gleichnamige Thal läuft und nach Aufnahme der Melezza und Onsernone unweit Locarno in den Lago Maggiore mündet, in welchen auch die Verzasca bei Tenero mündet; ferner die Tresa, welche den Lago Maggiore mit dem Luganersee verbindet, u. der Agno, der in den Luganersee fließt. Vom Lago Maggiore gehört nur die nördliche Spitze, der 3 □Meilen große Lokarnersee, dem Kanton T. an. Der Luganersee gehört dagegen, mit Ausnahme seiner Buchten auf der Ost- und Südseite, ganz hierher. Kleinere Bergseen sind der Lucandrosee und der Titomsee im Norden, der Origlio und der Muzzano im Süden des Landes. Mineralquellen finden sich zu Ossasco im Bedrettothal (alkalisch), zu Stabio, Ghirone, Olivone (eisenhaltig), Brissago. Das Klima umfaßt alle Stufen vom Polarklima auf den Hochgebirgen bis herab zur heißen Temperatur der südlich gemäßigten Zone, so daß am Ausgang mancher Thäler Oel- und Feigenbäume, Citronen, Pomeranzen und andere Südfrüchte im Freien gedeihen und doppelte Ernten gehalten werden, während der Hintergrund derselben von ewigem Eise starrt. In den höheren Landestheilen bildet Alpenwirthschaft den Hauptnahrungszweig; in den südlichen Gegenden betreibt man ausgedehnten Weinbau (namentlich in den Bezirken Mendrisio und Lugano, auch um Locarno und Bellinzona), Obst- und Tabakbau, Seidenweberei und Strohflechterei (besonders im Osernonethal). An den Seeufern gewährt die Fischerei der trefflichen Forellen, Agoni, der Cheppi, Barsche 2c. vielen Leuten Beschäftigung und Nahrung. Ein Hauptnahrungsmittel des südlichen Landvolks sind außerdem zahme Kastanien. Fast noch stärker als im benachbarten Graubünden ist die periodische Auswanderung der Tessiner in die Fremde, besonders nach Oberitalien, wo sie als Maurer, Gypsarbeiter, Steinhauer, Träger, Chokoladefabrikanten, Kellner, Kuhhirten 2c. auf kürzere oder längere Zeit in Arbeit treten, um später mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurückzukehren. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Vieh, Käse, Seide, Holz, Strohgeflechte, Tabak, auch Marmor, Topfsteine, Kastanien; die Einfuhrartikel: Kolonial- und Luxuswaaren, Manufakturen aller Art, Getreide, Wein 2c. Sehr stark ist der Transit über den St. Gotthard. Die Viehzählung von 1859 wies nach: 1045 Pferde, 33,669 Stück Rindvieh, 16,765 Schafe, 46,255 Ziegen, 7698 Schweine. Die Einwohner gehören fast ohne Ausnahme der italienischen Nationalität und der katholischen Konfession an (1860 gab es nur 93 Protestanten, 11 Sektirer und 9 Israeliten). In kirchlicher Beziehung gehört der Kanton zu den Diöcesen von Mailand und Como und zählt 203 Pfarreien, über 500 Priester und 7 Klöster. An Unterrichtsanstalten bestehen 461 öffentliche Elementarschulen, 10 Wiederholungsschulen, 7 höhere Knaben- und 7 höhere Mädchenschulen, 7 Zeichenschulen, ein Lehrerseminar, 6 Gymnasien (mit literarischen und Industriekursen), 2 Handelsschulen und ein Lyceum (mit 2 Kursen: für Philosophie, für Architektur und Feldmeßkunst). Die gegenwärtige Staatsverfassung datirt vom 23. Juni 1830; sie wurde durch die Dekrete vom 1. März 1855, 21. Nov. 1861 und 14. Sept. 1863 in einzelnen Bestimmungen abgeändert. Die souveräne Gewalt wird durch einen „großen Rath“ von 114 Mitgliedern (auf 4 Jahre gewählt) ausgeübt; derselbe hat jährlich 2 ordentliche Sitzungen (April und November) und wählt in jeder derselben den Präsidenten. Mit Vollziehung der

Gesetze und Leitung der Staatsverwaltung ist ein „Staatsrath" betraut, dessen 7 Mitglieder der große Rath auf 4 Jahre ernennt. Der Kanton zerfällt in 8 Bezirke, diese in 38 Kreise. Die Ausübung der Justiz besorgen Bezirks- und Friedensgerichte; für schwere Kriminalfälle ist die Jury eingeführt; als höchster Gerichtshof besteht das Obergericht (9 Mitglieder). Der große Rath und der Staatsrath haben ihren Sitz abwechselnd auf je 6 Jahre in den Städten Bellinzona, Locarno und Lugano. Nach dem Budget von 1863 betrugen die Staatseinnahmen 1,556,566, die Ausgaben 1,579,395 Francs. Die Staatsschulden beliefen sich auf 5¾ Millionen, das Aktivvermögen auf 800,000 Francs. In den schweizerischen Nationalrath sendet T. 6 Mitglieder, in den Ständerath 2. Das Bundeskontingent des Kantons beträgt im Ganzen 8244 Mann, davon 3298 Mann im Auszuge, 1649 Mann Reserve und 3297 Mann Landwehr. Das Wappen ist ein der Länge nach roth und blau gespaltener Schild. In geschichtlicher Beziehung war T. von jeher der Zankapfel streitender Parteien. Die mittelalterlichen Bürgerkriege unter den lombardischen Städten, wie die Kämpfe der Hohenstaufen und später die Unterdrückung durch die mächtigen Herren von Uri, Schwyz und Unterwalden (seit 1402) lagen Jahrhunderte lang schwer drückend auf Land u. Leuten, bis endlich Napoleon die helvetische Republik begründete und deren Land und Volk durch die Mediationsakte von 1803 seine erste Selbstständigkeit gab. Seit 1814 ist T. als Schweizerkanton anerkannt.

Test, zähe Unreinigkeit.

Testakte und **Testeid** (v. engl. test, Probe), ein Gesetz, welches das engliche Parlament 1673 von Karl II. erzwang, um dem Einschleichen der Katholiken in Staatsämter vorzubeugen. Nach demselben mußte nämlich jeder öffentliche Beamte außer dem Supremateid noch einen besondern Schwur leisten, daß er nicht an die Transsubstantiation (s. d.) glaube. In Folge davon sahen sich die Katholiken nicht nur von allen Staatsämtern, sondern auch vom Sitz im Parlament ausgeschlossen, bis durch Parlamentsakte vom 13. April 1829 T. und T. aufgehoben und nur eine gegen die weltliche Gewalt des Papstes gerichtete Erklärung beibehalten ward.

Testament, Altes und Neues, s. Bibel.

Testament (testamentum), in weiterer Bedeutung s. v. a. letzter Wille, die Willenserklärung eines Menschen über das, was nach seinem Tode mit den seinem Verfügungsrecht unterworfenen Gegenständen geschehen soll; im engern Sinne die letztwillige Verfügung, welche die Einsetzung eines direkten Erben enthält. In diesem Sinne wird das T. vom bloßen Kodicill (s. d.) unterschieden, in sofern letzteres keine direkte Erbeseinsetzung enthält, sondern vielmehr bloß als an den Erben gerichteter Befehl, Dies oder Jenes auszuführen, anzusehen ist. Die Person, welche ein T. errichtet, der Testirer (testator, altdeutsch Testamenter), muß die rechtliche Fähigkeit zu testiren (testamenti factio activa) haben, welche in der Regel jedem Dispositionsfähigen zukommt. Unfähig sind Wahnsinnige und Andere, die wegen Alters, Krankheit oder aus sonstigen Gründen ihres Verstandes nicht mächtig sind, gerichtlich erklärte Verschwender; Unmündige (nach dem gemeinen Recht Knaben bis zum 14., Mädchen bis zum 12. Jahre); Taubstumme, wenn ihnen die Fähigkeit, ihren Willen verständlich zu machen, abgeht; die der Gewalt des Vaters unterworfenen Söhne. Andere Unfähigkeitsgründe des römischen Rechts sind heut zu Tage nicht mehr anwendbar. Ueber Stamm-, Lehn- und Fideikommißgüter, sowie über das Vermögen, welches nach dem ehelichen Güterrecht dem überlebenden Ehegatten oder den Kindern hinterlassen werden muß, kann nicht testirt werden; auch kann das T. durch entgegenstehenden Erbvertrag aufgehoben oder ausgeschlossen werden. Was die im T. Bedachten (Honorirten) betrifft, so sind die verschiedenen Beschränkungen des römischen Rechts heut zu Tage nicht mehr anwendbar; nur die juristischen Personen außer dem Staat, den Gemeinden, der Kirche und den milden Stiftungen können im T. nicht bedacht werden, wenn ihnen die Erbfähigkeit nicht ausdrücklich beigelegt ist. Das T. kann entweder als Privattestament oder als öffentliches errichtet werden. Das erstere erfordert die Zuziehung von 7 fähigen, ausdrücklich dazu aufgeforderten Solennitätszeugen, vor welchen zusammen der Akt als Einer ohne wesentliche Unterbrechung und ohne Behinderung ihrer Wahrnehmung vorgenommen werden muß; der Testirer kann vor denselben entweder seinen Willen mündlich erklären (mündliches T.), oder eine jetzt erst oder vorher abgefaßte Schrift für seinen letzten Willen erklären (schriftliches T.), in welchem Fall er sie selbst zu unterschreiben und Unterschrift und Siegel der Zeugen beifügen zu lassen hat; nur wenn der Testirer das ganze T. selbst geschrieben und dies vor den Zeugen erklärt hat, ist seine eigene Unterschrift nicht nöthig; wird das T. vor den Zeugen niedergeschrieben, so muß es ihnen und dem Testirer vorgelesen werden. Kann der Testirer nicht schreiben, so muß ein achter Zeuge zugezogen werden und für jenen unterschreiben; ist er blind, so bedarf es der Zuziehung eines Notars oder achten Zeugen, welcher entweder den bereits unterschriebenen letzten Willen vorliest, oder das T. nach der Willenserklärung des Testirers niederschreibt und in jedem Fall mit den übrigen Zeugen es unterschreibt und besiegelt. In gewissen Fällen kann von diesen Formen abgesehen werden (privilegirte T.e). So wird zur Zeit einer ansteckenden Krankheit verstattet, daß die Zeugen abgesondert was erforderlich ist vornehmen; und auf dem Lande genügt es im Nothfall nur 5 Zeugen zuzuziehen und für die des Schreibens Unkundigen die übrigen mit unterschreiben zu lassen, in welchem Fall jedoch die Zeugen den Inhalt des T.s erfahren und denselben nach dem Tod des Testirers eidlich erhärten müssen. Soldaten endlich können während des Gefechts ohne alle Form testiren, wenn nur ihr Wille gewiß ist; solches Soldatentestament wird jedoch ein Jahr nach dem Abschied kraftlos. Trifft der Testirer übrigens nur seine Kinder angehende Verfügungen (testamentum parentum inter liberos), so genügt ein schriftlicher datirter Aufsatz, in welchem die Namen der Kinder von ihm eigenhändig und ihre Portionen in Wor-

ten geschrieben sind, oder eine mündliche Willenserklärung vor 2 Zeugen. Die Verfügung über Theilung der Erbschaft unter den Kindern als Intestaterben kann in einem vom Testirer oder von allen Kindern unterschriebenen Aufsatz geschehen. Statt des Privattestaments ist gegenwärtig meist das öffentliche oder gerichtliche T. im Gebrauch, wobei der letzte Wille entweder zu gerichtlichem, oder wo Notarien mit so ausgedehnten Befugnissen wie in Frankreich bestehen, notariellem Protokoll verlautbart oder in einem Aufsatz dem Gericht (Notar) übergeben wird, ohne daß es einer weiteren Form bedarf; auch kann das T. durch Ueberreichung an den Regenten errichtet werden. Das kanonische T. vor dem Pfarrer und 2 Zeugen hat in Deutschland keinen Eingang gefunden; wohl aber gelten Verfügungen zum Besten der Kirche, wenn sie durch 2 Zeugen bewiesen werden können. Jedes T. muß die Einsetzung eines Erben enthalten, ohne welche überhaupt eine letztwillige Verfügung kein T. ist. Der Regel nach hängt es von der Willkür des Testators ab, wen er zum Erben einsetzen will. Doch gibt es gewisse Personen, Notherben (heredes necessarii), welche ohne Ursache nicht von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen werden dürfen, sondern einen gesetzlich bestimmten Antheil am Vermögen des Erblassers, Pflichttheil (pars legitima), erhalten, oder unter Angabe rechtmäßiger Enterbungsursachen enterbt werden müssen. Genügen diese Ursachen, so kann der Erblasser über das ganze Vermögen vollkommen frei verfügen; ist er dagegen die Pflichttheile zu berücksichtigen genöthigt, so hat er nur über den nach Abzug derselben bleibenden Rest des Vermögens vollkommen freie Disposition. Berechtigung zum Pflichttheil haben die Descendenten des Erblassers, insofern sie ihn ohne T. beerbt haben würden; in deren Ermangelung die Ascendenten, unter der nämlichen Voraussetzung; die vollbürtigen Geschwister und die halbbürtigen vom Vater her (germani et consanguinei) jedoch nur dann, wenn der Testator eine Person von schlimmem Ruf zum Erben einsetzen sollte; endlich die dürftige Wittwe des verstorbenen reichen Ehemannes. Der Pflichttheil ist immer eine Quote derjenigen Portion, welche der Pflichttheilsberechtigte ohne T. erhalten haben würde; sind der Intestaterben 4 oder weniger, so beträgt der Pflichttheil ein Drittel; sind deren mehr als 4, so beträgt der Pflichttheil die Hälfte jener Portion; die arme Wittwe kann immer die ganze Intestatportion als Pflichttheil in Anspruch nehmen. Vgl. Erbfolge. Enterbung (exheredatio) ist die ausdrückliche Erklärung des Erblassers, daß ein Notherbe von der Erbschaft ausgeschlossen sein solle. Sie muß mit ausdrücklichen Worten unbedingt und unter ausdrücklicher Angabe einer rechtmäßigen Enterbungsursache geschehen, z. B. Streben nach dem Leben, Verhinderung am Testiren &c. Andere, als die Notherben, sind von der Erbfolge schon dadurch ausgeschlossen, daß sie im T. nicht bedacht (übergangen, präterirt) sind. Neben der Erbeseinsetzung können im T. noch Substitutionen, Legate, Fideikommisse, Vormundschaftsbestellungen vorkommen. Die Substitution ist entweder Vulgärsubstitution (substitutio vulgaris), die Einsetzung eines zweiten Erben für den Fall, daß der erste nicht annehmen kann oder will, oder Pupillarsubstitution (substitutio pupillaris), wenn der Vater für ein seiner unmittelbaren väterlichen Gewalt unterworfenes Kind auf den Fall einen Erben ernennt, daß das Kind, ehe es testamentsmündig geworden ist, sterben sollte. Uebrigens müssen die Willenserklärungen im T. deutlich und vollständig sein; was nicht verstanden werden kann, gilt als nicht vorhanden (pro non scripto). Die testamentarischen Verfügungen müssen sich über das ganze Vermögen erstrecken; der Testirer kann nicht stillschweigend einen Theil seines Vermögens der Intestaterbfolge überlassen. Ein T. wird so lange als gültig betrachtet, bis ein Fehler desselben oder sonst ein Grund nachgewiesen ist, der es entweder von Anfang an, oder in der Folge ungültig macht. Von Anfang an ungültig ist ein T., wenn in Ansehung der äußeren Form oder des wesentlichen Inhalts etwas versehen ist oder der Testator zur Errichtung unfähig war. Ein von Anfang an gültiges T. kann in der Folge ungültig werden, wenn der eingesetzte Erbe nicht Erbe werden will oder kann und kein Miterbe oder Substitut an seine Stelle tritt; wenn der Testator nach Errichtung des T.s durch eheliche Zeugung oder Legitimation oder Adoption &c. einen Notherben erhält, auf den im T. gar keine oder nicht die gehörige Rücksicht genommen war; oder wenn er durch spätere Adoption oder Arrogation in eines Andern väterliche Gewalt tritt, oder wenn der Testirer seinen Willen ändert, wozu er jeder Zeit befugt ist, daher ein späteres T. das widersprechende frühere aufhebt. Uebergangene oder aus ungesetzlichen oder unwahren Gründen enterbte Notherben können das T. gerichtlich für ungültig erklären lassen, oder wenn ihnen weniger als der Pflichttheil hinterlassen ist, dessen Ergänzung fordern. Anfechtbar endlich ist eine letztwillige Verfügung, wenn sie auf einem thatsächlichen Irrthum beruht, so daß, wenn dieser nicht vorgelegen, der Testirer anders verfügt haben würde, oder wenn der Testirer zu derselben gezwungen wurde. Ein T. kann nur nach geschehener Eröffnung (apertura) und Veröffentlichung (publicatio) zum Vollzug kommen. Die Eröffnung kann nur nach dem Tode des Testators geschehen. Zu Vollstreckung (executio) der in einem T. gemachten Verordnungen werden häufig besondere Personen, Testamentsexekutoren, ernannt. Das Recht, über sein Vermögen und über die Vormundschaft der Seinen zu verfügen, wurde in Rom schon durch die Zwölf Tafeln anerkannt. Anfangs konnten T.e nur vor den Kuriatkomitien oder vor versammeltem Heer errichtet werden; später kam das T. in der Form des Erbschaftskaufs mittelst Mancipation vor, so daß der Erbe bei der Errichtung mit 5 Zeugen und dem, der die dabei gebrauchte Wage hielt, zugegen sein mußte. Hieraus entwickelte sich das gewöhnliche Privattestament vor 7 Zeugen. Je zerrütteter in der Kaiserzeit das Familienleben war, um so häufiger war der Gebrauch der T.e. Dies und die Unsitte der Erbschleicherei führten zu einer sehr sorgfältigen Ausbildung des Testamentsrechts und zur Aufstellung zahlreicher Regeln über seine

Auslegung. Diese sind wegen der veränderten Verhältnisse und Ausdrucksweise meist unbrauchbar geworden; es kommt nur darauf an, den wahren Willen des Testirers zu ermitteln. In Deutschland war das T. gänzlich unbekannt. Es erlangte, von der Geistlichkeit begünstigt, erst durch das römische Recht Eingang; die Formen der Errichtung des T.s erfuhren durch die Notariatsordnung 1512 Aenderungen. Auch ist es zulässig, neben einem T. durch Erbverträge letztwillig zu verfügen. Das österreichische Gesetzbuch hat die Förmlichkeiten des Privattestaments vermindert und kennt daneben noch einzelne privilegirte und gerichtliche; das preußische Landrecht dagegen kennt außer dem gerichtlichen nur einzelne privilegirte T.e. Nach dem sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch von 1863 findet neben der Erbfolge aus dem T. die Intestaterbfolge in denjenigen Theil des Nachlasses Statt, über welchen in jenem nicht verfügt ist; neben dem gerichtlichen T. läßt es das Privattestament vor 5 Solennitätszeugen und als außerordentliche Formen das T. der Militärpersonen im Felde vor 3 Zeugen, worunter sich eine mit Unteroffiziersrang befinden muß, und im Treffen ohne Formen, sowie das T. zur Zeit einer Epidemie vor 3 Zeugen, endlich das T. der Aeltern und Ehegatten in einem schriftlichen Aufsatz zu, worin sie unter ihren Abkömmlingen und Ehegatten verfügen. Es erkennt den Abkömmlingen und dem überlebenden Ehegatten ein Pflichttheilsrecht zu.

Teste, Jean Baptiste, französischer Staatsmann, geboren den 20. Oktober 1780 zu Bagnols, prakticirte seit 1809 zu Nismes, seit 1815, wo er als Anhänger Napoleons I. flüchten mußte, zu Lüttich als Advokat und begab sich nach der Julirevolution nach Paris, wo er in der Kammer als Vertheidiger der Regierungspolitik eine Rolle spielte. In dem Kabinet vom 13. Mai 1839 erhielt er das Portefeuille der Justiz, trat zwar im Januar 1840 in Folge von Differenzen mit seinen Kollegen zurück, erhielt aber noch im Oktober desselben Jahres das eines Ministers der öffentlichen Bauten und im December 1843 die Präsidentschaft am Kassationshof übertragen, zugleich ward er zum Pair ernannt. Im Jahre 1847 ward er wegen Ertheilung der Koncession einer Aktiengesellschaft gegen das Versprechen einer Schenkung von 100,000 Francs zu dreijährigem Gefängniß mit Verlust aller politischen Rechte verurtheilt. Er † den 26. April 1852.

Teste-de-Buch, la, Stadt im französischen Departement Gironde, an einer Bucht des atlantischen Oceans, ist durch eine Zweigbahn mit der Eisenbahn von Bordeaux nach Bayonne verbunden, hat einen sehr belebten Hafen für die Küstenschifffahrt, Handel mit Terpentinöl und Harz, Fischerei, eine Douane, Seebäder und 3601 Einwohner.

Testeid, s. Testakte und Testeid.

Testiculus (lat.), der Hode.

Testifikation (v. Lat.), Beweis durch Zeugen.

Testimonium (lat.), Zeugniß. T. integritatis, Ledigkeitszeugniß, welches nach dem kirchlichen Aufgebot Personen ausgestellt wird, gegen deren Trauung kein Einspruch geschehen ist, so daß die Trauung erfolgen kann; T. maturitatis, Zeugniß der Reife, welches Gymnasiasten, die zur Universität übergehen, nach bestandenem Abiturientenexamen ausgestellt wird; T. paupertatis, Dürftigkeitszeugniß, durch welches die Ansprüche einer Person auf den Genuß einer Wohlthat, so weit diese auf Dürftigkeit gegründet werden können, nachgewiesen werden sollen, besonders bei Ertheilung von Stipendien, Freitischen, Erlaß von Honoraren für Studirende üblich; T. morum, Sittenzeugniß.

Tet (Teta), Küstenfluß im französischen Departement Ostpyrenäen, entspringt hoch in den Pyrenäen unweit der spanischen Grenze, fließt in vorherrschender Richtung nordöstlich und fällt unterhalb Perpignan in das mittelländische Meer.

Tetanus (v. Griech.), s. Starrkrampf.

Tête (franz.), eigentlich Kopf, überhaupt der obere, vordere Theil einer Sache; im Militärwesen der vorderste Theil eines Truppenkörpers.

Tête à tête (franz.), Kopf gegen Kopf, im gewöhnlichen Leben vertrauliche Zusammenkunft, Gespräch unter 4 Augen; im Kriegswesen Gefecht Mann gegen Mann.

Teterow, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, wendischer Kreis oder Herzogthum Güstrow, am gleichnamigen See und an der Eisenbahn von Bützow nach Neubrandenburg, Sitz eines Civil- und zweier Kriminalpatrimonialgerichte, hat eine alte gothische Kirche, Bürger- und Gewerbschule, Leinweberei, Tabaksfabrikation, Fischerei, Bierbrauerei u. 4671 Einw.

Tethys, in der griechischen Mythe Tochter des Uranus und der Gäa, eine Titanide, Gemahlin des Oceanus, Mutter der Oceaniden und der Stromgötter.

Tetracera *L.* (Raspelstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch die bisweilen 2häusigen oder polygamischen Blüthen, den 4- oder 5blätterigen Kelch, die ebenso vielblätterige Blumenkrone, die zahlreichen Staubgefäße und die 4 oder 5 Karpellen, kletternde und windende Sträucher und kleine Bäume in den Tropenländern der alten und neuen Welt, worunter mehre Arzneipflanzen. T. Tigarea *Dec.*, T. aspera *Willd.*, in Guyana, auf den Antillen, ersteigt mit seinen Aesten die höchsten Bäume und hängt dann wieder auf den Erdboden herab und findet mehrfache medicinische Anwendung bei Wechselfieber, syphilitischen Leiden, Skorbut ꝛc. T. alnifolia *Willd.*, T. potatoria *Afzel.*, in Guinea, enthält in seinem Inneren trinkbares Wasser, welches aus den abgeschnittenen Zweigen ausfließt, weshalb der Strauch in heißen wasserlosen Gegenden sehr geschätzt und auch angebaut wird.

Tetrachord (griech.), der Inbegriff von 4 Tonstufen, die Grundform, nach welcher das griechische Tonsystem geordnet war.

Tetradynamia, s. Tetradynamus.

Tetradynamus (lat.), viermächtig, wenn von 6 Staubgefäßen 4 länger sind als die beiden übrigen, wie bei den meisten Pflanzen aus Linné's 15. Klasse, Tetradynamia.

Tetraëder (v. Griech., Vierflächner), im weiteren Sinn jeder ebenflächige Körper von 4 Seitenflächen, also jede dreiseitige Pyramide, die einzig mögliche Form für dergleichen Körper;

im engeren Sinn ein von 4 kongruenten Dreiecken eingeschlossener, also regulärer Körper.

Tetragon (griech.), s. v. a. Viereck.

Tetragonia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aizoideen, charakterisirt durch den fleischigen, 3—5spaltigen, inwendig gefärbten Kelch mit zahlreichen Staubgefäßen, aber ohne Blumenkrone, und die 3—5- oder mehrfächerige Nuß, fette Kräuter und Halbsträucher auf der südlichen Erdhälfte, mit flachen Wechselblättern und Achselblüthen, worunter T. expansa *Murr.*, neuseeländischer Spinat, auf Neuseeland in Wäldern, dort als Gemüse gegessen wird und für Cooks Schiffsvolk sich als sehr gesunde Speise gegen den Skorbut erwies, auch in Europa hier und da angebaut sich findet.

Tetragonobolus *Moench* (Spargelerbse, Flügelerbse), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den röhrigen, 5spaltigen Kelch, das geschnäbelte Schiffchen und die cylindrische, mit 4 häutigen Rändern geflügelte Hülse, einjährige und ausdauernde Kräuter in Mittel- und Südeuropa. Von T. biflorus *Ser.*, mit gelben, in den Blattachseln stehenden Blüthen und 1—1½ Zoll langen, haarigen Hülsen, gebraucht man in Südeuropa die kugeligen Samen zu erweichenden und zertheilenden Breiumschlägen bei Entzündungen, Koliken, vorzüglich auch bei Augenkrankheiten. Von T. purpureus, *Moench*, Lotus tetragonobolus *L.*, mit dunkel blutrothen oder dunkelgelben Blüthen und glatten, breit geflügelten Hülsen, werden letztere in Wasser aufgekocht als Salat, oder wie andere Hülsenfrüchte zubereitet, gegessen, während die reifen Samen ein gesundes Kaffeesurrogat liefern.

Tetragynia, s. Tetragynus.

Tetragynus (lat., vierweibig), mit 4 Pistillen oder Griffeln versehen. Davon Tetragynia, Ordnungsbezeichnung vieler linné'schen Klassen, solche Gattungen enthaltend, deren Blüthen 4 Pistille haben.

Tetralogie (v. Griech.), bei den Griechen Inbegriff von 4 Dramen, nämlich 3 Tragödien (Trilogie) und einem Satyrspiel, welche zusammen von den dramatischen Dichtern zur Aufführung gebracht wurden, s. Trilogie; dann Abtheilung der platonischen Dialoge zu je vieren.

Tetrameter (v. Griech.), Meßband, welches 3 Skalen enthält, von denen die eine nach Centimetern getheilt ist und zum Messen dient, die zweite den Durchmesser und den Flächeninhalt des Kreises angibt, dessen Umfang man mittelst der ersten Skale gemessen hat, und die dritte endlich das Volumen des diesem Kreise entsprechenden Cylinders von 1 Meter Höhe bezeichnet. Kennt man umgekehrt eines der letzten Elemente, so dient das Instrument zur unmittelbaren Bestimmung der übrigen. Das T. beruht auf der bekannten Thatsache, daß das Verhältniß des Durchmessers zum Umfang konstant 3,14 mißt. Theilt man nun eine Länge von 3,141 Meter in 100 gleiche Theile und bezeichnet diese mit den Zahlen 1—100, so geben dieselben den Durchmesser des gemessenen Kreisumfangs in Centimetern an.

Tetrameter (v. Griech.), aus 4 Gliedern oder Takten bestehender Vers. T. in trochäischem, jambischem und anapästischem Rhythmus bestehen aus 8 Füßen, weil bei diesen Rhythmen stets 2 Füße (eine Dipodie) auf ein Metrum gerechnet werden; die T. der übrigen Versgattungen sind vierfüßig. Alle T. haben in der Mitte eine Cäsur, die nach den Versgattungen verschieden ist. Man hat akatalektische, katalektische und brachykatalektische T., je nachdem der letzte Fuß vollständig, oder um eine (bei dreisilbigen Füßen auch 2 Silben), oder (nur bei viersilbigen vorkommend) um 2 Silben verkürzt wird. Als Beispiele mögen dienen für den katalektischen T. Dingelstedts „Althessische Sage":

Im Scharfenstein vor Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben.

für den akatalektischen Platens „Harmosan":

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenband das schätzereiche Ctesiphon.

Tetrandria, s. Tetrandrus.

Tetrandrus (lat., viermännig), mit 4 Staubgefäßen versehen, welche entweder gleich lang sind, oder doch kein bestimmtes Längenverhältniß haben. Davon Tetrandria, 4. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, diejenigen Gewächse enthaltend, deren Blüthen 4 freie, gleichlange Staubfäden haben.

Tetranthera *Jacq.*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch den 6theiligen, abfälligen, bisweilen mit Blumenschuppen versehenen Kelch, die 9 und mehr Staubgefäße mit 4fächeriger Anthere und die mit schildförmiger Narbe versehene, auf dem offenen Kelch befindliche Beere, Bäume in Ostindien, Süd- und Nordamerika und Neuholland. T. aestivalis *Spr.*, Laurus aestivalis *L.*, Sommerlorbeer, in Carolina, Virginien, an Flüssen und Bächen, mit abfallenden Blättern, weißen oder gelblichen, traubenständigen Blüthen und rothen Früchten, wird als Zierpflanze in schwarze, mit ⅓ Lehm und Sand gemischte Moorerde gepflanzt und frostfrei durchwintert. T. sebifera *Spr.*, ein großer Baum in China, mit ausgebreiteten Aesten und doldenartigen Blüthen in Hüllblättern, trägt kirschenähnliche Beeren, woraus man viel dickes, weißes, zu Kerzen sich eignendes Fett zieht.

Tetrapolitanische Konfession (confessio tetrapolitana), Glaubensbekenntniß der 4 Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen von 1530. Vgl. Augsburgische Konfession.

Tetrarch (v. Griech.), in asiatischen Staaten, z. B. Galatien, ein Vierfürst, d. h. einer der 4 Beherrscher des Landes; auch in Judäa kamen dergleichen vor, wenn auch nicht im striktesten Sinn, z. B. Herodes.

Tetschen, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leitmeritz, Hauptstadt der dem Grafen von Thun und Hohenstein gehörigen Herrschaft und einer Bezirkshauptmannschaft, an der Mündung der Pulsnitz in die Elbe, in reizender Gegend, Sitz eines Bezirksamts, hat eine Dechanteikirche, Hauptschule, ein Hospital, eine Orseille- und Indigokarminfabrik, eine Baumwollspinnerei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und 2785 Einwohner. Das Schloß T., auf einem vom Ufer der Elbe gegen 25 Klafter senkrecht aufsteigenden Sandsteinfelsen 1668 vom Grafen Max. Thun neu erbaut und 1788 restaurirt, ent-

hält eine Schloßkapelle, Bibliothek, Gemäldesammlung und ein Münz- und Waffenkabinet. Es ist als Schlüssel des Elbthals auch von strategischer Wichtigkeit und wurde im dreißigjährigen sowie im siebenjährigen Kriege mehre Male erobert.

Tettenborn, Friedrich Karl, Freiherr von, berühmter Reitergeneral im Freiheitskriege, geboren den 19. Febr. 1778 zu Tettenborn in der damals badischen Grafschaft Sponheim, trat 1794 in österreichische Militärdienste und stieg schnell zum Rittmeister auf. Beim Ausbruch des Kriegs 1805 stand er in Ulm, nach dessen Uebergabe er sich mit dem Erzherzog Karl zur böhmischen Grenze durchschlug. In der Schlacht bei Wagram erwarb er sich den Majorsrang. Nach dem wiener Frieden begleitete er den Fürsten Schwarzenberg nach Paris. Bei dem Ausbruch des russischen Kriegs trat er als Oberstlieutenant in russische Dienste. An der Spitze des kutusowschen Vortrabs rückte er zuerst wieder in die verlassene Czarenstadt ein, verfolgte an der Spitze der leichten Reiterei die Franzosen bis an die Beresina, nahm dann Wilna, den Hauptrückzugspunkt des französischen Heeres, überschritt den Niemen, drängte Macdonald durch Ostpreußen zurück und besetzte Königsberg. Zum Oberst ernannt, ging er darauf über die Weichsel und Oder und nahm, nachdem er sich in Landsberg mit dem General Czernitschew vereinigt hatte, Berlin. Von da ward er nach Hamburg entsendet, wo er am 18. März 1813 einrückte, nachdem er Monrad bei Bergedorf auf das linke Elbufer zurückgeworfen hatte, doch mußte er die Stadt am 30. Mai dem anrückenden Davoust überlassen. Darauf focht er unter Walmoden gegen Davoust und gegen Pecheux, nach dessen Niederlage er am 15. Okt. Bremen nahm. Nachher berief ihn der Kronprinz von Schweden zu sich, und schon war er in Jütland eingedrungen, als die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Im Januar 1814 ward er beauftragt, mit einem Corps leichter Reiterei in Frankreich die Verbindung zwischen den einzelnen Heeren der Alliirten herzustellen. Nach dem Frieden zog er sich auf seine Güter zurück und 1818 trat er aus den russischen Diensten in badische über. Er brachte hier die Territorialdifferenzen zwischen Baden und Bayern in Ordnung, war bei Gründung der Verfassung thätig und ging 1819 als Gesandter nach Wien, wo er den 9. December 1845 †. Vgl. Varnhagen von Ense, Die Kriegszüge T.s, Stuttgart 1855.

Tettnang, Stadt im würtembergischen Donaukreise, 2 Stunden vom Bodensee entfernt, Sitz eines Oberamts und eines Oberamtsgerichts, hat ein schönes, großes Schloß, Hospital, Obst- und Weinbau, Fabrikation von Kirschgeist und Essig und 1400 Einwohner.

Tetuan (Tetwan), Stadt in der marokkanischen Provinz Hasbat, südöstlich von Ceuta, am Küstenfluß Martit, der sich 2 Stunden unterhalb der Stadt ins mittelländische Meer ergießt und dort einen Hafen bildet, wurde von den aus Spanien vertriebenen Mauren gegründet, hat ein Kastell und einige andere Befestigungen, mehre Moscheen und Schulen, Handel mit Getreide, Leder, Vieh, Wolle, Obst 2c. und 16,000 Einw. (darunter 1/4 Juden). Die Umgegend liefert trefflichen Wein und Südfrüchte. Hier am 4. Februar und 23. März 1860 Sieg der Spanier unter dem Marschall O'Donnell über die Marokkaner. O'Donnell wurde dafür von der Königin von Spanien zum Herzog von Tetuan ernannt. Die Stadt T. mit ihrem Gebiete blieb dann noch einige Zeit (bis zur Bezahlung der Kriegsschulden) im Besitz der Spanier.

Tetzel, s. Tezel.

Teubner, Benedictus Gotthelf, namhafter Buchhändler, geboren 1784 zu Großkraußnigk in der Niederlausitz, ward Buchdrucker, erwarb sich 1811 die weinedelsche Buchdruckerei zu Leipzig und erweiterte dieselbe zu einer der bedeutendsten Deutschlands, daneben gründete er 1832 auch in Dresden eine Druckerei und in Leipzig eine Verlagsbuchhandlung, die u. A. eine Sammlung griechischer und römischer Klassiker herausgab. T. † den 21. Januar 1856 zu Leipzig und hinterließ das Geschäft seinen Schwiegersöhnen Adolf Roßbach und Albin Ackermann.

Teucer, 1) in der griechischen Mythe Sohn des Flußgottes Scamander und der Nymphe Idäa, erster König von Troas, daher der Name Teukrer für Trojaner. — 2) Sohn des Telamon und der Hesione, aus Salamis, Halbbruder des Aeas, war der beste Bogenschütze unter den Griechen vor Troja, erhielt später von Belus, König von Sidon, die Herrschaft von Cypern.

Teucrium *L.* (Gamander), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch die 2theilige Oberlippe, deren Zipfel auf dem Rande der Unterlippe aufliegen, daher die Oberlippe scheinbar nur durch eine Spalte vertreten und die Unterlippe scheinbar 5lappig ist, und die nahe bei einander aus dem Spalt der Oberlippe hervortretenden Staubgefäße, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher fast in allen Ländern der gemäßigten und heißen Zone, worunter mehre Arzneikräfte besitzen. T. Botrys *L.*, Traubengamander, in Mittel- und Südeuropa, auf trockenen Anhöhen, mit achselständigen, zu 3 stehenden, blaßrothen Blüthen, war früher als reizendes und fieberwidriges Mittel in Gebrauch. T. Chamaedrys *L.*, edler Gamander, in Mittel- und Südeuropa, auf sonnigen Anhöhen, mit Blüthen in einseitswendiger Traube, wird als wirksam gegen Magenschwäche, Skropheln, Gicht, Wechselfieber, Wassersucht gerühmt und als Hausmittel gegen Seitenstechen benutzt. T. marum *L.*, Marum verum *L.*, Katzen- oder Mastixkraut, in Spanien, Aegypten, Kleinasien, bei uns häufig in Töpfen gezogen, hat kleine eirunde, ganzrandige, am Rande etwas zurückgerollte, unterseits weißlich-filzige Blätter und rosenrothe, an den Enden der Aeste lockere, einseitswendige Trauben bildende Blüthen. Der ganze Strauch hat einen eigenthümlich aromatisch-kampherartigen Geruch, der die Katzen anlockt, und einen bittern u. scharf gewürzhaften Geschmack. Früher wendete man namentlich die blühenden Zweigspitzen, Herba s. Summitates Mari veri, als ein Reizmittel, besonders bei krampfhaften Zufällen und Nervenleiden, Gehirnerschütterungen, Brustbeschwerden 2c. an. Jetzt braucht man sie vorzüglich als kräftiges Niesemittel. Von T. Polium

L., **Poleigamander, Polei**, in Südeuropa auf sonnigen Hügeln und Bergen, mit Blüthen in endständigen, dichten Köpfchen, waren ehedem die blühenden Zweige nebst den Blättern, Herba vel Summitates Polii montani, gegen Lungen- und Unterleibsverschleimungen, Asthma 2c. in Gebrauch. Von S. Scordium *L.*, **Knoblauchgamander, Skordienkraut**, an Gräben, Teichen und Sümpfen in Mitteleuropa, mit halbirte Scheinquirle bildenden Blüthen, sind die Blätter und blühenden Spitzen, Herba Scordii, als reizendes, diaphoretisches und anthelmintisches Mittel, äußerlich bei brandigen Geschwüren in Gebrauch.

Teufel (vom griech. διάβολος, d. i. Versucher, Verleumder; **Satan**, hebr., s. v. a. Widersacher), das personificirte Princip des Bösen im Gegensatz zu Gott, dem Princip des Guten. Den Glauben an dämonische Wesen finden wir bei den Hebräern erst seit den Zeiten des Exils, in welchem sie mit den medisch-persischen Theologumenen von Ahriman und seinen Dews bekannt wurden. Wurden diese auch nicht unmittelbar in den israelitischen Glauben eingeführt, so hatten sie doch einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der hebräischen Dämonenlehre, wie die zendavestischen Amschaspands in der Engellehre sich abspiegeln. Ein Satan tritt auf als böswilliger Urheber menschlichen Unglücks u. steht als Ankläger frommer Menschen vor Gottes Thron, wird aber noch in Unterordnung unter Gott gedacht. Daneben erscheinen in den palästinischen Apokryphen, z. B. in den Büchern Tobias und Baruch, Dämonen, welche die Menschen plagen, aber durch Zauberformeln verbannt werden können. Im Neuen Testament erscheint die Dämonologie der Juden in einem engeren Zusammenhang mit ihren übrigen dogmatischen Ideen. Mit ihr im Einklang wird auch von den christlichen Lehrern des Satans gedacht, in den synoptischen Evangelien gewöhnlich auf Veranlassung der an Dämonischen (s. **Besessene**) von Jesu vollbrachten Heilungen und überhaupt in steter Beziehung auf das von Christus zu begründende Himmelreich. Der Satan, auch Beelzebul, d. i. Mistgott, Beelzebub, d. i. Fliegengott, Belial, d. i. nichtswürdig, genannt, wird als der Urheber alles Bösen u. selbstständig u. als Widersacher des Reiches Gottes gedacht. Sein Reich ist die von Gott abgewendete Welt, und er heißt daher der Fürst dieser Welt. So ist durchweg der T. nicht bloß Repräsentant der Sünde und des Bösen, somit natürlich auch Herr des Todes, sondern auch der Veranlasser böser Lüste und Gedanken, der beharrliche und schlaue Widersacher des Christenthums, als welcher er der Antichrist heißt. Zwar erschien Christus, die Werke des T.s zu zerstören, und der Gläubige hat geistige Mittel, den Satan fern von sich zu halten; doch macht letzterer fortdauernde Anstrengungen, das Reich Christi zu beeinträchtigen, und lockt Einzelne hinüber unter seine Herrschaft. Aber sein Reich wird einst fallen und er selbst vernichtet werden. Die Dämonen erscheinen als Gehülfen des Satans. Ob aber Jesus bei seinen Heilungen von Dämonischen an wirkliche Teufelsbesitzungen glaubte, oder nur dem herrschenden Sprachgebrauch folgte, ist unklar. Daß der T. und die Dämonen nicht von Anfang an böse waren, mußte in dem Monotheismus des Juden- und Christenthums feststehen. Daher wurde ein Fall derselben und ihre Verurtheilung von Seiten Gottes angenommen. Der alten Kirche stand der Glaube an den T. und seine Engel fest und eine besondere Bedeutung erlangte er noch durch die Lehre von der Erbsünde, denn nach derselben waren alle Nichtgetauften seiner Gewalt verfallen, daher bei der Taufe der Exorcismus (s. d.) vorzunehmen war. Die Scholastik brachte den T. in eine eigenthümliche Beziehung zum Erlösungstod Christi, durch den er überlistet worden sei. Indem der T. nämlich unwissentlich Den tödtete, an den er kein Recht hatte, ging er dadurch seiner Herrschaft verlustig. Der grenzenlose Aberglaube, welcher das Mittelalter beherrschte, forderte und erhielt bald blutige Opfer durch die Hexenprozesse. Vgl. Hexe. Durch Zaubersprüche, meinte man, vermöchten von Gott Abgewandte den T. und seine Helfershelfer herbeirufen und unter gewissen Bedingungen sich dienstbar machen zu können (**Teufelsbeschwörung**). Unter den Büchern, welche Formeln zum Citiren des T.s enthielten, war am berühmtesten Fausts Höllenzwang (s. d.). Meist aber erscheint der T. als zuletzt betrogen, daher als dumm. Die heutige **katholische Kirche** hält am Dämonenglauben fest und hat sich dazu in ihren Glaubensdekreten bekannt. Die **evangelischen** Theologen führen ein aus Bibelstellen entwickeltes, sehr umfassendes Schema über die bösen Engel und ihre Einwirkungen in der Dogmatik bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts fort, nach dem Vorgang Luthers, der mit Bewußtsein diesen Glauben theilte, sowie nach dem der symbolischen Bücher. Diese definiren die bösen Engel als Wesen, welche in der anerschaffenen Heiligkeit und Weisheit nicht verharrt, freiwillig von Gott abgefallen und, da sie nicht zum Guten zurückkehren werden, der ewigen Verdammniß anheim gegeben sind. Im 17. Jahrhundert wurde dieser Lehrbegriff zuerst erschüttert durch Balthasar Becker, der in seiner „Bezauberten Welt" (Amsterdam 1696, 4 Bde.; übersetzt, Leipzig 1781, 3 Bde.) den Glauben an den Satan an den Pranger stellte. Hierauf bekämpften ihn besonders Spinoza und der Jesuit Spee; aber erst dem helldenkenden Thomasius und gleichen Gesinnungsgenossen in der juristischen Welt gelang es, einer Seite des unseligen Einflusses des Dämonenglaubens, den Hexenprozessen, im praktischen Leben zu steuern. Dennoch wurde erst 1783 die letzte Hexe in Glarus verbrannt. Zufolge der kritischen Richtung, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die protestantische Theologie erfaßte, milderten die offenbarungsgläubigen Theologen die Lehre vom Satan und suchten hauptsächlich die biblische Lehre in ihrer Fruchtbarkeit fürs christliche Leben zu zeigen. Die Rationalisten aber verwiesen den Satan ganz aus dem christlichen Glauben, die biblischen Aeußerungen auf Akkommodation zurückführend. Die Mißbräuche, welche der Glaube eines T.s mit sich brachte, sind in der Gegenwart als verschwunden zu betrachten, nur der tiefere moralische Gehalt derselben, der die Sünde als zum Reiche des Bösen meiden lehrt, ist geblieben.

Nach dem alten Volksglauben erschien der T. selbst leibhaftig schwarz und behaart, mit Bocks- oder Pferdefüßen, Krallen, Hörnern, einem Kuhschwanze, höchst häßlichem Gesicht mit langer Habichtsnase und hinterließ bei seinem Verschwinden einen argen Gestank. Später ward Goethe's Mephistopheles ziemlich allgemein zum Typus für die Darstellung des T.s. Noch ideeller erscheint er bei Milton und Klopstock, welche ihn als gefallenes Wesen erscheinen lassen, das die Spur ehemaliger Würde noch an sich trägt, aber durch innere Verzehrung der Bosheit entstellt. Die Kunst pflegt den T. allegorisch, namentlich unter den biblischen Bildern einer Schlange oder eines Drachens, darzustellen. Vergl. Mayer, Historia diaboli, 2. Aufl., Tüb. 1780; Horst, Dämonomagie, Frankf. 1817, 2 Bde.; Derselbe, Zauberbibliothek, Mainz 1821—26, 6 Bde.

Teufelsbrücke, die berühmte steinerne Brücke über die Reuß im schweizerischen Kanton Uri, an dem von Italien nach der Schweiz über den St. Gotthard führenden Alpenpasse, dessen Straße auf eine Strecke von 200 Fuß durch den Teufelsberg gehauen ist und hier das 12 Fuß hohe und breite urner Loch bildet, worauf sie in das Urserenthal ausläuft. Die alte Brücke, die schon im Mittelalter vorhanden war, ist neuerlich wiederhergestellt, unfern davon aber eine neue bequemere aufgeführt worden. Auch heißt T. eine starke, hohe, steinerne Brücke über die wilde Sihl im Kanton Schwyz, dicht vor dem Etzelberg, ½ Stunde von Einsiedeln.

Teufelsdreck, s. Asa foetida.

Teufelsinseln (Dämonisi), Gruppe kleiner Felseninseln, zu den Nordsporaden und der griechischen Nomarchie der Cykladen gehörig, meist unbewohnt. Die bedeutendsten sind: Jura (Teufelsinsel, sonst Gerontia), Jurapolo, Piperi, Psathura und Prasonisi.

Teufelsmauer, s. Pfahlgraben.

Teut, s. v. a. Tuisco.

Teutoburger Wald (bei Tacitus Teutoburgiensis saltus), im Mittelalter und jetzt Osning, auch Egge genanntes Waldgebirg in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, und im Fürstenthum Lippe-Detmold, fängt am linken Ufer der Diemel in der Gegend von Stadtbergen an, durchstreicht unter dem Namen Egge das Paderbornische, tritt in Lippe-Detmold ein, zieht sich von da in die vormalige Grafschaft Ravensberg und in den südlichen Theil des Fürstenthums Osnabrück und endigt in der ehemaligen Grafschaft Tecklenburg in Hügeln, die dann in bruchige Niederungen abfallen. Er bildet im Lippe'schen 3 mit einander parallel von Südosten nach Nordwesten fortlaufende Bergreihen, wovon die erste die Sennerheide begrenzt, die mittelste sich am meisten erhebt und die bekannten Externsteine (s. d.) enthält und die dritte gegen das Thal der Werre gekehrt ist. Die bedeutenderen Höhen sind von Osten nach Westen der Grotenund Hermannsberg in Lippe-Detmold, die Hünenburg bei Bielefeld (1065 Fuß), der Dörenberg (1130 Fuß) und der Grafensundern (1015 Fuß) auf hannöverischem Gebiet. Das Gebirg ist meist mit schönen Laubwaldungen bedeckt, auf der Ostseite schroff, auf der Westseite sanft abgedacht. Der höchste und waldigste Theil des ganzen Gebirgszugs (1800 Fuß) ist bei Paderborn und hat tiefe Querthäler, Senkungen und Schluchten. Der Name t. W. ist wahrscheinlich erst dem Tacitus entnommen und hat einen andern älteren verdrängt. Doch ist der gegenwärtig diesen Namen führende Gebirgszug nicht mit dem des Tacitus identisch. Denkwürdig ist er besonders durch den Sieg des Arminius über Varus (9 n. Chr.), doch haben die Untersuchungen über die eigentliche Lokalität der sogenannten „Hermannsschlacht" noch zu keinem befriedigenden Resultat geführt. Clostermeier (Wo Hermann den Varus schlug? Lemgo 1822) sucht sie zwischen Salzuffeln und Kreuzburg unfern Detmold; Esselen (Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus, Hamm 1853) weiter westlich im südlichen Theile des westphälischen Kreises Beckum, einige Meilen östlich von Hamm.

Teutonen (Teutoni, Teutones), ein durch seine Theilnahme am Zuge der Cimbern berühmt gewordenes Volk in Germanien, dessen Wohnsitze an der Küste der Ostsee, zwischen den Cimbern und Guttonen, zu suchen sind. Nach dem unglücklichen Zuge mit den Cimbern (s. Cimbern und Teutonen) ließ sich der Rest der T. wahrscheinlich am Albis nieder.

Teverone, Fluß, s. Anio.

Teviot, Nebenfluß des Tweed in der schottischen Grafschaft Roxburgh, danach auch die Teviotdale genannt wird.

Tewkesbury, Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, am Zusammenfluß des Avon und der Saverne und an der Eisenbahn von Birmingham nach Gloucester, hat eine alte Kirche in normännischem Styl mit Grabmälern der Plantagenets, eine aus einem einzigen, 179 Fuß weiten Bogen bestehende Brücke über den Avon, ein Stadthaus, ein Gefängniß, eine schöne Markthalle, ein Theater, eine Bibliothek, eine lateinische Schule, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Fabrikation von Baumwoll- und Wollzeuchen, Leder, Nägeln, Malz ꝛc. und 5876 Einwohner. Die Stadt ist den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt.

Texas (Tejas), der südwestlichste, größte, aber verhältnißmäßig noch am wenigsten bevölkerte Staat der nordamerikanischen Union, liegt zwischen 26° und 36° 30' nördl. Br. und zwischen 93° 30' und 110° westl. L. und grenzt im Osten an die Staaten Louisiana und Arkansas, im Norden an das Indianerterritorium u. Neumexiko, im Westen und Süden an Mexiko, durch den Rio Grande del Norte davon geschieden, und an den Golf von Mexiko und hat einen Flächeninhalt von 11,116 □Meilen. Das Land zerfällt seiner Oberflächenbeschaffenheit nach in drei verschiedene Abtheilungen, nämlich in das Flachland am Meere, in das Hügelland in der Mitte und in das Berg- und Hochland im Nordwesten. Das Flachland ist ein niederes, nach der Küste zu sandiges, angeschwemmtes, zum Theil sehr fruchtbares, für den Anbau der Baumwolle, des Zuckerrohrs und stellenweise auch des Reises vorzüglich geeignetes Land, welches sich von der Küste aus 30—60 Meilen landeinwärts erstreckt. Die Küste selbst ist reich an Baien, Einfahrten und Hafenplätzen, die aber oft durch vorliegende Sandbänke u. Barren

unzugänglich gemacht werden. Hinter der Ebene erhebt sich ein wellenförmiges, hügeliges Land, welches, 100—200 Meilen breit, den ganzen Nordosten des Staats umfaßt. Es ist großentheils von Prärien bedeckt und zum Anbau sehr geeignet. Das fruchtbarste Land bilden die Alluvionen (bottom lands), welche die größeren Flüsse in einer Breite von 3—20 Meilen begleiten; doch bietet auch der übrige, durch zahlreiche kleinere Flüsse wohlbewässerte Theil der Region viel guten Ackerboden dar. Auch finden sich hier weite dichte Waldungen. Das auf das Hügelland folgende Berg- und Hochland, der größte Theil des Staatsgebiets, ist großentheils noch unbekannt und wird bis jetzt, abgesehen von einigen durchziehenden Karawanenstraßen, nur von Indianerhorden durchzogen. Ein Theil dieser Region ist gebirgig, während der andere, vornehmlich der gegen das Indianerterritorium hin, ein meist steriles Plateau zu bilden scheint, welches nur an den Ufern der Flüsse ergiebigeren Boden darbietet. An zum Theil ansehnlichen Flüssen ist T. außerordentlich reich. Im Osten bildet, vom 32.° nördl. Br. an bis zum Golf, der Sabinefluß die Grenze, der 80 engl. Meilen auswärts fahrbar ist und an seiner Mündung einen nicht unbedeutenden See, den Sabinesee, bildet. Weiter im Westen strömt der Neches, der in den Sabinesee mündet und gegen 100 Meilen auswärts fahrbar ist. Der Trinidad oder Trinity läuft mit dem Neches parallel und mündet, 250 Meilen weit auswärts fahrbar, in den westlichen Theil der Galvestonbai. Der Brazos, ein Abfluß des Sabinesee's, mündet, 100 Meilen weit auswärts fahrbar, in den Golf von Mexiko. Der Colorado, der sich in die Matagordabai ergießt, ist nicht schiffbar. Der Lavaca vereinigt sich mit dem Navidad und mündet in die Lavacabai, die nordwestlichste Bucht der Matagordabai, 40 Meilen weit fahrbar. Der Guadelupe vereinigt sich mit dem San Marcos und mündet in die Espiritu-Santobai, welche durch den nordöstlichen Theil der Insel Matagorda vom mexikanischen Golf geschieden wird. Sein Hauptzufluß ist der San Antonio. Der Nueces ist für kleinere Fahrzeuge gegen 100 Meilen auswärts fahrbar und mündet in die Nuecesbai, den innersten Winkel der Corpus-Christibai. Der südliche Theil des Landes, zwischen dem Nueces und Rio Grande del Norte oder Bravo, dem südlichen Grenzfluß von T., ist größtentheils sandige Ebene, die nur von kleinen Küstenflüssen bewässert wird. Im Innern dieses der Kultur weniger günstigen Landstrichs sind mehre ansehnliche Salzseen. Der Rio Grande del Norte, der in den mexikanischen Meerbusen mündet, ist 200 Meilen weit fahrbar. Das Klima von T. nähert sich schon dem tropischen, indem zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse, sich bestimmt von einander unterscheiden. Vom März bis Oktober regnet es bei vorherrschenden Südwinden und bedeutender Wärme selten; letztere wird des Nachts durch kühle Brisen sehr ermäßigt. Während dieser Jahreszeit sind Gewitter häufig. Im November beginnen heftige Nordwinde zu wehen, welche im December und Januar vorherrschen und eine starke Erniedrigung der Temperatur bewirken, wenn es auch, vom nördlichen Theil des Landes abgesehen, selten schneit und friert. Im Vergleich zu den übrigen südlichen Staaten der Union hat T. ein weit gesünderes Klima, wiewohl gerade in den fruchtbarsten Theilen des Landes, auf den Flußbottoms, während des Sommers intermittirende Fieber gewöhnlich sind und an der Küste neben diesen noch fast jährlich das gelbe Fieber zahlreiche Opfer fordert. Mit dem Süden der Union und deren mittleren Staaten unter einer Breite liegend, bietet das Land in seiner Pflanzenwelt alle Produkte dar, welche jene Staaten auszeichnen, und, wenn gleich weniger dicht bewaldet als Louisiana und Arkansas, ist es doch hinreichend mit den verschiedensten Holzarten zu allen Zwecken der Landwirthschaft sowohl, als der Industrie versehen. Eichenarten in größter Mannichfaltigkeit, darunter die zum Schiffbau so geschätzte Steineiche, Fichten, Cypressen, Eschen, Akazien, Buchen und andere Waldbäume, selbst Magnolien und Cedern gibt es im Ueberfluß. Der Zuckerahorn kommt im nördlichen Theil des Landes häufig vor. Außerdem finden sich verschiedene Arten von Nußbäumen, Osageorangen, Kirschlorbeer-, wilde Aepfel- und Pfirsich-, Kirsch- und Maulbeerbäume, wilde Trauben, Kautschukbäume (besonders am Colorado), Farbehölzer und verschiedene feinere Holzarten. Im Süden wächst der Nopal, auf welchem die Cochenille lebt, in Menge. Von Medicinalpflanzen kommen vor: Sarsaparille, Ginseng, Schlangenwurzel, Sassafras, Süßholz, Jalappe, Pfeilwurzel, Angelica, Salbei, Pfeffermünze, Gewürzsträucher ꝛc. Geranien, Lilien, Lobelien, Jasmin, Passionsblumen ꝛc. zieren die Prärien. Von Thieren bietet T. alle Arten, die das benachbarte Louisiana und Arkansas aufzuweisen haben. Buffalo- oder Bisonheerden trifft man im Mittellande und im Westen, besonders in der Winterszeit; Hochwild in allen Theilen des Landes; Heerden verwilderter Pferde (Mustangs) in den Prärien; Wildschweine, Ziegen und Bergschafe in den gebirgigen Theilen des Landes, die auch die Heimat von Bären, Wölfen, Jaguaren, Kuguaren, Luchsen, Waschbären, Beutel- und Stinkthieren, Bibern ꝛc. sind. Reich vertreten ist die Klasse der Vögel. Pelekane, Reiher, Kraniche und Flamingo's finden sich in den Küstenstrichen; wilde Truthühner, Rebhühner ꝛc. in den bewaldeten Stellen der Prärien; Fasanen, Schnepfen, mehre Arten Papageien und mannichfaltige Raub-, Sing- und Schmuckvögel, die dem Süden der Union und Mexiko angehören, allenthalben. Von Amphibien gibt es verschiedene Schlangenarten, darunter Klapperschlangen, mehre Eidechsenarten, Schildkröten ꝛc. Fische finden sich in allen Flüssen und Creeks, sowie an der Küste in großer Menge und Verschiedenheit. In Bezug auf Mineralien ist T. noch wenig erforscht, doch scheint es auch damit wohl versehen zu sein. Silber ist bereits in verschiedenen Gegenden des Landes gefunden worden. Auf Castro's Grant und im deutschen Vereinsland sind Silberminen. Unter den spanischen Vicekönigen wurde am San Saba eine reiche Silbermine ausgebeutet, die aber wegen der gefährlichen Nachbarschaft der Comanchesindianer wieder verlassen wurde. Der

Coloradofluß führt Goldsand, und in der Nähe seiner Quellen hat man auch gediegenes Gold gefunden. Kupfer kommt in mehren Gegenden vor, besonders zwischen dem Trinidad und Brazos, unter 33° nördl. Br. Blei liegt an verschiedenen Orten zu Tage. Eisenerz ist weit verbreitet; Steinkohlen sind am Trinidad, am oberen Brazos und am San Saba, einem Zufluß des Colorado, sowie in dem Grantgebiet der mainzer Kolonisationsgesellschaft gefunden worden. Salz wird schon in bedeutender Quantität gewonnen aus Salzquellen und Salzseen. Die Bevölkerung ist im fortwährenden Zunehmen begriffen, sie belief sich 1860 auf 604,215 Seelen. Unter den Weißen, an der Zahl 421,294, bilden die Nordamerikaner die Mehrzahl, dann folgen Mexikaner, Engländer, Deutsche (1851 gegen 30,000) und Franzosen. Dem religiösen Bekenntniß nach bilden die Methodisten und Baptisten die Mehrzahl. Sklaven zählte man 1860 182,566. Die englische Sprache ist die vorherrschende, nur an der Westgrenze wird in mehren, früher spanischen Städten noch spanisch gesprochen. Die Zahl der Indianer, von denen der Stamm der Comanches der mächtigste ist, beläuft sich höchstens noch auf 20,000; Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Hauptzweige der Agrikultur sind der Baumwoll- und Zuckerrohrbau. Auch der Tabaksbau mehrt sich mit jedem Jahr, und der Maisbau hat in den letzten Jahren so zugenommen, daß T. keiner weiteren Zufuhren von Mais bedarf. Kartoffeln werden in Menge gebaut, und auch Yams, Bataten und die Maniokpflanze geben reiche Ernten. Weizen gedeiht im mittleren nördlichen Theil des Landes sehr gut, Gerste und Hafer in den bergigen Strichen des angebauten Nordens und Nordwestens. Die Indigopflanze ist fast in allen Theilen des Landes einheimisch, wird jedoch noch nicht im Großen benutzt. Für die Viehzucht bietet T. in seinen Prärien die trefflichsten Weiden. Am bedeutendsten ist die Rindviehzucht, die, wie die der Schweine, geringe Sorgfalt nöthig macht. Auch zur Schafzucht eignet sich das Land sehr gut, doch hat man damit erst den Anfang gemacht. Die Industrie ist noch ohne Belang; der Handel vorzugsweise Zwischenhandel, indem die Erzeugnisse des Landes größtentheils nach Neworleans, Newyork ꝛc., welche Städte die eigentlichen Märkte des Staates sind, ausgeführt werden. Haupthafen ist Galveston. Die Ausfuhr besteht in Landeserzeugnissen, die Einfuhr in allen möglichen Lebensbedürfnissen, die bis jetzt fast ausschließlich von den Vereinigten Staaten befriedigt wurden.

Die gegenwärtige Konstitution von T. wurde auf einer Konvention zu Austin-City am 27. Aug. 1845 angenommen und am 13. Okt. desselben Jahres vom Volke ratificirt. Nach derselben hat Stimmrecht jede freie, weiße, 21 Jahre alte Person männlichen Geschlechts, welche Bürger der Vereinigten Staaten ist oder zur Zeit der Annahme der Konstitution Bürger in T. war oder ein Jahr im Staate und 6 Monate in der betreffenden County, City ꝛc., wo sie abstimmen will, gewohnt hat. Die Exekutivgewalt ist einem Gouverneur übertragen, der durch Stimmenmehrheit auf 2 Jahre gewählt wird, und zwar zugleich mit einem Vicegouverneur, welcher Präsident des Senats ist. Der Gouverneur hat ein beschränktes Veto. Die gesetzgebende Gewalt üben der Senat und das Repräsentantenhaus aus. Die Repräsentanten, der Zahl nach 45—90, werden auf 2 Jahre, die Senatoren, der Zahl nach 19—33, auf 4 Jahre gewählt. Die legislative Versammlung tagt alle 2 Jahre zu Austin-City. Die richterliche Gewalt ist einem Obergericht, Distrikts- und Countygerichten übertragen. Ersteres ist mit einem Ober- und 2 anderen Richtern besetzt, welche, wie die der niederen Gerichte, vom Volk auf 6 Jahre gewählt werden. Die Finanzen des Staates sind erst in neuester Zeit geordnet worden. Die Republik T. hatte, nachdem sie sich von Mexiko losgerissen, bedeutende Schulden kontrahirt, welche sich 1849 auf 9,647,253 Dollars beliefen. Durch Kongreßakte vom 9. Sept. 1850 ward bestimmt, daß die Vereinigten Staaten an T. als Entschädigung für cedirte Staatsländereien und sonstige Forderungen 10 Millionen Dollars zahlen sollten. Die Staatsschuld belief sich damals noch auf 6,847,322 Dollars. Eisenbahnen hat der Staat mit Ausnahme der 6 englische Meilen langen zwischen Brazos und Harrisburg noch nicht ausgeführt, doch sind mehre projektirt. An höheren Unterrichtsanstalten hat der Staat ein methodisches College zu Rutersville und die sogenannte Galvestonuniversität; außerdem sind noch einige andere „Universitäten“ gestiftet, die aber nicht sofort in Thätigkeit getreten sind. Die Wesleyaner haben ein theologisches Seminar zu St. Augustine. Mittelschulen bestehen mehre, darunter 2 höhere weibliche Erziehungsanstalten, die mit Frauenklöstern verbunden sind. Die Organisation des Volksschulwesens ist noch kaum in Angriff genommen worden, obwohl der Staat einen besonderen Schulfond besitzt, in den nach der Konstitution jährlich $^{1}/_{10}$ der Revenüen aus direkten Taxen fließt. Staatswohlthätigkeitsanstalten hat der Staat noch nicht. Ein Staatsgefängniß befindet sich zu Huntsville. Gegenwärtig beschickt T. den Kongreß der Union mit 2 Senatoren und 2 Repräsentanten. Politische Hauptstadt des Staats ist Austin am Colorado. Eingetheilt war T. 1850 in 78 Counties.

T. gehörte früher zu Mexiko, und zwar zur Provinz Tamaulipas. Im Jahre 1816 gründeten hier einige Franzosen die Ansiedelung Champ d'Asyle, wurden jedoch schon 1818 von den Spaniern vertrieben. Von Seiten der Vereinigten Staaten ward darauf in dem wegen Abtretung Florida's an letztere mit Spanien abgeschlossenen Vertrag T. als mexikanisches Gebiet anerkannt. Schon während des Unabhängigkeitskampfes sammelten sich hier viele Abenteurer aus den Vereinigten Staaten an. Nachdem der nordamerikanische Oberst Austin 1823 die Stadt San-Felipe de Austin gegründet hatte, fanden sich immer mehr Ansiedler aus dem Norden ein, die ihre Absicht, das Land für die Union zu gewinnen, nicht verhehlten. Während des mexikanischen Bürgerkriegs erklärten sich die Texaner im December 1835 im Vertrauen auf den Beistand einer mächtigen Partei in den Vereinigten Staaten für unabhängig und ernannten den General Houston zum Generalissimus. Obwohl sich der Präsident Jackson in

seiner Botschaft vom 7. December 1835 für Neutralität erklärte, so traten doch in Neworleans, Newyork, Boston und anderen Orten Vereine zusammen, um T. zu unterstützen. Ein 7000 Mann starkes mexikanisches Heer unter Santa Ana drang zwar im Januar 1836 in T. ein und besetzte die Hauptstadt San-Felipe de Austin, ward aber am 21. April unweit des Jacintoflusses von 800 Texanern unter Houston geschlagen. Mehre andere Expeditionen der Mexikaner in den folgenden Jahren scheiterten ebenfalls, und um 1840 stand T. als völlig konsolidirte Republik da. Frankreich und England erkannten dieselbe am 23. Nov. 1839 und 14. Nov. 1841 an, in T. selbst aber verlangte die Mehrzahl Anschluß an die Vereinigten Staaten. Am 12. April 1844 schloß zwar Tyler einen Vertrag mit T., nach welchem dieses dem nordamerikanischen Staatenbunde einverleibt werden sollte, doch verwarf der nordamerikanische Senat die Einverleibung am 8. Juni 1844. Dagegen wurde eine zweite Bill wegen der Einverleibung von T. von der Repräsentantenkammer am 25. Januar 1845 und vom Senat am 1. März 1845 (bei diesem mit einer Majorität von nur 2 Stimmen) angenommen. Erst als T. und Nordamerika dem Abschluß ganz nahe waren, bequemte sich Mexiko, die Unabhängigkeit von T. anzuerkennen, doch unter der Bedingung, daß es sich weder den Vereinigten Staaten, noch einem anderen Reich anschließe. Aber in T. hatte der Kongreß bereits den Vertrag mit Nordamerika genehmigt, und dasselbe that ein am 4. Juli 1845 zusammengetretener sogenannter Konvent texanischer Volksabgeordneter mit allen gegen eine Stimme. Die förmliche Aufnahme in den Staatenbund erfolgte am 29. December 1845. Nordamerika sendete auf die Drohungen Mexiko's ein Truppendetachement unter General Taylor an die Grenze. Der Krieg zwischen beiden Staaten begann am 24. April 1846 am Ausfluß des Rio Grande del Norte, des von T. behaupteten Grenzflusses, und endete am 15. September 1847 mit der Einnahme der Stadt Mexiko (s. Mexiko, Geschichte). Am 2. Februar 1848 kam hierauf in der Stadt Guadelupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zu Stande, welcher von der Kammer der Abgeordneten des mexikanischen Kongresses zu Queretaro am 19. Mai 1848 ratificirt ward. Durch denselben erwarben die Vereinigten Staaten nicht bloß T., sondern auch die Theile von Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua jenseits des Rio Grande del Norte (ungefähr 2000 □Meilen), Neumexiko und Neu- oder Niederkalifornien, das Indianerland von Neukalifornien ungerechnet, doch schlug die Unionsregierung durch Beschluß vom 7. September 1850 einen Theil dieser Länder zu Neumexiko, welches inzwischen als eigenes Territorium in die Union getreten war, und T. erhielt hierfür eine Entschädigung von 10 Millionen Dollars in fünfprocentigen Staatspapieren, bis 1865 vom Staat in jährlichen Raten einzulösen, zugesichert. Im Jahre 1844 hatte sich zu Mainz ein deutscher Adelsverein zu dem Zweck gebildet, den nach T. auswandernden Deutschen Hülfe und Schutz zu gewähren. Noch in demselben Jahre wurden 150 Familien nach T. befördert und in einer Kolonie Neubraunfels vereinigt. In Folge örtlicher Schwierigkeiten und Geldmangels gerieth aber die Sache bald ins Stocken. Der Prinz von Solms-Braunfels, der Leiter der Angelegenheit, verließ das Land, und an seine Stelle trat ein Preuße, von Meuselbach, welcher im Herbst 1845 den Indianern einen nördlich von jener Kolonie gelegenen bedeutenden Landstrich abkaufte, wo später Friedrichsburg angelegt ward. Zwar kam jetzt ein neuer Zug von mehren Tausenden Auswanderer an, doch geriethen dieselben aus Mangel an Mitteln, sowie durch die ungeeignete Lokalität, den mexikanischen Krieg und Krankheiten bald in eine sehr mißliche Lage. Nur Neubraunfels und Friedrichsburg kamen etwas empor. Im Jahre 1847 verabschiedete der mainzer Verein alle seine Beamten und Agenten in T. und überließ seinen dortigen Grundbesitz dem Advokaten Martin aus Freiberg, womit die ganze Sache ihr Ende erreichte. Kein besseres Schicksal als die deutschen Einwanderer hatten die 1848 unter Führung des französischen Kommunisten Cabet (s. d.) hier angelangten Ikarier. Vergl. Römer, T. mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes, Bonn 1849; Karl, Prinz von Solms-Braunfels, T., Frankfurt 1846; Steinert, Nordamerika, vorzüglich T., Rudolstadt 1846.

Texel, Insel in der Nordsee, vor dem Eingang der Zuidersee gelegen, südwestlich von Blieland, durch das Marsdiep oder texelsche Gatt vom Festland getrennt, gehört zum Bezirk Alkmaar der niederländischen Provinz Nordholland und hat mit der jetzt mit ihr nordöstlich zusammenhängenden, früher von ihr getrennten Insel Eierland $3^1/_3$ □Meilen Flächeninhalt und 6176 Einwohner in einem Marktflecken und 6 Dörfern. Die Insel ist niedrig, an der Ost- und Südseite durch Deiche, übrigens durch Dünen gegen das Meer geschützt, hat schönes Weideland, zwei Häfen (Oude und Nieuwe Haven) und zwei Schanzen zur Vertheidigung des Marsdiep. Haupterwerbszweig ist Schafzucht, welche außer feiner Wolle den berühmten texeler Schafkäse liefert, Tabaksbau, Wollzeuch- und Segeltuchfabrikation, Fischfang, Schifffahrt und Handel. Auch die Rhede von T., wo sich sonst die Flotten der holländischen Ostindienfahrer versammelten, wird T. genannt, daher sagt man „im T. liegen“ von denjenigen Ostindienfahrern, welche auf der Rhede von T. günstigen Wind abwarten, um durch das Marsdiep zu fahren. Bei T. wurden viele Seeschlachten geliefert.

Text (v. Lat.), eigentlich Gewebe, Geflecht; in der Literatur der eigentliche Inhalt eines Buches, im Gegensatze zu dem in den Noten (Anmerkungen) enthaltenen; in der Homiletik Stelle der heiligen Schrift, welche der Predigt (s. d.) zu Grunde gelegt zu werden pflegt; in der Musik die einem Gesangstück zu Grunde liegenden Worte, das eigentliche Gedicht zu einer Vokalmusik.

Textilindustrie (v. Lat.), Gesammtbezeichnung der Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Näherei und Stickerei mit Einschluß der Appretur, Bleicherei ꝛc.

Tezcuco, Stadt im mexikanischen Departement Mexiko, unweit nordöstlich von der Reichshauptstadt, am gleichnamigen, 4 □Meilen großen Salz-

see, hat Woll-, Baumwoll- und Glaswaarenfabrikation, viele Trümmer alter Paläste und anderer Bauten, wie die eines großartigen Aquädukts, u. zählt 5000 Einw. T. war einst der Hauptsitz der Kultur der Azteken.

Tezel (eigentlich Diez od. Diezel), Johann, berüchtigter Ablaßkrämer, geboren um 1455 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, trat 1489 in den Dominikanerorden und trieb sodann 15 Jahre lang den Ablaßhandel auf die unverschämteste Weise. In Innsbruck wegen Ehebruchs zum Tode mittelst Ersäufens verurtheilt, ward er auf des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen Fürsprache zu ewigem Gefängniß begnadigt und nach Leipzig in den Thurm am grimma'schen Thor gebracht, aber auf Verwenden des Erzbischofs Albrecht von Mainz wieder auf freien Fuß gesetzt. Er holte sich in Rom Ablaß und ward sogar zum apostolischen Kommissär und vom Erzbischof von Mainz zum Inquisitor haereticae pravitatis ernannt. Jetzt nahm er als Unterkommissär des Erzbischofs Albrecht von Mainz seinen Ablaßhandel besonders in Sachsen wieder auf und hielt eine reiche Ernte, bis Luther am 31. Okt. 1517 in seinen Thesen gegen dies Unwesen auftrat. T. zog sich hierauf in das Paulinerkloster zu Leipzig zurück, wo er im August 1519 †. Sein Leben beschrieb Hofmann (Leipz. 1844).

Thabor, Berg, s. Tabor.

Thackeray, William Makepeace, berühmter englischer Romandichter, geboren 1811 zu Kalkutta als Sohn eines Beamten der ostindischen Kompagnie, besuchte einige Zeit die Universität Cambridge u. hing dann in London, hierauf in Paris den Genüssen eines fashionablen Lebens nach. In erstere Stadt zurückgekehrt, ward er Mitarbeiter an „Fraser's Magazine" u. empfahl sich in seinen für dieses Blatt gelieferten „Yellow plush papers" und „Snob papers" dem Publikum als gemüthlicher u. doch scharfer Humorist. Auch im „Punch" erschienen von ihm zahlreiche Artikel. Unter dem Pseudonym Michael Angelo Titmarsch erschienen darauf unter Anderem sein „Paris sketch-book" und das von ihm selbst mit Illustrationen versehene „Irish sketch-book", beide treffliche Schilderungen der pariser und irischen Zustände enthaltend, und die „Notes of a journey from Cornhill to Grand-Cairo". Unter seinem eigenen Namen trat er seit 1847 hervor mit Romanen und Skizzenbüchern, u. A. „Vanity fair", „Pendennis", „Esmond", „Rebecca and Rowena", „Newcomes", die in manche europäische Sprachen übersetzt wurden. Im Herbst 1852 unternahm er eine Reise nach den Vereinigten Staaten und hielt dort Vorträge, die dann unter dem Titel „The english humorists of the eighteenth century" (Lond. 1853) und „The four Georges" im „Cornhill Magazine" erschienen. Er † den 24. Dec. 1863.

Thaddäus, s. Judas 2).

Thadmor, d. i. Palmenstadt, s. v. a. Palmyra.

Thaer, Albrecht, der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, geboren den 14. Mai 1752 zu Zelle, studirte zu Göttingen Medicin und Philosophie, war dann in seiner Vaterstadt als Arzt thätig, bebaute daneben ein kleines Gut und gründete in seiner Vaterstadt die erste landwirthschaftliche Lehranstalt. Auch literarisch machte er sich durch die „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft" (1798—1804, 3 Bde.; 3. Aufl. 1816) und die „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft" (1799—1804, 3 Bde.) bekannt. Im Jahre 1804 folgte er einem Ruf nach Preußen, um zu Möglin bei Küstrin eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu errichten. Sein Werk „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (Berl. 1809—10, 4 Bde.) wurde in fast alle europäische Sprachen übersetzt. Bei der Reorganisation des preußischen Staates 1807 wurde er zum Staatsrath ernannt, in welcher Eigenschaft er an den damals erschienenen agrarischen Gesetzen zur Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse bedeutenden Antheil hatte. Im Jahre 1810 wurde er Professor der Landwirthschaft an der Universität zu Berlin und vortragender Rath im Ministerium des Innern. Nachdem er im folgenden Jahre die berühmt gewordene mögliner Schäferei gegründet, erhielt er 1815 die Stelle eines Generalintendanten der königlichen Stammschäfereien. Im Jahre 1818 legte er seine Professur nieder und widmete sich nun wieder seinem Institut in Möglin, welches 1824 zu einer königlichen Akademie des Landbaues erhoben ward. Er † den 26. Okt. 1828. T. hat zuerst in Deutschland die Resultate der Naturwissenschaften auf die Agrikultur angewandt und dem Kalkül über Produktionskosten und Gewinn seine Stelle angewiesen. Ihm gehört ferner die Idee der Fruchtwechselwirthschaft. Auch zur Hebung der Schafzucht that er viel. Ihm zu Ehren ward 1850 zu Leipzig ein Denkmal errichtet. Vergl. Körte, Albr. T., Leipzig 1839.

Thais, berühmte griechische Hetäre, aus Athen gebürtig, folgte Alexander dem Großen auf seinem Zuge gegen Persien und soll bei einem Gastmahl den berauschten Geliebten zur Verbrennung der Stadt Persepolis veranlaßt haben. Später wurde sie eine der Frauen des Ptolemäus Lagi, dem sie zwei Söhne und eine Tochter gebar.

Thal, langgestreckte Vertiefung des Bodens zwischen zwei Bergen oder Hügeln. Die Enden eines T.s sind die Grenzen seiner Längenausdehnung. Sind die Thalwände (Thalgehänge, Thalseiten) und Abhänge der einschließenden Berge eng zusammengerückt und steil, so heißt ein kurzes T. wohl auch Schlucht; lassen sie eine breite Thalsohle zwischen sich, während sie zugleich sanft ansteigen, so entsteht ein Grund. Die Fläche, welche die untere Breite eines T.s hat, heißt Thalsohle oder Thalweg. Die Thalsohle senkt sich (fällt) vom Ursprung des T.s abwärts, bald stärker, bald schwächer, selten gleichförmig. Die Thalmündung, das untere Ende des T.s, öffnet sich am Fuße des Gebirgs in die Ebene, als Mündung eines vom Gebirgsjoche bis zum Fuße sich fortziehenden Hauptthals, oder in ein Hauptthal als Mündung eines von einem Gebirgszweige herabkommenden Neben- (Seiten-)thals. Trifft das Streichen eines T.s mit dem Hauptstreichen des gesammten Gebirgs zusammen, so daß das T. dem Hauptkamm des Gebirgs parallel liegt, so heißt es ein Längenthal; stößt dagegen das Streichen eines T.s mehr oder minder rechtwinkelig auf das Hauptstreichen des Gebirgs, oder durchschneidet es letz-

teres, so nennt man es Querthal. Was die Thalbildung anlangt, so nimmt man gegenwärtig auf Grund von Beobachtungen an, daß ein Theil der Thäler durch Berstung, Hebung, oder Senkung der Erdrinde entstanden und durch Eis oder Wasserströme weiter ausgefurcht, ein anderer Theil aber allein vom Wasser gebildet worden sei. Die ersteren sind meist tief eingeschnitten, gehören dem Gebirge und nur selten dem tieferen Lande an und heißen Dislokationsthäler, während die anderen, mehr dem flachen Lande eigenthümlichen, Erosions- (Auswaschungs- oder Entblößungs-) thäler heißen. Die Dislokationsthäler sind entweder Spaltenthäler, bloß in Folge einer Berstung der Erdrinde entstanden, oder Erhebungsthäler, d. h. solche, bei deren Bildung die Berstung der Erdrinde mit einer Hebung verbunden war, so daß die Gesteinsschichten nach allen Seiten abfielen, wie das T. von Pyrmont.

Thalamus (v. Griech.), das Ehebett, Brautbett, womit Linné in seiner „Metapher der Blüthe" den Kelch verglich. Andere nahmen den Ausdruck gleichbedeutend mit Receptaculum, Fruchtboden, Clinanthium, Blüthenlager, Apothecium, Flechtenfrucht. Die Thalamifloren, d. i. fruchtbodenblüthige Pflanzen, bei welchen die Blumenblätter nebst den Staubgefäßen dem Fruchtboden eingefügt sind, bilden die 1. Klasse von Decandolle's natürlichem Pflanzensystem.

Thalberg, Sigismund, berühmter Pianofortevirtuos, geboren den 7. Jan. 1812 zu Genf als natürlicher Sohn des 1854 verstorbenen k. k. Oberkämmerers, Grafen Dietrichstein, bildete sich in Wien unter Sechter und Hummel, ward 1834 zum k. k. Kammervirtuosen ernannt und lebt meist zu Wien. Sein Spiel zeichnet sich durch höchste Sauberkeit und Eleganz aus und löst die schwierigsten Aufgaben mit der bewundernswürdigsten Präcision und Leichtigkeit. Seine zahlreichen Kompositionen für das Pianoforte gehören dem Salongenre an. Werthvoll sind seine Etuden für das Pianoforte. Weniger Beifall fanden seine Liederkompositionen, sowie seine romantische Oper „Florinda" (mit Text von Scribe).

Thale, Pfarrdorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an der Bode, mit Blechhüttenwerk und 1390 Einw. Dabei die Roßtrappe in dem nahe gelegenen großen thale'schen Forste, sowie das Hubertusbad.

Thaler, weit verbreitete Benennung einer größern, ursprünglich deutschen Münzeinheit, soll nach der gewöhnlichen Annahme von Joachimsthal in Böhmen herkommen, wo die Herren von Schlick seit 1518 eine Silbermünze schlagen ließen, welche mit ihrem Wappen, dem böhmischen Löwen, und dem Bilde des heiligen Joachim bezeichnet war. Gegenwärtig versteht man unter T. alle groben Kurant- und Rechnungsmünzen im Werthe von 30 Silber- oder Neugroschen, 48 Schillingen oder 90 Kreuzern.

Thales, einer der frühesten griechischen Philosophen und Stifter der jonischen oder physischen Schule, geboren um 620 v. Chr. zu Milet in Kleinasien, Zeitgenosse des Solon, Sprößling einer phönicischen Familie, unternahm in seinen reiferen Jahren Reisen nach Kreta, Phönicien, Aegypten und lebte auch eine Zeitlang an dem Hofe des Königs Crösus. In Aegypten soll er die Höhe der Pyramiden berechnet und den Unterricht der Priester des Landes genossen haben. Sein Tod wird in das erste Jahr der 58. Olympiade (543 v. Chr.) gesetzt. Indem er das Seiende auf ein möglichst einfaches Princip zurückzuführen und aus diesem die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen abzuleiten suchte, stellte er das Wasser als Grundprincip aller Dinge auf, aus welchem Alles entstanden sei und fortwährend entstehe, sowie Alles auch wieder in dasselbe zurückkehre. Aus der Verdichtung und Verdünnung jenes Grundstoffs leitete er, wie es scheint, die Veränderung der Dinge ab, ohne aber den Prozeß selbst näher zu bestimmen. Seine Lehren wurden erst von späteren Philosophen, namentlich Aristoteles, aufgezeichnet, desgleichen eine Menge trefflicher Gnomen oder Sentenzen, die man ihm zuschrieb, wie das berühmte „Erkenne dich selbst", und die ihm eine Stelle unter den sogenannten sieben Weisen Griechenlands erwarben. Er soll auch dem Crösus mechanische Hülfsmittel zur Abdämmung des Halys an die Hand gegeben, zuerst unter den Griechen eine Sonnenfinsterniß berechnet und das Jahr auf 365 Tage bestimmt haben. Als seine vorzüglichsten Schüler werden Anaximander, Anaximenes und Pherecydes genannt.

Thalfahrt, Fahrt der Flußschiffe stromabwärts, im Gegensatze zur Bergfahrt.

Thalia (griech.), eigentlich die Blühende, eine der 9 Musen (s. d.), später besonders als Muse des Lustspiels betrachtet, von Apollo Mutter der Korybanten, jetzt gewöhnlich als Beschützerin des Theaters im Allgemeinen genannt. Auch heißt T. eine der Charitinnen.

Thalictrum *L.* (Wiesenraute), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch den 4—5blätterigen, gefärbten Kelch, die fehlende Korolle und den nußartigen, einsamigen Fruchtknoten, ausdauernde Kräuter mit jährigem Stengel, gefiederten Blättern und kleinen Blüthen ohne Blumenkrone in großen Rispen, meist in Europa und Nordasien, auch in Nordamerika. Von T. flavum *L.*, Feldrhabarber, in Nordeuropa auf Wiesen und an feuchten Orten, mit aufrechtem, 4 — 6 Fuß hohem, gefurchtem Stengel, 3fach-gefiederten Blättern und gelben Blüthen in aufrechten Endrispen, fand früher Wurzel und Kraut, Radix et Herba Thalictri s. Rhabarberi pauperum, als Surrogat des Rhabarbers, namentlich gegen Gelbsucht, Wechselfieber ꝛc. medicinische Anwendung. T. aquilegifolium *L.*, in der Schweiz und im Oesterreichischen, mit 4 — 6 Fuß hohem Stengel und ebenfalls 3fach-gefiederten Blättern und ansehnlichen weißröthlichen Blüthen in doldenförmigen Endrispen, variirt als Zierpflanze mit purpurrothen Blüthen.

Thallium, chemisches Element, ist durch Spektralbeobachtungen entdeckt worden, findet sich in den Schwefelkiesen von Theux bei Spaa und kann aus dem Flugstaub, welcher sich beim Verbrennen der Kiese zur Schwefelsäuregewinnung in besonderen Kammern absetzt, gewonnen

werden. Auch aus nauheimer Mutterlaugensalz, aus der Zinkvitriollauge der Juliushütte bei Goslar und aus Kiesen des Rammelsberges läßt sich T. darstellen. Es ist dem Blei ähnlich, vom specifischen Gewicht 11,86, gleicht in der Farbe dem Aluminium und Zinn, ist sehr weich, läßt sich hämmern und ziehen, färbt auf Papier ab, erweicht bei 100°, schmilzt bei 259° und verflüchtigt sich in der Rothgluth. Es färbt die nicht leuchtende Gasflamme grün, gibt beim Erhitzen in der Glasröhre braunes Oxyd und ein röthlichviolettes Sublimat. Das röthlich-schwarze Thalliumoxyd gibt eine wässerige, farblose, alkalisch schmeckende Lösung, absorbirt Kohlensäure und bildet mit dieser sowie mit Salpetersäure und Schwefelsäure farblose, krystallisirbare, lösliche Salze. Manche Thalliumsalze sind mit Kalisalzen isomorph, das Schwefelsäuresalz bildet mit schwefelsaurer Thonerde einen Alaun, die Lösungen der Salze werden durch ätzende und kohlensaure Alkalien nicht gefällt, Zink reducirt aus ihnen T., Jodkalium fällt gelbes Jodthallium, Schwefelwasserstoff dunkles Schwefelthallium, Chlormetalle weißes, sehr schwer lösliches Chlorthallium. Chromsaures und phosphorsaures Thalliumoxyd ist schwer löslich. Thalliumhyperoxyd entsteht bei der Verbrennung von T. in Sauerstoff, ist violettschwarz, gibt mit Salzsäure ohne Chlorentwicklung Thalliumtrichlorid, mit Schwefelsäure unter Sauerstoffentwicklung schwefelsaures Thalliumoxyd. Das T. wird von Salpetersäure und Schwefelsäure rasch, von Salzsäure nur sehr langsam angegriffen, seine Salze wirken sehr giftig, den Blei- und Quecksilbersalzen ähnlich. Glas aus Sand, Mennige und T. ist gelb und bricht das Licht stärker wie alle andern Glassorten, so daß es zu optischen Zwecken und zur Darstellung künstlicher Edelsteine sehr brauchbar erscheint.

Thaluayn, Fluß, s. Saluën).

Thalweg, s. v. a. Thalsohle, s. Thal; dann der stärkste und tiefste Stromstrich in einem Fluß, welchen die Schiffe beim zu Thal Fahren stets einhalten, wird bei Grenzflüssen gewöhnlich als die Grenzlinie zwischen den durch den Fluß getrennten Ländern angesehen.

Thame, Stadt in der englischen Grafschaft Oxford, am gleichnamigen Fluß, der bei Dorchester in die Themse mündet, hat eine lateinische Schule, ein Versorgungshaus und 2917 Einwohner.

Thames, der englische Name der Themse (s. d.).

Thammuz, babylonische Gottheit, ward in der chaldäischen Zeit auch nach Jerusalem verpflanzt und meist mit Adonis identificirt. Vgl. Chwolson, Ueber T., Petersburg 1860.

Thamsbrück, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Aschersleben, an der Unstrut, mit Leinweberei, Bierbrauerei und 1113 Einwohnern.

Thamyris (Thamyras), in der griechischen Mythe ein thracischer Sänger, Sohn des Philammon und der Nymphe Argiope, wurde, weil er sich vermaß, die Musen im Gesang zu überwinden, von diesen des Augenlichts und der Gabe des Gesanges beraubt.

Than, bei den Angelsachsen Titel der die Gefolgschaft eines Fürsten bildenden Dienstmannen, später nach der normannischen Eroberung s. v. a. Baron; im alten Schottland Titel der vornehmsten Häuptlinge, mit denen zusammen die Clane oder Unterhäuptlinge den hohen Adel bildeten. Die T.e waren Stammesälteste und die Gewaltträger des Königs. Allmählig wurden diese Titel durch die im übrigen Europa üblichen Titel, als Grafen, Barone &c., verdrängt.

Thanatos (griech.), bei den Römern Mors, Personifikation des Todes, Sohn der Nacht.

Thanet, Insel an der südlichen Ostküste von England, wird durch die Mündung des Stour in die Nordsee gebildet, gehört zur Grafschaft Kent, ist 8 Meilen lang und 4 Meilen breit und bringt besonders Getreide und Färberröthe hervor. Auf ihr liegen die Städte Margate an der Nordküste mit 9800 Einw. und Ramsgate auf der Ostküste mit 12,000 Einw. und das Seebad Broadstairs, ebenfalls auf der Ostküste. Die beiden genannten Städte bilden die Ausgangspunkte der englischen Südostbahn. Auf T. landeten 449 die Angelsachsen.

Thann, Stadt im französischen Departement Oberrhein, an der Thur, am Eingange des romantischen und industriereichen St. Amarinenthals, von Weinbergen umgeben, ist durch eine Zweigbahn nach Mülhausen mit der Elsaßbahn (Straßburg-Basel) verbunden, hat eine nach dem Vorbild des straßburger Münsters erbaute Kirche (St. Theobald) mit einem 318 Fuß hohen Thurm, ein Kommunalcollége, bedeutende Fabrikation von Leinwand, Filzstoffen, Teppichen, Wollkämmen, Feuerspritzen, Chemikalien und Baumwoll- und Seidenmanufakturen, Maschinenbau, Gerberei, Färberei, Metallschmelzhütten, Handel, trefflichen Weinbau (vorzüglich auf dem Berge Xerogan) und 8854 Einw. Dabei die Schloßruine Engelburg, in der Umgegend Steinkohlenlager.

Thannhausen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Verwaltungsdistrikt Krumbach, an der großen Mindel, hat ein Schloß und 1390 Einwohner; bildet eine Standesherrschaft des Grafen Stadion mit $^1/_4$ QMeile und 2000 Einwohnern.

Thapsacus (Thapsacum), altberühmte Handelsstadt in Syrien, am westlichen Ufer des Euphrat, der gewöhnliche Punkt, wo man diesen Fluß zu überschreiten pflegte, ward von Eratosthenes zum Mittelpunkt seiner Messungen ausersehen. Unter Seleucus Nicator erhielt sie den Namen Amphipolis.

Thapsia *L.* (Böskraut), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelchsaum, die elliptischen, mit der Spitze eingeschlagenen oder eingerollten Blumenblätter u. die vom Rücken her zusammengedrückte Frucht mit einstriemigem Thälchen und geflügelten Nebenriefen, ausdauernde Kräuter in Südeuropa und Nordafrika mit vielfach zertheilten Blättern auf einem scheidenförmigen Stiel. T. Asclepium *L.* hat eine fleischige, dicke, möhrenartige Wurzel, welche voll scharfer Milch ist und ehemals als ein Purgirmittel angewendet wurde, wie sie in Spanien noch jetzt zu Einreibungen gegen rheumatische Leiden gebraucht wird. Die ebenfalls Milchsaft enthaltende Wurzel von T.

garganica *L.*, die sowohl äußerlich, als auch hinsichtlich ihrer Wirksamkeit Aehnlichkeit mit der Turpithwurzel (daher falscher Turpith) hat, wird nur äußerlich gegen Hautkrankheiten und zur Zertheilung von Geschwülsten angewendet. Auch T. villosa *L.* hat eine scharfen Milchsaft enthaltende Wurzel, die gegen flechtenartige und andere Hautkrankheiten in Gebrauch ist.

Thapsus, feste Stadt auf der Nordküste von Afrika, auf einer Landspitze und an einem Salzsee, berühmt durch den Sieg, den hier Cäsar den 6. April 46 v. Chr. über die Pompejaner gewann, schon zu Strabo's Zeiten verödet, jetzt Demaß, mit Ruinen.

Tharandt, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, an der wilden Weiseritz, der Eisenbahn von Dresden nach Freiberg und am Anfang des romantischen plauenschen Grundes, Sitz eines Gerichtsamtes und einer Forstinspektion, hat eine berühmte königliche Akademie für Forst- und Landwirthe, 1811 von Heinrich Cotta als Privatforstlehranstalt gegründet, seit 1816 königliche Akademie, seit 1830 mit einer landwirthschaftlichen Lehranstalt und seit neuester Zeit mit einer Forstvermessungsanstalt verbunden (mit zwei botanischen Gärten, chemischem Laboratorium, reichen Sammlungen und schönen, 1847—49 erbauten Akademiegebäuden), Fabrikation von Jagdutensilien, Stellmacherei, Tischlerei, Gerberei, ein 1793 gegründetes besuchtes salinisch-eisenhaltiges Mineralbad mit Badehaus, Moorschlammbädern, Kaltwasserheilanstalt, Fichtennadelbad und Molkenkur und zählt 2400 Einwohner. Dabei auf dem Kienberg die sogenannten heiligen Hallen (eine prächtige Buchenwaldung) und die Ruine des alten Schlosses T., einst eine wichtige Veste der Markgrafen von Meißen und im 16. Jahrhundert Wittwensitz der Herzogin Sidonie (Gemahlin des Herzogs Albert und Stammmutter der sächsischen Königsfamilie); seit 1568 verfallen. Vgl. Cotta, T. und seine Umgebung, Dresden 1835.

Thaso (Thasso, Taschus, im Alterthum Thasos), Insel im ägäischen Meer, die nördlichste Insel des griechischen Archipelagus, der Mündung des Karasu gegenüber, durch einen engen Kanal, in welchem das unbewohnte Felseneiland Thasopulo liegt, vom türkischen Festlande getrennt, gehört zum europäisch-türkischen Ejalet Dschesair und hat 7,9 □Meilen Flächenraum mit 10,000 Einwohnern, meist Griechen. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs, hat steile Küsten, hohe bewaldete Berge und fruchtbare, reich bewässerte Thäler, sowie viele architektonische Ueberreste des griechischen Alterthums. Im Alterthum war sie eine reiche Fundgrube von Gold und Edelsteinen und daher ein Stapelplatz der Phönicier, später berühmt durch ihren trefflichen Wein. Jetzt sind Hauptprodukte: Getreide, Oel, Südfrüchte, Honig und Wachs. Der Haupterwerbszweig der Bewohner ist Landbau und Handel mit den genannten Produkten und besonders mit Holz. Der Hauptort der Insel ist Panagia (Castro), auf der Nordküste mit einem unsicheren Hafen; außerdem hat die Insel noch zehn Dörfer. Im Alterthum ließen sich die Großen Thraciens und Macedoniens gern hier bestatten; daher die zahlreichen, mehr oder weniger gut erhaltenen Grabdenkmäler daselbst.

Thassilo, bayerische Herzöge, s. Bayern, Geschichte.

Thatbestand, der Inbegriff aller Merkmale einer konkreten Handlung oder einer Thatsache; im Kriminalrecht T. eines Verbrechens, Corpus delicti, der Inbegriff aller Merkmale, welche den gesetzlichen Begriff einer rechtswidrigen Handlung ausmachen. Man unterscheidet zwischen dem allgemeinen und besonderen T., je nachdem die Umstände, welche eine Handlung begleiten, dieser entweder überhaupt den Charakter eines Verbrechens geben, oder sie zu einer besonderen Art des Verbrechens machen. Die Erfordernisse des allgemeinen T.es sind eine gewisse gefährliche Kraftäußerung und eine willkürliche Handlung, welche die Kraft erscheinen läßt. Zum besonderen T. gehören: eine bestimmte Wirkung, welche das Vergehen oder Verbrechen gerade zu einem bestimmten und zu keinem andern macht, wie z. B. der Tod eines Menschen beim Todtschlag, das Brennen eines Hauses bei der Brandstiftung, und eine bestimmte willkürliche Handlung, welche jene Wirkung hervorbringt. Diese Handlung muß, weil sie bestimmt sein soll, ihre besonderen Eigenheiten haben, und diese sind so verschieden, als es verschiedene Verbrechen gibt. Sind die letzteren ohne böse Absicht (dolus) nicht denkbar, so muß die Handlung (z. B. beim Raubmord) dolos sein; gehört eine bestimmte Absicht dazu, so muß die Handlung in derselben unternommen sein, wie z. B. beim Mordbrand die Brandstiftung auf Tödtung berechnet sein, beim Diebstahl Gewinnsucht, bei der Entführung wollüstige Begierde zu Grunde liegen muß. Viele Kriminalisten theilen den T. in einen objektiven, d. h. auf die Thatsachen, welche unter die Strafandrohung eines Gesetzes fallen, sich beziehenden (materiale delicti), und einen subjektiven, welcher auf die bei manchen Verbrechen noch zu berücksichtigende besondere Richtung des verbrecherischen Willens sich bezieht (formale delicti). Andere verwerfen diese Eintheilung, weil der Begriff des Verbrechens weder in der That allein, noch in der Absicht des Thäters allein, sondern in beiden zugleich bestehe, folglich ein T., der bloß auf eins von beiden sich bezöge, gar nicht denkbar sei. Noch eine dritte Eintheilung unterscheidet einen wesentlichen und außerwesentlichen T., indem sie unter ersterem alle die Merkmale zusammenfaßt, ohne welche das Verbrechen als solches nicht bestehen würde (essentialia, substantialia delicti), während den letzteren alle zufälligen Merkmale (naturalia, accidentalia delicti) bilden. Vgl. Kriminalprozeß.

Thatsache, im Allgemeinen das Resultat jedes Geschehens, also jede Begebenheit, sei sie bloß in den Naturgesetzen begründet, oder durch die Willensbestimmung des Menschen herbeigeführt. Die ganze Wirklichkeit ist also nichts Anderes, als eine Reihe zusammenhängender T.en. Im Rechtswesen versteht man unter T. alles Geschehene als Grundlage juristischer Wirksamkeit. Nur auf T.n können die Gesetze angewendet werden, und soll dies geschehen, so ist vor Allem die Gewißheit

derselben nothwendig; jedoch keine apodiktische, mathematische, moralische, sondern eine juristische, d. h. eine solche, wie sie nach den zu Recht bestehenden Grundsätzen als Gewißheit angenommen wird, mögen dieselben nun mehr oder weniger fordern, als eine philosophische Theorie der Erkenntniß. Indessen kommt den besonderen juristischen Beweisregeln gegenüber immer mehr die frei nach den gewöhnlichen Regeln der Erkenntniß gefundene richterliche Ueberzeugung zur Geltung. Die Gewißheit wird durch Geständniß, Beweis, auch Muthmaßungen erlangt, indem, was die letzteren betrifft, eine Thatsache bis zum Beweis des Gegentheils als wahr angenommen wird, wie z. B. die Fortdauer eines Zustands, bis zum Nachweis einer eingetretenen Veränderung, oder der gleichzeitige Tod mehrer Menschen, welche in einer gemeinschaftlichen Lebensgefahr, z. B. durch einen Schiffbruch, umgekommen sind.

Thau, wässeriger Niederschlag, welcher sich Nachts auf verschiedenen Gegenständen als zarter Anflug oder in kleinen Tröpfchen ansetzt und sich vom Regen hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er nicht aus der Höhe herabgefallen ist. T. bildet sich nur bei klarem Himmel. Ein in windstillen klaren Nächten am Boden aufgestelltes Thermometer (Aithrioskop) sinkt um mehre Grade unter die Temperatur der Luft (steigt aber schnell wieder, wenn eine Wolke über ihm hinzieht), und ebenso kühlen sich Körper ab, die starkes Wärmestrahlungsvermögen besitzen, z. B. Blätter der Pflanzen. Die erkalteten Gegenstände wirken aber auch auf die sie zunächst umgebende Luft und drücken deren Temperatur unter ihren Sättigungspunkt herab. Das Wasser, welches dann nicht mehr dampfförmig bleiben kann, scheidet sich ab und bildet zunächst den zarten Hauch auf den erkalteten Körpern. Es thaut nur bei Windstille, denn wenn die Luft schnell über die erkalteten Gegenstände hinzieht, kann sie nicht genügend abgekühlt werden. Steine und nackter Boden bleiben trocken, weil sie schlechtes Wärmestrahlungsvermögen besitzen, unter Bäumen, Dächern rc. thaut es nicht, weil diese die Strahlung gleich Wolken verhindern. Ist die Luft sehr trocken, so thaut es nicht, weil die Luft auch bei stärkster Wärmeausstrahlung doch nicht auf ihren in diesem Fall sehr niedrig liegenden Sättigungspunkt abgekühlt wird. Nach dem Gesetz, daß die Dichtigkeit der Dämpfe in einem bestimmten Raum nicht größer sein kann, als sie der kälteste Punkt dieses Raumes verstattet, beschränkt sich die Wirkung der Abkühlung des Bodens nicht auf eine unterste am Boden stagnirende Luftschicht, sondern erstreckt sich bis auf weite Höhen über ihn hinaus. Nimmt man die Entfernung, bis zu welcher der Niederschlag sich erstreckt, etwa zu 1500 Fuß an, eine Höhe, in welcher die Temperatur der Luft noch nicht um 3 Grad niedriger ist als am Boden, so würde ein solcher über einem Quadratfuß gedachter Raum von 1500 Kubikfuß, bei einer Thaubildung, die einer Abkühlung des Bodens von 12° auf 9° entspräche, für den Fall, daß die Luft gesättigt wäre, schon einen Niederschlag von etwa 7½ Loth auf 1 Quadratfuß geben. Das Drosometer zum Messen des T.'s ist eine an einer feinen Zeigerwage befindliche Platte, die sich in der Nacht mit T. bedeckt. Der T. ist für die Vegetation äußerst wichtig u. in manchen regenarmen Gegenden ermöglicht er allein das Fortkommen der Pflanzen.

Thau (Etang de T.), Küstensee im französischen Departement Hérault, in den Arrondissements Montpellier und Béziers, ist 7½ Meilen lang und sehr schmal, vom mittelländischen Meer nur durch eine schmale Landenge getrennt, auf welcher Cette liegt. Sein Wasser ist salzig und sehr fischreich. Er nimmt südwestlich den Kanal du Midi auf und steht nordöstlich mit dem Maguelonnesee und südlich durch eine Enge mit dem mittelländischen Meer in Verbindung.

Thaubilder (mosersche Bilder, Hauchbilder). Wenn man mit einem beliebigen trocknen Gegenstande auf eine ebene Fläche schreibt, so treten die bis dahin unsichtbaren Schriftzüge deutlich hervor, sobald man die Fläche dermaßen anhaucht, daß sich eine zarte Schicht von Wasserbläschen darauf bildet. Die Schriftzüge verschwinden zwar beim freiwilligen Abtrocknen der Fläche wieder, treten aber wieder hervor, wenn man die Fläche von Neuem anhaucht. Diese Erscheinung beruht darauf, daß die Wasserdämpfe auf den Schriftzügen entschieden anders kondensirt werden als auf der ganzen übrigen Fläche. Ein gleiches Resultat erhält man, wenn man auf eine polirte Metallfläche ein Petschaft, eine Münze, einen geschnittenen Stein oder dergleichen legt. Man kann dann schon nach einigen Stunden durch Anhauchen das Gepräge der Münzen auf der Metallfläche hervorrufen, welche letztere im Uebrigen auch nicht die geringste Veränderung zeigt. Auf einer jodirten Silberplatte kann man in ähnlicher Weise T. mit Quecksilberdämpfen hervorbringen, indem sich die Quecksilberdämpfe bald vorzugsweise an denjenigen Stellen niederschlagen, an welchen eine Berührung Statt fand, bald an den nicht berührten Stellen. Es bedarf sogar nicht einmal der unmittelbaren Berührung der Metallplatte und des Stempels, es genügt, wenn letzterer in sehr geringer Entfernung über der Platte aufgehängt wird. Zur Erklärung dieser Erscheinungen glaubte Moser die Existenz eines latenten Lichts annehmen zu müssen, und in der That zeigen die T. in den Bedingungen ihres Entstehens viel Aehnlichkeit mit den Lichtbildern. Durch zahlreiche Versuche hat aber Waidele nachgewiesen, daß es sich hier um Molekularwirkungen zwischen festen und gasförmigen Körpern handelt. Jeder feste Körper ist für sich mit einer Hülle verdichteter Luft umgeben, hat wie die Erde seine Atmosphäre, von welcher er durch Glühen, durch starkes anhaltendes Reiben oder durch Berührung mit absorbirenden Substanzen befreit werden kann. Eine Silberplatte, welche mit ausgeglühtem Tripel geputzt wird, erhält dadurch den höchsten Grad von Reinheit, wird von jeder Spur anhaftender Luft befreit u. ist natürlich nun im Stande, Dämpfe an ihrer Oberfläche viel energischer zu absorbiren als eine andere Silberplatte, welche schon in eine Gasschicht eingehüllt ist. Wenn nun ein Stempel auf eine Platte gesetzt wird, so werden sich im Allgemeinen die Oberflächen beider Körper nicht in einem gleichen Zustande der Reinheit befinden; an den Berührungsstellen

geht also gewissermaßen ein Austausch der Atmosphären vor sich. Die Platte wird an der Stelle, wo der Stempel lag, je nach den Umständen mehr oder weniger Gase verdichtet haben als an andern Stellen, und hier werden also auch die Dämpfe stärker oder schwächer kondensirt werden. Das Bild wird mithin ein anderes, je nachdem der Stempel oder die Platte von ihrer Atmosphäre gereinigt worden waren, und man erhält gar kein Bild, wenn man auf die gereinigte Platte einen gereinigten Stempel setzt.

Thaumaturg (v. Griech.), Wunderthäter, Beiname mehrer Heiligen; vgl. Gregorius Thaumaturgus.

Theano, von Kreta gebürtig, Tochter des Pythonax und erst Schülerin, dann Gattin des Pythagoras, dem sie 2 Söhne, Telanges u. Mnesarchus, und 2 Töchter, Myia und Arignote, gebar. Sie gilt für die Verfasserin mehrer Briefe und Sittensprüche, die von Grimm mit Wielands deutscher Uebersetzung (Duisburg und Leipzig 1791) herausgegeben wurden.

Theanthropos (v. Griech.), Gottmensch, ein Beiname Christi, wodurch die vollkommene Gottheit wie die vollkommene Menschheit desselben bezeichnet werden soll; s. Christologie.

Theater (v. Griech.), im Alterthum der Theil des Schauspielhauses, wo die Zuschauer saßen, dann auch das ganze Gebäude. Das eigentliche Vaterland des T.s ist das alte Hellas mit seinen Kolonien. Anfangs vertrat hier ein Tisch oder ein Wagen die Stelle der Bühne, und namentlich wird zu Athen Thespis als der Erste genannt, welcher auf einem Wagen in Attica schauspielerartig agirte. Später wurden hölzerne Bühnengerüste mit hölzernen Sitzreihen aufgeschlagen; als aber einst bei einem Wettstreit des Aeschylus und Pratinas (486 v. Chr.) die hölzernen Sitzreihen eingestürzt waren, wurde ein steinernes T. gebaut, welches indeß erst später (340—328) in den oberen Theilen seinen vollständigen Ausbau erhielt. Es bot Raum für 30,000 Personen und wurde außer den Theatertagen auch zu Volksversammlungen benutzt, war aber unbedeckt. In mehren griechischen Städten Italiens und Siciliens gab es übrigens früher steinerne T. als im eigentlichen Griechenland u. zu Athen selbst. Das altgriechische Theatergebäude zerfällt in 3 Hauptabtheilungen: den Zuschauerraum, die Orchestra und das Bühnengebäude oder die Scene. Der Zuschauerraum, das Theatron im engern Sinne, enthielt die koncentrischen, nach hinten über einander sich erhebenden Sitzstufen, die entweder in den Felsen gehauen oder von Quadersteinen aufgebaut und durch einen oder 2 breite, ebenfalls koncentrische Gänge (Diazomata) in 2 oder 3 Stockwerke, sowie durch Treppengänge in einzelne keilförmige Abschnitte abgetheilt waren. Ueber den obersten Sitzreihen bildete entweder eine Mauer, oder eine Säulenhalle die Umschließung. Hier war auch ein schmales Dach angebracht, um den Schall aufzufangen. Die Orchestra, der mittlere Raum zwischen den Sitzen der Zuschauer und dem Scenengebäude, bildete einen Kreisabschnitt, der $\frac{1}{2}$—$\frac{1}{3}$ des Zuschauerraums einnahm, und diente zum Auftreten des Chors. In der Mitte der Orchestra stand die Thymele, eine Erhöhung, die gewöhnlich einen Altar vorstellte, aber auch als Grab oder Rednerbühne, Standort des Chorführers ꝛc. diente und danach verschieden gestaltet und dekorirt war. Zur Rechten und Linken der Thymele führten einige Stufen auf die Plätze, wo, weniger bemerkt von den Zuschauern, die Flötenspieler und der Souffleur saßen. Die Eingänge (Parodoi) in die Orchestra, die sich zwischen der Scene und dem Zuschauerraum befanden, bildeten die Haupteingänge des T.s überhaupt; sie waren nicht überbaut und so breit, daß man mit Pferden und Wagen hindurchfahren konnte. Zwischen der Orchestra und der erhöhten Bühne lag das Hyposcenium, welches zur Aufbewahrung der Dekorationen diente. Das Scenengebäude oder die Bühne bildete ein aus mehren Geschossen bestehendes Gebäude, welches mit dem Zuschauerraum nur durch die Eingangsthore zur Orchestra in architektonischer Verbindung stand. Sie hatte 2 nach dem Zuschauerraum hervortretende Flügel, welche mit dem eigentlichen Scenengebäude, an das sie zu beiden Seiten anstießen, den Raum einschlossen, auf welchem die Schauspieler agirten. Diese Flügel des Scenengebäudes, Parascenien genannt, dienten als Aufbewahrungsort der Kostüme und als Aufenthaltsort für die Schauspieler vor und nach dem Spiel. Der Raum vor dem Hauptscenengebäude und zwischen den Parascenien ist das Proscenium, die eigentliche Bühne, 10—12 Fuß über der Orchestra und dem Hyposcenium erhaben. Der vorderste, einen Vorsprung nach der Orchestra hin bildende Platz des Prosceniums, wo die Schauspieler standen, wenn sie mit dem Chor in der Orchestra sprachen oder einen Monolog hielten, war das Logeion (Sprechplatz); es ruhte auf hölzernen Böcken, oder hatte einen steinernen Unterbau, worauf während der Vorstellung ein Holzboden gelegt wurde. Zur Aufstellung von Dekorationen diente die Wand des Scenengebäudes im Hintergrunde des Prosceniums. Rechts und links führten Stiegen vom Proscenium in das Hyposcenium. Die Seitendekorationen, unsere Kulissen, wurden durch dreiseitige Prismen gebildet, welche, oben und unten von Zapfen gehalten, bei Verwandlungen gedreht wurden. Die tragische Bühne war gewöhnlich mit Säulen, Giebeln, Bildsäulen ꝛc. verziert; die komische stellte Privatwohnungen und deren Eigenthümlichkeiten, die satirische Bäume, Höhlen, Berge und ländliche Gegenstände dar. Unter und hinter der Bühne und in den oberen Räumen des Scenengebäudes waren die Räume für die Maschinen, deren die Griechen verschiedene, z. B. zum Nachahmen des Donners, Blitzes, zu Versenkungen und Emporhebungen ꝛc., hatten. Die Dichter, welche Stücke zur Aufführung bringen wollten, hielten in Athen bei dem betreffenden Archonten um einen Chor an. Ward dieser gewährt, so wurden zugleich durch das Loos die nöthigen Choregen (Chorausstatter) aus den 10 Phylen bestimmt (s. Choregia). Im T. selbst nahm der Chor seinen Platz in der Regel in der Orchestra ein. Die Schauspieler für die Handlung auf der Bühne hatte anfangs der Dichter zu schaffen, und die älteren Dichter traten in ihren Stücken selbst auf (so noch Aeschylus und

Sophocles, auch Aristophanes). In späterer Zeit erhielt jeder Dichter seine 3 Schauspieler vom Staat zugeloost; waren sie nicht für alle Rollen hinreichend, so dienten Choreuten als Aushülfe. Außer den Schauspielern und dem Chor gehörten zur Ausführung eines Stücks auch Flötenspieler, welche die Gesänge des Chors u. stellenweise auch den Vortrag der Schauspieler begleiteten. Aeschylus führte in die Tragödie den hohen Kothurn und die Masken ein. Letztere waren bei der Größe der alten T. und dem Mangel eines Daches über dem Zuschauerraum zur Verstärkung der Stimme nothwendig und daher am Munde weit aufgesperrt und mit Vorrichtungen zur Verstärkung des Schalles versehen; sie machten es zugleich möglich, daß die Weiberrollen, ohne die Illusion zu stören, von Männern gegeben werden und die Schauspieler in verschiedenen Rollen auftreten konnten. Weiber traten bei den Griechen weder in der Orchestra, noch auf der Bühne auf.

Rom adoptirte zwar die griechische Bühnenkunst und dramatische Poesie, doch hatte das griechische Drama, als es in Rom eingeführt wurde, seine Blüthezeit längst hinter sich; der ethische und erhabenste Theil, der Chor, war aus demselben verschwunden und Musikstücke oder Tänze an seine Stelle getreten, weshalb auch die römische Bühne denselben nicht kennen lernte. Die Tragödie sagte ihrem unpoetischen Sinne weniger zu, und die Komödie blieb in ihren besten Leistungen immer nur Kopie der griechischen. Die Pantomime aber verdrängte zuletzt das Drama fast ganz aus den öffentlichen T.n und nöthigte dieses, sich auf Privattheater und große Säle zu beschränken. Die ersten T. in Rom waren ebenfalls nur hölzerne Gerüste für die Schauspieler, die nach Beendigung des Spiels wieder abgebrochen wurden. M. Aemilius Lepidus († 13 v. Chr.) war der Erste, der ein Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer baute. Bald darauf führten Scaurus und Curio T. auf, die durch Größe und Pracht sich auszeichneten, aber gleichfalls von Holz waren und nach geendigtem Spielen wieder abgetragen wurden. Das erste steinerne T. in Rom ließ Pompejus aufführen. Es wurde erst unter Caligula vollendet und faßte 40,000 Menschen. Seitdem entstanden nicht bloß in Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Reichs steinerne T. Die römischen T. unterschieden sich von den griechischen vorzüglich in folgenden Punkten: Sie waren in der Regel in der Ebene angelegt, und der Zuschauerraum war durch Unterbaue nach hinten erhöht. Die beiden Seitenthore, durch welche man zur Orchestra eintrat, waren bei den Römern nicht nach oben frei, sondern überbaut und mit Logen übersetzt, so daß hier die Scene mit dem Zuschauerraum einen zusammenhängenden Bau bildete. Die Orchestra selbst diente im römischen T. nicht zur Aufstellung des Chors, der hier gar nicht vorkam, sondern zu Sitzen für die Senatoren ꝛc. und glich daher unserem Parterre oder Parket. Die Scene trat viel weiter an die Zuschauersitze heran als im griechischen T. und war weniger hoch (nur 5 Fuß hoch), damit auch die in der Orchestra Sitzenden das Spiel sehen konnten. Den vorderen Theil der römischen Bühne bildete das Pulpitum, das dem griechischen Logeion entsprach, aber größer war. Vor der Bühne hing im römischen T. ein Vorhang (aulaeum), der beim Beginn des Stücks heruntergelassen wurde. Von dem Aulaeum verschieden war das Siparium, ein kleiner Vorhang innen vor der Bühne, welcher dieselbe den Zuschauern zwischen den einzelnen Akten verbarg. Hinter der Scene zog sich eine Säulenhalle herum, die sich auf den beiden Seiten an die Sitzreihen anschloß und zur Aufnahme des Publikums bei starken Regengüssen diente. Diese Halle schloß nach außen das römische T. als ein Ganzes völlig ab. Die keilförmigen Abschnitte, in welche der Zuschauerraum durch die Treppengänge getheilt wurde, hießen Cunei, der ganze Zuschauerplatz Cavea. Er zerfiel in die Cavea ima oder prima, in der Orchestra, wo die Senatoren saßen und seit 65 v. Chr. auch die Ritter 14 Sitzreihen inne hatten, die Cavea media, für andere Leute von Distinktion, und die Cavea summa, welche die Sitze für das große Publikum enthielt. Hinter den amphitheatralischen Sitzreihen (gradus) war wieder eine Halle, darüber ein dachähnlicher Vorbau, um den Ton der Stimme von der Scene her aufzuhalten. Schon bald nach den punischen Kriegen war der Gebrauch, das T. und die Orchestra mit Tuch zu überspannen, durch Q. Catulus aus Kampanien nach Rom gebracht worden. Zur Linderung der durch die Menge der Zuschauer verursachten Hitze ließ Pompejus zuerst die Wege und Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher leitete man eine Mischung von Wein und Wasser in Röhren durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzen, wo dann der Wein in Gestalt eines feinen Regens herabspritzte und dadurch im ganzen T. Kühlung verbreitete. Das Maschineriewesen wurde bei den Römern zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, so daß man die ganze Scenerie schnell verwandeln konnte. In Rom waren außer dem T. des Pompejus das T. des Corn. Balbus und das des Marcellus, welches 22,000 Menschen faßte, die vorzüglichsten. Die Schauspieler waren in Rom weit weniger geachtet als in Griechenland, sie galten dort vielmehr für unehrlich. Freie römische Bürger traten nur in den Atellanen (s. d.), die in späterer Zeit oft als Nachspiele zu anderen dramatischen Vorstellungen gegeben wurden, auf; die eigentlichen Schauspieler gehörten der Klasse der Freigelassenen an, oder waren Fremde. Ausgezeichnete Künstler, wie Roscius und Pylades, wurden gleichwohl auch in Rom geehrt und ausgezeichnet bezahlt.

Das moderne Theatergebäude stellt ein überdachtes Gebäude dar. Da fast überall die theatralischen Vorstellungen nur des Nachts, bei künstlicher Erleuchtung, aufgeführt werden, so ist die Rücksicht auf Helligkeit des Gebäudes und die dazu nöthigen Fenster beim Theaterbau nur eine untergeordnete. Nur die Sommertheater in einigen Städten machen davon eine Ausnahme, indem hier entweder ganz im Freien gespielt wird, oder wenigstens die Bühne unbedeckt ist. Der Zuschauerraum hat gewöhnlich eine Form, die zwischen der Hufeisen- und Halbzirkelform in der

Mitte liegt. Die älteren und fast alle englischen und holländischen T. haben die Form eines länglichen Vierecks, dessen eine schmale Seite die Bühne einnimmt und dessen andere schmale Seite etwas abgerundet ist. Im Zuschauerraum ist zunächst der Bühne das Orchester, der Raum für die Musiker, so tief gelegen, daß die Zuschauer bequem über die Köpfe der letzteren hinwegsehen können. Hinter dem Orchester, von der Bühne aus gerechnet, folgt das Parket (Sperrsitze), die erste Abtheilung für die Sitze der Zuschauer. Der übrig bleibende große Halbkreis im unteren Zuschauerraum bildet das Parterre, an welches sich oft eine eigene Logenreihe, die Parterrelogen, anschließt. Die Sitze des Parkets und Parterre's sind amphitheatralisch hinter einander erhöht, wenigstens um so viel, daß auf 10 Fuß der Entfernung von hinten nach vorn 1 Fuß Fall kommt. Ueber den Parterrelogen erheben sich mehre Reihen Ranglogen für den ersten, zweiten, dritten oder vierten Rang. Die Ranglogen treten am besten hinter einander zurück, wodurch der ganze Raum ein freieres u. leichteres Ansehen erhält. Die einzelnen Logen sind entweder nur durch Zwischenwände von der Höhe der Logenbrustwehr oder völlig geschieden, so daß man nicht von der einen in die andere sehen kann, wie in den italienischen T.n. Jede gewöhnliche Loge faßt 3—8 Personen, die großen Logen aber 24—30 und die Prosceniumslogen theilweise 10—12. Die Prosceniumslogen bilden eine Art Verbindung zwischen Bühne und Zuschauerraum, sie haben meist die Breite des Orchesters und sind etwas nach außen gewendet, um nicht den übrigen Logen die Aussicht zu versperren. Vor den Logen des ersten und zweiten Ranges, aber um so viel tiefer, daß die Aussicht aus den Logen unbeschränkt bleibt, sind in manchen neueren T.n die Balkons, auch wohl erste u. zweite Gallerie genannt, angebracht, welche in einer oder 2 fortlaufenden Reihen von Sitzen, gleich denen im Parket, bestehen. Ueber sämmtlichen Logen aber erhebt sich die dritte oder vierte &c. Gallerie. Hinter jeder Logenreihe ist ein Gang angelegt (Logengang, Foyer), von welchem aus man zu jeder Loge kommen kann, und von wo mehre Treppen an die Eingänge im unteren Stock des Gebäudes führen. Die Decke des Zuschauerraums (der Plafond) ist in manchen T.n gewölbt, im Allgemeinen aber wird diese Form aus akustischen Gründen verworfen; vielmehr soll nach den Ansichten vieler Baumeister die Decke mit einer Hohlkehle versehen u. mit Bretern ausgeschalt sein. Die Umfassungsmauer des innern T.s ist beschalt, und zwar so, daß die Breter hohl liegen; dadurch, sowie durch Aufmerken auf mehre Einzelnheiten im Kleinen wird ein Hauptfehler eines T.s, ein Echo, in demselben vermieden. Die Bühne, der andere Haupttheil des inneren T.s, ist durch einen Vorhang (Vordergardine) vom Orchester u. Zuschauerraum geschieden. Das Aufziehen des Vorhangs in die Räume oberhalb der Bühne wird durch Rollen und Leinen, oder, wenn derselbe in Rahmen feststeht, durch Gegengewichte bewirkt. Vor dem Vorhang befindet sich die Rampe oder das Gestell, an welchem die vordere Beleuchtung der Bühne angebracht ist. In der Mitte der Rampe befindet sich der Souffleurkasten. Der vorderste Theil der Bühne heißt das Proscenium (Vorbühne, Avantscene), an dessen beiden Seiten sich schmale Wände befinden, welche zugleich die Oeffnung der Bühne bilden. Vom Proscenium aus steigt der Boden der Bühne (das Podium) nach hinten zu ein wenig aufwärts. Die Scene wird durch die Dekorationen, nämlich eine Hinterwand und Seitenwände (Kulissen), begrenzt. Die Hinterwand (Hintergardine) muß an verschiedenen Stellen herabgelassen werden können, da es nöthig ist, die Bühne bald kürzer, bald länger (tiefer) zu machen. Die Seitenwände der Bühne werden durch Kulissen dargestellt. Sie sind eine Erfindung des Baumeisters Serlio in Vicenza (1532), wurden aber erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts allgemein. Sie bestehen aus Leinwand oder Pappe, die, auf Rahmen gespannt, durch das Podium hindurchgehen und unterhalb desselben auf einem kleinen Wagen oder einer Walze ruhen, so daß leicht mit demselben Zuge die neuen Kulissen vor-, die nicht mehr nöthigen zurückgezogen werden können. In neuester Zeit hat man vielfach versucht, geschlossene Dekorationen, sogenannte Panoramatheater, einzuführen, d. h. Kulissen, welche mittelst Klappen sich an einander anschließen (Klappkulissen) und wirkliche Seitenwände bilden, sowie auch die Deckendekoration aus dem Ganzen gearbeitet ist. Beim Verwandeln werden in solchen Panoramatheatern die Kulissenwände entweder hinter die breiten Prosceniumswände geschoben, oder jede einzelne Kulisse dreht sich auf einem Zapfen (Pivot) und kehrt die ganze Fläche der Bühne zu. Sollen auf der Bühne Räume dargestellt werden, welche viel größer sind als diese selbst, so muß durch perspektivische Malerei auf dem Hintergrund der Scene nachgeholfen werden. Die zur nähern Bestimmung der Scene nöthigen Stücke, wie Häuser, Mauern, Bäume, Felsen u. dergleichen, welche man Versetzstücke nennt, werden vermittelst sogenannter Freiwägen, deren Maschinerie unter dem Podium hingeht, von den Seiten hervorgeschoben. Die obere Decke der Bühne bilden die Soffiten, d. h. quer über die Bühne gehende Leinwandstreifen, die das Bühnenbild nach oben begrenzen. Je nachdem die Soffiten bemalt sind, heißen sie Luft-, Wald-, Zimmersoffiten &c. Sie werden ebenso wie die Gardinen bewegt. Die gesammte Maschinerie des modernen T.s wird in die obere und in die untere getheilt. Die obere umfaßt alle Zug- und Hängewerke, nebst den dazu gehörigen Leinen, Zügen, Walzen, Schnürböden, Gallerien &c., sowie den ganzen Apparat, mittelst dessen auf der Bühne Personen und Gegenstände durch die Luft bewegt werden, d. h. das Flugwerk. Die untere Maschinerie besteht aus den Versenkungen, Kanälen, Freifahrten, Wägen und dergleichen und dient theils zur Bewegung der Kulissen, theils zum Emporheben aus der Erde aufsteigender Erscheinungen. Die gewöhnliche Beleuchtung der Bühne beschränkt sich auf Rampe und Kulissen. An beiden sind Vorrichtungen angebracht, durch welche man den Schein des Lichts roth und blau färben oder auch ganz der Bühne entziehen kann. Bei der Rampe steigt ein Bret vor den Lampen durch

ein Druckwerk in die Höhe. Bei den Lampenbretern der Kulissen genügt ein Herumdrehen derselben. Statt dieser beiden Arten Nacht zu machen hat man in englischen T.n und auch in mehren deutschen zu demselben Zweck eine stufenweise Steigerung von Roth, Blau und Schwarz vermittelst gefärbter Gaze- und Glasschirme in Anwendung gebracht. Die Erleuchtung des Zuschauerraumes geschieht jetzt allgemein durch einen großen Kronleuchter (Lustre), welcher nahe unter der Decke aufgehängt ist und dessen Lampen mit Reflektoren versehen sind, die das Licht (Lampen- oder Gaslicht) nach unten werfen. Wo es die Lokalität nöthig macht, sind noch einzelne Lampen oder Gasflammen an den Parterrelogen, an den Eingängen ins Parterre und sonst angebracht. Zur Heizung der T. bedient man sich der erwärmten Luft; die Oefen stehen im Kellergeschoß, und Röhren ergießen den Luftstrom nach den Theaterräumen. Die nothwendigen Vorrichtungen zum Flugwerk, zu dem Aufziehen des Vorhangs, zum Dekorationswechsel, zur Herablassung der Soffiten befinden sich auf einem besondern Boden über dem T., dem Schnürboden, dessen Fußboden durchbrochen ist; auf einem andern obern Boden, dem Feuerboden, sind für Feuersgefahr die zur Löschung nöthigen Reservoirs befindlich. Die Ankleidezimmer für Choristen und Statisten befinden sich meist rechts und links hinter den Kulissen; über denselben liegen die Ankleidezimmer für die Schauspieler und Schauspielerinnen, noch höher die Garderobesäle zur Aufbewahrung der vorräthigen Garderobestücke. Die schönsten Theatergebäude in Deutschland sind die zu München, Berlin, an der Wien in Wien, zu Dresden, Karlsruhe, Darmstadt, Braunschweig, Gotha. In Frankreich zeichnen sich aus das Théâtre français in Paris und das zu Bordeaux; in Italien das T. San Carlo in Neapel, della Scala in Mailand und Fenice in Venedig. Das größte T. in Rußland ist das zu Petersburg, durchaus von Stein und Eisen bis auf das Podium und den Maschinenboden. Londons größte T. sind das Drurylane- und das Coventgardentheater. Die größten der modernen T. fassen 3000—5000 Zuschauer. Die T. sind gegenwärtig theils Hoftheater, theils städtische Anstalten. Das Schauspielerpersonal der letztern bilden theils ständige, theils ambulante Gesellschaften. Die Hoftheater werden meist auf fürstliche Rechnung durch Intendanten geleitet und verwaltet; die Stadttheater stehen unter Aufsicht der Stadtbehörde, welche die Direktoren beruft, die das T. meist auf eigene Rechnung führen. Die ambulanten Gesellschaften stehen unter Aufsicht der Regierungsbehörde, welche deren so viele zuläßt, als die Verhältnisse räthlich erscheinen lassen. Auch hier führt der von der Regierung koncessionirte Direktor das T. auf eigene Rechnung. Die Hoftheater, die sich vornehmlich in Deutschland in bedeutender Anzahl finden, erhalten Subventionen aus der fürstlichen Kasse, ohne welche sie selbst in größeren Städten nicht bestehen könnten. In Europa bestehen gegenwärtig 1584 T., von denen auf Italien 346, Frankreich 337, Deutschland 191, Spanien 168, Großbritannien 150, Oesterreich 150, Rußland 44, Belgien 34, Holland 23, die Schweiz 20, Schweden und Norwegen 18, Portugal 16, Dänemark 15, die Türkei 4, Griechenland 4, Rumänien 3 und Serbien 1 kommen. Ueber die gegenwärtigen Zustände des deutschen Theaterwesens gibt Küstner in „Vierundzwanzig Jahre einer Theaterleitung“ (Leipz. 1853) interessante Mittheilungen.

Theatiner, Orden regulirter Chorherren, gestiftet 1524 in Rom von Joh. Pet. Caraffa, nachmaligem Papst Paul IV., damals Bischof von Theate oder Chieti (daher auch Chietiner, Pauliner ꝛc. genannt), in Verbindung mit Cajetan de Thiene (daher Cajetaner), bestätigt von Paul III. 1540 und Pius V. 1568, vornehmlich aus Adeligen bestehend, eine Pflanzschule des höheren Klerus. Die noch jetzt verfolgte Tendenz des Ordens geht auf strenge Klosterzucht und ein Leben in apostolischer Armuth, woher die Mitglieder auch apostolische Kleriker oder regulirte Kleriker von der göttlichen Providenz genannt wurden. Die T. legen die drei Mönchsgelübde auf Augustins Regel ab und verpflichten sich außerdem zum Predigen gegen Heiden und Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken. Später verbreitete sich der Orden auch über Frankreich, Spanien, Polen und hatte Missionen in Asien. Papst Sixtus V. verwandelte 1588 seine Verfassung durch Erwählung eines Generals in eine monarchische. Durch Urban VIII. ward dem Orden die von Ursula Benincasa 1583 gestiftete, in Neapel und Palermo noch bestehende Kongregation der Theatinerinnen von der unbefleckten Empfängniß Unserer Frauen hinzugefügt.

Thebaïs, der südlichste Theil von Aegypten oder Oberägypten, benannt von der Hauptstadt Thebä, jetzt Saïd, eine der drei Provinzen des alten Aegyptens.

Thebaische Legion, nach der Legende eine vom Kaiser Mauritius im 3. Jahrhundert aus der ägyptischen Landschaft Thebaïs gegen die Christen in Gallien gesandte Legion, ward wegen Dienstverweigerung erst zweimal decimirt, dann zu St. Maurice oder zu Martinach völlig niedergemetzelt und unter dem Namen der 10,000 Krieger in das Martyrologium aufgenommen.

Theben, 1) T. in Aegypten, eine der ältesten Städte dieses Landes, anfangs nach Homer Aegyptos, später Diospolis magna, im Alten Testament No oder No Ammon genannt, lag zu beiden Seiten des Nil in einer Ebene in Oberägypten. Unter der elften manethonischen Dynastie zum Königssitz erhoben, ward die Stadt mächtig und reich. Die berühmten Pharaonen der zwölften Dynastie beherrschten von T. aus das ganze Reich und machten es zum Mittelpunkt des Ammonskultus. Schon Homer nennt T. die hundertthorige (Hekatompylos Thebe), u. Diodor gibt der Stadt einen Umfang von 140 Stadien. Noch zu Strabo's Zeiten, wo sie schon verfallen war, hatte sie 80 Stadien im Umfang. T. galt für eine der ältesten Städte der Welt und soll nach Einigen von Osiris, nach Andern von Busiris gegründet sein. Die Aethiopier dagegen erzählten, daß T. von Meroë aus angelegt worden sei, als ein Hauptkarawanenplatz für die nach Süden Reisenden. Unter der Hyksosherrschaft sank T.s

Macht, wiewohl es der Sitz einer oberägyptischen Dynastie blieb. Nach dem Sturz jener Herrschaft ward es aber wieder die Hauptstadt von ganz Aegypten, wie ihr Gott Ammon zum König der Landesgötter erhoben ward. Den Höhepunkt seines Glanzes erreichte T. aber unter der 17.—20. thebanischen Dynastie, welche vom 17. bis in das 12. Jahrhundert v. Chr. regierte. Aus jener Zeit rühren die meisten der noch jetzt in ihren Trümmern bewundernswerthen Bauten her. Nachdem mit der 21. Dynastie unterägyptische Herrscher den Thron bestiegen hatten, ward T. durch das emporkommende Memphis in den Hintergrund verdrängt. Doch hielt es sich noch bis zur Eroberung durch Cambyses, welcher die Stadt in Trümmer legte und ihrer Schätze beraubte. Die griechische Dynastie der Ptolemäer hatte keine Ursache, der altpharaonischen Hauptstadt Oberägyptens wieder ihre Gunst zuzuwenden; vielmehr lag es in deren Politik, durch Gründung einer neuen griechischen Stadt das Andenken jener zu verdunkeln. Daher gründete Ptolemäus I. Lagi Ptolemais, welches unter Strabo die bedeutendste Stadt in der Thebais war. So sank T. zur vierten Stadt des Reichs herab. Ihr altes Areal ward nicht mehr mit neuen Bauten ausgefüllt, und sie selbst zerfiel nach und nach in mehre Orte. Nur die Tempelstadt behauptete ihren alten Ruhm, und ihre großartigen Bauten wurden sowohl in der griechischen, als in der römischen Zeit bis unter Antoninus Pius restaurirt u. selbst erweitert. In der arabischen Zeit erhoben sich zwischen den Trümmern des alten T. nach und nach vier Orte, Karnak und Luxor auf dem rechten, Medinet-Abu und Gurnah auf dem linken Nilufer. Ueber die dortigen großartigen Ruinen s. Aegypten.

2) T. (Thebae), Stadt in der griechischen Landschaft Böotien, nordöstlich von Platää, wird schon von Homer als die Stadt der sieben Thore (Thebe Heptapylos) genannt und war in der historischen Zeit der wichtigste Ort des böotischen Bundes. Die Stadt oder zunächst die Cadmea soll von Cadmus um 1500 gegründet worden sein, und zwar in Folge eines Orakelspruches, der ihm da seine Niederlassung befahl, wo sich eine ihm vorausgehende Kuh lagern würde. Später soll Amphion die Mauern von T. dadurch errichtet haben, daß er durch seine Leier die Steine herbeilockte. Hier schürzte sich der Knoten zu dem Geschick des Oedipus (s. d.), der die Regierung seinen Söhnen Eteocles und Polynices mit der Bestimmung übergab, daß jeder allemal ein Jahr regieren sollte. Eteocles brach den Vertrag und veranlaßte dadurch den berühmten Zug der Sieben gegen T. (s. Sieben gegen Theben), dem 20 Jahre später der Zug der Epigonen, d. i. der Söhne jener Sieben, folgte. Sie setzten den Sohn des Polynices, den Thersandrus, auf den Thron. Um 1100 zerfiel Böotien in so viel Staaten, als bedeutendere Städte waren. T. gehörte seitdem zum böotischen Bunde (s. Böotien) und ward bald Sitz der Böotarchen und somit Hauptstadt des Bundes. Im Jahre 728 erhielt die Stadt von dem Bacchiaden Philolaus aus Korinth neue Gesetze. In den Perserkriegen stand T. mit Orchomenus auf der Seite der Perser und erlitt mit diesen die Niederlage bei Platää 479. Nachdem durch den Sieg bei Oenophyta Böotien (außer T.) für den athenischen Bund gewonnen worden war, schlugen die aus Böotien Verbannten im Verein mit den Orchomeniern ein athenisches Heer unter Tolmides bei Coronea, wodurch Böotien sich vom athenischen Bunde wieder losriß. Zugleich wurde die aristokratische Verfassung in T. wieder hergestellt. Im peloponnesischen Kriege versuchte T. 431 vergeblich, Platää zu erobern, erst 427 gelang ihm die Zerstörung dieser Stadt. Im Jahre 410 schloß es einen Bund mit Sparta. Als nach dem Sturz der Demokratie in Athen die 30 Tyrannen eine Schreckensherrschaft daselbst führten, sammelten sich besonders in T. die athenischen Flüchtlinge und besetzten von hier aus unter Thrasybulus die kleine Grenzveste Phyle und später den Piräeus. In Folge dieses Umstandes und zugleich aus Eifersucht auf die wachsende Macht Sparta's nahm T. wieder eine demokratische Verfassung an. Auch begann es 395 in Verbindung mit Korinth und Argos offenen Krieg gegen Sparta, ward aber 394 bei Coronea geschlagen. Dem antalcidischen Frieden trat T. mit dem übrigen Böotien nur gezwungen bei, da die Thebaner die Oberhoheit über die böotischen Städte nicht aufgeben wollten. Beim Ausbruch des olynthischen Krieges (382) besetzte der spanische Feldherr Phöbidas die Akropolis von T. und schickte viele Thebaner in die Verbannung. Aber schon 378 kehrte der ebenfalls verbannte Pelopidas (s. d.) mit den übrigen Flüchtlingen nach T. zurück und erzwang mit Hülfe eines athenischen Heeres die Räumung der Burg. T. schloß hierauf ein Bündniß mit Athen; Pelopidas aber trat an die Spitze des Staates. Zwei Einfälle der Lacedämonier wies T. mit Hülfe der Athener unter Chabrias ab, ja es unterwarf sich auch die übrigen böotischen Städte. Als die Thebaner den allgemeinen, von Persien vermittelten Frieden nicht annahmen, um nicht Sparta preisgegeben zu werden, begann (371) der thebanische Krieg, in welchem T. durch des Epaminondas (s. d.) Sieg bei Leuctra (371) die Hegemonie errang. Jetzt glaubte selbst Athen, T.s Uebermacht fürchten zu müssen, und trat auf Sparta's Seite über, und nach des Epaminondas Sieg und Tod bei Mantinea (362) sank T.s Macht wiederum. In der spätern Zeit war T. mit Philipp von Macedonien im Bunde. Im Jahre 358 suchte es sich Euböa zu unterwerfen, doch ward sein Einfluß dort durch Athen wieder gebrochen. Noch einmal trat T. mit Nachdruck auf, als es aus Haß die Spartaner wegen des Ueberfalls der Cadmea und die Phocenser, die das heilige Gebiet von Cirrha bebaut, durch das Amphiktyonengericht zu einer großen Geldstrafe verurtheilen ließ. Dadurch veranlaßte es den ersten heiligen Krieg (355—346). Der eigentliche Beweggrund war jedoch der, daß T. Phocis unterwerfen wollte, um dann den Thessaliern die Hand reichen und mit diesen sich gegen Sparta wenden zu können. Die bedrängten Phoceer schlossen ein Bündniß mit Athen und Sparta, während T., nachdem die Lokrer durch die Phoceer besiegt waren, durch die Amphiktyonen ganz Hellas gegen die Phoceer aufbieten ließ. Nachdem die

Phoceer die Tempelschätze Delphi's geplündert hatten, wurden sie von den Thebanern wiederholt geschlagen. Doch wandte sich bald das Kriegsglück, und die Thebaner erlitten bei Coronea eine empfindliche Niederlage u. verloren mehre Städte. Der von ihnen zu Hülfe gerufene Philipp von Macedonien schloß Frieden und Bündniß mit Athen, entwaffnete die Phoceer und setzte sich in den Besitz ihrer zwei Stimmen im Amphiktyonengericht. Erst nachdem die Amphiktyonen den Lokrern von Amphissa den **zweiten heiligen Krieg** erklärt und, von den Amphissern geschlagen, Philipp herbeigerufen hatten, ihr Urtheil gegen die Lokrer zu vollstrecken, und dieser Elatea besetzte, griffen die Athener und Thebaner zu den Waffen gegen jenen, erlagen aber in der Schlacht bei Chäronea 338. T. mußte darauf macedonische Besatzung in die Cadmea aufnehmen. Nach Philipps Tode 336 empörte sich T. gegen Alexander (335) auf die falsche Nachricht von dessen Tode. Schon nach 12 Tagen stand dieser vor der Stadt und zerstörte sie nach dem Beschluß des korinthischen Synedriums; 6000 Thebaner fielen, 30,000 wurden als Sklaven verkauft. Erst 315 wurde T. von Cassander mit Hülfe der Athener wieder aufgebaut und stand nun unter macedonischer Herrschaft. In den Kriegen Philipps V. von Macedonien mit den Römern stand es anfangs auf der Seite des ersteren, 201 aber wurde es durch T. Quinctius Flamininus auf die römische Seite gezogen und gab sich bald ganz in die Hände der Römer. Im achäischen Kriege 176 schloß es sich der Kriegserklärung der Achäer an die Römer an, nach Verlust der Schlachten bei Scarphea und Leucopetra flohen aber die Einwohner T.s nach dem Peloponnes, und T. verödete seitdem. Pausanias fand nur noch die Burg und einige Tempel vor. Im 2. Jahrhundert n. Chr. war die untere Stadt schon gänzlich verschwunden. An ihrer Stelle erhob sich Thiva. Vgl. Leake, Travels in Northern Greece, Lond. 1835, Bd. 2 und 4.

Theben (Deveny), Marktflecken im ungarischen Komitat Preßburg, an der Mündung der March in die Donau, mit Burgruine und 1800 meist deutschen Einwohnern, welche Handel mit Töpferwaaren und Obst treiben. In der Nähe liegt T.-Neudorf, an der March, über welche hier eine Brücke nach dem kaiserlichen Lustschloß Schloßhof führt, mit 1200 Einwohnern.

Thé dansant (franz.), ein Tanzfest, wobei Thee gereicht wird; ein kleiner Ball.

Thedinghausen, Marktflecken und Sitz eines Amtsgerichts, bildet mit seinem Gerichtsbezirk eine in der preußisch-hannöverischen Landdrostei Hannover liegende, zum braunschweigschen Kreise Braunschweig gehörige Exklave unweit der Weser, hat ein Schloß, Leinweberei, Garnspinnerei und 1787 Einwohner.

